Jährlich 24 Hefte, die je am 1. und 16. jedes Monats erscheinen. Preis des Heftes 5 Sgr. oder 16 kr. rhein.

Erheiterungen.

Eine Hausbibliothek zur Unterhaltung und Belehrung

für Leser aller Stände.



Zweiunddreißigster Jahrgang.

1860.

Erstes Semester: Januar bis Juni.

Stuttgart.

Verlag der Erheiterungen.

Preis halbjährlich fl. 3. 12 kr. rhein. oder Thlr. 2. — preuß. Cour.

Den Inhalt siehe auf der Rückseite.

Erheiterungen.

Eine

Hausbibliothek zur Unterhaltung und Belehrung

für

Leser aller Stände.

Zweiunddreissigster Jahrgang.

1860.

Der neuen Folge dreizehnter Band.

Herausgegeben

von

Karl Müller.

Stuttgart.

Verlag der Erheiterungen.

1860.

Inhalt des Jahrgangs 1860.

I. Erzählungen und Novellen.

II. Länder- und Völkerkunde, Reisen ꝛc.

III. Naturgeschichte und Naturkunde.

IV. Geschichtliches und Biographisches.

V. Literarisches.

VI. Memoiren, Abenteuer, Skizzen u. s. w.

Erheiterungen.

Eine Hausbibliothek zur Unterhaltung und Belehrung

für Leser aller Stände.

Herausgegeben von Karl Müller.

Zweiunddreißigster Jahrgang.

1860.

Erstes Semester.

Stuttgart.
Verlag der Erheiterungen.
1860.



ERHEITERUNGEN.

Eine Hausbibliothek der Unterhaltung und Belehrung

für Leser aller Stände.

Zweiunddreißigster Jahrgang. 1860.

Stiefkinder.

Eine Familien-Geschichte. Von Otfried Mylius.

Vorspiel.

„Wenn N. W., welcher am Dienstag den 20. Oktober von Hause wegging, wieder zu seinen tiefbetrübten Eltern zurückkehren will, so soll Alles gütlich beigelegt und ihm vergessen und vergeben werden."

Diese Anzeige im Hamburger „Korrespondenten" ward in einem Nebenzimmer eines der beliebtesten Speisehäuser einer norddeutschen Handelsstadt von einem ältlichen Herrn seinem Tischnachbar vorgelesen, welcher soeben sich angelegentlich mit einem saftigen Beefsteak nebst Hummersalat beschäftigte. Außer diesen Beiden war noch ein anderer Herr, ein Bekannter der gedachten Zwei, an demselben Tische, und etwas abseit von ihnen an einem kleinern Tischchen saß ein junger Mann, allem Anschein nach ein Fremder, und verzehrte, in einem Buche lesend, ein einfaches Gericht Gemüse mit etwas Fleisch.

„Ich möchte wetten," fuhr das hagere, vertrocknete Männchen mit der Glatze und einer Klemmlorgnette auf der großen, spitzen Nase, welcher die seltsame Zeitungsanzeige vorgelesen hatte, mit schnarrender Stimme fort, „ich möchte wetten, daß der Bursche, dem diese Aufforderung gilt, irgend ein verzogenes Muttersöhnchen ist, das veruntreut oder unterschlagen oder ein Wechselchen gefälscht und dann den Weg unter die Füße genommen hat, um über einen unserer Häfen in's Ausland zu entkommen. Was meinen Sie, Freedewest?"

— „Wohl möglich!" versetzte dieser einsylbig und hieb mit verdoppelter Wuth in sein Beefsteak ein.

„Ich lese solche Ankündigungen immer; sie sind oft sehr närrisch," fuhr der erste Sprecher fort. „Meinen Sie nicht auch, Freedewest!"

— „O ja," war die barsche Antwort.

„Denken Sie sich, Freedewest," fuhr Ellken, der Geschwätzige, fort, „ich war einmal die Veranlassung, daß ein sehr hübsches Mädchen aus guter Familie ihren Angehörigen zurückgegeben wurde, nachdem sie eine derartige Aufforderung gelesen hatte. Sagen Sie, Hannewinkel, habe ich Ihnen die Geschichte schon erzählt?" wandte er sich an den dritten Herrn, der seither der Unterhaltung fremd geblieben war.

— „Ei gewiß — schon oft!" entgegnete dieser gleichgültig, denn er schien seine Aufmerksamkeit zu theilen zwischen dem Zeitungsblatt, das er in seinen Händen hielt, und dem fremden jungen Mann in der Ecke gegenüber, auf den er von Zeit zu Zeit heimlich forschende Blicke über seine Zeitung hinweg richtete.

„Und Sie, Freedewest? wissen Sie die Geschichte auch schon?" fragte er den Speisenden.

— „Nein," erwiderte Freedewest, anscheinend unwillig darüber, daß er die kostbare Zeit des Mittagbrodes mit müssigem Geschwätz vertändeln sollte.

„Nun, so will ich sie Ihnen erzählen, während Sie Ihre Mahlzeit vollends einnehmen," sagte Ellken. „Es sind ungefähr

vier Jahre her, da las ich im 'Korrespondenten' eine ganz ähnliche Anzeige, — nur mit dem Unterschiede daß sie einem jungen Mädchen galt, welches flehentlich ersucht wurde, zu seinen trostlosen Eltern zurückzukehren. Ich . . . .“

— „Kellner!“ rief der dicke Freedewest mit einer Stentorstimme und unterbrach damit, ohne ein Wort der Entschuldigung, seines Freundes Erzählung.

„Sie befehlen?“ fragte der Kellner unter der Thüre.

— „Noch etwas Brod,“ sagte Freedewest.

„Brod? Sehr wohl, mein Herr!“

— „Jenun, wie ich Ihnen sagte,“ fuhr Ellken in seiner unverwüstlichen Geschwätzigkeit fort, „ich versichere Sie, wie ich jene Ankündigung las — es war hier in diesem selben Zimmer — da bedauerte ich die armen Eltern in der That herzlich. Ich hatte eben mein Mittagbrod eingenommen, und war in der freundlichsten Stimmung. Ich stand auf und ging fort, um einen Besuch bei Bademann zu machen — Dietrich Bademann, wissen Sie, von Wilkens, Bademann und Snörtje — Sie haben ihn doch wohl gekannt, Freedewest?“

„Oui,“ sagte dieser lakonisch, nahm dem Kellner das Brod ab und beschleunigte die Beendigung seiner Mahlzeit, während Ellken sich anschickte, in seiner Erzählung fortzufahren.

— „Also wie gesagt, ich wollte Bademann besuchen, der damals am Damnthor wohnte,“ erzählte er weiter. „Wie ich über die Lombardsbrücke gehe, sehe ich ein junges Mädchen an das Geländer der Brücke gelehnt. Es war schon Dämmerung . . . .“

„Kellner!“ rief Freedewest wieder so laut er konnte.

— „Befehlen, Herr?“

„Etwas Chesterkäse!“

— „Chesterkäse? Ganz wohl, mein Herr!“ sagte der Kellner und verschwand wieder.

Ellken war sehr verletzt über die Unachtsamkeit Freedewest's bei seiner Erzählung, zuckte die Achseln, sprach kein Wort weiter, berichtigte seine Zeche und ging.

„Unerträglicher Schwätzer!“ sagte Freedewest, als Ellken fort war; „man hat nie Ruhe vor ihm und seinen Geschichten!“

— „Aber er ist im Grunde ein harmloser Mensch, so sehr er sich auch über Alles moquirt,“ sagte Hannewinkel; „Ihr habt ihm weh gethan, Freund Freedewest, und das hättet Ihr nicht thun sollen! Es ist einmal eine Schwäche von ihm, Andere unterhalten zu wollen!“

„Bah, er wird schon wieder gut werden! Bis morgen hat er sicher Alles vergessen!“ meinte Freedewest und schlürfte gleichmüthig seinen Wein.

Die wohlwollende Aeußerung Hannewinkel's über den Abwesenden hatte den jungen Fremden veranlaßt, von seinem Buche und Teller aufzublicken und Herrn Hannewinkel näher in's Auge zu fassen. Beider Blicke begegneten sich, jedoch nur für einen Moment, denn der junge Fremde wandte, da er sich beobachtet sah, seine Augen zuerst wieder auf sein Buch. Er hatte übrigens von dem ältern Manne genug gesehen, um eine günstige Meinung von ihm zu erhalten. Herr Hannewinkel war ein Mann von etwa achtundvierzig Jahren, kurzem, gedrungenem Wuchs, einem nicht eben schönen, alltäglichen Gesicht, aus welchem jedoch zwei freundliche, kluge Augen strahlten. Er schien einem gebildeten Stande, vielleicht dem Kaufmannsstande, anzugehören, und auf seiner hohen, starkgewölbten Stirne lag ein sinniger Ernst, der Widerschein eines an Prüfungen und Kämpfen reichen, aber nicht verbitterten Lebens.

Der Aufblick des Jünglings hatte Herrn Hannewinkel seinerseits erlaubt, denselben genauer zu betrachten. Er war hochgewachsen und ziemlich hübsch, von regelmäßigen, kühn geschnittenen Zügen, dunklen Augen und einem reichen braunen Haar. In seinem blassen Gesichte lag eine Entschlossenheit, welche es beinahe ernst machte, und eine einnehmende Offenheit, welche nur für den Augenblick durch eine gewisse Unruhe und bange Scheu verdrängt wurde. Er aß nur wenig und ohne Appetit; er las nur mechanisch und ohne Aufmerksamkeit, und Hannewinkel glaubte wahrgenommen zu haben, daß dem Jüngling kein Wort von dem vorerwähnten Auftritte entgangen war. Nach der Vorlesung der Zeitungsanzeige hatte ein bitteres, sarkastisches Lächeln über seine Lippen gezuckt, später waren ihm unwillkürlich einige leise Seufzer entschlüpft und über seine Züge einige Wolken düsterer Gedanken gezogen. Er stützte jetzt den Kopf auf die Hand und schien in tiefes Nachdenken versunken, während die beiden anderen Herren noch bei ihrem Glase Medoc von allerlei Gegenständen des Handels und Verkehrs und von Tagesneuigkeiten plauderten.

Es war Dämmerung geworden, die beiden älteren Herren standen auf, bezahlten ihre Zeche und gingen weg. Der junge Fremde ward hiedurch aus seinem Sinnen aufgeschreckt, steckte sein Buch ein und folgte ihrem Beispiel. Ein kalter Nordost trieb ihm schneidend in's Gesicht und veranlaßte ihn, die nächste Richtung nach seiner Wohnung einzuschlagen. Der Wind hatte den Regen auf den Straßen schnell in's Glatteis verwandelt; der Boden war schlüpfrig. Der junge Mann war noch keine fünfzig Schritte weit gegangen, so sah er unmittelbar vor sich jenen Herrn aus der Restauration, den er als Hannewinkel hatte anreden hören, dicht vor sich gehen. Er heftete seinen Blick maschinenmäßig auf ihn und wollte soeben an ihm vorübergehen, als er ihn plötzlich ausgleiten und an die Erde fallen sah. Im Nu hatte er sich zu ihm herabgebeugt und ihn aufgerichtet. „Sie haben sich doch hoffentlich nicht verletzt, mein Herr?“ fragte er ihn.

— „Nein, gottlob,“ war die Antwort; „allein daß mir kein Unfall begegnet ist, habe ich nur lediglich Ihrem raschen Beistande zu danken, und ich bin Ihnen sehr, sehr zu Dank verbunden.“

„Bitte sehr, meine Hülfe ist ja nicht der Rede werth! Sehen Sie, Sie gleiteten hier auf der Gosse aus, welche die Knaben spiegelglatt geschliffen haben,“ sagte der junge Mann; „aber Sie scheinen doch verletzt: Sie fühlen wohl Schmerzen?“

Herr Hannewinkel hatte mittlerweile entdeckt, er habe sich zwar nicht verletzt, aber im Fallen den einen Fuß so verrenkt, daß er beinahe nicht mehr darauf treten konnte. Der Fremde bemerkte dieß ebenfalls und sagte: „Darf ich Ihnen nicht meinen Arm als Stütze anbieten? Ich werde Sie mit Vergnügen nach Ihrer Behausung bringen!“

Herr Hannewinkel betrachtete ihn einen Augenblick mißtrauisch, schien sich aber doch seines Argwohns zu entschlagen, und nahm den ihm angebotenen Arm an. Beide gingen eine Weile schweigsam neben einander her, dann fragte Hannewinkel: „Sie sind wohl nicht von hier, mein junger Freund!“

„Mit nichten, mein Herr, ich bin hier fremd,“ war die Antwort.

— „Dacht' ich es doch gleich, nach Ihrer Dienstfertigkeit zu urtheilen!“ Dann schwieg er wieder für einige Minuten und betrachtete seinen Begleiter aufmerksam. „Ich bin ein Mann von wenig Worten, biderb, schlicht und recht,“ sagte er, „und spreche mich am liebsten frei und ohne Rückhalt aus. Und dieß will ich denn auch im vorliegenden Fall thun. Ihr Aeußeres gefällt mir; Sie haben mir einen Liebesdienst erwiesen, und es soll mich sehr freuen, wenn Sie mir Gelegenheit geben wollen, Ihnen wieder nützlich zu seyn, falls dieß in meinen Kräften steht. Da Sie aber

in unserer Stadt fremd sind, dürfte sich hiezu schon Veranlassung geben, und ich werde mich glücklich schätzen, wenn Sie sich im entsprechenden Falle an mich wenden wollen!"

„Ich bin Ihnen für dieses gütige Anerbieten sehr verbunden, mein Herr," erwiderte der junge Mann, und seine Züge wurden etwas freundlicher.

— „Allein," fuhr Hannewinkel fort, bei welchem die angeborne und angewöhnte Behutsamkeit schnell wieder die Oberhand gewann, „zu diesem Behuf müssen wir einander noch besser kennen lernen. Sie werden vermuthlich kein Bedenken tragen, mir Ihren Namen, Stand und gegenwärtigen Wohnort zu nennen, nicht wahr?"

„Ich nenne mich vorerst Robert Wetz, und suche hier ein Unterkommen auf einem Comptoir," entgegnete der junge Mann. „Ich komme aus dem Binnenlande, allein gewichtige Gründe bestimmen mich, Ihnen für jetzt meine Heimath nicht zu nennen."

Hannewinkel heftete abermals denselben forschenden, argwöhnischen Blick auf seinen Begleiter und erwiderte trocken: „Sehr schade, mein junger Freund, daß Sie solche Gründe für Ihr Incognito haben. Ich hatte gehofft, Ihnen auf irgend welche Weise nützlich werden und meine Dankbarkeit beweisen zu können. Allein wenn Sie darauf bestehen, mir landfremd bleiben und mein Vertrauen nicht erwidern zu wollen, so muß dieß meine Ansichten und Empfindungen über diesen Gegenstand nothwendig ändern!"

„Ich bedaure selbst, Ihnen keine befriedigende Auskunft über mich geben zu können," sagte Robert Wetz nach einer Weile mit einigem Stolz, denn er kämpfte sichtlich mit sich selbst, ob er sich dem anscheinend so wohlwollenden Manne anvertrauen solle oder nicht. „Man findet nur selten Menschen, welche den Fremden mit solcher Freundlichkeit entgegenkommen. Aber so viel kann ich Ihnen wenigstens einstweilen mittheilen: ich habe meine Heimath verlassen in Folge einer .... einer verdrießlichen Zwistigkeit mit meinem .... meinen Eltern, und will sie nun nicht wissen lassen, wo ich mich befinde."

— „Wirklich? Ahnte mir doch sogleich etwas Derartiges, als ich Sie vorhin so ernst und verdüstert in Wildau's Speisehause sitzen und bei der Verlesung jener Aufforderung zur Heimkehr zusammenbeben sah. Jene Aufforderung galt Ihnen, nicht wahr?"

„Und falls Dem so wäre, glauben Sie, daß ich derselben Folge leisten würde?" gab der junge Mann nach einer Pause des Besinnens zur Antwort.

Hannewinkel blickte auf und schaute seinem Begleiter fest in die kühnen, stolzen Augen, die beinahe herausfordernd blitzten. „Ich glaube," sagte er ernst und ruhig, „daß Sie heimkehren werden, falls Sie ein gutes Gewissen haben und so viel Pietät und kindliche Anhänglichkeit an Ihre Eltern, als ich Ihnen nach Ihrer Erziehung und Ihrem Stande wohl zutrauen darf. Ihre Eltern sind milde und versöhnlich gestimmt; es soll Ihnen Alles vergeben und vergessen und gütlich beigelegt werden, wie Sie gehört haben! Mich dünkt, es ist Ihre Pflicht, diese Milde Ihrer Eltern nicht von sich zu stoßen!"

„Meine Eltern?" versetzte der junge Mann bitter. „O, wenn Sie wüßten, welch' ein schneidendes Schwert mir dieses Wort in die Seele stößt! Ich habe keine Mutter mehr, nur einen bethörten Vater und eine Stiefmutter, die — die ich verachten muß und die vor mir zittern müßte, wenn ich wäre wie sie. O mein Herr, es sind furchtbare, unselige Verhältnisse, die mich aus meinem Vaterhause vertrieben haben. Sie würden mich milder beurtheilen, ja vielleicht mit Recht geben, wenn Sie Alles wüßten! Ich habe keinen schlechten Streich, kein Unrecht begangen, den man mir vergeben und vergessen müßte. Ich habe nur gethan, wozu mich das Andenken an meine theure, selige Mutter, mein eigenes Ehrgefühl und die Pflicht der Liebe und Fürsorge für meine jüngeren Geschwister drang. Ich habe meinem gerechten Unwillen Worte gegeben, aber mich keines gemeinen Mittels bedient — es ist daher ein schreiendes Unrecht, daß man mir die Schuld an einem Bruche zuschieben will, der eben so unheilbar ist, als seine Ursache irreparabel. Wenn irgend jemand von den Betheiligten zu erröthen hat und der Vergebung bedarf, so bin ich es am allerwenigsten. Hier," fuhr er immer heftiger fort und klopfte mit der Hand auf die Brusttasche seines Rockes, — „hier in meiner Brusttasche trage ich die Beweise, welche diese tückische, schleichende Person verderben könnten, die sich zwischen meinen Vater und mich gedrängt hat, aber ich habe keinen Gebrauch davon gemacht, um meinem Vater die Schmach zu ersparen, vor seinen Kindern über seine Wahl erröthen zu müssen!"

— „Also über Ihre Stiefmutter?" fragte Hannewinkel theilnehmend. „Es steckt also irgend eine Familien-Tragödie dahinter? — Armer Junge! also auch Sie ein Stiefkind? Ich weiß was das zu bedeuten hat; ich habe es selber in meinen jungen Jahren erfahren, wie unersetzlich der Verlust einer Mutter ist! Allerdings verstehe ich Ihre Lage noch kaum, denn Ihre Andeutungen waren so rhapsodisch und wild, daß ich nicht daraus klug geworden bin, und halbes Vertrauen ist eigentlich kein Vertrauen. Aber ich sehe nun wenigstens so viel ein, daß ich Ihnen einen unwürdigen Verdacht abzubitten habe — den Verdacht, durch irgend einen unbesonnenen Streich mit dem Gesetz und der Ehre in Conflict gekommen zu seyn, — und eben weil ich Ihnen hiedurch Unrecht gethan, will ich Sie auch jetzt noch nicht um Ihr volles Vertrauen bitten. Verzeihen Sie mir meinen Argwohn!"

„Von Herzen — und um Ihnen dieß zu beweisen, will ich Ihnen in wenigen Worten meine Geschichte erzählen. Mein Vater ist ein sehr wohlhabender Mann, der durch eigenen Fleiß, durch Beharrlichkeit und Umsicht in industriellen Unternehmungen sein Glück gegründet hat. Aber er ist in seinem Ringen nach Erfolg in jenem Beruf etwas einseitig geworden: seine Fabrik, seine Geschäfte absorbirten ihn ganz, und meiner trefflichen Mutter blieb die Erziehung von uns Kindern überlassen. Sie lebte mit uns meist in der Residenz, der Vater auf dem Lande, auf seiner Fabrik; wir sahen ihn nur in den Ferien, wo er allerdings immer freundlich gegen uns war. Aber die Mutter galt uns gerade deßhalb Alles. Sie starb vor zwei Jahren, und die Erziehung meiner beiden jüngsten Schwestern ward einer jungen Dame übertragen, welche meine Mutter hatte erziehen lassen, und die zu der Mutter Lebzeiten schon täglich in unserem Hause verkehrte. Henriette — so will ich sie nennen — war ein schönes, lebhaftes, geistreiches Mädchen in der frischesten Jugendblüthe. Ich verliebte mich in sie, denn der tägliche Umgang mit ihr konnte mich nicht kalt lassen für ihre Vorzüge, ich gestand es ihr und sie bekannte mir ihre eigene leidenschaftliche Neigung für mich, bestand aber darauf, daß wir unser Verhältniß vor meiner Mutter geheim halten sollten, um Henrietten nicht undankbar erscheinen zu lassen. Dieses Geheimniß hatte für mich etwas Verlockendes, denn ich kannte das Wohlwollen meiner Mutter für Henriette, und wagte zu hoffen, daß sie unserer Verbindung nicht entgegen seyn würde, wann erst meine Erziehung vollendet wäre, obschon Henriette um einige Jahre älter war als ich. Ohnedieß mußte ich bald nach dem gegenseitigen Geständniß auf eine höhere Lehranstalt abgehen, wo ich meine Ausbildung vollenden sollte. Wir schrieben uns allwöchentlich die zärtlichsten,

leidenschaftlichsten Briefe, und meine Liebe für das schöne Mädchen steigerte sich noch, als nach dem Tode meiner Mutter Henrietten die Pflichten einer solchen für meine jüngeren Schwestern zufielen. Wir sahen uns auch zweimal während meiner Ferien auf dem Lande, und verlebten jedesmal zwei selige Wochen mit einander. Vor einem Vierteljahr aber schrieb sie mir, unser Briefwechsel müsse aufhören, aus sehr gewichtigen Gründen, die sie mir später mündlich mittheilen wolle. Sie beschwor mich, ich solle ihr dieß Opfer bringen, denn sie stehe im Begriff, mir noch ein größeres darzubringen. Ich achtete ihren Wunsch, denn mein argloses Vertrauen in sie war ohne Grenzen. Da schrieb mir vor vier Wochen mein Vater, daß er sich mit Henrietten verlobt habe, um mein'en jüngeren Geschwistern diejenige zur Mutter zu geben, welche am meisten der seligen Mutter Geist und Absichten angepaßt und ebenbürtig seye. Zugleich bat mich Henriette in einem andern Schreiben, sie zu vergessen und ihr zu vergeben, da sie seit längerer Zeit die Ueberzeugung bekommen habe, daß wir nie die Einwilligung meines Vaters zu unserer Verbindung bekommen würden. Sie beschwor mich, ihre Briefe zurückzugeben, und mich mit dem Gedanken zu versöhnen, daß ihre mütterliche Liebe mir ewig bleiben werde. Ich erspare es mir und Ihnen, die Sophismen zu wiederholen, mit welchen dieses treulose Geschöpf mich und sich selbst zu beruhigen versuchte. Ich schrieb an meinen Vater und beschwor ihn inständig, Henrietten nicht zu heirathen, welche ich nie als Mutter würde achten können, und die ich seiner für unwürdig hatte. Ich sandte ihr jene gleißnerischen Briefe zurück, die mich nun anwiderten, und drohte ihr mit meiner Verachtung, mit meiner Rache, wenn sie meinen Vater heirathe. Mit Wendung der Post aber erhielt ich die Verlobungskarte meines Vaters, die Einladung zur Hochzeit und einen Brief von Henrietten, worin sie mir schrieb: sie habe meinem Vater unser früheres Verhältniß gestanden und seine Vergebung für diese jugendliche Verirrung eines unklaren Gefühls und Dranges erlangt; sie verzeihe mir meine Drohung und werde sie gegen mich zu wenden wissen, falls ich sie erfüllen wolle. Ich war wie von Sinnen, denn ich sah, daß ich durch die Briefe von ihr mich selbst entwaffnet habe. Ich ging zu meinem Vormund, und theilte ihm Alles mit, bat ihn namens unser, der Unmündigen, dagegen zu protestiren, und er versprach es mir. Allein sein Brief an den Vater hatte nur die Folge, daß dieser die Trauung beschleunigte, um jedem Hemmniß zuvorzukommen, und als ich am Abend vor dem anberaumten Hochzeitstage zu Hause anlangte, fand ich Henrietten schon als meine Mutter. Gesetz und Kirche hatten den Bund geweiht. In einer unbeschreiblichen Aufregung, vor Schmerz und Grimm meiner selbst kaum mächtig, machte ich ihr angesichts meines Vaters und meiner Schwester ihr schändliches Betragen zum Vorwurfe. Sie leugnete, sie beschuldigte mich der Uebertreibung einer harmlosen, spielenden, kindischen Liebelei. Mein Vater, von heftiger Gemüthsart, nannte mich einen Lügner, einen Verleumder und forderte Beweise — und ich hatte keine solchen mehr .... seine Beschuldigungen fanden mich wehrlos. Da drohte er mir mit Enterbung, mit Verstoßung, und ich — nun, das Sprüchwort sagt ja: 'zwo harte Stein malen selten fein,' ich steigerte mich in eine Wuth hinein, die mich beinahe zum Aeußersten trieb. — Mein Vater wollte mich thätlich mißhandeln, ich drohte mit Gegenwehr; da warf meine Schwester, noch ein Kind, sich zwischen uns und rief: 'Ehre Vater und Mutter, das ist das höchste Gebot!' und beschwor mich weinend, den Fluch nicht auf mich, auf uns Geschwister alle zu laden .... Ich erwachte aus meinem Wahn, und stürzte fort, reiste nach meinem gewöhnlichen Wohnort zurück, schnürte meinen Bündel und machte mich auf den Weg nach der neuen Welt. Beim Einpacken meiner Effekten fand ich noch zwei Briefe von Henriette — ich kämpfte mit mir, ob ich damit nicht dem Vater die Augen, die verblendeten, öffnen solle. Allein seine Ehre ist ja auch die meinige, diejenige meiner Geschwister; darum schwieg ich. Aber ich werde sie aufbewahren, diese Urkunden ihrer Treulosigkeit, um damit jede Empfindung für sie mir aus dem Herzen zu reißen, und ihr einst diese Zeugnisse ihrer namenlosen Schmach vor die Augen zu halten! ...."

Der junge Mann schwieg erschöpft, denn die Heftigkeit, womit er seine Erzählung hervorgestoßen, hatte ihn beinahe zur Fieberhitze gesteigert. Er mochte gar nicht bemerkt haben, daß sein Begleiter und er schon eine Weile am Eingange eines hellerleuchteten kaufmännischen Gewölbes stillstanden, und daß Hannewinkel offenbar nur auf das Ende seiner Erzählung, die er mit mancherlei Ausrufen begleitet hatte, wartete, um ihn seiner Theilnahme zu versichern.

„Merkwürdig! ein ganz ungewöhnlicher Fall!" sagte Hannewinkel nun, da Robert Wetz schwieg. „Und Sie wollen also wirklich nach Amerika?"

— „Ich wollte allerdings, allein meine Mittel reichen nicht hin."

„Um so besser. Unglücklicher, unbesonnener Mensch! was wollten Sie auch drüben in jenem Lande beginnen ohne Gewerbe, ohne Geld, ohne Empfehlungen, ohne Menschenkenntniß und Lebenserfahrung? Sie würden im Elend verkommen!"

— „Nein, nun und nimmermehr!" sagte der junge Mann mit einer wilden Energie. „Ich sehe ein, daß ich arbeiten muß, um nicht zu verhungern. Ich werde mich keiner Arbeit schämen, ich will mich durchkämpfen, hindurchschlagen, der Segen meiner Mutter wird mit mir seyn! Lieber am Ende den Strapazen erliegen, als mich so tief erniedrigen, daß ich von dem Manne Wohlthaten und Almosen annähme, der mich verstoßen hat!"

„Ruhig, ruhig, mein junger Freund," sagte Hannewinkel mild. „Ihr Schicksal ist ein sehr herbes, trauriges für Ihre jungen Jahre; aber es kann noch Alles gut werden. Doch nun genug hievon; ich bin an meiner Behausung angelangt, und danke Ihnen nochmals für Ihre freundliche rechtzeitige Hülfe, ohne welche ich vielleicht eines meiner Glieder gebrochen hätte. Hier ist meine Karte, — besuchen Sie mich morgen, wenn Sie ruhiger geworden sind! Wenden Sie sich an mich, wann ich Ihnen irgendwie nützlich seyn kann, sey es mit Rath oder mit pekuniärer Unterstützung. — Sie sollen Ihr Vertrauen nicht getäuscht sehen und in mir einen rechten Freund finden!"

Der junge Mann erwiderte dieses Anerbieten in Ausdrücken herzlichen Dankes und schüttelte dem ältern Herrn auf's wärmste die Hand. Er fühlte selber, daß er zu aufgeregt und verbittert sey, um jetzt über sein Schicksal ruhig und besonnen berathen zu können, und darum wartete er nur, bis er Herrn Hannewinkel in sein Gewölbe hatte treten sehen, und stürmte dann in die kalte Nacht hinaus.

* * *

1. Am Entenfang.

Seit jenem Abend sind mehr als zwanzig Jahre vergangen, und wir müssen unsere Leser bitten, uns in eine andere Gegend von Deutschland, tief im Binnenlande, zu begleiten, wo wir den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen wollen.

Der weiße Nebel einer Morgenfrühe in den ersten Tagen des Oktobers liegt auf der weiten Hochebene. Es ist ein eintöniges,

unschönes Gelände von sehr verschiedener Bodenbeschaffenheit. Hier mooriges Torfland mit einzelnen Weihern und kleinen Seeen, umkränzt von dunklem Fichtenwald, der aber nirgends die großartigen Formen der Gebirgswälder annimmt, sondern meist von jenem jüngern Wuchs ist, welchen der Forstmann „Stangenholz" nennt. Diese Forste ziehen sich über die leichten Hügelwellen hin, welche da und dort die Fläche überragen, und mengen sich an deren sanftem Abhang wohl auch mit Laubholz: Buchen, Ellern und einzelnen Eichen, und am Rande der Wälder je zuweilen mit den anmuthigeren, weicheren Formen einiger Birken, die mit ihren weißen Stämmen einen freundlichen Kontrast zu den dunkleren Stämmen der übrigen bilden. Dort weithin fruchtbares Ackergelände, baumleerer, trefflicher Weizenboden, dessen kahle Stoppelfelder der Landschaft etwas Melancholisches geben. Hier rasch strömende Flüßchen, die bald in launigen Windungen durch die Wiesen und Felder hinmurmeln, bald in tiefeingeschnittenen Betten durch ihre ausgewaschenen Waldthäler oder Tobel dahinrauschen. Dort kahle, heidenartige Strecken, bedeckt mit harten Gräsern, Ginster, Wachholder und anderem Gestrüpp, da und dort einzelne junge Bäume oder eine Schonung von Kiefern zeigend. Wenige größere Dörfer, dagegen hie und da einzelne Gehöfte, bald nur aus niedrigen, schmutzigen Hütten, bald aber auch aus Gruppen stattlicher Oekonomie-Gebäude und behaglicher Wohnhäuser bestehend. Das Ganze allenthalben von einem niedrigen Horizont umhegt, und nur nach Süden von fernem Hochgebirge begrenzt, das in der trüben Morgenbeleuchtung da und dort einzelne schroffe Spitzen mehr ahnen als erkennen läßt.

An einem der oben erwähnten kleinen Seeen hebt unsere Geschichte an. Die Sonne ist herauf, aber sie ist noch nicht durch das Gewölk gedrungen, und die Kühle des Morgens äußert sich in niedrigen Nebelschichten, welche über dem See aufsteigen und langsam an die Waldränder hinan ziehen, deren Fuß sie umlagern. Der See hat einen torfigen Grund, darum sind seine Wasser bräunlich und düster, und haben nicht den frohen, augenlabenden Glanz anderer größerer Wasserstrecken. Die Ufer des Sees sind auf den meisten Seiten kahl und moorig, von niedrigen Weiden eingefaßt; im seichten Wasser wächst Schilfrohr mannshoch über den Wasserspiegel und bildet ein willkommenes Versteck für zahllose Wildenten. Auf der Westseite des Sees grenzt ein junger Wald beinahe hart an den See, und hier stehen, auf Pfählen in das Wasser hinein gesetzt und nur durch schmale Stege von Bohlen mit dem Ufer verbunden, einige kleine Hütten aus Fichtenstangen, die mit frisch geschnittenem Schilfrohr überkleidet sind. Sie dienen zur Entenjagd, zum Anstehen auf die behenden Schwimm- und Tauchvögel, und darum heißt diese stille, abgelegene Oertlichkeit auch hierzulande der Entenfang.

Auf diesen Entenfang zu wandert an diesem Morgen mit Hund und Doppelflinte ein Jägersmann, der Förster Henne von Hagenreut. Die kalte Morgenluft hat die gesunden Wangen des angehenden Vierzigers höher geröthet, die blauen Wölkchen seines „Jagdklobens," seiner kurzen Tabakspfeife, spielen ihm um den langen, röthlichblonden Bart und die kurzen Locken, und in seinem lebhaften, scharfen grauen Auge blitzt etwas wie Erwartung, wie Vorgefühl irgend eines Ereignisses. Als er aus dem Walde tritt, da wo das Ufer in niedriger Böschung sich zu dem Wasser herunterzieht, thut er einen leisen Pfiff, worauf unter zwei von den Hütten sich zwei Bewaffnete im Jagdkostüm zeigen, und ihm zuwinken.

„Guten Morgen, Herr Hauptmann!" ruft der Förster grüßend dem ersten zu. „Schön' Dank, daß Sie da sind! Die Luft noch rein, Hauptmann?"

— „Keine Seele rings um den Weiher, den ich und Farner schon zweimal abgegangen haben," erwiderte der pensionirte Hauptmann Helmold, ein noch rüstiger, bildschöner Greis, hoch gewachsen und kräftig, mit eisengrauem Haar und Bart, ein passionirter Jäger. „Gebt Acht, Förster, 's wird seyn, wie ich Euch gesagt habe: Ihr seyd wieder einmal genarrt worden! Während man Sie hier glaubte, hätten die Bauern drüben im Lindach ein halbes Dutzend Rehe zum Kirchweihbraten geschossen."

„Möglich; aber gethan haben sie es nicht," sagte der Förster. „Ich war drüben mit zwei von meinen Leuten. Seit ein Uhr Morgens lagen wir auf dem Waldtrauf, aber es rührte sich kein Schwanz im ganzen Gehege, es fiel kein Schuß. — Nein," setzte er kopfschüttelnd hinzu, „mich dünkt, es steckt etwas Anderes dahinter. Der Sepp von Aisdorf, der Wilddieb den ich vor sechs Jahren in's Zuchthaus brachte, weil er auf einen meiner Waldhüter schoß, ist seit einigen Monaten wieder frei. Zwar sagen sie, er seye in die Schweiz gegangen, um sich bei den Schlüsselsoldaten oder den Napolitanern anwerben zu lassen; aber das kann auch nur eine Finte seyn, um mich sicher zu machen, denn noch vor dem Schwurgerichte drohte mir der Kerl, mich zu erschießen, wann er wieder frei werde, und der Bursche ist Manns genug, sein Wort zu halten. Darum argwöhne ich, der Bursche habe mich unter irgend einem Vorwand hieher locken wollen, um mich hier mit ein paar verzweifelten Buben seines Gelichters zu überfallen, mich möglicherweise kalt zu machen und dann dort hinein zu werfen in den moorigen Weiher, wo ich ungerochen bis zum jüngsten Tage hätte liegen können. Und dieß war auch der Grund, warum ich Sie bat, Freund Helmold, mit mir hier am Entenfang zu erscheinen, denn obschon es mir an Courage nicht fehlt, so bin ich doch Familienvater und will dem Gesindel nicht die Freude gönnen, mich wie einen Hund hier todtschlagen oder aus dem Röhricht niederschießen zu lassen. Und darin werden Sie hoffentlich keine Feigheit sehen, Herr Hauptmann?"

— „Gewiß nicht; es wäre meines Erachtens thörichte Renommage gewesen, wenn Sie allein bei einem solchen Stelldichein erschienen seyn würden, Henne. Aber ich bitte Sie, zeigen Sie sich nicht unnöthig, exponiren Sie sich nicht allzu sehr! Solch eine Kugel oder ein Schrotschuß fliegen verteufelt schnell . . . ."

„Qu'est-là!" rief in diesem Augenblick der Forsthüter in dem entfernteren Hüttchen, und deutete auf den Weiher hinaus. „Ein Kahn schwimmt von drüben herüber, ein einziger Mann darin!"

„Aha," sagte der Förster und blickte auf die Uhr, „es ist halb sieben — der Besteller, wer er auch immer seye, ist präcis beim Rendezvous!"

— „Und was hat er Ihnen denn geschrieben, Henne?" fragte Helmold.

„Er hat es kurz gemacht," versetzte dieser. „Es war ein einfaches Blatt Briefpapier in einem Couvert, und darauf stand mit Bleistift geschrieben: 'Herr Förster Franz Henne wird recht freundlich gebeten, morgen früh Punkt sieben Uhr am Entenfang des Moosau-Weihers sich einzufinden, wo ihm ein Fremder einen wichtigen Brief zu übergeben die Ehre haben wird. Es gilt die Sache eines Jugendfreundes, und Franz Henne wird darum gewiß nicht fehlen.' — Das war Alles!"

— „Eines Jugendfreundes? Das klingt doch nicht gerade wie eine Mystifikation!"

„Nun ja — allerdings," meinte Henne; „aber wer Wachteln fangen will, kreischt nicht wie ein Sperber. Ich habe mir auch den Kopf nicht mit Grübeln zerbrochen, sondern denke: wir werden ja bald sehen, woran wir sind. — Allein jetzt an Ort und Stelle.

mein lieber Hauptmann! Zeigen Sie sich nicht, wann Sie nicht müssen. Vielleicht fällt die Sache ohnedieß auch anders aus, als wir erwarteten, wann der Mann, der mich sehen will, so offen im Kahn über den Weiher fährt."

Die beiden Männer begaben sich in ihre Hütchen, blickten durch deren Schießlöcher auf den See hinaus und musterten den Herankommenden. Dieser saß in einem kleinen, leichten Nachen und ruderte mit seinen zwei Schaufelrudern so kräftig und gewandt, daß das Fahrzeug schnell und in gleichem Zuge über den dunklen Wasserspiegel herüberkam. Bald war es so nahe, daß man trotz dem Nebel den Ruderer erkennen konnte. Er war städtisch gekleidet, obwohl in Hemdärmeln, um unbeengter rudern zu können; ein breitrandiger, modischer Filzhut beschattete den obern, ein dichter Vollbart verhüllte den untern Theil seines Gesichts; sein Rock lag hinter ihm, ein großer Neufundländer Hund saß vor ihm im Kahn, und der Schiffer hielt genau auf die Mitte des Entenfangs. Jetzt war er ganz nahe. Er zog die Ruder ein, erhob den Kopf und musterte das von Schilfgeröhricht umstarrte Ufer, als suchte er eine günstige Stelle zum Anlegen.

Der Förster schien jetzt an keine Gefahr mehr zu glauben, denn er trat, die Flinte über der einen Schulter, aus seinem Hütchen und rief dem Ruderer zu: „Heda, guter Freund, dort herein, wo die Kürbisse schwimmen! Halten Sie gerade auf die große Buche, und Sie werden bald die steinerne Anlände bemerken!"

— „Danke schön!" rief der Fremde mit klangvoller Stimme herüber, und zeigte ein Paar freundlicher Augen und schöne weiße Zähne.

Henne eilte hinunter an die Uferböschung und lief auf dem schräg ablaufenden Steindamm so weit hinaus als er konnte, ohne vom Wasser aufgehalten zu werden. Der Neufundländer Hund knurrte, als er den Mann hinter dem Schilf witterte. — „Ruhig, Drake!" sagte der Ruderer und bog in diesem Augenblick durch die Lücke im Schilf, welche die Verlängerung des Steindammes offen ließ. Dann fuhr er vorsichtig an, zog die Ruder ein, schlang die Kette um einen Pfahl und sprang, den Rock im Arm, über seinen Hund hinweg auf das Trockene, wo er nun dem Förster gegenüber stand.

Einen Augenblick betrachteten sich die beiden Männer aufmerksam und forschend. Henne sah einen großen, schlanken Mann von etwa vierzig Jahren vor sich, dessen hagere Züge etwas Strenges hatten, und aus dessen braunen, großen Augen ein verhaltenes Feuer blitzte. Die kurzen, krausen Haare, die dichten Brauen, der Blitz der tiefliegenden Augen und der volle Bart gaben diesem Gesicht auf den ersten Anblick etwas Wildes, aber bald entdeckte das Auge weichere und nicht unschöne Linien darunter, und ein Ausdruck von seltener Intelligenz, von Kühnheit und Offenheit gewann Vertrauen. Seine Kleidung war einfach schwarz, aber von ausländischem Schnitt, und Haltung und Gang verriethen eine Sicherheit und Ruhe, die nur aus dem Bewußtseyn ungeschwächter physischer Stärke und geistiger Vollkraft entspringen konnten.

„Herr Förster Henne, wenn ich richtig muthmaße?" hub der Herr mit fremdklingender Betonung an. „Ich sehe mit Vergnügen, daß Sie mich erwarteten, und danke Ihnen für ein Vertrauen, dessen ich mich immer würdig zu erweisen streben werde!" Damit schüttelte er ihm die Hand mit einer Wärme, die zugleich von der Muskelstärke seines Arms zeugte. „Erlauben Sie, daß ich meine Toilette vollende," fuhr er fort und zog seinen Rock an, „und nun rasch zur Sache, denn meine Bitte muß Ihnen auffallend genug gewesen seyn. Sind wir hier allein?" fragte er nach einem Blick auf seinen mißtrauisch umherschauenden knurrenden Hund und einem forschenden Blick auf den Förster.

— „Nein," erwiderte Henne zögernd. „Ihr Brief konnte möglicherweise ein Fallstrick seyn, um eine Privatrache zu üben, der wir Forstleute so leicht ausgesetzt sind. Es sind zwei Freunde von mir in der Nähe."

„Ich verstehe; doch hat dieß nichts zu bedeuten, vorausgesetzt daß sie unser Gespräch nicht hören können," sagte der fremde Herr. „Treten wir etwas mehr zurück unter die Bäume, wann es Ihnen beliebt. So! Ihre Freunde werden uns nun sehen. — Erinnern Sie sich noch eines Jugendfreundes Namens Reinhold Wegener?"

— „Reinhold? Kommerzienraths Reinhold?" rief der Förster voll Interesse und schaute dem Fremden mit seinen grauen Augen in's Gesicht, als wollt' er ihm bis in's Herz schauen. „Ob ich mich seiner noch erinnere? der arme Junge! Seit mehr als zwanzig Jahren verschollen .... Aber ist es möglich, daß Sie selbst .... daß Du ...."

„Nicht doch, Herr Förster! Sie irren!" unterbrach ihn der Fremde kalt und hastig. „Nicht Reinhold ist es, den Sie vor sich sehen, sondern ein Freund, ein Abgesandter von ihm, welchen Reinhold an Sie geschickt hat mit der Bitte, Sie möchten ihm hülfreich die Hand bieten, daß er sein Erbe und seinen guten Namen wieder erlange. Wollen Sie das?"

— „Zum Donner, Herr! ob ich will? einem Herzensbruder, einem Jugendfreund helfen will? Na, seh' ich denn aus, wie Einer, der das nicht thäte! Gott weiß es, Herr, diese Hand da leg' ich auf den Block für den wackern Jungen! Und er lebt also noch? und wo denn? Und es geht ihm wohl schlecht, wie?"

„Allerdings lebt er noch, in Amerika," sagte der Fremde, und es zitterte etwas wie Rührung durch seine Stimme. „Es ist ihm theilweise schlecht ergangen, als er so planlos in die weite Welt hinaus lief; aber nun hat er sein Auskommen und könnte zufrieden seyn, wenn ihn nicht — das Heimweh plagte und das Verlangen, auch von seiner Familie, seinen Geschwistern und — seinem Vater etwas zu erfahren."

— „Armer Junge! ich begreife das!" sagte Henne, und eine Thräne stand ihm in den Augenwinkeln. „Eine kuriose Welt!" setzte er mit einer wilden Betheurung hinzu. „Der arme Kerl hat draußen in der Fremde am Hungertuche genagt, indeß die Kuckucksbrut hier in seinem warmen Neste sich gütlich that. Aber erzählen Sie mir von ihm, Herr ...."

„Sogleich, Herr Förster, aber lesen Sie erst hier seinen Brief, der mich bei Ihnen einführen soll. Ich wollte Ihnen denselben nicht zuschicken, damit er nicht in unrechte Hände falle, darum bestellte ich Sie hieher, wie mein Freund mir gerathen!"

— „Ja, es war sein Lieblingsort! schon als Knaben trieben wir uns hier herum und schoßen Enten! Ach ja, das sind seine Krakelfüße! im Schreiben war er kein großer Meister!" fuhr der Förster fort und der geöffnete Brief bebte in seiner Hand und er mußte wieder eine Thräne zerdrücken, ehe er lesen konnte. — „So! nun hab' ich gelesen. Herr Wetz also? Wohlan denn, ich bin der Ihrige, verfügen Sie über mich, und sagen Sie mir rundweg, was Reinhold von mir erwartet. Oh, daß der Junge da wäre!"

„Setzen wir uns in's Gras, Förster, es plaudert sich besser!" sagte Herr Wetz. „Und nun hören Sie mich geduldig an. Ihr Freund Reinhold ist in Kanada, in Nordamerika, und schlägt sich als Kaufmann ehrlich durch. Vielleicht könnte er ein reicher Mann geworden seyn, wann er Geld gehabt hätte, um etwas Größeres zu beginnen, aber sein Stolz verbot ihm, an seinen

Vater zu schreiben, der ja überdieß auch schon todt seyn konnte . . . ."

— „Und seit achtzehn Jahren todt ist," fiel Henne ihm in's Wort. „Wir haben ein Sprüchwort hierzulande: wenn ein alter Wittwer eine junge Frau freit, so reitet er Galopp dem Grabe zu. Der Kommerzienrath hat es bewährt: die Mamsell Gouvernante half ihm hastig heim, um ihn zu beerben!"

„Reinhold erfuhr erst vor einem Jahre, daß er seinen Vater längst verloren hatte," fuhr der Fremde fort. „In den ersten Jahren hatte er nie an den Vater geschrieben, später nie eine Antwort auf die Glückwunschschreiben erhalten, die er ihm jeden Neujahrstag sandte. Vor Jahr und Tag kam ein deutscher Einwanderer aus diesem Lande in unsere Gegend, — wir sind nämlich Nachbarn, Reinhold Wegener und ich," setzte der Fremde berichtigend hinzu. „Von ihm erfuhr Reinhold, daß der jetzige Besitzer des Rittergutes Hagenreut und der Papierfabriken zu Schrotheim ein Herr Hermann Moritz seye, der die Kommerzienräthin Wegener als Wittwe geheirathet habe. Der Landsmann wußte übrigens wenig mehr zu berichten, als daß die Leute steinreich und sehr stolz seyen. Der Landsmann mußte nun nach Hause schreiben und Erkundigung über die Familie Wegener einziehen, und bald kam ein Brief, der das Ergebniß dieser Nachforschungen enthielt. Reinhold erfuhr, daß man in der Heimath ausgesprengt habe, er seye zum Dieb an seines Vaters Kasse geworden und als ein rechter Vagabund damit in die weite Welt entlaufen. Hat man dieß wirklich ausgestreut und geglaubt? Sprechen Sie offen, Förster!"

— „Ja, Herr, gemunkelt hat man hier davon, aber ganz im Stillen. Es hieß, der alte Wegener wolle das Gerücht nicht aufkommen lassen. Und geglaubt? jenun, ich hab' es nie geglaubt, meiner Treu' niemals, und habe manches ungewaschene Maul gestopft, das in meiner Gegenwart dieß behaupten wollte. Reinhold und stehlen?! Pfui! er war ein Wildfang, ein Tollkopf, ja; — aber er war stolz, hatte Ehrgefühl, und hätte lieber gebettelt als gestohlen; darauf will ich leben und sterben!"

„Ich danke Ihnen für die gute Meinung, die Sie von unserem Freunde hegen, Herr Förster!" sagte Wetz warm. „Er schwört darauf, daß diese Behauptung eine niederträchtige Verleumdung seye, nur gemacht, um ihm seinen guten Ruf zu rauben und ihm die Rückkehr in die Heimath unmöglich zu machen, weil die Leute, von denen diese tückische Intrigue herrührt, wohl wissen, daß dem Reinhold seine Ehre nicht um eine Million feil ist. Jedoch hievon später mehr. Weiter erfuhr Reinhold, seine Schwester Mathilde seye gemüthskrank, in Folge einer unglücklichen Ehe mit einem Baron Berneck . . . ."

— „Bernstett, Bernstett heißt der Schuft!" fiel Henne heftig ein; „eines Gutsnachbars Sohn, den die Frau Kommerzienräthin dem Fräulein gekuppelt. Die Sache ist leider wahr: Mathilde — die gnädige Frau, wollt' ich sagen, — lebt auf dem Oberhof in Schrotheim ganz allein und ist im Kopfe nicht richtig."

„Und dann war ja noch eine Tochter erster Ehe da, ich glaube Julie nannte mir sie unser Freund; was ist's mit ihr?"

— „Sie lebt gegenwärtig bei der Stiefmutter, seit sie aus der Pension zurück ist, ein braves, schmuckes Fräulein, etwas launisch und eigenwillig, hätte schon manche gute Parthie machen können, weist aber alle Freier ab, die es, wie sie sagt, nur auf ihr Geld abgesehen haben. Sommers reist sie gewöhnlich mit einer alten Dame, und Winters wohnt sie zuweilen in Frankfurt bei einer alten Freundin ihrer Mutter."

„Bitte, theilen Sie mir mit, was Sie sonst noch über die Familie wissen!" sagte Wetz. „Ich erfahre von Ihnen Zuverlässigeres, als was mein Freund Reinhold weiß."

— „Ich bin keine Klatschbase, mein Herr," sagte der Förster; „und ich bin weit entfernt, mich in die Angelegenheiten meiner Brodherren zu legen, aber ich wollte, ich könnte Reinhold Alles sagen, was ich von der Familie weiß. Sehen Sie, man hält Fräulein Julien hier fest, weil der junge Moritz aus Paris erwartet wird, der sie heirathen soll, und da würde mich das arme Fräulein dauern."

„Und weßhalb denn? wer ist der junge Moritz?"

— „Ach ja so, Sie wissen nicht!" sagte Henne. „Na, als die Trauer um den seligen Herrn Wegener kaum um war, hat sich die Kommerzienräthin wieder verheirathet mit eben jenem Herrn Moritz, den der selige Herr nach seiner Verheirathung hieher gezogen und als Geschäftsführer für die Fabriken angestellt hatte. Ein feiner Kopf, ein gewichster Kerl, aber — na, er ist nun mein Brodherr, und je weniger ich von ihm sage, desto besser. Kurzum, als der Kommerzienrath starb, war von den drei Kindern zweiter Ehe nur das jüngste übrig, — Herr Richard, der einst das ganze Geschäft erben soll, weil . . . . oder vielmehr, so lange Reinhold nicht da ist, denn was für eine Bewandtniß es mit dem Testament hat, weiß ich natürlich nicht. Richard nun ist im höchsten Grade verzogen, stolz, herrschsüchtig, eigensinnig, aber ein Mensch von hohen Gaben. Soll ich frisch von der Leber weg reden, so muß ich sagen, was ich denke: der Stiefvater neidet dem Jungen das schöne Erbe, und möchte seinen eigenen Sohn erster Ehe in die Familie hereinbringen, und darum soll er Fräulein Julien heirathen."

„Und diese?" fragte Wetz.

— „Scheint nichts davon zu ahnen. Der Kommerzienrath, d. h. der jetzige, Herr Moritz, begegnet ihr immer mit der größten Zärtlichkeit und scheint sie mehr zu lieben, als seine eigenen beiden Kinder, die Fräulein Fanny und Emma. Und da nun die gnädige Frau . . . . will sagen, Reinhold's Stiefmutter, die ehemalige Gouvernante von Fräulein Mathilden und Julien — sozusagen halb blind ist . . . ."

„Blind?" rief Wetz lebhaft.

— „Nun ja doch, sie hat den grauen Staar und hat schon zweimal operirt werden müssen, aber das eine Aug ist verloren gegangen und das andere Fenster trüb genug; — doch ich wollte sagen, weil die gnädige Frau halb blind ist, so soll auf des Herrn Kommerzienraths Bitten Fräulein Julie diesen Herbst und Winter dableiben, dem Hauswesen vorstehen und die Honneurs machen, und da Herr Moritz Sohn nun bald heimkehrt, so möcht' ich meinen Kopf daran setzen, daß das Hierbleiben des Fräuleins und die Rückkehr des Herrn Albert genau zusammenhängen mit dem alten Plan des Kommerzienraths, das Vermögen von Fräulein Julien in's Haus zu schlachten, und hernach Herrn Albert, der ein geriebener Geschäftsmann ist, dem Herrn Richard an die Seite zu geben, den man ganz als Junker — verzieht, wie ich sagen möchte."

„Und dieser Albert Moritz? wie ist er?"

— „Weiß es nicht aus eigener Erfahrung, denn ich habe mit dem jungen Herrn nichts zu thun. Möchte aber nicht gerne Kirschen mit ihm essen — ein rechter Sohn seines Vaters, hart und geizig, der überall knausert und zwackt und den armen Fabrikarbeitern am Lohne abbricht! — Na, beweisen kann ich es ihm nicht, aber sein Lob in diesem Sinne ist hierzulande in aller Leute Mund," sagte der Förster. „Aber ich komme da in's

Plaudern und Schwatzen hinein, und lasse Sie gar nicht zu Worte kommen."

„Thut nichts, fahren Sie nur fort!" entgegnete der Fremde voll Interesse. „Der alte Herr Moritz ist wohl auch von diesem Schlage? ein Geizhals, ein Zwacker?"

Henne zuckte die Achseln. „Er ist mein Brodherr," sagte er ernster; „schickt sich nicht für mich, über ihn zu Gericht zu sitzen; aber es gibt Menschen, welche ohne Arbeit und aus Anderer Schweiß reich werden wollen, und Anderen den kargen Lohn ihrer Arbeit verkümmern. Liebe erwerben sie sich freilich nicht," setzte er beinahe bitter hinzu.

„Und wie ist denn Julie — Fräulein Julie?" fragte der Fremde: „was für einen Charakter hat sie?"

— „Ein herziges, offenes, heiteres Mädchen, ganz das Ebenbild von ihrem Bruder Reinhold," erwiderte der Förster; „frisch und keck, frei heraus, etwas heftig und eigensinnig, aber sonst herzensgut, nur vielleicht zu leichtgläubig und blind vertrauend, wie alle gutmüthigen Leute. Reinhold war auch so!"

„War er?" fragte der Fremde lebhaft. „Nun ja, er ist es noch in gewissem Sinne, obschon ihn das Leben die Lehre, daß man das Herz nicht immer auf der Hand tragen soll, theuer bezahlen ließ. Aber was sagt denn die Familie zu dem Projekt von Fräulein Juliens Verheirathung? weiß sie darum?"

— „Familie?" wiederholte der Förster. „Nun ja, der Kommerzienrath und die Räthin sind wohl darüber einig, und Juliens Vormund wird wohl auch einwilligen. Beim Ableben des alten Herrn sind die Vormünder schon so gewählt worden, daß sie der gnädigen Frau nicht viel Widerstand leisten dürften!"

„Und Onkel Schaufler — Reinhold erzählte mir von ihm so viel — von dem frühern Associé seines Vaters, — Herr Schaufler gibt die Verbindung also auch zu?" fragte Wetz.

— „Herr Schaufler? Na ja, falls Sie den unter der Freundschaft oder Familie verstehen, da glaub' ich allerdings, daß er der Heirath seiner Nichte mit dem jungen Moritz nicht zustimmen würde; aber er kann nichts dazu, denn schon seit der zweiten Verheirathung des seligen Herrn und seit Herrn Reinholds . . . ."

„Davonlaufen," ergänzte Wetz den Zögernden, der um den Ausdruck verlegen schien.

— „Nun ja, meinethalben! seit Herrn Reinholds Davonlaufen waren die beiden Schwäger gespannter als zuvor, und die zweite Frau des Kommerzienraths, die sehr gut wußte, wie Herr Schaufler von der Heirath dachte, mag den Zwist noch geschürt haben. Kurzum, man will wissen, der Herr Schaufler habe nicht einmal die Stelle eines Vormunds für den jungen Herrn Richard angenommen, als der selige Herr starb."

Robert Wetz ward ob diesen Mittheilungen immer gedankenvoller und starrte trüben Blickes in den Nebel hinein, der vom Weiher aufstieg und über den Kiefernwald nach den nahen Hügeln hinzog, um dort langsam niederzufallen. „Und blind ist sie, oder halb erblindet?" fragte er endlich, wie aus einem langen Gedankenzuge erwachend; „die ersehnte Heirath hat ihr also keine dauernden Freuden gebracht?"

— „Jenun, es ist nur je nachdem man es nimmt," erwiderte der Förster, dessen Auge unverwandt mit inniger Theilnahme auf dem Fremden geruht hatte. „Wenn Reichthum und Wohlleben und Schmeichelei und Schmarotzer ihr für Glück und Freude galten, so hatte die Mamsell Henriette ihr Ziel erreicht. Aber mich dünkt, das macht's nicht allein aus; man muß auch etwas für den innern Menschen haben. Nun hat die gnädige Frau schöne Stuben, schöne Kleider, schöne Wagen und schöne Worte in Menge, und doch ist sie immer unglücklich, immer leidend, immer unzufrieden und unwirsch, und entbehrt den Anblick der schönen Gotteswelt. Aber was wollen Sie? sollen denn solche Menschen auch Alles haben, was das Leben nur schön und befriedigend macht? Und an Sorgen fehlt es ihr bei alledem nicht, dafür sorgt ihr eigen Blut, Herr Richard. Sie hat den Jungen verhätschelt, der Stiefvater ihn verzogen, das rächt sich jetzt schon. Der junge Herr ist auf dem besten Wege, ein Taugenichts, ein Verschwender, ein Bruder Lüdrian zu werden, weil man ihm zu frühe den Zügel schießen ließ. Jenun, vielleicht paßt dieß in den Plan des gnädigen Herrn Stiefpapa und des jungen Herrn Moritz! Aber so viel ist gewiß, daß Herr Richard ganz aus Rand und Band gekommen ist, daß man ihn wegen seiner Unbotmäßigkeit von allen Schulen weggeschickt hat, und daß er eben jetzt seiner Mutter wieder viel Kummer macht, denn neulich ertrotzte er es wieder, daß man abermals seinen Hofmeister wegschicken mußte, einen grundbraven, ehrlichen Burschen, der ihn knapp unter den Kappzaum nehmen wollte. Und dieser Hofmeister, nun der fünfte seit einem Jahr, hat es doch vier Monate lang hier ausgehalten, was noch keiner vor ihm gethan, und war bei männiglich beliebt. Der Kommerzienrath soll die Stelle schon wieder ausgeschrieben haben! . . . ."

Robert Wetz antwortete abermals nicht, als der Förster innehielt, und schien wieder tief in Gedanken versunken. Erst nach einer Weile schien ihn das Schweigen seines Gefährten aus diesem Sinnen aufzuschrecken, und er hub plötzlich an: „Sagte ich Ihnen schon, daß Reinhold nicht zurückkommen will, so lange jene Verleumdung noch auf ihm ruht? — Nicht? Nun, so hören Sie! Familiengeschäfte und Heimweh riefen mich nach Europa, und als unser Freund dieß hörte, vertraute er mir seine ganze Angelegenheit an und bat mich, unter irgend einem Vorwand in den Schoos seiner Familie zu dringen. Ich soll mich seinen Geschwistern heimlich als seinen Bevollmächtigten kund geben und ihre Gesinnungen, sowie die der Stiefmutter, gegen Reinhold ermitteln. Ich sollte wo möglich erfahren, was in dem Testament des verstorbenen Kommerzienraths Wegener zu Gunsten seines ältesten Sohnes verfügt worden seye. Aber vor Allem sollte mein Auftreten und Wirken hier zu Gunsten unseres Freundes Reinhold möglichst behutsam und heimlich seyn. Zu diesem Behufe wies er mich an Sie, Herr Förster, seinen Jugendfreund, dessen er noch mit treuer Liebe gedenkt und in dessen unerschütterliche Redlichkeit er das festeste Vertrauen setzt. Sie sollten mir die Wege zeigen, auf welchen ich in das Haus seiner Eltern kommen kann."

— „Ich?" rief Henne; „meiner Treu! unser Freund Reinhold erwartet da von mir zu viel! Was ich vermag, das thu' ich gewiß gerne für meinen Jugendgespielen; aber wie wenig vermag ich!" fuhr er schmerzlich fort; „was bin ich, der arme Teufel, der Gutsjäger, für diese reichen Leute? Ich, auf dessen groben Kittel der letzte Commis vom Comptoir, der letzte Lakai vom Schloß noch hochmüthig heruntersieht? Was für einen Einfluß kann ich zu Gunsten meines Freundes geltend machen?"

„Ihren Rath, Ihre That, Ihre Umsicht," versetzte Wetz mit Wärme, und drückte dem Förster die Hand. „Schlagen Sie den Beistand eines treuen Freundes nicht zu gering an, seye seine Lebensstellung auch noch so bescheiden. Sie kennen das Terrain, die Menschen; Sie können mir ungemein nützen. Und nun sagen Sie mir: auf welche Weise erlange ich Zutritt im Schlosse?"

— „Hm, das ist wohl das Schwerste, was Sie unternehmen können," meinte Henne. „Wenn Sie kein Graf oder Baron oder kein Millionnär oder Banquier sind, werden Ihnen die Thüren

verschlossen bleiben. Man ist drüben in Schrotheim etwas ungastlich geworden, seit man verschiedene fremde Abenteurer aufgenommen hat und von ihnen mißbraucht und zum Gespötte der adeligen Nachbarn gemacht worden ist. Zudem seit der Krankheit der gnädigen Frau geht es etwas stiller auf dem Schlosse zu, als vordem, und der Kommerzienrath ist häufig auswärts, wo dann in seiner Abwesenheit nur die vertrautesten Bekannten und Nachbarn einsprechen. Es wird für Sie schwer halten, sich auf dem Schlosse einzuführen ...."

„Wie aber, wenn ich den ersten Versuch damit einleitete, daß ich mich um die Hofmeisterstelle bewürbe?" fragte Wetz.

— „Ja fürwahr, das könnte gehen!" rief Henne. „Blitz! darauf wäre ich nicht verfallen! Nun ja, sehen werden Sie auf diese Weise den Kommerzienrath und vielleicht auch die gnädige Frau, aber ...."

„Das erste genügt mir schon; ich würde schwerlich die Stelle annehmen können, wenn ich auch dazu qualificirt wäre, denn ich kann mich nicht lange binden, und zudem — mit ihr unter Einem Dache zu wohnen! .... Und dennoch gestehe ich, es würde mich freuen, wenn ich diese Stelle bekäme, denn es gäbe keine bessere Gelegenheit, in alle Geheimnisse dieses Hauses einzudringen...."

— „Weiß Gott, keine bessere!" bestätigte der Förster. „Was man nicht selber alles sieht und hört, das erfährt man in einem solchen Hause durch das Gesinde."

„Ich melde mich noch heute — dabei bleibt es!" sagte Wetz entschieden. „Frisch gewagt; wann empfängt der Kommerzienrath?"

— „Um eilf, nach dem Frühstück, ist er am zugänglichsten," sagte Henne; „aber seyen Sie auf Ihrer Hut, er ist ein stolzer Patron!"

„Thut nichts, ich wage es dennoch; mißglückt der Versuch, ist es nicht die erste Enttäuschung meines Lebens. Und nun einstweilen den herzlichsten Dank, Herr Förster! Ich wag's mit Gott, und morgen früh mit Tagesgrauen treffen wir uns wieder hier oder drüben in der kleinen Waldspitze auf dem Sandhügel. Es wird besser seyn, wenn man uns vorerst noch nicht beisammen sieht. Gilt es?"

— „Topp!"

Ein warmer Händedruck, ein freundlicher Blick, dann sprang Wetz auf, grüßte zum Abschied und eilte die Uferböschung und die Anlände hinunter nach seinem Kahn. Henne folgte ihm mit unverwandtem Auge auf der Ferse. Wetz war schon in seinen Kahn getreten und nestelte die Kette desselben vom Pfahle los, da sagte Henne, der sich so gestellt hatte, daß er vor den Weiden und dem Schilf des Ufers nicht von den Schießhütten aus gesehen werden konnte, mit beweglichem Tone: „Reinhold!"

Wetz schaute erschrocken auf, blickte den Förster an — beider Augen begegneten sich, und dann lagen sie sich in den Armen.

„Franz! wackerer Franz! Du hast mich also erkannt?"

— „Erst in diesem Augenblick, an Deinem Gang, Deinem raschen Wesen!" sagte Henne gerührt. „Also so sehen wir uns wieder? Du ein Flüchtling, ein verlorner Sohn ...."

„Der sich heimlich in sein Vaterhaus einschleichen muß, ja!" sagte Wetz; „aber mit gutem Gewissen, und mit dem festen Vorsatz, abzurechnen mit all' seinen Feinden. Allein jetzt laß mich, Franz! morgen ein Mehres! behalte mich lieb und beobachte das tiefste Schweigen über mein Geheimniß, denn hievon hängt für mich Alles ab. Ich habe mit mächtigen, gefährlichen Gegnern zu kämpfen, und hier hilft nur Behutsamkeit gegen List, Geradheit gegen Niederträchtigkeit. Adieu, Franz! braver Junge, Herzensbruder!"

— „Geh' mit Gott!" sagte der Jägersmann tief ergriffen, und blickte feuchten Auges dem Kahne nach, der unter dem Zug der Ruder rasch in das offene Wasser des Sees hinausfuhr.

„Nun, das war eine lange Konferenz!" sagte Hauptmann Helmold, als Henne wieder zurückkehrte, und blickte ihm fragend in das ernste Gesicht. „Wer war denn der fremde Herr?"

— „Ein Jugendfreund von mir, ein armer Teufel, der lange in der Welt herumgefahren, und aus Amerika zurückgekehrt ist, und jetzt Hofmeister bei Herrn Richard auf dem Schlosse werden möchte!"

„O weh, ein verzweifelt dummes Unternehmen!" meinte Helmold; „da möcht' ich lieber Steine an der Chaussee zerschlagen!"

— „Na, wenn aber ein Mensch keine andere Wahl hat?" sagte Henne und schaute über das Geröhricht hin in den See hinaus und dem Kahne nach. „Als Millionnär ist der dort nicht zurückgekommen. Es ist eine lange, traurige Geschichte, die ich Ihnen ein andermal erzähle. Aber nun kommen Sie! die Sonne hat die Nebel heruntergedrückt, und zur Vergeltung für das lange Warten und den Freundschaftsdienst sollen Sie heute eine gute Jagd auf Feldhühner haben, Herr Hauptmann. Habe heute früh auf dem Herwege einige Kitten Hühner verhört."

„Henne, Sie sind ein Prachtkerl!" sagte der alte Hauptmann, dem die Waidlust schon aus den Augen blitzte. „Gehen wir sogleich, um keine Zeit zu verlieren!" Und an den Fremden, der dort draußen ruderte, dachte er nicht weiter.

2. Der Aspirant.

Eilf Uhr halte es soeben auf der großen Uhr der Fabrik geschlagen, als Robert Wetz, wie wir unsern Helden Reinhold Wegener vorerst noch nennen wollen, in den großen Hofraum der Papierfabrik von Schrotheim eintrat und sich verwundert umsah. Eigenthümliche Gefühle der Rührung und Wehmuth schnürten ihm die Brust zusammen, als er so, ein Fremdling und Verstoßener, die Schwelle der Heimath und des Vaterhauses betrat, in der Absicht, eine Aufnahme da zu erflehen, wo er sie hätte von Rechts wegen heischen dürfen. Das Herz zuckte ihm hüpfend in der Brust, Thränen quollen ihm in's Auge, und im Kehlkopf kitzelte und kratzte es, als ob er weinen sollte, und unwillkürlich zog ihm jenes Lied des Herzogs Ulrich aus Hauff's 'Lichtenstein' mit der schönen Melodie von Emilie Zumsteeg durch den Sinn, wie eine aus ferner Vergangenheit jach aufquellende Jugenderinnerung. Allein schnell sammelte er sich wieder, denn das Leben der Gegenwart, das Getümmel seiner Umgebung fesselte seine Aufmerksamkeit. Das war nicht mehr die Fabrik von damals, wo er sie verlassen hatte! Die alten Gebäude standen zwar noch, aber es war, als seyen sie groß gewachsen, seit Robert sie zum Letztenmal gesehen, denn jedes war um ein oder zwei Stockwerke erhöht. An dem Mühlkanal stand noch eine lange Reihe von weiteren Gebäuden, aus denen der wirre Lärm von Maschinen und thätigen Händen herüberdrang, und drüben, wo einst das Wohnhaus und Comptoir gestanden und der Blumengarten, der Rasenplatz, worauf er als Kind gespielt, sich ausgebreitet hatten, da stand abermals ein ganzer Knäuel von Gebäuden, überragt von hohen Dampfkaminen, aus denen schwere schwarze Rauchwolken träge gen Himmel qualmten. Alles war anders geworden, größer, weitschichtiger, großartiger, und Robert verglich soeben im Geiste das Einst, wie es noch in seiner Erinnerung lebte, mit dem Jetzt, welches ihm überraschend und verwirrend entgegentrat, als ihn eine barsche Stimme anrief: „Zu wem wollen Sie hier, mein Herr?"

Robert wandte sich um und sah sich einer Art Thürhüter

gegenüber, denn als solchen kennzeichnete ihn die Livree und der kurze Säbel an der Seite. „Ich will zu dem Kommerzienrath Moritz," erwiderte er.

„Zu Herrn von Moritz," berichtigte der Portier der Fabrik. „Und darf man fragen, was Sie dort wollen?"

— „Ja, fragen darf man, aber die Antwort werde ich nur Herrn von Moritz selber geben," sagte Robert und schüchterte den Pförtner mit einem strengen Blicke ein; „wo wohnt der Kommerzienrath? Führt mich sogleich zu ihm!"

Der Thürhüter stutzte über Ton und Blick, aber Robert wankte nicht, so daß der Portier ihm wohl oder übel den Weg nach dem sogenannten Schlosse beschrieb, welches durch eine Parkanlage von der Fabrik getrennt war. Robert schlug die angedeutete Richtung ein, und der Portier stierte ihm verwundert nach.

Ein eleganter Eisenzaun schloß den Park von den Feldern ab, welche die Fabrik umgaben; ein Thürhüterhäuschen mit grünen Jalousien, das sich wie verschämt unter den Schatten zweier riesigen Nußbäume schmiegte, bezeichnete das Einfahrtthor, und als er dieses passirt, sah Robert am Ende einer noch jungen Allee das Herrenhaus vor sich, ein hübsches, geräumiges Gebäude in halb gothischem Style, aus weißem Sandstein und rothen Ziegeln erbaut, welche beide von der grünen Umgebung angenehm abstachen. Der Ort, wo das Herrenhaus oder Schloß Schrotheim stand, wie es in der ganzen Gegend hieß, lebte in Robert's Gedächtniß noch als ein kleiner Wald, von Laub- und Nadelholz gemischt, worin er als Knabe seine Dohnen und Sprenkel gestellt hatte. Verwundert, überrascht, staunend und doch mit einem unbeschreiblichen Gefühle des Schmerzes blickte er sich nach allen Seiten um und suchte nach alten Bäumen, nach Bekannten aus seiner Zeit — vergebens! Alles hatte ein anderes Ansehen gewonnen! In den Wald waren regelmäßige, schnurgerade Alleen gehauen, an deren Saum Ziersträucher die letzten herbstlichen Blüthen oder Früchte oder die fremdartige Färbung ihres Laubes zeigten; Roßkastanien und Tulpenbäume bestreuten den geebneten Sandboden mit ihrem gelbbraunen Laub, und eiserne Kandelaber standen dazwischen und zeigten, daß die Prachtliebe des Grundherrn hier wie in seiner Fabrik schon Gasbeleuchtung eingeführt habe.

Ueberwältigt von der Neuheit und dem Unerwarteten dieser Eindrücke, blieb Robert endlich am Saume der Lichtung stehen, in deren Mitte Schloß Schrotheim mit seinen Rasenplätzen, Blumenrondellen und Springbrunnen sich erhob, und ein tiefer, tiefer Schmerz zog ihm durch die Seele, wie er so, an einen Baumstamm gelehnt, das Haus betrachtete.

„Was thu' ich hier?" murmelte er vor sich hin; „wo ist die Heimath geblieben, die mit solch glühenden Farben in meiner Seele lebte, nach der ich mich gesehnt, zu welcher es mich zurückgezogen wie mit unwiderstehlicher, magnetischer Kraft? Hat mich auch nur ein einziger lieber Anblick aus alter Zeit begrüßt? Komme ich mir nicht vielmehr hier vor wie ein leibhaftiger Anachronismus? — Ach, ich ahne, ich werde von hier kein freundlicheres Bild hinwegtragen, als das der Gräber meiner Eltern, denn von meinen Geschwistern — das fühle ich nun — hab' ich selber mich losgerissen in dem Augenblicke, da ich den Ocean zwischen die Heimath und mich legte! Sie werden mich nicht kennen, mir nicht vertrauen mögen, und doch zieht es mich zu ihnen hin mit unbezwinglicher Sehnsucht und glühender Liebe!"

Dem starken Manne rannen zwei stille Thränen in den braunen Bart, und er rang in unsäglicher Wehmuth die Hände. Da knirschte der Sand in seiner Nähe unter leichten Tritten, und, sich umblickend, sah er aus einem Seitenwege eine junge Dame mit zwei elegant gekleideten Kindern, Mädchen von etwa zehn und zwölf Jahren, herankommen, welche den Fremden mit neugierigen, unbefangenen Blicken maßen. Robert ward verlegen, sich in seiner weichen Gemüthsbewegung überrascht zu sehen, zumal als sein Auge dem der jungen Dame begegnete, die seine Rührung bemerkt haben mochte und ihn mit unwillkürlichem Interesse schüchtern betrachtete. Robert nahm grüßend den Hut ab und trat vor; die junge Dame erröthete, verbeugte sich und ging vorüber, dann aber wurzelte ihr Fuß beinahe unwillkürlich, als ob sie bemerkt habe, daß der Fremde sie anreden wollte, und, sich halb umwendend, begegneten sich Beider Blicke zum zweiten Male.

„Sie sind hier fremd, mein Herr? Sie suchen wohl jemanden?" fragte sie mit wohlklingender Stimme den Fremden, der mit dem Hut in der Hand ihr entgegentrat.

— „Zu dienen, mein Fräulein! ich wünschte den Herrn Kommerzienrath zu sprechen!"

„Er ist im Schlosse; belieben Sie nur hier der Allee zur Rechten zu folgen, so werden Sie gerade vor das Portal des Schlosses kommen!" sagte sie und erhob den Arm, um ihm die Richtung anzudeuten.

Robert dankte freundlich, und die junge Dame ging mit den beiden Mädchen weiter. Nach zwei Schritten aber blieb er wieder stehen und schaute ihr nach. Ihr klarer, freier Blick aus einem großen Auge voll Intelligenz, ihr ausdrucksvolles Gesicht und wohlklingendes Organ und die seltene Anmuth, die sich in den einfachen Bewegungen ihres Oberkörpers und Armes kundgegeben hatte, als sie sich zu ihm umgewandt und ihm den Weg gezeigt hatte, erfüllten ihn mit einem tiefen Interesse. Ihr Gang, wie sie so davonschritt, hatte etwas so leicht Schwebendes, Graziöses, und war doch voll ungekünsteltem Anstand und einer gewissen Entschiedenheit, die ihn fesselten.

„Es ist Julie," sprach er vor sich hin; „die ganze Schilderung Henne's paßt auf sie. Und siehe da! sie blickt sich noch einmal nach mir um! Vielleicht sprach auch aus meinen Zügen etwas zu ihr, was sie anheimelt. Armes Kind, wenn Du wüßtest, wer der Fremde ist, dem Du den Weg gezeigt hast, Du würdest ihm vielleicht an den Hals geflogen seyn. Doch nein! das wäre wohl gegen die Sitte! — Aber die beiden Kinder? sollten das nicht Heniettens Kinder seyn? . . . ." Und diese Vermuthung fiel wie ein Mißton in seine Seele, und fast unmuthig schlug er raschen Schrittes den Weg nach dem Schlosse ein.

Ein Schweizer empfing Robert unter dem Portal und zog auf den erhaltenen Bescheid, zu wem er wolle, eine Glocke. Ein Lakai erschien dann, um den Fremden in ein Vorzimmer zu führen, wo er harren sollte, ob der Kommerzienrath ihn zu empfangen geruhe oder nicht. Die Vorhalle, die Treppe, der Flur, die Livreen, das Vorzimmer — Alles athmete einen Luxus, der Robert ungewöhnt war. Aber diese Pracht blendete ihn nicht, sondern das Staunen darüber ward in seiner Seele verdrängt durch den eisigen Gedanken: 'fremde Glückspilze ruhen hier auf dem weichen Pfühle Deines Erbes!' Und wiederum zogen ihm die Verse aus Hauff's Liede durch den Sinn, und er flüsterte vor sich hin:

„Wo ich als Herr sonst eingeritten
Und meinen hohen Gruß entbot,
Da klopf' ich schüchtern an die Hüttten
Und bettle um ein Stückchen Brod . . . .

„. . . . Ihr warft mich aus den eig'nen Thoren,
Doch einmal klopf' ich wieder an;
D'rum Muth! noch ist nicht all' verloren,
Ich hab' ein Schwert und bin ein Mann.

„Ich wanke nicht; ich will es tragen;
Und ob mein Herz darüber bricht,
So sollen meine Feinde sagen:
Er war ein Mann und wankte nicht!"

„Ja, ich will es tragen!" murmelte er; „der Würfel liegt, ich will nicht mehr zurück."

Ein Kammerdiener in schwarzem Frack und weißer Halsbinde trat ein und musterte zuversichtlich-frech und neugierig Robert, der ihn aber mit einem raschen, blitzenden Blicke in gewisse Schranken zurück verwies.

„Ich habe dem gnädigen Herrn Ihre Karte überbracht, mein Herr," hub der Kammerdiener an; „allein Seine Gnaden können sich nicht erinnern, diesen Namen jemals gehört zu haben, und da Seiner Gnaden Zeit sehr kostbar ist und sie niemand empfangen, dessen Anliegen sie nicht kennen, so möchte ich dem Herrn einen Wink geben, wofern ...."

— „Ich werde Ihnen dafür sehr dankbar seyn, Herr Kammerdiener," entgegnete Robert. „Uebrigens verstehen wir uns bereits, wie Sie sehen. Sie pflegen niemand zu dem Herrn Kommerzienrath zu lassen, dessen Anliegen Sie nicht kennen, Herr Kammerdiener, nicht wahr? Wohlan denn, so erfahren Sie, daß ich ein Amerikaner bin, welcher dem Herrn Kommerzienrath .... einen Vorschlag machen möchte!"

„Ah! wohl ein Projekt zu irgend einer Unternehmung?...."

— „Bitte, lassen Sie mich ausreden, Herr Kammerdiener! Ich bin hier fremd, und meine Zeit ist ebenfalls kostbar; es liegt mir daher daran, daß ich den gnädigen Herrn heute Mittag noch spreche. Vielleicht können Sie mir die Gefälligkeit erweisen und dieß ermöglichen, und da ich gegen gefällige Freunde stets erkenntlich bin, so — gesetztenfalls, Ihre Gefälligkeit wäre mir einen halben Napoleon werth, Herr Kammerdiener, getrauen Sie sich, mir eine Audienz zu verschaffen?"

„Der Herr ist sehr liebenswürdig," schmunzelte der Diener, „jenun, wir wollen sehen!" und er bog die Hand.

— „Gemach, mein Freund! ordnen wir die Sache geschäftsmäßig!" sagte Robert und zog seine Hand mit dem Goldstück zurück. „Noch eine Frage: hat der Kommerzienrath die Hofmeistersstelle schon besetzt?"

„Die — Hofmeistersstelle? .... Und der Herr will sich ...."

— „Darum bewerben, ja das will ich, Herr Kammerdiener!" fuhr Robert fort. „Sie wissen nun mein Anliegen, und wenn es nicht gegen Ihr Interesse ist, meine Bewerbung zu unterstützen, und wenn Sie zu mir als künftigem Hausgenossen einiges Vertrauen haben können, so wird der halbe Napoleon noch einige ganze Kameraden haben — verstehen Sie mich?"

„Oh, vollkommen! der Herr weiß sich ungemein deutlich und praktisch auszudrücken. Ich hoffe, Sie sogleich vorgelassen zu sehen!" rief der Kammerdiener schmunzelnd und rannte davon.

„Schuft!" zischte Robert hinterher; „aber wie kann es anders seyn! Wie der Herr, so der Diener!"

Eine Minute später stand der Kammerdiener mit dem gemeldeten Fremden vor dem Salon des Herrn v. Moritz, empfing einen Dukaten und öffnete nun Robert die Thüre weit. Dieser sah sich in einem sehr eleganten Gemach, dessen beide Fenster von schweren Seidenvorhängen etwas verdüstert waren, und mußte sein Auge erst etwas an diese Beleuchtung gewöhnen, ehe er vor dem geheizten französischen Kamin einen Herrn tief in einer Chaise longue liegend erblickte, der über eine Zeitung hinweg ihn scharf anblickte.

„Nur näher!" sagte er mit greller, schnarrender Stimme zu dem sich verbeugenden Robert.

Dieser sah einen Mann von etwa achtundvierzig Jahren vor sich, der auch ohne das Vorurtheil, welches ihm Robert entgegentrug, keinen angenehmen Eindruck auf ihn gemacht haben würde. Der Kopf des Herrn v. Moritz war groß, rund, derb geformt. Eine aschblonde Perrücke konnte die breite, niedrige Stirn nicht verbergen, unter der ein paar dunkelgrauer, harter, rollender Augen lagen. Die vortretenden Backenknochen, das volle breite Kinn, der Mund mit dicken, aufgeworfenen Lippen hatte etwas Sinnliches, Trotziges, Egoistisches. Die Nase ragte keck und zuversichtlich in die Welt hinein. Das glattrasirte Gesicht bemühte sich offenbar, vornehm und gleichmüthig zu erscheinen, machte aber den Eindruck des Suffisanten, Dünkelhaften. Es kostete Robert gewaltige Mühe, auf seinem Gesicht nicht zu zeigen, was in ihm vorging, und eine Haltung voll Bescheidenheit und Gleichmuth zu bewahren; doch gewann er es nicht über sich, zuerst das Wort zu ergreifen.

„Nun?" fragte der Gnädige endlich ungeduldig und richtete sich in seinem Lotterstuhle halb auf. „Was führt Sie zu mir?"

— „Verzeihung, ich wähnte, mein Anliegen seye Ihnen gemeldet worden, Herr Kommerzienrath," entgegnete Wetz jetzt mit eiserner Ruhe. „Ich habe gestern in der benachbarten Stadt erfahren, daß in Ihrem Hause die Stelle eines Erziehers offen ist, und ich erlaubte mir daher, mich um dieselbe zu bewerben."

„Sind Sie Pädagog? Waren Sie schon Hofmeister?"

— „Nein, mein Herr, aber ich habe in meiner Jugend eine gute Bildung genossen und noch nicht ganz wieder vergessen, und überdieß hat mich das Leben vieles gelehrt, was man auf Schulen und Universitäten nicht lernen kann — ich war zwanzig Jahre in Nordamerika."

„In welcher Eigenschaft?"

— „Ich habe mich in den verschiedensten Fächern versucht, vom Kellner, Schulmeister und Schildmaler bis zum Ingenieur, Arzt und Bankier. Ich war bettelarm und wohlhabend, und habe im Elend den Humor und im Glücke die Demuth nicht verloren."

„Ah, und des Humors bedürfen Sie wohl wiederum, wie mich dünkt?" fragte der Kommerzienrath. „Sie haben wohl keine Goldmine mitgebracht, wie?"

— „Nein, aber ein bescheidenes Vermögen, das ich mir auf rechtschaffene Weise und durch Arbeit erworben habe," erwiderte Robert mit Würde.

„Wie alt sind Sie?"

— „Zweiundvierzig Jahre, Herr Kommerzienrath!"

„Und was bewog Sie, nach Amerika zu gehen? was für ein Gewerbe hatten Sie ursprünglich?"

— „Ich war Kaufmann — eine verlassene Waise und arm. Niemand kümmerte sich um mich. Das Alleinstehen und der Mangel einer Heimath trieben mich aus Deutschland fort, und treiben mich nun wieder aus Amerika nach Deutschland. Ich sehnte mich, meine Heimath wieder zu sehen, denn man reißt dieses Gefühl nie ganz mit Stumpf und Stiel aus der Seele."

„Warum aber Hofmeister werden wollen, wann Sie Kaufmann und nicht ohne Vermögen sind? wann Sie sich jeden Augenblick hier selbstständig niederlassen können?"

— „Weil meine Mittel nicht so groß sind, daß ich viel riskiren kann, und weil ich ein allzu gewitzigtes Kind bin, um nach dem ersten besten Köder zu schnappen," entgegnete Robert mit einer eisernen Gelassenheit. „Als ich nach Amerika kam, hatt' ich ebenfalls ein kleines Vermögen; aber ich ging zu einem Bierbrauer in Pennsylvanien als Marqueur, um Land und Leute besser kennen zu lernen, und mir das gewöhnliche Lehrgeld der Deutschen zu ersparen. Jetzt ist Deutschland schier eine Fremde für mich; ich suche

eine Beschäftigung, die mich nährt und mir ebenfalls erlaubt, ohne Lehrgeld Land und Leute zu studiren."

„Ein sehr ehrliches Geständniß!" spöttelte der Kommerzienrath.

— „Mag seyn, gnädiger Herr, aber es ist wenigstens Ihnen gegenüber und in meiner Lage ein zweckmäßiges — in Ermangelung von Ausweisen und Zeugnissen muß ich mein Wesen für mich reden lassen," sagte Robert. „Auch kitzelt mich die Lust, einmal in diesem Fache zu debütiren, das ich noch nie versucht habe. Ich spreche und schreibe Französisch, Englisch und Spanisch und verstehe mancherlei, und was ich nicht weiß, das steht ja in Büchern. Und obendrein soll ja der junge Herr Wegener, bei dem ich als Erzieher angestellt werden möchte, vermuthlich nicht zum Universitäts-Professor erzogen werden."

„Das eben nicht! Mein Stiefsohn Richard ist der Erbe eines bedeutenden Vermögens; bei seiner Volljährigkeit wird ihm das Rittergut Hagenreut zufallen, und es ist unser Wunsch, daß er alsdann sich adeln lasse, und mit der beträchtlichen Revenue, die er noch außerdem genießt, das gemächliche und behagliche Leben eines Landedelmannes führe, für welches er vermöge der ihm angeborenen Indolenz zu ernsteren Beschäftigungen, vermöge seiner — sehr bescheidenen Fähigkeiten und seiner ganzen seitherigen Erziehung am besten geeignet ist. Es fragt sich daher, ob Sie — ohne Ihren Qualifikationen zu nahe zu treten — Lust und Beruf fühlen dürften, der Mentor eines solchen Jünglings zu werden!"

— „In der That, Herr v. Moritz, Sie machen mir den Entschluß noch weit leichter!" sagte Robert mit heiterem Lachen. „Was Sie mir hier sagten, ist ja weit geeigneter, mich für die Sache zu interessiren, als mir mein Vorhaben zu entleiden! Hätte es gegolten, aus dem jungen Herrn einen Gelehrten zu machen, einen Bücherwurm, eine leibhaftige wandelnde Encyclopädie, so hätten Sie mich abgeschreckt. Allein einem jungen Manne die paar kleinen Künste des Cavalierlebens beizubringen, ihn zu lehren, wie er mit Kühnheit reitet, mit Grazie tanzt, mit Laune trinkt, mit Gleichgültigkeit im Spiel verliert, ein guter Schütze und Fechter für die Mensur, ein Don Juan für das Boudoir wird, — meiner Treu! das ist ja der amusanteste Lehrerberuf, wobei man lehrend lernt und genießt, und die schönste Gelegenheit hat, auf den hohen Schulen des guten Geschmacks, in Paris und London und Wien und Berlin, seine Jugend um ein paar schöne Jahre zu verlängern! Die große Tour machen auf fremde Kosten, meinen Mündel nur vor falschen Spielern und Abenteurern aller Art zu schützen und ihm bei galanten Abenteuern den Rücken zu decken oder einen gefährlichen Gegner vom Leibe zu halten, ein paar Jahre lang ein Schlaraffenleben zu führen und dann als Gutsverwalter oder Rentmeister angestellt zu werden — gnädiger Herr, das ist eine Perspektive, die für mich etwas unsäglich Verlockendes hat, und wenn ich mir schmeicheln dürfte, Ihrer Wahl zu entsprechen, so sollten Sie in allen Stücken auf meine Ergebenheit und dankbarste Dienstfertigkeit zählen können! Ja, wenn mein Zögling nur halbwegs gelehrig ist, so sollten Sie Wunder von ihm erfahren!"

Herr Moritz blickte den Sprecher halb erschrocken, halb mißtrauisch an; er staunte, daß dieser landfremde Mensch ihm gleichsam in der Seele gelesen haben sollte. Er fühlte ein gewisses Grauen vor ihm, und doch konnte er den Eindruck nicht abweisen, welchen die geistig-bedeutende Persönlichkeit des Fremden auf ihn gemacht hatte. — „Sie sind sanguinischer, als Sie nach Ihrer gemessenen Weise zu seyn schienen," sagte er endlich.

— „Allerdings, Herr v. Moritz, ich kann mit Goethe sagen:

'Ich bin zu alt, um nur zu spielen,
Zu jung, um ohne Wunsch zu seyn.'"

„Ich wollte damit sagen, daß Sie Ihre Aufgabe zu leicht nehmen," versetzte der Kommerzienrath. „Ihr präsumtiver Zögling ist ein eigensinniger Tollkopf, der jedes Zügels sich entschlagen möchte, und doch noch nicht allein gelassen werden darf. Sie haben ohne Zweifel schon erfahren, daß er schon fünf tüchtige junge Männer theils durch Trotz, theils durch Kabale aus dem Hause getrieben hat!"

— „Mag seyn, Herr v. Moritz! ich wage es mit ihm. Bei der Erziehung und beim Zureiten von Pferden muß man individualisiren; der junge Herr soll meine Ueberlegenheit ahnen, und ich will sie ihm doch nicht fühlbar werden lassen. Ich werde ihn glauben machen, daß er wolle, während er doch nur nach meiner Pfeife tanzen soll. Mich dünkt, ich verstehe auch ein Bischen von Dem, was ihn freut: von Pferden, Hunden, Jagd und anderen noblen Passionen!"

„Sie verstehen allerdings ziemlich viel, wie es scheint," sagte der Kommerzienrath, schon halb gewonnen, „und ich würde Ihnen auch mit einigem Vertrauen entgegenkommen, falls ich — falls ich nur wüßte, daß ich Ihnen trauen darf!"

— „Und warum dürfen Sie dieß nicht?" fragte Wetz. „Herr v. Moritz ist allzu sehr Welt- und Geschäftsmann, um nicht einzusehen, daß der gegenseitige Vortheil eines der mächtigsten Bindemittel im Menschenverkehr ist. Sie haben gehört, was für Vortheile für jetzt und später ich mir von der Stelle verspreche, die ich ambire: Sie haben mich also in Ihrer Hand. Der Zweck, eine lebenswierige Versorgung zu erlangen, wird mich zum gehorsamen Werkzeug Ihrer Wünsche machen, und zur Darlegung meiner Befähigung erbiete ich mich zu einer ehrlichen Probezeit, vor deren Ablauf wir noch über keinerlei Bedingungen übereinkommen wollen. Mich dünkt, ich lasse mich in Allem raisonnabel finden."

Herr v. Moritz ärgerte sich im Stillen darüber, daß der Fremde auf Alles eine Antwort hatte, die wenig Einwendungen zuließ; es verdroß ihn, daß Wetz mit ihm sozusagen auf gleichem Niveau verkehrte, und doch fühlte er die Vergeblichkeit eines Widerstandes gegen diesen Menschen, der es ihm einmal angethan zu haben schien. „Ich bin Ihnen nicht abgeneigt," sagte er endlich barsch, „aber ich mißtraue allen Menschen . . . ."

— „Als Menschenkenner," fiel ihm Wetz in's Wort; „Sie wären nicht geworden, was Sie sind, ohne diesen Grundsatz. Wohlan denn, Herr v. Moritz, so mißtrauen Sie mir von vorneherein und aus Prinzip, aber gönnen Sie mir eine ehrliche Probe und die Gelegenheit, Ihr Mißtrauen in Vertrauen zu verwandeln."

„Die Wahl eines Hofmeisters hängt auch nicht von mir allein ab," fuhr der Kommerzienrath ausweichend fort; „als Stief- und Pflegevater Richard's will und muß ich sogar dabei unbetheiligt erscheinen, denn meine Frau hängt mit einer allzu großen Liebe an dem Jungen und verwöhnt ihn immer mehr. Wenn Sie aber meiner Frau gefallen, so willige ich auch ein."

— „Ich danke Ihnen, Herr Kommerzienrath!" rief Robert lebhaft; „diese Bedingung ist mir hoch willkommen, und wenn Sie mir erlauben wollen, mich bei Madame vorzustellen und zu bewerben, so werde ich sogleich . . . ."

„Halt, mein Herr!" rief Moritz lebhaft. „Der Henker weiß, wie Sie es anfangen, um Ihre Unternehmungen durchzusetzen. Wenn Sie in Allem so glücklich sind, so bringen Sie es noch weit. Aber da Sie denn nun einmal entschlossen sind, Ihr Heil auch bei meiner Frau zu versuchen, so ziehe ich es vor, Sie selber zu ihr zu führen und mich zu überzeugen, wie Sie es anfangen, um auch

die Frauen für sich zu gewinnen. Kommen Sie denn zu ihr!" Damit stand er auf, und nun zum ersten Mal sah Robert den Mann in seiner ganzen Länge vor sich und konnte ihm frei und forschend in's Gesicht sehen. Herr v. Moritz war troß einzelner Mängel ein schöner, stattlicher Mann, von jenem massigen, untersetzten Bau, welcher gewissen Frauen so sehr imponirt. Seine frische, blühende Gesichtsfarbe, sein leichter Embonpoint, seine blonde Perrücke ließen ihn auf den ersten Anblick noch ziemlich gute Figur machen. Aber bei näherer Betrachtung fand man in seinen Zügen etwas Strenges, in seinen Augen eine lauernde Kälte, um seinen Mund einen Zug von Selbstsucht und Härte neben Sinnlichkeit und Willenskraft. Ruhig und festen Blickes betrachteten sich die beiden Männer eine Weile, dann wandte Herr v. Moritz zuerst den Blick ab, winkte dem Gaste, ihm zu folgen, und schritt voran durch eine Reihe gleich kostbar möblirter Zimmer.

3. Gewonnen Spiel!

Es war eine Art Boudoir, in welches Herr v. Moritz seinen Gast führte. Die Fenster bestanden aus buntem Glase und waren mit Gardinen verhangen, so daß eine förmliche Dämmerung hier herrschte. In einer Ecke stand eine Lampe hinter einem Lichtschirm auf einem Gueridon, und daneben saß ein Mädchen von etwa 22 Jahren und las aus einem Buche vor, während eine blasse, kränkelnde Frau in einer kostbaren, reichen Toilette in einem Fauteuil lag, einen Schirm von grünem Taffet über den Augen, und aufmerksam zuhörte.

„Wer kommt?" fragte die Kranke mit einer Stimme, deren Klang Robert in allen Nerven durchbebte.

— „Ich, meine Liebe," entgegnete Herr v. Moritz; „ich bringe Dir einen jungen Mann, der sich um die Stelle eines Erziehers für Richard bewirbt. Wird es Dir angenehm seyn, ihn zu empfangen?"

„Ja, mein Lieber," erwiderte Frau v. Moritz in jenem leisen, klagenden Tone, welcher Blinden so leicht zur Gewohnheit zu werden scheint. „Du hast ihn ja schon mitgebracht, wie ich s e h e," sagte sie mit Betonung dieses Wortes, denn alle Blinden sprechen, als ob ihnen dieser Sinn nicht fehlte. „Lassen Sie uns ein wenig allein, Ida," sagte sie mit einer Handbewegung gegen die Vorleserin. „Und Sie, mein Herr, nehmen Sie Platz — hier, recht nahe bei mir, denn ich habe, wie Sie sehen, das Unglück, blind zu seyn, und muß mit den Händen sehen!"

„Ich beklage Sie, Madame! Blindheit ist Tod für die Welt, ein Grab mitten im Leben, aber eine Auferstehung für den innern Menschen," sagte Robert dumpf.

Frau v. Moritz schrack zusammen. „Wer sind Sie, mein Herr?" fragte sie lebhaft. „Ihre Stimme klingt mir so bekannt!"

„Ein Zufall vielleicht, gnädige Frau, denn ich habe heute zum ersten Male die Ehre, Frau v. Moritz zu sehen!" sagte Robert. „Mein Name ist Robert Wetz, — ein Deutscher von Geburt, aus Bayern, aber seit zwanzig Jahren in Amerika."

„In Amerika?" fragte sie leicht erbebend. „Und was führt Sie wieder nach Deutschland?"

„Das Heimweh, Madame, und die Sehnsucht, nach einem unsteten, an Strapazen und Nöthen reichen Leben einen ruhigen Lebensabend unter civilisirten Menschen zu genießen."

„Ah? und Sie haben noch Familie? . . . ."

„Nein, ich bin verschollen und vergessen — eine völlige Waise, ein Stiefkind der Glücksgöttin."

Herrn v. Moritz schien die Unterhaltung eine allzu sententiöse und empfindsame Wendung zu nehmen. „Herr Wetz beruft sich mehr auf seine Welt- und Menschenkenntniß, als auf seine wissenschaftliche Ausbildung, um seine Befähigung zu dieser Stelle darzuthun," hub er an, „und wenn wir berücksichtigen, daß er vermöge derselben und seines gereiften Alters allerdings mehr geeignet ist, einen lebhaften Jüngling zu berathen und vor Verirrungen zu bewahren, als die jungen Gelehrten, die wir nur auf Grund ihrer Universitäts-Zeugnisse annahmen, so dürfte die Freiheit, die ich mir nahm, Herrn Wetz Dir, meine Liebe, vorzustellen und es Deinem Urtheil zu überlassen, ob Du meinen Ansichten beipflichten willst, zu rechtfertigen seyn!" Er sagte dieß mit einer Gefügigkeit und Unterwürfigkeit gegen seine Frau, die etwas Unnatürliches, Berechnendes hatte, und bei Robert Wetz den ungünstigen Eindruck noch verstärkte, den der Kommerzienrath zuvor schon auf ihn gemacht hatte.

„Wie freundlich von Dir, mein Lieber!" entgegnete Frau von Moritz geziert. „Ich sehe, daß Deine Ansichten sehr richtige sind und bin Dir sehr dafür verbunden. Würdest Du nicht die Gefälligkeit haben, Richard herbeizuholen, damit sich Hofmeister und Zögling einstweilen sehen und kennen lernen, ehe sie ein Verhältniß eingehen, das doch jedenfalls von sehr ernstem Charakter ist?"

— „Ich werde sogleich nach ihm schicken, meine Liebe . . . ."

„O nicht doch, mein Theurer! ich möchte recht innig bitten, daß Du selber ihn aufsuchst, damit er nicht durch Unberufene darauf vorbereitet werde!"

Moritz biß sich auf die Lippen und runzelte die Stirne. Er merkte wohl, daß seine Frau mit dem Fremden allein seyn wollte, und warf diesem einen forschenden, mißtrauischen Blick zu, den dieser unbefangen und fragend beantwortete. „Sehr wohl, meine Theure, ich gehe sogleich!" versetzte der Kommerzienrath und ging.

Robert Wetz blickte ihm düster nach und dann noch düsterer auf die Blinde. 'Sie lieben sich nicht, trotz ihrer scheinbaren Zärtlichkeit,' dachte er; 'sie hassen, sie verachten sich gegenseitig, und Keines traut dem Andern.' Dann blickte er erwartungsvoll die Blinde an, die eine gewisse unschlüssige Unruhe zeigte.

„Sie haben wohl ohne Zweifel viel mit Deutschen zusammen gelebt während Ihres Aufenthalts in Amerika?" fragte sie endlich zögernd.

— „Nicht so fast, Madame," erwiderte er. „Man geht drüben am besten allein seinen Weg, denn man findet nicht immer diejenigen Landsleute, zu denen man sich gerne hingezogen fühlt."

„Sehr möglich; man sagt, daß die Auswanderung nach Amerika eigentlich erst seit einem Jahrzehnt unter gebildeten Deutschen um sich greife. Aber gerade deßhalb schließen sich vielleicht die gebildeten Einwanderer um so enger an einander an, und bei dem beweglichen Charakter der dortigen Bevölkerung . . . ."

— „Begegnet man sich eher drüben, als es hier in Deutschland der Fall seyn würde — allerdings, Madame!" ergänzte Wetz die Stockende. „Sie haben wohl ohne Zweifel Bekannte drüben in Amerika, nach denen Sie mich fragen wollten?"

„Allerdings," entgegnete die Kommerzienräthin, schlug rasch den grünen Augenschirm zurück und starrte mit den glanzlosen Augen in das Gesicht Robert's, dessen Arm sie ergriffen hatte. Er fühlte, wie ihr Athem um seine Wangen spielte; er blickte ihr in das blasse Angesicht, aus welchem ihm die alten bekannten Züge entgegentraten, jedoch verändert durch die Gesammtwirkung der Zeit, der Leidenschaften, der inneren und äußeren Erlebnisse. Es war ein Glück, daß die Kommerzienräthin blind war, denn er vermochte ein leises Grauen, eine eigenthümliche Aufregung nicht zu unterdrücken, gemischt aus Haß und Wehmuth, aus altem Groll und unabweisbarem Mitgefühl für die Erblindete, welche in diesem

Augenblicke durch seine Seele zog. — „Ach, es ist und bleibt trübe vor meinem einzigen Auge," jammerte Frau v. Moritz; „wie nahe ich Ihnen auch mein Auge bringe, ich gewinne doch kein Bild von Ihnen, sondern nur einen dunklen, grauen, nebelhaften Umriß von Ihrem Kopfe; ich kann keinen einzigen Zug Ihres Gesichts unterscheiden. Und doch möcht' ich Sie so gerne sehen, denn ich weiß nicht, was für einen Eindruck Ihre Stimme auf mich macht. Sie klingt mir so bekannt, und doch weiß ich beinahe gewiß, daß ich diese Stimme noch nie gehört habe. Aber eine andere, ähnliche lebt noch in meiner Erinnerung, eine weichere, jüngere, klare Stimme, — ein ferner süßer Ton aus meiner Jugendzeit.... Wir Armen, denen das Augenlicht fehlt, müssen mit den Händen sehen!" fuhr sie dann bittend fort; „erlauben Sie mir daher — ich flehe darum — erlauben Sie mir, daß ich Ihr Gesicht in meine Hände nehme und Ihre Züge betaste!"

— „Ganz wie Sie wollen, gnädige Frau," sagte Wetz; allein als sie ihn mit ihrer hagern, kaltfeuchten Hand berührte, da zuckte er doch unwillkürlich zusammen, und es war ihm, als ob ihn eine Schlange berühre. Die Blinde aber bemerkte es nicht: sie betastete seine Stirne seinen Mund, seine Nase, seine Augenbrauen, das Oval seines Kopfes, und schien doch kein deutliches Bild von ihm gewinnen zu können, denn sie zog mit einem tiefen Seufzer ihre Hände zurück.

— „Ich beklage Sie, gnädige Frau! Sie sind so hülflos inmitten von Reichthum und Glanz, die Ihnen nur so wenig bieten können!" sagte Wetz mit tiefer, ernster Stimme. „Wie glücklich würden Sie seyn, wenn Ihnen jener geistigste aller Sinnen nicht fehlte!"

„Oh, reden Sie nicht von Glück!" erwiderte sie zusammenbebend. „Der äußere Glanz macht ja die innere Armuth nur um so auffallender! — Aber kommen wir auf den Gegenstand unserer frühern Unterredung zurück: ich wollte Sie allerdings nach einigen Deutschen in Amerika fragen, die mir bekannt sind — oder vielmehr waren! Haben Sie keinen Herrn Hölk kennen gelernt — Othmar Hölk — der sich eine Zeit lang in St. Louis aufgehalten und ein deutsches Blatt daselbst herausgegeben hat?"

— „Hölk? O ja, der Name dünkt mich bekannt — hieß der Mann nicht so, der vor etwa zwölf Jahren den 'Demokraten des Westens' herausgab?"

„Ganz recht," fiel Frau v. Moritz lebhaft ein; „das war der Name seiner Zeitung. Sie kannten ihn also?"

— „Nicht näher — nur vom Sehen. Er gehörte einer — Partei an, unter welcher ich mir meine Freunde nicht suchte," erwiderte Wetz ausweichend.

„Und wo ist er? Er ist nicht mehr in St. Louis!"

— „Nein, Madame, ich wohnte gerade dort, als seine Zeitung einging und jener Hölk seinen Gläubigern und der Justiz entwischte und nach Californien ging. Es war gegen Ende des Jahres 1848 und man sammelte damals unter den Deutschen für seine, schnöder Weise in gänzlicher Hülflosigkeit zurückgelassene Familie...."

„Die Sie wohl ebenfalls kannten?" fiel sie ihm in's Wort.

— „Nein, Madame; ich hatte nicht die Ehre!"

„Und man weiß seither nichts mehr von Hölk?"

— „Ich wenigstens nicht, Madame. Er war unter den Ersten, welche damals nach dem neuen Goldlande zogen, dessen gährende und ungeordnete Zustände Tausende von Menschenleben in ihrer Brandung verschlungen haben. Kannten Sie jenen Herrn Hölk?"

„Ja — nein — d. h. nur oberflächlich und vor vielen Jahren! Meine Eltern waren mit seiner Familie bekannt, und ich hörte je zuweilen von seinen Schicksalen. Aber da Sie um jene Zeit in St. Louis waren, so haben Sie vielleicht auch einen andern Deutschen dort gekannt — einen Herrn Wegener, Reinhold Wegener?"

— „Wegener — Reinhold Wegener? — der Name ist mir allerdings nicht ganz fremd," erwiderte Wetz und hatte Mühe, seine Bewegung zu beherrschen. „Aber Wagner, Wegner sind ja so gewöhnliche Namen, man kann sich leicht irren. Vielleicht wenn Sie mir sein Gewerbe nennen oder sein Aeußeres bezeichnen können oder irgend eine andere Notiz geben...."

„Er war damals ungefähr 32 Jahre alt, Kaufmann, ein großer, hübscher Mann von guten Manieren und betrieb einen Store oder irgend etwas Derartiges in Pelzen."

— „Ah, Der? Wegener in Beaver-Street? Ach ja, den habe ich gekannt."

„Wirklich? ja, in Beaver-Street, wenn ich nicht irre. Und Sie haben ihn gekannt? — Ha!" Sie hatte mit ihrem feinern Ohre gehört, daß hastige Schritte sich dem Zimmer näherten. Schnell lehnte sie sich in ihren Stuhl zurück, klappte ihren Augenschirm wieder herab, nahm eine gleichgültige Haltung an und winkte dem Fremden, sich wieder niederzusetzen. Kaum saß dieser, so kam der Kommerzienrath wieder herein und meldete, daß Richard nicht im Schlosse zu finden gewesen und vermuthlich auf die Jagd geritten seye.

„Das bedaure ich sehr, mein Lieber," erwiderte die Blinde mit ihrer süßlich wehmüthigen Weise. „Ich habe mich überzeugt, daß Herr Wetz allen meinen Ansprüchen entspricht, und würde Dir sehr verbunden seyn, wenn Du ihn für unsern Sohn gewinnen wolltest, — nöthigenfalls auch ohne daß wir Richard darüber gehört haben! Herr Wetz scheint ganz der Mann zu seyn, der den lebhaften Jungen innerhalb gewisser Grenzen hält."

Herr v. Moritz maß Wetz mit forschenden Augen, als wollte er fragen: wie ist das zugegangen? Dieser deutete auf die Kommerzienräthin und zuckte mit den Achseln, um zu bezeichnen, daß er sich diesen hastigen Entschluß selbst nicht zu erklären wisse. „Ganz wie Du wünschest, meine Liebe," sagte er dann; „allein Herr Wetz äußerte sich vorhin, daß er einstweilen nur auf eine Probezeit reflektire...."

„Sagten Sie das wirklich, Herr Wetz! ist dieß Ihr Ernst?" fragte die Kommerzienräthin.

— „Ja, Madame, ich bleibe dabei," versetzte Wetz. „Es wird für beide Theile zweckmäßiger seyn, sich erst näher kennen zu lernen, ehe sie über einen längern Vertrag übereinkommen. Und zudem, Madame," setzte er hinzu, „kenne ich ja noch nicht den Umfang Dessen, was man von mir erwartet, und bin allzu lange selbstständig gewesen, um im Voraus zu wissen, ob ich für eine auch noch so bedingte Dienstbarkeit tauge."

„Jenun, was dieß anbelangt, so werden wir gewiß Allem aufbieten, um Ihnen eine sehr angenehme Existenz zu bieten," sagte die Blinde und streckte ihm die Hand entgegen; „Sie bleiben also einstweilen?"

— „Auf ehrliche Probe, ja, Madame!" gab Wetz zur Antwort und ergriff die Hand, welche die seinige leise drückte. Der Kommerzienrath winkte ihm lebhaft hinweg, und Wetz verabschiedete sich von der Frau vom Hause, unter dem Vorgeben, die Bedingungen mit Herrn v. Moritz besprechen zu wollen. Er mußte ihr versprechen, zu Tische zu bleiben und wo möglich noch heute seine Effekten herbeizuholen.

„Was hat sie mit Ihnen gesprochen? wie kam es, daß meine Frau, die sonst so mißtrauisch ist, so Knall und Fall für Sie eingenommen ward?" fragte Herr v. Moritz gespannt, als er mit Wetz wieder in seinem Zimmer war.

— „Ich weiß es mir selbst nicht genügend zu erklären," versetzte Wetz; „übrigens sollen Sie Alles wahrheitsgetreu erfahren, was zwischen der gnädigen Frau und mir vorgefallen ist!" Und nun erzählte er ihm haarklein Alles.

„Und Sie kannten jenen Reinhold Wegener wirklich?" fragte der Kommerzienrath etwas betreten und mit steigendem Interesse für Wetz.

— „Ja, ich kannte ihn — d. h. so weit man sich in einer Stadt kennen lernt, wo man sich höchstens nur in der Kirche oder in einer Wahlversammlung sieht. Ich habe nie ein Wort mit ihm gewechselt, obschon ich ihn täglich sah."

„Und Sie sind kein Agent, kein Beauftragter dieses Reinhold Wegener?" fragte Herr v. Moritz heftig und ergriff Herrn Wetz am Arm.

— „Nun vollends gar! wie sollte ich dazu kommen?" erwiderte Wetz kalt und unbefangen. „Ich soll der Agent eines Mannes seyn, den ich niemals gesprochen habe? welch ein Widerspruch! Ich versichere Sie, Herr Kommerzienrath, daß ich niemandes Agent bin und in meinen eigenen Schuhen hier stehe! Aber es scheint beinahe, als ob Sie jenen Herrn Wegener zu fürchten hätten, der meines Wissens in Amerika längst verschollen ist!" setzte er mit einem leicht ironischen Lächeln hinzu.

„Verschollen?" rief Herr v. Moritz begierig; „wissen Sie das gewiß?"

— „Jenun, gerüchtweise wenigstens, wenn auch nicht verbürgt! Als ich St. Louis verließ, ging das Gerücht, Mr. Wegener habe seinen Pelzstore verkauft und seye weggezogen, weil ein Mordanfall auf ihn gemacht worden seye. Und seither hat man nichts mehr von ihm gehört, wie ich später bei einem Besuch in St. Louis erfahren. Vielleicht daß er nach Kalifornien gezogen und dort zu Grunde gegangen, oder daß er auf irgend eine andere Weise umgekommen, — vielleicht auch daß der Mörder ihn gleichwohl ereilt hatte, denn solche Akte von unversöhnlicher Privatrache sind drüben keine Seltenheit."

„Und wer war der — wen hatte man im Verdacht des Mordanfalls?" fragte der Kommerzienrath immer gespannter.

— „Ich weiß es nicht mehr, meine Erinnerung an den Vorfall ist nur noch eine dunkle, weil mich die Sache nicht interessirte. Im Westen waren damals solche Auftritte nichts Seltenes; kaum eine Woche verging, ohne daß da oder dort Einer an einer Spitzkugel oder einem Bowiemesser starb," erwiderte Wetz gleichgültig.

„Und Sie wissen auch nicht, aus welcher Gegend Deutschlands und aus was für einer Familie jener Wegener stammte?" fragte Herr v. Moritz lauernd.

— „O ja, seit heute früh habe ich Muthmaßungen hierüber und seit einigen Minuten die Bestätigung derselben," entgegnete Wetz und heftete nun seinerseits einen stechenden Blick auf den Kommerzienrath. „Man fragte mich in dem Gasthause, wo ich gestern abgestiegen war, nach einem Reinhold Wegener, der vor vielen Jahren nach Amerika gegangen und der Sohn des reichen Fabrikbesitzers Wegener gewesen seye. Damals verneinte ich, etwas von demselben zu wissen; aber Ihnen gegenüber, der Sie ein Recht zu haben scheinen, nach diesem Menschen zu fragen, werde ich die Wahrheit nicht verschweigen. Ich glaube mich zu entsinnen, schon in St. Louis gehört zu haben, daß jener Wegener aus guter Familie seye; allein drüben legt man auf ein derartiges Vorgeben keinen Werth, denn dort will selbst der Schubkärrnerssohn mindestens von einem Regierungsrath abstammen."

Herr v. Moritz schien hiedurch befriedigt, oder gab sich wenigstens das Ansehen davon. „Schon gut," sagte er; „Sie sollen nachher Weiteres über die Beziehungen erfahren, welche zwischen mir und jenem davongelaufenen, liederlichen Menschen obwalten. Für jetzt müssen Sie mich für einen Augenblick entschuldigen: es ist die Zeit, wo meine Leute aus der Fabrik zum Rapport kommen!"

— „Wohlan, so werde ich gehen!" sagte Wetz; „haben Sie die Güte, mir zu sagen, bis wann ich wieder vorsprechen soll!"

„Nichts da! Sie sollen bleiben!" sagte Herr v. Moritz beinahe herrisch. „Belieben Sie sich an meinen Schreibtisch zu setzen und einstweilen die Bedingungen niederzuschreiben, unter denen Sie in unser Haus treten wollen! Sie sehen, daß wir uneigennützig gegen Sie handeln — Sie sollen selbst Ihre Bedingungen stellen." Damit verließ er das Zimmer.

Wetz aber setzte sich an den Schreibtisch, ohne ihm nachzublicken, ohne eine Miene zu verziehen, nahm ein Blatt Papier aus der Mappe, schrieb einige Zeilen, besann sich, schrieb wieder, strich das Geschriebene durch, sann und schrieb wieder, als wüßte er entweder, daß er von draußen beobachtet werde, oder als seye er der allerunbefangenste, argloseste Mensch.

Bald nachdem Herr v. Moritz wieder eingetreten war, kamen auch einige Leute von der Fabrik und dem Comptoir nach einander herein. Zuerst der alte Buchhalter und Procurist Stägemann, das 'Inventurstück' des Hauses, der schon unter Herrn Wegener gedient hatte; dann ein Maschinenmeister und ein alter Werkführer. Von diesen erschien nur der Buchhalter so unbefangen, als ob er zu einem alltäglichen Geschäft hier seye. Die Anderen dagegen waren betreten, schüchtern und linkisch, und wollten sich entschuldigen, daß sie nur so im Arbeitscostüm kämen; sie schienen Angst zu haben, die prächtigen Teppiche und Möbeln zu beschmutzen, und traten so sachte auf, als ob sie über Eier liefen. Mit jedem wisperte und flüsterte der Kommerzienrath leise in der Ecke erst, verhandelte dann laut und stellte ihnen Herrn Wetz vor, der einstweilen gleichgültig seine Cigarre rauchte und die Gemälde an den Wänden betrachtete oder aus dem Fenster blickte oder dem Feuer im französischen Kamin seine Aufmerksamkeit zuwandte, wie Einer, der sich langweilt und dieß aus Artigkeit nicht merken lassen will. Der alte Stägemann blieb während der ganzen Audienz anwesend, blätterte in seinen Papieren und wagte endlich auch einige alltägliche Höflichkeitsphrasen mit Wetz zu wechseln, welcher ihm artig aber etwas zurückhaltend antwortete.

„So, mein Herr, nun zu unserem Geschäft!" wandte sich Herr v. Moritz endlich zu Robert, als er die beiden Anderen entlassen hatte; „Sie bleiben noch ein wenig, Stägemann! — Sie haben mir Ihre Bedingungen formulirt, Herr Wetz?" Dieser bejahte und überreichte das Geschriebene. „Gut, sehr gut! Ihre Ansprüche sind bescheiden!" sagte Moritz; „ich nehme sie an und verpflichte mich, nach Ablauf der Probezeit eine Ihren Leistungen entsprechende Extravergütung hinzuzufügen. Hier, Stägemann, nehmen Sie dieses Blatt mit auf das Comptoir, lassen Sie mir den Vertrag sogleich zweimal kopiren und wieder zurücksenden, und," fügte er ganz leise hinzu, „fragen Sie genau um, ob keiner der alten Commis die Handschrift erkennt!"

— „Sehr wohl, gnädiger Herr!" versetzte der Alte mit bedeutsamem Blick und ging.

„Setzen wir uns, und verhandeln wir unsere Angelegenheit!" wandte sich Herr v. Moritz dann an Wetz. „Ich muß Ihnen mit einem großen Vertrauen entgegenkommen, um Sie gewissermaßen in Pflicht zu nehmen," fuhr er dann fort, — „mit einem Vertrauen, das ich seither noch niemand erwiesen habe. Ich will Ihnen vertrauen, gegen meine Gewohnheit, gegen eine Art innerer Abneigung, die mich vor Ihnen beinahe verwarnt, trotz einer Art

Grauen, das Sie mir einflößen mit Ihrem Wesen, das so rasch für Sie gewinnt. Um so größer wird dann Ihr Unrecht und mein Haß seyn, wann Sie mich verrathen!" setzte er mit verhaltener Leidenschaft hinzu und fixirte Wetz, der ihn verwundert und ernst anblickte. — „Zunächst schulde ich Ihnen noch die Antwort auf Ihre verkappte Frage wegen Reinhold Wegener. Ja er ist ein Sohn des Gründers dieses Hauses, war der einzige Sohn desselben, als er mit seinem Vater in Streit gerieth und nach Amerika entfloh. Ich habe ihn nicht gekannt, kenne seine Geschichte nur vom Hörensagen, und das Gerücht nannte ihn mir als einen liederlichen Jungen, der seines Vaters Kasse geplündert habe, um damit in die weite Welt zu entlaufen. Sein Vater allerdings hat diesem Gerüchte stets widersprochen; allein es ist Thatsache, daß er einige Jahre später ein Testament umstieß, welches er früher gemacht zur Zeit seiner zweiten Heirath und worin er jenen Reinhold zu seinem Nachfolger im Geschäft und zum Erben der Fabrik unter Mitbetheiligung seiner sämmtlichen übrigen Geschwister und der Stiefmutter eingesetzt hatte. Es ist Thatsache, daß Reinhold in jenem zweiten Testament mit einem Pflichttheil abgefunden und Geschäft und Fabrik auf Richard, den Sohn zweiter Ehe, übertragen wurden, der gegen seine Geschwister ähnliche Pflichten zu übernehmen hatte. Sie sehen also, daß es für uns ganz unerheblich ist, ob Reinhold Wegener noch lebt oder nicht. Dagegen ist meine Stellung gegenüber von Richard, meinem Stiefsohne, eine ganz andere. Als ich die verwittwete Kommerzienräthin Wegener heirathete, war durch die eingerissene schlechte Wirthschaft und Unordnung das Geschäft heruntergekommen; ich habe es mit Sorgen und Mühen und rastlosem Fleiß wieder emporgebracht. Daß es nun den doppelten Werth und Umfang hat, ist größtentheils mein Verdienst. Allein die eigenthümliche Fassung des Testaments, die unbedachte Bestimmung, daß Richard von seiner Volljährigkeit an es solle leiten und damit als Besitzer nach Wunsch und Willen schalten und walten dürfen — er, der gar keine Anlage, keine Lust zum Geschäftsleben hat, dessen ganze verfehlte Erziehung ihn nur zu einem vornehmen Müssiggänger macht — sagen Sie selbst, soll mich die beinahe sichere Chance, diese meine Schöpfung hiedurch entweder in Frage gestellt oder sicherem Untergang gewidmet zu sehen, soll mich diese Eventualität, die mir noch bei Lebzeiten vielleicht die Leitung meiner Schöpfung aus den Händen windet, nicht ärgerlich machen?"

— „Ich verkenne nicht, daß diese Aussichten sehr unbehagliche sind," sagte Robert beipflichtend; „ja sie sind vielleicht sogar präjudiziell für Ihren Vortheil. Herr Richard kann Sie mit einer Leibrente abfinden."

„Das wäre nicht das Schlimmste!" entgegnete Herr von Moritz lebhaft. „So lange meine Frau noch lebt, bin ich geborgen; meine beiden Töchter erben mit Richard zu gleichem Antheil, wie seine Halbschwestern aus der ersten Ehe seines Vaters. Aber ich habe einen Sohn, Herr Wetz, einen gewandten, tüchtigen Jungen, der mich in der Emporbringung dieses Geschäfts redlich unterstützt hat. Leider aber haben Richard und Albert einen Widerwillen gegen einander, der bei Richard zur wahren Idiosynkrasie gesteigert erscheint. Meinem Albert die Führung des Geschäfts zu erhalten, weil ich sie ihm mit vollster Sicherheit übertragen kann, weil er es besser zu conserviren weiß als Richard — das ist das Hauptziel meines Strebens, zu dessen Erreichung ich auf Ihre Mitwirkung zähle. Verstehen Sie mich?"

— „Nicht ganz, Herr Kommerzienrath!"

„Nun denn, Sie wollen mich vielleicht noch nicht verstehen — unsere Unterhaltung vor einer Stunde . . . ."

— „War eine unmaßgebliche, die zu nichts verbinden konnte, Herr v. Moritz!" fiel ihm Wetz lebhaft in's Wort. „Damals kannte ich die Verhältnisse noch nicht, urtheilte nur leichtfertig, obenhin. Allein ich bin kein Abenteurer, Herr v. Moritz, bin kein Schuft, der um des eigenen Vortheils willen sich zu jedem Streiche hergibt. Sie haben mir Ihr Vertrauen geschenkt, das mich ehrt, wie ich es ehre; und eben darum zeige ich mich Ihnen auch ganz ohne Maske und sage: ich bin ein Mann von Ehre und Gewissen und werde mich nie zum Werkzeuge eines — Frevels hergeben."

„Was nennen Sie Frevel?" fragte Moritz gereizt.

— „Frevel würde ich es nennen, wenn man einen jungen Mann in gänzlicher Unbekanntschaft mit denjenigen Pflichten, welche seiner künftig harren, erziehen wollte, wenn man ihn sogar von vorne herein zur Erfüllung derselben absichtlich untauglich machen oder erhalten würde, wenn man ihn liederlich machen und an ein elendes, müssiges, inhaltsloses Genußleben gewöhnen möchte! . . . ."

„Mein Herr, Sie erfrechen sich! . . . ."

— „Ruhig, Herr Kommerzienrath! ruhig! Noch ist kein Grund für Sie vorhanden, sich zu ereifern!" erwiderte Wetz gelassen und streng. „Ich habe nur meine Ansicht, nicht aber eine Anklage oder Imputation ausgesprochen. Ich erwidere blos Ihr Vertrauen."

„Nein, Sie täuschten es! . . . ."

— „Gelassen, Herr Kommerzienrath! reden wir ohne Leidenschaft, damit Sie nicht sich selbst mir gegenüber compromittiren," sagte Wetz mit unerschütterlicher Ruhe. „Einer von uns beiden muß sich ganz aussprechen, ehe wir zu einem Resultat kommen; und damit Sie, der Sie mehr auf's Spiel zu setzen wähnen, dieser Wagniß überhoben sind, so müssen Sie mich zu Ende hören. Sie müssen mich hören, weil ich unbefangen und unparteiisch bin, Sie aber einseitig und befangen sind. Sie sehen, ich habe meinen Theil Scharfblick für mich, obschon ich mir nichts darauf zu gute thue. Mein hartes Leben hat mich gelehrt, nie das Gewissen dem Vortheil zu opfern. Noch sind wir durch keinen Vertrag gebunden; aber wären wir's auch schon, so würde ich zurücktreten, sobald Sie von mir etwas verlangten, das . . . ."

„Zur Sache, mein Herr! zur Sache!"

— „Sie erstreben zu viel, darum werden Sie gar nichts erreichen. Lassen Sie sich genügen, daß Ihr Herr Sohn Fräulein Wegener heirathet, und gewöhnen Sie Herrn Richard dadurch an den Gedanken, daß Herr Albert ihm kein Fremder mehr seye . . . ."

„Mein Herr, Sie erkühnen sich schon wieder . . . ."

— „Auszusprechen was Sie und Ihr Sohn für ein Geheimniß halten und was doch schon ein öffentliches Geheimniß seyn muß, weil sonst ich, der Landfremde, es nicht wissen könnte!" fiel ihm Wetz ebenso schnell und kalt wieder in's Wort. „Diese Absichten Ihres Sohnes auf Fräulein Wegener sind kein Frevel, wenn sich ein Bischen Liebe darein mengt, wie ich hoffe. Also, wie ich sagte, gewöhnen Sie — ist dieser Ihr Wunsch erfüllt — Ihren Stiefsohn daran, in Ihrem leiblichen Sohn einen Bruder zu sehen; machen Sie Richard auf den Ernst und die hohen Pflichten seines künftigen Berufs aufmerksam und lassen Sie ihn durch Herrn Albert in das Geschäftsleben einführen . . . ."

„Lächerlich! der Junge hat keinen Sinn dafür! Es wäre eitle Mühe für Albert und würde nur seinen Widerwillen gegen meinen Sohn steigern!"

— „Thut nichts; Sie haben die Pflicht, es dennoch zu versuchen, Herr Kommerzienrath! Oder glauben Sie denn in vollem

Ernste, Richard werde in reiferen Jahren nie einsehen lernen, daß seine Erziehung eine verfehlte, eine absichtlich verwahrloste gewesen seye, indem man ihn zu Erfüllung seiner Bestimmung untauglich gemacht habe? Wähnen Sie etwa, er werde im Bewußtseyn seiner Rechte nach erlangter Volljährigkeit sich unbedingt der aufgedrungenen geschäftlichen Ueberlegenheit und Bevormundung des Herrn Albert unterwerfen? Wird er nicht vielmehr gerade desto vorurtheilsvoller und gehässiger gegen Ihren Sohn und Sie werden, je hülf- und rathloser er sich selber weiß? Wollen Sie Zank, Haß, Prozesse an den Sohn vererben, den Sie auf alle Zeiten zu versorgen gedachten? Es ist ein Sprüchwort, Herr v. Moritz: 'Wer Wind säet, wird Sturm ernten.' Was nicht auf Recht und Wahrheit gegründet, das wird nie Bestand haben."

Der Kommerzienrath glühte vor Zorn. „Unbegreiflich," rief er, „wie Sie nun zum Sittenprediger werden können, nachdem Sie mir anfangs nur als eine lockere Haut sich vorstellten. Welches von Ihren beiden Gesichtern ist denn das echte?"

— „Beide sind echt — nur gefiel Ihnen das erste besser, weil Sie es suchten!" sagte Wetz. „Sie deuteten meine Laune wie Sie sie brauchten; nun deuten Sie meinen Ernst ebenso. Oder noch besser, machen Sie sich meinen Ernst zu nutze!"

„In wie fern?"

— „Indem Sie mich vollends zu Ende hören, die Bedingungen kennen lernen, die ich Ihnen stelle. Falls Sie mich zum Erzieher des jungen Herrn bestellen, so gewärtigen Sie Folgendes: Auf seine Launen, Liebhabereien und Thorheiten werde ich zum Schein eingehen, aber ihn allmählig zu etwas Ernsterem hinüberleiten. Er soll mich dereinst nicht verfluchen als Mitschuldiger eines Verbrechens, das an ihm begangen würde, wenn man ihm die Möglichkeit entzöge, dem Berufe zu genügen, in welchen ihn die Vorsehung und der Wille seines Vaters gesetzt haben. Ich werde mich bemühen, ihm zu zeigen, welch ein hohes Glück ihm der Himmel geschenkt, aber welche Verantwortung er zugleich ihm auferlegt hat, indem er ihn zum Nährvater so vieler Familien, zum Stammhalter eines solchen Geschlechts und Geschäfts, zum Eckstein der ganzen Familie erhob, und er müßte kopflos, vernagelt seyn, wenn er mich nicht begriffe. Ich selbst würde ihm spielend Geschmack an Handel und Industrie beizubringen suchen, und es wäre nur ein Theil meines Erziehungssystems, daß ich ihm bewiese, wie man seinen Reichthum mit Verstand und Ehren genießen kann, ohne darum aufzuhören, ein tüchtiger Geschäftsmann zu seyn. Ich würde es ferner für meine Pflicht erachten, ihn auf der großen Tour (d. h. wann ich sein Mentor auf derselben wäre) alle Freuden des Daseyns, alle Genüsse des Weltlebens in mäßigen und vernünftigen Dosen kennen zu lernen, um ihm deren Eitelkeit und Hohlheit zur Erkenntniß zu bringen und ihn hernach zu einem desto weiseren und genügsameren Manne zu machen, der seine Befriedigung aus reineren und höheren Quellen schöpft."

„Ich gestehe, daß ich mich zu dem hohen Fluge einer solchen Philosophie noch nicht emporschwingen kann, und daß ich an die Verwirklichung dieser hochtönenden Ideale nicht glaube," sagte Herr v. Moritz bitter.

— „So bleiben wir lieber auseinander," erwiderte Wetz mit kaltem Achselzucken.

„Das ist wieder eine Ihrer Finten! Sie wissen, daß unsere Unterhaltung schon so weit gediehen, daß ich nicht zurück kann."

— „Das heißt, so lange Sie in mir nur den intriguanten Abenteurer sehen, der Sie verrathen könnte, anstatt den ehrlichen, offenen Mann."

„Und welche Rolle haben Sie, mein scharfblickender Herr, in Ihrem rasch erfaßten Plane meinem Sohne angewiesen, falls Richard ein tüchtiger Geschäftsmann wird? Welche dagegen, falls Richard seine Untüchtigkeit auch Ihren Illusionen zum Trotz erhärtet?"

— „In beiden Fällen eine und dieselbe Rolle, Herr Kommerzienrath," erwiderte Wetz. „Ist Richard ein guter Kopf und seiner künftigen Aufgabe gewachsen, so wird er in Herrn Albert — dessen Tüchtigkeit natürlich vorausgesetzt — nur einen höchst nützlichen Mitarbeiter willkommen heißen. Ist er aber vermöge seiner geringeren Gaben nicht im Stande, meinen hochfliegenden Planen zu folgen, so will ich wenigstens sein Herz so ausbilden, daß er Herrn Albert mit Vertrauen und Dankbarkeit die Leitung der Geschäfte überläßt, welche er selber zu versehen nicht vermag. So wird dann Allen ihr Recht!"

„Und Ihnen am besten, nicht wahr? Der beschränkte Richard muß dann in Ihnen den feinen Kopf sehen, welcher Albert controliren soll. Das ist die Rolle oder Versorgung, welche Sie selber für sich im Auge haben, nicht wahr?"

— „Falls mich gewichtige Gründe bestimmten, Herrn Albert's Geschäftsführung und Redlichkeit zu mißtrauen — allerdings!"

„Mein Herr! . . . ."

— „Herr v. Moritz, wir sprechen nur von Eventualitäten. Aber ich bin's zufrieden, sogleich abzubrechen. Ich gebe Ihnen und der gnädigen Frau die Zusage zurück!"

„Und Sie glauben wohl, ich werde dieß annehmen, nachdem ich Sie zum Vertrauten meiner Gedanken gemacht?" rief der Kommerzienrath finster. „Thor, der ich war, Ihrer heiteren Miene zu vertrauen! Sie sind ein Eulenspiegel, der den Schalksnarren vornimmt, um andere Leute zum Besten zu haben. Sie treiben ein Spiel mit mir, wie die Katze mit der Maus, nun Sie mir meine Plane abgelistet haben. Aber nur gemach, mein Herr, Sie haben keine Zeugen! Sie vermögen nichts zu beweisen, und wehe Ihnen, wenn Sie mich verrathen! Wähnen Sie nicht zu frühe, Sie hätten mich in der Hand!"

Robert Wetz stand gelassen und stolz vom Stuhle auf und sagte mit einem Tone, der den gereizten Kommerzienrath entwaffnete und beschämte: „Lassen wir diese Komödie von leeren Vorwürfen und Bravaden, mein Herr! sie ist unter unserer Würde. Lassen Sie mich gehen, wie ich wollte. Nicht ich habe Sie in der Hand, sondern Ihr Gewissen, Ihr Egoismus, Ihr Mißtrauen in die Menschheit, die Sie überall Verrath und Tücke fürchten läßt, und Ihnen den Glauben an Treue und Rechtlichkeit Anderer genommen hat! Armer Mann! ich bedaure und beklage Sie wegen Ihres Wahns. Aber der Beißer wird gebissen! Das ist ein altes Gesetz in der sittlichen Natur! — Leben Sie wohl!"

„Halt! Sie dürfen nicht gehen, ich lasse Sie nicht mehr!" rief der Kommerzienrath. „Ah, da sind die Verträge!" rief er, und nahm dem eintretenden Diener die Papiere ab. „Sie sind jetzt in meiner Gewalt, und ich fürchte den Verräther unter meinen Augen weniger, als den Verräther außer meinem Bereich. Unterschreiben Sie! hier ist meine Unterschrift!"

— „Wohlan, und hier die meinige, damit Sie wenigstens sehen, daß ich den Muth meiner Ueberzeugung habe. Sie sind also mit meinem Erziehungssystem einverstanden?"

„Wenn es Ihnen damit ernst war, ja dann, in's . . . ."

— „In Gottes Namen. Ich bin ein Mann, Herr Kommerzienrath, und liebe die Konsequenz! Meine Handlungen brauchen das Licht nicht zu scheuen, und ich hoffe es noch zu erleben, daß Sie mir danken!"

„Danken? Ist dieß Köhlerglaube oder Hohn?" fragte Herr v. Moritz. „Sie sind mehr als Sie scheinen wollen, Mister Wetz, und ein gefährlicher Gegner; aber ich fürchte Sie auch nicht. Auf eine unbegreifliche Weise sind Sie nun in unser Haus hereingekommen, aber ich möchte Ihnen prophezeien, daß Ihres Bleibens hier nicht lang, daß Ihr Abschied ein ebenso wunderlicher seyn wird, als Ihr Eintritt!"

Robert Wetz lächelte ironisch und sagte: „Leere Furcht, Herr v. Moritz! Eitle Besorgniß! Mich dünkt eher, ich trete wie ein guter Geist in dieses Haus, und gute Geister soll man nicht verscheuchen!"

„Man läutet zum Diner, gnädiger Herr!" meldete der Kammerdiener.

„Erwarten Sie mich hier, Herr Wetz! ich werde Sie zu Tische führen," sagte Herr Moritz und verließ das Zimmer. Kaum war er draußen, so zog der Kammerdiener die Thüre wieder zu, näherte sich Wetz und rief fragend: „Nun? Sie sind ernannt?"

— „Ja, wie Sie wissen, Herr Kammerdiener!" versetzte Wetz mit Würde. „Hier ist meine Bestallung und hier — Ihr Geld, so daß wir nun quitt wären, nicht wahr?"

„Allzu gütig! sehr verbunden! Wenn Sie in Zukunft meiner bedürfen sollten . . . ."

— „So werde ich nicht ermangeln!" sagte Wetz. „Aber bis dahin wollen wir einander fremd bleiben, mein Herr! Gehen Sie Ihren Weg und lassen Sie mich den meinigen gehen. Ich kratze nicht gerne, aber wenn man mir die Zähne weist, so kratze ich — bis auf's Blut! Und Horchern reibe ich die Ohren, daß sie gellen, Herr Kammerdiener!"

Dieser wechselte die Farbe unter dem durchdringenden Blick und der eindringlichen und doch so leidenschaftslosen Redeweise des neuen Hofmeisters. Er murmelte halb betreten etwas vor sich hin, und eilte seinem Herrn nach. „Das ist ja ein verfluchter Kerl!" murmelte er.

Eine Minute später erschien der Kommerzienrath wieder, um Robert Wetz zum Diner zu führen.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Tage in Turin.

Von G. A. Hartmann.

An einem der lieblichsten Abende gegen Ende des Sommers 1858 langten wir von Genua her mit der Eisenbahn in Turin an und fuhren nach dem Grande Albergo e Trattoria della Liguria, via di Porta nuova, wohin wir empfohlen worden waren. Wir waren unser sechs, und eine derartige Kopfzahl erscheint den Hotelbesitzern so verlockend, daß man bei der Wahl der Zimmer u. s. w. ihr meist gerne einen Vortheil einräumt, eine Erfahrung, welche wir sowohl in der Schweiz als in Italien und Tyrol mehrfach zu machen Veranlassung gehabt hatten.

Binnen weniger Minuten fanden wir uns ganz behaglich untergebracht in prächtigen Zimmern mit herrlichen Betten, seidenen Vorhängen und sammetbezogenen Möbeln, mit einer Menge von Spiegeln und Blumen; und doch waren wir nur in einem Gasthofe zweiten Ranges, wie wir hinterher erfuhren. Ich bin eben kein Sybarite und gefalle mir in gemüthlichen bürgerlichen Gasthöfen, wie z. B. im Hirschen zu Rorschach, im Schiff zu Schaffhausen, im goldenen Adler zu Bregenz und ähnlichen, am besten; doch kann ich nicht leugnen, daß mir eine freundliche Umgebung und eine gewisse Eleganz der Möbeln und Atours zu Zeiten auch nicht zuwider ist, und daher gestehe ich, daß mir diese freundlichen Umgebungen auch nicht mißfielen und ich mir die Eleganz und Behaglichkeit dieser Zimmer für die paar Tage unsers Turiner Aufenthalts gerne gefallen ließ.

Bis wir den Staub und Ruß der Eisenbahn abgeschüttelt, unsere Toilette gemacht und unsere Effekten untergebracht hatten, war das bestellte Abendessen fertig, und unser Wirth, der es sich nicht nehmen ließ, uns selbst zu bedienen, machte uns unter dem verbindlichsten und artigsten Lächeln und unter vielen Entschuldigungen Vorschläge, wie wir unsern Aufenthalt in Turin möglichst genußreich und nützlich anwenden könnten. Er fertigte ein wahres Programm, eine Tagesordnung für jeden Tag unseres Bleibens an, und wollte sogleich mit einer Spazierfahrt auf den Kapuzinerberg beginnen, von wo aus man nach seiner Versicherung eine wunderschöne Aussicht über die Stadt und Umgegend haben sollte. Allein wir fühlten uns allzu ermüdet von dem überstandenen Tagewerke und sehnten uns nach Ruhe, so daß er uns ohne ferneres Drängen gleich nach vollendeter Mahlzeit eine felice notte wünschte.

Wir zogen uns auf unsere Zimmer zurück und während meine Gefährten die Ruhe suchten, flüchtete ich mich mit meiner Cigarre und der Lampe auf den Balkon und blätterte in meinem Reisehandbuche, um mich mit den Zuständen des Königreichs der beiden Sicilien und seiner Hauptstadt vertraut zu machen. Victor Emanuel's Reich war vor dem Frieden von Villafranca schon aus einer Menge verschiedener kleiner Herrschaften zusammengestückelt, und ich erwartete, hieran in der Hauptstadt selbst durch mancherlei Spuren erinnert zu werden.

Turin selber ist nicht ohne historisches Interesse. Wir finden sie in der Geschichte zuerst gedacht als der Hauptstadt des Gebiets eines Stammes von Galliern, der Tauriner; daher erhielt es auch zu Augustus' Zeiten, welcher diesen Landstrich zur Würde einer römischen Kolonie erhob, den Namen Augusta Taurinorum, aus welchem sein heutiger, Torino oder Turin, entstanden. Im dreizehnten Jahrhundert erwählten die Fürsten von Savoyen es zum Wohnsitz und erhoben es zu einer Hauptstadt. Durch die Rührigkeit und Umsicht der langen Reihe von Fürsten dieses Hauses ist Turin etwa seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts eine volkreiche, blühende Stadt geworden. Das große Unglück dieses Fürstenhauses war jedoch die große Nähe bei Frankreich, welches daher keine Gelegenheit versäumte, sein Gebiet zu überfallen und zu verwüsten. Der verhängnißvollste Feldzug der Franzosen, für das Haus Savoyen sowie für das klassische Interesse der Stadt Turin verhängnißvoll, war aber derjenige unter Franz I. im Jahr 1536, wo die Franzosen die schönsten Gebäude der Stadt und deren ausgedehnter Vorstädte niederbrannten, und beinahe jede Spur von den schönen römischen Alterthümern zerstörten, welche zuvor die Hauptzierde von Turin gebildet hatten. Heutzutage ist in Folge jener Verheerung nicht einmal mehr eine Spur von dem alten Amphitheater der Stadt aufzufinden, sowie überhaupt nichts mehr, was den Alterthumsforscher interessiren könnte; obschon auf einem antiken Fundament, kann doch die Stadt nur moderne Bauten und Kunstwerke aufweisen. Keine Stadt in ganz Italien ist vielleicht reicher an Erinnerungen an die Vergangenheit. Eine der denkwürdigsten Seiten in ihrer neueren Geschichte war die Belagerung, welche Turin im Erbfolgekriege 1706 auszuhalten hatte, weil Piemont gegen Ludwig den Vierzehnten aufgetreten war. Victor Amadäus ward in seiner Hauptstadt belagert und vertheidigte dieselbe drei Monate lang helden-

müthig, bis der Prinz Eugen von Savoyen zum Entsatz heranrückte und die Franzosen eine förmliche Niederlage erlitten. Zum Andenken daran ward die königliche Gruftkirche Superga gestiftet, eines der schönsten Mausoleen, welches vermöge seiner Lage auf dem Gipfel eines ziemlich hohen Berges, drei Stunden von Turin, und der überraschenden Schönheit seiner Erscheinung, schon von Weitem die Blicke des Fremden auf sich zieht, welcher sich Turin nähert. Die Sage berichtet über ihre Entstehung. Prinz Eugen von Savoyen solle am Morgen des 7. September 1706 vor jener Entscheidungsschlacht von diesem Berge aus das Schlachtfeld recognoscirt und aus den unsicheren Bewegungen des französischen Heeres einige Hoffnung auf den Sieg geschöpft haben; worauf der an seiner Seite reitende Herzog Victor Amadäus das Gelübde gethan, im Falle des Sieges auf dieser Stelle eine Kirche zu bauen. Gleichviel ob diese Sage wahr ist oder nicht, so viel ist jedenfalls unbestreitbar, daß weit und breit kein schönerer Punkt für einen solchen Tempel im antiken Style zu finden wäre, als der Standort der Superga. In der Gruft dieses Tempels ruhen nun alle Regenten des Hauses Savoyen, das durch den Utrechter Frieden 1713 die Königswürde annahm, von dem 1732 gestorbenen Victor Amadäus bis zu dem 1849 gestorbenen Karl Albert, der nach der Niederlage von Novara zu Gunsten seines Sohnes Victor Emanuel abgedankt hatte, und seither sowohl den Groll gegen Oesterreich als das Gelüste nach der Herrschaft über Oberitalien in sich trug, und an der Verwirklichung der letztgenannten geheimen und offenen Wünsche bekanntlich noch arbeitet.

Nach dieser Beschäftigung mit der Geschichte der Stadt und des Landes, die gerade so lange währte, als meine Cigarre und meine Munterkeit, legte auch ich mich schlafen. Frühe bin ich wieder munter. Ein wunderlieblicher Morgen lacht unserem ersten Ausflug nach der Porta nuova und der schönen, großen, großartigen Piazza Castello. Hier müssen wir einen Augenblick stehen bleiben, denn wir sind im schönsten Theile der Stadt. Wolkenlos wölbt sich über uns der blaue Himmel; glänzender Sonnenschein überfluthet die Fontänen, zaubert in ihren Wassern alle möglichen neckischen Farben und Lichter und wirft künstlerische Schatten über die Piazza; Alles rings umher erscheint mild und warm, und die Außenwelt stimmt auch uns heiter und wohlgemuth, denn wer kann schlechter Laune seyn, wann die Natur überall so wohlthätig und liebespendend erscheint? Die Piazza Castello ist ganz von Palästen umgeben. Uns gegenüber steht eine gewaltige Gebäudemasse, il Palazzo del Rè, der Königspalast, der von außen keinen Anspruch auf Pracht macht, aber durch seine Größe und Ausdehnung imponirt. Zu unserer Rechten steht das alte Schloß Palazzo Madama, der Palast der Königin, weil es im Jahr 1718 zur Residenz für Madama Reale, die verwittwete Königin und Mutter Amadäus II., hergerichtet wurde; jetzt ist darin die Gemäldegallerie und der große Ständesaal, worin der König gewöhnlich die Kammern eröffnet. Von diesem Platze laufen hübsche gerade Straßen von achtzig bis hundert Fuß Breite in verschiedenen Richtungen aus, — so einerseits die Via di Po mit ihrer herrlichen Perspektive, deren Aussicht in den grünen Abhängen von La Collina endet, anderseits die Contrada di Dora Grossa, über welcher sich in der Ferne die schneeigen Gipfel der Alpen mit dem Mont Cenis erheben.

Die Straßen sind ungemein belebt. Schaaren von geschäftigen, rührigen Leuten eilen hin und her, und da und dort bringen auch noch malerischere Gruppen Abwechslung und Leben in die Scene. Landleute in piemontesischer und genuesischer Volkstracht, sonneverbrannte alte Weiber im Kopfputz von der ungewöhnlichsten Form, mit langen goldenen Ohrringen, sitzen an ihren Buden; jüngere Frauen mit bunten Bändern und glühenden schwarzen Augen lachen, schwatzen und feilschen; Kapuziner in blosem Kopfe, in braunen Kutten, den Rosenkranz in der Hand, wandeln in andächtiger Sammlung die Straßen entlang; wohlbeleibte Priester in langen, staubigen, schwarzen Soutanen gehen paarweise herum, barmherzige Schwestern eilen den Kranken und Elenden zu Hülfe; und endlich erscheint noch eine Kompagnie Soldaten, vom Exerciren kommend, und stellt sich unter dem Palazzo Madama im Schatten auf, während die Musikbande einige Stücke aus neueren Opern spielt. Aus dieser kleinen Skizze kann man abnehmen, daß an natürlichen Vortheilen die Piazza Castello es mit jedem andern großen Platze in einer der bedeutenderen Hauptstädte Europa's füglich aufnehmen kann.

Kaum haben wir uns eine Zeitlang auf dem Platze herumgetrieben, so erbietet sich ein Lohndiener, uns in's Schloß zu führen, um uns das Innere zu zeigen, da die königliche Familie gerade abwesend ist. Das ist ein Vorschlag, der namentlich unseren Damen einleuchtet, und daher von uns begierig angenommen wird. Das Innere der königlichen Residenz ist prunkvoll und elegant, die Staatsgemächer prächtig möblirt, die Parketböden von ungewöhnlicher Schönheit; kurzum, unsere Augen werden förmlich geblendet von der Pracht der Zierrathen, von dem Reichthum des Damasts, Brokats und sonstiger Draperien und anderer ähnlicher Details von Königsschlössern. Und so fliegt der Vormittag rasch an uns vorüber, ehe wir uns dessen versehen.

Die Lage zwischen den penninischen, gräcischen und cottischen Alpen macht nothgedrungen das Klima von Piemont sehr wandelbar. Es erfreut sich nicht nur einer großen Menge Regen, sondern hat auch Gewitter, Stürme und Hagel in einer Menge und Häufigkeit, besonders im Sommer, daß die Hagelversicherungs-Gesellschaften hier kein Luxus sind. Wir waren Zeugen eines derartigen Gewitters. Schon auf dem Heimwege nach unserer Wohnung hatte sich der heitere Himmel ganz schwarz überzogen, und kaum saßen wir bei Tische in der trattoria unsres Albergo, so brach das Gewitter mit einer furchtbaren Heftigkeit los. Tables-d'hote scheinen in Turin nicht Sitte zu seyn, etwa die großen Gasthöfe ausgenommen; wenigstens fanden wir in dem Speisesaale, der mit großem Luxus und Aufwand an Spiegeln und Vergoldung hergerichtet ist, an den kleinen runden Schiefer- und Marmortischchen lauter kleinere Gesellschaften von zwei bis sechs Personen, welche nach der Karte speisten. Es waren meist Italiener, doch auch einige Franzosen und Deutsche und ein halbes Dutzend Engländerinnen und Engländer, welche neben uns logirten. Die Unterhaltung ward sehr lebhaft und mit energischem Geberdenspiel geführt, aber es herrschte eine Vertraulichkeit, eine Ungezwungenheit, die mich sehr ansprach und die mit der steifen Förmlichkeit und Selbstsucht, wie sie gewöhnlich an den Gasttafeln der großen Hotels herrschen, sehr angenehm kontrastirte.

Auf jedem Tischchen steht eine Wasserkaraffe, ein Gestell mit Essig, Oel und Senf und ein kleiner Porzellanbecher mit feingespitzten hölzernen Zahnstochern, sowie eine Art großen Cigarrenbechers, worin ganz eigenthümliche hellbraune Dinger wie lange Tabakspfeifenröhren standen, deren Gebrauch wir uns nicht erklären konnten, bis wir unsere Nachbarn, Herren wie Damen, in dieselben hineinbeißen, an diesen Dingen knuppern sahen. Ihrem Beispiele folgend, biß nun jedes von uns ebenfalls hin, und fand, daß diese Stäbchen ein Gebäck waren, — die sogenannten gressimi, welche in Turin die Stelle des Brodes vertreten und schmackhafter

sind und für gesünder und verdaulicher gelten, als das frische Brod aus Weizen- oder Maismehl. Aus der Speisekarte bestellte ich mir nun folgende Mahlzeit:

1) Zuppa di macaroni, mit geriebenem Parmesankäse;
2) Pesce, Fisch, nämlich blaugesottene Schleihe;
3) Cotelletti di vitello, Kalbsrippchen;
4) Pollastri, Backhühnchen;
5) Pomi di terra, Kartoffeln;
6) Dessert di abricotti, Abricosen.

Hiezu eine halbe Flasche feurigen Nebiolo-Wein, und einen tüchtigen Appetit, und meine Frau und ich hatten allen Grund, mit dem Imbiß sehr zufrieden zu seyn.

„Heda, garzone," sagte ich dann zu dem Kellner, „ich möchte auch Eure Nationalgerichte versuchen; bringen Sie mir also zwei Platten Ihrer besten Nationalgerichte — Speisen, nach denen die Italiener besonders lecker sind!" Er brachte mir denn auch sogleich zwei Gerichte, die er für vortrefflich erklärte. Das eine waren Hahnenkämme in Kraftbrühe gedünstet; das andere Kaldaunen mit Gurken gekocht, mit Oel geschmälzt, mit Essig gewürzt, mit rothem Pfeffer verteufelt — ich hatte an den beiden ersten Gabeln genug, und war froh, daß ich meiner Mahlzeit schon eine genügend substantielle Grundlage gegeben hatte.

Mittlerweile war die Hitze in dem Speisesaal erstickend geworden, denn zu dem Dunst und Geruch der Speisen und der von so vielen Gästen im Saale ausgeströmten Wärme kam nun noch, daß die Atmosphäre draußen sehr drückend und schwül geworden war. Plötzlich prasselte draußen unter einigen Donnerschlägen ein wahrhaft sündfluthlicher Regen nieder, Blitze zuckten durch die Luft, gefolgt von lange hinrollendem Donner, und ein Gewitter entlud sich mit einer namenlosen Wuth. Eine von den Engländerinnen neben uns verfiel in hysterische Krämpfe, was die Sympathie einiger der anwesenden Italiener wachrief, die minder artigen aber zum Lachen brachte, bis ich mich mit etwas Unverschämtheit hinzudrängte und durch ein wenig Mesmerismus die Dame wieder zu sich brachte. Nach zwanzig Minuten war das Gewitter vorüber, allein an Ausgehen war für den Rest des Abends nicht zu denken, wenigstens nicht für die Frauen. Wir belustigten uns daher damit, uns auf dem bedeckten Balkon aufzuhalten und die Vorübergehenden zu betrachten, oder über ein Pulcinell zu lachen, das uns gegenüber im eitlen Regen spielte und von einer wohldurchweichten Gesellschaft neugieriger Jugend belagert wurde.

Am andern Morgen hatten wir keinen Grund mehr, auf das Gewitter zu zürnen, denn die Luft war so leicht und klar, so balsamisch mild und schwellend und von südlicher Wärme durchhaucht, daß wir ein namenloses Wohlbehagen empfanden und die Stunde kaum erwarten konnten, wo die Gemäldegallerie im Palazzo Madama geöffnet wird. Einstweilen machten wir noch einen Spaziergang auf die Stradali oder Boulevards am südlichen Ende der Stadt vor der Porta Nuova, und besichtigten die Stelle wo die Citadelle gestanden, die man im Jahr 1857 abgerissen hatte, um für den großen Bahnhof der französischen und Mailänder Bahn Raum zu gewinnen und einen großen Holzmarkt für die Hauptstadt anzulegen.

Von der Gemäldegallerie will ich nicht viel berichten. Die Zahl der Bilder ist ohnedem nicht groß im Verhältniß zu den übrigen größeren Gallerien Italiens, aber sie zählt sehr viele werthvolle Bilder aus der flämischen und niederländischen Schule, sowie aus der Zeit der Blüthe der Malerei in Oberitalien. Von Rubens, Van Dyk, Guido Reni sind einige vorzügliche Bilder da, von einem florentinischen Meister eine himmlisch-schöne und milde Madonna; von Rembrandt ein alter Jude; von Paul Veronese einige farbenreiche Bilder, namentlich Pharao's Tochter, welche den Moses findet, u. s. w. Von historisch-merkwürdigen Bildern nenne ich ein sehr schönes Portrait Oliver Cromwell's v. Lely, und in Zimmer 17 die Bilder mehrer der berühmtesten Mitglieder des Hauses Savoyen.

Als wir die Gemäldegallerie wieder verließen, spielte die Militärmusik abermals auf dem Schloßplatze. Wir blieben stehen und hörten mit Vergnügen zu, worauf ein Offizier mit artigem Gruße herzutrat und mit unseren Damen eine kleine Conversation in französischer Sprache über Musik und musikalische Komposition anknüpfte, die, wenn auch nicht gerade sehr tief und geistreich, doch ungemein lebendig war.

Die Mittagssonne brannte glühend heiß auf den Platz herab, aber trotzdem war dieser sehr belebt; die Wachtparade zieht eine Menge Leute heran. Equipagen rollen vorüber oder halten dem Westportal des Palazzo Madama gegenüber, wo die Militärmusik spielt; vornehme Damen in eleganten Pariser Toiletten mit bauschigen Crinolinen liegen in ihren Wagen oder beugen sich aus dem Schlage, um mit Stutzern und Flaneurs zu plaudern. Andere Damen spazieren unter den Arcaden auf und ab, besuchen die Läden, oder kokettiren mit den Cigarren-rauchenden Elegants, die im Schatten herumbummeln. Die ganze Scene, von dem warmen Lichttone des Südens überhaucht, hat einen heiteren, frohen, ja beinahe festlichen Anstrich, und wir vermögen uns lange nicht von ihr loszureißen, obschon wir noch die königliche Rüstkammer, die Armeria Reale, sehen wollen, die eine der besondersten Sehenswürdigkeiten der Stadt ist. Die Aufstellung und Anordnung der Waffen und Rüstungen in dieser Sammlung ist ausgezeichnet, und es gereicht dem König Karl Albert, dem man die Aufstellung derselben in dem Flügel des Schlosses neben der Piazza verdankt, zu einem großen Verdienst, dem Freunde der Kunst- und Kulturgeschichte hier Gelegenheit geboten zu haben, die ganze Kunst der Kriegsgewerke des spätern Mittelalters in ausgezeichneten Erzeugnissen studiren zu können. Unter den historischen Kuriositäten der Sammlung sind ein Brustpanzer des Prinzen Eugen, und ein prachtvoller Schild von getriebener Arbeit zu erwähnen, welcher Benvenuto Cellini zugeschrieben wird.

Mit dem Schlage zwei Uhr wird die Rüstkammer geschlossen und wir stehen wieder auf der Piazza. Die Landschaft lacht uns am Ende der Po-Straße so freundlich entgegen, daß wir Lust fühlen, in einen der bequemen Miethwagen zu steigen und einen Ausflug durch die Vorstädte und in die Umgebung zu machen. Der Kutscher muß langsam fahren, damit wir die schöne Postraße gemächlich betrachten können; dann halten wir fünf Minuten auf der Piazza Vittorio Emanuele, die nach Südosten gerade an den Po stößt, und betrachten uns von hier den Fluß, die Quais, die Hügel und Berge der Umgebung und die fernen Gebirge, vor allem aber die von jedem Standpunkte aus so schöne Superga. Sodann fahren wir über die Brücke, welche auf acht Bogen sich leicht und graziös über den Fluß schwingt, passiren die schöne Kirche Madre di Dio und rollen in die herrlich beleuchtete Landschaft hinein, bis wir an den Fuß eines steilen Hügels kommen, auf dessen Stirne die Vigna della Regina steht, ein Schloß, welches nur um seiner schönen Aussicht willen besucht wird. Hier steigen wir aus, mit dem Versprechen, in einer Viertelstunde wieder zurückzukehren, spazieren die dichte, schattige Allee hinan und genießen binnen wenigen Minuten ein Panorama von wundersamer Lieblichkeit. Turin hat eine wunderschöne Lage, —

dieß behaupte ich, den meisten Touristen zum Trotz, und will es jedem klar machen, welcher den Spaziergang nach der Vigna della Regina oder dem Monte de' Capuccini nicht scheut. Von jedem dieser beiden Punkte aus hat man im Vordergrunde den Po, diesen König der italienischen Flüsse, den man nirgends ohne Interesse sehen kann und der hier in stolzer Pracht vorüberrauscht und den Fuß der reichen Abhänge der Colline bespült, die ihre ungemeine Menge Kirchen, Villen, Schlösser, Paläste und Klöster darin spiegeln. Zur Rechten erhebt sich die herrliche Superga, die auf jedem Gesichtspunkte die Bewunderung des Beschauers fesselt; vor uns, zu unseren Füßen liegt die Stadt mit ihren schönen geraden rechtwinkeligen Straßen und ihren vielen großen öffentlichen Gebäuden. Darüber hinaus ragen dann die kalten, zerklüfteten Alpen mit ihren zahllosen Spitzen und Gipfeln, bald in gigantischen Gruppen, bald in isolirter Majestät empor, leuchtend von ewigem Schnee, und ziehen gleichsam einen Gürtel um die Stadt. Es ist ein glorreicher, unvergeßlicher Anblick, und es kostet den Kutscher wenig Mühe, uns auch noch zu einem Spaziergang auf den Kapuzinerberg zu bewegen, den vereinzelten Hügel, der beinahe dicht am Flußufer liegt, und ebenfalls eine reizende Aussicht über die Stadt und die Alpen, nur aus einem andern Sehwinkel, darbietet. Beim Herunterkommen von diesem sind wir aber erhitzt und müde, steigen in den Wagen und setzen unsere Fahrt fort.

Die Gegend ist fruchtbar und gut angebaut; und obschon die Stadt einen Ueberfluß von Gärten und öffentlichen Spaziergängen hat, so ist doch die ganze Umgebung reich an größeren Gärten, Promenaden und Villen inmitten schön angelegter Grundstücke, und Alles deutet auf eine rührige, fleißige Bevölkerung und auf einen allgemeinen Wohlstand hin, wie er in Italien — nicht häufig ist. Jetzt, Kutscher, fahre durch die Hauptstraßen und über die größeren Plätze zurück! — ein Befehl, der allerdings nicht leicht auszuführen seyn wird, denn Turin zählt nicht weniger als 84 Hauptstraßen und 13 größere Plätze. Es imponirt mehr als München, wozu die geräumige Anlage der Stadt und die größere Bevölkerung (160,000 Einwohner) wesentlich beiträgt. Allenthalben macht es den Eindruck der Hauptstadt eines rührigen, wohlhabenden und gesegneten Landes. Die öffentlichen Gebäude sind von imposanten Proportionen, die Häuser der wohlhabenderen Klassen groß und elegant, mit vorspringenden Fensterbalkonen, mit Vorhallen und Vorhöfen, an welche die Malerei und die Bildnerkunst die verschönernde Hand gelegt haben, und auch auf den Straßen begegnen dem Fremden überall Kunstwerke der Plastik und Malerei als Zierrathen der Architektur, die hier den Wohngebäuden einen so freien, heiteren, lustigen Charakter gibt, von dem man in unseren nordischen Ländern kaum einen Begriff hat. Diesem Charakter seines Baustyles verdankt Turin zugleich auch seinen großartigen, lustigen und großstädtischen Anstrich.

Endlich erreichen wir unser Quartier, und nehmen in dem großen Speisesaal der Trattoria eine Mahlzeit nach der Karte ein, nachdem wir unsern artigen Kutscher Pietro für den folgenden Morgen wieder bestellt haben. Es wird Abend, bis wir mit dem Essen fertig sind. Unsere Frauen fühlen sich ermüdet und gehen auf ihre Zimmer, theils um vom Balkon aus noch das häusliche und öffentliche Leben von Turin zu studiren, theils um Briefe in die Heimath zu schreiben oder Notizen in ihr Reisetagebuch einzutragen. Wir Männer aber wollen noch etwas mehr von dem öffentlichen Leben der sardinischen Hauptstadt kennen lernen, und machen uns auf den Weg nach den Giardini pubblici, wohin sich uns der artige Wirth selbst zum Führer erboten hat. Es ist noch nicht ganz dunkel, wie wir dorthin kommen. Eine angenehme Kühle herrscht unter den schattigen Bäumen, wo größere und kleinere Gesellschaften sitzen und ihr Dämmerstündchen im Freien, in der erfrischenden Abendkühle genießen. Elegant gekleidete Damen und Herren gehen auf und ab, Gewerbtreibende und Kaufleute führen nach Feierabend ihre Familien in's Freie und nehmen sich ganz patriarchalisch aus. Eine kräftige, belebende Militärmusik ertönt durch die Büsche, und stimmt bald darauf eine heitere Tanzweise an, zu welcher die jungen Leute aus dem Bürgerstande im Freien tanzen. Die Nacht sinkt hernieder, die Lampen werden angezündet, und schimmern aus dem dunklen Laub wie Glühwürmchen. Wir kehren nun um und besuchen mit unserem Wirthe noch einige der ersten Kaffeehäuser und eine Art Café militare. Vor jedem derselben, die sämmtlich beinahe ganz nach dem Muster der Pariser Kaffeehäuser mit einem Luxus von Spiegeln und Vergoldung eingerichtet sind, finden wir Gesellschaften an den landesüblichen kleinen Tischchen im Freien; die Herren rauchen und trinken Kaffee, die Damen nehmen Gefrornes oder schlürfen Sorbetto; hinter dem Haus in einem kleinen Lustgarten voll blühendem Gesträuch und prachtvollen Topfpflanzen finden sich vorzugsweise Damen ein, und ihr reicher Putz, ihre hellfarbigen Gewänder, das Spiel der vielen Lichter in den Fontänen und Glaskugeln und der Einblick in die reichverzierten Säle der Cafés erinnern den Beschauer beinahe an die Märchen der 1001 Nacht.

Die Unterhaltung der Gruppen in den Kaffeehäusern ist laut und lebhaft, von einer beinahe leidenschaftlichen Gestikulation begleitet, was uns besonders in jenem Lokale auffällt, welches unser Wirth uns als Café militare bezeichnet hat, das aber eher den Charakter einer anständigen deutschen Bierstube hat. Hier sitzen Offiziere der verschiedenen Waffengattungen, mit wenigen Civilisten gemengt, um die kleinen Tische, und sprechen laut und lebhaft von ihren Abenteuern und Erlebnissen Anno 1848 und 1849 und im Krimmkriege. Es sind meist schöne, kräftige Gestalten, mit ausdrucksvollen, martialischen Gesichtern, in sehr kleidsamen und zweckmäßigen Uniformen von französischem Schnitt, und alle haben eine militärische Tournüre, die mich überrascht. Sie führen das große Wort, und man merkt wohl, daß der Soldatenstand unter dem jetzigen König viel gilt, welcher desselben noch einmal zu Ausführung seiner hochfliegenden Pläne bedarf. Allein der Geist der ganzen Conversation ist kein schlechter: das sardinische Offiziercorps scheint ein sehr gebildetes, gründlich geschultes zu seyn, und obwohl die Herren vom Sponton hier in diesem Lokal die überwiegende Mehrzahl bilden, so betragen sie sich gegen die Civilisten doch keineswegs mit dem verletzenden Hochmuth, welchen gewisse deutsche Offiziere gegen jeden Nichtsoldaten an den Tag legen zu müssen wähnen.

Um Mitternacht gehen wir zu Bette, und noch liegen wir in den süßesten Morgenträumen, als es an unserer Thüre pocht, und unser Lohnkutscher Pietro meldet, er seye al servizio delle gentilissime signore, denn er scheint zu wissen, daß er sich mit seiner Artigkeit besonders bei unseren Damen insinuirt hat. Nach einem hastigen Frühstück besuchen wir noch Turins vornehmste Kirchen; die Zeit ist uns aber sehr knapp zugemessen, denn wir wollen noch mit dem Nachmittagszuge nach Mailand. Ich berichte daher nichts von den flüchtigen Eindrücken dieses Besuchs verschiedener Kirchen, sondern komme zum Schlusse meiner Schilderung von Turin. Unser Gepäcke ist bald geordnet. Nach einem Gabelfrühstück verabschieden wir uns von unserm freundlichen Wirthe und fahren nach dem Bahnhofe. Bald nimmt uns der Zug auf, und wir sagen der

schönen, reizend gelegenen Stadt mit Bedauern Lebewohl. Wir bewahren ihr eine freudige, dankbare Erinnerung, denn so kurz unser Aufenthalt auch war, so genügte er doch, um uns eine hohe Meinung von Stadt und Land und Leuten, von dem Wohlstand, der Bildung und all' den segensreichen Folgen einer erleuchteten und freisinnigen Regierungsweise beizubringen und uns auf den Contrast aufmerksam zu machen, welchen die öffentlichen Zustände in Sardinien mit denen in anderen Staaten Italiens bilden.

Der Diamant-Schmuck.

Erzählung.

I. Verloren.

„Es freut mich, daß Dir die Fassung gefällt, meine Liebe," sagte meine unvergeßliche Schwiegermutter zu mir, als sie mir einige Tage vor meiner Hochzeit einen schönen und werthvollen Diamantschmuck zeigte, welcher ein Familienstück war und immer auf die älteste Tochter des Hauses fortvererben sollte. „Die ganze Parure ist allerdings unmodisch, aber von wirklich künstlerischer Fassung, und die Steine sind unbestritten von seltener Schönheit. Sobald Du die Gattin meines Sohnes geworden seyn wirst, so werde ich Dir diesen Schmuck einhändigen! .... Es mag Dich vielleicht befremden, daß ich ihn schon bei Lebzeiten aus der Hand gebe. Allein offen gestanden, so schön und kostbar dieses Geschmeide auch ist, so macht es mir doch wenig Freude, und sein leuchtender Glanz erinnert mich gerade an die traurigsten Begebenheiten und die bittersten Trübsale meines Lebens! Wir haben noch ein Stündchen für uns vor Tische, und wenn es Dir Vergnügen macht, so bin ich gern erbötig, in dieser Zeit Dir die Geschichte dieses Schmucks zu erzählen.

„Diese Diamanten waren ein Geschenk von meiner Muhme Juliane, der Schwester meiner Mutter. Ich hatte meine theuren Eltern frühe verloren, und war von Muhme Juliane in ihr Haus genommen worden, welches damals noch weit vor dem Thore stand und ein Landhaus inmitten eines sehr schönen und ausgedehnten Gartens bildete. Die Tante bewohnte es ganz allein, trotz der unruhigen, kriegläuftigen Zeiten, denn sie war reich, hatte ein großes Einkommen aus verschiedenen Quellen, und liebte die Unabhängigkeit. Sie war Wittwe, hatte keine Kinder, und hatte ihren verstorbenen Gatten, einen alten Oberst, ganz allein beerbt. Sie erzog mich wie ihr eigenes Kind, und versprach mich später zu adoptiren. Ich liebte sie und war ihr aufrichtig dankbar, obschon sie mich nicht verhätschelte, denn sie liebte eigentlich die Mädchen nicht, die sie für unglückliche und unvollkommene Geschöpfe hielt. Jungen gefielen ihr besser, und daher wandte sie ihre Gunst auch in besonderem Maaße einem kleinen Vetter von mir zu, der etwa in meinem Alter stand, uns häufig besuchte, und Heinrich Wildauer hieß. Da er von der Tante stets als der Gast des Hauses behandelt wurde, so mußte ich seinen Launen und Einfällen immer nachgeben und ihm in allen Stücken nachstehen. Ich muß zu meiner Unehre gestehen, daß ich leider schon in jener frühen Jugend eine Abneigung gegen meinen Vetter zu hegen begann — eine Abneigung, welche sich zu positivem Haß steigerte, als er mir beständig als Muster und Vorbild vorgehalten wurde. Ich glaube, Vetter Heinrich war von Natur gesetzter und gesitteter als ich; aber es entging mir schon damals nicht, daß er besonders schlau und vorbedacht war und es stets darauf anlegte, sich vor der Muhme von seiner besten Seite zu zeigen. Auch entsinne ich mich noch, daß ich stets für seine Fehler gestraft wurde, denn er pflegte Alles beharrlich wegzuleugnen; vergebens machte ich meine Einwendungen dagegen — die Muhme glaubte ihm allein, und ich erhielt die Strafe.

Als die Muhme diesen Diamantschmuck kaufte, durften Heinrich und ich mitgehen und das Gewölbe des Juweliers besichtigen, welches damals allerdings eines der prächtigsten in der Stadt war. Ich war damals zu jung, um etwas von dem Werthe von Diamanten zu verstehen, allein ich erinnere mich noch ganz deutlich, wie der Herr in jenem Laden der Muhme den Schmuck nebst anderen vorlegte und ihre Wahl auf diesen hier lenkte, und wie ihre Wahl am Ende auf denselben sich heftete. Nach einigem Feilschen und Besinnen wegen des Preises gab die Muhme eine Anweisung auf ihren Geschäftsmann und nahm den Schmuck im Wagen mit nach Hause.

Der Zufall wollte, daß die Muhme an jenem Tage besonders gut aufgelegt war und mir ungewöhnlich wohl wollte; während daher Heinrich und ich in ihrem Ankleidezimmer spielten, rief sie mich zu sich, legte mir das Collier um und sagte, sie wünschte zu sehen, wie es sich an einer andern Person ausnehme. Ich war ganz entzückt über den Glanz der Steine und eilte vor den Spiegel, um mich darin zu beschauen. Und wie ich mich nun so in zwanglosen Ausdrücken der Bewunderung erging, versprach mir die Tante, diese Diamanten sollten dereinst an mich kommen, wann ich erst erwachsen und ein braves Mädchen geworden seyn würde. Diese Zusage erfreute mich ungemein; Heinrich aber fing an, ganz verzweiflungsvoll zu weinen, und erklärte mit kindischer Heftigkeit: das dulde er nicht; die Diamanten müßten an ihn fallen. Diese kindliche Geschichte aus meiner Jugendzeit wäre wohl kaum in meinem Gedächtniß haften geblieben, wenn nicht spätere Erlebnisse mich oft mit Gewalt daran gemahnt hätten.

Als wir älter wurden, sahen Heinrich und ich uns seltener. Er kam in eine Erziehungsanstalt, und brachte nur die Ferien im Hause der Tante Juliane zu. Er ward dann immer von der Muhme systematisch verhätschelt und kannte kein größeres Vergnügen, als mich zu quälen und zu necken; jede Beschwerde bei der Muhme war nutzlos, denn sie nahm stets seine Partei. Als er von jener Erziehungsanstalt zurückkam, trat er bei einem Banquier in die Lehre, und es ward zu meinem großen Mißvergnügen abgemacht, daß er im Hause der Tante wohnen und speisen sollte. Es kam jedoch nicht so schlimm, als ich gefürchtet hatte. Heinrich, den ich gewöhnlich nur bei Tische sah, war freundlich und zuvorkommend gegen mich, und obschon ich mich nie an sein schleichendes, schlaues Wesen gewöhnen konnte und die falsche Freundlichkeit und Demuth, die kriechende und schmeichelnde Zuvorkommenheit, womit er die Muhme behandelte, mir in der Seele zuwider war, so kamen wir im Allgemeinen doch ziemlich gut mit einander aus. Etwa fünf Jahre später ging Heinrich auf ein Jahr nach Rotterdam, um seine kaufmännische Ausbildung zu vollenden. Er schrieb beinahe jede Woche an die Muhme, und diese war unaussprechlich stolz auf den braven, wohlgerathenen Neffen. Er kehrte nun zu uns zurück, um sich mit vollendetem einundzwanzigstem Jahr mündig machen zu lassen und das bescheidene Vermögen anzutreten, das ihm seine Eltern hinterlassen hatten. Sein Geburtstag ward feierlich begangen, und ich weiß noch, als wenn es erst heute gewesen wäre, wie er mir am Morgen jenes Tages ein sehr hübsches goldenes Armband in Gegenwart meiner Tante verehrte. Da er mein Vetter und erst einige Tage zuvor

aus dem Ausland zurückgekehrt war und wir uns von Jugend auf kannten, so hatte ich nicht die entfernteste Ahnung, daß dieses Geschenk irgend eine Bedeutung haben sollte, und ich sah es der Tante am Gesicht an, daß es sie sehr verletzt haben würde, wenn ich Heinrich's Geschenk hätte ablehnen wollen. Am Abend gab die Tante einen kleinen Hausball zu Ehren Heinrich's, und ich war noch in höherem Grade überrascht, als er auf demselben mich mit seinen Aufmerksamkeiten und Huldigungen förmlich bestürmte und mehre andere hübsche Mädchen, die noch anwesend waren und die Bewerbungen des jungen Wildauer durchaus nicht verschmäht haben würden, beinahe geflissentlich unbeachtet ließ.

Dieses unerwartete Benehmen Heinrich's gegen mich kam mir sehr ungelegen; denn abgesehen von meinem bestimmten Widerwillen gegen Heinrich Wildauer hegte ich, obwohl damals erst achtzehn Jahre alt, eine stille Neigung zu dem Bruder meiner einzigen Freundin, Eugen Jägersdorff, und ich fürchtete sehr, dieser, der auf jenem Hausballe anwesend war, möchte wähnen, ich fühle mich durch des Vetters Aufmerksamkeit besonders erbaut. Ueberdieß fand ich, daß die Tante da und dort ein leises Wörtchen hatte fallen lassen, mein neues Armband seye ein Geschenk von Heinrich. Ich hätte viel darum gegeben, wenn ich es hätte herunter reißen und fortwerfen dürfen, und ich suchte es soviel wie möglich unter dem Aermel meines Kleides zu verbergen.

Am folgenden Morgen ward mir übrigens das Räthsel von Heinrich's Betragen gelöst. Nachdem ich der Tante gewohnterweise den 'Morgensegen' aus der Hauspostille vorgelesen hatte, nahm sie mich ernstlich in's Gebet. Sie sagte: sie fühle, daß sie alt werde, und daß ich im Fall ihres plötzlichen Todes allein und ohne einen Beschützer in der Welt dastünde, weßhalb es ihr sehnlichster Wunsch wäre, mich mit Heinrich vermählt zu sehen. Ich zitterte bei dieser Eröffnung, denn ich wußte, daß die Tante bei all' ihrer Güte doch sehr auf ihren einmal gefaßten Ansichten beharrte und keinen Widerspruch und Widerstand ertrug. Ich erwiderte ihr daher: Heinrich's Benehmen gegen mich habe mir von jeher nur die Meinung beigebracht, daß er mich für eine Schwester ansehe; es seye mir nie eingefallen, an eine andere Neigung von seiner Seite für mich zu glauben.

„Du irrst, mein Kind," entgegnete mir die Tante, „ich habe mit Deinem Vetter über diese Angelegenheit gesprochen, und er gestand mir, daß er Dir schon seit Jahren sehr zugethan gewesen und seine Gefühle für Dich besonders während seiner Abwesenheit im Auslande eine wirkliche Innigkeit erlangt haben. Der arme Junge hätte Dir oft gerne gestanden, wie werth Du ihm bist, allein Dein gleichgültiges, kaltes Benehmen gegen ihn hat ihn stets an der Darlegung seiner eigentlichen Empfindungen für Dich gehindert. Ich habe ihm nun bedeutet, daß es an ihm sey, in seinen Bewerbungen den ersten Schritt zu thun."

Ich war tief erschüttert und mein Herz war wie zusammengeschnürt. Unter dem Vorwand irgend einer häuslichen Arbeit verließ ich sobald als möglich das Zimmer. Ich sah deutlich ein, wie die Sachen standen: Heinrich hatte wahrgenommen, daß unsere beiderseitige Verbindung eine Lieblingsidee der Tante war, und er bot daher Allem auf, um in seinem eigenen Interesse für seine Person ihre Wünsche nicht zu durchkreuzen.

Von diesem Tage an begann für mich eine wahre Verfolgung. Man wollte mich förmlich den Vetter Heinrich liebgewinnen lernen. Die Tante ersann alle möglichen Pläne, um uns mit Gewalt zusammen zu bringen: Heinrich mußte mich abholen, wenn ich den Abend bei einer meiner Freundinnen zubrachte; er mußte mich hie und da in's Theater führen, mußte mir fast jeden Abend irgend eine Kleinigkeit aus der Stadt mitbringen, wo er wieder auf dem Comptoir eines Bankiers arbeitete. Bald war es ein Blumenstock, bald ein Bouquet, ein Buch, ein Putzartikel, ein Band, ein Stück Geschmeide; und ich war gezwungen, Alles von ihm anzunehmen; ja die Tante verlangte, ich solle ihm meine Dankbarkeit durch kleine Handarbeiten und Stickereien zu erkennen geben. Die Muhme äußerte häufig gegen ihre Freundinnen, wir Beide hegten eine aufrichtige Zuneigung zu einander, und es dürfte wohl nicht mehr lange dauern, bis wir ihre Einwilligung zu unserer Verbindung nachsuchten. Am tiefsten demüthigte, am bittersten schmerzte mich die Wahrnehmung, wie zornig und entrüstet Eugen Jägersdorff über die Aufmerksamkeiten war, die mir Vetter Heinrich erwies, denn er glaubte offenbar, ich stehe auf dem Punkte, mich mit Wildauer zu verloben. Meine Lippen waren gleichsam versiegelt, denn es war mir unmöglich, ihm irgend eine Andeutung über meinen wahren Herzenszustand zu geben. Seine Schwester war verreist, und in Gesellschaften war Heinrich stets an meiner Seite und machte mir auf die geflissentlichste Weise den Hof.

Nach einiger Zeit bewarb sich der Vetter förmlich um meine Hand, und ich gab ihm ohne Zögern einen Korb. Ich staunte allerdings über die Wärme, womit er seine Bewerbung betrieb, und in mich drang, diese Weigerung zurückzunehmen, denn ich wähnte, er habe nur aus Gefügigkeit gegen den Wunsch der Tante um mich gefreit. Er beschwor mich, ihm nicht alle Hoffnung zu nehmen, meine definitive Entscheidung noch zu vertagen; er wollte seine Erklärung selber für eine verfrühte ausgeben, und bat mich um eine weitere Frist, um mich von meiner Liebe zu überzeugen. Er wollte durchaus keinen abschlägigen Bescheid annehmen, und so schieden wir.

Meine Tante war, wie zu erwarten, über mein Betragen sehr ungehalten, machte mir ernsthafte Vorstellungen und theilte mir, zum Beweise, wie sehr ihr die Sache am Herzen lag, die Pläne mit, welche sie für unsere Zukunft hegte. Wir sollten bei ihr wohnen und leben, und nach ihrem Tode sollte ihr ganzes Vermögen uns Beiden zufallen, einstweilen aber an unserem Verlobungstage jedes von uns eine Mitgift von zehntausend Thalern erhalten. — Diese Eröffnungen versetzten mich in eine überaus peinliche Situation: ich war eine arme Waise, ganz von der Gnade der Muhme abhängig, hatte auf der ganzen weiten Welt keinen nähern Verwandten mehr, der sich meiner annehmen konnte. Selbst Herr Jägersdorff hatte unter so bewandten Umständen natürlich aufgehört, mir irgend welche Aufmerksamkeit zu erweisen.

Es kam Alles so, wie ich gefürchtet hatte: als die Muhme ihren Vorstellungen und Beweisgründen zu Gunsten Heinrich's keinen Eingang bei mir verschaffen konnte, wandte sie Drohungen an; mein Ungehorsam, sagte sie, werde sich an mir selber rächen, und ich könnte nichts Ungeschickteres thun, als auf meiner Hartnäckigkeit beharren. Endlich schloß eine sehr peinliche Unterredung über diesen Gegenstand damit, daß sie mir vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit gab: am andern Tage, wo wir zu einem Festmahle bei Bekannten eingeladen waren, sollte ich ihr meinen definitiven Entschluß mittheilen. Sie hatte kaum geendet, so fiel ihr bei, sie habe ein Buch, worin sie Nachmittags gelesen, in einer dichten Laube am Ende des Gartens liegen lassen, und sie wollte soeben dem Stubenmädchen klingeln und den Auftrag geben, es zu holen, als ich mich hiezu erbot. Sie nickte bejahend und ich eilte in den Garten hinunter. Es war ein lieblicher Sommerabend um die Zeit der Dämmerung, und die Frische und Kühle des Abends und die Einsamkeit waren für mich doppelt wohlthuend nach dem

aufregenden Auftritt, den ich soeben mit der Muhme gehabt hatte. Ich fand das Buch in der Laube, allein ich kehrte nicht sogleich wieder zurück, denn die friedliche Abendstille that meinem gepreßten Gemüthe unaussprechlich wohl. Halb sinnend, halb weinend saß ich da, als plötzlich der Laut gedämpfter Stimmen an mein Ohr schlug; ich erschrack, drückte mich in die dichteste Ecke der Laube und lauschte aufmerksam. Die erste Stimme, die ich erkannte, war die meines Vetters Heinrich; die andere die von Louisen, dem Mädchen meiner Muhme. Beide waren außerhalb des Gartens in einem schmalen, ganz von Hecken beschatteten Feldwege, der nach der Landstraße führte. Zu meiner Verwunderung hörte ich, wie Vetter Heinrich Louisen das Versprechen abnahm, sie am andern Abende, nachdem wir von jener Gesellschaft zurückgekehrt seyen, in der Fliederlaube zu erwarten. Ich war ganz sicher, daß es Heinrich's Stimme gewesen war, obschon ich weder ihn noch Louisen gesehen hatte. Und an einen solchen Mann wollte die Tante mich verheirathen? Ich war ganz betreten vor Zorn und Entrüstung und stand schon im Begriff, zur Tante zu eilen und ihr Alles zu sagen, und als ich mich wieder einigermaßen gesammelt hatte, kehrte ich auch wirklich in's Haus zurück, traf aber die Tante nicht im Wohnzimmer und hatte nun Zeit zum Nachdenken, welches mich endlich überzeugte, daß es das Klügste seyn würde, über meine Wahrnehmung zu schweigen, weil ich keine Zeugen hatte, und mein Wort gegen das seinige schwerlich etwas gelten würde. Hatte ja die Muhme seit unseren Kinderjahren auf Heinrich's Wort mehr gegeben, als auf das meinige. Im besten Fall würde daher die Tante behauptet haben, ich habe mich in der Stimme getäuscht.

Ich beschloß daher, meine Wahrnehmung zu verschweigen bis zum nächsten Abende, und ich verbrachte eine fürchterliche Nacht der Aufregung und des innern Kampfes. Am andern Tage gedachte die Tante mit keiner Sylbe des Vetters Heinrich, sondern behandelte mich nur mit der gewinnendsten Freundlichkeit. Wir fuhren zusammen zu dem Gastmahle, und die Muhme trug ihren Brillantschmuck, wie sie gewöhnlich bei größeren Festlichkeiten that. Der Zufall setzte mich bei Tische neben meinen Vetter, und zwar nicht zu meiner großen Freude. Frau Jägersdorff, Eugen's Mutter, war ebenfalls in der Gesellschaft, und saß in unserer Nähe; ich bemerkte sogar, daß sie uns fortwährend sehr scharf beobachtete. Im Verlauf des Abends, nach der Tafel, wollte es der Zufall, daß Frau Jägersdorff und ich uns in einem der Zimmer allein gegenüber standen. Sie redete mich an und fragte mich lachend: ob sie mir nicht bald zu der Verlobung mit meinem Vetter Glück wünschen dürfe? Thränen traten mir in die Augen über diesen Scherz, und ich hätte gar zu gerne offen mit ihr gesprochen und ihr meinen Widerwillen gegen den Vetter gestanden, aber ich wagte es nicht. Ich brachte kein Wort hervor und konnte nur weinen. Glücklicherweise bemerkte mich die Tante nicht, und bis sie wieder zu mir zurückkehrte, hatte ich mich schon gefaßt.

Nachts eilf Uhr kehrten wir von dem Festmahl nach Hause zurück. Auf der Treppe verabschiedete sich die Tante von Heinrich, zog sich auf ihr Ankleidezimmer zurück und schickte nach ihrem Mädchen. So oft meine Tante ihre Diamanten trug, pflegte ich dieselben nach dem Ablegen aus dem Ankleidezimmer abzuholen und sie in einem Schranke in dem kleinen Boudoir aufzubewahren, welches an das Ankleidezimmer stieß. Dieser Schrank war von Eisen und feuerfest, hatte aber von außen das Ansehen einer gewöhnlichen Armoire. Als ich an jenem Abend in das Zimmer der Tante trat, war ich in einem solch aufgeregten Zustande, daß mir auf Augenblicke die Besinnung zu schwinden drohte. Louise half der Tante beim Auskleiden; die Diamanten lagen auf dem Putztische; ich legte sie in ihr Etui und nahm sie aus dem Zimmer, ohne ein Wort zu reden. Zu meinem Schreck war aber Heinrich in dem Boudoir. Das sehr complicirte Schloß des eisernen Schrankes war äußerst schwer zu handhaben; er nahm mir daher die Schlüssel aus der Hand, öffnete die Thüre für mich und erneuerte dann, ehe ich noch den Schmuck ganz an seine gewohnte Stelle gebracht hatte, seine mir so verhaßte Werbung. Schon lag mir das Geständniß auf der Zunge, daß ich um sein entwürdigendes Verhältniß mit einer Dienerin des Hauses wisse; allein zum Glücke, wie sich später zeigen wird, beherrschte ich mich noch, erklärte ihm aber rundheraus, daß ich — komme auch was da wolle — niemals seine Gattin werden würde. Er suchte mich mit dem Zorn der Tante einzuschüchtern, aber während unserer Discussion trat Louise vom Ankleidezimmer aus herein und theilte mir mit, daß die Muhme mich noch zu sprechen wünsche. So ungelegen dieß mir im Allgemeinen auch kam, so war ich doch froh, auf diese Weise Heinrich los zu werden.

Die Muhme saß im Schlafrocke in ihrem Lehnstuhle und befahl mir freundlich, mich zu ihr setzen. Sie war überaus liebreich gegen mich und äußerte zu meinem Erstaunen kein Wort über die Heirath, sondern plauderte wie zufällig über verschiedene Veränderungen und Bauten, die sie mit dem Hause vornehmen wollte, und fragte nun um meine Ansicht über ihre mancherlei Plane. Ich mag sehr einsylbig und unzusammenhängend geantwortet haben, allein sie nahm keine Notiz von meinem Benehmen.

Da wir vor der Stadt wohnten, so pflegte Heinrich häufig Nachts aus den Fenstern seines Schlafzimmers eine Pistole abzuschießen, und ein solcher Schuß erschreckte uns denn auch in jenem Augenblick und erinnerte mich, daß ich die Schlüssel zu dem eisernen Schranke in seinen Händen gelassen hatte. Die Tante pflegte diese Schlüssel an einer geheimen Stelle in ihrem Schlafzimmer aufzubewahren, und jeden Abend vor Schlafengehen genau nachzusehen, ob dieselben auch an Ort und Stelle waren. Ich grübelte gerade darüber nach, wie ich die Schlüssel von Heinrich zurückerhalten sollte, als man an die Thüre pochte und Louise eintrat und die Schlüssel brachte, welche, wie sie sagte, Herr Wildauer ihr für seine Tante eingehändigt hatte. Das Gespräch über die baulichen Verbesserungen ward hierauf wieder aufgenommen und ich merkte bald, daß es sich nur auf unsere Heirath bezog, denn die Tante wollte mir eine abschlägige Antwort unmöglich machen, indem sie stillschweigend meine Einwilligung vorauszusetzen schien.

Es war eine schwüle, warme Nacht, und unter dem Vorwand, frische Luft schöpfen zu wollen, trat ich an das Fenster. Das Herz pochte mir beinahe hörbar. Im Hinausblicken sah ich deutlich im flimmernden Mondlichte eine Figur den Gartenweg hinunterhuschen und strengte die Augen an, um dieser Thatsache gewiß zu seyn. Die Zeit war jetzt da, um der Tante die Augen zu öffnen über das Benehmen meines Vetters. Ich kehrte von dem Fenster zurück, warf mich ihr zu Füßen und rief: „Tante, ich kann den Vetter nicht heirathen!" In diesem Augenblick pochte es wieder und zu meinem Schreck und Verdruß trat Heinrich ein, angeblich nur um zu fragen, ob Louise die Schlüssel abgegeben habe. Die Muhme bejahte Heinrich's Frage, und er entfernte sich wieder; sie aber wandte sich zu mir und fragte in strengem Tone, was ich zu sagen habe.

Ich wußte, daß es für mich vergeblich war, ohne Beweis ihn anzuklagen, und in meiner schmerzlichen Hülflosigkeit schwieg ich. Die Tante wartete eine Weile auf meine Antwort und erklärte dann finsteren Blickes: ich habe muthwillig und eigensinnig mein bestes Glück von mir gestoßen, wir wollten künftighin nicht wieder

auf diesen Gegenstand zurückkommen, und somit wünschte sie mir gute Nacht. Ich erinnerte sie, wie dieß das erste Mal seye, daß ich mich nicht in ihre Wünsche ergebe; ich erklärte ihr, niemals ohne ihre Einwilligung heirathen zu wollen, aber den Vetter durchaus nicht lieben zu können — allein Alles war vergebens: meine Thränen und Versicherungen konnten ihr keine Vergebung abgewinnen.

So groß aber in jenem Augenblick meine Niedergeschlagenheit war, so sehr mußte ich mich doch anderseits über Heinrich's Betragen verwundern. Kaum fünf Minuten nachdem er der Schlüssel wegen angefragt hatte, stürzte er schon wieder in das Ankleidezimmer meiner Tante, ohne anzuklopfen, und erzählte uns mit fliegender Hast: bei einem Rundgang im Hause, um die Thüren zu visitiren, habe er in dem nach dem Garten gehenden Speisezimmer im Erdgeschosse einen der Fensterläden offen und das Fenster angelehnt gefunden; er seye überzeugt, es finde irgend ein Einverständniß zwischen den Domestiken und fremden Personen außer dem Hause statt, und vielleicht seyen schon jetzt Diebe im Hause versteckt. Er zog sogar die Lärmglocke, deren Strang in jenem Zimmer hing. Sein Benehmen erschien so vollkommen natürlich, daß ich selbst glauben wollte, ich habe mich in der Stimme geirrt. Die weiblichen Dienstboten kamen in großem Schreck in's Zimmer geeilt — alle außer Louise. Aber wo war diese? niemand konnte darüber Auskunft geben. Heinrich und die beiden männlichen Diener wollten das Haus durchsuchen, und Tobias, der Gärtner, der zugleich bei Tisch aufwarten mußte, vermaß sich hoch und theuer, er habe selbst die Läden des Speisezimmers geschlossen und geriegelt. Sie gingen hinaus und gleich darauf hörten wir Stimmen drunten im Hofe; dann kam Heinrich zurück und erklärte lachend: es seye Alles nur ein blinder Lärm; der Gärtner und der Kutscher haben soeben Louisen erwischt, wie sie zu jenem Fenster im Speisezimmer hereingestiegen seye. Das arme Mädchen ward sogleich zu der Tante herbeschieden und verhört, wobei Heinrich ganz unbefangen anwesend war. Man fragte sie: wo sie gewesen seye? was sie zu dieser Stunde der Nacht außer dem Hause gethan? warum sie so erschrocken und verstört seye? Aber man brachte nicht mehr aus ihr heraus, als daß sie eine Zusammenkunft mit ihrem Liebsten gehabt habe. Meine Tante kündigte ihr sogleich auf und erklärte ihr, sie müsse morgen in aller Frühe das Haus verlassen.

Ich war allzu sehr aufgeregt und angegriffen, um in jener Nacht schlafen zu können. Der Zweifel, ob es wirklich Heinrich's Stimme gewesen seye oder nicht, die ich in der Laube gehört hatte, quälte mich unbeschreiblich. Am frühesten Morgen schon kam Louise bitterlich weinend in mein Zimmer und bat mich flehentlich, bei der Tante ein freundliches Fürwort für sie einzulegen.

„Sagen Sie mir offen, Louise, mit wem hatten Sie gestern Nacht ein Stelldichein im Garten?" fragte ich sie.

— „Nur mit meinem Liebsten," erwiderte sie.

„Eine sehr schlecht gewählte Zeit, Louise!"

— „Allerdings, Fräulein, aber er ist den ganzen Tag in der Stadt bei der Arbeit!"

Ich bemerkte, daß sie mir dabei nicht frei in die Augen sehen konnte, und war entschlossen, dem Räthsel wegen Heinrich's auf den Grund zu kommen. „Hören Sie, Louise," sagte ich, und blickte sie forschend an, — „vorgestern Abend bald nach neun Uhr war ich noch im Garten, um ein Buch aus der Laube zu holen...." Sie erglühte über und über. „Da hörte ich denn, wie zwischen Ihnen und jenem Manne das Stelldichein in der Laube verabredet wurde. Ich erkannte Sie an der Stimme, Louise, und auch ihn!"

Das Mädchen war todesbleich, sank vor mir auf die Kniee nieder und rief: „Ach, vergeben Sie mir, Fräulein! Doch nein! Sie können mir nicht vergeben. Ja, es war schlecht von mir, sehr schlecht; aber wann Sie Alles wüßten, Sie würden mich doch bemitleiden. Herr Heinrich versprach mir, meinen Bruder von den Soldaten loszukriegen, — ja er hat es fest zugesagt, und meine arme Mutter war ganz von Sinnen wegen des unglücklichen Hannjost!"

Ich wußte, daß Louisen's Bruder sich in einer bösen Stunde unter die Soldaten hatte anwerben lassen. „Haben Sie irgend einen Beweis, daß Herr Wildauer Ihnen dieß versprochen?" fragte ich sie.

— „Keinen andern als mein Wort, allein dieß gilt nichts mehr," erwiderte sie mit verzweiflungsvoller Heftigkeit. „Ich habe einmal gelogen, und nun wird mir niemand mehr glauben."

Das Geständniß Louisen's fiel so sehr zu ihrem Nachtheil aus, daß ich nun nicht den mindesten Zweifel mehr an ihrer Wahrheit und an meines Vetters Schuld hegte; aber noch lag der Beweggrund für sein außergewöhnliches Verfahren in tiefes Geheimniß gehüllt. Ich rieth dem Mädchen, über ihr Verhältniß zu Heinrich sich gegen niemand zu äußern, da es so ohne alle Beweismittel meine Tante nur noch mehr gegen sie aufbringen würde. Die Muhme erlaubte endlich Louisen auf ihr Flehen, noch einen Monat lang im Hause zu bleiben, hielt ihr aber eine ernste Standrede.

Gegen mich erwähnte die Tante mit keinem Worte mehr des Heirathsprojektes, begegnete mir aber mit der größten Kälte und Fremdheit. Frau Jägersdorff schien den Grund meiner Thränen und meines Stillschweigens vollkommen verstanden zu haben, als wir uns nach jenem Festmahle begegnet waren, denn wenige Tage nach jenen nächtlichen Auftritten erhielt ich einen Brief von ihrem Sohne Eugen, worin derselbe förmlich um meine Hand anhielt. So sehr mich auch dieser Beweis von Eugen's Liebe freute, so hätte ich doch viel darum gegeben, wenn er seine Werbung so lange aufgeschoben hätte, bis meine Tante mit dem Korbe, den ich Heinrich gegeben, mehr versöhnt gewesen wäre. Ich zeigte den Brief meiner Muhme und erklärte ihr, ich halte mich vollständig gebunden durch mein jüngst gegebenes Versprechen, nicht ohne ihre Genehmigung heirathen zu wollen. Sie las den Brief, machte keinerlei Bemerkung über seinen Inhalt und befahl mir nur, seinen Empfang zu bescheinigen und Herrn Jägersdorff zu schreiben, daß der Inhalt seines Briefes in einigen Tagen erschöpfend beantwortet werden würde. Ich hatte aber nicht die mindeste Ahnung von der Antwort, welche auf diesen Brief erfolgen sollte.

Eines Morgens, etwa zehn Tage nach jenem Festmahl, ließ mich die Tante zu sich auf ihr Zimmer entbieten; ich glaubte natürlich, sie wolle wegen Herrn Jägerdorff's Werbung mit mir reden. Als ich aber in's Zimmer trat, bemerkte ich sogleich, daß die Tante in einer ungewöhnlichen Aufregung war; sie hieß mich die Thüre abschließen und fragte streng: „Wohin hast Du den Diamantschmuck neulich am Abend nach dem Gastmahle gelegt?"

— „An seinen gewöhnlichen Ort — obenauf in der Schublade," entgegnete ich.

„So geh' und suche ihn!"

Ich durchsuchte die ganze Schublade des Schranks — die Diamanten waren nicht an ihrem Platze. Eine furchtbare Bestürzung überkam mich, denn mich traf die Schuld, wenn sie verloren wären, da ich die Schlüssel aus meiner Hand gegeben hatte. Ich kramte den ganzen Inhalt des Schrankes heraus: Urkunden, Pergamente, Hypotheken, bestaubte Päcke mit Briefen, Silberzeug,

Juwelen und dergleichen — aber umsonst! Die Diamanten waren fort.

„Ich habe die Schlüssel nicht aus der Hand gegeben von dem Augenblicke an, wo mir Louise sie am Abend nach dem Festmahle hieherbrachte; ich kann es beschwören!" rief die Tante. „Ha, und das war gerade an dem Abend, wo Louise sich durch das Fenster des Speisezimmers in den Garten geschlichen hatte!"

— „Sie werden doch keinen Verdacht gegen Louisen haben, liebe Tante?"

„Allerdings habe ich sie im Verdacht des Diebstahls — sie und niemand sonst," sagte die Tante entschieden. Ich wandte ein, Louise könne sich unmöglich eines solchen Verbrechens schuldig gemacht haben. — „Jenun," meinte die Tante, „wir Frauen verstehen von derartigen Angelegenheiten nichts — ich will Herrn Hennemann rufen lassen!"

Der Stadtgerichtsrath Hennemann war der Berather und Geschäftsmann der Tante, und ein langjähriger Freund und Vertrauter des Hauses. Der Kutscher mußte sogleich einspannen und sowohl ihn als Heinrich aus der Stadt holen. Herr Hennemann kam zuerst; die Tante erzählte ihm, was sich an jenem Abend zugetragen, und forderte alsdann mich auf, diejenigen Einzelnheiten noch anzugeben, welche mich selber betrafen. Er verlangte, man solle Louisen herbeiholen; ich wollte mich entfernen, aber die Tante verlangte, daß ich bei dem Verhör des Mädchens anwesend bleibe. Herr Hennemann stellte seinen Stuhl so, daß das volle Licht des Fensters gerade auf Louisens Gesicht fiel, wenn sie vor ihm stand. Mich quälte ein unbeschreiblicher Schmerz, denn ich wußte, daß das Mädchen unschuldig war, und auf meinem Gemüth lag es wie eine entkräftende Ahnung, gegen welche ich vergebens ankämpfte, daß Heinrich in diese Geschichte verwickelt seye. Herr Hennemann erklärte Louisen, er müsse wegen irgend eines besondern inzwischen eingetretenen Umstandes, den Namen des Mannes erfahren, mit welchem sie eine nächtliche Zusammenkunft im Garten gehabt habe. Das Mädchen sah mich erschrocken an und ich wandte das Gesicht ab, fühlte jedoch, wie es unter ihrem Blicke erglühte. Sie behauptete, es seye ihr Geliebter gewesen, und als Herr Hennemann nun den Namen desselben zu wissen verlangte, weigerte sie sich, denselben zu nennen, und beharrte trotz aller Zureden auf dieser Weigerung.

„So erfahren Sie denn, Louise, wie die Sachen stehen," sagte Herr Hennemann endlich streng; „der Diamantschmuck Ihrer Gebieterin war in jenem Schranke, die Schlüssel desselben waren zuletzt in Ihrer Hand, und die Diamanten werden nun vermißt."

— „Vermißt?" rief das Mädchen in tödlichem Schreck; „aber Sie werden doch keinen Verdacht gegen mich haben, Herr?"

Er würdigte sie keiner Antwort, und Louise wandte sich von ihm zu meiner Tante und betheuerte lebhaft ihre Unschuld.

„Es liegt ganz in Ihrer Macht, Louise, sich von jedem Verdacht zu reinigen, indem Sie uns den Namen Ihres Geliebten angeben," sagte Herr Hennemann eindringlich. Ganz rathlos vor Verzweiflung stammelte sie irgend einen Namen, welchen Herr Hennemann sogleich vormerkte. „Geben Sie mir nun auch noch die Adresse, nämlich Stand und Wohnung dieses Menschen an," fuhr er fort, „denn ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich sogleich jemand wegschicken werde, um die Wahrheit Ihrer Angaben zu ermitteln!"

Louise stotterte, zögerte, und warf sich endlich im wildesten, verzweiflungsvollsten Schmerz an den Boden. Herr Hennemann rieth nun der Muhme, statt alles weitern nach der Polizei zu schicken. Gerade in diesem kritischen Augenblick trat Heinrich in's Zimmer; er war sehr betreten, wie mir nicht entging, denn er sah sich ängstlich im Zimmer um. Zu meinem Erstaunen sprang Louise jetzt vom Boden auf und rief: „Nun will ich Ihnen sagen, wer jener Mann war, Herr Stadtgerichtsrath! hier steht er — Herr Heinrich!" und dabei deutete sie auf diesen und schaute ihm fest in's Gesicht.

„Was soll das? das Mädchen ist von Sinnen!" sagte Heinrich mit erheuchelter Kälte.

— „Das ist reine Zeitvergeudung," meinte Herr Hennemann; „das Klügste ist, sie der Polizei zu übergeben."

„Ich bin nicht von Sinnen!" rief Louise; „er weiß wohl, daß er mich gebeten hat, ihn an jenem Abend im Garten zu erwarten; er versprach mir, meinen armen Bruder von den Soldaten loszukriegen, wenn ich käme."

Ich sah, daß Heinrich zusammenschrack.

— „Es ist eine niederträchtige Lüge!" sagte die Tante. „Herr Wildauer ging an jenem Abende, wo Du im Garten gefunden wurdest, nicht dorthin — er hat das Haus nicht verlassen!"

„Elendes Geschöpf, diese Lüge hilft Dir nichts," sagte Herr Hennemann voll Entrüstung zu ihr.

„Aber ich habe einen Zeugen!" erwiderte Louise keck; „wir sind am Abend vorher mit einander belauscht worden."

Ich sah, daß Heinrich erblaßte; aber mit einem verächtlichen Lächeln sagte er: „Liebe Tante, Sie werden doch diesen Unsinn nicht glauben?"

— „Wie sollt' ich auch! es ist ja reine Lüge!" erwiderte die Tante, kehrte sich dann zu Louisen und forderte diese auf, ihren Zeugen zu benennen.

Louise sprang auf mich zu und zog mich mit verzweiflungsvoller Energie mitten in's Zimmer hinein und rief: „Nun reden Sie für mich, Fräulein!" Es war für mich ein furchtbarer Augenblick; wenn ich sprach, so war Heinrich gerichtet. „Sie müssen sprechen!" fuhr Louise leidenschaftlich fort; „wenn Sie nicht reden, so wird es Ihnen bis zu Ihrer Sterbestunde auf dem Gewissen liegen, daß Sie eine Unschuldige in's Verderben gestürzt haben!"

Ich werde in meinem Leben die furchtbare Spannung nicht vergessen, in welche mich dieses Verhör mit seinen Kreuz- und Querfragen versetzte. Seit die Wahrheit an den Tag gekommen, war Louise ganz trotzig und rückhaltslos geworden, und nöthigte mir gleichsam die Worte aus dem Munde. Meine Tante dagegen beobachtete eine befremdliche Ruhe und Fassung, und griff begierig jeden schwachen Punkt in meiner Erzählung auf. Ich hatte erwähnt, daß ich gehört habe, wie Heinrich das Mädchen aufgefordert, ihn in der Laube zu erwarten, und die Tante verlangte nun, als den wesentlichsten Punkt, von mir zu wissen, ob ich Heinrich gesehen habe. Dieß mußte ich verneinen, und nun begehrte sie von mir das Zugeständniß, daß ich mich möglicher Weise auch in der Stimme geirrt haben könnte. Dieß mußte ich zugeben. Und nun sollte ich sagen, wie es komme, daß Louise meine Mitwisserschaft an jener Bestellung erfahren, worauf ich wahrheitsgetreu mein Gespräch mit dem Mädchen am andern Morgen schilderte.

— „Ich kann der ganzen Zeugschaft nur geringen Werth beimessen," sagte die Tante endlich, „denn sie läuft im Ganzen nur darauf hinaus: Du, meine Nichte, bist von jeher von einem hartnäckigen Vorurtheil gegen Deinen Vetter eingenommen gewesen. Zunächst hast Du Dir eingebildet, Du habest seine Stimme gehört, und anstatt offen mit mir darüber zu sprechen, so daß die ganze Sache aufgeklärt worden wäre, ließest Du die Idee in Deinem Kopfe Platz greifen. Diese nichtswürdige Dirne nimmt mit dem

gewöhnlichen Scharfblick solcher Geschöpfe die Natur Deiner unwürdigen Verdachtsgründe wahr, denn sie war ohne Zweifel schon längst die Vertraute der Empfindungen, welche Du gegen Deinen Vetter hegtest; sie bemühte sich daher, Deine Gunst dadurch zu gewinnen, daß sie Heinrich's Charakter heruntersetzte, und machte sich gleichzeitig in ihrem eigenen Interesse Deinen Wahn und Dein Vorurtheil zu Nutze, indem sie Dich in eine Zeugin zur Unterstützung der handgreiflichsten Lüge, die jemals erfunden wurde, verwandelte."

Herr Hennemann pflichtete der Ansicht der Tante vollkommen bei. Ich war in einer furchtbaren Angst und Unruhe über die Wendung, welche die Sache genommen hatte, und leugnete mit allem Fug, daß ich je mit Louisen über meinen Vetter gesprochen habe.

„Ohne Zweifel hegt meine menschenfreundliche Cousine die Ansicht, ich selber habe den Diamantschmuck gestohlen," äußerte Heinrich nun mit höhnischem Lachen.

— „Gewiß nicht, — nicht entfernt, Heinrich!" erwiderte ich; „sicherlich wird sich Alles befriedigend aufklären."

„Ja es soll Licht in diese Sache kommen!" rief er düster. „Ich werde sogleich in die Stadt fahren und den geschicktesten Polizeibeamten holen, um die ganze Angelegenheit zu untersuchen."

Die Tante billigte diesen Vorschlag, und Heinrich verließ das Zimmer, worauf sie Louisen befahl, in die Gesindestube hinunterzugehen und ruhig zu warten und keinen Fluchtversuch zu wagen, da sie strenge bewacht seye. Von dem Augenblick an, wo meine Tante und Herr Hennemann das Gewicht meiner Aussage gegen Heinrich herunterzusetzen begannen, war Louisens Kühnheit allmählig gewichen und sie war wieder in die tiefste Verzweiflung versunken. Sie flehte in herzzerreißendem Jammer, man solle sie an irgend einem beliebigen Ort einsperren und nur nicht in die Gesindestube hinunterschicken, damit sie den anderen Dienstboten des Hauses nicht zum Gespötte werde. Meine Tante nahm gar keine Notiz mehr von mir, sondern verließ das Zimmer mit Herrn Hennemann. Louise schleppte sich mühsam zu dem Stuhle hin, wo ich saß, fiel vor mir auf die Kniee nieder und rief: „O mein Fräulein, ich weiß, Sie glauben an meine Unschuld! Ach, ich bitte, sagen Sie es mir, daß Sie mich nicht für schuldig halten! es wird mir so wohl thun, dieß zu hören, denn es ist fürchterlich, sich so schlecht machen lassen zu müssen!" — Ich versicherte sie, daß ich sie für ganz unschuldig halte, und sie fuhr fort: „Ich weiß wohl, daß ich auch Sie in Verlegenheiten gebracht habe, als ich verlangte, Sie sollten mir gegen Herrn Heinrich zeugen helfen. Vergeben Sie es mir! In jedem andern Falle hätte ich mich lieber verbrennen lassen, ehe ich ein Wort von Ihnen oder Herrn Heinrich gesagt haben würde. Aber wie sie mich beschuldigten, ich habe den Schmuck gestohlen, da konnt' ich nicht mehr länger schweigen."

Ich tröstete das arme Mädchen so gut ich konnte und eilte dann auf mein Zimmer, denn ich fürchtete mich, der Tante wieder zu begegnen. Eine der Mägde kam von Zeit zu Zeit herauf und erzählte mir, was drunten im Hause vorging. Heinrich war nach einer Abwesenheit von einigen Stunden wieder zurückgekehrt mit der Nachricht, ein Polizeibeamter werde sogleich erscheinen. Vom Fenster meines Stübchens aus sah ich auch endlich einen fremden Herrn mit strengem, finsterm Gesicht bedächtig den Gartenweg heraufkommen und in's Haus treten. Ich ging hinaus an die Treppenanlände und horchte hinunter, was drunten vorging. Ich hörte, wie sie alle: meine Tante, Herr Hennemann und der fremde Herr, heraufkamen, und nach dem Zimmer gingen, wo Louise saß. Mir ward übel vor Spannung und Aufregung; dann hörte ich nach einer Weile die schweren, hallenden Schritte des Fremden nach dem Boudoir der Tante sich hinrichten, und einige Minuten war Alles ganz still, worauf der Polizeibeamte und Heinrich wieder nach dem vorderen Eckzimmer zurückkehrten, wo die Anderen versammelt waren. Hierauf ertönte ein lauter, gellender Schrei — es war Louisens Stimme. Ich sank in die Kniee und mußte mich an dem Geländer halten. Ich weiß nicht wie lange ich gelegen hatte, als eine der Mägde athemlos die Treppe heraufgerannt kam und rief: „Gottlob, sie sind gefunden worden!"

„Wer? — die Diamanten?" rief ich.

— „Ja, Fräulein! sie waren die ganze Zeit über in dem Schranke gewesen."

„Das ist unmöglich!" erwiderte ich; „habe ich sie ja doch selber dort gesucht!" Und ich eilte die Treppe hinunter, um die Wahrheit zu erfahren.

2. Gefunden!

Meine Tante, Herr Hennemann, Heinrich und Louise waren noch im Zimmer. Der Polizeibeamte war in das Speisezimmer hinuntergeführt worden, um ihm einen Imbiß anzubieten. „Die Diamanten waren also im Schrank geblieben," sagte die Tante in dem Augenblick, wo ich eintrat. „Als der Polizeibeamte die Schublade ganz herauszog, fand er das Etui in dem Raum zwischen der Rückwand der Schublade und derjenigen des Schrankes. Er sagt, die Schublade müsse ganz gerüttelt voll gewesen und das Etui an der Decke des Schranks angestoßen seyn und sich hinter die Schublade hinab gespielt haben, als man diese herausgezogen habe, so wie das Etui dann beim Zurückschieben der Schublade ebenfalls mit zurückgeschoben worden sey."

Ich las in Heinrich's Augen einen rachgierigen Triumph.

— „Und nun," fuhr die Tante fort, „habe ich noch einen Akt der Gerechtigkeit gegen Louisen auszuüben. Sie ist mit Unrecht des Diebstahls des Schmuckes angeschuldigt worden. Unter gewöhnlichen Umständen wäre ich der Ansicht gewesen, daß keine Wiedervergeltung, die in unserer Macht gestanden hätte, für sie zu groß gewesen wäre; allein sie hat die Anschuldigung mit einer abscheulichen, niederträchtigen Geschichte pariren wollen, — einer Geschichte, die sie ohne Zweifel schon vorher erdichtet hatte, um sich die Gunst und Unterstützung einer Person zu verschaffen, die es unter ihrer Würde hätte halten sollen, auf solche böswillige Einflüsterungen zu hören!" Jedes Wort der Tante drang mir wie ein Dolchstich durch das Herz. — „Wenn jedoch Louise eine Erklärung, daß ihre Angabe gänzlich unwahr und erdichtet gewesen seye, unterzeichnen will, so werde ich meinerseits ihren Bruder von den Soldaten frei kaufen, ihr einen vollen Jahreslohn und ein Zeugniß geben, worin ich, soweit ich dieß ohne Verletzung der Wahrheit thun darf, ihre Aufführung für eine tadellose erklären werde. Herr Hennemann wird die Güte haben, jene Urkunde aufzusetzen."

Todesstille herrschte im Zimmer, während Herr Hennemann schrieb. Ich blickte auf und betrachtete Louisen. Das Mädchen war offenbar von dem Vorgefallenen noch so sehr erschüttert, daß sie gar nicht wußte, was man ihr vorgeschlagen hatte.

„He, Louise, unterzeichnen Sie dieß!" sagte Herr Hennemann barsch.

— „Lesen Sie es ihr erst vor," bat die Tante.

„Aber ich habe nicht gelogen, Herr! es ist Alles wahr!" fiel ihm Louise schüchtern in's Wort, während er ihr die Urkunde vorlas.

Herr Hennemann achtete auf diesen Einwand nicht, sondern las ruhig zu Ende und sagte dann: „Wir wollen uns nicht noch einmal darüber streiten, ob es wahr ist oder nicht, was Sie uns

erzählten, das wäre reiner Zeitverlust, denn jedermann von gesundem Menschenverstand muß hierin klar sehen. Wenn Sie dieses Papier unterzeichnen, so erhalten Sie die von Ihrer Gebieterin Ihnen zugesagten Vortheile; weigern Sie sich, es zu unterzeichnen, so verlassen Sie dieses Haus als Bettlerin und ohne Zeugniß. Jetzt wählen Sie!" und er reichte ihr eine Feder.

„Louise!" rief ich unwillkürlich. Das Mädchen wandte sich um und blickte mich ausdruckslos an.

— „Stille!" herrschte mir die Tante streng zu; „Du hast Dich nicht in ihre Angelegenheiten zu mischen!"

Herr Hennemann flüsterte Louisen etwas zu; so viel ich hören konnte, maß er offenbar ihr Zögern blos einem hartnäckigen Beharren auf ihrer Erzählung selber bei. Allein ich vermochte nicht zu schweigen; man hatte mich gezwungen, auf Grund inniger Ueberzeugung gegen Heinrich auszusagen, und ich hätte mich niemals von meinem Irrthum überzeugen können, wenn ich hätte denken müssen, das Mädchen habe die Urkunde aus gewinnsüchtigen Motiven unterzeichnet. — „Hören Sie mich an, Louise," sagte ich. „Die Frage ist die: ob Herr Heinrich am Abend vor dem Gastmahl mit Ihnen in dem Heckenwege hinter dem Garten war oder nicht? Man hat Ihnen einmal gesagt, es seye in Ihrem Interesse, zu erklären, daß er dort war; und es ist nun offenbar Ihr Interesse, es zu leugnen. Sehen Sie also von dieser armseligen Frage Ihres Vortheils ab und reden Sie die Wahrheit. Sie werden eines Tages ebenfalls die Wahrheit zu vertreten haben, und es ist deßhalb besser, die Wahrheit schon jetzt zu sagen, wenn Sie auch darüber eine Bettlerin werden sollten, als dereinst mit Scham und Gewissensbissen sie sagen zu müssen!"

Ich konnte sehen, wie aufgeregt Louise war, wie sie mit sich selber unschlüssig kämpfte; aber endlich ging sie rasch von Herrn Hennemann hinweg, trat an meine Seite und rief: „Ich werde jene Schrift nicht unterzeichnen! ich habe nicht gelogen!"

Meine Tante erholte sich zuerst von dem Erstaunen, welches mein Betragen erregte; sie klingelte und sagte zu der eintretenden Wirthschafterin: „Zahlen Sie dieser Dirne eine Monatslöhnung aus und weisen Sie sie dann aus dem Haus. Sie wird nicht als Diebin, aber als Lügnerin aus dem Dienst entlassen."

Meine Kraft war mit der Ermahnung gewichen, welche ich an Louise gerichtet hatte; unter einem Gefühl gänzlicher moralischer Erschöpfung sank ich in einen Stuhl, und nun überhäufte mich die Tante mit den bittersten Vorwürfen wegen der geringschätzigen Meinung, die ich so hartnäckig von meinem Vetter hege. Sie wollte all' meinen Betheuerungen zum Trotz darauf bestehen, ich habe die lügenhafte Erzählung Louisens begierig aufgegriffen in der Hoffnung, Heinrich's Charakter und Ruf damit herunterzusetzen; aber der Plan seye mißglückt, und der Schlag auf mein eigenes Haupt gefallen. Sie rief Herrn Hennemann zum Zeugen auf für ihre Drohung: es soll kein Pfenning von ihrem Vermögen an mich fallen; ich solle aus dem Hause und fortan als Gouvernante oder Dienende mir selber meinen Lebensunterhalt erwerben. Plötzlich blitzte ihr eine Erinnerung durch den Kopf; sie zog den Brief Eugen Jägersdorff's aus der Tasche, und gab ihn mir mit den Worten: „Da, nimm! je früher Du ihn beantwortest, desto besser! Schreib' ihm lieber noch heute Abend, sag' ihm, Du seyest eine Bettlerin, und siehe dann, ob er Dich noch haben will!"

Diese Härte, dieser Spott und die Herausforderung erweckten in mir Zorn und Entrüstung, und auf's Gerathewohl hin sagte ich: „Ich werde gehen," stand auf und verließ das Zimmer. Ich war allzu aufgeregt, um denken zu können; ich fühlte nur das Unrecht, das mir angethan worden war. Auf mein Zimmer eilend, legte ich Hut und Shawl an und stürzte dann aus dem Hause, auf die Landstraße hinaus, bis ich das Haus aus den Augen verloren hatte. Aber jetzt erst fragte ich mich: wohin? Zu Frau Jägersdorff? Aber? . . . Gedankenvoll blieb ich stehen und blickte in der Richtung zurück, aus welcher ich gekommen war: die alte, seit vielen Jahren mir so vertraute Heimath, die mir das kaum mehr erinnerliche Elternhaus ersetzt hatte, lag dort. Die Sonne übergoldete sie mit ihren letzten Strahlen, daß sie warm und hell erglänzte — und doch wehte es mich an wie Eiseshauch. Ich fühlte, daß ich die Heimath verloren hatte, daß ich eine hülflose Waise war und der kalten, harten Welt nun arm und schutzlos Aug' in Auge gegenüberstand. Jetzt überkamen mich Zweifel und Trostlosigkeit. Wäre die Tante allein zu Hause gewesen, so würde ich mich zurückgeschlichen, meinen Entschluß widerrufen, sie kniefällig angefleht haben, mich wieder zu Gnaden anzunehmen; — aber ich dachte an Heinrich's Triumph, den ich nicht erleben wollte, und ging weiter, der Stadt zu.

In meinem Leben werde ich nie die grausamen Zweifel vergessen, welche auf diesem kurzen Gange nach Frau Jägersdorff's Hause auf mich einstürmten und meinen armen Kopf mit Befürchtungen aller Art erfüllten. Ich zweifelte nicht an Eugen's Liebe; aber ich wußte ja, daß er nicht reich war; er hatte vielleicht bei der Bewerbung um meine Hand auch auf eine Mitgift, auf einiges Vermögen gerechnet. Und ich war jetzt im Begriff, mich als äußerstes Mittel ganz seinem Edelmuth anheimzugeben, seine Werbung nicht blos anzunehmen, sondern vielmehr begierig zu erhaschen, wie der Ertrinkende nach einem Strohhalm greift. Allein meine Verhältnisse hatten sich seit seiner Erklärung so sehr verändert, daß sich mein Selbstgefühl gegen den Gedanken empörte, mich ihm als Gattin aufzudrängen und ihn gleichsam an der Ehre zu packen. Der Gedanke, zu Frau Jägersdorff zu gehen, welcher mir im ersten Drang des Augenblicks vollkommen schicklich und natürlich erschienen war, bedünkte mich nachgerade überaus frech, unpassend und schamlos.

Wahrscheinlich hätte ich diesen Gedanken aufgegeben und wäre demüthig und reuig wieder zu meiner Tante zurückgekehrt, wenn mich nicht plötzlich ein Herr — Eugen Jägersdorff selbst — gegrüßt hätte; er wäre an mir vorübergegangen, ohne mich anzureden (wie er mir nachher sagte, hätte er nicht gewagt, mit mir zu reden, ehe er Antwort auf seinen Brief erhalten hätte). Ich nannte aber unwillkürlich ganz leise und beinahe flehend seinen Namen — wohl aus Schreck, denn ich war gerade auf dem Gipfel meiner Verzweiflung und Rathlosigkeit. Er hörte es aber, wandte sich um, erschrack ebenfalls über mein verweintes, verstörtes Gesicht und fragte mich nach dem Grund meiner Betrübniß. Anfangs konnte ich vor Erschütterung nicht reden; allein einige freundliche Worte von ihm und alle meine Zweifel waren vorüber. Ich erzählte ihm, was mir begegnet war, und er brachte mich zu seiner Mutter.

Frau Jägersdorff war sehr freundlich gegen mich, nannte mich vom ersten Moment an ihre Tochter, hörte mit wahrhaft mütterlicher Theilnahme auf meine Erzählung, und sagte dann, ich solle fortan ihr Haus als meine Heimath betrachten, die es mir auch bald wurde. Wir verheiratheten uns so schnell als es die nöthigen Vorbereitungen nur zuließen.

Ich meinerseits bot Alles auf, um die Vergebung meiner Tante zu erlangen; — jedoch vergebens. Sie hatte mir den Tag nach meinem Abschied von ihrem Hause meine Kleider und meine sämmtlichen Habseligkeiten zu Frau Jägersdorff gesandt, aber keinen Brief, keinerlei mündliche Botschaft. Auf die vielen Briefe, die ich an sie schrieb, bekam ich nie eine Antwort. Dieß war aber

auch die einzige Trübung meines stillen Glücks. Eugen's Einkommen war zwar nicht groß, allein es genügte zu unserem bescheidenen Auskommen. Eugen war so wohlwollend und so voll freundlicher Fürsorge dabei: er kaufte Louisens Bruder vom Militär los, und seine Mutter nahm die arme Louise sogleich in ihre Dienste und behielt sie bei sich, bis sich das Mädchen viele Jahre später verheirathete.

Ich war etwa acht Monate verheirathet und hatte in dieser ganzen Zeit meine Tante nie zu Gesicht bekommen, wohl aber gelegentlich durch gemeinsame Bekannte Nachricht von ihrem Befinden erhalten. So erfuhr ich denn eines Tages, daß sie ernstlich krank seye. Sie hatte einen Schlaganfall gehabt und war an der einen Seite gelähmt. In größter Angst eilte ich nach ihrem Hause hinaus, und traf den Wagen des Hausarztes vor der Thüre. Ich erkundigte mich bei Tobias, dem Gärtner, nach dem Befinden der Tante; sie seye sehr schlecht, hieß es. Ich wollte sie besuchen, aber der ehrliche Gärtner erklärte mir mit Bedauern, er habe den gemessensten Befehl, mich nicht zur Muhme zu lassen.

„Und wer befahl dieß?" fragte ich.

„Herr Heinrich," war die Antwort. Ich besann mich gerade noch, was ich thun solle, als der Arzt herunterkam, der mir immer gewogen gewesen war.

„Ah, wie froh bin ich, Sie hier zu sehen!" rief er mir zu; „Sie müssen Ihre Tante verpflegen, und es wird ihr gut thun; sie hat Ihren Namen mehrmals genannt. Kommen Sie in's Speisezimmer — ich will Ihnen einige Verhaltungsmaßregeln wegen der Verpflegung der Frau Oberst geben."

„Aber man will mich nicht zur Tante lassen, Herr Doctor!" rief ich.

„Herr Heinrich hat es befohlen," sagte Tobias entschuldigend.

„Bah, auf meine Gefahr und Verantwortung wird das Frauchen vorgelassen," sagte der Doctor, reichte mir den Arm und führte mich in das Speisezimmer. Hier theilte er mir mit, daß der Zustand der Tante ein sehr bedenklicher seye. Wir kamen überein, ich sollte in's Zimmer der Tante treten, als ob gar nichts zwischen uns vorgefallen wäre, und sollte mich der Verpflegung der Kranken und der Leitung des Hauswesens annehmen.

Das Gesicht der Tante heiterte sich auf, als ich zu ihr trat, und sie lächelte mir schwach zu. Es erschütterte mich tief, die Frau in solch hülflosem Zustand zu sehen, ich war schon auf dem Punkte, selber auf die Vergangenheit zurückzukommen und sie um Verzeihung zu bitten, aber der Doctor zog mich zurück und winkte mir zu schweigen. — Meine Gegenwart und Pflege schien der Muhme so viel Genugthuung zu verursachen, daß der Doctor mich bat, ich solle wo möglich da bleiben und ihr abwarten; ich könne ja auf einem Sopha in demselben Zimmer schlafen. Er fürchtete, meine Dienste dürften ohnedem nicht lange erforderlich seyn. Ich war so froh und glücklich, etwas zur Erleichterung der Schmerzen meiner Tante beitragen zu können, daß ich den Vorschlag des Arztes bereitwillig annahm; aber dann erst dachte ich an Heinrich und erinnerte den Doctor an die eigenthümliche Lage, in welcher ich mich befand. Er versicherte mich jedoch, ich brauche mir hierüber keinerlei Sorge zu machen; er wolle mich mit seiner vollen Verantwortlichkeit decken. So blieb ich denn als erste Krankenwärterin bei der Muhme. Meine erste Begegnung mit Heinrich war auch lange nicht so peinlich, als ich gefürchtet hatte; er that zwar sehr kalt und fremd gegen mich, erklärte sich aber sehr erfreut, daß die Tante mich um sich habe; gleichwohl erfuhr ich später, daß er den Gärtner, der mich zugelassen, ohne Weiteres weggeschickt hatte.

Anfangs, als die Muhme noch so krank und hülflos war, kam Heinrich nur selten in das Krankenzimmer; sobald sie aber besser und wieder bei klarem Bewußtseyn und im vollen Gebrauch ihrer Sprache und ihrer Glieder war, ging er den ganzen Tag im Zimmer ab und zu. Unter dem Vorwand, mich vor allzu großen Strapazen zu bewahren, verlangte er von mir, ich solle die Krankenwärterin bei der Muhme im gleichen Zimmer schlafen lassen; hierauf ging ich jedoch nicht ein — da die Tante so sehr an meine Handreichungen gewöhnt war, sagte ich, so werde sie auch keine fremde Person um sich dulden wollen. Er nahm daher nur mit großem Widerstreben seinen Vorschlag zurück, setzte es aber durch, daß die Wärterin in dem Boudoir der Tante schlafen mußte, und es entging mir nicht, daß die Frau fortan Nachts weit munterer und aufmerksamer war, als sie während der schlimmsten Zeit der Krankheit der Tante gewesen. Ich mochte noch so leise mich dem Bette der Muhme nähern, so war sie sicherlich im Nu im Zimmer, und überdem rief die geringste Bewegung im Krankenzimmer zuverlässig Heinrich herbei, der dann an die Thüre pochte und fragte, ob wir irgend etwas bedürften. Meine Tante war dann so erfreut über Heinrich's Aufmerksamkeiten, daß sie meist so laut wie irgend möglich rief: „Ich danke Dir, lieber Heinrich! geh' nur zu Bett, es hat nichts zu bedeuten."

Ich wollte einmal ein paar Zeilen nach Hause schreiben, und da ich keine Tinte in dem Schreibzeug der Tante fand, so schickte ich die Wärterin nach solcher. Augenblicklich brachte Heinrich sein eigenes Schreibzeug, setzte es vor mich hin und wartete, bis ich mein Briefchen geschrieben hatte, das er zu bestellen versprach, und nahm dann seine Tinte wieder mit. Wie sehr ich mich auch bemühte, ich konnte keine Tinte in den Schreibzeug der Tante bekommen, und so oft ich Tinte verlangte, erschien gewiß auch Heinrich im Zimmer. — Ich bemerkte überhaupt bald, daß alle meine Bewegungen auf das genaueste belauscht und beobachtet wurden; allein diese Späherei geschah auf solch geschickte und natürliche Weise, daß es mir keinen Grund zur Klage abgab.

Eines Morgens saß Heinrich mit der Tante und mir allein im Zimmer; ich hatte in der Nacht mehrmals aufstehen müssen, um der Tante beizuspringen, und war in eine Art Halbschlummer versunken, als ich die Tante leise zu Heinrich sagen hörte: „Sie ist während meiner Krankheit so gut gegen mich gewesen und hat mir ihre ganze Zeit gewidmet. Das fühlst Du doch, Heinrich, nicht wahr?"

— „Allerdings, liebe Tante."

„Nun denn, Heinrich, so verzeihe ihr um meinetwillen!"

— „Um Ihretwillen, beste Tante, verzeihe ich ihr!"

„Hörst Du es?" sagte die Muhme zu mir, „Heinrich verzeiht Dir."

„Wirklich?" fragte ich, „nun denn, Heinrich, aus Herzensgrunde? sagst Du das?"

— „Aus Herzensgrunde," wiederholte er, aber mit einem düstern, halb höhnischen Blick auf mich, welcher seine Worte beinahe Lügen strafte.

„Ich muß etwas für sie thun," fuhr die Tante fort.

— „Aber, beste Tante," rief Heinrich und sprang von seinem Stuhle auf und trat zum Bette, „bin ich nicht stets liebevoll und gehorsam und voll Aufmerksamkeit gewesen? Habe ich gegen Ihren Willen geheirathet? Habe ich Ihre Wohlthaten mit Füßen getreten?"

„Nein, Heinrich, Du bist immer gut und brav gewesen," erwiderte die Tante. „Ich will auch nur eine Kleinigkeit für sie thun, weil sie während dieser Krankheit so aufmerksam gegen mich gewesen ist."

Mein Selbstgefühl ward geweckt, und wenn ich nicht gefürchtet hätte, meine Tante wieder zu erzürnen, so würde ich sogleich jede Belohnung für das, was nur meine Pflicht war, entschieden abgelehnt haben.

„Geld kann ich ihr nicht geben — das hab' ich verschworen," fuhr die Tante fort, zu Heinrich gewendet.

— „Ja, das haben Sie — Herr Hennemann kann es bezeugen!" fiel er ihr lebhaft in's Wort.

„Aber den Diamantschmuck, der ihr ja zum Voraus bestimmt war — den kann ich ihr geben," sagte die Tante.

— „Den Diamantschmuck — Ihren eigenen Schmuck, Tantchen, den Sie selbst stets getragen?" rief er laut.

„Es ist ja kein Geld, Heinrich!"

— „Aber es sollte ja der Familienschmuck werden, und sie hat aus der Familie geheirathet. Ihre Diamanten sollen an Fremde kommen, beste Tante?"

Jetzt konnte ich mich nicht länger halten, und bat die Tante, ihm doch den Diamantschmuck zu lassen.

„Nein, sie soll die Diamanten haben!" rief meine Muhme entschieden. „Geh', Heinrich, und hole sie sogleich!" Und mit einiger Hast und Mühe nahm sie die Schlüssel zu dem eisernen Schranke von ihrem Halse.

Heinrich mußte zu seinem großen Mißvergnügen gehorchen; er ging in das Boudoir, holte das Etui mit dem Diamantschmuck, und legte es auf das Bett der Tante. Ich war in größter Angst, es könnte irgend ein Auftritt stattfinden, welcher der Tante nachtheilig werden möchte, so daß ich es für eine wahre Schickung der Vorsehung ansah, daß der Doctor gerade in diesem Augenblick in's Zimmer trat. — „Hier," sagte die Tante, und reichte mir mit großer Anstrengung das Etui; „ich habe ja schon an dem Tage, wo ich diesen Schmuck kaufte, bestimmt, daß derselbe an Dich kommen sollte, wenn Du ein gutes Kind seyn würdest. Du bist während meiner Krankheit ein gutes Kind gewesen, — nimm ihn also, und schalte und walte damit nach Deinem Belieben!"

— „Halt! auf ein Wort!" sagte Heinrich zu mir; — „vergiß niemals, daß dieß die Diamanten sind, welche die liebe Tante schon vor Jahren gekauft und zu einem Familienschmucke bestimmt hat. Sie haben für mich einen ganz besondern Werth. Wenn Du sie daher einmal verkaufen oder anders fassen lassen willst, weil Dir die Fassung nicht mehr modern genug ist, so laß es mich wissen. Ich werde mir alle Mühe geben, so viel Geld zusammenzutreiben, daß ich sie Dir nach ihrem jetzigen vollen Werthe bezahlen kann!"

„Du guter Junge!" flüsterte die Tante gerührt.

Die arme Muhme Juliane! sie ahnte nicht, was sie that, als sie mir diese Diamanten schenkte! —

Der Doctor hatte Recht gehabt, meine Dienste waren nicht lange nöthig. Ein zweiter Schlaganfall stellte sich ein, und einige Tage nachher starb meine Tante. Ihr ganzes Vermögen fiel an Heinrich, mit der Bedingung jedoch, daß, wenn er ohne Leibeserben stürbe, die Liegenschaften auf meinen ältesten Sohn übergehen sollten.

Wir hatten natürlich keinerlei Verkehr mit Heinrich, aber ich hatte von seinem Thun und Treiben genug erfahren, um mich zu überzeugen, daß ich seinen Charakter niemals falsch beurtheilt hatte. Sobald er in den Besitz seines Vermögens gekommen war, ließ er sich auf gewagte Spekulationen ein und führte ein wüstes, wildes Schlemmerleben.

Als ich den Diamantschmuck meinem Gatten zeigte, sagte ich ihm zugleich, Tante Juliane habe mir erlaubt, nach Belieben damit zu schalten und zu walten, und ich schlug ihm daher vor, das Geschmeide sogleich zu verkaufen, weil ich wohl fühlte, daß meine Umstände mir doch nicht erlauben würden, einen solchen kostbaren Schmuck zu tragen. Eugen wollte aber nichts davon hören: er seye ja nicht in der Lage, das Geld dafür zu bedürfen, sagte er, und es dürfte wohl noch einmal eine Zeit kommen, wo ich ihn mit Fug tragen könnte."

„Ach, mein Kind," fuhr meine Schwiegermutter nach einer Pause fort, „ich bin so froh, daß Du keinen Bankier oder Börsenspekulanten heirathest. Ich möchte Dir nicht die Angst und Sorgen wünschen, welche ich mir damals um meinen Gatten machen mußte. Er besaß damals noch nicht seine jetzige Erfahrung, und zu einer Zeit, wo andere Geschäfte sehr flau gingen, nahm er sein Geld und spekulirte auf eigene Rechnung in Staatspapieren, und fiel Leuten in die Hände, die ihm an Umsicht und Erfahrung und vor Allem an Schlauheit überlegen waren. Anfangs schien er großes Glück zu haben, und ich freute mich herzlich über seine eigene Freude und Zuversicht. Eines Tages aber kam er sehr verstört und betrübt nach Hause; er hatte schwere Verluste gehabt, namentlich durch die Schurkerei eines Klienten, dessen Wechsel Eugen nun bezahlen mußte, weil er seinen Namen darauf gesetzt hatte. Diese Wechsel betrugen weit mehr als meines Gatten baare Mittel, und er gab mir einen Wink, ich müsse vielleicht meine Diamanten weggeben. Ich war natürlich seelenvergnügt ob dem Gedanken, daß ich die Mittel besaß, diese Angelegenheit wieder in Ordnung zu bringen.

Meinem Versprechen gemäß beschloß ich sogleich an Heinrich zu schreiben und ihm den Schmuck zum Kauf anzubieten; wir kamen jedoch überein, die Diamanten zuvor von einem erfahrenen Juwelier schätzen zu lassen, um sogleich die Kaufssumme in dem Brief feststellen zu können. Am andern Morgen also nahm ich Louise als Begleiterin mit und begab mich zu dem Juwelier S. oben an der Zeil, bei welchem die Familie Jägersdorff seit vielen Jahren ihre Einkäufe machte. Hier behändigte ich das Etui dem ältesten Associé des Geschäfts und bat ihn, mir ungefähr den wahren Werth dieses Schmuckes zu taxiren. Er betrachtete die Steine eine Weile ganz genau, dann fragte er: „Sie wissen vermuthlich, Madame, daß diese Steine keine echten Diamanten sind?"

Ich entgegnete mit großer Lebhaftigkeit: die Steine seyen echt, haben einer verstorbenen Tante von mir gehört und seyen in meiner Anwesenheit bei W. gekauft worden.

„Entschuldigen Sie, Madame," sagte er; „diese Steine können unmöglich für Diamanten verkauft worden seyn; aber es sind sehr geschickte Brillanten-Imitationen, die mich auf den ersten Blick ebenfalls getäuscht haben!"

Ich wiederholte meine Behauptung, daß die Diamanten für echt und in meinem eigenen Beiseyn gekauft worden seyen, in großer Aufregung; aber der Juwelier sagte wohlwollend: „Sie haben mich um meine Ansicht gefragt, die ich Ihnen auch gesagt habe; es thut mir leid, daß Sie in Ihren Erwartungen getäuscht worden sind. Uebrigens ist der Beweis für meine Behauptung sehr einfach: ich werde, wenn Sie mir erlauben, mit meiner Feile über einen dieser Steine hinstreichen; bleibt der Stein unversehrt, so ist er ein Diamant!"

— „Thun Sie es!" bat ich mit verzweifeltem Entschluß, aber ich fühlte gleichzeitig, daß der Juwelier Recht hatte. Wir waren ruinirt, meines Gatten Ehre stand auf dem Spiele. Die Feile strich knirschend über den Stein und er war erblindet — ich starrte ihn einen Augenblick an und fiel dann in Ohnmacht.

Als ich wieder zur Besinnung kam, sah ich mich von Louisen verpflegt, und sie flüsterte mir zu: „Das hat Herr Heinrich gethan!"

— „Was?" fragte ich in einer furchtbaren Verwirrung.

„Die Steine vertauscht — er nahm in jener Nacht den Schmuck mit — ich weiß, daß er es gethan hat."

— „Stille!" flüsterte ich, denn die Leute des Ladens standen noch um uns her. Wir verabschiedeten uns und fuhren nach Hause. Ich war überzeugt, daß Heinrich die Diamanten vertauscht habe; je länger ich darüber nachdachte, desto fester glaubte ich es, und mit Ungeduld erwartete ich die Heimkunft meines Gatten, der gerade an jenem Tage unbegreiflich lange ausblieb. Als er endlich heimkam, war er weit ruhiger, als ich erwartet hatte.

„Gottlob, ich weiß nun das Schlimmste!" sagte er. „Zweitausend Thaler genügen, um Alles in die Reihe zu bringen. Du sagst, Deine Tante habe mehr als viertausend für den Schmuck bezahlt, also ...."

— „Halt, mein Lieber! laß mich zuvor Dich auf eine noch schlimmere Nachricht vorbereiten!" fiel ich ihm in's Wort.

„Nun?" rief er erschrocken.

— „Der Schmuck ist werthlos — die Steine sind nicht echt," sagte ich.

Jener Abend wird mir ewig unvergeßlich bleiben — hoffnungelose Verzweiflung, Armuth, Schande, Verlust unseres eigenen kleinen Vermögens standen auf unserer Schwelle und grinsten uns in's Gesicht. Bittere Tage folgten, und überall versuchte Eugen vergebens, jene zweitausend Thaler aufzutreiben, deren er bedurfte. Wir wußten, daß, wenn wir alle unsere Habe verkauften, wir nicht die Hälfte dieser Summe erlösen würden, und meinem Gatten drohte der Bankerott! Mir war so wehe um das Herz, daß es mir beinahe als Sünde erscheinen wollte, wenn ich auf meinen Säugling herablächelte, der auf meinen Armen lachte und kreischte und lustig strampelte!

In Ermangelung direkter Beweise hielt es mein Gatte für nutzlos, irgend welche Schritte gegen Heinrich zu versuchen, obschon er denselben ebenfalls für schuldig hielt. Allein ich bestand darauf, wenigstens Herrn Hennemann darüber um Rath zu fragen. Ich ging zu ihm, und er empfing mich freundlich; ich fand, daß er auf Heinrich sehr ungehalten war, weil dieser ihn bei Gelegenheit einiger Geldgeschäfte in Folge der Aushändigung des Vermögens meiner Tante gröblich beleidigt hatte. Er war höchlich erstaunt, als er von mir erfuhr, daß die Diamanten falsch seyn sollten, und gestand mir, daß er bei reiflicherem Nachdenken sich selber sehr über Louisens hartnäckige Behauptung gewundert habe. Wenn er aber damals irgend einen Verdacht gegen Heinrich gehegt habe, so seye derselbe doch nicht weiter gegangen, als auf die Vermuthung, daß Heinrich allerdings ein Einverständniß mit dem Mädchen gehabt und es in den Garten bestellt, daß er dann aber die Entdeckung des Stelldicheins gefürchtet und sich so gut wie möglich aus der Schlinge zu ziehen versucht habe. Die falschen Diamanten aber warfen erst ein neues und ernsteres Licht auf den ganzen Vorfall, und gaben zu folgender Muthmaßung Anlaß: Heinrich war nach Herrn Hennemann's Behauptung von jeher im Stillen ein ausschweifender Bursche gewesen; er konnte möglicherweise noch zu Lebzeiten der Tante in Schulden und Geldverlegenheiten gerathen seyn — Hennemann vermaß sich sogar, Beweise hiefür beizubringen. Da er seine Verlegenheiten nicht eingestehen wollte, so hatte er irgend ein anderes Hülfsmittel aufgesucht, um sich aus seinen Schulden herauszuhelfen. Eine Heirath mit mir würde ihm unmittelbar größere Geldsummen zur Verfügung gestellt haben. Dieses Mittel schlug jedoch fehl, und darum mußte er die Diamanten entwenden. Heinrich wußte, daß die Tante den Schmuck bei jenem Festmahle tragen würde, wozu wir geladen waren; er bestellte daher Louisen auf jenen Abend in den Garten; er trug Sorge, daß sie die Schlüssel zu dem eisernen Schranke einige Zeit in der Hand behielt; wenn daher der Schmuck vermißt wurde, so mußte der Verdacht der Entwendung desselben zunächst auf das Mädchen fallen. Mehr als zehn Tage vergingen zwischen dem Abend jenes Festmahls und der Entdeckung des Verlusts der Diamanten. In der Zwischenzeit wurden die echten Steine mit falschen vertauscht und im letzten Augenblick der falsche Schmuck geschickt an einen Ort niedergelegt, wo neunzehn Personen unter zwanzig sich nie hätten einfallen lassen, ihn zu suchen. — „Aber das Alles ist nur Muthmaßung, Combination, und vor dem Gesetz keinen Heller werth, wenn wir nicht Heinrich's Mitschuldigen an jenem Vergehen ausfindig machen können," sagte Herr Hennemann. Zugleich vermaß er sich auf's wärmste, mir seinen Beistand zu leihen, obschon er noch keine großen Hoffnungen auf einen günstigen Erfolg hegen könne. „Zunächst," fügte er hinzu, „müssen wir genau ermitteln, ob Ihre Tante je Diamanten gekauft hat oder nicht."

Wir gingen zu W. und erfuhren auf Befragen, daß die Bücher des Juweliers ausweisen, die Tante habe zu der angegebenen Zeit eine Parüre in Diamanten um 4200 Thaler gekauft. Außerdem war einer der Chefs des Geschäfts, welcher zur Zeit des Kaufs der Juwelen noch Commis in demselben gewesen war, erbötig, eidlich zu erhärten, daß die Steine echt gewesen seyen.

Um Heinrich's Vorwissen um den Betrug oder sein Eingeständniß desselben zu ermitteln, rieth Herr Hennemann mir, ich solle sogleich an den Vetter schreiben; er fertigte mir den Entwurf eines Briefes an, worin ich ihm meldete, Umstände nöthigten mich, den Diamantschmuck zu veräußern, und ich erlaube mir daher, unserem früheren Abkommen gemäß ihm den Schmuck zuerst anzubieten, und zwar zu demjenigen Preise, welchen meine Tante zuerst dafür bezahlt hatte. Gegen mein Erwarten schickte Heinrich beinahe umgehend eine Antwort. Der Brief war in seinem gewöhnlichen heuchlerischen Style geschrieben; er beklage die Umstände, die mich zwangen, den Schmuck zu veräußern, er seye mir aber sehr dankbar dafür, daß ich seine Bitte nicht vergessen habe. Er glaube, die Diamanten seyen neuerdings im Preise gestiegen, und es würde daher nach seiner Ansicht das zweckmäßigste seyn, die Diamanten zu seinem Juwelier zu bringen, den er anweisen wolle, mir den höchsten Marktpreis dafür zu bezahlen; übrigens seye es noch besser, wenn ich meinen eigenen Juwelier darüber befragen würde.

„Er weiß um Alles," sagte Herr Hennemann, als er Heinrich's Brief gelesen hatte, „sonst würde er keinen solchen Vorschlag gemacht haben!"

— „Aber was wird dieß uns nützen?" rief ich ungeduldig. „Die Wechselklage ist gegen meinen Mann erhoben — stündlich kann Exekution auf unsere Habe gelegt werden!"

„Haben Sie nur Geduld und Vertrauen, Madame!" erwiderte mir der Stadtgerichtsrath zuversichtlich; „ich handle für Sie in Gemeinschaft mit einem sehr tüchtigen Polizeibeamten, welcher mir Alles angerathen hat."

Hierauf hieß er mich noch einmal an Heinrich Wildauer schreiben und demselben mittheilen, es seye mir gerathen worden, als die vortheilhafteste Art des Verkaufs von Diamanten den Weg einer öffentlichen Versteigerung zu wählen, den ich denn auch eingeschlagen habe; die Versteigerung werde morgen früh eilf Uhr bei dem geschwornen Auktionator K. stattfinden. Dießmal verkehrte Heinrich nicht direkt mit mir, sondern schrieb an den Auktionator, er solle jede entsprechende Summe bei der Versteigerung darauf

bieten. — Ich hatte, offen gestanden, alle Hoffnung auf Erfolg aufgegeben; allein am Abend des Tages, wo die Versteigerung stattgefunden hatte, und als wir ängstlich und in gedrückter Stimmung zu Hause saßen und auf den Bericht des Auktionators warteten, kam Herr Hennemann hereingestürzt, und zwar mit so großer Heiterkeit und Vergnügen, als sich nur auf seinem trockenen Aktengesicht aussprechen konnte.

„Gewonnen!" rief er; „Heinrich hat den Schmuck gekauft!" — „Wie? den falschen?" riefen wir.

„Nicht doch, Heinrich ist kein solcher Narr, zehntausend Thaler für einen Schmuck von falschen Steinen auszugeben."

Wir glaubten, Hennemann müsse nicht recht bei Sinnen seyn, allein er überzeugte uns von der Thatsächlichkeit seiner Behauptung durch eine Anweisung auf seinen eigenen Bankier im Betrag von achttausend Thalern, die er Eugen gab, und durch das Etui mit dem echten Brillantschmuck der seligen Tante Juliane, welches er mir behändigte. Hierauf erzählte er uns Folgendes:

Die falschen Diamanten waren mit den übrigen werthvollen Effekten, welche uns die Exekutoren des Gerichts hinweggenommen hatten, zur Besichtigung ausgestellt, und zwar unter einem Glaskasten, und der Polizeibeamte selbst war, als Gehülfe des Auktionators verkleidet, anwesend, angeblich und anscheinend, um die zu versteigernden Gegenstände zu bewachen, eigentlich aber, um all die Leute genau zu beobachten, welche zu deren Besichtigung kamen. Ebenso war abgemacht worden, daß, wenn irgend eine Person die Erlaubniß zu näherer Untersuchung derselben verlangen würde, der Polizeibeamte sich damit entschuldigen sollte, der Schlüssel zu dem Glaskasten seye verlegt worden. Mehre Leute, offenbar Juwelenhändler, hatten ärgerlich darüber gemurrt, daß man sie solche Diamanten nur durch ein Glas sehen lassen wolle, und waren zum Theil wieder weggegangen; Keiner aber hatte einen Zweifel an ihrer Echtheit ausgesprochen. Endlich kamen zwei Männer mit einander, und während der Eine wegen des fehlenden Schlüssels brummte, äußerte der Andere mit einem flüchtigen Blicke: daran liege nichts; er wisse schon, daß die Steine falsch seyen. — Wie konnte aber dieser Mensch nach einem einzigen Blick gewiß wissen, daß der Schmuck aus unechten Steinen bestehe? Der Polizeibeamte winkte Herrn Hennemann, der in einem Nebenzimmer war, herein, und berichtete ihm den Vorfall. Hennemann ging auf den Mann zu, nahm ihn bei Seite und sagte ihm: er habe ganz Recht, die Steine seyen unecht, und es könnte jemand ein schönes Stück Geld damit verdienen, wann er auszusagen vermöchte, wie denn die unechten Steine an die Stelle der echten Diamanten gekommen seyen? — Der Fremde gab sich als einen jüdischen Bijoutier zu erkennen, der im Rufe stand, im Fassen von Diamantrn besonders geschickt zu seyn, und der Stadtgerichtsrath brachte nun durch geschickte Fragen, durch Drohungen mit gerichtlicher Verfolgung wegen Fälschung und Versprechung einer guten Belohnung endlich von diesem Aaron Blumenschein heraus, daß er ursprünglich den echten Schmuck für den Bijoutier W. gefaßt, aber vor beiläufig zwei Jahren nach demselben auch einen ganz ähnlichen mit falschen Steinen gefertigt habe. Auf die Frage: für Wen? erklärte er offen, er nehme gar keinen Anstand, den Auftraggeber zu nennen; derselbe seye ein gewisser Hirsch Jonas, ein bekannter Geldverleiher, gewesen, der inzwischen gestorben seye; er könne aber aus seinen Geschäftsbüchern nachweisen, daß Hirsch Jonas den Schmuck bezahlt und ihm überhaupt oft derartige Geschäfte übertragen habe. Hennemann's Frage: in wessen Auftrag Hirsch Jonas gehandelt habe? vermochte Blumenschein nicht genau zu beantworten, denn der Geldverleiher habe seine Geschäfte sehr geheim gehalten. Uebrigens habe sich doch ein Umstand dabei zugetragen, welcher vielleicht auf die Spur des eigentlichen Bestellers führen könne. Er habe damals den unechten Schmuck in der größten Eile anfertigen und Tag und Nacht daran arbeiten müssen; am letzten Tage habe Hirsch Jonas sogar zweimal nach demselben geschickt und ihn holen lassen wollen. Endlich, nachdem er ganz fertig gewesen und den unechten Schmuck in das Etui des echten gelegt hatte, seye er selber zu Hirsch Jonas gegangen, um das Original und die Kopie zu überbringen; dabei seye er in Jonas' geheimes Geschäftszimmer getreten und dort dem Herrn begegnet, welcher mit solcher Ungeduld auf die Ablieferung des falschen Schmucks gedrungen habe. Jonas habe ihm Vorwürfe darüber gemacht, daß er in sein Privatzimmer gekommen seye, weil die Sache hätte geheim bleiben sollen. Den fremden Herrn habe er nicht gekannt und auch seinen Namen nie erfahren, aber er würde ihn sogleich wieder erkennen. Was endlich die echten Diamanten anlange, so glaube er zu wissen, wer dieselben jetzt in Händen habe; die Parüre seye noch nicht auseinander genommen, die Steine noch nicht herausgebrochen; sie seye im Besitz eines Mannes, der sich auf den Werth der Steine verstehe und einen hohen Preis dafür verlange, weil die Diamanten im Preise gestiegen seyen, und der Mann seine Zeit abwarten könne.

Herr Hennemann eröffnete nun dem Blumenschein: jener Herr, den er bei Hirsch Jonas gesehen habe, seye sehr darauf erpicht, den echten Diamantschmuck wieder zu bekommen, und werde ohne Feilschen dem jetzigen Besitzer seinen Preis dafür bezahlen, falls er den Schmuck Nachmittags vier Uhr auf die Kanzlei des Stadtgerichtsraths bringe; Blumenschein sollte eine hübsche runde Summe für die Mühwaltung bekommen, wenn das Geschäft gemacht werde. Der Juwelier ließ sich dieß nicht zweimal sagen und ging, gefolgt von dem Polizeibeamten. Herr Hennemann aber schrieb sogleich an Heinrich Wildauer, er möge sich Punkt vier Uhr auf seinem Bureau einfinden, da er ihm in Sachen der Exekutorschaft des Testaments der Muhme Juliane noch eine wichtige Mittheilung zu machen habe. Zur festgesetzten Zeit erschienen Blumenschein und sein Bekannter mit dem echten Schmuck auf der Kanzlei des Stadtgerichtsraths, welcher den Schmuck nun durch den Juwelier W. untersuchen ließ, wobei dieser die Diamanten für echt und ihre Fassung für genau übereinstimmend mit dem ursprünglichen Schmuck erklärte. Heinrich kam dann auch zur anberaumten Stunde.

Mir ist als sehe ich Herrn Hennemann noch vor mir, wie er uns seine Unterredung mit Heinrich beschrieb. Seine nüchternen Züge verloren nie ihren gesetzten, kalten, geschäftsmäßigen Ausdruck, aber seine kleinen grauen Augen funkelten vor schelmischer Freude. Heinrich war sehr ungehalten und grob wegen irgend eines Vorschlags, welchen ihm Herr Hennemann hinsichtlich der Geschäfte meiner seligen Tante machte. Da sagte Hennemann: „Sie sind ein undankbarer Mensch, Wildauer; ich thue stets für Sie, was nur immer in meinen Kräften steht. So habe ich z. B. auch gehört, daß Sie wieder in den Besitz des Diamantschmucks Ihrer Tante zu kommen wünschen; ist dieß wahr?"

— „Allerdings," erwiderte Heinrich; „ich habe dem Auktionator den Auftrag gegeben, den Schmuck für mich zu ersteigern; aber er behauptet, es habe sich herausgestellt, daß die Steine daran falsch seyen."

„Das ist auch buchstäblich wahr, Herr Wildauer, aber ich habe mir die größte Mühe gegeben, den Schmuck mit den echten Steinen für Sie aufzutreiben."

— „Bah, Sie spaßen!" sagte Heinrich betreten.

„Keineswegs, ich rede im vollsten Ernst. Die echten Steine waren in den Händen eines gewissen Hirsch Jonas.“ Heinrich erblaßte bei diesen Worten. „Dieser alte Wucherer ist nun zwar todt,“ fuhr Hennemann fort, „aber im Nebenzimmer ist ein Juwelier, der den Schmuck mit falschen Steinen gefüllt und die echten neu gefaßt hat, und der bei Hirsch Jonas mit dem Herrn zusammentraf, welcher den Betrug vornehmen ließ ....“

— „Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre Mühe,“ rief Heinrich lebhaft mit der verzweifeltsten Miene; „ich bin sehr froh, daß ich den Schmuck meiner guten Tante wieder bekommen kann. Was soll er kosten?“

„Zehntausend Thaler!“ erwiderte Herr Hennemann entschieden. Heinrich schimpfte und fluchte. „Vielleicht halten Sie die Diamanten nicht für echt; soll ich den alten Bijoutier hereinrufen, der die Steine gefaßt hat?“

— „Nein, ich will die Summe dafür geben!“ versetzte Heinrich hastig.

„So geben Sie mir eine Anweisung darüber an Ihren Bankier,“ sagte Hennemann.

— „Ich habe nicht so viel Geld bei demselben stehen,“ meinte Heinrich.

„Sie vergessen,“ entgegnete Hennemann, „daß eine Summe von sechszehntausend Thalern wegen der streitigen Hypotheken bei der Bank deponirt ist bis zu Austrag des Prozesses. Sie brauchen nur den muthwilligen und nutzlosen Prozeß fallen zu lassen und Sie bekommen jene sechszehntausend Thaler, und wir Beide sind dann mit einander fertig. Hier liegen zwei Urkunden, die Sie nur zu unterschreiben brauchen, und das Geld ist morgen flüssig!“

Heinrich stutzte, besann sich und sagte dann: „Geben Sie her, ich will unterschreiben! aber ich verfluche Sie!“

„Das ist sehr Unrecht von Ihnen,“ versetzte Hennemann und nahm die unterzeichneten Papiere. „Ich habe mir Ihretwegen große Mühe gegeben, um Ihnen einen Kriminalprozeß zu ersparen — ich bin mir bewußt, als Freund an Ihnen gehandelt zu haben, denn wäre ich als Richter oder Anwalt gegen Sie eingeschritten ....“

— „Genug davon! geben Sie mir den Schmuck!“ rief Heinrich.

Hennemann gab ihm das Etui und Heinrich wollte sich entfernen; da vertrat ihm der Stadtgerichtsrath den Weg und sagte freundlich: „Entschuldigen Sie noch eine Bemerkung, die ich mir erlaube, Herr Wildauer! Die Frau Oberst v. M. vermachte Ihrer Cousine echte Diamanten, keine falschen Steine. Ich gebe Ihnen daher zu bedenken, ob nicht Ihre Cousine größere Ansprüche an diesen Schmuck hat, als Sie!“

Heinrich war verwirrt, zögerte einen Augenblick, warf dann das Etui auf den Tisch und stürzte aus dem Zimmer.

Und das ist die Geschichte unsers Familienschmucks.

e. w.

Eine Nacht unter chinesischen Seeräubern.

Bekanntlich wimmelt das ganze Küstengebiet von China entsetzlich von Seeräubern, eine Thatsache, an welche ich auf nachdrückliche Weise erinnert wurde, als ich auf dem Deck des guten Schiffes 'Silver Swan' stund, mit welchem ich von Hongkong nach Emoy fahren wollte. Wir waren nämlich gerade im Begriff, die Anker zu lichten, als ein Boot an unsere Langseite heranruderte und einige chinesische Seeleute an Bord stiegen, die nach dem Kapitän unseres Schiffes fragten. Man führte sie zu demselben und sie eröffneten ihm nun, sie seyen von den Kapitänen von acht Dschonken abgeschickt worden, die ebenfalls im Begriff seyen, nach Kap-Tschi auszulaufen und nun bei ihm anfragten, ob er sich nicht dazu verstehen wolle, ihre Bedeckung gegen die Piraten zu bilden. Unser Kapitän hatte früher mit Auszeichnung in der Flotte gedient und befehligte ein wohlbewaffnetes Schiff, hatte also gegen ihren Vorschlag nichts einzuwenden; doch befragte er zuvor die beiden Kajüten-Passagiere (mich und einen andern Herrn), und da wir keinerlei Bedenken dagegen erhoben, so ward der Handel bald abgeschlossen, und wir gingen unter Segel. Als das alte Barkschiff inmitten der acht schwerfällig aussehenden kleinen Barken aus dem Hafen auslief, glich es nahezu einer Gluckhenne mit ihren Küchlein. Die zehn Kanonen aber, die aus ihren Stückpforten hervorschauten, setzten es in den Stand, nöthigenfalls auch die Rolle des Hahns zu spielen. Während der ersten vier Tage unserer Fahrt hatten wir mit keinem andern Feinde zu kämpfen, als mit einem sehr starken, conträren Winde, gegen welchen weder wir noch unsere Geleitsschiffe viel ausrichten konnten. Wir mußten dem zaghaften Brauche der Chinesen uns anbequemen und jeden Abend mit Sonnenuntergang in irgend einer kleinen Bucht oder Bai vor Anker gehen. Leuten, welche mit Dampf zu reisen gewöhnt sind, mag diese Fahrt sehr langsam und langweilig vorkommen; mir aber war sie nicht unwillkommen, denn sie gab mir Gelegenheit, bisweilen zu landen und verschiedene Städte und Dörfer an der Küste zu besuchen, wohin nur selten Europäer kommen. Diese abgelegenen Ansiedelungen sahen nun freilich armselig genug aus; mit ihren Lehmhütten, niedrigen, hölzernen Häusern, wenigen schmutzigen Läden, mit ihren engen, kothigen Straßen, in welchen sich fette Schweine und ebenso dicke und kaum minder unreinliche Kinder im Kothe wälzten, brachten sie dem Fremden keine sonderlich hohe Meinung von dem sogenannten himmlischen Reiche bei. Aber so elend diese Küstendörfer auch aussehen, so sind sie doch immerhin volkreich genug, um in weniger dichtbevölkerten Ländern für Städte zu gelten. Sie verdanken ihr Daseyn den Fischereien, welche längs dem ganzen Strich der Meeresküste von China auf das emsigste betrieben werden.

Um jedoch wieder auf unsere Reise zurückzukommen, so muß ich hier berichten, daß der Wind, welcher vier Tage lang uns so sehr am Fortkommen verhindert hatte, sich am fünften bis zu einem förmlichen Sturm steigerte. Unsere armen Dschonken und unser eigenes Fahrzeug hatten ebenso große Mühe, sich vor dem Versinken zu bewahren, wie unsere Wenigkeiten, um uns auf den Beinen zu erhalten. Angesichts eines derartigen Sturmwindes, der uns gerade in die Zähne hinein blies, war an ein Vorwärtskommen nicht zu denken, und unser sehnlichster Wunsch war daher ein sicherer Ankergrund für die Nacht. Der einzige zuverlässige Ankerplatz, welcher weit umher zu finden, war eine große, tiefe Bucht, welche auf den Karten als Mico-Bay verzeichnet stand. Diese zu erreichen, war unser heißestes Verlangen, und der 'Silver Swan' sowohl als die Dschonken gaben sich nun die größte Mühe, dorthin zu gelangen. Nur eine einzige Landspitze mit einem Vorgebirge trennte uns noch davon; wenn wir diese Landenge umfahren konnten, waren wir in Sicherheit. Allein gerade um jenes Vorgebirge herum blies der Sturm mit unbeschreiblicher Wuth, und nach jeder Wendung, nach jedem neuen Gang beim Laviren warf uns der ungestüme Wind wieder auf die andere Seite jenes Vorlands zurück. Endlich brach die Nacht ein, und wir waren gezwungen, in einer kleinen Bucht außerhalb der Mico-Bay vor Anker zu gehen, wo unsere Lage eine sehr exponirte war.

Während wir den Anker auswarfen, kam unser Schiffszimmermann, ein Chinese, zu dem Kapitän heran, deutete auf eine lange, seltsame Dschonke, welche gerade vor unserem Bug vorüberfuhr, und sagte mit wichtigthuender Miene: „Das ist kein gutes Schiff; ist ein Seeräuber!"

— „Seeräuber?" wiederholte der Kapitän und zog seine Fernröhre an's Auge, um das bezeichnete Fahrzeug zu betrachten; „ich sehe keinerlei Spur von Seeräuberei an dem Schiffe."

Der Zimmermann ging weiter und schien verdrießlich über die geringe Bedeutung, welche man seiner Warnung beigemessen hatte. Die verdächtige Dschonke aber fuhr an uns vorüber und warf in der Nähe eines der chinesischen Fahrzeuge, die wir geleiteten, Anker.

Die Nacht ward finster und so trübe, als nur irgend ein Verbrecher sie sich wünschen konnte. Bald nach neun Uhr, als ich gerade mit unserem Kapitän auf dem Verdeck auf- und abging, blendete unsere Augen ganz unversehens ein Blitz, dem der laute Knall eines Kanonenschusses folgte. Wir standen still und blickten einander betroffen an, als wollten wir sagen: Was soll denn dieß bedeuten? allein ehe wir uns noch von unserem Erstaunen erholen konnten, knallten noch ein zweiter und ein dritter Schuß, und dazwischen hinein ertönte Geschrei und knatterte Kleingewehrfeuer in der Richtung, wo wir die fremde Dschonke hatten vor Anker gehen sehen. Unser Kapitän raffte sich sogleich auf, rief die ganze Mannschaft auf Deck, ließ die Kanonen laden und das Verdeck zum Gefechte abräumen. Während dieß, das Werk von nur wenigen Minuten, um uns her vor sich ging, hörten wir ringsum anhaltendes Feuern, und einige Kugeln sausten über unseren Köpfen hin. Doch war noch immer nicht zu unterscheiden, ob der Angriff unserem Schiffe galt oder den chinesischen Dschonken, die wir geleiteten. Ich bin von Haus aus ein sehr friedliebender Mann, und es war mir daher gar nicht wohl zu Muthe, in eine derartige Affaire verwickelt zu werden. Meine Gemüthsruhe ward auch nicht eben befestigt, als ich auf dem Wege nach der Kajüte den Hochbootsmann an der geöffneten Waffenkiste und dem Pulvermagazin beschäftigt sah, Pistolen, Musketen, Hirschfänger, Patronen u. s. w. auszutheilen. Trotz meiner friedlichen Gesinnung ging ich daher jetzt ebenfalls in meine Kajüte hinunter, um meine Doppelflinte zu laden und einen Säbel umzuschnallen, damit ich im Falle eines Angriffs mich wenigstens meiner Haut wehren könnte.

Als ich mit meinen Waffen wieder auf das Verdeck kam, fand ich, daß das Feuern zwar minder lebhaft geworden war, aber doch noch fortwährte. — „Lassen Sie doch mitten unter das Gesindel hineinfeuern!" bat unser feuriger junger Bootsmann den alten Kapitän.

— „Mit nichten," erwiderte dieser; „wann wir erst Freund und Feind von einander unterscheiden können, werde ich feuern lassen, aber nicht eher."

Endlich verstummte das Schießen, und Finsterniß und Schweigen folgten. Allein noch immer beherrschte uns der Eindruck, die Seeräuber seyen uns allenthalben dicht auf dem Leibe und wir müßten auf unserer Hut seyn, damit sie nicht, nach ihrer gewohnten Weise, ganz hehlings an uns heranrudern, am Stern des Schiffs emporklettern und uns überrumpeln könnten. Die ganze Nacht brannten die Lunten an den Geschützen, die Mannschaft kauerte neben denselben am Boden, und wir zwei Passagiere gingen auf dem Verdeck auf und nieder. Die Nacht schien gar kein Ende nehmen zu wollen, aber endlich graute doch der Morgen. Sobald die erste Dämmerung hell genug geworden war, um ferne Gegenstände zu unterscheiden, zählten wir unsere Dschonken und fanden noch alle da. Aber wo war das fremde Fahrzeug, welches der Zimmermann als ein Seeräuberschiff bezeichnet hatte?

„Dort ist es," rief der Bootsmann, „dort fährt es dicht am Lande hin und sucht zu entkommen!"

Der Zimmermann ward herbeigerufen und gefragt, ob dieß die Dschonke seye, die er am gestrigen Abende als einen Seeräuber bezeichnet hatte. Er bejahte unbedenklich. Jetzt wurden mehre Kanonen auf das fliehende Fahrzeug gerichtet, das Kommando zum Feuern gegeben, und unsere erste Kugel tanzte als Prellschuß über die Wogen hin, fiel aber zu kurz. Der zweite Schuß war eben so wenig glücklich, aber der dritte schlug ein und that Schaden; der Pirat lag eine Weile bei, und erhielt noch einige Schüsse; dann aber richtete er sich wieder ein, griff zu Rudern und Segeln und war bald aus dem Bereich unserer Kanonen entwischt.

Als es heller Tag geworden war, ließ der Kapitän ein Boot aussetzen und nach einer der Dschonken fahren, um sich nach dem Allarm der vergangenen Nacht zu erkundigen. Wir erfuhren nun, daß die Dschonke, welche so eben das Weite gesucht, eines unserer Geleitsschiffe angegriffen hatte, aber mit dem Verlust von einigen Todten zurückgeschlagen worden war.

Damit endete denn unsere Aufregung, allein noch nicht die Geschichte, die ich erzählen will, denn wir waren noch immer in einiger Spannung, weil sich von Zeit zu Zeit in weiter Ferne einige verdächtige Dschonken zeigten, die jedoch immer bald wieder verschwanden. Der ungünstige Wind bannte uns noch immer zur Stelle, und wir konnten zehn gegen eins wetten, daß in der darauffolgenden Nacht der Angriff auf uns erneuert werden würde, und zwar muthmaßlich durch ein größeres Geschwader von Piraten-Dschonken. Gegen vier Uhr Nachmittags sahen wir jedoch ein Dampfschiff, das aus hoher See kam, um dieselbe Landspitze herum biegen, die wir gestern vergebens zu umschiffen versucht hatten, und etwa eine Meile seewärts von dem Vorgebirge in die Mico-Bay einlaufen. Was für ein Dampfschiff es war oder was es in jener Bucht zu schaffen hatte, konnten wir nicht ermitteln. Eine Stunde später aber hörten wir heftiges Schießen aus grobem Geschütz in der Ferne, und zwar aus der Richtung der Mico-Bay, und gegen Abend war dort der Himmel geröthet wie von einer großen Feuersbrunst, deren Widerschein noch nach Mitternacht zu sehen war. Wir blieben die halbe Nacht auf den Beinen, und hatten in der andern Hälfte die Posten verdoppelt und die Lunten brennend. Allein es erfolgte kein Angriff. Am andern Morgen war der Wind minder heftig, und wir umfuhren das Vorgebirge und segelten auf der Höhe der Bucht vorüber. Als wir nach Emoy kamen, erfuhren wir, daß jenes Dampfschiff der britische Kriegsdampfer 'Medea' gewesen, der nach der Mico-Bay geschickt worden war, um dort eine ganze Flotille von Piraten-Dschonken zu zerstören, welche in jenen Gewässern ihr Unwesen getrieben hatten. Die 'Medea' hatte fünfundzwanzig solcher Dschonken entweder in den Grund gebohrt oder in die Luft gesprengt, und ein halbes Dutzend anderer verbrannt, etwa fünfhundert Piraten getödtet und zweihundert gefangen genommen, die hernach in Kanton hingerichtet wurden. Jetzt konnten und mußten wir eine Fügung der Vorsehung darin sehen, daß es uns an jenem Abend nicht möglich gewesen war, in die Mico-Bay einzulaufen, denn wir und unsere Geleitsschiffe würden alsdann unfehlbar den Piraten zur Beute geworden seyn, und wenn wir auch versucht hätten, unser Leben theuer zu verkaufen, so würden wir eben darum desto eher den Widerstand mit dem Leben haben bezahlen müssen.

Der Schweinehirte als Maler.

Jedermann weiß, wie Quentin Metsys aus einem Grobschmied ein Maler geworden ist. Aber Wenige unserer Leser wissen vielleicht, daß in neueren Zeiten ein Landsmann von Quentin Metsys, ebenfalls ein Fläming und heutzutage einer der bedeutendsten Maler seines, an großen Künstlern so reichen Vaterlandes, einst ein armer Betteljunge gewesen ist, welcher in der Kampine von Antwerpen die Schweine hütete. Und wie es zugegangen, daß aus dem armen Schweinehirten-Jungen ein bedeutender Maler geworden, das will ich Euch jetzt in Kürze erzählen! —

An einem Herbsttage vor etwa zweiunddreißig Jahren fuhr ein Reisewagen langsam die Heerstraße hinan, welche über einen steilen, kiesigen und sandigen Hügel etwa zwei bis drei Meilen von Antwerpen entfernt hinführt. Es war einer jener Tage von abwechselndem Sonnenschein und Wolkenschleier, an denen sich die Landschaft in ihrem vortheilhaftesten Lichte zeigt. Große Wolkenschatten, welche der laue, spielende Westwind vor sich her trieb, ruhten da und dort auf Wäldern und Thälern und legten sie in tiefere Schatten, während launige Streiflichter über die Landschaft hinhuschten und die Gefilde vergoldeten, wo das Getreide noch nicht eingeheimst war, oder auf dem Schaum des Mühlrades spielten und die rothen backsteingemauerten Giebelfelder der Mühle scharf und kräftig von ihrem Hintergrunde von früchteschweren Obstbäumen heraustreten ließen.

Der Besitzer des Reisewagens schien sich in gleicher Weise über die freundliche Witterung und den malerischen Ausblick in die so launenhaft beleuchtete Landschaft zu freuen, denn er stieg am Fuße des Hügels aus dem Wagen, und ließ denselben voranfahren; so langsam aber die im tiefen Sande watenden Pferde auch gehen mochten, unser Reisender ging doch noch langsamer, denn er drehte sich alle drei Schritte um und blieb stehen, um die verschiedenen Veränderungen in der Stimmung der Landschaft zu beobachten, je nachdem die wandernden Wolken neue Schatten warfen oder die einzelnen Gegenstände in der Landschaft sich nach Maßgabe seines Voranschreitens zu neuen Bildern combinirten. Sein Wagen war ihm beinahe aus dem Gesicht gekommen, als er, um den Hügel biegend, zu einem Jungen kam, der an einem Pfahle lehnte und mit solcher Aufmerksamkeit und solchem Interesse Figuren in den Sand zu seinen Füßen zeichnete, daß er der Annäherung des Fremden gar nicht gewahr zu werden schien.

„Was thust Du denn da, mein Junge?" fragte der Fremde den in sein Werk vertieften Knaben, der höchstens vierzehn Jahre alt seyn mochte.

Der Junge blickte auf, rannte, ohne eine Antwort zu geben, herzu und versuchte den Fremden bei seinem Rockflügel zurückzuzerren. „Bleibt doch stehen! Ihr tretet mir ja auf meinen St. Peter!" rief er in einem solchen Tone des Schrecks und der tragischen Verzweiflung, daß der fremde Herr unwillkürlich lachen mußte und um einige Schritte zurücktrat.

— „Was verstehst Du denn unter Deinem St. Peter?" fragte er den Jungen.

„Jenun, den schönen Kopf dort, an dem ich schon den ganzen Morgen zeichne," erwiderte der Knabe und versuchte die Fußstapfen in dem losen Sand zu verwischen, welcher die Stelle bedeckte, wo sie beide standen; „der Kopf war so ähnlich."

— „Wem war er denn ähnlich?"

„Dem Bild des St. Peter in der Kirche," versetzte der Knabe. „Ich habe den Kopf schon oft zu zeichnen versucht, aber noch kein einziges Mal ist er mir so gut gelungen, und ich hatte die Absicht, den ganzen Heiligen zu zeichnen mit dem Schlüsselbund und Allem, aber der Sand ist nun so zertreten, daß ich ihn nicht zuwege bringe. Ich bin nur auf einen Augenblick davon weggegangen, um jenes Fuhrwerk dort zu zeichnen, das vorhin vorbeifuhr; der Postillon hatte so ein komisches Gesicht, und der Bursche auf dem Rücksitze schaute so mürrisch und hungrig drein und wandte kein einziges Mal den Kopf, um sich in der Gegend umzusehen, obschon es weit und breit nirgends so hübsch ist, wie zwischen hier und Antwerpen."

Während der Knabe so sprach, besichtigte der Fremde aufmerksam eine Zeichnung, welche mit der Spitze eines Stockes in den lockern Sand des Bodens gezogen war. Diese flüchtige Skizze stellte seinen eigenen Reisewagen nebst Diener und Postknecht vor; sie war, schon um der rohen Materialien willen, die hiezu verwendet worden waren, natürlich nur roh ausgeführt; allein doch hatte der Zeichner eine beinahe ergreifende Aehnlichkeit der etwas auffallenden Züge der beiden Diener zu erzielen gewußt, und die Haltung der Pferde, die den schweren Wagen mühsam durch den tiefen Sand bergan zogen, war sehr gut wiedergegeben. Der Reisende enthielt sich jedoch jeder Bemerkung und fragte den Jungen einfach nur, ob er jemals in Antwerpen gewesen seye.

„O ja, ein einziges Mal," entgegnete der Knabe, faltete mit einem Ausdruck andächtiger Bewunderung die Hände und setzte hinzu: „Ja, in der großen Kirche dort hab' ich die Bilder von Rubens gesehen."

— „Wirklich? und was hältst Du denn von ihnen?"

„Ach, Herr, wenn ich sie nur jeden Tag sehen dürfte, wie froh wäre ich alsdann! Ich träume beinahe jede Nacht von ihnen und versuche sie mir in den Sand zu zeichnen; aber ach!" setzte er mit einem Seufzer hinzu, „ich kann so wenig."

— „Du möchtest wohl lieber Bleistift und Papier zu Deinem Zeichnen haben — nicht wahr?" fragte der Reisende.

„O freilich; aber Sonntags hab' ich Beides. Ich habe es vom Herrn Pfarrer bekommen, und nach der Messe zeichne ich immer den ganzen lieben Tag. Ich bin dann so froh, daß ich nicht nach den Schweinen zu sehen brauche."

— „Mich dünkt, Du hast dieses Vergnügen auch heute, denn ich sehe Deine Schweine nirgends," sagte der Fremde.

„Die dummen unnützigen Thiere! sie laufen mir immer davon!" rief der Junge, lief dann mit hochgeschwungenem Stecken in ein kleines benachbartes Kieferndickicht und suchte seine Schweine unter Geschrei, Pfeifen und Gestikuliren herauszutreiben; allein es dauerte geraume Zeit, bevor er sie alle zusammenscheuchen und herausbringen konnte; und mittlerweile betrachtete sich der Fremde mit Interesse die verschiedenen Zeichnungen im Sande.

Es dürfte nicht unpassend seyn, unseren Lesern schon hier zu sagen, wer der fremde Herr war, welcher ein so lebhaftes Interesse an den Zeichnungen des kleinen Schweinehirten nahm. Er war ein Pole, aus einer der vornehmsten Adelsfamilien seines Vaterlandes. Sein Vater, der alte Fürst Panaski, war glücklicher gewesen, als die meisten seiner Landsleute, hatte seine großen Güter in Polen verkauft, ehe dieses Land zerstückelt und unter seine mächtigen Nachbarn getheilt worden war, und sich nach Frankreich übersiedelt, in dessen reicher üppiger Hauptstadt er seiner Vorliebe für das Schöne und für die Künste frei nachhängen konnte. Sein Sohn war als ein vollkommener Kunstenthusiast aufgewachsen; er war einer jener Männer, wie man sie oft in den vornehmeren Kreisen findet, welche ohne irgend eine ausgesprochene Begabung für die Kunst, der sie sich widmen, doch die

größte Leidenschaft für Alles haben, was damit zusammenhängt. Es gibt gewisse Beschützer der Kunst, welche ein wohlwollendes Interesse an denjenigen nehmen, die zu ihren Genüssen beitragen. Einer der edelsten und großherzigsten unter diesen Mäcenen aber war Prinz Panaski; seine Börse, seine Zeit, sein Mitgefühl waren stets für den ringenden strebsamen Künstler zugänglich, und mancher Künstler, dessen Name in der Kunstwelt nun ein hochgefeierter ist, segnet die freundliche, mildthätige Hand, die seiner unerfahrenen Jugend mit That und hülfreichem Beistand, und den weisen Kopf, der ihm mit wohlwollendem Rath beisprang. —

Als der Knabe erhitzt und athemlos von seiner Hetze zurückkehrte, betrachtete der Prinz noch die Zeichnungen im Sand.

„Guter Freund, hier ist ein großer Fehler," sagte er zu dem Hirtenjungen; „Du hast das entferntere Rad dort drüben ungefähr dreimal größer gemacht, als dieses nähere hier hüben."

— „Weiß wohl," versetzte der Knabe. „Das fällt mir selber auf und ärgert mich immer. Alle Karren und Fuhrwerke, die ich zeichne, haben ein fehlerhaftes Aussehen, und doch kann ich nicht sagen, weßhalb. Die beiden Räder sind in der Wirklichkeit von gleicher Größe, und doch sieht, wenn ich sie beide gleich groß zeichne, immer das eine weit größer aus, als das andere.

„Das will ich Dir erklären," sagte der Prinz, nahm dem Knaben den Stecken aus der Hand und erklärte ihm einige der ersten Prinzipien der Perspektive. Sein Zuhörer folgte begierig mit seinen lebhaften, intelligenten Augen jedem Wort und jeder Bewegung, und am Schlusse klatschte er vor Freuden in die Hände und rief: „Aha, nun sehe ich ein, wie ich die Räder zeichnen muß!" und so rannte er sogleich nach einem noch nicht zertretenen Fleckchen Sand und zeichnete den Reisewagen mit vollkommener Korrektheit in dasselbe hinein.

Der Prinz freute sich sehr über die rasche Fassungsgabe des Knaben und bat ihn, er möge ihm einige seiner sonntäglichen Zeichnungen auf Papier zeigen.

„Das will ich gerne thun," versetzte der Junge; „aber ich habe gerade keine bei mir. Allein wenn Ihr morgen wieder kommen wollt, so werde ich hier seyn, denn hier ist der beste Boden zum Zeichnen auf eine ganze Wegstunde im Umkreis, und die Aussicht dort hinunter ist so schön."

— „Aber, guter Freund, morgen um diese Zeit bin ich schon viele Meilen weit von hier, auf dem Wege nach Paris."

„Jenun, da müßt Ihr eben hier bleiben und auf meine Schweine Acht haben, dann will ich geschwind nach Hause gehen und Euch meine Zeichnungen holen!"

— „Danke schönstens," versetzte der Fremde trocken. „Mich dünkt, es wird noch besser seyn, wenn Du mir sagst, wo Deine Mutter wohnt, dann kann ich selber hingehen und Deine Zeichnungen besichtigen. Ich sehe ja nicht einmal, wo Deine Schweine in diesem Augenblicke wieder stecken!"

„Ja, es sind verwünschte Beester!" rief der kleine Schweinehirt mit einer verzweiflungsvollen Geberde; „man kann keine zwei Minuten ruhig zeichnen. Ich muß sie wieder hereintreiben."

— „Halt, sage mir erst den Namen Deiner Mutter!"

„Sie heißt Koning, Herr — die Mutter Koning! Sie wohnt in dem ersten Häuschen neben der Kirche! Ihr könnt den Thurm des Dörfchens von hier aus zwischen den Bäumen sehen. Es heißt Sandvliet, unser Dorf!"

— „Und wie heißest Du?"

„Ricaise, Herr — Ricaise Koning. Ich bin der Vorletzte von uns zehn Geschwistern."

— „Adieu, mein Junge! vielleicht begegnen wir uns bald wieder. Und nicht wahr, guter Freund, Du vergißt nicht, was ich Dich gelehrt habe?"

„O, damit hat's keine Gefahr, Herr; sobald die verwünschten Schweine mir wieder einen Augenblick Ruhe lassen, werde ich mich darin üben!"

Prinz Panaski stieg vollends zum Gipfel des Hügels hinan, wo sein Reisewagen ihn erwartete. Er stieg ein und hieß den Postillon von der Heerstraße abbiegen, nach dem Dorfe Sandvliet fahren und dort an dem ersten Hause neben der Kirche halten. Der Diener hatte schon während des Wartens dem Postillon erklärt, daß sein Herr ein wahrer Narr auf Maler und Gemälde seye, und darum ward der Befehl des Prinzen jetzt mit weit weniger Erstaunen aufgenommen, als er erwartet hatte. Vor der Hütte der Mutter Koning hielt der Wagen, und der Prinz trat ein. Die gute Frau stand gerade an der Waschbütte und erschrack nicht wenig, als sie eine so vornehme Equipage vor ihrer Thüre halten sah. Sie fürchtete schon, es seye irgend einem ihrer Kinder ein Unglück begegnet, und es gereichte ihr daher zu großem Trost, zu erfahren, daß der vornehme fremde Herr nur die unnützen, versudelten Papiere ihres Ricaise sehen wollte.

„O, Sie sollen sie sehen, Herr, und mir willkommen seyn!" sagte sie. „Wollte Gott, Sie könnten den Jungen bestimmen, daß er sich mit etwas Gescheidterem abgäbe — niemand will ihm mehr ein anderes Geschäft anvertrauen, als die Schweine zu hüten, und sein Herr meint, sogar dazu werde der Knabe nachgerade zu träge."

Der Prinz lächelte vor sich hin, als er an die unbeeinträchtigte Freiheit dachte, welche die Schweine unter Ricaise's Aufsicht zu genießen schienen; aber er äußerte nichts und begann die Zeichnungen zu mustern. Da waren Skizzen von allen möglichen Gegenständen, die dem Knaben nur irgend vorgekommen waren: seine Mutter, seine Brüder und Schwestern waren hier in allen möglichen Stellungen dargestellt; ferner die alte Wassermühle, das malerische Portal der Kirche, mit Gruppen von Leuten, die zur Messe gingen; seine Gespielen, sein Hund, ja selbst seine besonderen Quälgeister, die Schweine, hatten ihre Stelle in dieser kleinen Kunstgallerie, deren Blätter immer auf beiden Seiten bemalt waren, zum Beweis, welch' kostbares und schwer erschwingliches Material das Papier für den kleinen Künstler war. Diese Zeichnungen hatten natürlich zahllose Fehler, aber bei alledem eine Breite und Deutlichkeit, eine Freiheit und Ungezwungenheit, eine rasche Auffassung der Aehnlichkeit und eine merkwürdige Gabe, jedem Gegenstande seinen deutlichen Charakter aufzudrücken, so daß des Prinzen geübtes Auge darin einen seltenen Grad von Talent entdeckte, — ja vielleicht von Genie. Er ward nachdenklich; sollte er diesen embryonischen Künstler hier untergehen und unter den Bauern verkommen lassen, oder sollte er ihn mitnehmen und ihm diejenige Ausbildung verschaffen, welche seine schönen Gaben zu heischen schienen? Nach langem, ernstem Erwägen sagte er:

„Mich dünkt, gute Frau, Euer Sohn hat ein entschiedenes Talent; Ihr solltet ihn Maler werden lassen!"

— „Ach Herr, das hat mir im vorigen Frühling auch so ein malender Herr gesagt, der aus Antwerpen kam; aber wir sind zu arm, als daß wir daran denken könnten. Ricaise muß sich sein Brod verdienen, so gut er kann. Hier sind einige von den Zeichnungen, zu denen ihm der Antwerpener Herr die Anweisung gegeben hat — alle in Farben und weit hübscher anzusehen, als jene schwarzen Dinger dort; aber Ricaise kann nun keine mehr farbig machen, weil er keine Farbe mehr hat."

Der Prinz prüfte nun die Aquarellstudien, die ihm die Wittwe

Koning von dem Bord über der Thüre heruntergeholt, wo sie neben einem Büschel Zwiebeln und einem Holländer-Käse gelegen hatten, und er entschied sich sogleich für das, was er thun wollte. Nicaise sollte Maler werden; er wollte ihn mit sich nach Paris nehmen und ganz für seine Zukunft sorgen. In wenigen Worten theilte er seinen Plan der Mutter Koning mit, welche halb vor Freude über das Glück, das sich ihrem Sohne eröffnete, halb vor Schmerz bei dem Gedanken an den Abschied von ihm, in lautes Weinen ausbrach. Sie wollte übrigens noch keine bündige Antwort auf seine Vorschläge geben, bevor sie nicht Nicaise selbst darüber gehört hätte, denn der Junge habe gesunden Menschenverstand genug, wenn man ihn nur bewegen könne, an etwas anderes zu denken, als an sein Gesudel. Ein Nachbarssohn ward gegen eine Vergütung von einigen Sous gedungen, Nicaise für den Rest des Abends in der Hut der Schweine abzulösen, damit er sogleich nach Hause kommen und das Ergebniß der Berathung über seine Zukunft vernehmen könne. Sein helles, blaues Auge funkelte und er zeigte in einem namenlos glücklichen Lächeln seine weißen Zähne, als der Prinz sich erbot, ihn mit nach Paris zu nehmen, ihm für Nahrung, Kleidung und Beaufsichtigung, und vor Allem für den entsprechenden Unterricht zu sorgen, damit er Maler werden könne.

„Ach, Herr!“ rief er; „ist es wahr? wollt Ihr wirklich so gut seyn? soll ich Zeichnen und Malen erlernen? Oh, ich bin so glücklich, so froh! Gebt mir meine Sonntagskleider, Mutter! ich will mich sogleich reisefertig machen.“

— „Macht es Dich denn so glücklich, Nicaise, Deine alte, arme Mutter zu verlassen?“ rief die Wittwe Koning mit der Schürze vor den Augen.

„O, ich vergaß, daß ich Dich verlassen muß,“ rief der Knabe, und sein ehrliches Herz schwoll ihm bei der Aussicht, daß er die Heimath meiden müsse, woran er seither noch gar nicht gedacht hatte. „Nein,“ fuhr er fort und brach in Thränen aus, „ich kann's nicht ertragen, Dich und Susetten nicht wieder zu sehen. Ich danke Euch recht herzlich für Euer Anerbieten, lieber Herr, aber meine gute Mutter kann ich nicht verlassen.“

Der Prinz erklärte nun, er wolle den Jungen nicht für immer von den Seinigen trennen, sondern gab der Frau seine Karte und bat sie, sich mit ihren Freunden zu berathen, während er in einem benachbarten Gasthause absteigen wollte. Das Ergebniß der Berathung zwischen der Mutter Koning und dem guten Pfarrer, an welchen sie sich in dieser ernsten Sache gewandt hatte, war, daß man Nicaise's nicht sehr umfangreiche Garderobe in ein baumwollenes Taschentuch packte, und daß er und seine Mutter zur anberaumten Zeit nach den „drei Kronen“ kamen, wo der Prinz abgestiegen war und mit der frugalen Mahlzeit eines Dorfwirthshauses vorlieb genommen hatte. Mutter und Sohn nahmen sein großmüthiges Anerbieten an, und der Prinz versprach auf's Neue, der Mutter eine Pension zu reichen und ein wachsames Auge auf den Jungen zu haben, und so setzten der Beschützer und der Schützling noch am Abend ihre Reise nach Paris fort.

In Paris ward der Bauernjunge passend gekleidet und erhielt durch den Einfluß des Prinzen die Erlaubniß, seine Studien an der Akademie machen zu dürfen. Da er aber kaum vierzehn Jahre alt war, so verbrachte er nur einen Theil des Tages daselbst und besuchte während der übrigen Zeit eine Lehranstalt, damit er auch in der allgemeinen Bildung vorwärts komme. Er aß und schlief in des Prinzen Haus, dessen Herz er durch seine Gemüthlichkeit, Bescheidenheit, Klugheit, rasche Fassungsgabe und durch die Art und Weise, wie er sich schnell die Manieren und das Benehmen seiner Umgebung anzueignen wußte, gewonnen hatte. Im Sommer kehrte er auf einige Wochen in sein heimathliches Dorf zurück: die Mutter war sehr erfreut, ihn so stark und groß und ganz wie ein vornehmer Herr aussehend zu finden. In seinen Zeichnungen aber vermochte sie keinen Fortschritt wahrzunehmen; seine Studien nach der Antike, die Köpfe von dem verschiedensten Ausdruck, die Arme und Beine in allen nur denkbaren Stellungen erinnerten sie nur an ein Hospital und dünkten ihr nicht halb so hübsch, als die Zeichnungen, die er früher von Susetten und ihrem Kleinen, oder von den Gruppen um den Dorfbrunnen angefertigt hatte.

Nicaise besuchte seine Mutter jedes Jahr, bis er nach Italien ging, um seine Studien zu vollenden. Schon längst war er im Stande, ihr von seinem Erwerb eine Unterstützung zufließen zu lassen, welche sie zu einer reichen Frau in ihrem Dorfe machte.

Als er von seinen Reisen nach Paris zurückkehrte und seinen großmüthigen Beschützer wieder besuchte, ward ihm eine ansehnliche Stelle an der Akademie angeboten; allein er wollte sie nicht annehmen, ohne sich zuvor mit dem Prinzen berathen zu haben, dem er nun seinen Wunsch, wieder nach Belgien zurückzukehren, zu erkennen gab.

„Halten Sie mich nicht für undankbar,“ sagte er; „ich bin erbötig, auf jeden Vorschlag einzugehen, den Sie mir machen; Sie haben als Vater an mir gehandelt, und ich werde stets willig Ihnen den Gehorsam eines Sohnes zollen. Aber ich muß Ihnen offen gestehen, ich möchte am liebsten das Bischen Talent, welches mir der liebe Gott gegeben hat, meinem Vaterland widmen, um unter den flämischen Malern genannt zu werden. Uebrigens lege ich meine Zukunft ganz in Ihre Hand.“

Der Prinz bewunderte und achtete die patriotischen Gefühle des jungen Mannes und willigte in seine Rückkehr. Nicaise Koning ließ sich in Antwerpen nieder und ward später Direktor der dortigen Akademie. Seine schmucke Gestalt, sein feines Benehmen und gediegener Charakter gewannen ihm bald Zutritt in den ersten Kreisen. Niemand hätte zu ahnen vermocht, daß der anmuthige, feingebildete junge Mann, welcher so leicht und natürlich mit den Vornehmsten seines Landes umging, je ein armer Bauernjunge gewesen sey. Er aber machte durchaus kein Geheimniß aus seiner Herkunft, sondern erzählte gerne von seiner frühern Armuth und der Freigebigkeit seines edlen Beschützers. Aber er war eine jener Naturen, denen eine Verfeinerung angeboren ist; sein Künstlergeist assimilirte sich jegliche Bildung, Selbstvervollkommnung und Alles was schön und anmuthig war, als seine geeignete Nahrung. Er verheirathete sich mit einer jungen Dame aus guter Familie, welche ihm nicht nur ein beträchtliches Vermögen, sondern die noch werthvolleren Gaben eines edlen Herzens und reichen Gemüthes zubrachte.

Nicaise Koning lebt noch, glücklich als Familienvater, hochgeehrt als berühmter und verdienter Künstler, und wir wünschen nur aufrichtig, daß der Mann, der aus dem Schweine-hütenden Jungen ein großer Maler geworden ist, der Kunst und der Welt noch lange erhalten bleiben möge.

Lucie Aken.

Aphorisme.

Entweder große Menschen oder große Zwecke muß ein Mensch vor sich haben, sonst vergehen seine Kräfte, wie dem Magnet die seinigen, wenn er lange nicht nach den rechten Weltecken gelegen hat.

Jean Paul.

Wilhelm Herschel's Leben.

Von Prof. Moriz A. Stern.

Es gibt auf dem Gebiete der Geschichte menschlichen Strebens wohl kaum eine ermuthigendere und anregendere Erscheinung, als einen Mann, welcher sich durch eigenes Talent und energisches Streben und durch eine rastlose Arbeit an seiner Selbstvervollkommnung zu einer der Größen auf demjenigen Gebiete emporgeschwungen, worauf er seinen Wirkungskreis gesucht. Solche Männer verdienen ein biographisches Denkmal, denn ihre Geschichte ist nicht nur für jeden denkenden und fühlenden Menschen lehrreich, sondern namentlich für die heranwachsende Jugend ein höchst beherzigenswerthes Beispiel und Vorbild. Von diesem Gesichtspunkte aus wolle auch die nachstehende kurze Biographie eines unserer verdienstvollsten deutschen Männer angesehen werden. —

Wilhelm Herschel, einer der ausgezeichnetsten Astronomen und als Beobachter sicher der größte, der je auf Erden gelebt hat, wurde den 15. November 1738 in der Stadt Hannover geboren. Sein Vater, Jakob Herschel, war ein ausgezeichneter Musiker und vererbte dieses Talent auf alle seine Kinder; seine beschränkten Vermögensumstände erlaubten ihm aber nicht, bei einer zahlreichen Familie, noch sonst viel für die Ausbildung seiner Kinder zu thun. Wilhelm, der dritte Sohn, wurde im vierzehnten Jahre Hantboist bei der hannövrischen Fußgarde. Im Jahre 1759 ging er nach England, in der Hoffnung, dort durch die Musik ein Unterkommen zu finden; sein ältester Bruder Jakob war bereits früher als Kapellmeister mit einem hannövrischen Regimente dorthin gegangen. Indessen schien es im Anfange, als sollte diese Hoffnung nicht in Erfüllung gehen. Weder mit Geldmitteln noch Empfehlungen versehen, sah er sich in den ersten Jahren der äußersten Dürftigkeit preisgegeben, bis ihn endlich der Graf Darlington als Musiklehrer bei einem englischen Regimente anstellte, welches an der schottischen Grenze in Garnison lag. Nach Auflösung dieses Verhätnisses ließ er sich zuerst als Musiklehrer in Leeds nieder, wo er durch Unterricht wie durch Leitung öffentlicher Concerte und Oratorien vielen Beifall einerntete. Von hier aus verbreitete sich sein Ruf als ausgezeichneter Künstler bald weiter, und so wurde er im Jahre 1765 als Organist (Orgelspieler) in Halifax angestellt. Jetzt sah er sich der drückenden Nahrungssorgen überhoben, seine feste Besoldung und zahlreiche Privatstudien verschafften ihm ein reichliches Auskommen, und jetzt beschloß er, mit Eifer nachzuholen, was in seiner früheren Erziehung versäumt worden war. Mit keiner anderen Beihülfe, als welche ihm Wörterbuch und Sprachlehre darboten, lernte er hier Lateinisch und Italienisch, auch sogar etwas Griechisch, und beschäftigte sich noch außerdem mit der sehr gründlichen, aber auch sehr schwierigen Schrift von Robert Smith über die mathematischen Grundsätze der Musik. Das Verständniß dieses Werkes setzte Kenntnisse aus der Buchstabenrechnung und der Geometrie voraus, die Herschel'n damals noch ganz fremd waren, die er sich aber in sehr kurzer Zeit aneignete.

Im folgenden Jahre wurde er als Organist nach dem bekannten englischen Badeorte Bath berufen. Diese neue Stelle war freilich viel einträglicher, aber auch zugleich viel zeitraubender als seine frühere, denn hier mußte er sich nicht blos häufig in Oratorien und öffentlichen Concerten hören lassen und im Theater spielen, — hier, wo die vornehme englische Welt im Sommer zusammenströmte, gab es immer eine große Menge Liebhaber, die sich zu seinem Unterrichte hinzudrängten. Nichts desto weniger fand er auch hier noch Zeit, seine in Halifax angefangenen Studien fleißig fortzusetzen. Ferguson's volksfaßliche Himmelskunde, die ihm in die Hände fiel, erweckte seine großen aber noch ganz schlummernden Anlagen für die Sternkunde. Die Wunder des Himmels, die er in diesem Buche beschrieben fand, mit eigenen Augen zu sehen, war von nun an sein sehnlichster Wunsch. Um ihn zu befriedigen, mußte er ein gutes Fernrohr haben, aber der Preis, den man für ein solches in London forderte, war für die Geldmittel eines einfachen Musikers zu hoch — war glücklicherweise zu hoch. Wäre sein Wunsch nur Folge der bloßen Neugierde gewesen, wahrscheinlich hätte er sich durch diesen Umstand abschrecken lassen. Anders aber mußte der Mann handeln, welchen die Natur zum Beobachter des Himmels geschaffen hatte; was er nicht für Geld haben konnte, beschloß er sich mit eigenen Händen zu verschaffen, und diesem kühnen Unternehmen verdanken wir die schönsten Entdeckungen sowohl in der Himmelskunde, als in der Verfertigung künstlicher Sehwerkzeuge.

Die meisten Leser wissen wahrscheinlich, daß es zwei verschiedene Klassen solcher Werkzeuge gibt, durch deren Hülfe man Gegenstände am Himmel erblickt, die das freie Auge nicht mehr sieht. Die eine Klasse, welche man vorzugsweise Fernrohre zu nennen pflegt, besteht aus einer Verbindung von Gläsern, die nach bestimmten Gesetzen geformt und zusammengesetzt sind, während das wesentlichste Stück der Werkzeuge, welche zur zweiten Klasse gehören und Teleskope heißen, ein Metallspiegel ist, d. h. eine Metallmasse, deren eine (innere) Fläche nach einem bestimmten Gesetze gekrümmt und spiegelhell polirt ist.

Die Fernrohre waren zu Herschel's Zeiten noch mit so wesentlichen Unvollkommenheiten behaftet, daß es unmöglich war, sie anzuwenden, sobald man sehr starke Vergrößerungen erreichen wollte. Wo es auf eine solche abgesehen war, hielt man sich ausschließlich an das Teleskop; daher ging auch Herschel's Bestreben nur darauf hinaus, sich ein solches zu verschaffen. Erst in neuerer Zeit sind die Fernrohre, besonders durch die Leistungen eines deutschen Künstlers, des berühmten Frauenhofer, so sehr vervollkommnet worden, daß sie die Teleskope fast ganz verdrängt haben.

Es wird für das Verständniß des Folgenden nicht ganz überflüssig seyn, wenn ich die Einrichtung und Wirkung eines solchen Teleskops mit wenigen Worten auseinandersetze. Wenn die Lichtstrahlen, die von sehr weit entfernten Gegenständen, wie es die Himmelskörper sind, ausgehen, auf die innere polirte Fläche des erwähnten Metallspiegels fallen, so werden sie, wie dieß bei jeder spiegelnden Fläche geschieht, zurückgeworfen; sie vereinigen sich aber wieder in einer bestimmten Entfernung vor dem Spiegel und erzeugen dort ein scharfes Bild des Gegenstandes, welches man, besonders mit Hülfe eines zu diesem Zwecke geschliffenen Glases oder einer Verbindung solcher Gläser, betrachten kann, während man den Gegenstand selbst mit freiem Auge entweder gar nicht oder doch nur sehr undeutlich sieht. Diese Entfernung nennt man die Brennweite; sie ist nicht bei allen Metallspiegeln dieselbe; je größer sie ist, in desto stärkerer Vergrößerung kann man auch den Gegenstand sehen. Aus diesem Grunde bezeichnet man die Leistung eines Teleskops durch die Größe der Brennweite und spricht von einem zweifüßigen, zehnfüßigen, zwanzigfüßigen Teleskope, womit man sagen will, daß die Brennweite zwei, zehn, zwanzig Fuß beträgt. Je größer die Brennweite werden soll, desto größer wird auch der Spiegel und die Metallmasse, aus welcher er bereitet wird. Und hierin liegt der Grund, weßwegen die Schwierigkeit, solche Spiegel zu verfertigen, sehr anwächst, sobald die Brennweite sehr groß wird, denn die geschmolzene Metallmasse, aus welcher der Spiegel gegossen wird, muß sich gleichförmig abkühlen, sonst bekommt die Masse, wenn sie erkaltet, Risse oder Blasen und Streifen, und der Spiegel wird unbrauchbar; je größer aber der Spiegel ist, desto schwerer ist es, solche Zufälle zu verhüten. Außerdem wächst mit der Größe des Spiegels auch die Schwierigkeit, ihm beim Schleifen und Poliren die richtige Gestalt zu geben.

Herschel richtete zunächst seine Aufmerksamkeit auf die Untersuchung, welches Metallgemisch sich am besten zu solchen Spiegeln eigne. Hierüber, wie über das Schleifen der Spiegel und andere einschlagende Kunstgriffe, stellte er eine Menge Versuche an; durch Ausdauer gelang es ihm schon 1774, ohne alle fremde Beihülfe, ein fünffüßiges Teleskop herzustellen. Durch diesen ersten, gelungenen Versuch ermuthigt, ging er nun weiter und verfertigte noch größere von sieben, acht, ja sogar von zwanzig Fuß Brennweite. Nach seiner eigenen Angabe hat er während seines Aufenthaltes in Bath, außer anderen kleinen Spiegeln, die fast unglaubliche Anzahl von 200 siebenfüßigen, 150 zehnfüßigen und etwa 80 zwanzigfüßigen Spiegeln mit eigener Hand gearbeitet. Später brachte er es indeß in der Kunst, solche Spiegel zu verfertigen, noch viel weiter — so weit, daß man sogar eine Zeit lang den Vergrößerungen, die er anzuwenden behauptete und wirklich angewandt hatte, keinen rechten Glauben schenkte. Als erst seine Werkzeuge einen begrün-

beten Ruf hatten, wurde er häufig von fürstlichen Liebhabern wie von Astronomen des Auslandes um die Verfertigung solcher Teleskope ersucht, die er jedesmal unter seiner unmittelbaren Aufsicht ausführen ließ. Die Göttinger Sternwarte besitzt ein treffliches Werkzeug dieser Art. Er hat auch eine eigene Schrift über die Herstellung der Metallspiegel ausgearbeitet, die jedoch bis jetzt nicht gedruckt ist. Hatte Herschel einmal die Ausführung eines solchen Spiegels begonnen, so blieb er dabei bis zu Ende, ohne die Arbeit einen Augenblick zu verlassen, nicht einmal um Speise zu sich zu nehmen, die er sich vielmehr während der zehn bis vierzehn Stunden, die die Arbeit wegnahm, von seiner Schwester reichen ließ.

Mit solchen selbstgeschaffenen, vorzüglichen Hülfsmitteln fing nun Herschel an, den Himmel fleißig zu beobachten. Oft stahl er sich vom Theater oder vom Concertsaale hinweg, um auf Augenblicke den Himmel zu betrachten, kehrte aber immer zur rechten Zeit zurück, um wieder seinen Platz unter den Musikern einzunehmen.

Im Jahre 1780 überreichte der Kapellmeister von Bath seine erste astronomische Arbeit der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London. Sie enthielt seine seit dem Jahre 1776 angestellten Beobachtungen über zwei verschiedene Gegenstände, über die Höhe der Mondesberge und über den unveränderlichen Stern im Sternbilde des Wallfisches. Schon Galilei hatte es versucht, die Höhe der Mondesberge zu bestimmen; nach seinen Untersuchungen sollten die höchsten bis zu ungefähr 26,000 Fuß aufsteigen. Nach ihm widmete ein deutscher Astronom, der Danziger Bürgermeister Hevel, der überhaupt große Verdienste um die Kenntniß des Mondes hat, diesem Gegenstande seine besondere Aufmerksamkeit und bestimmte die höchsten Berge zu ungefähr 16,000 Fuß. Herschel glaubte mit Hülfe eines Verfahrens, welches das seiner Vorgänger sehr an Genauigkeit übertraf, gefunden zu haben, daß diese die Höhe der Mondesberge sehr überschätzt hätten, indem die höchsten nur bis zu etwa 8000 Fuß anstiegen. Hierin aber irrte er sich; die vortrefflichen gemeinsamen Untersuchungen zweier deutschen Astronomen, der Herren Mädler und Beer, durch welche unsere Kenntniß des Mondes in der neuesten Zeit so außerordentlich bereichert worden ist, zeigen, daß es Berge auf dem Monde gibt, welche über 21,000 Fuß hoch sind.

(Schluß folgt.)

Chronik aus Paris.

1. Salon und Theater.

Ende Dezember 1859.

Trotz Cache-nez und Ueberrock laufen die Nasen der frostigen Pariser violett an. „Zehn Grad Kälte!" tönt das Klagegeschrei von Mund zu Munde, denn in Paris, wie überall, bildet die Witterungsfrage das unterhaltendste und pikanteste aller Tagesgespräche. Kleine, zerlumpte Savoyarden laufen neben den warmbedeckten Herren und dichtverschleierten Damen einher und flehen um einen 'kleinen Sou'; in größerer Anzahl als gewöhnlich kauern an den Pforten der Kirchen und Schwellen der Reichen almosensuchende Bettler und Krüppel jedes Alters, ich möchte fast sagen jedes Standes, da, wie der Glückliche Glücklichere mit neidischen Augen betrachtet, auch der Arme mit dem Bewußtseyn den traurigen Stolz seines Elends erlangt hat; und der Kutscher, der, während seine gnädige Herrschaft Giuglini im Trovatore applaudirt, vor dem Theater drei Stunden wartet, verwünscht Giuglini und den Frost und seine gnädige Herrschaft — das nennen die Leute eine schöne Kälte!

Der „Pariser Winter" ist in Deutschland wie „ein Gott in Frankreich" sprüchwörtlich geworden: man versteht darunter, und mit Recht, den Inbegriff aller der Vergnügungen, die aus dem Luxus entsprossen, dem Luxus feil stehen und selbst dem Dümmsten, der Jago's Rath gefolgt und seinen Beutel mit Gold gefüllt, ihre Syrenenarme öffnen, die flüchtig und nichtig als Nebelbilder auftauchen, das Auge ergötzen, niemals bis zum Herzen dringen und, wie sie entstanden, vor dem Auge vergehen — als Nebel!

Da erwachen die Salonhelden aus ihrem Sommerschlaf, da strömen die Fremden herein, da füllen sich alle Hotels, da überbieten sich in vielsagenden Versprechungen und verlockenden Anzeigen Bälle und Theater — Alles hascht nach den verzuckerten Aepfeln und Nüssen, die an dem kolossalen Vergnügungsbaume prangen und, war der Apfel auch sauer, hatte auch die Nuß einen herben Kern, Paris hat sie verzuckert, und man nascht davon. — Für nachherige Zahnschmerzen wird allerdings nicht garantirt.

Das Völkchen, das sich hier in den Logen der italienischen Oper und den Salons der Rue de Grenelle Rendezvous gibt, ist, wenigstens seiner Ueberzeugung nach, heiter und froh, und, da ich aus Prinzip Ueberzeugungen nie angreife, lass' ich die Frage, ob sie dem Götzen des Wahnes und der Mode opfern oder mit wahrhaftem Genusse von ihrem theuern Weine trinken, dahingestellt seyn. Sicherlich aber ist jener bevorzugte Theil der Pariser Gesellschaft nicht der allein maßgebende. Das Elend ist groß! Wenn ich Ihnen Details erspare, so geschieht dieß nur, um an dem Titel dieses Blattes: „Erheiterungen," keinen Hochverrath zu begehen.

So folge mir denn der geduldige Leser (wenn ihn mein Anfang nicht schon abgeschreckt), ohne sein warmes Stübchen zu verlassen, ohne seine Pfeife, resp. Cigarre, aus dem Munde zu nehmen, ohne seinen geblümten Schlafrock mit dem schwarzen Trauerfracke — dem schrecklichen Omen der heutigen Vergnügungen — zu vertauschen, in alle die hellerleuchteten Theater, in die ich ihn nach und nach einzuführen gedenke: da hilft kein Widerstreben! er vernehme mit Fassung und Ergebenheit die Salonplaudereien, die hier die Runde machen, und wenn ich mir auch nicht zumuthe, ihm dadurch ein tiefes Einschauen in das Herz der socialen Verhältnisse, einen vollkommenen Ueberblick über die Entwickelung des literarischen Körpers zu gestatten, so hoffe ich ihm wenigstens dabei behülflich zu seyn.

An gutem Willen und an Aufrichtigkeit soll es meinerseits nicht fehlen, und vielleicht wird es mir dadurch gelingen, die flatternde Aufmerksamkeit des Lesers einige Minuten zu fesseln, vielleicht kann ich ihm — da Aufrichtigkeit, wie sie oft beleidigt, immer überzeugt — einen Wink, eine Warnung, einen guten Rath geben.

Unser Vaterland ist schon genugsam mit Sittenstudien der französischen Gesellschaft gesegnet: ich will mich nicht durch das blendende Irrlicht des anziehenden Stoffes in den Morast der Unklarheit, Oberflächlichkeit, Einseitigkeit verlocken lassen, in dem ach! so mancher kurzsichtige Beobachter bis über die Ohren versunken ist; von dem großartigen Ganzen aber ein Atom auszuscheiden, um darnach ein Urtheil über das Ganze zu fällen, nach einem verstümmelten Marmorstückchen den Werth einer Statue zu schätzen, scheint mir ein erstes Zeugniß der Reife für die Narretei! Freilich macht die Schellenkappe auch Lärm! Zwei skandalöse Prozesse, die alle Familienmütter mit Entsetzen und Grauen über das Loos ihrer erwachsenden Töchter erfüllen, bieten noch immer einen ergiebigen und dankbaren Unterhaltungsstoff für alle Diejenigen, die nichts Besseres zu schwatzen wissen. Weiß man selbst in Deutschland, daß Fräulein Léonie Chéreau einen gewissen Herrn Georg Prieur, unschädlichen und unzarten Jüngling, über den sich ganz Paris lustig macht, verführt, ihm vorgeschwatzt, er sey Papa, und zu dem Zwecke ein kleines, unschuldiges Wesen, dessen Amme sie unter einem beliebigen Vorwande zu entfernen gewußt, am hellen, lichten Tage aus dem Tuileriengarten geraubt hat? Sie wollte es als Frucht ihres Vergehens dem blinden Georg vorstellen, sein hartes Herz erweichen und aus Mademoiselle Chéreau Madame Prieur werden! — Jetzt — o Schamgefühl, umhülle meine Feder! — auch ein Wort über Fräulein Angeline Lemoine. Fräulein Angeline ist intelligent, fünfzehn Jahre alt, hübsch und reich, ihre Mutter eine energische, etwas störrische Frau, die die Erziehung ihrer Tochter sehr oberflächlich überwachte. Das verhinderte sie nicht, einen Kutscher zu haben, Jean Fétis, dumm wie Bohnenstroh und häßlich wie eine Nachtlampe. Daß Angeline sich verliebt, ist erklärlich, aber daß der auserwählte und nicht platonisch Geliebte der Kutscher Jean sey, ist unglaublich; kurz

— und nicht gut — Fräulein Angeline wird Mutter, das Kind, todt oder lebendig, wird von Angelinens Mutter sofort verbrannt; die Jury hat die Mutter zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurtheilt, trotz der eloquenten und sinnigen Vertheidigung des Maître Lachaud. Die Tochter ist freigesprochen.

Ich würde Ihnen diese Prozesse sicherlich nicht erzählt haben, wenn ich sie nicht als sittenmalendes und charakteristisches Ereigniß der französischen Provinz betrachtete und wenn nicht ihre Ursachen sowohl als ihre Folgen mit dem Zweck, den ich in diesen Artikeln zu verfolgen gedenke, in innigem Verbande ständen. „Alte Pedanten," schreien die sogenannten petits journaux, „suchen bei dieser Gelegenheit alle verrosteten Gemeinplätze über Sittenverderbniß und nachtheilige Folgen der schlüpfrigen Literatur aus dem Gehirnkasten hervor, schütteln den Kopf und sagen: das kommt davon! — als ob solche Ausnahmen irgend etwas beweisen könnten!"

Darauf erlaube ich mir zu antworten, daß Gemeinplätze immer auf Wahrheiten begründet sind, vox populi, vox Dei! daß Ausnahmen Thatsachen sind und bleiben und durch die Wichtigkeit, mit der man sie behandelt, an Wichtigkeit gewinnen. Sicherlich ist die Literatur an dieser traurigen Episode nicht so unschuldig, wie die großen Geister der kleinen Journale es behaupten. Fräulein Chéreau schreibt an den Helden Prieur einen Liebesbrief, der aus der „dame aux camélias" fast wörtlich kopirt ist. Fräulein Lemoine hat sich mit jenen leckerhaften Romanspeisen genährt, die den jungen Mädchen ganz unverdaulich sind; der vernünftige Mann trinkt nach diesem faden, ungesunden Gebräu ein Gläschen Rum, um den unangenehmen Nachgeschmack zu verlieren, und damit abgemacht! Anders verhält es sich mit den unerfahrenen jungen Mädchen. Der wollüstige Dunst, der aus diesen Seiten strömt, betäubt ihren Kopf, das Herz wagt vielleicht auch ein Wörtchen mit hinein zu sprechen, die Sinne arbeiten, das Gift fängt an zu wirken. Nun gibt es Schriftsteller, namentlich Madame Sand, welche die nicht beneidenswerthe Kunst, schädliche, verderbliche Paradoxe mit anziehender und gefälliger Form zu bekleiden, im höchsten Maße besitzen. Das junge Ding hält die Maske für das Gesicht, pfropft sich den Kopf voll ungeheurer verkehrter Ansichten und überzeugt sich immer mehr von dem Kultus der „wahren und unsterblichen" Liebe, der Allem, Scham, Schande und Ehre trotzt, der Alles entschuldigt, Alles heiligt, Alles reinigt, Alles läutert, und — so kommt es, daß Fräulein Lemoine und Kutscher Jean Priesterin und Priester der „heiligen Flamme" werden..

Dieser letztere Prozeß hat nachstehende moralische Folgen mit sich gebracht. Der Verleger von den „Bekenntnissen von Marion Delorme" (ein schmutziges Geschreibsel, das der Demoiselle Angeline den Kopf verdreht) hat sein Lebtag kein so gutes Geschäft gemacht, als im Laufe der letzten Wochen. Der Advokat Lachaud hat bereits zehn Heirathsanträge an Fräulein Lemoine abweisen müssen. Die Cafébesitzer vom Boulevard streiten sich wie die Städte Griechenlands, wenn auch nicht um Homer's Geburt, doch um den werthvollen Kutscher Fétis, den ein jeder als Garçon anstellen will, weil die Leute ihre Pariser sehr wohl kennen.

Ich bin weder Puritaner noch Hugenott, ich bin in Frankreich aufgewachsen und kann eine starke Prise starken Tabaks vertragen, aber ich muß gestehen, daß das Wohlgefallen, mit dem alle Zeitungen diesen Prozeß in allen seinen widerlichen und abscheulichen Details nacherzählt haben, mich empört hat — eine solche Sittenausstellung macht einen Dragoner erröthen, was soll ein junges, anständiges Mädchen, dem wider Willen eine solche Nummer in die Hände fallen kann, davon denken?"

Und jetzt schickt noch obendrein ein talentvoller, geschickter und tüchtiger Literat, Alexander Dumas fils, seine unmoralischen Lehren in die Welt; er wählt zum Tummelplatz seiner Phantasie die Bühne, die vielleicht noch gellender, und sicherlich bleibender als die Zeitungsposaune, vor den Ohren des Publikums ihr Bacchantengeheul anstimmt. Das neue Stück am Gymnase dramatique: „Un père prodigue" ist die größte Kühnheit — das ist ein sehr milder Ausdruck — die sich je ein Schriftsteller erlaubt hat. Ich werde in einer späteren Analyse desselben die Anklage, die ich an es richte, das unmoralischeste aller Bühnenproduktionen zu seyn, zu rechtfertigen versuchen. Was dramatisches Handwerk anbetrifft, ist es ein Meisterwerk voll Witz und Beobachtung, aber die bittere Pille ist doch zu schwach vergoldet! Der Stoff, den Dumas gewählt, überschreitet doch alle Zugeständnisse, die der nachsichtigste Richter der Bühne machen kann; der gute Geschmack hat doch auch gewisse Forderungen zu stellen, die Gesellschaft gewisse Rechte zu wahren, denen jene Komödie den frevelhaftesten Hohn spricht — der Succeß derselben ist groß!

Für mein erstes Debüt in diesem Blatte hab' ich wahrlich kein Glück! Sachen zu besprechen, wie ich Ihnen mitgetheilt habe, kann nur die Nothwendigkeit entschuldigen, nur die Vorsicht retten; ich weiß nicht, ob ich mir nicht an allen den Dornen, die mir im Wege lagen, das Röcklein zerrissen — après tout, mein Fehler ist es nicht, daß Fräulein Lemoine die Bekenntnisse von Marion Delorme zu oft gelesen, ich habe sie ihr nicht geliehen; mein Fehler ist es nicht, daß Alexander Dumas fils seinen père prodigue aufgeführt hat, ich verdiene keinen Heller damit; meine Pflicht aber ist es, Sie davon in Kenntniß zu setzen, da dieß unstreitig die wichtigsten Ereignisse der letzten Wochen sind; um meinen Brief aber nicht gar zu traurig abgehen zu lassen, will ich Sie mit einigen „erheiternden" Nachrichten entschädigen.

Das Odéon hat diesen Winter mit seinem Paradestücke am besten reussirt. Das Testament von Cäsar Girodot ist wirklich eine reizende komische Komödie. Die beiden Verfasser, HH. Villetard und Belot, die so viel ich weiß hierin zum ersten Male ihre entschiedenen Anlagen zur Geltung haben bringen können, sind gewissenhaft zu Werke gegangen, voll von Liebe zur schönen Kunst, der sie sich geweiht. Die Conditio sine qua non der modernen französischen Lustspiele, das ehebrecherische Weib, fehlt gottlob! Die verschiedenen Charaktere, die sie in einem einfachen Rahmen neben einander aufgestellt haben, sind natürlich, haben Fleisch und Blut und wirken komisch, ohne im geringsten lächerlich zu seyn. Da ist namentlich ein alter, griesgrämiger Beamter, Herr Isidor, den die Bureauluft knurrig und mürrisch gemacht und dessen Herz der Schweiß des Angesichts verbittert hat, ein vortrefflich beobachtet und vollkommen gelungener Typus; das ist ein komischer und origineller Misanthrop im wahren Sinne des Wortes. „Die ganze Welt ist ihm vergällt," und er schmachtet nach dem Reichthum, nur um seinem innern Vulkane von Haß und Zorn freien Ausbruch zu geben und mit dessen Lava Diejenigen, die ihn geplagt und gezwickt, vor Allen seinen Bureauchef, zu überschütten. An der italienischen Oper ist kürzlich einer der berühmtesten Tenore der Welt, Herr Giuglini aus London, im Trovatore aufgetreten. Man hat ihn nach italienischer Manier einige zehn Mal gerufen; nach dem berühmten Miserere im vierten Akt — der Troubadour sitzt im Thurme und ruft seiner Leonore ein letztes Lebewohl zu — hat er, auf allgemeines Verlangen, vom Gefängnißschließer um die Erlaubniß nachsuchen müssen, den Kerker auf einige Minuten zu verlassen, ist die steilen Wendeltreppen herabgestiegen, um sich freundlich lächelnd vor dem hochbeglückten Publico zu verbeugen. Das Auditorium war unersättlich! nach seiner Hinrichtung hat er wieder auferstehen müssen, um sich freundlich lächelnd u. s. w. (s. o.) Dasselbe verlangte man sogar von seiner Mutter, der Zigeunerin, und von seiner Geliebten, der schönen Leonore (Mesdemoiselles Borghi-Mamo und Cambardi), denn alle Das stirbt in dem schrecklichen Drama, man hat nie erfahren können weßhalb. Soll ich der Verdi'schen Musik diesen dreifachen Tod zur Last legen? kann die Verzweiflung darüber solche Schauerthaten verrichten? Sicherlich werden die Leichen mit einem reizenden Galoppe in die Gruft gesenkt. Ich drückte einst mein Erstaunen darüber aus, daß Verdi die dramatischesten Scenen in den fidelsten Walzer- und Polkamelodieen wiedergebe. „Ah bah," antwortete mein Nachbar, „die Instrumente werden mit Flor behängt!"

Paul Linden.

☞ Die Fortsetzung des Romans **„Neue Pariser Mysterien"** folgt im zweiten und den folgenden Heften.

Für die Redaction verantwortlich: Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck von C. Greiner in Stuttgart.

Aus dem Leben eines Malers.

Novelle von F. Brunold.

„Willkommen, Smeton!“ sagte Anna Bullen, die Gemahlin Königs Heinrich VIII. von England, und neigte ihr schönes Haupt freundlich dem Eintretenden zu. „Ihr kommt meinem Wunsche zuvor; schnell! nehmt das Instrument. Ihr sollt mir durch Gesang und Harfenspiel die bösen Grillen aus dem Herzen scheuchen.“

— „Welch' Glück, wenn mir dieses gelänge!“ sagte der Kammermusiker mit glühendem Blicke und neigte, wie anbetend, flüchtig das Knie. „Majestät haben Kummer. Wäre es der Musik, wäre es meinen schwachen Kräften vergönnt, denselben zu bannen — der schönste Lohn wäre mir geworden. Welch' Glück, Ew. Majestät allein, ungestört zu finden!“

„Meint Ihr?“ lachte die Königin gezwungen. „Mir wäre es lieber, ich wäre nicht allein, sondern König Heinrich, mein erlauchter Gemahl, fände noch so viel Freude und Vergnügen an meiner Gesellschaft wie ehedem. O, diese Einsamkeit ist fürchterlich, ist herzbeklemmend! Aber spielt, singt. Ich wollte Euch rufen lassen, um mir, wie David dem Saul es that, den trüben Geist, der mich umnachtet, zu verscheuchen; Ihr kamt, ehe mein Befehl Euch wurde, darum zögert nicht länger — singt!“

Der Angeredete stand stumm, befangen; er ließ sein Auge glühend auf dem Angesicht der Königin ruhen und sagte endlich wie träumend, wie zu sich selber redend: „Die Musik ist eine Himmelssprache! Möchte mein Lied, mein Wort Eingang finden in das Herz, das mir so theuer ist. O, ich weiß es, Majestät sind allein. Aber nicht die Einsamkeit ist es, die Sie drückt, es ist der Gedanke, daß in diesem Augenblicke einer andern Dame Angesicht — auf Befehl des Königs — durch Holbein's Pinsel verewigt wird, daß König Heinrich einen Diamanten zur Seite schiebt, um sich einen gewöhnlichen Edelstein an die Brust zu heften.“

Anna Bullen sprang auf. Ihr Auge funkelte, und ganz Weib, ganz Gattin, voll Eifersucht im Herzen, rief sie: „Wahnsinniger! Wer wagt es, König Heinrich einer Untreue zu zeihen? Sprecht, Unglücklicher! was brütet Euer Herz? Was speiet Eure Zunge? Wessen Bildniß läßt der König malen? Ihr schweigt! Nun wohl, so sollt Ihr im Tower für die Verleumdung büßen, sollt fühlen, was es heißt, die Königin zu beleidigen, den König ....“

Sie endete den Satz nicht; sie hatte einen Namen vernommen, der leise, wie Geisterhauch, von den Lippen des Musikers ihr entgegen klang, und alle Kraft, alle Energie in ihr zu brechen schien.

Matt lehnte sie sich zurück. Eine Thräne im Auge zerdrückend, sprach sie leise vor sich hin: „Johanna Seymour! So wäre es dennoch wahr? — der König liebt mein Ehrenfräulein; er liebt Johanna, die mir Freundschaft geheuchelt, und die mir so lieb bisher gewesen? — O Heinrich, Heinrich! was hast Du mir gethan!“

Und ganz Weib, ganz liebendes Weib, barg sie das Angesicht in ihre Hand und weinte bitterlich.

Smeton sah es; er hörte das Weinen der Königin, und, derselben zu Füßen stürzend, rief er voll Glut und Begeisterung: „O Königin! zürnet mir nicht, daß ich berichte, was alle Welt, was ich selbst mit meinen Augen, mit meinen Ohren gesehen und gehört: der König liebt Johanna Seymour. Dem Holbein wurde befohlen, ihr Bildniß zu malen. Jetzt vielleicht legt er den letzten Pinselstrich an dasselbe; er ist wohl noch in dem Gemach Eures Ehrenfräuleins, und der König — ist dort.“

Anna schien die Worte nicht zu beachten, sie schien sie gar nicht zu hören. Ihr Geist schweifte zurück zu der Zeit, wo sie selber noch Ehrendame der Königin Katharina war und der König glühende Liebe zu ihr faßte. O, damals, damals konnte er die Zeit nicht erwarten, bis seine Ehe mit Katharina förmlich getrennt war, um sie zur Königin von England zu machen. Und nun — drei Jahre sind kaum dahin, — ist diese Liebe verflogen, und Johanna ist die Erwählte seines Herzens.

Ein leiser Schauer durchfuhr die Brust der Träumenden, die Ahnung künftiger Schmerzen durchwogte ihre Seele. Sie hatte die Anwesenheit des Musikers ganz vergessen.

Der aber ließ sein Auge auf der Königin ruhen; er griff in die Saiten und — sang ein Liebeslied. Ein Lied der Liebe, glühend heiß, voll flammender Sehnsucht, voll Schmerz der Entsagung. Plötzlich aber lehnte er das Instrument ungestüm zurück und brach ab, mitten im Gesang, und, der Königin zu Füßen sinkend, sagte er: „Laßt mich nicht singen. Kein Wort, kein Ton sagt, was in mir glüht. Meine Seele ist durchfluthet von Einem Gedanken. Ich liege im Staube vor meiner Königin und sonne mein Auge in ihrem Strahlenblick.“

Anna horchte auf, sie sah den Knieenden, und sie schien erst jetzt den Sinn seiner Worte zu fassen. Vom tiefsten Schmerz zu toller Laune überspringend, rief sie: „Ha, ha! Wie, Smeton, was muß ich hören? Ist Euch die Poesie zu Kopf gestiegen? Wißt Ihr, vor wem Ihr kniet? Wißt Ihr, daß, wenn Euch König Heinrich träfe, er Euren Kopf Euch vor die Füße legen ließe? — Steht auf! Ich will vergessen, was ich hörte. Geht, geht. Ich bleibe Eure gute Königin!“

Der Angeredete schwieg. Er schien den Befehl nicht zu hören, er heftete sein Auge immer glühender auf das Angesicht seiner Königin und sagte endlich, die Arme ausbreitend: „O, daß er käme, daß ich ihm sagen könnte, was er zu verschmähen im Begriff steht. O Königin! nur einmal, nur ein einziges Mal laßt es mich gestehen, daß ich liebe, meine Königin liebe, und diese Liebe — eine einzige Umarmung — mit dem Leben zahlen will!“

Die Königin sprang auf. Glühend vor Zorn und Unwillen, rief sie: „Hinweg, Unglücklicher! Nimmer tretet mir wieder nahe. Nie sollt Ihr wieder mein Angesicht schauen. Habt Ihr vergessen, daß ich Eure Königin?“

„O, daß ich es vergessen könnte!“ rief der Erregte. Wild sprang er auf. „Nur einmal laß mich Dich umarmen!“ rief er und stürzte auf die Königin zu.

In diesem Augenblick aber legte sich eine Hand auf seine Schulter. Smeton schaute sich um. König Heinrich stand hinter ihm. Niemand hatte sein Kommen bemerkt. Mit satanischer Freude schaute der König bald auf die Königin, die leichenblaß auf den Sessel gesunken war, bald auf den Musiker. Endlich sagte er, sich zu seinem Gefolge wendend, das in der offenen Thür voll Staunen und Ehrerbietung stand: „Führt diesen Buben ab. Verwahrt ihn wohl! Der Vogel soll uns herrlich singen.“ Und, sich zur Königin wendend, fragte er spöttisch: „So spröde?“

Anna zuckte zusammen, als ob ein zweischneidig Messer durch ihre Seele ginge. Krampfhaft zum Herzen greifend sagte sie: „Mein Gott, verlaß mich nicht!“

König Heinrich jedoch achtete ihrer nicht. Wie mit innerer satanischer Freude erfüllt, verließ er schweigend das Gemach.

Einsam blieb die Königin zurück. —

Während dieser Zeit verließ Hans Holbein das königliche Schloß. Er ging der Wohnung seines Freundes und Gönners, des Staatskanzlers Morus, zu. Als er, dort angekommen, vernahm, daß der Staatskanzler noch arbeitend in seinem Kabinet verweile, ging er, längst bekannt mit den Räumlichkeiten des Hau-

ses, die Treppe hinauf, dem Saale zu, in welchem die Gemälde hingen und in deren Nähe er sich bereits so oft wohl und heimisch gefühlt hatte. Er ließ das Porträt der Johanna Seymour, das er bis auf wenige Pinselstriche vollendet hatte, und welches zwei Diener bis hieher ihm hatten nachtragen müssen, in gehöriges Licht stellen, und setzte sich dann seinen Lieblingsbildern gegenüber, so in deren Anschauen der Ankunft des Staatskanzlers harrend.

Morus aber, von der Anwesenheit seines Gastes nichts wissend, arbeitete ungestört in seinem Kabinet weiter. Es gingen große aber trübe Gedanken durch seine Seele. Er hatte vor wenigen Augenblicken Schweres vollbracht. Jetzt mußte der König sein Schreiben empfangen haben, in welchem er demselben angezeigt, daß er sein Amt niederzulegen gesonnen sey. Nahm sein Gesuch der König an, wie zu erwarten stand, dann .... dann trat er von der Höhe, auf die eigenes Verdienst und Würdigkeit ihn geführt, zur Unbedeutendheit wieder zurück; dann sagte er allem Glanze Valet und stieg wieder zur Armuth und Dürftigkeit hinab.

Morus war nicht reich. Was er durch sein Amt erworben — er hatte es meist für seine Kinder, für die Armen verwendet. Dennoch hatte er nicht geschwankt, nicht gezaudert, sein Amt niederzulegen, als er die Führung desselben nicht mehr mit seinem Gewissen glaubte vereinigen zu können.

Ruhig, gefaßt saß er in seinem Kabinet und harrte der Dinge, die da kommen mußten.

Und der Bote kehrte zurück. Ein Schreiben wurde dem Staatskanzler übergeben. König Heinrich hatte das Gesuch angenommen. — Morus war entlassen.

Wehmüthig lächelnd legte er das königliche Schreiben zur Seite. Er athmete hoch auf. Eine drückende Last schien von seinen Schultern genommen. Dennoch stieg ein Seufzer zugleich aus seiner Brust. Er gedachte seiner Frau, seiner Kinder, seiner Schwiegersöhne, die alle mit ihm in Einem Hause wohnten, und die alle mehr oder weniger an Geld, Reichthum und Ehre hingen, und die nun alle mit ihm zugleich in Armuth und Unbedeutendheit hinabsteigen mußten. Es war ein schwerer Augenblick, der ihm noch bevorstand, diesen Allen mitzutheilen, was geschehen, was er gethan.

Bei diesem Gedanken entstieg ein Seufzer seiner Brust. Wie redlich, wie uneigennützig, wie aufopfernd hatte er dem König gedient! Und nun, wo innere Nothwendigkeit, feste Ueberzeugung ihn zwangen, sein Amt niederzulegen, waren alle seine guten Thaten vergessen, und der König sah in dem einst so treuen Diener nur noch einen Aufsässigen, der die eigene Meinung höher achtete als seines Königs Meinung. — Er war voll Ungnade entlassen.

Wie mußte dieß Alles den Redlichen kränken! Stumm, gedrückt saß er im Sessel. Plötzlich legte eine weiche Hand sich leise auf die Schulter des Sinnenden, und eine altbekannte, freundliche Stimme sprach: „Vater! lieber Vater! Hans Holbein wartet bereits seit einer Stunde droben im Saal auf Dich. Willst Du nicht hinaufgehen?"

Der Kanzler strich seinem Liebling das Haar von der Stirn und lächelte wehmüthig ernst. Endlich sagte er: „Der wartet nicht. Er ist in guter Gesellschaft. Die Geister der Bilder, die seine schaffende Hand hervorgerufen, umgaukeln ihn und sprechen von vergangenen Tagen, während anderseits sein Geist bereits in die Ferne schweift und nach Stoffen zu neuen Gemälden sucht. Und wäre selbst sein Geist gedrückt wie heute der meinige, er würde dennoch nicht allein seyn. Die Bilder, die an meinen Wänden hängen, die Werke der Kunst, die andere Meister dort geschaffen, die sprechen zu ihm. Ein Künstler ist nie allein. Aber dennoch will ich hinaufgehen. Hans Holbein wohnt nicht mehr als unbekannter Schützling in meinem Hause, er ist Hofmaler Sr. Majestät des Königs, und da möchte er am Ende doch nicht Zeit haben, auf mich noch länger zu warten. Vielleicht umgaukeln ihn auch trübe Gebilde, die zu verscheuchen eine Wohlthat ist. Ich will hinaufgehen."

Morus stand auf, hüllte sich dichter in seinen Pelz und schritt zur Thür hinaus.

Die Tochter aber schaute dem Vater trübe nach. Wehmüthig sprach sie vor sich hin: „Es ist nicht Alles mehr in England, wie es seyn sollte; die Luft ist drückend, schwül. Und der Vater? Gott schütze ihn und uns!"

Der Kanzler fand den Maler am Fenster lehnend; er ging freundlich zu demselben hin und sagte väterlich mild: „Nun, Hans, ist Dir Dein Bild gelungen, das ich dort aufgestellt finde, und das Du so freundlich bist, mir zur Ansicht zu bringen? Bist Du mit Dir zufrieden?"

Holbein zuckte bei dieser Anrede zusammen; er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sagte leise, wie zu sich selber sprechend: „Mancher nennt es gewiß ein schönes Bild, das ich hier aufgestellt. Aber ich bin nun einmal kein Maler der Lebendigen — der Sensenmann, der Tod, der grinst mir überall hindurch."

„Auch bei dieser?" hauchte Morus und blickte nach dem Bilde der Johanna Seymour. Der Kanzler betrachtete lange, lange die Züge des Gemäldes. Endlich sagte er: „Das Bild sieht so heiter, fröhlich und wohlgemuth aus. Es ist eine so liebliche Schönheit, die uns entgegenstrahlt. Wie kommst Du nur immer zu so trüben Gedanken?"

— „Und scheinen meine düsteren Prophezeiungen nicht in Erfüllung gehen zu wollen?" rief der Maler erregt. „Seht, mein väterlicher Freund, als ich die Anna Bullen auf Befehl des Königs malen mußte, Heinrich selber mir zur Seite stand und so in Ungeduld und stürmischer Liebe das Gemälde unter meiner Hand erstehen sehen wollte, da, Ihr wisset es, ich gestand es Euch gleich, war ich unvermögend, den blendend weißen Hals der Anna so zu malen, als er in der Wirklichkeit sich mir zeigte. Ein düsterer blauer Streifen lief um den Hals. Ich mochte den Pinsel handhaben wie ich wollte, der häßliche Schatten blieb. Noch lebt die Königin, aber aus der Brust des Königs ist sie bereits verdrängt, wie es die Königin Katharina bereits war, als ich Anna Bullen malen mußte. Sie wird der Johanna Seymour weichen müssen, wie der Anna die Katharina Platz machte. Damals, damals war König Heinrich noch mild, er hatte noch nicht Blut gekostet; er ließ sich von der Katharina scheiden, und fand gefügige Werkzeuge, die dieser Scheidung den Schein des Rechts zu geben wußten. Dennoch reizte ihn damals der Widerstand Einzelner. Er ward ein Feind der Kirche, die seine Scheidung nicht willfährig, freudig anerkannte. Er machte sich selbst zum Oberhaupt der Kirche und wüthet mit Feuer und Schwert gegen Alle, die ihn nicht anerkennen wollen. Heinrich wurde ein Tyrann! Er liebt das Ehrenfräulein der Königin, und wehe letzterer, so seine Leidenschaft wächst — er wird Mittel und Wege finden, an sein Ziel zu gelangen, und sollte er über Ströme Blutes schreiten müssen. Mir graut! Ich hörte böse Stimmen im Palaste flüstern, und der blaue Streifen um den Hals der Königin tritt, wie es mir scheinen will, jetzt stärker, deutlicher hervor. Es ist ein Glanz, wie wenn ein Richtschwert über ihrem Haupte hinge. Gott schütze sie! Gott schütz' die Königin!"

Morus schaute dem Erregten prüfend in das Auge; langsam sagte er: „Und hat Dein neues Gemälde auch den Streifen,

diesen Perlenschmuck des Henkers, wie ich ihn nennen möchte, am Halse?"

Holbein rief, noch immer in Aufregung: „Nein, nein! Doch auch ihr steht der Tod zur Seite. Ihr Glück ist von kurzer Dauer. Ich bin nun einmal der Maler der Todten. Mir graut. Ach, um wie viel glücklicher war ich einst, als ich als ein unbekannter, armer Maler in Euer Haus trat; nichts habend als mein Talent, meine Träume, meine Hoffnungen und ein Empfehlungsschreiben . . . ."

„Von meinem Freunde, dem großen Erasmus von Rotterdam," fiel der Kanzler ein. „Gewiß, Hans, damals waren wir Beide glücklicher. Du kamst, ein frisches, junges Blut, und fandest in meinem Hause zum ersten Mal, wie ich glaube, liebevolle, freundliche Aufnahme und Anerkennung — Liebe, die Du bisher entbehrt. Ungestört konntest Du arbeiten, studiren die Meisterwerke anderer Maler, die in meinem Saale hier hingen. Und als Deine Kunst in der Stille erstarkt und gekräftigt, ihre Meisterschaft erreicht, machte ich den König auf Dich aufmerksam . . . ."

— „Und er ernannte mich zu seinem Hofmaler," fuhr Holbein fort, als er sah, daß der Kanzler schwieg. „O gewiß, Ihr meintet es gut mit mir, und ich werde von Vielen beneidet. Der König ist mir gewogen; ich könnte, ich würde glücklich seyn, wenn Ihr noch glücklich wäret."

„Bin ich's nicht?" fragte Morus, und ein eigenthümlicher Zug der Hoheit umstrahlte sein Gesicht. „Meinest Du mich elend, weil die Gunst des Königs mich verlassen? Mein jugendlicher Freund, die Gunst der Großen erwärmt nur kurze Zeit."

— „Die Mißgunst Heinrich's aber führt zum Tode!" rief Holbein erschreckt. „O mein Freund, mein Vater! war es Euch nicht möglich, Eure wahre Meinung zu verschweigen, dieselbe geheim zu halten? Ihr seyd so klug, so gelehrt; konntet Ihr Eure Worte nicht setzen und drehen, daß deren Sinn, trotz aller scheinbaren Verständlichkeit, dennoch unverständlich, unverfänglich blieb?"

Morus legte die Hand auf die Schulter des erregten Malers und sagte voll Hoheit: „Hast Du nie die Worte meines Vorgängers vernommen, der, als er in Ungnade gefallen, nach London vor Gericht gefordert wurde, also sprach: 'Hätte ich dem Könige des Himmels eben so treu wie meinem Könige und Herrn auf Erden gedient, so würde er mich in meinem Alter nicht so verlassen, wie jetzt mein Fürst es thut.' Thomas Wolsey, mein Vorgänger, hätte auf dem Schaffot geendet, wäre er auf gedachter Reise nicht gestorben. Meinst Du, ich solle mein Gewissen um zeitlicher Ehre willen mit einer Lüge belästigen? Es ist leichter, mit schuldlosem Herzen sterben, als mit schuldigem leben. König Heinrich ließ von Katharina sich scheiden, nicht, wie er vorgab, weil seine nahe Verwandtschaft zu derselben ihm Skrupel erregt hätten, sondern weil sein Herz bereits zu Anna Bullen entbrannt war. Wolsey beförderte diese Scheidung und — starb in Ungnade. Jetzt hat sich König Heinrich zum Oberherrn der englischen Kirche gemacht, um seinen bösen Lüsten fröhnen zu können. Er wüthet gegen Jeden mit Blut und Gefängniß, der anders zu denken wagt, als er für recht erkannt. Früher wurde er Beschützer des Glaubens genannt, besonders zur Zeit, als er gegen Martin Luther ankämpfte, der ihn in seinen Schriften wahrlich nicht fein behandelte und den König ein giftiges Lügenmaul, einen Lästerer und Unbiedermann nannte. Jetzt ist Heinrich längst mit Rom zerfallen, der Heiligenschein ist verblichen — er nennt sich selbst einen Oberherrn der Kirche. Und ich, ich sollte gegen Pflicht und Gewissen diese Oberherrschaft anerkennen? Willst Du, daß ich ein Lügner sey? Sieh', wenn das niedrige Volk unwissend, um des leidigen Brodes und Lebens willen, seine Meinung gefangen gibt, wenn es heute 'Kreuzige!' ruft, wo es gestern ein Hosiannah sang, so darf der Mann von Geist, der höher Gestellte, es nimmer thun. Nur wo die Großen ehrenwerth zu handeln wissen, bleiben kleinliche Herzen der Sünde und Schande fern. Der wahrhaft Gute macht auch unbemerkt seine Umgebung gut, und schon aus diesem Grunde ist es jedes Mannes Pflicht, den Gott höher gestellt als Andere, wahrhaft gut, edel und charakterfest zu seyn. Laß uns nicht weiter davon sprechen. Wo das Volk schlecht geworden, haben es zumeist die Herren verschuldet. Ich weiß, Du billigst mein Thun und Handeln im Herzen auch. Daß ich an Ehren und Geld nicht hange, mög' Dir beweisen, daß ich von heute ab nicht mehr Siegelbewahrer und Großkanzler bin; ich gab mein Amt in die Hand des Königs zurück.

— „Und Heinrich, König Heinrich?" schrie Holbein auf.

„Nahm meinen Antrag an — ich bin entlassen."

Morus schwieg; auch der Maler schwieg einige Zeit.

Endlich sagte Holbein: „Vielleicht, daß Ihr so recht gethan! Und dennoch, dennoch, trotz dieser Annahme, schlägt mir das Herz in trüber Ahnung. Der König kennt sich gegenwärtig selbst nicht mehr; er wird Euch verderben und die Welt des besten Mannes, mich des edelsten Freundes berauben."

Morus lächelte. „Grinst Dir aus meinem Antlitz auch der Tod entgegen? Das Parlament . . . ."

— „Ist eine gefügige Puppe in der Hand des Königs," fiel Holbein ein. „Einmal vor Gericht gestellt, seyd Ihr verloren!"

„Noch bin ich frei; Du siehst es ja," sagte freundlich ernst der Kanzler. „Laß uns nicht traurig werden. Mein Weib, meine Kinder ahnen den Schritt noch nicht, der bereits gethan wurde. In ihren Augen bin ich noch Kanzler und Großsiegelbewahrer. Ich wollte, ich hätte ihnen bereits die Mittheilung gemacht. Aber komm', erzähle mir von Deiner Jugend, von Deinem frühern Leben, damit andere Bilder mir vorübergaukeln, und ich den Meinen später leichter, freundlicher von meiner Handlungsweise Rechenschaft ablegen kann. Komm', Hans, erzähle mir noch einmal wieder, warum Du Deine Heimath, Dein Weib verlassen!"

Der Maler strich sich mit der Hand über die Stirn. Trübe lächelnd sagte er: „Ihr wollet Euch und mich zerstreuen. Nun, ich habe selbst der Heimath heute so in Sehnsucht gedacht wie nicht in langer Zeit. Laßt mich also immerhin sprechen. Wir Maler huldigen der Schönheit, wo wir sie treffen, und meinen oft, es sey Liebe, was uns beseele, während es doch nur die Kunst ist, die uns ein Interesse abzugewinnen weiß. Arm, jung, unbekannt kam ich nach Basel. Dort war es, wo ich meinen Todtentanz ausführte, der mir nach seiner Vollendung Anerkennung und Arbeit vollauf brachte. Damals sah ich zum ersten Mal mein nachheriges Weib, meine Maria. Ihr Vater war reich. Der kam und verlangte von mir, ich solle die Außenwand seines Hauses durch Gemälde meiner Hand schmücken. Ich mußte auch das Bildniß seiner Tochter malen. Ich that's, that's mit Freuden, bis der Pinsel meiner Hand entfiel und ich, zu Maria's Füßen stürzend, ihr meine Liebe gestand. O, wie entzückte mich ihr Lächeln, das Geständniß ihrer Gegenliebe. Der Vater willigte in unsere Verbindung. Maria wurde mein Weib, und ich hatte die Hölle auf Erden. Es gibt kein größer Leid für einen Maler, als ein Weib zu besitzen, das für seine Kunst kein Verständniß hat, das da meint, der Künstler müsse wie der Handwerker arbeiten, von dem er sich höchstens durch größere Fertigkeit und Geschicklichkeit unterscheide. Genug, ich sollte arbeiten, unausgesetzt arbeiten, nie in das Angesicht einer andern Schönheit blicken, sollte ein Knecht ihrer Laune, ihrer Zank- und Eifersucht seyn. Ach, Ihr wißt es ja und habt es gewiß bei Abfassung des

berühmtesten und besten Eurer Werke, der Utopia, selbst empfunden, wie die Stimmung, wie unsere Umgebung so unendlichen Einfluß auf die Gestaltung unserer Geistesprodukte hat. Ihr wißt es, wie die Blüthen des Geistes so leicht durch ein Wort, durch eine Miene geknickt werden können. Genug, mir verging nach und nach alle Lust zur Arbeit, und Ihr wißt, ein Künstler, der nicht arbeitet, nicht arbeiten kann, ist der grenzenlos elendeste Mensch auf Erden. Ich war's im vollsten Sinne des Worts.

„In dieser Zeit traf mich auf seiner Durchreise der große Erasmus. Er sah meinen Todtentanz, und er gewann mich lieb. Er war es, der da sprach: 'Wo Bleiben Tod — ist Scheiden Leben.' Er war es, der mich nach England wies, als dem Lande, wo die Malerei geachtet und geehrt und auch belohnt würde; er sandte mich zu Euch. Er war es, der jeden Skrupel, der in mir aufstieg, widerlegte, der den Künstler in mir zur Geltung brachte, der nicht abließ, zu reden und zu ermahnen, bis ich mich zur heimlichen Entfernung entschloß. O Herr, die Scheidung wurde mir dennoch schwer, trotzdem daß ich sah, daß auch Maria elend war und wohl selbst an Trennung längst gedacht hatte. Wie hab' ich an dem Abend, als ich mein Haus verließ, noch jeden Winkel durchsucht, — wie zögerte mein Fuß, als er die Schwelle überschritt! Ach, hätte in dem Augenblick Maria sich gezeigt, mir liebevoll entgegen gelächelt, ich wäre nimmer nach England gekommen, hätte Euer Haus niemals betreten, und wäre dann freilich auch nie geworden was ich bin. Ich wurde ein Maler, und, wie ich glaube, kein schlechter, aber ich wurde es mit krankem Herzen. Mir ist recht einsam, einsam oft zu Muth, Heimweh erfaßt mich, und ich möchte Alles hinter mir lassen und wieder arm und unbekannt nach Basel ziehen."

— „Armer Hans, das geht nicht mehr," sagte Morus weich, „Habt Ihr den Ausspruch des Königs vergessen? Er sagte: 'Es ist mir leicht, aus einem Bauer einen Lord zu machen — einen Holbein nimmer.' König Heinrich läßt Euch nicht! Und wisset Ihr, ob Maria noch Eurer gedenkt, ob Euer Wiederkommen sie erfreuen würde? Ich glaube nicht! Ist es ihr doch längst bekannt, daß Ihr hier in London weilt! niemals hat sie Nachricht gesendet oder den Wunsch geäußert, daß Ihr zurückkommen möchtet. Freilich, freilich, Ihr selbst hättet auch Schritte zur Versöhnung thun können."

„Ich that es wohl," sagte Holbein leise; „aber vielleicht nicht so ernstlich, als ich sie hätte thun sollen. Es ist geschehen und mag so bleiben."

— „Zu Eurem Besten, wie ich glaube," fiel Morus ein; „hier habt Ihr die Gunst eines Königs, die Anerkennung eines gebildeten Publikums, dort dagegen vielleicht den Haß, die Bitterkeit, die Rachsucht eines verschmähten Herzens zu ertragen. Laßt jene Träume fahren. Bleibet Eurer Kunst getreu — lebt wie seither! Ihr steht im Glück!"

„Glück?" rief Holbein wehmüthig. „Ist es ein Glück, in der Nähe eines Königs zu seyn, wie Heinrich VIII. es ist? Wird sein Geist nicht täglich düsterer, blutgieriger? Hab' ich nicht bereits so manchen meiner Freunde durch den Henker verloren? Und wie bangt mein Herz nicht jetzt um Euch! Wie Viele haben ihre freie Meinung, die von der Meinung des Königs abwich, mit dem Tode bezahlen müssen!"

Morus lächelte. „Hans, wollt auch Ihr zu den falschen Propheten gerechnet werden? War es nicht Elisabeth Barton, das heilige Mädchen von Kent, das bei der Vermählung des Königs mit Anna Bullen die Prophezeiung aussprach, daß der König nach wenigen Monden, so er die Verbindung mit Anna Bullen einginge, eines schmählichen Todes sterben würde? Wollt auch Ihr wie diese Seherin zu Schanden werden und dereinst bekennen müssen, daß Ihr keine himmlischen Erscheinungen gehabt?"

„Wie gern wollte ich dieß, was Euch betrifft, thun!" sagte Holbein ernst. „Warum aber bringt Ihr meine Worte mit denen der armen Verführten zusammen? Elisabeth war nur ein willenloses Werkzeug in der Hand fanatischer Priester. Sie büßte ihre Verirrung mit dem Tode. Ich aber, ich spreche aus innerster Ueberzeugung. Eure Weigerung, den König als kirchliches Oberhaupt anzuerkennen, wird wie Aufruhr betrachtet werden. Man wird Euch zu verderben suchen, damit schwankende, schwächere Gemüther nicht Muth bekommen, ein Gleiches zu thun . . . ."

— „So will ich dennoch meiner Ueberzeugung treu bleiben," fiel der Kanzler mit Nachdruck ein. „Aber laß uns abbrechen. Wer nicht den Muth hat, für seine Meinung Gut und Blut zu lassen, verdient nicht zu leben."

„O," sagte Holbein, „das Sterben ist oft leichter als das Leben." Mit diesen Worten schickte er sich zum Abgehen an.

Morus betrachtete noch einmal das aufgestellte Gemälde, dann reichte er dem Maler die Hand zum Abschiede und sagte weich: „Adieu, Hans, Du hast ein gutes Werk geliefert. Möchte es der Dame, die uns aus dem Rahmen so froh entgegenlacht, besser ergehen, als Du in trübem Sinnen ihr prophezeit. Adieu."

Sie schieden. Holbein verließ das Haus, indessen der Kanzler zu seiner Familie niederstieg. Und als er alle Glieder seines Hauses beisammen fand, legte er ihnen dar, was er gethan. Damals war es, daß seine Gattin, weltlich gesinnt und dem Prunk ergeben, ausrief: „Was nun anfangen? Ist befehlen nicht besser als gehorchen?"

Margaretha aber, die Lieblingstochter des Kanzlers, warf sich dem Vater in die Arme und rief schluchzend: „Mein Vater! verlaß uns nicht!"

Der jedoch umfing die Weinende und sagte ernst: „Und wenn ich's müßte nach dem Rathschlusse Gottes, mein Geist, mein besseres Ich würde Dir in meinen Werken bleiben. In Dem, was ich geschrieben, findest Du mich wieder."

* * *

Die trüben Befürchtungen sollten nur zu bald in Erfüllung gehen.

Morus wurde in Anklagestand versetzt, und bald, trotz der vollgültigsten Beweise seiner Unschuld, von dem damals stets willfährigen Parlament zum Tode verurtheilt. Damals war es, wo er die berühmteste seiner Reden hielt, Abschied nehmend von dem Gerichtshofe, Abschied nehmend von Allem, was ihm lieb und theuer war.

Und als er nach der Sitzung nach dem Tower zurückgeführt und das Richtbeil vor ihm hergetragen wurde, wie es die Sitte vorschrieb, und die Wache nur mit Mühe und Anstrengung das herandrängende Volk zurückzuhalten vermochte, durchdrang sein Lieblingskind, seine Tochter, die Menge, theilte die Wache und stürzte mit dem Ausrufe: „Mein Vater, o mein Vater!" dem Verurtheilten zu Füßen.

Morus legte die Hand segnend auf das Haupt der Tochter und sagte: „Wenn auch unschuldig, leide ich dennoch nach dem Willen Gottes, dessen heiligem Verhängniß sich Jeder zu unterwerfen hat. Du kennst alle Triebfedern meines Herzens. Trag' auch Du den Verlust in Demuth. Droben sehen wir uns wieder!"

Die Tochter brach zusammen. Morus aber drängte die hervorquellenden Thränen zurück und schritt fest, gemessen dem Gefängniß zu.

Wenige Tage darauf fiel sein Haupt.

* * *

Und es schien, als ob König Heinrich, der Tyrann, der sich selbst einen Beschützer des Glaubens nannte, nicht des Bluts genug zu trinken vermöchte. Es war, als ob alle Befürchtungen Holbein's in Erfüllung gehen sollten, als ob sein Pinsel eine geheime prophetische Todtenschrift zu schreiben vermöchte. Morus war gefallen. Unzählige andere Opfer waren dem Kerker, dem Henker, dem Scheiterhaufen übergeben worden. Jetzt saß auch Anna Bullen, die einst so hochgeehrte Königin, im Tower, des Ehebruchs angeklagt. König Heinrich liebte eine Andere, er liebte Johanna Seymour, die er zur Königin haben wollte, und da mußte Anna weichen. Für einen König finden sich der willenlosen Werkzeuge stets genug, die ohne Scham und Reue bezeugen und beschwören, was der Herrscher bezeugt und beschworen haben will. Eine Königin hat stets der Feinde viel, selten einen Freund, der sein Leben für sie läßt. Anna war froh, glücklich als Königin. Sie glaubte sich so fest in der Gunst des Königs. Die Sorgen wollten in ihrem Gemüth nicht haften, — sie war froh, zutraulich gegen Jeden. Aber der König liebte eine Andere. Anna war vergessen. Darum mußte sie fallen. Hatte man Smeton nicht in ihrem Kabinet vor ihr knieend gefunden? Hatte sie Dem und Jenem nicht eine Rose geschenkt, nicht freundlich zugelächelt und vielleicht in geheimem Zwiegespräch Worte der Liebe getauscht? O, eine Königin ist stets bewacht, und der in Ungnade gefallenen Königin wird jedes Wort, wird jeder Blick schon zum Verbrechen. König Heinrich wollte sie schuldig wissen, und Anna wurde für schuldig erklärt.

Schon ist sie in Anklage versetzt. Sie sitzt im Tower. Bald ist ihr Urtheil gesprochen.

O, die Nacht, die dunkle Kerkernacht, die bösen Träume, wie belasten sie ihr Herz!

„Nicht sterben! o, nur nicht sterben!" ruft sie jammernd aus. „Das Leben ist so schön und ich so jung. Sagt nicht, ich habe dem Könige die Treue gebrochen. Ich bin nicht untreu gewesen. Ich kann nicht sterben! Hat mich König Heinrich nicht geliebt? Hat er mich nicht zu seiner Königin gemacht? Wie könnte er mich sterben lassen! Bin ich nicht Mutter, Mutter seines Kindes, meiner Elisabeth? Erbarmen! Erbarmen! Bringt mir mein Kind. Bringt es, daß ich es küsse. Und wenn ich es geküßt, dann, dann tragt es zu dem Könige, daß es seine Aermchen ausstrecke, den Vater umfasse. Und wenn er es küßt, dann, dann wird er es fühlen, daß seine Anna — um Gnade fleht! Nur nicht sterben! Wie kalt, wie öde ist das Grab!"

So jammerte die verlassene Königin.

Und der Tyrann, er saß während dieser Zeit an Johanna's Seite. Er hatte ihre Hand erfaßt und rief: „Bald wirst Du Königin seyn!"

Johanna Seymour aber zuckt zusammen, sie fährt auf, sie ruft: „Noch lebt die Königin! Ist nicht des Bluts genug geflossen? Soll auch das Haupt von Anna Bullen fallen? O, Gnade! Gnade für die Unschuldige. Sie war so gut, so freundlich gegen mich; sie hat Euch, mein König, nie belogen; sie war Euch treu! O glaubt es mir um dieser Liebe willen, die Ihr zu mir hegt."

Der König lachte auf. „Ha, Täubchen! warum zierst Du Dich? Du weißst es längst, Du weißst es besser, als ich es weiß, daß diese Schlange, die ich einst am Busen nährte, sterben muß. Sie ist des Verbrechens, dessen sie beschuldigt wurde, überführt. Kein Wort von ihr — bei meinem Zorn. Sie fällt, und Du sollst Königin seyn."

Johanna zuckte bei diesen Worten zusammen. Der Umarmung des Königs ausweichend, sagte sie: „Ich mag den Gedanken nicht ausdenken! Wird die Welt nicht sagen, daß Anna um meinetwillen sterben mußte? Wird es nicht heißen, ich, ich allein hätte sie in den Tod getrieben?"

König Heinrich lachte. „Fang' darum keine Grillen. Das Volk, es kennt mich und weiß es, daß es nichts denken darf, zum wenigsten nicht laut, was ich nicht gedacht wissen will. Täubchen, laß mir die Sorgen und denk' daran, wie Du mich erfreuen willst. Johanna, bald, bald bist Du Königin!"

Und der Tyrann umarmte die schöne Johanna Seymour, und sie, sie ließ es still geschehen. — Bald darauf ward das Blutgerüst erbaut, Anna für schuldig erklärt. Die Königin bestieg das Schaffot. Der Schall gedämpfter Trommeln wurde vernommen. Trauergeläute drang vom Tower her. Anna hatte das Blutgerüst bestiegen. Alle Traurigkeit, alle Zaghaftigkeit war von ihr geschieden; fest und muthig ging sie ihren letzten Gang. Ruhig, gefaßt kniete sie nieder. Sie hatte mit dem Leben abgeschlossen, nachdem sie noch einmal für den König, für ihre Feinde gebetet.

Jetzt weht von einer der Zinnen des Tower eine schwarze Fahne her — das Todeszeichen. England hatte keine Königin mehr. Anna Bullen war gerichtet.

Dem Hans Holbein aber schien seit dieser Zeit alle Freude des Herzens verloren gegangen zu seyn. Er hatte in Morus seinen aufrichtigsten Freund, seinen wahrsten Beschützer verloren, und nun war Anna Bullen auch dahin. Es war ihm, als sollten alle seine trüben Ahnungen in Erfüllung gehen, als wäre er dazu verurtheilt, das Trübe vorauszusehen, das König Heinrich ihm und seiner Umgebung bereiten sollte. —

Johanna Seymour war Königin geworden. Holbein konnte sich des Glücks nicht freuen, wenn er in das schöne, lächelnde Auge Johanna's sah, wenn er den König betrachtete, der in dieser Liebe auf's Neue jung geworden schien. Er wußte ja, daß dieses Glück von kurzer Dauer seyn würde.

Und so geschah es.

Kein Jahr war verflossen, und die junge Königin lag auf der Todtenbahre. Der Tod hatte mitleidig sie geküßt, ehe eine neue Liebe Heinrich's, ehe seine Eifersucht ihr den Henker zu senden vermochte. Nach ihrem Scheiden wurde Anna von Cleve Königin von England. Doch fand sie nicht Gnade vor den Augen ihres königlichen Gemahls. Die Ehe wurde nach kurzer Zeit getrennt.

Und jetzt erhielt Holbein den Befehl, das Bildniß der schönen Katharina Howard anzufertigen. Er aber wußte, was dieser Befehl zu bedeuten habe. England sollte eine neue Königin bekommen.

Es war ein trüber Novembertag, als der Maler sich anschickte, dem Befehle des Königs Folge zu leisten. Schon hatte er sein Geräth geordnet; er war im Begriff, zu gehen, als er plötzlich auf dem Hofe ein Lied vernahm, das ihn stutzen machte. Er legte Pinsel und Kohle aus der Hand, er ging zum Fenster — er lauschte. Er täuschte sich nicht. Er hörte ein Lied — ein Lied, das er daheim so oft gehört.

Was ist ein Lied? Ein Nichts, ein Hauch, eine Blüthe des Herzens, ein Sommerfaden des Gemüths. Und dennoch, wie ergreift uns oft ein Lied, ein Lied, das von Herzen kam und mahnend wieder an unser Herz schlägt. Wenn uns das Lied gefällt, kommt's dann nicht über uns wie Lerchenschlag, wie Nachtigallgesang, wie Alphorntöne, wie ein Gruß aus unserer Kindheit Paradies?

Und Holbein hörte ein Lied, das er in Basel so oft vernommen. Wie heimelte es ihn an, wie wurde ihm so wunderselig zu Muth; er konnte sich nicht trennen, er mußte das Lied bis zu Ende hören.

Und als dieß geschehen, trat er hinaus und rief die Sängerin zu sich hinein. Sie kam. Es war ein junges, schüchternes Mädchen. Ein Mädchen vielleicht, wie deren jährlich so viele aus der Schweiz, aus Deutschland hinüber nach London kamen, um hier ein kümmerliches Unterkommen zu finden, oder in Noth und Schande unterzugehen.

Holbein bemerkte in seiner Hast und Freude die Schüchternheit, die Beklommenheit des jungen Mädchens nicht; er nahm dasselbe bei der Hand und fragte: „Woher kennst Du das Lied? Von wannen bist Du?"

— „Ich bin von Basel, lieber Herr!" sagte das Mädchen, während eine schämige Purpurglut seine Wangen übergoß. „Dort singt man gern das Lied."

Holbein schwieg. Es wurde ihm doch gar eigen um's Herz bei dieser Nachricht. Wie viel, wie unendlich viel tauchte in seiner Brust auf, wie überfluthete die Erinnerung ihn gewaltig! Mühsam preßte er die Frage heraus: „Und was willst Du hier? Was trieb Dich aus Deiner Heimath?"

Das Mädchen schwieg einige Zeit; ein leises Zittern durchbebte ihre Glieder. Endlich sagte sie, die letztere Frage ganz unbeachtet lassend: „Ich will hier dienen; ich suche ein Unterkommen als Magd, als Dienerin!"

„Und da kommst Du zu mir?" rief Holbein. „Kennst Du mich?"

Das Mädchen hauchte ein leises „Ja!" und spielte verlegen mit dem Zipfel ihres Tuches.

Holbein aber rief verwundert: „Du kennst mich, Mädchen? Wie, weiß man etwa zu Basel, wo und wer ich bin?"

— „Man weiß es, Herr!" sagte in Hast das Mädchen. „Euer Name wird dort mit Stolz und Ehren genannt. Euer Todtentanz wird dort von allen Fremden, die nach Basel kommen, bewundert. Auch weiß man dort, daß Ihr der erste Maler des Königs hier seyd."

„Wer weiß es, wer?" fragte Holbein und starrte verwundert das Mädchen an. Und jetzt, erst jetzt schien er die Schönheit des jungen Mädchens zu bemerken. Es überkam ihn bei seinem Anblick wie eine Erinnerung; ein Bild aus früheren Tagen stieg in ihm auf. Wie in einem Traum befangen fragte er, seiner frühern Frage nicht mehr gedenkend: „Wie heißest Du?"

— „Maria," sagte sie und trat einen Schritt näher. Sie legte ihre Hände wie betend zusammen, sie schaute zu ihm auf und sagte schüchtern kindlich: „Stoßt mich nicht von Euch, lieber Herr. Ich will Euch dienen, treu dienen, will Eures Winks gehorsam seyn, nie Euch lästig werden."

Holbein schien noch immer mit seinen Gedanken wo anders zu seyn. Er starrte das Mädchen noch immer an. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn — und sagte vor sich hin, wie zu sich selber sprechend: „Maria heißt sie! — Maria hieß auch sie!" Und nun sich zu dem Mädchen wendend, fragte er in Hast: „Maria! sprich! Du bist auch aus Basel? Du kennst mich, weißst wer ich bin, weißst was ich gewesen? Sprich, Mädchen, sprich! Was macht sie? — hat sie meiner nie geflucht?" — —

Das Mädchen sah den ungestümen Frager voll Liebe und Hoheit an. Ernst sagte sie: „Geflucht! — Nein, nimmer! Und war sie Euch auch nicht in Liebe zugethan, fand sie vielmehr, daß gegenseitige Trennung über kurz oder lang dennoch hätte kommen müssen; so war sie anderseits doch wieder Eurer guten Eigenschaften eingedenk und bereute tief, daß sie damals Euch nicht mehr geliebt, und sich viele bittere Stunden bereitet."

„Wie erquickt, erfreut mich Dein Wort!" sagte Holbein und setzte dann hinzu: „Aber sprich, was macht sie jetzt? ist sie gesund? würde sie mir verzeihen — würde sie zu mir kommen? Vielleicht, daß die Jahre der Trennung unsere Herzen geläutert haben. — Sprich, Kind! was macht Maria?"

— „Sie ist todt!" — hauchte das Mädchen, und bedeckte ihr Gesicht, wie von tiefem Schmerze überwältigt.

Holbein schwieg, von dieser Nachricht erschüttert. „Todt!" hauchte er vor sich hin. Dann aber fragte er wieder: „Und sie fluchte mir nicht?"

— „Nimmer! — Sie segnete Euch!" schluchzte das Mädchen.

„Und woher weißst Du dieß?" sprach Holbein verwundert. „Wer bist Du? — Wer sendet Dich? — Sprich!"

Das Mädchen zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann sagte es: „Ich stand an ihrem Sterbelager! — Sie war mir im Leben eine zweite Mutter. Als wir sie begraben, hatte ich Niemand in Basel, dem ich angehörte. Die Geschiedene hatte so oft und so viel von Euch gesprochen; sie mochte in der letzten Zeit Euch wohl innig geliebt haben, ohne dieß sich selbst und Euch gestehen zu wollen; sie sprach so lieb, so gut von Euch. Darum, ihren Worten trauend, ihrem geheimen Wunsche folgend, machte ich nach ihrem Tode mich auf und kam hieher zu Euch. Und nun bin ich hier, nach vielen Wochen der Trübsal, nach vielen Irrgängen, Schmerzen und Täuschungen, und komme und frage Euch: Darf ich bleiben? Bei Euch bleiben als Magd, als Dienerin? Wollt Ihr mich nicht verstoßen?"

„Nein! Kind! gewiß nicht!" rief Holbein voll Wärme und innigem Gefühl. „Du sollst bei mir bleiben, sollst mir von Basel erzählen, und mir Deine Lieder singen. Willst Du?"

— „Ob ich es will?" sagte das Mädchen, und hohe innige Freude leuchtete aus seinem Auge.

Holbein stand auf. „Gut, Kind; gut, Maria!" sagte er. „Richte Dich ein! Schelm, hast mich mit Deinem Liede es ganz vergessen lassen, daß mir vom Könige befohlen ist, eine Dame zu malen. König Heinrich duldet keine Zögerung. Wüßte der, daß Du mich abgehalten, es ginge Dir nimmer gut." So sprach er lächelnd, drohend, und schickte sich zum Abgehen an.

Maria sah's, und war schnell bei der Hand und bereit, dem Abgehenden Alles zu reichen, dessen er zu seinem Gange etwa benöthigt wäre.

Holbein ging. In der Thüre wendete er sich noch einmal um, ergriff des Mädchens Hand und sagte: „Adieu, Maria! Ich nehme Dich auf als ein Vermächtniß der Geschiedenen. Ich fühle es, Du wirst mir treu seyn, wirst mich nie verlassen. Dein Antlitz, Dein Wort, Dein Lied hat mich gestärkt und erquickt. Ich gehe heiteren Sinnes an meine Arbeit. Leb' wohl. Bald kehr' ich wieder!"

Und glücklich, wie seit vielen, vielen Tagen nicht, verließ Holbein sein Haus und eilte nach den Gemächern seiner zukünftigen Königin.

Er traf die schöne Katharina Howard nicht allein. Ihr zur Seite stand der damals gefeierte Dichter, der englische Petrarca, ihr naher Verwandter, Heinrich Howard, Graf von Surrey, und in einer Fensternische lehnte die gefeierte Schöne seiner Sonnette, seine Geraldine, wie er sie nannte, Elisabeth Fitzgerald, die Tochter des Grafen von Kildare.

„Willkommen, Meister!" rief der Dichter. „Wie glücklich seyd Ihr doch; die Werke Eurer Hände bleiben der Nachwelt. Ein Lied verweht, wie ein Blatt im Winde."

— „Und dennoch lebt der gefeierte Gegenstand länger durch das Lied fort, als Pinsel oder Meißel dieß zu thun vermögen," rief Holbein. „Das wahre Lied bleibt immerdar!"

Und einen tiefen, innigen Blick auf die schöne Katharina wer-

fend, sagte er leise: „Ueberdieß ist unser Pinsel eine Plaudertasche, ein Verräther, der aller Welt verkündet, was wir denken, empfinden, wessen Bild wir tief im Herzen tragen. Das Lied, es spricht von Liebe, doch nur die Geliebte allein weiß, wer mit dem Liede gemeint ist; sie allein kennt und ahnt die geheimen Beziehungen, die in den Worten liegen. Ich möchte oft ein Dichter seyn!"

„Und darf man fragen, wen Euer Lied verherrlichen würde?" fragte schalkhaft lächelnd die schöne Elisabeth, indem sie ein wenig vortrat, indeß Katharina mit ihren herrlichen Augen den Maler in der geheimsten Tiefe seines Herzens zu erforschen suchte.

Holbein schlug das Auge einen Augenblick nieder, dann hob er es und ließ es einen Augenblick, wie von innerem Zauber getrieben, während tiefe Glut seine Wange röthete, auf dem Antlitz seiner zukünftigen Königin ruhen. Leise sprach er: „Dem Dichter geziemt zu reden, dem Maler zu schweigen. Pinsel und Palette müssen für ihn sprechen."

Mit diesen Worten ordnete er sein Geräth und begann eifrig zu malen. Surrey wendete sich zu der Geliebten. Leise sprach er: „Meine Elisabeth, meine Geraldine! hast Du gehört, was Holbein sagte? Wird auch mein Lied, und Du in ihm, mich und meine Zeit überdauern? Könnt' ich Dich würdig genug preisen!"

— „Dieß zu erklären, zu beurtheilen, steht mir nicht zu," sagte Elisabeth erregt. „Das aber weiß ich, daß das wahre Lied ein Odem Gottes ist, der von Mund zu Mund sich fortpflanzt. Jedes Lied ist ein Gebet. Mag es in froher Lust als Lerche zum Himmel flattern, mag es als Seufzer, als Klage, dem Liede der Nachtigall gleich, zum Thron des Höchsten steigen. Mein Urtheil mag befangen seyn! Doch glaube ich, Du bist ein Dichter!"

„Dank, Dank für dieses Wort!" rief der Sänger und ergriff der Geliebten Hand. „Es heißt, wir singen für die Welt, und singen im Grunde des Herzens doch nur für eine Person. In ihr liegt unsere Welt, unser Glück, unsere Freude, unser Friede. Ihr Beifall ist uns Alles. Du, Elisabeth, Du bist es, für die ich singe. Dir gelten meine Lieder, Dir gilt mein Sang. Drum sey bedankt — für jenes Wort. Wie die Blume nicht lebt ohne Licht und Sonnenschein, so kann der Dichter ohne Anerkennung nicht leben. Anerkennung ist das Brod des Geistes. Drum denke Dir, wie tief, wie tief es schmerzen muß, wenn die Geliebte ihres Dichters Lied nicht achtet, wenn sie kein Wort des Beifalls, keinen Blick des Dankes für ihn hat."

— „Wie öde, wie traurig muß es in eines solchen Dichters Brust werden!"

„Ich aber, ich will singen, Dir zu Ehren, Dich verherrlichend. Und wenn ein Lied von mir einst weiter lebt wenn es von Mund zu Mund wird gehen, dann ist es ein Hymnus, der Dir gesungen wird. Wenn einst nach Jahren ein Jüngling jene Klänge, die ich Dir gesungen, seinem Mädchen gibt, weil meine Worte ihm aus seiner Brust gesprochen sind, und die Geliebte an seine Brust sinkend mit verklärtem, feuchtverschwimmendem Auge spricht: 'Wie ist das Lied so schön!' leise, leise, herzinnig den Jüngling küssend: lebt unsere Liebe dann nicht auf's Neue auf? O Geraldine, komm, laß Deine Augen auf mir ruhen; senke neue Lieder in mein Herz."

In diesem Augenblick warf Holbein den Pinsel zur Erde. Die Liebenden erschracken. Der Maler aber rief, sich entsetzt mit der Hand über die Stirne streichend: „Mein Gott! mein Gott! auch diese! .... Herz! das ist zu viel! Ich kann nicht malen. Der Schatten am Halse, wie am Halse der Bullen, macht die Hand mir beben." Stumm saß er da. Katharina aber stand erzürnt auf. Ihre Eitelkeit schien verletzt. Sie wollte wissen, was dem Maler begegnet sey. Und als dieser, ein plötzliches Unwohlseyn vorschützend, aufstand, wandte sie erzürnt sich ab.

Holbein ging. Es war ihm in diesem Augenblick nicht möglich, nur einen Pinselstrich noch zu thun. Als er das Haus verlassen, preßte er die Hand auf das wogende Herz und rief schmerzdurchschauert: „So schön! so blendend schön, und dennoch wiederum dem Tod verfallen! O Heinrich! willst Du auch diese Schönheit, die wie eine Sonne am dunklen Himmel strahlt, vernichten? Genügte Dir der Tod des Morus nicht? Ist Anna Bullen nicht bereits gefallen? Auch Katharina soll denselben Gang einst gehen? Und ich, ich muß verurtheilt seyn, diese Schönheiten, diese blühenden Leben zu malen; während die Freude aus ihren Augen leuchtet, muß ich den Tod zu ihrer Seite stehen sehen! Diese Frauen, sie eilen dem Verhängniß entgegen mit lächelndem Blicke; sie folgen dem Könige, wie die Vögel dem Blick der Schlangen folgen sollen. Die Krone blendet sie, der Name Königin läßt sie keinen Blick rückwärts thun. O Heinrich! Warum verschonst Du mich allein, warum lässest Du mich nicht auch in den Tod gehen?" So klagte Holbein. Mühsam schleppte er sich nach Hause, mit Anstrengung vollendete er später das Gemälde. —

Katharina Howard wurde Königin von England. Doch Holbein's trübe Ahnungen gingen nur zu bald in Erfüllung. Die Anmuth, denn Katharina war mehr anmuthig als schön, die den König einst entzückt und geblendet, machte ihn nun beben. Die geheime Angst, daß diese sinnliche Anmuth auch Andere schön finden müßten, goß Eifersucht in sein blutgetränktes Herz. Mißtrauen beschlich ihn. Er bewachte die Königin mit Argusaugen. Und als er nichts fand, was seiner Verblendung, seiner rasenden Eifersucht Nahrung gab, warf er seinen Blick in die Vergangenheit, er gedachte des früheren Lebens von Katharina Howard, ehe sie Königin von England wurde!

Und wie! war es nicht bekannt? hatte Katharina nicht geliebt? Entsagte sie einer früheren Liebe nicht, um Königin zu werden? Die Krone lockte sie, daß sie die Treue brach! Aber wie! lebt diese Liebe nicht in der Erinnerung fort? Wie traurig, wie still, wie gedankenvoll ist die Königin oft! Gaukeln dann nicht die verschwundenen Stunden der Liebe in der Erinnerung wieder empor? Macht sie nicht Vergleiche, und denkt sie nicht: daß die wahre Liebe, wenn auch in armer, dürftiger Umgebung, doch süßer, beglückender ist, als alle Pracht, als alle Herrlichkeit der Erde, wenn die Liebe fehlt? Wird Katharina nicht Mittel, nicht Wege finden, dieser verschwundenen Liebe auf's Neue zu fröhnen? Wird sie nicht Mittel, nicht Wege finden, den Gegenstand ihrer Liebe in ihre Nähe zu bringen? König Heinrich dachte so. Eifersucht war in seinem Herzen erwacht; und war diese erregt, wurde es ihm nicht schwer, Anklagen gegen die Königin zu erheben. Auch Katharina Howard endete, nachdem sie kaum ein Jahr Königin gewesen, auf dem Blutgerüst. Holbein war untröstlich. Diese Königin hatte er geliebt; sie war seinem Herzen theuer gewesen, wie keine zuvor.

Aber noch ein Anderer trauerte mit ihm. Das war Sir Heinrich Howard, Graf von Surrey. Der Dichter stürzte in das Gemach seiner Geliebten. Er ergriff seiner Elisabeth Hand und sprach: „Geraldine! Sie ist hinüber! Katharina hat geendet. Der Tyrann hat auf's Neue Blut getrunken. Fluch dem Könige und seinem Minister, seinem feilen Knechte Lord Lincoln!"

Die Geliebte legte ihren weichen Arm um den Hals des Erregten und sagte in dem süßen Wohllaut ihrer Stimme: „Heinrich! mein Geliebter, werde ruhig! Denk', daß in England gegen-

wärtig jedes Wort, das einen Schatten auf den König und seine Handlungen wirft, nur Verderben in seinem Gefolge hat. Willst Du um Deiner Geraldine willen nicht Deiner Zunge, Deinen Handlungen einen Zaum anlegen? Bedenke, daß mein Vater ein eifriger Anhänger des Königs ist. Gedenke unserer Liebe!"

Sie schwieg. Der Dichter aber barg sein Haupt an ihre Brust und sagte, voll Schmerz und bitterem Unmuth: „O daß ich Deinen Worten so ganz folgen könnte! Aber ich bin ein Mann, den Mann treibt es zum Handeln, den Dichter zum Sprechen. Was in uns lebt, es gestaltet sich zum Liede, und muß gesungen seyn. Und so auch hat mein Herz gesprochen, nachdem ich als Mann gehandelt. Es ist geschehen, das Lied, es ward gesungen; und was auch kommen möge, ich will es ruhig tragen. Ich fühl's, ich habe nicht umsonst gelebt; ich leb' in meinem Liede fort!"

— „Um Gott! was ist geschehen?" rief Elisabeth und schaute voll banger, herzinniger Liebe dem Dichter in das Auge. „Du marterst mich! Hast Du denn unserer Liebe nicht gedacht?"

„Ob ich?...." rief Heinrich Howard voll Begeisterung. „Du lebst in mir, in jedem Athemzug; ich denke Dein in Allem, was ich thue. Ich aber kenne meine Geraldine, ich weiß es, daß Du mir nimmer zürnen kannst, und müßte ich um meines Liedes willen selbst den Tod erleiden. Hör', was ich that. Die Königin, die wir Beide so innig geliebt, hat unschuldig enden müssen. Ihr Taschentuch, das sie auf dem letzten Gang trug, das bis zum letzten Augenblick ihre Hand umschlossen, ich kaufte es vom Henker. Hier ist's. Wir wollen es als ein theures Vermächtniß bewahren, wollen beim Anblick dieses Tuches denken, daß sie unschuldig starb. Bei der Gelegenheit, wo ich das Tuch empfing, vertraute mir der Henker Folgendes an: Thomas Cromwell, der ehemalige Stallmeister des Königs, der, wie Du weißt, ebenfalls auf dem Schaffot endete, weil die Anna von Cleve, die er seinem Herrn als Braut zugeführt, nicht Gnade vor Heinrich's Augen gefunden hatte — Thomas Cromwell mußte dafür büßen. Er ist mit einer fürchterlichen Prophezeiung gestorben. Als der Henker kam, ihm die Augen zu verbinden, wendete er stolz sich ab und sagte: 'Wie König Heinrich jetzt sich meines Todes freut, so wird nach hundert Jahren ein Cromwell einst im Schlosse stehen — ein Herrscher Englands — und eines Königs Haupt von Henkers Hand fallen machen *)!'"

— „Das ist fürchterlich!" rief Elisabeth und schmiegte sich näher an den Geliebten. „Was aber hat dieß mit Dir, mit Deinem Liede zu thun?"

„Höre weiter! König Heinrich vernahm die Worte. Er hörte auch, daß die Augen des Gerichteten nicht hätten geschlossen werden können, daß sie offen geblieben und offenstehend bleiben würden, bis die Prophezeiung in Erfüllung gegangen. Der König hat es bei strengster Strafe verboten, die Worte des Thomas Cromwell weiter zu verbreiten."

— „Und Du, Du hast es dennoch gethan?" rief Elisabeth und barg ihr Haupt an die Brust des Geliebten. Der aber umfaßte sie und drückte sie innig an sich, indem er sagte:

„Ich konnt' nicht anders, ich mußte es thun! Die Worte gestalteten sich von selbst zum Liede, und ehe ich es gedacht, war es fertig. Ich schrieb es auf, ich sagte es her; ich gab's dem Henker, ich warf es auf die Straße. Und schon geht es flüsternd durch die Menge, schon wird's gesungen leise hier und dort. Ein Mund vertraut's dem andern, ein Herz dem andern. Ich fühl's, ich weiß es klar. In diesem Liede leb' ich fort. Darum traure nicht um mich, Du, meine süße Elisabeth, und müßte ich um dieses Liedes willen selbst den Tod erleiden. Du würdest mir nicht zürnen. Dem Könige wird der Gesang fürchterlicher seyn, als jemals eine Empörung einzelner seiner Unterthanen ihm gewesen ist. Das Lied, es wird ein Rache-Engel seyn, es wird ihm überall entgegenklingen. Und ob mit Feuer oder Schwert er gegen dasselbe wüthet, das Lied, es bleibt, es wird ihn mahnen, wie sein böses Gewissen ihn mahnt. Du aber, Geliebte, Du wirst bei dem Liede Dich Deines Freundes erinnern, wirst ihn nie vergessen. In diesem Liede lebt unsere Liebe fort. — Ich mußte Katharina rächen. Ich that es durch das Lied, wie diese meine Hand es an dem Minister, an Graf Lincoln, gethan!"

— „Um Gott! auch den hast Du beleidigt?" sprach Elisabeth und wandte sich weinend ab.

„Ich mußte es thun!" rief Heinrich Howard voll Unwillen. „Ich hörte ihn die gemordete Königin schmähen, und ich schlug ihn in's Gesicht."

Elisabeth antwortete nicht, sie weinte leise vor sich hin.

In diesem Augenblick wurde heftig gegen die Thür geschlagen, sie sprang auf — die Häscher des Königs traten ein.

Sir Heinrich Howard, Graf von Surrey, war des Hochverraths und der öffentlichen Beleidigung des Ministers angeklagt. Er wurde in den Tower abgeführt.

Noch einmal ehe er ging umfing ihn die Geliebte. Sie preßte ihn innig an sich, sie drückte einen Kuß auf seinen Mund und sagte: „Leb' wohl, Geliebter! Was Dir auch begegnen möge, ich bleibe Dir treu. Die Treue ist des Weibes Diadem. Soll ich zum Könige gehen?"

— „Nein!" sagte der Geliebte mit Entschiedenheit. „Nie darf meine Geraldine dem Auge dieses Wütherichs nahen. Sein giftiger Hauch würde Deine reine Schönheit verpesten. Leb' wohl!"

Die Häscher führten den Gefangenen davon.

* * *

Und das Urtheil wurde gesprochen. Sir Heinrich Howard wurde, des Hochverraths schuldig, zum Tode verurtheilt. Holbein vernahm es; er war zum Könige geeilt, während in seiner Wohnung ein liebendes Herz in bangem Schmerze seiner Rückkehr harrte.

Elisabeth hatte in ihrem Gram, von ihrem Vater, von ihren Freunden verlassen, sich des Malers erinnert; sie war zu ihm geeilt, um vielleicht bei ihm Rettung oder Trost zu finden. Sie fand ihn nicht vor. Holbein war bereits, von seinem eigenen Herzen getrieben, zum Könige geeilt.

Und nun saß die trauernde Geliebte, voll Schmerz, voll Hoffnung sein Wiederkommen erwartend. Maria, die jugendliche Maria, die freundliche Dienerin des Malers, stand an ihrer Seite. Das Mädchen, von innigem Mitgefühl getrieben, suchte Alles hervor, ihren Gast zu erfreuen. Sie zeigte auf die Gemälde ihres Herrn und pries voll kindlichem Stolz deren Schönheit. Sie ahnte in ihrer Unbefangenheit nicht, wie sie das Herz ihrer Zuhörerin zerriß. Dort hing ja das Bildniß der unglücklichen Katharina Howard, das der Künstler für sich einst malte, nachdem er jenes für den König vollendet hatte. Wie wurde Elisabeth dadurch so schmerzlich an die Vergangenheit erinnert!

König Heinrich war im Begriff, das Todesurtheil zu unterzeichnen, als Hans Holbein eintrat und sofort sein Knie vor ihm beugte. „Was führt Dich zu mir, Hans?" rief der König wohlgelaunt. „Machst Dich rar!"

— „Gnade, Gnade!" rief der Maler flehend und streckte die Arme empor.

„Gnade? für wen?" fragte der König erstaunt. „Pflegst nicht

*) Die Prophezeiung ging buchstäblich in Erfüllung.

eben viel mit Bitten mich zu belästigen. Bist ein ganzer Kerl! Für wen kommst Du zu bitten?"

— „Für Den, den Eure Hand soeben dem Tode zu weihen Willens war," sagte Holbein voll Ernst und Ruhe.

„Für den Hochverräther?" fuhr der König auf.

— „Für den Dichter!" entgegnete Hans Holbein voll Würde. „O König Heinrich! gedenket Eures Wortes, als ich den Hochmuth eines Lords züchtigte — wie er es verdiente, — und derselbe kam und Genugthuung verlangte, und Ihr sprachet: 'Es ist mir leicht, aus einem Bauer einen Lord zu machen, aber einen Maler vermag ich nicht herzustellen.' Bin ich Euch werth, so übet Gnade. Der Dichter ist dem Maler ebenbürtig. Ich bat um Morus einst vergebens, laßt es mich heute nicht zum zweiten Male thun. Meine Werke sind der Zeit unterthan — des Dichters Lied lebt ewig. Was dem Lied anheim gefallen, löscht keine Zeit, kein Schwert, kein Machtwort aus."

„Meinst Du?" fuhr der König auf und seine Augen funkelten, wie die Augen eines Tigers; seine Hand bebte. Zitternd reichte er dem Maler ein Papier und sagte: „Lies! lies! und dann sprich von Gnade! Fluch der Natterbrut, des Henkers Beil ist eine Wohlthat für den Frevler. Sprich nicht von Gnade!"

Holbein hatte während der Zeit das Papier entfaltet — er las. Es war jenes erwähnte Lied, das die Prophezeiung des Thomas Cromwell behandelte. Holbein kannte es längst, stellte sich aber, als wäre dasselbe ihm unbekannt. Schweigend gab er es dem Könige zurück.

„Nun," rief der König, „Du schweigst? Ist Dir der Muth, um Gnade zu betteln, vergangen?"

Holbein schaute zum Könige auf; er blickte demselben fest und ruhig in das Auge. Dann sagte er voll Hoheit und tiefem Schmerz: „Ich flehe nicht um Gnade, weil ich weiß, es würde vergebens seyn. Das aber weiß ich, daß dieses Lied trotz Henker, Kerker und Bande dennoch leben wird. Der Tod des Dichters macht es nicht verschwinden! Wie schön würde hier dem Könige die Gnade stehen! Das Volk, es würde sprechen: 'Der König hat sich selbst bezwungen; es vergaß der König die Rache, um als Mensch zu vergeben, zu vergessen!'"

„Ha, ha!" lachte der König. „Du bist ein Träumer, Hans. Du verstehst den Pinsel meisterhaft zu führen, aber das Scepter wäre Dir zu schwer. Du kennst die Welt, das Volk nicht. Nein, nein, Gnade wäre Thorheit. Es würde heißen: 'Der König wird schwach, wird alt. Er läßt es ruhig geschehen, daß er selbst, daß sein Minister auf's gröblichste beleidigt wird.' Das Volk, es will geknechtet und in Furcht gehalten seyn. Geh', Hans, geh'! Wir bleiben gute Freunde. Graf Lincoln, mein Minister, muß Genugthuung haben. Es geht nicht anders. Howard muß sterben. Adieu, Hans! ich bleibe Dein Dir gnädiger König."

Holbein ging. Es schwirrte ihm vor den Augen. Der Schmerz drohte ihn zu Boden zu werfen.

Und als er in sein Haus trat, als Elisabeth ihn sah, wußte sie, was geschehen.

„Er ist verloren!" schrie sie auf und stürzte ohnmächtig zu Boden.

In diesem Augenblick erklangen auf der Straße die einzelnen Bruchstücke eines Liedes, schrill ausgestoßen wie der Schrei eines Geiers, wie der Wuthhauch eines auf den Tod Getroffenen vernehmbar. Holbein hörte es, er vernahm, er verstand die Worte, und ein schmerzhaftes Lächeln umzog seinen Mund. „O, könnte es König Heinrich hören," rief er, „er würde meinen Worten Glauben schenken!"

Elisabeth aber schlug die Augen auf. Auch sie vernahm die Worte. Eine wehmüthige Freude umspielte ihr bleiches Gesicht. „Es ist sein Lied," sagte sie mit leuchtenden Augen, während eine Thräne von der Wange rollte. „Es wird leben, wenn er längst gestorben!" —

Das Haupt Sir Heinrich Howard's war gefallen. Sein Tod machte viel von sich reden. Das Volk munkelte, das Volk sprach: Graf Lincoln, der Minister, von blinder Rache getrieben, habe die Rolle des Henkers übernommen. Man sagte, er hätte dem Verurtheilten, im letzten Augenblicke vor dem Tode die Maske lüftend, sein Angesicht gezeigt. Es wurde viel heimlich, flüsternd gesprochen. Die Tage in England waren drückend schwül. Die Hand eines Tyrannen lag auf dem Nacken des Volks.

Holbein verlebte einsam, trauernd seine Tage. Selten kam er zu Hofe. Seine einzige Freude, sein einziges Glück war Maria, das Mädchen aus Basel. Wie war dieselbe um den Trüben herum, wie suchte sie ihn zu erfreuen, und wie glücklich schien dieselbe, wenn ihre Bemühung von Erfolg gekrönt schien, wenn ein Lächeln das alternde, bleiche Gesicht des Malers umzog!

Jetzt aber, seit einigen Wochen, arbeitete derselbe eifrig an seiner Staffelei; er schien ein Bild mit besonderer Liebe, mit besonderem Fleiße auszuführen. Und als dasselbe beendet, geschah es, daß eine tief verhüllte, schwarzgekleidete Dame an der Hand eines Mannes schweigend eintrat. Es war Mistreß Roper, Morus einstige Lieblingstochter. Sie nickte nur mit glanzlosen Augen dem Maler zu. War es ein Gruß, eine stumme Frage? — es blieb zweifelhaft.

Holbein war aufgestanden; er schritt seinen Gästen voraus und trat in ein Nebengemach.

Dort hing das Gemälde, an dem er so eifrig gearbeitet. Er zog den Vorhang von demselben. Es war in unverkennbarer Aehnlichkeit das Bildniß des gerichteten Kanzlers.

Die unglückliche Tochter stieß einen Schrei des tiefsten Schmerzes aus, als sie das Bild gewahrte. Heftiges Schluchzen machte sie sprachlos. Lange, lange blieb sie so, dann richtete sie sich auf und ließ ihre Blicke ernst, voll inniger Liebe, voll tiefen Schmerzes auf dem Bilde ruhen. Plötzlich aber seufzte sie hoch auf, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sagte leise, wie eine Sterbende: „Es ist eine böse Zeit! Ihm ist wohl!" Und, dem Maler die Hand zum Abschiede reichend, schritt sie stumm, lautlos hinaus, wie sie gekommen.

Holbein sah der Unglücklichen lange nach; dann sagte er: „Es ist geschehen! Jetzt macht es ihr Schmerz, später, im Besitz desselben, wird es sie erfreuen, trösten, beruhigen. Nun will ich noch das Bildniß des hingerichteten Dichters malen, dann habe ich alle meine Freunde, meine Lieben, die blutigen Opfer des Königs, beisammen."

Maria hörte diese Worte, sie lehnte in einer Ecke des Zimmers und weinte bitterlich.

* * *

Und die Tage, Wochen, Monden gingen dahin. Die Jahre kamen, von denen man sagt, sie gefallen uns nicht. Holbein fühlte sich einsam, verlassen. Die ersten grauen Haare, die das Alter bringt, sind Wolken in schönen Sommertagen; sie scheinen Ruhe, Kühlung zu bringen. Dann aber kommen sie, die Regenschauer des Herbstes, die Täuschungen des Lebens, wo die wahren Freunde sterben, und die heißgeliebten sich als falsch erweisen; dann kommen die Stunden, in denen man sich sagen muß, daß man dieses oder jenes Ziel verfehlt; dann kommen die Augenblicke, immer rascher auf einander folgend, in denen man Sehnsucht nach Ruhe

fühlt und diese nur im Grabe zu finden meint. Immer grauer, immer bleicher werden die Haare, diese Todesblüthen der Sorge und des Kummers.

Holbein fühlte sich einsam. Er sehnte sich nach Ruhe. Auch König Heinrich war alt geworden. Dennoch schritt er noch einmal zu neuer Ehe. Er erhob die Wittwe des Lord Latimer zur Königin. Holbein jedoch bekam nicht mehr die Erlaubniß, deren Bildniß anzufertigen. Der König verlangte es nicht. Diese Dame seines Herzens entbehrte der Jugend, der äußeren Schönheit. Holbein blieb einsam. Mehr und mehr zog er sich von der Welt, von Hofe zurück. König Heinrich hatte den Kreis seiner Freunde und Bekannten durch das Schwert des Henkers gelichtet. Dennoch weinte der Künstler aufrichtige Thränen des Schmerzes, als der König starb. Ihm war derselbe stets ein gnädiger Herr gewesen, bei ihm war stets der Henker vorüber gegangen.

So kam denn endlich jene Schreckenszeit über London. Der Tyrann war todt — jetzt kam die Pest, um die Bevölkerung zu lichten. Der Tod hielt Rasttag in der Hauptstadt. Alles, was fliehen konnte, floh den Ort des Schreckens. Jedes Band war gelöst. Der Freund verließ den Freund, der Bruder den Bruder, der Gatte die Gattin. Ueberall wüthete der Tod. Holbein hat sich nach einer der Vorstädte geflüchtet. Alles hat ihn verlassen, nur Maria war geblieben.

Jetzt aber naht auch diesem einsamen Orte die Geißel des Herrn. Der Tod wüthet überall.

Holbein liegt im Fieber. Und die Gestalten, die sein Pinsel einst gezeichnet, scheinen lebendig geworden zu seyn, tanzend gaukeln sie vorüber und nicken ihm zu. Ha! das ist der Tod, den er in so vielfachen Gestalten zu Basel verewigt. Wie tanzen und spotten die wilden Fratzen, die Larven! Jetzt aber scheucht dieselben ein Engelsbild von hinnen, eine Madonna, die dem Kranken Genesung, Friede zulächelt. Oder ist es nicht Genesung? ist es Himmelsruhe, Himmelsfreude? Aber ist die Madonna nicht Maria, Maria, sein Weib? Wie lieb, wie mild schaut sie ihn an! Jetzt winkt sie ihm Vergebung zu, als wolle sie sagen: „Komm'! komm'! Wahre Liebe ist mir erwacht. Komm'! komm'! wir werden glücklich seyn!"

Aber wie! ist das nicht das Bild des Erasmus? Der führte ihn auf den Weg des Glücks, des Ruhmes und der Ehre. Will er wieder locken und verlocken? War es ein Glück, was er geboten? Ist nicht die Liebe mehr denn aller Ruhm, alle Ehre der Welt? — Das ist Morus, das Anna Bullen, das Johanna Seymour, und das Katharina Howard, die lieblichste Blume aller Mädchen.

Bild auf Bild geht vorüber.

Immer wilder, immer verworrener werden die Phantasieen des Kranken.

Jetzt dröhnen Schritte vor dem Hause, ein Karren rasselt vorüber. Das sind die Wächter der Pest — sie fahren Todte vorüber.

„Luft! Luft!" stöhnt der Kranke, der jetzt fühlt und empfindet, daß auch ihn die Seuche bereits ergriffen hat. „Wasser, Wasser!" ruft er.

Niemand antwortet. Niemand kommt seinen Wünschen nach. Hans Holbein, der Maler, dem Könige und die Großen des Reichs gehuldigt, dessen Werke, bereits überall zerstreut, zu den schönsten, besten Schätzen der Säle der Könige und Fürsten gerechnet werden, liegt einsam, einsam auf dem Lager, von Allen verlassen.

Aber horch! stöhnt es nicht dicht ihm zur Seite? Ist es nicht eine feine, weiche Mädchenstimme, die da ruft? Holbein fragt mit der letzten Anstrengung seiner Kräfte: „Wer ruft? Bist Du es, Du, Maria?"

— „Ich bin es!" hauchte matt die Stimme.

„Warum nahst Du nicht? Komm', komm'!" fleht Holbein.

— „Ich kann nicht mehr," klagt Maria wimmernd.

„Warum nicht? Sprich, bist Du krank?"

— „Ich bin es."

„Was fehlt Dir, Kind? O, daß ich Dir nicht helfen kann! Sprich, sage mir, was hast Du?"

— „Fragt nicht — die Pest!"

Nach diesen Worten blieb es still, todtenstill lange Zeit. Endlich fragte Holbein wieder: „Lebst Du, Maria?"

Und eine Stimme antwortete weich, klagend, wie ein verhallender Nachtigallen-Ton: „Ich lebe, mein Vater!"

Holbein zuckte zusammen. Krampfhaft ruft er: „O, daß ich Dir ein Vater gewesen wäre, daß Du mein Kind, meine Maria gewesen wärest! Doch der süße, schöne Vatername gebührt mir nicht. Einsam mußt' ich leben, ohne Weib, ohne Kind; einsam, verlassen muß ich sterben."

— „Ihr seyd nicht einsam, verlassen," hauchte die Stimme des sterbenden Mädchens. „Der Geist Eures verklärten Weibes umschwebt Euch. Und damit Ihr nicht einsam, verlassen im Leben, im Sterben seyn sollet, sendete sie mich, mich, die ich bin Eure ...."

„Wer? Was bist Du, Maria, mein Kind?" schrie mit der letzten Kraft des Geistes der Sterbende, als die Stimme schwieg, ohne den Satz zu vollenden. Er bekam keine Antwort. Es blieb still, grabesstill. Endlich vernahm man noch einen Hauch, den letzten Athemzug einer sterbenden, brechenden Brust.

Hans Holbein war gestorben.

Nun blieb es still, ganz still wie im Grabe.

Der Pestkarren kehrte zurück. Die Wächter traten in das Haus.

Zwei Leichen nahmen sie von hinnen! —

Wanderungen in der Bretagne.

Von Eugen Frommherz.

Ein Reise-Ungefähr der sonderbarsten Art hatte mich nach der britischen Kanal-Insel Jersey geführt, wo ich unter den zahlreich dort lebenden französischen Flüchtlingen einige so interessante Bekanntschaften machte, daß ich meinen Aufenthalt daselbst auf mehre Wochen ausdehnte, dann noch einen Ausflug nach dem benachbarten Guernesey machte und dort Gelegenheit fand, im Hause Victor Hugo's eingeführt zu werden. Die sogenannten normännischen Inseln, von welchen Guernesey und Jersey die größten, sind an und für sich schon so interessant, daß sie eine ausführlichere Schilderung verdienen, auf welche ich ein ander Mal zurückkommen werde. Für dießmal will ich nur von meinem Ausflug in die Bretagne erzählen.

„Sie reisen nach Paris?" fragte mich im Salon Victor Hugo's ein sehr gebildeter älterer Herr, den man mir als einen vielgewanderten Touristen geschildert hatte. „Was für einen Weg werden Sie dorthin einschlagen?"

— „Ich beabsichtige, mit dem ersten besten Dampfschiffe nach Portsmouth oder Southampton zu fahren, von dort zur Eisenbahn nach Brighton zu reisen und von Brighton mit einem der gewöhnlichen Dämpfer nach Dieppe ...."

„Oh, oh!" fiel er mir lebhaft in's Wort, „thun Sie das nicht! das ist die prosaischeste, langweiligste Reise, die Sie machen können! Warum nicht lieber durch die Bretagne? Es gibt kein Land mehr in Europa, Rußland ausgenommen, das sich an Originalität und Interesse mit der Bretagne messen kann! Sie treffen dort Alles, was ein gebildeter Reisender von Kopf und Herz nur wünschen kann: einen urkräftigen, kernhaften Menschenschlag, eine überaus wechselvolle Natur — bald mild und lieblich, bald wildromantisch, großartig, erhaben, — eine reiche Geschichte, die sich noch in den herrlichsten und zahlreichsten Denkmälern zu erkennen gibt, — einen Reichthum an Sagen und Ueberresten eines Volksglaubens von seltener Innigkeit und Tiefe der Phantasie, meist von sehr elegischer, oft sogar düsterer Färbung! . . . ."

— „Aber keine Straßen, schlechte Kommunikationsmittel, wenig Bequemlichkeiten, Strapazen und Mühseligkeiten aller Art, besonders da ich kein Sterbenswörtchen von der bretonischen Sprache verstehe!" wandte ich zweifelnd ein.

„Ah, Sie theilen ein grausames Vorurtheil, in welchem die Mehrzahl der Franzosen und viele Engländer befangen sind, das Sie aber als Deutscher nicht theilen sollten!" entgegnete der Tourist. „Sie sind als Süddeutscher und Binnenländler sicher ein rüstiger Fußgänger. Verzichten Sie also auf die Reisebequemlichkeiten, womit man uns heutzutage in civilisirten Ländern so sehr verwöhnt, nehmen Sie Wanderstab und Ranzen und pilgern Sie hinein in dieses merkwürdige, in die See hineingeschobene Land, das die Alten bezeichnend genug das Ende der Welt, finis terrae, nannten. Sehen Sie mich an! ein halbes Menschenalter reifer als Sie, hab' ich die Bretagne in jeder Richtung durchzogen, und bekräftige Ihnen mit meinem Worte, daß ich nie ein schöneres Land, ein interessanteres Volk, merkwürdigere Zustände getroffen habe. Sie werden es nie bereuen, wenn Sie meinem Rathe folgen wollen. Allerdings gibt es in der Bretagne da und dort lange Striche nackter Haide, wo nur Ginster wächst und zwischen dem Haidekraut und niedrigen Gestrüpp abgerundete Klötze von anstehendem Gestein aus dem Boden ragen; es gibt Stellen an der Küste, wo die Klippen nackt und steil und öde und in erdrückender Eintönigkeit aus dem Meere steigen. Aber neben diesen wenigen seltenen Schattenseiten, welche Fülle von Anziehendem, Großartigem, Malerischem, Lieblichem! Große, zusammenhängende Wälder, wie man sie in Frankreich kaum anderwärts wieder findet; bewaldete Hügel und stille, abgelegene Thäler voll unbeschreiblichen Friedens; Flüsse, an deren Ufern die schönsten Scenen von großartiger Wildheit und wechselvoller Anmuth sich aneinanderreihen; Wildwasser und Bergströme, die in ihrem felsigen Bette einherbrausen oder sich in die tiefen Weiher von etlichen einsamen Mühlen verlieren, die aussehen, als hätte sich seit Jahrhunderten keine menschliche Hand verbessernd an sie gewagt. Aber nicht nur an Naturschönheiten ist die Bretagne reich, sondern auch an seltenen Schätzen und Schönheiten der Kunst, namentlich der mittelalterlichen. Ich traf eine Menge seltsamer, alterthümlicher Gebäude von reichem, dunkelfarbigem Eichenholz, deren vorspringende obere Stockwerke auf schön gemeißelten Tragsteinen von grauem Granit ruhen; ich fand eine Menge interessanter Kirchen, von denen die einen durch ihre Einfachheit, die anderen durch ihre reiche Architektur und Verzierung meine Bewunderung erregten; vor Allem aber waren es die Schlösser und Burgen, denen ich überall begegnete, die mir mit ihren wehrhaften Zugängen, langen Alleen, ihren Gräben und Mauern, ihrem runden Wehrthurm und ihren konischen Dächern die Zeiten des Ritterthums lebhaft in's Gedächtniß riefen. Die dichtbewaldeten Hügellehnen, welche die verschiedenen kleinen Landsitze und Burgen umgeben, — die grünen Hecken, mit welchen jedes Feldstück eingefaßt ist, geben dem Lande überhaupt ein höchst malerisches Aussehen. Gestutzte Eichen, Ulmen und Eschen, welche alle möglichen grotesken Formen annehmen, schließen jede einzelne Ansicht so vollständig ab, daß der Reisende, welcher Sinn für landwirthschaftliche Reize und ein Auge für das Malerische hat, in beständiger Aufregung erhalten wird und sich immer fragt, was für eine neue Scene wechselvoller Schönheit ihm wohl zunächst begegnen werde.

„Dieß Alles," fuhr der Tourist mit steigender Wärme fort, „gilt nur vom Lande; nun aber erst die Leute, die Bewohner dieser merkwürdigen, originellen Provinz! Man zählt die Bretonen zu dem mindest civilisirten Theil des französischen Volkes; sie haben ihre eigene, harte, rauhe Sprache, deren Erlernung für den Fremden nicht leicht ist, und mit dem in Cornwallis und dem südlichen Wales gesprochenen Dialekte so viel Uebereinstimmung hat, daß die Bewohner der beiden Länder sich wechselsweise ganz gut verstehen. Für mich aber bietet gerade die rauhe, ursprüngliche Einfachheit dieses Volkes ein großes Interesse; ihre unveränderte Sprache, Tracht, Sitte und Lebensweise scheinen den fremden Beschauer insgesammt um mehre Jahrhunderte zurückzuversetzen in jene Zeit, wo noch ein inniger Zusammenhang statthatte zwischen Großbritannien und Kleinbritannien, wie dieser Theil von Frankreich früher hieß. Die genauesten Forschungen über diesen Gegenstand haben erwiesen, daß Armorica (welchen Namen die Bretagne bekanntlich früher geführt hat) gegen Ende des sechsten Jahrhunderts nach Christo durch Einwanderer aus England bevölkert und besiedelt worden ist. Und wenn man die sämmtlichen zuverlässigen ältesten Nachrichten über diese Kolonisten nachliest, so möchte man beinahe behaupten, ihre heutigen Abkömmlinge haben kaum in ihrer Tracht, Sprache und Sitte irgend eine Veränderung erlitten. Noch tragen viele Männer statt des Oberkleids ein halbrohes Ziegenfell, während Andere noch das lange, wallende Haar, den breitkrämpigen Hut und die weite Pumphose tragen, deren genaue Schilderung wir schon in Froissart lesen. Die Bretonen sind noch heute ein kurzer, gedrungener, untersetzter Menschenschlag, wie damals, und ihre Gesichtszüge sind weder hübsch noch einnehmend. Die Weiber sind noch etwas hübscher als die Männer, haben aber einen eigenthümlichen Kopfputz, welcher in dem einen Landstrich die Gestalt eines umgekehrten Kohlenschütters hat und nach vorne hoch und spitz zuläuft, nach hinten aber eine Art breiten und weiten Kragens hat, der über den Rücken hinunterfällt. In anderen Gegenden haben die Hauben eine mehr in die Breite gehende Form. Viele dieser Kopfputze sind aus den schönsten Spitzen verfertigt, welche sich als ein werthvolles Erbtheil von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt haben.

„Nichts geht über die geduldige Ausdauer und den unerschrockenen Muth der Männer. Der Bretagner ist zäh und eigensinnig, aber was er will, das will er auch ganz und recht. Die französische Flotte rekrutirt sich meist aus Bretagnern, und diese bilden jedenfalls den Kern der Matrosen auf der Kriegsflotte, denn Ausdauer, Muth, Kühnheit sind an einem Seemann überaus werthvolle Eigenschaften. Die Weiber sind ein rühriger, überaus fleißiger, hart arbeitender Menschenschlag; sehr abergläubisch, überaus leichtgläubig und bigott, hängen sie überdem noch mit großer Vorliebe an den zahllosen Legenden, Sagen, Volksmärchen, Geschichten und Balladen, welche die Tradition seit unvordenklichen Zeiten von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hat. Diese Sagen, Märchen und Legenden bilden den einzigen Zeitvertreib in den langen Winterabenden, wenn die ganze Familie um den Herd mit

dem prasselnden Feuer versammelt ist, und die Großmutter oder vielleicht irgend ein reisender Hausirer den Erzähler macht oder in eintönigem, singendem Vortrag die denkwürdigen Thaten und Geschichten der Vorzeit in den alten, volksthümlichen Dichtungen hersagt. — Man kann die Bretonen allerdings nicht von dem Vorwurfe freisprechen, daß sie in ihrer zähen Anhänglichkeit an das Alte auch gegen den vernünftigen Fortschritt und ihre eigene Wohlfahrt sich absperren. Sie sind daher in Gewerben und Ackerbau noch ungemein hinter dem übrigen Europa zurück, und die niedrige Stufe, auf welcher die Landwirthschaft steht, macht die Provinz nicht nur verhältnißmäßig arm, sondern auch dünn bevölkert. Aber dem ästhetischen Eindruck, welchen das Land auf den fremden Besucher macht, thut dieß keinen Eintrag. Die grünen Hecken, die langen Wiesenstrecken mit Obstbäumen gewähren einen ungemein lieblichen Anblick. Aber außerdem kann man kaum etwas Hübscheres und Malerischeres sehen, als einen bretonischen Bauernhof, namentlich im Spätsommer, wann das Getreide ausgedroschen wird. Die dunklen, räucherigen Häuser, meist nur einstöckig, mit den hohen, spitzen Strohdächern, nehmen sich inmitten der uralten Obstbäume wunderhübsch aus. Der bretonische Bauer hat keine Scheunen wie der deutsche, noch setzt er sein Getreide in Feimen auf, daher muß er dasselbe insgesammt im August ausdreschen lassen. Die Plätze, welche die Stelle unserer Dreschtennen versehen, sind gewöhnlich dicht bei dem Bauernhause angebracht und bestehen blos aus harten, glattgewalzten Lehmböden. Hier versammelt sich dann die ganze Familie und ist von Tagesgrauen bis zum späten Abend unter lustigem Gesang emsig daran, den Flegel zu schwingen und Weizen, Roggen und Gerste auszudreschen, während die Kinder die Schweine und das Geflügel von dem ausgedroschenen Korn abhalten müssen. An einem sonnenhellen, heißen Augusttage kann man nichts Malerischeres sehen, als eine derartige Scene, und ich bin oft stundenlang im Schatten eines benachbarten uralten Nußbaumes gesessen, habe diesem Treiben zugesehen und mit Lust die einfache Kost getheilt, welche die schrankenlose Gastfreundschaft des Bretonen dem Fremden in Hülle und Fülle aufnöthigt, und die in Cider und Buchwaizenkuchen mit Speck oder köstlichem Honig besteht. Die Gastlichkeit dieser Bauern ist so treuherzig, so herzlich und ernst gemeint, so uneigennützig, daß man sich davon unwillkürlich tief ergriffen und gerührt fühlt."

Diese und ähnliche Mittheilungen jenes erfahrenen Weltwanderers bestärkten mich in dem Wunsche, ein Stück von der Bretagne zu sehen. Mein Gastfreund verschaffte mir Gelegenheit, mich von Guernesey aus auf der Yacht eines seiner Bekannten nach St. Helier auf Jersey einzuschiffen, und von St. Helier aus konnte ich beinahe täglich eine Schiffsgelegenheit nach St. Malo bekommen. Die Reise war überaus angenehm, das Wetter sehr günstig und ließ nichts zu wünschen übrig; es war einer jener schönen, goldigen Tage des Frühherbstes, wo sich die Wärme und Klarheit des Sommers mit der reinen Atmosphäre und dem milden Winde des Frühlings zu paaren scheinen und die ganze Natur wie mit einem ungemein warmen, goldigen und purpurnen Anflug übergossen erscheint. Die Stimmung, worin ich mich befand, als die Yacht so flink und sanft das spiegelglatte Meer durchfurchte und die Küsten Frankreichs uns allmählig näher zu rücken schienen, war so angenehm, daß es mir ordentlich leid that, als wir in St. Malo an der Küste der Bretagne landeten. Ich hatte meinen Reiseplan dahin festgestellt, daß ich von dieser Hafenstadt aus nach Dinan und von hier nach Rennes und Vannes reisen wollte, von welch letzterm Orte aus ich sodann einen Ausflug nach den berühmten Alterthümern von Carnac beabsichtigte. Auf diese Art konnte ich meinen Wunsch, einige der von Fremden nur seltener besuchten Landestheile zu sehen und manche für den Naturfreund und Alterthümler wichtige Punkte dieses ursprünglichen Landes zu besuchen, am besten in Erfüllung gehen sehen. Ich hatte diesen Reiseplan mit Zuziehung jenes genannten Touristen entworfen, und konnte mir später nur gratuliren, meine Reise so eingerichtet zu haben. Ich möchte daher jedem, welcher sich mit jenem Theile von Frankreich bekannt machen will, rathen, die oben bezeichnete Reiseroute einzuschlagen, welche von Fremden so selten benützt wird, daß sie noch den vollen Reiz der Neuheit besitzt und in Land und Leuten noch die unverwischteste Einfalt und Natürlichkeit, die unvergleichlichste Originalität darbietet.

St. Malo hat heutzutage nicht viel Interessantes für den Fremden, welcher anderen denkwürdigen Orten und Zuständen so nahe ist. Das Merkwürdigste daran ist seine Lage auf einer Insel, welche mit dem Festlande durch einen langen Straßendamm, le Sillon genannt, verbunden ist*). Die Stadt ist auf einem sehr beschränkten Raume erbaut, welcher es nöthig machte, die Gebäude ganz dicht bis an den Wasserrand hinaus zu rücken, so daß der Eindruck der unmittelbar aus dem Meere emporragenden Mauern und Thürme der Stadt ein sehr malerisches Ansehen geben. Der Mangel an Raum trägt auch die Schuld, daß die Häuser zu einer ungeheuren Höhe emporgeführt sind, und der zwischen den Häuserreihen freigelassene Zwischenraum ist daher so gering, daß man diese schmutzigen, feuchten, dumpfigen Gäßchen kaum mit dem Namen von Straßen beehren kann. Eine alte Zwingburg überragt auf der einen Seite die Häuser der Stadt, und an einem ihrer alten Thürme findet man noch eine Inschrift, welche die Erbauerin der Burg, Anna von Bretagne, daran angebracht haben soll, folgenden Inhaltes: „Quic-en-grogne ainsi sera, c'est mon plaisir; murre wer da will, es bleibt dabei; es beliebt mir so." Der Sinn dieser Inschrift soll sich auf die schwere Steuer beziehen, welche für die Erbauung der Burg erhoben worden war.

So malerisch der äußere Anblick der Stadt, so wenig erfreulich ist ihr Inneres, eine Anzahl alterthümlicher Patrizierhäuser ausgenommen, deren gewaltig hohe, spitze Dächer mit vier bis fünf Speicherräumen über einander noch heute von der Blüthe und Lebhaftigkeit des Handels von St. Malo im Mittelalter zeugen. Auch einige öffentliche Gebäude und Kirchen erinnern an die einstige Bedeutung und den hohen Wohlstand dieser Handels- und Hafenstadt im Mittelalter; unter den neueren Gebäuden imponirt nur die Tabaks-Manufaktur der Regierung.

Der berühmte Chateaubriand ist in St. Malo geboren; man zeigt noch sein Geburtshaus, Rue des Juifs Nro. 15, heutzutage ein Gasthaus, und das Zimmer, worin der Dichter der christlichen Kirche das Licht der Welt erblickte und aus dessen Fenstern man auch sein Grab sehen kann. Auch Jacques Cartier, der Entdecker von Canada, war in St. Malo geboren, und die Malouinen oder Einwohner von St. Malo, eine rührige, stolze Race, haben immer ein paar Dutzend berühmter Namen im Munde, welche ihre Vaterstadt und Wiege hier hatten und der kleinen Inselstadt zur Ehre gereichten.

Ich blieb nur so lange in St. Malo, bis die Vorbereitungen zu meiner Weiterreise getroffen waren; aber der Aufenthalt genügte,

*) Näheres über die Lage und die Geschichte dieser einst so berühmten bretagnischen Hafenstadt finden unsere geehrten Leser auch im 8ten Heft der Erheiterungen 1859, in der trefflichen Erzählung: „Die Bürger von St. Malo," von G. Wachsmuth.

Anm. d. Red.

um alle Sehenswürdigkeiten zu besichtigen und mich auf den Quais, den schönen Spaziergängen und dem etwa 200 Metres langen Damme nach dem Festlande hin umzusehen. Nicht ungern wandte ich aber der Stadt den Rücken, denn selten sah ich mehr Schmutz, roch ich mehr Gestank in einer Stadt und sah mich in einem unreinlichern Gasthofe als hier, was mir nach den sehr comfortablen und höchst reinlichen Hotels in Southampton, auf Guernesey und Jersey um so mehr auffallen mußte.

Meine Weiterreise von St. Malo nach Dinan bewerkstelligte ich per Dampfboot. Dieses ging mit Beginn der Fluthzeit ab. Der Hafen von St. Malo ist sicher, aber sein Zugang nicht ohne Gefahr und Beschwerde; daher fährt man erst langsam, bis man aus dem Hafen heraus ist und mittelst einer langen Kurve das sicherere Fahrwasser der Bucht erreicht hat, welche die Mündung der Rance bildet. Die entferntere Küste ist theilweise felsig und steil und macht daher einen überraschenden Eindruck; die näher liegenden Stellen derselben sind dagegen meist niedrig und wohlangebaut, und bilden eine der lieblichsten Gegenden, die ich je sah.

Nach kurzer Fahrt über die Bucht hatten wir St. Servan erreicht, welches gerade an der Einmündung der Rance in den Ocean liegt, und mit seinen beiden Häfen einen überaus malerischen und lebendigen Eindruck gewährte. In dem einen Hafen lagen etwa ein Dutzend kleinerer französischer Kriegsschiffe, in dem andern, an dessen Eingang wir anlegten, wimmelte es von kleinen und größeren Küstenfahrzeugen, welche theils zum Verkehr der einzelnen Hafenstädte unter sich, vorzugsweise aber zum Härings- und Stockfischfang dienten, und von denen daher eine Anzahl jetzt müssig vor Anker lag. Unser Aufenthalt dauerte gerade lange genug, daß wir vom Verdeck des Dampfschiffes aus die hübsche Lage der freundlichen Stadt von etwa 10,000 Einwohnern und ihre ausgedehnten Schiffswerften, sowie die zahlreichen freundlichen Landhäuser, die ihre Umgebung schmücken, betrachten konnten. Dann läutete die Glocke, und die Schaufelräder kreisten wieder, die Dampfmaschine stampfte und pustete, und wir liefen mit der Fluth in die Rance ein, welche hier noch immer eine ansehnliche Breite hat und viele Seitenbuchten und Schlupfhäfen zeigt. Die Gegend war jetzt ungemein freundlich und anmuthig, beinahe von südlicher Weichheit. Manche Punkte gemahnten mich überaus lebhaft an die fruchtbaren Alluvionen des Rheinthales südlich vom Bodensee, von Rheineck aufwärts, nur daß die hohen Berge des Vorarlbergs und Appenzells fehlten und die Weinberge. Dagegen hatte man einen unbeschreiblich schönen Rückblick auf das Meer mit seinen kleinen, befestigten Inseln, was in der Goldfluth und der warmen, duftigen Beleuchtung eines schönen Septembertages und bei der herbstlichen Färbung von Wald und Feld und den ununterbrochenen Obstgärten dieser Gegend einen doppelt prachtvollen, herzerhebenden Eindruck machte. Die Bäume hingen schwer voll rosiger Aepfel und goldener Birnen, das Laub der Bäume zeigte schon einen leichten Anflug von gelblichen und röthlichen Farbentönen, und das Grün der Wiesen war so frisch und smaragden, wie man es nur in der Nähe der Meeresküste finden kann. Wir passirten auf unserer Fahrt viele reizende Dörfer und kleine Städtchen, worin ich mich gerne Tage lang aufgehalten hätte, wenn mir die Zeit dazu vergönnt gewesen wäre. Namentlich überraschte mich die hübsche, abgeschlossene Lage von St. Suliac und die seltsamen Trachten und das primitive Aussehen der bäuerlichen Bevölkerung. Ich kam mir vor wie in einer ganz neuen Welt, denn ich sah niemand außer den Bewohnern dieser abgelegenen Dörfchen, aus denen wir viele Passagiere aufnahmen, welche ihre ländlichen Produkte und Waaren auf den verschiedenen Märkten der Nachbarschaft absetzen wollten. Die Leute hatten eine Menge des köstlichsten Obstes bei sich, welches sie zu wahren Spottpreisen verkauften, namentlich vorzügliche Birnsorten von seltener Größe, schwarze Maulbeeren und schöne Pfirsiche, die meist von Spalieren gezogen zu seyn schienen.

Bald kamen auch Weingärten zum Vorschein, was mich um so mehr verwunderte, als auf meiner kleinen Karte von Frankreich (von Hauptm. Radefeld) die Polargrenze des Weinstocks für die Bretagne durch eine Linie bezeichnet war, die sich von Vannes nach Chateau-Gontier hinüberziehl. Ja, es waren wirkliche Weingärten, und die Zucht der Weinreben glich ganz der bei uns in Süddeutschland üblichen. Man läßt hier die Reben ungemein lang in's Holz treiben, so daß ihr schönes, saftiges Laub die Pfähle ganz verhüllt, an denen sie angeheftet werden. Dieß macht zwar die Weingärten weit schöner und malerischer, erhöht jedoch schwerlich ihre Fruchtbarkeit. Die Trauben, welche an den Anländen zum Verkauf angeboten wurden, waren meist weiße Muskateller und Gutedel; in den Weingärten dagegen schienen die schwarzen Trauben vorherrschend angebaut zu werden.

Endlich erreichten wir Dinan, das eine überraschend schöne Lage hat. Es steht auf einem felsigen Vorsprung, und seine zahlreichen Kirchthurmspitzen und alterthümlichen Thürme tragen wesentlich zu dem höchst malerischen Eindruck bei, welchen die Stadt aus einiger Entfernung macht. Unstreitig ist die Umgebung von Dinan eine der anmuthigsten und lieblichsten der ganzen Bretagne. Ein enges Thal zieht sich bis an den Fuß eines Felsens heran, auf welchem die Stadt theilweise steht und der so steil ist, daß mehre der senkrecht an ihm hinaufführenden Straßen nur für Fußgänger praktikabel sind und nie mit Fuhrwerken befahren werden können; ja bei anhaltendem Regenwetter und im Winter müssen sich sogar die Fußgänger noch starker, eisenbeschlagener Stöcke bedienen, um nicht auszugleiten oder aus dem Gleichgewicht zu kommen. Der Zugang zu der Stadt von der Seite von St. Malo aus führt gerade durch die steilste dieser Straßen, die sogenannte Rue de St. Jersuel, und durch ein sehr altes und höchst merkwürdiges Thor am Ende derselben, welches nicht verfehlen wird, die Aufmerksamkeit des Alterthumskundigen auf sich zu ziehen.

Dinan hat zwar nicht ganz achttausend Einwohner, ist aber gleichwohl eine höchst merkwürdige und bedeutende Stadt. Die Wirkung der Ebbe und Fluth macht sich auf der Rance beinahe bis nach Dinan geltend und erleichtert dadurch den Verkehr mit St. Malo ungemein. Dazu mündet der Kanal, welcher die Rance mit der Ille verbindet, hier aus, und der Hafen von Dinan vermag noch Schiffe von 70—80 Tonnen Last aufzunehmen, so daß der Handel der Stadt mit Butter, Cider, Rapssaat, Getreide, Hanf, Honig, Fellen, Talg u. s. w. sehr namhaft ist. Dabei fehlt es Dinan auch nicht an historischen Erinnerungen. Der ritterliche Du Guesclin *) ist hier geboren und liegt in der Kathedrale begraben,

*) Bertrand Du Guesclin war nicht zu Dinan, sondern auf dem Schlosse von Motte-Broon bei Rennes im Jahr 1314 geboren, von Jugend auf ein überaus tapferer Degen, der in den Kriegen Frankreichs gegen England sich großen Ruhm als kühner Streiter und umsichtiger Feldherr gewann, verschiedene Städte und Provinzen eroberte und den Engländern abnahm, in mehren Schlachten die Engländer und ihren Verbündeten, den König von Navarra, schlug, Connetable von Castilien und von Frankreich wurde, den Briten Poitou und Saintonge entriß, und selbst beim Feinde in solchem Ansehen stand, daß er, wiederholt gefangen (1364 bei Auray, 1367 bei Navaret), mit der größten Auszeichnung behandelt wurde. Er fiel 1380 bei der Belagerung von Chateau-neuf de Randon im Gevaudan. Bei seinen Zeit-

wo ein Monument seine Ruhestätte bezeichnet. Dieses Denkmal besteht in einer Platte von dunklem Marmor, auf welcher in halberhabener Arbeit ein doppelköpfiger Adler mit ausgebreiteten Schwingen und quer über denselben her ein Schrägbalken zu sehen ist, und daneben eine wunderliche Inschrift in goldenen Buchstaben, des Inhalts, daß das Herz von Gueaguin (die alte Aussprache seines Namens lautet so) unter diesem Steine ruhe, während sein Körper in der Gruft zu St. Denis, der Grabstätte der französischen Könige, liege. Früher ruhte auch die Leiche seiner Gattin, der Dame Tiphaine, neben dem Herzen ihres Eheherrn; aber beider Ueberreste sind nicht mehr vorhanden, sondern sind zur Zeit der ersten französischen Revolution, wo nichts geschichtlich Ehrwürdiges und Geehrtes der ruchlosen Verheerung entging, ausgegraben und ihr Staub den Winden preisgegeben worden.

Die Straßen dieser seltsamen Stadt machen einen ungemein malerischen Eindruck. Beinahe jedes Haus hat an seiner Fronte schöne alte Säulen und Pfeiler, welche reich gemeißelte Balkone tragen. Diese gereichen nicht nur den Häusern zur Zierde, sondern gewähren bei den häufig vorkommenden starken Regengüssen den Vorübergehenden einen höchst willkommenen Schutz. Einige alte Häuser zeigen noch schönes Holzschnitzwerk an ihren Giebeln; und das königliche Schloß ist durch seine Bauart nicht uninteressant.

Die Umgebungen von Dinan sind so voll Abwechslung, daß sie zu den genußreichsten Ausflügen nach zahllosen, interessanten Orten Veranlassung geben. Ein besonders angenehmer und belohnender Spaziergang ist derjenige nach den bewaldeten Anhöhen, auf welchen die alte Burg gelegen ist, welche schon im Jahr 1167 von den Engländern unter König Heinrich belagert und eingenommen wurde. Die Aussicht von dort oben ist überaus lohnend und nicht allein überraschend wegen der lieblichen Gegend, welche sich unter dem Beschauer ausbreitet, sondern auch höchst merkwürdig, weil man dadurch einen eigenthümlichen Charakterzug der Gegend kennen lernt, nämlich das wirre, dichte Labyrinth von Feldwegen zwischen Hecken, welche sich in allen möglichen Richtungen durchschneiden. Wegen der weichen, nachgiebigen Beschaffenheit des Bodens werden diese Heckenwege bald so tief, daß sie tiefen Gräben gleichen, die nur einen schmalen Pfad am Fuße ihrer steilen Abhänge übrig lassen. Die üppige und manchfaltige Vegetation, welche diese hohen Heckenreihen schmückt und jeden einfachen Feldweg in einen grünenden, überaus schmucken Garten verwandelt, sogar noch zu der Jahreszeit meines Besuchs, wo die Vegetation schon wieder ihrem Hinsterben sich näherte, erinnerte mich lebhaft an die Herrlichkeit, welche erst im Frühling, wenn all' die wilden Feldblumen der Nachbarschaft blühten, dieses gesegnete, schöne Land kleiden mußte.

Die ungeheure Menge dieser eigenthümlichen Pfade erschwert es dem fremden Fußwanderer ungemein, sich zurecht zu finden, da sie sich in allen Richtungen durchschneiden. Allein jeder, welcher nur gleich mir manch' lieben, langen Tag in diesem Lande herumgewandert ist, wird es leicht erklärlich finden, wie in den Tagen der Chouannerie und der Vendeerkriege eine verhältnißmäßig kleine Anzahl entschlossener Männer mit den Vortheilen der Lage, welche ihnen ein so vielfach durchschnittenes Land darbot, selbst den größten Heeresmassen widerstehen konnte, die gegen sie ausgeschickt wurden. Dieß soll jedoch keineswegs den Ruhm der Chouans und Vendeer schmälern, welche sich in der That mit einer Tapferkeit und Aufopferung sondergleichen geschlagen haben.

genossen galt er für den ersten Ritter, wie Bayard später bei den seinigen. Die Geschichtschreiber und Chronisten jener Zeit bezeichnen ihn als die Blüthe aller Ritterschaft, als das Muster und den Inbegriff aller ritterlichen Tugenden, und lange nachher noch ward er dem jungen Adel als Beispiel zur Nacheiferung vorgestellt.

Anm. d. Red.

Ich möchte jedermann rathen, der etwa eine Reise in die Bretagne machen wollte, den Weg nach Rennes über Hédé einzuschlagen, da die Aussicht von den Ruinen dieses Schlosses ebenfalls ungemein lieblich ist und sich in der Nähe derselben eine uralte Kapelle Namens Montmuran befindet, in welcher Bertrand du Guesclin im Anfang seiner glänzenden Laufbahn den Ritterschlag empfing und zum ersten Male mit dem ritterlichen Schmucke und der Rüstung bekleidet wurde.

Von der Stadt Rennes, der Hauptstadt der Bretagne, ist im Grunde wenig zu sagen. Es ist eine ansehnliche Provinzialstadt von etwa 38,000 Einwohnern, aber von ganz modernem Aussehen, da die Stadt im Jahr 1820 durch eine große Feuersbrunst beinahe ganz zerstört worden ist. Handel und Gewerbe scheinen hier sehr lebhaft zu seyn, und die vielen höheren Lehranstalten, der Bischofssitz, der Sitz einer Militär-Division u. s. w. machen sie ebenso gesellig als angenehm für den Aufenthalt, weßhalb auch Pensionäre und Grundbesitzer hier wohnen oder wenigstens die Wintermonate hier verbringen. Mich aber vermochte Rennes nicht länger zu fesseln, als bis ich den Justizpalast, ein ansehnliches Gebäude, wo ehedem die Stände der Bretagne ihre Parlamente abgehalten, und die Kathedrale besichtigt hatte. Die Bibliothek der Stadt besuchte ich nicht, obschon sie an vielen seltenen und werthvollen Manuskripten reich ist und unter Anderem eine höchst seltene Urkunde enthalten soll, vermöge welcher dem Connetable Du Guesclin von einem Don Enrique de Trastamara Ländereien in Spanien geschenkt wurden.

Auch die Umgebung von Rennes lockt zu genußreichen Ausflügen. Das hügelige und bergige Gelände nordwestlich von Rennes, welches die Flußgebiete der Rance und der Ille scheidet, hat große Aehnlichkeit mit dem Höhenzuge längs der Bergstraße des Odenwaldes, und schloß mit seiner reichen, herbstlichen Färbung die Aussicht in dieser Richtung allenthalben überraschend schön ab.

(Schluß folgt.)

Der arme Kandidat.

Eine einfache Geschichte; von Franz v. Elling.

Der Winter lag über der Landschaft, schaurig für den Armen, der leicht bekleidet und schlecht genährt in ärmlicher Behausung wohnt und mittelst des schlechten Ofens und bei der Theurung der Brennstoffe kaum die dumpfige Stube mit den schlechtverwahrten Fenstern und Thüren zu erwärmen vermag, — schaurig für den Kranken, den sein Leiden an's Bett fesselt und dem die kurzen Tage die Pein der schlummerlosen Nächte noch empfindlicher machen. In dem Dorfe Moosau, das hart vor den Thoren der Fabrikstadt lag, fühlte man sehr empfindlich die Strenge dieses klaren Januartages. Eine Handelskrise hatte die Thätigkeit der Fabriken beschränkt. Von den vielen Dampfkaminen der Fabrikstadt, die weithin sichtbar das flache Gelände überragten, standen manche kalt, sandten nicht den düstern Hauch ihres Kohlenathems aus, und schauten rußig und düster auf die öden, langen, Fenster-reichen Gebäude der Fabriken herab. Wenn ihre Lungen nicht athmeten, dann war in

mancher Familie Herzweh und Jammer, weil dann der Erwerb des Vaters und der Kinder ganz oder theilweise stockte. Und so war es gerade jetzt in dem Dorfe Moosau, das meist nur von Fabrikarbeitern bewohnt wurde, denn die Fabrikherren hatten das Dorf gegründet, eine Kirche und Schule erbaut und ihre Arbeiter darin angesiedelt. Es war eine Gemeinde ohne Areal, eine Kolonie von Proletariern, von lauter Heloten, eine künstliche Schöpfung der Spekulation, ohne innere Nothwendigkeit und organischen Zusammenhang, ohne alle Geschichte, ein Gebilde der jüngsten Zeit. Darum galt das Dorf auch bei den unabhängigen Bewohnern der Umgebung für eine gefährliche, böse Nachbarschaft und hieß im Volksmunde der Städter nur schlechthin — die Zigeuner-Insel; die Bauern nannten es das 'Fabriklerdorf'.

An diesem kalten Wintertage nun waren in Moosau die Schenken voll, die Schulen leer, die Oefen meist kalt, und eine gedrückte Stimmung herrschte unter den Bewohnern. Die anhaltende, nasse Herbstwitterung hatte den Boden tüchtig durchweicht, auf welchem Moosau stand, und welcher früher nur aus sumpfigen, moosigen, sauren Wiesen bestanden hatte. Dadurch waren Wechselfieber entstanden, welche bei der Armuth und Verwahrlosung in so vielen erwerbslosen Familien große Verheerungen angerichtet hatten. Vielleicht ein Drittheil der Einwohner lag krank darnieder, besonders Frauen und Kinder — diese trifft ja stets die Wucht des Elendes, das den Armen drückt, zumeist. Was kümmert die Mehrzahl dieser Arbeiter der häusliche Kummer viel! sie sehen ihm gar nicht so nahe in's Gesicht, vielleicht aus feiger Furcht vor der ganzen Größe ihres Jammers, ihrer Verantwortung. Frühe vor Tage an die Arbeit, dann bis zum Abend auswärts beschäftigt, kehren sie erst spät heim und erwarten die dampfende Schüssel, das Bett; sind die Bedürfnisse des Magens befriedigt, so heischen die müden Glieder Ruhe — oder Aufregung bei Bier, Tabak, Branntwein. Jammert die Frau, wehklagen die Kinder — drüben in der Schenke ist Lethe, und wird erst die Kehle durstig vom Rauchen, der Kopf warm vom Trinken, so stimmt der seinem häuslichen Jammer Entlaufene mit ein in das wilde, johlende Singen der Gefährten, und stumpft den nagenden Wurm im Busen ab. Wankt er dann heim, um auf ärmlichem Lager die todesmüden Glieder auszuruhen, so wissen Weib und Kinder, daß sie schweigen müssen, wenn sie nicht die Kraft seiner Fäuste fühlen wollen, denn 'gefährlich ist's, den Leu zu wecken!' Hören diese daher den schweren Tritt des Gatten und Vaters auf der Treppe oder Diele, so verkriechen sie sich zitternd unter die Decke, um vor seinem Grimm sicher zu seyn!

Die geplagtesten Geschöpfe in Moosau sind der Schulze, der Arzt und der Pfarrverweser, denn ihnen fällt zumeist die Sorge für das Wohl der Gemeinde zu. Kein Wunder daher, wenn diese Stellen auch beinahe mit jedem halben Jahre in andere Hände übergehen. Die künstliche, arme, junge Gemeinde bezahlt schlecht, besonders im Verhältniß zu der Plackerei — man nimmt die Anstellung an als einen Anfangsdienst, aber man sputet sich, nach einiger Zeit einen besseren zu erhaschen. Alle diese Aemter sind daher auch wie Taubenschläge, in denen es beständig aus- und eingeht — die Beamten gehen und gehen, wie Diejenigen, welche dieselben mit Anliegen bestürmen. Nur Einer der drei Genannten macht eine Ausnahme: der Pfarrverweser. Er ist schon seit drei Jahren in Moosau — ein Ding, das selbst den Bewohnern der Zigeuner-Insel unbegreiflich ist. Aber sie danken's ihm nicht, daß er so lange blieb; sie wollen nicht sehen, daß er blieb aus Pflichtgefühl, aus Treue gegen seinen Beruf, im Bewußtseyn des ergiebigen, nützlichen Wirkungskreises, den er hier fand. Sie nennen ihn einen Narren, daß er so lange auf dem armseligen Posten blieb; sie spotten über seinen abgetragenen Hut und fadenscheinigen Rock, über sein bleiches, ernstes, harmvolles Gesicht. Das ist unser gemüthliches, deutsches Volk!

Gerade heute hat der Kandidat Froben alle Hände voll zu thun. Es ist erst drei Uhr, und schon hat er drei Kinderleichen zur letzten Ruhestätte begleitet und Worte des Trostes, der Liebe, der Hoffnung — Worte, die einem edlen, warmen, reinen, mitfühlenden Herzen entquollen — an die Leidtragenden gerichtet, Worte die selbst zu mancher dürren, verstockten Seele drangen und den frierenden Vätern und Pathen Thränen aus den Augen und den Branntweindunst aus dem Hirne trieben. Jetzt schreitet er zum vierten Male auf der glatten, beschneiten Straße aus dem Dorfe hinaus zum Friedhofe, hinter einem Sarge her, den sechs dürftig gekleidete Männer tragen. Zu seiner Rechten geht ein früh gealteter Mann, spindeldürr mit gekrümmtem Rücken, laut schluchzend, wie seine fünf noch unerwachsenen Kinder, die mit den spärlichen Todtensträußern von Buchs in den froststarren Händen ihn umgeben. Zur Linken des jungen Geistlichen aber wankt ein kleiner, hagerer Greis, bei welchem alle Farbe sich in das aufgedunsene Gesicht, in die dicke Nase koncentrirt zu haben scheint. Sein Blick ist hart, stier, stumpfsinnig, seine Züge sind theilnahmslos und thierisch, seine Kniee wanken — Elend und Branntwein haben ihn so abgestumpft, daß er ohne eine Thräne der Leiche seiner einzigen Tochter zum Grabe folgt, einem Sarge folgt, der zwei Leichen umschließt: Kind und Enkel. Ein Dutzend Männer folgen, und hinter diesen schließen sich in regellosem Haufen Weiber und und Kinder an, desto mehre, je weiter der ernste Zug durch die breiten, rechtwinkeligen Gassen des Dorfes voranschreitet. Selbst Männer verlassen die Schenke und schließen sich dem Haufen an. Eine natürliche, instinktive Scheu verbietet ihnen, in schmutzigem Werktagsgewand in den Zug der Leidtragenden zu treten. Aber es treibt sie doch eine innere Regung von Theilnahme, der Wasch-Lene zum Grabe zu folgen, die eines der bravsten Weiber, wie ehedem eines der schmucksten und sittigsten Mädchen gewesen, und die jetzt eines der empfindlichsten Opfer der Fieberseuche geworden ist.

Welch' ein Kontrast in den Physiognomieen der drei Männer, welche hinter dem Sarge der verwaisten Kinder daherschreiten! Der Kandidat Moriz Froben, der als Verweser auf die schlecht dotirte Pfarre gesetzt ist, damit das Kirchenvermögen nicht allzu sehr in Anspruch genommen wird, denn er erhält kaum drei Fünftheile des Gehaltes, den ein ordentlicher Pfarrer erhalten würde, — Moriz Froben ist ein junger Mann über Mittelgröße, mit einem regelmäßigen, aber blassen, gedankenvollen Gesicht, großen, verständigen Augen, eingefallenen Wangen, schmalen Schultern, die durch ihre vorwärts gebeugte Haltung seine zusammengedrückte Brust noch gedrückter erscheinen lassen. Eine tiefe Wehmuth spricht sich in seinen Zügen, in den feuchten Blicken seiner braunen Augen aus und macht sogar seine Stimme beben, wann er auf diesem schweren Gange dem tief erschütterten Wittwer einige milde Trostesworte zuflüstert. Er ist der Einzige von den Dreien, welcher die ganze Schrecklichkeit dieses Verlustes für die Familie ermißt, für die armen, beraubten Kinder, die an ihr eine gute, treue Mutter verloren, wie ihre geflickte und ärmliche, aber reinliche Kleidung beweist. Den Gatten drückt der augenblickliche Schmerz darnieder, ein Schmerz wild und heftig, aber darum vielleicht minder nachhaltig; eine Trauer ohne Hoffnung, vielleicht erzeugt von Reue und Gewissensbissen über manch' liebloses Wort, manche wilde Aufwallung oder Vernachlässigung oder Mißhandlung, die jetzt zu spät vor sein rückblickendes Auge der Erinnerung treten. Er

ahnt vielleicht noch nicht die ganze Größe seines Verlustes, dieser unglückliche Wittwer, oder er bemüht sich, stark zu sein wie sein Schwiegervater, dessen rohen Stumpfsinn er für Stärke hält, wie der Ungebildete so häufig Rohheit und Brutalität für Kraft ansieht. Der Pfarrverweser ist im Stillen indignirt über den Stumpfsinn des Greises, aber er fühlt sich nicht berufen, ihn zu verdammen, denn sein Bewußtseyn sagt ihm, es seye seine Pflicht, das Licht der christlichen Liebe auch diesem starren Gemüthe nahe zu tragen und Allem aufzubieten, daß seine Strahlen auch in diese Nacht fallen. Und gerade deßhalb spricht er noch häufiger zu dem Vater der Verstorbenen, als zu deren Gatten, obschon anscheinend ohne allen Erfolg. Das stiere, gläserne Auge des Greises sieht in die Weite und vermeidet es, dem sympathischen Blicke des jungen Geistlichen zu begegnen.

Der Friedhof von Moosau liegt etwas entfernt vom Dorfe, jenseit der großen Landstraße auf einer kleinen Hügelwelle. Nur einige niedrige Hängeeschen und babylonische Weiden blicken über den getheerten Bohlenzaun heraus, welcher ihn einschließt. Die Landstraße ist nur durch einen Graben und ein schmales Stück Ackerland davon geschieden. Der Zug biegt in das Thor des Friedhofes ein, dem schwarzen Fähnlein zu, welches das offene Grab bezeichnet. Sie ist erreicht, die letzte Ruhestatt, das unvermeidliche Ziel jedes Erdenpilgers, die Bahre wird abgesetzt, die Leidtragenden schaaren sich um die gähnende Grube, in welche jetzt so viel Liebe und Treue, ein so theures, unentbehrliches Herz zwischen sechs dünnen Brettern schlechten Kiefernholzes langsam hinabgesenkt wird. Die Thränen der Trauernden rinnen stärker, ihr Schluchzen wird lauter, krampfhafter, und übertönt den näselnden Gesang des Schulmeisters und der acht Jungen, die ein Sterbelied singen. Dann ein Moment Stille, und jetzt erhebt der junge Geistliche seine Stimme zum Gebet, zur eindringlichen Rede. Sein Organ ist nicht sehr klangvoll, sein Vortrag nicht der wirksamste, denn seine Heiserkeit und sein Husten unterbrechen und hemmen ihn. Auch mag seine Rede kein Meisterstück von kirchlicher Eloquenz sein; allein sie entquillt dem Herzen und ist den Umständen und der Fassungskraft der Zuhörer angepaßt und rührt in manchem kühlen Herzen der Zuhörer eine verwandte Saite an, daß sie mitklingt. Weiber schluchzen, Männer schnäuzen oder räuspern sich geräuschvoll oder hauchen in die froststarren Hände, um ihre Rührung zu verbergen. Der Redner wird wärmer, trostreicher . . . er bemerkt mit stiller Freude, daß er nicht lauter tauben Ohren predigt, und mahnt die Familienhäupter, so Mann wie Frau, an ihre Pflichten in jetziger ernster Zeit. Da tönen auf einmal aus der Ferne das harmonische Geläute von Glöckchen und Schellen, Peitschenknall und vielfältiger Hufschlag, der auf dem harten, gefrornen Boden dröhnt, zu dem Hügel herauf und scheinen sich rasch zu nähern. Eine Bewegung durchläuft den Volkshaufen um das offene Grab und theilt, schwächt die Aufmerksamkeit der Zuhörer. Man reckt die Hälse, um über den Plankenzaun hinauszublicken nach der großen Landstraße, von wo das Getöse zu kommen scheint. Drüben in der Richtung des Dorfes werden fröhliche Stimmen laut. „Sie kommen! sie kommen!“ tönt es herüber; „sputet euch, sie fahren schon über den Mühlkanal!“

Einer, zwei, drei von den Zuhörern stehlen sich aus dem Kreise und hinaus auf die Landstraße, andere folgen, das Beispiel reißt mächtig fort, der Jubel der Verwunderung, die Ausrufe des Erstaunens locken noch mehr — wenige Minuten, und das Schellengeläute ist ganz nahe und um das Grab stehen beinahe nur noch die Leidtragenden, und selbst diese mit getheilter Aufmerksamkeit.

Draußen aber zieht ein bunter Maskenzug in Schlitten vorüber. Das Casino der Fabrikstadt feiert sein Jahresfest mit dieser Faschingslustbarkeit. Die Offiziere des Kavallerie-Regiments haben sich an die Spitze gestellt, um dem Carnevalszug mehr Glanz und Lebendigkeit zu geben. Und wo sie an der Spitze stehen, die tonangebenden, schmucken Centauren, da muß ja die ganze elegante Welt sich betheiligen, trotz Krisis, Theurung und Seuchen! die Reichen und Vornehmen fühlen ja davon wenig — sie können einen Stoß ertragen. Und dann, warum auch zurückbleiben? Ein solcher Anlaß bringt ja wieder Geld unter die Leute, und was von den zusammengelegten Geldern nach Bestreitung der Kosten übrig bleibt, das ist ja im Voraus den Armen bestimmt!

Und die Armen? Murren sie über den Uebermuth der Glücklicheren? Nein, vorerst noch nicht! Sie gaffen und staunen und lachen. Die Musikbande auf dem großen Blockschlitten in den Weiberanzügen mit den Schnurrbärten und geschwärzten Braunen und geschminkten Wangen sieht doch gar zu possirlich aus, und die Hanswurste und Pierrots machen allerliebste Späße, werfen erst Prünellen und Nüsse auf die Straße für die Kinder, und dann Knallerbsen und Moccoli und Rußkugeln hinten her. Und nun erst die Schlitten alle mit ihren komischen und bunten Gruppen, mit ihren vermummten und kostümirten Reitern nebenher, mit allem Schwank und tollen, muthwilligen Faschingsscherz. Hei, wie die Leute lachten, die so eben noch erschüttert den Worten des Geistlichen gelauscht! Wie ihr Geschrei seine ernsten Worte übertönt, wie sie unbändig werden und die Scherze der Masken derb erwidern! der Thränen schämen sie sich nicht, die ihnen die Lazzi der Reiter und Komiker des Maskenzuges vor Lachen abnöthigen. Lange schauen sie dem Zuge noch jubelnd in die Ferne nach; dann kommen andere Schlitten oder Equipagen mit den älteren Honoratioren der Fabrikstadt, die ihren Söhnen und Töchtern folgen nach dem Vergnügungsorte Salzbrunn hinaus, wo ein Diner mit Ball die Theilnehmer des Carnevalszuges und die Mitglieder des Casino erwartet.

Das Stadium der Bewunderung und des Genusses war für die Gaffer aus Moosau noch nicht demjenigen der Kritik und Reflexion gewichen, noch zu dem der Vergleichungen zwischen der bevorzugten Lage jener Honoratioren und dem eigenen Elende gediehen, als der Geistliche mit seinem Sermon und der Einsegnung des Grabes zu Ende war und mit seinen wenigen Getreuen den Friedhof wieder verließ. Er hatte den Kirchenrock nun abgelegt, weil ihn sein Amt zu einer Schwerkranken im Dorfe rief. Der dünne, abgetragene Rock ließ die hagere Gestalt um so deutlicher hervortreten und verrieth genugsam, daß auch Froben ziemlich hart unter dem äußern Drucke litt. Der scharfe Nordwind stürmte durch seine langen, braunen Haare und durchschauerte ihm Mark und Bein, nun die Aufregung und Inspiration des Redners gewichen war.

In diesem Augenblicke, wo der Kandidat so eben durch den Haufen der Fabrikarbeiter und ihrer Weiber und Kinder hindurch auf die Landstraße trat, kam ein eleganter Schlitten heran gefahren. Darin saßen, in warme Mäntel und Pelze eingehüllt, ein dickes Männchen mit einem sehr stark gerötheten, von hohem Kragen aus Fischotterpelz vor jedem kalten Luftzug geschützten Vollmonds-Gesicht und schwabbelndem Doppelkinn, neben ihm eine sehr magere Frau mit grauen Augen und scharfen, markirten Zügen, und ihr gegenüber ein Paar Töchter, die nicht gerade schön, dagegen sehr elegant gekleidet und durch Schleier, Shawls, Mäntel und Pelze gegen die strenge Kälte sorglich geschützt waren. Noch eben rechtzeitig erkannte der Kandidat den Herrn im Schlitten und beeilte sich, mit einem tiefen Bückling den Hut abzunehmen, denn der

dicke Kleine mit dem Bordeaux-Näschen war ja der Herr Superintendent in eigener Equipage, der offenbar nun ebenfalls, aber apart, nach Salzbrunn hinausfuhr, um seinen Töchtern das Vergnügen der geselligen Festlichkeit zu verschaffen, weil es für ihn und seine Familie um des geistlichen Ansehens willen sich nicht schickte, mit dem großen Haufen zu fahren. Wenn man ihn dann hörte, als er draußen in Salzbrunn von den anderen Casino Mitgliedern ehrerbietig bewillkommt wurde, so hatte er sich nur sehr schwer entschlossen, seinen armen Töchtern das Opfer zu bringen, während männiglich wußte, daß der Herr Superintendent den guten Dingen dieser Welt durchaus nicht abhold und sicher schon seit Wochen darauf erpicht war, bei dem Diner nicht zu fehlen, zumal die Küche des Restaurants im Bade zu Salzbrunn eines gerechten Ruhmes sich erfreute.

Für jetzt begnügte sich der Superintendent, den armen Pfarrverweser erst durch seine blaue Brille recht fest in's Auge zu fassen und dann seinen und des Schulmeisters tiefen Bückling mit einem kalten Kopfnicken zu erwidern, es in Gedanken aber sehr übel zu vermerken, daß der Pfarrverweser sich habe beikommen lassen, ein Leichenbegängniß gerade zu derjenigen Stunde vorzunehmen, wo der Zug der maskirten Schlittenfahrt, wie er wohl hätte wissen sollen, an dem Moosauer Friedhof hätte vorüberkommen sollen. „Ich werde dem Kandidaten gelegentlich den Kopf darüber waschen," murmelte er vor sich hin und zog die Stirne kraus; „der Mensch wird zu üppig mit seinen zweihundert Thalern Besoldung; man muß ihn wieder heruntersetzen!" — So sprach die christliche Liebe aus dem Superintendenten, welcher sich eines Einkommens von fünftausend Thalern erfreute und dennoch einen 'armen, unwürdigen Knecht Christi' sich nannte. —

Moriz Froben ahnte davon nichts. Frostschauernd wandelte er dem Dorfe zu, unangenehm berührt durch die Störung der ernsten Handlung, die er soeben vollendet hatte. Er war unwillkürlich an den Kontrast erinnert worden, welchen die zahlreichen Todten und Kranken im Dorfe bildeten mit der bunten Pracht und der unbefangenen Fröhlichkeit ihrer Brodgeber, die an dem Maskenzuge Antheil genommen hatten und die nun, nachdem sie die Hauptstraßen und Plätze der Stadt durchzogen, einem fröhlichen, übermüthigen Gelage und Ball entgegen fuhren. Vielleicht hatte er sogar nicht ohne einen sehnsüchtigen Seufzer auf den warmen Mantel und die Wildschur seines gefürchteten, strengen Vorgesetzten geblickt, und deßhalb unter dem schneidenden Nordwind noch mehr geschauert.

Jedenfalls hörte er nichts mehr von den herzlosen Witzeleien und rohen Späßen, welche die Fabrikarbeiter, die den Superintendenten erkannt hatten, sich über ihren Pfarrverweser erlaubten. „Das arme Pfäfflein!" sagte Einer; „da fährt sein 'Krauter' vorbei in Glanz und Pracht und wird sich sein Kapaunenbäuchlein heute wieder mästen, und der Kandidat darf leer schlucken und muß froh seyn, wenn er sich an Kaffee und Butterbrod satt ißt!"

— „Ha!" meinte ein Anderer, „heute kann er auch ein Uebriges thun; die vier Begräbnisse haben ihm ja Accidenzien eingetragen! Alleweile haben es Doktor und Apotheker, Todtengräber, Kantor und Pfaffe am besten. Die feiern alleweile nicht!"

„Haben aber sonst oft Saure-Gurken-Zeit! Verdienen wir Geld, so machen uns Bier und Schnaps schon gesund, und wir incommodiren sie nicht!"

— „Und wie der Kandidat zusammenknickte vor dem Superintend!" sagte ein Anderer. „Er und der Kantor klappten ein wie Taschenmesser!"

„Oho, Johannsen, hast es auch nicht besser gemacht, wie der Spinnerherr, Dein 'Krauter', vorüberfuhr!" rief dem vorigen Sprecher ein Anderer zu. „Narr, wir bücken uns Alle, damit sie den Haß in unseren Blicken nicht sehen! Allein der junge Pfarrer ist noch besser daran, als wir; er kann vielleicht auch noch einmal Krauter werden, aber wir bleiben was wir sind, und müssen uns mit Füßen treten lassen wie Hunde!"

Dieß war das Signal zu derjenigen Phase, wo die befriedigte Neugier in bittern Unmuth umschlug, und die Armen Vergleichungen anstellten zwischen ihrem Loose und demjenigen ihrer Prinzipale und deren Söhne und Töchter, welche sie vorhin in dem bunten Zuge voll muthwilligster Karnevals Laune hatten vorüberfahren sehen, — das Signal zu dem Aufglimmen jenes Hasses, der vielleicht noch einst das Wohl der Staaten bedroht.

* * *

Es war schon dunkel, als der Kandidat Froben nach Hause zurückkehrte. Seine Wohnung war ein kleines Dachstübchen in einem freundlichen Häuschen nahe bei der Kirche, denn als bloser interimistischer Verweser der Pfarrstelle hatte er keinen gesetzlichen Anspruch auf die Amts-Wohnung des Ortsgeistlichen, und diese war an einen Fabrikaufseher und seine Familie vermiethet. Ehe er noch den Klingelgriff angezogen, ward dem Frierenden die Hausthüre geöffnet durch die Besitzerin der beiden thränenvollen Augen, welche ihn schon im Herankommen durch die Vorhänge der Wohnstube im Erdgeschoß beobachtet hatten. Sie war ein blasses, schlankes Mädchen von Mittelgröße, mit regelmäßigen Zügen, die bei etwas mehr Farbe hübsch gewesen wären. So wie sie aber war, sah sie doch allzu einnehmend und ansprechend aus, um unschön genannt zu werden, und konnte mindestens für interessant gelten. Ihre einfache Kleidung von wohlfeilem Stoffe war gut gemacht und ausnehmend reinlich, ihr reiches, dunkelbraunes Haar war an den Schläfen in breite Flechten gelegt, welche das anspruchslose, sanfte Gesicht hübsch umrahmten.

„Guten Abend, Herr Kandidat, kommen Sie endlich?" fragte sie schüchtern mit leiser, weicher Stimme.

— „Ja, mein Fräulein!" gab er zur Antwort; „hat niemand mehr nach mir gesandt?"

„Nein, Herr Froben; für heute scheinen Sie endlich Feierabend zu haben. Aber wollen Sie nicht auf einen Augenblick in's Zimmer treten, bis Ihr Stübchen warm ist?"

— „Ich danke, Fräulein Helene; ich fürchte zu stören. Es scheint Besuch da zu seyn. Und wie geht es Ihrer lieben Frau Mutter?"

„Gottlob recht erträglich, Herr Kandidat," erwiderte Helene, „aber treten Sie nur immerhin ein; es ist niemand da, als Frau Kothe aus Salzbrunn, welche meine Mutter besucht hat und die Sie ja kennen, und der Advokat-Anwalt Schöpping aus der Stadt, welcher zu Ihnen gekommen ist und schon seit einer halben Stunde wartet."

— „Doktor Schöpping?" wiederholte Froben mit einem leichten Schreck, und seine Stimme bebte leicht. Dann stellte er den Leuchter, welchen er schon ergriffen hatte, auf das Kästchen, stieß einen leisen Seufzer aus und trat in die Wohnstube der Wittwe Stahl, deren Thüre ihm Helene geöffnet hatte.

Die Wittwe saß wie gewöhnlich in ihrem Krankensessel am Ofen, denn die Gicht bannte sie in diesen Stuhl. Die Lampe brannte auf dem Tische und beleuchtete die Gesichter der beiden Personen, welche an demselben saßen. Ein größerer Kontrast ließ sich kaum denken, als zwischen diesen beiden Menschen. Frau Kothe, die Besitzerin des Bades Salzbrunn und Wittwe eines reichen Bierbrauers, war unter Mittelgröße, mit dunklen Haaren und

Augen und einem frischen, gesunden, blühenden Teint, der ganz zu ihrem lebhaften und etwas lärmenden Wesen paßte. Für ihre fünfzig Jahre war sie noch sehr wohl conservirt, wozu eine gewählte Kleidung wesentlich beitrug. Nur der Hals mit seinen Runzeln und hervortretenden Sehnen dämpfte einigermaßen das frische Aussehen. Sie sprach laut und entschieden, wie eine Frau, die ihre Geltung fühlt, und affektirte eine gewisse derbe Geradheit, so daß man sie für die gutmüthigste Frau hielt, obschon bei ihr der berechnende Verstand nie das Herz überwallen ließ.

Der Advokat dagegen war eine lange, spindeldürre Figur mit einem hagern Gesicht ohne Fleisch und Blut, aus welchem eine große, von einer Brille überragte Adlernase herausfordernd vorsprang, während der kleine, zahnlose Mund mit den schmalen Lippen und das spitze Kinn die Aehnlichkeit dieses Gesichts mit der Physiognomie eines Raubvogels vollendeten. Dünnes graues Haar und eine starke Glatze ließen Herrn Schöpping noch älter erscheinen, als er eigentlich war, und ein bitterer, höhnischer Zug um den Mund, ein etwas muthwilliges Zwinkern um die grauen Aeuglein erhöhten nicht eben die Anmuth seiner Erscheinung, sondern stießen den Fremden auf den ersten Anblick eher ab.

„Ich bedaure, daß Sie mich so lange erwarten mußten, Herr Doktor," hub der Kandidat nach der ersten Begrüßung an; „darf ich fragen, was mir das Vergnügen verschafft? . . . ."

— „Vergnügen?" schnarrte Schöpping spöttisch heraus. „Sehen Sie nur, Frau Kothe, mit welcher Todesangst der Herr Pfarrverweser dem Vergnügen entgegensieht, das ich ihm bereiten dürfte! — Ei pfui doch, Froben! Sie sind ja sonst eine so ehrliche biedere Haut und haben Kopf und Herz an der rechten Stelle, und doch entblöden Sie sich nicht, solch eine lügenhafte, nichtssagende Alltagsphrase der guten Gesellschaft gedankenlos nachzuschwatzen, als wären Sie auch nur so ein Salon-Papagei anstatt eines redlichen, derben, tüchtigen Jungen! . . . ."

„Verzeihen Sie mir, Herr Doktor . . . ." stammelte Froben erglühend.

— „Zum Henker mit dem Doktor! lassen Sie mir den dummen Titel vom Leibe! Sie wissen, ich liebe das nicht!" polterte Schöpping auf. „Geben Sie mir meinen ehrlichen Namen statt des leeren Titels! . . . ."

„Aber wer wird denn gleich so auffahren, Herr Anwalt?" fiel Madame Kothe ein; „fressen Sie nur den armen Herrn nicht gar auf!"

— „Nein, gewiß nicht, Wertheste!" versetzte Schöpping ironisch; „Mücken säugen und Kameele verschlucken ist nicht meine Sache; ich fahre nur auf, wenn ich unnütze Worte höre, und leere Worte aus einem guten Hirn — dumme Leute lass' ich schwatzen, denn hohler Topf will immer klingen."

„Aber wäre es Ihnen nicht gefällig, mich auf mein Zimmer zu begleiten, Herr Schöpping, wenn Geschäftsangelegenheiten Sie zu mir führen?" fragte Froben.

— „Nein, bleiben wir lieber hier im warmen Zimmer!" sagte Schöpping kurz ab. „Es ist ja auch kein Geheimniß, was wir mit einander zu verhandeln haben, denn Frau Stahl weiß sicher schon um Ihren Prozeß!"

„Sie einen Prozeß, Herr Kandidat?" fragte die Kranke erschrocken, und Helene, die an der Thüre stand, bebte zusammen.

— „Ja wohl, und einen sehr widerwärtigen, unglücklichen, unsinnigen!" beeilte sich Herr Schöpping zu antworten. „Denken Sie sich, Madame Kothe, Froben hat da eine Handlung begangen, deren Sie sich nicht einmal schuldig gemacht haben würden, obschon Sie eine Frau und reich sind!"

„Und was für eine Handlung?" fragte diese neugierig.

— „Eine Bürgschaft über dreihundert Thaler für einen landfremden Menschen und einen armen Teufel," sagte Schöpping kalt, ohne auf die Verlegenheit und die bittenden Blicke des Kandidaten zu achten. „Die Sache ging so zu: vor einem Jahre etwa kam Froben in das Haus des Krämers Göze, dessen Frau schwer darnieder lag, — mehr an geistigen als an leiblichen Leiden. Er sah ein, daß die traurigen Vermögensumstände Göze's, der mit dem Bankerott rang, die vorzugsweise Quelle des Elends der rechtlichen Frau seyen. Eines Tags ward er Zeuge, wie der Bankier W l-mans wegen eines Wechsels von 250 Thalern den Göze in Haft nehmen lassen wollte. Es ahnte ihm, daß eine Haft wegen einer Wechselschuld des Göze die kranke Frau bis auf den Tod erschüttern und den Ruin dieser Familie beschleunigen mußte. Er versuchte bei dem Gerichtsbeamten vergebens einen Aufschub zu erbitten, und ging endlich auf den Vorschlag desselben ein, für den Betrag der Schuld und der Kosten als Bürge und Selbstzähler einzutreten. Nun sagen Sie mir, Verehrteste, die Sie ja sich vorzüglich auf Geschäfte verstehen, war das nicht eine an Wahnwitz grenzende Gutmüthigkeit, ein sträflicher Leichtsinn von Herrn Froben, für einen Mann unter solchen Umständen noch Bürgschaft zu leisten?"

Madame Kothe zuckte stumm die Achseln; offenbar pflichtete sie der Ansicht des Advokaten bei.

Helene aber vermochte es nicht über sich, den Hausgenossen so hart getadelt zu sehen. „Mich dünkt," sagte sie und die Stimme bebte ihr vor Schüchternheit und Aufregung, — „mich dünkt, wenn man die Umstände näher in's Auge faßt, unter welchen Herr Froben diese Bürgschaft leistete, so dürfte seine Handlungsweise nicht den harten Tadel verdienen. Es galt, eine schwer Erkrankte vor einer gefährlichen Alteration zu bewahren, die ihr tödlich werden konnte; es galt, den ehrlichen Namen und den Kredit eines fleißigen Mannes zu retten, der durch unverschuldetes Mißgeschick in's Gedränge gekommen war. Auch war ja zu erwarten, daß Göze mit Zeit und Weile wieder im Stande seyn würde, seine Verbindlichkeiten abzutragen, wenn ihm Frist gegeben wurde. Und niemand konnte ahnen, daß Frau Göze dennoch sterben und die Auftheilung der Erbschaft den Krämer vollends ruiniren würde!"

— „Sehr gut plaidirt, Fräulein Helene!" rief Schöpping ironisch und warf ihr einen muntern Blick zu; „Sie scheinen also näher um den Fall zu wissen? Hat Herr Froben . . . ."

„Was denken Sie, Herr Schöpping?!" fiel ihm Helene lebhaft in's Wort. „Er hat kein Wörtchen darüber gegen mich geäußert, aber ich habe von fremden Leuten Alles erfahren, was sich auf diese edle Handlung bezieht!"

Froben warf dem Mädchen einen Blick voll inniger Dankbarkeit zu, und als er Helenens Züge von der Aufregung des Augenblicks so belebt, ihr Gesicht so ungewöhnlich geröthet und ihr Auge so blitzend sah, da bemerkte er trotz seiner eigenen peinlichen Verlegenheit zum ersten Male, daß das blasse Kind nicht nur freundlich und anmuthig, sondern auch hübsch und bedeutend war.

— „Nun ja — uneigennützig war die Handlungsweise unseres Freundes," entgegnete Schöpping; „aber leichtsinnig war sie auch. Es soll Einer lieber bezahlen als verbürgen, und soll das Verbürgen bleiben lassen, wann er die Mittel nicht hat. Item, Herr Froben hatte zwar damals ein kleines Kapital von dreihundert Thalern, schlecht genug radicirt auf einer Sägemühle im Hinterlande; da hätte er jedenfalls besser gethan, diese Hypothek dem Gerichtsbeamten zu geben, um einen Respiro für den Krämer Göze zu erzielen, als daß er selbst sich als Bürgen und Selbstzähler einstellte."

„Aber ich bitte Sie, lieber Herr Schöpping, wozu diese Erörterung hier?" flüsterte der Kandidat.

— „Närrchen, weil ich es gut mit Ihnen meine!" sagte Schöpping; „einmal müssen Sie ein wenig gestraft werden für das rasche Zugreifen in einer Sache, die Sie nicht verstehen; und dann zum Andern: wer weiß, ob sich nicht, wenn der ganze Fall näher bekannt wird, noch irgend eine wackere Seele findet, die Ihnen in Ihrer Lage einigermaßen unter die Arme greift und Ihnen die Mittel vorstreckt, um durch ein gütliches Abkommen mit Ihren Gläubigern zu arrangiren. Wenn jemand Ihnen z. B. zweihundert Thaler gäbe, mit der Bedingung, dieselben sammt Zins in zehn oder fünfzehn Annuitäten abtragen zu dürfen," setzte er mit einem forschenden Seitenblick auf Madame Kothe hinzu, „so wäre Ihnen geholfen."

Die reiche Bierbrauerswittwe hatte diesen Blick bemerkt und ward plötzlich sehr pressirt, nach Hause zu kommen. „Es wird spät," sagte sie aufstehend; „mein Schlitten erwartet mich vor der Apotheke! . . . ."

— „Bah, lassen Sie die Pferde warten, Madame, und hören Sie den Fall vollends zu Ende!" bat Schöpping.

„Nein, ich danke! Prozeßgeschichten regen mich allzu sehr auf!"

— „Freilich wohl, man sieht Ihnen an, wie nervenschwach Sie sind!" spottete Schöpping. „Aber ich will mich kurz fassen, Verehrteste! Genug, die Frau des Krämers starb, die Theilung brachte seine pekuniäre Lage sehr zur Unzeit an das Licht, man nahm dem Göze sein Hab und Gut ab, und er ward bankerutt. Die Kinder fielen der Gemeinde zur Last, die Forderung des Bankiers Wilmans blieb unbefriedigt, und so mußte Froben um seines gutmüthigen Einschreitens willen für ihn eintreten. Allein Sie begreifen, werthefte Madame Kothe, daß ein junger Mann von gesundem Appetite bei einem Jahresgehalt von 200 Thalern keine Kapitalien aufspeichern kann, und daß der Herr Kandidat die verbürgte Summe nicht baar vorräthig hatte. Er gab daher die Hypothek hin, die er noch besaß, den einzigen Rest seines väterlichen Erbes, und glaubte damit die Sache abgemacht; — aber behüte! der Bankier Wilmans, dieser edle, brave, biedere Mann, dieser angesehene Menschenfreund, der kürzlich seine Zahlungen eingestellt und Wittwen, Waisen und Dienstboten um ihr erspartes Scherflein oder ihren Nothpfennig gebracht hat, ging bei Kündigung der Hypothek so schroff zu Werke, daß der Schuldner ebenfalls umgeworfen, von Haus und Hof getrieben und aus der Hypothek kaum ein Viertel ihres Werthes erlöst wurde, so daß das Gericht auf den Antrag des braven Herrn Wilmans für den Rest der Schuld und die Kosten sogar noch Exekution gegen Herrn Froben verfügte, der denn auch die besten Stücke seiner Fahrniß hingab und sich sogar noch einen Abzug von einem Drittel seines elenden Gehaltes hätte gefallen lassen, wenn ich nicht mir erlaubt hätte, ihm die eigene Führung dieser Angelegenheit aus der Hand zu nehmen und für ihn zu handeln."

„Ach, armer Herr Kandidat, wie sehr sind Sie zu bedauern!" sagte Frau Stahl tief ergriffen und ihre Augen überquollen.

„Bitte, liebe Mutter, alterire Dich nicht! es wird Dir schaden!" flüsterte ihr Helene zu und legte den Arm liebkosend um sie, denn sie war hinter der Mutter Stuhl getreten, um ihre Thränen zu verbergen. Helene hatte gewußt, daß Froben arm war und warum er es war, aber den eigentlichen Grund und Umfang seines Elends erfuhr sie nun erst, und war sehr froh, daß sie seither aus Schonung, um die kranke Mutter nicht ängstlich zu machen und nicht zu beunruhigen, über die Lage des Kandidaten gegen die Mutter geschwiegen hatte.

Froben stand in peinlicher Verlegenheit neben dem Tische, schlug die Augen zu Boden, und wechselte noch immer die Farbe; es berührte ihn schmerzlich, daß der Advokat jene Angelegenheit vor all' diesen Menschen mit solch rücksichtsloser Offenheit erzählt hatte, aber er zürnte ihm darum doch nicht — er sah, daß zwei wackere, sanfte Herzen, Helene und ihre Mutter, ihm, dem Verwaisten, Alleinstehenden, Armen, nicht Hohn, sondern aufrichtige Theilnahme zollten.

Schöpping schwieg und fixirte hinter seinen Brillengläsern hervor abwechselnd jede der drei Frauen, am liebsten aber die Bierbrauerswittwe, welche nun wohl fühlte, daß sie etwas äußern müsse.

„Das ist ja ganz abscheulich! das ist ja — ich möchte beinahe sagen: niederträchtig!" rief Madame mit sehr ausgeprägter Indignation. „Was für Gesetze sind denn das, wenn ein Mann wie der Herr Kandidat für eine gute Handlung so mißhandelt werden darf?"

— „Jenun, meine Wertheste, das Gesetz ist eben nicht Schuld daran," sagte Schöpping ironisch. „Es ist für Alle gleich, aber es wird nur von jedem wieder anders in Anspruch genommen, — von dem Einen mit mehr, von dem Andern mit weniger Geschicklichkeit und Vorbedacht. Gesetze sind wie Spinnweben: die großen Hummeln brechen durch, die Fliegen aber werden gefangen. Der Krämer Göze wurde bankerutt, weil er zu viele Ausstände und zu wenig Betriebskapital hatte und es ihm in einem kritischen Augenblick an etwa fünf- oder sechshundert Thalern fehlte, um Wechselschulden zu bezahlen. Bankier Wilmans hatte Hunderttausende in Händen auf einfache Handschrift hin, durch das bloße blinde Vertrauen seiner Gläubiger, obschon er seit Jahren insolvent gewesen; damit hat er an der Börse gespielt und gewagte Spekulationen gemacht. Wenn ihm diese geglückt wären, so hätte er wahrscheinlich seine Gläubiger redlich bezahlt. Weil aber die hirnverbrannten Schwindeleien fehlschlugen, so entwich er mit einem schönen Stück Geld, ist irgendwo im Ausland versteckt und kriecht, wie man zu sagen pflegt, gleich allen bösen Schuldnern, seinem Weib unter den Pelz, d. h. er läßt durch deren Advokaten ein Vermögen in Anspruch nehmen, welches längst nicht mehr vorhanden ist und effektiv der Frau auch nicht mehr gehört. Und das Alles geschieht mit demselben Gesetz, welches Herrn Froben auspfändete, wie es den Göze stürzte."

„Aber dieses Gesetz ist ja abscheulich, eine schreiende Ungerechtigkeit!" rief Madame Kothe wieder.

— „O nicht doch!" fiel ihr Schöpping in's Wort; „das Gesetz in seiner Allgemeinheit ist ganz gut, aber Diejenigen sind ungerecht, die es auf bevorzugende Weise ausbeuten. Mein Kollege Sauerland z. B., gewiß ein sehr geschickter und ehrenwerther Mann, höchst geachtet, der beschäftigtste Anwalt unseres Tribunals, hat für eine Anzahl großer Kapitalisten noch rechtzeitig Sicherungen für ihre Forderungen zu bewerkstelligen gewußt, so daß diese aus der Masse gedeckt werden, und nur die kleinen Gläubiger, die von solcher kunstreicher Benützung gesetzlicher Mittel nichts verstehen, oder keine so geschickten Advokaten zur Hand haben, ihr Geld verlieren, obschon es Wittwen, Dienstboten, kleine Handwerker und ähnliche dumme arme Leute sind. Wenn ich nicht irre, meine gute Madame Kothe, so ist ja Herr Sauerland auch Ihr Anwalt!"

Frau Kothe sagte sehr entschieden: „Ja er ist es, aber ich wußte nicht, daß er etwas Unrechtes gethan hätte, um mein Geld zu sichern!"

— „Ei, Gott behüte! Herr Sauerland ist ein achtbarer Mann und zu klug, um etwas Unrechtes zu thun!" sagte Schöpping ironisch; „er hat nur alle gesetzlichen Mittel aufgeboten, um seine

Klienten sicher zu stellen, und damit kann sich sein Gewissen auch beruhigen. So lange er die gesetzlichen Befugnisse für sich hat, ist seine Sache stets eine gerechte. Ob sie billig ist, darüber nachzugrübeln fehlen ihm Zeit und Beruf."

Die schwer verhehlte Verlegenheit und Unruhe der reichen Wittwe zeigten den anderen Anwesenden, welche Motive Herrn Schöpping bestimmt hatten, die Angelegenheit des Kandidaten hier zur Sprache zu bringen, und Schöpping's Schuld war in Helenens Anschauung etwas vermindert; noch aber kämpfte die Rücksicht für die Freundin ihrer Mutter in ihrem Gemüthe mit der Parteinahme für Froben.

Dem Kandidaten dagegen war es jetzt beinahe noch peinlicher als zuvor, dieses Gespräch hier fortgesetzt zu sehen, und er fiel daher dem Anwalt in die Rede mit der Frage: „Und ist jetzt ein Urtheil in meiner Berufung erfolgt, Herr Schöpping?"

— „Ja, mein Freund! hier ist das Urtheil," erwiderte dieser rauh und suchte in dem Aktenfascikel; „das weise Urtheil kostet etwas über zwanzig Thaler an Sporteln, die der Gerichtsbote heute noch bei Ihnen einfordern wird! . . . ."

„Zwanzig Thaler?" wiederholte Froben kleinlaut mit einem unwillkürlichen Seufzer und einer aufflammenden Röthe der Verlegenheit, welche genugsam verkündeten, daß diese Summe ihm augenblicklich nicht zu Gebote stand.

— „Ja, etliche und zwanzig Thaler — Recht ist gut Ding, aber theuer. Jetzt gehen Sie nur hinauf und lesen Sie 'mal Urthel und Entscheidungs-Gründe aufmerksam; ich werde hernach hinaufkommen, und weiteres mit Ihnen besprechen! — Na, warum zögern Sie denn? etwa wegen der Sporteln? Ja, mein lieber Bester, diese müssen bezahlt werden, und wenn Sie nicht so viel im Hause haben, so müssen Sie sie borgen! Ohne Zweifel ist unsere liebe Freundin, Madame Kothe, geneigt und im Stande, Ihnen auf einige Tage auszuhelfen — nicht wahr, meine Liebe?"

„Ich bedaure in der That, nicht so viel Geld bei mir zu haben," versetzte diese rasch und erhob sich zum Weggehen. „Ich war auf einen derartigen Fall nicht vorgesehen, und der Herr Kandidat ist zu delikat, um mir anzusinnen, daß ich für ihn hier Geld borge!"

„Gewiß, Madame," stammelte dieser; „ich würde durchaus nicht den Muth haben, Ihr Geld zu nehmen; selbst wenn Sie es mir antrügen!"

Schöpping drehte sich auf dem Absatz um und ließ ein trockenes, spöttisches Gelächter hören, während Frau Kothe sich in ihre Shawls und Pelze hüllte, einen eilfertigen Abschied nahm und von Helenen geleitet sich entfernte.

„Ein unausstehlicher Mensch, dieser Schöpping! mit seiner Zudringlichkeit und seinem frechen Spott!" sagte sie unter der Hausthüre zu Helenen, die nur mit einem kühlen 'Gute Nacht' darauf antwortete.

Als Helene die Thüre geschlossen hatte und sich umwandte, hatte Herr Froben seine Kerze schon angezündet und stieg die Treppe hinan. Sie eilte ihm nach, und wollte ihm etwas sagen, aber es blieb ihr offenbar im Halse stecken — sie fand den Muth nicht dazu. Er hatte sich nach ihr umgedreht, ihre Blicke begegneten sich, und Helene gerieth dadurch in noch größere Verlegenheit, so daß sie sich in die Küche flüchtete, deren Thüre sie hinter sich zuzog. Neben der Küche war eine kleine Hinterstube, wo Helene schlief. Hier erschloß sie ihre Kommode, nahm aus einer Schatulle ein Rosaseidenpapier, und entwickelte aus demselben vier blanke Friedrichsd'or, die sie mit Freudenthränen betrachtete. „So! nun ist ihm geholfen!" murmelte sie vor sich hin; „nun braucht er sich wenigstens nicht vor dem Gerichtsboten zu schämen, wenn dieser die Sporteln holen will. . . . Aber wenn ich ihm nur das Geld schon gegeben hätte!" setzte sie mit einem Seufzer der Unschlüssigkeit hinzu. „Ich kriege es nicht fertig, ihn dabei anzusehen oder ihm zu sagen, daß ich ihm das Geld . . . . doch halt! da kommt mir ein Einfall! . . . . das wird gehen! ich laure dem Boten auf und zahle die Sportel, als ob ich in Herrn Froben's Auftrag handelte! — Ja, so geht es am Besten!" Und rasch eilte sie in die Küche hinaus, deren Thüre sie öffnete, und harrte während des Kochens auf die Ankunft des Gerichtsboten.

Mittlerweile plauderte Herr Schöpping drinnen in der Wohnstube mit Helenens Mutter. Er hatte ihren Gatten gekannt, welcher als Finanzbeamter eine bescheidene Stelle in der Stadt bekleidet und sich in der Gesellschaft mehr durch gediegene Bildung, anspruchslose Bescheidenheit und Biederkeit, als durch hervorragende Talente bemerklich gemacht, aber die Achtung all derer verschafft hatte, welche ihn näher kennen gelernt. Ohne daß Frau Stahl es wußte, verdankte sie, die nur auf eine sehr kleine Staatspension angewiesen war, die Miethe dieses Häuschens, dessen meiste Räumlichkeiten sie an „Logisherren" vermiethet hatte, dem Anwalt Schöpping, welcher sie dem Hausbesitzer, einem ehemaligen Fabrikherrn, empfohlen hatte. Als Geschäftsmann dieses Herrn Borgers kam er oft in's Haus, und Frau Stahl hatte vorzugsweise mit ihm zu thun, wenn sie ihren Miethzins berichtigte.

„Sie haben dießmal Frau Kothe sehr gekränkt," hub Frau Stahl an; „sie hat merken müssen, daß alles auf sie gemünzt war."

— „Um so besser," erwiderte Schöpping; „wen es juckt, der kratze sich; aber sie verdient es nicht besser, diese Madame Prahlhans, die mit ihrem guten Rath und ihrem guten Herzen so viel Aufhebens macht. Sehen Sie, meine liebe Frau Stahl, Sie halten so große Stücke auf diese Frau, und ich will wetten, daß Sie ihr noch keine Schaufel voll Kohlen verdanken. Das ärgert mich, denn die Kothe hat ihr Geld mit Scheffeln zu messen, und könnte Ihnen manche Wohlthat erweisen, ohne sich weh zu thun, und in diesem Fall hätte ihr häufiger Besuch hier einen Sinn. Aber deßhalb kömmt sie nicht, ich weiß es; sie kömmt hieher, um Ihnen, Ihrer Jugendgespielin, ihre schönen Kleider zu zeigen und von ihrem Reichthum zu erzählen und Ihnen guten Rath aufzudrängen, den Sie nicht verlangt haben, — vor Allem aber um Ihnen zu zeigen, daß sie, deren Mutter einst für Ihre Eltern arbeitete, nun reich geworden sey, weil sie einen Bürgersmann geheirathet habe, während Sie arm geblieben sind, weil Sie einen Mann von Bildung nahmen, wenn derselbe auch in den Augen solcher materieller Personen, wie die Kothe, ein 'armer Schlucker' war. Und sehen Sie, das ärgert mich, weil es gemein ist, und weil ich die Gemeinheit aus der Nähe guter Menschen verbannen möchte."

„Ach, Herr Schöpping, Sie gehen vielleicht zu weit," entgegnete Frau Stahl; „Sie verkennen wohl diese Frau, die zwar genau und haushälterisch ist und ihre Zunge gerne spazieren gehen läßt, aber doch auch ihre guten Eigenschaften hat. So hat sie mir z. B. längst schon versprochen, nach meinem Tode — und ich weiß, der ist nicht ferne mehr! — etwas für Helenen zu thun!"

— „Ah! und darf man wissen, worin dieß etwa besteht?"

„Sie will Helenen zu sich nehmen nach Salzbrunn und für sie sorgen."

— „Was mit andern Worten heißen dürfte: Frau Kothe erwirbt dann einen zuverlässigen Dienstboten, der sie nichts kostet und ihr erlaubt, einen bezahlten Domestiken zu entlassen!" sagte Schöpping bitter. „Ach meine gute Frau Stahl, warum beurtheilen Sie denn andere Leute immer nach Ihrem eigenen guten Her-

zen? Sehen Sie, wenn Sie an der Stelle dieser Frau gewesen wären, würden Sie nie so reich geworden seyn — nicht etwa als ob Sie weniger fleißig und unternehmend gewesen wären, als dieses derbe Weib, sondern weil Sie nicht so eigennützig sind wie solch eine Kreatur! Sehen Sie, diese Kothe da hat schon in Gedanken gewuchert, als sie noch kein Geld hatte, und seit sie dieses hat, wähnt sie, sich Alles erlauben zu können. Brechen Sie mit ihr, denn eine Freundschaft zwischen Arm und Reich ist ewig ein Unding, wann der Arme zu stolz zum Annehmen und der Reiche zu hart zum Geben ist. Aber ich komme da auf ein Kapitel, das mich zu weit führen würde. Ich sage Ihnen daher nur: Danken Sie Gott, wenn Ihre Tochter nie in den Fall kommt, die Hülfe jener Frau zu bedürfen. Lieber soll Mamsell Helene wie bisher schlicht und recht von ihrer Hände Arbeit leben, als in einer solchen Hörigkeit; und Gott gebe, meine gute Frau, daß der Zeitpunkt überhaupt noch fern ist, wo das wackere Mädchen hülflos da steht, — dann mag sich unterdessen ein anderes Unterkommen für sie finden."

Damit drückte er der Wittwe freundlich die Hand und blickte sie lange mit einer Theilnahme an, die allen sonstigen Hohn aus seinen Zügen vertrieb und denselben einen ungewöhnlichen, beinahe komischen Ausdruck lieh, nahm dann sein Aktenbündel und seinen Hut und verabschiedete sich.

„Sie wollen zu dem Herrn Kandidaten, Herr Schöpping?" fragte Helene, mit der Lampe aus der Küche tretend.

— „Ja, mein Kind; ist er oben?"

„Nein, Herr Schöpping, er ist wenige Minuten nach Frau Kothe wieder fortgegangen."

— „Und wohin denn? hat er denn die Papiere nicht gelesen, die ich ihm gab?"

„Schwerlich; er war nicht länger oben, als eben nöthig war, seinen alten Mantel umzuthun; dann ging er wieder fort .... aber er hat mir einen Auftrag hinterlassen," setzte sie zögernd hinzu und blickte verlegen zur Erde.

— „Einen Auftrag für mich?"

„Ja, Herr Schöpping! .... er sagte .... er trug mir auf, Ihnen dieß Geld zu geben .... Sie hätten die Sporteln für ihn ausgelegt! ...."

Die Verlegenheit, das Zittern und Stocken Helenens machten den Advokaten aufmerksam, und Helenens Verwirrung wuchs, da sie, auch ohne aufzublicken, sich bewußt war, daß seine stechenden Augen sie forschend fixirten.

„Hier ist das Geld — nehmen Sie doch!" sagte sie drängend; „es wird .... Herr Froben meinte, es werde genügen .... für die Sporteln!"

— „Und er trug Ihnen auf, Fräulein, es mir zu geben? ...." fragte er forschend.

„Das heißt .... er sagte .... Sie hätten .... die Sporteln bezahlt!" stammelte Helene.

— „Das ist ein Irrthum! die Sporteln sind noch nicht bezahlt, aber zeigen Sie 'mal! — Gold? — vier Goldstücke, und dazu lauter spanneue?!" fuhr er mit einer Inquisitor-Miene fort. „Wie sollte Herr Froben zu diesem Golde kommen? dahinter steckt etwas!" — Helene bebte zusammen; Schöpping aber ergriff ihre Hand und sagte beinahe strenge: „Mein Kind, ich habe kein Recht an dieses Geld, auch kein Recht, mich in eure Geschichten zu mischen, aber ich hoffe, daß Herr Froben von Ihnen kein Geld entlehnt hat noch entlehnen wird, und daß er nur darum Ihnen gesagt hat, ich habe die Sporteln bezahlt. Gestehen Sie es nur: Sie selbst haben ihm das Geld angeboten, nicht wahr?"

Die Gluth auf Helenens Wangen zeugte für die Richtigkeit seiner Vermuthung, und er fuhr in seinem barschen, schnarrenden Tone fort: „Nichts für ungut, mein Kind, aber es war sehr leichtsinnig und unbedacht von Ihnen, ein Stück Geld wegborgen zu wollen, das Sie sich mit harter Arbeit von vielen Tagen und Nächten verdient hatten, — einen Nothpfennig, den Sie vielleicht zur Beerdigung Ihrer Mutter bestimmt hielten! — Behalten Sie Ihr Geld und verwahren Sie es künftig besser! Ueberlassen Sie es Herrn Froben selber, für sich und seine Bedürfnisse zu sorgen!"

„Seyen Sie mir nicht böse, Herr Schöpping!" flüsterte Helene unter Thränen; „aber ich hatte ja gehört, wie unglücklich er war, und es schnitt mir tief in die Seele, daß Sie ihn auch vor der reichen Frau Kothe so gedemüthigt hatten, und da ich bemerkt zu haben glaubte, in welche Unruhe ihn das Bedürfniß von elenden zwanzig Thalern versetzte .... wollt' ich ihm die Demüthigung ersparen, dem Gerichtsboten sagen zu müssen, daß .... Und ich weiß nun ganz bestimmt, daß er sicher nur ausgegangen ist, um das Geld aufzutreiben!"

Schöpping biß sich auf die Lippen und in seinen Zügen malte sich ein Unmuth, welcher die Bewunderung verschleiern sollte, die er diesem Mädchen zollte. — „Schon gut! schon gut!" sagte er; „wenn Froben heimkömmt, mein Kind, so sagen Sie ihm: er solle .... solle sich wegen der Sporteln keine Sorgen machen .... solle den Gerichtsboten an mich verweisen .... und jedenfalls nichts bezahlen, ehe er nicht die Papiere gelesen, die ich ihm gegeben habe — hören Sie? — Und in Zukunft, mein Kind, überlassen Sie es mir, für Froben zu sorgen — nicht wahr?" Damit drückte er ihr warm die Hand, und sagte: „Aber trotzdem, Helene, sind Sie ein edles, gutes Mädchen. Gute Nacht!"

„Da hab' ich eine Dummheit begangen!" murmelte er vor sich hin, als er die Hausthüre hinter sich zugeschlagen hatte und einen Rückblick auf das Häuschen warf. „Um diese hochtrabende Brauerswittwe etwas zu demüthigen, habe ich zwei gute Menschen unglücklich gemacht, oder ihnen wenigstens für einige Stunden die Ruhe geraubt! .... Und Helene ist ihm also gut? Und er ihr? Doch nein, gesagt hat er's ihr sicher noch nicht, denn sonst hätte er eher das Darlehen von ihr angenommen! Ich will wetten, er ist in die Stadt gegangen, um seine besten Habseligkeiten zu versetzen, damit er die vermeintliche Verbindlichkeit bezahlen kann! Da will ich mich sputen, ihn noch einzuholen!" Mit diesen Worten schritt er rasch in die stille, klare, kalte Nacht hinaus.

* * *

Helene hatte ihre Mutter zu Bette gebracht und die Kranke war eingeschlummert. So setzte sich denn das Mädchen an's Fenster, schaute durch die angelaufenen Scheiben auf den kleinen Platz hinaus, der vor der Hausthüre lag, und harrte der Rückkehr des Kandidaten. Ihre Gedanken waren bei ihm, und all das, was sie am Abend aus Schöpping's Munde über ihn und sein Schicksal gehört hatte, zog noch einmal an ihrem Geiste vorüber, und weckte in ihrer Seele Kummer und Mitgefühl. Und die Wirkung dieser sympathischen Gedanken hemmte das sonst so fleißige Kind am Arbeiten, denn Thränen trübten ihre schönen, sittigen Augen, und wollten nicht aufhören zu fließen. Seit sieben Monaten wohnte er hier — wohl ohne Zweifel seit dem Zeitpunkte, da er durch die Pfändung seine eigenen Möbeln und beste Habe verloren hatte. In dieser langen Zeit hatte Froben nur wenig mit Helenen verkehrt, obschon er sie täglich sah; aber er war ihr stets mit solcher zarten, achtungsvollen Scheu begegnet, hatte stets so freundlich gebeten, wo er zu heischen hatte, daß sie sich von dieser unaufdringlichen Aufmerksamkeit und Artigkeit inniger ange-

sprochen fühlte, als durch die artigsten und schmeichelhaftesten Huldigungen.

Und er, der offenbar so gut, so rechtschaffen und sittsam war — er sollte so unglücklich seyn? Gerade in diesem Widerspruch lag für sie ein unbewußter Sporn, ihn noch inniger zu bemitleiden und ihm noch eine eifrigere Theilnahme zu zollen.

Plötzlich schoß ihr eine Idee durch den Kopf. Sie lauschte in das Schlafstübchen der Mutter hinein, und als sie an deren ruhigen, gleichmäßigen Athemzügen sich vergewissert hatte, daß dieselbe noch schlief, huschte sie geräuschlos aus der Thüre, eilte die Treppe hinauf und kam bald wieder herab. Ihre Augen waren noch feucht, aber eine stille, süße Freude spielte um ihren Mund, als sie, das Strickzeug in der Hand, wieder am Fenster Platz nahm.

Es war acht Uhr vorüber; das Mondlicht fiel klar auf den kleinen Platz und ließ die stille gewordenen jenseitigen Häuser und jeden nähern Gegenstand unterscheiden. Ruhe und Schweigen herrschten in diesem Theile des Dörfchens. Da tönten draußen Schritte auf dem hartgefrornen Boden — Helene erkannte seinen Tritt und blickte durch die Gardine. Es war Froben; er kehrte nach Hause zurück, aber ohne Mantel. Die gebückte Haltung, das Stampfen der Füße verrieth, daß er heftig fror. Helenen pochte das Herzchen und sie war unwillkürlich aufgestanden, um ihm die Hausthüre zu öffnen, wann er schelle. Allein sie hörte, wie er mit unsichern, froststarren Händen den Schlüssel in das Schloß schob und dann geräuschlos die Thüre öffnete und nach dem Eintreten wieder verschloß. Er wollte unbemerkt nach Hause kommen. Sie hörte, wie seine Hand, die tastend längs der Wand hinfuhr, die Thüre streifte; sie hatte hinaustreten wollen, um ihm zu leuchten, aber ihr Herz klopfte in diesem Augenblick so mächtig, daß sie wähnte, er hätte es hören müssen, und die Thränen schossen ihr auf's neue wieder reichlich in die Augen. Sie sank in ihren Stuhl zurück.

Müde und mühsam war Moriz Froben im Dunkeln zu seiner Stube hinangestiegen, da fiel ein Lichtstrahl durch das Schlüsselloch ihm entgegen. Verwundert und hastig schloß er die Thüre auf und trat ein. Die Studierlampe brannte auf dem Tisch, ein Feuerchen prasselte im Ofen und vor demselben hingen über einem Stuhl sein Schlafrock und andere Kleider, und neue Pantoffeln standen daneben. Ein Strahl freudiger Ueberraschung flog über seine Züge und er reckte sich behaglich in der erwärmten Atmosphäre seines Stübchens. Er fand die Fensterläden geschlossen, die Gardinen zugezogen, die Kaffeemaschine und die Butterdose auf dem Tischchen neben der Lampe, denn schwacher Milchkaffee und Butterbrod waren seit lange schon das einzige Abendbrod, das er sich erlauben konnte. Er ahnte, daß Helenens Zuthun ihm diese Behaglichkeit geschaffen hatte, und mit einem stillen Danke gegen das gute Kind entledigte er sich der bereiften Kleider und der harten Schuhe und vertauschte sie mit den erwärmten Kleidungsstücken. Hierauf nahm er aus der Schublade seines Schreibtisches die Papiere zur Hand, die ihm Herr Schöpping gegeben hatte, und begann sie mit Interesse zu lesen. Seine sorgenschweren Züge glätteten sich zusehends, und er seufzte auf, als ob ihm eine Last vom Herzen genommen würde.

„Der schreckliche Mensch!" sagte er endlich halblaut; „mich so zum Besten zu haben, mir solche Angst zu bereiten, und umsonst!" Und er lächelte bereits. Da pochte es an der Thüre und auf sein 'Herein' trat Helene ein und brachte wie gewöhnlich heißes Wasser und heiße Milch. Sie ließ nur einen flüchtigen Blick über ihn hinschweifen und schien zufrieden, daß er die ihm bereiteten kleinen Bequemlichkeiten nicht verschmäht hatte.

„Wie freundlich von Ihnen, mein Fräulein, daß Sie so für meine Behaglichkeit gesorgt haben!" hub er an; „ich danke Ihnen recht herzlich für so viel wohlwollende Aufmerksamkeit!"

„Bitte sehr! ist ja nicht der Rede werth," entgegnete Helene erglühend. „Die Mutter meinte, Sie würden recht durchfroren nach Hause kommen und ich solle Ihnen daher für ein warmes Stübchen sorgen; sie sagt, Sie müßten sich doppelt schonen mit Ihrem Husten."

„Oh, der Husten hat nichts zu bedeuten, mein Kind," erwiderte er lächelnd, aber unter Hüsteln. „Er wird mir nur lästig, wann ich viel sprechen muß, und das ist Alles. Er ist mir beinahe zur andern Natur geworden zur Winterszeit."

„Allein eben darum meint die Mutter, Sie sollten sich mehr schonen. Sie wissen ja, Herr Froben, daß die Aerzte bei solchen hartnäckigen Husten immer anrathen, man solle Flanell auf der bloßen Haut tragen; und darum," fuhr Helene zögernd und mit tiefem Erglühen fort, „haben wir uns — die Mutter und ich — die Freiheit genommen, und Sie werden es uns hoffentlich nicht übel nehmen .... Ihnen einige Unterjacken von Flanell gemacht zu haben .... Und da die eine schon fertig ist, Herr Froben," setzte sie immer verlegener hinzu und nahm ein Päckchen unter der Schürze hervor, „so dachte ich, es wäre wohl das Gerathenste, wenn ich sie Ihnen sogleich heute Abend überbrächte, da sie bei dieser Kälte und bei Ihrem langen Aufenthalt im Freien Ihnen besonders von Nutzen seyn werde. Und hoffentlich werden sie Ihnen passen, diese Jacken, denn wir haben das Muster dazu von einer Ihrer Westen genommen, und die anderen werden ebenfalls bald fertig seyn. Und nun möchte ich nur bitten, lieber Herr Froben, daß Sie uns diese Freiheit nicht übelnehmen und daß Sie uns den Gefallen thun, diese Unterjacken zu tragen!"

Helene hatte aus purer Verzweiflung so viel gesprochen. Es war für sie schwer gewesen, den Anfang zu finden, aber es war nun noch schwerer, aufzuhören, denn sie fühlte, ohne zu ihm aufzublicken, daß sein Auge mit tiefer Rührung auf ihr ruhte.

„Wie sollte ich Ihnen zürnen, Fräulein!" erwiderte er mit bewegter Stimme. „Muß ich Ihnen denn nicht von ganzem Herzen danken für so viel zärtliche und liebevolle Sorge für mein Wohlbefinden? Ich bin Ihnen zu großem Danke verbunden, Ihrer lieben Mutter, mein Fräulein, und Ihnen, und werde mich mit Freuden dieser weichen, warmen Kleidungsstücke bedienen ...."

„Oh, das ist schön von Ihnen — Dank, tausend Dank!" fiel ihm Helene lebhaft in's Wort und ihre Augen glänzten vor Vergnügen. „Dann werden Sie auch mir eine kleine Bitte nicht abschlagen, Herr Froben, die ich Ihnen noch stellen möchte ...."

— „Wenn es nicht wieder die Annahme Ihres Darlehens betrifft, Fräulein, dessen ich nun nicht mehr bedarf, so werde ich Ihnen gerne jede Bitte erfüllen!"

„Nein, es handelt sich nicht um das Geld — Herr Schöpping, beiläufig gesagt, trug mir auf, Ihnen zu sagen, Sie sollten sich wegen der Gerichtssporteln keine Sorgen und Mühe machen, es werde Alles bereinigt werden, — sondern ich wollte Sie nur bitten .... diesen wollenen Shawl hier .... ebenfalls zu tragen, den ich für Sie gestrickt habe! ...."

— „Helene! .... Fräulein! Sie überhäufen mich mit Güte! Womit habe ich dieß verdient?" stammelte Froben tief gerührt und ergriff ihre Hand, die sie ihm zitternd überließ.

„Machen Sie doch nicht so viel Aufhebens von der Kleinigkeit!" flüsterte sie mit Thränen im Auge. „Sie haben .... Ihren Mantel .... nicht mehr mitgebracht," setzte sie hinzu und sah sich scheu im Stübchen um, damit sie seine Verlegenheit nicht bemerke;

„Sie können bei dieser strengen Winterkälte nicht so leicht gekleidet gehen .... darum wird Ihnen der Shawl nützlich seyn!"

— „O mein Fräulein! wie soll ich Ihnen danken!" sagte er; „Sie sind so herzensgut wie scharfblickend! .... Wie kann ich es Ihnen je vergelten? Und sieh'! diese warmen Pantoffeln dort sind auch von Ihnen, nicht wahr?"

„Ach, Herr Froben, legen Sie doch nicht so viel Werth darauf und sehen Sie sie nicht an — es sind so plumpe und unschöne Dinger!" versetzte sie im Tone der Abbitte und Entschuldigung. „Ich hatte sie gar nicht für Sie gemacht, denn dazu wären sie zu .... zu häßlich. Ich hatte sie für meinen lieben seligen Vater gearbeitet," fuhr sie wehmüthig fort; „ich hatte ihn zu Weihnachten damit erfreuen wollen, — aber er hat jene Weihnachten nicht mehr erlebt. Weggeben mochte ich sie nicht, schon um der schmerzlichen und doch so theuren Erinnerungen willen, die sich daran knüpften. Da fiel mir heute Abend ein, daß sie doch wärmer seyn würden, als die dünnen Lederpantoffeln, welche Sie gewöhnlich tragen, und so stellte ich sie Ihnen zur Benützung hin, bis .... bis ich Ihnen ein Paar schönere Pantoffeln gemacht haben würde!"

— „Nicht doch, bestes Fräulein! ich wünsche mir keine besseren als diese hier," sagte Froben im Tone innigsten Vergnügens. „Und haben Sie sie wirklich nicht eigens für mich gemacht? Gestehen Sie es mir offen!"

„Gewiß nicht, Herr Kandidat! es sind warme Papuschen für einen ältern Mann, und waren für den lieben seligen Vater bestimmt. Aber es ist besser, Sie gebrauchen sie, als daß die Motten sie fressen!"

— „Die ursprüngliche Bestimmung, die Sie dieser Arbeit gegeben hatten, macht mir Ihr liebes Geschenk um so werthvoller," sagte er; „und es drückt mich nur das einzige Bedenken: wie ich nämlich so viele zärtliche Fürsorge und herzliches Wohlwollen vergelten kann."

„Als ob Sie es nicht längst verdient hätten! als ob nicht wir noch Ihre Schuldnerinnen wären!" rief Helene mit einer aufrichtigen Innigkeit. „Wie wunderbar hat Ihr Trost und geistlicher Zuspruch meine liebe Mutter beruhigt und ihr jene Ruhe und Ergebung gegeben, welche dem Christen im Leiden geziemt, und die sie in den Schmerzen und Sorgen ihrer Krankheit oft verloren hatte!"

— „Das war ja nur meine Pflicht, Helene, und Gott sey gepriesen, daß ich damit zu Stande kam. Ach! wer hätte vor einigen Stunden gedacht, mein Fräulein, daß ich diesen Abend noch so froh und glücklich seyn würde!" setzte er mit tiefer Gemüthsbewegung hinzu. „Sie haben mich so reich beschenkt, und Herr Schöpping, der seltsame, wunderliche Mensch, hat mich so zum Besten gehabt, so unglücklich gestimmt und dann wieder so sehr überrascht!"

„Ueberrascht? und wodurch denn?" fragte Helene verwundert.

— „Denken Sie sich, mein Prozeß ist zu Ende!" rief Froben freudestrahlend und nahm ein Papier vom Tische, das er ihr zeigte. „Das Urtheil, von welchem er sprach, ist ein Vergleich, den er mit der Wilmans'schen Gläubigerschaft abgeschlossen hat. Gegen zwei kleine Jahresraten, deren prompte Bezahlung Schöpping garantirte, bin ich meiner Verbindlichkeiten quitt, und erhalte meine Hypothek zurück. Damit fällt mir ein Alp von der Brust. Ich begreife nur nicht, wie er das fertig gebracht hat!"

„Der böse, wackere Mensch! und uns Alle so sehr zu erschrecken mit den zwanzig Thalern für Sporteln!" sagte Helene. „Und Sie, Herr Froben .... Sie haben Ihren Mantel .... verkauft oder verpfändet .... um meinen Sparpfennig nicht anzunehmen!"

„Gutes, kluges Mädchen! Sie haben also schon errathen? Nun denn, morgen hole ich ihn wieder! Die heutige Freude war schon dieß kleine Opfer werth!"

„Gute Nacht, Herr Froben!" flüsterte Helene und eilte der Thüre zu; „so hat sich denn großes Leid in viele Freude verkehrt. Gute Nacht!"

Der Kandidat blickte ihr lange nach und wechselnde Empfindungen zogen durch sein Herz und warfen ihren Widerschein auf seine ausdrucksvollen, beweglichen Züge. — „Gott mit Dir, Du edles, herrliches, reines Wesen!" flüsterte er endlich und drückte die Rechte auf das Herz, als ob er ein stilles Gelübde thue. Dann kehrte er ruhig zu seinem frugalen Abendbrod zurück.

* * *

Einige Wochen später kehrte Froben am Sonntag-Morgen nach dem Gottesdienste von der Kirche nach Hause zurück. Er war gedankenvoll und feierlich gestimmt. Die Ideen, welche seine Predigt erfüllt hatten, klangen noch in ihm selber nach und erfüllten ihn mit jenem süßen Frieden eines mit sich und der Welt zufriedenen und in Gott vergnügten Gemüthes. Er hatte Helenen in der Kirche gesehen und die athemlose Spannung bemerkt, womit sie seinen Worten lauschte, die heitere Ruhe und das unwandelbare Gottvertrauen, womit seine Worte von der unaufhörlichen Liebe und unerschöpflichen Vatergüte Gottes sie erfüllt hatten. Statt ihrer öffnete ihm daher heute die Aufwärterin die Hausthüre, und bat ihn Namens der Frau Stahl, heute bei dieser einen Augenblick einzusprechen.

„Guten Tag, meine liebe Hausfrau! sind Sie nicht wohl, daß Sie mich zu sprechen wünschen?" hub er an und setzte sich zum Stuhl der Kranken.

— „Nein, ich fühle mich gottlob ganz gut," gab Frau Stahl zur Antwort. „Ich bin sogar ungewöhnlich vergnügt, denn mir ist etwas Unerwartetes begegnet, über welches ich gerade mit Ihnen sprechen möchte. Sie sollen mir, wenn es sich mit Ihren Ansichten verträgt, Ihren Rath und Ihre Unterstützung angedeihen lassen, wenn Sie so freundlich seyn wollen!"

„Rechnen Sie auf mich, meine liebe Hausfrau! Und um welches angenehme Erlebniß handelt es sich denn?"

— „Denken Sie sich, lieber Herr Kandidat," erwiderte Frau Stahl vertraulich, „ich habe vor einigen Tagen einen sehr vortheilhaften Heirathsantrag für meine Helene erhalten. Es ist eine Parthie," fuhr sie mit Wärme fort, „wie meine Tochter sie nach unseren gegenwärtigen Umständen nicht besser finden und wünschen könnte. Helene ist zwar erst zweiundzwanzig Jahre alt, aber gesetzt genug zum Heirathen und wird gewiß eine treffliche Hausfrau werden. Das leuchtet auch dem Bewerber ein, und gilt ihm mehr als Vermögen und große Mitgift, wie er mir selber sagt. Und er ist ein Kaufmann in der Stadt, nicht gerade schön noch jung, aber ein braver, solider, thätiger und geachteter Mann, hat ein eigen Haus schuldenfrei, ein gutes Geschäft und ein Erbe zu erwarten; und bei einem solchen Anfang kann ein junges Ehepaar mit Sorgfalt und Umsicht schon vorwärts kommen. Er ist ein zuverläßiger, ruhiger Mann und allgemein geschätzt. Es ist daher sehr thöricht und ungereimt von Helenen, daß sie sich besinnt, denn er hat sein gutes Auskommen und sein eigenes Haus; er will mir ein Stübchen bei sich einräumen, damit ich die Pflege meiner Tochter nicht entbehre, und ich darf ohne Dünkel sagen, ich werde mich auch noch im Hause nützlich machen und zum Rechten sehen können, während Helene unten im Laden mithilft, denn meine Gicht fesselt mich ja nur Winters an den Stuhl und das Zimmer. Das alles hab' ich dem Mädchen auseinandergesetzt, aber sagen Sie selbst: ist

es nicht recht ärgerlich, wenn solch ein Mädchen aus thörichtem Eigensinn sich selbst und ihrem Glücke so im Lichte steht?"

„Fräulein Helene hat also die Werbung abgelehnt?"

— „Ei freilich — hat dem Manne rundweg einen Korb gegeben!" sagte Frau Stahl. „Sie meint, sie wolle lieber für ihren Unterhalt arbeiten oder in fremden Dienst gehen, als ihn heirathen!"

„Vielleicht hat sie eine Abneigung gegen ihn — wie?" fragte Froben gedankenvoll.

— „Du lieber Himmel — nicht im mindesten! Und wie wäre dieß auch möglich? Es ist ein schmucker, kräftiger, gescheidter Mann, so hübsch, als sich ihn ein Mädchen nur wünschen kann. Tausend andere Mädchen würden sich um ihn reißen! Er spricht gut und hat ein so feines, anständiges Benehmen, daß man wohl sieht, wie er lange gereist und viel in der Welt herumgekommen ist."

„Jenun, so hat Fräulein Helene vielleicht einen andern triftigen Grund, seine Bewerbungen abzuweisen!" sagte der Kandidat. „Und was für einen Beweggrund gibt sie denn für ihre Weigerung an?"

— „Gar keinen, und das ist gerade das Traurigste," sagte Frau Stahl beinahe ärgerlich. „Sie wolle noch nicht heirathen, meint sie, und diesen Mann am allerwenigsten, der sie ja noch gar nicht kenne und doch nehmen wolle."

„Aber was für einen Dienst wünschen Sie alsdann von mir in dieser Sache, Madame?" fragte Froben etwas betreten.

— „Ich habe Sie bitten wollen, daß Sie mit Helenen über diese Angelegenheit sprechen, lieber Herr Kandidat Sehen Sie, wenn Sie als Geistlicher mit ihr reden und ihr die Sache vorstellen, so hat dieß gewiß viel Gewicht bei ihr. Sie würden mir den größten Liebesdienst erweisen, wenn Sie so freundlich wären, Helenen zur Vernunft zu bringen. Sie soll doch auch an ihre eigene Zukunft und an ihre Mutter denken, der nicht jeder Mann ein Unterkommen auf Lebenszeit bei sich reichen würde. Und stellen Sie ihr vor, Herr Froben, welche Beruhigung es für mich in meinen hinfälligen Gesundheits-Umständen seyn würde, das arme Kind nach meinem Tode versorgt zu wissen. Wollen Sie mir diese Gefälligkeit erweisen?"

„Recht gerne, Madame! senden Sie mir Fräulein Helenen nur hinauf, wenn sie aus der Kirche kommt!"

— „Sie werden mich zum größten Danke verpflichten, Herr Froben. Es wäre ja Schade, wenn ein Mädchen wie meine Helene aus bloßem Eigensinn eine solch gute Versorgung verscherzte. Also Sie wollen?"

„Gewiß — ich bin ja noch so sehr in Ihrer Schuld für die Flanelljacken und den Shawl und die Pantoffeln, Madame!"

— „Ach, reden Sie nicht davon!" sagte Frau Stahl sichtlich erleichtert. „Offen gestanden, ich habe dabei wenig gethan, Herr Kandidat. Der Einfall rührte von Helenen her, und sie hat auch beinahe allein an der Ausführung gearbeitet und oft bis in die späte Nacht daran genäht und gestrickt — ich habe nur ab und zu auch ein wenig mitgeholfen, um sagen zu können, ich hätte ebenfalls die Hand dazu geboten. Aber ich mag mich nicht mit fremden Federn schmücken. — Also im Voraus meinen wärmsten Dank, mein lieber Herr Kandidat!"

Es war ein Glück für Froben, daß er über diesen Auftrag sich nicht lange besinnen konnte, als er auf seinem Stübchen war. Seine Züge waren ernst geworden, und verhaltene Seufzer hoben ihm die Brust; er biß sich auf die Lippen und ging gedankenvoll in seinem Stübchen auf und ab. Da pochte es bescheiden an seiner Thüre, und auf seine Ladung trat Helene verlegen und schüchtern ein, — die lieblichen Züge frisch geröthet von der scharfen Morgenluft, das reiche Haar mit besonderer Sorgfalt gescheitelt, und in dem knappen Kleide von schwarzem Wollenstoff den schönen, feinen Bau und die edlen Formen ihres Körpers besser zeigend, als in dem Werktagsgewande.

„Sie wünschen mich zu sprechen, Herr Froben?" fragte sie erröthend nach der ersten Begrüßung.

— „Ja, mein Fräulein, ich soll im Auftrage Ihrer lieben Mutter mit Ihnen reden — bitte, nehmen Sie Platz! — und zwar in einer Angelegenheit, welche Sie, Helene, und Ihre treffliche Mutter sehr nahe berührt. Erlauben Sie mir aber, unserer Unterredung die Bemerkung vorauszuschicken, daß ich nur auf den ausdrücklichen Wunsch der Frau Stahl mit Ihnen spreche, und es mir außerdem nicht beikommen lassen würde, Ihnen meinen Rath aufzudrängen."

„Sie sind allzu gütig, Herr Froben," entgegnete Helene voll Vertrauen; „glauben Sie mir, daß Sie uns kein Fremder sind und daß ich überzeugt bin, Sie werden mir nur zu meinem wahren Vortheil rathen."

— „Recht so, mein Fräulein! das ist ein guter Anfang, denn er verbürgt mir, daß Sie mich geduldig anhören werden!"

„Das werde ich auch, Herr Froben, wofern es nicht einen einzigen Gegenstand betrifft, der .... d. h. wenn es nicht Herrn Pattenberg anlangt! ...."

— „Ihre Frau Mutter hat mir keinen Namen genannt, aber wenn Herr Pattenberg der junge Kaufmann aus der Stadt ist, welcher ...."

„Leider ist er es!" fiel ihm Helene schnell in's Wort. „Verzeihen Sie mir, Herr Kandidat, aber von ihm kann und will ich kein Wort hören. Keine Macht der Welt soll mich je überreden, daß ich ihn heirathe!"

— „Weßhalb diese Heftigkeit, mein Fräulein? weßhalb diese Aufregung? Kommen Sie, setzen Sie sich wieder und lassen Sie uns ruhig über diese Angelegenheit sprechen! Woher rührt denn Ihr heftiger Widerwille? Haben Sie irgend einen Grund zur Abneigung gegen diesen Mann? Ist er nicht gesetzt, fleißig, umsichtig, sittlich, geachtet?"

„Mag seyn, daß er es ist," entgegnete Helene ungeduldig; „aber würden Sie, Herr Froben, ein Mädchen heirathen, blos weil es gesetzt, fleißig, umsichtig und nüchtern ist? Würden Sie nicht auch erwägen, ob ein solches Mädchen nicht noch andere Eigenschaften habe, um deren willen man es entweder lieben oder verschmähen könnte?"

— „Ich weiß nicht, was ich auf Ihre Frage antworten soll, Helene, denn ich habe mich noch nie in einem solchen Fall befunden oder in denselben hinein versetzt. Allein so viel scheint mir richtig, daß es nur wenige Personen von diesen tüchtigen und werthvollen Eigenschaften geben dürfte, mit welchen man am Ende sich nicht befreunden oder mit welchen man möglicherweise nicht behaglich leben könnte! Und überdieß sollten Sie in dem vorliegenden Falle auch nicht außer Acht lassen, daß Sie Ihrer lieben Mutter ein behagliches Unterkommen sichern würden!"

„Ein behagliches Unterkommen, Herr Froben, würde meine gute Mutter wohl nur anfangs finden, oder so lange sie sich im Hauswesen nützlich machen könnte. Allein ich zweifle sehr, ob sie sich noch so behaglich fühlen würde unter dem Dache jenes Mannes, wenn ihre Krankheit und Hülflosigkeit mich beinahe ausschließlich an ihre Seite bannen und mich zwingen würden, ihretwegen einen Theil meiner Pflichten als Hausfrau und Gattin zu versäumen. Nein, Herr Kandidat, die Art und Weise, wie Herr Patten-

berg um mich geworben hat, ohne mich nur zu kennen, ohne mehr als einige flüchtige und alltägliche Worte mit mir gesprochen zu haben, das Gewicht, das er bei seiner Werbung auf meine Rührigkeit und seine eigene bevorzugte Lage legte, flößte mir kein großes Zutrauen zu seinem Zartgefühl ein. Ich will lieber für meine liebe Mutter arbeiten, so lange mir der liebe Gott noch Gesundheit und Kraft zur Arbeit verleiht, als um ihretwillen eines der zehn Gebote verletzen!"

— „Und was für eines von den zehn Geboten würden Sie denn verletzen, wenn Sie jenen Herrn Pattenberg heiratheten, Fräulein Helene?" fragte der Pfarrverweser mit einem forschenden Blicke.

„Das siebente, Herr Froben," entgegnete Helene ernst und ruhig; „mich dünkt, es wäre mir wohl eine ebenso große Sünde, Herrn Pattenberg zu heirathen, so lange ich einem Andern gut bin, als wenn ich mich in diesen verliebte, nachdem ich schon mit Pattenberg verheirathet wäre. Sehen Sie, Herr Froben, jetzt habe ich Ihnen unverhohlen die ganze Wahrheit gestanden, aber ich hoffe nun auch, daß Sie jetzt nicht mehr in mich dringen werden, den Kaufmann zu heirathen; und ich bitte Sie nur, von Dem, was ich Ihnen anvertraut habe, der lieben Mutter nichts zu sagen, denn sie würde mir nicht eher Rast noch Ruhe gönnen, als bis ich ihr den Mann genannt hätte, dem ich gut bin, und doch soll weder sie noch irgend sonst jemand seinen Namen von mir jemals erfahren."

— „Lieben Sie denn unglücklich, Helene?" fragte Froben theilnehmend; „haben Sie denn keine Aussicht, daß der Mann, den Sie lieben, Sie je heirathen werde?"

„Nein, ich habe keine Hoffnung, Herr Froben," erwiderte sie mit einem rührenden Ausdruck von Traurigkeit in Ton und Benehmen und ließ das Köpfchen hängen.

— „Jener Mann ist doch — verzeihen Sie mir diese Frage! — ist doch hoffentlich nicht verheirathet?"

„O nein — wenn dieß der Fall wäre, Herr Kandidat, so müßten Sie mich ja nach Dem, was ich Ihnen soeben anvertraut habe, für eine arge Heuchlerin halten!"

— „Ach ja, Sie haben Recht, Helene! Nun will ich aber auch keinerlei Fragen mehr an Sie richten, sondern einfach Ihrer lieben Mutter sagen, daß Herrn Pattenberg's Bewerbung ganz vergeblich ist."

„Thun Sie das, Herr Froben; ich werde es Ihnen aufrichtig danken. Guten Tag!" Sie reichte ihm die Hand und sah zu ihm auf. Eine Weile betrachteten sich beide schweigend. Helene sah sein Auge feucht werden, erglühte verwirrt und riß sich los, um ihm ihre eigene Bewegung zu verbergen.

* * *

Einige Tage nach diesem Auftritte kehrte Froben Nachmittags aus der Stadt zurück, wohin er von Herrn Schöpping entboten worden war. Eine stille Freude ruhte auf seinem Angesicht und seine sonst so blassen Züge waren von einer innern Bewegung geröthet, als er in Frau Stahl's Wohnstube eintrat. Er traf Helenen allein vor ihrem Nähtisch am Fenster.

„Wo ist Ihre liebe Mutter, Helene?" fragte er.

— „Zu Bette — sie schläft," entgegnete sie und sah ihn fragend an, denn er erschien ihr heute verändert.

„So will ich Ihnen denn zuerst zwei Dinge anvertrauen, die mich betreffen und mich zugleich erfreuen und grämen."

— „Wie so denn?"

„Ich bringe eine schlimme und eine gute Nachricht mit," sagte er und setzte sich ungeladen ihr gegenüber. „Denken Sie sich, Helene, ich muß in einigen Wochen meine Wohnung bei Ihnen aufgeben!"

— „Aufgeben? — Sie wollen wegziehen?" flüsterte sie tonlos und erschrocken.

„Ich muß, Helene; es erscheint wohl sehr undankbar von mir, daß ich Sie schon wieder verlassen will, nachdem Sie erst vor Kurzem so freundlich gegen mich gewesen waren; allein ich muß. Dieses 'Muß' aber enthält für mich Leid und Freude — Leid, daß ich Sie verlassen muß, und Freude, weil ich — befördert worden bin. Herr Schöpping hat mir eine bescheidene Pfründe als Patronatspfarrer im Hinterlande verschafft, und die Bestallung ist heute eingetroffen. Es ist immerhin eine bedeutende Aufbesserung meiner Lage, obschon der Gehalt nicht groß ist, denn es ist wenigstens eine definitive Stelle. Ich werde dort weniger zu thun haben, dazu freie Wohnung, ein ganzes Haus für mich, mit einem Garten und Grundstück, reine, gesunde Landluft und weit wohlfeilere Lebensmittel. So werde ich mich in vielen Stücken besser befinden, als hier, denn ich glaube, ich hätte die Strapazen meines hiesigen Amts nicht auf die Dauer ertragen."

— „Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück," sagte Helene, und ihr Auge ward feucht vor Mitgefühl.

„Ich war schon bei dem Superintendenten, um meinen Abzug anzuzeigen, und er hat meinen Nachfolger bereits ernannt," sagte Froben. „Das Hinterland soll so schön, so wildromantisch seyn, und mein Pfarrhof überaus freundlich gelegen. Ach, daß meine gute Mutter noch lebte, um mein Glück zu theilen!"

— „Nach dem Hinterlande!" wiederholte Helene, als ob sie den Gedanken noch immer nicht ertragen könnte. „Sie gehen fort, und kehren vielleicht niemals wieder hieher zurück. Ach, Herr Froben!" rief sie mit gefalteten Händen, „ich möchte Sie um eine sehr große Gunst bitten, aber versprechen Sie mir, daß Sie mir sie nicht abschlagen wollen!"

„Eine Gunst? und worin soll diese bestehen, Helene? Seyen Sie versichert, daß ich Ihnen Alles gewähren werde, wenn es nur in meinen Kräften steht!"

— „Sie brauchen ohne Zweifel auf Ihrer künftigen Pfarre ein Frauenzimmer, das Ihnen die Wirthschaft führt . . . ."

„Allerdings!"

— „Nun denn, so engagiren Sie mich als Wirthschafterin! Ich will Ihnen um denselben Lohn dienen, den Sie der ungeschicktesten Bauernmagd geben müßten, und ich will Ihnen so viel leisten, wie jede andere Magd, ja noch mehr und auf wohlfeilere Weise, denn ich kann waschen und kochen und gewiß besser plätten und nähen und die Wirthschaft führen, als die meisten Mädchen vom Lande."

„Aber bedenken Sie doch, liebe Helene, was die Leute sagen würden, wenn ich, der neue Pfarrer, bei meinem Aufzuge ein so hübsches, anmuthiges Mädchen als meine Haushälterin mitbrächte!"

— „Jenun, eben als Ihre Magd, dünkt mir, möchte es gehen! Von einem so braven, sittsamen Manne wie Sie könnte sicher niemand etwas Schlimmes denken!"

Der junge Pfarrer wechselte verlegen die Farbe, aber Helene bemerkte es nicht, denn sie wagte nicht, zu ihm aufzublicken. Endlich erwiderte er lächelnd, aber in einiger Aufregung: „Ich leugne nicht, daß es für mich weit besser seyn würde, eine hübsche, freundliche, sanfte, geschickte und sparsame Person bei mir zu haben, die sich all' den häuslichen Verrichtungen, welche Sie vorhin nannten, gerne unterzöge, — als eine unbeholfene oder ungebildete Magd. Allein wenn eine solche hübsche und junge Person sich und mich

bei meinen Pfarrkindern nicht in Verruf bringen sollte, so müßte sie — meine Frau werden!"

— „Ihre Frau?" wiederholte Helene erbebend und blickte zu ihm auf — doch nur einen Augenblick, denn als sie sein Gesicht so ruhig und gleichmüthig sah, erschrack sie und sprang auf, um im nächsten Augenblick ohnmächtig in den Stuhl zurückzusinken, ehe sein Arm sie noch auffangen konnte. Das Geräusch ihres Falles weckte Frau Stahl aus dem Schlummer. Froben brachte Helenen bald wieder zur Besinnung, und sie legte sich zu Bette, während er fortging, um eine Nachbarsfrau herbeizubescheiden, um die beiden Frauenzimmer zu verpflegen, worauf er sich in sein Stübchen zurückzog und einschloß. Man hörte ihn noch lange in seinem Zimmer auf- und niedergehen, als ob er eine starke innere Bewegung verwinden wollte. Aber herunter zu Frau Stahl und Helenen kam er den ganzen Abend nicht mehr, und diese erfuhr erst von ihrer Tochter, daß und warum sie ihren liebgewonnenen und werthen Hausgenossen bald verlieren sollten.

Noch über vier Wochen blieb Froben im Hause, ehe er abzog; aber er schien es geflissentlich zu vermeiden, daß er Helenen allein begegne, und er kam niemals wieder ihr gegenüber auf jenen Gegenstand zu sprechen. Meist besorgte nur die Magd, welche Helene angenommen, seit sich die Krankheit ihrer Mutter verschlimmert hatte, seine Aufwartung. Als er sich von Frau Stahl verabschiedete, war es ein Abschied für das Leben, denn er sah und sie wußte es, daß ihre Tage gezählt seyen. An dem Tage, wo Herr Froben fortgereist war, ging Helene um die Dämmerung hinauf in seine verlassene Stube, schloß sich daselbst ein und weinte mehre Stunden. Die armen Menschen! sie liebten einander und waren geschieden, ohne es sich zu gestehen. Jedes hatte seine Gründe zum Schweigen gehabt — Helene, weil sie es nicht über sich gewinnen konnte, ihn wissen zu lassen, wie theuer er ihr war, — Moriz Froben, weil eine unbestimmte Scheu ihn abhielt, Helenens Geschick an das seinige zu fesseln, so lange er seinen neuen Wirkungskreis und alles mit demselben Zusammenhängende noch nicht kannte, und so lange der Zustand von Frau Stahl noch alle Liebe und Sorgfalt ihrer Tochter in Anspruch zu nehmen schien. Sie trennten sich, und es schien, als ob ein langes Leben voll einsamen Elendes vor jedem von ihnen läge, — eines Elends, das jedes gleichwohl in der tiefsten Brust verschließen mußte.

* * *

Vier Monate sind seit jener Trennung vergangen. Der Fliederstrauch vor dem Häuschen blüht und sendet seine Düfte hinauf zu dem kleinen Dachstübchen, welches Froben einst bewohnt und das eben heute ein anderer Miethsmann verlassen hat. Die Fenster stehen offen und die Abenddämmerung füllt bereits den kleinen Raum. Niemand von der Nachbarschaft bemerkt daher, daß Helene sich wieder hinaufgeschlichen und einen Mooskranz über den Spiegel ob dem kleinen Sopha aufgehangen hat, worauf sie jetzt sitzt und weint. Seit jenem Tage der Trennung hat sie diese Schwelle nicht mehr überschritten, und es däucht ihr ein stiller Gottesdienst, ein halbes Stündchen allein hier oben zu weilen und in der Erinnerung an ihn zu schwelgen, der ihrem Herzen noch immer so theuer ist, obschon er außer einem Briefe an Frau Stahl bald nach seinem Aufzug auf der Pfarre nichts mehr von sich hat hören lassen. Helene liebt ihn noch — treu, innig, ohne allen Eigennutz, ohne einen selbstsüchtigen Wunsch; darum kann sogar sein Schweigen sie nicht mit Mißtrauen gegen ihn erfüllen. Sie gedenkt seiner wie eines Ideals, und vermöchte niemanden zu sagen, wem eigentlich die Thränen gelten, die sie hier in der Stille weint.

Endlich geht sie hinunter in die Wohnstube, wo die Magd strickend bei der Lampe sitzt. Ihr Antlitz ist ruhig, gelassen und ergebungsvoll, nur die gerötheten und geschwollenen Augenlider deuten an, was droben geschehen ist.

„Der Bote hat diesen Brief für Sie aus der Stadt mitgebracht, Mamsell," sagt die Magd.

— „Von Herrn Schöpping?" fragt Helene verwundert nach dem Blick auf die Aufschrift; neugierig erbricht sie das Siegel, aber eine freudige Ueberraschung macht ihre Hand zittern, als sie aus dem Couvert einen gesiegelten Brief zieht, dessen Adresse wohl von einer bekannten Hand herrühren mag. Hastig öffnet sie das Schreiben und liest:

„Theuerste Helene!

„Nach dieser grausamen Trennung und noch peinlicheren Ungewißheit über Ihr Schicksal seit vier Monaten, die mir wie vier Jahre erschienen, fühle ich mich unwiderstehlich gedrungen, an Sie zu schreiben. Hoffentlich habe ich die Ursache Ihrer Ohnmacht an jenem Nachmittage, wo ich Ihnen meine Ernennung auf die hiesige Pfarre anzeigte, nicht mißverstanden. Der Eindruck, welchen jenes Ereigniß auf mich machte, wird mir noch durch manche andere Erinnerungen bestätigt, — Erinnerungen an Ihre zahllosen Gefälligkeiten gegen mich, an Ihre vielen freundlichen Worte und noch mehr an den Ton, womit sie gesprochen wurden, vor Allem aber durch jene Bitte, Sie meine Wirthschafterin werden zu lassen, und durch meine eigenen Gefühle für Sie! — Nein, nicht als Dienerin soll meine süße Helene dieses Haus betreten — wenn sie noch kommen will und überhaupt kommt, so soll sie die Herrin desselben, soll sie meine Frau seyn! — Helene, ich liebe Sie schon seit lange, beinahe schon seit dem Tage, wo ich Ihr Hausgenosse wurde. Allein wie konnte ich es damals wagen, Ihnen meine Liebe zu gestehen? Ich war so arm, beinahe selbst des Mitleids bedürftig unter denen, die ich aus Mitleid und im Namen der christlichen Liebe besuchte. Tausendmal trat mir der Wunsch auf die Lippen, Ihnen zu sagen, wie theuer Sie mir sind; allein mein Gewissen legte mir gebieterisch Schweigen auf. Ich freute mich damals im Stillen beinahe über meinen hohlen Husten, in der Hoffnung, er möchte der Vorläufer der Schwindsucht seyn, die meinen vielen Sorgen und Kümmernissen ein Ende machte, denn ich zweifelte, ob Sie mich jemals lieben könnten. Da kam jener ewig unvergeßliche Abend, wo Sie mir Ihren Sparpfennig anboten, um mich einer Verlegenheit zu entreißen; wo Sie mir durch Ihre Besorgniß um meine Gesundheit zeigten, daß ich Ihnen nicht gleichgültig war. Ihre Sorge um mich gab erst meinem Leben wieder Werth in meinen eigenen Augen und erfüllte mich mit einer stillen Hoffnung. Ich begann von Ihnen zu träumen und wiegte mich ein mit Gedanken auf Beförderung, obschon ich nicht absah, wie und woher mir eine solche werden sollte. Als Sie die Werbung jenes Kaufmanns zurückwiesen, war ich eitel genug zu glauben, Sie haben um meinetwillen eine derartige Versorgung ausgeschlagen, und ich klammerte mich wieder an das Leben an, das mir zuvor so werthlos gewesen war. Da bot sich mir endlich, nach langem vergeblichem Warten, diese Patronatspfarre, und ich griff mit Begierde darnach, denn meine Gesundheit litt täglich mehr unter den schweren Amtspflichten, die meine damalige Stellung mir auferlegte, und ich bin überzeugt, daß ich ohne Sie, ohne Ihre zarten Aufmerksamkeiten, ohne Ihre emsige Fürsorge nicht im Stande gewesen wäre, dieselben länger zu erfüllen.

„Wenn ich nach jenem Nachmittage schwieg, der mir ein so süßes Geheimniß enthüllte, so werden Sie mir es nicht verdenken, meine theuerste Helene, falls Sie meine Lage näher erwägen. Ich konnte und durfte Ihnen keine ungewisse Lage bieten, ich mußte

meine künftige Stelle erst kennen lernen, bevor ich um Sie warb. Jetzt kenne ich meine Stellung. Das Amt übertrifft meine Erwartungen; die Pflichten desselben sind verhältnißmäßig leicht, meine Pfarrgemeinde besteht aus fleißigen, schlichten, friedlichen Leuten, die Gegend ist gesund und malerisch. Ich bewohne ein geräumiges, angenehm gelegenes Pfarrhaus, mein Patronatsherr ist ein Edelmann im schönsten Sinne des Worts, und hat mir, als ich ihm heute meine Absicht, mich zu verheirathen, äußerte, meinen Gehalt um sechszig Thaler erhöht. Sind Sie der Ansicht, meine theuerste Helene, daß mein bescheidenes Einkommen sammt freier Wohnung und einigen andern Genüssen, mir den Muth geben darf, an eine Verheirathung zu denken? Könnten Sie es über sich gewinnen, ein solch bescheidenes Daseyn mit mir zu theilen? Ich würde kaum den Muth haben, mich um Ihre Hand zu bewerben, wenn ich nicht von Herrn Schöpping und aus dem Munde Ihrer lieben Mutter wüßte, daß Sie nach dem Tode derselben genöthigt seyn würden, in fremde Dienste zu treten. Dieß sollen Sie aber niemals thun, so lange ich noch das Leben habe und für Sie arbeiten kann, wenn Sie mir nämlich das schöne Vorrecht einräumen wollen, für Sie zu sorgen. Und ich bin so anspruchsvoll, hieran gar nicht zu zweifeln. Ich bitte Sie daher dringend und herzlich um raschen Bescheid, ob Sie die Meinige werden wollen, denn ich fürchte, daß meine Unruhe und meine Spannung mich in meinen Pflichten fahrlässig machen könnten. Empfehlen Sie mich Ihrer trefflichen Mutter, welche bei uns wohnen und unser zufriedenes Loos theilen soll. Mit herzlichen Grüßen und treuester Liebe, meine theure Helene,

Ihr ergebenster

Moriz Froben."

Helene weinte vor Freuden und innerem Glücke, als sie diesen Brief gelesen hatte.

„Was ist Dir, meine Tochter?" fragte Frau Stahl schwach aus dem Nebenzimmer.

— „Ich habe einen Brief von Herrn Froben erhalten, liebe Mutter, den ich Dir vorlesen will. Ich denke, sein Inhalt wird Dir Freude machen."

„Sage mir nur in Kürze, was er schreibt," versetzte die Kranke mühsam; „ich bin zu schwach, um ihn ganz anzuhören. Was will er denn?"

— „Er will mich heirathen, liebe Mutter! Denke nur, er macht mir einen förmlichen Heirathsantrag!"

„Und Du? was sagst Du dazu?"

— „Daß ich ihn mit tausend Freuden annehme! Er will sogleich Antwort!"

„So schreibe ihm noch heute, liebes Kind! sag' ihm, ich seye dem Tode nahe und danke ihm recht herzlich, daß er mich durch seine Werbung noch so glücklich gemacht habe. Sag' ihm, ich segne euren Bund, und wünsche, daß ihr vier Wochen nach meinem Tode Hochzeit machet."

— „Nein, liebe Mutter, dieß kann ich nicht schreiben! Ich kann noch nicht an Deinen Tod denken, und er selbst schreibt ja auch nichts von der Hochzeit!"

„Dann sage es ihm wenigstens mündlich, Helene! Aber das wirst Du am Ende auch nicht wollen. Nun denn, so laß es bewenden; aber schreibe dem Pfarrer noch heute Abend, und gib ihm Dein Jawort!"

— „Heute nicht mehr, mein liebes Mütterchen! Das Herz ist mir allzu übervoll zum Schreiben. Aber morgen früh will ich ihm melden, wie stolz und glücklich mich die Werbung eines so braven Mannes macht!" sagte Helene und lächelte durch ihre Freudenthränen wie eine recht glückliche Braut.

Am andern Morgen hatte Helene schon den Brief an Moriz Froben begonnen, als der Arzt seinen gewohnten Morgenbesuch machte. „Laß uns eine Weile allein, Helene!" sagte Frau Stahl; „geh' in's Gärtchen und komm' nicht eher herein, als bis Du den Doktor fortgehen siehst!" Nun theilte sie dem längst engbefreundeten Arzte das frohe Ereigniß in ihrer Familie mit, und bat ihn dann, dem Pfarrer Froben in einem kurzen Briefe zu melden, es seye ihr Wunsch (der wohl auch dem seinigen begegne), daß er so bald wie möglich nach ihrem Tode Hochzeit mache. „Es braucht ja," sagte sie, „Niemand in seiner Gemeinde zu wissen, wie lange Helenens Mutter schon todt ist." Der junge Pfarrer sollte diesen Brief dann gleichzeitig mit demjenigen erhalten, worin ihm Helene ihr Jawort gab. Der Doktor ging hinaus in's Wohnzimmer und schrieb den Brief, den er der Mutter behändigte; dann verabschiedete er sich und ging.

Als Helene wieder herein kam, behändigte ihr die Mutter dieses Schreiben, und bat sie, es dem ihrigen beizulegen. „Es betrifft eine letztwillige Verfügung, mein Kind," sagte sie. „Komm', küsse mich, Helenchen, meine holde Braut, und dann gehe hinaus, verschließe die Thüre und vollende Deinen Brief. Laß mich einige Stunden schlummern!" — Helene schrieb ihrem Bräutigam, und Thränen und unsichere Hand in Folge ihrer Aufregung machten die Handschrift dieser Epistel nicht gar zierlich, aber sie versetzte den Pfarrer doch in die glücklichste Stimmung, als er sie, und mit ihr die Bestätigung seines Glückes, in der Hand hielt. Seine rasche Antwort auf ihren Brief zeugte von der Freude, die er ihm gemacht hatte. Sein Antwortschreiben dagegen blieb mehre Stunden hindurch liegen, ehe es geöffnet ward, denn bei seiner Ankunft — kniete Helene an der Leiche ihrer Mutter.

Die einfache Bestattung der theuren Entschlafenen ging vorüber, die Hinterlassenschaft der Wittwe ward versteigert, das Häuschen einer andern Familie eingeräumt, welche in Frau Stahl's Pacht getreten war, und kaum fünf Wochen waren seit Frau Stahl's Beerdigung vergangen, so kam eines Tages Herr Froben angefahren, um seine Braut zur Trauung in der benachbarten Stadt abzuholen. Mit tiefer Rührung und Wehmuth betrachtete er das Häuschen, worin er so viel Leid getragen, und Niemand, der jetzt den freundlichen, blühenden, kräftigen, jungen Pfarrer sah, hätte in ihm den armen Kandidaten vom vergangenen Winter wieder erkannt, so sehr hatten inneres und äußeres Glück dazu beigetragen, seine Gesundheit und sein Aussehen zu verbessern. Er war in seinem Herzen nun der reichste Pfarrer, dieser arme Kandidat Froben von ehedem!

Wilhelm Herschel's Leben.

Von Prof. Moriz A. Stern.

(Schluß.)

Diese erste Abhandlung Herschel's, wiewohl sie schon den feinen Beobachter verrieth, ließ doch nicht ahnen, daß sein Name schon im folgenden Jahre zu europäischem Rufe gelangen würde. Seitdem zuerst Galilei das neuentdeckte Fernrohr nach dem Himmel gerichtet hatte, waren zwar mehre bis dahin unbekannte Himmelskörper, die zu unserem Sonnensysteme gehören, aufgefunden worden, jedoch nur Trabanten der bereits bekannten Planeten. Einen neuen Planeten hatte man nicht

gefunden, und die Bahn des Saturn, der sich in einer Entfernung von 200 Millionen Meilen um die Sonne bewegt, war die äusserste bekannte Grenze des Sonnensystems. Am 13. März 1781 fand Herschel einen neuen Planeten auf, den **Uranus**, durch dessen Entdeckung das Sonnengebiet um das Doppelte erweitert wurde, da er zweimal so weit als Saturn von der Sonne entfernt ist. Dieser Planet ist der erste, von dem man sagen kann, wann er **entdeckt** worden sey, da die Zeit, in welcher das erste menschliche Auge die älteren Planeten erblickte und als solche erkannte, außerhalb der Grenzen liegt, bis zu welchen wir die Geschichte der Himmelskunde rückwärts verfolgen können.

Aber eben weil der Gedanke eines neuen Planeten so ungewohnt war, hielt ihn Herschel für einen Kometen; als einen solchen kündigte er ihn in seiner ersten Mittheilung über diese Entdeckungen an, und die ganze astronomische Welt stimmte ihm darin bei. Dieß führte zu der Voraussetzung, daß dieser Komet wie alle übrigen, die man bis dahin kennen gelernt hatte, eine Bahn beschriebe, welche sehr stark von der Kreisform abweiche. Während nun aber die geübtesten Beobachter in ganz Europa, sobald sie von Herschel's Entdeckung Kunde erhielten, es sich angelegen seyn ließen, den Lauf des vermeintlichen Kometen am Himmel zu verfolgen, mühten sich die ausgezeichnetsten astronomischen Rechner vergebens ab, eine solche Bahn zu finden, die den Beobachtungen genügte. So wurde man endlich mit Nothwendigkeit zu der Einsicht geführt, daß die Bahn des neuentdeckten Körpers wirklich eine kreisförmige sey, und da er außerdem weder einen Schweif noch eine Nebelhülle, wie sonst die Kometen, zeigte, sondern immer als eine scharf begrenzte Scheibe erschien, so konnte man nicht länger daran zweifeln, daß er wirklich ein Planet sey.

Das Aufsehen, welches diese Entdeckung machte, lenkte die Aufmerksamkeit des Königs Georg III. auf Herschel, den er sich vorstellen ließ. Mit großem Wohlgefallen hörte der König die einfache und klare Darstellung an, in welcher der bescheidene Herschel seine langjährigen Versuche auseinandersetzte; er erkannte leicht, was ein solcher Beobachter leisten müßte, wenn er sich ganz der Wissenschaft widmen könnte. Daher erhielt Herschel sogleich die Versicherung eines lebenslänglichen Gehaltes von 300 Pfund Sterling, außerdem eine Wohnung in der Nähe des Schlosses zu Windsor, zuerst in Clayhall, dann in Slough, wo er bis an's Ende seines Lebens blieb und beobachtete.

Herschel hatte an den Streitigkeiten über die Beschaffenheit des von ihm neu entdeckten Körpers, ob er ein Komet oder Planet sey, keinen Theil genommen. Als aber die Frage entschieden und es nun nothwendig war, dem neuen Planeten einen Namen zu geben, glaubte er sich berechtigt, bei seinem Findling Pathe zu stehen. Er schlug vor, ihn das **Georgsgestirn** zu nennen, in dankbarer Anerkennung Dessen, was er seinem königlichen Gönner schuldig war. Wiewohl Georg III., der eifrige Beschützer aller Künste und Wissenschaften, die Verewigung seines Namens unstreitig verdiente, so ist es doch nicht zu bedauern, daß Herschel mit diesem Vorschlage nicht durchdrang, denn es wäre gewiß nicht ausgeblieben, daß die Schmeichelei, sein Beispiel mißbrauchend, in späterer Zeit auch wieder verdiente Persönlichkeiten in den Himmel erhoben hätte. Glänzt doch noch jetzt unter den nördlichen Sternbildern das Haupthaar der Berenice, der Gemahlin des ägyptischen Königs Ptolemäus Soter, welches ein galanter alexandrinischer Astronom dorthin versetzt hat; es ist freilich auch das Einzige, was die Geschichte der Wissenschaft von ihm zu sagen weiß! Gegen das Wort **Gestirn** machte man übrigens den gegründeten Einwurf, daß es dem Sprachgebrauch entgegen sey, etwas Anderes als Fixsterne durch dasselbe zu bezeichnen. In Frankreich nannte man den Planeten lange Zeit nach dem Namen seines Entdeckers, wie dieß auch in anderen Gebieten des Wissens, namentlich in der Pflanzenkunde, längst Sitte geworden war. Die meisten Astronomen waren indeß darüber einig, daß es am passendsten sey, ihn, ähnlich wie die übrigen Planeten, durch einen Namen aus der Götterlehre zu bezeichnen. So kamen die Namen Neptun und Cybele*) in Vorschlag — für beide wußte man Gründe anzuführen. Lichtenberg in seiner beißenden Laune meint, man sollte ihn, nach der Göttin der Gerechtigkeit, Asträa nennen, damit diese an den Grenzen des Sonnensystems das fände, was sie auf Erden vergebens suchte — einen sichern Zufluchtsort. Der Direktor der Berliner Sternwarte, Bode, fand besonderes Wohlgefallen an dem Namen Uranus, und der Zufall hat gewollt, daß dieser Name allgemeinen Eingang gefunden hat.

Die Entdeckung des Uranus war keineswegs, wie so manche andere große Entdeckung, das bloße Werk des Zufalls, sondern Folge und Zeuge von Herschel's feinem Beobachtungssinn. Herschel beobachtete nämlich mit einem siebenfüßigen Teleskope und 227facher Vergrößerung eine Gruppe kleiner Sterne im Sternbilde der Zwillinge und bemerkte unter diesen einen, welcher einen ungewöhnlich großen Durchmesser hatte. Dieß fiel ihm auf; um die Sache näher zu untersuchen, wandte er nun allmählig eine 460- und 932fache Vergrößerung an. Der Durchmesser dieses Sternes nahm im Verhältniß mit der Vergrößerung zu, während dieß bei den benachbarten Sternen nicht der Fall war, wie denn, was Herschel aus der Erfahrung wußte, bei allen Fixsternen der Durchmesser nicht im Verhältniß der Vergrößerung wächst. Hieraus folgerte er mit Gewißheit, daß der eine Stern, welcher eine Ausnahme machte, kein Fixstern seyn könne. Durch ein ihm eigenthümliches Verfahren war Herschel im Stande, die Größe und Richtung der Bewegung dieses Himmelskörpers in einem einzigen Tage mit viel größerer Genauigkeit zu bestimmen, als es durch die bis dahin bekannte Verfahrungsweise möglich gewesen wäre. Die Schwierigkeit der Entdeckung des Uranus lag gerade in seiner langsamen Bewegung, weniger in seiner Kleinheit, da er einem scharfen Auge noch eben sichtbar ist. Daher hatten ihn, wie man sich später überzeugte, schon ältere Beobachter mehrfach gesehen, jedoch als Fixstern aufgezeichnet, da sie sein Fortrücken nicht bemerkt hatten.

Seitdem Herschel'n das Glück zu Theil geworden war, sich ganz der Himmelskunde widmen zu können, floß sein Leben in ungestörter Einfachheit hin. Setzen wir zu dem bereits Erzählten hinzu, daß ihn die Universität Oxford im Jahr 1786 zum Doktor, und der König Georg IV., damals noch Prinz-Regent, im Jahre 1816 zum Ritter des Guelphen-Ordens ernannte, daß fast alle gelehrten Gesellschaften Europa's wetteiferten, ihn unter ihre Mitglieder zu zählen, daß er 1820 Präsident der neu gestifteten astronomischen Gesellschaft zu London wurde, so ist mit diesem Wenigen ziemlich Alles erschöpft, was sich über sein äußeres Leben noch besonders Bemerkenswerthes sagen ließe. Aber wie wenig würde man von seinem Leben wissen, wenn man nur dieses wüßte. So arm wie es an merkwürdigen Wechselfällen war, so reich war es an großen Entdeckungen, deren, wie ein berühmter Naturforscher bemerkt, in Herschel's kleinem Hause zu Slough mehr gemacht worden sind, als an irgend einer andern Stelle auf der Erde. Ist es nun freilich nicht möglich, diese Entdeckungen anders als im Zusammenhange mit der gesammten Himmelskunde genügend zu schildern, so mögen sie hier doch wenigstens in den äußersten Umrissen gezeichnet werden.

Einen Theil derselben verdankt Herschel einem Riesenteleskope von 40 Fuß Brennweite, wie man deßgleichen früher noch nicht gesehen hatte, welches er auf Kosten, sogar, wie Einige meinen, auf Rath des Königs ausführte. Gegen Ende des Jahres 1785 wurde die Arbeit begonnen, und im August 1789 vollendet. Herschel machte zu allen Theilen Zeichnungen und leitete Alles selbst, wiewohl mitunter mehr als 40 Arbeiter, lauter gewöhnliche Werkleute, zugleich beschäftigt waren. So wurden Guß, Schleifen und Poliren des großen Spiegels unter seiner unmittelbaren Aufsicht ausgeführt. Der erste Spiegel gelang nicht ganz zu seiner Zufriedenheit, ein zweiter sprang nach dem Gusse beim Abkühlen, er wurde umgegossen und neu bearbeitet und endlich den 27. August 1789 für gut erkannt. Dieser Spiegel wog über 2100 engl. Pfund, auf einem besonders dazu gebauten Wagen wurde er an die Röhre, die ihn aufnehmen sollte, hingefahren und durch eigene Vorrichtungen hineingehoben. Die Röhre war von Eisenblech und aus einer einzigen Platte verfertigt, welche 40 Fuß lang und über 15 Fuß breit war. Eine solche Platte herzustellen, war schon an und für sich eine schwierige Aufgabe, und sie war dabei so dünn, daß eine hölzerne wenigstens

*) Unter dem Namen Cybele erscheint er auch in Göthe's Maskenzügen (s. Ausg. letzt. Hand Bd. 13, S. 212).

1000 Pfund mehr gewogen hätte. Mit dem Spiegel wog das Teleskop gegen 4000 Pfund, und diese schwere Masse mußte man, der Bestimmung des Werkzeuges gemäß, beliebig auf- und abwärts und nach allen Seiten herum drehen können. Hiezu mußte Herschel eine Menge künstlicher Vorrichtungen ausdenken: durch eine sinnreiche Verbindung vieler Seile, Rollen und Schrauben erreichte er diesen Zweck vollkommen, und diese Anordnungen sichern ihm zugleich eine Stelle unter den erfindungsreichsten Mechanikern unserer Zeit. Indessen blieb der Gebrauch dieses riesigen Werkzeuges immer beschwerlich, schon aus dem einfachen Grunde, weil immer mehre Menschen zugleich an demselben angestellt werden mußten. Auch überzeugte sich Herschel durch die Erfahrung, daß ein solches Werkzeug, namentlich bei der Beschaffenheit des englischen Klima's, nur unter seltenen, besonders günstigen Umständen angewandt werden könne, und dieß war der Grund, weßwegen er es seltener brauchte, als man gewöhnlich glaubt; die Mehrzahl seiner Entdeckungen hat er mit anderen Werkzeugen gemacht, mit diesem nur einige, aber freilich einige der bedeutendsten.

Schon am Tage nach der vollständigen Aufstellung dieses Werkzeuges, den 28. August 1789, zeigte es einen neuen Weltkörper, nämlich einen Trabanten des Saturn. Der berühmte holländische Mathematiker Heyghens hatte schon im Jahre 1655 einen solchen gefunden, vier andere entdeckte der französische Astronom Cassini, dieser war der sechste. Bald darauf fand er noch einen siebenten, der noch kleiner als der sechste und so schwer zu sehen ist, daß man ihn nach Herschel erst im Jahre 1838 wieder aufgefunden hat. Mit Hülfe dieses mächtigen Werkzeuges entdeckte Herschel auch sechs Trabanten des Uranus; sie sind unter allen Körpern des Sonnensystems diejenigen, die am schwierigsten zu sehen sind. Dieß gilt ganz besonders von den vieren, die Herschel zwischen den Jahren 1790 und 1794 auffand — die zwei anderen entdeckte er schon 1787 — die auch kein Astronom nach ihm wieder gefunden hat.

Von seinen übrigen Entdeckungen innerhalb des Sonnensystems erwähne ich nur noch folgende. Der bereits früher genannte Heyghens hatte zuerst gefunden, daß der Saturn von einem frei schwebenden Ringe umgeben ist. Herschel entdeckte (1787), daß dieser Ring eigentlich aus zweien in einander liegenden besteht, die durch einen leeren Zwischenraum getrennt sind und daß er sich in 10 Stunden und 32 Minuten um seine Achse dreht. Die merkwürdigen Sonnenflecken hatten seit Erfindung des Fernrohrs die Beobachter beschäftigt; durch Herschel's Untersuchungen wurde die Kenntniß dieser räthselhaften Erscheinungen mächtig gefördert, woraus er zugleich merkwürdige Schlüsse über den Bau des Sonnenkörpers zog.

Noch viel großartiger sind die Aufschlüsse, die man ihm über die Fixsterne verdankt, ein Gebiet, in welchem er fast ganz ohne Vorgänger war. Eine ungeheure Arbeit, von der man glauben sollte, daß kaum mehre Menschenalter hinreichten, sie auszuführen, war die Grundlage dieser Untersuchungen, die Herschel durch ein höchst scharfsinniges Verfahren allein und in wenigen Jahren zu Stande brachte. Sie bestand nämlich in nichts Geringerem, als die Sterne — und zwar nicht blos die dem freien Auge, sondern auch die nur durch Fernrohre sichtbaren — an verschiedenen Stellen des Himmels zu zählen, um die Frage zu entscheiden, ob die Sterne gleichmäßig am Himmel vertheilt sind, oder ob und nach welchem Gesetze an einigen Stellen mehr, an anderen weniger Sterne in gleich großen Räumen enthalten sind. Er fand, daß diese Vertheilung sehr ungleich ist. In einem Streifen von nicht ganz drei Grad Breite in der Gegend des Sternbildes des Adlers zählte er über hunderttausend Sterne, während er an anderen Stellen in viel größeren Räumen nur sehr wenige antraf.

Hierauf gründete Herschel seine tiefsinnigen Ansichten über den Bau der **Milchstraße**. Dieser lichte Streifen, der den Himmel bald in geringerer, bald in größerer Breite durchzieht, hat seit uralter Zeit die Einbildungskraft der Dichter wie den Forschergeist der Philosophen beschäftigt und Fabeln wie Hypothesen — die oft auch nur Fabeln sind — hervorgerufen, die ihren Ursprung erklären sollten. Daneben tauchte schon im Alterthum die Vermuthung auf, daß dieser Schimmer nichts Anderes sey, als der zusammenfließende Glanz zahlloser Sterne, die nur zu weit von uns entfernt seyen, als daß wir sie noch einzeln als solche erkennen könnten. Nach Herschel ist die Milchstraße ein ungeheures Sternlager, welches unsere Sonne so umschließt, daß diese fast in der Mitte steht. Aber nicht immer wird sie die Gestalt behalten, in der sie jetzt gesehen wird. Das dichte Gedränge der Sterne an einigen, die Sternleere an anderen Stellen, deutet auf Anziehungskräfte, die dort wirksam sind; schon scheinen sich einzelne Haufen von den übrigen losgetrennt zu haben und kleinere, gedrängtere Lager für sich zu bilden. Auch unsere Sonne scheint einem solchen Zuge zu folgen, jedenfalls beharrt sie nicht an der Stelle des Raumes, in der sie sich jetzt befindet. Herschel hat es sogar versucht, die Richtung ihrer Bewegung zu bestimmen, und neuere Untersuchungen haben seine Ansichten vollkommen bestätigt.

Zwei große Zweige der neueren Sternkunde, welche schon jetzt die merkwürdigsten Aufschlüsse über den Bau des Weltalls gegeben haben und noch weit mehr für die Zukunft versprechen, sind von Herschel nicht blos zuerst gepflegt, sondern auch zu einem hohen Grade von Ausbildung gebracht worden; es sind die Untersuchungen über die Doppelsterne und über die Nebelflecken.

Es gibt viele Sterne, die, mit freiem Auge oder durch Fernrohre mit schwacher Vergrößerung gesehen, als einfache erscheinen, die sich aber bei starker Vergrößerung in zwei oder mehrere auflösen, woraus sich ergibt, daß sie nur deßwegen früher als einfache erschienen, weil sie so nahe zusammenstehen, daß ihr Glanz zusammenfließt und so dem freien Auge die zwischen ihnen befindlichen dunklen Räume verdeckt werden. Solche Sterne nennt man Doppelsterne, oder auch, wenn sie aus mehr als zweien bestehen, vielfache Sterne. Die ersten Beobachter, welche solche Sterngruppen bemerkten, hielten sie für ein Spiel des Zufalls, ohne ihre tiefere Bedeutung zu ahnen, und schenkten ihnen daher wenig Aufmerksamkeit. Erst wenige Jahre, ehe Herschel seine Untersuchungen über die Doppelsterne begann, trat ein deutscher Astronom, Christian Mayer, der an der Mannheimer Sternwarte angestellt war, mit der Behauptung hervor, daß bei diesen Sternpaaren der eine sich um den anderen drehe. Dieß war ein zu jener Zeit ganz unerhörter Gedanke. Bis dahin hatte man nur von dunkeln Körpern, die um dunkle kreisen, wie die Trabanten um die Planeten, oder von dunkeln, die sich um selbstleuchtende bewegen, wie die Planeten um die Sonne, gewußt; daß aber auch selbstleuchtende Körper sich wieder um selbstleuchtende drehen, also Sonnen Trabanten von anderen Sonnen seyn sollten, hielt man damals für unglaublich, während es jetzt eine ausgemachte Sache ist. Mayer hatte nicht blos den heftigen Widerspruch der Gelehrten, sondern sogar den Spott der öffentlichen Blätter zu ertragen, — ein merkwürdiger Beleg zu den Worten des Dichters:

> „Wir sind gewohnt, daß die Menschen verhöhnen,
> Was sie nicht verstehen."

War freilich bei Mayer das Richtige mit Falschem vermengt, waren seine Behauptungen nicht genügend bewiesen, immer bleibt ihm das Verdienst, zuerst einen neuen Gedanken in die Sternkunde eingeführt zu haben.

Als Herschel 1779 anfing, sich mit den Doppelsternen zu beschäftigen, kannte er nur vier solche, welche schon früher bemerkt waren, und nach wenigen Jahren hatte er bereits über 400 beobachtet und alle Einzelnheiten beschrieben. Vergebens forderte er zur Mithülfe in diesem weiten Felde auf, wie auch schon Mayer gethan hatte; kein Astronom entsprach seinem Wunsche, er arbeitete vierzig Jahre ganz allein. Fünfundzwanzig Jahre nach Beginn dieser Untersuchungen war es ihm entschieden, daß sich wirklich während dieser Zeit bei vielen Doppelsternen der eine um den andern bewegt hatte. Er unternahm es sogar, bei ein'gen die Umlaufszeit zu bestimmen, was freilich nur ein vorläufiger Versuch war, als der erste aber immer merkwürdig bleiben wird.

Mit Hülfe des Fernrohrs erblickt man an vielen Stellen des Himmels einen weißen Schimmer, ähnlich dem der Milchstraße, in den mannigfaltigsten Gestalten von der völlig runden bis zur völlig regellosen. Diese Gebilde nennt man Nebelflecken. Vor Herschel kannte man ungefähr hundert, während er ihre Zahl auf mehr als 2300

gebracht hat. Da einzelne sich in stark vergrößernden Werkzeugen deutlich in Sterne auflösen, so hielt man sie früher alle für nichts Anderes als entfernte Sternhaufen, und auch Herschel war zuerst dieser Meinung. Später aber stellte er die Behauptung auf, daß viele dieser Nebelflecken Gebilde ganz eigener Art seyen, wesentlich von den Sternen verschieden. Er sah in ihnen den Urstoff, aus welchem sich erst, nach vielen Uebergängen, die Sterne bilden. Er glaubte sogar, diese verschiedenen Stufen der allmähligen Ausbildung am Himmel nachweisen zu können, und theilte darnach die Nebelflecken in verschiedene Klassen. Hat man auch in neuerer Zeit Zweifel gegen diese Ansicht erhoben, so ist sie keineswegs widerlegt. Erst die Zukunft wird sie entscheiden; wie aber diese Entscheidung ausfallen möge, immer wird ihm das Verdienst bleiben, auch in diesem Gebiete zuerst eine breite Bahn gebrochen zu haben, immer wird man seinem Fleiße wie seiner großartigen Auffassung des Weltbaus die höchste Bewunderung zollen.

Neben Herschel's astronomischen Arbeiten dürfen auch seine Untersuchungen über die Natur des Lichtes nicht unerwähnt bleiben, die allein schon hinreichen würden, ihm eine Stelle unter den bedeutenden Naturforschern zu sichern. Ihm verdankt man die Entdeckung, daß die verschiedenen im weißen Sonnenlichte vereinigten farbigen Strahlen weder gleich stark erwärmen, noch gleich stark beleuchten, und daß es unsichtbare Wärmestrahlen gibt, — eine Entdeckung, an welche sich große und ganz neue Abschnitte der Naturlehre angeschlossen haben.

Herschel entschlief sanft, wie er gelebt hatte, im 84sten Jahre seines Alters, am 23. August 1822; er behielt bis zu den letzten Augenblicken die volle Geisteskraft. Er hatte noch in den letzten Lebensjahren die Freude, in seinem Sohne, Sir John Herschel, der zu den bedeutendsten Astronomen unseres Zeitalters gehört, ein großartiges Talent aufblühen zu sehen, würdig, seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen.

Das 40füßige Teleskop ist jetzt unbrauchbar geworden. Gegen Ende des Jahres 1839 ließ es Sir John aus einander nehmen, um seine Bestandtheile zu einem Denkmal für seinen Vater zu ordnen. Das 40füßige Rohr wurde bei dieser Gelegenheit nach der Richtung der Mittagslinie auf drei steinerne Pfeiler niedergelegt. Sir John nebst seiner Gemahlin und seinen sieben Kindern begaben sich in der Neujahrsnacht 1840 in dieses Rohr, sangen darin ein Loblied zu Ehren des Familienhauptes und seines Teleskops, und hierauf wurde das Rohr für immer verschlossen.

Es würde eine wesentliche Lücke in diesem Lebensbilde seyn, ließe ich die würdige Dame unerwähnt, welche Herschel'n stets als treue Lebensgefährtin zur Seite stand. Ich meine seine Schwester, Miß Caroline Herschel. Sobald Herschel von König Georg III. zum königlichen Astronomen ernannt war, ließ er sie zu sich nach England kommen, und sie wurde als seine astronomische Gehülfin angestellt. Während er beobachtete, schrieb sie seine Angaben auf, alle Rechnungen ohne Ausnahme sind von ihr, sie führte ein regelmäßiges Tagebuch über alle Beobachtungen, die sie in verschiedenen Verzeichnissen zusammenstellte und ordnete. Man verdankt ihr auch mehre selbstständige astronomische Arbeiten, wie namentlich die Entdeckung mehrer Kometen. Nach dem Tode ihres Bruders ging sie wieder nach Hannover zurück, wo sie, fast 98 Jahre alt, den 9. Januar 1848 starb.

Die Kleingewerbe London's.

Von Alphons Esquiros.

1. Fisch- und Austernhändler.

Mit dem Namen Großbritannien verbindet sich schon ganz naturgemäß die Idee des Handels und der Industrie. Seine „hölzernen Wälle," wie es seine Schiffe nennt, schützen nicht allein die britischen Küsten gegen jeden feindlichen Einfall, sondern unter dem Schutz der Nationalflagge führen sie ihm auf den Meeren die Produkte aus den fernsten Gegenden zu. Docks, zu denen alle Reichthümer der Welt ihren Weg finden, Fabriken, in denen Feuer, Eisen und Wasser Tag und Nacht nicht ruhen, Waarenpaläste, Banken, in denen das Gold in Strömen durch die Finger der Kassirer gleitet — Alles verkündet den Sieg der Arbeit über die Materie. Indessen beziehen sich meine Studien nicht auf den großen Handel, der auf Schifffahrt, zahllosen Fabriken und Bergwerken beruht; sie betreffen einen andern Handelszweig, ein unbekannteres, aber weites Feld, das die bescheidensten Klassen der englischen Gesellschaft bestellen. Mit diesen niederen Klassen beschäftige ich mich vor allen anderen deßhalb, weil hier hauptsächlich die Originalität der anglo-sächsischen Race anzutreffen ist. Diejenigen, die aus dem Pariser Faubourg St. Germain oder von der Chaussée d'Antin in die Zirkel des Westend von London kommen, wechseln blos die Salons. Sie finden mit geringen Unterscheidungen dieselben Manieren, oft sogar dieselbe Sprache, denn Engländer von Distinction sprechen gern französisch mit den Franzosen. Das trifft man aber nicht bei den unteren Schichten, dem Urgestein, wie die Geognosten sagen, an.

Bisher hat die Geschichte verabsäumt, uns mitzutheilen, wie die Völker leben. Die Jahresberichte (blue books) der englischen Regierung, die so reich an Details über einige Zweige des großen Handels sind, schweigen fast ganz von den kleinen Gewerben London's. Die einzige eingehende Forschung auf diesem Gebiet ging von Henry Mayhew aus, im Jahr 1851. Gerade die Straßenwelt, wie sie von den englischen Staatsökonomen genannt wird, bietet seit Jahrhunderten ein wechselvolles Bild ergötzlicher Thatsachen und eigenthümlicher Sitten von mehr oder minder nomadenhaftern Stämmen.

Die kleinen Erwerbszweige in London zerfallen in drei abgeschlossene Gruppen: in die, welche verkaufen, die, welche etwas aufsuchen (finders), und die, welche Kleider und Schuhe putzen.

An der Spitze der Verkäufer auf offener Straßen stehen die Coster-mongers. Ursprünglich war der Coster-monger, auch Costard-monger, wie sein Name verräth, ein Apfelhändler. Aber heutigen Tages beschränkt sich sein Geschäft nicht etwa auf diese Winterfrucht — er verkauft Eßwaaren aller Art. Es würde mir schwer werden, in dem endlosen London dieses schwankende Heer, das alle Straßen, Plätze, Märkte und finstere Gäßchen einnimmt, zu beobachten, hätte es nicht bestimmte Zusammenkunftsorte. Um die Sitten der Coster-mongers zu studiren, thut man am besten, einen der Hauptmarktplätze zu wählen, an denen sie sich an bestimmten Tagen auf einige Stunden versammeln, und von wo aus sie über die ganze Stadt sich verbreiten.

Da ich wußte, daß der Billingsgate-Markt sehr früh Morgens eröffnet wird, rückte ich schon vor Tagesanbruch dahin aus. London schlief. Die Glocken verkündeten einzeln, wie verlorene Posten, mit eherner Zunge durch die klare Morgenluft die dritte Stunde. Nach langer Wanderung befand ich mich endlich vor Billingsgate. Dieser aus Backsteinen aufgeführte, auf eisernen Pfeilern ruhende Bau hat, von der Wasserseite aus gesehen, mehr Physiognomie, als von der Straße her. Eine niedliche, kleine Glocke, die das Gehäuse einer Uhr bildet, begrüßt auf der Themse eine Gruppe Masten aus Hartlepool, Whitstable, Harwich, Great-Grimsby und anderen Häfen und großen englischen Fischereien. Ehe Billingsgate ein Marktplatz war, war es ein Hafen, in dem die Schiffe und Kähne Fische, Austern, Salz, Zwiebeln und Obst ausluden. Die Etymologie des Namens Billingsgate hat die englischen Sprachforscher schon viel beschäftigt. Einige behaupten, daß Belin, König der Briten um 400 v. Chr., da ein Schleusenthor — watergate —

anlegte, dem er seinen Namen gab, und daß, als er todt war, seine Asche hier in einer Art Obelisk aufbewahrt wurde. Dieser Ursprung wird heut als Fabel betrachtet; man glaubt allgemein, daß der Name Billingsgate von dem Namen eines der alten Besitzer dieses Kais herkommt. Ich war übrigens, muß ich gestehen, begieriger, die gegenwärtigen Begebenheiten des Marktes kennen zu lernen, als mich in die Londoner Alterthümer zu vertiefen.

Ich hatte einen Freitag gewählt, weil an diesem Tage der Woche der Billingsgate-Markt aus Gründen der Religion und der Oekonomie die meiste Aufmerksamkeit verdient. In den ärmeren Vierteln von London leben eine Menge Irländer, die die Gebote der katholischen Kirche streng befolgen. Andrerseits sind die englischen Arbeiter, die alle Sonnabende abgelohnt werden, am vorletzten Tage der Woche sehr von Geld entblößt und können eben nur ein mageres Mittagbrod bezahlen. Sie nehmen also Fische, wie diejenigen, denen die Religion Fastenspeise vorschreibt. Da der Markt noch nicht begonnen hatte, begnügte ich mich damit, die schönen Steinbutten, die Salmen mit Perlmutterschaalen und die Stockfische mit weitaufgesperrten Mäulern anzustaunen, die auf dem Kai aufgestapelt wurden. Die seefahrenden Nationen lieben den Fisch nicht blos als Nahrungsmittel, sondern auch als poetischen Gegenstand. Englische Dichter haben einem blauen Himmel mit weißen Wölkchen den Namen Makrelenhimmel (mackerel-sky) gegeben. Ein Fischermädchen, das mich den Kontrast der Hummer im natürlichen Kleide mit den Hummern im Kardinalgewand beobachten sah, rief lachend: „Das zeigt uns, wie schön wir werden, wenn wir im Todeskessel gesotten sind." Diese Fische und Schaalthiere, die frische Morgenluft mit Seewassergeruch, das noch feuchte Tauwerk, Alles erinnert an die Meeresküste. Um die Täuschung zu vervollständigen, begann in den Nachbarstraßen und finstern Gäßchen, wie „Dark-House-Lane," das Geräusch der Menge sich wie Meeresrauschen zu erheben.

Die acht zum Billingsgate-Markt gehörigen Taxatoren (auctioneers) hatten sich zwischen 4 und 5 Uhr früh in einer der drei Hauptschenken versammelt, um über die Quantität und Qualität der zu versteigernden Fische zu berathen. Um 5 Uhr begaben sie sich auf ihre bestimmten Plätze, und die Auction begann. Vor jeder Loge (box) thürmten sich von Minute zu Minute ungeheure Körbe auf, die unter dem Namen „Doppelte" bekannt sind. Jeder 'Doppelte' enthält 3—4 Dutzend Fische. Es ist den Käufern durchaus nicht gestattet, die Waare vor dem Kauf zu prüfen. Bis dahin war der Markt nur von den großen Fischhändlern London's und einigen reichen bumbarees*) besucht.

Die Menge der kleinen Händler hielt sich noch in einiger Entfernung. Die aristokratischen Lachse und Forellen werden übrigens nicht dem demüthigenden Versteigerungsverfahren unterworfen, sondern auf dem Wege des Privatkontraktes verkauft. Als die unter dem Namen regular fish-mongers bekannten Negozianten die Blume des Marktes gepflückt hatten, entstand eine Bewegung wie die der Meeresfluth; die Engländer nennen dieß rush. Es schlug sechs Uhr; dieß ist der Augenblick, in dem die Straßenhändler (Costers) erscheinen. Die Auctionsscene wurde bald von einer Menge Leute in groben, baumwollenen Westen verdrängt. Die Anzahl derselben beträgt im Winter 3—4000 und 2500—2800 im Sommer. Sie kaufen ein Drittheil der auf dem Markt befindlichen Fische auf. Einige Zweige dieses Handels sind sogar ganz in ihren Händen. Man zeigte mir unter ihnen einen langen, hagern Mann mit einer roth und gelben Kravatte um den Hals, der alle Morgen 15—20 Körbe kauft. Dieser Fisch-Rothschild wohnt in Somers-Town. Er verkauft einen großen Theil seiner Waare an die offenen Buden, die sie auf der Straße braten. Der Billingsgate-Markt war in diesem Augenblick ein wahres Babel an Sprachverwirrung. Aus dem Tumulte von Stimmen erhob sich das Geschrei der Verkäufer (salesmen), die mit weißen Schürzen um die Taille auf Tischen stehend die Köpfe der Menge überragten und die Preise ausschrieen. Mir fiel der Ausdruck von Nachdenken auf, den die harten, rohen Züge der Männer, Frauen und selbst der jungen Mädchen annahmen, wenn sie der Versteigerung folgten. Dieser Ernst kontrastirte seltsam mit dem Bild der Unordnung und Konfusion, das der Markt gewährte. Unter der Last ungeheurer Körbe gebeugte Träger in leinenen Jacken machten sich in dem Gewühl Bahn mit dem Rufe: Platz da! Platz! (Move on, move on!)

Der offene Theil des Marktplatzes ist nicht der einzige Verkaufsschauplatz. 'Austernstraße' wird die Reihe von Fischerkähnen genannt, die sich längs des Gebäudes hinzieht. Das Tauwerk und die aufgespannten Masten dieser Schiffe traten aus dem Morgennebel hervor, der einen Schleier über die Themse breitete. Die 'Austernstraße' ist tiefer gelegen als der Marktplatz, und man gelangt auf Leitern hinunter, die, an einen Werft (wharf) gelehnt, mit der Fluth sich heben und senken. Wohl zwanzig Schiffe lagen vor Anker, und wenn man von oben die von Männern und Frauen wimmelnden Verdecke sah, dachte man, sie müßten jeden Augenblick untersinken. Die Austern werden nicht ausgeboten, sondern Scheffelweise für einen Preis, über den man sich mit dem salesman einigt, verkauft. Ein Mann, von dem man weiter Nichts sah, als das Erscheinen und Verschwinden seiner rothen Mütze, holte mit einer Schaufel die Austern aus dem dazu bestimmten Schiffsraum in die Höhe, und ein anderer maß sie in einem Scheffel, während die Schiffer in ihrer Guernsey'schen Tracht am Bord saßen und nachlässig ihre Morgenpfeifchen rauchten. Der Käufer kann seine Austern nicht selbst mit sich nehmen; er muß sie Lastträgern (regular shoremen) überlassen. — Auch allerlei Muscheln werden in Säcken zum Verkauf gebracht. Endlich entdeckte ich noch im Nebel eine Gruppe Schiffe mit polirten eichenen Planken, deren Bauart holländischen Ursprung verrieth. Es waren Aalschiffe; Barken mit Käufern umgaben sie. Auf Jedes Begehr tauchte der Besitzer, ein Holländer, ein Netz in ein Reservoir und brachte es mit Aalen gefüllt in die Höhe. Die Käufer untersuchten sie aufmerksam und feilschten um den Preis. Dieser Handel auf dem Wasser ist eines der interessantesten, belebtesten Schauspiele London's. Als ich über den Billingsgate-Markt zurückging, war der Verkauf fast zu Ende. In den dunkeln Winkeln des Marktes und den benachbarten Straßen sah ich Gruppen mit der Theilung von Fischen beschäftigt. Die Costers schießen nämlich oft zusammen, um die Kosten zu bestreiten, und theilen dann die Einkäufe. Es war jetzt halb zehn Uhr — die Frühstücksstunde. Sie überließen ihre Reichthümer der Obhut Gottes und des policeman und zerstreuten sich. Einer großen Anzahl von ihnen folgte ich in ein den Costers wohlbekanntes Haus, Rodway's Coffee-House. Dort kann ein Mann für zwei Pence frühstücken. Ich trat in einen großen mit Tischen angefüllten Saal, an denen mehr als 1500 Personen ihr Morgenmahl einnahmen. Die Versammlung war schweigsam. Auf den Gesichtern prägte sich der Ernst der Stunde aus, die dem großen Lebensereigniß der Straßenhändler, dem Verkauf, vorausgeht. Die wenigen Worte, die ich erhaschen konnte, waren nicht englisch. Ich fragte einen meiner

*) Die 'bumbarees' oder 'bunmarees' sind Leute, die die Fische auf Bänken zum Wiederverkauf ausbieten.

Nachbarn, dessen Aeußeres am Wenigsten abstoßend war, ob seine Gefährten nicht zufällig Fremde seyen? Er lachte und erwiderte mir: „Unter uns Eingeweihten wird slang gesprochen; das ist eine Sprache, die weder von den Bürgern, noch von der Polizei, noch von den Irländern verstanden wird, und das ist sehr gut, denn die Leute brauchen sich nicht um unsere Angelegenheiten zu kümmern." Das slang ist ein Kauderwälsch, mit Hülfe dessen sich die Costers auf den Märkten und Wirthshäusern und auf der Straße unter einander verständigen.

Nach dem kurzen Frühstück zerstreuten sich die Coster-mongers in die verschiedenen Stadtviertel London's. Es war interessant, ihre Transportwerkzeuge zu sehen. Die Aermsten unter ihnen hatten Handwagen, die sie selber zogen, die meisten anderen einen kleinen Karren mit einem Esel, und die vom Glück am meisten Begünstigten hatten Ponies vorgespannt. Das Geschirr dieser Thiere variirte je nach der sozialen Stellung der Costers; die Einen waren geschmackvoll gezäumt und trugen Zierrathen von Kupfer oder Wolle, und Andere waren mit elenden Stricken an die Karren gespannt. Zwischen Herren und Thieren schien das beste Einvernehmen zu herrschen; ich sah mehr als einen Costers sein Stück Brod mit seinem Esel oder Pony theilen.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas von Ratten.

Von Prof. A. Herrich.

Die Ratte ist, sowohl im Einzelnen wie im Ganzen betrachtet, von allen kleineren Vierfüßlern der schlaueste, behutsamste und vorsichtigste, und daher auch am allerschwersten zu fangen. Ihre Pläne und Listen, um den gestellten Fallen und sonstigen Nachstellungen zu entgehen, sind in der That so scharfsinnig, daß das Einfangen der Ratten zu einer förmlichen Kunst erhoben worden ist, deren Jünger besonders in großen und handelsreichen Städten in einem gewissen Ansehen stehen und eine eigene Zunft bilden, welche sich sehr nützlich macht. Die Angehörigen dieser Zunft sind auf ihre Wissenschaft sehr eifersüchtig, und es ist sehr schwierig, ihnen etwas über ihr Geheimniß zu entlocken, welches häufig gar kein Geheimniß, sondern nur irgend ein einfaches, in mysteriöses Dunkel gehülltes Verfahren ist.

Die arme Ratte hat keine Freunde, sondern nur eine Anzahl Feinde, und darunter in erster Linie den Rattenfänger oder Kammerjäger selbst sammt seinen Hunden und Frettchen. Erbitterte Gegner der Ratte sind Katzen, Wiesel (das große Wiesel nämlich), Frettchen, Iltisse, Füchse, Hunde und Eulen. Jeder vernünftige Landwirth sollte daher diesen Thieren Schutz gewähren und namentlich Iltisse und Eulen in seinen Scheunen und auf Kornspeichern dulden. Aber der gefährlichste Verfolger der Ratte bleibt der Mensch, welcher ihr am wirksamsten mit Gift nachstellt. Kommt die Ratte einmal Nachts aus ihrem Loche, so findet sie vielleicht ein Stück in Butter gebackener Semmel mit Zucker oder Hanfmehl bestreut in der Nähe ihrer Behausung und verzehrt hungrig und arglos diesen Leckerbissen mit großem Appetit; allein schon wenige Minuten nach dieser Mahlzeit fühlt sie ein seltsames Drücken und Brennen im Magen und einen Geschmack wie von Zündhölzchen im Maule; sie eilt nach Wasser, um zu saufen, und stirbt dort unter furchtbaren Schmerzen; das Butterbrod oder der geröstete Speck waren mit Phosphor gezuckert, und nur der Hunger hatte die gewöhnliche Behutsamkeit der Ratte übertäubt.

Ein Thier, welches auf diese Weise überall von Gefahren und Nachstellungen umgeben ist, muß in Folge davon nothgedrungen seinen Witz geschärft und sich vorsichtig gemacht sehen. Die Ratte ist schon von Natur aus pfiffig, aber ich glaube, der Aufenthalt in den großen Städten steigert noch ihre Schlauheit, und die Ratte der Pariser und Londoner Abzugskanäle und der Rotterdamer oder Hamburger Speicher ist weit scharfsinniger und umsichtiger als die Ratte auf dem platten Lande. Die großstädtische Ratte trifft ihre Freunde und Brüder in den unterirdischen Abzugskanälen, in den Cloaken u. s. w. und hält Berathungen mit denselben über die Oertlichkeiten, wo Zuckerfässer, Speicher mit Repssalat und Getreide, Oelkuchen, Speckseiten u. s. w. zu finden sind. Die Ratte vom platten Lande wohnt in einem Loche hinter dem Troge des Schweinestalls, und frißt mit den Schweinen täglich so vertraut aus dem Koben, als hätte sie ein Anrecht auf einen derartigen Zehnten. Wird das gemästete Schwein geschlachtet und bleibt der Trog leer, so sucht sich die Ratte ein anderes Quartier, und Getreidefeimen, Speicherböden u. s. w. sind ja überall in Menge zu finden.

Die Ratten haben einen merkwürdigen Hang zu geselligem Zusammenleben. Selten findet man nur eine einzelne Ratte in einem Hause, sie müßte denn nur auf der Fahrt seyn. Wo eine Ratte aber einmal sich eingenistet, da zieht sie auch bald andere nach. Ich möchte glauben, daß sie die Gabe haben, sich einander verständlich zu machen und ihre Wahrnehmungen auszutauschen. Wie sie dieß anstellen, vermag ich mir freilich nicht zu erklären, allein daß sich Neuigkeiten von gutem Futter, von der Nähe einer Gefahr u. s. w. unter ihnen verbreiten, davon habe ich mich durch mehrfache Beobachtungen überzeugt. Auf der sogenannten Ermeler Haide in der Nähe meines Wohnortes, einer wasserlosen Hochebene von etwa zwei Meilen Flächenraum, stehen viele Scheunen vereinzelt auf den Getreidefeldern der Bauern, die ihren Wohnsitz in den umliegenden, eine bis zwei Wegstunden entfernten Dörfern haben. Eine dieser Scheunen nun war neuerdings „ausgejagt" und mit Hunden und Knütteln ein großes Gemetzel unter den darin befindlichen Ratten angerichtet worden, obschon sicher mehr als die Hälfte der wirklich vorhandenen entkommen war; man ließ ihnen hierauf einige Tage Ruhe, während welcher Zeit sie wieder häufig bemerkt wurden. Nach einiger Zeit wurden dann eines Nachmittags Zurüstungen gemacht, um am andern Tage die Jagd von Neuem anzuheben. Als jedoch am andern Morgen die Jäger kamen, waren die Löcher leer und in der ganzen Scheune keine Ratte mehr zu sehen. Jung und Alt, Groß und Klein, hatten sie sämmtlich das Gebäude geräumt und sich nach einer andern, etwas entfernten Scheune begeben; und seltsamer Weise hatte ein Schäfer sie am frühesten Morgen bei Tagesgrauen auf diesem Umzuge betroffen, wie sie alle in Einer Linie ruhig und ausdauernd über die Haide hinzogen nach ihrem neugewählten Quartiere.

Ratten können nicht ohne Wasser leben. Wenn eine Ratte vierundzwanzig Stunden lang kein Wasser bekömmt, so muß sie umkommen. Hinter den meisten Scheunen oder Oekonomiegebäuden ist ein Teich oder eine Pfütze, ein Graben oder irgend ein Wasserbehälter; untersucht man den Rand desselben, so kann man sicherlich die Pfade unterscheiden, welche die aus den Gebäuden zur Tränke kommenden Ratten gemacht haben. Es ist kaum glaublich, aber doch buchstäblich wahr und eine erwiesene Thatsache, daß auf dieser schon erwähnten Ermeler-Haide die Ratten, wenn sie sich in irgend einem neuen, hübschen Getreidefeimen einnisten,

der weit vom Wasser entfernt ist, sich selber förmliche Wasserbehälter anlegen. Ein gebildeter Landwirth, ein aufmerksamer Beobachter solcher naturgeschichtlichen Thatsachen, dem selber mehre solche Getreideseimen auf der Ermeler-Haide gehören, hat mich versichert, er habe beim Abräumen derselben häufig unter und neben denselben Löcher im Boden gefunden, welche Wasser enthielten, wenn Alles ringsum trocken war; diese Löcher seyen ganz mit Erde ausgeschlagen und von den Ratten selber wasserdicht gemacht und immer so angelegt gewesen, daß sie sich von der Traufe der Strohdächer der Feimen selber füllten. Wenn ich nicht irre, habe ich auch in einem englischen Werke gelesen, daß unter der ländlichen Bevölkerung von Berkshire solche „Rattencisternen" etwas ganz Bekanntes sind. In England setzt man, um die Ratten aus den Feimen entfernt zu halten, diese auf eiserne Pfosten; aber trotzdem sieht man sie zuweilen an herunterhängende Strohhalme sich anklammern und in das ersehnte Magazin sich hinaufschwingen. Auch klettern sie wohl auf zugänglicheren benachbarten Feimen bis auf das Strohdach hinauf und springen von dort auf die unzugänglichen hinüber. Uebrigens soll man durch Bündel von wilder Münze, Mentha sylvestris, welche man in die Feimen und auf die Kornspeicher legt, sowie durch Bündel von gemeiner Raute, Ruta graveolens, die Ratten zu vertreiben im Stande seyn.

Außerdem sind die Ratten sehr schwer aus Gebäuden abzuhalten. Ein Nachbar von mir, der einen großen Abscheu vor Ratten hatte, ließ im Erdgeschoß seiner Scheune mit großen Unkosten den Boden mit Concrete ausschlagen, um den Ratten das Wühlen unmöglich zu machen. Allein die Ratten überlisteten ihn; sie legten ihre Baue und Gänge nur um einen halben Fuß tiefer an, gelangten unter den Concrete und richteten sich nun ganz behaglich ein. Die Ratten können auch ausgezeichnet gut klettern, und ich habe zahme Ratten oftmals an Pfählen herauf klettern lassen. Sie klammern sich mit ihren kleinen, weißen Pfoten und scharfen Nägeln fest, und bedienen sich, was noch merkwürdiger ist, ihres langen Schweifes als eines Organes zum Greifen. Der kahle Rattenschwanz ist für manche Personen ein Gegenstand des Abscheues, aber für die Ratten selbst ist er ein höchst nützliches und unentbehrliches Organ; er ist ganz mit einer dicken, harten Haut bedeckt, aus welcher viele einzelne borstenartige Haare hervorstehen. Sie können ihn mit der größten Zierlichkeit und Behendigkeit gebrauchen, beinahe genau so wie die Affen ihre Wickelschwänze, und so versieht er ihnen gleichsam die Stelle eines weitern biegsamen Beins, das sie um einen Pfahl oder Pfosten wickeln und worauf sie sich beim Hinanklettern eben so gut stützen, wie beim Heruntergehen sich damit festhalten können. Ja noch mehr als dieß: ich habe zahme Ratten über ein ausgespanntes Seil laufen lassen und die Beobachtung gemacht, daß sie sich des Schwanzes gerade so bedienen, wie der Seiltänzer seine Balancirstange gebraucht, nämlich zur Erhaltung des Gleichgewichts und des Schwerpunktes. Versetzt man das Tau in Schwingung, während die Ratte darauf ist, so ist es sehr belustigend anzusehen, wie ängstlich sie wird und wie sie ihren Schweif hin- und herschwenkt; wie sie ihn im einen Augenblicke um das Seil wickelt, und ihn im nächsten wieder ganz steif wie Draht ausstreckt und langsam von einer Seite des Körpers auf die andere schlägt. Allein auch im ungezähmten Zustande klettert die Ratte leicht an einem Seil empor, wie nachfolgender verbürgter Fall beweisen mag. Der Koch des Grafen M. zu W. im Hannöver'schen hat einen kleinen Kohlen- oder Eiskeller, um rohes Fleisch darin aufzubewahren, welcher eine eiserne Thüre hat und dessen Fenster mit dicken, engen Drahtgittern versehen sind. Eines Abends hing der Koch darin einen gebratenen Rehrücken an einem Haken und Seil so auf, daß derselbe mindestens sieben Fuß hoch vom Boden hing; aber unglücklicherweise ließ er die eiserne Thüre offen. Am andern Morgen fand man den Rehrücken sehr stark angefressen von einer Ratte, von deren Anwesenheit jedoch keinerlei Spuren zu finden waren. Sie war ohne Zweifel an dem Seile hinaufgeklettert, welches in der Nähe des Fußbodens an einem Haken angeknüpft war; an der Decke angelangt, war sie dann am Stricke fortgelaufen, vielleicht mit dem Rücken nach unten wie eine Fliege an einer Stubendecke, dann am Stricke herunter bis zu dem Fleisch, hatte sich vollgefressen und war auf dieselbe Weise wieder zurückgekehrt.

In Neuseeland sind die Ratten eine solche Plage für die europäischen Ansiedler, daß diese alle eßbaren Dinge entweder in eisernen Schränken aufbewahren oder an Stricken aufhängen müssen, in welch letzterm Falle aber die Ratten nur dadurch von ihrer Beute abgehalten werden können, daß man unmittelbar über dem Stücke Fleisch u. s. w. an dem Stricke eine einheimische Pflanze kopfüber festbindet, welche einem Bündel zusammengebundener Bajonette gleicht. Die Ratten können, wenn sie am Strick herunter kommen, den ihnen entgegenstarrenden scharfen Spitzen der Pflanze nicht begegnen und müssen sich unverrichteter Dinge wieder zurückziehen; allein sie rächen sich für diese Vereitelung ihrer Bemühungen dadurch, daß sie die ganze Nacht ein abscheuliches Concert von Pfeifen, Kreischen und Fauchen in der Nähe des lockenden Bissens unterhalten und den Eigenthümer desselben nicht schlafen lassen. Die englischen Matrosen handeln nach demselben Grundsatz, wenn sie einen neuen Besen von Birkenruthen an das Tau anbinden, welches ihr Fahrzeug am Quai ansurrt (festbindet); die Ratten können sich durch den Besen nicht hindurch zwängen und die Reiser, aus denen er besteht, sind zu dünne, als daß sie es wagen könnten, darüber hinweg zu klettern.

Ein Hamburger Barkschiff lief einmal in den Hafen ein und wimmelte von Ratten. Der Kapitän beschloß, sich dieses Ungeziefers zu entledigen, und als seine Ladung gelöscht war, ließ er in einer Nacht Löcher in den Boden des Schiffes bohren und dieses versenken. Als das Wasser in dem Schiffe stieg, wurden die Ratten beunruhigt und kamen aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Aus irgend einem Grunde hatte der Kapitän eine Planke von dem Schiffe an die Anlände hinüber legen lassen, und die Ratten, welche glauben mochten, dieß seye ausdrücklich um ihretwillen geschehen, flüchteten nun eine um die andere über diese Planke an das Land. Einige Tage später wurde das Schiff, um seine Ladung einzunehmen, wieder dicht an die Anlände gebracht, und in derselben Nacht sah man einen Trupp Ratten, den man für denselben hielt, wieder auf das Schiff kommen und seine alten Quartiere wieder einnehmen. Da ich den Geselligkeitstrieb der Ratten und ihren Instinkt kenne, so bin ich ganz geneigt, dieser Geschichte Glauben beizumessen, die mir überdieß von einem sehr achtbaren und glaubwürdigen Augenzeugen mitgetheilt worden ist.

Eine andere Anekdote, welche zeigen mag, wie gerne Ratten sich auf Schiffen einnisten, erzähle ich nach einem englischen naturhistorischen Werke. Sir Frederik Maitland, Kommandant des 'Wellesley', gab sich die größte Mühe, sein Schiff frei von Ratten zu erhalten, von welchen die meisten Kriegsschiffe auf der Station Korfu wimmelten. Lange Zeit gelang ihm dieß. Endlich bekam er Befehl, nach der Insel Ithaka zu segeln. Die Einfahrt zu dem Hafen daselbst ist außerordentlich schmal; er wollte daher gar nicht den Versuch machen, mit seinem Dreidecker in denselben einzulaufen, sondern ließ denselben mittelst des Kabels an einem kleinen Felseneilande anlegen, das dicht vor dem Hafeneingange lag. Am fol-

genden Tag kehrte er nach Corfu zurück, ohne irgendwo angelegt zu haben; aber wie groß war sein Aerger, als er nun fand, daß sein Schiff buchstäblich von Ratten wimmelte. Sie waren auf dem Ankerbau von dem Felseneilande hereingewandert, welches nur unter dem Namen der 'Ratteninsel' bekannt war, welche Thatsache aber dem Kommandanten des 'Wellesley' fremd geblieben war.

(Schluß folgt.)

Neue Pariser Mysterien.

Ein Sittengemälde der Gegenwart

Von X. und Y.,
zwei unbekannten Größen.

(Fortsetzung.)

25.
Die Angst einer Mutter.

Es war am Tage nach jenem Gesellschafts-Abend bei Madame de St. Paul de Fénouville, um jene Stunde, wo Paris ganz wach ist und den Geschäften nacheilt, oder spazieren fährt oder geht, um zu flaniren. Dr. Kahn ging in seinem kleinen Salon auf und ab, worin er als „Arzt der körperlichen Schönheit" seine zahlreichen Klienten zu empfangen pflegte. Hier war Alles von einer gewählten Eleganz — der kleine Salon hätte jeden Moment der ersten Modedame zum Boudoir dienen können. Alles was nur Kunst und Geschmack zu erdenken vermocht hatten, vereinigte sich in diesem Zimmer: dunkle Sammttapeten, von deren Grund sich die reichen Goldrahmen mit den trefflichen Gemälden und die schönen Büsten und Statuetten angenehm und augenfällig abhoben! Und diese Gemälde und Büsten waren meist ausgezeichnet schöne Frauen, theils Porträts, theils Phantasiestücke, von den ersten Porträtmalern und Bildhauern, sowie reizende kleine Verjüngungen aller bekannteren Venus-Statuen bis auf die von Canova herab. Dazu einige vorzügliche venezianische Spiegel von verschiedener Größe, ein zierlicher Schreibtisch von Rosenholz, ein sehr eleganter Glasschrank von gleicher Arbeit, gefüllt mit Tausenden von Flacons von allen möglichen Formen und Farben; um das einzige große, breite und hohe Fenster herum eine Laube von den herrlichsten Schlinggewächsen der Tropenwelt, die unteren Scheiben verdeckt durch ein kolossales Aquavivarium, damals eine Neuigkeit! Dazu einige schwellende Divans und Armsessel, Chaises longues &c. Das ganze Zimmer hatte bei allem Luxus etwas ungemein Trauliches, Ruhiges und Friedliches; es wehte ein Geist darin, der zur Vertraulichkeit, zur Mittheilung, zum Plaudern einlud — ein Geist der Abgeschiedenheit, Stille und Harmonie. Allein gerade dieser Geist kontrastirte sichtlich mit der Aufregung und Unruhe, welche den gedankenvollen Doktor Kahn diesen Mittag erfüllte. Sonst vermochte er um diese Stunde, wo er seine Klientinnen erwartete, sich gewöhnlich aller Sorgen und Gedanken zu entschlagen, und zeigte den Damen, welche mit mehr oder weniger Befangenheit seinen Rath suchten, den freundlichsten Gleichmuth, die gewinnendste Gelassenheit und Ruhe, eine Artigkeit ohne Kriecherei, ein schmeichelhaftes Interesse ohne Leidenschaft, einen raschen und sichern Blick für die Mängel die man ihm nur anzudeuten brauchte und die er meist schon errathen, ehe die Dame mit ihrer Vorrede zu Ende war. Heute aber machte ihn kein energischer Wille seiner Befangenheit ledig, die er von seinen Morgen-Ausgängen in der Stadt mitgebracht hatte, und je näher der Zeiger der prachtvollen Stutzuhr auf dem Kamin der gewöhnlichen Sprechstunde rückte, desto unbehaglicher empfand Kahn jene Einbuße des innern Gleichgewichts, jene Störung der ruhigen Besonnenheit, welche sein Beruf heischte. Vergebens ging er mit raschen Schritten auf dem weichen Teppich des Zimmers auf und nieder, vergebens trank er ein Glas Eiszuckerwasser um das andere — die leidigen Gedanken an Herrn von Coucy und die anderen Opfer jenes frechen Attentats an der Oper wollten nicht weichen.

„Drei Viertel auf zwei Uhr!" murmelte er endlich ungeduldig; „ich wollte, ich hätte diese Nachforschungen erst heute Abend angestellt!"

Jetzt pochte es discret an einer Tapetenthüre des Salons, und eine ältliche, aber noch merkwürdig hübsche und frische Frau streckte den Kopf in der feinen, koketten Spitzenhaube herein und überreichte dem Doktor eine Visitenkarte.

„Die Gräfin Posselin?" fragte Kahn nach einem Blick auf die Karte erstaunt; „was will sie hier?"

— „Madame bittet auf einen Augenblick um Privataudienz für sich und eine andere Dame. Darf ich sie hier hereinführen?"

„Ei natürlich! nur rasch, Madame Feutreux!" Und als ob der Besuch dieser Dame den trüben Ideengang unterbrochen habe, der ihn seither gestört, stieß er die Flügelthüre auf und ging den beiden Damen entgegen durch den größeren Salon, der das Vorzimmer von dem Berathungszimmer trennte. — „Guten Tag, meine Damen! Guten Tag, meine Gräfin!" begrüßte er die dicke, kleine Gräfin, die gar keine Ansprüche an Huldigungen mehr zu machen schien, und ihre Begleiterin, eine große, schöne, stattliche Dame von etwa fünfzig Jahren, an deren stolzer, straffer Haltung und edlem, aber kaltem Profil man sogleich die Engländerin erkannte. „Was verschafft mir einmal das unerwartete Vergnügen, sogar die Gräfin Posselin hier zu sehen?"

— „Die Noth, lieber Doktor; das Bedürfniß Ihres Rathes — d. h. Ihres freundschaftlichen, nicht Ihres ärztlichen! Aber seht doch, das ist ja ein wahres Bijou von einem Boudoir, Ihr kleiner Salon! Mais il est charmant ce salon!" rief die Gräfin mit jener Extase, womit die Französinnen selbst in kritischen Momenten ihre Aufmerksamkeiten an Aeußerlichkeiten hängen; „sieh, sieh! wer hätte ahnen können, daß unser nüchterner, wackerer Doktor ein solcher Sybarite sey! Haben Sie je ein solch reizendes Schmollwinkelchen gesehen, meine Liebe?" wendete sie sich an ihre Begleiterin und warf sich in einen Fauteuil, um ihre Umgebung behaglicher mustern zu können.

„Reizend, in der That!" sagte die Engländerin mit einem schwachen Lächeln, und ließ sich würdevoll auf einem Divan nieder; „aber vergessen wir nicht, meine theure Gräfin, daß die Zeit dieses Herrn kostbar seyn wird . . . ."

— „Ach ja — Sie haben Recht, meine Liebe! Also, Doktor Kahn — meine liebe Freundin, Lady Montaigue, die Mutter jenes charmanten jungen Mannes, welchen Sie wahrscheinlich einige Male bei Frau von St. Paul gesehen haben!"

„Des Freundes des Herrn von Coucy?" fragte Kahn sehr ernst.

— „Ja, mein Herr! desselben!" erwiderte Mrs. Montague mit mühsamer Ruhe. „Paul Montague hat mir stets mit Stolz und Hochachtung von seinem Freunde de Coucy geschrieben, dessen Schicksal er vielleicht theilt . . . . Und hierüber Gewißheit zu erhalten, mich für meinen Sohn zu verwenden, ihn wo möglich zu retten, — das ist der Zweck, der mich aus England herüberrief."

„Lady Montaigue," setzte die Gräfin Posselin erläuternd hinzu, „hat mir die Ehre erwiesen, sich der Bekanntschaft zu erinnern, die wir vor einigen Jahren im Seebade von Tréport mit

einander gemacht hatten. Gestern hier angekommen, beehrte sie mich heute mit ihrem Besuch und theilte mir den Schmerz mit, welchen ihr das Ausbleiben von Briefen ihres Sohns und ein anonymer Brief mit Winken über dessen Schicksal verursacht haben. Die Erwähnung seines Namens im Zusammenhang mit dem des Herrn von Coucy, dessen Schicksal unsern ganzen Kreis so lebhaft und schmerzlich beschäftigt, gab mir die Idee ein, Madame sogleich zu Ihnen zu führen und uns Ihren freundschaftlichen Rath zu erbitten!"

— „Rechnen Sie auf mich!" sagte Kahn lebhaft; „aber sagen Sie mir, welchen Inhalts jener anonyme Brief . . . ."

„Hierüber wollte ich Ihnen so eben Mittheilungen machen, mein Herr," entgegnete Mrs. Montague mit einer Ruhe und Gelassenheit, welche einen schlechten Glauben an ihre mütterliche Zärtlichkeit und Seelenangst eingeflößt haben würde, wenn nicht ihr Auge mehr Unruhe verrathen hätte, als ihre blassen Züge voll ernster, reifer Schönheit. „Vor zwei Tagen erhielt ich auf meinem Gute in Hampshire einen Brief aus Paris von einer Frauenhand, schlecht genug geschrieben und mit einer so unverständlichen Adresse, daß ich eine Art providentieller Schickung darin sehen muß, daß er mir glücklich zugekommen ist. In einem kaum zu entziffernden unorthographischen Französisch schreibt mir die unbekannte Verfasserin . . . . Allein lesen Sie selbst!"

Kahn nahm das Blatt und entzifferte aus den hieroglyphischen Krakelfüßen Folgendes:

„Madame!

„Ihr Sohn, Herr Paul de M., ist in einer großen Gefahr. In der Nacht nach dem neulichen Attentat auf den Kaiser ist er mit einem seiner Freunde, Herrn von Coucy, verhaftet worden. Polizeisergeanten haben beide auf das Polizeiministerium geschleppt. Herr Paul ist zwar entkommen und hielt mit einem Fuhrwerke vor seiner Wohnung in der Rue du Bac, wahrscheinlich um seine wichtigsten Papiere zu retten; aber sein Diener Fortuné, welchen er erwartete, wurde ergriffen und in's Gefängniß geschleppt, und das Gefährt, worin Herr Paul von M. entfloh, ward am andern Tage in einem Flecken in der Nähe von Paris aufgefunden, ohne ihn, der wahrscheinlich seinen Verfolgern in die Hände fiel. Eilen Sie, Madame, ihn zu retten, wenn es hierzu noch Zeit ist. Seine Papiere, die er zurückgelassen, sind in Sicherheit, und die Polizei, die seither seine Wohnung noch nicht betreten hat, wird sie nicht finden. Er hat eine Freundin, die ihm wohl will, weil er immer gut gegen sie war, und die Ihnen von Allem Nachricht geben wird, was sie über sein Schicksal erfährt. Kommen Sie nach Paris, und Sie sollen sie kennen lernen."

„Der Brief trägt das Gepräge der Wahrheit," sagte Kahn, nachdem er ihn gelesen. „Es ist thatsächlich richtig, daß Mr. Montague wenigstens bei Herrn von Coucy war, als dieser arretirt wurde; aber ich weiß gewiß, daß er damals sein Schicksal nicht theilte, daß kein Verhaftsbefehl gegen ihn vorlag. Was ihm später begegnet ist, darüber mag der Brief genauer und glaubwürdiger seyn. Allein vor Allem, Madame, haben Sie keine Ahnung, wer die Briefschreiberin seyn mag?"

— „Nein, nicht die mindeste!"

„Ich habe Herrn von Montague nur von Gesicht gekannt, aus einigen sehr oberflächlichen Berührungen," fuhr Kahn fort. „Ich weiß nicht, ob er irgend eine Liaison hatte, wie sie heutzutage unter jungen Männern nicht selten ist. Der Brief läßt etwas derartiges ahnen. Wissen Sie vielleicht," setzte er zögernd hinzu, „ob er etwa eine solche Person bei sich — in seiner Wohnung hatte?"

— „Ich weiß es nicht, mein Herr," entgegnete Mrs. Montague beinahe verletzt; „aber ich scheue mich, es zu glauben. Mein Sohn ist ein Gentleman im vollsten Sinne des Wortes, und ein britischer Gentleman hält es unter seiner Würde, mit einer — Kreatur zusammen zu leben."

„Mag seyn, Madame," sagte Kahn; „hier zu Lande ist dieß leider weder selten noch auffallend. Und diese — Kreatur, wie Sie sie zu nennen belieben — scheint nicht eben die schlechteste ihres Standes zu seyn; sie verräth eine lebhafte, ernstliche, treue Anhänglichkeit an ihren 'Freund', wenn ich so sagen darf, und dieß ist etwas Seltenes unter derartigen Weibern, die gewöhnlich nur ein Gemeng von Geiz und Wollust, von Berechnung und Heuchelei sind."

— „In der That," fiel hier Gräfin Posselin ein, „dieser Brief verräth einen Zug von gutem Herzen, den man im Allgemeinen den Loretten nicht beimißt!"

„Haben Sie schon irgend welche Schritte gethan, um zu erfahren, wer die Schreiberin ist?" fragte Kahn.

— „Was denken Sie?" fragte Mrs. Montague mit einem Gemisch von Entrüstung und Stolz. „Wie könnte ich es über mich gewinnen, eine solche Kreatur aufzusuchen, selbst wenn ich ihren Aufenthalt wüßte?! . . . . Mein Gefühl als Frau und Mutter," fuhr sie ruhiger fort, als sie die minder rigorosen Gedanken zu errathen schien, welche den Arzt und die Gräfin in diesem Augenblicke bewegten, „sträubten sich seither, das zu glauben, was sich mir als eine vage Ahnung aufdrängte und was Sie vorhin in Worten aussprachen — nämlich daß die Schreiberin dieses Briefes die Wohnung von Mr. Montague getheilt habe, — und dennoch muß ich es beinahe glauben, denn," setzte sie zögernd hinzu und deutete auf den geprägten Stempel in der Ecke des Briefes, „denn diese Zeilen sind geschrieben — auf das eigene Briefpapier meines Sohnes."

Kahn unterdrückte mühsam ein triumphirendes Lächeln, und die Gräfin sagte entschuldigend: „Jenun, meine Liebe, ein derartiges Verhältniß ist, wie gesagt, hier in Paris etwas so Alltägliches, daß Sie hieran keinen Affront nehmen dürfen. Aber wenn Sie auch persönlich nicht in Berührung mit jenem Weibe kommen wollten, so haben Sie doch vermuthlich einen Ihrer Domestiken in Mrs. Paul's Wohnung in der Rue du Bac gesandt, um zu sehen, ob jene Person . . . ."

— „Um Vergebung, meine theure Gräfin," fiel ihr Mrs. Montague mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit in die Rede, „dieß würde allen meinen Gefühlen und allen unseren britischen Begriffen von Familienehre zuwidergelaufen seyn. Ich vermöchte es nicht über mich, einen meiner Diener mit der Schwäche seines Herrn vertraut zu machen. Es ist nicht schicklich, daß ein bezahlter Diener je Zweifel in die Achtbarkeit seines Herrn setzen dürfe. Ja meine Angst um die Ehre unseres Hauses und den tadellosen Ruf meines Sohnes ist so groß, daß ich es noch nicht einmal über mich gewann, einen der Beamten der Gesandtschaft Ihrer britischen Majestät in's Vertrauen zu ziehen, oder auch nur meinem Sachwalter in London Mittheilungen zu machen, obschon ich mich mehr und mehr überzeuge, daß ich seiner nicht werde entbehren können, und daß ich ihn durch Telegraph werde herbeirufen müssen, denn ich selbst," setzte sie mit einer Gemüthsbewegung hinzu, die ihr Thränen entlockte und die starre Form der Etikette und die Fesseln der Selbstbeherrschung gewaltsam sprengte, „ich selbst fühle mich jetzt so rathlos und ohnmächtig wie ein Säugling!"

Kahn begriff, was ein solches Geständniß die stolze Dame koste; er bewunderte im Stillen dieses angelsächsische Selbstgefühl

und diese sittliche Reinheit einer liebenden Mutter, einer Frau von Stande. Er war gewonnen für sie, ebenso sehr als er zuvor von Vorurtheilen gegen sie eingenommen war.

„Nicht doch, Madame!" sagte er mit ruhiger Würde; „lassen Sie Ihren Sachwalter aus dem Spiel. Was soll der Mann des buchstäblichen Gesetzes einer freien Nation gegen die hiesige Polizei, das Organ blinder Willkür? Dieß wäre nicht der Weg, der Sie zu Ihrem Ziele führen würde."

— „Aber was soll ich außerdem thun, um meinen Sohn zu retten?" fragte Mrs. Montague und ihre mütterliche Seelenangst verrieth sich unwillkürlich in Ton und Blick. „Es ist mir mehr als wahrscheinlich, daß Mr. Montague sich in irgend eine politische Verbindung eingelassen hat, welche den Umsturz der herrschenden Regierung beabsichtigt, obwohl ich," setzte sie mit aufquellendem Stolze hinzu, „darauf schwören kann, daß er an keinem Komplott theilgenommen, dessen Endzweck ein feiger Meuchelmord war. Ich weiß, daß ihm in einem solchen Falle kaum der gewandteste Vertheidiger von Nutzen seyn wird, obschon ich gerne jedes Opfer dafür bringen würde. Ich habe vergebens mich besonnen und nachgedacht, was ich thun solle; aber die Schwierigkeiten sind zahllos und meine hülf- und rathlose Lage läßt mich zu keinem andern Entschluß kommen, als einen Weg einzuschlagen, der — wenn auch vergebens betreten — doch nicht gerade kompromittirend für meinen Sohn ist, und dessen Erfolg mein Mutterherz mir als beinahe gewiß vorspiegelt!"

„Und was für ein Weg wäre dieß?" fragte Kahn neugierig.

„Meine liebe Freundin, Lady Montague, hat die Absicht, sich mit einem Gnadengesuch an Monsieur und Madame Bonaparte zu wenden," sagte die Gräfin Posselin, die als eifrige Legitimistin die Thatsache des 2. Dezembers noch immer geflissentlich ignorirte. „Ich bat sie, dieß nicht eher zu thun, als bis wir Ihren gütigen Rath eingeholt haben würden, lieber Doktor, da ich weiß, daß Sie Madame Bonaparte ehedem als Gräfin von Teba gekannt haben."

— „Was halten Sie von meinem Vorhaben, mich an den Kaiser und die Kaiserin zu wenden?" fragte Lady Montague mit fieberhafter Ungeduld

„Offen gestanden, Mylady, ich setze hierauf keine große Hoffnung," entgegnete Kahn entschieden. „Ich bin weit entfernt, von dem Privatcharakter dieses ungemein reichbegabten Mannes gering denken zu wollen, dem die Vorsehung die Geschicke Frankreichs anvertraut hat. Aber der politische Charakter des Kaisers ist eine Sphynx, ein unergründetes Räthsel. Wenn es seinen politischen Zwecken entspricht, den jungen Engländer von Stande zu begnadigen, wenn er einen Effekt von einem solchen Gnadenakt erwartet, so wird er Ihrem Ansinnen bereitwillig entgegenkommen; — im andern Falle werden Sie nicht im Stande seyn, zu ihm hindurchzudringen oder ihn zu erweichen. Das ist meine unmaßgebliche Ansicht. Männer in seiner Lage müssen streng, von starrer Unerbittlichkeit seyn, denn ihr Thron steht auf selbstgeschaffenen Stützen, nicht auf den Säulen des Besitz-, des Eigenthums-, des Erbrechts, der Gewohnheit, nicht auf der breiten Basis von Geschichte und Tradition . . ."

— „Aber die Kaiserin!" rief Lady Montague aufgeregt; — „sie ist ja eine Frau, sie ist selbst Mutter!"

„Mutter eines Sohnes, dessen Thron zu befestigen der einzige beherrschende Gedanke der Eltern ist!" sagte Kahn, und ein eigenthümliches, sardonisches Lächeln zuckte um seinen Mund, ein Blitz von bittrem Spott funkelte in seinen Augen. „Herrschen ist so süß, Mylady, so bezaubernd, daß man dieser Möglichkeit sicher bald alle anderen Regungen der Seele unterordnet, — alle außer der . . . Eitelkeit. Betrachten Sie jene beiden Porträts dort," fuhr er fort und deutete auf die zwei vortrefflichen Stahlstichbildnisse des Kaisers und der Kaiserin, welche an der Wand hingen, — „betrachten Sie sie aufmerksam, mit dem unbefangenen Blicke des Physiognomikers, des welterfahrenen Menschenkenners, und antworten Sie sich dann selber auf die Frage: was Sie von diesen erlauchten Personen wohl zu erwarten haben? In den räthselhaften Linien und Zügen des Kaisers suchen Sie sicher nicht die Gutmüthigkeit des Privatmannes; und die stolze, kalte Schönheit der Kaiserin verleugnet wenigstens Einen Charakterzug nicht, der im Einklange steht mit ihrem Hang zu rauschendem Vergnügen und Prunk, mit dem Drang, die Fee der Mode zu seyn, nämlich das, was einer der bedeutendsten Schriftsteller Ihres Vaterlandes kurzweg bezeichnete als a giddy love of show . . . ."

— „Sie haben mich entmuthigt, mein Herr," sagte die englische Dame traurig. „Mein armer, armer Sohn!"

„Es gilt vor Allem, zu erfahren, was aus ihm geworden ist, Mylady!" sagte Kahn lebhaft. „Es ist schwierig, aber nicht unmöglich, zu ermitteln wo er ist. Bevor Sie dieß jedoch gewiß wissen, thun Sie ja keinen Schritt seinetwegen! Lassen Sie es ein Geheimniß zwischen uns Dreien seyn, aus welchem Beweggrunde Sie hier sind. Nur auf diese Weise können Sie Ihren Sohn nicht noch mehr kompromittiren und alle Ihre Schritte zum Voraus nutzlos machen. Der erste Schritt, den Sie seinetwegen thun, wird Sie mit Mouchards umgeben; der Polizeiminister wird jeden Tritt und Schritt von Ihnen erfahren, und Sie werden sogar diejenigen Personen noch kompromittiren, deren Beistand Sie nachsuchen. Ich bin froh, daß Sie noch nicht in der früheren Wohnung von Mr. Montague gewesen sind oder Nachforschungen angestellt haben, — damit wäre viel verscherzt. Nein, Sie müssen hier seyn wie eine reiche müssige Fremde, welche sich amüsiren und ihre Toilette erneuern will — Sie müssen unbefangen an öffentlichen Orten erscheinen, auch wenn Ihr Herz blutet, und die Nichtigkeiten des Theaters und andrer Dinge Sie anwidern. Sie müssen zu täuschen suchen, um nicht durchschaut zu werden . . . ."

— „Aber wer soll alsdann für mich handeln und für meinen Sohn?" fragte die Engländerin mit einem tiefen Seufzer.

„Er, Er wird für Sie handeln, unser trefflicher Doktor!" rief die Gräfin lebhaft. „Ahnen Sie es nicht, meine Theure?"

„Bis zu einem gewissen Grade allerdings, Mylady, wenn Sie mir erlauben wollen," erwiderte der Arzt mit einem verheißenden Blicke in die fragenden, hoffnungstrahlenden Augen der bekümmerten Mutter und schüttelte die Hand, die sie ihm zögernd darbot. „Geben Sie mir den anonymen Brief, Mylady, und lassen Sie mich die ersten Erkundigungen nach der Schreiberin desselben anstellen. Und versprechen Sie mir, einstweilen jedes eigene Vorgehen in dieser Angelegenheit zu unterlassen."

— „Ich gelobe es Ihnen, mein Herr! . . . ."

„Erwarten Sie mich heute Abend in der Wohnung der Frau Gräfin," fuhr Kahn fort; „bis zehn Uhr hoffe ich Ihnen wenigstens einige Gewißheit bringen zu können. Allein nun bitte ich Sie, meine Damen, mich zu verlassen. Halten Sie es nicht für Ungastlichkeit, daß ich Sie entferne; aber mein Vorzimmer füllt sich mit Klienten, und der Beruf harrt meiner . . . ."

Damit wollte er dem Dank der Damen ausweichen und zugleich ihrer ledig seyn. Die neue Aufgabe, die er sich gestellt, hatte ihn sich selbst wieder gegeben, und er war wieder der ruhig freundliche, mild ernste, Vertrauen erweckende Wunderdoktor der Schönheit.

26.

Zwei romantische Kinder aus dem Volke.

Kurz nach zehn Uhr ward Doktor Kahn bei der Gräfin Posselin gemeldet, welche mit der ehrenwerthen Mrs. Montague ihn ängstlich erwartete.

„Nur keck herein, meine Kleine," sagte er im Eintreten zu einer andern Person, die ihm nur zögernd zu folgen schien; „es kostet ja den Kopf nicht, mein Kind, und Sie kommen nur zu Freunden! — Ach, Verzeihung, meine Damen!" wandte er sich dann an die Gräfin und ihren Gast, — „Verzeihung, wenn ich Ihnen ohne Ihre specielle Erlaubniß die Schreiberin des bewußten Briefes zuführe, um die Nachforschung nach Demjenigen, was Sie, Mylady, zu erfahren wünschen, zu erleichtern. Kommen Sie, Mam'zelle Gogotte; ich werde Sie den Damen vorstellen! — Mam'zelle Gogotte Jamin, Schuheinfasserin und Tochter des Concierge in jenem Hause der Rue du Bac, worin Mr. Montague wohnte, meine Damen! — Die Frau Gräfin Posselin, die Lady Montague, mein hübsches Kind!"

Mademoiselle Gogotte machte einen sehr graziösen Knix und trat in das volle Licht der beiden Lampen, die auf dem Kaminsims brannten. Sie war klein von Wuchs, aber ebenmäßig gebaut, hatte unregelmäßige und nicht eben hübsche Züge, aber sehr schöne und feurige dunkle Augen, eine kleine Hand, einen schmalen, kleinen Fuß in einem eleganten Prünellstiefelchen mit vergoldeten Knöpfen, der unter dem frischen Gingham-Kleide hervorschaute, eine hübsche kleine Mantille von schwarzer Seide und auf dem sorglich gescheitelten Haar ein winziges, kokettes Strohhütchen. Ohne schön oder auch nur hübsch zu seyn, hatte Gogotte etwas Pikantes und Interessantes, dem ihre jetzige ängstliche Befangenheit und die Röthe ihrer Wangen einen Reiz mehr verliehen.

„Seyen Sie uns willkommen, mein Fräulein!" sagte die Gräfin freundlich. „Wir sind Ihnen zu großem Danke verbunden wegen der fürsorglichen Benachrichtigung, welche Sie Lady Montague gegeben haben, und werden es noch dankbarer anerkennen, wenn Sie uns weitere Nachrichten über die Umstände geben wollen, welche Sie veranlaßten, den bewußten Brief zu schreiben. Wollen Sie nicht Platz nehmen?" setzte sie, auf einen der Lehnstühle deutend, hinzu.

Gogotte setzte sich schüchtern und nicht ohne Anmuth, und ihre lebhaften Augen musterten unter den langen, gesenkten Wimpern hervor die Umgebung, worin sie sich befand, und die Personen, denen sie gegenüberstand. Offenbar war sie noch nicht unbefangen genug, um zu reden, und Doktor Kahn, der dieß bemerkte, sagte: „Es hat einige Mühe gekostet, Mam'zelle Gogotte und ihren biedern Vater zu bewegen, daß sie mich begleitete. Monsieur Jamin ist ein unerschrockener Leser des Siècle und der Presse, ein ehrlicher 'Rother', und thut sich auf den muthigen Schritt seiner Tochter etwas zu gut. Es bedurfte manchfacher Erörterungen, um ihn von meiner Achtbarkeit und davon zu überzeugen, daß ich der Polizei gänzlich fern stehe. Allein nachdem ich beide Personen von der Rechtschaffenheit meiner Absichten überzeugt hatte, machte er sich eine Pflicht daraus, meine Bemühungen aus Kräften zu unterstützen. — Um nämlich die Wohnung zu erfahren, welche die vermeintliche Freundin von Mr. Montague inne hatte, wandte ich mich an Monsieur Jamin und suchte ihn für mich zu interessiren. Allein merkwürdiger Weise blieb er sogar gegen ein Goldstück unzugänglich und zugeknöpft bis an's Kinn, bis mich die unruhigen Blicke und das Erglühen von Mamsell Gogotte ahnungsvoll einigermaßen der Wahrheit näher brachten und ich das gute Kind bald einer edlen That überführte, deren sie sich mit Fug rühmen kann. Mademoiselle Gogotte hat nicht nur die sämmtlichen Papiere des Mr. Montague in Sicherheit gebracht, sondern auch die letzten verdächtigen Gegenstände aus seiner Wohnung entfernt und so der Polizei jede Aussicht auf den Erfolg einer Haussuchung benommen. Aber erzählen Sie doch lieber selbst, Mademoiselle, wie Alles zugegangen!"

„Ja, meine Liebe, erzählen Sie Ihre wackere, freundliche Handlungsweise!" sagte Lady Montague und reichte der kleinen Französin die Hand, welche diese lebhaft ergriff und bescheiden küßte.

„Ach, meine Damen! es lohnt gar nicht der Mühe, so viel Aufhebens von dem Bischen zu machen, was ich für Monsieur den Engländer zu thun im Stande war!" sagte Gogotte, anfangs schüchtern und doch nicht ohne ein gewisses bescheidenes Selbstgefühl, bis sie sich allmählig in ihre gewohnte Lebhaftigkeit hinein redete. — „Va! ich hatte allen Grund, dem Herrn Engländer gut zu seyn. Er war immer sehr generös gegen meinen Vater und hübsch artig gegen uns Andere — gar nicht so filzig und hochmüthig, wie die anderen Bifstiks, die früher unsere Miethsleute waren, denn Sie müssen wissen, meine Damen, unser Haus hat von jeher ein Renommee unter den Engländern gehabt. Ueberdieß hatte ich einen besondern Grund, dem Herrn Engländer gut zu seyn, denn obschon er nie mit mir sprach, ging er doch nie an mir vorüber, ohne mich freundlich zu grüßen und meinen Gruß zu erwidern — was schon viel ist von einem vornehmen Schentelmänn. Obendrein hat er sogar eines Morgens eine meiner Freundin am Fenster der Loge gesehen, die mir einen Blumenstock brachte, weil mein Namenstag war, und dieß aus unseren Gesprächen erfahren, und als er wieder von seinem Ausgang in die Stadt zurückkam — ich saß eben wieder am Fenster der Loge, weil Papa Jamin ausgegangen war — reichte er mir ein leichtes, großes Paket herein in einem wunderschönen rosafarbenen Seidenpapiere, lächelte mich aus seinen großen Augen ganz freundlich an und sagte: 'Für Sie, Mademoiselle! geruhen Sie, es von mir als Angebinde zu Ihrem Namenstag anzunehmen!' Das waren seine Worte — die einzigen, die er bis dahin je mit mir gesprochen! Und wie ich das Papier entfalte — was seh' ich darin? Sapristi! einen Blumenstrauß mit Silberspitzen, lauter schöne, fremde Blumen, ein Bouquet, meiner Treu! woran sich eine Herzogin nicht hätte schämen dürfen! — Ah, fichtre! das war sehr generös von dem Herrn Engländer, und Nerine, meine Freundin, die mir den Blumenstock gebracht hatte, sagte das auch. Und das thut Einem wohl, sehen Sie, meine Damen, denn wenn man auch arm ist, so hat man doch Herz, wissen Sie, und ebenfalls ein Bischen Stolz, denn man ist unabhängig. Und von diesem Tage an sprachen Nerine und ich viel von dem Herrn Engländer, und sie lernte ihn kennen und sagte mir, daß er oft in ihr Haus komme zu einem ihrer Miethsleute, einem homme de lettres, Namens de Coucy, und sie zeigte mir Monsieur de Coucy, der oft auch bei uns aus- und einging, und wir beide waren stolz auf solche Miethsherren. — Nun sehen Sie, meine Damen, Nerine ist wie ich die Tochter eines Concierge, ist Schuheinfasserin wie ich — wir haben beide früher in demselben Atelier gearbeitet, aber weil wir honette Mädchen sind, so hat uns der Brodherr gestattet, daß wir für ihn en domicile arbeiten, was eine Erleichterung für Papa Jamin ist, da Mama vor einem Jahre gestorben. Da trifft es sich denn zuweilen, daß wir Abends einander besuchen, wenn Papa Jamin in's Estaminet geht und ich allein zu Hause bin, und da plaudern wir dann bei der Arbeit von allerhand Dingen. Vor neun Tagen nun — Sie wissen, meine Damen, an jenem Abend des Attentats — sagt Papa Jamin zu mir: 'Gogotte', sagte er, 'ich werde ausgehen, es gibt

einen kleinen Krawall auf den Boulevards, den ich mir mit ansehen will! Wenn mich nicht Alles täuscht, so wollen sie dem Badinguey etwas am Zeuge flicken! Du bleibst daher zu Hause!' Ich mache Vorstellungen, um ihn zurückzuhalten, denn ich weiß, er ist bei einem Krawall nie ein müssiger Zuschauer — aber vergebens! Er geht, läßt mich allein und verspricht mir nur, im Vorbeigehen Nerinen zu mir zu schicken. Aber prost die Mahlzeit! die muß auch zu Hause bleiben, weil sich ihr Vater den Spaß mit ansehen will! Kurz, ich bleibe da und langweile mich wie ein Mops, denn wissen Sie, man kann nicht einmal lesen bei dem Schuheinfassen! Keine Bonne kommt herunter zum Plaudern, das Haus wie ausgestorben, Niemand geht aus und ein — Niemand als der Herr Engländer! Dreimal geht und kommt er, so gedankenvoll, so zerstreut, er gönnt mir keinen freundlichen Blick, er sieht nicht einmal, ob ich ihn grüße, oder ob es Papa Jamin ist. Auch Monsieur Fortuné, sein Diener, geht verdutzt und mit noch ernsterer Miene als sonst, aus und ein, und bleibt lange, lange aus. Es wird Mitternacht, man hört Pferdegetrappel und Waffengeklirr auf der Straße und Papa Jamin kommt noch immer nicht. Ich kriege Todesangst um ihn — endlich kommt er, aber in einem solch aufgeregten Zustande, daß ich ihn zu Bette bringen muß. Er schwatzt verwirrtes Zeug von Attentat, Bonaparte, Oper u. s. w., er stößt wilde Verwünschungen aus und ich sehe, er ist in ein Cabaret gerathen, wo sie dem Manne, der nichts ertragen kann, mit Trinken zugesetzt haben. Das mehrt noch meine Angst und Unruhe, denn alle Hausgenossen sind nun herein, ausgenommen der Herr Engländer und sein Mann Fortuné. Plötzlich schellt es gewaltig. — Aha! das ist er! denke ich und ziehe die Schnur. Aber vergegenwärtigen Sie sich meine Bestürzung, meine Damen, wie ich mit der Lampe in den Flur hinausleuchte, denn das Gas an der Treppe war schon ausgemacht, und Nerinen erkenne, die ganz athemlos und schluchzend hereinstürzt. — 'Welches Unglück, Gogotte!' ruft sie; 'sie sind verhaftet, mein homme de lettres und Dein Engländer! Die Polizei hat sie abgeholt und in's Loch geschleppt — denke Dir, unser Haus war ganz militärisch besetzt — man holte sie ab, wie den Cinqmars in dem Theaterstücke! Ach, mein Gott, sie sind Verschwörer!' — Ich war ganz außer mir — ich hatte eine Ahnung davon, daß der Herr Engländer ein conspirateur seye; ich hatte mehrmals viele Personen von verschiedenem Stande und Aussehen zu ihm hinaufgehen sehen. Allein trotzdem konnte und wollte ich nichts glauben. Aber Nerine hatte ja gesehen, wie er mit Herrn von Coucy und Fortuné von den Soldaten aus dem Hause geschleppt wurde — sie wollte darauf schwören! Wir weinten zusammen und konnten keinen andern Gedanken fassen, als an die Unglücklichen. Endlich ging Nerine wieder, denn sie mußte nach Hause — sie konnte nicht ausbleiben. Kaum war sie fort, so höre ich einen Wagen vor dem Hause anfahren — man klingelt leise — ich öffne — es ist mein Engländer, der rasch an mir vorüber stürzt und die Treppe hinauf eilt. Nach einigen Minuten kommt er wieder zurück, einen kleinen Reisesack unter dem Arme, im Ueberrock, einen Shawl auf dem Arme, wie zu einer Reise gerüstet. Ich sehe ihn an — er ist sehr entschlossen und ernst. 'Mademoiselle,' sagt er, 'wechseln Sie mir gefälligst einen Napoleon!' — Impossible, Monsieur! — 'Nun denn, gute Nacht!' sagt er und geht aus dem Hause. Aber immer hör' ich den Wagen noch nicht wegfahren und stehe wie auf Kohlen vor Erwartung — kann mich nicht zu Bette legen, denn die Unruhe um ihn peinigt mich unsäglich. Da schellt es nach langer Zeit wieder. Abermals ist er es. 'Erlauben Sie mir, Mademoiselle,' sagt er, '...ß ich bei Ihrer Lampe einige Zeilen schreibe, welche Sie meinem Diener bei seiner Rückkehr übergeben wollen, nicht wahr? Werden Sie so freundlich seyn? Aber nur persönlich meinem Diener!' sagt er mit besondrem Nachdruck; 'kommt er bis morgen Mittag nicht wieder, so werfen Sie das Papier in's Feuer, — hören Sie!' — Ich versprach es ihm — er drückt mir die Hand mit einem stummen Blick — fort ist er, und ich höre den Wagen davonrollen. Seither hab' ich weder ihn noch Herrn Fortuné gesehen, auch mit Niemand darüber gesprochen. Drei Tage lang trug ich das Papier, das mein Engländer aus seiner Brieftasche gerissen hatte, in meinem Portemonnaie — ich konnte es nicht bestellen, weil Herr Fortuné nicht wieder kam. Aber mittlerweile stand in den Zeitungen Alles, was ich zu meiner Aufklärung bedurfte; ich hörte von Papa Jamin, von Nerinen, von allen Bekannten, um was es sich gehandelt hatte. Endlich öffnete ich das Papier — lauter Haken und Krakelfüße statt der Buchstaben — es muß englische Schrift gewesen seyn — kein Christenmensch hätte sie entziffern können. Da warf ich das Papier in's Feuer, sprach ernstlich mit Nerinen und wir kamen überein, dem Herrn Engländer die Wohnung zu räumen. Papa Jamin mußte unschuldig bleiben, damit er vor der Polizei schwören könne, daß er nichts wisse. Am Ende traute ich sogar nicht einmal Nerinen mehr, weil, was zwei wissen, schon kein Geheimniß mehr ist. Ich leerte alle Papiere des Schreibtisches in einen alten Sack, den ich im Kohlenkeller versteckt habe. Die Kleider schaffte ich zu einer Bekannten auf's Land, und verschiedene seltsame Gefäße und Waffen und Flaschen und Becher, Schürzen und Schleifen, die sich in einem Wandschranke in dem Kabinet gefunden hatten, sind ebenfalls auf's Land gewandert, in einer kleinen Kiste mit Häcksel eingepackt. Dann aber schrieb ich den Brief an Madame, seine Mutter, deren Adresse ich auf einem Blatt seiner Schreibmappe vorgefunden, und — das ist Alles, was ich zu sagen weiß! Die Mouchards mögen nun kommen — das Nest ist leer!"

„Vollkommen leer und gefahrlos für den Abwesenden," bestätigte Kahn. „Das muthige, scharfblickende Kind hat jede Spur entfernt, die verdächtig oder einer Deutung fähig seyn könnte, und sogar den Inhalt des Papierkorbes verbrannt."

Die ehrenwerthe Mrs. Montague war tief gerührt von der Schilderung des Mädchens und belobte dieses in Ausdrücken herzlicher Dankbarkeit.

„Was wollen Sie?" sagte Gogotte. „Man ist arm, aber man ist dankbar; man hat sein Ehrgefühl; man erkennt an, wenn Leute freundlich gegen uns sind. Hätt' ich für unsern braven Engländer weniger thun sollen, als Nerine für ihren homme de lettres gethan haben würde?!"

— „Und Sie .... Sie haben nie in einer .... andern nähern Beziehung zu meinem Sohne gestanden?" fragte Mrs. Montague forschend.

„In welcher Beziehung wollen Sie denn, daß ich zu ihm gestanden haben solle, Madame?" fragte Gogotte naiv. „Ich habe nie mehr als zehn Worte mit ihm gesprochen!"

— „Treffliches, edles Mädchen!" rief die Engländerin aufstehend, trat auf Gogotte zu und drückte ihr beide Hände. „Sie haben so viel für ihn gethan, daß ich Ihnen keinen Dank zu bieten vermag, der Ihren Leistungen entspräche. Aber als Zeichen meiner Hochachtung nehmen Sie, ich bitte, dieses Armband!"

„Ich? Ah, Madame belieben zu spassen! So kostbar .... Und Sie haben noch nicht einmal die Effekten des Herrn Engländers von mir erhalten — ach, Madame müssen dieselben übernehmen, denn eher finde ich keine Ruhe!"

Gogotte mußte trotz alles Sträubens das kostbare Bracelet annehmen, die Gräfin und der Doktor nöthigten es ihr auf. Aber

weitere Aufschlüsse vermochte sie über Paul Montague nicht zu geben — sie hatte alles schon gebeichtet, was sie wußte. Mrs. Montague entließ sie mit der Bitte, ihr die Effekten morgen in einem Fiaker zu der Gräfin Posselin zu schaffen, deren Diener ihr dabei behülflich seyn sollte. Die Gräfin nöthigte ihr eine Banknote von hundert Francs auf — pour le fiacre et le commissionnaire, wie sie sagte, und Doktor Kahn begleitete Gogotte noch bis an den Fiaker herunter, der sie erwartete.

Als Kahn in den Salon der Gräfin zurückkehrte, tauschten die beiden Damen noch immer ihre Verwunderung und ihr Erstaunen über den uneigennützigen Edelmuth und die Umsicht der kleinen Grisette aus, die nur die Tochter eines Schuhflickers war. Es fiel diesen beiden vornehmen Frauen schwer, an das Vorhandenseyn solcher Gefühle bei Mädchen aus der untersten Volksklasse zu glauben, die sie nur für halbe Menschen anzusehen gewohnt gewesen waren, und sie gaben sich beide das Wort, Nerinen und Gogotten das Anerbieten zu machen, sie in Dienste zu nehmen. Gogotte sollte Mrs. Montague als Zofe nach England begleiten, Nerine in gleicher Eigenschaft bei der Gräfin eintreten dürfen.

„Was halten Sie davon, Doktor?" fragte die Gräfin.

— „Nichts, Frau Gräfin!" erwiderte dieser trocken. „Ich würde mich freuen, wenn, wie ich hoffe, diese Mädchen ein solches Anerbieten ausschlügen. Aber lassen Sie uns von etwas Anderem reden. Herr Montague ist aus Paris glücklich entkommen — ich habe bestimmte Nachrichten, daß er nicht im Gefängnisse Mazas sitzt, wie Herr v. Coucy und Fortuné; aber ich zweifle, ob ihm die Flucht glücken wird; lassen Sie uns zunächst ermitteln, wohin er sich gewandt hat!"

27.
Der nächtliche Lauscher.

Kehren wir wieder zu dem Gegenstand so vieler Sorgen und Unruhen zurück, zu Paul Montague, den wir am Abend jenes Frohnleichnamsfestes auf dem Schlosse Ronville verlassen hatten.

Der Baron und seine Gäste hatten kaum um den runden Tisch Platz genommen, wo ihnen der Kaffee servirt wurde, als Pierre eintrat und der Baronin einen Brief übergab, den einzigen, der mit der Abendpost gekommen seye. Die Baronin musterte die Adresse durch ihre Lorgnette, las dann laut das Postzeichen Rennes und reichte das Schreiben über den Tisch hinüber ihrer Tochter.

„Aha, Miß!" rief der Baron, „was für eine Correspondenz hast Du denn da mit Rennes?"

— „Ich? durchaus keine, Papa!"

„Ah, vermuthlich hat der Vicomte an Dich geschrieben. Er ist der einzige Bekannte, den Du in Rennes haben könntest!"

Madeleine erröthete leicht, öffnete das Couvert mit zitternder Hand und nahm aus demselben die Einlage, die sie öffnete und von allen Seiten besichtigte.

„Wie? ein weißes Blatt? Was hat denn das zu bedeuten?" riefen die Anwesenden.

Madeleine erglühte; sie wußte ebenso wenig wie die Anderen, um was es sich handle, aber sie hatte einen Argwohn. „Es muß irgend eine Mystifikation seyn," sagte sie mit unsicherer Stimme. Das weiße Blatt ward herumgereicht und geprüft und gab Anlaß zu allen möglichen Vermuthungen und Deutungen; endlich legte man es auf den Tisch, wo Madeleine es aufraffte und in die Tasche steckte.

„Wollen Sie nicht die Romanze von gestern Abend noch einmal singen?" fragte Paul.

„Ihnen zu Gefallen würde ich gerne alles thun," gab sie ihm leise zur Antwort; „allein dieß ist mir unmöglich, denn der Pfarrer erlaubt mir heute keine andere Musik, als religiöse."

Paul verwünschte im Stillen diesen Umstand, allein es gelang ihm den ganzen Abend nicht, Madeleine aus dem Familienkreise hinwegzulocken, und endlich gingen die anderen Gäste, und die Dienerschaft brachte die Kerzen zum Schlafengehen. Erst jetzt winkte ihm Madeleine auf die Seite und sagte: „Sie wissen, daß man mich für sehr unabhängig hält, und Sie kennen den Begriff, welchen man hier zu Lande diesem Worte beilegt. Nun müssen Sie aber nicht schlecht von mir denken, wenn ich meinen Charakter so konsequent festhalte, daß ich Ihnen sogar einen Vorschlag mache, den ich eigentlich keinem Manne machen sollte." Sie hielt inne, und heftete einen forschenden Blick auf Paul.

„Reden Sie ohne Scheu," sagte er warm; „ich halte Sie für so vollkommen, daß nichts, was Sie mir auch sagen werden, meine gute Meinung von Ihnen ändern kann!" — Er ahnte dabei freilich nicht, was er eigentlich versprach.

„Ich danke Ihnen," erwiderte sie, und Thränen traten ihr beinahe in's Auge; „ach, Sie sind leider beinahe die einzige Person außer meinem Vater, welche so von mir denkt; und doch bin ich jetzt genöthigt, einen Schritt zu thun, der, wie ich wohl weiß, Ihr Wohlwollen und Ihre Achtung für mich beeinträchtigen muß, Herr . . ."

„Paul," ergänzte er schüchtern.

„Ja, ich will Sie bei Ihrem Taufnamen nennen, Herr Paul, denn ich wünsche nichts sehnlicher, als daß Sie mir ein Bruder seyen, daß Sie mir Ihr Wohlwollen bewahren und mir Ihren Beistand nicht versagen!"

„Rechnen Sie ganz auf mich, koste es auch mein Leben," flüsterte er.

Sie reichte ihm verstohlen die Hand und sagte dann mit stockender Stimme: „So hören Sie denn, was ich Ihnen mittheilen wollte: morgen früh vor dem Dejeuner werde ich in jener Waldallee, der allée verte, spazieren gehen, wo — wo wir neulich mit einander ritten, dort sollen Sie mich treffen — wollen Sie?"

Den jungen Engländer überlief es eiskalt — dieser Vorschlag von einer unverheiratheten Französin war entsetzlich, und er stammelte: „Ich will — ich werde kommen."

„Herzlichen Dank und gute Nacht! schlafen Sie wohl!"

Der letztere Wunsch war reiner Spott. Als Paul unter der Führung des alten Pierre über lange Korridore und Wendeltreppen sein Zimmer erreicht hatte, fand er in seiner Aufregung Stundenlang keine Lust, sich zu Bette zu begeben. Von Zweifeln gepeinigt, von einem wilden Fieber durchglüht, ging er grübelnd in seinem Zimmer auf und ab und gelangte endlich zu folgenden Schlüssen: Jene Händedrücke, jene unzweideutigen Blicke Madeleine's, und endlich gar dieses seltsame Stelldichein reimen sich gar nicht zusammen mit dem, was man mir von der gewöhnlichen Handlungsweise der französischen Mädchen erzählt hat. Also hat Madeleinens Betragen gegen mich entweder eine tiefere Bedeutung, oder es ist ganz bedeutungslos, eine Laune, ein Spiel müssiger Koketterie. In letzterem Falle ist Madeleine nicht das edle Geschöpf, wofür ich sie hielt, sondern eine bloße Kokette gewöhnlichen Schlages — für mich das Verhaßteste, was es geben kann. Soll ich aber ihrem Benehmen eine Absichtlichkeit und Bedeutung beimessen dürfen, so muß ich daraus schließen: entweder daß sie mich liebt, oder daß sie — was mir ein Greuel wäre — ein Werkzeug ihrer Zwecke aus mir machen möchte. Liebt sie mich aber — und der Himmel weiß, wie glücklich mich dieß machen würde! — wie vermag ich mir dann ihr Betragen gegen jenen Antoine Legrand zu erklären, — ein Betragen, das gar kein Mißverständniß zuläßt? Wenn sie mich nur als Werkzeug benützen will, so möcht' ich wissen, zu was für

Zwecken? weßhalb will sie mir den Glauben beibringen, daß sie sich für mich interessirt? das ist herzlos. Wenn sie mich also nicht liebt, so hab' ich allen Grund sie zu hassen!

Mit diesen und ähnlichen Sophismen war es ihm vermeintlich gelungen, sich kälter zu machen; allein er täuschte sich hierin gewaltig. Er war noch immer im Fieber, und dafür bürgte, daß er jetzt an's Fenster trat und es öffnete, so daß der einströmende Windzug die Kerze auslöschte.

'Was liegt daran?' dachte er, 'wenn keine Zündhölzer da sind, kann ich nöthigenfalls auch im Mondschein zu Bette gehen, und obschon es ein wunderliches, altes Gebäude ist, so fürchte ich mich ja nicht vor Gespenstern.'

Der Mond war seit einer Stunde aufgegangen; die Nacht war lind, die Luft lau und von den Düften des Gartens geschwängert, und vor dem Fenster Montague's dehnte sich der Rasenplatz hin, allseitig umgeben von dichtem Gebüsch und Lustgehölz. Weiter hinaus lag eine herrliche bewaldete Landschaft, die jetzt im Silberlichte des Mondes zu schlummern schien. Paul schaute sich um und sah zu seiner Linken den großen runden Thurm hervortreten, den er schon beim Heranreiten nach dem Schlosse bemerkt hatte. In dem Thurme war ungefähr in gleicher Höhe mit seinem eigenen Zimmer ein kleines Fenster, vielleicht ehedem eine Schießscharte für große Armbrüste. Das Zimmer, dem dieses Fensterchen bei Tage Licht gab, war nur von innen durch eine Kerze beleuchtet, und Paul konnte zufällig sogar den Leuchter mit der brennenden Kerze selbst unterscheiden, welche auf einem Tischchen, etwa in der Mitte des Zimmes, standen. Das Fenster ließ aber nicht mehr von dem Innern des Gemachs erkennen.

Paul hielt jenes Zimmer anfangs für die Stube irgend eines Dienstboten, denn es war allzu abgelegen, um jemand anderen zu gehören. Da er aber augenblicklich keinen andern interessanten Gegenstand der Betrachtung hatte, so blickte er mit einiger Neugier nach jenem offenen Fensterchen. Er hatte noch nicht lange hingesehen, so hörte er drunten in dem Lustgehölz etwas rauschen; er bemühte sich vergebens, die Ursache davon zu ermitteln — der Schatten des Schlosses warf ein undurchsichtiges Dunkel über diese Büsche. Alles war schon wieder still, als er plötzlich eine weibliche Gestalt in jenem Thurmgemach zwischen sich und das Licht treten sah — es war zu schnell geschehen, als daß er etwas hätte deutlich erkennen mögen, und er hielt sich für sehr gescheidt, als er zu der Folgerung kam, es sey irgend ein Dienstmädchen vom Schlosse, dessen Liebhaber drunten auf ein Briefchen harre, das ihm seine Schöne in das Gebüsch hinunterwerfen werde. Wie scharfblickend doch die Männer sind! Inzwischen entrückte ihn doch diese kleine Episode für eine Weile seinen eigenen Gedanken, und er mußte lachen, als er seine eigene Liebe mit derjenigen des Dienstmädchens verglich. — 'Und warum,' dachte er, 'sollte die meinige romantischer und reiner, oder edler oder auch nur interessanter seyn, als die ihrige? Wir sind allesammt Gottes Geschöpfe und Kinder — allesammt Thoren und Sünder!' Bei alledem aber interessirte er sich doch lebhaft für die Liebschaft des Dienstmädchens und ihres Verehrers und wartete darauf, daß sie ein Briefchen herauswerfen werde. Während er so harrte, sah er plötzlich eine Hand zwischen dem Fenster und dem Licht vorüber fahren, und er meinte, das seye eine sehr kleine und sehr weiße Hand für ein Dienstmädchen. Diese Hand nun hielt einen Brief vor das Licht, und zwar so dicht, als ob sie das Papier verbrennen wollte. Paul blickte mit beiden Augen hin und hätte darauf schwören mögen, der Brief seye nur ein weißes Blatt. Er griff nach seinem Reiseperspektiv und schaute mit gespannter Aufmerksamkeit hinüber, und da die Entfernung ganz unbedeutend und sein Glas sehr scharf war, so konnte er jetzt beschwören, der Brief seye anfangs ein weißes Blatt gewesen, auf welchem aber jetzt, je länger er hinblickte, desto deutlicher und dunkler einige Zeilen zum Vorschein zu kommen schienen, bis sie sich ganz bestimmt als Schrift erkennen ließen.

Montague rieb sich die Stirne und wollte seinen Augen nicht trauen. 'Bah,' dachte er, 'es war ein gewöhnlicher Brief, aber ich habe anfangs nicht deutlich gesehen, weil meine Augen nicht an das Licht gewöhnt waren, und darum habe ich die Schrift erst nachher wahrgenommen. Aber seltsam ist es dennoch, daß der Brief so dicht an das Licht gehalten wurde; es läßt sich nur etwa damit erklären, daß das Dienstmädchen nicht sehr fertig lesen kann.'

Die Hand ward nun vom Lichte zurückgezogen und etwa zehn Minuten lang geschah nichts mehr; nur wollte es Paul bedünken, er habe drüben im Thurmzimmer ein leises Schluchzen und einen unterdrückten Schrei gehört und drunten im Gebüsch habe sich wieder etwas geregt. Mit unverwandtem Blicke schaute er noch immer hinüber. Da trat plötzlich eine dunkle Gestalt zwischen das Licht und das Fenster, eine Hand streckte sich aus dem letztern und ein kleines weißes Paket fiel in's Gebüsch hinunter. Paul bebte heftig zusammen und zitterte am ganzen Leibe. Jene Gestalt und jene Hand waren das getreue Ebenbild von Madeleinen — freilich nur den Umrissen nach, denn er konnte, da der Mond noch nicht bis an das Fenster reichte, den dunklen Gegenstand nicht genauer sehen, aber die Umrisse dieser Büste und noch mehr diese zarte Hand konnten nur Madeleinen angehören.

In furchtbarem, schmerzlichem Zweifel schlug er sich vor die Stirne, und murmelte knirschend: „Entsetzlich! fürchterlich! wenn sie es ist, so bin ich verloren!" Allein er hatte keine Zeit zu Wehklagen, denn beinahe unmittelbar nachdem der Brief hinuntergefallen war, rauschte es laut drunten in dem Gebüsch, und die Gestalt eines Mannes, die sich dicht unter den Büschen hielt, rannte den Rasenplatz hinab, so tief zu Boden gebeugt wie Einer, der etwas sucht, daß man ihn unmöglich erkennen konnte.

Mehre Minuten lang hörte und sah Paul nichts weiter; alsdann aber bemerkte er einen Mann, der auf der entgegengesetzten Seite des Rasenplatzes auf einer hellen Stelle stand. Paul wollte schwindelig werden ob diesem Anblick — er konnte sich nicht täuschen: jener Mann dort drüben im Mondschein war der Sohn des Wildhüters, derselbe den er am Morgen bei der Prozession gesehen hatte. Paul sah, wie er einen Brief öffnete und in den Mondschein hinein hielt — sah wie er ihn dicht vor's Auge brachte, sah ihn erbeben, zittern und endlich flach auf sein Gesicht niederfallen.

Was hatte dieser Auftritt zu bedeuten?

Zwei Stunden später, als Paul noch immer in wildem Zweifel und Seelenschmerz in seinem Zimmer auf- und abgegangen war, trat er wieder an's Fenster. Das Licht drüben in dem Thurmzimmer war erloschen. Er blickte forschend auf den Rasenplatz hinunter, der noch immer still und ruhig im Mondschein dalag. Er hörte nichts als eine Fledermaus, die an seinem Fenster vorüberflatterte. Dann sah er sich weiter um und fand die Stelle wieder, wo der Mann vor zwei Stunden auf das Gesicht niedergefallen war. Er lag noch da — dieser Mann, Antoine Legrand lag noch dort. Abermals verging eine Stunde in wilder Seelenangst, und Antoine lag noch im feuchten Gras und Paul hatte sich noch nicht gerührt.

„Laß ihn liegen!" murmelte er wild vor sich hin; „stirbt er, wohlan, so ist er füglich todt; — leidet er, so laß ihn leiden! Seine Qual kann nicht größer seyn als die meinige!"

So verbrachten diese beiden Männer jeder seine Nacht in fürchterlichem Seelenkampfe; — beide um eines Frauenzimmers willen. Die Thoren! der Eine lag schluchzend mit dem Gesicht im feuchten Grase, der Andere wälzte sich rastlos auf den Kissen!

(Fortsetzung folgt.)

☞ Die Fortsetzung der Familiengeschichte „Stiefkinder" von Otfried Mylius erscheint im dritten Hefte.

Für die Redaction verantwortlich: Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck von C. Greiner in Stuttgart.

Mein erstes Liebes- und Lebens-Abenteuer.

Aus den Papieren eines gesetzten Freundes mitgetheilt von Gg. Freitag.

1. Die Reise.

Die Schwüle der Hundstage lag auf der Stadt und weckte den Alles durchdringenden Staub und den unerträglichen Gestank der Gossen. Wer nur irgend konnte, der gab Fersengeld. Dieser reiste an den Rhein, in den Schwarzwald, in die Schweiz; jener ging auf's Land oder in ein Bad; ein Dritter ging, ich weiß nicht wohin, nur um ein wenig Luftveränderung zu haben und den Akten- und Zahlstubenstaub gleichzeitig mit dem der Straßen der Residenz etwas zu meiden.

Zu den letzteren zwecklos reisenden und flanirenden Sommervögeln gehörte auch ich, der Held der nachstehenden Geschichte, die freilich mich mehr zu einem passiven, als zum aktiven Helden stempeln wird. Erlauben Sie mir, holde Leserin, daß ich mich Ihnen vorstelle! Ich war damals gerade vierzig Jahre und drei Monate alt, noch Junggeselle, Associé einer Farbwaarenhandlung en gros, kein Freund von Reisen, ein beschaulicher, stiller Spießbürger voll Lokalpatriotismus, zufrieden mit mir selbst, meinem Stand, meinem Vaterland, nicht erschlafft von öffentlichen Kämpfen und Debatten, nicht blasirt, — seelenvergnügt, wenn ich jedes Jahr zwei oder drei Wochen Staubferien genießen und mich von dem Einerlei des Geschäftslebens, das doch gleichwohl nicht ohne Aufregungen ist, erholen konnte.

Dießmal reiste ich auf's Gerathewohl. Ich wollte erst einen alten Freund in einem Schwarzwaldbade aufsuchen, wo derselbe jeden Sommer heimisch war, und dann an den Bodensee, in den Bregenzer Wald, in die rhätischen Alpen oder nach Tyrol wandern — je nachdem mich der Zufall da- oder dorthin werfen würde. Federleicht war mein Gepäcke: ein kleiner Koffer, ein Reisesack, eine Hutschachtel, ein Schirm, allesammt in Ueberzügen von grauem Zwilch. Ich reiste einen Tag und eine Nacht mit der Eisenbahn, sollte in Offenburg anhalten und von hier mit einem Omnibus weiter fahren, um vollends an meinen ersten und vorläufigen Rastpunkt zu gelangen. Eine Fahrt von einigen Stunden durch eine malerische Landschaft brachte mich und mein Gepäcke dorthin, und an einem schönen Sommerabend um halb zehn Uhr setzte mich der Wagen vor dem Badhotel in *** ab, wo ich erwartet wurde.

Allein meine Reise, so klein sie auch gewesen, war nicht ohne Erlebnisse abgelaufen. Das Coupé des Waggons, worin ich vom Bahnhof in Frankfurt abgefahren, war ganz leer gewesen, als er mich und mein Gepäcke aufnahm. Auf einer der nächsten Stationen war ein gutgekleideter Herr eingestiegen, dessen Gesicht aber sehr alltäglich und leer aussah, so daß es mir sehr schwer gewesen wäre, mehr von ihm zu sagen, als daß er groß und blaß und zwischen fünfundzwanzig und fünfzig Jahre alt war. Er war eingestiegen, als ob er mich gar nicht sähe, hatte seinen Reisesack hart vor meine Füße hingesetzt, und als ich weiterrückte, keine Rücksicht davon genommen; er hatte sich und einige kleine Pakete mit solcher Unbefangenheit im Coupé arrangirt, als ob er darin ganz allein seye, so daß ich mich plötzlich mit einer Art Bangigkeit fragte: ob ich denn unsichtbar geworden seye, und mich geräuspert haben würde, wenn ich nicht gefürchtet hätte, meinen Reisegefährten dadurch zu stören. Er plauderte mit dem Conducteur und erkundigte sich nach der Stunde unserer Ankunft in Karlsruhe, woraus ich den Trost gewann, daß ich meinen stolzen, zugeknöpften Gefährten nicht auf dem ganzen Wege nach Offenburg um mich haben würde. Ich fühlte mich gelangweilt von ihm und schlief ein, erwachte erst in Heidelberg und sah meinen Gefährten noch immer theilnahmslos in seiner Ecke lehnen und unter dem breiten Schild seiner Reisemütze hervor gleichgültig in das Gewühl auf der Plattform des Bahnhofs stieren. Dann ging der Zug weiter bis Bruchsal, und da er noch immer keine Miene machte, mich zu grüßen oder anzureden, so hüllte auch ich mich verletzt in Schweigen und Zurückhaltung und schlief wieder ein, bis wir Durlach erreichten.

Der Zug fuhr langsam in den Bahnhof ein, als ich eine Dame auf der Plattform des Bahnhofs sah, deren plötzliche Lebhaftigkeit und Aufregung bei unserem Anblick im Vorüberfahren sicher dadurch hervorgerufen wurde, daß sie meinen Gefährten erkannte. Auf seinen Zügen war jedoch nicht die mindeste Gemüthsbewegung zu bemerken, bis der Zug hielt, die Dame an den Schlag unseres Coupés herantrat und ihm mit einer überaus weichen Stimme zurief: „Willkommen, lieber Leo!"

— „Therese!" rief er erfreut, mit einem fremden Accent, öffnete die Thüre und war im Nu an ihrer Seite. Die Dame war elegant aber einfach gekleidet, und trug einen gestickten grünen Schleier, der mich ihre Züge nicht genau erkennen ließ. Sie war begleitet von einem ältern Frauenzimmer, das ich für eine Kammerfrau oder sonstige Dienerin hielt. Diese legte einen Shawl und einen leichten Reisemantel auf den Sitz gegenüber von meinem Gefährten, und dann wollte Therese einsteigen. Aber der Wagen stand nicht an der Plattform, sondern im Freien auf den Schienen, und das Einsteigen war daher ungemein schwierig, und ohne Hülfe beinahe unmöglich.

„Darf ich Ihnen nicht die Hand reichen?" fragte ich sie, als ich sah, daß Leo keine Miene machte, ihr beizustehen. Sie dankte lächelnd, ergriff meine Hand und stieg mit meiner Hülfe ein.

Ihr „danke bestens" klang so sanft und herzlich; ihr Lächeln, obschon es mehr meinem Sitze als mir selbst galt, war überaus hold, und als sie nun freundlich sich herausbog und einladend flüsterte: „Nun, Leo, willst Du nicht einsteigen?" da war ich versucht, diesen für einen rechten Grobian zu halten, obschon sich in meinem Innern doch unbewußt irgend etwas gegen dieses harte Urtheil sträubte. Gleich darauf setzte sich der Zug wieder in Bewegung; Niemand kümmerte sich um mich, und ich war wieder ganz allein in meinem Coupé, mit dem einzigen Unterschiede jedoch, daß ich sehen mußte, wie ich noch zwei Begleiter hatte; deren einer — die Dame — keinen Blick von dem andern verwandte, während Leo in seiner seitherigen Theilnahmslosigkeit vor sich hin starrte. Jetzt hielt der Zug wieder. „Karlsruhe! — Zehn Minuten Aufenthalt!" riefen die Conducteure. Das ältliche Frauenzimmer kam wieder an den Wagen, eine Tasse Kaffee in der Hand.

„Willst Du etwas Kaffee nehmen, Leo?" fragte die Dame.

— „Ja, Therese!"

„Frau Dohmer, noch eine Tasse!"

Die Frau ging fort, um eine solche zu holen, und ich stieg aus, um mir in der Restauration etwas Wein mit Zucker und Selterser Wasser geben zu lassen. Als ich wieder einstieg, mußte ich an ihre Seite des Wagens kommen. Der Herr hielt mir seine leere Tasse entgegen, als ob ich einer der Kellner gewesen wäre. Ein unbewußter, innerer Impuls — vielleicht eine Regung angeborner Gutmüthigkeit — bestimmte mich, die Tasse anzunehmen. Therese, die den grünen Schleier zurückgeschlagen hatte, erröthete, aber nicht wie ein Röschen, sondern wie eine Päonie. Sie war sehr hübsch, eine ungemein liebliche Erscheinung. Aber dennoch ärgerte ich mich in diesem Augenblick über sie und ihn, die mir gleichsam Bedientendienste zugemuthet hatten. Der Zorn wich zwar schnell wieder, aber das Staunen über seine Frechheit, über die Zuversicht, womit

er mir diese Dienste angesonnen, über den Stolz, womit er meine Gegenwart geflissentlich ignorirt hatte, über sein kaltes, gleichgültiges Benehmen überhaupt, obschon er seinen Blick mit einem Lächeln auf ihrem aufgeregten Gesichte haften ließ, blieb noch in mir rege. Jetzt aber wandte sie mir ihr Gesicht zu, dessen regelmäßige Schönheit und wunderbare, sanfte Anmuth mir unter diesem peinlich verlegenen Erröthen noch gewinnender und außerordentlicher erschienen, und all' mein Groll und Vorurtheil wich im Nu einem unaussprechlich innigen Gefühle von Mitleid und Bewunderung, als sie bittend zu mir sagte: „Verzeihen Sie uns, mein Herr; aber mein Gatte ist blind!"

— „Was habe ich gethan?" fragte Leo, jetzt nicht mehr ohne Gefühl und Bewegung.

Ich sprang in den Wagen und der Zug fuhr ab. Ein Schrei auf der Plattform, ein Frauenzimmer, das mit ausgestreckten Armen dem davonbrausenden Zuge nachlief, lenkten unsere Aufmerksamkeit dorthin.

„O Himmel, Frau Dohmer ist zurückgeblieben!" rief Therese. — Wie jene Frau nachher erzählte, hatte sie sich damit verspätet, als sie die geleerte Kaffeetasse ihres Herrn, die ich ihr gereicht hatte, nach der Restauration zurücktrug.

Der Blinde war sehr betrübt darüber. „Du wirst nun in Offenburg sehr große Mühe haben mit dem vielen Gepäcke, Therese," sagte er; „so viele Koffer und Schachteln! Ich weiß zwar, wo Alles ist; aber ich bin so hülflos. Arme Therese! und ich bin wieder Schuld an dieser Verlegenheit!"

— „Ach, gräme Dich nicht, lieber Leo," erwiderte das liebliche Frauchen muthig und leichthin. „Ich werde schon ganz trefflich damit zu Stande kommen. Aber Du mußt einstweilen im Wartesaal bleiben, und ich will dann Alles in's Reine bringen."

„Ich freute mich so sehr, Dich wieder zu sehen, liebe Therese, aber nun wünschte ich beinahe, ich wäre nicht gekommen oder Du wärest mir nicht entgegen gefahren."

— „Gib Dich nur zufrieden, mein Herzchen! es hat ja gar nichts zu bedeuten," sagte sie heiter, wandte sich dann lächelnd zu mir und sagte erläuternd: „Ich wollte Barnen erst in Offenburg erwarten, wo wir die Eisenbahn verlassen werden: wir wohnen dort in jener Gegend bei Freunden auf dem Lande. Allein ich dachte, die Reise würde ihm allein so lang werden, und darum konnte ich dem Wunsch nicht widerstehen, ihm entgegenzufahren. So bin ich denn mit Frau Dohmer aufgebrochen und ihm so weit entgegengefahren, als ich nur konnte; und wie wir zusammentrafen, das haben Sie ja gesehen!"

„Ich habe in Offenburg eine halbe Stunde Aufenthalt," erwiderte ich; „hoffentlich werden Sie mir erlauben, Ihnen mit Hülfe zur Hand zu gehen!"

— „Sehr verbunden!" sagte sie. Sie hatte mir ihren Namen gesagt; mein Reisesack, mit meinem vollen Namen und Adresse in leicht leserlicher, großer Schrift auf dem Canvaß-Ueberzuge, lag auf dem Sitze neben mir, und sie las beide, als ich zu sprechen aufgehört hatte. „Sie heißen Robert Deibach?" fragte sie dann schüchtern und doch verwundert; „wie seltsam! mein Vater hatte einen Freund dieses Namens, einen reichen Kaufmann, mit welchem er viele Jahre in Holland zusammen gewesen war. Es soll ein Mann von seltener Bildung, ein Freund der Literatur und der Künste gewesen seyn, und den größten Theil seines Lebens in Holland verbracht haben. Dort hat auch mein Vater gelebt, ich bin dort geboren, und auch Leo ist ein geborner Holländer — aus Utrecht."

Es lag eine solche Musik in ihrer Stimme, eine solche Anmuth und Lieblichkeit in dem mir zugewandten feinen Antlitz, daß ich das innigste Mitleid mit dem Gatten dieser schönen jungen Frau fühlte, weil er nicht sehen konnte, was ich sah. Ich fragte mich verwundert, ob er ihren seltenen Liebreiz ahnen könne, ob er irgend einen richtigen Begriff von der Mischung von Sanftmuth und Majestät habe, welche nach meinem Dafürhalten dieses seltene Wesen vor allen anderen Schönheiten ihres Alters und Geschlechts auszeichnete, die mir je vorgekommen waren.

„Jener Robert Deibach war ein Oheim von mir," entgegnete ich, als sie zu sprechen aufhörte. „Er ist vor etwa acht Jahren gestorben, und sein Vermögen zerfiel in sieben Theile, deren einer mir zukam."

— „Mein Schwiegervater," hub nun der Blinde an, „hieß Lessing und war ein Taufpathe und entfernter Verwandter von mir. Therese und ich kennen uns schon seit unseren Kinderjahren, und wir wurden Beide sehr jung mit einander verlobt. Und wie hat sie ihr Gelübde gehalten, das edle, treffliche Wesen!? Zwei Jahre vor unserer Verheirathung ging ich nach Holländisch Guyana und bekam dort durch eigene Unvorsichtigkeit einen Sonnenstich, dem ich die Schuld gebe, daß ich später erblindete. Ich litt wenigstens unmittelbar darauf anderthalb Jahre lang an den Augen, und erfuhr ungemein lästige Schwankungen an meinem Sehvermögen. Endlich erwachte ich eines Morgens und wußte, daß ich wach war, und doch war Alles um mich her dunkel. Sie heirathete mich aber trotzdem."

Und nun folgte eine Menge anderer Mittheilungen rein persönlicher Art, bis wir nach Offenburg kamen, wo wir die Bahn verließen. Der blinde Herr Barnen raffte seine Pakete zusammen, sprang aus dem Wagen, half seiner Frau heraus und fragte: „Wo ist Herr Deibach?"

— „Hier bin ich — was beliebt Ihnen?"

„Würden Sie nicht die Gefälligkeit haben, draußen vor dem Bahnhofe zu fragen, ob nicht die Equipage des Herrn v. Werth da ist? Er wollte sie uns senden und auch das Gepäck in Empfang nehmen lassen. O, Sie sind sehr freundlich!"

Die Equipage des Herrn v. Werth war da, sammt einem Wagen für das Gepäck und tüchtigen Dienern und Pferden, denen man sich mit Zuversicht anvertrauen konnte. Ich sorgte für das Gepäcke des Blinden, so gut ich konnte, mag mich aber etwas linkisch dabei benommen haben, da ich nicht wußte, was für Gegenstände in den verschiedenen Schachteln, Kisten und Koffern waren, denn Frau Barnen, die am Arm ihres Gatten dabei stund, interpellirte mich fortwährend mit ihrer süßen, wohlklingenden Stimme: „O ich bitte, setzen Sie diese Kiste nicht unter den Koffer! .... Wollen Sie nicht den Leuten empfehlen, die leichten Schachteln obenauf zu legen? .... Haben Sie die Güte, der Dienerschaft zu sagen, daß sie das kleinere und leichte Gepäcke in die Equipage lege und nicht auf den Wagen!"

Endlich war das Gepäcke ausgeschieden und verladen, und das meinige auf den Omnibus geschafft. Ich ging hinaus zu der Equipage des Herrn v. Werth und beaufsichtigte das Aufladen des Gepäckes des Blinden. Jetzt war Alles fertig.

Herr Barnen dankte mir auf das wärmste und sagte: „Hier ist unsere Karte mit unserer Adresse und Wohnung in F. Wir hoffen, Sie werden uns, wenn Sie durch F. kommen, die Ehre Ihres Besuches gönnen, denn es wird uns herzlich freuen, Sie wieder zu sehen." Blinde sprechen immer von diesem Sinne, der ihnen mangelt.

Ich hob Frau Barnen in den Wagen; sie sprach abermals mit ihrem süßen, weichen Flötentone: „Nun, Leo, willst Du nicht

einsteigen?" Dann wandte sie sich an mich mit der Frage: „Und wohin reisen Sie jetzt, Herr Deibach?"

— „In das Bad ***," erwiderte ich.

„Wohnen Sie dort?" fragte sie lebhaft.

— „Nicht doch, ich — ich gehe nur zur Erholung auf einige Zeit dorthin," sagte ich lächelnd.

Auch sie lächelte, daß es mir bis in's Herz drang, und sagte: „Wir kommen in etwa acht Tagen ebenfalls nach ***, um längere Zeit dort zu wohnen. Unsere Wohnung ist schon bestellt auf einem Landgute, das Schönberg heißt. Ich war noch nie da, kann es Ihnen also nicht beschreiben; aber Sie werden uns gewiß leicht erfragen können!"

„Und Sie besuchen uns bald, nicht wahr?" setzte Herr Barnen noch hinzu.

Ich versprach es und drückte Beiden die Hand. Theresens Händchen war das feinste, niedlichste, das ich je gesehen. Dann nahm ich den Hut ab und sie fuhren davon. Ich blickte ihnen nach, bis ich den Wagen aus dem Gesicht verloren hatte, und nun ging ich mechanisch in das Restaurationsgebäude hinüber, um Mittag zu machen. Allein Essen und Trinken mundeten mir nicht — ich war wie im Traum und dachte nur an den blinden Mann und seine niedliche, holde, kleine Frau. Ich setzte mich in den Schatten eines Kastanienbaumes, rauchte meine Cigarre und träumte wachend von ihr — ich weiß nicht mehr, wie lange. Genug, ich erwachte aus meinem Sinnen erst durch die Glocke des Bahnhofs, welche die Ankunft eines andern Zuges meldete, — desselben, nach dessen Eintreffen unser Omnibus abgehen sollte. Ich eilte hinunter auf die Plattform des Bahnhofs, der Zug fuhr herein. Eine Frau, die sich halb aus dem Wagen beugte, erblickte mich; ihr Gesicht verklärte sich und sie rief: „Wo sind sie, Herr?"

— „Schon fort — Alles ist in Ordnung, steigen Sie nur aus; der Wagen mit dem Gepäcke wartet schon auf Sie!"

Ich war also schon eine Art Hausfreund geworden, wie man sieht. Nachdem ich der Frau die Hand zum Aussteigen gereicht hatte, führte ich sie zu dem Wagen mit dem Gepäcke, trug ihr noch Grüße an ihre Herrschaft auf, und schied dann, um mich nach meinem Omnibus zu begeben, dessen Coupé ich mir gemiethet hatte. Die Fahrt in demselben gab mir Zeit genug, wieder an die wunderliebliche junge Frau und ihren armen, blinden Mann zu denken, und ich erwachte aus diesen Gedanken erst vor dem Badhotel in ***, wo ich blos meinen Namen zu nennen brauchte, um mein Zimmer angewiesen zu bekommen. Kaum dort angekommen, stürzte mein Freund S. aus Mühlhausen zu mir herein und umarmte mich stürmisch. Wir hatten uns zehn Jahre lang nicht mehr gesehen; seine Frau und Schwägerin erwarteten mich, neugierig auf meine Bekanntschaft, nachdem sie aus dem Munde meines Freundes schon so viel von mir gehört hatten. Ich mußte hinunter in den Speisesaal und mit den Damen soupiren, mußte auf tausenderlei Fragen antworten und ungefragt so vielerlei von dem Hauswesen und der Familie meines theuren S. hören, daß mir der Kopf beinahe schmerzte, als ich um eilf Uhr mein kleines Zimmer aufsuchte, um mich zwar zu Bette zu legen, allein ohne Schlaf zu finden, weil mich theils die Aufregung der Reise, theils das Bild der lieblichen Frau und ihres hülflosen Gatten immer wieder mit fieberischen Träumen aus kurzem Schlummer weckten.

Am andern Morgen erwachte ich mit seltsamen Gedanken. Zum ersten Male in meinem Leben war mir eine Idee näher getreten, an deren Verwirklichung ich seither noch nie im vollen Ernste gedacht hatte — die Möglichkeit nämlich, mich zu verheirathen. Als ich mich ankleidete, stand ich länger vor dem Spiegel als seit Jahren, und betrachtete prüfend mein bescheidenes Ich. Ich war ein Vierziger allerdings, aber noch nicht grau, noch nicht voll Runzeln oder fett: auf meinen Wangen blühte der frische Widerschein einer kräftigen Gesundheit. Ich hatte mein genügendes Auskommen und ein gesichertes Vermögen, in einem kleinen Grundstücke angelegt. 'Noch immer ein schmucker Mann!' lautete mein eigener Wahrspruch. Sehr junge Mädchen hätten mich zwar ohne Zweifel für einen Mann von mittleren Jahren erklärt; allein in den Augen von verständigen Müttern heirathsfähiger Töchter galt ich gewiß noch für eine annehmbare Parthie, — gesetzt, wohlhabend, ein lenksamer Gatte, ein zuvorkommender Schwiegersohn. Genug, zum ersten Male in meinem Leben fragte ich mich ernstlich: warum ich eigentlich nicht geheirathet habe? Hätte ich meine Schwester darum gefragt, die längst schon verheirathet war und im Kreise einer glücklichen Familie auf dem Lande lebte, so würde sie unfehlbar geantwörtet haben: „Das weiß ich wahrlich nicht, mein Lieber, aber so viel ist vollkommen gewiß, daß Du nun Dich nicht mehr verheirathen wirst!" Mir war, als stünde sie neben mir, während sie mir diese Antwort gab. Aber ich hörte im Geiste auch noch das Echo einer andern süßen Stimme, welche flüsterte: „Nun, Leo! komm'!" und: „Nun komm'!" tönte es in mir nach wie eine Einladung an mich selber, daß ich mich nun verheirathen sollte. Aber mit wem und wo? Ich kannte kein lebendes Frauenzimmer, um welches ich hätte freien können und mögen. Nur ein einziges Mal, vor zwanzig Jahren, hatte ich unglücklich geliebt, was mir beinahe das Herz gebrochen, und seither war ich nie wieder verliebt gewesen. Und doch konnte ich mich nur glücklich preisen, daß mir damals Gott Amor nicht hold gewesen war, denn ich weiß, daß ich Frau v. Hösgen seither niemals sah, ohne dem Schicksal und meinem Glücksstern zu danken, daß wir beide kein Paar geworden waren, und daß ich eine Art freundschaftlicher oder dankbarer Zuneigung für Herrn v. Hösgen fühlte, in welchem ich eine Art Retter sah. „Warum also hatte ich niemals geheirathet?" fragte ich mich wieder; aber die Fragestellung war falsch, wie ich bemerkte, als ich mich zum Frühstück niedersetzte, das ich mir auf mein Zimmer bestellt hatte. „Warum sollt' ich nicht noch heirathen?" fragte ich mich. „Ich möchte nur wissen, ob sie noch eine Schwester hat?"

Unmittelbar nach dem Frühstück eilte ich in's Freie, doch so, daß ich die brunnentrinkenden Badegäste vermied, weil ich vorerst allein seyn und nicht meinem Freunde und seinen Damen begegnen wollte. Die bewaldeten Berghänge der Umgebung waren durch mannigfaltige Wege und Pfade in eine Menge der lieblichsten Spaziergänge verwandelt worden, die mich an diesem frischen, klaren Morgen doppelt zu einsamem Genusse luden. Allenthalben rieselten Quellen, plätscherten Bächlein von den Hügelhängen herunter und bewässerten die saftigen, geneigten Bergwiesen.

„He, guter Freund, wo ist denn Schönberg?" fragte ich einen Mähder, der an einer Biegung des Weges am Waldsaume Gras hieb.

— „Schönberg?" fragte er verwundert, als ob ihm der Name fremd seye. „Ich kenne kein Dorf dieses Namens in der Gegend."

„Es ist auch kein Dorf, was ich meine, sondern ein Edelhof oder Landgut, das ganz in der Nähe des Bades liegen soll und nun von einem Herrn Barnen gemiethet worden ist," sagte ich.

— „Ah so? nun begreife ich," rief er. „Der Herr meint den 'Schönen Berg' oder den Schweizerhof, wie wir es hier nennen. Ja, sehe der Herr nur dort das Thal hinauf, drüben oberhalb dem Bade, auf dem kleinen Hügelvorsprung, wo das neugebaute Haus steht — dieß nennt man hier zu Lande den Schönen Berg. Es

steht eine Kapelle droben, zu welcher alljährlich an Mariä Reinigung eine Wallfahrt stattfindet, und früher stand auch eine Kaplanei dabei, aber die hat der Blitz einmal angezündet, und da die Thalgemeinden arm sind, konnte sie nicht wieder aufgebaut werden, und seither muß der Herr Pfarrer in Saßbach den Dienst auf dem Schönen Berg verrichten."

„Und wem gehört denn das neuerbaute Haus?" fragte ich den geschwätzigen Alten.

— „Einem Holzhändler in Saßbach," versetzte der Mähder; „der hat den ganzen Schönen Berg von der fürstlichen Herrschaft gekauft, den Wald abgeholzt und Aecker angelegt und oben neben der Kapelle ein hübsches Hofgut gebaut, mit einem großen Schweizerhause, um Sommers Gäste darin aufzunehmen, welche das Bad besuchen wollen, weil der Badewirth oft das ganze Haus überfüllt hat. Und im Anfang hat er ein schönes Stück Geld aus dem Hause gezogen. Aber seitdem der neue Flügel an das Bad angebaut ist, kann der Badewirth mehr Leute beherbergen, und in den letzten Jahren sind die Zimmer in dem Schweizerhofe oft leer gestanden. Da wollte sich der Holländer-Mathies — so heißt der Holzhändler nämlich unter den Leuten im Thal — an dem Badwirth rächen und ein großes Gebäude aufführen und selber auf Sauerwasser bohren lassen und ein Bad einrichten, und ließ die alten Gebäude niederreißen. Inzwischen hatte jedoch der Badwirth Wind von der Sache bekommen, und nun stachen Beide auf einander, aber da der Holländer-Mathies durch allerhand Spekulationen viel Geld verloren hatte und in Schulden steckte, so hat der reiche Badewirth die Oberhand behalten, und das Gericht hat dem Holzhändler einstweilen die Verwaltung von seinem Vermögen abgenommen. Jetzt ist ein Verwalter eingesetzt, der die Oekonomie führt, und das neue Haus ist an einen Herrn v. Werth vermiethet worden für einen blinden Herrn, der bald hier aufziehen soll. Allein nur ein Blinder hat dieses Haus miethen können, denn wenn es auch von vorne schmuck und neu aussieht und eine schöne Aussicht nach allen Seiten hin bietet, so ist es doch, in der Nähe besehen, ein armseliges, unfertiges Ding, nach hinten und nach den Seiten ganz von Steinhaufen und Trümmern und halbvollendeten Mauern umgeben, weil alle Bauarbeiten eingestellt sind und eingestellt bleiben, so lange das neue Haus vermiethet ist, was wohl den ganzen Sommer dauern wird. Und der Garten, der vor dem Haus ist, will auch nicht viel sagen, denn er ist jetzund wieder verwildert, obschon ihn ein Freiburger Gärtner recht schön angelegt hatte."

„Ich danke Euch, guter Freund! und wie komme ich am besten nach dem Schönen Berge?"

— „Gehe der Herr nur immer auf diesem Wege an der Berglehne hin, über das Badgebäude hinaus, bis an den Steg, der über den kleinen Gießbach führt; dort läuft ein Pfad rechts schräg herunter in das Thal bis auf die Landstraße; dann gehe der Herr die Straße entlang bis über die Mühle hinaus, und sogleich hinter dieser wird der Herr dann einen Steig finden, der gerade vor den neuen Bau auf dem Schönen Berge führt. Wenn der Herr mich nicht recht begriffen hat, so frage er nur in der Mühle nach, wo man ihn sehr leicht wird zurechtweisen können!"

In weniger als einer halben Stunde war ich auf dem Schönen Berg und fand Alles ganz so, wie es mir von dem alten Mähder geschildert worden war. Hinter dem neuen Hause und zu beiden Seiten desselben standen halbvollendete Mauern von Erdgeschossen anderer Häuser, lagen Haufen von Schutt, Bausteinen, Zimmerholz u. dergl. umher. Aber die Aussicht aus den Fenstern des kleinen Hauses war wundervoll. Wenn das Auge über die Verwirrung und den Schutt der nächsten Umgebung hinausschweifte, so labte es sich an den stolzen, kühnen Bergformen mit ihren dunklen Nadelwäldern, an dem frischen, sammtnen Grün der Wiesen auf der Thalsohle, an dem Silberglanz der Bäche und Quellen, die von den Hügellehnen herunterplätscherten und sich mit dem muntern Flüßchen vereinigten. Die Luft hier oben war so rein und klar, so würzig frisch, geschwängert mit dem Harzgeruch der Wälder, mit dem Duft des Haidekrauts und des wilden Thymians. Eine anständige, freundliche Frau zeigte mir das Haus und bestätigte mir, daß der blinde Herr mit seiner Familie hier erwartet werde. Es werde den Leutchen hier sehr gefallen, meinte sie; es seye so frei und luftig hier oben und doch so stille und heimisch — gar nicht so geräuschvoll wie drunten im Bade, wo sich ein Blinder wohl nicht gefallen würde.

Erst zu Mittag fand ich mich wieder im Badgebäude ein und widmete den Rest des Tages meinem Freunde und seiner Familie. Fräulein Cornelie, die Schwägerin, war ein hübsches Mädchen, gebildet, belesen, lebhaft, — etwas selbstbewußt und anspruchsvoll vielleicht, aber sie war ja eine Erbin. Ich weiß nicht, ob ich recht sah oder nicht, allein es wollte mich bedünken, Fräulein Cornelie wolle sich vor mir von ihrer anmuthigsten und gewinnendsten Seite zeigen, und die Augen der Madame S. liefen fortwährend fragend und forschend von mir zu ihrer Schwester, und von dieser zu mir, so oft wir mit einander sprachen. In mir regte sich jedoch keine innigere Wärme für die junge Elsässerin, und ich begegnete ihr stets nur mit jener wohlwollenden Artigkeit, welche die übliche Scheidemünze im Verkehr der gebildeten Welt ist. Freund S. war zu taktvoll, um mich merken zu lassen, daß er mich gerne an seine Schwägerin verheirathen möchte; aber ich hatte eine deutliche Ahnung von einem derartigen Plan seinerseits. Unter anderen Umständen hätte Fräulein Cornelie vielleicht auch einigen Eindruck auf mich gemacht; allein seit ich Theresen kennen gelernt, hatte ich kein Auge mehr für andere Frauenzimmer, und legte jene stets als Maaßstab der Beurtheilung an die Anderen ihres Geschlechts. Und das war ein Fehler, denn ich ahnte ja, daß es nicht viele solche Wesen auf Erden gebe. Fräulein Cornelie schien auch gar bald zu merken, daß sie sich vergebliche Mühe gab, mich zu bezaubern. Sie ließ das Köpfchen hängen und schmollte. Ich mag ihr recht eisigkalt und fischblütig, oder recht ungelenk und bärenmäßig vorgekommen seyn, und das Bewußtseyn, daß ich ihr eine Enttäuschung bereitete, machte mich im Grunde nur noch linkischer.

So vergingen einige Tage, während deren ich gar nichts mehr von Theresen und ihrem armen Gatten hörte, aber dennoch nur ausschließlich mit ihrem Bilde mich beschäftigte. Am Sonntag Mittag endlich saß ich ganz allein auf meinem Zimmer, als ich auf dem Treppenhause vor meinem Zimmer eine wahre Musik von Stimmen hörte — ein Zwitschern und Zirpen, wie wenn junge Vögel sich zum ersten Mal im Singen versuchen — und ein munteres, kindliches Lachen, das mich ganz heiter stimmte. Plötzlich pochte es schüchtern an meiner Thüre, und unter derselben erschien ein elegant gekleidetes Kind, ein Mädchen von etwa zwölf Jahren, ein reizendes Amazonenhütchen mit Federn auf dem Köpfchen, knixte erröthend und sagte etwas betreten:

„Guten Tag! sind Sie Herr Robert Deibach?"

— „Zu dienen, meine Liebe! und was verschafft mir die Ehre?"

„Ich heiße Elise Werth, und komme mit meinem Bruder Gustav und unserer Bonne Clementine im Auftrage meiner Eltern, um Ihnen zu sagen, daß Herr und Frau Barnen mit Papa und Mama hier angekommen sind, um hier zu speisen und Ihnen ihre

Aufwartung zu machen. Und ich soll fragen: ob Sie Besuch annehmen?"

Damit trat Elisa ganz athemlos bei Seite und Gustav und die Bonne erschienen im Hintergrunde und bestätigten durch eine beinahe stumme Geberde den Auftrag der kleinen Sprecherin. Ehe ich aber noch die freundlichen Boten recht begrüßt und ihnen Bescheid ertheilt, hatte Elisa schon einen Blick aus dem Fenster geworfen und rief lebhaft: „Da sind sie schon! Mama und Frau Barnen warten schon drunten im Hofe!"

— „So wollen wir rasch zu ihnen hinuntergehen, meine Liebe!" sagte ich und griff nach dem Hute.

Und abermals stand ich der schönen, holden Frau des Blinden gegenüber. Frau v. Werth war eine feine, elegante Dame, etwa zehn Jahre älter als Therese, der ich nicht über fünfundzwanzig Jahre gab. Ich lud die Damen ein, mir auf mein Zimmer zu folgen, bis die Herren zu uns kämen. Hier lag zwar Alles noch in ziemlicher Unordnung. Ich hatte am Morgen eine Kiste ausgepackt, welche mir von meiner Schwester zugesandt worden war mit dem Bedeuten, ihren Inhalt genau zu untersuchen. Die Kiste enthielt Gegenstände, welche durch Zufall in ihren Besitz gekommen, aber für mich bestimmt waren. Ich hatte ihr vor einigen Jahren nach dem Tode unseres theuren Vaters einen Koffer zugesandt, welcher, wie es mich anfangs bedünkte, nur alte Kleider zu enthalten schien, sowie alte Spitzen, Musikalien und Stickereien aus dem Nachlaß unserer lieben, seligen Mutter. Beim Auspacken des Koffers hatte sie aber auf dem Grunde desselben eine kleine, mit Bindfaden umbundene und versiegelte Schatulle gefunden, welche von dem verstorbenen Oheim Robert Deibach eigenhändig mit meiner Adresse versehen und mir als Geschenk zugewiesen war. Auf dem Blatt Papier, welches über den Deckel der Schatulle gebunden war, stand: „Dieses Kistchen ist ein Geschenk von meinem Freunde Gerhard Lessing. Gezeichnet Robert Deibach." Darunter hatte mein Vater folgende Worte geschrieben: „Die gegenwärtige Schatulle ist mir von meinem Bruder Robert vor seinem Tode übergeben worden, nachdem er mir mitgetheilt hatte, was sie enthalte. Auf meine Frage, was ich damit thun solle, bestimmte er: 'Gib sie Deinem Sohn Robert, meinem Neffen und Taufpathen, wenn er vierzig Jahre alt ist, oder vermache sie ihm testamentarisch, wenn Du früher sterben solltest.' — Ich wünschte nun, daß meines Bruders Verfügung über dieses Kästchen geachtet werde, als ob ich sie getroffen hätte. Gezeichnet: Nicolaus Deibach."

Ich hatte diese Schatulle am Morgen desselben Tages von meiner Schwester erhalten und kurz vor der Ankunft der Kinder geöffnet. Zu oberst in der Schatulle war ein Miniaturgemälde in einem altväterischen aber einst reichen Etui von Korduan und Atlas und Sammet gelegen, welches seit dem Tode meines Onkels Robert, des ältesten Bruders meines Vaters, dort liegen mochte, — desselben Verwandten, von welchem ich damals jene schon erwähnte holländische Erbschaft gemacht und damit meinen Wohlstand gegründet hatte. Dieses Andenken an den Oheim hatte mir denselben plötzlich wieder lebhaft in's Gedächtniß und dankbare Erinnerung zurückgerufen, und in einer Stimmung, von welcher ich mir kaum Rechenschaft zu geben weiß, hatte ich lange nicht den Muth gehabt, das Etui zu öffnen. Ich hatte mich verwundert gefragt, ob es das Bild einer Frau oder eines Mannes seye. Endlich, gerade eine Minute bevor die Kinder kamen, hatte ich mir ein Herz gefaßt, das Etui geöffnet, einen flüchtigen Blick auf das trefflich gemalte Portrait geworfen, es dann plötzlich niedergelegt, ja von mir gestoßen, und war noch in einer unsäglichen, athemlosen Ueberraschung dagestanden, als die Kinderstimmen vor meiner Thüre sich hören ließen und die reizende, kleine Elisa eintrat, worauf ich das Etui schloß und eine Zeitung darüber deckte.

Jetzt, nachdem die Damen Platz genommen hatten, die ersten Begrüßungen ausgetauscht und meine Erkundigungen nach Herrn Barnen beantwortet waren, eilte Frau v. Werth auf einen Augenblick aus der Thüre, um die Kinder nach den beiden Herren auszusenden, und ließ Frau Barnen mit mir allein. Ich öffnete das Etui, reichte es ihr hin und fragte sie: „Wissen Sie, wer dieß ist?"

— „Wissen S i e es?" fragte sie mich. Ich verneinte. Sie aber betrachtete lächelnd das Portrait und strich ihr Haar zurück, denn sie hatte den Hut abgenommen, und es war mir nun, als ob das Miniaturgemälde nur ein verkleinerter Spiegel wäre, der ihr eigen Bild widerstrahlte. Das Miniaturbild war nämlich ein wunderbar treues Conterfei von ihr, ganz so, wie sie jetzt in diesem Augenblick auf der vollen Sonnenhöhe ihrer Schönheit dastund, — so ähnlich, so sprechend ähnlich, daß ich, während ich sie so betrachtete, Bedenken trug, ob ich auch ein Recht habe, ein so vollkommenes Bild von der Frau eines Andern zu behalten.

„Es ist das Bild meiner Mutter," sagte sie endlich mit gerührter Stimme. „Sie war ein Fräulein Barnen, eine Verwandte von Leo, eine reiche Erbin. Mein Vater, Professor Lessing, überlebte sie um einige Jahre, und beide sind nun seit Jahren todt. Aber ich glaube errathen zu können, auf welche Weise dieses Bild in Ihren Besitz kam. Bitte, meine Liebe, bleibe nur hier — es ist kein Geheimniß!" sagte sie zu Frau v. Werth, welche mittlerweile wieder in's Zimmer getreten war und Theresens letzte Aeußerung gehört hatte. „Es ist seltsam, daß wir uns so zufällig begegnen und kennen lernen mußten," fuhr sie dann zu mir gewendet fort. „Ich kann Ihnen eine Aufklärung über dieses Bild geben, welche Sie nie bekommen haben würden, wann wir uns nicht getroffen hätten. Ihr verstorbener Oheim hat in seinen jüngeren Jahren meine Mutter geliebt, aber irgend ein mir unbekanntes Hinderniß verbot die Verbindung. Nachdem meine Mutter sich verheirathet hatte, begegneten sie und Herr Deibach sich nie wieder. Aber bei ihrer Beerdigung — sie liegt in Leyden begraben — stand ein fremder Herr weinend an ihrem Grabe, und dieser Fremde war Ihr Oheim. Er hatte nicht erwartet, meinen Vater bei der Bestattung zu treffen, aber dieser war doch dabei, und als er Zeuge war von dem Schmerz dieses fremden Mannes, redete er ihn an und erkundigte sich nach dem Grunde seiner Trauer. Ihr Oheim bekannte meinem Vater, wie theuer die Entschlafene ihm einst gewesen. Von diesem Augenblicke an wurden beide die innigsten Freunde: der Mann, der geliebt hatte und so innig wieder geliebt worden war, und Er, der ebenfalls geliebt hatte, aber ohne Gegenliebe, und der dennoch keine Andere gefreit hatte! Dieses Bild hier ist die Kopie von einem Portrait meiner Mutter, welches ich selbst besitze und das mein Vater im ersten Jahre seiner Ehe hatte malen lassen, wie Sie noch an der altväterischen Tracht und dem veralteten Kopfputze sehen. Ihr Oheim ließ dieses Bild mit Bewilligung meines Vaters kopiren. Ihr Oheim stand an meines Vaters Sterbebett, und trauerte um diesen wie um einen Bruder. Es ist eine wunderliche Geschichte, Herr Deibach; aber ich bin doch recht froh, daß ich so glücklich war, sie Ihnen erzählen zu dürfen."

Herr v. Werth kam jetzt mit dem blinden Herrn Barnen, und unser Gespräch ging in den üblichen Begrüßungen und der gewöhnlichen Unterhaltung unter, welche eine neue Bekanntschaft einleitet. Bald darauf erscholl die Tischglocke, und da ich meinen Platz neben meinen neuen Freunden nehmen wollte, so bot ich Frau Barnen den Arm, um sie zu Tische zu führen. Sie nahm ihn ohne Ziererei an und, hiedurch ermuthigt, fragte ich sie:

„Haben Sie nicht noch eine Schwester, Madame?"

Therese warf mir einen raschen, forschenden Blick zu, und diesem folgte aus den sonst so sanften und traulichen Augen ein Blick voll Muthwillen und Fröhlichkeit, ein lustiger Blitz, der mir tief in die Seele drang und mir wirklich einen peinigenden Schmerz verursachte. Aber im Nu wich dieser Ausdruck wieder von ihrem Antlitz, als sie den Widerschein meiner Wehmuth in meinen Zügen las. Sie hatte offenbar meine Gedanken errathen, aber sie wandte den Blick doch nicht ab, sondern sah mich freundlich und furchtlos an und sagte mit weichem, verwundertem Tone ihrer süßen Stimme: „Nein, — aber warum fragen Sie mich dieß?"

Jetzt war die Reihe des Verstummens und Erglühens an mir, und ich wagte den ganzen Nachmittag hindurch nicht mehr auf diesen Gegenstand zurückzukommen, und als sie endlich mit ihren Begleitern fort war, wollte mich diese kleine Episode nur wie ein neckischer Traum bedünken. —

2. Die Nachbarschaft.

Am darauffolgenden Donnerstage wollte das Barnen'sche Ehepaar seine Sommerwohnung auf dem Schönen Berge beziehen. Ich erwartete sie am Thore des Schweizerhofes, das ich mit Gewinden aus Tannenreisern und Waldblumen hatte verzieren lassen. Beim ersten Klang meiner Stimme nannte Leo Barnen meinen Namen und sagte: „Wie freundlich von Ihnen!" — „Wie angenehm, von einem Freunde willkommen geheißen zu werden!" setzte Frau Barnen hinzu, mit besonderem Nachdruck auf jenem Prädikate.

Während die Koffer abgeladen wurden, bat Herr Barnen seine Frau, ihn in dem Anwesen herumzuführen. Sie reichte ihm den Arm, führte ihn in das Gärtchen vor dem Hause und beschrieb ihm nun das ganze Anwesen genau, wobei sie stets jenes Wort gebrauchte, das in meinem Ohr so traurig klang: „Sieh' nur, lieber Leo, sieh'! dort auf der rechten Seite ist das Thor, durch welches wir hereingefahren sind, ein hübsches Staketenthor; und hier vor der Fronte des Hauses ist ein hübscher Garten, in englischem Geschmacke angelegt, den nach der Lehne des Berges hin eine niedrige Mauer von Sandstein mit einem hübschen eisernen Staketenzaun abschließt. Hüben und drüben vom Hause stehen die noch unvollendeten Mauern von anderen Häusern, welche hier errichtet werden sollen. Und sieh' nur, diese Mauer auf der Südseite muß schon länger stehen, denn sie ist ganz überwachsen mit wildem Wein und einer wunderschönen Schlingrose! Dicht bei dem Hause ist ein schmaler Thorweg und korrespondirt mit einem Pförtchen in der Umfassungsmauer. Ah, dieses Pförtchen führt in einen andern kleinen Garten mit einer Laube, von wo aus man eine schöne Fernsicht über das Thal und Gebirge haben muß!" Und in diesem Tone schilderte sie ihm Alles so lebhaft und anschaulich, als ob er es mit ihren Augen sehen könnte.

Als wir in das Haus getreten waren und ich das junge Ehepaar in das Zimmer mit dem kleinen Balkon geführt hatte, welches sie künftig bewohnen wollten, rief Frau Barnen lebhaft: „Ha, welche herrliche Aussicht nah und fern! Ach, Leo, sieh' nur, wie eigenthümlich! Vorne das tief eingeschnittene Thal und die steil ansteigenden Lehnen der jenseitigen Berge, und hinten eine Art Ruine gerade auf unserem Hof! Es ist ein halb niedergerissenes Haus, von welchem noch das Giebelende steht. Wie wehmüthig sehen Einen diese blosgelegten Wände mit ihrem braunen Getäfel und ihren verblichenen blauen und grünen Tapeten an! Aber das Gebälke vom Giebel ist recht hübsch; es bildet lauter symmetrische Dreiecke und rautenförmige Felder!"

In dieser Weise zeigte sie ihm Alles, und das rasche Spiel seiner sonst so leeren Züge, das milde Lächeln seines Mundes verriethen, daß er ihrer Schilderung mit Interesse folgte. Endlich gingen wir Alle zusammen hinunter in jenen kleinen, achteckigen Pavillon aus Föhrenstangen in dem Seitengärtchen, um hier einen Imbiß einzunehmen, den ich aus dem Bade hatte heraufschaffen lassen. Die liebliche Aussicht von diesem Punkte aus entzückte selbst Theresen so, daß sie gerührt schwieg. Der volle Sonnenschein spielte auf ihrem schönen, verständigen Antlitz, der frische, harzgewürzte Wind fächelte um ihre Locken, in den alten Föhren neben uns sangen einige muntere Vögel, und um die blühenden, gelben Besenpfriemen des Abhangs summten die Bienchen.

„Wie froh bin ich, daß Herr v. Werth uns diesen lieblichen Wohnsitz verschafft hat!" flüsterte Therese, schmiegte sich dichter an ihren Gatten und schlang ihren Arm um seine Schulter. „Hier wirst Du Dich erholen und wieder kräftiger werden!" Sie blickte zu ihm auf, und er schaute mit einem Gesicht voll Andacht in den schönen Abendhimmel hinein. Sie beobachtete ihn: ihr Auge haftete auf seinem Gesicht, und in dieser stummen, lächelnden Betrachtung gab sich die ganze Stärke und Innigkeit ihrer Gatten-Liebe kund. Es war unverkennbar, daß diese beiden Menschen einander Alles in Allem waren. Wäre er wohl glücklicher gewesen durch den Anblick ihrer wunderbaren Schönheit? Ich glaube kaum. Er fühlte sie ja, er lebte in ihr, ihm war eine Ahnung, eine Vision davon stets gegenwärtig, vermöge jenes geheimnißvollen innern Sinnes, welchen er noch immer Sehen nannte.

Gedankenvoll ging ich nach Hause. Sie standen noch immer auf dem kleinen Grasplatz vor dem Pavillon, als ich mich zum letzten Mal nach ihnen umsah. Er beugte sich nahe zu ihr herab, und sie schaute noch an ihm hinauf. Ich entsinne mich noch des Liebreizes und der unaussprechlichen Herzensgüte, womit dieses Antlitz von der Liebe widerstrahlte, welche Theresens Herz über seine hülflose Blindheit ausgoß, und ich fühlte, daß diese Frau mir eine große Lehre gegeben hatte.

Die Woche verging. Ich hatte einige Tage lang Besuch von meiner Schwester, welche im Nachbarlande wohnte, und welche ich zu einem Zusammentreffen eingeladen hatte. Sie brachte meine Neffen mit, zwei hübsche, aufgeweckte, rührige Schulknaben. Meine Schwester und Frau Barnen machten rasch mit einander Bekanntschaft und tauschten sich gern im Gespräche mit einander aus. Unsere Freundschaft gewann schnell an vertraulicher Innigkeit, denn wir hatten so Vieles zu besprechen, was uns Beide interessirte. Wir hatten Theresen viele Briefe unseres Oheims an unsern seligen Vater gezeigt, worin er gegen diesen seine Gefühle für Theresens Mutter aussprach. Wir hatten manche dieser Briefe dem Feuer überantwortet, worin Dinge standen, welche fremde Augen nicht zu lesen brauchten. Leo Barnen war bei all' diesen Zusammenkünften gegenwärtig, und wir Alle hatten ihn sehr liebgewonnen und sehr schätzen gelernt. Er hatte in seiner ganzen Denkweise etwas besonders Erhabenes, und alle seine Empfindungen verriethen eine ungemeine Zartheit und Zärtlichkeit. Man ward unwillkürlich von der Hingebung seiner Frau zur Bewunderung hingerissen; man mußte sich gestehen, daß ihre Schönheit nicht an diesen Mann vergeudet seye.

Mein Aufenthalt verlängerte sich weit über die ursprünglich bestimmte Frist hinaus, und an die Schweizerreise dachte ich schon nicht mehr. Zu Ende der dritten Woche meines Aufenthaltes in *** kehrte ich von einem Besuche bei meiner Schwester in T. dorthin zurück. Als ich im Badehotel ausstieg, meldete mir der Portier: Herr und Frau Barnen seyen am Morgen da gewesen,

um mich zum Essen einzuladen, weil sie mich schon zurückgekehrt wähnten; sie hätten die Bitte hinterlassen, ich möge mich bei ihnen einstellen, falls ich noch mit der Vormittagspost ankäme. Sie seyen dann im Laufe des Nachmittags nochmals dagewesen, um sich nach mir zu erkundigen, und haben es sehr bedauert, daß ich erst am späten Abend ankommen werde. Diese kleine Aufmerksamkeit meiner neuen Freunde erfreute mich sehr, und ich nahm mir vor, sie sogleich am folgenden Morgen zu besuchen, und mit diesem Entschlusse legte ich mich schlafen.

Ermüdet von der Reise, wie ich war, lag ich im gesundesten Schlafe, als mich ein entsetzlicher Lärm weckte. Es war ein lautes, wirres Geschrei von Stimmen und heftiges Pochen an meiner Thüre. „Was gibt es?" fragte ich. — „Eine Feuersbrunst!" rief mein Freund S. draußen vor der Thüre; „es brennt auf dem Schönen Berge! . . . . Der arme, blinde Mann! . . . . Spute Dich mit dem Ankleiden; wir wollen hinauf!" Diese Schreckensbotschaft streifte im Nu alle Schwerfälligkeit des Schlummers, alle Müdigkeit und Schlaftrunkenheit von mir. Ich sprang aus dem Bette, aber wenn ich jetzt in ruhiger Stimmung mir die Erlebnisse jener Nacht wieder in's Gedächtniß zu rufen versuche und die Aufeinanderfolge derselben, so weiß ich durchaus nicht mehr zu sagen, wie ich nach dem brennenden Hause gelangte, und mit wem, und auf welchem Wege ich hinaufging. Aber ich stand droben in dem Garten vor der Fronte, gerade da, wo der wilde Wein und die Schlingrose an der alten Mauer des Erdgeschosses von dem Nebengebäude sich emporrankten, — ich stand da und war wie versteinert vor Schrecken.

Mir ist, als sähe ich noch vor mir die Flammensäulen, die aus dem Dachstuhle des leichten, aus Fachwerk und vorzugsweise aus Holz gebauten Hauses emporlohten, — als hörte ich noch das Zischen und Sausen des Rauches, der aus den Fenstern der beiden Stockwerke drang! Es waren noch nicht viele Leute da, denn die Dörfler wohnten in einzeln stehenden, weit zerstreuten Häusern und wurden erst von der Sturmglocke geweckt, die von dem Saßbacher Kirchthurme geläutet wurde und mit ihren Schauertönen das Echo der nächtigen Thäler weckte. Feuerspritzen sollten auch erst von Saßbach und aus dem Bade kommen, woher auch die Mehrzahl der männlichen Badegäste herzu eilte. Nur vor der hintern Thüre des Hauses stand rathlos ein Häuflein Männer, mit dem Verwalter des Schweizerhofes an der Spitze und starrte in die weithin den Himmel und die Waldhänge röthende Lohe. „Wo ist Herr Barnen?" rief ich ihnen zu; „hundert Thaler demjenigen, welcher mir den blinden Herrn herausbringt! Er schläft droben im ersten Stocke in dem Zimmer rechts von der Treppe!" Die linkischen Versuche zur Dämpfung des Feuers, die vor meiner Ankunft gemacht worden waren, hatten nur die Gefahr der Feuersbrunst vermehrt — das Haus war rettungslos verloren. Die Hitze scheuchte die Leute von jedem Versuche zurück, in das Haus einzudringen — mein Anerbieten blieb unbeachtet!

Was von da an geschah, darüber fehlt mir jede deutliche Erinnerung. Ich weiß nur, daß ich zwei Mal an der Vorder- und an der Hinterthüre des Hauses war und sie verschlossen fand, daß wir dann einen Balken holten und die Hinterthüre einstießen, — daß ich in das Haus eindrang. An Theresen dachte ich gar nicht; nur ihr Gatte erfüllte all' meine Gedanken, vielleicht, weil ich wußte, wie unschätzbar theuer er ihr war, wie innig er mit ihrem Leben verwachsen, wie sehr er ihre einzige Freude und ihr Ein und Alles war. Nur auf seine Rettung war ich bedacht. Ich drang durch den erstickenden Rauch die schon brennende Treppe hinan; droben auf dem Flur schlugen mir die Flammen entgegen, die der frische Nachtwind von hinten nach vorne trieb. Aber ich brach durch dieselben hindurch, drang in das Zimmer rechts neben der Treppe, und sah Leo Barnen starr wie eine Bildsäule neben seinem Bette stehen. In dem Augenblick, wo ich in's Zimmer trat, schlug mit einem furchtbaren Krachen eine hohe Flamme aus dem Fußboden auf, welcher zwischen mir und ihm zerbarst. Ich sprang zu ihm hinüber und erfaßte seinen Arm — er erkannte mich augenblicklich. Die Flammen züngelten um uns her — er wußte auch dieß, und betete laut: „Das Leben ist Dein Geschenk, o Gott!" hörte ich ihn sagen, während sein lichtloses Auge sich gleichsam auf einen fernen Gegenstand zu heften schien; „aber ein höheres Geschenk, als das Leben — Deine beste, größte, reinste Gabe, o Gott, ein Zeichen Deiner unbegrenzten Güte und Deiner unwandelbaren Liebe ist sie . . . ." Ich wußte, daß er für Theresen betete. Aber hier galt Eile; ich schlug beide Arme um ihn, hob ihn auf meinen Rücken und kehrte um nach der Treppe, die bereits lichterloh brannte und in einen erstickenden Rauch gehüllt war. Aber hier war nichts zu bedenken; wohin ich auch blickte, starrte mir der Tod entgegen. Ich raffte all' meinen Muth, meine Entschlossenheit, meine feste Willenskraft zusammen und ging nun mit raschem, sicherem Schritte der Gefahr entgegen, schritt die Treppe hinunter, mit meiner Last auf dem Rücken. Die Flammen schlugen an uns hinauf, versengten uns die Haare, die Haut an Gesicht und Händen, steckten uns die Kleider an, aber wir kamen durch den Qualm und die Glut hindurch und gelangten in's Freie, wo uns jubelnde Glückwünsche empfingen und Dutzende von hülfreichen Händen sich nach uns ausstreckten.

Der viereckige, kleine Hofraum hinter dem Hause wimmelte nun von Menschen, welche alle auf Einen Punkt hinstarrten, deren Athem nur unter einer einzigen gemeinsamen Furcht stockte. Ich sah, daß irgend eine tiefgehende Gemüthsbewegung sie erschütterte, sie hin und her trieb. Ich mußte wissen, was es gebe, und kaum waren meine brennenden Kleider gelöscht, so kehrte ich zurück nach dem Hause. Instinktmäßig wichen die Leute mir aus und machten mir eine Gasse, bis ich unter den Vordersten war. „Was gibt es?" fragte ich. — „So eben hat sie sich noch dort an jenem Fenster gezeigt!" hieß es, und ich bemerkte, daß Aller Augen auf jenen kleinen Balkon an der Südseite des Hauses gerichtet waren, an dessen hölzerner Brustwehr bereits die ersten Funkenzeilen des Brandes hinaufliefen.

„Um's Himmelswillen, Leute! steht nicht müssig!" rief ich. „Noch sind mehre Personen in jenem Hause, die gerettet werden müssen! Schafft doch Leitern herbei und setzt sie auf der Rückseite an die Fenster! Verliert den Kopf nicht und legt rüstig Hand an!"

Dieß belebte die Leute und im Nu war Alles thätig. Die Leute zertheilten sich und holten Leitern von den Oekonomie-Gebäuden herbei. Ich hatte Herrn Leo Barnen ganz vergessen; mich erfüllte jetzt nur noch Ein Gedanke: Theresen zu retten. Niemand hatte mir ihren Namen genannt oder ihre Lage geschildert — es bedurfte keiner Worte, denn eine innere Ahnung sagte mir Alles. Ich wußte, daß Therese von unten her nicht mehr zu retten war, denn die Treppe mußte vollends eingestürzt seyn; ich begriff instinktmäßig, daß es für sie keinen andern Weg mehr gab, um aus dem brennenden Hause zu kommen, als wenn man eine Art Brücke machte, die von der noch stehenden Giebelseite des halb niedergerissenen Hauses aus nach der Beletage des brennenden Gebäudes führte, und zwar gerade nach dem Fenster, an welchem sie von Zeit zu Zeit erschien. Von unten her war ihr nicht mehr beizukommen — ein Abgrund von Flammen wüthete unter ihr.

Gerade in diesem Augenblick langten die Feuerspritzen und die Löschmannschaft aus Saßbach und aus dem Bade auf der Brandstätte an, und die Feuerspritzen spielten bald nach derjenigen Ecke des Hauses und um das Fenster herum, an welchem sie sich, in einen Betteppich gehüllt, mehrmals gezeigt hatte. Wären die Feuer-Leitern und Spritzen eine halbe Stunde früher zur Hand gewesen, so hätten zwar vielleicht das Haus nicht mehr ganz, dagegen aber seine Bewohner und ihre Effekten mit aller Sicherheit noch gerettet werden können. Nunmehr konnte sich schon kein Mensch mehr dem untern Theile des Hauses nähern. Wie sie in der Brandstätte noch am Leben war, erschien wie ein wahres Wunder. Die einzige Möglichkeit der Rettung bestand darin, daß man eine Brücke über den Hofraum schlug, bis zu jener Ecke des Hauses, wo sie war, und daß man sie über dieselbe herüberbrachte. Die Feuerspritzen arbeiteten noch immer gegen die Außenwand, — noch immer erschien und verschwand sie. Sie hatte kein einziges Wort gesprochen, keinen einzigen Hülferuf ausgestoßen — wir Alle begriffen, warum; — wir wußten, daß sie sich so heldenmüthig benahm, um ihren armen Gatten zu schonen. Sie büßte nichts ein durch diese große Selbstbeherrschung und Enthaltsamkeit. Alles arbeitete an der Brücke, an der Aufrichtung der Stützen — schon war der Steg halb fertig. Die Entfernung und die Höhe waren nicht groß, aber doch waren sie bedeutend genug, daß nicht sechs Männer aus der ganzen Mannschaft es gewagt hätten, diese Brücke mit irgend einer Hoffnung auf Erfolg zu betreten. Jetzt schlugen auf einmal die Flammen auch aus den der Brücke zumeist zugekehrten Enden des brennenden Gebäudes. Was geschehen sollte, mußte nun rasch gethan werden. Sie begriff dieß selbst, als sie unter dem Fenster erschien, sich auf den Sims schwang und an das Fensterkreuz anklammerte. Einem jungen Menschen, einem Zimmermann aus Saßbach, der unter der ganzen Rettungsmannschaft den schärfsten Blick, den ruhigsten Kopf und die gewandteste Hand hatte, war es gelungen, auf der Brücke so weit hinaus zu kriechen, daß er ihr eine kurze Leiter mit einem Stricke am Ende zuschieben konnte. Sie begriff ihn im Augenblicke, stieß die Fenster auf, zog die Leiter in das offene Fenster herein und band dieselbe an den Fensterpfosten. Hierauf stieg sie durch den einen Flügel des Fensters heraus auf den äußern Sims und streckte in stummer Bitte die Hand nach Hülfe aus. Allein wer war im Stande, über jene Planke und die leichte Leiter hinüberzuschreiten und sie herüberzuführen? Der wackere, junge Zimmermanns-Geselle versuchte es kühn. Als aber Therese auf die Leiter trat und diese schwankte, da strauchelte er; noch ein Schritt und er verlor das Gleichgewicht, erlangte es wieder, verlor es abermals und stürzte endlich — fiel herunter gegen das Haus hin. Man fing ihn auf, allein er hatte den Arm gebrochen!

Noch immer ließ Therese keinen Laut, kein einziges Wörtchen hören; aber ich sah, wie sie sich an den Fensterpfosten anklammerte und suchend in den Menschenhaufen herunterschaute; ich begriff, nach wem sie sich umsah. In einem Augenblick war ein anderer Mann auf der Brücke, aber auch dieser war zu ängstlich, zu hastig und zu unstät, — er stürzte herunter, ehe er noch die Hälfte des Raums zurückgelegt hatte, der ihn von der Bedrohten trennte. Und jetzt kam eine Pause — es wollte sich kein Retter mehr finden. Ich stand auf den Balken des halb niedergerissenen Hauses, ganz nahe bei dem Ausgangspunkte der Brücke; aber ich wußte, daß ich zum Schwindel geneigt war und nicht hinüber konnte, und das Bewußtseyn ihrer Gefahr und meines Unvermögens, ihr Hülfe zu leisten, schnürte mir das Herz zusammen. Wollte denn gar niemand mehr einen Rettungsversuch machen?

Es war ein furchtbarer Moment. Ich blickte hinunter, da sah ich — glaube mir, holde Leserin, ich sah dieß so deutlich und wahrhaftig, wie Du diese Worte hier siehst — da sah ich unter den Steinblöcken, den Schutthaufen und übereinander liegenden Balken, welche das Erdgeschoß des halb zertrümmerten Hauses füllten, plötzlich eine weibliche Gestalt erscheinen, von einem eigenthümlich seltsamen, weißschimmernden Lichte umgeben — eine Frauengestalt in einem hellgrauen, weiten Gewande, das man für ihr Leichenhemd hätte halten können, blaß, starr und unbeweglich wie eine Bildsäule, mit dunklen Augen, die entsetzt vor sich hinstierten, mit reichem, dunklem, wallendem Haar, das auf ihre Schultern herniederfiel, und worin der frische Wind nicht spielte. Wäre dieß Haar nicht so dunkel, beinahe schwarz, und der Wuchs größer erschienen, als der der Frau Barnen, so hätte ich sie für diese halten können, so ähnlich erschienen mir beide. Ich hatte in meinem Leben nie an Gespenster geglaubt, nie auch nur an die Möglichkeit solcher gedacht, allein in diesem Augenblick fiel mir das Bild von Theresens Mutter ein, und ich hätte momentan darauf schwören mögen, daß die Frauengestalt unter mir identisch sey mit dem Urbild des Miniatur-Portraits. Sie war es, Zug für Zug, nur größer, voll Wehmuth und Entsetzen und umfluthet von einem gespenstigen, weißen Lichte. Sie stand da, wie ein Bildhauer etwa einen betenden Engel dargestellt haben würde, — die Hände über die Brust gefaltet, das Auge mit unbeschreiblichem Ausdruck auf die arme Frau gerichtet, die dort auf dem Fenstersims sich an den Pfosten anklammerte und forschend und bittend auf die Menschen dort drunten hinabblickte. Ein Schauer überlief mich unwillkürlich, denn es wollte mich bedünken, als ob das Grab seine Todten herausgegeben, als ob der Allmächtige den Geist von Theresens Mutter herbeigesandt habe, um hier ein Wunder zu wirken. All' meine Furcht und Seelenangst schwand unter dem starken Gefühl und Bewußtseyn der Nähe von etwas Ueberirdischem, und als mir unwillkürlich die Worte entfuhren: „Um Gottes willen, was ist da zu thun?" so ward mir auch sogleich klar, was ich zu thun hatte, — wie die Folge einer höhern Eingebung, denn ich erinnerte mich nicht, irgend eine laute Antwort auf meine Frage erhalten zu haben. Im Nu stieg ich die Leiter hinunter, welche an den Durchzugsbalken lehnte; drunten sah ich mich mit Interesse nach der vermeintlichen Erscheinung um, aber sie war verschwunden, und doch wollt' ich mich überreden, sie habe mir eingegeben, was ich thun sollte. Ich ging rasch an's Werk, um ihrer Weisung nachzukommen.

Der Badearzt, der Pfarrer von Saßbach und einige ältere Badegäste hatten sich des blinden Herrn Barnen angenommen. Sie erzählten ihm, was soeben vorging, zwar nicht ganz wahrheitsgetreu, sondern mit solchen Auslassungen, die ihnen nöthig dünkten, um ihm noch Hoffnung und Zuversicht in Betreff der Rettung seiner Frau zu geben. Bald stand ich vor ihnen und sagte: „Herr Barnen, wir brauchen Sie. Die Brücke zu Ihrer Frau hinüber ist so schmal und schwankt so sehr, daß zwei Männer bei dem Versuche, hinüber zu gelangen, herabgestürzt sind. Frau Barnen steht auf dem Fenstersims ihres Schlafzimmers hinter dem Wohnzimmer, und wir können nur mittelst der Brücke sie noch aus dem brennenden Gebäude zu erlösen hoffen."

Es bedurfte für ihn nicht mehr — er war entschlossen aufgestanden und sagte nun: „Führen Sie mich hin!" Entsetzen schaute aus Aller Antlitz, aber in m e i n Herz zog Hoffnung und Vertrauen ein. Ich führte ihn in das halb niedergerissene Haus, die Leiter hinan, auf den Durchzugsbalken vorwärts bis zu einer Stelle, wo Therese ihn sehen konnte. Sie streckte ihre Arme nach ihm aus.

und ich sagte ihm: „Sie hat Sie gesehen und bewillkommt Sie." — „Gott sey Dank!" flüsterte er. — Nun führte ich ihn bis zu dem Fenster, von welchem aus die Brücke nach dem brennenden Gebäude hinübergelegt war. Ein Kohlenregen fiel hier auf die diesseitige Anlände unserer improvisirten Brücke, und ein Blick in die Höhe zeigte mir, daß der Giebel des Hauses, auf dessen Trümmern wir standen, nun ebenfalls lichterloh brannte. Es war die allerhöchste Zeit, Theresens Rettung zu versuchen.

Er stand bald auf der Brücke, und ich sagte zu ihm: „Ich versichere Sie, daß der Steg fest ist, obgleich er sehr schwankt. Er besteht auf ungefähr vierzig Fuß Länge aus Brettern und Bohlen, und dann auf eine Strecke von zehn Fuß aus einer Leiter, die von den Bohlen aus zu Frau Barnen hinüberreicht. Die einzige gefährliche Stelle ist da, wo die Bohlen und die Leiter zusammenstoßen. Wenn Sie daher an die Leiter kommen, so stehen Sie fest hin, reichen Sie die Hand hinüber und nehmen Sie Ihre Frau auf den Arm, wenn Sie zurückgehen. Aber seyen Sie behutsam und kaltblütig, der schmale Steg und das doppelte Gewicht . . . ."

— „Ich verstehe," sagte er; „ich werde recht vorsichtig seyn!"

„Haltet Euch nur dicht an einander!" rief einer der Feuerleute herauf.

Leo Barnen winkte ihm mit der Hand hinunter, und ging dann mit vorsichtigem Schritt auf den Planken vorwärts. Nach etwa vier oder fünf behutsamen Schritten ging er rascher und kühner, mäßigte aber seine Eile in demselben Verhältniß, als er der Stelle der größten Schwankung nahe kam. Athemloses Schweigen herrschte unter der versammelten Menge. Nur das Rauschen und Prasseln der Feuersbrunst, das Zischen des Wassers in der Glut und das Arbeiten der Feuerspritzen waren zu hören.

Jetzt stand Barnen am Beginn der Leiter. Der Steg schwankte unter ihm, aber er erhielt sich im Gleichgewicht und streckte Theresen seine Hand entgegen. Und nun sprach sie laut und hörbar mit ruhiger, klarer Stimme und ergreifender Zärtlichkeit der Betonung: „Mein Gatte! mein liebes, süßes Herz, ich komme zu Dir!" Sie trat auf die schwankende Leiter, streckte ihm die Hände entgegen, schlug sie einmal über dem Kopf zusammen, als sie beinahe das Gleichgewicht verlor, und schritt über die Sprossen und Schäfte der Leiter leicht hinüber wie ein Vogel. Da wo die Leiter und die Planke zusammenstießen und man das leichte Gerüste jetzt mit Sprießen von unten stützte, blieben sie stehen. Therese wagte nach nichts Anderem sich umzusehen, als seinen lichtlosen Augen. Drunten herrschte lautloses Schweigen — die Weiber waren auf die Kniee gesunken und beteten, und manchem ernsten Manne bebten die Lippen wie mir von einem stummen Stoßgebet aus vollstem Herzen. Herr Barnen umschlang seine Frau mit seinen Armen und drückte sie mit unbeschreiblicher Innigkeit an sich; dann aber erhob er sie, zu unser Aller unsäglichem Erstaunen, in seinen Armen, stützte sie in Brusthöhe gegen sich, drehte sich um und trug sie zurück bis zu dem Punkte am Ende der Brücke, wo ich ihn auf einer Art extemporirtem Gerüste erwartete. Hier berührte ich sachte, wie ich es gelernt hatte, seinen Arm, und führte ihn über die freischwebenden Durchzugsbalken zu der Stelle, wo die Leiter stand, die auf den Boden des Erdgeschosses hinunter führte. Er setzte seine theure Last wohlbehalten auf der Planke nieder.

Das lange verhaltene Interesse der Zuschauer machte sich nun in einem lauten, stürmischen Freudengeschrei und Jubel Luft. Wie sie jauchzten und schrieen, diese derben, stämmigen Wäldler! Sie weckten die Echo der Berge und die Raubvögel und Raben in ihren Horsten. Ich selbst ward angesteckt von dieser wilden Freude und schrie mit, während mir Thränen der Rührung über die Wange rannen. Als ich mich wieder nach Theresen und ihrem Gatten umsah, waren beide die Leiter hinab und in einen Wagen gestiegen, den der Badearzt hatte herbeikommen lassen. Ich eilte hinunter zu ihnen, allein kaum war ich aus den Umfassungsmauern des halb niedergerissenen Gebäudes heraus, so bebte der Boden unter mir von einem furchtbaren, betäubenden Schlage, ob welchem mein Fuß entsetzt am Boden wurzelte. Die Giebelseite des halb abgetragenen Hauses war eingestürzt, hatte die Brücke zerschmettert und die noch stehende Ecke des brennenden Hauses mit sich zusammengerissen. Bevor ich mich von meinem Schreck noch erholen konnte, war der Wagen des Doktors davongefahren und hatte den Blinden und seine holde Frau aus dem Bereiche des Schreckens entführt. —

Es war beinahe Morgen, als ich die Brandstätte verließ und nach dem Badehotel zurückkehrte, um mich zu Bette zu legen. Der furchtbaren Aufregung der Schreckensnacht war eine unbeschreibliche Erschöpfung gefolgt, und Mittag war längst vorüber, als ich aus einem schweren Schlafe erwachte und aufstund. Drunten im Hofe des Badehotels begrüßte mich der Glückwunsch der übrigen Badegäste und die Nachricht, daß Herr und Frau Barnen im Hause des Doktors ein Unterkommen gefunden und bereits mehrmals herübergesandt hätten, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Bald darauf kam auch die Dienerin Theresens und berichtete mir die freundlichsten Grüße ihrer Herrschaft, die sich beide — die nicht unbedeutenden Brandwunden abgerechnet — ganz wohl befänden und am andern Morgen meinen Besuch erwarteten.

Den nächsten Tag und noch viele folgende besuchte ich meine Freunde. Nach acht oder zehn Tagen hatten sie sich von den Wirkungen des gehabten Schreckens und der bestandenen Gefahr wieder so ziemlich erholt. Sie ließen einen öffentlichen Dankgottesdienst halten, und vertheilten eine namhafte Summe unter die Löschmannschaft. Therese konnte nun ruhig über die Ereignisse der Schreckensnacht sprechen, und erzählte mir den Hergang. Sie war erst von der Hitze und dem Rauch erwacht, die aus dem Wohnzimmer in ihr Schlafgemach hereindrangen. Die Entstehung des Feuers war nicht zu ermitteln. Nachdem sie erwacht war, hatte sie die übrigen Hausgenossen geweckt und die Dienerin mit der feuerfesten eisernen Kassette und den werthvollsten Gegenständen zu dem Oekonomie-Verwalter hinübergesandt, um Lärm zu machen, Hülfe zu heischen und die Werthobjekte in Verwahrung zu geben. Hierauf hatte sie ihren Gatten angekleidet und die übrigen Effekten: Kleider, Bücher, Weißzeug u. s. w. in den kleinen gewölbten Weinkeller geborgen, der sich unter dem Hause befand, und dort hatte sie auch ihren Gatten bergen wollen, falls es ihm nicht mehr gelingen sollte, sich aus dem Hause zu retten. Meine Dazwischenkunft hatte sie verwirrt und da sie sich nicht zu erklären vermochte, wie er aus dem Hause entkommen seye, so fürchtete sie, er habe sich im Hause verirrt und war um seinetwillen in der Brandstätte geblieben, um ihn zu suchen, bis beinahe kein Entkommen daraus mehr möglich war.

Ich hatte mir oft vorgenommen, Frau Barnen das seltsame Erlebniß mitzutheilen, welches ich mit der vermeintlichen Erscheinung zwischen den Trümmern des halb abgetragenen Hauses gehabt hatte, — ein Erlebniß, das mir gar nicht aus dem Gedächtniß weichen wollte und dessen Erinnerung mich stets so ernst und feierlich stimmte, daß ich mehre Wochen lang es nicht über mich gewinnen konnte, davon zu reden. — Endlich am Vorabend des Tages, den ich zu meiner Abreise bestimmt hatte, saß ich allein mit Frau Barnen in dem kleinen Salon der neuen Wohnung, die sie seit ihrer Genesung bezogen hatte, und plauderte mit ihr, und nun erst hatte ich den Muth, ihr diese räthselhafte Episode jener Nacht

zu erzählen. Anfänglich hörte sie mir mit einer Art grausenhafter Spannung zu, aber je weiter ich in meiner Erzählung kam, desto mehr heiterte sich ihre Miene auf und ihre Spannung ging in ein freundliches, wohlwollendes Interesse über. Sie unterbrach meine Schilderung hie und da mit einer Frage ihrer lieben Stimme, und blickte mich mit einem Wohlwollen und einer Milde an, die etwas schwesterlich-zärtliches hatten.

Als ich zu Ende gesprochen und ihre Ansicht über das räthselhafte Ereigniß erwartete, sagte sie mit gesenktem Blick, einer gewissen Verlegenheit und einem freundlichen Ernste, der beinahe die letzte Spur von Lächeln von ihrem lieblichen Munde verscheuchte: „Wollen Sie mir eine Frage zu Gute halten, die — vielleicht indiscret, aber gewiß sehr wohlgemeint ist?"

„Von Herzen gerne."

— „Nun denn, so sagen Sie mir: warum haben Sie nicht geheirathet?"

Ich ward etwas betreten, faßte mich aber und erwiderte auf's Gerathewohl: „Vielleicht weil ich nie ein Frauenzimmer gefunden habe, das ich hätte lieben können!"

— „O, Sie irren! Sie haben schon ein solches Mädchen gesehen!" erwiderte sie rasch mit einem reizenden Lächeln, worin sich die aufrichtigste Herzensfreude mit einer großen Dosis Schalkheit mischte, und mit einem Blicke, der vor innerer freudiger Aufregung blitzte. „Ja," fuhr sie fort, „Sie haben schon ein Frauenzimmer gesehen, das Sie lieben könnten und für welches Sie sich vielleicht schon interessiren! Soll ich Ihnen dieses Mädchen zeigen?" Und ohne meine Antwort abzuwarten, eilte sie an die Thüre des Nebenzimmers, öffnete diese und rief: „Adelheid, Liebe! komm' heraus!"

Und siehe da, aus der geöffneten Thüre trat eine junge Dame, jünger, frischer, von höherem Wuchs und dunklerem Haar als Therese, aber eben so schön als diese.

„Adelheid Barnen, meines Gatten Schwester, Herr Deibach!" stellte Therese mir sie vor. „Mich dünkt, Sie haben sie schon irgendwo gesehen!"

— „Um's Himmelswillen, ist es möglich? Meine Erscheinung! . . . ." stammelte ich.

„Ja, sie war es, wie ich sogleich aus Ihrer Erzählung errieth," fuhr Frau Barnen fort. „Meine liebe Adelheid, staune nicht und bleibe hübsch bei uns, es gilt eine nothwendige Aufklärung. Adelheid ist jünger als ich, ein treffliches Mädchen, und hat die sprechendste Aehnlichkeit mit meiner seligen Mutter oder vielmehr mit dem Bilde, das Sie von ihr besitzen, — nicht wahr? Wir glaubten nicht anders, als Sie wüßten um die ganze Sache. Adelheid war bei Herrn v. Werth auf Besuch und war an dem Tage vor der Feuersbrunst uns zu besuchen gekommen, weßhalb wir Sie hatten einladen wollen, bei uns zu speisen. Adelheid und ihre Dienerin hatten auf irgend eine Weise Mittel und Wege gefunden sich aus dem brennenden Hause zu retten. Ich aber konnte Leo nicht verlassen, und als ich, und nur auf einen Augenblick, von ihm weggegangen war, um noch ein Bündel Bettzeug aus dem Fenster zu werfen, entsann er sich plötzlich, daß er noch einige wichtige Papiere in der Schublade seines Schreibtisches gelassen habe und eilte dorthin, um dieselben zu bergen. Hiedurch fanden Sie ihn, und den Rest wissen Sie. Adelheid war unter den Trümmern des halb abgetragenen Hauses; die Angst und Sorge um mich hatte sie dahin getrieben. Sie war es, die Ihnen gesagt hatte, daß Leo allein über jenen gefährlichen Steg zu mir gelangen könne, denn sie kannte seinen sichern Schritt. Adelheid ward am Tage nach dem Brand wieder von der Familie Werth abgeholt, und ist erst heute zu uns zurückgekehrt, um uns für den Rest unserer Badekur Gesellschaft zu leisten. Begreifen Sie nun, wie die räthselhafte Erscheinung sich auf recht natürliche Weise aufklärt?"

Ich begriff es, und betrachtete Adelheid verwundert. Unsere Blicke begegneten einander, jedoch nur für einen Augenblick, denn sie senkte ihr Auge im Nu und erglühte wie eine Purpurrose. Ohne zu wissen was ich that, reichte ich ihr die Hand, die sie schüchtern ergriff — ihre Hand bebte in der meinigen, sie erwiderte züchtig meinen leisen Druck, beugte dann ihr Antlitz auf meine Hand herab und ich fühlte mit ihrem Kuß zwei heiße Thränen auf dieselbe fallen. „Mein Herr, wie soll ich Ihnen danken?" flüsterte sie stammelnd. „Sie haben Leo und Theresen gerettet; der liebe Gott lohne es Ihnen reichlich!"

Und abermals begegneten sich unsere Blicke, und nun begriff ich noch etwas anderes — nämlich daß dieser Blick seelenvoller Dankbarkeit mir lebenslang nicht aus dem Gedächtniß kommen, sondern mich Tag und Nacht verfolgen würde — ich war verwirrt, starr, stumm, wortlos, ich ließ ihre Hand nicht los, bis ich mich meines linkischen Benehmens schämte, bis ich selbst über und über erglühte, und mir schüchtern und verlegen und mit feigem Herzklopfen und unbeschreiblichem Kleinmuth gestehen mußte, daß Therese Recht gehabt und daß ich wirklich das Frauenzimmer gesehen hatte, das ich lieben konnte, — ja bis ich das lebhafte Bewußtseyn hatte, daß ich dieses Frauenzimmer lieben müsse, daß Adelheid Barnen dieses Frauenzimmer war und daß ich ohne sie nicht glücklich seyn könne.

Und Adelheid ward mein! Sie verehrte mich längst mit einer Dankbarkeit, die an Ehrfurcht grenzte, und sah in mir einen Helden — ihren Helden! Natürlich reiste ich nun erst nicht ab, sondern verbrachte noch einige Wochen in der Gesellschaft meiner Freunde, obschon wenige Tage nähern Umgangs hinreichten, um Adelheid's dankbare Verehrung in innige, herzliche Liebe zu verkehren, so daß ich sie als meine Gattin mit in die Heimath nahm.

Und das ist nun die einfache Schilderung der einfachen Art und Weise, wie ich prosaischer Mensch verliebt und bei meinem sehr friedlichen Temperament ein Held wurde — ein Held wenigstens in Adelheid's Augen! —

Das junge Frankreich.

Das Studium der heutigen französischen Zustände ist für uns Deutsche der Gegenwart nicht nur eine interessante, sondern auch eine nützliche Beschäftigung. Wir haben seit hundert Jahren kaum Einen Mißgriff begangen, den uns Frankreich nicht vorgemacht hätte; jeder Irrthum, jeder Fehlgriff aber im socialen, politischen, moralischen oder wissenschaftlichen Leben, in welchen Frankreich hinein gerathen ist, kann uns durch die Beobachtung seiner Entwickelung und seiner Folgen lehren, was wir vermeiden müssen. Frankreichs Mißgriffe und Fehler sind auf uns direkter anwendbar, als wir glauben, liegen aber zum Unglück der Franzosen diesen weniger klar vor Augen, als sich denken läßt. Abgesehen von der Religion (einer allzu ernsten Frage, als daß wir sie hier zu erörtern wagen würden), bestehen beinahe in allen anderen Fragen, welche sich auf das moralische und sociale Wohl des Menschen beziehen, zahllose Unterschiede zwischen dem Franzosen und dem Deutschen, deren Studium für uns durchaus nicht uninteressant seyn kann.

Bevor wir aber die Franzosen des heutigen Frankreich genauer

untersuchen, möchten wir vorausschicken, daß Frankreich das einzige Land in Europa ist, worin zwei einander diametral entgegengesetzte Typen von einer und derselben Race gefunden werden können. Diejenigen Thiere, welche die Naturgeschichte als „vor-" und „nachsündfluthliche" unterscheidet, sind kaum von radical verschiedenerer Bauart als die Franzosen, deren Jugend vor die Zeit der französischen Revolution von 1789—93 oder in die Zeit nach derselben fällt, welche die politische und sociale Sündfluth Frankreichs ist. Der Franzose ist bis zum Jahre 1780 beinahe das schnurgerade Gegentheil von Demjenigen, was er nach 1790 ist.

Ackerbau, Erziehung, Gesundheit, Ehe, Achtung oder Mißachtung für individuelle Freiheit, — das sind lauter Fragen, deren Untersuchung in einer anzustellenden Vergleichung zwischen den beiden Racen und zwischen den Eingebornen desselben Landes zu verschiedenen Zeitperioden zu den merkwürdigsten Ergebnissen führt. In Betreff der Erziehung z. B. nehmen wir einmal einen deutschen und einen französischen Knaben, und dann einen französischen Knaben vor und einen solchen nach der Revolution.

Ein geistvoller Amerikaner hat erklärt, es gebe in Frankreich keine Knaben mehr; und jeder, der längere Zeit in Frankreich gelebt hat, wird diese Behauptung unterschreiben. Wenn der kleine Zweifüßler, den man in anderen Ländern ein Kind nennt, in Frankreich in Beinkleider gesteckt wird, so wird die Gesellschaft nur um einen kleinen Menschen vermehrt, aber von dem Knaben ist allein keine Spur mehr da. Nehmen wir beispielsweise ein Kind aus den höheren Ständen. Eine Wartefrau, bonne, geht ihm nie von der Seite und spielt nicht einmal mit ihm, sondern achtet nur darauf, daß es nicht zu viel spielt; sie hält mit Luchsaugen darüber Wache, daß der arme kleine Wurm seine Kleider nicht beschmutzt. Ein Riß oder Flecken an seinem lächerlich kostbaren Rocke ist ein Vergehen, worüber französische Mütter wehklagen, so daß die Knaben, die im Verlauf der Zeit und der Natur Männer seyn müssen, aus der Periode des Säuglings und des Knaben in diejenige des Jünglings übergehen mit unentwickelten Muskeln, mit reizbaren Nerven, mit empfänglicher Sinnlichkeit und schönen, unbeschmutzten Kleidern! Die armen Würmer haben nicht genug, nicht zu viel gespielt. Darüber wacht die französische Mama, denn wenn der Knabe dem Gängelband der Amme oder der Wartefrau entwächst, so gelangt er unter die Aufsicht der Mama, und die Gängelbänder, welche für das watschelnde Kind von weicherem Gefüge waren, werden für den Knaben nun straffer und einschneidender — aber den Gängelbändern entgeht er nicht; das ist nun einmal sein Fluch, seine Bestimmung, wenn mit ihm das Ideal der französischen Erziehung erreicht werden soll. Dieses Ideal ist Schmiegsamkeit, Gefügigkeit. Der französische Knabe wird desto höher geschätzt, je schmiegsamer er ist, und da Spielen und Tummeln Kraft gibt, Kraft aber Eigenwillen und Trotz weckt, so kann sich dieß nicht mit der Erziehung vertragen, deren Ergebniß nur Knechtssinn seyn soll. Auf unseren deutschen Spiel- und Tummel- und Turnplätzen, wo der Körper gestählt, abgehärtet, geschmeidig gemacht wird, da bildet sich individuelle Kraft und Tüchtigkeit aus, da wächst ein kräftiger, unabhängiger Menschenschlag heran, — so derb und voll Selbstgefühl, wie die stattliche Race der heutigen Briten, die bei Cricketspiel, Ballschlagen, Reiten, Schwimmen und Rudern auch gesunde Knochen, kräftige Muskeln und einen freien Sinn erlangen, während die Verweichlichung unter den besseren Ständen Frankreichs nur weibische, schmiegsame Schwächlinge hervorbringt.

Man muthmaßt — allerdings nur allzu oberflächlich — daß, weil Frankreich ein so großes stehendes Heer hat und der französische Soldat sich im Allgemeinen so tapfer schlägt, es in Frankreich auch ein Leichtes seye, Männer für den Soldatenstand zu rekrutiren, und daß man daselbst gewissermaßen Soldaten aus dem Boden stampfen könne. Dieß ist aber ein großer Irrthum. Es besteht zwar eine Konskription, aber sie ist verhaßt; und es ist sehr zweifelhaft, ob Frankreich durch freiwillige Rekrutirung je ein großes Heer herstellen könnte. Allein dieß ist nicht unser unmittelbares Augenmerk: wir wollen vielmehr damit nur sagen, daß sich in Frankreich niemand schlage, der nicht Soldat und daher von Berufs-wegen zum Dreinschlagen da ist. Die Konskription, welche nur die Jünglinge der unteren Stände zur Armee zwingt, ihre unbegreifliche Trägheit, welche ihnen in Friedenszeiten das Garnisonsleben werth macht, und ihr angeborner oder anerzogener knechtischer Sinn, die Geschmeidigkeit, welche sie zu allen Zeiten unter den Willen ihres Anführers beugt, — das sind einige von den Ursachen, welche aus den Franzosen gute Soldaten machen helfen. Allein keiner von diesen Charakterzügen macht gute Bürger, unabhängige, herzhafte, starke Männer. Hierin liegt das Geheimniß ihrer Unterwürfigkeit unter die Tyrannei. Wer die Armee für sich hat, der kann Frankreich beherrschen. Emerson sagt: „die Engländer sind eher mannhaft als kriegerisch;" — man könnte den Satz umdrehen und sagen: die Franzosen sind eher kriegerisch als mannhaft. Und dieses System der Erziehung wirkt durch das ganze Leben hindurch nach. Der Erste in einer Schule des heutigen Frankreichs seyn, heißt der Gehorsamste und Gefügigste seyn; und wer, nachdem er die Schule zurückgelegt hat, ein musterhafter junger Mann werden will, der braucht nur in allen Dingen gegen die Familien-Aeltesten unterwürfig zu seyn und sich von dem Beichtvater der Familie einigermaßen leiten zu lassen. Allein dieß ist ein Zustand der Vollkommenheit, zu welcher sich allerdings heutzutage trotz der besten Erziehung nur wenige junge Franzosen hinaufarbeiten. Was ihnen also noch übrig bleibt, das ist die Befähigung zur Gefügigkeit, allein ihr Gehorsam strebt nicht gerade immer nach Erfüllung Dessen, was die Familien-Aeltesten von ihnen verlangen.

Was geschieht aber dagegen hierin in den unteren Ständen? Das armselige Kind, das in den beiden ersten Lebensjahren physisch verhätschelt und verweichlicht oder auch wohl frevelhaft vernachlässigt worden ist, hat ebenfalls keine fröhliche Kindheit; sobald seine Körperkräfte es nur zu einiger Arbeit befähigen, holt man es vom Spielplatze und dringt darauf, nicht etwa daß es reinlich seye, sondern daß es sich nützlich mache. Sobald der französische Bauerknabe gehen und sprechen kann, wird er der Angestellte, der Dienstling seiner Familie, und muß in gleicher Weise, wie der Angestellte bei irgend einem Regierungsamte, täglich so und so viel Stunden arbeiten. Man lehrt ihn vor Allem, etwas zu leisten und etwas zu erringen, um dereinst etwas zu verdienen, und daher sieht er denn auch von jeder Anwendung überflüssiger Muskel- oder Thatkraft ab, wenn sie nichts einträgt. Ich erinnere mich, einmal an einem schönen Sommermorgen in einer der centralen Provinzen Frankreichs mit einer jungen Bauerfrau gesprochen und mich nach ihren Kindern erkundigt zu haben, von denen das jüngste, ein Krauskopf von etwa fünf Jahren, sich an dem Schürzenzipfel der Mutter hielt und mit einer für sein Alter ungewöhnlichen Schlauheit und Aufmerksamkeit auf unser Gespräch horchte. Man führte soeben die Kinder von einem benachbarten Schloß auf dem Spaziergang in eine nahe Wiese, wo sie unter der Aufsicht ihrer bonnes sich mit Seilhüpfen unterhalten durften. Als eine der bonnes den kleinen Bauernjungen scherzweise fragte: ob er nicht auch mit den anderen Kindern hüpfen möchte? erwiderte der kleine Range mit einem ungewöhnlich schlauen, lauernden Blicke: „Was gebt Ihr

mir alsdann dafür?" — Der Begriff eines Genusses um seiner selbst willen — der Begriff, daß man irgend etwas aus einem andern Grunde thun könne, als um der Entschädigung willen, die damit zu erzielen war — hatte also noch keinen bestimmten Platz in dem Gehirn dieses fünfjährigen Rangen gefunden.

So war es aber nicht von jeher mit der Lage der französischen Kinder beschaffen. Vielmehr liefert uns die französische Geschichte gerade in den anderthalb Jahrhunderten, welche der ersten Revolution vorangingen, gar zahlreiche Beispiele von Knaben, die ebenso lustig und ausgelassen, ebenso muthwillig, rauflustig, ungehorsam und voll wilder Thatkraft waren, als die besten und tüchtigsten Jungen in anderen Ländern. Die französische Aristokratie hat sich selber den Hals gebrochen, als sie die Majorate abschaffte und in die Zersplitterung ihres Familienbesitzstandes willigte; doch das wollen wir nicht näher erörtern, sondern nur in einer seiner nächstliegenden Folgen zeigen. Es genüge, zu sagen, daß es eine Zeit gab, wo Frankreich noch seine jüngeren Söhne hatte wie England, wo Männer mit alten Namen genöthigt waren, etwas für sich selbst und ihr Vaterland zu leisten, wo unverheirathete Töchter noch verhältnißmäßig frei waren, wo Frankreich Kolonien hatte, welche Kolonisten heischten, und wo die Ehe noch nicht, wie heutzutage, auf den unvermeidlichen Verkauf des Mannes gegründet war, damit die Gleichheit des Vermögens wieder hergestellt werden möge. Die Heere von Condé und Turenne wimmelten von Jünglingen von 14—15 Jahren, welche weder heuchlerische kleine Jesuiten, noch affektirte Stutzer, noch kleine Ungläubige waren wie die Jungen der Revolution, sondern die ihre jungfräulichen Degen wacker schwangen, welche starben wie christliche Edelleute, und die nicht um die ganze Welt eine Lüge gesagt hätten, sondern die weit entfernt waren, in knechtischer Geschmeidigkeit ihre größte Tugend zu sehen. Viele von ihnen waren aus dem Elternhause entlaufen, um zur Armee des Königs oder des großen Prinzen zu stoßen. Es ist eine unleugbare Thatsache, daß es vor der Revolution von '89 noch Knaben in Frankreich gab, und daß man sich heutzutage verwundern würde, wenn man noch einen echten, wackern Jungen darin fände.

Wir wollen ferner beiläufig beweisen, daß es vor anderthalb Jahrhunderten auch noch Mädchen in Frankreich gab, was in den Augen Solcher, die mit der heutigen eingezwängten und eingemauerten Lage der jungen französischen Damen von Stande vertraut sind, als eine noch gewagtere Behauptung erscheinen möchte. Und dem Mangel an beiden liegt zu allermeist nur die veränderte Art und Weise der Uebertragung des Eigenthums zu Grunde. Das Majorat, d. h. das Vorhandenseyn des ältesten Sohns und künftigen Repräsentanten und Haupts der Familie, macht die Heirath aus Liebe zur nothwendigen Basis, auf welcher der Bau der Gesellschaft gegründet werden muß. Stürzt man diese Basis um, so muß man zur Geldheirath, zur sogenannten mariage de convenance gelangen, und ist man erst bei dieser, so hat man alles Das erreicht, was in der modernen französischen Gesellschaft anders seyn sollte. Wir wollen dieß durch ein Beispiel zu erläutern versuchen.

Ein Familienvater, der vier Kinder — zwei Söhne und zwei Töchter — hat, besitzt ein Vermögen, das ihm ungefähr fünfzigtausend Franken Rente abwirft. Er erzieht seine Kinder in jenem Wohlleben, das man in anderen Ländern Luxus heißt. Er hat eine hübsche Wohnung in Paris und ein sogenanntes Schloß in der Provinz, und seine Frau und Kinder haben eine Menge eleganter Kleider, fahren in behaglichen Equipagen, besuchen die Theater und Concerte, und gelten alle mit einander für sehr feine Leute. Aber eines Tages stirbt der alte Herr, und nun erfolgt die sogenannte Theilung seines ganzen Besitzthums. Das Landgut in der Provinz wird verkauft (meist durch Zerstückelung an 40—50 verschiedene Eigenthümer); Pferde und Equipagen, Gemälde, Silberzeug, Mobiliar, Weine — Alles kommt zur Versteigerung; selbst die Kleider des Verstorbenen werden dem Meistbietenden zugeschlagen. Man kann die Habgier, welche sich bei solchen Anlässen in Frankreich geltend macht, gar nicht genug übertreiben. Balzac in seinem 'Vater Goriot' hat nur die Wirklichkeit geschildert. Söhne, die zu des Vaters Lebzeiten die geschmeidigsten, gefügigsten waren, hadern und feilschen bei ihres Vaters Tode wie die Juden um jeden fadenscheinigen Frack, den der Alte hinterlassen hat, und wollen die armseligsten Gegenstände seiner Verlassenschaft zu Geld machen. Der Ertrag wird dann bis auf den kleinsten Bruchtheil unter die Ueberlebenden vertheilt, die nun aufhören, Söhne und Töchter und Geschwister zu seyn, um buchstäblich nur Erben zu werden.

Nach Abzug der sehr hohen Gerichtssporteln bleibt nun jedem Glied der Familie ein Vermögen von 10—12,000 Franken Rente, womit es jetzt seine eigene Wirthschaft beginnt. Anfangs hatten die Söhne dieß für ein sehr bedeutendes Einkommen, und führen daher ganz dasselbe Leben, an welches sie seither gewöhnt gewesen waren, als sie noch die Füße unter des Vaters Tisch steckten und die Haushaltung den beinahe fünffachen Betrag zu verzehren hatte. In neun Fällen unter zehn begehen sie noch die Thorheit, sich auf irgend eine gewagte Spekulation einzulassen, die ihr Vermögen bedeutend reducirt, und nun muß zu einer Geldheirath gegriffen werden, um den Ausfall zu decken. Oder aber der eine oder der andere der Erben beginnt auch damit, sich von vorneherein nach einer Geldheirath umzusehen, und hält sich an den in Frankreich gültigen Grundsatz: „ein Ehemann habe auf eine Mitgift seiner Zukünftigen Anspruch, die mindestens dreimal so groß seye, als das was er in die Ehe bringt." Kurzum, in beiden Fällen wird die Geldheirath vollzogen, und die beiderseitigen Vermögen werden zusammengeworfen mit äußerst geringer Berücksichtigung der Geschmacksrichtungen, Gewohnheiten, Neigungen und Gefühle der beiden vermählten Personen.

Wenn die Töchter bei des Vaters Tode noch unvermählt sind, so wird auch mit ihnen von dem Augenblicke an, wo sie zu Vermögen kommen, die Heirathsspekulation oder Spekulationsheirath vorgenommen, und man bietet zu diesem Behufe den Scharfsinn sämmtlicher weiblichen Anverwandten auf, damit die Waisen in der Ehestandslotterie wo möglich das große Loos ziehen oder wenigstens bestmöglich untergebracht werden. Was für Hindernisse auch dazwischen kommen mögen (und es gibt in Frankreich keine Heirath, die man nicht durch alle nur denkbaren Mittel zu verhindern suchte), so werden diese Geldheirathen doch stets auf irgend eine Weise geschlossen; und wer da wissen will, wie sie enden, der werfe nur einen Blick auf die französische Literatur oder die französische Schaubühne der Gegenwart. Allein es kann nicht anders seyn — die Ehen müssen in Frankreich auf diese Weise geschlossen werden, weil die grenzenlose Zerstückelung und Zersplitterung des Eigenthums es unmöglich macht, daß es noch einen Mann gebe, der den Glanz der Familie aufrecht erhält, der reich genug ist, um seine Frau zu kaufen und nicht sich selbst zu verkaufen, und dessen ausnahmsweise Stellung seine Brüder zwingt, sich selber anzustrengen, damit sie ihrerseits auch wohlhabend werden, und damit sie, wenn sie ebenfalls Geld haben, im Stande sind, die Frau zu heirathen, die sie lieben, und sich ihre Gattinnen selber nach Neigung zu wählen.

Es ist, wie wir schon erwähnt, eine anerkannte Thatsache, daß

es in Frankreich keine Mädchen mehr gibt. Warum sollten sie auch noch da seyn? Wo die Frauen nur um ihres mehr oder minder beträchtlichen Vermögens willen gewählt werden, wie und warum sollten sie sich da Mühe geben, vor der Heirath anziehend zu seyn? Sie sind es nur nach der Verheirathung, die sie Freiheit nennen. Heirathen heißt in Frankreich frei seyn. Wo Geldheirathen das Fundament des ganzen gesellschaftlichen Gebäudes sind, kann es kein Aequivalent für Das geben, was wir an einem deutschen Mädchen schätzen: Gefühl, Herz, Gemüth, Bildung, Rührigkeit, den Ehrgeiz, ein nützliches und verantwortliches Glied der Gesellschaft zu werden, das selber wählt und gewählt wird und das seine Hand nicht vergibt, wenn das Herz nicht zuvor einem solchen Bunde die Weihe gegeben hat. Es ist so sprüchwörtlich geworden, daß französische Mädchen absolute Nullen sind und erst als verheirathete Frauen gesellschaftliche Geltung erlangen, daß man kaum glauben möchte, es habe vor nahezu zwei Jahrhunderten französische Mädchen gegeben, die noch unabhängiger, rühriger und selbstvertrauender waren, als irgend ein deutsches Mädchen der Gegenwart. Und doch sind die kühnsten, stolzesten Mädchen unserer Tage noch wahre Backfische im Vergleiche zu einer Marie de Hautefort und Jacqueline de Meurdrac aus den Tagen der Fronde. Man denke an die Grande Mademoiselle, welche die Bastille einnahm und Orleans belagerte oder auch (weil wir sie, als eine Prinzessin, für eine Ausnahme ansehen und hier von ihr absehen wollen) nur an ihre schönen Adjutantinnen. Wir wollen unseren Lesern einen Begriff von Dem geben, was ein französisches Mädchen unter der Regierung der Anna von Oesterreich seyn konnte und durfte, und an einem Beispiele zeigen, wie es damals niemand auffiel oder niemand es für unweiblich hielt, wenn ein Mädchen sich als eine femme vaillante benahm.

Im Jahr 1611 lebten ein Edelmann und seine Frau in der Provinz Brie, dicht bei Paris, mit ihrer einzigen Tochter Jacqueline auf ihrem burgartigen Schlosse. Monsieur und Madame de Meurdrac wunderten sich gar nicht darüber, daß das junge Fräulein, als es heranwuchs, so großen Gefallen an allen männlichen Beschäftigungen fand. Jacqueline bändigte alle Pferde, die sie besteigen konnte, ging mit allen Gewehren, die ihr nur in die Hände fielen, auf die Jagd, verhöhnte die Töchter des benachbarten Adels weidlich wegen ihrer Verweichlichung, und führte den Degen so gewandt, daß kein Mann weit und breit sogar auf Rappiere ihr gegenüber auf die Mensur treten wollte. Fräulein Jacqueline war eine höchst gebildete und vollendete junge Person, dabei hübsch, und jedermann kam darin überein, in ihr die wünschenswertheste Schwiegertochter zu sehen, die eine Edeldame mit einem Sohne möglicherweise nur finden konnte. Wir möchten nur hören, was eine anständige Edeldame aus der heutigen guten Gesellschaft Frankreichs zu einem Fräulein Jacqueline de Meurdrac sagen würde!

Genug, besagte junge Heldin beschloß, unvermählt zu leben und zu sterben, und ein tapfrer Cavalier Namens La Guette, dessen Gut nicht weit von dem des Herrn v. Meurdrac entfernt lag, hatte ebenfalls ein feierliches Gelübde gethan, seinen Namen auf kein gebornes Weib zu übertragen. Auf irgend eine Weise begegneten sich aber diese beiden einmal und wurden anderen Sinnes. Jacqueline zählte damals achtzehn, Herr de La Guette achtundzwanzig Jahre, und er nahm sich vor, keine andere Frau zu heirathen, als Fräulein von Meurdrac, und sie setzte sich in den Kopf, nur Herrn v. La Guette die Hand vor dem Altar zu reichen. Nachdem man hierüber sich verständigt hatte (was zu jener Zeit gar nicht sonderlich auffiel), vertraute man sich Frau v. Meurdrac an, die ihre Einwilligung dazu gab und den Freier an Herrn v. Meurdrac verwies. Nun wollte aber der Zufall, daß Etna und Vesuv nicht hitziger und vulkanischer waren, als die Herren v. Meurdrac und La Guette, die eines Morgens beim Frühstück zusammentrafen.

„Mein Herr,“ hub der junge Cavalier einschmeichelnd an, „ich besitze so und so viel Land, so und so viel Meierhöfe und so und so viel tausend Livres in blanken Kronen, und ich möchte mich verheirathen.“

— „Nun denn,“ erwiderte der zukünftige Schwiegervater lächelnd, „alsdann müssen Sie sich an die Dame Ihres Herzens oder an deren Vater wenden!“

„Der Vater der Dame meines Herzens sind Sie!“ rief der Freier ungeduldig.

Aber der alte Edelmann nahm dieß gewaltig übel und rief: „Sie bilden sich wohl ein, daß, weil Sie reich sind, Sie meine Tochter heirathen können? Oho, mein Herr! so haben wir nicht gewettet! Davon will ich nichts hören — meine Tochter ist nicht zu kaufen!“

La Guette verschwendete Mühe und Worte an den alten Herrn, um ihm erklärlich zu machen, daß ja Jacqueline ihn haben wolle; — es war dem starrköpfigen Alten keine Vernunft beizubringen. Es kam zu bitteren Worten, und von Worten zu herben Thaten — der eine warf dem Andern die Teller an den Kopf, der Andere schleuderte die Weinflaschen nach dem Ersten, und als Jacqueline herbei eilte, um die beiden Hitzköpfe zu beschwichtigen, sah sie, daß Beide soeben vom Leder ziehen wollten. Das Mädchen ergriff instinktmäßig eine Pistole und alle drei starrten einander mit funkelnden Augen an und warteten zögernd, wer von ihnen den Streit beginnen würde. Da brach Frau v. Meurdrac an der Spitze ihres ganzen Hausgesindes in's Zimmer herein, und die Streitenden wurden durch die Uebermacht entwaffnet, und die hitzige Bewerbung um die Hand von Fräulein Jacqueline zu einem minder feindlichen Ende gebracht.

Trotzdem war und blieb Jacqueline entschlossen, den Herrn von La Guette zu heirathen und keinen Andern, und da ce que femme veut Dieu le veut (was die Frau will, ist auch dem lieben Gott recht), so setzte sie ihren Willen durch und heirathete ihn am Ende, ging mit ihm in's Feld und diente bei einer Gelegenheit dem Prinzen v. Condé sogar zum Adjutanten; und als sie ihn einmal in einem Gefecht an den Ufern der Dordogne in das dichteste Handgemeng begleitet hatte, belustigte sich der Prinz mehr als einmal damit, laut zu rufen: „Heda, ihr Herren, macht Platz für Frau v. La Guette!“

Unser Zweck ist jedoch nicht, eine Biographie der schönen und tapfern Jacqueline de Meurdrac oder irgend einer andern berühmten Französin zu liefern, sondern wir wollten blos zeigen, wie verschieden die Sitten und Ansichten unserer französischen Nachbarn der damaligen Zeit von denjenigen waren, welche heutzutage unter ihnen im Schwange gehen. Wir halten es für ein Lob, wenn wir von einem deutschen Mädchen sagen, es habe Feuer, Race, Temperament; allein dieses Prädikat ist heutzutage kaum auf französische Mädchen der höheren Stände anzuwenden, wo unlängst der älteste Sohn eines der berühmtesten Adelshäuser Frankreichs seine Mutter pflichtschuldigst fragte: ob es für Damen schicklich sey, zu reiten? und die Antwort erhielt: „Es ist in gewissen Fällen zu dulden, z. B. wann Gesundheits-Umstände es erfordern; aber man darf niemals dazu ermuthigen!?“

Man vergleiche die gesellschaftlichen Zustände einer Zeit, in welcher diese Aeußerung eine Wahrheit enthält, mit den An-

schauungen, die wir bei einer Zeit voraussetzen müssen, wo eine Frau wie Jacqueline de La Guette ein Muster der Frauen war, so daß, als sie einmal der Königin Anna von Oesterreich nach einer ihrer kriegerischen Heldenthaten vorgestellt wurde, sie die Komplimente des ganzen Hofes wegen ihres Muthes und tapfern Benehmens erhielt, und man löse dann die Frage, welche Frauen, der einen oder der andern Zeit, ihren Zeitgenossen bessere Gattinnen und Mütter geliefert haben mögen?

Die große Frage der Erziehung: was für Männer und Frauen sie nämlich aus Knaben und Mädchen mache, berührt jedes Land, und es hat sich neuerdings herausgestellt, daß sie namentlich auch uns sehr nahe berührt. Je mehr von Westen her mit Crinoline und übertriebener Kleiderpracht jene verweichlichende, erschlaffende, unerbittlich selbstsüchtige Genußsucht des heutigen Frankreichs auf den Schwingen der Mode uns über den Hals rückt, je mehr durch die Verbreitung des Gefallens an modernen französischen Romanen und Bühnendichtungen das Gift der Sittenlosigkeit des heutigen Paris uns mundrecht gemacht, je mehr dadurch unsere ehrlichen, guten, deutschen Begriffe von ehelichen Pflichten verflacht und unser Pflichtgefühl gelockert, unsere Achtung vor edler Weiblichkeit und Tugend gemindert werden, je mehr wir fast unbewußt durch die Literatur der Demi-Monde daran gewöhnt werden, auf den Altar, welcher der reinen Frau geweiht seyn sollte, das feile Weib gestellt zu sehen, — desto mehr thut es uns noth, namentlich in Sachen der Erziehung strenger zu werden und zur Einfachheit und Nüchternheit, zur Rechtschaffenheit und Gesundheit unserer Vorfahren zurückzukehren. Die Erziehung der weiblichen Jugend in Frankreich ist eine durchaus verfehlte. Das Mädchen verlebt gerade diejenigen Jahre, wo sich in ihm eine Ahnung von der Heiligkeit und dem Traulich-Heimischen des Familienlebens heranbilden sollte, in einem Kloster oder einer Pension, einerseits beschäftigt von gedankenlosem, mechanischem und oberflächlichem Auswendiglernen einiger sehr mittelmäßigen, pour l'usage des jeunes personnes hergerichteten Compilationen von Lehrbüchern, welche höchstens einen flüchtigen Ueberblick über das Gebiet der verschiedenen Wissenschaften gewähren können. Durch diese mechanische Dressur wird der Geist nicht gebildet, sondern nur mit einem wirren Allerlei angefüllt, das dann kaleidoskopisch durch einander schwirrt, wann das Mädchen die Register seines Wissens zieht. Dazu wird diese Dressur so schnell betrieben, daß das Erlernte nicht haften kann. Anderseits wird das Mädchen sowohl durch ihre Lehrerinnen als durch ihre Freundinnen auf die große Bedeutung aller jener äußern Vorzüge aufmerksam gemacht, welche man unter dem Begriffe des feinen Benehmens zusammenfaßt. Die Nonnen predigen Bescheidenheit und Demuth im Aeußern, die Freundinnen erzählen von Liebesabenteuern, die sie schon bestanden, von Liebeleien mit Vettern ꝛc., von Romanen, die sie gelesen, und diese Nahrung der Phantasie wird in der stillen, nüchternen Abgeschiedenheit des Klosters desto begieriger verschlungen, weil drittens der Formalismus allein den ganzen Inhalt des religiösen Unterrichts ausmacht. Von den Pflichten gegen die Familie in der Eigenschaft einer Gattin, Mutter und Tochter erfährt das Mädchen in der Pension praktisch nichts, theoretisch nur höchst wenig, und tritt es aus der Pension, so ist es auch meist der unbeholfenste, zwitterhafteste, schüchternste Backfisch, den erst eine geräuschvolle, lärmende Saison in der Gesellschaft zu der hohlen, leeren, berechnenden, selbstsüchtigen Puppe umschaffen muß, aus welcher sich dann durch den Proceß der Verheirathung der Schmetterling Dame du monde entfaltet. Und wie viel von Dem, was wir hier als Lebensgang der jungen Französin geschildert haben, findet auch bei der weiblichen Jugend der vornehmeren Stände Deutschlands sein treues Ebenbild? !

Die Franzosen stehen schon an Muskelkraft und Körperstärke wie an animalischer Gesundheit so sehr hinter uns zurück, wie wir hinter den Engländern, und dieß nimmt ihnen jene Zähigkeit und Ausdauer unter Anstrengungen und Strapazen, wie jene Geduld und Ergebung unter Leiden und Entbehrungen, welche wir Deutsche mit den Briten theilen. Michelet wollte in seinem thörichten, verrückten, phantastischen Buch über die Liebe, welches vorigen Winter erschien und gerade durch seine Paradoxen und um derselben willen die größte Sensation erregte, eine Abhandlung über die Ehe geben, wie sie seyn sollte; aber er hat darin eigentlich nur bewiesen, zu welchem Grade der Entartung die Frau im heutigen Frankreich unter allen Ständen herabgesunken ist. Die Vorschriften, welche Michelet den Männern bezüglich der Behandlung ihrer Frauen gibt, sind ebenso lächerlich als entwürdigend: er soll sie in Gold fassen, in Baumwolle wickeln und anbeten, ist der langen Rede kurzer Sinn. In dem Kapitel über „die Gesundheit junger Frauen" gibt er Regeln, die nach unseren deutschen Begriffen beinahe allein schon hinreichen würden, jede Frau auf den tiefsten Zustand physischer Schwäche herunterzustimmen. Michelet räth: die junge Frau solle sich möglichst ruhig verhalten, wenig Fleisch essen, keinen Wein trinken, sich keine Bewegung machen, ihren Geist durch Lesen oder irgend welche andere rationelle Beschäftigung nur höchst mäßig nähren. Kalte Bäder, Reiten, Fußwanderungen u. s. w., welche den Körper stärken und den Geist erfrischen, sind ihm ein Greuel. Michelet's Musterbild von einer Frau ist einfach an Leib und Seele siech, und doch ist sie das Ideal der heutigen Französin; und trotz alles Tadels, aller Kritik, die sich in Frankreich gegen Michelet's Buch erhoben hat, war doch merkwürdigerweise kein einziger seiner Kritiker so kühn, offen zu sagen, daß der von M. aufgestellte Typus von Weiblichkeit ein falscher und nicht anbetungswürdiger seye und keinerlei Nachahmung verdiene. Beweis genug für die falschen, schiefen Ansichten, welche über diesen Gegenstand allgemein verbreitet sind! — Was für eine Generation von Vätern oder Müttern kann aber aus dem Schoose einer solch verzärtelten, verweichlichten, verkümmerten, blut- und saftlosen Frau hervorgehen? Was muß aus dem Volke werden, dem die gesunden Mütter fehlen?

Es ist wahr, Deutschland schreitet in politischen Dingen langsam fort; aber es paßt doch seine alten Institutionen insgesammt allmählig den Forderungen der neuen Zeit an und hat kaum Eine derselben über den Haufen geworfen. Frankreich aber hat jede Institution, die es besaß, über den Haufen geworfen. Wie haben nun die beiden Systeme auf die beiden Völker gewirkt? welches Volk ist denn das freiere, das gesündere, das kräftigere, das glücklichere von beiden? Welchem von beiden steht die größere Zukunft bevor? e. v.

Ein Abenteuer in Prinz-Rupert's-Land.

Tief in den unbewohnten Wildnissen von Nordamerika, mehr als tausend Meilen hinter Canada, liegt ein einsamer Außenposten des Pelzhandels der Hudsonsbay-Compagnie, in einem öden, unfruchtbaren, wüstenartigen Theile von Prinz-Rupert's-Land, so weit entfernt von den Wohnstätten civilisirter Menschen, daß die

Bewohner des Postens nur zweimal im Jahre von ihren Freunden in der Heimath hören. Dieser Außenposten besteht aus vier kleinen Blockhäusern oder Hütten, welche möglichst wenig und möglichst kleine Thüren und Fenster haben. Ein roher Palissadenzaun umgibt das Ganze, und in der Mitte erhebt sich eine hohe Flaggenstange. Die Pelzhändler nennen diese Ansiedelung ein „Fort," und diese Bezeichnung führt es denn auch unter den wenigen Einwohnern des Landes. Die Verpfählung und die Flaggenstange mögen Leuten von lebhafter Phantasie diesen Namen eingegeben haben; aber es dräuen keine Kanonen von den Wällen dieses hölzernen Forts des Nordens, keine kriegerische Musik weckt im Hofe desselben ein Echo, und die Garnison besteht aus dem Kommandanten, vier Männern, einem indianischen Jäger aus dem Stamme der Chippewyan und einer Indianerin.

Rings um das ganze Fort her, von Labrador bis zum Stillen Ocean, und von Canada bis zum Pole, erstreckt sich eine unabsehbare Wildniß, beinahe ohne alle Bewohner, eingehüllt in jene tiefe, schweigsame Einsamkeit, womit sie schon bei Erschaffung der Welt bekleidet wurde. Nur wenige zerstreute Indianerstämme hausen darin und wilde Thiere in Menge, aber keinerlei Anzeichen von civilisirtem Leben außer den hölzernen Forts der Pelzhändler, welche in großen Entfernungen dünn über das Land zerstreut sind. In dieser Region herrscht beinahe acht Monate lang nur strenger Winter vor. Die scharfen Winde des Nordens, schneidend und bitterkalt von den Eisfeldern des Polarmeeres, halten hier in übermüthiger Raserei ihren Ringelreigen. Schnee ist der vorherrschende Zug in dieser Landschaft — das ganze Land ist in denselben eingehüllt, er lastet wuchtend auf den Hausdächern, die Aeste der umgebenden Kiefern sind damit schwer beladen und auf den benachbarten Felsenwänden lagern und hasten schwere Kränze von Schnee. Er verweht die Fenster und füllt die Schlüssellöcher und versieht jede einzelne Palissade des Pfahlwerks mit einer weißen Spitze. Jeder große Gegenstand ist damit bedeckt und in seinen Umrissen abgerundet; jeder kleine Gegenstand ist darin begraben, vom Schnee überwältigt, verwischt.

Es ist ein ödes Fleckchen Erde, aber weitaus nicht so trostlos, als man nach dieser Schilderung muthmaßen möchte. Wohin der Mensch nur immer seinen Fuß setzt, da findet er, daß der allgütige Gott für die Behaglichkeit und das Glück seiner Geschöpfe gesorgt hat. Man wird selbst dort inne werden, daß es Freuden gibt, welche einen warmen Glast über das Leben des Pelzhändlers werfen und die Oede weniger traurig erscheinen lassen. Das folgende Erlebniß, auf's Geratbewohl dem Tagebuch jenes Außenpostens entnommen, zeigt, daß das Leben zu Stony Creek nicht ganz ohne Interesse und Unterhaltung ist.

An einem hellen, schneefunkelnden Wintermorgen rüstete ein stämmiger Engländer von dreiundzwanzig Jahren, Namens George Wellwood, der im Dienste der Pelzcompagnie und Kommandant von Stony Creek war, — sich zur Jagd aus, welche in jenen Klimaten ein nothwendiges Mittel zur Fürsorge für den eigenen Unterhalt ist. Rock und Beinkleider von Hirschleder, Kamaschen von blauem Tuch, Mocassinen, eine Pelzmütze beinahe einem Helm ähnlich, ein weiter Shawl um den Hals, bildeten seine Kleidung. Nachdem er sich mit Pulverhorn, Kugeltasche und Feuerzeug behangen hatte, warf er das Gewehr über die Schulter und ging hinaus in's Freie, nach der kleinen Hütte, worin seine Leute wohnten.

„Heda, Mike Lynx, seyd Ihr zu Hause?" rief er und schaute gebückt zu der niedrigen Thüre hin.

— „Ja wohl, Euer Ehren, stehe ganz zu Diensten," erwiderte eine herzliche irische Stimme von drinnen, deren Eigenthümer eine große Schüssel Thee austrank und auf seine Füße sprang.

„Nehmt Euer Gewehr und Eure Schneeschuhe, Mike; wir wollen auf den Hirsch pürschen, dessen Fährte wir gestern ausgemacht haben. Sagt dem Eichhorn, er solle sich fertig machen, um mitzugehen, und vergeßt Euren Handschlitten nicht. Ich will einstweilen vorausgehen."

In wenigen Minuten stießen Mike und der indianische Jäger, beide Männer von hohem Wuchs und starken Gliedmaßen, zu George Wellwood, und alle drei wanderten rüstigen Schrittes auf dem Holzhauerpfade vorwärts, den die Männer durch das Heranschleifen des Kiefernholzes zum Brennen nach dem Fort ganz geebnet hatten. In einer halben Stunde erreichten sie das Ende des Pfades und die kleine Holzhauerhütte, und machten hier Halt, um ihre Schneeschuhe anzulegen.

„Es sind doch meiner Treu' mächtig bequeme Dinger, diese Schneeschuhe, obschon zu Zeiten recht lästig!" murmelte Mike, als er seine großen Füße in die Leinen seiner Schneeschuhe hineinzuzwängen bemüht war.

— „Ihr würdet ohne sie nicht weit kommen," sagte Wellwood; „der Schnee ist seine guten fünf Fuß tief, so daß sogar Eure langen Beine keinen Boden darin fänden."

Die Schneeschuhe, deren Bequemlichkeit Mike belobte, waren ihrem Ansehen nach die schwerfälligsten, plumpesten Gegenstände. Mike war ein großer, stämmiger, schwerer Mann, der in Allem gern etwas derb erschien, weßhalb er nicht nur einen Kopfputz mit zwei Hörnern, sondern auch das größte Paar Schneeschuhe im ganzen Etablissement trug, — Dinger von sechs Fuß Länge und anderthalb Fuß Breite, die zwar ihren gewichtigen Träger auf der Oberfläche des Schnees leicht trugen, aber zuweilen im dichten Gebüsch sehr beschwerlich und unbequem seyn mochten.

„So, Eichhorn," wandte sich Wellwood an den Indianer, „jetzt wendest Du Dich zur Linken und machst einen langen Bogen nach der vom Blitz zerschmetterten Fichte auf jener Hügelspitze — Du kennst ja den Platz. Mike und ich werden uns rechts halten, und wir werden dann am bezeichneten Platze zusammentreffen, wenn wir das Musethier (Elenn) nicht aufstöbern."

Mike warf die Leine seines leichten Schlittens über seine Schulter und folgte seinem Gebieter in den Wald. Die Gegend, durch welche sie hinzogen, war ziemlich eben und verhältnißmäßig frei von Unterholz, so daß sie leidlich rasch und leicht über die beschneite Einöde hinwegkamen. Die Luft war vollkommen windstill und die Kälte schneidend, so daß der Athem, der wie Dampf aus dem Mund der Jäger drang, sich in Gestalt von Reif und Eiszapfen an ihrem Haar und auf ihrer Brust niederschlug. So suchten sie sich ihren Weg zwischen den Bäumen und Büschen und wußten sich ihrer schwerfälligen Schneeschuhe in einer Weise zu bedienen, die bewies, daß sie vollendete Hinterwäldler waren. Wellwood und seine Gefährten legten so mehre Meilen zurück, ohne eine einzige Hirschfährte zu entdecken. Gegen Nachmittag aber kamen sie in eine dichter bewaldete Gegend, wandten sich links, umgingen den Fuß einer kleinen Anhöhe und gelangten nun an einen Fluß, dessen Gewässer längst bis auf den Boden in Eis verwandelt waren.

„He, Mike, wollen wir uns hier nicht ein wenig des Flusses bedienen, um die lästigen Schneeschuhe eine Weile ablegen zu können?" fragte Wellwood.

— „O ja, das ist ja eine wahre Straße, die die Natur selber gemacht hat, und zwar eine sehr fördersame," meinte Mike und

befreite sogleich seine Füße von ihrer Last; — „der Weg ist so glatt wie ein Marmorpflaster."

Während Wellwood und sein Begleiter auf diese Weise ihren Weg verfolgten, begab sich der Indianer auf der entgegengesetzten Seite in einem großen, bogenförmigen Umwege nach dem bestimmten Sammelplatz an der vom Blitz zerschmetterten Fichte. Mehre Stunden lang hielt er weder an, noch mäßigte er den Schritt, den er angeschlagen hatte. Er bahnte sich seinen Weg durch die Büsche mit einer Behendigkeit und Leichtigkeit, welche genugsam bewiesen, daß er von Jugend an durch den Wald zu streifen gewohnt war; er bog gewandt jedem Hindernisse aus, das ihm aufstieß, und zwängte die plumpen Schneeschuhe durch kleine Oeffnungen im Unterholz, welche seinem fernern Vordringen Trotz zu bieten schienen, oder trat die ihm im Wege stehenden kleineren Büsche mit Gewalt nieder, während sein scharfes Auge rastlos nach allen Seiten umherrollte und jeden Gegenstand bemerkte, der ihm im Wege lag. So schritt das Eichhorn rüstig aus, bis die Sonne schon niedrig stund, ohne indeß frische Fährten von Wild zu finden. Dann machte er eine scharfe Biegung nach rechts, und lenkte seine Schritte dem Sammelplatze zu. Noch war er in dieser Richtung nicht weit gegangen, so fesselten Fährten im Schnee seine Schritte. Ein einziger Blick genügte, um ihn erkennen zu lassen, daß es die Fährten eines alten Musethiers und zweier Jungen waren. Der rothe Jäger legte nun das schußfertige Gewehr in die Höhlung seines linken Armes, drang dann vorsichtig weiter vor und folgte den Fährten, welche über den Gipfel einer kleinen Anhöhe hinführten. Als er diese erstiegen hatte und soeben den jenseitigen Abhang hinuntereilen wollte, blieb er plötzlich stehen, und sein Auge funkelte, als er vor sich hinausblickte, denn drunten in der Thalsenkung standen die Gegenstände seines Wunsches — eine mächtige Elennkuh, so groß wie ein Pferd, mit ihren beiden Jungen neben sich. Die Entfernung war jedoch zu groß für einen Schuß, und der Indianer wollte zu dem Wilde heranschleichen, als unter den Büschen zu seiner Rechten ein kleines Rauchwölkchen aufstieg, welchem ein lauter Knall folgte. Eines von den Jungen machte einen Sprung von drei Ellen Höhe und brach im nächsten Augenblick in seinem Blute zusammen, während die beiden anderen Thiere die Böschung hinaufsprangen, und hinter dem Grat des Hügels verschwanden, gefolgt von zwei wohlgemeinten aber schlechtgezielten Schüssen von Wellwood und Mike Lynch, welche sich sogleich an die Verfolgung des flüchtigen Wildes machten.

Mike war so hitzig in der Jagd, daß er seinen Schlitten ganz vergaß, der hinter ihm her polterte und taumelte, bis sich die Leine desselben in seine Schneeschuhe verwickelte und ihn kopfüber zu Boden stürzen machte. Mike's Lage war gar keine angenehme: er war mit solcher Wucht hingestürzt, daß Kopf und Schulter und der größere Theil seines Körpers überhaupt im Schnee begraben waren, aus welchem er sich nun zappelnd und um sich schlagend herauszuarbeiten lange vergeblich bemüht war, während seine langen Beine, seine Füße mit den großen Schneeschuhen, die verwickelte Leine mit dem umgestürzten Schlitten hülflos an der Oberfläche der Schneedecke herumgaukelten. So tief er auch seine Hände in den Schnee hineinstieß, er konnte doch keinen Boden finden; der nachgiebige Schnee bot den Stößen seiner Arme keinen Widerstand, als er sich aufzurichten versuchte, und die Schneeschuhe, an welche seine Füße angebunden waren, hinderten ihn, seine Beine an sich zu ziehen. Endlich, nachdem er durch seine längeren Anstrengungen den Schnee festgestampft hatte, gelang es ihm, sich in eine sitzende Stellung aufzurichten, in welcher er etwa fünf Minuten lang verblieb, um Athem zu schöpfen, sich den Schnee aus Augen, Nase, Hals und Handgelenken herauszuscharren und halblaut über sein Mißgeschick und seine Ungeschicklichkeit zu murren.

Nachdem er sich wieder gesammelt hatte, vergrub er das Kitzchen des Musethiers, um es vor den Wölfen zu beschützen, suchte sein Gewehr wieder hervor, das bis zur Mündung mit Schnee verstopft war und brach auf, um seinen Gefährten zu folgen. Diese waren jedoch mittlerweile schon weit weg, denn sie verfolgten die beiden anderen Stücke Wild auf der Fährte. Ein derartiges Hinterherlaufen hinter Gefährten ist ein sehr langweiliges; dieß mußte Mike Lynch dießmal ebenfalls erfahren. Die Sonne ging unter und die Schatten der Nacht hüllten den Wald bald in tiefes Dunkel, doch funkelten glücklicherweise noch ein paar Streifen des Mondlichts am nördlichen Himmel, welche nur dazu dienten, die Dunkelheit sichtbar zu machen und dem einsamen Wanderer auf seinem Wege zu leuchten. Die Fährte seiner Kameraden leitete ihn, allein Stunde um Stunde verrann und er konnte sie noch immer nicht einholen. Endlich, als er gerade seinem Unwillen in lauten Verwünschungen Luft machen wollte, schlug unweit von ihm eine helle Flamme auf und ein Hagel von Funken flog über die Baumwipfel empor. Eine Minute später saß der Irländer vor dem prasselnden Feuer, füllte sich seine schwarzgerauchte, kurze Jagdpfeife — ein unentbehrlicher Genuß in diesen Regionen — und schmauchte, während sein Herr ihn über seinen Unfall neckte, und das Eichhorn das Abendbrod bereitete.

Das andere Junge des Musethiers war ebenfalls eingeholt und erlegt worden, und große Rippenstücke von demselben schmorten nun am Feuer. Mike's Schlitten ward ausgepackt, man füllte einen Blechkessel mit Schnee, setzte ihn über das Feuer und hatte nun bald heißen Thee.

Es ist etwas Frisches, Heiteres, Keckes, Männliches um eine solche Winterbeiwacht im Schnee. Das Lagerfeuer war ein prasselnder Scheiterhaufen von Klötzen, fünf Fuß lang, drei Fuß breit und zwei Fuß tief. Es war groß genug, um einen Ochsen unzerstückt dabei zu braten, und gab dennoch keine überflüssige Wärme für ein solches Lager im Freien. Die Kälte war so bedeutend, daß Mike Lynch, der nur einen Fuß breit von dem glühenden Kohlenhaufen wegstand, und gedankenlos auf seinen Pfeifenkopf herunterlächelte, als er sich bemühte, mit einem Scheite seinen Tabak anzuzünden, ohne sich dabei zugleich die Nasenspitze zu verbrennen, den eiskalten Wind auf dem Rücken fühlte, während die Glut vorne die Fransen seiner Beinkleider versengte. Die beiden Jäger hatten eine breitkronige, weitästige Fichte als Obdach für die Nacht ausgesucht, und den Schnee vom Fuße weggeräumt, wozu sie sich ihrer Schneeschuhe statt der Schaufeln bedienten. Der Boden war auf einen Raum von etwa fünfzehn Fuß im Durchmesser bloßgelegt. Die Seiten dieses Loches bildeten sechs Fuß hohe Schneewände vom reinsten Weiß. Das Feuer war an dem einen Ende angezündet, an dem andern waren die Teppiche der Gesellschaft ausgebreitet, und darüber bildeten die flachen Fichtenzweige ein dichtes, undurchdringliches Dach.

Und wie brüllte und rauschte dieses Feuer! Die Flammenzungen ringelten sich leckend um die dicken Holzklötze mit hungriger Gier und verwandelten sie mit unbegreiflicher Geschwindigkeit in eine Kohlenglut. Der Rauch wirbelte in dicken Wolken in die Höhe und verschwand in der dunklen Nacht. Ab und zu riß dann eine aufzischende Flammensäule die wirbelnde Masse aus einander, eine flammende Lohe um die andere stieg empor und zertheilte den Rauch rechts und links, bis die Glut die Oberhand behielt und den Schnee in funkelndes Silber verwandelte und alle sonstigen Gegenstände in dunkelrothes Gold, während die Funken myriadenweise empor-

stoben, sich an den überhängenden Zweigen verfingen, wie Leuchtwürmchen droben hängen blieben oder in den finstern Nachthimmel hinausgezogen wurden. Aus der Entfernung gesehen, erschien das Lagerfeuer wie ein helles, lebendiges Juwel, das man in ein großes Feld von Ebenholz eingesetzt hatte.

„Kommt, Mike, reicht den Thee herüber und eßt nicht zu viel, sonst werden wir gar nicht mehr im Stande seyn, Euch aufzuwecken!" sagte Wellwood. „Länger als zwei Stunden dürft Ihr nicht schlafen."

Mike brummte etwas vor sich hin — er war allzu sehr mit einem Rippenstück von dem Wildpret beschäftigt, um Antwort geben zu können — und reichte die Theekanne herüber. Wellwood trank das erfrischende Getränke aus dem Deckel, Mike und der Indianer tranken abwechslungsweise aus der Kanne.

„Eichhorn, bist Du fertig zum Schlafengehen — wie?" fragte Mike mit einem tiefen Seufzer.

Der Indianer, von Natur aus so schweigsam wie seine ganze Race, gab einen Ton von sich, der ohne das begleitende Kopfnicken alles eher hätte bedeuten können, als eine Bejahung. Mike seufzte noch einmal, klopfte die Asche aus seiner Pfeife, machte sich ein Kopfkissen aus einem Haufen Fichtenzweige und streckte sich darauf. Der Indianer legte sich neben den Iren, breitete eine grüne Wollendecke über sich und seine Gefährten, zog dieselbe auf allen Seiten dicht heran, unter die Füße und über den Kopf herein, und so legten sie sich schlafen auf dem grünen Bett von Föhrenzweigen. George Wellwood folgte ihrem Beispiel. Das vernachlässigte Feuer brannte bald nieder, lohete noch ein paar Male in raschen Flammenzungen auf und ging am Ende aus, so daß das ganze Lager in gänzliche Finsterniß und tiefes Schweigen gehüllt blieb.

Der rothe Jäger schlief nur leicht. Nach Verlauf von zwei Stunden stand er auf, weckte seine Begleiter und blies einen letzten Funken der Asche, der die Nacht überlebt hatte, wieder zur Flamme auf. Der junge Wellwood brummte natürlich ein wenig darüber, daß er schon aufstehen mußte, war aber bald munter und zur Fortsetzung der Jagd bereit. Ein Schluck kalten Thees und einige Bissen kalten Bratens bildeten das kurze Jägerfrühstück, und etwa zehn Minuten nach dem Erwachen schritten die Jäger schattenartig und schweigend durch den Wald, während der Mond sein sanftes Licht auf ihren Pfad warf und ihnen gestattete, der breiten Spur des Musethiers zu folgen. Allein der Tag war bereits angebrochen und der Marsch hatte sie schon wieder hungrig gemacht, ehe sie es einholten. Wellwood schritt voran und wollte gerade den Gipfel eines kleinen Hügels passiren, als sein Blick dem Gegenstand ihrer hitzigen Verfolgung begegnete. In einer Sekunde weckte der Knall seiner Büchse die Echo des Waldes, die pfeifende Kugel erreichte ihr Ziel und das erschreckte Thier sprang eine steile Lehne hinan und verschwand hinter dem Kamm einer Anhöhe.

„Hurrah! kommt, Jungens! folgt mir!" rief der aufgeregte Schütze und sprang in hitziger Verfolgung vorwärts.

„Das Thier ist gefehlt!" rief Mike.

„Das Thier ist getroffen," sagte der Indianer ernst und schritt seinen Gefährten nach.

Das Eichhorn hatte Recht gehabt; als er den Anschuß, d. h. die Stelle, wo die Kugel das Thier getroffen hatte, erreichte, fand er „Schweiß" auf dem Schnee, und binnen einer Viertelstunde war die Musekuh wiederum eingeholt. Sie war offenbar schwer getroffen, denn sie schwankte und stampfte schwerfällig im tiefen Schnee.

„Hollah, Mike, ich denke ich geb' ihr noch einen zweiten Schuß!" rief Wellwood und zog seine Büchse an die Wange. In dem Augenblick aber, wo er den Drücker berühren wollte, stolperte das Musethier und verschwand, während eine Wolke von weißem Schnee aufwirbelte. Wellwood setzte das Gewehr ab, stieß einen Ruf der Ueberraschung aus und eilte vorwärts. Plötzlich blieb er jedoch stehen, und Mike bemerkte, daß er mit einem Blicke voll Entsetzen auf einen Gegenstand vor ihm hinstierte. Mike wollte ebenfalls vortreten, aber das Blut gerann ihm in den Adern, als er bemerkte, daß sein junger Gebieter auf einem Schneekranze stand, der über den Rand einer senkrecht abfallenden Felswand von mehren hundert Fuß Tiefe hinaushing. Er stand ganz frei über der Kante der Felswand draußen, und die Zähigkeit des gefrorenen Schnees allein schützte ihn noch vor augenblicklichem Hinunterstürzen.

Das trübe Morgenlicht hatte die Schneefläche drunten als in gleichem Niveau mit der obern liegend erscheinen lassen, so daß das Elenn sich getäuscht hatte und seine zerschmetterten Ueberreste nun tief unten auf den Felsen zerstreut lagen. Wellwood hätte nahezu sein Schicksal getheilt — seine Lage war im höchsten Grade gefährlich. Zurückzutreten war wegen der eigenthümlichen Form seiner Schneeschuhe ganz unmöglich, und ebenso wenig war an ein Umkehren zu denken, denn die hiezu erforderliche Kraftanwendung würde in aller Wahrscheinlichkeit den Schneekranz zerbrochen und ihn in den gähnenden Abgrund gestürzt haben.

„Ach, lieber Herr, macht einen Sprung rückwärts und ergreift meine Hand!" flüsterte Mike, der so nahe wie nur irgend rathsam herzugetreten war.

Wellwood schöpfte tief Athem, that dann einen verzweifelten Sprung rückwärts und fiel auf den Schnee, als er die dargebotene Hand Mike's erfaßte. Die Anstrengung brach die Schneeschichte ab, welche vor Wellwood's Füßen donnernd in den Abgrund stürzte; Wellwood selber war dem Tod nur gleichsam durch ein Wunder entgangen, denn er saß jetzt auf der äußersten Kante der Felswand und einer seiner Schneeschuhe hing noch über dieselbe hinaus. Aber ein tüchtiger Ruck des stämmigen Iren brachte ihn schon im nächsten Augenblick vollends in Sicherheit.

Mit tiefer ernster Inbrunst dankte der junge Mann nun Gott laut für seine Rettung, und drückte dann dem treuen Diener die Hand. Hierauf machten sich die drei Jäger auf den Heimweg, packten unterwegs die beiden jungen Musethiere auf den Schlitten, und überließen den zerschmetterten Körper der Elennkuh den Polarfüchsen und Wölfen, welche in den Umgebungen des einsamen Außenpostens von Stonycreek häufig genug sind. —

Klemens Münch.

Die Frau Doktorin.

Ein häusliches Bildchen in Novellenform; von Karl Müller.

1.

Ich weiß nicht, meine holde Leserin, ob Du den kleinen Ort kennst, in welchem die Geschichte, die ich Dir erzählen will, sich zugetragen hat; aber ich bin fest überzeugt, daß Du nur ein einziges Stündchen in dem lieben trauten Flecken herumzuwandeln brauchst, um ihn ebenso lieb zu gewinnen, wie ich ihn habe. Denke Dir ein Mittelding zwischen Stadt und Marktflecken, stattlich, wohlhabend, voll Rührigkeit in Handel und Gewerbe, Knotenpunkt zweier Eisenbahnen, Anlände vieler Dampfschiffe und noch mehrer Segelschiffe, die mit Getreide und Bau- und Brennholz über einen wunderschönen blauen See herübergeschwommen kommen wie Schwäne, um sich

in der kleinen Bucht dieses Hafens zu bergen! Denke Dir eine ziemlich steile Lehne von wunderschön geformten Hügeln, die hinter einem schmalen Gestade am See emporsteigt. Vergegenwärtige Dir auf diesem Seebord ein freundliches Gewirr von Häusern, getheilt in mehre lichte, breite Straßen, unterbrochen von Gärten und Gärtchen, überragt von Weinbergen, Landhäusern und weißen Häuschen, die bald ebenfalls in hübschen Gassen beisammenstehen, bald in Baumgärten, Wiesen und Weinbergen zerstreut liegen, und mit ihren hellen Fenstern wie mit klaren Augen hinausblicken auf den herrlichen Spiegel des See's mit seinem blauen Glanz und den silbernen Schaumkronen seiner Wellen. Stelle Dir in den Häusern dieser Gassen eine bunte Abwechslung vor von modernen Gebäuden und von seltsamen altfränkischen Behausungen mit Säulen und Anten und Erkern, mit hohen Schnörkelgiebeln und Katzenstaffeln, bald freundlich bemalt, bald mit Reliefguirlanden und pausbackigen Engeln von Stucco versehen, mit Läden und Gewölben in den Erdgeschossen, mit blendend weißen Gardinen und schönen blühenden Topfpflanzen hinter den Fenstern, mit blinkenden messingenen Klopfern und zierlichem Getäfel an den Thüren, kurz mit allen Anzeichen eines soliden, rührigen und doch anspruchslosen Wohlstandes! Denke Dir hier hinein eine aufgeweckte Bevölkerung von fleißigen, unabhängigen Leuten, die mit ihrem freibürgerlichen Selbstgefühl viel Takt und wohlwollende Offenheit verbinden, welche ihnen zur Sommerszeit in dem Verkehr mit den zahlreichen Besuchern der Seebäder und den vielen durchreisenden Alpenwanderern sehr zu Statten kommen. Denke Dir einen milden Himmel und eine reine Luft, eine farbenreiche, üppige Landschaft, gemischt aus See und fernen Bergriesen, aus grünen Matten und reizenden Vorländern von fruchtbarem Alluvium, aus dunklen Waldstreifen und wahren Lustgehölzen von früchteschweren Obstbäumen, aus Schlössern und Burgen, Kirchen und Klöstern auf herrlichen Bergspitzen und Vorhügeln, aus Landhäusern und Dörfern, aus allen den Schönheiten, welche nur die Vorhallen der Alpenwelt so reizend machen. Nimm, meine holde Leserin, dieß Alles zusammen, und Du hast ein schwaches Bild von dem kleinen, jungen Schweizerstädtchen am Bodensee, in welchem sich die anspruchslose Geschichte zugetragen hat, die ich Dir erzählen will!

Es ist Herbst — bunte Farbentöne schmücken die ganze Vegetation; goldener und wärmer spiegelt die Landschaft der Sonne warmen Kuß; bewegter erscheint der See unter den geschwinderen Luftströmungen, welche den Stürmen des Herbstäquinoctiums folgen. Die kühleren Nächte haben das Seebad unrathsam gemacht, und die Gäste für dieses und die Molkenkur sind längst weggezogen. Nur wenige Fremde halten noch ihre Villeggiatur in dem kleinen reizenden Flecken; aber die Bahnzüge und Dampfschiffe unterhalten noch täglich einen raschen und starken Personen-Austausch und Fremdenverkehr hier am Hafen im Gange, — doch nicht stark genug, um dem Flecken den vorherrschenden Charakter der Ländlichkeit, der freundlichen Ruhe und Beschränkung nehmen zu können. Die wenigen Fremden, die noch hier sich aufhalten, sind meist ältere Personen, die einen regen Sinn für das Naturschöne und ein dringendes Bedürfniß von Ruhe und trautem Frieden fühlen, — Kranke, die sich in der reinen Luft kräftigen wollen, — oder Verehrer von Jagd, Fischfang und Bootsfahrten, denen der herrliche Bodansee hiezu die reichlichste Gelegenheit und stündliche Anregung gibt.

In einem hübschen Hause nahe am Gestade des See's, von diesem durch ein freundliches Gärtchen getrennt, finden zur Sommerszeit Gäste der Seebäder freundliche Aufnahme. Das bescheidene Haus hat etwas ungemein Gastliches und Gemüthliches — der Genius traulicher, trauter Häuslichkeit scheint es zu umschweben, zu durchziehen. Die Giebelseite nach dem See hinaus bietet eine herrliche Aussicht auf das Wasser, freilich auch bisweilen etwas verkümmert durch den Druck der kalten, scharfen Winde; aber noch weit einladender und traulicher ist die Seite nach der Gasse hinaus, obschon nur drei Fenster Fronte bietend. Eine alterthümliche schöngeschnitzte Hausthüre von reichem Braun zeigt die kunstreich ausgezackte glänzende Schloßplatte und den blinkenden Löwenkopf mit dem Ringe von Messing, der als Klopfer dient. Daneben blinkt ebenso hell die Messingplatte unter dem Glockenzug mit der Inschrift: „Henne, Dr.“ Wenn die meisten Häuser dieser Gasse schon im Allgemeinen das Gepräge der Reinlichkeit und Behaglichkeit tragen, so ist des Doktors Haus ganz besonders schmuck und behäbig, rein und blank wie ein Schmuckkästchen, und alles daran deutet auf die sorgliche, geschickte Hand einer trefflichen Hausfrau. Und fürwahr! diese Ahnung täuscht den fremden Beschauer nicht, denn er darf nur aufblicken zu dem hübschen Erker über der Hausthüre, so zeigen ihm die Blumen, die blendend weißen Gardinen, das niedliche Vogelbauer inmitten des Erkers dort das Lieblingsplätzchen der kleinen gütigen Fee, welche der gute Genius dieses Hauses ist. Zuweilen im Vorübergehen sieht man hinter dem dichten Busch des Epheugeraniums oder neben den leuchtend rothen Blüthen des Scharlachgeraniums eine kleine, zarte, weiße Hand, die sich nach dem hübschen, goldgelben Kanarienvogel im Bauer ausstreckt, um ihm ein Stückchen Zucker, ein Blättchen frischen Salats, eine Apfelschnitte oder irgend einen andern Leckerbissen aufzustecken oder ihn schnalzend aus seinem beschaulichen Hinbrüten zu wecken, ihn zu ermuntern, daß er die feierliche Stille der großen, blendend reinen Wohnstube mit seinem schmetternden Gesang oder kosenden Zirpen unterbreche. Oder man sieht wohl auch, wenn auf der Gasse ein Gefährt raschen Trabes vorüberrollt, ein wunderhübsch geformtes Köpfchen hinter den Blumen auftauchen, mit einem schönen, reichen, aschblonden Haar, das in eigenthümlichen goldenen Reflexen spielt, mit einem frischen, kindlich-jungfräulichen Gesicht und zwei lebhaften und doch sanften blauen Augen, die einen flüchtigen, neugierigen Blick auf die Vorgänge der Gasse werfen, dann aber rasch wieder zu dem Arbeitstischchen zurückkehren und zu der niedlichen Näherei oder Stickerei, an welcher die kleine junge Frau so emsig und ohne Unterlaß thätig ist, als gälte es durch der Hände rege Geschäftigkeit die mancherlei Gedanken los zu werden, welche die Einsamkeit in diesem jungen, niedlichen Köpfchen weckt.

Dieses junge Frauchen — Tausende würden sie noch für ein Mädchen halten — ist die Frau Doktorin, seit zwei Jahren die Gattin von Jakob Henne, dem 'alten Doktor', wie er hier bei den Leuten heißt, — nun erst recht der alte Doktor, im Gegensatz zu der bildhübschen, feinen, jungen Frau. Daß Doktor Henne, ein Fünfziger, noch geheirathet, das hat damals am ganzen Gestad, wo er allbekannt ist, große Sensation erregt, und männiglich in Verwunderung gesetzt. Die Leute lieben es nun einmal, über Andere zu staunen und es unbegreiflich zu finden, daß ihre eigenen Gedanken und Ansichten nicht auch die Gedanken und Ansichten dritter Personen sind. War's aber schon verwunderlich, daß der alte Junggeselle noch geheirathet, obschon er eine Schwester, Susanne, hatte, die ihm die Wirthschaft führte auf eine tadellose, beneidenswerthe Weise, — so war es noch unbegreiflicher, daß er gerade diese Frau nahm, — ein bloses Kind, wie die Leute sagten. Mußte er noch freien, warum nicht lieber die Jungfer Käfiger nebenan, welche doch reich, schon in gestandenen Jahren und in

jeder Hinsicht für ihn passender war? Was konnte er nur an seiner jetzigen jungen Frau besonderes gesehen haben? fragten alle Frauen des Fleckens. Die Herren stellten die Frage anders und meinten: was in aller Welt denn sie an ihm gefunden haben könne? Das Städtchen hätte eigentlich dem Doktor ein Dankvotum zuerkennen sollen, weil er den Leuten so viel von sich zu reden gegeben hatte. Wer hätte denn je gedacht, daß er, der unverbesserliche Junggeselle, ein Vierteljahr lang abwesend seyn und dann mit einem Weibchen zurückkehren würde, und zwar mit einem jungen und hübschen Weibchen, daß er seiner Schwester, Jungfer Susannen, die Führung des Hauswesens abnehmen und sie sogar veranlassen werde, ihre Wohnung in einem andern entfernten Hause aufzuschlagen?

Ueber die Frage, ob die junge Frau Doktorin hübsch seye, erhob sich viel Streit. — „Ob sie hübsch ist?" pflegte Jungfer Räfiger nebenan zu sagen; „du liebe Zeit, das ist sie ebba gar nicht. Sie hat sehr unregelmäßige Züge, bigott sehr unregelmäßig. Sie ist sehr klein, weit unter mittlerer Größe und gar nicht schön gewachsen. Das Gesicht ist zwar nicht übel, aber viel zu unbedeutend und kindisch für die Frau eines Mannes von des Doktors Jahren. Und schielt sie nicht ein wenig, und hat ihr Haar nicht einen ganz röthlichen Schein? Nein, von hübsch ist gar keine Rede!" — Natürlich war aber nicht jedermann ihrer Meinung; die Herren behaupteten einmüthig, die Frau Doktorin sey sehr hübsch, reizend sogar, und die fremden Gäste der Molkenkur und der Seebäder vermaßen sich allesammt hoch und theuer, noch nicht leicht eine solch gewinnende weibliche Gestalt, noch nicht bald so viel unbewußten Liebreiz gesehen zu haben.

Es kam im Grunde vor Allem nur auf die Ansichten an, welche die Leute von Schönheit im Allgemeinen hatten. Wer die regelmäßige, geometrische, genau lineare Proportion der griechischen Schönheit liebte, den mochte das frische Gesicht der Frau Doktorin nicht ganz befriedigen. Ihre Züge waren nicht regelmäßig, aber ich bestehe trotzdem darauf, daß sie schön waren. Sie hatte die zarteste, feinste Haut, einen Teint wie Perlen, mit einem bezaubernden rosigen Hauch wie ein Pfirsich angeflogen, das hübscheste, schelmischeste, muthwilligste Näschen, ein Paar reizender, lebhafter und doch seelenvoller Augen, deren Farbe schwer zu bestimmen war, denn sie erschienen bald blau, bald grau mit braun, und bei Nacht ganz dunkel — man verliebte sich auf den ersten Blick in diese wunderholden Augen. Und nun erst der Mund, das süßeste, beweglichste Lippenpaar, so schön geschnitten und so hübsch und sicher ausgeladen, als wären sie ein von Korallen geschnittenes Schmuckkästchen für die feinsten weißen Perlen von Zähnen. Und dann das Haar — um Vergebung, Jungfer Räfiger! roth war es gar nicht, sondern es hatte den schönsten Goldglanz, den je ein aschblondes Haar haben konnte, aber es war das hartnäckigste und widerspenstigste Haar, das ich je gesehen. Es ringelte und rollte und bauschte sich immer auf unwiderstehliche, fessellose Weise, als verschmähte es trotzig und entschieden jene unwürdige Behandlung des Anklebens, Gummirens, Brennens, Aufrollens, Salbens und Verschränkens, welche die heutige Mode heischt. In einem breiten, schlichten Scheitel umrahmte es das charmante Oval des Gesichts, und war nicht in künstlich verbreiterte Scheitel aufgestellt, welche wie die breiten vorspringenden Traufen eines Schweizerdaches anzusehen sind. Nein, es geberdete sich widerspenstig gegen jede derartige verballhornende Kultur, als könnte es durch nichts zufriedengestellt werden, als durch das Emporheben der beiden wunderhübschen runden und anmuthig geschmeidigen Arme, die so weiß und biegsam waren wie Schwanenhälse, und durch das Streicheln mit den zarten, niedlichen Händchen, unter deren Berührung sich die rebellischen Locken alsbald soweit glätteten, als es bei den immer wellenförmigen Haaren des holden Frauchens nur irgend möglich war.

Und glaubst Du, meine schmucke Leserin, daß die Frau Doktorin wirklich hübsch war? Leider habe ich das Bewußtseyn, dieses räsonnirende Inventar ihrer Schönheit nur in solch blassen Wasserfarben gemalt zu haben, daß ich ihr kaum halb habe Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber ich behaupte kühn und bestimmt, und allen Jungfern Räfiger zum Trotz, daß die Doktorin nicht blos hübsch war, sondern unerwartet schön, von einer ganz eigenthümlichen gewinnenden Schönheit. So oft ich sie sah, entdeckte ich irgend einen neuen, noch nie zuvor bemerkten Reiz an ihr, und doch hatte ihre Schönheit etwas so Bescheidenes, Anspruchsloses, Unaufdringliches, das recht warm und innig zum innersten Herzen sprach.

Es war Abend. Die schrägen Strahlen der scheidenden Sonne schielten über die Berghänge herunter und stahlen sich in das Erkerfenster hinein und küßten das wunderholde Köpfchen der kleinen Frau, die an ihrem Nähtischchen saß und emsig arbeitete. Goldener Glanz ruhte auf dem reichen Haar und das wundersame Licht ihrer gesenkten Augen schoß durch die langen Wimpern wie sanfter Feuerglanz durch goldenes Netzwerk. Da trat ein stämmiger, untersetzter Mann derben Schrittes in die Wohnstube. Frau Henne hörte ihn jedoch nicht, denn sie saß in diesem Augenblick in tiefe Gedanken versunken. Er trat zu ihr heran, legte seine Hand auf ihre Schulter und sprach mit einer angenehmen, heitern, sonoren Stimme: „Heda, guten Abend, Julie! hollah! wach auf!"

— „Ah, Du bist es, Jakob!" rief sie zusammenschreckend, fuhr auf und küßte ihn. „Ich hörte Dich gar nicht, und Du hast mich ordentlich erschreckt, Du Böser!"

Der Doktor gab ihr den Kuß mit Zinsen heim, denn er war ein Mann von Gefühl, und sagte: „Ich glaube, Du hast Dich in den Schlaf gearbeitet, nicht wahr? Aber gib Dich nur zufrieden, Julchen! ich wenigstens verdenke Dir's nicht! — Und Du da droben, sey Du nur stille — Dich hab' ich nicht um Deine Meinung gefragt!" wandte er sich an den Kanarienvogel, der ein schmetterndes Liedchen angestimmt und seine beweglichen schwarzen Augen auf die kleine Gruppe im Erker geheftet hatte, als wollte er ihnen seine Theilnahme und Mitfeier zu erkennen geben und ebenfalls einen Antheil an ihren Liebkosungen heischen. „Schweig' nur, Du kleiner, gelber Schreihals!" sagte der Doktor und pochte an die glänzenden Stäbe des kleinen Bauers. — „Und sieh' da, welche schönen Blumen!" fuhr er fort und deutete auf ein prächtiges Bouquet, das in einer Glasvase vor Julien auf dem Nähtischchen stund; „das sind keine Blumen aus unserm Gärtchen!"

„O nein! mein Schatz! Herr Hartenstern brachte mir heute diesen Strauß," entgegnete Julie. „Aber wie kalt Deine Hände sind, mein Lieber! es muß ein wahrer Winterwind gehen!"

— „Ja, es bläst tüchtig aus Nordwest," sagte Henne einsylbig.

„Herr Hartenstern meinte ebenfalls, es werde nun rauh und unfreundlich bei uns," fuhr Julie fort.

Ward des Doktors Stirne plötzlich verdüstert oder war es nur Folge des rasch schwindenden Abendlichtes, daß Henne so ernst erschien? — „Ist Niemand hier gewesen?" fragte er kurz.

„Niemand als Herr Hartenstern, der Dich besuchen wollte."

Hatte die kleine Frau Doktorin eine Ahnung davon, daß sie denselben Namen schier in Einem Athem dreimal genannt hatte? Wenn auch sie es nicht gemerkt hatte, so war es doch dem Doktor

nicht entgangen — er wandte sich ab und schien noch weniger freundlich als zuvor. — „Er wußte, daß ich nicht zu Hause war," murmelte er vor sich hin; „er sah mich über Land gehen. — Stille, Du kleiner Schmetterer!" rief er laut dem Vogel zu und schlug so stark an die Stäbe des Bauers, daß der Kanarienvogel erschrocken auf den Boden desselben herunterflog und ganz verdutzt erschien. Die Doktorin nahm ihre Arbeit wieder auf — eine leichte Röthe flog über ihre Wangen und sie fragte theilnehmend: „Was gibt es denn Neues, Jakob?"

— „Nicht eben viel," entgegnete er lebhaft, froh, dem Gespräch eine andere Wendung geben zu können; — „die alte Müllerin hinter St. Anna liegt am Fieber darnieder; ich habe sie besucht, aber ich fürchte, sie übersteht den Anfall nicht. Der Kaplan ist ebenfalls krank, hat eine Halsentzündung, will aber meiner Weisung nicht folgen. Hab' ihm Predigt und Messelesen und Kinderlehre verboten, und er läßt sich's doch nicht wehren, — muß ihn morgen tüchtig dafür abkanzeln."

Die Doktorin gab keine Antwort — wahrscheinlich hörte sie kein Wort davon, denn sie war noch in Gedanken. Der Doktor zog die Stirne noch krauser. Sein Gesicht war nicht schön, aber es hatte einen ehrlichen, biderben, gesunden Ausdruck und lachte Einem in's Herz hinein, wann er glücklich war. Zum Zeitvertreib fuhr er sich jetzt mit der Hand durch das eisengraue Haar.

„Berner der Schiffmann ist ganz übel auf," fuhr der Doktor fort; „ich fürchte, er besteigt niemals wieder sein Schiffchen, denn er ist so schwach, daß er nicht vom Bette heruntergehoben werden kann. Der arme Mann hält sich aber wacker; stille und ergeben trägt er sein Schicksal, und ist so gefaßt, so dankbar für jede Handreichung. Sein Weib jedoch dünkt mich eine harte, rohe Person; sagt ihm in's Gesicht, wie sehr er heruntergekommen seye, wie sie ihn verstört finde und kaum glaube, daß er die Nacht überleben werde. Das ist sehr unrecht von ihr, und ich fürchte, sie liebt ihren Mann nicht."

Dießmal hatte ihn die Doktorin gehört und verstanden. „Sie liebe ihren Mann nicht, Jakob?" wiederholte sie leise und eine Thräne perlte über ihre Wange herab, wie ein Thautropfe über den Flaum eines Pfirsichs. „O nicht doch, Männchen, beurtheile sie nicht allzu hart. Sie ist in großer Noth und Bedrängniß, aber was Du da von ihr sagst, heißt sicher zu viel behauptet."

Der Doktor streichelte ihr liebkosend die Wange und blickte sie zärtlich an — voll inniger Zärtlichkeit und doch mit einer gewissen Besorgniß in seinem Blicke. Er war in diesem Augenblick wirklich hübsch, so kurz und stämmig, so eisengrau von Haar, so wettergebräunt von Gesicht der Fünfziger auch war, denn der Widerschein sanfter Gefühle verschönert auch unschöne Züge. — „Ist Susanne da gewesen?" fragte er.

„Noch nicht, mein Lieber, aber sie hatte versprochen, mich heute Abend zu besuchen."

— „Dann kommt sie wahrscheinlich zum Abendbrod!"

„Vermuthlich, und wir haben dann zwei Gäste, denn Herr Hartenstern versprach ebenfalls zu kommen und mir ein neues Buch zum Lesen zu bringen."

Der Doktor runzelte wieder die Stirne und fragte unwirsch: „Wozu dieß? hättest Du das Buch nicht von der Leihbibliothek bekommen können?"

„Nein, Männchen! er sagte, dort seye es noch nicht angeschafft."

— „Ich muß noch einmal ausgehen, kehre aber noch vor dem Abendbrod zurück," sagte Jakob gedankenvoll. „Will noch einmal nach Berner dem Schiffmann sehen." Und damit nahm er Hut und Stock und ging wieder, aber nicht direkt in der Richtung nach Berner's Häuschen, sondern um die Ecke, dann die lange Gasse hinunter und hinaus an das kiesige Gestade. Es war beinahe Nacht und der Wind blies schneidend kalt aus Nordwest, aber der Doktor achtete nicht darauf, sondern schritt düstern Gesichts und gedankenvoll beharrlich weiter. Dort draußen an der kleinen Landspitze brachen sich die Wogen des See's unaufhörlich an den eingerammten Pfählen, die den Schluß des künftigen Hafendammes bilden sollten. Wie gewaltige dunkelgrüne Drachen mit silbernen Kämmen rauschten sie heran und zerschmetterten sich selber ihre Häupter an den massigen Granitblöcken und den dicken Lärchenstämmen des Hafendamms. Der Wind trieb die Wellen in langen, ununterbrochenen Zügen heran und ein heller, grauer Streifen rechts und links bezeichnete die Uferlinie zu beiden Seiten, wo die Wogen sich brandend brachen. Einige Möven flatterten unter wildem Kreischen längs dem Gestade hin und huschten wie weiße Punkte durch die graue Nacht, welche über dem See lag. In dem einen Augenblick hörte man ihren rauschenden Flügelschlag noch dicht bei sich, und im nächsten schienen sie schon weit draußen auf dem See in die aufbäumenden Wogen einzutauchen. Die ab und zu wogenden Wellen bedeckten und entblößten abwechselnd das kiesige Gestade und erfüllten die Finsterniß mit einem seltsamen gurgelnden Laut, der etwas von den regelmäßigen Athemzügen eines Schlafenden hatte. Düstre schwarze Wolken zogen wirr und drohend niedrig über dem Spiegel des See's daher, den Gebirgen entgegen.

Henne lehnte sich an einen Haufen Bauholz, das hier oberhalb der Hochwassergrenze aufgehäuft war für die Hafenbauten. Dem schneidend kalten Winde zum Trotz nahm er den Hut ab, wischte sich die Stirne und ließ den Nachtwind mit seinen kurzen grauen Locken spielen.

„Ich habe es gut gemeint, — ich that's in bester Absicht!" murmelte er hastig vor sich hin; „Gott verzeih' mir, wenn ich damit ein Unrecht gethan habe!" Er hielt eine Minute inne und starrte aufmerksam nach dem Horizonte hinaus. Dort draußen auf der Kimme des Sehkreises mitten im See lag ein Schiffchen, mit Brennholz beladen, mit den Wellen kämpfend, die es gewaltig auf- und abwiegten, wie an dem pendelartigen Steigen und Fallen des Lichtscheins seiner Laterne sogar auf solche Entfernung zu sehen war. Henne sah das Schiff, machte sich aber keine Gedanken über die Lage derer, die darin waren — sein Geist und sein Auge hatten für eine Weile ihre gewohnte Verbindung aufgehoben. — „Ich habe nie zuvor gewußt, wie sehr ich sie liebe," fuhr er mit einem Seufzer fort; „ich hätte sogar nie geglaubt, daß ich jemanden so innig gut seyn könnte, wie ich es ihr bin. Es schien das gar nicht in meiner Natur zu liegen. Arme Julie! ich habe es wahrlich herzlich gut mit Dir gemeint, aber wenn ich nun Gram und Kummer über Dich gebracht habe, — wenn ich . . . ."

Er hielt inne, denn er hatte Schritte in der Nähe vernommen. Es ging jemand auf dem fertigen Theile des Hafendamms, und als er hinaufschaute, sah er einen großen, stattlichen, schöngewachsenen Mann in einer zwanglosen, halb seemännischen und doch eleganten Kleidung mit der brennenden Cigarre im Munde sich deutlich vom grauen Himmel abzeichnen. Der Fremde ging vorüber ohne ihn zu bemerken und summte zwischen das Rauchen hinein ein Liedchen. Der Doktor blickte ihm grollend nach und murmelte: „Ich wäre glücklich gewesen ohne ihn, den fremden Müssiggänger! Warum kam er hieher, um meinen Frieden zu stören? Ich wäre noch glücklich ohne ihn. Für ihn mag es Spaß seyn, aber für mich ist es bitterer, fürchterlicher Ernst."

Der Wind trieb die Wellen beinahe bis an seine Füße heran, und er mußte seinen Standpunkt verändern; aber er wich nur so weit, als nöthig war, und verlor den Mann auf dem Hafendamme droben nicht aus dem Gesicht, der ruhig weiter rauchte und sein Liedchen trällerte.

„Ehedem hätten wir diesen Handel auf andere Weise abgemacht," fuhr Henne flüsternd fort; „ich möchte beinahe wünschen, daß wir noch in jenen alten Zeiten wären. Er ist größer und stärker als ich, und um viele Jahre jünger; aber ich würde es dennoch mit ihm aufnehmen; ja ich möchte ihn sogar vor die Klinge bekommen · ich wollte ihm einige Finten zeigen, daß er auf Lebenszeit an den alten Doktor dächte." Er lachte aber jetzt selbst bitter über seine Streitsucht, und sagte ruhiger: „Bah, das geht nicht mehr an — das ist aus der Mode. Heutzutage kämpft man mit andern Waffen: mit gleißnerischen Blicken und heuchlerischen Worten. Wir drücken einander die Hand, und doch hassen wir einander bitterlich. Wir übertünchen unsere Seelenleiden mit Höflichkeit. Aber ich wollte, wir kehrten auf eine Weile zur alten frühern, ehrlichen Wildheit zurück und ich dürfte dem Burschen sagen, wie sehr ich ihn hasse — und verachte!"

„Guten Abend, Doktor! Sie hier?" rief's herunter.

— „Guten Abend, Herr Hartenstern."

„Wir bekommen eine rauhe, stürmische Nacht. Und wie geht es der Frau Doktorin heute Abend?"

— „Leiblich, ich danke!"

Sie tauschten einige Gemeinplätze mit einander aus, aber es bestand nicht genug Sympathie zwischen beiden, um eine ansprechendere Unterhaltung anzuregen.

„Welcher Rüpel!" murmelte Hartenstern im Weggehen geringschätzig; „ein wahrer Klotz von einem Bauerntölpel für eine solch' reizende kleine Frau."

— „Arme Julie!" seufzte Henne leise; „aber ich muß noch zu dem kranken Schiffmann." Darum kehrte er um.

Hartenstern sog an seiner Havannah-Cigarre, stierte zerstreut in die rauschende Fluth hinaus, zog seinen Ueberrock dichter um die Schultern und beobachtete einige Minuten lang den auf- und abwogenden Flug einer Möve. Bald aber langweilte ihn dieß. Gähnend fuhr er mit seiner kleinen weißen Frauenhand durch seinen weichen Flachsbart, wandte dem See den Rücken, reckte beide Arme aus, gähnte tief und streckte und dehnte sich mit einem langen Blicke auf die beleuchteten Häuser des Städtchens.

„Ein hübsches aber verteufelt langweiliges Nest!" murmelte er. „Wer hätte geglaubt, daß ich es über mich gewinnen könnte, ganze sechs Wochen hier zuzubringen? Weiß ich doch selber nicht, wie ich es nur fertig brachte! Na, ohne sie und die zuverlässige Aussicht auf eine kleine Intrigue mit dem wunderschönen Weibchen und ohne Cigarren wäre ich auch vor Langeweile gestorben! Es war ein glücklicher Zufall, daß ich mit dem Pferde stürzte, denn ohne die Quetschungen wäre ich nicht mit dem Doktor bekannt geworden, und wer hätte ahnen mögen, daß ein solcher Landarzt ein so himmlisches Frauchen habe! Die Einführung bei ihr war mit einigen Beulen und Quetschungen wohlfeil genug erkauft! Laß mir Einer aber einmal einen jungen Mann in sein Haus herein, so mag's ihn herbe Mühe kosten, ihn wieder los zu werden, wenn er an der Angel einer solchen kleinen Fee angebissen. Aber wie soll das enden? — Wer weiß es?" setzte er achselzuckend hinzu; „ich nicht, und es kümmert mich auch nicht!"

Er kehrte nach dem Städtchen zurück. Unterwegs griff er mechanisch an die Tasche seines Oberrocks, fühlte nach einem Buche, das er zu sich gesteckt hatte, und blickte dann nach einem bestimmten Hause in der langen Gasse. Ein abermaliges Gähnen überkam ihn und er schritt schneller aus und warf seinen Cigarrenstummel von sich. War es absichtlich oder nicht, genug, die Cigarre fiel funkensprühend neben einem Knaben auf den Kies, der aus einem an's Land gezogenen Boote Netze und Leinen barg. Der Junge schaute kaltblütig nach dem Manne aus, der die Cigarre mit einer Verwünschung weggeschleudert, hob sie dann gemächlich auf und begann sie weiter zu rauchen. Er verwandelte die Verwünschung, wenn eine solche beabsichtigt war, in einen Segen — vorausgesetzt, daß dem Jungen selber das Rauchen nicht schlecht bekam. Jedenfalls dankte er dem Fremden für die Cigarre, die er ihm gespendet, und dieser verzog den Mund zu einem höhnischen Lächeln. Aber Hartenstern war noch keine zehn Schritte weiter gegangen, so hatte er den Jungen rein vergessen.

Wie schade um diesen jungen Mann! hübsch, klug, kühn und stark genug, um als ein Held der Menschheit nützen zu können, vergeudete er in schnödem Müssiggang Gesundheit und Seelenheil.

2.

Mittlerweile hatte die kleine Frau Doktorin Besuch bekommen, und zwar von der Jungfer Susanna Henne, der Schwester des Doktors, die nun mindestens sechs Jahre älter als er, und eine kleine, hagere, ziemlich knauserige Person mit stechenden Augen und magerem Gesicht mit scharf markirten Zügen war.

„Ich konnte nicht früher kommen, liebe Schwägerin," sagte sie mit ihrer gewohnten Wichtigthuerei; „ach, ich hatte so viel zu thun — so gar viel."

— „Aber Du bleibst doch zum Abendbrod bei uns, liebe Susanne, nicht wahr?"

„Es geht nicht, mein Kind, es geht nicht; ich muß zum Herrn Statthalter — „wir wollen wieder einen Armenverein gründen für den nächsten Winter, und man will mich überreden, Präsidentin desselben zu werden ...."

Jungfer Susanna Henne war eine sehr einflußreiche Person im Flecken, und in Sachen der Armenpflege des Herrn Pfarrers rechte Hand. Sie hatte das beste Herz und die besten Absichten von der Welt, aber nicht den besten Kopf, und in ihrem altjüngferlichen Wesen lag etwas Sauertöpfisches, um nicht zu sagen Herbes, was die Leute auf den ersten Blick nicht gerade zu ihren Gunsten einnahm. Die Kinder aus der Sonntagsschule hatten gewaltigen Respekt vor ihr, und die ganz Kleinen in der Kleinkinderschule fürchteten sie halb und halb, obschon sie ihnen immer Heiligenbildchen und Leckerli schenkte. In ihrem edlen Eifer für die Sache selbst ging Jungfer Susanna auch gegen Erwachsene nicht immer mit der gehörigen Umsicht und dem nöthigen Takt zu Werke. Sie liebte es, kleine Traktätchen und Schriftchen des Severins- und Vincentius- und anderer Vereine in breitwürfiger Saat in ihren Umgebungen auszustreuen und alle Klassen damit zu beschenken; aber sie paßte Tendenz und Inhalt dieser Schriftchen meist gar nicht den Individuen an, die sie damit bedachte. So kam es ihr vor, daß sie ihrem Bruder, dem emsigsten, unverdrossensten Manne in der ganzen Gemeinde, gelegentlich ein Schriftchen gegen die Trägheit, — daß sie der kleinen, hübschen Doktorin, die kaum mehr aß und trank als ihr Kanarienvogel, ein Traktätlein gegen die Völlerei, oder ein andermal ein Schriftchen wider die Unmäßigkeit und Lästersucht verehrt hatte. Noch zahlreicher waren derartige Verstöße und Mißgriffe, die jedoch bei Jungfer Susannen's System nicht ausbleiben konnten, gegenüber von Anderen, und man lächelte daher über die Manie der guten alten Jungfer, obschon nicht zu leugnen war, daß wenn sie bei ihrem Schriftchen-

Vertheilen auch oft in's Blaue schoß, sie doch wohl eben so oft das Ziel traf.

Allein wenn auch hie und da bespöttelt, war Jungfer Henne doch im Grunde höchst achtbar und verdiente die Achtung, die ihr alle Guten zollten. Sie war weich und mild von Herz, und ihre Liebe für ihren Bruder hatte beinahe etwas Rührendes, etwas Ehrerbietiges. Mehr als zwanzig Jahre lang hatte sie ihm die Wirthschaft geführt, und es war in der That für sie eine harte Prüfung, als sie die Kunde von seiner bevorstehenden Heirath und somit vom nahen Ende ihrer wirthschaftlichen Pflichten erhielt. Jakob war in Mailand und schrieb ihr so zärtlich und vorsichtig, als er nur konnte, um sie von der beabsichtigten Veränderung seines Standes in Kenntniß zu setzen.

„Sehen Sie, Hochwürden," hatte sie damals dem Kaplan, ihrem Vertrauten, erzählt; „anfangs war ich offengestanden recht sehr böse auf ihn. Es wollte mir gar nicht in den Kopf, daß er in seinen Jahren sein bequemes, behagliches Hauswesen aufgeben und ein wahres Kind zur Frau nehmen sollte, das gar nichts vom Hauswesen verstehen und noch weniger ihn und seine Weise kennen konnte, — wenigstens ließ sich dieß erwarten! — Ja, glauben Sie mir, ich war sehr böse und zornig auf ihn; es mag Sünde gewesen seyn, aber ich konnte nicht anders. Wenn ich so dachte, daß Jakob und ich uns trennen mußten, nachdem wir so lange zusammengelebt hatten, daß dieses Mädchen zwischen uns treten und mir seine Liebe rauben sollte — das ging mir schmerzlich nahe, und ich mußte den Abend und die ganze Nacht darüber weinen. Aber am andern Morgen hatte ich eine andere Ansicht von der Sache, und sah ein, daß ich sündhaft und thöricht gewesen war. Ich sprach mit niemand darüber, sondern schnürte in aller Stille mein Bündel und reiste selber nach Mailand zu Jakob und sagte ihm: da ich sein Glück zuerst erfahren, so wolle ich auch die Erste seyn, die ihm dazu gratulire. Ich mußte freilich dazu weinen, allein ich fühlte mich dadurch erleichtert, und auch Jakob schien es leichter um das Herz zu seyn, als er mir Alles mündlich erzählen konnte, und er stellte mich seinem zukünftigen Weibchen vor — einem Ding so zart und frisch wie eine Blume, einem wahren Rosenknöspchen! Und sie machten Hochzeit und zogen in das Haus unserer Eltern, und ich zog aus demselben aus — aber ich habe es nicht bereut, dem Frauchen Platz gemacht zu haben!"

Und wir müssen es Jungfer Henne zu ihrer Ehre nachrühmen, daß sie alle eifersüchtigen Gedanken und Regungen verbannt und der scheuen jungen Neuvermählten ihr ganzes Herz erschlossen und ihr den besten Platz nächst Jakob eingeräumt hatte. Sie liebte beide wirklich, und bethätigte diese Neigung in ihrer seltsamen, gezierten, geschäftigen Weise, die etwas Komisches gehabt haben würde, wenn sie nicht so wahr und zärtlich gewesen wäre. —

„Was gibt es denn Neues im Orte?" fragte die Doktorin.

— „Nichts besonderes, Julchen," erwiderte Susanne; „die armen Trümpi liegen beide am Schleimfieber darnieder; ich habe eine Kollekte für sie veranstaltet, denn den armen alten Leuten fehlt es nicht nur an allen Bequemlichkeiten, sondern sogar am Nothwendigsten. Herr Hartenstern hat mir einen Napoleon für sie beigesteuert."

„Wirklich? hat er das? Ei, das war recht schön von ihm!" sagte die Doktorin aufblickend.

— „Freilich, freilich; er meinte: geben wolle er gerne, wenn er das Geld nur nicht zu den Leuten selber hintragen müsse."

„Warum sagte er denn das?" fragte die Doktorin naiv.

— „Jenun, weil er sich vermuthlich fürchtet, ebenfalls das Fieber zu bekommen," erwiderte Susanna.

„Aber Jakob fürchtet sich ja auch nicht!"

— „Dafür ist er der Doktor; es wäre schlimm für die Kranken, Julchen, wenn die Aerzte sich fürchten würden, sie zu besuchen."

„Aber Du gehst ja auch zu den Kranken, Susanne!"

— „Allerdings, aber ich bin auch des Doktors Schwester, und so schickt es sich ganz für mich!"

„Ei, das will ich auch einmal probiren," meinte Julie.

„Gott behüte, mein Kind; das darfst Du nicht!" rief Susanne erschrocken; „wir dürfen es nicht zugeben, daß Du ein Schleim- oder Nervenfieber bekämest." — Und Susannens sauertöpfisches Wesen war ganz gewichen und etwas von Jakob's Zärtlichkeit blitzte aus ihren Augen, als sie die hübsche Doktorin betrachtete, die gedankenvoll in das Licht der Lampe starrte. Die Unterhaltung schien ihr nicht so logisch klar zu seyn, als sie wohl hätte wünschen mögen, und sie gab daher derselben eine andere Wendung.

„Mir will es oft bedünken, als seye unser Flecken hier ein recht langweiliger Ort," sagte Julie.

— „Thalau ein langweiliger Ort? Meine liebe Doktorin, was fällt Dir ein?" rief Jungfer Susanne ganz verblüfft.

„Nun ja, mir kommt es oft so vor, und auch Herr Hartenstern sagte es erst heute Nachmittag!"

— „Ach, Der!" rief Susanne; „so ein Deutscher aus einer großen Stadt, so ein windiger Berliner, was versteht denn Der von solchen Sachen? Was kann Der all' die stillen Schönheiten unsers lieben Fleckens beurtheilen? Was thut denn dieser Mensch überhaupt hier? Reitet da gleich am ersten Tage nach seiner Ankunft hierselbst nach dem 'steinernen Tisch' hinauf, stürzt in einen Hohlweg hinab, wo er gar nichts zu suchen hatte, verrenkt sich das Handgelenke — und es war noch ein Glück für ihn, daß er nicht schlimmer wegkam und daß Jakob in der Nähe war und ihm beispringen konnte — und nun hält er unsern hübschen, freundlichen Ort für langweilig? Warum aber bleibt er alsdann noch hier?"

Das war zwar auch nicht sehr logisch, aber es genügte Susannen; die Doktorin dagegen folgte ihrem eigenen Ideengange und sagte nach einer Weile: „Denke Dir, Susanne, ich wünsche mir oft im Stillen, Jakob möchte von hier hinwegziehen."

„Fortziehen?" rief Jungfer Henne ganz versteinert; „fortziehen und seine schöne Praxis aufgeben?"

— „Ja, sich zur Ruhe setzen," sagte Julie. Susannens Ueberraschung ward ganz wortlos und äußerte sich nur in leidenschaftlichem Kopfschütteln; aber die Doktorin fuhr gelassen fort: „Hat nicht Jakob viele Jahre lang recht emsig nnd ausdauernd gearbeitet, so daß er jetzt ein begründetes Recht darauf hat, sich zur Ruhe zu setzen und sein Leben zu genießen? Und haben wir nicht genug zu leben, wenn wir nur die Interessen von seinem Vermögen und dem meinigen ...."

„Dem Deinigen, Kind? was schwatzest Du da?" fiel ihr Susanne barsch in die Rede.

— „Jenun, groß ist mein Vermögen allerdings nicht," erwiderte Julie in ihrer bescheidenen, ruhigen Weise; „aber ich habe ja Jakob doch eine Mitgift von einigem Belang ...."

„Was für eine Mitgift?" rief Susanne; „wo denn?"

Julie war betroffen; sie verstand Susannen nicht, und diese machte sie durch ihre barschen Unterbrechungen fast verlegen; daher erwiderte sie mit einem ganz kleinen Anflug von Ungeduld: „Ich will allerdings gar keinen Anspruch darauf machen, daß ich etwas von Geschäften verstehe, aber Papa und meine Verwandten haben mir immer gesagt, daß ich von meiner seligen Mama her noch ein Vermögen von etwa zwanzigtausend Franken habe, das

mir bei meiner Verheirathung ausgehändigt werden müsse, wenn ich wolle. Und da Papa nun schon vor meiner Heirath gestorben ist, so muß dieses Vermögen ....“

„Aber liebe Doktorin,“ fiel ihr Susanne jetzt in's Wort, und riß Mund und Augen weit auf, obschon das hübsche Frauchen das alles mit der ruhigsten und wohlklingendsten Stimme gesagt und dabei die Falten ihres hübschen hellilafarbenen Kattunkleides glatt gestrichen hatte, — „aber liebe Seele, was schwatzest Du denn da heraus? Es ist die höchste Zeit, daß Du die Wahrheit endlich erfährst, wenn sie Dir seither vorenthalten worden ist. Du willst Jakob eine Mitgift zugebracht haben? Weißt Du nicht, daß Dein Vater insolvent war, als er starb? Daß Du keinen Heller mehr Dein eigen nanntest, als Jakob Dich heirathete? Glaube mir, sein Vermögen ist nicht so bedeutend, als Du glaubst, und Jakob muß noch praktiziren, damit Du jetzt und für die Zukunft vor Mangel geschützt bist!“

„Susanne! Schwester! ist dieß wahr — wirklich wahr?“ rief Julie entsetzt, und plötzlich wich alle Farbe von ihren frischen Wangen und sie zitterte am ganzen Leibe.

Susanne erschrack hierüber und es ward ihr klar, daß sie thörichterweise ein Geheimniß verrathen hatte, welches Jakob geflissentlich vor seinem jungen Frauchen bewahrt wissen wollte. Sie sah jetzt ein, daß sie der armen Julie einen großen Schmerz bereitet und sehr unrecht daran gethan hatte, gegen ihres Bruders Wunsch zu handeln.

„Armes Kind, es ist leider wahr,“ flüsterte sie kleinlaut und ergriff Juliens Hand; „aber ich hätte es Dir nicht sagen sollen! Vergib mir, daß ich Dir damit weh gethan habe!“

— „Warum hat man mir dieß verhehlt? Warum hat man mich so hintergangen?“ fragte Julie, senkte das Köpfchen, vergrub die überströmenden Augen in ihre weißen Hände und sah aus, wie ein leibhaftes Bild der Wehmuth; — „das war sehr unrecht, das war grausam von ihm!“

Susanne war sich ihres eigenen Vergehens wohl bewußt, aber sie konnte ihren Bruder Jakob nicht anklagen hören; darum erwiderte sie lebhaft: „Sage das nicht, Julie! schmäle ihn mir nicht, denn er ist der zärtlichste, treueste, liebevollste Mann, der je gelebt hat. Ich sehe nun ein, warum er es vor Dir geheim hielt. Er liebte Dich, mein Kind, mit der uneigennützigen, reinen, echten Neigung eines rechtschaffenen Gemüths. Er wollte nicht haben, daß Du seine Liebe für Mitleid hieltest. Er wollte Dich nicht hieher locken durch den Gedanken, daß Dir gar keine andere Wahl bleibe, und als ob Dir kein andrer Weg offen stünde. Er suchte Deine Liebe, Julchen, nicht als diejenige einer armen hülflosen Waise, sondern als diejenige eines Mädchens, das sich unabhängig und im Stande glaubte, ihre Hand und ihr Herz nach Belieben vergeben zu dürfen.“

Julie verbarg ihr Gesicht an Susannens Schulter; diese schlang ihren Arm um sie, drückte sie innig an ihr Herz und schaukelte sie hin und her, wie man ein geliebtes Kind in den Schlaf lullt.

„Mein armes Herzchen! mein süßes Kind! wie grausam bin ich gegen Dich gewesen!“ flüsterte Susanne; „vergib mir! Es war eine Schande von mir, daß ich aus lauter Selbstsucht und Eigennutz Dich enttäuscht habe. Was wird Jakob dazu sagen? Er muß gut, sehr gut gegen Dich seyn, um Dich meine Grausamkeit vergessen zu machen!“

Aber die Doktorin erholte sich bald wieder, denn der Gedanke, wie edel ihr Gatte an ihr gehandelt habe und wie sehr sie ihm nun zu doppeltem und dreifachem Danke verpflichtet seye, richtete sie rasch wieder auf. Sie war stolz auf die Liebe eines solchen Mannes, und gelobte sich im Herzen innig, dieselbe zu verdienen. Und als Jungfer Susanne endlich ging — ungern zwar, aber gezwungen, weil es ja galt, den Armenverein für den bevorstehenden Winter zu gründen, — da war die hübsche kleine Frau Doktorin schon wieder ziemlich gefaßt, und das was ihr schönes, klares Auge feuchtete, war kein Schmerz, sondern dankbare, aufrichtige Rührung und Freude. —

3.

Frau Henne saß nun neben dem Ofen am Tischchen, worauf die Lampe brannte, noch immer etwas innerlich gedemüthigt und doch von der innigsten, liebevollsten Dankbarkeit zu ihrem alten Gatten erfüllt, als der Doktor zurückkehrte. Er sah bleich und erfroren aus, trat daher sogleich zum wärmenden Ofen und streichelte liebkosend Juliens welliges Haar. Schüchtern und halb verlegen schlug sie ihr schönes Auge zu ihm auf und ergriff seine Hand, und unwillkürlich mußte er sich zu ihr herunterbeugen und ihre Stirne küssen.

„Berner ist todt,“ hub er an. „Der arme Mann! er schien ganz ohne Schmerz zu sterben, ganz demüthig gefaßt und ergeben, wie mir schien, und die Sorge um seine beiden kleinen Kinder war offenbar das Einzige, was seinen Heimgang ihm erschwerte.“

— „Und seine Gattin?“ fragte die Doktorin.

„Ich habe ihr Unrecht gethan,“ entgegnete Jakob; „sie ist ein seltsames rauhes Weib, und ich glaubte, sie habe kein Gefühl für den kranken Mann. Aber es war nur ihre derbe, barsche Weise. Das arme Weib! ich hab' in meinem ganzen Leben keinen solchen Kummer gesehen; — keine Thränen, kein Wehklagen, aber ein stummer, stierer, entsetzlicher Blick voll des wildesten Schmerzes und Kummers, ein verzweiflungsvolles Händeringen, als sie mit halbverglasten Augen auf den todten Gatten hinstarrte. Sie hatte ihn gewiß von ganzer Seele lieb! — Ich vermochte ihr nur wenig Trost einzusprechen, denn ihr Schmerz und Gram sind noch allzu heftig und zu neu — man muß sie erst sich ein wenig abstumpfen lassen. Aber ich will Susannen morgen zu ihr schicken, daß sie ihr zuspreche und sie tröste. Wenn das arme Weib erst wieder weinen kann, so ist ihr wohl und sie ist gerettet; aber dieser stumme Schmerz drückt ihr das Herz ab und bringt sie um den Verstand.“

— „Laß mich zu ihr gehen, Jakob!“ flüsterte Julie.

„Dich, mein Kind?“

— „Und warum nicht? Ich kann sie trösten oder mit ihr leidtragen. Und warum sollt' ich es nicht? Hältst Du mich denn noch immer für ein nutzloses, unpraktisches Kind? Nein, Du mußt mich nicht immer behandeln, als ob ich nur so eine Art Spielzeug wäre! Warum sollt' ich denn nicht ebenfalls etwas Gutes thun und mich nützlich machen können?“

„Du bist ein gutes Kind, Julchen!“ sagte Jakob weich. „Gehe meinethalben morgen hin und nimm ein paar Ellen schwarzen Krepp mit, um den Kindern Trauerbänder um Hut und Arm zu machen; — das wird der Mutter wohl thun. Die armen Leute sind sehr schlimm daran, und so müssen wir sehen, ob sich nicht etwas für sie thun läßt. Ihre Nachbarn sind zwar auch arm, aber wohlwollend und freundlich und helfen nach Kräften in ihrer derben, ungekünstelten, herzlichen Weise, womit arme Leute einander stets beispringen. Siehst Du, Kind, Sorge und Mangel sind den Leuten allen sehr nahe Nachbarn, und da jedes schon Kummer und Leiden aus eigener Erfahrung kennt, so haben sie auch Mitgefühl für den Gram ihrer Nachbarn gelernt!“

Julie war ganz stolz auf ihren Gatten, daß er in diesem rücksichtsvollen und theilnehmenden Tone von seinen armen Patienten

sprach. Der Doktor setzte sich in den bequemen Sorgenstuhl am Ofen, und Julchen rückte sich einen Schemel herbei und setzte sich ihm zu Füßen. Da trat Annemarie, die Magd, ein und brachte zwei Bücher, die ihr Herr Hartenstern vorhin drunten auf der Straße für ihre Frau übergeben habe, mit dem Bedeuten, daß er bald selbst nachkommen werde.

Der Doktor blickte ernst darein und fragte: „Was für ein Buch ist es denn, Julie?"

„Ein Roman," erwiderte sie etwas beschämt.

— „Gib ihn mir, Annemarie," sagte der Doktor. Die Magd gehorchte und ging wieder hinaus. — „Also ein Roman?" fuhr Henne fort; „ich möchte wohl auch einmal wieder einen Roman lesen, was ich gewiß seit fünfzehn Jahren nicht mehr gethan habe. Liesest Du gerne Romane, mein Kind?"

„O ja," versetzte die Doktorin kleinlaut.

— „Ich habe nicht viel Muße dazu, sonst würd' ich Dir zuweilen aus einem guten Buche vorlesen," sagte Henne; „aber Du weißt, ich bin immer froh, wenn mir nur so viel Zeit bleibt, um Abends die Zeitungen und hie und da in unbeschäftigten Stunden unter Tags einige medizinische Journale zu lesen. Aber ich habe einmal . . . ."

Plötzlich brach er ab und erblaßte, als er den einen Band geöffnet hatte, den er auch sogleich wieder heftig zuschlug und in seiner Linken krampfhaft zusammenpreßte, während seine Rechte die weiche weiße Hand seines Weibchens umspannte. Sie blickte zerstreut nach der Lampe und hatte die Veränderung in seiner Stimmung und seinen Zügen nicht wahrgenommen. Er aber blickte sie mit so forschenden Augen an, als ob er auf dem tiefsten Grund ihrer Seele lesen wollte. Er sprach nicht, denn er fürchtete, seine Stimme würde beben oder ihm versagen und seine tiefe innere Erschütterung verrathen; sein Herz schlug laut und heftig, sein Athem war kurz, und ihm war, als schnürte man ihm die Kehle zusammen. Endlich begann er, den Gedanken wieder aufnehmend, der ihn vor dem Wiederzuschlagen des Buches beschäftigt hatte, mit leiser Stimme, aber möglichst natürlichem Tone:

„Ja, ich habe einmal vor langer, langer Zeit einen Roman gelesen, — einen Roman aus dem wirklichen bürgerlichen Leben, — der einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat."

— „Und wie hieß er?" fragte Julie halb zerstreut.

„Ich habe den Titel vergessen, aber die Geschichte selbst, die zwar sehr melancholisch aber sehr fesselnd war, wie Romanleser sie lieben, — die habe ich nicht vergessen, sondern sie hat sich meinem Geiste tief eingeprägt. Sie machte damals einen tiefen Eindruck auf mich, aber weißt Du, ich hatte damals noch eine kleine Praxis und wenig zu thun, und konnte über solche Dinge grübeln," setzte er erläuternd hinzu und schaute noch immer unverwandten, forschenden Blicks auf das holde Gesicht, das von seinem forschenden Blicke gar kein Auge hatte und unverwandt in das Licht der Lampe blickte, dessen Schein auf diese reinen klaren Züge fiel. — „Die Geschichte," fuhr er fort, „handelte von einem Manne, der, wenn ich mich noch recht erinnern kann, schon in vorgerücktem Alter sich verheirathete, — und zwar mit einem jungen Mädchen, das um viele viele Jahre jünger war als er . . . ."

Julie richtete sich auf und hörte aufmerksam zu.

„Er war, glaub' ich, ein Kaufmann, der für nichts andres Sinn hatte, als für sein Geschäft. Aber es ist schon so lange her, seit ich das Buch gelesen habe, daß ich für die Richtigkeit der Einzelnheiten nicht einstehen möchte. Kurz, der Mann verstand sich nicht auf empfindsame, schwärmerische Liebeleien, auf Galanterie und höfische Artigkeit gegen Frauen, war ein ehrlicher, rauher, biderber Geschäftsmann, arbeitete hart und emsig, und mochte sogar sehr trocken und langweilig seyn. Aber der Vater des Mädchens war sein sehr lieber alter Freund gewesen seit vielen Jahren, und als dieser Freund fühlte, daß es mit ihm zu Ende ging, so empfahl er dem Manne, von dem das Buch erzählte — ich weiß nicht mehr wie er dort hieß — sein Kind auf das angelegentlichste, und der Mann gelobte sich selbst, der armen Waise völlig Vaterstelle zu vertreten. Allein bald fand er, daß sich — ihm selbst unbewußt, — ein anderes, zärtlicheres Gefühl für seine hübsche Mündel in sein Herz eingeschlichen hatte — es brannte und flammte lichterloh in seinem rauhen Herzen, das er seit lange schon für kalt und todt gehalten hatte: er liebte seine Mündel . . . ."

Die Doktorin hörte nun sehr aufmerksam zu, hatte ihre andere Hand heraufgenommen und Jakob's Rechte damit erfaßt. Sie sah ihm ernsthaft in's Gesicht, allein er schien ihrem Blicke nicht begegnen zu wollen und schaute nun seinerseits fest nach der Lampe.

„Es war eine seltsame Verbindung zwischen dem alten und dem jungen Herzen, — eine Verbindung, welche kaum natürlich schien," fuhr der Doktor fort; „und doch war die Liebe dieses Mannes zu dem jungen Mädchen ganz edel und echt, ganz ernsthaft und wahr, und hatte sein ganzes Wesen eingenommen. Er hatte anfangs dagegen angekämpft, war aber davon überwältigt worden und unterlegen. Nur gewaltige Stürme vermögen ja die alten Eichen zu erschüttern. Kurz, der gereifte Mann liebte das Mädchen auf's innigste und bat den Himmel, es möchte ihm vergönnt werden, sie glücklich zu machen und sich dafür ihre Liebe zu gewinnen . . . ."

Henne brach ab — seine Stimme bebte, Schweiß stand ihm auf der Stirne.

— „Und sie?" fragte Julie mit einem ängstlichen Blick voll inniger Zärtlichkeit und voll Interesse, während ihre Hände die seinigen fester umschlossen.

„Es ist doch sonderbar," sagte er und versuchte gleichgültig zu erscheinen, „wie tief schon die Erinnerung an diese Geschichte mich angreift."

— „Und sie?" wiederholte Frau Henne.

„Er hielt sich für geliebt von ihr. Er wähnte durch seine Hingebung von ihr Vergessen und Verzeihung errungen zu haben, wegen der Ungleichheit zwischen ihnen beiden; er glaubte durch seine zärtliche Liebe ihre Zärtlichkeit gewonnen zu haben. Und alles schien auch hierauf hinzudeuten. Genug, er heirathete sie und führte sie in sein Haus, an seinen Herd, an den Schauplatz seiner ernsten, unablässigen Thätigkeit; er that in seiner plumpen, derben, barschen Art alles Mögliche, um sie glücklich zu machen, um ihr die gewaltige, tiefgehende Liebe zu beweisen, die er für sie fühlte — er machte sie zu seinem Ideal, seinem Idol, seinem Liebling, seiner Herzenskönigin . . . ." Seine Stimme zitterte so sehr, daß er nicht fortfahren konnte.

— „Und sie liebte ihn nicht?" flüsterte sie mit unbeschreiblicher, nervöser Aufregung.

„Das will ich gerade nicht sagen; aber es trat einmal ein junger Mann in Beider Leben herein — ein hüscher, vornehmer, gewandter, junger Mann, der allerdings eher im Stande war, die Liebe einer Frau zu gewinnen; er war gewandt und erfahren in allen Künsten, womit man Frauen blendet und ihnen gefällt. Er war ein Müssiggänger, hatte das Erobern von Weiberherzen zu seinem Studium gemacht, und verstand sich daher meisterhaft darauf. Genug, dieser junge Mann also lernte die beiden Gatten kennen, war überrascht von der Schönheit und Anmuth der jungen

Frau, wunderte und entsetzte sich über den Mangel an feinem Benehmen, über das derbe Betragen und die plumpe Art des Mannes, über sein graues Haar; er überredete sich vielleicht, er übe nur eine Art poetischer Gerechtigkeit aus, indem er diese ungereimte Verbindung trenne, obschon der Himmel sie zusammengefügt hatte. Genug, er machte der schönen jungen Frau in bester Form den Hof, flüsterte ihr ganz neue Worte des Mitgefühls, des Bedauerns, ja vielleicht sogar der Liebe in's Ohr; er schmeichelte ihrer Eitelkeit, lobte ihre wundersame Schönheit und Anmuth — was im Grunde eine leichte Aufgabe war; so köderte er sie Schritt für Schritt beinahe unmerklich an sich; so verlockte er sie . . . .“

— „Halt'! halt' ein!“ rief Frau Henne entsetzt und leichenblaß, denn ein eisiger Schauer durchzuckte sie.

„Nun, so bringe Du selber die Geschichte zu Ende, Julie!“ sagte er ruhig, beinahe kalt und stand auf, aber sie ließ ihn nicht los, ergriff seine beiden Hände und zog ihn wieder in den Stuhl zurück, als fürchtete sie ihn für immer zu verlieren, wenn sie ihn losließ.

— „Nein, nein, Jakob!“ flüsterte sie leise, hastig, ängstlich aus gepreßter Brust; „sie strauchelte nur, aber sie fiel nicht; sie wankte, aber nur einen Augenblick. Und bedenke nur, wie jung sie war, wie wenig Menschenkenntniß sie hatte! wie schlecht sie sich auf Täuschung verstand und wie wenig sie im Stande war, selber kräftig für sich und gegen sich zu kämpfen! Sie wankte nur einen Augenblick, Jakob, als ihre Eitelkeit sich geschmeichelt fühlte; denn sie war eitel, schwach und thöricht und stolz auf Aufmerksamkeiten, von denen sie anfangs nicht ahnte, daß sie nur Maske für die schamlosesten Kränkungen waren. Nur einen flüchtigen Augenblick, Jakob, und dann kamen die Gedanken an ihre glückliche Heimath, an ihren guten, treuen, ehrlichen Gatten, an seine unerschöpfliche Güte und Zärtlichkeit, an die Liebe, die sie für ihn fühlte, denn in ihrem innersten Herzen liebte sie ihn treu und wahr und innig, Jakob — und . . . . o vergib mir, Jakob! habe Erbarmen mit mir und vergib mir!“

Die Worte versagten ihr, aber die Geberden, die ihr zu Hülfe kamen, waren noch weit beredtsamer. Noch eine halbe Minute, und Julie weinte, halb aus Gram und halb aus Liebe, an ihres Gatten Busen und ihr reiches Haar löste sich und fiel wie in goldenen Wellen, wie ein wallender Mantel um seine Schulter. Und Er, er drückte sie fest an sein Herz, er küßte sie brünstig auf die reine Alabasterstirne, er küßte ihr die Thränen von den Augen, er preßte seinen Mund auf ihre Lippen und ließ ihn lange, lange dort ruhen — ein sehr, sehr glücklicher, geliebter, liebender Gatte!

„O Jakob, wie gut bist Du gewesen! wie undankbar muß ich Dir erschienen seyn, dem ich Alles auf Erden verdanke, wenn ich mich erinnere, daß Du mich, die Waise, die Bettlerin, heirathetest und zu Dir nahmst?!“

— „Was willst Du damit sagen, Julie? O pfui, Susanne! was hast Du gethan?“

„Sie hat Recht gethan, Jakob, ganz Recht! Es war ganz zweckmäßig, daß ich den ganzen Umfang Deiner großen Güte, Deiner Großmuth erfuhr.“

— „Nicht doch, mein Kind! rede nicht so. Dein Vater war mein ältester und vertrautester Freund. Wir hatten uns zwar viele Jahre lang nicht mehr gesprochen, aber wir waren Jugendfreunde gewesen. Auf dem Todbette bat er mich inständig, ich möge Dich unter meinen Schutz nehmen, und gestand mir dann mit unsäglichem Schmerz, daß er Dein Vermögen, welches er als Dein Vormund zu verwalten gehabt, durch eine unglückliche Spekulation verloren habe. Es war kein Vergehen von seiner Seite, Julie, sondern nur ein Irrthum in der Auffassung, der seine letzten Lebensjahre verbitterte und Dich ein Vermögen kostete, dessen Mangel Du niemals empfinden sollst, mein süßes Kind!“

„Lieber, lieber Jakob!“

Annemarie kam plötzlich herein und sah ganz verblüfft aus; sie meldete Hartenstern an.

— „Führ' ihn in die gute Stube, Annemarie, und halt' ihn einige Minuten auf!“

„Willst Du ihn denn sprechen, Jakob?“

— „Ei natürlich! oder fürchtest Du ihn etwa?“

„Ich ihn f ü r ch t e n?“ fragte sie und sah so stolz und muthig aus, als wollte sie jetzt allein eine Batterie nehmen, um ihre Liebe zu Jakob zu beweisen.

— „Halt, mein Kind, ich muß Dir noch etwas mittheilen! — Sieh' her!“ und er öffnete das Buch, das er diese ganze Zeit über in der Hand gehalten hatte. Ein dreieckig gefalztes Billet auf Rosapapier fiel heraus.

„Das hat er gewagt? . . . .“ rief die Doktorin mit einem Blick so wilder, feuriger Entrüstung, daß man sie kaum derselben für fähig gehalten hätte.

— „Stille, mein Kind! er ist drinnen!“

„Gleichviel; überlaß nur Alles mir, Jakob, und führ' ihn hier herein! . . . .“

Sie hatte kaum Zeit genug gehabt, um ihr Haar wieder aufzustecken, als Hartenstern eintrat. Er sah hübsch aus, wie gewöhnlich; etwas blaß und abgelebt allerdings, aber dieß war ja auch bei ihm gewöhnlich. Minder gewöhnlich an ihm war einige Verlegenheit und Schüchternheit, die er jetzt nicht verwinden konnte. Er ward höflich empfangen, allein in den Augen der beiden Gatten blitzte eine gewisse Lebhaftigkeit oder Spannung, die er nicht recht begriff, und er ahnte eine Art Einverständniß zwischen Beiden, das ihm ebenfalls nicht willkommen war. — 'Ob sie wohl mein Briefchen erhalten hat?' dachte er.

Frau Henne war besonders kalt und ruhig, — was höchst zu verwundern war nach allem Vorangegangenen. Hartenstern ward ganz verlegen über den Kontrast, den sie mit seiner eigenen Unruhe darbot. 'Irre ich mich in ihr?' dachte er; 'ist dieß Gleichgültigkeit oder blose Verstellung?'

„Willst Du nicht eine Parthie Schach mit Herrn Hartenstern spielen, während ich noch ein unaufschiebbares Geschäft besorge, Julie?“ fragte Henne.

'Er gibt sich selber den Todesstoß, der thörichte Gatte!' dachte Hartenstern; 'warte, Du kleine Kokette, ich werde Dich strafen! Ich weiß, daß Du nicht gerne geschlagen wirst!'

Allein entweder spielte die Frau Doktorin mit ungeheurer Gewandtheit, oder Hartenstern war ungemein zerstreut und vergeßlich — genug, ehe fünf Minuten vergingen, hatte er die Parthie verloren, war matt gemacht worden. Er ärgerte sich, daß er das Schachbrett sammt den Figuren hätte aus dem Fenster werfen mögen. Frau Henne konnte sich nicht enthalten, jubelnd laut aufzulachen, was zwar nicht artig seyn mochte, aber ihr sehr wohl that. Es wollte lange kein Gespräch in Gang kommen — der Doktor war von seinem Schreibtisch zurückgekommen, hatte seine Kerze auf den Tisch gestellt und blätterte in einem Buche.

„Woher hast Du denn diesen Roman, Weibchen? höre nur diesen sentimentalen Unsinn!“ sagte er und las nun mit komischem Pathos einige Sätze von einer höchst geschraubten Liebeserklärung. Das war boshaft von ihm, aber sein Weibchen freute sich herzlich darüber, und rief: sie habe in ihrem Leben noch nichts so Komisches und Spaßhaftes gehört. Hartenstern schien nicht ihrer Ansicht

zu seyn, denn er erkannte das Buch, welches er Julien geschickt hatte. Gedankenvoll und innerlich ergrimmt kaute er an den Nägeln und fragte sich: ob es denn wirklich wahr seye, daß ihn dieses Kind, diese kleine ungebildete Frau eines Landarztes so zum Besten gehabt, hintergangen und lächerlich gemacht habe? Er schien es selbst kaum glauben zu können. Plötzlich schreckte ihn ein lautes, fröhliches Lachen Juliens aus seinem Sinnen auf.

„Jakob, Jakob! sieh' nur die Katze!" rief sie.

Hartenstern blickte hin und sah, wie die große rothe Katze auf dem Fußteppich im Erker das schöne Bouquet zerzauste, das er der Doktorin am Nachmittag überbracht hatte. Die kleine Frau sah ganz gleichgültig zu und lachte, daß ihr die Thränen über die Wangen liefen. Hartenstern erblaßte; er konnte es nicht länger mit ansehen, sondern stand auf, um sich zu verabschieden. Die Doktorin sagte ihm gute Nacht, begleitete ihn bis zur Thüre und flüsterte ihm dann, ungehört von ihrem Manne, aber mit dem Tone kältester Ruhe und Entschiedenheit zu: „Mir scheint, Sie haben sich geirrt, Herr v. Hartenstern. Dieses Billet hier fand ich in dem Buche, welches Sie mir heute Abend schickten. Es ist zwar an mich adressirt, aber da ich im Voraus überzeugt bin, daß es nur ein Versehen war, so ist das Billet noch nicht erbrochen, wie Sie sehen. Wenn es jedoch für mich bestimmt ist, so will ich es sogleich meinem Manne übergeben, welcher alle meine Briefe zuerst liest. Vielleicht thun Sie übrigens am Besten, mich nicht wieder zu besuchen. — Leben Sie wohl!"

Hartenstern wußte nicht genau, wie er aus dem Hause und auf die Straße hinunter kam. Als er sich aber unten sah und die Hausthüre hinter sich zuschlagen und von Annemarie verriegeln hörte, zerriß er das Briefchen auf Rosapapier mit den Zähnen in tausend Stücke und schleuderte sie in den Nachtwind hinein. Er war ganz kreideweiß und zitterte vor Wuth und Aufregung. — „Hinaus an's Gestade!" murmelte er! „ich will rauchen, denn ich kann noch nicht zu Bette gehen!" — Es war keine leichte Sache, bei diesem stürmischen Nordwestwinde eine Cigarre anzuzünden; aber als sie endlich brannte und Hartenstern weit hinaus gelaufen war bis an die Stelle, wo der neue Hafendamm gebaut wurde, da wollte ein leidiger Zufall, daß plötzlich eine lange Welle mit besonderer Wucht und Geschwindigkeit hereintrieb und den nächtlichen Spaziergänger bis über die Kniee herauf auf die Haut durchnäßte und ihm vor Schrecken die Cigarre in's Wasser fiel. Er war nicht in der Stimmung, derartige Unbequemlichkeiten mit philosophischer Ruhe zu ertragen, sondern er sprang mit einer wilden Verwünschung landeinwärts, schalt über den trügerischen Wogenschlag, drückte den Hut tief in's Gesicht und schlenderte fröstelnd und mißmuthig in seinen Gasthof zurück.

„Schulze!" rief er seinem Diener barsch in die Unterstube im „Hirschen" hinein, wo dieser an einem Tische unter Bürgern und Handwerkern saß, die hier ihren Schoppen tranken, und die er so eben mit einem komischen Couplet von Treumann regalirt hatte. Schulze, ein echt berlinisches Kind, strich sogleich alle jovialen Falten aus seinem Gesichte, nahm seinen gewohnten, devoten, lauernden, hämischen Ausdruck an und folgte seinem verdrossenen Herrn auf dessen Zimmer.

„Schulze, dieses Nest ist verwünscht langweilig! Kleide mich um!" brummte Hartenstern. Schulze nickte zustimmend; er hielt es niemals für der Mühe werth, den Ansichten seines Herrn Widerpart zu halten; vermuthlich wußte er auch, daß dieß doch zu nichts geholfen hätte. — „Packe ein und laß Dir die Wirthsrechnung geben! — wir reisen!"

— „Abreisen, gnädiger Herr? und wann denn?"

„Sogleich — noch heute Nacht!"

Schulze bat um Verzeihung; der letzte Zug war seit einer halben Stunde, das letzte Dampfschiff seit einer Viertelstunde abgegangen. Also geruhte der gnädige Herr, morgen mit dem ersten Frühzuge, 4 Uhr 45 Minuten, abzureisen.

„Nein, Dummkopf! nicht so frühe, aber mit dem zweiten, um halb zehn Uhr!" murmelte Hartenstern, ließ sich vollends auskleiden und warf sich im Schlafrock verdrossen auf das Sopha.

Schulze aber verzog keine Miene, wünschte unterthänigst gute Nacht, und ging wieder in die Unterstube hinunter, um sich noch mit einem Schoppen Malanser und die anderen Gäste mit einigen weiteren komischen Liedern zu erfreuen.

Am andern Tage fuhr Hartenstern mit dem Eilzuge von den schönen Ufern des Bodan hinweg über Zürich nach Basel, reiste von hier ohne Aufenthalt nach der großen norddeutschen Stadt, die er seine Heimath nannte, und verlor sich bald in dem rauschenden Strudel des dortigen geselligen Lebens. Es wäre nutzlos, wenn wir dort seinen Schritten weiter nachgehen wollten, denn er hat mit der weitern Geschichte unseres Ehepaares nichts mehr zu schaffen, und ward an den Gestaden des Bodan nicht wieder gesehen.

Es freut mich, sagen zu können, daß Henne und seine Frau nach Beseitigung dieser ersten Störung ihres häuslichen Friedens fortan sehr glücklich und zufrieden mit einander lebten, denn wer kann zufriedener seyn, als wer ein ehrbares, bescheidenes Leben führt? Nach einigen Jahren sah man zwei kleine Flachsköpfchen, vergnügte Ebenbilder ihrer Mutter, hinter den Scheiben des Erkerfensters oder im Garten auf dem Schooße der glücklich lächelnden Jungfer Susanne, die nun erst froh war, daß sie damals 'aus der Schule geschwatzt' hatte. Wo aber Jammer oder Schmerz in einer armen Familie ihrer Umgebung eingekehrt war, da blieb gewöhnlich auch Frau Henne nicht lange aus; und wo sie in eine niedrige Stube trat, da war's als ob ein verkörperter Sonnenstrahl voll Trost und frohen Lichtes in dieselbe hereinfiele, denn mit ihr kamen Zuspruch und Hülfe. Und wann hundert dankbare Herzen mit gerührter Anerkennung der Wohlthaten des alten Doktors gedachten, so schlugen ebenso viele Herzen mit nicht geringerem Danke und ebenso lauten und aufrichtigen Segenswünschen für die schmucke, züchtige, holde, junge Frau Doktorin! —

Die Kleingewerbe London's.

Von Alphons Esquiros.

2. Gemüse- und Obsthändler.

Billingsgate-Market ist das Centrum der Coster-mongers, die der Arbeiterklasse Fische feilbieten. Covent-Garden-Market ist der Mittelpunkt derer, die Obst und Gemüse in London herumtragen. Auf der Stelle, auf der heute der Covent-Garden-Market steht, war früher ein großer, zur Westminster-Abtei gehöriger Garten. Derselbe Lieblingsort Pomonen's, der früher den Tisch der Mönche versorgte, versieht heutzutage das Ungeheuer, das man London nennt, mit Nahrung. Am Sonnabend um sechs Uhr muß man den Grünzeugmarkt, Green market, besuchen. Da dieß Stadtviertel fast nur von Künstlern und der Theaterwelt bewohnt ist, begegnet man an den Fenstern nur sorgfältig niedergelassenen

Vorhängen. Alle diese schlafenden Leute werden auf der Straße durch die Coster-mongers ersetzt, welche die Zugänge des Marktes von Long-Acre bis zum Strand, von Bow-Street bis Bedford-Street besetzt halten und für die sorgen, die Abends für sie wachen. Wenn man in die Menschenmenge eindringt, entdeckt man hohe Pyramiden von Körben mit Früchten beladen, Berge von Gemüsen über einander gehäuft. Mächtige Wagen, die die ganze Nacht hindurch gefahren sind, seufzen unter Mauern von Kohl, deren Aufbau von geschickter Hand hergerichtet ist. Nicht ohne Mühe gelangt man auf den eigentlichen Markt von Covent-Garden, der seine Entstehung 1828 dem Herzog von Bedford verdankte. Eine Kolonnade umgibt von Außen das fast viereckige Gebäude, von dem Straßen und Gäßchen auslaufen. Oberhalb des Haupteinganges stehen auf einer Terrasse zwei Glashäuser in ziemlich elegantem Styl, in denen feine Blumen gezogen werden. Es ertönt kein Geschrei, wie auf dem Billingsgate-Markt, aber von Zeit zu Zeit erhebt sich ein lang anhaltendes Murmeln gleich dem Summen eines großen Bienenschwarmes. Menschen in allen möglichen Kostümen, vom Coster in seinem groben Manchesterkleide an bis zum Fruchthändler (green grocer) mit blauer Schürze, befinden sich in diesem Garten, in dem die Natur stückweise ihre Spenden der Civilisation zu Füßen legt. Das Volk der Kaufenden geht auf und ab, mit den Augen auf den Bodenerzeugnissen haftend, die Stirn in nachdenkliche Falten gelegt. Mitten darunter bewegen sich athletische Gestalten mit säulenartig aufgethürmten runden Körben auf dem Kopfe, und junge Blumenmädchen mit Veilchensträußchen. Diese abgeschnittenen Blumen theilen das Geschick der Verkäuferinnen; frisch aufgeblüht, aber ohne Lebenswurzeln, sind sie verurtheilt, die Straßen London's zu durchlaufen, wo die Schönheit rasch dahinwelkt. Man zählt Sonnabend Morgens, besonders im Sommer, 2000 Männer mit kleinen Wagen und 3000 Frauen mit Körben auf dem Covent-Garden-Market. Diese Costers kaufen ungefähr ein Drittheil des Obstes und der Gemüse, aber es wird ihnen kein Kredit gegeben, weil die salesmen sie als veränderliche Kunden — heute hier, morgen da — kennen. Der Markt und die Nachbarstraßen waren — es war im Monat Juli — mit Zuckerschoten, Erdbeeren, Himbeeren und aromatischen Kräutern bedeckt, durch deren Duft man sich auf's Land versetzt glaubte; nur der Vogelgesang fehlte. Man muß übrigens wissen, daß alle britischen Inseln, Belgien, Holland, Frankreich und selbst die südlichen Gegenden zum Reichthum des Marktes beisteuern, indem sie es sich zur Ehre anrechnen, ihre Produkte der Königin-Stadt (queen-city) zuzuführen. Ein großer Theil der Gemüse und Früchte hatte das Meer passirt. Auf der nordöstlichen Seite des Marktes von der Ecke der Queen-Street bis zum Eingang der großen Hauptstraße breitet sich ein Parterre von Blumenstöcken aus. Die gemeinen Blumen, die aber viel kostbarere aufwiegen, Rosen, Geranium, Nelken, Reseda &c. hatten großen Theils die Bestimmung, auf kleinen Karren durch die Straßen London's gefahren zu werden. Die Costers tauschen sie gegen Geld, oft sogar gegen alte Kleidungsstücke in den ärmsten Stadtvierteln ein, in den Gassen ohne Licht und ohne Sonne, wo jene Blumen vor ein angelaufenes Fenster gestellt, die Idee der Natur vergegenwärtigen sollen. Die Semiramis dieser hängenden Gärten ist zumeist irgend eine arme Nähterin. Die englischen Moralisten sprechen von dem Aufschwung, den der Handel mit Blumenstöcken in den bevölkertsten Stadttheilen in den letzten Jahren genommen hat. Sie stützen sich auf den Ausspruch eines Bettlers: „Ich fürchte nie, vergebens an ein Haus zu klopfen, an dessen Fenstern ich einen Blumenstock stehen sehe; ich bin sicher, daß da eine gute Seele wohnt, ein Duft der Mildthätigkeit weht mich an."

Unter den Arkaden des Platzes, die den Markt einrahmen, trug sich eine andere interessante Scene zu. Auf einigen breiten, niedrigen Säulen waren Cafés unter freiem Himmel errichtet worden. Ungeheure zinnerne Kannen (tin-cans) gossen nach allen Seiten hin den schwarzen rauchenden Trank, während riesenhafte Haufen Butterbrod, auf Brettern ausgelegt, den von der Morgenluft gereizten Appetit entfesselten. Diese improvisirten Cafés werden im Winter durch spanische Wände gegen den Wind geschützt; die Leute frühstücken auf Bänken oder Stühlen sitzend. Aber London hat Hunger; es ist zwischen neun und zehn Uhr; in allen Straßen in der Nähe des Marktes setzt sich die Prozession der kleinen Wagen in Bewegung und bis auf die Stufen der öffentlichen Gebäude und Theater begegnet man barfüßigen jungen Mädchen bei der ernsten Beschäftigung, die im Covent-Garden gekauften Gemüse in kleine Bündel (penny bundles) zu theilen. Sie sind von weit her gekommen mit etwas in ihren Tuchzipfel eingebundenem Kleingeld; sie müssen noch viele Meilen durch die Straßen London's wandern, in die obskursten Gassen dringen und froh seyn, wenn sie am Ende des Tages einen kleinen Profit davontragen.

Wie wir gesehen haben, fand der Fischmarkt Freitags statt, weil an diesem Tage die Arbeiterklasse die wenigsten Geldmittel besaß; aus ganz entgegengesetztem Grunde ist der Gemüsemarkt in Covent-Garden am Sonnabend. Sonnabend Abends erhält der englische Arbeiter seinen Arbeitslohn ausgezahlt; das ist der Zeitpunkt, an dem er sich verproviantirt. Er besucht dann gern gewisse große bevölkerte Straßen London's, wie z. B. Whitechapel-Road, da ist ein wahrer Jahrmarkt zu finden. Hunderte und aber Hunderte von kleinen Buden (stalls) ziehen sich zu beiden Seiten der Straße hin, und in jeder dieser Buden brennt mindestens ein Licht. Diese Lichter in Papierlaternen, die runden blendenden Kugeln der Theehändler, die Gasbecken, die Ströme schwankenden Lichtes auf die Fleischbänke werfen und auf weite Entfernung der Atmosphäre einen röthlichen Schimmer verleihen, das Stimmengewirre, das Drängen der Menschen, die durch Handwagen versperrten Wege, Alles gibt dieser nächtlichen Scene einen eigenthümlichen Charakter, der den alten Hogarth aus dem Grabe erwecken sollte.

Es wird hiernach leichter werden, sich von der Klasse der Coster-mongers, die man auf 40,000 Personen, Männer, Weiber und Kinder, abschätzt, eine allgemeine Idee zu machen. Einige haben ihren festen Stand; die anderen nomadisiren. Die ersteren führen den Namen stall-mongers; die umherwandernden heißen itinerant-dealers. Bei diesen letzteren unterscheidet man legitime und illegitime Kinder. Die legitimen, es handelt sich hier nicht etwa um die Geburt, sind die regular costers, die alle Arten von Fischen, Gemüsen und inländischen Früchten verkaufen; die illegitimen tragen Orangen, Marronen, spanische Mandeln, Kokusnüsse, auch Brunnenkresse, sprats (eine Art frischer Sardinen) und periwinkles (Meerschnecken) herum. Nichts kommt der erhabenen Verachtung gleich, mit der die regular costers auf diese Seitenzweige des Straßenhandels herabsehen. Lieber würden sie Hungers sterben, als sich zum Handel mit solch fremden Artikeln herbeilassen. Die Orangensaison wird von ihnen ironisch 'die Ernte der Irländer' genannt. Dieß eingewurzelte wunderbare Vorurtheil einer gewissen Klasse gegen exotische Früchte und Parfümerien schreibt sich daher, daß der Verkauf von Orangen fast ganz in den Händen der Irländer und der der Kokusnüsse theilweise in den Händen der Juden ist.

Die Straßenwelt ist aus drei Elementen zusammengesetzt, die übrigens ganz in einander verschmelzen; die, welche darin geboren sind, die, welche Neigung dazu getrieben hat, und die, welche durch die Umstände dazu hingedrängt worden sind. Die wahren Coster-mongers mischen sich fast gar nicht unter die anderen Klassen der Bevölkerung, daher halten sie fest an ihren Gebräuchen und ihrer Lebensweise. Diese zahlreiche Familie wächst mit den schweren Zeiten, das allzu häufige Brachliegen anderer Industrie-Branchen und Jahre der Hungersnoth üben sehr großen Einfluß auf die Entwickelung des Straßenverkaufes. Seit der Hungersnoth, die vor etwa zwölf Jahren in Irland wüthete, ist die Zahl der wandernden irischen Handelsleute fast auf das Doppelte gestiegen.

Eine andere natürlichere und weniger betrübende Ursache des alljährlichen Anwachsens der street-dealers ist die große Zahl der Kinder, die frühzeitig den Stand ihrer Eltern ergreifen. Die Straßenverkäufer bilden eine sehr alte soziale Familie, deren Rechte erblich sind. Der wandernde Handel ging dem stationären Verkauf voran. Die komischen Theaterdichter haben den Coster-mongers der alten Zeit ein oder zwei Typen beigelegt, und sie auf der englischen Bühne eingeführt. Vom ökonomischen Standpunkt aus verdient diese Klasse unsere Beachtung. Selbst arm, versorgen die Costers die Armen. Diese nützlichen Vermittler verleihen den Produkten mehr Werth, indem sie sie vertheilen und den kleinen Konsumenten Zeit ersparen. Seit einigen Jahren indeß sind die street-dealers eine verfolgte Kaste geworden, da die Stadtpolizei fast auf dieselbe Weise Jagd auf sie macht, wie die Yankees auf die Rothhäute in Amerika. — Der Kreuzzug gegen die Aepfelhändler, der Krieg mit den Körben und Wägelchen regt die Gemüther einer zahlreichen Bevölkerung mehr auf, als die Kriege in der Krimm und in Italien. Gerade diese verfolgte, unglückliche, oft herabgewürdigte Klasse ist es, die den Wohlstand der großen Märkte London's aufrecht erhält. Man schätzt den Werth der Fische und Feüchte, die durch Vermittelung dieser obskuren Hände in London's Straßen verkauft werden, auf 200,000 Pfund Sterling jährlich. Die unsichere, bedrohte Lage der Coster-mongers, die Wichtigkeit ihrer kommerziellen Umsätze, die Hartnäckigkeit, mit der sie diesen Kampf des Lebens führen, der jeden Abend blos aufhört, um Morgens von Neuem zu beginnen, die wirklichen Dienste, die sie der Arbeiterklasse leisten, Alles trägt dazu bei, aus dem Charakter und den Sitten dieser Straßenkaufleute einen Gegenstand interessanten Studiums zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Stiefkinder.

Eine Familien-Geschichte von Otfried Mylius.

(Fortsetzung.)

4. Der Familienkreis.

Die üppige Mahlzeit war vorüber, und Wirthe und Gäste zerstreuten sich in den Gartensaal, in die Rauchzimmer, in die Anlagen, um sich von den Tafelfreuden zu erholen, die Manchem mehr Arbeit als Genuß sind. Heute waren ausnahmsweise außer Robert Wetz und einer jungen Dame aus dem nahen Städtchen keine Gäste anwesend, sondern nur die gesammte Familie mit Ausnahme der Frau v. Bernstett war um die Tafel versammelt gewesen, an welcher Robert Wetz, von den unaufhörlichen Fragen der Frau v. Moritz stets auf's neue angeregt, beinahe allein die Kosten der Unterhaltung getragen hatte.

Robert hatte hierin keine Last gesehen; wer gut zu erzählen weiß, der fesselt die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer so, daß diese gierig und nur von Einem Gedanken bewegt mit den Blicken an seinem Munde hängen und blos an das eben Gehörte denken, während der Erzähler unbefangen den Blick der Reihe nach auf seine Zuhörer lenken und in deren Seele lesen kann — vorausgesetzt, daß er diese Schrift überhaupt zu lesen versteht. Robert mochte dieß verstehen, denn er fühlte sich hier nun sicher und heimisch. Er war den Hausgenossen allen im Ganzen und Einzelnen vorgestellt worden. Er war von einem Irrthum zurückgekommen: die hübsche junge Dame, welche ihm bei seiner Ankunft im Park mit den beiden jungen Mädchen begegnet war und ihn mit so viel Anstand wie Artigkeit zurechtgewiesen hatte, war nicht seine Schwester Julie, sondern die Gouvernante der beiden jüngsten Kinder des Hauses, ein Fräulein Lucie Helmold, ein geistvolles, gebildetes und intelligentes Mädchen, das bei näherer Bekanntschaft nur gewann. Julie Wegener hatte Robert Wetz ebenfalls kennen gelernt. Sie war anders als Lucie, einige Jahre älter, gedrungener und nicht so schlank und hübsch und fein, aber ein munteres, offenes, liebliches Mädchen, das seine sieben- bis achtundzwanzig Jahre gar nicht zu fühlen schien. Juliens Auftreten und Gebahren hatte jenes gewisse Gepräge von Sicherheit und Zuversicht, welches aus dem Bewußtseyn einer gesicherten Lebensstellung entspringt; frei und offen gab sie sich, aber mit feinem Takte vermied sie auch jede Ueberschreitung der Grenzen zarter Weiblichkeit. Sie liebte zu scherzen und zu lachen, aber ihr Scherz war für niemand verletzend. Sie liebte Putz und Glanz, aber ohne Koketterie wie ohne Vorbedacht und Berechnung; die Farben ihrer Toilette waren ohne Rücksicht auf Harmonie gewählt und contrastirten vielleicht etwas zu grell mit einander.

Die Gouvernante dagegen war für ihre Jahre auffallend gesetzt und ungemein bescheiden. Es lag etwas wie ein Druck auf ihrem Gemüthe, das den frischen Klang ihrer Stimme dämpfte und den freien Aufschwung ihrer Seele zu den Regionen fröhlichen Jugendmuthes hemmte. Aber in ihrem schönen, großen, sprechenden Auge lag etwas ungemein Tiefes und Inniges; dieses Auge begleitete mit einer wundersamen stummen Sprache die Erzählungen und Schilderungen Reinhold Wegener's, umflorte sich, wenn er von seinen eigenen widerwärtigen Schicksalen in Amerika, von seiner anfänglichen hülflosen Verlassenheit und seinem Alleinstehen inmitten einer ganz neuen fremden Welt, wenn er von den Rohheiten und Greueln eines Sklavenmarkts oder der brutalen Mißhandlung der Sklaven auf den Plantagen im Süden sprach; es leuchtete auf, wenn der Erzähler eine günstigere Wendung seines eigenen Daseyns oder irgend eine Lichtseite amerikanischer Zustände zu berichten hatte; es spiegelte lebhaft die innere stille Bewegung wieder, welche die Reflexionen über das aus seinem Munde Vernommene anregten. Es begegnete bald Robert's Blick unbefangen und arglos, und suchte bald wieder einen andern Ruhepunkt, wenn er in demselben lesen zu wollen schien, was freilich öfters vorkam, da er bald von diesem Juwel sich gleichsam magisch angezogen fühlte.

Außer diesen beiden genannten jungen Damen war noch ein Fräulein Ida Jenke bei Tische, jene Vorleserin der Frau von Moritz, welche Robert beim Eintritt in das Boudoir Henriettens flüchtig gesehen hatte. Fräulein Ida war groß und schlank, bleich und hager, von dunklem Haar und Auge, welch' letzteres tiefer in seinen Höhlen lag und von dichteren Brauen und längeren Wimpern

beschattet ward, als mit den landläufigen Begriffen von weiblicher Schönheit sich verträgt. Dieser verfinsterte Zug ihres Gesichts, ein etwas schüchternes, linkisches Betragen, eine gedrückte Schweigsamkeit und unvortheilhafte Toilette ließen dieses Mädchen ziemlich unvortheilhaft erscheinen, so daß sie unverkennbar unter allen Tischgenossen am meisten in den Hintergrund der Unbedeutendheit zurücktrat. Sie war sichtlich nur eine Art höherer Domestike, und dieß Bewußtseyn drückte sie und machte sie unmittheilsam und linkisch. Allein ihr tiefliegendes Auge hatte einen zündenden Strahl von Intelligenz, wenn sie — sich unbeachtet wähnend — an dem Munde des Erzählers hing, und seinen Darstellungen folgte; es zuckte dann um ihren schmalen Mund etwas wie eine stumme Bestätigung dessen, was sie hörte, und sie machte eigenthümliche Bewegungen mit dem Kopfe, die ein aufmerksamerer Beobachter für ein Nicken hätte halten mögen, das das Gehörte ebenfalls bestätigen sollte.

Diese drei jungen Damen waren nächst Frau v. Moritz die ruhigsten Zuhörerinnen von Robert Wetz. Die Blinde schien durch das Ohr das ersetzen zu wollen, was ihr Auge ihr versagte, nämlich eine nähere Bekanntschaft mit dem neuen Hausgenossen zu machen. Mit einer unbeschreiblichen Begierde und Spannung lauschte sie seinen Worten — dem Inhalt und den Tönen seiner Rede, sowie den Biegungen seiner Stimme, dem Tonfall, dem mehr oder minder lebhaften Flusse der Erzählung, die sie fesselte. Ward aber sie davon schon angezogen, um wie viel mehr waren es die drei jüngeren Hörerinnen, welche dem Redner auch mit den Augen folgen konnten!

Der Fabrikherr hörte nicht so unbefangen und mit solchem ungetheilten Interesse zu. Sein lauernder Blick suchte tiefer in das Wesen seines Gastes einzudringen, der immer so klar und maßvoll, so schlicht und sicher blieb, so ernst und leidenschaftslos — gleichviel ob er von sich selber oder von den ihm fremden Thatsachen oder von den Zuständen drüben sprach. Herr v. Moritz suchte eine Achillesferse an diesem Manne, den er vielleicht heimlich haßte und der doch andererseits wieder einen unbegreiflichen prickelnden Reiz, eine räthselhafte Anziehungskraft für ihn hatte. Er tauschte den Schilderungen wie ein vorurtheilsvoller skeptischer Kritiker, lauernd ob er nicht Widersprüche oder Unwahrheiten entdecke. Und daß er diese nicht fand, das ärgerte ihn einerseits und fesselte ihn anderseits und spornte zu desto größerer Begierde, den Erzähler einmal auf dem falben Rosse zu ertappen.

Die mindeste Aufmerksamkeit unter den Tischgenossen widmete Richard Wegener, Robert's künftiger Zögling, dem Erzähler. Der derbe Junge stand in jenem glücklichen Alter, wo der Mensch zumeist nur an sich allein denkt, mit unvergleichlichem Appetite ißt und trinkt und den Leib pflegt, zumal wenn er weiß, daß von ihm keinerlei Anstrengungen physischer oder geistiger Art begehrt werden. Dem etwa achtzehnjährigen stämmigen Jüngling lag eine gewisse Indolenz aufgeprägt, aber nicht eine physische, sondern eine geistige. Er schien denkfaul und von etwas stumpfer Einbildungskraft, aber das war wohl nur Folge von ungeweckten Gaben, von Verwahrlosung, denn bei einzelnen Episoden in Robert's Erzählung belebte sich auch Richard's Auge, und er vergaß Teller und Glas. Das waren aber Jagdgeschichten oder Reiseabenteuer, — ein Thema, das jeden wackern Jungen interessirt. Für alles Andere schien er theilnahmslos und unaufmerksam, oder wenigstens nicht geneigt, diesen Dingen den behaglichen Genuß der Tafelfreuden zu opfern.

Nach aufgehobener Tafel also zerstreute sich die Tischgesellschaft. Herr Moritz hatte in Gedanken etwas zu viel Wein getrunken, und empfand das Bedürfniß der Siesta. Richard ging in's Rauchzimmer, wohin ihm Wetz folgte in der Absicht, sich dem Zögling zu nähern. Allein dieß schien Richard gerade vermeiden zu wollen. Er bot dem Gaste die übliche Cigarre und entfernte sich dann, nachdem er die seinige angebrannt, mit einer Ausflucht. Robert Wetz sah sich allein; er war jedoch nicht zum Träumen und Grübeln aufgelegt, sondern griff nach den Journalen. Aber die Gedanken stellten sich doch als ungebetene Gäste ein, und störten selbst die seichteste Lektüre. Vergleichungen zwischen sonst und jetzt in diesem Hause drängten sich ihm auf, und brachten jene Bitterkeit hervor, die er zuvor schon verspürt hatte, und bei der er sich fragte: wer denn eigentlich die Eindringlinge in diesem Hause seyen, er selbst oder das Ehepaar, welches dem Hauswesen präsidirte?

Wie ganz anders war es hier zu den Lebzeiten seiner Eltern gewesen! Der Vater hatte auch Luxus und Wohlleben geliebt, wie alle Emporkömmlinge; allein er hatte nicht vergessen, welche Mühen und Sorgen ihn die Erwerbung seines Vermögens gekostet, und in den Drang nach behaglichem Genusse seiner bevorzugten Lage mengte sich bei ihm stets wie ein mahnender Schatten die Erinnerung an den W e r t h des Geldes. Der alte Herr hatte für sehr g e n a u gegolten, und nicht mit Unrecht. Was er einerseits aufgeben ließ, der Ostentation halber, das suchte er anderseits durch Sparsamkeit und Arbeit zu erübrigen. Und zu Lebzeiten seiner ersten Frau war er nie in Versuchung gekommen, von ihr zu übertriebenem Aufwand angespornt zu werden, — eher zum Gegentheil. Reinhold's Mutter war eine einfache, nüchterne Frau gewesen, eine liebevolle, treue Gattin, eine musterhafte Mutter; sie hatte ja mit erlebt, daß ihr Gatte nicht ohne Gefahr und erschütternde Sorgen sich zu dem großen Vermögen hinaufgeschwungen, welches nun in seiner Fabrik steckte und aus deren Betrieb zu ziehen war. Sie hatte Tage und Stunden erlebt, wo ihre Seele in Furcht vor unvermeidlichem Untergange bebte; sie war ganze Nächte im brünstigsten Gebet vor Gott gelegen und hatte gefleht, nicht um Rettung des Vermögens und des bedrohten Besitzes, sondern nur um Stärke für sich und ihren Gatten, um das Unglück, die Vernichtung ihrer Lebenshoffnungen, den Einsturz des mühsam errichteten Gebäudes ihrer Zukunft gefaßt ertragen zu können. Die günstigen Wendungen solcher kritischen Lagen hatten sie nicht verblendet und aus ihrem Gedächtnisse nicht die bangen Aengsten auf immer verscheucht, sondern ihr einen tiefen Eindruck von dem Wankelmuth des Glückes gegeben. Darum eben blieb sie im Unglück gelassen, im Glück demüthig, und just deßhalb wollte sie ihren Kindern auch nur eine einfache, genügsame Erziehung und das Vorbild der Bescheidenheit, Mäßigung und Entsagung geben. Zu Lebzeiten seiner ersten Frau hätte der Kommerzienrath Wegener nicht gewagt, sich mit einem Luxus zu umgeben, welcher über die Einrichtung eines soliden wohlhäbigen Bürgerhauses hinausging. Wenn er später üppiger lebte, so ward er entweder vom Stolze hingerissen oder von seiner jungen Frau dazu veranlaßt.

Und das würdige Paar, dessen vereinte Arbeit und Entsagung Sorgen und Genügsamkeit das Grundwerk zu dem heutigen Reichthum gelegt hatte, war nun todt, vergessen, verschollen. Auf ihrem ehrwürdigen Staube wucherte der duftige Hain, worin die Emporkömmlinge ihr behagliches Daseyn verträumten. Und wie man im Hause des Gehenkten nicht von dem Strick redet, so war Robert auch in diesen wenigen Stunden kein einziges Wort, keine noch so leise Erinnerung an seine Eltern hier aufgestoßen — das herrschende Geschlecht lebte nur in der Gegenwart und hatte das Gedächtniß an die Vergangenheit hinter sich verbrannt, wie der tollkühne Eroberer Mexiko's seine Schiffe.

In Robert's Herzen zuckte es schmerzlich. Als er dem Vaterhause entlief, da hatte er seinem Vater gegrollt, ihn beinahe gehaßt. In dem Ringen mit dem ungünstigen Geschick hatte er des Schöpfers seiner Tage mit Bitterkeit gedacht, und sich überredet, er seye dem Manne keine Liebe mehr schuldig, der ihn verstoßen und verläugnet habe. Er hatte sich mit diesen Gedanken abhärten wollen, und die Sophismen waren ihm gelungen bis zu dem Augenblick, wo er verbürgte Nachricht bekommen hatte, daß sein Vater seit vielen Jahren todt sey. Dann aber war das kindliche Gefühl mit Einem Male wieder erwacht und in seine Rechte getreten und hatte all' den Haß und Groll verdrängt, welcher sich auf dem Herzen des Sohnes angelagert während der langen Trennung. Der Gedanke, daß der Vater ihm gewiß vor seinem Tode noch verziehen und jenen Fluch zurückgenommen habe, womit er ihn einst von sich gestoßen, drang einschmeichelnd, versöhnend zu des Sohnes Herzen; Reinhold malte sich aus, des Vaters brechendes Auge habe ihn noch vergeblich und mit unsäglicher Wehmuth in dem Kreise der Lieben gesucht, welche sein Sterbebette umstanden. Der gereifte Mann dachte und fühlte besonnener und ruhiger über jene Vorgänge, als der gereizte, feurige, leidenschaftliche Jüngling. Der Mann klagte den Jüngling reuevoll an, daß er all' das selber verschuldet habe, was inzwischen geschehen seye: daß der Fluch noch auf ihm liege und nicht zurückgenommen oder in Segen verkehrt worden, und daß der Vater schwerer gestorben seye, weil ihm die Sorge um den verstoßenen Sohn den Hingang erschwert habe. 'Ich war ein Thor,' sagte er zu sich selbst; 'wie ein Dieb schleiche ich mich ein in das Haus meines Vaters, unter falschem Namen, mit versteckten Plänen und selbstsüchtigen Berechnungen, mit einer Maske von Humor und Leichtsinn vor meinem wahren Gesicht, welche meiner unwürdig ist. Ich muß stündlich Gefahr laufen, entlarvt und mit Schmach aus dem Hause gewiesen zu werden, welches nun mein Eigenthum wäre, wenn knabenhafter, thörichter Trotz und verletzte Eitelkeit mich nicht so jäh in die Welt hinausgetrieben hätten! Und was thu' ich eigentlich hier? die Liebe der Geschwister, nach welcher sich mein armes Herz in der Ferne so sehr gesehnt hatte, wird mir doch nicht zu Theil, und ihres Reichthums kann ich entbehren, denn ich habe selber genug für mich und meine bescheidenen Bedürfnisse. Geh', du Thor! es ist zu spät, um das Verlorne wieder zu gewinnen! Geh' und kehre in deine kleine neue Heimath jenseits des Weltmeeres zurück, in den engen Kreis deiner selbstgeschaffenen Thätigkeit!'

Dieser Kleinmuth, diese Erschlaffung, welche plötzlich über den starken Mann kamen, entsprangen nur aus dem Bewußtseyn, daß er sich am Vormittage eine Blöße vor Herrn v. Moritz gegeben habe, indem er, um denselben für sich einzunehmen, anfangs eine Miene vorgenommen, welche seinem innersten Wesen fremd war. Er hatte gesehen, daß er den Kommerzienrath hiedurch an sich irre gemacht und ein Mißtrauen geweckt hatte, das wohl nie wieder ganz zu beseitigen war und bei dem geringsten neuen Argwohn vielleicht zum Bruche führen mußte. Er bereute jetzt, daß er anfangs scheinbar auf Herrn v. Moritz's Ideen wegen der Verziehung Richard's eingegangen war; aber was half dieses Beklagen einer vollendeten Thatsache? Es steigerte nur den Mißmuth, der ihn verzehrte, den Groll über die Anomalie, daß er als Diener in ein Anwesen einzudringen gezwungen seye, wo ihm nach göttlichem und menschlichem Gesetz Herrenrechte zustanden. Seine eigene Aufgabe, die ihm noch nicht ganz klar seyn mochte, erschreckte ihn, denn er sah weder Mittel noch Zwecke deutlich vor den neuen Eindrücken, welche die ersten Stunden im Vaterhause auf ihn gemacht [illegible]n. Die große Bitterkeit gegen Henrietten und Herrn v. Moritz, welche in diesem Augenblicke sein Herz schwellte, trübte seinen ruhigen Blick.

Voll Unmuth und in tiefes Sinnen versunken, lag er in einem Lehnstuhle und blies die duftigen Rauchwölkchen einer köstlichen Cigarre von sich. Er grübelte und sann, ohne zu einem festen Plan zu kommen; ein unbehagliches, lästiges Gefühl der Fülle nach der allzu reichlichen und ungewohnten Mahlzeit, die geistig niederdrückenden und abstumpfenden, thierischen Funktionen der Verdauung mit ihrem fieberischen Wechsel von Erschlaffung und Aufregung entwanden ihm noch mehr die besonnene Selbstbestimmung, und er schwankte gerade, ob er nicht offen auftretend die Maske ablegen und sich seinen Geschwistern zu erkennen geben solle, — als ein Lakai eintrat mit der Meldung: Die gnädige Frau lasse sich von Herrn Wetz die Ehre ausbitten, daß er den Kaffee mit ihr im Gartenpavillon nehme. Hier war kein Ausweichen möglich.

Frau v. Moritz erwartete ihn in einem hübschen maurischen Kiosk auf einem künstlichen Hügel, wo man eine freundliche Aussicht auf das wellenförmige Gelände gegen Westen mit seinen Wäldchen und Schonungen hatte und zwischen den Kronen der Föhrengruppen ein Stückchen vom Spiegel eines größeren Weihers hervorglänzte. Henriette war umgeben von den drei jungen Damen: von Julie, Ida und der Gouvernante. Alle vier begrüßten den Gast wie Einen, den man mit Interesse erwartet, von dem man sich viel verspricht.

„Verzeihen Sie mir, Herr Wetz, daß Sie nach Tische so sehr sich selbst überlassen blieben," hub Frau v. Moritz an, nachdem sie ihm die Hand gereicht hatte. „Der Kommerzienrath ist zu sehr Egoist, als daß er sich nach Tische sein Schläfchen rauben ließe; aber ich hoffte, mein Sohn Richard werde die Pflichten der Gastlichkeit gegen Sie übernehmen, und Ihnen Gelegenheit zu näherer Bekanntschaft geben."

— „Herr Richard Wegener ist mir ausgewichen, Madame," entgegnete Robert, „und ich finde das auch begreiflich, daß er noch eine Art Scheu vor mir hat. Bei Tische fielen so viele Anspielungen und Winke auf ein künftiges näheres Zusammenleben zwischen ihm und mir, daß er sich durch die Unklarheit unserer wechselseitigen Beziehungen eher mit Mißtrauen gegen mich erfüllt als für mich eingenommen finden mußte. Ich wäre sehr dankbar gewesen, wenn Herr v. Moritz oder Sie, Madame, die Gewogenheit gehabt hätten, mich dem jungen Herrn als seinen künftigen Mentor und Hofmeister vorzustellen."

„Glauben Sie?" fragte Henriette; „nun, mein Gatte hätte es thun können; aber er unterließ es vielleicht, in der Ueberzeugung, daß er durch eine derartige Erklärung eher ein Vorurtheil gegen Sie bei Richard wecken würde. In der That wäre auch ich eher dafür, daß Richard Sie erst genauer kennen lernte und sich zu Ihnen hingezogen fühlte, ehe er Ihr künftiges Verhältniß zu ihm erführe!"

— „Um Vergebung, gnädige Frau, diese Ansicht kann ich nicht theilen. Hätten Herr Richard und ich uns erst kennen lernen sollen, so mußte dieß entweder an einem dritten Orte geschehen oder die Festsetzung eines Vertrags und Engagements zwischen Ihnen und mir mußte verschoben werden. So weit ich die Menschen und Verhältnisse kenne, so weiß ich, daß wir am ruhigsten und sichersten handeln, wenn wir die Personen und Zustände klar vor Augen sehen, die in unser Leben eingreifen. Es kann bei der zahlreichen Dienerschaft Ihres Hauses nicht fehlen, gnädige Frau, daß man in der Domestikenstube bereits um das Verhältniß weiß, in welchem ich hier im Hause bleiben soll, und dieß genügt, um auch Herrn Richard hievon Kunde zu verschaffen auf einem Wege, der

möglicherweise — nicht der geeignetste ist! Dieses scheinbare Geheimniß aber, womit man mein Engagement ihm verhehlt, muß den jungen Herrn gegen mich einnehmen."

„Allerdings — ich kann Ihnen nicht Unrecht geben," sagte die Blinde gedankenvoll; „inzwischen ist das Versäumte ja leicht nachzuholen. Ich will Richard rufen lassen. Darf ich Sie vielleicht bemühen, liebe Lucie?" wandte sie sich an die Gouvernante, die sich schnell aufhob.

— „Verzeihung, gnädige Frau!" fiel hier Wetz rasch ein; „haben Sie die Gewogenheit, dieß vorerst nicht zu thun — wenigstens nicht ehe Sie mich zu Ende hörten. Sie fürchten ein Vorurtheil von Seiten des jungen Herrn gegen mich; würde dieß weichen, wenn Sie mich ihm hier gleichsam unter der Hand vorstellten? Wohl schwerlich. Geruhen Sie es daher mir zu überlassen, nachdem die offizielle Vorstellung einmal unterlassen ist, mich Herrn Wegener selbst vorzustellen und den Versuch zur Beseitigung jenes Vorurtheils zu machen!"

„Mit Vergnügen!" entgegnete die Blinde, und gab Julien einen Wink, die Ehren des Kaffeetisches zu übernehmen.

Die Unterhaltung stockte eine Weile, denn Wetz war einsylbig. Alle Anwesenden fühlten einigen Zwang. Da hub die Blinde wieder an:

„Sie haben offenbar ein wechselvolles und ereignißreiches Leben hinter sich, Herr Wetz. Der Rückblick darauf muß eigenthümlich interessant und aufregend seyn. Mich dünkt, die Erinnerungen daran liefern Ihnen für eine lange Zukunft reichen Stoff zu eigener Beschäftigung!"

— „Wenn Sie die Beschäftigung der Phantasie meinen, gnädige Frau, dann mögen Sie allerdings Recht haben," entgegnete Wetz. „Ich habe so viel Trübes und Heiteres erfahren, daß sich in dem wechselvollen Entwickelungsgange meines Lebens die buntesten Gegensätze die Hand reichen. An wilde, haarsträubende Abenteuer aller Art reihen sich manche trauliche Bilder stiller, genügsamer Geschäftigkeit in einem kleinen, bescheidenen Berufe, in einer jener regelmäßigen Thätigkeiten, welche zum körperlichen und geistigen Wohlseyn eines Menschen am meisten beitragen, und an diese Ruhepunkte eines unsteten Daseyns schließen sich wieder erschütternde Katastrophen an, die das schlichte Gebäude mehrjährigen Fleißes jählings in Trümmer stürzten. An alle diese Ereignisse aber, die ich gleichsam wieder durchlebe, wenn ich sie mir in's Gedächtniß rufe, knüpfen sich wieder Empfindungen von Wehmuth, Schmerz oder Bedauern, welche den Genuß derartiger Rückblicke nicht eben sehr anziehend machen."

„Ich begreife das," sagte Frau v. Moritz; „es muß manches herbe Gefühl mit unterlaufen, wenn man von einem ruhigern Standpunkte aus ein solch' bewegtes Leben überblickt. Aber mich dünkt, gerade der Ueberblick über so viele bewältigte Hindernisse und Schwierigkeiten, das Bewußtseyn eines gewonnenen Zieles muß dem Manne sehr lohnend seyn."

— „Das kommt vielleicht auf individuelle Stimmungen und Begabungen an," erwiderte Wetz mit einem wehmüthigen Lächeln. „Es mag seyn, daß es dem gebildeten Menschen, der sein behagliches Daseyn inmitten aller Genüsse der Civilisation führt, ein ungemeines Vergnügen und eine prickelnde Aufregung gewährt, wenn er, auf seinem Sopha oder in seinem Lehnstuhle liegend, die Erlebnisse Anderer unter den Gefahren der Wildniß, ihre haarsträubenden Abenteuer im Krieg und auf Reisen, ihre Kämpfe mit menschlichen und thierischen Bestien, mit den Schrecken des Meeres und des Klima's liest, und sich behagliche Schauer und eine wonnige Gänsehaut verschafft, von welcher ihn ein Aufblick zu seiner friedlichen, comfortablen Umgebung sogleich wieder heilen kann. Ich begreife instinktmäßig den ganzen Reiz, den solche Wunder der Ferne üben. Aber bei einem Manne, der dieß Alles selber erlebt hat, ist es ein Anderes, Madame. Nehmen Sie zwei Brüder an, von denen der Eine wie ich hinausstürmte in die Welt, um einem erträumten Ideal, einem Hirngespinnste nachzujagen, und der nach einigen Jahrzehnten zurückkehrt und findet, daß sein Bruder in dem eintönigen Einerlei einer bescheidenen Thätigkeit es in jeder Hinsicht weiter gebracht hat, als er, wenn er ihn noch gesund und rüstig, wohlhabend, angesehen, als Haupt einer Familie und Besitzer einer traulichen Heimath wiederfindet, während er, der Unstäte, früh gealtert, alleinstehend, heimathlos, von allen Wurzelfasern des Vaterlandes und der Familie losgerissen auf den Schauplatz seiner Jugend-Erinnerungen zurückkehrt, nach welchem ihn seit vielen Jahren eine unüberwindliche Sehnsucht, ein unabweisbares Heimweh zurückgezogen. Glauben Sie nicht, meine Damen, daß der Unstäte bei seiner Heimkehr den seßhaften Bruder um die bescheidene und ruhige Existenz beneiden wird, selbst wenn er mit Reichthümern oder Ehren beladen aus der Fremde zurückgekehrt wäre? Glauben Sie nicht, daß er vielleicht gerade nach einer recht herzlichen und liebevollen Aufnahme bei seinen Geschwistern mit doppelter Bitterkeit auf sein eigenes, rauhes Leben zurückblicken und es ein verfehltes Daseyn, die Vergeudung von unendlich viel Lebens- und Thatkraft und Sorge und Mühe an ein unfruchtbares Phantom nennen wird?"

„Ist das Ihr Fall, Herr Wetz?" fragte Henriette mit Interesse.

— „Nicht ganz, aber theilweise," erwiderte er. „Ich habe die Heimath des Vaterhauses zerstört, den Schauplatz meiner Jugendträume verwüstet gefunden," fuhr er fort und ein mühsam verhaltener Schmerz klang durch den Ton seiner Stimme hindurch, welche fest zu seyn sich bemühte. „Kein Bruder hat mich mit biedrem Handschlag begrüßt und in sein trautes Daheim eingeführt, keine Schwester hat Freudenthränen an meinem Herzen geweint und mir Gastlichkeit an ihrem bescheidenen Herde gegeben. Aber gerade deßhalb fühle ich vielleicht um so lebhafter, wie viel ich verloren, als ich mich von Vaterland und Blutsverwandtschaft losriß, um für die Meinigen verschollen zu seyn ...."

„Sie haben also noch Geschwister und Verwandte?" fragte Julie lebhaft.

— „Allerdings, mein Fräulein, aber ich habe sie noch nicht gefunden — wir wissen nichts von einander; d. h. ich habe sichere Kunde von ihrem Leben, aber sie haben mich längst verloren gegeben und ich suche sie vergebens."

„Entsetzlicher Gedanke!" sagte Julie, und es war unbestimmt, ob diese Aeußerung dem Mitleid mit Wetz galt, oder einer Idee, die ihr in diesem Augenblicke selbst durch den Kopf schoß und ihre heiteren Züge verdüsterte.

— „Armer Herr Wetz!" sagte die Blinde, unwillkürlich tief ergriffen. „Ich hatte mir die Empfindungen eines Mannes in Ihrer Lage ganz anders gedacht. Ich wähnte, er werde mit Stolz auf eine Laufbahn zurückblicken, welche Zeuge so vieler kühnen Thaten und bewältigter Schwierigkeiten gewesen seye. Ich hätte gedacht, die lange Gewohnheit des Alleinstehens und die ewigen Wagnisse eines solchen Lebens müssen am Ende die weicheren Gefühle in einem solchen Manne abstumpfen."

„Das wäre traurig, Madame," sagte Wetz; „das wäre eine Verwilderung, die ich nicht begreife. Wer lange und oft allein gelebt hat mit einem fühlenden Herzen in der Brust, mit einem empfänglichen Gemüthe, der baut sich einen Tempel in der Brust, auf dessen Altar er in heiligem, stillem Geheimniß ein Feuer der

Liebe unterhält, von welchem die übrige Welt keine Ahnung hat, eine reine Flamme, die kein fremdes Auge ahnt. Ich habe wilde Männer gekannt, rauhe, starre Jäger im fernen Westen, unter deren Kugeln Dutzende von Indianern verblutet hatten, Männer, die mit der Stumpfheit eines Henkers oder dem wilden Jubel eines Comantschen die Haarlocke dem noch zuckenden Feind vom Kopfe schnitten, und die heiße Thränen weinten beim Anblick eines weißen Kindes, das ihnen urplötzlich die fernen, holden Bilder der eigenen Heimath und Jugend vor die Seele rief. Und dieß waren Männer, für welche Wort und Wesen von Phantasie unbegreifliche und fremde Dinge waren. Das wilde Leben zerstört überhaupt alle Empfänglichkeit für die Welt der Einbildungskraft, und macht den Menschen nur praktisch, thatsächlich, leidenschaftlich; aber als Gegengewicht gegen eine allzu einseitige Entwickelung nach dieser Richtung hin hat die Gottheit in diesen Menschen die feineren Nerven des Gemüths in ungestörter, ja vielleicht in gesteigerter Empfänglichkeit bewahrt, und diese Saiten klingen in ihnen am stärksten, je einsamer und eintöniger ihr äußeres Leben ist. Mir war oft zu Muthe wie einem Lebendigbegrabenen oder wie einem Blinden, der von der Außenwelt abgesperrt nicht mehr das Vermögen hat, diese zu sehen und mit ihr zu verkehren, und dem gerade in dieser Trennung von Gegenwart und Zukunft sein reges Erinnerungs-Vermögen das Buch der Vergangenheit um so deutlicher und bilderreicher aufschlug, so daß er sich mit ganzer Seele an jene fernen, glücklichen Tage der Jugend anklammerte und in reuevoller Sehnsucht das bescheidene Glück zurückwünschte, welches er damals von sich stieß ....“

Frau von Moritz stieß einen tiefen Seufzer aus und tastete nach seiner Hand. „Ja,“ sagte sie schmerzlich, „Ihr Gleichniß ist richtig: Blindheit ist auch eine Art Trennung von der schönen Welt der Wirklichkeit, ein Zustand von Lebendigbegrabenseyn, der nur Rückblicke in ein unverstandenes und verschmähtes Glück erlaubt!“

Wetz sah sie forschend an; sie drückte leise seine Hand und ihr Haupt sank ihr auf die Brust herab. Eine Pause entstand, die für alle Anwesenden etwas Peinliches hatte.

„Haben Sie nie Lust verspürt, mein Herr,“ fragte Julie nach einer Weile, „Ihre Erlebnisse niederzuschreiben und im Druck herauszugeben? Mich dünkt, es müßte etwas Tröstliches haben, dieses Leben noch einmal durchzuleben und seine Schmerzen ausringen zu lassen, indem man sich in ihrer Schilderung ihrer entäußert. Was meinen Sie, Fräulein Lucie?“

Lucie Helmold blickte erröthend auf; sie hatte seither mit unverkennbarer Theilnahme dem Gespräche gelauscht und es in ihren Gedanken verarbeitet. „Ich weiß nicht, ob ich Ihnen beipflichten soll, mein Fräulein!“ erwiderte sie. „Es mag für eitle, selbstsüchtige Naturen eine gewisse Befriedigung darin liegen, seine äußeren Erlebnisse so der neugierigen Menge preiszugeben; allein dem feinern Gefühle muß sich dabei eine Art Dilemma aufdrängen. Entweder muß ein Mann, der seine eigensten Erlebnisse erzählt, nicht wahr seyn, wenn er nur äußerlich Erlebtes schildert, ohne die innerlichen Triebfedern und Beweggründe oder Wirkungen und Folgen, die ja von jenen unzertrennlich sind, mit hereinzuziehen in den Kreis der Schilderung, oder er entbehrt jenes Zartgefühls, welches dem echten Manne eigen seyn muß, wenn er sein ganzes Leben mit inneren und äußeren Bezügen schonungslos enthüllt.“

„Sie haben Recht, mein Fräulein,“ sagte Wetz lebhaft und mit einem tiefen klaren Blicke zu dem schönen Mädchen, das sein großes Auge züchtig vor ihm senkte. „Sie haben mir eine Antwort erspart, und meine Ansichten und Gefühle klarer ausgesprochen, als ich selber es vermocht hätte. Mich würde schon das Lesen einer solchen eigenen Lebensbeschreibung anwidern, die für den Druck bestimmt wäre, weil ich mir denken müßte: der Verfasser muß unwahr seyn, da sein Gefühl sich dagegen sträuben wird, den Lesern in nachtheiligem Lichte erscheinen zu wollen. Denn gerade die Leidenschaften sind es, welche in dem einsamen, abenteuernden Menschen am heftigsten fortleben: die Leidenschaften sind der Sporn, der ihn unablässig fortheßt; und wo ist der Mensch, den die Leidenschaft nie zu Thaten getrieben hätte, die er später bereut oder verabscheut, und auf die er schon im stillen verschwiegenen Rückblick in die Vergangenheit mit Unlust oder Scham zurückschaut? Wer ist so rein, daß er nicht irgend eine Thorheit, einen Irrthum oder ein Vergehen auf seinem Gewissen hätte, das aus einer unbewältigten Leidenschaft entsprang, und wer ist so frech oder so treu gegen sich selbst, diese Schattenseiten seines Lebens vor Unbefangenen oder Unbetheiligten einzugestehen, namentlich vor solchen, die nicht Belehrung und Winke der Warnung oder Vervollkommnung in einem solchen Buche suchen, sondern nur Unterhaltung, flüchtigen Kitzel ihrer Einbildungskraft?“

— „Verzeihen Sie, Herr Wetz, wenn ich vorhin irrte,“ sagte Julie herzlich und offen; „ich kann jetzt nicht umhin, Ihnen beizupflichten.“

Die beiden Töchterchen des Herrn Moritz stießen jetzt zu der Gesellschaft, um sich von der Mutter zu verabschieden, da sie auf ein benachbartes Gut geladen waren, wohin Lucie Helmold sie begleiten sollte. Die blinde Mutter entließ sie zärtlich und schien die Unterbrechung nicht zu beklagen, denn die Unterhaltung hatte eine Wendung genommen, die sie nicht beabsichtigt hatte.

„Sie haben sich wohl schon in unserm Parke umgesehen, Herr Wetz?“ wandte sie sich an diesen. Er verneinte. „Wohlan, so erlauben Sie mir, daß ich Ihre Führerin bin, — wenn es Ihnen nicht ungereimt erscheint, daß eine Blinde Sie führe!“ Wetz erklärte sich mit Vergnügen bereit, ihr zu folgen, und Frau v. Moritz ließ sich Ida's Arm reichen und lud Julien ein, sich ihnen anzuschließen. So gingen sie mit einander durch den schönen Park, und besuchten einige Punkte, welche hübsche Ansichten von dem Herrenhause oder Ausblicke in's Freie oder in den Wald darboten. Die Blinde verfehlte nie, ihren Schützling auf einzelne Schönheiten aufmerksam zu machen, mit dem steten Ausdrucke: „Von hier aus sieht man dieß oder jenes,“ oder: „ich sehe, daß dieser Punkt Ihnen gefällt; er ist auch mein Lieblingspunkt,“ und dergl.

Wetz war mit den Ausdrücken seiner Bewunderung sehr bescheiden, und Julie bemerkte, daß er zwar alle Einzelnheiten genau betrachtete, aber von ganz anderen Gedanken beschäftigt schien. Von Zeit zu Zeit, wenn sie eine kleine Bemerkung einflocht, blickte er mit seinem großen, durchdringenden Auge zu ihr herüber und sah ihr wohl tiefer in die Augen, als ihr lieb war, und sie schicklich fand; aber doch lag nichts Verletzendes in seinem Blicke.

„Das sind Pistolenschüsse, die dort unten fallen,“ sagte Wetz auf einmal, als er sich mit den Damen einem dichten Wäldchen näherte, durch dessen Laubkronen Wasser heraufleuchtete. „Ist dort unten eine Schießbahn?“

— „Ja, es ist Bruder Richard's Schießplatz,“ entgegnete Julie, „er ist bei seinem gewöhnlichen Zeitvertreib. Wollen wir ihm einen Besuch machen, Mama?“

„Gerne,“ erwiderte diese und Ida führte sie einem Pfade zu, der durch das Wäldchen und an der Böschung hinab zum Rande des Sees führte. Hier stand ein kleines Hüttchen von Rinde als Schützstand am Ende einer Schießbahn, und in einiger Entfernung eine Scheibe, auf welche Herr Richard mit Pistolen schoß. Sicht-

lich geschmeichelt und mit der ganzen Eitelkeit eines jungen Dilettanten empfing er den Besuch, und ließ sich gerne herbei, auf der Mutter Wunsch dem Herrn Wetz seine Geschicklichkeit zu zeigen. Die Damen nahmen unter dem Vordach des Hüttchens Platz; Wetz trat auf Richard's Einladung zu diesem, besichtigte die schönen französischen Scheibenpistolen und nickte beifällig, wenn die Schüsse das Schwarze trafen. Die Damen beglückwünschten den Schützen laut.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas von Ratten.

Von Prof. A. Herrich.

(Schluß.)

Die Erfindung des Dampfes war für die Ratten ein Unglück. Keine kluge Ratte wagt sich an Bord eines Dampfboots, denn wenn die Ratten-Kolonie Unannehmlichkeiten macht, so verschließt der Steward nur die Luken und wirft Segel u. dergl. darauf; hierauf läßt der Ingenieur den Dampf durch eine Röhre in den Raum des Schiffes strömen, und alle Ratten, Kellerasseln und anderes Ungeziefer werden in wenigen Minuten gebrüht. Auch in Wollspinnereien und Tuchfabriken ist das Einströmenlassen von Dampf in die Rattenlöcher das sicherste Mittel zu ihrer gänzlichen Vertilgung, und der kleine Aufwand von Bleiröhren zur Leitung des Dampfes lohnt sich reichlich. In einer gewissen preußischen Garnisonsstadt, wo die Soldaten in der Bedienung von Feuerspritzen eingeübt wurden, machten sie sich gelegentlich den Spaß, ihre Exercitien dadurch gemeinnützig zu machen, daß sie im Kasernenhofe Wasser in die bekannten Rattenlöcher pumpten und deren Bewohner ersäuften. Andere Versuche, Schwefelwasserstoff in die Rattenlöcher hinein zu leiten, erwiesen sich nicht so wirksam, als das Wasser, denn so sehr sie dieß zur Tränke lieben, so wenig behagt es ihnen an ihrem Aufenthalte, und wenn dieser anhaltend feucht erhalten wird, ziehen sie bald davon. Ratten sind ferner leicht durch Gift zu vertreiben, namentlich durch Phosphor, den man ihnen in kleinen Kügelchen von Brodkrume ausstreut oder in gerösteter Speckschwarte, auf Wurststückchen u. s. w. vorwirft; aber der Gestank der verwesenden Kadaver ist oft ganz unerträglich.

Zahllose Gifte wurden schon zur Vertilgung der Ratten vorgeschlagen, taugen aber alle nicht viel; die Wirksamkeit des Giftes wird durch die Schlauheit der Thiere beeinträchtigt. Hat man nämlich eine oder zwei Ratten vergiftet, so werden die Ueberlebenden durch das Schicksal derselben gewarnt und man tödtet keine mehr damit. Ich kenne einen wohl verbürgten Fall, wo man etwas Gift in ein Loch gelegt hatte, um eine weibliche Ratte mit ihrer jungen Familie, welche sich in einem Zimmer eingenistet hatten, umzubringen. Man fand dieses Loch jeden Morgen verstopft und es wurde ermittelt, daß die alte Ratte es selber verstopft hatte, um, wie man vermuthete, ihre unerfahrenen Jungen von dem Gift abzuhalten, daß sie nicht von dem Köder verlockt es verzehrten. Die gewerbsmäßigen Kammerjäger und Rattenfänger lieben es überhaupt nicht, die Ratten zu vergiften; sie sagen, man könne sie auf diese Weise niemals wirksam ausrotten. Ueberdieß ist die lebendige Ratte für sie mehr werth als die todten, wenigstens in Paris und London, wo man oft drei, ja sogar fünf Silbergroschen für das lebende Exemplar bezahlt, um dasselbe mit Hunden todtzuhetzen. Es ist in London sogar eine sehr große Nachfrage nach lebenden Ratten zu diesem Zweck, und es entsteht daraus eine große Konkurrenz unter den Rattenjägern, wenn es gilt, dieses oder jenes größere Magazin, diese oder jene Scheune von Ratten zu säubern. Nach einem glücklichen Tagewerk kehrt der Rattenjäger mit einem Sack voll lebendiger Ratten vom Lande in die Stadt zurück, und findet nun Liebhaber genug für diese Thiere, da man frischgefangene Ratten vom platten Lande für weit feuriger und muthiger hält, als die Ratten der Londoner Abzugskanäle. Früher war in Paris gar keine Nachfrage nach lebenden Ratten, deren es überall in Unzahl gab, so daß man sie spät Abends häufig frei auf der Gasse herumlaufen sehen konnte; allein neuerdings ist das Todthetzen von Ratten ein Lieblingsvergnügen der Hunde-Eigenthümer aus den unteren Klassen geworden, und man kauft sich die Thiere zu dieser Belustigung, wenn man sie nicht fangen kann. Die Pariser Polizei ist schon seit einer Reihe von Jahren sehr auf die Vertilgung der Ratten aus, obschon dieselbe keine großen Fortschritte macht; aber da in Paris jeder Hausbesitzer allen Kehricht und Unrath nur vor seine Hausthüre wirft, so finden die Ratten daselbst nicht nur immer reichliche Nahrung, sondern nützen sogar noch einigermaßen. Treiben sie es in irgend einem Quartier zu bunt, so wird ein Massenangriff auf sie unternommen, worauf der Pariser Chiffonnier oder Lumpensammler die erschlagenen sammelt und abzieht und die Felle an den Weißgerber verkauft, welcher dieselben gerbt und an den Handschuhmacher verkauft, von dem sie zu den Daumen der gewöhnlichen Glacéhandschuhe verwendet werden. Auch Kinderhandschuhe werden aus Rattenfellen verfertigt, welche nicht immer groß und stark genug sind, um ganze Handschuhe für Erwachsene zu geben. Wo aber die Felle hiezu geeignet sind, da verbraucht sie der Handschuhmacher sehr gerne. Manche Dame trägt nun Rattenfelle an ihrer winzig kleinen Hand, ohne es zu wissen, und hält sie für die elegantesten pariser Handschuhe aus echtem Zickchenleder, wobei aber nicht außer Acht zu lassen ist, daß es in Paris mehr Ratten als Zickchen gibt.

Wer je schon eine Ratte beobachtet hat, die ihr Leben vertheidigte oder sich sonst anschickte zu einem verzweifelten Sprunge auf ihren Gegner, dem kann das furchtbare Gebiß der Ratte nicht entgangen seyn. Jedes Thier ist mit einer ihm eigenthümlichen Wehr und Waffe versehen, aber die Ratte hat in ihrem Gebiß eine Vorrichtung, die ihr die Zwecke von Schwert, Dolch, Bajonet und Meisel ersetzt, ein höchst wirksames und nützliches Werkzeug in Friedenszeiten, womit sie alle Gegenstände und Hemmnisse durchnagt, welche zwischen ihr und den Nahrungsmitteln liegen, deren Nähe oder Anwesenheit sie vermöge ihres scharfen Geruches rasch entdeckt; in Zeiten der Gefahr aber eine treffliche Waffe zu Schutz und Trutz. Ich habe mich schon sehr oft in der Lage befunden, den Ratten ein regelmäßiges Gefecht zu liefern, und weiß daher aus eigener Erfahrung, daß sie durch ihren Biß sehr schwere Wunden versetzen können, welche zwar durchaus nicht giftig sind, sondern nur bisweilen sehr langsam heilen. Allerdings habe ich solche Bisse stets nach Aufhören der Blutung mit einem Stift von Höllenstein (Argentum nitratum) geätzt, den Biß aber nie bösartiger gefunden, als z. B. denjenigen eines Eichhorns. Die Nagethiere haben bekanntlich eine ganz eigenthümliche Zahnbildung, welche auch bei den Ratten vorhanden ist. Man betrachte einmal die Zähne eines Hasen oder Kaninchens, das man gekocht oder gebraten vor sich hat, und man wird finden, daß man mit einem Federmesser die innere Seite des Zahns leicht wegschneiden kann, während die äußere Seite, der sogenannte Schmelz, eines solchen Zahns so hart und glasartig ist, daß man den Fingernagel damit ritzen kann. Beim Kauen und Fressen des Thieres wird der innere Theil der Schneidezähne eines Nagethiers abgerieben, der äußere

Theil aber bleibt vorspringend und scharf und zeigt eine meiselartige Kante. Um nun den Abgang zu ersetzen, welchen diese fortwährende Abreibung verursacht, wachsen die Zähne stets von ihrem untern Ende aus nach; hieraus folgt mit Nothwendigkeit, daß wenn der eine Zahn abbricht, oder ausfällt, der demselben gegenüberstehende vollkommene Zahn immer weiter wachsen wird. Dieser Unfall, einzelne Zähne zu verlieren, passirt Ratten, Kaninchen, Bibern und überhaupt allen Nagern ziemlich häufig, und die den verlornen gegenüberstehenden Zähne erlangen dann im Verlaufe ihres Wachsthums eine monströse Größe und Bildung. Hievon kam mir einmal ein interessantes Beispiel vor, das ich hier erzählen will. In einer Mühle in meiner Nachbarschaft ward vor etwa Jahresfrist eine alte Ratte gefangen, bei welcher der eine vordere Schneidezahn des Unterkiefers, dessen gegenüberstehender im Oberkiefer fehlte, in einer starken Kurve in die Höhe gewachsen und beinahe wie das Gewerf eines Keulers (der Hauer eines wilden Ebers) anzusehen war; dieser Zahn maß von seiner Basis am Zahnfleisch bis zur Spitze 1 Zoll und 3 Linien. Auf der andern Seite des Gebisses waren zwei Zähne des Unterkiefers abgebrochen, und die diesen gegenüberstehenden Zähne des Oberkiefers waren ganz abnorm und mit starker Krümmung nach vorwärts gewachsen, wie die Stoßzähne bei einem Mastodon der Urwelt. Man brachte mir die erlegte Ratte, und ich fand bei näherer Untersuchung, daß die untere Kinnlade durch irgend eine Ursache verrenkt war, und die Zähne, dem oben erwähnten Naturgesetze gehorsam, in derselben phantastischen Gestalt gewachsen waren, die sie nun zeigten. Natürlich war diese Ratte mit einem so verkrüppelten und verkümmerten Gebiß außer Standes, sich ihren Unterhalt durch Nagen zu verschaffen; sein Instinkt und seine Klugheit hatten daher das Thier angewiesen, einen Ort aufzusuchen, wo es seine Nahrung schon fertig antraf, und wo war diese eher zu finden, als in einer Getreidemühle? Ich fand bei genauerer Untersuchung auch wirklich, daß diese Ratte von Mehl gelebt hatte, das nicht zerbissen zu werden brauchte und leicht aufgepickt werden konnte, sogar mit seinem verkrüppelten Gebiß. Seine Gewandtheit, diese Nahrung am geeigneten Orte aufzusuchen, hatte ihm ein leichtes Auskommen verschafft, denn es war ganz fett und wohlgenährt, so daß man wohl sah, es müsse nie Mangel gelitten haben.

Der Mann, welcher mir diese Ratte gebracht hatte, war ein ganz erfahrener Kammerjäger, welchem ich viele merkwürdige Aufschlüsse über den Scharfsinn der Ratten verdanke. So erzählte er mir unter Anderm auch, eine Ratte, welche aus irgend welchem Grunde allein lebe und abgesondert von ihren Gefährten auf Aesung gehe, seye weit schwieriger zu fangen, als die anderen gesellig lebenden Ratten, namentlich in Wohngebäuden u. s. w., wo dem Thiere überhaupt emsiger nachgestellt werde. Er machte mir gar kein Hehl daraus, daß seine ganze Kunst nicht etwa auf einem besondern Geheimniß, sondern auf bloser Uebung und Erfahrung, auf genauer Kenntniß der Lebensweise der Ratten und auf der Vortrefflichkeit seiner Hunde beruhe, die lauter Blendlinge von Pinscher und Dachs waren, aber eine bewundernswerthe Dressur zeigten. Er warnte mich vor dem Ankauf sogenannter untrüglicher Mittel zur Vertilgung der Ratten durch Gift oder mechanische Mittel. „Ich habe mich's sehr viel Geld kosten lassen, mir alle derartigen Anleitungen und Geheimmittel zu kaufen, die in den Zeitungen aufgeboten wurden," sagte er. „Sie wissen, ich setze einen Ehrgeiz darein, in meinem Fache einer der Ersten zu seyn, und mein Renommée ist von Holland bis nach Schlesien hinein auch sehr solid begründet. Aber ich habe erfahren, daß alle die öffentlich angekündigten Mittel nur reiner Schwindel waren. So kaufte ich 'mal um fünf Thaler auch eine derartige Anleitung, um Ratten ohne Gift und Fallen anzulocken und zu fangen. Der ganze Inhalt ging nur etwa darauf hinaus: zuerst die Ratten allesammt an einen bestimmten Platz hinzulocken, was man durch einen Köder von 1 Pfund Mehl, einigen Unzen Zuckersyrup und einer Unze Gänsefett, welche man untereinander kneten und in Kügelchen wie Pistolenkugeln ausrollen soll, bewerkstellige. Dann muß man sich einen großen, starken Sack anschaffen, der sich ganz flach auf den Boden legen läßt und beinahe den ganzen Raum des Gemachs einnimmt, wohin die Ratten geködert werden. Rings um den Sack herum muß ein hohler Saum laufen, durch welchen ein dünner Strick gezogen wird. Das Ende dieses Strickes muß von der Mitte des einen Endes dieses Sacks aus nach der Decke hinauf laufen, dort über einen Flaschenzug oder Kloben mit Rolle gezogen und nach einer der Ecken des Zimmers geführt seyn, wo er wieder über einen Kloben mit Rolle läuft und herunterhängt. In dem Gemach nun, wo die Ratten gefangen werden sollen, verstopft man zunächst alle Löcher und Oeffnungen, mit Ausnahme einer solchen in der Thüre, welche mit starkem Schieber versehen seyn muß. Man breitet alsdann den Sack auf den Boden aus, legt in die Mitte des Sackes eine kleine Handvoll von dem Köder, brät dann einen Pickling in Butter ab und schleppt denselben an einem Bindfaden durch das ganze Haus und den Hof, sammt Tennen und den Scheunen, wo man nur irgend Ratten vermuthet, bis in jenes Gemach, wo man ihn liegen läßt. Die Ratten sollen nun durch den Geruch des gebratenen Picklings in jenes Gemach gelockt und ihnen der dort liegende Köder überlassen werden. Denselben Prozeß soll man acht Tage lang wiederholen, hierauf sich eines Abends um die bestimmte Stunde in einen Mantel oder Schlafrock gehüllt, so daß man von den Ratten nicht gesehen werden könne, in jene Ecke stellen, wo die Zugleine des Sackes hängt, und die Zugleine in der Hand ganz ruhig und unbeweglich abwarten, bis die Ratten alle bei ihrer Mahlzeit seyen. Ist dieß der Fall, so muß jemand den Schieber über der Thüröffnung, durch welche die Ratten eingetreten sind, leise schließen, während der andre zugleich den Zugstrang des Sackes anziehen, hiedurch den Sack zusammenziehen und dessen Oeffnung verschließen soll, worauf denn die Ratten gefangen seyen. — Ich sage Ihnen," fuhr er dann spöttisch fort, „der weise Mann, der dieses Mittel erfunden haben will, hat in seinem Leben noch keine Ratte gefangen, sonst müßte er den Scharfsinn und die Behendigkeit dieser Thiere besser kennen. Ja, die werden wohl in dem Sacke ruhig warten, bis er zusammengezogen seyn wird? Possen!"

Derselbe Gewährsmann versicherte mich, daß die einzige erfolgreiche Art, Ratten zu fangen, die mit einer guten Kastenfalle und einem scharfen Hunde seye. Der Hund, sagt er, ist ein geschworner Feind der Ratte; Hunde von jeder beliebigen Race können zur Rattenjagd abgerichtet werden, am besten, indem man einer gefangenen Ratte die Augen mit Theer oder Pech zuklebt und sie in einem gemauerten Raume, z. B. einer leeren Waschküche u. s. w., die mäßig beleuchtet ist, frei laufen läßt und den Hund dann anhetzt. Natürlich müssen alle Löcher, alle Oeffnungen des Herdes u. s. w. gut verschlossen werden. Sobald der Hund die Witterung der Ratte bekömmt, wird er schon erpicht auf seine Beute, und die Behendigkeit und Gewandtheit, womit ihm sogar das geblendete Thier entgeht, steigert noch die Begierde und das Feuer des Hundes. Wiederholt man denselben Versuch einige Male mit andern gesunden Ratten, so wird ein solcher Hund bald perfekt und lernt den Ratten ihre Listen ab, die freilich endlos sind. So wird man z. B. immer sehen, daß die gesunde, kräftige Ratte, wenn sie gar keinen Schlupfwinkel mehr findet und am Entkommen verzweifelt, sich

unterhalb eines Fensters oder einer andern Lichtöffnung so auf ihren Hinterläufen aufstellt, daß sie möglichst im tiefen Schatten steht, der verfolgende Hund aber durch das einfallende Licht etwas geblendet wird, was ihm den Angriff erschwert und der Ratte die Vertheidigung erleichtert. Hündinnen sind für die Rattenjagd weit feuriger und beharrlicher, als Rüden, und halb große Hunde wie Dächse, Spitzer, kleine Schäferhunde u. s. w. sind weit leichter anzubringen, als Pudel-, Hühner- und Hofhunde u. s. w. Am leichtesten dressirt man jüngere Hunde, jedoch nur solche, die schon vollständig abgezahnt haben, indem man sie gemeinsam mit einem schon ferm dressirten in geschlossenem Raume eine oder zwei Ratten jagen läßt. Die Nacheiferung, das Beispiel, der Wetteifer bewirken bei dem Neulinge ungemein viel und er achtet der Bisse nicht so sehr, als wenn er allein zur Jagd angebracht ist. Ein Hund, der erst ein Dutzend Ratten so erlegt hat, vergißt seine Lection lebenslang nicht mehr, und kommt bald so weit, daß er die Ratten selber aufsucht und ihre 'Wechsel' und Löcher, ihre Schliche und Fährten kennen lernt.

Ich hatte später Gelegenheit, mich von der Aufrichtigkeit und Wahrheit dieser Mittheilungen zu überzeugen, indem ich mir selber einen Hund dadurch dressirte, daß ich ihn jede Ratte, welche ich in einer Kastenfalle im Keller meiner damaligen weitschichtigen Amtswohnung (eines ehemaligen Klosters) gefangen hatte, jagen und zerreißen ließ. Er hatte noch kaum ein Schock solcher Ratten umgebracht, so war der Hund der unversöhnliche Verfolger dieser Thiere und richtete große Verheerungen unter denen an, von welchen alle unbewohnten Räume meiner Wohnung wimmelten. Was ich früher nicht mit Gift und eisernen Trappfallen, kleinen Bügeln und Tellereisen zuwege gebracht hatte, das gelang diesem einzigen Hunde, der bald ebenfalls ein Renommée in diesem Stücke erlangte.

Außerdem möchte ich denjenigen, die in ihrem Hause von Ratten belästigt werden, noch zweierlei Verfahren anrathen, für deren Wirksamkeit ich garantiren kann. Das eine ward zufällig von dem Jungknecht auf einem Bauernhofe in meiner Nachbarschaft entdeckt und später mit Erfolg ausgebeutet; dieser Knecht nämlich rührte eines Abends das Nachmehl für die Schweine ungewöhnlich dünn mit vielem Wasser an und ließ es in einer Tonne stehen; am andern Morgen fand er zu seiner Ueberraschung ein paar ersoffene Ratten darin, die es vermuthlich für den sonstigen dicken Brei oder solides Mehl gehalten hatten und darauf hinunter gesprungen waren. Am andern Abend fing er noch mehr Ratten in dem dünnen Brei dadurch, daß er etwas trocknes Mehl darauf streute; am dritten Abend warf er eine Schichte solides Mehl auf den Boden der leeren Tonne, um die Ratten anzulocken, und wiederholte dieß einige Male; dann aber füllte er die Tonne wieder zwei Spannen hoch mit jenem dünn angerührten Mehlbrei und bestreute dessen Oberfläche mit solidem Mehl; hiedurch fanden alle diejenigen Ratten darin ihren Tod, die von dem trockenen Mehl angelockt worden waren, welches vordem sie getragen hatte. — Das andere Mittel, das mir aus zuverlässiger Quelle mitgetheilt ward, ist folgendes: Ein Mehlhändler, dem die Ratten großen Schaden zufügten, ließ auf den Rath eines Bekannten eine Anzahl von 20—25 Ratten mit Fallen in seinem Magazine fangen und sperrte sie alle zusammen in einem starken Käfig von dickem Eisendrath ein, ohne sie zu füttern. Zwei Tage lang hungerten die Ratten, am dritten fielen die stärksten über die schwächeren unter ihnen her und fraßen diese auf; man reichte ihnen Wasser, aber keine Nahrung; nach neun oder zehn Tagen waren von sämmtlichen Ratten nur noch drei übrig, die man nun losließ. Diese Kannibalen fielen jetzt über die anderen Ratten des Magazins her und vertilgten oder vertrieben sie in kurzer Zeit, bis ihnen die nun zur Gewohnheit gewordene Nahrung fehlte, und sie selber sich anderweitig ihr Futter von ihresgleichen suchten. Diese Manier, sich der Rattenplage zu entledigen, soll in Nordamerika schon lange mit Erfolg geübt werden.

Neue Pariser Mysterien.

Ein Sittengemälde der Gegenwart.

Von X. und Y., zwei unbekannten Größen.

(Fortsetzung.)

28.

Ein wilder Seelenschmerz.

Endlich nahte der Morgen. Die kühlere Luft weckte den jungen Engländer aus seiner Lethargie. Er stand auf und blickte in den grauenden Tag hinaus, der im Osten seinen auftauchenden Lichtstreifen immer höher emporhob, immer breiter hinlagerte. Der Mond war längst untergegangen, und die ganze Erde darunter lag noch im Dunkel. Die frische Luft erquickte ihn und er lehnte sich aus dem Fenster, bis die Sonne emporstieg und den Wetterhahn auf dem hohen Dache des runden Thurmes vergoldete. Paul konnte nun deutlich erkennen, daß das Fensterchen geschlossen und innen ein Vorhang vorgezogen war.

Wie seltsam ist es doch, daß Denjenigen, welche eine schlummerlose Nacht verbracht haben, oft erst der Tag den beruhigenden, tröstlichen Schlummer bringt — der Tag, nach dessen Anblick sie sich so sehr gesehnt haben. So erging es auch Paul Montague — er schloß das Fenster, legte sich nieder und schlief einige Stunden. Als er wieder erwachte, vermochte er die Vorgänge der letzten Nacht und des gestrigen Tages ruhig anzusehen, nur war seiner Ansicht von denselben der Eindruck der nächtlichen Seelenqual aufgeprägt. Er war zu der bestimmten Ueberzeugung gekommen, Madeleine liebe Antoine Legrand. Er tadelte sie um dieser Liebe willen nicht. 'Wäre Antoine ein einfacher Bauernsohn gewesen, so würde ich das Mädchen dieser Liebe wegen für noch einmal so edel halten,' dachte er; 'aber er ist ein Polizeispion, und sie weiß es nun, — er ist derselbe Spion, welcher Herrn v. Coucy in's Verderben gestürzt hat — ihren Freund sowohl als den meinigen; ja, wenn er nur allein Spion wäre, so würde dieß schon genügen. Ich tadle sie nicht, aber ich verachte sie. Sie hat mich um eine Unterredung gebeten; wahrscheinlich will sie mich um Verzeihung für ihn angehen, will seine Sache führen, aber ich werde sie verachten!'

Wenn Liebe adelt, wie sehr entwürdigt Haß! Paul hatte erst jüngst hassen gelernt, aber er lernte jetzt auch noch Rachgier. Er konnte den Gedanken an Antoine nicht ertragen, an jenen Menschen, der nicht allein seine besten Freunde verrathen, sondern ihn auch um seine Liebe bestohlen hatte. — 'Aber er soll mir dafür büßen, und ich will ihre Fürbitten mit Verachtung von mir weisen!' dachte er. 'Sie soll erfahren, was Männer von einer Frau denken, die sich so weit vergessen kann, einen gemeinen Spion zu lieben, der nicht einmal seiner eigenen, elenden Sache treu ist. Sie soll nicht wähnen, es werde ihr Alles vergeben, weil sie schön ist.'

Paul blickte in die Landschaft hinaus; der Tag war schön und lachend, ein glorreicher Sommermorgen. Die Vögel verhöhnten ihn mit ihrem lustigen Gezwitscher; er fuhr mit der Hand über die Augen und murmelte: 'Ich wollte, ich könnte aus diesem entsetzlichen Traum erwachen oder ihn von mir schleudern und ver-

gessen'!' Dann kleidete er sich an und ging hinunter, ruhig aber entschlossen. Diese Unterredung, welcher er am gestrigen Abend mit so viel Stolz und Freude entgegengesehen hatte, war ihm nun verhaßt. „Aber sie muß überstanden werden," sagte er zu sich selber; „das Schlimmste wird dann vorbei seyn, und ich werde fortgehen, — weit fort in ein andres Land, fort aus diesem verhaßten Frankreich!"

Er gewann es kaum über sich, nach der Allée verte hinauszuschauen. Dort waren sie und er sich zum ersten Male zu Pferde begegnet, und ihm war nun als verstünde er Alles, was sie dort zu ihm gesagt hatte. Er hielt ihre anfängliche kalte und feste Abweisung nicht mehr für das Ergebniß von Bescheidenheit und jungfräulicher Züchtigkeit, sondern wähnte, seine Gesellschaft seye ihr damals ungelegen gekommen — sie habe vielleicht in jenem Augenblicke, wo er sie so gedankenvoll über den Hals ihres Pferdes gebeugt sah, auf diesen geliebten Verräther, diesen romantischen Spion gewartet. Dieser Gedanke vergällte ihm vollends das bevorstehende Stelldichein, und ein heftiger Widerwille erfaßte ihn, als er sich der Stelle näherte, wo er Madeleinen zum ersten Male begegnet war. Jetzt blickte er auf und sah Madeleine über den Rasen herab ihm entgegenkommen; sie ging langsam, mit zu Boden gesenktem Blick; ihr Gesicht war bleich und trug noch die Spuren heftigen Weinens. Das arme Kind hatte ebenfalls eine Nacht voll solch' entsetzlichen Seelenleidens verlebt, daß Paul keine Ahnung davon hatte, — eine Nacht nicht voll selbstsüchtigen Wehklagens, wie er und der Mann, der mit dem Gesicht im feuchten Grase gelegen, sie verbracht hatten, sondern eine Nacht voll brünstigem Gebet um Führung, um Rath und Hülfe, denn sie, dieses eine schwache Mädchen, stand nun zwischen zwei Leben!

Es ist unrecht zu vermuthen, daß weil dem Gebete der Guten, und sogar ihrem Gebet in der Todesangst nicht immer willfahrt wird, es nicht erhört werde und daß die göttliche Zusage eine Lüge seye. Gott behüte! Wie oft ergibt sich gerade diejenige Sache, die wir als die schlimmste und entsetzlichste am meisten fürchten, als die höchste Weisheit des Allweisen! Wie oft bringen die größten Verbrechen der Menschheit die größten Segnungen! und doch thun wir Recht, wenn wir dagegen beten und Allem aufbieten, um sie zu verhindern.

Madeleine kam und grüßte Paul mit wehmüthig freundlichem Blick; sie hoffte von ihm zärtlich bewillkommt zu werden, aber er verbeugte sich nur steif. Sie hielt ihn hierauf für verlegen und furchtsam, und glaubte, sie als Frauenzimmer müsse ihm entgegenkommen. Schüchtern streckte sie ihm die Hand entgegen, aber er schien es nicht zu bemerken. Das berührte das arme Kind schmerzlich; aber sie war ja gekommen, um ein Opfer zu bringen, um einen Kampf zu wagen, und dieß war nur der Anfang davon.

„Ich will mich heute nicht entschuldigen," hub sie zaghaft an. „Ich weiß, daß Sie ein Arg an der Unterredung nahmen, um welche ich Sie bat, und ich achte Sie deßhalb; allein wenn Sie den Grund kennen, der mich zu einer solch auffallenden Bitte bewogen hat, werden Sie besser von mir denken!"

Paul antwortete nur durch eine stumme Verbeugung.

„Und doch," fuhr sie mit gesenkten Blicken fort, „und doch hat man mir gesagt, Ihre Landsmänninnen seyen in solchen Stücken nicht so gewissenhaft wie wir und wagen häufig, was ich gethan habe."

— „Manche thun dieß vielleicht," erwiderte er mit bitterem Lächeln; „aber das sind nicht diejenigen, welche ich achte."

„Ist denn so etwas Schlimmes dabei? — Jenun, dann muß ich die Unterredung so kurz wie möglich machen, nachdem das Vergehen nun doch einmal begangen ist!"

Paul verbeugte sich abermals und dachte: je kürzer, desto besser für uns Beide! aber er sprach es nicht aus.

„Gestern Abend," fuhr sie fort, „machten wir Beide eine Entdeckung, Monsieur Montague, die für Sie nicht schmerzlicher seyn konnte als für mich. Sie sprachen mit mir mehrmals über einen gewissen Antoine Lefebvre, und äußerten sich über ihn mit einem Hasse, der mir beinahe natürlich vorkam. Wir finden nun Beide, daß jener Mann kein Andrer ist, als ein früherer Dienstmann meines Vaters. Noch neulich, als wir hier in dieser Allee mit einander ritten, sagten Sie mir, Sie wollten diesem Manne das Leben nehmen. Ich lachte und konnte nicht an den Ernst Ihrer Drohung glauben; aber sie war ernst gemeint. Ich bekämpfte Ihre Absicht als ein Verbrechen. Sagen Sie mir, war es Ihnen Ernst damit?"

— „Jenun, mein Entschluß war noch nicht ganz gefaßt," erwiderte er.

„Ah, das ist schön! Ich wußte ja, daß Sie sich eines Bessern darüber besinnen würden; ich wußte, daß Sie eines Verbrechens unfähig waren. Sagen Sie mir nun, daß Sie jenem Manne verziehen haben!"

— „Wenn mein Entschluß damals noch nicht feststand, mein Fräulein, so ist es jetzt anders. Ich hasse jenen Menschen, habe gerechte Ursache ihn zu hassen — doppelt zu hassen, und ich warte nur, um meine Rache vollkommen zu machen, bevor ich sie ausführe."

„Das ist ja entsetzlich!" rief Madeleine schaudernd und prallte zurück. „Darf ich hier ruhig stehen bleiben und zuhören, wie Sie mit einem Eide geloben, einen Mord zu begehen? Darf ich zugeben, daß ein Verbrechen begangen werde und daß Sie der . . ."

— „Sie haben ja diese Unterredung gesucht, mein Fräulein," fiel er ihr in's Wort; „und wenn es Ihnen unangenehm ist, meinen festen Vorsatz zu vernehmen, so brauchen Sie ja nur der Unterredung ein Ende zu machen."

„Allerdings — ich weiß es. Ich weiß, es war thöricht, unschicklich, ja sogar unrecht von mir — aber mit der Furcht, daß ein Verbrechen unter meinen Augen begangen werde, konnte ich nicht anders! — Monsieur Montague," hub sie nach einer langen Pause an und änderte ihre Taktik — sie wagte ihn jetzt nicht mehr bei seinem Taufnamen anzureden; „ich glaubte einigen Einfluß auf Sie zu haben; Sie waren so freundlich gegen mich; und als ich Sie gestern Abend bat, zu unverdienten Kränkungen zu schweigen, so thaten Sie es, auf die Gefahr hin für eine Memme zu gelten. Ich weiß, es ist hart für einen Mann, für einen Feigling gehalten zu werden, und ich kann daraus auch die Größe des Opfers abnehmen, welches Sie mir gebracht haben. Ich danke Ihnen dafür und danke Ihnen noch jetzt. Ja erst neulich brachten Sie mir ein anderes Opfer und entschuldigten sich auf meine Bitte, wo Sie im Grunde gar nicht im Unrecht waren. Darum wähnte ich einigen Einfluß über Sie zu haben; ist mir derselbe ganz verloren gegangen? O sagen Sie mir, Herr Montague, wollen Sie nicht um meinetwillen jene Rache aufgeben?" setzte sie hinzu und lächelte ihm mit einem zärtlichen Blicke in sein kaltes Gesicht.

— „Mein Fräulein," versetzte er ruhig, „neulich bewunderte und verehrte ich Sie; gestern Abend noch war ich thöricht genug, Sie zu lieben . . ."

Madeleine bebte zusammen und ihre Augen strahlten vor Freude, die ihr ganzes bleiches Gesicht verklärte. „Thöricht genug?" wiederholte sie; „nun ja, fahren Sie fort!" Sie wußte, es war für Männer leichter thöricht zu seyn, als gut.

— „Jene Worte, deren Sie sich — erlauben Sie mir diese Bemerkung! — ungescheut zum Vortheil Ihrer eigenen Zwecke bedienten, hatten damals einiges Gewicht bei mir. Allein seither, mein Fräulein — Sie zwingen mich zu diesem Geständniß — habe ich Sie verachten gelernt!"

„Mein Herr, das ist unfreundlich!" rief sie zusammenschreckend und rang in bitterem Schmerz die Hände. „Es ist Ihrer unwürdig und Ihnen unähnlich, sich solcher harten Ausdrücke gegen ein armes, leidendes Mädchen zu bedienen, welches geirrt hat. Ja fürwahr, ich habe gefehlt, ich habe meine Würde geopfert — aber aus dem Bestreben, Recht zu thun. O bleiben Sie, mein Herr! denken Sie darüber nach! Es muß uns Allen viel vergeben werden; auch Sie haben vielleicht — wissen kann ich es freilich nicht — manches auf dem Gewissen, wofür Sie den Himmel um Verzeihung bitten müssen. Und wenn Sie nun gar jene entsetzliche That begehen, so brauchen Sie Gebet, viel Gebet. Wissen Sie nicht, daß wir erst Anderen verzeihen müssen, ehe uns verziehen werden kann? Können Sie jene göttliche Gabe des Verzeihens nicht lernen? O glauben Sie mir, es ist eine sehr schöne Eigenschaft und steht den Starken gut an. Sie sind stark und ich bin schwach. Wollen Sie nicht Mitleid und Erbarmen mit mir haben? Zugegeben daß ich etwas Kühnes, Unweibliches, ja sogar Unschickliches begangen habe; — je größer der Fehltritt, desto edler die Gnade, die ihn vergibt! O, so verzeihen Sie mir denn nun sogleich; und wenn Sie mir alsdann nur noch ein klein wenig gewogen bleiben wollen, so will ich gut seyn, will alles thun, was Sie mir auftragen und von mir verlangen, will Ihre Sklavin, Ihr Geschöpf seyn, und mir alle Mühe geben, vollkommen zu werden!" Dabei brach sie in einen Strom heißer, leidenschaftlicher Thränen aus, und Montague ward gerührt.

— „Mein Fräulein," versetzte er minder kalt, „ich drückte mich vorhin zu hart aus, was ich auch immer von Ihnen denken mag. Ich nehme das Wort zurück und wenn Sie wünschen — obschon ich nicht absehen kann, daß es Ihnen einige Genugthuung zu geben vermag — so will ich sogar sagen, ich verzeihe Ihnen. Allerdings habe ich eigentlich keine Kränkung zu verzeihen, denn Sie haben mir nichts gethan: Ihr Messer ist gegen die eigene Brust gezückt!" Damit schritt er rasch davon.

Madeleine eilte ihm mit erneuerter Hoffnung nach und berührte seinen Arm. Er ließ sich von ihr zum Stehen bringen, weigerte sich aber noch immer sie anzusehen. Noch lange hernach erinnerte er sich, wie seltsam jene Bäume und Sträucher aussahen, auf welche er so stolz hinstarrte, als sie ihre inständigen Bitten in sein Ohr ausgoß. — „Bleiben Sie," sagte sie; „noch darf ich Sie nicht loslassen: Sie haben einen einzigen Schritt auf dem rechten Wege gethan. Lassen Sie sich überzeugen, und thun Sie noch Einen. Bedenken Sie, daß jeder Schritt in dieser Richtung Sie dem Himmel näher bringt. Sie haben vergeben gelernt; üben Sie diese Kunst und vergeben Sie diesem Manne ebenfalls!"

— „Nimmermehr!" grollte er wild.

„O, sagen Sie das nicht! Bedenken Sie, daß noch mancher gute Funke in jenem jungen Manne ist, welchen nur Elend und Hunger in einen niederträchtigen Dienst getrieben haben. Ich kenne ihn seit Jahren, — er hat mir das Leben gerettet . . ."

— „Ihnen das Leben gerettet?" fiel Paul ihr in's Wort, und es ging ihm plötzlich ein neues Licht auf.

„Ja, so ist es," erwiderte sie eifrig mit neubelebter Hoffnung. „Hörten Sie es nicht, wie mein Vater gestern bei der Frohnleichnams-Prozession mit ihm darüber sprach? Er rettete mir das Leben, als ich noch ein Kind war, und ich muß nun das seinige retten."

— „Heißt man dieß retten, wenn Sie ihn vor dem gerechten Lohn seiner Schurkereien bewahren?" erwiderte Montague mit zäher Hartnäckigkeit, welcher nichts hören wollte, als ihren Haß und ihr Vorurtheil.

„Diese Vergehungen fallen nicht ihm allein zur Last," sagte Madeleine begütigend; „er ist in jene Laufbahn verlockt, getrieben, gezogen worden, und er hat nur seine Schuldigkeit gethan. Die Pflicht geht ja vor allen Dingen, wie Sie wissen."

— „Ha, Ihre spartanische Tugend wird ihn nicht schützen, mein Fräulein! Sie sprechen zwar sehr beredt für Ihren Geliebten, aber Sie verwenden sich vergeblich für ihn!" Er ging einige Schritte weiter, dann kehrte er sich wieder halb zu ihr, die in Verzweiflung dastund, und flüsterte leise, durch die festgeschlossenen Zähne knirschend: „Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß mein Leben nun ein leeres, verfehltes ist. Ich bin in Allem getäuscht worden — hintergangen in dem, was ich am innigsten hätte lieben können — in Ihnen!" Madeleine sprang vorwärts, um diesen Augenblick zu erfassen, allein er hielt sie zurück und fuhr rasch fort: „Ich habe nun gar nichts mehr auf der Welt, woran mir etwas liegt. Mein einziger wahrer Freund schmachtet in lebenswierigem Kerker, meine einzige Hoffnung auf Liebe ist mir entschwunden; alles was dieses gehäßige Daseyn auch nur erträglich macht, ist mir Schritt für Schritt unter meinen Füßen entwichen. Ich habe nie ohne einen Zweck gelebt und ich habe nun einen Zweck — einen, der das einzige Gefühl befriedigen wird, das mir die Menschen gelassen haben. Blut, Blut allein, woran ich nie zuvor gedacht habe, kann mich nun zufrieden stellen; und dann fort nach irgend einem Lande, wo ich den Verrath der Männer und die Falschheit der Weiber vergessen kann!"

Die Menschen schwatzen in der Verstimmung durch unglückliche Liebe großen Unsinn, aber gerade dieser leidenschaftliche Ausbruch erneuerte Madeleinens Hoffnung. Sie hatte das Eis gebrochen und einen Glutofen darunter gefunden. „Halten Sie ein, bleiben Sie!" rief sie, als er düster fortgehen wollte; „ich kann Ihnen darin nicht beipflichten. Ich lasse Sie nicht los, bis Sie mir nachgegeben haben, wozu Sie halb und halb geneigt sind. Ich weiß, es wird meinem Flehen am Ende gelingen, Sie umzustimmen. Eine Nacht voll Gebet kann bei Gott nicht unerhört geblieben seyn, wenn auch diese Stunde flehentlicher Bitte Sie nicht rührt! — Ich habe die ganze Nacht im Gebet vor Gott gelegen . . . . habe geweint und geseufzt . . . ."

— „Ha ha!" rief er und ballte die Faust vor Ingrimm, da ihre Aussage nur seinen eigenen Argwohn zu bestätigen schien. Sie aber mißverstand seine Ausrufung und fuhr ruhiger fort:

„Ich will Sie nicht kränken durch die Annahme, als könnte eine Bestechung Ihnen eine Gunst abgewinnen, welche Sie all' meinen flehentlichen Bitten versagt haben. Allein es gibt ein Geschenk, welches ein Weib anbieten kann, welches sie allein schenken muß, weil niemand es abringen kann. Vielleicht könnten Sie es sogar jetzt noch annehmen! . . . ."

Sie hielt inne und betrachtete ihn; er stand gesenkten Auges da und zertrat ein Maasliebchen im Grase. Er lächelte ironisch zu ihren Worten; er wußte vielleicht, was sie ihm anbieten wollte und war entzückt über die Aussicht, daß er jetzt etwas verschmähen konnte, um was er sie (ohne das was er in der vergangenen Nacht gesehen und geargwöhnt hatte) aus freien Stücken an diesem Morgen angefleht haben würde. Madeleine bemerkte dieses Lächeln und zögerte eine Minute. Gerade in diesem Augenblick betrat Antoine, blaß und wankend, in einiger Entfernung die Allée verte vom Walde aus. Er war die ganze Nacht nicht in das Häuschen

seines Vaters zurückgekehrt, sondern in wilder Verzweiflung im Grase liegen geblieben. Als er mit Tagesanbruch vom Boden aufstund und zur Besinnung und Selbstbestimmung kam, gährten manche verzweifelte Pläne und Entschlüsse in seiner Seele; und um jeden davon im Einzelnen nach seiner ganzen Tragweite zu prüfen und abzuwägen und den geeignetsten zu erwählen, flüchtete er sich in den dichtesten Wald, um mit sich zu Rathe zu gehen. In sich gekehrt war er die einsamsten Waldpfade gegangen und hatte das Schloß beinahe umkreist, denn er wollte nicht aus der Nachbarschaft desselben hinweggehen, damit nicht irgend etwas sich ereigne, von dem er keinen Gewinn zöge. Madeleine hatte in ihrer Seelenangst ungewöhnlich laut gesprochen, ihre Stimme war durch den stillen Wald zu ihm gedrungen und hatte ihn nach der grünen Allee gelockt, wo er sie nun bei Montague stehen sah. Die Kälte in Beider Betragen, die Blässe auf des Fräuleins Wangen überraschten ihn; er schlug sich wieder in's Gebüsch und schlich sich in ihre Nähe, wo er, hinter einen Baumstamm versteckt, alles hören und sehen konnte.

„Paul," sagte Madeleine und ergriff seinen Arm; „ich bin nicht blind. Frauen haben einen scharfen Blick für solche Dinge. Seit Ihrem Hierseyn ist mir unzweifelhaft klar geworden, daß Sie nicht ganz gleichgültig gegen mich sind. Ja, lassen Sie uns offen seyn, denn wozu nützt hier die Zurückhaltung? ich habe bemerkt und glaubte noch bis heute früh zuversichtlich, daß Sie mich liebten! . . . ."

Sie wartete gleichsam auf irgend eine Antwort oder wenigstens auf einen ermuthigenden Blick, aber er schlug die Augen nicht vom Boden auf. Er schien ganz erpicht darauf, die Maaslieben im Grase in den Boden hinein zu treten. Diese Gleichgültigkeit von seiner Seite war unbegreiflich, allein Madeleine konnte nichts von der stolzen Entrüstung ahnen, die in ihm gährte. Sie trat vor ihn, legte ihm beide Hände auf die Schultern und fuhr fort: „Paul, Paul, zwingen Sie mich nicht zu einem Bekenntniß; mißbrauchen Sie den Vortheil nicht, welchen Sie nun über mich haben!" Sie hielt einen Augenblick inne und sah ihm begierig in's Gesicht, dann rief sie: „Sie zwingen mich also doch, Paul? Wollen Sie, Paul, wollen Sie das Einzige annehmen, was ich Ihnen anbieten kann: meine Liebe, meine Hand, mich selbst?"

— „Oho," entgegnete er barsch und entwand sich ihr, „Sie können mich nicht mit Ihren hohlen Versprechungen bethören! Ich weiß überhaupt nicht, warum ich noch länger hier bleiben sollte! Leben Sie wohl, mein Fräulein! ich gehe!"

Er getraute sich nicht, sie noch einmal anzublicken und ging ruhig hinweg. Madeleine eilte ihm nach, berührte aber dießmal nicht einmal seinen Arm. Er blieb stehen, als sie ihn erreicht hatte, als ob er etwas Neues erwarte. Das arme Mädchen bebte an allen Gliedern, als es die Hände ringend und mit einem trostlosen Blicke auf seinen Tyrannen murmelte: „Sie glauben mir also nicht? Wie kann, wie soll ich mir bei Ihnen Glauben verschaffen? Muß ich Ihnen denn immer auf's neue wiederholen, Paul, daß ich Sie liebe, trotz Ihrer Unfreundlichkeit gegen mich? — daß ich Sie jetzt noch immer so liebe, wie ich Ihnen zugethan war, seit ich Sie näher kannte? Aber vielleicht schätzen Sie diese Liebe nicht, die ich Ihnen so frei, so kühn, ja kühner anbiete, als es sich für eine Frau schickt. Vielleicht — wenn ich offen sprechen darf, hat gerade diese Kühnheit Sie verletzt, erkältet, zurückgestoßen. Vielleicht halten Sie mein Betragen für frech. Aber erinnern Sie sich, was mich hiezu getrieben hat! erinnern Sie sich, daß ein Menschenleben auf dem Spiele . . . . ." Montague stampfte ungeduldig mit dem Fuß, und mit überströmenden Augen und einer vor Schmerz und Gemüthsbewegung beinahe tonlosen Stimme fuhr sie athemlos fort: „Jenun, ich weiß es nicht besser — ich kann es nicht anders verstehen. — Sie — Sie — aber ach! ich irre mich hierin gewiß nicht. Gestern Abend noch hielten Sie mich nach Ihrem eigenen Geständniß für vollkommen. Ich weiß, dieß war Uebertreibung, keine Schmeichelei! o nein! Sie können sich nicht zur Schmeichelei erniedrigen. — Jenun, ich will mich bemühen gut zu werden! Und dann bin ich reich, Paul, eine Erbin; und ha! — nun erst kommt mir ein Gedanke! Sie sind eines andern Glaubens! . . . . Aber um Ihretwillen kann ich Heimath und Verwandte und alles hingeben . . . . gerne! mit Freuden! . . . ."

— „Das ist abscheulich! das ist unerträglich!" murmelte Paul vor sich hin und ging nun mit raschen Schritten vollends hinweg.

Madeleine sah ihm wortlos nach, bis er, ohne sich einen Augenblick umzuwenden, die Allée verte verlassen hatte; dann sank sie, von Scham, Kummer und Angst überwältigt, auf den Boden nieder, und verbarg ihr Gesicht in den Händen.

Smog, der kleine Dachshund, hatte freilich von diesem ganzen Auftritte nichts verstanden, allein er war gescheidt genug, um den Kummer zu kennen, wenn er ihn sah; deßhalb kam er herbei und leckte ihr die Hände. Allein selbst des Thierchens mitleidige Liebe nach so vieler Verachtung vermochte ihr die sänftigende Thräne nicht zu entlocken; und sie krümmte sich, darniedergeschmettert, gedemüthigt, verzweiflungsvoll am Boden.

Antoine hatte von seinem Versteck aus den ganzen Auftritt voll Entrüstung mit angesehen. Nachdem er den Engländer in der Ferne hatte seinem Hund pfeifen hören und Smog im Gebüsch verschwunden war, trat er hinter seinem Baume hervor und zog beinahe instinktmäßig sein Jagdmesser aus der Seitentasche. Er kannte natürlich den ursprünglichen Zweck dieses Stelldicheins nicht, er hatte nur gehört, wie Madeleine dem Engländer ihre Liebe angeboten, und mit Ueberraschung gesehen, wie dieser sie verschmäht hatte. — Vorsichtig kam er aus dem Gebüsch hervor und beugte sich über sie. Wer in dieser Minute sein Gesicht gesehen hätte, als er die Klinge zwischen seinen Fingern hindurchzog, würde gefürchtet haben, es werde nun ein Mord folgen. Madeleine aber war allzu sehr in ihren Gram versunken, um sein Herankommen zu bemerken; ihr Antlitz ruhte noch in beiden Händen.

„Ich habe Alles mit angehört," sprach er nun ruhig aber barsch.

Sie blickte zu ihm auf und starrte ihn eine Weile bewußtlos an; dann aber schien die Erinnerung an den ganzen Auftritt sich ihr plötzlich aufzudrängen, und mit einem wilden Schreckensschrei, der die Vögel von ihren Nestern und Jungen aufscheuchte, sank sie ohnmächtig auf den Rasen zurück.

Antoine war im Zweifel, ob sie nicht todt seye, so weiß war ihr Gesicht; er beugte sich zu ihr nieder und berührte ihre Hand — sie war kalt. „Eine hübsche Hand!" sagte er zu sich selbst, und während er sie so anblickte, besänftigten sich seine Züge, und der Blick des Hasses verwandelte sich in einen zärtlichen. Dann aber rief er mit einer Verwünschung: „Fluch ihr! mag sie meinethalben sterben!" und sich erinnernd, daß er noch Wichtigeres zu thun habe, als hier zu stehen, schlug er sich wieder in's Gebüsch und eilte so rasch wie möglich nach der Landstraße hinaus.

Als er die Allee kreuzte, welche die Auffahrt nach dem Schlosse bildete, sah er Montague von dort herunter reiten. „Gut so!" murmelte der Spion vor sich hin; „hier ist keine Minute zu verlieren!" und er eilte aus Leibeskräften nach dem kleinen Wirthshause, das etwa zweitausend Schritte vom Schlosse entfernt lag.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik aus Paris.

2. Salon und Theater.

Ende Januar 1860.

So wie es in der spießbürgerlichen Natur eines jeden guten Christen liegt, den Sonntag wenigstens mit einem reinen Hemde zu feiern, ebenso scheint in unserem alten Adam die Nothwendigkeit angewachsen zu sein, in der Mitternachtsstunde vom 31. Dezember eines jeden Jahres den moralischen Kassenabschluß zu machen, das Gewissensconto mit guten Vorsätzen zu belasten und unter aufrichtiger Reue unserer dummen Streiche zu entlasten. — Befürchten Sie nicht, daß ich mich hier in wohl und weislich überlegte Betrachtungen über die Vergänglichkeit der Zeit mit alle den katzenjämmerlichen Gefühlen, in die diese traurige Wahrheit eingewickelt ist, einlassen werde! Obgleich dieß schon am rechten Platze wäre — denn was ist natürlicher, als an die harmlosen Worte: „das Jahr ist vorüber!" ein schwermüthiges: „schon wieder!?" anzuhängen — berührt mich jener Stoff auf so unangenehme Art, daß ich gerade so gern davon spreche, wie der Geizhals von seinen Dukaten, wie die Franzosen vom Frieden von Villafranca. Aber ich finde, es ist ein schöner Gebrauch, die feierliche Mitternachtsstunde vor Sylvester, den ängstlich erwarteten Glockenschlag Zwölf, der das neue Jahr an das alte reiht, mit einer gewissen Förmlichkeit und anders als andere Stunden zu verbringen. Deßhalb gefällt mir der deutsche Sylvesterabend ungemein; deßhalb haben wir Deutschen im Auslande gerade am Ende eines jeden Jahres ein schlimmes Viertelstündchen durchzumachen und können die erinnerungsvollen Daten des 24. und 31. Dez. nicht auf dem Kalender ausstreichen, ohne wenigstens unserer Phantasie die billige Heimreise zu gestatten. Denn das alte Jahr wird hier nicht, wie drüben, unter dem feierlichen Klange klirrender Gläser in einem heitern Festmahl zu Grabe getragen, der altherkömmliche dampfende Punsch haucht hier nicht dem erwachten Neuling bei seiner ersten Stunde Muth für ein bewegtes Leben ein; in der Schenke ist es oder gar im dummen Bette, auf einem öffentlichen Maskenball — oder gar in weißer Cravatte beim Herrn Hofrath, wo verwilderte Bursche mit langweiligen Dirnen, prosaische Krämer mit ihrer Frau Gemahlin, witzlose Faullenzer mit Ladenmamsells, Ordensbittsteller mit einflußreichen Damen die Neujahrsnacht verlaufen, verschnarchen, vertanzen, verwenden. Dem heiligen Abend geht es nicht besser; weder Weihnachtsbaum noch vergoldete Nüsse! Der gestrenge Herr Ruprecht bestraft weder die ungezogenen, noch belohnt er die artigen Kinder; Alles geht seinen alten Schlendrian, und man würde des Festes gar nicht gewahr werden, hätten nicht die Schenken von der „hohen Obrigkeit" die Erlaubniß erhalten, freie Nacht (reveillon) zu machen. Das ist Weihnachten und Sylvester! Sagte mir nicht eine dunkle Erinnerung aus meinen hellen Jugendjahren, daß auch Deutschland von dem sogenannten „fröhlichen" Neujahrstage gesegnet sei, ich würde glauben, die blöde Langeweile, die eifrigste Gegnerin unseres stürmischen Lebens, habe jenen Schreckenstag einzig zu Nutzen und Frommen der ausgelassenen Pariser erfunden, denn der erste Tag im Jahre kann sich rühmen, auch der unerträglichste zu seyn.

Ich will aus den Landplagen der lächerlichen Förmlichkeiten, nichtssagenden Höflichkeiten und unausstehlichen Verbindlichkeiten, die um und an dem Pariser Neujahrstag hängen, nur die beiden wichtigsten, die Visitenkarten-Plage und die Trinkgelder-Plage auslesen. — Die Leichtigkeit, mit der man hier in fast allen anständigen Cirkeln Zutritt findet, hat neben ihren großen Annehmlichkeiten dem Pariser Salonanstrich auch eine unangenehme Schattirung gegeben; wenn man, wie hier, mit den einfachen Empfehlungen eines anständigen Benehmens und wohlgefälligen Aeußern — wie die Heirathsfabricanten sagen — in dem Fußboden der Salons Wurzel fassen kann, so kann von einer Vertraulichkeit und Gemüthlichkeit natürlich keine Rede sein, da gegenseitig gänzlich unbekannt, die junge Herren- und Damenwelt, der Wirth und seine Gäste durch die unüberwindliche Scheidewand einer flachen aber vollkommenen Höflichkeit von einander getrennt sind.

In einem sehr besuchten Hause der Chaussee d'Antin, habe ich einmal erzählen hören, war Soirée; der Bediente öffnet die Flügelthüren, meldet die Herren von „So-und-so" an, und

> Da speit das doppelt geöffnete Thor
> Zwei „Löwen" auf einmal hervor,

die sich unter üblichen Verbeugungen mit obligater Lächelnsbegleitung der Frau vom Hause nähern.

„Erlauben Sie mir, Madame," spricht einer der beiden eleganten Ritter von der traurigen Gestalt, „Ihnen meinen intimsten Freund, den Baron von So-und-so vorzustellen, der, wie alle Welt, weiß, mit welcher liebenswürdigen Grazie Sie Ihre Gäste empfangen, wie sehr man sich in Ihrem Hause amüsirt und Ihnen gern Ihren Ruhm als Augenzeuge nachsagen möchte."

— „Sehr erfreut," flüstert die Dame und nickt freundlich mit dem Kopfe, „aber . . . ach, bitte," fügt sie nach einigem Zaudern hinzu, „entschuldigen Sie mein unverzeihlich schwaches Gedächtniß: ich erinnere mich augenblicklich nicht ganz genau, wo und wann ich das Vergnügen gehabt habe, Ihre Bekanntschaft zu machen."

„Gestatten Sie mir, Madame," nimmt der neuvorgestellte Baron von So-und-so das Wort, „Ihnen meinen intimsten Freund, den Vicomte von So-und-so vorzustellen, der, wie alle Welt, weiß, mit u. s. w."

Neu ankommende Gäste, die die Aufmerksamkeit der jungen Wirthin in Anspruch nahmen, verhinderten ein weiteres Gespräch, und da sich die beiden Vorstellenden, die sich gegenseitig vorgestellt hatten, im Verlaufe des Balles als „perfecte Cavaliere qualificirten" (Auszug aus dem Wörterbuche des Berliner Gardelieutenants) und mit denen tanzten, die sitzen blieben, fehlende vis-à-vis in der Quadrille ergänzten, wenig Spitzenkleider zerrissen und das Eis nicht mit den natürlichen Löffeln zu sich nahmen, wurden sie zu der nächsten Soiree wieder eingeladen (heiratheten die etwaigen Töchter vom Hause und lebten glücklich bis an das Ende ihrer Tage!).

Diese Anekdote, wahr oder nicht wahr, ist nicht unmöglich, und wird Ihnen klar und deutlich zeigen, daß man es den „empfangenden" Familien nicht zumuthen kann, die Namen und Adressen ihrer Hausfreunde zu kennen.

Man hat deßhalb einen Tag im Jahre gewählt, den ersten Januar, an welchem alle Vergnügungshaschenden ihren Namen im Gedächtnißregister der Vergnügungsschaffenden wieder auffrischen, und da sieht man denn auch die schwarzen Fräcke wie Faßbinder auf der Straße umherlaufen und ihre Visitenkarten zu allen Familien, mit denen sie im Laufe des Jahres in Berührung gekommen sind, tragen oder schicken; das heißt: „petit bonhomme vit encore — wenn Ihr mich brauchen könnt, wißt Ihr, wo Ihr mich zu suchen habt!"

Mit der Trinkgelder-Plage am Neujahrstage und einem Bett voll Wanzen darf man es dem vernünftigsten Menschen nicht übel nehmen, daß er halb wahnsinnig wird. Die Briefträger, die Tambours von der garde nationale, die Loretten, die Kellner, die Wäscherinnen, kurz alle diejenigen, die uns im Laufe des Jahres um Geld und gute Worte Gefälligkeiten und Dienste erwiesen haben, wünschen uns — in entschieden eigennützigen Absichten! — ein schreckliches „frohes" Neujahr und lächeln dabei so lieblich, daß unser Portemonnaie in seinen innersten Falten erbebt; das Grauenhafteste aber ist der Hausdespot, der Concierge, der an diesem Tage sein gebieterisches hic Rhodus hic salta! ausspricht.

Wissen Sie, was ein Concierge ist? Wissen Sie, was es heißt, seine Gunst zu verscherzen? Ich will es Ihnen, ganz und gar unter uns, anvertrauen, muß aber offen gestehen, daß mich ein ungemüthlicher Schauer überrieselt, wenn ich bedenke, daß Er, mein Polycarp (die Concierges tragen immer poetische Namen), einstens von meinem leichtsinnigen Mangel an Verschwiegenheit Wind bekommen könnte.

Am ersten Morgen des neuen Jahres tritt er, früher als gewöhnlich, ganz leise, leise in das Zimmer — um den Schläfer nicht zu stören — und wirft — aus Unbedachtsamkeit — die Thüre mit einem solchen Knall zu, daß die Todten aus ihren Gräbern auferstehen möchten.

„Ach! ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung," zischelt der Falsche, „Sie so früh zu incommodiren. Die Besorgniß um Ihr Heil und Wohlergehen hat mich die ganze Nacht kein Auge schließen lassen! Und

nun wünsche ich Ihnen ein recht glückliches neues Jahr, in Begleitung vieler anderer."

— „Ich danke Ihnen, Herr Polycarp."

„Sind Sie von der Migraine, an der Sie vor vier Monaten litten, und die mich und Madame (das ist seine Frau) so sehr beunruhigte, vollkommen wieder hergestellt?"

„Vollkommen, Herr Polycarp!"

„Und hier bringe ich Ihnen auch eine kleine Ueberraschung, die ich expreß zum Jahrestag aufgehoben habe!"

Er übergibt uns einen Brief aus dem Monat Juli, in dem uns ein prophetischer Freund ganz im Geheimen meldet, daß aus dem Waffenstillstande möglicherweise ein Frieden zwischen Oesterreich und Frankreich entstehen könne.

Ich richte mich im Bette auf und suche nach dem Portemonnaie: da öffnet sich seine Hand langsam, die dürren, immer länger werdenden Finger spannen sich auf wie das Gestell von einem Regenschirm und klappen urplötzlich, sobald er das Geldstück spürt und die Maus gefangen ist, wie eine Falle zusammen. Entspricht das Resultat seinen Erwartungen und Ansprüchen, so erneut er uns die Versicherung seiner innigen Theilnahme und wirksamen Sympathie (!) und verläßt uns schmunzelnd, in kriechender Höflichkeit; hat er aber eine Enttäuschung erfahren, dann wehe uns! denn

Wehe! wenn er losgelassen
Rache schmiedet, wuthentbrannt;
Uns're Schüsseln, uns're Tassen
Stehn dann an des Grabes Rand!

Denken Sie sich z. B., daß ich einem Freunde um halb acht Uhr bei mir Rendezvous gebe. Um sieben Uhr komm' ich zu Hause an, um Feuer anzustecken, falle in der Dunkelheit über drei oder vier Stühle, die mir im Wege stehen, werfe die Uhr vom Kamin und zerschlage die Karafine. Nach langem Umhertappen entdecke ich in meinen Pantoffeln die Streichhölzer, bemerke beim Lichtanzünden, daß das angebrannte Ende im Leuchter steckt, und verbrenne mir die Finger. Nach dieser erbaulichen Einleitung sehe ich endlich, wo ich bin. Das Feuer ist nicht in Ordnung gebracht, die Kohlen liegen im Piano und das Holz im Bette; ich trage Alles mühsam zusammen und sinke erschlafft und ermattet auf den Lehnstuhl — wo mich die Papierscheere mit offenen Armen empfängt. Ich tröste mich mit dem Gedanken, wenigstens einen lustigen Abend zuzubringen und warte und warte. Es schlägt halb neun, neun, halb zehn, ich warte noch immer. Gegen zehn Uhr verlier' ich die Geduld, humple die fünf Treppen herunter und frage meinen Concierge, ob Niemand nach mir verlangt habe.

„Freilich!" antwortet er sehr ruhig, „aber ich habe den Herrn nicht heraufgelassen."

— „Weßhalb nicht?"

„Ich glaubte . . . ich glaubte, Sie empfingen Abends keinen Besuch!"

Was soll man da anfangen? Leichter ist es, einen Hottentotten zu bekehren, als einem Pariser Concierge, der nicht begreifen will, Vernunft beizubringen; man muß den bittern Trank aus dem Kelche des Junggesellenstandes so hinunterschlucken, wie ihn der Concierge bereitet hat, und der Thermometer seiner Gesinnungen bleibt, bei guten Worten wie bei Drohungen, unveränderlich, fällt, bei Geldklemme, auf polare Kälte und steigt, bei einem anständigen Neujahrsgeschenk, auf tropische Hitze.

Leider bleibt mir nur wenig Platz für die Theater übrig, und das ist schade, denn der Winter ist jetzt in voller Reife und allüberall sprießen hier, in seinem Lieblingstreibhause, die Feste, Diners, Bälle, Concerte und anziehenden Schauspiele auf: das ist auch die Zeit, zu der die kleineren Theater die sogenannten „Revuen", eine Paris ganz eigenthümliche Abart, zur Aufführung bringen. Die Herren Vaudevillisten nehmen alle Ereignisse, die die öffentliche Aufmerksamkeit im Laufe des Jahres beschäftigt haben, eine nach der andern vor und machen darüber mehr oder weniger schlechte Witze. Wollte man diese lustigen Critiken ernst kritisiren, so ließen sich lange Seiten darüber, und besonders dagegen, schreiben: man dürfte fragen, was diese Herren befugt, sich als Schiedsrichter über Sachen aufzustellen, die sie größtentheils nicht zu beurtheilen im Stande sind? ob es sich mit dem guten Geschmacke verträgt, das Erhabene, zur grinsenden Befriedigung eines oft blödsinnigen Parterre's, in's Lächerliche ziehen zu wollen? wer lächerlicher ist, der Frosch, der sich zum Stier aufblasen will, oder der Stier selber?

Jedoch sind die Pariser Vaudevillisten zu vernünftige, zu gescheidte Leute, um sich über die Tragweite ihrer kritischen Knallerbsen nur die geringste Illusion zu machen, und wenn ich Ihnen sage, daß die Revue an den Variétés: sans queue ni tête betitelt ist, und daß die anderen eine ähnliche Devise tragen, werden Sie begreifen, welche literarische Anerkennung die Verfasser beanspruchen.

Frische Dekorationen und hübsche junge Mädchen — in möglichst ungezwungener Toilette — sind die Hauptbedingungen: Fräulein Alphonsine, die Abgöttin der eleganten Secte in hundsledernen Handschuhen und Kutschermänteln, erscheint darin als „Landkarte vom Kriegsschauplatze", und man kann sich denken, zu welchen Zweideutigkeiten sich diese Rolle eignet. Ueberhaupt muß diese Art von Witz in den Revüen vorherrschend seyn, als einziger Pfeffer des sonst unverdaulichen Ragouts. Die Couplets müssen auf der Spitze einer Nadel, die in eine Idee von Komik gesteckt ist, hin- und herschwanken, und die geringste Ungeschicklichkeit könnte die ganze Geschichte über den Haufen werfen, denn ein bischen nach rechts fällt die Komik in das Gebiet des Blödsinns, ein bischen nach links in die unerträglichste Unanständigkeit.

Man zeigte mir einst einen spleenigen Engländer, der aus lauter Geldüberfluß nicht wußte, was er anfangen sollte, um seinen Geldüberdruß los zu werden. Nach jahrelanger, reiflicher Ueberlegung soll seine fuchsige Langeweile von folgendem unglücklichen Gedanken glücklich entbunden worden sein: er reiste in den Pyrenäen und passirte die gefahrvollsten Bergpfade in einem Postwagen mit betrunkenem Kutscher. Mit jedem Schritte, den die Pferde vorwärts machten, mußte er sich gefaßt machen, mit Wagen und Kutscher in den Abgrund zu stürzen, und der schönen Welt ein letztes: „Guten Morgen Herr Fischer!" zuzurufen, und jene furchtbare Ungewißheit, oder vielmehr furchtbare Gewißheit, jene schreckliche Spannung und Angst waren die einzigen Aufregungen, die diesen lebendigen Eisklumpen etwas erwärmen konnten. — Wer an solchen Empfindungen — in allerdings sehr vermindertem Grade — Reiz findet, der muß den Witz und den Geist, die in den Revuen herrschen, seinem Geschmacke ganz angemessen finden, denn wir sind auf des nothwendigsten Anstandes schmalstem Steige, und der Wagen schwankt zwischen den ewig drohenden Gefahren vom Irrenhause und Bacchantentempel hin und her. Man lacht, wenn man wohlbehalten an Ort und Stelle angekommen ist. Diese Revue hat zu einem hartnäckigen Streite zwischen dem Theaterdirector und einem jungen, etwas zu strengen Recensenten Anlaß gegeben, und das veranlaßt mich, von den Streitigkeiten im Allgemeinen, die an allen Ecken und Enden der Pariser Journalistik auftauchen und seit einigen Wochen unglaubliche Proportionen annehmen, einige Worte zu sagen.

Meiner Meinung nach ist es ein kläglicher Mißbrauch, wenn der Journalist den ihm im Blatte eingeräumten Platz zu persönlichen Anfeindungen und persönlicher Vertheidigung verwendet. Ich weiß sehr wohl, daß Neid und Eifersucht blenden und den Ruhm Anderer zu schmälern suchen, daß die grausamen Enttäuschungen, die namentlich in den Winkeln der Journalistik verborgen sind, den Einen gegen den Andern aufstacheln und erbittern können; das sind leider weltbekannte Wahrheiten, aber ich begreife nicht, welchen Zweck die Herren damit verfolgen, ihre Katzbalgereien vor dem Publikum aufzuführen und weßhalb sie ihre schmutzige Wäsche in dem Feuilleton ihres Journals ausspülen. Sie überhäufen sich gegenseitig mit den liebenswürdigsten Schmeicheleien, die man dem buckligen Thersites schon verzeihen kann, die aber, aus der Feder eines Zeitungsschreibers, wenigstens in Erstaunen setzen; sie suchen in den verborgensten Falten des Privatlebens einen schäbigen Fleck zu entdecken, je widerlicher desto besser; sie berühren die empfindlichsten Saiten und schleudern die Trümmer ihrer verunstalteten Rivalen an den Kopf des verblüfften Lesers, der gar nicht weiß, wie er zu der Ehre kommt. Was hat er damit zu schaffen? Leute, die gern Verbrechen lesen, abonniren sich auf eine Kriminalzeitung, aber nicht auf eine literarische oder politische Zeitschrift.

Nun möchten Sie auch wohl gerne wissen, was man hier von den Broschüren und kaiserlichen Briefen hält? Da möchte ich Ihnen antworten, wie der Leipziger: „Ja! hören Sie 'mal, das kann ich Ihnen ganz genau sagen: das weiß ich selber nicht." Wer den gordischen Knoten der Ungewißheit, sey es selbst mit dem Schwerte, löst, wird immer die hitzigsten Anhänger und unerbittlichsten Gegner auf seinem Wege finden, das wissen Sie ebenso gut, wie ich, und mein Amt ist es nicht, in die Tiefe der politischen Bedeutsamkeit einzudringen.

Paul Lindau.

Für die Redaction verantwortlich: Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck von C. Greiner in Stuttgart.

Arnold Nobeling.

Historische Original-Erzählung von Amely Godin*).

Einleitung.

Wilde Verwirrung herrschte in Warschau am Nachmittage des 31. August 1704. Seit einigen Stunden war August der Starke Herr der Stadt, und seine undisciplinirten, von allen Seiten her zusammengerafften Truppen plünderten mit gierigem Ungestüm Paläste, Kirchen und Klöster, und übten ihre Excesse mit um so größerer Gewaltthätigkeit, als kein ernster Wille da war, denselben zu steuern. Vergebens hatte der Magistrat der Stadt, als er genöthigt war, dem Churfürsten August von Sachsen die Thore zu öffnen, eine Summe von fünfzigtausend Thalern vor ihm niedergelegt, um damit die Plünderung abzuwenden. August hatte es zu schwer empfunden, daß ihm die mit so großen Opfern erworbene und behauptete Krone Polens nach kaum dreijährigem Besitz wieder entrissen worden war. Den früheren Vasallen Stanislaus Lesczynski statt seiner auf dem Throne zu sehen, ertrug er um so weniger, als ihm in Polen wirklich noch eine große Partei anhing; selbst jene Großen, deren Unzufriedenheit mit August's Regierung die Bildung der Conföderation veranlaßt hatte, durch die seine Absetzung und eine neue Königswahl bewirkt wurde, konnten es nicht verschmerzen, daß Karl XII. der Republik Polen das Recht der freien Wahl genommen hatte. Zwar suchte der König von Schweden den Vorschriften, die sein eiserner Wille dem Lande diktirte, die mildeste Färbung zu geben; seine Protestationen, daß er es als Feind vor Allem mit August von Sachsen, nicht aber mit Polen selbst zu thun hätte, hatten ihn aber nicht gehindert, seinem Schützling Stanislaus durch die stumme Drohung bewaffneter Truppen die Wahl zum König der Republik zu erzwingen. Wenn auch der vielvermögende Kardinal Primas, der Conföderations-Marschall, kurz Alle, die sich anfangs dieser Wahl heftig widersetzt hatten, dem neuen König huldigten, nachdem der Bischof von Posen ihn am 13. Juli geweiht hatte, so war es doch dem abgesetzten Herrscher nicht unbekannt, wie ungern sich Alle dem Neugewählten unterordneten und wie schwer bereits die ersten Wochen der Regierung dem bis dahin so allgemein beliebten Stanislaus gemacht worden waren.

Mit der Hoffnung, Stanislaus und die treulosen Kronbeamten zu überraschen und sich ihrer Personen zu bemächtigen, hatte August, den seine Gegner an der Grenze von Volhynien lagernd und den Beistand von Mazeppa's Kosackenschaar erwartend glaubten, einen geschickt ausgeführten Eilmarsch nach der Hauptstadt unternommen und sie mit seinem, nur aus Kavallerie, größtentheils aus Kosacken bestehenden Corps so rasch erreicht, daß Stanislaus, dessen Familie und die höchsten Würdenträger kaum Zeit zur eiligen Flucht behielten. Daß diese eben dennoch gelungen, daß nur der schwer erkrankte Bischof von Posen in seine Hände gefallen war, verdroß August tief, und ließ ihn kaum zur Freude über die Einnahme der Hauptstadt kommen. Um so rücksichtsloser gab er daher auch das Hab und Gut der geflüchteten, von ihm abgefallenen Großen, namentlich des gehaßten Gegenkönigs, Preis.

Es war Nachmittags gegen sechs Uhr. Prasselnd stürzte der Regen nieder und wob seinen nassen Schleier um die mannigfachen Scenen der Rohheit und des Jammers, die auf den Straßen von Warschau gespielt wurden. Nur ein Theil von August's Schaaren war zum Angriff des königlichen Schlosses gesammelt worden, in das der schwedische General Horn sich mit 480 Mann und vier Kanonen zurückgezogen hatte, als die Stadt weichen mußte; entfesselt drängten sich die übrigen truppweise in die Häuser und Paläste. Ein junger Mann in der Tracht eines polnischen Bauers, durchnäßt und beschmutzt, mischte sich unter einen Schwarm dieser Plünderer, die sich eben in das Sommerpalais wälzten, das Stanislaus mit seiner Familie bis zur Stunde der Flucht bewohnt hatte, und alle Räume desselben durchstrichen, eben so viel zerstörend als sie raubten.

Die Schaar der beutelustigen Kosacken war viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um einen Einzelnen zu beachten; doch würde ein aufmerksamer Beobachter bald bemerkt haben, daß der junge Mann jeden neuen Raum, den er betrat, mit hastig suchendem Blick durchlief, und ohne Wahl irgend einen der umherliegenden halbzertrümmerten Gegenstände aufgriff und in den Sack steckte, der ihm über die Schulter hing, so oft ein zufälliger Blick der Genossen ihn traf. Steigende Unruhe malte sich von Zeit zu Zeit auf seinen sprechenden Zügen, als er von Raum zu Raum eilte, ohne den Gegenstand zu finden, den er zu suchen schien.

Alle Stockwerke waren durchwandert; mißstimmt und niedergeschlagen schlüpfte der Bauer, der hier vollkommen heimisch zu seyn schien, in den menschenleeren Hof, begann in dem daran grenzenden, ganz verlassenen Wirthschaftsgebäude von Neuem sein vergebliches Suchen, und blieb endlich, in den Hofraum zurückgekehrt, einige Augenblicke nachsinnend stehen. Plötzlich fuhr er mit hastiger Geberde aus seinem tiefen Nachdenken auf; wenige Schritte von ihm ertönte deutlich das klagende Schreien einer Kinderstimme, und schnell wie ein Gedanke folgte er dem Laut, der ihn in einen der längst verlassenen Pferdeställe führte.

In einem Winkel desselben lag auf einem Bund Stroh ein Kind von etwa anderthalb Jahren. Es war ein blondes, rosiges Mädchen, das, obgleich es zart aussah wie ein Blümchen, doch mit einer Stimme, die von der Vortrefflichkeit seiner Lunge Zeugniß gab, so sehr schrie, als es nur möglich ist, zu schreien. Der Eintretende stürzte auf das Kind zu, nahm es auf den Arm und suchte es zu beschwichtigen, während er hastig die allerdings beschmutzten, aber ursprünglich kostbaren Hüllen der Kleinen untersuchte; beim Anblick der darin befindlichen Namenszeichen malte sich sichtliche Befriedigung auf seinen Zügen; dennoch streifte er zuletzt noch den Aermel zurück und suchte und fand mit einem Laut der Freude ein kleines, dunkel gefärbtes Mal auf dem runden Oberärmchen.

Von Neuem bemühte er sich nun, das Kind, das ihn mit großen, erschreckten Augen ansah, zu beruhigen, obgleich seine ganze Haltung verrieth, wie wenig er das Amt einer Kinderwärterin gewöhnt sey. War dem armen, verlassenen Geschöpf die Nähe eines menschlichen Wesens, einer liebkosenden Stimme nun wirklich eine Beruhigung, oder hatte es sich durch langes Schreien schon bis zum Aeußersten ermüdet; genug, es währte nicht lange, so schlief es in den Armen seines unbekannten Wärters ein, nachdem das laute Geschrei in leises Schluchzen übergegangen war.

Dieser Zufall schien dem jungen Mann höchst willkommen, und er benützte ihn sogleich zu seinem Zweck. Rasch entfernte er die verschiedenen Gegenstände aus seinem Sack, knüpfte einen Theil derselben in ein Tuch, und ließ den zarten Körper der kleinen Schläferin vorsichtig in den Sack gleiten. Als er sich dann denselben mit

*) Verfasserin der jüngst bei Rud. Chelius in Stuttgart in zweiter Auflage erschienenen trefflichen „Mährchen, von einer Mutter erdacht, für Kinder von 6 bis 10 Jahren."

großer Sorgfalt so über die Schulter gelegt hatte, daß der Kopf des Kindes auf seiner Achsel ruhte, faßte er den Bündel mit den Beutestücken, der ihm zur Durchführung seiner Rolle nöthig schien, und schritt hinaus auf die Straße. Mindestens eine Stunde war vergangen, seit er das Sommerpalais betreten hatte, und die Verwirrung, die in der Stadt herrschte, war inzwischen noch gewachsen. Der Angriff der Sachsen auf das königliche Schloß wurde mit Erbitterung fortgesetzt. Schon begannen die glühenden Kugeln der Angreifer im Schloß zu zünden, schon wuchs unter ihren Händen die von General Horn halb abgebrochene Brücke wieder von Neuem. Es war vorauszusehen, daß der tapfere Schwede den Platz nicht würde behaupten können, denn Karl XII., der es in unglaublicher Sorglosigkeit versäumt hatte, den kaum durch ihn geschaffenen König in seiner Hauptstadt sicher zu stellen, war fern in Lemberg, und unmöglich vermochte Horn das Schloß so lange zu halten, bis Entsatz kommen konnte.

Wie in einem Wirbel ward der junge Bauer anfangs von den Schaaren, die dem Schloßplatz zudrängten, gefaßt und fortgerissen, als er hinaustrat, und von der Richtung entfernt, die er einschlagen wollte. Dennoch gelang es ihm nach und nach, indem er mit Aufwand einer aalgleichen Gewandtheit jede entstehende Lücke benützte, mit seiner ängstlich behüteten, in diesem Gewühl aber stets neuer Gefahr ausgesetzten Bürde das Ufer der Weichsel zu erreichen. Längst schon war das Kind wieder erwacht, und erhob nun auf's Neue seine Stimme zu jammernden Klagen — wer aber achtete in diesem stürmischen Durcheinander einzelner Laute?

Tief aufathmend fand sich der Schützer der Kleinen endlich an einer verlassenen, ganz öden Stelle des Ufers. Noch immer strömte der Regen und brachte eine weit frühere Dämmerung, als der Jahreszeit angemessen war. Schwer hingen die Wolken vom Himmel nieder und schon dunkelte es so sehr, daß der junge Mann erst nach einigen Augenblicken die Umrisse einer nahen Fischerhütte unterschied. Nach kurzem Bedenken schritt er darauf zu. Die roh gezimmerte Hütte stand weit offen, die Hütte war leer.

Des günstigen Zufalles froh, trat der Flüchtling ein, löste das weinende Kind aus seiner groben Hülle und entdeckte mit einer Freude, die kaum eine sorgliche Mutter lebhafter hätte empfinden können, auf einem Brett an der Wand unter verschiedenen Gefäßen einen halb mit Milch angefüllten Topf. Gierig schlürfte die Kleine das dargebotene Getränk und schlief abermals ein, dießmal auf der Pritsche gebettet, die das ärmliche Lager des Fischers ausmachte.

Nun streckte der Flüchtling sich auch auf die Erde hin und gönnte seinen arbeitenden Lungen endlich Erholung, aber nicht lange. Kaum eine Viertelstunde war vergangen, als er schon wieder aufsprang und vorsichtig forschend den Kopf hinausstreckte, die Dunkelheit aber noch nicht dicht genug für das nächste Wagniß fand. Noch eine Stunde verging in schweigendem, peinlichem Abwarten.

Endlich schien ihm der Augenblick günstig. Er hüllte das schlafende Kind in die Binsenmatte, die dem Lager des Fischers als Decke diente, band sich die zarte Last mit zusammengeknüpften Angelschnüren fest auf den Rücken, und trat dann hinaus. Pechschwarze Finsterniß umgab ihn; dennoch prüfte er mit sicherem Fuß den Uferrand und fand nach kurzem Suchen eine Stelle, die die Möglichkeit bot, an der steinigen Brüstung hinanzuklettern und das Flußbett zu erreichen. Die Worte: „In Gottes Namen denn!" — die ersten, die seit dem gefahrvollen Unternehmen über seine Lippen kamen — waren ihm das Signal für den Sprung in die Wellen.

Kräftig theilten die Arme des geübten Schwimmers die Fluthen, und nach einer Viertel-Stunde nerviger Anstrengung war das rechte Ufer der Weichsel erreicht. Schwere, keuchende Athemzüge zeugten von der Erschöpfung des Flüchtlings; aber ohne sich Ruhe zu gönnen schlug er den Weg nach dem nahen Praga ein, das, gleichsam eine Vorstadt Warschau's, durch eine Schiffbrücke mit der Hauptstadt zusammenhing. Der junge Mann mußte hier vollkommen orientirt seyn, denn trotz der Dunkelheit verfolgte er seinen Weg ohne Aufenthalt durch einige Seitenstraßen Praga's, bis er vor einem Hause still stand, dessen Rücken dem Strom zugewendet war.

Den Hammer erfassend, der damals die heutige Klingel vertrat, ließ er mehre Schläge gegen die Thüre ertönen. Nach kurzem Zögern öffnete sich ein Schiebefenster im ersten Stockwerk, und eine männliche Stimme frug: „Wer klopft?"

— „Ich muß Doktor Orseleki sprechen, augenblicklich, es geht um Leben und Tod."

Eine Pause des Schweigens entstand. Dann sagte die Stimme des Hausbewohners mit eigenthümlichem Ton: „Ich komme hinab."

Wenige Sekunden vergingen, dann knarrte ein schwerer Riegel, und der Fremde verschwand mit dem Kinde im Innern des Hauses.

Etwa zehn Minuten mochten vergangen seyn, als die Thüre sich wieder öffnete, um den Flüchtling zu entlassen, der ohne das Kind heraustrat. Es war tiefe Nacht. Mit einer Ortskenntniß, die jedes Zögern überflüssig machte, glitt der junge Mann durch einige öde Straßen der Vorstadt und schlug nun den Weg quer durch das Feld ein. Während dieser Wanderung begannen seine Kräfte trotz der jugendlichen Elasticität seines Körpers sichtlich zu ermatten; dennoch schritt er weiter, offenbar einem bestimmten Ziele zu, denn als er die Umrisse eines verwitterten, von der großen Fahrstraße weit abgelegenen Gebäudes unterschied, gewann sein Tritt neue Spannkraft, und er schritt hastig auf dasselbe zu. Eine wilde Verwünschung bebte auf seinen Lippen, als er nahe genug war, die Umrisse einer sich bewegenden Gestalt dicht bei dem sonst immer verlassenen Gemäuer zu entdecken; bald unterschied indeß sein an die Dunkelheit gewöhntes Auge, daß es nur ein dort festgebundenes Pferd sey. Ein Freudenschimmer belebte die kräftigen Züge, mit der Gewandtheit eines Zigeuners sprang er vorwärts, durchschnitt den Strick, der das Pferd band, mit seinem Taschenmesser, schwang sich auf den sattellosen Rücken des Thieres und sprengte in sausendem Galopp davon.

Obgleich die Hufe des Pferdes in dem lehmigen, durch den Regen ganz durchweichten Boden nur wenig Geräusch verursachten, genügte dasselbe doch, den Wachposten zu wecken, der sich wegen des strömenden Regens in's Innere des Gemäuers zurückgezogen hatte und dort halb eingeschlummert war. Mit dem scharfen Instinkt der Steppenbewohner erriethen die Kosaken augenblicklich, was vorgefallen war — ein Sprung vor die Thüre — ein wilder Schrei der Wuth — und schon saß einer der Kosaken auf dem zweiten Pferde, das an der Rückseite des Gebäudes untergebracht war, und sprengte dem Flüchtling nach.

Mit fest aufeinander gebissenen Zähnen bot der junge Mann Alles auf, um ohne Sporn und Zügel den gewonnenen Vorsprung zu behaupten — umsonst! Der Verfolger kannte sein Pferd, das, jedem Laut der vertrauten Stimme gehorchend, mit Windeseile immer näher und näher kam, und schon hörte der Flüchtling den Hahn der Pistole knacken, die auf ihn angeschlagen ward, schon tönte das donnernde: „Halt, oder Du bist des Todes!" in sein Ohr.

Der Fliehende beugte sich tief herab bis auf den Kopf seines Pferdes, zog während dieser Bewegung einen Gegenstand von

geringem Umfang aus seiner Brusttasche und schleuderte denselben in das nächste Feld, stets wüthend vorwärts galoppirend. Noch wenige Sekunden — dann knallte der Schuß, und lautlos sank der Flüchtling vornüber. Das Pferd setzte seinen Lauf unaufhaltsam fort, den leblosen Körper des Reiters schleifend, bis der Kosak es vollends eingeholt und gefaßt hatte. Nachdem er den entseelten Körper des Flüchtlings durchsucht, und außer einem scharfen Stilet nichts bei ihm gefunden hatte, was ihm des Mitnehmens werth schien, stieß der Sohn der Steppe ihn verächtlich mit dem Fuße zur Seite, und kehrte auf seinen Posten zurück.

In derselben Stunde war noch ein anderes Leben erloschen. In jenem Hause in Praga, das der jetzt Entseelte vor kaum zwei Stunden verlassen hatte, umgab eine Gruppe von drei Tiefbetrübten das Sterbebett eines Greises. Mit jenem Lächeln, das allein schon eine Bestätigung des jenseitigen Lebens seyn könnte, wenn es keine andere gäbe, mit jenem Lächeln tiefen Friedens, das nur den Todten gehört, lag der alte Mann auf seinem Lager. Zwei junge Leute, ein Mann von kaum zweiundzwanzig Jahren, ein junges Mädchen, das fast noch ein Kind zu nennen war, knieten weinend und betend vor ihm, während ein bejahrter Diener mit starrem Schmerz auf die Gruppe blickte. Lange Zeit unterbrach nur das unterdrückte Schluchzen des Geschwisterpaares die Todtenstille, plötzlich aber vermischte sich mit diesen leisen Klagelauten das helle Weinen eines kleinen Kindes, und gleichzeitig wendeten sich die Blicke der Trauernden auf das kleine Wesen, das bis jetzt schlafend und zu Füßen des Hingeschiedenen geruht hatte.

Leise stand das junge Mädchen auf und trug das weinende Kind in's Nebenzimmer; zu dem weiblichen Bedürfniß, das hülflose Geschöpf zu beruhigen, gesellte sich die beklommene Scheu, im heiligen Sterbezimmer des Vaters die Stille unterbrochen zu sehen, oder gar dort ein irdisches Geschäft vornehmen zu müssen. Bald gelang es ihr, die Kleine wieder zu beruhigen, und durch den Zwischenfall einiger Fassung zurückgegeben, trat sie dem Bruder, der bald nachher zu ihr heraustrat, mit trübem Lächeln entgegen, indem sie sagte: „Das arme Kind!"

— „Wohl hast Du Recht, es so zu nennen, Martha," sagte der junge Mann mit unruhigem Ausdrucke. „Wenn für uns Alle der Tod des theuren Vaters zu früh kam, so ist dieß besonders für dieses kleine Geschöpf der Fall gewesen. Was sollen wir nun anfangen? Wie diesen nur halb gegebenen Auftrag zu Ende führen?"

„Des Vaters Wille muß erfüllt werden, Fritz!" entgegnete das junge Mädchen ruhig. „Er ist im Vertrauen auf unseren Schwur dahingegangen, und keine Schwierigkeit darf uns abschrecken, zu thun, was wir gelobten."

— „Gewiß nicht!" rief Fritz lebhaft, indem er mit großen Schritten im Zimmer auf- und abging! Wie es aber anzufangen ist, das Kind bald von hier fortzubringen, oder es bis zur Aufklärung dieser Angelegenheit bei mir zu behalten, und dadurch kein Aufsehen zu erregen, das ist mir bis jetzt noch ein Räthsel! Vor Allem, liebe Schwester, bring' jetzt das Kleine auf Dein Zimmer und suche Dich so einzurichten, daß die Weiber unten im Hause nichts gewahr werden. Ich werde schon eine Auskunft finden; jetzt ist dieß Alles zu plötzlich gekommen, der Tod des guten Vaters ist allein schon genügend, die Gedanken zu lähmen; finde ich einige Ruhe, dann wird mir gewiß ein Mittel in den Sinn kommen, diese schwierige Aufgabe zu lösen."

Martha strich dem Bruder liebkosend über die Stirne. „Nun hab' ich nur Dich auf der Welt," sprach sie mit feuchten Augen. — „Und nicht wahr, Fritz, Du läßt mich bei Dir bleiben?"

— „Geduld, mein Mädchen," sprach er mit wehmüthigem Lächeln; „noch keine Pläne jetzt! Wo möglich wollen wir uns nicht trennen; vor Allem muß nun des Vaters Auftrag unsere nächste Sorge seyn."

Liebevoll geleitete er die zarte Gestalt die Treppe hinauf nach dem zweiten Stockwerk, indem er ihr das kleine Mädchen sanft vom Arme nahm. Dann kehrte er zurück und ordnete mit dem alten Diener die Sorge für den theuren Todten an.

Tief traurig begab sich der junge Herr des Hauses ein paar Stunden später wieder hinauf in das Zimmer seiner Schwester, die ihm mit geröthetem Antlitz und strahlenden Augen entgegenkam, indem sie, ihn in die Arme schließend, lebhaft ausrief: „Fritz, ich habe das Mittel gefunden!"

1.

Im Speisesaal des Gasthofes zum Engel, der zugleich Posthof und Gesellschaftslokal des sächsischen Landstädtchens Scheßlitz war, saßen an einem Maiabend des Jahres 1705 die gewöhnlichen Stammgäste länger beisammen als gewöhnlich. Bei jedem Geräusch von außen stockte das Gespräch, man schien offenbar etwas zu erwarten. Endlich erschallte der Klang eines Posthornes, und fast zu gleicher Zeit rasselte die Postkutsche schwerfällig durch das Thor; ihr alterthümliches Aussehen und die mageren, ziemlich bejahrten Pferde verriethen, daß sie auf einer wenig belebten Straße zu fungiren hatten. Wirklich saß auch nur ein Passagier darin, der alsbald mit rascher Bewegung aus dem Wagen sprang, dem Postillon ein Trinkgeld in die Hand drückte, und nun durch den Hof schritt, dem Eingang des Hauses zu, wo er von dem Wirth mit feierlicher Verbeugung empfangen wurde.

Herr Metzler, der Besitzer des Gasthofes zum Engel, war sich der bedeutenden Rolle, die er an seinem Heimathsorte spielte, tief bewußt. Groß und stattlich, aber durchaus nicht beleibt, erinnerte seine Haltung an den ehemaligen Soldaten, und diese kriegerische Vergangenheit bildete doppelt oft den Stoff zur Unterhaltung seiner Gäste, seit die polnischen Wirren das leidige Tagesgespräch in Sachsen ausmachten. Daß die halb verstümmelte linke Hand ihn zum Kriegshandwerk untauglich gemacht hatte, verdroß ihn jetzt oft genug, obgleich es ihm in seinem friedlichen Lebensberufe gar wohl erging. Neben dem Bewußtseyn, seiner trefflichen Küche und reinen Weine halber den Ruf des besten Gastwirthes weit und breit zu haben, gab er sich auch der Ueberzeugung hin, persönlich nicht der schwächste Anziehungspunkt seines Hauses zu seyn. Das schon stark gesprenkelte Haar verrieth den beginnenden Sechziger, der Glanz des scharfen grauen Auges aber und eine besonders kräftige Gesichtsfarbe ließen ihn jünger erscheinen. Er saß seit Jahren im Rathe der Stadt, und seine Meinung, voll und gewichtig ausgesprochen, hatte bedeutenden Einfluß auf das Wohl und Wehe der Kleinbürger. Ueberhaupt war Herr Metzler gewöhnt, mitzusprechen, so oft es im Umkreise des Städtchens etwas galt, und dieses Bewußtseyn sprach sich auch in der Art und Weise aus, wie er protektormäßig den Ankömmling begrüßte und sogleich mit der Frage anredete: „Ohne Zweifel habe ich die Ehre, unsern neuen Herrn Doktor zu begrüßen?"

— „Ja wohl! Haben Sie die Güte gehabt, ein Zimmer für mich bereit zu halten?"

„Gewiß, Herr Doktor, es ist Alles in Ordnung; aber wäre es nicht gefällig, in den Speisesaal einzutreten? Nach der ermüdenden Reise wird Ihnen ein Abendbrod gewiß gut thun."

— „Nicht dort, ich wünsche vor Allem mein Zimmer, wohin Sie mir eine Flasche Bier und etwas kalte Küche senden mögen."

Herr Metzler winkte würdevoll den harrenden Hausknecht herbei, dem der Fremde folgte, und, den Saal durchschreitend, mit kurzem Gruß das Anstarren der Tischgenossen erwiderte.

„Ein feiner Mensch, der Doktor!" nickte der Amtsschreiber beifällig, indem er das geleerte Glas zurückschob und sich zum Rückzuge anschickte. „Wird unseren Bauern behagen. Aber jung, jung! Kennt ihn denn der Herr Baron persönlich?"

— „Bewahre!" warf Herr Metzler ein. „Unser gnädiger Herr hat mir selbst mitgetheilt, daß er sich, als der alte Doktor wegziehen wollte, an den benachbarten Professor Berner in Königsberg gewendet hat, der ja früher Hausarzt in der freiherrlichen Familie war, und ihn ersuchte, einen passenden Arzt zu wählen. Kann sich gratuliren, der junge Herr! Bezieht nun den schönen Gehalt aus dem Schloß und ist der einzige Doktor auf zehn Meilen ringsum. Gebt Acht, der wird gewiß bald heirathen!"

„Hoffentlich ein Zuwachs zu unserem Sonntagskränzchen, so lange er ledig bleibt," ertönte die dünne Stimme des Schreibers.

„Wollen's abwarten," meinte der Apotheker, indem er seiner Nase eine stattliche Prise zuführte. „Der junge Herr scheint mir verdammt kurz angebunden!"

— „Reisemüde, Herr Apotheker, reisemüde!" Mit diesen entschuldigenden Worten leuchtete Herr Metzler seinen Gästen hinaus.

Der Gegenstand dieser Betrachtungen rechtfertigte die Ansicht seines Gastwirthes. Von der unbequemen Postkutsche gründlich durchgerüttelt, seit zwei Tagen auf schlechten Wegen umhergeworfen, hatten seine Glieder ganz das Gefühl ihrer Persönlichkeit verloren. Kaum zu dem kleinen Imbiß aufgelegt, den er sich hatte bringen lassen, warf sich der junge Mann alsbald auf sein Bett und schlief mit aller Gründlichkeit eines Sechsundzwanzigjährigen.

Als ihn die Morgensonne weckte, erhob er sich mit dem Gefühl frischen Wohlbehagens. Freundlich grüßte das helle Licht zu den Fenstern herein, freundlich war die nächste Umgebung, und eben so heiter die Stimmung unseres Helden. Ziemlich ereignißlose, aber fleißig benützte Studienjahre hinter sich, fand er sich in einem Alter, wo die meisten jungen Mediziner noch mit ihrer Unberühmtheit zu kämpfen haben, an der Schwelle einer vielversprechenden Zukunft. Während er sich behaglich dehnte und im Morgenrock das trefflich bereitete Frühstück genoß, überdachte er nochmals die Gestaltung seiner Verhältnisse und fand von Neuem Grund, den glücklichen Zufall zu segnen, der gerade dem ihm so gewogenen Gönner und Lehrer die Wahl eines Arztes für seinen jetzigen Wirkungskreis übertrug. Die Jahre, die seinen Studien auf der Universität folgten, waren für ihn als Hülfsarzt des dortigen bedeutenden Spitals von großem Nutzen gewesen, und bei aller Bescheidenheit seines Charakters konnte er sich sagen, daß Studium und Erfahrungen ihn wohl zu einer selbstständigen Stellung berechtigten.

In der behaglichsten Stimmung legte er sich in's Fenster, um das Terrain seines künftigen Wirkens von hier aus zu beschauen. Der Gasthof zum Engel lag auf einem geräumigen Marktplatz, dessen Mitte durch einen Brunnen geschmückt war, auf dem ein grimmig aussehender Neptun seinen Dreizack schwang. Der Platz, der in vier Straßen mündete, welche eine Kreuzform bildeten, war mit Häusern besetzt, die meistens gut gehalten und überall durch Hofräume getrennt waren, hinter denen das Grün geräumiger Gärten hervorschimmerte. Eines dieser Häuser, das dem Gasthof schräg gegenüber lag, fiel unserem Freunde sogleich durch seine freundliche Lage auf. Es bestand nur aus dem Erdgeschoß und einem Stockwerk und war rings von einem Garten umgeben, den nur ein schmaler, gepflasterter Weg bis zur Hausthüre durchschnitt. Obgleich das frisch getünchte, mit Reben bezogene Häuschen auf diese Weise etwas zurück lag, konnte der junge Mann doch von seinem Fenster aus einen Blick in die trotz der frühen Stunde weit geöffneten Fenster des ersten Stockwerkes werfen. Eine Fülle von Blumen zeigte sich zwischen den schneeigen Gardinen, und eben tauchte ein blühender, blondlockiger Kinderkopf zwischen den Blüthen auf, um in den von oben herabhängenden Bauer des Kanarienvogels mit den kleinen, dicken Händchen ein Stück Zucker zu stecken. Mit dem befriedigten Blick des fleißigen Zeichners hing des Dokters Auge an dem anmuthigen Bilde, das ihm aber durch zwei weiße Hände bald entzogen ward, die eine hinter den Gardinen verborgene Gestalt um das hübsche Kind schloß und es vom Fenster entfernte.

Bald nachher begab sich der junge Mann hinab, um den Wirth aufzusuchen, der den gewöhnlichen Morgenspaziergang nach seinen Wiesen aufgeschoben hatte, um den Gast bei hellem Tage schärfer in's Auge zu fassen. „Gut geschlafen, Herr Doktor?" war seine bereit gehaltene Anrede. „Sind Sie mit Ihrem Zimmer zufrieden, oder wünschen Sie ein anderes?"

— „So zufrieden, daß ich mit der Anfrage komme, ob ich dasselbe und etwa noch ein anstoßendes wohl für eine längere Dauer miethen könnte? Es behagt mir dort; zum Mittagstisch melde ich mich ohnehin bei Ihnen an, und da ich hoffentlich bald viel beschäftigt seyn werde, wäre es mir in jeder Weise bequem, hier im Hause zu wohnen."

„Warum nicht, Herr Doktor? Sie wissen ja, daß unser Städtchen von der großen Straße ziemlich weit ab liegt; an Reisenden ist also kein Ueberfluß. Ich kann die Zimmer leicht abgeben; sehen Sie sich indessen auch die anderen Räume des Hauses an, gefällt Ihnen eine andere Stube besser, oder wünschen Sie die Möbel der Ihrigen umgewechselt, so steht Ihnen die Wahl völlig frei."

— „Nein, Herr Posthalter, gerade so wie es jetzt ist sagt es mir zu. Das wäre also abgemacht, und da wir nun Hausgenossen sind und bleiben, geben Sie mir wohl einigen guten Rath, wie ich mich im Uebrigen auf's Schnellste hier zurechtfinde. Um den Anfang zu machen, bitte ich um Ihren Familiennamen; daß ich Arnold Robeling heiße, wissen Sie vielleicht schon. Wenn Sie dann dem Ihrigen auch die Namen der Personen beifügen wollen, mit denen der Arzt hier zunächst in Beziehung tritt, so würde mir das lieb seyn."

Auf dem feierlichen Gesichte Herrn Metzler's malte sich eine unverkennbare Befriedigung. „Daß ich Ihnen mit Vergnügen in jeder Weise zu Diensten stehe, Herr Doktor, bedarf keiner Betheuerung; hätte Doktor Wolff nicht so große Eile gehabt, nach der Universität abzugehen, wo ihm die Professur zu Theil wurde, so würde er Ihnen vielleicht selbst gesagt haben, daß man sich, was gute Auskunft betrifft, hier an Niemand sicherer wenden kann, als an Ihren ergebenen Diener Metzler. Ohne Ruhm zu melden, wird meine Stimme hier gehört, und selbst der Herr Baron beehrt mich zuweilen mit seinem Vertrauen."

— „Natürlich werde ich heute vor Allem dem Herrn Baron Schöning meine Aufwartung machen, dem ich meinen Ruf hieher zu verdanken habe. So viel ich hörte, ist er seit längerer Zeit Wittwer und hat Niemand von seiner Familie um sich."

„Doch, Herr Doktor! die beiden Baronessen sind zwar verheirathet, aber seit ein paar Monaten ist seine Frau Schwester, die gnädige Frau v. Rechenberg, im Schlosse, ob nur zum Besuche oder für längere Dauer, weiß ich nicht zu sagen."

— „Frau v. Rechenberg? hier?" äußerte Arnold befremdet.

„Kennen Sie die gnädige Frau?" frug Metzler mit lauerndem Ausdruck.

— „Nicht persönlich," war die kühle Antwort; „doch habe ich sie zuweilen nennen hören und glaubte sie an einem andern Orte."

„Ich sehe, Sie sind unterrichtet, Herr Doktor!" flüsterte der Gastwirth mit wichtiger Miene; „freilich war die Wahrheit des Gerüchtes, daß die gnädige Frau nicht, wie angegeben war, auf ihren Gütern, sondern auf dem Königsstein saß, ziemlich allgemein bekannt. Sie scheinen aber nicht zu wissen, daß sie seit einiger Zeit von dort entlassen ist; natürlich kann und will sie aber nicht an den Hof zurück, und lebt hier bei dem Herrn Bruder für's Erste ganz zurückgezogen. Daß der Herr Baron schon seit vielen Jahren hier wohnt, werden Sie gehört haben; seine Liebhaberei ist es, zu bauen. Das Schloß ist in manchen Theilen restaurirt worden, und nun hat der gnädige Herr eine neue Kirche bauen lassen, was freilich schon seit mehr als fünfzig Jahren wünschenswerth war. Wenn Sie nach dem Schlosse gehen, werden Sie wohl den Neubau sehen. Seit etwa zwei Monaten ist ein Maler aus Breslau hier, den der Herr Baron engagirt hat, um das Innere der Kirche mit Wandgemälden zu zieren. Der junge Herr wird Ihnen gefallen; er sollte eigentlich im Schlosse wohnen, hat es aber vorgezogen, sich hier im Städtchen ein Logis nach seinem Geschmack auszusuchen. Dagegen wohnt der Herr Amtmann mit seiner starken Familie in einem Seitenflügel des Schlosses — dort werden Sie manchmal zu thun haben. Daß Sie mit dem Herrn Apotheker gleich in Beziehung treten werden, liegt in den Verhältnissen; er ist Junggeselle und ein täglicher Gast an meinem Tische. Im Uebrigen möchte ich Ihnen rathen, nächst dem Herrn Pfarrer noch den Stadträthen einen Besuch abzustatten; Ihr Vorgänger hat das auch gethan, und sie halten 'was darauf. Namen und Wohnungen werde ich Ihnen gerne notiren."

— „Das nehme ich mit Dank an, Herr Metzler, und nun Gott befohlen! Ich will noch vor Tische in's Schloß gehen, und da wird es nun Zeit, mich umzukleiden. Läßt sich der Weg leicht finden?"

„Gewiß, Herr Doktor! Folgen Sie nur der Straße dem Engel gegenüber, da sehen Sie das Schloß bald vor sich."

Beifällig blickte der Gastwirth dem schlanken jungen Mann nach, der rasch die Treppe hinaufsprang und nach einer halben Stunde in einfacher aber sorgfältiger Toilette das Haus verließ. Ehe er den bezeichneten Weg einschlug, warf Arnold noch einen Blick über den Marktplatz, von dessen Mitte aus man die von dort ausgehenden Straßen, und somit ziemlich die ganze Ausdehnung des Städtchens übersehen konnte. Die Perspektive der links liegenden Straße ward durch eine kleine Kirche abgeschlossen, ein baufälliges, gefährlich aussehendes Denkmal längst vergangener Zeiten, das mit manchen anderen Dingen Das gemein hatte, daß es nur einen häßlichen, aber keineswegs einen ehrwürdigen Eindruck machte. Die gegenüberliegende Straße mündete in ein Labyrinth von Scheunen und armseligen Hütten, während jene, zu der der Gasthof zum Engel das Eckhaus bildete, den Blick auf weite Flächen von Kornfeldern frei ließ. Die Häuserreihe, der unser Freund folgte, ward durch eine unmittelbar am letzten Hause beginnende Lindenallee fortgesetzt, und der Anblick, der sich ihm darbot, sobald er in's Freie trat, war ihm eine gar angenehme Ueberraschung.

In einer Entfernung von etwa tausend Schritten erblickte er das Schloß, dem er zuwanderte; es lag auf einer mäßigen Anhöhe, und die Lindenallee setzte sich, eine gut gepflegte Fahrstraße einfassend, bis zu dem stattlichen Gebäude fort. Das Schloß war von großartigen Verhältnissen und schien, seiner Bauart nach, aus dem dreizehnten Jahrhundert zu stammen. Es war auf einem Plateau erbaut, dessen Ausdehnung man von der Ebene aus nicht so bedeutend anschlug, als sie wirklich war, und die Form der verschiedenen Thürmchen und Zinnen, die das Gebäude schmückten, führten sogleich auf den Gedanken, es möge wohl ursprünglich ein geistliches Besitzthum gewesen seyn. Die Façade von vierzehn Fenstern Fronte ward von einem spitzbogigen Thor durchschnitten, das nicht völlig in der Mitte derselben stand und eine zinnenartige Einfassung trug, von der sich zwei schlanke Thürmchen bis zur Höhe des Daches erhoben; ein bischöfliches Wappen, in Stein gemeißelt, ruhte zwischen denselben. Oestlich dehnte sich der Hügel flach ab bis nach dem kleinen Flusse hin, an dessen Ufer Arnold gestern entlang gekommen war, und von der Westseite aus mußte man einen freundlichen Blick auf die Bergkette genießen, die dort eine fruchtbare und fleißig benützte Landstrecke abschloß. Ein geräumiger Freiplatz vor dem Schlosse, auf den die Linden, in einen Halbkreis auslaufend, mündeten, war mit frischen Rasenplätzen und Gruppen üppiger Ziergesträuche geschmückt, während unmittelbar vor dem Gebäude ein kleiner Blumengarten mehr zur Zierde der ihn durchschneidenden Auffahrt, als zur Benützung durch Spaziergänger angelegt schien und im vollen Schmuck des Frühlings schimmerte.

Mit lebhaftem Interesse musterte Arnold diese Umgebungen, die er sich kaum so großartig vorgestellt hatte; der Geschmack, der hier waltete, ließ ihn der Bekanntschaft des Besitzers nicht ohne Spannung entgegensehen, obgleich er nicht von dem Schlage war, sich durch Aeußerlichkeiten imponiren zu lassen. Ein paar Hammerschläge an die Wohnung des Pförtners benachrichtigte diesen von der Anwesenheit eines Besuches, und nach wenigen Minuten folgte der junge Arzt dem in dunkle Livree gekleideten Kammerdiener über die weite Treppe in ein gediegen ausgestattetes Vorzimmer, wo er dessen Meldung abwartete; nach kurzer Frist kam derselbe zurück, um den Harrenden bei Frau v. Rechenberg einzuführen. Der Herr Baron sey ausgeritten, hieß es. Nachdem einige mit fürstlicher Pracht möblirte Empfangssäle durchschritten waren, schlug der Diener die Portière eines zierlich ausgestatteten Eckzimmers zurück, nannte mit lauter Stimme: „Herrn Doktor Robeling!" und zog sich zurück.

Eine feine Gestalt erhob sich halb mit leichter Verbeugung, als Arnold eingetreten war. Der rasche Blick, womit unser Freund die Erscheinung der Dame umfaßte, war prüfend genug; die vielbesprochene Geliebte des Großkanzlers Beichlingen, dessen plötzlicher Sturz vor etwa zwei Jahren ganz Sachsen in Aufregung gesetzt und auch die schöne Frau mit in seine Ungnade verwickelt hatte, erregte lebhaft seine Neugierde. Er hatte sie sich anders gedacht, imponirender, wenn auch gewiß nicht reizender. Sie mochte etwa dreißig Jahre zählen, sah aber weit jünger aus. Klein, blond, rosig, mit einem feinen, spöttischen Munde und schönen, doch etwas matt und kurzsichtig blickenden Augen, mit dem Teint und der Grazie eines Kindes, fesselte sie sicher jedes Auge durch ungewöhnlichen Liebreiz. Doch folgte nach wenig Sekunden des Gespräches diesem auch auf Arnold hervorgebrachten Eindruck ein zweiter, weniger günstiger, obgleich er sich selbst nicht klar ward, was ihn die Anmuth dieser Erscheinung nicht recht harmonisch empfinden ließ.

Während ihm die schöne Frau mit flüchtiger Bewegung einen Fauteuil bezeichnete, streifte ein blitzschneller Blick Gesicht und Gestalt des jungen Mannes, und eine helle Sopranstimme sprach: „Recht freundlich von Ihnen, Herr Doktor, daß Sie uns so bald nach Ihrer Ankunft aufsuchen. Willkommen auf dem Lande! Sie

sind ein Großstädter, wenn ich nicht irre — da müssen Sie schon viel guten Willen mitbringen, wenn es Ihnen hier gefallen soll!"

— „Und warum nicht, gnädigste Frau? Allerdings habe ich, wenn auch nicht als Großstädter, doch nach meiner Persönlichkeit, wenig Anlage zur Idylle, doch denke ich mir bei hinreichender Beschäftigung, an der es mir hier nicht mangeln kann, das freiere Leben auf dem Lande ganz nach meinem Geschmack."

„Ein freies Leben — der Doktor aller Gevatterinnen einer Landstadt, welcher Traum! Sie werden noch nicht drei Wochen hier seyn, so sind Sie in den Schlingen der Scheßlitzer Geselligkeit gefangen."

Ein fast unmerkliches Lächeln spielte um Arnold's Lippen, die sich eben zur Antwort öffneten, als Sporen-klingende Schritte sich rasch näherten, und ein Herr im Jagdkleide geräuschvoll eintrat. „Mein Bruder, Baron von Schöning! — unser Arzt, Doktor Nobeling" — stellte die schöne Frau die Männer einander vor. Während der unbedeutenden Begrüßungsworte, die der Hausherr aussprach, heftete Arnold sein ruhiges Auge auf denselben. Es war eine Erscheinung von scharfem Gepräge. Nur mittelgroß, gab ihm doch ein ihm ganz eigenthümliches Strecken des Halses das Ansehen einer ziemlich langen Gestalt, die sich steif in höchst gewählter Kleidung bewegte. Fast zu gesucht war diese Toilette für einen Sechsziger. Kalte, graue Augen unter buschigen Brauen, ein eigensinniger Mund und ein stark gewölbtes Kinn, verliehen dem sonst gut gebildeten Gesicht einen mehr entschiedenen als einnehmenden Ausdruck. Bald schnitt der Baron das sich ziemlich nur in Gemeinplätzen bewegende Gespräch durch die lebhafte Frage ab: „Haben Sie schon meinen Kirchenbau gesehen, Doktor?"

— „Gesehen nicht, Herr Baron, wohl aber davon gehört, und da ich mich für Architektur besonders interessire, werde ich ihn bei erster Gelegenheit in Augenschein nehmen."

„Gut! die Gelegenheit ist da — ich wollte eben einen Gang dahin thun, wollen Sie mich begleiten?"

Der junge Mann verbeugte sich schweigend und erhob sich zugleich mit dem Schloßherrn, um seiner Aufforderung zu folgen. Frau v. Rechenberg verabschiedete Beide mit nachläßigem Gruße. „Du siehst heute sehr gelangweilt aus, meine Liebe!" sagte der Baron spitz, indem er vor ihr stehen blieb. „Mein armes Schloß hat Deinen Beifall nicht; freilich weiß ich, Du liebst von jeher weder Schlösser noch Riegel!"

Wie Wetterleuchten flog es bei dieser Taktlosigkeit über das Gesicht der schönen Frau, der selbst in der Ruhe spöttische Mund zuckte, und aus dem eben noch so matten Auge flog ein Blitz über Arnold hin, der sofort den Reiz zum Lächeln verscheuchte.

Nachdenklich folgte unser Freund dem Edelmann. Die Atmosphäre des Schlosses behagte ihm wenig, und kaum gewann er sich eine scheinbare Aufmerksamkeit für die weitläufige Rede ab, womit der Baron ihm seine Ansichten über Architektur und Freskomalerei mit gewichtigen Ausdrücken entwickelte. In dieser Zerstreutheit beachtete Arnold kaum seine augenblickliche äußere Umgebung und konnte einen leisen Ruf des Staunens nicht unterdrücken, als ein Gegenstand, der sich zwischen seinen Blick und den bis dahin freien Horizont schob, ihn auf dieselbe aufmerksam machte. Er hatte das Schloß zur Hälfte umgangen und befand sich jetzt auf einer Plattform, die etwas tiefer lag als die Fläche, die jenes Gebäude trug, und für die Lage der Kirche gar glücklich gewählt war. Die reizende Aussicht, die sich von dort aus bot, fesselte vor Allem das entzückte Auge des Naturfreundes.

Gleich einem Garten dehnte sich eine weite Ebene vor ihm aus, deren sorglicher Anbau von der Wohlhabenheit der zahlreichen Dörfer und kleinen Gehöfte Kunde gab, die mit ihren rothen Ziegeldächern dem Auge die freundlichsten Ruhepunkte gewährten. Der kleine Fluß, der die Flur in oft wiederkehrender Krümmung durchzog, setzte eine Anzahl von Mühlen in Bewegung, und ließ sich weit verfolgen; ein dichter Buchenwald begrenzte dieß liebliche, in der Beleuchtung der Morgensonne doppelt heitere Stückchen Welt. Ein Blick zurück nach dem Schlosse zeigte Arnold bald, daß, wenn auch die Hauptfront nach der entgegengesetzten Seite lag, doch die Vorliebe der Bewohner ihre Wohnzimmer nach diesen hin gewählt hatte. Die Fenster verriethen durch zierliche Umrankung und manchen kleinen Schmuck, daß dort Frauenhände walteten. Eine in Stein gehauene Madonna mit dem Kinde, über Lebensgröße, fiel an der Stelle, wo auf der Vorderfronte die Thürmchen sich erhoben, durch künstlerische Vollendung sogleich in's Auge; die Nische, worin sie stand, erhob sich über einer mit der zierlichsten Architektur geschmückten Pforte, deren geöffnete Doppelthüren aus dem Gartensaal auf einen Perron und durch dessen breite Stufen in den trefflich gepflegten Blumengarten führten.

Bald aber lenkte der Baron Arnold's Aufmerksamkeit auf den noch nicht beachteten Kirchenbau hinüber, der sogleich sein Interesse in Anspruch nahm. Die Kirche stand in geschmackvoller Harmonie mit dem ohnehin geistlichen Style des Schlosses. Der damals schon beginnende Zopfstyl, vor dessen Herrschaft der Genius des guten Geschmackes bald händeringend auf lange Zeit entfliehen sollte, hatte zum Glück hier noch nicht gewaltet; von pausbackigen Engeln, von ungestalten, vieleckigen Glockenthürmen war keine Spur; einfach und edel waren Plan und Ausführung des kleinen Gotteshauses. Obgleich die stets abschweifende und stets auf das eigene Ich wieder zurückkehrende Gesprächsweise des Barons schon begann, unsern Freund zu ermüden, hörte er doch jetzt seiner Erläuterung, wie man die Grundmauern einer schon früher, noch vor dem Bau des Schlosses bestehenden Kirche für den Neubau benutzt habe, theilnehmend zu.

Eben trat ein junger Mann aus dem Inneren und näherte sich der Gruppe mit freiem Anstand. „Guten Morgen, Herr Roloff!" nickte der Baron. „Der heitere Morgen ist Ihnen wohl zur Arbeit recht willkommen. Hier sehen Sie unsern neuen Doktor, Herrn Nobeling; — unsern Künstler habe ich Ihnen schon genannt." Sie traten in die Kirche, wo für die Frescogemälde bei der eben beginnenden Sommerzeit erst die vorbereitenden Arbeiten vorgenommen waren. Mit sachverständiger Miene lobte der Baron hier, tadelte dort, und richtete manche Bemerkung an den Maler, die dieser, ohne weiter darauf einzugehen, freundlich hinnahm. Endlich zog er die Uhr und empfahl sich den jungen Männern.

„Wollen Sie einen Augenblick auf mich warten, Herr Doktor? In diesem Falle könnten wir den Weg zusammen machen," sagte Roloff. Arnold stimmte bei, und sein Blick folgte vergnügt den lebhaften Bewegungen seines neuen Bekannten, der den Malerkittel abstreifte und seine Geräthe zusammenstellte. Der junge Künstler war eine durchaus angenehme Erscheinung; er schien kaum dreiundzwanzig Jahre zu zählen; das brünette, heitere Gesicht, die elastische Gestalt und die raschen Geberden zeigten eine wohlthuende Lebensfrische, die unsern Freund schon als Arzt angenehm berührte. Bald wandte Roloff das blühende Gesicht zu ihm zurück, drückte sich das Barett auf's krause Haar, und Beide wanderten in belebtem Gespräch in's Städtchen zurück. Am

Gasthofe angelangt, machte der Maler Miene, sich zu verabschieden.

„Wie?“ sagte Arnold, „speisen Sie nicht auch hier?“

— „Bewahre! Ich muß jetzt nach Hause, mein Frauchen wartet gewiß schon ungeduldig.“

„Schon verheirathet?“ rief der Doktor betroffen.

— „Wie erstaunt Sie aussehen!“ lachte Roloff. „Habe ich denn die Kinderschuhe noch nicht ausgetreten? Damit Sie sich aber überzeugen, daß ich wirklich Weib und Kind habe, lade ich Sie ein, heute Abend zu mir hinüber zu kommen; Martha wird Sie eben so freundlich willkommen heißen, wie ich selbst.

„Wenn ich nicht störe,“ war die zögernde Antwort.

— „Wir erwarten Sie also — Ihr Weg ist nicht weit!“ Indem der junge Mann Arnold die Hand zum Abschied reichte, zeigte er mit der andern nach dem hübschen Häuschen, das unserem Freunde schon am Morgen so angenehm aufgefallen war, und dem Jener nun in raschen Sprüngen zueilte.

Besuche bei Kranken und Gesunden füllten Arnold die Nachmittagsstunden aus, und mit Behagen pochte er Abends an die Thüre seines neuen Bekannten. Ein nettes Dienstmädchen führte ihn durch den Hausflur in jenen Theil des Gartens, der hinter dem Hause lag, und dort trat ihm Roloff mit lebhafter Begrüßung entgegen. Das niedliche, kleine Mädchen, das er mit so vielem Vergnügen am Fenster beobachtet hatte, trippelte neben dem Maler her und reichte dem Ankömmling das Händchen, während eine junge Frau aus der Laube trat und den Gast mit freundlicher Begrüßung einlud, an dem kleinen Tische dort Platz zu nehmen.

Schon nach wenigen Augenblicken fühlte Arnold seine gewohnte Zurückhaltung vor dem heitern Behagen schwinden, das hier zu Hause war. Ein belebtes Gespräch kam bald in Gang, und ein solcher Duft von Frohsinn und Herzlichkeit lag auf dem jungen Paare, daß er sich höchst angenehm berührt fühlte. Mit innigem Vergnügen wanderte sein Blick von Einem zu dem Andern seiner neuen Bekannten, und er gestand sich, nie ein passenderes und anziehenderes Paar gesehen zu haben. Die junge Frau konnte höchstens zwanzig Jahre zählen; ohne das Kind an ihrer Seite hätte Arnold ihr selbst dieses Alter kaum gegeben, so kindlich waren die Umrisse der Wangen und des Kinns, so hell die freien Schläfen. Derselbe Ausdruck liebenswürdiger Heiterkeit, der den Maler auszeichnete, belebte die Züge der jungen Frau; ein zarter Zug um den Mund, ein plötzliches Lächeln, das zwei tiefe Grübchen wach rief, fesselten den Blick im ersten Augenblick, im Gespräch aber mehr noch das dunkle Auge, das so schelmisch blicken konnte, und das, sobald sie ernst ward, den geheimnißvollen Blick eines nachdenkenden Kindes annahm.

Das Gespräch wendete sich auf die Verhältnisse des Städtchens, auf die hervorstechendsten Persönlichkeiten desselben. „Wie gefällt Ihnen Baron Schöning?“ frug Roloff.

— „Ich kenne ihn kaum, doch scheint mir, er liebt sehr, zu imponiren.“

„Gut geurtheilt! Wollen Sie sein Uebergewicht gelten lassen, so werden Sie finden, daß es leicht ist, mit ihm zu verkehren. Aber freilich, Opposition liebt er keineswegs — nicht wahr, Martha?“

Die junge Frau lachte. „Neckst Du wieder, Fritz? Ich wage mich ja auch nicht zum Widerspruch gegen den gestrengen Herrn heran; Du hast ja selbst schon gehört, daß er mit sauersüßem Lächeln nur meine ‘liebenswürdige Offenheit’ rühmt, wenn ich das Herz habe, eine eigene Meinung auszusprechen. Mir imponiren eben nur die Menschen, die ich lieb habe, die können mich schüchtern und befangen machen, ob ich aber dem Herrn Baron gefalle oder nicht ....“ Sie schüttelte den dunkeln Kopf und lachte harmlos wie ein Schulkind.

„Wohnen Sie schon lange in Scheßlitz?“ frug Arnold.

— „Nein,“ entgegnete Roloff; „mein eigentlicher Wohnort ist Breslau. Doch hat der Baron mich schon vorigen Herbst zum Ausmalen der Kirche engagirt; ich war damals kurze Zeit hier, um Maaß zu nehmen, habe den Winter über die Cartons entworfen und bin nun seit etwa sechs Wochen erst hier mit den Meinigen eingerichtet. Im Spätherbst reisen wir zurück, und ich würde auch nur ungern länger bleiben, schon um Martha's willen, der es an passendem Umgang fehlt. Frau v. Rechenberg ist zwar sehr artig und zuvorkommend gewesen, doch ist der Standesunterschied und noch mancher andere Unterschied zu groß, um es mir wünschenswerth erscheinen zu lassen, daß Martha diesen Verkehr so häufig pflegt, als unsere schöne Schloßdame, die sich hier nicht wenig langweilt, es eingeleitet hat. So muß denn meine Kleine sich ohne geselligen Umgang behelfen.“

„Ich habe ja Dich und Maria!“ unterbrach ihn die junge Frau mit seelenvollem Aufblick. „Genügte mir das nicht, so wäre es ein Armuthszeugniß für Geist und Herz, was ich mir selbst gäbe.“ Sie reichte dem Gatten die kleine Hand; das Kind, eifersüchtig auf diese Liebkosung, kletterte ihr auf den Schooß und schlang die runden Aermchen um ihren Hals. Arnold blickte sinnend auf die anmuthige Gruppe. ‘Selbst noch ein Kind!’ war sein Gedanke, und der Ausdruck desselben trat leserlich auf seine Züge. Eine Scharlachröthe überzog das Antlitz Martha's, rasch setzte sie das kleine Mädchen nieder, und ein blitzschneller Blick voll seltsamen Ausdruckes fiel auf ihren Gatten.

Dieser Moment, so vorübergehend er war, änderte ihr neckisches, fast muthwilliges Wesen zu leiser Befangenheit, die sie auch während der Dauer von des Gastes Anwesenheit an jenem Abend nicht mehr verließ.

2.

Nach wenigen Wochen schon hatte Arnold sein Leben in Scheßlitz recht zu seinem Behagen eingerichtet. Jung und thätig wie er war, fühlte er sich bei seiner oft recht anstrengenden Berufsthätigkeit wohl und behaglich, und sein bestimmtes, sicheres Wesen ließ ihn im Uebrigen genau die Stellung festhalten, die ihm zusagte. Von allen Seiten gesucht, ließ er sich selten finden, obgleich gewiß Niemand sich über Mangel an ärztlicher Aufmerksamkeit oder der Artigkeit des gebildeten Mannes beschweren konnte. Mit Ruhe wußte er den geselligen Zumuthungen der kleinstädtischen Kreise zu entschlüpfen und trat nur zu der Familie des Malers in engere Beziehung. Die beiden jungen Männer sahen sich täglich und faßten eine herzliche Zuneigung zu einander. Roloff's Haus ward bald für unsern jungen Freund eine wirkliche Heimath; so angenehm er sich auch seine Junggesellenwirthschaft eingerichtet hatte, so sehr ihm die stillen Stunden Bedürfniß waren, die er dort bei seinen Büchern zubrachte, fühlte er doch erst im Hause der Freunde jenes allgemeine, stille Wohlseyn, das volle Befriedigung verschafft. In kürzerer Zeit als er, ein Fremden gegenüber spröder Charakter, es für möglich gehalten hätte, war jede Schranke beengender Rücksichten und Formen zwischen ihm und den neuen Bekannten gewichen; er sah und fühlte, daß er dort nicht nur willkommen, sondern stets erwartet war, daß sein Erscheinen den Lauf der häuslichen Gewohnheiten in keiner Weise störte, und ließ sich in dem lang entbehrten Gefühl, eine Heimath zu haben, so recht behaglich gehen.

Wirklich konnte man kein anmuthigeres Familienleben finden, als das im Hause des Künstlers. Das Verhältniß des jungen Paares zu einander war einzig zu nennen, ein stets bereiter Wunsch einander gefällig zu seyn, eine Herzlichkeit, die indessen vor Arnold's Augen nie den Charakter von Zärtlichkeit annahm, besonders im heitern, neckischen Ton, waltete zwischen den Beiden, der den jungen Mann stets gar angenehm berührte. Roloff war ein ziemlich geübter Violinspieler, und besaß eine schöne, gut ausgebildete Baritonstimme; Martha hatte unter der Leitung des Gatten ein entschiedenes Zeichentalent mit Glück gepflegt, und da auch unser Freund mit Vorliebe Dilettant in dieser Kunst war, so fehlte es ihnen Allen nicht an gemeinschaftlichen Interessen und abwechselnden, anregenden Beschäftigungen für die zusammen verlebten Mußestunden.

Martha's ganze Art und Weise gefiel Arnold ungemein, ihr echt weibliches Bedürfniß, ihrer ganzen Umgebung wohl zu thun, kam auch ihm in hundert namenlosen und doch so froh empfundenen Kleinigkeiten zu Gute; ihr mädchenhaftes Benehmen, ihre tändelnde und stets geistvolle Heiterkeit waren ein großer Reiz für den, an häuslichen Umgang mit Frauen bis dahin nicht gewöhnten Mann, und noch ehe ein paar Monate vergangen waren, empfand er diesen Verkehr als ein wirkliches Lebensbedürfniß.

Um so schmerzlicher berührte es ihn, als er gewahrte, wie nach und nach, fast unmerklich, das Benehmen der jungen Frau gegen ihn sich änderte. Ihr zutrauliches Wesen wich einer sichtlichen Befangenheit, einer Zurückhaltung, die ihrem ganzen Naturell fremd war und deßhalb dem Freund des Hauses um so mehr auffiel. Befremdet fragte er sich im Anfang, ob denn auch dieses süße, heitere Geschöpf der Schwäche so vieler Frauen unterliegen und grundlose Launen zeigen könne; vergebens suchte er in seinem Gedächtniß, womit er sie etwa verletzt haben möge — er fand nichts. So oft ihm auch eine Frage auf den Lippen schwebte, drängte ein unbestimmtes Gefühl dieselbe wieder zurück. Wirklich war auch diese Aenderung nur ihm bemerkbar, es war etwas, das man nicht sah, nur fühlte; so oft er darüber sprechen wollte, ward er gewahr, daß es kein Recht zur Klage oder gar zum Vorwurf für ihn gab, und daß das ausgesprochene Wort ihn selbst in's Licht kränklicher Empfindlichkeit stellen würde.

Trotzdem beschäftigte diese Zurückhaltung Martha's des jungen Mannes Gedanken um so häufiger, als er mit dem scharfen Blick des Arztes nicht selten die Spuren schlafloser Nächte oder vergossener Thränen auf ihrem sonst so frischen Gesicht entdeckte, während doch ihr häusliches Verhältniß sichtlich so ungetrübt und innig war als je. Doch trat die innere Reizbarkeit der jungen Frau, wenn auch niemals ihrem Gatten gegenüber, doch zuweilen mit seltsamer Schärfe gegen ihr Kind hervor. Das kleine Wesen ward mitunter von ihr mit stürmischer Zärtlichkeit überschüttet, zuweilen aber auch ward Arnold durch eine Geberde oder einen Blick des Unwillens nicht wenig befremdet, womit sie die anschmiegende hübsche Kleine von sich abwies. Weit öfter als er sich dessen bewußt war, grübelte unser Freund über diese Eigenthümlichkeiten nach, und bald sollte sich ihm das Räthsel in einer Weise lösen, die er vielleicht nur nicht hatte ahnen wollen.

Eines Abends war Gesellschaft im Schlosse. Obgleich dem jungen Arzt häufig eine Einladung zu Theil wurde, dort zum Mittag- oder Abendbrod zu erscheinen, leistete er nur dann Folge, wenn er es durchaus nicht verneinen konnte, und seine Berufsgeschäfte boten ihm oft genug den willkommenen Vorwand einer Absage. Stets fühlte er sich unangenehm berührt, wenn er in den Familienkreis des Baron Schöning trat, dessen innere Verhältnisse zu überschauen nur eine kurze Zeit erforderte. Der stille, obgleich durch die höflichsten Formen verschleierte Kampf, der zwischen der despotischen Natur des Barons und dem eben so herrschsüchtigen Charakter seiner Schwester bestand, konnte einen vorübergehenden Beobachter ergötzen, machte aber auf den, als Arzt zu häufigerem Verkehr gezwungenen Freund einen höchst unangenehmen Eindruck. Da der Baron trotz allem Nimbus eines vielseitig gebildeten Mannes, den er sich mit ziemlichem Geschick zu geben verstand, im Grunde von ganz mittelmäßigem Schlage, und in einem Grade von sich eingenommen war, der ihm stets die richtige Schätzung Anderer verdarb, blieb der scharfe Verstand der an Geist weit überlegenen Frau von Rechenberg in diesen kleinen Scharmützeln gewöhnlich Herr, wenn auch meist auf Kosten des Zartgefühls.

Es konnte Arnold nicht entgehen, daß die Dame des Schlosses gleich in der ersten Zeit seines Verkehres mit ihr geneigt war, ein Spiel flüchtiger Koketterie mit ihm zu beginnen, das bei der offenbaren Gelangweiltheit der schönen Frau kaum seiner Eitelkeit einige Lockung bieten konnte. Er wußte mit vollkommenem Takt jedem Schritt zur Annäherung auszuweichen, und bot bei äußerster Artigkeit der Dame durchaus keine Handhabe, in ein traulicheres Verhältniß zu ihrem Arzt zu treten. Diese Zurückhaltung, überhaupt Arnold's ganzes, eigenthümliches Wesen, reizten indessen die junge Frau unbeschreiblich, und was ihr erst ein geringgeschätzter Zeitvertreib seyn sollte, beschäftigte sie bald ganz und gar.

Noch hatten wir keine Gelegenheit, die äußere Erscheinung unseres Freundes zu schildern, die nun, wo er die Aufmerksamkeit einer so weltgewandten Frau auf sich gezogen hat, wohl unser Interesse erregen mag. Er war von Mittelgröße und elegantem Bau; der hübsche Fuß trug eine schlanke Gestalt, der jede Bewegung gelang, und die dabei den Eindruck vollkommener Einfachheit machte. Das lichtbraune Haar war leicht gepudert und so schlicht geordnet, als es die Mode der Zeit nur erlaubte. Das etwas blasse Gesicht trug fesselnde, wenn auch unregelmäßige Züge und war durch Augen von entschiedener Schönheit belebt; groß und von wechselnder Färbung, waren sie im Zustand der Ruhe hellblau, fast grau und von stillem, klugem Blick, bei innerer Aufregung aber färbten sie sich ganz dunkel und zeigten dann ein Leuchten, das Keiner je vergaß, der es beobachtet hatte. Bald entdeckte der scharfe Blick der Baronin, daß er trotz seines ruhigen Aussehens durchaus nicht ruhig war und zu den Menschen gehörte, die ihr Leben lang beharrlich mit sich im Kampfe liegen, um so kalt zu bleiben, als sie dem flüchtigen Blick erscheinen. Ein rascher Widerspruchsgeist verrieth sich häufig genug, ein eiserner Stolz ward nicht immer von den Formen anerzogener Rücksichten bedeckt.

Diese Eigenthümlichkeiten wurden für die schöne Frau zu einem Reiz, der sie immer weiter und weiter verlockte. Sie hatte den Blitz erkannt, der in diesen tiefen Augen schlummerte, und die Frage, ob die Ruhe, die auf seiner Stirne lag, auch in seinem Herzen waltete, füllte bald ihre Phantasie aus. Ihre früheren Erfolge, die Vergötterung, die ihr als Geliebte des allmächtigen Großkanzlers von allen Seiten gezollt worden war, ließen ihr keinen Zweifel zu, daß die Zurückhaltung des jungen Arztes keine freiwillige sey, sondern daß er nur die Maske derselben als Schutz gegen sein eigenes Herz festhielt. Ihr Wille war, ihn zu ihren Füßen zu sehen, und auf dieß Ziel richtete sich ihr ganzes Benehmen, immer umsonst, und doch nicht zurückgeschreckt. Seit Jahren an das Spiel der Intrigue, an mannigfache Abwechselung und Aufregung gewöhnt — nun alles Einflusses beraubt, in die Einöde verbannt, von Langeweile fast erschöpft, erzeugte die bisherige Erfolglosigkeit

ihrer sonst so siegreichen Koketterie zuletzt eine so echte innere Aufregung, daß sie sich mitunter selbst gestand, ihr nicht mehr die Gränze stecken zu können. Die bei Hofe lang geübte Kunst der Selbstbeherrschung und die Eitelkeit der verwöhnten Schönheit gaben ihr allerdings ein äußerlich genügendes Gegengewicht, und nur selten brach der Aufruhr ihres Innern durch wie ein Blitz, und hatte dann stets von Neuem die Wirkung, bei unserm Freunde ein tiefes Unbehagen zu erzeugen. Er kannte sehr wohl ihre früheren Verhältnisse, und für einen Charakter seines Gepräges konnte es nichts Erkältenderes geben, als die Schlüsse, die er von der Vergangenheit auf die Gegenwart daraus zog.

Wittwe eines reichen Greises, den ihr Vater, der berühmte Feldmarschall Schöning, ihr aufgedrungen hatte, als sie fast noch ein Kind zu nennen war, hatte sie auch bei der zweiten Ehe mit dem Baron von Rechenberg demselben eisernen Willen nachgeben müssen, und nur zu wörtlich die Drohung gehalten, 'weder gehorsam noch treu sein zu wollen', die sie dem verhaßten Gatten zuschleuderte, als er ihrem Flehen, auf ihren Besitz zu verzichten, nicht nachgegeben hatte. Nach einer kurzen Verbindung mit dem Kurfürsten August von Sachsen, der eben jetzt in Polen um den Wiedergewinn der entrissenen Herrschaft kämpfte, rächte sie sich für die Schnelligkeit, womit dieser flatterhafte Fürst sie aufgegeben hatte, durch manchen boshaften Streich, namentlich durch fortwährende Aussaat von Streitigkeiten unter seinen Favoritinnen; dieß ward dem König so lästig, daß er seinen Großkanzler, den Grafen Beichlingen, bestürmte, er möge die schöne Feindin für sich gewinnen und ihn auf diese Weise von ihr befreien. Der gefällige Diener ließ sich zur Ausführung dieses bedenklichen Auftrages bereden, empfand aber bald, daß man so rasch nicht wieder loskommt, wenn man einmal gefesselt ist; die geistreiche und zur Koketterie geborne Frau wußte sich seines Geistes so ganz zu bemächtigen, daß er bald nichts mehr ohne sie unternahm. Als der König merkte, daß sie sich auch in die Staatsangelegenheiten zu mischen begann, verlangte er vom Grafen den Bruch dieses Verhältnisses, und da derselbe sich dazu nicht bestimmen ließ, verbot August der schönen Frau das Schloß. Da der Großkanzler sich weder entschließen konnte, sich von ihr zu trennen, noch es wagen durfte, sie an den Hof zu bringen, legte er den ersten Grund zu seinem Sturze, indem er dem König nicht nach Polen folgte, sondern mit ihr in Sachsen blieb, wo sie durch ihn ein Jahr lang fast allmächtig herrschte. Ihr bis dahin höchst einnehmendes und gefälliges Wesen hatte sich in Stolz und Hochmuth umgewandelt und sie machte sich um so mehr Feinde, als es bekannt war, wie rücksichtslos sie ihre Stellung benützte, um sich zu bereichern. Die absolute Vollmacht, die der König seinem Großkanzler gegeben hatte, schmeichelte diesem und machte ihn allzu sicher über seine Stellung und Unentbehrlichkeit, so daß er es sogar wagte, einem wiederholten Ruf des Königs nach Polen nicht Folge zu leisten. Erst als er zu ahnen begann, daß der Einfluß des Statthalters von Sachsen, Prinzen von Fürstenberg, der Geliebten August's, Fürstin von Teschen, und des Großkämmerers, Grafen von Pflug, die ihm alle Drei durchaus feindlich gesinnt waren, seinen Kredit bei dem König ernstlich erschütterten, begab er sich nach Polen. Louise von Rechenberg begleitete ihn nur bis Danzig. Als der Graf nach Warschau kam, war es schon zu spät; zu geschickt hatten seine Feinde den Boden unterminirt, und namentlich das Verlangen des Königs nach dem Besitz der großen Reichthümer zu stacheln gewußt, die der Großkanzler notorisch seit sechs Jahren aufgehäuft hatte. Mit jener Falschheit, die durch manchen Zug das ritterliche Bild August's des Starken entstellte, nahm dieser den bisherigen Günstling voll Auszeichnung auf, schenkte ihm das ausgedehnteste Vertrauen, ließ ihn aber plötzlich des Nachts mit allen seinen Brüdern aufheben und nach dem Sonnenstein bringen. Derselbe unerwartete Schlag traf zu gleicher Zeit Frau von Rechenberg in Danzig, da man ihr den Vorwurf machte, mit Rath und That an Allem Theil genommen zu haben, dessen der Großkanzler beschuldigt ward; namentlich an den Veruntreuungen des Staatseigenthums. Da die Mehrzahl der Anschuldigungen sich um den letzteren Punkt drehten, wurden die Güter aller Betheiligten konfiszirt.

Diese ganz der Oeffentlichkeit gehörende Vergangenheit der Baronin war unserm Freunde schon bei seiner Ankunft in Scheßlitz längst bekannt. Daß die Fürbitten ihrer Freunde die jetzt über den König August herrschende Gräfin Cosel bewogen hatten, die Entlassung der jungen Frau vom Königstein zu erwirken, erfuhr er erst dort. Obgleich die Abwesenheit August's Frau von Rechenberg nicht gehindert hätte, in Dresden zu leben, hatte sie doch, von den Mitteln entblößt, den gewohnten verschwenderischen Glanz aufrecht zu erhalten, noch voll Unmuth über die erlittene Niederlage, und von Plänen erfüllt, den ersten günstigen Moment für Wiederaufnahme der früheren Intriguen abzuwarten, die selbstgewählte Verbannung auf den Landsitz ihres Bruders für jetzt vorgezogen. Aber selbst der Vergleich der beiden auf dem Königstein verlebten Jahre, wo sie im Verkehr mit den gleich ihr dort festgesetzten Standesgenossen und den Offizieren der Besatzung nicht beschränkt worden war, diente dazu, ihr das eintönige Leben, das sie hier führte, unerträglich erscheinen zu lassen. Louise von Rechenberg war keineswegs dazu geschaffen, nur auf sich selbst angewiesen zu sein, und ertrug nur mit täglich steigender Ungeduld die Konsequenzen ihrer Lage.

Diese so ganz ungewohnten, im Rückblick auf frühere Lebensgewohnheiten so ganz unerträglichen Verhältnisse waren allerdings dazu gemacht, den Boden für Aufnahme einer neuen Nahrung ihrer dürstenden Phantasie zu lockern, und erklären die Entstehung eines Gefühls, das unter andern Umgebungen und Stimmungen der schönen Frau unmöglich, ja selbst lächerlich geschienen haben würde. Daß sie bei ihrem feinen Geiste sehr wohl fühlte, wie hier auch der Relief fehlte, durch den sie in der vornehmen Welt geglänzt hatte, steigerte noch ihre Reizbarkeit. Ihre vielgerühmte Gewandtheit in fremden Sprachen, ihre Kunst, mit Geist und Witz Fangball zu spielen, ihre Manieren der großen Welt entbehrten hier jedes Anknüpfungspunktes, um sich geltend zu machen. Allerdings blieb ihr die vielgeliebte Kunst der Koketterie.

Von dieser flüchtigen Skizze der Vergangenheit einer Frau, die allerdings in unserer Erzählung nur eine Nebenrolle spielt, aber nicht ohne Einfluß auf das Geschick unseres Helden blieb, wenden wir uns zu jenem Abend zurück, dessen oben erwähnt wurde. Es war Gesellschaft im Schlosse. Zu einigen Familien des benachbarten Landadels waren dießmal auch Roloff und Martha gebeten, ein seltenes Vorkommniß, da die Baronin das ausweichende Benehmen der jungen Frau geringschätzig bemerkt hatte.

Arnold war einige Tage nicht im Schlosse gewesen und Louise von Rechenberg nahm die Miene eines Schmollens gegen ihn an, das mehr zugestand, als jede Freundlichkeit hätte thun können, und das nach kurzer Zeit in lebhafte Neckereien überging. Unser Freund war an diesem Abend aufgeregter, als er sich selbst erklären konnte, wie denn zuweilen Stimmungen auftauchen, die dem gewohnten Gedankengange fremd, ja widersprechend sind. Er fühlte sich eigenthümlich erregt durch die ganze üppige Atmosphäre

der äußern Umgebungen, durch die Nähe all der hübschen Frauen, und empfand vielleicht zum ersten Male wirklich ein lebhaftes Gefühl geschmeichelter Eitelkeit über die Art und Weise, wie die reizende Dame des Schlosses ihn vor den Augen Aller auszeichnete. Ohne irgend Jemand außer ihr zu beachten, verließ er den Platz an ihrer Seite nicht, seine Augen blitzten, ein lebhaftes Kreuzfeuer des Gespräches warf Witzfunken zwischen den Beiden hin und her, und sie bildeten den Mittelpunkt des ganzen Kreises, dessen Worten mit Bewunderung gelauscht ward.

Das feine Abendbrod ward im Gartensaal eingenommen. Durch die weit geöffneten Flügelthüren drang der balsamische Duft der Blumen und Sträuche, die mondhelle Sommernacht lockte in's Freie, wo das Licht des Himmels und zahlreiche, zwischen den Bäumen vertheilte bunte Lampen Streiflichter verschiedener Wirkung durch die sich kaum bewegenden Blätter fallen ließen. Mit Vergnügen folgten die Gäste einem Vorschlag der Baronin, eine Promenade durch den Garten zu machen, und bald wanderten einzelne Gruppen zwischen den Düften der Beete hin. Sie selbst legte den runden Arm in den Arnold's und wählte ihn so zu ihrem Begleiter. Mit seltsamer Empfindung fühlte er die Nähe ihres duftigen Haares, ihrer rauschenden Gewänder, empfand er die Wärme des schönen Armes, der auf dem seinen ruhte, mehr noch den Ton der plötzlich verwandelten, gedämpften Stimme, womit die schöne Frau einen leisen Vorwurf über sein Ausbleiben aussprach; er antwortete mit einem lebhaften Kuß auf die feine Hand.

Als er nach dieser Bewegung das gesenkte Haupt erhob, fiel sein wanderndes Auge von ungefähr auf Martha, die regungslos an der Thüre stand, die er eben mit seiner Begleiterin zu durchschreiten im Begriff war. Ein Blick traf ihn, rasch wie ein Blitz, denn augenblicklich senkten sich ihre Lider auf die lilienblassen Wangen, aber auch mit der Gewalt eines Blitzes schlug dieser leidvolle Blick bis in seine innerste Seele hinein. Es wirbelte vor seinen Sinnen, es dröhnte in seinem Kopfe, dann ward Alles klar und deutlich, und sollte nie wieder verwischt werden — er ward geliebt, und er liebte das Weib seines Freundes!

3.

Der Abend dämmerte. Von vielen Krankenbesuchen ermüdet, war Arnold nach Hause gekommen; die erstickende Schwüle eines herannahenden Gewitters machte die Luft seines Zimmers fast unerträglich. Er öffnete beide Flügel des Fensters, rückte den Lehnstuhl dahin und warf sich hinein. Es lag schwer auf ihm, schwer wie die fahlen Wolken über der Stadt hingen — er fand sich selbst nicht wieder. Sein Auge fiel auf das kleine Haus gegenüber, das er seit mehren Tagen gemieden hatte. Auch dort waren die Fenster geöffnet und Martha's dunkler Kopf erschien zwischen den Gardinen. Sie saß und las, wenigstens hielt sie ein Buch in der Hand und blieb unbeweglich mit darauf gesenktem Auge.

Erbebend haftete Arnold's Blick auf dem geliebten Gesicht, das so müde und blaß aussah; er dachte zurück an den Tag, wo er sie zuerst gesehen, an das frische, heitere Bild, das ihn damals angelächelt hatte. Ernst frug er sich, ob er es sei, der die Schuld dieser Veränderung trüge; mit reinem Bewußtseyn sagte ihm sein Gewissen: Nein! Kein Wort hatte je den Zustand seines Gemüthes verrathen — ob er seine Blicke stets ebenso in seiner Gewalt gehabt hatte als seine Worte, das mochte Gott richten. Er war sich bewußt, sein Auge frei vor Roloff aufschlagen zu können. Seltsam empfand er es, daß keine Aenderung in seinem Gefühl für den Freund eingetreten sey — im Gegentheil, seit er sich des allmächtigen Zuges zu Martha bewußt war, hatte sich seine Zuneigung für den Maler noch gesteigert. Oft grübelte er nach, wie es möglich sey, daß die junge Frau bei dem offenbar so ungetrübten häuslichen Verhältniß Raum für ein anderes Gefühl hatte finden können. Auch war ihr Benehmen gegen Roloff ganz unverändert geblieben, ihm gegenüber kam selbst der frühere Ton von Heiterkeit, das schalkhafte Gepräge ihres Naturells noch manchmal zum Vorschein. Die unschuldigen Liebkosungen, die sie dem Gatten erwies, hatten in Arnold's Gegenwart weder einen andern Ausdruck angenommen, noch aufgehört, und doch konnte unser Freund über das Gefühl, das ihm Martha zu eigen gab, längst keinen Zweifel mehr hegen. Wie er so hinüberblickte auf das holde, junge Gesicht, faßte ihn eine Sehnsucht wie nie zuvor. Es zog ihn hinüber, ihm war zu Muth, als würde der Alp, der ihm die Seele wund drückte, ihrem kindlichen, klaren Blick weichen müssen. Er fühlte sich Herr seiner selbst und dachte sich nicht allein Muth zu holen, auch ihn zu bringen.

Nach wenigen Minuten war er drüben und pochte an die Thüre des Wohnzimmers. Martha war allein; nur das Kind spielte in einer Ecke mit seiner Puppe. Sie hatte sein Klopfen überhört und fuhr nun beim raschen Eintritt des Freundes heftig zusammen; das Buch entfiel ihrer Hand, und wie Arnold es aufnahm, um es ihr zurückzugeben, fiel ein Blättchen heraus, das er ergriff und beim ersten Blick darauf sein eigenes Bild in flüchtiger, aber sprechend ähnlicher Skizze erkannte. Indem er darauf hinstarrte, traf sein Auge ein paar mit Bleistift an den Rand geschriebene Zeilen von Martha's kleiner, fester Schrift:

Darf ich auch nimmer Dir mein Herz entschleiert zeigen,
So bin und bleib ich doch in Ewigkeit Dein eigen!
Mein Herz, verlerne nie, fest an Dein Glück zu glauben —
Die Liebe, die Du fühlst, die kann Dir Niemand rauben!

Das Blut rauschte Arnold bis in die Schläfen empor, er sah Martha an, die unbeweglich vor ihm stand, blaß wie eine Lilie, zitternd wie ein Halm im Winde. Einer jener Augenblicke war gekommen, wo die Fähigkeit, zu denken und zu wollen, wie Nebel dahin schwindet, wo das lange zurückgedämmte Gefühl allein herrscht, und Vergangenheit und Zukunft der wogenden Seele nichts mehr sind. Leise zog er die zarte Gestalt an sich und das geflüsterte Wort: „Meine Martha!" drückte das einzige Bewußtseyn aus, das ihn in diesem Augenblick beherrschte — das Bewußtseyn, sein Eigenes im Arme zu halten. Wie ein Echo klang es kaum hörbar aus dem Munde der Geliebten: „Deine Martha!" Tief tauchten die Blicke der Beiden in einander, in beredtem Schweigen standen sie unbeweglich, fast athemlos.

Ein leises Geräusch zerstörte den Traum. Die Thüre des Zimmers hatte sich geöffnet. Roloff war eingetreten und stand ruhig wenige Schritte von ihnen, den ernsten Blick auf sie geheftet. Arnold ließ die junge Frau los, als wenn ihn eine Natter gestochen hätte, und sein edles Gesicht nahm jene Wachsfarbe an, die leidenschaftlichen Menschen bei tiefster Erregung eigenthümlich ist. Martha aber flog in derselben Sekunde auf Roloff zu, schlang beide Arme um seinen Hals, küßte ihn mit lebhafter Zärtlichkeit und rief mit allem Feuer ihres Wesens: „Fürchte nichts, Fritz! Ich habe mein Wort nicht gebrochen, ich habe geschwiegen und werde es immer thun!" Bei diesen Worten brach sie in Thränen aus und eilte hinaus.

Roloff trat nach kurzem Schweigen zu dem noch immer fassungslos stehenden Freunde, sah ihm ernst, aber ruhig in's Auge und reichte ihm dann mit den Worten die Hand: „Ich kenne Dich, Arnold, und will und werde nicht an Dir zweifeln, dafür erwarte ich aber auch Dein ganzes Vertrauen. Längst schon habe ich klar

gesehen, und willst Du offen gegen mich seyn, so kann noch Alles gut werden."

— „Keine Erklärungen jetzt," war die kaum verständliche Antwort. „Ich kann mich in diesem Augenblick nicht aussprechen. Laß mich jetzt gehen — wenn Du mich wirklich nicht aufgibst, so gönne mir eine Frist der Einsamkeit! Sobald ich es vermag, sehen wir uns wieder, und ich gelobe Dir, daß dann kein Schatten zwischen uns bleiben soll!" Stürmisch drückte er die Hand des Freundes und eilte dann aus dem Zimmer, aus dem Hause, bis in sein vor kaum einer Viertelstunde mit so andern Entschlüssen verlassenes Gemach, wo er zusammensank wie ein verwundeter Hirsch.

Roloff hatte indessen Martha aufgesucht und fand sie in ihrem Schlafzimmer, in Thränen aufgelöst. Leise faßte er sie in seine Arme, zog sie zum Sopha und suchte nur zuweilen durch neue stumme Liebkosung ihr Schluchzen zu dämmen. Als endlich ihre heftige Erregung in stilles Weinen überging, sagte er mit liebevollem Ton: „Was ist zwischen Euch vorgefallen, Martha? Ich glaube Dir ohne Wiederholung, daß Du Dein heiliges Versprechen nicht gebrochen hast, aber ich muß um Deinetwillen wissen, wie ein Vorgang möglich ward, der mich fast an Arnold irre machen könnte."

— „Es war meine eigene Schuld, Fritz!" flüsterte die junge Frau tief erröthend. „Natürlich sollst Du Alles wissen, schon um seinetwillen!" Mit gesenktem Blick und stockender Stimme wiederholte sie jede Einzelheit der so kurzen und doch so verhängnißvollen Scene und von Neuem brach sich die kaum gedämpfte Aufregung Bahn. „Ich kann es nicht länger tragen, Fritz!" rief sie, indem sie die kleinen Hände schmerzlich rang. „Was wird, was muß er von mir denken? Laß Dich erbitten, sprich mit ihm — Du kennst ja seine Zuverlässigkeit und schon seine Liebe ist Dir Bürge, daß er Dein Vertrauen heilig halten wird!"

„Ich habe einen heiligen Eid geschworen, Martha! Ich kann und will ihn weder brechen noch umgehen. Armes Kind, schon damals, als Du den Vorschlag machtest, unsere Verpflichtung so zu lösen, wie wir es gethan, sagte ich Dir, daß Dich der schwerste Theil dieser Aufgabe treffen würde! Ich war schwach genug, Deinen Bitten nachzugeben — nun darf ich aber auch die bittere Prüfung nicht von Dir nehmen. Trage sie muthig, mein Herz! Die Zeit, in der Alles sich aufklären wird, kann nicht mehr ferne seyn, und bewährt sich Arnold's Charakter jetzt, dann haben wir Beide eine Bürgschaft für die Zukunft, die ich zum höchsten Werth anschlage."

— „Wenn er bis dahin nicht gelernt hat, mich zu verachten, wenn er dieß nicht jetzt schon thut! Glaubst Du, daß seine Liebe dem Urtheil widersteht, das er über mich fällen muß — hältst Du es für möglich, daß jetzt, wo solche Worte zwischen uns gefallen sind, Alles noch so bleiben, oder wieder so werden kann, wie es war? Sollen wir ihn gering schätzen lernen, wenn er seinem Herzen nachgibt, oder soll ich, deren Geständniß dem seinigen zuvorkam, vor Scham in die Erde sinken, wenn er Kraft findet, ihm zu widerstehen? Nein, Fritz, das ist mehr als ich ertragen, mehr als ich versprechen kann!"

Der Maler ging mit großen Schritten auf und nieder. „Du hast Recht, mein Kind," sagte er endlich. „Es hieße Gott versuchen, diesen Zustand noch weiter zu treiben. Doch bleibt uns ein Mittel, freilich ein neues Opfer für uns Beide, aber nur so kann Dein Zartgefühl geschont, kann die bedenkliche Lage, in die wir gerathen sind, verbessert werden. Du mußt sogleich nach Breslau zurück, natürlich mit dem Kinde; während des Winters, den wir dort verlebten, haben wir uns ja manche Freunde gewonnen, die Dich in den jetzigen Verhältnissen kennen gelernt haben, und sich theilnehmend um Dich und Maria annehmen werden. Bist Du damit einverstanden, so schreibe ich noch heute an den Professor Helff und melde Dich an. Seine gute alte Frau wird die nöthigen Vorbereitungen in unserer kleinen Wohnung gern besorgen und Dir mütterlich zur Seite stehen. Schwer genug werde ich Dich entbehren, aber in sechs bis acht Wochen hoffe ich hier fertig zu seyn, und dann, mein armes Kind, wollen wir sehen, was zu thun ist."

— „Es ist ein herbes Mittel, Fritz! auch Dich noch entbehren, gerade jetzt, mit dem schweren Herzen, allein unter Fremden leben zu müssen! Aber doch danke ich Dir dafür, denn die Trennung von Dir und von — unserm Freunde ist immer noch leichter zu tragen, als das Zusammensein, wie es sich jetzt gestalten müßte."

„Muthig und gut wie immer!" sprach Roloff gerührt, indem er die junge Frau auf die Stirne küßte und wehmüthig auf das zarte, blasse Gesicht niederblickte. „Ich habe die feste Zuversicht, daß auch für Dich die Zeit des Lächelns wiederkehren wird, meine Martha! Gute Nacht nun, ich will noch heute an den Professor schreiben, in zwei bis drei Tagen reisen wir, denke ich. Kann ich Dich auch nicht bis Breslau bringen, so begleite ich Dich jedenfalls einen Theil des Weges. Daß das Dienstmädchen mit Dir geht, versteht sich von selbst.

— „Und was wirst Du Arnold sagen?"

„Er hat mich ernstlich gebeten, ihn vorerst nicht aufzusuchen. Doch will und muß ich ihn sprechen, ehe wir reisen, und kann es um so leichter thun, als dieser Entschluß die Nothwendigkeit peinlicher Erörterungen aufhebt. Kaum glaube ich, daß er eine Erklärung suchen wird, wenn er hört, daß Du Dich von hier entfernst, und ich werde jetzt gewiß nichts der Art herbeiführen, denn ich würde ihm doch unverständlich bleiben müssen, und in der Hauptsache könnte nichts gebessert werden — im Gegentheil. Den herzlich ergebenen Freund soll er an mir finden, mehr als je. In keinem Falle aber, theure Martha, wünsche ich, daß Du noch einmal mit ihm zusammen triffst."

— „Gewiß nicht, Fritz! Ich werde bis zu unserer Abreise in meinem Zimmer bleiben, — es ist kein leerer Vorwand, wenn ich sage, daß ich nicht wohl bin. Gute Nacht also, Du mein lieber, mein bester Freund! Wenn Du hinübergehst, so sende mir das Kind, ich will es zu Bett bringen. Ich muß es jetzt recht, recht lieb haben, sonst könnte ich, Gott verzeihe mir! versucht werden, das unschuldige kleine Geschöpf zu hassen."

Während dieses bewegte Gespräch zwischen den Beiden geführt ward, saß unser Freund lange stumm und unbeweglich in seinem einsamen Gemach. Was sollte nun werden? In ihm tobte ein Aufruhr, den er kaum zu bändigen vermochte. Wie mit Flammenzügen brannte jeder Wechsel der eben erlebten Scene in seinem Gedächtniß und rief einen unbezähmbaren Tumult in seiner Seele wach. Mit einem Gefühl brennenden Unmuthes dachte er an Martha. War es möglich, war es nur denkbar! Aus seinem Arm, in dem sie einen Augenblick so hingegeben geruht, das Geständniß der Liebe zu ihm noch auf ihren Lippen zitternd, konnte sie ohne ein Zeichen der Entfremdung, ohne eine Regung der Scham vor seinen Augen in die Arme ihres Gatten eilen, konnte Jenem Worte zurufen, die aus dem tiefsten Herzen zu kommen schienen. Was war dieß junge Weib? Noch tönten und klangen die Worte; Deine Martha! vor seinem Ohre, noch brannte das Blättchen in seiner Hand, das den ersten Anlaß zu diesen Stürmen gegeben hatte, — sie war sich also des Gefühls für ihn im vollen Maaße bewußt, gab sich ihm hin ohne Widerstand, und betheuerte dem Gatten, sie hätte geschwiegen! Konnte ein so junges Geschöpf

so tief verdorben sein? Wie eine Erscheinung stand bei dieser Frage seines Innern Martha's Bild vor ihm, und die großen, ernsten Kinderaugen sahen ihn vorwurfsvoll an. Nein, — es war unmöglich, gering von ihr zu denken, und doch war das Erlebte nicht wieder aus dem Gedächtniß zu verwischen.

Auch den Freund konnte er nicht begreifen. Er kannte ihn und sein ganzes Wesen, er wußte, wie Fritz Roloff bei einem durchaus treuherzigen und liebevollen Naturell doch keineswegs jene naive Kindlichkeit des Gemüthes besaß, die zuweilen bis zur Charakterschwäche führt. Er wußte durch manches Gespräch, daß der Freund durch eigene und fremde Erfahrungen das Leben kannte, seine Urtheile hatten nie einen Schatten von überspannten und träumerischen Ansichten gezeigt; frisch, praktisch, stets am rechten Fleck, war Roloff gewöhnt, die Dinge bei ihrem Namen zu nennen, alles an die richtige Stelle zu bringen. Wie kam nun dieser Mann auf den unmöglichen Gedanken, das Verhältniß, das zwischen ihnen bestanden hatte, für unverändert halten, es fortführen zu wollen! Aus seinen Worten ging klar hervor, daß er Martha's Gefühle kannte, und dabei sprach er die Hoffnung aus, alles würde sich fügen, würde gut endigen.

Verwirrend kreisten die Gedanken vor Arnold's Geist bei diesen Ueberlegungen, nur Eines fühlte er klar und deutlich: Er wollte, er konnte Martha nicht wieder sehen. Fort — fort von hier! drängte sein ganzes Innere, während der grübelnde Geist umsonst nach der Möglichkeit suchte, diesem gebieterischen Gefühl genügen zu können.

So ging die Nacht hin, in erschöpfender Qual. Des endlich anbrechenden Tages froh, warf sich unser Freund schon früh in die Kleider, um in den Berufsgeschäften eine augenblickliche Rettung vor seinen nagenden Gedanken zu suchen, und es war ihm willkommen, als er gegen Mittag zu einem schwer Erkrankten in ein ziemlich entferntes Dorf gerufen wurde. Erst gegen Abend kehrte er nach Scheßlitz zurück.

Als er sich dem Gasthause näherte, sah er schon aus einiger Entfernung Herrn Metzler unter der Thüre stehen, mit einem Gesicht, auf dem eine Neuigkeit so deutlich zu lesen war, als auf einem Anschlagezettel. „Besuch für den Herrn Doktor!" verkündigte er, sobald der Ton seiner Stimme den Näherkommenden erreichen konnte. „Besuch, mit der Mittagspost angelangt! Der junge Herr hat bereits gespeist und erwartet den Herrn Doktor in Dero Wohnzimmer."

Verwundert eilte Arnold hinauf und begrüßte mit einem Ausruf der Freude seinen liebsten Jugendfreund, an den ihn sowohl gleiche Kinderspiele und gemeinschaftliche Studien, als auch eine große Sympathie der Ansichten und Lebensgewohnheiten seit Jahren band.

„Willkommen, Dietrich, herzlich willkommen! Was führt Dich so unverhofft in diesen Winkel der Welt? Was es auch sey, ich will es loben!"

— „Davon später, Arnold," sagte der Freund mit befangenem Ausdruck. „Erst laß uns plaudern, laß mich Deiner froh werden nach Monate langer Trennung. Aber zum Teufel, Junge, Dir scheint die Luft hier nicht sehr zu bekommen, es ist ja kaum ein Vierteljahr, seit wir zuletzt beisammen waren, und Du siehst so merkwürdig aus, als wärest Du der Alte nicht mehr."

„Der bin ich auch nicht mehr, Freund! Aber laß uns darüber fortgehen, Du weißt von sonsther, daß ich keinen Stoff des Gespräches unersprießlicher finde, als den über mein langweiliges Ich."

— „Ja, wohl weiß ich von sonsther, daß Du immer Deine eigenen Geheimnisse bewahrst, während alle Andern, die in Deinen Bereich kommen, es nicht lassen können, ihr Herz vor Dir auszuschütten. Aber höre wohl, lebendiges Räthsel, dießmal scheint mir der Augenblick gekommen zu seyn, wo es für Dich selbst gut und heilsam wäre, wenn Du dem alten Stubenkameraden vertrauen möchtest, was Dir im Kopf herumgeht."

Arnold schüttelte den Kopf. „Laß das, Freund, es kommt eben Eines zu dem Andern — sage Du mir lieber, was Dich so weit ab von der Heimath geführt hat?"

Schweigend sah der Gast ihn einen Augenblick an. „Im Grunde," sagte er zögernd, „ist es besser, ich sage Dir gleich Alles, lange läßt es sich doch nicht verschieben, und auf Deinem Gesicht ist deutlich zu lesen, daß ich nicht erst fürchten muß, Dir die Laune zu verderben. Gut ist meine Botschaft freilich nicht, lieber Junge — mit einem Wort, Deine Mutter ist krank und wünscht Dich zu sehen; ich war gerade anwesend, als sie mit der alten Frau debattirten, sie möge sich diesen Wunsch versagen, Du könntest als Arzt hier nicht abkommen, Du würdest Deine ganze Zukunft auf's Spiel setzen, und was der vernünftigen und unvernünftigen Reden mehr waren. Da ich bis jetzt nur noch eine sehr schwache Praxis habe, also leichter abkömmlich bin, als mir lieb ist, habe ich mich als Bote und Stellvertreter angeboten; kannst Du mich brauchen und willst Du reisen, so gib mir Deine Weisungen und verliere keine Zeit, denn ehrlich gestanden fürchte ich, daß es der letzte Wunsch ist, den Du der guten Frau erfüllen kannst."

Arnold blickte lange schweigend vor sich nieder. Thränen, die der Qual der jüngst verlebten Stunden versagt waren, kamen ihm nun erlösend zu Hülfe. Das so ganz menschliche und berechtigte Leid um die Mutter löste die starre Rinde, die sich um sein Herz gelegt hatte, und so wenig er es sich auch gestand, lag in diesem, mit keiner Bitterkeit vermischten Schmerz, sowie in der Nothwendigkeit, die ihn nun zu dem gewünschten Entschluß der Abreise drängte, eine Art von Erleichterung für seine, vorher bis zum Unerträglichen angespannte Seele.

Sobald er sich in Fragen nach dem Zustand der theuern Kranken genug gethan hatte, der allerdings hoffnungslos zu seyn schien, bedachte er die nöthigsten Vorbereitungen zur nahen Abreise. Nach dem Bericht des Freundes mußte diese ohne Zögern unternommen werden, wenn der Zweck, der Mutter letzte Lebenstage zu erleichtern, erreicht werden sollte. Die Abendpost war bereits abgegangen, bis um zehn Uhr des andern Morgens blieb also dem Bekümmerten eine unvermeidliche, überdieß nothwendige Frist.

Obgleich der Abend schon vorgeschritten war, hielt er es doch für passend, sich noch heute von Baron Schöning zu beurlauben. Allerdings war er keineswegs von demselben abhängig, da er ihm aber seine jetzige Stellung verdankte, und als Hausarzt ein bestimmtes Jahrgehalt vom Schlosse bezog, schien es ihm schicklich und nothwendig, dort wenigstens der Form nach die Zustimmung zu seiner Reise zu erbitten, und den selbstgewählten Stellvertreter persönlich vorzustellen.

Eben schlug es acht Uhr, als die Freunde im Schloß anlangten und dem Baron gemeldet wurden. Mit der vollkommenen Artigkeit, die dem einstigen Höfling stets eigen war, wenn seine persönliche Eitelkeit nicht in's Spiel kam, nahm er Arnold's Mittheilung auf, erklärte sich mit seiner Reise einverstanden und empfing den Doktor Vogler mit aller Zuvorkommenheit als Stellvertreter seines Arztes. Inzwischen erschien der Kammerdiener der Frau von Rechenberg mit dem Ersuchen seiner Gebieterin, Doktor Robeling möge sie eines leichten Unwohlseyns halber in ihrem Zimmer aufsuchen.

Unser Freund, dem die Zeit kurz zugemessen war und der gehofft hatte, der späten Stunde halber eine persönliche Verabschiedung von der Baronin umgehen zu können, folgte unmuthig diesem Rufe. Ueberzeugt, daß ihr Unwohlseyn nur ein Vorwand sey, das oft versuchte Spiel wieder aufzunehmen, durchaus nicht aufgelegt, in die gewohnte Art und Weise der redegewandten Dame einzugehen, trat er bei ihr ein, getheilt zwischen Langweile und mißmuthiger Erregung.

Die schöne Frau lag halb gebettet auf einem Lehnstuhl, die Füße auf hochaufgethürmten Kissen ruhend, und zu seiner Ueberraschung fand er ihr Aussehen wirklich leidend und angegriffen.

Die seltsame Stimmung, in der sich Louise von Rechenberg seit Monaten befand, und deren Wogen einen zärter gebildeten Körper wohl schon früher erschüttert haben würden, begann trotz der Widerstandsfähigkeit ihres geistigen und körperlichen Naturells nun doch auf sie zu wirken. Sie litt, und war sich dessen bewußt — zuweilen wirkte dieß auf sie wie ein Sporn und Stachel, zuweilen auch veränderte es ihr Wesen zu einer Weichheit, in der sie sich selbst noch fremd und neu war, und die aus diesem Grunde lebhaften Reiz für sie hatte. In solcher träumerischen Stimmung befand sich die Baronin heute Abend und ihre ganze Erscheinung trug das Gepräge derselben. Ein Zug von Erschöpfung verlieh ihren sprechenden Zügen einen weichen Ausdruck, der ihr sonst nicht eigen war und ihr besonders gut stand. Sie war im Negligé, die Wangen frei von Schminke, das üppige, aschblonde Haar ungepudert über die runde Stirne zurückgeschlagen; nur das schwarze Löckchen, das ihr an der Schläfe wuchs, und nach der Versicherung ihrer Zeitgenossen ihrer Physiognomie einen besondern Reiz gab, hatte mit gewohnter Sorgfalt die nach der Mode der Zeit übliche Schneckenform erhalten.

Während der junge Arzt den stockenden, fiebernden Puls prüfte, frug er: „Seit wann sind Sie leidend, gnädige Frau?"

Ein vorwurfsvoller Blick traf ihn zwischen den langen Wimpern hervor. „Schon seit einiger Zeit, Sie wissen es ja!"

— „Ich muß allerdings doppelt um Entschuldigung bitten, daß ich mich durch einige schwere Krankheitsfälle in der Umgegend seit ein paar Tagen habe abhalten lassen, in's Schloß zu kommen — Sie erwähnten wohl neulich eines leichten Unwohlseyns, Frau Baronin, doch wollten Sie damals von ärztlichem Rath nichts hören. Die kleine Fieberaufregung wird indessen nur vorübergehend seyn, und ich bedaure nur, daß ich Ihnen, gnädige Frau, nicht selbst zu der raschen Genesung werde Glück wünschen können. Ich muß mich für einige Zeit von Ihnen verabschieden, und werde schon morgen abreisen."

Die schöne Frau fuhr lebhaft in die Höhe, Röthe und Bläße jagten sich auf ihrem Antlitz. „Sie wollen fort? Wohin so plötzlich — weßhalb?!"

— „Die Veranlassung zu meiner Reise ist keine selbstgewählte, Frau Baronin. Ich bin auf dem Punkt, meine alte Mutter zu verlieren, der Vater ist längst hinüber, Geschwister habe ich nicht, und da ein wackerer Freund mich hier als Arzt genügend vertreten wird, darf ich nicht zögern, ihrem Rufe Folge zu leisten."

Louise sah den jungen Mann lange schweigend an. „Ihre Mutter?" sagte sie endlich mit gedämpfter Stimme; „das ist ein Klang, den ich nicht kenne — ich habe wohl einen Vater gehabt, dem ich nichts war als ein Mittel zum Zweck, aber nie hat eine Mutter mich geliebt und behütet. Die Ihrige ist gewiß stolz auf ihren Sohn! Ich begreife Ihren Schmerz, mein Freund, denn wie sehr muß Ihre Mutter Sie lieben!" Die Stimme der nervös erregten Frau bebte bei diesen Worten, und einzelne Thränen, klar wie Krystall, rollten langsam über ihre Wangen. Dieser Ton des Mitgefühls berührte alle die Saiten, die in unseres Freundes Seele so heftig vibrirten, seine blasse Wange ward noch bleicher und seinen Lippen entschlüpften die Worte: „Ja, sie hat mich geliebt, sie allein!"

Mit einer ungestümen Bewegung glitt Louise von Rechenberg von den Ruhekissen herab und faßte, dicht vor ihm stehend, seine Hand in ihre beiden. „Nicht sie allein!" flüsterte sie, indem sie ihn fest ansah. „Nein, Arnold, Sie sollen nicht gehen mit der doppelten Last auf Ihrem edlen Herzen. Glauben Sie denn, die Veränderung, die mit Ihnen vorgegangen ist, sey mir ein Räthsel geblieben — glauben Sie, ich hätte nicht errathen, was seit jenem Abend, der Sie mir zuerst genähert, Ihre Wange so blaß, Ihren Blick so trübe hat werden lassen — warum Sie mich so ängstlich vermieden haben, was überhaupt dieß stolze Herz bewegt? Reisen Sie immerhin! Jetzt soll die Mutter ihr Recht haben, und ich will es nicht beeinträchtigen — wenn Sie aber wiederkehren und sie wirklich verloren haben, dann will ich Sie ermessen lassen, was stärker ist, die Liebe einer Mutter oder die Liebe einer Frau!"

War Louise jemals schön gewesen, so war sie es in diesem Augenblick. Jedes zarte und innige Gefühl, das in der Brust eines ursprünglich hochherzigen Weibes auch da noch schlummert, wann Schuld und selbst Erniedrigung schon längst das reine Bild entstellt haben, regte sich in diesem Augenblick. Die Dämonen der Eitelkeit, der ungezügelten Herrschsucht waren eingelullt von dem ersten, ganz uneigennützigen, ganz selbstvergessenden Gefühl, das unmerklich seine starken Wurzeln durch ihr ganzes Wesen verzweigt und wenigstens für jetzt alles dort wuchernde Unkraut erstickt hatte. Wie denn überhaupt die Liebe in einem Frauenherzen um so gewaltiger wirkt, wenn sie es an der Grenze der Jugend ergreift, wo ohnehin so manche leise Umgestaltung der Gefühle, des Geschmackes, überhaupt des ganzen inneren Menschen ihr kaum merkliches, aber unfehlbares Werk beginnt, so fühlte Louise sich von einem Strome getragen, dem sie willenlos folgte und in dessen Wogen sie Vergangenheit und Zukunft zu versenken dachte.

Wie aber wirkte dieses offene Geständniß auf unsern Freund? Besinnungslos, tief erschüttert stand er vor der schönen, athemlosen Frau. Was ihm hier geschah, kam ihm so ganz unerwartet, daß er bestürzt und stumm blieb, unfähig, ein passendes Wort zu finden, nur sein Auge sprach im dunkeln, leuchtenden Blick die mächtige Erregung aus, die in ihm wogte. Wo er stets nur das Spiel einer gelangweilten Kokette zu sehen geglaubt hatte, war hier Liebe und Leidenschaft für ihn aufgeblüht — ein Gefühl, das er nicht theilte, das aber in seiner ohnehin so hoch gespannten Stimmung doch nicht ohne Eindruck auf ihn bleiben konnte. Nach kurzer, fassungsloser Pause durchbrach er den unerträglichen Zustand gewaltsam mit den abgebrochenen, kaum verständlichen Worten: „Leben Sie wohl!" Mit einem hastigen Kuß auf die schöne Hand, die noch immer die seinige festhielt, machte er sich von ihr frei und hatte das Zimmer verlassen, ehe er noch zu klarer Besinnung gekommen war. Nur dröhnte die Stimme, die ihn seit gestern nicht mehr verlassen hatte, abermals das Wort: Fort, fort! vor seinem Ohre, und so verließ er drängend und treibend mit dem Freunde das Schloß, um es nie wieder zu betreten.

Mit gewaltsamer Ueberwindung sammelte sich Arnold, um dem zurückbleibenden Stellvertreter noch die nöthigsten Weisungen über die in seiner Behandlung befindlichen Kranken zu geben, und athmete auf wie von schwerer Last erlöst, als er endlich allein blieb, die stille Nacht vor sich, und keine Stimme mehr hörte, die leere Worte zu ihm sprach. Ist es nicht, als brächen Schloß und

Riegel, wenn eine kämpfende, ringende Seele die Einsamkeit vor sich sieht? Hast Du Dein Leid erst niedergekämpft, in eine gewisse Grenze des Wollens und Könnens eingepreßt — dann fliehe das Alleinsein, das Dich nur auf's Neue in den Strom untertaucht, aus dessen Strudel Du Dich kaum gerettet hast. Brausen aber die Wogen noch im Sturm, schwankt Dein Lebensschifflein und droht Dir zu stranden, dann ist sie wie Erlösung von Kerkerhaft! Fort mit den Blicken und Worten der Menschen — je treuer sie gemeint sind, aus je liebevollerer Seele sie kommen, desto ätzender berühren sie Deine Wunde, wenn Du mit jenen Schmerzen ringst, die sich nicht erzählen, nicht theilen lassen.

So löste auch Arnold, sobald er sich von dem fragenden, beunruhigten Blick des Freundes frei sah, mit Ungestüm die Ketten so wilder Schmerzen, als eine ungebrochene Jugendkraft nur zu erschaffen weiß. Wer hat nicht erfahren, was Scheiden heißt? Und in dieser Nacht schied er von seiner Liebe, schied zugleich von all' seinen Lebensplänen. Die Zukunft schwankte vor ihm her wie ein graues, undeutliches Nebelbild. Ein neues Blatt seiner Erfahrungen und Entschlüsse lag vor ihm, ein folgenreiches. Ehe er heute Abend das Schloß betrat, hatte er nur beschlossen fortzugehen — nun kam er zurück mit dem Entschluß, fortzugehen, um nicht wieder zu kommen. Kein Kleines ist es, eine bereits festgestellte Zukunft, einen ganzen Lebensplan aufzugeben; Arnold fühlte dieß klar durch alle Aufregung hindurch, aber mit der sichern Urtheilskraft, die ihn auszeichnete, war er sich auch bewußt, daß er nicht zurückkehren wolle, es nicht könne, seit Louise von Rechenberg jene verhängnißvollen Worte gesprochen, und er dazu geschwiegen hatte.

Drüben in Roloff's kleinem Häuschen war alles still und dunkel; der Scheidende setzte sich nieder, um an Fritz zu schreiben, die Nothwendigkeit seiner raschen Abreise darzuthun und Näheres auf die Zeit des Wiedersehens zu verweisen. Obgleich er letzteren Punkt nur andeutete, widerstrebte es ihm dennoch, halb zu versprechen, was er nicht halten wollte; der Brief wollte nicht gelingen, zwei, drei Blätter wurden zerrissen, das eine sagte zu viel, das andere zu wenig. Mit dem Vorsatz, den Freund morgen früh an seinem gewöhnlichen Arbeitsplatze aufzusuchen, und ihm dort mündlich zu sagen, was der Feder nicht gelang, löschte er endlich das Licht, als schon der grauende Morgen nahte, und warf sich auf das noch unberührte Lager.

Als Arnold am nächsten Morgen mit hastigem Schritt den Platz erreicht hatte, an dem er Roloff täglich von acht Uhr an beschäftigt wußte, erfuhr er zu seiner unangenehmen Ueberraschung durch den Gehülfen des Malers, der Freund sei vor kurzer Zeit hier gewesen, habe sich aber nach einigen ihm gegebenen Weisungen sogleich wieder entfernt und dabei bemerkt, er würde erst nach Tische wieder hinauskommen. Noch einen theilnahmsvollen Blick warf der Scheidende auf das, der Vollendung entgegenreifende Werk des Freundes, dessen Fortschritten er mit so großem Antheil seit Monaten gefolgt war. Vor Allem hing sein Auge dort an jener Engelsgruppe, die das Hauptbild der gen Himmel schwebenden Madonna umgab — einer dieser Engelsköpfe trug in lebendiger, sprechender Aehnlichkeit Martha's holde Züge, und schon gar manches Mal hatte er sich mit dem Maler gemeinschaftlich des gelungenen Porträts erfreut. Lebe wohl! tönte es in seinem innersten Herzen — lebe wohl, und für alle Zeit!

Als er den Gasthof zum Engel wieder erreicht hatte, sandte er sogleich in die Wohnung Roloff's hinüber und ließ ihn bitten, zu ihm zu kommen. Nur noch eine halbe Stunde fehlte bis zum Abgang der Post, und mit steigendem Unbehagen erhielt er den Bescheid, der Maler sey zur gewohnten Zeit ausgegangen und noch nicht wieder zurück. Nun mußte doch abermals zur Feder gegriffen werden; daß er den Freund vergeblich aufgesucht, welches Unerwartete ihn zur plötzlichen Abreise trieb, daß er die Zeit seiner Wiederkehr nicht bestimmen könnte, und die Bitte, ihm einmal nach Danzig zu schreiben, im Fall seine Abwesenheit sich lange verzögern sollte, — das war der Inhalt eines hastig geschriebenen Blättchens, das er dem zurückbleibenden alten Schulfreund mit der Bitte um Bestellung übergab, als er ihm mit herzlichem Händedruck Lebewohl sagte. Noch wenige Augenblicke, und der Wagen rollte dahin. Nur drei Monate waren vergangen, seit der junge Arzt in dem Städtchen angelangt war, das er jetzt wieder verließ — sie hatten genügt, jenen Zug in sein Gesicht zu prägen, den wie ein Freimaurerzeichen alle erkennen, die den Becher, der Jedem gereicht wird, nicht bloß gekostet, sondern ihn geleert haben.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen in der Bretagne.

Von Eugen Frommherz.

(Schluß.)

Es war ursprünglich mein Plan gewesen, erst nach Nantes und dann nach Vannes zu gehen; allein ich änderte meine Reiseroute, nachdem ich von kompetenten Richtern vernommen hatte, daß Nantes eigentlich gar nichts Sehenswürdiges darbiete. Ich miethete mir daher in Rennes einen jener offenen Wagen, deren sich hier zu Lande die wohlhabenderen Bauern und Pächter zu ihren größeren Ausflügen bedienen und die einigermaßen jenen leichten Fuhrwerken gleichen, die wir in Süddeutschland Bernerwägelchen nennen. Mein Fuhrwerk ward gezogen von einem schmucken, kräftigen, bretonischen Pferde, und als Rossellenker hatte ich einen jungen Burschen in einem so auffallenden aber malerischen Kostüm, daß er darin auf jedem Maskenball hätte erscheinen können und in den Straßen einer deutschen Stadt sicherlich Aufsehen erregt haben würde. Uebrigens war der Bursche klug, gewandt und willfährig, und wir kamen während der zwei Tage unserer gemeinschaftlichen Fahrt sehr gut mit einander aus. Die Entfernung zwischen Rennes und Vannes beträgt etwas über sechszehn deutsche Meilen, und der Weg durchschneidet einen der malerischesten Theile der Bretagne. Für Diejenigen, welche schneller vom Fleck kommen möchten, bietet sich eine Fahrgelegenheit mit der täglichen Diligence zwischen Dinan und Vannes. Wer aber nicht mit der Zeit zu geizen hat, dem empfehle ich meine Reiseroute und Art zu reisen.

Ich möchte Zeit und Raum genug haben, um mein Nachtquartier in Pont Guillamet zu beschreiben, welches mir als eine der angenehmsten Erinnerungen aus einem langen Wanderleben noch lange im Gedächtnisse bleiben wird. Das Wirthshaus in Pont Guillamet war eine Kneipe der gewöhnlichsten Art, kaum den Ansprüchen eines Frachtfuhrmanns genügend; aber mein freundlicher Kutscher nahm mich mit zu seinem Bruder auf dessen Maierhof, der für ein förmliches Muster dieser landesüblichen Bauernsitze gelten konnte, und mich in manchen Stücken lebhaft an die Kämpen und Bauernhöfe Westphalens erinnerte. Hier fand ich die herzlichste, gastfreundlichste Aufnahme und ward einfach aber reichlich bewirthet, namentlich mit dem köstlichsten Honig.

Meine Wirthin zeigte mir auf mein Verlangen mit Selbstgefühl ihren Bienenstand, bestehend aus dreißig Korbstöcken, die in dreifachen Reihen über einander aufgepflanzt waren, inmitten eines kleinen Geheges, welche mit Beeten voll der duftigsten Blumen umgeben war und sich an eine Reihe uralter, stattlicher Lindenbäume anlehnte. Die Frau erzählte mir, sie sende ihren Honig meist zu Markte nach Vannes, wo sie stets gute Preise dafür löse, und woselbst ein ziemlich bedeutender Honighandel betrieben werde. Dieser Honig und die Wolle einer zahlreichen Schafheerde seyen auch fast die einzigen Produkte, die sie verkauften, und der Erlös derselben reiche mehr als zur Genüge zur Deckung derjenigen wenigen Bedürfnisse der Familie hin, welche nicht aus der eigenen Wirthschaft befriedigt werden könnten.

Das Gehöfte hatte eine malerische Lage in einer Mulde zwischen zwei wellenförmigen Anhöhen des Geländes, ganz geschützt vor den oft sehr heftigen Winterstürmen. Ein tiefer Ziehbrunnen stand neben dem hochgiebeligen, strohbedachten Hause. Die stattlichen Apfel- und Birnbäume einer Baumwiese lieferten den Haustrunk für die Familie, den beliebten Cyder oder Apfelwein; ein kleiner Garten einige Gemüse und Küchenkräuter. Den Rest der Thalmulde füllten einige Krautäcker und lange Streifen Bauland für Buchweizen und Hafer, und in einer andern, von einem Bächlein durchrieselten Bodensenkung lagen etwa fünfundzwanzig Morgen Wiesen. Im Stall standen sechs Kühe, zwei Zugstiere und zwei Pferde. Ich war also schon bei einem wohlhabenden Manne, obschon mir die große Einfachheit der Lebensweise hievon keinerlei Andeutung gab.

Nachdem ich die ganze Wirthschaft besichtigt, und sogar die stattlichen Heufeimen besucht hatte, welche der Stolz des bretonischen Bauers sind (wie die Misthaufen der des deutschen Bauers), zeigte mir meine Wirthin ferner noch ihre sonstigen Schätze, namentlich ihren bunten Sonntagsstaat und denjenigen ihrer Töchter, darunter sehr schöne alte und kostbare Spitzen, wovon ein Theil zum Besatz einer Haube verwendet war, und der Rest aufbewahrt wurde bis zur Hochzeit der beiden Töchter, zweier blühenden Mädchen von zwölf und vierzehn Jahren. Ich richtete eine Menge neugieriger Fragen über ihre Wirthschaft und Lebensweise an die gute Frau, und sie gab mir mit der größten Bereitwilligkeit Bescheid und Auskunft.

Schon unterwegs war es mir mehrmals aufgefallen, daß die meisten Frauen, die uns auf der Landstraße begegneten, ritten, und zwar rittlings zu Pferde saßen, wie die Männer, welche Art zu reiten zu der weiblichen Kleidung allerdings nicht recht paßt. Allein Gewohnheit ist ja allmächtig, und so schien hier niemand ein Arg daran zu nehmen und die bretonischen Frauen sich in dieser Haltung ganz behaglich zu fühlen. Dazu waren sie insgesammt treffliche Reiterinnen, und als ich meiner Wirthin hierüber und über die Art, wie die Weiber zu Pferde saßen, meine Verwunderung ausdrückte, fragte sie mich lachend: ob ich denn das Sprüchwort nicht kenne, wornach die Bretagner zwischen Meer und Mähre, entre cheval et mer, geboren seyen?

Eine starke Viertelstunde von dem Maierhofe, wo ich übernachtete, entfernt liegt die historisch merkwürdige Ruine der Burg Elven, la Tour d'Elven, welche in der frühern Geschichte der Bretagne keine unbedeutende Rolle gespielt hat und besonders dadurch merkwürdig ist, daß Franz II., Herzog von Bretagne, darin mehre Jahre hindurch König Heinrich VII. von England und dessen Oheim, den Grafen von Pembroke, gefangen hielt. Als nämlich diese beiden nach der Schlacht von Tewkesbury entfliehen wollten, wurden sie durch einen Sturm an diese rauhe Küste verschlagen, die sich für sie doppelt ungastlich erwies, wurden dann beim Landen gefangen genommen und mußten fünfzehn Jahre lang in harter Gefangenschaft schmachten. Außerdem ist dieses Schloß auch noch dadurch interessant, daß es eines der besterhaltenen Beispiele von mittelalterlichen Burgen in der Bretagne ist und der Sage zu Folge nach dem Muster eines syrischen Kastells erbaut worden seyn soll, worin der Gründer von Elven, ein heimgekehrter Kreuzfahrer, einst längere Zeit gefangen saß.

Die Gegend zwischen Rennes und Vannes ist höchst wechselvoll und oft sehr malerisch. Wald und Haide bilden abwechselnd die Landschaft, bald ganz öde und gleichsam im Naturzustande, bald wieder belebt durch einzelne Maierhöfe, deren hohe Strohdächer aus Kränzen grüner Obstbäume hervorschauen, oder durch stattliche Herrensitze und alte burgartige Schlösser mit Parks und uralten herrlichen Bäumen. Namentlich die hügeligen Parthieen machen einen wunderlieblichen Eindruck. Von größeren Dörfern und Flecken berührt man nur wenige, und diese sind meist durch ihre Unsauberkeit nicht eben einladend.

Die Stadt Vannes liegt in geringer Entfernung von der offenen See, im Schooße einer schmalen, flußartigen Meerenge, die einen Theil des Golfs von Morbihan bildet. Vannes zeichnet sich noch in weit höherem Grade als die anderen Städte der Bretagne, die ich besucht habe, durch jenes alterthümliche Ansehen aus, welches mir derartige Städte so interessant macht. Die massiven Portale, die weit über einander vorspringenden Stockwerke der Häuser, die engen Straßen, die düstere Färbung sind lauter Züge, die in Vannes allenthalben wiederkehren; allein außer diesen allgemeinen Anziehungspunkten bietet die Stadt nichts, was den Fremden zu längerem Bleiben einladen könnte.

Eine sehr gute Diligence brachte mich in zwölf Stunden von Vannes nach Auray. Dieser Theil meiner Reise war äußerst interessant; allein in meinem Geiste drängten sich so viele angenehme Erinnerungen an die Vergangenheit und so aufregende Ahnungen von künftig zu sehenden Merkwürdigkeiten, daß ich mir die Zeit trefflich damit vertrieb und die Fahrt mir äußerst kurz vorkam. Ganz besonders unterhielt es mich, von meinem Sitz im Coupé aus den Wechsel der Pferde, die meist sehr schmuck und kräftig waren, und das sonderbare Treiben des Kondukteurs zu beobachten, sowie auf die Bemerkungen zu lauschen, welche meine beiden Reisegefährten austauschten. Der eine derselben war eine hübsche, lustige, lebhafte Französin, Kammerjungfer bei einer adeligen Dame in Auray, zu welcher sie nun reiste, nachdem sie wegen Krankheit in Rennes hatte zurückbleiben müssen. Ihre Freude, eine Person zu finden, mit welcher sie französisch sprechen konnte, da sie ebenfalls kein Wort bretonisch verstand, war sehr belustigend, und die Fragen, die sie mit einer hübschen Mischung von Schüchternheit und Neugier, von Schalkhaftigkeit und Erstaunen, über unser Deutschland und das häusliche Leben daselbst an mich richtete, bildeten einen höchst ergötzlichen Zeitvertreib auf der Fahrt. Der andere Reisegefährte war ein junger Weltgeistlicher, der früher in Paris gewesen war, und auf dessen dunklen, rauhen Zügen ein ungewöhnlicher Ernst lag, der sich auch in seinen seltenen Bemerkungen und Aeußerungen kundgab, weßhalb er von dem Muthwillen und der sprudelnden Laune der kleinen Soubrette manche kleine Neckerei erleiden mußte.

Meine Reise nach Auray galt nicht dieser kleinen und wenig ansprechenden Stadt, sondern dem benachbarten Carnac, dessen Druiden-Denkmäler nicht besucht zu haben ich für eine unverzeihliche Versäumniß gehalten haben würde. Diese Denkzeichen einer grauen, sagenhaften Vorzeit sind so wunderbar, ihr Zweck und

Vorhandenseyn so unbegreiflich und die zu ihrer Erklärung aufgestellten Theorieen so ungenügend, daß gerade das darüber liegende geschichtliche Dunkel einen Anziehungspunkt mehr bildet. Man kann sich kaum vergegenwärtigen, auf welche Weise es der blosen Menschenkraft nur überhaupt möglich war, diese riesenhaften Steinblöcke nach ihrem jetzigen Standorte zu schaffen und daselbst aufzustellen. Diese kolossalen Ueberreste einer fernen Vorzeit werden gewöhnlich für ein Werk der Druiden ausgegeben, und es ist eigenthümlich, daß diese unfruchtbare, dünn bevölkerte Gegend, in welcher die Bewohner sogar heutzutage kaum noch ihren dürftigen Unterhalt finden, zum vorzugsweisen Aufenthalt der druidischen Religion in Frankreich gemacht worden seyn sollte.

Zum Glück für mich war der Wind günstig, so daß ich mich bei meiner Ankunft in Auray entschloß, ein Boot zu miethen und den Auray hinunterzufahren bis Locmariaker, was weitaus der angenehmste Weg nach Carnac ist. Doch beobachtete ich die Vorsichtsmaßregel, ein Gefährt vorauszuschicken nach Carnac, um eine Fahrgelegenheit zur Rückkehr von dort zu haben. Der Tag nach meiner Ankunft in Auray war ein schöner, friedlicher, sonniger Herbsttag, nicht allzu hell und heiß, denn weiße flockige Wölkchen zogen hie und da über den Himmel, verschleierten die Sonne und warfen über die Landschaft jene wechselnden Schatten, welche zum überraschenden Effekt der Scene, die ich besuchen wollte, so wesentlich beitragen. Die Fährleute theilten mir mit, bei niedrigem Wasserstande sehe man in der Nähe eines Ortes, der Rosnaven hieß, noch die Ueberreste einer Brücke, welche die Römer hier einst erbaut haben sollten. Wie merkwürdig sind doch die Ueberreste, welche jenes thatkräftige Volk des Alterthums hinterlassen hat! Ueberall, wo sie einst festen Fuß gefaßt hatten, sind noch Spuren von ihrem Daseyn vorhanden, welche ganz unvertilgbar erscheinen, da sie im Verlauf von beinahe zwei Jahrtausenden allen Zerfall und alle Vergänglichkeit überlebt hatten, denen jedes Menschenwerk unvermeidlich geweiht zu seyn scheint. Bald darauf liefen wir in den Morbiban ein, was wörtlich das „kleine Meer“ bedeutet, — eine Art Binnensee, der um seiner zahllosen kleinen Eilande willen sehr schwierig zu befahren ist, weßhalb sich die Schiffleute auch nur bei ganz gutem Wetter dazu verstehen, mit ihren Nachen hieher zu fahren. Unser Landungsplatz war ein kleines Quai, in geringer Entfernung von dem Dorfe Locmariaker, und kaum waren wir hier an's Land getreten, so sah ich mich auch schon von allen Seiten umringt von den wundersamen Spuren einer nun für immer verloren gegangenen Religion.

Dicht bei dem Dorfe Locmariaker befinden sich zwei große Barros oder Steinhaufen, und zahlreiche menhir oder Langsteine liegen in allen Richtungen. Das merkwürdigste von diesen Druiden-Monumenten ist aber in der Nähe von Mont-Hellu zu sehen. Zwischen diesem Orte und dem Dorfe liegt der größte Menhir, den man kennt. Er ist, wie gegenwärtig beinahe sämmtliche Denksteine dieser Art, zerbrochen, und liegt in vier Bruchstücken umher. Als er noch ganz war, muß er nahezu sechs Fuß in der Höhe und sechszig in der Länge gemessen haben. Der Zuschauer betrachtet mit sprachlosem Erstaunen diese Ueberbleibsel des fernen Alterthums, wenn er bedenkt, welch ungeheure Schwierigkeiten die Fortschaffung einer solchen Masse in jenen rohen Zeiten verursacht haben muß, aus denen sich die Aufstellung dieser Steine herschreibt. Von Maschinen und künstlichen Hülfsmitteln war damals noch keine Rede, und so muß denn durch blose Menschenkraft allein jene Aufgabe gelöst worden seyn, die so riesenhaft ist, daß sie sogar in unseren Tagen bei der großen Hülfe der wirksamsten Maschinen und anderen Erfindungen des menschlichen Scharfsinns für ein herkulisches Unternehmen gelten müßte. Eine andere merkwürdige Thatsache in Betreff dieses merkwürdigen Steines ist die Glätte der Bruchstellen. Welche Kraft kann groß genug gewesen seyn, um diese ungeheure Masse in zwei Hälften gebrochen (denn das Entzweibrechen der beiden Hälften ist von neuerem Datum) und sie aus ihrer ursprünglichen aufrechten Stellung umgestürzt zu haben. Man kann ohne allzu große Mühe unter einige Stücke dieses einst kreisrunden Monoliths, die auf kleineren ruhen, hinunterkriechen und die seltsamen Skulpturen auf deren unterer Fläche untersuchen; aber Niemand ist im Stande, von diesen Bildner-Arbeiten, ihrem Zweck und ihrer Bedeutung eine rationelle Erklärung zu geben.

Locmariaker liegt auf einer Halbinsel, welche mit derjenigen von Khays das Meer von Morbihan von den wilden Wogen des atlantischen Oceans trennt. Ich hätte gerne noch länger an diesem eigenthümlichen Orte geweilt, allein ich mußte aufbrechen und wegeilen, da ich noch ein Stück Weges nach Carnac zu gehen hatte. Die Entfernung zwischen beiden Orten beträgt zwei Wegstunden, und da die Sonne mittlerweile ziemlich kräftig schien, so war ich am Ende froh, als ich das Dorf Carnac zu Gesicht bekam, welches mit seinen Thürmen und malerischen, von der Sonne bestrahlten Häusern und dem in der Ferne sich weithin erstreckenden Meere einen wunderlieblichen Anblick gewährte, während landeinwärts soweit das Auge reichte, eine wilde, dürr und unfruchtbar aussehende Landschaft sich hindehnte, die nach allen Richtungen hin mit wunderbaren Reihen von grauen Steinsäulen besetzt war.

Diese Sammlungen von riesig großen Steinen, deren manche bis zur Höhe von zwölf Fuß aus dem Boden ragen und dabei von gewaltiger Breite und Dicke sind, werden von den Gelehrten Dracontia (Schlangentempel) genannt und sollen von den Anbetern der Schlange und der Sonne errichtet worden seyn. Sie stehen in eilf parallelen Reihen, sind an Einer Stelle sehr groß und breit, nehmen dann auf einer Strecke an Größe ab, und werden dann allmählig wieder dicker.

Wir wanderten ihren Zeilen entlang, etwas über zweitausend Schritte weit von der einen Stelle, wo die größeren Steine beisammen standen, zu einem andern Punkte, wo einige der am seltsamsten geformten Säulen standen. Die ganze Umgebung ist wild und malerisch, und die Nähe des Meeres trägt zu dem großartigen Eindruck des Ganzen wesentlich bei. Die Wolken, welche von Zeit zu Zeit über die Sonne hinzogen und sie verschleierten, versetzten einige der ungeheuren Massen in Schatten, während andere in einer hellen Beleuchtung sich von jenen abhoben; und als erst der Sonnenuntergang kam und mit seiner reichen, glühenden Färbung das Ganze überfluthete, da brachte er einen Anblick und Eindruck hervor, den ich nicht zu beschreiben vermag und der wahrhaft zauberisch wirkte. Viele der Steinsäulen glänzten wie polirtes Gold, während andere gewissermaßen in demselben rosenfarbigen, duftig hingehauchten Tone prangten, welchen das scheidende Tagesgestirn auf die Wolken warf.

Mein Führer brachte mich gerade in diesem Augenblick zu einem Orte in geringer Entfernung, von wo aus ich einen sehr schönen Ueberblick auf das ganze große Feld mit den Steinmassen hatte. Sie stehen inmitten einer kahlen Haide von wildem Aussehen und zeigen sich, wenn nicht von glorreichem Sonnenschein überfluthet, in einem düstern Grau. Viele dieser Steinsäulen sind von langem wirren Moose überwuchert und zeugen auch hiedurch von der langen langen Zeit, seit welcher sie ihre gegenwärtige Stellung einnehmen.

Die eilf Reihen von Monolithen bilden zehn breite Alleen

deren jede von einem Halbkreis von Steinen abgeschlossen wird. Allein die Reihen haben gegenwärtig viele Lücken, da die Bauern der Umgegend sich des ihnen so nahe gebotenen herrenlosen Materials bedient haben. Die meisten Gebäude der Umgebungen sind aus solchen Steinen aufgeführt, allein man hat berechnet, daß trotzdem gegenwärtig noch mehr als 12,000 derartiger Steine auf dem Felde von Carnac stehen. Es sind lauter Blöcke von grauem Granit, der hier das „Liegende," d. h. die Unterlage, der ganzen Gegend bildet und oft in mächtigen Stücken zu Tage steht.

Es sind natürlich alle möglichen seltsamen Legenden im Umlauf, um diese wunderbare Sammlung von Stein- oder Denksäulen zu erklären, und viele dieser Sagen bringen die Gründung derselben sogar mit der christlichen Heiligen-Legende in Zusammenhang. Eine dieser letzteren Sagen, welche allgemein geglaubt wird und daher zum Beweis für die Leichtgläubigkeit und Bigotterie der Bretagner gelten kann, will ich hier erzählen: „Zur Zeit einer großen, grausamen Christenverfolgung wurde auch der heilige Cornelius von einer großen Schaar blutdürstiger Heiden hart bedrängt und floh nach der Meeresküste; da er aber hier kein Fahrzeug fand, auf welchem er sich hätte retten können, so warf er sich nieder und flehte zu Gott, er möge ihn von seinen ruchlosen Bedrängern befreien, worauf diese sogleich in jene Steine verwandelt wurden, welche man noch auf dem Felde von Carnac sieht." Aus einiger Entfernung betrachtet, haben die Reihen dieser Granitblöcke allerdings das Aussehen eines Regiments Soldaten, und dieß mag in den Köpfen jener abergläubischen und unwissenden Bauern die erste Idee zu der eben erzählten Legende angeregt haben. Was nun den eigentlichen Ursprung dieser Massen anlangt, so scheint mir die glaubwürdigste Lesart der Erklärung diejenige zu seyn, welche behauptet, diese weit ausgedehnte Fläche seye höchst wahrscheinlich ein Begräbnißplatz gewesen, den man auf der Wahlstatt irgend einer großen Schlacht angelegt habe. Reihengräber sind im keltischen und allemannischen Alterthum etwas ganz Gewöhnliches, und so kann die Stätte irgend einer großen, blutigen Entscheidungsschlacht gar leicht zum Anfang eines Leichenfeldes gedient haben, das mehre Jahrhunderte lang die Leichen der bedeutendsten Krieger aufnahm. Was aber auch immer die Ursache gewesen seyn mag, aus welcher diese Steinsäulen hier errichtet wurden, so kann nichts das an Ehrfurcht gränzende Staunen und die Bewunderung abschwächen, welche ihr Anblick dem Beschauer einflößt, und noch lange nachdem ich Carnac wieder verlassen hatte, war mein Geist ganz erfüllt von den Eindrücken dieses wundersamen Schauspiels und weilte mit Interesse auf den Erinnerungen, welche sich daran knüpften.

Auf der Heimfahrt von Carnac hatte ich noch einen sehr schönen Rückblick auf das Dorf und das Steinfeld von der Tombelle de St. Michel aus, einem hohen Haufen von unbehauenen Feldsteinen, welcher östlich von der großen Pfeilermenge steht. Diese nicht ohne einige Kunst auf einander gesetzten oder aufgethürmten Haufen von Feldsteinen, offenbar keltischen Ursprungs, sind in der Bretagne nichts Seltenes, und sind wohl identisch mit den Cairns in Schottland und Irland. Von der Anhöhe der Tombelle de St. Michel aus hatte ich zugleich auch noch eine herrliche Aussicht auf das Meer und das Vorgebirge von Quiberon, über welches bereits die allerletzten schrägen Strahlen der Sonne hinzuckten. Bald hüllte Dämmerung die Landschaft ein, und mich noch einmal zu ihr umwendend, nahm ich einen langen, wehmüthigen Abschied von einer Stelle, die mir nie wieder aus dem Gedächtniß weichen wird.

Im schönsten Vollmondschein fuhr ich nach Auray zurück durch die matt erhellte Nacht; es war hell genug, um die einzelnen Gegenstände und Züge der Landschaft auf einige Entfernung hin zu unterscheiden, und diese durchsichtige Dämmerung nebst der stillen Einsamkeit, die über der Gegend lagen, versetzte mich in eine seltsame, träumerische, sinnende Stimmung. Die wunderlichsten Gedanken und Ideen tauchten in mir auf über jenes Volk, das mit ungeheurer Mühe jene furchtbaren Steinkolosse brach, weiter beförderte und in Reihen aufrichtete, um sie vielleicht zu Gegenständen seiner religiösen Verehrung zu machen! Welche Bewunderung heischen der Fleiß und Eifer und die Ausdauer, welche erforderlich waren, um solch überraschende, wenn auch zwecklose Resultate zu erzielen! Wunderliche Visionen gaukelten meinem Geiste vor, von den zahlreichen Priesterbanden mit ihrem Gefolge, wie sie hier in der Ausübung ihrer heidnischen Mysterien und blutigen Menschenopfer sich nächtlicher Weile herumgetrieben! Derselbe Mond wie damals schien noch auf dieselbe Stelle hernieder, die in keiner Weise verändert war. Noch immer umgab dieselbe unwirthliche wilde Haide den ungeheuren Tempel, und der frische Seewind trug das Gemurmel der Meereswogen herüber noch heute wie damals, daß es mir wie ein geisterhaftes Requiem für die dort bestatteten Krieger und Barden und Priester in die Ohren drang....

Allein zurück zur Wirklichkeit und zum Schlusse meines Ausflugs in die Bretagne. Von Auray aus fand ich am andern Tage Gelegenheit, mit einem Küstenfahrzeuge die Meerenge des Auray hinunter und längs dem wilden Morbihan hinzufahren, bis wir das offene Meer erreichten und an der kleinen, von vielen Eilanden und kahlen Klippen umgebenen Insel Méaban, an den Inseln Houat und Dumet vorüber in den kleinen Golf einliefen, den die Mündung der Loire bildet. In dem kleinen Hafen St. Nazaire, der nur um seiner Werften willen berühmt ist, viele kleinere Handelsfahrzeuge liefert und zur Zeit der Continentalsperre der gelegenste Schlupfwinkel für die gefürchtetsten französischen Kaperschiffe war, stieg ich aus und wartete auf das Dampfboot, welches mich über Paimboeuf die Loire hinauf brachte nach Nantes, welches ich nun doch besuchen mußte. Allein ich blieb nicht länger in Nantes als bis zum Abgang des nächsten Bahnzuges nach Angers, auf welchem ich eine sehr genußreiche, aber nur allzu rasche Fahrt längs der herrlichen Loire machte. Ueber diesen Theil meiner Reise und die freundliche Stadt Angers berichte ich wohl ein ander Mal ausführlicher. Hier will ich nur noch von Saumur reden, wo es mir ganz besonders gefiel. Saumur ist eine der schönst gelegenen und malerischesten Städte in der ganzen Loire und macht von allen Seiten einen überraschenden Eindruck. Die Thürme mit ihren Zinnen, die Kirchthurmspitzen, die wehrhaften Thore und Thürme geben ihm ein wundervolles Ensemble von Stärke und Alterthümlichkeit. Einen besonders schönen Zug, ein Gesammtbild der Stadt gewährt das Schloß oder die Burg von Saumur, auf einem steilen Felsgrat gelegen, der sich schroff nach der Stadt absenkt. Von den Terrassen der Burg aus genießt man eine unvergleichlich schöne Aussicht über das fruchtbare Gelände auf beiden Ufern der Loire und auf die herrlichen grünen Gärten, die sich um die grauen Mauern der Stadt hinziehen; allenthalben begegnet dem Auge ein Ausblick, wie er freundlicher und frischer kaum wieder gefunden werden kann.

Saumur war einst die feste Burg der französischen Protestanten und blühte durch den Gewerbefleiß und die nüchterne Sparsamkeit derselben, bis der Widerruf des Edikts von Nantes den Wohlstand und die Bedeutung der Stadt zerstörte, dadurch daß ihre Einwohner in die Verbannung getrieben wurden.

Etwa eine halbe Wegstunde vor der Stadt ist noch eines der

best erhaltenen druidischen Ueberbleibsel in Frankreich zu sehen, nämlich der sogenannte Dolmen von Bagneuse. Er besteht aus vierzehn ungeheuren Steinen, die in Gestalt eines Kartenhauses aufgerichtet und mit anderen ungeheuren Blöcken überlegt sind, welche das Dach bilden. Das Ganze hat eine Länge von fünfzig Fuß. Jede Seite wird von vier Steinen, das Dach ebenfalls von vier solchen gebildet; der größte Steinblock ist 24 Fuß lang, 21 Fuß breit und beinahe 3 Fuß dick, und besteht aus grobkörnigem altem Sandstein. Nun steht aber in der ganzen Umgebung, auf Meilen in der Runde, nirgends Sandstein an, und in dem einzigen Bezirke, wo er gefunden wird, liegt er tief unter der Oberfläche. Es müssen daher diese kolossalen Platten mit unsäglicher Mühe gebrochen und auf große Entfernung hieher geschafft worden seyn. So eigenthümlich und merkwürdig dieser Tempel ist, so übte er auf mich doch nicht den tiefen und großartigen Eindruck, wie die wilde und denkwürdige Scene von Carnac, denn hier fehlt gerade all' das Beiwerk: öde Haide und freies Meer, was den Ruinen von Carnac einen so großen Effekt leiht.

Was mir an Saumur ganz besonders auffiel, war die beinahe blendende Weiße der Häuser, welche von der außerordentlich reinen Farbe des Sandsteins herrührt, woraus sie erbaut sind. Diese leiht selbst den einfachsten Gebäuden ein eigenthümlich glänzendes und freundliches, ornamentales Aussehen, welches zur Zeit meines Besuchs noch erhöht wurde durch das bunte, üppige Laub der Akazien-, Linden-, Nuß- und Kastanien-, Tulpen-Bäume, Catalpas und des wilden Weins, welcher damals in der schönsten Glorie herbstlichen Purpurs prangte. Die schönen Obstgärten und Weinberge, und die reiche Kultur der vielfach angebauten Felder verleihen in der That diesem Gelände den Anblick eines einzigen, überaus üppigen Gartens, so reichlich und verschwenderisch hat die Hand der Natur hier ihre Schätze über das Land verbreitet.

Die Umgegend von Saumur bietet noch manche historisch merkwürdige Punkte; so z. B. auf dem Wege nach Tours den kleinen Flecken Dampierre, wo Margarethe von Anjou ihr vielgeprüftes Leben voll verfehlten ehrgeizigen Strebens endigte. Ludwig XI., welcher sie um 50 000 Kronen aus der Gefangenschaft Eduard's IV. losgekauft, hatte ihr hier ein Haus geschenkt, worin sie ihre Tage beschloß. Ferner liegt in der Nähe von Saumur die ehemalige Benediktiner-Abtei Fontevrault, der Begräbnißplatz der Könige aus dem Hause Plantagenet; das damit verbundene Kloster, welches eine der Wiegen der mittelalterlichen wissenschaftlichen Kultur für Frankreich gewesen war, hat neun Jahrhunderte hindurch bestanden, um endlich in ein — Zuchthaus verwandelt zu werden. Der Zahn der Zeit hat gewaltig an der wunderschönen Kirche der Abtei genagt, die sich, obwohl nicht mehr zur Bretagne gehörig, doch mit dem Schönsten messen kann, was die an prachtvollen alten Kirchen und Kathedralen so reiche Bretagne nur in diesem Stücke aufzuweisen hat.

Von Saumur fuhr ich auf der Eisenbahn nach Tours, und verließ somit die Bretagne, um in den Garten von Frankreich, die üppig schöne und reiche Touraine einzutreten, der ich besondere Aufmerksamkeit widmen wollte. Es war schon spät am Abend, als ich in Tours anlangte, so daß ich mich erst am andern Morgen des Anblicks dieser schönen und durchaus echt französischen Stadt erfreuen konnte. Ich sah hier in Tours selbst und in seiner Umgebung so vieles mir ganz Neue und Interessante, daß ich mir vorgenommen habe, in einem besondern Aufsatz darauf zurückzukommen; ich schließe daher hier die gedrängte Schilderung meines Ausflugs in die Bretagne mit der Bemerkung, daß nicht der mindeste Unfall dieselbe getrübt und daß sie mir bei verhältnißmäßig ganz geringem Aufwand weit mehr Genuß gewährt hatte, als ich mir selber davon versprochen. Ich habe das Land überall schön und malerisch, wenn auch allzu dünn bevölkert und allzu schlecht angebaut gefunden; aber ich verkehrte gern mit diesem merkwürdigen Volke, das in Tracht, Sitten, Bräuchen und Anschauungen schon seit Jahrhunderten stille gestanden zu seyn scheint. Land und Leute aber passen zu einander, sowie zu den merkwürdigen, alterthümlichen Häusern in Stadt und Land, worin diese Bretonen leben, welche sich in allen Stücken von jedem andern Volksstamme unterscheiden, den ich bis jetzt kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Ein Heirathsgesuch.

Erzählung.

Jüngst las ich in einem modernen Schriftsteller: „der Tabak ist das Grab der Liebe." Mich dünkt, dem berühmten Verfasser, vor dessen Autorität ich übrigens allen Respekt habe, mag es mit diesem Dictum nicht besser ergehen, als es mit der Wahrheit manches Sprüchworts gehen mag. Ich wenigstens vermag an einem eigenen Erlebniß das Gegentheil zu beweisen.

Vor einundzwanzig Jahren saß ich an einem Herbstabend vor dem Ofen meiner bescheidenen Junggesellen-Wohnung, und summirte zahllose Seiten meines Haushaltungsbuches zusammen, um daraus zu ersehen, wie viel mich meine Garçons-Haushaltung durchschnittlich kostete, und um zu erwägen, ob ich nicht besser daran thue, die eigene Wirthschaft aufzugeben und dem Beispiele eines Bekannten zu folgen, welcher seit Kurzem in einem anständigen Gasthofe „in Pension" gegangen war. In den zehn Jahren meiner Junggesellen-Wirthschaft hatte ich mit den „gesetzten Personen," die mir mein kleines Hauswesen führten, die verschiedensten Widerwärtigkeiten erlebt und zur Genüge erfahren, daß Haushälterinnen in dem uninteressanten Alter zwischen vierzig und fünfzig Jahren keine Tugendspiegel und Rosenmädchen sind und sich sehr selten für den Monthyon'schen Preis empfehlen würden. Die Eine hatte ihren „Neffen" in meine abgelegte Garderobe gekleidet, ohne mich dafür um Erlaubniß zu fragen; eine Andere fütterte von dem allzu reichlichen Abhub meiner bescheidenen Hausmannskost ihre ganze Familie durch; eine Dritte hatte unter Tags, wenn ich auf dem Comptoir war, in meiner Wohnung Rendezvous mit ihrem Trompeter, der meine Hemden trug, meine Cigarren rauchte, meinen Bordeauxwein trank und einmal im Carneval in meinem Domino auf dem Maskenball war; eine Vierte hatte zwei 'Kinder der Liebe' zu unterhalten, deren Kostfrau sie aus meinem Vorrath mit Zucker, Kaffee, Reis und allen möglichen Kolonialwaaren versah, und dergleichen mehr. Alle aber hatten nachweisbar mich nach Möglichkeit betrogen und bei allen Markteinkäufen mehr an ihren eigenen, als an meinen Vortheil gedacht; alle hatten um vieles Geld möglichst wenig gethan und auf jede Klage von mir mit Grobheit geantwortet. Kurzum, die Haushälterinnen insgesammt — und ich hatte deren bereits ein ganzes Bäckerdutzend, die ominöse Zahl dreizehn, gehabt — waren der trübste Schatten gewesen, der in mein sonst so behagliches und zufriedenes Daseyn hereinfiel, und machten mich ernstlich darüber nachdenken, ob ich denn überhaupt dazu verurtheilt seye, für ein derartiges gemeines Weib zu arbeiten und zu sorgen.

Das Addiren und Rechnen machte mich nicht klüger. So klein

die vielen einzelnen Posten auch waren, die ich zusammenzählte, so bildeten sie doch am Schlusse jedes Monats eine Summe, deren Höhe mich erschreckte und mir die Ueberzeugung gab, daß Hunderte von kleinen Handwerkern, von niedrigen Beamten, ja sogar von Familien aus dem gebildeten Mittelstande dafür zufrieden und behaglich sammt Kind und Gesinde leben konnten, während ich nicht einmal meine geringen Ansprüche an Behaglichkeit befriedigt sah. Mein Kopf wirbelte vom Addiren, ich schwitzte — nicht vor Angst, sondern ob der Arbeit. Zum Geier mit diesem fruchtlosen Nachrechnen! dachte ich; lieber wollt' ich die Jahres-Bilanz des größten Handelsgeschäftes aufstellen. Und was hilft mir am Ende all mein Addiren und meine Genauigkeit? der Wolf frißt ja auch die gezählten Schafe, und die meinigen hat er schon gefressen! — Ich klappte mein Hausbuch geräuschvoll zu und warf es in die Schublade meines Schreibtisches, griff in die Tasche meines Schlafrocks, holte meine Cigarrenbüchse heraus, warf mich in meinen Lehnstuhl zurück und zündete mir eine echte Regalia an, deren Wölkchen ich mit einem wahren Genusse hinausblies. Ich fühlte mich angegriffen und erschöpft von der kleinlichen, peinlichen Arbeit — ich suchte Aufregung in meiner Cigarre. Ich war damals Associé eines kleinen Engros-Geschäftes — das heutzutage ein großes geworden ist; ich hatte mein Auskommen und geizte nicht, aber dennoch ärgerte es mich, daß ich nur zum dupe von gemeinen Weibern bestimmt seyn sollte. Ich seufzte, nicht aus Liebe, sondern aus Müdigkeit; denn die Wahrheit zu gestehen, ich war nie verliebt gewesen. Soll dieß so fortgehen? fragte ich mich, träumerisch durch die Ringeln meiner Cigarre zu einem großen Bilde ausblickend, das über meinem Schreibtisch hing und Romeo und Julien in der Balkonscene darstellte. Soll ich meine besten Jahre damit vergeuden, die Ausgaben für Ochsenfleisch, Semmeln, Möhren und Salat zu addiren, und Waschzettel zu kontroliren? Ich seufzte abermals, und bei diesem Akte riß das Knöpfchen an meinem Hemdkragen ab, als ob irgend eine höhere Macht rechtzeitig diesen Zufall verfügt hätte, um mich an meine Hülflosigkeit zu erinnern!

Das Knöpfchen machte das Maaß meines Unmuths voll, obschon es auf der Innenseite meines Hemdes hinunterglitt und mit Perlmutter-Kälte über mein Herz hinabpassirte und für einen Moment den Entschluß niederzukämpfen drohte, mit welchem ich mich trug. Ich fühlte Mitleid mit meiner eigenen, einsamen, liebeleeren Lage, und Mitleid ist ja eine Base der Liebe. Ich dachte im Ernste an's Heirathen, aber wie sollte ich dieß anstellen? die meisten Männer in meinem Alter — und ich zählte damals sechsunddreißig Jahre und zwei Monate — hätten ihre Neigung bereits auf irgend einen bestimmten Gegenstand gerichtet gehabt, daß es für sie nichts mehr bedurft haben würde, als die Heiraths-Erlaubniß zu erlangen, die Sporteln zu bezahlen, die Proklamation zu bestellen und den Hochzeitstag zu bestimmen. In diesem glücklichen Falle befand ich mich jedoch nicht. Ich war seither allzu sehr beschäftigt, allzu müssig, oder allzu träge gewesen, um meine Zeit auf's Freien zu verwenden oder „ein Verhältniß anzuknüpfen.“ Ich war nicht anspruchsvoll oder wählerisch, ich war leicht zu befriedigen, denn hätte irgend eine junge Dame von nur mittelmäßigen Reizen oder Vorzügen sich die Mühe genommen mit mir anzubinden, so würde sie mich in Kürze vor den Altar geführt haben. Ja ich wäre ihr sogar sehr dankbar gewesen, wenn sie mir diese Mühe abgenommen hätte, denn ich war zu schüchtern und verlegen, um die Initiative zu ergreifen.

Ich war schüchtern und linkisch, das gestehe ich ein. Diese Schwäche entsprang bei mir aus zweierlei Ursachen: nämlich einmal aus dem Mangel an Bekanntschaft und Umgang mit dem schönen Geschlecht, und zum andern, aus allzu emsiger Hingabe an das Geschäft. Aus letzterem Grunde entsprang der erstere, oder es standen vielleicht beide Motive mit einander in einem Causatnexus, wie die Philosophen sagen.

In dieser Stimmung griff ich nach der Zeitung, und mein erster Blick fiel auf das „reelle Heirathsgesuch“ eines Mannes, der „aus Mangel an Bekanntschaft und Gelegenheit“ auf diesem Wege eine Gattin suchte. „Mangel an Bekanntschaft und Gelegenheit?“ rief ich; „das ist ja ganz **mein** Fall! Wie wäre es, wenn du ebenfalls diesen Weg versuchtest?“ Diese Idee kitzelte mich, anfangs nicht in ernstlicher Absicht, sondern, wie ich mich selber zu überreden versuchte, aus purem Scherz. Ich nahm also den Bleistift und entwarf auf der Rückseite eines Briefes folgende Anzeige:

„Reelles Heiraths-Gesuch.

„Ein gebildeter Mann von 36 Jahren sucht auf diesem Wege eine Frau; aber nur tadellose Parthieen wollen sich melden. Der fragliche Mann sucht kein Vermögen, sondern nur eine Lebensgefährtin; er ist gesetzt und gemüthlich, des ledigen Standes überdrüssig, und sehnt sich nach einer stillen, gemüthlichen Häuslichkeit. Er ist für einen Mann ziemlich sanft, und nimmt nur aus Mangel an Zeit, Gelegenheit und Bekanntschaft seine Zuflucht zur Zeitung. Er hat ein sicheres Auskommen, das für eine Familie reichlich hinreicht, und ist erbötig, sogleich in Unterhandlung zu treten. Er verhehlt sich nicht, daß manche Schadenfrohe sich den Spaß erlauben werden, seine ehrlichen Absichten zu mystificiren; aber er warnt jedermann davor. Sollte er finden, daß ein Mann sich ein solch schnödes Spiel mit seinen Gefühlen erlaubt hat, so wird er ihm eine Tracht Schläge appliziren; einer Frau, die einen so unzarten Scherz versucht, wird er verzeihen. Er hat ein Herz für Aufrichtige, eine Reitpeitsche für Unverschämte. In beiden Fällen finden gefällige Zuschriften, welche franco unter der Chiffre P. P. an die Expedition dieser Zeitung gerichtet werden wollen, die größte Discretion und raschen Bescheid.“

Ich war mit meinem Entwurf ganz zufrieden und blies die Ringeln meiner Cigarre heiter in die Luft mit der frohen Ahnung, daß irgend etwas daraus erfolgen werde. Ich versprach mir gerade keinen großen Spaß aus der Sache, aber ich hoffte auf etwas Aufregung und Zeitvertreib, obschon ich halb und halb entschlossen war, mit keinem der Frauenzimmer, die sich melden würden, in persönliche Berührung zu kommen. Mir schwante aber trotzdem, es werde daraus irgend etwas entstehen, das mich näher berührte. Am andern Morgen schickte ich das Inserat in die Druckerei; am Sonnabend erschien es abgedruckt, und ich hörte die meisten meiner Freunde sich über den Styl der Anzeige lustig machen, und mehre äußerten scherzweise: ich müsse der Verfasser des fraglichen Schriftstücks seyn, da alle Einzelnheiten auf mich passen würden.

Am Montag Morgen sandte ich einen Laufburschen nach der Zeitungs-Expedition, um die für P. P. eingegangenen Briefe zu holen. Ich dachte mir im Voraus, derselbe werde von einigen neugierigen und müssigen Bekannten von mir erwartet und erlauert werden, und ich ließ ihn daher auf dem Heimwege bei einem meiner Bekannten, ebenfalls einem Junggesellen, ein Buch abholen. Diese List gelang. Mehre Personen folgten dem Burschen und verloren ihn nicht aus den Augen, bis sie ihn in das Comptoir meines Freundes treten sahen; dann kehrten sie um und behaupteten kühn, das Heirathsgesuch rühre von ihm her. Ich revanchirte mich auf diese Weise zur Genüge für einige muthwillige Streiche, welche dieser Bekannte mir gespielt hatte. Die Antworten

waren von dem gewöhnlichen Schlage: die Einen suchten meinen Namen herauszulocken, und noch mehre luden mich zu Rendezvous, wo ich mich zu bestimmter Zeit und Stelle mit einer Blume im Knopfloche und einem weißen Taschentuche in der Hand einfinden sollte. Nur eine einzige Zuschrift erschien ernst gemeint und geschäftsmäßig; sie kam von einer Dame, die mir eine Zusammenkunft in einer, acht Meilen entfernten Stadt vorschlug. Sie schrieb, es liege in meiner Anzeige etwas so Offenes und Gerades, daß sie überzeugt seye, ich meine es ernstlich und sie könne sich auf meine Discretion verlassen, und auf die Verschweigung ihres Namens, falls unsere Begegnung auch zu keinem Resultate führen würde. Sie seye daher erbötig, an einem gewissen Tage in einem bezeichneten Gasthofe zu N. mit mir zusammenzukommen, und wenn dann aus diesem Zusammentreffen auch keine gegenseitige Gutheißung erfolge, so seye dieß ja auch noch kein Unglück.

Die Meisten hätten vielleicht an meiner Stelle in dieser Zuschrift nur einen Fallstrick gesehen, um mich zu einer nutzlosen Reise zu veranlassen. Anders war es mit mir: eine Ahnung bestimmte mich, diese Einladung anzunehmen und bei dem Stelldichein zu erscheinen.

Von Eisenbahnen war damals noch keine Rede, wenigstens in unserer Gegend. Es war noch die gute alte Zeit der Eilwägen und Diligencen, wo man Zeit hatte, auf einer Reise von acht Meilen Bekanntschaften zu machen; — nicht wie jetzt, wo man am Ziel seiner Reise ist, ehe man sich noch die Gesichter seiner Mitreisenden im Eisenbahn-Waggon recht angesehen hat. Ich nahm mir also ein Billet im Eilwagen nach N. und trat meine Reise an. Wir waren nur unser zwei Passagiere: meine Wenigkeit und ein angenehmer, heiterer, gesprächiger, biederer älterer Herr mit einem offenen, vertrauenerweckenden Gesichte. So schüchtern und befangen ich in weiblicher Gesellschaft war, für so munter und gesellig galt ich im Umgang mit Männern. Es kostete daher gar keine Mühe, mit dem ältern Herrn bekannt zu werden und uns gegenseitig so angesprochen zu finden, daß, bis der Eilwagen sich N. näherte, Herr G., welcher erfahren hatte, daß ich daselbst übernachten wollte, mich auf das zuvorkommendste einlud, ohne alle Umstände den Abend in seinem Hause zu verbringen, anstatt mich als wildfremd in dem Gasthofe zu langweilen. Ich nahm diese Einladung ebenso herzlich an, als sie gemacht worden war, denn mein Stelldichein mit der (hoffentlich schönen) Unbekannten sollte erst am nächsten Vormittag stattfinden, und der alte Herr gefiel mir so gut, daß ich mir wirklichen Genuß von einem Abend in seiner Familie versprach.

Ich hatte kaum mein versäumtes Mittagessen durch einen tüchtigen Imbiß ersetzt, so machte ich ein bischen Toilette, und ging dann, um Herrn G. aufzusuchen und mich zum Thee bei ihm einzustellen. Ich hatte keine Mühe, ihn aufzufinden, denn er war ein Mann von Ansehen und Einfluß in der Stadt, und bewohnte ein hübsches Haus in einer der Hauptstraßen. Man führte mich in das Gesellschafts-Zimmer, wo Herr G. mich herzlich empfing und seiner Frau und seinen fünf Töchtern vorstellte. „Sie sind alle noch ledig," sagte er mit seinem gutmüthigen Scherze von den letzteren; „die urtheilslose Welt ist blind für die Vorzüge meiner fünf Mädels und scheint sie mir auf dem Halse lassen zu wollen!"

— „Jenun, Papa," erwiderte die Aelteste, die mit ihren Schwestern den Scherz des Vaters etwas übel zu nehmen schien, „wenn wir nicht abgehen wie eine frische Waare, so ist gewiß der Mangel an Anpreisung von Deiner Seite nicht schuld daran, denn so oft Du uns jemanden vorstellst, stößst Du in die Lobposaune wie in einer Zeitungs-Anzeige!"

Bei Erwähnung des letzteren Wortes ward ich etwas verlegen, und bedauerte beinahe mein Stelldichein für den andern Tag, denn Herrn G's. älteste Tochter mit ihren geistvollen Augen und ihrem sichern Wesen machte einen fühlbaren Eindruck auf mich, und ich dachte mit Unmuth an jene Unbekannte, wenn vielleicht noch an diesem Abende ein glücklicher Zufall mich finden ließ, was ich mir wünschte.

Ich will meine Leser nicht mit Schilderung alles dessen ermüden, was wir an jenem Abend beim Thee schwatzten und thaten; es genüge zu sagen, daß ich mich köstlich amüsirte und eine sehr angenehme, gemüthliche und gebildete Familie kennen lernte, sowie daß ich zu meiner Ueberraschung fand, ich lerne unter diesen einfachen herzlichen Menschen all meine Schüchternheit und Befangenheit ganz zu vergessen und mich so leicht und ungezwungen zu geben wie sie selber. Niemand fragte mich, ob ich verheirathet oder ledig seye, denn in einem Hause mit fünf unvermählten Töchtern wäre eine derartige Frage anzüglich gewesen. Ich selber aber gestand in der Zwanglosigkeit der gemüthlichen Unterhaltung einmal aus freien Stücken die Thatsache meines Junggesellenstandes ein, und hatte kaum dieses Bekenntniß abgelegt, als die Mädchen einander einen bedeutsamen, schalkhaften, verstohlenen Blick zuwarfen, der mir nicht entging. Ich vermag nicht zu beschreiben, wie seltsam mir in diesem Augenblick zu Muthe ward. Meine Empfindungen theilten sich zwischen Vergnügen und Verlegenheit, da mir plötzlich ein Argwohn durch den Kopf fuhr und, wie ich deutlich fühlte, mir das Blut in die Wangen treiben half. Gleich darauf richtete die älteste Tochter, jedoch mit einer erkünstelten Gleichgültigkeit, die ihr nicht ganz gelang, die Frage an mich: in welchem Gasthofe ich abgestiegen seye?

„Im 'Straußen,'" entgegnete ich mit einiger Verlegenheit.

Sämmtliche fünf Mädchen konnten nur mühsam ein Lachen unterdrücken und bissen sich auf die Lippen — mein Argwohn war nun zur Gewißheit geworden. Es ward nun noch musicirt und als ich es für schicklich erachtete, mich zu entfernen und mich verabschiedete, so raffte ich all' meinen Muth zusammen und flüsterte der ältesten Tochter heimlich zu: „Soll P. P. den heutigen Abend für die versprochene Zusammenkunft ansehen?"

Ein Erröthen gestand ihre Schuld, oder besser gesagt Unschuld ein, und zeigte mir, daß mein auf's Gerathewohl abgeschossener Pfeil das richtige Ziel getroffen hatte; daher drückte ich ihr vorerst nur mit Wärme die Hand und trieb die Sache nicht weiter.

Am andern Tage blieb ich bis um ein Uhr auf meinem Zimmer im Gasthofe, allein niemand kam. Ich aß daher mit gutem Appetit zu Mittag, machte nach Tische wieder etwas Toilette unter dem Gedanken: wenn der Berg nicht zu Mahomet kommt, so muß eben Mahomet zu dem Berge gehen, und damit wanderte ich zu meinem wackern alten Gastfreunde hinüber. Die jungen Damen waren alle zu Hause; die älteste saß mit einer Stickerei in einer Fensternische; ich hatte daher Gelegenheit, während ich mich über die Stickrahme beugte, um die Arbeit zu betrachten, ihr zuzuflüstern: „S. S. ist nicht pünktlich.", Sie erglühte so tief bis zum Nacken, daß der ärgste Skeptiker nicht mehr länger hätte im Zweifel seyn können. Ich sagte nichts weiter zu ihr, aber auf dem Spaziergang, den ich mit der ganzen Familie machte, unterhielt ich mich vorzugsweise mit Malwinen, und unterhielt mich gut, denn sie war klug und geistreich und doch lebhaft und gemüthlich dabei, und hatte trotz ihrer siebenundzwanzig Jahre sich doch noch ihre volle Herzensfrische bewahrt. Ich fand, daß sie nach Charakter wie nach Alter für mich paßte, und obschon sie vielleicht gerade nur im Bewußtseyn ihrer Schuld gegen mich so freundlich und zu-

thunlich war, als ob sie mir ein begangenes Unrecht abbitten und thatsächlich sühnen wollte, so wollte es mich doch bedünken, daß wir uns in vielen Stücken trefflich verstanden und in unseren Lebens-Anschauungen und Geschmacks-Richtungen übereinstimmten. Als sie mir daher am Abend in ihres Vaters Garten gestand, daß sie und ihre Schwestern im Komplott beschlossen hätten, mich für Narren zu halten und muthwillig hieher zu locken, natürlich mit dem Vorbehalt, das verheißene Stelldichein mir nicht zu gewähren, da sagte ich zu ihr: „Nun denn, meine liebe Malwine, da Sie ja geständigermaßen die Absicht hatten, mich zu umstricken, und da Sie mich hieher gelockt haben, so müssen Sie jetzt auch einwilligen, mich glücklich zu machen! ...."

* * *

„Und was antwortete sie darauf, Papa?" fragt mich meine jüngste Tochter, die mir in diesem Augenblicke beim Schreiben über meine Schulter in das Papier blickt.

„Jenun, lieb' Gänschen, erräthst Du es denn nicht?" geb' ich ihr zur Antwort; „sie mußte mir geloben, Deine Mama zu werden, und sie hat dieses Versprechen gehalten."

Die Kleingewerbe London's.

Von Alphons Esquiros.

3. Leben und Treiben der Coster-mongers.

Die Coster-mongers der Stadt London gehören zwei bestimmten Racen an, der englischen und der irischen *).

Die englischen Coster-mongers halten sich in den Höfen und Straßen in der Nähe der verschiedenen Märkte London's auf. Diese Gegenden, in denen häufig ganze Kolonien von Coster-mongers entstehen, nennen sich selbst Coster-district. Ihr Domicil besteht meist in einer Stube, in der sie die Schaalthiere kochen, die Sprotten räuchern, die Orangen in Dampf baden **), die Aepfel putzen und mit Frau und Kindern zusammen wohnen. Man kann sich vorstellen, welche Reize solch ein häuslicher Herd hat, auch ist ihr eigentliches „zu Hause" nur Straße, Bierschenke und Markt. Man hat ausgerechnet, daß nur ein Dritttheil der Coster-mongers mit eigenem Kapital handelt. Die Einen leihen sich ihr Einkaufsgeld für den Tag, Andere borgen sich die Waare selbst, wieder Andere leihen sich ihren Korb, ihren Wagen, ihren Esel; Einige borgen sich sogar Maße und Gewichte. Die Interessen des geliehenen Geldes belaufen sich bis auf 20% für die Woche; das Traurige dabei ist, daß diese Steuer nicht nur die Coster-mongers drückt, sondern auch die armen Leute, denen sie die Mundvorräthe liefern. Die öffentliche Alimentation befindet sich also größtentheils in den Händen der Wucherer. Die hausirenden Handelsleute bilden eine ganz unwissende Klasse, unter Zehnen ist nur Einer, der lesen kann. Kaum sind die Kinder zu laufen fähig, so folgen sie dem Karren des Vaters oder der Mutter; sie altern schnell; mit sieben Jahren sind sie Geschäftsleute. Man erstaunt über den Scharfsinn, das richtige Urtheil, die wunderbare Erfahrung in ihrem Handel, die mit der tiefsten Unwissenheit bei ihnen gepaart ist. Die englischen Coster-mongers bekennen sich weder zur herrschenden Kirche, noch gehören sie irgend einer andern Sekte an. Man darf jedoch daraus nicht schließen, daß ihnen jedes religiöse Gefühl fremd sei; was ihnen im Evangelium, das ihnen sonst ziemlich unbekannt ist, am Rührendsten erscheint, ist die Erzählung, wie Jesus Christus viel armes Volk mit etwas Brod und einem Stückchen Fisch sättigte. „Das beweist," fügen sie sehr naiv hinzu, „daß er ein braver Gentleman war." Die Mädchen preisen Gott für einen schönen Tag und für die Sprotten, die beide, wie sie sagen, ein Geschenk des Himmels für die armen Leute sind. Um 1850 waren die Coster-mongers fast alle Chartisten, aber so viel ich für den Augenblick von ihrem politischen Glauben habe in Erfahrung bringen können, besteht er in dem Haß der sie betreffenden administrativen Reglements. Für sie personifizirt sich die Regierung in dem policeman und dem Lord-Mayor von London.

Die itinerant Coster-mongers beschreiben in ihren Wanderungen durch die Stadt einen vorgeschriebenen Kreislauf, von dem sie nicht abweichen. Hauptsächlich suchen sie die finstern Gassen und Armenviertel auf; da machen sie die besten Geschäfte. Außer ihren regelmäßigen Stunden machen sie auch manchmal Extratouren durch die Stadtviertel außerhalb ihres Bezirks, um Kunden (customers) zu gewinnen. Endlich fühlen die Meisten unter ihnen von Zeit zu Zeit das Bedürfniß einer Luftveränderung; dann wagen sie sich auf's Land. Diese Excursionen dauern bisweilen Wochen und Monate. Manche haben sich schon auf hundert Meilen von London entfernt. Wie alle umherirrenden Klassen hängen die Coster-mongers an ihrem bitteren, mühseligen Leben mit unverbrüchlicher Treue. Vor einigen Jahren wurde ein Gelehrter auf die heroischen Kämpfe aufmerksam, die ein junges Mädchen, das seine Mutter durch Straßenhandel ernährte, täglich von Neuem zu bestehen hatte; er nahm sie als Dienstmädchen zu sich. Die Versetzung in den Käfig war dem freien Vogel schmerzlich. Da sie von klein auf barfuß durch die Straßen gewandert war, so war das Schuhwerk eine wahre Qual für sie. Abends, wenn sie alle ihre Dienste verrichtet hatte, bat sie sich einige Erholung aus; darunter verstand sie, ihre Schuhe ausziehen zu dürfen. Die gute Verpflegung, die Vortheile eines bequemen Lebens versöhnten sie eine Zeit lang mit ihrer Gefangenschaft; aber eines Tages hörte sie, daß die Sprotten wieder auf dem Markte angekommen seyen; bei dieser Nachricht schlug ihr Herz höher, und als wenn in diesen Fischen eine magnetische Kraft, ein Talisman verborgen läge, bat sie ihre Herrschaft unter vielen Danksagungen um die Erlaubniß, auf die Straßen zurückkehren zu dürfen.

Der Verdienst der Coster-mongers ist gewöhnlich ein sehr geringer und bösen Zufälligkeiten unterworfen. Die Händler, welche Kresse, Orangen, Zwiebeln, Aepfel und gebratene Fische in einem Korbe herumtragen, verdienen durchschnittlich 2—3 Pence den Tag. Die Verkäuferinnen von Obst, Blumen, Gemüsen und rohen Fischen haben ungefähr 10 Pence Ueberschuß. Auch muß man von diesem schwachen Gewinnst noch die Verluste abrechnen, die durch Verderben der übrig bleibenden Waaren entstehen. Es gibt indessen Straßenhändler, die sich aus diesem Elend durch Energie emporschwingen. Aber diese Tugend ist leider in London's Straßen selten anzutreffen. Vor zwei Jahren hörte ich in der Society of Arts einen Vortrag des Reverend W. Rogers, in welchem dieser die große Noth der street-dealers weniger der übrigens notorischen Unzulänglichkeit des Profits, als ihrer Unvorsichtigkeit und Zerstreutheit zuschrieb. Er datirte zur Bekräftigung seiner Behauptung eine seine Zuhörer sehr belustigende Anekdote. Als er eines Tages ein Haus in einem Armenviertel seines Sprengels besuchte, hörte

*) Es gibt unter ihnen weder Schotten noch Gälen. Diesen stolzen Bergbewohnern widersteht wahrscheinlich der kleine Hausirhandel.

**) Ein Verfahren, wodurch die Früchte an Volumen gewinnen, aber an Aroma verlieren.

er auf der Treppe eine Stimme im ersten Stock singen, deren freudiger Klang seltsam mit den düstern Räumen kontrastirte. Neugierig trat er, sich entschuldigend, in das Zimmer. Hier fand er einen kleinen, vergnügt aussehenden Mann, von Körben voll trefflichen Obstes umgeben, das er mit einer gewissen Koketterie ordnete. „Sie scheinen mir ja sehr glücklich zu seyn," sagte Herr Rogers. — „Ja, mein Herr, ich bin es auch," antwortete fröhlich der Bewohner des Zimmers. „Gott war gut gegen mich." — „Was ist Euch denn Gutes widerfahren?" — „Ich habe meine alte Frau verloren, und seit es Gott gefallen hat, sie mir zu nehmen, bin ich stets ein glücklicher Mann gewesen." Auf seine Reichthümer zeigend, fügte er hinzu: „Sie sehen diese Früchte, sie alle sind mein Eigenthum. Ich habe mir schon 20 Pfund gespart, und meine Absicht ist, diesen Sommer einen Wagen und ein Pony zu kaufen, um die Sachen im großen Styl zu betreiben." — „Ei nun, was hat denn aber der Tod Eurer Frau damit zu schaffen?" — „Sehr viel, mein Herr, denn sie trank und ruinirte mich. Noch vor anderthalb Jahren hatte ich keine Möbel, nicht einmal ein Bett, um darin zu schlafen. Sehen Sie mich jetzt dagegen an." — „Gott segne Sie, mein Herr!" — „Wenn es so fortgeht, werde ich bald ein Gentleman sein."

Vornehmlich aus dem Munde der Coster-mongers selbst habe ich einige Belehrung über ihr Leben erhalten. Einer von ihnen, ein intelligenter, offener Kopf, hatte mir eines Montag Abends ein Rendezvous in einer unter dem Namen Mahogany-Bar bekannten Schenke gegeben, einem ziemlich schlechten Ort, an dem die Handelsleute und Hausirer zusammenkommen, um Musik zu hören. Seine Geschichte, die er mir in den Zwischenpausen des Konzertes erzählte, war mit einigen Varianten die aller Straßenhändler:

„Ich weiß gar nicht, wann und wo ich geboren bin. Das ist mir indessen auch gleichgültig. Alles, worauf ich mich besinnen kann, ist, daß wir drei Brüder und zwei Schwestern waren, die alle das Londoner Straßenpflaster traten, um Waare abzusetzen. Glauben Sie übrigens nicht, daß es viel Mühe kostet, ein Kind zu etabliren. Es genügt dazu ein Scheffel Kartoffeln. Abends brachten wir unsern Eltern, was wir am Tage verdient hatten. Die Unglücklichste von uns war meine jüngste, meine Lieblingsschwester. Mit sieben Jahren schon trug sie Kresse in ihrem Korbe herum; ich nenne das kein Existenzmittel, es ist blos der langsamste Weg zum Hungertode. Mehr als Eine Nacht wagte sie sich nicht nach Hause, weil sie die wenigen Pence, die für ihren Unterhalt gebraucht wurden, nicht verdient hatte, und Gott weiß, daß ihre Ernährung nicht viel kostete. Eines Tages begegnete ich ihr, wie sie auf einem einsamen Hof ein Stück Brod aufhob, das die Dienstmädchen wahrscheinlich den Vögeln hingeworfen hatten. 'O,' sagte sie lächelnd zu mir, 'ich kann es wohl essen, da die Vögel es fressen. Das ist doch nicht gestohlen, nicht wahr, geflügelten Geschöpfen einige Krümchen wegzunehmen, die sie auf Getreidefeldern ohne Furcht vor dem policeman auflesen können?'

„Als Aeltester begleitete ich am häufigsten meinen Vater auf seinen Runden; er hat mich unterrichtet. Ich habe niemals lesen und schreiben gelernt; meine Schule waren Markt und Straße; es ist wahr, mit offenen Augen und Ohren wird man hier mit der Welt vertraut. Mein Leben war indeß nicht das angenehmste; im Sommer mußte ich von 4 Uhr Morgens ab auf den Beinen sein. Als ich beinahe dreizehn Jahre alt war und meine Flügel wachsen fühlte, sehnte ich mich nach Freiheit. Es ist dieß ein kritisches Alter für die Kinder unseres Standes. Eines Tages zankte ich mit meinem Vater und verließ das heimische Nest. Mein Vater war eigentlich darüber böse, denn auf unseren Wanderungen durch die Stadt war meine jugendliche Stimme durchdringender in dem Lärm London's, als die männliche und abgenutzte meines Erziehers; etwas hart hatte er mich erzogen, aber der arme Mann war auch gegen sich selber hart. Ich borgte mir sechs Schillinge und einen Wagen, das war genug, um meinen Weg in der Welt zu machen. Ich hatte weder Gold noch Silber, aber ich hatte Erz*). Es gleicht nichts dem Gefühl, Handelsblut in den Adern zu haben. Die, welche nicht im Handwerk geboren sind, geben nur traurige Coster-mongers ab; sie haben auf dem Markte Furcht, einen Preis zu riskiren, und vertrauen weder auf's Glück noch auf sich selbst. Mit sechzehn Jahren fing mich mein einsames Leben zu langweilen an, und ich kam auf den Einfall, mich zu verheirathen. Eines Abends begab ich mich in einen Tanzsaal, in dem, wie ich wußte, Herzens-Angelegenheiten sich arrangirten. Dort fand ich viele junge Mädchen, die sich ihr Brod je nach der Jahreszeit mit dem Verkauf von Orangen, Aepfeln und Veilchen verdienten. Das muß man unsern Frauenzimmern zu ihrem Ruhme nachsagen, daß sie im Allgemeinen gesund, kräftig und hübsch sind. Eine von ihnen fesselte besonders meine Aufmerksamkeit, ihre Röcke, die sie, wie es üblich ist, sehr kurz trug, ließen zierliche Knöchel und Halbstiefel sehen; 'Sie müssen wissen, daß wir Coster-mongers sehr viel auf Chaussure halten'. Ein Anderer hätte vielleicht ihre Stimme ein wenig rauh gefunden, aber da das blos bewies, daß sie in den Straßen brav geschrieen hatte, so erschien mir dieser Fehler — wenn es einer ist — als eine Eigenschaft. Außerdem war sie blond, hatte frische Farben und war vielleicht zwei Jahre älter als ich. Ich bot ihr einige Erfrischungen und bat sie, sie nach Hause begleiten und ihren Korb tragen zu dürfen. Da der Korb leicht war, willigte sie darein. Wir verheiratheten uns, so wenigstens, wie die meisten jungen Coster-mongers verheirathet sind**). Wir mietheten ein möblirtes Zimmer für vier Schilling wöchentlich. Während des Tages verkaufte ich meinerseits, meine Frau ihrerseits. Abends gingen wir oft in die Tanzsäle, die Pfennigkonzerte und die Theater, wie z. B. in's Surrey-, in's Viktoria- und oft sogar in Astley's Theater. Wir Coster-mongers lieben die Vergnügungen außerordentlich; das Straßenleben ist so düster, so mühevoll, daß wir gelegentlich einer Zerstreuung bedürfen. Das Theater ist eine schöne Sache, ich finde nur, daß zu viel dabei gesprochen, zu wenig dabei gehandelt wird. 'Ich weiß nicht, ob Sie meiner Meinung sind, aber mir scheint es, daß Shakspeare gewinnen würde, wenn man ihn um die Hälfte abkürzte. Hamlet z. B., den ich mehrmals habe spielen sehen, würde weit höher geschätzt werden — ich spreche nach den Ideen unserer Klasse — wenn die Schauspieler ihn auf die Geistererscheinung, die Begräbnißscene und das Duell beschränkten, mit dem das Stück endet. Ich würde auch Macbeth besser leiden können, wenn nur die Hexenscene und die Schlacht gespielt würden. Was das Komische betrifft, so verehre ich Cruikshank***). Wenn Sie mit den Theaterdirektionen bekannt sind, sollten Sie ihnen rathen, öfter Kämpferscenen in ihren Aufführungen vorkommen zu lassen. Der Mensch hat den Verstand gemacht, aber Gott hat die Kraft erschaffen'."

Ohne, wie man sich wohl denken kann, die literarischen

---

*) Englische Bezeichnung für „Unternehmungsgeist".

**) Auf zehn Paare kommt vielleicht eines, dessen Vereinigung durch gesetzliche und religiöse Ceremonien bestätigt ist.

***) Cruikshank ist bekanntlich kein Komödiendichter, aber die Coster-mongers haben von diesem Künstler sehr amüsante Karrikaturen darstellen sehen und schreiben ihm nun durch eine sonderbare Ideenverwirrung alles Komische zu.

Ideen des braven Coster-mongers zu bekämpfen, suchte ich ihn unmerklich auf seine Lebensbeschreibung zurückzuführen. Er fuhr fort:

„Unser kleiner Handel gedieh. Meine Frau, ich sage es, ohne ihr zu schmeicheln, da sie todt ist — war das Muster der Frauen ihrer Klasse. Sie hielt unser Zimmer sauber und besaß in gleichem Grade Industrie und Muth. Im Allgemeinen sind unsere Frauen mehr werth als wir, denn sie spielen nicht. Das Spiel ist unser Verderben; es ist ein Laster, das wir Straßenkinder mit unserem Blut besiegeln. Sie sind auch treuer als die Männer, und wenn sie sich in ihrer Kleidung kokett zeigen, so geschieht das, um dem zu gefallen, den sie als ihren Gatten betrachten. Ich würde indessen kein echter Coster-monger gewesen seyn, wenn das Feuer der Eifersucht nicht dann und wann in meinen Adern gebrannt hätte. Eine Frau auf der Straße ist wie ein Veilchensträußchen; man fürchtet immer, daß sie aus einer Hand in die andere gehe. Dieß Gefühl machte mich manchmal ungerecht gegen sie; ich habe es immer für feige gehalten, wenn ein Mann eine Frau schlägt, aber es gab Tage, an denen das Gefühl stärker war als ich, die Tage, an denen ich nicht ganz nüchtern war, und ich erhob dann die Hand höher als ich gewollt, nicht ohne folgenden Tages diese schlechte Behandlung zu bereuen. Ich sage Ihnen das Gute wie das Schlimme. Aber wenn Sie mein Leben schreiben, bitte ich Sie, nichts davon zu erwähnen. Wir hatten drei Kinder, Kinder des Ungefähre (chance children), wie man sie manchmal nennt; aber das ist ein Unrecht und ein Irrthum der Sprache; denn diese Kinder habe ich anerkannt. Der größte Theil meiner Kameraden macht es ebenso. Ich erzog meine beiden Söhne und meine Tochter für den Straßenhandel, wie ich selbst erzogen worden war. Sie sind jetzt etablirt, so daß ich, wenn ich ihnen auf den Märkten oder Straßen London's begegne, mir keinen Vorwurf zu machen habe. Nichts macht das Herz so leicht als getreue Pflichterfüllung.

„Mein Ehrgeiz geht jetzt darauf hinaus, eine Obstbude zu miethen. Einige meiner Kameraden, die früher den Karren auf dem Londoner Straßenpflaster zogen, haben sich unter meinen Augen zu dieser socialen Stellung aufgeschwungen. Jetzt sind sie Wähler. Ich muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie mir im Wohlstande nicht den Rücken zugewendet haben, und daß sie die Freunde ihrer alten Kameraden, der armen Teufel von Coster-mongers, geblieben sind. Ich würde selbst schon zu der Stellung eines Budenbesitzers gelangt sein, wäre die Polizei nicht so sehr streng. Sie haben gewiß schon gehört, welchen Kampf wir mit den Behörden zu bestehen hatten. Einer meiner Freunde, der lesen kann, eine seltene Sache bei uns, hat dieser Tage in Reynolds' Newspaper gelesen, daß unsere Ausrottung beschlossen sei; der letzte Lord-Mayor von London, Mr. Robert Carden, hatte uns schon den Krieg erklärt, denn Sie wissen doch, daß der Lord-Mayor der König von der City, und daß die City einer der besten Verkaufsorte London's ist. Seit dem Amtsantritt des neuen Mayors hofften wir mit mehr Nachsicht behandelt zu werden. Aber ach, wir sind in unseren Erwartungen getäuscht worden. Sie haben in den Zeitungen gewiß die Geschichte von Mary Ann Davonoe gelesen? Ich liebe die Irländerinnen gar nicht, und ich finde, daß die, welche die Vorübergehenden mit Kämmen verfolgen, ein trauriges Handwerk treiben. Aber was sollen die armen Mädchen werden? Sie müssen entweder verkaufen oder stehlen. Man wirft uns vor, daß wir die Straßen mit unseren kleinen Wagen beengen, als wenn die Karossen, die längs des Trottoirs halten, nicht auch den Verkehr hemmten! Und nun sehen Sie, wie sich die Behörden widersprechen. Wenn wir durch Krankheit oder einen anderen Unfall in's work-house kommen, liefert uns die Gemeinde gern einen Wagen und einige Waare, um uns aufzuhelfen; aber wozu ist das gut, frage ich Sie, wenn die Polizei uns am Verkaufen hindert, und uns so mit einer Hand das genommen wird, was mit der andern Hand uns gegeben worden ist? Das ist schlecht gehandelt, Sie müssen es zugestehen, gegen die armen Leute, die die großen Märkte London's unterhalten. Ich glaube auch nicht, daß das von dem Lord-Mayor ausgeht, der kein böser Mann seyn soll, denn er ißt gerne Sprotten sogar in der verbotenen Jahreszeit. Die wahren Urheber des bösen Systems sind die Krämer der City, die eifersüchtig sind, weil sie nicht so billig verkaufen können wie wir. Und doch thun wir ihnen keinen Schaden; sie bedienen den gentleman, wir den Arbeiter. Zum Glück sind wir von demselben Schlage wie der ewige Jude; von hier verjagt, von dort verjagt, findet man uns überall wieder, trotz Regen, Sturm und Polizei. Der Wahlspruch unserer Väter, den wir unseren Kindern lehren, lautet: Schweige und wandre!"

Vergleichen wir das Leben der irischen Coster-mongers mit dem der englischen, von dem diese naive Erzählung eine Idee gibt, so treten uns zwar viele Aehnlichkeiten, aber auch viele Kontraste entgegen. Ich werde nur die Kontraste nennen. In fast allen Armenvierteln London's trifft man irische Niederlassungen an; aber vor allen wähle ich Rosemary-Lane als einen der merkwürdigsten Punkte, an denen sich die Bevölkerung der Schwesterinsel zusammengefunden hat. Höfe und Gäßchen, die sich immer wieder abzweigen, bilden ein wahres Labyrinth. Die einander gegenüberstehenden Häuser sind sich so nahe, daß die Nachbarn von den Fenstern aus mit einander sprechen können. Die Bewohner dieser irischen Kolonie haben die Gewohnheit, sich bei Sonnenuntergang mit ihren Körben zu gemeinsamen Unterredungen zu versammeln. Vor jeder Thür fast stehen Gruppen von Frauen und jungen Mädchen nachlässig an die Mauer gelehnt. Im Gegensatz zu den Engländerinnen gehen sie stets mit bloßem Kopf, und ihr flachsblondes Haar hängt wirr über ihre Schultern herab. Fast alle tragen einen groben wollenen Shawl kreuzweise über der Brust, und unter demselben verbergen sie ihre Hände. Die Irländerinnen, die auf den Straßen verkaufen, sind in der Regel sittlicher als die umherziehenden Engländerinnen, und sie verheirathen sich nie ohne die kirchliche Weihe. Ein charakteristischer Zug ihrer Race ist leider der Mangel an persönlicher Würde; die meisten von ihnen steigen sehr leicht von der Händlerin zur Bettlerin herab und flehen das Mitleid mit einer Beredtsamkeit an, wie sie nur den Töchtern des unglücklichen Erin eigen ist. Die irischen Coster-mongers, Männer und Weiber, leben für sich und mischen sich nicht unter die englischen Coster-mongers, von denen sie verachtet und als Eindringlinge (intruders) betrachtet werden. Dank dieser abgeschlossenen Lebensweise bewahren sie im Schooße London's ihre nationalen Gewohnheiten, ihre Sprache und ihre Sitten, und schlingen die Bande der Brüderschaft, die sie unter einander verbinden, noch fester, wie die Juden an den Gewässern Babylons. Die Irländer und Irländerinnen nehmen nie zum Wucherer ihre Zuflucht; braucht ein armer fish-street-seller fünf Schilling, so leiht er sich diese Summe bei einem glücklicheren Mitbewohner seines Hauses, ohne Zinsen dafür zahlen zu müssen. Ueberhaupt helfen sie sich unter einander so viel sie können, das ist das Gesetz des Patriotismus. Bei Krankheitsfällen wird ein Gegenstand verloost zum Besten des leidenden Mitglieds der Kolonie. Wird Einer von irgend einem Unglück betroffen, kommt er in's work-house, so verlieren ihn die Andern nicht aus den Augen. Stirbt er, so fordern sie seine sterbliche Hülle ein und begraben sie

auf gemeinschaftliche Kosten. Darum heißt es, daß unter den Irländern ein Familienkontrakt besteht.

Die irischen Coster-mongers tragen gewöhnlich die allerschlechteste Waare umher und verkaufen sie zum geringsten Preise. Die Fische, besonders die Häringe, die für den kleinen Wagen nicht mehr gut genug sind, werden von den Irländerinnen noch sorgfältig auf ihren Körben ausgebreitet und bei Kerzenschein zum Verkauf geboten. Die Beleuchtung gibt dem Häring in der That den silbernen Schein der Frische wieder. Als ich eines Abends an einem der Eingänge zu Rosemary-Lane vorüberging, sah ich eine alte Irländerin zwischen ihren beiden Töchtern; die letzteren hatten glänzend schwarze Haare, große graue Augen mit langen Wimpern und gingen barfuß mit kurzen Röcken. Da die Irländerinnen sich gern mit Fremden, besonders mit Franzosen unterhalten, weil sie sie als gute Katholiken betrachten, so ließ sich auch die Alte mit mir in ein Gespräch ein. Sie erzählte mir, daß sie und ihre Familie durch eine Hungersnoth aus Irland vertrieben worden waren. Jung, wie sie damals war, hatte sie sich schnell an das Londoner Straßenleben gewöhnt, denn das gehört mit zum Charakter dieser von Natur rauhen Race, daß sie sich leicht in alle harten Lebensbedingungen schickt. Ihre beiden großen braunen Mädchen und sie verkauften, jede auf ihre eigene Hand, nur der Ertrag floß in eine gemeinschaftliche Kasse. Sie klagte nicht allzu sehr über den Handel, nur bedauerte sie, daß die schöne Cholerazeit vorüber sey. Da waren Dank der panischen Furcht (ein Ausdruck, den sie gar nicht verstand) die schönsten Früchte, Melonen und Ananas (west-indian pine-apples) in den Straßen London's zu haben. „Ich wünsche Niemanden etwas Böses," fügte sie hinzu, „aber wenn die Cholera wiederkäme, wäre es eine große Wohlthat der Vorsehung für die Leute unserer Klasse."

Das Räuber-Unwesen in Peru.

Zur Zeit meiner Ankunft in Peru war die Eisenbahn zwischen Callao, der Hafenstadt, und Lima, der Hauptstadt, noch nicht errichtet, und man mußte daher die Strecke von etwa anderthalb deutschen Meilen, welche beide Städte trennt, zu Pferde oder zu Maulthier zurücklegen. Dieß wäre nun gerade nicht so sehr schlimm gewesen, wenn die Straße nur einigermaßen den Ansprüchen entsprochen hätte, die man in civilisirten Ländern an die niedrigste Stufe von Wegen macht. Allein diese sogenannte Heerstraße, welche zur Zeit der Vicekönige trefflich gepflastert und unterhalten gewesen war, mochte seit dem Unabhängigkeitskriege auch noch nicht den entferntesten Versuch von Reparatur erfahren haben, und war daher in einem furchtbaren Zustande. Das einstige Pflaster war aufgerissen und zertrümmert, lag als Schutt umher und diente nur dazu, daß sich die armen Thiere die Füße daran beschädigten; der Staub, welcher davon aufstieg, war buchstäblich erstickend, wie man sich wohl denken kann, bei einem stark begangenen Wege in einem tropischen Lande, wo der Boden sehr leicht ist und es beinahe niemals regnet. Ueberdieß ward diese Straße, wie alle anderen Landstraßen in Peru, noch von Räubern heimgesucht, und es verging beinahe kein Tag, wo nicht irgend ein Reisender seines Geldes und seiner Habseligkeiten beraubt und bisweilen ermordet worden wäre. Gerade die Nähe von Lima gewährte den Straßenräubern nur desto größere Sicherheit für ihr Treiben, denn die Behörden kümmerten sich niemals um den Unfug des Straßenraubs. Wer daher in Geschäften zwischen beiden Städten hin- und herreisen mußte, der ging nie anders als gut bewaffnet und meistens in Gesellschaft; allein selbst dann noch mußten solche Gesellschaften häufig Gewalt mit Gewalt vertreiben. Einer der Deutschen in Lima, Herr Pfeifer, der schon seit vielen Jahren dort eingebürgert ist, erzählte folgendes Erlebniß, das ihm selber zugestoßen war:

Er ritt einmal in der Nacht auf dem Wege zwischen Callao und Lima, da ward er plötzlich unversehens und ohne daß er es im mindesten ahnte, von einem Halbdutzend Räuber angefallen, von denen einige sein Pferd beim Kopfe hielten und ihn zum Absteigen zwangen, während andere ihm die Taschen durchsuchten. Da sie aber kein Geld bei ihm fanden, wollten sie zu Gewaltthätigkeiten schreiten, als dem Angefallenen eine Idee kam und er ihnen zurief: „Senores Caballeros, ich bin Don Federico Pfeifer; ihr kennt mich ohne Zweifel alle; wenn ihr mich nun loslassen und wieder auf mein Pferd setzen wollt, so verspreche ich, daß ich euch nicht nur mit mir nach Hause nehmen und ein Abendbrod reichen, sondern jedem von euch noch überdieß eine Goldunze geben und das tiefste Stillschweigen über die ganze Angelegenheit beobachten will. Seyd ihr es zufrieden?" — Die Räuber kannten ihren Mann, gingen auf seinen Vorschlag ein, setzten ihn auf sein Pferd und begleiteten ihn nach Hause. Bei der Heimkehr lud er die Räuber ein, abzusteigen, führte sie in's Haus, bot ihnen Stühle an und hieß seine Frau sogleich ein Abendbrod bereiten. Diese begriff zwar nicht, was dieß zu bedeuten habe, machte aber die Honneurs des Hauses mit großer Anmuth, und am Schlusse der Mahlzeit erhielt jeder der Räuber seine Goldunze und empfahl sich. Natürlich nannte Herr Pfeifer niemals die Namen dieser Strolche, weil er diese Indiscretion unfehlbar mit dem Leben hätte büßen müssen. Herr Pfeifer war einer der angesehensten und einflußreichsten Bürger von Lima, der sich durch Fleiß und Genügsamkeit ein großes Vermögen erworben hatte, und es am liebsten dazu anwandte, rechtschaffenen und bedürftigen Europäern damit unter die Arme zu greifen. Er war ein gastfreundlicher Mann und trefflicher Gesellschafter und unter den sehr wenigen ganz zuverlässigen Männern an dieser Küste von Südamerika jedenfalls einer der zuverlässigsten.

Die Straßenräuber sind, beiläufig gesagt, meist freigegebene oder entlaufene Sklaven, welche nach Feierabend zu ihrem Vergnügen und Nutzen dem edlen Gewerbe des Stegreifreitens obliegen. Sie beschränken sich aber nicht auf das Ausplündern von Reisenden allein, sondern greifen oft auch Landhäuser an und brandschatzen, berauben und ermorden deren Einwohner. Ein Fall dieser Art ereignete sich erst vor einigen Jahren mit ungewöhnlichen Nebenumständen auf dem Besitzthum eines englischen Wundarztes Namens Gallagher, welcher ein Hospital, Namens Bella Vista, halbwegs zwischen Callao und Lima, hielt. Der Doktor und seine Frau, welche damals dort wohnten, waren Abends wie gewöhnlich zu Bett gegangen und eingeschlafen, als sie plötzlich durch hellen Lichtschein in ihrem Zimmer geweckt wurden. Als sie die Augen öffneten, erblickten sie vier oder fünf Kerle im Zimmer, von denen der Eine ihnen unter Vorzeigung eines blanken Messers und mit Androhung augenblicklichen Todes Stillschweigen auferlegte, während die Anderen die ganze Wohnung durchsuchten. Der Doktor und seine Frau waren natürlich anfangs vor Schrecken ganz starr und stumm; allmählig aber erholten sie sich von ihrer Angst und begannen im Stillen zu überlegen, was unter diesen Umständen zu thun seye. Die Frau erinnerte sich plötzlich, daß sie einen werthvollen Diamantring am Finger habe, und hatte die Geistesgegen-

wart, denselben unter die Bettlaken fallen zu lassen, ohne daß die Bewegung entdeckt wurde. Während die Räuber die Kleiderschränke durchsuchten, bemerkte Frau Gallagher, daß die Kerle sich auch ein schönes, werthvolles Kleid von Moire antique aneigneten, das sie so sehr hochschätzte, daß sie es wenigstens nicht gutwillig und ohne Widerstandsversuch sich nehmen lassen wollte. Sie rief daher den Räubern zu: „Meine Herren, wollen Sie mir nicht die Gefälligkeit erweisen, mir dieses Kleid zu lassen? Es ist ein Geschenk und mir besonders lieb und werth!" Die Spitzbuben waren ganz verblüfft über diese Zuversicht, legten das Kleid hin und baten die Beraubte, es von ihnen anzunehmen. Nachdem sie sodann alle Kästen, Kommoden und Schubladen im ganzen Zimmer durchsucht hatten, traten die Räuber auch an's Bett und hießen die beiden Gatten ihre Hände zeigen, wobei sie dem Doktor einen werthvollen Ring abnahmen und eben auch der Frau einen einfachen Goldreif vom Finger streifen wollten, als diese auf's neue dagegen sich sträubte, weil es ihr Trauring seye, worauf die Räuber ihr abermals nachgaben. Hierauf sagten die Strolche dem würdigen Paare ganz freundlich gute Nacht und verließen sie mit dem Bedeuten, daß jeder Versuch, Lärm zu machen, mit gewissem Tode heimgesucht werden würde.

Vor ungefähr zwanzig Jahren waren in Peru die Räubereien so häufig und wurden mit solcher Frechheit und solchem Erfolge ausgeführt, daß man nur allzu deutlich bemerken konnte, sie müßten von einer regelrecht organisirten Bande verübt werden und deren Anführer müsse nothwendig ein Mann von großem Talente seyn, dem nichts verborgen bleibe, was im Handel und Wandel und im gesammten kaufmännischen Verkehr vor sich gehe. Beinahe sämmtliche werthvollere Ladungen von Kaufmannsgütern, welche in Callao verzollt worden waren und nach Lima gebracht werden sollten, beinahe alle Geldsendungen von Lima nach Callao, wurden unterwegs aufgehoben und geraubt. Das Uebel ward so groß, daß niemand mehr seinem Nächsten trauen wollte, und jeder seinen Nachbar mit einem gewissen Argwohn betrachtete, denn es lag klar am Tage, daß irgend jemand, zu dem Alle Vertrauen hatten, ihr Verräther war.

Zu der Zeit, wo die Furcht und Entmuthigung in Folge dessen den höchsten Grad erreicht hatte, erhielt ein Kaufmann, welcher beträchtliche Summen baaren Geldes im Hause hatte, einen anonymen Brief mit der Benachrichtigung, sein Haus werde in der nächsten Nacht geplündert werden, er solle daher seine Freunde zusammenberufen, damit sie ihm bei der Vertheidigung desselben Beistand leisteten. Der Gewarnte berief sogleich eine geheime Versammlung der angesehensten Kaufleute der Stadt, denen er vertrauen zu dürfen glaubte, um mit ihnen die nöthigen Schritte zu berathen, und es ward allgemein beschlossen, die Anwesenden sollten sämmtlich freiwillig das bedrohte Haus hüten helfen. Man wollte schon die erforderlichen Vorkehrungen berathen, als ein schottischer Kaufmann, der zuvor nichts geäußert hatte, aufstand und nach einigem Räuspern sagte: „Meine Herren, ich sehe diese Mittheilung aus einem ganz andern Gesichtspunkte an. Ich halte sie nur für eine List, einen Köder, um unser Aller Aufmerksamkeit auf dieses eine Haus hier zu concentriren, und dadurch den Räubern Gelegenheit zu geben, irgend ein anderes Etablissement zu überfallen; ich mache daher den Vorschlag, es solle jeder von uns ruhig zu Hause bleiben und sich auf die Vertheidigung seines eigenen Anwesens gerüstet halten." Es gelang diesem Mann, mit mancherlei Beweisgründen die Anderen zu überzeugen, daß seine Ansicht von der Sache die richtige seye, und es war ein glücklicher Gedanke von dem Schotten, denn etwa um Mitternacht ward sein eigenes Haus überfallen und die Angreifenden erst nach einem erbitterten Kampfe zurückgetrieben, während welches Kampfes es jedoch den Angegriffenen gelungen war, den anerkannten und nachweisbaren Anführer der Räuberbande einzufangen. In diesem erkannte man einen jungen Amerikaner, der in einem der ersten Häuser von Lima als Kassier angestellt war, und auf welchen niemand auch nur den entferntesten Verdacht gehabt hatte. Der junge Mann hatte sich seither zur vollsten Zufriedenheit seiner Brodherren aufgeführt, und seine Rechnungen und Bilanzen mit musterhafter Pünktlichkeit geführt. Aber seine Prinzipale wußten nicht, daß er ein leidenschaftlicher Spieler war und die Bekanntschaft einiger schlechten Bursche gemacht hatte, denen er anfangs gegen Antheil an der Beute nur Nachweise gab, bis er allmälig auch Beamte der Douane und der Post in's Interesse zog und an den Handstreichen selber theilnahm. Auf diese Weise hatte er Jahre lang seine Freunde und Landsleute verrathen. Nach seiner Verhaftung ward er in den Kerker geworfen und nach einem förmlichen Processe verurtheilt und hingerichtet, obschon sich der amerikanische Geschäftsträger die größte Mühe gegeben hatte, ihn (um seiner Familie willen) zu retten.

Seit etwa zwölf Jahren waren die Behörden thätiger gegen das Räuberwesen, besonders auf Antrag und fortwährende Mahnung der fremden Gesandten und Konsuln. Auch wurden Ausländer weit seltener angefallen, seit die meisten von ihnen Revolver und Doppelgewehre führten, und die Strolche mehrmals mit blutigen Köpfen heimschickten. Ich selber ward während meines langen Aufenthalts und meiner vielen Reisen in Peru nur ein einziges Mal von Räubern belästigt, und zwar bei folgender Gelegenheit: Ich kehrte in Gesellschaft von drei Bekannten von Lima nach Callao zurück, und wir ritten spät in der Nacht die schlechte Straße entlang, als plötzlich einige hundert Schritte vor uns ein Trupp Berittener über eine Hecke setzte und unser Herankommen erwartete. Wir zogen aber gleichzeitig unsere Revolver, stießen unseren Pferden die Sporen in die Seiten, jagten an ihnen vorüber und feuerten eine Salve auf sie ab: dann sprengten wir weiter und hielten nicht eher an, als bis wir Callao erreichten. Eine halbe Stunde nach diesem Anfall auf uns kam ein reiterloses Pferd nach Lima hineingesprengt, und am andern Morgen fand man die Leiche eines erschossenen Zambo*) au einer der Bänke der Alameda.

Franz Kelbern.

Orangen.

Am Ende der ungeheuren Krümmung, welche der Golfstrom beschreibt, nachdem er im Halbkreise aus dem mexicanischen Meerbusen längs der Nordostküste von Amerika hingezogen und dann quer durch den Atlantischen Ocean sich gezwängt hat, liegen einige Inseln und Vorlande von Afrika's Westküste, als ob sie diese vor dem Andringen der mächtigen Fluthen dieser größten Meeresströmung unsers Erdballs schützen wollten. Diese Inseln gehören zu den schönsten und fruchtbarsten Punkten der ganzen Erde, genießen einen ewigen Frühling und verbinden mit der überreichen Produktionskraft der Tropenländer den milden Himmel des Südens der

*) Zambos oder Sambos sind bekanntlich die Mischlinge aus indianischem und Negerblute.

gemäßigten Zone. Wer hat nicht schon von dem Weine der Insel Madeira und deren überraschender Fruchtbarkeit gehört, von dem sonnenhellen, milden, weichen Klima dieser gesegneten Insel, wohin alle reichen und vornehmen Schwindsüchtigen sich flüchten, um ihre kranken Lungen auszuheilen und von dem unerbittlichen Tod einigen Aufschub auszuwirken? Der Madeira ist aber ebenfalls nur ein Labsal für den Reichen, da der echte beinahe theurer bezahlt wird, als der Champagner. Allein Madeira und seine Nachbarinseln liefern noch ein anderes Erzeugniß, das auch dem minder Bemittelten zugänglich und namentlich in der Nähe der Seestädte auch für den Aermern erschwinglich ist — wir meinen die Orangen oder Apfelsinen. Wem unter uns ist der erfrischende, köstliche Saft der herrlichen Apfelsinen von San Miguel unbekannt, welche in solcher Unzahl auf die Märkte unserer nordischen Seestädte kommen? Diese Orangen und Apfelsinen sind die Erzeugnisse von Madeira, Salvages und den etwas nördlich gelegenen Azorischen Inseln, besonders von San Miguel und Terceira.

Die Wohlthaten und Genüsse, welche diese Früchte uns gewähren, sind kaum zu zählen. Ihr milder, säuerlicher Saft besitzt schöne tonische Eigenschaften und entbehrt jener magenverderbenden Wirkungen, welche sich an uns bei dem Genusse von anderen Früchten der heißen Zone, z. B. der Melone, geltend machen. Für solche, die mit Gicht, Rheumatismus oder Hautkrankheiten behaftet sind, gibt es kaum eine gesündere Kost, als dieses Obst; in Fiebern kühlt und labt nichts so sehr als der frische Saft der Apfelsine, und in dichtbevölkerten Städten wie London, Amsterdam, Hamburg und dergl. ist es nur dem häufigen Genusse dieser wohlfeilen Früchte beizumessen, daß unter der niedern Volksklasse daselbst gefährliche Fieber nicht allzu sehr überhand nehmen. Orangen sind für Jung und Alt gleich sehr ein Leckerbissen; ihr Fleisch darf von Kranken genossen werden, denen unser einheimisches Stein- oder Kernobst Gift wäre. Wen hat nicht schon auf dem Krankenbette eine Schnitte von Orangen erquickt und erfrischt? Sie sind für die brennenden Lippen der Fieberkranken, für die keuchende Kehle des Engbrüstigen, für den schweren Athem des Schwindsüchtigen gleich willkommen. Und wer darum einen kranken Freund besucht, der steckt einige Apfelsinen zu sich und legt sie schlau und verstohlen auf dem Bette desselben als Labung und Spende werkthätiger Theilnahme nieder. Der Arzt macht zu ihren Gunsten stets eine Ausnahme und streicht sie von dem Register der seinem Patienten verbotenen Speisen.

Aber nicht der Kranke allein erfreut sich ihrer. Wie belebt ihr Saft die Heiterkeit eines Freundeskreises, der sich an Winterabenden um die dampfende Punschbowle versammelt! Wie köstlich schmeckt ihre überzuckerte Schale in unserm Pudding und Weihnachtsgebäck! Wie stärkt der Würzhauch ihrer Schale den schwachen Magen des Greises in Gestalt eines Gläschens Curaçao! Wie lieblich durchduftet das Aroma ihrer Blüthen den Ballsaal wie das Boudoir in einer Menge köstlicher Parfumes, Pommaden, gebrannter Wasser, die aus Neroli- und Bergamott-Oel hergestellt werden, welche wiederum theils aus den Blüthen, theils aus den Fruchtschalen der Orangen bereitet wurden! Wie wunderhold schmückt der Kranz von Orangenblüthen das weiche Haar der Braut, welche diesen Kranz um so lieber aufbewahrt, als diese Blüthen ihren süßen Duft noch lange lange behalten!

Die Orange oder Apfelsine wächst auf einem prachtvollen Baume, welcher zu der natürlichen Familie der Goldfrüchtler oder Aurantiaceen gehört, von der man über vierzig verschiedene Arten kennt. Alle diese sind theils Bäume, theils Sträucher mit immergrünen, lederartigen, glänzend grünen Blättern, die uns schon andeuten, daß ihre Heimath die glückliche Zone auf der Grenze zwischen den Tropen und den gemäßigt warmen Erdgürteln ist. Blätter, Holz und Zellgewebe der Blüthen und Früchte sämmtlicher Aurantiaceen sind mit zahlreichen Zelldrüsen versehen, die meist ein köstlich riechendes, flüchtiges Oel enthalten und absondern, welches z. B. auf den Früchten der Orange und Citrone sich unter der Oberhaut in solcher Masse abgelagert vorfindet, daß wenn man die Haut derselben mit einem gelinden Drucke nur einigermaßen dem Lichte einer brennenden Kerze nähert, dieses ätherische Oel knisternd verbrennt. Das vielseitige Interesse dieser Goldfrüchte, dieser goldenen Aepfel der Hesperiden mag es rechtfertigen, wenn wir auf ihre Naturgeschichte ein bischen näher eingehen. Die bekanntesten unter den 45—46 Arten von Aurantiaceen sind folgende fünf mit ihren Spielarten oder durch Kultur erzielten Sorten und Varietäten:

die eigentliche, echte Orange, Citrus aurantium;
die Citrone, Citrus medica;
die Bergamotte, Citrus limetta;
die Limone, Citrus limonum;
die Pompelmuse, Citrus decumana.

Sämmtliche genannte liefern eßbare Früchte; die Bergamotte und die Pompelmuse gehören mehr der Tropenzone an, die anderen dem Süden der gemäßigten und der warmen (oder subtropischen) Zone; sie können daher, wie männiglich bekannt, auch bei uns gezogen werden, wenn man ihnen nur Winters einen genügenden Schutz vor Frost und eine möglichst gleichartige Temperatur von etwa 4—6 Grad Wärme geben kann.

Die Orange bildet einen mittelgroßen Baum von schönem Wuchs, und stammt ursprünglich aus dem südlichen Asien und dem nordöstlichen Afrika. Wo der Baum wild wächst, zeigt er Dornen, die sich in der Kultur verlieren. Die Kultur, welcher er schon seit Jahrtausenden unterworfen ist, hat viele Spielarten davon erzeugt, die übrigens nicht immer constant sind, und die sich nur in Beziehung auf den Geschmack der Früchte in zwei große Hauptabtheilungen zusammenfassen lassen, nämlich in solche mit bitteren und solche mit süßen Früchten. Die bittere Orange oder Pomeranze, Citrus Aurantium amarum, auch Sevilla-Orange genannt, ist durch ihre vielen wirksamen heilkräftigen Eigenschaften nicht minder werthvoll und nützlich als die süße Orange oder Apfelsine, C. a. dulce. Der bitterlich-saure Fruchtsaft der Pomeranze vertreibt Fieber und Scorbut; der Aufguß ihrer frischen und getrockneten Blätter wirkt bei Störungen des Verdauungssystems stärkend und beruhigend. Die Blüthen liefern Thee, gebrannte Wasser, ein in der Parfümerie begehrtes ätherisches Oel; die Schalen der Früchte werden zu Confituren und Liqueuren verwendet. Jeder Theil der reifen Frucht birgt vorzügliche Heilkräfte; namentlich das bittere Prinzip und das reichliche flüchtige Oel der Schale, das sogenannte Flavedo, sind sehr geschätzte und nützliche tonische Heilmittel gegen Gicht und Verdauungsbeschwerden. Aus dem Fruchtfleisch und Saft bereitet man die im südlichen Europa so sehr geschätzte Orangeade, ein treffliches Hausmittel gegen Gallen- und gastrische Fieber.

Die Mehrzahl der Apfelsinen, welche in Süddeutschland konsumirt werden, kommt aus Sicilien (besonders über Messina), Malta und Nordafrika. Norddeutschland und das nördliche Europa beziehen ihren Bedarf aus Südspanien, Portugal und von den Azoren. Dort in ihrer Heimath beginnen die Orangen im December gelb zu werden und erreichen ihre volle Reife Ende Februars. Man pflückt aber die zur Versendung bestimmten schon vor dem gänzlichen Ausreifen. Die in Brasilien und besonders

bei Rio de Janeiro wachsenden Apfelsinen sind weit größer, saftiger und süßer, als die vom Mittelmeere; aber auch die Apfelsinen von San Miguel und den anderen Azoren sind schöner und schmackhafter als die spanischen und portugiesischen; die Bäume sind schon umfangreicher und größer als die südeuropäischen, wenn sie auch noch nicht die kolossale Höhe von 50—60 Fuß erreichen, wie Alex. v. Humboldt solche am Amazonenstrom gefunden hat.

Die Insel San Miguel hat beinahe gar keine andere Ausfuhr als Apfelsinen, und deren Kultur wird daselbst im großartigsten Maaßstabe betrieben. Die Portugiesen brachten die Orangenbäume zuerst von China aus auf jene Insel, und diese edle chinesische Sorte gedeiht an keinem andern Orte der Welt mehr so gut, wie hier. Der Baum wächst in dem vulkanischen Boden der Insel mit einer Ueppigkeit, die er kaum irgend anderswo erreicht. Man baut auf San Miguel außer der chinesischen Apfelsine zur Ausfuhr nur noch eine andere Sorte, die kleine wohlriechende sogenannte Tangersche Orange.

Der Schauplatz dieser Orangenbaumzucht ist vorzugsweise der südliche Theil der Insel. Dieser Obstbaum ist sogar unter diesem milden, linden Himmelstrich etwas zart und erheischt einigen Schutz vor den Winden, welche vom atlantischen Ocean her über die Insel hinfegen. Zu diesem Behuf sind alle dem Winde ausgesetzten Punkte mit dichten Reihen harter, dichtbelaubter Bäume von anderen Holzarten bepflanzt, um als Windschirme für die Orangengärten zu dienen, und zwar in hinreichender Entfernung von den letzteren, um die Fruchtbarkeit derselben nicht durch ihren Schatten zu beeinträchtigen. Der Orangenbaum erfordert übrigens auch nur in seiner Jugend eine sorglichere Pflege; wenn die ersten Schwierigkeiten seiner Erziehung überwunden sind, so beansprucht er weit weniger Sorgfalt und Arbeit, als man glauben sollte, und bleibt beinahe ganz sich selbst überlassen. Trotzdem liefert er beinahe jedes Jahr eine günstige Ernte und trägt bis in sein höchstes Alter (und er ist einer der lebenszähesten Bäume) mit beinahe ungeminderter Fruchtbarkeit.

Die Apfelsinen-Ernte ist für die Bevölkerung von San Miguel und namentlich für die Jugend eine ganz besonders wichtige Jahreszeit. Man bedarf flinker, rühriger Kinder — und zwar je kleiner desto besser — um die Aeste und Zweige zu besteigen, an welche man keine Leiter anlegen kann, ohne den Baum und seine Tragbarkeit zu gefährden. Kinder von fünf bis acht Jahren sind die geeignetsten zu dieser Verrichtung, denn ältere Knaben sind schon zu schwer für die schlanken, dünnen Zweige. Die Kinder, je mit einem an die Seite gebundenen Körbchen versehen, werden in die Aeste hinaufgeschickt, und die Stärke und Elasticität des Holzes ist so groß, daß sie die Früchte von den Enden der langen, dünnen Zweige pflücken können, denn alle Goldfrüchtler setzen nur am jüngsten Holze Früchte an. Sind die Knaben nämlich auf einem Aste so weit hinausgeklettert, als derselbe sie noch trägt, so biegen sie die Spitzen der Zweige mit einem Hackenstock zu sich zurück. Man gibt sich die größte Mühe, das Herabfallen der Früchte zu verhüten, weil sie dadurch für die Versendung unbrauchbar würden. Aus dem vom Winde abgeschüttelten Fallobst wird ein sehr starker narkotischer Branntwein verfertigt.

Während man noch die Apfelsinen pflückt, sind Männer, die mit dieser Arbeit vertraut sind, damit beschäftigt, aus Brettchen und Spältern der auf der Insel einheimischen Fichte in dem Obstgarten selbst die Packkistchen zu den Früchten zu verfertigen, was mit überraschender Geschwindigkeit geschieht. Vier Männer reichen hin, um in Einer Stunde ebenso viele Kisten zu verfertigen und zu verpacken, wobei jede einzelne Orange noch in ein Maisblatt eingewickelt wird. Hierauf werden die Packkisten mit möglichst geringem Zeitverlust an Bord der Schiffe gebracht, welche sie nach England ausführen. Man gibt dem Deckel der Packkisten absichtlich eine ausgebauchte Gestalt, damit die Luft zwischen den Kisten cirkuliren kann und die Frucht sich während des Transports und der Seereise, welche durchschnittlich etwa vierzehn Tage dauert, nicht erhitzen und in Fäulniß übergehen. Die Orange hält sich auf dem Baume in reifem und sogar überreifem Zustande sehr lange; aber die gepflückte Frucht fault und verdirbt bald, wenn sie in den Kisten zu dicht gepackt und der Luft beraubt ist. Sind die Apfelsinen in England angekommen, so werden sie theils dort in Massen consumirt, theils nach Schweden und Norwegen und Rußland verschickt, woselbst sie noch billiger zu kaufen sind, als in Süddeutschland. In London z. B. kauft man zur Zeit ihrer Ankunft das Stück von dem Detailhändler um einen halben Penny oder 5 Pfennige preuß. Courant, und bezahlt die schönsten Exemplare kaum höher als mit einem Silbergroschen, während man sie in Stuttgart oder München selten unter 4 Sgr. kauft. Ein glänzendes Beispiel für die Segnungen, welche lebhafter Handelsverkehr einem Lande bringt! Der Engländer verzehrt bessern Reis als der Hindu, der ihn baut, bessere Feigen, als der Türke, bessern Zucker als der Westindier, trinkt besseren Wein als der weinbauende Spanier und Portugiese, — freilich aber auch zu höheren Preisen.

Von den übrigen Orangen, die zum Verspeisen nach Europa kommen, erwähnen wir besonders noch der aus dem heißen Asien stammenden Pompelmuse, die heutzutage auch in Griechenland mit Erfolg kultivirt wird. Sie hat sehr große, kugelrunde Früchte, mit sehr dicker Schale, welche häufig 10—14 Pfund schwer werden und einen Eindruck haben, der von einem Biß herzurühren scheint, weßhalb man sie auch Adams- oder Paradies-Aepfel nennt. Die schönste Sorte derselben, von der Größe eines Kinderkopfes, kommt von dem sogenannten Citrus paradisi, der auch in Westindien und Brasilien häufig angebaut wird. Die sogenannten Mandarinen-Orange, welche von den kapverdischen Inseln und aus Ostindien nach England kommt, stammt von Citrus nobilis.

Zu arzneilichen und Küchenzwecken dienen die Früchte von Citrus medica, der Citrone, und C. m. limonum, der Limone. Die Verwendung der erstern Frucht ist allzu bekannt, als daß wir über dieses Gewürz unserer Haushaltung viel zu sagen brauchten. Die Citrone ist bekanntlich länglicht-rund, dünnschalig und von scharfsaurem Saft und Fruchtfleisch; ihre Blüthen riechen nicht so angenehm wie die der Orangen; die Schale liefert das ätherische Citronenöl, das jedoch in größerer Menge von der Limone gewonnen wird. Der Saft der Limone ist das wirksamste Gegenmittel gegen den auf langen Seereisen oft so gefährlich auftretenden Scorbut. — In Italien werden ungeheuer viele Citronen gezogen und nach dem ganzen nördlichen Europa verführt. Von einer Spielart derselben, der sogenannten Citronat-Citrone, C. m. Cedras, mit sehr großen dickschaligen Früchten, wird durch Einweichen der Fruchtschale in Salzwasser, durch das Aufquellen derselben in Wasser und durch nachheriges Candiren derselben in geschmolzenem Zucker oder in kochendem Zuckersyrup der sogenannte Citronat oder Cedrat gewonnen, wie durch einen ähnlichen Prozeß aus der Schale der bitteren Orange die kandirte Pomeranzenschale des Handels.

Von der Blüthe und Frucht der Bergamotte, Citrus limetta und C. m. bergamia, die schon am südlichen Fuße der Alpen kultivirt wird, gewinnt man vorzugsweise nur solche Edukte, die in der Parfümerie und in der Arzneikunde Verwendung finden. Das bekannte, äußerst wohlriechende und flüchtige Bergamot-Oel wird aus der Schale der birnförmigen Früchte dieser Citrusart herge-

stellt und bildet das riechende Prinzip einer Menge von Parfümerien, z. B. auch des „kölnischen Wassers". Tropfenweise auf Zucker genommen, dient es als Linderungsmittel beim Magenkrampf.

Für die Bereitung der künstlichen Wohlgerüche sind die Aurantiaceen überaus wichtig. Keine andere Pflanzenfamilie wird von dem Parfümeur in solchem Maaße ausgebeutet. Aus den Blüthen der Orangen wird das herrliche Neroli-Oel bereitet, aus der Fruchtschale derselben das ätherische Orangenöl, die sogenannte Essence de Portugal. Im südlichen Europa gibt es ganze Gegenden, namentlich die Umgegend von Nizza, Grasse, Montpellier und Cannes, wo die verschiedenen Orangenarten nur um ihrer Blüthen willen gezogen werden, die man zur Herstellung von Wohlgerüchen verwendet. In den großen Parfümerien von Grasse und Paris berechnet sich der jährliche Verbrauch an Orangenblüthen allein auf mehr als achthundert Centner, ungerechnet der nicht minder beträchtlichen Mengen, welche in der europäischen Türkei (besonders in Adrianopel), sowie in Kleinasien (Brussa und Uslak) und auf verschiedenen griechischen Inseln dieselbe Verwendung finden.

Welch einen bedeutenden Zweig der Kunstgärtnerei endlich die Kultur der Orangenbäume bildet, dürfen wir ebenfalls als bekannt voraussetzen. Weniger bekannt ist wohl, daß sogar in dem Zustande der künstlichen Kultur in unseren Orangerien diese Bäume ein ungemein hohes Alter erreichen. Hundertjährige Orangenbäume sind sehr häufig in allen größeren Orangerien. Die im Tuileriengarten in Paris befindliche Orangerie zählt viele Exemplare von dreihundert und sogar mehre von siebenhundert Jahren; und seit das Holz der Orangenbäume zu feineren Möbeln und sonstigen Tischler-Arbeiten verwendet wird, bekommt man häufig Blöcke und Stämme zu sehen, deren Jahresringe ein Alter von 4—500 Jahren und mehr nachweisen.

Im Vorstehenden haben wir nur von den in Europa bekannteren Aurantiaceen gehandelt. Vielleicht finden wir ein ander Mal Zeit und Gelegenheit, auch auf die außereuropäischen und tropischen Orangenbäume zurückzukommen, die nicht minder schön und für den menschlichen Haushalt wichtig sind, als die schon genannten.

A. Herrich.

Stiefkinder.

Eine Familien-Geschichte von Otfried Mylius.

(Fortsetzung.)

4. Der Familienkreis.

Richard hatte so eben wieder geladen und trat an die Brüstung des Erkers vor, welcher den Schießstand bildete. Ein bedeutsames Lächeln spielte um den Mund des Jünglings, und er rief dem kleinen Reitknechte, der die Stelle des Zeigers vertrat, lebhaft zu:

„Holla, Fritz! nun die Brieftasche! flink!"

Der Junge in den Kappenstiefeln, ein kaum dreizehnjähriger Bengel, sprang hinter seinem Schirme hervor, zog eine kleine Brieftasche aus seiner Jacke und hielt sie zwischen Daumen und Zeigefinger der Rechten so hinaus, daß sie sich vom weißen Rande der Scheibe abhob.

— „Um's Himmels willen, Richard! Du wirst doch nicht? . . ." flüsterte Julie erschrocken.

„Bah, laß mich nur machen, Julie; es ist nicht das erste Mal!"

— „Herr Wegener, ich bitte Sie, lassen Sie dieses Wagniß!" bat Wetz leise.

Richard sah sich verwundert nach dem Bittenden um und sagte kalt: „Ich bin meines Schusses sicher."

— „Das ist kein Schütze in der Welt," erwiderte Wetz; „ich bitte Sie, erlassen Sie dem Knaben diese thörichte Probe seines Tollmuthes!"

Richard grinste statt aller Antwort den Fürsprecher höhnisch an, spannte seine Pistole und begann zu zielen. . . . Der Schuß knallte, aber die Kugel hüpfte über das Wasser des Weihers hin. Robert war rasch und leise hinter den jungen Schützen getreten, ihm in den Arm gefallen und hatte die Pistole weit links von ihrem Ziele abgelenkt.

„Herr, was unterstehen Sie sich?" fuhr Richard auf und kehrte sich mit den flammenden Augen zu dem Freudenstörer.

— „Ich suche den furchtbaren Folgen einer jugendlichen Unbesonnenheit vorzubeugen," entgegnete Wetz mit eiserner Ruhe und kaltem, strengem Blick. „Ich sah die Hand Ihres Dieners beben, und wollte mich nicht zum Zuschauer und Mitschuldigen einer Verstümmelung machen, die Ihnen in alle Zukunft hinein einen lebendigen Vorwurf vor Augen gestellt hätte."

„Sie haben hier nichts zu sagen — Fritz ist mein Diener."

— „Aber nicht Ihr Sklave, Herr Wegener; Sie haben ein Anrecht auf seine Dienste, nicht auf sein Leben und seine gesunden Glieder!"

„Wenn ich ihm einen Finger abgeschossen hätte, was ging dieß Sie an? Und zudem hätte ich ihn dann zu entschädigen vermocht!"

— „Gibt es einen Preis, der Leben und Gesundheit aufwiegt, Herr Wegener? Und gesetzt auch, es gäbe einen solchen und jener Knabe wäre thöricht genug, sich mit Ihrem Gnadenbrod zu begnügen, sind Sie sonst niemand Rechenschaft schuldig?"

„Etwa Ihnen?"

— „Ja, mir wie jedem rechtlich Denkenden! Der Wille und die Ueberzeugung der Redlichen finden ihren Ausdruck im Gesetze, dem Sie verfallen gewesen wären. Aber Sie wären auch Gott Vater im Himmel Rechenschaft schuldig für die Verstümmelung eines Menschen, dessen Seele Sie vielleicht auf dem Gewissen hätten, wenn er durch Sie zum Müssiggang gezwungen worden wäre."

„Mein Herr! noch bin ich nicht Ihr Zögling," rief Richard mit wuthfunkelnden Blicken. „Sie pochen zu früh auf die Stelle, die Sie — hinter meinem Rücken erlangt haben!" Er hatte etwas Herberes sagen wollen, aber ein bittender und tadelnder Blick aus Juliens Augen, die an Robert's Seite getreten war, machte ihn stutzig.

— „Ich hoffe, daß wenn Sie erst mein Zögling seyn werden, Sie solche Eigenmächtigkeiten nicht mehr versuchen sollen — nicht aus Furcht vor mir, sondern aus Ehr- und Pflichtgefühl," entgegnete Wetz so ruhig und würdevoll, als ob er für keine Beleidigung zugänglich seye. „Was ich that, habe ich als Mensch gethan, eingedenk der Verpflichtung, die mir Erziehung und Charakter auferlegen. Ich hätte dasselbe gethan, wenn Sie um ein Jahrzehnt älter wären, als ich. Und was die Art und Weise meiner Berufung zu Ihrem Hofmeister anlangt, Herr Wegener, so vergessen Sie nicht, daß es einmal herkömmlich ist, solche Stellen von den Eltern und nicht von den Zöglingen vergeben zu sehen. . . ."

„Richard, ich bitte Dich! Mama ringt mit einer Ohnmacht!" rief Julie und deutete auf die Bank vor dem Hüttchen.

Wetz eilte der Blinden zu Hülfe, welche wirklich halb ohnmächtig vor Schreck war, denn während sie überrascht dem Wort-

wechsel zugehört, hatte die Vorleserin ihr die Veranlassung zu demselben mitgetheilt, deren Augenzeuge sie gewesen war.

„Mutter, liebe Mutter! was ist Dir?“ rief der Jüngling, schleuderte die Pistole von sich und eilte zu seiner Mutter hinaus, welche sich langsam wieder erholte.

Wetz trat bei Seite, sobald Richard herangekommen war, und überließ die tief Erschütterte ihrem Sohn und den Damen. Er schlenderte einstweilen die Schießbahn entlang und um den See. Der Auftritt, dem er angewohnt hatte, war ihm näher gegangen, als er sich selbst gestehen wollte; besonders als er so aus der Ferne beobachtete, wie Richard alle möglichen zärtlichen Liebkosungen an seine Mutter verschwendete und ihre sanften Vorwürfe ruhig über sich ergehen ließ, ihren Wünschen sich gefügig anbequemte.

— „Er ist das Ebenbild meines Vaters — wild und aufwallend, aber bald wieder versöhnt und umgestimmt,“ flüsterte Wetz vor sich hin „Wie er dem Vater glich, als er vorhin so mit wuthsprühenden Augen vor mir stand, seine blassen Lippen bebten, seine Nasenflügel zitterten! . . . . Fürwahr, ich glaubte den Vater wieder vor mir zu sehen in jenem Augenblicke, wo er mich um ihretwillen verstieß! Um ihretwillen!“ wiederholte er gedankenvoll. „Wie sie diesen Knaben liebt, das einst so kalt berechnende, eitle Weib! Wie sie erbebte, als sie ihn so schreien hörte, als ob sie sich gleichsam vor seinem Zorn fürchtete! Also diese Liebe ist ihr wenigstens nicht fremd? Jenun, das Raubthier sogar liebt ja seine Jungen! . . . . Aber was ist das?“ Er sah Richard auf sich zukommen, welcher ihm schon von Ferne winkte. Wetz eilte ihm entgegen. Das Gesicht des Jünglings war nicht schön; er hatte plumpe Züge, denen ein Anflug von Selbstgenügen und Indolenz oft sogar etwas Abstoßendes lieh; aber in diesem Augenblick war dieser Ausdruck verwischt und einem gefälligeren gewichen. Richard war etwas beschämt, verlegen, erweicht; Stolz rang in ihm mit Beschämung, der edlere Theil der Seele mit der Leidenschaft. Man sah, er hatte sein Unrecht eingesehen, er wollte der Mutter zu Liebe sein Versehen gut machen, aber ein falscher Stolz oder Ehrgeiz erschwerte es ihm, diesem inneren Drang nachzugeben.

„Herr Wetz,“ sagte er und vermied diesem in die Augen zu sehen, als sie einander nahe waren, „Mama wünscht Sie zu sprechen, ... und . . . . ich hatte vorhin Unrecht . . . . ver . . . .“

— „Ja, vergessen wir es!“ sagte Wetz mit Wärme; „ich wußte ja, daß Sie sich noch eines Andern besinnen, daß der edlere Theil und der Verstand in Ihnen siegen würden . . . . Geben Sie mir Ihre Hand, und lassen Sie uns kein Wort weiter darüber verlieren!“

Richard schaute verwundert auf. In dem Auge und Wesen dieses Mannes lag durchaus nichts Knechtisches und Feiges, als er diese Worte sprach. Seine Haltung war würdevoll; sein Auge strahlte Wohlwollen — er schien wirklich den Vorfall von vorhin vergessen zu haben. Julie war ihrem Bruder gefolgt, wie aus instinktmäßiger Furcht, er werde nicht über sich gewinnen können, was ihr der Bruder soeben versprochen hatte, und um einer neuen Aufwallung des Jünglings vorzubeugen. Mit Verwunderung sah sie nun, wie gegen ihr Erwarten alles so friedlich endete, und das Benehmen Robert's flößte ihr eine wahre Hochachtung ein.

„Ich stelle Dir Herrn Wetz nun förmlich als Deinen künftigen Erzieher und Gouverneur vor, mein Sohn,“ sagte Frau v. Moritz nun. „Papa hat ihn bereits engagirt, und wir sind überzeugt, daß er sich in jeder Hinsicht für Dich eignen wird, — wenn Du ihm nur ein klein wenig mit Vertrauen entgegenkommen willst. Herr Wetz ist ein Mann von reicher, vielseitiger Erfahrung . . . .“

— „Kein Stubengelehrter, der Ihnen mit trockenem Bücherwissen und Gedächtnißübungen beschwerlich fallen wird, Herr Wegener!“ fiel Wetz auf einen Wink der Mutter ein. „Ich möchte vor Allem einen guten, braven, tüchtigen Menschen aus Ihnen machen, wozu Sie ganz das Zeug haben. Ich möchte Ihr Freund werden, nicht Ihr Störenfried. Gönnen Sie mir daher Zeit und Gelegenheit, das Vorurtheil zu besiegen, welches Sie noch gegen mich hegen, und ich hoffe, wir werden uns gut vertragen, und ich werde aus Ihnen einen Mann machen, der die ihm von der Vorsehung angewiesene Stelle dereinst ganz und vollkommen ausfüllen wird.“

„Ich hege kein Vorurtheil gegen Sie, mein Herr!“ sagte Richard etwas barsch. „Wenn ich je noch einen Hofmeister haben soll, so sind Sie mir am Ende lieber, als so ein ausstudirter Theologe. Aber worin sollen Sie mich unterrichten? Mich dünkt, ich habe schon genug gelernt.“

— „Eine kühne, zuversichtliche Behauptung, Herr Wegener! ich kann von mir noch nicht dasselbe sagen, obschon ich Ihr Vater seyn könnte,“ versetzte Wetz. „Ich werde Sie alles lehren, wozu Sie Lust haben und was ich verstehe. Und eine Vorfrage und Hauptaufgabe für mich wird es seyn, Ihnen für das eine oder das andere Fach unmerklich Geschmack beizubringen. Vorerst aber gebe ich Ihnen Ferien, mit der Bedingung, daß Sie mich erst Ihre Unterhaltungen und Erholungen theilen lassen, damit wir sehen, ob wir für einander passen!“

„Meine Erholungen?“ wiederholte Richard etwas spöttisch; „es fragt sich, ob Sie daran Gefallen finden werden! Nach dem Auftritte von vorhin lieben Sie manches nicht, was mir Freude macht!“

— „Etwa die Waffenübungen, Herr Wegener? Im Gegentheile, ich liebe sie, denn ein rechter Mann muß seine Waffen zu führen wissen. Das gibt ein Gefühl der Sicherheit und Ruhe, das stählt den Muth, aber es legt auch Pflichten auf . . . .“

„Ja, ja, ich verstehe schon — Sie sind also ein Pistolenschütze?“

— „Nicht eben ein sehr guter, aber ich bin mit dem Gebrauch der Feuerwaffen vertraut.“

„Auch auf der Jagd, nicht blos auf dem Scheibenstande?“ fragte Richard, und ein plötzlicher Gedanke machte sein Gesicht auffallend heiterer.

— „Ich habe weniger zum Vergnügen als zum Lebensunterhalt gejagt.“

Richard nickte mit einem spöttischen Zuge um den Mund; die Ruhe und Bescheidenheit des Andern erschienen ihm wie eine ausweichende Antwort. „Sie reiten?“ fragte er.

— „Nicht schulgerecht, — aber ich verstehe so viel davon, als man in's Haus braucht!“

„Sie schwimmen und rudern wohl auch?“ fuhr der Jüngling lauernd fort.

— „O ja — zur Nothdurft!“

„Wollen Sie nicht meine Pistolen einmal probiren? Die Scheibe ist ja noch ausgesteckt!“ fuhr Richard mit mühsam verhehltem Triumphe fort.

— „Wenn die Damen es erlauben und Sie es wünschen — mit Vergnügen!“

„Gut denn; Mama, Du erlaubst?“

— „Gerne, mein Sohn; ich sehe Dir gerne zu,“ sagte die Blinde.

„Den ersten Schuß, wenn es beliebt, Herr Wetz!“

— „Nach Ihnen, Herr Wegener! Ohne Umstände!“

Richard mußte willfahren; er zielte, schoß, zog die Klingel, und Fritz zeigte — die Kugel stak rechts vom Schwarzen.

„Sie haben sich etwas übereilt, Herr Wegener," sagte Wetz gelassen. „Wir nennen dieß ein 'blaues Auge.' Mein erster Schuß soll eigentlich nicht gelten; aber wenn er mir gelingt, sitzt er gerade neben dem Ihrigen auf dem Rande des Schwarzen."

— „Wirklich?" fragte Richard spöttisch. Aber zehn Sekunden später entfuhr ihm ein Ruf der Ueberraschung — Fritz zeigte genau auf die genannte Stelle.

„Diese Pistolen sind ausgezeichnet," sagte Wetz ruhig.

Richard biß sich auf die Lippen, und drang darauf, jeder von Ihnen solle noch eilf Schüsse thun, und dann nach Kreisen abrechnen. Wetz nickte bejahend, und die Schüsse wurden abgefeuert. Das Ergebniß war zu Gunsten Robert's. Richard war etwas verwirrt. Er ärgerte sich einigermaßen über den ruhigen Sieger, und konnte ihm doch seine Bewunderung nicht versagen. Er machte ihm ein Kompliment, das freilich gezwungen klang, aber Wetz erwiderte: „Lassen wir das; es ist kein Verdienst dabei — ein gutes Auge, eine sichere Hand, ruhig Blut und lange Uebung — das ist Alles. Ich thue mir nichts darauf zu gute."

Julie und Ida maßen den Mann verwundert; mit dieser kalten Ruhe übte er beinahe einen unheimlichen Eindruck aus, und doch verrieth nichts in seinem Aeußern, daß diese Ruhe eine künstliche war.

„Ihre Pistolen tragen noch weiter, als die Länge der Bahn," sagte Wetz; „sehen Sie dort drüben im Weiher die Gruppe von Rohrkolben; der eine große rothe Kolben zeichnet sich gerade vom blauen Himmel ab — ich will versuchen, ob ich ihn nicht treffe!"

— „Versuchen Sie!" sagte Richard, und dachte: Aha, er renommirt schon! Aber dießmal mißglückt ihm der Schuß! — Er nieste heftig, aber Wetz lag fest wie eine Mauer, und schoß erst einige Sekunden nachher — der Kolben war in der Mitte abgeschossen. Robert sah sich mit einem bedeutsamen Blicke nach ihm um, als wolle er sagen: Trotz Deiner kleinen Perfidie bin ich doch Sieger geblieben.

„Es sind vorzügliche Waffen, wahre Meisterstücke, Ihre Pistolen!" sagte er, und legte die gereinigte Waffe in das Etui.

— „Aber mein Sohn," hub Frau v. Moritz an, „wir vergessen ganz, daß Herr Wetz sein Gepäcke noch abzuholen und sich seine Wohnung einzurichten hat. Wir wünschen, daß er die beiden Zimmer neben dem Deinigen beziehe, welche Albert früher inne hatte. Und Du wirst die Güte haben, sie ihm anzuweisen."

„Mit Vergnügen, Mama!"

— „Und Ihre Effekten, Herr Wetz! Wie werden Sie sie herbeischaffen?" fragte die Blinde.

„Mein Koffer und mein Reisesack sind verhältnißmäßig leicht," sagte Wetz; „sie lagern noch im Posthause. Wenn Sie erlauben, werde ich nun hinübergehen, mir einen Träger miethen, die Wirthsrechnung berichtigen, und noch vor Abend mich auf dem Schlosse häuslich einrichten."

— „Wir wollen hinüberreiten, Herr Wetz!" sagte Richard; „ich biete Ihnen eines meiner Pferde an. Wollen wir?" Wetz nickte dankend. „Fritz, zieh' die Scheibe ein, und sorge für die Pferde; wir wollen einen hübschen Galopp haben, Herr Wetz! Die halbe Meile bis zum Posthause hinüber ist lauter Haide."

„Und nun Ihren Arm, Herr Wetz, wenn ich bitten darf!" sagte Frau v. Moritz. „Es wird kühl hier unten." Mit innerem Widerstreben reichte Heinrich der Blinden den Arm; er hätte sich nicht träumen lassen, je wieder in diese Lage ihr gegenüber zu kommen. Julie und Ida gingen voraus, auf einem andern Pfade, als demjenigen, den man gekommen war. Nach einigen Dutzend Schritten die steile Böschung hinan kamen Henriette und er an einer stattlichen Kiefer vorüber, deren knorrige Krone das junge Gehölz weit überragte. Wetz kannte diesen Busch — er war hier oft Hand in Hand mit Derjenigen gesessen, die nun an seinem Arme hing; aber in ganz anderer Stimmung.

„Welch' herrlicher, alter Baum!" sagte er absichtlich. „Eine uralte Kiefer mit einer so regelmäßig schirmförmigen Krone, daß man sie für eine Pinie halten möchte! Ein Veteran dieses Waldes, den man mit Recht aufgespart hat!"

Henriette wandte die erloschenen Augen nach dem Baume hin, und ihr Arm bebte auf dem seinigen. Auch sie schien von einer Erinnerung heimgesucht — der Erinnerung an falsche Schwüre, die sie einst hier gewechselt hatte.

— „Wie gefällt Ihnen Richard, Herr Wetz?" fragte sie.

„Recht gut;" erwiderte er; „wir werden uns vertragen lernen. Es ist ein guter Kern an dem feurigen Jüngling, ein seltsames Gemeng von Kraft und Schwäche. Ein guter Most, der nur vergähren muß, um ein tüchtiger Wein zu werden!"

— „Nicht wahr?" fragte sie sichtlich vergnügt. „Der Junge hat Fehler, ich weiß es; aber sie sind bei ihm zum Theil nur übertriebene Vorzüge. Und Sie haben ihm seine Unart vergeben?"

„Vollständig; er hat sie durch seine Reue gesühnt. Wenn es mir gelingt, Herrn Richard mir zu befreunden, so wird er Ihnen und mir Ehre machen."

Die Mutter lächelte so stolz und zufrieden, daß Wetz dachte: die Menschen sind doch niemals ganz schlecht. Sie ist wenigstens eine gute Mutter. Und dieser Gedanke stimmte seinen Groll gegen die Blinde etwas herab. — „Wenn er unbotmäßig wird, so behandeln Sie ihn mit Liebe und Schonung, nicht wahr? ich bitte Sie darum, Herr Wetz!" fuhr Frau v. Moritz fort. „Ich weiß, ich habe ihn verhätschelt und verzogen, aber er ist für Liebe zugänglicher als für Strenge. Und ich werde stets auf Ihrer Seite seyn," setzte sie hinzu. —

Eine Viertelstunde später ritten Wetz und sein Zögling aus dem Park. Die flache, wellenförmige Landschaft lag vor ihnen. Links die Fabrik, rechts die freie Haide, drüben nach Westen das Dorf Schrotheim mit dem Oberhof, dessen hohes Giebeldach sich scharf vom Horizonte abzeichnete, — droben nach Norden die weißen Häuser des Marktfleckens, wo das Posthaus stand.

Richard ritt eine hübsche, braune Stute, arabisches Halbblut, ein feuriges, munteres Thier. Robert hatte einen hochbeinigen Fuchsen aus dem Drakehner Gestüte, ein altes, vertrautes Thier, das vordem Herrn v. Moritz's Reitpferd gewesen war, und nun überfüttert schien. Die beiden Reiter betrachteten einander anfangs stumm. Richard saß kühn und sicher und nicht ohne Grazie im Sattel, und schien ein guter Reiter zu seyn. Auch Robert war ein geübter Reiter, trotz seiner nachlässigen, mehr bequemen als schönen Haltung; das entging seinem Zöglinge nicht. Robert war einstweilen damit beschäftigt, sein Thier kennen zu lernen; er beobachtete, wie es sich trug, wie es ging, er horchte auf seinen Athem, der ihm kurz erschien. Dann aber sah er sich in der Gegend um und gedachte der eigenen Jünglingsjahre, wo er damals auf seinem Pony auch über diese Haide geritten war.

„Beliebt nun ein Galopp?" fragte Richard. „Rennen wir ein wenig: wer von uns zuerst an jener Linde ankommt!"

— „Sie sind mit Ihrem jungen, leichten Thiere im Vortheil, Herr Wegener; aber ich habe noch ein weiteres Bedenken: mein Fuchse hat ein Asthma; ich möchte nicht die Verantwortung tragen, wenn ihm ein Unglück zustößt."

„Auf meine Gefahr — ich verantworte Alles!"

— „Nun denn, in Gottes Namen!"

Die Reiter ließen ihren Thieren die Zügel, und diese griffen tüchtig aus. Anfangs hatte Richard großen Vorsprung, aber an der Linde war Robert keine zwei Pferdelängen hinter ihm. Bald darauf hielt man vor dem Posthause; Wetz berichtigte seine Zeche und der Wirth staunte nicht wenig darüber, seinen Gast schon auf dem Schlosse heimisch zu sehen. Als man sein Gepäck heruntergeschafft, fuhr soeben ein Wagen von der Fabrik vorüber, und nahm auf Richard's Befehl die Effekten mit.

„Trinken wir eine Flasche Wein zusammen!" sagte Richard.

— „Sogleich, aber ich habe noch ein Geschäft — ich muß hier einen Zögling in die Kost geben."

„Einen Zögling?"

— „Ja, meinen Hund; jenen großen Neufundländer, der dort hinten im Hofe an der Kette liegt. Ihn kann ich doch nicht mit nach dem Schlosse nehmen!"

„Lassen Sie sehen! Ha, welch' ein schönes Thier! Verkaufen Sie es mir!"

— „Nicht um irgend einen Preis! Drake ist mein alter Gefährte; seit Jahren kam er nicht von meiner Seite, der treueste, klügste Hund, den ich je gehabt, und von dem ich mich nur mit großem Bedauern trenne. Sehen Sie, wie wehmüthig er mich anblickt, als ob er mir schon die kurze Trennung zum Vorwurf machen wollte. Ruhig, ruhig, mein Thier! wir bleiben die Alten!"

„Nehmen Sie ihn getrost mit, er findet bei meinen Hunden Platz im Zwinger! Er ist doch verträglich?"

— „Wie ein Lamm. Aber ich danke Ihnen von Herzen — Sie wissen nicht, welche Freude Sie mir bereitet haben, denn ich habe das Thier erzogen und verdanke ihm viel. Komm', Drake," fuhr er fort und löste die Kette; „bedanke Dich bei dem Herrn und hab' ihn lieb! Tout beau!"

Der Hund schien es zu verstehen, denn er setzte sich auf die Hinterläufe, hob die Vordertatzen, hing die Zunge heraus, blickte Richard mit seinen klugen, dunklen Augen ganz vertraulich an, wedelte mit dem langen, buschigen Schweife, und duldete die Liebkosungen Richard's, dessen Hände er leckte.

„Wie schön und kräftig dieses Thier ist, ein Ungethüm wie ein Eisbär!" sagte Richard bewundernd und konnte seinen Blick nicht von dem Hunde abwenden, der ihn und seinen Herrn mit fröhlichem Schweifwedeln umsprang. „Woher haben Sie ihn?"

— „Von einem Ottawa-Indianer, der das junge Thier todtschlagen wollte, weil es die Sucht hatte. Ich kaufte ihm das arme Thierchen ab, als es schon den ersten Schlag erhalten hatte, pflegte und heilte es und zog es auf; und es ist als ob der Hund dieß wüßte, so verständig dankbar und unverbrüchlich treu ist er mir. Ich konnt' ihn daher auch nicht zurücklassen, als ich nach Europa ging, und nahm ihn mit troß alles Unbehagens, das er mir auf der Reise bereitete, obschon er überall der Liebling meiner Reisegefährten war."

„Sie trinken ja gar nicht, Herr Wetz! ist Ihnen der Wein nicht gut genug?"

— „Ich trinke nur, wenn mich dürstet, und dann am liebsten Wasser. Ich bin keinen Wein mehr gewöhnt, und habe bei Tische mehr getrunken als seit Jahren."

„Aha, Sie sind ein Mitglied des Mäßigkeits-Vereins?" lachte Richard; „da werden Sie unter uns Oberdeutschen schlecht fahren. Man hält hier zu Lande etwas auf einen tüchtigen Schluck!"

— „Das wird mich nicht bekehren. Indeß will ich Ihnen bescheid thun — auf gutes Einvernehmen denn!"

„Oho, das hängt von Ihnen ab, Herr Wetz! ich kann keinen Zwang ertragen!"

— „Und ich keinen stummen Groll — das reimt sich schlecht zusammen, Herr Wegener. Wenn Sie daher einmal etwas gegen mich haben, so lassen Sie es uns offen besprechen, und lieber auch offen brechen, ohne daß Ihre Eltern sich darein zu legen brauchen. Ich werde Ihnen dann wenigstens meine Achtung für Ihren männlichen, geraden Charakter nicht versagen. Wir sind ja ohnedieß einander nicht auf die Ehe gegeben."

„Warum sagen Sie mir dieß?" fragte Richard etwas überrascht, und blickte forschend zu Wetz auf, der seinem Auge ruhig begegnete.

— „Mit Absicht, Herr Wegener," erwiderte Wetz. „Es muß zwischen uns in's Klare kommen, wenn wir einander verstehen lernen sollen. Als ich meine Absicht äußerte, mich um die Stelle eines Hofmeisters bei Ihnen zu bewerben, warnte man mich und nannte es ein Wagniß, weil binnen Jahresfrist schon fünf Andere vor mir wieder das Weite gesucht hatten. Man behauptete, Sie hätten denselben das Leben verleidet und sie vertrieben. . . . Ich bewarb mich dennoch, denn ich fürchte von Ihnen kein Mittel, das mit Ihrer Ehre unverträglich ist. Die Wegener sind tüchtige Jungen, wenn auch wild und aufwallend. . . ."

Richard erglühte, starrte dann Wetz lauernd an und senkte den Blick vor dem Auge des Hofmeisters, das in seiner Seele zu lesen schien. „Es mag den Anderen wehe gethan haben, so rasch aus der behaglichen Stelle wieder scheiden zu müssen, auf welche sie und ihre Verwandten vielleicht kühne Hoffnungen gebaut hatten. Manche schöne Illusion mag durch einen solchen Abschied zerstört, manche Familie betrübt worden seyn, wenn sie den Sohn so rasch wieder von dem Posten zurückkehren sah, der anscheinend eine so schöne Versorgung bot. Dieß Alles habe ich nicht zu fürchten. Mein Vermögen reicht zu meinem Unterhalte hin, und ich habe arbeiten gelernt. Scheide ich heute von hier, so falle ich niemanden zur Last. Aber seit ich Sie kenne, glaube ich nicht mehr, durch irgend eine Intrigue aus dem Posten vertrieben zu werden, den ich annahm, um Sie zu einem kernhaften, braven, biedern Manne zu machen, — zu einem Manne wie Ihr seliger Vater war!"

„Haben Sie ihn gekannt?" fragte Richard.

— „Man wird ihm seinen Manneswerth nicht absprechen können, wenn man seine Geschichte hört und seine Schöpfungen sieht," erwiderte Wetz ausweichend. „Er war ein ganzer Mann, unternehmend und ausdauernd, kühn und beharrlich, klar und wahr gegen sich und Andere; sonst hätte er es nicht so weit gebracht. Sie müßten aus der Art schlagen, Herr Wegener, wenn Sie anders wären. Es fehlt vielleicht nichts, als die Gelegenheit und der Wille, um die Eigenschaften, die sich vom Vater auf Sie vererbt haben, zu einem nützlichen Ziele zu verwenden."

Richard biß sich auf die Lippen und goß ein Glas Wein hinunter. „Es ist eine Verleumdung," sagte er, „wenn jemand behauptet, ich habe meine früheren Hofmeister durch Kabale weggebracht. Grob war ich gegen sie, das ist wahr — sackgrob; ich sagte ihnen, sie sollten sich packen, denn ich gebe ihnen nicht einen Pappenstiel um all' ihre Gelehrsamkeit, und wolle mir den Kopf nicht zerbrechen wegen ihres Krimskrams, den ich doch nicht behalten würde; und wenn sie dann zur Mama gingen und mich verklagten, so lachte ich ihnen in's Gesicht, und wiederholte alles, was ich ihnen schon gesagt hatte, und noch mehr, und erklärte, sie sollten mir — zum Henker gehen. Aber," fuhr er ärgerlich und aufwallend fort, „wenn Einer von ihnen wirklich Schaden gelitten hätte, weil er von hier wieder fortkam, so sollte es mir doch leid thun!"

— „Es freut mich, dieß von Ihnen zu hören, Herr Wegener, besonders auch, weil ich sehe, daß Sie besser sind, als Ihr Ruf. Aber gerade deßhalb sollten Sie nicht mit ihrem Rufe spielen, mein junger Freund! Es ist eine klägliche Eitelkeit — in den Augen der Klugen eine Thorheit, wenn jemand schlimmer erscheinen will als sein Ruf. Und dann ist es ein Unrecht gegen sich und Andere, wenn jemand klein von sich denken macht. Die Achtung, welche uns Andere versagen, können wir selbst uns nicht beimessen. Vielleicht hat der eine oder der andere von Ihren frühern Erziehern zu klein von Ihnen gedacht und darum sein Mandat so schnell niedergelegt; vielleicht gibt der eine oder der andere Ihnen auf den Kopf Schuld, Sie hätten ihn vertrieben, und man muß sich niemals muthwillig Feinde machen. Ich bin häufig schon unschuldig gekränkt worden in meinem bewegten Leben, aber ich habe über die meisten meiner Feinde triumphirt und hoffe auch an Anderen noch zu erleben, daß jene Strafgerechtigkeit, die räthselhaft und geheimnißvoll als Vergeltung von Gut und Böse durch das Leben geht, mich noch an Ihnen räche."

Richard war gedankenvoll geworden, und trank hastig Glas um Glas. „Sachte, sachte, mein junger Freund! Sie werden sich erhitzen!" fuhr Robert fort; — „Sie trinken zu schnell, und der Wein ist stark. Lassen Sie uns weiter reiten, der Tag neigt sich!"

„Meinethalben! zu Pferde denn!" sagte Richard, der sich unbehaglich und aus seiner gewöhnlichen Gleichgültigkeit aufgestört fühlte. „Fräulein Helmold und meine kleinen Schwestern kommen von dort drüben herüber. Lassen Sie uns ihnen entgegenreiten!"

Bald saßen sie wieder im Sattel und trabten frisch in den kühlen Abend hinein. Die Sonne ging dunkelroth unter, kleine graue Nebelballen stiegen da und dort aus den moorigen Mulden auf und die schrägen Strahlen vergoldeten die Säume der Kiefernwälder. Es lag eine Stimmung über der Gegend, die Wehmuth weckte und zur Reflexion einlud. Beide Reiter waren stumm und in Gedanken verloren, Richard sogar etwas verstimmt, ohne zu wissen warum. So waren sie schon über eine Viertelstunde auf der Landstraße hingeritten, die in der Nähe des Moosau-Weihers vorüber führte, als plötzlich in jener Richtung ein Schuß fiel. Im Nu hielt Richard das Pferd an und rief: „Was ist das?"

— „Ein Flintenschuß — ohne Zweifel," sagte Wetz. „Es knallte zu dumpf für eine Büchse. Wahrscheinlich schießt jemand dort drüben Enten, denn es ist um die Zeit, wo diese einfallen."

„Wer mag das seyn? Zu dieser Stunde? Das sind Wilddiebe! Lassen Sie uns hinreiten!"

— „Wozu denn? zu Pferde können wir ihnen doch nichts anhaben. Und wir sind unbewaffnet."

„Gleichviel, wir wollen wenigstens sehen, wer sich erfrecht. . . ." Und schon sprengte er querfeldein, dem Weiher zu.

Der Versuch war thöricht und nicht ungefährlich. Dieser Gedanke veranlaßte Wetz, seinem Pferde die Sporen zu geben und dicht an Richard's Seite zu bleiben. Auf halbem Wege nach dem See hörten sie noch einen Schuß. Aber als sie hinkamen, war alles still; der See lag ruhig, kein Nachen auf seinem Spiegel, nichts zu hören als das Säuseln des Nachtwindes im Schilfe. Sie ritten ein langes Stück von dem Seeufer ab, bis der moorige Grund das Weiterreiten verbot. Mißmuthig wandte Richard das Pferd und sagte: er werde schon Schritte thun, um den unbefugten Schützen zu entdecken und zu bestrafen.

— „Bestrafen? um einer oder zweier Enten willen, Herr Wegener? das kann nicht Ihr Ernst seyn!"

„O ja, und zwar ganz mit Recht. Aber davon ein andermal." Und er sprengte in einen Waldpfad hinein, und ritt in großem Bogen auf die andere Seite des Weihers. Die Dämmerung war noch nicht tief genug, um Wetz verkennen zu lassen, daß sie sich der Stelle näherten, wo er am Morgen in den Nachen gestiegen war, um nach dem Entenfang überzusetzen. Plötzlich knurrte Drake und sprang seitab. Einige Sekunden später bellte er lauter und heftig. Beide Reiter folgten der Richtung, woher die Laute kamen, und sahen einen Mann in einem Nachen, der eilends in den Schilf hinein fuhr.

„Hatt' ich nicht Recht?" fragte Richard mit aufwallendem Zorn. „Wollen Sie nicht Ihren Hund hineinhetzen?"

— „Mit nichten, Herr Wegener; das Thier ist nicht zur Menschenhetze abgerichtet. Und wenn man mir diesen Hund erschöße, — ein Thier, das mir so werth ist, um einiger Enten willen? könnten Sie ein solches Opfer verlangen, wenn Sie sich in meine Lage denken?"

„Ich wollte, der Förster Henne wäre hier und ich hätte meine Hunde und ein Gewehr!" Er hielt das Pferd an und lauschte: der Hund bellte in den Schilf hinein und bezeichnete die Richtung, wo der Wilddieb war. Wetz, der für sein Thier ernstlich fürchtete, pfiff ihn zurück und warnte Richard vor einer Unbesonnenheit. Unmuthig gab dieser nach und ritt weiter. Aber noch waren die Beiden keine hundert Schritte weit entfernt, als der hinter ihnen her laufende Hund abermals laut und wüthend bellte. Richard sah sich um und bemerkte eine dunkle Gestalt, die über die Lichtung zwischen See und Wald hinsprang und sich in einen jungen Föhrenschlag flüchtete. Die Bäumchen waren noch zu niedrig, um den Mann zu verbergen. Man sah ihn sich durch das Dickicht hindurch zwängen und weiter laufen, wobei er von Zeit zu Zeit in die Höhe sprang. Ehe Wetz es hindern konnte, warf Richard sein Pferd herum und sprengte dem Flüchtigen nach. Zwischen dem jungen Kiefernschlag und einem Fichtenhochwald von größerem Umfang dehnte sich eine Art neuer Kultur hin, auf welcher Ginster und Wachholdergestrüpp zwischen Baumstümpfen und einzelnen geschonten Hochstämmen wuchsen. Diese Kultur mochte etwa tausend Schritte breit seyn, und auf diese eilte nun der flüchtige Wilddieb hinaus, in der Hoffnung, die schnell zunehmende Dämmerung werde ihn bald dem Auge des Verfolgers entziehen. Er deckte sich gut, sprang im Zickzack von Baum zu Baum, als ob er einen Schuß fürchte, und verschwand oft neckisch auf längere Zeit, um durch das Gestrüpp weiter zu kriechen. Aber Richard setzte ihm hartnäckig nach. Wetz folgte diesem, hatte aber Mühe, das wohlgenährte Thier gut zu führen. Auf einmal sah er den Braunen Richard's straucheln, und Roß und Reiter kamen mit dröhnendem Fall zu Boden.

Als Wetz heraneilte, fand er, daß das Pferd in eine Grube gestürzt war, wo man Baumstümpfe gegraben hatte. Der Braune stand schon wieder auf den Beinen, mit einer Hautwunde und Quetschung davon gekommen; aber der Jüngling lag bewußtlos und mit blutendem Kopfe am Boden. Das Herz schlug noch — Robert athmete freier auf, denn der Gedanke, daß Richard den Hals gebrochen, hatte ihm das Herz zusammengeschnürt. Mühsam hob er ihn auf und blies ihm in's Gesicht, rieb ihm die Schläfe, bis er wieder zu sich kam. Richard klagte nur über Schmerzen am Arm und der Hüfte, und konnte nicht mehr gehen; aber der Athem war noch frei. „Nach Hause!" stammelte er, denn die Betäubung raubte ihm Sprache und Gebrauch der Glieder; „dorthin! dorthin!" deutete er. Aber Robert war ja hier nicht fremd, wenn gleich der Wald seitdem seine ganze Physiognomie verändert hatte. Er hob Richard auf den Fuchsen, führte diesen und den Braunen vorsichtig am Zügel und suchte den nächsten besten Fahrweg zu erreichen.

Kaum war er auf diesem angelangt, so hörte er Wagengerassel und Hufschlag in der Ferne und sah die Lichter einer Chaise herankommen.

Es war Fräulein Helmold mit ihren Zöglingen, die herankam. Der Kutscher erkannte troß der Nacht die beiden Pferde vom Schlosse und hielt von freien Stücken. Er und Fräulein Lucie erschracken nicht wenig, als sie den verwundeten Reiter erkannten, der jetzt Blut spuckte. Weß und der Kutscher legten ihn in den Wagen, und man fuhr langsam dem Oberhofe zu, als dem nächsten Wohngebäude in dieser Richtung. Das Aechzen und Stöhnen Richard's auf dem kurzen Ritte hatten Robert zur Genüge dargethan, daß er dem Verunglückten nicht mehr die halbe Meile bis zum Schrotheimer Schlosse zumuthen könne. Und zu dem Oberhofe zog ihn nicht blos der Gedanke, daß ja dort Richard nicht unter Fremden seyn würde, sondern auch eine unbezwingliche Neugierde, die Bewohnerin des Oberhofs, die unglückliche Mathilde von Berstett, zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Victor Hugo's neueste Dichtung.

(La Légende des Siècles, par Victor Hugo. Paris, Michel Lévy frères, 2 Bände.)

Wenn es einerseits fest steht, daß kein moderner Dichter in Einzelnheiten der Kritik einen so freien Spielraum läßt als Victor Hugo, so ist es anderseits eine ebenso unwiderlegbare Wahrheit, daß Niemand im Allgemeinen so schwierig zu beurtheilen und mit mehr Vorsicht zu behandeln ist, als der geniale Verfasser von Hernani und Marion Delorme. Es gehört ein großes Selbstvertrauen dazu, einen Mann wie Hugo kurz und bündig zu richten, eine Urtheilskraft und Meinungssicherheit, die ich mir nicht zumuthe, und es hat mich in Erstaunen gesetzt, daß einige ausländische literarische Blätter ein so wichtiges literarisches Ereigniß, wie die „Légende" es für Frankreich ist, mit zwei Worten abgespeist und über dessen Schöpfer ein kurz zusammengefaßtes Urtheil gefällt haben, das nie richtig seyn kann. Denn in allen seinen Werken spielen gewisse schroffe Einzelnheiten eine zu große Rolle, um gänzlich unberücksichtigt gelassen zu werden, aber sie sind dennoch nichts als Einzelnheiten, als Details, und wie soll man von ihnen auf das Ganze schließen? Ist ein Berg, weil er nur aus Kies und Sand besteht, deßhalb weniger imposant? —

Victor Hugo schickt einem jeden seiner Werke eine ausführliche Vorrede voraus, eine in oratorischer Form geschriebene, sehr beredte Vertheidigung des Nachstehenden. In der Vorrede seines neuen Werkes vertheidigt er sich nicht mehr, er erläutert, und spricht nur von dem Zwecke, den er damit verfolgt, und von seinen Plänen für die Zukunft. Die Aufgabe, die sich der Dichter gestellt, eben so großartig als unerreichbar, ist folgende: er will das „Wesen" (l'Etre) in seiner dreifachen Gestalt l'Humanité, le Mal, l'Infini (Menschlichkeit, Uebel und Unendlichkeit), schildern. So ist denn die Légende des Siècles nichts als ein Anfang, der erste der drei Gesänge, die das Ganze bilden sollen. Die beiden andern Werke werden la fin de Satan und Dieu heißen.

Hat nun der Dichter mit dieser ersten Serie seinen Zweck erreicht? ist seine Légende des Siècles eine Geschichte der Menschheit? ersieht man daraus, wie er behauptet, ihre Entwicklung von tiefster Vergangenheit bis auf heute, bis auf die Zukunft sogar? Sind die Episoden, die der Dichter aus den staubigen, vergilbten Pergamenten gewählt, die charakteristischesten der verflossenen Jahrhunderte, ist der 13te Abschnitt seines Werkes: Maintenant, ein Bild unserer Gegenwart, wird unsre Zukunft „pleine mer," „plein ciel" seyn? Ist, in einem Worte, die Weltlegende das, was sie seyn müßte, eine Zusammenfassung und Fortsetzung der Bibel?

Ich bezweifle es!! Die Menschheit ist besser als sie Hugo schilderte: Das Wort Schrecken und Verbrechen steht nicht auf jedem Blatte der Weltgeschichte und große Seelen stehen nicht so vereinzelt da, wie Roland in der „Légende des Siècles."

Aber, frage ich weiter, kann diese falsche Benennung, ich gehe sogar weiter, dieser verfehlte Zweck der poetischen Schönheit des Werkes Eintrag thun? Ob die Kathedrale dem heiligen Petrus oder der heiligen Magdalena gewidmet ist, ihre Benennung hat mit der architektonischen Ausführung nichts zu schaffen, und wenn der Baumeister statt einer maurischen Kuppel einen gothischen Bogen wölbt, so irrt er sich freilich, aber sein Irrthum kann ein Meisterwerk seyn!

Victor Hugo hat uns Geschichte lehren wollen und hat seine Phantasie sprudeln lassen, einen wildbrausenden Gießbach, der ein Hinderniß, wie geschichtliche Treue, bald mit seinen Wogen überdeckt und das Felsenbett aufsucht, in dem er sich am heimischesten fühlt. Und, ich habe das Geheimniß nicht entdeckt, Hugo's wahres Element ist Alles, was außergewöhnlich, grausig, gespensterhaft, seltsam ist, seine Muse ist der genialste Ausdruck der Bizarrerie, und aus dieser alten Quelle sind fast alle seine neuen Gedichte geschöpft.

Die Vorliebe für jene absonderlichen Stoffe erkläre ich mir folgendermaßen: Wie im Einzelnen, so gibt Hugo auch im Großen in antithetischer Form seinen Gedanken und Absichten den Ausdruck und die Farbe, die er ihnen verleihen will: er segnet den Frieden, indem er den blutigen Krieg in allen seinen Schrecken malt; zur Verherrlichung der Tugend erregt er in uns den Abscheu vor dem Verbrechen, er verflucht den Tyrannen, um die Freiheit zu besingen. Da nun Victor Hugo, als wahrer Dichter, nur edle Zwecke verfolgt, behandelt er fast ausschließlich gräßliche, schreckliche Stoffe. Das sieht beinahe aus wie ein Paradox, ist aber nichts weniger als das, sondern eine Wahrheit, die auf alle seine Schöpfungen und auf die Légende ganz speziell begründet ist.

Abgesehen von diesem Verstoße, daß das Werk seinem Titel und seiner Tendenz nicht entspricht, ist die Légende des Siècles eine großartige und schöne Schöpfung, die uns für so manche seichten und schwülstigen Produkte der heutigen französischen Poesie auf das Glänzendste entschädigt. Alle der Hugo'schen Muse eigenthümlichen Schönheiten finden dort ihre Vertreter und häufiger als in den früheren Dichtungen; leider fehlt es aber auch nicht an den bekannten unnatürlichen Schroffheiten.

Victor Hugo ist ein großartiger Heldentenor mit einer Riesenstimme, die leider zu oft umschlägt; das macht manche Kühnheit und Schönheit vergessen, man bleibt oft kalt und unempfindlich, selbst nach der brillantesten Bravourarie. Kennt das Auditorium aber die Eigenthümlichkeit seines Sängers, weiß es: jetzt geht ihm die Stimme aus, so applaudirt es so stark, daß es nichts davon hört, und so lange, bis die Krisis vorüber ist; am Ende schreit es Bravo und da capo, die vollen, kräftigen Noten hallen noch lange Zeit nach, und derjenige, der dieß Summen gehört, weiß, daß Victor Hugo, trotz seiner Mängel, ein großer, großer Sänger ist. Das Volksdictum: der erste Eindruck ist der richtigste, ist demnach auf Hugo'sche Dichtungen nicht anzuwenden.

Die einzelnen Gedichte der Légende, obwohl an und für sich selbstständig, stehen doch mit einander in engem Verbande und, wie der Dichter selbst sagt, sind sie durch den geheimnißvollen Faden des menschlichen Labyrinths, den Fortschritt, an einander gereiht, und chronologisch von der Mutter der Menschen: Eva, bis zur Mutter der Völker: Revolution, neben einander aufgestellt.

Der christliche Heldencyclus (IV) erscheint mir als die vollkommenste und gelungenste der XV Abtheilungen, in die die neue Dichtung zerlegt ist.

In dem ersten dieser Gedichte: „le parricide," erzählt der Dichter die Heldenthaten des Dänenkönigs Kanut, der, um auf den Thron zu steigen, seinen Vater, einen fast wahnwitzigen Greis, erschlagen. Kanut stirbt, hat aber im Grabe keine Ruhe und sucht nach dem lebendigen Gotte. Vergeblich, denn mit jedem Schritte, den er sich der Seligkeit nähert, fällt ein Blutstropfen auf das Leichentuch, das sich das Gespenst aus dem Schneemantel des alten Berges Savo ausgeschnitten. „Das sind die Thränen, die die Unendlichkeit weint." Blutbefleckt wagt er nicht vor dem Richter zu erscheinen, et c'est pourquoi Kanut .... rôde éternellement sous l'énorme ciel noir.

In dem zweiten „le mariage de Roland" wird in den klangvollsten und kernigsten Versen der fünftägige Zweikampf zwischen Roland und Olivier großartig und wahrhaft episch geschildert; einen solchen Gesang, der die Kraft besitzt, uns, unsrer Gegenwart entrückend, in die Panzerzeit jener Kämpen zu versetzen, mochten wir in einem alten wurmstichigen Folianten lesen, auf vergilbtem Pergamente mit künstlich verschlungenen gothischen Schnörkelzügen, an denen ein Mönch sein ganzes Leben lang gemalt hat.

Das vierte, „Bivar" betitelt, erzählt, wie bescheidentlich der Cid Rodrigo, der stolze Maurenbesieger, der so großes Aufsehen am Hofe seines Kaisers erregte, in dem Schlosse seines Vaters lebt. Das fünfte und letzte, „le jour des rois," hat durch seine häufigen grassen, unschönen Stellen mit seinen Vorgängern gar keine Gemeinschaft. Es ist das Erzeugniß einer jener unglaublichen Absonderlichkeiten, die ich bereits besprochen habe.

Das dritte, „Aymerillot," habe ich mir als ganz vorzüglichen Leckerbissen zum Schluß aufgehoben. Karl der Große, traurig und niedergeschlagen, kehrt mit vernichtetem, zerlumptem Heere aus Spanien zurück, wo seine besten Kämpen Roland und Olivier geblieben. Als er auf dieser Rückkehr das vortrefflich befestigte und stark besetzte Narbonne vor sich liegen sieht, steigt ein altes Eroberungsgelüstchen in dem greisen Helden auf.

„Mes enfants, mes lions! St. Denis m'est témoin,
Que j'aurai cette ville, avant d'aller plus loin," *)

und er wendet sich an alle seine Heerführer, und alle schlagen die Ehre, Sieger von Narbonne zu seyn, aus; der eine ist krank, der andere zu alt, ein dritter hat Durst, einem vierten wird die Zeit schon zu lang, er sehnt sich heim u. s. w. Da blickt der Kaiser verzweifelt, wuthschäumend um sich her. 'Schert Euch zum Teufel, ihr feigen Memmen, ruht Euch aus, werdet alt und fett! ich will Narbonne ganz allein belagern! geht mir aus den Augen!' — Alle blicken schweigsam zu Boden, niemand wagt ein Wort der Vertheidigung. Plötzlich aber tritt ein ganz junges Bürschchen aus den bepanzerten Reihen und begrüßt den Kaiser: „Monsieur Dionys beschütze Frankreichs König!" (que Monsieur St. Denis garde le roi de France!) Der Kaiser stutzt, die Keckheit und die Jugend des Sprechers machen ihn lächeln und er fragt ihn: „Wer bist Du, wie heißt Du, was willst Du, kleiner Kerl?" Der junge Mann antwortet:

Aymery! ich bin arm wie eine Kirchenmaus,
Ich zähle zwanzig Jahr, besitz' kein Feld, kein Haus,
Bin Baccalaureus und kann lateinisch lesen:
Das ist mein Alles, Herr! Das Loos hat mich vergessen,
Als es den Erbeslohn vertheilt an edles Blut,
Zwei Heller würden schier decken mein Land und Gut.
Doch selbst das Himmelszelt könnt' nicht mein Herze füllen;
Narbonne nehmen, Herr! und siegen ist mein Willen *).

Freudestrahlend ruft Karl der Große aus:

„Für dieß hochherzige Wort sollst Du von heut ab sein
Aymery von Narbonne und Pfalzgraf obendrein,
Man spreche Dir fortan in ehrerbiet'gem Tone;
Geh, Sohn!"
— Den andern Tag nahm Aymery Narbonne **).

Ich maße mir nicht an, V. Hugo zu übersetzen, dieser gedrängte Auszug, diese Citate geben nur einen höchst unvollkommenen Begriff von der Einfachheit und Größe des Originals.

Die Periode der „irrenden Ritter" stelle ich dicht neben den Heldencyclus; nur sind die beiden Gedichte, die sie umschließt, zu lang für Hugo, um durchgängig schön zu seyn. In dem „petit roi de Galice" ist das Gebet, das der kleine König an die Madonna schickt für seine Rettung und Befreiung durch Roland, pair de France, recht innig gefühlt und sehr herzlich, eine Eigenschaft, die um so mehr hervorsticht, als die Gefühls- und Empfindungspoesie in dieser Sammlung fast ganz fehlt.

Den Liebhabern mittelalterlicher Studien empfehle ich die Beschreibung aus dem Roman Erivadnus (die des phantastischen Speisesaals im verfallenen Schlosse von Lusan namentlich).

Ratbert, aus der Epoche l'Italie-R., ist ein schauriges Drama mit Kindermord, Greisenmord und, als himmlische Gerechtigkeit, Tyrannentod. Die Charaktere und Sprache sind sehr schöne Reminiscenzen der Hugo'schen kräftigen Theaterstücke, besonders des verbotenen le Roi s'amuse.

Ich muß Meilenstiefel anziehen, um auf den XIII. Theil „Maintenant" überzuspringen. Erinnert sich der Leser der prachtvollen Scene „le revenant" aus den Contemplations?

„Les pauvres gens" ist ein Zwillingsbruder von dieser Scene, beide sind Kinder ein und derselben Inspiration, ein und desselben Herzens. — Dießmal besingt Hugo die Leiden und die Barmherzigkeit einer armen Fischerfamilie. Der Dichter hat schon oft gezeigt, wie großes Mitleid er mit dem Unglück und der Armuth hat, und jedermann kennt seine unübertreffliche „Bitte für die Armen". Rachel trug einstens dieß Gedicht in einem Wohlthätigkeitsconcert

*) Beim heil'gen Dionys! hört Ihr mich, Löwen, Knaben?
Bevor ich weiter zieh', will ich die Veste haben!

*) Aymery, je suis pauvre autant qu'un pauvre moine;
J'ai vingt ans, — je n'ai point de paille et point d'avoine.
Je sais lire en latin et je suis bachelier.
Voilà tout, Sire! Il plût au sort de m'oublier
Lorsqu'il distribua les fiefs héréditaires.
Deux liards couvriraient fort bien toutes mes terres,
Mais tout le grand ciel bleu n'emplirait pas mon coeur
J'entrerai dans Narbonne et je serai vainqueur!

**) — — tu seras pour ce propos hautain
Aymery de Narbonne et comte palatin.
Et l'on te parlera d'une façon civile.
Va, fils!
— Le lendemain Aymery prit la ville.

vor. Die Wirkung, die sie damit hervorbrachte, war die, daß alle Zuhörer ihre Kleinodien abrissen, ihre Taschen leerten; die Kollekte brachte über 50,000 Franken ein! Das nenne ich einen Triumph!

Diesem Mitgefühl für das unverschuldete Leiden und Dulden verdankt das andre Gedicht „le crapaud" seine Existenz. Jedoch dieses Gedicht sowohl wie die folgenden „pleine mer" und „plein ciel", die der Dichter in das 20. Jahrhundert verlegt, enthält die Eigenschaften, die mir am meisten an Victor Hugo mißfallen; darunter verstehe ich schreiende Contraste und unnatürliche Bilder und unverständlichen Gallimathias, die uns der Dichter als poetische Inspiration, Gedankenkühnheit und philosophische Tiefe verschlucken lassen will.

Unter dem Vorwande einer erhabenen Weltanschauung, die dem Laien nicht zugänglich ist, setzt sich der große Mann auf den Luftballon der ihm nie fehlenden Sprache, und steigt und spricht, und steigt so hoch, daß er als schwarzes Pünktchen ganz und gar verschwindet, und spricht so viel, daß er selber nicht mehr daraus klug wird. O! wäre er doch dem weisen Rathe gefolgt, den er uns gibt: Pas si loin! pas si haut! redescendons, restons l'homme, restons Adam!

Selbst seine erbittertsten Feinde müssen ihm zugestehen, daß er der Mensch ist, der in Frankreich und Navarra sein Vocabularium am besten auswendig weiß; was Sprachreichthum anbetrifft, kann kein moderner, kein klassischer Dichter mit ihm rivalisiren. Aber reiche Leute zeigen gern eine goldstrotzende Börse, und Victor Hugo zeigt zu oft, wie reich er ist; überhäufte Epitheten, Aufzählungen, die gar kein Ende nehmen, immer wechselnde Bilder für ein und dasselbe verfehlen ihren Zweck und verwirren, anstatt zu verdeutlichen. Wenn er einfach ist, sind seine Beschreibungen prachtvoll, aber am großartigsten gelingt ihm die kecke, etwas prahlende Bravoursprache seiner mittelalterlichen Helden.

Den Rhythmus und den Versbau der Alexandriner behandelt Hugo mit jener Freiheit, die er zum Entsetzen der akademischen Perrücken eingeführt hat, z. B.

On disait, qui sont-ils? d'où viennent-ils? ils sont ceux qui paraissent, ceux
qui jugent, ceux qui sont.

Hans Sachs war ein Schuh
macher und Poet dazu.

Oft bemerkt man auch sogenannte „chevilles", d. h. Gedankenopfer, die er dem Reime macht, ein Wort, welches offenbar nur dasteht, um auf ein anderes zu reimen.

Seine Verse sind gediegen und kernvoll; allerdings schlägt seine Muse seltner an die andächtige Glocke der Feiertage, als an die des Sturmes und der armen Sünder. Hugo ist Jünger des Imitationsversbaus und es wallet und siedet und brauset und zischt sehr oft bei ihm. Ich vergesse gern eine Effektschreierei wie: toi les poux dans tes trous, toi les rois dans tes antres, wenn er mir das gewichtige und schwere Herabtropfen des Blutregens so zu malen weiß, wie im Kanut; man höre das Schlachtgeheul der von Roland verwundeten Schurken:

Flots d'assaillants toujours repoussés, blessés, morts!
Cris de rage! o carnage! o terreur! corps à corps . . .

und welche Harmonie liegt in den Versen, die das Verhallen eines Liedes schildern:

La melodie encor quelques instants se traine
Sous les arbres bleuis par la lune sereine,
Puis tremble, puis expire; et la voix qui chantait
S'éteint, comme un oiseau se pose. Tout se tait *).

Je öfter ich das neue Werk durchlese und je mehr ich mich davon durchdringen lasse, desto größer wird meine Verlegenheit; denn ich weiß wirklich nicht, ob es mir, in meiner schon zu langen Beurtheilung, gelungen ist, das wahre Verdienst desselben hoch genug anzuschlagen und auch seine schwache Seiten nicht zu streng und auch nicht zu nachsichtig hervorzuheben. Meine Verlegenheit ist erklärlich, denn Hugo ist, um mich einer Hugo'schen Antithese zu bedienen, der vollkommenste der unvollkommenen und der unvollkommenste der vollkommenen Poeten.

Die Weltlegende ist Frankreich gewidmet:

Livre! qu'un vent t'emporte
En France, où je suis né.
L'arbre deraciné
Donne sa feuille morte! **)

Der große Dichter täuscht sich, Gott sey Dank. Das Blatt ist nicht todt! Hugo ist und bleibt noch immer einer der imposantesten Dichter Frankreichs, und ragt über die schwindsüchtigen Dichterpflanzen, die hier aufkeimen, wie eine Eiche aus Trauerweiden, majestätisch hervor. Der Gipfel ist Nachbar der Wolken, und wie weit die Krone ihre kühnen Zweige in die „Unendlichkeit" auszustrecken wagt, kann der arme Erdenbewohner nicht wissen: denn seine Phantasie kennt keine Grenzen und ist oft dem gewissen festesten Leser ein unlösbares Räthsel.

Von jener Unverständlichkeit, die ich als Hauptfehler der Hugo'schen Dichtungen betrachte, sowie von den sonstigen gewöhnlichen Schroffheiten seiner Muse ist die Légende keineswegs frei; jedoch sind deren großartige Schönheiten so vielfach, so überwiegend vertreten, daß ich dieses Werk ohne Bedenken neben die gelungensten und schönsten Schöpfungen des Meisters stelle und als solches zu den glücklichsten Kindern der französischen Poesie zähle!

Paris, Ende Januar 1860.

Paul Lindau.

Neue Pariser Mysterien.

Ein Sittengemälde der Gegenwart.

Von X. und Y.,
zwei unbekannten Größen.

(Fortsetzung.)

29.

Die Flucht.

Der Baron von Ronville war schon im Garten und pflückte Rosen von denselbigen Bäumchen, zu denen Montague erst vor einigen Tagen Madeleine begleitet hatte. Er trällerte sich ein lustiges Liedchen, denn dem guten Landedelmanne ward dermalen die Zeit gewaltig lang, bevor die Jagdzeit aufgegangen war, und er legte sich daher einstweilen zum Zeitvertreib auf den Gartenbau. Plötzlich hörte er Schritte in seiner Nähe, blickte auf und sah Mon-

*) Noch zieht die Melodie langsam den Wald entlang,
Den Mondeslicht bläulich erscheinen läßt,
Und zittert und verhallt; und die Stimme, die sang,
Erlischt, wie sich ein Vogel niederläßt.
— Und alles schweiget bang. —

**) Es trug ein Wind Dich über Meer
In's Land, das mich geboren hat.
Der Baum hat keine Wurzel mehr,
Da sendet er sein todtes Blatt.

tague den Gartenweg herunterkommen. Es wollte ihn bedünken, der Engländer sehe sehr krank und düster aus.

„Ah, guten Tag, Herr Montéeu! Sie sind schon auf? Da stehen Sie wahrlich weit früher auf, als ich Ihnen zugetraut hätte! Haben Sie sich das herrliche Wetter zu nutz gemacht, wie die Damen es nennen, obschon mir für meinen Theil ein südlicher Wind und ein wolkiger Himmel weit lieber sind? Hoffentlich haben Sie sich einen tüchtigen Appetit geholt, denn es wird bald Frühstückens-Zeit seyn!"

— „Mit nichten, Herr Baron," erwiderte der Gast so steif, daß es den Baron ganz überraschte, „ich komme vielmehr um mich bei Ihnen zu entschuldigen — um Sie zu bitten, daß Sie mich vom Frühstück dispensiren. Ich fühle mich sehr unwohl und habe eine schlechte Nacht verbracht; ich bin durchaus nicht im Stande, an irgend einer Unterhaltung theilzunehmen."

„Schade, sehr schade, mein Herr! es wird uns leid thun, Ihre Gesellschaft entbehren zu müssen; aber wenn jemand so verstimmt ist, als Sie auch mir zu seyn scheinen, so weiß ich wohl, welch' eine Frohne Einem alsdann der Umgang mit Damen ist. Allein können wir Ihnen nicht irgendwie helfen? Meine Frau versteht sich auf alle möglichen Hausmittelchen und ist ein wahrer Wunder-Doktor!"

— „Ich möchte mir einreden, daß mir irgend eine heftige Leibesbewegung gut bekommen würde, Herr Baron, und deßhalb wollte ich mir die Bitte erlauben, ob ich nicht für einige Stunden eines Ihrer Reitpferde benützen dürfte?"

„Parbleu, mit Vergnügen, mein Herr! der ganze Stall steht zu Ihrer Verfügung! wozu machen Sie so viele Umstände?" rief der Baron, dem Paul's steifes Benehmen nicht behagte, und wandte sich wieder summend und singend zu seinen Rosen.

Montague begab sich direkt nach dem Stalle, wo er den alten Pierre mit der Reinigung desselben beschäftigt fand. Der weißköpfige Diener war dem Engländer besonders gewogen und beeilte sich, dessen Wünschen zu gehorchen, indem er Ninon satteln wollte.

„Nicht dieses Pferd — lieber ein anderes!" bat Paul.

— „Aber es ist ja das beste im Stalle hier, nach Race und Temperament!" versetzte der Alte. „Dort steht indessen ein anderes, welches Sie wie der Wind davon tragen wird, wenn Sie einen tüchtigen Galopp lieben! Komm' her, alter Schelm! Der Gaul stammt aus Baron Rothschild's Stall in Chantilly und war ehedem ein Renner; jetzt ist er zwar reichlich seine zwölf Jahre alt, aber noch so frisch und feurig wie an dem Tage, wo er gefohlt wurde. Aber Ninon trägt sich hübscher — ein Kapitalpferd!" fuhr er mit der gewöhnlichen Vertraulichkeit französischer Diener fort. „Haben Sie ihn schon von dem Fräulein reiten sehen? Nom d'un nom! sie hat einen festen Sitz. Ich selber habe sie reiten gelehrt, als sie noch nicht größer war als so, und doch schon voll Courage. Ha, Sie hätten sehen sollen, wie sie schon damals über jeden Ginsterstrauch setzte, als wäre sie mit den Zügeln in der Hand auf die Welt gekommen. Meiner Treu', sie ist die schmuckeste junge Dame in ganz Frankreich, und ich möchte den Mann sehen, der mir das Gegentheil behaupten wollte! Hab' sie vom Wickelkissen an gekannt, und sie war ein wunderholdes Wickelkind; wie oft hab' ich sie auf den Armen getragen! Hollah, steh' ruhig, alte Ninon! Und du da, Alter! hü, hier herüber! — Ich sage Ihnen, Herr, sie hat das beste Herz im Königreich und die besten Grundsätze; sie brächte es so wenig über sich, eine Unwahrheit zu sagen, als ich, einen Menschen umzubringen! Und wie herzensgut sie ist! Sie würde für jedermann alles Mögliche thun, und ich glaube, wenn man ihr eigenes Leben verlangte, sie könnte nicht nein sagen! Sie kann niemand etwas abschlagen, das liebe Kind, und ich bin ihr so gut als ob sie meine eigene Tochter wäre!"

Paul erwiderte kein Wort, und ließ den Alten schwatzen, bis Sattelgurt und Kinnkette in Ordnung waren und das Pferd hinausgeführt wurde, worauf er sich in den Sattel schwang.

„Beiläufig gefragt," sagte er zu dem Alten und deutete auf den runden Thurm; „wer wohnt denn in jenem Zimmer dort oben?"

— „Das ist ihr Zimmer — des gnädigen Fräuleins; sie...."

„Aha! schon gut; ich danke!" sagte Paul und ritt hinweg.

Seine Muthmaßung, ein scharfer Trab werde ihm gut thun, hatte ihn nicht getäuscht. Er sprengte über einen Strich Waideland hin, und der Galopp erwärmte ihn und die alte Stute. Er fühlte sich bald leichter, ließ sein Thier im Schritt gehen und versank in Gedanken. Die Worte des alten Pierre waren ihm in's Herz gedrungen, wie es oft mit dem Lobe geschieht, das wir aus dem Munde einer dritten Person hören. Wir wissen, daß Paul schwach war, und einer der Charakterzüge schwacher Menschen ist es, daß sie zuweilen hart sind, und dann bereuen, wann es gerade zu spät ist. Wir sahen dieß am ersten Abend unserer Bekanntschaft mit ihm, als er nichts in der Tasche hatte, als einen Fünffrankenthaler und diesen dem armen Girardon nicht geben wollte, woraus dann alle seine anderen Verlegenheiten entsprangen. Aber diese schwachen Charaktere haben Einen Vorzug vor starken — sie bereuen. Antoine dagegen war ein Mann von starkem, entschiedenem Charakter, der alles ausführte, was er sich vorgenommen hatte, Gutes und Böses, und es systematisch und entschlossen ausführte — Antoine hatte noch keine einzige That seines ganzen Lebens bereut.

Lange ritt Paul in düstrem Sinnen dahin. 'Wann ich mich an dem Verräther gerächt haben würde,' murmelte er vor sich hin, 'so wollte ich am liebsten Frankreich verlassen und diese herzlosen Französinnen vergessen, welche einem Manne so offen und ungefragt sagen, daß sie ihn lieben, obschon dieß nicht einmal der Fall ist und sie Einen nur ausbeuten und zum Werkzeug ihrer Plane machen wollen. Mich widert diese französische Flatterhaftigkeit und Unbeständigkeit an, und ich sehne mich nach aufrichtiger Biederkeit und Zuverlässigkeit. Im Grunde aber kann ich mir nur gratuliren, daß es so gekommen ist; was hätte ich auch mit einer Französin als Gattin gethan? ich, der Protestant, mit einer eifrigen Katholikin? denn ich sehe nun deutlich ein, daß sie mich wegen des Priesters nur begütigt hat, um diesen vor meiner Ahndung sicher zu stellen. Verwünschter, kurzsichtiger Dummkopf, der ich war!'

So raisonnirte er in seinem Unmuthe vor sich hin. Paul war im Grunde kein schlechter Mensch, — nur der Schmerz machte ihn ungerecht. Je ruhiger er wurde, desto billiger ward er, desto richtiger fühlte und urtheilte er. — „Ueber den Auftritt in Madeleinens Schlafzimmer mit dem Briefe habe ich mich also nicht getäuscht," fuhr er fort. „Aber unbegreiflich ist mir nur, warum der Schurke sich so auf's Angesicht niederwarf? Was mochte wohl sein Brief enthalten und was für eine Antwort mag er erhalten haben?" Und wieder rief er sich alle einzelnen Begebenheiten der ganzen vergangenen Nacht bis zum letzten Augenblick seiner Unterredung mit Madeleinen in's Gedächtniß, und seine Erwägungen darüber beschwichtigten seine Aufregung. Er erinnerte sich, wie flehentlich sie ihn angeblickt, wie geduldig und ergeben sie all' die Barschheiten und Anklagen hingenommen, die er ihr zugeschleudert, wie offen sie sich selber angeklagt und wie sittig und züchtig und unaufdringlich sie ihm ihre Liebe gestanden hatte. „Ha," sprach er gedankenvoll, „wenn ich nur an die Wahrheit dieser Versicherung, an

die Echtheit ihrer Liebe hätte glauben können, so wäre es sicher zu einer Aufklärung und Verständigung zwischen uns Beiden gekommen. Aber ich kann mich des Argwohns nicht erwehren, daß sie mich nur zu einem Werkzeug ihrer Pläne hat machen wollen! Diese Französinnen lügen alle mit einer wahren Grazie und Treuherzigkeit, und doch versicherte mich der alte Stallknecht, sie seye so aufrichtig und wahrheitsliebend? Und seine Aeußerung war so unvermittelt, so ohne allen Vorbedacht, so freiwillig — es steckte kein Auftrag, nichts Gemachtes dahinter. Und sie selbst, als sie mir ihre Liebe antrug, hatte so gar nichts von einem berechnenden, ränkeschmiedenden Weibe. Der Ton, der Blick kamen so frisch aus ihrem Herzen. Wenn ich mich nur der verwünschten Zweifel hätte entschlagen können! Hätte ich ihr geglaubt, als sie mir gestand, sie liebe mich, wie schön und gesegnet würde meine Zukunft sich gestaltet haben! Ha, diese verzehrenden, zerfleischenden Zweifel!" setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu; — „enfin, ich war ein Thor!"

Das war nur allzu wahr; je mehr er darüber nachsann, desto inniger überzeugte er sich davon. Er kam zu dem Schlusse, es seye ein Wahnwitz, daß er nach dem Blute jenes Verräthers dürste, denn ein Mord konnte ihn selbst nicht glücklicher und seinen Freund nicht frei machen. Eine Blutschuld auf seinem Gewissen mußte sein ganzes künftiges Leben mit einem Makel belasten, von welchem er sich, wenn auch kein Mensch darum wußte, nie zu reinigen vermocht hätte; er wäre sich und Anderen ein Greuel gewesen. Und was konnte ihm daran liegen, ob ein Schurke mehr oder weniger auf Erden war! — Allmählig aber, je mehr seine eigenen trüben Gedanken und Zweifel schwanden, trat Madeleinens holde Gestalt um so deutlicher vor seine Seele, doppelt rührend in ihrem Schmerz, ihrer Demüthigung, ihrer Verzweiflung. — Und wem verdankte sie diese furchtbare Pein? Ihm, ihm allein. Er nannte sich eine Bestie, einen Wütherich, einen elenden, grausamen, herzlosen Bösewicht, weil er sie in seiner Verblendung so rauh und barsch von sich gestoßen, weil er sich nicht mehr um sie bekümmert hatte, als sie sich am Boden krümmte in ihrem ohnmächtigen Schmerze! Die arme theure Madeleine! wie sie bat und flehte, mit welcher echten Beredtsamkeit sie ihn bestürmt hatte. Sie mußte einen, unbeschreiblich innigen Beweggrund für ihre Bitten gehabt haben, sie mußte jenen Mann wirklich lieben, weil sie so für ihn flehen konnte! Oder, wer weiß? liebte sie vielleicht nicht ihn, Montague, noch weit mehr? Gestand sie ihm denn nicht, daß es ihr weit mehr am Herzen lag, ihn von der Begehung eines Verbrechens abzuhalten, als daran, daß sein Opfer beschützt ward? Sie, das schüchterne Mädchen, mußte natürlich ihrer Besorgniß eine andere Färbung geben, konnte nicht von vorneherein ihm unumwunden das Interesse gestehen, welches sie für ihn hegte! — Jetzt machte er es sich zum doppelten Vorwurf, daß er ihr dieß Versprechen erst abgedrungen und dann sie zurückgestoßen hatte. Er nannte dieß jetzt schmachvoll, niederträchtig, eines Mannes, eines Cavaliers, eines Christen unwürdig. Er war die Sündenschuld wie die Folge davon, daß er in dieser Nacht den Horcher gespielt hatte.

Er ritt nur noch eine kurze Strecke weiter, dann riß er plötzlich sein Pferd herum und sprengte mit verhängtem Zügel zurück in der Richtung des Schlosses Ronville. Es war sein fester Vorsatz, sich Madeleinen zu Füßen zu werfen und sie flehentlich um Verzeihung zu bitten! Wenn sie ihn so wahrhaft liebte, wie er es nun hoffte und glaubte, so mußte sie auch an die Aufrichtigkeit seiner Reue glauben, ihn zu Gnaden annehmen und ihm wieder gut werden. Er war überzeugt, daß sie ihn nicht so lange auf Verzeihung warten ließ, wie er sie hatte warten lassen. Er wollte ihr seinen ganzen unseligen Wahn, seinen unwürdigen Verdacht bekennen, und sie mußte ihm dann vergeben. Noch war es ja nicht zu spät! — Von diesem Entschluß begeistert und gespornt, sprengte er sein Pferd quer über die Haide nach einem kleinen Wäldchen hin, hinter welchem, wie er wußte, die Landstraße nach dem Schlosse Ronville hinlief. Die Hoffnung schwellte seine Brust, und beflügelte seine Pulse. Aber es war zu spät! Glaubte denn der stolze, harte, selbstgerechte Mann, er werde so leichten Kaufs davon kommen, nachdem er ein armes, liebendes, hingebendes Geschöpf so tief gedemüthigt und so grausam mißhandelt hatte? Nein — jede Schuld rächt sich auf Erden, wie wir sogleich sehen werden!

Kaum war Montague um die Waldecke geritten und in die Landstraße eingebogen, so sah er Antoine Legrand mit einer Pistole in der Hand und von zwei Gensdarmen gefolgt gegen sich heransprengen, — ein höchst erfreulicher Anblick! Im Nu errieth er Alles. Sein Leben hätte er gerne in die Schanze geschlagen, wenn es damit gethan gewesen wäre; allein er fürchtete die Kerkermauern und hoffte noch immer Madeleinens Verzeihung zu erlangen.

Kein Gedanke dieser Art fuhr ihm übrigens in diesem Augenblick durch den Sinn; er fühlte nur jene gemeine Nothwendigkeit der Selbsterhaltung, welche die Welt zusammenhält. Er warf sein Pferd herum und floh. Seine Stute war in der That behend und die schweren Rosse der Gensdarmen würden ihn nie eingeholt haben. Er stieß dem alten Renner die Fersen in die Seiten und befeuerte ihn durch Zuruf und Zungenschlag. Einige tausend Schritte weit floh er auf diese Weise, hörte aber noch immer Hufschlag hinter sich her, und die ganze Zeit that der treue Smog sein möglichstes, um mit seinem Herrn gleichen Schrit zu halten. Allein die Beine des armen Hundes waren kurz, und von Minute zu Minute blieb er weiter hinter dem Pferde zurück.

Antoine hatte den beiden Gensdarmen einen großen Vorsprung abgewonnen; seinem Scharfblick und seiner List entging es nicht, daß der Engländer den Hund liebte. Hierauf baute er seinen Plan. Er kam dem Thiere immer näher, bis er sich endlich nahe genug sah, worauf er zielte und schoß. Paul hörte den Schmerzschrei und das Winseln des Hundes, und zögerte keine Sekunde. Er warf das Pferd so scharf herum, daß er beinahe aus dem Sattel geschleudert wurde, und ritt wüthend zurück. Antoine hatte sich kaum auf eine solch rasche Bewegung gefaßt gemacht und nicht Zeit gehabt seinen hartmäuligen Gaul zu zügeln, ehe er an Paul vorübergeritten war, der sich auf diese Weise zwischen zwei Feuern befand. Vom Pferde springen, das verwundete Thier unter seinen linken Arm nehmen, sich wieder in den Sattel werfen, war für ihn das Werk von wenigen Sekunden, allein sie genügten, um ihm seine sämmtlichen drei Verfolger auf den Hals zu ziehen.

„Halt!" riefen die dummen Gensdarmen, als ob ein Mann in Verzweiflung jemals auf einen derartigen Ruf hören würde.

Antoine war besonnener und spannte seine Pistole wieder; allein ehe er noch damit fertig war, ritt Paul mit seiner Stute gerade gegen den Hals des schweren Pferdes Antoine's und prallte an demselben mit einem so gewaltigen Stoße an, daß Roß und Reiter und Pistole mit einander in den Staub der Landstraße kollerten. Hierauf richtete Paul sich wieder im Sattel zurecht, denn er war beinahe aus demselben geschleudert worden, und ritt dem Walde zu, wo, wie er wußte, die Bäume die Gensdarmen am Zielen hinderten. Piff, paff! piff, paff! knallte es hinter ihm; er fühlte einen seltsamen Kitzel an seinem Haar — das war Alles. Eine Kugel war ihm gerade durch den Hut gedrungen und hatte seinen

Kopf gestreift. 'Gott sey Dank, daß es so abgelaufen ist!' dachte er; 'und nun auf und davon!' Und er stieß der Stute die Fersen in die Weichen, ermunterte sie durch Zuruf und flog wie eine Windsbraut dahin.

Mittlerweile hatte Antoine seinen halben Athem dazu verwendet, den Gegner zu verwünschen, und die andere Hälfte dazu, sich wieder zu erholen, und war wieder aufgesessen. Er und sein Pferd hatten einen tüchtigen Stoß ausgehalten und trabten nun hinter den Anderen her, wobei Antoine die unbedeutende Thatsache ignorirte, daß er sich bei dem Sturz die rechte Schulter ausgerenkt hatte.

Ein derartiges Rennen konnte jedoch nicht lange währen und es handelte sich bald nur noch darum, wer zuerst anhalten würde. Das alte Rennpferd des Barons war zwar unbestritten ein trefflicher Läufer und hatte wohl schon manchen Preis davongetragen; aber Antoine war auch kein Thor und hatte die Vorsicht gebraucht, sich mit einem fünfjährigen vollkräftigen Thiere beritten zu machen, welches an Ausdauer der Sehnen und Lunge mit jenem wetteifern konnte. So sprengten denn diese beiden Männer in einem förmlichen Wettrennen auf der harten Landstraße hinter einander her, als gälte es um ihr Leben zu reiten. Die schweren Thiere der Gensdarmen mit ihren schwerfälligen Reitern blieben bald weit hinten zurück, und überließen die Verfolgung Antoine allein, dem sie in mäßigem Trab folgten, so daß sie zur Stelle kommen mußten, wann der Kampf vorüber war.

Die tolle Hetze ging immer fort, die Thiere dampften vor Schweiß, und den Reitern fehlte beinahe der Athem; aber in Montague's altem Renner war das frühere Feuer wieder geweckt, und er wollte sich um keinen Preis überholen lassen. Beide Reiter jagten an etlichen Bauern vorüber, welche die Wettrenner überrascht anstierten, und denen Antoine vergeblich zurief, den Flüchtling anzuhalten. Die Bauern begriffen nicht, um was es sich handle, und waren verwirrt über den Anblick des Blutes, das von dem gänzlich zerschmetterten Bein des Hundes heruntertriefte. Antoine kam jedoch seiner Beute allmählig näher und stieß plötzlich einen Freudenschrei aus, als er etwa fünfhundert Schritte vor sich ein kleines Dorf aus zerstreut auseinander liegenden Häusern erblickte. Er wußte, daß die Bauern ganz gewiß herauseilen und wenn er sie in bretonischer Sprache anrief, dem Rennpferde in den Zügel fallen würden, so daß, wenn es ihnen auch nicht gelänge, das Thier anzuhalten, hiedurch doch für den Flüchtling ein Aufenthalt entstehen mußte, welcher für den Verfolger augenblicklich von sehr großem Werth war.

Paul hatte das Dörfchen ebenfalls bemerkt, hegte deßhalb Befürchtungen und sah sich ängstlich nach einem Nebenwege um, auf welchem er entkommen wollte. Es war jedoch keine Zeit zu verlieren, darum schwenkte er sein Pferd herum und trieb es in einen schmalen Pfad hinein, der hier in's dichte Gehölz gehauen war, — Antoine in geringer Entfernung hinter ihm her.

'Warum schießt er denn nicht?' dachte Montague; 'ich bin doch überzeugt, daß die Pistole, die ich in seiner Hand sah, ein Revolver war. Vielleicht spart er seinen Schuß für die nächste Nähe auf. — Auch gut!' — Der Grund hievon war aber einfach nur der, daß Antoine erst vor Kurzem und auf sehr unangenehme Weise entdeckt hatte, daß er sich die rechte Schulter ausgerenkt, und daß er daher mit einigem Recht bezweifelte, ob er mit der linken Hand und in vollem Galopp ebenso sicher zielen könnte. Antoine holte nun seinen Gegner so schnell ein, daß er fühlte, er müsse jeden Augenblick mit ihm handgemein werden, und könne ihn alsdann unschädlich machen. Auch Paul begriff dieß, und stieß dem Rennpferde die Fersen immer schärfer in die Weichen und gewann wieder einigen Vorsprung, als ihm plötzlich das Herz im Leibe erbebte, weil er wenige hundert Schritte vor sich eine Hürde erblickte, welche quer über den schmalen Pfad angebracht war. In diesem Momente entfuhr dem Verfolger ein Schmerzensschrei, denn seine Schulter begann ihn in diesem Augenblick stärker zu schmerzen, als sogar ein harter, kühner Waidmann ertragen konnte. Paul hielt dieß irrthümlich für ein Triumphgeschrei und ward stutzig. Er fragte sich: ob das Rennpferd über die Hürde setzen würde? Wenn das Pferd stürzte, war er verloren, denn Antoine war mit Hirschfänger und Pistolen versehen und er war wehrlos. Allein gleichviel! hier handelte es sich um Freiheit oder Kerker, um Leben oder Tod! Was hätte er aber in diesem Augenblick darum gegeben, wenn er nur eine Peitsche und Sporen gehabt hätte!

Er war dicht an der Hürde und Antoine wenige Pferdelängen hinter ihm. Er sprengte seinen Renner zum Setzen an, und hui! — war er richtig drüben? nein! das Thier war mit einem seiner Hinterhufe an der Hirnleiste der Hürde hängen geblieben, riß diese Leiste los, und stürzte vorwärts auf die Schulter nieder. Paul ward abgeworfen und etwas gequetscht und erschüttert, aber nicht gefährlich verletzt. Als er wieder aufstand, war er auf einen Faustkampf mit dem Verfolger gefaßt, so ungleich dessen Chancen auch zwischen dem Bewaffneten und dem Wehrlosen waren. Aber merkwürdiger Weise kam Antoine nicht über die Hürde herübergesprengt, und von Roß und Reiter war nichts zu sehen. Einige Minuten banger Erwartung vergingen, dann blickte Montague durch die Hürde und sah drüben Antoine's Pferd ruhig unter den Bäumen grasen. Er schöpfte Argwohn, dahinter stecke irgend eine Tücke, und er beschloß auf seiner Hut zu seyn. Das Rennpferd hatte sich wieder aufgerafft und stand pustend und schauernd neben ihm. Paul untersuchte das Thier, fand seine Schulter etwas gequetscht, aber sonst nichts, und sprang wieder in den Sattel. Kaum stand er in den Bügeln, so sah er den Bretagner dicht dabei im langen Grase liegen. Sein Pferd war ob dem Sturz des Renners auf einem so schmalen Pfade scheu geworden, hatte sich geweigert, über die Hürde zu setzen, dann sich herumgeworfen und den Kopf seines Reiters in Collision mit dem untersten Aste eines Baumes gebracht. Der Stoß ging gerade auf Antoine's Stirne und hatte ihn betäubt und vom Pferde geworfen.

Sobald Montague den breiten blutrünstigen Striemen auf der Stirne seines Verfolgers bemerkte, begriff er Alles. Einen Augenblick dachte er an Rache, sprang aus dem Sattel, riß die Hürde nieder und trat zu dem am Boden Liegenden; allein jetzt erst kamen ihm die Scrupel eines Mannes von Ehre. Er erinnerte sich seines feierlichen Versprechens, daß er das Leben dieses Mannes zur Sühne für das Unglück seines Freundes nehmen wolle; er sah den Verräther nun in seiner Gewalt, aber ein inneres Widerstreben hielt ihn davon ab, sich an dem Bewußtlosen zu rächen. Er nahm die Pistole aus Antoine's Hand und schwankte einen Augenblick. „Ein Schuß von mir würde die Welt um einen Schurken ärmer machen und meinen Haß befriedigen!" murmelte er und zielte auf die Stirne des Bretagners; aber gerade als er Visir und Korn zusammenbrachte, fielen ihm Madeleinens inständige Bitten ein, und sein Arm sank unschlüssig nieder. Es gelüstete ihn, die Pistole und den Hirschfänger Antoine's mitzunehmen, aber auch hiegegen sträubte sich etwas in ihm. Niemand sollte ihm in Ronville zu seiner Schande nachsagen, er habe einen Hülf- und Wehrlosen geplündert. Da kam ihm ein anderer Einfall, den er sogleich ausführte. Er holte seine Brieftasche hervor, riß ein Blatt heraus und schrieb darauf mit Bleistift:

„Ich habe Eures Lebens geschont, macht hinfort einen bessern Gebrauch davon als seither und seyd dankbar.

Paul Montague."

„So!" murmelte er; „nun ist kein Augenblick mehr zu verlieren. Die Gensdarmen werden bald hier seyn, und wenn ich mich einstweilen aus dem Staube mache und ihnen in den Kreuz- und Querwegen des Waldes ausweichen kann, so bin ich auf einige Zeit in Sicherheit. Sie werden hier anhalten und sich dieses Kerls annehmen, und dieß wird mir einen Vorsprung vor ihnen geben. Armer Smog! der letzte Sturz hätte Dich beinahe das Leben gekostet!"

Er stieg auf, schaute den Pfad rückwärts hinab, sah noch nichts von den Gensdarmen, und wollte wieder weiterreiten. Da schoß ihm plötzlich ein Gedanke durch den Kopf; er wandte sich rasch wieder zu dem Bretagner, stieg ab und durchsuchte dem Besinnungslosen die Taschen, um nach Madeleinens Antwort zu fahnden; allein er fand nichts als ein in Briefform zusammengelegtes feines Rosa-Papier, auf dessen innerer Seite eine zierliche feine Damenhand nur das einzige Wort „Nein" geschrieben hatte. Das Papier war mit demjenigen übereinstimmend, welches er auf dem Damenschreibtisch in dem kleinen Salon auf Schloß Ronville gesehen zu haben sich erinnerte. Mit einer beinahe ahnungsvollen Befriedigung steckte er das Papier zu sich, schwang sich wieder in den Sattel und ritt weiter. Dieses einzige Wort gab ihm den ganzen übrigen Tag hindurch zu denken, und beschäftigte seine Phantasie vollständig. Er grübelte und ersann alle möglichen Briefe, welche Antoine mit sympathetischer Dinte geschrieben haben mochte — nur so nämlich konnte er sich erklären, weßhalb Madeleine jenen Brief so nahe an's Licht gehalten und die Schrift auf demselben in dieser Weise leserlich gemacht hatte. So kam er endlich zu dem tröstlichen Schlusse, Antoine habe in jenem Briefe, bei seiner Heimkehr in's Vaterhaus nach dreijähriger Abwesenheit, an Madeleinen die Frage gestellt, ob sie ihn noch liebe? und jenes apodiktische Nein seye die Antwort darauf gewesen.

Vielleicht — dachte er — hat er ihr in seinem Briefe gesagt, von dem einzigen Worte würde sein ganzes zukünftiges Leben abhängen, er erwarte daher von ihr keine andere Erklärung oder Auseinandersetzung, sondern nur ein einfaches Ja oder Nein, und werde um Mitternacht unter ihrem Fenster auf Antwort warten. Vielleicht war dieses kategorische 'Nein' der Bescheid, den sie ihm gegeben hatte, nachdem sie, wie sie versichert, geseufzt und gerungen und im Gebet vor Gott gelegen hatte, damit Er sie leite. Sie liebte also jenen Menschen nicht mehr, wenn sie ihn überhaupt je geliebt hatte; sondern sie war ihm nur dankbar dafür, daß er ihr Leben gerettet hatte, und sie wollte daher das seinige nicht gefährdet sehen.

Wie bitter bereute er seine Thorheit, als er nun erst, und zwar zu spät, an dieß Alles dachte, — jetzt wo die Polizei hinter ihm her war und es tollkühnste Vermessenheit gewesen wäre, sogar heimlich nach dem Schlosse zurückzukehren. Aber er gelobte sich, ihr vom ersten besten Haltpunkte aus zu schreiben.

Der Wald schien endlos, wie alle Wälder der Bretagne. Er schlug alle Nebenwege ein, welche von den beiden Richtungen, aus welcher er kam und wohin er anfangs hatte reiten wollen, abwichen, und gelangte endlich spät am Abend auf eine Landstraße, welche, soviel er beurtheilen konnte, nicht diejenige war, welche er anfangs eingeschlagen hatte. Er ritt auf ihr, wie er meinte, gen Süden und gelangte bald an ein kleines einsames Wirthshaus, dessen Bewohner nur ihr Celtisch oder Bretonisch sprachen. Jetzt erst lernte er den Werth der wenigen bretonischen Worte kennen, die ihn Madeleine am ersten Abend seines Aufenthalts auf Schloß Ronville gelehrt hatte.

Bara ac Schistre, Brod und Cider, waren vermuthlich der einzige Imbiß, der in dieser Schenke zu finden war, und mit diesen Erfrischungen, die ihm reichlich, obschon in sehr geringer Qualität vorgesetzt wurden, erquickte er sich nun nach Möglichkeit. Die Leute wunderten sich natürlich über den armen kleinen Smog, dessen zerschmettertes Bein Paul nun wusch und mit einem Streifen seines Taschentuches verband; allein da Wirth und Gast keine gemeinsame Sprache hatten, um sich verständlich zu machen, so konnten sie wegen des Hundes keine Fragen stellen und Paul kam nicht in Versuchung, ihnen darüber Unwahres zu berichten.

Montague's größtes Anliegen war nun, seine Verkleidung zu bewerkstelligen und dem Baron sein Reitpferd zurückzustellen. Beides aber wäre ihm nicht gelungen, wenn ihm das Glück nicht günstigerweise einen wettergebräunten Seemann zugeführt hätte, der auf der Wanderung nach der Hafenstadt Lorient begriffen, in dem besagten Wirthshause einsprach, um sich mit einem Krug Cider zu laben. Dieser Matrose verstand Französisch und etwas Englisch; er hatte eine sehr alte blaue Jacke auf dem Leibe, aber unter derselben ein sehr gutes Herz, und war überdieß einem Trinkgelde nicht abhold, was bekanntermaßen eine gute Eigenschaft der meisten Matrosen seyn soll. Als daher Paul ihn mit einigen Gläsern sehr schlechten Branntweins regalirte, den die Wirthin vorgesetzt hatte, so ward er nicht allein sehr zutraulich, sondern auf Anfragen auch sehr gerne erbötig, Montague's Kleider vom besten englischen Stoff gegen seine alte Jacke, seine Zwilchhosen und seinen Hut zu vertauschen.

Sobald Paul fand, daß der Matrose in der gehörigen Stimmung war, um seine vertraulichen Mittheilungen zu empfangen und sie bis zum andern Morgen wieder zu vergessen, vertraute er ihm an, daß er der Polizei entlaufe, von der der Matrose eben auch kein Freund zu seyn schien, da er sie mit allerhand unschmeichelhaften Ausdrücken beehrte. Hierauf erkundigte sich Paul bei dem Seemann nach irgend einem abgelegenen, kleinen Hafen, wo er möglicherweise ein mit England handelndes Fahrzeug finden oder sich ein solches miethen und ohne Paß an Bord desselben kommen könne. Der Matrose schwor bei allen Donnern von Brest — was dort zu Lande eine sehr bedeutsame Betheuerung ist, — der geeignetste Ort zu diesem Zwecke seye das Hafenstädtchen La Trinité, das beinahe vorzugsweise oder ausschließlich nur von Schmugglerschiffen besucht werde. Endlich erfuhr er von dem Seemann, er seye hier nur eine kleine Wegstunde von einem Flecken entfernt, wo sich ein Postamt befinde, wo er einen Brief mit der Gewißheit aufgeben könne, daß derselbe den andern Tag nach Ronville gelange.

Montague schrieb daher mit Bleistift an den Baron:

„Mein Herr! bis diese Zeilen Ihnen zukommen, werden Sie ohne Zweifel schon die seltsamen Umstände erfahren haben, die mich zu einem solch' jähen Abschied von Ihrem gastlichen Hause und Ihrer liebenswürdigen Familie zwangen. Lassen Sie mich Ihnen zunächst für das herzliche Wohlwollen danken, welches ich in ihrem Hause gefunden habe. Ich will mich jetzt nicht gegen die Anschuldigungen vertheidigen, welche wahrscheinlich inzwischen bei Ihnen gegen mich erhoben wurden und welche ohne Zweifel Sie in große Bestürzung versetzt haben. Ich bezwecke hiemit nur, denjenigen Personen, die ich so liebgewonnen und so hochachten gelernt habe, die Versicherung zu geben, daß weder ich noch mein Freund de C—y an der fraglichen Ver-

schwörung theilgenommen, sondern vielmehr unser Möglichstes gethan haben, um den Zweck derselben zu vereiteln. Ich weiß, daß Ihnen ein Revolutionnär ein Gegenstand des Hasses und der Verachtung ist. Allein ein Revolutionnär war ich niemals und bin es nicht, sondern ich bin blos Republikaner, nehme aber keinen Anstand einzugestehen, daß meine jüngsten Bekanntschaften unter dem echten alten Adel Frankreichs, von welchem Sie nach meinem Dafürhalten einer der würdigsten Vertreter sind, manche meiner politischen Ansichten und Vorurtheile wesentlich modificirt haben. Ich hoffe in einigen Tagen die Küsten dieses Landes für immer zu verlassen, allein mein Herz wird stets in der Bretagne seyn. Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Gastfreundschaft, und melde Ihnen, daß Ihr Pferd in der Schenke zum heiligen Cardic bei P. steht. Betheuerungen meiner Liebe und Hochachtung wage ich nicht anzufügen, denn Sie würden dieselben unter den obwaltenden Umständen für eine Impertinenz ansehen; wohl aber ersuche ich Sie recht inständig, die anliegenden Zeilen an Fräulein Madeleine von Ronville zu behändigen. Vergeben Sie mir, daß ich kein anderes Mittel habe, um Ihnen Ihr Pferd wieder sicher zuzustellen, als diese Benachrichtigung.

Ihr ergebener

Paul Montague."

An Madeleine aber schrieb er:

„Ich weiß nun, mein Fräulein, wie edel Sie gehandelt und wie sehr ich Ihnen Unrecht gethan habe. Ich habe kein Recht mehr, Sie um Verzeihung anzuflehen, denn es ist eine ganze Lebenszeit voll Leiden und Reue kaum hinreichend, um mich Ihrer Vergebung würdig zu machen; allein ich bin überzeugt, wenn Sie Alles wüßten, würde mir Ihr edles, großmüthiges Herz verzeihen. Ich wage daher nur diese eine Bitte: falls je mein Name und meine Person den Spiegel Ihrer Erinnerung einmal trüben, so gedenken Sie meiner im besten und nicht so wie Sie mich in meinem Wahnwitz und meiner Verstocktheit gesehen haben."

Es war Paul ganz leicht und wohl zu Muthe, als er dieser Pflicht genügt hatte, und er steckte die beschriebenen Blättchen zu sich. Hierauf untersuchte er den Stand seiner Finanzen, die sich nur noch auf zwei Fünffrankenthaler beliefen, womit er jedoch bis nach La Trinité zu kommen hoffte; dort, meinte er, werde die Vorsehung dann schon weiter helfen, und außerdem hatte er noch seine werthvolle Uhr und einige andere Pretiosen bei sich. Er borgte sich nun von der Wirthin eine Scheere, schnitt sich damit entschlossen den dicken englischen Backenbart und den Schnurrbart ab, und war nun mit seiner Vermummung ganz zufrieden. Nachdem er dem Wirthe durch den dolmetschenden Seemann noch die nöthigen Weisungen gegeben hatte, verabschiedete er sich von dem Matrosen, nahm Smog unter den Arm und wanderte zu Fuße nach dem nächsten Dorfe.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß es kein rascheres und wohlfeileres Mittel zur Reinigung und Läuterung von Wasser gibt, als zerstoßenen Alaun. Ein Eßlöffel voll gepulverten Alauns, den man in einen Kübel Wasser wirft und tüchtig einrührt, schlägt binnen wenigen Stunden alle Unreinigkeiten in diesem Wasser so wirksam nieder und reinigt das Wasser so vollständig, daß es an Frische und Klarheit beinahe mit dem besten Quellwasser wetteifern kann. Zur Reinigung eines Kübels voll Wasser, der etwa 4 preußische Quart enthält, genügt schon ein starker Theelöffel voll.

* Eines der belustigendsten Kunststücke ist der Versuch, wobei ein sehr schwerer Mann mit der größten Leichtigkeit emporgehoben werden kann, wenn man ihn in dem Augenblicke aufhebt, wo seine eigenen Lungen und diejenigen der Person, die ihn emporheben will, mit Luft geschwellt sind. Zu diesem Behufe legt sich die schwerere von den beiden Personen so auf zwei Stühle nieder, daß sein Rücken auf dem einen und seine Füße auf dem andern Stuhle sich aufstützen. Vier Männer versuchen ihn nun emporzuheben, indem sie ihn an jedem Bein und an jeder Schulter anfassen. Die Person, welche emporgehoben werden soll, gibt zwei Zeichen durch Händeklatschen. Bei dem ersten Signal beginnen er und die vier Personen, die ihn emporheben wollen, einen tiefen Athemzug einzuholen; sobald dann die Einathmung vorüber und die Lunge mit Luft angefüllt ist, wird das zweite Zeichen gegeben, um die Person von den Stühlen emporzuheben. Zum Erstaunen dessen der sich aufheben läßt, und derer die ihn emporheben, wird er nun mit einer Leichtigkeit aufgehoben, als ob er nicht schwerer wäre, als eine Feder.

* In England hat Jemand ein Patent genommen für eine neue Einrichtung, welche die Rettung von Personen aus Gebäuden selbst in den gefährlichsten Phasen einer Feuersbrunst bewerkstelligen soll. Diese Einrichtung besteht einfach darin, daß man an bereits errichteten Wohngebäuden einen äußeren senkrechten Schacht anbaut, worin in der Quere eiserne Sprossen oder Treppenstufen angebracht sind, so daß sie eine Art Leiter bilden. Dieser Schacht soll dann mit jedem Stockwerk vermittelst feuerfester, eiserner Thüren in Verbindung stehen. Für neu zu errichtende Gebäude, wo ein solcher Schacht ganz leicht anzubringen ist, kann er noch überdieß zur Lüftung von Kellerräumen, Souterrains und Gewölben mitbenützt werden.

Nachtisch.

* Cham, der bekannte Karikaturenzeichner des 'Charivari', schrieb vorigen Herbst, als des jüngern Alexander Dumas' Drama „Le père prodigue" (der verschwenderische Vater) aufgeführt wurde, folgendes Billet an denselben: „Lieber Freund! wenn Du gegen mich ein père prodigue seyn willst, so schicke mir zwei Freibillets für eine Loge auf morgen. Rechne auf meinen Undank." — Mit umgehender Post erwiderte der junge Dumas hierauf folgendes: „Ich werde zuverlässig morgen an Dich denken; rechne auf meine Nachlässigkeit!"

* Ein Irländer rühmte sich eines Tags gegen einen Bekannten, er besitze eine ganz vorzügliche Fernröhre. „Siehst Du jene Kirche dort?" fragte er; „sie ist ihre volle halbe Stunde entfernt und mit dem unbewaffneten Auge kaum erkennbar. Aber wenn ich sie mir durch mein Teleskop betrachte, so rückt dieses sie mir so nahe, daß ich das Orgelspiel darin hören kann!"

* Eine Dame, welche das Kartenspiel mit einer wahren Leidenschaft liebte, war in der Beichte. Unter den verschiedenen Beweisgründen, mit welchen der Geistliche sie vom Spiel abhalten wollte, machte er auch geltend, sie müsse darin eine Zeitvergeudung sehen. — „Ja das thue ich auch, ehrwürdiger Herr," erwiderte sie; „ich ärgere mich stets darüber, daß mit dem Kartenmischen und Geben so viele Zeit verloren geht!"

Für die Redaction verantwortlich: Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck von C. Greiner in Stuttgart.

Arnold Nobeling.

Historische Erzählung von Amaly Godin.

(Fortsetzung.)

4.

Als Arnold Nobeling Danzig erreichte, war seine Mutter schon hinüber. Die ersten Tage vergingen im dumpfen Leid in der langsamen Gewöhnung des Gedankens an das Unerwartete, nun doch Erlebte. Nicht allzulange vermochte aber der energische Charakter unseres Freundes sich bloß unthätigen Empfindungen hinzugeben und die drängende Entscheidung über seine Zukunft zwang ihn ohnehin, seine Gedanken auf das Nächstliegende zu richten. Das kleine Erbtheil das ihm die Mutter hinterlassen hatte, reichte zwar hin seine Existenz für einige Zeit zu sichern, aber nichts war seinem Naturell mehr entgegen, als planlos dahin zu leben, nichts wäre ihm in seinem jetzigen Gemüthszustande unerträglicher gewesen. Zwar hatte er äußerlich noch keinen Schritt gethan, um sich von der jüngst eingenommenen Stellung zu lösen, sein Entschluß in dieser Richtung stand jedoch fest, und er wollte nun erst über die Gestaltung der nächsten Zukunft mit sich einig sein, um sich darüber auszusprechen.

Während der Reise war ihm der Gedanke gekommen, sich nach Polen zu begeben und bei einem der dort kampirenden Corps eine Stelle als Militärarzt nachzusuchen; als er aber in Danzig die Lage der Dinge besser übersehen lernte, deren Fortschritte ihm in der sächsischen Landstadt nur sehr ungenügend bekannt worden waren, gab er diesen Plan wieder auf. Zum Verständniß der folgenden Lebenswendung unseres Freundes wird uns hier ein kurzer Ueberblick der augenblicklichen Lage Polens nothwendig seyn.

August's Triumph über die Einnahme von Warschau war nicht von langer Dauer gewesen. Allerdings traten die Wirkungen dieses gelungenen Zuges im Anfang sehr günstig für seine Sache hervor; das Vertrauen auf die kaum begonnene Regierung Stanislaus' war durch den raschen Fall der Hauptstadt erschüttert, viele der Conföderirten traten offen auf August's Seite über, und vor Allem wirkte die Erklärung des Kronfeldherrn Lubomirski, daß er bei Anerkennung der Wahl Stanislaus' nur der Gewalt der schwedischen Waffen nachgegeben habe, auf die öffentliche Meinung. Doch hatte Stanislaus' schon gegen Ende desselben Monats Lemberg mit Karl XII. verlassen, um den Feind anzugreifen, vor dem er vor wenigen Tagen geflüchtet war. Zwar zählte August's Armee mehr als 45,000 Mann, doch war sie größtentheils aus käuflichen, unzuverlässigen Truppen zusammengesetzt, die schon bei dem bloßen Namen Karls XII. zitterten. Deßhalb hatte er dieselbe in mehrere Corps getheilt, deren bedeutendstes er dem General Schullemburg mit dem Auftrag anvertraute, das Palatinat Posen anzugreifen, wo die bedeutendsten Anhänger Stanislaus' sich aufhielten. August selbst begab sich mit der Cavallerie nach Krakau, wo Lubomirski ihm noch etwa tausend Reiter zuführte.

Die beiden verbündeten Könige verfolgten Schullemburg's Corps und überraschten es nach einem forcirten und geheim gehaltenen Marsch. Obgleich nun Schullemburg mit großer Geistesgegenwart seine kleine, nur aus Infanterie bestehende Armee so vortheilhaft als möglich aufstellte, gelang es doch den Schweden ihn nach dreistündigem Kampfe zum Rückzug zu nöthigen, welchen er durch einen nächtlichen Uebergang über die Oder so geschickt bewerkstelligte, daß Karl XII. selbst sich für übertroffen erklärte.

Indessen floh Alles vor der schwedischen Armee, die jeden Landstrich eroberte, welchen sie durchstrich, und in Folge davon verbesserten sich Stanislaus' Angelegenheiten von Tag zu Tag. Die Zahl seiner Anhänger mehrte sich beständig. Selbst Potoski, der Palatin von Kioviesz, der als selbstständiger Parteigänger ein großes Corps versammelt hatte, das von beiden feindlichen Armeen gleichzeitig geschont ward, da jede auf seinen Anschluß hoffte, trat jetzt offen auf die Seite Stanislaus'; er gehörte zu jenen Menschen, die sich stets dem Stärkeren anschließen, obgleich er sich für einen Schützer der Gerechtigkeit und der Gesetze gelten lassen wollte.

Indem sich auf diese Weise Karl's XII. Macht in Polen seit dem Beginn des Jahres 1705 auf's Neue befestigt hatte, und August's Ansprüche auf den Thron auf so schwankenden Grundlagen beruhten, daß sie, trotz den bewaffneten Corps, die er noch hier und dort aufrecht erhielt, in Nichts zu zerfallen drohten, fühlten dennoch Stanislaus und namentlich Karl sehr wohl, daß zur Wiederbefestigung der neuen Herrschaft, und als Gegengewicht der verhaßten schwedischen Vermittlung ein gewichtiger moralischer Einfluß auf das Land nothwendig sey. Zu diesem Zwecke schien Niemand passender, als der Cardinal-Primas, Michael Stephan Radziejowski.

Obgleich derselbe von allen Parteien mehr gefürchtet als geliebt ward, war doch sein Einfluß in Polen ein sehr bedeutender gewesen, wozu theils seine Stellung als höchster geistlicher Würdenträger des Staates, theils seine imponirende Persönlichkeit beitrugen. Ein schöner, stattlicher Mann von hohem Wuchse und liebenswürdigen Manieren, ein frommer und herablassender Prälat, und ein Staatsmann von ungewöhnlichen Fähigkeiten, war er in jeder Weise mit dem Besitz jener Eigenschaften ausgestattet, die Einfluß sowohl auf seine nächste Umgebung als auf die Menge übten. Als er bei der drohenden Einnahme Warschau's die Flucht ergriffen hatte, wählte er seine Zuflucht in Danzig, da ihm das zerrissene, in Feindes Hand blutende Vaterland keine Freistätte bot. Mit Recht fürchtete er sich davor, in August's Hände zu fallen, denn er war es gewesen, dessen gewichtiger Einfluß seine Absetzung namentlich herbeigeführt hatte, obgleich bei ihm ganz andere Pläne da mit verknüpft waren, als er hatte durchführen können.

Schon auf der Flucht hatte er die Zerstörung seiner Paläste und werthvollen Besitzthümer erfahren, die sich nicht bloß auf Warschau, sondern auch auf seine Landgüter erstreckt hatte, und von August schonungslos angeordnet worden war. Den laut ausgesprochenen Groll darüber benützte der König von Schweden, um, als die dazu passende Zeit gekommen war, eine Annäherung an den Kardinal anzuknüpfen; dessen Unmuth gegen Karl war aber noch zu neu, um so leicht aus seinem ehrsüchtigen Herzen zu verschwinden; der stolze Prälat vermochte es dem Könige von Schweden nie zu vergeben, daß er gegen seine Ansicht Polen's Krone Stanislaus zugetheilt

hatte. Deßhalb antwortete er auf die ersten Vorschläge die Karl XII. ihm zusandte, daß er das Unheil, das aus bürgerlichen Streitigkeiten entstehe, nun zur Genüge kennen gelernt habe, und sich weder dazu hergeben möge, die dem Haupte August's bereits entfallene Krone, noch den schwachen Scepter Stanislaus' zu schützen.

Karl aber, der es klar erkannte, daß man bei der gegenwärtigen Lage der Dinge den Cardinal nicht leicht entbehren könne, bot alles auf, ihn zu versöhnen, und ihm das Versprechen eines Besuches in Rawicz abzugewinnen, wo auch Stanislaus mit ihm zusammen treffen sollte.

Auf diesem Punkte standen die öffentlichen Angelegenheiten, als Arnold in Danzig eintraf, und durch die nahe bevorstehende Feststellung der polnischen Wirren zerfiel sein allerdings nur flüchtig gefaßter Plan von selbst. Unmuthig streifte er eines Tages in der Umgegend von Danzig umher; der weite, einsame Spaziergang, den er unternommen hatte, diente nur dazu, ihm seine Verstimmung so recht quälend zum Bewußtseyn zu bringen. Schon acht Tage hatte er nun in Danzig zugebracht und noch war er unschlüssig, wohin er sich wenden wollte, noch hatte er nicht nach Scheßlitz geschrieben. Die dortige Anstellung aufzugeben, ohne eine irgend haltbare Erklärung seiner Gründe dazu angeben zu können, widerstrebte ihm sehr; welche Schlüsse würde der Freund, der ihn dort vertrat, würde Baron Schöning, überhaupt alle mit denen er als Arzt in Verbindung stand, aus einem so unbegreiflichen Entschluß ziehen, dessen plötzliche Ausführung kaum die tollste Launenhaftigkeit erklären könnte? Die Vorstellung, wie man sich bei dieser Veranlassung mit seiner Person beschäftigen, wie man sein Thun und Lassen noch nachträglich prüfen und zergliedern würde, war ihm äußerst zuwider.

Das Getrappel mehrerer Pferde störte ihn in den unerquicklichen Betrachtungen. Er blickte auf und erkannte die stattliche Figur des Cardinal-Primas, der mit einem zahlreichen Gefolge über einen Feldweg ritt. Während Arnold langsamer ging, um mit Interesse die bedeutende Erscheinung des Prälaten zu verfolgen, den er noch nicht so nahe gesehen hatte, scheute plötzlich dessen Pferd vor einer jener Vogelscheuchen, die man im August so häufig im Freien wahrnimmt. Der Cardinal hatte im Gespräch mit dem neben ihm reitenden Marschall Bronicz, seinem Gefährten auf der Flucht aus Polen, die Zügel so locker gefaßt, daß sie bei dem ersten Satz des feurigen Thieres seiner Hand entschlüpften. Hoch auf bäumte sich das Roß, der Reiter wankte im Sattel, vergebens suchten seine Begleiter den Zügel des geängstigten Rappen zu fassen — ein, zwei mächtige Sätze und der Prälat lag nach gewaltigem Schwung durch die Lüfte regungslos am Boden.

Rasch war die Mehrzahl seiner Begleiter aus den Sätteln und bemühte sich den Gestürzten aufzurichten. Arnold vernahm den lauten Befehl: „Nach dem Arzte, augenblicklich!" und sah wie einer der Reiter mit verhängtem Zügel in der Richtung der Stadt davon sprengte. Ohne Zögern näherte er sich der um den Cardinal beschäftigten Gruppe, nannte sich und bot den für den Augenblick nothwendigen ärztlichen Beistand an, der freudig angenommen wurde.

Der Prälat war bewußtlos; aus einer nicht unbedeutenden Kopfwunde, die ein scharfkantiger Stein gegeben hatte, strömte das Blut so heftig, daß hier die nächste Gefahr lag. Arnold, der nach jahrelanger Gewohnheit stets sein ärztliches Besteck mit sich führte, reinigte und verband die Wunde, und ließ dann den Bewußtlosen vorsichtig aufheben und in eine nahe Schäferhütte tragen, wo für ihn so gut es anging ein nothdürftiges Lager aus den Schabraken der Pferde und einzelnen Kleidungsstücken bereitet worden war. Darauf entfernte der Arzt mit ruhiger Bitte alle Anwesenden aus der unmittelbaren Nähe des Kranken und hatte die Genugthuung, daß derselbe nach einiger Zeit zum Bewußtseyn kam; im ersten Augenblick ruhte sein matter Blick mit Befremdung auf Arnold, der an seinem Lager saß und seinen Puls prüfte, auf der ganzen fremdartigen Umgebung; bald aber bewiesen einige halblaute Worte, daß seine Erinnerung deutlich ward und ihn den Zusammenhang dieser Situation überschauen ließ.

Da der Unfall den Cardinal in ziemlicher Entfernung von der Stadt betroffen hatte, vergingen beinahe zwei Stunden bis der aus Danzig herbeigerufene Arzt erschien. Arnold gab demselben in bescheidener Haltung Bericht über das Verfahren, das er beobachtet hatte, und nach sorgfältiger Untersuchung des Verbandes erklärte der ältere Arzt, die Wunde sey in den besten Händen gewesen und der Transport des Cardinals könne gefahrlos unternommen werden, sobald die bereits bestellte Sänfte aus der Stadt angelangt sey. Diesen Moment wollte unser Freund benützen, um sich still zu entfernen; der vornehme Patient hielt ihn jedoch zurück, indem er voll Freundlichkeit den Wunsch aussprach, sein junger Arzt möge die so glücklich begonnene Heilung seiner Verletzung nun auch fortsetzen, und ihm während der Uebersiedlung nach Danzig zur Seite bleiben.

Unschlüssig, ob diese Aufforderung sich weiter erstrecke, als auf den Tag des Unfalls, hielt es Arnold doch jedenfalls für nothwendig, sich am nächsten Morgen zeitig nach dem Befinden des Cardinals zu erkundigen. Gleich beim Eintritt in den Palast fand er, daß er erwartet ward, und die Art und Weise, in der der Prälat selbst ihn empfing, ließ ihm keinen Zweifel mehr, daß derselbe sich ganz seiner Behandlung anvertrauen wollte.

Einige Tage waren vergangen; schon saß der Genesende zwar noch mit verbundenem Haupt, aber mit der gewohnten stattlichen Haltung, im Lehnstuhl, und dehnte heute das Gespräch, das er bei jedem Besuche mit seinem jungen Arzt anknüpfte, länger aus als gewöhnlich; ja er schien es recht absichtlich auf Arnold's Persönlichkeit hinleiten zu wollen.

— „Sind Sie ein geborner Danziger?" war die erste direkte Frage des geistlichen Herrn.

„Nein, Eminenz, ich bin von Geburt ein Sachse, doch schon während meiner ersten Kindheit wandte sich meine Mutter, nachdem sie Wittwe geworden, zurück in ihre Heimath nach Danzig, wo ich aufwuchs, das ich aber seit meinem Abgang nach der Universität Königsberg bis jetzt nicht wieder besucht hatte."

— „Man hat mir schon gesagt, lieber Doktor, welche traurige Veranlassung Sie jetzt hieher geführt hat, und zugleich erfuhr ich, daß Sie bereits in Sachsen eine feste Lebensstellung angenommen haben. Es thut mir ernstlich leid, daß Sie be-

reits gebunden sind, denn was ich bis jetzt von Ihnen gehört und selbst gesehen habe, mein junger Freund, hat mir den Wunsch erweckt, Sie in näheren Beziehungen zu mir zu wissen, und die Verpflichtung, die ich für Ihren rechtzeitigen und geschickten Beistand gegen Sie habe, zu einer dauernden zu machen."

„Obgleich ich fühle, daß ein Aussprechen der Wahrheit mich nach diesen gnädigen Aeußerungen Eurer Eminenz fast unbescheiden erscheinen läßt," sagte Arnold nach kurzem Zögern in bescheidenem, aber festem Tone, „so will ich doch nicht verschweigen, daß ich aus persönlichen Gründen entschlossen bin, jene Stellung in Sachsen aufzugeben, oder daß ich sie vielmehr schon aufgegeben habe."

— „Wirklich?" erwiderte der Prälat, indem er den jungen Mann prüfend ansah. „Ich kann mich darüber nur freuen, und habe keine Veranlassung nach Ihren Gründen zu fragen. Wenn Sie nun an der Stelle dieses aufgegebenen Verhältnisses nicht bereits einen neuen Lebensplan gewählt haben, mein junger Freund, so hoffe ich, Sie weisen den Vorschlag nicht zurück, einen Theil Ihrer Zeit und Geschicklichkeit mir zu widmen. Verstehen Sie mich wohl, mir Stephan Radziejowski, nicht dem Cardinal-Primas von Polen, wenn sich dagegen etwa Ihr sächsisches Herz auflehnen sollte. Zwar ist es höchst wahrscheinlich, daß ich bald nach Polen zurückkehre, es handelt sich also bei diesem Entschlusse allerdings für Sie darum, Ihre Heimath auf längere Zeit zu verlassen; Sie sollen aber an die Stellung meines Leibarztes nicht für eine bestimmte Dauer gebunden seyn und natürlich stets Herr Ihres freien Willens bleiben. Unter den Verhältnissen, bei denen ich im vorigen Jahre Warschau verließ, konnte ich zufällig den mir dort attaschirten Arzt nicht mit mir nehmen; hier habe ich überhaupt mein Haus nicht auf dem früheren Fuße eingerichtet. Sagt Ihnen also die angebotene Stellung zu, so braucht Sie nicht etwa die Besorgniß zurückzuhalten, einen Andern aus derselben zu verdrängen."

Arnold erhob sich lebhaft und berührte mit seinen Lippen die weiße Hand des Prälaten, die derselbe ihm bei den letzten Worten mit wohlwollendem Lächeln gereicht hatte. „Nichts könnte meinen Wünschen mehr entsprechen, als dieser huldvolle Vorschlag Eurer Eminenz. Wenn Ihre Gnade auch mein Verdienst weit übersteigt, so werde ich mich doch redlich bemühen, ein so großes Vertrauen zu rechtfertigen, so weit es in meinen Kräften steht."

„Wohlan!" erwiderte der Cardinal; „so treffen Sie Ihre Einrichtungen, so bald als möglich mein Hausgenosse zu werden. In etwa 14 Tagen werde ich Danzig verlassen, um mich nach Rawicz zu begeben, und ich denke, der dortige Aufenthalt wird auch für Sie nicht ohne Interesse sein."

So war denn durch Vermittlung eines Zufalles und seiner Folgen allem Schwanken unseres Freundes ein Ende gemacht, und wenn er sich auch mehr Beschäftigung gewünscht hätte, als die neu gewonnene Stellung ihm voraussichtlich bieten würde, so war doch dieß die einzige Schattenseite derselben, die sich bis jetzt übersehen ließ. In ganz neue Verhältnisse zu treten, in unmittelbarem Gefolge und persönlichem Verkehr mit einem so hochstehenden und geistig bedeutenden Mann einen neuen Gesichtskreis von Erfahrungen und Erlebnissen in sich aufzunehmen, sagte ihm entschieden zu und die geistige Elastizität seines Wesens, die seit Monaten durch grenzenlose Verstimmung niedergehalten war, ward ihm jetzt zuerst wieder fühlbar. Was konnte auch besser geeignet seyn, ihm die gewünschte Vergessenheit seiner Persönlichkeit zu gewähren, als eine so vollständige Lösung von der Vergangenheit.

Seine erste Aufgabe war nun, die Fäden zu lösen, die ihn äußerlich noch banden. Er schrieb vor allem an den Baron Schöning, theilte ihm in Kürze mit, was er in Danzig erlebt und beschlossen hatte, und verabschiedete sich von ihm, indem er für jede empfangene Freundlichkeit Dank sagte und seinen jetzigen Stellvertreter dem Baron als bleibenden Nachfolger empfahl. Auch die Briefe an beide Freunde boten den Stoff von selbst. Daß Dietrich Vogler mit Freuden die gesicherte, angenehme Stellung in Scheßlitz festhalten würde, wenn der Einfluß des Barons ihm zu derselben behülflich war, ließ sich nicht bezweifeln; er kannte des Freundes Verhältnisse und wußte, daß er nirgend gebunden sei.

An Fritz Roloff schrieb er im gewohnten freundschaftlichen Tone. Seine Handlungsweise sprach ihn von der Nothwendigkeit frei, auf ihr letztes Gespräch zurückzukommen, nur mit wenigen Worten deutete er an, daß er mit diesem Entschluß für sich und Andere das Richtige ergriffen zu haben glaube. Einen Gruß an Martha und die Bitte um öftere Nachricht vom Ergehen der Freunde versagte er sich nicht; doch war der Ton des ganzen Briefes ruhig und gehalten und berührte seine eigene Stimmung mit keiner Sylbe.

Schwieriger ward es ihm, darüber mit sich in's Reine zu kommen, ob er auch an Louise von Rechenberg einige Zeilen richten solle oder nicht. Er fühlte wohl, daß er nach dem letzten Zusammentreffen mit ihr die Rolle spiele, als hätte er die Flucht vor ihr ergriffen; wie er sie kannte, zweifelte er nicht daran, daß unter diesen Umständen ein völliges Schweigen ihn in ihren Augen herabsetzen würde, und sein ganzer Männerstolz bäumte sich bei diesem Gedanken. Dennoch blieb ihm keine Wahl, als ihr entweder wie ein feiger Liebender zu erscheinen, oder ihr auf Kosten des Zartgefühls die Täuschung zu benehmen, der sie sich über sein Gefühl hingegeben hatte. Das Letztere entsprach mehr seinem Wunsche; als er aber die Aufgabe zur Ausführung bringen wollte, einer Frau, die ihm ihre Liebe gestanden, ohne daß er sie sogleich aus dem Irrthum gerissen, nun schriftlich seine Gleichgültigkeit auseinander zu setzen, erschien ihm dieß so unmöglich, daß er es vorzog, lieber eine alberne Rolle zu spielen. Er schrieb also nicht und begnügte sich mit dem ceremoniellen Gruße, den er bereits in dem Briefe an den Baron der gnädigen Frau übersandt hatte.

Die übrigen Vorbereitungen zu seiner neuen Laufbahn kosteten ihm wenig Zeit, und zwei Tage nach jenem Gespräche mit dem Cardinal-Primas war er in dessen Palast untergebracht, und war den größten Theil des Tages um den Prälaten. Der Zustand desselben, als Rekonvaleszent, der die Zahl seiner Umgebung beschränkte und manche sonst herrschende Einrichtung veränderte, gab Veranlassung, daß er seinem jungen Arzt manche Beschäftigung übertrug, die seinem Beruf eigentlich fremd war.

Schon nach sehr kurzer Zeit wußte der Cardinal, der als Priester und Staatsmann, ein Menschenkenner war, Arnold richtig zu beurtheilen und übersah den Nutzen, den er aus dem zugleich scharfsichtig klugen und dabei äußerst vorsichtigen und besonnenen Charakter eines redlichen Mannes ziehen könne. Unmerklich, wie die Gesundheit des Kirchenfürsten sich immer mehr besserte, waren unseres Freundes Funktionen weit mehr die eines geheimen Sekretärs, als die eines Arztes geworden. In manche verwickelte und persönliche Angelegenheit seines Gönners eingeweiht, zeigte er, obgleich er sich nach dieser Richtung sehr zurückhielt, dennoch in der Auffassung und Ausführung gegebener Thema's jeder Art, daß er wohl im Stande sey, den neuen Gesichtskreis klar zu überschauen, und nicht bloß eine einseitig wissenschaftliche, sondern eine allgemeine, menschlich tiefe Bildung besaß.

Als etwa vierzehn Tage nach seinem völligen Anschlusse an das Haus des Kardinals dieser die Reise nach Rawicz antrat, fühlte Arnold seine Stellung bereits ganz befestigt, und sah sich in der vielbeneideten Lage des entschiedenen Günstlings eines der bedeutendsten Männer seiner Zeit.

5.

In Rawicz herrschte das bunteste Leben, und die Aufmerksamkeit des jungen Arztes ward durch die mannigfaltigsten Scenen gefesselt, während sein Interesse für die politischen Unterhandlungen, die dort geführt wurden, um so mehr wuchs, je mehr er die leitenden Fäden derselben übersehen lernte.

Um der Zusammenkunft mit Stanislaus und dem Cardinal-Primas den rein politischen Charakter scheinbar zu nehmen, hatte Karl XII. beschlossen, in Rawicz zugleich die Hochzeit seines Lieblings Arwed Horn mit der schönen Ingeborg Törnflykt, einer Schwägerin des Grafen Piper, zu feiern, was mit großem Pomp geschah. Das schöne, fürstlich ausgestattete Paar mit seinem zahlreichen Anhang von Verwandten und Freunden bildete gleichsam den Fixstern, um den sich die strahlenden Planeten bewegten. Scheinbar drehten sich alle Feste und Zusammenkünfte um das Brautpaar, in Wirklichkeit war aber Rawicz dem Schauplatze eines kleinen Fürstenkongresses zu vergleichen, denn Krieg und Frieden, Wohl und Weh der Staaten ward dort unter der Form freundschaftlichen Zusammentreffens verhandelt.

Die beiden Könige von Schweden und Polen erregten Arnold's lebhaftes Interesse. Kaum konnten, was die äußere Erscheinung betraf, zwei verschiedenartigere Persönlichkeiten gedacht werden.

Karl XII., damals kaum dreiundzwanzig Jahre alt, war unter Mittelgröße, seine Gestalt ziemlich gewandt und von richtigen Verhältnissen. Sein langes Gesicht zeigte eine hohe Stirne, eine Adlernase und blaue, hervorstehende Augen mit lebhaftem und durchdringendem Blick; es war fast ganz bartlos, wodurch das allzuhäufige Lachen, das Karl's Gewohnheit war, noch bemerklicher wurde, und von braunen, kurzen und vernachläßigten Haaren beschattet. Seine ursprünglich weiße, aber von der Luft gebräunte Gesichtsfarbe war kräftig, seine Haltung stolz und majestätisch.

Stanislaus, der jetzt achtundzwanzig Jahre zählte, war ein hochgewachsener, schöner Mann von einnehmendem und würdigem Aeußern; seine regelmäßigen und beseelten Züge trugen das Gepräge des freien Charakters und einer menschenfreundlichen Seele, und der häufig schroffe Ausdruck Karl's fand in den liebenswürdigen Manieren des Königs von Polen einen frappanten Gegensatz.

Dagegen trafen die beiden im Aeußern so verschiedenen Monarchen in einzelnen Charakterzügen zu großer Aehnlichkeit zusammen. Beide trugen den Kern einer durchaus redlichen, keinerlei Falsch und Verstellung fähigen Natur in sich, und diese bei den polnischen Großen so seltene Eigenschaft, so wie die soldatischen Gewohnheiten Stanislaus, der von früher Jugend an auf hartem Lager schlief, jede persönliche Bedienung verschmähte und keinerlei Bedürfnisse reichlichen Lebens hatte, war es, was Karl von Anfang an für ihn eingenommen und für die Dauer seines Lebens zum Freund des ritterlichen Polen gemacht hatte. Er war fest entschlossen, die Krone auf seinem Haupt zu befestigen, besser als dieß im vorigen Jahre geschehen war, wo seine Stellung schon so kurze Zeit nach seiner Wahl zum König der Republik erschüttert worden war, daß es jetzt neuer Schritte zum Wiedergewinn derselben bedurfte. Von dem Einflusse des Cardinal-Primas hing vornehmlich der baldige Zusammentritt einer Reichsversammlung in Polen ab und er bot alles auf, ihn zu der Zusage zu bestimmen, daß er den Reichstag anbahnen und zusammenrufen wolle.

Der Entschluß des Prälaten war bereits gefaßt als er nach Rawicz kam; er selbst wünschte nichts lebhafter, als seine frühere Stellung zum polnischen Thron wieder einzunehmen, seine zerrütteten Finanzen zu ordnen, und vor Allem zitterte er heimlich vor der Möglichkeit, daß ihn das Schicksal des Bischofs von Posen treffen könnte, dem Papst ausgeliefert zu werden. Der heilige Vater hatte gedroht, den Abfall der Kirchenfürsten von August dem Starken und den Anschluß an den von einem ketzerischen Fürsten gewählten König streng zu ahnden, und hatte diese Drohung in vollem Maß an dem Bischof von Posen ausgeführt, als August ihm denselben nach der Einnahme von Warschau überlieferte. Um seine künftige Stellung zu sichern, und dem Schritte, der von ihm begehrt ward, jede Würde zu geben, stellte der Cardinal indessen feste Bedingungen auf.

Er verlangte, daß der König von Schweden sich verpflichten möge, Polen während der nächsten sechs Jahre zu beschützen und zu vertheidigen, daß er jeden Einfall fremder Truppen, namentlich der Sachsen, von der Republik fern halten würde; daß während dieser Zeit Polen ihm keine Contribution zu leisten hätte, damit den erschöpften Kräften des Landes Zeit bliebe, sich zu erheben, und endlich, daß man alles aufbieten möge, um ihn selbst vor dem Zorn des päpstlichen Hofes zu schützen.

Karl XII. ging auf diese Bedingungen mit voller Bereitwilligkeit ein, machte sich verbindlich, stets achttausend Mann als Schutztruppen für Stanislaus in schwedisch Pommern zu erhalten, nur die nothwendige Naturalverpflegung für dieselben, sonst aber nichts vom Lande zu fordern und auf dem projektirten Reichstag eine Deputation wählen zu lassen, die in Rom

die Angelegenheiten Seiner Eminenz vertheidigen und die Unzufriedenheit des Papstes abwenden sollte.

Das Resultat dieser Verhandlungen war des Cardinal-Primas bestimmte Zusage, in möglichst kurzer Zeit eine Reichsversammlung in Prozowicz im Palatinat von Krakau zusammen zu berufen und dort die entschiedene Anerkennung und baldige Krönung des neuen Königs durchzusetzen.

Sobald der Cardinal sich auf diese Weise entschieden für Stanislaus erklärt hatte, that dieser was in seinen Kräften stand, um dem Prälaten auch persönlich näher zu treten. Er wußte gar wohl, daß er nicht allein allgemeine Vorurtheile, sondern einen ganz persönlichen Unmuth zu bekämpfen hatte, daß namentlich viele seiner Ansichten in geradem Gegensatz zu denen des ersten Würdenträgers seines Staates standen. Trotzdem trug die große Liebenswürdigkeit Stanislaus' und die Zufriedenheit, die er innerlich darüber empfand, daß Jener seinen gewichtigen Einfluß von nun an zu seinen Gunsten verwenden wollte, viel dazu bei, ein gutes Einvernehmen herbeizuführen.

Nachdem der Prälat einmal seinen Willen gebeugt, und die früheren Pläne, den Prinzen von Conti oder den Kronfeldmarschall Lubomirski auf den Thron zu setzen, unmöglich geworden sah, verschloß er auch sein Urtheil nicht mehr gegen Stanislaus' ungewöhnlich anziehende Persönlichkeit. Namentlich trug die dem König eigene Mäßigung des Charakters, ein den Polen seltener Zug, dazu bei, auf das bei aller Zuvorkommenheit der Manieren doch verschlossene und schwer zu ergründende Wesen des Prälaten Einfluß zu üben. Stanislaus benützte jede Gelegenheit, dem neugewonnenen Bundesgenossen sein volles Vertrauen an den Tag zu legen, und obgleich Jener als Priester und polnischer Edelmann gleich bereit war, die königliche Gewalt einzuschränken, deren Ohnmacht dem Einfluß und den Freiheiten des Adels und der Geistlichkeit zu Gute kam, so übte doch der ritterliche Charakter des Königs eine nicht abzuweisende Wirkung auf ihn aus. Die glückliche Physiognomie Stanislaus', die kühnen Muth und Milde vereinigte, zeichnete sich besonders durch einen Ausdruck biederer Offenherzigkeit aus, die seinen Worten mehr Gewicht gab, als selbst die ihm angeborene Beredtsamkeit.

Die Zusammenkunft in Rawicz war auf dem Punkt, sich zu lösen. Die Zwecke derselben waren erreicht; der Cardinal-Primas beabsichtigte sich sogleich nach Prozowicz zu begeben, um die Angelegenheiten des Reichstages zu führen, während Stanislaus seine Familie in Stettin besuchen, und dann in Karl's Heerlager zurückkehren wollte, um dort die Bestimmung über die Zeit seiner Krönung abzuwarten.

Der König von Polen gab dem Kirchenfürsten eine Abschiedsaudienz. Noch einmal erörterten Beide die Punkte, die auf dem Reichstage zur Sprache kommen sollten.

— „Ist das Ziel erreicht," schloß Stanislaus mit seinem gewohnten Freimuth, „dann wäre es an der Zeit, manche Einrichtung der Republik einer Verbesserung zu unterwerfen, und ich rechne auf Ihre Mitwirkung, Eminenz. Bisher besaßen die Könige von Polen eine zu große Freiheit, das Ueble zu thun, aber lange nicht genug, das Gute auszuführen — man muß Hindernisse für Jenes schaffen, die Beschränkungen für Dieses hinwegräumen. Gewiß will ich, daß die Republik ihre wesentlichsten Rechte behält, doch müssen ihnen Grenzen vorgeschrieben werden, die sie hindern, auszuarten. Wir haben gesehen, und das Land hat es schwer empfunden, welche Unordnungen den Reichsversammlungen nach Erledigung des Thrones folgen, deßhalb will ich für die Zukunft vorschlagen, daß man in solchem Falle Stimmen sammle, die einzeln und in solcher Weise abgegeben werden, daß der Stimmgeber ungenannt bleibt. So könnten die Cabalen vermieden werden, die die Republik schon vor der Wahl zerreißen, und die Bürgerkriege, die ihr so häufig folgen."

Der Cardinal sah mit einem scharfen Blick auf. „Halten Eure Majestät es für möglich, daß die Edelleute sich ihr Recht des Veto nehmen lassen werden?"

— „Gerade dieses Recht," entgegnete Stanislaus ruhig, „ist die gefährlichste aller Dienstbarkeiten, da es das Urtheil der Einzelnen mit den theuersten Interessen und dem Wohl des Staates vermischt, und die Laune eines einzigen hartnäckigen oder einfältigen Edelmannes die Wahl Aller anfechten kann. — Nächst diesem Punkte liegt mir noch ein zweiter am Herzen, und ich werde ihn mit voller Ueberzeugung vertreten. Polen muß an seinen entfernteren Grenzen feste Plätze erbauen, muß ein regelmäßiges Truppencorps aufrecht erhalten, wie alle ihm benachbarten Mächte. Wir glauben, daß unsere Nachbarn schon in Folge ihrer eigenen Eifersucht sich für unsere Erhaltung interessiren — eitles Vorurtheil, das uns betrügt, thörichte Hartnäckigkeit, die vor Zeiten die Ungarn und die Böhmen um ihre Freiheit gebracht hat! An uns wird ohne Zweifel auch die Reihe kommen — wer weiß, ob sich nicht die benachbarten Mächte eines Tages vereinigen, unsern Staat unter sich zu theilen."

„Wenn ich auch dieser schlimmen Prophezeihung Eurer Majestät nicht beistimmen kann," entgegnete der Cardinal nach kurzem Schweigen, „so theile ich doch vollkommen Ihre Ansicht über die nöthige Reform unserer Militärverhältnisse. Besäßen wir eine reguläre Armee statt der Truppencorps, die unsere Edelleute in Folge ihrer Privilegien zu erhalten haben, so hätte schwerlich ein Nachbarfürst ohne Hinderniß bis ins Herz der Republik vordringen können. Eure Majestät wird mich überhaupt stets bereit finden, auf Ihre Vorschläge einzugehen und sie zu vertreten, so weit es sich mit meiner Pflicht als Staatsbürger und Diener der Kirche verträgt, und ich denke, meine Ergebenheit in Kurzem durch die That zu beweisen. So Gott unserer Sache ihren Beistand schenkt, hoffe ich zuversichtlich, daß Polen schon im Oktober die Krönung seines Königs feiert."

Er schwieg, und schien die Beendigung seiner Audienz zu erwarten. Stanislaus nahm aber nach kurzer Pause das Gespräch noch einmal mit den Worten auf: „Nachdem wir nun das Wichtigste besprochen, mein lieber Cardinal, möchte ich mich noch über eine Privatangelegenheit mit Ihnen berathen, die mir schwer auf der Seele liegt, und deren seltsame Natur Sie selbst bald übersehen werden. Sie wissen, daß ich bei der Flucht aus Warschau im vergangenen Jahre das Unglück hatte, mein jüngstes Kind Maria zu verlieren. Durch die strafbare Nachlässigkeit der Aufsichtsdame blieb in der Verwirrung der

eiligen Flucht das Kind zurück.*) Ich selbst erfuhr dieß Unglück nicht sogleich, da ich mich, wie Ihnen bekannt ist, nach Lemberg begab, während meine Mutter und die Königin mit meinen beiden älteren Kindern die Richtung nach Stettin einschlugen. Natürlich ward das arme Kind sehr bald vermißt, und ein treuer Diener der Königin, Graf Towienski, erbot sich zurückzukehren und die Entführung der Prinzessin aus Warschau zu versuchen."

„Wir glaubten seit langer Zeit, daß der wackere junge Mann bei dem tollkühnen Unternehmen, sich in die kaum eroberte Hauptstadt einzuschleichen, seinen Tod gefunden hätte, denn jede Nachricht von ihm blieb aus. Umsonst ward sowohl offiziell, als insgeheim nach ihm und dem Kinde geforscht, seine Spur blieb vollkommen verloren, und nachdem alle Nachforschungen, selbst eine Reklamation an den Kurfürsten August von Sachsen ohne Erfolg geblieben waren, betrauerten wir die arme Kleine als ein Opfer jenes verhängnißvollen Tages. Eure Eminenz möge sich deßhalb eine Vorstellung der Ueberraschung und Aufregung machen, die mich ergriff, als gestern ein Bauer aus der Gegend von Warschau bei mir dringend bitten ließ, vorgelassen zu werden und mir eine wichtige Mittheilung machte. Ich gab dem Manne die erbetene Audienz ohne Zeugen, und empfing aus seiner Hand eine vielfach beschädigte Brieftasche, die er, ziemlich tief im Boden eingestampft, gefunden hatte, als er seinen Acker vor einigen Tagen für die Wintersaat umgrub, und die auf dem ersten Blatt meine Adresse trug. Die, mit Bleistift geschriebenen Worte lauteten: 'Dieß Buch gehört dem König Stanislaus Leszinsky. Wer es auch in seine Hände bekommt, der übergebe es dem Eigenthümer, bei seinem Seelenheil!'"

„Ich erkannte die Brieftasche sogleich. Ich selbst hatte sie vor Jahren dem jungen Grafen, der damals fast noch ein Knabe war, zum Geschenk gemacht. Mit bebender Hand drückte ich an die Feder des geheimen Faches, das ich damals dem heiteren Jungen mit Dukaten gefüllt hatte, um ihm irgend einen knabenhaften Wunsch zu erfüllen. Ein zusammengebrochenes Blatt und sein eigener, ach so kurze Zeit getragener Trauring lagen darin. Das Blatt enthielt wenige aber inhaltsreiche Zeilen — hier ist es!" Mit lebhafter Bewegung auf dem männlichen Antlitz reichte der König dem Prälaten ein mit Bleistift eng beschriebenes Blättchen.

Der Cardinal las: „Die Rettung des Kindes ist gelungen. Da es aber unmöglich war, die Prinzessin ungefährdet sogleich aus dem Lande zu bringen, habe ich sie dem Doktor Orselski in Praga übergeben. Er wird seinerseits Eure Majestät benachrichtigen, und ist von mir streng angewiesen, das anvertraute Kleinod nur im Falle einer direkten Beglaubigung Eurer Majestät, oder bei Vorzeigung des beifolgenden Ringes einem Dritten anzuvertrauen. Ich schreibe diese Zeilen noch in seinem Hause; wenn mich ein Unfall treffen sollte, ehe ich meine Botschaft bringen kann, finde ich vielleicht doch Gelegenheit, sie an Eure Majestät gelangen zu lassen. Gott segne den König!"

„Welche wunderbare Fügung!" rief der Cardinal ergriffen. „Hier waltete Gottes schützende Hand — ohne Zweifel ist der Graf gefangen genommen, wohl gar getödtet worden und hat im Augenblicke der Gefahr diese Brieftasche vielleicht absichtlich von sich geschleudert, die als wahre Aussaat des herrlichsten Keimes der Erde anvertraut blieb und nun als Glück und Segen für Eure Majestät aufgehen wird!"

„So erkläre auch ich mir den Zusammenhang, doch bleibt es ein ungelöstes Räthsel, warum Doktor Orselski, dem der Graf das Kind übergeben hat, ein ganzes Jahr lang nichts von sich hat hören lassen. Er ist der zuverläßigste Mann, schon bejahrt und meinem Hause treu ergeben: Mein Vater hatte ihn als ganz allein stehenden armen Waisenknaben zufällig aufgefunden, ihn erziehen und studiren lassen; auch ich fand wiederholt Gelegenheit, dem wackern Doktor gefällig zu seyn, und habe die volle Ueberzeugung, daß er mit Freuden einen für mich so wichtigen Auftrag übernommen hat. Sein Stillschweigen ist mir völlig unerklärlich; wenn auch anzunehmen ist, daß er mit Maria das Land verlassen hat sobald es anging, und wenn auch Botschaften an mich in dieser bewegten Zeit verloren gegangen seyn können, so bleibt es unbegreiflich, warum der Doktor das Kind nicht zur Königin nach Stettin gebracht hat. Ganz besondere Verhältnisse müssen diesem Räthsel zu Grunde liegen, und deßhalb habe ich ein Anliegen an Eure Eminenz, dessen Wichtigkeit ich nicht erst hervorzuheben brauche. Ich möchte einen Mann von durchaus zuverläßigem Charakter nach Warschau senden, um den Fäden dieser verwickelten Angelegenheit nachzuspüren, und habe mehr als einen Grund, dieselbe bis zu ihrer völligen Aufklärung geheim zu halten. Vor Allem würde es mich schmerzen, wenn die Königin aus ihrer so schwer errungenen Resignation nur wieder zu neuer Täuschung aufgerüttelt würde, denn wer kann sagen, was im Laufe dieses Jahres aus dem armen Kinde geworden seyn mag! Deßhalb würde ich vorziehen, Niemand aus meiner Umgebung zu diesem Auftrage zu verwenden; wirklich fehlt es mir auch an einer Persönlichkeit, die geeignet wäre, die nöthigen Schritte ohne Aufsehen zu thun. Könnten Eure Eminenz mir etwa Jemand empfehlen? — ich brauche nicht hinzuzusetzen, daß es dazu eines erprobten Charakters bedarf."

Der Prälat sann einen Augenblick nach. „Wenn Eure Majestät meinen Vorschlag genehmigen wollen, so kann ich Ihnen zu diesem hochwichtigen Auftrag meinen Leibarzt, einen Deutschen, als ganz geeignet empfehlen. Es ist dieß ein, von mir bei verschiedenen Gelegenheiten erprobter, eben so diskreter als umsichtiger Mann, dessen ganze Persönlichkeit dem Zweck entspricht. Der junge Mann war zwar früher noch nicht in Polen, ist aber der Sprache vollkommen mächtig, dabei gewandt und geistvoll. Die Aufgabe ist übrigens nicht schwierig, und verlangt vor Allem Diskretion. Wo Daten, Namen und Orte so bestimmte Handhaben geben, muß die Spur dieses Doktor Orselski leicht aufzufinden seyn. Allerdings glaube ich selbst, daß er gegenwärtig nicht mehr in der Nähe von Warschau lebt. Zwar sind jene Nachforschungen Eurer Majestät nach der Prin-

*) Historisch. Sowohl Lundblad in seiner Geschichte Karl's XII., als Böttcher in seinen Biographien, führen als Faktum an, daß Stanislaus' jüngstes Kind, die nachmalige Königin von Frankreich und Gemahlin Ludwig's XV., in der Eile der Flucht vergessen und in einem Pferdestall wiedergefunden wurde.

zessin der Oeffentlichkeit entzogen worden, allein ein dabei in solcher Weise Interessirter würde doch darauf aufmerksam geworden seyn, wenn er sich in der Nähe befunden hätte. Seltsam ist diese ganze Verwicklung, doch hoffe ich zuversichtlich, der Himmel, der Eurer Majestät in so vieler Hinsicht gnädig war, wird auch diese schöne Hoffnung zu einem glücklichen Ausgang führen."

— „Zwar muß ich bedauern, Eure Eminenz eines so geschätzten und als Leibarzt auch schwer entbehrlichen Dieners auf einige Zeit zu berauben, doch bin ich aufrichtig dankbar für Ihr Anerbieten und nehme es an, indem ich mich Ihnen von Neuem verpflichtet fühle. Senden Sie mir den jungen Mann noch heute zu, und möge Gott seine Sendung mit dem besten Erfolg segnen! So trennen wir uns denn heute mit mancher Hoffnung für die Zukunft, Eminenz, und werden manche Erfahrung auszutauschen haben bis wir uns wiedersehen. Bis dahin möge der Himmel uns Beiden seinen gnädigen Schutz verleihen!"

6.

Erregt kam Arnold am Abend desselben Tages von der Audienz bei dem Könige Stanislaus zurück. Die überraschende Mittheilung, die ihm dort geworden, das Vertrauen, das ihm so hochgestellte Personen geschenkt hatten, berührten ihn tief und die ganze Art und Weise des Königs von Polen hatte ihn lebhaft eingenommen. Der Auftrag, der ihm geworden, interessirte ihn in hohem Grade und die Spannung, wie diese eigenthümliche Verwicklung sich lösen würde, trieb ihn eben so sehr wie der erhaltene Befehl zur augenblicklichen Abreise nach Warschau.

So rasch als möglich legte deßhalb auch unser Freund den Weg dahin zurück und da er wenig für äußerliche Eindrücke gestimmt war, ließ er die Gegenden, die er durchreiste, fast unbeachtet und gab sich nur seinen schweifenden Gedanken hin. Wie mannigfache bunte Bilder waren in jüngster Zeit an ihm vorbeigezogen, wie vielerlei Eindrücke hatte er in sich aufgenommen und wie unberührt von alle dem war seine innerste Seelenstimmung geblieben!

Als er sich der Hauptstadt Polens näherte, ward die nie schlummernde Erinnerung an Martha doppelt lebendig. Sie hatte ihm einst in ihrer lebendigen malerischen Weise die Hauptstadt ihres Vaterlandes und deren Umgebungen geschildert, und wie sich denn überhaupt dem Liebenden Alles einprägt, was die Geliebte gesagt und gethan, so standen beim Anblick dieses Landschaftsbildes Blick, Wort und Mienen der jungen Frau deutlich vor seinen Augen. Was gäbe es überhaupt zwischen Himmel und Erde, das dem Herzen nicht Anknüpfungspunkte für seine Erinnerungen gewährte! — und seit einiger Zeit floh Arnold diese Erinnerungen nicht mehr wie im Anfange. Es ist eines der schönen Räthsel des menschlichen Herzens, daß die Seele sich dem Gegenstand ihrer Hingebung immer inniger nähert, je mehr Raum sich zwischen sie drängt. Nur oberflächliche Menschen, oder solche, die mehr Phantasie als Gefühl haben, sind im Stande, zu vergessen, was ihnen ganz die Seele erfüllte — eine tiefe Liebe vergißt sich nie, auch selbst dann nicht, wann Zeit und neue Bilder sie scheinbar verwischt haben. Der Stamm kann entblättert und gefällt werden, die Wurzeln aber haben sich mit jeder Seelenfaser durchzweigt und können nimmer ausgerissen werden.

Nun war Arnold's Liebe überhaupt noch zu neu, als daß ihr die Gefahr des Vergessens hätte drohen können, aber das bittere herbe Gefühl, das damit verknüpft war, als er schied, schwand von Tag zu Tag mehr. Alles Unbegreifliche, peinlich Aufregende seines Verhältnisses zu Martha trat schattenhaft in den Hintergrund, die erlebten Schmerzen hatten nur dazu gedient, ihn die Tiefe seiner Empfindung ermessen zu lehren, und wie man nach dem ersten verzweifelten Schmerz des Verlustes später mit weicher Innigkeit eines geliebten Verstorbenen gedenken lernt, so dachte er an Martha. All ihre Lieblichkeit lebte frisch in seinem Gedächtnisse; jeder Blick der strahlenden dunklen Augen, der helle Ton ihrer Stimme, ihr elastischer Gang, ihre Anmuth waren ihm nicht verloren, und so heimisch war ihm der Gedanke an sie, daß er ihn nie zu rufen brauchte, er war immer da, wie die Luft, die ihn umgab.

Zweimal hatte er seit seinem Scheiden Nachricht von den Freunden erhalten, das erste Mal von Scheßlitz aus, der zweite erst vor wenigen Tagen empfangene Brief aber war aus Breslau datirt, da des Malers Werk in der kleinen Stadt beendigt, und er mit den Seinigen an den früheren Wohnort zurückgekehrt war. Roloff's Briefe waren ein treuer Spiegel seines lebhaften offenen Wesens; sie trugen in jeder Zeile den Ausdruck der wärmsten Freundschaft, und erwähnten Martha's ausführlich und unbefangen.

Der Anblick der zahlreichen Thürme Warschau's, die hell in dem Schein der Abendsonne erglänzten, weckte unsern Freund aus seinen Träumen und führten seinen Gedankengang so lebhaft auf die Aufgabe, die ihn hieher führte, daß er, jede Ermüdung vergessend, sogleich nach seiner Ankunft in der Hauptstadt die ersten Schritte zur Ausführung derselben unternahm. Der Abend war noch nicht genug vorgerückt, um ihn abzuhalten, sich sogleich hinüber nach Praga zu begeben, wo er in einen, am Ufer der Weichsel gelegenen Gasthof trat. Während er sich dort eine Erfrischung reichen ließ, richtete er die Frage an den Aufwärter, ob ein früherer Bekannter von ihm, Doktor Orselski, wohl noch in Praga wohne?

— „Der alte Herr ist schon seit einem Jahre todt," war die Antwort. „Er hat viele Jahre hier gewohnt, und sein Haus ist eines der hübschesten in der Vorstadt."

„Wer bewohnt es jetzt?" frug Arnold, etwas betroffen von der Todesnachricht. „Wenn ich recht gehört habe, hatte der Doktor zwei Kinder, leben diese etwa hier?"

— „Nein!" erwiderte der Aufwärter. „Der junge Herr ist auf Reisen und das Fräulein so viel ich weiß in einem Mädchenpensionate. Sie haben das Haus vermiethet, nur der alte Leibeigene des Doktors der ja von Kindheit auf bei ihm war, wohnt im Erdgeschoß und führt die Geschäfte."

„Da möchte ich doch den Alten aufsuchen und mir Einiges von dem guten Doktor erzählen lassen," sprach Arnold aufstehend; „ich hatte keine Ahnung, daß der alte Herr schon hinüber sey. Kann mir Jemand mitgegeben werden, um mir das Haus zu zeigen?"

Dienstfertig erbot sich der Aufwärter selbst zur Begleitung in die nahe gelegene Wohnung des verstorbenen Arztes, und

nach wenig Minuten klopfte der Reisende mit bewegtem Gemüth an die Pforte eines hübschen zweistöckigen Hauses. Ein alter Mann öffnete mit der höflichen Frage, wen der Herr zu sprechen wünsche?

— „Seyd Ihr der Diener des verstorbenen Doktors Orselski?"

„Ja wohl, mein Herr, was steht Ihnen zu Diensten?"

— „Ein Geschäft führte mich hieher zu dem Doktor selbst, und ich war nicht darauf vorbereitet, ihn nicht mehr am Leben zu finden. Vielleicht könnt Ihr mir aber einige Fragen beantworten, die mir von Wichtigkeit sind."

„Bitte, treten Sie ein, mein Herr!" sagte der Alte demüthig, und öffnete die Thüre eines kleinen Zimmers, das reinlicher und besser gehalten war, als man es in Polen zu finden pflegte. „Gern stehe ich mit jeder Auskunft zu Diensten; nehmen Sie gefälligst Platz und sagen Sie mir worüber Sie Bescheid zu haben wünschen."

— „Ihr ward seit Jahren immer um die Person Eures verstorbenen Herrn, nicht wahr, alter Freund?"

„Ja wohl, Herr, immer! Ich habe ihn nie verlassen, habe alle seine Reisen mit ihm gemacht, und war bei ihm bis zur Stunde seines Todes. Darum ist mir auch, so alt ich bin, wie einem Waisenkind zu Muthe seit er hinüber ist!"

— „In diesem Falle werdet Ihr auch im vorigen Jahre zur Zeit der Einnahme von Warschau durch die Sachsen bei ihm gewesen seyn? Ist Euch die Nacht des letzten August nicht durch eine besondere Begebenheit im Gedächtniß geblieben?"

Der Alte sah befremdet auf; es gelang ihm nicht, eine leichte Veränderung seiner Züge zu verbergen. „Nicht, daß ich wüßte," sagte er zögernd — „oder vielmehr wird jene Nacht nie aus meinem Gedächtniß schwinden, denn während derselben starb mein armer Herr!"

— „Schon damals!" rief Arnold betroffen. „Nun dann alter Freund, im Namen Eures verstorbenen Herrn, frage ich Euch, kennt Ihr dieß Zeichen?"

Mit diesen Worten reichte er dem Greis den Ring des Grafen Towienski.

Das gelbliche Antlitz des alten Mannes färbte sich schwach, er griff hastig nach dem Ring, prüfte den Topas der daran glänzte, und beschaute prüfend die in der inneren Fläche gravirten Buchstaben. Sein mattes Auge leuchtete auf, die welke Hand zitterte, indem sie das Kleinod zurückgab und er sagte langsam: „Ich erkenne dieß Zeichen und bin bereit, jede Frage zu beantworten."

— „Lebt die Prinzessin und wo befindet sie sich in diesem Augenblick?" rief Arnold lebhaft erregt.

„Von einer Prinzessin weiß ich nichts," sagte der Alte mit weit aufgerissenen Augen, „das Kind, das in jener Nacht meinem Herr übergeben ward, ist aber schon seit fast einem Jahre in Breslau bei dem jungen Herrn, und so viel ich weiß, ist es vollkommen gesund."

— „Gott sey Dank!" sprach Arnold tief aufathmend. „Und nun, Alter, erzählt mir den ganzen Zusammenhang; ich bin hier im Auftrage eines hochgestellten Mannes, der Eure Mitwirkung an der Rettung seines Kindes über Eure Erwartung belohnen wird. Unsere Nachrichten hören mit der Stunde auf, in der das Kind Eurem Herrn übergeben ward; von dessen Tode, dem seitherigen Aufenthalt der Kleinen waren wir nicht unterrichtet, und erst vor wenigen Tagen führte der Zufall auf die lange vergeblich gesuchte Spur hieher. Also sprecht, jedes Eurer Worte ist von Wichtigkeit!"

„Ich kann im Grunde nur wenig berichten, Herr," sagte der Alte. „Mein guter alter Herr war im vorigen August plötzlich schwer erkrankt, wenige Tage nachdem das Fräulein aus der Erziehungsanstalt zurückgekommen war, und wir nun gerade recht heitere Tage zu erleben hofften. Ich hatte deßhalb einen expressen Boten an unsern jungen Herrn abgesandt, der sich auf der Malerakademie in Berlin befand. Etwa acht Tage vor dem Tode des Herrn Doktors traf sein Sohn hier ein, und wir Drei pflegten ihn gemeinschaftlich, leider ward er aber täglich kränker. Spät Abends an jenem Schreckenstage des letzten August klopfte Jemand heftig an unsere Thüre und verlangte Einlaß bei Leben und Tod. Da in jener schlimmen Nacht wohl Keiner ohne große Noth unterwegs war, ging ich selbst hinab, dem späten Besuch zu berichten, daß mein Herr dem Tode nahe und für Niemand zu sprechen sey. Der Fremde bestand aber dennoch mit solcher Dringlichkeit darauf, für einen Augenblick wenigstens zu ihm geführt zu werden, daß ich eintrat, um den jungen Herrn zu fragen, was ich thun sollte. Der Kranke vernahm unser Flüstern, frug uns aus und befahl den Fremden einzulassen. Kaum hatte dieser sich dem Bett genähert, so beugte er sich nieder und flüsterte dem Doktor einige Worte in's Ohr, worauf dieser uns bedeutete, ihn mit dem Fremden allein zu lassen.

„Ungern genug verließen wir das Zimmer, aber schon nach kurzer Zeit öffnete sich die Thüre wieder und der Fremde entfernte sich aus dem Hause. Voll Besorgniß eilten wir alle Drei zu dem Kranken zurück und fanden zu unserem höchsten Erstaunen ein kleines, in eine Binsenmatte gehülltes Kind auf seinem Bette liegen. Der arme Herr war sehr schwach, er schien seine erlöschenden Fähigkeiten bei dem stattgehabten Gespräche übermäßig angestrengt zu haben und die Veränderung seiner Züge fiel mir sogleich erschreckend auf. Dennoch gab er mir ein Zeichen ihn aufzurichten, und winkte seine Kinder nahe herbei. Während ich ihn mit meinen Armen stützte, sprach er mit schon erlöschender Stimme: ‚Ihr seyd mir alle Drei Liebe und Gehorsam schuldig und habt es auch nie daran fehlen lassen. Doch fordere ich von Euch jetzt nicht bloß ein Versprechen, sondern einen Schwur bei Gott und der heiligen Jungfrau, daß Ihr genau thun werdet, was ich von Euch verlangen will.'

„Schluchzend leisteten wir, Einer nach dem Andern einen heiligen Eidschwur, seinem Willen zu folgen, und mir war dabei um so feierlicher zu Muthe, da ich nur zu gut sah, daß das Leben meines theuern Herrn rasch dem Ende entgegenging.

„Dieß Kind ist mir anvertraut!" fuhr er fort. „Es muß so bald als möglich von hier entfernt und verborgen gehalten werden. Sollte es bald zurückgefordert werden, so darfst Du es nur an Den übergeben, der einen goldenen Trauring mit einem Topas geschmückt und mit den eingravirten Buchstaben A. v. B. 12. Mai 1704, als Beglaubigung vorzeigt. Niemand darf bis dahin die Herkunft des Kindes ahnen, jede Spur, daß

es uns übergeben wurde, muß verwischt werden. Geschieht im Laufe der nächsten zwei Monate keine Nachfrage, so sende einen sichern Boten an .... — hier endigte die erlöschende Stimme des Sterbenden in unverständlichem Gemurmel, schon diese letzten Worte waren kaum hörbar. Der letzte Kampf, den die angespannte Willenskraft des Kranken seit einer Stunde gehemmt hatte, trat nun überwältigend ein. Nach einer halben Stunde drückte ich ihm die Augen zu, während seine Kinder schluchzend an seinem Lager knieten und für seine Seele beteten."

— „Und was geschah nun?" unterbrach Arnold voll Spannung die Pause, die der Alte der Erinnerung widmete.

„Das Weinen des Kindes rief zuerst unsere Gedanken vom Tode wieder zum Leben zurück, und während das Fräulein die Kleine zu beruhigen suchte, überlegte Herr Fritz mit mir, was zu thun sey. Es war leicht, das Kind während der nächsten Tage im Hause verborgen zu halten; die erste Trauerzeit erklärte es vollkommen, daß sich das Fräulein mit ihrem kleinen Pflegling in ihr Zimmer einschloß, und überdieß hielt sich in jenen Schreckenstagen Jeder in den Häusern, der es irgend konnte. Zwar hatte Praga bei Weitem nicht so viel gelitten, als Warschau, doch kamen die Kosaken auch zu uns herüber, und haben hier im Hause zerschlagen und mitgenommen, was sie fanden; es gab aber allerwärts reiche Beute für sie, und so hielten sie sich in einem einfachen Privathause nicht damit auf, bis in das obere Stockwerk zu dringen. Das Kind verhielt sich ganz ruhig, da alle seine Bedürfnisse befriedigt wurden, und selbst die Köchin merkte nichts von seiner Anwesenheit im Hause. Als aber nun die erste Verwirrung jener Tage vorbei und mein guter alter Herr begraben war, mußte ein Entschluß gefaßt werden, seine letzten Befehle so weit möglich zu erfüllen.

„Unsere Verlegenheit war groß. Natürlich erlaubte ich mir nicht, dem jungen Herrn meinen Rath anzubieten, aber er selbst sprach wiederholt mit mir über diese bedenkliche Angelegenheit. Die Adresse, wohin wir Auskunft senden sollten, Name und Herkunft des anvertrauten Kindes, hatte uns der Tod entzogen. Die Wäsche, die es trug, war mit dem Namen Maria bezeichnet, sonst fand sich nichts, woraus man irgend einen Schluß hätte ziehen können. Doch sollte des alten Herrn Wille erfüllt werden, so weit dieß von unsern Kräften abhing. Nach reiflicher Ueberlegung entschied sich Herr Fritz dafür, mit seiner Schwester und dem Kinde nach Breslau zu ziehen, die Kleine dort bei sich zu behalten und für die Waise einer nahen Verwandten auszugeben. Bei der Ungewißheit, in der wir über den Zusammenhang der ganzen Angelegenheit geblieben waren, mochte er das Land nicht verlassen. Ich sollte hier im Hause bleiben, da sich aller Wahrscheinlichkeit nach die ersten Erkundigungen hieher wenden würden. Aus den Worten des Verstorbenen glaubten wir schließen zu können, daß eine Aufklärung bald erfolgen würde; ein ganzes Jahr verging aber ohne daß Nachfrage nach der Kleinen geschah, und durch den Eid, den wir dem alten Herrn abgelegt hatten, war uns jeder eigene Schritt in dieser Sache untersagt."

— „Ist der junge Orselski noch jetzt in Breslau? Kann ich ihn dort finden, so setze ich schon morgen früh meinen Weg dahin fort."

„Gewiß ist er noch dort," entgegnete der Alte; „wenn Sie aber vorziehen, ihn hier zu erwarten, so gebe ich ihm sogleich Nachricht; ich habe für diesen Fall seine bestimmten Weisungen. Freilich kommen Sie rascher zum Ziel, wenn Sie die Reise selbst machen wollen; doch dürfen Sie den jungen Herrn nicht unter seinem Familiennamen aufsuchen. Er wählte Breslau deßhalb zum Aufenthalt, weil er dort ganz fremd war, und um sicher jede Spur zu verwischen, hat er den Familiennamen seiner Mutter angenommen und nennt sich Rolloff."

— „Rolloff, Maler Rolloff?" rief Arnold erblassend, indem er, wie von einer Feder emporgeschnellt, aufsprang und den erschreckten Alten mit eisernem Griff am Arme faßte. „War er vor einiger Zeit von Breslau abwesend? Ist seine Schwester noch bei ihm?"

Der alte Mann sah den Aufgeregten ganz bestürzt an. „Was beunruhigt Sie denn so sehr, lieber Herr? Allerdings war der junge Herr einige Zeit von Breslau entfernt, um einen künstlerischen Auftrag auszuführen; er hielt sich ein paar Monate in Sachsen auf, natürlich habe ich stets seine Adresse. Er muß wohl fleißig seyn, das Erbtheil war klein, und die kleine Prinzessin, wie Sie das Kind vorhin einmal nannten, will auch mit ernährt seyn; es hat die Reise mitgemacht, und Fräulein Martha auch.

Arnold zitterte vom Kopf bis zu den Füßen; die Ahnung der Wahrheit, kaum in ihm aufgedämmert, verbreitete sich wie goldenes Sonnenlicht über seine Seele, und erhellte Alles in und um ihn her. „Ich habe Fritz Rolloff dort kennen gelernt," stammelte er, „ihn und seine — Frau."

Der Alte lächelte. „Was die Familienverhältnisse des jungen Herrn betrifft, so muß ich es ihm selbst überlassen, Ihnen darüber mitzutheilen, was er für gut hält. Aber bleiben Sie doch noch hier, lieber Herr," unterbrach er sich, als unser Freund fassungslos nach seinem Hut griff; „nehmen Sie doch erst eine kleine Erfrischung bei mir an!"

— „Nein, Alter, heute nicht, aber ich komme wohl noch einmal wieder hieher! Jetzt muß ich weiter, hier läßt es mir keine Ruhe mehr. Nehmt einstweilen diese Börse — nicht doch, Ihr dürft dieß nicht zurückweisen, es kömmt ja nicht von mir, ist nur ein kleiner Abschlag auf die Beweise von Dankbarkeit, die ein hoher Herr Euch später weit besser bezeugen wird. Zum Abschied will ich Euch etwas vertrauen, was bald kein Geheimniß mehr sein wird, was ihr jetzt aber noch als ein solches betrachten müßt. Das Kind, an dessen Rettung Ihr mit betheiligt ward, ist die Tochter Stanislaus I. Königs von Polen!"

Während der Alte noch starr von Erstaunen mit geöffnetem Mund dastand, war unser Freund bereits dem Hause entschlüpft, und eilte mit beflügelten Schritten der Schiffbrücke zu, um sobald als möglich sich in Warschau die nächste Reisegelegenheit zu sichern. Ihm war zu Muthe, als müsse sein schwellendes Herz zerspringen über der Fluth von Glückseligkeit, die darüber hinwogte. Alles lag sonnenklar vor seinem Blick, kein Zweifel trübte das Gefühl überströmender Freude, Martha war frei, war rein wie das Licht des Himmels! Seine Augen wurden feucht bei dem Gedanken, wie standhaft dieß junge Geschöpf um der Pflichterfüllung willen gelitten hatte, und jeder Zweifel, den er an der Reinheit ihres Herzens gehegt, lastete jetzt wie ein schwerer Vorwurf auf seiner Seele. Wie lieblich hatte ihr

die Rolle der Gattin und Mutter gestanden — bebend fragte er sich, ob er des Glückes werth seye, sie einst wirklich als Gattin und Mutter an seiner Seite zu haben!

Mit fiebernder Ungeduld trieb er zur Abreise, und noch in derselben Nacht fuhr er mit Extrapost von dannen, mit der Eile eines Couriers. Der stets so ruhige, so besonnene Mann war wie umgewandelt. Er hatte ein Gefühl, als könnte der Himmel einstürzen, die Erde untergehen, irgend etwas Ungeheures geschehen, ehe er sich sein Glück gesichert hätte, und wie denn überhaupt das Herz unersättlich ist in Freud und Leid, wie es aber sowohl den Stachel des Schmerzes freiwillig noch tiefer bohrt, als auch den Becher des Glückes brausend und gährend hinabstürzen möchte, wenn die seltene Stunde gekommen ist, so drängte und stürmte alles in ihm vorwärts.

Endlich war das Ziel erreicht, und die alte Reichsstadt lag vor ihm. Da er durch den Briefwechsel mit dem Freunde Straße und Wohnung des Malers genau angeben konnte, so bedurfte es nur eines Führers, der ihn aus dem Ring, wo er abgestiegen war, durch das Labyrinth verschiedener alter Straßen nach dem Bischofsviertel geleitete. Zu jeder andern Zeit würde die freundliche Lage des Häuschens, das man ihm als sein Ziel bezeichnete, Arnold's Aufmerksamkeit erregt haben; heute aber achtete er nicht der herbstlich roth gefärbten Guirlanden wilden Weines, die das kleine Haus umrankten, und wenn auch sein Blick über die Oder hin nach dem alten Universitätsgebäude, über die steinerne Brücke und die drei nahegelegenen imposanten Kirchen schweifte, so prägte sich darum dem wandernden Auge nichts von dem heitern Bilde ein. Ein Ringen nach äußerlicher Fassung, eine Beklemmung, die ihm etwas Unbekanntes, Gefürchtetes vorspiegeln wollte, hielt ihn an der Schwelle des Glücks zurück. Wer hat nicht schon Aehnliches empfunden! Die Seele ist den plötzlichsten Uebergängen zu Leid und Freud gewachsen, aber soll nun das Unverhoffte, das den Gipfel aller Wünsche ersteigt, in Wort und That gefaßt, als etwas Sichtbares vor uns hintreten, dann fühlt sich das bange Herz von einer seltsamen Scheu ergriffen, und traut sich und dem Geschick die Wirklichkeit des liebsten Traumes nicht mehr zu.

Endlich klopfte er mit hastiger Bewegung an die Pforte. Niemand kam; als er aber die Hand auf die Klinke legte, gab sie sogleich nach, und er konnte ungehindert auf den hellen, mit einem schlichten Teppich besetzten Flur treten. Eine Katze saß dort schnurrend, und den getigerten Schweif ringelnd; sonst rührte sich kein lebendes Wesen. Zögernd pochte Arnold an die Thüre des Erdgeschosses, der er sich zunächst befand. Ein: Herein! von silberner, ach so vertrauter Stimme tönte ihm entgegen. Hastig öffnete er, und ihm gegenüber am Arbeitstisch, saß Martha, das spielende Kind neben ihr.

Sie blickte auf — ein leiser Laut, eine blitzschnelle Bewegung, und dicht vor ihm war das theure, holde Antlitz, auf seinen Schultern ruhten die beiden kleinen Hände, wie verklärt hafteten die tiefen braunen Augen auf den seinigen und die nie vergessene Stimme flüsterte: „Nein, es ist kein Traum, es ist das alte liebe Gesicht, und er ist wieder da!"

Fest umschlossen Arnold's Arme die zarte Gestalt, keine Sylbe kam über seine Lippen, aber zum ersten Mal begegneten die feuchten Augen, die zu ihm aufblickten, einem Feuer, vor dem sie sich schüchtern senkten, zum ersten Mal brannten die Lippen des Zurückgekehrten auf dem süßen Munde der Geliebten.

In diesem Augenblicke rief dicht neben ihnen ein feines Stimmchen: „Mama, küß' mich auch!" Erbebend fuhr Martha auf und löste sich fast gewaltsam aus Arnold's Armen; bis unter die dunklen Locken erglüht stand sie regungslos, nur die Hand, die sie auf des Kindes blondes Köpfchen gelegt hatte, zitterte wie Espenlaub. Arnold vermochte es nicht über sich, die stumme Pause durch ein erklärendes Wort zu unterbrechen, er sah sie nur schweigend unverwandt an. Plötzlich aber machte der Ausdruck tiefer Schüchternheit, der auf ihr lag, einem energischen Zuge Platz, der ihrem Antlitz selten, aber dann mit entschiedenem Gepräge eigen war; sie trat ihm wieder näher und sagte erblassend, indem sie ihre Hand auf seinen Arm legte: „Sie sollen nicht gering von mir denken, Arnold, Sie dürfen es nicht! Daß der Augenblick der Ueberraschung mich überwältigte, entwürdigt mich nicht — kein Engel des Himmels dürfte sich des Gefühls schämen, das in mir lebt. Aber dieß ist nun schon das zweite Mal! Gehen Sie, mein Freund, wir können, wir dürfen uns nicht wiedersehen, denn wir Beide könnten es nicht ertragen, vor einander erröthen zu müssen. Muß ich auch Alles lassen, Ihr Andenken und Ihre Achtung kann ich nicht entbehren!

„Nein, mein geliebtes Mädchen!" rief Arnold in überströmender Empfindung, „ich lasse mich nun nicht mehr verbannen. Laß mich ruhig den Arm um Dich schlingen, denn willst Du mein sein, so kannst und darfst Du es nicht nur vor Gott und Deinem eigenen Herzen, auch vor mir und der Welt! Ich bringe Dir Freiheit, meine Martha, ich bringe diesem Kinde einen Vater, die seltsamste Fügung hat mir alles enthüllt, alles aufgeklärt. Den Muttertitel mußt Du nun freilich aufgeben, aber vertausche ihn mit einem andern, und sey mein Weib!"

Tief athmend hörte Martha ihn an, erst nach und nach schien sie die wirkliche Bedeutung seiner Worte zu fassen, und sank auf die Kniee nieder, wo sie, in Thränen ausbrechend, die kleine Maria an sich zog, und über dem von all den räthselhaften Bewegungen um sie her ganz beängstigten Kind die Hände zum heißen Dankgebet faltete.

Als sie sich nach wenigen Sekunden mit verklärtem Gesicht wieder erhob und das feuchte Auge den Geliebten traf, sagte sie: „Fritz muß bei uns seyn, wenn das Räthsel erklärt wird, das uns Alle so lange beschäftigt hat! Rufe Papa aus dem Atelier, Mariechen, er ist oben." — War es kurz oder lang, bis der Grausame erschien, war Bestürzung oder Freude sein erstes Gefühl, als er den Ferngeglaubten erblickte, seine Schwester im Arm, — die Liebenden wußten es nicht. Wie im Traume wechselten sie die ersten Fragen und Aufklärungen, das Wie? und Warum? war Beiden jetzt so ganz zur Nebensache geworden, und das Bedürfniß, die lang zurückgedrängte Liebe leuchten und strahlen zu lassen, ließ alles Andere gleichgültig erscheinen.

Fritz war aber um so gespannter, den Zusammenhang in allen Einzelnheiten zu erfahren, und während er durch Frage und Antwort bald die ganze Verkettung der Umstände übersah, ergänzte er selbst durch seine Mittheilung noch manche Lücke. „Der ganze schöne Plan unserer fingirten Ehe war in Martha's Köpfchen entsprungen," erzählte er; „freilich übersah ich das Ge-

wagte desselben besser als sie, doch hatte er so vieles für sich, daß ich mich bereden ließ. Es wäre keineswegs im Sinne des Vaters gehandelt gewesen, wenn ich die Kleine fremden Händen übergeben hätte; ich, als ein junger Mensch, hätte nicht ohne das größte Aufsehen das Kind mit einer Wärterin bei mir behalten können, und selbst wenn Martha als meine Schwester bei mir blieb, würde es an neugierigen Bemerkungen nicht gefehlt haben, warum ein verwaistes Kind gerade zwei so jungen Leuten anheim gefallen sei. Galt Martha dagegen als meine Frau, das Kind als das Unsrige, so gestaltete sich das ganze Verhältniß sehr einfach, und da ich anfangs fest überzeugt war, daß es sich nur um eine kurze Zeit handeln würde, gab ich um so leichter nach, als mir der ganze Plan gefiel. Du hast ja selbst gesehen, lieber Bruder, wie prächtig wir uns als Mann und Frau vertragen haben. Trotzdem wurde mir etwas bange, als gar keine Aussicht einer Lösung dieser Verhältnisse sich zeigen wollte; freilich hatte ich kaum zu fürchten, erkannt und dadurch in Verlegenheit gebracht zu werden, denn seit Jahren war ich meiner Ausbildung halber in Deutschland gewesen (ich habe Dir ja früher schon erzählt, daß unsere Mutter eine Deutsche war), und nur wenige Personen im Vaterlande kannten mich als Erwachsenen. Die unbestimmten Befürchtungen aber, die mich wegen Martha's Zukunft ergriffen, wuchsen zu bitterer Reue, als Du, liebster Freund, uns näher tratest, als ich übersah, wie schmerzlich der gefaßte Entschluß in das Leben meiner Schwester eingriff, und doch nicht im Stande war, dieß zu ändern. Manchen schmerzlichen Kampf habe ich bestanden, um Dir die Wahrheit zu verbergen, aber mein eidliches Versprechen band mich, und hätte ich Dir nur sagen wollen, daß Martha meine Schwester und nicht mein Weib sey, und alle Gründe dieser seltsamen Stellung verschweigen müssen, so ward die Lage des armen Kindes in Deinen Augen nur noch zweideutiger. Vergib mir darum, was Du gelitten hast, bester Arnold — ich hätte das mögliche Eintreten eines solchen Falles allerdings vorher bedenken sollen!"

„Laß Dich dieß nicht gereuen, Fritz!" rief Martha mit leuchtenden Augen. „Würden wir den Freund überhaupt gefunden haben, wenn alles anders gekommen wäre? Was wir erlebt und erlitten, hat uns nur um so fester an einander gekettet, hat Arnold überdieß in Lebensverhältnisse eingeführt, die seinem hohen Geist entsprechen!"

Arnold drückte mit schweigender Zustimmung die Hand der Geliebten. „Was soll uns überhaupt jetzt das Vergangene? Die Zukunft liegt frisch und hell vor uns, und hat sich so harmonisch gefügt, wie keine Berechnung der Welt sie hätte gestalten können. Wie gerne folge ich jetzt der Laufbahn, die mich an Euer Vaterland bindet! Wir werden in Warschau bleiben, wo der Cardinal-Primas ja für die Zukunft residiren muß, Du, mein süßes Mädchen bleibst auf diese Weise auch dem liebgewonnenen Pflegekind nahe. Aeußerlich ist unser Aller Zukunft sicher gestellt, und für häusliches Glück bringen wir bessere Bürgschaft mit als Tausende! Dein holdes Walten im Hause hat Dich zuerst meinem Herzen so theuer gemacht, meine Martha, und gern will ich es mit dem ersten Besitzer theilen! Nun aber soll nicht nur Glück empfangen, es soll auch gegeben werden! Ich verlasse Euch eine Stunde, um den frohen Bericht an den König aufzusetzen und durch einen sichern Courier zu befördern. Seine Weisung ist, daß ich, im glücklichen Falle der Auffindung der Prinzessin, an Ort und Stelle seinen Befehl erwarte, wohin ich sie zunächst bringen soll. Wenn ich ihn auch nicht mit einer Mittheilung darüber behelligen werde, wie tief unser persönliches Geschick in eine Angelegenheit verflochten ist, die ihm so nahe am Herzen liegt, wird er doch zugeben müssen, daß ich sie mit solchem Eifer verfolgt habe, als wäre sie meine eigene. Wie sehr wird ihn die einfache Entwicklung des Räthsels überraschen! Einen Punkt jedoch vergaß ich, mir von Dir aufklären zu lassen, lieber Fritz; sind Dir die Nachforschungen des Königs nach dem verlorenen Kinde denn ganz unbekannt geblieben?"

— „Allerdings," entgegnete der Maler; „es fällt mir selbst auf, daß ich davon nie etwas erfuhr, doch erkläre ich es mir damit, daß diese Nachforschungen, wie Du vorhin erwähntest, mit Vorsicht betrieben wurden, und deßhalb wohl kaum als vage Gerüchte in die Oeffentlichkeit drangen. Bedenke, daß ich Warschau schon wenige Tage verließ, nachdem Maria uns übergeben war, und daß diese Erkundigungen ohne Zweifel gerade während der ersten Wochen nach dem Verschwinden des Kindes angestellt wurden — eine Zeit, in der wir alle Ursache hatten zu erwarten, daß bei uns direkte Nachfrage geschehen würde, und uns deßhalb ganz passiv verhielten."

Arnold erhob sich, um zu gehen. Mit lebhafter Bewegung nahm er die kleine Prinzessin auf den Arm. „Kleines Mädchen," sagte er lächelnd, „Du blickst so unschuldig drein, und hast doch schon so viel Verwirrung und Leid angestiftet! Gebe Gott, daß all die Thränen, die seit einem Jahre um Deinetwillen geweint wurden, Dir selbst und uns Allen nur der befruchtende Thau einer schönen Zukunft seyn mögen! Gute Nacht, meine Martha, mein lieber Bruder! — wie süß ist es, scheiden zu dürfen mit dem Gedanken: „Auf Wiedersehen, Morgen!"

(Schluß folgt.)

Sanssouci.

Von J. Venedey.*)

Sanssouci! „Sorgenfrei!" — Wie das so schön klingt — Sorgenfrei und König seyn! Es ist dem alten Fritz allerlei gelungen; Wunder, kleine und große, hat er vollbracht; — aber wenn er wirklich sein „Schloß" in Potsdam „sans-souci" genannt, wenn er geglaubt hätte, daß er dort „sorgenfrei" auch nur Stunden zubringen werde, so hätte er einen Wunderwahn haben müssen, so leichtgläubig, wie er selbst in Italien oder in Irland kaum zu finden seyn würde.

Aber er hat auch nicht das „Schloß" in Potsdam „Sorgenfrei" genannt. Nur ein kleiner Fleck, sechs Fuß Erde, ein „Grab" sollte so heißen. Als das Schloß, das heute diesen Namen führt, schon gebaut war, bestimmte Friedrich der Große, daß seine Gruft in einer Ecke des Gartens seyn sollte; und so wurde sie hier als sein zukünftiger Friedplatz gebaut. Als Fried-

*) Aus dessen trefflichem Werke: „Friedrich der Große und Voltaire." Leipzig. Heinr. Hübner. 1859.

rich eines Tages mit dem Marquis d'Argens an derselben vorbeiging, sagte er zu diesem: „Quand je serai là, alors je serai sans-souci!“ — Das „Grab“ gab dem „Schlosse“ den Namen.

„Sorgenfrei“ — im Grabe! Fürwahr, das ist nicht zu viel verlangt, selbst von einem Könige. Aber nur wenn er dachte, wie Byron: „no eternity, but rest!“ wenn er „keine Ewigkeit“, sondern nur „ewige Ruhe“ von seinem Grabe hoffte, hat er gefunden, was er gehofft. Denn der mächtige König, der große Fritz, der am Ende seiner Heldenlaufbahn so bescheiden geworden war, daß er sorgenfreie Stunden nur vom Grabe hoffte, sollte die Ruhe dort nicht finden, wo er sich ein Ruhebett für die dunkle Ewigkeit gebaut zu haben glaubte. Wir armen Sterblichen sagen, ergeben in unser Geschick: „Der Mensch denkt, Gott lenkt!“ Und wir sagen es noch viel ergebener, viel demüthiger, viel „sorgenfreier“, wenn wir uns erinnern, daß der größte König der Neuzeit ein Grab bauen ließ nach seinem Geschmacke, für sich, wie er es sich dachte, wo er es wünschte; und — daß er nicht einmal dort ruht, wo er auszuruhen in seiner Macht beschlossen hatte. Diese „Sorge“ hätte er sich, am sichersten und vor allen anderen, sparen können. Aber es liegt auch darin ein erschütternder Gedanke, daß selbst das Grab, welches dem Schlosse seinen schönen, so viel versprechenden, ja „versprechenden“ Namen geben sollte, in Sorgen gebaut wurde und — nun leer steht! — Wohl gibt's ein „Sans-souci!“ aber das lebt nicht in Schlössern, das haust nicht in Gräbern; das waltet im Herzen des Menschen, der sich selbst und seinen Beruf erkannt hat, der stille, ruhig, bescheiden seine Pflicht thut, und dann — für alles Andere Gott walten läßt. Das ist das Sans-souci des Gläubigen, der Den sorgen läßt, der die Lilien auf dem Felde kleidet und die Vögel in der Luft speis't, — das Sans-souci des Weltweisen, der keine Schlösser und keine Gräber baut, der das alte „Lerne dich selbst kennen“ nicht in Eigensucht, sondern in Menschenliebe lebendig im Herzen trägt. Die dürften über ihre Hütte schreiben: „Sorgenfrei!“, wenn nicht in diesem Schilde über der Thür eines Menschenhauses ein Hochmuth läge, der die unterirdischen Mächte herausfordert; wenn nicht in diesem Schautragen der Herzensstimmung sich der eitle Schatten bekundete, der, dem Gedanken nachschleichend, die Bescheidenheit herauskehrt, die nur dann echt ist, wenn sie stille und anspruchslos im wohlwollenden Herzen ruht.

„Sans-souci“ — über einem Schlosse ist ein schöner Wahn! „Sans-souci“ über einer Hütte ein das Geschick herausfordernder Hochmuth; — „Sans-souci“ über der Thür eines Grabes eine Frage an eine Ewigkeit — die dem Sterblichen, hier wie stets, die klare Antwort schuldig bleibt.

* * *

— — Mit jedem Schritte auf dem Wege zum Schlosse, das er gebaut und bewohnt hat, belebten sich meine Erinnerungen an den großen König. Ich sah ihn im Geiste stets zwischen dem Franzosenthum, das ihn so lange gefesselt hielt, und dem Deutschthum, das endlich, freilich immer noch ohne sich seiner vollkommen zu bemeistern, in ihm selbst den Sieg davon trug; ich sah ihn zwischen Voltaire und Goethe; und ich denke mir, daß er zwischen diesen Beiden — Voltaire, von seinen Gnaden erdrückt, ihn mit seiner giftigen Schlangenverleumdung besudelnd — und Goethe, von ihm verkannt und dennoch ihm in Liebe und Hochachtung die Palme reichend — vollkommen am rechten Platze und in dem rechten Lichte erscheint. Fürwahr, so dargestellt, möchte ein Monument für Friedrich herauskommen, das am Ende mehr geistigen Werth haben würde, als die Soldatenpyramide unter den Linden, die — wie verdienstvoll das Werk in seiner Art auch seyn mag — dennoch an die Kunstwerke erinnert, die wir Kinder aufzustellen wußten, als der Christbaum zum ersten Male uns zu Feldherrn über große Schachteln von bleiernen Soldaten zu Pferd und zu Fuß gemacht hatte.

Die welthistorische „Windmühle“ von Sanssouci rief uns aus unseren Träumen. Sie fällt in der That mehr in die Augen als das einstöckige Schloß, das seinem Umfange nach der Villa eines Rothschild's bei Frankfurt oder Paris kaum nahe kommen wird.*) — Von der Windmühle führt ein kurzer Weg zum Schlosse hinauf, vor dem ein Halbkreis bedeckter Colonnaden von 88 korinthischen Säulen den ersten größeren Eindruck beabsichtigt. Wenn man in diesen Colonnaden steht und den Blick in die Gegend wirft, hat man Sanssouci hinter, und einen „Ruinenberg“ vor sich. Das war der Geschmack der Zeit; eine römische Säulenruine galt für die schönste Aussicht, und so wurde hier eine junge Ruine als Schönheitspflästerchen in die grüne Landschaft hineingelegt. Wer weiß aber, ob nicht ein höherer Gedanke dabei mit im Spiele war. Das „Memento mori!“ eines Kirchhofes hat schon manchen Philosophen zur Niederlassung in der Nähe eines solchen veranlaßt. Vielleicht hat sich auch Friedrich etwas dabei gedacht, wenn er aus den Fenstern seines Sanssouci den Blick auf Ruinen richtete. Wurde doch Sanssouci gebaut gleich nach dem ersten schlesischen Kriege 1744, aus welchem Friedrich noch mit zerrissenem Herzen ob des Unheils, das der Krieg verbreitet, heimkehrte. Dann wäre freilich dieser „Ruinenberg“ mehr als ein — Zopf der Zeit, in der er entstanden.

Das erste Zimmer, in welches uns die Frau Castellan führte, war der Audienzsaal. Er soll vollkommen in dem Zustande seyn, wie zu Friedrich's Zeiten. Ich werde ihn nicht beschreiben; denn mir ist von all' den Bildern und Bilderchen, die an den Wänden hängen, nur der Eindruck geblieben, daß diese „Mädchen, beim Liebesbriefschreiben von einem Alten belauscht“, dieser „Ball von Watteau“, diese „Gärtner und Gärtnerin von Rone“, und wie sie alle heißen, einen so bescheidenen Geschmack als möglich verrathen. Ein französischer Banquier in einer Provinzstadt, ein holländischer Krämer dürften heute schönere Bilder in ihrem Salon haben, als die, welche den großen Fritz hier umgaben. Nur ein paar Bildchen lassen ahnen, daß man in Friedrich's Audienzsaal ist, und zwar ein Portrait der Tänzerin, Mad. Denis, und eines der Pompadour. Erstere war die Nichte Voltaire's, und ihr Portrait erinnert an diesen; denn Voltaire sprach oft und viel von ihr, und sie war mit in Frankfurt, während Voltaire hier gezwungen wurde, die Manuscripte Friedrichs herauszugeben; als Voltaire sich später alle Mühe gab, von Friedrich eine öffentliche Genugthuung zu erlangen, forderte er dieselbe zuletzt fast noch drin-

*) Das Schloß ist nur 42 Fuß tief und 28 Fuß hoch.

gender im Namen der Mad. Denis, als in seinem eigenen, bis Friedrich auch diesen Sturm auf seine Ritterlichkeit mit Ungeduld abwies. Er wußte zu gut, daß Voltaire seine Gedichte benutzt hatte, um die Coalition, die zum siebenjährigen Kriege führte, möglich zu machen.

Das Portrait der Pompadour aber bekundet, daß der große Fritz nach dem siebenjährigen Kriege, den ihm die Pompadour auf den Leib gehetzt, es für klug hielt, diese gefährliche Gegnerin nicht mehr zu reizen. Vor dem siebenjährigen Kriege wies Friedrich stolz den Versuch der Pompadour, sich ihm zu nähern, zurück, während Maria Theresia sie in einem offiziellen Schreiben als „sœur" begrüßte. Die Rache, welche die Pampadour dafür an Friedrich nahm, war so schwer und hart, daß dieser nach dem siebenjährigen Kriege das Portrait der Pompadour in Sanssouci aufstellen ließ — wie eine Art Blitzableiter gegen die gefährliche Macht dieser launenkecksten aller Herrscherinnen, welche Frankreichs Könige je — unter dem Pantoffel gehabt haben. — —

Aus dem Audienzsaal kommt man in den Marmorsaal. Er hat schon mehr ein königliches Ansehen. In Form eines Eirunds tragen sechzehn weiße Marmorsäulen das Hauptgesims, das mit Gruppen von Genien, die Künste und Wissenschaften in Marmor darstellend, verziert ist. Ein Apollo, die Werke des Lucrez in der Hand haltend, und noch mehr eine Venus Urania, zu deren Füßen eine Statue Karls XII. steht, erinnern lebendiger als sonst Alles in diesem Zimmer an Friedrich den Großen. Lucrez war einer der Lieblingsdichter Friedrichs; der Zug, daß Friedrich Karl XII., der als ein Verächter des weiblichen Geschlechts bekannt war, der Venus Urania zu Füßen legte, erinnert an die neckende Laune Friedrich's.

Im nächsten Zimmer, dem Concertsaale, weckt Alles das Andenken an den alten Fritz. Dort jenes einfache Notenpult war das seinige. Vor ihm stand er, die Flöte blasend, in Angst, den Zorn seines Vaters zu wecken; vor diesem Pulte stand er am Vorabende einer Schlacht oder heimkehrend aus seinen furchtbaren Feldzügen; und wieder mag er oft tiefbetrübt vor demselben stehen geblieben seyn, nachdem er, alt und zahnlos, freudenleer und freundeverlassen, in den letzten Jahren seines Lebens auch des Genusses der Musik entbehren mußte.

Ringsum an den Wänden des Saales sind mythologische Scenen von Pesne gemalt, in welchen die Tänzerin Barbarini bald als Venus, bald als Diana, bald als Nymphe, bald als Genius so reizend dargestellt ist, wie Pesne dazu nur im Stande war, und die Barbarini dazu den Stoff bot. Daß Friedrich diese Tänzerin geliebt, wer will wagen, dieß zu behaupten? — Daß er sie „gerne gesehen", steht hier in zehn Bildern für alle Zukunft angemalt.

Auf dem Tische dort jene Uhr, — die an und für sich so unbedeutend, wie sie heute selten genug in den Zimmern des wohlhabenderen Mittelstandes vorkommen würden, — zeigt die Minute, in der Friedrich starb. Sie war abgelaufen, als sein Athem aufhörte, und steht heute wie damals auf zwanzig Minuten nach 3 Uhr. Aber sie zeigt auch jenen römischen Kaiser, der, so oft er einen Tag nichts Gutes gethan, ausrief: „Diem perdidi!" Das war es, warum Friedrich diese, an und für sich unbedeutende, Uhr auf seinen Arbeitstisch stellen ließ. — Wie viel Tage er wohl verloren haben mag!

* * *

In dem Wohn- und Sterbezimmer Friedrich's ist es vor allem jener breite Polsterstuhl dort, vor dem der Wanderer gefesselt stehen bleibt. Der Stuhl stammt noch vom großen Kurfürsten; Friedrich ließ ihn erst in der letzten Zeit aus einer Möbelkammer, in welcher er vergessen stand, herausnehmen und in sein Arbeitszimmer bringen. Der Ueberzug war zerrissen; er sollte von neuem überzogen werden; aber das dauerte dem alten Fritz zu lange, er ließ ihn holen, wie er war, ohne Ueberzug, und benutzte ihn — zum Sterbelager. Jene schmutzigen Flecken dort sind Blutspuren von einem Aderlaß, während der letzten Krankheit Friedrich's.

Es wird Alles lebendig um dich, lieber Leser, wenn du eine Weile vor diesem Stuhle stehst. Dort sitzt er, der gebrochene Held. Du siehst wie er, krank und elend, fast sterbend, noch seine Minister — die meist nichts als Bureauchefs waren — anhört, und bis zum letzten Athemzuge über die Angelegenheiten seiner Unterthanen entscheidet. Er hat redlich ausgehalten, ist sich selbst treu geblieben und war bis zur Sterbestunde — der „erste Diener des Staats".

Wenn die Geschäfte abgethan, wurde es vollkommen einsam um den alten König. Die Franzosen hatten ihn verlassen, oder er sie weggeschickt; die Deutschen verstand er nicht recht mehr; es lag die Bevorzugung der Fremden zwischen ihm und seinem Volke. So wurde er in der That zu einem Einsiedler, dem zuletzt fast nur noch die Liebkosungen seiner Hunde treu geblieben waren. Er hatte sein Volk, die Deutschen, von sich ferne gehalten; er wurde so schwer als möglich dafür in seinen letzten Tagen gestraft.

Außer den Ministern, den Hoflakaien und seinen Hunden sind es nur Fremde, die in seinen letzten Tagen ihm nahe treten. Zwei von diesen, Zimmermann und Mirabeau, haben über ihre Unterhaltungen mit Friedrich Berichte herausgegeben, die klarer, als was sonst über Friedrich's letzte Tage gesagt worden, die Oede, die ihn umgab, schildern.

Zimmermann, der Berner, der eine Zeitlang sich als Philosoph einen Namen zu machen wußte, der ein guter „Hofarzt" gewesen seyn mag, erscheint Friedrich gegenüber in dem Lichte eines eitlen Schmeichlers. Die Berliner Aerzte wurden entlassen, weil sie deutsch und bieder den König als krank behandelten und ihm Gesetze in Bezug auf seine Lebensweise vorschreiben wollten, worauf Friedrich, bei seiner Lebensweise ganz besonders seiner Laune folgend, sich einbildete, daß sie seine Krankheit nicht recht beurtheilten. Dann ließ er sich den „Philosophen" und Arzt Zimmermann, der „über die Einsamkeit" so manches tiefe Wort geschrieben hatte, kommen. Die Folgen der „Einsamkeit" hätte Zimmermann gewiß sonst nirgends so tief wirkend beobachten können, als bei Friedrich. Aber der Arzt wie der Philosoph verloren dem alten Könige gegenüber alle Haltung. Zimmermann selbst beschreibt, bis zu welcher Stufe dieß der Fall war.

Es ist gewiß mehr als Zufall, daß so auch der letzte Arzt, auf den Friedrich Hoffnungen, die sobald scheitern sollten, gesetzt hat, — ein Fremder war, wodurch die Seeleneinsamkeit

Friedrich's noch vermehrt wurde. Zimmermann glaubte das Mittel gegen Friedrich's Krankheit, die Wassersucht, in der Blüthe des Löwenzahns gefunden zu haben, in jener Waldblume, die an den Löwen nur durch den Namen erinnert, und ihre Zähne nur als sanfte weiße Ränder ihres großen blaurothen Mundes uns entgegenstreckt. Zimmermann führt mit wohlgefälliger Selbstzufriedenheit an, wie er dem Könige gesagt: „Wunder habe ich noch nie gethan und glaube auch an keine, — als an — diejenigen, die Ew. Majestät im siebenjährigen Kriege thaten." Ein andermal war dem König das Zimmer zu dunkel, er verlangte, daß man die Gardine wegziehe, und sagte: „Ich habe immer das Licht geliebt", worauf der Arzt erwiderte: „Auch haben Ew. Majestät stets Licht um sich verbreitet." — Einst sagte ihm Friedrich: „Die Uebersicht einer großen und verwickelten Sache ist doch äußerst schwer"; und der Schweizer, der sonst mit seinem Republikanismus dem Könige gegenüber gern coquettirte, antwortete: „Diese Kunst hat von Anbeginn der Welt Niemand besser verstanden als Ew. Majestät." Als der König des Löwenzahns satt hatte und diesen nicht weiter nehmen wollte, wurde der Doktor pathetisch und sprach: „Machen Ew. Majestät es mit mir, wie Alexander mit seinem Arzte, von dem man sagte, er wolle ihn vergiften. Trinken Ew. Majestät dieses Gift (den Löwenzahn nämlich) in meiner Gegenwart, und sehen mir dabei scharf in's Gesicht, Sie werden erfahren, daß ich ebensowenig aus meiner Fassung komme, wie der Arzt des großen Alexander." Und selbstgefällig setzt der Doctor-Höfling hinzu: „Die kleine Rakete schien bei dem Könige mehr zu wirken, als alle medicinischen Raisonnements". Dem Könige aber offen zu sagen, was Zimmermann offen später erzählte, daß Diätfehler die Krankheit förderten und daß hier vor Allem eine Aenderung eintreten müsse — dazu hatte der geistreiche Höfling nicht den Muth.

Die deutschen Aerzte — Frese von Potsdam, Sell von Berlin — hatten schlicht und einfach den König zu heilen oder wenigstens seine Schmerzen zu lindern gesucht; der Schweizer wußte sich wochenlang mit seinem Feuerwerk der Schmeicheleien, mit seinen „Raketen" und seinem unschuldigen Ammenmittelchen bei dem Könige in Gunst zu erhalten. Zuletzt aber sah der kluge Friedrich auch ihm gegenüber klar, und schickte ihn, reich beschenkt und mit freundlichen Worten in Gnaden entlassen, nach Hause; was Herrn Zimmermann nicht verhinderte, der Schwester des Königs, der verwittweten Herzogin von Braunschweig, mitzutheilen, welche große Dienste er dem kranken Könige geleistet habe, worauf Friedrich, als er dieß erfuhr, seiner Schwester schrieb: „Der Arzt von Hannover hat sich bei Ihnen wichtig machen wollen, meine gute Schwester; aber die Wahrheit ist, qu'il m'a été inutile."

Das war einer der letzten Fremden, die dem großen Friedrich dienten; „il m'a été inutile" — das letzte Wort, das er über den letzten seiner dienenden Courmacher aussprach.

* * *

Vor jenen Lehnstuhl dort, in welchem der kranke König, der gebrochene Held, der Einsiedler, den ganz Deutschland hochachtete und verehrte, besprach und besang, der „alte Fritz", verlassen und allein lag und mitunter seine Hunde an sich heranlockte, um ihnen zu schmeicheln, — trat auch Mirabeau. Und es ist vom höchsten Interesse, diese beiden mächtigen Geister zu beobachten, wie sich ihre Bahnen — zu Ende der des Einen und beim Anfange der des Anderen — kreuzen.

Welche Gegensätze auch zwischen Friedrich II. und Mirabeau obwalteten, eben so viel innere Berührungspunkte lagen doch in ihrer Anschauungsweise und ihrem Charakter. Wie Friedrich's ganze Lebensrichtung aus seinem Widerspruche gegen die Tyrannei seines Vaters hervorgegangen war, so hatte Mirabeau in einem ähnlichen Verhältnisse zu seinem Vater die Kraft seiner Seele gestählt; wie Friedrich's Vater auf dem Punkte gewesen war, seinen eigenen Sohn dem Richtschwerte des Henkers zu überliefern, so verfolgte Mirabeau's Vater seinen Sohn mit der Bastille, mit der Verbannung, mit der Todesdrohung.

Nach wilden Stürmen, durch seine Leidenschaften aufgeregt, kam der Graf Mirabeau halbwegs verbannt, halbwegs als freiwilliger Flüchtling, von Allem entblößt, nur auf sein Talent, seine Willenskraft angewiesen, in Berlin an, entschlossen, seinem Vater, seinen Feinden und seinen Freunden zu zeigen, daß er des Titels und des Reichthums nicht bedürfe, um sich geltend zu machen. Er war nicht mehr unbekannt; seine sturmreichen Erlebnisse hatten ihm einen Namen gemacht; seine Werke: Essai sur le despotisme und Essai sur les lettres de cachet et les prisons d'état, ihn als einen der beredtesten Gegner des Despotismus, als einen der glühendsten Freunde der Freiheit bezeichnet. Er kam nach Berlin, um als Schriftsteller, fast als Journalist, neuen Stoff für seine literarischen Studien und Arbeiten zu suchen, und dabei wo möglich eine Stellung, einen Wirkungskreis für die in ihm sprudelnde Kraft zu finden.

Daß er sich vor Allem zu Friedrich hingezogen fühlte, lag in der Natur der Dinge. So ward denn auch fast der erste Schritt, den er in Berlin that, dazu verwendet, sich eine Audienz bei Friedrich zu erbitten, welche dieser ihm zu Potsdam schon sechs Tage nach seiner Ankunft in Berlin (25. Januar 1786) gewährte. Mirabeau selbst hat in einem Briefe an einen Freund den Eindruck, den des grauen Helden Erscheinung auf ihn gemacht hat, beschrieben:

„Ich war eine Stunde weniger ein paar Minuten mit dem Könige, der in seinem Fauteuil lag; denn der Spaziergang des Morgens hatte ihn ermüdet; er hatte denselben so reißend schnelle gemacht, daß zwei Pferde seines Gespannes dabei zu Grunde gingen. Es ist unmöglich, sich einen frischeren Kopf, sich eine freundlichere Unterhaltung zu denken; aber es war mir dabei nicht ganz behaglich zu Muthe. Seine große Athemnoth drückte mich mehr, wie ihn. Der Anblick der Leiden eines großen Mannes ist ein sehr betrübendes Schauspiel. Friedrich's Unwohlseyn ist der Art — und meine Bewegung war so groß — daß ich mich scheute, in's Einzelne der Gegenstände, die berührt wurden, einzugehen, und daß ich mit Gewissenhaftigkeit Alles vermied, was eine Unterhaltung hätte verlängern können, die zu jeder anderen Zeit mein Glück gemacht haben würde. Sie verstehen dieß Gefühl — und was liegt daran, wenn Wenige es verstehen? Uebrigens wird dieser außerordentliche Mensch bis zu seinem Ende regieren, und die Sonne wird dieß Ende hinausschieben.

Ich verlasse diesen Abend Potsdam, nachdem ich Gärten, Vergoldungen die Menge, ein paar schöne Gemälde, ein paar Höflinge gesehen. In dieser langen Revue hat mich nichts so angeregt, als dieser Mann, der sich so hoch über den Rang erhoben hat, in den das Geschick ihn gestellt, nachdem es ihn ganz besonders gemacht hatte, um denselben auszufüllen. — — Sagen Sie Dohm, daß wir tüchtig von den Juden und der Toleranz gesprochen haben. Ich rathe den Fanatikern nicht sich hier breit zu machen."

Was sonst in dieser Zusammenkunft verhandelt wurde, ist unbekannt. Nur noch ein Wort, das Mirabeau mit Friedrich gewechselt, bespricht jener gelegentlich. Er sagt, wie er eines Tages es bei Friedrich beklagt habe, daß er der deutschen Literatur so wenig Theilnahme bewiesen. „Weßwegen war der Cäsar der Deutschen nicht auch ihr August? Weßwegen hat Friedrich es nicht seiner würdig geachtet, Theil zu nehmen an dem Ruhme, die literarische Revolution, die zu seiner Zeit stattfand, zu fördern, sie zu befruchten mit dem Feuer seines Genius, seiner Macht?" — „Aber" — antwortete damals Friedrich — „was hätte ich zum Besten der deutschen Literatur thun können, das mehr werth gewesen, und ihr mehr genützt hätte, als daß ich mich gar nicht um sie kümmerte, ihre Bücher gar nicht las?"

Mirabeau wäre gerne in Berlin geblieben, um hier eine Thätigkeit zu finden. Als Friedrich ihm während der oben beschriebenen Audienz sagte, er habe gehört, daß er nach Petersburg gehen wolle, verneinte Mirabeau dieß. An demselben Tage aber schrieb er Friedrich noch, daß es wirklich seine Absicht sey, nach Petersburg zu gehen, und er es ihm nur nicht gesagt habe, weil sie nicht allein mit einander gewesen, und er das Geheimniß für seine Plane nöthig halte. Aber er setzt hinzu: „Sicher würde ich bei dieser kaum angelegten Nation, in diesen wilden Gegenden keine Beschäftigung für mich gesucht haben, wenn es mir nicht geschienen hätte, als wäre Ihre Regierung zu vollständig organisirt, um mir Hoffnung machen zu können, Ihrer Majestät nützlich werden zu können. Ihnen zu dienen, und nicht müßig in Ihren Akademien zu sitzen, würde ohne Zweifel mein höchstes Streben gewesen seyn." Das war klar genug gesprochen. Aber Friedrich hatte keinen Platz mehr in seinem Herzen, und noch viel weniger einen in seinem Cabinet — für Franzosen. Er lehnte Mirabeau's Anerbieten mit der freundlichsten Versicherung, der innigsten Theilnahme und Hochachtung ab.

* * *

Es sind noch ein paar Zimmer in Sanssouci übrig, die ebenfalls durch Friedrich's Andenken geweiht sind: sein Bibliothek- und Arbeitzimmerchen, der Pagen- und Adjutantengang, zwei Zimmer, die zuletzt von Friedrich Wilhelm IV. und der Königin Elisabeth bewohnt worden waren; — aber ich weiß kaum mehr, ob ich in denselben war oder nicht. Der Sterbestuhl des großen Friedrich kam mir nicht mehr aus den Gedanken. Erst in Voltaire's Zimmer wurde ein neuer Ideengang geweckt. Voltaire's Zimmer ist aber auch wieder ein echtes Lebenszeichen des alten Fritz. Alles ist hier verkörperter Hohn gegen Voltaire. Wenn es wahr ist, daß Friedrich das Zimmer so wie es jetzt ist, während Voltaire's zeitweiliger Abwesenheit aus Sanssouci hat herstellen lassen, und daß er, der alte Fritz, Voltaire dann, als er zurückkehrte, in dasselbe geführt und es ihm zur Verfügung gestellt habe: so war die Bosheit fast zu groß und bekundet jedenfalls, daß Friedrich schon damals Voltaire nicht mehr schonen wollte. Das Zimmer ist gelb wie der Neid; die Blumen, die es zieren, sind Symbole des Hasses und der Mißgunst; an den Wänden klettern Affen herum; hier sitzt ein naschendes Eichhörnchen; dort spreizt sich ein Pfau; weiterhin schnattert ein Papagei; hier heben sich unstete Zugvögel zum Fluge. Die Stühle sind mit Kissen und das Ruhebett mit Polstern bedeckt, und auf jedem Polster ist eine Lafontaine'sche Fabel, in der ein Fuchs geprellt wird, eingestickt, — ein doppelter Hohn gegen Voltaire, der die einfache Größe einer Lafontaine'schen Fabel nicht verstand, der sich durch sie unbehaglich berührt fühlte, und der hier in dem gehetzten Fuchse eine persönliche Anspielung sehen mußte. Man sagt, daß Friedrich diesen überall verkörperten Hohn gegen Voltaire selbst angegeben habe. Sei dem, wie ihm wolle, wenn Voltaire wirklich in diesem Saale je gewohnt hat, so ist er sicher gelb vor Aerger aus dem gelben Zimmer abgezogen.

Jedenfalls steht hier der Haß, den die Bewohner von Sanssouci Voltaire widmeten, lebendig in jedem Möbel, an den Wänden, an der Decke, auf dem Boden, in den Spiegeln angeschrieben. Und wer mit diesem Zimmer, wie wir heute, seinen Besuch im Schlosse Sanssouci beendigt, der weiß auch, daß Friedrich mit seinem jugendlichen Enthusiasmus für Frankreich's Anschauungsweise, wie sie in Voltaire vertreten war, vollkommen Schiffbruch gelitten hatte.

* * *

Aus Voltaire's Zimmer treten wir auf die Terrasse des Schlosses. Sie bietet einen schönen Blick in die Ferne. Von der Höhe leiten breite, mächtige Treppen, neun Terrassen von je 120 Stufen, in die waldgrüne Tiefe. Ueberall stehen Statuen, Geniengruppen und schöne Vasen; überall sind üppiggrüne Laubgänge, Orangen- und Lorbeerbäume, Traubengehänge, Baumgruppen und Gebüsche mit Geschmack angebracht. Es ist wirklich schön hier, und die duftigen Waldmassen, die sich zu unseren Füßen öffnen, lassen ahnen, daß in ihnen noch viel des Schönen verborgen seyn muß. Aber all' das lockte nicht mehr. Ich frug fast ängstlich einen der Arbeiter im Garten: „Wo sind die Hunde Friedrich's des Großen begraben?"

Er zeigte mir die Stelle.

In einem Halbrund stehen sechs Gemmenbüsten, Julius Cäsar, Cäsar Augustus, Tiberius, Caligula, Claudius und Nero darstellend. Den Halbkreis, den sie umschließen, bildet ein Grasplatz, in dessen Mitte ist die Gruft, in welcher Friedrich einst zu ruhen hoffte, und von der er sagte: là je serai „sanssouci!" Den Schlußdurchmesser dieses Halbkreises bilden die Gräber der Hunde Friedrich's und seines Leibrosses aus dem siebenjährigen Kriege.

Der große König rief die mächtigen Kaiser der Vergangenheit zu Zeugen an sein Grab, zu Zeugen der Einsamkeit, in der er starb, und in der er begraben seyn wollte.

Das Räthsel, das er der Vor- und Nachwelt in dieser Stelle vorlegte, ist das Räthsel seines ganzen Lebens, das ihn, begabt mit Allem, was Menschen zu den höchsten Ansprüchen

menschlichen Glückes berechtigt, zu dem tiefsten menschlichen Elende, der Einsamkeit inmitten liebender Menschen, eines ihn verehrenden, vergötternden Volkes führte.

Das deutsche Volk trauerte um Friedrich. Aber es stand seinem Grabe ferne. Der Genius Deutschlands, den Friedrich so oft von sich gestoßen hatte, beweinte abgewandten Blickes seinen großen Sohn. Friedrich selbst hat das Urtheil, das in dieser Gestaltung der Dinge liegt, offen ausgesprochen. Und hier, an seinem leeren Grabe steht es niedergeschrieben. Das ist das Räthsel seines Lebens, wie er selbst es in seiner stillen Einsamkeit geschlichtet hat! — Là, je serai sans souci!

Erinnerungen und Empfindungen.

Skizzen aus meinem Leben in Paris.

Von Paul Lindau.

Erster Theil: „Im quartier latin.“

I. Fräulein Nini.

„Greift nur herein in's volle Menschenleben!“
Goethe.

1.

Als ich, vor ungefähr zehn Jahren mit leichtem Ränzel und guten Vorsätzen in Paris ankam, wählte ich, weil mir mein schwindsüchtiger Geldbeutel ein äußerst billiges Unterkommen vorschrieb, das Studentenviertel, das sogenannte „quartier latin“, zu meiner einstweiligen Residenz. Dort konnte ich die Studien, die ich zu machen gedacht, am leichtesten verfolgen, dort lebte ich in der Mitte einer sorglosen jungen Welt, deren Vergnügungen bescheidner, als die der wahren Metropole, meinem Geschmacke und meinen Vermögensumständen angemessener waren.

Ich hatte mich damals an einen sehr liebenswürdigen jungen Auvergnaten Gaston d'Ontray angeschlossen, der, Sohn wohlhabender Eltern, vorgeblich um die Rechte zu studiren, nach Paris gegangen war.

Man kannte ihn im ganzen „quartier,“ er duzte alle Welt, bezahlte seinen Schneider nicht, weil er seinem Schuster noch eine bedeutende Summe schuldete, et vice versa; seine Unterschrift war von den Studentenwucherern ebenso gekannt, wenn auch nicht so geschätzt, wie die der Gebrüder Rothschild; er war, wie gesagt, reich, hatte deßhalb nie einen rothen Heller, viel Freunde, noch mehr Freundinnen und keinen Feind.

Seine Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit mir vollkommen Fremdem gegenüber, verpflichteten mich zu mancherlei kleinen Gefälligkeiten und auf diese Weise lernte ich seinen offenen, sympathischen Charakter näher kennen, suchte mich ihm zu nähern, und da er mit dem meinigen fürlieb nahm, wurden wir bald innige, gute Freunde.

Wir wohnten in demselben Hôtel, auf demselben Flur, sahen uns täglich mehrere Stunden lang, ich erzählte ihm alles was ich auf dem Herzen hatte, und er beehrte mich seinerseits mit dem Posten seines Geheimnißsecretärs.

So konnte ich ihm auch nicht verhehlen, daß ich nach Dem, was ich von den Grisetten gelesen und gehört, etwas anderes erwartet hatte, als jene gefühllosen, gleichgültigen und unbedeutenden Wesen, die ich in seiner und seiner Freunde Gesellschaft antraf.

Denn ich fühlte mich grausam enttäuscht, als anstatt jener liebenswürdigen Ausgelassenheit, jener sorglosen Poesie, von der ich geträumt, nur der albernste und langweiligste Humor, nur die abgedroschenste Prosa aus ihrem Munde sprach, und ihr Herzchen mänschenstill damit vollkommen befriedigt erschien, so daß sie nicht einmal Interesse, vielweniger Sympathie einzuflößen vermochten!

Mit dieser Enttäuschung zugleich entstand in mir ein unüberwindlicher Widerwillen, ich möchte fast sagen Haß, gegen alle diejenigen, die den Namen der Grisette usurpirten: ich war geneigt, in einer jeden lobenswerthen Handlung, die man mir von ihnen rühmte, eine eiserne Nothwendigkeit zu erblicken, um ihren Verdienst dadurch zu schmälern. Daß ihre Ansprüche bescheidener waren, als die ihrer üppigen Schwester auf dem andern Seineufer, der Lorette — erklärte ich mir dadurch, daß sie den Luxus und seinen verlockenden Reiz nicht kannten; daß sie bisweilen mit einer gewissen Anhänglichkeit an ihren muthwilligen Geliebten hingen, war für mich nichts anderes, als der Mangel von Gelegenheit — an Dieben.

Das alles gestand ich dem lustigen Gaston, aber er lachte mich aus, hieß mich einen griesgrämigen Misanthropen und schloß seine Capuzinerpredigt mit dem vielverheißenden Versprechen, mich „ungläubigen Thomas“ bald zu belehren.

„Ich will Dir Nini vorstellen,“ sprach er, — „ein heitres, frisches Kind — in dessen Herz noch kein Tropfen Gift, noch kein Tropfen Galle gefallen ist: lustig wie ein Spatz, uneigennützig wie die liebe Sonne, verschwiegen wie die Nacht und hübsch wie der Frühling!“

— „Holla,“ erwiderte ich, „Du versprichst mehr, als Fräulein Nini's schwacher Magen vertragen kann.“

Mein Freund zuckte verächtlich die Achsel — ging einigemal im Zimmer auf und ab und fragte mich nach einer kurzen Pause:

„Hast Du Geld?“

— „Nicht viel.“

„Crösus hatte viel Geld; — um mit Nini zu frühstücken braucht man wenig. Hast Du fünf Franken?“

— „Fünf Franken und zehn Sous,“ bestätigte ich der Wahrheit gemäß.

„Das reicht aus! Nimm Deinen Hut und komm! Ich stehe bei ihr hoch angeschrieben, eine Gunst, um die mich mancher elegante Frack mit rothem Bändchen beneidet. Nini ist, so viel ich weiß, jetzt Wittwe, der Augenblick ist also so geeignet wie möglich, nur vergiß nicht, die Wichtigkeit Deines Reussirens zu erwägen, denn Nini hat viel berufen, aber wenig auserwählt. Gefällst Du ihr, so bist Du morgen im ganzen „quartier“ ein angesehener Mann; der Concierge wichst Deine Stiefeln sorgfältiger und der Tabakshändler an der Ecke gibt Dir Credit; bedenke das, o Knabe! sey so fidel, wie möglich und witziger als gewöhnlich! Komm!“

Wir schlenderten die rue Mazarine entlang und machten die verschiedenen Einkäufe, nämlich ein mannshohes Brod, eine Kalbspastete, Käse und zwei Fläschen vom sogenannten „klei-

nen blauen" Wein, der auf den Hügeln von Montmartre und Argenteuil wuchert.

So bewaffnet traten wir in das Hôtel „des armen Hiob" ein. Da vernahmen wir, wie jemand die steilen Treppen von den olympischen Höhen behend herabhüpfte und dabei ein Liedchen von Béranger summte.

„Halt!" schrie Gaston mit militärischem Commandoton und stieß mich dabei bedeutungsvoll an.

Diejenige, an die dieser Ausruf gerichtet war, schien den Sprecher zu erkennen.

„Kommst Du vielleicht mit einem Frühstück?" tönte ein feines Stimmchen von ganz oben.

Als einzige Antwort ließ Gaston die beiden Flaschen aneinanderklirren, sprang mir voran und ich folgte ihm fünf dunkle Treppen hinauf.

Da sah ich, vor ihrer offenen Stubenthür, Fräulein Nini leibhaftig vor mir stehen, die uns mit einem graciösen und dankbaren Lächeln zum Nähertreten einlud.

2.

Gleich auf den ersten Blick hin gefiel sie mir. Sie ist 20 bis 22 Jahr alt, sehr klein und sehr zierlich gebaut. Ihr ganzes Gesicht hat einen gewissen schnippischen, komischen Ausdruck, für den ich mit dem besten Willen keine andere Bezeichnung als „drollig" finde. Es ist nichts weniger als regelmäßig und sieht aus, als wäre es aus zwei ganz verschiedenen Schönheiten, die sich nicht vertragen können, einer Blonden und Brünetten, zusammengelesen. Ihr colorirter Teint, ihre frischen Lippen und besonders das ungetrübte schwarzbraune Auge sprachen von einer blühenden Gesundheit; unter dem koketten Mützchen quollen üppige blonde Haare hervor. Sie kleidete sich mit einer rührenden Einfachheit.

„Wenn die Noth am nächsten ist, ist die Hülfe am größten," scherzte Nini. „Ihr kommt wie gerufen, denn ich wollte gerade bei guten Freunden und getreuen Nachbarn freiwillige Zwangsanleihversuche bewerkstelligen: das ist aber kein Kinderspiel an einem Dreißigsten!"

Sie betrachtete mit wohlgefälligem Schmunzeln die Kalbspastete, die ich am Herzen trug, das Herz tanzte ihr, als Gaston die beiden Flaschen auf dem Tische aufpflanzte und ihre Freude erreichte den Siedepunkt, als ich den duftenden Käs aus meiner Rocktasche hervorholte.

Nachdem sie sich einige Minuten in stummer Bewunderung an diesem erbaulichen Schauspiel geweidet, nahm Gaston ihre Hand und reichte sie mir.

„Das ist Nini, die beste und liebenswürdigste aller Evatöchter! und das da ist . . ." sprach er, auf mich deutend — meine Bescheidenheit verbietet mir die unverdienten Lobsprüche zu wiederholen, mit denen mich mein Freund überschüttete — „ein junger Deutscher, der nach Paris gekommen ist, um nach Paris zu kommen und um Paris kennen zu lernen. Der arme schwache junge Mann sucht eine Stütze, die er in Deiner Bereitwilligkeit und Erfahrung zu finden hofft. Dixi!"

— „Darf ich „Sie" „Du" nennen?" fragte mich Nini.

„Er, wenn Du willst!" erwiderte ich.

— „Das ist Recht! setz' Dich neben mich."

Man kann sich wohl denken, daß, wenn sich drei junge Leute, deren Nestor 24 Frühlinge zählt, in einem Dachstübchen um zwei Flaschen „kleinen Blauen" vereinigen, die Heiterkeit nicht mit den Haaren herbeigezogen zu werden braucht; sie kam als ungebetener, aber freudig willkommener Gast, setzte sich mit unter uns, trank aus unseren Gläsern und lachte aus unseren Kehlen.

Ich erinnere mich nicht mehr genau, wovon wir sprachen, nur weiß ich, daß der Politik eine sehr untergeordnete Rolle angewiesen wurde, da Nini nicht einmal wußte, „was das für ein Vogel sey," daß Nini ihre heitersten Lieder vom Stapel laufen ließ, unter andern folgendes rührendes Bekenntniß:

„Ich habe weder Ohm noch Tante,
„Noch weiß ich, wer mein Herr Papa —
„Doch zähl' ich auf viel unbekannte
„Verwandte in Amerika!"

daß mir alles reizend und neu erschien und ein jedes Wort, das aus Nini's Munde kam, für mich einen unbeschreiblichen Reiz hatte. Gegen Ende des Frühstücks kam natürlicherweise das Gespräch auf unsere „jungen Lieben".

Nachdem mir Nini und Gaston ihre Passionsgeschichten — Wahrheit und Dichtung — mit rührenden Worten aufgetischt, sollte ich das Wort nehmen. Ich gerieth etwas in Verlegenheit und wollte soeben irgend einen längstvergessenen Roman aus dem Staube meines Gehirnkastens hervorziehen, als mich Gaston mit vielsagendem Blicke ansah und auf Nini deutete.

Ich verstand ihn, streckte die Hände zum Himmel empor, verdrehte die Augen und seufzte, da der Seufzer allüberall das ausgemachte Signal für die Ankunft der Diligence „Liebe" ist; darauf begann ich, ungefähr wie das zweite Buch aus der Aeneide.

„O Nini! Du weckst der neuen Wunden unnennbar schmerzliches Gefühl! Ja, Nini, seit dem ersten Augenblick wo Du mir erschienen . . . ."

— „Fühle ich in meinem Herzen ein bisher nie geahntes Gefühl," fuhr Nini fort.

„Die Engel nennen es Himmelsfreud!"

— „Die Teufel nennen es Höllenleid!"

„Die Menschen nennen es Liebe!" ergänzte Gaston. „Nini! so spricht nur ein aufrichtiges Herz; wenn Dich die Aufrichtigkeit unserer Geständnisse nicht rührt, bist Du hart wie ein Stein!"

Das Fräulein füllte die Gläser mit dem, ach! so schnell verschossenen blauen Rebenblute und wir stießen an.

„Auf unsere junge Liebe!" sprach sie halb ernst halb komisch.

— „Auf unsere junge Liebe!" wiederholte ich.

„Auf Eure junge Liebe!" summte der philosophische Gaston, der in Abwesenheit anderer Zecher die undankbare Rolle des Chorus übernommen hatte.

Noch immer tändelten, scherzten, schwatzten, sangen und lachten wir — als plötzlich Gaston's Regulator, den er zu seinem großen Bedauern nicht versetzen konnte, sein Magen nämlich, die schreckliche Dinerstunde anzeigte.

Meine Baarschaft erhob sich noch auf vierundzwanzig Sous, und ich war der reichste von der Gesellschaft. Vergeblich stöberte Nini in ihren Schubladen und Tischkasten herum, vergeblich drehte Gaston alle Taschen ein und aus, unser Ver-

mögen wollte nicht zunehmen und blieb mit schrecklich unveränderlicher Beharrlichkeit auf 39 Sous Grad Elend!

„Das wäre doch all zu ärgerlich," brummte Gaston, „wenn wir heute nicht zusammenbleiben könnten, um so ärgerlicher, als ich morgen Geld bekomme."

— „Ich auch!"

„Ich nicht!" seufzte Nini.

— „Hast Du denn gar keine werthvollen Preciosen, Nini? keine Brüßler Spitzen oder alte Hüte? Die „Tante" *) nimmt alles!"

„Kinder!" rief Nini mit einem Freudenschrei, „Kinder! das hatte ich ja ganz vergessen! ich habe . . ."

— „„Was??!""

„Einen grünseidenen Regenschirm, den, ich weiß nicht wer, hier hat stehen lassen."

Bei diesem Bescheid fiel meine Hoffnung vier Treppen herunter, aber Gaston's Augen leuchteten feurig auf und er sprach mit theatralischer Geste:

„Himmel! wäre das vielleicht der meinige?"

Richtig! als Nini den vergessenen Retter aus einer Ecke staubbedeckt hervorholte, erkannte Gaston in ihm den verlorenen Sohn.

Er spannte ihn auf, musterte ihn mit Kennerblicken und summte vor sich hin:

„Das wäre der Teufel, wenn man mir dafür keine einundzwanzig Sous böte, und mehr brauchen wir nicht, denn mit drei Franken können wir an einem 30. April ganz gemüthlich auskommen. Wartet einige Minuten, ich komme gleich wieder, wenigstens mit einundzwanzig Sous, vielleicht mit mehr!"

— „Gut Glück!" riefen wir ihm nach.

3.

Nini beschäftigte sich nun, in ihrem kleinen Stübchen die gestörte Ordnung wieder herzustellen.

Und draußen — unter dem bewölkten Aprilhimmel — senkte sich Dame Nacht langsam herab, schaute mit ihren schwarzen Augen verwundert in unser Stübchen und belauschte einen jeden unserer Athemzüge. Seitdem Gaston, das Element unserer Heiterkeit, uns den Rücken gewandt, war meine gute Laune wie verflogen; eine noch sichtlichere Gemüthsänderung zeigte sich in Nini's ernsten Gesichtszügen — ihren Augen war der Glanz geschwunden, und der Kummer zeichnete auf ihrer Stirne seine schwarzen unverkennbaren Falten.

Jedesmal, wenn ich sie langsam an mir vorübergleiten sah, war es mir, als erwache in meinem Gewissen ein längstvergrabener leichtsinniger Jugendstreich aus seinem Todesschlummer, und schlüpfe in jene zarte Gestalt. Ich konnte mich einer schwülen Unbehaglichkeit nicht erwehren und mein Herz klopfte ängstlich.

Vergeblich versuchte ich den Ernst aus dem Spiele zu verbannen, immer tauchte die alte Melancholie wieder auf, immer und immer berührte mich der Gedanke — ein so hübsches liebenswürdiges Kind, das von der launischen Mutter Natur geistig und körperlich auf das herrlichste ausgestattet war, in einer solchen Lage getrost und unbesorgt in den lieben Tag hinein leben zu sehen — auf das empfindlichste.

Wir wechselten kein Wort, und ich sah aus Nini's vorsichtigen und bedächtigen Bewegungen, daß sie mir wohl Dank wußte, die feierliche Stille nicht zu stören. Einige Schritte von mir hatte sie sich auf einen Stuhl niedergelassen und ließ ihr Köpfchen, wie ein verwundeter Vogel, sorgenschwer auf die Brust sinken; dabei faltete sie die Hände, als wolle sie beten, und athmete kaum.

Die Leichenstille, in der ich ihr Herzklopfen zu vernehmen meinte, wurde plötzlich durch einen tiefen schweren Seufzer unterbrochen, der aus ihrem innersten Herzen kam und auch mir bis zum Herzen drang.

Ich stand auf, näherte mich ihr auf den Zehenspitzen und nahm ohne ein Wort zu sagen ihre Hand, die sie mir nicht zu entziehen suchte — da lief über ihre Wangen ein Strom heißer und schwerer Thränen und sie schluchzte in wahrhaftem Schmerze.

„Was fehlt Ihnen, mein armes Fräulein?" fragte ich mit aufrichtiger Theilnahme.

— „Gar nichts!" lächelte sie unter Thränen; „das Weinen ist nichts als eine dumme Angewohnheit, auf Sonnenschein folgt Regen, und jedesmal wenn ich einige Stunden recht ausgelassen gewesen bin, muß ich meine Schuld abtragen..... aber jetzt ist alles vorbei!.... Thu' mir nur den Gefallen und sprich zu niemanden von Dem, was vorgefallen ist: die Zeit der sentimentalen Frauenzimmer ist vorüber! ..... und die der Heuchlerinnen beginnt!" setzte sie langsam hinzu.

„Wie so, Nini?" fragte ich unüberlegt, denn ich hatte mich nicht darauf gefaßt gemacht, daß die Beantwortung meiner Frage dem armen Mädchen neuen Schmerz bereiten würde.

Ich fühlte ihre guten Thränen auf meine Hand rollen und stand da, wie ein dummer Schulknabe vor dem gestrengen Herrn Professor. Vergeblich suchte ich nach einem tröstenden Worte. Amerika, die Kalbspastete, der Regenschirm, alle möglichen unsinnigen Bilder tanzten mir im Schädel herum, aber es war mir vollkommen unmöglich, zwei vernünftige Gedanken aneinander zu flechten. Und dennoch, trotz meiner Befangenheit, vielleicht gerade deßhalb — hatte die merkwürdige Lage, in der ich mich befand, für mich etwas ungemein Reizendes und Verführerisches. Nini, lustig und unbesorgt, hatte mir schon gefallen; — traurig und niedergeschlagen entzückte sie mich; ein Gemisch von Freundschaft und Mitleid, vielleicht gar von Liebe, kochte in mir, und ich wunderte mich nicht, als es übersprudelte und meine Augen feuchtete.

Vereinte Thränen in einer Dämmerstunde haben eine gewaltige Macht! —

Ein unsichtbarer Dämon wollte mich verlocken, das bleiche Kind in meine Arme zu pressen und die Thränen von ihrem Auge wegzutrinken, aber, ich weiß nicht, welches bessere Gefühl mich zurückhielt, und welcher Balsam auf meine Sinne fiel, um nur mein Herz sprechen zu lassen!

„Was bist Du für ein großes Kind!" weckte mich Nini aus meiner schwermüthig-glücklichen Träumerei.

— „Kindisch, aber nicht kindlich, Nini!"

*) Mit diesem ehrfurchtsvollen Verwandtentitel bezeichnen die dankbaren Studenten das „Leihhaus".

Sie zündete jetzt das Licht an, das auf dem Kamin stand, und konnte — als Frauenzimmer — es nicht unterlassen, einen koketten Seitenblick auf den darüberhängenden Spiegel zu werfen. Jenes flüchtige Examen hatte sie entweder noch nicht — oder zu sehr befriedigt, denn sie näherte diesem wahrhaftesten der Maler ihr hübsches Mädchenköpfchen und belächelte es wohlgefällig in allen seinen reizenden Details. Die unordentlichen Haare wurden geglättet, das Häubchen zurecht gestutzt, die widerspenstige Falte aus dem Halskragen gebracht, sie besah sich rechts und besah sich links, drehte den Kopf hin und her, wie jemand, dessen geographische Kenntnisse zwischen Osten und Westen schwanken, und summte:

„Man mag mir auch sagen, was man will,
„Paris hat reizende Kinder —
„Unehrliche Sucher gibt es viel,
„Doch wenig ehrliche Finder.“

„Wie heißt Du denn eigentlich mit Deinem Vornamen?“ fragte sie mich mit vollkommen veränderter Stimme, welcher ich die „Rückkehr des Leichtsinns“ anhörte.

— „Leopold!“ antwortete ich aus dem Stegreif.

„Na, Leopold, Du kannst Dich rühmen, einem Schauspiel beigewohnt zu haben, das ich noch vor keinem Menschen aufgeführt!“

— „Auf wann die zweite Vorstellung, Nini?“

„Nie, nie! Du könntest lange drauf warten. Gott behüte mich, mit Dir wieder einmal eine halbe Stunde allein zu bleiben. Du bist traurig wie ein Begräbniß, und ansteckend wie eine Brustentzündung! Ich mag Leute in Deinem Alter, die grübeln anstatt zu lachen, nicht leiden.“

— „Also habe ich Deine Gunst verscherzt?“

„So halb und halb!“

— „Wie kann ich sie wieder gewinnen?“

„Darnach frägt man nicht!“

— „So erlaube mir zu antworten!“

Mit diesen Worten stand ich auf und gab ihr, mir nichts Dir nichts, einen herzhaften Kuß — sie lachte darüber — ihre Heiterkeit ermuthigte mich zu erneuten verbesserten und vermehrten Auflagen.

Zwischen dem 22. und 23. Kusse, die ich halb pflichtschuldig, halb verliebt auf ihre frischen Wangen deponirt und an den Fingern abgezählt hatte, öffnete sich die Thür, Gaston erschien freudestrahlend auf der Schwelle.

„Incommodirt Euch nicht, Kinder!“ rief er; „ich verzeihe Euch Euren Hochverrath! alle Welt soll glücklich seyn! denn mein Glück hat keine Grenzen!“

— „Was ist vorgefallen?“ riefen wir ungeduldig.

„Hast Du eine Erbschaft gemacht?“

— „Das große Loos gewonnen?“

„Ein Portemonnaie gefunden?“

„Kinder, beruhigt Euch, setzt Euch! und vernehmt mit offenen Ohren und ehrfurchtsvoller Geberde mein Evangelium! Erstens habe ich meinen Regenschirm für drei Franken und zehn Sous verkauft; da ist das Geld!“ und er warf es triumphirend auf den Tisch, „zweitens gibt unser Nachbar Marcel seinen Hochzeitsball . . .“

— „Mit wem?“ unterbrach Nini.

„Mit Fräulein Risette, Brünette, Rigolette oder Jette, es war so ein Name in „ette“ — zu welchem Ball ich Euch hiemit als bevollmächtigter Gesandte feierlichst einlade! Natürlich muß sich jedermann verpflichten einen Tanz zu summen, pfeifen wird vorgezogen. Drittens . . . .“

— „Ist heute der 30. April,“ wandte ich ein; „wir drei haben zusammen fünf Franken, d. h. gerade genug, um uns zu langweilen.“

„Abwarten, vorlauter Knabe, undankbarer Glückssohn! Drittens liegt für Dich ein recommandirter Brief im Hôtel, ich habe an dem Poststempel und an der Handschrift die theuere Fürsorge der liebenden Heimath erkannt. Da!“ fügte er hinzu, indem er mir seinen Hut, der mir viel zu groß war, bis über die Nase drückte, „nimm meinen Hut auf den Kopf und Deine Beine unter den Arm, und renne was Du kannst.“

— „Und der Briefträger?“

„Ich habe ihm ein Trinkgeld versprochen, er wartet.“

4.

Ich verließ ohne ceremoniösen Abschied das kleine Stübchen, stolperte die dunkeln Treppen herab, rannte verschiedene friedfertige Spaziergänger um und kam athemlos in meinem Hôtel an, wo ich den wartenden Glücksboten gegen 10 Sous Trinkgeld verabschiedete und den erwarteten Messias auslöste.

Auf meinem Rückwege nach Nini's Hôtel war ich — ich gestehe es zu Ehren der Wahrheit und meiner Schande getreulich ein — von der klingenden Baarschaft — in der Tasche, und deren voraussichtlicher Verwendung — im Kopfe so gänzlich in Anspruch genommen, daß ich meine beiden harrenden Freunde vor der Hand ganz vergaß, und mich nur derjenigen meiner Gläubiger erinnerte, die wohl noch etwas warten könnten!

Jedoch zählte ich den Betrag ihres Guthabens, der sich auf 76 Franken erhob, gewissenhaft ab und steckte diese Summe in die rechte Westentasche.

Glückliches Alter! in dem man nicht bereut, von Quarta ab in die Tiefe der hohen Mathematik eingedrungen zu seyn, sey es auch nur um zu folgendem Resultate zu gelangen! Wenn ich alle Gläubiger befriedigt hätte, sagte ich mir, so blieben mir heute 76 Franken weniger über als ich jetzt besitze — facit 76 Franken Ueberschuß! — Aber, schloß ich weiter, früher oder später müssen die Leute doch bezahlt werden, da ich nun 76 Franken Ueberschuß habe, und in einem späteren Monat 76 Franken weniger auszugeben habe als in dem laufenden, so bin ich augenblicklich um 152 Franken zu reich!

Merkwürdigerweise wollte die Geschichte nicht stimmen, denn ich besaß in Theorie 2 Franken 50 C. + meinem Vermögen, mehr als in Praxis.

Da dachte ich auch, in meinen egoistischen Rechnungen, an die arme Nini und an den verrückten Gaston, und um meinen Leichtsinn wieder gut zu machen, und um sie für ihr langes Warten zu entschädigen, trat ich in den ersten besten Laden ein und kaufte, da der Zufall mich zu einem Buchbinder geführt, — für Nini ein Paket Obladen und für Gaston ein halbes Dutzend Federhalter: ich fand für den Augenblick keine passendere Ueberraschung.

Mit erschwerter Tasche und erleichtertem Gewissen öffnete ich Nini's Stubenthür — und wollte meinen Augen nicht trauen

als ich sie mit Gaston in derselben Stellung antraf, in der mich Gaston mit ihr überrascht hatte — als ich meine Freunde die Gruppe der Canova'schen „Amor und Psyche" bilden sah.

Ich war dumm genug, mich darüber zu ärgern, aber du lieber Gott, die Eifersucht wächst, wie das Unkraut, gern aus den Trümmern einer Illusion hervor, ohne daß man es sät. Ein Strom von Unwillen, von Empörung sogar rieselte mir durch die Adern und es kostete mich Ueberwindung, ihn zurückzuhalten und mich zu bemeistern. Denn, obwohl ich nur wenige Minuten mit Nini verbracht, so glaubte ich doch durch deren Bedeutsamkeit eine gewisse Herrschaft über sie errungen zu haben, die sie wenigstens verhindern müsse, vor meinen Augen ein Schauspiel aufzuführen, das an eine schöne Vergangenheit erinnert oder auf eine schöne Zukunft schließen läßt.

— „Na, was guckst Du denn?" fragte mich Nini, die meinen weit aufgesperrten Augen und hängenden Armen meine Ueberraschung angesehen; „ich glaube gar, Du bist eifersüchtig!?"

War es Täuschung, war es Wirklichkeit? ich weiß es nicht, aber ich glaubte in ihr eine gewisse Befangenheit zu bemerken, von der ich bisher auf diesem sorglosesten der Gesichter keine Spur entdeckt hatte.

Sie wand sich gemächlich aus Gaston's Arme, welch letzterer gar nicht zu begreifen schien, wie die Eifersucht in einem anständigen jungen Herzen Platz finden könne.

— „Ei! Du bist wohl närrisch," sprach er, „der — und eifersüchtig? ... auf wen? auf mich? auf Dich? auf sich? leuchtet nicht die Sonne aller Welt?"

„Versteht sich," bekräftigte ich, ohne zu wissen, was ich sagte; „Gaston hat Recht, vollkommen Recht! die Sonne und die Planeten ... Kinder! kommt, ich bin reich, viel reicher als ich gedacht! vor allem wollen wir unsere Gemüther und Magen stärken."

— „Und dann gehen wir zu Marcel!"

„Abgemacht!"

5.

...... Als wir nach dem Mahle uns anschickten, Marcel's junge Braut zu begrüßen, fragte mich Nini mit einem spöttisch reizenden Lächeln:

„Na, was hältst Du, keuscher Sohn der blonden Teutonia, unsterblicher Priester des Sauerkrautes und Braunbieres, von diesen Heirathen „im dreizehnten"?

— „Mein liebes Kind," antwortete ich, „Du stellst mir da eine närrische Frage, die man, je nach Belieben, leichtsinnig oder etwas ernster beantworten kann."

Gaston stimmte für ersteres und ich wollte mich so eben in Lobsprüchen über jene lustigen Verbindungen, die ein Winterschauer zusammenschneit und ein Herbstwind auseinander fegt, ergehen, als mich Nini vorwurfsvoll anschaute, und mein Vorhaben — dahin, wo ich es hergeholt — in den Wind jagte.

„Du hältst mich für allzukindisch," sprach sie und stimmte ihr Flötenstimmchen um eine Octave herab.

— „Und Du kannst ja Leute, die grübeln, nicht leiden!"

Wir gingen einige Schritte weiter, ohne ein Wort zu wechseln, nur glaubte ich gewahr zu werden, daß mir Nini von Zeit zu Zeit ganz leise, fast unmerklich den Arm drückte, und unter ihren langen Wimpern verstohlen und schelmisch die Wirkung dieser Liebeskanonade beobachtete.

Ihr Betragen wurde mir je länger desto mehr räthselhaft. Sie schwatzte oft in den lieben Tag hinein, wie ein Berauschter, dem die Worte unwillkürlich von der Lippe fallen, und der erst, wenn er gehört, von dem, was er gesagt, Bewußtseyn hat; öfter aber schien sie sehr sorgfältig auf ihrer Hut zu seyn und den Werth eines jeden Wortes zu erwägen, dann schlug sie gewöhnlich die Augen herab.

Wir hatten in einem Spielwaarenlager eine Trommel gekauft, als einziges Instrument, dessen Harmonie einen jeden Liebhaber reizt und das mit der Virtuosität eines jeden Liebhabers in Harmonie ist.

Schon hatte ich unter tausend flüchtigen und oberflächlichen Fragen und Antworten unsere unschädliche Ehegesetzdebatte ganz vergessen, als Nini abermals darauf zurückkam.

„Du hast mir immer noch nicht gesagt, was Du von den Pariser Studenten-Ehen denkst? ... Sprich, ganz ernstlich!"

— „Die häßlichen knöcherigen Sybillen," antwortete ich, „so wie die jungen hübschen Mädchen, gehen in Japan auf Märkten und Plätzen am hellen lichten Tage in paradiesischer Balltoilette spazieren. Sie zeigen sich, so wie sie Mutter Natur geschaffen und das Alter sie entwickelt oder entstellt hat, und die Alte trägt ihre abschreckende häßliche Magerkeit mit demselben kalten Blut, mit derselben Unbefangenheit zur Schau, wie die Junge ihre verlockende lebenskräftige Fülle. Den Leuten fehlt das Schamgefühl; aber sie sind deßhalb ebenso achtbar und anständig wie unsere prüden Europäerinnen, die sich nächstens die Nase verschleiern werden. So lange Ihr, leichtsinnigen Pariser, das was der indulgente Deutsche in Euren Verhältnissen merkwürdig, der ernstere unpassend, der strenge grauenhaft findet, nicht selbst herausfühlt, so lange halte ich Euch für ebenso unschuldig und ebenso rein, wie die nackten Japaneserinnen, und es wäre meiner Meinung nach lächerlich und albern, Euch mit nutzlosen Moralpredigten zu langweilen, die für Euch gerade so gut passen wie eine Crinoline für die Asiatin. Denn Ihr habt die verbotene Frucht, aber nicht vom Baume der Erkenntniß, genascht, und ob man Euch deßhalb zum moralischen Paradiese herauswerfen wird, weiß ich nicht. Nur beklagt Euch nicht, wenn man Euch anklagt, und wundert Euch nicht, wenn man sich über Euch wundert!" ...

6.

Wir waren vor unseres Freundes Thür angelangt, auf die man mit Holzkohle in diabolischen Zeichen folgende „Tanzordnung" aufgeschrieben:

1) Der Tanz beginnt um 8 Uhr Abends.

2) Eine vollständige Balltoilette ist erforderlich (Pantoffeln und Hemdärmel für das herrliche, — gänzliche Abwesenheit jeglicher Art von Crinolinen für das dämliche Geschlecht).

3) Anstand — nach Belieben, da es nicht Jedem ansteht.

4) Durstige und Ponirlustige dürfen die trockene Gesellschaft mit Spirituosen jeder Art anfeuchten.

5) Hunden, jungen Herren unter 18 Jahren und jungen Damen über 25 Jahren, sowie der Polizei, ist der Eintritt streng untersagt.

6) Man ist gebeten, Uhren, Ketten und Preciosen auf dem Leihhause zu deponiren, da der Wirth seines persönlichen Charakters, sowie seiner unanständigen Gesellschaft wegen, für deren mögliches, ja! wahrscheinliches Verschwinden keineswegs bürgen kann. — — Der Vorstand. — —

Gaston erquickte uns mit einem furchtbaren Wirbel. Die weiten Pforten sprangen auf und das Triumvirat gemischten Geschlechtes zog unter dem Jubelgeschrei der Masse, und eigenem Trommelklang mit feierlichem umstandsgemäßem Schauer in das kleine Elysium ein.

Marcel, beneidenswerther Erdensohn, besitzt einen „Salon" und ein „Cabinet". Allerdings ist ersterer gerade groß genug, um dem Liebhaber, ohne übernatürliche Anstrengungen zu machen, ohne eine Trompeterlunge zu besitzen, das höchst unschuldige Vergnügen zu gestatten, daß er die Fensterscheiben von der Thüre aus trüb anhauchen kann; und letzteres so beschaffen, daß das Bett, wie das Ei in seine Schale, hineinpaßt, aber was schadet das? ‚Raum ist in der kleinsten Hütte‘ — wenn man über keine große verfügen kann. —

Wie wir fünfzehn Hochzeitsgäste, Mann hoch und Frau klein, es angefangen haben uns in diesem „Salon" ohne gegenseitige Erstickungen und Erdrückungen zu bewegen, wie es unsern dreißig tanzlustigen Füßen gelungen, ihr Lüstchen zu befriedigen, weiß ich heut noch nicht.

Und, Du lieber Augustin! was war das für ein Tanzen!

Ich hatte schon auf dem Prado und in der großen Oper mit dem „Cancan," diesem excentrischen Pariser Kinde, Bekanntschaft gemacht, aber jener Tanz, — so unsinnig und ausgelassen er auch gewesen seyn möge — glich dem unsrigen wie der sogenannte „zahme Engländer" dem vierschrötigen Midshipman, wie die Wachsfigur einer hübschen Dirne, wie die Thranlampe der lieben Sonne.

Nein, in meinem Leben habe ich nicht so gelacht!

Ohne vom Weine beseeligt, ohne selbst von dem Zauberflusse, der aus den berauschenden Tönen eines verlockenden Tanzes quillt, hingerissen zu seyn, sich so zu geberden, solche Herkulestouren zu vollführen, das hatte ich nie gesehen, nie geglaubt, nie geahnt.

Hier flogen, buchstäblich, die Füße über die Köpfe; im Bockspringen und Radschlagen übersprang, überschlug, übertraf immer einer den andern; die Beine trillerten; die Arme drehten sich wie Windmühlenflügel in unglaublicher Schnelligkeit um ihre Achse — die Achsel; und es sah aus, als hätten die Glieder beim Körper um Erlaubniß nachgesucht, sich einige Stunden auf eigene Kosten amüsiren zu dürfen, als wären die Tänzer ungeheuer große Hampelmänner, deren Schnürchen der Blödsinn zog.

Ich füllte die mir durch das Loos zugefallene Rolle des Orchesters so gewissenhaft als möglich aus, schlug unbarmherzig auf das gegerbte Eselsfell, schrie mich heiser nach Herzenslust und stampfte mit Händen und Füßen; trotzdem war es mir nicht möglich, meine Stimme aus dem allgemeinen Gaudium herauszuerkennen; denn die Tänzer selbst schrieen, als ob sie am Spieße stäken, tobten, tosten und jauchzten wie von der Tarantel Gestochene.

Als ich diese junge verrückte Welt um mich herumspringen, ihren Schweiß von der Stirne rieseln und ihre Augen Blitze sprühen sah, als ich mich selbst, unbewußt vom Hexentranke betäubt, getrost und freudig mit ihnen in ihren wahnsinnigen Reihen locken ließ — da sagte ich mir, und ich weiß nicht weßhalb, die Jugend, in welcher Gestalt sie auch erscheinen möge, ist etwas so Heiliges, Schönes und Großes, daß sie einem jeden von ihrem Wunderstabe berührten Wesen den unverkennbaren Stempel ihrer Schönheit, Größe und Heiligkeit aufdrückt.

Trotz unserer übertriebenen, übernatürlichen Ausgelassenheit fühlte ich mich glücklich, aufrichtig glücklich, denn das Herz hüpfte mir im Leibe vor lauter Wonne, das Blut schoß lustig durch meine Adern und die lachenden Bilder, die mich in diesem Fieber begleiteten, schienen mir zuzurufen: Nur vorwärts, junger Mann!!

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen.

Ich warf meine Trommel bei Seite, stürzte wie ein Tiger auf meinen tanzenden Nachbar ein, riß ihm seine Tänzerin aus den Armen und jubelte und schrie in unbändiger Lust! Ich, der tölpelhafte schwerfällige Germane, hatte in jenem Momente mehr Leichtsinn, mehr Gewandtheit zu verkaufen, als deren zur Ausstattung von hundert heirathsfähigen Pariserinnen erforderlich ist — und, man glaube nicht, daß ich mir deßhalb Vorwürfe machte oder mich gar dessen schämte. Gott bewahre! Ich wußte meinem Muthwillen von ganzer Seele Dank, mir die Schlafmütze von dem Kopf gestoßen und die Schellenkappe aufgestülpt zu haben, denn wie gesagt, ich war so unbeschreiblich glücklich und zufrieden, daß ich mit Faust ausrief: „Nur kein Ende!"

Und wer vergönnt uns solche Empfindungen?

Sicherlich nicht die Schlechtigkeit, die den Gewissensbiß, wie der Gefangene seine Kette, hinter sich herschleift; sicherlich nicht die Verderbtheit, die, wie sie die innere rügende Stimme erstickt, auch für die belohnende kein offen Ohr mehr hat, sicherlich nicht die Dummheit, der geborene Erzfeind einer jeden Empfindung!

Aus der heiligen Quelle der frischen ausgelassenen Jugend troff jener wohlthätige Regen, der gleichzeitig unsere Sinne erwärmte und unsere Herzenswunden stillte!

7.

„Nicht wahr? Ihr nehmt's mir nicht übel, daß ich so mit dem gallischen Hahne krähte. Ihr alten lieben Herren, die Ihr selbst einstens — in Euern schönen jungen Jahren — beim braunen Gerstensaft Eurer Jugend einen freien Lauf gelassen, auf Deutschlands Wohlergehen so manchen Schoppen geleert, und zu dem Eurigen so manche lustige Nacht verschwelgt habt?"

Sey es aber am häuslichen Herde, oder in den Armen eines lebensfrischen Kindes; sey es im Kreise wackerer Zecher oder im Kampfe für das Vaterland, sey es selbst im unsinnigen Cancan in Paris, überall wo die Jugend, die ich meine, ihren Tummelplatz erwählt und unsere Schritte leitet, wo wir von ihr durchdrungen, von ihr bevollmächtigt, in ihrem Namen überlegt, vorsichtig, enthusiastisch, wahnsinnig handeln, sind wir allesammt Unterthanen einer allgütigen Macht, unter der das Kleine und Gemeine nicht gedeiht, und wenn wir pflicht-

getreue Vasallen ihrem lustig flatternden Banner und berauschenden Rufe blindlings folgen, so thun wir eben unsere Pflicht und können und dürfen es nie bereuen!!

Ihr aber, weise Herren Philister, die ihr unter der Löwenhaut der Moralität den Esel der Beschränktheit, dessen lange dumme Ohren doch am Ende noch hervorsehen, verbergen wollt, belächelt nur mitleidig die unerfahrene Jugend — ohne Tugend! rügt und schimpft und zwickt und plagt sie! schüttelt Euer erfahrenes Haupt — vielleicht um wie Jupiter Olymp und Erde beben zu machen! Ich sag's Euch ganz im Vertrauen: „Eure Perrücke erschreckt keine Fliege!"

8.

So sprach ich mit mir selbst, indem ich meine Tänzerin leidenschaftlich an meine Brust drückte, und auf den Flügeln des Rausches, der Ueberlegung entrückt, meine Phantasie, mein Herz, meine Seele in unbekannten Sphären ihr närrisches Spiel treiben ließ.

Wie erstaunte ich, als ich ganz am Ende des Galoppes durch ein wohlbekanntes Stimmchen der Wirklichkeit wieder gegeben wurde und in meiner leichten Tänzerin die kleine Rini erkannte.

„Sapperlot!" scherzte sie, „wenn Du Dich gehen läßst... puff!... wenn Dir die Hitze den Schnee vom Herzen schmilzt... puff! puff!... Du bist gar nicht wieder zu erkennen!"

— „Ach Rini," rief ich selig aus, indem ich ihre beiden Hände in die meinen faßte — „was bin ich glücklich, was bin ich froh! Hast Du jemals in Deinem Leben Dich so meilenweit über unsere kleine Erde entfernen können, daß der Menschen Stöhnen und Klagen wie verwirrtes Gemurmel vor Dir verhallte und nur der erhebende Klang der frommen Glocken im innersten Herzen sein Echo fand? Hat Dir jemals die Hitze des Tanzes, des Weines, der Freude das Blut sieden gemacht und ist der Dampf zum Schornstein hinaus in die weite Welt gestiegen? Hast Du, armes Kind, jemals all Dein Herzleid, all Deinen Kummer so gänzlich vergessen können, daß mit ihrem Verschwinden sich auch das Bewußtseyn Deiner Menschlichkeit im blauen Aether der Seligkeit verlor? Dann schaue mich an und küsse mich! Dann weißt Du, was ich empfunden, denn ich verlasse das Heiligthum der blinden Göttin!"

„Na, das nehme mir aber kein Mensch übel!" erwiderte Rini und schlug die Hände über den Kopf zusammen — „schämen solltest Du Dich, Du großer Schlingel, in Deinem Alter so wenig vertragen zu können. Anderthalb Flaschen vom friedlichen „kleinen blauen"...!...!"

— „Was!" rief ich erstaunt, „Du hältst mich für..."

„Für sehr lustig und sehr amüsant. Ich möchte Dich mal sehen, wenn Du Champagner getrunken hast, da mußt Du vollends aus dem Häuschen seyn!"

— „Aber, Rini!!"

„Sey offen mit mir, mein lieber Junge, ich mein' es gut mit Dir," fuhr sie sehr ernsthaft fort, denn sie hielt mich für den vollkommenen Antipoden der Nüchternheit, mit einer so wahrhaften, einfach aufrichtigen Theilnahme, daß ich mich darüber entrüstete und entzückte, — „soll ich Gaston bitten, Dich zu Haus zu begleiten? Du brauchst keine Angst zu haben: Deine Eitelkeit soll nicht darunter leiden, ich will es ihm ganz delicat beibringen und kein Mensch soll davon etwas merken. Nur mach' keinen Scandal! Thu's mir zu lieb, die ungeschliffenen Bengel würden Dich auslachen, und das will ich nicht... Deinetwegen!.... und auch meinetwegen, denn ich habe Dich recht lieb."

— „Ich danke Dir vielmals, Rini, ich finde schon den Weg nach Haus."

„Wirklich?"

— „Wirklich, ich danke Dir sehr!"

„Na, auf Wiedersehen!"

— „Auf Wiedersehen!"

Und sie verließ mich.

Ich stand da, wie verblüfft, wie ein Lohgerber, dem die Felle weggeschwommen sind, wußte nicht, ob ich lachen oder weinen, meine glückliche oder ihre einfältige Täuschung beklagen oder beneiden sollte, und suchte, während von neuem die Paare zu einem neuen Cancan antraten, in der dunkelsten Ecke des kleinen Zimmers ein verborgenes Plätzchen und sprach: „Ihr weisen, Ihr lieben, Ihr guten, Ihr vernünftigen Herren Philister und Spießbürger! Ich bitte Euch tausendmal um Verzeihung für alle den Unsinn, den ich soeben geschwatzt; ich bitte Euch demüthiglichst, die ebenso unschädlichen als unpassenden Witzeleien, die ich mir über Eure lieben Perrücken erlaubt, gütigst vergessen zu wollen, denn meine Reue ist aufrichtig! Hier, im Angesichte meiner soeben begangenen Dummheiten, verspreche ich, die unangenehmste der Promenaden zu machen und in mich zu gehen, wie Ihr die Perrücke der Bedächtigkeit aufzusetzen, selbige zu ehren und zu vertheidigen, für jetzt und alle Zeiten, auf daß ich alt und fett und kahl werde. Amen!"

(Fortsetzung folgt.)

Christian Thomasius.

Eine biographische Skizze von Wilhelm Mohrmann.

Christian Thomasius, einer der größten deutschen Rechtslehrer, wurde am 1. Januar 1654 zu Leipzig geboren.

Sein Vater bekleidete das Amt eines Professors der Beredtsamkeit und stand gleichzeitig der dortigen Thomasschule als Rector vor. In frühester Kindheit hatte der junge Thomasius das Unglück, seine Mutter zu verlieren. Seine Erziehung ruhete daher ganz in den Händen des stubengelehrten Vaters, welcher der aristotelisch-scholastischen Philosophie und der trockenen Form damaliger Gelehrsamkeit zugewendet war. Dem Sohne ging unter dieser leitenden Hand jeder mildernde Einfluß der Erziehung ab, welchen nur die sanftere Hand einer Mutter dem jungen Herzen einzuprägen verstehet. Er wuchs in dem starren, orthodoxen Lutherthume jener Zeit auf und man eignete ihm nach Kräften die damalige gelehrte Bildung an, die mehr das Gedächtniß in Anspruch nimmt, als sie dem Gemüthe belebende Nahrung bietet. Indessen entwickelte sich der reichbegabte Verstand des Knaben auffallend schnell; in einem Lebensalter, in dem bei uns der Jüngling noch kaum die höheren Gymnasialklassen beschritten hat, bezog Thomasius die Hochschule seiner Vaterstadt. Abweichend von den gewöhnlichen Regeln, begann

er seine Studien mit einem allgemeinen Kursus, der Philosophie, Physik und der mathematischen Wissenschaften. Schon in seinem 17. Jahre war er in diesen Wissenschaften so weit vorgeschritten, daß er die Würde eines Magisters der Weltweisheit erlangte. Von nun an gewannen seine Lebensplane eine bestimmtere Richtung, indem er sich, durch Puffendorf's Naturrecht angezogen, der Rechtsgelehrtheit widmete. Seine Vaterstadt Leipzig hatte zu jener Zeit nicht gerade Rechtslehrer aufzuweisen, die durch geistvolle Auffassung und lebendigen Vortrag den Jüngling angeregt hätten; in keinem Fache ist es aber nöthiger, daß der wissenschaftliche Sinn auf diese Weise geweckt werde, als gerade in der Rechtsgelehrsamkeit. Sie bietet an und für sich dem Gemüthe und der Phantasie wenig Anregendes dar, ihr ganzer Zweck ist zu sehr in die Fächer des Verstandes eingeengt. Die Belebung dieses Studiums muß also von außen kommen, die Idee seiner wissenschaftlichen Einheit muß dem rechtsbeflissenen Jüngling mit Lebendigkeit und Geist von einem regen Lehrer eingeprägt werden. Ohne eine solche fremde Beihülfe wird er lange nach dem richtigen Pfade suchen müssen, auf dem er seinen Lebenszweck zu erreichen hat.

Ueber Thomasius hat dieser Unstern einige Zeit gewaltet. Er glaubte, was ihm Leipzig nicht bot, in Frankfurt an der Oder unter der Leitung von Rhez und Stryk zu finden und begab sich zu diesem Zwecke 1675 dorthin; allein auch ihre Methode war von dem ermattenden Geiste der Zeit angehaucht, einer Zeit, die mehr in fleißigem Erlernen des bereits vorhandenen Wissens, als in genialer Productivität leistete.

Thomasius hörte die Vorlesungen dieser Männer ohne wesentlichen Nutzen und hätte ihn nicht der alte Spruch, daß man durch Lehren am besten lernte, aus dem Labyrinthe, in das er sich verirrt hatte, gerettet, so würde er schwerlich in späteren Jahren mehr als ein gewöhnlicher juristischer Handwerker geworden seyn. Er begann in der festen Zuversicht, nur auf diese Weise die nöthige Klarheit gewinnen zu können, Vorlesungen über Justinian's Institutionen und des Hugo Grotius Kriegs- und Friedensrecht. Eine ganz besondere Anregung verdankte er dem letzteren Buche. Zwar vermochte er im Anfang die neue Richtung, welche Grotius sowohl, als Pufendorf eingeschlagen hatten, wenig zu billigen, weil ihre Ansichten mit dem ihm anerzogenen starren Lutherthume und seiner scholastischen Weisheit wenig im Einklang standen. Er hatte noch nicht jene Höhe des Denkens erreicht, welche die Philosophie von dem Drucke des positiven Glaubens unabhängig macht. Inzwischen erkannte er nichts destoweniger den Geist des Fortschrittes an, der die Schriften dieser philosophischen Rechtslehrer durchwehet, aber die noch vorwiegende Anhänglichkeit für das Erlernte spornte ihn, ihren Beweisen die Gründe entgegenzustellen, wodurch er die ihm früher beigebrachten Rechtsbegriffe zu retten glaubte. Allein wie es oft in wissenschaftlichen Dingen geht, der Kämpfer unterliegt, während er sich dem Siege nahe glaubt. Auch Thomasius vermochte es nicht, seine Dogmen gegen die Gesetze der gesunden Vernunft zu retten. Aus dieser Erkenntniß ging für ihn eine bedeutende Reform hervor: er sagte sich von den Autoritäten anderer Rechtsgelehrten los und betrat den Weg der freien Forschung.

Im Jahre 1679 erwarb er die juristische Doctorwürde, und wir dürfen wohl von ihm behaupten, daß er zu jener Zeit schon dem Lichte der Wahrheit um viele Schritte näher getreten war, als es in der Regel bei jungen Gelehrten seiner Bildungsstufe der Fall zu seyn pflegt. Besonders beweist dieß die Anerkennung, welche ihm der berühmte Grävius, den er auf einer Reise nach Holland kennen lernte, zu Theil werden ließ; und es würde ihm mit dessen Hülfe nicht schwer geworden seyn, in jenem Lande eine ihm angebotene vortheilhafte Stelle zu behaupten, hätte nicht die kindliche Zuneigung zu seinem Vater und die Anhänglichkeit an die Heimath ihn nach Leipzig zurückgeführt.

Der natürliche Wunsch, das Erlernte in die Formen des practischen Lebens überzutragen, warf Thomasius nach seiner Heimkehr in die Laufbahn der Advokatur; mit eben so großem Fleiße als Fähigkeit widmete er sich den Geschäften dieses Berufs und seine später gedruckten „juristischen Händel" beweisen zur Genüge, daß er in der Folge eine Zierde dieses Standes geworden wäre, hätten ihn nicht seine Ansichten und seine Neigungen dem Lehrfache zugewendet. Sein Charakter vermochte sich nicht mit jenem äußerlichen Entgegenkommen zu befreunden, welches der Rechtsuchende vielleicht in allzuhohem Maße von seinem rechtsgelehrten Fürsprecher verlangt. Und sollte man nicht auch annehmen dürfen, daß der geringe Grad von Achtung, welchen die mißgeleitete Zeit damals dem ehrenwerthen Advokatenstande angedeihen ließ, auf Thomasius einen niederschlagenden Eindruck gemacht hätte? Er verließ also die eingeschlagene Bahn und trat als akademischer Lehrer des Rechtes auf. Die erste Zeit dieser Wirksamkeit floß geräuschlos vorüber. Er bemühte sich, mit Freimuth und Lebhaftigkeit seinen Schülern die Wissenschaft vorzutragen, arbeitete fleißig an der Erweiterung seiner Kenntnisse und schrieb Abhandlungen, die sich streng in den Grenzen des positiven Rechtes hielten. Nur Ein Merkmal charakterisirt diese Arbeiten: es ist die völlige Abneigung gegen die in Deutschland heimisch gewordenen Fremdrechte. Und diese Abneigung ist im Gegensatze zu dem Götzendienste, welchen die damalige gelehrte Welt mit dem kanonischen und römischen Rechte trieb, im höchsten Grade ehrenhaft. Mögen beide Rechte immerhin einen großen wissenschaftlichen und geschichtlichen Werth haben, für uns Deutsche bleiben sie immer ein Krebsschaden, welcher das gesunde Leben unserer Volksrechte in tödliches Siechthum verwandelt hat.

Bis nach dem Tode seines alternden Vaters (1684) hielt sich Thomasius aus kindlicher Nachgiebigkeit von dem Tummelplatz der wissenschaftlichen Kämpfe fern. Nach jener Zeit aber wird sein Wirken von hoher kulturgeschichtlicher Bedeutung.

Viele Jahrhunderte hindurch war die deutsche Gelehrsamkeit von dem deutschen Volksleben streng abgeschlossen. An Universitäten und gelehrten Schulen wurden sämmtliche Wissenschaften lateinisch vorgetragen, die wissenschaftlichen Werke wurden in eben dieser Sprache geschrieben und vergebens sieht man sich nach einer gelehrten Darstellung in deutscher Sprache um. Ebenso schlimm stand es bis auf Thomasius mit der Anwendung unserer Muttersprache im geselligen Leben. Wer irgend eine höhere Stellung einnahm, las und sprach französisch; wurde aber je deutsch geredet, so war es mit so vielen Fremdwörtern untermengt, daß man fast zweifelnd fragen mochte,

ob man sich der deutschen oder einer ausländischen Sprache bediene. Thomasius, nach Charakter und äußerem Erscheinen ein echt deutscher Mann, betrauerte dies Unheil seines Vaterlandes. Die Sprache war ihm das gemeinsame Bundeszeichen aller Deutschen, das weit über politische Einrichtungen hinaus das wahre Gefühl der Vaterlandsliebe und der Einheit in Kraft erhält. Als kräftiger und geistvoller Gelehrter blieb er beim Erkennen des Uebels nicht stehen, er schlug vielmehr den geeigneten Weg ein, es mit der Wurzel auszurotten. Im Jahre 1688 ließ er das erste wissenschaftliche Programm in deutscher Sprache erscheinen und kündigte hiermit eine deutsche Vorlesung „über Gratian's Grundregeln, vernünftig, klug und artig zu leben," an. Die Franzosen und Engländer, zu jener Zeit in der Kultivirung ihrer Muttersprachen schon äußerst strebsam, gaben ihm für diese Vorlesung den Stoff zu heilsamer Vergleichung. Er zeigte der Jugend, wie viel edler diese Nationen die Wissenschaften auffaßten, wie sie ihnen nur erst, durch Mittheilung in der Muttersprache die höhere Weihe ertheilten und wie dort zwischen dem gelehrten und dem gebildeten Theil des Volks eine stete wissenschaftliche Verbindung stattfinde. Eine solche Art zu lehren mochte dem Geiste der Leipziger Gelehrten wenig entsprechen. Die Mißgunst, der Spott, der Kastengeist, hefteten sich an diesen Schritt des Thomasius und vielleicht thun wir seinen Leipziger Collegen mit der Meinung nicht ganz Unrecht, wenn wir behaupten, daß damals der Funke des Hasses erglimmte, der später zur offenen Lohe emporschlug. Aber der Geist des Fortschrittes läßt sich nicht durch kleinliche Privatleidenschaften ersticken, und 30 Jahre später finden wir des Thomasius Beispiel durch Nachahmung an den meisten deutschen Universitäten geehrt.

Mit diesem Schritte, welcher die Muttersprache für den wissenschaftlichen Unterricht gewann, verband Thomasius gleichzeitig ein höchst wichtiges Unternehmen, wodurch der deutschen Wissenschaft die Gemeinnützigkeit gesichert wurde. Er gründete, unter dem Titel „Scherz- und ernsthafte, vernünftige und einfältige Gedanken über allerhand lustige und nützliche Bücher" die erste wissenschaftliche Zeitschrift in deutscher Sprache.

Wer etwa heutiges Tages es über sich gewinnen mag, diese Monatshefte zur Hand zu nehmen, wird wenig Befriedigung darin finden, wofern er den Maßstab unserer Zeit an die Leistungen des Buchs legt. Er wird jenen schillernden Witz vermissen, der in der Kritik der Neuzeit, wenn sie zum größeren Publikum spricht, das Feld behauptet, er wird vergebens nach jener geschmackvollen und dabei gereinigten Sprache suchen, wie sie die großen Geister unserer Nation anwendeten. Allein bekennen muß man, daß Thomasius für seine Zeit und ihre sprachliche Bildung Außerordentliches geleistet hat. Es war wahrlich keine geringe Aufgabe die Speise der Kritik dem nichtgelehrten Publikum zu würzen! Zu diesem Behufe gab er der ganzen Zeitschrift die Form eines Gesprächs und sparte weder den Witz seiner Epoche noch die Satyre als gefälliges Gewand. Das Publikum fand an diesen Bestrebungen Geschmack, nicht so die Gelehrten. Sie dünkten sich zu sehr über der Sphäre des gewöhnlichen Lebens erhaben, um das Gericht der öffentlichen Meinung der Laien über sich anzuerkennen. Begreiflich wird es daher, daß diese Schrift für den Verfasser ein wahrer Apfel der Zwietracht wurde. Von Kathedern und Kanzeln, in zahlreichen Streitschriften und in den Aktenbündeln des Oberkonsistoriums wurde gegen ihn gekämpft. Es würde ebenso wenig dem Umfange dieser Lebensbeschreibung, als dem allgemeinen Interesse entsprechen, wollten wir jeden dieser Kämpfe näher erzählen. Wir beschränken uns daher auf zwei der wichtigeren, die einen bleibenden Einfluß auf das Leben des Thomasius übten, näher einzugehen.

Gottfried Masius, Hofprediger des Königs von Dänemark und Professor der Theologie zu Kopenhagen, hatte ein Buch geschrieben „über den Vortheil welchen die wahre Religion den Fürsten gewähre." Unter der wahren Religion war keine andere als die lutherische gemeint, und die ganze Schrift war das Machwerk zelotischen Lutherthums. Es unternahm mit niedriger Schmeichelei den Beweis, daß alle Fürsten äußerlichen Vortheils wegen sich zur lutherischen Religion bekennen müßten. Daß die Beweisführung, die einem solchen Ziel entgegenstrebte, abgeschmackt und unzulänglich seyn mußte, läßt sich leicht denken. Thomasius war über eine so unwürdige Proselytenmacherei entrüstet, er griff zur Geschichte und zur gesunden Vernunft um den Eiferer zu widerlegen, sagte hierbei die Religion von allen irdischen Zwecken los und begegnete den Ausfällen des Dr. Masius gegen andere Glaubensgenossen mit Berufung auf die Grundsätze christlicher Duldung. Freilich hat er bei dieser Gelegenheit weder Derbheit noch Witz gespart, aber der edle Zweck, den er verfolgte, das natürliche Feuer seines Charakters und die gehässigen Absichten seines Gegners können schon manchen Uebergriff entschuldigen.

Dieser Kampf war für die Leipziger Theologen ein Zeichen, gleichfalls über Thomasius herzufallen. Sie hofften dabei als mit Leichtigkeit den gefährlichen Neuerer zu beseitigen. Die Fehde begann auf der Kanzel, von der aus Dr. Pfeiffer und Dr. Carpzov mit der größten Erbitterung gegen die Persönlichkeit und die Lehren des Thomasius eiferten; sogar das unschuldige Vergnügen einer Schlittenfahrt (!) gab einen Vorwand zur Rüge ab. Thomasius war nicht der Mann, derartige Ausfälle unerwidert zu lassen. Im Januar 1689 knüpfte er in seiner Zeitschrift an die Recension einer theologischen Schrift allerlei Bemerkungen über die protestantische Geistlichkeit. Dieselben fielen nicht sehr glimpflich aus, was den Gegnern die gewünschte Veranlassung zu nachdrücklichen Schritten gab. Sie beriefen sämmtliche lutherische Theologen der Stadt Leipzig zusammen, beredeten sie zu einer Anklage, in welcher mit großer Spitzfindigkeit eine Reihe von Beschwerden gegen den freisinnigen Rechtslehrer vorgeschützt wurde. Thomasius wollte dem Ungewitter ausweichen und bot einen Vergleich an, allein die Gegenpartei war zu fest, zu seinem Sturze entschlossen, um diesem Vorschlage Gehör zu geben. Ihre Absicht war es, ihn nicht allein aus seiner amtlichen Stellung, sondern auch aus der Gunst der öffentlichen Meinung und der Jugend zu verdrängen. Der erbitterte Dr. Pfeiffer wählte zu dem letzteren Zwecke eine Vorlesung über den Atheismus. In diesem Collegium mußte denn Thomasius das Beispiel für alle Ruchlosigkeit abgeben. Sein Charakter, seine Schriften wurden in den schwärzesten Farben verdächtigt und statt seiner eine Gestalt

gezeichnet, welche eher dem Bilde des Satans als dem eines Menschen glich. Thomasius suchte bei dem Oberconsistorium zu Dresden vergebens um Abstellung dieser feindseligen Vorlesung nach und als er bemerkte, daß seine Vorstellungen fruchtlos seyen, kündigte er eine Vorlesung über „göttliche Rechtsgelehrsamkeit" an, worin er einleitungsweise von der Natur des Atheismus redete. Er berührte wie leicht denklich die Kämpfe mit seinen Gegnern ausführlich. Kaum hatte Dr. Pfeiffer diesen gefährlichen Schritt des Thomasius bemerkt, als er auch schon eine weitere Klage gegen ihn einreichte und durch dieselbe ein Verbot der Vorlesung seines Gegners erwirkte. Nach vielfachen vergeblichen Gegenvorstellungen gehorchte Thomasius dem Verbote, kündigte aber alsbald ein Colleg „über die Vorurtheile" an, worin er seine Gegner zu geißeln suchte.

Inzwischen war eine pseudonyme Schmähschrift des Dr. Masius zu Leipzig angekommen und hatte den Feinden des Thomasius eine Freude bereitet, die sich nicht einmal in den Grenzen des gewöhnlichen Anstandes zu halten vermochte. Dr. Pfeiffer las die Schrift im Beichtstuhle und bewog durch allerlei Versprechungen einen Leipziger Buchhändler zum Nachdruck. Solch gehässiges Betragen schürte die Flamme der Erbitterung beider Theile täglich mehr. Thomasius' Auge erkannte in diesem Lichte, wie wenig Religiosität in den Herzen seiner Gegner wohne. Diese Erkenntniß mochte ihn wohl auf eine nähere Prüfung ihrer Lehren und zu der Ueberzeugung führen, daß nichts mehr vom wahren Christenthume entfernt sey, als die damalige Orthodoxie des Lutherthums. Eine gleiche religiöse Ueberzeugung theilte eine Gesellschaft frommer, junger Gottesgelehrten zu Leipzig. Das Bedürfniß einer lauteren herzerhebenden Gläubigkeit hatte sie zu einem gemeinsamen Studium des Christenthums aus seinen Quellen verbunden, und jemehr sie diesem gemeinschaftlichen Zwecke in ihren wöchentlichen Versammlungen oblagen, desto weiter entfernten sie sich von der Lehre der Carpzove und Pfeiffer. Aus der wachsenden Kraft ihrer Einigung und ihrer Ueberzeugung wuchs das Verlangen, der erkannten Lehre auch in der Wissenschaft ihren Platz zu gewinnen. Der talentvolle Magister Hermann Francke war der erste, der dieses Werk begann und von dem Lehrstuhle aus der Jugend die gewonnene Ansicht kund gab. Im Anfange verspotteten die orthodoxen Theologen die unter dem Namen der „Pietisten" bekannt gewordene Partei, bald aber empfanden sie über ihre Fortschritte in der öffentlichen Meinung eine so lebhafte Unruhe, daß sie gegen Francke beim Oberconsistorium eine Denunciation einreichten. Thomasius, der gegen jede Unduldsamkeit mit Kopf und Wissen bereitwillig kämpfte, nahm für den angefeindeten jungen Religionslehrer das Wort. Er wies in einem ebenso gediegenen, als scharfsinnigen Gutachten die Anklage kraftvoll zurück und unterstützte Francke in diesem Kampfe mit vielen wohlmeinenden Rathschlägen. Die Gründe zum Hasse vermehrten sich für seine gelehrten Gegner hierdurch bedeutend, und mit wahrer Gier wartete man ihrerseits auf eine Gelegenheit, gegen Thomasius kräftiger zu Werke zu gehen. Seine Freimüthigkeit ließ sie nicht lange wegen eines Anlasses besorgt seyn.

Der lutherische Herzog Moriz von Sachsen-Zeitz hatte die reformirte Prinzessin Maria Amalia von Brandenburg geehelicht. Diese Verbindung wurde von dem kursächsischen Regentenhause sehr ungern gesehen, und der orthodoxe Theil der Geistlichkeit pflichtete hierin dem Hofe bei. Der Probst Müller in Magdeburg lieh der Parteiansicht seine Feder nnd gab ohne direkte Bezeichnung des Falles, eine Schrift heraus, betitelt „der Fang des edlen Lebens, durch fremde Glaubensehe." Thomasius, seinem Streben nach Gewissensfreiheit treu, bewies in einer Gegenschrift, daß gemischte Ehen weder göttlichen, noch menschlichen Rechten entgegen seyen. Der vernünftigere Theil der deutschen Nation pflichtete dieser Meinung ebenso sehr bei, als das betheiligte Ehepaar und das brandenburgische Kurhaus. Herzog Moriz sendete dem Verfasser ein Geschenk von 100 Thalern. Der Kurfürst von Brandenburg, der nicht einmal ein Exemplar der Schrift durch Thomasius erhalten hatte, beschenkte ihn mit 100 Dukaten und ließ den Probst Müller auf die Festung Spandau führen. Ein beklagenswerthes Loos, an dem jedoch Thomasius ganz und gar unschuldig war! Der kursächsische Hof dagegen war durch diesen Vorfall höchst ungünstig gegen Thomasius gestimmt worden; selbst ein früherer Gönner desselben, der Minister von Haugwitz, machte seinem Unwillen in den Worten Luft: „Thomasius habe sich den Teufel reiten lassen, daß er die unkluge Ehe des Herzogs Moriz vertheidigt habe, und er verdiene dafür nach dem Königstein geführt zu werden." Die Leipziger Theologen beschlossen aus diesen ihnen günstigen Verhältnissen möglichsten Vortheil zu ziehen. Sie verbündeten sich förmlich mit ihren Wittenberger Amtsbrüdern zum Sturze des verhaßten Feindes. Die Letzteren übernahmen es, bei dem sächsischen Oberconsistorium wegen der Parteischrift für Herzog Moriz zu klagen, während erstere eine Anschuldigung wegen des Collegiums „über die Vorurtheile" betrieben.

Am 10. Mai 1690 langten auf diese Beschwerden und die von Dr. Masius erhobene Klage zu Leipzig der Befehl des Oberconsistoriums an, dem Christian Thomasius die Abhaltung von öffentlichen und Privatvorlesungen, wie auch die fernere Herausgabe von Schriften bei Geldbuße zu untersagen. Gleichzeitig war ein geheimer Verhaftsbefehl mit dieser Verfügung verbunden. Blos von dem ersteren Befehle hatte Thomasius gehört, allein schon dieser hätte eine weniger kräftige Natur niederdrücken können.

Seit 1688 war er verheirathet und von seiner wissenschaftlichen Thätigkeit hing, da er keinen Staatsgehalt bezog, die Existenz von Frau und Kindern ab. Er sah wohl ein, daß in Leipzig für ihn alle Quellen des ferneren Fortkommens versiegt waren. Es trieb ihn daher die Nothwendigkeit an, in einem andern Staate ein Unterkommen zu suchen. Er reiste deßhalb nach Berlin und wurde sowohl von Puffendorf, als dem Kurfürsten Friedrich III. günstig aufgenommen. Der Letztere ernannte ihn zum Rathe mit einem jährlichen Gehalte von 500 Thalern und ertheilte ihm die Erlaubniß, in Halle, wo damals nur eine Ritteracademie war, juristische Vorlesungen zu halten. Inzwischen hatten seine Feinde ihre Plane nicht zu verheimlichen vermocht. Man hatte vom Schöffenstuhl in Leipzig den Verhaftnahmsbefehl als in Rechten beständig erklären lassen und in Ermanglung des Gefahndeten seine Familie und Habe in Leipzig zurückgehalten. Thomasius vermied nun

die Rückkehr nach Leipzig und begann in Halle seine Vorlesungen. Der gute Klang, den sein Namen in Deutschland hatte, sammelte bald eine ansehnliche Zahl von Rechtsbeflissenen um ihn und es begann für ihn eine Zeit reger und unbeschränkter Lehrthätigkeit. Mit Eifer und Freimüthigkeit lenkte er die Jugend auf den Weg des Fortschrittes und der Wahrheit, feuerte sie zum Studium der Wissenschaft und des Lebens an. Er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß nur derjenige etwas zu leisten vermöge, welcher über den engen Gesichtskreis seines Fachstudiums hinaus eine allgemeine Kenntniß von den geistigen Regungen der gebildeten Welt erlangt hatte. In dieser Ansicht eröffnete er seinen Schülern einen mehrjährigen Cursus von Vorlesungen, worin er ihnen nicht blos alle Zweige der Rechtsgelehrsamkeit, sondern auch Geschichte und Philosophie vortrug. Wie sehr es ihm hiebei um eine möglichst gründliche Heranbildung Ernst war, das zeigt uns der Umstand, daß er selbst Vorlesungen über deutsche Sprache in den Kreis seiner Unterrichtsgegenstände zog, da er bemerkt hatte, daß seine Zuhörer, „die ihr gut Latein von den Schulen mitgebracht, wenig oder gar kein Deutsch konnten." Mit vorzüglicher Liebe unterwies er sie in der Philosophie und wenn auch hierin seine Vorlesungen keine höhere Bedeutung für diese Wissenschaft erlangten, so vermag man doch keineswegs in dem eingeschlagenen Wege den denkenden Kopf zu verkennen. Als ächter Lehrer und Freund der Jugend beschränkte Thomasius, im Gegensatz zur Gewohnheit der meisten akademischen Lehrer, seinen Unterricht nicht blos auf die Stunden der Vorlesung. Er hatte außerdem an jedem Tage eine Zeit festgesetzt, zu welcher er bereit war, seinen Zuhörern mit Rath und That für das Studium zur Hand zu gehen. Die sittliche Veredlung der Jugend war ihm von ganzer Seele angelegen, und weder die Schärfe des Wortes, noch der Schrift sparte er, um den Pennalismus zu unterdrücken und die ächte Humanität der Wissenschaft zu erwecken.

(Schluß folgt.)

Tom Rocket.

Eine Spitzbuben-Geschichte.

„Ich schicke voraus, daß die Geschichte buchstäblich wahr ist, denn sie passirte meinem leiblichen Vater und daher kenne ich sie so genau," sagte der Engländer im Lehnstuhl am Ofen.

Besagter Lehnstuhl stand in der großen Wirthsstube des Gasthauses zur „goldenen Sonne" zu Tiefenbach, zwei Meilen von M., und vor dem Lehnstuhl stand der alte eichene Tisch, und um denselben herum saß eine bunte heitre Gesellschaft von Waidmännern und Jägern und Jagdliebhabern in allen möglichen und zum Theil sehr phantastischen Jagdanfzügen, wie sie seit Olim's Zeiten bei St. Huberti Jüngern eingeführt sind, denn bekanntlich gilt namentlich bei dem edlen Waidwerk den meisten Liebhabern der äußere Schein mehr als das Wesen; und der kurzsichtige Lieutenant v. A. mit dem Klemmer am rechten Auge hielt sich in seiner Kochler Juppe und dem Duxer Hütl mit Spielhahnsfeder und Gemsbart, in den hohen Wasserstiefeln und schwarzen hirschledernen Buxen für noch einmal so unwiderstehlich; ebenso wie der Referendarius v. B., ganz in schottischen Flanell gekleidet, mit Lederkamaschen und einer schottischen Bandmütze, der keinen Hasen im Lager treffen würde, und wenn derselbe so groß wäre wie ein königlich bayrisches Landgericht, sich für den perfektesten Sportsman hält, der je Pulver roch. Der Grund aber, warum wir an besagtem Herbstnachmittage in der Wirthsstube der „goldenen Sonne" vor schäumenden Biergläsern saßen und das braune Eichengetäfel der Stube mit unseren Pfeifen und Cigarren in ein wogendes Rauchmeer hüllten, war einfach nur ein wunderlich spätes und gewaltiges Donnerwetter, das uns im Walde nach dem ersten Triebe plötzlich überrascht und ins nächste beste Dorf getrieben hatte, nicht ohne jeden von der Gesellschaft mehr oder weniger bis auf die Haut hinein durchnäßt zu haben. Der Himmel hatte noch immer alle Schleusen gezogen und der Regen goß in Strömen hernieder, so daß noch nicht daran zu denken war, nach dem Schlosse Gemmerang aufzubrechen, wo wir bei dem ritterlichen Grafen J. zu Gast waren. Es war uns also nichts übrig geblieben, um die Langeweile des Regentages hinweg zu täuschen, als uns Geschichten zu erzählen, nachdem das Kapitel der ärgerlichen Verwünschungen des Unwetters und der Recapitulation der paar Jagdabentener und Episoden des Morgens vorüber war, und das Jägerlatein nicht mehr Anziehungskraft genug übte. Man war — ich weiß nicht wie, — auf Wildschützen, Räuber und Spitzbuben zu sprechen gekommen, und nachdem der Forstmeister einige minder bekannte Stückchen vom bayrischen Hiesel zum Besten gegeben hatte, war einem der beiden Engländer, die Mr. Charles Bomer mitgebracht, eine Geschichte eingefallen, die er uns erzählen wollte und der er die oben angeführte Einleitung voranschickte.

„Mein Vater," sagte er, „war ein ehemaliger Advokat und Gutsbesitzer in der Nähe von Northampton, welcher, als er sich aus der juristischen Praxis zurückgezogen hatte, sein mäßig großes Gut selber bewirthschaftete und gelegentlich auch wohl eine kleine Spekulation in Vieh oder Landesprodukten nicht verschmähte. Seine ersten Mannesjahre fielen in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, wo die englischen Landstraßen noch ziemlich häufig von berittenen Straßenräubern unsicher gemacht wurden, die namentlich in der Nähe der größeren Städte ihr Unwesen trieben. Mein Vater nun, ein kräftiger jovialer Mann und unerschrockener Reiter, der nach damaliger Sitte die meisten seiner Reisen zu Pferde machte, war oft von seinen Bekannten gewarnt worden, sich vor diesen Stegreifrittern in Acht zu nehmen. Aber er pflegte darauf immer mit der prahlerischen Rede zu antworten: er möchte 'mal den Burschen sehen, der ihn auf offener Landstraße beraube. Und an einem schönen Novemberabend sah er ihn denn auch wirklich.

Wir Leute der Gegenwart, die wir in unseren Tagen zwischen Frühstück und Mittagbrod mit einem Schnellzuge ein paar Dutzend Meilen zurücklegen und mürrisch werden, wenn wir zehn Minuten nach der vorgeschriebenen Zeit an unserem Ziele ankommen, haben keinen Begriff von der Art zu reisen, zu der man sich Anno 1795 noch bequemen mußte, namentlich in England und in seinen entlegeneren Provinzen. Die Leute reisten sicher nicht, wenn sie nicht dringend mußten. Es ist recht hübsch, wenn man von den Schönheiten der Landschaft und von dem Reize ländlicher Scenerie herunterschwatzt, allein wann und wo

es mehr Straßenräuber als Wegzeiger und Polizeidiener gibt, so bietet das Reisen nicht eben allzu große Reize. Man brauchte damals von meines Vaters Heimath bis nach London und zurück gerade acht Tage, und wer mit heiler Haut und voller Börse wieder nach Hause kam, der hatte gar keine Eile, die Vorsehung und Tom Rocket zum zweiten Male in Versuchung zu führen.

Tom Rocket war ein Straßenräuber. Tom war nicht sein Tauf- und Rocket nicht sein Familienname. Als man ihm den Prozeß wegen seiner Hinrichtung vor den Assisen in Warwick machte, lief er in den Akten unter dem Namen Charles Jackson, und man war dazumal in Beziehung auf Namen ganz besonders pünktlich. Wenn man einen Kerl als Hans belangte und er hieß Kunz, so ward er freigesprochen, — was eine sehr bequeme Einrichtung für die Spitzbuben war.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß man diesen Straßenräuber Tom Rocket nannte, und wenn ich es auch sagen könnte, so würde es doch mit meiner Geschichte nichts zu thun haben. Sechs Jahre lang war der Kerl der berüchtigste Dieb und Räuber in den Binnengrafschaften, und sechs Jahre lang wußte eigentlich niemand recht, was an dem Kerl war. Tom war ein träger Bursche, und kam nur zum Vorschein, wann eine ordentliche Beute zu machen war; offenbar aber hatte er allenthalben im Lande seine Spione und Kundschafter, die ihm von jedem zu vollführenden glücklichen Handstreich Nachricht gaben und ihn vor jeder Gefahr verwarnten. Die Leute aber hielten ihn für einen wahren Ueberall-und-Nirgends; man behauptete, er seye jeden Tag seines Lebens an sechs oder sieben verschiedenen Orten beinahe gleichzeitig zu sehen, denn begreiflicherweise hielt jeder, welcher auf der Landstraße ausgeplündert worden war, es für das Geeignetste, den Tom Rocket als seinen Brandschatzer zu nennen, als eine Art Entschuldigung dafür, daß er sein Hab und Gut so gutwillig hingegeben habe. Man nahm nämlich allgemein an, daß bei Tom Rocket an Widerstand nicht zu denken seye, weil dieser nicht mit sich spaßen lasse. So kam es denn auch, daß eine Menge der widersprechendsten Personalschilderungen von ihm im Umlauf waren. Der Eine bezeichnete ihn als einen Mann von riesenhafter Größe mit einer wahren Donnerstimme, ein Andrer als einen freundlichen kleinen Mann mit dunklen Augen und hellem Haar, während wieder Andere ihn als einen vollblütigen, dicken, feurigen Mann mit blauen Augen und schwarzem Haar, wieder Andere ihn blaß wie der Tod, oder roth wie eine kupferne Blase schilderten, der Eine ihm eine römische Nase, der Andere ihm eine Stumpfnase gab. Ueber seine Kleidung und sein Pferd waren die Ansichten ebenso getheilt, und nur darin stimmten so ziemlich alle überein, daß er zwar eine Art schwarzer Halbmaske trug, es aber immer so einzurichten wußte, daß dieselbe vor seinem Wegreiten herunterglitt und die Geplünderten eine volle Ansicht seines Gesichts bekamen, — obschon nicht zwei von allen seinen Opfern in der Beschreibung übereinstimmten, welche sie von seinen Zügen gaben.

Mein Vater war aus Gloucestershire gebürtig, ein Mann, wie ein Hüne, der seine sechs Fuß drei Zoll hoch in seinen Schuhen stund und seine drei Fuß über die Brust herüber maß. Er konnte eine halbe Krone zwischen Zeigfinger und Daumen biegen und war kühn wie ein Löwe. Daher passirte es ihm dann oft, daß wenn in seiner Gegenwart von den Gefahren des Reisens und dem gefürchteten Straßenräuber gesprochen ward, mein Vater mit ungläubigem Lächeln den Kopf schüttelte und selbstgefällig sagte: er möchte doch einmal den Kerl sehen, der ihn auf der Landstraße ausplündern könnte! Und wie ich schon erwähnt, er bekam einmal diesen Kerl zu sehen, und es war Tom Rocket selbst.

Mein Vater trieb damals noch seine Geschäfte als Advokat, und war in einem großen Zehenten-Prozeß beschäftigt, welcher vor den Frühjahrs-Assisen zu Warwick entschieden werden sollte. So mußte er denn einmal kurz vor Weihnachten nach Warwick hineinreiten, um die Akten einzusehen und die Zeugen-Aussagen kennen zu lernen. Eine Landkutsche ging damals nicht quer durch die Grafschaft, darum ritt er, und da er, wie gesagt, ein tapferer beherzter Mann war, so ritt er allein. Er hatte sein Geschäft verrichtet, und da meine arme Mutter krank war und er sie nicht gerne länger allein lassen mochte, als eben nöthig war, so brach er noch am selben Abend um halb neun Uhr auf, um wieder nach Hause zu reiten. Es war eine wunderschöne Winternacht; mein Vater ritt ein treffliches Jagdpferd, fromm und gelehrig wie nur Eines und im Stande, mit einer Last von seinem eigenen Gewicht über ein Hinderniß von jeder Breite und Höhe zu setzen. Ueberdem hatte mein Vater ein Paar trefflicher Pistolen in seinen Sattelholftern stecken; und so trabte er denn lustig und guter Dinge dahin, und summte ein heitres Liedchen, und dachte auf der ganzen weiten Gotteswelt an nichts weniger als an einen Räuber. Plötzlich fiel ihm ein, daß das hübsche Schenkmädchen in einem Gasthause gleich außerhalb der Stadt Warwick, wo er hatte anhalten müssen, um einen zerrissenen Gurt wieder zusammenflicken zu lassen, sich sehr angelegentlich mit diesen Pistolen selbst abgegeben hatte; ein Argwohn stieg in ihm auf, sie könnte irgend etwas an denselben gemacht haben; darum zog er die Ladungen heraus und lud sie von neuem, worauf er denn wieder so unbesorgt wie vorher weiter ritt.

Er mochte kaum zwei Stunden unterwegs gewesen seyn, so gelangte er an einen hölzernen Steg, der zu jener Zeit hier über den Avon führte. Unmittelbar jenseit des Steges beschrieb die steil ansteigende Straße eine scharfe Krümmung um einen Hügel, und in demselben Augenblicke, wo mein Vater diese Krümmung erreichte, schwenkte ein Reiter mit einer Larve vor dem Gesicht um dieselbe herum und gebot ihm anzuhalten und seine Börse herzugeben. Es war Tom Rocket. Im Nu hatte mein Vater seine Pistolen heraus geholt, die Hahnen gespannt und eine Armslänge von der Brust des Straßenräubers abgedrückt; aber eine um die andere versagte — nur das Zündkraut blitzte auf! Das hübsche Schenkmädchen — eine besondere Gönnerin von Tom Rocket — war zu schlau, um sich auf den gewöhnlichen Kniff des Ausziehens der Kugel oder des Befeuchtens der Ladung zu verlassen: sie hatte in jedes Zündloch eine Stecknadel gestoßen und kurz vor der Mündung abgebrochen.

„Nichts weiter?" fragte Tom Rocket mit kaltem Hohn, als meines Vaters zweite Pistole versagt hatte.

— „O ja," rief mein Vater, „noch einen Kolben für Euren nichtswürdigen Schädel!" Und damit faßte er die so eben abgeschossene Pistole an der Mündung und schleuderte sie aus

Leibeskräften nach Tom Rocket's Kopf. Tom bückte sich, die Pistole flog über die Hecke, und mein Vater von seiner Kraftanstrengung aus dem Gleichgewicht gebracht, verlor seinen Sitz und Schluß und fiel schwer am Straßenrande ins Gras. In weniger Zeit als zum Erzählen nöthig ist, stieg Tom vom Pferde, packte meinen Vater am Rockkragen, hielt dem am Boden Liegenden eine Pistole vor die Stirne und hieß ihn sich ruhig verhalten, wenn ihm sein Leben lieb seye.

„Ihr habt mir viel Mühe gemacht," sagte Tom; „darum gebt sogleich Eure Börse her ohne viele Umstände, oder ich jage Euch beim Henker eine Kugel durch das Hirn!" Damit setzte er meinem Vater die kalte Mündung seiner Pistole gerade zwischen den Augen vor die Stirne.

Wenn nun jemand auf den Lauf einer scharfgeladenen Pistole mit gespanntem Hahn herabblickt, und den Finger eines Straßenräubers am Drücker sieht, so mag auch den Beherztesten eine gelinde Gänsehaut überlaufen. Mein Vater machte daher aus der Noth eine Tugend, gab ruhig seine Börse ab und sagte: „Wohl bekomm's Euch; es sind nur viertehalb Schillinge darin!"

„Jetzt gebt mir Eure Brieftasche!" fuhr Tom fort, ohne auf den Spott zu achten.

— „Die Brieftasche?" wiederholte mein Vater und ward etwas blaß.

„Ja, die große schwarze Brieftasche in der linken Brusttasche Eures Reitrockes," sagte Tom.

— „Hier ist sie," versetzte mein Vater; „Ihr scheint sie so genau zu kennen, daß Ihr vielleicht wißt, wie viel ihr Inhalt werth ist!"

„Wir wollen 'mal sehen," meinte Tom, öffnete die Brieftasche und nahm ruhig ein halbes Dutzend Urkunden heraus, die er gemächlich im Mondschein betrachtete.

— „Es sind gerichtliche Dokumente, die für Euch und jeden Andern keinen Heller werth sind," sagte mein Vater.

„Dann wollen wir sie zerreißen," erwiderte Tom kühl und machte Anstalt, sie zu zerstören.

— „Halt! um's Himmels willen!" rief mein Vater und versuchte vergeblich, vom Boden aufzustehen, auf welchen ihn der Räuber mit dem Kniee niederdrückte.

„Aha! sie sind also doch etwas werth?" fragte Tom hohnlachend.

— „Es würde mich viele Mühe kosten, mir diese Papiere wieder zu verschaffen," versetzte mein Vater barsch, „darin liegt ihr ganzer Werth!"

„Nun? und wie viele Mühe denn?" fragte Tom mit einem bedeutsamen Blick.

— „Je nun, gesetzten Falls, ich wüßte auf was Ihr eigentlich abhebt," sagte mein Vater; „gebt mir die Brieftasche zurück und laßt mich ziehen, so will ich Euch versprechen, daß ich Euch hundert Pfund Sterling zu jeder beliebigen Zeit an einen zu bestimmenden Ort und Adresse sende."

„Bah", erwiderte Tom, „Ihr wißt recht gut, daß diese Papiere da mehr als hundert Pfund werth sind!"

— „Nun denn, Ihr sollt hundert und fünfzig Pfund haben!"

„Bietet höher!" sagte Tom kalt.

— „Ich will Euch etwas sagen, Ihr Schuft," rief mein Vater, „ich will fünfhundert Pfund daran setzen, wenn Ihr mich loslassen und ehrlich mit mir darum boxen oder ringen wollt!"

Tom lachte nur in's Fäustchen und meinte: „Ihr müßt mich wohl für einen rechten Dummkopf halten! Wozu soll ich mir die Mühe nehmen, um etwas zu kämpfen, was ich schon habe und ohne Kampf behalten kann? Nein, ich will Euch einen andern Vorschlag machen," fuhr er in verändertem Tone fort; „Ihr seht die kleine Brücke dort unten? Mitten auf derselben liegt ein Haufen Steine, nicht wahr? Gut denn! wenn Ihr heute über acht Tage Punkt zwölf Uhr Nachts fünfhundert Guineen in Gold in einem Beutel unter jenen Steinhaufen legen wollt, so sollt Ihr zwei Stunden später Eure Brieftasche mit ihrem ganzen Inhalt an demselben Orte finden!"

— „Wie soll ich wissen, ob Ihr Euer Wort halten werdet?" fragte mein Vater, etwas milder gestimmt durch die Hoffnung, die Papiere, welche für ihn von unschätzbar großem Werthe waren, sogar um diesen hohen Preis wieder zu erlangen.

„Ich bin Tom Rocket," sagte der Räuber und steckte die Brieftasche zu sich; „ich verspreche nur, was ich ernstlich erfüllen will, und was ich versprochen habe, halte ich auch. Jetzt steht auf und bedenkt," setzte er hinzu, als mein Vater auf seine Füße sprang, „daß meine Pistolen nicht versagen!"

— „Ich will es noch erleben, daß Ihr an den Galgen kommt!" brummte mein Vater und zupfte seine in Unordnung gerathene Kleidung zurecht.

„Soll ich Euch Euer Pferd einfangen helfen?" fragte Tom höflich.

— „Ich werde nicht ruhen, bis ich Euch in einem Kerker gefangen sehe!" rief mein Vater grimmig.

„Meinen schönsten Gruß an Eure Frau!" rief Tom und schwang sich auf sein Pferd. „Gute Nacht!" rief er, lachte meinem Vater in's Gesicht, als dieser ihm eine derbe Verwünschung nachsandte, warf sein Pferd herum, sprengte über die Hecke, und war im Nu meinem Vater aus dem Gesicht. —

„Es war nicht hübsch von meinem Vater," fuhr der Erzähler fort, „aber ich muß es doch der Wahrheit gemäß eingestehen, er beschloß dem Tom Rocket eine mit den fünfhundert Guineen beköderte Falle auf jener Brücke zu stellen. Er reiste nämlich in aller Stille mit der Post nach London, suchte einen bekannten tüchtigen Polizei-Agenten Namens Bradshaw daselbst auf und kam mit demselben überein, daß er und seine Leute zu ihm auf's Land kommen und Tom Rocket sollten fangen helfen. Allein gerade im letzten Augenblick, ward Bradshaw durch irgend eine wichtige Nachforschung abgehalten, die er im Auftrage der Regierung übernehmen mußte, und so kam denn statt seiner, ein andrer, nicht minder berühmter Polizei-Agent Namens Fraser, um meinem Vater seine Dienste zu widmen.

Es war abgemacht, daß die Polizeihäscher auf verschiedenen Wegen kommen und alle in einem Wirthshause an der Landstraße, etwa zwei Wegstunden von der Brücke, zusammentreffen sollten, und zwar Abends acht Uhr, in derselben Nacht, wo meinem Vater seine Brieftasche wieder zugestellt werden mußte. Eine Stunde später sollten sie mit ihm auf der Landstraße zusammentreffen, an einem Punkte, der etwa noch eine Wegstunde von der Brücke entfernt war. Der Zweck dieser Anordnung

ging also offenbar dahin, mittelst dieser Umwege Tom's Kundschafter und Mitschuldige zu überlisten und lange vor der anberaumten Zeit in der Umgebung des Rendez-vous versteckt zu seyn.

Mein Vater kam ziemlich spät auf den Sammelplatz und fand hier Niemand mehr als einen vierschrötigen Kerl in einer Manchesterjacke, wie ein Bauernlümmel anzusehen, der sich ganz in der Nähe auf einem Thore schaukelte.

„Guten Abend, Herr!" rief der Bauernkerl.

— „Guten Abend, Alter!" versetzte mein Vater.

„Könnt Ihr mir nicht sagen, Herr, an wen dieser Brief da gehört?" fuhr der Bauer fort und brachte ein zusammengelegtes Papier zum Vorschein, in welchem mein Vater sogleich seinen eigenen Brief an Bradshaw erkannte.

— „Woher habt Ihr diesen Brief bekommen?" fragte mein Vater rasch.

„Oho!" versetzte der Bauer und steckte den Brief wieder ein, „so fragt man Narren aus! Ihr erwartet wohl irgend Jemand?"

— „Was kümmert das Euch?" rief mein Vater.

„O, gar nichts — aber ein Herr aus London ..."

— „Ha!" rief mein Vater; „was für ein Herr?"

„Nun, wenn Euch ein Name genügt, der mit einem F. anfängt, so ..."

— „Fraser?" rief mein Vater unwillkürlich.

„Das ist der rechte Name," rief der Bauer, sprang von seinem Sitze herab, und nahm sogleich eine andere Sprache und Haltung an, „ich bin Fraser, mein Herr, und wenn Sie Herr N.N. sind, dem vor acht Tagen eine Brieftasche mit werthvollen Papieren abgenommen ward, und wir Tom Rocket fangen sollen, welcher Sie darum beraubt hat — so ist dieß unser Geschäft, Herr. Alles ist in Ordnung, Herr, und nun rasch an's Werk!"

— „Aber wo sind Eure Leute?" fragte mein Vater, als Fraser ihm den Grund für seine Vermummung angegeben hatte.

„Alles in der Reihe, Herr," versetzte der Polizeimann; „die Leute werden schon zu uns stoßen, darum haben Sie nur die Güte, voranzugehen und uns den Weg zu zeigen."

Mein Vater ging voran, gefolgt von Fraser, und bis sie die Brücke zu Gesicht bekamen, waren vier Londoner Polizeihäscher zu ihnen gestoßen, deren jeder in einer besondern Verkleidung und aus einer besondern Richtung kam. Der Eine erschien als Hausirer, der andre als Stallknecht, der ein Pferd führte; ein Dritter als Soldat, der Vierte als Landstreicher. Niemand hätte errathen können, daß diese vier Bursche sich je zuvor schon einmal begegnet wären, geschweige denn daß sie an einem wohlangezettelten Plane und Unternehmen gemeinsam betheiligt seyen. Mein Vater belobte Fraser sehr über die geschickte Weise, wie er seine Streitkräfte gesammelt hatte.

Die Brücke, auf welcher das Geld niedergelegt werden sollte, bestand aus zwei, über den Fluß gesprengten Bogen, und stand hüben und drüben in Verbindung mit einer langen Anlände in Gestalt einer hölzernen Brücke auf Pfeilern über Wiesen hin, welche zur Winterszeit meist unter Wasser standen.

Zufälligerweise war am Tage nach dem Raubanfall anhaltendes Regenwetter eingetreten, in Folge dessen die Gewässer des Flusses so angelaufen waren, daß man auf keinem andern Weg zur Brücke gelangen konnte, als über die beiden Anländen, die sich auf jeder Seite etwa hundert Schritte weit ausdehnten und allmählig zu der Landstraße heruntersenkten. Diese Anländen waren, wie schon erwähnt, aus Holz gebaut, und die Planken stellenweise mit Erde und Steinen bedeckt; an anderen Stellen dagegen war die Fahrbahn ganz ausgefahren und lag blos da, so daß jeder der von unten herauf blickte, sehen konnte, was oben vor sich ging. Herrn Fraser's Scharfblick überschaute die ganze Position mit Einem Male. Er holte zwei Hürden aus einem dicht dabei befindlichen Felde und befestigte sie mit Stricken, die er zu einem andern Zwecke mitgebracht hatte, an die Pfeiler der Anlände, so daß sie wie zwei Büchergestelle zwischen der Fahrbahn und dem Wasser hingen, eines auf jeder Seite der Brücke und etwa zwanzig Schritte von derselben entfernt. Sein Plan war folgender: zwei von seinen Leuten sollten sich auf jeder dieser beiden Hürden in's Versteck legen, während er und mein Vater in einem Boote, welches unter dem Hauptbogen der Brücke verborgen war, in der Weise, daß sie selbst nicht gesehen wurden, den Steinhaufen auf der Brücke beobachten konnten, in welchem das Geld versteckt und die gestohlene Brieftasche im Umtausch dagegen niedergelegt werden sollte. Sobald Tom Rocket oder einer seiner Helfershelfer den Beutel mit dem Golde wegnahm, sollte Fraser pfeifen, worauf seine Leute heraussteigen und den Ueberbringer der Brieftasche, gleichviel wer er auch immer seyn mochte, fest nehmen sollten. Sprang er über das Geländer der Brücke oder der Anländen in's Wasser, um zu entfliehen, so war das Boot da, um ihn darin zu verfolgen und festzunehmen.

Fraser legte ein besonderes Gewicht darauf, daß seine Gehülfen schnell aus ihrem Versteck hervorspringen und auf ihr Opfer eindringen sollten, und er stellte ihnen und meinem Vater angelegentlich die Nothwendigkeit vor, daß alle zusammenwirkten, pünktliche Wache hielten und das tiefste Stillschweigen beobachteten. „Und nun, mein Herr," sagte er zu meinem Vater, als eine Thurmuhr in der Ferne drei Viertel auf zwölf Uhr schlug, „nun ist es Zeit an unser Werk zu gehen und den Köder in die Falle zu legen; geben Sie mir daher gefälligst den Beutel, daß ich ihn bezeichne und ebenso auch einige von den Münzen, damit wir vor Gericht ihre Identität beschwören können!" Er hatte, wie Sie sehen, die zuversichtlichste Hoffnung, dießmal den Meister Tom in seine Gewalt zu bekommen.

Mein Vater reichte ihm den Beutel mit dem Geld, sah ihn etwas darauf schreiben und auf ungefähr ein Dutzend der Goldstücke mit seinem Messer einige Ritze einkritzeln; hierauf ließ sich mein Vater in das Boot hinunter, wohin ihm der Polizeibeamte sogleich folgte.

„Alles ist in Ordnung," flüsterte Fraser.

— „Glaubt Ihr, der Kerl werde kommen?" fragte mein Vater.

„Ganz gewiß," erwiderte Fraser; „aber stille! wir dürfen nicht reden — die Zeit ist da!"

Drei tödlich lange Stunden saß mein Vater in dem Nachen, lagen die vier Polizeileute auf ihren breiten Rücken auf den Hürden ausgestreckt, und warteten darauf, daß Tom Rocket

kommen und sein Geld holen werde. Drei tödlich lange Stunden näherte sich aber niemand der Brücke und ließ sich kein anderer Ton hören, als das Rauschen des angeschwollenen Wassers. Bis die Glocke endlich drei Uhr schlug, verfiel mein Vater, der schon seit einer Viertelstunde eingenickt war, wie er in einen Mantel gehüllt so regungslos dasaß, in einen tiefen Schlaf, denn es war eine bitter kalte Nacht; allein aus diesem Schlaf weckte ihn bald ein Schrei von Fraser, der ihn bedeutete, daß sie jetzt auf den Wellen trieben.

Und so war es denn auch wirklich — sie trieben auf dem Flusse. Das dünne Tau, woran der Nachen angelegt gewesen war, hatte sich an der scharfen Kante des Pfeilers durchgerieben bis es zerriß (so suchte sich wenigstens Fraser die Sache zu erklären), und der Nachen ward nun fortgerissen, und trieb und tanzte mit den Wirbeln des Flusses im Kreise herum, daß die darin Sitzenden beinahe Schwindel bekamen. Die Strömung war so stark, daß sie mehr als eine halbe Wegstunde weit stromabwärts getrieben werden konnten, ehe es ihnen gelang an's Ufer zu kommen. Mein Vater war dafür, sogleich nach der Brücke zurückzukehren, und diesem Vorschlage trat auch Fraser bei; allein durch irgend einen leidigen Zufall verloren sie einander in der Dunkelheit, und als mein Vater endlich an die Brücke gelangte, nachdem er beinahe den ganzen Weg im raschesten Lauf zurückgelegt hatte, fand er zu seinem großen Erstaunen, daß die Polizeibeamten sämmtlich schon weggegangen waren. Er eilte zu dem Steinhaufen, aber der erste Gegenstand, der ihm hier in die Augen fiel, war seine Brieftasche — das Geld war verschwunden!

Er gerieth in eine gewaltige Wuth und stieß alle möglichen Verwünschungen aus; dann aber wollte er die Polizeihäscher tüchtig abkanzeln, weil sie ihren Posten auf solch fahrlässige Weise verlassen hätten, und eilte nach dem Wirthshause, wo er mit ihnen zusammengetroffen war und wo sie hatten übernachten wollen. Er pochte an der Thüre, erhielt aber keine Antwort. Er pochte noch einmal, lauter — abermals keine Antwort. Er war nicht in der besten Laune, wie Sie sich wohl denken können; darum gab er der Thüre einen tüchtigen Fußtritt — sie sprang auf und er hatte nun einen Anblick, der ihm beinahe den Athem benahm. Auf fünf Stühle festgebunden, an Händen und Füßen zusammengeschnürt, aufgeblasen und hochgeröthet wie Puter, jeder mit einem anständigen Knebel im Munde, saßen wirklich der Fraser und seine Polizeihäscher in der Wirthsstube da und stierten ihm wie Eulen entgegen. Derjenige, welcher sich an der Brücke für Fraser ausgegeben, war Tom Rocket selber gewesen mit vier seiner Spießgesellen.

Wie es ihm gelungen war, Wind von dem Komplott zu bekommen und sich sämmtlicher fünf Polizeileute noch eben rechtzeitig zu bemächtigen, das hat mein Vater nie in Erfahrung bringen können, und das weiß auch bis auf den heutigen Tag noch kein Mensch sich zu erklären.

Als mein Vater seine Brieftasche untersuchte, fand er darin noch alle seine Dokumente, zugleich aber einen Zettel mit folgenden Zeilen:

„Ich hätte diese Urkunden vernichten und Euch dadurch verderben können; allein ich würde hiedurch Euren Klienten in Schaden gebracht haben, den ich hochachte. Um seinetwillen halte ich mein Wort, obwohl Ihr ein falsches Spiel mit mir getrieben habt.

Tom Rocket."

Mein Vater war herzlich froh, auf diese Weise davon gekommen zu seyn," schloß der Erzähler.

— „Und was ist aus Tom Rocket geworden?" fragte einer aus der Gesellschaft.

„Er ward dreimal eingefangen und dreimal freigesprochen, wegen Formfehler oder anderer unbedeutender Ursachen, und weil er sich die gewandtesten Advokaten zu Vertheidigern nahm," entgegnete der Erzähler. „Während er bei seinem Stegreifreiten Tausende von Guineen geraubt hatte, kam er ungehenkt davon. Eines Tages aber stahl er in Nottingham einen alten Sattel durch Einbruch, und dafür bekam er ohne Gnade das hänfene Halsband. Das ist Alles, was ich von ihm weiß!"

Stiefkinder.

Eine Familiengeschichte von Otfried Mylius.

(Fortsetzung.)

5. Auf dem Oberhofe.

Es war schon tief in der Nacht, als Robert Wetz auf den Oberhof zurückkehrte, nachdem er nach dem Schrotheimer Schlosse hinübergeritten war, um Frau von Moritz den beruhigenden Bericht des Arztes und die ausführliche Darstellung des Unfalles mündlich zu überbringen. Er hatte Henrietten in tiefster Erschütterung angetroffen und sie nur mit Mühe von dem Vorhaben abgebracht, den Verwundeten selbst zu besuchen oder noch in der Nacht auf das Schloß zurückbringen zu lassen. Die ärztliche Untersuchung hatte dargethan, daß Richard bei seinem Sturze keinen edleren Theil verletzt, sondern nur den Arm ausgerenkt, die Hand verstaucht und eine heftige Gehirnerschütterung erlitten hatte, die jedoch gutartig zu verlaufen schien. Der Arzt stand für das Leben des Patienten ein, und bei der rüstigen Jugendkraft desselben war eine baldige Genesung zu erwarten. So hatte sich die erschrockene Mutter endlich damit begnügt, den Verwundeten der Pflege seines neuen Hofmeisters zu überantworten, dessen Eintritt in dieses Haus von so ominösen Vorfällen begleitet war, — Vorfällen, die selbst in Robert's Schätzung bei näherem ruhigem Nachdenken während des nächtlichen Rittes eine eigenthümliche ernste Bedeutung erhielten.

Als Robert in das Zimmer trat, wohin man den Kranken gebettet hatte, sah er zwei Frauen bei demselben. Richard schlummerte schwer athmend. Neben seinem Bette saß eine schwarzgekleidete Gestalt, welche sich bei dem Eintritt des Fremden langsam erhob und ihm entgegentrat. Ein einziger Blick in das blasse gramentstellte Antlitz reichte hin, um Robert die Frau von Berstett erkennen zu lassen. Es waren Mathildens Züge, aber nicht mehr der heitere fröhliche Ausdruck des etwa zwölfjährigen Mädchens, als welches er sie einst verlassen hatte, sondern ein bleiches, sorgenschweres, frühgealtertes Gesicht mit einem tiefergreifenden Ausdruck finsterer Schwermuth. Es mußte ein ungewöhnlicher Druck geistiger Schmerzen und

innerer wie äußerer Erlebnisse auf diesem jungen Leben gelegen haben, um eine solch zerrüttende Wirkung hervorzubringen.

Mathilde von Berstett war eine hochgewachsene schlanke Gestalt, welche nur einiger Fülle entbehrte, um harmonisch schön und symmetrisch genannt werden zu können. Auch ihre Züge waren regelmäßig und nicht unangenehm, und würden ohne das seltsame Spiel der tiefliegenden Augen, ohne die Todtenbläße und die Kummerfalten ansprechend erschienen seyn. Aber diese dunklen Augen hatten etwas Irres, Verstörtes; sie glühten bald in düsterem unheimlichem Feuer auf, bald suchten sie mit einer unbeschreiblichen Schlaffheit und Muthlosigkeit den Boden und vermieden scheu die Begegnung jedes andern Blickes. Die Haltung dieser Frau war straff und stolz, aber ihre Kleidung nachläßig, ihr Benehmen ungekünstelt; ihr Auge haftete meist am Boden und ihre ganze Erscheinung verrieth einen seltsamen Kampf zwischen Stolz und Demuth, — das Ergebniß eines innern Zwiespalts in dem aus dem Gleichgewicht gekommenen Gemüthe.

So stand Frau v. Berstett auch jetzt eine Weile dem Hofmeister gegenüber und blickte scheu und zaghaft unter den langen Wimpern hervor ihn an, ohne ihn anzureden, was er zu erwarten schien, da er sie ruhig und bescheiden betrachtete; dann ließ sie einen tiefen Seufzer hören und wollte sich zum Weggehen anschicken.

„Ich bitte höflichst, gnädige Frau, lassen Sie sich nicht stören," hub endlich Robert an, um das peinliche Schweigen zu brechen; „ich will Sie durchaus nicht von hier vertreiben! Ich kam nur, um mich nach dem Befinden des jungen Herrn zu erkundigen."

Die andere Frau, die seither in einem Stuhle am Fenster gesessen hatte, war aufgestanden und herzugetreten; Robert erkannte in ihr die Wirthschafterin und Zofe des Hauses, Mamsell Lisette, welche den Verwundeten in Empfang genommen, und ihm ein Zimmer angewiesen hatte. — „Es ist der neue Hofmeister des Herrn Richard, gnädige Frau," sagte sie erläuternd zu ihrer Gebieterin.

„Ah?" erwiderte Frau v. Berstett und betrachtete den Fremden nun mit belebterem Blicke. „Sie sind noch nicht lange bei meinem Bruder?"

— „Erst seit zwölf Stunden, Madame."

„Und Sie waren bei dem Unfalle anwesend, der ihn betroffen hat?" fuhr sie fort und ihr düsteres Auge haftete forschend auf seinem Antlitz.

— „Ich sah Herrn Wegener von Weitem stürzen, nachdem ich ihn zuvor vergebens gebeten hatte, zu unterlassen, was nicht seines Amtes seye," sagte Robert gelassen und hielt ruhig den forschenden Blick Mathildens aus. „Mein schwereres Pferd erlaubte mir nicht, dem jungen Herrn so schnell zu folgen, als er durch das junge Tannicht ritt, und sein blinder Eifer, seine ungestüme Hast ließen ihn die Gruben übersehen, in deren eine er mit dem Pferde stürzte."

„Und Sie sind von dem Herrn Kommerzienrath v. Moritz als Hofmeister meines Bruders angestellt worden?" fragte Mathilde lauernd.

— „Von Herrn und von Frau v. Moritz," entgegnete Wetz.

„Nun ja — er hatte ja leichtes Spiel, wenn er Sie der Blinden empfahl," sagte Mathilde und ein bitterer spöttischer Zug zuckte um ihren Mundwinkel. „Sie müssen ihm sehr gut empfohlen gewesen seyn, und der Unfall, welcher meinem Bruder Richard zugestoßen ist, wird Sie bei ihm noch mehr empfehlen. — Es beweist Ihren guten Willen, des Jungen Unvorsichtigkeit durch Ihre Nachsicht zu einem Mittel werden zu lassen, welches die Zwecke der Familie Moritz fördert," setzte sie mit einem düstern Nachdruck hinzu.

— „Madame, ich habe nicht die Ehre, Sie zu verstehen," erwiderte Robert ruhig und ohne die Farbe zu wechseln, aber mit höher leuchtendem Auge. „Ich merke zwar, daß hierin eine Anklage liegen soll, allein ich für meinen Theil fühle mich nicht davon berührt."

„Gnädige Frau!" mahnte Mamsell Lisette in verweisendem Tone; aber Frau v. Berstett schien ganz von ihrem schmerzlichen Ideengange und ihren bitteren Empfindungen hingerissen.

— „Wenn Frau v. Moritz, — meine — Stiefmutter," fuhr sie fort, „Sie mit meinen Augen gesehen hätte, Herr Hofmeister, so würde sie Ihnen ihren einzigen Sohn nicht anvertraut haben."

„Dann wünsche ich mir Glück dazu, daß ich ein Vorurtheil weniger zu besiegen habe, obwohl ich überzeugt bin, daß es mir mit Zeit und Weile gelingen wird, alle derartigen vorgefaßten Meinungen gegen mich zu besiegen und zu widerlegen," sagte Wetz würdevoll. „Es ist übrigens gegen meine Grundsätze, mich gegen verdeckte Anschuldigungen und Verdächtigungen zu vertheidigen. Ich bitte Sie daher um die Vergünstigung, Madame, den Pflichten eines Krankenpflegers nachkommen zu dürfen, welche ich gegenüber der Mutter meines Zöglings übernommen habe. Erlauben Sie mir, daß ich mich mit Ihnen in die Verpflegung des Herrn Wegener theile."

Ein sardonisches Lächeln, der Triumph eines mehr schwachen Charakters und Willens, als eines boshaften Gemüths, spielte um die Lippen Mathildens, als sie sah, daß ihre Verdächtigungen dem Hofmeister wirklich wehe gethan hatten. „Mit uns — das mag geschehen!" sagte sie; „aber nicht allein sollen Sie ihn verpflegen. So lange der Kranke unter meinem Dache ist, werde ich ihn nicht aus dem Auge lassen, nicht von seinem Bette weichen."

„Dieß kann mich nur um Herrn Richard's willen freuen, denn es wird ihm eine sorgsamere Verpflegung sichern, als er sie von meinen ungeschickten Händen oder von Miethlingen zu erwarten haben würde," sagte Wetz. Und da er wohl fühlte, daß er diesem Vorurtheil und kindischen Trotze gegenüber nur durch Festigkeit und Würde imponiren könne, so trat er jetzt an das Bett seines Zöglings, befühlte dessen Puls an Hand und Schläfen, und flößte ihm einige Löffel voll kühlenden Trankes ein.

Mathilde stand die ganze Zeit über hinter ihm und betrachtete ihn mit Argusaugen, während Mamsell Lisette sich bemühte, ihre Herrin zu beschwichtigen und ihren weiteren Kränkungen gegen den Hofmeister vorzubeugen.

„Hat sich Erbrechen bei Herrn Wegener eingestellt, seit ich weg war?" fragte Wetz die Mamsell, und setzte auf ihr Verneinen hinzu: „Gottlob, dann ist die größte Gefahr vorüber, und die Genesung wird nicht lange auf sich warten lassen! Herr Wegener schläft tief und wir werden eine ruhige Nacht haben."

Damit legte er Ueberrock, Hut und Handschuhe ab, rückte sich einen Lehnstuhl leise in die Nähe des Bettes und legte sich hinein, so zwar, daß er den Kranken beobachten konnte, ohne Frau v. Berstett zu geniren, die ihm, wenn sie in ihrem Stuhle saß, den Rücken bieten mußte. Frau v. Berstett ging einige Male im Zimmer auf und nieder, in einer unverkennbaren Aufregung, welche ihre dunklen Augen düsterer glühen ließ und ihre fahlen Wangen röthete. Dann folgte sie Robert's Beispiel, und setzte sich ebenfalls in ihren Lehnstuhl am Bette, und zwar so, daß sie den kranken Bruder und den entfernter sitzenden Hofmeister gleichzeitig im Auge behielt.

Lautlose Stille lagerte über dem Gemach, das von dem gedämpften Lichte einer mit einem Schirm von Seidenpapier verhangenen Tafellampe, auf dem runden Tische inmitten des Zimmers, matt erleuchtet wurde. Nur das gleichförmige Ticken einer Standuhr im Nebenzimmer und die etwas schweren Athemzüge des Kranken waren zu vernehmen. Mamsell Lisette hatte sich an den runden Tisch gesetzt und las in einem Buche. Die beiden anderen Personen schienen in tiefes Nachsinnen versunken.

Die eigenthümlichen Umstände, unter welchen Robert Wetz ihr wieder begegnet war, die einst seine Lieblingsschwester gewesen, und ihr argwöhnisches Vorurtheil gegen ihn, hatten auf ihn einen tiefern Eindruck gemacht, als er zu Tage kehren wollte. Gerade Mathildens Vertrauen zu gewinnen, war ja eine Hauptaufgabe der Mission, die er sich auferlegt hatte. Von ihr, der ältern der beiden Schwestern, hoffte er mehr zu erfahren und Wichtigeres über die Familiengeschichte während seiner Abwesenheit. Mathilden's gereifteres Urtheil und Scharfblick mußte ja eine Menge Vorfälle richtiger erfaßt und nach ihrem innern Zusammenhang ermittelt haben, als sich dieß von der jüngern, damals noch in kindlicher Unbefangenheit befindlichen Julie erwarten ließ. Ebendarum wirkte Mathilden's abgünstiges Vorurtheil gegen ihn anfangs etwas entmuthigend auf ihn ein; allein bei reiferer und ruhiger Ueberlegung und als er diese Frau jetzt aufmerksamer beobachtete, fand er darin eher einigen Grund zu der Hoffnung, er werde mit Zeit und Weile auf sie günstiger einwirken können. ‚Laß doch sehen,' dachte er, ob die Mesmeristen und Magnetiseure Recht haben mit der Behauptung, daß man mittelst des stärkern Willens, wenn derselbe sich auf diesen einen Zweck concentrirt, das schwächere Gemüth unterwerfen und sich gefügig und dienstbar machen könne? — Ich will mir einmal recht fest vornehmen, indem ich Mathilden unverwandt ansehe, all meine Gedanken- und Willensenergie auf den einen Punkt zu concentriren, ihre Abneigung zu besiegen und ihr ein gewisses Interesse für mich einzuflößen. Wir wollen doch ermitteln, ob ihr Vorurtheil gegen mich Stich hält.' — Gesagt, gethan! Er heftete sein dunkles Auge fest und ruhig auf Frau v. Berstett's Gesicht, keine Miene verändernd. Es entging ihm nicht, daß sie von Zeit zu Zeit zu ihm herüberblickte und dann anfangs das Auge unwillig abwandte, als ob sie sich belästigt und bewegt fühle von seinem beobachtenden, festen, leidenschaftslosen Blick; dann sah er sie ungeduldig hin- und herrücken und endlich den Stuhl etwas umwenden, so daß er nur noch ihr halbes Profil zu sehen bekam. Allein nach einer Weile rückte sie den Stuhl von selbst mechanisch und beinahe unbewußt wieder in die vorige Stellung und nickte in dieser Stellung in eine Art träumerischen Halbschlummers ein, welcher sich wenigstens durch die geschlossenen Augenlider und die vollkommene Ruhe ihrer Gestalt zu erkennen gab.

So saßen beide lange schweigend einander gegenüber. Lisette war eingeschlafen. Was für Gedanken während dieser Zeit durch Mathilden's Seele zogen, wissen wir nicht, aber Robert Wetz dachte unwillkürlich nur an sie. Mit einem langen Rückblick auf seine Jugendzeit suchte er alle jene innigeren Beziehungen, die er mit der Schwester gehabt, alle Ereignisse, die sie beide zusammen erlebt, alle kleinen Geheimnisse, welche sie mit einander ausgetauscht hatten, sich wieder lebhaft zu vergegenwärtigen, ohne dabei einen Moment den Blick von Frau v. Berstett zu verwenden, deren schwerer Athem von Zeit zu Zeit die Ruhe Lügen zu strafen schien, die auf ihrem Angesicht lag. Dieß würde vielleicht noch lange gedauert haben, wenn nicht ein unterdrückter Schmerzensschrei und ein lautes Stöhnen Richard's die Aufmerksamkeit Robert's und Mathilden's auf jenen gelenkt hätte.

Der Kranke hatte im Schlafe eine Bewegung gemacht, welche die ausgerenkte Schulter in eine ungeschickte Lage brachte und einen plötzlichen heftigen Schmerz verursachte. Im Nu war Wetz an seiner Seite, hatte ihn wieder zurecht gelegt und unterstützt, ehe noch Mathilde herbeigeeilt war. Diese war zwar auch erwacht, aber langsam; und ihr war, als ob eine bleierne Last auf ihren Gliedern läge und sie in ihren Sessel bannte; als ob ihr Geist gleichsam an einen ganz andern fernliegenden Gedankenzug gefesselt wäre. Sie hörte und sah, was um sie her vorging, aber ihr war dennoch, als stände sie außerhalb dieses Kreises, als betrachtete sie die Sache gleichsam von oben herab, oder aus den Fenstern eines engen dunklen Thurmes.

„Sie sind hier, Wetz?" fragte Richard erstaunt; „wo bin ich denn?"

— „Wie, Herr Wegener, Sie wissen nicht mehr, daß ich Sie nach Ihrem Sturz auf den Oberhof brachte?"

„Auf den Oberhof? Und warum denn?" rief der Jüngling ungeduldig; „warum habe ich einen so zerschlagenen Kopf? warum schmerzen mich mein Arm und meine Schultern so sehr? Nicht wahr, ich bin geschossen worden? — geschossen von dem Wildbieb am Moosau-Weiher? . . . . Und wo ist der Kerl? ist er wirklich entkommen? Herr Wetz, das war sehr — muthlos von Ihnen, daß Sie den Kerl nicht festhielten und mir nicht zu Hülfe kamen!"

— „Ruhig, Herr Wegener! gönnen Sie sich Ruhe!" sagte Wetz beschwichtigend. „Sie sind nicht geschossen worden, sondern nur mit dem Pferde gestürzt, als Sie es aus Versehen und im Eifer der Verfolgung in ein Erdloch sprengten, aus welchem man einen Baumstumpf gegraben hatte. Sie hätten

den armen Teufel laufen lassen sollen! Lohnte es sich der Mühe, um einiger ärmlicher Wasservögel willen Leben und Gesundheit auf's Spiel zu setzen?"

„Allerdings, denn es galt unsere Rechte zu wahren, die der Wilddieb verletzte!" entgegnete der Verwundete mit wieder aufwallender Entrüstung. „Und Ihnen, Herr Wetz, steht es nicht zu, mich deßhalb zu tadeln, denn wenn Sie nicht allzu ängstlich besorgt gewesen wären, um Ihren Hund und Ihre eigene Haut, oder wenn Sie nur Ihren Hund hätten auf den flüchtigen Wilddieb hetzen wollen, so läge ich nicht hier mit zerbrochenen Gliedern."

— „Sie haben kein Glied zerbrochen, Herr Wegener," versetzte Robert gelassen und würdevoll. „Es sollte vielleicht nur eine Witzung für die Zukunft seyn, daß Sie sich nicht mehr in jugendlicher Unbesonnenheit auf Dinge einlassen, die nicht in den Bereich der Leistungen und Befugnisse des echten Gentleman gehören! — Machen Sie meinethalben den Versuch, vor Ihnen selbst und vor Andern mich als den Urheber Ihres Unfalls anzuklagen; ich trage an einem derartigen Vorwurfe leicht, denn mein Gewissen spricht mich davon frei, und wenn erst das auflohende Feuer der Leidenschaft in Ihnen verglüht ist, werden Ihre reiflichere Ueberlegung und Ihr Gewissen mich ebenfalls freisprechen . . . Nein, Herr Wegener! hören Sie mich ruhig zu Ende! Erinnern Sie sich, daß ich als Ihr Hofmeister angestellt ward und nicht als der Wald- und Wildhüter des Herrn Kommerzienraths v. Moritz, und überlassen Sie es mir, darüber zu entscheiden, was ich meiner Stellung und mir selbst schuldig zu seyn glaube! Wenn meine Handlungsweise Ihnen feig erscheint, so mag's drum seyn. Der Unterschied in unseren Jahren bedingt auch einen Unterschied in unseren Ansichten über wahren Muth."

Richard schwieg verdrossen und versuchte sich auf die andere Seite zu legen, aber ein heftiger Schmerz in seinem Arm und seiner Schulter erinnerte ihn daran, daß er seiner Glieder augenblicklich nicht mehr Herr seye. Wetz legte ihn auf die andere Seite, und als er wieder schmerzlos dalag, und eine Weile über seinem Groll gebrütet hatte, rief er: „Aber warum haben Sie mich hieher gebracht auf den Oberhof, Herr Wetz? Wie konnten Sie sich erlauben . . ."

— „Mich dünkt, Herr Wegener, Ihr Zustand erspart mir die Antwort," sagte Wetz. „Sie bluteten aus einer tiefen Wunde an der Stirne, wurden bewußtlos — es war meine Pflicht, Sie in das erste beste Haus zu bringen, und ich pries Sie und mich glücklich, daß es das Haus Ihrer Frau Schwester war . . . ."

„Meiner Stiefschwester, die mich und meine Mutter tödlich haßt!" rief Richard unmuthig; „lieber hätten Sie mich im Walde liegen lassen! . . . ."

— „Nicht doch, Herr Wegener! Ihre Bitterkeit gegen sich selbst sollte Sie nicht ungerecht gegen Andere machen," erwiderte Wetz schnell. „Ich kann Ihre leidenschaftliche Anklage thatsächlich widerlegen durch die Versicherung, daß Frau v. Berstett Allem aufgeboten hat, um Sie mit schwesterlichtreuer Liebe zu verpflegen, und daß Ihre Frau Mutter es mir dankte, Sie hieher gebracht zu haben."

„Sie haben also meine Mutter gesprochen?" fragte Richard nach einer Pause.

— „Allerdings, ich war ihr, die den Unfall aus dem Munde Ihrer jüngern Geschwister erfahren hatte, schuldig, den schreckhaften Eindruck durch den beruhigenden Bericht des Arztes zu mildern."

„Und Sie haben ihr alles erzählt, wie es sich zugetragen?"

— „Wahrheitsgetreu und umständlich!" erwiderte Wetz.

„Natürlich! Sie mußten sich ja entschuldigen, indem Sie mir alle Schuld beimaßen," sagte Richard.

— „Das ist nicht edel und großmüthig von Ihnen gedacht, Herr Wegener; das spricht nur der Unmuth aus Ihnen! — Ihre Frau Mutter mag Ihnen wiederholen, was ich gesagt habe. Ich aber habe Ihnen jetzt den Wunsch Ihrer Frau Mutter auszudrücken, daß Sie sich Ruhe gönnen und sich geduldig in Ihr Schicksal ergeben möchten, — eine Weisung, welche mit derjenigen des Arztes übereinstimmt!"

„Gehen Sie denn und lassen Sie mich schlafen!" rief Richard in knabenhaftem Trotz.

Als Robert sich umwandte, sah er Frau v. Berstett hinter sich stehen, die ihm einen dankbaren wehmüthig-freundlichen Blick zuwarf, dann an seine Stelle trat und mit weicher Stimme sagte: „Gute Nacht, Richard! gönne Dir Ruhe, Bruder, denn es ist Deine Pflicht, Dich den Deinigen zu erhalten. Herr Wetz hat Recht: es war unrecht von Dir, ein Leben auf's Spiel zu setzen, auf welchem so viele Hoffnungen ruhen."

Richard wandte den Kopf nicht von der Wand, sondern winkte Mathilden nur mit der Hand, sie solle ihn verlassen.

Robert saß schon draußen im anstoßenden Zimmer und blickte durch die Fensterscheiben in die klare sternenhelle kalte Nacht hinaus, als Frau v. Berstett leise zu ihm trat, und sich ihm gegenüber setzte. Er fühlte, daß sie ihn anblickte um ihm zu danken; aber er war in diesem Augenblicke nicht dazu gestimmt, mit ihr zu reden. Lisette war hinausgegangen, um eine Weisung ihrer Herrin zu vollziehen, und eine unbestimmte Abneigung hielt ihn ab, in diesem Augenblicke sich auf ein Gespräch einzulassen, das, wie er wohl fühlte, von seiner Seite die größte Behutsamkeit erheischte, um nicht unwillkürlich eine Vertraulichkeit anzunehmen, welche für ihn alles verderben konnte. Um ihm auszuweichen, kehrte er leise wieder in das Krankenzimmer zurück und horchte an Richard's Bett; dieser lag schon wieder in tiefem halbbetäubtem Schlafe. In düsterm Sinnen blieb er daneben stehen, bis Mamsell Lisette hereintrat und ihn Namens ihrer Herrin einlud, eine Tasse Thee mit ihr zu nehmen.

Der Tisch vor dem Sopha im Nebenzimmer war gedeckt und eine große Lampe brannte auf demselben. Er schien erwartet zu werden, denn Mathildens Augen begegneten den seinigen, als er aus der Thüre trat. „Ist es gefällig, mein Herr," hub sie an, „eine kleine Erfrischung anzunehmen, deren man bei solchen Nachtwachen dringend bedarf?" Er verneigte sich stumm und der Versuch Mathildens, ein Gespräch anzuknüpfen, blieb lange fruchtlos. Robert starrte entweder in seinen Schoos oder in den großen Spiegel hinter dem Sopha, der ihm die Züge Mathildens zeigte. Frau v. Berstett schrieb seine Schweigsamkeit einer berechtigten Empfindlichkeit und dem Groll

über ihren unfreundlichen Empfang zu, und sie glaubte ihn um Verzeihung bitten zu müssen. Aber sie wollte dieß nicht vor der Dienerin thun, und gab dieser mehrmals vergebliche Winke, sich zu entfernen. Allein Lisette blieb trotz alledem.

„Schaffen Sie Wein herbei, Lisette! Der Herr zieht vielleicht ein Glas Wein unserm Thee vor," sagte sie endlich.

Lisette blickte zögernd und fragend auf Wetz, der auch einen Moment zögerte und dann dankbar nickte, worauf die Zofe hinwegging.

„Mein Herr," hub nun Mathilde an, nachdem kaum die Thüre sich hinter Lisetten geschlossen hatte; „ich habe Ihnen ein Unrecht abzubitten. Sie haben mich beschämt!"

— „Ich wüßte nicht, Madame; ich war nur was ein Mann stets seyn soll: gerecht. Aber ich bitte Sie, entschuldigen Sie sich nicht! Bei Ihrem Zustande war das Vorurtheil verzeihlich, das Sie gegen mich hegten, und ich versichere Sie, daß ich mich nicht gekränkt gefühlt habe."

„Bei meinem Zustande?" wiederholte Mathilde tief erglühend und befangen; „was verstehen Sie darunter?"

„Das Seelenleiden, Madame, das seine langjährigen Spuren so tief in Ihre Züge eingegraben hat," erwiderte Wetz; „Sie sind unglücklich, obschon von äußeren Glücksgütern umringt, und dieses Gefühl macht bisweilen mißtrauisch. Sie haben wohl viel von der Unbill der Menschen erlitten, und sind in Ihren heiligsten schönsten Gefühlen getäuscht worden, und dieß macht das Herz öde und dürr."

„Und wer sagte Ihnen dieß?" fragte Mathilde ergriffen.

— „Theils das Gerücht, Madame, aber noch mehr mein Blick, der für Erkenntniß solcher Seelenleiden nicht ungeübt ist, — vielleicht aber und vor Allem eine gewisse Theilnahme, die ich für Sie empfinde, und die sich seit Ihrer letzten Aeußerung an Herrn Richard's Bette noch gesteigert hat. Mir ist als seye Ihr Schmerz ein großer, uneigennütziger, und gelte nicht dem eigenen Loose allein, sondern dem Verhängniß, das auf einer ganzen Familie liege!"

Mathilde blickte ihn wortlos und beinahe ängstlich an, und es dauerte lange, bevor sie fragte: „Und wie kommen Sie zu der seltsamen Gabe, in meiner Seele zu lesen?"

„Auf die einfachste Weise von der Welt, Madame," sagte er rasch und unwillkürlich. „Vielleicht ist es eine geheimnißvolle Uebereinstimmung der Gefühle, welche mir soviel Scharfblick verleiht. Wer selbst ein Stiefkind des Geschickes ist, der erkennt wahrscheinlich instinktmäßig seine Schicksalsgenossen an jenem stillen räthselhaften Zeichen, das ich die Freimaurerei des Unglücks nennen möchte . . . ."

— „Weiter! weiter!" drängte Mathilde mit fieberischer Eile.

„Hinter Ihnen liegt vielleicht eine schöne glückliche Jugend, wie hinter mir," fuhr er fort. „Die süßen Bilder einer theuren liebevollen Mutter, einiger zärtlich geliebten munteren Geschwister, eines energischen Vaters, den vielleicht nur die allzu rege Sorge für das Irdische den Seinigen etwas ferner rückte, als es für Kinder und Eltern wünschenswerth gewesen wäre, — zeigen Ihrem rückwärtsschauenden Geistesauge einen wonnevollen Lebensfrühling, der einen reichen Sommer und ergiebigen Herbst versprach. Dann starben die theure unvergeßliche Mutter, deren Verlust nichts im Leben ersetzen kann, dann der kältere Vater, dem erst das reifere Urtheil Gerechtigkeit widerfahren läßt. Die Liebesbande, welche den Familienkreis umspannten und zusammenhielten, lockerten sich durch diese Todesfälle; die einzelnen Glieder der Kette wurden auseinandergerissen und zersprengt, verstreut; und an dem traulichen stillen Heerde des verödeten Vaterhauses setzten sich Fremde fest — welche uns unwillkürlich als Entweiher erscheinen. Da regte sich in uns der Wunsch nach Freiheit, nach Selbstständigkeit, die Sehnsucht nach einem eigenen Herde. Wir — oder vielmehr Sie, Madame! — hingen dieser einschmeichelnden Idee nach und reichten mit dem innigsten Vertrauen und in kindlicher Arglosigkeit dem ersten besten Manne die Hand, dessen Außenseite Ihnen nur einigermaßen die Verwirklichung Ihrer Ideale verhieß — und es war eine Illusion, wie so viele andere!"

Mathilde seufzte tief auf, und Thränen rannen über ihre Wangen. „Sie haben mein Loos treffend gezeichnet," sagte sie erschüttert; „aber es war mehr als eine zerstörte Illusion — es war ein grausamer allmähliger Seelenmord . . . ."

„Brechen wir hievon ab, Madame!" sagte Wetz; „Sie sehen, ich habe Ihre Lage richtig beurtheilt. Aber es thut nicht gut, solchen Gedanken nachzuhängen, wenn man nicht heilen kann."

— „Wohl wahr," entgegnete sie; „aber es ist schon Linderung, solche Schmerzen nicht allein tragen, sie Anderen mittheilen zu dürfen. Und Sie, mein Herr, der Fremde den ich mit Mißtrauen empfing und vielleicht kränkte, Sie sind der erste, der mir Theilnahme erweist und wie ein Arzt meine Krankheit richtig erkennt, was ja schon ein Trost für den Kranken, eine halbe Heilung ist . . . . Und wie sonderbar!" fuhr sie fort und heftete einen beinahe furchtsamen Blick auf Robert; „wenn ich Sie ansehe, wenn ich Sie reden höre, so erscheinen sie mir nicht mehr als ein Fremder! Wer sind Sie, mein Herr, der Sie auf solch' räthselhafte Weise in mein Leben hereintreten und mit mir über Dinge sprechen die ich seither vor jedem fremden Auge barg? — Dinge, deren Verschweigung mich beinahe aufrieb und Leiden erzeugte, die ich nahezu nicht ertragen konnte?"

„Wer ich bin, Madame?" fragte Wetz mit einem wehmüthigen Lächeln. „Ein Heimathloser, welcher nach einer Heimath sucht, der er einst leichtsinnig den Rücken wandte! ein Mann der nach jahrelanger Einsamkeit sich nach einem befreundeten vertrauten Herzen sehnt, das seine Empfindungen theilen könnte, der seine Feinde entlarven und ihre Frevel strafen möchte, — ein Mann der nach seinen verlornen Geschwistern forscht, — ein Mann, Madame, den vielleicht eine Fügung der Vorsehung in Ihre Nähe geführt hat, um Sie zu rächen oder zu beschützen!"

— „Mein Herr!" sagte Mathilde und stand voll Würde auf; „bevor ich Ihnen letztere Vorrechte übertragen würde, müßte ich Sie erst näher kennen lernen. Sie gehen, dünkt mich, zu weit in Ihren Hoffnungen!"

„Mit nichten, Madame! mich dünkt, Sie gehen zu weit in Ihrem Argwohn! entgegnete Robert mit ebenso viel Würde aber größerer Ruhe; „soll ich Ihnen die Gedanken sagen, die sich in diesem Augenblicke zwischen Sie und mich drängten?

Sie dachten: dieser Mensch ist ein Abenteurer, ein gewöhnlicher eigennütziger Mann, der auf nichts andres abhebt, als mein Vermögen zu erheirathen und mich die eine Fessel mit einer andern vertauschen zu lassen! Aber der Thor hat zu frühe die Maske fallen lassen, hinter welcher er einen Augenblick seine habsüchtigen Ränke verbarg. — So dachten Sie, Madame, und Ihr Argwohn wäre gegründet, wenn ich Ihnen nicht schon zum Voraus mein Wort geben könnte, daß ich weder auf Ihr Herz noch auf Ihre Hand noch auf Ihr Vermögen aspirire, weil ich — keines von allen dreien annehmen könnte. Allein stille davon! Ich fürchte man belauscht uns!"

Damit trat er in das Krankenzimmer und blickte aus dem Fenster. Erst nach einer Weile rief ihn ein Schrei Lisettens in das andre Gemach zurück. Frau v. Berstett lag in der Ecke des Sopha, leichenblaß, mit halbgeschlossenen, halbgebrochenen Augen und verdrehte die Finger, zuckte convulsivisch die Lippen und schien ganz bewußtlos.

— „Sie hat ihre Krämpfe," sagte Lisette; „ihre furchtbaren Nervenkrämpfe! Großer Gott, was ist geschehen?"

„Bleiben Sie, Mamsell!" herrschte er ihr zu; „rufen Sie keine Hülfe und holen Sie keine Heilmittel! Lassen Sie mich gewähren!"

Er rückte den Tisch beiseite, zog einen Stuhl heran und setzte sich der Bewußtlosen gegenüber, deren beide Hände er erfaßte und eine Weile zwischen seinen Handflächen hielt, während er seinen Blick ruhig auf sie heftete. Dann drückte er ihr die eine Hand flach unter die Magengrube und bewegte die andere langsam mit einem eigenthümlichen Streichen vor ihrem Gesicht auf und nieder, bis sie nach einigen Minuten mit einem tiefen Seufzer aus ihrem ohnmachtähnlichen Zustande erwachte, ohne jedoch sogleich Herrin ihrer Sinne zu werden.

— „Gott sey Dank!" stammelte Lisette, welche diesem Treiben mit wortloser Scheu und Ueberraschung zugesehen hatte, „so rasch ist noch nie einer der Anfälle vorübergegangen!"

„Bringen Sie die gnädige Frau rasch zu Bette und bewahren Sie sie vor aller Aufregung!" sagte Robert entschieden zu Lisetten. Die Ereignisse dieses Abends haben allzu erschütternd auf sie eingewirkt, und sie bedarf der Ruhe."

Er war allein, und stierte lange in das Licht der Lampe dann schraubte er den Docht derselben herunter, legte sich in den Sopha und versuchte einzuschlummern; aber lange bewies seine Unruhe, daß ihn der Schlaf floh. Die paar Stunden nach Mitternacht zogen träge an ihm vorüber, bis der erste hellgraue Schimmer im Ost auftauchte, und Wetz sich rasch aufrichtete und ermunterte.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Pariser Mysterien.

Ein Sittengemälde der Gegenwart.

Von X. und Y.,
zwei unbekannten Großen

(Fortsetzung.)

30. Das Opfer eines Wahns.

Der Gärtner hatte Fräulein Madeleine v. Ronville in tiefer Ohnmacht in der grünen Allee am Boden liegend gefunden. Die Strahlen der Mittagssonne senkten sich tanzend durch die wallenden Zweige einer lichten nickenden Hänge-Esche auf ihr blasses Gesicht. Die großen Maaßliebchen, die Geschwister von jenen, welche Paul Montague mit der Ferse niedergetreten hatte, reckten ihre unschuldigen Gesichter in die Höhe, um ihr in's Antlitz zu schauen, und senkten sich dann beschämt, wenn sie sie betrachtet hatten. Die langen schwanken Grashalme fächelten die Ohnmächtige freundlich, und kleine Käferchen kletterten an ihnen wie an grünen Leitern empor, als wollten sie sehen was es gebe. Endlich flatterten auch glänzend weiße Schmetterlinge herbei und ließen sich einen Augenblick auf ihrer bleichen Stirne nieder. Fiel es nicht am Ende auch einer Biene bei, sie könnte von diesen Lippen Honig saugen? wir wissen es nicht, aber gewiß ist, daß die Bienen keinen Stachel darin zurückließen, weil sie blaß und regungslos waren.

Der Gärtner also fand Madeleinen. Er warf die Hacke von sich, murmelte ein Vaterunser, schlang dann seine Arme um die Ohnmächtige, ja nach seiner Ansicht schon Todte, und trug sie nach dem Schlosse, von woher man ihm entgegeneilte. Die sämmtlichen Hausgenossen schaarten sich um das Fräulein, als man es im Speisesaale auf den Divan gelegt hatte. Der alte Baron schämte sich seiner Thränen nicht, als er neben seinem Kinde niederkniete, seine Hand auf Madeleinens Herz legte und mit Entsetzen ausrief: „Es stockt!"

„Nein, der Puls schlägt noch, wiewohl sehr schwach," erwiderte Frau v. Ronville, welche Madeleinens Handgelenk erfaßt hatte.

Man brachte Stärkungsmittel herbei und rief sie mühsam wieder in's Bewußtseyn. Mit einem tiefen Seufzer schlug Madeleine die Augen auf und blickte ihren Eltern in's Gesicht. Etienne hatte schon Ninon bestiegen, um nach Vaud zu sprengen und den Arzt herbeizurufen. Madeleine bat ihren Vater mit so schwacher Stimme, daß er sein Ohr ganz zu ihren Lippen neigen mußte, um ihr Flüstern zu verstehen, er möge sie auf ihr eigenes Zimmer bringen lassen. Er fragte die Baronin, ob man die Kranke wegtragen dürfe, und sie bejahte es; es seye nur eine Ohnmacht gewesen und das Kind werde sich bald wieder erholen. Man brachte Madeleine auf ihr Zimmer und zu Bette. Nun erst bat sie ihre Eltern, namentlich den ganz bestürzten Vater, man möge das Gesinde hinwegschicken und ruhiger seyn um ihretwillen.

„Wie ist Dir nun, mein Kind?" fragte die Mutter, als die Mägde fort waren; „hast Du Schmerzen?"

— „Ja, hier," erwiderte sie und drückte ihre Hand auf die linke Seite.

„Hast Du Dich verletzt oder ist Dir etwas zugestoßen?"

— „Frage nicht, liebe Mutter! Davon ein andermal!" Sie stieß wieder einen tiefen Seufzer aus und schnappte dann wie nach Luft. Frau v. Ronville goß ihr einige Tropfen flüssiges Riechsalz zwischen die Lippen, und auf einige Minuten wurde sie wieder ruhiger. Endlich fragte sie: „Sag' mir, liebe Mutter, haben sie sich geschlagen?"

„Sie? — Wer denn, mein Kind?"

— „Ist er geblieben?"

Frau v. Ronville glaubte, Madeleine rede noch irre und erwiderte daher unbefangen: „Nicht doch, liebes Kind; niemand hat

sich geschlagen, und es ist auch keiner geblieben!" Allein diese Auskunft genügte dem Fräulein nicht; das arme Kind wollte noch eine Menge anderer Fragen stellen, allein seine Angst und Erschöpfung führte nur einen Anfall von hysterischem Schluchzen herbei, und als dieser vorüber war, verbot die Mutter ihr jeden Versuch zum Sprechen. Der herbeigeeilte Doktor bestätigte dieses Verbot und versicherte die betrübten Eltern, der Zustand der Kranken seye bedenklich, sie habe ein nervöses Fieber. „Die Nerven," sagte er, denn die französischen Aerzte schreiben gerne jeden Anfall den Nerven zu, „die Nerven sind durch irgend eine große Aufregung erschüttert und entsetzlich angegriffen worden; die Veranlassung dazu kann schon einige Tage alt seyn, aber das Fräulein, das dieselbe hat verheimlichen wollen, ist ihr endlich doch unterlegen." Und nun erlaubte er sich seine Ansicht dahin zu äußern: der Aufenthalt in Paris mit seinen Aufregungen durch Tanz, Theater, Concerte, durchwachte Nächte u. s. w. könnten den Keim zu dieser Krankheit schon gelegt haben, — eine Vermuthung, welcher der Baron unbedingt beitrat. Die seltsamen Aeußerungen des Fräuleins maß der Arzt einem Anfall von Hysterie bei, der zwar noch nicht gefährlich seye, aber große Sorgfalt und die zarteste Behandlung in der Pflege heische; er ließ daher das Zimmer verdunkeln und jedes Geräusch von demselben fern halten, und einstweilen ging er hinunter, um sein Recept zu schreiben und eine Flasche von dem besten Burgunder des Barons zu trinken.

Der Arzt behielt theilweise Recht. Madeleine lag viele Wochen lang im Fieber darnieder; aber ob es ein nervöses, ein schleichendes oder irgend ein anderes war, vermögen wir aus Mangel an ärztlichen Kenntnissen nicht zu entscheiden.

Der Doktor hatte drunten kaum seinen Imbiß eingenommen und seine Flasche Burgunder ausgestochen, als Etienne auf den Zehen hereinkam und ihm winkte.

„Was gibt es?" fragte der Arzt.

— „Kann der Herr Doktor nicht auf einen Augenblick in's Dorf hinunterkommen? Man hat einen Mann hereingebracht, der den Kopf zerschlagen und die Schulter ausgerenkt hat."

„Wer ist es denn?" fragte der Jünger Aesculap's, der die ganze Nachbarschaft kannte.

— „Je nun, Herr Doktor, es ist der Sohn vom alten Legrand — Antoine, der früher hier Jäger auf dem Schlosse war."

„Der? Und wie kommt der Bursche plötzlich wieder hieher und zu seinem Unfalle? Ist ihm etwas auf der Jagd begegnet?"

— „Behüte, Herr Doktor!" die Jagdzeit ist ja noch nicht auf. Der Herr Doktor wissen vielleicht schon, daß Antoine unter der Polizei in Paris war? . . .

„Parbleu, nein! davon weiß ich kein Wort!"

— „Ei, der Bursche ist erst vor einigen Tagen hieher zurückgekehrt. Da war aber ein Herr auf dem Schlosse, ein vornehmer fremder Herr, der im Verdacht stand, er habe an einer Verschwörung gegen das Leben des Kaisers theilgenommen. . . ."

„Oh, oh! die Sache wird ernst — weiter! weiter!"

„Heute früh ist dieser Herr plötzlich davongeritten und hat dazu noch ein Pferd von unserem gnädigen Herrn entlehnt. Antoine ist ihm nachgeritten, die beiden sind handgemein geworden und der Flüchtling hat Legrand mit einer englischen Reitpeitsche mit einem Bleiknopf über den Kopf geschlagen, daß er zu Boden gestürzt ist. — So sagen wenigstens die Leute im Dorfe, während der alte Pierre darauf schwören will, daß der Engländer beim Wegreiten vom Schlosse nicht die Spur von einer Peitsche gehabt habe. Doch der Herr Doktor wird dieß ja selber beurtheilen können."

Der Doktor trank sein Glas aus und begab sich nach dem Häuschen des alten Legrand. — Für Antoine wäre es vielleicht ein Glück gewesen, wenn er sich in demselben Zustand befunden hätte wie Madeleine. Allein derartige Dinge bringen bei Männern eine ganz andere Wirkung hervor als bei Frauen. Der Doktor fand Antoine ganz wüthend darüber, daß der Engländer entwischt und er selbst — seiner Wunden wegen — außer Standes war, ihn zu verfolgen. Mit fürchterlichen Flüchen und Eiden schwur Antoine hoch und theuer, er wolle den schuftigen Ausländer doch noch in seine Gewalt bekommen; da niemand errathen konnte, was für ein Interesse er an der Gefangennehmung des Engländers habe, so maß er dieses wüthende Betragen seinem Dilirium bei. Endlich verlangte Antoine nach seinem Rocke, um dessen Taschen zu leeren; anstatt Madeleinens Brief mit dem einzigen Worte zog er aber aus seiner Tasche Paul's beide Zeilen. Diese übten eine augenblickliche Wirkung auf ihn aus, und stundenlang lag er ganz ruhig und versuchte über die volle Bedeutung dieser Worte in's Klare zu kommen. Am andern Morgen aber sandte er einen Boten an den Sektionschef der Kriminal-Polizei in Rennes ab mit Instruktionen, welche nichts weniger als Dank verriethen für Paul's Schonung. — — —

Wochen vergingen und mit ihnen Madeleinens Krankheit. Eines Tages war sie aufgestanden, saß am Fenster und starrte in die ziehenden Wolken. Frau v. Ronville saß ihr gegenüber in der andern Ecke des Fensters. Die Krankheit war allerdings bei dem Fräulein gewichen, aber ihre Spuren waren noch immer vorhanden: Der Geist hatte sein rechtes Gleichgewicht noch nicht wieder erlangt; der Körper war entsetzlich abgemagert und hinfällig geworden. Es war das erste Mal, daß Madeleine aus dem Bette war, und es kam ihr vor, als ob sie, die so lange zwischen Himmel und Erde geschwebt, in ihren Fieberphantasien, wieder in die alte Welt der Wirklichkeit zurückversetzt seye. Sie legte ihre hagere Hand, die so abgemagert und blutlos geworden war, daß man den Schatten durch sie hindurch zu sehen glaubte, auf der Mutter Stuhl und blickte ihr in's Gesicht.

„Beste Mutter," fragte sie schüchtern, „willst Du mir eine Frage beantworten? — Was ist aus Antoine Legrand geworden?"

Frau v. Ronville bebte zusammen; sie hatte immer geahnt, daß Antoine irgend wie in diese Sache verwickelt gewesen seyn müsse. „Er hat Ronville verlassen," erwiderte sie mit möglichster Gelassenheit; „er hat eine Anstellung in einem der Staatsgefängnisse erhalten."

„Ah!" sagte Madeleine, und blickte auf die trüben grauen

Wolken hinaus, wobei zum ersten Mal ein Lächeln um ihre Lippen zuckte. — „Liebe Mutter," fuhr sie dann nach einer Weile fort, „was ist aus Herrn Montague geworden?"

Frau v. Ronville konnte sich eines leisen Schauders nicht erwehren; sie hatte ihre Tochter während des Deliriums so oft Paul's Namen nennen hören. — „Er hat Frankreich verlassen, mein Kind," entgegnete sie ernst.

„Wirklich?" sagte Madeleine, und eine abermalige lange Pause trat ein.

Als Madeleine kräftiger wurde, führte man sie in den Garten unter die Rosen, wie sie es sich gewünscht hatte. Eines Tags kam der alte Baron, setzte sich zu ihr und plauderte freundlich mit ihr. Sie sprachen von alten Bekannten — von dem Vicomte de la Fossée, denn der alte Baron hielt dies Thema wenigstens für ein unverfängliches. Er erzählte, der Vicomte habe ungefähr vierzehn Tage nach ihrem Erkranken das Schloß Trénoi zum Verkauf ausgeboten, aber keinen Käufer gefunden, seye dann abgereist und habe seither nichts mehr von sich hören lassen. Da wandte sich Madeleine plötzlich zu ihm um und fragte: „Sind während meiner Krankheit keine Briefe für mich eingegangen?"

„Aha!" rief der Baron lustig und glaubte ihr damit ein Lächeln abzulocken, „Du hoffst wohl, der Vicomte habe an Dich geschrieben! Aber Du irrst. Beiläufig kann ich Dir jedoch sagen, daß ich schon seit dem Tage nach Deinem Unfall einen Brief für Dich bei mir trage. Er kommt zwar von einem Manne, den wir niemals wieder achten können, allein er war an Dich adressirt und darum habe ich ihn seither uneröffnet gelassen. Glaubst Du Dich stark genug, um ihn lesen zu können?"

Madeleine bejahte, und ihr Vater, der die Frauen ziemlich gleich wie die Männer behandelte, brachte Montague's Brief zum Vorschein. Er war in englischer Sprache geschrieben, und Madeleine, welche in ihrer Krankheit ihr Bischen Englisch beinahe verlernt hatte, mußte lange daran herumbuchstabiren, bevor sie ihn verstand.

„Dieser Brief ist von Mr. Montague, lieber Vater," sagte sie endlich; „glaubst Du, er werde jemals wieder nach Frankreich zurückkehren?"

Der Baron lächelte. Er konnte sich allfällig zu einer Nothlüge bequemen, allein seinem Kinde gegenüber war er keiner Unwahrheit fähig. Er wußte sehr gut, was aus Paul geworden war, aber er mochte es ihr nicht sagen. Er verneinte ihr einfach ihre Frage.

„Nun denn," fuhr Madeleine ganz ruhig fort, »mein Entschluß ist gefaßt; ich will bald ....«

— »Nun, mein Kind! was willst Du denn?« fragte der Baron und wartete gespannt, daß sie ihren Satz vollende.

»Nichts, lieber Vater!« erwiderte sie mit einem Seufzer; »ich werde es mir noch einmal überlegen und Dir alsdann mittheilen.«

Noch am selben Abend theilte der Baron diese Unterhaltung seiner Gattin mit und sagte: »Offenbar hat sie ein tiefes Interesse an jenem miserablen Engländer!«

»Armes Kind!« sagte die Baronin, »das wundert mich gar nicht von ihr, denn ich muß gestehen, ich hatte selber eine gewisse Zuneigung zu ihm. Es war etwas so Ehrliches, Biederes, echt Männliches an ihm — so ganz und gar anders, wie unsere Jungen Franzosen!«

— »Ja, Gottlob, etwas ganz And'res,« sagte der Baron; »aber was in aller Welt hat sie nur vor?«

»Ich weiß es nicht; vielleicht hat sie den Entschluß gefaßt, in's Kloster zu gehen, und in der That, nach all' dem Gerede, das über diese unselige Geschichte in Umlauf gekommen ist, hat sie so wenig Aussicht mehr auf eine passende Heirath, daß ....«

— »Wie, Madame? ich sollte meine Tochter, mein einziges Kind, von mir lassen? Nein, dazu gebe ich nie, niemals meine Einwilligung!«

Es wäre allerdings für uns ein großer, ein entsetzlicher Verlust; »allein wir müssen uns in Gottes Willen ergeben,« meinte die Baronin.

— »Je nun, wir wollen sehen.«

31. Hart Holz zu bohren.

Es war gerade acht Tage nach Paul's Flucht von Schloß Ronville, als er Vormittags mit den zu Markte ziehenden Landleuten in die bretagnische Stadt Vannes einzog. Dieß ist ein köstlicher alter Ort, einst zu Cäsar's Zeiten die Hauptstadt der Veneter, eines von Druiden beherrschten celtischen Stammes, der in Booten aus Thierhäuten lebte und zu welchem Julius Cäsar auf seinem gallischen Eroberungszuge nicht gelangte. Heutzutage ist es der Hauptort eines sehr armen und sehr dünn bevölkerten Bezirks, welchen noch ein Ueberrest von Nachkommen jener alten Veneter bewohnen, die beinahe ausschließlich nur ihr unverständliches Celtisch sprechen; und als Stadt ist es nur für den Touristen und Alterthumsforscher interessant. Da ich aber hier kein Reisehandbuch schreibe, so enthalte ich mich der Schilderung des Thurms des Connétable, welcher in einer Ecke der Stadt steht, und derjenigen der schmalen Straßen, der seltsamen altväterischen Häuser von rohem Stein und dunklem Eichenholz mit überhängenden hohen Stockwerken, deren Giebel sich beinahe über die unebenen krummen Gassen hinüber küssen. Ich ziehe daher vor, meine holden Leserinnen sogleich auf den Marktplatz zu versetzen, wo unsere Geschichte sich weiter entwickelt.

Es war Markttag, und die Landleute in ihrer seltsamen, alterthümlichen, bunten Tracht strömten von allen Seiten her dem länglichten, unregelmäßigen, mit Bäumen bepflanzten Viereck zu, welches von den paar wenigen stattlicheren Häusern dieser alten bretonischen Stadt umgeben ist. Die alte Kathedrale mit ihrem reich behauenen doppelten Portal von Sandstein steht in der einen Ecke, und dorthin wenden sich so eben Züge von alten Weibern mit Rosenkränzen in der Hand, und von Bäurinnen jedes Alters, welche vor dem Markte noch ihre Messe hören wollen. Die Männer aber, welche mit ihren Waaren zu Markte kommen, bleiben an der Ecke der Kathedrale stehen und buchstabiren erst die gelben, grünen, rothen oder blauen Anschlagzettel, welche dort an die Mauer geklebt sind, ehe sie in die benachbarten Schenken gehen, um ihr Glas Cider oder Branntwein zum Frühstück zu nehmen.

Paul war müde und hungrig; sein Geld war verzehrt bis

auf wenige Sous, und er hatte darauf gerechnet, hier in Vannes seine Uhr oder einen seiner Ringe verkaufen zu können, um sich weitere Reisemittel zu verschaffen. Auf dem platten Lande, welches er seither zu Fuße in verschiedenen Richtungen durchmessen hatte, war keine Gelegenheit gewesen, sich einer dieser Kostbarkeiten zu entledigen; aber in Vannes war ja ein Leihhaus, wo er ohne Aufsehen eine seiner Juwelen aufgeben konnte. In der Absicht, nach dem Leihhause zu fragen, mengte er sich unter den Trupp junger Bauern und Knechte, mit welchen er in die Stadt eingezogen war, und wollte mit denselben nach ihrem Absteigequartier in der Schenke. Als er an die Ecke kam, wo die Zettel angeklebt waren, fand er schon ein Gruppe Bauern und Bauernmädchen davor und Einer davon las mühsam von einer gelben Affiche herunter:

»Departement Morbihan. Zweihundert Franken Belohnung ...«

»Ah!« sagte ein hübsches Bauernmädchen mit frischen blühenden Wangen und sanften Zügen gespannt; „zweihundert Livres Belohnung? Hat jemand etwas verloren? Ach heilige Martha! wenn ich es nur finden möchte!"

„Hollah," sagte einer der jungen Burschen, „was ist das? Da ist ja ein Vermögen zu machen! Lies weiter, Servan, und lass' hören, auf welche Art die zweihundert Livres zu verdienen sind!"

Der Angeredete stützte beide Arme auf seinen langen Stock und las von vorne an:

„Departement Morbihan."

Zweihundert Franken Belohnung.

„Da ein gewisser Paul Montague, von Geburt ein Engländer, und erwiesenermaßen im Verein mit einigen bereits in Haft befindlichen Personen an einem niederträchtigen hochverrätherischen Komplott betheiligt, sich der polizeilichen Verfolgung entzogen hat und sich in diesem Departement einen Versteck gesucht haben soll, — so wird hiemit bekannt gegeben, daß die obige Belohnung an diejenige Person oder diejenigen Personen bezahlt werden wird, welche Mittheilungen über den Aufenthalt des Angeschuldigten zu machen oder sonst irgendwie zu seiner Habhaftwerdung mitzuwirken im Stande seyn werden. Zugleich wird jedermänniglich gewarnt, den obengenannten Verbrecher zu beherbergen und zu verstecken, oder ihm auf irgend eine andre Weise Vorschub zu leisten, bei Androhung strenger Bestrafung als Hehler und Mitschuldige. Der Angeschuldigte wurde zuletzt in der Gegend von Baud gesehen, und ist nach folgender Personalbeschreibung zu erkennen: — Größe: 1 Meter 78 Centimetres; — Wuchs: schlank aber symmetrisch; Haar: sehr hell; — Bart: kleiner Schnur- und großer englischer Backenbart; — Augen: blau, groß; — Nase: gerade, von griechischem Schnitt; — Hände: klein, weiß. Kleidung: ein Reitfrack mit runden Schößen, weites Beinkleid und Weste mit Shawlkragen aus hellgraubraunem, mit Roth melirtem englischem Sommerstoffe; Hemd mit steifem spitzem Kragen; seidene Cravatte mit goldener Busennadel.

„Er war begleitet von einer kleinen aber sehr wilden Bulldogge von schottischer Race, von grauer Farbe und mit langem, über die Augen hereinhängendem Haar. Der Hund soll angeblich bei der Verfolgung durch die Polizei verwundet worden seyn."

„Auskunft über ihn ist zu geben auf der Mairie jedes Arrondissements oder auf der Präfektur zu Rennes.

Gez. d'Antin, Präfekt."

Paul hatte diesen Steckbrief aufmerksam Zeile für Zeile gelesen, während ihn der junge Bauer vorlas, und konnte eine tiefe Bewegung nicht unterdrücken. Nachdem er noch einen Blick auf das hübsche Bauernmädchen geworfen hatte, welches die Worte begierig von des Vorlesers Munde abzulesen schien, wandte er der Kathedrale und den Bauern den Rücken, kaufte sich für seine paar Sous ein Stück Brod an einem Brodladen und wanderte in der Richtung, die ihm der Bäcker als die Straße nach La Trinité bezeichnet hatte, wieder zur Stadt hinaus, denn er wußte wohl, daß hier unter den civilisirten Städtern und unter den Augen der Polizei keine Sicherheit mehr für ihn seye, und daß der Versuch, als Matrose eine so werthvolle Uhr, eine Brillantnadel oder einen Ring mit Opal und Rosetten zu verkaufen oder zu verpfänden, unfehlbar zu seiner Entdeckung führen würde.

»So!« dachte er, als er, den in einen alten Shawl eingewickelten Hund unter dem Arme, auf die Landstraße hinauswanderte; »sie schlagen also mich und Smog mit einander auf zweihundert Franken an? Und was werden sie mit mir beginnen, wenn sie mich in ihre Gewalt bekommen? Mich auf Lebenszeit in eine enge Zelle einsperren? Erfreuliche Aussichten! Was für einen Nutzen kann denn mein armseliges nacktes Leben alsdann noch für die Menschheit haben? Aber es ist einmal so und scheint so seyn zu müssen; die Sicherheit des Staates heischt, daß unsere Leben fruchtlos und unnütz gemacht werden, und eine enge Zelle in Belle-Isle ist am Ende noch besser, als ein gelbes Fieber in Cayenne! — Es ist einmal der Welt Lauf so, und mir geschieht Recht. Ich habe mit scharfen Messern spielen wollen und kann mich nun nicht beklagen, wenn ich mich in die Finger schneide. Aber jedenfalls will ich mir meine Freiheit erhalten, so lange ich nur kann! Allein, in Einzelnhaft und Unthätigkeit eingesperrt zu seyn, das ist kein Leben mehr; das ist lebendiger Tod. Und ich mit meinen gesunden Gliedern und freiem Geiste, mit meinen fünfundzwanzig Jahren, mit meiner Welt- und Menschenkenntniß, ich der freie Weltbürger, frei von allen Vorurtheilen, habe die Pflicht der Selbsterhaltung und darf mich nicht wie einen Hänfling in einen Käfig von sechs auf sieben Fuß einsperren lassen! Frei will ich seyn, um jeden Preis! Ich habe nicht gegen Gott gesündigt, und darum will ich auch die Freiheit nicht aufgeben, die ich vielleicht noch zum Nutzen meiner Mitmenschen anwenden kann!«

Damit wanderte er weiter, die staubige Landstraße entlang, und fütterte den armen Hund, der von Zeit von Zeit mühsam neben ihm her hinkte. Montague's Füße waren wund von dem ungewohnten Gehen auf ungebahnten Feldwegen, welche die Sohlen seiner Stiefeln längst zerrissen hatten. Müdigkeit drückte auf alle Glieder seines seit mehreren Tagen schlechtgenährten Körpers, und er war kaum etwas über eine Wegstunde weit gegangen, so fühlte er sich so erschöpft, daß er nicht mehr weiter konnte, und sich genöthigt sah, in einem Walde in der Nähe

der Straße sich zu verkriechen, wo er kaum sich auf den Boden niedergestreckt hatte, als er in einen tiefen Schlaf verfiel.

Es mochte etwa sieben Uhr Abends seyn, als ihn der frische kalte Seewind wieder weckte. Er fühlte sich zwar erfrischt und ein neuer Mensch, aber gleichzeitig gewaltig hungrig. Ein leichtes Athmen dicht neben seinem Ohr lenkte seine Aufmerksamkeit auf den kleinen Hund, welcher noch fest schlief. Paul's Glieder waren ganz steif, und obwohl er sich augenblicklich munterer und etwas gestärkt fühlte, konnte er sich doch jetzt nicht verbergen, wie schwach er geworden war. Aber der Gedanke an seine gefährliche Lage, die Sehnsucht nach Freiheit, das Verlangen frei zu seyn von Gefahr, von Verfolgung, von Verdacht, trieben ihn weiter. Er raffte sich auf, nahm den Hund wieder unter den Arm und marschirte weiter, und im Gehen gewann er seine frühere Elastizität wieder. Er kam nach Auray, fürchtete sich aber die Stadt zu betreten. Als er jedoch nach dem Wege sich erkundigte, fand er, daß er die Stadt nicht umgehen konnte, sondern passiren mußte, und so ergab er sich denn darein und kaufte sich für seine letzten zwei Sou ein Stück schwarzes Brod.

Aber er durfte dieses Brod noch nicht essen; sein Gewissen sagte ihm, er habe es noch nicht verdient — er seye noch nicht in Sicherheit. Sein Plan war noch immer, den kleinen Hafen La Trinité zu erreichen, den kleinsten von allen Hafenorten der Bretagne. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß dort gerade ein englisches Kohlenschiff vor Anker liege, das in den nächsten Tagen wieder in See gehen werde, nachdem es seine Ladung gelöscht hatte. Dieß traf sich für ihn ganz erwünscht, denn er wußte, daß der Schiffer keinen bedrängten Landsmann im Stich lassen würde. La Trinité war nur vier Lieues oder Wegstunden von Auray entfernt; er konnte es also während der Nacht erreichen. Er beschloß auf halbem Wege sein Abendbrod mit dem Stücke Schwarzbrod zu halten, und dann erst vollends nach dem Hafen zu wandern.

Gesagt, gethan! Er schlenderte durch die Vorstadt. Der Körper hat ohne Zweifel eine große Macht über den Geist. Paul ging über die Brücke und lehnte sich über die Brustwehr, um die Sonne zu betrachten, welche langsam am Ende des langen waldigen Thales niedersank. Während er noch so da lehnte, kam ein Reisewagen herangefahren. Ein Reisekurier saß auf dem Kutschbock, ein breitschultriger englischer Lakai auf dem Hintersitze; im Reisewagen selbst aber waren vier unverkennbar britische Gestalten, nämlich ein Herr in mittleren Jahren mit dichtem eckigem Backenbart und einem Halskragen so steif wie sein Benehmen; ferner zwei dicke Wulstpuppen in Reisehüten von Bast und ein einfaches, unschönes aber freundlich aussehendes Mädchen von etwa 21 Jahren. Diese bildeten die Reisegesellschaft, die auf einer Vergnügungsreise durch Frankreich begriffen dieses Land abscheulich fanden, weil die Wirthshäuser der Bretagne nicht so behaglich und elegant eingerichtet waren, wie ihre eigene städtische Wohnung.

Der Reisewagen fuhr vor der Thüre des Pavillon d'en bas, gerade am jenseitigen Ende der Brücke, dem besten Gasthofe des Städtchens an, der freilich gegen die Londoner und Pariser Hotels nur ein wahres Caravanserai war. Als Paul herzu kam, hörte er jemand im Wagen ärgerlich schelten und zanken, und sah den Reisekurier in einer Haltung von respektvoller Verzweiflung am Wagenschlag stehen.

„Ich sag' Euch," rief der würdige Ochsenfleischfresser im Innern des Wagens, „daß dieß kein Ort ist, wohin eine Dame nur den Fuß setzen, geschweige denn worin sie übernachten kann."

— „Aber ich kann Monsieur versichern, daß es kein besseres Hotel in der Stadt gibt," erwiderte der Kurier. „Es gibt nur noch Ein andres Gasthaus hier, das aber weit unter diesem hier steht."

„Und ich sage Euch, daß ich es nicht glaube!" rief der dicke Brite. „Ich kenne diese Schliche der Kuriere schon. Ihr habt ein besonderes Interesse, daß wir hier übernachten, aber wir wollen uns dieß nicht gefallen lassen!"

Der Hunger quälte Paul in diesem Augenblick und er wußte, daß er keinen rothen Centime mehr in der Tasche hatte; da kam ihm der Einfall, einmal zu betteln, wozu er ja doch bald genöthigt seyn würde, und er wollte hier den Anfang machen. — 'Ich weiß,' dachte er, 'daß diese Engländer da, dieser feist und reich gewordene Talghändler oder Mützenmacher mit seinen Weibsleuten, mir nichts geben werden, aber ich möchte einmal wieder meine Muttersprache hören und mir die fetten Gesichter von jenseit des Kanals betrachten.' — Er trat daher zum Wagenschlage heran und nahm seine Mütze ab, was seinerseits keine Komödie war, denn Armuth, Hunger und Obdachlosigkeit demüthigen bald und zwingen uns, unseren eigenen Theorieen zum Trotz, die Welt mit dem gemeinen Maaßstab der Menschheit zu messen. Es war ihm zu Muthe, als ob diese Leute mit ihren Taschen voll Banknoten in der That himmelweit über ihm ständen, und er begann nun das zu begreifen, was er so oft an den unteren Klassen für Speichelleckerei angesehen hatte.

„Meine Damen," hub er in englischer Sprache an, „wollten sie nicht einem halbverhungerten Engländer eine kleine Unterstützung reichen?"

Die Damen wandten einfach den Kopf ab, allein als der Kurier wegging, um verschiedene Erkundigungen in dem Gasthofe einzuziehen, warf der Engländer dem Bettler einen Blick düstrer wilder Drohung zu und rief in sehr schlechtem Französisch: „Packt Euch!"

„Ach Herr, wenn sie wüßten, wie sehr ich unter Hunger und Ermüdung leide!"

— „Fort! packt Euch hinweg!" brummte der Brite barsch.

„Er ist ein Engländer, Papa!" wandte die Tochter mit bescheidenem Fürwort ein.

— „Nicht im mindesten! Diese Franzosenbettler sind solch gewandte Betrüger, daß sie jede Sprache unter der Sonne reden können, wenn es ihren Zwecken dient."

„Um Vergebung, Sir," sagte Paul, „ich bin in Wirklichkeit ein Engländer, einer von Ihrer großen Nation und für den Augenblick ganz unbemittelt — ich kann sie versichern ..."

— „Ei, seht doch den unverschämten Burschen!" rief der Brite; „behauptet da, er seye am Verhungern und doch sieht ihm hier ein großes Stück Brod aus der Tasche."

„Und doch ist Beides wahr, Sir," entgegnete Paul, ohne auf das kränkende Beiwort zu achten. „Dieses Stück Brod, die herrliche Mahlzeit für einen Mann, der heute seine acht

Wegstunden zurückgelegt und noch vier weitere zu machen hat, wurde um mein letztes Stück Kupfergeld gekauft. Es wird gerade hinreichen, um mich und meinen Hund heute Nacht vor dem Hungertod zu bewahren; allein was soll alsdann aus uns Beiden werden?"'

— „Guter Freund," bemerkte hier eine von den Wulstpuppen in Crinoline und Seide; „wir geben nie ein Almosen an Bettler — wir haben uns dieß zum Grundsatz gemacht!"

Und vermuthlich auch sonst Niemanden, ausgenommen bei einer Bettelpredigt oder wenn die Liste der Unterzeichner in den 'Times' veröffentlicht wird! dachte Paul mit mehr Wahrheit als Milde, und erwiderte dann laut: „Ach, Madame, als ich noch ein reicher Mann war, hielt ich diesen Grundsatz ebenfalls für einen sehr weisen; allein nun habe ich durch Erfahrung ermittelt, daß wenn man neun unwürdigen, nur vom Bettel lebenden Müßiggängern gibt, der zehnte ein Mann oder ein Weib seyn kann, den einige Pfennige vom Hungertod oder sogar vom Verbrechen gerettet haben würden. Bedenken Sie, daß derjenige, welcher seinen Bruder in Bedrängniß sieht — denn von seiner Achtbarkeit sagt die Bibel nichts — und sein Herz dem Mitleiden verschließt . . ."

„Heda, guter Freund," rief nun der dicke Brite, der nicht länger an sich halten konnte, „wenn Ihr Euch nicht sogleich packt, so werde ich genöthigt seyn, die Polizei zu Hülfe zu rufen!"

Paul konnte der Versuchung nicht länger widerstehen, diesen gemeinen Emporkömmlingen die Augen zu öffnen, und sagte stolz: „Wenn Sie mich in der Pariser guten Gesellschaft träfen, z. B. bei Lord Cowley oder Lady Plantagenet, so würden Sie mich anders behandeln. Sie würden mir fünf Pfund leihen und mich zu Tische laden; aber nun . . ."

„Gendarme!" rief der wüthende Brite einem stämmigen dumm aussehenden Handlanger des Gesetzes zu, den Paul nicht bemerkt hatte; „removy cet homme, il disturbe moi, et ma famille!"

Obschon der tapfere Wächter des Landfriedens die Worte nicht verstand, so war doch die Geberde voll Entrüstung von Seiten des Sohnes Albion's nicht zu mißkennen.

„Allons!" rief der Gendarme mit einer herrischen Handbewegung; „ah mais bigre, wenn Ihr nicht geht, muß ich Euch mitnehmen. Kommt her und zeigt Euren Paß, junger Mann!"

— „Paß?" wiederholte Paul; „den hab' ich natürlich nicht — ein englischer Matrose, der von einem Hafen zum andern reist, braucht keinen Paß!"

„Und wohin wollt Ihr?"

— „Nach Lorient," versetzte Paul mit einer Nothlüge, denn die Wahrheit zu sagen, wäre sicheres Verderben für ihn gewesen.

„Und was habt Ihr hier?"

— „Meinen Hund."

„Wie? dieß soll ein Hund seyn? Ich habe all mein Lebtage noch keinen solchen gesehen."

— „Nun denn, würdiger Bengel," erwiderte Paul auf Englisch, „so nimm die Gelegenheit wahr und erweitere Deine beschränkten naturwissenschaftlichen Kenntnisse!"

Der barsche, sauertöpfische Gendarme, welcher, wie seinesgleichen alle, nichts so sehr liebte, als Andere auszufragen, begann mit ziemlicher Neugier an dem armen Smog herumzutasten, da rauhhaarige Dachshunde noch etwas Nagelneues in der Bretagne zu seyn schienen; aber in seiner barschen plumpen Weise stieß er zufällig an Smog's verwundetes Bein und dieser, der nicht mit sich spaßen ließ, fuhr herum und schnappte nach den Fingern des Haltefest.

„Au weh!" rief der Gendarme und schüttelte die Hand schmerzlich. „Ich werde Euch zum Maire bringen, weil Ihr einen Hund ohne Beißkorb bei Euch habt und Ihr sollt mir . . ."

Allein abermals begünstigte das Glück unsern Helden. Die Straße von Auray bildet einen entsetzlich steilen Abhang und ist schlecht gepflastert. Während die Beiden sich mit einander herumstritten, kam ein von Stieren gezogener Bauernkarren die Straße herunter gefahren. Bei einer scharfen Wendung scheuten die beiden Zugthiere an dem schwerfälligen Reisewagen des Briten und bogen seitwärts aus, wodurch der Karren einen Stoß erlitt, aus dem hölzernen Radschuh gerieth, und nun durch sein Gewicht die Ochsen rasch vollends den Abhang herunterschob und gegen den Reisewagen schleuderte, daß der eine Stier mit dem ganzen Kopf zum Wagenschlag hinein kam. Zetergeschrei der Damen im Wagen, das Schimpfen des Beefeater und die französischen und bretonischen Flüche des Postillons und der Zuschauer heischten laut das Einschreiten des Gendarmen, der hier einen ernsten Fall vor sich sah und sich schnell nach dieser Seite wandte. Paul aber mochte längeres Verweilen für gefährlich halten, machte sich daher die Gelegenheit zu nutze und entwischte unbemerkt während des Auflaufes.

Als er die Stadt ein Stück weit hinter sich hatte, kam er an eine Stelle, wo die Landstraße sich theilt. Welche von beiden Straßen sollte er nun einschlagen? Wegzeiger waren nicht da und vergebens wartete er lange auf jemand der des Weges daher käme, um sich zurecht weisen zu lassen. Endlich kam ein bretagnischer Bauer mit breitrandigem Schlapphut und langem, über den ganzen Rücken hinunterhängendem Haar daher und sang eine wilde bretonische Melodie; allein als der Engländer eine Frage an ihn richtete, gab er kopfschüttelnd auf Bretonisch zu verstehen, daß er des Französischen nicht mächtig seye. Endlich schlug Montague in der Verzweiflung den Weg zur Rechten ein. Die Gegend war wild und sehr öde, und die große Atlantis sandte ihre Winde in's Land herein, die in ungestümen Stößen über das Land hinfegten. Auf der einen Seite der Straße lief dichter Wald von kleinen dunklen Kiefern an einem langen Höhenzuge von zackigen Hügeln hinan; auf der andern erstreckten sich kleine buckelige Anhöhen kahl und unfruchtbar bis zum Strande des Oceans hinab. Von Zeit zu Zeit kam der Wanderer an einem gewaltigen unbehauenen Stein vorüber, der auf seiner Spitze stand, und der nächtliche Wanderer wußte, daß die alten Celten denselben noch aufgestellt hatten; — aber zu welchem Zweck? Um die letzte Ruhestätte eines Druiden zu bezeichnen? Um die letzten Strahlen der untergehenden Sonne aufzufangen, welche die alten Celten in ihrem blinden engherzigen Materialismus als die Spenderin alles Lebens verehrten? Wer kann dieß heutzutage sagen? Die Druiden sind ausgestorben, ohne ein schriftliches Denkmal ihres Glaubens und ihrer Lehre zu hinterlassen. Der Celte der Gegenwart ist der arme bretonische Bauer, der von der Größe seiner Urväter nichts geerbt hat, als ihre Sprache und ihren Aberglauben. Was ist er gegenüber von jenen Männern, welche einst Vercingetorix um sich versammelte, um sein Land zu vertheidigen und sogar einen Julius Cäsar davon zurückzutreiben? — gegenüber von jenen Männern, denen Cervorix der Barde einst zur dreifachen Harfe sang? Nur diese Steine stehen noch; zweitausend Jahre voll Sturm und Wind, tausend Jahre des Christenthums haben diese Steine nicht beseitigt. Als stumme Zeugen einer fernen Vorzeit erzählen sie noch von einem mächtigen Geschlechte, das Gott in irgend einer unbekannten Form anbetete und jene Steinblöcke auf unbekannte Weise und zu unerklärlichen Zwecken aufstellte, — aber vermuthlich als Symbole ihres Glaubens, als Zeugen ihrer Anerkennung des Daseyns eines mächtigern Wesens als der Mensch ist, — als stumme und doch gewaltige Denkmäler von der Vergänglichkeit alles irdischen Glanzes und Stolzes!

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaction verantwortlich: Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

Arnold Nobeling.

Historische Erzählung von Amely Godin.

(Schluß.)

7.

Drängend folgten sich nun die Begebenheiten für die glücklich Vereinigten und nur mit allgemeinen Zügen können wir von hier an der Schilderung ihres Lebens folgen. Wenn auch ihre Gestalten, die uns hoffentlich lieb geworden, nicht aus dem Rahmen schwinden, so ist doch das bewegte Zeitbild, das sich nun seinem Abschluß nähert, zu vielgestaltig und bedeutend, als daß uns Veranlassung gegeben wäre, auf die Stimmung und täglichen Erlebnisse der einzelnen Hauptfiguren näher einzugehen.

Nach wenigen Tagen traf die Antwort des Königs von Polen auf Arnold's Bericht ein; er schrieb eigenhändig und drückte seine wärmste Anerkennung des ihm geleisteten wichtigen Dienstes, seine innige Vaterfreude mit der ihm eigenen einnehmenden Weise aus. Sein Befehl lautete, daß die bisherigen Pflegeeltern der Prinzessin sie in Arnold's Begleitung sogleich nach Stettin bringen sollten, wo die Königin, die er selbst mit der Freudenbotschaft der Auffindung des verlorenen Kindes bekannt gemacht hätte, sie erwartete. Sobald er seine Schutzbefohlenen der Königin übergeben haben würde, sollte Arnold sich in das schwedische Lager zu ihm begeben, um ausführlichen Bericht über seine Sendung zu erstatten.

Obgleich nun auf diese Weise eine nahe Trennung den Liebenden bevorstand, fühlten sie doch all zu lebhaft ihre Verpflichtung, hier nicht in egoistischer Weise zu zögern, als daß sie ihren Aufenthalt in Breslau länger ausgedehnt hätten, als die nothwendigsten Reisevorbereitungen es erforderten. Martha besonders, die durch die Pflege des ihr anvertrauten Kindes das Muttergefühl kennen und würdigen gelernt hatte, sah mit lebhafter Theilnahme dem Augenblick entgegen, wo es ihr vergönnt seyn sollte, die geliebte Kleine in die Arme ihrer Mutter zu führen. Während der wonnigen Reisetage gehörten die drei beglückten Menschen noch ungestört und unbehindert einander an; eine Welt von Plänen und Mittheilungen ward ausgetauscht; mancher Rückblick auf die Vergangenheit schob sich zwischen die Aussicht einer vielverheißenden Zukunft.

Zwar hatten die Freunde sich vor kaum zwei Monaten in Scheßlitz getrennt; wie viel Erlebtes hatte sich aber namentlich für Arnold in diesen kurzen Zeitraum zusammengedrängt! Das Geschwisterpaar, das die kleine Landstadt vor kaum vierzehn Tagen verlassen hatte, erzählte dem Freunde unaufgefordert Manches von dort, wonach er aus leicht erklärlicher Befangenheit zu fragen unterließ. In dem Städtchen hatten inzwischen manche Veränderungen stattgefunden. Das Schloß stand leer, denn der Baron hatte sich vor mehreren Wochen mit seiner Schwester nach Dresden begeben. Nach einer Abwesenheit von sieben in Polen verlebten Jahren war August in die Hauptstadt seines Erblandes zurückgekehrt, und kaum hatte sein üppiger Hof dort wieder Wurzel gefaßt, als Frau von Hoym, die zwei Jahre später zur Reichsgräfin von Cosel erhoben wurde, die Baronin von Rechenberg zu sich einlud. Ihr Bruder hatte sie nach Dresden begleitet und war bis jetzt noch nicht zurückgekehrt. Wenn hierbei auch die Mittheilungen des Malers stehen bleiben mußten, so sey es uns gestattet, hier einige Worte über die Zukunft Louisen's von Rechenberg einzuschalten, da ihre Gestalt uns im Verlauf dieser Erzählung nicht mehr begegnen wird.

Die eben erlebte Herzensniederlage hatte der schönen Frau die Aussicht auf den Wiedergewinn ihrer früheren glänzenden Stellung doppelt reizend gemacht. Mit einem Gemisch von Zorn und Schmerz hatte Arnold's Benehmen sie getroffen; doch fand sie Waffen des Spottes und der Eitelkeit genug in sich, um den Schmerz zu ersticken und den Zorn in Geringschätzung zu verwandeln. Mit einer Offenherzigkeit, die ihrem schillernden Wesen entsprach, dem die Treue des Gemüthes nie eigen gewesen war, sagte sie sich überdieß, daß sie ihre ländliche Herzensidylle schwerlich auf Kosten der neuen glänzenden Aussichten würde durchgeführt haben, und ihr rascher Geist baute auf diese Einladung nach Dresden sogleich den Plan, dort nach und nach die Befreiung und Gnade des Grafen Beichlingen zu vermitteln, und durch ihn vielleicht dieselbe glänzende Stellung wieder zu gewinnen, wie früher.

Ihr Sturz hatte sie vorsichtig gemacht, sie nahm ihre früheren zuvorkommenden Manieren wieder an und war verbindlich gegen Jedermann, wodurch sie sich bald viele Anhänger gewann. Mit ihrer gewöhnlichen Gewandtheit wußte sie sich der jetzt über den König herrschenden Favoritin bald so ganz zu bemächtigen, daß Frau von Hoym sie nicht mehr entbehren konnte. Doch kostete es derselben viele Mühe, den König zu bestimmen, die Baronin wieder zu sehen und sie öfters um sich zu dulden; das geschickte Benehmen Louisen's, die sich keineswegs aufdrängte, sondern sich beständig den Anschein gab, als liebe sie jetzt die Zurückgezogenheit und beabsichtige nichts, als einige Reste ihres Vermögens zu retten, brachte es aber unmerklich dahin, daß der König sie fast täglich zum Souper bei Frau von Hoym zuließ, wenigstens keine Einwendung gegen ihre Anwesenheit machte. Obgleich der König sie haßte, und sie dieß wußte und aufrichtig erwiderte, gelang es ihr dennoch, ihn oft so angenehm zu unterhalten, daß er die Zeit vergaß, und selbst immer wieder neue Scherze mit ihr anknüpfte. Mit großer Klugheit und Vorsicht verfolgte sie Schritt für Schritt ihren geheimen Plan. Niemals nannte sie Beichlingen's Namen, doch suchte sie seine früheren Anhänger auf, gab ihnen unter verschiedenen Vorwänden Pensionen und benützte sie für ihre Pläne. Unter dem Vorgeben eigener Angelegenheiten machte sie kleine Reisen, um allerwärts die Stimmung für den Großkanzler zu sondiren, und nachdem es ihr endlich auch gelang, Frau von Hoym für ihn zu interessiren, war der Weg zu seiner Befreiung angebahnt. Wirklich erhielt er seine Begnadigung; scheinbar zwar unter herben Bedingungen, doch hatte August in seiner gewohnten zweideutigen Weise diese nur der Gegner Beichlingen's wegen vorgeschoben, und ihm durch den Gemahl der Frau von Hoym ganz anders lautende Vorschläge machen lassen. Da sein großer persönlicher Einfluß auf August bekannt war, fand sich der frühere Großkanzler sogleich bei seiner Entlassung aus dem Sonnenstein von einer großen Anzahl von Schmeichlern und Anhängern umgeben, die erwarteten ihn bald wieder in der früheren einflußreichen Stellung zu sehen.

Alle seine Bestrebungen richteten sich auf das Ziel, sein

einstige Macht wieder zu gewinnen, und mit der Undankbarkeit eines echten Höflings vermied Beichlingen jede Annäherung an Louise von Rechenberg. Er wußte recht gut, daß seine Befreiung das Resultat ihrer unausgesetzten Bestrebungen sey, doch kannte er auch des Königs innerliche Abneigung gegen sie und nun, wo sie keine Staffel, sondern nur ein Hinderniß für seine Zwecke seyn konnte, bot die längst verloschene Leidenschaft für ihre Person kein Gegengewicht mehr.

Noch in der Blüthe ihrer Jahre ward die Baronin von Rechenberg von einem langwierigen Leiden ergriffen, das ihre letzten Lebensjahre verbitterte. Obgleich sie nicht den früheren, weitausgedehnten Einfluß wieder gewann, fesselte sie doch überall einen großen Kreis um sich, und ihr in Karlsbad erfolgter Tod riß eine fühlbare Lücke für Viele.

Fern lag aber dieß Ende noch zu der Zeit, wo Arnold mit großer Befriedigung vernahm, daß die schöne Frau nun in einen Lebenskreis eingetreten sey, wo sie ihm so leicht nicht wieder begegnen würde. Mit heiterem Erstaunen ließ er sich erzählen, daß sein Freund, der junge Doktor Vogler, im vollen Zuge der Werbung um die hübsche älteste Tochter des Amtmannes sey, und in der von Arnold freigelassenen Stellung reichliches Einkommen und allgemeine Beliebtheit gefunden habe. — Herr Metzler ward in dem Bericht der Scheßlitzer Persönlichkeiten auch um so weniger vergessen, als es wirklich etwas von ihm zu berichten gab; der alte Knabe ging ebenfalls auf Freiersfüßen, und hatte dem Maler vor dessen Abreise mit doppelter Feierlichkeit in dem stets wichtigen Gesichte anvertraut, daß der Engel binnen kurzer Zeit eine junge Wirthin aufweisen könnte.

Wie behaglich war es, diese Plaudereien zwischen die Erinnerungen der unvergeßlichen, in Scheßlitz zusammenverlebten Zeit einzustreuen! Ergriffen hörte Arnold, daß seine Abreise damals nur dem schon gefaßten Beschluß der Freunde zuvorgekommen sey, und dessen Ausführung dadurch unnöthig gemacht hatte. Der Gedanke, wie leicht es möglich gewesen wäre, daß diese ganze, für so Viele hochwichtige Angelegenheit vielleicht für immer der Aufklärung hätte entbehren können, erfüllte ihn immer von Neuem mit Aufregung und dem wärmsten Dank gegen den Lenker aller menschlichen Schicksale, und ließ ihn während der beglückenden Reisetage die schöne Gegenwart als ein Wunder empfinden.

Der Hofcavalier, der die Reisenden bei ihrer Ankunft in Stettin empfing, war von der Königin beauftragt, ihr die kleine Prinzessin zunächst nur in Martha's Begleitung zuzuführen. Schon beim Beginn der Reise hatten die Geschwister den väterlichen Namen wieder angenommen, und aus der Begrüßung, die ihnen von Seiten des Kämmerers zu Theil ward, ging hervor, daß die Königin das früher angenommene Verhältniß entweder nicht kannte, oder doch jedenfalls den freundlichen Takt hatte, das junge Geschwisterpaar den neugierigen Commentaren ihrer Umgebung nicht auszusetzen.

Martha's Herz schlug zum Ersticken, als sie, ihren Pflegling an der Hand, das Schloß betrat. Zu dem aufregenden Gedanken, einer Mutter, der Königin ihres Landes, ein längst verloren geglaubtes Kind zuzuführen, gesellte sich der Schmerz, nun der Trennung von der Kleinen entgegenzugehen, die ihr so theuer geworden war, wie man alles lieben lernt, das mit Leiden und Opfern erkauft wurde. Der Augenblick war gekommen. Bange schmiegte sich Maria an die junge Pflegemutter, als eine hohe Gestalt mit leidenschaftlicher Bewegung an ihr niedersank und sie mit heißen Küssen in die Arme schloß. Katharina Opalinska, Stanislaus' Gemahlin, war eine imposante Brünette von fünfundzwanzig Jahren; ihre Haltung war königlich, jede ihrer Bewegungen edel, die Harmonie ihrer klassischen Züge brachte fast den Eindruck der Kälte hervor, wenn man sie in ihrer gewöhnlichen Stimmung sah. Wer aber die Königin in diesem Augenblicke geschaut hätte, wie sie in knieender Stellung das zarte Kind in ihren Armen hielt und seine blonden Locken mit heißen Thränen befeuchtete, der würde keinen Ausdruck in dem edlen Antlitz vermißt haben.

Die schüchternen Augen der kleinen Prinzessin, die sich von den stürmischen Liebkosungen der fremdgewordenen Mutter etwas beängstigt fühlte, wendeten sich beständig zurück nach Martha, die sich etwas zurückgezogen hatte, und dadurch ward die Königin gleich unter dem Eindruck des ersten Freudenschauers auf sie aufmerksam. Liebevoll schloß sie das junge Mädchen in die Arme, das ihrem Kinde ein Jahr lang Mutter gewesen war, und tausend Fragen wechselten mit Aeußerungen einer tiefempfundenen Dankbarkeit.

War es das Bewußtseyn, daß die Liebe zur Pflegemutter dem Kinde jetzt noch Bedürfniß sey, daß ihre Vermittlung es erst wieder hier heimisch werden lassen würde, war es Martha's einnehmendes Wesen — genug, die Königin faßte in dieser ersten Stunde des Zusammenseyns eine entschiedene Vorliebe für das junge Mädchen und sprach sowohl ihr, als den beiden bald nachher zur Audienz berufenen jungen Männern die Erwartung aus, daß die Geschwister von nun an in ihrer nächsten Umgebung bleiben, und namentlich Martha sich ihr und Maria in der Weise widmen würde, die ihren eigenen Wünschen am besten entspräche.

Obgleich nun Arnold durch einen lächelnden Seitenblick auf seine Braut stumme Einsprache gegen dieses Verlangen that, so war es doch noch keineswegs an der Zeit, mit persönlichen Plänen und Wünschen hervorzutreten. Die Geschwister erklärten sich mit Freuden bereit, vorerst bei der Königin zu bleiben, und sie dann später, wenn die Zeit der Krönung herangereift wäre, nach Warschau zu begleiten. Dort hofften die Liebenden, sich wiederzufinden, und nachdem Arnold sich in Stettin zwei Ruhetage vergönnt hatte, zögerte er um so weniger abzureisen, als ihm ein Zusammenseyn mit Martha unter den jetzigen Verhältnissen nur höchst spärlich beschieden war. Mit einem Schmerz, den er selbst belächelte, aber nicht hinwegscherzen konnte, riß er sich los. Zwar sollte ihre Trennung aller Wahrscheinlichkeit nach nur von kurzer Dauer seyn, aber doch trug er es schwer, das kaum gesicherte Glück nun schon wieder in unbestimmter Ferne zu wissen. Vergebens schalt er sein ungenügsames Herz und suchte sich den Contrast zwischen dem ersten Scheiden und dem heutigen recht lebhaft vor Augen zu stellen — die Vergangenheit war nun einmal versunken, mit ihr das Leid, das ihr angehörte, und das neue Glück verlangte gebieterisch das Recht, auch seine eigenen Schatten werfen zu dürfen.

Als er bei Stanislaus I. anlangte, fand er den König in hochgespannter Stimmung. Es war für diesen Fürsten einer je-

ner Zeitpunkte gekommen, wo das Glück sein Füllhorn verschwenderisch zu leeren scheint — so verschwenderisch, daß der launischen Göttin meistens keine Spende für die Zukunft mehr übrig bleibt. Alles gelang ihm. Während die kaum gehoffte glückliche Entwicklung seiner Vatersorgen sein Herz beglückte, fanden sein Ehrgeiz und seine Vaterlandsliebe ebenso viel Befriedigung. Seine Angelegenheiten nahmen einen raschen und glücklichen Fortgang. Das Cirkular, das der Kardinal-Primas schon von Rawicz aus an den Adel hatte ergehen lassen, führte dem in Prozowicz, im Palatinat Krakau, anberaumten Reichstage eine große Anzahl von Deputirten zu. Zwar hatten sich anfänglich noch manche Stimmen für den König August erhoben, bald aber fügten sich auch diese den Meinungen der Mehrzahl, und es ward einstimmig beschlossen, sich der Conföderation anzuschließen, die in Großpolen trotz jeder Ungunst der Verhältnisse stets die Anerkennung Stanislaus' standhaft vertreten hatte. Es wurden vierzehn Deputirte ernannt, die im Namen des Reichsadels einer Versammlung vorstehen sollten, welche schon in vierzehn Tagen in Warschau zusammentreten und die Angelegenheit der Krönung zum Abschluß bringen sollte; sechs andere wurden gewählt, um das Lager des Königs von Schweden zu besuchen, und Stanislaus im Namen Aller die feierliche Anerkennung seiner Wahl zum Könige und das Gelöbniß der Treue auszusprechen, während einige Andere die Marschälle und Palatine des Landes, die sich nicht in Prozowicz eingefunden hatten, dazu bestimmen sollten, bei dem entscheidenden Reichstage in Warschau nicht zu fehlen.

Als Arnold eintraf, hatte Stanislaus eben die Deputation entlassen, die ihm die stets entbehrte Zustimmung aller Parteien zu seiner königlichen Würde zusicherte, und der Einfluß dieses glücklichen Resultates trug noch mehr dazu bei, das Herz des Königs für den Bericht seines Abgesandten mit unvermischter Freude zu öffnen. Da es der schriftlichen Mittheilung des jungen Arztes natürlich an Einzelnheiten hatte fehlen müssen, verlangte Stanislaus jetzt einen umfassenden Bericht, der mit Ausnahme von Arnold's und der Geschwister Orselski ganz persönlichen Verhältnissen, von unserm Freunde bis zu seinem ersten Zusammentreffen mit der kleinen Prinzessin in Scheßlitz zurückgeführt wurde.

Der König übergab Arnold ein Schreiben des Cardinal-Primas, worin derselbe dem Wunsche Stanislaus', den jungen Arzt in Zukunft an seine eigene Person zu fesseln, zuvorkommend beistimmte. Der Cardinal lobte den jungen Mann mit Nachdruck wegen der Gewandtheit, womit er in so kurzer Zeit den gegebenen Auftrag erledigt hatte, und gab ihm, ohne sich das Recht zuzugestehen, über ihn zu verfügen, volle Freiheit, dem Wunsche des Königs zu Folge in seiner Nähe zu bleiben. Die Befürchtung, die Stanislaus ausgesprochen haben mochte, daß die ärztliche Stellung, die Doktor Robeling bei dem Cardinal eingenommen, ihn etwa für denselben nicht leicht entbehrlich mache, war mit dem Bemerken zurückgewiesen, daß seine in jüngster Zeit schwankende Gesundheit ihn ohnehin genöthigt habe, seinen früheren Leibarzt aus Warschau zu sich kommen zu lassen, ehe der junge Mann zurückgekehrt war, dem er dort mit Vergnügen als einem Diener seines Königs begegnen werde.

Mit Befriedigung nahm Arnold die angebotene Stellung an, die ihm nun endlich nach so manchem Schicksalswechsel ein dauernder Hafen der Zukunft werden sollte, und ihn auch mit der Geliebten rascher zusammenführen würde, als dieß geschehen wäre, wenn er sich von hier aus dem Cardinal sogleich wieder angeschlossen hätte. Der König theilte ihm mit, daß, nach einer Andeutung des Prälaten, derselbe dem Reichstage in Warschau nicht persönlich beiwohnen, sondern vorerst in Danzig bleiben wolle, wohin er sich von Prozowicz aus zurückbegeben hatte.

In rascher Folge drängten sich nun die Ereignisse. Der anberaumte Reichstag trat in der zweiten Hälfte des Septembers zusammen, und die Deputirten fanden sich dort in noch weit größerer Anzahl ein, als in Prozowicz. Alle schienen einig; die beiden versöhnten Parteien gaben August ganz entschieden auf, vernichteten die Akten der Reichsversammlung, die dieser Fürst in Sandomir abgehalten hatte, und bestimmte den siebenten Oktober als den Tag der Krönung Stanislaus' I. Noch immer hatte sich der Pabst bemüht, August von Sachsen zu unterstützen. Nachdem er vergebens den Cardinal-Primas nach Rom citirt hatte, bedrohte er alle Bischöfe von Polen, die in dem Entschluß beharren würden, ihren zuerst gewählten König entthronen zu lassen, mit schweren geistlichen Strafen. Es wurden deßhalb von dem heutigen Reichstage aus neue Vorstellungen an ihn gerichtet, daß es sich um keine Privatpartei, sondern um das gesetzmäßige Zusammentreten der ganzen Republik handle, die den Entschluß, August abzusetzen und Stanislaus zu wählen, freiwillig gefaßt habe; der heilige Vater wurde deßhalb beschworen, den Abschluß einer Sache, von der die Ruhe des Staates abhing, nicht mehr zu durchkreuzen. Clemens XI. schwieg bei dieser allgemeinen Stimmung des Landes, aber es war leicht zu erkennen, daß es nicht das Schweigen der Zustimmung war.

Es wurden nun große Vorbereitungen zu der nahe bevorstehenden Krönung in Warschau gemacht. Eine Deputation begab sich nach Danzig, um den Kardinal-Primas einzuladen, die Krönung zu vollziehen. Der Prälat lehnte es aber ab, dieß zu thun, indem er sich mit Unwohlseyn und der Unsicherheit der Wege entschuldigte, die allerdings durch die noch immer nicht ganz zurückgedrängten sächsischen Corps für hochgestellte Persönlichkeiten beunruhigend waren; selbst die Deputirten Großpolens hatten schwedisches Geleit in Anspruch genommen, um sich bei dem Reichstage einzufinden. Niemand glaubte an die angegebenen Gründe. Es war leicht zu durchschauen, daß der stolze Prälat Warschau nicht eher betreten wollte, als bis der König, mit positiver Macht begleitet, im Stande war, ihm alle seine Güter und Besitzungen, alle weltlichen Attribute seiner hohen Stellung zurück zu erstatten. Auch das Unwohlseyn, das der Cardinal als einen der Gründe seiner Weigerung angab, ward für einen Vorwand gehalten; der Beweis des Gegentheils sollte aber in ganz unerwarteter und erschreckender Weise gegeben werden, indem der hochberühmte Prälat schon acht Tage nach der Krönung des Königs einer Krankheit erlag, die mit diesem leichten Unwohlseyn begonnen hatte.

Als Arnold am ersten Oktober im Gefolge des Königs in Warschau eintraf, fand er die Geliebte und den Freund bereits dort anwesend. Die Königin hatte sich mit ihren Kindern schon einige Tage früher dahin begeben, und der Tag des Eintreffens Stanislaus' war für Viele ein Freudentag. Das königliche Paar, nach so schweren Prüfungen und Sorgen endlich wieder nach

langer Trennung vereint, mehr als je zur Dankbarkeit gegen Gott und zur warmen Menschenliebe gestimmt, sah beglückt der nächsten Zukunft entgegen. Zu eng waren die drei Menschen, deren inneres Leben wir seit einigen Monaten verfolgt haben, mit der Geschichte des königlichen Hauses verflochten gewesen, als daß nicht schon in den ersten Stunden, die das königliche Paar in einsamem Gespräch zusammen verlebte, die Rede auf sie gekommen wäre. Mochten die Ereignisse, die Stanislaus im Laufe eines Jahres die Krone Polens gegeben, genommen und wiedergegeben hatten, für ihn, den Mann und Staatsbürger, auch an der Spitze alles Erlebten stehen, — für die Königin, für die Mutter waren der Verlust und der Wiedergewinn ihres Lieblings das Erste und Höchste.

So streute sie denn auch in die Zukunftspläne, die alle Glücklichen sich machen, sogleich ihre Absichten für die ihr lieb und wichtig gewordenen jungen Leute ein, die ihr Kind so treu behütet hatten. Ihr Fraueninstinkt hatte längst aus Martha's Erzählungen herausgefühlt, daß das persönliche Geschick des jungen Mädchens tiefer in die Ereignisse, die sie berichtete, verwebt seyn mußte, als sie zugeben wollte. Der liebreichen Güte, womit sie Martha's Vertrauen zu gewinnen suchte, gelang es bald, ein offenes Geständniß alles Erlebten aus ihr zu locken, und mit tiefer Rührung sagte sich die Königin, daß hier mehr als Pflichterfüllung ihrem Kinde zu Theil geworden sey. Mit lebhafter Empfindung beschloß sie Martha's Herzensglück, das um ihres Interesses willen dem Scheitern so nahe gewesen war, das so schmerzliche Prüfungen bestanden hatte, so bald als möglich sicher zu stellen, und erfuhr mit Befriedigung, daß Arnold bereits an das königliche Haus gebunden sey. Noch an demselben Tage, der den König nach Warschau geführt hatte, ließ Katharina den jungen Arzt zu sich rufen, und verlobte in Gegenwart des Königs und ihres ganzen persönlichen Hofstaates das liebenswürdige Paar, das mit allgemeinem Interesse betrachtet wurde, da es jetzt dem Hofe bekannt war, welche Rolle die anmuthige Braut in der Geschichte des königlichen Hauses gespielt hatte.

Am dritten Oktober begab sich der König Stanislaus aus dem Palast von Bilinsky, den er bewohnte, nach der Kirche von St. Johannes, um zu schwören, daß er die pacta conventa (Gesetze des Staates) getreu halten wolle. Ein stattliches Gefolge umgab ihn. Die Wagen der Palatine und der Deputirten begannen den Zug, die der Bischöfe und Senatoren folgten ihm. Eine große Anzahl reichgekleideter Edelleute zu Pferde ritten vor dem Wagen des Königs, in dem er sich allein befand, und seine ebenfalls berittenen gardes du corps folgten demselben.

Der König durchschritt in edler Haltung das Schiff der durch eine doppelte Reihe von Fackeln erleuchteten Kirche bis zum Hochaltar, wo ihn der Bischof von Lemberg im höchsten geistlichen Ornat erwartete. Die hochgewölbte Kirche bot in der flackernden Beleuchtung ein Bild von eigenthümlichem Reiz. Die glänzende, im Schmuck der reichsten Gewänder und Juwelen strahlende Umgebung des Königs, die Masse des versammelten Volkes waren scharf beleuchtet, während nur hie und da einzelne Parthien der Kirche fast geisterhaft aus dem Schatten hervortraten, den der dunkle Abendhimmel über die hohen Fenster breitete.

Mit klarer, weithin schallender Stimme verlas der Erzbischof die Artikel der pacta conventa und die Eidesformel. Stanislaus ließ sich auf ein Knie nieder und leistete den Eid, indem er die rechte Hand auf das Evangelium legte.

Hierauf kehrte der Zug in derselben Ordnung zurück, nur saßen jetzt der Erzbischof von Lemberg und der Bischof von Kammin auf dem Vordersitze des königlichen Wagens. Noch an demselben Abend begaben sich der König und die Königin incognito nach dem Schloß, um sich dort mit Fasten und in völliger Zurückgezogenheit zu der bevorstehenden Feier vorzubereiten.

Am Tage der Krönung verfügten sich die Gesandten des Königs von Schweden gegen zehn Uhr Morgens in das Schloß, wo sie mit aller Auszeichnung empfangen wurden, die dem großen Einfluß, den Karl XII. auf Polens Geschick ausgeübt hatte, angemessen war. Sie fanden im ersten Hofe ein Bataillon unter den Waffen, das sie mit wirbelnden Trommeln begrüßte; als sie ihre Wagen verließen, empfing sie der Hofmarschall Poninsky am Fuß der großen Treppe, während Graf Sapieha, der Großkommissär von Litthauen, sie oben erwartete und bis zum Saal der Garden führte, wo der Oberst derselben, Poniatowski, ihnen entgegen kam. An der Schwelle des Vorzimmers des Königs befand sich der Castellan von Siradien mit einigen Deputirten, welche die Gesandtschaft im Namen des Königs und der Republik begrüßten; im Vorzimmer selbst erwartete sie der Großschatzmeister von Litthauen, dem heute die Funktionen eines Großmarschalls übertragen wurden, und führte sie in das Kabinet der Majestäten, in deren Gefolge sie sich nach der Kirche begaben.

Dort waren die Anordnungen in folgender Weise getroffen. Im Chor, dem Hochaltare gegenüber, auf einer Estrade, die mit demselben in gleicher Höhe war, erhoben sich zwei Throne, von reichen Thronhimmeln überwölbt, und von Gardisten umgeben. Eine Seite des Chores war für die Generäle und schwedischen Offiziere bestimmt, die andere für die Edelleute, und für die geistlichen und weltlichen Würdenträger der Republik. Zwischen dem Altar und der ersten Kirchenbank befanden sich drei reich in Gold gestickte Lehnstühle für die schwedischen Gesandten.

Dem Chor gegenüber, links vom Hochaltar, befand sich das Fenster eines Zimmers, das mit dem Schlosse zusammenhing, und von dem aus die Könige von Polen gewöhnlich die Messe hörten. Dieses Gemach war heute bestimmt, den König von Schweden aufzunehmen, der mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, incognito zu bleiben, am Abend vorher in Warschau eingetroffen war, und mit dem Grafen Piper, dem Prinzen von Württemberg und einigen schwedischen Edelleuten der Ceremonie beiwohnen wollte. Diesem Fenster gegenüber befand sich ein kleiner Balkon für die Mutter des Königs und die vornehmsten Damen.

Die Edelleute, die zum Gefolge der schwedischen Gesandtschaft gehörten, eröffneten den Zug; ihnen folgten die Prälaten Polens und ein großer Theil des Adels. Nach ihnen kam der Schwertträger von Posen mit dem Degen, der Kastellan von Radicz mit dem Reichsapfel, und der Kastellan von Junez, Wladislaw, mit dem Scepter, endlich der Großgeneral von Litthauen und der Kastellan von Siradien mit der Krone. Diesen Insignien des Königthumes folgte der Schatzmeister, Graf Sapieha, als Großmarschal der Krone.

Des Königs hohe Gestalt erschien nun; er war vollständig bewaffnet, trug einen purpurfarbenen Mantel, mit Hermelin gefüttert, und schritt zwischen dem Großkommissär Polens, Graf Potocki, und dem Starosten Sarieha. Nach ihm folgte die Königin in einem Gewande von Silberstoff; ihr ganz aufgelöstes, nur leicht gelocktes Haar floß ihr über die Schultern, und die Fülle dieses natürlichen, durch das Herkommen so angeordneten Schmuckes, erhöhte noch den imposanten Eindruck ihrer Erscheinung; Baron Horn, der erste Gesandte des Königs von Schweden, war ihr Führer, während die beiden andern, Wechsleger und Palmberg, ihr folgten. Eine große Anzahl von Damen und Offizieren schlossen den Zug.

Sobald die ersten Personen desselben in der Kirche waren, begann die Musik gleichzeitig auf den drei Tribünen, wohin sie vertheilt war. Die Insignien des Königthums wurden in die Hände der Prälaten gelegt, die sie auf dem Hochaltar deponirten, während die Führer des Königs und der Königin das hohe Paar zu den Thronen geleiteten. Dort empfingen zwei Bischöfe den König und führten ihn zum Hochaltar, während die Königin zwei anderen Prälaten nach der Sakristei folgte.

Der Erzbischof von Lemberg stand im vollen Ornat vor dem Altar, und der Bischof von Kammin führte ihm Stanislaus mit folgenden Worten zu: „Unsere Mutter, die heilige Kirche, wünscht, daß dieser tapfere Edelmann, Stanislaus Lescynski, der zum König der Republik Polen gewählt ist, gekrönt werde."

Der Erzbischof frug darauf: „Ist Stanislaus Leszcynski dieser Wahl würdig, und ist es seine Absicht, die Pflichten des Königs treu zu erfüllen?"

Ein lautschallendes: „Ja!" war die Erwiderung des Bischofs. Nun kniete Stanislaus nieder, der Bischof nahm ihm den Helm ab, und bei der athemlosen Stille, die alle die Tausende gefesselt hielt, welche die weite Kirche füllten, sprach der König mit klarer, ruhiger Stimme sein Glaubensbekenntniß und beschwor, die Königspflichten treu zu erfüllen und die pacta conventa zu halten, während seine beiden Hände auf dem Evangelium ruhten.

Nun kniete der Erzbischof und mit ihm alle anderen Geistlichen nieder; Stanislaus aber warf sich mit ausgebreiteten Armen zur Erde, und blieb in dieser Stellung, während die Litaneien und noch einige andere Gebete gesungen wurden. Erst dann setzte sich der Erzbischof auf seinen bischöflichen Sessel und der König erhob sich auf seine Knie. Nachdem Stanislaus von dem Hermelinmantel entkleidet war, salbte ihm der Erzbischof mit dem Daumen der rechten Hand die innere Fläche der Hände, den Ellbogen und die Schulter, indem er die Worte aussprach: „Ich salbe Dich zum König im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen."

Nachdem der Bischof den König mit frischem Brod und Baumwolle abgetrocknet hatte, führte er ihn in die Sakristei, wo er die militärische Tracht mit einem weißen, geistlichen Gewande vertauschte, das die Bestimmung hatte, ihm einst wieder als Sterbekleid zu dienen. Dann ward er zum Altare zurückgeführt, wo der Erzbischof ihm den bloßen Degen übergab; der König reichte die Waffe dem Schwerdtträger, der sie in die Scheide steckte und Stanislaus umgürtete, der nun den Degen von Neuem zog und mehrmals durch die Luft schwang, um den Gebrauch anzudeuten, den er nur zur Ehre Gottes und zum Wohl des Landes fortan von seiner Waffe machen wolle.

Nun setzte ihm der Erzbischof die Krone auf das Haupt, worauf ihm die Bischöfe das Scepter in die rechte, den Reichsapfel in die linke Hand legten, und ihn zum Throne zurückführten. Jetzt ward die Königin aus der Sakristei abgeholt, und die hauptsächlichsten Ceremonien der Krönung widerholten sich. Als sie nach deren Beendigung zum Throne geleitet ward, trugen sieben Damen ihre Schleppe. Von diesem Augenblicke an gruppirten sich alle Personen von Bedeutung um die beiden Throne, wo das königliche Paar dem Te Deum beiwohnte, während dessen drei Kanonensalven im Schlosse abgefeuert wurden, und nach dessen Beendigung die Majestäten das Abendmahl unter beiden Gestalten empfingen.

Nachdem hierauf der Erzbischof ihnen und dem Volke den Segen ertheilt hatte, rief der Großmarschall der Krone mit schallender Stimme: „Es lebe der König und die Königin!" Tausende von Stimmen wiederholten den Ruf, nicht in der Kirche nur, auch aus den Schaaren von Menschen, die den Hof derselben und den Schloßplatz erfüllten. Der einstimmige Jubelruf weckte ein mächtiges Echo in der Brust des Königs. Erst heute fühlte Stanislaus sich wirklich als der Herrscher Polens. Die Empfindung, die ihn bei der ersten Mittheilung, daß Karl XII. ihn zu August's Nachfolger bestimmt hätte, zu dem Ausrufe veranlaßte: „Nur die freie Wahl der Nation kann mich zum König machen — was sollte aus unserer Freiheit werden, wenn Karl XII. mich auf den Thron setzt!" — diese Empfindung hatte ihn nie verlassen. Schwer drückte das Bewußtseyn, einen großen Theil des Landes und seiner mächtigsten Vertreter gegen sich zu haben, ihn während der kurzen Zeit seiner Regierung im vergangenen Jahre, und bei aller Mäßigung seines Charakters, bei aller Bescheidenheit seines Selbstgefühls, regte sich in diesem Augenblick ein Gefühl hohen Triumphes in ihm, als er sich von den Vertretern aller Parteien umgeben, von Freund und Feind ohne Einschränkung anerkannt sah. Stets war seine Stellung eine bevorzugte gewesen; als der Sohn eines ausgezeichneten und hochangesehenen Vaters, der ihm eine treffliche Erziehung gab, waren seinen ungewöhnlichen Fähigkeiten schon früh alle Wege geebnet. Schon mit zwanzig Jahren hatte Stanislaus Aemter bekleidet, die für seine frühe Einsicht Zeugniß ablegten, hatte bald nachher als außerordentlicher Gesandter beim Großsultan seine diplomatischen Talente geltend gemacht, und sich später als Woiwode von Posen und General von Großpolen so hohes Vertrauen erworben, daß die Wahl des Abgesandten der Conföderation zum König von Schweden auf ihn gefallen und dadurch die erste Stufe zu dem jetzt erreichten Thron erstiegen war. Kaum 28 Jahre alt, fand er sich nun als König eines der größten Reiche Europa's, denn damals war Polen nordwärts durch das baltische Meer, im Orient durch die Tartarei, südlich durch die Walachei und Ungarn, im Westen aber durch Pommern, Brandenburg und Schlesien begrenzt.

Nachdem der festliche Zug in derselben Ordnung, wie er gekommen war, die Kirche verlassen hatte und zum Schloß zurückgekehrt war, hielt dort der Bischof von Kammin im großen Empfangssaale eine Rede an die Majestäten, in der er die Senatoren und den Adel vertrat. Der Schatzmeister erwiderte die-

selbe im Namen des Königs und der Königin, worauf beide Stände, die Würdenträger des Reiches und der Adel zum Handkuß zugelassen wurden.

Ein festliches Gastmahl beschloß die öffentliche Feier für die nächste Umgebung der Majestäten, obgleich das Fest des Volkes nun erst begann, und mit aller Freigebigkeit und Fülle jener Zeit angeordnet war.

In dem Saale, wo die Majestäten speisten, waren drei Tafeln gedeckt, deren mittelste viereckig war und auf einer erhöhten Estrade stand. Dort nahmen der König, seine Mutter und seine Gemahlin Platz, und wurden von den ersten Würdenträgern bedient; unter den Letzteren befanden sich auch die Gesandten des Königs von Schweden. An der großen Tafel zur Rechten saßen die Senatoren und Prälaten, links die Damen, und eine große Anzahl schwedischer und polnischer Herren. Erst als der Abend sank, zogen sich die Majestäten in ihre Gemächer zurück.

Martha, die als Zuschauerin voll Theilnahme den Ceremonien der Krönung in Begleitung Arnold's und ihres Bruders beigewohnt hatte, war längst wieder in ihrem, neben dem Gemach der Prinzessin Maria gelegenen Zimmer, und ordnete dasselbe freudig, da die beiden jungen Männer die Abendstunden bei ihr zubringen sollten. Während sie sich jedoch in dem anmuthigen Geschäft, den Tisch mit einigen herbstlichen Blumen zu schmücken, unterbrach, um näher kommenden Schritten zu lauschen, trat statt der Erwarteten eine Kammerfrau der Königin bei ihr ein, der ein Bedienter als Träger eines großen Korbes folgte. Erstaunt sah das junge Mädchen die Kammerfrau ein kostbares Gewand von weißem, silberdurchwebtem Stoff aus demselben nehmen, und hörte, daß es der Wunsch der Königin sey, sie, mit diesem Kleide geschmückt, sogleich in ihren Gemächern zu sehen.

Ueberrascht, daß man sie am Abende eines Tages, der für die hohe Frau so reich an Aufregung und Ermüdung war, noch beschied, folgte Martha der gegebenen Weisung, überließ ihre zarte Gestalt und ihr schönes Haar der ordnenden Hand der Zofe und folgte ihr mit einiger Spannung. Unter dem kleinen Cirkel vertrauter Diener, die den König und die Königin umgaben, suchte und fand das liebende Auge des jungen Mädchens sogleich die Gestalten des Geliebten und des Bruders.

Die Königin trat Martha mit liebevollem Ausdruck entgegen. „Der Tag, der unser Glück geweiht, soll auch dem Deinigen den Segen des Himmels geben, mein liebes Kind!" sprach sie voll Huld. „Ich selbst will Dir den Myrthenkranz auf die Locken setzen, und der König wird Dir den Gatten zuführen." Zärtlich küßte sie die erröthende Stirn des jungen Mädchens, das sich tiefbewegt vor ihr niederbeugte, nahm aus der Hand einer ihrer Damen den Brautkranz und drückte ihn auf das anmuthige Haupt Martha's. „Um meines Kindes willen hast Du eine Dornenkrone getragen," flüsterte Katharine, „und so möge der Himmel Dir diese Krone des Glücks dafür segnen!"

Die Flügelthüren öffneten sich, und unter dem Schimmer von hundert Kerzen, im Gewinde so frischer Blumen, als sey der Mai noch nicht verschwunden, in dem ihre junge Liebe zuerst erblüht war, erblickte Martha einen Altar, dem der nun herantretende König selbst sie zuführte, während die Königin mit heiterm Lächeln Arnold herbeiwinkte, und ihn an die Seite der holden Braut geleitete. Der Bischof von Kammin vollzog die Trauung; ihn zu dieser, für ein bürgerliches Paar in jenen Tagen unerhörten Auszeichnung günstig zu stimmen, war ihm von der Königin die geheime Geschichte dieser Herzen, die in ihrer Entstehung und Entwicklung so eng mit der der jüngsten Prinzessin zusammenhing, mitgetheilt worden, und er verstand es in seiner kurzen Ansprache an die Neuvermählten, diese Kenntniß ihnen allein verständlich und angreifend geltend zu machen.

So haben wir denn das junge Paar bis zu dem Punkt begleitet, der ihnen, wie wir sie kennen gelernt, das innere Glück verbürgt. Wer sie lieb genug gewonnen hat, um auch ihre äußeren Schicksale durch die Dauer ihres Lebens verfolgen zu wollen, der folge Stanislaus' wechselvoller Geschichte, die über das abgeschlossene Bild, das wir zu zeichnen versuchten, hinausreicht. Nie haben Arnold Nobeling und seine Gattin, nie hat Fritz Orselski das Königspaar fortan verlassen. Nachdem sie die Gaben des Glückes mit ihnen getheilt, das die Dankbarkeit dieser edlen, wahrhaft fürstlichen Naturen verschwenderisch über sie ausgoß, so lange dieß in ihrer Macht stand, theilten sie auch später Sorgen und Gefahr und die Verbannung der Heimathlosen.

In Weißenburg im Elsaß, wo Stanislaus durch den französischen Hof, nach dem Tode Karl's XII., eine dauernde Heimath fand, brachten auch die drei ihm so ergebenen Menschen den größten Theil ihres Lebens zu. Wohl suchte Maria, als sie in ihrem sechzehnten Jahre als Gemahlin Ludwig's XV. auf den französischen Thron gelangte, die stets geliebte und geehrte Pflegerin ihrer ersten Kindheit in die glänzenden Verhältnisse hineinzuziehen, die ihr selbst so überraschend zu Theil wurden. Martha war aber des stillen Glückes, das sie den Ihrigen bereitete, Arnold seines ausgedehnten ärztlichen Wirkungskreises zu froh, um noch an der Schwelle reifer Jahre eine neue Existenz beginnen zu wollen. Nur Fritz, der ohnehin immer nur als Zugvogel das Stillleben in Weißenfels genossen hatte, fand in Paris für sein herrlich entwickeltes Talent jetzt ein doppelt fruchtbares Feld. Sie alle haben in häuslichem Glück, in frischem und segensreichem Wirken ihr volles Genügen gefunden. Stanislaus aber hat es trotz seiner trefflichen, durch das Unglück noch veredelten Gemüthsart nie verschmerzt, daß sein geliebtes Weib den letzten Schlaf in fremder Erde schläft; und obgleich er das ihm zugetheilte Herzogthum Lothringen mit voller Hingabe und väterlicher Sorgfalt bis an sein Ende regierte, so blieb doch das letzte Wort, was er unter der Qual eines schmerzesvollen Todeskampfes murmelte: „Polen!"

Die Scilly-Inseln.

Eine Naturstudie am Meeresstrande.

Von G. H. Lewes. *)

Der Lenz war da, die Stürme der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche vor der Thüre, und die Scilly-Inseln winkten mir

*) Dem bekannten englischen Biographen Goethe's; wir entlehnen obige kurze Skizze dessen „Naturstudien am Seestrande; Küsten-

wie Sirenen von ihren gefährlichen Küsten herüber. Das Wetter war so unsommerlich wie möglich; es schneite und hagelte um die Wette, so daß meine staunenden Freunde einen Augenblick berechtigt schienen, meine Abreise zu solcher Zeit und nach einem solchen Orte als eine Art von Wahnsinn zu betrachten. Indessen, der höchste Tiefsinn steht mit dem Wahnsinn in enger Verwandtschaft, und insofern darf ich vielleicht auf besonderen Tiefsinn Anspruch machen. Auf alle Fälle lag in diesem „Wahnsinn doch Methode;" denn wenn ich die Küste nicht vor den Aequinoctialstürmen erreichte, so war die Ueberfahrt noch gefährlicher als gewöhnlich, und da die Ebbe sich bekanntlich gleich nach diesen Stürmen weiter zurückzieht als sonst, so hat man die schönste Gelegenheit zur Jagd auf den Felsen, und der Wogenschlag bringt zu dieser Zeit willkommene Schätze an's Ufer. Der 15. März war also der späteste Tag, den ich für die Abfahrt bestimmen konnte, und an diesem Tage trat ich wirklich die Reise an.

Warum ich gerade auf die Scilly-Inseln so erpicht war, ist nicht ganz leicht auseinander zu setzen. Ich war einmal für diesen Fleck Erde besonders eingenommen, und keine Beweisgründe konnten mich davon abbringen. Der mächtigste Antrieb lag jedenfalls in meiner gründlichen geographischen Unwissenheit, welche diese Inseln mit geheimnißvollem Zauber umkleidete. Zu einer Zeit, wo Damen in vier Tagen eine Vergnügungsreise nach Algier ausführen oder den Nil hinauffahren, wie sie früher eine Fahrt durch Frankreich machten, hat jedes Stückchen Land, das noch nicht bereist ist, ein gewisses Interesse; und von den Schaaren der Reisenden, die auf Abenteuer oder Vergnügen ausgehen, ist Scilly noch eben so unberührt wie Timbuctu. Zwar legen Schiffe genug dort an; aber wem fällt es ein dahin zu gehen? Als ich in einem Laden einen kleinen Einkauf machte, fragte mich die wohlwollende Frau mitleidig, ob ich durch ungünstiges Wetter an diese einsame Küste verschlagen sey; sie konnte sich offenbar nicht vorstellen, daß ein Engländer von gesunden Sinnen dahin reisen sollte. Uebrigens sind sie auch nicht so ganz leicht zu erreichen; es ist „eine gefährliche Sandbank, wo die Gerippe von manchem stattlichen Schiff begraben liegen." Ich brauchte bei ungünstigem Winde zehn Tage, um hin zu gelangen, und wenn es mit Bahnzügen, Postwagen und Winden noch so günstig geht, sind zum allerwenigsten drei Tage erforderlich. Diese Schwierigkeiten bewahren Scilly vor der Plage der Besucher.

Ueberdieß ahnte mir, ich würde dort für meine naturwissenschaftlichen Forschungen ein reiches Feld finden, und mit diesem doppelten Rückhalt konnte ich den Sturm der spöttischen Fragen über mich ergehen lassen: Gibt's da auch was zu essen? sind die Inseln bewohnt? spricht man da auch Englisch? sind die Menschen da civilisirt?

---

bilder aus Devonshire, den Scilly-Inseln und Jersey." Deutsch bearbeitet von Julius Frese. Berlin, Franz Duncker. 1859.

Die Scilly-Inseln sind eine zahlreiche Gruppe kleinerer Inseln und Eilande, ungefähr unter dem 50.° nördl. Breite und dem 11.° östl. Länge von Ferro, seewärts vom Kap Landsend, der südwestlichsten Spitze von Cornwall, und somit eigentlich schon im atlantischen Ocean gelegen, dessen Wogenschlag ihre Felsen im Lauf der Zeiten von den Felsenbergen Cornwall's losgerissen zu haben scheint.

Widrige Winde und „schmutziges Wetter," wie es die Seeleute nennen, hielten mich eine Woche lang in einem Wirthshause in Penzance auf, wo eine Harpyie in mittleren Jahren eine Brut von jungen Harpyien heranbildete; alle habsüchtigen Leidenschaften einer Wirthin waren bei ihr in Folge ihrer Wittwenschaft, die, wie man oft bemerken kann, im Weibe die ganze Schärfe seines Wesens hervortreibt, zur vollen Höhe gesteigert worden. Hat der Leser jemals in einer Schifferkneipe logirt und entsinnt er sich ihrer alle Kunst überbietenden Zierrathen, der Kasten mit ausgestopften Vögeln und Fischen, der Muscheln auf dem Kamin und der Kupferstiche an den Wänden: der „Abfahrt des Matrosen," wo das Weib in Thränen ist und die Kinder gefühlvoll dastehen, und der „Rückkehr des Matrosen," wo die Frau ihm entgegenlächelt und die Jugend Luftsprünge macht? Meine Zimmer waren mit allen diesen Wundern ausgestattet und enthielten außerdem noch eine möglichst ungetreue Abbildung der Brigg Triton, wie sie in einen undenkbaren Hafen von Marseille einlief; ihr zur Seite das Bild des dahingeschiedenen Gatten, des Inhabers der Brigg, in dem wohlbekannten Style ausgeführt: ein blendend weißer Hemdskragen, aus dem ein feierlich ausdrucksloses Gesicht emporragt, auf dunkelbraunem Hintergrunde. Der Selige schien vor Erstaunen außer sich zu seyn, daß ich es wagte in solch ein Haus zu kommen, das mehr Ruine als Gasthof war. Alles und Jedes in dem Hause schien an der englischen Krankheit zu leiden; die Stuhllehnen gaben unharmonische Töne von sich, wenn man sich unvorsichtig daranlehnte; der Feuerrost brach fortwährend von seinen unsicheren Stützen; die Gardinenstange am Bett fiel mir vor die Füße, als ich den Vorhang zuzuziehen versuchte; die Thüren schlossen nicht; selbst der Theekessel hatte einen „wackligen" Deckel, der schlechterdings nicht zuzumachen war. Ja, die Zerrüttung erstreckte sich wunderbarer Weise auch auf die sittliche Welt.

Die sittliche Welt zeigte großartige Gegensätze. Auf der einen Seite verrieth die Rechnung die sorgsamste wirthschaftliche Beobachtung jeder Kleinigkeit; auf der andern zog mir die Andeutung, ob nicht die Reste des gestern aufgetragenen Geflügels heute zum Frühstück dienen könnten, von Seiten der Wittwe einen Blick des schmerzlichsten Vorwurfs zu, dem eine Art von Schluchzen und ein Stillschweigen folgte, das nur durch die Ablenkung des Gesprächs auf völlig andere Gegenstände gebrochen ward: der Blick, das Schluchzen, das Schweigen bezeichneten klarer als Worte die niedrige Meinung, welche die Wittwe von ihrem Schlachtopfer hegte. So tief sie es auch schon früher gestellt haben mochte, zu solchen Tiefen war sie bis dahin noch nicht hinabgegangen; die Nachfrage nach einem elenden Rest von Geflügel ließ sich wirklich nur mit Schweigen beantworten. Und so ward sie beantwortet. Ich sah von dem Vogel nie Etwas wieder.

An solch' einem Orte eingesperrt, die Aequinoctialstürme immer näher drohend, die Sachen gepackt, die Seele ohne Ruhe — so kann man sich den freudigen Eifer vorstellen, womit ich am Morgen aus dem Bette sprang, als ein Matrose von dem Postschiff herüberkam, um mir zu sagen, die Anker seyen gelichtet und sobald ich am Bord sey, werde man segeln. Dieß war früh um sechs; halb sieben verließ die Ariadne, die zwischen den Scilly-

Inseln und Penzance den Postdienst besorgt und überhaupt den Verkehr vermittelt, den Hafen und erreichte Scilly um ein Uhr. Es war Donnerstag den 26. März 1857. Hundert Jahre früher, am 27. Mai 1752, ging Borlase, der große Alterthumskenner, dessen „Bemerkungen über den vormaligen und gegenwärtigen Zustand der Scilly-Inseln" sich unter meinen Büchern befanden, in der Schaluppe Godolphin früh um sieben unter Segel und gelangte Abends gegen neun in die Nähe der Insel, wagte sich aber nicht völlig hinan, weil „ein sehr dichter Nebel eintrat und die Seeleute anfingen besorgt zu werden, ob sie auch das richtige Fahrwasser nach St. Mary's Island finden würden; zuweilen glaubten sie Land zu erkennen, waren aber immer ungewiß, welchen Theil der Insel sie vor sich hätten. Dieß bestimmte uns denn," — sagt Borlase — „fortwährend zu laviren und so den Morgen zu erwarten. Wir befanden uns in dieser Zwischenzeit sehr unbehaglich, und man kann sich denken, mit welcher Ungeduld wir dem Anbruch des Tages entgegensahen. Der Morgen kam, allein der Nebel blieb so dick, daß es uns nichts nützte." In diesem Nebel fuhren sie fort umherzukreuzen, unter steter Angst, in den schmalen Meerengen festgeklemmt zu werden; um sechs Uhr jedoch klärte der Himmel sich auf und zeigte ihnen St. Mary's Island in dichter Nähe. „Wir waren so echte Seeleute," — sagte er — „daß wir die Gefahr, der wir eben entronnen waren, im Augenblicke vergaßen und uns an der Hoffnung bald im Hafen zu seyn und an dem ungewöhnlichen Anblicke des ganzen aus Felsen bestehenden Landes zu beiden Seiten erfreuten. Es war Crow's Sund, und ich muß bekennen, daß mir sein Anblick großen Genuß gewährte, was man wohl theilweise dem plötzlichen Uebergange aus der Unsicherheit in Sicherheit zuschreiben mag, aber doch nicht ganz: denn die Inseln und Felsen bilden um diesen Sund einen ganz allerliebsten Kranz, und etwas Aehnliches habe ich sonst nie gesehen. Die grünen Abhänge der kleinen Insel strecken sich bis zum Rande des Wassers hinab und sind da bald mit Felsen von mannigfachen Formen umkränzt, die, während man heransegelt, hier und da wie verzauberte Schlösser hervorspringen, bald mit Streifen weißen Sandes eingefaßt."

War das eine Reise im wunderschönen Monat Mai, so konnten wir im stürmischen März wohl zufrieden seyn, mit sechs Stunden davon zu kommen. Daß unsere Reise kürzer war, ist gewiß; ob sie auch angenehmer war, mag dahingestellt bleiben; nur soviel kann ich behaupten, daß sie auch nicht im allerweitesten Sinne des Worts zu den angenehmen Dingen gezählt werden konnte. Erstens hatte ich kein Frühstück gehabt, um den Tag damit anzufangen, und die Küche der Ariadne war ganz ohne Vorräthe. An erheiternden Thee oder aromatischen Mokka, um sich im Frühnebel etwas zu erwärmen, war nicht zu denken; wir priesen uns glücklich, daß wir mit philosophischer Entsagung einen trockenen Zwieback hinunterwürgen durften. Zu dieser Entbehrung kam noch der Regen, der uns in die Kajüte und in unsere Schlafstellen hinabtrieb. In diesen engen Behältnissen blieben wir, bis uns die freudige Nachricht, wir seyen am Ziele, mit plötzlicher Energie durchdrang und die vergangenen Stunden wie einen qualvollen Traum von unserer Seele streifte. Mit Ausnahme der kurzen Zwischenräume des Schlafs und des halben Irrsinns waren diese Stunden trostlos. Die Kälte, die sich durch keine Anhäufung von Decken, Mänteln und Theerjacken abhalten ließ, schien langsam in das innerste Mark des Lebens zu dringen. Die Empfindungen, welche die Seekrankheit umspielen, brauche ich nicht näher anzudeuten. So oft meine Vernunft sich von diesen Empfindungen genügend frei machen konnte, um thätig zu seyn, trat der Gedanke hervor, wie viel anziehender die Beschäftigung mit der Zoologie in behaglichen Wohnungen sey (wo die Mächte des Handels und der Civilisation, in Gestalt der Herren Lloyd, Bahn und Damon, der Wissenschaft ihre Dienste darbieten und unsere Schüsseln und Gefäße für elendes Metall mit den ersehnten Geschöpfen anfüllen), als dieses tolle Unternehmen, sich „meerdurchfliegenden Schiffen" anzuvertrauen, um sich selbst seine Thiere zu liefern. Dieser Gedanke kam allerdings; aber dann sprach die schwankende Vernunft wieder das Urtheil über solche niedrige Auffassungen, solche unzeitige Gewissensbisse, solche unwissenschaftliche Feigheit. So peinlich die vorübergehenden Qualen seyn mochten, jedenfalls mußten sie vorübergehen; und wie mußte der erlöste Geist in seiner neugestärkten Kraft sich erhoben fühlen, wenn er die Wochen des Genusses mit den Leiden verglich, die er ihretwegen erduldet hatte.

Wie gesagt, am Ende waren wir glücklich da. Voll neuen Lebensmuthes eilte ich mit wankenden Schritten die Treppe hinauf und gelangte auf das Verdeck, wo das helle Sonnenlicht eine Scene enthüllte, die allein voller Ersatz für alle überstandenen Leiden war. Wir befanden uns in St. Mary's Sund. Die Inseln rings um uns her, zehnmal größer als die Einbildungskraft sie sich vorgestellt hatte, und unendlich schöner. Ihre malerischen Reize hätte ich vielleicht noch mit gleichgiltigem Auge betrachten können; aber bei dem Gedanken an die Beute sprang mir das Herz empor wie ein Leopard. Das war der Reise werth! Die armen Teufel, die ruhig zu Hause sitzen und den Vorrath für ihre Kübel **kaufen**, wurden jetzt für ihren Mangel an Unternehmungsgeist mit erbarmungslosem Spott überschüttet. Von solchen Empfindungen gehoben, besorgte ich mir rasch eine hübsche Wohnung in der Post, von wahrhaft holländischer Reinlichkeit, schlang dann eine Tasse Thee und ein paar geröstete Brodschnittchen hinunter, um die irdischen Leidenschaften zu befriedigen, und eilte fort, um den Hunger der Seele durch einen Blick auf die Bucht und ihre Aussichten zu sättigen. Das Vorgebirge, auf welchem Star-Castle steht, bot einen schönen, luftigen Spaziergang über Dünen mit goldigem Ginster dar und gewährte dem Auge den weitesten Spielraum. Wie so ganz genoß ich diesen Spaziergang! Die Dünen waren so glänzend und geschmückt, daß man die Begeisterung Linné's bei seiner Ankunft in England nachfühlen konnte, der bei dem Anblick des Ginster's auf die Knie fiel und Gott dankte, daß er so etwas Schönes erschaffen habe.*) Die Dünen standen alle wie in Flammen von dem goldenen Schimmer der Blüthen. Hin und wieder sprang ein Kaninchen über den Weg, oder schüchterne Rehe traten aus den Massen der goldigen Büschel hervor. Ein Blick auf die zahlreichen Riffe und schmalen Buchten an der Küste erregte die Erwartung bis in die Fingerspitzen, denn er versprach mit Gewißheit

*) Wer die Ginstersträuche in Devonshire und Cornwall nicht gesehen hat, kann sich von ihrer Ueppigkeit und der Farbenpracht ihrer Blüthen keinen Begriff machen.

eine Fülle von Schätzen. Welche Mängel Scilly sonst vielleicht im Hinterhalt haben mochte, so viel stand fest: die Jagd mußte gut seyn. Nicht daß ich Etwas von Mängeln geahnt hätte; im Gegentheil, was konnte das Herz sich mehr wünschen? Hier war eine kleine Inselwelt, in der sich griechische Heroen hätten heimisch fühlen können — kühn, schroff, malerisch, sicher vor allen Angriffen müßiger Badegäste, reizend für das Auge, hoffnungsvoll für den Geist, Gesundheit athmend in jedem Lufthauch. Ithaka lag handgreiflich vor mir; die Melodieen Homer's klangen mir lieblich in's Ohr. Hier könnte man schönere Epen schreiben als die Odyssee, vorausgesetzt, daß man den Genius in der Reisetasche mitbrächte; und hätte man ihn durch ein unbegreifliches Versehen zurückgelassen, so hätte man auf alle Fälle Mikroskop und Secirmesser, um in die Fußstapfen des „gewaltigen Stagiriten" zu treten, den die Welt jetzt anfängt als einen ihrer größten Naturforscher anzuerkennen. Homer oder Aristoteles — man hat die bescheidene Wahl.

Es ist nicht ganz leicht, die Anzahl der Scilly-Inseln zu bestimmen; denn während die größte von ihnen, St. Mary's Island, nur neun (engl.) Meilen im Umfange hat, gibt es Felsen, bei denen es zu einer äußerst feinen Frage wird, ob sie noch als Inseln zu betrachten sind. Man zählt etwa hundert bis hundert und zwanzig einzelne Inselchen; bewohnt aber sind davon nur sechs. Ihr Flächeninhalt beträgt 3560 Morgen; die Bevölkerung bestand nach der Zählung von 1851 aus 2600 Köpfen in 511 Häusern; die Frauen sind im Verhältniß von 1439 zu 1162 zahlreicher als die Männer. Die durchschnittliche Zahl der Todesfälle ist 16 von 1000; in andern Theilen von England kommen 23 auf 1000, so daß der Gesundheitszustand von Scilly auffallend günstig ist. Viel Ackerland ist eben nicht da, doch gelegentlich gewährt eine Hochfläche günstige Erträge, und in den von dem Winde geschützten Winkeln des „heiligen Thals" sieht man sogar Gewächse, die fast wie Bäume aussehen. Sonst ist auf der Insel ohne Vergrößerungsglas von einem Baume nichts zu entdecken. Die Felder sind wie in Devonshire und Cornwall mit Steinmauern eingefaßt; doch sind diese Mauern in der jetzigen frühen Jahreszeit noch nicht so reich an Farnkräutern und wilden Bäumen wie etwas später. Indeß fehlt es ihnen auch jetzt schon durchaus nicht an mannigfachem Schmuck. Obenauf wächst der Ginster mit seinen mächtigen goldenen Büscheln; aus den Spalten blicken die Blätter des Fingerhuts, der Mauerpfeffer, das Nabelkraut und zahlreiche andere Pflanzen hervor, die meinem Auge werth, obwohl mir dem Namen nach unbekannt sind. Schon zeigen das wilde Veilchen und das Schöllkraut ihre munteren Farben, und die Flechten überziehen den Stein bald mit zartem blassem Grau oder Grün, bald mit tiefem Orangegelb oder hellem Goldglanz.

Die Gruppirung der Inseln ist äußerst malerisch; sie bilden verschiedene breite Buchten, in denen Schiffe von bedeutendem Tiefgange sichere Ankerplätze finden und die Aussicht angenehm beleben. Von den Felsenhöhen blickt man auf das tiefe Blau der Meerbusen, den weißen Strich Sandes, die rauhen Felsenriffe und die purpurnen Massen der gegenüberliegenden Ufer hinab; der klagende Schrei der Seemöwe, die über uns hinschwebt, ist außer der ewigen Musik der Wogen fast der einzige Ton, der zum Ohre dringt. Die mannigfach wechselnden Scenen, die sich bei den Streifereien an der Küste entfalten, erwecken das sehnsüchtige Verlangen, sie mit Künstlerhand in unser Skizzenbuch übertragen zu können. Die Felsen bestehen ganz aus Granit, und die mächtigen von den Fluten zerfressenen Blöcke, die kühn aufspringenden Pfeiler und die emporgethürmten breiten Riffe, in die sie auseinandergerissen sind, geben ihren Formen eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit. Zuweilen sehen sie Festungen ähnlich, z. B. das „Riesenschloß" auf der Südküste — ein großartiges Meisterstück der sinnvollen Baukunst der Natur. Wie schön sind die Umrisse der grauen Zacken an seinen Spitzen mit ihren zottigen blaßgrünen Byssusflechten; wie schön seine mächtigen scharfkantigen Massen, deren warmes Hellbraun mit einzelnen schwarzen Flecken des geheimnißvoll beginnenden Lebens durchsetzt erscheint und sich weiter nach unten in die glänzenden dunkelbraunen Wände verliert, an denen die atlantischen Wogen ihre lockigen krystallgrünen Häupter einen Augenblick emporheben und dann zerschellen und zersplittern und in milchweißen Streifen Schaum um die ewig unbeweglichen Felsen wirbeln. Unbeweglich sind sie? Ja; und doch ist die Unbeweglichkeit nur eine langsame Bewegung, die unseren Blicken sich entzieht. Auch in den Felsen regt sich der Trieb der Veränderung, nur daß das Auge ihr nicht folgen kann. Auch sie wachsen und wechseln und sterben und geben ihr Daseyn zurück an das All, aus dem sie entsprungen sind. Sie scheinen unveränderlich im Vergleich mit der unbändigen Beweglichkeit der Wellen, und doch geben sie ihre Bestandtheile, wenn auch widerstrebend, an die umfangende Luft und das rastlos fluthende Wasser hin, das ihre Ecken allmählich abrundet und ihre schroffen Oberflächen glättet.

Das Riesenschloß, wie die ganze südliche Küste, trägt den Charakter düsterer Erhabenheit und massiger Größe, der aus dem Gegensatz dieser aufgethürmten Blöcke und hochragenden Grate mit den sonstigen Größenverhältnissen der Insel hervorgeht. Das ist eine häufige Erscheinung; es ist stets nur die verhältnißmäßige Größe, die uns ergreift. Felsen, die mehrere tausend Fuß hoch sind, erscheinen in der Vereinzelung gewaltig; zwischen anderen von ähnlichem Umfang und ähnlicher Höhe machen sie keinen bedeutenden Eindruck. Das Auge empfängt seinen Maßstab von den umgebenden Formen; die geheimnißvolle Macht der Verhältnisse versetzt uns auch auf diesen kleinen Inseln in das Reich des Erhabenen, während jede Bucht und jedes Thal Empfindungen sanfterer Art hervorrufen.

Die Spaziergänge sind entzückend. Es fehlen ihnen freilich die Reize von Devonshire mit seinen wundervollen, einsamen Wegen,

„Die süßen Thäler, voll von Knabenkraut,
Wo unsichtbare Bäche leise rauschen;" —

das Land hat keine Flüsse und Bäche, die es durchschneiden, keine reiche Vegetation, die ihm Leben und Schönheit gibt. Und doch sind seine einsamen Pfade nicht ohne Zauber, und diesem Zauber gab ich mich hin.

(Schluß folgt.)

Die Miterbin.

Aus den Erinnerungen eines Arztes.

1.

Es gibt für den Kenner menschlicher Natur nichts Häßlicheres und Trostloseres, als der Eröffnung des Testaments eines reichen Oheims oder irgend eines Hagestolzen in einer zahlreichen Familie anzuwohnen. Diese erheuchelte Wehmuth, diese Krokodilsthränen der Trauer um den Verstorbenen, wobei doch jeder einzelne der Anwesenden die innere Aufregung der Neugier, der Habsucht, der Furcht, der Hoffnung, des Neides und der Mißgunst nicht verbergen kann, das sind fürwahr Dinge, welche Einen über das allgemeine Loos der Schwäche menschlicher Natur erröthen machen könnten! Mich wenigstens hat einmal eine solche Scene mit einem tiefen Ekel erfüllt, der in mir Jahre hindurch nachwirkte und mich unbesonnen und ungerecht machte in einer Angelegenheit, von welcher ein Theil meines Lebensglückes abhing, und die ich jetzt einfach erzählen will.

Ich war etwa zwanzig Jahre alt und Student, als ich eines Tages einen schwarzgesiegelten Brief von einer Gerichtsbehörde erhielt, worin ich von dem Ableben meines Oheims Reinhard benachrichtigt und zugleich aufgefordert wurde, mich an einem bestimmten Tage auf dem Gute des Verstorbenen einzufinden, das in einem fernen Winkel Schlesiens gelegen war. Dieser Oheim Reinhard war der zweitälteste Bruder meines verstorbenen Vaters gewesen, und erst vor einigen Jahren aus Odessa zurückgekehrt, wo er seit langen Jahren ein kaufmännisches Geschäft betrieben. Ich hatte ihn kaum gekannt, denn unsere Begegnung war sehr kurz gewesen; in den letzten Tagen vor meinem Abgang in die Garnison, wo ich vor dem Besuch der Universität mein Freiwilligen-Jahr abdienen wollte, hatte er sich bei meinen verstorbenen Eltern zum Besuch eingefunden und sich einige Male mit mir wohlwollend unterhalten, wobei er es jedoch meist mir überlassen, die Kosten der Unterhaltung zu tragen; er war ein ernster, strenger Mann, kränklich, wortkarg und etwas menschenscheu, weil er, wie er sagte, in seinem Leben viel Unbill erfahren habe. Ueber seine Vermögensverhältnisse hatte er damals ein scheues Stillschweigen beobachtet; als ihn meine selige Mutter aufgefordert, sich in der Nähe meiner Eltern niederzulassen, die in einer lebhaften Provinzialhauptstadt wohnten, hatte er geäußert: er gedenke sich ein Gütchen zu kaufen und seinen Lebensabend auf dem Land zu verbringen; sein Vermögen sichere ihm in dieser Eigenschaft am besten ein genügendes Auskommen. Woraus meine Eltern den Schluß gezogen, daß Onkel Reinhard nichts weniger als reich seyn müsse. Später hatte ich dann vernommen, daß er sich in der Grafschaft Glatz angekauft hatte, und von Zeit zu Zeit bestellten mir meine Eltern Grüße oder gaben mir kurze Nachrichten von ihm. Als meine theuren Eltern binnen eines Zeitraums von wenigen Monaten gestorben waren, meldete ich, als der einzige Sohn, ihren Hingang dem Oheim, empfing von ihm warme Beileidsbezeugungen, denen er angelegentliche Erkundigungen nach meiner materiellen Lage und meinen Absichten bezüglich meiner Zukunft angefügt und noch das Anerbieten beigesetzt hatte, mich nöthigenfalls unterstützen zu wollen, damit ich meine Studien vollenden und mir eine Stellung im Leben verschaffen könne. Nun hatten mir aber meine Eltern ein kleines Vermögen hinterlassen, dessen Zinse vollkommen zu meinem Unterhalt genügten und mir erlaubten, dem mir fremdstehenden Manne für sein Wohlwollen zu danken und seine angebotene Unterstützung als überflüssig mit Dank abzulehnen; worauf ich von ihm einen freundlichen Brief voll guter Lehren und eine Einladung erhielt, einmal die Herbstferien bei ihm zu verbringen oder ihn nach Vollendung meiner Studien zu besuchen. — Dieses Mannes Tod nun meldete mir jener Brief, der mich zugleich vorlud, zur Testamentseröffnung persönlich zu erscheinen.

Letzterer Auftrag kam mir sehr ungelegen; es war mitten im Wintersemester, die Reise langwierig und unangenehm, der Termin sehr kurz gestellt. Ich sah einer mehrwöchentlichen Unterbrechung meiner Studien entgegen, die ich erst seit achtzehn Monaten begonnen hatte, und die mir sehr am Herzen lagen. Zudem mochte der frühere Eindruck, Oheim Reinhard seye nicht reich gewesen und der auf meinen Antheil fallende Erbtheil ein solches Opfer nicht werth seyn, auch noch zu meiner momentanen Verstimmung mitwirken, bis das uneigennützigere Gefühl überwog, und mir die Reise als einen Akt der Pietät erscheinen ließ. Ich schnürte daher mein Bündel und reiste ab.

Meine Reiseroute führte über Bunzlau, in dessen Nachbarschaft ein jüngerer Bruder meines Vaters als Oekonomie-Verwalter lebte. Diesen besuchte ich und traf ihn ebenfalls reisefertig, um zur Testamentseröffnung in die Grafschaft Glatz zu eilen. Oheim Wilhelm war verheirathet, aber kinderlos, ein herzensguter, heiterer Mensch und stets zum Scherzen aufgelegt. Wir reisten zusammen, und unterwegs theilte er mir mit, daß Onkel Reinhard ein Sonderling und weit reicher gewesen sey, als er habe erscheinen wollen, und daß das „Gütchen", von welchem er stets im Diminutiv geschrieben, ein sehr werthvolles Rittergut mit Majorat seye, welches der Verstorbene schon seit mehreren Jahren besessen, aber erst vor ganz kurzer Zeit auf seinen eigenen Namen habe eintragen lassen, nachdem er die letzten Reste der gesammten Kaufssumme getilgt.

„Ich gratulire Dir, mein Junge," schloß er, „da das Gut ein Majorat ist, so muß es entweder Dir oder Deinem Vetter Guido zufallen, weil mein ältester Bruder keinen Sohn hinterlassen hat. Dem Gesetz nach wärest Du der Majoratserbe, wenn nicht das Testament anders verfügt; aber ich fürchte, Deine Tante Emilie, Bruder Hermann's Frau, hat bereits ihr Möglichstes gethan, den Verstorbenen zu Gunsten ihres Jungen einzunehmen und Dich bei dem seligen Reinhard etwas herunterzusetzen. Es ist so ihre Manier — beschränkt und engherzig, wie sie ist, verschmäht sie kein Mittel, wenn es nur ihrer Eitelkeit, ihrem Hochmuth und ihrer Habsucht dient! Die traurige Kreatur! — ihre beiden Kinder sind ja doch halbe Kretinen, und werden des Hausens Geld nicht froh werden, den ihre Eltern zusammenscharren!"

Ich hielt diese Mittheilungen des Oheims Wilhelm für Spaß, aber sie verfehlten doch nicht, mich bis zum Tage der Testamentseröffnung in eine unangenehme Aufregung und schwankende Stimmung zwischen Furcht und Hoffnung zu versetzen, zumal da bei dem Eintreffen auf dem „Gütchen" des Erblassers dieses sich als eines der schönsten Rittergüter jener Gegend erwies, und alles was ich daselbst sah und hörte, die Kunde von dem großen Reichthum des Erbonkels zu bestätigen schien.

Onkel Wilhelm und ich waren so ziemlich die letzten aus dem zahlreichen Verwandtenkreise, welche auf Warneck eintrafen. Zum ersten Male sah ich beinahe die ganze Familie beisammen, aber es war nicht eben sonderlich angenehm und ergiebig, die nähere Bekanntschaft der meisten Verwandten zu machen. Trotz all der Katzenfreundlichkeit und Süßlichkeit, womit man sich begegnete, war doch nicht zu verkennen, daß Eines dem Andern mißtraute, und daß alle außer Onkel Wilhelm mich mehr oder weniger mit neidischen Augen und schwer verhehltem Aerger ansahen. Die Geschwister meines Vaters waren sämmtlich seit vielen Jahren nach allen Himmelsgegenden zerstreut und nur in lockerm Verkehr mit einander gewesen, wie dieß oft in einer Familie geschieht, wo die Eltern frühzeitig wegsterben und die einzelnen Kinder zumeist auf ihre eigenen Hülfsquellen und ihre persönliche Thatkraft und Umsicht angewiesen sind.

Die Stunde der Testamentseröffnung kam. Sämmtliche Vorgeladenen versammelten sich in dem großen Saale des Herrenhauses von Hof Warneck, wo sich die obrigkeitlichen Personen nebst ihren Zeugen u. s. w. schon eingefunden hatten. Die ganze Familie trug tiefe Trauer und die Frauenzimmer glaubten die bevorstehende feierliche Handlung durch einige Seufzer und Thränen einleiten zu müssen, welche die erwartungsvolle Stille unterbrachen. Wir waren eine kleine, aber nicht zusammenpassende Gruppe, wie wir so in diesem Trauerhause beisammen saßen, um die letzten Verfügungen des Erblassers anzuhören. Da war zuerst der trockene, schlau-blickende kleine Advokat, der des Verewigten Rechtsbeistand gewesen war, und mit seinem unruhigen Wieselauge theilnahmslos uns alle der Reihe nach musterte, ohne auf die Verfügungen zu hören, mit deren Inhalt er wohlbekannt war. Neben ihm saß der von Gesundheit strotzende Doctor aus dem nahen Badeorte, mit seinem heitern rothen Gesicht, das jetzt in Falten eines ernsthaften Kummers geschlagen war, ohne jedoch dabei den Ausdruck von Spannung und Bangigkeit unterdrücken zu können, mit welchem er dem gehoffneten Vermächtniß entgegensah. Da war ferner der lagere, hagere, finstere Rath des Obergerichts, welcher die Testamentseröffnung zu vollziehen hatte, eine kalte, leidenschaftslose Juristennatur, welche mit barscher eintöniger Stimme die lange Aufzählung des Grundbesitzes verlas, der zu dem Rittergut Hof Warneck und zwei kleineren Maiereien gehörte.

Diese lange Liste von so und so viel Morgen Acker, Wiese, Wald, Waideland u. dgl. mit ihrer endlosen Tautologie ward mir zu langweilig, um ihr mit den Gedanken zu folgen, und ich musterte lieber die Gesichter und Mienen der Versammelten. Neben mir saß meine alte ledige Tante Susanne, so eckig und aufrecht, so sauertöpfisch und abgeschlossen, daß Einen die Knochen am Leibe schmerzten, wenn man sie nur ansah. Und neben ihr saß eine Enkelin meines verstorbenen Oheims Ludwig, des ältesten Bruders meines Vaters, Lottchen Eylert, ein vierzehnjähriges Mädchen, von dem ich beinahe nichts anderes sehen konnte, als das rothe Haar, da die Kleine ihr Gesicht hinter ihrem Taschentuch verbarg, in welches sie hineinschluchzte. Ich für meinen Theil war außer Standes, einen großen Kummer um den Verstorbenen an den Tag zu legen, obschon ich ihm ein dankbares, wohlwollendes Andenken bewahrte. Aber mir gegenüber saß meine Tante Emilie, groß, hager, eckig, mit ihrem dürren, suffisanten Gesicht, aus welchem ein Paar starrer, nichtssagender Augen heraussahen, die jetzt mit einem schlecht verhehlten Argwohn auf mich blickten, während sie sich mit Hülfe von etwas Eau de Cologne bemühten, den schicklichen Thränenerguß zu unterhalten.

Allein meine Aufmerksamkeit ward nun wieder dem Vorleser zugekehrt, denn die Aufzählung der Grundstücke war zu Ende, und die Verfügungen begannen, zu deren Ausführung Onkel Wilhelm Eylert, der Oekonomieverwalter, und der Justizrath Johann Gottwerth Jänecke zu W. — eben der kleine dürre Advokat dort drüben — ernannt wurden.

Ich will hier nicht den langweiligen Kurialstyl nachahmen, in welchem das Testament abgefaßt war, sondern in Kürze den Inhalt der excentrischen Verfügungen aufführen, soweit sie wenigstens mich und die Geschichte betrafen, die ich hier erzählen will. Ich und Lottchen Eylert und mein kleiner Vetter Guido Eylert, als die Nachkommen der Brüder meines verstorbenen Onkels, sollten aus den Einkünften des Ritterguts jährlich je einen Erziehungsbeitrag von fünfhundert Thalern so lange erhalten, bis ich das fünfundzwanzigste Lebensjahr zurückgelegt haben würde; der Rest der reinen Erträgnisse des Rittergutes aber sollte bis zu diesem Zeitpunkte angesammelt und in Staatspfandbriefen angelegt werden. Falls ich an meinem sechsundzwanzigsten Geburtstag entweder die Enkelin meines Oheims Ludwig, Charlotte Eylert, geheirathet haben oder meine förmliche Werbung um sie mit einer ebenso förmlichen Abweisung erwidert worden seyn würde, sollte das Rittergut Hof Warneck mit allen seinen Zubehörden und Rechten und den bis dahin angesammelten Erträgnissen an mich, Hermann Traugott Eylert, als ausschließliches schuldenfreies Eigenthum übergehen und mir und meinen Kindern als solches verbleiben. Wenn ich dagegen mich gar nicht um Charlottens Hand bewarb, so fiel das Gut ihr anheim; sie verlor es jedoch abermals, wenn sie einen Andern als einen Eylert, und zwar einen ihrer leiblichen Vettern heirathete, und das Rittergut fiel dann unserm Vetter Guido Eylert zu, welcher es auch erben sollte, falls ich oder Charlotte (welches von uns beiden immer im Besitz des Gutes wäre) ohne legitime Nachkommen sterben würde.

Sämmtliche Anwesende außer dem Justizrath Jänecke und dem automatenartigen Vorleser waren nicht wenig erstaunt über diese seltsamen Bedingungen. Die kleine Charlotte brach in ein lautes Kichern aus, welchem jedoch Tante Susanne jählings ein Ziel steckte durch den vorwurfsvollen Verweis: „Pfui doch, Charlotte!" wobei sie dem Mädchen zugleich das schützende Tuch von den Augen hinwegriß.

Als ich auf die Reize blickte, welche sich mir nach Entfernung des Tuches enthüllten, überlief mich ein leiser Schauder. Ich fühlte, daß ich dieses Mädchen nicht heirathen könnte, und wenn ein jährliches Einkommen von hunderttausend anstatt zehntausend Thalern dabei auf dem Spiele stände. Ich habe der höchst impertinent blonden, dunkelrothen Haare Charlottens schon erwähnt; aber dieß war noch nicht die ganze Summe ihrer unvortheilhaften Eigenschaften. Sie hatte beinahe keine Wimpern oder Augenbraunen, ein Gesicht voll Sommersprossen, röthlichbraune Augen, wulstige dicke Lippen und eine lange, hagere, knochige Gestalt, die man aufgeschossener und ungraziöser nicht

denken konnte. Dazu noch die Manieren eines läppischen, muthwilligen und verzogenen Kindes. Kurzum, mir schauderte bei dem Gedanken, daß ich ein derartiges Geschöpf lieben und zu meiner Gattin machen sollte!

Der Rest des Testaments war bald gelesen. Der selige Onkel hatte jedem seiner Geschwister ein Legat von zehntausend Thalern vermacht, der Tante Susanne noch außerdem eine Leibrente, ebenso dem Doktor und dem Justizrath, und jedem seiner Neffen und Nichten noch ein weiteres Geschenk von zehntausend Thalern. Onkel Wilhelm sollte das Rittergut Hof Warneck bewirthschaften bis zu meiner Volljährigkeit, und der Rest des Vermögens des Oheims Reinhard sollte in ein Fideicommiß verwandelt werden, aus welchem jeder der Anverwandten eine kleine Jahresrente empfangen sollte.

Ich antwortete kaum oder gar nicht auf die heuchlerischen Glückwünsche, welche mir dargebracht wurden, und trat noch am Abend desselben Tages meine Rückreise nach Halle an. Unterwegs war ich einigermaßen darüber in Zweifel, welche Gestaltung ich meiner Zukunft geben solle, und ob ich Mediciner bleiben wolle oder nicht. Die Interessen der zwanzigtausend Thaler, die mir bereits als Erbtheil des Oheims zugefallen waren, im Verein mit den Zinsen meines elterlichen Erbes und mit der Sustentation, welche ich nach dem Testament bis zu meiner Volljährigkeit erhielt, und mit meinem Antheil an dem Erträgniß des Fideicommiß-Vermögens, hätten mir eine behagliche Existenz als mäßiger Lebemann, als Kunstdilettant oder Militär verschafft. Allein ich widerstand bald der Versuchung zu einem solchen müßigen Leben. Ich hatte einen Drang zu nützlicher Thätigkeit und zu einem unabhängigen ehrenhaften Daseyn in mir, und das Vorbild meines Vaters vor den Augen, der sich ebenfalls nur durch eigene Rührigkeit und strebsamen Fleiß aus sehr unbedeutenden Anfängen zum gesuchtesten Arzte einer Provinzialhauptstadt hinaufgearbeitet hatte. Aus Pietät und angeborner oder anerzogener Vorliebe hatte ich mich diesem Stande gewidmet, und ich kehrte daher zu meinen Studien mit dem festen Entschlusse zurück, auf dieselben so großen Eifer zu verwenden, als ob ich kaum einen Pfennig im Vermögen hätte, um mich damit zu befreunden.

Ich war, wie schon erwähnt, beim Tode meines Oheims erst zwanzig Jahre alt, so daß noch beinahe fünf Jahre vor mir lagen, bevor ich auf das Majorat von Hof Warneck zu verzichten brauchte, denn mein Entschluß stand fest, meine Freiheit und die eigene Wahl meines Herzens nicht um Geld zu verkaufen. Ich gab mich ausschließlich meinen Studien hin und hatte allen Grund, mit meinem Erfolg zufrieden zu seyn. Mein theurer Vater hatte von jeher darauf hingearbeitet, durch seine Erziehung mich möglichst beharrlich, unabhängig und selbstständig zu machen, und was ich daher einmal ergriffen hatte oder erstrebte, das verfolgte ich auch mit einer entschiedenen Konsequenz und Ausdauer. Ich machte mich aber nicht zum Sklaven meines Studiums, sondern nahm Theil an allen Genüssen einer feineren Geselligkeit, und kam durch mancherlei Familien- und andere Verbindungen in die angenehmsten Gesellschaftskreise. Die Mittel hiezu fehlten mir ja nicht, und als ich meine Studien vollendet hatte, blieb mir immer noch genug, um selbst ohne die Sustentation vom Oheim Reinhard, die ich mit meiner Mündigwerdung einbüßte, mir mein anständiges Auskommen zu sichern.

Nachdem ich mein Examen mit Erfolg bestanden und das Ergebniß davon dem Oheim Wilhelm gemeldet hatte, mit welchem ich immer in Briefwechsel stund, lud er mich zu einem Besuch auf Hof Warneck ein und rieth mir dabei, das wunderschöne Besitzthum einmal gemächlich anzusehen, bevor ich es anträte. Bis dahin waren noch fünfzehn Monate, und ich hätte daher nicht nöthig gehabt, den Entschluß zu übereilen, wenn derselbe nicht längst bei mir festgestanden hätte. Auch zogen mich ein gewisses Heimweh, ein Bedürfniß nach Anschluß an eine befreundete Familie, und ein Gefühl der Verwaistheit zu meinem wackern Oheim Wilhelm hin, als dem einzigen meiner Verwandten, der mir näher stand und dem ich von Kindheit auf besonders zugethan gewesen war. Allein eine Andeutung in seinem Briefe und in der Nachschrift der guten Tante, daß ich vielleicht Gelegenheit finden würde, in ihrem Hause meine Zukünftige zu treffen, genügten mir, die Einladung auf Weiteres abzulehnen und vorerst in Berlin zu bleiben, wo ich die Spitäler besuchte. Es war nun einmal fest bei mir beschlossen, der Cousine Charlotte fern zu bleiben, damit sie wenigstens nicht in den Fall komme, Hoffnungen darauf zu bauen. Es wäre nach meinem Gefühl eine positive Kränkung gewesen, wenn ich nach Hof Warneck gegangen wäre, um die Cousine Charlotte gleichsam in Augenschein zu nehmen und dann doch zu verschmähen.

Was mich in neuerer Zeit dem Gedanken an eine Verbindung mit Charlotten noch abgeneigter gemacht hatte, war eine Liebelei, welche ich mit der Schwester eines meiner Universitätsfreunde angeknüpft hatte. Clara Gräfe war die Tochter sehr wohlhabender und angesehener Eltern, ein sehr schönes, lebhaftes, hochgebildetes Mädchen, geistvoll und liebenswürdig, von gewinnender Anmuth — nur etwas eitel und gefallsüchtig. In letzteren beiden Eigenschaften hatte ich ihr aber nichts vorzuwerfen, denn ich machte mich der gleichen Fehler theilhaftig. Offen gestanden, ich hatte eine besondere Schwäche für schöne Gesichter, und wenn bis jetzt noch keine junge Dame im Stande gewesen war, mich dauernd zu fesseln, so trug nichts andres die Schuld davon, als eine ununterbrochene Reihenfolge hübscher junger Bekanntschaften, von denen immer Eine durch ihre Vorzüge die Reize der Anderen in Schatten stellte. Im damaligen Augenblick schwärmte ich also, wie gesagt, einigermaßen für Clara Gräfe, aber ich ahnte bereits, daß ihre Herrschaft über mich nicht mehr von langer Dauer seyn werde.

Eines Abends besuchte ich Clara und ihre Mutter in ihrer Loge im Opernhause und beugte mich über ihre Schulter, um ihr einige Süßigkeiten in's Ohr zu flüstern, die sie kühl wie einen gewöhnten und verdienten Tribut hinnahm, als meine Blicke plötzlich von einem Mädchen in der gegenüberliegenden Logenreihe gefesselt wurden. Die Wirkung ihres Anblicks auf mich war eine elektrische — ich hatte nie zuvor so viel Liebreiz an einem jungen Mädchen gesehen. Eine stattliche und doch anmuthige Gestalt, eine Hand und ein Arm von seltener Vollendung, ein tadellos reiner, blendendweißer Teint, der auf das anmuthigste mit den langen Wimpern und herrlichen Flechten eines reichen, weichen Haares vom schönsten Braun kontrastirte, Züge von griechischem Adel und Ebenmaaß, aber voll Leben und Wärme und unverkennbarer Herzensgüte, — und Augen, die mich bis in die in-

nerste Seele hinein trafen, als ein flüchtiger absichtsloser Blick dem meinigen zufällig begegnete!

Clara bemerkte meine Befangenheit und die Ursache meines gedankenvollen Wesens. Sie neckte mich, sie kritisirte ihre Nebenbuhlerin unbarmherzig. Sie nannte das Haar der Unbekannten „roth", und maß die ungewöhnliche blendende Weiße ihres Nackens künstlichen Mitteln bei; sie behauptete, der Schnitt der Augen seye mit Tusch künstlich verlängert, wie bei einer Schauspielerin, und die Toilette der Unbekannten sey überladen und schmecke unverkennbar nach Judenthum und Provinz. Es war eine Profanation, eine Entweihung meines Ideals in meinen Augen, und ich beeilte mich daher, Clara und ihre Loge zu verlassen.

Ich nahm meinen Platz im Parket wieder ein und betrachtete unverwandt die schöne Unbekannte. Ich kannte beinahe jedes Gesicht in den Logen, aber dieses süße, herrliche Wesen war nie zuvor meinen Blicken begegnet. Wer konnte sie seyn, und wo mochte sie seither gesteckt haben? Die beiden ältlichen Leutchen, welche bei ihr waren, konnten mich ebenfalls zu keinem Schlusse berechtigen, denn der Herr wie die Dame waren mir gleichermaßen unbekannt. Sie hatten etwas Anständiges, Vornehmes, aber Altväterisches und Provinzielles, als ob sie seither in verhältnißmäßiger Abgeschiedenheit gelebt gehabt hätten. Vergebens erkundigte ich mich bei Leuten von der ausgedehntesten Bekanntschaft nach ihnen — wir waren allesammt in gleichem Maaße überrascht, aber im Ungewissen. Eine Menge Lorgnetten und Operngläser waren auf sie gerichtet, aber sie ertrug die lästige Musterung mit einem Gleichmuthe, der auf eine gute Erziehung deutete. Unsere Blicke begegneten sich zum zweiten Male und ich ahnte mehr als ich sah, wie sie meine Bewunderung wahrnahm. Dieß freute mich, denn es schien, so unbedeutend es auch war, doch eine Art Band zwischen uns zu bilden.

Noch ehe das Ballet zu Ende war, sah ich meine schöne Unbekannte und ihre Begleiter sich entfernen, und eilte nun hinaus, um mich auf der Logentreppe zu postiren, wo sie an mir vorüber mußten. Als sie an mir vorbeipassirte und ihr Kleid mich streifte, bebte ich unwillkürlich zusammen, und ward ganz überwältigt von dem vollen nahen Glanz ihrer Schönheit. Ruhig folgte ich ihr und sah, wie sie in einen Wagen gehoben wurde. Sie hatte ihren Sitz noch nicht fest eingenommen, als die Pferde ausrissen, ihr bloser Arm in dem ängstlichen Bestreben, einen Stützpunkt zu suchen, durch die Fensterscheibe brach und ich das Blut in dunklem Bogen durch die zersprengte Scheibe spritzen sah. Meine Unbekannte hatte sich eine Arterie verletzt, wo nicht gar durchschnitten.

„Halt, halt!" riefen die Umstehenden. — Ich sprang vorwärts.

„Ich bin Arzt," rief ich; „einstweilen kann ich der Blutung Einhalt thun, aber fahren Sie so rasch wie möglich nach Hause!"

Niemand nahm mir den Kommandoton übel, den ich mir erlaubt hatte; vielmehr lud mich der alte Herr zum Einsteigen ein, und der Wagen fuhr mit uns davon. Ein Taschentuch und ein silberner Bleistifthalter, den ich zufällig in der Tasche trug, bildeten ein zeitweiliges Ersatzmittel für ein Tourniquet, und dieß, im Verein mit dem Druck meines Daumens auf das beschädigte Blutgefäß genügte, um der Blutung Einhalt zu thun. Im Schein des Gaslichtes konnte ich gerade sehen, daß sie sich in die Kissen zurücklehnte und die Augen wie in einer Ohnmacht schloß.

„Fühlen Sie Uebelkeit? Schmerzt die Wunde Sie noch? wie fühlt sich Ihr Arm eben jetzt an?" fragte ich leise und theilnehmend.

Ich hatte mich beinahe gefürchtet, sie reden zu hören, aber ihre Stimme klang wie Musik, als sie erwiderte: „Mein Arm ist ganz kalt. Ihre Hand brennt darauf wie Feuer."

Dieß war nicht unmöglich, denn die Berührung dieses weichen, glatten, runden Armes jagte mir das Blut mit Fieberhitze durch alle Adern.

Nur allzurasch fuhren wir vor dem Hotel an, wo meine schöne Patientin wohnte. Auf meinen Arm gestützt stieg sie die Treppe hinan, und der Lohndiener des Gasthofes, welchen ich schon vom Opernhause aus in meine Wohnung geschickt hatte, um mein Verbandzeug zu holen, kam bald darauf mit demselben zurück. Rasch war die Wunde verbunden, denn der Schnitt war rein und bot keinerlei Schwierigkeiten dar.

Sobald ich mit dem Verbande fertig war, legte ich meine Karte auf den Tisch und empfahl mich mit dem Versprechen, am andern Morgen wieder vorzusprechen. Wenn ich einen Augenblick länger geblieben wäre, hätte ich sicher eine Thorheit begangen. Ich eilte in meine Wohnung, war aber in solch aufgeregtem Zustande, daß ich durchaus nicht schlafen konnte. Das Bild der schönen Unbekannten schwebte mir beständig vor im vollsten Glanz und Schmucke ihrer Jugend, im seltensten Liebreiz vollster Frische, denn trotz ihrer herrlichen Gestalt maß ich ihr höchstens siebzehn bis achtzehn Jahre bei. Mein fieberischer Zustand kam mir sehr ungelegen, denn ich wußte, daß ernste Arbeiten am folgenden Morgen meiner warteten; ich nahm daher ein niederschlagendes Pulver ein, welches seine Wirkung nicht verfehlte; ja ich hatte vielleicht meine Dosis allzu stark genommen, denn ich erwachte am folgenden Morgen erst sehr spät, und es war beinahe Mittag, als ich mich in dem Hotel einfand.

„Die Herrschaften sind abgereist," gab mir der Kellner auf meine Fragen zur Antwort; „allein der alte Herr hat ein Briefchen für Sie zurückgelassen."

Ich konnte kaum meinen Ohren trauen, — mir war, als würd' ich plötzlich vor den Kopf geschlagen. Es war eine grausame Vereitelung so süßer Hoffnungen; aber dennoch erbrach ich nicht ohne einen Strahl von geheimer Zuversicht diesen Brief. Sein Inhalt lautete folgendermaßen:

„Geehrter Herr!

„Wir hatten schon gestern die Absicht, Berlin wieder zu verlassen, und Ihre Patientin fühlte sich, Dank Ihrer raschen Hülfe, so wohl, daß sie von keiner Aenderung unsers Reiseplanes hören wollte. Sie beauftragt mich daher, Ihnen beiliegende Kleinigkeit zu hinterlassen als ein Zeichen, daß sie nicht undankbar ist, obschon sie fühlt, daß die Wichtigkeit Ihres Dienstes eigentlich nicht mit Gold aufgewogen werden kann. Erlauben Sie daher auch mir und meiner lieben Frau, daß wir Ihnen auf das aufrichtigste und innigste danken.

Mit aller Hochachtung Ihr

W. Jordans, Prof. a. D."

Die Einlage des Briefes bildete ein hübscher Ring mit einer kleinen Camee von keinem bedeutenden innern Werthe; allein ich

hatte denselben an ihrer Hand gesehen, als ich die Wunde verband, und so war er für mich unschätzbar. — Welches Zartgefühl lag zugleich in diesem Geschenk! Sie hatte vielleicht geahnt, daß ein Honorar in Geld mir nur Demüthigung und Schmerz bereitet haben würde, während dieses Andenken für mich unaussprechlich kostbar war. Mit neu belebtem, sehnsüchtigem Eifer suchte ich zu erfahren, wer meine schöne Unbekannte war, aber vergebens erkundigte ich mich durch alle möglichen Kreuz- und Querfragen bei dem Kellner. Er wußte nicht mehr zu sagen, als daß die Familie sich Jordans nannte, von Hamburg gekommen und zwei oder drei Tage in Berlin geblieben war, und daß der alte Herr sich in dem Fremdenbuche als „Prof. a. D. aus Brüssel" eingetragen hatte. Die junge Dame mußte die Tochter der alten Leutchen seyn, denn der Zimmerkellner hatte mehrfach gehört, daß sie sie 'mein Kind' genannt hatten.

Ich hatte mich früher schon mehrmals auf den ersten Blick verliebt gehabt, obschon es niemals zuvor mit mir so weit gediehen war, wie jetzt, sonst hätte ich sicherlich über meine eigenen Empfindungen erschrecken müssen. Ich mußte mir selbst gestehen, daß, wenn ich zu einem Patienten in einem gleichen Zustande gerufen worden wäre, ich ihn ohne Bedenken für verrückt erklärt haben würde. Ich stellte alle möglichen Nachforschungen nach diesem Professor Jordans an, aber vergebens. Ja, als ich nach Paris reiste, wo ich ein Jahr behufs der Vollendung meiner Ausbildung verbringen wollte, blieb ich länger als einen Monat in Brüssel und erkundigte mich auf jede mögliche Weise nach jenem Professor Jordans, ohne mehr erfahren zu können, als daß derselbe, ein stiller, bescheidener Stubengelehrter, vor langen Jahren einmal in Brüssel gelebt und kurz vor der Zeit jenes Ereignisses, das in meinem stillen, inhaltslosen Leben so sehr Epoche machte, auf wenige Tage daselbst in einem Gasthofe logirt hatte.

In dem ersten Augenblicke nach dem Verschwinden meiner unbekannten Schönen fühlte ich mich ganz außer Stande, die Neckereien und Scherze von Clara Gräfe über diesen Gegenstand zu ertragen; darum wich ich ihr vier oder sechs Wochen geflissentlich aus. Natürlich trug dieses Wegbleiben eine Liebelei zu Grabe, welche auf das Princip gegenseitigen Zeitvertreibs mit beschränkter Verbindlichkeit hergestellt worden war, und worin ich meinen Antheil nicht einmal immer mit dem rechten Eifer ausgefüllt hatte. Der Eindruck, welchen die unbekannte Schöne auf mich gemacht hatte, war so tiefgehend gewesen, daß ich Monate lang mich keinem andern Frauenzimmer mehr nähern mochte, so sehr mir auch zuvor der gesellige Verkehr mit den Damen zum Bedürfniß geworden war. Allmählig aber verwischte sich dieser Eindruck einigermaßen, und ich vergaß diese flüchtige, schöne Erscheinung nicht wieder, sondern kehrte oft in Gedanken und mit einer wehmüthigen Pietät zu ihr zurück; aber das Gefühl für die Fremde war nicht mehr mächtig genug, mich meinem Berufe und dem geselligen Umgang mit Frauen zu entziehen. Ja ich flatterte sogar nun, in einer Art verbissener Reaktion gegen das Bewußtseyn, daß ich eigentlich nur eine Erinnerung, einen schönen Traum vergöttere, um so unbeständiger von einer schönen Blume zur andern, besonders in Paris, wo sich mir, in Folge von dringenden Empfehlungen, ein ganz neuer Lebenskreis eröffnet hatte.

Meine Gefühle für die Unbekannte waren aber jedenfalls noch so innig und uneigennützig, daß ich den Zeitpunkt, wo ich nur durch eine Verheirathung mit meiner Cousine Charlotte das Majorat von Hof Warneck erwerben konnte, unbenützt verstreichen und das schöne Besitzthum ganz an meine Cousine übergehen ließ, — — ein Entschluß, welchen ich den Testaments-Vollstreckern ausdrücklich kundgab, weßhalb ich besonders in den Augen des Justizraths Jänicke als für das Irrenhaus reif erschien, und selbst von Onkel Wilhelm herbe Vorwürfe bekam. In diesem Entschlusse, der zwar längst bei mir feststand, aber gegen die Zeit meiner Volljährigkeit hin mehrmals doch von einigen Versuchungen heimgesucht worden war, bestärkte mich einerseits der Vergleich zwischen der Cousine Charlotte (wie sie noch von jenem Augenblick der Testaments-Eröffnung her meiner Erinnerung vorschwebte) und der strahlend schönen Unbekannten, andererseits aber eine Art zuversichtlicher Ahnung, daß ich diese letztere nicht zum letzten Male gesehen haben werde.

Die Begegnung mit meiner unbekannten Schönen war trotz allem Schmerz, der sich daran knüpfte, nicht ohne eine heilsame Wirkung auf meinen Charakter geblieben. Sie hatte mich vor ferneren Liebeleien gewarnt, zu welchen der von Müttern und Töchtern zuvorkommend aufgenommene junge Mann so leicht veranlaßt wird und in denen er mehr Zeit und Herz vergeudet, als ihm je die eitle schmeichelnde Erinnerung daran wieder vergüten kann; sie hatte mich wählerischer und strenger in meiner Anforderung an weibliche Vorzüge und behutsamer und widerstrebender gemacht gegen jeden Versuch, meinen Gefühlen wieder den Zügel schießen zu lassen.

2.

Seit dem Antritt meiner Volljährigkeit waren beinahe zwei Jahre vergangen, und ich hatte mich schon seit Jahr und Tag als praktischer Arzt in derselben Provinzialhauptstadt niedergelassen, wo mein Vater einst in dem gleichen Berufe segensreich und mit Ruhm gewirkt hatte. Ich war mit meinem Erfolg nicht unzufrieden, und wäre ganz zufrieden gewesen, wenn mich nicht bisweilen eine Art reuevollen Unmuths darüber verfolgt hätte, daß ich mich mit Onkel Wilhelm überworfen, als ich seinen Tadel meines Entschlusses bezüglich der Verschmähung von Charlottens Hand und des Ritterguts sehr barsch beantwortet und mir förmlich jede weitere Mittheilung über die Cousine Charlotte und die Angelegenheit des Majorats verbeten hatte, worauf alle Briefe des wackern Oheims ausblieben.

Es gibt jedoch Stimmungen und Zeiten im Leben, wo selbst der reichste und selbstständigste Mensch seines Alleinstehens schmerzlich bewußt wird und sich in Ermangelung von Eltern und Geschwistern unwiderstehlich nach Befreundeten und Blutsverwandten von gereifterer Erfahrung sehnt, an welche er sich wie an Eltern anschließen kann. Ein derartiger Gemüthszustand war es auch, der mich eines Abends veranlaßte, wieder ganz freundlich an den Oheim Wilhelm zu schreiben, den ich noch auf Hof Warneck wähnte. Ich meldete ihm das Wenige, was ich ihm über die Gestaltung meines eigenen Schicksals zu berichten hatte, und bat ihn, mir auch über seine Um- und Zustände Bescheid zu geben, und den Ausbruch eines vielleicht übertriebenen Selbstgefühls in einer bösen Stunde mir nicht nachzutragen. Acht Tage darauf erhielt ich die Antwort des Oheims; der wackere Mann gedachte des Vergangenen mit keiner Sylbe, sondern meldete mir, daß er mit dem Erbsantheile von seinem Bruder Reinhard und mit

seinen Ersparnissen sich ein hübsches Landgut in der Gegend von Leobschütz, hart an der Grenze, angekauft und sich darauf zur Ruhe gesetzt habe, um die mühevolle Verwaltung des Ritterguts Hof Warneck geschickteren und jüngeren Händen zu übertragen. Er lud mich herzlich ein, ihn auf einige Wochen zu besuchen, da er mit seiner Gicht wohl kaum jemals auf andre Weise mich wieder sehen würde und gerne meinen ärztlichen Rath über seinen Zustand einholen möchte.

Es war zu Anfang des Herbstes und meine Praxis verstattete mir eine Abwesenheit von etwa vierzehn Tagen; ich hatte einen jungen Kollegen, welcher mich während derselben vertreten konnte, und sicherte mir dessen Dienste binnen einer Stunde. So war ich denn ohne Verzug mit mir darüber einig, die Einladung des guten Oheims anzunehmen, und schon zwei Stunden nach Empfang derselben setzte ich ihn brieflich von meiner bevorstehenden Abreise in Kenntniß, und packte meinen Koffer, um im Laufe des folgenden Tages abzureisen.

Mein Weg führte mich über Dresden, wo ich mich einen Tag aufhielt, um Verwandte meiner Mutter zu besuchen; dann aber reiste ich mit der Eisenbahn unausgesetzt ostwärts über Breslau und Oppeln bis nach Kosel, wo ich die Eisenbahn verlassen mußte. Mein Eintritt in Schlesien geschah unter strömendem Regen, der schon mehrere Tage angehalten und alle Gewässer sehr hoch angeschwellt hatte, so daß die ausgetretenen Gewässer im Oderthale die Bahn beschädigt und die Bahnverwaltung genöthigt hatten, die Passagiere auf anderen Fuhrwerken eine Strecke weit zu befördern. Die Folge hievon war, daß bei meiner Ankunft in Altkosel der Stellwagen nach Leobschütz schon seit einigen Stunden abgegangen war und ich erst nach einigen Stunden weiterbefördert werden konnte. Onkel Wilhelm hatte erwartet, mich mit dem Stellwagen ankommen zu sehen, wie er es mir vorgeschrieben hatte; sein Wagen sollte mich an einer Stelle der Landstraße, wo der Weg nach seinem Gute abzweigte, erwarten. Da ich aber mit der bedungenen Fahrgelegenheit nicht gekommen war, so fuhr der Wagen wieder zurück, und man erwartete mich erst auf den andern Tag. Dieß Alles erfuhr ich von dem Einnehmer des Chausseegeldes an der bezeichneten Stelle, welcher von dem Kutscher des Oheims wußte, daß ich erwartet worden war. Der Regen hatte seit mehreren Stunden aufgehört, und ich hielt es daher für das gerathenste, in Ermangelung eines paraten Fuhrwerkes meinen Weg zu Fuße fortzusetzen, um so mehr, als mich der alte Invalide in dem Chausseehäuschen, dem ich meinen Koffer und sonstige Effekten zur Aufbewahrung anvertraute, versicherte, daß ich mich auf den drei Viertelmeilen bis zum Gute meines Oheims weder verirren, noch es mir an Gelegenheit fehlen könne, mit einem Fuhrwerk dorthin zu kommen.

Ich nahm daher meinen Regenschirm unter den Arm, meinen Reiseshawl über die Schulter und wanderte gutes Muthes auf der Vicinalstraße fürbaß, mit inniger Freude dem Zusammentreffen mit dem würdigen Ehepaare entgegensehend, und im Stillen erfreut darüber, daß ich den Oheim und die Tante auf diese Weise werde überraschen können. Allein noch war ich keine Viertelstunde unterwegs, als es wieder zu regnen begann und ein feiner, aber ausgiebiger Regen herniederrieselte. Ich erreichte zwar bald einen kleinen Weiler, hielt mich aber hier nicht auf, weil der Tag zu Ende ging, ich durch den Aufenthalt nichts gewann und man mich versicherte, daß ein bedecktes Fuhrwerk nicht zu bekommen sey. Zu dem Regen gesellte sich bald ein heftiger Wind, der Wolke auf Wolke herantrieb, und das Vergnügen meiner Fußwanderung ward bald sehr verwässert. Mühsam schritt ich im zähen Kothe der Straße weiter, und die ungewöhnlich früh einbrechende Dämmerung begann sich bereits über die Landschaft zu senken und mir den Anblick der herrlichen Sudeten zu verschleiern, als ich wieder einige Häusergruppen erreichte und mich bei einem Bauern erkundigte, ob ich noch auf dem rechten Wege zu Herrn Wilhelm Ehlert seye. Auf die treuherzige Bejahung des Alten und seine umständliche Bezeichnung des Weges, den ich noch zu machen habe, setzte ich meinen Spaziergang fort, und kam gerade am letzten Hause dieser Gruppe vorüber, als die Thüre desselben aufging und ein seltsames kleines Frauenzimmerchen heraushüpfte, das im Regen sich so heimisch zu fühlen schien, wie ein Regenmolch. Ob sie jung oder alt, häßlich oder hübsch war, konnte ich im schwachen Lichte schon darum nicht unterscheiden, weil sie sich in einen braunen Tuchmantel von altväterischem Schnitt dicht eingehüllt und eine weite Kapuze desselben über den Kopf gezogen hatte. Von der Kleidung, die sie sonst noch trug, war nichts zu sehen, denn sie hatte sie unter dem Mantel heraufgehoben, und so sah ich von ihrer ganzen Gestalt, als sie von dem Hofraum des Bauernhauses auf die Landstraße herausbog, gar nichts, als einen sehr hübschen Knöchel und ein schöngerundetes Bein in gestrickten Kamaschen von graubrauner Wolle.

Sie warf mir einen einzigen scheuen Blick zu und trippelte dann so arglos und unbekümmert weiter, als ob ein wohlgekleideter und nicht eben vogelscheuchen-häßlicher junger Mann in städtischer Tracht in dieser Gegend gar nichts seltenes wäre. Dieß war nicht eben schmeichelhaft für mich, denn der flüchtige Blick, den ich auf ihren hübschen Fuß und ihr zierliches Bein geworfen hatte, und ihr gewandter, sicherer und graziöser Gang hatten mich überzeugt, daß sie jung, hübsch und lebhaft seyn mußte.

Nach zwei Minuten holte ich die rüstige Spaziergängerin ein, und redete sie an. „Heda, mein schönes Kind,“ rief ich ihr über den Weg hinüber zu, „wollen Sie nicht meinen Regenschirm mit mir theilen, wenn Sie meinen Weg gehen? Sie werden ja sonst so naß, wie eine Wassernixe!“

Sie blieb stehen, machte mir eine leichte Verbeugung und sagte mit einer heitren, frischen Stimme und einem entschieden schlesischen Idiome: „Ich danke schön, mein Herr! mein Mantel hält mich trocken. Wenn ich unter Ihren Schirm trete, so müssen Sie naß werden, das ist gar nicht zu vermeiden, und Sie haben Mühe genug, bei diesem Winde den Schirm zu halten!“

— „Unsinn!“ erwiderte ich; „mein Schirm ist groß genug, um uns Beiden Obdach zu geben, mein hübsches Kind, wenn wir uns dicht an einander schmiegen. Kommen Sie, reichen Sie mir den Arm!“

„Meinethalben denn,“ versetzte sie, legte mit einem schelmischen Lächeln ihren Arm in den meinigen und sagte dann mit einem lauernden Blicke: „aber ich scheue mich beinahe, mich von Ihnen führen zu lassen. Sie sind ein schöner vornehmer Herr, und ich bin nur ein armes schlichtes Landmädchen.“

— „Mein liebes Kind,“ gab ich ihr zur Antwort und blickte

ihr recht tief in das frische Gesichtchen, „ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich noch nie eine vornehme Dame mit herrlicheren Augen oder einem schönern Haar gesehen habe, als Sie sich deren rühmen dürfen!“ Dabei strich ich ihr eine Flechte von prächtigem goldblondem Haar, welche sich unter ihrer Kapuze verschoben hatte, aus dem Gesichte und setzte lächelnd hinzu: „Ich wüßte kein Frauenzimmer auf der ganzen Welt, dem ich in diesem Augenblick mit mehr Stolz und Vergnügen den Arm reichte, als Ihnen. Und wie heißen Sie denn?“

„Käthchen, mit Verlaub, gnädiger Herr ....“

— „Kätzchen sollten Sie eigentlich heißen, Sie allerliebster, kleiner, herziger, süßer Schelm! Blicken Sie mir nur nicht in die Augen, mein kleines Herzlein, oder Sie bringen mich in der That um mein Bischen Verstand!“

Sie brach in ein heiteres, anmuthiges, bescheidenes Lachen aus, dessen sich die taktvollste Dame nicht zu schämen gehabt hätte, und sagte dann: „Man merkt wohl, der gnädige Herr ist ein Berliner, weil er so gut mit Schmeicheln und Aufschneiden umgehen kann!“

„Keineswegs, mein Schätzchen; ich bin kein Berliner, sondern ein ehrlicher ....“

Ich konnte nicht vollenden, denn plötzlich standen wir an einem reißenden, trüben, schmutzigen Bache, über welchen der Weg führte. Der starke Regen hatte ihn wieder so geschwellt, daß er etwas aus seinen Ufern getreten war. Der Bach war offenbar nicht tief, denn die Spuren von Wagenrädern und Hufen an seinem Rande bewiesen, daß man gewöhnlich hindurch fuhr oder ritt, aber für Fußgänger war keine bemerkbare Vorkehrung, um hinüber zu kommen.

„O weh!“ sagte meine Begleiterin mit einem Blicke voll Unbehagen, „die Trittsteine sind ganz unter Wasser gesetzt. Was sollen wir nun beginnen?“

— „Ich weiß ein Mittel,“ entgegnete ich; „diese hübschen Füßchen sollen nicht naß werden, und wenn ich für sie hindurchwaten muß; aber ich hoffe trotz der Dämmerung die Trittsteine noch hinlänglich zu sehen, um über diese hinüberzusteigen.“ Und ohne erst lange um Erlaubniß zu fragen, hob ich sie auf meine Arme, denn sie war leicht wie eine Feder, und trug sie rasch hinüber, obschon ich hüben und drüben bis an die Kniescheiben in's Wasser gerieth. — „So!“ rief ich, als ich sie drüben wieder auf ihre Füßchen zu stellen mich anschickte, „und nun muß ich mir meinen Brückenzoll nehmen!“ Damit drückte ich ihr einen Kuß auf die Wange. Sie konnte mir nicht widerstehen, weil ich sie noch auf dem Arme hatte.

„Was unterstehen Sie sich, mein Herr? Ich bin Ihnen recht böse, sehen Sie!“ rief sie schmollend.

— „Jenun, ich sehe Sie wohl, aber ich bemerke nichts davon,“ erwiderte ich kalt. „Wenn Sie mir darob zürnen könnten, so wären Sie ein recht undankbares Wesen, denn ich bin naß bis an die Kniee. Wenn ich ja nicht gewesen wäre, so hätten sie drüben bleiben oder ein sehr unangenehmes Fußbad nehmen müssen.“

„Jenun, wenn Sie es nicht böse gemeint haben, so muß ich Ihnen verzeihen,“ erwiderte sie erröthend und mit einem halben Lächeln. „Aber jedenfalls hätten Sie mich eigentlich zuvor fragen sollen!“

— „Nun denn, wenn Ihnen mein Kuß so unangenehm war, so will ich ihn wieder zurücknehmen!“ sagte ich und schickte mich an, damit Ernst zu machen.

„Nicht doch!“ rief Käthchen lachend und trippelte davon; „schon gut! schon gut! Zu geschehenen Dingen muß man das Beste reden!“

Ich reichte ihr den Arm und unter scherzhaftem Plaudern und kleinen Neckereien schritten wir weiter. Bis wir das Gehöfte erreichten, hatte sie mich ganz bezaubert und für sich eingenommen. Es lag in ihrem Aussehen und Benehmen etwas äußerst pikantes und anziehendes.

Es hatte mich einigermaßen überrascht, als wir um die hohe Hecke biegend das Gehöfte vor uns sahen, und sie mir auf meine Frage bestätigte, es sey das Gut meines Oheims, daß sie mit mir in die kleine Allee einbog, welche zu dem Einfahrtthore führte. Sobald wir aber dieses hinter uns hatten, bezeichnete sie mir die Thüre des Herrenhauses, bot mir lachend gute Nacht und hüpfte davon, lief einen Nebenweg hinab und verschwand hinter dem Herrenhause. — Sie war also vermuthlich ein Dienstmädchen des Hauses, dem ich da in bester Form den Hof gemacht hatte; dieser Schluß war etwas demüthigend, aber ich verwand sogleich das Unbehagliche dieser Entdeckung und dachte: was liegt daran, da sie denn doch einmal hübsch genug ist, um einen Anachoreten in Versuchung zu führen.

Kaum hatte ich an der Thüre des Herrenhauses die Klingel gezogen, als mir ein Diener öffnete und mich in ein Billardzimmer im Erdgeschoß führte, wo mein Oheim so rasch erschien als es seine Gicht erlaubte, mich auf das Zuvorkommendste empfing.

„Sapperment, Junge, wie naß bist Du!“ rief er nach den ersten Begrüßungen und nachdem er den Grund meiner Verspätung erfahren hatte. „Du mußt Dich sogleich umkleiden; aber wie fangen wir das an? meine Kleidungsstücke wären für Dich zu kurz und zu weit. Halt! ich hab's. Karl kann Dir aushelfen; er ist so ziemlich von Deiner Figur und glücklicherweise so eben bei uns zu Gast.“

Dieser Karl war der Premierlieutenant Karl Witters von den Jägern, ein alter Bekannter und Jugendgespiele von mir, und Neffe meines Oheims Wilhelm als Schwestersohn seiner Frau. Vom Diener herbeigerufen, kam er alsbald herunter und begrüßte mich mit der alten Herzlichkeit. Ich freute mich, ihn hier zu finden, denn ich hatte von je große Stücke auf den prächtigen Jungen gehalten. Er war nicht sehr hübsch, aber ein braver, biederer, gediegener Bursche mit dem wärmsten Herzen und geradesten, gutmüthigsten Charakter, den man nur denken konnte.

„Holla, Doctorchen!“ rief er; „wie schön, daß Du noch kommst! Dein Ausbleiben hat uns schon etwas bange gemacht, es könnte Dir auf der Reise ein Unfall zugestoßen seyn, denn wir kennen Deine Pünktlichkeit! Und nun komm' auf mein Zimmer, daß ich Dich umkleiden helfe. Du mußt schmuck aussehen, ehe wir zur Tante gehen, und ich kann Dir mit etwas Garderobe aushelfen!“

Das wußte ich, denn er hielt von jeher viel auf sein Aeußeres.

— „Spute Dich, Junge!“ sagte der Onkel; „die Stunde des Abendbrods ist vor der Thüre, denn wir altväterischen Leut-

chen in der Provinz sind an frühere Stunden gewöhnt, als Ihr Großstädter. So beeile Dich denn und laß die Suppe nicht kalt werden! Ich sage Euch, Jungens, kommt mir droben nicht in's Schwatzen hinein, wie ein Paar Schulmädchen!"

„Mit Nichten, Onkelchen!" rief ich; „Sie dürfen gar nicht mit dem Abendbrod auf mich warten, oder ich gehe nicht von der Stelle; ich will mich weder zur Unzeit übereilen, noch durch den Gedanken quälen lassen, daß Sie meinethalben mit der Mahlzeit warten müssen!"

— „Jenun, ich will Dir Deinen Willen thun," sagte der Onkel; „aber spute Dich nach Kräften und putze Dich recht heraus, denn ich habe hier zwei allerliebste junge Damen im Hause, die auf Deine Bekanntschaft begierig sind. Du und Karl müßt durch das Loos entscheiden, welcher von beiden jeder von Euch seine Huldigungen darbringen soll, oder Ihr werdet einander die Hälse brechen!"

Karl hatte mir seine ganze Garderobe zur Verfügung gestellt, aber es währte einige Zeit, bevor ich behaglich trocken werden konnte; namentlich waren mein Haar und mein Bart naß wie ein Schwamm, und da ich von hübschen weiblichen Gästen gehört hatte, war ich eitel genug, ein besonderes Gewicht auf den günstigen Eindruck zu legen, den ich bei meinem ersten Erscheinen in diesem neuen Kreise machen würde. Als ich in das Speisezimmer trat, saßen Onkel und Tante schon bei Tische, und ich eilte daher zunächst zur Tante, um diese zu begrüßen, eine herzensgute, wackere Frau, die sich noch merkwürdig conservirt hatte, ein Muster von einer lieben, freundlichen Hausfrau, deren einziger Fehler eine wahre Passion für das Zustandebringen von Heirathen war.

Nachdem sie mich auf das wohlwollendste bewillkommt hatte, wandte sie sich um und stellte mich Fräulein Emma Riedern und Fräulein Käthchen Heubel vor. Ich bebte zusammen und mein Herz pochte ungestüm, denn als ich von meiner Verbeugung aufblickte stand vor mir meine Freundin, meine schöne Unbekannte aus dem Berliner Opernhause!

Meine Ahnung, daß wir uns wiedersehen würden, hatte mich also nicht getäuscht. Im Nu war das alte Fieber wiedergekehrt, und ich war von Neuem sterblich in sie verliebt. Zu meiner unaussprechlichen Freude sah ich, daß auch sie mich augenblicklich wiedererkannte, denn um ihre Lippen spielte ein gewinnendes Lächeln, ihre Wange überlief eine flammende Röthe und mit einer unwillkürlichen Bewegung bot sie mir die Hand.

„Ah, Ihr kennt also einander schon?" rief die Tante lächelnd. „Wie, Emma, ist Er etwa der junge Arzt, welcher damals Deine Wunde verband? Du liebe Schelmin, warum hast Du mir dieß nicht früher gesagt?"

— „Wie konnt' ich wissen, daß Sie mit ihm verwandt seyen?" erwiderte sie mit einem noch tiefern Erröthen, gewann aber dann sogleich ihre ganze Fassung und Ruhe wieder.

„Und mich erkennen Sie also nicht mehr, obschon wir uns ebenfalls schon begegnet sind?" fragte eine frische, neckende Stimme hinter mir.

Ich wandte mich und erlebte eine neue Ueberraschung, denn da stand meine Begleiterin von der Landstraße, das vermeintliche Bauernmädchen. Allein nach dieser ersten Betroffenheit konnte mich nichts mehr aus der Fassung bringen, und ich erwiderte kaltblütig: „Ei, sieh' da, das Kätzchen! nun, sagt' ich Ihnen nicht, daß ich Sie bald erfragt haben werde?"

— „Wie?" rief der Onkel; „noch eine geheimnißvolle Geschichte?"

„Keineswegs, liebes Onkelchen!" rief die muntre Käthe; „heute Nachmittag, als die Sonne zum Vorschein kam, ging ich in das Dörfchen hinüber, und für den Heimweg borgte ich mir Nanni's Mantel, weil es wieder regnete und ich nicht länger warten wollte, um nicht zu spät zum Abendbrod zu kommen. Da traf mich der Herr Doctor unterwegs, nahm mich unter die schützenden Fittiche seines Regenschirms und hielt mich die ganze Zeit über für ein Bauernmädchen."

— „Nicht so ganz, aber beinahe," erwiderte ich; „denn Sie spielten Ihre Rolle vortrefflich und schienen es darauf abgesehen zu haben, dem vermeintlichen Berliner den Kopf zu verdrehen!"

Eine überwältigende Bewunderung von Emma's Schönheit erfüllte mein ganzes Wesen, und ich ward unsäglich unmuthig darüber, daß ich mich von ihrer muthwilligen, neckischen Cousine in diese anzügliche Unterhaltung verwickelt sah. Allein ganz entgegengesetzt von meiner sonstigen Gewohnheit, meine Gefühle der Bewunderung für eine Dame zur Schau zu tragen, wünschte ich nun nichts sehnlicher, als meine Empfindungen für Emma zu verhehlen. Gleichwohl aber warf ich immer, so oft es nur unbemerkt geschehen konnte, einen Blick zu Emma hinüber, und jeder Blick verstärkte wo möglich noch die Kette, welche mich an sie fesselte.

Nach dem Abendessen eilten Käthchen und Karl in das anstoßende Billardzimmer, um eine Parthie zu spielen, kehrten aber bald wieder zurück, um den Onkel und die Tante abzuholen, damit diese ihr Urtheil über einen streitigen Punkt abgeben sollten, welcher sich zwischen beiden erhoben hatte. Onkel Wilhelm und die Tante begleiteten sie in das Billardzimmer und ich blieb mit Emma allein. Ich zitterte fühlbar, als ich mich ihr näherte.

„Sehen Sie," sagte ich, „hier ist noch der Ring, den Sie mir damals zurückgelassen haben! Ich schätze ihn ungemein hoch, und lege ihn niemals ab."

— „Sprechen Sie nicht von seinem Werthe!" erwiderte sie erröthend. „Er ist so einfach und bescheiden, daß ich mich beinahe schämte, Ihnen denselben anzubieten; allein er sollte Ihnen auch nur ein Beweis seyn, daß ich Ihren freundlichen Beistand dankbar anerkannte!"

„Ich habe sogar eine Verfügung über diesen Ring in meinem Testamente getroffen — ich will nämlich, daß man ihn mir in das Grab mitgebe!" setzte ich auf ihren fragenden Blick hinzu. Die flüchtige Röthe, die Befangenheit und Schüchternheit und das schwache Lächeln Emma's erfüllten mich mit Entzücken. — „Warum sind Sie damals abgereist, ohne mir Ihre Adresse oder auch nur Ihren Namen zu hinterlassen?" fuhr ich zärtlicher fort. „Ich habe mir die größte Mühe gegeben, Sie wieder aufzufinden. Monatelang habe ich alle möglichen Erkundigungen nach dem Professor Jordans angestellt und bin sogar nach Brüssel gereist!"

Ihre reizende Verwirrung erfüllte mich zwar mit innigem Entzücken, konnte ihr aber unangenehm seyn; daher beeilte ich mich, hinzuzusetzen: „Ich wollte Ihnen als Andenken an unsere Begegnung ein Armband verehren; erlauben Sie mir, daß ich es Ihnen nun anlege?" Ich trug es an meiner Uhr, denn es

bestand in einer goldenen Kette, und ich hatte es daher zur Hand. Als ich das Schloß zusammenklappte, fiel mein Auge auf die weiße Narbe, welche die Symmetrie ihres herrlichen wunderschönen Armes leicht entstellte, und ich sagte: „Sie werden diese Narbe nie verlieren. Sie können nicht glauben, wie sehr mich damals der Anblick der Verletzung, welche Ihnen widerfahren war, mit Schmerz erfüllte!“

Bei diesen Worten drückte ich meine fieberglühenden Lippen auf diese Narbe. Aber im Nu ward ich aus meinem glücklichen Traume aufgeschreckt, denn sie entzog mir rasch ihren Arm und ihr Auge funkelte vor Entrüstung. — Wie hatte ich mir nur einen Augenblick einbilden mögen, daß sie irgend ein zärtliches Gefühl für mich hege? Ihre Verwirrung von vorhin war vermuthlich nur Folge ihres Unmuthes. Hastig verließ sie das Zimmer. —

Acht Tage vergingen mir wie ein Traum in des Oheims Hause, denn wenn ich auch nicht gerade glücklich war, so war ich es doch beinahe, denn ich war immer aufgeregt. Von Tag zu Tag steigerte sich meine Bethörung, meine aberwitzige Liebe zu Emma. Ich würde mich gerne losgerissen haben, allein es fehlte mir die Kraft dazu. Ich war auch darin in einer verrückten Verblendung befangen, daß ich mir einbildete, niemand von meiner Umgebung bemerke, was in mir vorgehe; und um die Anderen noch mehr hierüber in vermeintlicher Unwissenheit zu halten, hütete ich mich geflissentlich, irgend eine Bevorzugung Emma's zu Tage zu kehren. Allein mit all der Unvernünftigkeit und allem Widerspruche in der menschlichen Natur fühlte ich mich doch schmerzlich berührt, so oft sie meine Bemühungen hierin unterstützte, mir auswich und ein Zusammenseyn mit mir unter vier Augen vermied, wie es oft der Fall war. In solchen Augenblicken machte ich mich dann an das „Kätzchen,“ das mich gerne, aber halb spöttisch empfing.

Trotz der Gedanken, welche mich beinahe ausschließlich beschäftigten, konnte es mir doch nicht entgehen, daß Karl sich nahezu in demselben Fall befand, wie ich. Auch er näherte sich Emma mit einer gewissen Befangenheit, als ob er fürchte, bei jedem Versuch eines näheren Anschließens von dem schönen Mädchen zurückgestoßen zu werden. Mit dem Kätzchen dagegen schien er auf dem herzlichsten, vertrautesten Fuße zu stehen, und ihre lebhaften, munteren Neckereien endeten oft mit einem tollen Scherze. Da ich ihn nach meinem eigenen Gefühle beurtheilte, so bildete ich mir oft ein, wir befänden uns beide in gleicher Lage — er fühle nämlich für Käthchen nur bloße Freundschaft, weil er in Emma verliebt sehe. Zuweilen aber — ich muß es zu meiner Schande gestehen, — knirschte ich vor Wuth mit den Zähnen, wenn ich mich auf dem Argwohn ertappte, sie könnte seine Neigung erwidern.

Das Schlimmste an der ganzen Sache war, daß Karl nie mit mir offen über diese Angelegenheit sprach, obschon er jeden Abend vor Schlafengehen seine Cigarre auf meinem Zimmer rauchte und mit gewohntem Freimuthe über alles mögliche mit mir plauderte. Er war gerade der Mann dazu, unbedingt auf den Rath irgend eines Freundes zu vertrauen, und er hatte mir früher immer die Ehre erwiesen, daß ich sein Mentor seyn durfte.

Endlich brach Karl eines Abends sein ominöses Stillschweigen. Nachdem er eine Viertelstunde lang stumm und gedankenvoll in die Wölkchen geblickt hatte, die er aus seiner Cigarre blies, platzte er heftig heraus: „Ich kann diesen Zustand nicht länger ertragen! Doktorchen, alter Junge, ich bin sterblich verliebt in Deines Onkels schönen Gast und ich fühle, daß ich ohne sie nicht mehr leben kann. Da seufze und quäle und härme ich mich ab vor Sehnsucht und habe den Muth nicht, rundheraus um ihre Hand anzuhalten. Manchmal möcht' ich mir einreden, sie liebe mich, aber im nächsten Augenblicke packen mich dann wieder Zweifel und Verzweiflung. Sie ist so schön, so gescheidt, so warmherzig, daß ich mir sagen muß, sie seye eigentlich zu gut für einen armen Teufel, wie ich. Was soll ich nun thun, Bruderherz? Soll ich den Versuch machen oder nicht? Komme es, wie es wolle, es enthebt mich wenigstens der Qual der Ungewißheit.“

Ich grübelte lange, ehe ich ihm antwortete. Wenn ich ihn die Wahrheit ahnen ließ, so wußte ich, daß er in der Geradheit und Biederkeit seines Herzens von seinem Vorhaben zurückgeschreckt seyn würde, um mir einen Schmerz zu ersparen. Allein auf diesen Glauben hin zu handeln, hieß von seiner großmüthigen, edlen Uneigennützigkeit einen gemeinen Vortheil ziehen. Und doch konnte niemand von mir erwarten, daß ich selber für meine eigensten, süßesten Hoffnungen das Todesurtheil unterzeichne. Endlich erwiderte ich ihm:

„Sie ist in der That alles, was Du sagst, und wenn sie auf einen Mann warten will, der ihrer in vollem Maaße würdig und ihr ebenbürtig ist, so wird sie sich noch lange umzusehen haben. Allein ich kann Dir keinen Rath geben, mein Bruderherz, denn Du selbst mußt ja am besten wissen, auf was für einem Fuß Du mit ihr stehst. Nur dieß will ich Dir sagen: wenn sie Dir irgend eine entschiedene Ermuthigung gegeben hat, so magst Du Deinen Schritt kühn und zuversichtlich wagen, denn ich bin überzeugt, daß sie mit Deinem Herzen kein Spiel treiben würde.“

Er überlegte sich's einen Augenblick und erwiderte dann: „Nun ja, sie hat mir hie und da entschiedene Aufmunterungen gegeben, und darum will ich denn Deinem Rathe folgen. Du hast vollkommen Recht, sie ist zu edel und zu gut, um mit mir ein schnödes Spiel der Koketterie zu treiben. Du und ihre Cousine sollen es vorerst allein erfahren, wenn mir meine Werbung glückt, und auf Eure Glückwünsche mache ich zunächst Anspruch, denn, weißt Du, lieber Freund,“ fuhr er lächelnd fort, „ich wünschte nichts sehnlicher, als daß Du die Andere heirathetest, da Ihr Euch doch gegenseitig gut zu seyn scheint und wir dann förmlich mit einander verwandt würden!“

„Unsinn!“ rief ich ungestüm. „Ich mag nicht heirathen. Wenn ich der einzige Mann auf Erden wäre und die Wahl unter allen Frauen der Welt frei hätte, so würd' ich nicht heirathen, denn ich schätze meine Freiheit zu hoch, um mich als Sklave zu verkaufen!“

Es hatte mich ungemein erkältet und verletzt, daß er gegen mich sich der mehrfachen Aufmunterungen, die er von Emma empfangen, gerühmt und auch noch verlangt hatte, daß Käthchen und ich ihm zu dem Erfolg Glück wünschen sollten, dessen er schon so sicher zu seyn schien. Mein Unmuth war wider meinen Willen mit meinem Verstande durchgegangen. Aber der gutmüthige Bursche riß jetzt nur die Augen weit auf über diesen neuen Beweis von meinen „absonderlichen, querköpfischen Ansichten,“ wie er sie nannte, und wollte gar nicht bemerken, daß meine Tirade nichts weniger als schmeichelhaft für ihn selber war.

Weil er jedoch fand, daß ich etwas verstimmt und nicht zum Plaudern aufgelegt war, bot er mir gute Nacht und verließ mich. Gute Nacht! sage ich; — ich schloß die ganze Nacht kein Auge und wälzte mich unruhig im Bette herum, als ob es ein Fegefeuer wäre. — Der Gedanke, Emma zu verlieren, war mir unerträglich.

3.

Am andern Morgen nach dem Frühstück saß ich auf meinem Zimmer und schrieb an einem Briefe, als Karl hereinstürmte. Sein sonst so ruhiges Gesicht strahlte vor Entzücken und ließ mich sogleich ahnen, was er mir anvertrauen wollte.

„Wünsche mir Glück, alter Junge!" rief er; „sie hat meine Werbung angenommen und ich bin der glückseligste, zufriedenste Mensch auf Gottes Erdboden!"

Ich hätte ihn auf der Stelle erwürgen können, so sehr schnitt mir seine Freudenbotschaft in die Seele; allein vermuthlich war mein Bestreben, die mich durchzuckenden Gefühle zu verhehlen, ein erfolgreiches, denn er verrieth keinerlei Erstaunen, als er mich anblickte. Worte vermögen aber nicht auszudrücken, wie viel es mich kostete, die kurze Phrase hervorzustammeln: „Mögt Ihr Beide so glücklich seyn, als Ihr es verdient, dann kann es Euch nicht fehlen!"

Ich war bei mir selber fest entschlossen, ihn und Emma nicht ahnen zu lassen, was ich litt. Daher verließ ich kaum fünf Minuten später mein Zimmer und ging hinunter in das Wohngemach. Dieß war ein großes Doppelzimmer mit einem verschiebbaren Verschlag in der Mitte, welcher gegen den Garten hinaus eine Art spanischer Wand bildete und das Gemach in zwei Hälften theilte. Bei meinem Eintreten sah ich Karl und Emma am fernsten Ende des Zimmers hinter der spanischen Wand auf der Ottomane sitzen und angelegentlich mit einander plaudern. Beim Anblick der wohlgefälligen, freundlichen Aufmerksamkeit, womit sie ihm in die Augen blickte, ward ich in der That beinahe verrückt.

Es gewährte mir daher eine wahre Herzenserleichterung, als ich in diesem Augenblicke Käthchen mit einem großen Strauße frisch gepflückter Blumen in der Hand durch die Glasthüre vom Garten her eintreten sah. Sie erschien mir heute etwas weicher, gesetzter und sinniger als sonst, und diese zutrauliche Weise und der freundliche Blick, den sie mir zuwarf, überraschte mich ordentlich. Sollte Karl Recht haben mit seiner Vermuthung, daß auch sie liebte, und daß gerade ich der Gegenstand ihrer stillen Neigung seye?

Ja fürwahr, ich vermochte nicht mehr zu zweifeln an den Anzeichen einer tiefen, innigen Liebe eines Frauenherzens, die sie an den Tag legte! Wahrscheinlich hatte der Anblick des Glückes ihrer Cousine sie besiegt und sie unbewußt und unwillkürlich genöthigt, jene muthwillige Gleichgültigkeit und jenen tollen Leichtsinn abzulegen, hinter denen sie gewöhnlich ihr wahres Wesen verbarg.

Ein unerklärlicher innerer Drang riß mich plötzlich hin, so zu handeln, daß das verlobte Paar keine Ahnung von meinen Herzensqualen haben sollte, und in einem einzigen Augenblick hatte ich ihr mein Herz, meine Hand und mein Vermögen zu Füßen gelegt. Anfangs starrte sie mich an, als ob sie mich für toll hielte; dann aber brach sie in ihr lautes, schallendes, ansteckendes Lachen aus und rief: „Karl! Karl, komm' geschwind! Du mußt den Doktor fordern — er hat mir so eben gleichfalls einen förmlichen Heirathsantrag gemacht!"

„Wie? Karl ist also mit Ihnen verlobt, Käthchen?" rief ich ganz verwirrt; „ich dachte, er habe um Ihre Cousine gefreit!"

„Da haben wir's!" rief sie mit dem Schmollen eines verwöhnten Kindes; „also weil Sie Emma vergeben wähnten, sollte ich der Lückenbüßer seyn? — Sehr schmeichelhaft für mich — bedanke mich schönstens! — O eitelster aller Doctoren! dießmal haben Sie sich schön vergallopirt. Sie haben Emma früher ausgeschlagen. Weßhalb sollten Sie nun annehmen, daß Andere ihren Werth besser zu schätzen wüßten, als Sie!"

„Ich des Fräuleins Hand ausgeschlagen?" rief ich immer betroffener und blickte auf Emma. Diese saß mit glühenden Wangen und gesenkten Blicken da, als ob sie nicht im Stande seye, die Behauptung ihrer Cousine Lügen zu strafen, — was mir natürlich die ganze Sache noch räthselhafter machte. Während ich jedoch Emma so betrachtete, dämmerte plötzlich die Wahrheit in mir auf und erfüllte mich mit einiger Hoffnung.

„Wer ist sie?" fragte ich Käthchen.

— „Ich sehe, Sie haben es bereits errathen, Vetter!" rief Käthchen lustig; „diese gegenwärtige Jungfrau hier ist meine Schwester Emma Charlotte Eylert, Großnichte des seligen Herrn Reinhard Eylert und dermalige Besitzerin des Ritterguts Hof Warneck, — dieselbe Person, deren Hand Sie sogar mit einem Vermögen darin anzunehmen verschmähten! — dieselbe, die Sie nicht einmal persönlich kennen zu lernen geruhen wollten und welche unsere liebe Tante Ihnen erst unter einem andern Namen vorführen mußte, um Ihnen zu zeigen, was für ein riesengroßer Thor Sie waren! — Komm', Karl!" rief sie diesem zu und zog ihn hinweg; „folge mir in's Billardzimmer! Du und ich sind hier nur im Wege!"

„Charlotte, können Sie mir vergeben?" fragte ich demüthig. „Ich kannte Sie ja nicht unter Ihrem wahren Namen, ich kannte Ihre Vorzüge nicht, und wollte mich nicht für Geld verkaufen, indem ich um eines Vermögens willen heirathete!"

Ihr Auge blitzte, ihre herrliche Gestalt richtete sich stolz auf — wie wunderschön erschien sie mir in dieser Aufwallung ihres Selbstgefühls!

„Der Gedanke an das, was Sie Ihrer Verwandten und dem Andenken Ihres seligen Oheims schuldeten," sagte sie, „hätte Ihnen sagen sollen, daß es noch andere, weniger verletzende Mittel und Wege gebe, um die Hand eines Mädchens auszuschlagen, als Ihr langes geringschätziges Stillschweigen und Ihre endliche Erklärung, nachdem Sie mich nicht einmal persönlich gesehen hatten!" Den letztern Satz zischte sie ordentlich zwischen den Zähnen hervor, als ob schon der Gedanke daran eine bittere Demuth für sie seye.

— „Ich habe Ihnen wehe gethan und verdiene eine Strafe, Charlotte! Sie haben nun Ihre Rache, und ich will Ihnen gar nicht verbergen, wie furchtbar mich dieselbe heimsucht!" erwiderte ich düster und schmerzlich. „Aber seyn Sie gerecht und hören Sie wenigstens Ein Geständniß von mir an: seit jenem Theaterabend, wo ich Sie zum ersten Male gesehen hatte, war ich sterblich in Sie verliebt, und eben darum und weil ich die Hoffnung nicht aufgab, Sie noch dereinst wieder auffinden zu können, — eben darum lehnte ich die Hand meiner unbekannten Cousine

sammt dem Rittergute ab und wollte weder die Eine, noch das Andre näher kennen lernen, um der unbekannten Schönen die in meinem Herzen gelobte Treue vor jeder Versuchung zu bewahren."

„Ich wußte, daß Sie mich liebten," versetzte Charlotte stolz. „Ich erkannte Sie an jenem Abend augenblicklich und las mit einem Gefühl von Triumph in Ihrem Herzen. Ich verschwieg Ihnen daher bei der Abreise aus Berlin meinen wahren Namen, in der Hoffnung, mich von Ihnen am Ende Ihrer Minderjährigkeit aufgesucht zu sehen. Es hat mich tief geschmerzt, daß Sie wegblieben, und obwohl ich keine Mitschuldige an dem kleinen Komplott war, durch welches Tante Friedrike uns unter falschem Namen einander entgegenführen wollte, so freute ich mich doch über die Kunde Ihres bevorstehenden Besuches, denn ich sehnte mich seither nach dem Augenblick, wo ich Sie zu meinen Füßen sehen und wo an mich die Reihe kommen würde, Ihre Hand auszuschlagen, — aber . . . ."

Eine Veränderung in ihrem Tone und ihr plötzliches Abbrechen veranlaßten mich, zu der zürnenden Schönheit aufzublicken. Ein wilder Jubel von Hoffnung durchzuckte mich, als ich auf diesem schönen Gesichte, das so eben noch so streng und stolz zu mir herüber geschaut hatte, ein Erröthen aufglimmen und ein sanftes Lächeln sich ankündigen, — als ich ihr zürnendes Auge einen liebevollen, zärtlichen Ausdruck annehmen sah, und sie zu mir sich neigend mit einem unbeschreiblichen Ausdruck leise und verschämt flüsternd hinzusetzte:

„Aber ich vermag es nicht über mich, Ihnen länger zu zürnen!"

Georg Wachsmuth.

Ein Spaziergang zu den Sennhütten im Jura.

Reise-Erinnerungen eines Malers.

Die dichten Nebel des frühesten Morgengrauens lagerten noch über den alten finsteren Straßen des Städtchens Orbe im Waadtlande, als wir dasselbe verließen und allmählig in der Richtung nach dem Châlet Delessert bergan klimmten. Mein Begleiter und Führer nach diesem hohen Punkte des Jura war der Apotheker des Städtchens, ein stämmiger, energischer Mann, der seine vielgebrauchte Botanisirbüchse über die Schulter geschlungen trug. Wer die anspruchslose kleine Pharmacie oder Apotheke meines Freundes gesehen, der denke wegen ihres bescheidenen Aussehens nicht gering von ihm, denn er, der schlichte, biedere Mann, hat eine tiefe, gründliche, wissenschaftliche Bildung und ist schon der dritte seines Stammes, der in demselben unscheinbaren Lokale den Bewohnern seiner Vaterstadt und der umliegenden Dörfer des Gebirgs Heilmittel und Trost spendet. Seine Kleidung und sein Benehmen lassen schon seinen Stand errathen, und noch mehr seine bleiche Stirne und jenes wirre Haar, die so viele geschickte Chemiker aller Länder mit ihm gemein haben. Er weiß über jeden Gegenstand etwas Unterhaltendes und Belehrendes zu sagen, und spricht ein Französisch von der ausgezeichnetsten Reinheit.

Die ersten Stunden unsrer Bergwanderung vergehen uns auf die angenehmste Weise. Hier auf der häufig gekrümmten hohen Chaussee begegnen wir der von Paris kommenden Nacht-Diligence mit ihren staubigen, schläfrigen Insassen und den fünf kräftigen, stämmigen Grauschimmeln, welche unter Schellenklang und Pusten mit langsamerem Schritte die allmählige Senkung der Straße hinab traben. Dort führt uns unser Weg seitab auf schmalen Pfaden durch Föhrenwälder oder in dem vertrockneten, steinigen Bette eines Gebirgswassers dahin, oder an den Fuß hoher grauer Felsenwände, wo mein Begleiter plötzlich eine seltene Pflanze für sein Herbarium findet. Weiterhin zeigt er mir den Absturz, von welchem ein junger Mann aus Orbe beim Botanisiren, als er allzu begierig nach derselben Pflanze suchte, heruntergefallen ist. Als wir auf derselben Stelle stunden, wo sein verstümmelter Körper gefunden wurde, gab er mir eine pathetische und höchst malerische und deutliche Schilderung dieser traurigen Begebenheit zum Besten, und schloß diese mit einem passenden Citat aus Ovid, als er die ungewöhnliche Menge von wunderschönen Blumen bemerkte, die in der unmittelbaren Umgebung wuchsen.

Höher hinauf an der Berghalde kommen wir durch ein schwarzes und düstres Dorf, welches theilweise durch Feuer zerstört worden ist. Die unaufgeräumten Trümmer liegen noch zu beiden Seiten der schmalen, schlechtgepflasterten Gassen. Ich hätte gar zu gerne den seltsamen alterthümlichen Brunnen mit seinem phantastischen Eisenwerke und seiner granitnen Säule und den vier vollen Strahlen seines krystallklaren Wassers gezeichnet; allein es liegt etwas so Abstoßendes in den vier alten Weibern, welche mit ihrer häßlichen Wascherei die Cisterne von reinem Wasser entweihen, daß ich mir lieber zum Gegenstand meiner Skizze jenes malerische Gebirgshäuschen, châlet, erküre, in welches mein Freund, der Apotheker, so eben eingetreten ist — ohne Zweifel, um den Inhalt jener Flasche zu verordnen, deren Sicherheit ihm bei unserm mühsamen Berganklimmen so viele Sorge verursacht hat.

Es würde in der That ein geschickter Künstler dazu gehören, um treu die Farbe und die Einzelnheiten dieses hohen Dachs und massiven Kamins und dieses soliden Holzbaues aus dicken Balken wiederzugeben, welche hier durch die Einwirkung der Witterung beinahe silberweiß gebleicht, dort durch den Trauf des darüber hereinhängenden Laubes vermodernd zum sattesten Braun gefärbt sind, — oder um jene gewaltigen, scheinbar unersteiglichen Giebel und langen Gallerien zu zeichnen, welche zu gar nichts führen. Guirlanden von Maiskolben hängen in goldener Fülle unter den Dachvorsprüngen; tiefer im Schatten des Daches sind rohe Gestelle, auf welchen die ölreichen Früchte der beiden benachbarten Wallnußbäume zum Trocknen ausgebreitet liegen, von denen die Ernte vermuthlich mit den daneben stehenden langen Stangen abgeschlagen wurde.

Es ist etwas eigenthümlich Malerisches um diese schweizerischen Bauernhäuschen im Gebirge. Wie hübsch und pittoresk ist z. B. nur die Anordnung an jener Ecke des Gebäudes! die rohen Werkzeuge und Geräthe der Acker- und Hauswirthschaft, — der leichte char oder Karren mit dem Kummet, Joch und Geschirre für die beiden Ochsen, und dort, unter einem Haufen von unbeschreiblichem Allerlei von Gerümpel der Winterschlitten, welcher auf die künftige Gebrauchszeit wartet! Im Vordergrund ist jener Haufen von thierischen Abgangsstoffen, die man die 'Seele der Landwirthschaft' nennt und hier zu Lande so sehr schätzt, daß sogar seine Seiten mit sauberen Matten aus Stroh sorglich zuge-

deckt sind, um der Verdampfung seines Stickstoffgehaltes vorzubeugen, und ein steinerner Behälter daneben, welcher den dunklen, flüssigen Ablauf davon enthält. Hier zu Lande nennt man Misthaufen und Güllenloch zusammen le dot, die Mitgift, denn wie hübsch auch das Mädchen unter der Hausthüre seyn mag, der heirathslustige junge Schweizer hat stets auch ein Auge auf jenen Haufen gerichtet, als das bündigste Anzeichen für die Menge des Viehstandes, der ja der beste Beweis für den Wohlstand einer Familie abgibt. — —

Wir steigen noch eine weitere Stunde bergan, und bekommen gelegentlich durch die von Norden herangetriebenen Wolken hoch über uns das Châlet Delessert zu Gesicht. Sodann müssen wir, vollständig in den naßkalten Nebel eingehüllt, nur nach den Fährten des Hornviehes auf dem Rasen unsern Weg suchen, und gelangen endlich an das Ziel unserer Wanderung. In der letzten Viertelstunde hat es noch geregnet; in dem Augenblicke aber, wo wir in die Sennhütte treten, fällt der Hagel dicht und wuchtig um uns her. Nach einigen bewillkommnenden Worten von Seiten des Senn oder Oberhirten wird unsre Aufmerksamkeit durch den Lärm und die Verwirrung draußen auf einen großen Viehschuppen gelenkt. Man denke sich das Innere einer ungeheuren Scheune mit einem hohen, spitzen Giebeldache, in deren Raume mindestens hundert Stücke Hornvieh Platz finden; an jedem Ende eine schmale, niedrige Thüre, durch welche immer nur Ein Stück Vieh auf ein Mal eintreten kann. Das Hagelwetter nimmt an Heftigkeit zu; die Schlossen prasseln mit lautem Gepolter auf das große Balkendach hernieder; das Vieh wird eilends von den Waiden herunter getrieben und zwängt sich, ein Stück hinter dem andern, durch die schmalen Eingänge; die Hirten draußen schreien und gestikuliren in dem Unwetter, und das Geräusch und die Verwirrung werden noch vermehrt durch das Geklingel der großen Kuhschellen und das Gebrüll des Viehs. Es ist merkwürdig, wie jede Kuh sogleich nach dem Eintritt in den Stall direkt an ihren Platz geht, bis die beiden langen Reihen an den Seiten des Kuhstalles entlang gefüllt sind. Nun werden die Thüren verschlossen und es erfolgt eine verhältnißmäßige Stille, — man hört nur noch das Prasseln der Hagelschlossen auf dem hohen Dach, und gelegentlich das Bimmeln der Kuhschelle irgend eines ungeduldigen Stückes Vieh, welches dann sogleich eine laute Zurechtweisung von den Hirten in ihrem unverständlichen Patois erhält. Sobald das Vieh sich gehörig abgekühlt und der dichte Dampf, welcher von ihren rauchenden Seiten emporgestiegen ist, sich verzogen hat, holen die Hirten und Sennen ihre seltsamen einbeinigen Melkstühle herbei und beginnen den Prozeß des Melkens, wobei jedes Thier eine Handvoll Salz erhält, als Garantie für sein ruhiges Verhalten während dieser Operation.

An den Kuhstall stoßen die zur Käsebereitung bestimmten Gebäude und die Wohnungen der Sennen. Dieß sind niedrige, schlechtgelüftete Gelasse, wenig besser als Blockhäuser, aus aufeinandergesetzten Fichtenstämmen, deren Zwischenräume man mit Lehm verstrichen hat, aufgebaut. Im Innern der Haupthütte hängt der große Kessel, in welchen die frischgemolkene Milch geschüttet wird. Der Krahnen, woran der Kessel hängt, läßt sich über die Feuerstelle hereindrehen, sobald der Rauch des knisternden Fichtenholzes sich verzogen und eine helle Kohlenglut hinterlassen hat... An den rauchgeschwärzten Wänden hängen die Eimer und die übrigen Geräthe und Geschirre der Milchwirthschaft, deren gewissenhaft reinlicher Zustand auffallend mit dem umgebenden Schmutz kontrastirt. Unten sind die Tröge und Schränke für den Käse.

Aber das Melken ist zu Ende; das Brüllen und Blöcken der Kühe um den Kuhstall herum sagt uns, daß die Thiere wieder in Freiheit sind. Der Inhalt der Melkeimer ist in den Kessel geschüttet worden, und die Sennen sammeln sich um das Feuer und genießen in gedankenvollem Schweigen die augenblickliche Ruhe und die Wärme des Herdfeuers. Es ist ein eigenthümlich hartes Leben um das der schweizerischen Sennen, und sie haben wenig Gelegenheit, sich jener arkadischen Muße zu erfreuen, welche ihnen in Romanen und im Ballet beigemessen wird. Das täglich zweimalige Heimtreiben des Viehs zum Melken, die Verantwortlichkeit, die Heerde vor Gefahr zu bewahren oder am Entlaufen und Verirren im Gebirge zu hindern; die Käsebereitung, das Reinigen und Herrichten der Gefäße der Milchwirthschaft, das Herbeischaffen des nöthigen Brennholzes und das Einheimsen des Heues und Grummets auf den Bergwaiden, gibt ihnen fortwährend strenge Arbeit auf. — Dabei sind sie ein höchst genügsamer Menschenschlag. Eine Strohhütte ist ihr Nachtlager während der kurzen Sommernächte. Ihre Nahrung besteht fast ausschließlich in Milch und Käse, und Brod ist für sie zur Sommerszeit nur ein seltener Luxus; sie haben daher einen blassen und überaus zarten Teint, der aller Einflüsse der Witterung spottet. Sie „fahren" im Waadtlande gewöhnlich Anfangs Juni mit ihren Heerden zu Gebirge, und kehren Ende Oktobers wieder mit denselben nach Hause zurück. Während dieser Sommer-Campagne wird eine sehr beträchtliche Menge Käse gemacht, wie sich aus der Kopfzahl der Kühe — hier selten unter achtzig Stück — bemessen läßt. Die besten Kühe geben zur Sommerszeit täglich zwischen zwanzig und vierzig Pfund Milch, und so liefert jede Kuh am Ende der vier Monate durchschnittlich zwei Centner Käse. Jede Kuh wird zweimal im Jahre besonders geprüft in Beziehung auf die Menge von Käse, welche sie binnen einer gegebenen Zeit zu produciren im Stande ist. Die durch besagten Versuch ermittelte Proportion regelt den Antheil von Käse, welcher am Ende des Sommers unter die Eigenthümer der Kühe zu vertheilen ist.

Nach einem kurzen, leichten Imbiß, welcher dadurch noch frugaler wurde, daß wir das Weißbrod aus unseren Ranzen als Leckerbissen den Sennen überließen (geronnener Rahm und eine Cigarre erschienen mir wenigstens als eine sehr ungenügende Erquickung und Labe für hungrige Fußwanderer), schickten wir uns wieder zum Heimwege an.

Als wir uns nach der Thüre der Sennhütte wandten, sahen wir den obern Theil des halbgeschlossenen Eingangs durch den Kopf und die Schultern eines gewaltigen Bullen versperrt. Es war der „Moni", der Zuchtstier, Leiter und Patriarch der Heerde. Dieß war sein Lieblingsstandort, wo er gewöhnlich behaglich wiederkäute und dem Treiben in der Sennhütte zusah. Das schöne, kräftige Thier hätte eine treffliche Studie für die Palette eines Paul Potter oder den Stift einer Rosa Bonheur abgegeben; es war halbwild, rauhhaarig, von dem antiken klassischen Profil, mit einer breiten krausen Stirne und starken Hörnern. Der Athem seiner Nüstern, von der kalten Bergluft verdichtet, bethaute seine breite schwarze Schnauze, während der helle sanfte Glanz seiner großen Augen mich zum ersten Mal zu der Ueberzeugung

brachte, daß Homer im Grunde den Göttinnen gar kein so übles Kompliment gemacht habe, als er ihre himmlischen Augen mit denen des Rindviehstammes verglich. Die Sennen hatten diesen majestätischen Vierfüßler Maurice genannt, — ich würde ihm den Namen Jupiter gegeben haben. Der Zuchtstier ward von seinen Herren als ziemlich gutartig prädicirt, mochte aber doch seine Launen haben. Eine Handvoll Salz, die ich ihm reichte, gewann mir anscheinend seine Freundschaft, und da er dieses Pfand unsers Wohlwollens von uns, den fremden Wanderern, anzunehmen geruht hatte, so gingen wir ohne weitere Befürchtungen an ihm vorüber in's Freie. Er folgte uns unmittelbar auf den Fersen, und ein unwürdiges Mißtrauen, welches wir in seine Absichten setzten, veranlaßte uns, geradezu durch den Pfuhl von Schlamm und Mistjauche zu waten, welcher die Sennhütte umgibt. Es that uns jedoch gar nicht leid, als Maurice endlich fand, daß wir ihm kein weiteres Salz mehr zu geben hatten, daher Halt machte und uns nun ruhig nachschaute, bis wir aus dem Bereich seines Blickes waren. Mein Gefährte wußte mir mancherlei Anekdoten von der Wildheit dieser Jurastiere zu erzählen.

Das Hagelwetter hatte sich verzogen, und das Wetter versprach sich für den Nachmittag wunderhübsch aufzuklären. Wie wild und anmuthig zugleich war die rasche Bewegung dieser Dunstmassen längs der Gebirgshänge hin; wie stießen sie mit geräuschloser Wucht gegen die hohen Felsenspitzen und schienen ihre harte Beschaffenheit durch die augenblickliche Berührung plötzlich in eine weiche umzuwandeln! Wie segten diese Wolken über die hohen Lärchen und Kiesern hin, oder brachen sich eine leichte Bahn durch all die verwickelten Massen ihrer zahllosen Stämme, zogen dann über das Thal hin und warfen ihre Schatten so weit hinunter, daß wir uns auf einem ungeheuer hohen Standpunkte zu befinden glaubten. Die Aussicht von hier oben war eine glorreiche, nachdem das Gewöll sich gelichtet und der Nebel sich verzogen hatte. Zur Rechten der vor uns hingelagerten Ebene war der Genfer See, an deren jenseitigem Ende der Neuenburger See. Dort drüben gegen Süden ragte die wohlbekannte Gestalt des Montblanc empor, stiegen die übrigen Savoyer Gebirge in die Höhe, und jene geisterhaften, unbestimmten, wolkenähnlichen Gestalten, die im fernen Osten den Horizont abschlossen, waren die Kette der Berner Alpen mit ihren Riesen der Schneeregion.

Auf dem Heimwege schlugen wir einen andern Pfad ein, als denjenigen, auf welchem wir heraufgestiegen waren. Wir kamen daher durch Dörfer und Wohnsitze von einem wesentlich verschiedenen Charakter, deren Aussehen weit mehr Französisches hatte. Auf halbem Wege bergab schritten wir durch einen kleinen Flecken, dessen rührige und intelligente Bevölkerung vorzugsweise mit der Fabrikation von Uhren sich befaßt, welche zum größten Theil über die benachbarte französische Grenze hinübergeschmuggelt werden sollen. Erst vor kurzer Zeit war der von Lausanne kommende Pariser Eilwagen in dieser Gegend umgeworfen worden: die Wagenbeichsel zersplitterte und es ergab sich, daß sie eine hohle Röhre bildete, worin eine große Anzahl Uhren sinnreich versteckt gewesen waren.

Das Städtchen Orbe, wohin wir noch vor Nacht zurückkehren mußten, lag noch fern ab im Thale, so daß wir von den Bergen hinuntereilen mußten. Ich kam mit Bedauern an manchem interessanten und malerischen Gegenstande vorüber, mit dem ich recht gerne mein Skizzenbuch bereichert haben würde, und nur mit Widerstreben folgte ich der Landstraße oberhalb dem Orbethale, anstatt mich die Felsenschlucht hinunter zu winden, durch welche sich der Fluß mit Gewalt seine Bahn bricht. Wir hörten unter uns das Rauschen des Wasserfalls, der hier zu Lande la Chûte des Dés heißt, konnten aber nur den grauen Dunst sehen, welcher durch das Unterholz von seinen Wasserstürzen heraufstieg. Weiterhin konnten wir in das Bett des Wildwassers hinuntersehen, das hier in hellen kleinen Wasserfällen zwischen den grauen Felsenblöcken und gewaltigen Rollsteinen sich hindurchzwängte und stellenweise wieder kleine stille Teiche bildete, in welchen sich die darüber hereinhängenden Waldpartieen spiegelten. Allein der Tag ging rasch zur Neige und mein Begleiter drängte mich vorwärts in der Richtung jenes viereckigen Thurmes, welcher den engen Hohlweg beherrscht. Er heißt les Clefs, und dieß ist eine sehr gute Bezeichnung, denn er war in den unruhigen Zeiten der Vergangenheit der Schlüssel dieses Passes. Auf einem gewundenen Pfade steigen wir an der steilen Hügellehne hinab und kommen an eine Biegung, wo ein mit vier Ochsen bespannter Karren, auf welchem ein großes, gußeisernes Rad und verschiedene andere Maschinentheile für eine benachbarte Mühle im Thal geladen sind, sich mühsam fortbewegt und beinahe die ganze Straße versperrt. Wir kommen durch das Dorf, das sich unter den Schatten und Schutz des alten Thurmes schmiegt, schreiten über die Brücke mit ihrem hochgesprengten Bogen und zertrümmerten Portal, und erblicken drunten in der Schlucht die Mühlen, die in einer höchst gefährlichen und malerischen Lage erbaut, um die Wasserkräfte der brausenden Orbe gewerblich nutzbar zu machen, aber unverkennbar auch mit der Furcht vor der Heftigkeit und Laune eines Alpenwildwassers hergestellt sind. Ich bedauerte sehr, daß die rasch einfallende Dämmerung mich hinderte, meine Skizze zu vollenden, die ich von diesen höchst malerisch gelegenen Mühlen aufzunehmen begonnen hatte. Diese hölzernen Gebäude der Alpenwelt mit ihren hohen spitzen Giebeldächern, mit allen den Verschiedenheiten und Abwechslungen von Form und Farbe und Bauart, diese langen schrägen Holztröge mit den hellen zischenden Wasserstrahlen die sich durch ihr morsches schleimiges Gebälke zwängen und eine unwiderstehliche Wirkung auf die massiven Räder ausüben, der frische kräftige Baumschlag an den benachbarten Wänden der Schlucht und die unbeschreibliche Beweglichkeit des in seinem felsigen Bette daherrauschenden Wassers — dieß Alles gibt dem Zeichner Stoff genug zu den lohnendsten Skizzen. Weiter unten braust der Fluß durch enge Felsenmauern und trägt auf seiner rasch bewegten Oberfläche den angehäuften Schaum der Chûte des Dés und anderer Wasserfälle, an welchen wir vorübergekommen sind, stürzt dann in die tiefe Schlucht unterhalb der Mühlen, unterwühlt die Felsen von porösem Gestein und höhlt sie in den launenhaftesten, seltsamsten Gestalten aus.

Die flüchtigen Umrisse meiner Skizze von diesen malerischen Mühlen waren kaum beendet, als die fernen Felsenhörner der höchsten Spitzen des Jura in der zunehmenden Dämmerung grauer wurden. Zugleich trat eine Veränderung in der Stimme des Gießbaches ein, denn der Müller hatte nun den Wassern desselben ihre Freiheit gegeben und sie hüpften ungeduldig in ihr natürliches Bett zurück. Der plötzliche Stillstand der dunklen Räder vermehrt das Gefühl der Ruhe. Für einen Augenblick tanzt der

Widerschein der flackernden Kerze des Müllers, als er die rohen Fensterläden schließt, launig auf den flinken Wellen des Flusses; dann tritt ein mähliges Dunkel in dem Thale auf. Es erinnert uns, daß es Zeit ist, nach dem Städtchen aufzubrechen, wo sichrere Scenen unser harren. Die Schatten der Nacht senken sich immer tiefer und schneller über die schmale Schlucht, und in dem feierlichen Düster des Abends schreiten wir vorsichtig über die Planke, welche die Schlucht überbrückt, und lenken unsere Schritte wieder der Straße zu, welche uns nach dem Städtchen Orbe bringen soll. Herm. Baldr.

Lady Guilfort.

Eine Pariser Polizei-Geschichte.

Im Jahre 1838 erschien in Paris ein sehr merkwürdiges Werk unter folgendem Titel: »Denkwürdigkeiten aus den Archiven der Pariser Polizei, von Ludwig XII. bis auf unsere Tage. Herausgegeben von J. Peuchet, Archivar der Polizei;« 4 Thle. In diesem Werk, das auf den ersten Anblick zu der großen Anzahl der gefälschten fabrikmäßigen Memoiren zu gehören scheint, woran es die literarische Industrie in Paris noch zu keiner Zeit hat fehlen lassen, welches aber bei genauerer Prüfung sich als ein authentisches, aus Urkunden geschöpftes Buch ergibt, finden sich einige Erzählungen und Geschichten von solch' haarsträubender und außerordentlicher Art, daß man kaum daran zu glauben geneigt wäre, wenn nicht die hierüber aufgenommenen Akten und Protokolle ihre strenge Wahrheit ebenso unzweideutig machten, als die darüber von gesetzmäßigen Gerichten gefällten Urtheile und die unter der Aufsicht der Richter verfaßten und in den Archiven niedergelegten Verhandlungen. Herr Peuchet, geboren im Jahre 1760, hatte seine Erziehung im College Louis-le-Grand erhalten und nach Beendigung seiner Studien die Advokaten-Laufbahn eingeschlagen, war aber sodann später Bureauchef im Polizei-Departement geworden, und nach den 'hundert Tagen' zum Vorstand der Archive der Polizei-Präfektur ernannt worden, welchen Posten er bis 1827 bekleidete. Während dieser fünfzehn Jahre waren ihm die gesammten Archive dieser Behörde zugänglich, und er sammelte aus den Dokumenten den Stoff zu dem vorgenannten Werke, welches erst nach seinem Tode veröffentlicht wurde. Wir entlehnen diesem Werke die nachfolgende Schauergeschichte, und zwar so viel wie möglich mit Peuchet's eigenen Worten.

Herr de la Regnie hatte mehrere Jahre hindurch zur allgemeinen Zufriedenheit den Posten eines Polizei-Lieutenants bekleidet, als mit einem Male sich ein gewaltiger Schreck in ganz Paris verbreitete, weil mehrere Personen auf eine ganz außerordentliche und räthselhafte Weise verschwunden waren. Im Verlauf von vier Monaten waren sechsundzwanzig junge Männer, der jüngste siebzehn, der älteste fünfundzwanzig Jahre alt, auf ganz unbegreifliche Weise aus dem Schoose ihrer untröstlichen Familien hinweggehext worden. Die abenteuerlichsten und widersprechendsten Gerüchte waren über diesen Gegenstand im Umlauf, namentlich im Faubourg St. Antoine, welches den Verlust von fünf oder sechs jungen Männern, — lauter Söhnen von wohlhabenden Tapezierern und Möbelhändlern, die in jenem Stadttheil wohnten, — zu beklagen hatte. Unter anderen seltsamen Fraubasen-Geschichten, die man sich über diesen Gegenstand zuflüsterte, war auch die: einer Prinzessin, welche an einer gefährlichen Leberkrankheit leide, seye von irgend einem ausländischen Charlatan oder Quacksalber gerathen worden, von Zeit zu Zeit als Kur ein Bad von Menschenblut zu nehmen, und die unglücklichen vermißten Personen seyen zu diesem Zwecke geschlachtet worden. Eine andre gräßliche Vermuthung ging dahin, die Verschollenen seyen durch die Juden bei Seite geschafft worden, die aus Haß und Hohn gegen den gekreuzigten Messias noch jetzt Christen heimlich an's Kreuz zu nageln und an demselben sterben zu lassen pflegten. Zum Glück für die armen Juden fand diese letztere Ansicht keinen Glauben bei der Menge.

Allein was für eine Ursache auch immer dem Verschwinden dieser jungen Männer zu Grunde liegen mochte, — so viel war gewiß, daß Schrecken und Entsetzen deßhalb in ganz Paris herrschte, der Herzog von Gevres hatte die Sache dem Könige erzählt, welcher sogleich den Generallieutenant der Polizei rufen ließ und ihm die bittersten Vorwürfe darüber machte, daß er einen solch' systematischen Menschendiebstahl aufkommen lasse, dem — wie der König hinzufügte, — in aller Wahrscheinlichkeit eine gewaltsame Tödtung gefolgt seyn mußte, weil man später von keinem der Vermißten wieder gehört oder eine Spur gefunden hatte. Herr de la Regnie war in Verzweiflung über die Ungnade des Königs, kehrte daher in sehr übler Laune nach Paris zurück und sandte sogleich nach einem seiner gewandtesten Agenten, Namens Lecocq, — einem Mann, dessen Gewissenhaftigkeit, Scharfsinn und Umsicht er schon bei mancher wichtigen Gelegenheit erprobt hatte. Diesem vertraute er die Verlegenheit an, worin er sich befand, theilte ihm die Ungnade des Königs mit und stellte ihm eine so große Belohnung in Aussicht, daß Lecocq von Habgier hingerissen ausrief: „Ah, Monseigneur, ich muß, wie ich sehe, das Opfer Abraham's nachahmen, um Sie aus dieser Verlegenheit zu erretten. Ich bitte Sie nur um einen Zeitraum von acht Tagen, und hoffe innerhalb des Termins Ihnen einen genauen Bericht über die ganze Angelegenheit abstatten zu können." — Lecocq beschränkte sich auf diese Zusage; und Herr de la Regnie, welcher ihn als seinen zuverlässigsten und besten Agenten kannte, entließ ihn mit einem Zeichen, das ihm zu verstehen gab, er habe alle Hülfsmittel der Polizei zu seiner Verfügung. Es war nämlich zu jener Zeit im Polizei-Departement üblich, bei außerordentlichen Gelegenheiten dieser Art sich nur stummer Zeichen zu bedienen, deren Bedeutung nur den hauptsächlichsten und vertrautesten Agenten bekannt war.

Lecocq war nicht verheirathet, hatte aber einen natürlichen Sohn, an welchem er mit großer Liebe hing und dessen Aufführung und Erziehung er sorgfältig überwachte. Dieser Junge hieß bei seinen Kameraden l'Eveillé, der Aufgeweckte, weil er nicht nur nach Verstand und Urtheil, sondern auch an äußeren Manieren und Umgänglichkeit ungemein frühreif und mit ungewöhnlichem Scharfsinn begabt war. Obschon der Junge damals etwa nur sechszehn Jahre alt war, hatte ihn die Natur nicht nur mit einer über seine Jahre hinausgehenden Schärfe des Verstandes bedacht, sondern ihn auch mit äußeren Vorzügen reichlich ausgestattet. Der junge Lecocq besaß nicht nur sehr hübsche Züge, sondern war auch groß und so kräftig und wohlgeformt, daß er weit eher einem jungen Mann von fünfundzwanzig Jahren, als einem sechszehnjährigen Jüngling glich. L'Eveillé, dessen wahrer Name Exupère war, erlangte von seinem Vater alles, was nur der Eitelkeit eines jungen Mannes schmeicheln konnte, denn er trug sich immer sehr fein und modisch, um seine vortheilhafte

Persönlichkeit in das günstigste Licht zu setzen. Er ging übrigens selten aus, denn der alte Lecocq kannte nur allzu gut die Gefahren, denen junge Männer auf den Straßen von Paris ausgesetzt sind, und auf seinen seltenen Ausgängen in der Stadt ward l'Eveillé deßhalb gewöhnlich von seinem Vater oder einem der vielen Polizeispione begleitet, welche sein Vater in seinem Gefolge hatte.

Bei der Heimkehr von seiner Unterredung mit Herrn de la Regnie schloß dieser sich mit seinem Sohne ein und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Schon am Nachmittag desselben Tages sah man Exupère prächtig gekleidet und allein das Haus verlassen. Er trug goldene Ketten um den Hut und den Hals und zwei Uhren; das Klingen seiner Börse beim Gehen verrieth zur Genüge, daß sie mit guten Goldstücken tüchtig gespickt war. Was aber die Nachbarn noch mehr überraschte (denn der Beruf des alten Lecocq war ihnen unbekannt), das war, daß man den hübschen und schöngekleideten l'Eveillé vier Tage hinter einander täglich mehrmals ausgehen und wieder heimkehren sah, ohne daß er (wie es seither stets der Fall gewesen) von seinem Oheim (oder eigentlich seinem Vater) oder irgend einem seiner Bekannten begleitet gewesen wäre. Wir haben bereits angeführt, daß l'Eveillé neben seinem gefälligen Gesicht und seiner vortheilhaften Figur auch lebhaften, scharfen Verstand, Muth, Klugheit und ein gewandtes Benehmen besaß. Die vertrauliche Unterredung mit seinem Vater hatte seinen Ehrgeiz geweckt, und er begriff leicht, daß es ihm sowohl Ehre als Gewinn eintragen werde, falls es ihm gelänge, für den Generallieutenant der Polizei die Ursache des Verschwindens so vieler Personen zu ermitteln. Er zeigte sich daher in der reichen Kleidung, die sich damals für einen jungen Mann von guter Familie geziemte, auf den Straßen, auf den Quais, in den Gärten der Tuilerien und des Luxembourg, in der Salle des Pas perdus, im Justizpalaste und in den Gallerien dieses ungeheuren Gebäudes, welche damals von der vornehmen und müssigen pariser Welt vorzugsweise besucht waren.

Lecocq der Vater war von der Vermuthung ausgegangen, die auf so räthselhafte Weise verschwundenen jungen Männer seyen durch die verführerischen Reize irgend einer lockern Schönen in ihr Verderben hineingelockt worden, und er sah voraus, daß wenn er seinen Sohn in den Stand setze, einem solchen Geschöpfe zu begegnen, er ihn gleicherweise einem ähnlichen Schicksale aussetze; allein er hoffte, weil er seinen Sohn vor der ihm drohenden Gefahr verwarnt habe, werde derselbe der Schlinge entgehen, die sich für Andere als so verhängnißvoll erwiesen habe. Am fünften Tage seiner öffentlichen Spaziergänge schlenderte der junge Lecocq im vollen Glanz und Prunke seiner eleganten Kleidung auf der Terrasse des Tuileriengartens neben dem Flusse auf und nieder, als ein wunderschönes junges Frauenzimmer hart an ihm vorüberging. Sie ging allein spazieren, aber in einiger Entfernung folgte ihr eine Art bescheidener Freundin oder Gouvernante. Die Schöne schien ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt zu seyn, war elegant gekleidet, und hatte nicht nur ein auffallend schönes Gesicht und Wuchs, sondern auch in ihrem Wesen und Benehmen etwas ausnehmend Graziöses und Pikantes, das nach dem Auslande schmeckte. L'Eveillé gab sich das Ansehen, als ob er mit dem größesten Interesse die schöne Gestalt und die überraschend feinen Züge der unbekannten Schönen betrachte. Seine Aufmerksamkeit war auch nicht vergeudet, denn seine Blicke wurden durch das schüchterne Spiel bald halb zu Boden gerichteter, bald rasch aufblitzender Augen beantwortet. L'Eveillé richtete sich straff auf, rückte den Busenstreif seines Hemdes zurück, zupfte an seinen Spitzenmanschetten, und gab sich mit Einem Worte das Ansehen eines Mannes, der die Vorahnung eines Abenteuers hat, denn er hoffte auf nichts andres, als daß sich nun die Beziehungen anknüpfen lassen würden, für welche er bereits seine Instruktionen hatte. Um sich dessen zu vergewissern, passirte er im Auf- und Abgehen mehrmals die Dame, und setzte sich endlich auf einen der Bänke des Labyrinths, welches damals vor den elysäischen Feldern angebracht war. Er war noch nicht lange dagesessen, so sah er die Freundin oder Begleiterin der Schönen auf den Ort zukommen, wo er sich befand; sie ging einige Male auf und ab und setzte sich dann auf dieselbe Bank mit ihm. Er grüßte sie der Sitte gemäß durch Hutabnehmen und ließ sich bald darauf mit ihr in ein Gespräch ein; er glaubte nämlich sein Spiel schon so weit gewonnen zu haben, daß er die Begleiterin fragte, wer denn die junge Dame seye, in deren Dienste sie zu seyn scheine. — „Ach," erwiderte diese, „das läßt sich schwer sagen, die Geschichte meiner Herrin ist beinahe ein Roman."

„Ein Roman?" rief l'Eveillé; „das interessirt mich sehr! — Wahrscheinlich ist ihre Gebieterin . . ."

— „Allerdings," fiel ihm die andere in vertraulichem Tone in die Rede; „Sie haben ganz richtig gerathen. Meine Gebieterin ist jene interessante junge Person, von welcher ganz Paris noch immer spricht; und da Sie ihren Namen und Stand so rasch errathen haben, so will ich Ihnen auch kein Geheimniß mehr aus ihrer Geschichte machen. Sie müssen nämlich wissen, lieber Herr, daß der Vater meiner Gebieterin ein polnischer Prinz war, der incognito nach Paris kam und während seines Aufenthalts daselbst sich in ein Verhältniß mit der Tochter eines Handwerkers in der Rue St. Denis einließ. Aus dieser Verbindung entsprang ein Kind, meine jetzige Gebieterin. Der Fürst verließ Paris, kehrte nie wieder zurück, und ist bis auf diese Stunde verschollen. Man sagt, er seye von Straßenräubern angefallen und ermordet worden. Als der König von Polen übrigens die unwürdige Aufführung des Fürsten erfuhr, wünschte er, so viel an ihm lag, das Unrecht wieder gut zu machen, welches jener gethan hatte, und schickte zu diesem Behufe einen vertrauten Agenten nach Paris. Allein leider war die Mutter meiner Gebieterin schon vor seiner Ankunft am gebrochenen Herzen gestorben, und er traf ihr verwaistes Kind ganz alleinstehend in der Welt, in größester Armuth und Verlassenheit. Als dem König von Polen die näheren Umstände berichtet wurden, ließ er das Kind zur Erbin des ungeheuren Vermögens des Fürsten einsetzen, und dem Manne, welcher meine Gebieterin einmal heirathen wird, blüht daher ein großes Glück."

„Allerdings," rief l'Eveillé; „ich muß in der That den Mann glücklich preisen, der die Hoffnung hegen dürfte, ihr zu gefallen!" und er fügte noch einen tiefen Seufzer hinzu.

— „Ach, junger Herr, um zu gefallen, bedarf es bisweilen nur eines gewissen Muthes, — man muß wagen!" erwiderte die Zofe sententiös.

„Und was muß man wagen, Mademoiselle?" fragte l'Eveillé.

— „Je nun, was weiß ich? — man muß zuvorkommend, freundlich seyn."

„Und wie ist dieß zu bewerkstelligen?"

— „Oh, Sie fragen mich allzu strenge aus, und für einen einsichtsvollen jungen Herrn, wie Sie es zu seyn scheinen, richten Sie ganz eigenthümliche Fragen an mich. Adieu, mein Herr!"

„Halt, Mademoiselle!" rief l'Eveillé; „nur noch ein einziges Wort — ich beschwöre Sie!" Die Begleiterin, welche bereits aufgestanden war, setzte sich wieder nieder. L'Eveillé nahm nun das Wort und erzählte der Duenna mit möglichster Unbefangenheit, er seye der Sohn eines wohlhabenden Arztes in Mans und nach Paris geschickt worden, um einige Vorlesungen an der Universität zu hören. „Ich bin schon seit zehn Tagen hier," fuhr er fort, „und bin, wie Sie sehen, ziemlich gut ausgestattet, denn ich bin der einzige Sohn meines Vaters, der gegen mich sehr freigebig ist. Außer meinen Uhren, Ketten und Ringen habe ich noch zweihundert Pistolen in meiner Tasche, und Zeit und Neigung in Hülle und Fülle, um mich der Aufgabe zu unterziehen, einer solch reizenden Person wie Ihre Gebieterin ist, zu gefallen."

Die alte Hexe kicherte und lachte mit einem Gemisch von Freude und geringschätzigem Mitleid. Dann aber ergriff sie l'Eveillé's Hand und sagte: „Sie haben ganz mein Herz gewonnen und ich fühle eine Art mütterlicher Zuneigung für Sie, wovon ich Ihnen einen Beweis geben will. Hören Sie mich an. Auch Sie haben bei meiner Gebieterin einiges Interesse geweckt. Sie war überrascht von Ihrer Persönlichkeit und Ihren Manieren und beauftragte mich, Erkundigungen nach Ihnen einzuziehen. Ich bin hoch erfreut, daß ihre Wahl auf einen Herrn gefallen ist, der ihrer so würdig ist. Finden Sie sich heute Abend kurz vor Einbruch der Nacht vor der Hauptthüre der Kirche Saint-Germain l'Auxerrois ein, wo ich Sie dann treffen will, um Ihnen — wie ich nicht zweifle — erfreuliche Nachrichten mitzubringen. Tragen Sie Sorge, gut gekleidet und im reichsten Schmuck zu erscheinen, denn es möchte vielleicht bei meiner Gebieterin alles verderben, wenn Sie sich ihr in der Verkleidung eines armen Studenten vorstellen würden."

Als sie über diesen Punkt mit einander in's Reine gekommen waren, trennten sie sich. L'Eveillé in seiner Freude berührte kaum den Boden in seiner Hast, nach Hause zu kommen, da er schon zuverlässig glaubte und überzeugt war, nun den Lockvogel gefunden zu haben, welcher so viele junge Leute in ihr Verderben geködert hatte. Als er sein Erlebniß seinem Vater ausführlich erzählte, theilte dieser die Hoffnungen und den Verdacht seines Sohnes; je näher aber die Stunde der Prüfung kam, desto mehr erfüllte die väterliche Zärtlichkeit ihn mit Furcht, und er zitterte vor der Gefahr, welcher der Jüngling entgegenzutreten im Begriff stand. Um jedoch diese Gefahr noch möglichst zu verringern, berief er eine Anzahl seiner zuverlässigsten Agenten zusammen, erläuterte ihnen in Kürze die Natur des Dienstes, den er von ihnen begehrte, und empfahl ihnen, seinem Sohn so dicht auf der Ferse zu bleiben, als es nur immer geschehen könne, ohne das Gelingen des beabsichtigten Handstreichs in Frage zu stellen. Er selbst wollte in kurzer Entfernung vor ihnen hergehen, da er fest entschlossen war, sich auf keine Weise die bevorstehende Expedition vereiteln zu lassen.

Kurz vor Einbruch der Nacht begab sich l'Eveillé, noch reicher gekleidet als am Nachmittage, an den anberaumten Ort. Die Kirchenthüren sollten so eben geschlossen werden, als ein dürftig gekleidetes altes Weib, dessen Gesicht beinahe ganz unsichtbar war unter der tief hereingezogenen Kaputze des Mantels, aus der Kirche trat, sich verstohlen umsah, l'Eveillé dabei erkannte und ihm durch ein verstohlenes Zeichen heranwinkte.

„Alle Tausend, wie sehen Sie aus?" sagte l'Eveillé; „ich hätte Sie kaum wieder erkannt. Was für eine seltsame Figur haben Sie aus sich selbst gemacht?"

— „Oh, das ist nur eine nothwendige Vorsichtsmaßregel, junger Herr, um den Augen der zahlreichen Anbeter meiner Gebieterin zu entgehen, welche in der Hoffnung, mich für Ihr Interesse zu gewinnen, mich allenthalben belästigen, wann und wo ich mich auf der Straße blicken lasse," erwiderte die Duenna. „Du lieber Himmel! diese süßen Herrchen schwärmen Tag und Nacht um unser Haus herum, wie Bienen um ihren Korb. Lassen Sie uns eilen, aber zuvor will ich Ihnen diese Binde um die Augen legen! Dieß ist eine zartsinnige Aufmerksamkeit, welche alle galanten pariser Herren ihren Damen erzeigen, und für welche Ihnen Mademoiselle Jaborowski (so heißt nämlich meine Gebieterin) sehr dankbar seyn und Sie reichlich belohnen wird!"

„Nein, meiner Treu!" sagte l'Eveillé; „die Augen lasse ich mir nicht verbinden. Mein Vater hat mich ausdrücklich verwarnt, ich solle mich dazu nie hergeben."

— „Wohlan, so lassen Sie uns denn ohne Binde gehen, wenn Ihr Papa es Ihnen verboten hat," sagte die Alte. „Ich werde es bei meiner Herrin zu entschuldigen suchen."

Sie gingen nun, die Alte einige Schritte vor l'Eveillé voraus, und die Polizeiagenten in vorsichtiger Entfernung hinter ihnen her. Sie durchschritten verschiedene Straßen, zuerst die Rue de l'arbre sec und de la Monnaie, sodann nach verschiedenen Umwegen die Rue Betezy, des Lavandières, des mauvaises Paroles, des Deux Boules, Jean Lambert, und hielten endlich in der Rue des Orfèvres, die noch eine der saubersten in diesem unheimlichen, stinkenden und mit schwarzem Koth bedeckten Stadttheile von Paris war. Hier, in der Nähe der St. Eloi-Kapelle und einem ziemlich gut aussehenden Hause gegenüber, blieb die Alte stehen und sagte: „Mein lieber Herr, meine Gebieterin wohnt nicht in diesem armseligen Quartiere, allein dieses Haus gehört ihr, und es war ihr Wunsch, Sie hier zuerst zu empfangen. Ich werde nun hinaufgehen und meine Gebieterin benachrichtigen, daß Sie hier sind."

Die alte Hexe trat in das Haus und ließ l'Eveillé vor der Thüre. Sein Vater kam über die Straße herüber und drückte ihm die Hand, um ihn zu ermuthigen, obschon er selber zitterte. Er war kaum wieder weggegangen, als die Alte abermals erschien und, nachdem sie wiederum, wiewohl vergeblich, ihn zu überreden versucht hatte, daß er sich die Augen verbinden lasse, ihn in das verhängnißvolle Haus hineinführte. L'Eveillé war zwar bewaffnet, aber darum doch nicht ohne bange Ahnungen, und fürchtete einen meuchelmörderischen Angriff, während er in der dichtesten Finsterniß seiner getreuen Führerin über einen langen Flur und mehrere Treppen hinan folgte. Er stieß übrigens auf kein Hinderniß der gefürchteten Art und wurde nach einiger Zeit in ein sehr reich möblirtes Zimmer hineingeführt, welches mit Wachskerzen glänzend erleuchtet war. An dem einen Ende die-

ses Gemachs ruhte halbliegend auf einem Sopha von scharlachrothem Sammt mit Goldspitzen in einem höchst verführerischen Deshabillé Mademoiselle Jaborowski, die Tochter des polnischen Fürsten. Beim Anblick des Fremden ordnete ihre von Diamanten blitzende kleine Hand über dem halbenthüllten Busen die beiden Falten ihres Gewandes; sie begrüßte den Besucher mit einem ermuthigenden Lächeln und winkte der Duenna, sich zu entfernen.

Der junge Mann vergaß in diesem Augenblick den Zweck seiner Mission; ihm war zu Muthe, als ob irgend ein Zauberbann auf ihm liege; die seltene Schönheit der jungen Frau, welcher er sich gegenübersah, bezauberte ihn so sehr, daß er kaum im Stande war, zu sprechen oder sich zu bewegen. Sie bemerkte seine Befangenheit, stand vom Sopha auf und streckte ihm ihre Hand entgegen, die er begierig ergriff und küßte. Dieß diente nur dazu, sein bischen Geistesgegenwart vollends in die Flucht zu schlagen; und trotzdem, daß er sich recht wohl bewußt war, an was für einem infamen oder gefährlichen Orte er sich befand, konnte er doch der Versuchung nicht widerstehen, sich neben dieses reizende Weib auf das Sopha zu setzen. Er war also gewissermaßen ganz in die Gewalt derjenigen gefallen, welche er hatte überrumpeln und der Justiz in die Hände liefern wollen.

Mittlerweile hatte der alte Lecocq mit den Polizeiagenten ungeduldig auf der Straße gewartet, und vergebens auf das mit seinem Sohne verabredete Signal geharrt; da er dieß nicht hörte, so setzte er die Pfeife an den Mund und that einen lauten gellenden Pfiff. Dieser drang bis zu l'Eveillé's Ohren und verjagte im Nu alle seine Illusionen. Er sprang erschrocken vom Sopha auf und die Sirene, unter deren Zauber er gestanden war, begab sich in ein Nebenzimmer unter dem Vorwande, ihrer alten Duenna einige Instruktionen zu geben. L'Eveillé machte sich ihre Abwesenheit zu Nutze, um rasch das Zimmer zu durchsuchen, in dessen einer Ecke eine Art spanische Wand stand, die bis zur Decke hinaufreichte. Er wollte wissen, was hinter derselben stecke, und versuchte sie wegzurücken, fand sie aber unbeweglich; nun rüttelte er tüchtig daran, um sie loszureißen, als er plötzlich ein Klirren wie von einer Stahlfeder hörte, worauf alsbald eines der Felder der spanischen Wand sich öffnete und ihm den Einblick in eine Art Klosett oder Alkoven oder tiefen Wandschrank eröffnete, an dessen Rückwand er ein hölzernes Gestell und auf demselben sechsundzwanzig hellglänzende metallene Schüsseln entdeckte, in deren jeder ein Menschenkopf lag, woran die Fleischtheile durch irgend einen Einbalsamirungsproceß noch ganz frisch erhalten waren. Ein unterdrückter Schrei des Entsetzens entrang sich den Lippen des Jünglings, die kaum eine Minute zuvor noch lauter glühende Worte der Bewunderung und Leidenschaft geflüstert hatten. Allein sein jähes Entsetzen steigerte sich noch, als er sich nach einem der Fenster des Gemachs umwandte und hinter den Scheiben desselben noch einige weitere leichenbleiche Gesichter zu erblicken wähnte, welche ihn mit starren glühenden Blicken anstierten. Er mußte nach einer Stuhllehne greifen, um sich vor dem Zusammenbrechen zu schützen — sein Haar sträubte sich, kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne, seine Wangen wurden immer bleicher, noch blässer und leichenartiger als die Todtenköpfe, die ihm entgegenstierten; seine letzte Kraft wich endlich, er sank in die Kniee und rang in einem Delirium von Grausen und Verzweiflung die Hände.

In diesem Augenblick ward das Fenster eingestoßen und sein Vater sprang in's Zimmer, gefolgt von den Polizeiagenten. In der Unruhe über das Schweigen seines Sohnes und aus Furcht, derselbe könnte möglicherweise schon ermordet worden seyn, war der ältere Lecocq nämlich muthig zu dem Angriff auf das Haus geschritten und hatte sich dazu einiger Leitern bedient, welche die Polizeiagenten aus dem benachbarten Hofe eines Bauunternehmers herbeigeholt hatten. Dieser glückliche, kühne Schritt des ältern Lecocq rettete in der That seinem Sohne das Leben, denn unmittelbar nach dem Geräusch, welches Lecocq und die Polizei-Agenten bei dem Einbruch in das Gemach verursacht hatten, eilte Fräulein Jaborowski, gefolgt von vier bewaffneten Schuften, aus dem anstoßenden Zimmer herbei. Allein die Polizei-Agenten waren in Ueberzahl vorhanden und eben so gut bewaffnet, und darum wurden die schöne Mörderin und ihre vier Spießgesellen nach vergeblichem Widerstande überwältigt, gebunden und in Handschellen gelegt und dann nach dem Gefängnisse abgeführt. Eine genaue Durchsuchung des Hauses führte zu keiner weiteren erheblichen Entdeckung.

So weit erzählen wir mit Peuchet's eigenen Worten, welcher von dieser seltsamen Geschichte folgende Erklärung gibt: eine Anzahl der verzweifeltsten Bösewichter, deren jeder durch seine Verbrechen mehrfach den Galgen oder die Galeeren verdient, hatten unter der Anführung eines erfahrenen und kühnen Burschen eine Bande gebildet. Letzterer Erzgauner hatte auf seinen Wanderungen eine reiche, aber höchst verworfene Engländerin kennen gelernt, — eine wahre moderne Messaline, — die sich dazu hergab, als Lockvogel zu dienen, um junge Männer, deren Aeußeres auf Reichthum schließen ließ, in dieselbe Mordhöhle zu locken, worin der junge Lecocq auf solch merkwürdige Weise dem Tode entronnen war. Die Opfer dieses elenden Weibes wurden sodann umgebracht und ihnen der Kopf vom Rumpfe geschlagen. Der Rumpf ward gewöhnlich an Studierende der Medizin verkauft, um zu anatomischen Studien und Präparaten zu dienen; die Köpfe aber wurden einbalsamirt und aufgehoben, bis sich eine passende Gelegenheit ergab, um sie nach England zu schicken, wo die geheimen Verehrer der damals noch in der Kindheit befindlichen Schädellehre, die durch Gall und Spurzheim später zu einer wirklichen Wissenschaft erhoben wurde, sehr hohe Preise dafür bezahlten.

Die Regierung fürchtete, die öffentliche Bekanntmachung der näheren Umstände so vieler schauerlichen und kaltblütigen Mordthaten könnte eine große Gährung und Unzufriedenheit im Volke hervorrufen, und traf daher Vorkehrungen zur raschen, aber geheimen Bestrafung der Uebelthäter. Die vier Raubmörder wurden gehangen und ihre schöne Mitschuldige ebenfalls zum Tode verurtheilt; das Schicksal aber fügte es anders mit ihr, wie wir sogleich sehen werden.

Peuchet erzählt den Schluß dieser seltsamen ereignißreichen Geschichte folgendermaßen: Der Chevalier de Lorraine, der Marquis de Louvois und der Kanzler von Frankreich waren zufällig in dem Salon der Marquise de Montespan anwesend, als Ludwig XIV. dieser und dem Herzog von Orleans, seinem Bruder, das Abenteuer des jungen Lecocq erzählte, welcher mit einer bedeutenden Geldsumme und einer einträglichen Anstellung belohnt worden war. Die Marquise äußerte großen Abscheu über die

Verworfenheit und Grausamkeit der Lady Guilfort (so nannte sich nämlich diese Engländerin, deren rechter Name nie bekannt geworden ist, auch zuweilen, — obschon sie neben ihm und dem des Fräulein Jaborowski noch eine Menge anderer Beinamen sich zugelegt hatte —), und fragte den König, ob die Hinrichtung eines solch schamlosen und teuflischen Geschöpfs lange auf sich warten lassen würde? Ludwig XIV. erwiderte, das Gesetz müsse seinen Verlauf haben, und gab dann dem Gespräch eine andere Richtung. Bald darauf verabschiedeten sich der Herzog von Orleans und der Chevalier de Lorraine. Als sie das Gemach verlassen hatten, sagte der Chevalier zu dem Herzog: „Diese Engländerin muß ein Weib von seltener Schönheit und Art seyn; wie wär's, wenn wir sie einlüden, mit uns zu Nacht zu speisen?" Der Herzog rief anfangs: „pfui! pfui!" aber das Außerordentliche und Ungewöhnliche des Vorschlags gefiel ihm, und als der Günstling seine Bitten erneuerte, willigte der Herzog ein. Die Engländerin war in der Bastille eingesperrt, man verschaffte sich daher das ausgefertigte Formular eines sogen. lettre de cachet oder unmittelbar vom Könige oder Polizeiminister ausgehenden königl. Verhaftsbefehls, und füllte denselben mit einem Befehl an den Gouverneur der Bastille aus, dem Ueberbringer die Lady Guilfort zu übergeben, weil dieselbe nach der Festung Pignerol gebracht werden solle. Der Gouverneur der Bastille ließ sich durch diesen unechten Befehl hintergehen und lieferte seine Gefangene aus; allein kurz nachdem dieß geschehen war, erfuhr er den Streich, den man ihm gespielt hatte, und drohte im ersten Augenblick der Entrüstung und Bestürzung, sich mit einer Beschwerde an den König zu wenden; als man ihm aber den Namen des Herzogs von Orleans nannte, beschloß er die Sache zu vertuschen, und glaubte dieß am besten durch ein Protokoll thun zu können, welches über den plötzlichen Tod der Lady Guilfort und ihre Beerdigung innerhalb der Ringmauern der Bastille aufgenommen ward.

Lady Guilfort fürchtete anfangs, ihre Entfernung aus der Bastille bezwecke nur, sie nach der Conciergerie zu bringen, als Vorspiel und Einleitung zu ihrer Hinrichtung; sie bemerkte jedoch bald, daß der Wagen sich einer der Pariser Barrieren näherte und diese passirte, worauf er nach etwa zweistündiger Fahrt anhielt. Eine Art Stallmeister öffnete den Wagenschlag, reichte der Gefangenen die Hand zum Aussteigen, geleitete sie durch einen langen Korridor und über einige breite Treppen hinauf und führte sie endlich in ein üppig möblirtes, hell erleuchtetes Gemach. In dem Kamin brannte ein hohes Feuer von Klötzen, und nichts in dem ganzen Gemach deutete auf ein Gefängniß. Nach einigen Minuten traten drei Herren in's Zimmer, die trotz ihrer einfachen Kleidung durch Haltung und Benehmen sich als Männer von Stande erkennen ließen. Der Eine derselben bediente sich sogleich nach seinem Eintreten eines Opernglases und musterte damit in stolzer, hochmüthig neugieriger Weise die Lady Guilfort; die beiden anderen warfen sich in Armstühle. Lady Guilfort erkannte, als ihre erste Ueberraschung vorüber war, in den drei Herren ohne Mühe den Herzog von Orleans, den Chevalier de Lorraine und den Marquis d'Effiat, und begriff sogleich die Beweggründe, welche ihre Uebersiedlung hieher verursacht hatten. Unter anderen Umständen würde sie gerne mit den Personen, in deren Gesellschaft sie sich jetzt befand, an den wildesten Orgien theilgenommen haben; allein in diesem Augenblicke ließen die Erinnerung an ihren grauenhaften Kerker in der Bastille und an den ihr drohenden Tod durch Henkershand keinen andern Gedanken in ihr aufkommen, als den an ihre Entweichung. Sie gab sich daher das Ansehen, als kenne sie den Stand der ihr gegenüberstehenden Personen nicht, schien auf den Spaß und Geist des Abenteuers einzugehen und bediente sich des ganzen Zaubers ihrer Persönlichkeit, um ihre Gesellschafter für sich einzunehmen, so daß der Chevalier de Lorraine und der Marquis d'Effiat bald ganz unter ihrem verführerischen Einfluß standen. Der Herzog von Orleans dagegen, der nie ein großer Bewunderer des schönen Geschlechts war und sein Grauen vor der Engländerin nicht überwinden konnte, ward binnen Kurzem dieses Auftritts müde; er erwog, daß die Befriedigung seiner Neugier allzu theuer erkauft wäre, wenn er die Ungunst des Königs sich dadurch zuzöge, falls dieser Umstand demselben zu Ohren käme; er weigerte sich daher, an dem Souper theilzunehmen und ließ sich durch den Chevalier de Lorraine und den Marquis d'Effiat nach seinen Gemächern bringen, denn dieser Auftritt trug sich im Schlosse zu Versailles zu, und zwar in den Zimmern des Marquis de Lasare, welcher dem Chevalier de Lorraine die Benützung derselben auf vierundzwanzig Stunden erlaubt hatte.

Nachdem die beiden Herren in das Zimmer zurückgekehrt waren, wo sich die Lady Guilfort befand, setzten sie sich mit ihr zu einem petit souper nieder, bei welchem die übermüthigste, ausgelassenste Fröhlichkeit und die raffinirteste Galanterie herrschten. Nach Beendigung der Mahlzeit, die sich bis auf die frühesten Morgenstunden ausgedehnt hatte, stand Lady Guilfort plötzlich auf, nahm ein Wachslicht, machte ihren tiefsten Bückling, wünschte den Herren gute Nacht und verließ dann das Zimmer. Als bald darauf die beiden Herren sich ebenfalls auf ihre Zimmer begaben, schloß Lady Guilfort sie heimlich in dieselben ein, eilte dann zum Speisezimmer zurück, band die Tafeltücher und Servietten zusammen, befestigte das eine Ende dieses improvisirten Strickes an das Gitter des Balkons und ließ sich an demselben in den Park hinunter, um sich hier bis zu der Stunde zu verbergen, wo die Thore desselben wieder geöffnet wurden. Alsdann schlich sie sich in's Freie, eilte in die Stadt Versailles, nahm den ersten besten Miethwagen, den sie traf, und fuhr darin nach Paris, wo sie ankam, ehe ihre beiden eingesperrten Bewunderer noch aus ihrer Haft befreit worden waren. Die beiden Herren hatten nämlich die Nacht hindurch nicht gewagt, Lärm zu machen, indem sie ihren Dienern riefen oder schellten, damit diese die Thüren der Zimmer öffnen sollten, worin sie eingeschlossen waren, weil sie fürchteten, es könnte dadurch Aufsehen entstehen und auf diese Weise ihre Betheiligung an dem verbrecherischen Streiche verrathen werden, welchen sie dem Gouverneur der Bastille gespielt hatten, und der nun um so ernstere Folgen gehabt haben würde, seit die Lady Guilfort entkommen war.

Bei ihrer Ankunft in Paris eilte Lady Guilfort nach einem Hause in der Rue Plat d'Etain, wo einer der Hauptagenten der Verbrecherbande, mit welcher sie in Verbindung gestanden war, in einem obscuren und elend aussehenden Hause wohnte, das aber innen zum Behufe des Versteckes ganz vorzüglich eingerichtet war. Hier fand sie eine sichere Zufluchtsstätte, nachdem sie ihrem Mitschuldigen die Mittel und Wege anvertraut hatte,

mittelst deren sie wieder freigekommen war. Mit Hülfe dieses Kerls organisirte Lady Guilfort binnen Kurzem wieder eine neue Bande von Burschen, auf die sie, wie man ehedem zu sagen pflegte, à pendre et dépendre rechnen konnte. Sie, als das Haupt der Bande, machte die Entwürfe zu den Expeditionen, wies jedem die Rolle zu, die er darin zu spielen hatte, vertheilte die Beute und nahm bisweilen selber an den Raubzügen Antheil. Das Individuum, in dessen Hause sie einen Zufluchtsort gefunden hatte, war zum Lieutenant der Bande ernannt worden. Da es nun nicht länger möglich war, durch die persönlichen Reize der Lady Guilfort Schlachtopfer in ihre Mordhöhle zu locken, so beschränkte sich die Thätigkeit der Bande vorzugsweise auf Einbrüche und Hausdiebstähle, und man vermied jeden Mord, wo ihn die Sicherheit der Bande nicht dringend heischte.

Lady Guilfort hatte sowohl aus Groll über den Verlust ihrer vier hingerichteten Spießgesellen und des Anführers derselben, als auch wegen der Einschränkung ihres Gewinns durch das Einschreiten des jungen Lecocq einen tiefen Haß auf l'Eveillé geworfen; noch mehr aber hegte sie ein wahnwitziges Verlangen nach persönlicher Rache an ihm dafür, daß er sie hintergangen und ihr die Todesängsten und die Schrecken des Kerkers in der Bastille bereitet hatte. Um nun jene Gefühle zu befriedigen, nahm sie zu folgender List ihre Zuflucht. Der junge Lecocq hatte durch die Freigebigkeit des Königs ein hübsches Vermögen und eine einträgliche Anstellung erhalten, und führte nun ein sehr regelmäßiges Leben, das um so weniger durch irgend eine Furcht vor Lady Guilfort's Rache gestört wurde, als er sie längst todt wähnte. Da erschien eines Tages ein ernstaussehender, sehr anständig gekleideter Herr bei ihm, erbot sich ihm ein Geheimniß mitzutheilen, dessen Verschweigung er hoch und theuer geloben mußte, und erkundigte sich dann bei ihm, ob er geneigt und im Stande seyn würde, sich zur Entdeckung einer Schleichhändler-Bande herzugeben, welche einen ausgedehnten Schmuggel mit Brüsseler Spitzen und anderen kostbaren Waaren zwischen Frankreich und den Niederlanden betreibe. Lecocq's vorherrschende Leidenschaft war Habsucht, und er nahm daher das gemachte Anerbieten eifrig an und ging auf die gestellten Bedingungen ein. Der Angeber sollte Lecocq als einen zuverlässigen Agenten bezeichnen, nach dessen Hause die Schleichhändler ihre Ballen und Kisten mit geschmuggelten Waaren schicken könnten. Zehn oder zwölf Tage nach Abschluß jener Uebereinkunft hielt demgemäß ein Karren vor Lecocq's Haus und man lud von demselben zwei große hölzerne Kisten ab, welche auf Lecocq's Befehl in einer Vorrathskammer im Erdgeschoß seines Hauses untergebracht wurden. Der Kärrner suchte vergebens in seinen Taschen nach den Schlüsseln zu diesen Kisten, äußerte dann, er müsse sie in dem Schuppen gelassen haben, wo er die vergangene Nacht übernachtet, und erbot sich, sogleich dahin zurückzufahren und sie bis zum andern Morgen wieder herbeizuschaffen. Dieser Kärrner übertrieb dabei jedoch seine Rolle einigermaßen, und hieraus sowie aus der Wahrnehmung, daß in diese Kisten an sieben oder acht Stellen kleine Löcher gebohrt waren, schöpfte Lecocq Verdacht. Er theilte seinen Argwohn einem Bekannten mit, einem muthigen und entschlossenen jungen Burschen, und am Abend, als Alles im Hause ganz ruhig war, stiegen sie beide, mit Pistolen bewaffnet, ganz geräuschlos die Treppen hinunter, und stellten sich vor die mit einem vergitterten viereckigen Loch versehene Thüre der Vorrathskammer, welche noch überdem absichtlich unverschlossen gelassen worden war.

Beide hatten schon lange vergebens auf ihren Lauerposten gestanden, und Lecocq's Freund, ungeduldig werdend, stand schon im Begriff, denselben zu verlassen, als ein undeutliches Geräusch an ihr Ohr schlug, welches von jenem Theile der Vorrathskammer herzurühren schien, wo die Kisten standen. Sie verdoppelten ihre Aufmerksamkeit — das Geräusch nahm zu, und sie waren bald im Stande zu unterscheiden, daß es von den Kisten ausging. Lecocq drückte seinem Freund die Hand, das Signal ward verstanden, und beide machten ihre Pistolen schußfertig. — 'Jean, bist Du da?' flüsterte eine Stimme so leise wie möglich. — 'Ja.' — 'Wir scheinen ganz allein im Hause zu seyn; laß uns ein bischen frische Luft schöpfen, denn ich bin in der verdammten Kiste halb erstickt; wir können ja wieder niederliegen, wenn die Leute des Hauses zurückkommen!' — 'Glaubst Du, sie haben irgendwie Verdacht geschöpft?' — 'Ei behüte; nicht im mindesten! trotz all seiner List hat den Lecocq sein schmutziger Geiz verblendet, die Engländerin hat ihn ganz richtig beurtheilt, und heute Nacht um zwölf Uhr mag sie ihre Rachgier in dem Herzblut dieses niederträchtigen Polizeispähers befriedigen!'

„Feuer!" rief Lecocq und feuerte gleichzeitig seine Pistole in der Richtung der Kisten ab; sein Freund that das gleiche, und den beiden Schüssen folgte ein doppelter Schrei des Schmerzes und Entsetzens — die Kugeln hatten ihre Schuldigkeit gethan. Lecocq eilte in ein anstoßendes Zimmer, worin er eine brennende Lampe in einen Schrank gestellt hatte, brachte diese mit sich in die Vorrathskammer, und er und sein Freund sahen die Räuber neben den Kisten ausgestreckt, den Einen todt, den Andern mit zerschmettertem Schenkel. Der Knall der Schüsse rief mehrere der Nachbarn herbei und bald darauf kam auch die Patrouille. Dieser Umstand kam Lecocq sehr ungelegen, da das öffentliche Gerücht von der Entdeckung der beiden Räuber, falls es Einem aus der Bande zu Ohren kam, dieselben abhalten würde, ihre Verabredung für Mitternacht zu halten, und so seinen Plan, die ganze Bande festzunehmen, vereiteln konnte. Er gab sich jedoch Mühe, das geschehene Uebel möglichst wieder gut zu machen, indem er Denjenigen, welche das Haus betraten, das tiefste Schweigen auferlegte. Er benachrichtigte ferner den Generallieutenant der Polizei von dem Vorfall, und dieser sandte ihm eine Kompagnie Soldaten, welche verkleidet und einzeln, einer um den andern, in das Haus kamen, wo sie ganz zweckentsprechend vertheilt wurden, um den Räubern einen warmen Empfang zu bereiten.

Es hatte kaum Mitternacht geschlagen, als man das Geräusch mehrerer Schritte gegen das Haus heraufkommen hörte; mehrere Personen hielten vor der Hausthüre, und gleichzeitig ward fünfmal an ein Fenster der Vorrathskammer gepocht, welches nach der Straße hinausging. Die Thüre wurde sodann nach einem kurzen Verzug halb geöffnet und es traten vier Männer hinter einander ein, denen eine andre Gestalt in Frauenkleidern folgte. Nun ward plötzlich die Thüre heftig in's Schloß geworfen, man hörte einen Pfiff, und im Nu wurden zahlreiche brennende Kerzen und Wachsfackeln aus den anstoßenden Zimmern herausgebracht, welche den Flur erhellten und den verblüfften Banditen

die Mündungen von dreißig Musketen zeigten, die auf sie zielten. In Verzweiflung ließen die Mörder ihre Waffen fallen, wurden ergriffen, gebunden und in's Gefängniß abgeführt. Ehe man sie fortschleppte, trat Lecocq noch zu der weiblichen Gestalt, riß ihr den Schleier hinweg, hielt ihr eine Lampe in's Gesicht und erblickte Züge, die ihm ganz unbekannt waren, — das Weib war nicht Lady Guilfort. Lecocq's Aerger und Ueberraschung waren außerordentlich. Am nächsten Tage aber erhielt er einen Brief, welcher das Räthsel einigermaßen aufklärte. Dieses in den Archiven der Polizeipräfektur noch vorhandene Schreiben ward ihm von einem Lastträger übergeben, der es von einer tief verschleierten Dame erhalten haben wollte, und lautete folgendermaßen:

„Zittre! Eines von uns beiden muß zu Grunde gehen! Ich war gestern in der Nähe Deines Hauses, als die Ungeduld meiner beiden Agenten die Vereitelung meines Planes herbeiführte. Da ich mich aber an dem neuen Hauptmann meiner Truppe und der unwürdigen Nebenbuhlerin rächen wollte, die er mir vorgezogen hatte, so warnte ich ihn nicht vor dem Schicksal unsrer Vorposten, sondern ließ ihn den Handstreich ausführen, weil ich überzeugt war, daß er dadurch Dir und der Polizei zur Beute werden würde. Mein Anschlag ist mir nun gelungen, und beide werden jetzt die Verachtung büßen, womit sie mich behandelt haben. Du magst hieraus beurtheilen, ob meine Rache diejenigen zu erreichen weiß, welche sich derselben ausgesetzt haben. Jetzt soll an Dich die Reihe kommen, junger Prahlhans, der Du Dir einbildest, Du seyest vor meinen Streichen sicher, weil Du ein Mouchard (Polizeispion) geworden bist, während Du im Grunde nicht mehr werth bist, als daß man Dich . . .“

Peuchet setzt in einer Anmerkung hinzu: „Nach diesem Briefe, dessen Schluß in allzu energischen Ausdrücken verfaßt ist, als daß man ihn vor gebildeten Ohren wiederholen könnte, bricht der Bericht jählings ab, da mehrere Blätter aus dem Polizeiregister ausgerissen sind. Wir sind deßhalb im Unklaren geblieben über die weitere Entwickelung der Geschichte der Lady Guilfort; allein nach demjenigen, was wir von ihr gesehen, haben wir allen Grund zu glauben, daß dieses nicht ihr letztes Abenteuer in Paris war.“

Der letzte Abbé.

Von Georg v. Seyfried.

Was ein Abbé war? Jenun, das ist nicht leicht zu sagen. Abbé heißt zu gut Deutsch Abt, allein ein Abt ist eine sehr ernsthafte und würdevolle Person, die heutzutage nur noch selten anzutreffen ist, der Vorsteher eines Klosters, ein Ordens- oder Weltgeistlicher, der gemeinhin eine sehr bevorzugte und einträgliche Stelle unter den Dienern der Kirche einnimmt. Ein solcher Abt ist himmelweit verschieden von demjenigen, was man vor der ersten französischen Revolution unter einem Abbé verstand. Ein Abbé war damals ein kleiner Tausendsasa, ein jüngerer Sohn aus gutem Hause, der meist darauf angewiesen war, sich selber so anständig und gewandt wie möglich durchzubringen; ein Mann von literarischer, musikalischer, dramatischer und religiöser Bildung, von feinen anständigen Manieren, arm wie eine Kirchenmaus, mit einem Herzen so leicht wie seine Börse, und einem Kopfe, welcher wo möglich noch leichter war als diese beiden. Wie und wovon ein Abbé lebte, das war selbst dem ersten Nationalökonomen ein Räthsel. Er hatte keinen Gehalt, er säete nicht, er erntete nicht; er sammelte nicht in die Scheunen, aber der liebe Vater im Himmel nährte ihn doch! Wie er es nur anstellte, sich durchzuschlagen? Selbst ein Stübchen unter dem Dache kostete doch etwas und wenn der Abbé auch nicht gerade jeden Tag seine Mittagsmahlzeit hatte, so ging er doch wenigstens nicht ohne Abendbrod zu Bette. Er trug sich nach der Mode — wenigstens nach derjenigen der Abbé's; er hatte meist einen Platz in einem Wagen oder einen Stuhl in einer Opernloge zu seiner Verfügung, und genoß in manchen vornehmen Familien beständig das Vorrecht eines Hausfreundes. Aber wie nahe man auch diese Frage von dem Auskommen eines Abbé betrachten mag, sie wird immerhin eine sehr schwer zu lösende Aufgabe seyn, über welche die Geschichte von tausend Abbés kein genügendes Licht verbreiten dürfte, da natürlich jedes Abenteuer des Einzelnen von denen der Anderen verschieden seyn würde. Der Abbé war also sozusagen ein Geschöpf der Umstände, auf Listen, Kniffe und allerlei Hülfsmittel angewiesen, ein Mensch, der sich auf seinen Witz und sein Glück verließ, ein Pensionär der launischen Göttin, die auf einer Kugel steht, ein glücklicher Proletarier im schwarzseidenen Mäntelchen, welcher lustig wie ein Sperling in den Tag hinein lebte und geduldig zuwartete, bis ihm Gott und gute Leute zu einer reichen Kirchenpfründe verhalfen. Wenn man genau sagen sollte, was ein Abbé eigentlich damals war, so müßte man sich darauf beschränken zu sagen: ein Abbé war ein jüngerer Sohn aus gutem Hause, welcher seine theologischen Studien in irgend einem Seminar erledigt hatte und nun in glückseliger Unabhängigkeit und Armuth die lange Zeit, während deren er auf eine gute fette Pfründe warten mußte, so angenehm wie möglich unter den Genüssen der Hauptstadt Paris verbrachte. Die Menschengattung Abbé aber hat trotz ihrer bürgerlichen Unbedeutenheit doch im vorigen Jahrhundert einen wichtigen Einfluß auf die französische Gesellschaft ausgeübt. Es mag daher für manchen unserer Leser nicht uninteressant seyn, ein hervorragendes Menschenkind dieses Standes kennen zu lernen, das alle Vortheile und Schattenseiten seines Standes in reichem Maße besaß und gewissermaßen für den Typus desselben gelten kann, weßhalb ihn auch ein neuerer französischer Schriftsteller und Sittenmaler nicht ganz mit Unrecht „den letzten Abbé“ genannt hat — etwa wie Anastasius Grün den Kaiser Maximilian den letzten Ritter nannte.

Es war einmal in Paris um's Jahr 1770 ein junger Abbé, der hieß Cordier, hatte zwanzig Jahre, ein schönes, großes, offenes, braunes Auge, einen hellen, frischen Teint und einen muntern, elastischen Schritt. Und wenn er so durch die Straßen von Paris schlenderte, würde niemand dem behäbigen ruhigen Wesen dieses wohlgemuthen Jünglings angesehen haben, daß er ohne Vermögen und Beruf war, weder Eltern noch Verwandte hatte, und vielleicht in diesem Augenblick bei sich selber überlegte, woher er seine nächste Mahlzeit erhalten sollte. Eines Tages aber fand er sich — kein Mensch weiß wie! — in den Coulissen der großen Oper ein, wo er keinen Zutritt hatte, und bot dem Direktor derselben, Herrn Berton, mit dem er gar nicht bekannt war, eine Prise an. Es war zur Zeit der Eröffnung des neuen Theaters; alles ging über

Erwarten gut, und Herr Berton ließ sich sogleich in eine vertrauliche Unterhaltung mit dem Fremden ein, woran sich bald Herr Moreau, der königliche Baumeister, und Herr Vassé, der Maler, betheiligten. Der Abbé Cordier kannte alles, verstand alles, lobte alles — allein wohlgemerkt! nicht aus eigennützigen Beweggründen, sondern einfach nur weil er ein heiterer, gutmüthiger Mensch, eine durchaus wohlwollende Natur war, der gerne bewunderte, ein Enthusiast für das Schöne, dem es Vergnügen machte, jedermann so froh und wohlgelaunt zu sehen, als er selber war. Das Ende von dem Lied war, daß Herr Berton — anstatt zu fragen, was er hier zu schaffen habe? — ihm ein permanentes Freibillet verehrte, daß Herr Moreau ihn in seine Loge führte, um ihn seiner Frau vorzustellen, und daß Herr Vassé ihn auf den andern Tag zu Tische einlud.

Des Abbé's ganzer Reichthum bestand zu dieser Zeit aus vier Kronen, wovon zwei in seiner Westentasche steckten und zwei in Papier eingewickelt waren. Seine ganze Garderobe umfaßte einen Rock und ein Paar Beinkleider, ein Paar schwarzseidener Strümpfe sammt Schnallenschuhen, und einen Hut, und um diese Garderobe vor Dieben und Motten zu bewahren, trug er sie ganz auf dem Leibe. Trotzdem aber setzte er sich doch mit ungeminderter bescheidener Würde bei dem Maler zu Tisch und ließ sich von der Dürftigkeit seiner irdischen Habseligkeiten nicht im Mindesten anfechten. Er plauderte allerliebst, aber selten und ohne Aufdringlichkeit, aß nach Herzenslust, bewunderte den Wein, erzählte eine lustige Geschichte, die nicht lang war, und brachte es dahin, daß er die ganze Tischgesellschaft entzückte, weil er von der Gesellschaft und der Mahlzeit entzückt war. Seine neuen Freunde, der Direktor der Oper und der königliche Baumeister, waren ebenfalls anwesend, und dieß führte zu einer Reihenfolge von Mittagsmahlzeiten bei diesen drei Amphytrionen, und bei einem vierten, den er durch diese kennen gelernt hatte, wornach ihm wenigstens für vier Tage in der Woche das Mittagsbrod gesichert ward. Freitag und Sonnabend war er allerdings frei, aber diese waren ja Fasttage, wenigstens für die Geistlichkeit und im Kalender, und für den Sonntag mußte er, wie er sich sehr weise gestand, doch auch seinem Glücksstern einige Gelegenheit lassen, etwas für ihn zu thun.

Als seine beste Hülfsquelle ergab sich aber das Haus des königlichen Baumeisters, denn Herr Moreau hatte nicht nur eine liebenswürdige Frau, sondern auch zwei Töchterchen. Unser Abbé baute den beiden Mädchen Kartenhäuser und erzählte ihnen Feenmärchen, — und was für Feenmärchen! — und Madame Moreau, welche eine sehr liebevolle Mutter war, bat den gutmüthigen kleinen Mann, so oft zu kommen, als er nur könne. Der Abbé Cordier ließ sich dieß nicht zweimal sagen und ging sogar von Orten hinweg, wo es ihm besser gefiel, nur um Abends dabei zu seyn, wenn die Kleinen 'gute Nacht' sagten; allein er kam darum doch nicht ein einziges Mal öfter zu Tische, sofern ihn nicht die allerdringendste Noth dazu trieb. Nur ein einziger Umstand beunruhigte ihn, nämlich die entsetzliche Thatsache, daß die Miethzeit seiner Wohnung beinahe abgelaufen war. Er mußte seine Wohnung stets pünktlich vorausbezahlen, und ohne eine bestimmte Summe, an welcher er noch keinen Heller besaß, sah er sich binnen weniger Tage auf die Straße gesetzt.

Eines Abends bat ihn Madame Moreau um seine Adresse, welche sie zu denjenigen ihrer übrigen Bekannten notiren wollte. — „Ach, Madame," erwiderte der Abbé, „Ihre Frage kommt gerade noch rechtzeitig, denn wenn Sie dieselbe noch um drei Tage verschoben hätten, so würde ich in Verlegenheit gekommen seyn, Ihnen darauf zu antworten!"

„Aha, Sie wechseln also Ihre Wohnung? Da sind Sie sehr zu bedauern, denn solch ein Umzug ist eine sehr leidige Angelegenheit!"

— „Jenun, Madame, der Umzug wäre die mindeste Schwierigkeit," entgegnete Cordier; „auch aus dem Aufsuchen einer neuen Wohnung würde ich mir sehr wenig machen; aber das Vorausbezahlen ist eine Hauptaufgabe für denjenigen, welcher zufälligerweise gerade gar kein Geld hat!"

Frau Moreau stand auf und nahm ihren Gatten beiseite; dann setzte sie sich wieder und arbeitete eine Weile ruhig an ihrer Stickerei fort. — „Herr Abbé," hub sie endlich an, „wir haben in der Mansarde noch ein Schlafzimmer, welches nicht im Gebrauch ist. Falls es Ihnen genehm wäre, bei uns zu wohnen, bietet Ihnen mein Mann diese kleine Wohnung an."

Der Abbé nahm dieses Anerbieten stehenden Fußes, jedoch mit einer etwas unsichern Stimme an; und als Madame Moreau seine Rührung bemerkte, reichte sie ihm unter der Stickerei ihre Hand und setzte, während er einen achtungsvollen Gruß auf ihre Fingerspitzen drückte, hinzu: „Ihr Bett wird morgen bereit seyn, und Sie können kommen, wann es Ihnen beliebt; die Kinder werden so glücklich seyn, ihren Freund bei sich im Hause zu haben."

Als der Abbé am zweiten Morgen nach dieser Unterredung in einem hübschen Bette mit Vorhängen von Serge erwachte, und längs den Wänden vier Stühle mit strohgeflochtenen Sitzen und eine kleine nußbaumholzene Kommode aufgereiht sah, war er so glücklich, daß er in diesem Augenblicke nicht mit dem Dauphin getauscht hätte. Allein als ein Diener ihm vollends gar eine Tasse Chocolade und eine Semmel brachte und ihm ein Paar Pantoffeln hinstellte, welche er tragen sollte, während seine Schuhe gewichst wurden, so mußte er sich in der That fragen: ob dieß volle Wirklichkeit und nicht blos irgend ein neckischer Traum seye. Er stieg die Treppe herunter, als ob er auf Luft träte, und als er in das Wohnzimmer trat, wo Herr Moreau und seine Frau mit ihren kleinen Mädchen spielten, so würde ihn, — falls es je in seiner Natur gelegen hätte, in Verlegenheit zu kommen, — das unbefangene Benehmen der Madame Moreau bald wieder in's Geleise gebracht haben, denn sie stellte ihm eine ihrer Kleinen auf sein Knie, um sie hier zu ihrem eigenen Gesang tanzen zu lassen. Aber was konnte sie mit dem Liedchen meinen, das Frau Moreau sang? Es lautete:

„Il était, il était
Une jeune fille,
Qui n'avait, qui n'avait
Qu'une chemise,
Et encore elle était
A la lessive."

Zu deutsch: Es war ein Mal eine junge Dirn,
Die hatte nur ein einzig Hemd,
Und dieß war in der Wäsche.

Der Abbé erröthete bei der Idee, welche in diesem Liedchen enthalten war, und eine Wolke lagerte sich über seine sonst so freie Stirne. Er öffnete seine Schnupftabaksdose, schloß sie aber augenblicklich wieder, stand auf, ging mit verlegener Miene im Zimmer herum, tippte dann endlich Herrn Moreau auf den Arm und sagte leise zu ihm: „Ich kann nicht glauben, daß Madame Moreau, welche die Herzensgüte selbst ist, die Absicht hat, einen Menschen lächerlich zu machen, der ihr so ergeben ist und sie so hochachtet, wie ich sie. Ich gebe allerdings zu, daß der Scherz an sich harmlos ist; allein . . . .“

„Ei ei, was ist Ihnen denn? Ich kann Sie nicht begreifen, mein lieber Freund!“ versetzte Herr Moreau.

— „Die ganze Sache,“ versetzte der Abbé etwas verlegen, „ist die, daß ich nur ein einziges Hemd besitze, und daß dieses gerade in diesem Augenblicke, wie es in dem Liedchen heißt, in der Wäsche ist!“

„Seyn Sie versichert, mein Freund,“ sagte Herr Moreau, „daß meine Frau sich keinen Scherz über Ihre Garderobe erlaubte, welche sie nicht für mangelhaft erkennen konnte, weil Sie Ihren Rock bis zum Kinn zugeknüpft haben; allein ich verspreche Ihnen, daß sie in Zukunft auf dasjenige achten soll, was sie singt.“

Der Abbé drückte seinem wohlwollenden Wirthe freundlich die Hand, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß er gehörig zugeknöpft seye, ging er aus, um ihren gemeinschaftlichen Freund, den Director der Oper, zu besuchen. Hier traf er mit einer interessanten jungen Schauspielerin zusammen, welche etwas später als Mademoiselle Doligny zu Ruf und Ansehen kam, und sich eben jetzt von dem Direktor eine Vergünstigung erbitten durfte. Ohne gerade hübsch zu seyn, war die Doligny sehr anmuthig, hatte etwas ungemein Gewinnendes in ihrem Benehmen und eine wohlklingende, heitere Stimme, welche geradezu zum Herzen drang. Trotz alledem aber hatte sie viele Feinde, und große Mühe, auf den schwanken Brettern der großen Oper festen Fuß zu behalten. Sie dankte es dem Abbé wirklich, daß er sich zu ihrem Verbündeten aufwarf, zumal da er bei dieser Gelegenheit so geschickt war, ihr die gewünschte Vergünstigung zu verschaffen. Hiedurch dünkte er ihr unentbehrlich und an ihrem Benefiz-Abend errettete er sie beinahe von der Verzweiflung, indem er an Ort und Stelle (denn er verstand sich ein wenig auf Alles) eine goldene Zierrathe für ihr Haar umänderte, welche nicht dazu paßte und ihr erst eine Viertelstunde vor Anfang des Vorhangs zugekommen war.

Julie Doligny war zu jeder Zeit bezaubernd, aber wie schmuck und allerliebst gekleidet war sie an diesem Abend! Wie wunderlieblich erschien sie in ihrer weiblichen Dankbarkeit und deren bühnengemäßem Ausdruck! Der arme Cordier verliebte sich zum Sterben in den ‘hübschen Balg‘, wie er sie nannte, und als er das Theater verließ, der Beifallssturm, welcher Mademoiselle Doligny zu Theil geworden war, noch in seinen Ohren gellte und ihre hüpfende Gestalt, ihr lachendes Gesicht vor seinem innern Auge verklärt dastund, da fühlte er, wie ihm, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, der Muth entsank. Eine beliebte Sängerin an der großen Oper und ein armer Abbé, der Weste und Rock bis an's Kinn zuknöpfen mußte, um den Mangel seines Hemdes zu verbergen, — das war der Kontrast, welcher ihn wie ein Gespenst verfolgte, bis ihm ein kleiner Läufer nachgeeilt kam und ein Billet in die Hand drückte, dessen Inhalt ihm das Herz in der Brust vor Freuden hüpfen machte. „Mein lieber Abbé,“ stand darin, „Sie haben mir auch heute wieder Glück gebracht. Kommen Sie morgen früh um zehn Uhr zu mir, um mit mir zu frühstücken; Thoren und Schmeichler sollen alsdann vor Mittag keinen Zutritt bei mir finden.“

Der Abbé Cordier ging mit großen Schritten nach Hause. „Nein,“ sagte er zu sich selbst, nachdem er eine Weile in seinem kleinen Stübchen auf- und abgegangen war, „ich will sie nicht in Verlegenheit bringen durch meine Armuth, und will mich selbst nicht mehr dem Feuer ihrer lieblichen Augen aussetzen. Es schickt sich nicht für einen Mann, der kein Hemd hat, einer Bühnenkünstlerin den Hof zu machen!“ Und nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, trällerte er selber das kurze Liedchen der Madame Moreau vor sich hin:

„Il était, il était
Une jeune fille“ etc.

Als er die Kommode öffnete, um das Brieschen der Doligny aufzubewahren, starrte er eine Weile in die Schublade hinein, als ob er verzaubert wäre; und als er es endlich wagte, die Gegenstände, welche seine Bewunderung erregt hatten, mit der Hand zu berühren, da erwartete er halb und halb, sie vor seinen Augen in dünne Luft zerfließen zu sehen. In der Schublade lagen nämlich sechs neue Hemden. Als er sich endlich von der Wirklichkeit dieses unvermutheten Glücksfalles überzeugt hatte, machte er sich in großer Eile daran, ein Loch zu flicken, das er an seinem Rocke bemerkt hatte, und kam nun mit sich selber dahin überein, es wäre thöricht von ihm, wenn er sich das Vergnügen versagen wollte, mit Mademoiselle Doligny zu frühstücken, wenn ihm gar nichts mehr fehle, als eine Elle schwarzen Zwirns.

Nachdem er sich am andern Morgen vor dem Spiegel der Wirkung vergewissert hatte, welche sein Hemd machte, rief er nach seinem Rock, den der Diener behufs des Abbürstens fortgenommen hatte. Kaum aber war er mit dem Arm in den einen Aermel gefahren, so stand er vor Ueberraschung ganz regungslos.

„Was ist das?“ rief er; „das ist ja ein neuer Rock!“

— „Allerdings, Herr Abbé!“ versetzte der Diener.

„Woher kam er?“

— „Ich weiß es nicht, Herr Abbé; mein Herr sagte, er gehöre Ihnen, und da ist er nun!“

„Wohlan denn, er kommt zu ganz gelegener Zeit,“ sagte der Abbé und schickte sich an, der Einladung zu der reizenden Sängerin zu folgen.

Es gebricht uns an Raum, selbst wenn wir auch das Material dazu hätten, um des Abbé's ersten Versuch in der Liebe mit jener Umständlichkeit zu beschreiben, welche er verdient; allein der verständige Leser, der da weiß, was an den Gottheiten der Oper ist, wird bereits das Ergebniß vorausgesehen haben. Mademoiselle Doligny hörte mit großer Erbauung und Holdseligkeit auf die Huldigungen, die er ihr darbrachte, und ließ sich sogar von ihren Bekannten über die Vorliebe necken, welche sie für den kleinen Abbé unverkennbar an den Tag legte. Wäre sie entweder eine Gräfin oder eine Grisette gewesen, so würde sie noch einen Schritt weiter gegangen seyn und ihm ihre Hand gereicht

haben; da sie aber eine Theaterprinzessin war, so gab sie ihn zu gehöriger Zeit auf wegen eines zu Grunde gerichteten Marquis, der von seinen Gläubigern verfolgt wurde, körperlich abgelebt und am Geiste blasirt und mit Einem Worte ein unwiderstehlicher Mann war. Cordier ertrug diesen Schicksalsschlag vor der Welt wie ein alter Römer; allein in der Einsamkeit seines Stübchens fraß er seinen Gram in sich hinein. Es steckte allerdings nicht viel von einem Priester in ihm; allein er hatte doch wenigstens die Tonsur genommen und die Bäffchen angelegt, und gab sich gleich Anderen seines Standes das Ansehen, als warte er auf einen einträglichen Kirchendienst. Er war mit Einem Worte das was die Profanen einen Abt in Hoffnung, — einen Abbé de Sainte Espérance — nannten. Es war daher erklärlich, daß sein gedrücktes und verdüstertes Gemüth zu den Tröstungen der Kirche zurückkehrte, und daß der Herr Abbé am Ende den Entschluß faßte, in das Kloster La Trappe zu gehen.

Wenige Tage nach dem Abschied von seiner treulosen Geliebten, kehrte ein junger Mann mit einer hübschen kleinen Figur und einer melancholischen Miene in dem einzigen Wirthshaus des kleinen Fleckens Mortain bei Avranches ein. Das gefällige Aeußere des Reisenden würde schon zu seinen Gunsten eingenommen haben, allein seine Schwermuth steigerte noch den günstigen Eindruck, indem es ihn interessant machte und die Neugier herausforderte; die Wirthin deckte ihm daher auch sein Tischchen besonders in einem kleinen Stübchen, ferne von den übrigen Gästen, welche meist Viehhändler aus der Nachbarschaft waren.

Als der Reisende seine Mahlzeit eingenommen hatte, setzte sich die Frau Wirthin ihm gegenüber in einen Stuhl und erkundigte sich, wie ihm sein Essen geschmeckt habe.

„Es war vortrefflich," erwiderte der Reisende.

— „Nun ja, mag seyn, daß es gut war," meinte die Wirthin; „aber es will mich bedünken, als ob Sie nicht einmal wüßten, was Sie gegessen haben!"

„Sie haben Recht, Madame," versetzte der Reisende; „ich weiß gar nicht mehr, was um mich her vorgeht, und zwar weil ich der allerunglücklichste Mensch auf Gottes Erdboden bin!"

— „Warum nicht gar? Noch so jung und doch schon so unglücklich? Ich bitte Sie, Herr Abbé, erzählen Sie mir Ihre Geschichte und theilen Sie mir mit, was Ihnen fehlt. Ich will gewiß recht verschwiegen seyn, denn ich bemitleide Sie aufrichtig!"

„Sehr gerne," sagte der Abbé, „denn es wird mir einen Trost gewähren, von meinem Herzensgram zu sprechen!" Und nun erzählte er ihr ausführlich Alles, was unsere Leser bereits von seiner Liebe und Verzweiflung wissen. Die Wirthin hörte andächtig zu; die Ellbogen auf den Tisch und den Kopf auf die Hände gestützt, die Augen fest auf den Erzähler gerichtet, lauschte sie mit offenem Munde auf eine Schilderung von Dingen, welche sie sich niemals, sogar nicht einmal im Traume, hätte einfallen lassen. Die Oper, die Lichter, die Anzüge, die Juwelen, die schöne Julie, und der Held der ganzen Geschichte, der da vor ihren Augen saß — alles klang der guten Frau wie ein Feenmährchen. Als aber der Abbé am Ende seine feste Absicht äußerte, sich im Kloster La Trappe lebendig zu begraben, stand sie mit einem Schrei des Entsetzens vom Tische auf und verließ weinend das Zimmer. Selbst der gute Cordier war bis zu Thränen gerührt. Am folgenden Morgen hörte er, wie seine Thüre geöffnet ward, und dieselbe mitfühlende Stimme ihm ankündigte, daß der Wagen zur Weiterreise gerüstet seye.

„Nehmen Sie aber einen guten Rath von mir an und schlafen Sie noch ein Weilchen, Herr Abbé!" setzte die Wirthin hinzu; — „wenn Sie wirklich nach La Trappe gehen wollen, so werde ich Sie morgen in meinem eigenen Fuhrwerk nach Avranches bringen lassen."

Der Abbé machte sich diesen Rath zu Nutze, ging aber weder am andern Tag, noch an den darauffolgenden nach La Trappe.

Eines Morgens jedoch ward er in aller Frühe durch einen ungewöhnlichen Lärm im Hause geweckt und hörte eine rohe, barsche, rauhe Stimme, welche mit der Wirthin zankte. Aus dem Inhalt dieses Scheltens vernahm er, daß der unbekannte Eiferer der Gatte der Wirthin war, den er niemals gesehen hatte und der so eben von einer Reise zurückgekehrt war. Der Mann war eifersüchtig und vermuthlich betrunken. Er kam vor das Zimmer des Abbé und schlug mit einem schweren Knüttel an die Wand, während seine unschuldige Frau erschrocken und doch voll Entrüstung sich an ihn anzuklammern und ihn zurückzuhalten schien. Cordier war eiligst in seine Kleider geschlüpft, während er diese Wahrnehmungen machte; allein bis er seine Beinkleider und Weste angelegt hatte, hörte er, wie der Bengel an der Klinke der Thüre rüttelte, und der Abbé sprang sogleich ohne weitere Umstände aus dem Fenster. Unser Abbé war kein Held, wie wir sehen, aber er hatte flinke Beine und eine gute Lunge, und so geschah es, daß er an jenem Morgen sechs Wegstunden weit lief ohne anzuhalten. Endlich sank er am Fuße eines Baumes erschöpft zu Boden nieder und fand sich inmitten eines Waldes in Sicherheit, jedoch ohne Rock und Börse und ganz ohne alle Mittel, sich nur ein Frühstück zu verschaffen.

Nachdem er noch ein gutes Stück weit in den Wald hinein gewandert war, traf er einige Holzhauer, die ihn nach einem achtbaren Hause in der Nachbarschaft wiesen, wo ein gewisser Herr Durand wohnte, welchem Cordier nun so viel von seiner Geschichte erzählte, als ihm nöthig dünkte. Das freimüthige und doch bescheidene Benehmen des Abbé empfahl denselben wie gewöhnlich. Herr Durand lieh ihm eine Jacke und führte ihn zum Frühstück, wo er ihn seiner Frau und Tochter vorstellte; und noch ehe das Mahl zu Ende war, bemerkte Cordier, daß er eine neue Heimath gefunden habe. Sein Anstrich von vielseitiger, wiewohl oberflächlicher Bildung machte ihn seinem Wirthe nützlich, welcher Eisenhütten und große Sägemühlen ꝛc. besaß, und wenn Herr Cordier nur etwas Andres gewesen wäre, als ein Abbé, so hätte er hier leicht ein Unterkommen auf Lebenszeit finden können. Allein unglücklicherweise war Mademoiselle Melanie, die Tochter des Herrn Durand, ein sehr hübsches Mädchen mit blauen Augen und zarten Fingern, welches Romane, Musik und Botanik liebte und Klavier spielte; der Abbé Cordier dagegen war ein hübscher, beweglicher, kleiner Mann, welcher schon Abenteuer bestanden hatte, eine Menge Pflanzen bei ihren lateinischen Namen bezeichnen konnte und wunderschön die Flöte blies. Die Folge davon ließ sich also voraussehen. Die Uebereinstimmung in ihren Geschmacksrichtungen brachte eine allgemeine Sympathie zuwege, und während der Vater schlief und die Mutter an ihrer Stickerei saß, trieben die beiden jungen

Leute die beredteste Musik mit einander, und machten Flöte und Klavier zu Dolmetschern ihrer heranwachsenden Leidenschaft. Eines Tages schaute die Mutter zufälligerweise auf und machte eine solch' vollständige Entdeckung in den Augen und Blicken des jungen Paares, daß sie auf keinen weitern Beweis mehr zu warten brauchte, weßhalb sie die ganze Geschichte sogleich in großer Bestürzung ihrem Gatten erzählte.

„Mein junger Freund," sagte Herr Durand am andern Morgen zu seinem Gaste; „meine Frau glaubt, Sie machten meiner Tochter den Hof. Das sollte mir sehr leid thun. In Ihrem Alter hätte ich allerdings ebenso gehandelt; allein der Unterschied ist der, daß sie Melanien nicht heirathen können, weil sie arm und ein Geistlicher sind. Sie müssen mir daher den Gefallen thun und mein Haus räumen!"

„Sie haben vollkommen Recht," erwiderte Cordier; „ich liebe Ihre Tochter und bin arm — blutarm sogar, denn ich habe keinen Heller im Vermögen. Ich danke Ihnen für die Gastfreundschaft, welche Sie mir seit acht Tagen erwiesen haben. Leben Sie wohl, mein Herr; ich scheide nur mit Bedauern von Ihnen!"

„Armer Junge!" sagte Durand gutmüthig; „nehmen Sie diese hundert Kronen, welche ich Ihnen leihe und die Sie mir erst wieder zu geben brauchen, wenn Sie Ihr Glück gemacht haben. Aber gehen Sie nicht unter die Trappisten; nehmen Sie lieber wieder den Weg nach Paris unter die Füße, und für die erste Tagereise in jener Richtung habe ich schon gesorgt, indem ich Ihnen einen Platz in der Landkutsche belegt habe."

Melanie entwischte ihrer Mutter und holte den Abbé noch auf der Landstraße ein, als er gerade im Begriff war, in die Landkutsche zu steigen.

„Ach!" rief sie weinend; „werden wir uns denn nie wieder begegnen?"

— „Ich fürchte, wir scheiden auf ewig, meine Theure!" entgegnete er, „denn ich werde vor Gram sterben!"

„Ach wenn Sie dieß thun, so lassen Sie es mich doch ja wissen, damit ich Sie nicht überlebe. Geben Sie mir etwas als Andenken an Sie!"

Der Abbé zog einen Ring vom Finger, den er von Mademoiselle Doligny erhalten hatte, und steckte denselben an Melanien's Hand, während sie ihm als Gegengeschenk ein gesticktes Taschentuch gab. Während der Abschieds-Umarmung kam die Mutter herbeigeeilt, und der Abbé sprang daher in die Landkutsche, welche abfuhr.

Es lag nun klar am Tage, daß er nicht dazu ausersehen war, ein Trappistenmönch zu werden. Er kehrte nach Paris zurück, und das erste, was er nach seiner Ankunft daselbst that, war: sich wieder hinter den Coulissen der großen Oper einzufinden. Er sah seine verlorne Julie wieder und besuchte sie sogar in ihrem Hause, wo er ihr seine Erlebnisse und Abenteuer haarklein erzählte und ihr sogar nicht verschwieg, daß er ihren Ring weggeschenkt habe. Die Comödiantin lachte herzlich über diese Schilderung und gefiel sich so sehr in dem Gedanken, ihn mit den nöthigen Mitteln zur Ausübung einer solchen Großmuth ausgerüstet zu haben, daß sie ihn mit einem andern Ring beschenkte für die nächste Gelegenheit. Die Lebenswege dieser beiden Personen waren jedoch so verschieden und so deutlich vorgezeichnet, daß sie sich abermals trennen mußten, und als der Augenblick des Scheidens kam, ward sogar die leichtsinnige Julie ernst und gerührt. Sie öffnete ihr Schmuckkästchen und bat ihn, sich ein beliebiges Andenken zu wählen; allein der Abbé schüttelte den Kopf und erklärte: er wolle lieber irgend etwas haben, woran ihre Neigung mehr betheiligt gewesen seye, — einen Gegenstand, der ihr persönlich näher gestanden habe.

„Geben Sie mir Ihre Katze," sagte er und legte seine Hand auf das schlafende Thier, das darob erwachte, aber die Augen wieder schloß, als es sah, daß es nur von seinem alten Bekannten Cordier geliebkost wurde.

— „Es ist ein wahres Opfer, was Sie da von mir verlangen," gab die Schauspielerin zur Antwort, „aber ich bringe es Ihnen!" Und als sie ihm ihre Katze auf den Arm setzte, perlten einige leichte Thränchen über ihre Wange herab, welche jedoch unmittelbar darauf von einem leichtherzigeren Lächeln verdünstet wurden. Mit schwerem Herzen trug der Abbé seine Katze davon, und noch manches Jahr später, in jenen Pausen seines Weltlebens, wo sein Geist in die Vergangenheit zurücktauchte und das Bild der reizenden Julie wieder in seinem einsamen Traume auftauchte, war es ihm ein großer Trost, wenn er die alte Katze liebkosen und ihr den krummen Rücken streicheln konnte!

Die Lebensgeschichte eines Mannes wie unser Abbé ist schwer zu schreiben, denn der Faden davon verliert sich leicht unter den Irrgängen seines Geschicks. Im Jahr 1780 erscheint er auf einen Augenblick wieder bei Gelegenheit der Verheirathung von Herrn Moreau's ältester Tochter, welcher er eine Schwefelholzbüchse von weißem Holz zum Geschenk machte, auf deren Deckel er mit den feinsten, zierlichsten Zügen geschrieben hatte: „Fiat lux!" Dieses Geschenk kostete ihn zwanzig Sous, ward aber mit Anmuth überreicht, und Fräulein Moreau, welche sein warmes Herz und seine knappen Finanzen kannte, empfing es mit ebenso viel Freude, als wenn es einen Werth von tausend Kronen gehabt hätte.

Niemand weiß, wie und wo Abbé Cordier die nächsten zehn Monate zubrachte; aber im Jahr 1790 finden wir ihn wieder, wie er an der Börse spekulirt. Dieser Mann der zweckmäßigen Mittel hatte bei einem zufälligen Besuch an der Börse beobachtet, daß falsche Nachrichten das wesentlichste Hülfsmittel der Börsenspieler waren; er zog daraus den Schluß, daß wenn er gegen die Wahrheit jeder Art von Neuigkeiten wettete, er in fünf Malen unter sechs gewinnen würde. Sein Einsatz bei solchen Wetten betrug nur zwölf Sous, aber gewann damit am ersten Tage vier Franken, und trieb dieses einträgliche Spiel eine Woche lang fort, bis er allgemein als der Zwölfsous-Abbé — l'Abbé Douze-Sous — bekannt war und niemand mehr mit ihm wetten wollte.

Die Revolution ging mittlerweile ihren gewaltsamen Gang fort; allein unser Abbé hatte so sehr mit dem Leben und dem Schicksal zu kämpfen und seine Nahrungssorgen, um jeden Tag das liebe Brod zu erschwingen, waren so aufreibend und absorbirend, daß er sich wenig genug um die Politik kümmerte und für die Ereignisse um ihn her kein rechtes Augenmerk hatte. Eines Tages aber ward er auf der Straße von einem Pöbelhaufen überfallen, dem der geistliche Schnitt seines Rockes als ein todeswürdiges Verbrechen erschienen war, und das Geschrei:

„An die Laterne! an die Laterne mit ihm!“ klang schrecklich in seinen Ohren.

„Mit Verlaub, meine Herren,“ sagte er, „verurtheilen Sie mich ja nicht zum Tode wegen eines Rockes, den ich ebenso sehr verachte wie Sie! Geben Sie mir lieber einen andern, und Sie werden mich zu großem Danke verpflichten, denn der meinige ist gewaltig abgetragen, wie Sie sehen!“ Der Volkshaufe lachte über den gutmüthigen, launigen Einfall und würde den Abbé frei haben ziehen lassen, ohne das Geschrei der patriotischen Bürgerinnen, die nach einer neuen Hinrichtung lüstern waren.

— „Wohlan denn, die Laterne für immer! sie lebe hoch!“ rief Cordier. „Sie ist die beste Freundin eines armen Teufels wie ich; und wenn ich fünf Sous hätte, so würde ich mir sogleich den Strick kaufen, woran ich gehenkt werden soll!“

„Ach der arme Mann!“ riefen die Bürgerinnen; „wir wollen Nachsicht mit ihm haben und ihm erlauben, am Leben zu bleiben, da er so unglücklich ist, daß er sich den Tod wünscht!“ —

Fünf Jahre später finden wir den Abbé Cordier — vermöge was für einen Zusammentreffens von Umständen, das weiß niemand — anständig logirt in der Rue Montorgueil, als Sekretär der Gesellschaft der „neun Schwestern“ und in vertrautem Verkehr und Umgang mit einigen der leitenden Häupter des Staates und der ersten Männer des Tages. Monge, Barras, Laplace und Andere von bedeutendem Namen gehörten zu dieser Gesellschaft, und Cordier erlangte großen Ruf wegen der Vortrefflichkeit und Vollkommenheit, zu welcher er die Anordnungen zu ihren Sitzungen brachte. Er scheint in der That mittlerweile eine hohe Autorität in allen Angelegenheiten erreicht zu haben, welche Gastmähler, Koncerte, Bälle, Hochzeiten und ähnliche Festlichkeiten anbetrafen, und dem hochfliegenden Ehrgeize des Abbé war seither nur ein einziges Ziel unerreichbar geblieben — er hatte noch nie eine Leichenfeierlichkeit anordnen dürfen! Diese Idee nun verfolgte ihn wie ein Gespenst Tag und Nacht und ließ ihm nicht Rast noch Ruhe. Ohne Zweifel rührte sie davon her, daß er von so vielen berühmten Männern umgeben war. Einer von ihnen mußte nothgedrungen bald sterben (obschon der arme Cordier eben so gerne einen Selbstmord begangen als jemand den Tod gewünscht haben würde) und der gute Abbé fand, daß er durch seine Anordnung des Katafalks und die ganze Durchführung der Trauerfeierlichkeit das höchstmögliche Ziel von weltlichem Ruhm und Glück erreichen würde.

Der Zufall war den Wünschen des Abbé sehr günstig, denn eines Morgens ward die ganze wissenschaftliche Welt erschreckt durch die in den pariser Zeitungen veröffentlichte Nachricht: Lalande, der berühmte Astronom und ein Mitglied des Clubs der Neun Schwestern, seye in Mainz ermordet worden. Cordier lief in voller Eile von einem Mitglied zum andern, erhielt unbeschränkte Vollmacht wegen eines Katafalks und empfing ein Versprechen von Herrn von Laplace, daß er die Gedächtnißrede auf den großen Todten halten wolle. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß der Abbé bei dieser Gelegenheit sogar sich selbst übertraf. Als alles fertig und der Saal hergerichtet, die Wachslichter um Mittag angezündet, die Mitglieder versammelt waren und die große und imposante Ceremonie so eben beginnen sollte, ward Cordier hinausgerufen, weil ihn ein Bürger, Mitglied des Clubs, sprechen wolle. Dieses Mitglied war — Herr Lalande selbst, der Todtgeglaubte, und Cordier ward seiner nicht sobald ansichtig, so sank er vor Schreck in Ohnmacht.

Den Astronomen rührte die tiefe Gemüthsbewegung seines Freundes; aber Cordier mit seinem angebornen Scharfsinn säumte nicht, Lalande die wahre Ursache seiner Ohnmacht einzugestehen; und da dieser hartnäckig darauf bestand, er wolle in den Saal eindringen und die bereits begonnene Trauerfeierlichkeit stören, so fiel Cordier am Ende vor ihm auf die Kniee und bat ihn fußfällig, doch ihm zu Liebe noch eine halbe Stunde todt zu bleiben. Weil aber Lalande unerbittlich blieb, so entwischte der heroische Sekretär plötzlich aus dem Zimmer, verschloß die Thüre desselben doppelt hinter sich, trat dann mit feierlichem Schritt und tiefbetrübter Miene in den Saal und gab Herrn Laplace das Zeichen zum Anfang.

„Meine Herren,“ hub dieser Gelehrte an, nachdem er die Rednerbühne bestiegen, „mit Gefühlen des tiefsten Kummers unternehmen wir es, zu Ihnen zu reden von einem berühmten, erlauchten Mitgliede dieser Gesellschaft, welches der Tod uns jüngst geraubt hat. Jerome de Lalande verdiente nicht nur um seines Genies willen unsere Bewunderung, sondern war gleicherweise auch ein Muster von allen bürgerlichen und häuslichen Tugenden, ein glühender Patriot, der Feind der Tyrannei und einer der eifrigsten und einsichtsvollsten Vertheidiger seines Vaterlandes. In einem meuchlerischen Ueberfall ward er durch Mörderhand dem Vaterlande, seinen Freunden, seiner Familie und seinen Studien geraubt . . . . . .“

Ein heftiger Tumult von außen unterbrach in diesem Augenblicke den Festredner, die Saalthüre ward mit Gewalt aufgerissen und der Gegenstand derselben trat in eigener Person herein. Nach den ersten Augenblicken freudiger Ueberraschung ward die Leichenfeier trotz all ihres Pomps zur Posse herabgewürdigt durch die Schilderung, welche Lalande von dem Streich, den ihm der Abbé Cordier gespielt hatte, machte; — allein Cordier gewann sicherlich mehr in den Augen seiner Bekannten durch diesen eigenthümlichen Enthusiasmus, als er dadurch einbüßte.

Die Gesellschaft der Neun Schwestern löste sich endlich auf und der Abbé ward wiederum in die Welt hinausgestoßen. Während des Kaiserreichs stand er allein und schon in den Sechszigen. Die meisten seiner Freunde waren todt, die anderen hatten ihn vergessen. Mademoiselle Doligny war noch am Leben, lebte aber in einer fernen Provinz und war ein sieches, altes Mütterchen. Der Abbé kam nun immer mehr herunter. Alt, gichtbrüchig und bettelarm wie er war, konnte er sich auf keines seiner früheren Hülfsmittel mehr verlassen; aber er hatte einen gutherzigen Miethsmann, welcher — weit entfernt, um ihn der Miethe willen zu quälen, die er ihm schuldete, — sich eines Tages erbot, ihm eine Aufnahme in dem Spital der Unheilbaren zu verschaffen.

Cordier saß bei dieser Gelegenheit ganz regungslos auf einem Stuhl und fürchtete sich eine Bewegung zu machen, um nicht eine klapperdürre alte Katze zu wecken, die auf seinem Schooße schlief, damit sie ihn nicht daran erinnure, daß er keinen Bissen Brod im Hause habe. Er träumte vielleicht von den Tagen seiner Jugend, wo er an den gastlichen Tafeln guter Menschen sein Gedeck fand, wo neue Hemden wie durch Zauberschlag in seine Schubladen fielen und Herrn Moreau's Kam-

merdiener ihm Morgens die Chokolade vor das Bett brachte. Wenn er aber je dieser Tage gedachte, so war es mehr zu seiner eigenen Belustigung und mit dankbarer Erinnerung, nicht mit Groll auf die Gegenwart. Er nahm daher seelenvergnügt den Vorschlag seines Wirthes an, machte sich mit seiner alten Katze auf den Weg nach dem Hospital der Unheilbaren und hielt sich für den glücklichsten Menschen in der Welt.

Allein es war ihm nicht beschieden, in einem Hospital zu sterben. Mademoiselle Doligny scheint eine warme und dankbare Erinnerung an den einfachen, freundlichen, liebenswürdigen Cordier bewahrt zu haben, nachdem sie alles andre vergessen hatte, und vermachte ihm bei ihrem Tode eine Jahresrente von fünfzehnhundert Franken und all ihr Geschmeide, mit Einschluß jener goldenen Agraffe, die sie bei ihrem ersten Benefiz getragen hatte. Cordier übersiedelte hierauf nach einer behaglichen Wohnung, wo er noch bis in ein sehr hohes Alter hinein lebte, ein freundlicher, gesprächiger, zuthunlicher Greis. Als er endlich starb, vermachte er sein kleines Vermögen einem Manne, der ebenso allein stand wie er selbst, mit der Bestimmung, daß dieser es nach seinem Ableben ebenso weiter vermachen sollte.

Und dieß ist nun die ganze, bescheidene und doch in mancher Hinsicht merkwürdige Geschichte des letzten einer einst zahlreichen und berühmten Menschenklasse, die nun unter dem Schutt des achtzehnten Jahrhunderts begraben liegt, — die Geschichte des letzten Abbé. —

Die kleinen Gewerbe Londons.

Von Alphons Esquires.

4. Hawkers, Pedlars und Patterers.

Die Coster-mongers repräsentiren den wichtigsten Zweig des Straßenhandels; man muß neben ihnen aber noch die Hawkers und die Pedlars nennen. Die Hawkers rufen auf offener Straße alle möglichen Waaren aus. Sie bilden eine sehr alte Klasse, die in den frühesten Zeiten einen sehr übeln Ruf hatte. Der Name Hawker ist mit dem deutschen „Höker" verwandt, das man von „hocken" ableitet. Die Pedlars sind Hausirer, die zu Fuß die Vorstädte und die Umgegend Londons bereisen. Sie rufen ihre Waaren nicht laut aus, sondern besuchen die Häuser, die an ihrem Wege liegen. Unter den Hawkers gibt es solche, die ihrer eignen Hände Arbeit feil bieten, zugleich Handwerker und Verkäufer sind, sich also ohne sogenannte Zwischenträger behelfen. Zu ihnen gehören besonders die Kinderspielzeughändler. Die Anderen setzen die Fabrikate fremder Hand um. Sie verkaufen Alles, Kunstgegenstände, Kalender, Taschenbücher, puzzles (Attrapen, Vexirdosen), Gewürz, mehr oder minder rare Schalthiere, Vögel, Goldfische &c. Diese Klasse ist die gebildetste unter den Coster-mongers.

Die Interessantesten unter den Hawkers und Pedlars sind die Frauen. Manche von ihnen haben bessere Zeiten gekannt. Ihre Geschichte, die ich aus dem Munde dieser Frauen selbst weiß, ist mit geringen Abweichungen ganz gleichlautend. Eine von ihnen, sie mochte 25 bis 26 Jahr alt seyn, durchwanderte die Vorstädte und Dörfer Londons mit einem Korb am Arm, in dem sie Bänder, Spitzen, Stickereien, Briefcouverts und Streichhölzer hatte. Sie klopfte mit zitternder Hand an die Thür eines Hauses, in dem ich mich gerade befand, und bot mit leichtem Erröthen ihre Waare an. Ihr Aeußeres war angenehm, ihr Anzug sauber und anständig. Ich fragte sie, welcher Glückswechsel sie diesen Stand erwählen ließ? Ich bin, erwiderte sie bescheiden, die Frau eines Seemanns. Als er sich einschiffte, ließ er mir die Hälfte seines Soldes zurück, der monatlich aus 15 Schillingen besteht. Ich erkannte sehr bald, daß es unmöglich war, mit dieser Summe mich und meine drei Kinder, von denen das jüngste erst ein Jahr und vier Monate alt ist, zu erhalten. Außerdem mußte ich Miethe, Holz und Licht bezahlen. Ich beschäftigte mich also anfangs mit Näharbeiten, aber gewann damit nicht Geld genug, um meinen lieben Kleinen Brod zu kaufen. Nun habe ich vor drei Wochen den Entschluß gefaßt, mit meinem Korb hier von Haus zu Haus zu gehen. Der Profit ist nicht groß, aber doch danke ich Gott für die Idee, die er mir den Kindern zu Liebe eingegeben hat. Ein Strahl der Dankbarkeit erglänzte aus ihren Augen, als die Frau des Hauses ihr einige Kleinigkeiten abkaufte. Eine Andere, an die ich verschiedene Fragen richtete, war eine mit einer gewissen Koketterie gekleidete Wittwe, die nicht ganz arm zu seyn schien. Ihr Mann war vor sechs Wochen in dem Augenblick, wo ein Schiff von den Londoner Docks auslief, von dem Herunterfallen einer Masse Eisen getödtet worden. „Er hinterließ mir drei Pfund Sterling. In meinem Alter (sie schien dreißig Jahre alt zu seyn) fiel es mir schwer, zur Barmherzigkeit der Gemeinde meine Zuflucht zu nehmen, die mir auch nur wöchentlich einen Schilling und zwei Brode gegeben hätte. Ich fuhr also die Themse hinunter bis nach Woolwich, wo ich eine Schwester habe, bei der ich jetzt wohne; da sie aber zu arm ist, mich zu erhalten, habe ich mir diesen kleinen Handel angelegt. Ich mache keine glänzenden Geschäfte, aber ich lebe doch."

Endlich gibt es noch ein drittes Genre von Straßenhändlern, die patterers. Sie lenken durch marktschreierische Reden, auffallendes Kostüm oder durch Trommeln die Aufmerksamkeit auf sich. Ich begegnete in den Straßen Londons öfter einem Mann, der unter freiem Himmel einen Cursus über häusliche Oekonomie eröffnete; er schloß mit der Einladung an die Zuhörer, in ihrem eignen Interesse die Lichtsparer zu kaufen, die er auf einem Tisch vor sich liegen hatte. In einer Straße von Wapping hatte ein Charlatan (medical botanist) vor drei Jahren ein neues Mittel aufgefunden, seine Praxis auszudehnen. Ein Kriminalprozeß, der des berühmten Vergifters Palmer, machte damals viel von sich reden und hielt die Gemüther in Spannung. Der Charlatan kündigte an, daß er allabendlich die Gerichtssitzungsberichte aus den Times vorlesen würde. Während des Krieges in der Krim entrollte ein anderer patterer ein großes auf Leinwand gemaltes wenig schmeichelhaftes Tableau des Kaisers von Rußland. Diese Art Leute bilden ihrer Idee nach die Aristokratie der street-sellers. Nichts kommt ihrer Verachtung der gemeinen costers gleich, die sie als eine unwissende Klasse betrachten, während sie von ihrer Intelligenz leben. Manche Patterers haben Erziehung genossen; man findet unter diesen Handelsleuten frühere Studenten, Chirurgen und Kommis. Einer von ihnen war der Sohn eines Capitäns, der später Unterdirektor der W. I. Docks wurde. Der junge Mann hatte studirt und kam nach dem Tode seines Vaters nach

London, um eine Stelle zu suchen. Er hoffte, daß man seine klassischen Kenntnisse berücksichtigen werde, wurde aber sehr bald enttäuscht. Nachdem er eine Zeit lang durch Abschreiben von Akten für das Unterhaus wöchentlich zwei Guineen sich verdient hatte, versagte eines Tages diese Erwerbsquelle für ihn, und er gerieth unter die Patterers. Wenn diese auch im Allgemeinen unterrichteter sind als die Coster-mongers, so haben sie doch weit ungeregeltere Sitten. Größtentheils hat der Hang zum vagabundirenden Leben sie diesem Stande zugeführt; sie haben meist kein bestimmtes Domicil und schlafen Nachts in den common lodging-houses. Unzüchtige Sprache, unmäßige Gewohnheiten, unermeßliche Eigenliebe sind die Grundzüge ihres Wesens. Diese Redner und Schauspieler des Straßenhandels bilden eine Gesellschaft, deren Mitglieder in die Kunst und das Geheimniß des patterism eingeführt werden. Sie sprechen ein Kauderwelsch unter einander, das wieder ganz verschieden ist von dem der Fisch- und Gemüsehändler. Der lebhafte Wunsch, Bewunderung zu erregen, treibt sie sehr oft in's tap-room, weniger aus Liebe zum Trinken als der Gesellschaft wegen, die daselbst anzutreffen ist. Bei diesem unordentlichen Lebenswandel verlieren sie sogar den Wunsch, sich moralisch zu bessern.

Aus der Menge der Patterers greife ich eine originelle Figur heraus, den Straßenbuchhändler, street-bookseller, der auch Cheap Jack (billiger Jakob) genannt wird. Sonnabend Abends trifft man in der Gegend von Whitechapel einen Mann mit grauen Haaren, in einem flachen Karren aufrecht stehend und beim Schein einer im Wind hin- und herflackernden Gasflamme Bücher aus zweiter Hand, wie die Engländer sagen, ausbietend. Sein Verkaufssystem besteht darin, die Menge durch feierliche Anreden herbeizuziehen. Denselben Büchertrödler habe ich auch in Woolwich und anderen Orten in der Umgegend Londons angetroffen. Er beginnt seine Reden mit einer demüthigen Selbstanklage, daß er nicht lesen könne; da er aber über jeden Autor und jedes Werk ganz angemessene Bemerkungen macht, erkennt man leicht, daß die erkünstelte Unwissenheit ein rednerischer Vorwand ist, um die Vortheile der Lektüre mehr hervorheben zu können. Ich hatte mir durch den Ankauf einiger Bücher seine Gunst erworben, und so belehrte er mich über seinen Handel und über die Literatur, die der Handwerkerklasse Großbritanniens am Meisten zusagt. „Ich war," erzählte er mir, „Commis in einer Buchhandlung; aber die Abhängigkeit und Gefangenschaft vertrug sich nicht mit meinem Charakter; ich liebe Luft, Straßen und Menschen; ich liebe es, zu sprechen und gehört zu werden. Sobald ich einige Schillinge erspart hatte, kaufte ich Bücher und verkaufte sie auf meine eigne Hand. Nun hatte ich meine Flügel probirt, und der Käfig war nicht stark genug, mich festzuhalten. Ich lief auf Märkten und Messen mit meinem Bücherpaket umher, das anfangs ziemlich klein war, aber bald umfangreicher ward. Die große Kunst meines Gewerbes besteht darin, den Geschmack des Publikums, an das man sich wendet, zu kennen. Vor einigen Jahren verkaufte ich viele Predigten, aber diese Art Literatur ist jetzt in Verfall gerathen. Noch besseren Absatz finden die englischen Klassiker. Sie glauben nicht, welche Anzahl von Geschichten Englands von Goldsmith ich seit zehn Jahren verkauft habe. Lebensgeschichten von Seeleuten reüssiren in gewissen Vierteln wie Wapping, und militärische Schriften in gewissen Städten wie Woolwich. Die „Magazines" sind sehr gesucht, das Volk findet darin eine Quelle der Belehrung, die durch Kupferstiche anziehender gemacht wird. Ich lese oder blättere vielmehr in allen Büchern, die durch meine Hände gehen, denn ich liebe die Bücher, sie sind meine Kinder. Die guten Autoren gefallen mir alle auf gleiche Weise; um die schlechten kümmere ich mich gar nicht. Sie schaden uns mehr, als sie uns nützen, denn wir sind genöthigt, solche Bücher Monate lang von einem Ort zum andern herumzuschleppen. Eines Tages erkannte ich Southey in dem Kreise meiner Zuhörer; ich hatte ihn öfters im Laden meines alten Patrons gesehen und seinen „Doktor" mit großem Genuß gelesen. Sie kennen meine Verkaufsmethode, für jeden Band einen hohen Preis zu verlangen, von dem ich dann Schilling für Schilling oder penny für penny bis zum sechsten Theile des anfangs angekündigten Werthes herabsteige. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß diese Methode mehr werth ist, als die Versteigerung. Nun las ich in den Augen Southey's, daß er Lust hatte, eines meiner Bücher, eine alte, seltene Ausgabe, zu kaufen und beeilte mich, noch weniger dafür zu fordern, als es mich selbst gekostet hatte, 1 Schilling und 6 Pence. Ich würde es ihm umsonst angeboten haben, hätte ich keinen abschlägigen Bescheid gefürchtet. Wie groß war meine Betrübniß, als er mir eine Krone in die Hand drückte und sich in dem Augenblick, in dem ich ihm das übrige Geld herausgeben wollte, entfernte. Ich rief ihn zurück; aber er sagte, den Kopf schüttelnd: „So viel ist das Buch für mich werth."

Es gibt zwei Arten Cheap Jacks, einen mehr oder weniger ernsten und einen ganz komischen. Der Erstere verkauft Alles, „von einer Nadel an bis zu einem Schiffsanker," wie er selbst in seiner berühmten Anrede an die Vorübergehenden sagt, aus der ich hier einen Auszug folgen lasse: „Sie sehen in mir den wahren, den einzigen Cheap Jack von Sheffield. Ich bin nicht um schnöden Geldgewinn hierhergekommen, pfui! Ich bin einzig und allein im Interesse des Publikums hergekommen. Ich will Ihnen sagen, wie Sie bis jetzt von prahlerischen Buchhändlern angeführt worden sind, die mehr als hundert Procent an ihrer Waare verdienen. Hier ist eine Petition, — o, warum habe ich keine Zeit, sie Ihnen vorzulesen! — in der man mir eine große Summe Geldes anbietet, wenn ich von hier fortgehe; — aber nein, ich bin viel zu sehr Ihr Freund, um Sie nicht über das skandalöse Verfahren aufzuklären, das . . ." Der zweite Cheap Jack macht weit weniger Façons: „Trauen Sie nicht meinen Worten, ich bin der größte Lügner, den es in der Welt gibt. Für jede Lüge, die ich zu sagen vergaß, gab mir meine Mutter eine Ohrfeige, mein Vater einen Fußtritt. Sie können sich selber überzeugen, daß Keiner so billig verkaufen kann als ich, ich kaufe alle meine Waare auf Kredit, das heißt, ich bezahle sie niemals." Die meisten Cheap Jacks sind Irländer, doch gibt es auch viele Engländer darunter. Sie leben während des Sommers in gedeckten Wagen und im Winter in irgend einer Bude oder einem Wagenschuppen.

Im Ganzen genommen bilden die Straßenkaufleute seit Jahrhunderten eine sich selbst überlassene, vernachlässigte, geächtete Klasse, der jedes Schönheitsgefühl, jeder Sinn für das Ideale abgeht. Zwei Moralisten — das ist wenig genug — haben indeß versucht, diese gesunkene Familie wieder aufzurichten. Vor zehn Jahren hatte Henry Mayhew die Idee, ein meeting zusammenzuberufen und eine friendly association der Coster-mongers

von London zu gründen. Er schlug vor, von da ausgehend, den Uebeln abzuhelfen, die an dem Straßenleben haften. *)

Das meeting fand am 12. Juni 1850 statt und bot, trotz einiger Verwirrung, ein wahrhaft interessantes Bild. Was den Verein betrifft, so wartet er noch auf Kapitalien, und insofern sind die guten Absichten Mayhew's unfruchtbar geblieben. Ein anderer Freund der kleinen Krämer, der Reverend W. Rogers, hat in seinem Kirchspiel eine Schule für die Kinder der street-hawkers gegründet. Von 80 Schülerinnen haben 50 die Geldbelohnung verdient, die die englische Regierung für den Fleiß armer Kinder ausgesetzt hat. Derselbe Geistliche hat einen Saal für religiöse meetings eröffnet, die von 150 Frauen und 80 Männern besucht werden. Man mag finden, daß das ein sehr schwacher Damm gegen die Unwissenheit und Demoralisation ist, die jeden Fortschritt im Keim ersticken. Indessen dürfen so ehrenwerthe Bestrebungen nicht ohne lebhafte Anerkennung betrachtet werden. Was schon in dem einen Distrikt Londons geschehen ist, kann leicht in den anderen nachgeahmt werden, und man darf hoffen, daß endlich ein Strahl der Morgenröthe über dem Haupte der düstern, zerstreuten Familie leuchten wird. Ich muß gestehen, ich verspreche mir eher von diesen Moralisten als von den polizeilichen Unterdrückungsmaßregeln, daß dem verdorrten Aste neue Säfte zugeführt werden, auf daß er endlich Spätlingsfrüchte der Civilisation trage.

*) Seine Propositionen waren folgende: eine Sparkasse anzulegen aus Beiträgen von je einem Penny (penny saving's bank); die Costermongers vom Wucher zu befreien durch Bildung einer Bank, welche gegen billigen Zins ihnen das nöthige Geld zum Einkauf ihrer kleinen Wagen und ihrer Marktwaaren vorschießen sollte, unter den Mitgliedern des Vereins Gleichheit des Maßes und Gewichtes einzuführen, und anständige Belustigungen an Stelle der verderblichen Zerstreuungen der street-sellers zu setzen.

Christian Thomasius.

Eine biographische Skizze von Wilhelm Mohrmann.

(Schluß.)

Die Verfolgungen seiner Feinde verloren allmählig an Heftigkeit. Man schien hinlänglich dadurch befriedigt, daß man seiner in Leipzig ledig geworden war und ließ ihn ruhig und ohne Gefährde, Familie und Habe nach Halle überführen. So war ihm denn nun alles gewährt, was die bescheidenen Glücksansprüche eines Gelehrten befriedigen konnte, er genoß einer ungeschmälerten Lehrfreiheit, seine Religionsansichten wurden unverkümmert geduldet und Achtung und Anerkennung ließ ihm das deutsche Vaterland in wachsendem Maße zu Theil werden. Aber selbst in dieser glücklichen Zeit ist kein Uebermuth, keine unvortheilhafte Charakterveränderung über ihn gekommen; er zierte vielmehr sein Glück durch ein hochherziges Beispiel edler Versöhnlichkeit, indem er 1691 bei seinem Landesherrn die Freilassung des Probstes Müller erwirkte. In demselben Jahre widmete Thomasius seine Monatsschrift von 1690 allen seinen Feinden und besonders dem Dr. Masius. Der eitle und heftige Hofprediger war höchlich über solchen Spott erzürnt und ließ in dem Unmaße seiner Leidenschaft, unter dem Schutze eines früher vom König von Dänemark erwirkten Befehls, des Thomasius' Schriften auf dem Markte zu Kopenhagen durch Büttelshand verbrennen, wobei der Verfasser für ehrlos erklärt wurde. Triumphirend wurde dieß Ereigniß in öffentlichen Blättern zur Schau getragen; aber der bessere Theil der Mitwelt hat dieser Art, geistige Fehden mit Hülfe der Polizei zu enden, eben dieselbe Mißbilligung zu Theil werden lassen, die auch heutiges Tags auf die selten gewordenen Beispiele gleicher Verfahrungsart fällt. Uebrigens wurde der Streit noch einige Zeit mit Erbitterung auch in Streitschriften fortgesetzt, in welchen jedoch Thomasius zuletzt den Gegner zum Schweigen brachte.

Kurfürst Friedrich schenkte dem strebenden Rechtslehrer fortdauernd seine Gunst. Der schöne Erfolg seiner wissenschaftlichen Bestrebungen und die steigende Achtung des Vaterlandes vermehrten die Aufmerksamkeit des Kurfürsten, und bei einer Durchreise dieses Fürsten durch Halle gewann der Entschluß, dort eine Universität zu errichten, seine Reife. Man berief allmählig Lehrer aus allen Zweigen der Wissenschaft, so unter andern Stryk für die Rechtsgelehrsamkeit und Franke für die Theologie, Ernennungen, die deutlich auf den Einfluß des Thomasius hinweisen. Bereits 1694 fand in Gegenwart des Landesherrn die Einweihung der jungen Hochschule statt. Die frische Regung, die anfangs das dortige wissenschaftliche Leben durchwehte, wurde zwar bald durch die Sectirerei der Pietisten und ihre Hinneigung zum Mysticismus getrübt, woran Thomasius gewissermaßen auch einige Schuld trug. Allein auch diese Schuld ist in der Geschichte durch seinen verdienstlichen Beistand gesühnt, den er dem frommen Arnold bei Herausgabe der „unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie" leistete, welches Buch einen bedeutenden Fortschritt in der deutschen Theologie bezeichnet. Und sollte Thomasius denn keine Entschuldigung verdienen wenn wir bedenken, wie Viele selbst noch heutiges Tages, nachdem die Aufklärung sich eine weit freiere Bahn gebrochen hat, die Grenzlinie der Frömmigkeit überschreiten und in jenes geheimnißvolle Dunkel gerathen, das von der wahren Religion eben so weit, als von der gesunden Vernunft entfernt ist? Lange hat er übrigens nicht auf diesem Irrwege verharrt, denn sobald die Pietisten sich zum unduldsamen Parteikampfe gewendet hatten, ließ sein eben so gerechter als aufgeklärter Sinn eine weitere Verbindung mit ihnen nicht zu. Die Augen öffneten sich ihm und er erkannte den Abgrund, in welchen die Schwärmerei ihn hätte stürzen können. Eben so offen, wie er einst zu ihnen getreten war, sagte er sich von ihnen los und bekannte dieß später in seiner Vorrede zu der zweiten Ausgabe von Poiret's Buche über die Gelehrsamkeit (1708).

Uebrigens verdankt Thomasius offenbar der Verbindung mit den Pietisten eine edle Läuterung des Charakters und der Grundsätze, ein größeres Streben nach Milde und Versöhnlichkeit auch in wissenschaftlichen Dingen, welche ihren schönsten Ausdruck in seinen „Ostergedanken" gefunden hat. „Grausame Wahrheit" — sagte er, „ist keine Wahrheit mehr, sondern Grausamkeit, es ist „besser die Wahrheit hat ein freundliches Menschengesicht, als das „Gesicht eines Löwen; willst Du aber etwas anderes als mensch„liches haben, die liebliche und von aller Bitterkeit entfernte Wahr„heit, hat ein Engelsangesicht."

* * *

Der Widerstreit entgegenstehender Kräfte in der Sinnenwelt, wie zwischen Licht und Dunkel, Kälte und Wärme, ist von dem sinnlichen Menschen in die geistige Welt übergetragen worden. In den meisten Religionen, namentlich wenn sie ungebildeten Völkern angehören, finden sich diese Gegensätze schroff ausgeprägt. Geister des Lichtes stehen jenen der Finsterniß entgegen, gute Götter kämpfen mit bösen Dämonen. Dieser in der persischen Religionslehre sehr ausgebildete Glauben scheint von dorther dem Mosaismus überkommen zu seyn, aus dem er wiederum den Christen überliefert wurde. Schon in den Schriften der Apostel und frühesten Kirchenväter, der späteren Heiligen und Mönche, finden wir Spuren des Dämonenglaubens, so zum Beispiel in dem Leben des heiligen Antonius des Einsiedlers.

Von Jahrhundert zu Jahrhundert mehrte sich dieser Aberglauben, die geringe Gesittung des Volks, das Mönchsthum leistete ihm Vorschub. Was früher nur in unbestimmter, nicht vollkommen ausgeprägt sinnlicher Gestalt bestanden hatte, dem wurde jetzt Form und äußeres Wesen gegeben. Man beschrieb den Teufel, wie man etwa die Figur eines bekannten Menschen zeichnet. Mit der Befestigung des Glaubens an ein Reich der Finsterniß und einen Beherrscher desselben, bildete sich der Begriff der Zauberei und der Anhänger des Teufels aus; und als sich die Zahl der Heiligen, der Reliquien und ihre Verehrung mehrte, so nahm man auch gleichzeitig mit ihnen im 9. und 10. Jahrhundert mehr und mehr an, daß der Teufel unter den Menschen Bundesgenossen zähle. Vergebens kämpfte ein und der andere kenntnißreiche und freimüthige Mann für die Vernichtung dieses gefährlichen Wahnes, der mit dem erhabenen Gedanken der Gottheit und ihrer Macht im Widerspruche steht. Das Uebel hatte bereits solche Fortschritte gemacht, daß selbst große Gelehrte, wie Rabanus Maurus u. a. von dieser Finsterniß bestrickt waren. Vorzüglich wurde das weibliche Geschlecht der Zauberei angeklagt. So wurde z. B. bei der Krönung des Richard Löwenherz, König von England, den Weibern der Zutritt verwehrt, weil sie im Verdachte der Zauberei standen und als Hexen betrachtet wurden. Da das weibliche Geschlecht das schwächere, das sinnlichere ist, hielt man auch den Einfluß des Teufels auf dasselbe für größer. Man glaubte, daß viele Frauen sich zur Nachtzeit versammelten, mit dem Teufel Zusammenkünfte hielten, nach Kräften fromme Menschen belästigten, ihnen böse Träume verursachten, Erndte und Vieh vernichteten und mit Unterteufeln in Liebesverhältnissen lebten. Zu der Zeit als die Verfolgungen der Ketzer eifriger betrieben wurden, vermehrten sich auch die Verfolgungen gegen Hexen; es war ein bequemes Mittel, unter dem Vorwand der Hexerei aufgeklärte und als Ketzer verdächtige Leute dem Scheiterhaufen zu überliefern, und gar manches weltgeschichtliche Opfer zählt die Geschichte des Hexenwesens schon im Anfange des 14. Jahrhunderts. So erhob man gegen den berühmten Tempelherrnorden dieses Hirngespinnst, als eine der Hauptanklagen. Die meisten Glieder des Ordens wurden auf die Folter gelegt und was der gequälte und zerrissene Leib unter den Schmerzen dieses teuflischen Beweisinstrumentes bekannte, daraus wurde ein Ueberführungsmittel zur Beschönigung der abscheulichen Gewaltthat, welche 59 Ritter auf den Scheiterhaufen führte. Sie haben alle in ihrer Todesstunde die schmähliche Anklage und ihre Geständnisse als unwahr widerrufen, aber das Siegel des Blutzeugnisses, das sie von ihrer Unschuld ablegten, hatte die Welt nicht aufzuklären vermocht. Der Papst Johann XXII. hat vielmehr in zwei Bullen den Hexenglauben förmlich anerkannt, was nicht wenig zu seiner Verbreitung beitrug. Im Jahre 1459 fand eine der ausgebreitetsten Hexenverfolgungen jener Zeit, wegen des sogenannten Hexensabbaths zu Arras statt. Ein großer Theil der Einwohner jener Stadt, sowohl Männer als Weiber, wurden nächtlicher Zusammenkünfte mit dem Teufel beschuldigt und büßte die Dummheit und den Fanatismus ihrer Verfolger auf der Marter und mit dem Feuertod.

Das Parlament zu Paris war zwar aufgeklärt genug, die ganze Untersuchung zu vernichten, allein die Opfer des Wahnwitzes waren einmal gefallen und die Zeit ließ sich durch den aufgeklärten Richter nicht belehren. Im Jahre 1484 organisirte Papst Innocenz VIII. die Verfolgungen wegen Hexerei förmlich durch eine Bulle. Er ernannte drei Predigermönche zur Vollstreckung seiner Beschlüsse als Hexenrichter und stellte sie unter den besonderen Schutz des Bischofs Albrecht von Straßburg. 1486 ertheilte Kaiser Maximilian I. der päpstlichen Bulle die Bestätigung. Von nun an beginnt in Deutschland, Frankreich, Italien ein förmliches Wüthen gegen vermeintliche Hexen, und wie in einer späteren unruhigen Zeit die Guillotine eine förmliche Wanderung durch Frankreich antrat, so wurde damals von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf die Brandfackel geschleudert, welche die Scheiterhaufen von Tausenden unschuldiger Opfer entzündete. Wer einen Begriff von der Grausamkeit der Zeit und dem schrecklichen Verfahren, das gegen die armen Verdächtigen eingehalten wurde, sich machen will, der mag den sogenannten Hexenhammer zur Hand nehmen, ein Buch, worin Jakob Sprenger, der berühmteste jener drei Predigermönche, seine ganze fürchterliche fanatische Weisheit niedergelegt hat. Zur Charakteristik des Verfahrens genügt es hier zu erwähnen, daß Leute als Zeugen und Ankläger auftreten konnten, welche die Rechtsgelehrsamkeit sonst wegen ihres geringen Grades von Glaubwürdigkeit verschmähte. Hexen wurden gegen Hexen, Verwandte gegen Verwandte, Feinde gegen Feinde und ungetreue und schlechte Dienstboten gegen ihre Herren als Beweiszeugen zugelassen. Mit der Marter begann der Prozeß und es war nichts Seltenes, daß der Beschuldigte auf der Folter sein Leben aushauchte. Ueberallhin wurden von den Hexenrichtern Ausspäher gesendet, um Hexen und Hexenmeister ausfindig zu machen. Ihre Angabe genügte, um jeden in das Gefängniß zu führen, Beschuldigung und Verurtheilung waren so zu sagen dasselbe. Alles was gegen den Bezüchtigten sprach, wurde mit gewissenloser Leichtgläubigkeit angenommen als wahr, während man ihm dagegen jedes Mittel zum Beweise seiner Unschuld möglichst abschnitt. So wurde z. B. der Vertheidiger einer Hexe, wenn er sich ihrer mit Wärme annahm, als Mitschuldiger betrachtet; den Hexenrichtern ihrerseits waren alle nichtswürdigen Kunstgriffe und jesuitischen Spitzfindigkeiten erlaubt. Unter Anderm kam es vor, daß man einer Beschuldigten das Leben versprach, wenn sie bekennen würde, während der Richter unter diesem Leben nicht das zeitliche Leben, die Errettung vom Scheiterhaufen, sondern das ewige verstand. Millionen von Menschen sind diesem unerhörten Wahnwitze zum Opfer gefallen. Ein einziger Hexenrichter, Namens Remigius, ließ in 16 Jahren 800 Personen wegen Hexerei verbrennen. Vergeblich ging für diese

armen Beschuldigten das Licht einer freisinnigeren Religionslehre in Deutschland auf, vergeblich schrieben Männer, wie Johannes Wier, Cornelius Loos und Adam Tenner im 16. und 17. Jahrhundert gegen diese Mißbräuche mit Feuer und Wahrheit; die Zeit blieb noch immer so mißgeleitet, daß selbst der große niederländische Theologe Balthasar Bekker seiner freimüthigen Schrift gegen die Hexerei Entsetzung vom Amte und das kümmerliche Loos der Armuth verdankte. Thomasius war es vorbehalten, die Altäre des Aberglaubens zu stürzen und der geängsteten Welt in dieser Beziehung den Frieden zu geben.

Wenn auch zu seiner Zeit das Verbrennen der Hexen in Deutschland bedeutend abgenommen hatte, so wurden nichts desto weniger noch viele dieser Beschuldigung halber in den Kerker geworfen und gefoltert. Thomasius selbst stimmte 1694 bei Gelegenheit eines rechtlichen Gutachtens der Halle'schen Juristenfakultät für das Foltern einer angeblichen Hexe. Der Widerspruch, den er von seinem Collegen Stryk hierbei erfuhr, brachte ihn zum Nachdenken und seine gesunde Vernunft sagte ihm nach kurzer Zeit, daß die Lehre von einem Bündnisse mit dem Teufel und der auf sie gegründete Hexenglauben in das Reich des Unmöglichen gehöre. Er glaubte zwar an die Existenz des Teufels, aber er betrachtete ihn als ein geistiges Wesen, welches einen Körper anzunehmen die Macht nicht habe und das überhaupt die Ordnung der sinnlichen Welt und der menschlichen Natur nicht zu stören vermöge. Auf diese Grundsätze gefußt, begann er seinen siegreichen Kampf mit einer Abhandlung, die sein Schüler Johann Reich im Jahr 1701 unter seiner Leitung zur Erlangung der Doktorwürde schrieb. Dieser Abhandlung folgten in den Jahren 1703, 1712, 1719 und 1726 mehrere andere von Thomasius selbst geschriebene Werke, die alle den gleichen Zweck, mit gleicher Wärme, gleicher Kraft und gleicher Klarheit verfolgten. Der Eindruck, welchen in Deutschland diese Bücher machten, war unbeschreiblich. Allmählig fiel ein Anhänger nach dem andern von dem veralteten Wahne ab und im Jahre 1749 ist das letzte Brandopfer der Hexerei im deutschen Vaterlande gefallen.

Nicht minder wichtig als die Einwirkung des Thomasius auf die Vernichtung des Hexenprozesses, ist seine Bekämpfung der Folter. Schon zu den Zeiten der Römer wurden, um des Beweises willen, Sklaven im Falle der gewaltsamen Ermordung ihres Hausherrn durch Verursachung körperlicher Schmerzen zum Geständniß angehalten. Als die Freiheit der römischen Bürger unter den Kaisern zu Grabe ging, war die Furcht ein vorzugsweise angewendetes Mittel, das eiserne Joch der Tyrannei jener Zeiten aufrecht zu erhalten. Die Gesetze wegen verletzter Majestät häuften sich und zu ihrer strengen Vollführung wurde auch gegen den freigebornen Römer die Marter in Anwendung gebracht. Mit dem Verfalle der Gottesurtheile und dem steigenden Ansehen der Päpste und ihres kanonischen Rechtes wurde im Mittelalter statt des Anklageprozesses der Untersuchungsprozeß in peinlichen Rechtssachen besonders begünstigt und sein mächtigster Bundesgenosse, die Marter, auch auf jene Personen anwendbar erklärt, welche nicht unter dem römischen Rechte lebten. Wo die menschliche Klugheit und der Verstand der Richter zu beschränkt waren, um die Schuld oder Unschuld eines nicht geständigen Angeklagten aus den vorhandenen Beweisen zu ermitteln, da wurde zu dem Gräuel der Marter gegriffen, ein Mittel, das um so verabscheuenswerther war, „weil," wie der Kirchenvater Augustinus schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums schrieb, „der Beschuldigte büßte, nicht weil man wußte, daß er das Verbrechen „begangen habe, sondern weil man nicht wußte, daß er es „nicht begangen habe, und weil der Richter die Marter an„wendete, um nicht unwissend den Unschuldigen zu tödten, wäh„rend er durch das Elend seiner Unwissenheit sogar bewirkte, daß „er den Gemarterten und Unschuldigen tödtete, und er doch nur „foltern ließ, damit er keinen Unschuldigen tödte." In dem ganzen christlichen Europa, ohne Ausnahme, wurde die Folter bei peinlichen Anklagen gebraucht und am Ende gab es, namentlich in Deutschland, fast keinen Criminalprozeß mehr, in dem nicht die Bequemlichkeit und Unwissenheit der Richter zur Marter gegriffen hätte. Wie der Mensch immer am sinnreichsten ist, wenn es gilt, seinen Nebenmenschen zu quälen, so hat auch bei der Folter die Geschichte eine ungemessene Erfindungsgabe zu betrauern. Man darf nur an die Masse der in Deutschland allein gebräuchlichen Torturinstrumente denken, wie z. B. die Daumschrauben, die spanischen Stiefeln, den gespickten Hasen, das mecklenburg'sche Instrument, die pommer'sche Mütze u. s. w. Alle diese Instrumente wurden, je nach den verschiedenen Gradationen der Folter, auf welche das richterliche Erkenntniß lautete, zur Anwendung gebracht. In der heimlichen Stille des Morgens und in entfernter Kammer des Gerichtsgebäudes legte man den zitternden Körper des Angeschuldigten auf die Folterbank und reckte oder preßte ihn an Händen und Füßen, oder verwundete ihn durch die rollende Bewegung eines Instruments.

So wollte man ein Geständniß erlangen, um die dem Menschenauge verhüllte Wahrheit zu erforschen. Was dem gequälten Munde des Gemarterten und der geängstigten Seele unter der Pein körperlicher Schmerzen abgepreßt wurde, das wollte man als Beweis betrachten, wenn es wenige Tage später, wo noch der Schrecken ausgestandener Pein den Körper durchzuckte, wiederholt wurde. Wie manchen Unschuldigen hat nicht auf diese Weise seine natürliche Körperschwäche, der Mangel an Widerstand gegen Schmerzen zum Geständniß und durch dieses auf das Blutgerüst geführt. Zwar war es ein großer Fortschritt, daß die peinliche Halsgerichtsordnung Carl's V. die Richter verpflichtete, nicht ohne genügende Anzeigen und blos in solchen Fällen, welche mit Todes- oder ewiger Zuchthausstrafe bedroht waren, die Folter anzuwenden. Nichts desto weniger mußte selbst unter solchen Bedingungen für alle Zeiten diese Beweisführung eine unzulängliche bleiben, denn die erste Pflicht, welche die Natur in die Brust des Menschen gesenkt hat, ist jene der Selbsterhaltung, und ihr widerspricht der Zwang, sollte er auch um der Wahrheit willen zur Erlangung eines Geständnisses angewendet werden. Das fühlte Thomasius, und wie er als Apostel der Aufklärung das Gefühl der christlichen Liebe und der Menschlichkeit tief im Herzen trug, so lebte in ihm auch der Beruf, die Marterwerkzeuge durch die Hülfsmittel seines Geistes zu zerbrechen. Unter seinem Vorsitze ließ er von seinem Schüler Bernhard die Tortur in einer Disputation bekämpfen. 1705 trat er selbst mit einer Schrift „über die Abschaffung der Tortur" in die Schranken. Seine Hauptgründe gegen ihre Anordnung sind ebenso einfach als schlagend: entweder — behauptet er, — ist der Angeschuldigte schon durch außer ihm liegende Beweisgründe überführt, dann bedarf

es keines Geständnisses mehr und die Anwendung der Folter ist ebenso grausam als unnöthig; oder es mangeln alle anderweitigen Beweise, alsdann kann die Folter kein wichtiges und werthvolles Geständniß herbeiführen, weil der Zwang keine freie Willensbestimmung zuläßt, noch Gewährschaft für die Wahrheit bietet. Die trefflichen Worte, die ihm sein empörtes Menschlichkeitsgefühl eingab, sind für ihn so bezeichnend, daß wir nicht umhin können sie anzuführen: „Kaum lassen sich die Marter und mithin die Stra„fen, welche durch die Tortur dem menschlichen Körper angethan „werden, mit den Aengsten des Todes vergleichen. O zu fre„velhafte Verkehrtheit bei Ausübung der Strafgewalt! Was ist „ungerechter? Was kann von jedem Schatten von Gerechtigkeit „Entfremdeteres gedacht werden, als arme Sterbliche, die noch „unüberführt sind, mit so grausamen Strafen zu zerfleischen, welche „zu denken ein Gemüth schaudert, dem noch ein leises Gefühl von „Menschlichkeit übrig ist?" *)

Die anderweitigen zahlreichen Schriften des Thomasius gehören größeren Theils dem engeren Gebiete der Rechtswissenschaft an. Ihr unmittelbarer Einfluß auf das deutsche Leben ist nur insofern von höherer Bedeutung, als sie alle deutsch abgefaßt sind oder doch von ihm und seinen Schülern in das Deutsche übertragen wurden. Die juristischen Schriften beschäftigen sich vorzugsweise mit einer Reformation des Kirchenrechtes. Thomasius wollte sowohl den überwiegenden Einfluß der Kirche auf das Staatsleben, wie auch der Staatsgewalt auf die freie kirchliche Entwickelung verhütet wissen, „weil der Staat blos um der „Erhaltung des gemeinen Friedens willen mit der höchsten Ge„walt versehen sey." Nur dann erachtete er ein Einschreiten der Staatsgewalt gegen die Kirche für zuläßig, wenn diese in ihren äußeren Handlungen den gemeinen Frieden störe.

Seine philosophischen Schriften dürfen auf keinen höheren wissenschaftlichen Werth Anspruch machen. Sein großer Zeitgenosse Leibnitz hat ihn weit überflügelt. Zwar hat Thomasius manchen scharfsinnigen Gedanken in der Philosophie ausgestreut, aber ein durchgreifendes, festes System ist ihm fremd geblieben. Er räumte der Philosophie nur einen secundären Werth ein; sein dem Glauben zugewendeter Sinn betrachtete das reine Christenthum als die höchste Blüthe geistiger Entwickelung. „Wo die „Sittenlehre aufhöret, da suppliret die göttliche Weisheit deren „Defect und Mangel. Die Sittenlehre gehet nicht weiter, als „daß sie dem Menschen den Stand der Bestialität zu erkennen „gibt und ihn von da zu dem Stande der Menschheit leitet. Wie „er aber von der Menschheit und blassen Vernunft ab- und zum „wahren Christenthume geleitet werden solle, das zeiget die heilige „Schrift, und dazu hilft die göttliche Gnade." — Und „Gottes „heiliger Geist, der Geist der Weisheit und der Erkenntniß, das „Hauchen der göttlichen Kraft und der Strahl der Herrlichkeit „des Allmächtigen gibt den Menschen die Weisheit, durch die sie „selig werden."

Bis 1709 haben Thomasius' äußere Lebensverhältnisse keine Aenderung erfahren. In diesem Jahre erhielt er einen Ruf an die Universität Leipzig. Die Ansichten über ihn hatten dort einen günstigen Umschwung erfahren. Die kursächsische Regentenfamilie war zur katholischen Religion übergetreten, mithin ohne näheres Interesse für die religiösen Meinungsverschiedenheiten der Lutheraner. Die Herrschaft der Carpzove, Pfeiffer, Alberti war vorüber und jüngere Gelehrte hatten neueren, helleren Ansichten in Leipzig Bahn gebrochen. Aber der Ort, wo der Mensch trübe Erfahrungen gemacht, liegt für seine Erinnerung stets in trübem Schatten gehüllt. Thomasius, eingedenk der vielen in Leipzig erfahrenen Unbilden, aber auch dankerfüllt für die gastliche Aufnahme in Halle, schlug die erhaltene Berufung aus. Ebensowenig nahm er die Stelle eines wirklichen Geheimeraths an, welche ihm Herzog Moriz von Sachsen-Zeitz angeboten hatte. Die königlich preußische Regierung verlieh ihm hierauf in Anerkennung seiner Verdienste den Titel eines Geheimenraths und ernannte ihn nach dem Tode Stryk's (1710) zum ersten Professor des Rechts und Direktor der Friedrichs-Universität zu Halle.

Beide Aemter bekleidete Thomasius unerachtet des nahenden Alters länger als ein Jahrzehent mit Kraft, Würde und Auszeichnung. Als aber der Lauf der menschlichen Natur ihn an sein nahendes Lebensende mahnte, gab er, fern von Eitelkeit, seine Aemter freiwillig an seinen bereits bezeichneten Nachfolger ab. Den Rest seiner Tage verlebte er unter ruhigen, frommen Betrachtungen im Schooße der Seinigen. Von sechs Kindern hatte ihm der Tod drei geraubt. Zwei Töchter und ein Sohn, 7 Enkel und die greise Gattin, welche während 48 Jahren in treuer Liebe Freuden und Leid mit ihm getheilt hatte, umgaben sein Sterbebett. Er verschied ruhig und sanft in seinem 74. Lebensjahre am 23. September 1728.

Haß und Neid hatten die Ansichten über Thomasius und seinen Charakter während seines Lebens vielfach verdunkelt. Erst die Nachwelt hat ihn unparteiisch gewürdigt. Er war oft heftig und beißend, nie aber ungerecht. Kraft und Ausdauer gepaart mit einem klaren, praktischen Verstande und emsigem Fleiße, frommes Gottvertrauen und festes Streben nach sittlicher Veredlung haben ihn stets ausgezeichnet. In hohem Maße besaß er die Tugend der Redlichkeit. Er schätzte die Gewissens- und Lehrfreiheit über Alles, liebte die Wahrheit und sein Vaterland mit großer Innigkeit. Sein eindringlicher Scharfsinn und seine Gewandheit machten ihn vorzugsweise zum Vorkämpfer für den Fortschritt der Wissenschaften geschickt. Und nicht vergebens hat dieser Ruf an sein waches Ohr geschlagen. Mögen seine Werke immerhin nach Form und Inhalt durch die erhabene Nachfolge genialerer Geister in den Hintergrund gedrängt sein, er hat für alle Zeiten genug gethan, weil er für den Aufschwung seiner Zeit gewirkt hat!

---

*) Anmerkung des Verf.: Die Folter wurde 1756 in Preußen, 1767 in Baden, 1769 in Mecklenburg, 1770 in Kursachsen, 1771 in Hessen-Darmstadt u. s. w. abgeschafft. In Hannover wurde sie durch Verordnung vom 25. März 1822 aufgehoben.

☞ **Notiz für unsere geehrten Leser!**

Unversehens eingetretene Hindernisse deren Beseitigung außer unserer Macht liegt, zwangen uns, die Fortsetzung der „Stiefkinder" und der „Neuen Pariser Mysterien" erst in die nächsten Hefte unserer Zeitschrift einzureihen. — Stuttgart, 15. März 1860.

Die Redaktion.

Für die Redaction verantwortlich: Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

Der gespenstige Schwiegersohn.

Novelle von Henrik Hertz.

1.

Früh am Nachmittage eines schönen Frühlingstags des Jahrs 1828 saß ein junger Mann von hübschem Aeußern und eleganter Toilette am Fenster eines Gasthauses, das an der Straße nach Paris lag und von dieser Stadt nur etwa fünf Meilen entfernt war. Während er auf die Straße hinausblickte, bemerkte er eine Menge Leute, denen man es an dem Anzuge und dem Gepäck, das sie trugen, deutlich genug ansah, daß sie Reisende waren, und die in Eile und Unordnung herbei kamen und in das Haus stürmten.

Herr von Charolais, — der junge Mann am Fenster, — erhob sich bald darauf von seinem Platze und begab sich in das allgemeine Gesellschaftszimmer; denn von dorther erscholl ein lautes Gespräch, abwechselnd von Scheltworten und Flüchen unterbrochen, und so war denn unser Held neugierig, die Ursache davon zu erfahren. Er traf ein Dutzend Menschen, von denen einige heftig gesticulirten, andere sich den Kopf oder die Hände in kaltem Wasser badeten, aber Alle laut durcheinander redeten. Als die Ursache dieser Aufregung ergab sich, daß die Diligence eine halbe Meile vom Wirthshause umgeworfen und so sehr beschädigt worden sey, daß sie erst nach mehrstündigem Zeitverlust die Reise fortsetzen könne. Einige von den Passagieren hatten Contusionen erhalten, wenn auch nur unbedeutende, die übrigen waren beschmutzt und erhitzt, was nebst der Störung der Reise unangenehm genug war.

Unter den angekommenen Reisenden bemerkte Herr v. Charolais einen jungen Mann von einigen und zwanzig Jahren und einer offenen, angenehmen Physiognomie. Er hatte sich an den Wirth gewandt und bei diesem sich dringend erkundigt, ob es nicht möglich sey eine andere Beförderung zu erhalten, da es für ihn von größter Wichtigkeit seye, Paris am Abend noch zu erreichen. Aber der Wirth versicherte, dieß seye eine reine Unmöglichkeit; Wagen habe er allerdings genug, aber von seinen Pferden komme keines vor Abend nach Hause. Diese Antwort machte den jungen Mann sehr niedergeschlagen und er ging nun unruhig im Zimmer umher. Charolais näherte sich ihm daher und hub nach einer freundlichen Begrüßung an: „Soviel ich bemerken kann, mein Herr, ist Ihnen viel daran gelegen, Ihre Reise möglichst bald fortsetzen zu können."

— „Allerdings," erwiderte der junge Mann lebhaft — „ich würde eine Beförderung, die mich noch vor Abend nach Paris brächte, im Nothfall mit Geld aufwiegen."

„Haben Sie etwa Lust mich zu begleiten?" fragte Hr. v. Charolais. „In einer halben Stunde fahre ich von hier ab, bin ganz allein im Wagen, und falls Ihre Bagage nicht zu groß ist, wird sich für selbige auch noch Platz finden."

Der junge Mann nahm dieses freundliche Anerbieten mit sichtbarer Freude an. Seine Bagage bestand nur aus einem Reisekoffer nebst Nachtsack. „Ich führe nichts Ueberflüssiges mit mir," bemerkte er, „weder Hut noch Hutschachtel, sondern nur meine Reisemütze. Das Andre gedenke ich mir erst in Paris zu kaufen."

Man traf sogleich Anstalt, seine Sachen von der Diligence in den Reisewagen zu bringen, und nach Verlauf einer halben Stunde waren beide junge Männer schon unterwegs nach ihrem Bestimmungsorte.

Charolais' Reisekamerad hieß Beaucaire und war eine sehr mittheilsame Natur, sey es nun, daß dies eine allgemeine Eigenschaft bei jungen, lebhaften, aber zugleich noch unerfahrenen Menschen ist, oder daß es bei ihm vielleicht einen speciellen Grund hatte. Die wichtige Begebenheit, der er entgegen ging, erfüllte vielleicht so sehr alle seine Gedanken, daß er sich zur Mittheilung gedrungen fühlte. Nach dem, was er unaufgefordert mittheilte, bestand nämlich sein Reisezweck darin, die Bekanntschaft eines jungen Mädchens zu machen, welches von den beiderseitigen Eltern dazu bestimmt war, dereinst seine Frau zu werden. „Nach der einstimmigen Erklärung Aller," fügte er hinzu, „soll sie sehr hübsch und liebenswürdig seyn und sich durch eine vortreffliche Erziehung auszeichnen. Ich weiß sehr wohl, daß man das in Romanen nicht als ausreichend anerkennt, sondern verlangt, die Wahl solle von den liebenden Personen selber ausgehen und nicht von den Eltern bestimmt werden. Aber ich kann nicht läugnen, daß ich schon halbwegs in die mir bestimmte Braut verliebt bin; entspricht sie nun meinen Erwartungen nach unserer persönlichen Bekanntschaft, so zweifle ich nicht daran, daß sie mein ganzes Herz erhalten wird. Ich vermag es gar nicht einzusehen, welches Uebel darin liegen kann, daß Andere in meinem Namen und für mich die Bestimmung getroffen haben. Gefällt mir das Mädchen nicht, oder entspreche ich seinem Geschmacke nicht, so steht ja dem Abbruch unseres Verhältnisses durchaus Nichts im Wege!"

Charolais gehörte ebenfalls nicht zu den besonders romantischen Naturen, und billigte daher diese vernünftige Ansicht von der Sache vollkommen. „Also heute Abend sollen Sie Ihre Zukünftige zum ersten Male sehen?" fragte er. „Jenun, da begreife ich Ihre Unruhe und Eile, rasch von der Stelle zu kommen."

— „Nicht doch, die Begegnung soll nicht heute Abend stattfinden," erwiderte Beaucaire etwas verlegen, „sondern erst morgen Nachmittag. Aber sehen Sie, ich komme aus einer kleinen Provinzialstadt und möchte mich gerade nicht dem jungen Mädchen in einem unvortheilhaften Lichte vorstellen. Ich weiß wohl, was wir bei uns hübsch und modern nennen, gilt in Paris für veraltet und unmodern, und da möchte ich mich, bevor ich meinen ersten Besuch abstatte, erst mit dem Einen oder Anderen versehen, was dazu gehört, um in einer großen Weltstadt nicht lächerlich zu erscheinen. An dem ersten Eindrucke ist ja oft so viel gelegen. Das ist der eigentliche Grund, wenn ich aufrichtig seyn soll, der mich treibt, möglichst bald die Hauptstadt des Luxus und der Mode zu erreichen; ich wünsche noch einige Muße zu haben, um mir das Nöthige einkaufen zu können."

Charolais lächelte etwas ironisch und meinte im Stillen, in diesem Falle hätte die Reise keine solche Eile; er begnügte sich aber mit der Bemerkung, sein Gefährte habe noch Zeit genug, um sich recht modern ausstaffiren zu können. „Wenn Sie sich morgen Vormittag auf die Boulevards oder nach dem Palais Royal begeben, so können Sie sich im Laufe einer guten Stunde so sehr umwandeln, daß der beste Pariser Löwe Sie nicht übertreffen wird. Ich würde Ihnen gerne meine Hilfe

anbieten, allein sie ist überflüssig; denn die Handelsleute selber werden Ihnen schon das Modernste zeigen, so daß sie nur nach Ihrem Geschmacke auswählen dürfen."

Der junge Beaucaire, der auf die Weise seinem Reisegefährten mit seinen so wichtigen Herzensangelegenheiten bekannt gemacht hatte, fuhr nun auf diesem Kapitel fort und erzählte allerlei von seiner Heimath, seinen Eltern und den Beziehungen derselben zu der Familie seiner Zukünftigen, kurz, er beschrieb seinem neuen Freunde die ganze kleine Welt, in welcher er sich bisher bewegt hatte, mit ausführlicher Genauigkeit. Hiedurch wurde Charolais, als geduldiger und nur im Stillen heimlich spottender Zuhörer, alsbald mit den Familienangelegenheiten des jungen Mannes so sehr vertraut, als wenn er Jahre lang in dessen Heimath und Verhältnissen gelebt und sich bewegt hätte.

Der Reisewagen hielt plötzlich, weil etwas entzwei gebrochen war, und der Postillon schien sich nicht zu helfen zu wissen. Unsere Reisenden stiegen aus, um nachzusehen, ob der Unfall von Belang sey.

„Es ist nicht von Bedeutung," sagte der Postillon, „ich könnte dem Schaden augenblicklich abhelfen, wenn ich nur einen dreizölligen Nagel hätte. Meine Herren, hat keiner von Ihnen einen solchen bei sich?"

— „Nein!" versetzte Charolais trocken; „es ist ein Versehen von uns, daß wir nicht bei unserer Abreise an ein solches Ding gedacht haben. Aber warum hast Du nicht selbst daran gedacht?"

Der Bursche sah sich forschend um, und kratzte sich ärgerlich über seine versäumte Vorsicht hinter den Ohren, denn weit und breit waren weder ein Haus noch Menschen zu entdecken. Endlich rief er: „Ha, nun weiß ich mir zu helfen, wenn die Herren nur einen Augenblick warten wollen!" und damit ging er auf einige junge Weidenbäume zu, die am Wege standen, riß ein paar dünne Ruthen ab, band mit ihnen die schadhafte Stelle fest zusammen, und rief vergnügt: „Sehen Sie, das geht, ich bin nicht so dumm, wie ich aussehe!"

„Du thust Deinem Angesicht Unrecht," meinte Charolais, „denn Du siehst durchaus nicht so dumm aus, wie Du bist!"

Der Postillon nahm diese Worte gleichmüthig hin, stieg auf seinen Bock, und fuhr weiter. Die beiden Reisegefährten nahmen bald nach diesem Zwischenfalle ihre unterbrochene Unterhaltung wieder auf.

„Während ich nun hier sitze und Ihnen so Vieles aus meinem unbedeutenden Leben erzähle," hub Beaucaire an, „haben Sie vielleicht schon viel Wichtigeres erlebt und gehört, so daß Sie viel interessantere Dinge mittheilen könnten. Sie sind vielleicht schon verheirathet?"

— „O, es dürfte noch die große Frage seyn," erwiderte Charolais lächelnd, „ob es wirklich interessanter ist, verheirathet zu seyn, oder sich noch auf Freiersfüßen zu befinden wie Sie."

„Jenun, die Liebe hört ja nicht auf, wenn man verheirathet ist, wenigstens nicht im ersten Jahre."

— „Meinen Sie? Ich meinerseits habe gehört, man höre zuweilen auf verheirathet zu seyn, gerade weil man verliebt ist."

„Wie? .... aha! Sie meinen in eine dritte Person verliebt?"

— „Allerdings. Aber was mich selbst anbetrifft, so bin ich weder verheirathet noch verliebt, und kann Ihnen über mein Privatleben nur den sehr prosaischen Umstand mittheilen, daß ich nach Paris reise, um meinen Onkel zu besuchen, der es mit Hülfe seiner mächtigen Freunde vermocht hat, mich zum Unterpräfecten zu machen und mich auf diese Art in einem unserer Departements unterzubringen."

„Schon Unterpräfect? Sie sind ein glücklicher Mensch! Aber Sie sind gewiß auch viel älter als ich?"

— „Ich bin nicht weit von dreißig Jahren."

„Und ich zähle erst vierundzwanzig Jahre. In Ihrem Alter kann ich es vielleicht auch noch zum Unterpräfecten bringen."

— „Ohne Frage. Sie müssen sich bloß einen Onkel verschaffen, der bei der Regierung einigen Einfluß hat. Andere Erfordernisse gibt es nicht, wenigstens habe ich keinen anderen Anspruch auf meine Anstellung gehabt."

Diese Worte waren indeß doch nicht buchstäblich zu verstehen. Charolais hatte seine Jugend wohl angewandt und seine Studien mit Ehren beendigt. Damals, als er mit zwanzig Jahren sich vaterlos und allein auf einem ziemlich bedeutenden Gute im mittleren Frankreich befand, waren seine Aussichten eben nicht die besten. Das Gut war ein Erbe von seinem Vater und mit Schulden belastet, die jedoch nur von einer vernachlässigten Bewirthschaftung herstammten. Der oben genannte Onkel, General Z., ein Mann von Energie und zum Vormund des jungen Mannes bestellt, kam inzwischen auf das Gut, schlug daselbst seinen Wohnsitz für längere Zeit auf und verstand alsbald durch Umsicht und Thatkraft Ordnung in die verwickelten Angelegenheiten zu bringen. Weniger gut verstand er es indeß, sich mit den alten Freunden des Hauses und den Bekannten der Nachbarschaft zurechtzufinden, welche zwar ganz anständige Leute, aber ziemlich steif und langweilig waren. Er selbst, ein gebildeter und munterer Mann, zog den Umgang mit etlichen Gutsbesitzern, Beamten und Offizieren aus der nächsten Stadt vor. Als er daher einige Zeit nach seiner Ankunft ein Souper für etliche und zwanzig Gäste gab, hatte er Letztere vorzugsweise dazu geladen. Charolais wußte, daß es überflüssig wäre, wenn er den Onkel bäte, einige Personen aus dem älteren Umgangskreise der Familie einzuladen. Er hatte daher nach Abrede mit dem Koch und den Dienern in aller Stille die Einrichtung getroffen, daß der Tisch für dreißig Personen gedeckt wurde, und in aller Stille Einladungen an mehrere Personen geschickt, die früher mit seinem Vater Umgang gehabt, jetzt aber vom Onkel übergangen worden waren. Diese fanden sich natürlich zu rechter Zeit und in vollem Putze ein, wie die anderen Gäste.

„Was soll das heißen?" polterte der Onkel heraus, und nahm seinen Neffen beiseite. „Welches Ungefähr zieht uns heute gerade diese Menschen auf den Hals?"

— „Sie sind Alle eingeladen," versetzte Charolais mit der größten Ruhe.

„Was? Wer hat denn das gethan?"

— „Ich, Onkel!"

„Du bist nicht klug. Was sollen wir mit diesen langweiligen Menschen hier?"

— „Jenun, sie sind vielleicht langweilig, sie sind provinziell in ihren Manieren und Gewohnheiten; das weiß ich und

habe es seit meinem Aufenthalte in Paris gewußt. Aber wir können sie doch nicht, ohne fühlbare Kränkung, auf einmal von diesem Hause fern halten, wo sie seit Jahren einen ebenso festen Platz eingenommen haben, wie diese alten Möbel. In Paris kann man vermuthlich einladen wen man will; Niemand fühlt sich beleidigt, wenn er übergangen wird. Hier in der Provinz aber ist es eine Ehrensache, eingeladen zu werden oder nicht. Werden Sie daher nicht böse, lieber Onkel, daß ich auf eigene Hand gehandelt habe."

„Hm! Du hast vielleicht Recht," sagte der General; „und eigentlich hast Du hier ja mehr zu befehlen als ich. Allein wenn diese Leute öfter hieher kommen sollen, so möchte ich es lieber jedes Mal zuvor wissen, um mich darnach richten zu können."

Diesen kleinen Zug haben wir hier mitgetheilt, weil er ein Beispiel von einer seltenen Eigenschaft des jungen Mannes gibt, nämlich ohne viel Bedenken und mit einer bemerkenswerthen Ruhe einen augenblicklichen Einfall auszuführen, wenn er den einen oder den andern Grund dafür hatte oder auch wenn er gerade Lust dazu verspürte, seiner Laune zu folgen.

Nachdem endlich die Angelegenheiten des Gutes geordnet waren, zog der junge Mann mit seinem Onkel nach Paris, um hier seine Studien fortzusetzen, reiste später in's Ausland und hielt sich meistens in England und Italien auf. So vergingen einige Jahre, und es war für ihn endlich an der Zeit, an eine Anstellung im Staatsdienst zu denken, um dadurch das Vermögen, das er von seinem Vater geerbt hatte, zu schonen und zu verbessern. Mit Hülfe seines Onkels, der mit dem damaligen Minister des Innern in freundschaftlichem Verkehr stand, erlangte er die sichere Hoffnung, eine gute Anstellung in einer der Seestädte zu erhalten. Zufällig äußerte ein Freund von ihm, der ihm zu seinen Aussichten gratulirte, sein Glück seye um so größer, als er gerade für diesen Posten einen gefährlichen Nebenbuhler habe, zu dessen Vortheil manche Umstände sprächen. Charolais zog genauere Nachrichten über diese Person ein und begab sich Tags darauf in's Ministerium. Der Minister hieß ihn freundlich willkommen und sagte: „Ich kann schon errathen, warum Sie zu mir kommen. Ich habe Ihr Gesuch gelesen und kann Ihnen sagen, daß Sie, eben weil die Sache noch nicht entschieden ist, die besten Aussichten haben."

„Euer Excellenz verzeihen! Ich komme allerdings in dieser Angelegenheit, jedoch nur um mein Gesuch zurückzunehmen."

— „Warum denn?" fragte der Minister stutzig.

„Ich bemühe mich nicht allein um das bewußte Amt. Es ist noch ein Bewerber da, welcher älter ist als ich, Familie hat und schon längere Zeit ein geringeres Amt bekleidet, und darum halte ich es für meine Pflicht, diesem braven Manne zu weichen."

Sein Gesuch stieß begreiflicherweise nicht auf viele Schwierigkeiten; der Nebenbuhler erhielt die Anstellung. Der General aber gerieth in einen heftigen Zorn, als er den Zusammenhang der Sache erfuhr. „Das ist wieder einer von Deinen gewöhnlichen Geniestreichen," sagte er; „etwas Andres wäre von Dir kaum zu erwarten. Aber nun wisse denn auch, daß Du von diesem Augenblick an auf meinen Beistand und Schutz nicht mehr rechnen darfst!" Dem Onkel war es indeß nicht so Ernst mit der That als mit seinen Worten. Ein halbes Jahr später, als die beregte Unterpräfectur erledigt war, bewirkte er durch seinen Einfluß, daß sein Neffe Charolais zu diesem Amte ernannt wurde. Aber er beschloß dieses Mal vorsichtiger zu Werke zu gehen und wollte den eigensinnigen Neffen nicht eher aus den Augen lassen, als bis dieser fest in seinem Amte saß, weil er sonst zum zweiten Mal einen seiner Einfälle bekommen, sich zurückziehen und sich für dieses Amt untauglich erklären könnte. Diesem wollte er vorbeugen, und gerade aus diesem Hauptgrunde hatte er ihn eiligst zu sich nach Paris gerufen. Auf dieser Reise befand sich jetzt gerade unser Held. —

Allein kehren wir wieder zu unseren Reisenden zurück.

Diese hatten inzwischen ihre Fahrt fortgesetzt, langten um sechs Uhr Abends in Frankreichs Hauptstadt an, und nahmen Beide im Hôtel de l'Europe ihr vorläufiges Absteigequartier. Bald nach ihrem Eintritt in das Haus erfahen sie aus einer Abendzeitung, die ein gewandter Colporteur ihnen schon aufgenöthigt hatte, daß „die Stumme von Portici", welche damals noch in der Blüthe der Neuheit stand und in Aller Mund war, an dem Abende gerade in der großen Oper aufgeführt werden sollte. Der junge Beaucaire zeigte sofort große Lust dahin zu gehen, theils weil er die Musik als sehr schön rühmen gehört hatte, theils um, wie er naiv genug eingestand, sogleich einen Gegenstand zur Anknüpfung der Unterhaltung mit seiner Zukünftigen bei der Hand zu haben.

„In diesem Fall muß ich Ihnen wirklich rathen hinzugehen," sagte Charolais lächelnd; „der Liebe, besonders einer so jungen, wie die Ihrige, droht keine größere Gefahr, als wenn der Stoff zur Unterhaltung ausgeht; und außerdem gewinnen Sie noch insofern, als Sie eine schöne Oper mit in den Kauf nehmen."

Beaucaire begab sich in's Opernhaus, um seinen Conversationsstoff zu finden, sein Reisekamerad dagegen kleidete sich um und ging aus, um einige Besuche abzustatten. Erst spät kam er zurück, und als er noch Licht auf dem Zimmer seines Freundes bemerkte, trat er bei ihm ein, um sich zu erkundigen, wie derselbe sich amüsirt hätte. Er traf ihn aber nicht so entzückt an, wie er erwartete, sondern wortkarg und merkwürdig zerstreut. Schon wollte er sich entfernen, um sich zur Ruhe zu begeben, als Beaucaire, anscheinend nach einigem Zögern, ihn aufhielt und sagte: „Ich muß Ihnen eine unangenehme Geschichte erzählen, die mir heute Abend im Opernhause passirt ist. Ich ärgere mich zwar darüber, finde aber einigen Trost darin, daß ich im vollkommenen Rechte war und weder anders handeln konnte noch durfte. Es war schon spät, als ich ankam; ich mußte ein Billet zu einer Loge nehmen und fand das Haus ganz voll, als ich eintrat. Glücklicher Weise entdeckte ich am Ende auf einer Bank einen leeren Platz, den ich einzunehmen mich beeilte. Einige Minuten darauf trat ein feingekleideter Herr auf mich zu und bat, ihm meinen Platz einzuräumen. Der Platz sey der seinige, er habe seinen Handschuh darauf gelegt und ihn auf diese Weise in Beschlag genommen. Dies schien mir eine leere Ausrede, und da ich keine Lust hatte aufzustehen und stehend das Stück anzusehen, so antwortete ich kurz und bündig: 'Wenn Sie sich selber hier placirt hätten, würde ich Ihr Recht respektirt haben, aber Ihr Handschuh, den ich übrigens gar nicht einmal gesehen, geht mich gar nichts an.' Er gab mir eine scharfe Antwort, ein Wort gab das andere, und schon begann man auf uns aufmerksam zu werden, als der Vorhang aufging.

Er zog sich zurück. Aber nach Ende des Aktes näherte er sich wieder, gab mir einen Wink, und ich folgte ihm. Ohne weitere Umstände überreichte er mir seine Karte und bat sich darauf die meinige aus. Ich nannte ihm meinen Namen und meine Wohnung."

„Darf ich wohl die Karte sehen?" fragte Charolais und fuhr fort, nachdem er sie gelesen: „Wissen Sie auch, was das zu bedeuten hat?"

— „Allerdings, und zum Ueberfluß steht noch auf der anderen Seite, daß ich ihn morgen früh um neun Uhr mit Waffen und einem Sekundanten erwarten soll. Es handelt sich hier also von einem Duell, und dieß kommt mir sehr ungelegen, denn einmal verstehe ich mich nicht sonderlich gut auf Führung der Waffen; ich habe daheim wohl dann und wann einmal mit Pistolen geschossen, aber das ist auch Alles. Zum Andern weiß ich, daß ein solches Duell mich bei meinem Schwiegerpapa durchaus nicht in ein günstiges Licht stellen wird."

„Das ist das Wenigste bei dieser Sache," sagte Charolais ernst; als er aber bemerkte, daß der junge Mann durch seine Worte beunruhigt wurde, fügte er tröstend hinzu: „Stellt das Duell Sie auch bei Ihrem Schwiegervater in Mißkredit, so wird es Sie sicherlich bei der jungen Dame in um so größeren Credit bringen. Also nur Muth gefaßt, da diese Sache nun einmal so steht!"

— „Allerdings, die Damen zeigen stets ein großes Interesse für Denjenigen, der ein Duell bestanden hat. Das ist mir noch gar nicht eingefallen, indeß wäre ich dennoch lieber von dieser Geschichte frei."

„Was haben Sie denn beschlossen?"

— „Jenun, ich kann mich der Sache wohl nicht entziehen?"

„Nach meinem Dafürhalten können Sie das nicht. Ihr Gegner ist von guter Familie und genießt persönlich einer gewissen Achtung. Sie müssen auf dem Wahlplatze erscheinen, und da wird sich's denn zeigen, ob der Streit sich beilegen läßt. Haben Sie in Paris einen Freund oder Bekannten, der Sie auf diesem Gange begleiten kann?"

— „Keinen Einzigen!"

„Dann erlauben Sie, daß ich Ihr Secundant bin. Jetzt begeben Sie sich nur vorläufig zur Ruhe, und denken Sie nicht mehr als nothwendig an diese verdrießliche Angelegenheit. Wahrscheinlich werden Sie morgen sehr früh aufstehen, da Sie ohne Zweifel Eines oder das Andere erst zu ordnen wünschen, bevor wir uns an den Ort des Stelldichein begeben!"

Charolais ward seines jungen Freundes wegen von diesem Vorfalle unangenehm berührt. Nach dem was er von dem Herausforderer wußte, war weder ein freundlicher Vergleich der Parteien, noch ein günstiges Ergebniß des Zweikampfes zu erwarten, da der Gegner ein Raufbold von Profession seyn sollte. Unter diesen Umständen mußte er den jungen Mann beklagen, für den er trotz ihrer kurzen Bekanntschaft schon ein warmes Gefühl nährte, und von dessen frischer, unverdorbener Natur er sich angezogen fühlte.

Am nächsten Morgen fand Beaucaire sich auf seinem Zimmer ein und gab sich sichtlich Mühe, das was ihm bevorstand auf eine leichte Weise zu nehmen. Es glückte ihm indeß nicht; seine etwas gedrückte Stimmung verrieth sich schon in seiner verdüsterten Physiognomie. Allerdings mochte er sich weniger vor dem unglücklichen Ausfall des Duells fürchten, als davor, daß er sich bei seiner geringen Uebung im Gebrauche der Waffen prostituiren würde. Nach einiger Selbstüberwindung ließ er sich von Charolais einige Anweisung geben, wie man sich aufstellen, die Pistole halten müsse und dergleichen, und schließlich wünschte er zu wissen, ob man nicht zuerst den Gegner höflichst grüße.

Bevor die Beiden ihren Gasthof verließen, zog der junge Beaucaire ein kleines Paket hervor und übergab es seinem Freunde mit den Worten: „Ich bedaure die Mühe und Umstände, welche ich Ihnen mache. Ich bin Ihnen so schon so viel schuldig und fürchte wirklich, daß ich Ihre Güte mißbrauche, wenn . . ."

„Ah, Sie wünschen wohl," unterbrach ihn Charolais, „daß ich dieses Paketchen allfällig an seine Adresse abliefern soll?"

— „Ja, ich habe keinen Anderen, an den ich mich wenden könnte; und da man nicht wissen kann, was geschehen wird oder ob ich selbst heute im Stande seyn werde, es abzuliefern . . . denn es gehört natürlich nur meinem künftigen Schwiegervater; es sind Briefe und einige Kleinigkeiten von meiner Familie daheim, ich habe es nur in ein Papier eingeschlagen."

„Seyn Sie unbekümmert! Wenn es nöthig ist, was ich freilich nicht hoffen will, werde ich es selbst abliefern. Aber wie ich sehe, ist ja keine Adresse darauf geschrieben."

— „Diese habe ich auf einen losen Zettel geschrieben. Aber, wie gesagt, ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich Ihnen danken soll . . ."

„Reden wir nicht davon," sagte Charolais, nahm das Paket und legte die Adresse in sein Notizbuch. „Lassen Sie uns aber jetzt aufbrechen; denn wir dürfen unsern Gegner nicht warten lassen."

Bei der Ankunft am vorher bestimmten Platze trafen sie schon den Gegner in Begleitung eines Secundanten und eines Arztes an. Charolais, dem der Gegner aus Gesellschaften und von öffentlichen Versammlungsorten her bekannt war, machte erst einige Vorschläge zur Beilegung des Streites, aber sie waren ganz vergeblich. Als er den Herausforderer darauf hinwies, daß der junge Beaucaire direkt aus der Provinz ankomme, und nur wenig von der Pariser Sitte im Theater &c. kenne, antwortete der Beleidigte: „Man ist stets bekannt mit demjenigen, was zum guten Ton gehört, vorausgesetzt daß man selbst zur guten Gesellschaft gerechnet zu werden wünscht. Er hat in Gegenwart von Zeugen ehrenkränkende Ausdrücke gegen mich ausgesprochen, wofür ich Satisfaction fordern muß!"

Das Duell ging also vor sich. Beide Parteien nahmen ihre Plätze ein, und auf ein gegebenes Zeichen fielen beide Schüsse zu gleicher Zeit. Beaucaire ward durch die Brust geschossen, wankte einen Augenblick und sank darauf, ohne einen Laut von sich zu geben, todt zu Boden. Charolais eilte sogleich auf ihn zu und ergriff seine Hand, allein sein junges Leben war entflohen; der Chirurg erklärte jede Hülfe für überflüssig. Der Fremde näherte sich jetzt Charolais, brachte einige Entschuldigungen vor und nahm Abschied von ihm. Er beklagte den traurigen Ausgang dieses Handels sehr und hätte es gern vermieden, allein es hätte nicht in seiner Macht gestanden.

Charolais, obschon von ziemlich starken Nerven, fühlte ein herzliches Mitleid mit dem armen jungen Manne, der eben noch

einer neuen Lebensstellung entgegen gehen sollte und schon eine lachende Zukunft vor sich sah, aber nun so plötzlich aus dem Leben scheiden mußte. Es lag inzwischen nicht in seiner Natur sich in Klagen zu verlieren, da die Sachlage einmal so unabänderlich war. Er traf daher die nöthigen Anstalten, um den Verstorbenen in's Hôtel bringen und Vorbereitungen zu seinem Begräbnisse treffen zu lassen. Der Wirth mußte der Obrigkeit eine Anzeige von dem Vorgefallenen machen, und die Beerdigung ward auf sechs Uhr Abends desselbigen Tages festgesetzt und vollzogen.

Der unangenehmste Auftrag stand Charolais noch bevor, nämlich das Päckchen mit den Briefen an Beaucaire's Schwiegervater abzuliefern, und diesen und seine Tochter von der traurigen Begebenheit zu benachrichtigen. Dieser Pflicht durfte er sich dem gegebenen Versprechen gemäß nicht entziehen, obschon er gern davon befreit gewesen wäre. Er tröstete sich jetzt damit, diese Menschen haben seinen jungen Freund nicht persönlich gekannt, und würden sich daher auch wohl den Tod nicht zu sehr zu Herzen nehmen. Am Nachmittag nahm er ein Cabriolet und gab dem Kutscher, der ihn fragte, wohin er fahren solle, die von Beaucaire's Hand geschriebene Adresse, ohne sie selber anzublicken.

„Da haben wir einen langen Weg," meinte der Kutscher; „wir müssen über die Seine und uns daher beeilen."

— „Das ist mir sehr erwünscht, da ich ebenfalls Eile habe," sagte Charolais. „Allein was sehe ich? Warst Du es nicht, der mich gestern nach Paris brachte?"

„Ja, guter Herr, ich war's und es freut mich, Sie heute wieder befördern zu sollen."

— „Bist Du denn nicht mehr Postillon?"

„Nein, gestern machte ich meine letzte Reise. Vor einer Woche habe ich mich verheirathet. Mein Schwiegervater ist ein wohlhabender Mann und allgemein geachtet. Er hat mir dieses Fuhrwerk als Mitgift gegeben, und so fahre ich in der Stadt. Das bezahlt sich besser. Heute z. B. habe ich schon ein Dutzend Fahrten gemacht; denn ich muß Ihnen sagen, das Fuhrwerk ist gut, erst neu angestrichen und fällt den Leuten in die Augen. Und nun habe ich noch das Vergnügen Sie zu fahren, gerade an dem ersten Tage meines eröffneten Geschäfts. Das ist gewiß ein gutes Zeichen."

Damit setzte er den Wagen in Bewegung und Charolais vergaß während des langen Weges bald seinen verstorbenen Freund und den unbehaglichen Auftrag, indem er seine Gedanken auf angenehmere Dinge schweifen ließ. Sein Onkel, der General von Z., sollte an demselben Abende in Paris eintreffen und wollte in dem Hôtel absteigen, wo er selbst wohnte. Durch ihn sollte er erfahren, wann er sein Amt antreten könne und welche Annehmlichkeiten mit demselben verbunden seyen; denn er war noch wenig mit den Verhältnissen bekannt, in welchen er fortan leben und arbeiten sollte. Nachdem der Wagen eine Menge Gassen und Straßen durcheilt hatte, sah der Kutscher sich genöthigt in einer schmalen Gasse still zu halten, weil daselbst ein Frachtwagen umgeworfen lag und die Passage versperrte. Hier, wo Charolais sich ungefähr eine kleine halbe Stunde aufhalten mußte, wollen wir ihn vorläufig verlassen und vor seiner Ankunft die Bekanntschaft der Familie zu machen suchen, welcher er einen Besuch abstatten wollte.

Bis vor wenigen Jahren war Bernard & Comp. ein Handelshaus, das in den Provinzen bedeutende Geschäfte machte. Jetzt, da Bernard alterte, hatte er einen Theil seiner Verbindungen aufgegeben und sein Comptoirpersonal beschränkt. Mit einem Herrn Grignan, seinem frühern Procuristen und jetzigen Compagnon, setzte er zwar das Geschäft fort, befaßte sich selber aber nur mit solchen Zweigen desselben, die leicht zu besorgen waren. Während seiner früheren, ausgebreitetern Wirksamkeit hatte er lange Jahre mit dem Kaufmann Beaucaire, in der Provinz, in Verbindung gestanden, da er es diesem Manne zum Theil zu danken hatte, daß er so rasch empor gekommen war. Bei einem der Besuche, die Beaucaire vor einigen Jahren ihm in Paris abgestattet, ward zwischen ihnen verabredet, daß dessen Sohn Bernard's Tochter, Hortense, heirathen sollte, wenn diese jungen Leute das passende Alter erreicht hätten. Dieser unmaßgebliche Plan, welcher noch nicht als bündig angesehen werden konnte, da es darauf ankam, ob die jetzigen Kinder später für einander paßten und eine Zuneigung zu einander hegten, wurde von Bernard und seiner Frau keinem Menschen anvertraut. Erst vor einem Monat, nachdem es bestimmt worden war, daß der junge Beaucaire in Paris eintreffen und sein Glück bei Hortense versuchen sollte, wurde diese durch ihre Eltern von Dem in Kenntniß gesetzt, was ihr bevorstand.

Hortense war wirklich ein liebenswürdiges und gut erzogenes Mädchen, von schlankem Wuchse, feiner Figur und einnehmenden, freundlichen Zügen. Ihrer Bildung nach stand sie über ihrer Umgebung, weil sie sich einige Jahre bei einer Tante, einige Meilen von Paris, aufgehalten hatte. Zärtlich und liebevoll erzogen, hegte sie für ihre Eltern eine unbegränzte Liebe und würde sich sehr unglücklich gefühlt haben, wenn sie denselben Trauer verursacht hätte oder ihnen einen hoffnungsvoll genährten Wunsch hätte unerfüllt lassen müssen. Aus diesem Grunde widersetzte sie sich auch der Wahl nicht, die ihre Eltern für sie und ohne ihr Wissen getroffen hatten; sie war überzeugt, daß man in der besten Absicht gehandelt und nur ihr persönliches Glück dabei vor Augen gehabt habe. Ebenso wenig hielt sie es für unmöglich, den jungen Beaucaire lieben und mit ihm glücklich werden zu können, obgleich sie erst jetzt seine persönliche Bekanntschaft machen sollte. Dennoch aber fühlte sie sich beklommen; denn sie dachte mit Unruhe daran, daß es sich vielleicht gleich bei der Ankunft des jungen Mannes entscheiden werde, ob er ihrer würdig sey und ihrer Sphäre angehöre oder nicht, ohne daß ihre Eltern mit ihr dieser Meinung wären, wenn sie den jungen Mann abweisen müßte. Was sollte sie in diesem Falle thun, wenn er ihr nicht ebenbürtig wäre? Sollte sie ihre Eltern betrüben oder sich selber opfern? Diese Gedanken wurden natürlich um so lebhafter, je näher der Zeitpunkt heranrückte, wo der junge Mann ankommen sollte, und der Eindruck derselben auf sie war deutlich erkennbar. Sie ward blässer und stiller, als sie sonst gewesen war.

Bernard und seine Frau, beide grundehrliche und herzensgute Leute, waren ihrerseits ebenso wenig froh bei der Sache, und bereuten es beinahe, sich darauf eingelassen zu haben. Trotz der Erkundigungen, die Bernard unter der Hand über den jun-

gen Beaucaire eingezogen hatte, und die nur Vortheilhaftes von ihm berichteten, konnte man doch nicht wissen, wie viel Parteilichkeit sich zu gleicher Zeit darin ausspreche. Ein solcher junger Mann konnte sich in einer Provinzialstadt gut genug ausnehmen, dennoch aber in Paris eine lächerliche Figur spielen. Eine andere Bedenklichkeit lag darin, daß er nicht für den Handel bestimmt und erzogen war, sondern unterstützt von einem vermögenden Freunde seines Vaters bei seiner Ankunft in der Hauptstadt eine öffentliche Anstellung suchen sollte. Bei gewichtiger Fürsprache konnte er allerdings leicht eine solche bekommen, allein eine solche trug dann leider nur eine geringe Einnahme ein, so daß die Eltern jährliche Zuschüsse geben müßten, wenn das junge Paar sich anständig durchschlagen sollte. Das Alles machte den alten Leuten viel Kopfbrechen; am meisten jedoch beunruhigte sie das Aussehen ihrer Tochter. Oft ließen sie ihre besorgten Blicke auf der Tochter ruhen, deren verändertes Aussehen und Benehmen ihnen ebensowenig entging als der eigentliche Grund davon.

„Das sage ich Dir," sagte Madame Bernard, die sich die Sache sehr zu Herzen nahm, eines Abends zu ihrem Manne, „wenn der junge Mann uns nicht gefällt und auch Hortensen nicht, so reist er sofort wieder ab."

— „Jenun!" meinte Herr Bernard, — „wir müssen ihn doch erst ankommen lassen, bevor wir ihn aus der Thüre werfen können. Uebrigens können wir ihn auch nicht so ohne Weiteres abweisen und uns mit seinem Vater überwerfen, denn Du weißt, daß ich ihm meinen Wohlstand größtentheils zu danken habe. Wir wollen uns daher nicht übereilen, sondern dem Dinge seinen Lauf lassen; vielleicht ist das Ende weit besser, als wir es erwarten."

Wie schon erwähnt, hatte Herr Bernard einen Compagnon Namens Grignan, der ein sehr tüchtiger Geschäftsmann, aber sonst von störrischem halsstarrigem Wesen war. In aller Stille hatte dieser sich seit einiger Zeit ebenfalls mit einem Heirathsprojecte getragen, wornach sein Sohn Gustav, ein hübscher, hoffnungsvoller, junger Mensch, eine eheliche Verbindung mit Hortense suchen sollte. Bernard meinte, er könne Nichts dagegen haben, und das Mädchen, welches seinen Sohn von Kindheit auf gekannt habe, noch weniger. Daß der Sohn einen Willen haben könnte und die ihm bestimmte Braut nicht leiden möge, däuchte ihm noch unmöglicher, denn Herr Grignan war gewohnt, in seinem Hause zu commandiren, und erwartete stets unbedingten Gehorsam. Das wußte Gustav und wagte daher keine Einwendungen gegen den Willen des strengen Vaters; allein er fühlte sich in seiner Stellung doch sehr unglücklich über das Heirathsproject. Für Hortense empfand er zwar Hochachtung und Ergebenheit, aber keine Liebe. Schon vor längerer Zeit hatte er sein Herz an die schöne Gabriele verloren, die eine Tochter von Herrn Bernard's Halbbruder war, allein nur wenig Vermögen besaß. Er sowohl als Gabriele, die seine Gefühle theilte, waren zu furchtsamen und sanften Charakters, um dem alten, streitsüchtigen Grignan einen festen Willen entgegenzusetzen; es stand daher zu befürchten, daß Gabrielens Vater sogar sich aus Stolz dieser Verbindung widersetzen würde, falls er die geringste Ahnung davon hätte, daß sie Grignan zuwider sey. Die Liebenden mußten sich unter diesen Umständen damit begnügen, sich insgeheim zu lieben und gelegentlich ihr hartes Geschick zu beklagen.

Eines Tages begab sich nun Grignan zu seinem Compagnon und bat ihn um eine Unterredung. Nach einigen Einleitungen, die hauptsächlich ihr Geschäft betrafen, rückte er mit seinem Plane heraus, seinen Sohn mit der Tochter seines Geschäftsfreundes zu verheirathen.

„Dein Sohn und meine Tochter ein Paar?" platzte Herr Bernard heraus und stand auf; — „Freund, das geht nicht an!"

— „Warum geht das nicht an?"

„Nein, nein, es geht nicht an! Warum aber hast Du nicht vor längerer Zeit darüber mit mir gesprochen?"

— „Weil ich warten wollte, bis mein Sohn zweiundzwanzig Jahre alt wäre. In diesem Alter wurde ich selbst verheirathet. Gestern ist er zweiundzwanzig Jahre gewesen und deßhalb komme ich heute zu Dir, um meinen Wunsch anzubringen. Was hast Du denn dagegen?"

„Nichts Anderes, mein Freund, als daß meine Frau und ich schon vor zwei Jahren über Hortensens Hand verfügt und sie dem Sohne meines alten Freundes Beaucaire zugesagt haben. Morgen wird er sich hier bei uns einfinden und übermorgen soll die Verlobung der jungen Leute gefeiert werden."

— „Und das ist so in der Stille abgemacht worden, ohne mich eine Sylbe davon merken zu lassen? Warum das, wenn ich fragen darf?"

„Das hat seine eigenen Gründe gehabt."

— „Welche denn?"

„Was kann es nützen, daß ich Dir alle Gründe aufzähle und specificire? Sie sind vorhanden und haben die Sache einmal so weit gefördert, daß sie nicht mehr geändert werden kann. Es thut mir leid, daß ich Deinen Plan nicht früher gekannt habe; denn ich gebe Dir die Hand darauf, daß ich in diesem Falle in Deinen Wunsch eingewilligt und Deinem Sohn meine Hortense gegeben hätte. Gustav ist ein tüchtiger Bursche, dem ich gewogen bin; allein ich kann jetzt nicht mehr über meine Tochter verfügen."

Grignan grollte über dieses Mißlingen seines Planes, nahm Hut und Stock und ging seines Weges. Gustav wußte, in welcher Angelegenheit sein Vater den Compagnon besuchte, und wartete daher den ganzen Abend auf den Befehl, sich am nächsten Tage bei Herrn Bernard einzufinden und in dessen Tochter Hortense seine Braut zu begrüßen. Allein der Alte schwieg und schien übler Laune zu seyn; und als der erwartete Befehl gar nicht kam, ahnte Gustav endlich den Ausfall des Antrages und erlaubte sich eine Frage in dieser Beziehung. Zu seiner großen Freude erfuhr er, daß der ganze Plan gescheitert sey. Noch am selben Abend spät eilte er zu seiner Geliebten, machte sie mit der für sie günstigen Sachlage bekannt, und machte im Verein mit ihr neue Pläne für die Zukunft, auf welche sie ihre Luftschlösser bauten.

Das war der Stand der Angelegenheiten, als Charolais' Cabriolet nach Beseitigung des Frachtwagens sich Bernard's Haus näherte. Der junge Mann war inzwischen mit sich selbst darüber einig geworden, den unangenehmen Auftrag so leicht wie möglich zu nehmen, mit kurzen Worten das stattgefundene Duell und dessen unglücklichen Ausgang zu berichten, das Paket zu

übergeben und nach einigen Trostesworten sich wieder zu entfernen. Unsere Pläne werden aber oft vom Zufall durchkreuzt und so erging es damit unserem Helden ebenfalls.

Im Hause des Kaufmanns war die ganze Familie im wohlgeschmückten Wohnzimmer versammelt, Alle im festlichen Putze, um den heute erwarteten Gast würdig zu empfangen. Herr Bernard selbst gehörte noch der alten Zeit an und zeigte in seiner Tracht Spuren davon. Wenn auch nicht gepudert, war er doch frisirt und trug um den Hals eine jener dicken, hohen, steifen, weißen Halsbinden mit großer Schleife, wie man sie noch an Portraits aus der Zeit der ersten Revolution sehen kann. Allein aus der schneeweißen Wäsche schaute stets ein gutmüthiges, heiteres Antlitz hervor.

An diesem Tage indeß war der gewöhnliche muntere Ausdruck seines Angesichts etwas verdüstert. Sowohl er als seine Frau und Hortense befanden sich augenscheinlich in einer gewissen Spannung und Aufregung, obgleich alle dieselbe zu verbergen suchten. Eines sah das Andere forschend an, und das alte Ehepaar wechselte bedenkliche Blicke. Zuweilen machten sie sich etwas zu schaffen, kamen aber zurück, ohne zu wissen, was sie gewollt hatten; inzwischen streichelte der alte Vater seiner Tochter die Wangen, ohne ein Wort zu sagen. Sie reichte ihm alsdann die Hand, blickte ihn mild an und versuchte zu lächeln, allein es wollte nicht glücken. Nach und nach ward der alte Bernard unruhig und schaute oft zum Fenster hinaus. Sein langjähriger Geschäftsfreund in der Provinz hatte ihm geschrieben: „Präcis zwei Uhr betritt mein Sohn Dein Zimmer!“ und seiner bekannten Bestimmtheit nach konnte man überzeugt seyn, daß diese Angabe pünktlich erfüllt werde. Allein die Uhr war schon halb drei und noch war kein Schwiegersohn da. Der alte Diener, der im Vorzimmer postirt nnd auf eigene Hand hinausgegangen war, um die lange Straße hinab zu sehen, meldete, man könne auch nicht den Schatten eines kommenden Wagens bemerken. Endlich hörte man denn doch einen Wagen heranrollen. Der Diener lief sofort hinaus, denn seine Theilnahme an dieser wichtigen Familiensache war vielleicht ebenso groß wie die der Anderen. Nach einigen Minuten stürzte er wieder herein und meldete: „Der Schwiegersohn ist da, der junge Beaucaire! Sein Wagen hält schon vor der Thür.“

Bernard und seine Frau stellten sich an's Fenster und blickten hinaus.

„Ah, das ist ja ein eleganter junger Mann!“ rief Bernard freudestrahlend.

— „Gewiß, und dabei schön und gut gewachsen,“ bemerkte die Frau; „wir müssen hinaus, ihn zu empfangen!“

Während die beiden Alten nun zu diesem Zwecke das Zimmer verließen, stand die arme Hortense verwirrt und zitternd in einem Winkel und mußte sich an einem Stuhle halten.

Die beiden Ehegatten betraten das Vorzimmer in demselben Augenblick mit Charolais. Der Anblick des hübschen, jungen Mannes mit dem freien, ungezwungenen Wesen und vielleicht auch sein moderner, geschmackvoller Anzug machten einen so angenehmen Eindruck, daß Beide in ein lautes und herzliches Willkommen ausbrachen. „Lieber, junger Freund!“ rief Bernard mit einem biedern Händedruck, — „seyen Sie uns recht herzlich willkommen! Sie sehen in mir, meiner Frau und meiner Tochter nur Freunde, die Ihre Ankunft mit Sehnsucht erwarteten! Lassen Sie sich's bei uns wohl seyn! Doch treten Sie ein, Hortense erwartet sie drinnen im Zimmer.“

Charolais bekam keine Zeit zu Gegenbemerkungen. Er wurde von dem vergnügten Papa ins Zimmer gezogen und daselbst sogleich der Tochter vorgestellt. Ihr Erröthen, ihre jungfräuliche Schamhaftigkeit, ihre Verwirrung, als sie auf ihres Vaters Aufforderung dem neuen Gaste die Hand reichte, dieses Alles und vielleicht noch eine ihr selbst nur halbbewußte, angenehme Ueberraschung machte sie in dem Augenblicke noch reizender als sie war. Charolais stand schweigend und bewundernd dem lieblichen Mädchen gegenüber. Er vergaß alles Andere darüber, er vergaß, weßhalb er gekommen war, er vergaß die traurige Botschaft, die er eigentlich zu überbringen hatte. Er hatte erwartet, eine gewöhnliche Schönheit anzutreffen, wie man sie in den Vorstädten zu sehen gewohnt ist, und stutzte daher bei'm Anblick dieses reizenden Wesens, das wie eine Lichtgestalt vor seine Seele trat.

Madame Bernard war der Ansicht, Alle sollten nun Platz nehmen und ordentlich mit einander reden und gegenseitige Bekanntschaft machen; sie riß ihn daher aus seiner schweigenden Betrachtung heraus und schob ihn mechanisch auf die Stelle, die man ihm bestimmt hatte. Allein der junge Mann befand sich jetzt in einer sehr kritischen Lage. Die Freude aller dieser Menschen sollte er zerstören, mit Einem Schlage den plötzlichen Tod des jungen Beaucaire mittheilen und Trauer in dieses friedliche Haus bringen. Vermochte er das? Nein, das ging über seine Kraft; zu spät sah er ein, daß er sich die Vollführung seines Auftrages zu leicht gedacht hatte. Das junge Mädchen zog ihn zu sehr an, als daß er die Augen davon abwenden konnte, und es war ihm äußerst angenehm, ein paar Stunden für den erwarteten Bräutigam gelten zu können. Wer mag ihm das verdenken? Er konnte ja am folgenden Tage schreiben, den Irrthum und seine Ursachen aufklären, und auf diese Art viel ungenirter die traurige Nachricht mittheilen, zu der er sich verstanden hatte. Dieser Ausweg war mithin weit vorzuziehen.

Dieses Raisonnements war er sich freilich nicht gleich deutlich bewußt, ja er hatte nicht einmal einen Augenblick Zeit zur Ueberlegung. Bernard und seine Frau überschütteten ihn in ihrer Freude mit so vielen Fragen und behandelten ihn so ganz als den jungen Beaucaire, daß er fast ohne seinen Willen die Rolle desselben übernehmen mußte. Nach und nach erschien ihm seine Lage sogar unterhaltend, denn obgleich die vielen Mittheilungen Beaucaire's über sich selbst und seine Familie ihn in den Stand setzten, auf die meisten Fragen zu antworten, so kam er doch mehrmals in Verlegenheit und machte die lächerlichsten Fehler. Dies bekümmerte ihn selber indeß gar nicht, und der alte Bernard flüsterte mit vergnügter Miene seiner Tochter zu: „Er antwortet ganz verwirrt, wenn er Dich ansieht, mein Kind; sollen wir vernünftige Antworten von ihm haben, so mußt Du Dich erst entfernen.“

„Er sieht seinem Vater ähnlich,“ meinte Madame Bernard.

— „Bah, was bildest Du Dir ein?“ fiel ihr Mann ihr in's Wort; „nicht einen Zug hat er von ihm. Aber er gleicht seiner Mutter sehr. So gerade sah seine Mutter aus, als ich

sie vor zwanzig Jahren zum letzten Male sahe. Habe ich nicht Recht, mein Freund?"

„Allerdings," erwiderte Charolais, und zwar mit Recht. „Man hat stets gefunden, daß ich meiner verstorbenen Mutter sehr ähnlich sehe."

— „Verstorben?" rief Bernard; — „wäre es möglich? Ihre Mutter todt? Erzählen Sie doch; denn davon ist uns kein Wort bekannt."

Charolais merkte, daß er wieder einen Bock geschossen, ließ sich dadurch aber nicht aus seiner Fassung bringen und fuhr fort:

„Haben Sie das nicht gewußt? Sie ist schon über ein Jahr todt."

— „Ueber ein Jahr? Gott, was muß ich hören! Aber Sie haben Recht, das sieht Ihrem Vater ganz ähnlich, welcher solche traurige Dinge nicht gern seinen Freunden mittheilt. Armer Mann! Die Frau verloren! — Aber Sie gleichen ihr sehr, das ist gewiß. Ich besitze noch ein altes Portrait von ihr — richtig, ich habe sogar auch eine Silhouette von Ihnen selber und kann also einen Vergleich anstellen."

„Wie, mein Portrait?" fragte Charolais erschrocken.

— „Natürlich. Ich mußte doch wissen, wie der junge Herr ungefähr aussah, den wir dazu bestimmt hatten . . . . . nun, Sie wissen schon, was ich meine. Kurz und gut, ich erhielt insgeheim, ohne daß jemand in Ihrem Hause es erfuhr, von einem jungen Maler, oder eigentlich nur Dilettanten, ein Bild von Ihnen angefertigt. Dasselbe ist nur eine Kreideskizze, aber doch gut gemacht. Ich will's sogleich holen."

2.

Charolais verwünschte von Herzen alle Dilettanten. Nun mußte die Wahrheit bald zu Tage treten, und mit einem Seufzer blickte er Hortense an, in deren Nähe er jetzt vielleicht zum ersten und letzten Male zugleich sich befand. Herr Bernard erschien alsbald mit der besagten Zeichnung. Bei dem ersten Blick indeß sah Charolais sogleich, daß es seinem verstorbenen jungen Freunde auch nicht im Entferntesten ähnlich war. Doch damit war ihm Nichts geholfen; denn mit ihm selbst hatte es noch weniger Aehnlichkeit.

Man blickte nun abwechselnd ihn und das Bild an, verglich und disputirte nach Herzenslust.

„Es ist fürwahr ganz ähnlich!" rief Madame Bernard; „das ist seine Nase, sein Auge und seine ganze Positur. Aber Sie trugen damals Ihr Haar anders als jetzt."

— „Allerdings; denn ich habe mich später ein wenig adonisirt."

„Aber warum hat er Sie so steif portraitirt, in einem Rock, wie man ihn nur in der Provinz trägt, und in einer Weste, wie ich sie selber in meiner Jugend getragen habe."

— „Weil ich damals vermuthlich so gekleidet ging. Wir sind erst in den letzten paar Wochen mit einem Schneider aus Paris beglückt worden."

„Ah, jetzt kann ich's begreifen! — Meine Frau hat Recht; das Bild gleicht Ihnen so sehr, wie man es nur von einer solchen Zeichnung erwarten kann. Meinst Du das nicht auch, Hortense?"

Hortense nickte erröthend; aber im Stillen fand sie auch nicht eine Idee von Aehnlichkeit, sondern daß er ein weit hübscherer Mann sey. Darüber war sie natürlich gar nicht ungehalten, und behielt ihre Gedanken für sich.

— „Ja, es ist Ihnen ähnlich," fuhr der Alte fort; „nur finde ich, und das ist mir eigentlich auch die ganze Zeit über aufgefallen, daß Sie älter aussehen. Man sollte gar nicht glauben, daß Sie nur vierundzwanzig Jahre alt sind."

„Da haben Sie sehr Recht," erwiderte Charolais ernsthaft; „man hält mich im Allgemeinen für dreißig Jahre alt."

Diese Unterredung wurde dadurch abgebrochen, daß der alte Bernard plötzlich fragte: „Aber haben Sie nicht auch einen Brief von Ihrem Vater an mich mitgebracht?"

— „Ich habe eine ganze Menge Briefe hier und außerdem noch andere Kleinigkeiten dabei," versetzte Charolais und überreichte das bewußte Paket, welches sogleich geöffnet wurde. Es lagen zwei Briefe darin und ein Kästchen von Saffian, sorgfältig in Papier gehüllt und versiegelt.

„Was ist darin?" fragte Bernard.

— „Was darin ist? jenun — Geheimnisse, die man nicht verrathen darf. Haben Sie die Güte selber nachzusehen."

Das Papier wurde erbrochen und es fanden sich in dem Etui ein Paar Ohrringe und eine Broche für Hortense von einem bedeutenden Werthe. Das Präsent wurde von Allen sehr bewundert, nur Charolais ärgerte sich insgeheim, daß es eine so geschmacklose Arbeit verrieth.

„Und nun die Briefe!" sagte Bernard. „Laßt sehen! Der eine ist von Ihrem Vater, das kann ich mir denken; der andere von Ihrem Onkel!"

— „Wie heißt dieser Onkel?" fragte Madame Bernard, sich an Charolais wendend.

„Wie er heißt? Hm . . . Onkel Girodot."

— „Onkel Girodot?" fragte Bernard verwundert. „Den kenne ich gar nicht. Haben Sie einen Onkel, der Girodot heißt, oder meinen Sie Girard?"

„Ach ja, Girard. Sagte ich Girodot, so habe ich mich versprochen."

— „Nun, gut denn! Ich will mich einen Augenblick entfernen, um diese Briefe zu lesen, und Du, liebe Frau, sorgst wohl dafür, daß wir bald zu Tische gehen können. Unsere Mahlzeit halten wir nach altem Brauch, ungefähr um drei Uhr oder etwas später. Pflegt der junge Herr später oder früher zu speisen?"

„Gerade zu derselben Zeit," erwiderte Charolais dreist.

— „Nun, so komm' denn, Frau!" Mit diesen Worten zog er seine Ehehälfte mit sich fort, offenbar in der Absicht, den jungen Leuten Gelegenheit zu geben, allein mit einander zu seyn und gegenseitig mit einander bekannt zu werden.

Charolais benutzte diese wenigen Augenblicke, sich dem lieblichen jungen Mädchen mehr zu nähern. Es glückte ihm, die bisherige Zurückhaltung gegen ihn, die bisher ihre Lippen geschlossen hielt, zu entfernen und eine Art Vertraulichkeit zu erwecken. Von der projectirten Heirath redete er kein Wort; er wagte es in seiner Stellung nicht, allein sie sah dies als eine ihr bewiesene Delicatesse an und war ihm dankbar dafür. Dagegen lenkte er die Unterhaltung auf ihre häuslichen Verhältnisse, ihre Umgebung, ihre Beschäftigungen und Zerstreuungen, und freute

sich sehr über den natürlichen Verstand und über die Funken von Frohsinn und Heiterkeit, die sich in ihren Antworten kund gaben. Als er ein Pianoforte im Zimmer bemerkte und vermuthete, daß Hortense musikalisch sey, bat er sie, ihm ein Liedchen zu singen, das gerade auf dem Notenpult lag; er wollte sie begleiten. Ohne Ziererei erfüllte sie seinen Wunsch und zeigte eine musikalisch gebildete und angenehme Stimme, wenn auch eben keine ausgezeichnete.

Die Alten traten während dieser Unterhaltung wieder ein und blieben mit freudestrahlenden Augen an der Thür stehen, bis das Lied beendigt war, um nicht zu stören.

„Wie Sie sehen, ist Hortense etwas musikalisch," sagte Bernard. „Wir haben nach Kräften für ihre Erziehung gesorgt und ihr stets die besten Lehrer gegeben. Bei ihrer Tante, wo sie ein paar Jahre gewesen ist, hat sie viel profitirt, das muß ich einräumen. Doch laßt uns jetzt zu Tische gehen!"

Das geschah denn. Bei Tische mußte Charolais seinen Platz zwischen Vater und Tochter einnehmen. Die Speisen waren gut, der Wein vortrefflich, Bernard ein munterer Wirth und Charolais ein unterhaltender Tischgenosse. Man kam daher alsbald in die gemüthlichste Stimmung von der Welt.

Unter anderen Gegenständen, die auf die Bahn der Unterhaltung gebracht wurden und zum Theil leichter Natur waren, berührte der alte Bernard endlich auch den Punkt, ob der junge Mann oder seine Angehörigen schon Schritte gethan hätten, die seine Staatsanstellung bezweckten. Charolais, der bisher, ohne sich viel zu geniren, seine eigene Persönlichkeit mit der des jungen Beaucaire vertauscht hatte, antwortete der Wahrheit gemäß, daß die Sache auf dem besten Wege sey. Durch den Einfluß seiner Familie sey er neulich schon zum Unterpräfecten in einem Arrondissement einer fernen Provinz ernannt worden.

„Was sagen Sie?" rief der alte Bernard überrascht; „Unterpräfect! Das ist ja ein bedeutendes und sehr ehrenhaftes Amt. Da haben Sie also die schönste Aussicht, binnen wenigen Jahren zum Präfecten vorzurücken und somit der erste Beamte des ganzen Departements zu werden. Wer hat Ihnen diese Stellung ausgewirkt?"

— „Mein Onkel!"

„Welcher? Onkel Girard?"

— „Ganz richtig, mein Onkel Girard. Er hat in seiner Jugend einige Feldzüge mit dem jetzigen Minister des Innern gemacht, der damals bei der Armee stand, und hatte Gelegenheit, ihm einige wichtige Dienste zu leisten."

„Wer, Ihr Onkel Girard, der Tapetenfabrikant? Hat er Feldzüge mitgemacht?"

— „Ja!" versetzte Charolais, ohne sich verwirren zu lassen; „während der Revolution und als gemeiner Soldat."

„Davon habe ich ja nicht ein Wort gewußt. Allein unmöglich ist es nicht. Zu jener Zeit mußten Alle dem Kalbfell folgen. Ei, ei, Onkel Girard, der scheinbar keine Fünf zählen kann, hat der so vielen Einfluß höheren Orts? Unter uns gesagt, habe ich ihn immer für einen Dummkopf gehalten. Aber um so besser: er hat Ihnen einen großen Dienst erwiesen und dafür wollen wir ihn in Ehren halten. Nehmen Sie denn unsere Gratulation in Empfang; eine fröhlichere Nachricht hätten Sie uns nicht leicht bringen können. Herr Unterpräfect, erlauben Sie, daß ich ein Glas mit Ihnen trinke und dadurch meine Theilnahme für Sie bezeuge! Wenn Sie gelegentlich an Ihren Onkel schreiben, bringen Sie ihm meinen Gruß; ich werde in Zukunft größeren Respect vor ihm haben!"

Die Nachricht von der bevorstehenden Anstellung des jungen Mannes im Staatsdienste erhöhte natürlich die Munterkeit des kleinen Kreises. Bernard und seine Frau warfen sich bedeutsame Blicke zu, denn es entging ihnen nicht, daß ihr junger Tischgast Hortensen die größte Aufmerksamkeit bewies, und daß sie ebenfalls nicht unempfindlich schien gegen die schönen Worte, die er an sie richtete. Die Farbe der Gesundheit war wieder auf ihre Wangen zurückgekehrt und die Augen leuchteten in einem strahlenden Glanze. — Man stand erst spät vom Tisch auf und begab sich darauf in ein anderes Zimmer, wo der Kaffee servirt war.

Wie schon erwähnt, war unser Held sehr geneigt, seinen plötzlichen Einfällen nachzugehen, ohne sich vorher über die Folgen klar zu werden. Streifte ein solcher Einfall an das Lustige oder Komische, so war die Wirkung um so größer, obwohl er selbst stets ein ernstes Gesicht zeigte und nur selten eine Miene veränderte. Allein immer mußte der eine oder der andere äußere Umstand ihm den Impuls geben, um in eine solche Stimmung zu verfallen. Die ganz eigenthümliche Lage, in welcher er sich im Kreise dieser Familie befand, mochte ihm plötzlich eine unwiderstehliche Lust und Laune eingeflößt haben, die Sache bis auf's Aeußerste zu treiben. Es mochte etwa eine halbe Stunde verflossen seyn, seitdem man vom Mittagstisch aufgestanden war, da fiel sein Auge zufällig auf eine Uhr an der Wand. Er stand plötzlich auf und griff nach seinem Hute mit der Erklärung, daß er sich empfehlen müsse.

„Wie? Sie wollen schon wieder gehen?" fragte Bernard verwundert. „Wir schmeichelten uns damit, der Herr Unterpräfect werde den Rest des Tages bei uns zubringen. In einer halben Stunde hoffe ich Ihnen einige Personen aus meiner Familie und Bekanntschaft vorstellen zu können."

— „Es thut mir sehr leid, für jetzt auf diese Bekanntschaften verzichten zu müssen. Aber Sie werden selbst einsehen, daß es mir unmöglich ist. Die Uhr ist schon fünf, um sechs Uhr soll ich . . ."

„Nun, was soll denn geschehen?"

— „Habe ich ein Geschäft, bei dem meine Gegenwart durchaus nothwendig ist."

„Können Sie, der Sie erst einen Tag in Paris sind, schon so unaufschiebbare Geschäfte haben? Das begreife ich nicht."

— „Ich versichere Sie, es ist ein Geschäft, das man sehr gut bei seiner Ankunft in Paris haben kann, und dem sich Niemand entziehen kann."

„Wenn es nicht unbescheiden von mir ist, möchte ich wohl wissen, was es denn ist, das Sie so unabänderlich von uns entfernt?"

— „Um sechs Uhr soll ich begraben werden!"

Bernard schlug über diesen lustigen Einfall ein lautes Gelächter auf, in das die Damen mit einstimmten.

„Sie wollen sich denn doch nicht begraben lassen, bevor Sie gestorben sind?" fuhr Bernard unter Lachen fort.

„Nein!" fuhr Charolais mit ungestörtem Ernste fort. „Aber

dieser nöthigen Vorbereitung habe ich mich auch schon unterworfen. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich schon gestern Abend angekommen bin und im Opernhause war. Daselbst bekam ich einen unglücklichen Streit mit einem unbekannten Herrn. Er forderte mich auf Pistolen, und heute Morgen um zehn Uhr fiel ich in diesem Duell. Man brachte mich in's Hôtel, wo ich wohnte; von dort aus werde ich begraben. Alles ist schon angeordnet und meine Ehre erlaubt mir nicht, auszubleiben."

— „Sie sind ein Spaßmacher ohne Gleichen!"

„Ich scherze nicht. Wenn Sie es wünschen, kann ich Ihnen sogar einen Todtenschein vom Doctor vorzeigen!"

— „Hahaha! Nein, wenn man das Vergnügen gehabt hat, mit Ihnen zu Tische zu sitzen bei einem guten Glase Wein, so bedarf es keines ärztlichen Attestes, um zu wissen, daß Sie leben und sich im besten Wohlseyn befinden. Allein ich merke, daß Sie den einen oder den anderen geheimen Grund haben, sich zu entfernen, und so will ich Sie denn nicht länger aufhalten. Aber spätestens heute Abend acht Uhr müssen wir Sie wieder sehen. Meine Freunde und Bekannten sind nämlich sehr begierig, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen und um so mehr, wenn man erfährt, daß sie schon Unterpräfect sind. Damit ist natürlich nicht zu spaßen. Ein Mann in Ihrem Alter und schon Unterpräfect! — Kommen Sie dann nicht zur bestimmten Zeit von selbst, so sende ich Ihnen einen Wagen und lasse Sie holen. Wohnen Sie nicht im Hôtel de l'Europe? Ja, richtig! Das ist allerdings vornehm, aber Sie haben recht daran gethan. Sie haben Vermögen zu erwarten, und die Stellung, in welche Sie jetzt eintreten sollen, verlangt auch, daß man sich in das gehörige Ansehen setzt."

Charolais empfahl sich. Bevor er indeß die Familie verließ, begab er sich zu Hortense, küßte ihr ehrerbietig die Hand und sagte: „Daß ich Ihre Bekanntschaft gemacht habe, mein Fräulein, muß mir genug seyn. Nehmen Sie die Versicherung von mir an, daß dieß die glücklichste Begebenheit meines bisherigen Lebens ist; alles Andere, was man Glück und Gunst des Schicksals nennt, tritt dagegen in den Schatten zurück. Zweifeln Sie daher nicht an mir, sondern halten Sie den Glauben fest, daß ich, wenn es in meiner Macht steht, sogleich zu Ihnen zurückeilen und Sie wiedersehen werde. Leben Sie herzlich wohl!"

Wie leicht zu begreifen, war Charolais nach seinem Fortgange der alleinige Gegenstand der Unterhaltung. Unter Anderem faßte auch der alte Papa die Tochter bei'm Kinn und fragte sie vergnügt: „Na, Hortense, sage mir nun, wie Dir der junge Herr gefällt? Haben Deine Eltern nicht gut für Dich gesorgt?"

„Ich kenne ihn noch so wenig!" sagte sie erröthend und mit niedergeschlagenen Augen.

— „Aber Du kannst doch sagen, ob er Dir gefällt, ob Du ihn leiden magst?"

„Jenun, Vater, wenn anders meine Meinung von einem Manne, der in jeder Hinsicht so hoch über mir steht, in Betracht kommt, so muß ich sagen, daß er mir wohlgefällt und gewiß Allen gefallen wird."

— „Nun, so will ich hoffen, daß er nach näherer Bekanntschaft Dir noch viel mehr gefallen wird. Uebrigens brauchst Du damit nicht so eilig zu seyn. Ich werde weder heute noch morgen den Contract unterschreiben. Laß ihn nur täglich zu uns kommen, so wirst Du ihn kennen lernen. Aber ich kenne meine Leute. Ich sah bei dem ersten Blicke, was in ihm steckt. Du wirst ihn sogar lieben lernen, gib nur Acht. Er ist ein seltener junger Mann! Und schon Unterpräfect! Du wirst also sogleich eine der angesehensten Damen in seinem Departement werden. Besser hättest Du es kaum träumen können!"

Charolais war inzwischen die Straße hinab geeilt und traf sein Cabriolet, das er auf sich hatte warten lassen. Der Kutscher war unterdessen eingeschlafen und saß im Wagen, da seine Herrschaft so unerwartet lange ausgeblieben war. Er war aber sogleich munter und auf die ihm gewordene Aufforderung ging es möglichst rasch nach dem Hôtel zurück. Unser Held saß während der Fahrt in Gedanken vertieft und ließ den Kreis, in welchem er sich heute bewegt und den er eben erst verlassen hatte, an seiner Seele nochmals vorübergleiten. Das Bild der schönen Hortense trat ihm beständig entgegen und zwar in einer noch verschönerten Gestalt, so daß er schon tief in seinem Herzen empfand, dieses Bild werde nie aus seiner Seele entweichen; übrigens war es auch nicht sein Wille, sich von demselben jemals zu trennen, so lieb hatte er es bereits gewonnen.

Im Hôtel angekommen, erfuhr er sogleich, daß die Leiche des jungen Beaucaire schon vor einer Viertelstunde von den Kirchenbedienten abgeholt und auf dem Kirchhofe Père Lachaise zur Erde bestattet sey. Allein selbst wenn es noch früh genug gewesen wäre, hätte er seinem jungen Freunde doch nicht, wie es seine Absicht war, den letzten Liebesdienst erzeigen können. Sein Onkel, der General Z., war nämlich vor einer halben Stunde angekommen und hatte sich schon nach ihm erkundigt, wie die Diener ihm meldeten. Er eilte daher sofort zu ihm und fand ihn bei der Mittagstafel.

„Na, Bursche!" rief der Onkel vergnügt; „Du bist ein Mann nach der Uhr, das muß ich sagen!"

— „Lieber Onkel," erwiderte unser junger Mann, „ich bin seit gestern schon in Paris. Erlauben Sie mir aber, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie nach Ihrem Briefe erst um sieben Uhr eintreffen wollten."

„Du hast Recht, das wollte ich auch. Allein ich erhielt einen Brief vom Minister, welcher uns zur Eile spornt. Der Pinsel, welcher vom Präfecten zu Deinem Stellvertreter ernannt worden ist, hat so viele Dummheiten begangen, daß man ihn in aller Schnelligkeit hat wieder entfernen müssen; und nun mußt Du selbst Deinen Posten antreten und deßhalb noch heute Abend abreisen. Ich will Dich begleiten, theils um Dir die ersten Schwierigkeiten zu erleichtern — Du weißt, der Präfect ist ein uralter Freund von mir — theils auch, weil ich in langer Zeit jene schöne Gegend nicht gesehen habe, obgleich ich dort eine Menge Bekannte finde. Na, Du machst ein so saures Gesicht dazu. Ist Dir das nicht recht und hast Du Einwendungen dagegen?"

— „Nein!" sagte Charolais resignirt. „Ich bin bereit, Ihnen zu folgen."

„Gut! Aber nun setze Dich nur erst und hilf mir diese Speisen und die letzte Flasche Wein vertilgen."

— „Ich habe gespeist."

„Wie, jetzt schon?"

— „Ja, ich fand es heute bequemer, frühzeitig zu speisen.

Aber wie lange wird nach Ihrem Dafürhalten meine Anwesenheit auf meinem Posten nothwendig seyn? Ich meine nur für's Erste; denn wenn ich abreisen soll, wie ich gehe und stehe, so muß ich doch später einige Tage Urlaub haben, um meine Sachen in Paris ordnen zu können."

„Das wird auch geschehen können; allein wann, das kann ich Dir nicht sagen. Vielleicht nach einem Monat, wenn man dem Präfekten gute Worte gibt! Aber um sieben Uhr mußt Du zur Abreise fertig seyn; unterwegs wollen wir übernachten. Den langen Weg in einer Tour zu machen, wird mir bei meinem Alter zu beschwerlich."

Die kurze Frist, die Charolais noch bis zu seiner Abreise disponibel hatte, gab ihm mancherlei zu thun und zu bedenken. Unter Anderem mußte er auch dafür sorgen, daß der Nachlaß des jungen Beaucaire in seinem Koffer aufbewahrt und der Schlüssel dem Hôtelbesitzer übergeben werde, damit Alles später Demjenigen zugestellt werden könnte, der sich als rechtlicher Besitzer dieses Erbtheils legitimiren werde. Dazu kamen noch andere Geschäfte für ihn, so daß er nicht dazu kommen konnte, Herrn Bernard zu schreiben und ihm über das Vorgefallene und die Rolle, welche er zum Theil ohne seinen Willen dabei gespielt hatte, Aufklärung zu geben. Später, als er an seinem Bestimmungsorte angekommen war, wurde er in eine solche große Menge von Geschäften und neuen Verhältnissen hineingeschoben, wie noch nie, und wenn er alsdann auch wohl ein Stündchen erübrigen konnte, um den Brief zu schreiben, den er beabsichtigte, so entdeckte er doch zu seinem Erstaunen, daß er gar nicht einmal die Adresse wußte. Alles, was ihm von dem Manne erinnerlich war, bei dem er zu Mittag gespeist hatte, war, daß er Bernard hieß, also einen in Paris oft vorkommenden Namen führte; was er sonst war: Kaufmann, Mäkler, Geldwechsler &c., das hatte er nie erfahren. Was indeß das Schlimmste war, er vermochte weder den Namen der Straße, in welcher der Mann wohnte, noch die Hausnummer anzugeben, wonach man ihn aufsuchen konnte. Als Beaucaire ihm den Zettel mit der Adresse gegeben, hatte er diesen unbesehen in sein Notizbuch gelegt und ihn später dem Kutscher gegeben, ohne sich weiter darum zu kümmern. Mithin war in diesem Falle für ihn nichts anderes zu thun, als zu warten, bis er selber wieder nach Paris käme, wo er den Weg wieder zu finden hoffte, den er mit dem Cabriolet gemacht hatte. Indeß aber häuften sich seine Geschäfte immer mehr; er mußte sich selbst gestehen, daß es nicht angehe, seinen Posten sobald wieder zu verlassen und nach der Hauptstadt zu reisen, und unter diesen Umständen mußte er eine günstigere Zeit abwarten, um seinen Plan ausführen zu können.

Wir müssen indessen zur Familie Bernard zurückkehren.

Schon um halb acht Uhr stand der alte Papa am Fenster, blickte auf die Straße hinaus und murmelte leise vor sich hin: „Er hätte eigentlich schon sehr gut wieder hier seyn können; ein verliebter junger Mann kann recht gut etwas vor der festgesetzten Zeit eintreffen." Als es acht Uhr geworden war, blickte er stets auf die Thür, und hoffte seinen Schwiegersohn eintreten zu sehen. Das geschah aber nicht, und als nun noch eine halbe Stunde verflossen war, wurde er so ungeduldig, daß seine Frau ihn nur mit Mühe beruhigen konnte. Sehr gern hätte er dem jungen Manne einen Boten gesandt; allein jener war um diese Zeit schwerlich mehr in seinem Logis, und wo sollte man ihn sonst suchen? „Das ertrage ich nicht länger," sagte er zu seiner Frau; „den ersten Tag hätte er uns doch wohl schenken können; so viel Aufmerksamkeit sind wir denn doch wohl werth. Pünktlichkeit hätte er übrigens von seinem braven Vater lernen können!"

„Wer aber kann wissen, was ihm in den Weg gekommen ist?"

— „Ach, was! Leichter Sinn und Uebermuth, nichts Anderes. Er ist wieder wie gestern Abend im Opernhause oder in einem sonstigen Theater. Jetzt haben wir das ganze Haus voll Leute, die den Bräutigam sehen wollen, und stehen hier wie Narren. Und ich glaube doch, daß Hortense etwas mehr Berücksichtigung verdient hätte!"

Dieß Alles war nun wahr genug gesprochen, aber der erwartete Schwiegersohn kam gleichwohl nicht. Der Abend verlief, die Gäste empfahlen sich, in ihren Hoffnungen getäuscht, und endlich befand sich die Familie allein und in einer so niedergeschlagenen Stimmung, wie sie eine getäuschte Erwartung stets zur Folge hat. Hortense war etwas blaß, gab aber kein Zeichen von Verdruß zu erkennen, geschweige denn von Zorn auf den nicht sehr pünktlichen Geliebten.

„Da es nicht anders seyn kann," sagte der alte Bernard endlich, „so wollen wir uns zur Ruhe begeben. Morgen früh werde ich selber in sein Hôtel gehen und Umschau nach dem jungen Herrn halten, bevor er auf's neue aus dem Neste ausgeflogen ist. Dann werde ich ihm gehörig den Text lesen und ihn schließlich wieder mitbringen."

Wie gesagt, so gethan. Bevor der Alte aber am nächsten Morgen fortging, sagte seine Frau zu ihm: „Mir ist über Nacht Etwas eingefallen. Erinnerst Du Dich noch des lustigen Einfalles von ihm, daß er begraben werden sollte, weil er in einem Duell gefallen sei? Er sprach das im vollen Ernste aus und ich fürchte nur, daß er uns auf eine verblümte Weise davon unterrichten wollte, daß er wirklich gefordert sey und nicht erwarte, mit dem Leben aus dem fatalen Zweikampf davon zu kommen."

„Ach, nein, das mag ich nicht glauben. Es war nur ein lustiger Scherz von ihm, sonst nichts; denn wie sollte er sogleich zu einem Duell kommen?"

— „Ich weiß es nicht; aber er sprach doch im vollen Ernste und nicht so, wie man einen witzigen Einfall zum Besten gibt. Paß nur auf, es steckt etwas Unangenehmes dahinter."

Bernard schüttelte den Kopf und entfernte sich. Im Hôtel angekommen, erkundigte er sich darnach, ob daselbst nicht ein junger Mann Namens Beaucaire im Logis sey, zu welchem man ihn hinführen möge.

„Derselbe wohnt nicht mehr hier," lautete die Antwort; „er hat hier aber gewohnt."

— „Er ist also von hier weg gezogen?"

„Ja, er blieb nur eine Nacht hier."

— „Wissen Sie etwa, wohin er gezogen ist?"

„Allerdings! Er befindet sich auf dem Kirchhofe Père Lachaise."

— „Was soll das heißen?"

„Das heißt, daß er gestorben und gestern Nachmittag zwischen fünf und sechs Uhr daselbst begraben ist."

— „Begraben, wirklich begraben?" rief Bernard erstaunt, und mußte sich mit den Händen an einem Tische festhalten, um nicht zu Boden zu stürzen. „Mein Gott, ist er denn todt? Wann ist er denn gestorben? Das ist ja unmöglich!"

„Die Sache verhält sich so, wie ich sage," erwiderte der Kellner. „Wenn man eine Kugel durch's Herz bekommt, geht die Seele gewöhnlich durch das Loch heraus, und der Mensch ist todt."

— „Mein Gott, reden Sie doch vernünftig!" fuhr Bernard fort, und konnte seine Aufregung kaum bemeistern. „Eine Kugel, sagen Sie? Wie sollte er denn dazu gekommen seyn?"

„Das weiß ich nicht genau zu sagen. Aber gewiß ist, daß er ein Duell gehabt und gestern Morgen zwischen zehn und elf Uhr todt in unser Hôtel getragen worden ist."

— „Bah, Sie haben mich nur zum Besten! Gestern Nachmittag war er noch bei mir, hat noch mit uns zu Mittag gespeist und mit meiner Tochter gesungen. Wie sollte er denn schon am Vormittage erschossen worden seyn können? Da muß ich denn doch mit dem Wirthe selber sprechen, weil Ihre Aussage gar zu fabelhaft klingt."

„Thun Sie das," erwiderte der Kellner etwas piquirt, daß der alte Mann ihm keinen Glauben schenken wollte; „aber Sie werden nichts Anderes erfahren, als was Sie schon von mir gehört haben und „fabelhaft" zu nennen belieben. Ich habe Ihnen die reine Wahrheit gesagt."

Der Hôtelbesitzer, an welchen der alte Bernard sich jetzt wendete, obwohl seine alten Beine ihn kaum zu tragen vermochten, bekräftigte und bestätigte Alles, was der Kellner bereits über diese Angelegenheit geäußert hatte. Er zeigte ihm das Zimmer, in welchem der junge Beaucaire gewohnt hatte und in welchem noch der Koffer stand, mit der vollen Adresse darauf. In einer Ecke des Zimmers lag ein von einem Briefe abgerissenes Stück Papier; Bernard hob es auf und erkannte sogleich die Handschrift als die des alten Beaucaire. Wie konnte er jetzt noch länger zweifeln? Der Verstorbene war der ihm bestimmte Schwiegersohn. Aber das war ja undenkbar. Der bestimmte Schwiegersohn hatte ihn lebend besucht, Briefe und Geschenke aus der Heimat mitgebracht, und man besaß sein Porträt, das ihm selbst sehr ähnlich war. Mithin konnte es nicht derselbe seyn, der am vergangenen Morgen erschossen war. Und dennoch war er's. Er hatte ja selbst von dem Duell und seinem bevorstehenden Begräbnisse gesprochen. Man hatte das für einen Scherz gehalten, allein es war voller Ernst gewesen.

Der alte Mann wurde bei diesen Gedanken, die auf ihn einstürmten, so verwirrt und alterirt, daß er nicht heimzugehen vermochte, sondern sich einen Fiacre holen lassen mußte. Als er zu Hause ankam, wurden Frau und Tochter über das veränderte Aussehen des sonst so munteren alten Mannes sehr erschreckt, und es verging einige Zeit, bevor er ihnen erzählen konnte, was er über den ausgebliebenen jungen Freier in Erfahrung gebracht hatte.

„Ah, dann ist ja ein Gespenst bei uns gewesen und kein Mensch mit Fleisch und Bein!" rief Madame Bernard endlich ängstlich und bekreuzte sich, um die bösen Geister von sich abzuhalten. „Das ist ja schrecklich!"

— „Ja, Gott mag wissen, was wir davon glauben sollen!" sagte Bernard nachdenklich. „Ich möchte fast den Verstand darüber verlieren. Was sagst Du dazu, mein armes Kind?"

Hortense hatte keine Antwort. Die Eltern bemerkten, daß sie unbeweglich dastand und kein Wort hervorbringen konnte, einen so gewaltigen Eindruck hatte die Erzählung des Vaters auf sie gemacht. Sehr bekümmert darüber zog er sie an seine Brust.

„Sey vernünftig, Kind, und nimm die Sache nicht zu ernst!" sagte er. „Laß ihn seyn, wer und was er will, Du hast ja noch immer Deine Eltern und Freunde, die Dich werden zu trösten suchen."

— „Glaubst Du, daß er wirklich todt ist, Vater?"

„Ich muß es wohl, nach dem, was ich erfahren habe."

— „Und daß er nimmer wieder zu uns kommt?"

„Hm! Wenn man auf die bekannte Weise schon einmal hier gewesen ist, so ist's ja vielleicht nicht unmöglich, nochmals zu kommen, was ich mir indeß doch verbeten haben möchte. Ist er wirklich todt, so ist unsere Verbindung aus, und er soll bleiben, wo er ist, und uns nicht mehr geniren."

Das junge Mädchen setzte sich in eine Ecke des Zimmers, anscheinend ruhig und gefaßt, und blickte schweigend vor sich hin. Sie erschrak nicht über den Gedanken, daß der Bräutigam, der sie besucht habe, einer anderen Welt angehöre. Charolais hatte einen mächtigen Eindruck auf das Gemüth des jungen Mädchens gemacht und zwar einen um so überraschenderen, als sie sich selbst von Anfang an als ein freiwilliges Opfer betrachtete, dem Willen der Eltern zu genügen; sie wollte sich daher glücklich schätzen, wenn der ankommende und für sie bestimmte Bräutigam nur leidlich seye und nicht Eigenschaften an sich habe, die ein eheliches Zusammenleben mit ihm unmöglich machten. Daher erwartete sie um so weniger, daß ihr Zukünftiger so viele empfehlende Eigenschaften, eine so ausgezeichnete Bildung besitzen werde, daß sie fürchten müßte, seiner nicht würdig zu seyn. War er nun noch nach seinem Tode zu ihr gekommen, um sein Gelübde einzulösen — und wir müssen hinzufügen, daß ihre jugendliche Phantasie das nicht unglaublich fand — so sah sie darin ein Zeichen, daß sie seiner nicht so ganz und gar unwürdig und unwerth sey und in der Erinnerung an dem jetzt verlorenen Glücke festhalten dürfe.

3.

Die erzählte Begebenheit, welche natürlicher Weise nicht vor Herrn Bernard's Verwandten und Bekannten geheim gehalten werden konnte und durch diese sich selbstverständlich in weitere Kreise verbreitete, machte, wie leicht zu begreifen ist, das größte Aufsehen und wurde alsbald im Munde der Fama sehr ausgeschmückt und mit noch unglaublicheren Nebenumständen versehen, die aber von den Leuten ihrer Wunderbarkeit wegen um so viel mehr für Wahrheit gehalten wurden; denn die Pariser sind sehr leichtgläubige Menschen, denen Etwas um so mehr gefällt, je wunderbarer und ungereimter es klingt. Im Hause des Herrn Bernard indeß war der Eindruck von dem Erlebten zu nachhaltig und es währte lange, bevor man sich fassen und mit Demjenigen, was man erlebt zu haben glaubte, vertraut machen konnte. Madame Bernard beruhigte sich zuerst über diese Angelegenheit; sie behauptete schon im Voraus eine Ahnung davon gehabt zu haben, daß nicht Alles so sey, wie es seyn sollte. Ihr

Mann dagegen vermochte sich nur schwer zu beruhigen. In seiner Aufregung und Ungeduld beschloß er noch einen Schritt zu thun, um sich Licht und Gewißheit zu verschaffen. Der Hôtelbesitzer hatte ihm nämlich gesagt, daß der Obrigkeit eine Meldung über das stattgefundene Duell und den Todesfall zugegangen sey, und daß ein richterlicher Beamter sich in dieser Angelegenheit an Ort und Stelle eingefunden habe. Er sandte also Jemand auf die Polizeipräfectur, um über die Sache weiter nachzufragen, erhielt jedoch in den dortigen Aufklärungen dasjenige nur vollständig bestätigt, was er selber schon wußte. Von seinem alten Geschäftsfreunde Beaucaire erhielt er nach einiger Zeit auch ein Schreiben, welches voll Trauer und Klagen war über den verlorenen Sohn, auf den er seine Hoffnung gesetzt und von dem er sich so viel versprochen hatte. Von allen Seiten also bekam der alte Bernard nur Bestätigungen dieser ihm noch immer unerklärlichen Begebenheit.

Eine Woche lang war er daher grübelnd und wortkarg, was Beides ganz gegen seine Gewohnheit war; denn er besaß von Natur einen zu munteren und mittheilsamen Sinn. Aus eben diesem Grunde aber konnte auch seine schlechte Laune nicht lange dauern. Nach Verlauf einer ferneren Woche focht diese Begebenheit ihn nicht mehr sehr an, und er vermochte schon mit Ruhe darüber zu sprechen. Als daher einen Monat lang Gras über die Sache gewachsen war, begann er sich sogar schon lustig zu machen über das, was ihn Anfangs so sehr erschüttert hatte. „Wenn wir Alles zusammen fassen," sagte er eines Abends zu einigen seiner Freunde, „so müssen wir Gott dafür danken, daß noch Alles so abgegangen ist, wie geschehen. Wenn ein Gespenst uns sonst eine Visite macht, so geschieht es in der Nacht und ganz unerwartet, während man mutterseelenallein ist; man weiß daher nicht, woher ein solches Wesen kommt und wohin es geht. Das jagt uns einen Schreck in die Glieder. Dieses dagegen kam am hellen Tage und sogar noch in einem Cabriolet, wodurch uns eine Aufmerksamkeit erzeigt wurde. Du, Frau, hast durchaus keinen Grund zur Klage. Obwohl der Mann ein Gespenst war, aß er mit gutem Appetit und that Deiner Küche alle mögliche Ehre an. Nachdem er sich also als ein gut erzogenes und in seiner Sprache auch als ehrliebendes Gespenst bemerklich machte, kann ich nur Eins nicht begreifen, was natürlich einen Schatten auf ihn wirft. Er erzählte uns nämlich, daß er zum Unterpräfecten ernannt sey und dieß dem Einflusse seines halbverrückten Onkels Girard zu verdanken habe. Wir glaubten ihm und er nahm ruhig unsere Gratulationen an. Allein jetzt erfahre ich, daß Beaucaire's Sohn diesen Posten durchaus nicht bekommen hat, sondern ein ganz wildfremder Mensch. Es ist gewiß nicht hübsch von ihm, uns solche Geschichten aufzubinden. Allein ich denke, man muß solche Aufschneidereien Demjenigen nicht hoch anrechnen, der seinen ersten Gang als Gespenst macht und natürlich noch etwas verwirrt im Kopfe seyn muß." Es war ein Glück für den alten Mann, daß die vermeintliche Spuckgeschichte so viel Widersprechendes enthielt, daß ihre komische Seiten von selbst zur Geltung kamen.

Inzwischen fand sich in diesem Kreise eine Person, die gleich von Anfang an über alles Dasjenige, was die Familie betroffen hatte, sehr vergnügt gewesen war. Dieß war der Compagnon Grignan, Gustav's Vater. Wie man sich noch erinnern wird, hatte er dazu seine sehr triftigen Gründe. Eines Morgens erschien er im Comptoir etwas früher als er sonst zu thun pflegte, und bat sich abermals, nachdem ungefähr sechs Wochen seit jenem ominösen Besuch verflossen waren, eine Unterredung mit Herrn Bernhard aus.

„Ich habe Euch Allen Zeit zur Fassung gelassen," begann er, „weil ich bemerkte, daß Euch der Kopf etwas verstört worden war. Aber jetzt frage ich Dich abermals, was Du jetzt von meinem früheren Antrag denkst? Das Versprechen, welches Du dem Sohne Deines Freundes gegeben, fällt ja von selbst weg, wenn Du nicht erwartest, daß er Euch noch ferner nach seinem Tode besuchen wird. Letzteres glaube ich nun nicht, und mithin erwarte ich, daß Du bei Deinem mir gegebenen Worte bleibst. Du hast mir gesagt, daß Du gegen eine Verbindung Deiner Tochter mit meinem Sohne Nichts einzuwenden habest und meinem Gustav gewogen seyest. Ich halte also nochmals um Hortense's Hand für ihn an. Mit Zeit und Weile kann er in das Geschäft eintreten und uns ablösen, wenn wir zu alt geworden sind. Einen besseren und passenderen Schwiegersohn kannst Du Dir nicht wünschen, noch verlangen. Habe ich darin Recht oder Unrecht?"

— „Du hast vollkommen Recht, mein Freund; von meiner Seite steht Deinem Wunsch auch jetzt durchaus nichts mehr im Wege. Aber Hortense! Für's Erste dürfen wir vor ihr nichts von der Sache laut werden lassen; denn sie denkt noch immer an ihn, der . . . na, Du weißst ja wohl. Meine Frau und ich haben beschlossen, sie auf ein paar Monate zu ihrer Tante zu bringen, bei der sie schon früher einige Jahre gewesen ist. Diese führt ein munteres Haus, ihre drei Töchter sind frohe und lebenslustige Wesen und werden sie das Erlebte vergessen machen. Wenn sie nun erheitert und aufgemuntert zurückkehrt, alsdann wird um so eher Aussicht für Deinen Sohn vorhanden seyn. Meine Einwilligung gebe ich Dir sofort!"

Wenn auch ungern, so gab Grignan doch nach, und Hortense trat ihre kleine Erholungsreise an. Es schien auch, daß dieselbe einen guten und wohlthätigen Einfluß auf sie ausübte. Zu Hause war sie in den letzten Tagen still und in sich gekehrt umhergewandelt. Als sie endlich in's Vaterhaus zurückkehrte, war ihr Aussehen auch weit gesünder, die frische Luft und das bewegtere Leben mochten dieß bewirkt haben. Außerdem schien sie auch über das Vorgefallene gefaßter und ruhiger zu seyn, und nahm wieder Antheil an den kleinen Tagesbegebenheiten, so daß ihre Eltern wieder freudige Hoffnungen auf die baldige vollständige Genesung ihres geliebten Kindes hegten.

Hortense war inzwischen noch nicht lange wieder in ihrem Vaterhause, als Herr Grignan sich auf's Neue meldete und seinen Antrag wiederholte. Der alte Bernard vermochte nun nicht länger auszuweichen und mußte seiner Tochter endlich von dem neuen Freier Nachricht geben. Durch das eine und das andere Wort ihrer Mutter war sie schon darauf vorbereitet. „Laßt mich bei Euch bleiben, lieber Vater," sagte sie; „dieß wäre mir das liebste. Ich fühle mich hier sicher und heimisch, und für Euch kann's auch nur angenehm seyn, Eure Tochter um Euch zu haben." Bernard stellte ihr vor, daß ihr selbst mit einem solchen Entschluß nur wenig gedient seyn könne; ihre Eltern könnten ihr bald entrissen werden und dann stände sie allein un-

ter Verwandten, die ihr vielleicht nicht die rechte Theilnahme und Fürsorge zu Theil werden ließen. Gustav dagegen sey ein braver junger Mann, dem sie ruhig ihre Zukunft und ihr Lebensglück anvertrauen könne. „Allerdings!“ erwiderte sie. „Ich habe gegen Gustav nichts einzuwenden. Wir sind mit einander aufgewachsen und kennen uns genau. Aber, lieber Vater, es kommt mir noch oft vor, als ob ich über meine Hand nicht mehr verfügen könnte, sondern sie bereits einem Anderen angehörte. An jenem Tage, als wir den bekannten räthselhaften Besuch empfingen, habe ich mich verlobt und es scheint mir mithin, daß ich nicht mehr frei bin.“ Der alte Bernard nannte das Grillen und meinte, wenn sie nichts gegen Gustav habe, so solle sie sich doch bemühen, seinen Wünschen entgegenzukommen. Sie solle sich darauf nur bedenken, auf ein paar Wochen früher oder später komme es dabei natürlich nicht an.

So geduldig war indeß der rasche Grignan nicht, welcher von einem Aufschub der Sache durchaus nichts wissen wollte. Er redete selbst mit Hortensen über seinen Plan und verstand seine Worte recht klug zu stellen. „Eine Parthie wie diese,“ sagte er zu ihr, „gereicht allen Theilen zum Vortheil. Nichts kann Deinem Vater wünschenswerther seyn, als einen Schwiegersohn zu erhalten, der mit unserm Geschäft so vertraut ist, wie mein Gustav. Er kann wohl einen eben so tüchtigen Compagnon erhalten, aber schwerlich einen so ehrlichen und zuverlässigen. Diesen Umstand hat der Alte gewiß nicht berührt, aber es ist gewiß, daß er gar viele Rücksicht darauf nimmt und schon aus diesem Grunde allein die Parthie zu Stande zu bringen wünscht.“ Diese und ähnliche Aeußerungen machten einen tiefen Eindruck auf sie. Eine beständige Weigerung, eine neue Verbindung einzugehen, mußte ihre Eltern sehr betrüben; von Gustav konnte sie nur eine gute und freundliche Behandlung erwarten. Sie gab daher endlich nach und willigte in diese Verbindung, und es wurde nun von den Betheiligten bestimmt, daß die Verlobung nach Verlauf von acht Tagen gefeiert werden sollte.

4.

Während dieses Alles im Hause des Kaufmanns Bernard in Paris vorging, saß Charolais daheim in seinem Amte und war verzweifelt darüber, nicht einige Tage abkommen zu können, wie er das so sehnlichst wünschte. Erst nach Verlauf von vier Monaten, nachdem schon der Herbst herangekommen war, glückte es ihm, sich einen Urlaub von vierzehn Tagen zu erwirken. Auf Flügeln eilte er nach Paris und erfuhr zu seiner Freude gleich nach seiner Ankunft daselbst, daß sein Onkel, der General, sich zeitweilig dort aufhalte. Seines Beistandes und seiner Beihilfe war er sehr benöthigt, um seinen Plan auszuführen.

In der ganzen verflossenen Zeit, während er so sehr beschäftigt gewesen war und mit den Schwierigkeiten seiner neuen Stellung zu kämpfen gehabt hatte, war der Gedanke an Hortense nicht von ihm gewichen. Zum ersten Male hatte er sich von einem weiblichen Wesen ergriffen und angezogen gefühlt. Da er nun seinem Charakter nach nicht geneigt war, sich starken Eindrücken gleich hinzugeben, wohl aber die einmal empfangenen um so dauernder zu bewahren, so war es vorauszusehen, daß dieses Gefühl keineswegs einem anderen ähnlichen weichen werde. Je mehr er daher über das seltsame Verhältniß nachdachte, in welchem er zur Familie Bernard stand, um so mehr glaubte er darin eine Schickung und Fügung des Himmels zu finden. Der junge Beaucaire, ein so wackerer und unverdorbener Mensch er auch war, paßte augenscheinlich nicht für ein Mädchen wie Hortense; er stand in vieler Beziehung unter ihr und sie würde sich auf die Länge sicherlich nicht glücklich mit ihm gefühlt haben. Wenn der Zufall nun, fast gegen seinen Willen, ihn selber an die Stelle des erwarteten Bräutigams gesetzt hatte, durfte er denn dieß nicht als eine Art Fingerzeig für seine Zukunft betrachten? Aber eine große Frage war nur, ob er jetzt, wenn er sich wieder an dem bezüglichen Orte meldete, so gut wie das erste Mal würde aufgenommen werden. Die Familie Bernard mußte nothwendiger Weise von dem wahren Zusammenhang der Sache vollständig unterrichtet seyn und war aller Wahrscheinlichkeit nach nicht freundlich gestimmt gegen Denjenigen, der sich auf solche Weise die Umstände zu Nutz gemacht und Alle getäuscht hatte. In Bezug darauf meinte Charolais, daß es nicht unwesentlich seyn werde, den jetzigen Besuch bei der Familie Bernard in Begleitung seines Onkels abzustatten. Dieser war ein angesehener Mann, besaß eine große praktische Fertigkeit, schwierige Sachen zu behandeln, und mußte daher besonders dazu geeignet seyn, die erste Verlegenheit zu verdecken und einen ausbrechenden Zorn im Keime zu ersticken.

Der General Z., welchem Charolais vorher sein Abenteuer erzählen mußte, um ihn zum Bundesgenossen zu gewinnen, fand es köstlich. „Ja, das ist einer von Deinen alten Einfällen!“ sagte er. „Aber offen gestanden, würde ich an Deiner Stelle gerade ebenso gehandelt haben, und ich denke, daß es nicht schwer seyn wird, die Sache in das rechte Geleise zu bringen. Morgen Vormittag elf Uhr stehe ich zu Deinen Diensten. Wir lassen anspannen und fahren direct bei Herrn Bernard vor; laß mich nur machen. Doch noch ein Wort. Du sagst, daß Du seine Tochter liebst, daß sie einen unauslöschlichen Eindruck auf Dich gemacht ꝛc., woran ich nicht zweifle, da ich in meiner Jugend auch dergleichen Eindrücke an mir selbst verspürt habe und vielleicht noch nicht ganz schußfest dagegen bin; aber sage mir erst, was für ein Mann Herr Bernard ist, welche Stellung er einnimmt u. s. w., damit ich darnach meine Sachen einrichte.“

— „Nach Dem, was der junge Beaucaire mir sagte, ist er Kaufmann und treibt oder trieb einen sehr bedeutenden Handel, in Folge dessen er ein vermögender, reicher Mann geworden ist. Ich selber habe gesehen, daß er ein großes, schönes Haus bewohnt, das mit allem Comfort versehen war. Er und seine Frau gehören zu der alten, vortrefflichen Sorte von Menschen der früheren Zeit, welche von Tag zu Tag immer mehr von der Erde verschwindet. Die Tochter . . . .“

„Halt! sie ist ein Engel, das versteht sich von selbst. Nun, es bleibt dabei, wir fahren morgen zu den Leuten und sehen, was sich thun läßt.“

— „Erinnern Sie sich aber, lieber Onkel, daß ich nicht bestimmt weiß, wo der Mann wohnt. Ich habe schon ein paar verzweifelte Versuche gemacht, den Kutscher zu erfragen, der mich damals dahin beförderte; allein meine Mühe ist vergebens gewesen. Wir müssen also auf gut Glück auf diese Entdeckung ausgehen.“

„Thut nichts, wir werden den Mann schon finden!“

Am nächsten Vormittage begaben sich Beide in der schönen Equipage des Generals auf die Entdeckungsreise nach Bernard's Wohnung. Bis sie die Seine überschritten, hatte die Fahrt keine Schwierigkeiten. Charolais erinnerte sich bestimmt, daß er an jenem Tage die Rue des Saints-Pères passirt und links in die dritte oder vierte Quergasse eingebogen war. Sie versuchten erst die dritte, allein das war die unrichtige, und da durfte man erwarten, daß die vierte Quergasse die richtige sey, da Charolais bestimmt wußte, daß er das Luxembourg nicht passirt, wohl aber an der Kirche St. Sulpice vorüber gekommen war. Allein hier geriethen sie alsbald in einen Knäuel sich kreuzender kleinerer Gassen, und fuhren auf's Gerathewohl los, weil Charolais nicht mit Sicherheit angeben konnte, ob sie auf dem rechten Wege seyen oder nicht. Einige Fragen, die sie an Vorübergehende richteten, führten zu Nichts; man nannte sieben, acht verschiedene Kaufleute, die alle Bernard hießen. Zuletzt wurde der General ungeduldig.

„Das ist ja eine schauderhafte Gegend, in die Du mich führst. Hier kann der Mann unmöglich wohnen!"

— „Nein, Onkel, aber hier kamen wir durch, entweder weil es nothwendig war, oder weil der Kutscher seinen Gefallen daran hatte; letzteres ist wahrscheinlich, da wir gewiß längs der Rue St. Jacques hätten fahren können, welche wir neulich durchschritten. Diese Schlingel fahren Einen durch die abscheulichsten Gassen, wenn sie nur sieben Schritte ersparen können!"

Charolais wurde hier unterbrochen, weil der Wagen plötzlich stille stand und ein Wortstreit zwischen dem Kutscher desselben und einem Menschen entstand, der ein Cabriolet fuhr und aus einer Nebengasse gerade auf die Pferde des Generals losstürzte. Bei'm Anblick des fremden Fuhrwerks und seines Kutschers sprang Charolais eiligst aus seinem Wagen. Der Cabrioletführer, welcher Prügel oder ein ähnliches Tractament fürchtete, erhob sich sogleich von seinem Sitze, hakte den Zügel fest und setzte sich mit trotzigem Gesichte in Vertheidigungsstand, indem er seinen dicken Peitschenstiel vor sich hin hielt. Charolais, der dieses Manöver alsbald begriff, lachte laut auf und rief:

„Setze Dich nur ruhig nieder; wir wollen uns nicht prügeln. Ich will nur wissen, ob Du mich nicht einige Male gefahren hast?"

„Sie gefahren? Ja, richtig, ich erinnere mich; es ist aber schon ziemlich lange her."

— „Kannst Du Dich nicht mehr erinnern, daß Du mich vor vier Monaten in eben diesem Cabriolet zu einem Manne fuhrst, der Bernard hieß und in diesem Quartier wohnte?"

„Bernard? Was ist er? Generalpächter oder im Ministerium?"

— „Nein, er ist Kaufmann. Besinne Dich; Du mußtest noch zwei Stunden auf mich warten, während ich bei dem Manne war . . . ."

„Ah so! Nun erinnere ich mich. Es war am ersten Tage, wo ich für eigene Rechnung fuhr, und ich erhielt für die Tour von Ihnen einen guten Verdienst. Während ich im Wagen saß und schlief, verdiente ich fünf Franken."

— „Weißt Du noch, wo dieser Mann wohnt?"

„So gut, wie ich die Wohnung meines Schwiegervaters weiß."

— „Dann sage meinem Kutscher genau Bescheid und diese zwei Franken sind Dein für Deine Bemühung."

Der Kutscher des Generals empfing nun die verlangte genaue Anweisung, und wir dürfen jetzt den General und Charolais ruhig die kleine Strecke fortsetzen lassen, die sie noch übrig hatten, um am Ziel zu seyn. Inzwischen wollen wir uns zur Familie Bernard begeben und sehen, was daselbst geschieht. Man war dort, wie wir im Voraus errathen wollen, zu der Zeit sehr feierlich gestimmt. Es war nämlich gerade der Tag, wo Hortense mit Gustav getraut werden sollte. Um Mittag wollten die Eltern mit dem jungen Paare und den nächsten Verwandten sich zum Maire begeben, um den Ehecontract zu unterzeichnen, dann wollte man in die Kirche gehen, den Segen des Priesters zu erhalten.

Gustav's und Gabriele's geheime Freude über die besseren Aussichten, wie wir vorher gemeldet haben, war also nur von kurzer Dauer gewesen. Sobald die Gewißheit ergab, daß Hortense's Bräutigam todt sey, begriff Gustav sogleich, daß sein Vater nicht auf seinen alten Plan verzichten werde, und es währte auch nicht lange, so eröffnete Grignan ihm, daß seine Wünsche jetzt Gehör gefunden hätten. In Folge dessen hatten die Liebenden in ihrer Traurigkeit manche heimliche Zusammenkünfte und faßten in diesen die heldenmüthigsten Entschlüsse, um dem drohenden Geschicke zu entgehen. Sie wollten fliehen, weit, weit weg reisen, sich von einem alten würdigen Landgeistlichen trauen lassen und unbekannt und glücklich von ihrer Hände Arbeit in der Fremde leben. Allein alle diese Vorsätze zerfielen in sich selbst; Keines von Beiden hatte den Muth dazu, Ernst aus der Sache zu machen. Der Tag der Entscheidung und ewigen Trennung der Liebenden näherte sich indeß immer mehr, und Gabriele wurde endlich als nächste Anverwandte sogar zur Brautjungfer erkoren. Sie suchte sich allerdings krank zu stellen, um auf diese Weise von der ihr bestimmten Ehrenpflicht befreit zu werden, ihr gesundes Aussehen aber widersprach ihren Aussagen allzu sehr; man wollte in ihrem Hause nichts von ihrer Abwesenheit am Hochzeitstage wissen, um so weniger, da ihr Vater wegen einer Unpäßlichkeit wirklich nicht im Stande war, zugegen zu seyn. Eines mußte doch die Familie vertreten. Am bestimmten Tage mußte sie sich also im Hochzeitshause einfinden und sich zu Hortense begeben, ihren Brautstaat mit den anderen Brautjungfern zu ordnen.

Während nun die jungen Mädchen in einer Ecke des Zimmers beschäftigt waren, saß Hortense gedankenvoll da und stützte das Haupt auf die Hand. Die Begebenheiten der letzten Zeit zogen an ihrer Seele nochmals vorüber. An jenem Abende, an welchem ihr Vater zu ihr von einer Verbindung mit Gustav geredet, ihr aber eine Bedenkzeit gegeben, hatte sie noch spät in der Nacht auf ihrem Stübchen gesessen, ungewiß mit sich selbst darüber, wozu sie sich bestimmen solle. Gern wäre sie ihrem Vater gefällig gewesen, der sie bei Zeiten versorgt zu sehen wünschte, aber sie befürchtete eine Sünde zu begehen, wenn sie Gustav heirathete, nachdem sie sich stillschweigend dem verstorbenen Beaucaire verlobt hatte. In dieser Stimmung legte sie ein Gelübde ab: wenn ihr erster Bräutigam, nachdem er nicht mehr zu der Zahl der Lebenden gehörte, wirklich vermocht hatte, sich in ihrem Hause einzufinden, so mußte es ebenfalls in seiner

Macht stehen, ihr ein Zeichen zu geben, wenn ihm ihre neue Verbindung zuwider sey. „Thut er nun das," fügte sie hinzu, „so will ich mich seinem Willen fügen, selbst wenn ich schon am Altare stehe." Diese Abendstunde rief sie sich jetzt wieder in's Gedächtniß zurück und nahm an, daß Beaucaire ihre Vermählung billige, weil er so ganz und gar Nichts von sich weder hören noch sehen lasse; da fiel ihr Auge zufällig auf ihre Brautjungfern und insbesondere auf Gabriele. Diese stand gerade mit dem Brautschleier in der Hand und betrachtete denselben mit einer betrübten Miene. Eines der Mädchen sagte: „Lege ihn einmal um! Er wird Dir sicherlich ebenso gut stehen wie Hortense, vielleicht sogar besser." Bei dieser Hindeutung auf ihr Geheimniß vermochte Gabriele sich nicht zu halten, brach in Thränen aus und drückte in ihrem Schmerze den Schleier an ihre Augen. Hortense erhob sich erschrocken und trat rasch auf sie zu. „Was fehlt Dir? Warum weinst Du?" fragte sie besorgt; aber das arme Mädchen vermochte seinen Schmerz nicht zu bemeistern und konnte keine Antwort geben. „Ich sehe, Du bist entweder krank oder Dich drückt ein geheimes Leiden," sagte Hortense. „Komm' mit mir in's andere Zimmer und erzähle mir offen, was Dir auf dem Herzen liegt."

Hortense hatte die fünfzehnjährige Gabriele aufwachsen sehen, und da sie selbst vier bis fünf Jahre älter war, so übte sie eine gewisse Fürsorge für das mutterlose Kind und hatte wohl auch, weil Gabrielens Vater nicht zum Besten stand, durch allerlei kleine Aufmerksamkeiten dazu beigetragen, ihr das Leben angenehmer zu machen. Sie hegte deßhalb eine mehr als schwesterliche Liebe für sie und ruhte nicht eher, als bis sie durch allerlei Kreuz- und Querfragen den wahren Grund ihrer Betrübniß herausgebracht hatte.

„Von dem Allen hast weder Du noch Gustav mir ein Wort gesagt!" sagte Hortense endlich erstaunt. „Warum aber habt Ihr mir das verschwiegen?"

— „Ach, wir durften es nicht wagen, und am Ende, was konnte uns das helfen! Gustav's Vater kümmert sich nicht darum, ob wir glücklich oder unglücklich sind, und von meinem Vater durften wir ebenfalls keinen Beistand erwarten, wie Du weißst."

„Aber wußtet Ihr denn, daß ich Euch nicht helfen wollte? Sage mir, ist Gustav unten bei den übrigen Gästen?"

— „Ja, er kam vor Kurzem mit seinem Vater an."

„Kannst Du ihm heimlich sagen, daß er zu mir heraufkommen möge?"

— „Ach Gott, das darf er nicht; Braut und Bräutigam dürfen nicht allein zusammenkommen, bevor . . ."

„Das weiß ich, Kind. Aber ich will ihn auch nicht in Gegenwart von Zeugen sprechen. Siehe zu, daß Du ihn herbringst, ohne daß ein Mensch es sieht, und das läßt sich gut thun, wenn Du ihn mittelst der Hintertreppe in die beiden Fremdenzimmer führst. Nun beeile Dich, viel Zeit habe ich nicht mehr zu verlieren!"

Gabriele entfernte sich, verwundert darüber, was das Alles bedeuten und bezwecken sollte, und Hortense blieb einige Zeit allein. „Ist das nicht ein Wink, den er mir gibt, wie ich es wünschte?" sagte sie zu sich selber. „Ich gehöre einem Anderen an und das hat er mir auf diese Weise in's Gedächtniß rufen wollen. Ich kann Gustav also nicht meine Hand reichen. Wenn wir unten erscheinen, will ich es meinen Eltern und Herrn Grignan ganz offen gestehen, und Niemand soll meinen Entschluß ändern können!"

Nach kurzer Zeit kam Gabriele zurück und mit ihr Gustav, dem sie in Eile berichtet hatte, was geschehen war, und welcher jetzt wie ein armer Sünder seiner Braut gegenüberstand.

„Du hast nicht recht gehandelt," sagte Hortense vorwurfsvoll, aber mild. „Du konntest wohl denken, daß Dein und Gabrielens Glück mir am Herzen lag, und daß es mich sehr betrübt hätte, wenn ich später, aber alsdann zu spät erfahren, welches Bild eigentlich in Deiner Seele herrschte. Allein ich danke jetzt Gott dafür, daß ich diese Erfahrung nicht zu spät gemacht habe, und daß es in meiner Macht steht, für Euch Beide wirken zu können."

— „Was ist denn Deine Absicht?" fragte Gustav ängstlich.

„Das wirst Du erfahren, wenn wir unten sind. So lange nur die Rede von mir allein war, konnte ich sagen: Meine Eltern wünschen es; ich weiß, daß ich ihnen dadurch eine Freude mache und deßhalb füge ich mich in ihren Willen. Aber jetzt ist die Rede von Anderen, von Euch Beiden, die ich von Herzen lieb habe!"

— „O, Du bist die Güte selbst!" rief Gustav und ergriff dankbar ihre Hand. „Aber bedenke doch, welche Folgen Dein Werk haben kann. Mein Vater gibt nicht leicht nach . . . und was würden Deine Eltern sagen, wenn Du jetzt, in dem letzten Augenblick, in Aller Gegenwart? . . . . Ja, so erfreulich mir auch Dein Benehmen erscheint, so muß ich Dir doch in Deinem eigenen Interesse rathen, zu erwägen und . . .".

„Ja, Du hast Recht!" fiel Hortense ein. „In Aller Gegenwart . . . nein, das schickt sich nicht. Aber mein Vater kommt ja herauf und holt mich ab. Ihm will ich mich anvertrauen, er soll mit Deinem Vater reden . . . ja, so will ich es machen! Gehe nun, Gustav, damit man Dich nicht vermißt, und verlaß Dich auf das, was ich für Dich und Gabriele thun werde."

Als Gustav sich entfernt hatte, mußte Gabriele zu den anderen jungen Mädchen hineingehen und sollte dann, wenn Hortensens Vater käme, die Braut abzuholen, ihn zu ihr führen, damit sie unter vier Augen mit ihm reden und ihm mittheilen könne, daß aus der bevorstehenden projectirten Heirath aus triftigen Gründen nichts werden dürfe und er sich, sowie alle Anderen, darein finden müsse. Damit glaubte Hortense die Sache abgemacht zu haben.

Es ging indessen nicht so, wie Hortense erwartet hatte. Herr Bernard kam nicht allein zu ihr. In der frohen Stimmung, in welcher die Gesellschaft sich unten im Festzimmer befand, wurde er von seiner Frau und einigen der eingeladenen Gäste begleitet, die Alle der Braut bei dem festlichen Aufzuge folgen wollten. Diese Ankommenden waren nun so munter, so redselig und verwundert über den Brautstaat, daß Hortense sich verwirrt fühlte und ihren Plan zerstört fand. Mit ihrem Vater jetzt zu reden, dazu war keine Aussicht und sie ließ sich denn in's Festzimmer hinabbegleiten, in der Hoffnung, dort eine Gelegenheit zu finden, den Vater allein sprechen zu können.

Unten im Festzimmer war alles also angeordnet, daß wenn

Hortense mit ihrem Vater und den nächsten Angehörigen durch die eine Thür einträten, Gustav mit seinem Vater und seinen Verwandten durch die entgegengesetzte Thür hereinkommen sollten, und darauf wollte man ohne weiteren Aufenthalt den Wagen besteigen und abfahren. Sobald daher Bernard mit seiner Tochter an der Hand eintrat, rief er: „Ist der Wagen bereit?" Man hörte Peitschengeknall und das Gerassel eines vorfahrenden Wagens. „Meine Herren und Damen!" fuhr Bernard fort, „wenn's Ihnen jetzt gefällig ist, so fahren wir zum Maire und in die Kirche."

Hortense ergriff ihren Vater ängstlich am Arme, um ihn zurückzuhalten, und flüsterte ihm zu: „Warte einen Augenblick, Vater, ich muß noch mit Dir allein reden!"

„Was? Mit mir allein reden, Mädchen?" fragte er verwundert. „Was soll das bedeuten?"

— „Da ist er wieder, Herr, das Gespenst! Sie wissen wohl, was ich meine!" schrie ein Diener in demselben Augenblick, als Herr Bernard von seiner Tochter eine Aufklärung erwartete, und stürzte verstört und todtenblaß in's Zimmer.

Alle Anwesenden waren nicht weniger sonderbar überrascht; man sah sich gegenseitig an und wünschte den näheren Zusammenhang der Sache und die Ursachen zu erfahren, wodurch dem Diener ein solcher Schreck in die Glieder gefahren sey. Bevor man sich indeß gehörig aufklären konnte, trat der General Z. in seiner glänzenden Uniform zu den Leuten in's Hochzeitszimmer, Charolais an seiner Seite mit sich führend. Bernard wich bei diesem Anblick erbleichend zurück, seine Frau schlug vor Erstaunen die Hände über dem Kopf zusammen und auch Hortense ergriff ein solches Zittern, daß sie sich an ihrem Vater festhalten mußte, um nicht in Ohnmacht zu fallen. Sie blickte Charolais unverwandt an und hielt Nichts für gewisser, als daß er ihr jetzt nur wieder erscheine, um ihr persönlich das bekannte Gelübde in's Gedächtniß zu rufen. Die übrigen Personen, welche den jungen Mann früher nicht gesehen hatten und also auch nicht begriffen, was vor ihren Augen vorging, aber doch einen sonderbaren Zusammenhang ahnten, zogen sich scheu und erwartungsvoll zurück. Einige jedoch, die den General kannten, näherten sich bald wieder.

„Die verehrte Gesellschaft wolle verzeihen," sagte der General mit einer artigen Verbeugung und mit lauter Stimme, „wenn wir durch unser plötzliches Erscheinen vielleicht eine festliche Handlung stören. Allein es ist mir sehr lieb, wenn wir noch früh genug kommen, um dieselbe aufhalten zu können."

— „Mit wem habe ich die Ehre zu reden?" begann Bernard, wenn auch noch mit etwas unsicherer Stimme. Wenn der Schreck vor dem Gespenste in letzterer Zeit viel von seiner Macht über den alten Mann verloren hatte, so glaubte er doch nicht, daß der unheimliche Gast seine Kühnheit so weit treiben werde, in Begleitung eines französischen Generals und in Gegenwart vieler Zeugen zu erscheinen, was ihm etwas Muth in dieser fatalen Situation gab.

„Mein Name ist General Z., und dieser junge Mann, den Sie gewiß schon kennen, obwohl unter einem anderen Namen, ist mein Neffe, Edmond de Charolais, Unterpräfect ..."

— „Ihr Neffe? Charolais? Er ist ja ein Sohn vom Kaufmann Beaucaire!"

„Nein!" versetzte der General lachend, „das ist er nicht. Aber ich weiß wohl, daß er hier unter diesem Namen bekannt ist. Ich muß Ihnen indeß sagen, daß er theils mit und theils ohne seinen Willen kurze Zeit in Ihrer Familie unter einer falschen Firma figurirt hat."

Es kam nun zu Erklärungen, allerdings erst nach manchen Fragen und Ausrufen des Erstaunens. Der anfängliche Schreck mußte darauf einer frohen Stimmung weichen; denn Alle, sowohl der alte Bernard als seine Frau und seine Tochter empfanden Freude darüber, von den bisherigen unangenehmen Gedanken und Vorstellungen über jene Begebenheit endlich befreit zu seyn. Daher ließen sie denn auch die Entschuldigungen gelten, die Charolais für sein Betragen anführte.

„Es war also kein Gespenst, das hier gewesen ist, sondern ein lebendes Wesen und außerdem ein schöner, angenehmer Mann? Wie konnten wir auch so thöricht seyn zu glauben, daß es ein Todter sey, der uns besuchte? Wenn auch alle Umstände dafür sprachen, wer konnte denn doch diesen munteren und geistreichen jungen Mann für einen ruhelosen Geist aus der andern Welt ansehen? Nein, wir können uns unsere eigene Thorheit, die eigentlich Schuld an der ganzen Begebenheit ist, nicht verzeihen!" Diese und ähnliche Gedanken kamen unter den Mitgliedern der Familie theils wirklich zum Ausbruch, theils regten sie sich nur im Herzen.

Charolais näherte sich jetzt Hortense. „Erinnern Sie sich," begann er mild, „mit welchen Worten ich an jenem Tage von Ihnen schied? Wenn es bei mir stände, so würde ich nicht zögern, Sie wieder zu sehen. Leider aber war es mir nicht möglich; noch denselben Abend mußte ich mich in Begleitung meines Onkels nach meinem neuen Wirkungskreise begeben. Meine Gedanken waren in der ganzen Zeit bis jetzt aber nur bei Ihnen und in dem Kreise, den ich verlassen hatte, und so war es meine Hoffnung, daß ich von Ihnen und den Ihrigen nicht ganz und gar vergessen seyn könne."

General Z., der ein Kenner des schönen Geschlechts war oder wenigstens zu seyn glaubte, fand an Hortensen ein großes Wohlgefallen. Sobald daher die erste Ueberraschung sich etwas gelegt hatte, sagte er zu Herrn Bernard: „Nun wollen wir alten, vernünftigen Leute ein Wort mit einander reden. Sie haben mit meinem Neffen Bekanntschaft gemacht, und soviel ich bemerken kann, hat er Allen gefallen." Bei diesen Worten blickte er Hortense lächelnd an, welche ihre Augen unter Erröthen zu Boden schlug. Darauf fuhr er fort: „Sie Alle betrachteten ihn als den dem jungen Mädchen bestimmten Bräutigam. Auf ihn hat sie ebenfalls einen unauslöschlichen Eindruck gemacht ... dieß behauptet er wenigstens, und man kann auf jeden Fall ihm ebenso gut Glauben schenken, wie jedem anderen jungen Manne, welcher verliebt ist und sich darüber äußert. Er besitzt ein unabhängiges Vermögen und bekleidet schon ein nicht unbedeutendes Staatsamt. Jedermann achtet ihn; von seinem Charakter und seinen Kenntnissen muß ich schweigen, da ich sein Onkel bin und ihn aus dem Grunde nicht rühmen mag, obgleich ich das muß. Darum, mein lieber Herr Bernard, meine ich denn, daß es für alle Parteien sicherlich das beste wäre, wenn es bei der ersten Bestimmung bliebe und wir ein Paar aus ihm und Ihrer schönen Tochter machten."

Der alte Bernard wußte in seiner Verlegenheit nicht, was er zu diesem Vorschlage sagen sollte. Uebrigens war er wirklich der Meinung, daß diese Parthie nur eine erwünschte seye. An Charolais hatte er vom ersten Augenblicke an Wohlgefallen gefunden und seine Eigenschaft als schon ernannter Unterpräfect mit schönster Aussicht auf ein baldiges Avancement hatte diesen Eindruck noch bedeutend verstärkt. Allein er war zugleich ein honnetter Mann. Nun, da er gerade seine Tochter einem Anderen vermählen wollte, konnte er anständiger Weise den Vorschlag des Generals nicht annehmen, so ehrenwerth derselbe auch sonst war. Er wurde jedoch verhindert, eine entscheidende Antwort zu geben, weil sich plötzlich eine dritte Person in die Unterhaltung mischte, — nämlich Herr Grignan, der eine ihm unwillkommene Entscheidung fürchtete und nun mit unverholenem Zorn herbeitrat und zum General sagte; „Herr General! Da Sie ohne Umstände Fräulein Bernard's Hand in Beschlag nehmen wollen, so scheine Sie nicht zu wissen, daß wir Alle gerade in der Absicht hier versammelt sind, um die Vermählung des besagten Fräuleins mit meinem Sohne zu vollziehen. Ich erlaube mir, Ihnen diese Aufklärung zu geben, und bitte Sie, darnach Ihr Benehmen einrichten zu wollen."

„Schön, mein Herr, ich vermuthete schon dergleichen; ich muß Ihnen jedoch erwidern, daß, so lange eine Verbindung nicht abgeschlossen ist, immer noch Aenderungen möglich sind, und daher glaube ich ein Recht zu haben, meine Vorschläge in dieser Beziehung anzubringen. Ueberhaupt ist eine Vermählung, die so rasch auf die ursprünglich beabsichtigte folgen soll, wohl kaum ordentlich erwogen und überlegt, und vielleicht noch weniger zu wünschen."

Der General wandte sich instinktmäßig an Madame Bernard, da Herr Grignan kein Wort erwiderte, und sagte zu ihr: „Madame, was ist Ihre Meinung? Geben Sie mir als Mutter des jungen Fräuleins eine Antwort auf meinen Antrag."

„Ich bin ganz Ihrer Meinung," erwiderte sie mit einem unzufriedenen Blick auf ihren Mann; „diese Verlobung ist zu rasch auf die erste gefolgt. Wir hätten nach meinem Dafürhalten die Sache etwas mehr überlegen können."

— „Das will ich nicht bestreiten," fiel hier Herr Bernard ein, „allein die Sache kann jetzt nicht mehr geändert werden."

„Dann wende ich mich an Sie, mein Fräulein!" sagte der General zu Hortense. „Im Grunde sind Sie doch die wichtigste Person in der ganzen Angelegenheit. Bitte, sagen Sie nur kurz und einfach, welchem der beiden Herren Ihr Herz den Vorzug gibt?"

— „Lieber Vater!" sagte Hortense ohne alle Verwirrung und Verlegenheit, „ich muß Dir gestehen, daß ich Gustav unter keinerlei Umständen meine Hand gereicht hätte; es liegen Gründe vor, die mich dazu ohne alle anderen Rücksichten veranlassen mußten. Dieß wollte ich Dir noch vor Kurzem mittheilen, als ich Dich um eine Unterredung unter vier Augen bat, damit die Vermählung zwischen Gustav und mir aufgegeben würde."

„Aber, mein Kind, was gibt es denn?" fragte der Alte erstaunt.

— „Gustav, gegen den ich persönlich Nichts einzuwenden habe, liebt mich nicht, sondern hat schon seit längerer Zeit eine andere Braut. Das hat er mir selber erst vor einer halben Stunde gestanden."

„Wie? Eine andere Braut ohne mein Wissen und meinen Willen?" rief Herr Grignan sehr überrascht, und blickte abwechselnd auf seinen Sohn und Hortense. — „Was sind das für Geschichten! Wer ist denn die Braut?"

— „Die Tochter meines Onkels, Gabriele!" versetzte Hortense.

„Daraus wird nichts, Junge, schlage Dir diese Gedanken aus dem Kopfe!" rief er. — „Ich weiß wohl, daß Du ihr nachgelaufen bist, aber meine Einwilligung zur Heirath erhälst Du niemals!"

— „So? Warum denn nicht, wenn man fragen darf?" fragte Herr Bernard, der bei dieser Geschichte nachgerade warm wurde. „Ist Gabriele nicht ein schönes und gut erzogenes Mädchen? Ist die Familie meines Bruders Dir vielleicht nicht gut genug?"

„Ach, das Alles ist es nicht," erwiderte Grignan leise; — „aber sie hat ja durchaus kein Vermögen!"

— „Da bist Du im Irrthum!" sagte Bernard; „als ich sie über die Taufe hielt, setzte ich ihr 10,000 Franken zur Mitgift aus. Diese Summe will ich jetzt verdoppeln und außerdem.... wir sprachen ja davon, daß Gustav nach ein paar Jahren als Compagnon in unser Geschäft eintreten sollte . . . . gibst Du Deine Einwilligung zu seiner Verheirathung mit Gabriele, so nehme ich ihn unbedingt sogleich als Compagnon auf und wir können das Weitere später abmachen."

„Gut, ich nehme Dein Anerbieten an!" sagte Grignan nach einigem Bedenken, da er einsah, daß er seinen Willen in der Hauptsache doch durchsetzte. „Deine Tochter bekommt Gustav freilich nicht, woran seine eigene Dummheit Schuld ist, aber doch eine Frau. Ich gebe also meine Einwilligung und nehme meinen Widerspruch von vorhin zurück; denn ich habe es mir in den Kopf gesetzt, daß der Junge wie ich in seinem zweiundzwanzigsten Jahre heirathen soll. Also abgemacht!"

Gustav, der bisher wie ein armer Sünder da gestanden, und Gabriele, die sich in ihrer Angst hinter den Brautjungfern versteckt hatte, wurden bei diesen Worten von großer Freude erfüllt. Beide eilten auf Herrn Bernard und Herrn Grignan zu und sprachen ihren Dank in entzückten Worten aus. Alle nahmen an ihrer Freude einen gebührenden Antheil. Sogleich wurden nun Boten zu Gabrielens Vater gesandt und ihm die Sache mitgetheilt, und dieser erschien jetzt trotz seiner Unpäßlichkeit persönlich und gab ohne viele Umstände seine Einwilligung zur sofortigen Vermählung der beiden jungen Leute, welche jetzt in einem Meere von Glück schwammen, weil ihre anfangs so trüben Aussichten auf die Erfüllung ihres Wunsches aufgehellt und ihre Pläne verwirklicht wurden.

Die Aufregung, welche diese unerwartete neue Wendung der Begebenheiten natürlicher Weise in der Versammlung hervorrief, wurde von einem Diener unterbrochen, welcher von Seiten des Maire meldete, daß man sich bald bei ihm einfinden möge, da er sonst an diesem Tage nicht mehr zu Diensten stehen könne und die Vermählung alsdann einen Aufschub erleiden müsse.

„Sagen Sie dem Maire, daß wir sogleich bei ihm seyn werden," erwiderte der General. „Nicht wahr, Herr Bernard,

wir können wohl kaum etwas Besseres thun, als sogleich die Wünsche der jungen Leute erfüllen? Mein Neffe hat nur zwei Wochen Urlaub. Laßt uns deßhalb Ernst machen und heute noch eine Doppelhochzeit feiern."

Der alte Bernard machte Einwendungen, fand aber auf allen Seiten Widerstand. Selbst seine Frau schlug sich zur Partei des Generals.

„Hm! nun ja denn — in Gottes Namen!" sagte Bernard. „Wenn Ihr's denn wollt; aber eigentlich hat Hortense sich ja noch gar nicht erklärt, daß . . . ."

— „Habe ich mich geirrt?" fragte Charolais das reizende Bräutchen, dem er sich eiligst genähert hatte. „Habe ich wirklich einen Platz in Ihrem Herzen gefunden, liebenswürdige Hortense?"

„Das haben Sie von dem ersten Augenblicke an, mein Freund!" sagte Hortense lächelnd, und reichte ihm beide Hände.

— „Nun denn, in den Wagen!" rief Herr Bernard, der seine Freude über den glücklichen Ausgang dieser verwickelten Begebenheiten nicht länger verbergen konnte. Alle beeilten sich nun, dem Befehle nachzukommen.

Hortense gab Gabrielen ihren Schleier und sagte: „Du hast diesen Schleier durch Deine Thränen geweiht, deßhalb sollst Du ihn auch heute tragen. Ich habe einen anderen, den ich tragen werde!" —

So geschah es, und bald waren die betreffenden Ehecontracte der beiden Paare unterzeichnet.

Vierzehn Tage später führte Charolais seine junge Gemahlin in seine Heimath. Es zeigte sich täglich mehr, daß Beide, obwohl der Zufall sie zusammengeführt hatte, gleichsam für einander geschaffen waren, um sich gegenseitig den Weg durch's Leben zu erleichtern und angenehm zu machen. Wenn es also wahr ist, daß Ehen im Himmel geschlossen werden, so war diese sicherlich eine solche, und wir wünschen schließlich unserer freundlichen Leserin ein eben solches Glück, wie die liebenswürdige Hortense und Herrn Bernard's Schwiegersohn es genossen.

Die Scilly-Inseln.

Eine Naturstudie am Meeresstrande.

Von G. H. Lewes.

(Schluß.)

Nachdem ich durch meinen Ausflug die erste Sehnsucht gestillt und die Weisheit meiner Wahl von Scilly vor mir gerechtfertigt hatte, kehrte ich in meine Wohnung zurück, packte die Bücherkiste aus, brachte den Arbeitstisch mit seinen Gläsern, Flaschen, Secirmessern und Mikroskopen in Ordnung, und als Erholung von diesen Anstrengungen schlug ich den Borlase auf, um aus seinem alterthümlichen Quartbande einige Belehrungen über meinen Aufenthaltsort zu gewinnen. Ich will nicht wie gewisse Gelehrte meine eben erworbenen Kenntnisse gleich wieder rücksichtslos auskramen; aber wenn ich auch stark vermuthe, daß meine Leser über den Gegenstand gründlich unwissend sind, so glaube ich doch voraussetzen zu dürfen, daß sie sich bei der Unwissenheit ganz wohl befinden und nach Belehrung durchaus nicht sehr begierig sind; schlimmsten Falls wissen sie, wo sie die nöthigen Aufklärungen erhalten können. Nur über den Namen der Inseln ist ein Wort vielleicht am Platze. „Wie kommt es," fragt Borlase mit Recht, „daß alle diese Inseln ihren Gesammtnamen von einem so kleinen und unbedeutenden Punkt wie Scilly erhalten haben, dessen Klippen nur für Vögel zugänglich sind und schon wegen ihrer Unfruchtbarkeit für immer unbewohnt bleiben müssen? Eine genauere Besichtigung der Küste gibt Antwort auf diese Frage und überzeugt uns, daß, was jetzt ein bloßes Stückchen Fels und von dem Ackerlande von Guel und Brehar eine halbe Meile entfernt ist, mit diesem früher durch eine niedrige Strecke Landes zusammenhing, und daß Treslaw, St. Martin's, Brehar, Samson nebst den zurückliegenden Felsen und Inseln, früher nur ein Eiland ausmachten." Durch das Eindringen des Meeres also oder durch das Versinken des Landes ward nach Borlase die eine Insel in mehre zersplittert.

Scilly war der höchste und am weitesten sichtbare Vorberg, und deßhalb empfing die ganze Gruppe von ihm ihren Namen. Ob diese Inseln bei den Griechen Kassiteriden, bei den Römern Sigdeles, Sillinae und Silures hießen, darüber mag man mit Geographen und Alterthumsforschern streiten; wir wollen uns um die Frage nicht kümmern. Unzweifelhaft scheint es, daß Phönicier und Römer hierher kamen, um Zinn zu holen; noch unzweifelhafter, daß im zehnten Jahrhundert, „als der Handel aufblühte, die Schifffahrt sich zu vermehren begann und Seekriege im Westen anfingen, die günstige Lage dieser Inseln am Eingange beider Kanäle bald zu der Einsicht führte, wie wichtig ihr Besitz und wie gefährlich es für England's Handel und Unabhängigkeit sey, wenn sie in Feindesland fielen." Der Wißbegierige findet bei Borlase ein Verzeichniß von Jahreszahlen und Ereignissen vom zehnten Jahrhundert ab; ich hebe nur die Bemerkung hervor, daß Königin Elisabeth die Bedeutung der Inseln vollkommen begriff und, „da sie es mit Spanien, damals der seemächtigsten Nation der Welt, zu thun hatte, an Francis Godolphin, den sie 1558 zum Ritter geschlagen und zum Lord-Lieutenant von Cornwall ernannt hatte, den Auftrag gab, die Befestigungen derselben in besseren Stand zu setzen. Der Bau von Star-Castle ward 1593 angefangen und beendet. Zu gleicher Zeit wurden auf dem nämlichen Berge eine Courtine und mehre Bastionen angelegt." Das Schloß ist noch da, und die nicht eben sehr furchtbar aussehenden Festungswerke mit ihren fünf Invaliden thun immer noch so, als wären sie ein Schrecken für Englands Feinde. Obgleich ich keine militärische Bildung besitze und noch weniger ein Staatsmann bin, so drängt sich mir doch der Gedanke auf, daß die Befestigungen von Scilly entweder auf unbegreifliche Weise vernachlässigt werden, oder daß unsere Feinde außerordentlich leicht in Schrecken zu setzen sind. Was Borlase vor hundert Jahren schrieb, ist noch heute ganz richtig: „In Kriegszeiten ist es für England von der größten Wichtigkeit, Scilly im Besitz zu haben; sobald es in Feindeshand geriethe, würde der Kanalhandel von Irland, Liverpool und Bristol nach London und Süd-England aufhören müssen; denn da Scilly an der Spitze von England liegt und den Blick über beide Kanäle hat, so könnte kein Schiff vorübergelangen, ohne in einer dieser Buchten Gefahr zu laufen. Dieß erfuhr das Ministerium

des Parlaments in der letzten Zeit des Bürgerkrieges unter Karl I. nur zu bald, als Sir John Granville Scilly besetzt und befestigt hatte. Whitelock berichtet, daß bei den damaligen Machthabern in London fortwährend Klagen einliefen, wie viele Schiffe von den Kapern auf Scilly aufgebracht würden, so daß sie endlich genöthigt waren, durch Admiral Blake und Sir George Askue die Cavaliere von einem Posten vertreiben zu lassen, der ihnen zur Beunruhigung des Londoner Handels so vortreffliche Gelegenheit bot." Ich sollte denken, ein Posten von solcher Wichtigkeit dürfte eine etwas stärkere Besatzung als fünf Invaliden beanspruchen.

Die eben gegebenen Winke zeigen schon hinlänglich, daß diese Stückchen Fels, bei denen es den spöttischen Londoner Stadtkindern so zweifelhaft war, ob man dort Englisch verstehe und Volants trage, durch geschichtliche und politische Beziehungen und Erinnerungen geadelt sind. Jene Herren mögen es sich ferner gesagt seyn lassen, daß man hier nicht nur Englisch versteht, sondern es mit einer Reinheit der Aussprache und der Betonung spricht, wie ich sie nirgends in britischen Ländern gefunden habe. Die Bewohner von Scilly sind ein äußerst gesund und blühend aussehender Menschenschlag; die schwarzen Augen und langen Augenwimpern der Kinder erfüllen das elterliche Gefühl des Fremden mit Freude und Sehnsucht, wenn die rothbackigen Schelme in ihren Spielen innehalten, um ihn anzugaffen. Ihr Betragen ist freundlich und gesetzt; sie sind artig, ohne kriechend zu seyn. Von Grobheit und Rohheit habe ich nie eine Spur bemerkt.

Sobald man also den Ausdruck „Bildung" in höherem Sinne nimmt, ist es vollkommen unrichtig, die Bevölkerung als „halbgebildet" zu bezeichnen. Erst wenn man auf den Stand der Verkehrsverhältnisse eingeht, tritt die abgeschiedene Lage der Inseln in ihrer verhängnißvollen Bedeutung hervor; nach den Läden beurtheilt, befindet sich die Bildung auf Scilly noch in der frühesten Kindheit. Um mich wissenschaftlich auszudrücken, die gewerbliche Thätigkeit in Scilly bietet noch wenig Abwechslung. Wie bei den einfachen Organismen ein Theil des Körpers verschiedene Verrichtungen übernimmt, die bei höheren auf mehre Glieder vertheilt werden, so wägt hier dasselbe lächelnde Wesen die Butter ab und mißt den Musselin, empfiehlt dem Geschmack des Kenners bald einen frisch angekommenen Käse, bald die Form eines Hutes nach neuester Mode; seidene Bänder liegen neben Pickles, und diesen dienen wieder Brode zur Folie. Wer an Zahnschmerzen leidet, muß sich an den freundlichen Beistand des Postmeisters wenden; ob der beim Zahnausziehen den Briefstempel oder künstlichere Werkzeuge gebraucht, ist mir unbekannt. Dieser Mangel der Differencirung ist indeß kein wesentlicher Nachtheil, besonders für mich, der ich keine seidene Kleider trage und keine neuen Hüte kaufe. Um so schlimmer ist es mit andern Mängeln, die man hier am wenigsten erwartet und am schmerzlichsten empfindet — den Mängeln der Küche und des Speisemarkts. Nach naturwissenschaftlichen Wahrscheinlichkeitsgründen müßten die Einwohner von Scilly, da sie zu den fleischfressenden Geschöpfen gehören, mit Vergnügen Fleisch essen, wenn sie es hätten.

Da es nun auf der Insel eine Anzahl wohlhabender Leute, Schiffsbauer und Schiffseigenthümer, und keine Armen gibt, so sollte man denken, es würde ein beträchtlicher Fleischverbrauch stattfinden, sie müßten denn den Irrlehren pythagoräischer Enthaltsamkeit verfallen seyn. Aber alle Schlüsse, die man im Voraus macht, sind ohnmächtig gegen Thatsache; und mir trat es bald genug als ernste und schreckliche Thatsachen entgegen, daß in diesem Lande Fleisch mit am schwersten zu haben ist. Man glaube ja nicht, daß ich von besonders ausgesuchten Leckerbissen und großer Mannigfaltigkeit rede; nein, ich spreche von Fleisch überhaupt, ohne alle feinschmeckenden Unterschiede. Rindfleisch kann man wenigstens noch bekommen, obwohl nur durch List und Intriguen; aber Hammelfleisch gehört in's Reich der Träume. Von Kalbfleisch schwebt eine dämmernde Ahnung vor den Seelen der Inselbewohner. Geflügel gibt es — in Penzance, d. h. am festen Lande; Fische — wenn die See ganz ruhig ist, was in dieser Jahreszeit niemals vorkommt, und wenn der einzige einsame Fischer es darauf ankommen lassen will, die Netze auszuwerfen, was äußerst selten geschieht. Von einem Markt ist keine Rede. Nur zweimal in der Woche zieht ein Gemüsekarren vom Lande (das Land liegt vielleicht eine halbe Stunde weit) langsam durch die Stadt, und wer sich dann eifrig zudrängt, wie die Hunde und Katzen in London um die Futterkarren, kann sich auf drei Tage mit Pflanzenkost versorgen. Die Einwohner wissen sich natürlich einzurichten, obwohl meine Wirthin in meinem Wunsche, alle Tage, und womöglich nicht ohne Fleisch zu Mittag zu essen, offenbar nur eine großstädtische Schwäche sah, mit der sie aus Artigkeit Nachsicht hatte. Einmal hätte ich wirklich Hunger leiden müssen, wenn ich nicht mit einer gewissen Geschicklichkeit meine Vorbereitungen getroffen hätte und mir nicht ein besonders freundliches Wohlwollen von Seiten der Frau des Capitäns dabei entgegengekommen wäre. Fleisch gab es weder für Geld noch für gute Worte, und namentlich nicht für letztere. Man hatte nach Geflügel auf's Land geschickt, allein kein Geschöpf mit Federn war zu finden! Ich hatte die Wahl, entweder auf mein Mittagessen zu verzichten oder mir meine Actinien möglichst schmackhaft zubereiten zu lassen — ein Ausweg, der für einen Naturforscher nur ein etwas gemilderter Kannibalismus gewesen wäre. Auf diesem furchtbaren Scheidewege gab mir der Stachel des herannahenden Hungers eine unerhörte Erfindungsgabe und unerhörte Frechheit. Ich ging geradeswegs zu Frau Tregarthen (die, wohl zu merken, keine Wittwe ist) und erzählte ihr mein Unglück mit leidenschaftlicher Beredtsamkeit, in der Hoffnung, daß sie wenigstens etwas Fleisch im Hause haben und mir großmüthig ein Rippen- oder Lendenstück ablassen würde. Die treffliche Frau hatte auch wirklich etwas Fleisch im Hause. Ein Stück von einer vor acht Tagen geschlachteten Kuh, das in Salzwasser frisch erhalten war, lieferte mir Beefsteaks für zwei Tage, und ein Gerücht ging, am dritten Tage würde ein Ochse geschlachtet, wo ich mich dann bis zum nächsten Schlachttage versorgen könnte. Immer ist, wie gesagt, Rindfleisch zu sehr hohem Preise, auch wenn man sich einrichten will, das Einzige, worauf man rechnen kann.

Zu Borlase's Zeiten war es umgekehrt; man hatte damals Hammelfleisch, und Rindfleisch gehörte zu den Seltenheiten. „Vor etwa zwanzig Jahren," sagt er, „lebten die Einwohner meist von Pökelfleisch, das sie aus England oder Irland bezogen, und wenn sie einmal einen Ochsen schlachteten, so war das so selten,

daß in einer der angesehensten Familien ein Stück von einem im September geschlachteten Ochsen zum Weihnachtsbraten aufgehoben wurde." Er fügt hinzu, es habe zu seiner Zeit Hammelfleisch genug, aber Rindfleisch gar nicht gegeben.

Aetherische Seelen, denen es auf Beefsteaks nicht ankommt, mögen über diese irdische Entbehrung hinwegsehen und in den idealeren Genüssen der landschaftlichen Schönheiten, der Einsamkeit und Einfachheit des Lebens Ersatz finden. Selbst bei mir fiel sie gegen die Reize von Scilly nicht allzuschwer in's Gewicht, zumal sich im Laufe der Zeit ergab, daß die Sache nicht ganz so schlimm war, wie sie anfangs aussah. Auf alle Fälle war ich nicht hergekommen, um üppige Mahlzeiten zu halten, sondern um in naturwissenschaftlichen Freuden zu schwelgen, und daran fehlte es nicht. War nicht der Anblick des Meeres allein eine Mahlzeit werth? Xenophon erzählt uns, daß die Zehntausend laut aufjauchzten, als sie das Meer zuerst wiedersahen. Kein Wunder. Nachdem ihre Augen sich von Meile zu Meile an den trostlosen dürren Ebenen — noch dazu Ebenen in Feindesland — müde gesehen und sehnsüchtig nach dem Schimmer des alten wohlbekannten Blaues ausgeschaut hatten, — da auf einmal lag es vor ihnen, und den ergreifenden Anblick begrüßte ein noch ergreifenderes Jubelgeschrei. Beim ersten Auftauchen der Fluthen eine plötzliche Stille, ein allgemeines Anhalten des Athems — und dann im nächsten Augenblicke, gleich dem Rollen des Donners von Gebirg zu Gebirg, durchflog die Reihen der Freudensturm und schwoll, von einem Geschwader zum andern zurückgeworfen, zur gewaltigen Harmonie des Entzückens. Welch ein Anblick und welch ein Klang! Es war nicht blos die Wonne der Rettung, die ihnen entgegenschimmerte, es war nicht blos die Befreiung von der Besorgniß, die ihnen das Wiedersehen des bekannten Gesichtes so theuer machte. Den Griechen war das Meer eine Leidenschaft; das natürliche Element, wie es den Enten oder den Engländern ist, die bei Lichte besehen noch mehr dafür eingenommen sind als die Enten. Wir Briten sind geborene Seehunde. Es ist einmal Stammeseigenschaft, es liegt im Blut. Jeder Dorfjunge sieht im Wasser das natürliche Element, das er beherrschen soll. Bis in die fernsten Thäler des Binnenlandes tragen die Winde das Brausen des Oceans und erwecken den alten normännischen Seeräubertrieb. Die Jungen werden unruhig, wenn sie es hören, mögen sie auch nie in ihrem Leben ein Schiff gesehen haben, und am Ende geschieht das Unvermeidliche, sie laufen den Eltern davon und gehen zur See. Man stelle einen jungen Londoner in ein Rübenfeld, und er wird es von einem Felde mit Mangoldwurzeln nicht unterscheiden können; wenn er nie im Sattel gesessen, wird er auf einem muntern Pferde durchaus keine majestätische Figur abgeben. Allein man setze ihn in ein Boot, wie schnell wird er sein Ruder regieren lernen! Ja selbst, wenn er seekrank wird — was leider sogar bei Briten zuweilen stattfindet — so erträgt er es mit einer gewissen sorglosen Grazie, einem gewissen männlichen Stolz oder wenigstens mit einer gewissen würdevollen Zurückhaltung, die man an Fremden nicht bemerkt. Gibt es irgend in der Welt einen kläglicheren Anblick als einen seekranken Franzosen, wenn nicht vielleicht einen Deutschen, der sich in derselben gräßlichen Lage befindet? So lange das Schiff im Hafen liegt, ist er übermüthig, anmaßend, selbstzufrieden; und kaum eine halbe Stunde nachher liegt er blaß und triefend, wie eine Leiche auf dem Verdeck und seine Mannheit scheint vollständig in ihm erloschen zu seyn. (Ich muß bemerken, daß ich in dieser Beziehung ganz ein Franzose bin.)

Die Zehntausend jauchzten beim Anblick des Meeres. Ich würde auch gejauchzt haben, wenn ich es nicht zuerst durch die Fenster eines Eisenbahnwagens gesehen hätte, wo meine Mitreisenden das Entzücken vielleicht nicht begriffen, und mich als entsprungenen Tollhäusler festgenommen hätten. Doch blieben auch meine Lippen geschlossen, mein Herz jauchzte in stürmischer Aufregung. Da schimmerten sie wieder, die lachenden, spielenden Lichter, da wogten und braus'ten sie wieder, die vieltönigen Wellen; und empor stieg in mir der Gedanke, der, obwohl naheliegend genug, mich doch mit einem Gefühl von Ueberraschung ergriff, daß das Meer ganz ebenso gefunkelt, getanzt, gelacht, gebraus't hatte, daß seine Musik so ununterbrochen erklungen war, seit dem Augenblicke, wo ich es verlassen. Während ich mich in dem unerquicklichen Getümmel überfüllter Straßen gedrängt hatte, von Druckern verfolgt und von politischen Schwätzern, „dem faden, faden A und dem trocknen, trocknen B" gelangweilt worden war, über staubigen Büchern gebrütet und bald in ernsten Arbeiten, bald in flüchtigem Geplauder die Stunden vergessen hatte, waren die Wogen Tag für Tag gestiegen und gesunken, die Wassertümpel am Strande hatten sich gefüllt und wieder gefüllt, die Pflanzenthiere hatten ihre Schönheit ruhig dem Lichte dargeboten, die Mollusken waren zwischen den Seegewächsen umhergekrochen, das Meer hatte geebbt und gefluthet im ewigen Kreislaufe des kosmischen Lebens.

Nach geheimnißvollen Gesetzen findet jeder Durst, von dunklem, aber sicherem Gefühl geleitet, seinen Weg zur Quelle. Der meinige hatte mich hierher geführt, an das Ufer des Oceans, den Homer, der größte der Philosophen, wie ihn Rabelais preis't, sehr unphilosophisch „den unfruchtbaren" nennt. Für ihn mag er freilich unfruchtbar gewesen seyn, da der arme alte Mann (er war bekanntlich blind) das Mikroskop nicht benutzen konnte. Und doch ist das Meer auch für ihn das „wunderreiche;" wie sollte ein Ohr, das mit den fremdesten und geheimsten Lauten der Schöpfung vertraut war — er spricht z. B. merkwürdiger Weise von dem liliengleichen Geschwirr der Cicaden, mit dem er das Geflüster der trojanischen Greise vergleicht, — wie sollte ein solches Ohr nicht in den Klängen des Meeres unendliche Wunder entdeckt haben? —

Auf Scilly gibt es keine Stadt, und an „berühmten Stätten und Gebäuden" fehlt es der noch unerbauten Stadt ganz und gar, wir müßten denn den Platz dahin rechnen, wo Sir Cloudesley Shovel zuerst begraben wurde, — wo nämlich, um die Abwesenheit der Sehenswürdigkeiten vollständig zu machen, kein Grab ist. Ich meine das ganz im Ernst. Man wird oft hier gefragt, ob man das Grab gesehen habe; und wenn man es aufsucht, so bezeichnet nicht einmal ein roher Stein oder Pfahl die berühmte Stelle, wo die Gebeine des gescheiterten Admirals etwa ruhen mögen; es ist einfach ein Streifen Land an der Küste, auf dem des Flugsandes wegen nie ein Grashalm fortkommt. Und doch, wenn die Ueberlieferung nicht lügt, befinden sich wirklich in dieser Gegend die Ueberreste des großen Admirals, der, wie er mit Ruhm bedeckt zur Heimath zurück-

kehrte, Schiffbruch litt und mit 1500 oder 2000 Menschen an diesen ungastlichen Felsen umkam. Dieß geschah vor anderthalb Jahrhunderten, und bekanntlich schmückt die Ueberlieferung gern aus. Auf alle Fälle müßte man ein Denkmal setzen, wenn man sie wirklich fortpflanzen wollte. An Steinen fehlt es, wie ich auf Gewissen versichern kann, keineswegs, und wenn wir den Alterthumsforschern glauben dürfen, so sind sogar einige darunter, die ihre moosige Weihe schon im druidischen Alterthum empfangen haben.

Druidische Gelehrsamkeit ist nicht Jedermanns Sache. Nachdem ich alle Winkel meines Wissens durchsucht hatte, entdeckte ich, daß meine Bekanntschaft mit dem geheimnißvollen Gegenstande hauptsächlich auf der Oper „Norma" beruhe. Mit tiefer Ehrfurcht hatte ich zwanzig Jahre lang die glänzende Priesterin Giulia Grisi und den majestätischen Priester Lablache bewundert; und rechnet man dazu die unläugbar druidischen Ueberreste der hochbejahrten Sonnen-Jungfrauen, die den düstern Chor der Oper bilden, so kann wohl über die Gründlichkeit meiner geschichtlichen Kenntnisse kein Zweifel mehr obwalten. Mit dieser Gelehrsamkeit war ich zufrieden gewesen. Jetzt aber, auf Scilly, wo es nach der Versicherung des würdigen Borlase wirkliche druidische Tempel und heilige Felsenbecken gab, war ich nicht wenig begierig, meine Opernkenntnisse an den Thatsachen unmittelbar zu erproben. Ich räusperte mich bereits zu einem Moriam' ensieme, wenn ich wirklich neben einem Tolmen stehen sollte, und sah im Geiste meine casta diva dem Tode geweiht, das Opfer eines Aberglaubens, der für Liebende wenig über hat.

Der Anweisung Borlase's folgend, gelangte ich bald zu einer hochgethürmten Steinmasse, die einsam am Ufer stand. Ein weniger unterrichtetes Auge hätte hier nichts als einen Haufen Steine gesehen; allein der im voraus geschärfte Blick entdeckte in ihrer symmetrischen Anordnung Schicht auf Schicht, Felsstück auf Felsstück, die rohe Baukunst früherer Zeiten, besonders als mir zugleich die Steingehäge und Steinhütten in der nächsten Umgebung auffielen, die jedenfalls von menschlichen Händen erbaut waren, und trotzdem eine weniger symmetrische Anordnung zeigten als die aufgethürmte Masse. Und dann die Felsenbecken, in denen das reine Wasser des Himmels aufgefangen wird — wer könnte zweifeln, daß die ovale Form, ihre wohlgeglätten Seitenwände und Höhlungen das Werk von Menschen sind? Wenn der Steinhügel noch einige unbestimmte Bedenken übrig ließ, so waren diese Felsenbecken dagegen sicher druidische Reste, und so gegen alle Zweifel gewaffnet, gab ich mich ganz den erhabenen Empfindungen hin, die von dem Bewußtseyn unzertrennlich sind, daß man unter den Trümmern einer entlegenen großen Bildungsepoche wandelt.

Nachdem ich diese Empfindungen durchgekostet und allen Genuß, den sie gewähren können, eingesogen hatte, beruhigte ich mich später mit großem Gleichmuth bei der Nachricht, daß die geschichtliche Kritik von diesen druidischen Resten wenig wissen will. Es ergibt sich, daß die Steinhaufen einfach Steinhaufen und keine Tempel sind. Die Natur ist es, die sie aufgebaut hat, und man findet ihre Formen fast in jedem Steinhaufen am Ufer wieder. Ja, selbst von diesen Felsenbecken, die in Anlage und Ausführung so unzweifelhaft menschlich erscheinen, beweist die Wissenschaft, daß sie das Erzeugniß der zersetzenden Thätigkeit von Wind und Wasser sind, indem die Gleichförmigkeit der Ursachen die Gleichförmigkeit der Wirkungen herbeiführt, die eine absichtliche Thätigkeit zu verrathen scheint.

Es hat etwas beinahe schmerzlich Ergreifendes, wenn ein scharfsinniger und gelehrter Mann wie Borlase (er war zugleich Naturforscher und Entdecker des merkwürdigen Wurms, der nach ihm Nemertina Borlasia heißt) zwischen diesen zerrissenen Felsen umherwandelt und die Spuren einer alten Religion an ihnen aufsucht; wenn er die eiförmigen Steinbecken bemerkt und sie für menschliche Arbeit hält, eine geschickte Erklärung ihres Gebrauchs zu finden weiß, ihre Anlage bewundert und sich in ihrer Gegenwart von heiligem Schauer ergriffen fühlt; und wenn nun die Geologie mit ihrer zersetzenden Auflösung des Räthsels kommt und den ganzen Bau der gelehrten Vermuthungen in Trümmer stürzt. Man denke sich die unaussprechliche Verachtung, womit Borlase, hätte er in unserer Zeit gelebt, auf meine Quelle druidischen Wissens, die Oper „Norma," geblickt haben würde; und doch ist er, wie man sieht, mit all seiner Gründlichkeit ganz eben so unzuverlässig wie Giulia Grisi und nicht halb so schön. Wenn Norma keine sichere geschichtliche Quelle ist, so ist sie wenigstens eine angenehme, und ich sage mit Voltaire:

> Man läuft so viel der Wahrheit nach,
> Und weiß den Werth des Irrthums nicht zu schätzen.

Da diese druidischen Ueberreste vor der Kritik überhaupt verschwinden, so brauche ich mich mit ihrer Beschreibung nicht aufzuhalten. Dafür gebe ich eine Geschichte, die keine Kritik antasten kann und die erschütternd genug ist, um unter den interessanten Unglücksfällen einen Platz zu verdienen.

Am 16. November 1840 sah sich die französische Brigg „Nerine" unter dem Capitän Pierre Everdert, die mit einer Ladung von Oel und Segeltuch von Dünkirchen nach Marseille gehen sollte, etwa zehn Meilen südwestlich von den Scilly-Inseln von einem heftigen Sturme genöthigt beizulegen. Die Schiffsmannschaft bestand mit Einschluß des Capitäns und seines Neffen, eines Knaben von vierzehn Jahren, aus sieben Personen. Um sieben Uhr Abends schlug eine mächtige Welle gegen das Schiff und warf es vollständig um, so daß der Kiel nach oben stand. Der einzige Mann, der sich gerade auf dem Verdeck befand, ertrank. Im Vordercastell waren drei Männer, Vincent, Vantaure und Jean-Marie: die beiden Ersteren griffen nach den Bätingshölzern, und es gelang ihnen dicht an der Kielschwinne emporzukommen und den Kopf über Wasser zu halten. Der unglückliche Jean-Marie hatte sich wahrscheinlich mit seinen Füßen in irgend ein Hinderniß verwickelt; er faßte einige Augenblicke krampfhaft den Vantaure an die Ferse, ließ dann los und ertrank. „Da durch den Umsturz des Schiffes der Verschlag zwischen Vordercastell und Kielraum aufgebrochen und die Ladung auf's Verdeck gefallen war, so zogen sich die beiden Andern auf dem Bauche liegend dicht an der Kielschwinne bis nach dem Spiegel des Schiffs, von wo sie einige Stimmen zu hören glaubten. Der Capitän, der Steuermann Gallo und der junge Nicolas befanden sich, als das Unglück geschah, in der Kajüte. Der Capitän schloß den Knaben in seine Arme; er glaubte, ihre letzte Stunde sei gekommen. Dem Steuermann gelang es, die Fallucke der Kajüte aufzustoßen und einige Fässer bei Seite

zu schieben, die in die Lazarette — einen kleinen dreieckigen Raum zwischen dem Kajütenboden und dem Kiel, in dem man gewöhnlich Vorräthe aufbewahrt — eingeklemmt waren; nachdem er das vollbracht, kletterte er in den leeren Raum hinauf, nahm den Knaben aus den Händen des Capitäns in Empfang und half dann auch dem Letzteren zu sich hinauf. Nach einer Stunde etwa kamen auch Vincent und Vantaure vom Vordercastell zu ihnen. Sie waren nun fünf Personen, auf's Engste zusammengedrängt; aus Mangel an Raum über ihnen mußten sie mit gekrümmtem Rücken neben einander sitzen, während das Wasser ihnen bis an die Brust reichte; von dieser qualvollen Stellung konnte nur jedesmal Einer sich eine Zeit lang erholen, indem er sich der Länge nach auf den Fässern im Kielraume ausstreckte und dabei eng an die Kielschwinne hielt." Welch eine Lage! Um die Schrecken derselben vollkommen würdigen zu können, muß man wissen, daß sie Tag und Nacht nur durch das Licht unterscheiden konnten, das, von der See zurückgeworfen, durch das Kajütenfenster und von da durch die Lucke in die Lazarette fiel. „Die beiden folgenden Tage, Dienstag und Mittwoch, verstrichen ohne Hilfe, ohne Nahrung, fast ohne Hoffnung; doch sprachen sie einander Muth zu, wenn auch Jeder für sich keine Hoffnung mehr hatte, und die Qualen des Hungers suchten sie dadurch zu lindern, daß sie die Rinde von den Reifen der Fässer kauten. Da sie aus Mangel an frischer Luft zu ersticken fürchteten, so arbeitete der Steuermann fast ununterbrochen zwei Tage und eine Nacht hindurch, um mit seinem Messer eine Oeffnung in den Rumpf des Schiffs zu bohren."

Man fühlt sich von Entsetzen ergriffen, wenn man sich das Bild dieses Zustandes ausmalt und die verzweiflungsvolle Entschlossenheit denkt, womit der Steuermann eine Oeffnung zu bohren sucht, durch welche sofort das Verderben über die Unglücklichen hereingebrochen wäre; denn nur durch die eingeschlossene Luft wurde das Schiff über Wasser gehalten. So schlecht diese Luft auch war und so dringend sie auch das Leben der Mannschaft bedrohte, sie war das einzige Rettungsmittel der Leute. Sie ahnten dieß nicht, und als das Messer des Steuermanns zerbrach, muß sich ihrer eine furchtbare Wuth über das Scheitern ihrer Hoffnung bemächtigt haben. „Mitten in der Nacht des Mittwochs stieß das Schiff plötzlich heftig auf den Grund: beim dritten Stoße sank der Spiegel so tief, daß Einer nach dem Andern, so gut es ging, weiter nach dem Bugspriet zu flüchten mußte; der arme Vincent gerieth dabei in's Wasser und ertrank, indem er durch den Boden und das Fenster der Kajüte fiel. Nach Verlauf von einer oder zwei Stunden kroch Gallo, da das Wasser sich zu vermindern schien, in die Kajüte hinunter, um nach dem Beile zu suchen, das darin gewöhnlich aufbewahrt wurde, mußte sich aber schleunigst wieder in die Lazarette flüchten, um nicht in der Fluth zu ertrinken, die mit furchtbarer Schnelligkeit auf ihn eindrang. Es verflossen nun abermals ein paar Stunden langwierigen Leidens, bis man am Donnerstag, dem 19., bei Tagesanbruch die erfreuliche Entdeckung machte, daß das Schiff auf Felsen festsaß, von denen ein Stück durch das Kajütenfenster hereinragte. Der Capitän begab sich nun in die Kajüte hinunter und fand, daß das Hintertheil des Schiffs sich gestaut hatte; er sah durch die Oeffnung hinaus und rief seinen Genossen oben zu: Gott sey Dank, Kinder! wir sind gerettet! ich sehe einen Menschen am Lande!" Gleich darauf kam dieser herbei und streckte seine Hand in die Höhlung, die der Capitän nicht weniger zu seinem eigenen Entzücken, als zum Entsetzen des armen Mannes ergriff. Einige Leute aus der Nachbarschaft waren bald genug zusammengebracht; die Wand des Schiffs ward aufgehauen und die vier armen Leute, nachdem sie drei Tage und drei Nächte lang in der furchtbaren Tiefe begraben gewesen, wurden aus ihrem schwimmenden Sarge befreit." Ein merkwürdiger Nebenumstand bei dieser Begebenheit darf nicht unerwähnt bleiben. Am Mittwoch Nachmittag stießen zwei Lootsenboote auf das mit dem Kiel nach oben schwimmende Wrack, etwa anderthalb Meilen von den Inseln. Sie nahmen es fast eine Stunde lang in's Schlepptau, bis dieß zerriß und sie das Schiff, da die Nacht hereinbrach, die See hoch ging und ein Unwetter im Anzuge war, seinem Schicksale preisgaben, ohne nur im Entferntesten zu ahnen, daß sich lebendige Menschen auf einem Fahrzeuge befinden könnten, von dem wenig mehr als der Kiel aus dem Wasser hervorragte. Obwohl sie indessen das Wrack im Stiche ließen, so war doch ihre zeitweilige Hilfe von wesentlichem Nutzen gewesen; hätten sie es nicht in's Schlepptau genommen, so würde die Strömung es an den Inseln vorbei in die Weiten des atlantischen Oceans hinausgeführt haben.

Die verhängnißvolle Wette.

Eine florentinische Geschichte, nicht von N. Machiavelli.

1. Am Morgen.

Florenz! Schon der Name übt einen Zauber, wie der Begriff Frühling, denn Florenz ist vor allen anderen diejenige Stadt, welche zum Träumen einladet. Kein Ort ist so besucht, keine einzige Stelle des schönen Italien mehr gepriesen worden, als Florenz. Welcher Mann von Bildung, Nachdenken und Phantasie ist nicht in Florenz gewesen, wenn seine Mittel es ihm erlaubten! Und sogar wenn er nur in Gedanken dorthin gereist und seine Studien nur aus Büchern und Beschreibungen gemacht hat, so kennt er gleichwohl jeden berühmten Winkel der alten etrurischen Stadt. Er ist in ihren Straßen herumgewandelt, er hat in ihren Gallerien gebummelt, er hat von den Anhöhen der Umgebung auf sie hernieder geblickt und ihre Schönheit bewundert.

Und wie wenig hat sie sich verändert, diese Stadt, die einst im Mittelalter eine der schönsten und mächtigsten von Italien war! Dieselben burgartigen Paläste, die eine solch' hervorragende Rolle in ihrer Geschichte spielen, dräuen noch heute grimmig auf die geschäftige rastlose Menge hernieder, die sich um sie drängt. Und dieses Menschengewühl selbst, diese lachlustige, muthwillige, Intriguen-liebende Menge, deren Treiben Boccaccio für alle Nachwelt aufgezeichnet hat, ist heutzutage noch kaum um's Verkennen anders, als zu seiner Zeit, wie nachstehende kleine Geschichte, deren ganzer Umfang sich auf zwölf Stunden zusammendrängt, deutlich beweisen mag.

Das Hochamt im Dome ist soeben vorüber, und die Versammlung der Gläubigen strömt aus der weihrauchduftigen At-

mosphäre jenes glorreichen Gotteshauses heraus auf die schwüle sonnendurchglühte Piazza, denn wir sind im Monat Juli und an einem Sonntage.

Wie die Massen über die marmornen Treppen herunterwallen, welche die Füße unzähliger Besucher ausgehöhlt haben, bieten sie dem Auge einen angenehmen Contrast von Trachten und Farben dar. Hier geht die vornehme Dame, wie sich in der Einfachheit ihres Anzugs und der Mischung von Zuversicht und Anmuth in ihren Bewegungen unverkennbar kund gibt. Dort stolzirt eine Kaufmannsfrau aus der Via de Calzolaj einher, ein leibhaftiger Blumenstrauß an Geruch und Farbe, denn wie sich in ihrem Anzuge Roth und Gelb und Grün und Blau um die Herrschaft streiten, so ringen in dem Dufte, den sie ausströmt, Eau de mille fleurs, kölnisches Wasser und Aqua regia mit einander um die Herrschaft. Hier schreiten leicht und doch voll Würde zwei oder drei große hübsche Mädchen einher, welche sich durch ihre bauschigen schneeweißen Musselinkleider, ihre schwarzen Spitzenschleier und ihren freien kühnen Schritt als Mitglieder der Klasse der Modistinnen kund geben, und beweisen, daß sie sich selber ebenso gut zu kleiden wissen, wie ihre Kunden. Dort sieht man einige der schönsten Exemplare des Bauernstandes in Italien, in der Person jener ländlichen, mit goldenen Kreuzen und massiven goldenen Ohrringen geschmückten Weiber, welche über ihrem glatten glänzenden Haar schwarze Kastor- oder breitrandige Strohhüte tragen, und ihre Hände, deren zierliche Form die Arbeit nicht zu verunstalten vermocht hat, sorgsam in Handschuhen verbergen.

Gruppen von jungen Männern sind ab und zu auf dem Platze zerstreut und kritisiren mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres Landes und mit all' dem Schwung ihrer zarten ausdrucksvollen Muttersprache die schönen Gestalten, welche an ihnen vorüber gehen; sie begrüßen bald die eine Frauengestalt durch Hutabnehmen, bald die andere durch ein bedeutsames Lächeln, je nachdem es der Respekt oder die Vertraulichkeit mit sich bringt.

Eine dieser Gruppen, aus vier jungen Männern bestehend, hält sich etwas abseits von den übrigen und scheint sich, wenn man aus ihrem Gelächter richtig schließen kann, ganz angenehm zu unterhalten.

„Per Bacco!" ruft der Eine, „wenn man Dich so reden hört, mein lieber Carlino, so sollte man Dich für so schüchtern und linkisch halten wie einen Klosternovizen, und doch hast Du, so viel ich weiß, mehr Gelübde und somit auch mehr Herzen gebrochen als ein Tempelherr. Da war zunächst, um sie alle aufzuzählen, jene holde Signora Corinna, die zwar zwei Busenfreunde an Sansovino und Beltrame hatte, allein gleichwohl noch Zutrauen und Neigung zu Dir faßte; da war ferner La Scala, die anfangs Gift nehmen wollte, hernach aber lieber nach Paris reiste. Und drittens hattest Du eine Liebschaft mit La Puccina, die . . . ."

— „Halt' ein! genug!" fiel ihm Carlo in's Wort; „um Deiner selbst willen, mein lieber Enrico, solltest Du diesen Gegenstand nicht weiter verfolgen und La Puccina nicht auf mein Kerbholz setzen. Ich habe nämlich erst gestern Abend nach der Oper mit meinen eigenen Augen gesehen, wie ein gewisser Enrico Malanima mit dem anmuthigsten Lächeln von der Welt sie in einen Wagen hob und zu ihr einstieg. Auch fuhr der besagte Enrico nicht blos nach Hause, denn der Wagen rollte gerade in der entgegengesetzten Richtung davon!"

„Und wo magst Du denn diese ganze Zeit über gewesen seyn, Messer Carlo, um dieß alles zu sehen?" fragte Enrico Malanima, als das Gelächter über ihn sich gelegt hatte. „Ich habe keine Seele in der Nähe gesehen und es war zudem gerade unter dem Hause der La Scala, wo ich eine ziemlich weite Aussicht hatte."

— „Du hast nur vergessen, zu den Fenstern des ersten Stockwerks in jenem Hause hinaufzusehen," erwiderte Carlo lachend. „Hättest Du dieß gethan, so würdest Du bemerkt haben, daß mehr als Ein Augenpaar Deinem ganzen Treiben zusah."

„Per Bacco! dieß fiel mir allerdings nicht bei!" rief Enrico. „Aber stille! dort kommt die schöne Teresa!"

Die Ursache, warum der junge Libertin seinen Freunden Schweigen auferlegte, war ein Mädchen von etwa siebzehn Jahren, dessen schönes Haar, wie es die Florentinerinnen meist haben, glatt über die Schläfe herabgekämmt, dann in einer schönen Curve über das Ohr hinauf gewunden und hinten in einer runden griechischen Flechte von seltener Ueppigkeit und seidenartiger Weichheit nestartig aufgesteckt war. Dieser einfache und geschmackvolle Haarputz schimmerte durch die Maschen des weißen Schleiers, der ihre einzige Kopfbedeckung bildete, als die Sonne sie mit ihren wärmsten Strahlen umspielte. Sie erschien recht eigentlich wie ein Kind des Lichtes, denn trotz ihrer dunklen Augen und noch dunkleren Wimpern waren ihre Wangen und Stirne doch so klar und rein, wie der Himmel ihres Vaterlandes, und alle ihre Bewegungen leicht, lustig und sylphidenartig. Das holde Kind trug ein weißes Kleid, das bis zum Boden reichte, obschon es mit Vortheil hätte kürzer seyn dürfen, denn zum Unterschied von ihren Landsmänninnen im Allgemeinen hatte sie einen allerliebsten kleinen Fuß, und trug zierliche Stiefelchen, um welche eine Pariserin sie hätte beneiden können.

Zwei Freundinnen begleiteten sie, wovon jede für sich die Aufmerksamkeit junger Männer gefesselt haben würde; allein beider Reize wurden in den Schatten gestellt durch das holde Wesen, welches zwischen ihnen wandelte.

Die vier jungen Männer traten auseinander, um die drei Mädchen vorüber gehen zu lassen. Das schöne Mädchen in der Mitte schlug die Augen gleichmüthig zu Boden, allein ein aufmerksamer Beobachter würde ein leichtes Zucken auf Teresa's Angesicht wahrgenommen haben, als ihr Blick im Vorbeigehen flüchtig das Antlitz des jüngsten der vier Männer streifte. Als die drei Mädchen vorüberdefilirten, trat der Genannte aus der Reihe seiner Kameraden heraus und dicht zu Teresa, die er durch Hutabnehmen grüßte, während er ihr zugleich leise und hastig zuflüsterte: „Werde ich Sie heute Abend an dem Cascine treffen?"

„Vielleicht, vielleicht auch nicht!" erwiderte Teresa mit erkünstelter Gleichgültigkeit, setzte aber sogleich hinzu: „Und wenn ich nun hinginge?"

— „So werde ich ebenfalls kommen!" gab er zur Antwort.

„Nun, wir wollen sehen," versetzte sie leise, und die drei Mädchen beschleunigten ihre Schritte.

— „Ei sieh doch, mein Ernesto," rief Enrico, als der junge

Mann zu seinen Gefährten zurückkehrte, „ich hatte keine Ahnung davon, daß Du in jenem Quartier so zärtlich bist, und bei der schmucken Teresa einen Stein im Brett hast. Per Bacco! Du bist ein Glückspilz, denn sie ist bei weitem das schönste Mädchen von ganz Florenz. Aber sey auf Deiner Hut, Freundchen, denn Teresa hat einen Bruder, mit dem ich nicht viel zu thun haben möchte!"

„Was kümmert mich ihr Bruder! mit ihm habe ich nichts zu schaffen und bin ja nicht in ihn verliebt!" rief Ernesto ungeduldig.

— „Meiner Treu, Junge!" mengte sich nun der Vierte in der Gruppe, der seither nur schweigend zugehört hatte, ein gewisser Giuseppe Bini, in's Gespräch; „mich dünkt, Du könntest nichts klügeres thun, als den Bruder für Dich gewinnen, denn Teresa wird sich seinem Willen unbedingt unterwerfen."

„Mag seyn," sagte Enrico lachend, „aber der Gedanke ist thöricht genug."

— „Ob thöricht oder nicht, meine Behauptung ist richtig und ich bin bereit, für dieselbe in jeder Weise einzustehen," meinte Giuseppe.

„Unsinn!" riefen Carlo und Enrico aus Einem Munde.

— „Was sagt Ernesto dazu?" fragte Giuseppe in barschem und halb höhnischem Tone, welcher in dem Angeredeten nothgedrungen eine gewisse Verstimmung erwecken mußte.

„Ich meine," erwiderte der Gefragte ernsthaft, „ich meine, ein derartiger Gegenstand eigne sich nicht zu einem Scherze."

— „Mir fällt auch gar nicht ein hierüber zu scherzen, sondern ich rede in vollem Ernste," gab Giuseppe zur Antwort. „Ich wette mit Dir tausend Lire, daß wenn Du Dich bei dem Mädchen allein um ihre Hand bewirbst und ich bei dem Bruder um die schöne Teresa werbe, ich in jeder beliebigen Zeit, welche Du ansetzen magst, das Feld behalten werde."

„Das ist möglich, falls man nämlich Teresa's Einwilligung gewaltsam abnöthigt," versetzte Ernesto mit erglühenden Wangen.

— „Ueber diesen Punkt sage ich nichts," äußerte Giuseppe gleichgültig. „Ich behaupte nur ausdrücklich, daß sie meinen Bewerbungen den Vorzug vor den Deinigen geben wird!"

Es entstand eine augenblickliche Pause, während in Ernesto's Brust ein wilder Kampf gährte. Als er aber seine Gefährten ansah und in ihren Gesichtern eine Regung von Mitleid und Herausforderung zu lesen glaubte, rief er gegen sein besseres Gefühl mit blitzenden Augen: „Ich nehme die Wette an! Diese Herren hier sind Zeugen. — Doch halt!" setzte er langsam und mit nachdrücklichem Tone hinzu, da er seine Uebereilung unverweilt bereute, — „wartet noch einen Augenblick! Dieß Alles kommt so plötzlich. Ich weiß nicht, wie Du diese Angelegenheit ansehen magst, Giuseppe; aber mir ist sie der vollste Ernst. Lacht mich aus, so lange Ihr wollt, meine Freunde, aber ich liebe dieses Mädchen, liebe es treu und redlich. Meine Umstände gestatten mir die Verehelichung, und ich beabsichtige daher, in bester Form um Teresa's Hand anzuhalten. Diese Erklärung halte ich um Teresa's wie um meinetwillen für nothwendig; und diese Versicherung wird vielleicht unsern Freund Giuseppe veranlassen, seinen Vorschlag zurückzunehmen."

„Nicht im Mindesten!" rief Giuseppe. „Ich gestehe zwar, daß ich nicht in solchem Maaße in das Mädchen verliebt bin wie Du, aber gleichwohl ist sie ein schmuckes, gutes Ding und bekommt wahrscheinlich eine hübsche Mitgift. Ich werde sie daher ebenfalls nicht minder bereitwillig heirathen als Du, und der Gedanke, die Wette und eine hübsche Braut zugleich zu gewinnen, hat für mich einen doppelten Reiz. Wir verstehen einander also vollkommen. Enrico und Carlo, Ihr seyd Zeugen, und Ernesto darf nur noch die Zeit bestimmen."

— „Wenn Du denn mit Gewalt darauf bestehst, so sage ich: je schneller die Sache sich entscheidet, desto besser," entgegnete Ernesto. „Ich bestimme daher die Zeit auf Mitternacht!"

„Wie? auf heute Nacht zwölf Uhr?"

— „Allerdings! binnen zwölf Stunden wollen wir unserer Sache gewiß seyn!"

„Alle Wetter, das ist eine kurze Frist!" rief Giuseppe ziemlich verdutzt; er faßte sich jedoch bald wieder und setzte hinzu: „Und wer also von uns beiden ein Heirathsversprechen mit des Mädchens eigenhändiger Unterschrift mitbringt, der soll als Sieger anerkannt werden; der Verlierende dagegen hat jede weitere Verfolgung seiner Bewerbung aufzugeben!"

— „Einverstanden!"

„Und wenn keiner von uns beiden ein schriftliches Heirathsversprechen erlangt?"

— „Dann ist die Wette aufgehoben," erwiderte Ernesto. „Jeder aber soll seinen Zweck nur auf streng ehrenhafte Weise verfolgen!"

„Wir wollen keine Sylbenstechereien in die Sache hineinbringen," rief Giuseppe mit einem höhnischen Lächeln; „bestimme jetzt, wo wir uns wieder treffen wollen?"

— „Hier, an dieser selben Stelle."

„Angenommen. Und nun an's Werk! Auf Wiedersehen denn, meine Freunde! um Mitternacht finden wir hier uns wieder zusammen," sagte Giuseppe und ging, ein fröhliches Liedchen summend, in der Richtung davon, welche Teresa eingeschlagen hatte.

Ernesto verweilte zunächst einige Minuten länger, um die Sache noch mit seinen Freunden zu besprechen, und nachdem er denselben noch das Versprechen abgenommen hatte, über diese seltsame Wette Stillschweigen zu beobachten und um Mitternacht sich hier einzufinden, um das Ergebniß derselben zu erfahren, verabschiedete er sich ebenfalls von ihnen.

Wie schon erwähnt, hatte die schöne Teresa im Vorbeigehen einen flüchtigen und nicht interesselosen Blick auf den jungen Mann geheftet, als ob ihr sein Anblick nicht unangenehm gewesen wäre. Und sie hätte auch in der That lange suchen müssen, ehe sie einen Mann gefunden hätte, der ihm an persönlichen Vorzügen überlegen gewesen wäre.

Ernesto war schlank und hochgewachsen, ohne hager zu seyn; er vereinigte Kraft und Anmuth in seinem Wuchs, und sein Gesicht von regelmäßiger Schönheit gewann durch einen Ausdruck von Intelligenz und Herzensgüte, der ihm aufgeprägt war. Dunkle Hautfarbe, pechschwarze Augen, ein weiches schönes Haar, wie das eines Frauenzimmers, das sich in natürlichen Locken um seinen Kopf ringelte, ein feiner Schnurrbart, der seine frischen rothen Lippen und weißen Zähne noch mehr hervorhob, — erhöhten noch das Anziehende seiner äußern Erscheinung. Allein diesen entsprachen auch innere Vorzüge, die

ihn noch mehr empfahlen. Freimüthig, offenherzig und bieder, war er zwar ungestüm und von Natur reizbar, aber wiederum edeldenkend und human, und ließ sich nie von seinen Leidenschaften so weit hinreißen, daß er der Stimme der Vernunft kein Gehör mehr schenkte. Er war Bildhauer, und man nannte ihn in Rom, wo er sich seiner Studien wegen gewöhnlich aufhielt, bereits mit Auszeichnung als einen Künstler von vielversprechendem Talent. Er besaß einiges Privatvermögen, das zwar nicht bedeutend, aber doch hinreichend war, um ihm eine Unabhängigkeit des Charakters zu sichern, welche nur wenige ohne ein solches sich bewahren können.

Als er von seinen Freunden hinweg und nach Hause ging, dachte er — und zwar mit sehr geringer innerer Befriedigung, — über die Wette nach, zu welcher er so eben veranlaßt worden war. Abgesehen von der Unschicklichkeit des ganzen Verfahrens war diese Wette nur dazu angethan, eine Erklärung zu beschleunigen, welche er vielleicht besser noch reiflicher geprüft, erwogen und vorbereitet haben würde. Mit Unbehagen grübelte er darüber nach, ob Teresa wirklich sich so sklavisch nach ihres Bruders Ansichten richten, und ob dieser Bruder sich so unbedingt zu Gunsten Giuseppe's erklären würde. Und wenn dieß der Fall war, wie konnte er den Gedanken ertragen, dieses Mädchen, das Idol seines Herzens, in den Besitz eines Andern übergehen zu sehen, ja in die Arme eines Mannes, den er im Grund beinahe ihrer unwürdig halten mußte, und dessen Lauheit im Fall seines Gelingens nur Ernesto's Unglück erschweren mußte?

Während ihm diese Gedanken rasch durch den Kopf zogen, trübten seine ausdrucksvollen Augen sich abwechselnd vor Unmuth und Trauer, und blitzten vor Entrüstung. Er machte sich Vorwürfe, daß er auf diese leichtfertige Wette eingegangen war und blieb von Zeit zu Zeit zögernd und unschlüssig stehen, als ob er wieder umkehren und das Geschehene widerrufen wolle.

Ernesto beurtheilte in Einer Beziehung seinen Nebenbuhler unrichtig, denn Giuseppe war nichts weniger als gleichgültig gegen Teresa, obwohl er sich den Anschein davon gegeben hatte. Seit langer Zeit schon betrachtete er das schöne Mädchen mit günstigen Augen, und schmachtete für dasselbe; allein er war über das Alter der Unbesonnenheit hinaus und vorsichtig geworden; auch lag es gar nicht in seiner Art, seine Gefühle zur Schau zu tragen. Dabei war er ein vollendeter Lebemann, begierig nach jeder Art von Genüssen und nicht allzu gewissenhaft in der Wahl der Mittel, um dieselben zu erlangen, vorausgesetzt, daß diese sicher waren. Er hatte seither nicht entfernt daran gedacht, sich zu verheirathen, allein ehe er zugeben mochte, daß ein Anderer sie heimführe, wollte er lieber selbst sich um ihre Hand bewerben. Zudem legte er einen gewissen Ehrgeiz darein, alles durchzuführen, was er irgend unternahm, und er ließ sich nicht entfernt beifallen, daß ein so junger Mensch, ein solcher Neuling, wie Ernesto in seinen Augen war, ihm eine Beute vor dem Munde hinwegschnappen werde, die er schon für sich selber ausersehen hatte. Ueberdieß war er ein Rechtsgelehrter, ein Advokat, obwohl vielleicht ein unwürdiges Glied dieses gelehrten und tugendhaften Standes; allein dieser Umstand machte ihn um kein Tüttelchen geneigter, irgend etwas aufzugeben, auf was er sein Herz und Gelüste gerichtet hatte. Er redete sich mit einigem Anschein von Recht und Grund ein, er könne dem Bruder seiner Zukünftigen seinen Fall so klar darstellen, daß ihm die Billigung und Unterstützung seiner Werbung von Seiten von Teresa's Bruder ganz sicher seye; und das Uebrige hielt er dann für Kinderspiel.

So vergingen mehrere Stunden, während deren jeder der beiden Wettenden mit sich selbst über die zu treffenden Maßnahmen zu Rathe ging. —

2. Der Nachmittag.

Es gibt nichts Herrlicheres als einen schönen Tag im Monat Juli in dem sonnigen Florenz — einen Tag, wo die Natur das Gepräge einer vollendet entfalteten Schönheit trägt, reich, reif, von üppigem Leben strotzend; wo die Luft geschwängert ist mit dem Duft der Blumen, die an Farbenpracht und Wohlgeruch mit einander wetteifern: wo der arme Handwerker, welchen sein Beruf die ganze Woche hindurch in die düstre Enge dumpfer Gassen bannt, seine Sehnsucht nach dem freien blauen Himmel, nach frischer Luft und grünen Wäldern und Wiesen, nach Freiheit und Muße befriedigen kann; — wo süßes Nichtsthun die Summen aller irdischen Glückseligkeit auszumachen scheint und in ungeschmälertster Vollkommenheit genossen werden kann beim Geplätscher rieselnder Bäche, beim Seufzen und Säuseln alter Bäume, beim einschläfernden Summen der Insektenwelt. Am schönsten aber ist ein solcher Sommersonntag in Florenz um jene zauberische Stunde, wo die sinkende Sonne mit schrägen Strahlen zögernd auf dem schöngefärbten Dom, auf seinem marmornen Campanile oder Glockenthurme und auf dem berühmten Thurme des Palazzo Vechio verweilt und in herrlichen Farbentönen das Amphitheater von Hügeln und Bergen um Florenz überglüht und den langsam dahingleitenden Arno mit ewig wechselnden Lichtern übergießt!

Die berühmten Alleen und Spaziergänge der Cascine waren vielleicht nie glänzender besucht, als an diesem Sonntagnachmittage, und selten mochte ein heitreres Treiben ihren köstlichen Schatten beleben. Das Zirpen der Heuschrecke, welches den ganzen Tag hindurch alles übertönt hatte, begann nun vor anderen lustigeren und erheiternderen Tönen zu weichen, und in den entfernteren Büschen erhob sich bereits der Abendgesang der Vögel.

Unter den Spaziergängern, welche diese bunten Wege belebten, waren auch Teresa und ihre beiden Freundinnen von diesem Morgen. Sie stachen zwar auffallend ab von den jungen aristokratischen und schmucken Damen aus aller Herren Ländern, welche hier sich im Freien erfrischten, trugen aber in den meisten Fällen den Preis der Schönheit davon und hielten in jedem Falle den Vergleich mit jenen aus. Auch die strengsten Kritiker und Splitterrichter wurden gewonnen von dem unbeschreiblichen Ausdruck von Liebreiz, Anmuth und Süßigkeit, welche in reizendem Verein die schöne Florentinerin auszeichneten, und mußte unwillkürlich in das Lob einstimmen, das ihr allgemein gezollt wurde.

Als die jungen Mädchen das Ende einer der langen Baumalleen erreichten, wo der dichteste Schatten herrschte und das Wagengerassel und Summen der Menschenmenge nur ganz schwach und ferne vernehmbar ward, setzten sie sich unter einer

breitkronigen Ulme auf eine Marmorbank, und Teresa rief: „Ich kann nicht weiter; Nina, Laura, seyd Ihr denn noch nicht müde?"

„Und was soll uns denn müde gemacht haben?" fragte Nina scherzend; „etwa daß man uns bewunderte und von uns sprach?"

— „Ja, dieß ist es eben, was mich anwidert," versetzte Teresa, „weil dieses Gerede über uns inhaltsleer und die Bewunderung, die man uns zollt, eitel ist! Ein einziges Wort ehrlicher Wahrheit wiegt einen ganzen Haufen honigsüßer Komplimente auf."

„Ich meinerseits," meinte Laura, „habe gar nichts gegen etwas Huldigung und Bewunderung einzuwenden . . . ."

— „Vorausgesetzt, daß sie von der richtigen Seite herkommen," ergänzte Nina.

„Falls Du hierin unsre Ansicht theilst, Teresa," fuhr Laura fort, „so hast Du sogleich Gelegenheit, dieses Gelüste zu befriedigen, denn dort kommt so eben Dein treuer Anbeter und Sklave, Signor Ernesto!" Dabei ergriff sie Teresa's Arm und lenkte ihre Aufmerksamkeit auf den jungen Mann, der langsam die Allee herunter kam.

„In der That, er ist es," sagte Nina nach einem raschen Blicke auf den Herankommenden.

— „Was sollen wir thun?" fragte Teresa mit einem leisen Erbeben.

„Was können wir thun?" erwiderte Laura. „Die Allee hat keinen andern Ausgang als denjenigen, welcher gerade von dem 'Feind' besetzt ist, und so ist uns bei dem besten Willen der Rückzug abgeschnitten. Sieh' Dir übrigens nur den armen Burschen an, Teresa; mich dünkt, er sieht gar nicht so furchtbar aus, daß wir vor ihm davon laufen müßten; und ich kann Dir mein Wort darauf geben: wenn er mit mir sprechen wollte, so würde ich ihm sicherlich nicht den Rücken kehren!"

Weitere Bemerkungen schnitt die Annäherung Ernesto's ab, welcher ganz respektvoll auf die jungen Mädchen zukam, seinen Hut mit der ihm eigenen Grazie abnahm, dann wenige Schritte von ihrem Sitze stehen blieb und sie mit den Worten anredete: „Vergebung, meine Fräulein, wenn ich störe! Signora Teresa, ich habe ein Anliegen an Sie! Wollten Sie die Freundlichkeit haben, mir ein Viertelstündchen Gehör unter vier Augen zu schenken, denn ich möchte etwas mit Ihnen besprechen, was uns nahe berührt, — ja uns beide, Sie und mich!"

„Entschuldigen Sie, Signor," erwiderte sie, aber mit einem Beben in ihrer Stimme, das ihre Aufregung verrieth. „Ich wüßte nicht, daß Sie mir etwas mitzutheilen hätten, was diese meine beiden Freundinnen nicht hören dürften, denn ich habe keinerlei Geheimnisse vor ihnen!"

„Ich zweifle keinen Augenblick an der wahren Freundschaft und Zuverlässigkeit dieser Damen, meine Signorina," gab er zur Antwort; „aber dennoch bitte ich Sie recht inständig, mir meine Bitte nicht abzuschlagen!"

Sein Blick und Ton besiegten ihren Skrupel; Teresa stand auf, flüsterte ihren Freundinnen eine kurze Entschuldigung zu, neigte ihr Köpfchen zu Ernesto mit einer Geberde, deren sich keine Herzogin zu schämen gebraucht hätte, und folgte dem jungen Mann nach einem wilden Theile des Parkes, wo Baumstämme und Gebüsche sie vor Beobachtung schützten. Einige verirrte Sonnenstrahlen, der letzte Scheidegruß des glorreichen Tagesgestirns, warfen einen goldenen Schimmer über die alten bemoosten Eichen und Föhren und spielten kosend um die Köpfe des jungen Paares, welche die einzigen lebenden Geschöpfe an diesem abgelegenen Plätzchen zu seyn schienen.

„Wir sind allein, Signor Ernesto," sagte Teresa und wandte sich nach ihrem Begleiter um; „wollen Sie so freundlich seyn, mich nun mit Ihrem Anliegen bekannt zu machen?" Sie sagte dieß mit ziemlicher Kühnheit und Kälte, so daß dem jungen Bildhauer beinahe der Muth entfiel; als aber ihr Blick dem seinigen begegnete, und sie in demselben die Liebe, die Furcht, die Hoffnung las, welche sich nur allzu deutlich darin aussprachen, so wich plötzlich ihre eigene Fassung, und all ihr angenommener Gleichmuth war dahin.

— „Teresa," flüsterte der junge Mann mit einer unbeschreiblich tiefen Innigkeit, „Teresa, es ist unnütz, länger die Gefühle zu verhehlen, welche ich für Dich hege! Sieh', unwillkürlich drängt sich mir das vertrauliche Du auf die Lippen, als ob mir, wenn ich mit Dir spreche, nur Worte der Liebe und der Zärtlichkeit zu Gebote stünden! Allein laß Dich dieß nicht verletzen oder verschiebe wenigstens Deine Entrüstung in so lange, bis ich Dir ein vollständiges Bekenntniß abgelegt habe, denn ich habe Dir so viel zu sagen, — ach so viel, Teresa! und meine Worte kommen mir aus dem Herzen, das nur von Dir erfüllt ist! Wie lange und sehnlich habe ich den jetzigen Augenblick herbeigewünscht! Wie oft, wenn ich Dich vorübergehen sah, hätte ich Dir folgen und den Boden küssen mögen, welchen Dein Fuß betreten hatte! O tadle mich nicht; verwirf nicht meine Huldigung als die eines tückischen Schmeichlers, der nur zu Deinem Verderben Deine Schönheit anbetet! Nein, Teresa, meine Liebe zu Dir, meine aufrichtige, treue, tiefsinnige Liebe — so stark und wild, als nur die glühendste Leidenschaft eines Mannes seyn kann — möchte Dich in meinem Hause einziehen sehen, als Herrin und Gefährtin meiner Zukunft, als den freundlichen Genius meines Herdes, als meine vom Segen der Kirche geweihte Gattin! Meine süße herrliche Teresa! mein Herz ist so voll von Liebe — aber spricht das Deinige nicht ebenfalls zu meinen Gunsten? Fühle selbst!" rief er, vor ihr niederknieend und drückte ihre Hand an seine Stirn, an seine Lippen, „fühle selbst, wie mein Kopf glüht und meine Schläfe pochen! es ist ein verzehrendes Feuer, theure Teresa, und die Furcht, daß ich Dich verlieren könnte, nährt noch seine Glut; aber es ist noch nichts gegen das wilde stürmische Pochen meines Herzens! O daß jeder meiner Pulsschläge eine Stimme hätte, um zu äußern, was mein Herz fühlt! jeder Pulsschlag würde dann in fieberischen Accenten antworten: 'für Dich, für Dich allein, Teresa'!"

Wer vermöchte die Empfindungen des jungen Mädchens zu schildern während dieser leidenschaftlichen Anrede! Zweimal versuchte sie aufzustehen; zweimal nannte sie in flehendem, ja sogar zärtlichem Tone seinen Namen; allein seine Innigkeit, seine Worte, die Tiefe seiner Leidenschaft und Zärtlichkeit, welche in seinem Benehmen zu Tage trat und aus seinen Augen blitzte, raubten ihr alle Kraft; sie versuchte nicht mehr, ihm ihre Hand zu entziehen, aber sie wandte das Gesicht ab und ließ ihren Thränen den freien Lauf.

„Du schweigst,“ fuhr er nach einer kleinen Pause mit betrübtem Tone fort; „Du hast kein Wörtchen für mich, obschon meine ganze Hoffnung auf irdisches Glück in Deiner Antwort liegt? O verschmähe meine Liebe nicht, holder, süßer Engel des Lichts! verwirf sie nicht als ein armselig werthlos Ding! Weißt Du nicht, daß dieses Herz Dich hegen und tragen und verehren würde als seine Göttin, als seinen höchsten Hort, daß es zu Deinem Schutze lieber sich selbst dem Verderben widmen würde? O Teresa! süße Terasa! sprich nur ein einzig Wörtchen, oder Du verdammst mich zur Verzweiflung!“

Langsam wandte sie sich zu ihm; ihre Züge waren ruhig, aber ihre Augen voll Thränen. Allmählig heiterten sich diese auf, und wie die Sonne lächelnd und voll Glorie durch feuchte Wolkenschichten bricht, so verklärte sich ihr Antlitz zu einem Lächeln, als der Schleier ihrer Aufregung zerriß. In dem einzigen Blicke, den sie auf ihn heftete, war Alles, was Ernesto wünschen konnte. Er sah mit Gefühlen, die an Ekstase grenzten, daß seine Leidenschaft erwidert wurde, daß ihre Kälte gegen ihn eine nur künstliche, erheuchelte war, um ihre wirklichen Gefühle nicht zu verrathen. Er stand auf, trat einen Schritt vor und breitete seine Arme aus. Es war eine augenblickliche Pause, in welcher die Liebe alle Schranken jungfräulicher Schüchternheit und Sitte niederzureißen begann — dann schlang sie ihre Arme um seinen Hals, und drückte ihr holdes Köpfchen an seine Schulter, während seine Lippen ihre Stirne, ihre Augen, ihre Lippen mit der leidenschaftlichen Gluth eines innig liebenden Mannes suchten.

Endlich entrang sie sich seiner Umarmung, denn sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe.

„Ernesto, mein Ernesto! um's Himmels willen, wenn man uns beobachtete!“ flüsterte sie tief erglühend. „Laß uns zurückkehren! Wenn mein Bruder uns sähe!“

— „Nun denn, was läge daran?“ entgegnete er; „kühn würde ich alsdann vor Deinen Bruder treten, Dich ihm als meine Verlobte vorstellen und um Deine Hand werben! Ich verlange keine Mitgift, meine süße Teresa! es kümmert mich nicht, ob er Dir eine solche aussetzen oder vorenthalten will. Ich begehre nur Dich, mein Schatz, mein Leben, mein süßer Engel. Mein Vermögen reicht zu unserem Auskommen hin, und meine Kunst soll mir das weitere einbringen. Ich stamme aus einer angesehenen toscanischen Familie, — ich bin ein Florentiner. Kein Makel hat je den Namen eines Correda besudelt. Was für eine Einwendung könnte Dein Bruder also machen?“

— „Ich will nicht sagen, daß er nach Einwendungen suchen wird, aber ich fürchte mich, mein Ernesto. Mein Bruder hat ein gutes Herz; wenigstens ist er gegen mich immer freundlich; allein es ist noch eine andere Natur in ihm, und diese ist fürchterlich. Ich fürchte den Augenblick, wo Du ihn um seine Einwilligung bittest. Ich fürchte mich selbst, ihm alles zu gestehen; denn wenn Ihr mit einander in Streit geriethet, wenn er mich Dir versagen würde, so wäre ich doppelt unglücklich. Laß uns lieber so bleiben, mein theurer Ernestino, wie wir jetzt sind — glücklich in der Liebe, die wir einander gestanden haben, voll Hoffnung auf eine Glückseligkeit, die uns die Zukunft noch bescheeren kann!“

„Unmöglich, mein süßes Mädchen; es kann nicht seyn! Ist es denkbar, daß Du mich lieben und mir doch einen solchen Vorschlag machen kannst?“

— „Grausamer!“

„Verzeihe mir, Teresina! vergib mir; ich weiß nicht, was ich rede; aber ich liebe Dich zu sehr, um nicht den Kopf zu verlieren, wenn mir auch nur ein entfernter Argwohn aufsteigt, daß ich Dich ganz verlieren solle! — Höre mich an, mein Engel! ich will zu Deinem Bruder gehen, ich will mich demüthigen, mich zu der Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit eines Freiers zwingen, der um eine so große seltene Braut wirbt. Ich will ruhig um Deine Hand anhalten und ihm über mein Vermögen und meine Aussichten die nöthige Aufklärung geben. Ich will meine Sache mit der ganzen Beredtsamkeit eines Mannes führen, dessen Leben von dem Ergebniß seiner Werbung abhängt; und wenn ich dann trotz alledem keinen Erfolg erziele ....“

— „Was willst Du alsdann thun, Ernesto?“ fragte sie ängstlich, da sie ihn zaudern sah; „oh, was alsdann?“ ....

„Versprich mir,“ fuhr er leise und in eindringlichem Tone fort, „daß Du alsdann mit mir an einen andern Ort fliehen willst, wo wir unserer Liebe uns im Frieden erfreuen dürfen; wo unsere guten Handlungen uns neue Freunde erwerben werden an der Stelle derjenigen, welche wir hinter uns lassen, und wo unsere Tugenden uns selbst unter Freunden eine Stellung verschaffen sollen! Wir wollen nach Rom flüchten, nach der heiligen Stadt, wo ich Bekannte und Freunde habe. Wir wollen uns dem heiligen Vater zu Füßen werfen, der uns seinen Segen nicht vorenthalten kann; und warum sollten wir dort nicht glücklich werden?“

„O mein Ernestino!“ flüsterte das Mädchen und lächelte unter Thränen, „die heilige Maria sey gelobt, daß Deine Zunge mir zum Guten räth und nicht zum Bösen, denn ich zweifle, ob ich die Kraft hätte Dir zu widerstehen! Thue, wie Du gesagt hast, und der Himmel möge meines Bruders Herz erschließen, daß er Dich erhört! Wenn er aber mich Dir versagen wollte, so gelobe ich Dir hier feierlich, daß ich Dir überall hin folgen werde, wohin Du nur gehst. Nichts soll uns fortan trennen, mein Theurer! kein Rückhalt oder Vorbehalt. Verfüge über mich, wie Du es für gut findest; ich bin Dein, Dein für immer!“

Er drückte sie abermals glühend an seine Brust und einige Sekunden fühlten sie ihre Herzen an einander schlagen, als ob sie sich antworten wollten. Die Sonne war untergegangen, die kurze Dämmerung des italienischen Himmelsstriches begann mit Riesenschritten über das Arnothal heraufzuziehen. Teresa entzog sich mit einer Willensanstrengung den Armen ihres Geliebten. — „Heiligste Jungfrau, wie spät ist es!“ rief sie. „Schau nur, wie leuchtend und hell die Leuchtfliegen geworden sind! Ernesto, mein theurer, lieber Ernestino, wir müssen uns nun trennen! Was werden meine Freundinnen von mir denken? Morgen um eilf Uhr werde ich in die Messe gehen; zeige auch Du Dich in der Nähe des Doms, damit ich Dich sehen könne. Meinen Bruder aber suche nicht eher auf, als bis ich es Dich wissen lasse. Ich werde Dir Nachricht geben, wann es am rathsamsten ist, ihm zu begegnen, und ich will noch eine Weile das Glück genießen, ohne Widerrede Dein zu seyn, mein Ein und Alles, mein süßes Leben! Addio, Addio!“

Sie eilte von ihm hinweg wie eine Sylphe, und ihr weißes

Gewand schimmerte geisterhaft durch die zunehmende Dunkelheit. Des Liebenden scharfes Ohr erkannte ihre Stimme noch aus der Ferne, als sie ihr Ausbleiben gegen ihre Gespielinnen erklärte und entschuldigte. Die Töne wurden jedoch immer schwächer, und bald schlugen keine anderen Laute mehr an sein Ohr, als das schrille Zirpen der Heimchen und das Gequack der Frösche, welche in den Höhlen und Böschungen des Flußufers hausten.

An das schriftliche Heirathsversprechen und an die Wette hatte der junge Bildhauer gar nicht mehr gedacht. Alle seine Gedanken hatte das eine glühende Bewußtseyn verschlungen, daß er nun zärtlich, innig geliebt werde. Wie hätte er in einem solchen Augenblicke an seinen Nebenbuhler Giuseppe denken können? Er hatte nur für die eine köstliche Gewißheit noch Sinn, daß Teresa jetzt sein war — sein für das ganze Leben; jedes andere Gefühl war nun in ihm ausgeschlossen.

Selbst jetzt, wo er wieder sich selbst überlassen war und Gelegenheit hatte seine Gedanken zu sammeln, war jedes ruhigere geistige Vermögen bei ihm so aus den Fugen gegangen, daß er lange brauchte, bis er nur seine Gedanken wieder ordnen konnte. Endlich tauchten das Versprechen, die Wette, Giuseppe und das auf Mitternacht bestimmte Stelldichein wieder in seiner Erinnerung auf, und seine Stirne runzelte, seine Fäuste ballten sich vor Unmuth gegen sich selber.

„Aber er kann wenigstens kein Heirathsversprechen von ihr erlangen,“ sprach er laut vor sich hin, zu seinem eigenen Troste. „Sie will, sie kann, sie **wird** es nicht geben!“

In einem unruhigen Selbstgespräche voll abgerissener Sätze und mit zu Boden geschlagenen Augen machte er sich jetzt durch die nun öden Alleen der Cascine auf den Rückweg nach der Stadt.

3. Die Nacht.

Die Nacht lag auf der Piazza Santa Trinita, und das dicht daneben liegende Kaffeehaus war voll von Durstigen, deren vertrocknete Kehlen sie jedoch nicht hinderten, mit ihrer lebhaften Unterhaltung einen unaufhörlichen wirren Lärm zu machen.

„Heda, Kellner! Garzone! bottega!“ scholl es von allen Seiten, und die Kellner rannten hin und her, befriedigten die verschiedenen Gelüste und Begehren und sagten eintönig die Liste der zu habenden Arten von Eis und Gefrornem her, damit die Gäste ihre Wahl treffen konnten.

Die Menge füllte nicht blos die hübschen wiewohl engen Säle des Kaffeehauses, sondern verbreitete sich noch über die Straße, auf welcher Gesellschaften und Gruppen von beiden Geschlechtern an jenen kleinen runden Marmortischchen saßen, wie sie in Italien üblich sind. Diese Gruppen belebten auf eigenthümliche Weise die Piazza, welche wegen der riesigen Höhe der Gebäude rings um sie her und ihrer eigenen ziemlich schmalen Dimensionen gewöhnlich so dunkel und düster ist.

Die herrliche Marmorbrücke der heiligen Dreieinigkeit, am Ende der von der Piazza ausmündenden Straße, mit ihren kolossalen Standbildern der vier Jahreszeiten auf den vier Ecken, blinkte weißlich unter den Strahlen des herrlichsten Vollmonds herüber. Das helle Mondlicht fiel ebenfalls auf das obere Stockwerk der Paläste auf dem Platz und umspielte das Haupt der Bildsäule der Gerechtigkeit, die auf einer hohen Säule auf der Piazza steht und verwundert auf das verrückte Treiben der Menschheit unter ihr herabblickt.

An einem der runden Tischchen, hart an der Eingangsthüre des Kaffeehauses, saß eine Gruppe von einem halben Dutzend junger Leute, welche mehr Lärm zu machen schienen als die übrigen Gäste zusammen. Sie trugen sämmtlich jene langen braunen sammetenen Juppen, die von der toskanischen Jugend so allgemein getragen werden, daß man sie für eine Landestracht halten könnte. Ihre übrige Kleidung dagegen war modisch und gewählt, feine Wäsche, gutgemachte elegante Beinkleider, zierliche lackirte Stiefeln, feine Stroh- oder Filzhüte.

Einer von ihnen war offenbar heute auf dem Lande gewesen, denn seine Kleider waren bestaubt, seine Schuhe von ungegerbtem Leder schmutzig, und sein am Halse aufgeknöpftes Hemd ward nur von einem schwarzen Seidentuche zusammengehalten, dessen Zipfel lose über die Brust herunter hingen. Ein breiter Ledergürtel vertrat die Stelle der Hosenträger und umspannte eine feine schlanke Taille von weiblichen Dimensionen, welche von den breiten muskulösen Schultern grell abstach, und dennoch auf seltene Körperkraft schließen ließ. Der nachlässig auf das eine Ohr gedrückte Strohhut warf durch seinen breiten Rand einen Schatten über seine Züge, die zwar sehr regelmäßig waren, aber einen Ausdruck von Kühnheit und wilder Thatkraft hatten, den ein spitzer rother Knebel- und dichter Schnurrbart eher noch verstärkten. Seine dunkelgrauen Augen lagen tief in ihren Höhlen und sein röthlichbraunes Haar quoll in krausen Ringeln unter seinem Hute hervor.

Der Totaleindruck dieser Züge war nicht geeignet, für ihren Eigenthümer gerade günstig einzunehmen, allein bisweilen zog doch flüchtig ein Ausdruck über dieselben hin, welcher sehr einnehmend und ansprechend war, als ob die unter solch wilder Außenseite schlummernde Schönheit gelegentlich zu Tage träte. In solchen Augenblicken würde ein Physiognomiker auch sogleich eine Aehnlichkeit mit der schönen Teresa entdeckt haben, obschon dieselbe zu keiner andern Zeit sichtbar zu Tage trat. Der junge Mann war in der That Teresa's Bruder, Tonino Varchi, vor welchem sie und noch viele andere sich so sehr fürchteten und der wegen seiner Tollkühnheit und Wildheit in Florenz so sprichwörtlich geworden war, daß man ihm nur den Beinamen il fiero, der Wilde gab.

Tonino war schon oft wegen politischer Vergehen eingesperrt gewesen, stand beständig unter der Aufsicht der Polizeispione, war zweimal des Todtschlags überwiesen worden, aber der Bestrafung dafür entgangen — auf welche Weise, das mag nur der Himmel wissen und die toskanische Justiz. Auch anderer Vergehen von ebenso brutaler als kühner Natur verdächtig, obschon vielleicht unschuldig, war Tonino Varchi gleichwohl noch immer der Liebling der Menge. Der Muth, womit er seine Altersgenossen und die Mehrzahl seiner Landsleute überragte, machte ihn geachtet; sein zwangloses Benehmen und sein schlagfertiger Witz machten ihn unter seinen Kameraden stets willkommen, und da niemand gewagt haben würde ihm offen durch den Sinn zu fahren, so ward das Ungestüm seines Charakters einigermaßen im Schach gehalten, trat aber trotzdem noch oft genug zu Tage, um seine Umgebung daran zu erinnern, daß der Tiger in ihm nur halb gezähmt war.

Tonino erzählte seinen Bekannten ein Jagdabenteuer, das er heute bestanden hatte, als er auf dem Besitzthum eines Bekannten Wildschweine gepürscht hatte, die in den Maisfeldern zu Schaden gingen. Bei dieser Gelegenheit hatte ein angeschossener Keuler sich gegen Tonino gewandt und hätte diesen beinahe aufgeschlitzt, wenn er dem Thiere nicht mit dem Gewehrkolben den Schädel zerschmettert hätte, während sein Jagdgenosse dem Keuler noch eine Kugel auf's Blatt setzte.

„Alle Hagel!" rief einer der Zuhörer; „Du darfst Dir zu Deiner Rettung Glück wünschen, Tonino, denn dießmal ging es Dir hart an den Kragen!"

— „Oho, nicht halb so hart als vor vierzehn Tagen in der Geschichte mit dem Engländer?" erwiderte Tonino lachend und prahlerisch.

„Was war denn das für eine Geschichte? laß hören!" riefen die Anderen, denn Barchi's Abenteuer interessirten alle.

— „Jenun," sagte Tonino, „es ist eine einfache Geschichte. Vor ungefähr vierzehn Tagen trieb ich mich auf einer Landparthie droben in den Bergen bei Fiesole herum und hatte meinen korsischen Hund Orso bei mir, der den leibhaftigen Satan im Leibe hat. Da fiel es dem verwünschten Köter ein, einem Engländer an die Waden zu fahren, welcher — der Henker mag wissen, wozu! — unter den Ruinen herumschlenderte, aber so rein und schmuck und steifleinen aussah, als ob er einen ceremoniösen Morgenbesuch abstatten wollte. Der Angriff meines Hundes brachte ihn aber wie durch Zauberschlag aus seiner steifen Haltung heraus; er griff nach seinem Stock, den er unter dem Arm trug, und zog damit meinem Orso eines über die Rippen, daß er heulend umtaumelte, als ob ihn ein Blitz getroffen hätte. Dieß brachte mir im Nu das Blut in Wallung, und ich ging zu dem Kerl hin, um ihn für den Schlag büßen zu lassen. Als ich ihm aber auf Armslänge nahe gekommen war, zog der Spitzbube ruhig eine Pistole heraus, spannte die beiden Hähne mit dem Daumen und hielt mir das Gewehr mit der sichersten Hand von der Welt unter die Nase, wobei er mir eine Rede hielt, die er vermuthlich für Italienisch hielt. Von den Worten verstand ich freilich kein einziges, aber die Geberde war nicht mißzuverstehen. Ich prallte zurück und sah mir meinen Mann an; er war so kaltblütig, als ob er eine Wachtel herunterschießen sollte. Dann betrachtete ich mir die Pistole — eine hübsche Waffe, ein Londoner Meisterstück ohne Zweifel, mit zwei schmucken glatten Läufen, deren Mündungen mir auf sechs Schritte entgegengähnten. Es war nicht zu verkennen, daß ich dießmal den kürzern zog; darum pfiff ich Orso, der sich bereits aus dem Staub gemacht hatte, nickte dem Burschen zu und ging ruhig meiner Wege, sah mich auch nicht eher nach dem närrischen Kerl um, als bis ich einige hundert Schritte von ihm entfernt war. Wie ich aber alsdann nach ihm umblickte, saß der fischblütige Engländer ganz ruhig da, zeichnete die Landschaft und schien so gelassen und kaltblütig zu sein, als ob wir Beide alte Bekannte wären und vorhin nur eine Prise Tabak mit einander gewechselt hätten."

Ein allgemeines beifälliges Gelächter beschloß die Erzählung, und dann wurden eine Menge Anekdoten über die Kaltblütigkeit der Engländer zum Besten gegeben, welche die Gesellschaft in heitere Stimmung versetzten. Diese Unterhaltung war plötzlich dadurch unterbrochen, daß ein gutgekleideter junger Mann von gewandtem Benehmen sich ihrem Tische näherte und den Signor Tonino Barchi um ein kurzes Gespräch unter vier Augen bat. Sogleich richteten sich Aller Augen auf den Fremden und suchten zu ermitteln, wer der Mann sey, welcher mit einem solch gefürchteten Burschen wie Tonino eine geheime Unterredung nachsuchen möge. Der Fremde hatte jedoch nicht das Aussehen eines Spions und noch weniger das eines Sbirren oder Polizeibeamten, und die jungen Männer suchten vergebens den Zweck seines Gesuchs in ihm an den Augen abzusehen.

Tonino selbst war zu sorglos, um seinen Kopf mit Muthmaßungen und Grübeleien zu quälen. Er rückte blos den Hut aus der Stirne, sah den Fremden starr an, fragte: „Mit mir?" stand dann auf und ging mit dem Andern in der Richtung der Brücke davon, während seine Kameraden sich den Kopf darüber zerbrachen, was dieß wohl bedeuten möge.

Ein herrlicher Vollmond glänzte in ruhiger Majestät von dem sternenbesäeten Firmament herab, und seine Strahlen spielten kosend auf Hausdächern und halboffenen Fenstern und tanzten mit wilden launischen Sprüngen auf den Kämmen der kleinen Wellen, welche der sanfte linde Nachtwind eigens für diesen Zweck auf der Oberfläche des Arno hervorzurufen schien. Einen reizenden Effekt machte auch der Ponte Vecchio, die alte Brücke, welche, bis auf einen freien Raum in der Mitte, noch heutzutage ebenso mit den Häusern der florentinischen Juweliere bedeckt ist, wie in den Tagen eines Benvenuto Cellini. Diese Brücke spiegelte sich ebenfalls auf groteske Weise in dem beweglichen Spiegel drunten, und jeder Pfeiler und jeder seltsame Vorsprung fand sein zuckendes Spiegelbild in dem hier überwölbten Strom.

Die beiden Männergestalten waren aus der Straße heraus nach links auf den Lung'Arno oder das breite Quai über dem Flusse getreten, wo in diesem Augenblick (es war längst zehn Uhr vorüber) kaum eine Seele mehr sichtbar war. Endlich blieb Tonino plötzlich stehen und rief mit dem seinem ganzen Wesen entsprechenden Tone der Ungeduld und Hast: „Nun, mein fremder Herr, wären wir meines Bedenkens weit genug von den Leuten hinweg, um ein heimliches Zwiegespräch zu pflegen. Wenn Sie mir eine Mittheilung zu machen wünschen, so beeilen Sie sich damit! Ich bin ganz Ohr!"

„Ich habe Ihnen allerdings eine Mittheilung machen wollen," erwiderte der Fremde etwas zögernd, — „eine Mittheilung, welche Ihnen wahrscheinlich wichtig genug erscheinen wird, um mir auf eine Weile geduldiges Gehör zu schenken ...."

— „Wenn dem so ist," fiel ihm Tonino barsch und ungeduldig in's Wort, „warum in aller Heiligen und Märtyrer Namen rücken Sie alsdann nicht sogleich mit der Sprache heraus?"

„Weil es ein Gegenstand ist, der von uns beiden Kaltblütigkeit und Besonnenheit erheischt," entgegnete der Fremde ruhig, „von meiner Seite, um mein Anliegen klar auseinanderzusetzen; von Ihrer Seite, um Vernunft und Urtheilskraft freien Spielraum zu geben."

— „Mit wem habe ich die Ehre zu reden?" fragte Tonino.

„Mein Name ist Bini — Giuseppe Bini."

— „Nun denn, Signor Giuseppe, so will ich Ihnen nur rundheraus sagen, daß Sie wegen der vorerwähnten zwei Eigenschaften an den unrechten Mann gekommen sind. Apropos, sind Sie etwa ein Engländer?"

„Ich, Signor Tonino? Sie scherzen! Ich bin ein so echter Toscaner wie Sie!"

— „Ach so! ich dachte, weil Sie mir da solche Dinge von Kaltblütigkeit und Besonnenheit in den Bart warfen, so müßten Sie eigentlich zu jener Familie von Eiszapfen gehören, mit der ich nichts zu thun haben will. Mein Name ist Tonino Barchi; meine Handlungen sind so wie sie der Moment mir eingibt; meine Gefühle sind immer der echte unmittelbare Ausfluß und Ausdruck meines Herzens. Sagen Sie also kurz und bündig rund heraus, was Sie von mir wollen, und ich will Sie nicht lange auf meine Antwort warten lassen!"

„Wohlan denn, Signor Tonino, wenn dem so ist, so will ich sogleich auf den Gegenstand unserer Unterredung eingehen. — Sie haben eine Schwester!"

— „Allerdings, Signor Giuseppe; und was noch mehr ist, ich wünsche sie zu behalten!"

„Falls jedoch," versetzte Giuseppe einschmeichelnd und mit einem mühsamen, wiewohl vergeblichen Versuch, seine Gefühle zu verhehlen, „falls jedoch derselben ein günstiger Heirathsantrag gemacht würde, könnten Sie sich vielleicht veranlaßt sehen, Ihre Ansicht zu ändern!"

— „Dieß würde von den Umständen und der Beschaffenheit des Freiers abhängen, mein Herr! Wären Sie etwa geneigt, meiner Schwester einen Heirathsantrag zu machen?"

„Und wenn ich dies thäte?" erwiderte Giuseppe lebhaft und vergaß in dem Tone, womit er es sagte, die Kaltblütigkeit und Besonnenheit, welche er von Tonino verlangt hatte, denn die unverhohlene Geringschätzung, die Tonino in seine letzten Worte gelegt, hatte ihn pikirt; „und wenn ich selbst als Signora Teresa's Freier auftrete, welche vernünftige Einwendung könnten Sie erheben?"

— „Tausenderlei," sagte Tonino barsch; „aber für unsern jetzigen Zweck wird eine einzige genügen: ich lehne Ihre Bewerbung ab."

„Es möchte doch Umstände geben, welche eine solch entschiedene Weigerung überwiegen könnten!" versetzte Giuseppe mit einschmeichelndem Tone, denn die Schwierigkeit seiner Lage hatte ihm die kalte Ruhe und Besonnenheit wiedergegeben.

„Ich kenne keine solchen, keine irgend denkbaren," sagte Tonino.

— „So lassen Sie mich wenigstens den Grund hören, um deßwillen Sie meine Bewerbung ablehnen," fuhr Giuseppe sanft und gelassen fort. „Meine Familie ist angesehen, ich habe ein anständiges Auskommen, mein Charakter und Ruf können jede Nachfrage ertragen. Was fordern Sie noch mehr?"

„Ich will von der ganzen Sache nichts wissen," sagte Tonino barsch und mit entschlossenem Tone. „Sie mögen so verdienstvoll seyn, als irgend einer von den jungen Laffen von Florenz, ja Sie mögen meinethalben den Werth und die Verdienste von allen zusammen in Ihrer eigenen einzigen Person vereinigen, Sie dürften so reich und stolz und kaltblütig seyn, wie ein Engländer, so witzig wie ein Franzose, so schlau wie Machiavelli und so herzensgut wie Savonarola, und dennoch wären Sie mir noch nicht gut genug. Meine Schwester ist mein Engel, mein guter Genius, und niemals, so lange ich lebe, soll irgend ein Mann sich die Befugniß anmaßen dürfen, ihren Willen oder ihre Freiheit zu beschränken!"

— „Ist die junge Dame aber auch dieser Ansicht?" fragte Giuseppe; „hat sich noch kein junger Mann bemüht, in ihrem Herzen ein Interesse für sich zu erwecken?"

„Per Dio! was fällt Ihnen ein?!" rief Tonino wild. „Wenn ich einen Mann darüber beträfe, daß er meiner Schwester den Hof machte, so sollte er — und wäre er auch mein bester Freund — nichts anderes erwecken, als sein eigenes verdammtes Ich für die andere Welt! — Jedoch genug hievon! Sie haben es vielleicht gut gemeint; allein ich habe Ihnen meinen Bescheid gegeben. Mancher wird meinen, ich hätte mich vielleicht in artigeren Worten für die Ehre bedanken sollen, die Sie ihm anthun wollten u. dgl.; aber das ist meine Weise nicht, und darum wollen wir die Sache hiemit beigelegt seyn lassen!"

Er wollte sich zum Gehen wenden, aber Giuseppe hielt ihn mit einer Geberde zurück und sagte mit einem leichten Beben in seiner Stimme: „Nach demjenigen, was Sie mir so eben mitgetheilt haben, werden Sie es vielleicht für unverschämt von mir halten, daß ich noch einmal auf diesen Gegenstand zurückkomme. Allein ich bin noch nicht zu Ende; schenken Sie mir deßhalb noch auf einen Augenblick Gehör. Wer weiß, ob es mir nicht gelingt, die Sache in einem so klaren und günstigen Lichte darzustellen, daß Ihre eigenen Interessen Sie zu meinen Gunsten stimmen, und wer weiß, ob das Ergebniß alsdann nicht ein ganz anderes seyn wird?"

Tonino sah groß auf, antwortete aber nur durch eine Geberde der Ueberraschung und Ungeduld.

„Sie sind ein Mann," fuhr Giuseppe in einem so eindringlichen Tone fort, wie wenn er vor versammelten Assisen zu plaidiren hätte und die Geschworenen zu Gunsten seines Klienten einzunehmen wünschte, — „Sie sind ein Mann, der wie die meisten von uns, oder vielmehr noch in höherm Grade als die meisten von uns, Gefahr läuft, von wilden Leidenschaften in schwierige Lagen und allerlei Verlegenheiten verwickelt zu werden, welche Sie nicht voraussehen und aus denen Sie sich auch nicht so leicht selber heraushelfen können. Sie kommen leichter als irgend ein Anderer in den Fall, kleine Verfehlungen gegen das Gesetz zu begehen, welche in Ihren eigenen Augen zwar für erlaubt und unerheblich erscheinen mögen, sicherlich aber in den Augen derjenigen, denen die Aburtheilung und Bestrafung solcher Vergehen obliegt, einen ganz andern Charakter annehmen. Sie sind der Möglichkeit ausgesetzt, um Ihres offenen Charakters willen von hinterlistigen, ränkevollen Feinden angegriffen zu werden, gegen die Sie sich mit all Ihrem Muth und Ihrer Entschlossenheit nicht vertheidigen können. Kurzum, Sie sind einer Menge von Anfeindungen und Ungelegenheiten ausgesetzt, vor welchen die Freundschaft und Verwandtschaft eines Mannes wie ich Sie sicher stellen und bewahren könnte. Ich bin Advokat und genieße einiges Ansehen bei den Gerichten; ich habe eine gewisse Geltung in der Gesellschaft, und ich könnte, als Ihr Verwandter, Sie in jeder Hinsicht vertheidigen und Ihre Sache führen; schon unsere Verwandtschaft würde Sie vielleicht vor mancher Anfeindung sichern, und meine Gesetzkenntniß würde Ihnen aus anderen Verlegenheiten heraushelfen."

— „Signor Giuseppe," sagte Barchi halb ernst, halb spöt-

tisch, „Sie sind sehr besorgt für mich, aber Sie werfen alle Ihre schönen Redensarten in den Wind. Wären Sie auch so beredt wie ein Cicero, so würde es Ihnen doch nie gelingen, mich zu Dem zu bereden, was ich einmal nicht thun will."

Die Uhr auf dem Palazzo Vecchio schlug in diesem Augenblick eilf Uhr, und die Glockenschläge hallten durch die Bogenhallen der Uffizien, in deren Nähe sie eben standen, und erinnerten Giuseppe ernst genug daran, daß die Frist der Wette bald um und Gefahr auf dem Verzuge seye. Er trat daher seinem Gefährten näher, legte die Hand auf seinen Arm, um gewissermaßen dem letzten Trumpfe, den er ausspielen wollte, mehr Nachdruck zu geben, und sagte leise: „Jenun, ganz nach Ihrem Belieben, Signor Bardi. Allein bevor Sie das letzte Wort reden, so überlegen Sie doch erst, ob es besser ist, mich zum Freund oder zum Feind zu haben. Gewisse Dinge werden nicht so sehr im Finstern verübt, daß nicht irgend etwas davon verlaute, und wenn solche Kleinigkeiten von einem gewandten geschäfts- und rechtskundigen Kopfe gegen einander gehalten und combinirt werden, so können sie zur Lösung von Räthseln und zur Enthüllung von Geheimnissen führen, von welchen Andere gar keine Ahnung haben. Sie können also denken, daß jene Geschichte aus der Via Buja . . ."

„Ha!" rief Tonino unwillkürlich.

— „Daß jene Geschichte aus der Via Buja, so geheimgehalten sie auch geblieben ist, wie alle jene Geschichten von dem jenseitigen Ufer des Arno, mir nicht mehr fremd ist," fuhr Giuseppe fort und that, als ob er die Ueberraschung des Andern nicht bemerke. „Wie Sie sehen, weiß ich aber um alle Umstände derselben, und noch um manches, was Sie auf dem Grunde des Arno verborgen wähnen!"

Sie traten in diesem Augenblicke aus dem hohen Bogen heraus und ehe ihr Schatten noch in das düstere Dunkel der Arcaden sich verloren, enthüllte der Mondschein auf Tonino's Gesicht einen furchtbaren Ausdruck, in welchem sich Erstaunen, Aufregung, Angst und wilde Entschlossenheit so vermengten, wie sie Dante kaum auf den Zügen der gefährlichsten Bewohner seiner Hölle geschildert hat. Giuseppe war allzu sehr von seinem Vorhaben beschäftigt und darauf erpicht, den Bruder Teresa's für sich zu gewinnen, als daß er ihn hätte genau beobachten können; ohne zu ahnen, was für einen Tiger er reize, ging er mit demselben weiter und flüsterte ihm Winke und Mittheilungen zu, welche für Tonino voll Qual seyn mußten.

* * *

Der letzte Glockenschlag der Mitternacht verhallte zitternd in den Ecken der Piazza del Duomo, als zwei dunkle Männergestalten die Stelle erreichten, welche am Morgen zum Stelldichein für die Entscheidung der Wette bestimmt worden war.

„Keiner von beiden ist schon da," hub der größere der beiden an, in dessen Stimme man Enrico Malanima erkennen konnte. „Glaubst Du es wohl, Freund Carlo, daß diese Geschichte, so einfach sie ist, mir heute den ganzen Tag ordentlich auf der Seele gelegen und mich mit Ahnungen erfüllt hat, als ob daraus unmöglich etwas Gutes erfolgen könne?"

— „Unsinn, mein Junge!" versetzte der Andre; „sag' lieber, der Montefiascone seye Dir etwas in den Kopf gestiegen und lasse Dich Gespenster sehen, wo keine solche sind! Was für ein mögliches Unheil könnte denn aus einer Wette entstehen, welche unverkennbar mehr Spaßhaftes als Ernstes hat?"

„Ich kann in dem fraglichen Fall Deiner Ansicht nicht beipflichten, Carlo. Wir beide kennen Giuseppe gut und wissen, daß er nicht leicht irgend etwas aufgibt, was er sich in den Kopf gesetzt hat, und um so mehr, wenn er sein Ehrgefühl dabei betheiligt glaubt. Ferner hast Du so gut als ich gesehen, daß es Ernesto mit seinen Gefühlen für das schöne Mädchen bitterer Ernst war. Ich fürchte daher, sie gerathen mit einander in Streit, und Ernesto ist kein Gegner, den man gering anschlagen darf. Erinnerst Du Dich noch, wie er mit dem Franzosen anband, der sich seines Erfolgs bei einer gewissen florentinischen Signora rühmte, und den dann Ernesto über die Mauer hinunter in den Arno warf?"

— „Hahaha! freilich erinnere ich mich dieser Geschichte noch! Blitz, was für eine komische Figur machte nicht das Französchen, als man ihn aus dem Wasser zog! — Aber stille! da kommt jemand! ist er es nicht selbst?"

„Ja, er ist's. Ha, gut, daß wir Dich treffen, Ernesto! Du kommst spät, aber immer noch vor Giuseppe. Nun, was für Neuigkeiten bringst Du?"

— „Laßt erst Giuseppe kommen, ehe ich auf diese Frage antworte!" erwiderte Ernesto ruhig. „Es ist nur billig, daß wir alle vollzählig versammelt sind, bevor Einer spricht, damit alle in gleichem Maaße sich überzeugen können, wessen Ansprüche die bestbegründeten sind!"

„Er hat ganz Recht," sagte Carlo. „Freund Giuseppe wird nicht mehr lange auf sich warten lassen; allein dieses Ausbleiben ist kein gutes Anzeichen für seinen Erfolg."

Er hatte kaum diese Worte ausgesprochen, so erscholl aus einer dunklen Ecke des Platzes, in deren Nähe sie standen, ein solch schauriger, kläglicher, gar nicht irdisch klingender Laut, daß die jungen Männer erschrocken zusammenfuhren und sich bestürzt nach der Richtung wandten, woher der Ton kam.

Die Ecke lag in so tiefem Schatten, daß die drei Freunde anfänglich nichts Auffallendes entdecken konnten; als sie jedoch näher traten und genauer hinblickten, ertönte von dorther ein langgezogenes Stöhnen, welches das Blut in ihren Adern erstarren machte, und sie bemerkten eine Stelle, wo eine schwarze Gestalt oder ein Steinblock am Boden zu liegen schien.

Ernesto eilte auf diesen Gegenstand zu, hob ihn mit Mühe in seinen Armen theilweise in die Höhe und schleppte ihn vorwärts in den hellen Mondschein, wo sich ihrem erstaunten Blicke ein gutgekleideter Mann darbot, dem der Hut tief ins Gesicht geschlagen war. Allein ihr Erstaunen verwandelte sich in grausenhaftes Entsetzen, als sie ihm den Hut abzogen, das Haar aus dem Gesichte strichen und nun die Züge des abwesend geglaubten Giuseppe Bini, ihres Freundes erkannten. Seine seidene Weste war ganz mit Blut getränkt, und als sie diese aufrissen, fand sich auch das Hemd vollständig mit Blut getränkt. Der Körper war noch ganz warm, obschon keine Spur von Leben mehr an ihm zu bemerken.

„Carlo! Enrico!" rief der junge Bildhauer tief erschüttert, „holt schnell die Misericordia herbei! Vielleicht ist sein Leben noch zu retten! Ich will bis zu Eurer Rückkehr bei ihm bleiben!"

Die jungen Männer beeilten sich auf ihrem Gange nach

dem Lokal der frommen Bruderschaft; während Ernesto neben dem leblos erscheinenden Körper niederkniete, die Wunde aufsuchte und das Blut zu stillen versuchte, welches noch immer aus ihrer klaffenden Oeffnung träufelte. Zwei Herren, welche des Weges vorüberkamen, und die er um Beistand anging, blieben bei ihm, um ihm hülfreiche Hand zu leisten, und allmählig sammelte sich eine neugierige Menge um die kleine Gruppe.

„Platz! Platz für die Misericordia!“ erscholl es plötzlich von hinten, und die barmherzigen Brüder in ihren schwarzen Kutten und breitkrämpigen Hüten, mit den Kaputzen über das Gesicht, aus deren Oeffnungen nur die blitzenden Augen herauslugten, drängten sich durch die Menge, hoben den Körper auf ein Tragbett mit einem Zeltdache und trugen ihn nach dem Hospital, wohin ihnen unsere drei Freunde und einige Andere folgten.

Alles war vergeblich — die fürsorgliche Pflege der jungen Männer, wie die Geschicklichkeit des Arztes. Der Erstochene war schon seit einiger Zeit todt, als er im Spital ankam; die Töne, welche seine Freunde so sehr erschreckt hatten, mußten die seines letzten Todeskampfes gewesen seyn.

Die Nachricht von diesem schauerlichen Unglücksfall gab zu vielerlei Muthmaßungen Anlaß und weckte allgemeines Entsetzen und Entrüstung. Natürlich fiel auch einiger begründeter Verdacht auf den wilden Tonino, da man ihn mit dem Erschlagenen zum letzten Male beisammen gesehen hatte; und da Giuseppe's Familie in Florenz in großem Ansehen stand, so wurden alle möglichen Nachforschungen nach dem muthmaßlichen Mörder angestellt. Tonino Barchi war jedoch verschwunden; von dem Augenblick an, wo er das Kaffeehaus mit dem jungen Advokaten verlassen, hatte man ihn weder zu Hause, noch sonst irgendwo gesehen und er schien ganz verschollen. Erst nach einiger Zeit ermittelte die Polizei, daß wenige Tage nach dem erzählten traurigen Vorfalle ein junger Mann, dessen Schilderung mit dem Signalement des Entflohenen übereinstimmte, sich an Bord einer der Feluchen eingeschifft habe, welche zwischen Livorno und Cagliari auf Sardinien hin- und herfahren. Ob es wirklich Tonino selber gewesen, oder ob dieser eine weitere Reise zu seiner Sicherheit unternommen, das ist nie genau ermittelt worden. Sein Name, wie die traurige Berühmtheit, die sich besonders seit jener Begebenheit daran knüpfte, geriethen allmählig in Vergessenheit. Dieß wäre vielleicht nicht so rasch geschehen, wenn die schöne Schwester dieses gefährlichen Burschen in Florenz geblieben seyn würde. Allein die von mir erzählte schreckliche Katastrophe ward für die schöne Teresa eben die Veranlassung, wenige Tage nach derselben sich mit dem jungen Bildhauer Ernesto Correda in aller Stille trauen zu lassen und ihm nach Rom zu folgen, wo beide ihren häuslichen Herd gründeten.

Alfred Arngold.

Sir Robert Schomburgk.

Eine Autobiographie.

Es gibt für den gereiften denkenden Mann keine interessantere, für den strebsamen Jüngling keine anregendere Lectüre, als die Lebensgeschichte eines verdienstvollen Menschen, welcher seine Erfolge in irgend einer Lebensbahn vorzugsweise seinem eigenen Fleiße, seiner Ausdauer und Thatkraft in der eigenen Selbstvervollkommnung und Fortbildung verdankt. Zu den ausgezeichnetsten Menschen dieser Art gehört der verdienstvolle Reisende und Botaniker Robert Schomburgk, ein guter Deutscher, welchem das seltene Glück zu Theil geworden ist, von den gegen fremde Gelehrte stets mehr oder weniger vorurtheilsvollen Briten nach Verdienst anerkannt zu werden. Derselbe hat der „kaiserl. Leopoldino-Carolinischen deutschen Akademie der Naturforscher“ eine selbstverfaßte Lebensbeschreibung zugesandt, worin er mit jener Bescheidenheit, die der beste Prüfstein wahren Verdienstes ist, seine ganze Laufbahn einfach und treuherzig schildert, und die wir daher unseren jüngeren und reiferen Lesern als einen charakteristischen Beitrag zur Beurtheilung eines Landsmannes, auf welchen das deutsche Vaterland mit allem Fug stolz seyn darf, hier geben wollen. Zugleich liefert dieselbe auch einen trefflichen Ueberblick über den rastlosen Eifer dieses Mannes als Erforscher ferner Länder. —

Ich, Robert Hermann Schomburgk, geboren am 5. Juni 1804 in Freiburg an der Unstrut in Thüringen, bin der älteste Sohn meines Vaters, welcher zu der Zeit Diaconus dieser Stadt war. Ich erhielt von demselben meine Erziehung, und da es der Wunsch meiner Eltern war, daß ich mich dem Kaufmannsstande widmen sollte, drang mein Vater nicht darauf, die lateinische Sprache ausnehmend, daß ich mich mit anderen classischen Studien beschäftigen sollte; — ich erhielt aber bereits im sechsten Jahre Unterricht in der französischen Sprache, in Arithmetik und anderen Wissenschaften, welche sich für den Kaufmannstand eigneten.

Zu der Zeit hatte bereits die Natur große Anziehungskräfte für mich. Ein kleiner Platz im väterlichen Garten wurde zu meiner Verfügung gestellt, und dorthin verpflanzte ich, was Wiese und Wald mir als interessant darboten. Die Vorliebe für die herrliche Familie der Orchideen zeigte sich schon in meiner Jugendzeit, und unter meinen ins Gärtchen versetzten Pflanzen befanden sich der Venusschuh, Fliegen-Orchis und andere meiner Heimath angehörende Glieder der Familie.

Ich verließ das väterliche Haus, bevor ich das 14. Jahr erreicht hatte und trat als Lehrling beim Kaufmann Krieger in Naumburg ein. Das Interesse, welches ich für Pflanzen gewonnen hatte, verließ mich nicht in meiner neuen Stellung, und als meine Lehrzeit vorüber war und ich im Jahre 1823 ins Comptoir meines Onkels Heinrich Schomburgk in Leipzig trat, entwickelte es sich desto stärker, da sich mir nun die Gelegenheit darbot, mich mit der Botanik wissenschaftlich bekannt zu machen. Ich erhielt Unterricht vom Privatdocenten Mag. Winkler und wohnte mit der Bewilligung meines guten Onkels den Vorlesungen des Professors Schwägrichen bei. Die Pflanzen in den Reichenbach'schen und Frege'schen Gärten, welche es mir erlaubt war zu besuchen, wann ich es wünschte, erweckten zu gleicher Zeit das Begehren in mir, die Länder zu besuchen, wo sie einheimisch waren.

Eine Gelegenheit bot sich im Jahre 1829 dar, diesen Wunsch theilweise auszuführen. Eine Anzahl Merinoschafe sollten nach New-York auf Spekulation gesandt werden, und da mein Onkel

sich meinem Wunsche nicht entgegensetzte, übernahm ich die Stelle des Supercargo.

Kurz nach meiner Ankunft in New-York erhielt ich eine Anstellung als Commis in Richmond in Virginien.

Die Umgegend Richmond's ist reizend und die Pflanzenwelt hat bereits etwas Tropisches in ihrem Anblick.

Mein Verlangen, die wärmeren Zonen zu besuchen, wurde dadurch noch stärker erweckt, und ich verließ Richmond im folgenden Jahre und schiffte mich im November in New-York nach Saint Thomas ein.

Ich hatte damit einige kaufmännische Unternehmungen verknüpft, welche mißlangen, und während des großen Feuers, das am Sylvesterabend 1830 in Saint Thomas ausbrach, verlor ich alles, was ich besaß. Unglücklicherweise war ich zur Zeit abwesend auf einer botanischen Tour in der Insel Saint John.

Dieser Verlust bestimmte mich desto mehr, allen commerciellen Geschäften zu entsagen und mich nur der Botanik und anderen Naturwissenschaften zu widen.

Mit mehr Muße zu meinem Gebot besuchte ich Puerto Rico und mehrere der naheliegenden Inseln — unter andern Anegada, die nördlichste der Gruppe, welche unter dem Beinamen der Virginischen Inseln bekannt ist.

Anegada, in Folge der niedrigen Lage und Umgebung von Corallenriffen, sowie der starken Strömungen, welche der Insel entlang laufen, ist äußerst gefährlich für die Schifffahrt. Während der kurzen Zeit meines ersten Aufenthaltes fanden drei Schiffbrüche statt, welche Verlust der Ladung mit sich brachten — aber den größten Eindruck machte auf mich die Scheiterung eines spanischen Sklavenschiffes, die „Restanadora" genannt, welche 130 Sklaven am Bord hatte, von welcher Zahl die kräftigsten der Männer in Ketten lagen und folglich, als das Schiff sank, um ihr Leben kamen.

Es war ein Anblick, den ich nie meinem Gedächtniß entreißen kann, als ich am nächsten Tage über die Stelle segelte, wo das Schiff strandete. Das Verdeck desselben war zertrümmert und die ruhige, klare See erlaubte, den Kielraum zu sehen. Hier waren Haifische, Barracudas, Scorpoenas und andere gefräßige Seefische emsig beschäftigt, Stücke Fleisch aus den Gliedern der noch theilweise gefesselten Leichen zu reißen.

Da wurde der Gedanke in mir erweckt, ob nicht andere Ursachen, als die niedrige Lage der Insel zu diesen Schiffbrüchen leite, und ich hörte von den Erkundigungen, die ich einzog, daß eine bedeutende Strömung sich der Insel zuwende.

Die Karten Anegada's, welche ich Gelegenheit hatte zu examiniren, schienen mir nicht richtig. Ich entschloß mich daher, die Insel und die sie umgebenden Riffe selbst aufzunehmen.

Ich hatte früher Gelegenheit gehabt, mich mit hydrographischen Arbeiten bekannt zu machen — es fehlten mir nur die nöthigen Instrumente.

Ich kehrte deßhalb nach Tortola zurück und begab mich von dort nach Saint Thomas, wo ich mir von einigen wissenschaftlichen Freunden die nöthigen Instrumente verschaffte, um mein Vorhaben auszuführen. Mit diesen kehrte ich nach Anegada zurück und mit großer Mühe, nicht allein in Folge der Riffe und der hohen Winde, sondern auch hinsichtlich einiger der gefährlichsten Charaktere unter den Wrackern, wenn man am Lande, führte ich im Laufe von drei Monaten die hydrographischen Beobachtungen aus, auf welche sich meine Karte von Anegada stützt — und fand, daß eine starke Strömung von Nordwesten sich nach der Insel richtet, für welche die von Europa und Nordamerika kommenden Schiffe, bestimmt nach Saint Thomas, Cuba und Portorico, nicht die gehörige Bewegung gemacht hatten. Die Aufnahme der Karte Anegada's macht den Wendepunkt meiner Laufbahn aus.

Eine Beschreibung dieser Insel, welche in ihrer Structur und ihren Erzeugnissen viel Interessantes darbietet, sandte ich an die Geographische Gesellschaft in London, während das Resultat meiner hydrographischen Arbeit an die Admiralität befördert wurde. Die Beschreibung wurde im zweiten Bande des Journals der Geographischen Gesellschaft bekannt gemacht und die Admiralität veröffentlichte meine Karte im Jahre 1832 für den Gebrauch der königlichen Marine.

Andere hydrographische Arbeiten folgten, durch welche ich noch näher mit England in Verbindung kam. Die königliche Geographische Gesellschaft hatte mich zu ihrem correspondirenden Mitglied erwählt, und da ich wußte, daß einer ihrer Zwecke war, jene, welche sich geneigt fühlten, unbekannte Regionen zu besuchen, den Kräften der Gesellschaft gemäß in ihrem Unternehmen zu unterstützen, schlug ich vor, die noch unbekannten Theile Guyana's zu untersuchen.

Ich hatte zu der Zeit Gelegenheit gehabt, unseres großen Humboldt's Aequinoctialreisen zu lesen. Ich fand, daß er einen Theil, nämlich jenen, welcher die Flußgebiete des Essequibo, Rio Branco und Corentyne enthält, nicht besucht habe; folglich der Wunsch, diese Regionen zu untersuchen, wurde nun mein Zweck. Mein Vorschlag wurde angenommen. Ich erhielt von der Gesellschaft, sowie von der englischen Regierung Unterstützungen, meine Reise auszuführen.

Der Hauptzweck, den erhaltenen Instructionen gemäß, war, das Innere des britischen Guyana hinsichtlich physischer und astronomischer Geographie zu untersuchen und meine Kette der geographischen Positionen, in Georgetown angefangen, von der Mündung des Flusses Essequibo mit jenen des Barons von Humboldt am obern Theile des Orinoco zu verbinden.

Ich widmete diesen Untersuchungen vier Jahre, drang vom Essequibo, theilweise in Kähnen, theilweise zu Lande, durch die Gebirgsketten bis nach Esmeralda am Orinoco vor, und nachdem dieser Ort erreicht, so wohl bekannt durch Humboldt's geographische Beschreibung, war einer der Hauptzwecke meiner Reise erlangt.

Von Esmeralda ging ich durch den Cassiquiare, den natürlichen Canal, welcher den Orinoco mit dem Rio Negro verbindet, und da in Folge des Aufruhrs, welcher zu der Zeit unter den Farbigen und Indianern in diesem Theile Brasiliens herrschte, ich keinen Ausweg durch den Amazonenfluß (via Para) nehmen konnte, war ich gezwungen, den Rio Branco aufzusteigen und mein Boot, welches zweiundvierzig Fuß lang war, 14 englische Meilen über das Land zu transportiren, um das Flußsystem des Essequibo zu erreichen und nach Demerara zurückzukehren, wo ich am 20. Juni 1839 nach einer Abwesenheit von 22 Monaten ankam.

Die ausgestandenen Mühseligkeiten und Entbehrungen (un-

ter anderen der allgemeinen Würze des Europäers, des Salzes) machten es nöthig, daß ich nach Europa zurückkehrte, um meine Wiedergenesung herzustellen.

Mein Empfang in England und im engeren Vaterlande überstieg meine Erwartung. Die Geographische Gesellschaft in London ertheilte mir ihre Ehrenmedaille, mein König den rothen Adlerorden dritter Klasse (obgleich nun so lange in englischen Diensten, habe ich meine Nationalität nicht aufgegeben); aber nichts ging über die Freude, die persönliche Bekanntschaft des edlen Mannes zu machen, der so hoch in jeder Hinsicht stand, nämlich des Barons A. von Humboldt.

Die englische Regierung hatte sich entschlossen, die Grenzen des britischen Guyana aufnehmen zu lassen, und ich erhielt von Ihrer Majestät der Königin die nöthige Vollmacht, es auszuführen. Dieser Expedition waren beigesellt:

Lieutenant Glascott von der königlichen Marine, als Assistent,

Eduard Goodall als Maler,

W. Echlin als Chirurg.

Der König von Preußen, auf Anrathen des Barons von Humboldt und mit Bevollmächtigung der englischen Regierung, gesellte mir meinen Bruder Richard Schomburgk bei, um auf preußische Kosten Sammlungen für die königlichen Museen und den botanischen Garten zu machen.

Die Expedition kam glücklich in Demerara an, und nachdem die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, wandte sie sich am 19. April 1841, dem Küstenland entlang, nach der Mündung des Orinoco, welcher Punkt als die westliche Grenze des britischen Guyana betrachtet wurde; von dort ging sie durch das Land, bis der Fluß Curyani erreicht wurde, und kehrte nach Abwesenheit von drei und einem halben Monat nach Georgetown zurück. *)

Verschiedene Umstände verspäteten die Abreise von Georgetown, um die südlichen Punkte zu erreichen, welche die Grenze bilden sollten, und als wir in Pirara (Breite 3° 38′ N., Länge 59° 16′ W. von Greenwich) ankamen, hatte sich die trockene Jahreszeit bereits eingestellt; dennoch entschloß ich mich, den Theil der westlichen Grenze zu untersuchen, welche der Fluß Takutu von der Einmündung des Mahu bis zu seiner Quelle ausmachen sollte. Dies wurde in zwei Monaten ausgeführt. **)

Die Expedition verließ Pirara am 10. September 1842 mit dem Zweck, die Untersuchungen des westlichen Theils der Grenze nördlich vom Zusammenfluß der Mahu mit dem Takutu fortzusetzen, hielt sich einige Zeit im Roraima-Gebirge auf, um physikalische und naturhistorische Bemerkungen zu machen.

Mein Bruder kehrte von hier nach Pirara zurück, ich wandte mich aber am 5. Dezember ohne andere Begleiter als meine Indianer, unter der Leitung Sororeng's, den Paravilhana, welcher mit mir England besucht hatte, dem Flußsystem des Cuyuni (im Orinoco auslaufend) und des Maguria (in den Essequibo fließend) zu, um zwischen denselben die nöthigen Data zur ferneren Bestimmung der westlichen Grenze zu finden.

*) Journal of the Royal Geographical Society of London Vol. XII, p. 169.

**) Journal of the Royal Geographical Society of London Vol. XIII, p. 18.

Ich wußte, daß diese Reise durch ganz unbekannte Regionen ging, daß ich zu Fuß durch die Wälder zu dringen hatte oder in kleinen Borkkähnen die Flüsse nur befahren konnte, folglich entschloß ich mich, sie ohne meine europäischen Begleiter auszuführen. Herr Goodall und Herr Freyer kehrten mit meinem Bruder nach Pirara zurück, wo sie meine Rückkehr von den Küsten erwarten sollten.

Meine Reise durchschnitt die Gebirgskette, wovon Roraima den Culminationspunkt bietet. Sie war eine der interessantesten, die ich in Guyana unternommen habe.

Ich erreichte am 8. Dezember den Punkt, wo die Flüsse Kukenam und Guruani sich vereinigen, von wo aus die vereinigten Flüsse den Namen Caroni erhalten.

Dies war ein wichtiger Punkt für meine Grenzbestimmung, da es bekannt ist, daß der Caroni sich in den mächtigen Orinoco einmündet. Von hier wurde die Quelle des Carimany aufgesucht, eines der bedeutendsten westlichen Zuflüsse des Mazaruni.

Am 21. Dezember betrat ich das Flußgebiet des Cuyuni, welcher, nachdem er sich mit dem Mazaruni vereinigt, in den Essequibo ergießt. Am bemerkten Tage befand ich mich ungefähr 2700 Fuß über dem Meeresspiegel. So weit, wie es nun möglich war, verfolgte ich die Wasserscheide zwischen dem Mazaruni und dem Caroni, bis ich den Fluß Wenamu erreichte, welchem ich nun bis zu seiner Einmündung in den Cuyuni folgte (Breite 6° 44′ N., Länge 61° 15′ W. von Greenwich).

Meine Reise wurde nun auf dem Cuyunifluß abwärts fortgesetzt und ich traf am 18. Januar 1843 an der vereinigten Mündung des Cuyuni und Mazaruni in den Essequibo ein.

Von hier begab ich mich nach Georgetown in Demerara, um dort die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, mich mit meinen Reisegefährten in Pirara zu vereinigen und mich dann östlich wendend, das Quellgebiet des Corentyn zu gewinnen, welcher Fluß die Grenzen zwischen Britisch-Guyana und dem holländischen Surinam bildet.

Ich verließ Georgetown am 15. Februar 1843 und gelangte glücklich am 24. März in der Bucht Wai-ipukari des Flusses Rupununi an. Von dort liegt das Dorf Pirara ungefähr eilf Meilen landeinwärts. Ich hatte das Vergnügen, meine Reisegefährten in guter Gesundheit anzutreffen.

Die Expedition setzte sich am 30. April von Pirara unterwegs, allein es wurde der 3. Mai, bevor wir von Wai-ipukari aufbrechen konnten. Ich hatte die Regenzeit zu meiner Reise gewählt, um den Fluß Rupununi desto höher in unseren Kähnen aufsteigen zu können. Meine Reise dann über Land fortsetzend, wünschte ich das System des Essequibo zu erreichen, mir von meiner früheren Reise schon bekannt, um von dort die Wasserscheide zu gewinnen, welche nach Süden die Gewässer in den Amazon, nach Norden in den Corentyn sendet.

Ich führte diesen Plan aus, und am Ufer des Curati angekommen, welcher Fluß den westlichen Arm des Corentyn ausmacht, wurden Kähne aus der Rinde von Bäumen construirt, um unsere Reise bis zum Auslauf des Corentyn in das Meer fortzusetzen. Wir bestiegen unsere schwachen Kähne und trotz der größten Wasserfälle, der Stromschnellen u. s. w., welche wir zu überkommen hatten, kamen wir glücklich am 12. Oktober 1843

in Georgetown an, einer gütigen Vorsehung dankend, welche uns schützend durch so viele Gefahren geleitet hatte.*)

Die Generalkarte, welche ich von meinen Beobachtungen construirte und welche im Archiv des Departement der Colonien in London niedergelegt ist, stützt sich auf Breitebestimmungen von 174 Punkten und die Meridiandistanzen 223 verschiedener Stationen. Die Anzahl der barometrischen und thermometrischen Beobachtungen beläuft sich auf 6692.

Die vollste Sammlung naturhistorischer Gegenstände wurde natürlicher Weise an das Britische Museum gesandt. Das Museum in Berlin erhielt Doubletten der früheren Reisen, auf welchen mein Bruder Richard mich nicht begleitete. Ich habe auch Doubletten der während meiner Reisen gesammelten Pflanzen an das Museum in Paris gesandt.

Ich kehrte nun im Jahre 1844 nach England zurück. Die Regierung, um ihrer Zufriedenheit mit meinen Diensten eine öffentliche Anerkennung zu geben, schlug Ihrer Majestät der Königin vor, mir den Ritterschlag zu ertheilen, welche Ceremonie im Mai 1845 stattfand. Im Jahre 1846 nahm ich einen Auftrag an, mich nach Barbados, einer der Westindischen Inseln, zu begeben, um einen Bericht abzustatten, ob zur größeren Erleichterung der Kosten, die Producte der Insel nach dem Hafen zu bringen, Eisenbahnen angelegt werden können, und solche Schritte zu treffen unter der Mitarbeitung eines Collegen, um den Plan auszuführen, (welches jedoch nicht zu Stande kam).

Ich hielt mich eilf Monate in Barbados auf und hatte Gelegenheit, mir die nöthigen Materialien zu sammeln, und die gehörigen Beobachtungen zu nehmen und nach meiner Rückkehr nach England die „History of Barbados" zu schreiben und eine Karte zu construiren, welche die Plantagen und andern Cultivationen in productiver Hinsicht zeigt, wie sie zu der Zeit waren.

Im Mai 1848 wurde ich zum britischen Consul der jungen Republik Santo Domingo ernannt. Großbritannien war die erste europäische Macht, welche die Unabhängigkeit dieses früher spanischen Theiles der Insel Santo Domingo, welches später unter die Herrschaft Hayti gefallen war, öffentlich anerkannte. Im Februar 1849 wurde ich von Ihrer Königlichen Majestät zum Bevollmächtigten ernannt, einen Vertrag des Friedens, der Freundschaft und des Handels mit Santo Domingo abzuschließen. Ich blieb in dieser Republik bis 1857, in welchem Jahre ich meine Ernennung als Consul für Siam erhielt. Ich kam in Bangkok, der Hauptstadt Siam's, im December desselben Jahres an. Ebenso wie es früher in Santo Domingo der Fall gewesen war, traf es sich auch hier. Ich war nämlich in Siam der erste, welcher die Würde eines englischen Consuls bekleidete.

Ich habe seitdem mein Amt verwaltet, bedaure aber, daß meine Verpflichtungen der Art sind, daß nur wenig oder keine Zeit zu meiner Verfügung bleibt, um meine Lieblingsstudien, die Naturwissenschaften, auf die Weise fortzuführen, wie ich es wünsche.

Mit fernerer Beziehung auf das Circulär Euer Hochwohlgeboren, die Doctor-Grade, Titel, sowie ausführliche Mittheilung aller Mitgliedschaften von gelehrten Gesellschaften und Vereinen zu geben, bitte ich zu bemerken, daß ich Inhaber der folgenden Orden bin:

1) des königlich preußischen rothen Adler-Ordens zweiter Klasse,
2) des Ritterkreuzes des königlich sächsischen Civilverdienst-Ordens,
3) Chevalier des französischen Ordens der Ehrenlegion.

Ferner besitze ich folgende Medaillen:

1) von Seiner k. k. Majestät Ferdinand I., Kaiser von Oesterreich, die goldene Medaille De Literis merito,
2) von Seiner Majestät Louis Philipp, König der Franzosen, die goldene Medaille,
3) von der königlichen Geographischen Gesellschaft in London die goldene Medaille,
4) von der Geographischen Gesellschaft in Paris die silberne Medaille.

Außerdem habe ich die Ehre, Mitglied folgender gelehrten Gesellschaften zu seyn, wünsche aber vorher zu bemerken, daß außer der Ehre eines Dr. medicinæ et chirurgiæ, welche die Universität Jena mir am Tage ihres 300jährigen Jubiläums im Jahre 1858 mittheilte, ich von der Universität Königsberg bei ihrer Jubelfeier den Ehrentitel als Doctor der Philosophie im Jahre 1854 erhielt:

Mitglied der Royal Society of London, der kaiserlichen Akademie Leop.-Carol., correspondirendes Mitglied der königlichen Geographischen Gesellschaft in London, der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien, der Geographischen Gesellschaft in Frankfurt a. M., der Geographischen Gesellschaft in Berlin, des Lyceum für Naturgeschichte in New-York, der zoologischen Gesellschaft in London, der ethnologischen Gesellschaft in Paris und in London, des Vereins für Gartenbau in Berlin, der entomologischen Gesellschaft in London; Ehrenmitglied der Pharmaceutischen Gesellschaft Großbritanniens, der Naturforschenden Gesellschaft in Leipzig, des Osterlandes, der Institution in Bristol; Mitglied der mineralogischen Gesellschaft in Jena, der oeconomischen Gesellschaft in Leipzig, des Vereins der Gartenbauer in Bayern und Mitglied mehrerer localen wissenschaftlichen Gesellschaften in Westindien.

Bangkok in Siam, im August 1859.

Robert H. Schomburgk.

---

*) Journal of the Royal Geographical Society of London Vol. XV, p. 1 enthält eine genauere Beschreibung.

Chronik aus Paris.

3. und 4. Salon und Theater.

Februar—März 1860.

Die Pariser Correspondenz für Deutschland — Früher und jetzt — Teutschthum — Der Père prodigue — Due Job — Gluck's Orpheus — Faschingstage — Ein Märchen von Andersen — Der größte Schiff — Eine Venus — l'amour et la femme — Eine junge Wucherin und ihr Generalstab.

Die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorbei für die Pariser Correspondenten, die nicht ihre Violine nach der allgemeinen Stimmgabel von Haß und Entrüstung wider das moderne Babel zu stimmen wissen. — Von allen Ecken und Enden des lieben Deutschlands erhalte ich klägliche Briefe, die mich — wüßte ich's nicht schon durch

unsere Zeitungen, die man hier, wenn sie nicht zu anti-napoleonisch gepfeffert sind, in jedem größeren Café findet — über die Gesinnungen Deutschlands zu Frankreich nicht im geringsten Zweifel lassen können. »Paris ist entthront! man will absolut nichts mehr davon hören.« heißt es bei den einen; Onkel und Tante wollen sich nicht mehr zwischen dem Mittagsbrode und dem Nachmittagsschläfchen, in der Wonnestunde der Zeitungslektüre, durch Pariser Gift eine schwere Verdauung zuziehen. »Schicken Sie uns Pariser Berichte,« schreiben die andern, »aber unterlassen Sie nicht, die Metropole so gräßlich zu schildern, wie sie ist! Alle Artikel, die den Fabrikstempel von Paris tragen, müssen uns eine sichere Garantie für darin enthaltene heftige Angriffe, daraus logisch gefolgerte Prophezeihungen über Babel's baldigen Sturz und ähnliches bieten, sonst können wir sie nicht gebrauchen und werden sie, als gefälschte Waare, auf gerichtlichem Wege verfolgen.«

O, gestrenges Publikum, das wir armen Schlucker, aus grinsender Höflichkeit und knechtischer Furcht, »nachsichtig« heißen, weißst Du denn nicht, wie schwer es uns fällt, selbst ohne unseren Gedanken diese neue Zwangsjacke anzulegen, Dir einen einzigen zerstreuten Seitenblick für unsere unschuldigen, nicht politischen Plaudereien abzugewinnen, jetzt, wo Du Deinen Leserappetit nur noch mit Debatten über Congreß, Savoyens Annexion und weltliches Pabstthum stillen willst? Nein! mein liebes Publikum, Du ahnst es nicht, wie wir Dir zu Liebe uns den Kopf zerbrechen, Dir zu Gefallen lange Perioden ausstreichen, um die Du die Nachwelt beraubst!! und weil Du es nicht ahnst, weil Du unsere Artikel — ohne nach ihrem Ursprunge zu forschen — als einen Dir schuldigen Tribut huldvoll entgegen zu nehmen geruhst; weil Du unser Gehirn — dem, ich weiß nicht welcher thörichte Weise, Adlerschwingen verleiht — zur Henne herabgesetzt hast, die am bestimmten Tage ihr Ei legen muß, und wir uns gratuliren können, wenn es sich nicht im Stroh verliert; deßhalb und aus vielen anderen Gründen laß uns wenigstens unsere geistige Unabhängigkeit! Laß uns, wie früher, gedankenfrei und zwanglos auf den Pariser Feldern umherschwirren; das was wir sehen, so wie wir es sehen, das was wir hören, so wie wir es verstehen, Dir getreulich nacherzählen! wenn wir nicht immer das häßliche, gesunkene Paris aus den schmutzigen Winkeln des Lasters und Verbrechens hervorholen, wenn wir öfter das geistreiche und lachende Paris zum Tanze auffordern und dabei nicht vergessen, daß wir seinem gastfreien Tische unser tägliches Brod verdanken, so sey uns nicht böse! wirf nicht das Blatt bei Seite, sondern bedenke, daß wir nur auf Deine Nachsicht rechnen können, wenn wir selbst nachsichtig und besonders aufrichtig sind! —

Die ebenso abgeschmackten als abgedroschenen Jeremiaden über die Sittenverderbniß, die hier herrscht, über den siedenden Krater, auf dem Paris schwebt, und durch dessen ersten Ausbruch es eines schönen Tages in alle vier Weltrichtungen hin zersplittert und geschleudert werden wird, die Klagelieder über Oberflächlichkeit und Seichte des heutigen Frankreich, alle die Pockennarben in Einem Worte, die die schneeweißen Schultern der Dame Paris entstellen, sind, wenn auch nicht gerade aus der Luft gegriffen, doch von so ungalanten Cavalieren geschildert, und unter der Loupe kurzsichtiger Pessimisten so vergrößert, daß das Publikum, das Paris bisher über alle Himmel erhoben, aufgeklärt und enttäuscht gar nicht begreifen konnte, wie es sich so lange Zeit an der Nase habe herumführen lassen. Durch Schaden wird man klug, durch übertriebene Bewunderung mittelmäßiger Größen, nach dem erlangten Bewußtseyn ihrer Mittelmäßigkeit, unempfindsam für das wahrhaft Große und Schöne. Noch ein anderer Umstand trat herzu: Paris hatte sich, seit langen Jahren, in alle deutschen Angelegenheiten gemischt. Ich spreche nicht nur von den Moden, — von den Hüten und Handschuhen, die der junge Stutzer, von den Schnürleibern, die der Gardelieutenant aus Pariser Häusern bezog — ich spreche besonders von der Roman- und Theaterliteratur, die nichts als Uebersetzungen und immer nur Uebersetzungen, französischer Werke auftischte. Selbst die schmackhaftesten Leckerbissen werden dem Näscher zuwider, wenn er sie maßlos und als tägliches Brod nimmt. Man fing an, des französischen Tones herzlich satt zu werden. Die Extreme berührten sich; die obenerwähnten Parisschilderer schleuderten ihre Verrinen wider Lutetia, das Auditorium schrie Bravo! und wandte sich verächtlich vom Gegenstande seiner früheren Bewunderung ab. Hans und Kunz (namentlich Hans), alles was da Feder und Tinte hatte, schrieb gegen Paris, je bissiger, desto besser Der Leser verschlang als Gegengift diese »Entrüstungen« mit demselben Genuß, wie die früheren »Verherrlichungen«, und erlernte selbst die Altweiberklatschereien der unwissendsten Verläumder wider Willen.

Wehe dem, der sich unterstand, ein Wort der Vertheidigung für die entlarvte Sünderin einzulegen! »Vaterlands-Verräther, Nationalglück-Untergraber!« schrie man ihm in die Ohren, bis er die Feder bei Seite warf und im Lehnstuhl der langen Weile gelangweilt einschlief. Als ob Deutschland einer geschwächten fremden Nation die Krücken entlehnen müsse, um endlich einmal selbstständig auf eigenen Füßen zu stehen, als ob es nur aus den Fetzen einer fremden, zerlumpten Fahne eine eigene zusammenflicken könnte!!

Die »deutschen« Muskelmeier, Krafthuber und Franzosenfresser — Jahn's unglückliche Apostel — hätten doch mit der Zeit die Lächerlichkeit eines solchen Teutschthums begreifen sollen! Daß jetzt in Deutschland eine erustere und reelle Reaction gegen Frankreich herrscht, ein Ideenfeldzug, der nicht von jenen Hohlschädeln geleitet wird, sondern der unter dem Banner der Aufklärung und Vaterlandsliebe dem großen Kommando der Weltgeschichte, dem Fortschritt, folgt, begreife ich vollkommen, und freue mich darüber um so mehr, als er aus dem Bewußtseyn der Kraft, dem Schmachten nach Einigkeit, und dem Bedürfniß der Nationalität hervorzugehen scheint.

Aber man ist unklug und ungerecht, diese rein politischen Feindseligkeiten, über die ich mich selbstverständlich, als in Paris lebender, nicht näher aussprechen mag, auf das Gebiet der Kunst, der Literatur und Wissenschaft zu übertragen

Nach diesem etwas langen Glaubensbekenntniß, das ich schon lange auf dem Herzen hatte, gehe ich zur Tagesordnung über, und da fällt mir ein, daß ich noch immer wegen eines, in meiner ersten Chronik gemachten, Versprechens — der Analyse des Père prodigue — im Rückstande bin.

Das neue Stück von Dumas Sohn wird noch allabendlich am Gymnase gegeben, es ist jetzt am Vorabende seiner 100sten Vorstellung, und ich habe Zeit gehabt es zweimal zu sehen, einmal sorgfältig zu lesen und gehörig zu verdauen. Trotzdem ist mir die Idee, die Dumas damit verfolgt hat, ein vollkommenes Räthsel geblieben. In einer Sittencomödie von solchem Umfange und einer solchen Bedeutung will man sich heutzutage entweder belehren oder amüsiren; für mich, meines Ortes, reicht letzteres vollkommen aus, denn ich halte die Komik für die wirksamste, nützlichste und gleichzeitig moralischste Predigt, die wir von Thalia's Kanzel erwarten dürfen. Die Verwechselung des Profanen und Heiligen, der Bühne und Kirche, ist ein Irrthum, dem wir die Myriaden langweiliger und ernster Moralcomödien, mit welchen die französische Theaterliteratur gesegnet ist, alleinig zu verdanken haben. Dem Père prodigue fehlt die gesunde und derbe Komik ganz und gar, er beweist rein gar nichts und lehrt noch viel weniger — was in alle Welt hat Dumas damit bezweckt? Der Verfasser zeigt uns hier einen Edelmann, den Grafen de la Rivonnière, den er als vollendeten Typus des verlorengegangenen gentilhomme de la Régence hinstellt, und dieser geistreiche, feine und liebenswürdige Lebemann läßt sich Sachen zu Schulden kommen, die einen Schuhflicker unter seinem Pechüberzuge schamroth machen würden Sein Sohn verheirathet sich, er erbt — ohne sich den geringsten Scrupel darüber

zu machen — die verabschiedete Maitresse des Letzteren!! Sein Sohn und seine Schwiegertochter verbringen die Flitterwochen in den Liebeszonen von Italien; er, der Schwiegerpapa, der seine Kinder über alles in der Welt liebt, benützt jenen Ausflug, um seine Geliebte, Fräulein Albertine, in seinem Wohnhause, das zugleich das Wohnhaus des jungen Ehepaares ist, häuslich einzurichten, und als ihm der Sohn nach seiner Rückkehr darüber bittere Vorwürfe macht, hat Dumas die Sache so zu wenden gewußt, daß der Sohn Unrecht und der Vater Recht bekommt!! Da hört doch Verschiedenes auf!

Wenn ich nun noch einen komisch-tragischen Umstand erwähne (der sich vielleicht unabsichtlich in diese Comödie eingeschlichen hat!), wird mir der Leser Dank wissen, weitere Details unbeachtet zu lassen. Der Graf de la Rivonnière, sein Sohn, Herr de Lignerays und Herr de Naton haben sämmtlich, einer nach dem andern, mit ein und demselben Frauenzimmer, Fräulein Albertine, die unplatonischsten Minnelieder angestimmt, und diese . . . freigebige Donna heirathet, am Schluß, den letzten Sprossen dieses fünfblättrigen Kleeblatts, den Herrn de Tournas, einen abscheulichen Schmarotzer und Liebespostillon, für den die anständige Sprache keine Benennung hat. Die sechste und letzte Herrenrolle fällt gebührlich dem unvermeidlichen, nicht lorbeergekrönten Ehemann zu, der, zu seiner Beruhigung und Genugthuung, in einem Duell mit dem Grafen einen Degenstich in die Brust erhält. — An wem soll man sich da interessiren?

Freilich sind diese Charaktere aus dem Leben gegriffen, und, wie ein geistreicher Caricaturist sagt, ebenso schön und ebenso häßlich wie Photographien; Enormitäten, wie sie Dumas auftischt, mögen vorkommen, das bestreite ich nicht, aber selbst die Wahrheitsliebe kennt ihre Gränzen und ist, meiner Meinung nach, bei einem Künstler und Literaten nur dann eine kostbare Eigenschaft, wenn sie, mit gutem Geschmacke vereinigt, nur auf ausgewählte Stoffe angewandt wird; ein schmutziger Stiefel ist auch sehr wahr und sehr natürlich, wenn es regnet, aber wem würde es einfallen, das Herz einer Spröden mit der Zusendung eines schmutzigen Stiefels erobern zu wollen?

So habe ich denn auch mit einem wahrhaften Genuß wenige Tage nach der Vorstellung des Père prodigue im Théâtre français dem Triumphe des Herrn Léon Laya: le Duc Job beigewohnt. Obgleich dieses Lustspiel mit geringerer Geschicklichkeit abgefaßt und weniger brillant ist, als das des jüngeren Dumas, obgleich die Verachtung des schnöden Mammon, die Verherrlichung einer unbescholtenen, rechtlichen Armuth, alt wie der Mond sind und abgeleiert wie eine Drehorgel nach zehnjährigem Gebrauch, finden doch schöne und erhabene Gefühle, selbst mittelmäßig ausgedrückt, in dem Herzen eines jeden Menschen immer die willkommenste Aufnahme und den freundlichsten Anklang. — Der Herzog Jean de Rieux, der Held des Herrn Laya, ist arm wie Hiob (Duc Job) und begeht noch obenein die Dummheit, sich in seine junge, nette, reiche Cousine, Fräulein Emma David zu verlieben. Das Fräulein, das unter Courszetteln und Zinsenberechnungen im Familiengeschäftshause ihres Herrn Papa-Banquier aufgewachsen ist, hat auf ihren armen Vetter kaum Acht gegeben; ihr kleines Herzchen sehnt sich vor allem nach einem „soliden" Auskommen, und da sie ein solches in der, von ihrem Vater projectirten Heirath mit einem gewissen Herrn Ballette zu finden hofft, ist sie, als der Vorhang aufgeht, schon so gut wie verlobt. Und der arme Hiobsherzog sieht das alles und schweigt, und er weiß, daß Herr Ballette ein hoffnungsgrüner, zuchthausreifer Jüngling und Börsenschwindler letzter Gattung ist, der sein bedeutendes Kapital, man weiß nur zu genau auf welche rechtliche Weise, zusammengescharrt hat. Aber eines Tages, als er allein mit ihr im traulichen Zimmer sitzt, als er ihr in die verschmitzten blauen Augen sieht, da geht ihm doch das Herz über und das Geheimniß, das er so lange und so tief bewahrt hatte, entschlüpft dem geschwätzigen Munde; er gesteht ihr, wie innig, wie aufrichtig er sie liebe. Emma stutzt, sie hätte eher an des Himmels Einsturz als an eine solche Scene gedacht, aber — wüßte man selbst aus alter Erfahrung nicht, daß sich die jungen Verliebten am Ende des letzten Aktes immer „kriegen" — jetzt würde man es errathen, denn das so unverhoffte Geständniß hat ihr nicht mißfallen, im Gegentheil! würde sie sonst so glücklich, so träumerisch, so .... verliebt lachen? Und richtig, nach mancherlei Schwierigkeiten, die sich einzig in den Weg legen, um bald wieder beseitigt zu werden, und um die auf dem Zettel angekündigten vier Acte auszufüllen, gelingt es dem Onkel des Herzogs, dem prächtigen Marquis de Rieux, dem deus ex machina dieses Lustspiels, das beseligende Jawort der guten Eltern für seine beiden Schützlinge zu gewinnen; die Ausstattung wird bestellt, der Herzog Jean erbt von einem dankbaren Freunde die Kleinigkeit von sechs Millionen, Hiob wird Crösus, die Tugend siegt, der Schwindler wird mit Glanz verabschiedet und

„jeder geht zufrieden aus dem Haus!"

Diese Comödie, die mit übertriebenem Erfolge fast jeden Abend von der kaiserlichen Truppe, namentlich von Herrn Got, ganz meisterhaft aufgeführt wird, ist durchaus nicht tadelfrei, aber sie hat eine Eigenschaft, die ich immer sehr hoch anschlage, und um die sie so manche Tragödie beneiden kann — sie ist sehr amusant.

Wollte ich Ihnen selbst nur in wenigen Worten alle die Greuelthaten in Schauerdramen, die augenblicklich das Publikum der Boulevardstheater entzücken, schildern, so würde meine heutige Chronik, die schon ihr gewöhnliches Maß bedeutend überschreitet, mehrere Monatshefte dieses Blattes füllen, und in diesem Falle würde es seinem Titel „Erheiterungen" gerade so entsprechen, wie die Benennung der Eumeniden (d. h. Wohlgesinnte) den Rachegöttinnen der alten Griechen. Darum springe ich in einem Satze vom Théâtre français bis auf den Boulevard du Temple und trete dort in das Théâtre lyrique ein. Sie wissen wahrscheinlich schon, daß sich dieses Theater seit einigen Jahren die Aufgabe gestellt hat, die deutsche Opernmusik in Frankreich bekannt zu machen. Es ist ganz unglaublich aber wahr, daß der melomane Franzose unsere klassischen Opern, wie Columbus Amerika — vor seiner Entdeckung — kannte, es ist noch unglaublicher und eben so wahr, daß er gar keine Lust verspürte, damit Bekanntschaft zu machen, und wissen Sie weßhalb? eines simplen, unschuldigen Wortes wegen, quod verbum est: „klassisch." Die Franzosen erwarteten von unseren „klassischen" Opern einen ähnlichen Genuß, wie er ihnen von ihren „klassischen" Tragödien bescheert ist, d. h. ein ganz gehorsames, höchst respektvolles Mitanhören, allgemein anerkannte Schönheiten, die Menschen rasend und die Gähnmuskeln springen machen — und dafür dankten sie ganz gehorsamst und höchst respektvoll. Aehnliche unsinnige Redensarten, wie z. B. „die Deutschen haben die Musik der tiefen Wissenschaft (o Jemine!), die Italiener die der Liebe", waren hier gäng und gebe; man sprach eben von den Glocken und wußte nicht, wo sie hingen. Aber nach der Aufführung von Freischütz, Oberon, Euryanthe, Figaro's Hochzeit, der Entführung und so vielen anderen Meisterwerken streckte das unsinnige Vorurtheil doch dem guten Geschmacke die Waffen, und das Théâtre lyrique, das seinen neuen Reiz in unserer alten Musik fand, das Stiefkind, das auf den entferntesten Boulevard verschneit ist, ward und ist jetzt das Lieblingstheater der Pariser Musikfreunde.

Selbst Orpheus von Gluck, diese ebenso großartige als einfache Liebesklage, ist mit wahrem Enthusiasmus aufgenommen. Die Chorund Orchesterpartien, die Berlioz einstudirt hat, lassen nichts zu wünschen übrig, und Madame Viardot-Garcia ist als Orpheus die ergreifendste und dramatischste Erscheinung, die ich je gesehen habe; sie hat den, seit Rachel's Tod, in Frankreich erlöschenden Funken der wahren Tragödie zu neuem Leben, zu neuem Glanze, zu neuer Frische angefacht. So spricht auch der alte, vortreffliche Schauspieler Samson,

der Doyen der kaiserlichen Truppe, der Lehrer von Rachel und den Geschwistern Brohan, der mehr gesehen hat und mehr davon versteht, als Ihr gehorsamer Diener.

Sie werden sich vielleicht wundern, daß ich diesmal dem ewigwährenden Carneval, der allabendlichen Travestirung, Uebertreibung und Vorstellung des einfachsten Menschenlebens, dem Theater in Einem Worte, den Ehrenplatz in meinem Artikel eingeräumt habe und erst jetzt, mit halb ermatteter Lunge, in das Horn der zeitigen und wirklichen Faschingsbelustigungen blase. Der ganz einfache Grund dafür ist der, daß sie jetzt auch in der Wirklichkeit eine ganz untergeordnete Rolle einnehmen. Die beliebtesten, in den Faschingstagen gebräuchlichen Späße waren — wie Sie wohl wissen — die sogenannten Mystificationen, und, darf ich den Chroniken der alten guten Zeit Glauben beilegen, mystificirte früher Groß und Klein, Arm und Reich, ohne Standes- und Rangesunterschied, der Laquai den Kaiser, das Hökerweib im Kattunkittel die gepuderte und geschminkte Marquise in rauschendem Domino. Der Boulevard war am Tage und der Opernball am Abend ein buntwogendes Meer von kichernden Masken und Dominos, die in wunderlichem Intriguenspiele ein großes gemeinsames Gewebe von Blumen, Witz und Geist flochten. Freiheit und Gleichheit! hörte man schallen, ohne daß der ruhige Bürger zur Wehr griff, und die Weiber zu Hyänen wurden. Wie manches flatterhafte Weibchen, das der noch so eifersüchtige Ehemann am Faschingstage nicht im Käfig zurückhalten konnte, zog damals, unter dem Schutze der Halbmaske, wie ein tändelnder Schmetterling keck und dreist von dannen und nippte von den Blumen, die ihr ein schelmischer Taugenichts zuwarf! Alles das war — und ist vorbei .... Die einzige Mystifikation, die wir heute zu sehen bekommen, ist die, welche der Carneval sich selbst erlaubt hat, der, obwohl er wie früher in den Büreaux der Kalenderredactoren, Chronisten und Caricaturisten seine Karte abgelegt hat, doch ganz und gar ausbleibt und Provinziale und Fremde, die den seltenen Vogel in Paris suchen, an der Nase herumführt.

Andersen erzählt in einem seiner reizenden Märchen, daß sich zwei Diebe bei dem Flachsenfinger — oder einem andern — Potentaten als wundersam geschickte Tuchwirker vorstellten und sich erbötig machten, ihm einen Anzug zu fabriciren, der mit seinem Glanze und seiner Pracht die geheime Kraft vereinige, nur den Leuten sichtbar zu seyn, die in ihrem Amte am rechten Platze wären. Der Kaiser nahm den Vorschlag an und ließ Gold und Sammet und Seide zum wundersamen Gewebe verabreichen. Sie steckten alles das in ihre Taschen, denn Diebe haben große Taschen, setzten das Schwungrad in Bewegung und thaten, als ob sie emsig arbeiteten. Der Marschall, der vom Potentaten abgesandt war, um die Arbeit zu inspiciren, rieb sich die Augen roth, behauchte seine Brillengläser, nahm eine tüchtige Hofrathsprise und sah doch nichts als das leere Webgerüste. »Potz tausend!« dachte der arme Mann, »sollte ich für mein Fach nicht passen?! daß es nur Niemand erfahre!« und er belobte den Fleiß der Arbeiter, die Farbenpracht des Gewandes und berichtete seinem Herren, ohne zu lügen, »daß er nie etwas Aehnliches gesehen habe.« Die Dienerschaft, der ganze Hof, der Fürst und seine Minister, alle gingen in die Falle; kein Mensch wagte seinem Nachbarn seine Kurzsichtigkeit und damit seine Dienstuntauglichkeit zu gestehen. Der Kaiser promenirte sich einen ganzen Morgen lang in diesem ... leichten Costüme, und die gaffenden Zuschauer schrieen Wunder über Wunder! bis endlich ein kleines, unschuldiges Kind auf dem Arme seiner Mutter fragte: »Mama, wo sind denn des Kaisers wunderschöne Hosen?" Da fiel es den guten Flachsenfingern wie Schuppen von den Augen: das kleine Kind mußte doch für sein Amt passen! Wo? fragte man sich, wo? und der Kaiser lief ärgerlich und beschämt in seinen Palast zurück; die Diebe aber hatten sich aus dem Staube gemacht. — —

So verhält es sich mit den Pariser Carnevalfreuden, über deren Pracht und Ausgelassenheit ganz Frankreich — sammt dem Vaterlande der Auvergnaten und sympathischen Savoyarden — in Extase gerieth, bis endlich vor wenigen Jahren ein unschuldiger Mensch naseweis fragte: »wo ist denn die Pracht und die Heiterkeit des Pariser Carnevals?« Da rieb sich alle Welt die Augen. Der Schüler fragte den Lehrer, der Lehrer den Minister, der Minister den Kaiser, der Kaiser das Staatsconsilium, das Consilium die Sterne — und die Sterne konnten keine Antwort geben. Der Chorus wiederholte beschämt und blamirt: »wo?«

Ich brauche Ihnen wohl den Opernball nicht mehr zu schildern, über den bereits einige hundert Folianten geschrieben sind? Lesen Sie darüber, — so wie über Alles, was Pariser Charaktere, Sitten und Gebräuche betrifft, die Skizzen von Herrn Hans Wachenhusen nach, der Ihnen sehr geistreich und sehr genau sagen wird, wie es sich — nicht damit verhält.

Der Fastnachtsdienstag ist dies Jahr recht traurig und spurlos vorübergegangen. Die politischen Umstände mögen zum Theil daran Schuld seyn, ich bin prosaischer und klage den Barometer an. In dem abscheulichsten Wetter — es schneite, hagelte, regnete, fror und thaute — schlich der Zug der Festbullen wie ein Leichenbegängniß die Boulevards entlang: wie überall, so wird auch hier die innigste Verehrung, der ehrfurchtsvollste Respect dem größten Ochsen bezeugt. Es gab ihrer vier dies Jahr. Der größte und schwerste war »Solferino« getauft, die Namen der anderen waren gleichfalls Reminiscenzen aus dem Italienischen Feldzuge, und das erbärmlichste und unbedeutendste dieser ausgewählten Rindviehe hieß — ist das nicht bittre Ironie? — Villafranca! Der Zug beginnt mit einigen zwanzig reitenden gardes de Paris, die die öffentliche Ruhe überwachen und die Ehrenescorte des Ochsen bilden. Dicht hinter ihnen folgt ein Musikchor, gleichfalls zu Pferde, dem es schwer fallen würde, unharmonischeres Gequäke hervorzubringen; übrigens ist ihr Falschspielen nicht zufällig, sondern weislich berechnet, da es mit den verstopften Jagdsfanfaren, durch die sich hie und da Liebhaber erquicken, so wie mit dem herz- und ohrenzerreißenden Gebrülle und Gewinsel, das die Gassenjungen aus Thontrompeten und Lehmhörnern hervorziehen, in harmonischer Eintracht bleiben muß. Denn kommt Er, der arme Bulle, blumengeschmückt und von zwei Schlächtergesellen in schmutzigen Tricots, mit Herculeskeulen, geleitet.

Mit einem großen dekorirten Wagen, voll mehr oder weniger verlockender Liebesgöttinnen und Grazien, welche den Olymp vorstellen und sentimentale Metzger an das Paradies des Mahomet erinnern sollen, schließt der Zug. Rings um ihn her reiten auf gemietheten und ermüdeten Gäulen elegant costümirte Fleischergesellen mit frostblauen Nasen, schmutzigen Händen und dummen Gesichtern. Natürlich sind die Liebesgöttinnen, die sich mit dem Bullen durch die ganze Stadt führen lassen, die den Briefträgern ein freundliches Lächeln, den blaubefrackten unempfindsamen Sergeants de ville Kußhändchen zuwerfen und den lustigen Fleischerdonjuan's ihr Herz öffnen, nicht gerade aus der Elite des Faubourg St. Germain gewählt, o nein! und nun denke man sich die freudige Ueberraschung, die ein Vater haben muß, wenn er — wie dies heuer factisch vorgefallen ist — in der Fastnachtsvenus seine verlorengegangene Tochter wiederfindet. Die Göttin ward entthront, und beweint jetzt in einem Correctionshause die Vergänglichkeit der göttlichen Würden.

Trotz der Fleischervenus und trotz der Albertine:

»Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
»Himmlische Rosen in's irdische Leben!

Dieser schöne Rath, welchem Michelet in seinen beiden letzten Schriften über die »Liebe« und die »Frau«, die unglaublichste und verkehrteste Entwickelung verlieh, wird uns jetzt abermals als Controverspredigt der Michelet'schen neuesten Entdeckungen, von einer jungen und

geistreichen Frau ertheilt. Die Vicomtesse de Dax entrüstet sich (in dem so eben erschienenen Bande »l'amour et la femme«) darüber, daß ein Schriftsteller sich unterstanden habe, das Weib, das mehr als jedes andere Wesen, süßer Mysterien und reizender Schleier bedarf, auf dem Amphitheater der Neugierde blosgestellt, ein Glied nach dem andern, Ader für Ader, Faser für Faser stückweise zerlegt und der gaffenden Masse Preis gegeben zu haben. — Die Pariserinnen verstehen keinen Spaß, merken Sie sich das, Herr Michelet! Die Ausdrücke der jungen Schriftstellerin sind aber nicht weniger bitter und heftig, wenn sie den putz- und prunksüchtigen Weibern die Wahrheit sagt.

»Die Frau vergißt heutzutage ganz und gar, schreibt sie, ihre heilige Weihe und ist sich selbst ihr eigner Abgott. Sie schminkt und betrachtet und bewundert sich, und wenn ihr Spiegel damit einverstanden ist, ruinirt sie ihren armen Mann, der alt und stumpf wird, um mehr zu verdienen, um ihren immer wechselnden Ansprüchen zu genügen, bestiehlt ihre Kinder, untergräbt das Glück ihrer ganzen Familie. Berühmte Prozesse, große Namen, die vom Schmutze des Gerichtshofs besudelt sind, bezeugen genugsam, daß kein Vermögen, so glänzend es auch seyn möge, den Ausgaben einer Frau, die in die Toilette vernarrt ist, zu widerstehen vermag.«

Freilich wächst Unkraut in den schönsten Blumengärten, und es wäre albern, wollte man aus den Jahrgängen der Criminalzeitung die Sitten eines Volkes studiren. Dennoch gibt es Prozesse, — und von solchen spricht Madame de Dax wahrscheinlich, — die wirklich characteristisch sind, die die Winkel aus den Quergäßchen der Gesellschaft an's Tageslicht bringen und uns gestatten, einen flüchtigen Blick in jene Dämmersphären zu werfen, welche sich unter der Aegide des Reichthums, des Ranges oder der Bildung, vor der Neugierde, Beobachtung und Kritik zu bewahren gewußt, ungestört und ungestraft ihr Handwerk treiben, bis eben der Herr Staatsanwalt davon Wind bekommt.

So brachte uns die Pariser Gerichtszeitung ganz kürzlich eine Episode, die in zwei Spalten mehr lehrt, als Herrn Theodor Mundt's sämmtliche Schriften. Es handelt sich um Fräulein Levêque, 25 Jahre alt, sehr hübsch, mit kohlrabenschwarzen Augen und Haaren und einem reizenden Lorettennäschen, die des Wuchers angeklagt, vor dem Herrn Präsidenten erscheint. (Erster moderner Typus: die junge Wucherin und Courtisane, Prachtausgabe der Albertine aus dem Père prodigue, Amphibie von Harpagon und Aspasia.) Sie war die Maitresse eines gewissen St. Cirque 64 Jahre alt, früher Offizier, dem sie, nach achtzehnmonatlanger ungetrübter(?) Liebe, ungetreu wurde. Gottlob war St. Cirque weder Unmensch noch Othello, sondern blieb mit seinem verlassenen Schatz in der besten, einträglichsten, kaufmännischen Verbindung. Er wies alle hülfsbedürftige junge Verschwender, in deren Mitte er sich fortwährend bewegte, alle jene elegante Stutzer, die sich das ganze Jahr hindurch in augenblicklicher Geldklemme befinden, an Fräulein Levêque und erhob von den bedeutenden Prozenten, die sie der hübschen Krämerseele zahlen mußten, gewisse Prozente. (Zweiter Typus: ein alter Knaster, der, um wenige Heller, seine eleganten Freundesschafe von der eleganten Delila scheeren läßt.) Aus Briefen, die St. Cirque an Fräulein Levêque schreibt, geht hervor, daß sich unter der aristocratischen Kundschaft dieses Bankhauses junge Leute befinden, die (dritter, vierter, fünfter u. s. w. Typus) für 25 Franken monatlich Uhren, Brillantringe, Preciosen gegen Miethzins entlehnen, um reich zu erscheinen; einer jener Fastnachtsreichen verlangt sogar, gegen 25 Franken monatlicher Miethe, einen Fünfhundertfrankenschein, um ihn gelegentlich im Cirkel oder im Boudoir einer Lorette unbedachtsam aus der Brieftasche heraussehen zu lassen. — Derartige Paraden haben in derartigen Gesellschaften magische Wirkung! . .

Es gab Zeiten, wo Ungunst und Libertinage kühner und verwegener als heute ihr Haupt in der großen Weltstadt emporzuheben wagten, ungehindert und frech die höchsten Gipfel erklommen und auf dem Throne selbst Wurzel faßten — aber ich bezweifle, daß unter Margot und Pompadour, daß in den wildesten Tagen der Regence sich je in ganz Frankreich ein junger Mensch gefunden habe — der nicht, sey er selbst das liederlichste Süjet seiner Zeit, — eine solche kleinliche und erbärmliche Großprahlerei unter seiner Würde gehalten, der sich nicht geschämt hätte, einen solchen Reichthum durch einen solchen Vermittler und aus solchen Händen zu entlehnen!

Miscellen.

Die Sklaven auf den Pflanzungen von Cuba. Die wenigsten Fremden wissen, daß eine Pflanzung auf Cuba für den jungen Eigenthümer, der die Hälfte seiner Zeit in der Havana verbringt, nur ein Ort für Ausschweifungen und Grausamkeiten ist. Die Fremden wissen nicht, daß die im Hundezwinger, den sie besuchen, angebundenen Hunde kubanische Bluthunde sind, die auf die Verfolgung und Ergreifung von Sklaven abgerichtet sind. Sie ahnen nicht, daß das Bellen und Lärmen in der vergangenen Nacht eine Sklavenjagd zu bedeuten hatte, an welcher alle Weißen Antheil nahmen, und daß erst vor einer Woche sämmtliche freien Männer der Pflanzung sich zu einem Polizeidienste hergaben. Sie wissen nicht, daß der verdächtig aussehende unheimliche Mann, der gestern hier war, den die Damen nicht leiden mochten und den Alle mit schlechtverhehlter Abneigung behandelten, ein gewerbsmäßiger Sklavenjäger ist, der nur von der Wiedereinbringung entlaufener Sklaven lebt. Sie haben noch nichts gesehen oder gehört von der Sierra del Cristal, der Gebirgskette am östlichen Ende von Cuba, die ganz von entsprungenen Sklaven bewohnt ist und wohin sich die Weißen kaum wagen. Auch wissen sie nicht, daß jene jungen Damen, da sie noch in den Kinderschuhen standen, zur Zeit des Negeraufstands in der Vuelta de Arriba nach der Stadt geflüchtet werden waren. Sie haben die Geschichte jenes so gedrückten und niedergeschlagenen Mädchens noch nicht gehört, noch die jenes unverbesserlich bösartigen Mayorals, noch die von dem lügenhaften Mayoral. Den Fremden belustigen in den Städten die grellfarbigen Kleider, die Trägheit und Gutmüthigkeit der Sklaven, ihr respektvolles Benehmen gegen die Weißen; er hört eine Menge Anekdoten von der Anhänglichkeit der Sklaven an ihre Herren, von dem Gleichmuth und der Bereitwilligkeit, womit sie sich in dieselbe ergeben, so daß nur böser Rath oder gemeine Kabale sie zur Selbstbefreiung verlocken können; man erzählt den Fremden haarsträubende Dinge von der Lage der freien Schwarzen auf Cuba. Die Fremden haben weder die Sklavenkerker besucht, noch die Prügelpfosten außerhalb der Häuser in irgend einem versteckten Winkel des Hofes gesehen, wo Weiße aus dem gemeinsten Pöbel das Auspeitschen der städtischen Hausdienerschaft, der männlichen wie der weiblichen, um so und so viel Realen per Kopf besorgen.

Aphorismen.

Die echte Politik spricht nicht viel, sondern handelt.

Arm ist derjenige, dessen Ausgaben seine Einnahmen übersteigen. — La Bruyere.

Gesunde Politik steht nie im Widerspruch mit strenger Gerechtigkeit.

Für die Redaction verantwortlich: Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

Im Forsthause.

Novelle von F. Brunold.

Die Hunde schlugen an. Anna, die hübsche Tochter des Försters Wachmann, schaute von ihrer Arbeit auf, blickte zum Fenster hinaus auf die dicht vor dem Hause vorbeiführende Landstraße, und empfing den flüchtigen, kurzen Gruß des rüstig dahinschreitenden Wendel.

Der Förster, der im Großstuhle am Ofen saß, bemerkte das Grüßen der Tochter und fragte: „Wer war's?"

Die Tochter blickte emsig auf ihre Arbeit und sagte gedehnt: „Es war der Stellmacher Wendel."

„So, so!" erwiderte der Vater; „gewiß zur Holzlicitation gewesen. Wird wieder genug zu schimpfen und zu wettern gehabt haben. Ist auch so ein unruhiger Kopf, der überall durch die Wand will, wo der Zimmermann kein Loch gelassen."

Anna schwieg, doch die Mutter, die rüstig umherwirthschaftete, sagte unwirrsch: „Alter! was hast Du nur gegen den Wendel. Es ist ein fleißiger, ordentlicher Mann — und was die Grobheit betrifft, so ist er eben ein Stellmacher — und die müssen zuweilen hart zuschlagen. Und dann! hattest Du denselben jemals auf Deiner Strafliste? und Du gestehst doch zuweilen selbst, daß die Leute manchmal viel Scherereі mit ihrem Holze hätten."

„Mag seyn," brummte der Mann; „aber in jetziger Zeit kommt man mit der alten sogenannten deutschen Treue und Geradheit, die doch meist nur Grobheit ist, nicht mehr durch. Jetzt muß man sich schmiegen und bücken. — Und überdieß habe ich weniger gegen den Vater, als gegen den Sohn. Was ich weniger Dir, Mutter, als dort der Tochter, der Anna, gesagt haben will."

Mit diesen Worten stand er auf, warf die Büchse über die Schulter — und schritt in den Wald hinaus.

Anna und die Mutter arbeiteten ruhig weiter. Es wurde Abend, der Frost begann die Fensterscheiben mit leichtem Eis zu überziehen. Jetzt schlugen die Hunde auf's Neue an; ein leises Klopfen ließ sich vernehmen — und herein trat Anton, der älteste Sohn des Stellmacher Wendel. Es war ein hübscher, kräftig-junger Mann.

Verlegen, glücklich, blieb er einen Augenblick an der Thür stehen — dann schritt er vor, reichte der Mutter, der Tochter die Hand — und sagte zutraulich, glücklich: „Es hielt mich nicht länger zu Hause. Seit acht Tagen hab' ich die Anna nicht gesehen, keinen Blick, keinen Gruß vernommen, es hielt mich nicht länger, ich hab's gewagt, ich trete selbst ein. Nehmt's nicht übel, Mutter — und Du Anna, zittere nicht. Dein Vater, weiß ich, ist in den Forst — und der meinige hat schon seit längerer Zeit nichts dagegen, wenn ich meinen Fuß hieher setze."

Die Frau Försterin schüttelte bedenklich mit dem Kopf; doch als sie sah, wie ihre Tochter, ihre Anna, so glücklich dem Anton in das Auge schaute, sagte sie: „Es muß ja doch ein Mal gewagt werden. Mein Alter wird zwar wettern und toben — und zuletzt doch zugeben, was er seit längerer Zeit schon vergebens zu hintertreiben versucht hat. Ich denk', es ist besser, Du kömmst so geraden Wegs in's Haus, als daß Du Dich wie ein Dieb anschleichst — und mir mein Mädel zum Hause hinauslockest; wobei selten etwas Gutes herauskommt."

Anton reichte der Frau die Hand und sagte: „Dank' für das Wort. Will ich nicht selbst eine eigene Werkstatt einrichten? Meint der Vater nicht auch, daß es gut sey, wenn ich es thäte?"

„Und da glaubst Du, Du könntest immer mit der Thür in's Haus fallen und Mutter und Tochter im Sturm erobern," drohte schalkhaft lächelnd die Mutter. Anton antwortete nicht; er legte den Arm um sein Mädchen und sagte, sie fest an sich ziehend: „Zürnest auch Du, daß ich gekommen?"

Anna schmiegte sich an den Geliebten. Doch was sie sprach, wir wissen es nicht; es waren Worte der Liebe. Und die lassen sich so nicht wieder geben, als sie gesprochen wurden. Der Buchstabe ist kalt, ist todt. Der Blick, der ihn begleitende Händedruck gibt Leben — und schüttet einen Blüthenflor über die Worte aus. Worte der Liebe lassen sich nicht schreiben.

Nur auf der Liebsten Lippen suche
Die Worte Dir zum Minnebuche.

Die Mutter sah das Glück der Tochter; leise schlich sie ab und zu; nicht ohne Angst, daß der Gatte, früher als gewöhnlich, aus dem Forst zurückkehren möchte.

Und so war der Abend gänzlich eingebrochen. Der Schnee knarrte bei jedem Schritt. Hell und klar funkelten die Sterne am Himmel.

Der Förster schritt durch den Wald. Oft stand er still; das Ohr bald hierhin, bald dorthin sich wendend. — Seit mehreren Stunden ging er umher. Jetzt war er auf dem Rückwege. Plötzlich, er täuschte sich nicht, durchzitterte ein ferner Beilschlag die Luft. Er lauschte. Wieder ein dumpfer Schlag. Er eilte dem Schalle nach. Jetzt war er der Stelle nicht ferne, wo der Baum gefällt wurde. Wieder ein Schlag — und eine junge, kräftige Buche schlug nieder. — Leise schlich der Förster näher. Ein Hügel war zu ersteigen. Jetzt war die Kuppe desselben erreicht. Er blickte in das Thal hinab. Er täuschte sich nicht! dort am Saum der Schonung stand ein Mann, der sich so eben noch bemühete, die gefällte Buche von den überflüssigen Seitenzweigen zu befreien. Ein Knabe stand, einige hundert Schritte entfernt, auf einem Hügel als Wache — und lugte von Zeit zu Zeit nach allen Seiten umher.

Der Förster hob den Kopf; er trat einen Schritt vor, der Knabe auf dem Hügel bemerkte ihn — und ließ sofort ein durchdringendes Pfeifen, als Warnungszeichen erschallen. Der Mann im Grunde schaute von seiner Beschäftigung auf; er erblickte den offen hervortretenden Förster, und die Axt sofort auf die Schulter werfend, schickte er sich zur Flucht an.

„Halt! — Steht!" schrie der Förster. Doch sein Ruf blieb unbeachtet. Vorwärts strebte der Mann, flink voraus der Knabe.

„Steht! oder ich schieße!" schrie der erbitterte Forstbeamte. Und als auch dieser, sein Ruf, unbeachtet blieb, riß er die Büchse von der Schulter — und laut dröhnend durchzitterte der Schuß den Wald.

Ein herzzerreißender Schrei erfolgte — der Mann stürzte zu Boden. War er getroffen?

Das hitzige Blut des Försters war durch den Schuß abgekühlt. — Scheu, ängstlich, aus ihrer Ruhe gestört, flatterten krächzend und schreiend die Vögel von den Bäumen auf. — Dann

wurde es wieder still. — Unschlüssig stand der Förster; scheu blickte er nach der Gegend hin, wo der Mann niedergesunken war. Er wollte hineilen, er setzte schon den Fuß vorwärts; da schlug ein leises Wimmern an sein Ohr; er vernahm das ängstliche Weinen und Schreien des Knaben — und scheu, flüchtig wendete er sich heimwärts. Es war ihm nicht möglich, nach dem Getroffenen zu sehen; er eilte unaufhaltsam weiter. Und nachdem er noch ein Mal einen Blick scheu rückwärts geworfen, sagte er im Weiterschreiten: „Hätte es nicht thun sollen. Aber! aber das Gesetz — mein Amt verpflichtete mich dazu. Ganz Recht! Der Mann hatte eine Axt, die mußte er mir überlassen — dann hätte ich ein Pfand; so konnte er sich vertheidigen; und er würde es gethan haben. Gewiß! Warum lief er; warum stand er nicht, als ich schrie? Gewiß! ich mußte von der Waffe Gebrauch machen!" So sprach er vor sich hin, gleichsam wie um sich selbst zu beruhigen; dann setzte er hinzu, indem er hastig seinem Hause zueilte: „Wer es nur seyn mag? Hätte doch hingehen sollen! Aber — nein — nein! Wenn es Der ist, den ich meine, könnt' ich's nicht. Ist zwar ein rauher, harter Mann; hab' ihn aber noch nie auf meiner Strafliste gehabt. Muß — —"

„Guten Abend, Herr Förster!" rief in diesem Augenblicke eine männliche Stimme.

Der Angerufene erschrack, er hatte den Kommenden bisher nicht bemerkt, er blickte auf — und zog hastig die Mütze tief über das Gesicht, ohne den Gruß zu erwidern.

„Daß Dich der T . . . . ." brummte der Förster, und schlug einen Seitenweg ein, der nicht direct nach seinem Hause führte. Unmuthig rief er: „Muß mir auch Der gerade in den Weg laufen!"

Anton, denn der war der Grüßende, schaute verwundert dem Förster nach. „Er war es doch!" sagte er sinnend vor sich hin; „und doch thut er, als ob er mich nicht kenne!" — Traurig eilte er weiter.

Als er nicht fern von seiner Heimath war, dort wo der Wald sein Ende erreicht hatte und das freie Feld begann, schlug ein leises, unterdrücktes Wimmern an sein Ohr. Er folgte dem Wehlaute — und fand seinen Vater am Stamm einer Fichte auf den Schnee gesunken.

„Vater! Vater!" rief der Sohn erschrocken. „Was ist mit Dir? Wie kommst Du hieher?"

Der Angeredete erhob sich mühsam, er stützte sich auf den Sohn — und sagte: „Laß uns nach Hause gehen."

Jetzt erst bemerkte Anton das Blut, das den Schnee roth gefärbt, und rief erschrocken, betrübt: „O Gott! Ihr seyd verwundet. Vater! Vater! was ist geschehen?"

Der alte Wendel wandte sich ab; er mochte dem Sohne nicht in das Antlitz schauen; stockend brachte er die Worte heraus: „War drei Mal vergebens nach der Licitation; trieben das Holz zu sehr hinein. Mußte Leiterbäume haben; konnte sie auf rechtem Wege nicht bekommen — da — da — ging ich — —"

„Um sie Dir selbst aus dem Forst zu holen," fiel der Sohn wehmüthig ein. „Verstehe — wurdest gestört! Ja, Vater! — auf diese Schliche sind wir nicht ausgelernt. Aber, wo ist das Holz? Woher kommt das Blut? Was ist's — Ihr stützt Euch auf mich! Ihr werdet schwach! Mein Gott! Ihr seyd verwundet."

Mühsam sprach der Vater: „Hast Recht! Ich wurde gestört. Dein Bruder, der Fritz, der jetzt nach Hause gelaufen — um Hülfe für mich zu holen, stand zum Ausblick auf dem Berg. Er bemerkte ihn — er ließ den Warnungsruf ertönen; ich wollte fliehen — er schoß —"

„Er schoß?" rief voll Schmerz der Sohn. „Er? Wer Vater? — Wer?"

Matt sprach der Gefragte: „Ein Jäger — ich hab' ihn nicht erkannt. Mein Bein scheint hin. — Laß uns niedersitzen. — Ich kann nicht mehr."

Mit diesen Worten sank er zusammen. Der Sohn vermochte ihn nicht zu halten, langsam ließ er ihn auf den Schnee nieder. Zum Glück kam in diesem Augenblick die Frau des Verwundeten, Anton's Mutter, mit dem Fritz. Als sie den Mann in den Armen des Sohnes fand, sagte sie, gewaltsam allen Schmerz niederkämpfend: „Gut, daß Du hier bist! 's ist nicht nöthig, daß ein Unglück sofort an die große Glocke geschlagen werde. Wer den Schaden hat, darf für üble Nachreden nicht sorgen. Stütz' Dich, Mann, auf uns!" —

Und mit großer Umsicht ordnete die Frau die Sache an; wie denn die Frauen überhaupt bei wirklich eingebrochenem Unglück mehr Muth, Umsicht und Geistesgegenwart zu zeigen pflegen, als die Männer.

Genug! Wendel wurde glücklich in das Haus gebracht. Ein Arzt wurde geholt — und der alte Stellmacher hatte auf seinem Schmerzenslager Muße und Zeit über sein Unglück — und über die Folgen seines Fehltritts nachzudenken.

Vierzehn Tage waren seit jenem unglücklichen Ereigniß vergangen. Die Sonne hatte den Schnee geschmolzen, milde Frühlingsluft durchzitterte den Wald.

Anna saß trüb und traurig am Fenster. Lässig handhabte sie die Nadel. Unwillkürlich ließ sie die Blicke oftmals zum Fenster hinausschweifen. —

Anton war seit jenem erwähnten Tage nicht wieder erschienen. Grund genug, trüb und traurig zu seyn.

Die Mutter war verstimmt und der Vater schimpfte, wie nie, auf Strolche und Holzdiebe. Wobei er nicht unterließ, der Tochter bemerklich zu machen, daß der Anton ihm im höchsten Grade zuwider sey.

Mutter und Tochter wußten sich diesen auffallenden, plötzlichen Wechsel in der Gesinnung und Ansicht nicht zu erklären. War der Anton dem Förster auch kein besonders lieber Bekannter gewesen, so hatte er doch demselben in Bezug seines Fleißes, seines Verhaltens und seiner Lebensweise Gerechtigkeit widerfahren lassen. Freilich hatte er bisher ein näheres Verhältniß zwischen Tochter und dem jungen Mann nicht gewußt, und er hatte ein solches mehr zu hintertreiben, als zu nähren gesucht.

Sollte er jetzt Etwas wissen und ahnen? Niemand wußte es.

Mutter und Tochter waren so lange die Inhaber des Geheimnisses gewesen; und Erstere hatte das Verhältniß vielleicht mehr gepflegt, als gehindert; wie dieß gar oft von den Müttern geschieht.

Genug, es war eine schlechte Zeit im Forsthause — und die Anna blickte immer trüber, immer trauriger zum Fenster hinaus. — —

Jetzt trat ein Mann aus dem Walde heraus. Er blieb stehen; er sah zum Forsthause hin. — Es war Anton.

Anna schaute erschrocken, verwundert auf. Zum Glück war in diesem Augenblicke der Vater nicht in der Stube. Sie trat vom Fenster zurück, sie ging zur Thür, sie trat aus dem Hause.

Anton stand hinter einem Baum verborgen; er schien nicht die Absicht zu haben, näher kommen zu wollen. Anna zauderte. Sollte sie zu ihm gehen? Sollte sie es nicht?

Endlich siegte die Sehnsucht, die Ungeduld, Näheres zu erfahren; sie eilte flüchtig, wie ein Reh, dem Walde zu. Hoch aufathmend stand sie vor dem Geliebten. — In der Hast, in der Erregung, in der sie selber war, merkte sie den Ernst nicht, der auf dem Gesicht des Geliebten lag. — Hastig fragte sie: „Und seit vierzehn Tagen bist Du nicht gekommen? Versprachst so baldige Wiederkehr! Was hast Du? Sprich!“

Anton preßte die Lippen zusammen; mühsam brachte er die Worte heraus: „Ich konnte nicht kommen!“

„Nicht? Und was hielt Dich ab?“ fragte sie zurück.

Anton ergriff des Mädchens Hand, leise sagte er: „Der Vater ist krank — und ich, ich werde wohl in langer, langer Zeit nicht mehr kommen.“

„Nicht?“ fragte Anna verwundert. „Ist der Vater so krank? Ich hörte, er habe einen schlimmen Fuß.“

— „So! hast Du dieß gehört?“ rief krampfhaft zuckend der Geliebte. „Und wer brachte Dir die Nachricht?“

„Das weiß ich nicht mehr!“ rief Anna unbefangen. „Ich glaube die Magd war es. — Aber was hast Du? Du bist so eigen! Ist des Vaters Fuß so schlimm, daß Du nicht eine Stunde für mich finden konntest? Habe ich nicht Tag für Tag gehofft, Du würdest kommen! — Und nun Du kömmst, bist Du so eigen, daß ich nicht weiß, was ich denken soll. — Ich bin wirklich recht unglücklich!“

Und die Schürze vor das Gesicht nehmend, begann sie zu weinen.

Anton schwieg. Er schaute voll Schmerz auf sein Mädchen. Er legte den Arm um ihren Leib; er drückte sie an sich — herzinnig! — Endlich sagte er: „Anna! es muß gesagt werden. — Hab' ich doch nie geglaubt, daß eine Stunde, wie die heutige, kommen könnte. Und dennoch — dennoch! Es geht nicht anders — wir müssen scheiden, müssen uns trennen!“

„Trennen!?“ rief Anna — und wurde bleich. Aengstlich rief sie: „Anton! sprich, was ist geschehen? O, sprich!“

Anton zitterte. Der junge, starke, kräftige Mann mußte sich einen Augenblick gegen einen Baum lehnen. Endlich sagte er: „Mein Vater — ist krank. Der Arzt meint, er werde den Fuß verlieren. — Mein Vater ein Krüppel! Denke dieß, Anna! — Dann aber denke, daß jeder Blick, der auf Dir ruht, eine Mahnung ist für mich an den — der den Vater zum Krüppel machte.“

Anna schaute auf. Verwundert fragte sie: „Was hat dieß Alles aber mit unserer Liebe zu thun?“

„O, viel, viel!“ rief Anton. „Es muß geschieden seyn. — Mein Vater wurde geschossen!“

— „Und?“ — fragte Anna gedehnt, während Todtenblässe ihr Gesicht überschattete und der Geliebte in seiner Rede inne hielt.

Anton holte tief Athem. Fest und entschieden sagte er dann: „Mein Vater wurde unglücklich — und der — der ihn elend machte — war Dein Vater!“

Beide schwiegen. Anna weinte. Endlich sagte sie: „Du irrst, Du irrst! — Es kann nicht seyn!“

„Und doch!“ rief Anton bitter; und erzählte flüchtig, hastig was geschehen, was er gesehen — gehört.

Als Anna noch immer schwieg, sprach er weiter: „Es gibt hier keinen Irrthum! — Mein Vater hat gefehlt. Er, der sich stets von der Heide, und jeder Holzbefraudation fern gehalten, konnte es auch dießmal thun. — Doch es ist geschehen — er trägt die Folgen. Wohl glaube und weiß ich es: Dein Vater wird den meinen nicht anzeigen, denn hierdurch müßte er zugleich gestehen, daß er derjenige sey, der ihn geschossen. Mein Vater wird den Deinigen nicht anklagen, denn er würde den Beweis vor Gericht schwerlich führen können, daß Dein Vater es gewesen, der nach ihm geschossen. Und selbst wenn er den Beweis zu führen im Stande wäre, würde er schweigen — indem er ja dann auch zugleich sein Vergehen gestehen müßte. Die ganze Angelegenheit muß also begraben bleiben. Wollte ich dem Vater Den nennen, der ihn unglücklich gemacht, er würde nie und nimmer in unsere Verbindung willigen. Soll ich dieß Geheimniß für mich allein tragen — und dem Vater meiner Frau Zuneigung heucheln — wo ich hassen muß? — Mit dem Schuß, den Dein Vater nach dem meinigen that — traf er zugleich unsere Liebe.“

Anna seufzte: „Der Vater that gewiß nur nach dem Gesetz.“

„Gewiß! gewiß!“ lachte Anton bitter. „Die Worte des Gesetzes sind biegsam. — Daß er aber den Vater erkannt — ist gewiß — sonst hätte er sich nicht abgewendet, als ich ihn grüßte.“

— „Du magst Recht haben, sah er doch unsere Liebe nie gern!“ seufzte Anna — und begann bitterlich zu weinen.

Anton ergriff ihre Hand. „Mußte er deshalb,“ sprach er, „dieselbe auf solche Weise trennen? Fühlte er nicht, daß er mit diesem Schusse zugleich das Herz seines eigenen Kindes traf? — Ach, Anna! wie hat uns Dein Vater so weh' gethan!“

Mit diesen Worten wollte er sie an sich ziehen, wollte sie noch einmal an das Herz pressen; sie aber, sie drängte ihn sanft zurück, wandte sich zum Gehen und sagte leise, tonlos: „Lebe wohl!“

Dieser Augenblick war entscheidend. Die Kraft, die der Mann sich bisher bewahrt, brach zusammen. Der letzte Augenblick des Scheidens drängte noch einmal alles Glück, alle Freude, allen Schmerz, alles Leid auf einen Punkt zusammen. Heftig umfaßte er das Mädchen, innig preßte er es an sich — weinend rief er: „Lebe wohl, Anna! Meine liebe, liebe Anna!“

Noch ein Mal umfingen sich Beide. Mund ruhte auf Mund. Dann wendeten sich Beide — und gingen langsam — langsam, weinend, ohne noch einen Blick zurück zu thun, nach entgegengesetzten Seiten, ihrer Heimath zu. Sie waren geschieden. —

* * *

Als Anton in das väterliche Haus trat, fand er einen Freund seines Vaters vor. Derselbe saß am Bett des Kranken und sagte: „Mußte nur selber kommen und sehen, wie es hier geht. Ja! ja! Alterchen,“ fuhr er schmunzelnd fort: „jetzt müßt Ihr geduldig ausharren — und könnt mir nicht so entlaufen, wie Ihr gewöhnlich zu thun pflegt, wenn ich Euch wegen Eures

Ungestüms und Eurer Hitze, eine Strafpredigt halten will. Als ich erfuhr, ihr hättet Euch in's Bein gehauen — die Frau hatte dieß als Grund des schlimmen Fußes zu verbreiten gewußt — sagte ich gleich zu meiner Frau: der Wendel ist gewiß wieder zu rasch und hitzig gewesen! Will oft mit dem Kopf durch die Wand wo der Zimmermann kein Loch gelassen. Es geht nun einmal nicht, wir können nicht Alle Gesetze machen — man muß sich zuweilen fügen. Wenn auch mit Widerstreben. — Na! wie gesagt: werdet geduldig ausharren müssen, bis der Doctor Euch das Bein wieder zurecht gerückt. 's wird so schlimm nicht seyn, wie's der Pillenverschreiber macht. Werdet das Bein behalten! — Also guten Muth — Alterchen! — —"

„Und was ich sagen wollte," fuhr der Freund fort, der das Stillseyn des Kranken, wie das des Sohnes, gar nicht zu bemerken schien: „War auf der Holzlicitation — habe kapitale Leiterbäume gekauft — dachte an Euch — könnt sie bekommen — billig — für den Preis — den ich selbst gegeben."

— „Dank! Dank!" sagte seufzend der alte Wendel und drückte dem Freunde die Hand. — Anton aber hörte die Worte — und schlich, die Hand auf das Herz gepreßt, leise zur Thüre hinaus, während die Lippe seufzend sprach: „Zu spät! Zu spät!"

* * *

Was der Freund gehofft, ging zum Theil in Erfüllung: das Bein brauchte nicht abgenommen zu werden, doch blieb es steif — und der sonst so rüstige, rasche Wendel bekam einen etwas langsameren, schleppenden Gang. — Anton aber leitete mit großer Umsicht und Anstrengung das Geschäft. Doch sah man es seinem Thun und Treiben an, er hatte keine rechte Freude an seinem Handeln, ein Wurm nagte an seinem Herzen. — —

Und drüben im Forsthause schlichen die Tage, Wochen still, gedrückt dahin. Es lag ein Herbstnebel auf den Gemüthern.

Anna war still, so eigen still, wie man dieß kennt, wenn ein recht tiefer Seelenschmerz das Herz bedrückt — den man doch Niemand anvertrauen kann noch mag. Sie ging umher, Alles thuend, was man verlangte — aber wo sie sich unbemerkt wähnte, fand man ihr Auge feucht.

Die Mutter sah es, sie kannte den Schmerz der Tochter — denn an der Mutter Brust hatte Anna sich ausgeweint — und deshalb ging dieselbe unwirsch umher, sie verbarg ihren Kummer unter einer rauhen Außenseite.

Die Magd hatte es schlimm — und der Lehrjunge konnte auch nicht von rosigen Tagen sagen. Selbst mit ihrem Manne, dem Förster, schien sie nicht viel Federlesens zu machen. Und manchmal schien es, als hätte sie es ganz besonders darauf abgesehen, demselben — wie man zu sagen pflegt — einige Seitenhiebe beizubringen.

Der Förster fühlte und merkte die Gewitterluft im Hause; dennoch blieb er, wider Gewohnheit, längere Zeit ruhig und gelassen; es war, als trüge auch er geheime Sorge — und als mache dieselbe allen Unmuth der Frau von seiner Brust abprallen.

Als diese Zeit jedoch bereits länger, als er wohl geglaubt, angehalten — nahm er plötzlich die Gelegenheit wahr und sagte zu der Frau, als er mit derselben allein im Zimmer war: „Nun, Mutter! hast bald genug gewettert und rumort? Was hast? Dächte, wär' es am Besten, sprächen Beid' frisch von der Leber weg. Seh's Dir an, hast was auf dem Herzen — und gibst nicht eher Ruhe, als bis Du es los bist. Also was hast? — —"

Die Frau schaute auf. Die Anrede des Mannes kam ihr gelegen und war ihr lieb — dennoch sollte und durfte derselbe dieß nicht merken; sie stellte sich deshalb unmuthiger an, als sie war — und sagte spitz: „Nun! was soll ich haben? Dächt', wärst allein Mann genug, daß Du sehen könntest, was im Hause vorgeht — und daß das Mädel, die Anna, dahinsiecht — und in Gram vergeht."

„Und daran soll ich Schuld seyn?" fragte scheinbar verwundert der Förster. „Fast will es mich bedünken, Du meintest es so!"

— „Und sollt' ich nicht?" fuhr die Frau auf. „Aber so seyd ihr Männer, ihr klugen Väter. Verheirathen wollt ihr die Mädel alle — aber wenn so ein Bursch kommt, der sein gutes Brod und Auskommen hat — und der Tochter in Ehrbarkeit naht — dann seyd ihr bärbeißig — und meint, euer Kind sey viel zu gut für so Einen; und wär' derselbe auch der Beste! —"

„Mutter!" sagte der Förster schmunzelnd und legte seine Hand auf die Schulter der Frau — „laß gut seyn. Was wir Männer verderben, macht ihr zehnmal wieder gut, und wo wir einem solchen Freiersmann die Hausthür vor der Nase zuschlagen — öffnet ihr demselben doppelt oft die Hinterthüre. — Geht — geht! — Und die Anna wird auch nicht sterben, selbst wenn's der nicht würde — um den sie jetzt zu sterben meint."

— „So? meinst?" sagte die Frau mit gezwungener Ruhe. „Freilich Du siehst den Jammer und Kummer nicht, Du weißt nicht — was das Kind leidet: Du gehst, wird's Dir zu viel, in den Wald — und lässest Deine Wuth an den Unschuldigen aus. Da muß denn gleich der Schießprügel an die Backe, wenn irgendwo ein Zweig knackt — und der Schuß fährt aus dem Lauf — um jede Ruthe, die etwa abgehauen wird. — Ja, ja! sieh' mich nicht verwundert an — hättest auch etwas Besseres thun können, als den Wendel zum Krüppel schießen! Hättest bedenken sollen, daß Dein Blei das Herz Deines Kindes trifft. — Nun mag der Anton Dein Mädel nicht. Er meint, er könne den nicht Vater heißen, der nach dem eigenen Vater geschossen. Siehst, das hast von der Hitze. Nun geh' nur zum Todtengräber und laß das Grab für die Anna graben — denn das Mädchen läßt von dem Burschen nicht."

Der Förster schaute die Frau einen Augenblick groß, fragend, erschrocken an; er fuhr sich mit der Hand durch das ergraute Haar; er schien reden, sprechen zu wollen — doch plötzlich, wie sich eines Andern besinnend, wandte er rasch sich um — und schritt zur Thür. Bei derselben angekommen, wendete er sich noch einmal hastig um und sagte, aus derselben schreitend: „Dummes Zeug! wird so arg nicht sein. Weibergeklatsch! — Weiberangst." Draußen aber sagte er, laut vor sich hin: „Verdammte Geschichte! — Muß mir auch das noch passiren."

Die Frau jedoch, die ihn hastig dem Walde zuschreiten sah, sagte, trotzig mit dem Kopfe nickend: „Ja, ja, geh' Du nur hin, Alter! — Er mußte es haben! Nun mag er sehen, wie er es herunterbringt."

Und dem Förster schien es schwerer zu werden, die Sache in Ordnung zu bringen, als man hätte glauben sollen. Er ging seit der Stunde gar sinnend und gedankenvoll umher; er betrachtete

die Tochter, wenn er sich unbeachtet glaubte, länger als gewöhnlich. Jeder trübe Blick derselben schien ihn ganz besonders, wie man zu sagen pflegt, zu wurmen. Man sah es, er trug sich in Gedanken — und konnte doch nicht recht zum Entschlusse kommen. Er blieb die Tage darauf länger als nöthig in dem Forst — und es blieb zuletzt zweifelhaft, ob er nur in demselben sich zu schaffen gemacht — oder ob er noch anderweitige Gänge gethan. — Endlich schien er die Sache gewaltsam zum Schluß bringen zu wollen. Die Sonne schien so hell und fröhlich in's Fenster hinein; der Specht hämmerte so lustig am Fichtenstamm, während das lustige Völkchen der Meisen munter von Zweig zu Zweig hüpfte. — Anna aber saß trüb, gedankenvoll am Fenster. Ihre Hände ruhten wie unbewußt im Schooß, während eine Thräne langsam die Wange hinabrollte.

Der Vater, der am Büchsenspinte stand und die Tochter verstohlen von der Seite betrachtete, bemerkte das Feuchtwerden der Augen. Es schien ihm durch's Herz zu gehen. Rasch trat er zum Fenster. Er legte die Hand auf die Schulter der Aufschreckenden — und sagte, sich freundlich niederbeugend: „Na! Mädel! Sitzest wieder plusterich da, wie ein krank Vögelchen. Kopf hoch. Sieh', es ist solch' schöner Sonnenschein! Was meinst? hab in der Stadt zu schaffen — willst mit? Werd' anspannen lassen. Komm', Kind, begleite Deinen Vater! —"

Anna schaute auf. So lieb, so gut, so sanft war der Vater seit langer Zeit nicht gewesen. Diese Güte durchschauerte sie bis tief in's Herz hinein. Sie hätte ihm mögen um den Hals fallen — und sich recht, recht satt an seiner Brust ausweinen. Doch wissend und fühlend, daß dieß vielleicht ihm nicht lieb und angebracht sey, bezwang sie ihren Schmerz; sie sprang auf, sie lächelte unter Thränen — und sagte: „Ja! Vater! gleich! Wenn Du mich mitnehmen willst?"

„Ob ich will! Wohl, Mädel!" sagte der Förster. „Mach' Dich schmuck, daß ich Ehre mit Dir einlege."

Und der Tochter die Wange klopfend sagte er, dieselbe zur Thür drängend: „Nun geh'! Ich werd' den Wagen während deß in Ordnung bringen. Sag's nur der Mutter."

Beide verließen das Zimmer. Bald darauf stand der Wagen vor der Thür. Der Förster stieg auf, während Anna von der Mutter noch vorsorglich eingehüllt wurde. Die Frau fragte nicht den Mann, wie er zu diesem Ausfluge käme; ihr genügte es, daß der Vater überhaupt Sorge für die Tochter zeigte. Sie kannte ihren Mann; sie wußte, wie und wo sie ihn gewähren lassen mußte. Die Reise freute sie; sie hoffte das Beste. Und fort rollte der Wagen, fröhlich der Stadt zu. Der Anna wurde doch recht eigen zu Muth, als sie die altbekannten Straßen sah, die sie seit längerer Zeit nicht gesehen, die sie vielmehr ängstlich gemieden hatte. — Wie schlug ihr das Herz. Jetzt bog der Wagen in die Straße ein, wo, wie sie wußte, Anton's Vater wohnte. Wie! was? Der Wagen hält vor dem Hause desselben. — Was ist das? Was hat der Vater vor? Sie zittert! Sie wagt nicht aufzublicken.

Der Vater jedoch schien nichts von ihrer Angst zu bemerken; langsam vom Wagen steigend, sagte er: „Wart' einen Augenblick; will nur zum alten Wendel eingehen. Hab' ein Geschäft mit ihm."

Und ohne eine Antwort abzuwarten, schritt er gemessen zum Hause hin. Er seufzte tief auf, als er die Schwelle übertrat, unwillkürlich zögerte sein Fuß — es schien ihm schwer zu werden, weiter zu gehen. Doch allen Muth, alle Festigkeit zusammennehmend, warf er noch einen Blick zur Tochter zurück — und schritt dann hastig dem Flure zu. Niemand kam ihm entgegen. Er klopfte an die nächste Stubenthüre. Der alte Wendel rief ein lautes, vernehmliches Herein! Die Thür ging auf. Der Förster trat ein. — Einen Augenblick blickten sich die Männer fest in's Auge. Niemand sprach. Es war, als wollten sie sich gegenseitig durch und durch schauen. Endlich trat der Förster einen Schritt weiter, reichte dem Wendel die Hand zum Gruß und sagte: „Schlagt nur immer ein! Gott zum Gruß! Alter! Komm', um zu sehen, wie's Euch geht. Verdammter Schuß! — Haben Beide gefehlt. Na! Da ist meine Hand! Schlagt ein. Laßt's vergessen seyn um unserer Kinder willen! —"

Der alte Wendel zögerte noch immer, die dargereichte Hand zu nehmen. Mit unterdrücktem Groll sprach er: „Kann Euch nicht entgegen kommen, Förster. Mein Bein! Werdet's wissen; wer nach mir schoß, wie nach einem gehetzten Wild. Verdammt der — —"

„Verdammt ihn nicht, der es gethan," fiel der Förster ein — und drückte Wendel in den Stuhl zurück, von dem derselbe sich mühsam erhoben. „Glaubt mir, Alter — man macht uns auch das Leben heiß. — Hab' den Schuß vom ersten Augenblick, da er fiel, bereut. Mocht' Euch auch deshalb nicht auf die Strafliste setzen. Euer Bein wird etwas steif bleiben; nun — nun — wenn's Euch recht — soll meine Anna dafür Eure Stütze seyn. — Gelt, Alter; es ward mir schwer, herzukommen — und gleichsam mein Mädel auszubieten — aber besser, nach dummem Streich in sauren Apfel gebissen — als unser Kinder Glück zu Grabe getragen zu haben. Weiß ich doch, daß auch Euer Anton nicht von dem Mädel lassen kann."

— „Das sollt' wohl seyn," fiel Wendel ein. „Der Jung' ist mir wie sinnverlierig, geht wie ein Duckmäuser einher. He, Fritz! ruf mir den Anton her."

Mit diesen Worten schlug er mit seinem Stock, den er noch beim Gehen gebrauchte, an die Kammerthür. Doch der Gerufene kam nicht. — Und der Förster, einen Blick nach dem Wagen werfend, sagte: „Laßt's gut seyn. Seht, Eure Alte ist schon draußen bei meinem Mädel, und scheint dasselbe vom Wagen herunter schwatzen zu wollen. Ich denke — da wird der Anton auch nicht weit seyn! —"

Wendel lachte: „Ja, ja. Das Frauensvolk findet immer die richtige Schmiede. — Hier, Förster, meine Hand — setzt Euch — um der Kinder willen — mag — mag — Alles vergessen — und begraben seyn. 's ist mir lieb, daß wir Beide allein die Geschichte abgemacht."

— „Mir auch," rief der Förster und ließ sich zur Seite des Stellmachers nieder.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre — und Anna, geführt von der Frau des Wendel, trat schüchtern, verlegen, von holder Scham umgossen ein.

Beide Männer erhoben sich. Der alte Wendel sagte: „Willkommen, Kind! —" und reichte dem Mädchen die Hand; während der Vater ihr sanft das Kinn streichelnd rief: „Siehst, Anna! es war doch gut, daß uns der Sonnenschein hinausgelockt."

Die Frau des Stellmachers aber sprach, dem Förster die Hand zum Gruße reichend: „Das arme Kind, verklamte ja draußen auf dem Wagen." Und sich zu dem Mädchen wendend, sagte sie freundlich: „Komm, Anna, im Hinterstübchen leg' Dein Tuch ab, mach' Dir's bequem — laß die Männer schwatzen so lang sie wollen — ich koch' uns eine Tasse Kaffee."

Mit diesen Worten führte sie die befangene Anna aus der Stube hinaus.

Die Männer schmunzelten. Wendel sagte: „Nun laßt uns die Pfeife anbrennen. Ich denk', die Sach' ist jetzt in guten Händen. — Der Anton wird sich auch schon finden."

Dabei lachte der Alte wohlgefällig. Die Pfeifen wurden angezündet; ein Wort gab das andere.

Im Hinterstübchen aber saßen auch Zweie. Die hatten sich gar viel zu sagen. Es waren der Worte weniger, als es selige, innige Blicke — und Liebeszeichen waren. Der Anton hatte sich bald gefunden; er hatte seiner Anna viel zu sagen.

Als der Kaffee endlich auf dem Tisch stand, die Väter die Tassen vor sich hatten — und Anna an der Hand des Geliebten, geführt von seiner Mutter, eintrat, riefen der Förster und Wendel zugleich: „Willkommen! Seyd glücklich! —"

Anna warf sich an ihres Vaters Brust, während Anton die Hand des seinigen drückte, und sein Haupt an seiner Mutter Schulter lehnte.

Alle umarmten sich. Der Förster aber flüsterte der Tochter in's Ohr: „Gott sey gedankt! ich traf doch nicht Dein Herz; ich hab' gerad' in's Schwarze getroffen. Nicht, Mädel? Was wird die Mutter daheim erst sagen?"

Drei Tage in den Kärnthner Alpen.

Es war an einem jener herrlichen Tage, mit denen uns der August des Jahres 1853 so verschwenderisch beschenkte, als mich ein unwiderstehlicher Drang nach den Bergen erfaßte. Wenn man so „in sein Museum gebannt ist, und sieht die Welt kaum einen Feiertag, kaum durch ein Fernglas," wenn Einem das ganze liebe Jahr Gottes schöne Sonne meist nur durch das vergitterte Fenster leuchtet, und des Mondes freundliches Licht nur über Bücher und Papier seinen Gruß zulächelt, so müßte man kein Herz und keine Phantasie mehr haben, wenn Einen nicht manch Mal die Sehnsucht ergriffe, sich, um mit Faust zu reden: „auf lichten Bergeshöhen in des Mondes Zauber zu ergehen."

Und ich war so glücklich, diese meine Sehnsucht ein Mal nach Herzenslust befriedigen zu können. Ich warf meinen engen Beamtenrock ab, legte auf ein paar Tage die ernste Kanzleimiene bei Seite, schlüpfte in den leichten und schmiegsamen Anzug des Touristen, nahm ein Ränzelchen über die Schulter und schickte mich zur Wanderung an. Je höher das Ziel, desto mehr zieht es auch den Menschen an; darum wählte ich mir auch die „Obir," welche wenigstens in Klagenfurts nächster Umgebung als die Königin der Berge gilt, und welche mir schon lange durch ihre imposante Erscheinung einen gewissen Respect eingeflößt hatte, daher ich auch schon lange den Wunsch gehegt, ihr ein Mal meine Huldigung unmittelbar an den Füßen ihres Thrones darzubringen. Ich hätte gerne ein Paar Begleiter gehabt, — allein wie es schon in solchen Fällen geht, — der Eine hat keine Zeit, der Andere ist nicht gut zu Fuß, der Dritte befürchtet ein schlechtes Wetter, weil sein Barometer bedeutend gefallen, der vierte endlich kann sich so schnell nicht entschließen, weil er gewohnt ist, wenn er nur nach Annabichl geht, die Sache vorher reiflich zu überlegen, und seine Muhmen und Basen bezüglich aller Umstände und Eventualitäten um Rath zu fragen, — solchen natürlich konnte ich Nichts entgegensetzen, und so war ich denn darauf angewiesen, die Parthie allein zu machen. Der Gedanke hatte auch für mich durchaus nichts Abschreckendes, im Gegentheile, ich muß gestehen, ich sah in ihm, in der Stimmung, in der ich mich befand, einen neuen Reiz meines Unternehmens. Es gibt zwar Menschen, die nicht begreifen können, wie man auch nur einen größeren Spaziergang allein unternehmen könne, sie glauben, man müsse sich zum Sterben langweilen, ich kann Diese versichern, daß ich mich auf einsamen Wanderungen immer unendlich gut unterhalten habe. Nie wird man die Natur so sehr von ihrer poetischen Seite auffassen, als wenn man allein ist. Auch der wärmste Freund der Natur kann sich dieser bei geselligen Partien nicht ungetheilt hingeben, weil er mit in den Strudel der Conversation gezogen wird, die oft sehr prosaische und materielle Tagesfragen behandelt, oder sich um Getändel und Scherze dreht, die nicht dazu dienen können, seiner Seele die Stimmung zu geben, die Größe und Erhabenheit der Natur in ihrer ganzen Poesie zu erfassen. Ist aber der Mensch allein, so kann er der Natur seine ganze Begeisterung zuwenden, er kann ihr frei in's Auge schauen, ihren Pulsschlägen lauschen. — und gewiß, sie dankt ihm diese Hingebung, sie vertraut ihm ihre innersten Geheimnisse. Zudem so arm, sollte man glauben, kann doch kein Mensch seyn, daß er nicht ein Mal ein Paar Tage sein geistiges Daseyn zu fristen vermag, ohne von den Gedanken Anderer zu zehren; so arm kann doch kein Mensch seyn, daß ihm, ist ihm die Gegenwart auch noch so trübe, Vergangenheit oder Zukunft nicht so viel des Freundlichen bieten könnten, um ihm die trübe Gegenwart einen Augenblick vergessen zu machen. Wo ist der Mensch, der nicht wenigstens Eine schöne Stunde verlebte, und wie süß ist es, eine verwelkte Freude in der Erinnerung wieder aufblühen zu machen, die zerstreuten Blumen alle wieder aufzusammeln, die sich dereinst zu einem schönen Kranze gewunden! Wo ist der Mensch, frage ich weiter, der, ist er noch so unglücklich, alle Hoffnung für die Zukunft aufgegeben hätte, der, und wenn ihm Millionen Luftschlösser in Trümmer gesunken, nicht dennoch wieder mit Lust neue aufbaute, und wäre es auch nur zum Trost einer kurzen Stunde! Aber ich bemerke, daß mich meine Betrachtungen immer mehr von meiner beabsichtigten Erzählung ablenken.

Das Loos, allein zu wandern, traf mich übrigens dies Mal nur theilweise, indem mehrere meiner Freunde noch im Momente meines Aufbruches sich entschlossen, mich bis Zell, in welcher Richtung ich die Obir zu besteigen beabsichtigte, zu begleiten, und von dort über Freibach zurückzukehren. In Ferlach, wo wir übernachteten, (denn wir waren erst gegen sieben Uhr Abends aufgebrochen,) wurde noch die letzte Hand angelegt, die Spuren meines städtischen Ursprungs zu vernichten, um mich zum voll-

endeten Bergmanne herauszustaffiren. Da ward noch der Cylinder mit dem breitkrämpigen Hute vertauscht, der Hand, gewohnt nur die Feder zu führen, der mächtige Bergstock vertraut, der Regenmantel umgeworfen, und, was sich später sehr wohlthätig herausstellte, der etwas karge Mundvorrath complettirt, in welcher Beziehung die freundliche Sorge der liebenswürdigen Ferlacher sogar des Kaffees nicht vergaß, und nicht versäumte, mir die erforderlichen Fingerzeige behufs seiner Bereitung zu geben: daß früher das Wasser gut sieden müsse, bevor man den Kaffee einkochen dürfe, daß man den Moment des Abschreckens ja nicht versäumen dürfe u. s. w., Vorsichtsmaßregeln, deren Einschärfung nicht überflüssig war, da ich dieselben als Student, wo ich diese Kunst aber nie mit besonderem Glücke geübt, nur zu oft außer Acht gelassen hatte.

Nach einem köstlichen Schlummer, aus dem uns nur der herrliche Morgen und die Aussicht des uns bevorstehenden Genusses so früh entreißen konnte, setzten wir unsere Wanderung gegen Zell fort. Vom Eintritte in das Waidisch-Thal an gewinnt die Gegend einen wildromantischen Charakter. Zwischen hohen dichtbewaldeten Bergen zieht sich der Weg in enger Thalschlucht längs des von der Koschuta herabrauschenden Waldbaches hin, dessen vielfache Krümmungen dem Wanderer die Annehmlichkeit eines stets wechselnden Panoramas bieten. So gelangt man, den mächtigen Hammerschlägen der Gewerke des Herrn Baron v. Silbernagel folgend, nach einer guten Stunde nach Waidisch. Dieser Ort, den ich schon von früher her kannte, hat für mich etwas eigenthümlich Freundliches. Das nette Kirchlein, der alte ehrwürdige Lindenbaum in der Mitte des Dorfes, geben demselben ein gewisses patriarchalisches Ansehen, und man muß sich dabei unwillkürlich an die gute alte Zeit erinnern, wo sich die Gemeinden um den alten schattigen Baum herum versammelten, und die Väter belehrten und Recht sprachen

Von Waidisch an verengt sich die Waldschlucht immer mehr, der Waldbach rollt und schäumt immer mächtiger, das Panorama wird immer malerischer, und namentlich durch die Felswand der Koschuta, der man jetzt hart zu Leibe rückt, in hohem Grade pittoresk.

Der Wanderer sinnt noch, wie er aus dieser Welt von Felsen einen Ausweg finden wird, als sich ihm plötzlich zur Linken gegen Osten zu das Thal öffnet, und ein unendlich liebliches Bild seinem freudigst überraschten Auge zeigt. Es ist das Zeller-Thal. Ich muß gestehen, dieses Bild hat auf mich einen unendlich poetischen Eindruck gemacht. Das Auge, seit Stunden nur im Waldesdunkel schweifend, ruht dann so gerne auf den lachenden Fluren und den grünen saftigen Matten, aus deren Mitte, wie durch Zauberhand gebaut, das reizende Zell sich erhebt.

Die zur Rechten über waldige Vorgebirge hervorragenden Felsen-Kolosse der Koschuta, deren finster dräuende Stirnen so malerisch contrastiren mit dem freundlichen Grün des Thales, und die zur Linken in ihrer ganzen Größe sich vor uns erhebende Obir, geben dem reizenden Bilde einen wahrhaft großartigen Rahmen.

Was aber die Poesie des Ganzen noch erhöhte, war der Umstand, daß wir gerade zum Früh-Gottesdienste gekommen waren, und die in ihren Sonntagskleidern in stiller Andacht um das Kirchlein knieenden Landleute, über ihnen der klare Himmel und die majestätische Sonne, der Scene eine Weihe und eine religiöse Erhabenheit gaben, die unendlich zur Andacht zu stimmen geeignet war. Auch wir traten in das Kirchlein — ein kleines Kirchlein, aber groß genug, um das Herz zu erweitern, und den Geist zur Verehrung und Anbetung Gottes zu stimmen.

Wir hatten Zell schon weit hinter uns, als diese Eindrücke noch immer meine Seele beschäftigten. Ich gedachte dabei unwillkürlich der Worte Mahlmann's:

„Wohl Dem, der fern der Welt und ihrem Lasterpfuhle,
Sein Tagewerk vollbringt auf seines Vaters Gut,
Und wenn der Nachbar in der kleinen Schule
Als Nachbar auch im Grabe ruht!
Nur wenig kennt er zwar von diesem weitem Runde,
Doch ist sein armes Loos wohl reich an Gottes Huld,
Sein Leben, zwar voll Schweiß, doch frei von schwerer Schuld;
Und jedes Abendroth bringt ihm willkomm'ne Ruh,
Und eine leichte Todesstunde
Schließt ihm dereinst die Augen freundlich zu.
O könnt' ich meiner Fesseln Last vernichten,
Mich zu dem Frieden deiner Hütten flüchten,
Beschränktes Loos, mich deines Glück's erfreu'n!
In heit'rer Unschuld wüßte dann mein Leben
Kein größer Glück, kein seliger Bestreben,
Als unter Menschen Mensch zu seyn!" —

Unter solchen Betrachtungen, in die auch alle meine Gefährten versunken waren, erreichten wir die verhängnißvolle Scheide, das Haus des Bürgermeisters, wo sich unsere Wege trennten. Wir drückten uns noch warm die Hände, wünschten uns gegenseitig ein fröhliches Wiedersehen, und schritten — meine Freunde links gen Freibach, ich aber mit festen Schritten das Vorgebirge der Obir hinan.

In Zell hatte ich, wie man mir empfohlen, einen Führer genommen, weil, namentlich in dieser Richtung, der in der Gegend Unkundige den Weg zur Obir leicht verfehlen kann.

Es war ein junger, rüstiger Bursche, dessen offenes, treuherziges Wesen mich sogleich für ihn einnahm. Wir waren bald ganz gute Freunde. Er erzählte mir, daß er im Bergwerke arbeite, einen kargen Verdienst habe, aber doch immer leidlich zufrieden sey, und noch vor einem Jahre mit keinem Fürsten getauscht hätte. Auf meine Frage, was ihm seither Betrübendes begegnet, umdüsterte sich ein Wenig sein Auge, und er meinte nur, seither sey es etwas schlimmer geworden. Ich bemerkte, daß dem guten Burschen Etwas am Herzen lag, und lenkte daher, ihn nicht zu quälen, das Gespräch auf einen andern Gegenstand, fragte ihn um die Benennungen dieser und jener Gebirgsspitzen oder Gehöfte, und erhielt überall nicht nur genügende Auskunft, sondern noch als Zugabe manches recht artige Geschichtlein oder Abenteuer, was sich da oder dort zugetragen, und in dem gemüthlichen Tone des Sprechers einen ganz vorzüglichen Dolmetscher fand.

So gelangten wir das Vorgebirge hinan zur Capelle des heil. Pafnuzius, wo wir uns links wendeten, und nun den Boden der Obir betraten.

Durch die Waldregion ging es ganz gut; unter dem Schatten der Bäume fühlten wir nicht das Drückende der Sonnenhitze, und auch die Steigung war durchweg eine mäßige. Aber aus der Wald-

region getreten, fing uns der Weg an beschwerlich zu werden. Die Sonne, gerade im Mittag stehend, warf wirklich versengende Strahlen, welche, von den Kalkfelsen reflectirt, doppelt drückend wurden. Zudem hatten wir auch gerade die steilsten Parthien zu überwinden, und überdieß meist über Gerölle hinanzuklimmen, welches nicht selten unter den Fußtritten zurückwich. Diese Beschwerden jedoch währten nicht lange, denn bald nahm uns das gastliche Dach der ersten Knappenhütte auf, dessen Gastfreundschaft wir jedoch nur ganz kurze Zeit in Anspruch nahmen, da wir unsere eigentliche Mittagsruhe erst bei der, kaum eine Viertelstunde entfernten Quelle zu halten gedachten, wo uns nebst vortrefflichem Wasser auch die Annehmlichkeit einer schon sehr interessanten Fernsicht geboten ward. Außer den Sulzbacher Gebirgen und dem mächtigen Grintonz, die uns schon früher mit ihren grottesken Formen ein sehr anziehendes Panorama gewährt, traten nun auch schon die Petze und in grauer Ferne die Gebirge Untersteiers hervor.

Nach einem ländlichen Male, welches uns vortrefflich mundete, und einem kurzen Verdauungsschläfchen unter dem Schatten des Krummholzes, setzten wir wieder gestärkt und munter unsere Wanderschaft fort. Etwa nach einer halben Stunde gelangten wir, dem Geläute des Alpenviehes folgend, welches bis zur Höhe der Obir hinan oft mühsam kletternd seine Gräser sucht, zur Alpenhütte, welche, zwei gute Stunden unter der Spitze des Berges gelegen, den Reisenden, die zum Sonnenaufgang auf die Höhe gelangen wollen, gewöhnlich als Nachtquartier dient. Ich muß gestehen, für mich war diese Alpenhütte schon lange der Gegenstand einer geheimen Sehnsucht geworden, weil sie etwas bergen sollte, was zur Verwirklichung meiner Hoffnungen auf einen guten weißen Kaffee unumgänglich nothwendig war, und ohne welches alle meine dießfälligen Ferlacher-Studien fruchtlos gewesen wären, — die Milch. Unser Auge suchte die Sennerin.

Doch verschlossen war die Pforte
Und verriegelt war das Thor,
Und statt des ersehnten Wesens
Blickte eine — Kuh hervor.

Die Besorgnisse, die mein Führer schon einige Male mit bedenklicher Miene geäußert, waren leider zur Gewißheit geworden. Das Schicksal wollte, daß an demselben Sonntage Kirchtag in Ebriach seyn sollte, und die holde Amaryllis drehte sich vielleicht mit ihrem Tytyrus gerade im Tanze, während wir sehnsüchtige Blicke nach ihr aussendeten.

Es blieb uns also nichts übrig, als den schönen Melange-Traum aufzugeben und unseren Weg fortzusetzen. Es war etwa drei Uhr Nachmittags. Nachdem wir noch bei einer vortrefflichen Quelle, etwa anderthalb Stunden oberhalb der genannten Alpenhütte, ein wenig Halt gemacht, erreichten wir ohne irgend welche Beschwerden (denn schon von der ersten Knappenhütte an schreitet der Fuß in mäßiger Steigung meist nur über schwellende Moose und Alpenkräuter) gegen fünf Uhr die obere, kaum zehn Minuten von der Spitze der Obir entfernte Knappenhütte, wo wir die Nacht zu verbringen gedachten. Aber die schlimmen Folgen des Ebriacher Kirchentags zeigten sich auch hier. Wie die Alpenhütte, so war auch das Knappenhaus, das doch sonst auch an Sonntagen von einem oder dem andern der Knappen bewohnt wird, verschlossen, und ohne Spur eines menschlichen Lebens. Indessen war es meinem Führer ganz leicht gelungen, durch ein Fenster den Eingang zu finden, und dann von innen die Thüre zu öffnen. Wir traten nur ein, um unsere Habseligkeiten abzulegen, und kaum einen flüchtigen Blick auf die düstern unheimlichen Räume unseres nunmehr in Besitz genommenen Nachtquartiers werfend, eilte ich, ohne auf meinen Führer zu warten, mit lustbeflügelten Schritten dem Ziele meiner Wanderschaft entgegen. Noch ein kleiner Vorsprung, und noch einer — und ich stand nahe an 7000 Fuß über der Meeresfläche, mit trunkenem Blicke überschauend das schöne Kärnthen, mit seinen Bergen und Strömen und Seen und Dörfern und Städten. Ich überlasse es einem mit den topographischen Verhältnissen Kärnthens Vertrauteren, die Punkte alle aufzuzählen, die in dem ebenso reizenden als großartigen Bilde besonders hervortreten; ich will nur den Eindruck schildern, den dieses Bild in seiner Totalität auf mich geübt, und dieser war ein bewältigender. Es klingt wie eine Phrase, aber Jeder, der ein hohes Gebirge besteigt, muß es fühlen, wie ihn das Erhobenseyn über das Treiben der Welt auch geistig erhebt, wie er sich froh und frei, Gott und der Unendlichkeit näher fühlt. Der herrliche Abend gewährte mir den ungetrübten Genuß der prachtvoll Fernsicht, die namentlich gegen Norden, Westen und theilweise auch gegen Osten erst in blauer Ferne an den Grenzalpen von Tirol, Salzburg und Steiermark eine Begrenzung findet. Gegen Süden zu ist der Gesichtskreis beschränkter, dafür bildet aber die Begrenzung der malerische Karavankenzug mit dem Grintonz, der wild zerklüfteten Koschuta, dem Stou, und hinter diesen dem mächtigen Terglou mit seinem schneebedeckten Dreihaupt ein Panorama, wie es kaum die Phantasie eines Künstlers malerischer ersinnen könnte. Gegen Westen traten wir erst in den Vollgenuß der Aussicht nach dem Untergang der Sonne, wo dann die mächtigen Gränzmarken Kärnthens wie riesige Schatten im Feuer des Firmamentes dräuend emporstiegen.

Ich konnte mich nicht satt sehen an all' den Herrlichkeiten, und mein Auge verließ nur einen Punkt, um mit noch größerer Lust an einem zweiten zu haften, bis sie in immer dichtern Schatten gehüllt, allmählig in Nacht versanken.

Es war ein unendlich schöner milder Abend. Kein Laut, kein Lüftchen unterbrach die heilige Stille, und nur die schwachen Klänge der Abendglocken, die jetzt vom Thale herauftönten, bewegten die Luft. Wem sollten diese Klänge nicht das Herz bewegen? Ich glaube, sie müßten dem elendesten Menschen, in einem solchen Momente an's Ohr dringend, die Rinde brechen, die Schuld oder Unglück um sein Herz gezogen, die kranke Brust müßte ihm aufthauen, und sein Auge sich mit Thränen der Wehmuth füllen. Es liegt so etwas an die Kindheit, an die goldenen Träume der Jugend Gemahnendes in diesen melancholischen Tönen, welches unendlich zur Wehmuth stimmt. Sie öffnen uns die Pforten der Geisterwelt, und lassen uns längst entschwundene und vergessene Bilder wieder vor die Seele treten. Sie führen uns wieder in die Kinderstube, lassen uns den Ammenmärchen lauschen, gönnen uns wieder eine Umarmung mit denen, die wir Vater und Mutter genannt, lassen uns die erste Hoffnung, den ersten Traum des Jünglings noch einmal träumen, noch einmal schauen den ersten Blick der Liebe! Auch mich ergriff unsägliche Wehmuth, auch mir traten manche alte liebgewordene Gestalten

entgegen, und im langen Zuge sah ich sie wandeln all' meine verblühten Hoffnungen und erstorbenen Träume, und sie lächelten mir so freundlich zu, daß ich hätte die Hand ausstrecken mögen, sie festzuhalten, aber ein Windhauch wehte über sie, sie wendeten ihr Antlitz, und bald waren sie wieder zu den Schatten gegangen.

So träumte ich noch lange, bis ich den Blick zu den Sternen erhob, und mit ihm auch mein Geist von dem Irdischen sich dem Unendlichen zuwandte. Wer hätte auch je einen Blick zum Sternenhimmel gethan, ohne nicht verjüngte Kraft und Zuversicht und Gottesvertrauen zu gewinnen. Ist es doch, als ob uns aus jedem Sterne Gottes liebendes Vaterauge zulächelte, und uns tröstend winkte, auf ihn zu vertrauen. Inzwischen war der Mond aufgegangen, der mich nur noch mehr zu Betrachtungen über die Unendlichkeit stimmte. Geschlechter kamen und gingen, Millionen Herzen jubelten und brachen, er wandelt in seiner erhabenen Ruhe seine Bahn so heute, wie vor Jahrtausenden, und sendet sein freundliches Licht mit gleicher Liebe der armen Wittwe im Dachstübchen, wie Dem, der sich am Pfuhle von Eiderdunen wälzt. Alle die Völker-zermalmenden Eroberungskriege eines Alexander oder Xerxes, der sich erfrecht, das Element seiner Botmäßigkeit unterwerfen zu wollen, haben ihn auch nicht einen Zoll breit aus seiner Bahn geworfen. Lange stand ich da und sann und sann, und wagte es nicht auszusprechen, was mich in diesen Momenten bewegte, so heilig war es mir, bis mich die Natur an ihren Tribut gemahnt, und ich tiefernst mit langsamen Schritten von dem großen Schauspiele der Natur zu meiner Schlafstätte zurückkehrte, der Ruhe zu pflegen.

In die Knappenhütte zurückgekehrt, fand ich erst Gelegenheit, das Innere meines nunmehrigen Nacht-Quartieres etwas genauer in Augenschein zu nehmen. Alte abgetragene Kleider, in buntester Unordnung durch einander liegend, plumpe Holzschuhe, halb abgebrannte Kerzen, Flaschen und Gläser mit Resten von Brauntwein, alles dieß mußte den Beschauer überzeugen, daß Menschen in diesen Räumen wohnten, welche beim ersten Anblicke mit ihren düsteren unheimlichen Wänden, der schwülen dumpfen Luft, dem dichten Staube, der sich allenthalben auf Tischen und Bänken gelagert, den Eindruck machten, als hätten sie schon seit Jahren kein menschliches Wesen beherbergt. Indessen waren wir noch recht froh, dieses Nacht-Quartier gefunden zu haben, und machten uns nun an die Bereitung unseres Abendmahles, welches in einem warmen Weine, und dem, was wir an Brod und Fleisch erübrigt, bestand. Auch an meinem Führer war das Natur-Schauspiel, welches mich so sehr bewegt hatte, nicht wirkungslos geblieben. Der kräftige Sohn des Gebirges, der diese Scene doch nicht zum ersten Male erlebt hatte, war ganz weich geworden, und ich merkte es ihm an, daß er mir gerne seinen Herzens-Kummer, der mir schon früher nicht entgangen war, vertraut hätte. Ich lenkte daher das Gespräch nochmals auf diesen Gegenstand, und so erzählte er mir denn seine ganze Unglücksgeschichte von der schönen Meta in Ebriach, wie er sie so lieb gehabt, und oft ihretwegen den weiten Weg von Zell hinüber gemacht, um sich nur einen freundlichen Gruß von ihr zu holen, und wie er sich ein Mal im Schnee verirrt und bald erfroren wäre; aber das habe er Alles nicht geachtet, denn er wäre für sie in's Feuer gegangen; — und daß sie dann ihre Eltern gezwungen, den alten grämlichen Schuribauer aus Krain herüber zu heirathen, weil er ein schönes Grundstück und einen Stall voll Vieh hatte; — und wie ihm dieß so in's Herz geschnitten, daß er seither nimmer so fröhlich seyn könne, wie früher; — und heute komme er gar immer wieder auf den Gedanken zurück, weil es gerade ein Jahr sey, daß er am Kirchtag unten erfahren, es habe mit dem Schuri seine Richtigkeit, und daß er von seiner Meta Abschied genommen. — Mich dauerte innig der arme Bursche, denn es sprach ein so inniges warmes Gefühl aus seinem ganzen Wesen, daß ich seinen Kummer vollkommen begreifen konnte. Ich suchte ihn demnach, so gut ich es vermochte, zu trösten, und seine Gedanken wieder auf lichtere Bilder zu lenken. Inzwischen war es spät geworden und Müdigkeit und Schlaf trieben mich an, meine Ruhestätte zu suchen. Ich hatte auch meinen Führer eingeladen, den noch hinlänglichen Raum im Bette neben mir einzunehmen, der dieß jedoch ablehnte, und die Nacht über wachen zu wollen erklärte. Ich mochte etwa eine Viertelstunde geschlummert haben, als ich mich am Arme ergriffen fühlte, und mir mein Führer mit der ernstesten Miene zuflüsterte, daß sich draußen etwas gemeldet habe. Auf meine Frage, was sich gemeldet, meinte er etwas zögernd, daß es hier nicht recht richtig sey; er habe dieß schon früher gehört und sey darum wach geblieben, um sich einmal zu überzeugen, was denn an der Sache wäre; er habe mir davon nichts sagen wollen, um mich nicht etwa zu beunruhigen. Ich konnte nicht umhin, laut aufzulachen, und ihm meine Verwunderung darüber zu äußern, daß er, gewohnt in Nacht und Nebel in den Gebirgen herumzuschweifen, eine Furcht vor Gespenstern haben könne. — Je nun, meinte er, Furcht habe er zwar keine, indessen spassen dürfe man doch auch nicht damit, denn etwas müsse denn doch daran seyn. Ich versicherte ihm nochmals, daß Geister unsere Ruhe nicht stören würden, wohl aber eher jene, bei weitem mehr zu scheuenden lebenden Wesen, die das mörderische Amt üben, dem Menschen sein Herzblut auszusaugen, und legte mich wieder ruhig zur Seite, um im Reiche des Traumes holden Geistern zu begegnen. Aber kaum entschlummert, fühlte ich mich zum zweiten Male bei der Hand ergriffen, und hörte zugleich selbst ganz vernehmlich, wie es draußen raschelte und herum schlich. Erst hörten wir's in der Vorlaube, dann ging's über die Stiege auf den Dachboden, stöberte dort alle Winkel aus, dann schlich's wieder herab, und kam endlich an unsere Thür, wo es förmlich Posto zu fassen schien. Also das Gespenst war da, „ja das Gespenst, ja das Gespenst, ja das Gespenst." Die Augen meines Führers funkelten vor Erwartung, und wenn auch gerade nicht Schreck, doch von der lebhaftesten Aufregung. Mir dagegen wurde mein Nachtquartier dadurch erst interessant, denn jetzt gab es Romantik, ein Abenteuer in optima forma. Hätte ich die Phantasie eines Spieß oder Dellarosa besessen, so hätte ich sie schon im Geiste sehen müssen die „dürre hagere Gestalt, in weiße Linnen gehüllt, wie sie mich aus hohlem Schädel angrinste, und mit weit ausgestreckter Knochenhand ihr zu folgen winkte," und hätte hören müssen „ihren dumpfen, Mark-durchdringenden Klageton, mit dem sie auf einen blutigen Flecken wies, den alle Wasser der Erde nicht zu verwischen vermochten."

Meine, auf diesem Felde bedeutend nüchterne Phantasie sah aber noch immer nichts, und so mußte ich denn aus dem Bette

steigen und vor die Thüre treten, um das Gespenst in seiner ganzen Größe vor mir zu sehen. Ja es stand vor mir, aber nicht „hager und dürr," sondern klein und dick, auch nicht in „weiße Linnen gehüllt," sondern ganz schwarz in der Gestalt der wohlgenährtesten Ratte, wie sie kaum irgendwo üppiger vorkommen kann.

Dieser harmlose Spuck, der wohl hoffentlich meinem Führer seinen Zweifel bezüglich der Gespenster gelöst haben wird, hätte uns übrigens die Ruhe der Nacht nur wenig gestört, wäre dieß nun entlarvte Gespenst nicht der Vorläufer eines ganzen Rudels seines Gleichen gewesen, die sich nun förmlich in Schlachtlinien aufstellten, und eine wahre Völkerschlacht liefern zu wollen schienen. Die Nähe eines solchen geräuschvollen Kriegsschauplatzes konnte dem Ruhesuchenden eben nicht behaglich seyn; ich zog es daher vor, diesen Ort des Schreckens zu verlassen, und im Freien zu campiren. Es war etwa zwei Uhr. Ich stieg sonach mit meinem Führer wieder die Höhe hinan, weidete mich noch ein Mal an dem großartigen Schauspiele der herrlichen Nacht, und ergötzte mich an all' den phantastischen Gestalten, welche das dämmernde Licht des Mondes der Phantasie vorgespiegelt, bis ich, von den lieblichen Elfen in Schlummer gelullt, allmählig der Welt vergaß. Aus diesem Schlummer wurde ich etwa nach einer Stunde durch das Knistern einer Flamme dicht neben mir geweckt. Mein Führer hatte inzwischen Feuer angemacht, welches uns den Genuß eines herrlichen Anblickes gewährte; denn wir hatten jetzt eine dreifache Beleuchtung: vom Feuer, vom Monde und der immer mehr und mehr herausbrechenden Morgenröthe, und es kann sich wohl jedermann denken, was das für ein herrliches Farbenspiel gab. Wir harrten nun des Sonnenaufganges; aber Alles hat der Mensch selten vereint, und so sollten auch wir dieses Schauspiel nicht in seiner ganzen Pracht sich entfalten sehen; denn dichte Nebel hatten sich rings um den Horizont gelagert, und die Sonne war schon am Firmamente, als die entfernteren Gebirgsspitzen sich noch immer unserm Blicke entzogen. Indessen hatten wir so viel des Schönen und Großartigen genossen, daß es eine wahre Versündigung gewesen wäre, über das Mißlingen dieser Hoffnung unzufrieden zu sein. So hieß es denn auf den Rückweg denken. Da ich diesen über Kappel zu nehmen gedachte, so ließ ich meinen Führer, nachdem ich ihm noch warm die Hand gedrückt, und an's Herz gelegt, sich der Meta wegen nicht zu sehr zu grämen, wieder nach Zell zurückkehren, machte noch einen Rundblick über das schöne Kärnthen, und schritt bergab gegen Kappel, wo ich Anfangs auf ziemlich beschwerlichem, von der halben Höhe an aber recht bequemem Wege nach einem Marsche von drei guten Stunden gegen neun Uhr früh ankam.

Von Kappel aus hatte ich beschlossen, einen kleinen Absprung in das kaum zwei Stunden entfernte Bad Vellach zu machen, welches mir schon oft als ein sehr angenehmer Aufenthalt für Naturfreunde geschildert worden war. Und wahrlich! man hatte mir nicht zu viel gesagt. Ich weiß kaum, wo ich anfangen und wo ich enden soll, um all' die Lieblichkeit dem Leser anschaulich zu machen, die dieses Vellach in sich schließt! Es tritt Einem so anspruchslos entgegen, hat gar nichts von dem, womit unsere sogenannten Luxusbäder ihre Gäste anziehen, schließt aber in seinem engen Raume Alles ein, was der genügsame Mensch braucht, um sich von den Sorgen und Mühen des Tages körperlich und geistig zu erholen, und einige Wochen recht glücklich zu verleben.

Die herrliche, hie und da vom Dampfe der Kohlenmeiler gewürzte Gebirgsluft, das frische saftige Grün, die Urwüchsigkeit der gesammten Vegetation, die erhabene Ruhe der ganzen Natur, die hier durch keinen profanen Laut entweiht wird — alles dieß muß den Menschen, dem der Sinn für den reinen Genuß der Natur noch nicht erstorben, an Körper und Geist verjüngen und kräftigen, und auch auf den Leidenden, abgesehen von dem Gesundbrunnen, dessen heilende Kräfte ich nicht zu beurtheilen vermag, von der wohlthätigsten Wirkung seyn.

Man findet hier keine großartigen Bauten; ein Wohnhaus für die Kurgäste, ein Badhaus, eine Capelle, ein Wohn- und Wirthschafts-Gebäude für die Badinhaber, — sonst nichts, und Alles auf das einfachste; aber so reinlich, so nett, so ungemein anziehend!

Das Wohnhaus der Kurgäste ist nur von Holz gezimmert, aber wie freundlich lächeln Einem diese hölzernen Wände entgegen! Mir war es, als ob sie mir sagen wollten: wir sind nur schlicht und einfach, tragen nichts an uns, was Eure große Welt glänzend nennt; aber Du sollst gut geborgen seyn bei uns, wir wollen dich schützen und schirmen, und Du sollst süßer schlummern in unsern Armen, als zwischen vergoldeten Tapeten. Und sie haben Wort gehalten, diese lieben Wände! Ich habe unendlich sanft geruht, und kein trüber Gedanke verscheuchte mir den Schlummer, zu welchem der Waldbach unter den Fenstern, der, den Frieden des Ortes nicht zu stören, hier nicht mächtig brausend, sondern nur leise murmelnd dahinzieht, so sehr einladet. Eine geräumige Stube zunächst der Küche des Wirthschaftsgebäudes genießt die Auszeichnung, in regnerischen Tagen als „Casino" zu gelten; so komisch dieß vielleicht manchem städtischen Dandy erscheinen dürfte, so kann ich diesem doch versichern, daß es sich auf der hölzernen Bank um den großen irdenen Ofen herum ungleich traulicher sitzen und plaudern läßt, als auf den sammtenen Fauteuils so mancher steifen Parquete. Noch am Tag meiner Ankunft in Vellach machte ich eine Parthie in das „Kotschna-Thal," welches zu den Lieblings-Spaziergängen der Kurgäste gehört. Es ist aber auch ein herrliches Thal! Im Hintergrunde die imposante Felswand der Kotschna, rechts und links dicht bewaldetes Mittelgebirge, im Thalgrund das schönste frischeste Grün, ein Bild, wie es in dieser Art die Schweiz nicht schöner liefern kann. Es fehlt mir leider an Raum, auch die übrigen Spaziergänge und Lieblingspunkte der Vellacher, den Seeberg, die „Kanzel," das „Parapluie," den kleinen Park mit den schlichten hölzernen Bänkchen, dem Leser zu schildern; ich will nur so viel sagen, daß alle diese Punkte einen so freundlichen Eindruck auf mich machten, daß es mir ordentlich schwer wurde, sie zu verlassen. Auch der unter den Curgästen herrschende Ton ist ganz dem Charakter des Ortes angemessen, ein äußerst gemüthlicher, so daß auch der Fremdling sich bald heimisch fühlen kann.

Nachdem ich in Vellach einen sehr angenehmen Tag verlebt, an der Table d'hôte, wo man, nebenbei gesagt, ganz vortrefflich speist, meine Kräfte ganz gehörig restaurirt, und mich noch mit einem ausgezeichneten Kaffee für meine Entbehrungen auf dem Obir entschädigt hatte, trat ich in Gesellschaft zweier wackere

Studenten, welche mich bis Rechberg begleiteten, den Rückweg nach Klagenfurt an. Ich will die ohnehin schon mehr als billig in Anspruch genommene Geduld des freundlichen Lesers nicht weiter mißbrauchen, und ihm diesen Rückweg auf der gewöhnlichen Fahrstraße über Kappel und die Annabrücke mit mir zurückzulegen ersparen. Nur eines kleinen Abenteuers will ich noch erwähnen, das mir an der Annabrücke begegnet.

Ich hatte dort zu übernachten beabsichtigt; allein ziemlich spät angelangt, mußte mich das bittere Loos nun schon zum dritten Male treffen, Thor und Thür verschlossen zu finden. Ritter Toggenburg, als er vom Kriege zurückgekehrt, konnte nicht flehendlicher am Schlosse seiner Geliebten um Einlaß gebeten haben, als ich am Fenster dieser Wirthsleute.

„Ach! und mit dem Donnerworte
Ward es aufgethan!“
Aufgesperrt wird nicht mehr heut
S' ist schon zehn vorbei.
Wollt ihr dennoch schlafen hier,
Geht hinauf in's Heu.

Obwohl ich nun schon recht angenehm von einem behaglichen Federbette geträumt, so war ich doch noch leidlich froh, wenigstens ein Bett aus Heu gefunden zu haben, und stieg über die etwas halsbrecherische Treppe den Dachboden hinan.

Aber wie der Wanderer in der Fabel, der unvermuthet an eine Schlange greift, fuhr ich zurück, als ich, mir ein Lager suchend, auf einmal einen menschlichen Fuß in meine Hand bekam, der, wie sich später zeigte, einem windischen Fuhrmann leibeigen war. Der Mann schien einmal etwas von einem Rinaldini gehört zu haben, und diese Erinnerung durch meinen breitkrämpigen Hut und Alpenstock wieder in ihm wach geworden zu seyn, denn er sprang auf, als ob er einen Kampf auf Leben und Tod mit mir eingehen wolle. Was meine Lage bedeutend verschlimmerte, war der Umstand, daß ich nicht windisch und er nicht deutsch verstand. Ich hatte also Mühe, mich vor der gewaltigen Faust dieses Mannes zu schützen, und wäre vielleicht nicht mit heiler Haut davon gekommen, wenn mir nicht gerade in dem entscheidensten Momente der herausbrechende Mond beigestanden hätte, ihn über die Harmlosigkeit meines nächtlichen Besuches zu belehren. Obwohl er nun von seinen Angriffen abließ, so wollte ich doch nicht sein Schlafkamerade bleiben, denn bei seinem heftigen Temperamente schien er auch sehr lebhafte Träume zu haben, und wer konnte es wissen, ob nicht etwa die Rinaldini-Erinnerung noch einmal in ihm erwachen würde. Ich stieg also wieder zur Straße hinunter, und hatte mich schon mit meinem Loose vertraut gemacht, die Nacht hindurch zu wandern, als mir kurz vor Grafenstein das Licht einer gastlichen Mühle winkte, wo ich ganz behaglich am Heu übernachtete.

So hatte ich drei wahrhaft poetische Tage verlebt, und kam Mittwoch Früh bestäubt und sonnverbrannt, aber frisch an Leib und Seele wieder nach Klagenfurt zurück, Eindrücke in meiner Brust tragend, die mir lange in der Erinnerung fortleben werden.

Stiefkinder.

Eine Familiengeschichte von Otfried Mylius.

(Fortsetzung.)

Robert erinnerte sich, daß er dem Förster Henne mit Tagesanbruch ein Stelldichein am Moosau-Weiher gegeben habe, der eine halbe Wegstunde vom Oberhofe entfernt war. Er wollte diese Zusammenkunft nicht versäumen; er hatte dem Freunde Wichtiges mitzutheilen. Aber wie aus dem Schlosse des Oberhofs kommen, wo Alles noch im tiefen Schlafe lag? Wetz recognoscirte ein wenig. Die Zimmerreihe, welche dem Kranken eingeräumt worden war, lag auf der Rückseite eines der Seitenflügel des Herrenhauses. Aus einem der Zimmer führten eine Flügelthüre und Treppe in den Garten hinab, und hier erstreckte sich ein hohes Spalier von Reben und Obstbäumen längs der Einfriedigungsmauer bis an den kleinen Park. Richard schlief noch den festen Schlummer des Frühmorgens. Wetz hatte schnell seinen Entschluß gefaßt. Er öffnete die Thüre und eilte in's Freie. Unbemerkt von irgend jemand erreichte er den Park, stieg hier über das Thor und hatte mit wenigen hundert Schritten den Wald erreicht, der sich in der Richtung nach dem Weiher hinzog. Drüben jenseit einer langen Fläche offenen Ackerlandes lag die Waldspitze auf dem Sandhügel, von wo sich das Gelände wieder nach dem kleinen See hinuntersenkte.

Als Robert aus dem Walde behutsam auf die Ackerfläche hinaustrat, fiel drüben am Sandhügel ein Schuß, und nach einer halben Minute noch einer. Er kam aus einer Vertiefung im Boden, und unweit davon bewegte sich etwas einige Armeslängen über dem Boden. Wetz erkannte einen Uhu auf einer Stange. „Aha,“ sagte er: „daran erkenne ich Franz! Er hat dort eine Krähenhütte anlegen lassen, damit wir uns desto ungestörter sehen können.“ — Und so war's auch. Nach wenigen Minuten stand er auf der Lehne des Sandhügels und sah den Förster Henne den Vorhang eines, in einer Bodensenkung angebrachten Zeltes von Segeltuch, das mit Fichten- und Kieferzweigen bedeckt war, emporheben und ihm heranwinken. Im Nu war Robert bei dem harrenden Freunde, und theilte demselben mit, was sich binnen Tagesfrist mit ihm zugetragen.

„Du hast gewaltige Fortschritte gemacht — ich gratulire Dir!“ sagte Henne; „hab' schon Alles von den Dienstleuten erfahren, als man mich gestern Nacht noch spät auf's Schloß beschied, um mir von dem Wilddieb zu erzählen, welchen Dein Bruder Richard verfolgt hatte und den ich nun womöglich einfangen soll.“

— „Dein Glückwunsch kommt vielleicht zu früh, mein wackerer Freund!“ erwiderte Robert. „Ich weiß nicht, wie es kommt, aber mein rascher Erfolg macht mir eher bange für das Gelingen meiner Pläne. Es ging Alles so unerwartet geschwind und gut, daß ich beinahe fürchten möchte, dieß Glück sey nicht von Dauer. Solcher Sonnenschein währt nie allzulange.“

„Meinst Du?“ fragte Henne bedentsam.

— „Noch vor einigen Stunden wollt' ich im Stillen jubiliren, Franz; aber in der schlaflosen Nacht kamen mir Zweifel. Ich will sehr auf meiner Hut seyn.“

„Thu das, Freund; sieh', ich selber wollte Dich warnen,“ entgegnete der Förster. „Herr v. Moritz ahnt oder fürchtet, Du

seyest ein Anderer als der Du seyn willst. Der Werkführer in der Fabrik und alle die älteren Arbeiter, die den Reinhold Wegener noch aus seiner Jugendzeit kennen, sollen Dich genau in's Auge fassen und dem Fabrikherrn sagen, ob Du nicht Reinhold seyest. Ja mich selbst nahm er heute Nacht noch beiseite und verlangte von mir, ich solle Richard besuchen, um ihn wegen des Wilddiebs auszufragen, dabei aber Dich fest in's Auge fassen und ihm sagen, ob Du der entwichene Reinhold seyest. Hundert Thaler bekommt derjenige, welcher beweisen kann, daß Du Reinhold bist. — Ha, der Schuft! zu glauben, daß ich Dich verrathen werde!"

Robert drückte dem Freunde die Hand und lächelte bitter. „Ich danke Dir, Franz; mir schwante etwas derartiges schon gestern. Sein böses Gewissen läßt Herrn v. Moritz die Wahrheit ahnen. Aber ich werde auf meiner Hut seyn und nun den Kampf mit ihm erst recht mit Ernst aufnehmen. Der Widerstand reizt mich; die Mittel, welche meine Feinde wählen, ermuthigen mich. Ich werde also vorerst ihren Argwohn einzuschläfern suchen. Aber Eines thut mir leid: wir beide, Franz, werden uns nun seltener sehen müssen!"

„Leider ja, mein Freund," erwiderte der Förster; „aber wir wollen darum nicht ohne Verständigung mit einander bleiben. Ich habe schon daran gedacht, wie wir doch mit einander verkehren können. Erinnerst Du Dich noch unserer Knabenspiele, Reinhold, wenn wir 'Räuber' spielten und Du der 'Hannikel' oder 'bayrische Hiesel' warst und ich Dein Lieutenant, wie wir damals die wirkliche Geschichte unserer Vorbilder nachahmten, und wir — gleich jenen, wenn es eine Bestellung oder Verständigung mit den Spießgesellen galt — uns die Zeichen und Verständigungen an Mauern, Bäume und Zäune, auf Marksteine u. dgl. schrieben?"

— „Freilich erinnere ich mich derselben noch, Franz."

„Kennst Du noch unsere Zeichensprache von damals, die wir uns selber erfunden hatten, um unsere zweideutigen Vorbilder ganz zu kopiren?"

„Auf die Zeichen entsinn' ich mich nicht mehr," sagte Wetz; „aber Dein Vorschlag leuchtet mir ein — wir können einander dann Alles wissen lassen was wir wollen."

„Topp, so sey es denn! hier hast Du die Zeichen," erwiderte der Förster und riß ein Blatt aus seiner Brieftasche. „Vorerst sieh' nur auf die Gartenmauern des Oberhofs und die Zäune und Bäume und Steine am Wege nach dem Schloß Schrotheim! Und damit genug für heute, mein Freund! Auf der Rückseite des Blattes steht noch mancherlei, was für Dich wissenswerth ist. Aber nun verschwinde schnell, denn ich erwarte Farner, meinen Forstläufer!"

Ein Blick, ein Händedruck, und die Freunde schieden. Unbemerkt gelangte Wetz wieder auf den Oberhof zurück.

6. Die unglückliche Schwester.

Zehn Tage waren vergangen, und Richard lag noch immer auf dem Oberhofe. Der Arzt hatte ernstlich dagegen protestirt, daß man ihn nach dem Schlosse bringe, und Robert Wetz vermuthete halb und halb, der Einfluß oder die Bitte der Frau v. Berstett seye nicht ohne Einwirkung auf diesen Rath des Arztes gewesen.

In Richard's Pflege theilten sich Mathilde und Wetz. Alles ward aufgeboten, um dem verwöhnten Jüngling die trüben, langsam hinschleichenden Stunden, die er im Bette verbringen mußte, möglichst angenehm und kurzweilig zu machen. Und sie waren vielleicht langweiliger für den Kranken, als für seine beiden Pfleger. Man sagt, nichts bringe die Menschen einander näher, als eine gemeinsame Seereise oder eine gemeinsame Haft; mich dünkt aber, ein drittes bindet noch rascher und fester: der gemeinsame Aufenthalt an einem Krankenbette, und das gemeinsame wetteifernde Bestreben, einer Person, für welche wir Sympathie fühlen, die langwierige, schmerzenvolle Eintönigkeit des Siechbettes leichter zu machen! So war es wenigstens bei diesen beiden Geschwistern, die, ohne daß das eine derselben von ihrer Verwandtschaft eine Ahnung hatte, hier am Bette des Halbbruders sich begegneten, der so wenig Ansprüche auf ihre Liebe und Zärtlichkeit hatte, und dem sie doch so viele Aufmerksamkeit widmeten! Frau v. Berstett fühlte sich auf eine eigenthümliche Weise zu Herrn Wetz hingezogen, und suchte sich vergebens diesen stillen Zug zu erklären. Wir aber haben den Schlüssel dieses Geheimnisses, denn wir wissen, daß es die feste bewußte Absicht dieses Mannes war, auf Mathilden einen günstigen Eindruck zu machen, und wem könnte es einfallen, an der Wirkung eines klaren, auf Ein Ziel concentrirten Willens in solchen Dingen zu zweifeln? Er legte nirgends dieses Bestreben zur Schau, Mathilden für sich einzunehmen; sie war ihm anfangs sogar ausgewichen mit jener doppelten Scheu einer vielleicht übertriebenen, weiblichen Zurückhaltung und einer Menschenfeindlichkeit, die mit dem häuslichen und ehelichen Unglück und den getäuschten Lebenshoffnungen dieser Frau zusammenhing. Aber diese ängstliche Schüchternheit schien nachgerade unbewußt von ihr gewichen zu seyn. Während sie anfangs nie anders als in Gegenwart von Lisetten Herrn Wetz in dem Zimmer des kranken Halbbruders begegnete, schien es ihr bald ein Anliegen zu werden, nur in Gegenwart Richard's mit Herrn Wetz zusammenzutreffen. Sie betrachtete diesen also nicht mehr für einen Fremden, vor welchem sie sich um Richard's willen genirte, und sie sah in der Anwesenheit Richard's einen genügenden Schutz gegen jede etwaige Mißdeutung ihrer Handlungsweise durch Fremde.

Wetz bemerkte mit innigem Vergnügen, daß Mathilden's Auge, so oft sie sich von ihm unbemerkt wähnte, mit dem tiefsten Interesse an seinen Zügen hing, aber sich rasch und mit einiger Verlegenheit abwandte, sobald ihre Blicke sich begegneten. Ihre Stimme verrieth stets eine gewisse Weichheit und Wärme, wann sie ihn anredete, und sie verbarg dieß selbst vor Richard nicht, dem dieß auch nicht entging, obschon er darin nicht gerade etwas Auffallendes sah. Ohne Dünkel und Eigenliebe glaubte Wetz wahrgenommen zu haben, daß Frau v. Berstett auf eine Gelegenheit wartete, ihn wieder ohne Zeugen zu sehen; daß sie vielleicht das Gespräch wieder aufnehmen wollte, dem er in der ersten Nacht ihres Zusammentreffens mit soviel männlicher Würde ein Ende gemacht hatte. Kurzum, beide fühlten, beide gestanden sich, daß ein gewisser Rapport zwischen ihnen hergestellt war. Aber wohin sollte er führen?

Seltsamerweise hatte auf Richard dieses Zusammenleben nicht denselben Eindruck gemacht, welchen es auf die beiden anderen

ausgeübt. Er war weder gegen Wetz noch gegen Mathilden vertrauensvoller und dankbarer geworden. War es die schreiende Selbstsucht des verwöhnten und verhätschelten Jünglings, die ihn gegen so viele aufopfernde Liebe und sorgliche Pflege kalt ließ, oder wähnte er, diese beiden erfüllten nur ihre Pflicht, die eine als Verwandte, der andere als bezahlter Diener an ihm? oder argwöhnte er etwa gar, daß diese beiden Menschen nur darum sich so angelegentlich mit ihm beschäftigten, weil sie darin ein Mittel sahen, sich selber zu begegnen und die gleiche Luft mit einander zu athmen? Wir wissen es nicht, aber es ist Thatsache, daß er ihnen durch keinen Blick und durch kein Wort dankte, und bei den Besuchen, welche ihm seine Mutter mehrmals machte, auch nichts davon erwähnte, obschon Frau v. Berstett und Wetz zartfühlend genug gewesen waren, Mutter und Sohn alsdann allein zu lassen. — —

Es war der zwölfte Morgen nach dem Sturze Richard's. Dieser war aufgestanden und ging ungeduldig im Zimmer auf und nieder, den Besuch des Arztes erwartend, der gewöhnlich um diese Stunde vorzusprechen pflegte. Richard trug den Arm noch in der Schlinge, und der Aufenthalt im Bette hatte ihn etwas schwach und blaß gemacht, obschon er sich bemühte, dieß zu verbergen. Wetz und Frau v. Berstett waren bei ihm, und ersterer schrieb an einem Fenster, während letztere schweigend, aber mit unverwandtem Blicke vom Sopha aus des Bruders Bewegungen folgte.

„Meine linke Hand ist noch steif und schwach," sagte Richard; „ich werde noch in mehreren Wochen nicht reiten können, Wetz! Wie soll ich mir da die Zeit vertreiben?"

— „Fahren Sie lieber, Herr Wegener, oder benützen Sie die gezwungene Muße, um sich mit den Zuständen der Fabrik genauer vertraut zu machen, damit Sie nicht ganz als Laie vor Herrn Albert Moritz erscheinen, wann dieser hieher zurückkehrt!" erwiderte ihm Wetz. „Ich muß den Rath wiederholen, den ich Ihnen schon neulich gegeben habe: versäumen Sie die Pflicht nicht, welche Ihnen obliegt, die Schöpfung Ihres Herrn Vaters zu erhalten, im eigenen Interesse, wie um Ihrer Geschwister willen. Der Wille Ihres Vaters und die Fügung der Vorsehung hat Sie zu dem ehrenhaften Posten berufen, diese Fabrik sammt allem, was dazu gehört, als ein Stammgut der Familie zu erhalten, und Sie haben gewiß Ehrgeiz und Pflichtgefühl genug, um diese Mission nicht von der Hand zu weisen!"

„Mit nichten, Herr Wetz, diesen Ehrgeiz besitze ich nicht!" erwiderte Richard mit gleichgültigem ironischem Lächeln. „Lassen Sie diese alte Geschichte beruhen; ich habe nun einmal keine Lust, hinter einem Comptoirpult mich krumm zu sitzen. Man hat mich nicht dazu erzogen, und mein väterliches Geschäft wird auch ohne mich seinen gedeihlichen Gang gehen. Ich dünke mich zu gut zu einem Kaufmann."

— „Das ist ein Irrthum Ihrerseits, Herr Wegener!" sagte Wetz mit seiner gewöhnlichen Kälte. „Der Stand Ihres Vaters ist gut genug für Sie, denn er ist der erste der Welt, der unabhängigste und freieste! Es ist ein Stand, an welchem sich die höchsten Lords und die Mitglieder des ältesten Adels in dem reichsten und freiesten Lande der Welt — in England — nicht schämen, sonst würden sie sich nicht durch Aktien und auf andere Weise an Industrie und Verkehr betheiligen. Es ist ein Stand, auf welchem die Wohlfahrt der Nationen beruht und der zur Civilisirung und Ausbeutung ferner Welttheile am meisten beigetragen hat . . . ."

„Ach ja doch," fiel Richard ihm leichtfertig in's Wort, „das alles haben Sie mir schon ein Dutzend Male gesagt, Wetz, ohne mich überzeugen zu können, welche Gemeinschaft und Gleichheit zwischen mir als Fabrikherrn und jenen Kaufherrn des Welthandels bestehe, welche, wie Sie sagten, Ostindien und Nordamerika friedlich eroberten!"

— „Welche Analogie?" rief Wetz; „ei, hat nicht Ihr Herr Vater zuerst in diesem Lande einen Industriezweig eingeführt, der nun eine bedeutende Quote in der Gewerbsthätigkeit dieses Landes einnimmt? Hat er nicht hier, mitten in einer ehemaligen Einöde von Wald und Haide, ein Etablissement geschaffen, das nun Hunderte von Menschen beschäftigt und eigene Dörfer und Gehöfte zur Unterkunft dieser Menschen in's Leben gerufen hat? Und soll nun diese Schöpfung, das Ergebniß rastlosen Strebens und zähester Ausdauer eines ganzen Menschenalters, dieser Triumph des Genies und der Thatkraft eines Einzelnen, untergehen aus Mangel an Theilnahme derer, für welche es geschaffen wurde, und die die Vortheile davon genießen sollen, namentlich aber durch die Gleichgültigkeit des Haupterben und seinen Mangel an Pietät . . .?"

„Wetz! ich verbitte mir solche Ausfälle, die . . ." rief Richard auffahrend.

— „Die nur verdient wären, wenn es mir nicht gelänge, Sie von dem zu überzeugen, was Ihnen Pflicht und Ehre gebieten, junger Herr!" versetzte Wetz kalt und begegnete dem zornigen Blicke des Jünglings mit einem Ernst, vor dem dieser die Augen zu Boden schlug. „Ob Sie mir zürnen oder nicht, mein junger Herr, wenn ich die Sache bei ihrem richtigen Namen nenne, das kann mir gleichgültig seyn. Es wird mir vielleicht in Ihren Augen momentan schaden, aber es werden Zeiten kommen, wo Sie mir sogar danken werden, daß ich Sie unerschrocken an Ihre Pflicht erinnert habe. Die Sprache der Wahrheit ist immer herb, Herr Wegener, besonders wenn das Ohr durch das süße Gift der Schmeichelei verwöhnt ist, und Sie sind seither durch Schmeichelei verwöhnt und verhätschelt worden, junger Herr! Ihr Vater starb zu frühe, um Ihnen das Beispiel zu geben, wie man ein rühriger, umsichtiger Geschäftsmann seyn und doch dabei den Gentleman spielen kann. Sie sind nicht durch sein Beispiel zur eigenen Thätigkeit, zu Nacheiferung in seinen Fußtapfen angeregt worden. Ihre Erziehung ist eine verkehrte gewesen, und ich trage kein Bedenken, denen eine große Verantwortung zuzuschieben, welche Sie so irrig geleitet haben. Ich sage Ihnen dieß hier, in einem Hause, wo wir beide Gäste und von Horchern und Spionen frei sind, — sage es Ihnen, weil ich Sie liebe und achte und in Ihnen mehr tüchtigen Kern gefunden habe, als Ihr Ruf Ihnen beimaß, — sage es Ihnen, weil ich es für meine Pflicht halte, Ihnen die Augen zu öffnen . . ."

„Immer zu, Herr Hofmeister! fahren Sie nur fort!" rief Richard spöttisch und warf sich in einen Sessel, wo er mit über einander geschlagenen Beinen und trotziger Miene Herrn Wetz's Blicke begegnete. „Sie verfolgen, wie es scheint, den konsequenten Plan, mich vor meiner Halbschwester, Frau von Berstett, zu demüthigen, vielleicht um sich in deren Gunst festzusetzen, und

da Sie sich einbilden, daß ich Pflichten der Dankbarkeit gegen Sie habe, so bleibt mir nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen und mich von Ihnen demüthigen zu lassen! Aber vergessen Sie nicht," setzte er mit mühsam verhaltenem Grimm und beinahe drohend hinzu, „daß Sie mich hiedurch jeder Pflicht der Dankbarkeit entbinden!"

— „Bruder! Richard!" rief Frau v. Berstett bittend und am ganzen Leibe zitternd, denn die dunkle Zornglut war ihr nicht entgangen, welche bei diesen Worten des Jünglings auf den Zügen des gereiften Mannes aufgetaucht war. „Schmähe und schmäle mich, so lange Du willst, denn Du hast ja dieses Mißtrauen gegen mich mit der Muttermilch eingesogen; aber kränke diesen redlichen Mann nicht, der es so treu und wahrhaft gut mit Dir meint! — Verzeihen Sie ihm, Herr Wetz! ich beschwöre Sie, und lassen Sie uns dem Gespräch eine andere Wendung geben!"

„Das wäre eine Feigheit, Ihrer und meiner unwürdig, denn es würde nur den Verdacht eines Komplotts bestätigen!" sagte Wetz, der vorhin rasch aufgesprungen und dem Jüngling mit einer Miene näher getreten war, die diesen einigermaßen erschreckte. — „Vergessen Sie nicht, junger Herr, daß es mich beinahe übermenschliche Kraft kostet, diese Ausfälle gegen meinen Charakter und meine Ehre zu ignoriren," wandte er sich mit strengstem Ernste an Richard; „glauben Sie mir, daß ich nur um meiner guten Absichten willen und im Bewußtseyn derselben meinen eigenen Gefühlen Schweigen zu gebieten vermag, und daß ich nur fortfahre, um Ihnen zu zeigen, daß es mir mit der Mahnung und Warnung ernst ist, die ich Ihnen zu geben mich gedrungen fühle! Ich beklage Sie aufrichtig, Herr Wegener, daß in Ihren Jahren Ihr Herz schon so dürr und so von Stolz und Eigenliebe eingenommen ist, daß Sie nicht die Stimme aufrichtiger Zuneigung zu unterscheiden vermögen von derjenigen der gemeinen Berechnung und der Kabale, — ich beklage Sie um dieses Mißtrauens willen, das Ihren Jahren noch fremd seyn sollte und das ein deutlicher Beweis für die irregeleitete Erziehung ist, die Sie empfangen haben. Was hätte aus Ihnen gemacht werden können unter einer strengen und verständigen Zucht? Und wohin wird Ihr jetziger Lebenswandel Sie führen? Ich appellire an Ihr eigenes, unverfälschtes und unparteiisches Urtheil: was wäre wohl eines begabten Menschen würdiger und ehrenvoller: die besonnene methodische Wirksamkeit in einem gemeinnützigen, lohnenden Berufe, als nützliches Glied der bürgerlichen Gesellschaft, als derjenige, der durch die umsichtige und gerechte Leitung seines Geschäfts Hunderten von Mitmenschen Brod und Arbeit gibt? oder das rohe Genußleben eines Menschen, der seine schönsten Fähigkeiten nur zu müssigem Zeitvertreib, zu Befriedigung seiner Leidenschaften anwendet, der unter Hunden und Jägern verthiert, unter Müssiggängern und Spielern und Abenteurern in Laster aller Art versinkt und das Ebenbild Gottes an seinem eigenen Ich verderbt? Fragen Sie sich selbst, ob es vernünftiger und eines denkenden und gebildeten Menschen würdiger ist, als Müssiggänger einem frühen Siechthum und elendem Tode entgegenzugehen, oder als edler strebsamer Mann in einer geregelten Berufsthätigkeit sich Zufriedenheit mit sich selbst, die eigene Achtung und die Achtung Anderer zu verdienen und eine der Zierden der menschlichen Gesellschaft zu werden?"

— „Ihre Alternative hinkt, Herr Wetz," sagte Richard kalt. „Es gibt Tausende von Edelleuten und Begüterten, welche gerade keinem speciellen Berufe angehören und doch weder Sclaven des Lasters noch verthierte Jäger werden."

„Sie weichen mir oder vielmehr der Stimme Ihrer eigenen bessern Ueberzeugung aus, junger Herr," entgegnete Wetz mit einiger Wärme. „Die Wahl für Sie selbst ist nicht unbeschränkt, wie die eines adeligen Grundbesitzers. Ihr seliger Vater gründete das Geschäft nicht für Fremde, sondern für seine eigenen Kinder, für seine Söhne, für Sie — dieß wissen Sie, dieß müssen Sie fühlen. Ich dächte, es wäre mehr als die blose Pflicht der Pietät, welche Ihnen diese Mission werth machen sollte! Die Ehre des Hauses ruft Sie auf jenen Posten, um welchen Tausende Sie beneiden würden!"

— „Das Testament meines Vaters widerlegt Ihre Behauptung," sagte Richard mit einer Lebhaftigkeit, welche sehr gegen seine seitherige Kälte abstach. „Mir ist darin das Rittergut Schrotheim, für mich und als Witthum meiner Mutter, vermacht und außerdem Ein Antheil an den Fabriken, an welchen meine Halbgeschwister aus der ersten Ehe meines Vaters und meine Mutter ebenfalls je mit Einem Antheil betheiligt sind. Die Leitung des Geschäftes sollte den Händen des Herrn Moritz anvertraut bleiben . . . ."

„Bis zu Deiner Volljährigkeit, Richard," fiel ihm Mathilde lebhaft in's Wort. „So steht es in dem Testament unseres Vaters, dessen Wille es war, daß einer seiner Söhne dann das Geschäft fortführen sollte zum Nutzen der ganzen Familie allerdings, aber auch mit einer entsprechenden Vergütung für seine Bemühungen. O, mein Bruder, vermag dieser Beruf Dich nicht zu begeistern, der Fortführer und Vollender dessen zu seyn, was Dein Vater unter unerhörten Mühen und Opfern geschaffen?"

— „Nein, meine Frau Schwester! ich finde nichts, was mich hiefür begeistern könnte," sagte Richard kalt und beinahe gehässig. „Ich habe keine eigentlichen Geschwister mehr. Du und Julie sind nur meine Stiefschwestern, die in mir von meiner Geburt an nur den Eindringling gesehen haben, wie in meiner Mutter, die Jahre lang nur Kränkung und versteckten Haß von euch und euren Verwandten erfahren hat!" . . . .

„Du irrst, Richard!" fiel ihm Frau von Berstett sanft in's Wort und ein tiefer, ernster Gram und Schmerz sprach aus ihren abgehärmten Zügen. „Was mich anbelangt, so sagt mir mein Gewissen, daß ich von jeher in Dir nur meinen echten Bruder, den Sohn meines theuren und unvergeßlichen Vaters, geliebt, und in Deiner Mutter die Gattin meines Vaters ge.... gesehen habe," ergänzte sie zögernd; „und wenn jemand hier ein Recht hätte, über die unseligen Mißverständnisse und Mißverhältnisse sich zu beschweren, welche im Schooße unserer Familie obwalten, so wäre ich es. Und von Julien weiß ich, mein Bruder, daß auch sie Dich mit der vollen, warmen Liebe einer Schwester umfaßt. Du selbst solltest also kein Vorurtheil gegen uns hegen und von Deiner Seite aus die Hand bieten, um uns und andere vergessen zu machen, daß wir — Stiefgeschwister sind, wie Du Dich ausdrückst!"

— „Mich dünkt, Herr Wegener," sagte Wetz sanft, „Sie haben in der Aufopferung der Frau von Berstett den besten Beweis dafür, daß Sie ihr kein Stiefbruder waren."

„Allerdings, ich bin ihr zu Dank verbunden," sagte Richard gedankenvoll.

— „O nein, mein Bruder!" rief Mathilde mit feuchten Augen, „danke nicht mir, die ich nur meine Schuldigkeit gethan habe, sondern danke mit mir dem Himmel, daß er Dich hieher geführt hat, um eine künstliche und ungerechte Schranke niederzureißen, welche man aus Vorurtheil und Verblendung oder aus Absicht zwischen uns Kindern Eines Vaters aufgerichtet hat!"

„Warum nicht gar?" lachte Richard bitter. „Ich soll Gott danken, daß er mich beinahe den Hals brechen ließ, um hieher zu kommen?"

— „Und warum sollten Sie nicht danken, daß Sie den Hals nicht wirklich gebrochen haben? Liegt darin nicht ein großes Glück?" rief Wetz.

„Ein um so größeres, lieber Richard, wenn ich bedenke, welche Folgen Dein Tod für uns alle gehabt hätte!" sagte Frau von Berstett. „Dein Tod hätte unser Schicksal, nämlich das meinige und dasjenige Juliens, ganz in die Hände jenes Mannes gelegt, der, anstatt bei uns Vaterstelle zu vertreten, unser größter Feind ist . . . ."

— „Moritz?" fragte Richard ungläubig und überrascht, „wie sollte er? . . . ."

„O, Du kennst ihn noch nicht, weil er Deinen Launen und Wünschen schmeichelt und Dich einschläfert, Richard!" fuhr Mathilde beinahe leidenschaftlich fort; „Du bist noch zu jung und unerfahren, um die Tragweite der wohlangelegten und mit starrer Consequenz verfolgten Pläne einzusehen, womit er Herr über unser Aller Schicksal werden und uns aus dem Erbe unserer Väter ganz verdrängen will, wenn Du nicht bei Zeiten klar über ihn siehst und seinen Plänen entgegentrittst!"

— „Frau Schwester, das sind krankhafte Grillen und unwürdige Verdachtsgründe!" sagte Richard.

„Ach, das eben ist der halbe Triumph dieses Menschen, daß er Mißtrauen und Zwietracht zwischen uns Geschwistern auszusäen und diejenigen einander zu entfremden verstand, die durch Bande der Liebe und des Vertrauens inniger verbunden seyn sollten, als durch Bande des Blutes!" rief Mathilde mit einem solch aufrichtigen Schmerz, daß selbst Richard sich in ebenso hohem Grade davon ergriffen fühlte, wie Wetz. „Daß Du doch ein einziges Mal mir mit Vertrauen entgegen kommen könntest, mein lieber Bruder, um zu erfahren, was ich erlebt und erduldet habe in achtzehn langen schweren Leidensjahren. Du würdest dann mit mir einsehen, daß es kein größeres Unglück gab für die ganze Familie, als daß unser Bruder Reinhold in die weite Welt gegangen war und verschollen blieb bei des Vaters Tode, und Du würdest dann mit mehr Eifer und Thatkraft Dich der Schöpfung annehmen, welche Dein Vater für Reinhold und Dich gegründet hat."

Richard schüttelte ungläubig den Kopf und sagte: „Ich gestehe, es erscheint mir räthselhaft, wie es ein Unglück für die Familie seyn konnte, daß Reinhold der Taugenichts davon lief, nachdem er den Vater bestohlen . . . ."

„Frevle nicht, indem Du ihn beschimpfst, lieber Bruder!" fiel ihm Frau v. Berstett eifrig in die Rede. „Du verunglimpfst unsern Namen, indem Du Deinen eigenen Bruder anschuldigst! Er war kein Taugenichts, sondern das wärmste, edelste Herz, das je geschlagen, wild und kühn zwar, aber die redlichste biederste Natur, feurig und leidenschaftlich und leichtgläubig wie Du, aber stolz und ein Feind von jedem Unrecht! Er ein Dieb? Niemals! Der Vater hat ihm geflucht und ihn verstoßen, aber nie hat er jene Beschuldigung gegen ihn erhoben; ja mir selber, als ich ihn mit Thränen darum befragte, hat er die Grundlosigkeit jener Verläumdung versichert, die nur seine Feinde erfunden haben . . . ."

— „Verzeih'! selbst meine Mutter hat ihn dieses Vergehens bezüchtigt!" sagte Richard etwas verletzt; „sie weiß es gewiß, wenn auch der Vater vielleicht aus Schonung . . . ."

„O nein, nein, mein Bruder!" rief Mathilde feierlich und voll Ueberzeugung. „Hättest Du ihn gekannt, wie ich, Du würdest diesem Gerüchte nie Glauben schenken. O mein armer, armer Reinhold! Sein Tod und seine Schmach sind nicht der geringste Theil der geheimen Leiden, die schon seit Jahren auf mir lasten, und ich würde mein halbes Vermögen darum geben, wenn ich wenigstens sein Andenken von dieser Schmach befreien könnte...."

— „Dieß können Sie ja leicht," sagte Wetz bewegt, der diesem Auftritte mit einer sehr begreiflichen Spannung zugehört hatte. Er hatte sich abwenden und aus dem Fenster blicken und sich am Sims halten müssen, um seine Erschütterung zu verbergen, welche den beiden Geschwistern ob ihrer eigenen Aufregung entgangen war.

„Auf welche Weise denn?" fragte Frau v. Berstett voll Interesse.

— „Sie können die Wahrheit leicht ermitteln, wann Herr Richard Wegener Ihnen die Hand dazu bieten will," sagte Wetz. „Wenn jener verschollene Bruder von Ihnen die Geschäftskasse bestohlen hat, so muß sich in den Kassenbüchern jener Zeit irgend eine Notiz hievon finden. Fehlt aber diese, so zerfällt die Verleumdung in ihr Nichts."

„Wie aber, wenn er an der Privatkasse des Vaters sich vergangen hätte?" fragte Richard.

— „Auch dieß würde sich nachweisen lassen — für oder wider," versetzte Wetz. „Es scheint mir unmöglich, daß ein Mann wie der selige Herr Kommerzienrath Wegener nicht in allen Dingen eine strenge Ordnung gehalten und über alle Einnahmen und Ausgaben genaue Rechnung geführt habe. Seine Kassenbücher wie seine Hausbücher werden also wohl noch vorhanden seyn und die unzweideutigste Quelle über diesen Punkt liefern."

„In der That, Herr Wetz hat Recht!" rief Frau v. Berstett mit aufrichtiger Freude. „Wie hoch haben Sie mich durch diesen Wink verpflichtet, mein Herr! Aber in welcher Weise könnte Richard zu diesem Zwecke behülflich seyn?"

— „Einfach dadurch, daß er sich von Frau v. Moritz noch einmal genau erzählen läßt, welches Vergehens gegen seines Vaters Eigenthum jener Reinhold sich schuldig gemacht habe, und daß er sich sodann in aller Stille, und ohne unnöthiges Aufheben davon zu machen, die Bücher seines Vaters aus jener Zeit sich geben läßt und dem betreffenden Diebstahl nachforscht."

„Das könnte der alte Stägemann auch ohne mich thun!" meinte Richard. „Ich verstehe ja nichts von dieser Buchführung."

— „Das ist ein schmerzliches Geständniß, junger Herr, das Sie vor fremden Ohren nicht wiederholen dürften, ohne sich sehr zu demüthigen," sagte Wetz. „Der Erbe einer der größten Fabri-

ken, und nichts von Soll und Haben zu verstehen! — Allein erlauben Sie mir eine Einwendung, Herr Wegener! Lassen Sie Herrn Stägemann aus dem Spiele, denn wer weiß, ob nicht schon Ihr Wunsch, die Wahrheit jener verklungenen Geschichte zu ermitteln, die Veranlassung geben würde, Ihnen diese Beweismittel vorzuenthalten?"

„Wie? wer sollte dieß wagen?"!" rief Richard.

— „Wer anders als diejenigen, welche jene Verleumdung erhoben oder ihre Mitschuldigen?" sagte Wetz; „denn es muß doch irgend ein bestimmter Zweck einer solchen Behauptung zu Grunde gelegen haben, wenn sie eine grundlose gewesen wäre. Es gibt ja ein weit einfacheres Mittel, Herr Wegener! Ich soll Ihnen z. B. kraft meines Amtes die kaufmännische Buchführung klar machen, und dieß geschieht am leichtesten aus den ehemaligen Geschäftsbüchern der Fabrik, welche ja lauter thatsächlichen Inhalt haben, und welche Herr Stägemann uns zu diesem Behuf ohne Argwohn und Widerrede überlassen wird; und wenn Sie auf meinen Plan eingehen, Herr Wegener, so soll unser Vorwand auch bald zur Wirklichkeit werden!"

„Vortrefflich, Herr Wetz! vortrefflich!" rief Frau v. Berstett. „Wirst Du mir und dem Andenken Deines Bruders, der Ehre unsrer Familie diesen Dienst leisten wollen?"

— „Mit Vergnügen, Mathilde!" erwiderte er, und reichte ihr die Hand. Es war das erste Mal, daß er sie bei ihrem Taufnamen nannte, und es war dieß, vielleicht ohne daß er es wußte, eine bedeutsame Vertraulichkeit. „Mein Wort darauf, daß ich es thun werde, wenn mich Herr Wetz dabei unterstützen will! Es ist ja meine Pflicht, den guten Namen meines — Bruders wieder herzustellen!"

„Richard, lieber, lieber Bruder!" rief Frau von Berstett und fiel ihm gerührt um den Hals. „O warum war es nicht von jeher so zwischen uns? Ich bitte Dich, laß es von diesem Augenblick an nicht mehr anders zwischen uns werden!"

Wetz drückte ihm stumm die Hand, aber mit einer Wärme, als wollte er ihm sagen: Alles sey dir vergeben! ich bin nun mit Dir zufrieden!

Mamsell Lisette, welche in diesem Augenblicke eintrat, machte große Augen, als sie diese Gruppe sah. — „Was bringst Du, Lisette?" fragte die Frau vom Hause.

„Die gnädige Frau kommen von Schrotheim her angefahren," meldete diese; „der Herr Doctor ist ihr vorausgefahren und wartet schon unten."

— „So will ich ihn bitten, sich heraufzubemühen," sagte Mathilde. „Er wird Dich von hier fortnehmen, mein lieber Bruder, aber wenn auch aus meinem Hause — aus meinem Herzen wird er Dich nie hinwegreißen können, Richard!" Sie drückte ihm noch einmal mit Wärme die Hand und ging.

Richard war noch weich gestimmt und bewegt, als der Doctor kam, und er nahm die Ankündigung, daß er jetzt ohne Gefahr nach Schloß Schrotheim zurückkehren könne, wohin ihn seine Mutter zurückholen wolle, weit kühler auf, als der Arzt es erwartet hatte. Ja, als Frau v. Moritz mit Ida kam, und ihren Sohn umarmte und sich glücklich pries, ihn wieder gesund und aus dem Bette zu *sehen* (wie sie abermals sich ausdrückte), erwiderte er mit einer gewissen Hast ihre Liebkosungen, ohne daß der gedankenvolle Zug von seinem Gesichte wich.

„Nun, mein Goldsohn, wirst Du mich sogleich begleiten?" fragte sie ihn.

— „Allerdings, Mama, wenn Sie mir zuvor noch erlauben, mich bei Mathilden zu bedanken und zu verabschieden, und wenn Sie mir noch einen Gefallen erweisen wollen!"

„Mit allem Vergnügen, Richard! verlange was Du willst. Etwa ein andres Reitpferd? einen neuen Wagen?"

— „Nichts so Kostbares, Mama. Nur einfach ein Paar freundliche Worte des Dankes für Mathilden, für die viele Liebe und Güte, die sie in meiner Verpflegung an den Tag gelegt hat!"

Der freundliche Ausdruck, welchen die Mutterfreude so eben noch über das Gesicht des Blinden gelagert hatte, verdüsterte sich plötzlich; aber ebenso schnell faßte sie sich wieder, vermuthlich ob der Erinnerung, daß sie nicht allein, sondern beobachtet seyen; und mit einer süßlichen Freundlichkeit sagte sie: „Ei gewiß, von Herzen gerne, mein Richard! Ich hatte es mir längst vorgenommen, mich bei — bei Frau v. Berstett zu bedanken; aber es ist nicht meine Schuld, daß sie mir bei jedem Besuche, den ich Dir hier abstattete, geflissentlich auswich! Willst Du sie rufen lassen oder mich zu ihr hinüberführen?"

„Herr Wetz wird die Güte haben, Mathilden hieher zu bitten, nicht wahr?" Wetz nickte und wollte gehen; aber Richard hielt ihn noch zurück und flüsterte ihm einige Worte in das Ohr, ehe er ihn entließ.

Es war das erste Mal, daß Wetz die Privatzimmer Mathildens betrat. Das Herz pochte ihm vernehmlich, als er an die Thüre des Wohnzimmers klopfte, welche der Diener ihm bezeichnet hatte. Es weht uns ein eigenthümlicher Hauch an, wenn wir die Stätte betreten, wo eine Person gewöhnlich lebt, für welche wir uns interessiren. Es ist als träten wir derselben geistig näher, als übte die Atmosphäre, worin jene athmet, auf uns den Eindruck aus, als erleuchte sie uns plötzlich über so viele einzelne, vertraute und innere Bezüge im Wesen jener Person. Es war ein mäßig großes einfaches Zimmer, dessen beide Fenster die Aussicht nach dem Garten boten. Die Möbeln waren behaglich, aber äußerst bescheiden und zum Theil altväterisch. Zwischen beiden Fenstern stand ein Schreibtisch, daneben ein Nähtischchen; an der Wand rechts eine Physharmonika, über welcher ein weibliches Portrait, Brustbild in Lebensgröße, hing, in welchem Wetz die unvergeßlichen Züge seiner theuren Mutter erkannte. Diesem gegenüber stand ein kleiner Sopha, mit einem runden Tischchen davor, und daneben, diesen Sopha gewissermaßen in den Schatten stellend, ein großer Blumentisch mit einem Aquarium und einem Vogelkäfich darauf. Außerdem herrschte eine beinahe klösterliche Einfachheit in dem Gemach.

Frau von Berstett stand am Fenster, als Wetz eintrat, und trocknete die Augen. Sie hatte geweint. Erst seine Anrede schreckte sie aus ihrem tiefen Sinnen auf, und die Bitte, welche er ihr vorzutragen hatte, schien sie zu befremden, die Farbe wich von ihren Wangen, und es blitzte etwas wie Entrüstung aus ihren Augen, als sie fragte:

„*Sie* will mich sehen, will mir danken? Kann sie mir ihren Anblick und ihre heuchlerischen Worte nicht ersparen? Weiß sie nicht, welche bitteren Gefühle schon ihre Erscheinung in mir erweckt?"

— „Vergessen Sie auf einen Augenblick all das Ungemach,

was Sie von dieser Frau erduldet haben mögen, Madame!" sagte Wetz bittend. „Erfüllen Sie dem jungen Herrn diese inständige Bitte! Er scheint zu wissen, wie viel diese Freundlichkeit Sie kostet, denn er fleht Sie durch mich recht innig an, um seinetwillen dieser Begegnung nicht auszuweichen. Es dient dazu, durch dieses Opfer dem Bruder zu beweisen, wie aufrichtig und ernstgemeint Ihre Liebe für ihn ist! Lassen Sie mich Herrn Richard's Bitten durch meine eigenen unterstützen!" setzte er hinzu und erfaßte zart ihre bebende Hand.

„Nun denn — Ihnen zu gefallen und um meines Bruders Reinhold willen!" flüsterte sie tief ergriffen. „O, mein Herr! halten Sie mich nicht für unweiblich und unversöhnlich, weil es mich anwidert, diesem — Weibe zu begegnen! Aber wenn Sie wüßten .... doch Sie werden sie selbst noch kennen lernen!" ....

— „Gehen Sie, gnädige Frau, ich bitte Sie!" sagte Wetz; „je größer das Opfer, desto gottgefälliger!"

Mathilde nickte und ging; Wetz folgte ihr auf dem Fuße, begab sich aber in sein eigenes Zimmer, um sein Gepäcke zu ordnen. Als er damit zu Ende war und auf den langen Flur wieder heraustreten wollte, sah er Frau v. Moritz und Lisetten in der Nähe der Treppe im leisen angelegentlichen Gespräch beisammen stehen, während Fräulein Ida, die Vorleserin, in einiger Entfernung aus den Fenstern des Corridors blickte. Das geschmeidige unterwürfige Wesen Lisetten's gegen die offenkundige Feindin ihrer Herrin mißfiel Wetz auf den ersten Blick, obschon er nicht verstehen konnte, was zwischen beiden verhandelt wurde. Da es ihn anwiderte, den Lauscher zu machen, wollte er so eben wieder in sein Zimmer zurückkehren, als am Ende des Korridors die Thüre knarrte, welche zu Richard's Zimmer führte, und dieser mit Mathilden auf den Flur heraustrat, während gleichzeitig Lisette so schnell verschwand, daß sie weder von ihrer Herrin noch von Richard bemerkt werden konnte, und Frau v. Moritz an Ida's Arm die Treppe hinunterstieg.

Wetz trat auf der Mitte des Flurs dem Geschwisterpaare entgegen. „Ich werde mit meiner Mutter nach Schrotheim zurückkehren, Herr Wetz, und ihnen dann einen Wagen schicken!" sagte Richard zu ihm. „Würden Sie wohl die Freundlichkeit haben, meinen Diener beim Einpacken meiner Effekten zu überwachen, und diese dann im Wagen mitzubringen. Ich überlasse Dir einstweilen Herrn Wetz, liebe Schwester! suche ihn gut zu unterhalten, so lange Du ihn noch hier hast!"

— „Sorge nicht, lieber Bruder! Herr Wetz ist mir ein lieber Gast, und Du wirst ihn hoffentlich mir noch öfter zuführen!" sagte Mathilde freundlich. „Du wirst den Oberhof häufiger besuchen und auch Julien mitbringen, nicht wahr? Du wirst ihr sagen, daß ich nicht so schwarz und düster bin, als man mich Euch gemalt hat!"

Der Abschied unten am Wagen war sehr kurz. Die Blinde reichte Mathilden die Hand noch aus dem Schlage und sagte mit einer affektirten süßlichen Freundlichkeit! „Auf baldiges Wiedersehen also, meine theure Mathilde! Lassen Sie uns alle Spannung und Mißverständnisse vergessen, und finden Sie sich bald auf Schrotheim ein, da Ihre Gesundheitsumstände es erlauben! Glauben Sie mir, es ist mir ein Bedürfniß, den Frieden in unserer Familie herzustellen, und Sie haben sich überzeugen können, meine Liebe, daß ich gewiß mit aller Aufrichtigkeit die Hand dazu bot. Wollte Gott, Sie könnten Ihre vorgefaßte Meinung gegen mich aufgeben und mir mit derselben Liebe entgegenkommen, die ich Ihnen, als meiner lieben Tochter und meinem theuersten Zögling, entgegentrage!"

„Seyen Sie versichert, daß ich Ihre Güte zu würdigen weiß!" entgegnete Frau v. Berstett kurz, und wandte sich nach dem Judasküsse, den ihr die Blinde auf die Stirne gedrückt, zu Richard, den sie stumm aber mit einer wirklichen Innigkeit umarmte.

„Adieu, Herr Wetz! folgen Sie uns bald!" rief Frau von Moritz noch aus dem Schlage, und der Wagen rollte davon.

Frau v. Berstett und Wetz waren auf der Vortreppe stehen geblieben und blickten beide dem Wagen nach, bis ihn eine Krümmung der Landstraße ihren Blicken entzog. Als sie sich umwandten, sahen sie sich allein. Sie tauschten einen einzigen Blick aus, einen Blick der Verständigung, der genugsam darthat, daß Wetz errieth, was in ihr vorging.

„Er ist fort, und Sie werden nun auch gehen, und in mein Haus wird wieder die Stille und die Trauer einziehen, Herr Wetz!" flüsterte Mathilde, als sie durch den Flur des Erdgeschosses dem Garten zuschritt, wohin sie ihr zu folgen ihn mit dem Auge eingeladen hatte. — „Sie werden gehen und einen Zweifel mit sich hinwegnehmen — einen Zweifel an mir und meinem Charakter. Die gleißnerischen Worte meiner Stiefmutter werden Sie an mir irre machen, und ich .... ich habe die Gabe nicht, diesen Zweifel zu zerstreuen und die versteckten Anschuldigen jenes Weibes zu widerlegen!"

— „Seyen Sie hierüber ruhig, gnädige Frau!" entgegnete Wetz mit mildem Ernst. „Jene verstellte Freundlichkeit wird mich nicht täuschen. Die stumme Sprache Ihrer Mienen ist überzeugender für den, der die Wahrheit sucht, als die süßen beredten Worte jener Frau. Das eben ist ja die Huldigung, die das Laster unwillkürlich der Tugend zollt, daß es heuchelnd ihre Mienen anzunehmen wagt. Ich kenne diese Frau schon genau genug, um ihr zu mißtrauen. Die wenigen Tage unter Ihrem Dache haben mir ein genügendes Bild von Ihrer Lage und dem ungeheuren Frevel aufgedrängt, der an Ihnen begangen ward und noch begangen wird, und ich beklage nur, daß ich Ihnen noch nicht genügend bekannt bin, um mir mit der Hoffnung schmeicheln zu können, daß ich Ihnen mit Rath und That nützlich werden dürfe!"

Frau v. Berstett sah ihn erstaunt und verwundert an und schien zu zweifeln, ob sie recht gehört habe. Er aber hielt ihren ängstlich forschenden und mißtrauischen Blick ruhig aus und fuhr nach einer Weile fort: „Würde die Zeit nicht drängen, so könnte ich es nicht über mich gewinnen, diese Worte an Sie zu richten, gnädige Frau! Ich fühle nur allzu gut, daß ich alles auf das Spiel setze, indem ich so zu Ihnen zu reden wage. Es ist verdächtig, wenn ein Fremder so zu einer unglücklichen reichen Frau spricht, und doch bin ich Ihnen vielleicht kein Fremder mehr, und würde nicht sprechen, wenn nicht die Zeit drängte und Ihre eigene Lage!"

„Wie so?" fragte Mathilde mit gesteigerter Ueberraschung, und fühlte sich so ergriffen, daß sie zu einer nahen Gartenbank wankte und sich darauf niederließ, während sie ihm einen Wink gab, sich in ihrer Nähe auf einem Gartenstuhl Platz zu nehmen. „Was wissen Sie von meiner Lage?"

— „Was jeder sehen muß, der einige Tage in Ihrem Hause gelebt hat — daß Sie eine unglückliche, in allen ihren Lebenshoffnungen getäuschte Frau sind, der man selbst den Glauben an die Menschheit geraubt hat!" erwiderte Wetz. „Ich spreche nur Vermuthungen aus, Madame! merken Sie dieß wohl, denn ich habe mit Niemand über Ihr Schicksal gesprochen, aber eine innere Ahnung sagt mir, daß meine Vermuthungen der Wahrheit ziemlich nahe kommen. Darf ich offen reden?"

„Reden Sie!" stieß Mathilde mühsam hervor, denn ihr ganzes Wesen verrieth eine furchtbare Erschütterung.

— „Einzelne Aeußerungen aus Ihrem eigenen Munde gaben mir den Schlüssel zu solchen Vermuthungen," fuhr Wetz fort; „und ich will Ihnen Ihr Lebensbild entrollen, welches Sie aus tugendhaftem Selbstgefühl, aus Weiblichkeit und Seelenadel vielleicht noch niemanden gezeigt haben. Erinnern Sie sich noch des ersten Abends unsers Zusammentreffens und jener nächtlichen Unterredung, welche Sie so tief erschütterte? Was ich damals schon ahnte, ist mir zur Gewißheit geworden — man wollte einen Seelenmord an Ihnen begehen, und der Anschlag ist beinahe gelungen. Als Sie, niedergebeugt, gedemüthigt und erbittert durch eine unglückliche Ehe, sich endlich von einem Gatten trennen mußten, der Ihnen nur Abscheu einflößte, flohen Sie hieher in die Einsamkeit und wollten vergessen! Man umgab Sie mit falschen treulosen Dienern, welche Ihnen jeden Tag neues Gift in den Lebensbecher gossen, indem sie unter der Maske der Theilnahme Ihre Herzenswunden offen erhielten durch Zuträgereien von allerlei neuen schlechten Handlungen ihres Gatten! Man wollte Ihnen das Herz brechen oder Sie zum Wahnwitz treiben. Von beiden gelang keines wirklich, aber man gewann doch den Schein davon. Man gab Sie für verrückt aus, um Sie zu isoliren — man schnitt Ihnen so den Trost ab, der allein die Heilung vorbereiten kann, indem er wenigstens einigen Balsam in unsere Wunden gießt. Man wollte die Vernarbung derselben verhindern und Sie immer kränker machen, indem man Ihnen dieselben stets offen zeigte! Ihr Arzt, Ihre Pflegerin sind nur Werkzeuge der Rache Ihrer Feinde ...."

„Das ist nicht wahr, nicht möglich!" rief Mathilde, die mit Gier und Fieberspannung diesen Worten gelauscht hatte. „Den Doctor gebe ich Ihnen meinetwegen preis, aber meine gute, treue Lisette, die seit fünf Jahren mich keinen Tag verließ ....

— „Ist im Einverständnisse mit der Frau, welche so eben von hier wegfuhr," sagte Wetz kalt und bestimmt. „Ich habe mit meinen eigenen Augen gesehen, wie Lisette vor einer Viertelstunde mit Frau von Moritz in heimlichem Zwiegespräche beisammenstund, was nichts gutes zum Zwecke hatte! Diese Dienerin beherrscht Sie mit ihrem Willen; nicht Sie befehlen hier im Hause, sondern Lisette, in deren Händen Sie nur weiches Wachs sind ...."

„Wahr, entsetzlich wahr!" flüsterte Mathilde. „Sie beherrscht mich mit einer scheinbaren Liebe für mich, und ich zittere vor ihr. Aber was kann man damit beabsichtigen?"

— „Ihren Geist zu brechen, Ihre Willenskraft abzustumpfen und zu verhindern, daß Sie die Scheidung von Herrn v. Berstett verlangen, was Sie frei machen würde und zur selbständigen Leitung Ihrer eigenen Angelegenheiten befähigte! Sie brauchten dann nicht mehr mit einer ganz geringen Substentation hier auf dem Lande zu leben, während Herr v. Berstett auf Reisen schwelgt und Schulden contrahirt, zu deren Bezahlung die Einkünfte des Oberhofs und Ihr Jahreseinkommen aus der Fabrik nicht hinreichen! Man will Sie damit am Ende zwingen, in die Abtretung Ihres Antheils an der Fabrik zu willigen, indem man unter dem Vorwand der gänzlichen Zerrüttung Ihrer Vermögens-Verhältnisse Ihnen den Vorschlag, den Sie mehr aus Pietät als aus Klugheit seither von sich wiesen, als einziges Mittel der Rettung vorhält ...."

„Woher wissen Sie nun diese Dinge, die ...."

— „Die hier für niemand mehr ein Geheimniß sind, der es ehrlich mit Ihnen meint," fuhr Wetz fort. „Uebrigens will ich Ihnen meine Quelle nennen — ich hab' es von einem alten Freund Ihrer Familie — von Förster Henne!"

„Ha, selbst die Diener kennen also meine Schmach?" flüsterte Mathilde mit stummem Händeringen und thränenlosem Schmerz.

— „Würde man Sie nicht so sehr isoliren, gnädige Frau, so fänden sich theilnehmende Freunde genug für Sie, um Ihnen zu helfen. Allein wer dringt zu Ihnen durch die Kette von Spionen und Kerkermeistern, mit denen Sie umgeben sind? Wer ahnt, daß Sie Ihr Unglück noch fühlen? Und doch hängt es nur von Ihnen ab, sich selber zu befreien!"

„Ich? und wie?" ....

— „Werfen Sie sich in die Arme ihres Oheims Schaufler, und flehen Sie seine Hülfe an!"

„Unmöglich! Er der mit meinem Vater im Processe stand? der im Unfrieden von uns schied?"

— „Seine Frau ist die Schwester Ihrer trefflichen Mutter, gnädige Frau!" sagte Wetz. „Der Akt, welcher Herrn Schaufler aus der Association mit Ihrem Herrn Vater verdrängte, war vielleicht nicht ganz gerecht und der erste Schritt zu dem Unglück, welches über Ihr ganzes Haus hereinbrach! Vielleicht hat Schaufler das Unrecht schon vergessen, das er vermeintlich von Ihrem Vater erlitten hat; vielleicht betrachtet er sich für schon gerächt durch die Nemesis, die ihre unvermeidliche Heimsuchung an diesem Hause geübt hat! Jedenfalls aber wird er Ihnen helfen schon um des Hasses willen, den er gegen die ganze Familie Moritz hegen soll!"

Frau v. Berstett starrte den Redner groß an aus ihren wildrollenden, angstvollen, erstaunten Augen, als fürchte sie sich vor diesem Rathgeber, der in ihrer Seele las, und als kämpfe sie zweifelnd, ob sie die Herrschaft ihrer seitherigen Umgebung aufgeben solle, um sich ebenso willenlos in die Hand eines neuen Herrn zu geben, der, wie sie bereits fühlte, schon jetzt eine Gewalt über sie ausübte. — „Sie versuchen mich vergebens mit diesem Vorschlage," stammelte sie ängstlich. „Mir graut davor, mein schwergeprüftes Geschick in die Hand eines Mannes zu legen, der auf die Stimme der Leidenschaft hört, sey er auch ein Greis und mein Verwandter! Nein, selbst durch den Oheim Schaufler will ich nicht frei werden!"

„Es gibt noch einen zweiten Weg, aber er erheischt Ihren ganzen Muth, gnädige Frau!" sagte Wetz. „Jagen Sie Ihre sämmtlichen Dienstboten fort, und umgeben Sie sich mit einem neuen Hausstande. Aber dazu fehlt Ihnen von vornherein der Muth," setzte er hinzu, als er ihre Geberde des Schrecks bemerkte. „Lassen wir also dieses Mittel fallen und wählen wir ein

anderes, einfacheres! Nehmen Sie eine einzige vertraute Dienerin — etwa Förster Henne's Schwester — und reisen Sie nach der Residenz, stellen Sie sich unter den Schutz eines redlichen energischen Anwalts, den ich Ihnen bezeichnen werde, und reichen Sie durch denselben eine Klage auf gerichtliche Scheidung von Herrn v. Berstett ein. Unter dem Schutz dieses Mannes werden Sie alsdann vorerst unbelästigt seyn vor den Tücken und Kabalen Ihrer Feinde. Sie werden in irgend einem abgelegenen freundlichen Gebirgsthale Ruhe und Vergessenheit finden und Ihre Gesundheit so weit kräftigen, daß Sie ohne Gefahr für Leib und Seele die letzten aufregenden Scenen überstehen werden, welche mit der Ehescheidung verbunden sind."

„Und dann?" fragte Mathilde.

— „Dann werden Sie frei seyn und sich in Ruhe dessen erfreuen können, was Ihr Vater Ihnen hinterlassen hat."

Mathilde lächelte schmerzlich. „Welchen Werth können Reichthum und Freiheit für eine Frau haben, deren Herz ertödtet und deren Leben vergiftet worden ist, wie das meinige?" fragte sie; „mein ganzes Daseyn ist ein leeres, verfehltes."

„Allerdings, so lange Sie darauf verzichten, sich der Welt nützlich zu machen! Aber Freiheit und Reichthum sind unschätzbare Güter für den, welcher darauf ausgeht, Anderer Leib und Schmerzen zu mildern und in der Beglückung Anderer eine unveräußerliche Genugthuung zu suchen. Und halten Sie denn diese Gegend für eine solch paradiesische, und die Gegenwart für ein so goldenes Zeitalter, daß darin kein Leid und Elend zu mildern, keine Seele zu retten, kein verkommenes oder verbittertes Gemüth wieder aufzurichten, und in kein nächtig-düsteres Herz der helle Lichtstrahl der Hoffnung und der Liebe hineinzutragen wäre? Was ist der edelste Gebrauch, den man vom Reichthum und der Bildung machen kann? Die Linderung von Herzenswunden und die werkthätige Nächstenliebe. Und welchen Gebrauch hat Herr v. Berstett, haben Sie seither von Ihrem Reichthum gemacht? Berstett hat Ihre Mitgift vergeudet, und Sie ließen es geschehen in jener falschen, muth- und blutlosen Frauendemuth, welche vergißt, daß es auch für eine Frau ein Recht gibt, und daß das Gesetz auch ihr den Schutz gegen unwürdige Behandlung zusichert! Ja noch mehr! Damit jener unwürdige Wüstling, an den Sie verkuppelt und verkauft wurden, sein schamloses Genußleben fortsetzen könne, damit Sie im Stande seyen, seine Schulden für Dirnen und Spiel zu bezahlen, schränken Sie, Madame, seit Jahren sich auf das allerängstlichste ein, um von jenem — Ehrenmanne noch verhöhnt zu werden! .... Haben Sie sich jemals schon gefragt, wie viel Leute auf den Fabriken Ihres Vaters das ganze Jahr hindurch um kargen Lohn beinahe Sklavendienste leisten müssen, damit Herr v. Berstett so leben kann? Haben Sie in dem Egoismus Ihres Unglücks und in der Verblendung Ihrer vermeintlichen Verpflichtungen gegen die Ehre seines und Ihres Standes wohl jemals darüber nachgedacht: wie viel Hungrige gespeist, wie viele Kranke gelabt, wie viele Nackte gekleidet und wie viele lohnende Arbeit befruchtet werden könnte durch die Summen, welche mit Ihrer Einwilligung auf diese Weise verpraßt werden? .... Haben Sie nie daran gedacht, daß Sie selbst für diese Schwäche Ihres Herzens und Willens einst vor einem höhern Richterstuhle werden Rechenschaft ablegen müssen? ...."

— „Halten Sie ein!" stammelte Frau v. Berstett; „Sie sind schrecklich ...."

„Mit nichten, — nur wahr bin ich, um Ihnen die Augen zu öffnen, damit Sie die ganze Tiefe des Abgrundes sehen, an dessen Rand Sie straucheln, und um Ihnen die rettende Hand zu bieten, — falls Sie mir vertrauen wollen!"

— „Ich fühle dieß .... mit innigem Dank!" fuhr Mathilde mit bebender Stimme fort; „ich ergreife mit aufrichtigem Vertrauen Ihre Hand; aber ich bitte Sie, lassen Sie mich für einen Augenblick allein .... erwarten Sie mich später auf meinem Zimmer! Nur jetzt reden Sie mir nicht weiter von diesen Dingen! Mein armer Kopf ist wirr, meine Brust droht zu zerspringen — ich kämpfe mit einer Ohnmacht .... O, ich sehe heute erst mein ganzes Unglück ein!" setzte sie mit tonloser Stimme hinzu.

„Das ist schon der erste Schritt zur Rettung, gnädige Frau!" sagte er; „ein kühner Entschluß, ein rascher Sprung, und Sie treten aus einem lecken Schiffe in furchtbarer Brandung wieder auf festes Land! Seyn Sie stark, hoffen Sie! es wird alles noch gut werden!" sprach er sanft und zuversichtlich, als er in das fieberglühende Auge wieder heilsame Thränen treten sah, und kehrte dann langsam nach dem Herrenhause des Oberhofes zurück. —

Der Wagen stand beladen und reisefertig vor der Thüre, und harrte nur auf Herrn Wetz; der aber stand oben in dem düstern, klösterlichen Wohnzimmer der Frau v. Berstett vor jenem lebensgroßen Brustbild der anmuthigen Frau, die ja auch seine Mutter war. Gefühle, Gedanken, Erinnerungen von ungemeiner Weichheit und Zartheit stiegen in ihm auf, während er, Frau v. Berstett erwartend, hier stund. Er hatte mit ihr gespeist, aber das einfache Mahl war beinahe schweigend oder wenigstens in gleichgültigem Gespräch eingenommen worden, denn der Lakai und Lisette gingen ab und zu und servirten, und unverkennbar hatte Herr Wetz mit seiner Anschuldigung schon den Argwohn gegen Lisetten in Frau v. Berstett geweckt. Bei dem Dessert war Mathilde aufgestanden und hinausgewankt, und hatte ihm unter der Thüre noch zugerufen: „Erwarten Sie mich im andern Zimmer; ich werde sogleich wieder kommen!"

Seither war mehr als eine halbe Stunde vergangen. — Wetz hatte es nicht bemerkt. Sein Auge hing an dem Bilde seiner Mutter, und sein Geist war zurückgewandert auf die fernen Tage seiner Jugend — er nahm jetzt erst wahr, daß die altväterischen Möbeln dieselben waren, welche einst zu der Mitgift seiner Mutter gehört und selbst noch in den Tagen des Wohlstandes die Familienstube geziert hatten, worin sie mit ihren Kindern zu hausen pflegte und nur die allervertrautesten Freunde empfing. Welche Fülle von Erinnerungen und lieben, theuren Zügen und Einzelnheiten stiegen da in seiner Seele auf ....

„Wie gefällt Ihnen dieses Bild?" fragte plötzlich Mathildens sanfte Stimme hinter ihm. Sie war lautlos aus einem der Nebenzimmer eingetreten und hatte ihn eine Minute beobachtet. „Es ist meine Mutter!" setzte sie mit einem Ausdruck hinzu, der eine unaussprechlich innige und zärtliche Liebe und Ehrfurcht verrieth.

— „Ich weiß — ich ahnte es! Sie gleichen diesem Bilde einigermaßen — im äußerlichen wenigstens," erwiderte er; „doch

scheint diese Frau eine größere Willenskraft gehabt zu haben, als — manche andere Frau!" — dann aber setzte er in englischer Sprache hinzu: „Seyn Sie auf Ihrer Hut, Madame! Dort hinter jener Portière links steht ein Lauerposten, den ich sogleich entlarven werde. — Das Bild ist meisterhaft gemalt," setzte er dann lebhaft hinzu; „nur schade, daß es so ungünstig aufgehangen ist. Man muß, um den vollen Eindruck seiner trefflichen Farbe zu bekommen, sehr weit zurücktreten, etwa bis hieher!" Damit setzte er seine Ferse nachdrücklich auf einen Frauenschuh, dessen Spitze unter dem Ende der Portière sichtbar war, und: „Was ist das?" rief er und schlug rasch die Portière auseinander, hinter welcher Lisette beschämt und verlegen und mit schmerzverzerrtem Gesicht stand und Wetz einen raschen, finstern, giftigen Blick zuwarf. „Ah, ich bitte um Entschuldigung, Mamsell! aber Sie hätten diesem Versehen vorbeugen können, wenn Sie wenigstens die Portière geöffnet hätten . . . ."

„Wie, Lisette? Du horchtest? Pfui, wie unwürdig!" rief Frau v. Berstett, und wies die Beschämte mit einer stummen, würdevollen Geberde aus dem Zimmer.

— „Sind Sie überzeugt, daß wir auch jetzt allein und unbelauscht sind?" fragte Wetz. „Sie sehen, gnädige Frau . . . ."

„Ja ich sehe, daß Sie leider nur allzusehr Recht hatten," erwiderte Mathilde. „Mein Gott, mein Gott! wie unglücklich fühle ich mich! Gibt es etwas Hülfloseres, als eine alleinstehende Frau? Herr Wetz! was soll aus mir werden, wann Sie mich verlassen?" fuhr sie beinahe verzweiflungsvoll fort; „Sie haben mir die Freiheit gezeigt, wie ein lockendes Ziel, aber ohne Hülfe kann ich sie nicht erringen! Sie fühlen selbst, daß ich Sie hier nicht empfangen kann, ohne meinen Ruf zu untergraben und meinen Feinden neue Waffen gegen mich in die Hand zu geben; und ich — ich fühle es mit unnennbarem Schmerze, daß wenn Ihr Schritt beim Scheiden aus diesem Hause verhallt, ich wieder unglücklicher und einsamer bin, als zuvor! Es mag wahnwitzig und undankbar klingen, aber es ist wahr: als ich vorhin eine lange, lange Zeit nach der Fassung rang, um diesen Abschied zu ertragen, da hegt' ich beinahe den frevelhaften Wunsch: o daß Sie lieber nicht hieher gekommen wären, anstatt nun wieder von mir zu gehen, nachdem Sie mir die Freiheit und das Glück vorgespiegelt hatten! Mit Ihnen geht mein guter Genius . . . .!"

— „Ihr Wunsch und Gedanke sind mir sehr begreiflich, Madame!" sagte Wetz, ebenfalls sehr bewegt. „Aber unsere Trennung ist nothwendig. Sie müssen sich aufraffen zu Muth und Thatkraft, zu Entschlossenheit und Ausdauer, wann Ihr Schicksal eine andere Wendung nehmen soll. Es ruht ja nicht in meiner Hand allein — ich kann nicht ewig um Sie seyn — Sie müssen sich selbst helfen!"

„Das ist so leicht gesagt von euch Männern; aber wie schwach und rathlos ist eine Frau? Ja, wenn Sie bei mir wären . . . ."

— „Es hängt von Ihnen ab, mich bei sich zu haben! Sie dürfen mir nur gestatten, daß ich wieder hieher zurückkehre — allein oder in Gemeinschaft Ihres Bruders! darf ich?"

„Großer Gott! was soll ich antworten?" rief Frau v. Berstett ganz rathlos. „Darf ich Ihnen gestatten, was mein ganzes Herz ersehnt? darf ich, die getäuschte, unglückliche Gattin, Sie sehen? Muß ich nicht doppelt vorsichtig und zurückhaltend und untadelhaft rein seyn? — Und doch sind Sie in mein Leben hereingetreten, wie Einer, den mir der Himmel sandte, zu dem mich ein kindisch gläubiges Vertrauen, ein ahnungsvolles, unaussprechliches Etwas hinzieht, was hoch über allen Regungen menschlicher Leidenschaft steht! Aber ist dieß nicht schon eine sündige Neigung, ein Gedankenfrevel? O Gott, mein armer Kopf schwindelt mir, und dieser Auftritt von vorhin, diese Behorchung — was für Folgen wird sie für mich haben?"

„Hoffentlich die einfachste und natürlichste, daß Sie diese feilen, elenden Diener, welche achselträgerisch ihre Herrin verrathen, aus dem Hause jagen!" sagte Wetz. „Nehmen Sie Förster Henne's Schwester zu sich und lassen Sie mich durch diese und deren Bruder wissen — schriftlich oder mündlich — wann Sie mich zu sprechen wünschen!"

— „Das geht nicht — unmöglich!" fiel sie ihm rasch in's Wort. „Sie meinen es ohne Zweifel gut mit diesem Vorschlage; aber kann und darf eine ehrbare Frau, eine verheirathete Frau ein geheimes Einverständniß mit einem andern Manne haben? Darf sie den guten Ruf, ihr unvergleichlich kostbares Eigenthum, Vertrauten preisgeben?"

„Und warum nicht, Madame?" entgegnete Wetz, ergriff zart und scheu ihre Hand und führte sie vor das Bild ihrer Mutter. „Sie dürfen einen Mann insgeheim sprechen oder mit ihm in Briefwechsel treten, wann es die Lösung einer unwürdigen Verbindung gilt und so lange in Ihre Beziehungen zu diesem Freund und Berather sich auch nicht der leiseste Gedanke mischt, ob dem Sie angesichts dieses theuren, werthen Bildes erröthen müßten!"

Frau v. Berstett blickte mit großen Augen zu dem Bilde auf und dann in das Gesicht des Sprechers. Ihr Erstaunen wich bald einer milden, innigen Freude, einer ruhigen Heiterkeit, die ihre blassen Züge eigenthümlich verklärte; sie sah ihn mit einem zweifelnden, fragenden Ausdruck gedankenvoll an, während ihre Hand in der seinigen bebte; dann sagte sie: „Wunderbarer Mann! wer sind Sie, daß Sie diesen Einfluß auf mich üben können?"

„Ein aufrichtiger, brüderlicher Freund, den Ihnen Diese hier vielleicht gesandt hat!" versetzte er, auf das Bild deutend. „Bilden Sie sich ein, dieses Bild erinnere auch mich an eine unvergeßliche, theure Mutter, und rede mir zu, für eine Unglückliche aufzustehen, die keinen Bruder hatte, wie ich keine Schwester habe! Stellen Sie sich vor, die Züge dieses Bildes erinnerten auch mich an das Mutterherz und an die Lehren, welche ich schon auf dem Schooß der Mutter empfangen, für fremdes Leid ein offenes Herz zu haben, und fragen Sie sich dann: ob der Geist Ihrer theuren Mutter die Hülfe mißbilligen würde, die ich Ihnen leisten möchte?"

„Ja, Sie könnten mein Bruder seyn — mein armer Bruder Reinhold, der in Ihren Jahren stehen muß und vielleicht auch so handeln würde! Ja mir ist sogar . . . ." fügte sie mit bebender Stimme, mit beklommener Brust und fliegendem Athem hinzu, „mir ist schon, als seye er es selbst, der vor mir steht!"

— „Täuschung, gnädige Frau! eine Herzenstäuschung!" erwiderte Wetz kopfschüttelnd. „Aber was verschlägt dieser Wahn,

falls er mir nur Ihr Vertrauen erhält? Und so leben Sie denn wohl — auf rasches und häufiges Wiedersehen!" Er drückte ihr die Hand und sie zog die seinige an ihre Stirne; dann folgte sie ihm bis zur Thüre, wo er sich noch mit einem stummen Blicke verabschiedete. Als die Thüre sich hinter ihm schloß, wankte sie zurück zu dem Bilde ihrer Mutter, und kniete vor demselben nieder.

„O Mutter, theure Mutter!" stammelte sie, zu demselben aufblickend; „Dank, tausend Dank, daß Du ihn mir gesandt hast! Mein Leben ist wieder heiter und voll Hoffnung; ich fühle mich wie wiedergeboren, und mein künftiges Daseyn soll einen Zweck haben! O bitte vor Gottes Thron, daß die Hoffnungen nicht trügen, die er in mir angeregt hat!"

7. Juliens Zukünftiger.

Es war Abend. Der Kreis der Familie Moritz war in dem Salon versammelt, bis auf den Hausherrn, der seinem Sohne entgegen geritten war, denn Albert ward heute Abend erwartet. Die Damen saßen, meist mit weiblicher Arbeit beschäftigt, in verschiedenen Gruppen in dem glänzend erleuchteten Salon. Julie und Fräulein Helmold ließen sich von Richard den Unfall noch einmal erzählen, welcher ihn zwölf Tage unwillkürlicher Trennung vom Elternhause gekostet hatte, und Wetz saß bei Frau v. Moritz und plauderte mit ihr, während Fräulein Ida ihre Aufmerksamkeit zwischen seinen Erzählungen und der Beaufsichtigung der beiden jungen Mädchen theilte, denen sie einen kleinen Zeitvertreib lehrte.

„Bitte, bester Herr Wetz," sagte Frau v. Moritz zu dem Hofmeister, „erzählen Sie uns noch etwas. Ich weiß nicht, wie es kommt; aber Ihre Stimme, Ihr Ton heimeln mich so sehr an, wie eine bekannte Stimme aus ferner Vergangenheit, und doch ist es nicht ganz dieselbe, an welche ich mich gemahnt glaube ...."

— „Und darf ich ohne Unbescheidenheit fragen, gnädige Frau, wessen Stimme es war, an welche Sie sich durch die meinige erinnert wähnen?" fragte Wetz. „Sicher die Stimme einer Person, die Ihnen sehr nahe stund, denn sonst würde diese Erinnerung nicht so lebhaft in Ihnen geblieben seyn!"

„Je nun, es war die Stimme eines — eines Jugendfreundes," erwiderte die Blinde unbefangen und doch mit einer gewissen Selbstzufriedenheit. „Es ist eigentlich die Erinnerung an eine jener kleinen Jugendthorheiten, auf die wir armen Frauen in reiferen Jahren stets unwillkürlich mit einer gewissen Wärme und Heiterkeit zurückblicken, wenn auch unser Herz keine bleibenden Eindrücke davon empfangen hat und unser gereifteres Urtheil darin eine zu rügende Schwäche findet.

— „Aha, ich errathe — eine unschuldige stille Jugendneigung also?" sagte Wetz.

„Nicht doch, nichts von ernsterer und tieferer Art. Mehr eine Liebelei, eine Art instinktmäßiger, ahnungsvoller, unbewußter Versuch der Koketterie," erwiderte die Blinde mit einer affektirten Bescheidenheit und Sentimentalität, welcher sie etwas Selbstironie beifügen wollte. „Es war ein unvergohrener junger Mensch, feurig und übersprudelnd, von glänzenden Gaben. Ich liebte ihn nicht gerade, und es ist mir noch heute ein psychologisches Räthsel, ob es mehr Mitleid mit der wirklichen Leidenschaft oder befriedigter Ergeiz darüber war, daß gerade mir die Erstlingsgefühle dieses Herzens zu Füßen gelegt wurden!"

— „Ah!" sagte Wetz mit einiger Ironie und einem Interesse, das nicht erkünstelt war; „die Sache ist pikanter, als ich mir dachte! Es war wohl eine mehr als flüchtige Huldigung, die Ihnen gezollt wurde, gnädige Frau?"

„Gewiß, es war ein vollständiger Roman, dem selbst der tragische Schluß nicht fehlte," fuhr sie mit einer gewissen Leichtfertigkeit fort und tändelte mit ihrem Fächer. Es war ein Glück, daß sie den Blick nicht bemerkte, welchen Wetz auf sie heftete, und worin ängstliche lauernde Spannung und ein bitterer Groll lagen. „Ein kurzes Zusammenleben auf dem Lande unter Einem Dache und in den arglosesten alltäglichen Berührungen, gemeinsames Musiciren und Lesen einiger Lieblingsdichter hatten die Liebelei eigeleitet. Dann wurden wir getrennt, und ich wähnte diese Spielerei der Vergessenheit geweiht, als ich plötzlich von diesem Jüngling Briefe erhielt — Ergüsse einer Leidenschaft, eines solch' übermächtigen Gefühles, daß ich bald bemerkte, wie sehr ich mich in ihm getäuscht und daß er die kleine Komödie ernster genommen hatte, als ich; ja daß ich sogar anfangs über die Heftigkeit dieser Gefühle erschrack und nicht umhin konnte, unter ihrer Wirkung zu leiden. Sie wissen ja, daß die Liebe für eine Frau Alles ist — Angelpunkt des ganzen Lebens, Bedürfniß, Nahrung, Anregung, — und so mögen Sie sich denken, daß ich seine Briefe nicht ohne eine geheime Freude las, denn wenn man auch nicht eben an die Echtheit und Dauer von Männerschwüren glaubt, so ist es doch ein eigenthümlicher Kitzel der Eigenliebe, sich so ernst geliebt zu sehen und diese Neigung etwas zu spornen, um zu sehen, wohin sie führen werde!" ....

Wie er sie haßte, als sie in diesem Tone von jenen Beziehungen sprach, worein er einst seine ganze Seele gelegt hatte! Er bezwang sich aber und sagte: „Ich sehe, gnädige Frau, Sie waren damals auch nicht ganz kalt für diesen schmachtenden Schäfer! Sie haben ihm wohl tüchtig zugesetzt mit Ihren kleinen Koketterien?"

„Nicht im mindesten! Er war noch ein Knabe, einige Jahre jünger als ich," sagte sie leichthin; „es wäre thöricht von meiner Seite gewesen, Hoffnungen von Verwirklichung für eine solche Liebelei zu hegen. Ueberdem mußten wir das größte Geheimniß darüber bewahren, — die Eltern meines Freundes, von denen ich abhängig war, durften nichts davon erfahren — um seinet- wie um meinetwillen mußte unser 'Herzensbund', wie er ihn nannte, jenen verborgen bleiben. Darin lag aber eben ein gewaltiger Reiz für mich. Ich erwartete wenig materiellen Vortheil davon, aber ich kam auch bald von meiner ursprünglichen Idee ab, diese feine Flamme langsam ausglühen zu lassen, bis sie von selbst erlösche. Und da dieß nicht möglich war, so mußte es zu einer Katastrophe kommen. — Ach, es war eine Thorheit, mein lieber Herr Wetz, aber man fühlt in reiferen Jahren, wann das Leben Einen über so manche Illusion enttäuscht hat, wann man blasirt geworden ist über manches Gefühl, noch eine eigenthümliche Erschütterung unseres ganzen geistigen Nervensystems — erlauben Sie mir dieses sonderbare Bild! — wenn man in einsamen Stunden in seinem Ohre den Ton widerklingen hört, womit uns einst eine traute Stimme die herzlichsten Liebkosungen zuflüsterte. Ich in meiner körperlichen Nacht schrecke zuweilen

noch zusammen wie im Wonneschauer, wenn ich mir einbilde, den Ton seiner Stimme zu hören: wie er mir heimlich zuflüsterte: 'Süße Henriette! holder süßer Engel!' — Sehen Sie, ich bin noch heute eine Thörin!" setzte sie mit einem halb wohlgefälligen halb wehmüthigen Lächeln hinzu; „ich habe jenen Jugendfreund hassen gelernt, und doch war sein Ton der Zärtlichkeit der einzige, welchen ich je so gehört habe und der mir von allen Huldigungen, die ich je erfahren, im Gedächtniß geblieben ist!" ....

— „Dasselbe sagte Mathilde auch!" rief Richard in diesem Augenblick so laut, daß Frau v. Moritz plötzlich inne hielt. „Ganz wie Du, Julie, wollte auch sie nicht glauben, daß Bruder Reinhold ein — ein gemeines Verbrechen begangen habe!"

Die Blinde schrack bei Nennung dieses Namens plötzlich zusammen, als ob sie auf eine Schlange getreten wäre. Das Lächeln wich von ihrem leeren Gesichte und machte einer Bläße des Schreckens Platz.

„Ich habe es nie geglaubt, obschon ich ihn nicht so gut gekannt habe, als Mathilde!" rief Julie. Und gesetzt auch, er wäre — was ich nicht als wirklich und möglich zugebe — so tief gefallen, so hätte Papa dieß nie in die Oeffentlichkeit kommen lassen!"

— „Aber Mama behauptet es doch, und Stägemann hat es bestätigt!" rief Richard. „Nicht wahr, Mama, Bruder Reinhold nahm eine große Summe mit in die weite Welt...."

„Nenn' ihn nicht Deinen Bruder, mein Sohn!" fiel sie ihm heftig und ängstlich ins Wort. „Dein Vater hat ihn verstoßen und ihm geflucht — er hat keinen Anspruch mehr auf Dein Gefühl!"

— „Ach was!" rief Richard; „darum handelt es sich ja so eben gar nicht. Mathilde behauptete das Gegentheil von Dem, was man mir von jeher gesagt hat, und es machte einen erschütternden Eindruck auf sie, daß ich ihn einen Taugenichts nannte. Aber gerade weil ich nicht vor ihr und Julien als ein müssiger und absichtlicher Verleumder dastehen mag, so bitte ich Dich, es hier vor all diesen Personen zu bestätigen, daß Reinhold dem seligen Papa eine starke Summe veruntreut hat...."

„Mein lieber Sohn," erwiederte die Blinde mit einer erheuchelten Sanftmuth, „Zartgefühl und Familienehre gebieten, über solche vergangene Dinge den Schleier zu breiten...."

— „Nun ja, es widerstrebt mir selbst, hievon zu reden!" rief Richard. „Er ist nun einmal mein Bruder, aber eben darum will ich nicht für seinen Verleumder gelten. Du sagtest mir immer, er habe in die Kasse gegriffen — nun wiederhole es hier vor Zeugen: war es die Geschäfts-Kasse oder die Privat-Kasse des seligen Papa?...."

„Wenn ich mich recht entsinne, war es die Kasse der Fabrik!" entgegnete die Blinde stockend; „ja wohl, die Kasse der Fabrik, die er mit Nachschlüsseln geöffnet hatte...."

— „Aha, nun habe ich einen...."

„Brechen Sie ab, Herr Wegener, ich bitte!" fiel ihm Wetz rasch und mit einer bedeutsamen Geberde in's Wort; „sehen Sie nicht, daß es der gnädigen Frau Schmerz bereitet, diese alten Geschichten besprochen zu hören? — Vereiteln Sie sich die Lösung der Aufgabe nicht selbst, welche Sie Frau v. Berstett zugesagt haben!" fügte er eindringlich und ganz leise hinzu; „ich bin überzeugt, daß wir die Wahrheit bald ermitteln werden, wenn wir einmal wissen, wo wir unsere Untersuchungen zu beginnen haben. Aber lassen Sie um's Himmels willen den Argwohn nicht aufkommen, als ob Sie selbst ein Interesse an den Nachforschungen hätten, sonst ist von vorneherein alles verloren!"

Frau v. Moritz war noch immer allzu betreten, um mit dem feinen Ohr zu vernehmen, was zwischen Wetz und Richard verhandelt wurde. Aber sie schien auch die Verpflichtung zu fühlen, daß sie die Störung der Unterhaltung, welche von ihr ausgegangen war, vergessen machen müsse. „Mein lieber Richard," hub sie jetzt mit ihrer süßlich sanften Stimme an, „wie kommst Du überhaupt auf den längst verschollenen Reinhold zu sprechen? Gewiß hat Ma— Frau v. Berstett in ihrer gewohnten larmoyanten Weise von ihm gesprochen, nicht wahr?"

„Erwähnt hat sie seiner allerdings, Mama!" erwiderte Richard, der sich von dieser ganzen Scene unwillkürlich angewidert fühlte. „Aber sie wollte nur eine Verwahrung für den Bruder einlegen, der nach ihrem Erachten und Gefühl an der That unschuldig sey, die man ihm zur Last lege."

— „Ah, mir ist schon, als hörte ich die boshaften giftigen Worte, mit welchen sie Dich davon überzeugen und die Wahrheit verdrehen wollte, mein Sohn!" sagte Frau v. Moritz bitter. „Es wird ihr ein inniges Vergnügen und ein Anliegen gewesen seyn, mich zu verdächtigen, denn ich finde diese schleichende Schlange überall, wo es gilt, mir wehe zu thun!"

„Ich fürchte, Du ereiferst dich hierin ohne Grund, liebe Mama," erwiderte Richard mit einer gewissen stolzen Kälte, denn die ganze Unterhaltung über diesen Gegenstand nahm nachgerade einen Verlauf, der ihn auf das unangenehmste berührte. „Ich kann Dir nur sagen, daß Mathilden's Bemerkungen zu Gunsten ihres und meines Bruders so leidenschaftslos und unschuldig waren, als man sich nur denken kann! Ich weiß zwar nicht, was für einen Grund zur Beschwerde Mathilde Dir gegeben haben mag, liebe Mama, und ich traue ihr eben auch nicht große Bosheit zu; aber was mich anlangt, so muß ich gestehen, daß ich Mathilden für ihre liebevolle Pflege und für die ganze zartsinnige Weise ihres Betragens gegen mich und Herrn Wetz zu großem Danke verbunden bin, ja daß ich ihr ein gewisses Unrecht abzubitten habe, das ich ihr seither durch mein Vorurtheil gegen sie gethan. Es ist mir daher peinlich, die Abwesende in einer Weise angegriffen zu hören, liebe Mama, die sie in diesem speziellen Falle gewiß nicht verdient hat. Frage nur Herrn Wetz der dabei war, ob...."

— „Lassen wir die Sache fallen, mein Richard!" fiel ihm die Mutter in's Wort. „Um dessen willen, was Du ihr verdankst, will ich schweigen, obschon es mir ein Leichtes wäre, Dich über Mathildens wirklich tückischen Charakter aufzuklären. Allein ich liebe den Frieden, und Ihr beide seyd ja Kinder Eines Vaters. Aber es war mir der fatalste Theil Deines Unfalls, mein lieber Sohn, daß Du das Gastrecht auf dem Oberhof in Anspruch nehmen mußtest, und ich hätte es Ihnen, lieber Wetz, noch aufrichtiger gedankt," fügte sie mit einem heuchlerischen Händedruck für diesen hinzu, „wenn Sie meinen Sohn damals hieher auf das Schloß gebracht hätten!"

„Hierin muß ich Dir leider widersprechen, Mama!" schnitt Richard jetzt dem Hofmeister das Wort vom Munde ab; „anfangs zürnte ich Herrn Wetz selbst darüber, aber bei reiferem Nachdenken danke ich ihm für die Umsicht und Besonnenheit, die

er dabei an den Tag gelegt hat. Es war vielleicht gefährlich, mich in meinem Zustande nach dem Sturz noch weiter zu transportiren, und dann danke ich es ihm, daß er Dir den Schreck erspart hat, mich bewußtlos und blutend hierher gebracht zu wissen. Auch hatte seine Handlungsweise die volle Billigung des Arztes!"

Wetz drückte seinem Zögling dankbar die Hand und die Blinde neigte ihr leeres Antlitz mit den erloschenen Augen gegen den Hofmeister und sagte: „Allerdings — ich bin weit entfernt verkennen zu wollen, was Herr Wetz gethan hat .... und überdem konnte er unmöglich wissen, welche Spannung zwischen dem Oberhofe und dem Schlosse Schrotheim besteht — oder vielmehr bestand!" setzte sie mit einer affektirten Milde hinzu. „Vergessen Sie überhaupt den unangenehmen Auftritt von vorhin, Herr Wetz!" fuhr sie dann in einem freieren Tone fort; „der Name des Verschollenen macht auf mich immer einen unangenehmen Eindruck, denn wenn ich ihm auch die schwere Kränkung längst vergeben habe, die er sich gegen mich hat zu Schulden kommen lassen, so kann ich sie doch mit dem besten Willen nie vergessen. Und überdieß tönt mir seit etwa vierzehn Tagen dieser Name, der seit Jahren der Vergessenheit anheim gefallen war, beinahe täglich und stündlich von allen Seiten her in die Ohren, wie eine widerliche Erinnerung aus der Vergangenheit und wie ein unheimliches Omen zukünftiger Ereignisse, und dieß macht mich in meinem jetzigen Zustande ganz nervös!"

„Aber worin besteht denn eigentlich das Unrecht, das mein älterer Bruder gegen Dich verübt hat, Mama?" fragte Richard ohne Rücksicht auf die augenblickliche Reizbarkeit seiner Mutter.

— „Worin? fragst Du!" rief Frau v. Moritz. „Habe ich es Dir nie erzählt?"

„Nein, Mama, niemals!"

— „Erlassen Sie doch der gnädigen Frau heute Abend, in diesem Zustande und vor Zeugen solche peinliche Erinnerungen wieder aufzufrischen!" sagte Wetz mit einer gewissen feierlichen Betonung. „Wenn überhaupt die jüngst so häufige Erwähnung dieses Namens bei der gnädigen Frau die Empfindungen einer schlimmen Ahnung hervorruft, so möchte ich beinahe unmaßgeblich rathen, diese Angelegenheit so wenig als möglich zu berühren, eingedenk des Sprüchwortes, daß man den Satan nicht an die Wand malen soll ...."

„Ich danke Ihnen, Herr Wetz! Sie haben vollkommen Recht!" sagte Frau v. Moritz mit einem unverkennbaren Schreck; doch setzte sie sogleich entschuldigend hinzu: „Nicht als ob ich irgendwie von einem etwaigen Wiederauftreten des Verschollenen etwas zu befürchten hätte, sondern nur meines nervösen Zustandes wegen, und weil mir bei meinem zerstörten Gesichtssinn unter solchen widerlichen Gedanken immer zu Muthe ist, als kreisten schwarze ungeheure Nachtvögel mit kaum vernehmbarem und doch merklichen Flügelschlage um meinen armen Kopf .... Aber kommen Sie, Ida!" wandte sie sich zu ihrer Vorleserin, „führen Sie mich auf den Balkon hinaus! Ich bedarf frischer Luft, denn ich ersticke hier beinahe!"

— „Was ist das, Wetz?" fragte Richard seinen Hofmeister, als er, dessen Arm die wankenden Schritte der Blinden auf dem Gang nach dem Balkon unterstützt hatte, zu diesem zurückkehrte. „Was wollten Sie mit der Anspielung auf die düstere Ahnung der Mutter?"

„Eine Erörterung abschneiden, die für die Betheiligte wie für die Umgebung qualvoll zu werden begann," erwiderte dieser. „Sie haben doch sicher bemerkt, daß den Beziehungen der gnädigen Frau zu Ihrem verschollenen Bruder irgend ein Geheimniß zu Grunde liegt, das — gleichviel, von welcher Art es auch seyn mag — bis jetzt noch das Licht scheut, und das nicht hier zur Sprache kommen durfte?"

— „Ich fürchte, Sie haben mit Ihrer Vermuthung das richtige getroffen," sagte Richard gedankenvoll. „Ueberhaupt weiß ich selber nicht, was für seltsame Eindrücke mir heute in diesem Hause begegnen! Mir erscheint in diesem Schlosse alles so dumpf und düster, so schläfrig und so unheilschwanger. Ich kenne mich gar nicht mehr aus gegenüber von früher. Lastet es nicht auf allen, wie trübe Vorahnung von etwas Ungeheuerlichem? Denken Sie sich, Wetz, auch den Damen im Hause ergeht es so!"

„Wirklich?" fragte Wetz; „davon habe ich nichts bemerkt — Fräulein Julie wenigstens zeigte ihren gewöhnlichen Gleichmuth, Fräulein Helmold ist immer ernst und gesetzt und Fräulein Ida gedrückt wie immer!"

— „Gerade Ida ist es, welche ganz dieselbe gedrückte Stimmung verspürt, wie ich," sagte Richard, dem es Bedürfniß schien, sich über das Unbehagliche seines Gemüthszustandes zu äußern. „Ida ist überhaupt ein merkwürdiges Mädchen," fuhr er mit einer gewissen Wärme fort; „unter ihrer kalten Außenseite ahnt niemand das glühende Herz und die wilde Leidenschaft dieses räthselhaften Geschöpfes, das, wie ich leider sehe, meine Mutter am wenigsten zu behandeln versteht und nur für ihr Marterholz ansieht! Ida fühlt deutlich, wie sie sagt, daß sich in diesem Hause Dinge vorbereiten, welche eine ungeahnte Verwirrung herbeiführen werden, und sie behauptet, Träume und Gesichte gehabt zu haben, welche sie mit wahrer Seelenangst erfüllen, obschon sie sogar mir deren Inhalt nicht mittheilen wollte. Und doch versichere ich Sie, Herr Wetz, daß schon viele von Ida's Träumen in Erfüllung gegangen sind."

Wetz horchte hoch auf, denn er machte da eine ganz neue Entdeckung, deren Bedeutsamkeit er sich nicht anmerken lassen wollte; darum erwiderte er möglichst gleichgültig: „Jenun, es ist nicht schwer, diesem Hause einige Unruhe und Verwirrung zu prophezeien! Die Rückkehr Ihres Stiefbruders Albert in dieses Haus, die wir heute Abend als ein Freudenfest feiern sollen, wird bald Folgen herbeiführen, welche in den seitherigen Zustand tief genug einschneiden, wenn das Gerücht begründet ist."

„Welches Gerücht?" fragte Richard.

— „Jenun, die allgemeine Annahme, daß er Fräulein Julie Wegener heirathen soll!"

„Er, Albert, soll Julien heirathen?" fuhr Richard auf; „wer sagt dieß?"

— „Die ganze Nachbarschaft .... es ist das öffentliche Geheimniß, das man mir schon vor meinem Eintritt in dieses Haus mittheilte! Sollten Sie allein nichts davon wissen?"

„Auf Ehre nein, ich weiß kein Wort davon!" erwiderte Richard, und eine Zornglut stieg ihm in's Angesicht, und seine dunkeln Augen funkelten wild. „Aber kommen Sie, Wetz! Sie

wissen noch mehr! lassen Sie uns in's Billardzimmer gehen, wo wir ungestörter plaudern können!" —

Welche Saat in dieser Unterredung ausgestreut wurde, das mag der spätere Verlauf unserer Erzählung erweisen. Mittlerweile hatte Frau v. Moritz sich in dem Lehnstuhl auf dem Balkon niedergelassen und ließ die kühle Abendluft an ihre erhitzten Schläfe fächeln, ohne dabei die Hand ihrer Vorleserin loszulassen, die sie krampfhaft gefaßt hielt.

„Sprich, Ida! hast Du nichts in den Zügen meines Sohnes bemerkt, als wir mit einander von der verrückten Verstett sprachen?" fragte sie heftig; „hat er wirklich durch irgend ein Zeichen kund gegeben, daß sie ihn ebenfalls gegen mich eingenommen hatte?"

— „Nicht im mindesten, gnädige Frau!" erwiderte Ida ruhig. „Herr Richard sprach so unbefangen, wie nur immer ein Mann sprechen kann, der aus angeborenem Edelmuth und ritterlichem bravem Sinn für erwiesene Wohlthaten sich dankbar erzeigt. Das Einzige, was ich an ihm bemerkte, war, daß es ihn — nicht angenehm berührte, Sie so bitter gegen Frau v. Verstett ausfallen zu hören!"

„Ach ja, das war unvorsichtig von mir! ich hätte bedenken sollen, daß er gerade von ihr herkam, und daß die Dankbarkeit gegen sie noch lebhaft in seinem Herzen sprach!" sagte Frau v. Moritz. „Allein warum hast Du mich nicht gezupft oder mir sonst ein Zeichen gegeben, Ida? Du weißt ja, daß Du mir als Brille dienen sollst für meine erloschenen Augen! Großer Gott, wie unglücklich ist der Blinde! Des Sinnes beraubt zu seyn, womit man die Gedanken der Anderen in ihren Zügen abliest und ihnen durch die Augen auf den Grund der Seele schaut! Und wie nöthig wäre mir gerade jetzt dieser kostbare Sinn? Ist mir doch, als gestalte sich eine neue, andere Welt um mich her! — Ida, mein liebes Mädchen, ich beschwöre Dich, halte die Augen offen und belausche sie Alle, und berichte mir alles haarklein, was Du bemerkt hast! Sieh', nur durch Dein Auge kann ich ja noch in die Herzen dieser Menschen sehen! Und Du bist mir treu, nicht wahr? Du berichtest mir alles?"

— „Beruhigen Sie sich doch, gnädige Frau!" bat Ida besänftigend; „es ist gar kein Grund zu dieser Aufregung vorhanden. Selbst Ihre Heftigkeit hat sicher nur einen vorübergehenden seichten Eindruck auf Herrn Richard gemacht!"

„Und Wetz? was that er? wie nahm er meine Aeußerungen auf?" rief die Blinde. „Er hat sicher etwas gemerkt und seine Anspielung, daß man den Teufel nicht an die Wand malen soll, war kein bloser harmloser Einfall — es lag in seinem Tone etwas so Drohendes — beinahe Zuversichtliches! Hat er mich beobachtet, so lange ich sprach?"

— „Allerdings, er ließ kein Auge von Ihnen, gnädige Frau! es war in seinen sonst so ruhigen und kalten Zügen eine Spannung zu lesen, die ich beinahe ängstlich nennen möchte, und er suchte mit einem wirklichen Eifer den Standpunkt des Gespräches gerade im kritischen Augenblick zu verrücken, um Sie aus .... aus der Verlegenheit zu reißen ! ..."

„Verlegenheit, kleine Thörin?" widerholte Frau v. Moritz tadelnd; „ich war nicht verlegen, sondern es widerstrebte mir nur, vor all den Anwesenden Dinge zu wiederholen, die .... die auf Richard und Wetz einen befangenden Eindruck ausüben konnten, denn ohne Zweifel hat ihnen die verrückte Verstett gewisse Ereignisse nach ihrer Weise erzählt, d. h. in einer Auffassung, welche mir entschieden ungünstig seyn mußte, und Wetz, der es offenbar gut mit mir meint und der ganzen Sache fremd steht, mochte das fühlen und wollte mir das Reden ersparen. Er dachte wohl an den Spruch, daß sich selber anklage, wer sich unangeklagt rechtfertigen wollte; — und dieß danke ich ihm! Aber namenlos schmerzlich fühle ich gerade jetzt, wo ich, von Gleichgültigen oder schlauen Feinden umgeben, meiner ungetheilten geistigen Kraft bedürfte, den unwiederbringlichen Verlust des geistigsten aller Sinne! O warum, warum diese Nacht in meinem Auge?" rief sie mit aufrichtigem, wildem Schmerze.

Das Rollen eines Wagens, der die Allee herauf nach dem Schlosse herfuhr, unterbrach diesen trüben Ideengang.

„Herr v. Moritz kommt mit seinem Sohne!" sagte Fräulein Ida. „Der Jäger reitet mit dem Reitpferde des gnädigen Herrn voran!"

Die Blinde blickte mit den glanzlosen Augen mechanisch in die Richtung hinaus, von wo der Wagen kam, und ein tiefer Seufzer entstieg ihrer Brust. — „Ein neuer Feind! ein Feind mehr!" flüsterte sie vor sich hin; o Ida, es liegt auf mir wie eine trübe Ahnung, daß Albert gerade heute, gerade an diesem Abend zurückkehren muß! Ich hatte der Rückkehr Richard's das kleine Fest bereitet, das wir heute Abend feiern wollen. Aber die plötzliche Nachricht von Albert's Rückkehr, den wir erst in einigen Tagen erwarteten, macht das zu einem Doppelfeste, welches mir den Eindruck macht, als ob Albert der Eindringling sey, welcher meinen eigenen leiblichen Sohn noch um mehr verkürzen wolle, als um die Ehre dieses Abends! — Ich beschwöre Dich, mein Kind! laß mir diesen Albert nie aus den Augen und berichte mir gewissenhaft, was Du an ihm wahrnimmst! Verhehle mir kein Zucken seiner Mundwinkel, wenn Du mich lieb hast!"

Ida versprach es, und als sie die Blinde in den Salon zurückführte, trat Herr v. Moritz mit seinen drei Kindern und Fräulein Helmold so eben von der Treppe her ein, und der Ankömmling eilte sogleich auf seine Stiefmutter zu und begrüßte sie mit affektirter Herzlichkeit. Der Empfang hatte mehr tumultuarisches als gemüthliches, und ließ die ferner stehenden, wie z. B. die Erzieherin und die Vorleserin, ziemlich kalt.

„Wo ist Richard?" fragte Frau v. Moritz.

— „Wo ist Julie?" rief Herr v. Moritz.

Man suchte beide, und als sie herbeikamen, war ihr Willkommen frostig und etwas gezwungen. Wetz, der dieß unbemerkt beobachten konnte, bemerkte sogleich, daß eigentlich außer dem Auge des Vaters kein anderes mit Wohlgefallen auf dem Ankömmling ruhte. Albert Moritz war von mittlerer Größe und regelmäßigen Zügen, aber sein derbknochiger Bau und seine Hagerkeit entbehrten der Symmetrie, die zu einem kräftigen Wuchs gehört, und in seinem blassen Gesicht lag ein Zug von Härte und Selbstsucht, der lebhaft an seinen Vater erinnerte. Die grauen Augen lagen etwas tief in ihren Höhlen und hatten dadurch etwas Stechendes, Freches. Sein Aeußeres aber war tadellos elegant, von raffinirter Feinheit und Glätte, die aber dennoch mehr zu bestechen als einzunehmen vermochte. Sein Lächeln hatte etwas Gewohnheitsmäßiges, und lag nur auf dem Munde und in den Augenwinkeln. Die Augen entbehrten dabei der

Verklärung durch einen Funken von Herzlichkeit — sie funkelten eher ironisch. Seine Ausdrucksweise war gesucht und volltönig und überschwänglich reich an schmeichelhaften Ausdrücken — er gefiel nicht, weil er allzu sehr zu gefallen suchte.

Nur dem Vater gefiel er — mit welchem Triumphe dieses Doppelkinn des Fabrikherrn auf der hohen gestreiften Cravatte ruhte! mit welcher Vaterwonne dieser dicke, sinnliche Mund sich zwischen den Enden des hohen spitzen Halskragens verzog! mit welcher Selbstzufriedenheit er den pariser Schliff und die ganze elegante Erscheinung Albert's mit dem etwas ungeschlachten linkischen Wesen des unschönen Richard's verglich, und dann mit seinen rollenden grauen Augen Julien beobachtete, mit welcher Albert so eben plauderte! Wie er schmunzelte und in sich hineinlächelte, als er Juliens zurückhaltendes Wesen für das Ergebniß des überwältigenden Eindrucks hinnahm, welchen der Ankömmling auf sie machte!

„Nun, meine Kinder!" fragte er im Vollgenuß der väterlichen Befriedigung, „ist Albert nicht ein famoser Junge geworden? Erkennt ihr ihn überhaupt noch? Meiner Treu, ich hätte ihn beinahe selbst nicht erkannt! Jeder Zoll ein Pariser — ein ganz famoser gewichster Junge! Na, das stellt heraus, daß er dort in der besten Gesellschaft verkehrte — nur mit Vicomtes und Baronen und jungen Marquis und der ganzen jeunesse dorée! Nimm ihn Dir zum Vorbild, Richard!"

— „Ich?" fragte dieser etwas verletzt, denn er gestand sich, daß er den Halbbruder um jene mancherlei Aeußerlichkeiten beneidete, die auf die Jugend einen solch verführerischen Eindruck machen, und doch wollte er dieß die Anderen nicht merken lassen. „Ich finde eher, daß ich nicht so von Paris zurückkommen würde — nicht so geleckt und geschniegelt, nicht so weibisch!"

„Dummer Junge! warte, das will ich Dir gedenken!" brummte Herr v. Moritz in seine Cravatte hinein, und wandte sich dann zu seinem Sohne: „Geh' rasch auf Deine Zimmer, Albert, und beschleunige Deine Toilette!" sagte er. „Die Gäste werden bald eintreffen, und ich wünsche, daß Deine Geschwister zuvor noch Deine Geschenke empfangen. Komm', ich begleite Dich!"

— „Nun, wie gefällt Dir Julie, mein Sohn?" fragte er ihn, als sie allein waren.

Albert zuckte geringschätzig die Achseln und sagte: „Sie ist unbedeutend, Papa! eine derbe ländliche Dirne, — entsetzlich große Hand, schlechte Tournüre, große Zurückhaltung und Prüderie — das ist kein Leben, keine Grazie, Papa, wie man sie bei den Französinnen trifft! Sapristi! ja, die Pariserinnen, das ist denn doch ein anderer Schlag! Eine Pariserin mit Julien's Figur würde einen ganz anderen Effekt zu machen wissen, denn ich will nicht leugnen, daß sie sehr vortheilhaft gebaut ist!"

„Zum Henker mit Deinen Possen und Frivolitäten!" rief der Fabrikherr beinahe ärgerlich. — „Spiele meinethalben vor Anderen den Gecken mit Deiner Bewunderung für die Pariserinnen; mir aber antworte gut deutsch und deutlich, wie sie Dir als Deine Zukünftige gefällt und ob Du glaubst, einen günstigen Eindruck auf sie gemacht zu haben, da Dir ja meine Absichten euretwegen genügend bekannt sind?"

„Nun ja doch, Verehrtester!" erwiderte Albert halb barsch halb ironisch. „Was den geschäftlichen Theil der Sache anbelangt, so bin ich mit der Spekulation einverstanden und werde mich wegen der etwas großen Zugabe, die ich zu der Mitgift bekommen soll, zu soulagiren wissen. Uebrigens hätte ich Dir so viel Billigkeitssinn zugetraut, mon cher papa, daß Du mich wenigstens am heutigen Abend meiner Ankunft von allen Geschäften entbunden hättest, und gerade deßhalb, weil ich das Verhältniß zu Julien als ein nothwendiges Uebel, als einen unvermeidlichen sauren Apfel betrachte. Es liegt mir natürlich daran, Juliens Vermögen und Fabrikantheil zu erheirathen; allein muß denn diese Komödie sogleich am ersten Abend in Scene gesetzt werden?"

— „Allerdings, mein Sohn," erwiderte der Fabrikherr etwas ungeduldig, denn das Betragen seines Sohnes schien ihn nicht sehr zu erbauen. „Die Zeit drängt, und ich habe es schon übel vermerkt, daß Du es versäumtest, ihr von Zeit zu Zeit von Paris aus zu schreiben, wie ich Dir aufgetragen. Dieß hätte eine Annäherung vermittelt, die Du nun blos auszubeuten brauchtest...."

Albert lachte laut auf, und spritzte das Wasser, womit er sich eben die Zähne wusch, weit umher. „Du schwatzest da, wie Du es verstehst, mein Verehrtester!" rief er. „Ich dächte mein Betragen vertreten zu können, denn ich habe nicht ohne Absicht so gehandelt! Ueberhaupt meine ich entschieden, Du solltest die Modalitäten der Ausführung Deines Planes getrost meiner eigenen Wahl und Umsicht überlassen! Ich hielt es für besser, jene 'Annäherung' dem persönlichen Verkehr vorzubehalten, denn ich hatte Besseres in Paris zu thun, als insipide Briefe an ein junges Provinzgänschen nach Deutschland zu schreiben und den Modenberichterstatter zu machen! Paris ist entfernt nicht der Ort, wo man zu solchen Pastoralen gestimmt wird. Und überdieß wollte ich meine Batterien nicht zu frühe demaskiren — man verliert dabei mehr, als man gewinnen kann!"

„Vor Allem verliert man bei Deinem Verfahren Zeit, Albert, und dieß ist ein Verlust, gegen welchen nichts anderes in die Wagschale fällt," sagte der Kommerzienrath. „Glaube ja nicht, daß Julie so unbedeutend oder eine solch leichte Eroberung ist! Sie hat schon Körbe genug ausgetheilt."

— „Hat sie? nun denn, so soll sie gerade an mir ihren Meister finden — sie soll mich heirathen, bongré malgré!" sagte Albert mit prahlerischer Zuversicht. „Lieben ist auch ein Studium, Papa, und ich denke in dieser Wissenschaft hab' ich es ziemlich weit gebracht. Man ist darin überhaupt in unseren Tagen weiter gekommen, als vor Zeiten, und ich glaube, ohne Ruhmredigkeit, daß ich mir einige Erfahrung zutrauen darf!"

„Höre, mein Sohn," versetzte der Kommerzienrath, „es thut mir leid, daß ich Dir hierin nicht ganz beipflichten kann. Ich gestehe, daß mir Dein Ton und Betragen nicht gefällt, und daß ich es beinahe bereue, Deine Verlobung mit Julien nicht schon vor der Reise nach Paris betrieben zu haben. So wie ich Julien kenne, wird diese Frivolität, dieser lascive geringschätzige Ton, den Du annimmst, sie von vornherein abstoßen. Das stolze Mädchen hat Race, Charakter...."

— „Das weiß ich, darauf baue ich!" sagte Albert kalt. „Ueberlassen Sie es mir, mit Julien fertig zu werden. Es genüge Ihnen, mein Verehrtester, daß ich entschlossen bin, mein Spiel zu gewinnen, und daß ich sogar entschlossen bin, sollte

ich alle Tonarten vergebens angestimmt haben, vor keinem Mittel zurückzuschrecken! Ich habe Deine Konsequenz und Ausdauer, mein Papa, und vielleicht noch ein Bischen mehr Erfindungsgabe und Umsicht bezüglich meiner Mittel .... Aber sag' mir, wie gefällt Dir diese Abendtoilette? sie ist das Feinste, was ich auftreiben konnte, und ich würde damit in den Tuilerien Aufsehen machen. Jetzt noch die Haare gekräuselt, wozu ich mir meinen Diener habe dressiren lassen, und ich bin fertig, kampfgerüstet zu dem Sturm auf Juliens Million!"

„Gut denn, so folge mir bald! ich lasse einstweilen die Koffer mit den Geschenken in den Salon bringen!" — —

— „Auf ein einziges Wort, Mama!" flüsterte Richard seiner Mutter zu, als Albert und sein Vater den Salon verlassen hatten, und führte sie in ein Nebenzimmer. „Ist es wahr, daß Albert Moritz Julien heirathen soll?"

„Wer sagt dieß?" fragte Frau v. Moritz zögernd; „welche ungereimte Vermuthung, mein Richard! und was kümmert es Dich?"

— „Was es mich kümmert, ein reines, braves Mädchen in die Hände eines Wüstlings gelangen zu sehen?" fragte der Jüngling bitter. „Meiner Treu, Mama, ich bin auch nicht, wie ich seyn soll, und will nicht besser seyn als ich bin, aber dieser Gedanke schneidet mir um der armen Julie willen in's Herz! — Wenn Du gesehen hättest, Mama, wie unglücklich Mathilde ist! .... Soll sich denn bei Julien dasselbe Elend wiederholen?"

Die Blinde erbebte innerlich mehr, als der rasche, feurige Jüngling ahnte. Er hatte eine empfindliche Saite bei ihr berührt. „Ist es meine Schuld, daß Mathilde Herrn v. Berstett heirathete?" rief sie beinahe gekränkt. „Will sie es mir zum Vorwurf machen? ...."

„Keineswegs, Mama! ich habe mit ihr kein Wort darüber gesprochen. Aber sagen Sie selbst: würde Julien an der Seite eines solchen Wüstlings ein besseres Loos erwarten? Und wollen wir wirklich Herrn Moritz, meinem Stiefvater, noch einen größern Einfluß auf unser Aller Schicksal einräumen, als er sich bereits erschlichen und usurpirt hat? Hat Dir die Ehe mit ihm Glück gebracht? Ist Albert um ein Haar besser als sein Vater?"...

— „Stille, mein lieber Richard! diese Sprache geziemt sich nicht für Dich!"

„Ob es sich schickt oder nicht, gilt mir gleichviel," erwiderte Richard leidenschaftlich. „Hier ist nur die Alternative, ob wir fürderhin noch mehr von diesem Menschen, Vater und Sohn, abhängig werden wollen oder nicht? Ich wenigstens will ihnen keinen Fußbreit weiter einräumen, und Mathilde wird um ihrer Schwester willen ...."

„Richard, mein Kind! Du wolltest der Feindin Deiner Mutter Waffen gegen diese in die Hände geben? ...."

— „Vorurtheil, Mama! Mathilde ist meine Schwester wie Julie, und nicht Deine Feindin! Welchen Anspruch hat Herr Moritz, hat sein Sohn an das Erbe der Kinder meines Vaters?"

„Doch Einen Anspruch wenigstens: die Umsicht und Thätigkeit dieses Mannes erhielt und erweiterte die Schöpfungen Deines Vaters; wir können ihn nicht entbehren, so wenig als Albert, um das Geschäft fortzuführen, da Du, mein Sohn, seither weder Lust noch Beruf dazu zeigtest, in diese Verhältnisse Dich hineinzuarbeiten!"

— „Und wer sagt dieß?" fragte Richard stolz; „wer spricht mir diese Befähigung ab? Niemand als derselbe Mann, der mich aus Eigennutz und Egoismus davon entfernte. Aber was Einer lernt, das kann ich auch, und seit mir heute die Augen geöffnet worden sind durch Mathilde ...."

„Also sie? doch sie? ich dachte es ja," flüsterte die Blinde bitter.

— „So fordert es meine Ehre, mir nicht durch diesen Albert den Rang ablaufen zu lassen! Ich verlange, daß man mich das Geschäft kennen lerne, und schon von morgen an will ich mit meinen eigenen Augen zusehen!"

„O, mein Sohn!" sagte die Blinde und drückte ihn an sich; „ich fürchte, Du muthest Dir allzuviel zu! Du wirst die Ausdauer nicht haben und die Zähigkeit, welche dazu gehören ...."

„Ich will es wenigstens versuchen, und wann es nicht gelingt, Mutter, dann klage diejenigen an, die mich dazu unfähig gemacht haben," erwiderte Richard kalt und düster. „Es war für mich wahrlich ein doppeltes Unglück, daß mein Vater so frühe starb, aber es ist noch nicht zu spät zur Umkehr für mich, und wehe Dem, der mich zurückhalten wollte!"

— „Wie glücklich würde mich dieser Entschluß machen, Richard, wenn er frei aus Dir selbst käme!" sagte die Blinde; „wenn nicht meine Feinde Dich aufgehetzt hätten, mit der Mutter in Opposition zu treten!"

„Bah, dummes Zeug!" sagte Richard geringschätzig. „Niemand hat mich verhetzt; ich handle aus freien Stücken so. Der Henker weiß, woher Dir auf einmal all diese vermeintlichen Feinde kommen sollen!" ....

— „Gnädige Frau! Herr Wegener! man sucht Sie beide!" sagte Betz, unter der Thüre erscheinend. „Sie sollen die Geschenke des Herrn Albert Moritz in Empfang nehmen!"

Es war ein kostbarer Kaschmirshawl und ein schweres Kleid von Moire-antique für Frau v. Moritz, ein reizendes, kostbares Ballkleid für Julie, eine prachtvolle, reich mit Silber eingelegte Doppelflinte für Richard, und ähnliche werthvolle Geschenke für die beiden jüngeren Geschwister. Mit Schmeichelworten überreichte der Heimgekehrte sie der Blinden. Juliens Auge strahlte beim Anblick des herrlichen, reichgestickten, leichten Gewandes, und rief: „Wie soll ich Ihnen danken, Herr Albert! So schön, so elegant, allein weitaus zu kostbar für mich!"

„Sie spassen, Fräulein! was ist zu schön und kostbar für eine junge Dame, wie Sie?" versetzte er mit einer Demuth, die wie echt klang und dem stolzen Mädchen wohl thun mußte. „Dieß Gewand erhält erst durch Sie seinen würdigen Schmuck. Sie werden mich nicht durch die Zurückweisung eines solch unbedeutenden Geschenkes kränken wollen. Es soll nur darthun, daß ich auch an Sie gedacht habe!"

Geschmeichelt nahm sie es an und drückte ihm mit einem freundlichen Blick die Hand. War es Gutmüthigkeit oder Dankbarkeit, daß sie ihm ihre Hand einen Augenblick ließ und daß er sie küssen durfte? Wir wissen es nicht, aber sie wandte sich mit einem Erglühen ab, das er sich günstig zu deuten wagte.

„Und dieß hier für Dich, mein Bruder Nimrod!" sagte Albert und überreichte das Jagdgewehr.

— „Ich danke Dir, Albert; hättest Dir aber die große Ausgabe ersparen können — meine Lütticher Flinte um vier Louisd'or schießt eben so gut!" sagte Richard kühl. „Und überdem werde ich ferner nicht mehr so viel jagen," setzte er mit einem Blick auf den Arm hinzu, den er in der Schlinge trug; „ich werde mich künftig auf dem Comptoir beschäftigen!"

„Du?" riefen die Herren Moritz, Vater und Sohn, ironisch.

— „Ja, ich! Es steht doch hoffentlich meinem Entschluß nichts im Wege, Herr Papa?" fragte Richard ebenso ironisch. „Ich denke, mein Recht hiezu zu haben!"

Der Kommerzienrath warf einen giftigen, fragenden Blick auf Herrn Wetz, der in bescheidener Ferne stand, und sagte bezüglich: „Ich gratulire zu diesem Entschluß, mein Sohn! und werde morgen Befehl geben, daß für Dich und Deinen Hofmeister Plätze auf dem Comptoir hergerichtet werden!"

„Ich danke, Papa," erwiderte Richard kalt; „das Stübchen meines verstorbenen Vaters neben dem Comptoir genügt für uns beide, und Herr Wetz wird einstweilen die Güte haben, mich mit den kaufmännischen Wissenschaften bekannt zu machen. — Komm', Julie! auf ein Wort mit Dir!"

— „Was war das?" fragte Albert seinen Vater. „Wer ist dieser Wetz?"

„Ein Spitzbube, ein Abenteurer, den wir hier aufgenommen haben und dem es gelungen ist, den Jungen gegen uns aufzuhetzen. Aber ich werde ihn mit Schimpf aus dem Hause werfen. Heda, Wetz! auf ein Wort!" Dieser wandte sich nicht um. — „Wetz! hören Sie nicht? Herr Wetz?"

— „Ah, Sie meinten mich, Herr Kommerzienrath?" gab dieser mit dem festesten Tone zur Antwort, obschon er sah, daß Aller Augen auf ihn gerichtet waren. „Sie befehlen?"

„Dieser Streich kommt von Ihnen, Mensch?" rief Herr v. Moritz mit blutrothem Kopf.

— „Welcher Streich, Herr Kommerzienrath?"

„Daß der Junge, — daß Richard auf dem Comptoir arbeiten will? Dieß haben Sie ihm gerathen?"

— „Allerdings! Und dieß war ein 'Streich'? der gnädige Herr haben eine eigenthümliche Ausdrucksweise."

„Und was hat Sie veranlaßt, ihm diesen Einfall in den Kopf zu setzen?"

— „Die Ueberzeugung, Herr Kommerzienrath, daß es für den Sohn eines Industriellen eine Schande wäre, im Soll und Haben ein completer Laie zu seyn! Ein Begriff von kaufmännischer Buchführung wird meines Erachtens auch dem künftigen Rittergutsbesitzer nicht schaden!"

„Nun ja, ich bin überzeugt, daß es Ihnen an Ausreden nie gebrechen wird, wenn Sie einen Schritt motiviren sollen!" polterte Herr v. Moritz heraus, den die eiserne Ruhe des Hofmeisters noch mehr in Harnisch jagte. „Ich weiß bereits, daß Sie Ihre Zeit auf dem Oberhof gut benützt haben; allein Sie haben die Rechnung ohne den Wirth gemacht; ich sage Ihnen, Ihr Plan wird nicht gelingen! Sie werden mit Schimpf und Schande Fiasco machen!"

— „Darf ich den gnädigen Herrn bitten, mir deutlicher zu sagen, was für einen Plan Sie mir zutrauen? Ich habe nicht die Ehre, Sie zu verstehen!"

„Welcher Plan?" rief Herr v. Moritz; „ei nun, der Plan, Richard gegen mich aufzuhetzen und Frau v. Berstett den Hof zu machen und zu heirathen! Ich weiß alles — ich kenne Ihr ganzes Treiben auf dem Oberhofe!"

— „Sie sehen mich ganz erstaunt und in Verlegenheit, Ihnen zu antworten, Herr Kommerzienrath!" sagte Wetz mit einem naiven Lächeln. „Ihre Vermuthungen können nur auf einem Irrthum beruhen, auf einem Mißverständnisse der Horcher auf dem Oberhofe, gnädiger Herr! Die Anschuldigung, Ihren Herrn Stiefsohn gegen Sie aufgewiegelt zu haben, mag Herr Richard Wegener um seiner eigenen Ehre willen widerlegen; und auf den andern Vorwurf erwidere ich nur, daß es mir aus den natürlichsten Gründen von der Welt unmöglich seyn würde, selbst dann Frau v. Berstett zu heirathen, wann sie erst frei seyn würde! Wenn dieß also der Plan ist, dessen man mich bezüchtigt, so brauche ich mich nicht weiter zu vertheidigen!"

„Er ist verheirathet!" flüsterte Ida der Gouvernante in's Ohr.

Der Kommerzienrath biß sich auf die Lippen, und Albert, der seines Vaters Niederlage bemerkte, wollte sich nun in's Mittel schlagen und sagte: „Mein Herr, ich muß Ihnen erklären, daß selbst mir, der ich Sie nicht kenne, der Eindruck sich aufdrängt, als ob Sie in diesem Hause eine sehr zweideutige Rolle spielten und Pläne verfolgten, welche ...."

„Welche etwa die Ihrigen durchkreuzen könnten, mein Herr?" fragte Wetz mit finsterer Stirne. „Der Umstand, daß Sie erst seit einer Stunde unter diesem Dache sind, mag Ihren Irrthum entschuldigen und die Kränkung, welche für mich darin liegt, weßhalb ich sie mit gutem Gewissen ignoriren kann. Man spricht hier von Plänen, welche ich haben soll; aber ich könnte vielleicht diesen Vorwurf auf die Urheber zurückwerfen, wenn ich boshaften Vermuthungen Raum geben wollte. Worin kann ein Vergehen für mich liegen, daß ich meinen Zögling zu einem Fach des Wissens anleiten wollte, das logischer Weise in den Bereich seiner Kenntnisse gehört und das von Herrn v. Moritz nicht ausdrücklich aus Herrn Richard's Lehrplan verbannt ward? Ist kaufmännisches Wissen ein Verbrechen für den Erben einer Fabrik? Ich sehe auch nicht einen Schatten von Vorwurf in meiner Handlungsweise, und stelle mich daher auf den Boden meines guten Rechts. Wenn aber diese Scene nur aufgeführt werden wollte, um mich aus dem Hause wieder zu entfernen, so bedaure ich den Umweg, den man gewählt hat, denn er muß mir wie den unpartheiischen Zuhörern ungehörig erscheinen. Ich bin der Mann nicht, der sich Demüthigungen gefallen läßt, die er nicht verdient hat, und ziehe mich zurück, um meinen förmlichen Abschied zu erwarten!"

— „Herr Wetz! ich bitte Sie, nicht so!" bat Frau v. Moritz. „Mein Mann war zu heftig gegen Sie — es ist so seine Weise, aber Sie werden nicht gehen, denn es ist ihm gewiß leid!"

„Wetz will gehen? Wetz, ich bitte Sie, bleiben Sie!" rief Richard, der so eben mit Julien wieder eintrat. „Wer wagt, Sie fortzuschicken?"

Niemand antwortete. — „Mama! werden Sie zugeben, daß man den Mann wegschickt, der mir vielleicht das Leben gerettet hat? Und wer hat ihn fortschicken wollen? Ich will es wissen!"

„Ein Mißverständniß, lieber Richard! es war nicht so ge-

39*

meint!" sagte die Blinde begütigend. „Papa hat irrthümlicherweise eine Anschuldigung gegen Wetz erhoben, die er wieder fallen ließ, als sich Albert darein legte ...."

— „Albert wagt es, einen Mann von hier wegzuschicken, der in meinen Diensten steht?" rief Richard mit flammenden Augen und voll unbändiger Heftigkeit; „was unterfängt er sich? Vergißt er, daß meine Schwestern und meine Mutter und ich die Erben und rechtmäßigen Besitzer von Schrotheim sind? wer will uns hier ausweisen?"

„Ruhig, junger Mensch!" rief der Kommerzienrath; „diese Frage lautet wie eine Kriegserklärung!"

— „Sie soll es auch seyn! eine Kriegserklärung gegen alle Schmeichler und Eindringlinge!" rief der wilde Jüngling heftig.

„Mein Sohn, mein Richard!" rief die Blinde voll Seelenangst und tappte suchend zu ihm hinüber. „Ich bitte Dich flehentlich, mäßige Dich!"

— „Sey ruhig, Mutter!" sagte er und umschlang sie zärtlich. „Es ist nun einmal heraus und einmal mußte es doch dazu kommen! Für heute Abend räume ich noch den Anderen den Platz, aber fortan! ...." das klang wie eine Drohung, denn mit einem Blick voll unsäglicher Verachtung gegen die beiden Moritz stürmte er hinaus. Wetz war bereits weggegangen.

Die Blinde war tieferschüttert in einen Stuhl gesunken, zu dem sie Richard geführt hatte. Julie und die beiden Töchter, Ida und Lucie Helmold bemühten sich um sie, und der Kommerzienrath ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Endlich sah er, daß seine Frau sich erhob und weggehen wollte.

„Komm, Henriette!" sagte er, die Vorleserin beiseite schiebend; „ich will Dich auf Dein Zimmer führen!" Dort angekommen ergriff er sie am Arme und sagte: „Es ist acht Uhr, Henriette; in einer Viertelstunde kommen die Gäste, und Du wirst die Honneurs des Hauses machen! Niemand soll ahnen, was hier vorgefallen ist! Morgen früh um acht Uhr wird Richard mir und Albert Abbitte gethan haben, oder," setzte er leise, aber mit dem Zischen einer Schlange hinzu, „oder ich werde Dinge reden lassen, die nicht mehr zum Schweigen gebracht werden können! Wetz ist entweder Dein Vertrauter, oder Dein Werkzeug; aber vergiß nicht, daß Du mich nicht abschütteln wirst!"

— „Moritz, ich schwöre Dir bei allem was ...." Aber es bedurfte ihrer Betheurungen nicht — er war bereits hinweggegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zuaven in Konstantinopel.

Aus den Erinnerungen eines Offiziers vom zweiten Zuavenregiment.

Von Silivri aus marschirte das zweite Zuavenregiment gegen Budschuk Tschinedsche, einem schönen, im Hintergrunde einer kleinen Bucht gelegenen Dorfe, über welche in ihrem obern Theile eine prächtige, 400 Meter lange Brücke führt. Diese ursprünglich griechisch-römische Brücke ist, wie eine Inschrift ausweist, unter Selim III. vollständig restaurirt worden. Hinter Budschuk Tschinedsche zog die Kolonne eine schöne Chaussee hinan, die erste, welche sie in diesem Lande entdeckte. Sobald sie sodann auf dem Kamme des Gebirgsrückens angekommen war, bot sich ihr eines der herrlichsten Panoramen, die man sehen kann, ein Panorama, dessen Erinnerung auf ewig in dem Gedächtnisse haften bleibt.

Es war noch früh am Tage. Die ersten Viertelstunden waren stürmisch gewesen; aber plötzlich hellte sich der anfangs trübe Himmel auf und strahlte bald in blauestem Azur. Konstantinopel war nur noch 24 Kilometer entfernt. Am fernen Horizonte, wo die schrägen Strahlen der Morgensonne ihr Licht ausgoßen, erschienen tausend Kuppeln, und die spitzigen Minarets der großen Stadt des Morgenlandes stiegen mitten durch die lauen Morgenlüfte gegen den Himmel. Die Soldaten waren noch zu weit von dem alten Stambul entfernt, um dessen Mauern, den materiellen Theil dieser Erscheinung, erkennen zu können; die luftige Parthie der ungeheuern Stadt aber, die ein weißlicher, da und dort schon von den Strahlen der Junisonne zerrissener Schleier umhüllte, trat in seiner ganzen duftigen Poesie vor ihre Blicke. Zur Linken rahmten die Hügelketten des alten Hämus das prachtvolle Gemälde ein, oberhalb der Minarets die zackigen Gebirge Asiens, zur Rechten das ruhige, spiegelglatte Marmorameer, aus dessen friedlichen, leuchtenden Wellen die Felsen der Antigone- und der Prinzeninsel emporsteigen. Weiter rechts erhob sich die steile Küste Asiens und über ihr der mit ewigem Schnee bedeckte Olymp. Es war die Verwirklichung des schönsten Traums vom Orient!

Die Zuaven überließen sich einer Art Verzückung, die bald dem stolzen Gedanken Platz machte, daß nun auch sie in Konstantinopel einmarschiren würden, wie ehedem die römischen Legionen, die Kreuzfahrer, die christlichen Ritter und die Osmanen; daß sie dieselbe Straße betraten, welche vor Jahrhunderten ein Konstantin, ein Balduin und ein Mahomed II. betreten hatte.

Offiziere und Soldaten waren einen Augenblick stumm vor Bewunderung, als sich dieses großartige Schauspiel zu ihren Füßen entrollte; dann stiegen sie, wie von Ehrfurcht vor der gewaltigen Stadt der oströmischen Kaiser ergriffen, schweigend und fieberhaft aufgeregt vom Gebirge nieder.

Nachdem der Oberst das Regiment bei der großen Kaserne von Daud-Pascha untergebracht hatte, begab er sich mit einem Theil seiner Offiziere nach Konstantinopel, das nur wenige Kilometer entfernt lag. Die jungen Offiziere konnten es nicht erwarten, bis sie eine so berühmte Stadt in der Nähe betrachten und sich unter ihre Bewohner mischen konnten, die indessen durch die Phantasie der Occidentalen gar zu poetisch ausgeschmückt worden sind.

In der That, wenn man diese Pracht des Orients, die jenseit der Alpen so sehr besungen wird, in der Nähe betrachtet, so ist man sehr oft zu der Frage versucht, ob nicht der Occident das Recht habe, vor dem andern Theil der Erde den Preis bildnerischer Poesie für sich in Anspruch zu nehmen!" —

Von der Entfernung sieht nämlich Konstantinopel allerdings sehr malerisch aus; aber mag nun der Reisende zur See oder zu Land in dieser Riesenstadt anlangen, er muß, wenn er seine Illusionen bewahren will, sich wohl hüten, den Fuß in die

Stadt zu setzen. Die poetische Seite Stambuls, dieses trügerische Nebelbild, verschwindet in dem Maaße, als man sich ihm nähert und macht der nüchternsten, kältesten Prosa Platz. Die Hauptstadt der Muselmänner gleicht einer alternden Kokette, die Abends beim Kerzenlicht und in einer gewissen Entfernung noch etwas gleich sieht, deren verjährte Reize aber im hellen Lichte des Tages nur Eckel einflößen.

An den Gängen, die dem Marmorameer zu fallen, am goldenen Horne und dem Bosporus amphitheatralisch hinauf gebaut und von zahlreichen Kirchhöfen mit hundertjährigen Cypressen umgeben, schließt Konstantinopel auch großartige Gärten in seinen Mauern ein, so daß die Bäume die verschiedene Färbung ihres heitern Blätterschmuckes mit der kühnen, luftigen Architektur zahlloser Kuppeln und Minarets wohlthuend vermischen. Die Offiziere des zweiten Zuavenregiments begaben sich zunächst in die Vorstadt, die sich unter dem Schloß der Sieben-Thürme hinzieht und das alte Stambul bildet. Von da wollten sie den Theil der Stadt besuchen, der zwischen der Sophienkirche, dem alten Serail und dem goldenen Horne liegt.

Dieser, aus Hütten und elenden Barracken bestehende Stadttheil, welche wieder durch Haufen von Ruinen und Schmutz durchzogen sind, ist durch die Lücken, welche zahlreiche Feuersbrünste gelassen, in verschiedene Quartiere getheilt. Die Stadt selbst ist von krummen Straßen durchschnitten, schlecht gebaut, schmutzig bis zum Eckel und würde gar nicht verdienen, daß der Reisende sie nur betrachtete, wenn sich nicht da und dort großartige Monumente aus dem Wuste erhöben. Es sind dieß meistens ungeheure Moscheen, manchmal so groß, daß sie für sich allein ein ganzes Stadtviertel bilden; ferner die babylonischen Paläste des Seeministers und Seraskiers; die großartige schöne Moschee des Sultans Bajazeth und endlich die berühmte Sophienkirche.

Die Zuavenoffiziere stiegen durch enge Gassen hinab, ließen den großen Bazar rechts und gewannen so das goldene Horn, welches sie auf einer Schiffbrücke überschritten. Nachdem sie ihre Pferde in Galata in den Ställen des Hotels de l'Europe gelassen, wanderten sie zu Fuße nach dem goldenen Horn, von wo sie an das Arsenal von Topchane kamen. Während sie das Arsenal besuchten, bemerkten sie an einer gewissen Aufregung unter den Vorübergehenden, am ins-Gewehr-treten der Wachen und der Erscheinung der Kawassen (Polizei), daß irgend ein großer Herr vom Bosporus her anlangen mußte. Bald erschien auch wirklich ein weißer, vergoldeter und schlanker Kaik, der von Ruderern in leinenen Oberröcken gerudert wurde. Es war der Sultan selbst, der vor dem Arsenalhofe an's Land stieg. Im Hintergrunde dieses Hofes erhebt sich ein prächtiger Pavillon, der Seiner Hoheit als Ausruheplätzchen dient, wenn Dieselbe Ihrer Ramadan-Andacht in der Moschee von Topchane obgelegen hat.

Abdul Medschid ist zwar noch jung, geht aber langsam mit einer gewissen Gravität daher. Sein Aeußeres ist keineswegs gewöhnlich: er ist blaß und mager; sein Bart schwarz und fein, sein Wuchs nicht bedeutend. Er trug ein rothes Fes ohne alle Verzierung, einen weiten schwarzen Kaftan von schwarzem Tuche, grüne Kasimirbeinkleider, abgerundete silberne Sporen und einen leichten krummen Säbel. Die große Einfachheit seines Wesens, seines Anzugs und seines Gefolges deutete durchaus nicht auf die große physische und moralische Macht, welche man gewöhnlich dem Oberhaupt der Gläubigen zuschreibt. In dem Augenblick, da der Fürst aus dem Pavillon trat, um sich in die Moschee zu begeben, erwiderte er den Gruß der Zuavenoffiziere durch ein leichtes Kopfnicken, was als eine große Ehre betrachtet werden mußte, denn der Sultan erwidert sonst nicht nur keinen Gruß, sondern sein unstäter Blick haftet auch nie auf einem seiner Unterthanen.

Von dem Arsenal aus begaben sich die Offiziere nach dem goldenen Horn. In Folge der Feste des Ramadan waren die Gassen sehr belebt: in Schaaren drängten sich die frommen Muselmänner hindurch und eilten von Moschee zu Moschee, um zu beten. In dem Augenblicke, da die Zuavenoffiziere die Brücke überschritten, welche Galata mit dem alten Stambul verbindet, benachrichtigte sie ein Armenier (fast alle Armenier von Galata und Pera sprechen etwas französisch), daß die Sultaninnen gleich vorüberkommen würden, indem sie nach Beendigung ihrer Andacht wieder in ihren Palast am Bosporus zurückkehrten. Einige Minuten später erschienen schwarze Eunuchen zu Pferd und zu Fuß und trieben die Neugierigen zurück, wobei sie jedoch die französischen Offiziere mit großer Rücksicht behandelten. Die Sultaninnen, ihrer etliche und dreißig, saßen in vergoldeten, nach allen Seiten hin offenen Kutschen, wie deren in Frankreich gegen Ende des 16. Jahrhunderts im Gebrauch waren. Der älteste Sohn des Sultans, ein hübscher anmuthiger Knabe von 8–9 Jahren, saß in einem der Kutschen auf dem Schooße einer noch jungen Frau. Nur der untere Theil des Gesichts der Sultaninnen war durch ein durchsichtiges Flortuch verhüllt, welches die Form des Mundes, der übrigens der weniger schöne Theil ihres Gesichts ist, errathen ließ. Ihre Gesichtsfarbe war ein mattes Weiß; die braunen Augen waren schön geschnitten, von langen Wimpern beschattet und von schwarzen Augenbrauen überwölbt. Ihr Haar war sehr dicht und glänzend. Diesen sehr schönen, jungen, heitern und koketten Mädchen fehlte übrigens jener vornehme Zug, den man fast immer an den Damen der guten Gesellschaft im westlichen Europa bemerkt. Die Form ihres Körpers war unter dem weiten Gewande schwer herauszufinden, denn dieses verhüllt jenen fast noch mehr, als die lächerlichen Krinolinen und Hühnerkörbe, womit gegenwärtig unsere schönen Französinnen die Trottoirs unserer großen Städte blokiren. Die Frauen des Orients sind ohne Koketterie gekleidet und erscheinen im Allgemeinen anmuthig. Sie haben alle schöne Köpfe; nur schleppen sie den Körper zu langsam vorwärts, was von den trägen Gewohnheiten des Harems herrührt.

Nachdem die Offiziere des 2. Zuavenregiments im Hotel de l'Europe zu Mittag gespeist hatten, begaben sie sich gegen 9 Uhr Abends nach dem obern Pera auf die Promenade der Franken, die längs eines alten türkischen Kirchhofs hinführt, welcher ohne Zweifel deßhalb das kleine Todtenfeld heißt. Während sie dort Eis nahmen und einer trefflichen italienischen Musik lauschten, schritten Armenier und Frauen aus allen Theilen Europa's an ihnen vorüber, welch' letztere nach französischer Mode und mit höchster Eleganz gekleidet waren.

Um Mitternacht setzten sich die Zuavenoffiziere wieder zu Pferd und ritten von Pera nach Galata. Am goldenen Horn

verließ sie der Kawaß, der sie bis dahin begleitet hatte, und so mußten sie von da an allein und ohne Führer in diesem unerleuchteten Theile der Stadt, wo man kein französisch spricht, und ein Labyrinth von Gassen und Ruinen sich aufthut, ihren Weg zu finden suchen. Sie irrten von einem Stadtviertel in das andere, kamen an großartigen Palästen vorüber, schritten über Kirchhöfe, ohne irgend ein menschliches Wesen zu erblicken. Nur vor den Cafe's, die während der Nächte des Ramadan immer offen stehen, saßen hie und da einzelne Türken und rauchten in tiefem Schweigen ihr Nargile. Da und dort scheuchten die Offiziere wohl auch die Hunde empor, jene friedlichen Wächter der Stadt. Es waren in der That Momente großer Verlegenheit. Man hörte nichts als den Schritt der Pferde, der durch die ungeheure Stadt hinhallte. Der Himmel widerstrahlte von der Beleuchtung aller Moscheen, deren zahlreiche Minarets mit zierlichen Guirlanden von gefärbten Glaslaternen geschmückt waren. Die ruhige, laue Luft war von den tausend Wohlgerüchen aus den Gärten und von den Bäumen der Kirchhöfe geschwängert, die diese ungeheure Stadt des Orients nach allen Seiten durchziehen.

Noch lange werden die Offiziere des 2. Zuavenregiments an diese schöne Nacht des 14. Juni 1854 denken.

Gegen 3 Uhr Morgens erreichten sie die Kaserne von Daud-Pascha.

Kinder auf dem Lande.

Jugend-Erinnerungen v. Ph. v. E.

Wer die Mitte des Lebens überschritten hat, schaut gerne zurück auf dessen schönere Hälfte, welche, verklärt von dem Frühroth der Jugend, weitab liegt von dem Pfade, den der alternde Mensch verfolgt. Die wahre Poesie der Kindheit findet sich aber nur auf dem Lande, in einfachen Verhältnissen, welche die Menschen näher zusammenrücken, und die Schranken aufheben, womit in größeren Städten die Jugend durch Konvenienz und Vorurtheil eingehägt und gebannt wird und des unmittelbaren Verkehrs mit der Natur verlustig geht, deren wechselnde Erscheinungen mächtig auf die frische Kinderseele einwirken und sie für alle Zukunft wecken und kräftigen.

Blicke ich zurück in meine eigene Jugend, so staune ich über die Fülle von Gedanken und Eindrücken, welche in der engen Fassung eines abgelegenen Thales sich in das Kindergemüth ergoß. Der Wechsel der Jahreszeiten, der so unmittelbar sich kundthat, wurde mit Jubel begrüßt und besonders der Frühling, dem nach langem, hartem Winter in der rauhen Gegend häufig Hochwasser und Eisbruch vorangingen, sehnlich erwartet. Doch kam er nur allmälig, durch das erste Saat- und Wiesengrün angekündigt, dem nach langem Zwischenraume spärliche Blüthen folgten. In Sonnenschein und freier Luft erhielten unsere Spiele einen besondern Reiz und gestalteten sich ganz anders, als in der dumpfen Stube, die unser lärmendes Treiben beengte. Gleich den Bienen schwärmten wir in munterer Schaar von Blume zu Blume, deren erste, früheste, das Veilchen und die Berganemone, zum Färben der Ostereier gesammelt und mit zarten Kräutern sorgfältig aufgeklebt wurden. In athemloser Erwartung schauten wir auf die dunkle Brühe, in welcher die dicht eingebundenen Eier brodelten, und wenn die Hülle sich löste und sie in buntem Schmucke der Zwiebelschalen, Blumen, Blätter und Blättchen vor uns lagen, fühlten wir eine Befriedigung, wie sie nur dem Künstler, der ein Meisterwerk geschaffen, zu Theil werden kann. Der mysteriöse Akt des Eierfärbens ging gewöhnlich in dem herrschaftlichen Hühnerhofe vor sich, einem weiten Baumgarten mit schattigem Ententeich, wo ein altes, kinderloses Paar des gackernden und schnatternden Geflügels wartete, und zu jeder Zeit unsere Spiele zu fördern bereit war. Wenn am Ostermorgen dann aus den wohlhabenderen Häusern des Städtchens der Festschinken mit den bunten Eiern zur Kirche getragen wurde, durften sich die unseren sogar mit denen aus der fürstlichen Küche messen, welche zu Füßen des kolossalen Osterlammes aus gekräuselter Butter lagen, das den Hochaltar verzierte, und mit anderen Speisen geweiht wurde.

Zunächst unserer Wohnung lag der Schloßgarten, ein weites verwildertes Gelände, dessen Grasplätze und Boskette mit den eingesunkenen Terrassen herrliche Tummelplätze und Verstecke darboten, wo Schäferspiele und Räuberepisoden aufgeführt wurden. Aber auch weiterhin durch Flur und Wald streiften wir auf der Schmetterlingsjagd und dem Vogelfang und bauten uns zwischen Feld und Gebüsch im Andenken an die Genovefasage mit großer Mühsal Moosgrotten, welche mit Blumengewinden, Muschelschalen und bunten Steinen ausgeschmückt, unter dem grünen Laubdach überhängender Buchen- und Fichtenstämme liebliche Märchenbilder verwirklichten. Das schönste Baumaterial lieferten die frischen Zweige, welche am Frohnleichnamsfeste die Straßen einfaßten, in denen die Prozession sich bewegte. Kaum waren die Nachzügler derselben, alte Frauen denen das Gehen sauer wurde, aus dem Gesichte, so stürzten wir uns auf die grüne, duftende Beute und schleppten was wir fassen konnten in die Nähe des Hauses, wo mit Hülfe einiger Pfosten und Latten eine Laube gezimmert wurde, welche für mehrere Wochen gegen Sonnenbrand und Regen Schutz gab, und ein eigenthümliches Gefühl von Häuslichkeit in uns weckte. Daß wir an den ländlichen Beschäftigungen, womit die Einwohner des kleinen Städtchens sich nährten, Theil nahmen, versteht sich von selbst. Was gab es Schöneres als die duftenden Heuhaufen, die hochgethürmten Wagen, welche an den engen Thoren streiften, während wir uns an den Wellbäumen festhielten, um nicht von dem luftigen Sitz abgeworfen zu werden, den wir mühsam erklettert hatten? In der Getreideernte war es besonders das Aehrenlesen, für alte Mütterchen und unbeschuhte Kinder, das uns Freude gewährte, oder das Schmücken des letzten Dinkelwagens, dem eine junge Tanne aufgesteckt wurde, an der bunte Bänder und Tücher in Fülle hingen. Lautes Jauchzen und Singen schallte von den hochgeladenen Garben herab, denn eine ganze Mädchenschaar barg sich hinter dem sogenannten „Strauß“, dessen Flittern weithin in der Abendsonne glänzten. Zu diesem Geschäft kamen Schaaren von Schnittern, arme Albleute in leinenen Kitteln aus Württemberg, herüber, um die wohlhabenderen Lehnbauern zu unterstützen, deren Felder so ausgedehnt waren, daß sich in der dünn bevölkerten Gegend nicht Kräfte genug vorfanden, den reichen Segen heimzuschaffen. Obstbäume gab es nicht viele

und diese trugen nur spärlich verkümmerte Früchte; nur in den Gärten der nahen Klöster gediehen an Spalieren feinere Sorten; wir begnügten uns aber auch mit den würzigen Waldbeeren, die wir, bis zu der herben Schlehe herab, alle aufzufinden und zu sammeln wußten. Der Kartoffelherbst war die letzte Freude im Freien, wo es allmälig öde und still wurde, nachdem die Felder geleert und die Zugvögel fort waren, und der Frost alles Grüne getödtet hatte. Aus zusammengelesenem Reisig und dürren Kräuterstängeln wurde gewöhnlich ein loderndes Feuer angefacht, in der Asche brieten die frischen Knollen und gaben bei der unausgesetzten Arbeit ein erwünschtes Mahl. Je stiller und öder es draußen im Felde wurde, desto geschäftiger und bunter gestaltete sich das Leben in den Häusern. Allenthalben erdröhnten die Tennen von dem abgemessenen Schlage der Dreschflegel, in den Stuben summte und schnurrte Spindel und Rädchen und am Allerseelentag, dem trübsten Feste katholischer Länder, fielen gewöhnlich die ersten Schneeflocken, bis es einige Wochen später einwinterte und die ganze Gegend für Monate unter der weißen Hülle begraben lag. Unsere Ausflüge in's Freie mußten bei der strengen Kälte natürlich aufhören oder beschränkten sich auf einige Tummelplätze am Flusse, wo eine spiegelglatte Eisfläche zum Schlittschuhlaufen und Schleifen einlud; auch der Bergschlitten wurde viel gebraucht und mühselig die steilen Abhänge hinangeschleppt, von denen die Niederfahrt nur Sekunden dauerte. St. Nikolaus und das Christkind warfen helle Lichtblicke in die trüben Wintertage und brachten so viel des Erwünschten und Schönen, daß die Freude daran Wochen überdauerte. Auch der Besuch der Krippen mit ihrer wechselnden Scenerie, welche in allen Dimensionen, mit kaum fingerlangen Figürchen aus Wachs bossirt und zierlich durch Nonnenhände bekleidet, bis zu den hölzernen Gestalten von der Höhe eines achtjährigen Kindes, in mittelalterlichen wollenen Gewändern, vorhanden waren, füllte manchen stillen Feiertag aus. Der Schauplatz, auf welchem diese, nach den sonntäglichen Evangelien wechselnden Darstellungen erschienen, blieb natürlich stets derselbe; eine hehre, felsige Bergwand, von der Stadt Bethlehem gekrönt, mit Moossteigen, an denen Rampen angebracht waren, damit die heiligen drei Könige und ihr zahlreiches Gefolge von Sclaven, Kameelen und Maulthieren herabziehend keinen Schaden nahmen. Die Felsen faßten eine grüne Fläche ein, in deren Mitte in einer Höhle der Stall angebracht war, aus dem das Heil der Welt hervorgegangen, das in hülfloser Kindergestalt zwischen Joseph und Maria in der Krippe lag, erwärmt von dem Hauche der Oechslein und Eselein, welche wie neugierig auf den neuen Genossen ihrer Behausung hereinschauten, während draußen Hirten mit ihren wolligen Heerden in Anbetung knieten und der Botschaft des über dem niedrigen Dache schwebenden Engels lauschten. Tännchen und Tannen faßten je nach dem Umfange der Darstellung das Ganze im Halbkreis ein, und erfüllten Kammer oder Kapelle, wo man selbe aufsuchen mußte, mit ihrem würzigen Dufte. War, wie am Feste der Beschneidung, die Scene in einen Tempel verlegt, so nahm dieser die Stätte des Stalles ein. Gleichsam wie im Spiele prägten sich so die Hauptmomente der Jugendgeschichte des Heilandes dem Kindergemüthe ein und halfen bei reiferem Bewußtseyn zum leichten Verständniß mittelalterlicher Kunstschätze, deren Naivetät großentheils aus solchen Anschauungen entsprungen seyn mag.

Das elterliche Haus, eine nüchterne Beamtenwohnung, mit engen aber hellen Räumen, war uns nicht so vertraut und heimisch, wie die weitschichtige Behausung des Großoheims, der mit einigen alten Dienern mehrere Stockwerke eines Gebäudes bewohnte, das als ehemaliger Wittwensitz einer Fürstin unter zahlreichen Gemächern auch halb verschüttete Kammern und Gewölbe barg, in welchen alle Schauer alten Gerölles, blinder Fensterscheiben und rauchgeschwärzter Wände spukten. Das Erdgeschoß enthielt die Speisezimmer, eine geräumige Stube der Ehehalten, wie damals noch die Dienstleute genannt wurden, und eine Küche, wo an homerischem Feuer der schnurrende Bratspies sich drehte und in Kasserolen und Windöfen ein Mahl bereitet wurde, das wir mit dem alten Herrn theilten, der in seiner ganzen Lebensweise seinem Fürsten nachahmte und in seinen frühern Jahren auch dessen Jagdzüge mitgemacht hatte. Jeden Morgen nach der Messe, welcher Beide anwohnten, erhielt der Oheim einen Besuch seines Herrn, wobei die Regierungsgeschäfte abgemacht wurden, während wir Kinder häufig in einer Zimmerecke lauschten, wie die beiden im Auf- und Abgehen die Anliegen der neuen Souveränität besprachen, welche aus der Auflösung des heiligen römischen Reichs hervorgegangen, die patriarchalischen Verhältnisse im Lande, das sich merklich vergrößert hatte, aufzuheben drohte. Wenn die Staatsgeschäfte beendigt, das heißt, wenn mit Beiziehung der übrigen Räthe über Wildschaden und Wilddiebe verhandelt worden, wobei Ersterer reichlichen Ersatz fand, Letztere unnachsichtlich zur Strafe gezogen wurden, kam noch die Tagesgeschichte zur Sprache, die Ergebnisse der gestrigen Jagd, Kriegsnachrichten u. dergl., welche ein gichtbrüchiger Bote wöchentlich zweimal in Gestalt der Allgemeinen Zeitung auf der nächsten Post, die ein paar Stunden entfernt war, abholte. Es war wohl eine Ideenverbindung, wozu dieser Bote Anlaß gab, daß das Podagra an dem kleinen Hofe nie anders als „Botengarn" genannt wurde, da jeder dabei unwillkürlich an den alten „Baschi" dachte, der als vermittelndes Glied mit der Außenwelt sich besonderer Gunst erfreute. Der Oheim diente dem Fürstenhause schon über vierzig Jahre und bezog als erster Beamter einen Gehalt, der kaum der Besoldung gleichkam, die gegenwärtig Subalterne beziehen. Dafür erhielt er aber an Naturalien, Holz, Brodfrucht, Wein, Wildpret rc. rc. so viel, daß von dem Ueberflusse reichlich nach Außen gespendet, und des Hauses Ansehen erhalten werden konnte. Wie sein Fürst ein einsamer, aber kein freudloser Mann, saß der alte Herr die meiste Zeit des Tages in seiner sonnigen Schlafstube im weichen Polsterstuhle, das Pelzmützchen auf dem Silberhaare und die lange hagere Gestalt in einen weiten Schlafrock gehüllt; Zeitungen und ein Lexikon auf dem Tische vor sich liegend.

In einer langen Reihe von Schränken, welche die eine Wand des Gemaches einnahmen, wurde die reichhaltige Garderobe aufbewahrt, deren jährliche Lüftung uns Kindern große Lust gewährte, da sie Kleidungsstücke nach dem verschiedensten Schnitte, wie die wechselnde Mode zweier Jahrhunderte ihn gestaltet hatte, in sich schloß. Besonders erfreuten wir uns an den reichgestickten Hofkleidern, welche bei zwei Kaiserkrönungen in Frankfurt para-

biert hatten, an den bunten Arabesken der Prachtwesten, welche mit verschiedenen Thiergestalten, Vögeln und Vierfüßlern ausgeschmückt waren. Da saßen weiße Häschen im grünen Grase, auf Blüthenkelchen wiegten sich schillernde Vögel, welche nach Schmetterlingen haschten. Alles unvergleichlich schön in Gold und Seide nachgebildet, und dazu die Erzählungen des Oheims, die uns von Frankfurt bis an's Meer, nach dem wunderlichen Holland, führten, wohin er mehrmals gesendet worden, da ein Theil der Grafschaften Jülich und Berg sich durch Heirath an die schwäbische Fürstenfamilie vererbt hatte.

Dem altersgrauen Ansehen des Hauses entsprach auch die innere Einrichtung, das schwere Geräthe von Eichenholz, die Himmelbetten, deren Eines in der oberen Gaststube so geräumig war, daß es eine ganze Familie aufnehmen konnte, und unsern ersten dramatischen Versuchen als Schauplatz diente; dann die Familienbilder in dem Ahnensaal, welche stark nachgedunkelt die schweren Trachten patrizischer Reichsbürger aus dem siebzehnten Jahrhundert darstellten, deren Anblick uns jedesmal einen kleinen Schauer verursachte, besonders da man diesen Raum nur durch das sogenannte Kanzlerzimmer, wo ein sterbender Rittmeister umging, oder durch das Kabinet des Oheims betreten konnte, in welchem er, vor einem großen Krucifix im Halbdunkel, seine Buß- und Betübungen vornahm, und das gewöhnlich uns verschlossen blieb. Am liebsten hielten wir uns in der Gesindestube auf, wo in gemauertem Ofensitz der alte Fidelis seine zahlreichen Mußestunden verträumte, und uns, wenn er gerade bei Laune war, manche Schnurren und Schwänke von seinen Wanderschaften im heiligen römischen Reich erzählte, welche sich bis nach Wien „ins hintere Stüble“ erstreckt hatten, womit man bei uns die Ausschneidereien der Gesellen von der Nadel zu charakterisiren pflegte. Eine Nähterin in der Tischecke ergänzte das Gebiet der Sagen und Märchen und steckte uns die prächtigen Geschichten „gedruckt in diesem Jahr“ zu. So belebte sich in unserer Phantasie allmählig die ganze Umgebung mit spuckhaften Gestalten weißer Jungfrauen, schwarzer Reiter, neckischer Kobolde, welche in Felshöhlen, an Kreuzwegen und in altem Gemäuer ihr Wesen trieben. Besonders die häufigen Irrlichter an den quellenreichen Abhängen des zum Theil versumpften Thalgrundes nahmen im Munde des Volkes die verschiedensten Bildungen an, und schreckten nächtliche Wanderer bald als feurige Männer oder lockten sie als scheinende Fräulein in tückische Altwasser. Dazu kamen noch die häufigen Opfer beim Baden, welche der Fluß alljommerlich forderte, und die natürlich der Nix in den Abgrund gezogen hatte, der in den Wirbeln und Tiefen hauste.

Diese mächtigen Einflüsse des Volksglaubens wurden — begünstigt durch die unruhvollen Kriegsläufte, die zwar nur in Truppendurchmärschen sich kundthaten, welche alle Schauer und Schrecken vor menschenfressenden Kirgisen und Beschkiren mit sich brachten, aber Zeit und Kräfte der Eltern so sehr in Anspruch nahmen, daß wir uns ziemlich selber überlassen blieben — gefördert, während die örtliche Umgebung in ihren mittelalterlichen Umrissen diesen mannigfaltigen Bildern als Hintergrund sich trefflich anpaßte.

Noch seh' ich es vor mir, das Schloß auf hohem Felsen, der nordwärts gegen den Fluß steil abfällt, während an der Mittagsseite das Häusergewirr des Städtchens sich wie schutzsuchend an seinen Fuß schmiegt, und in der ganzen Anlage deutlich zeigt, wie um die alte Veste allmählig eine Niederlassung entstanden war. Der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts überbaute Burgweg behielt seine ursprüngliche Gestaltung in den beiden Thürmen und ihren Verließen, in dem Söller, der die Zugbrücke beherrschte, welche im Laufe der Zeit einer steilen gepflasterten Auffahrt weichen mußte. An beiden Seiten des überwölbten Zuganges ziehen sich bis zu dem zweiten Burgthore feste Räume hin, welche ehedem zu Aufnahme der Reisigen und ihrer Rosse gedient hatten, und später als Gefängnisse benützt wurden. Ein viereckiger Thurm mit mächtigen Fundamenten, aus Bossenquadern, der den ausgedehnten, um ihn angeschossenen Gebäudecomplex überragt, bildete wohl die erste Anlage dieser Felsenwände, welche einen weiten Umkreis des Thalgebietes beherrscht, und durch Feuersignale sich mit anderen befestigten Punkten in Verbindung setzen konnte, welche die Grenzmarken zwischen Römern und Germanen beschützten. Zur andern Seite des Thorbogens lag die Wohnung des Schloßwarts, ein gewölbtes Gemach mit schmalen Fensteröffnungen, das zum Theil in den lebendigen Fels eingesprengt ist.

Ein terrassirter Burghof, von den zu verschiedenen Zeiten und in verschiedener Höhe aufgeführten Bauten umgeben, erhebt sich über der untern Terrasse, an welcher die Behausung des Oheims lag, aus der über Dachböden und halsbrechenden Treppen ein Zugang zu der „Gräfin Garten“ führte, einem feuchten von hohen Bäumen beschatteten Raume, den wir Kinder nie ohne Schauder betraten, wenn auf diesem verbotenen Pfade wir das Schloß erkletterten, wo die alten Diener, welche mit ihrem einsamen Herrn oben hausten, uns freundlich gewähren ließen.

Ausser der großen Staatstreppe in dem neuen Schloßtheile gab es nur Wendelstiegen, um in die dunkeln Hallen zu gelangen, welche zu beiden Seiten mit Wohngelassen besetzt und mit Waidmannstrophäen aller Art ausgeschmückt waren. Unzählige Jagdhunde trieben sich ungestört darin umher; ebenso eine zahme Hirschkuh, welche an der Treppe zur Kapelle ihren Zwinger hatte.

Die Appartements des Fürsten, dessen Lebensweise in allen Theilen wenig von der eines einfachen Landedelmanns verschieden war, zeigten außer einigen lebensgroßen Bildnissen aus dem deutschen Kaiserhause und einer großen Walzenuhr, welche zur Erheiterung der Eingeladenen mozartische Weisen spielte, nichts bemerkenswerthes. Aus dem Tafelzimmer sind mir noch in Holz eingelegte Abbildungen niederländischer Seestädte erinnerlich, und der eingesperrte Speisengeruch, der, mit Süß und Sauer gemischt, den Raum erfüllte, dessen eine Seite durch eine hölzerne Scheidewand dem Tafeldecker und den Spülmägden überlassen war, welche nicht in der reinlichsten Weise darin schalteten.

Die Bildergallerie, aus der einige Stufen in den Rittersaal hinab führten, war einer unserer liebsten Tummelplätze, wo wir in Furcht und Freude im Zwielicht der halbgeschlossenen Blenden, unter den stark nachgedunkelten Bildern umherstreiften. Diese gehörten meist der italienischen und niederländischen Schule an, und enthielten auch viele Stillleben, deren appetitliche kulinarische Darstellungen später den Eingang zum Oratorium in der Stadtkirche, welche durch eine Gallerie mit dem Schlosse

verbunden ist, verzierten, wohin ein bau- und verbesserungslustiger Gewaltiger im Reiche sämmtliche Kunstschätze versetzt hatte.

Der sogenannte Ritter- oder Ahnensaal enthält die Bildnisse aller apokryphischen und in Wahrheit vorhandenen Vorfahren des alten Geschlechtes, dessen Repräsentanten im vorigen Jahrhundert Alle von demselben Maler mit vieler Fertigkeit in mehr als Lebensgröße dargestellt wurden, wobei neben vorhandenen Konterfeyen, Fugger's „Grafen von Tyrol" ihm als Vorbilder gedient zu haben scheinen, deren Stellungen, Rüstungen, vielleicht auch die Gesichter er wiederholte. Reiche Stuckarbeiten und Vergoldungen schmücken die Decke des hohen Raumes, dessen Wände zwischen den Bildern mit Gypsmarmor bekleidet sind. Bei der großen Vorliebe des alten Herrn für alle ausübenden Künstler, welche sich bis auf Kameeltreiber und Bärenführer erstreckte, wurde dieser Prachtsaal manchmal des Winters einer Schauspielerbande eingeräumt, deren mangelhafte Bühnenrequisiten sehr abstachen gegen ihre Umgebung, sich aber durch Hautelissebehänge und Damastdraperien aus dem Gardemeuble vervollständigten, während in den Ritterspielen die schweren Humpen aus dem Schloßkeller sich füllten und die Mahlzeiten in bürgerlichen Rührstücken dampfend aus der Hofküche kamen.

Diese Theaterabende gehörten zu den genußreichsten Momenten in dem Daseyn des guten Herrn, der an aller und jeder Schaustellung sich erfreute und auch unseren kindlichen Versuchen in der Mimik, die wir auf einigen Brettern, über Blöcke gelegt, im Holzstall unternahmen, theilnehmend zusah. Wenn er so dasaß, mitten unter seinen Landeskindern, denen er bei gefülltem Saale freundlich zunickte, oder spähte, ob dieser oder jener Begünstigte, ein Seelsorger oder Schulmeister, auch gewiß von seinem Dorfe hereingekommen war, würde Niemand den Souverain in ihm vermuthet haben, während sein ganzes Aeußere, wie seine Haltung, vollkommen seinem Range entsprach, und für seine edle Abkunft zeugte.

Vor Beginn der Vorstellung mußte jedes Mal über die Einnahme rapportirt werden; auch die persönlichen Verhältnisse der Truppe fanden Beachtung, Zwiste wurden geschlichtet, Engagements geregelt, Hülfsbedürftige unterstützt und Orchester und Beleuchtung gratis verabreicht. Ersteres bestand aus jüngeren Angestellten, Geistlichen, Offizianten, welche bei der Kirchenmusik mitwirkten, und letztere besorgte der fürstliche „Lamptighter" ein säbelbeiniger Invalide aus dem siebenjährigen Kriege „Pfeifenpaule" genannt und Antagonist des Hofzwergs Bartolo, dem der Vorzug wurde, als „lustige Person" auf dem Rüstwagen an den Jagdzügen Theil nehmen zu dürfen, welche alljährlich nach den verschiedenen Landesgegenden stattfanden und Wochenlang in Klöstern und Pfarrhöfen einkehrten.

Außer dem Fürsten, zweien Hofherren, dem Kapellan und der männlichen Dienerschaft wohnten in dem Schlosse eine ältliche Beschließerin und ein paar Hausmägde, welche den weiten Raum spärlich bevölkerten. Nur zur Essensstunde ging es lebhaft zu, gewöhnlich waren Landbeamte oder Geistliche zur Tafel geladen; am Kammertische aßen mit den Offizianten unverheirathete Secretäre und Schreiber, und in der Lakaienstube fand die niedere Dienerschaft, durch das Stallpersonal verstärkt, ihren eigenen Tisch, dessen Abhub in die Töpfe der Armen wanderte, welche täglich in großer Zahl sich einstellten und so viel heimtrugen, daß ganze Familien sich davon ernähren konnten.

Bei unseren Entdeckungszügen über Dachböden und durch Vorrathskammern stießen wir nicht selten auf alterthümliches Gerölle, das gegenwärtig mit Gold aufgewogen würde, verschlossene oder vermauerte Thüren und verlassene Gemächer, durch deren zerklüftete Mauern und Fenster ein scharfer Luftzug eindrang und durch die weiten Kamine pfiff; oder wir stiegen in die unterirdischen Räume hinab, in die sogenannte Hölle unter dem Schloßhofe, wo ehedem bei Belagerungen Gut und Menschen geborgen und an einem Krahn Lebensmittel und andere Vorräthe in die Burg geschafft werden konnten. Als wir einmal in der Nähe des Armensünderstübchens eine Fallthüre aufzogen, machte sich's ein Gefangener, der unten saß, zu Nutzen und wollte entspringen, bis beim Anblick des bärtigen Mannes die schwere Thüre unseren schwachen Händen entglitt und wir voll Schreck uns davon machten.

Vom Schlosse ging es gewöhnlich in das Wildpretgewölbe, unter der Auffahrt, wo zur Jagdzeit, die Edelhirsche mit ihrem mächtigen Geweih, fleckiges Damwild und borstige Keuler abgedeckt und von dem Hofjäger waidgerecht zerlegt wurden; ein Anblick, der uns mit Bedauern erfüllte, wenn wir der schönen Thiere gedachten, die wir so stolz und frei unter dem grünen Laubdach des Parks einherschreiten gesehen. Dieser Thiergarten, in geringer Entfernung von dem Städtchen, dehnte sich meilenweit aus, und war das liebste Ziel unserer Spaziergänge. Er umschloß mehrere Teiche, in deren Geröhricht unzählige Sumpfvögel nisteten, während in der warmen Jahreszeit das Wild hier Bad und Kühlung fand, und bei raschem Aufschrecken, wenn das Rudel aus dem Wasser emporrauschte und die abgedachten Ufer hinanstob, einen wunderschönen Anblick gewährte. Auch gab es weite Grasplätze, wo im Herbste aus versteckten Pavillonen die Kämpfe der feindlichen Anführer beobachtet werden konnten. Eine eigene Umhägung schloß das Schwarzwild ein, das zu regelmäßiger Stunde gefüttert wurde und sich vorsichtig spähend und schnuppernd durch die Fallgatter drängte, die zu den Futtertrögen führten. Hier stand ein Jagdschirm, dessen Treppe und Fußboden dicht mit Moos belegt waren, damit die scheuen Thiere, deren Ankunft wir in athemloser Stille abwarteten, nicht durch unzeitiges Geräusch verstört wurden. Auch außerhalb des Parkes gab es damals noch in den zusammenhängenden Forsten vieles Hochwild, das in kalten Wintern sich bis an die Hausgärten heranwagte, und den Obstbäumen Schaden that, und Hasen und Rehe sprangen des Sommers aus jedem Busch auf.

Zigeuner und Landfahrer, welche häufig die Gegend durchstrichen, deren Wechsel ihnen der dreifachen Gebirgsgrenze wegen bequem waren, stellten dem Wilde fleißig nach, doch hatten sie's mehr mit der niedern Jagd zu thun, und begnügten sich Sprenkel und Schlingen zu legen. Die Feuerstellen ihrer Lager zeigten sich zu jeder Zeit in einer Felsschlucht nahe am Städtchen; alles Gesindel, besonders die in den Kriegsläuften häufigen Ausreißer, fanden bei ihnen eine Zuflucht, und mancher, der Jahre lang verschollen war, wurde mit solchen Banden irgendwo aufgehoben und eingeliefert. Der Transport dieser Gefangenen war stets ein Ereigniß, dem das halbe Städtchen nachlief, und auch wir Kinder nahmen unsern Antheil daran, wenn die Sträf-

linge im spanischen Mantel, einem hölzernen tonnenähnlichen Gehäuse, das ihnen auf die Schultern drückte, auf Onkels „Hof“ umherspazierten, oder die Weiber in die „Geige“ gespannt mit niedergeschlagenen Augen vor dem großen Treppenthurme stehen mußten, der zu der Amtsstube führte, welche durch eine Thüre mit des Oheims Wohnung verbunden war.

Dieser Hof, der im Frühling zuerst schneefrei wurde, diente der gesammten Schuljugend zum Sammelplatz, wenn Vakanz gegeben wurde, was während der Feldarbeit häufig geschah. Rings umher lagen die Werkstätten des Hofküfers, Hofschmieds, Hofwagners und Sattlers, wo es stets etwas zu schauen und zu hantiren gab, und Reife zum Treiben, und Nietnägel für die Bolze rc. zu erhaschen waren. Auch die Nähe der Kirche war erwünscht, um den Meßner bei dem häufigen Läuten in der Charwoche an der Rätsche zu unterstützen, deren hölzernes Triebwerk in dieser stillen Zeit, wenn die Glocken verstummt sind, die Andächtigen zur Messe ruft. Am liebsten halfen wir ihm beim Hostienbacken, ein Geschäft, das der wohlbehäbige Mann stets mit einer gewissen Würde und Feierlichkeit unternahm, und uns die Abfälle und verunglückten Exemplare seines Kunstgebäcks zukommen ließ. So lernten wir in dem Verkehr mit den subalternen Dienern der Kirche bald den ganzen Messedienst auswendig und hätten die Ministranten ersetzen können, welche an hohen Festtagen in ihren weißen Chorhemden mit den rothen oder blauen Krägchen, einen Kranz von Silberflittern auf dem Haar, uns wie Wesen aus einer höheren Welt vorkamen, und nicht wie die wilden Gassenjungen, die sie wirklich waren.

Als Beamtenkinder, einer bevorzugten Klasse angehörig, waren wir von dem Besuch der Stadtschule befreit, und genossen den Unterricht eines räthselhaften, etwas landstreicherischen Menschen, dessen wahre Heimath Niemand kannte, und der mit einer sehr unschönen Genossin, die er entführt haben sollte, sich als französischer Sprachmeister in dem Städtchen einnistete.

Monsieur Bosch war sehr redselig, wußte sich in seinem norddeutschen Dialekte gewandt auszudrücken, besaß neben einer wunderschönen Handschrift gerade so viel Kenntnisse, um uns von Allem einige Begriffe beizubringen, lehrte uns nach der Meidinger'schen Grammatik mit häßlichster Aussprache einiges Französisch, gab Religionsstunde, ein Beweis, wie vorurtheilsfrei damals die Katholiken dachten, bis der Ortsgeistliche uns zu Beichte und Abendmahl vorbereitete. Wenn daheim gewaschen oder gescheuert wurde, schickte man uns in seine Wohnung, wo in der geräumigen Lehrstube Singvögel aller Art auf hohen Tannenbäumchen in den Ecken nisteten, und Eichhörnchen und Meerschweine unsere Aufmerksamkeit von den Büchern abzogen. „Musje Maitre“ wie er im Munde des Volks genannt wurde, hatte sich bald einen weiten Kreis der Wirksamkeit als Winkeladvokat, Arzneikundiger, Gelegenheitspoet und Festordner geschaffen, half auch beim Theater aus, nahm an Fastnachtstänzen, Hochzeitschmäusen und Kindstaufen Theil und wurde zu den Honoratioren gezählt, mit denen er, ihrer Kinder wegen, viel verkehrte.

Unser alter Zeichnenlehrer, der seine Studien in einem Kloster in Oesterreich gemacht hatte, seines Stammelns wegen aber die Weihen nicht erhalten konnte, war der entschiedene Gegner dieses neumodischen Lutheraners, dessen lückenhafte Unterweisungen in Geschichte und Geographie von ihm durch bildliche und mündliche Belehrung ergänzt wurden. Der Alte, eine hagere ernste Gestalt mit rother Stutzperücke, stets in braun oder grau gekleidet, hauste mit einer betagten Dienerin, welche sein Schlafzimmer nie betreten durfte, in einem Thurme an der Stadtmauer, ganz mit seiner Kunst beschäftigt, die uns mit Ehrfurcht erfüllte, wenn bei Ausmalung eines Altarbildes wir die Farben rieben und so unser bescheidenes Theil zu dem frommen Werke beizutragen vermochten. Seine Belesenheit, seine Kenntniß der Chronik des Landes und seines Fürstenhauses, ließen manche Erinnerung in unseren kindlichen Gemüthern zurück, die wir erst in späterer Zeit, als der würdige Mann längst nicht mehr unter den Lebenden wandelte, in ihrem wahren Werth schätzen lernten, und die Früchte seines Unterrichtes, die wir in der kalten Stube mit erfrornen Fingern erkaufen mußten, waren nutzbringender für unsere wissenschaftliche als künstlerische Ausbildung.

Der ehemalige Tafeldecker eines Prälaten, wohlbestallter Kantor an der Stadtkirche, gab uns Musikstunde, und zwar gerade zu der Zeit, wann der behagliche Mann sein Mittagsschläfchen zu halten pflegte. Um dieses möglichst zu befördern, brachten wir gewöhnlich etwas Süßes von unserm Dessert mit, woran er sich in den Schlummer kaute. Anstatt nun das Klavier „zu schlagen“, anders konnten unsere melodischen Uebungen nicht bezeichnet werden, trieben wir tausend Possen, lasen in alten Legenden, ließen uns von der Frau Kantorin etwas erzählen, oder halfen im Haushalt, beim Spinnen und Weben, bis die Schlummergeister wichen und der Alte wieder den Takt nickte. In umgekehrtem Verhältniß, wie es derzeit im Schwang ist, wo zwar die Finger, weniger aber die Augen geübt werden, lernten wir mit großer Fertigkeit Noten ablesen, und ohne Rücksicht auf Takt und Fingersatz — der kleine Finger durfte nie die Tasten berühren, — unsere Stücklein ableiern; auch der Gesang ließ Manches zu wünschen übrig und unterschied sich wenig von den Naturlauten der Grasmädchen und Gänsehüterinnen, welche unter Gottes freiem Himmel ihre Wechsellieder anstimmten.

So genügten drei Lehrstunden des Tages, uns in den Vorhof des Wissens einzuführen, das durch unmittelbare Anschauungen in Feld und Wald, das Umherstöbern in vergessenen Bücherschätzen, welche, während der bewegten Kriegeszeit, daheim und in befreundeten Häusern, verstaubt und unbenützt in unbewohnten Räumen aufgespeichert waren, sich ausweitete, und Sehnsucht erweckte nach einer Welt, die hinauslag über den engen Horizont, der unsere Jugendjahre beschränkte.

Hariri und Rückert oder Ost und West.

Ihr großen Geister, — ihr kundigen Meister! — wo ist ein so dreister, — gelehrter und gereister, — an Witz nicht lahmer und feister, — in Rußlands Eise nicht eingeeister, — noch von deutschen Kreisen eingekreister, — wo ist ein so tapferer Held, — der gegen euch hielte das Feld, — der mit solchen Rittern — ohne Erzittern, — ohne Wanken — träte in die Schranken? — Wo sind die gottgesandten Dichter, — die sprachgewandten Richter, — die geistverwandten Lichter, — die nach euch noch

könnten dichten, — Worte von einander sichten, — Räthsel zusammenschichten, — Streitfragen schlichten? — die nach euch noch könnten gelten, — die würdig wären, zu loben oder zu schelten, — die bei euch wohnen dürften in euren Zelten, — oder mit euch traben durch die Welten? — Die mit euch könnten reimen und leimen, — mit euch reiten und streiten, — mit euch fechten und rechten, — mit euch ringen im singen und klingen, — gleich euch Verse zusammenjochen, — allerlei zusammenbrauen und kochen, — und Jedem standhalten und pochen? — Ja, wo eure Feuer glühen — und Funken sprühen, — wo eure Geistesblüthen blühen — und Früchte reifen, die späten und frühen, — da ist vergeblich ferneres Mühen! — Bei euch ist Anstand und Wohlstand — vom Einstand bis zum Ausstand, — bei euch ist Gleichklang und Wohlklang — im Anklang und Ausklang! — Wie herrlich geht es vom Anfang — in immer neuer Gedanken Andrang, — in immer neuer Worte Fortgang — vom Eingang bis zum Ausgang! — Wie ist euer Held so geschickt zu jeder Sendung, — im Auftreten voll Blendung, — gewandt in jeder Wendung und Endung, — voll spitziger Einleitungen — und witziger Einkleidungen, — mit zierlichen Verhüllungen — mit reichlichen Ausfüllungen — und spaßhaften Enthüllungen! — Da hüpfen die Wortspiele wie Windspiele, — und das Redewerk geht wie das Räderwerk der Mühle! — Eure Worte gleichen rundum rollenden Rädern, — kühn gekoppelten Ketten, — lustig laufenden Leitern; — sie sind schön gewundene Schnecken und schnelle Schnacken, — frei hinfliegende Vögel, — frisch hinschwimmende Fische, — glatt hingleitende Aale; — da lächeln laue Lüftchen, — es wehen wirbelnde Winde, — und sausen stoßende Stürme; — da brechen hervor die Bäche — und fließen die Fluthen, — es steigen die Ströme, — es mehren sich Meere, — es wogen die Wellen und wallen die Wogen! — —

Hariri und Rückert, ein seltener Bund! — er möge bestehen stets heil und gesund! — Des glühenden Arabiens freier Kampfgenosse, — und des denkenden Germaniens gelehrter Sprosse; — der durch Wüsten trabt auf Kameelen, — und der auf dem Katheder steht in den Hörsäälen; — der nächtlich Reden stickt bei dem Zeltpflock, — und der nächtlich studirt vor dem Pult auf dem Sitzbock, — nochmals Heil eurem Bunde, — weithin schalle von euch die Kunde — von Munde zu Munde! — Was der Sohn der Wüste sah in luftigen Spiegelungen, — das trug herüber zu Deutschlands duftigen Dämmerungen — der Deutsche, der gelehrte, — der Lehrer, der geehrte, — der gut bewahrte und bewährte; — er brachte des Ostens hellen Strahl — in des Westens düstern Saal. — — So fechtet ihr nun in Witzen — mit den Reden, den spitzen, — gleich zündenden Blitzen; — und der Hörer, gut gelaunt — und höchlich erstaunt — weiß kaum, wem er den Preis soll reichen, — dem ersten Erfinder dem kunstreichen, — oder dem zweiten Begründer, dem an Ruhm ihm gleichen. — —

In andern Wettkampf aber sind verwickelt — die Völker, die in der Welt zerstreut sind und zerstückelt; — im Westen und Osten — die Gluthen glosten; — weh dem, der die Asche gerührt — und die Flamme geschürt! — Ja, soll der Nacht ein neues Licht entflammen, — so müssen Ost und West zusammenflammen, — zerhauen den Knäuel der babylonischen Sprachverwirrung, — und entblößen die Greuel der diplomatischen Sachverwirrung, — daß nicht länger daure die allgemeine Verirrung, — falsche Vorstellung, — heuchlerische Verstellung, — böswillige Entstellung, — lügnerische Darstellung, — verkehrte Aufstellung, — daß endlich komme Aufhellung — für die blöden und einfältigen, — wie für die spröden und zwiefältigen, — daß man die Unterdrücker hemme, — und gegen die sich kräftig stemme, — welche sich schwer an den Völkern versündigen, — sie werfen zu den Unmündigen, — und Frieden verkündigen, — weil sie nicht wollen kriegen und siegen, — sondern auf der Bärenhaut liegen, — und der Knute sich schmiegen! — —

Doch wohin braust mir das arabische Pferd, — und wohin saust das damascenische Schwert? — Helft, ihr Meister, dem Lehrling zurecht, — und fechtet ihm aus das scharfe Gefecht, — daß zum Schluß die Gedanken sich abrunden, — einen Zweck bekunden, — und ein Sinn drinn werde gefunden.

Ost und West und Süd und Norden lagen
Ruhig träumend schon seit alten Tagen
Bei einander friedlich und gemächlich,
Wußten nichts von herben Kriegesplagen.
Plötzlich flammt des Nordlichts blut'ge Färbung,
Seine Zacken sieht man drohend ragen.
Wollt ihr Krieg, so habt ihn! spricht der Türke;
Gott ist groß, er wird uns mächtig tragen.
Wollt ihr Krieg, so habt ihn! spricht der Franke;
Mit ihm will es Albion auch wagen.
Der Germane aber schlafend zaudert,
Muß die Augen reiben, lang noch fragen,
Ob das Wild, von dem sein Land durchwühlt ist,
Er mit gutem Recht' auch dürf' erschlagen?
Ob man's übel nicht ihm deuten konnte,
Wollt auch er mitthun beim großen Jagen.
Thät' er es, es könnten ihm am Herzen
Nachher die Gewissensscrupel nagen.
Und doch ruft der Zeiten Drang vernehmlich,
Wollt ihr Frieden, müßt ihr euch drum schlagen,
Müßt um euer gutes Recht euch wehren,
Und nicht stets nur schreiben, reden, klagen!
Wollt ihr beßre Zeit, ihr müßt sie schaffen,
Denn des Friedens werden sich nicht freuen
Die nur immer Friede! Friede! sagen;
Und zum Ziel, wo die Oliven winken
Führt allein des Muthes Feuerwagen. **K.**

Casanova's Flucht aus den Staatsgefängnissen Venedigs.

Das Sprichwort sagt: „Noth lehrt Künste," „Noth lehrt beten," „Noth bricht Eisen," „Noth ist die Mutter aller Erfindungen," und das Sprichwort hat hierin wie immer Recht. Es ist merkwürdig zu beobachten, wie gewaltig der menschliche Erfindungsgeist gespornt und angeregt wird vom Drange der Selbsterhaltung und von der Liebe zur Freiheit bei Gefangenen, wie wir dieß in den berühmt gewordenen Fluchtversuchen von Friedrich von der Trenck, von La Tude, von Lavalette u. A. m. sehen. An die Beweise von seltenem, unerschöpflichem Scharfsinn und unermüdlicher Ausdauer, welche die genannten Männer gegeben haben

reiht sich auch die Befreiung des Venezianers Giovanni Giacomo Casanova aus dem Staatsgefängnisse seiner Vaterstadt an, deren Geschichte wir in Nachstehendem unseren Lesern erzählen wollen.

Casanova war ein Venezianer, geb. daselbst im Jahr 1725. Sein eigentlicher Name ist Giovanni Giacomo (Joh. Jakob), den Beinamen „de Seingalt" hat er sich später selbst beigelegt, ohne hierauf ein Recht nachweisen zu können, wie denn auch seine Abstammung von dem alten spanischen Hause Palafox, deren er sich rühmte, erst noch erwiesen werden soll. Ein Mann von seltener Bildung, Intelligenz und muntrem Witze, hatte er von diesen edlen Gaben der Natur doch einen herzlich schlechten Gebrauch gemacht, indem er sie nur dazu verwandte, in seinen Denkwürdigkeiten ein Leben lockerer Wollust und grundsatzloser Liederlichkeit zu schildern, welches dem ehrenhaften Leser oft die Schamröthe in die Wangen treiben muß. Man hat ihn daher nicht mit Unrecht den „Gilblas des achtzehnten Jahrhunderts" genannt. Seine Denkwürdigkeiten liefern ein trauriges Zeugniß für die Sittenverderbniß seiner Zeit und für die Freimüthigkeit, womit man sich in seiner Libertinage zu gefallen und mit derselben zu brüsten pflegte, und der Hang zur Ausführung und Darstellung obscöner und sittenloser Streiche und Situationen darf ihm daher auch nicht allzuhoch angerechnet werden, denn er war damals Modesache. Unsere Leser aber sollen ihn in nachstehender Schilderung nicht von dieser tadelnswerthesten Seite seines Charakters kennen lernen.

Mag die Familie, welcher er angehört, nun von altem Adel seyn oder nicht, so war sie jedenfalls reich an Talenten. Sein älterer und sein jüngerer Bruder, Giovanni und Francesco, waren sehr tüchtige Maler, und haben sich in Deutschland berühmt gemacht durch ihre Leistungen. Giovanni starb in Dresden als Professor an der dortigen Akademie, Francesco in Brühl bei Wien. Auch unser Giovan Giacomo zeigte schon sehr frühe glänzende Gaben und ungewöhnliche Fortschritte im Lernen; auf der Universität Padua war er einer der ausgezeichnetsten Studenten, und man prophezeite ihm eine große Zukunft. Sein Witz und seine Unterhaltungsgabe machten ihn unter den Patriziern seiner Vaterstadt zu einem gern gesehenen Gaste. Allein Witz ist eine sehr gefährliche Waffe, welche gar häufig seine Spitze gegen Denjenigen kehrt, der sie führt. Er war für den geistlichen Stand bestimmt, worin er es sicher weit gebracht haben würde, allein seine beißenden Ausfälle gegen einflußreiche Personen und seine verliebten Intriguen nöthigten ihn, seine geistliche Laufbahn aufzugeben, und zogen ihm sogar Kerkerhaft zu. Er ward übrigens bald wieder frei gelassen und schiffte sich 1743 nach Konstantinopel ein, wo er die Bekanntschaft des berühmten Abenteurers Grafen Bonneval machte. Händel, welche er in Korfu bekommen, nöthigten ihn zur Rückkehr nach Venedig, und er brachte sich hier eine Zeit lang als Violinspieler leidlich durch. Durch ein glückliches Ungefähr gewann er sich die Freundschaft eines reichen mächtigen Venezianers; er war nämlich eines Tages zufällig dabei, als der Senator Bragadino von einem Schlage befallen wurde, verbot entschieden die Anwendung der Arzeneien, welche die Aerzte dem Kranken reichen wollten, und es gelang ihm durch seine eigene Geschicklichkeit demselben das Leben zu retten. Aus Dankbarkeit nahm ihn Bragadino in sein Haus auf und hielt ihn von da an beinahe wie einen eigenen Sohn. Allein Casanova's Hang zur Ausschweifung stand seinem dauernden Glück im Wege, und er mußte von Neuem seine Vaterstadt verlassen. Er wanderte nun als Abenteurer durch den größten Theil von Italien von Stadt zu Stadt, besuchte alsdann die großen Hauptstädte, namentlich Paris, und theilte seine Zeit nur zwischen Spiel und Weibern.

Allein eine derartige Lebensweise führt nie zu einem guten Ziele, und so kam es denn, daß er bald nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt 1755, wo ihm seine glänzende Unterhaltungsgabe eine zuvorkommende Aufnahme verschafft hatten, auf's Neue in Konflikte mit den strengen Behörden der Republik gerieth. Hätte schon sein lockeres sittenloses Treiben, dessen er sich selber rühmt, Argwöhnung und Anfeindung erweckt, so erwuchsen ihm noch mehr Feinde durch seinen herzlosen beißenden Witz, der Niemanden schonte, und durch seine galanten Abenteuer, die ihm manchen Mann einer lockern Frau zum erbitterten Gegner machten. Einer derselben, zufällig einer der Staatsinquisitoren, beschloß sich an ihm zu rächen und denunzirte ihn als staatsgefährlichen Aufwiegler. Falsche Zeugen waren damals in Venedig leicht zu bekommen, und so wurden ihm deren drei gegenüber gestellt, welche in ihren Aussagen ein klein wenig Wahrheit mit sehr viel Lüge und abgeschmackter Erfindung vermengten. Sie beschworen, daß Casanova an Fasttagen Fleisch esse und nur um die Musik zu hören in die Messe gehe, was wohl ziemlich gegründet seyn mochte; sie beschworen ferner: er stehe im Bunde mit den gefürchteten Freimaurern, er erlange die großen Summen, welche er im Spiele verliere, durch den Verrath der Staatsgeheimnisse der Republik, die er den ihm befreundeten Patriziern ablocke, um sie an die fremden Gesandten zu verkaufen; er treibe Magie und Kabbala und bete den Teufel an, weßhalb man ihn auch niemals auf den Teufel schimpfen höre, wenn er Unglück im Spiel habe, wie doch jeder gute Christ thue.

Am Morgen des 25. Juli 1755 trat der Chef der venezianischen Polizei in Casanova's Wohnung, weckte ihn aus dem Schlafe, verlangte ihm seine Bücher und Papiere ab und gebot dem erstaunten Gefangenen, sogleich aufzustehen und mit ihm zu kommen. Als er erfuhr, daß er auf Befehl des Tribunals der Staats-Inquisition verhaftet war, verließ ihn bei Erwähnung des gefürchteten Gerichts selbstgeständigermaßen sein gewöhnlicher Muth, und er ergab sich willenlos in sein Geschick. Während nun der Beamte seine Bücher und Papiere in Beschlag nahm, ließ sich Casanova frisiren und legte dann ein seidenes Kleid an, gerade als ob er zum Ball gehen sollte, anstatt in einen Kerker. Als man all seine Bücher und Manuskripte, worunter auch seine kabbalistischen, zusammengepackt hatte, verließ er seine Wohnung im Geleite des Polizeichefs, und war nicht wenig erstaunt zu sehen, daß mehr als dreißig Polizeischergen ihn erwarteten, worüber er bemerkte: „Ist es nicht außerordentlich, daß in England, dessen Bewohnern der Muth doch angeboren ist, ein einziger Mann für hinreichend gilt, um einen andern zu verhaften, während in meiner Heimath, wo die Feigheit ihr Vaterland aufgeschlagen hat, zu diesem Zweck dreißig für nöthig erachtet werden? Vermuthlich ist aber eine Memme noch feiger, wenn sie angreift, als wenn sie angegriffen wird, und dieß macht den Angegriffenen kühner, wie es denn in Venedig thatsächlich vorkommt, daß man Einen Mann sich gegen zwanzig Sbirren zur Wehre setzen sieht, die er tüchtig durchprügelt und denen er dann doch entkommt."

Der Polizeichef behielt übrigens nur vier von den Sbirren bei sich, nahm den Verhafteten in seiner Gondel mit in seine eigene Wohnung und schloß ihn in ein Zimmer ein, wo er ihn vier Stunden lang ließ. Als er wieder zurückkehrte, eröffnete er Casanova, er müsse ihn nach den Camerotti bringen, d. h. nach den Gefangenenzellen, welche unmittelbar unter dem bleiernen Dach des Staatsgefängnisses liegen und daher zuweilen auch die Bleikammern genannt werden. Das Staatsgefängniß lag dem Dogenpalast gegenüber, an dem Kanal, welcher Rio di Palazzo heißt, und war mit demselben durch zwei bedeckte Brücken verbunden, welche man dem Fremden in Venedig noch heute unter dem Namen der „Seufzerbrücke" zeigt.

An seinem Bestimmungsort angelangt, ward Casanova dem Secretär der Inquisitoren übergeben, welcher blos einen Blick auf ihn warf und dann sagte: „Er ist es; verwahret ihn gut!" Man brachte ihn nun in eine schmutzige Bodenkammer, die ungefähr sechs Schritte lang und zwei Schritte breit war und ihr Licht durch ein Loch im Dache erhielt. Er vermuthete, er würde hier eingesperrt werden; allein er sollte nicht so leicht davon kommen; vielmehr zog der Schließer einen großen Schlüssel hervor und steckte ihn in eine starke eisenbeschlagene Thür von ungefähr viertehalb Fuß Höhe, in deren Mitte ein vergittertes Loch von acht Zoll in's Gevierte angebracht war. Während der Kerkermeister sich bemühte, diese Thür zu öffnen, heftete sich die Aufmerksamkeit des Gefangenen auf eine eigenthümliche eiserne Maschine, welche in der Wand befestigt war, und fragte nach deren Zweck. Man erwiderte ihm in sehr leichtfertigem Tone lachend: es seye ein Instrument nach der Art der spanischen Garotte, um diejenigen zu erdrosseln, welche von den erlauchten Staatsinquisitoren zum Tode verurtheilt würden. Nachdem man ihm diese tröstliche Erläuterung gegeben, stieß man ihn in seine Zelle hinein, die er nicht anders betreten konnte, als indem er sich beinahe auf die Hälfte zusammendrückte. Die Thüre ward hinter ihm verschlossen und verriegelt und man fragte ihn durch das Gitter hindurch, was er zu essen wünsche. Der unerwartete Unfall, welcher ihn betroffen, hatte ihm übrigens allen Appetit benommen und ihn verstimmt, weßhalb er mürrisch erwiderte, er habe noch nicht darüber nachgedacht, was er haben wollte. Man wiederholte die Frage nicht mehr, sondern ließ ihn allein, und er hörte den Kerkermeister Thüre um Thüre verschließen, und lehnte sich nun betroffen und in düstrem Nachdenken an das Gitter.

Als er sich von der ersten Bestürzung einigermaßen erholt hatte, begann Casanova seinen Kerker näher zu untersuchen. Derselbe war so niedrig, daß er sich bücken mußte, wenn er in demselben vorwärts tappen wollte. Das Gelaß hatte weder Bett, noch Stuhl, noch Tisch, sondern nur eine Art Sims, auf welchem er seinen seidenen Mantel, Federhut und übrigen Putz ablegen konnte, welchen er so zur Unzeit angelegt hatte. Das Gemach war beinahe in düstere Finsterniß gehüllt. Zwar war vornen ein Fenster oder vielmehr eine blose Oeffnung von 2 Fuß in's Gevierte angebracht, allein auf scharfsinnige Weise so angelegt, daß sie nur möglichst wenig Licht zuließ. Sie war nämlich nicht nur mit dicken Eisenstangen vergittert, sondern unmittelbar darüber befand sich ein Balken von $1\frac{1}{2}$ Fuß Durchmesser, der über die Oeffnung auf dem Dache hinlief.

Die Hitze wurde nun so unerträglich, daß sie Casanova an das Gitter in der Thüre hintrieb, wo er auch nur dadurch ausruhen konnte, daß er sich auf seine Ellenbogen stützte. Von diesem Guckloche konnte er ganze Schwärme von Ratten erblicken, die in der Größe von Kaninchen auf dem Bodenraume herumsprangen und sogar hart bis an's Gitter herkamen. Dieser Anblick machte ihn schaudern, denn er hegte von jeher einen heftigen Eckel gegen Ratten und er schloß daher hastig das Schiebfenster. Stunde um Stunde verging und Niemand kam herauf, um nach ihm zu sehen. Er begann das ganze Elend seiner Einsamkeit zu fühlen, und wenn er auch nicht gerade Eßlust verspürte, so schmerzte ihn doch die Fahrlässigkeit, in welcher man ihn noch ohne Nahrung gelassen hatte; je mehr sich der Tag zu Ende neigte, desto höher stieg seine Erbitterung, die beinahe an Wahnsinn gränzte. Er heulte, stampfte, fluchte schon beinahe mehr als eine Stunde lang. Aber man nahm nicht die mindeste Notiz von ihm. Endlich als es schon stockfinster geworden war, band er sich sein Taschentuch um den Kopf und streckte sich der Länge nach auf dem Boden aus. Hier lag er einige Zeit, und tausenderlei wirre Gedanken und Empfindungen zogen ihm durch den Kopf, bis ihn der Schlaf in willkommene Vergessenheit senkte.

Als er drei Stunden lang geschlafen hatte, weckte ihn der Schlag der Mitternachtsglocke. Er tappte im Finstern mit der Hand nach seinem Taschentuche und berührte dabei eine andere Hand, welche starr und eiskalt war. Das Haar stand ihm zu Berge, die Furcht lähmte all seine geistigen Fähigkeiten und einige Minuten lang konnte er sich nicht rühren. Nachdem er sich wieder etwas erholt, wähnte er, seine Phantasie habe ihm einen Possen gespielt und er reckte seine Hand nochmals aus, allein abermals fühlte er die kalte starre Hand in seiner Nähe und kam auf die Vermuthung, man habe während seines Schlafes eine Leiche neben ihn gelegt. Als er endlich zum drittenmal seine Hand ausstreckte, um sich von der Richtigkeit seiner Vermuthung zu überzeugen, und bei dieser Gelegenheit seinen linken Arm bewegte, ward er inne, daß er nur über seine eigene Hand erschrocken war, die sich deßhalb so kalt und starr anfühlte, weil er einige Stunden auf ihr gelegen hatte.

(Schluß folgt.)

Chronik aus Paris.

5. Salon und Theater.

April 1860.

Für wen schreibt die „Pariser Zeitung"? — Ein französisches Blatt in deutscher Vermummung — Der Brennpunkt aller anderen französischer Sittenstudien — Wie man heutzutage die „Liebe" malt — Octave Feuillet's Lustspiel: la Tentation am Vaudeville — Cleopatra's Liebe.

Jedesmal, wenn ich vor dem Schaufenster einer Verlagshandlung oder vor einem Zeitungsverkaufe stehen bleibe, wenn ich auf dem Paradetisch die Myriaden von soeben erschienenen Romanen vollkommen unbekannter Größen, die immer wechselnden Namen jüngst aufgetauchter Blätter prangen sehe, frage ich mich unwillkürlich — vielleicht wie der Schwindsüchtige, dem die Schwindsucht seines Nachbars Kummer bereitet, und der nicht ahnt, daß er selbst davon behaftet ist — wer wohl in unserm so beschäftigten Jahrhundert Zeit und Lust dazu habe, jene Schriften, oft Erzeugnisse so mancher schlaflosen Nacht, oft sogar die vermeintlich in Erfüllung gegangene Hoffnung jahrelangen Strebens,

und fast immer schließlich nur Makulatur, ganz oberflächlich zu überlesen? was die armen Autoren mit ihrer Arbeit, die nicht einmal den Vortheil des materiellen Lohnes, des Geldverdienstes, für sich haben kann, und noch weniger auf Anerkennung der dankbaren Nachwelt rechnen darf, wohl eigentlich bezwecken?

Denn, wenn auch gewisse Sittenstudien — aus den Loretten-schichten und darunter, scandalöse Memoiren in Romanform, Raub-mord- und Gespenstergeschichten, in dem so ausgebreiteten, und doch so beschränkten Kreise neu ausgebrüteter Gymnasiasten und sentimentaler Stubenmädchen, ein günstiges Publikum und Absatz finden, und auf diese Art ihre Existenz, ohne zu entschuldigen, wenigstens erklären, bleibt doch die Existenz der Unzahl von Bummelblättern — literarische Wespen ohne Stachel, die um alles summend herumschwirren und mit dem besten Willen nicht verwunden können — meinem schwachen königlichen preußischen Unterthanenverstande ein unlösbares Räthsel. Der »Figaro« verfolgt zwar auch die Tendenzen des „petit journal", hat aber sonst mit seinen Brüdern nicht die geringste Gemeinschaft. Er hat unter de Villemessant's Leitung fast alle witzigen, scharfen, geistreichen Literaten nach und nach als Mitarbeiter anzuwerben gewußt, und Leute, wie Karr, Méry, About, Villemot, Jouvin u. A. mußten das Blatt meilenweit über das Niveau erheben, das die anderen petits journaux so gern erreichen möchten; kurz und gut, der Figaro zählt heute zu einem der bedeutendsten und verbreitetsten Blättern der französischen Presse, eine jede Nummer von ihm macht die Runde durch ganz Paris, und seine bissige, schonungslose Satyre wird von jedem aufkeimenden Talente mit Recht gefürchtet. Aber außer ihm können alle andern kleinen Journale als nicht vorhanden, als Null betrachtet werden.

Was soll man nun gar davon denken, wenn ein solches unnützes Blatt hier in deutscher Sprache erscheint? Was soll man von der Pariser Zeitung halten, die weder Sauce noch Fisch, weder ernst noch komisch ist, deren träge Plumpheit hinter der behenden Leichtfüßigkeit der französischen kleinen Journale, in unberechenbaren Entfernungen, zurückbleibt, und die andererseits nicht eine einzige Eigenschaft besitzt, durch die sie einen Vorsprung zu nehmen im Stande wäre? wozu dient dieß Blatt, das weder deutsche Interessen in Frankreich, noch französische in Deutschland vertritt, das weder in uns Deutschen in Paris eine gewisse Anhänglichkeit an unser Vaterland anzuregen sucht, noch den Deutschen in Deutschland einen Begriff vom Schaffen und Treiben ihrer entfernten Landsleute zu geben vermag, das weder Fremden ein Mentor, noch Einheimischen ein Bekannter ist? Für wen duftet dieß liebliche Kohlblatt, klägliches Kind aus den dunkeln Quergäßchen der Literatur, in die sich selten ein Sonnenstrahl des gesunden Menschenverstandes verliert? Was bezweckt man mit einer Zeitung, die von Deutschen nicht gelesen und von den Franzosen — wohl ihnen! — nicht verstanden wird?

Wenn nicht die Herren Redakteure, ihre Zeitung so componiren, wie Liebhaber Waldhornblasen, ich meine zu ihrer eigenen Selbstbefriedigung, und zum Entsetzen feindlicher Nachbarn; wenn ihre centnerschwere Komik — ein wahrhaftes memento mori — nicht die Ausgeburt jenes, der Mittelmäßigkeit und Beschränktheit fast immer angehörigen Uebels — der unwiderstehlichen Schreibsucht ist, sehe ich in der »Pariser Zeitung« nichts Anderes, als den glänzendsten Beweis dafür, daß es der schlaffsten und nichtssagendsten Feder gelingen kann, allwöchentlich acht Druckseiten zu füllen, edles Streben, für das man nicht genug anerkennende Worte finden kann!

Man hat sich lange Zeit den Kopf zerbrochen, wer eigentlich diese vermummten Kämpfer wider den heiligen Geist wären, da fast alle im Hauptblatt, wie im Feuilleton strahlenden Artikel anonym, unter den verantwortlichen und schützenden Fittichen eines jungen, sehr liebenswürdigen Franzosen, Ex-Redakteur des »Gaulois«, erscheinen — die öffentliche Meinung schwankte zwischen einem Damenschneider und Handschuhmacher: ich bin nicht im Stande Ihnen Näheres darüber mitzutheilen.

Sie werden mich vielleicht nach dem, was ich von der P. Z. gesagt, für strenger halten, als ich wirklich bin, aber bedenken Sie gefälligst, daß ich, als man mir sagte, in Paris — wo Hartmann, Pfau, Kalisch u. s. w. leben — habe sich eine deutsche Zeitung gebildet, etwas Anderes erwarten mußte, als das, was uns die »Pariser Z.« auftischt. Wollen Sie Beweise? Da liegt die letzte Nummer vom 21. April gerade vor mir, — ich schlage das Blatt auf und stolpere beim ersten Einblick über folgende Construction: »Friedrich Gerstäcker, der Vielgereiste, bereitet jetzt wieder eine Wanderung, die dritte, nach Amerika anzutreten, sich vor.« Ist das Deutsch? oder ist das centralamerikanische Lokalfarbe? — Zwei Zeilen tiefer: „nun sehnt er sich wieder hinaus in die Welt, die ihm eine zweite Heimath geworden, und doch so groß ist, daß sie niemand noch ganz ermessen konnte«!! I! sehn Sie mal! was Sie sagen?! Sind Sie, unbekannter, sehr geschätzter Herr Verfasser, ganz allein auf den kühnen Gedanken gekommen »die Welt ist so groß, daß sie niemand noch ganz ermessen konnte«. Ich empfehle diesen ebenso verwegenen als unerwarteten Kernspruch der Redaktion der »Erheiterungen« als Aphorismen für eine der nächsten Nummern.

Ich hatte mir vorgenommen, zehn Zeilen über die Pariser Zeitung zu schreiben, aber der Appetit kommt beim Essen; bitte, lassen Sie mich noch etwas tiefer in's Gebüsch gehen, lassen Sie mich die Geschichte gänzlich beseitigen, ich verspreche Ihnen nie wieder darauf zurückzukommen.

Auf der fünften Seite finde ich unter der Rubrik »Verschiedenes« folgende interessante Nachricht: »Der große Komet des Jahres 1556 wird gegen Ende August d. J. wieder sichtbar seyn. Es ist einer der glänzendsten Haarsterne, von denen man weiß.« Bester Herr Verfasser! Gestatten Sie mir die bescheidene Anfrage — von denen man was weiß? von denen man weiß — oder schwarz? wie? wo? warum? Und das steht unter der Rubrik »Verschiedenes«! ich finde, daß mit dieser Geschichte von einem der haarigsten Glanzsterne, von denen man weiß, Verschiedenes aufhört.

Doch hiemit genug davon! gegen gewisse Uebel streiten Götter selbst vergeblich!

Wenn nichts niederschlagender und melancholischer ist, als die Komik jenes Witzblattes, so kenne ich auf der andern Seite nichts amusanteres, als den Ernst der französischen Zeitung in deutscher Sprache, die seit dem Anfang dieses Monates in Straßburg erscheint, und über die Sie wahrscheinlich schon Anerkennendes gehört haben. Absonderlichkeiten verbreiten sich schnell.

Ich muß offen gestehen, als man mir die erste Nummer dieses Blattes vom 1. April übergab, war ich einfach genug, die Geschichte für einen am 1. April erlaubten Spaß zu halten; als ich aber sah, daß sich dieser Spaß an den darauffolgenden Morgen wiederholte, begriff ich, nicht ohne Schwierigkeit, daß diese Sache wenigstens von Seiten ihres Urhebers als etwas Ernstes betrachtet werden könne (und leider ist der Ernst eine ansteckende Krankheit), daß ich, wenn je eine Prophezeiung uns mit einem baldigen Welteinsturze bedrohe, eingedenk des Saphir'schen Rathes, wohl am besten thun würde, flugs mein Bündel zu packen und gen Straßburg, »der wunderschönen Stadt«, aufzubrechen, wo heuer der Carneval um einen Monat zu spät eingetroffen ist. Wie sollte man sich sonst die Travestirung der deutschen Sprache erklären?

Lassen wir jetzt die deutsche Literatur in Frankreich bei Seite, die, wie Sie sehen, keine Wunder schafft, und erlauben Sie mir, auf die französische überzuspringen — Sie gewinnen beim Wechsel. —

Ich möchte wohl wissen, ob man sich selbst auf die wichtigsten, Epoche-machenden Erzeugnisse der Literatur beziehen darf, um aus ihnen — außer dem geistigen Studium, das in ihr unstreitig seinen beredte-

sten Vertreter hat — auch den Charakter und Geist der Zeit im allgemeinen, zu ersehen? ob, wie Auffassung, Form und Darstellungsweise die Tüchtigkeit des Schriftstellers bekunden, auch die Stoffe, mit denen er sich beschäftigt, wenn er sie — Früchte der Beobachtung und des ernsten Studiums — aus den Brüsten der Wirklichkeit gesogen haben will — ob solche Stoffe, die wir Sittenstudien, Sittenkomödien, Sittenromane und ähnliche nennen, ein richtiges Bild von unserer Zeit zu geben, und das intime Leben und Treiben in den Schichten der Gesellschaft, die sie umschlingen, zu schildern vermögen? Selbst die gediegensten und aufrichtigsten Schriftsteller sind Menschen, und können sich, wenn sie nicht gerade Pabst sind, wider Wissen und Willen täuschen, sind, als Menschen, Sklaven menschlicher Schwächen (übertriebene Milde oder Strenge), die von Bildern, die sie entwerfen, eine zu angenehme Schminke oder zu unangenehme Schwärze geben, und sie oft sternenweit von der schlichten Wahrheit entfernen. Wenn nun aber ein und derselbe Stoff von fast allen modernen Schriftstellern ausgebeutet wird, die gänzlich verschiedener Richtung sind, und doch in der Wahl ihres Stoffes übereinstimmend zusammentreffen, wenn ferner das französische Sprüchwort: »Es gibt keinen Rauch ohne Feuer!« nicht gerade aus der Luft gegriffen ist, kann das Vorhandenseyn jenes Lieblingsstoffes in der Wirklichkeit keinem Zweifel unterliegen; er muß sogar die hervorstehendste und charakteristischste Silhouette unserer Zeit seyn, da Aller Blicke auf ihn gerichtet sind, und er zum Brennpunkt aller Studien und Analysen geworden ist.

So müssen alle diejenigen, welche die französische Gesellschaft nur nach der Landesliteratur kennen, nothgedrungen über das innere Leben in der Familie, welches das Leben der Nation auf verkleinertem Maßstabe ist, einen höchst traurigen Begriff hegen. Denn in fast allen modernen Schöpfungen auf dem Felde der Roman- und Theaterliteratur weisen die Verfasser der Liebe die traurigste, oft entehrendste Rolle an. Wenn man den armen kleinen Blinden nur als verwilderten Sensualismus hinstellt, kann er sich über diese gelinde Verunstaltung noch glücklich schätzen: gewöhnlich muß er sich in den schmutzigen Mantel des Ehebruches bequemen; unternimmt nun aber eine, über die Sittenlosigkeit entrüstete »Reformatorenfeder« die undankbare Arbeit, eine reine und schöne Liebe zu malen, so entwirft sie entweder den verschwommenen Abriß eines fabelhaften Geschöpfes aus Mondschein und Blumenduft, oder zeichnet einen hausbackenen Notar mit wollenen Strümpfen und einer Schlafmütze. Ersteres schimpft man Idealismus, letzteres Realismus.

Deßhalb ist die Frau, die ihre Klassiker gelesen, und zum Beweis dafür bereit ist, ihren glücklichen Ehemann zum unglücklichen Nachfolger des von Molière unsterblich lächerlich gemachten Typus zu machen, das ehebrecherische Weib, in Einem Worte — um das Kind beim rechten Namen zu nennen — fast immer, in allen neueren französischen Romanen, Dramen und Komödien, die einzig hervorstechende Persönlichkeit, der einzig sorgfältig beobachtete Charakter, das einzige Wesen, an dem man sich wahrhaft interessirt.

Woher kommt es nun, fragt sich Jedermann, daß die glücklichen Ehen immer seltener werden? liegt die Schuld am Manne oder am Weibe? an der Erziehung, am Prinzipienmangel? woran und an wem?

Das hat Octave Feuillet in einem vieraktigen Lustspiel: la Tentation, das im Laufe dieses Monats mit großem Erfolge am Vaudeville aufgeführt ist, zu ergründen versucht.

Das unglückliche Weib, auf welches der talentvolle Verfasser von ‚Dalila' sein Augenmerk richtet, ist nicht mehr in den leichtsinnigen, flatterhaften Jahren, in denen die hinreißende Gewalt und der Stachel der jugendlichen Leidenschaften, die erblindende Unbesonnenheit, und die in der Blindheit erhaltende Unerfahrenheit, selbst nur als schwache Entschuldigung für eine pflichtvergessene Gattin aufgeführt werden können. Sie ist Mutter einer erwachsenen Tochter und hat in ihrer zwanzigjährigen Ehe, in ihrem ebenso alten Elend, den Pfad der Ehre nicht einen Finger breit überschritten. Sie ist gut und brav.

Trotzdem will Feuillet erklären, daß die verbotene Frucht dem besten Weibe, in gewissen Fällen, mehr als ein Leckerbissen, ein Bedürfniß, eine Nothwendigkeit werden kann!!

Zwischen ihr und ihrem Manne, dem Grafen de Vardes, besteht jenes anscheinend glückliche Verhältniß, das der Mann von Bildung und gutem Geschmack seiner Frau gegenüber immer zu bewahren weiß — eine gegenseitig respektvolle Haltung, die sich immer innerhalb der Schranken der liebenswürdigsten, dienstfertigsten Zuvorkommenheit bewegt, aber sich nie zur herzlichen Innigkeit, zum vertraulichen Gedankenaustausch, zum reellen Familienglücke aufzuschwingen vermag. Der Graf weiß, daß seine Frau eine anständige Frau ist, daß er keine lächerliche Rolle spielt — und das genügt ihm. Sorglos und glücklich folgt er der Willkür seiner lieben Phantasie, verbringt den Tag im Pferdestall und den Abend im Club, verschmäht es nicht, sich hie und da über die Abwesenheit seiner Frau zu vertrösten, gehört zu den tonangebenden Herrn des heiligen Sport, und wird von aller Welt als Muster eines liebenswürdigen Lebemanns, seinen Gesellschafters und vollendeten Gatten gepriesen.

Und unterdessen sitzt die arme Frau Gräfin, ihren Gedanken überlassen, allein am flammenden Herde und verfällt, beim monotonen Ticktack der Uhr in die gefährliche Krankheit der Analyse ihres Lebens und Leidens, unausbleibliche Folge der Langenweile — sie weiß, daß sie ein besseres Loos verdiene, sie weiß, daß ihr armes, gemartertes Herz, obgleich es von der eisigen Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit ihres Mannes zerstückt und zersplittert ist, doch die kostbarsten Perlen enthalte, und sie sieht mit Bangen und Zagen dem fürchterlichen Augenblicke der »Gelegenheit«, der Versuchung entgegen, an dem ein Würdiger nach jenem verborgenen Schatze suchen und begehren würde.

Die gefürchtete Stunde naht; ein melancholischer Schwärmer, Herr Georg Trévélyan hat sich im Hause und im Herzen der Gräfin de Vardes eingeschlichen und ihr seine aufrichtige Liebe gestanden. Sie antwortet ihm, wie alle Frauen in ähnlichen Fällen — er sey ein Kind, er solle eine unmögliche Leidenschaft, das Blendwerk einer launischen Gehirnverrückung, in ihrem Keim ersticken u. s. w., erinnert ihn an ihre Pflichten als Mutter und Gattin u. s. w., und bietet ihm schließlich die Entschädigung an, die alle Frauen in ähnlichen Fällen versprechen, die vom Himmel gestattete Freundschaft! »Liebe ohne Pfand«,*) wie ein großer Moralist aus dem vorigen Jahrhundert dieses Gefühl treffender bezeichnet.

Die Gefahren, die damit verknüpft sind, und deren Opfer sie früher oder später werden mußte, können ihr nicht lange verborgen bleiben. Die Gräfin beschwört deßhalb ihren jungen Freund, das Haus auf der Stelle (wir sind auf einem glänzenden Balle) und Frankreich am andern Morgen zu verlassen.

»Jetzt habe ich meine Pflicht gethan!« spricht sie mit dem stärkenden Bewußtseyn der guten That; — »von jetzt ab werde ich, in einer herzlichen, innigen Hingabe zu den Meinigen, Sühne für das momentane Vergessen und Kraft und Vertrauen für die Zukunft zu finden wissen!«

Sie beginnt ihr neues Leben damit, sich die ihr entfremdeten Herzen zu befreunden und wendet sich deßhalb an ihre Schwiegermutter; jedoch erräth die barsche Douairière die lautern Absichten ihrer Schwiegertochter nicht nur nicht, sondern verletzt sogar das verwundete Herz auf die empfindlichste Weise. Sie schaut auf ihre Tochter: »Komm

*) L'amitié du jeune homme pour la jeune femme est presque toujours l'amour sans gage.

her, mein liebes Kind," spricht die arme Gräfin, "sage mir, daß Du mich recht lieb hast!" Helene ruft ihren Herrn Papa — "Mama ist unwohl, sie hat 'ihre Nerven'!" und als sie endlich, schon zwiefach enttäuscht, in der Liebe ihres Mannes eine Zuflucht suchen und ihm als liebendes Weib entgegenkommen will, erfährt sie, daß ihr Mann, der Graf de Bardes, seine Maitresse in ihrem Hause, vor ihren und ihrer Tochter Augen empfange!

Entrüstet, verzweifelt, halb ohnmächtig vor Schmerz und Schmach, läßt sie sich auf einen Sessel fallen, und als sie die Augen aufschlägt, steht Trévélyan vor ihr — der Versucher, der wie aus dem Boden gewachsen ist und auf ihr zerfleischtes Herz den Balsam seiner wahren und heiligen Liebe gießt. — Schon schwankt sie, als eine schreckliche Katastrophe ihrem Schwanken ein Ende macht: „Rentrez au bal, Madame!" tönt die donnernde Stimme des Grafen de Bardes, den der Zufall der Komödie in das Boudoir zurückgeführt und der auf diese Art Kenntniß mit seiner Gefahr bedrohten, vielleicht schon verlorenen Ehre erlangt hat.

Natürlich kommt es zum Duell, der Graf wird verwundet, der Liebhaber verschwindet von der Handlung, und der ganze letzte und gelungendste Akt, ein Meisterwerk von logischer Bühnenführung und schönem Styl, ist dazu angewandt, die Versöhnung und Wiedervereinigung der entzweiten Gatten möglich zu machen. Dieß geschieht natürlich durch Helenen's Verheirathung — mit ihrem Cousin — einem verhältnißmäßig armen Schlucker, aber prächtigen Kerl. "Mein Kind," spricht die Gräfin zur jungen Braut, "verlange nicht zu viel vom Leben, es hat goldene Augenblicke, aber es ist nicht der Himmel! Verlange nicht zu viel vom Herzen Deines Mannes, die besten und edelsten Männer haben schwache Augenblicke, und dann dürfen wir auch nicht vergessen, daß die beträchtlichste Wucht der gemeinsamen Existenz auf ihren Schultern ruht. Sey gut und tapfer, der Muth ist unsere Pflicht und allseits ein ewiger Trost!"

"Und Du," sagt de Bardes zum glücklichen Bräutigam, "laß die guten Eigenschaften Deiner Frau nicht eine allzuharte Prüfung bestehen; verlaß Dich darauf, aber mach' davon keinen Mißbrauch!"

Das ist die Bekehrung der beiden Sünder, der Grundgedanke des ganzen Stückes. Feuillet hat, glaube ich, Recht, wenn er den Keim des Uebels nicht in der Demoralisation selbst, sondern in einem Kinde der Demoralisation: "der Vernunftsheirath" und ihre Folgen zu erblicken glaubt. Der Schöpfer kann seine Schöpfung vernichten: die Vernunft glaubt sich berechtigt, die Fesseln, die sie geschmiedet, wenn es ihr gut scheint, zu brechen. Deßhalb sind auch glückliche Vernunftsehen, wie befriedigte Nationalinteressen, nicht viel zahlreicher, als weiße Neger und rothe Druckerschwärze.

Das Stück ist ganz außergewöhnlich gut von den Schauspielern des Vaudeville, namentlich von Delphine Macquet und Lafont interpretirt; letzterer ist, nachdem der Erfolg des Père prodigue, in dem ihm die Titelrolle vertraut war, erschöpft, vom Gymnase zum Vaudeville übergesiedelt.

Die Variétés haben mit einer fidelen Posse: la Amours de Cléopâtre, die Familie der lustigen "Chargen" um ein wackeres Kind bereichert. Es handelt sich hier natürlich nicht um des Marcus Antonius stolze Geliebte, sondern um ein einfaches kleines Grisettchen, Homonyme der asiatischen Fürstin. Fräulein Alphonsine, Cleopatre, verfolgt ihren ungetreuen Gemahl, der sich ernstlich (pour le bon motif) verheirathen will, bis in den Salon des künftigen Schwiegerpapa's, Pfropfenhändler von Profession, weiß die Unterschreibung des Heirathskontraktes zu verschieben, später den Kontrakt zu vernichten, und sich anstatt des Pfropfenhändlers einfältiger Tochter vom ungetreuen Loulou heirathen zu lassen — allerdings in Belgien, wo die Ehescheidung von den Landesgesetzen autorisirt wird.

Die Geschichte ist verrückt und blödsinnig, aber man lacht und Lachen gehört, wie glückliche Vernunftsehen und glückliche Gedanken in der "Pariser Zeitung", zu den seltensten Seltenheiten unserer Tage.

Paul Lindau.

Zwei russische Anekdoten.

Von Gustav Hauff.

1.

Folgende Anekdote, die ich von einem Livländer hörte, scheint in Deutschland unbekannt zu seyn; wenigstens habe ich sie noch nirgends gehört oder gelesen. — Als Weimar noch das deutsche Athen war, besuchte einst ein livländischer Adeliger, Namens van Goren, Wieland und reichte ihm zum Schluß sein Stammbuch. Wieland, der den Gecken gleich erkannt hatte, schrieb hinein: "Die Erde ist ein Jammerthal. Wieland" v. Goren ging darauf zu Schiller, die vorige Scene wiederholte sich und Schiller schrieb auf Wieland's Blatt: "Von Gauklern und von Thoren. Schiller." Göthe endlich, den jener Herr zuletzt besuchte, fügte auf demselben Blatte den allerdings unhöflichen Schluß hinzu: "Von denen Sie der größte sind, mein lieber Herr von Goren. Göthe."

2.

Der Russe Tschaschnikow — der Mann war zehn Jahre lang Direktor und Lehrer der deutschen Literatur an dem deutschen Gymnasium in Mitau — fällte über Schiller und den russischen Dichter Lomonosoff folgendes Urtheil: "Was war Schiller im Vergleich mit Lomonosoff? Auf einer herzoglichen Akademie gebildet, der Sohn eines wirklichen Kapitäns mit Majorsrang, hat er sich nur eben weiter gefördert und schön schreiben gelernt. Lomonosoff aber war eines Fischers Sohn und starb als kaiserlich russischer Staatsrath. Schiller wurde nichts als weimarischer Hofrath. Schiller hatte keine Dekoration, Lomonosoff deren fünf, von denen auch ich die eine besitze." Als wir diese rührende Vergleichung bei Buddeus, Halbrussisches I, 131 lasen, erinnerten wir uns unwillkürlich an einen Vers in Brentano's Märchen: Gokel, Hinkel und Gackeleia, der also lautet:

"Louisdore und Dukaten!
Echte Perlen! Diamant!
Ritterorden! Ihro Gnaden!
Hohe Bildung! Ordensband!
Witz und Wesen, scharf und zart!
Gänsefett und Backenbart!"

Aphorismen.

Es liegt etwas Paradoxes im Stolz; er macht die Einen lächerlich, verhindert aber auch die Anderen, es zu werden.

Ein Versprechen ist eine fällige Schuld, die stets abgetragen werden sollte, denn Ehre und Rechtschaffenheit sind ihre Bürgen.

☞ **Notiz für unsere geehrten Leser!**

Die Fortsetzung der "Neuen Pariser Mysterien" erscheint im 9., diejenige der "Stiefkinder" im 10. Heft unserer Zeitschrift.

Für die Redaction verantwortlich: Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

Das Zitzmuster.

(Eine einfache Geschichte. *)

Eine wilde Lichtung im Walde ist prächtig vom Vollmond beleuchtet, der mit all dem Glanze einer Sommernacht scheint, obwohl seine Strahlen sich an den crystallenen Blumen wiederspiegeln, welche der Frost an die laublosen Bäume gehängt hat. Es ist so stille ringsum, als ob die Welt in athemlosem Schlummer in eines Engels Schooß ruhe.

Plötzlich wird die Stille von nahenden Fußtritten unterbrochen, unter welchen die gefallenen Blätter rauschen, als wollten sie von fremden Eindringlingen in die heilige Ruhe des Waldes erzählen.

Man hört leise Stimmen flüstern und bald erscheinen auf dem engen Pfade zwei Jünglinge. Der eine ist ein großer, hagerer Junge, von ungefähr fünfzehn Jahren, dessen lange Beine so schwach und dünn sind, daß sie kaum das Gewicht des Körpers zu tragen fähig erscheinen. Blondes Haar hängt lose über seine Schultern, und seine großen blauen Augen zeigen einen so wilden und doch so freudigen Ausdruck, daß der schwankende Gang in seltsamem Widerspruch zu dem leuchtenden Antlitze und freudigen Wesen zu stehen scheint. Sein Gefährte mag wohl um zehn Jahre älter seyn, und obwohl Verstand und Geist aus seinen Zügen sprühen, bildet doch ein tiefer Kummer, den jede Miene verräth, einen schneidenden Contrast zu der Fröhlichkeit seines Begleiters.

„Still!“ sprach der Jüngere, den Finger erhebend, „sprich leise oder wir verscheuchen sie; siehst Du jenen Kreis im Gras, dort tanzen sie, siehst Du, Hugo?“

— „Ja, ich sehe,“ erwiderte Hugo, „aber,“ fuhr er lächelnd fort, „es ist recht kalt für Elfen; ich denke, sie kommen bei solchem Wetter nicht heraus.“

„Unsinn!“ sprach der Knabe ungeduldig, „die Feen kümmern sich nicht um das Wetter; ich sage Dir, sie werden kommen. Sie müssen sich am Sylvesterabende versammeln, ihrer Königin über die Thaten des vergangenen Jahres Rechenschaft ablegen und neue Befehle für das kommende erwarten. O es sind so gute, kleine Wesen, so geschickt und freundlich und helfen allen Menschen gerne aus der Noth, — wenigstens solchen Menschen, welche es verdienen, sich gegenseitig beistehen, sich selbst fortzuhelfen trachten und sich gegen Vögel und Insekten gütig erzeigen, denn Du mußst wissen, diese sind oft selbst Elfen. Ich wollte um Alles in der Welt nicht einen Wurm zertreten, oder einem Insekte wehe thun.“

— „Nein, armer Knabe,“ sagte Hugo, ihm freundlich auf die Schulter klopfend, „ich weiß, Du thust keinem Geschöpfe Gottes etwas zu Leid.“

„Still!“ rief der Knabe, als der Mond, welchen eben eine Wolke bedeckt hatte, wieder im vollen Lichte leuchtete, „sprich nicht, dort sind sie!“

Wieder stahl sich das gleiche gutmüthige und doch zweifelnde Lächeln über des jungen Mannes Züge, aber er schwieg auf des Knaben Wunsch. Es entstand eine momentane Pause; endlich sprach Walter mit leisen Tönen, während seine großen Augen sich fest auf den Elfenkreis hefteten:

„Das ist die Königin mit ihrer prächtigen Krone; siehst Du, wie sie Allen, die das ganze Jahr gearbeitet haben, Diademe gibt? — jetzt warte, dann wirst Du sehen, wie diese sich Alle entfernen und Andere kommen, um von der Königin zu hören, was sie zu thun haben. Einige schickt sie zu den Kranken, Andere zu den Armen, wieder Andere zu den Unglücklichen, und wenn sie dann am Sylvesterabend zurückkommen und ihrem Auftrag entsprochen haben, dürfen sie im Feenland bleiben und sie gibt ihnen Juwelenkronen, gleich ihrer eigenen, nur nicht gar so prächtig. Jene außer dem Kreise, mit gesenkten Flügeln und ohne Kronen sind die, welche in der Welt Uebles statt des Guten thaten. Sie sind verbannt und sie will sie nicht in ihrem herrlichen Land; siehst Du sie? Halte Dich ruhig, Hugo! in einem Augenblicke wirst Du sie nach ihren verschiedenen Posten fortfliegen sehen — schau! schau! — dort fliegen sie! Hörst Du ihre Flügel leise rauschen?“

Und zum blauen Himmelsgewölbe aufblickend, deutete er auf eine leichte, federartige Wolke, welche sich schnell fortbewegte. Dann legte er seinen Arm fröstelnd auf den seines Freundes und sagte:

„Wir wollen jetzt gehen, wenn es Dir recht ist, es ist kalt.“

Hugo war, in stummes Nachdenken versunken, einige Augenblicke neben ihm gestanden, und kam erst durch des Knaben Berührung wieder zu sich.

„Ja, lieber Walter, es ist wirklich kalt und es ist überhaupt einfältig, hier zu bleiben. Laß uns gehen.“

Wieder bahnten sie sich einen Weg durch die engverschlungenen Gesträuche und eilten dann mit schnellen Schritten vorwärts.

„Du bist nicht einfältig,“ begann der Knabe nach einiger Zeit, als erinnerte er sich plötzlich der letzten Rede seines Gefährten, „aber mich heißen die Leute einfältig. Weißst Du aber, daß ich sie noch für viel einfältiger halte? Oft weinen sie und sind unglücklich, Manche streiten und fechten, Andere verschwenden all ihr Geld, daß sie am Ende verhungern: — ich thue all das nicht. Ich fühle mich nie unglücklich, ich weine oder streite nie, und lege all mein Geld in meine Sparbüchse. Ist das nicht eher weise als einfältig?“ fragte er klar und hell lachend seinen Freund.

— „Gewiß, lieber Walter! und ich wollte, Du könntest solche Weisheit Jenen mittheilen, die in ihren eigenen Begriffen von Weisheit Dich einfältig nennen, und könntest mir nur die Hälfte Deines heiteren Geistes, Deines reinen Glaubens einflößen, welcher zweifellos und freudig von der Zukunft das Gute erwartet, so düster und trübe auch die Gegenwart erscheinen mag.“

Diese Worte glichen mehr einem Selbstgespräch, denn Hugo wußte, daß deren Sinn seinem geistesschwachen Gefährten dunkel bleiben mußte. Um so mehr wunderte er sich, als der Knabe sogleich antwortete:

---

*) Aus dem Englischen der Mathilda Planché, Verfasserin der »Falle um einen Sonnenstrahl zu fangen«. — Die Thatsache, daß einmal ein Zitzmuster nach den Erinnerungen eines Traumes gezeichnet worden ist, gab die Anregung zu obiger Geschichte. Die Veranlassung dazu und die Versicherung, daß der sogenannte »Traum-Zitz« sich vor etwa sechzig Jahren einer großen Popularität erfreute, ward der Verfasserin von einer sehr achtbaren hochbetagten Dame mitgetheilt.

„Das habe ich den Elfen zu danken; sie machen Walter zu einem lustigen Jungen. Sie wiegten mich ein, wenn ich, ein armes krankes Kind, nicht schlafen konnte, und jagten die Kobolde weg, die mich angrinsen wollten. O, ich fürchtete mich nie, wenn die Elfen bei mir waren; sie flüsterten mit mir in der stillen Nacht und versprachen mir, daß sie mich nie Noth leiden oder unglücklich werden lassen wollten, und haben sie nicht Wort gehalten? Bin ich nicht ein glücklicher Knabe? und sie nehmen sich noch so liebevoll meiner an!"

— „Glaubst Du nicht, Walter! daß ein Höherer, Mächtigerer sich Deiner annimmt?"

„Hm!" rief der Knabe, ihn anstarrend. „O ja, Du meinst Gott, vor welchem der Vater und Margarethe knieen und ihn anbeten. Ja, ich weiß es; Margarethe sagt, Er lasse mich die Feen sehen, um mich zufrieden und glücklich zu machen, aber ich verstehe das nicht ganz. O, hast Du den Hasen vorbeispringen sehen?" fragte er, und seine Stimme nahm ihre gewöhnliche Munterkeit wieder an; „ist es nicht schade, daß man sie tödtet? — Jetzt sind wir ja zu Hause, nicht wahr?"

Sie stiegen eben einen etwas steilen Hügel hinunter, der zum Dorfe führte, nnd aus manchem Fenster winkte ihnen ein trauliches Kaminfeuer einen freundlichen Willkomm in die kalte Nacht hinaus. Der Kirchthurm glänzte im Silberlicht des Mondes, bis jede Glasscheibe einem Opal glich. An der alten, alten Kirche befanden sich Monumente edler Ritter und hochgeborner Damen vergangener Jahrhunderte, deren Grabschriften und Namen von der rauhen Hand der Zeit so verwittert waren, daß die Alterthümler vollkommen freie Hand hatten, sie diesem oder jenem zuzuschreiben. Man konnte auch erfahren, wie „unter diesem Steine" irgend ein reicher Lord der spätern Zeit „mit Frau und Kind" liege, und neben ihrem sorgfältig mit dem Familienwappen versehenen Grabmal stand der einfache Stein, welchen der Dorfmaurer gehauen hatte, und der dir sagte, daß hier der Tod „Thomas Ditton, langjährigen Grobschmied der Gemeinde, und auch Ruth sein Weib" gebettet habe. Im Kirchhof bemoosten sich viele Grabsteine und andere neuerrichtete glänzten im Mondscheine. Hie und da zeigten sich auch die zierlich gehaltenen Gräber Jener, deren Angehörige zu arm waren, ihnen einen Stein zu errichten, deren Ruheplatz nur ein hölzernes Kreuz schmückte, und deren Namen und edle Thaten nur in den Herzen ihrer Hinterbliebenen eingemeiselt waren. Hugo und sein armer Freund wohnten neben der Kirche; Hugo's Haus kam zuerst, und als er sich ihm näherte, fragte er:

„Soll ich mit Dir gehen, Walter, oder kannst Du allein gehen?"

— „O, freilich allein — Margarethe schließt nie die Läden, bis ihr Walter heimkommt, damit er das Licht flimmern sieht. Wenn ich hieher komme, fange ich zu singen an, dann öffnet sie die Thüre und wartet selbst auf mich. Bleib' hier stehen, dann wirst Du's sehen," — sagte er, als sie an Hugo's Hütte sich trennten, und begann alsbald ein wildes Lied voll wunderbarer Melodie mit der manchen Knaben eigenen, prächtig klaren Stimme zu singen.

Wie gesagt, brauchte er nur wenige Worte zu singen, als die Thüre sich öffnete und eine Gestalt, vom Widerscheine eines großen Feuers umgeben, ihn erwartete.

Der Knabe beschleunigte seinen Schritt, fuhr aber fort sein wildes Liedchen zu singen. Hugo bewegte sich nicht von der Stelle, die Scene schien ihm rührend hübsch: der Mond überfluthete das Dorf mit seinem klaren, kalten Licht — die offene Hüttenthüre, unter welcher eine jugendliche mädchenhafte Gestalt ihren armen, einfältigen Bruder erwartete — seine süße Stimme, welche die stille Nacht durchtönte und nach und nach leise verklang — all das schien Hugo so reizend und schön, daß er unbeweglich stehen blieb, bis die Thüre und Läden sich geschlossen und die ganze Hütte sich in geheimnißvolles Dunkel gehüllt hatte — dann erst betrat er mit einem schweren Seufzer seine eigene Wohnung.

Wir wollen Walter folgen. Ein freundliches Feuer begrüßte den Kommenden und warf seinen warmen Schein über ein großes, heimliches, wohl eingerichtetes Zimmer. Es war mit dunkeln Tapeten behangen, ein runder Mahagonitisch mit sonderbar geschnitzten Füßen befand sich in dessen Mitte und war mit einigen Büchern und Schriften, nebst Margarethens Arbeit bedeckt. Auf einem andern Tisch, gleichfalls von Mahagoni, standen altes Porcellan, verschiedene Muscheln und einige ausgestopfte Vögel unter Glasglocken. Ueber dem Kaminsimse, welcher ebenfalls mit Porcellan beladen war, zeigte sich ein Panorama von Windsor, und verschiedene Bildnisse der königlichen Familie schmückten, reich mit Ephen und Stechpalmenzweigen verziert, die Wände. Ein Lehnsessel, aus der gleichen Zeit wie die Tische stammend, stand nahe am Kamine, auf welchem das Holz gar traulich brannte und knisterte. Eine schöne, große Katze lag auf dem farbigen Bodenteppich. Eine Wanduhr und ein Glaskästchen, in welchem eine Menge Glas und Porcellan prangte, vollendeten die Einrichtung.

Die letztgenannten Möbel waren ebenfalls von Mahagoni und so glänzend, daß die gefallsüchtigste junge Dame sie als Spiegel hätte benützen können. Ueber der Thüre, welche auf die Straße führte, und über dem Fenster waren rothe Vorhänge befestigt; eine zweite halboffene Thüre zeigte ein eben so bequem eingerichtetes Schlafzimmer, welchem sich die Küche anschloß und das von derselben nur durch einen schmalen Gang, der zur Treppe führte, getrennt war.

Der Junge trat ein und seine Schwester schloß sogleich die Thüre hinter ihm und ließ den Vorhang fallen, welcher die eindringende Kälte vollständig abhielt. Ein alter Mann trat aus dem Nebenzimmer, setzte sich in den Lehnstuhl und reichte seinem Sohne die Hand; dieser ergriff sie sogleich, ließ sich zu seines Vaters Füßen nieder, nahm die Katze auf den Schoos und begann sie zu herzen.

„Nun, lieber Walter!" fragte die Schwester, indem sie ihm die warmen Kleider abnahm, „hast Du sie gesehen?"

— „O ja, Margarethe, und so viele! Komm', laß Dir etwas sagen," erwiderte der Knabe, zog ihren hübschen Kopf zu sich herunter und flüsterte ihr einige Worte in's Ohr. Sie machte sich erröthend los und verließ eilig das Zimmer, um „die Sachen aufzuräumen", wie sie sagte.

Bei ihrer Rückkehr sprach der alte Mann:

„Zum Gebet und dann zu Bett, Margarethe."

— „Ja, Vater."

Schnell faltete sie ihre Arbeit zusammen, brachte Bücher

und Hefte an ihren Platz, schob den Tisch näher zum Vater und löschte die kleine Lampe, nachdem sie zwei Kerzen in großen Messingleuchtern angezündet hatte. Dann öffnete sie eine große Bibel und läutete mit einem Handglöckchen, auf dessen Ruf eine ältliche Frau erschien, welche mit all der Reinlichkeit und Nettigkeit jener alten Zeiten gekleidet war, in denen die Dienstboten noch ihren Stolz darein setzten, brauchbare, ehrliche Dienstboten zu seyn, und keine vergeblichen Ansprüche machten, für „Damen" angesehen zu werden.

„Zum Gebet, Hetty!" sagte Margarethe.

— „Sehr wohl, Fräulein!"

Sie schloß die innere Thüre und setzte sich in ehrerbietiger Entfernung von ihrer Herrschaft nieder. Margarethe wählte ihren Platz dem Vater gegenüber und winkte Walter zu sich. Dieser stellte die Katze auf den Boden, eilte zu seiner Schwester, und indem er ganz nahe neben ihr niederkniete, schmiegte er wie ein Kind sein Haupt an ihre Brust. Die kleine Familie bildete ein fortwährendes Thema der Unterhaltung im Dorfe. Der alte Ford war eben so unbeliebt, als seine interessanten Kinder beliebt waren. Er war allgemein gefürchtet und nur wenige Besucher überschritten seine Schwelle, um die langen Winterabende zu beleben oder die Freuden des Sommers zu erhöhen. Ford war sehr gescheidt, aber auch sehr mürrisch; er sprach selten und stets streng und in kurzen Sätzen. Nur gegen seine Tochter war er weich und milde; in ihr schienen all die guten Eigenschaften seines Wesens ihren Mittelpunkt zu finden; alle Zärtlichkeit, alle Hingabe, alle Liebe seines Herzens verschwendete er an sein Ideal. Er war freundlich gegen den Knaben, er bemühte sich wenigstens es zu seyn, aber es schien ihn doch stets Anstrengung zu kosten, während die Liebe zu seiner Tochter ihn ganz erfüllte.

Man sagte, daß seine Jugend dem fortwährenden Trachten nach Unabhängigkeit gewidmet gewesen sey, daß er sich kaum die nöthigsten Lebensbedürfnisse gegönnt, von jedem erhaltenen Kreuzer die Hälfte gespart, und dieses Sparsystem fortgesetzt habe, bis er außerordentlicher Weise sich verheirathete. Ueber dieser Heirath schwebte nun, wie über ihm selbst, ein geheimnißvolles Dunkel; es war ein Räthsel, das Niemand lösen konnte. Wie sein junges, hübsches Weib dazu kam, ihn zu heirathen, konnte Keiner begreifen; aber er behandelte sie gut und schränkte sie in keiner Weise ein, obwohl er seine eigenthümliche Lebensweise, welche zur festen Gewohnheit geworden war, fortsetzte. Er war ein Optiker und verdiente und ersparte auf seinem „gleichmäßigen Weg" manch hübsches Sümmchen. Den Tod seiner Frau ertrug er ruhig und leidenschaftslos wie alles Andere, er trauerte die bestimmte Zeit, aber Niemand sah ihn je weinen oder ihren Verlust beklagen; — ebensowenig schien er bewegt, als der Knabe, den sie hinterlassen hatte, im Alter von zwei Jahren Spuren eines schwachen Verstandes zeigte.

Jedermann behauptete, er sey von Stein, er könne nichts lieben und sey jeder irdischen Leidenschaft unfähig — aber es waren ja Fremde, die so sprachen. Sie sahen nicht wie die tiefste, zärtlichste Liebe aus seinen blaßgrauen Augen leuchtete, wenn er die kleine Elfe betrachtete, welche seinen Heerd umspielte, wie Thränen — ja Thränen der Bewunderung und Liebe — über seine Wangen rollten, wenn er des lieblichen, kleinen Mädchens Sorgfalt für den einfältigen Bruder beobachtete. Ihr zu Liebe änderte er seine Lebensweise und machte die kleine Wohnung so traulich als möglich — denn er liebte sie nur zu sehr — er vergaß im Geschöpfe den Schöpfer.

Als sie größer wurde, war sie stets gehorsam und ehrerbietig gegen ihn, aber sie zeigte nicht jene Anhänglichkeit, welche seine unermeßliche Liebe bezahlen konnte. Das war ja stets der Fluch seines Daseyns gewesen, ihm war es nie gegönnt gewesen, eine gegenseitige Liebe einzuflößen! — nein, wie er sie liebte, liebte sie ihren Bruder. O, wer wagt es, die Eine hohe Macht zu bezweifeln, welche in wunderbarer Ordnung die Ereignisse leitet, und in untrüglicher Weisheit und Barmherzigkeit die Last dem Rücken anpaßt und den Wind sänftigt für das geschorene Lamm. Der verstandesschwache Knabe hatte keine Mutter — aber Gott hatte ihm im Herzen seiner Schwester eine eben so reine, als starke, eine eben so unermüdliche, als aufopfernde Liebe erweckt. Er hatte ihn ohne Verstand in die Welt gesetzt, aber Er hatte dessen Stelle mit einem freudigen, glücklichen Sinne erfüllt, welcher den Knaben durch einen herrlichen, blumigen Pfad führte, ohne daß er Gefahr oder Sünde je begreifen lernte. Es war rührend anzusehen, mit welch treuer Sorgfalt Margarethe sich bemühte, aus ihres Bruders Leben Alles zu verbannen, was dessen friedlichen Lauf stören konnte, — jedem Dinge gab sie einen heiteren Namen, eine freundliche Bedeutung. Wenn er unruhig oder aufgeregt war, erzählte sie ihm Geschichten, deren Bedeutung er fassen konnte, und welche immer von guten, glücklichen Leuten handelten — denn daß es böse und unglückliche Menschen gab, wußte er kaum.

Wenn unvorsichtige Nachbarsleute manchmal vor ihm von schlimmen Händeln oder entsetzlicher Armuth sprachen, wendete sich Margarethe sogleich mit freundlichem Lächeln zu ihm und sagte, um jeden düstern Eindruck zu verscheuchen: „das kommt daher, weil sie unweise waren." Dieses Wort gebrauchte sie stets für schlimm oder schlecht.

Oder wenn er sie traurig fragte, ob er wirklich „einfältig" sey, fing sie an lustig zu lachen und sagte: „nein, weise, sehr weise, denn Du bist gut und das ist die wahre Weisheit."

Bruder und Schwester waren, wie gesagt, im ganzen Dorfe beliebt; Jedermann war freundlich gegen den armen weichherzigen Knaben, keiner plackte ihn, keiner lachte über ihn, und Alle bestärkten ihn in seinem Glauben, daß die Feen ihn bewachten. Diese Güte ging selbst so weit, daß man, als erfahren wurde, er stelle von Zeit zu Zeit ein Körbchen in den Wald, damit es die Elfen für ihn füllen möchten, man es ihn nie leer heimtragen ließ und die Kinder des Dorfes all ihre Freistunden darauf verwendeten, etwas für des „armen, lieben Walter's Körbchen" zu verfertigen, und sich für alle Mühe belohnt sahen, wenn er so glücklich auf sie zusprang und ihnen die Schätze zeigte, welche die guten Elfen ihm gegeben hatten.

Ich habe gesagt, daß wenige Leute je Herrn Ford's Schwelle überschritten, aber unter den wenigen war sicher der bevorzugteste Besucher Hugo Ripley. Er hatte großes Interesse für Walter gefaßt, und da des Knaben weiches Gemüth nie eine erwiesene Freundlichkeit vergaß, sprang er ihm, als er ihn eines Tages mit dem Vater auf einem Spaziergange traf, entgegen, ergriff seine Hand und rief:

„Vater, das ist der Herr, der so gütig gegen Walter war, bitte ihn, uns zu besuchen."

Ford konnte nun nicht anders, er lud den Fremden zum Besuche ein, und entdeckte bald einen reichen Verstand und eine angenehme Geselligkeit in seinem neuen Freunde. Des alten Herrn Freundschaft steigerte sich noch ungemein, als er entdeckte, welch großes Interesse der junge Mann für die mechanischen Wissenschaften hegte, und von diesem Augenblicke war Hugo fast ein beständiger Bewohner des kleinen Hauses geworden und dachte wenig, daß der kleine Dienst, den er dem armen geistesschwachen Knaben erzeigt hatte, eine der wichtigsten Handlungen seines Lebens war.

Wir wollen aber nun zu der Familie Ford zurückkehren. Als ihre Abendgebete vollendet waren, legten sich Alle zur Ruhe, und bald war im ganzen Dorfe nur mehr ein Wesen wach, dessen Einsamkeit wir zu stören im Begriffe stehen.

Hugo Ripley hatte ein Zimmer in dem kleinen Hause, vor welchem wir ihn verließen, gemiethet. Das Häuschen gehörte einem heitern, kleinen, alten Weibchen, welches sich Frau Hopwood nannte; auf das „Frau" hatte sie nicht das geringste Recht, aber als sie das interessante Alter von sechzig Jahren erreicht hatte, fürchtete sie, es möchte für „unschicklich" gehalten werden, wenn sie ihre Zimmer an ledige junge Herrn vermiethete; sie kam also nach Woodcote, kaufte das Häuschen und fügte ihrem Namen einen Titel bei, welcher anzeigte, daß sie einst in dem glücklichen Besitze eines Herrn Hopwood gewesen war. Sie war ein so gutherziges, lebensfrohes Geschöpf, als je eines lebte, dabei aber so schrecklich unwissend, daß es Hugo ganz aus der Fassung brachte. Ihre liebste Beschäftigung war schwatzen, und sie saß deshalb oft in ihrem Wohnzimmer bei offenen Thüren und paßte auf ihren Miethsherrn, wie eine Spinne auf eine Fliege. Führte ihn dann sein Unstern her, so rannte sie heraus und plauderte so „entsetzlichen Unsinn", wie er es nannte, daß sie nicht selten seine Heiterkeit trübte.

Wenn er gut aufgelegt war, was leider sehr selten der Fall war, wußte er einen ganz prächtigen Weg, sie anzubringen. Er hatte nämlich auch einigen Argwohn in Bezug auf „Herrn Hopwood", und brauchte nur einige Fragen über ihn zu stellen, so war er gewiß, daß sich die alte Dame möglichst schnell und mit entschieden geistreichen Ausreden in ihre Gemächer zurückzog.

Diese Nacht hatte er, mit Rücksicht auf die späte Stunde, gehofft ihr zu entgehen, aber sie war eine altmodische Person und hatte das neue Jahr erwartet. Er ward demnach wie gewöhnlich abgefaßt; allein eine zeitgemäße Frage über Herrn Hopwood veranlaßte Frau Hopwood, ein Geräusch, „als ob die Katze über die Milch gekommen wäre", zu vernehmen; sie wünschte ihm eilig gute Nacht und kehrte in ihr Wohnzimmer zurück, während er die Stiege hinaufstieg und sein eigenes Zimmer, das einzige, das ihm seine armen Mittel gönnten, betrat.

Hugo Ripley war der einzige Sohn seines Vaters, welcher noch während seiner Kindheit starb und ihn der Erziehung einer launischen, geizigen Mutter überließ. So waren die Jugendtage des armen Hugo höchst traurig verflossen, und hatten all seinen Gefühlen eine melancholische Färbung gegeben — die immer gleiche Folge einer unglücklichen Kindheit. Alle Vergnügen, in welchen die andern Kinder schwammen, waren ihm, als zu kostspielig, verweigert, und noch in sehr früher Jugend schickte ihn die Mutter fort, sich selbst sein Brod zu verdienen, weil, wie sie sagte, „sie ihn nicht mehr länger in Faulheit füttern könne." Armer Knabe! er mußte manch herbe Prüfung bestehen; er hatte keine Profession erlernt, besaß aber großes Zeichnungstalent, womit er sich durchzubringen hoffte. Er blieb jedoch lange ohne Erfolg und fing bereits an, an der Möglichkeit eines Verdienstes zu verzweifeln, als er glücklicherweise eine Unterkunft als Zeichner in einer großen Zitzfabrik in der Nähe des oben erwähnten Dorfes fand und seine jetzige Wohnung bezog. Er begann sein Werk mit neuer Energie, und so klein die Bezahlung auch war, war sein Loos doch dem in der Heimath weit vorzuziehen. Jetzt legte Hugo seine Hand leise auf die Thürschnalle, öffnete so leise, als ob er Jemand zu erwecken fürchtete, und flüsterte, indem er vorsichtig in das Zimmer guckte:

„Da ist sie wieder bei ihrer alten Beschäftigung; jetzt werde ich sie fangen."

Er schlich in's Zimmer, ergriff ein Lineal und war im Begriffe, damit nach einer kleinen Maus zu schlagen, welche die Ecken einer großen Mappe, welche gegen die Wand lehnte, benagte. Hugo's Eintritt hatte das Thierchen gestört und es blickte ihn nun mit seinen glänzend schwarzen Augen an, als wollte es sein Mitleid erflehen. Er legte sein Lineal weg und sprach:

„Du armes, kleines Ding, ich will Dich leben lassen; geh' in Dein Versteck zurück, und wenn Du, wie Walter sagt, eine Fee bist, so erweise mir dafür auch eine Wohlthat; das ist Alles."

Mit diesen Worten warf er sich in einen Sessel vor dem Kamine, stellte einen Fuß auf das Feuergitter, stemmte seinen Ellbogen auf's Knie und durchfuhr mit seinen langen, dünnen Fingern die Haare, während er mit dem Ernst eines Menschen, der darin sein Schicksal lesen wollte, in die Flamme blickte.

„Margarethe," sagte er endlich halblaut, „Margarethe! Thor, der ich bin, sie zu lieben — und doch, warum nicht? — Die Liebe des Edlen ist in unserer Natur begründet und schlägt in den besten Herzen die tiefsten Wurzeln — warum sollte es denn Unrecht seyn, wenn ich es in eines Engels Gestalt liebe und verehre? Was könnte ich nicht Alles ertragen, wenn sie hier wäre, meine Last versüßte, meine düstere Wohnung verherrlichte! Manchmal lächelt sie mir so herzlich zu: — wollte sie, könnte sie mich lieben? — aber zu welchem Ende? um sie hier in dieses eine elende Zimmer zu bringen? und doch, wenn sie mich wirklich liebte, käme es ihr nicht elend vor."

Er hielt inne und blickte im Zimmer herum; es wäre wirklich eine sonderbare Heimath für ein schönes, junges Weib gewesen. Ein gestreifter Zitzvorhang verhüllte eine kleine Bettlade und einen dreieckigen Waschtisch, und verwandelte auf diese Art den Rest des Gemaches in ein Wohnzimmer, in welchem ein mit Zeichnungspapier, Bleistiften, Tintenzeug und Zeitungen bedeckter Tisch stand; dem Kamine gegenüber befand sich eine Kommode, auf welcher ebenfalls verschiedene Artikel, als ein Spiegel, ein Rasirmesser, eine Bürste, ein Kamm und eine Sammtmütze lagen; eine hübsche Blumenvase, eine Alabasterfigur und zwei Sessel vollendeten die Einrichtung. Das Zimmer war nur theilweise tapeziert, und ein dünner Rollvorhang hing über dem

Fenster. Auf dem Kaminsimse standen einige unfertige Wasserfarbengemälde, und eine große Malerleinwand, welche gegen der Wand lehnte, war mit weiblichen, sich vollkommen ähnlichen Figuren übersäet, welche alle die Züge des Mädchens, das so geduldig Walter's Heimkehr erwartet hatte, trugen. Hugo endete seinen Ueberblick mit ungeduldigen Worten:

„Was für ein selbstsüchtiger Dummkopf bin ich doch! wie konnte ich je die Idee haben sie hieher zu führen? — und ihr stolzer Vater — er würde nie einwilligen, wenn auch sie sich entschließen könnte. Nein, ich muß meine elende, hoffnungslose Existenz fortschleppen — und zu welchem Ende? Warum lebe ich? Das ist das große Geheimniß. Ich bin weder selbst glücklich, noch zu Anderer Glück nothwendig. Mein Daseyn ist nutzlos, und all meine Arbeit bringt mir weder Vermögen, noch Ruf. Jede Nacht lege ich mich auf mein elendes Bett und fühle, daß ich wieder einen Tag verlebt habe, an welchem nichts für mein oder anderer Menschen Wohl geschehen ist, an welchem ich nur ein paar Schillinge verdient habe, um meine mühsame, nutzlose Existenz fortzuschleppen. O Walter! wie bist Du zu beneiden mit Deinem leichten Herzen und einfältigen Glauben, zu beneiden von mir, dessen Leben nur ein langer Kampf zwischen Zweifel und Glauben ist. Ich sehe die allmächtige Weisheit, welche die Gestirne schuf und ihren Lauf regelt, welche die wechselnden Jahreszeiten bedingt, und dem kleinsten Insekt den Instinkt seiner Erhaltung einflößt; ich sehe die mächtige Kraft, welche dem Ocean Schranken setzt und den Wellen gebietet, welche aus unscheinbaren Samenkörnchen prachtvolle Blumen und riesige Eichen erstehen läßt, und doch fühle ich mich stets von der Bürde meiner eigenen Nutzlosigkeit niedergedrückt und frage mich immer wieder: warum lebe ich?"

„Ach, armer Walter! — er glaubte heute Abend die Feen zu sehen und nichts konnte ihm seinen unschuldigen Glauben stören. Wenn nur die Feen mir zu Hülfe kämen. Es ist ein Preis auf die beste Zitzzeichnung gesetzt; soll ich es auch wagen? Es wäre mein Glück, wenn es gelänge — o wenn! — nein! nein! besser es nicht versuchen, als es versuchen und mißlingen sehen. Es ist eine hübsche Sache um Elfen — ha — jetzt läuten die Glocken — ein neues Jahr ist über Deinem Haupte angebrochen, Hugo. — Gott segne Dich, geliebte Margarethe, und sende Dir viele glückliche Jahre. Die Elfen tanzen bei diesen Tönen, denke ich — wie schön das Geläute zusammenhallt! Die Elfen — —."

Erst hell und klar und dann immer leiser, bis man sie nicht mehr hören konnte, verkündeten die Glocken den Jahreswechsel.

Hugo murmelte noch einige Worte — sein Haupt senkte sich leise vorwärts, aber er änderte seine Stellung nicht. Die Glocken waren verklungen, der letzte Akkord war in der stillen Luft verhallt, als Hugo von einem leisen Laut, wie das Rauschen eines Sommerlüftchens aufgeschreckt wurde. Er erhob das Haupt und bemerkte, daß sein Zimmer mit wohlriechendem Dunst erfüllt war; er wollte aufstehen, aber er fühlte sich wie gelähmt, und der Dunst beengte seinen Athem. Diese schmerzliche Empfindung dauerte jedoch nur wenige Minuten, der Dunst schien langsam zu verschwinden, obwohl der Blumenduft immer zunahm und Hugo nun auch einen leisen Ton, welcher sich nach und nach verstärkte und dem Gesange zahlloser Vögel glich, hörte. In wenigen Augenblicken war der Dunst ganz verschwunden; — kein Wunder, daß Hugo Blumenduft und Vogelsang bemerkte, denn in seinem Zimmer standen unzählige kleine Wesen, welche großentheils mit Blumenkörbchen oder goldnen Käfigen, mit prachtvoll gefiederten Vögeln beladen waren. Eine der räthselhaftesten Gestalten, welche ganz braun gekleidet war und deren langes, seidenes Haar reich über ihre Schultern fiel, trat zu dem erstaunten, sprachlosen Hugo und sagte mit klarer, silberner Stimme:

„Wir danken Euch herzlich, guter Herr Ripley, für die Dienste, die Ihr uns geleistet habt. Die Elfen sind nicht sterblich und vergessen daher nie eine auch noch so geringe wohlwollende Handlung; Euch verdanken wir deren zwei und sind nun gekommen, unsere Schuld abzutragen. Erstens leistetet Ihr unserm Freund Walter einen Liebesdienst; wir sahen Euch, denn wir waren hinter den Bäumen des Waldes versteckt und hätten sicherlich den Knaben heimgeleitet, aber wir wünschten zu wissen, in wieferne Ihr unseres Beistandes werth wäret. Wir freuten uns daher sehr, als ihr ihn so liebevoll durch das Gehölz führtet, denn es gefällt uns nichts so sehr, als wenn wir sehen, wie sich ein armer Sterblicher durch eine edle Handlung an einem Mitbruder einen Strahl reinen Glückes erwirbt. Dieses Euer geduldiges Arbeiten, Euere treue Liebe und endlich Euer uneigennütziges Erbarmen gegen mich — die kleine Maus, welche Euer Eigenthum zerstörte, vervollständigte unsern Entschluß, Euch einen Gegendienst zu erweisen. Aber wir können niemand helfen, der sich nicht selbst hilft, daher bitte ich Euch, Zweifel und Verzweiflung, als unwürdige Gäste, aus Euerm Herzen zu verbannen, und Euch zu erinnern, Hugo Ripley, daß es besser ist, etwas zu versuchen, selbst wenn es mißlingt, als es gar nicht zu versuchen! — Beachtet wohl der Elfen Wink."

Die Stimme schwieg und die Fee verschwand — aber Hugo betrachtete noch immer, wie durch Zauber gefesselt, die Bewegungen der winzigen Wesen, von welchen sein Zimmer wimmelte. Sie flatterten geschäftig hin und her, und schienen sich mit einander in melodischen Klängen, welche Hugo wie die fortwährende Wiederholung von „Margarethe" lauteten, zu unterhalten. Endlich wurden ihre Handlungen deutlicher, und der junge Mann bemerkte, daß sie einen Rahmen aufgerichtet hatten, in welchen einige Elfen mit ausgezeichnetem Geschmack die Blumen und Vögel ordneten, welche die andern ihnen boten. Ihre kleinen Finger arbeiteten emsig, der Duft der Blumen wurde durch der Elfen Flügel dem Jüngling immer stärker zugeweht, bis endlich das Werk vollendet war, sie sich von dem Rahmen entfernten und sich zu beiden Seiten desselben gruppirend, dem erstaunten Hugo ein herrliches, prachtvolles Zitzmuster zeigten! — Einen Augenblick schien ein Gedankenstrom ihn zu überwältigen — der große Preis für die schönste Zeichnung war sein — kein Sterblicher konnte etwas Aehnliches erfinden — er war reich — berühmt — Margarethe seine Braut — sie liebte ihn — sie war stolz auf ihn: — Thränen, heiße Thränen verdunkelten sein Auge, er rang nach Athem — bemühte sich aufzustehen — das Bild schwand — nur die Rahme blieb — an dessen Stelle war das Fenster mit dem dünnen Mollvorhang,

durch welchen der anbrechende Tag hereingrüßte; — Hugo sprang auf und zitterte vor Aufregung.

Es war ein Traum — allerdings nur ein Traum, aber welch ein Traum! lebhaft erinnerte er sich des wundervollen Musters, das er gesehen, er konnte es zeichnen, er wußte, daß er es konnte. Mit brennender Stirne und klopfendem Herzen zündete er seine Kerze an und machte sich an die Arbeit. Von Zeit zu Zeit schloß er die Augen, um sich das Gesicht zurückzurufen, und als er fand, wie treu ihm sein Gedächtniß half und wie die herrlichen Blumen und Vögelgruppen unter seinem Bleistift wuchsen, wurde seine Aufregung überwältigend, und er hatte kaum die Zeichnung vollendet, als er mit einem leisen Aechzen ohnmächtig vom Sessel sank.

* * *

„Glückseliges neues Jahr, lieber, theurer Walter!" sprach eine süße Stimme neben des Knaben Bett.

— „O!" rief er sich aufrichtend, „ist es schon Zeit aufzustehen? — Glückseliges neues Jahr auch Dir, Margery, und noch Jemand! — ich will jetzt schnell aufstehen, um ihm selbst zu sagen, wie sehr ich ihm Glück und Segen wünsche, und dann will ich in den Wald, um meine Neujahrsgeschenke zu holen; ich werde gewiß welche finden, nicht wahr, Margarethe?"

„O ja, Liebling, ganz gewiß," erwiderte die Schwester, „aber Du mußt doch bis nach dem Frühstück warten."

— „Brauche ich denn ein Frühstück?"

„Freilich, und ich habe etwas ganz besonderes, weil es der Neujahrstag ist."

— „Ha, ha!" lachte der Knabe, „dann will ich auf's Frühstück warten, es wird nicht so lange dauern."

Margarethe eilte hinunter, um den Thee zu machen, stellte des Vaters Lehnsessel an den gewohnten Platz und öffnete dann das Fenster, um gegen das Dorf zu blicken. Es war sehr kalt, aber doch herrliches Wetter; sie stand kaum eine Minute am Fenster, und wollte es eben wieder schließen, als eine junge Stimme ihren Namen rief.

„Margarethe, wie geht's? glückseliges neues Jahr! — hier haben wir einen Blumenstrauß aus unserem eigenen Garten für Walter und jetzt gehen wir hinaus," fügte sie in etwas leiserem Tone hinzu, „ich und noch vier oder fünf andere Kinder, um sein Körbchen mit vielen Sachen zu füllen."

— „Ich danke Dir, liebe Susanna, ich freue mich sehr, Dich zu sehen, denn ich habe auch etwas für das Körbchen," mit diesen Worten zog sie eine selbst gestrickte wollene Halsbinde aus der Tasche und gab sie dem Mädchen. Die kleinen Gespielen kamen eben gesprungen, Margarethe lauschte vergnügt den lustigen Stimmchen, bis sie in der Ferne verklangen, und schloß dann das Fenster. Vater und Bruder hatten sich unterdessen zum Frühstück gesetzt, der Knabe lachte heiter und plauderte in seiner wilden lebhaften Weise, welche Margarethe so gern ermunterte, während Ford traurig und trübe daneben saß, und nur von Zeit zu Zeit einen strahlenden Blick voll Liebe auf seine Tochter warf.

Das Frühstück war kaum beendigt, als Walter sich zum Ausgehen anschickte.

„Wohin gehst Du, Knabe?" fragte der Vater.

— „Zu Hugo Ripley und dann zu meinen Freunden."

Der Junge ging, Margarethe nahm ihre Arbeit, der Vater schrieb und es folgte eine lange Stille, welche endlich durch ein leises Klopfen an der Hausthüre unterbrochen wurde. Margarethe fühlte das Blut in ihre Wangen steigen, ordnete schnell ihr Haar und ging dann die Thüre zu öffnen und Hugo Ripley zu begrüßen. Sie erschrack, als sie ihn erblickte: in seinen Zügen war eine ihr unbegreifliche Veränderung vorgegangen; er war todtenblaß, und doch glänzten seine Augen mit einem Ausdrucke, den sie früher nie bemerkt hatte: das Licht der Hoffnung strahlte aus denselben, und aus jedem Zuge seines Antlitzes sprach Selbstgefühl und Stolz.

Er nahm ihre Hand, drückte sie warm, ohne jedoch ein Wort zu sagen, dann näherte er sich Herrn Ford und sprach herzlich: „Glückliches neues Jahr!"

„O lieber Freund, wenn Ihre Wünsche allmächtig wären, so würden sie mir bringen, was ich nie gekannt habe. Wollen Sie heute mit uns speisen?"

— „Es wird mir eine große Freude seyn; — diesen Morgen war ich sehr ungeschickt," fügte er, sich an Margarethe wendend, bei, „ich bin vollständig ohnmächtig geworden."

O, wie sein Herz schlug, als Margarethe, im Drange des Augenblickes, ihre Hand auf seinen Arm legte und ängstlich in sein Antlitz blickte!

„Es ist mir jetzt wieder besser," sprach er mit einer Zärtlichkeit, deren er sich früher nie bedient hatte, „viel besser, und ich werde heute Ihrer Gastfreundschaft Ehre erweisen."

Sie zog schnell ihre Hand zurück, flüsterte ihm zu, man esse um drei Uhr und sie wolle nun Walter suchen, und eilte aus dem Zimmer.

„So will ich denn Punkt drei Uhr mich einfinden," sprach Hugo zu Ford.

— „Seyn Sie so gut," erwiderte dieser, „vielleicht essen wir nie wieder zusammen."

„Am nächsten Neujahrstag? — vielleicht nicht; Gott weiß, wo wir in zwölf Monaten sind!"

— „Oder in zwölf Stunden!" sagte Ford.

„Sehr wahr, Herr Ford, das ist eine richtige Bemerkung, aber — wo immer wir sind — wenn nur unsere Lampen brennend gefunden wurden, dann hat es nichts zu sagen."

— „Glauben Sie mir, mein Freund, der einzig glückliche Moment ist, wenn unsere Lampen erlöschen."

„O, sagen Sie nicht so! vielleicht hätte ich Ihnen gestern noch beigestimmt, aber heute bin ich ein ganz anderer Mensch; ich habe eine treffende Lehre bekommen: — nach Tisch will ich Ihnen Alles erzählen."

— „Erzählen Sie mir es jetzt," rief der alte Mann eifrig, „ich möchte wirklich wissen, was uns veranlassen könnte, das Leben zu lieben. Was ist es anderes, als ein langes, langes Sehnen, ein hoffnungsloses Haschen nach einem Glücke, das wir nie erringen können! Selbst die Freude besteht nur in der Erinnerung; von unserer frühesten Jugend an weinen wir um ein Spielzeug, das augenblicklich seinen Werth verliert, so bald es in unsern Besitz gelangt: und so geht es durch das ganze Leben bis zum Tode."

„O, mein Herr! das Leben ist doch keine solche Wüste — es bietet uns so süße Rosen, daß wir selbst deren Dornen nicht

achten! Die Liebe macht die Erde zum Himmel, beseligt die ärmste Hütte, erfreut das schwerste Herz, und gewiß, die selige Ueberzeugung, geliebt zu werden, ist allein des Lebens werth!"

— „Hugo Ripley," sprach der alte Mann mit sonderbarem, beinahe unirdischem Tone, — „ich weiß nicht, was das ist — ich bin in meinem ganzen Leben nie geliebt worden — mein langes, armes Leben ist vorüber gegangen ohne einen Funken des Glückes, von welchem Sie sprechen. Es war ein trübes Daseyn und ich bin dessen müde — Niemand wird mich vermissen, und im Grabe ist Ruhe."

Hugo erschrack über die Melancholie, mit welcher der alte Mann sprach — obwohl immer düster und ernst, lag doch heute eine ungewöhnliche Traurigkeit in dessen Tone und der Jüngling wußte eigentlich nicht, wie er ihm antworten sollte. Es entstand eine drückende Pause, worauf Hugo Geschäfte vorschützte und mit dem Versprechen, zur bestimmten Stunde wiederzukehren, sich entfernte.

Eine halbe Stunde später kehrte Walter mit seinem Körbchen und allen Geschenken beladen zurück, aber seine heitere Stimme rief nicht wie gewöhnlich nach der Schwester, um ihr seine Schätze zu zeigen. Er stellte sein Körbchen in eine Ecke, setzte sich daneben auf die Erde, nahm eine Gabe nach der andern zur Hand, sie zu betrachten, und streckte sich dann der Länge nach aus, als wollte er schlafen. Der Vater war nicht im Zimmer, aber Margarethe hatte seinen Schritt gehört und kam sogleich zu ihm.

„Bist Du müde, lieber Walter? wo sind Deine Geschenke?"

Er erhob sich und deutete auf das Körbchen.

„Sie sind hübsch," sprach er, „aber Walter hat die Kobolde gesehen, Margarethe, und keine Feen!"

— „Unsinn! Walter ist müde geworden, das ist Alles. Weißt Du schon, Mary Lane, des Pächters Tochter, heirathet; nächsten Montag gibt es eine lustige Hochzeit, und da wollen wir, Du und ich, schon in aller Frühe Blumen holen und ihr einen großen Strauß binden. Die Kinder werden ihr den Weg mit Blumen streuen, und wir helfen ihnen, nicht wahr?"

Der Knabe sprang mit all seiner Lebhaftigkeit auf.

„Ja, das wollen wir! wann ist Montag? wie lang?"

— „Vier Tage."

„Tage?" wiederholte er.

— „Ja, Liebling, vier Mal Licht und Finsterniß."

„Ach, ich weiß — und wir werden prächtige Blumen holen: aber, Margarethe, wie können wir? Jakob Frost hält alle Blumen gefangen, sagt der alte Gärtner, bis die Sonne ihn so brennt, daß er sie frei läßt. Wie können wir dann welche haben?"

— „O, wir wollen schon welche bekommen, Jakob Frost leiht uns die seinen, bis er uns die unseren wieder gibt; er ist recht freundlich, und hat auch hübsche Blumen, Walter," sprach sie mit einem so sonnigen Lächeln, daß sogar Jakob Frost darüber hätte schmelzen können. „Jetzt muß ich der Hetty aufdecken helfen, es muß Alles recht zierlich seyn — weil heute Neujahrstag ist."

Jeder Andere, als der arme einfältige Walter würde einen andern Grund für Margarethen's Eifer gefunden haben; — wie dem aber auch sey, sie deckte zierlich und stellte Rosen und Epheu, Walter's Weihnachtsbouquet, in die Mitte der Tafel. Während sie auf diese Weise sich eifrig und vergnügt beschäftigte, war der arme Walter unruhig und unglücklich, eine Stimmung, welche sich bei ihm nur selten zeigte und deshalb Margarethen beunruhigte. Sie sah auf die Uhr — es fehlte noch eine gute Stunde zur Essenszeit und somit hatte sie Muße, mit Walter eine kleine Promenade zu machen, welche ihn unterhalten und zerstreuen sollte. Sie machte ihm den Vorschlag und er willigte gern ein, denn er fühlte sich so unruhig, daß jede Veränderung ihm wohlthätig erschien.

Das liebende Paar war bald auf dem Wege durchs Dorf. Margarethe plauderte heiter und liebevoll mit ihm, versuchte auf jede Art ihn zu zerstreuen, aber der Junge ward trüber und unruhiger als je — so daß auch Margarethe ängstlich wurde und es wie eine Ahnung kommender Uebel auf ihrer Seele lastete. Sie waren keinem bestimmten Wege gefolgt, fanden sich aber, sonderbarer Weise, im Begriffe, an Hugo Ripley's Wohnung vorüberzugehen. Frau Hopwood stand unter der Thüre.

„Glückseliges neues Jahr, junge Freunde!" rief sie den Geschwistern zu; „wie geht es Ihnen, junger Herr?"

— „Er befindet sich ganz wohl, ich danke," antwortete Margarethe, „und Sie?"

„Hm, ich befinde mich so wohl, als ich erwarten kann; ich bin eben nicht mehr so jung, als ich war; ich fühle fliegende Schmerzen am ganzen Körper, wenn sich das Wetter ändert, aber es vergeht immer wieder. Ich sehe mich eben nach Sweetman um, um bei ihm eine Flasche alten Weines für meinen Zimmerherrn zu bestellen; er befindet sich gar nicht wohl; ich fürchte, er genießt zu wenig; und deshalb möchte ich ihm gerne ein bischen zu Hülfe kommen. Denken Sie nur, heute früh wurde er ohnmächtig. Ich erwachte an einem Fall über meinem Kopf, setzte mich im Bette auf, um zu horchen, und da ich dachte, es könnte Herrn Ripley etwas zugestoßen seyn, stand ich auf und eilte hinauf. Da lag er nun in todtähnlicher Ohnmacht, aber ich brachte ihn bald zu sich und dann ging er so heiter fort, wie ich ihn nie gesehen."

— „Er speist heute bei uns," bemerkte Margarethe erröthend.

„Ich weiß es; behalten Sie ihn aber nicht zu lange, damit er nicht wieder krank wird."

— „Nein," sprach Margarethe sanft.

„Schau, Margarethe, schau!" rief Walter, „ich sehe die Feen! eine ganze Menge geht in den Wald; ich muß ihnen nach; sieh, sie winken mir!" und keine Antwort abwartend, rannte er dem Walde zu, dessen Eingang von Frau Hopwood's Hütte aus deutlich gesehen werden konnte.

— „Armer Knabe!" sprach Frau Hopwood mitleidig, „er muß Ihnen eine große Last seyn."

„Eine recht theure, Frau Hopwood; ich wüßte nicht, was ich ohne ihn anfienge."

— „Sie sind ein gutes Mädchen, ein recht gutes Mädchen; gar viele würden sich stets über die Mühe und Düsterkeit Ihrer Heimath beklagen."

„Vielleicht würde ich es auch thun, wenn ich es trübe und mühsam fände; — manchmal ist es schon ein wenig trübe, wenn

Walter nicht zu Hause ist — aber er ist mir nie eine Last, er ist so heiter, so lieb."

„Armes Kind, es ist freilich ein großes Unglück! gehen Sie ihm nie nach, wenn er so fortläuft?"

— „Nein, nie; es wäre ihm lästig; ich weiß, er geht nicht weit weg und ich wünsche ihn fühlen zu lassen, daß er stark genug ist, auf sich selbst Acht zu geben, und deshalb vermeide ich auf jede Weise, mich ihm ängstlich zu zeigen."

„Wirklich! — aber dort kommt Sweetman; ich muß ihm nachlaufen; leben Sie wohl, meine Liebe," — und Frau Hopwood eilte fort.

Margarethe ging dem Walde zu und blickte durch die laublosen Bäume nach Walter, da sie ihn nicht sah, ging sie weiter fort, hoffend, ihn bei ihrer Rückkehr zu treffen und dann mit ihm nach Hause zu Tische zu gehen. — Nach Hause zu Tische! — wie unablässig sie dieses Mittagmahl verfolgte! wie sie hoffte, Hetty werde es recht gut kochen; wie sie sich die trauliche Nettigkeit des Zimmers und die duftenden Speisen vorstellte, und sich wunderte, ob er sich wohl heimlich fühlen werde und bemerken, daß sie, die ihres Vaters Hauswesen so gut leiten konnte, eine tüchtige Hausfrau werden müsse. So verwirrten sich ihre Gedanken, und sie sah ein kleines Häuschen in einem Garten voll hübscher Blumen, ein trauliches Stübchen mit nur zwei Bewohnern: — ein hübsches Geschöpf, dem der Spiegel tausend Artigkeiten sagte und noch Jemand, der ihrem Herzen theurer war, als Alles auf Erden, theurer selbst, als ihr armer, einfältiger Bruder.

Ja, ihre Gedanken waren voll glücklicher Bilder, sie hing ihnen lange nach und ging selbst so weit, im Geiste die Unterhaltung durchzugehen, welche, wie sie hoffte, heute nach Tische beim hellen Kaminfeuer stattfinden werde.

Moralisten mögen solche Träumereien für unnütz halten und die Jugend davor warnen, weil sie nur ein hübscherer Name für Trägheit seyen: aber sind es am Ende nicht unsere glücklichsten Augenblicke? erscheint die Wirklichkeit je so farbenreich, wie jene Bilder, die das junge Herz sich von der Zukunft malt? und selbst, wenn sie sich nie erfüllen sollen: es ist schon etwas in Gedanken glücklich gewesen zu seyn!

Margarethe befand sich bei ihrer Wohnung, ehe sie sichs versah; sie blieb einen Augenblick stehen, um nach Walter zu sehen, und da sie ihn nicht sah, klopfte sie an die Thüre, welche von Hugo Ripley geöffnet ward.

„O, Herr Ripley, ist es so spät?" fragte sie, über seine unerwartete Erscheinung erglühend.

— „Nein, ich kam glücklicher Weise so früh."

Sie trat ein, legte den Hut ab und streichelte die Katze, bevor ein weiteres Wort gesprochen wurde.

„Margarethe," sprach er endlich (er hatte sie früher nie so genannt), „Ihr Vater ist nicht ganz wohl, er hat sich einen Augenblick niedergelegt."

Margarethe blickte erschrocken auf, seine Stimme klang ungewöhnlich und verkündete ihr, daß der Vater, den sie nie hatte klagen hören, krank sey.

„Krank?" sagte sie, „der Vater krank? er war doch ganz wohl, als ich ausging, und ich war kaum eine Stunde fort."

— „O, es ist jetzt schon besser, bekümmern Sie sich nicht; ich kam zur guten Stunde und vermochte ihn nur, sich eine Zeitlang niederzulegen."

„Soll ich zu ihm gehen?"

— „Nein, es ist besser, wenn er Ruhe hat; fiel diesen Morgen etwas Besonderes vor?"

„Nein, Herr Ripley, nicht, daß ich wüßte; aber Sie erschrecken mich und theilen mir nicht die ganze Wahrheit mit. Ich fühlte es ordentlich, daß heute noch etwas kommen werde," bei diesen Worten legte sie die Hand auf seinen Arm und blickte ihm mit bittendem Ernst in's Auge.

Hugo fühlte sich beinahe versucht, grausam zu seyn, und ihre Angst nicht so schnell zu beruhigen, denn es war so entzückend ihre süßen Augen auf sich geheftet zu sehen, und zu wissen, daß sie um Trost und Beruhigung zu ihm aufblickte, aber er war nicht selbstsüchtig und so sprach er, indem er seine Hand leise auf ihre zitternden Finger legte:

„Jetzt ist Alles gut, ich versichere Sie; Ihr Vater war allein und hatte einen Anfall tiefer Niedergeschlagenheit, welcher einen schlimmen Ausgang hätte nehmen können, wenn ich nicht glücklicher Weise dazu gekommen wäre; wir hatten dann eine lange ernste Unterredung, und da er sehr aufgeregt war, ersuchte ich ihn, sich eine kurze Zeit zur Ruhe zu begeben; er wird bald wieder wohl seyn."

Nur ein leiser Schein der Wahrheit schien vor Margarethens Seele zu treten, als sie erschreckt ihre Augen wiederholt auf Hugo's Züge heftete; sie fühlte, daß er einen tiefen Schmerz von ihr abgewendet hatte, und so dankte sie ihm, ohne weiter zu fragen, denn sie fühlte instinktmäßig, daß sie Alles wisse, was sie wissen sollte. Und als diese innigen Worte tiefgefühlter Dankbarkeit in leisen Tönen von ihren Lippen flossen, war ihm das große Geheimniß, „warum er lebte," gelöst, und er dankte dem Himmel, daß er ihm so viel Glück gegeben; er war kein unnützes Geschöpf; wie konnte er je wagen, das zu denken? Darf das geschaffene Wesen seinen Schöpfer fragen: „warum hast Du mich so gemacht?"

Hugo Ripley hatte eine Lehre erhalten, die er nie wieder vergaß. Lange sprachen die Beiden zusammen, und er theilte ihr mit, daß ihr Vater das Leben lästig finde, weil er sich ungeliebt glaube. Sein Weib sey von ihren Eltern zur Ehe mit ihm gezwungen worden und habe ihn nie geliebt, und selbst seine Kinder haben nur die Mutter und nie ihn geliebt. Hugo fuhr dann fort, Margarethen von ihres Vaters leidenschaftlicher Liebe für sie zu erzählen, von der sie bis zur Stunde keine Ahnung gehabt hatte, und wie er sich nach Erwiderung gesehnt, und stets nur Pflicht, aber keine Zärtlichkeit gefunden habe.

„Das habe ich nie gewußt, Herr Ripley," sprach Margarethe mit Thränen im Auge; „ich habe alle Aufmerksamkeit auf meinen armen Bruder verwendet und bin für alles Andere blind gewesen; mein Vater war stets kalt und zurückhaltend gegen mich, und eine eisige Kette schien zwischen uns zu seyn ...."

— „Welche einige liebende Worte von Ihnen geschmolzen hätten," erwiderte Hugo. „Er sagt, daß er oft all sein Hab und Gut für eines jener zärtlichen Worte, welche Sie an Walter verschwenden, gegeben hätte, daß er oft und oft gegen den Knaben rauh und hart gewesen, weil er ihn beneidet habe, wenn

Sie sein Haupt zärtlich an Ihrer Brust wiegten, und sein Gesicht mit Küssen bedeckten."

Margarethe erröthete tief und sprach leise: „Walter braucht so viel Liebe und Mitleid; aber ich bin Ihnen unsäglich dankbar, daß Sie mir all das sagten. Gewiß, ich liebe meinen Vater, und bin so herzinnig froh, daß er mich liebt, er soll sicher keine Ursache mehr haben auf Walter eifersüchtig zu seyn."

Während sie sprach, öffnete sich die innere Thüre und ihr Vater trat ein. Sie flog von ihrem Sitze auf, eilte auf ihn zu, schlang beide Arme um ihn, und sagte mit Thränen: „Vater, lieber Vater! Du warst krank und Deine Margarethe war nicht bei Dir; aber jetzt ist's besser, nicht wahr?"

Der alte Mann konnte nicht antworten; zum ersten Mal, seit ihrer unbewußten Kindheit, preßte er seinen Liebling an's Herz und seine Thränen glänzten in ihren dunkeln Haaren. Einige Augenblicke hemmte die Rührung jedes Wort, und als Margarethe sich endlich umwandte, um Hugo für all den Segen, den er gebracht hatte, zu danken, war er fort.

Mit all dem Zartgefühle seines Wesens hatte er gefühlt, daß nur Ein Auge Zeuge dieser Scene seyn solle. Er kehrte jedoch bald zurück und brachte Walter mit, welcher auch wieder ganz vergnügt war, weil er eine Menge Feen die „Sonnenleitern" (so nannte er die Strahlen, welche durch die Bäume schienen), auf- und absteigen gesehen hatte.

Walter sprach am meisten bei der Mahlzeit, zu welcher sie sich nun setzten, denn die Herzen der Andern waren zu voll für Worte. Margarethens wacher Traum blieb unerfüllt, denn Hugo verließ sie bald und sie waren immer nur Freunde. Hätte sie seine Gedanken gekannt, so wäre ihr Herz in dieser Nacht wohl leichter gewesen.

Als Walter zu Bette war, schlang der Vater den Arm um die Tochter, küßte sie zärtlich und sagte, daß er ihr etwas Merkwürdiges zu erzählen habe, bevor sie zur Ruhe gehe. Er theilte ihr nun Hugo's Elfentraum mit.

„Ist es nicht sonderbar, liebe Margery?" fragte er, nachdem die Erzählung vorüber war; „morgen wird er das Muster einsenden und nächsten Samstag soll der Preis vergeben werden. Ich hoffe ernstlich, daß er ihm werde, denn er verdient ihn reichlich, und ich, Gott weiß es, muß ihm Glück wünschen und Du auch, mein armes Kind, denn er hat uns heute wirklich einen großen Dienst erwiesen."

Mit diesen Worten küßte er sie nochmals innig und sandte sie dann in großer Aufregung über das Erlebte in ihr Zimmer.

Margarethe zählte die Tage bis zum Samstag, und als dieser endlich erschien und schon die Schatten des Abends sich senkten, und Hugo noch nicht gekommen war, ihr zu sagen, ob er den Preis erhalten habe, fühlte sie sich unruhig und ängstlich. Jedes Geschäft schien ihr mühsam und widerlich; wie launisch der Vater heute war — und wie zudringlich Walter! — Sie sprach endlich fast unwillig mit ihm und da sie es kaum mehr aushalten konnte, beredete sie ihn, spazieren zu gehen. Natürlich lenkten sich ihre Schritte nach der Fabrik, wo die Preisevertheilung stattfinden sollte. Im gleichen Augenblick aber, in welchem ihre Augen das Gebäude erblickten und eine Gestalt aus demselben kommen sahen, wendete sie sich schnell um, hieß Walter sie fangen und rannte in der entgegengesetzten Richtung fort; sie hatte sich jedoch bald außer Athem gelaufen, und Walter eilte ihr weit voraus, während sie sich, um auszuruhen, gegen ein Gitter lehnte, durch welches ein näherer Weg in die Fabrik führte.

Ihre Augen hafteten noch auf der Straße, auf welcher, wie sie wähnte, Hugo kommen mußte, und ihre Gedanken beschäftigten sich in gewohnter Weise, als eine Stimme hinter ihr sie beim Namen nannte; sie wendete sich erröthend um, und Hugo Ripley stand vor ihr.

Er sprang über den Zaun, Margarethe stammelte verwirrt, „es sey sehr kalt," aber so gleichgültig die Worte klangen, lag doch in dem Tone etwas, das Hugo nicht mißverstehen konnte. Er sprach mit leiser Stimme: „Margarethe, ich weiß, es wird Sie freuen, zu hören, daß ich den Preis erhalten habe;" und er hielt eine Ledertasche, welche das Geld enthielt, in die Höhe. In der ersten Freude schlug sie die Hände zusammen, blickte mit leuchtenden Augen zu ihm auf und rief: „O, gewiß freut es mich, ich war so ängstlich, daß ich mich nicht getraute, Sie zu fragen."

Der Blick, die Worte waren genug — alle Zweifel schwanden. Die Männer sind schnell genug, Worte und Blicke zu ihren Gunsten zu deuten, wenn sie nicht gemeint sind; aber sie irren sich selten, wenn sie es sind.

Der Strom von Hugo's lang zurückgehaltenen Gefühlen brach jetzt durch, und er erzählte ihr von seiner langen, innigen Liebe, von all seiner Furcht und seinen Zweifeln — von seinem Traum, und wie dieser ihm die Hoffnung eingeflößt habe, daß, wenn er den einen Preis erringe, ihm vielleicht auch der andere erreichbar wäre.

„Aber ach, geliebte Margarethe! meine Hoffnungen haben sich nicht erfüllt; es ist wahr, ich habe den Preis, aber die Summe ist zu gering, um meine Glücksträume noch länger zu erlauben. Ich hatte gehofft, sie werde genügen, um ein Geschäft zu begründen, und Ihnen die gewohnte Lebensstellung zu geben; diese Hoffnung ist gescheitert, ich muß meine langweilige Beschäftigung wieder von vorne anfangen. Ich kann Sie nicht bitten, ein solches Loos zu theilen."

Margarethe stammelte eine Antwort, welche jedem Andern, als Hugo, unverständlich gewesen wäre — er aber war entzückt: — doch gleichviel, was er sagte, oder wie er es sagte, es genüge, daß Beide, ehe sie die Heimath erreichten, vergessen hatten, daß der Schmerz existire, daß es in der Welt bitteres Scheiden, glühendes Sehnen, Eifersucht und all das Gefolge des menschlichen Elendes und der Sünde gebe, daß Wolken je die strahlende Sonne verdunkelten — oder Stürme den heitern Himmel umtobten, daß erstarrender Frost und bittere Winde die blühenden Blumen tödteten — oder überhaupt, daß noch andere Geschöpfe auf Erden lebten, als Margarethe Ford und Hugo Ripley.

Der Eintritt in's Dorf und der Anblick von Margarethens Wohnung, unter deren Thüre Walter stand, erweckte sie aus diesem glücklichen Zustande, und nun kamen tausend Zweifel über des Vaters Einwilligung, deren Nothwendigkeit sie bis jetzt vergessen hatten.

„Aber warum fürchtest Du, Margarethe? Dein Vater sagte mir, daß er sich immer als meinen Schuldner betrachten werde für das, was er den Dienst nannte, den ich ihm zu leisten so

glücklich war; möge er mich mit dieser kleinen Hand bezahlen, dann, geliebte Margarethe! ist die Schuld auf meiner Seite; komm', wir wollen gleich mit ihm sprechen." Walter lehnte an der Thüre und schwatzte mit sich selbst oder seinen Freundinnen, den Elfen, und bemerkte die Annäherung der Beiden nicht, aber als Hetty die Thüre öffnete und sie eintraten, lachte er in seiner wildfröhlichen Weise und rief: „Ha, ha! jetzt verstehe ich; ja, ja! eine lustige Hochzeit — bringt ihr Blumen, Elfen, viele Blumen, denn sie ist so gut, so gut; und Blumen, die nie welken und keine Dornen haben, nicht die kalten, starren, geruchlosen von Jakob Frost, sondern süße, warme, sonnige Blüthen! — ja, sie soll euch danken, und ihr müßt Alle zur Hochzeit kommen, und Niemand wird euch sehen, als ich. Ha, ha! das wird lustig werden, und ich werde so geschäftig seyn; aber jetzt muß ich's Whitelock sagen, denn die Kirche muß rein seyn, so rein, daß kein Stäubchen Eure Flügel befleckt; husch! — fliegt fort, ich gehe jetzt."

Und mit schnellem Schritte ging der Knabe das Dorf hinunter und betrat den Kirchhof. Neben der Kirche fand er den Gesuchten mit dem Graben eines Grabes beschäftigt. Whitelock war der Todtengräber.

„Whitelock, ich brauche Sie," rief der Junge.

— „Eh!" erwiderte der alte Mann aufblickend und sich auf seinen Spaten stützend, „sind Sie es, Herr Ford."

„Ja; was thun Sie?"

Diese Frage hatte er schon fünfzig Mal gestellt, aber der alte Mann war immer um die Antwort verlegen, denn er wußte, wie sehr Fräulein Margarethe wünschte, daß Walter nichts Trauriges gesagt werde, und wie sorgfältig sie das Geheimniß des Todes stets vor ihm bewahrt hatte, indem sie ihn eifrig zu Hause zu beschäftigen suchte, wenn das etwas ungewöhnliche Ereigniß eines Begräbnisses im Dorfe stattfand. Deshalb zögerte Whitelock einen Augenblick und sprach dann, sich am Kopfe kratzend: „Ich grabe eben ein Blumenbeet, — und das ist erst noch wahr," murmelte er zu sich selbst, „was ist denn so ein junges Ding anders, als ein Blümchen? — Ich will eine Blume versetzen, der die Erde, in die sie gesetzt war, nicht taugte, und welche nun viel schöner blühen wird."

„Blume? O ja — dann wird sie für Margarethens Hochzeit blühen. Ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, daß Sie die Kirche reinigen sollen, weil die Elfen alle kommen, und da muß es schön seyn."

— „Ja, mein Kind, es soll schön seyn; also die Elfen kommen?"

Niemand widersprach dem armen Walter, sondern Jedermann antwortete ihm freundlich.

„Was bedeuten diese großen grauen Steine, Whitelock? und warum sind es so viele?"

— „Ach, viele Leute aus dem Dorfe sind in ein fernes Land gegangen, und ihre Freunde ließen diese Steine aufrichten, zur Erinnerung an dieselben, und an den Tag ihrer Abreise. Ein herrliches Land ist es, mein Junge, und ich hoffe, daß wir Alle noch hingehen werden; ich zum Beispiel erwarte es jeden Tag."

„Gehen Sie nur nicht fort vor der Hochzeit, der lustigen Hochzeit, — welchen Spaß wir haben werden!"

— „Wirklich — und wer ist der Bräutigam?"

„O, das darf ich nicht sagen, Margarethe könnte sonst zürnen — Sie werden es schon sehen; eine prächtige Hochzeit wird es werden! Adieu, Whitelock, reinigen Sie nur die Kirche! um die Blumen brauchen Sie sich nicht zu kümmern, die Elfen werden sie schon bringen."

Mit diesen Worten verließ der Knabe langsam den Kirchhof und kehrte nach Hause zurück.

Er fand Margarethe neben dem Vater stehend, einen Arm um dessen Nacken geschlungen, und die andere Hand in Hugo's ruhend. Sie bemerkten kaum Walter's Eintritt, so sehr beschäftigte sie ihre Unterredung.

„Du willst mich also verlassen, Margarethe, nachdem wir kaum angefangen haben, uns zu verstehen?" sprach der alte Mann mit trübem Lächeln.

— „O, Herr!" erwiderte Hugo, „sprechen Sie noch nicht vom Verlassen; ich kann meine Margarethe nicht in meine gegenwärtige Heimath führen, aber ich konnte dem Wunsche nicht widersprechen, von ihren eigenen Lippen zu hören, ob sie einst eine bessere schmücken wolle."

„Und wenn sie sich geweigert hätte," sagte Ford seufzend, „würden Sie sich wohl nicht um eine bessere Heimath bemüht haben?"

— „O doch; ich habe mich sehr geändert seit meinem wunderbaren Traum; ich habe viel und tief nachgedacht, und habe gefühlt, daß das Scheitern unserer irdischen Hoffnungen uns nicht muthlos, trübe und verzweifelnd machen, sondern im Gegentheil uns zu neuen Anstrengungen für unsere ewigen Hoffnungen ermuntern soll; wir haben kein Recht, unser Talent zu vergraben, wenn es uns auch das nicht verschafft hat, was wir in unserer Blindheit Glück nennen; sondern wir sollen uns bemühen es zehnfach zu verwerthen, damit es uns einst ewige, vollkommene Seligkeit gebe. Des lieben Walter's Elfen haben mir wirklich einen großen Dienst geleistet."

„Hast Du sie gesehen?" rief Walter begierig.

— „Ja, mein Knabe, und sieh, was sie mir gegeben haben," und er hielt seine Börse in die Höhe.

„Ha, ha! Hurrah! Margarethe, liebst Du jetzt die Elfen noch nicht?"

— „O, gewiß, Walter, fast so sehr, wie Du!"

„Ha! ha! das wird eine lustige Hochzeit. — Mary Lane's war nichts dagegen."

— „Komm' mit mir, Walter, ich möchte mit Dir sprechen," sagte Hugo; „ich muß gehen, liebe Margarethe, darf ich am Abend wieder kommen?"

„O ja!" rief sie mit strahlenden Augen, „gib auf Walter Acht, und behalte ihn nicht zu lange im Freien, es ist so kalt."

So kalt es auch war, sie blieb doch unter der Thüre stehen, bis sie die Beiden nicht mehr sehen konnte, und ihr Vater sie bat, dieselbe zu schließen.

„Wie sonderbar sich die Sachen gestalten, Vater," sprach sie, als sie sich nahe neben ihn gesetzt hatte. „Hugo's Freundlichkeit gegen Walter, als dieser sich verirrt hatte, ist die einzige Quelle unseres gegenwärtigen Glückes."

— „Bezüglich Deiner Hand und Deines Herzens?"

„Nein, Vater!" rief sie erröthend und lächelnd, „daß Hugo

den Preis erhielt, denn wenn er Walter nicht kennen gelernt hätte, würde es ihm nicht von Feen, die ihm ein Muster zeigten, geträumt haben."

— „Ich kann das nicht entscheiden, aber ich kann sagen, daß es mich freut, meine Tochter in so guten Händen zu wissen, denn er ist ein vorzüglicher junger Mann."

Margarethe brauchte diese Versicherung nicht, sie hatte sich schon beim ersten Zusammentreffen davon überzeugt, und jeder Tag vermehrte ihre Liebe und Achtung, denn täglich hatte sie Gelegenheit einen neuen Beweis seines edlen Herzens, seines liebenswürdigen Wesens zu beobachten.

Hugo war immer der Liebling seines Brodherrn gewesen, seit dem Zitzmuster aber war er noch einmal so freundlich gegen ihn, und verdoppelte endlich, ohne einen Grund anzugeben, sein Salair, so daß Hugo ernstlich von der Miethe eines hübschen Häuschens, das am Ende des Dorfes zu haben war, und den Vorbereitungen zu der von Walter so lang erwarteten, lustigen Hochzeit zu sprechen anfing. Bevor aber ein entscheidender Schritt gethan werden konnte, mußte er nach London reisen, und diese erste Trennung machte Margarethe recht unglücklich. Sie war nie in London gewesen, und schon der bloße Name hatte ihr einen schrecklichen Klang. Dennoch wagte sie nicht, ihm all ihre Angst mitzutheilen, weil es das Ansehen hatte, als setze sie Zweifel in ihn. Sie war überzeugt, daß er sie nicht vergessen werde, und dennoch sah sie ihn mit schwerem Herzen und heißen Thränen scheiden. Ihr Vater ward in der gleichen Nacht auch krank, der Wind blies kalt und heulte durch's Kamin, und die arme Margarethe nahm ihre ganze Kraft zusammen, um vor Walter heiter zu scheinen, und war froh, endlich mit ihrem Schmerz allein zu seyn, um ungehindert weinen zu können. Den einzigen Lichtstrahl in ihrem Leben bildete jetzt die Aussicht auf Briefe — der Vater befand sich immer schlechter, und Margarethe fühlte sich so hilflos und ängstlich, daß sie sich um so glühender nach Hugo's Rückkehr sehnte.

* * *

Wir wollen uns jetzt, was Margarethe so gern gethan hätte, an seine Seite versetzen, und finden ihn in einem kleinen, elenden Häuschen in Dean Street, Soho. Die Bewohnerin desselben saß an einem kleinen Tischchen und stickte ein Kleid, dessen sich jede Hausmagd geschämt hätte; es waren keine Vorhänge an den Fenstern, nur an den unteren Scheiben befand sich ein Streifen, der weißen Moll vorstellen sollte, auf welchem jedoch der Staub von Jahren ruhte. Ein paar glimmende Kohlen im Kamine und ein Pfännchen auf dem Dreifuß, dessen Inhalt vergebene Anstrengungen zu sieden machte, was bei solchem Feuer auch keine Unmöglichkeit war.

Hugo stand vor ihr und lehnte seinen Arm auf das Kamingesimse, er sah aufgeregt und erhitzt aus.

„Aber, Mutter, so höre mich doch; ich habe mir endlich, Gott sey Dank! ein Stücklein Brod erworben, und wenn Du noch immer nicht das Einkommen hast, in dessen Besitze ich Dich so sicher glaubte, so theile das meine; nur bitte ich Dich, nicht ein Leben fortzusetzen, das für meines Vaters Weib eben so unpassend, als für sich selbst schmerzlich ist."

Frau Ripley blickte zum ersten Male von ihrer Arbeit auf. „Das Deine theilen? kannst Du mir helfen? hast Du Geld?"

— „Ja, Mutter, endlich sehe ich mein Fortkommen in der Welt gesichert, und bin im Stande, Dir wenigstens ein angenehmeres Loos, als das gegenwärtige, zu bieten."

Ein sonderbarer Ausdruck überflog die Züge der Mutter, als sie fragte: „Kamst Du nur nach London, um nach mir zu sehen? Du warst doch sonst nicht so zärtlich; wir haben uns einige Jahre nicht gesehen."

„Das ist richtig, Mutter, und diese Jahre habe ich auf lange, heiße Anstrengungen, mir eine Existenz zu schaffen, verwendet. Ich wußte, oder besser, ich dachte," fügte er, herumblickend, hinzu, „daß Du meine Hülfe nicht nöthig hattest, und wollte nicht von Dir abhängig seyn; da ich Dich aber jetzt in sichtbarem Mangel finde, krank, wie Du sagst, allein und freundlos — und Du meine Mutter bist," fuhr er mit einer leichten Bitterkeit fort, denn er fühlte, daß sie sich nicht mütterlich gegen ihn benommen hatte, „biete ich Dir die Heimath, die ich mir endlich errungen, und den Schutz eines Sohnes."

Während er sprach, heftete sie ihre schwarzen Augen auf ihn und fragte wiederholt: „Kam er eigens nach London, um mich aufzusuchen und mir dieses Anerbieten zu machen?"

Er hielt einen Augenblick inne, ein schmerzlicher Schatten glitt über seine Züge, dann sprach er:

„Ich kam Dich zu suchen; aus welchem Grunde, ist gleichgültig; ich hatte aber nicht erwartet, Dich so zu finden; nimmst Du mein Anerbieten an?"

„Natürlich, Hugo. Ich bin recht froh, Hülfe zu finden; ich habe kein Geld, und ich sage Dir, die Miethe für dieses Haus ist sehr hoch. Ich dachte schon daran, den obern Stock zu vermiethen, aber es fehlt mir die nöthige Einrichtung. Du weißst, Hugo, Dein Vater hinterließ kein Vermögen, das Einkommen hörte mit seinem Tode auf, und so habe ich nichts, als das kleine Heirathsgut, das ich Deinem Vater zubrachte, um davon zu leben."

— „Gut, Mutter," sprach Hugo mit einem schweren Seufzer, „die Sache ist abgemacht, wir wollen nichts mehr davon sprechen; morgen habe ich in Geschäften einen Herrn zu besuchen, dann aber stehe ich zu Deiner Verfügung."

„Ich will mit Dir auf's Land zurückkehren, ich liebe das Landleben, aber Jedermann sagte, es sey in der Stadt billiger zu leben, und so blieb ich hier."

— „Nein, nein!" antwortete er schnell, „wir werden hier bleiben und den obern Stock vermiethen, ich lasse ihn mobliren. Mein Geschäft kann eben so gut hier vollbracht werden, als auf dem Lande. Ich bin müde, kann ich hier schlafen?"

„O ja, ich habe ein Schlafzimmer für Dich, aber wir haben keine Lebensmittel im Hause . . . ."

— „O, ich bin nicht hungrig, Mutter," erwiderte er ungeduldig, „ich verlange nur Ruhe; ich gehe schnell in den Gasthof, um meine Sachen zu holen, dann komme ich sogleich."

„Du kommst gewiß zurück?" fragte sie schnell.

— „O, ganz gewiß!" Und er kam auch bald wieder; zu seinem Erstaunen fand er ein anständiges Mahl für ihn in Bereitschaft, das Zimmer sah etwas traulicher aus, denn die Läden waren geschlossen und Lichter angezündet, und die Mutter bot ihm die Hand, als ob sie erfreut wäre ihn zu sehen.

Er ging bald in sein Zimmer — in das elende Zimmer,

in welchem er schlafen sollte! er nahm jedoch keine Notiz von dessen Aussehen, warf sich in den einzigen Sessel und rief laut:

„So ist denn wieder nach all den Versuchen, und nachdem das Glück mir so nahe war, jede Hoffnung erloschen. O, Margarethe, geliebte Margarethe, das ist hart zu tragen! könnte ich denn, selbst wenn meine Mittel genügend wären, ihr zumuthen, mit meiner Mutter zusammen zu leben? — o nein, nein! mein süßer Traum ist vorüber — und es ist besser, noch zu warten und zu hoffen, als all den Verdriß zu tragen, den eine solche Einrichtung unfehlbar zur Folge hätte.

„Aber wie es ihr sagen? was wird sie dazu sagen, wird sie die Geschichte glauben? Ich darf sie nicht sehen, oder mein Muth würde sinken. Dennoch habe ich recht gehandelt, ich hatte wenigstens den besten Willen. Ich werde Kraft finden, den Kampf zu wagen, und es wird gute Früchte tragen, ich fühle es."

Der arme Hugo setzte sich nun an den wackeligen kleinen Tisch und schrieb an Margarethe.

Er hatte ihr den Grund seiner Reise nach London nicht mitgetheilt, denn er hatte ein solches Ende derselben nicht erwartet. Nach langem Nachdenken hatte er eingesehen, daß sein Benehmen gegen seine Mutter nicht immer lobenswerth gewesen und so fühlte er, daß er in dieser wichtigen Periode seines Lebens, als er im Begriffe stand, sich zu verheirathen und seine Verhältnisse sich so gebessert hatten, zu seiner Mutter gehen, ihr die Hand der Versöhnung bieten und ihr sagen sollte, daß sie immer ein willkommener Gast an seinem Herde seyn werde; er hatte aber nie geträumt, sie arm und freundlos zu finden, und obwohl er einen Hauptgrund ihrer Lebensweise in ihren geizigen Gesinnungen suchte, erlaubte ihm sein warmes, edles Herz doch nicht, sie zu verlassen, und da seine Mittel ihm nicht erlaubten, für Beide zu sorgen, mußte er zwischen ihrem Glücke und dem eigenen wählen, und entschied uneigennützig und großherzig für das ihrige.

Deshalb konnte er sich der Furcht nicht erwehren, ob Margarethe wohl der Sachlage Glauben schenken werde, da sie so vollkommen unvorbereitet auf die Möglichkeit einer solchen Aenderung ihrer Plane war; er schrieb ihr verschiedene Briefe während der Nacht, ohne daß einer im Stande gewesen wäre ihn zu befriedigen; endlich verbannte er jeden Gedanken an seine eigene Niedergeschlagenheit, schrieb ihr heiter, bat sie, auf bessere Tage zu hoffen und in der Zwischenzeit ihn zu lieben und ihm zu vertrauen. Er sagte ihr auch, daß während seines kurzen Aufenthaltes er überall von seinem Zitzmuster und dessen ungeheurem Erfolg habe sprechen hören, daß er diesen Umstand für den Grund seiner Gehaltserhöhung hatte, es ihn zu neuen Versuchen ermuntere und seine Liebe zu ihr ihn stark machen werde, Alles zu überwinden. Es war eine große Anstrengung, so hoffnungsvoll zu schreiben, denn es paßte durchaus nicht zu seinen Gefühlen, und als die schmerzliche Aufgabe gelöst war, warf er sich auf das Bett, um zu ruhen, aber nicht um zu schlafen.

Der nächste Tag brachte große Veränderung unter Frau Ripley's Dach. Hugo fühlte, daß angestrengte Thätigkeit das einzige Mittel sey, dem nagenden Wurme des Herzens zu entgehen, und so beeilte er sich, das Haus wohnlicher zu machen, und Frau Ripley ließ es sich gern gefallen, weil sie es nicht bezahlen mußte. Die alte, halb verhungerte Magd aber ergoß sich in Segenswünschen für den gütigen jungen Herrn, dem sie eine so günstige Verwandlung dankte. Armes Ding! sie mit ihrem hagern, schmutzigen Gesichte und gebückten Gestalt war eine Heldin in ihrer Art, denn sie war ihrer harten Herrin seit Jahren treu angehangen, blieb bei ihr, weil alle Andern sie verließen, und verlor die Gewogenheit all ihrer Freunde, weil sie in einem solchen Hause blieb; aber ihre einzige Antwort war: „was würde sie thun, wenn ich sie verließe, das arme Geschöpf? kein anderer Mensch könnte es bei ihr aushalten, ich habe mich schon an sie gewöhnt." Jetzt war die Zeit ihrer Belohnung gekommen, Freudenthränen rollten über die eingefallenen Wangen, als sie die Verwandlung des Hauses sah, und Hugo entkam kaum der Gefahr, ihre langen Arme um seinen Hals zu sehen, als er ihr eine kleine Summe in die Hand drückte, um sich bessere Kleider zu kaufen.

Nach acht Tagen würde niemand mehr die Bewohner des einst so traurig aussehenden Hauses erkannt haben. Hugo betrachtete mit wirklicher Genugthuung sein Werk. Armer Junge! er brauchte einigen Ersatz für seine Entsagung, um so mehr, als Tag um Tag verging und keinen Brief von Margarethen brachte. Der junge Mann war sehr stolz, und da er fühlte, Margarethe hätte sein Opfer würdigen und ihn durch ihre Beistimmung ermuthigen und trösten sollen, so verletzte ihn ihr Schweigen. Sein Herz drängte ihn wiederholt zu schreiben, sein Stolz siegte und die Zeit verging.

Und Margarethe? hatte sie so schnell die erst so tiefe Liebe vergessen? oder wenn sie noch liebte, konnte sie zweifeln? Nein, Margarethens Prüfung war so schwer und hart zu tragen, als die seine. Als sie Hugo's Brief erhielt, war ihr Vater, dessen Schwäche und Krankheit von Tag zu Tag zunahm, zorniger und aufgeregter, als Margarethe ihn je gesehen hätte, und als sie mit dem Briefe in der Hand dasaß und eine Thräne um die andere weinte, verbot er ihr streng zu antworten, oder überhaupt Hugo je wieder zu schreiben.

„Er wußte wohl, daß es so kommen werde," sprach der Vater, „das sind leere Ausflüchte! kein Mann der Dich wirklich liebte, würde Dein und sein Glück solchen romantischen Ideen von Pflicht opfern."

„Aber Vater," entgegnete das weinende Mädchen, „es handelt sich ja nur um eine kurze Zeit, er kann uns noch nicht Beide versorgen, aber wenn . . . ."

— „Schwatze nicht solchen Unsinn, Kind; ich kann aus Erfahrung solche Stegreifgeschichten beurtheilen; nein, nein, Margarethe, denke nicht mehr an ihn, er ist Deiner nicht werth; sprich nicht mehr von ihm!"

„Denke nicht mehr an ihn!" o wie viel leichter ist das gesagt als gethan! aber sie konnte aufhören von ihm zu sprechen, und der noch geliebte Name kam nicht mehr über ihre Lippen.

Eines Abends saßen Margarethe und der alte Mann zusammen in der Dämmerung; er war den ganzen Tag recht krank und schwach gewesen, sie hielt seine Hand und ihr thränenvolles Auge hob sich zum Himmel, um Kraft und Trost sich zu erflehen.

„Margarethe," sprach der Vater, endlich das lange Schweigen brechend, „wenn uns auch die Menschen beleidigen, dürfen wir doch nicht undankbar seyn. Ich habe weder den Neujahrs-

tag vergessen, noch den Umstand, daß Hugo Ripley (arme Margarethe, wie sie über den verbotenen Namen erschrack!) mich von einer großen Sünde rettete; und jetzt, da ich Zeit zur Ueberlegung hatte und sterbend bin, danke ich ihm für die edle That. Ich glaube, er war Gottes Werkzeug, denn er sprach weise und gut; er zerstörte mit wenig Worten den ganzen Haufen von Beweisen, die ich für mein Vorhaben gesammelt hatte, und ich fühlte tief, daß ich im Begriffe war, ein Verbrecher zu werden. Für all das danke ich ihm herzlich und hoffe, die mir barmherzig gegönnte Zeit nicht verloren zu haben. Jetzt, Margarethe, liebes Kind, wenn Du je wieder etwas von ihm hören oder sehen solltest und ich ihn zu hart beurtheilt habe, so sage ihm, daß ich ihm für jene That stets dankbar war, daß ich aber um des Glücks meines Kindes willen nicht anders handeln konnte; und laß Dir jetzt noch sagen, daß sein Stillschweigen mich von der Richtigkeit meiner Ansicht überzeugt, denn, hätte er wohl das Deinige so geduldig ertragen, wenn er nicht froh gewesen wäre, das Band gebrochen zu wissen? Ich hoffe, daß Du genug Stolz hast, ihn nicht aufzusuchen."

Die arme Margarethe konnte nicht sprechen, sonst würde sie den Vater gefragt haben, ob es recht und denkbar sey, solche Zweifel in jemand zu setzen, an dem sonst kein Vorwurf haftete; ob Dankbarkeit nicht jedes stolze Gefühl zähmen und nur das eine heilige, „welches nichts Böses denkt", im Herzen hegen solle? aber sie sprach in diesem Augenblicke nicht und am nächsten Morgen war es zu spät!

* * *

Monate vergingen; an einem herrlichen Junitag war Hugo vom frühen Morgen an nicht zu Hause und bei seiner Heimkehr sagte ihm Sara, daß ein Knabe nach ihm gefragt habe und ihn bei seiner Mutter erwarte. Er öffnete die Zimmerthüre und sah Walter bleich und müde, von Staub bedeckt und einen großen Strauß welker Blumen an die Brust gesteckt, neben seiner Mutter sitzen. In der Hand hielt er sein staubiges Hütchen, das mit schwarzem Krepp umwunden war. Margarethen's langes Schweigen hatte Hugo's Herz tief verwundet — er konnte nicht sprechen, als der Knabe mit einem Freudenschrei auf ihn zusprang. Thränen glänzten in seiner Mutter Auge, aber Hugo bemerkte es nicht, als sie aufstand und mit leise zitternder Stimme sprach:

„Hugo, mein lieber Sohn, ich will Dich mit Deinem Freund allein lassen; obwohl des armen Jungen Verstand umnachtet ist, hat er doch den meinigen erhellt;" und sie verließ langsam das Zimmer.

Hugo beachtete seiner Mutter Worte nicht, sondern stammelte: „Margarethe!"

„O, sie ist ganz wohl!" sprach Walter.

„Gott sey Dank! aber dieses" — und Hugo zeigte auf des Knaben Hut.

„Staubig, ja, gewiß; und ich fürchte, es hat den neuen Stoff verdorben, welchen Margarethe herummachte. Mein Vater ist auf eine lange Reise gegangen, weißst Du, und sie sagt, ich müsse das tragen, bis er wiederkommt."

Hugo verstand jetzt alles; der alte Mann war todt; er durfte nun nicht mehr über dieses Thema sprechen, und da er sah, wie müde der Knabe war, fragte er ihn freundlich, ob er keine Erfrischung wünsche.

„Ich weiß es nicht, aber ich bin müde."

— „Ja, mein Kind, Du mußst etwas haben, ich will es sogleich bestellen; nur sage mir, wie bist Du hieher gekommen?"

„Das weiß ich selbst nicht; die Elfen brachten mich, wie ich glaube, aber ich habe einen langen, langen Weg gemacht. Diese Blumen gab mir die kleine Susey an dem Tag, an welchem ich fortging, und sieh', wie die armen Blumen jetzt welk sind; sie blühen doch im Frühjahr wieder, nicht wahr?"

— „O ja, lieber Walter; aber sage mir, wie kamst Du hieher? denke ein wenig nach; hat Dich Margarethe geschickt?" fragte Hugo, als er sah, daß Walter's Gedanken sich von der Hauptsache abwendeten.

„Margarethe, eh! oh! nein, sie weiß gar nicht, daß ich hieher ging; aber ich wußte, warum sie ganze Nächte fort schluchzte und weinte — ich hörte sie, wenn sie mich schlafend glaubte, — und die Elfen sagten mir, sie weine um Dich, und flüsterten mir zu: „folge ihm, folge ihm" und so kam ich denn; ein sonderbarer Ort — so viel Lärm — sie kam einen langen Weg mit mir."

— „Sie? wer? Margarethe?" fragte Hugo schnell.

„Nein, nein, eine von den Elfen! sie verwandelte sich in einen Schmetterling," flüsterte er, „und flog die ganze Zeit vor mir her, um mir den Weg zu zeigen."

— „Und Du hast den ganzen Weg zu Fuße gemacht?"

„Ja, Margarethe sagte mir den Namen der Straße, in welcher Du wohnest, und ich wiederholte ihn mir so lange, bis ich ihn gut gemerkt hatte, und so oft ich zu Häusern kam, fragte ich, ob das Dean Street, Soho, sey und ob Hugo Ripley da wohne. Die meisten Leute lachten, gaben mir etwas zu essen und sagten, ich solle wieder heimgehen; da aber Margarethe um Dich weinte, ging Walter fort. Ich habe gewünscht mich ihr dankbar erzeigen zu können, denn sie ist so gut gegen mich und hat schon Freude, wenn ich ihr Blumen brachte, wie wird sie erst schauen, wenn ich ihr Dich bringe! Ha! ha!" und er lachte laut.

— „Aber, Walter, Du hast mir noch nicht gesagt, wie Du mich endlich fandest? Du sagst, daß Du auf der Londoner Landstraße fortgingst, bis Du zu Häusern kamst, dort nach dem Weg fragtest und sie Dich heimschicken wollten; wie fandest Du endlich den Weg?"

„Ich weiß es nicht, ich folgte der Fee, sie flog immer vor mir und ich wußte, daß sie mich den rechten Weg führen werde; es war ein langer, langer Weg: manchmal schlief ich unter Bäumen, manchmal auf den Straßen, und so kam ich endlich an einen Ort, wo es lauter Häuser und keine Bäume gab; ich dachte, so müsse der Platz aussehen in dem Du wohnst, und fragte ob — ich habe es jetzt vergessen."

— „Dean Street, Soho," bemerkte Hugo.

„Ja, ob das hier wäre, und man rieth mir, noch ein wenig weiter zu gehen. Ich war aber so wund, daß ich kaum mehr gehen konnte, da kam ein alter Mann, fragte mich, was ich wolle, und brachte mich hieher. O wie froh war ich, als sie endlich „ja!" sagten und ich Dich gefunden hatte; ich bin eben ein glücklicher Knabe und Margarethe wird nun wieder lachen! komm' jetzt zu ihr zurück!" Mit diesen Worten sprang er von seinem Sitze auf und ergriff Hugo's Arm. Dieser war von der Erzählung tief gerührt; unfähig zu sprechen, schüttelte er

warm des Jungen Hand und bewunderte dessen innige Liebe zu Margarethen, welche nur von der seinen übertroffen werden konnte. Sara trat eben mit Erfrischungen für Walter ein, welche, wie sie, Hugo's erstaunten Blick beantwortend, beifügte, von Frau Ripley für den Gast bestellt worden waren, und sagte ferner, daß ihre Herrin Hugo einen Augenblick in ihrem Zimmer zu sprechen wünsche. Dieser befahl Sara, bei dem Knaben zu bleiben und ihn zur Annahme des Mahles zu bewegen, da seine Erschöpfung dasselbe so nöthig machte und ging dann zu seiner Mutter; sie hatte sichtbarlich eben geweint und Hugo war über diesen seltenen Beweis von Gefühl sehr erstaunt; bevor er aber um die Ursache fragen konnte, sprach sie: „Hugo, mein lieber guter Sohn, wie kann ich Dir genug für die Lehre danken, die Du mir gegeben hast? Dieser arme Knabe hat mir das Opfer genannt, das Du mir gebracht hast, und ich will mich an Großherzigkeit nicht überbieten lassen. Gehe, ich bitte Dich, sogleich zu Deiner Braut, heirathe sie, Hugo, und bringe sie dann hieher, bis Du eine bessere Heimath für sie gefunden hast; sie soll einer Mutter Willkomm hier finden und Du, mein Sohn, einer Mutter Segen. — Kein Wort, keine Entschuldigung!" fuhr sie fort, als sie sah, daß er sprechen wollte, „Du glaubst vielleicht nicht an die Dauer einer solch plötzlichen Aenderung, aber laß mich Dir sagen, daß sie nicht plötzlich ist. Seit Du mich aufgesucht und großherzig Dein sauer erworbenes Geld für mich ausgegeben hast, erwachte ich zum Bewußtseyn der elenden Existenz, die ich bisher geführt, und beneidete Dich um das Glück, das Du fühlen mußtest, indem Du andere beglücktest, und doch wußte ich damals noch nicht, daß es ein Opfer war. Jetzt aber will ich Dich keinen Augenblick mehr von Deinem Glücke zurückhalten. Geh' mit dem armen Knaben zurück, und wenn wir uns wieder sehen, so führe mir Dein Weib zu; fürchte nichts, mein Sohn, wir werden genug für uns Alle haben!" Sie drückte warm seine Hand, wollte keine Widerrede hören, und eine Stunde später befanden sich Hugo und Walter auf der Rückreise.

* * *

Der volle Mond blickte mit all seiner stillen Schönheit auf eine Scene voll Angst und Unruhe, denn das ganze Dorf suchte den verlornen Walter.

Den ganzen Tag über hatte Margarethe geglaubt, er befinde sich auf einer seiner langen Wanderungen, und wurde bis zum späten Abend nicht ängstlich; — das arme Mädchen fühlte sich so namenlos unglücklich und verlassen, daß sie meist Alles mit Gleichgültigkeit ertrug; als aber die Nacht kam, erfaßte sie eine furchtbare Angst und alle Nachbarn, welche Walter so lieb hatten, gingen aus ihn zu suchen: — umsonst. Diese Nachforschungen dauerten die ganze Nacht, den folgenden Tag und Nacht, bis Margarethe vor Angst erkrankte und nicht mehr suchen konnte. Frau Hopwood war freundlich genug, bei ihr zu wachen, und verließ sie erst in den Morgenstunden, um ihr eigenes Hauswesen zu ordnen. Margarethe stand auf und setzte sich an's Fenster, um Walter sogleich zu sehen, wenn er heimkehrte.

Das Posthorn des Eilwagens schmetterte durch die klare Luft und gleich darauf hörte sie eine freudige Stimme eine wilde Melodie singen, sie sprang auf, flog an die Thüre und glaubte ohnmächtig zu werden, als zwei Gestalten ihr entgegen traten. Sie kam erst wieder völlig zu sich, als warme Liebesworte ihr in's Ohr tönten, und die Augen aufschlagend fand sie sich in Hugo's Armen und Walter stand neben ihr.

Sie hatten sich viel zu sagen, viel zu erklären und nachdem ihre lange Unterredung von der Vergangenheit endete, begannen sie die Vorkehrungen für die Zukunft zu besprechen und beschlossen, sogleich in die Stadt überzusiedeln, wo Margarethe bei Frau Ripley bleiben sollte, bis das Trauerjahr vorüber war. Hugo wollte in Woodcote-Haus bleiben, welches, da es Ford's freies Eigenthum gewesen, auf seine Tochter übergegangen war und welches sie nach ihrer Hochzeit für immer bewohnen wollten. Margarethe wäre nun ganz glücklich gewesen, wenn nicht der Gedanke, daß ihr Vater mit einer schlimmen Meinung von Hugo gestorben, ihre Freude getrübt hätte. Da er mehrere Tage vor seinem Tode bewußtlos war, hörte ihn Margarethe nie das grausame Gebot, Hugo nicht zu schreiben, widerrufen, „und ich konnte mich nicht entschließen, nach seinem Tode das zu thun, was er im Leben so sehr verboten hatte," sprach sie, ihre thränenvollen Augen zu Hugo erhebend; „nicht wahr, das durfte ich nicht?"

„Nein, Geliebte, aber ich wurde hart behandelt; jedoch es ist jetzt vorüber, wir haben Beide viel gelitten und werden uns nun um so inniger des kommenden Glückes freuen. Sollen wir nun nicht inniger als je unsern Walter lieben, der so viel für uns gethan hat, und ohne den wir uns vielleicht nie wieder gesehen hätten?"

— „Ich kann ihn nicht inniger lieben, aber ich werde nie vergessen, was er für uns gethan hat; seine Liebe hat die Mauer des Stolzes zwischen uns niedergerissen und ich habe wirklich alle Ursache, ihm zu danken, ihn zu segnen."

* * *

Wieder ist es Sylvesterabend; ein Jahr ist dahingeschwunden, seit Hugo so trübe und hoffnungslos in seinem Stüblein saß; wo werden wir ihn jetzt finden?

Das Häuschen neben der Kirche, in welchem einst der alte Ford lebte, ist hell erleuchtet, wir wollen ihn dort suchen.

Kein Wunder, daß es so hell ist, denn eine Masse Holz brennt und prasselt lustig im Kamin und wirft seinen rothen Schein auf die Gesichter der Anwesenden. Ist er da? Ja, er steht am Kamine, den einen Arm um sein junges Weib geschlungen, den andern, wie Schweigen gebietend, erhoben; auf der Erde sitzt Walter, lehnt den Kopf in seiner Schwester Schooß und schmückt sein Hütchen mit frischen Stechpalmenzweigen. Auf der andern Seite des Feuers sitzt eine ältliche Frau mit einer Arbeit in der Hand, aber sie arbeitet nicht, sondern lauscht gleich den Uebrigen.

Durch die stille Nacht verkündet die Uhr die zwölfte Stunde, und mit dem letzten Schlag fangen die Glocken zu läuten an.

„Gott segne Dich, geliebte Margarethe, und sende Dir viele glückliche Jahre! Er sey gepriesen, daß ich Dich jetzt als Gattin an's Herz drücken und Dir Alles sagen darf, was ich letztes Jahr so hoffnungslos im Herzen trug!"

— „Wenn Du Margarethen genug geküßt hast, möchte ich Dich auch küssen, mein Sohn," sprach Frau Ripley, „und Dir sagen," fuhr sie mit Thränen in den Augen fort, als Hugo sein Weib verließ und seine Mutter zärtlich umschlang, „wie sehr ich Dir für Alles danke, was Du für mich gethan hast, und welch großer Unterschied ist zwischen dem heutigen Sylvester-

abend und jenem, den ich vor einem Jahre allein in jenem traurigen Hause verlebte. Diese glückliche Aenderung verdanke ich Dir, mein Sohn; möge Gottes Segen Dich durch lange Jahre begleiten!"

„Ich danke, liebe Mutter, wir sind uns alle gegenseitig zu Dank verpflichtet, vor Allem aber unserm theuern Walter, dem ich meine gegenwärtige Stellung, mein Weib und Alles verdanke."

— „Selbst er lebt nicht umsonst!" bemerkte Margarethe lächelnd und leise.

„O Margery, erinnere mich nicht an meine Thorheit; die Erfahrung hat mir gelehrt, daß der Allmächtige nichts umsonst geschaffen, daß alle Ereignisse von einer unfehlbaren, liebenden Hand geleitet werden und daß demüthige Ergebung in des Höchsten Weisheit und vollkommenes Vertrauen in seine Liebe der einzig sichere Weg sind, uns hienieden glücklich zu machen."

— „Mein lieber Hugo," sagte Frau Ripley, „ich hoffe, Du wirst die Belohnung erhalten, welche Deine Güte und Deine Talente verdienen."

„Aber ich betrachte mich schon mehr als genügend belohnt, meine liebe Mutter."

— „Ich finde das durchaus nicht; der außerordentliche Erfolg, welchen Dein Zitzmuster hatte, sollte Dich bereits zum unabhängigen Mann gemacht haben und ich glaube, Herr Longman hat sich Dir gegenüber nicht edel benommen."

„Gut," sprach Hugo lachend, „wir wollen dieses Thema zu so später Stunde nicht mehr abhandeln, denn ich weiß, es ist eine Deiner schwachen Seiten. Ich bin im Besitze eines größeren Glückes, als ich mir je erträumte und bin damit zufrieden; laß uns denn, liebe Mutter, Gott bitten, damit wir auch das nächste Jahr seines Segens uns erfreuen, dann haben wir uns nicht zu beklagen — und nun zu Bette!"

Am nächsten Morgen war Alles früh auf; Walter eilte in den Wald, um seine Geschenke zu suchen, und jedes Glied des kleinen Haushaltes war geschäftig, da man Gäste zu Tische erwartete. Mit der Frühpost kam ein Brief an Hugo von seinem Prinzipale. Das war nun gerade kein auffallendes Ereigniß, denn er schrieb ihm oft; aber Hugo rief alsbald mit geheimnißvollem Gesichte seiner Frau und Mutter, um ihnen den Inhalt mitzutheilen.

Der Brief begann mit schmeichelhafter Anerkennung von Hugo's Talent und Charakter, von der außerordentlichen Beliebtheit, deren sich sein Zitzmuster in so kurzer Zeit erfreute, und welche in der That so groß sey, daß Herr Longman sich gedrungen fühle, mit Herrn Ripley den bedeutenden Gewinn zu theilen und ihn zu bitten, anliegenden Wechsel, dem er, wie er hoffte, noch viele folgen lassen werden könne, freundlich anzunehmen.

Entzückt über dieses glückliche Ereigniß schrieb Hugo seinem Prinzipal einen warmen Brief des Dankes, und das nächste Jahr fand ihn und sein liebenswürdiges Weib in behaglicher Unabhängigkeit, und all das verdankten sie dem wunderbaren, sogenannten

Traumzitz.

* * *

Jahre, lange Jahre sind verflossen; größere Wunder der Erfindung haben die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen, das herrliche Zitzmuster ist vergessen und nur Wenige können sich noch dessen erinnern. Margarethe, Hugo und der arme Walter schlafen unter „jenen grauen Steinen" mit den Freunden, die sie geliebt im Leben und die ihnen nacheinander vorausgegangen waren in das „schöne Land," in welches Whitelock, der alte Todtengräber, bald nach der lustigen Hochzeit einging, und doch lebt noch in dem Herzen einer der ältesten Bewohnerinnen von Woodcote die Erinnerung an die erzählten Erlebnisse, und an jedem Sylvesterabend nimmt sie aus ihren Schätzen ein kleines Stückchen Zitz und erzählt ihren verwundert lauschenden Enkeln, wie die Elfen dieses Muster für ihren Urgroßvater gemacht haben und wie sie noch jetzt in stillen hellen Mondnächten um das Grab ihres Großonkels, den sie, so lange er lebte, liebten und schützten, schweben, — um das friedliche Grab des lieben einfältigen Walter Ford. *)

Eine Ersteigung des Großglockner im Winter.

Von F. Franzisci.

Der herrliche Großglockner, der mit seiner zerklüfteten Gletscherwelt das Alpenthal Heiligenblut vom benachbarten Tyrol und Salzburg abschließt, war mit seiner himmelanstrebenden Eispyramide schon lange Zeit her das erhabene Ziel meiner Sehnsucht gewesen, welche beim täglichen Anblick dieses majestätischen Berges nur noch mächtiger werden mußte.

Der tiefblaue, wolkenfreie Himmel, von welchem die mit jedem Morgen heiterer hinter den östlichen Bergen heraufblickende Sonne ein magisches Licht über die Gletscherwelt ausgoß, die frühlingswarme Luft, welche an unseren fast schneelosen Hochwiesen manches zarte Blümchen hervorlockte — kurz der ungewöhnlich milde Winter — konnten in mir den immerhin abenteuerlichen Gedanken zur Reise bringen, — den Gedanken nämlich — eine Erklimmung der Glocknerspitze, die bisher nur in Sommermonaten, selbst bei den günstigsten Witterungsverhältnissen, nicht ohne Bangen vor nahenden Stürmen bestiegen wurde, im Winter 1853 zu versuchen. Dank der Vorsehung, daß sie diesen Versuch gelingen ließ. Die erste Spitze des Glockners wurde glücklich am 13. Jänner des Jahres 1853 erstiegen.

* * *

Nachmittag am 12. Jänner kamen alle an dieser Gletscherfahrt Betheiligten im Glocknerzimmer des Gasthauses zu Heiligenblut zusammen und verließen, nachdem alle nöthigen Vorkehrungen getroffen waren, unter den besten Auspicien das einsame Alpendorf. Bergstöcke, welche über die Köpfe emporragten, Schneereife, Fußeisen, ein gegen 20 Klafter langes zusammengeringeltes Seil, zwei Tragkörbe, aus deren einem eine große rußige Pfanne hervorschaute, Pelzmützen mit über den Ohren herabgelegten Lappen — waren auffallende Attribute der gegen den Möllfluß hinabziehenden Glockner-Gesellschaft. In der Nähe des Göß-

*) Nach dem Englischen bearbeitet von Lina Welebil.

nitzer-Wasserfalles, wo sich der eisige Weg steil über bewaldete Anhöhen hinauf windet, ließ ich meine Stiefeln mit neugeschärften Fußeisen bewaffnen. Je höher wir an diesem Pfade hinaufklimmten, desto lieblicher nahm sich das Alpenthal Heiligenblut mit der im gothischen Style erbauten Pfarrkirche aus, an welche die schweizerischen Gehöfte und Hütten der Ortschaft sich anschmiegen.

Ueber einen furchtbaren Abgrund, in welchem unseren Augen verborgene Wasser rauschten, führte uns dieser Bergpfad an einem hölzernen Kreuzchen vorüber zu den ersten Alpenhütten, welche von hellen Eismassen umstarrt öde und verlassen vor uns lagen. Am höchsten Punkte, welchen dieser Pfad erreicht, an der sogenannten „Gatter-Brücke," ließen wir uns neben einer über den Felsen herabrieselnden Bergquelle zum ersten Male nieder, und genossen zum letzten Male die Aussicht in's schöne Alpenthal, welche uns erst an der schwindelerregenden Höhe der Adlersruhe wieder eröffnet werden sollte. Nach einer kurzen fast ebenen Wegstrecke über die Fleißner-Alpe erreichten wir die bekannte 6000 Fuß über die Meeresfläche erhobene Alpe „Kaser-Trog." Bisher war uns kein bedeutendes Hinderniß in den Weg gekommen — das an manchen Orten anschwellende Glatteis war mit bewaffneten Füßen leicht zu übersetzen — nun aber, an der Brücke des „Leiterwildbaches," wo der von „Hazern" ausgetretene Heuweg, den wir bisher verfolgten, plötzlich abbricht, beginnen die Hindernisse und Beschwerden, welche uns bis an die Spitze des Glockners begleiteten. Die „Leiterköpfe" zur Rechten — vor uns den unter schwacher Eiskruste schäumenden „Leiterbach," — schlugen wir nach kurzem Bedenken den Weg über die schwanke Eisbrücke des Wildbaches durch das zu beiden Seiten emporstarrende Felsengewirre ein; einen Weg, den nicht viele Menschen vor uns betreten haben; — denn selbst die „Hazer" (Heuzieher), welche das im Herbste gewonnene Heu von der Leiteralpe und der „Garnizen" in's Thal herabliefern, wagen erst dann, wenn herabgestürzte Lavinen und zusammengewehter Schnee das Felsbett der Leiter ausgefüllt haben, mit ihren auf „Schlapfen" gebundenen Heufüderchen die gefahrvolle Fahrt durch das Felsbett der Leiter.

Je weiter wir vordrangen, um so herrlicher gestaltete sich die Felsenscenerie vor unsern erstaunten Blicken. Eine hohle Gasse mit bald tief niederhängenden — bald hoch in die Luft hineinragenden Steinmassen von entsetzlichen drohenden Formen hielt uns umschlossen. — Die beängstigende Brust erweiterte sich erst, als wir den Ausgang aus diesem Felsengewirre gefunden.

Nicht ohne Gefahr war die Passage durch die Felsgasse. Bekanntlich bildet die Eisdecke eines Wildbaches keine glattfortlaufende Fläche. Bald durch Gerölle und Felsblöcke sprudelnd — bald über steile Wände und Platten abstürzend, schafft er sich eine nach seiner Beschaffenheit gestaltete, rauhe, unebene Kruste von den sonderbarsten Eisformationen; so traf ich auf Stellen, wo sich die Kruste, wie ein heller Glassturz, durchsichtig über dem Schaum des abfallenden Baches herabsenkte. Mit welcher Vorsicht wir diese Stellen, Einer dem Andern Hülfe leistend, überschreiten mußten, ergibt sich aus dieser, weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibenden Schilderung.

Der Vorführer prüfte mit seinem Bergstocke die Festigkeit des Eisbodens, und — wo dieser nachgab oder andere unübersteigliche Hindernisse in den eisüberzogenen Wasser-Abstürzen der Fortsetzung des Pfades entgegenstanden, suchten wir rechts durch den Schnee auf dem „Katzensteig" zu entkommen, wo wir über die „böse Platte" hin mit Hülfe des Bergstockes fortklimmten.

Nach einer Wegesstunde zeigten sich die grauen holzgedielten „Kasern, die Leiterhütten", jenseit des Leiterbaches, über den eine Brücke herüberführt. In der „Leiterhütte" finden die Glockner-Ersteiger eine geräumige Nachtherberge. Wir jedoch durften dieser einladenden Hütte nur einen flüchtigen Blick zuwerfen, um unser, noch ferne gelegenes Ziel zu erreichen und dem Glockner so nahe als möglich zu kommen, damit, falls sich ein günstiger Augenblick zu dessen Erklimmung darböte, wir nicht, durch lange Wegesstrecken zurückgehalten, denselben versäumen müßten.

Schon stehen wir bei der „Ochsenhütte", am kühnen Felsenvorsprung, um welchen in der Tiefe die „Leiter" sich windet, und blicken zurück auf die in das Alpenthal hereinschimmernden Eisfelder des Goldberges, auf welchen so eben die Abendgluthen der sinkenden Sonne verglimmen. Nicht lange jedoch konnten wir uns an diesem Naturschauspiele ergötzen — die schon eintretende Dämmerung rieth zur Eile — und andere, nicht minder zu beachtende Gegenstände fesselten unsere Aufmerksamkeit. Vor allen war es der „Schreinstein", der unsere Augen auf sich lenkte. Ein gewaltiger eckiger, frei am Rücken des uns gegenüber stehenden Gebirges liegender Stein — als ob er vom Himmel herabgefallen wäre.

An den Kanten der Leiterköpfe glaubten wir bald hier, bald dort eine scheue Gemse zu gewahren — aber immer war es eine optische Täuschung. Am „rauhen Bühel", den wir bald eingeholt hatten, lag eine Menge zerstreutes Gemsenhaar. Das aufgesammelte Gemsenhaar wurde waidgerecht geschlichtet und als Zierde unserer Hüte verwendet. Vom „rauhen Bühel" aus erblickten wir zum ersten Male das Endziel unseres heutigen Marsches — „die Kalser-Hütte", am Fuße des „Maloidenkopfes". Zur Rechten dieses Kopfes liegt die beschneite „Kalser-Scharte", der Uebergangspunkt zwischen Kärnthen und Tirol. Da die Oberfläche dieses „Bühels", alles Schnee's ledig, mit niederen Felserhebungen, ein schönes Plätzchen zur kurzen Ruhe bot und das Ziel der Reise nicht weit mehr entlegen vor Augen stand, wollten wir von dieser Stelle nicht so schnell scheiden. Die rothen Thonpfeifchen wurden hervorgezogen und mit Reibzündhölzchen in freier Luft in Brand gesetzt; denn eine Windstille herrschte, wie sie im Sommer auf Hochalpen kaum zu erwarten. Der Erzherzog Johann von Oesterreich begab sich vor mehreren Jahren zum Theile auf demselben Wege, den wir eben mit vielen Beschwerlichkeiten zurückgelegt hatten, über die hohe Kalser-Scharte — nach Kals in Tirol.

Allein wir haben die höchste Zeit, nach der Kalserhütte aufzubrechen. Am „Edersbrunn", der sein kaltes klares Quellwasser in den Leiterbach hinabrieseln läßt, vorüberschreitend, kommen wir bei „den Steinen" an, einem natürlichen Zwinger für die Rinderheerden. Um gewaltige Felsblöcke, welche vielleicht vor Jahrtausenden, von der Höhe sich ablösend, in die Tiefe herabstürzten, haben die Hirten eine Steinmauer ohne Mörtel aufgeführt, um daselbst ihre Heerden bei stürmischem Wetter unterzubringen, und das Abfallen und Verlaufen derselben zu ver-

hüten. Da sind die schönsten Weideplätze, welche auch einen ergiebigen Heuvorrath in die Scheunen des Aelplers für den Winterbedarf liefern.

Das an diesen Alpentriften gemähte Heu wird in „Tristen" um einen im Boden befestigten Baumstamm aufgeschichtet und von den „Hazern" um Weihnachten in's Thal hinabgezogen. Ich werde in einer anderen, aus dem Möllthaler Volksleben gegriffenen Skizze die Gefahren und Beschwerlichkeiten des sogenannten „Hazichens" zu schildern Gelegenheit haben.

In der Kalserhütte angelangt, nahmen wir zuerst die Localitäten in Augenschein, welche uns Unterkunft und Schutz über Nacht gewähren sollten.

Eine schmale Pritsche mit Alpenheu im Hinterraume, eine Steinplatte am Boden als Feuerstelle, einige Bänke, zusammengeworfenes Krummholz im Vorderraume machten die ganze Meublirung dieser Alpenhütte aus. Auf der Alpe jedoch ist man gewöhnlich mit Allem zufrieden. Den geheizten Ofen ersetzt das knisternde Reisig am Heerde, die weichen Federbetten das karge Alpenheu; ein Schluck Wein, ein kalter Schweinsbraten und schwarzes Brod munden oft köstlicher, als die dampfenden Gerichte im elegantesten Hôtel.

Lange stand ich im Schnee vor der Hütte und schaute in die wunderbare Alpenwelt hinaus. Auf den fernen Bergspitzen erblaßten die letzten Schimmer der Abendröthe, und die hereinbrechende Nacht streute ihre hellen Sternenfunken über den wolkenlosen Himmel aus. Eigenthümlich ist die Physiognomie der winterlichen Alpenwelt! Wo noch vor wenigen Monden alles lebte und schwebte, wo die Wiesen in allen Farbenabstufungen blühten, das Heerdengeläute von allen Höhen erschallte, die Hirten sangen, die Alpenhütten rauchten und der warme Himmel auf dieses friedsame Stillleben so wonnig herniederlachte, sind Wiesen und Heerden verschwunden, die fröhlichen Laute verklungen; kalt blickt der Himmel auf schneebedeckte Triften, eisüberzogene Wände und endlose Schneemassen, aus welchen die Kasern oft kaum mit den Dachgiebeln hervorlugen. Die anziehende Romantik der sommerlichen Alpen ist in öde, starre Einförmigkeit übergegangen. Aber gerade diese Einförmigkeit der bis zum gestirnten Himmel aufstarrenden dämmernden Schneegefilde, diese ungewöhnliche Abgeschiedenheit, dieser feierliche Ernst der ganzen Alpennatur fesselten mit Allgewalt meine Seele.

Im Vorderraume unserer Nachtherberge flackerte bereits ein munteres Feuer am Boden und warf einen hellen Lichtstreif durch die geöffnete Thüre auf den umnachteten Schneeboden vor der Hütte.

Einige meiner Mitgenossen hatten sich an den Bänken, die um den Heerd an der Bretterwand befestigt waren, gelagert, einige über das dürre Krummholz am Boden hingestreckt. Ein qualmender Rauch erfüllte den ganzen Raum der Hütte, jedoch auf der Alp ist selbst der Rauch interessant, wenn er auch noch so viel Thränen aus den Augen preßt.

Als jedoch der Rauch in immer dichteren Wolken unsere Häupter umsponnen und unangenehm auf unsere Athmungsorgane einwirkte, gaben wir dieß Vorurtheil auf, und bemühten uns, dem unerquicklichen Qualme ein Luftloch im Oberboden zu öffnen. Um dieß zu bewerkstelligen, mußte ein Dachbrett förmlich ausgehoben werden. Erst als die Luft durch diesen kunstlosen Rauchfang gereinigt war, wurde der an die Wand hinaufgelehnte Tisch herabgehoben, mit einer Flasche Tirolerwein und Victualien reichlich beladen.

Nach unserem kurzen Abendbrod suchten die Mitgenossen die Karten hervor, um sich die Zeit zu vertreiben. Eine zweispitzige, in die Bretterwand gesteckte Gabel diente als Leuchter einer matt brennenden Talgkerze. Ich aber suchte mein Schlafgemach auf, das freilich in dieser Alpeneinsamkeit keine besonderen Bequemlichkeiten bot. Eine Heuunterlage, ein Mantel als Decke, ein alter Schemel mit zwei ausgebrochenen Füßen als Kopfkissen — dieß waren die Bestandtheile meiner Lagerstätte für diese eigenthümlichste aller Nächte meines Lebens. So behaglich auch sonst die Ruhe im Alpenheu seyn mag, konnte ich doch kein Auge schließen; die Gefahren des kommenden Tages gankelten in allen erdenklichen Gestalten vor meinen Augen.

Als wir aufbrachen, war es drei Uhr vorüber. Ein schneidender Nordost heulte durch's Alpenthal, das noch in dichter Finsterniß lag. Am tiefdunklen Himmel glänzten einzelne Sterngebilde. Rüstig folgten wir, oft bis über das Knie in den Schnee einsinkend, dem flüchtigen Scheine der Blendlaterne, die in der Hand des Vorführers schon über den Leiterbach schwankte. In der Morgendämmerung erreichten wir die Salmshöhe. Auf dieser, 8,360 Fuß über das Meer erhabenen Stelle lagerten wir im losen, vom Schnee entblößten Steingerölle. Der Ort, wo die Salmshütte einstens gestanden, lag uns zu Füßen, aber nicht die mindeste Spur war davon zu entdecken. Die ewigen Eisfelder, welche den Großglockner umgürten und immer weiter in's Thal herabwachsen, haben diese Hütte gänzlich verschlungen. — Sie wurde nahe am südwestlichen Gletscher des Glockners zu Ende des 18. Jahrhunderts von Seiner Eminenz dem Cardinal Salm, Fürstbischof von Gurk, welcher diese Höhen in Begleitung mehrerer berühmten Männer im Jahre 1800 selbst bereiste, mit großem Kostenaufwande erbaut. Aus mehreren Zimmern und einer Küche bestehend, gewährte sie allen Naturforschern und Naturfreunden eine sichere Unterkunft und eine bequeme Nachtherberge. Zur dankbaren Erinnerung nannte die Nachwelt diese Hütte die Salmshütte und den schönen, pflanzenreichen Ort, an welchem sie erbaut war, die Salmshöhe. Leider haben wüthende Stürme so mächtig an den Wänden dieser Hütte gerüttelt, daß sie, nach einem Zeitraume von kaum zwanzig Jahren völlig zerstört, als fernere Zufluchtsstätte nicht mehr benützt werden konnte. Balken und Fensterläden lagen zerstreut umher und Eis und Schnee füllten die inneren Räume. Im August 1818 beehrte der Cardinal Salm das Alpendorf Heiligenblut zu wiederholten Malen mit seiner Gegenwart. Als man Sr. Eminenz auf die Frage: „wie denn wohl in so kurzer Zeit diese Hütte so ruinirt werden konnte?" zur Antwort gab: „das böse Wetter," soll Se. Eminenz ergänzend gesprochen haben: „und die bösen Leute." Die Salmshütte wurde sodann durch die Bemühungen des für alles Erhabene hochbegeisterten Cardinal Salm auf's Neue hergestellt und zur weiteren Benützung mit allen Erfordernissen ausgestattet. Schon Dr. Hoppe, der bekannte Professor der Botanik aus Regensburg, welcher alljährlich seit 1799 die pflanzenreichen Umgebungen von Heiligenblut besuchte, um die Schätze des Pflanzenreiches an der Urquelle zu sammeln, pries im Namen aller Naturforscher und

Naturfreunde die Großmuth des vortrefflichen erlauchten Fürsten, der ihnen zuerst die Bahn in dieß Heiligthum der Natur gebrochen. Dr. Hoppe machte nämlich mit seinem Reisegefährten Dr. Bartling aus Hannover am 5. September 1818 eine botanische Excursion in die „Leiteralpe" und übernachtete in der wiederhergestellten Salmshütte. Eine reiche Ausbeute der seltensten, bisher noch unentdeckten Pflanzen war nach seinen eigenen Worten, wie sie im Glockner-Buche zu Heiligenblut Jedem zur Einsicht stehen, der Lohn dieser Alpenpartie. Nachdem die Salmshütte manche Jahre hindurch ein sicherer Hort der Naturfreunde in diesen Hochalpen war, liegt sie jetzt schon seit vielen Jahren tief unter Eis und Schnee begraben.

Der blaue Grundton des Aethers war mit Tagesanbruch in eine violet-dunkle Mischung übergegangen, welche alsbald verschwand, als die Glut der aufgehenden Sonne an den höchsten Bergspitzen anschlug. Herrlich nahmen sich die blendendweißen Schneeberge auf dem violet-dunklen Hintergrund aus. Diese imposante Naturscene bewundernd, schritten wir über steile Schneeflächen, welche den bereits beginnenden Leiter-Keesboden (Leitergletscher) mit seinen gähnenden Klüften trügerisch verhüllten, muthig der Hochenwart-Scharte entgegen.

Die Reinheit und Trockenheit der Atmosphäre in diesen hohen Luftregionen, verbunden mit den Beschwerlichkeiten des Weges, wirkten so ermattend auf meinen Organismus ein, daß ich öfters meinen Mantel, welchen ein Führer im Rückenkorbe trug, am Schneeboden ausbreiten und mich darauf legen mußte. Einige Augenblicke der Erholung, in welchen ich ein mit Wein getränktes Stückchen Zucker im Munde zerfließen ließ, waren dann hinreichend, wieder zu Kräften zu kommen.

Um neun Uhr waren wir unter der Hochenwart-Scharte. Eine schiefe Schneewand von bedeutender Höhe war nun zu erklimmen. Wir übersetzten die offene Keeskluft am untersten Theile der Wand und folgten den Stufen, welche die Schuhe des Vorführers in dem gefrorenen Schnee zurückließen. Schon bei jedem Tritte aufwärts erweiterte sich der Gesichtskreis in auffallender Weise. Die langen Gebirgszüge des benachbarten Tirol dämmerten in bläulicher Ferne über die noch vor wenigen Minuten so erhabenen, jetzt immer tiefer unter uns hinabsinkenden Felsenriesen herüber. Aber wer vermag es, die Fernsicht, welche das trunkene Auge an der Hochenwart-Scharte genießt, zu beschreiben. Auf diesen 10,674 Fuß über die Meeresfläche erhabenen Orte stand vor vielen Jahren eine schützende Hütte; sie wurde vom Cardinal Salm erbaut und — zu Ehren seines Generalvicars v. Hochenwart — Hochenwarte benannt. Schon im Jahre 1823 waren von dieser Hütte, welche im Kampfe der Elemente vernichtet wurde, kaum einige Ruinen zu sehen; seit dem Jahre 1828 zeigen die Glockner-Führer nur mehr die Stelle, wo einstens die Hochenwarte gestanden.

Eine grimmige Kälte herrschte auf den freien, dem Wüthen der Stürme offenen, selbst im heißesten Sommer mit Eis und Schnee bedeckten Höhen, die von der Hochenwarte bis zu der Adlersruhe sanft sich erheben. Die Weinbehälter waren mit Eiskrystallen erfüllt, und die Korkstöpsel so fest in den Glashülsen gefroren, daß ein rasches Ausziehen derselben eine Zersplitterung der Gläser zur unvermeidlichen Folge haben mußte. Ein schneidender Wind strich über die Tiroler-Alpen her und warf uns den aufwirbelnden, gefrorenen Schnee wie harten Flugsand in's Angesicht.

Aber was waren all' diese Unannehmlichkeiten im Vergleich zu der lohnenden Aussicht, die uns zu Theil ward.

Ein starres Bild des Todes, ohne alle Vegetation, lag der unermeßliche zerklüftete Keesboden des Pasterzen-Gletschers vor uns in der Tiefe. Grauenhaft ist der Anblick dieser, alles Leben ertödtenden, längs der Gamsgrube bis an die Johannesberge sich ausdehnenden Eisfelder; aber in ihrer unerforschten Tiefe liegt die immer lebensrege verborgene Werkstätte der Natur, wo in strotzender Eisesfülle alle die Bäche, Flüsse und Ströme zum Naturbedarfe gebraut werden; daher dieß fremdartige Krachen, Rauschen und Rollen in den Eisschollen, als ob tausend Koboldhände rüstig schaffen würden, und die weit aufklaffenden Keesspalten mit ihren Grotten, Schluchten und Höhlen Wohnungen wären einer vielgeträumten Geisterwelt. Wie die Sage erzählt, war das Pasterzen-Thal, welches jetzt Eismassen füllen, vor Jahrtausenden der schönste Weideplatz, beschattet von grünenden Lärchenbäumen und als Vereinigungspunkt dreier Länder ein vorzüglich geeigneter Ort zur Abhaltung eines Jahrmarktes, welchen eine große Volksmenge aus den Grenzdorfschaften von Kärnthen, Tirol und Salzburg mit zahlreichen Viehheerden besucht haben soll.

Bald war die schwindelerregende Höhe der Adlersruhe, wo man die Pasterzen-Gletscher tausend Fuß tief unter sich sieht, erreicht. Die aus dem Schnee hervorstehenden Mauerüberreste der zerfallenen Hütte, welche als letzter Zufluchtsort für Glocknerbesteiger, auf einer schroffen, gegen die Kalserseite hinausspringenden Felsenspitze vom hochherzigen Cardinal Salm errichtet wurde, bilden eine bequeme Brustlehne, um ohne Gefahr in die Klüfte des Kalser- und Leiter-Keesbodens hinabzuschauen. Ueber die vom Großglockner gegen Süden auslaufende Gebirgskette, welche als westliche Grenzscheide zwischen Kärnthen und Tirol bis an den Thonkofel sich hinzieht, fällt der Blick in das schnee- und nebellose Kalserthal auf die dunkle in weite Ferne hinabgerückte Pfarrkirche, weiter hin in das Windisch-Matreyer-Thal; die übrigen Thalebenen waren mit dichtem Nebel erfüllt. Ueber die glänzenden Nebelflächen ragten die verschlungenen Gebirgszüge von Tirol, Krain, Kärnthen und Steiermark mit ihren unzählbaren Kuppen, Köpfen und Spitzen. Ein bläulich verschwommener Ton war der charakteristische im ganzen Gebirgspanorama; nur unsere nächste Umgebung trug die Farbe des Winters. Frei schweifte mein Auge über alle diese Felsspitzen bis zum fernen Horizonte hin, wo sich der flammende südliche Himmel auf einen langen lichten Nebelstreif, unter welchem ich die stolze Adria suchte, herabsenkte.

Die Gesellschaft war nach kurzer Siesta von der Adlersruhe, wo der mit dem Mundvorrathe beschwerte Tragkorb zurückgelassen werden mußte, bereits aufgebrochen, und ich war genöthigt, meine Beobachtungen einzustellen. Längs der Schneide der bis zum Pasterzen-Keesboden abfallenden Eis- und Schneegründe wanderten wir, die wieder eröffnete Aussicht in's Alpenthal Heiligenblut freudig begrüßend, mit pochenden Herzen dem erhabenen Reiseziele entgegen.

Schon steht die kolossale Eispyramide des Glockners vor unseren Augen. Ein Schauder durchzuckt die Seele des Men-

schen, wenn er den fast senkrechten, noch neunzig Klafter hohen Gipfel des Glockners über, und unter sich die bodenlosen Abgründe erblickt. Doch muthig jede Anwandlung von Furcht niederkämpfend, klimmte ich aufwärts. Vor mir scharrte ein beherzter Führer die Fußstapfen aus. Die übrigen Glieder der Gesellschaft folgten uns, behutsam in die eingehauenen Stufen eintretend, nach.

So bewegte sich der Zug, wie ein Glied einer Kette das andere nach sich zieht, eine geraume Weile bergauf, bis er plötzlich stockte. Eine weit aufgähnende Kluft starrte uns entgegen. Ich lehnte mich über die Schneefirste hin. Welch' eine schöne, wunderbare Eisgrotte, mit den sonderbarsten Eisgebilden ausgekleidet, einer Tropfsteinhöhle nicht unähnlich, erschloß sich meinen staunenden Blicken! Aber so sehr mir auch dieß Eisgewölbe gefiel, verspürte ich doch keine Lust, in selbes hinab zu gleiten! Ich ließ mir daher zum ersten Mal das Seil, welches der Führer am Rücken trug, um die Brust schlingen. Von dieser Keeskluft aufwärts wird der eisige Rücken des Glockners immer steiler, die Aussicht in die bodenlose Tiefe immer furchtbarer. Mit der Rechten das Seil, mit der Linken den Bergstock umklammernd, trat ich vorsichtig in die Eisstufen dem Vorführer nach. Die gefahrvolle Fahrt wollte nicht enden.

Endlich, es war um Mittag, erreichten wir die erste Glocknerspitze. Im hohen Schneeüberhange, der über den, gegen 5000 Fuß unter uns liegenden Pasterzen-Gletscher frei in die reine Luft hinausragt, wurde ein drei Schuh breiter und mehrere Schuhe langer Standpunkt ausgehauen. Da stand ich nun am erhabenen Ziele meiner Sehnsucht. Ein heißes Dankgebet drang aus meinem Herzen zum Himmel empor. Das Ave Maria, das wir mit lauter Stimme gemeinschaftlich beteten, wurde vielleicht noch nie auf diesem bis zu den Wolken hinaufgebauten Altare im unendlichen Tempel der Natur mit solcher herzerhebenden Andacht verrichtet.

Während ich in der Betrachtung all' der Wunder der Allmacht, die vor mir ausgebreitet lagen, versunken hinausblickte in den unermeßlichen Raum, welchen ein unauflösbares Gewirre von Alpenketten und Bergspitzen bis zum fernen Horizonte erfüllte, kauerten sich die fröhlichen Führer zu einem gemüthlichen harmlosen Kartenspiele auf der schmalen Schneekante zusammen, und ließen den blauen Dampf ihrer rothen Thonpfeifen über sich aufsteigen. Einer meiner muthigen Begleiter setzte sich ganz behaglich auf das schneidige Schneegehänge der Glocknerspitze, so daß ein Fuß gegen Tirol, der andere über den Pasterzen-Gletscher hinaushing.

Nach einer halben Stunde, in der wir bei völliger Windstille und einer überaus milden Temperatur — denn in diesen erhabenen Luftschichten war es bei weitem nicht so kalt, als an den Höhen der Adlersruhe, — im Vollgenusse einer ungetrübten Fernsicht, welche zu schildern jede Sprache zu arm, jede Farbengebung zu matt ist, an der Spitze des Glockners schwelgen durften, schickten wir uns zur gefahrvollen Rückfahrt an.

Ein Versuch, die zweite Spitze zu erklimmen, war bei dem allzu hohen Schneeüberhange und der drohenden Gefahr vor abstürzenden Lawinen eine etwas zu gewagte Sache, und wir begnügten uns mit diesem Endresultate unserer Gletscherfahrt.

Das Seil um die Brust geschlungen, den Alpenstock mit beiden Händen umklammernd, ließ ich mich zuerst über den steilen Gipfel des Glockners hinab. Die Mitgenossen hielten sich hinter mir am Seile fest, welches ein an der Spitze zurückgebliebener Führer allmälig nachließ. Auf dieser schwindelerregenden Höhe über bodenlosen Abgründen schwebend, lag unser Lebensfaden in der Hand des zurückgebliebenen Führers; eine plötzlich eintretende Schwäche, eine Unvorsichtigkeit, und wir wären hinabgestürzt in die Tiefe der Gletscher, aus deren furchtbaren Klüften keine Rettung mehr möglich. In solchen, alle Kräfte des Geistes herausfordernden Momenten der Gefahr wird zwar das Herz des Menschen wie weiches Eisen in zischender Esse gestählt; aber es fühlt gerade da erst recht seine Schwäche, seine Endlichkeit und die Unendlichkeit eines ewigen Schöpfers des Weltalls.

Als wir beiläufig eine Strecke von 20 Klaftern im losen, unter unseren Füßen wie zerriebenes Salz abgleitenden Schnee, der kaum schuhtief die Eiswand des Glockners bedeckte, zurückgelegt hatten, ertönte ein gellendes „Halt" von der Spitze, das Seil war zu Ende. Den Bergstock in den Rücken des Glockners einstoßend, um einen festen Stützpunkt zu gewinnen, hielten wir an, bis der Führer uns eingeholt und sich neuerdings niedergelassen hatte, um uns über diese Rutschbahn hinab zu gängeln.

Nachdem wir vier Mal Rast gehalten, kamen wir bei der „hohen Kluft" an. Kaum war diese gähnende Kluft übersprungen, wurde die Brust vom belästigenden Seile befreit, der Stock in die Seite genommen, und mit fest und steif zusammengehaltenen Füßen die über alle Maßen ergötzliche Abfahrt begonnen. In wenigen Minuten waren alle die Höhen weit hinter uns, die wir mit aller Kraftanstrengung kaum in einer Stunde erklimmen konnten.

Ueber die Adlersruhe hinaus gab es nur noch wenige Stellen, welche das „Abfahren" ermöglichten. Der Schnee war in den Strahlen der Mittagssonne weich und sehr unwegsam geworden. An der Hochenwart-Scharte, deren zerklüfteter Felsenkamm durch die Schneemasse bricht, ließ ich mich an der Hand eines Führers über das nackte Gestein und Gerölle bis zum schneebedeckten Keesboden hinab. Die vor uns abfallende Schneewand war zum „Abfahren" zu weich und zum Hinabklimmen zu steil. Ein Führer nahm mich daher in seinen Arm, und so fuhren wir, Arm in Arm verschlungen in den Schnee uns niederlassend, mit Blitzesschnelle, daß der Schnee über uns zusammenschlug, über diese Wand und über die offene Keesspalte hinab.

Der Himmel hatte bereits einen trüben Nebelschleier um's heitere Antlitz geschlagen, und als wir von der Salmshöhe, wo wir, um Gletscherwasser zur Erfrischung zu schöpfen, den spiegelglatten Eisboden durchschlagen mußten, zurückblickten, war das Haupt des stolzen Eiskolosses in dichte Wolken gehüllt.

In der Abenddämmerung eilten wir am Gößnitzer-Wasserfalle vorüber in's Alpenthal nieder, das von gewaltigen Pöllersalven erschallte, um den unsere Rückkunft freudig begrüßenden Bewohnern des Thals, die uns mit großer Theilnahme, mit Tubus und Ferngläsern beobachteten, den glücklichen Erfolg der außergewöhnlichen winterlichen Gletscherfahrt zu verkünden.

Das alte Haus „zum Römischen Kaiser".

Eine Ehestands-Geschichte.

Es war ein altes weitschichtiges Haus von zwei Stockwerken, und stand in einer stillen Nebengasse der alten Hauptstadt eines deutschen Mittelstaats. Früher, d. h. vielleicht vor hundert Jahren, war es ein Gasthof gewesen — der erste der Stadt. Jetzt waren seine Nebengebäude in fremden Besitz und an fremde Zwecke übergegangen, und nur das mittlere oder Hauptgebäude führte noch den alten Namen. Auf diesem Hause lag das eigenthümliche Schicksal, daß es nie lange unbewohnt war, und doch seine Miether häufig wechselte. Es gehörte seit mehr als einem Menschenalter einer frommen Stiftung, welcher es aus dem Nachlaß des letzten Besitzers durch Erbschaft zugefallen war. Die Straße, einst eine der elegantesten und vornehmsten, war nun eine der todtesten und verlassensten, denn die rührige Gewerbs- und Handelsthätigkeit der Einwohner hatte seit einem Jahrhundert den Schwerpunkt der Vornehmheit in dieser Stadt schon mehrfach verrückt. Der „Römische Kaiser" und die Straße, worin er lag, standen nun nicht mehr im besten Ansehen bei der reichen und eleganten Welt, und wer auf eine vornehme, behagliche Wohnung Anspruch machte, zog nicht hieher. Auf allen Seiten von Häusern eingeengt, in welchen zahlreiche Familien wohnten, stand das Haus auch allum der Neugier preisgegeben, und so mußten denn die Nachbarn es immer bald erfahren, wann der Proceß der Häuser-Seelenwanderung in diesem Gebäude wieder vor sich gegangen und irgend eine neue Seele in diesen Körper von Pflaster- und Mauerstein eingezogen war.

Der „Römische Kaiser" war ehedem, allerdings zum großen Nachtheil des Gebäudes, meist von einem ganzen Haufen von Familien bewohnt gewesen. Jetzt aber war auf einmal nur eine einzige Familie, bestehend aus einem Herrn, einer Frau und einer alten mürrischen Köchin, in das Gebäude eingezogen, und die Nachbarn hatten vor Einbruch der Nacht ermittelt, daß dieser neue Miethsmann der Justizprocurator Bettziech war, der erst seit einigen Jahren hier am Ober-Appellationsgericht fungirte. Mehr wußte man von ihm nicht zu sagen, denn er war in diesem Theile der Stadt kaum dem Namen nach bekannt. Kein Wunder daher, daß alles in der Straße in den ersten acht Tagen an die Fenster eilte, wenn der Herr Procurator sich auf der Gasse zeigte, und den Mann mit verletzender Neugierde anstierte. Er hatte übrigens wenig Einnehmendes, für Männer wie für Frauen; er mochte achtunddreißig bis vierzig Jahre alt seyn, also entre les deux ages, wie der Franzose gesagt haben würde. Er war groß und hager und trug den Kopf etwas vorgebeugt, wie es bei kurzsichtigen Personen häufig ist. Sein Gesicht war nicht gerade häßlich, aber ungemein kalt und anscheinend seelenlos; eine hohe kahle Stirn, eine bleiche krankhafte Gesichtsfarbe, scharf markirte, hagere, falzbein-harte Züge, ein dünnes wirres Haar, ein etwas zusammengekniffener Mund, ein kaltes graues Auge. — Dieß war das Ergebniß des ersten Eindrucks, den er machte. Bei genauerem Hinblick verrieth er in diesem leidenschaftslosen Gesichte aber auch Spuren von Nachdenken, von Studien, von Geist; man sah dem blutlosen Angesichte an, daß Sorgen und Mühen, ein harter Lebensweg, voll Gram, Enttäuschung und schlummerlosen Nächten die frische volle Manneskraft und die strotzende Fülle der Gesundheit von diesen Zügen hinweggestreift hatten, eine gewisse unruhige Hast in seinem Benehmen, ein eigenthümlich scheuer Blick schienen zu verrathen, daß er durch irgend ein Feuer der Trübsal gegangen, ehe er der trockene gemessene Aktenmensch geworden, der er jetzt war.

Alle Nachbarn, welche ihn gesehen hatten, waren nun auch begierig, die Gattin des Herrn Procurators kennen zu lernen. Man staunte, daß der gesetzte Herr eine solch junge hübsche Frau hatte. Und hübsch war sie in der That: eine zarte Blondine, fein gebaut, mit hellblauen großen Augen, einem frischen rosig angehauchten Teint, goldleuchtendem reichem Haar, das ein ziemlich regelmäßiges Oval von Gesicht mit zwei langen Locken umwallte. Aus diesen Zügen sprach allerdings weder viel Geist noch viel Leidenschaft, aber eine gewisse Gutmüthigkeit, und ein Etwas von geistiger Indolenz. Wenn Clara so am Arme ihres Gatten hing, beinahe wie seine Retiküle, so sah man ihr an, daß sie auf Erden nichts höher achtete als den lieben Gott und ihren Eheherrn. Dieser war ihr Hausgötze, zu dem sie gleichsam täglich in Glaube, Liebe, Hoffnung betete: er war ihr Credo, ja sogar ihr In te, domine, confido! Doch ging diese Neigung nicht tief: Clara war von Natur aus etwas seicht und flüchtig, bei den geringsten Anlässen zu Thränen und Schmollen aufgelegt. Ihr Hirnkasten war nicht allzureichlich angefüllt, und dieß veranlaßte sie hie und da zu thörichten, extravaganten Aufwallungen. Sie waren seit ungefähr zwei Jahren verheirathet — so viel hatte die ganze Nachbarschaft bald in Erfahrung gebracht. Ob sie für einander paßten? die Meinungen waren unter den Nachbarn hierüber getheilt, aber so viel ist gewiß: weder der Procurator noch seine Frau hatten viele Neider und Neiderinnen gefunden.

Diejenigen, welche den Procurator besser kannten, als die Fraubasen der Nachbarschaft, hatten eine dunkle Erinnerung davon, daß er in der That einmal durch einen großen Ofen der Trübsal gegangen, daß er vielfach versengt und verbrannt worden, aber doch davongekommen war. Der anscheinend so ruhige gesetzte Mann hatte auch einmal Leidenschaften gehabt, mit denen er gerungen; aber wo und wann, dieß wußten selbst seine genaueren Bekannten nicht zu sagen. Er hatte sich aus bescheidenen Anfängen und aus einem niedrigen Stande heraufgearbeitet, als ein Bücherwurm und Aktenfresser, durch eisernen Fleiß, zähe Ausdauer, ausschließliche Hingabe an seine trockene seelenlose Wissenschaft. Er war schon einmal auf dem Punkte gestanden, zu einem hohen Richteramt berufen zu werden; da hatte er plötzlich sich von dem Staatsdienste abwendig machen lassen, — durch irgend eine verlockende Dalila, wie es hieß, — und sich auf die Advokatur geworfen, worin er ebenfalls einen raschen Erfolg erzielt hatte. Wie es sich damit verhielt, wer die Sirene gewesen, die ihn so nahe am ersehnten Hafen einer Anstellung als Appellationsrath auf eine andere Lebensbahn gelockt hatte, das wußte beinahe niemand, denn der stille ernste Mann schien keine vertrauteren Freunde zu haben, denen er seine eigensten Gedanken und Empfindungen und Erlebnisse mitzutheilen sich gedrungen fühlte; nur soviel schien gewiß, daß jenes Erlebniß in die Zeit vor Bettziech's Verheirathung fiel und um einige Tage zurückdatirte.

Von alle dem hatte Clara keine Ahnung. Auch ihr war

freilich nicht entgangen, daß ihr Ludolf seit der Verheirathung nicht mehr ganz derselbe sehe, der er früher gewesen, daß er ernster und stiller, ausgebrannter geworden war. Aber sie war beinahe noch ein Kind gewesen, ein Kind an Geist wenigstens, als sie ihm zum Altare gefolgt war, und so hatte sie über den Grund dieser Verwandlung nie gegrübelt. Der Prokurator aber hatte es längst für seine Pflicht, für eine Ehrensache gehalten, seiner Gattin diese Episode aus seinem Leben mitzutheilen und sie über ein Ereigniß aufzuklären, welches ihr räthselhaft erscheinen mochte, wenn sie darauf zurückblickte, nämlich seinen Austritt aus dem Staatsdienste und die Beweggründe dazu. Oft hatte er sich selber gelobt: „Ich will ihr die ganze Geschichte erzählen — meinen Kampf und meinen Sieg! sie soll ihn erfahren; ich darf ihr nichts verhehlen. Das gute vertrauensvolle Geschöpf; sie wird mich nur desto mehr achten, wenn ich ihr alles vertraulich und treulich mittheile!" Dann aber schreckte er wieder von diesem Vorhaben zurück, als ob er sich desselben schämte und vor den Folgen dieser Mittheilungen fürchtete. Er schwankte hin und her, er überlegte das Für und Wider. Endlich zerhieb er mit einem muthigen Streiche den ganzen Knoten.

Es war ein trüber, regnerischer Dezemberabend, um die Stunde, wo die graue frühe Dämmerung sich über die Stadt herabsenkt und die Laternen-Anzünder mit ihren Leitern und Stangen die Straßen entlang rennen. Der Procurator saß mit seiner jungen Frau im dämmernden warmen Zimmer ohne Licht und war mitten drinnen, ihr seine Geschichte mit allen Nebenumständen zu erzählen. Was würden die Frau Basen in der Nachbarschaft darum gegeben haben, wenn sie diese Geschichte hätten anhören dürfen, wenn auch nur durch's Schlüsselloch! Er erzählte sie ganz im Dunkeln; sie konnte sein Gesicht nicht sehen, er konnte nicht bemerken, was für einen Eindruck seine Erzählung auf ihrem Gesichte hervorbrachte. Die Erzählung war nicht lang und so wollen wir sie hier in Kürze wiedergeben, und zwar nicht mit seinen Worten.

Das zutrauliche blonde Weibchen an seiner Seite war ihm zur Braut bestimmt worden, da sie noch in den Kinderschuhen stand. Ihr Vater war Wittwer gewesen und Rentmeister auf einer großen standesherrlichen Domäne. Kinderfrau und Wirthschafterin hatten ihr beständig gepredigt, daß sie eines Tages die Frau von dem Dr. Bettziech werden würde, auf welchen Papa so große Stücke hielt, und daß sie in demselben einen angesehenen, braven und hübschen Mann bekommen werde. Für dieses beneidenswerthe Ziel allein werde sie erzogen; und mit diesem Ziel in Aussicht verspeiste Clara ihren Brei und ihr Butterbrod, lernte turnen und tanzen, quälte sich mit der ersten Position, bis sie beinahe den Knöchel verrenkte, und zerbrach sich den Kopf ganz erbärmlich mit den neueren Sprachen, welche ihre alte Gouvernante ihr beibringen mußte. Von Zeit zu Zeit, d. h. alle drei oder vier Jahre, kam der Dr. Bettziech zum Besuch nach Rohrau und sah nach seiner Zukünftigen, die er alsdann mit Zuckerwerk und Büchern beschenkte. Als Clara siebzehn Jahre alt und Ludolf bereits Kammergerichts-Assessor war, versprach er wieder auf Rohrau vorzusprechen und seine Ferien daselbst zuzubringen; er wollte jetzt das Mädchen kennen lernen, an welches ihn sein Schicksal fürder ketten sollte und das auch ihm mit träumerischer Sehnsucht und banger Erwartung entgegensah. Ludolf kam daher auch und fand in Clara weit mehr, als er erwartet hatte. Ihm war bange gewesen, er werde eine Vogelscheuche oder wenigstens ein Gänschen antreffen, allein statt dessen fand er ein hübsches, sittsames, ziemlich gebildetes, artiges Mädchen. Nun verfiel er, der stets nur unter Büchern und Akten gelebt hatte — welche, wie alle Welt weiß, weder Fleisch noch Blut noch Schönheit irgend einer Art gehabt haben, — gerade in das andere Extrem und sah in dem frischen Kinde weit mehr, als faktisch an ihm war. Sie dünkte ihn ein Engel, eine Fee an Liebreiz und Naivetät, er schwärmte für sie, denn sie war das erste junge Mädchen, dem er nahte; die dürftige Ausstattung ihres armen Hirnkästchens entging ihm ganz und gar. So verbrachte er denn seine sogenannten Staub-, d. h. Sommerferien ganz trefflich in Rohrau, kehrte in seligster Stimmung auf seinen Posten zurück und gelobte Clara und sich selber, in den nächsten Gerichtsferien wiederzukommen, und wenn Clara dann für genügend gereift erachtet worden und es dem Herrn Papa genehm seyn sollte, mit ihr Hochzeit zu machen Das arme Mädchen, beinahe noch ein Kind, war nicht minder zufrieden mit dem Ergebniß der nähern Bekanntschaft mit dem Zukünftigen; sie wähnte nie einen solch stattlichen, gebildeten, vornehmen und einnehmenden Mann gesehen zu haben — sie hatte ja überhaupt erst wenige Herren gesehen — und sie härmte sich ordentlich über die Trennung von ihm.

Allein der Mensch denkt, Gott lenkt! Als die Weihnachts-Gerichtsferien kamen, ward der Kammergerichts-Assessor Bettziech von seinem Präsidenten eingeladen, diesen auf einem Besuche zu begleiten, den der Präsident seiner Gemahlin und Tochter auf seinem Gute machte, wo die Frau Präsidentin unter der Anleitung des Arztes einer benachbarten Kaltwasserheilanstalt eine Wasserkur gebrauchte. Der Präsident war so stolz, als ein adeliger Herr Präsident und Inhaber von mehreren Commenthur- und Großkrenzen nur seyn kann. Schon in seinem Schatten gehen zu dürfen, war eine Auszeichnung für einen Assessor; aber nun erst in seine Familie eingeführt zu werden, das hatte sehr viel zu bedeuten — vor Allem eine sehr rasche Beförderung, zumal der Präsident auf diesen Assessor notorisch große Stücke hielt. Bettziech folgte also seinem Chef auf das schöne Rittergut, und lernte die Tochter des Präsidenten kennen. Sie hieß Melanie war wohlgezählte fünfundzwanzig Jahre alt und seit acht Jahren die Königin aller Bälle, die Perle aller Soireen gewesen, obschon nachgerade schon enthront. Sie war groß, stattlich, imposant, eine wahrhaft aristokratische, blendende Schönheit; zwar war der erste Schmelz derselben abgestreift, aber Gewandtheit des Benehmens, Grazie und ein gut Theil Koketterie ließen dieß übersehen und machten sie zu einer pikanten, fesselnden Erscheinung; jede ihrer Wendungen und Bewegungen war ein Blitz, frappant, gewinnend, niederschmetternd, je nachdem sie wollte. Ihre regelmäßigen schönen Züge hatten einen südlichen Schnitt, ihre großen dunklen Augen waren wundersam schön und ausdrucksvoll. Ihr ganzes Ich war wie aus Majestät und Anmuth zusammengeschmolzen, und ihr Benehmen im steten Verkehr mit der feinen Gesellschaft abgeschliffen und glatt wie edelster Marmor. Melanie bemerkte den tiefen Eindruck, den sie auf den armen Assessor auf Urlaub ausübte; ihr Herz — oder vielmehr die Chambre garnie, welche dessen Stelle vertrat — war gerade unbewohnt; sie fühlte sich

gelangweilt in der ländlichen Einsamkeit, und die ernste schüchterne Bewunderung des stillen Assessors that ihr wohl. Sie band daher mit Bettziech an, und der Präsident und die Frau Präsidentin schienen davon nichts zu bemerken oder wollten nichts sehen. Vielleicht wünschte er eine Verbindung seiner Tochter mit dem jungen Assessor, der schon mit dem einen Fuß auf der Bank der Kammergerichts-Räthe stand und dem der Chef überaus wohl wollte. Kurz, ehe acht Tage vergingen, war Ludolf Bettziech bis über die Ohren verliebt in Fräulein Melanie von Trolle, hatte ihr beinahe unverblümt dieß gestanden und war von ihr nicht abgewiesen worden — nein! sie war ihm nur mit glühenden Wangen und feuchten Augen entsprungen, nachdem sie ihm einen unbeschreiblichen Blick zugeworfen und ihm rasch, aber mit Wärme die Hand gedrückt hatte. Den andern Tag war er vom Gute des Präsidenten abgereist, ohne zuvor Melanie noch sehen und sprechen zu können; aber im Wagen fand er ein Bouquet von ihr vor, das er Tags zuvor in ihren Händen gesehen hatte; und wenige Wochen später erhielt er die Ernennung zum Kammergerichts-Rath. Es war als ob ihm der Präsident selber die Brücke hätte schlagen wollen, um in seine Familie zu kommen.

Von dieser Zeit an ward Bettziech wie verwandelt. Er kleidete sich sorgfältig und nahm sogar Unterricht im Reiten. Er schrieb Oden und Madrigale, und einige seiner Gedichte fanden, in Büchern versteckt, auf feinem Seidenpapier in so zierlichen Zügen geschrieben, als nur eine Juristenhand sie zu malen vermochte, ihren Weg zu Melanie. Als diese in der Fastenzeit mit der Mutter zurückkehrte, gestattete man ihm Zutritt im Hause, — er sah sie regelmäßig ein Mal in der Woche im engsten Familienkreise. Die Eltern kamen ihm sichtlich entgegen; man wartete vielleicht auf eine Erklärung von seiner Seite. Aber er war ja gebunden — er war mit Clara verlobt, — mit Clara, dem albernen kindischen Landmädchen, das nicht werth war, der herrlichen königlichen Melanie nur die Schuhriemen aufzulösen. Es war ein furchtbarer Kampf, der in dem Rathe tobte. Er vermochte es nicht über sich, Clara aufzugeben, und anderseits fand er den Muth nicht, so offen und unumwunden um Melanien's Hand anzuhalten, denn sie hatte ihm nie in bestimmter Weise die Erlaubniß hiezu gegeben, sie war einem weitern Geständniß seinerseits ausgewichen; sie begegnete ihm bald mit abstoßender Kälte, bald mit gewinnendem Entgegenkommen, und machte ihn durch dieses Spiel von Anziehung und Abstoßen noch verliebter und — unglücklicher. Das ganze Betragen der Familie des Präsidenten war überhaupt ein räthselhaftes: man schien den neuen Rath vor der Welt zu verleugnen und versagte ihm jede leiseste Spur von Bevorzugung; aber im engen häuslichen Kreise überhäufte man ihn mit Vertrauen, Freundschaft und Auszeichnung. Inmitten dieses innern Kampfes und dieser Unschlüssigkeit fand Bettziech entschieden nicht den Muth und die Kraft, Clara sitzen zu lassen und um die gefeierte Melanie anzuhalten. So vergingen Frühling und Sommer. Die Gerichtsferien verbrachte der Kammergerichts-Rath ebenfalls theilweise auf dem Gute des Präsidenten, bis dieser mit seiner Familie in ein Seebad abreiste — aber zu einer Erklärung war es abermals nicht gekommen, und Ludolf Bettziech gewann es nun gar nicht mehr über sich, mit dem Bilde Melaniens so tief im Herzen nach Rohrau zu gehen und die Liebelei mit Clara fortzusetzen. Er machte daher eine Schweizer Reise — aus Gesundheits-Rücksichten, wie er dem armen Mädchen schrieb, das sich aus Gram um ihn und Sehnsucht nach ihm beinahe verzehrte. Als er mit krankem Herzen von seiner Reise zurückkehrte, erhielt er die Nachricht, Melanie von Trolle habe sich plötzlich an einen niederländischen Oberst verheirathet, den sie im Seebade kennen gelernt.

Das war ein entsetzlicher Schlag für den Rath Bettziech. Er raste vor Ingrimm und Unmuth, dann weinte er über das verscherzte Glück, und endlich überkam ihn eine namenlose Niedergeschlagenheit und Entmuthigung. Er bemerkte gleichzeitig, daß er die Gunst des Präsidenten verscherzt habe, der sich plötzlich darin gefiel, ihn durch Geringschätzung und kleinliche Chicanen zu kränken. Dieß goß noch mehr Wermuth in seinen Kelch. Darauf folgte aber ein plötzliches Erwachen, wie aus einem Traum oder Alpdrücken; er beschloß mit seinem seitherigen Leben zu brechen, er nahm sich wild und energisch vor ganz in sich zu gehen und zu Clara zurückzukehren, als einzigen Weg, um sich vermeintlich des Schmerzes zu entäußern, der in seinem wunden Herzen zuckte. Es kostete Mühe, diesen Entschluß auszuführen, aber es gelang ihm nach manchem herben innern Kampf dennoch. Er gab seine Rathsstelle auf und setzte sich als Advokat in der Hauptstadt. Er schrieb Clara wieder zärtliche Briefe und besuchte sie hie und da auf einige Tage. Und als er nach zwei Jahren zum Procurator beim obersten Landesgericht ernannt worden war und sein Auskommen gesichert sah, reiste er nach Rohrau, und führte Clara als seine Gattin heim, da er sechs Monate zuvor dem sterbenden Vater des armen Mädchens sein Wort gegeben hatte, daß er sie nie verlassen werde und als seine Verlobte betrachte.

Dieß war das Feuer der Trübsal gewesen, durch welches Ludolf gegangen und worunter er äußerlich und innerlich um viele Jahre gealtert war. Dieß war der Inhalt der Mittheilungen, die er an jenem Winterabend im Dunkeln seinem jungen Weibchen machte. Und als er nun damit zu Ende war und sich arglos nach starker mitfühlender Anhänglichkeit umsah und Worten des Beifalls, da schreckte ihn plötzlich ein kurzer Schrei Clara's auf, dem stockender Athem und heftige Krämpfe folgten. Ludolf war namenlos bestürzt, aber im Nu auf den Beinen, um Hülfe herbeizuholen. Man rief den nächsten besten Arzt, und dieser fand sie kläglich stöhnend auf dem Sopha liegen, die rechte Hand auf das Herz gedrückt. Der Doctor suchte so ernst und gescheidt drein zu blicken, als es ihm nur möglich war; nahm die üblichen Manipulationen, wie Prüfung des Pulses und der Zunge, vor, blies dann die Wangen gravitätisch auf und zog den Hausherrn am Rockknopfe in sein düsteres Studierzimmer.

„Herr Procurator," hub er an, „die Sache ist ernst, sehr ernst und bedenklich. Es ist Gefahr vorhanden; wir stehen am Rande eines Abgrundes."

— „Hilf Himmel! was wollen Sie damit sagen?" rief Ludolf.

„Wir haben eine Herzkrankheit, eine bedenkliche Herzkrankheit, noch im Stadium der Entwicklung, aber sichtlich von langer Dauer," sagte der Doctor und zog die Augbrauen möglichst hoch hinauf. „Widmen Sie hinfort der armen Frau die sorgfältigste Pflege. Keine Aufregung, keinerlei Gemüthsbewegung,

keinen Schreck! Das Hinunterfallen eines Buchs vom Tische könnte sie tödten!"

Der Jünger Aesculap's verordnete seine Arzneien und Latwergen, kam und ging täglich, nahm sein Honorar, aber konnte Clara nicht helfen. Sie blieb reizbar, gedrückt, schwermüthig. Der arme Ludolf fand, daß es mit seinem Glück und Frieden dahin war. Sein offenherziges wahrheitsgetreues Bekenntniß war nur eine spitze Ruthe gewesen, die er sich selber aufgebunden hatte, eine vielschwänzige Peitsche, die täglich gegen ihn geschwungen wurde und ihn jedes Mal in's innerste Leben traf, — eine Peitsche, die von seiner Frau geschwungen wurde, welche nun hinsiechend auf dem Sopha lag, ihr Zimmer nicht verließ und dem Gatten mindestens sechs Male täglich die Ursache ihrer Leiden in allen Tonarten — des Jammers — vorwinselte. Clara stand allerdings ganz allein und verwaist in der Welt und war ein verwöhntes Kind, ohne Seelenstärke, ohne Seelengröße, ohne jenen Edelmuth des Herzens, der über Argwohn und Grübeln und Nachtragen erhaben ist. Ludolf führte fortan ein — Hundeleben. Die kranke Frau peinigte, quälte, schmälte ihn, überhäufte ihn mit Stichelreden, mit Vorwürfen, sogar mit leidenschaftlichen Anklagen; sie nannte sich ein schnöde hintergangenes und betrogenes Geschöpf, das unter falschen Vorspiegelungen in die Ehe hineingelockt, das um seines Vermögens willen verkauft und verrathen worden sey. Wann Ludolf düster und ernst war, so warf sie ihm vor, er denke an seine königliche Schöne Melanie. Wann er heiter zu seyn versuchte, so beschuldigte sie ihn, er spiele Komödie. Daher hatte er den ganzen Tag hindurch nichts anderes zu thun, als sie zu beschwichtigen und diese ihre aufwallenden Launen und Anfälle mit allen möglichen Listen abzuwehren, denn man hatte es ihr sorgfältig verborgen gehalten, daß sie einen Feind, in welchem man einen jähen Tod erkannte, in der Brust trug. Dieser Prozeß der Beschwichtigung ihrer Zweifel und Qualen verursachte ihm manche geheime Genugthuung, ja sogar einen gewissen Triumph und Selbstgefühl. Sein eigentlicher Beruf, d. h. seine Advokaten-Praxis, ging allerdings während dieser Zeit förmlich und rettungslos in die Brüche. Clara wollte ihn keinen Augenblick aus dem Gesicht verlieren. So oft er sich von ihr entfernte und auf seine Studierstube begab, um etwas zu arbeiten oder einem Klienten Audienz zu geben, beschuldigte sie ihn, er habe an seine stolze Herzenskönigin geschrieben oder eine mündliche Botschaft von ihr erhalten. Vergebens betheuerte er alsdann seine Unschuld und suchte sie eines Bessern zu überzeugen — dieser Eine Argwohn, diese Eifersucht und dieser Zweifel erfüllten ihr ganzes Wesen, ihr gesammtes Dichten und Trachten, und sie waren der Geierschnabel, der unablässig an seinem Herzen nagte und wühlte. Zuweilen versetzte ihn dieß in die höchste Wuth, allein er machte alsdann übermenschliche Anstrengungen, um ruhig zu bleiben, weil er wohl fühlte, daß ein heftiger Ausbruch von seiner Seite Clara den Tod bringen könnte. Er bezwang sich daher alsdann mit beinahe übermenschlicher Anstrengung und stürzte nur zähneknirschend aus dem Zimmer.

Seit seiner Verheirathung hatte er, um sich seiner jungen Frau ausschließlich widmen zu können, sich von der Theilnahme an allen öffentlichen geselligen Vergnügungen zurückgezogen; er war aus dem Club und dem Casino ausgetreten. So sehr er denn auch, nach solchen Ausbrüchen von Clara's krankhaftem Unmuth und fixen Ideen, eines zerstreuenden Umgangs bedurfte, so blieb ihm doch nichts übrig, als einsame Spaziergänge in der Nachbarschaft. Der Stadttheil, worin er wohnte, war altväterisch und bürgerlich geworden; die reiche und vornehme Welt hatte sich am entgegengesetzten Ende der Stadt niedergelassen. Wann er daher hier spazieren ging, so war er ziemlich sicher, nur selten einem Bekannten oder Standesgenossen zu begegnen, und dieß war ihm gerade willkommen, denn er fürchtete sich vor Begegnungen mit solchen Leuten, weil er wähnte, sie könnten ihm sein häusliches Unglück ansehen. So ging er denn in den Abendstunden meist nur in den Straßen der Nachbarschaft spazieren. Als jedoch die Tage länger wurden und die Straßen allzu belebt blieben, sah er sich veranlaßt, seine Spaziergänge weiter auszudehnen in die nächsten Umgebungen der Stadt. Auf einem dieser Gänge kam er auch einmal in einen kleinen Wald unweit der Landstraße und stand nach kurzem Laufe an einem dunklen, von hohen breitkronigen Bäumen umgebenen Weiher, dessen einsame Abgelegenheit und stille grüne Tiefe ihm plötzlich mit verlockender Lebhaftigkeit Selbstmords-Gedanken einflößten! Ihm war, als zöge es ihn hinunter in den Grund dieses düstern stillstehenden Gewässers, wo er mit Einem Male alle seine irdischen Sorgen und Nöthen abschütteln könne. Lange starrte er in diesen trüben Spiegel hinein, und brütete über der Enttäuschung, die er in seinem ehelichen Leben erfahren, grübelte über sein verfehltes Daseyn. Da brachen endlich heftige Thränen aus seinen Augen, und er weinte sich aus und sein Herz ward leichter, und nach einer langen düstern Stunde machte er sich etwas ruhiger und gefaßter auf den Heimweg.

Es war ein schöner milder Frühlings-Abend, kurz vor dem Einbruch der Dämmerung. Die Vögel sangen und zwitscherten im jungen Laube, die Obstbäume und die Wiesen prangten im reichsten Blüthenschmucke, der Mond stieg bleich hinter den fernen Bergen herauf, und über der ganzen Natur lag eine milde, versöhnliche, weiche, feierliche Stimmung. Langsam schlenderte der Procurator auf der Landstraße der Stadt zu. Schon blinkten einzelne Lichter aus der Vorstadt herüber; da rollte eine von einem Gespann rascher Mecklenburger gezogene elegante Equipage ihm entgegen, worin eine einzelne Dame saß. Dem Wagen begegnend blickte Bettziech auf und bebte unwillkürlich zusammen, denn die Dame in dem Wagen war Melanie. Auch sie hatte ihn erkannt, und schien von diesem Zusammentreffen überrascht, denn ihr Wagen kehrte nach wenigen Rosseslängen um und fuhr im Schritt zurück. Als der Wagen unsern Procurator wieder einholte, bog sich die Dame aus dem Schlage und rief: „Ei sieh' da! Sind Sie es wirklich, Herr Bettziech? Welch ein merkwürdiges Zusammentreffen!"

Sie war es in der That, die schöne Melanie, welche er glücklich verheirathet in Holland oder im fernen Indien geglaubt hatte. Sie war beinahe noch schöner als ehedem; ihre Formen hatten eine anmuthige Fülle angenommen, ihr Blick war freier, feuriger, fesselnder geworden. Wortlos starrte Ludolf sie an und eine seltsame Stimmung, gemischt aus Freude und Groll, aus Sehnsucht und Scheu, überkam ihn — er war beinahe versucht, sich zur Flucht zu wenden.

„Sie wollen nach der Stadt zurück?" fragte sie; — „kom-

men Sie! steigen Sie ein! Sind Sie denn nicht erfreut, eine alte Freundin wiederzusehen? Sollten wir uns denn ganz fremd geworden seyn? Steigen Sie ein, und ich will Sie dann an jedem beliebigen Punkte wieder absetzen!"

Bettziech stieg ein, und setzte sich ihr gegenüber. Erst jetzt bemerkte er, daß sie Haldtrauer trug; und alsbald überhäufte sie ihn mit Fragen: ob er sie verändert finde? wie ihm ihre Toilette gefalle? ob ihr diese traurige Livree gut stehe? worauf er natürlich die Gegenfrage that: ob sie denn Wittwe seye und ihren holländischen Obersten betrauere?

„Ach ja," erwiderte sie: „ich trauere um ihn, aber nicht sehr mit dem Herzen! Warum sollte ich es verhehlen, daß es ein Glück für uns beide war, diesen Ehebund auf diese Weise gelöst zu sehen? Er haßte mich und ich haßte ihn; unsere Neigungen und unsere Geschmacksrichtungen paßten nicht zu einander. Darum lebten wir wie Hund und Katze mit einander; aber mich dünkt, die Katze ist immer am besten weggekommen!"

Der arme Procurator lauschte wie bezaubert. War es denn möglich, daß jene alte Leidenschaft, die er schon vor mehr als drei Jahren verwunden und nach einem verzweiflungsvollen Kampfe ganz aus seinem Herzen verbannt zu haben wähnte, sich wieder leise, schüchtern, aber merklich genug in ihm regte?

„Jetzt bin ich gottlob so frei wie ein Vogel auf dem Zweige," fuhr Melanie heiter fort. „Ich lebe lustig in den Tag hinein, wie eine verwittwete Prinzessin, und ich kann Sie versichern, lieber Freund, daß mich die Anbeter wieder in Schaaren umschwärmen! Es ist sonderbar, aber man huldigt mir als Wittwe in der That weit mehr, als man mir als Mädchen huldigte. Den ganzen Tag drängen sich die Männer um mich und werfen sich vor meinem Throne nieder. Haben Sie nicht etwa ebenfalls Lust, sich den Anderen anzuschließen? Ich gebe Ihnen ausdrücklich die Erlaubniß, mir ebenfalls den Hof machen zu dürfen, so lange ich hier bin! — Aber apropos! nun erzählen Sie mir auch von Ihrem eigenen Leben und Ihren Verhältnissen, und erklären Sie mir, wie es kommt, daß wir uns hier so unvermuthet begegnen?"

Und als er ihr nun, nicht ohne einige Verlegenheit und Schüchternheit, mittheilte, daß er verheirathet seye, brach sie in ein lautes herzliches Gelächter aus, das wahrhaft ansteckend wirkte, und meinte: das seye doch eine kuriose Geschichte, und für ihn eine ganz absonderliche Idee; sie wähne, sie sehe seine ganze Haushaltung leibhaftig vor sich — eine kleine, schläfrige, dicke Person von geziertem, gespreiztem Wesen, ohne viel Kopf und ohne jegliche Spur von Geist, linkisch und scheu wie ein Schulmädchen, aber geneigt, in ihm den Indegriff aller Tugenden und den ersten Genius in der ganzen Welt zu sehen. Sie wolle übrigens darauf schwören, daß er trotzdem unter dem Pantoffel stehe, jeden Tag nur gleichsam an der Leine ausgeführt werde, und von jedem Ausgang pünktlich auf die Minute wieder nach Hause kommen müsse. „Gestehen Sie nur offen, mein Freund!" schloß Melanie, „daß meine Skizze Ihres häuslichen Glückes eine ganz getroffene, frappant ähnliche ist!"

Seine erglühenden Wangen bejahten diese Frage, obschon sein Mund schwieg; und der boshafte Kobold in seinem Busen bestätigte ebenfalls ihre Vermuthung und weckte einen bittern Schmerz in seinem zuckenden Herzen.

„Wie schade, daß Sie verheirathet sind!" fuhr Melanie in bester Laune fort; „jetzt muß ich meine Erlaubniß von vorhin, daß Sie mir den Hof machen dürfen, zurücknehmen; ich darf Sie nun nicht bei mir sehen. Sie müssen bei Ihrem legitimen, ehelichen Gemahl zu Hause bleiben und die Kinder wiegen und das Haus hüten! Ich wünsche Ihrem lieben Frauchen auch in der That alles Liebe und Gute, und möchte sie um keinen Preis eifersüchtig machen. Ueberhaupt bin ich meinem Wittwenstande alle möglichen Rücksichten schuldig, und muß daher die Huldigungen von verheiratheten Männern ganz entschieden fern von mir halten. Eben deßwegen darf ich Sie auch nicht in diesem Wagen in die Stadt hinein nehmen, und Sie müssen — so leid es mir für Sie thut, — schon am Anfang der Promenade aussteigen. Halt!" rief sie dem Kutscher zu.

Ludolf stieg aus, reichte der schönen Wittwe die Hand zum Abschiede und stammelte einige Alltagsphrasen über die Freude ihres so unverhofften Wiedersehens. Seine Hand bebte in der ihrigen und er wagte nicht zu ihr aufzublicken und ihrem dunklen Auge zu begegnen. Er fühlte instinktmäßig, daß ihm von dort her Gefahr drohe, daß er schon nicht mehr frei seye, sondern wieder nur für sie fühle, deren heiteres, frohes Lachen seinem Ohre wie die holdeste Musik erklang. „Adieu, lieber Freund und glücklicher Ehegatte," sagte sie jetzt mit einer Gemüthsdewegung, die ihr die Lust zum Lachen ganz zu benehmen schien. „Ich habe mich wirklich gefreut, Sie wiederzusehen und in meiner Nähe zu wissen. Empfehlen Sie mich Ihrem kleinen Frauchen, das Sie sicherlich mit Ungeduld erwartet; aber lassen Sie uns jetzt für immer scheiden. Sie dürfen nicht mehr in meine Nähe kommen und mich nicht in meiner Wohnung besuchen — ich will die kleine Frau nicht eifersüchtig machen. Adieu, mein Freund!"

Damit fuhr der Wagen davon und Ludolf blickte ihm mit einem wahren Herzkrampfe nach. — „Welch ein Verhängniß, daß ich ihr wieder begegnen muß und zwar gerade jetzt!" murmelte er vor sich hin. „Habe ich deßhalb Tag und Nacht mit mir selbst gekämpft und gerungen bis auf's Blut, um diese Leidenschaft aus meiner Seele zu reißen?" Wenn die Gefühle für Melanie wieder die Oberhand in ihm gewinnen würden, so ahnte er im Voraus seine Niederlage; er hatte keine Kraft mehr zum Widerstand. Schon bei dem bloßen Gedanken an jene furchtbaren Nächte innern Kampfs und Zwiespaltes trat ihm wieder ein kalter Schweiß auf die Stirne. ‚Ich kann es nicht noch einmal durchleben!' dachte er und betete im Stillen zu Gott um Stärke zum Widerstand gegen die Versuchung. Er fühlte, daß er in dieser Stimmung noch nicht nach Hause gehen konnte, und machte noch die Runde um die ganze Stadt. Es war sinkende Nacht, als er seine Wohnung betrat — mit einem Ausbruch satyrischer Neckerei empfing ihn die auf dem Sopha liegende Clara. Sie wollte wissen, was er denn auf den einsamen Abendspaziergängen treibe und wem er nachlaufe? Es seye schade, daß die schöne Präsidenten-Tochter nicht in der Nähe seye, um ihn zu trösten, da er die Gesellschaft seiner Frau so langweilig finden müsse. Sie, die unglückliche Gattin, seye freilich keines jener blendenden Geschöpfe, deren bloses Kopfumwenden schon ein bezaubernder Blitz seye! — Dieß und ähnliches sprudelte Clara mit all jener krankhaften Erbitterung heraus, welche den Pfahl desto tiefer in's

eigene Fleisch stößt, je mehr sie damit Anderen wehe thun will.

Ludolf blickte recht trübe und verlegen darein, als seine Frau damit unbewußt die wahre Sachlage schilderte; glücklicherweise hatte Clara die Lampe noch nicht anzünden lassen, und so entging ihr seine Betretenheit und Schamröthe, seine auffallende Verlegenheit. Unter dem Schutze dieser Dunkelheit knirschte er nun aber auch mit den Zähnen und warf ihr die bittersten Blicke des Zornes zu, während er ohne ein Wort der Gegenrede all ihren Hohn über sich ergehen ließ und im Stillen Vergleichungen anstellte zwischen diesen beiden Frauen, von denen die eine so fein, so edel, so voll Feuer war und wie ein Krystallprisma funkelte, die andere aber so schwerfällig, so klotzig, so kindisch und unbeholfen sich geberdete. ‚Melanie ist frei, frei wie der Vogel auf dem Zweig,' dachte er ‚während ich auf ewig an diese fühllose beschränkte Keiferin gekettet bin!'

Diese Gedanken erfüllten nicht blos die eine Nacht, welche diesem Abend folgte, sondern beschäftigten vierzehn Tage lang im Wachen und Schlafen unaufhörlich seinen Geist. Sie waren die concentrirte Essenz all seiner Erwägungen, Gefühle und Betrachtungen. Während dieser ganzen Frist arbeitete dieser neue Gährungsstoff so nachhaltig und ausnehmend in ihm fort, daß eine völlige innere Umwandlung mit ihm vorging. Derselbe Mann, welcher einst unter den wildesten inneren Kämpfen gegen sich selbst, mit Aufbietung einer seltenen Seelenstärke die Leidenschaft für Melanien aus seiner Seele gerissen und sich den höchsten geistigen und Willenszwang angethan hatte, um Clara sein gegebenes Versprechen zu halten, — derselbe Mann, der seither mit einer bewundernswerthen Selbstopferung ihre Neckereien, ihre Eifersüchteleien, ihren Unmuth und ihr Mißtrauen schweigend ertragen und seine eigene Enttäuschung verschwiegen hatte, — dieser Mann gerieth wieder so sehr unter den Bann der alten Leidenschaft, daß er Abends und Nachts heimlich auf die Stelle zurückschlich, wo er seine Königin wieder gesehen und sich von ihr verabschiedet hatte; daß er sogar ihre Wohnung erfragte und Nachts Stundenlang unter ihrem Hause stand, zu den erleuchteten Fenstern hinaufblickte und wonnevoll zusammenschauerte, wenn er nur den flüchtigen Schatten ihrer herrlichen Gestalt auf den zugezogenen Vorhängen sich abzeichnen sah. Ja, es kam so weit mit ihm, daß er es über sich gewann, eines Abends an ihrer Thüre zu läuten und sich zu erkundigen, ob die gnädige Frau nicht empfange?

Die gnädige Melanie, welche neben ihren anderen Vorzügen und Vollkommenheiten auch das Talent einer ganz ausgezeichneten Schauspielerin besaß, hatte seinem Besuch seit vierzehn Tagen mit einer wahren Spannung entgegengesehen. „Kommen Sie ja nicht in meine Nähe!" hatte sie zu ihm geringschätzig gesagt, aber darunter gerade das Gegentheil verstanden. Sie wußte wohl, daß das Verbotene den größten Reiz hat. Sie bedurfte ferner einer kleinen Aufregung, und diese verschaffte sie sich am besten dadurch, daß sie diesen Abtrünnigen bestrafte. „Der Thor!" sagte sie sich, während sie auf ihn wartete, „der arme leere Thor! glaubt er, ich werde ihm sein Benehmen gegen mich vergeben? Hab' ich ihn nicht genug ausgezeichnet, um ihm Muth zu machen, daß er sich um meine Hand bewerbe? Wähnt er, ein solcher Stubengelehrter mit solch weichem Witz dürfe mir solche Streiche spielen? Um meinetwillen haben sich Männer das Leben genommen und sind welche in's Kloster gegangen, und er sollte fett und bequem werden, häusliches Glück genießen und mit seinem Weibchen girren? Er soll mir dafür büßen, daß er mit scharfen Messern spielen wollte! Er soll sich seine unverschämten Finger schon zerschneiden!"

Gleichwohl aber empfing sie ihn voll Ruhe und Gleichmuth, freundlich, aber gelassen, als er wie ein verschämter Junge scheu und zaghaft hereintrat. — „Es thut mir sehr leid," sagte sie mit mildem Ernst, „daß ich Ihnen nicht sagen kann, ich freue mich, Sie hier zu sehen. Ich sagte Ihnen ja, Sie sollten mich nicht besuchen; ich werde ein solches Verhältniß nicht ermuthigen, denn unsere Wege führen auseinander."

Ludolf betheuerte ihr nun, er sehe nur gekommen, um die alte Freundschaft zu erneuern.

„Also Freundschaft!" rief sie mit einem bedeutsamen Blicke; „wohlan, dieser Vorschlag gefällt mir, auf diesem Boden können wir mit einander verkehren!" Allein ehe dieser Besuch noch zu Ende war, hatte sie dem Procurator schon auf die unzweideutigste Weise zu verstehen gegeben, daß sie nur zwangsweise und nicht aus eigener Wahl und Neigung den alten gichtbrüchigen Oberst geheirathet habe. Ein schmerzlicher Blick, begleitet von einem tiefen Seufzer, schien sogar noch mehr zu besagen. Der unglückliche Procurator sog dieses Gift begierig ein, und ging mit aberwitziger Freude und hoffnungstrunken hinweg, kam am nächsten Tage abermals und kehrte eine ganze Woche hindurch in ähnlicher Weise wieder, um eine Abendstunde bei der schönen, verführerischen Frau zu verbringen.

Zu Hause saß er dann immer düster, in sich gekehrt und wortlos da, und stellte bittere stille Vergleichungen an zwischen seinem eigenen trüben, langweiligen, hoffnungs- und freudenlosen Hauswesen, mit diesem kränklichen, geistesarmen, übelgelaunten Geschöpfe als Herrin, und jenem andern glänzenden Tabernakel, wo unter Blumen, Bildern, Edelsteinen und Wohlgerüchen eine herrliche, üppige Sultanin thronte, welcher bei jedem Worte Geist, Witz, Weisheit, Sarcasmus oder ansteckende muntere Laune über die Lippen floßen. So erschien ihm sein eigenes Heimwesen wie ein Keller neben einem Palaste, und er wähnte sich, bei der Heimkehr in sein Haus, aus einem Feenschlosse in eine düstere Höhle voll tückischer Gnomen zurückversetzt. Stündlich fiel ihm der Gedanke schwer auf die Seele, daß er, ohne jenen Klotz von einer Frau von seinem Geschick in jenes Feenschloß geführt worden seyn würde, ja daß er noch jetzt darin Aufnahme und eine Zukunft finden könnte, wenn Clara nicht wäre. Die vorwurfsvollen Blicke und das barsche Benehmen, womit er ihr begegnete, schüchterten die spottende Frau vollends ein und drückten sie ganz zu Boden. Sie schwieg nun zu seinen allabendlichen Ausgängen, auf welchen er immer mehr von jenem Gifte einsaugte; allein die arme Clara fraß ihren Kummer eben damit in sich hinein, und er nagte ihr um so begieriger am Herzen.

Allein die Zauberin hatte noch andere Mittel, die sie ihm jetzt eingab, um ihm sein Unglück recht empfindlich zu machen. Sobald Melanie den Procurator an sich gefesselt hatte, ließ sie sich angelegen seyn, ihm zu schmeicheln, stachelte ihn durch übertriebenes Lob, welches um so gewisser auf ihn einwirken mußte, als sie es ihm an einem wonnevollen Abend im kleinsten engsten Kreise vor einigen ihrer feurigsten Anbeter und in ihrem magi-

schen Boudoir zollte, und ihn versicherte, er ahne nicht einmal die vielfachen seltenen Vorzüge und Vollkommenheiten seines Charakters und Wissens. Sie machte ihm Vorwürfe darüber, daß er den Staatsdienst verlassen und sich in die Dunkelheit vergraben habe; sie nannte es unverantwortlich, daß er nicht den Ehrgeiz habe, eine politisch und social bedeutende und wirksame Rolle zu spielen, zu der er vermöge seiner Kenntnisse und Talente ganz berufen seye. Er vergrabe sein Pfund und stelle sein Licht schnöde unter einen Scheffel, sagte sie; sein Selbstbewußtseyn sollte ihn spornen, entweder auf der Bank der Abgeordneten dem Vaterlande zu nützen oder nach der Feder zu greifen, um seine Mitbürger über ihre Rechte zu belehren. Er würde eine Zierde der Abgeordnetenkammer, einer der Ecksteine der Opposition seyn. Sie fragte ihn beinahe mitleidig: ob er denn nie die Ueberzeugung davon, daß dieß das für ihn bestimmte Geschick und das seiner Begabung vorgezeichnete Feld der Wirksamkeit seye, in sich verspürt habe? Dann setzte sie neckisch hinzu, er habe ein seltenes, antikes Talent der Entsagung, sonst würde er es nicht über sich gewonnen haben, diesen hehren glänzenden Beruf zu resigniren, und sich die gutmüthigere aber minder rühmlichere Aufgabe zuzutheilen, eine kränkliche launenhafte Frau zu verpflegen und die bescheidene Wirthschaft zu führen. ‚Jenun!‘ meinte sie achselzuckend, ‚es steht mir nicht zu, Ihnen hieraus einen Vorwurf zu machen; ich kann es jedoch nur beklagen, daß es so mit Ihnen gekommen ist!‘

Dieß war eine starke Dosis für den einen Abend. Am nächsten brachte sie denselben Gegenstand wieder auf's Tapet, jedoch in einer andern Tonart. Sie äußerte, ihr verstorbener Gatte seye, wie männiglich bekannt, einer der geistesärmsten und phlegmatischesten Menschen gewesen, und dieß habe sie weit unglücklicher gemacht, als alle seine übrigen negativen Eigenschaften. Sie habe sich nämlich von jeher mit dem schönen Ideale getragen, sich einem Manne zu verbinden von hochfliegendem Geiste, von strebsamem Ehrgeiz, von eiserner Willenskraft und Ausdauer, vor dem sie sich in Verehrung hätte niederwerfen und mit dem sie gemeinsam an der Verwirklichung einer erhabenen Mission oder Idee hätte arbeiten mögen! Jenun, dieß seyen eben Ideale gewesen, die unwiederbringlich verloren gegangen seyen und die man jetzt eigentlich zu spät und umsonst beklagen würde.

Dieß war für Ludolf ein starkes, narkotisches Gift. Sein animalischer Ehrgeiz war in Brand gesteckt, denn er hatte sich längst sagen müssen, daß seine Laufbahn in Folge seiner Heirath eine gänzlich verfehlte geworden seye. Bei der Heimkehr an seinen häuslichen Herd gedachte er mit doppelter Bitterkeit des Kontrastes zwischen der herrlichen geistvollen Dame voll edlem Ehrgeiz und gemeinnützigem Streben und dem armen, jämmerlichen, wehklagenden Geschöpfe auf dem Sopha, und sagte sich mit unbeschreiblicher Bitterkeit: ‚Ohne diese Last, ohne diesen Hemmschuh würde es noch ein ganz anderes Daseyn für mich geben!‘ — Er that Clara übrigens jetzt einigermaßen Unrecht, denn seit einiger Zeit war die arme Seele weit lenksamer und stiller geworden, und beklagte sich nur über einen steten dumpfen Schmerz in der linken Seite. Diese allabendlichen geheimnißvollen Ausgänge Ludolf's und ihr bitteres Grübeln über dieselben nagten an ihrem wunden zuckenden Herzen.

Eines Abends gab Melanie eine Soiree. Eine Menge Anbeter und Verehrer bewegten sich in ihren eleganten, glänzend erleuchteten Gemächern, in denen sie, die Fee dieses Zauberschlosses, heute ganz besonders strahlte, als sie dem eintretenden Procurator nach einer freundlichen Begrüßung den Arm reichte und ihn in ihr fernes, nur spärlich erleuchtetes, von Wohlgerüchen duftendes Boudoir führte.

„Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, lieber Freund, was ich Ihnen seither noch nicht zu sagen wagte,“ hub sie an und ihr schönes großes Auge war wie von einer leisen Wehmuth umflort. „Wir sehen uns heute Abend zum letzten Male in einer solch heitern traulichen Begegnung.“

— „Zum letzten Male?“ fragte Ludolf erschrocken; „wie soll ich dieß verstehen?“

„Jenun,“ erwiderte sie und schraubte ihre Stimme zum wehmuthsvollsten Tone herab, „ich reise übermorgen nach Paris — nach dem heitern, glänzenden Paris! Ich hatte mich darauf gefreut, meinen Vater dorthin zu begleiten, der mit einer speziellen, länger andauernden Mission nach dort betraut ist — noch vor einem Monate brannte ich vor Begierde darnach, dieses feenhafte Paris zu sehen; aber heute — ist es mir ordentlich schwer um das Herz, daß ich gehen soll, und ich würde gerne bleiben, wenn ich nur könnte. Es ist nun nicht mehr zu ändern. Werden Sie mich nicht dort besuchen, mein Freund? Sie sollen mich zur Führerin haben und stolz auf mich seyn. Allein ich vergesse — Sie sind ja an die Scholle gebunden! Sie haben zärtliche Pflichten zu erfüllen. Doch gleichviel!“ setzte sie mit lautem Lachen hinzu, „Sie werden dafür nachträglich eine Märtyrerkrone voll Glorie erlangen! Und nun leben Sie wohl, mein trefflicher armer Freund!“ —

In was für einer Stimmung der arme Procurator Ludolf Bettziech an diesem Abende in seine Wohnung zurückkehrte, läßt sich vielleicht besser denken als beschreiben. Genug, er ging zu Fuße heim, in einem strömenden Regen, der ihn bis auf die Haut durchnäßte, obschon er darauf gar nicht achtete. Er war im Stillen ganz wüthend, verzweiflungsvoll, außer sich. Dazu erwartete ihn daheim noch ein Auftritt, der ganz und gar nicht geeignet war, ihn in einer solchen Stimmung zu beruhigen. Seine kränkliche Gattin nämlich war schon seit vielen Abenden ganz verlassen und allein, hatte sich unbehaglich auf ihrem Sopha herumgeworfen und ausschließlich über ihre eigene grausame Vernachlässigung nachgedacht und gegrübelt. Diese Gedanken hatten ihr Leiden gesteigert, und ihr war nun, als ob ihr ein langes, scharfes Messer im Herzen stäke, das wohl niemals wieder herausgezogen werden würde. Sie verglich in diesen Stunden einsamen, schmerzlichen Nachdenkens ihr jetziges Leben mit den glücklichen, heiteren Tagen ihrer Jugend auf dem Lande; sie gedachte ihrer liebreichen Umgebung, der schönen Gegend, der reinen, harmlosen Genüsse, des Dufts des frischen Heues und der grünen Wälder (und dieser Duft schien ihr immer vorzuschweben, wenn ihr das arme Herz vor Sehnsucht und Schmerzen zuckte); sie gedachte ihres rauhen, biedern Vaters, der gegen sie stets so mild und gütig gewesen; sie erinnerte sich der guten, theuren Mutter, welche gleich von Anbeginn sich gegen eine derartige Verlobung ihres Kindes mit einem fremden und um beinahe zwanzig Jahre ältern Manne erklärt und gewünscht hatte, man solle Clara dereinst unbeschränkte Wahl lassen. Und

wenn sie so auf ihre einfache und doch so frohe Jugend zurückblickte, so erschien ihr diese wie eine reiche, von den Strahlen der scheidenden Abendsonne doppelt schön überglühte Landschaft, und erfüllte sie mit einer unsäglichen Wehmuth. Sie rief sich ihre ländliche Heimath wieder in's Gedächtniß: die niedrigen, weißen Bauernhäuser zwischen den breitkronigen Apfelbäumen; das rebenumrankte Amthaus, worin sie geboren und aufgewachsen war; die altersgraue, ehrwürdige Kirche mit dem schönen Thurm und den epheuüberkleideten Strebepfeilern; das weitschichtige Schloß mit seinen Gruppen uralter Bäume; den grünen Rasenplatz, worauf die Kinder spielten; das trauliche, blumenreiche, duftende Gärtchen ihres Vaters, worin sie so manche frohe Stunde verbracht hatte! .... Dieß alles schwebte ihrem Geiste jetzt vor, als sähe sie es durch die Gitterstäbe eines Kerkerfensters, aus einem Gefängniß, wo ihr jetzt nur Kälte, Kränkung, Vernachlässigung, dumpfer Groll begegneten. Wann eine Frau findet, daß ihr Gatte geflissentlich oft von ihr geht und seine Mußestunden außer dem Hause zubringt, so zieht sie hieraus gewöhnlich nur den einzigen Schluß, daß dahinter irgend ein Verhältniß zu einer Andern ihres Geschlechtes stecke, und sie fühlt sich gedrungen, ihm diesen Vorwurf kühn in's Gesicht zu schleudern, gleichviel, ob derselbe begründet ist oder nicht. Diese Ansicht von der ganzen Sache war der siechen, jungen Frau auch gerade an diesem tödlich langen Abend gekommen, während sie sich in der Einsamkeit unbehaglich auf ihrem Sopha herumwarf, und der Gedanke an die Richtigkeit dieser überraschenden Entdeckung trieb ihr vor Entrüstung das Blut in die Wangen.

„Soweit ist es also mit mir gekommen?" sagte sie verzweiflungsvoll zu sich selber und krümmte sich vor Schmerz, denn ihr war, als ob jemand das Messer jeden Augenblick noch tiefer in ihre Brust hineinstieße. „Für dieses Loos also habe ich all mein früheres Glück aufgeopfert? ... Aber ich will es ihm vorhalten, und sollte es mein Tod seyn!"

Und als Ludolf daher mit schweren Schritten und wilden Blicken nach Hause kam und ganz von Regen triefte, als er sich verstört in einen Stuhl geworfen hatte, und hier in düsterem Hinbrüten, den Kopf auf den Ellbogen gestützt, dasaß, ohne ihr ein Wort zu gönnen, — da richtete sich die schwache Frau auf dem Sopha auf und überhäufte ihn mit einem Strom bitterster Vorwürfe, unbedachter, grausamer Neckereien und thörichter, kindischer Sticheleien, welche sie mit leisem, kläglichem Schluchzen begann, allmählig aber zu lautem Weinen und zornigem Kreischen und geschrieenen Drohungen steigerte. Sie wisse wohl, was er treibe, rief sie; es seye ein schnödes, nichtswürdiges Spiel, aber er möge sich wohl in Acht nehmen, denn sie wolle ihn blosstellen und vor der Welt entlarven, und wenn er sie alsdann auch aus dem Hause werfen und vor seinen Augen auf der Straße sterben lassen würde. Wenn er sie auch nicht mehr liebe, so solle er doch wenigstens die gewöhnlichsten Schicklichkeitsrücksichten gegen sie beobachten, u. dgl. m. Diese Vorwürfe, Anklagen und Drohungen packten ihn an der Eitelkeit und noch an manch anderen wunden Flecken, so daß er endlich ganz wüthend aufsprang und ihren Redestrom unterbrach. Sein ganzer, längst aufgespeicherter Groll, seine getäuschten Hoffnungen, und all die bitteren Gefühle dieses Abends ergoßen sich mit Einem Male auf diesen unbedachten Angriff. Es war, als ob ein böser Geist plötzlich zeitweilig in diesen sonst so leidenschaftslosen und gesetzten Mann gefahren seye. Er brach in Gegenbeschuldigungen der heftigsten Art aus, voll Hohn und giftigem Spott, welche des schwerstgekränkten Gatten unwürdig, aber erst einer kranken, armen, hülflosen Frau gegenüber ganz unmännlich waren! — Ob er sie noch liebe? ob er sie nur noch leiden möge? fragte er zischend und zähneknirschend. Sie dürfe glauben, daß er in seinem ganzen Leben nie auch nur die mindeste Achtung oder Liebe für sie gefühlt und daß er von jeher nur Komödie mit ihr gespielt habe, weil er sich leider durch sein Wort und die Pflicht der Ehre an sie gebunden gefühlt habe. Aber nun hasse, nun verabscheue und verachte er sie aus Herzensgrunde — er verwünsche den Tag, wo er sich habe verleiten lassen, sie an den Traualtar zu führen. Er wünsche nichts sehnlicher als ....

Mit Einem Mal hielt er erschrocken inne. Ihre plötzlich wieder bleich und fahl gewordenen Wangen und die Hand, die sie so krampfhaft auf ihr Herz preßte, hätten ihm eine Warnung seyn sollen, diesen Ergüssen seines Grimms und seiner grausamen Bitterkeit Einhalt zu thun. Früher hatten ihm schon häufig derartige Reden auf den Lippen geschwebt, aber er hatte auf ähnliche Warnungen geachtet, solche Vorwürfe und Ausbrüche unterdrückt und sie ungeduldig, aber mit ehrenvoller Selbstverleugnung hinuntergeschluckt. Allein dießmal hatte ihn die Leidenschaft bis zur Schwäche hingerissen. Es war, als ob er die Augen geschlossen oder den Kopf abgewandt oder sich von seinem Haß und Groll so weit hätte hinreißen lassen, daß er alle Gewalt über sich vergessen hatte. Der unglückliche, thörichte, verblendete Mann that seinem Zornesausbruch nicht eher Einhalt, als bis Clara mit einem unterdrückten Schrei aufsprang, mit beiden Händen nach ihrem Herz griff und dann wie leblos in das Sopha zurücksank!

Nun stürmte er an dem Glockenzuge, und jagte die hereinstürzende Köchin zu dem Arzte, zu den Nachbarn, zu zwei, drei Aerzten! Nachbarn und Nachbarinnen kamen, steckten die Köpfe zusammen, trippelten um das Sopha herum, betrachteten die Ohnmächtige und schüttelten rathlos und bedenklich die Häupter. Man versuchte endlich vergebens einige herzstärkende Mittel — Clara wollte nicht aus ihrer Ohnmacht erwachen! Als die Aerzte kamen, war ihre Hülfe überflüssig. Das scharfe, schneidende Messer war der Kranken bis an's Heft in das schwache, wunde Herz gestoßen worden, und ein Herzschlag hatte ihrem unglücklichen, wahngetrübten, verfehlten Leben ein Ende gemacht! Die arme vielgeprüfte Frau war den herben, harten Reden ihres Gatten erlegen! — —

Allein die Nemesis verfolgte ihn dafür. Die Kunde von dem heftigen Auftritt, der dieser Katastrophe voranging, war durch das Dienstmädchen in die Nachbarschaft gedrungen, und ging nun als Gerücht vergrößert und verstärkt in der ganzen Stadt von Mund zu Mund. Das Gerücht war auch Melanien noch vor ihrer Abreise zu Ohren gekommen und hatte ihr ein flüchtiges, schadenfrohes Lächeln entlockt, das jedoch in einem leisen Schauder endete. Der menschenscheue, zurückgezogene Procurator hatte im Voraus schon ein gewisses Vorurtheil gegen sich erweckt, weil er mit niemand verkehrte. Kein Wunder also,

daß ihn die Fama zu einem schändlichen Blaubart stempelte, den man nun allgemein haßte und vermied. Er merkte nichts davon, oder wollte nichts bemerken. Er war jetzt frei — das Grauen über den Preis, um welchen er frei geworden war, übertäubte er mit den süßesten Hoffnungsträumen auf den Besitz der schönen Melanie. Sobald es Schicklichkeits halber thunlich war, schrieb er an sie nach Paris, in dessen Salons sie nun glänzte. Er warb förmlich um sie; er gelobte ihr, daß er um ihretwegen nach dem höchsten Ziele berechtigten Ehrgeizes streben werde. Er seye jetzt frei, schrieb er, frei wie der Vogel in den Lüften; in wenigen Tagen gedenke er zu ihr zu fliegen, um sie zu gewinnen, deren Besitz ihm stets als das höchste irdische Glück erschienen seye. — Mit Wendung der Post erhielt er eine Antwort, aber sie lautete ganz anders, als er sie erwartet hatte — ein förmlicher, kalter Korb. Sie wollte mit ihm und seinen Angelegenheiten nichts mehr zu thun haben. Sie wisse, was für herzlosen Grausamkeiten seine arme Frau erlegen seye. Grausame Gatten aber seyen auch nur herzlose grausame Freunde; er möge sie daher fürder mit allen Zuschriften verschonen. Ob er denn wirklich glaube, sie könnte sich je so sehr lächerlich machen, einem Manne mit dem banalen Namen Bettziech ihre Hand zu reichen? —

Es war ein furchtbarer, niederschmetternder Schlag auf das Haupt dieses Mannes, ein Schlag, von welchem er sich lebenslang nicht wieder erholen wird! Verstoßen, geächtet, gemieden und mit einem nagenden Wurm im Herzen, muß er hinfort durch ein freudenloses Leben hingehen, und als selbstauferlegte Pein bewohnt er noch immer allein das alte öde Haus „zum Römischen Kaiser".

Eine Jagd auf Murmelthiere.

Von einem Tyroler Schützen.

Jeder Wildschütz hat seine eigene Passion auf eine gewisse Gattung Wildes; der Eine jagt am liebsten die Füchse, ein Anderer die Hasen, ein Dritter steigt am liebsten auf Grat und Felsen den Gemsen nach, ich aber halte mich fest an die Murmelthiere. Liege ich hinter meiner Steinschanze und lauere mit gespanntem Hahn, bis das edle Thier aus dem Boden steigt und mit klugen Augen forschend umherblickt, dann nach der Rundschau auf irgend ein Felsstück steigt und droben hockt wie ein König, rings die Welt betrachtend mit träumerischen Gedanken, — dann ist mein Jägerherz so weit und so eng und schlägt an die Erde, auf der ich ruhe, mit hörbaren Schlägen, bis der Finger das Zünglein drückt und ein scharfer Knall das Echo an tausend Felsklippen schlägt, und das Murmelthier von seinem Throne sinkt wie eine Sternschnuppe vom heiteren Himmel.

Das Murmelthier läuft aber nicht auf den Straßen herum oder wird wie ein Sperling vom Dache geschossen. Die Gebirge, welche es bewohnt, müssen bei uns mindestens ihre 5000 Fuß Höhe haben, und bist Du droben unter den ewigen Gletschern, in der Welt der Murmelthiere, da bist Du erst auf dem Punkte, wo Dein Jägergenie zu wirken anfangen muß, und wo noch allerhand strategische und fortificatorische Pläne zur Ausführung kommen müssen, bis das graue „Murmentl" in Deine Weidtasche rutscht.

Im Tyroler Land ist das Hauptquartier der Murmelthiere in den Gebirgen des Patznauner Thales, welches in nächster Verbindung steht mit den Schweizer Alpen, aus denen sein Wildstand bei der rastlosen Bekriegung der Patznauner Gemsjäger häufig wieder sich recrutiren muß. Hier in diesem Thale hielt ich im Spätsommer oft mein Hoflager mit meinen Flinten und Stutzen, und machte meine Jagdexcursion nach allen vier Seitenthälern, die auf dem Alpendorfe Gallthür zusammenlaufen, und stieg bald da bald dort die holzlosen Berghalden empor, um im Bereiche der Murmelthiere zu jagen. Das Dorf Gallthür liegt zu hinterst im Patznannerthale und zwar so hoch, daß kein Baum mehr recht gedeihen mag, geschweige eine Saatfrucht oder Kartoffeln. Die entholzten Berge, die rings hoch in die reine blaue Luft steigen, schicken jährlich unzählige Lawinen mit Donnergepolter in's Thal, und vor einigen Jahren kamen deren nicht weniger als zwanzig an einem Tage (2. Februar). Als die furchtbarste derselben herabrollte, waren eben die Leute in der Kirche, der Pfarrer las das Evangelium. Mit einemmale hörte man ein Rauschen und Poltern, die Erde bebte, die hohen Kirchenfenster klirrten, und es wurde finster wie in starker Dämmerung. Der Pfarrer des Ortes, nebenbei gesagt ein gelehrter Herr, ließ sich zum Glücke und zur Beruhigung der erschreckten Menge nicht beirren und las das Evangelium fort, so gut es das eingetretene Dunkel erlaubte. Mit solchen Elementarereignissen vertraut, und noch überdieß von fast jährlich aus den Engadin einfallenden Bären und andern heerdenverderbenden Raubthieren bedroht und zur Jagd aufgefordert und in Uebung gehalten, mußte im Gallthürer Volke das Handwerk kecker Jägerei aufblühen, und unter ihm lernte ich auch, wie man die Murmelthiere schießt. Auf jener Seite der Berge, welche der Mittagssonne zugekehrt ist, hausen die Murmelthiere am liebsten, denn sie lieben die Sonne, und im wärmenden Scheine derselben können sie stundenlang auf einem Steine sitzen, wobei sie wie in Gedanken und Betrachtungen vertieft, hinab in die tiefen Thäler blicken, wo die zweibeinigen vernunftbegabten Geschöpfe auf den Feldern herumarbeiten. Diese Sonnenliebhaberei der Murmentln kommt auch dem Jäger zu Gute; allein wer eine solche Jagd unternimmt, muß auch auf Wind und Wetter sich verstehen. Eines schönen Abends nun, der eine freundliche Nacht und einen sommermilden Tag in Aussicht stellte, packte ich meine Jägerrequisiten zusammen, warf den Scheibenstutzen über die Achsel und stieg die grünen Wiesen des Thales entlang, dann den wasserreichen Zeinisberg hinan, endlich rechts zur steilen Vedaspitz empor. Dieser Berg hat an einigen Orten stufenweise übereinander geschichtete Felsmassen, zwischen denen üppig grüne Grasplätze sich ansetzten, an andern Orten sind zertrümmerte Felsen über einander geworfen, auf einer andern Seite wieder ziehen sich blühende Bergwiesen mit einzelnen Heustädeln bedeckt in langen grünen Streifen thalab. Als ich an diesen emporkletterte, wobei mir bei der Schlüpfrigkeit der steilen Wiesen die Bewaffnung der Füße mit spitzen Steigeisen sehr behilflich war, da tönte mir schon von den oben geschäftig arbeitenden Mähern ein fröhlich Jauchzen entgegen, daß es über das Thal hinüber an die andern Berge schlug, und diese den Juchzer nachtönend

zurückgaben. Auch ich antwortete, so viel in meinen Kräften lag, und meine Städter-Kehle es erlaubte, und stieg, als hätten mir diese ländlichen Grüße neue Stärke verliehen, mit beschleunigten Schritten bergan. Schon stach hie und da zwischen dem wuchernden Madaun die edle Enzianwurzel hervor, aus welchen der stärkende Jägerschnaps gebrannt wird, und das auch wenig botanische Auge merkte bald, daß die höheren Regionen im Anzuge seyen. Ein mächtiger Geier mit stolzen Flügeln hob sich von einem Schrofen in die Luft, und kreiste wie ein kühner Schwimmer hoch über meinem Haupte. Die Mäher riefen mir zu, ihm eine Kugel zu opfern und meine Kunst zu zeigen. Als ich aber anschlug, da merkte ich erst, wie ungeschickt unser Stutzen zum Aufwärtsschießen geschaffen ist; allein schon um des Knalles willen ließ ich die Kugel fliegen.

Als ich das Ziel meiner heutigen Expedition, das Nachtquartier in Gestalt eines mit Heu gefüllten Schoppens, erreicht hatte, setzte ich mich auf den Dengelstock vor die Hütte und ließ meine Blicke in die unendliche Fernsicht schweifen. Die Dämmerung war eingetreten. In den Thälern, die sich nach allen Seiten vor meinen Blicken öffneten, lagerten bereits tiefe Schatten, aus denen die Kirche, deren Glocke eben den letzten Scheidegruß des Tages an die frommen Herzen entbot, mit ihren weißgetünchten Mauern allein noch hervorstach. Die höheren Luftschichten zerschmolzen wie in bläulichen Rauch, während die eisigen Bergspitzen und Gletscher vom letzten Sonnenschimmer rosengefärbt ihr Haupt zum blauen Himmel hoben. Ein Bild, das sich nicht beschreiben und nicht malen läßt; ein Eindruck, den keine Sprache wiederzugeben im Stande ist! Indeß kamen die „Berggaisen" mit ihren klingenden Schellen von den Höhen herab und meckerten um die Hütte, leckten ihre Salzportion, während ihre schäumende Milch von der Dirne in den „Emper" gemolken wurde. Auch die Mäher machten Feierabend und kamen langsam zur Hütte geschritten, setzten sich auf Stein und Stock, langten nach ihren Pfeifen, die den Tag über in den Klumsen der Hütte steckten, und rauchten ihren eingeschmuggelten Knaster in behaglichen Zügen. Da gab es denn von meiner Seite gleich ein Fragen nach Murmentln und ein Beschreibenlassen der Gegend und Richtung. Die guten Freunde hatten mir erwünschte Auskunft geben können und die Dirne, welche bei dem hellaufflackernden Feuer jetzt zum Nachtmahl kochte, versicherte, daß die Murmentln gepfiffen hätten wie die Gaishirten. Hätte ich doch sogleich meine Jagdlust befriedigen können! Allein meine müden Füße machten mich bald mit dem Gedanken an eine schlummervolle Nacht auf frischem duftenden Heu vertraut und nach appetitlich vertilgtem Inhalte von Schüssel und Pfanne krabbelte bald darauf die ganze Gesellschaft über den Heustock hinauf und verkroch sich jedes andächtig in sein aufgewühltes Heunest. Durch die Klumsen der Hütte guckten so freundlich die Sterne herein und sie kamen Einem so nahe vor, daß man sie hätte wie die Johanniskäferchen hereinlangen mögen. Die tiefe Bergesstille, welche nur hie und da vom Schellengeklimper der Ziegen unterbrochen wurde, wenn sie ihre Hälse an den Wänden der Hütte rieben, der beruhigte Appetit, die müden Beine und die genährte Hoffnung auf Murmelthiere ließen bald den Schlaf über meinen heubegrabenen Leib sich senken. Früh Morgens, als kaum noch das erste Grauen eintrat, und das zeitlich erwachte Jochbrandtele auf dem Giebel des Heustadels sein frommes Morgenlied zu pfeifen begann, rieb ich Heu und Schlaf aus meinem Gesichte und machte mich auf den Weg; denn bevor noch die Sonne an die Berge schlug, wollte ich oben seyn bei den Murmelthieren, die, sobald die Sonne in ihre Höhlen scheint, nicht lange warten lassen. Nach einer kleinen Stunde hatte ich die ersehnten Höhen erreicht. Das Tagwerden, von hohem Berge aus beobachtet, die wunderbare Entwirrung der Schatten drunten in dem tiefen Thale, ist etwas eigenes. Da ruft man unwillkürlich aus: Du wunderbares Werk des ewigen Gottes! Bei diesem Ausrufen ließ ich es auch dießmal bewenden, denn ein Murmentljäger hat noch auf gar viele Dinge zu merken. Als ich die von den Mähern bezeichnete Gegend erreicht hatte, studirte ich dieselbe, wie ein Hauptmann vom Generalstab. Eine lange und breite Steingande zog sich zwischen grünen Grasplätzen thalab. In diesen Grasplätzen erblickte ich eine Menge in die Erde gewühlter Löcher. Sind sie bewohnt und welche von ihnen sind bewohnt? das war die erste Frage. Die Murmelthiere wohnen im Sommer fast durchaus in den Steingeröllen und verkriechen sich in den übereinandergeworfenen Felsstücken. Später fangen sie an ihren „Schopp" zu graben, in welchem sie den Winter verschlafen. Diese ihre Höhle fängt häufig unter einem Steine an und geht bald gerade, bald aufwärts, bald abwärts in den Berg hinein, oft ein Paar Klafter tief. Das Innere, besonders der Kessel, in welchem die ganze Familie zusammen schläft, wird von den Murmelthieren mit Heu ausgestopft. Dieses Heu sammeln sie an heißen Sommertagen und tragen es in die Höhlen. Ich untersuchte nun gleich alle Eingänge zu denselben und fand bald deren zwei, vor denen Spuren des Heutragens sich zeigten. Nun betrachtete ich mir die Richtung des Luftzuges, denn da diese heuziehenden Thiere eine vortreffliche, ich möchte fast sagen, eine Spionir-Nase haben, so wittern sie so ein zahmriechendes Jägerlein von Weitem. Ich ging nun der Richtung des Windes nach etwa 40 Schritte von der Murmelthierhöhle fort und fing an, eine Barrikade zu bauen mit einer Höhe, daß ich meine tyrolischen Glieder bequem dahinter zu Boden legen und verstecken konnte. In das Mäuerchen machte ich nach allen Regeln der Fortification eine Schußscharte der Murmentengegend zu, steckte noch einige grüne Rasenbrocken in die überflüssigen Klumsen und legte mich in den Hinterhalt.

Da lag ich nun, ich glückliches Murmentenjägerlein, und als ich mir die eine Seite fast aufgelegen hatte, legte ich mich auf die andere, dann auf den Rücken, alles natürlich mit geräuschloser Anstrengung, und so wälzte ich mich fort und fort wie ein gebrechliches Mühlrad und ließ mich braten von der heißen Sonne den halben Tag. Daß ich in Zwischenräumen mit heißer Sehnsucht durch meine Schußscharte blickte, versteht sich von selbst. Auf einmal hörte ich ein gellendes Pfeifen, das mir durch Mark und Bein ging, denn es war ein Murmentenpfiff. Ein Murmelthier war weit ober mir aus der Höhle gekrochen und producirte sich mit seiner meisterhaften Pfeiferei. Es war jedoch zu entfernt, als daß ich einen ganz sichern Schuß machen konnte, weil diese Kerls in den Kopf oder in die Brust getroffen werden müssen, denn bei ihrem zähen Leben und in ihrer wilden Schnelligkeit entschlüpfen sie leicht noch in die Höhle und der Jäger kann seine Betrachtungen davor machen, wie gut man treffen

muß, wenn man ein Murmentl erlegen will. Indeß blühte bald mein Glück in willkommener Nähe. Etwa zwanzig Schritte von meiner Warte entfernt krochen fünf junge Murmelthiere nach einander aus dem Boden heraus. Hatte ich auch keine Lust, diese jungen Thierchen zu schießen, so machten sie mir dennoch unsägliche Freude durch ihre possirlichen Manieren. Der Herr Vater oder die Frau Mutter konnten ja auch nicht weit von ihren Kindern entfernt seyn. Die jungen Kerls aber sprangen hin und her, schlüpften in den Boden, guckten mit dem halben Leib wieder heraus und kehrten wieder um, alles mit der Flüchtigkeit und Schnelligkeit eines Gedankens. Andere setzten sich wieder so zierlich und schmuck wie ein Hoffräulein auf einen Stein oder vor einen Grashalm, den sie abbissen. Als ich einen Blick auf die andern mir zur Bewachung auserlesenen Höhlen warf, sah ich in einer derselben einen Murmentenkopf stecken, der langsam mit ungeheurer Vorsicht und Alles inspicirend nach und nach auftauchte und allmälig den ganzen Körper in's Freie zog. Es war ein altes fettes Thier, ein Prachtexemplar! Ich wagte keinen Athem zu holen, und mit eben so großer Vorsicht, als das alte Murmelthier an den Tag kroch, versetzte ich mich in schußmögliche Stellung. Indeß bestieg das Thier mit gehörigem Anstande den bei seiner Höhle befindlichen großen Stein und setzte sich so ernst und still auf seinen Felsenthron, und es kam mir vor, als ob es wie ein ernster Vater auf die unter ihm spielenden Jungen hinabblickte. Wie gerne hätte ich dem Thiere noch länger zugeschaut, aber nur ein leises Geräusch, und die Beute ist dahin. D'rum zielte ich nicht mehr lange, der Stutzen war verläßlich, das Thier sitzt ruhig wie ein träumerisches Schloß — Paff! und es sinkt vom Steinblock mausetodt vor seine Höhle.

Eine eigenthümliche Art von Walfischfang.

Im Jahr 1858 besuchte ich von Californien aus die Vancouver's Insel und hatte dort das Glück, Augenzeuge von einer der außerordentlichsten Arten des Walfischfangs zu seyn, von denen ich je gehört habe.

Die Eingebornen von Vancouver's Insel scheinen mit den Küstenbewohnern von Sibirien und Kamtschatka eine besondere Vorliebe für den Speck der Wale zu theilen, und bei ihren Festschmäusen spielt nichts eine größere Rolle, als ein tüchtiger Vorrath von dem eben erwähnten Leckerbissen.

Da nun der Speck der Walfische bei den Indianern von Vancouver's Insel in solch hohem Ansehen steht, wie bei ihren nördlicheren Stammesgenossen, so läßt sich denken, daß sie auch besonders darauf erpicht sind, denselben zu bekommen. Sie verschmähen zwar den Speck eines todten und bisweilen sogar schon halbfaulen Wales nicht, wenn derselbe gelegentlich an ihre Küsten angetrieben wird; aber sie verzehren natürlich noch lieber das frische Fleisch eines solchen, und laufen demselben auf weite Strecken hin nach. Ihre Kähne bestehen meist nur aus einem einzigen Baum, den sie mit Feuer oder auf irgend eine andere Weise aushöhlen, und dem sie keinen andern Ballast geben, als ihr eigenes Gewicht und ihre eigene Thätigkeit, indem sie je nach Erforderniß darin auf die eine oder die andere Seite springen. Zuweilen hissen sie an denselben noch ein Segel aus Cedernrinde (nämlich von Juniperus virginiana und anderen Wachholderarten) auf; aber noch häufiger verlassen sie sich, bezüglich der Fortbewegung, nur auf ein Paar Schaufelruder, deren eines im Bug, das andere im Stern des Kahns gehandhabt wird.

Ich versichere offen, daß ich, in Anbetracht der zerbrechlichen Beschaffenheit dieser Boote, mich einigermaßen gegen den Glauben sträubte, als ob man mit ihnen wirksam den großen Leviathan des Meeres verfolgen könne. Ich beschloß daher, ihren Schilderungen von Walfischjagden nicht eher zu glauben, als bis ich sie selber sähe, und wo möglich einmal eine derartige Expedition mitzumachen.

Unser Schiff blieb drei Monate lang in dem lieblichen Hafen Victoria (der indianische Name heißt Esquimault) auf Vancouver's Insel liegen, und so hatte ich Gelegenheit, einen großen Theil der Insel zu sehen; ich stand gut mit dem Capitän, durfte nach Belieben an's Land gehen und konnte also hoffen, daß er mir bei vorkommender Gelegenheit einer solchen Jagd auf Wale auch Urlaub geben werde, um dieselbe mitzumachen.

Zur Winterszeit werden diese nördlichen Küsten des stillen Oceans häufig von furchtbaren Winterstürmen heimgesucht, welche gerade von der Behringsstraße herunterblasen und ganz ungeheure Mengen von Fischen mitbringen, worunter auch Walfische. Letztere kommen dann ganz aus der ihnen zuträglichen Breite, und da ihre Kraft wahrscheinlich durch den Kampf gegen den Sturm sehr heruntergestimmt ist, so werden sie häufig an die Küste von Vancouver geworfen. Sobald sie gegen dieselbe angetrieben werden, so machen sich die rührigen Inselbewohner, welche zu dieser Jahreszeit stets auf der Lauer nach ihrem Lieblingsgericht stehen, sogleich daran, diese Gottesgabe einzuheimsen. Keine Zeit ist zu verlieren: die zurückweichende Ebbe läßt den gegen die Küste angetriebenen Wal im seichten Wasser zurück, wo er eine Weile ohnmächtig die Wellen mit seinem Schwanze peitscht, dann aber sieht, daß er nicht mehr in das tiefe Wasser hinausgelangen kann, seine Nase in der seichten Brandung zu vergraben versucht und vergebliche Anstrengungen zum Spritzen macht, welche gewöhnlich in einem röchelnden Kehlton endigen, den ich am ehesten dem Brüllen von einem Hundert Stieren vergleichen möchte. Nun wimmelt das ganze Gestade von Menschen: Indianer rennen hin und her, Freunde und Bekannte aus allen Ecken und Enden rufen sich an; Kähne werden zum Strande hinuntergezogen und die Zerstörungswaffen gegen das Riesenthier in den Stand gesetzt.

Die Waffe, deren man sich gegen die Wale bedient, ist einer genaueren Beschreibung werth, sowohl wegen ihres scharfsinnigen Baues, als wegen des wichtigen Antheils, den sie an dem Fange des Wales nimmt. Sie besteht zunächst in einer Speerspitze mit Widerhaken, woran eine Art Sack oder Blase aus einem Rabbenfell genäht und, mit Luft gefüllt, so angebunden ist, daß sie einer Schwimmblase gleicht. Ferner ist an der Speerspitze ein langes Tau angebunden, welches bald aus Bast, bald und noch häufiger aus einer Art Seetang verfertigt ist, der eine ungeheure Länge erreicht und im nassen Zustande beinahe jeder Kraft widersteht. Drittens ist in eine Dille oder Scheide im Mittelpunkt der Speerspitze eine Stange oder ein Pfahl eingepaßt, aber so eingerichtet, daß sie leicht wieder herausgenommen werden kann, während die

Spitze in das Fleisch des Wales eingesenkt bleibt und sowohl der Blase als dem Tau zum Anker dient.

Mit diesen primitiven Waffen ausgerüstet, wagen sich die Eingebornen in ihren zerbrechlichen Kähnen in's Meer, nähern sich ihrer Beute so weit, als es nur immer mit ihrer Sicherheit verträglich ist, schleudern geschickt ihre Speere nach dem Wal und ziehen die lockeren Handhaben oder Schäfte derselben wieder heraus. Binnen Kurzem sieht das Meeresungethüm ganz absonderlich aus, denn es ist vollständig mit diesen Schwimmblasen aus Robbenfell bedeckt, welche ein seltsames Geräusch verursachen, wenn sie von dem Winde an einander geschlagen werden. Sobald die Fluth zu steigen beginnt, so ändert sich das Aussehen der ganzen Geschichte gänzlich. Jetzt erst beginnt der Hauptspaß, und der Gebrauch der Blasen wird nun offenkundig, weil sie in der That wirksam verhindern, daß das Thier hinreichend tief einsinke, um seine volle Kraft zu gebrauchen, und verursachen, daß es dadurch auf der Oberfläche des Wassers erhalten werde.

Die Kähne rudern nun dem Strande zu, die Taue spannen sich straff, und plötzlich fühlt das Ungethüm, daß es langsam, aber unvermerkt und stetig sich dem Lande nähere; es kämpft und sträubt sich entsetzlich, aber vergebens; es ist buchstäblich ein Fisch außer dem Wasser und hoffnungslos in der Gewalt seiner winzigen Feinde, welche über seine Kraft lachen und seine vergeblichen Versuche, das Wasser zu spritzen, verspotten und karikiren. Die Inselbewohner auf Meilen in der Runde kommen herzugelaufen, um dieser Scene des Triumphs beizuwohnen; sie singen und jubeln und schlagen große Trommeln aus einem Stück ausgehöhlten Baumstammes, über dessen Enden das Fell eines Seelöwen hergespannt ist. Sobald der Walfisch über die Grenze des Niederwassers hereinbugsirt ist, gilt das Unternehmen für gelungen, denn jetzt haben die Indianer nichts mehr zu thun, als ruhig abzuwarten, bis die Fluth abläuft und die Ebbe ihre Beute hoch und trocken auf dem Strande läßt, wo die Sonnenhitze bald den Leiden des gestrandeten Walfisches ein Ende macht. Der beliebte Speck wird dann ausgehauen und in Kürbisflaschen für die Zukunft aufbewahrt, nachdem jedermann sich so voll gegessen hat, als sein Magen nur fassen kann. Uebrigens sahen alle mit Begierde den künftigen Mahlzeiten entgegen, da sie ihr Lieblingsgericht am Liebsten im Zustande eines entschiedenen haut-goût verzehren.

Der Körper des Wales geht rasch in Zersetzung über, wie sich leicht denken läßt, und verpestet die ganze Atmosphäre auf Stunden weit in der Runde so sehr, daß Niemand als ein Indianer es in dieser Nachbarschaft aushalten kann. Ist dagegen ein Walfischfänger mit seinem Schiff in der Nähe und bekommt Wind von einem derartigen gestrandeten Walfisch, so versäumt er gewiß nicht, sich einzufinden, um gegen geringe Kosten oder Mühe seinen Löwenantheil von dieser Beute zu holen und seine Fässer mit dem werthvollen Thran zu füllen. Die Eingebornen von Vancouver wissen zur Stunde noch nichts von dem Werth des Wales, von welchem sie nur den Dickspeck holen, und lassen sich ihre Beute gerne um einige Gläser Rum abkaufen.

Klemens Münch.

Neue Pariser Mysterien.

Ein Sittengemälde der Gegenwart.

Von X. und Y.,
zwei unbekannten Größen.

(Fortsetzung.)

32. Die Verfolgung.

Paul Montague hatte sich mühsam einige Stunden weit fortgeschleppt und sah sich gerade nach einem Obdache für die Nacht um, wo er sein Stück Schwarzbrod mit seinem treuen Smog theilen konnte, als ihm ein Bauer in einer Jacke von Schaffell, mit langem bis über den Rücken hinunterhängendem Haare begegnete, den er um den Weg befragte. Der Bauer war ein junger Mann und hatte die Schule des Pfarrers besucht, woher er auch einige Worte Französisch verstand.

„Ihr seyd nicht auf dem richtigen Wege nach La Trinité," sagte er, zu Paul's großer Entmuthigung. „Ihr kommt wohl von Auray? Da hättet Ihr die Straße linker Hand einschlagen sollen. Ihr könnt zwar auch auf diesem Wege nach La Trinité kommen, aber über Carnac, und das ist ein Umweg von zwei starken Stunden!"

— „Du lieber Himmel, zwei Stunden? Und wie weit bin ich denn noch von dem Hafenstädtchen entfernt?"

„Vier tüchtige Wegstunden — eher mehr!"

Paul verwünschte sein Mißgeschick, was im Grunde Unrecht war, denn dem Umstande, daß er den unrichtigen Weg eingeschlagen hatte, verdankte er einstweilen noch seine Rettung und eine Nachtruhe, die er im andern Falle nicht gehabt haben würde.

Dieß ging nämlich so zu: etwa eine halbe Stunde, nachdem Montague die Stadt Auray verlassen hatte, kam ein Reiter in dunkelviolettblauer Uniform, auf deren Brust zwei Reihen Knöpfe von der Schulter bis zur Taille herunter in einem spitzen Winkel zusammenliefen, auf einem raschen feurigen Pferde gegen das Städtchen hingesprengt und begegnete dem Gendarmen, welcher dem Auftritt vor dem Gasthause in Auray angewohnt und den vermeintlichen Matrosen nach seinem Paß gefragt hatte. Der Gendarm war soeben im Begriff, seine abendliche Streife anzutreten. Sobald er aber in dem Reiter einen Beamten der Polizei erkannte, machte er Fronte und salutirte militärisch.

Der Reiter hielt sein Pferd an und sagte: „Guten Tag, mein Braver! Habt Ihr keinen Mann gesehen, der als Matrose gekleidet war und einen kleinen grauen zottigen Hund trug? Einen Engländer mit einer verwegenen Miene?"

„Ah parbleu! das ist mein Bursche vom Pavillon d'en bas!" rief der Gendarm. „Meiner Treu! den Kerl hab' ich gesehen — in Auray, — kaum vor einer Stunde!"

— „Ah big-r-re, das ist gut! Und Ihr habt ihn schon arretirt?"

„Nein, Herr, er ist mir wieder entwischt; aber er kann nicht weit gekommen seyn, denn er war sehr schlecht zu Fuße!"

— „So sputet Euch, mir den Kerl zur Stelle zu schaffen, wenn Ihr die 200 Livres verdienen wollt, die auf die Beifahung dieses gefährlichen Menschen ausgesetzt sind!"

Der Gendarm war mit Einem Male ganz Feuer und

Flammen, seit er hörte, daß es eine Möglichkeit galt, zehn Napoleons zu verdienen, und er folgte sogleich dem Polizeiagenten, nachdem er ihm noch mitgetheilt, daß der vermeintliche Matrose die Absicht, nach Lorient zu gehen, kundgegeben habe. „Sucht mich beim Maire in Auray auf! ich will voranreiten!" sagte er und gab seinem Pferde die Sporen. Bis der Gendarm ihn wieder traf, war die Polizei von Auray schon auf den Beinen: ein zweiter Gendarm und zwei Individuen, welche sich bei außerordentlichen Gelegenheiten zum Polizeidienste gebrauchen ließen. Der Polizeiagent hatte richtig geschlossen, daß wenn der Verfolgte angegeben, er wolle nach Lorient gehen, er sicherlich die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen haben und sich nach La Trinité begeben haben werde. Er befahl daher dem einen Gendarmen und dem einen Gehülfen, ihn auf dem Wege nach La Trinité zu begleiten, während der andre Gendarm und sein Gehülfe sich beritten machen und sogleich nach Lorient aufbrechen sollten, wohin er ihnen einen Verhaftsbefehl gegen den Engländer und eine schriftliche Weisung an die dortige Polizeibehörde mitgab. — —

Aber wir kehren zurück zur Flucht und Verfolgung unseres Freundes. Die verzehrende innere Unruhe trieb ihn noch trotz der Ermüdung vorwärts, nachdem er schon erfahren, daß er den richtigen Weg verfehlt hatte. Vor ihm winkten ihm ja La Trinité, Freiheit und England, wo seiner wieder Wohlstand und Wohlleben, ein Vaterhaus und eine Heimath warteten. Hinter ihm drohten die Polizei, eine Kerkerzelle, eine vieljährige enge Haft. Eine Strecke von vier Wegstunden trennte ihn blos noch von dem Ziele, wo ihm Rettung gewiß war, aber seine Beine vermochten ihn kaum mehr zu tragen, und jeder Schritt verursachte ihm wilden Schmerz. Eine volle Woche war er schon umhergewandert, wie ein verfolgtes Stück Wild. Die Strecke zwischen Baud und Auray ist nicht sehr groß, aber für Paul war sie ungeheuer gewesen. Er hatte nämlich vorausgesetzt, Antoine werde sich durch das Fehlschlagen des ersten Planes nicht von der Verfolgung desselben abhalten lassen, und war daher von Anbeginn seiner Flucht jedem Dorfe sorgfältig ausgewichen, hatte aus Furcht vor der Polizei ebenso die große Heerstraße und die Landstraßen vermieden und sich hauptsächlich an die Nebenwege durch die Wälder gehalten. Hier verirrte er sich beständig, und da die Bauern, denen er begegnete, selten Französisch sprachen, so mußte er oft nach einer Wanderung von acht bis zehn Wegstunden am Abend finden, daß er in nördlicher Richtung zurückgegangen war, während er in südlicher hatte vorwärts kommen wollen. Auch sein Geld war trotz aller Sparsamkeit und der bretagnischen Gastlichkeit nahe zusammengeschmolzen, und den einen Franc, den er am Ende noch besaß, hatte er lange gehütet und aufbewahrt als letzte Hülfe. Darum hatte er mehrmals unter freiem Himmel übernachtet oder sich in Heuseimen verkrochen, und seine Mahlzeit von Schwarzbrod und etwas Speck bei Tage unter irgend einem jungen Eichbaum gehalten. Auf diese Weise konnten wenigstens die Wirthe der Herbergen und Gasthäuser keine Auskunft über ihn geben, falls ihn die Polizei aufsuchte. Da Montague aber von Jugend auf an reichliche Nahrung und behagliche Wohnung mit weichem Bett gewöhnt gewesen war, so kam er bei dieser Lebensweise sehr herunter, und bedauerte oft, daß er nicht schon früher die nüchterne Kost und das harte Lager seines Freundes de Coney sich angewöhnt hatte. Dazu kam noch, daß seine eleganten Stiefeln nicht auf eine Fußwanderung eingerichtet und ihre Sohlen bald durchgelaufen waren, so daß er mit den wunden geschwollenen Füßen auf dem blosen Erdboden ging. Hiedurch ward die Fußreise zuletzt eine Pein, ein verzweifelter Kampf mit dem Daseyn um das Daseyn, und namentlich an diesem Abend nach der Flucht aus Auray sehnte er sich namenlos, irgend einem Bauernwagen oder einem berittenen Bauern auf seinem zottigen bretonischen Klepper zu begegnen, den er veranlassen könnte, ihn etwas aufsitzen zu lassen. Allein jene Gegend war sehr kahl und dünn bevölkert, und weder Roß noch Wagen stieß ihm auf.

Endlich fand er, daß der Weg westwärts abbog, und er wußte, daß La Trinité gegen Südwesten hin lag. Er war überzeugt, es müsse hier irgend einen Querpfad geben, der in der Diagonale verlaufe, und er irrte sich nicht, denn nach einiger Zeit fand er das Geleise von einem rohen Bauernwagen und folgte demselben kühn, wobei er sich mit dem Gedanken tröstete, er werde auf diesem Nebenpfade jedenfalls sicherer seyn, als auf der Vicinalstraße.

Die Nacht war eingebrochen, und die Wolken, welche vom atlantischen Ocean heraufzogen, bedeckten bald das Firmament mit einem undurchsichtigen Schleier, verhüllten die Gestirne und hingen schwarz und niedrig über der Erde. Es war stockfinster, und dennoch wankte der Flüchtling vorwärts, schleppte aber bereits die Füße, als ob er Kanonenkugeln daran nachzöge.

Endlich überkam ihn noch das unheimliche Gefühl des Alpdrückens und gesellte zur physischen Erschöpfung auch geistiges Unbehagen. Er konnte jetzt in der That nicht mehr weiter, und war gerade im Begriff, zusammenzubrechen und zu Boden zu sinken, zu müde, um sich nach einem Obdach gegen den frischen kühlen Seewind umzusehen, als er plötzlich in dem düstern Dunkel vor sich die Gestalt eines Mannes zu erblicken wähnte. Er stand still und blickte aufmerksam und angestrengt in die Dunkelheit hin. Es war eine Gestalt, aber ob die eines Mannes, war nicht deutlich zu unterscheiden. Ein Baumstumpf war es nicht, und dennoch ein unbeweglicher Gegenstand. Eine leise Hoffnung flüsterte ihm zu, es könnte möglicherweise ein Bauer seyn, der sich unterwegs verspätet habe und von dem er nun ein Nachtquartier oder wenigstens Auskunft über den Weg erhalten könnte.

Paul ging einige Schritte vorwärts, und die Gestalt ward immer größer; endlich streckte er zweifelnd seine Hand aus und berührte damit eine kalte Steinmasse. Er merkte nun, daß es ein bloser Menhir war, einer jener aufrecht in die Erde gestellten langen Steinblöcke aus der Druidenzeit, welche in der ganzen Bretagne und im übrigen keltischen Theile von Frankreich so häufig sind. Als er sich jedoch umsah, bemerkte er noch andere derartige Steine, die in regelmäßiger Entfernung von einander reihenweise aufgestellt und alle etwa von gleicher Höhe waren. „Sonderbar!" murmelte er, „dieß muß irgend eine Ruine seyn, und doch stehen diese Steine alle aufrecht!" Bei dem nächsten Schritte stolperte er bereits über einen am Boden liegenden Steinblock, fiel selbst zu Boden und war zu müde, um wieder aufzustehen. „Jenun, in Gottes Namen denn!" murmelte er; „ich will hier liegen bleiben, denn der Stein schützt mich wenig-

stens einigermaßen vor dem Winde.“ Er zog der Kälte wegen seine Füße an sich, der kleine Smog schmiegte sich dicht an seinen Herrn, und nach wenigen Minuten lag Paul in einem tiefen lethargischen Schlafe.

Als er aus seinem Schlafe voll wilder fieberischer Träume erwachte, fand er, daß er mit dem Kopf auf einem kalten harten Steine lag. Die Sonne war bereits aufgegangen, der Thau glänzte um ihn her im kurzen Grase, dunkle purpurne Wolken zogen über ihm hin dem Meere zu, und im Osten stand die Sonnenscheibe schon über dem Horizont und leuchtete in voller Glorie. Ein neuer Tag war heraufgegangen, freundlich und schön, jung und hoffnungsvoll, und doch fragte der Flüchtling sich zweifelnd: was wird dieser Tag wohl für mich in seinem Schooße bergen? Wenig erquickt von seiner Nachtruhe, richtete Paul sich auf und sah sich neugierig um. Rings um ihn her standen Hunderte von gewaltigen rohen Steinblöcken, unregelmäßig, grau und bemoost, und fingen die Sonnenstrahlen auf den gelben Flechten ihrer Flächen auf. Es waren zehn bis zwölf derartige lange Reihen solcher Steine, und Paul erkannte nun, daß er sich unter den räthselhaften Ruinen von Carnac befand, deren Zweck ebenso unbekannt ist, wie die Zeit und die Person ihrer Erbauer. Er sah sich angesichts eines der sprechendsten und großartigsten Denkmale von der Vergänglichkeit irdischer Größe, und ward ja hieran durch sein eigenes Schicksal noch mehr erinnert, so daß er, da seine Ermüdung und seine steifen Glieder ihm noch immer das Weiterwandern verboten, sich zu einem höchst melancholischen Gedankenzuge angeregt fühlte, welcher ihn an die Nichtigkeit seiner eigenen Bestrebungen, auf die er sich so viel zu gute gethan hatte, und an die Vergänglichkeit seines vermeintlich so wohl begründeten Glücks und Wohlstandes, auf die er so stolz gewesen war, ernst gemahnt sah.

Aus diesem stillen Gedankenzuge störte ihn zunächst das Gebimmel einer fernen Heerdenglocke, das Blöcken von Rindern und bald darauf auch ein lauter wilder Gesang von einem Bauernmädchen auf, das offenbar seine Kühe zur Waide austrieb. Eigenthümlich eindrucksvoll schollen diese Töne durch die feierliche Morgenfrühe der stillen Haide und der gespenstigen Steinalleen von Carnac. Sie erinnerten den Flüchtling, daß auch er sich jetzt aufmachen müsse, um seine Flucht fortzusetzen, und doch versagten die starren Glieder des hungernden abgeschwächten Körpers ihm beinahe den Dienst. Die physische Unmöglichkeit, dem natürlichen Drange der Selbsterhaltung zu folgen, bereitete ihm eine neue geistige Qual, und steigerte jene bange Aufregung, die seine schaurigen düsteren Träume erzeugt hatte.

Der Gesang kam immer näher; es war wirklich ein bretonisches Mädchen, welches das Vieh hütete; die Melodie war wild, wie alle bretonischen, aber wohlklingend, und die Stimme, welche das Liedchen sang, tönte weich und kräftig durch die freie Haide. — Jetzt sang das Mädchen noch lauter, und gleich darauf kamen die braunen Kühe langsam herunter bis unter die Steine, blieben von Zeit zu Zeit stehen, um das Haidekraut abzufressen, schwangen ihre langen Schweife und leckten sich schnalzend die Schnauze mit ihren fetten dicken weißen Zungen.

Erwartungsvoll lag Montague da und beschwichtigte den kleinen Smog, der sich argwöhnisch halb aufgerichtet und die Ohren gespitzt hatte und mit funkelnden Augen in die Haide hinein lauschte. Eben jetzt kam die Sängerin die lange Allee von Steinen herunter, hinter ihren Kühen her. Sie hatte ein hübsches heitres Gesicht und trug einen kurzen bunten Rock von dickem Wollenstoffe. Unter dem linken Arm hielt sie einen langen Spinnrocken, und während sie langsam so einherschlenderte und sich selber und den Kühen und Steinen vorsang, ahnungslos, daß sie noch einen andern bewundernden Zuhörer habe, zog sie mechanisch ihre Fäden aus dem Hanfbündel am Ende des Spinnrockens und ließ die große hölzerne Spindel hinter sich tanzen. Sie bemerkte Paul nicht, und er konnte sie beobachten, während er ihr zuhörte. Plötzlich schwieg sie, blieb stehen, besann sich einen Augenblick und stieß dann ein lautes gellendes Jahu-hu-hu aus, welches die Kühe alsbald verstanden, als eine Warnung, sich nicht weiter zu verlaufen.

Dicht unter einem der großen Steine lag ein kleinerer auf der Kante und bildete so eine natürliche Bank, auf welche sich das Mädchen setzte und seine nackten Beine von sich streckte.

Paul beobachtete sie nun ganz aus der Nähe. Sie schien arm und war hübsch, aber doch zufrieden. Er beneidete sie beinahe um dieses stille Glück der Genügsamkeit, obschon er fühlte, daß er für ein derartiges halbes Pflanzenleben nicht passen würde. Nachdem das Mädchen eine Weile ruhig gesponnen hatte, legte es Spinnrocken und Spindel beiseite, nahm ein kleines Buch aus der Tasche und las darin. Es schien ein Gebetbuch zu seyn, und einige Minuten lang ward des Mädchens Aufmerksamkeit davon auf das Tiefste gefesselt. Dann aber legte es mit einer höchst zufriedenen Miene inneren Glückes auch das Buch hinweg, zog ein großes dickes Halstuch, ein weißes Taschentuch und eine Scheere aus der Tasche, nahm die weiße Haube ab, die ihren Kopfputz bildete, und schüttelte ihr reiches braunes Haar, welches sich nun auflöste und lang und dicht wie ein Schleier bis über ihre Hüften herunterfiel und sie umwallte. Montague sah verwundert und erwartungsvoll diesem Treiben zu, dessen Zweck er sich nicht erklären konnte.

Das Bauernmädchen erfaßte eine Handvoll dieses langen schönen Haares und betrachtete es wehmüthig, als es so golden in der Sonne glänzte. Dann wetzte es seine Scheere an dem rauhen Stein, schüttelte das Haar zurück, so daß es sich ganz von seiner Kleidung losmachte, und schob den nackten Arm unter dasselbe, worauf es seine Scheere sorgfältig ergriff und in entschlossenem Schnitt das Haar ganz nahe an den Wurzeln abschnitt, während Paul, verwundert und entrüstet zugleich, sich beinahe versucht fühlte, dieser Verstümmelung ein Ziel zu stecken.

Als alles Haar abgeschnitten war, band sie hastig ein weißes Tuch um ihren geschorenen Kopf und setzte die Haube darüber auf. Sie sah nun nicht mehr so hübsch aus, aber es lag ein Strahl von Zufriedenheit in ihrem Blicke, als sie die langen Strähne ihres schönen Haares über die Kniee legte, sie glatt strich und dann mit der Spanne ihrer runden Hand maß.

Paul konnte sich ihr Treiben nicht erklären und versuchte daher aufzustehen, um zu ihr hinüberzugehen und sie zu befragen. Als er sich jedoch vom Boden erheben wollte, fuhr ihm ein jäher rheumatischer Schmerz durch den Rücken und er konnte einen Schrei nicht unterdrücken, welcher das Bauernmädchen erschreckte.

Als die Kleine den Fremden erblickte, wickelte sie hastig das Haar in einen Knäuel zusammen, schlang es in ihr Halstuch, das sie wieder in ihre geräumige Tasche schob, und begann nun emsig weiter zu spinnen.

Paul schleppte sich mühsam zu dem Mädchen hinüber und grüßte es: „Guten Tag, meine hübsche Kleine!"

„Schön' guten Tag, Herr!" versetzte sie schüchtern.

Paul wußte nicht recht, wie er beginnen sollte; er wollte sie nicht noch mehr einschüchtern, und fragte daher: „Könnt Ihr mir den kürzesten Weg von hier nach La Trinité sagen?"

Die Kleine besann sich eine Weile und sagte dann: „Ich glaube es liegt dorthin, aber Ihr werdet besser thun, wenn Ihr durch das Dorf geht und Euch dort erkundigt!"

„Ist es denn weit von hier?"

— „Ungefähr drei Wegstunden, Herr!"

„Noch drei Wegstunden?" murmelte er auf Englisch vor sich hin; „entschwindet mir denn jener verwünschte Ort immer unter den Händen wie ein Irrwisch?" Und ein krampfhafter Schmerz und Aerger zuckte über sein Gesicht hin. Das Mädchen blickte verwundert zu ihm auf und errieth seine Gedanken.

— „Es ist jedenfalls ein weiter Weg," sagte sie, „aber vielleicht weiß ich es auch nicht recht. Ich selbst bin gestern noch einen weitern Weg gegangen — bis nach Vannes — und ward nicht müde!"

„Ah, Ihr wart gestern in Vannes, mein Kind?"

— „Zu Befehl, Herr! es war Markt in Vannes, und ich wollte sehen, ob ich mich dort als Bauernmagd verdingen könne!"

„Ach ja, ich erinnere mich, es war Markt daselbst; — nun, und ist Euch Euer Vorhaben geglückt?"

Das Mädchen verneinte wehmüthig. In diesem Augenblick kam Smog heran, der seither in der Nähe herumrevierte hatte, schnüffelte an des Mädchens Unterrock und bellte. „Oh! was für ein sonderbarer Hund!" rief das Mädchen; „hab' all' mein Lebtage keinen solchen gesehen mit solch langem Haar bis über die Augen herunter. Du lieber Himmel! da fällt mir etwas ein! Denkt Euch, Herr, gestern sah ich auf dem Marktplatze in Vannes einen Anschlagzettel, worin zweihundert Franken Belohnung für denjenigen versprochen werden, welcher der Polizei einen entsprungenen Gefangenen angeben könnte, der eben einen solchen zottigen Hund mit langem grauem Haar bei sich haben soll. Der Hund mit dem zottigen Haar, das ihm auf die Augen hereinhing, war so wunderlich beschrieben, daß ich ihn nicht vergessen konnte. — O Herr, wenn ich jenem Mann begegnen und die zweihundert Franken verdienen könnte!"

„Würdet Ihr ihn denn der Polizei anzeigen?" fragte Paul trübsinnig, weil es ihn entrüstete, sogar bei diesem Bauernmädchen eine solche Habsucht zu finden.

„Je nach Umständen, o ja, Herr. Zweihundert Franken sind eine große Summe; wir könnten über ein Jahr davon leben und meiner armen kranken Mutter so viel Gutes erweisen."

Paul wandte sich angewidert ab und dachte: O weh! hier ist auch keine Zufriedenheit. Die Liebe zum Mammon ist sogar bis in diesen fernen Winkel und zu diesen schlichten Bauern gedrungen, die ich vorhin noch um ihre genügsame Sinnesart beneidete. Das Mädchen beobachtete seine Züge. So sehr sein Gesicht abgehärmt und durch den ungeschorenen Bart entstellt war, so war es doch noch hübsch und trug seinen alten edlen Ausdruck. Es schien in der Kleinen einen neuen Gedanken zu wecken, denn sie sagte: „Wenn es irgend ein böser schlechter Mensch wäre, ein Mörder oder dergleichen, so würde ich ihn ganz gewiß anzeigen. Wenn er mir dagegen gefallen und ich ihn für brav aber unglücklich halten würde, so würde ich ihm sogar Vorschub leisten!" Paul schwieg, und darum setzte sie schüchtern hinzu: „Nichts für ungut, Herr, aber mich dünkt, die Beschreibung des entsprungenen Gefangenen paßt ganz auf Euch."

„Ihr habt Recht — ich bin es," versetzte Paul ruhig und schaute sie dabei scharf an, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten; sie erglühte verlegen und blickte zweifelnd zu ihm auf. „Wollt Ihr mich nun der Polizei angeben?" fragte er in demselben gleichgültigen Tone.

— „O Herr, wie könnt Ihr mir etwas Derartiges zutrauen? Ich bin überzeugt, Ihr habt nichts Schlimmes gethan; Ihr seht mir gar nicht darnach aus!"

Paul ward hievon nicht sehr getröstet, denn er hatte berechnet, daß im schlimmsten Falle die Angeberei des Mädchens der Polizei nicht eher zukommen würde, als bis er Frankreich schon verlassen hätte; allein die freundlichen Worte des Bauernmädchens rührten ihn doch, denn er hatte in der jüngsten Zeit der freundlichen Worte entbehren müssen. Er setzte sich zu ihr auf den Stein und sagte: „Ihr seyd ein gutes Kind!"

Das Mädchen erglühte wie eine Burgunderrose und schlug die Augen nieder. Sein Blick fiel auf die zerrissenen Stiefeln und wunden Füße des Fremden, und seine Schmerzens- und Müdigkeitsseufzer schlugen an ein mitleidiges Ohr. „Ihr kommet wohl weit her und seyd schon lange auf der Reise?" fragte sie.

„Allerdings, ich bin schon neun Tage unterwegs, und nun greift mich das Gehen an. Ich bin müde — todesmüde. Aber ich habe noch drei Stunden Weges vor mir, und muß sogleich aufbrechen."

— „Nicht doch, Herr; geht noch nicht, wenn Ihr so müde seyd! Bleibt noch eine Weile und ruht Euch in unserm Häuschen aus, das ganz hier in der Nähe ist und wo Ihr vollkommen sicher seyd."

„Schön'n Dank, liebes Kind! Es ist allerdings nicht zu fürchten, daß die Polizei jetzt schon hieher kommt, und ich möchte wohl ausruhen; aber ich darf nicht. Wenn ich nur etwas zu essen hätte, könnt' ich schon nach einiger Zeit wieder weiter wandern!"

— „Habt Ihr denn nicht gefrühstückt?" fragte sie mitleidig. „Ach, wie schade, daß ich mein Frühstück schon aufgegessen habe. Aber kommt, Herr!" fuhr sie lebhaft fort; „Ihr müßt mitkommen in unser Häuschen — es ist zwar nur ein armseliges Ding," setzte sie hinzu, da sie wohl sah, daß er nicht war, was er scheinen sollte, — „aber Milch und Schwarzbrod haben wir genug und auch eine Schnitte Speck zu dem harten Brod. Kommt, Herr! mit leerem Magen dürft Ihr mir den langen Weg nach La Trinité nicht antreten, denn Geld habt Ihr wohl doch auch keines!"

„Fürwahr, ich habe keinen Sou mehr," sagte er.

Sie war aufgesprungen und hatte bereits ihre Kühe herbei-

gerufen. Paul war noch unschlüssig; er schämte sich, diesen armen Leuten das Brod wegzuessen; aber vielleicht war es gut, der Wittwe Gelegenheit zu geben, daß sie auch ihr Scherflein in den Schatzkasten werfe. 'Der Himmel wird es ihnen vergelten, und ich bin hungrig,' dachte er. Mühsam raffte er sich auf und hinkte anfangs, denn er spürte eine Art rheumatischer Lähmung im Rücken; aber Rose kam ihm sogleich zu Hilfe, hieß ihn sich auf ihre Schulter stützen und sagte: „Heute erreicht Ihr auf keinen Fall mehr La Trinité. Ihr seht krank und ganz erschöpft und heruntergekommen aus. Wollt Ihr nicht bei uns bleiben? Wir haben genug für uns Alle!"

Paul stützte sich leicht auf ihre Schulter und die kleine Rose war glücklich, denn sein hübsches edles Gesicht hatte bereits einen Eindruck auf sie gemacht. — Mögen auch die Puritaner die Schönheit heruntersetzen, sie ist doch immer ein großer Segen, und Aristoteles hatte Recht mit seiner Behauptung, ein Mensch könne nicht vollkommen seyn ohne sie! — Smog hinkte auf drei Beinen dicht dahinter her, und die braunen Kühe kamen waidend und kauend zwischen den Steinen hervor. Paul fühlte sich nun glücklich; er hatte eine gute Freundin gefunden und gewonnen — eine hübsche Freundin.

„Sagt mir, mein schmuckes Kind," fragte er das Mädchen unterwegs, „was hat Euch denn veranlaßt, Euer ganzes schönes Haar abzuschneiden?"

Rose erglühte tief und fragte schüchtern: „Habt Ihr es denn gesehen, Herr?"

„Ei freilich; ich lag dort unter jenem Stein, als Ihr es abschnittet. Es ist recht schade darum."

— „Wie viel meint Ihr wohl, Herr, daß ich dafür bekommen werde?" fragte Rose.

„Ah! Ihr wollt es also verkaufen?"

— „Ei natürlich, denn zu welchem andern Zwecke hätt' ich es sonst abgeschnitten?"

Paul erinnerte sich nun, gehört zu haben, daß die bretonischen Frauen sogar ihr Haar verkaufen, wenn sie in Noth sind. Und dieß waren also die Leute, deren Brod er essen wollte! Er vermochte dieß nicht über sich und darum blieb er stehen und sagte: „Ich kann nicht mit Dir in Dein Häuschen gehen, mein Kind."

„Seyd Ihr denn so ermüdet, Herr? Nun denn, so will ich schnell hinlaufen und Euch etwas Brod und Milch holen."

— „Nein, Kind; dieß ist es nicht; aber es wäre eine Schande, wenn ich Euch Euer Brod aufessen sollte. Ihr habt wenig genug für Euch selbst!"

„O Herr, behandelt mich doch nicht so!" versetzte Rose etwas beschämt. „Wir haben jetzt Ueberfluß, und aus meinem Haare erlöse ich wenigstens vierzig oder fünfzig Livres, und wir werden dann ganz reich seyn. Hört, Herr, ich will Euch etwas sagen: gestern war ich ganz muthlos, weil meine arme Mutter krank ist und ich gerne einen guten Platz erlangt hätte, wo ich mir fünfzig oder sechzig Franken verdienen und meiner Mutter nach Hause schicken könnte. Aber ich mußte davon wieder abkommen, und als ich heimkehrte und meine alte Mutter wieder sah, da sagt' ich ihr, ich wolle mein Haar verkaufen, das mir doch zu nichts nütze ist; allein sie wollte es nicht zugeben. Seht, Herr, deßwegen nahm ich heute früh, als ich von Hause wegging, meine Scheere mit und schnitt mir mein Haar ab, ohne daß sie es sehen konnte. Und wenn ich nun heimkomme, so ist es schon geschehen und wird sie überraschen und sie wird mich zanken; aber ich ergebe mich darein und morgen gehe ich nach Auray und verkaufe mein Haar, und dann werden wir wieder ganz reich seyn. Darum kümmert Euch nicht um uns; auf zwei oder drei Tage haben wir Brod genug, und werden bald noch weit mehr haben, als wir bedürfen!"

„Armes Kind!" flüsterte Paul, und das Herz ging ihm auf für das einfache Mädchen, welches ihm wieder Vertrauen in die Menschheit einflößte, und er wünschte ihr im Stillen den reichsten Lohn, den sie verdiente.

Sie erreichten bald mit einander das Häuschen — es war eigentlich nur eine Hütte, aber im Innern sehr reinlich. Rose's jüngere Schwester war fort im Tagelohn, und die kranke Mutter lag allein und hülflos auf einem armseligen Bettchen. Als sie Rose's Stimme hörte, rief sie neckisch: „Was hat denn Dich wieder heimgeführt, Kind? hast Du etwas vergessen?"

„Nein, Mutter; ich bringe Dir nur einen armen, müden Reisenden, um ihn mit einem Stück Brod und einem Kruge Milch zu bewirthen."

Die Gastfreundschaft des alten keltischen Volksstammes ist genugsam bekannt; einem bedürftigen Wanderer steht jede Hütte in der Bretagne, in Irland oder den schottischen Hochlanden offen. — „Seyd uns willkommen, Herr," sprach die Mutter und wandte sich zu dem ungerne eintretenden Gast; „wir können Euch nur wenig bieten, aber was wir haben, ist Euer!"

Als jedoch Paul seinen Matrosenhut abnahm und sich auf den dreibeinigen Stuhl niederließ, blickte sie verwundert von ihrer Tochter auf zu dem Fremden, enthielt sich aber aus Artigkeit jeder Bemerkung. Plötzlich bemerkte sie Rose's geschornen Kopf, als diese sich am Herd zu schaffen machte, um dem Gast den besten Teller und das schärfste Messer vorzusetzen, und sie sagte: „Ei ei, Rose! nun hast Du es also doch gethan? Ach, das war recht böse von Dir, Kind! Bedenke nur, Du hättest doch vielleicht irgendwo einen Mann finden können, der Dich geheirathet hätte, aber wer wird Dich nun noch ansehen?"

Rose setzte dem Gast den Teller vor, trat dann zu ihrer Mutter, zog die schönen Flechten aus der Tasche und sagte „Sieh' nur, Mutter! ist das Haar nicht recht schön und lang? und mindestens seine sieben oder acht harte Thaler werth? Gleich morgen geh' ich nach Auray und hole mir das Geld, und wir werden dann ganz reich seyn, Mütterchen!"

Die arme Mutter zog ihre wackere Tochter mit beiden Armen an sich, küßte sie und sagte: „Du bist ein gutes Kind, Rose."

Paul merkte sich diesen Namen und bewahrte ihn unter denjenigen, die ihm auf Erden theuer waren; und diese Zahl war nicht groß. Er ließ sich das schwarze Brod und die fette Milch trefflich munden; als aber Smog herbeikam, seinen zottigen Kopf bescheiden auf seines Herrn Knie legte und um einen Imbiß bettelte, schüttelte Paul den Kopf und sagte auf Englisch: „Nein, Smog; Du bist nicht eingeladen. Menschen müssen ernährt werden, aber man muß das Brod der Armen nicht den Hunden geben, wenn sie auch unsere besten Freunde sind!"

Rose's rascher Blick bemerkte dieß, und im Nu hatte sie von dem langen schwarzen Laib ein Stück abgeschnitten und fütterte eigenhändig den Hund. — 'Ha!' dachte Paul; 'das gäbe in der That eine wackere Gattin! Bei einem solchen Herzen bedarf man keiner Erziehung!' — So saß er denn glücklicher, als er sich seit Wochen gefühlt hatte, hier und plauderte freundlich mit der kranken Mutter und der guten Tochter. Plötzlich hörten sie draußen den Hufschlag galoppirender Pferde, und Smog, der seither Rose's wackere rothe Hand geleckt und sich hier, wo er gefüttert worden war, ganz heimisch gefühlt hatte, rannte zur Hütte hinaus und erhob ein wüthendes Gebell.

Es waren drei Reiter. Der Eine, Vorderste, trug einen dunkelblauen Uniformsrock mit zwei Reihen blanker Knöpfe, die an der Taille ganz eng zusammenliefen; die beiden Anderen waren Gendarmen. Das behende Auge des Polizeibeamten fiel auf Smog.

„Gefunden!" rief er seinen Begleitern zu, legte den Finger auf den Mund, um ihnen Stillschweigen anzuempfehlen und bedeutete den Einen, auf die Rückseite der Hütte zu treten, während er mit dem Andern vor die Thüre ritt und abstieg. Hier ward er von Rose empfangen, welche sogleich errieth, um was es sich handelte, und ihn nach seinem Begehren fragte. Die erschrockene Mutter rief aus dem Bette heraus: „Wer sind denn diese Herren? Laß sie hereintreten, Rose!"

Allein Rose war ein wackeres, muthiges Mädchen; sie stellte sich auf die Schwelle, stemmte ihre beiden kräftigen Arme gegen die Thürpfosten und versperrte den Eingang. Dann wandte sie den Kopf, so weit sie konnte, gegen Paul und sagte: „Flieht!"

Montague hielt die Freiheit sehr hoch, so hoch als das Leben. Er wäre gerne entflohen, wenn es nur möglich gewesen wäre; allein das Häuschen hatte nur eine einzige Thüre und das Fenster befand sich auf derselben Seite, wie jene, so daß an ein Entkommen nicht zu denken war. Der Polizeibeamte ward mittlerweile zornig und rief barsch: „Macht Platz, Mademoiselle!"

Rose verzog keine Miene und sah ihn trotzig an. — „Platz, Mademoiselle! im Namen des Kaisers!" rief er.

„Laß ihn herein!" rief die Mutter. „Du lieber Himmel, was gibt es denn?"

Rose wich kein Haarbreit.

„Ah, fichtre!" rief der Polizeimann; „wir müssen also den Eintritt erzwingen?" Und er begann Rosen's Arme beiseite zu schieben. Paul wollte dieß nicht zugeben und hinkte der Thüre zu, während Smog, von seinem Instinkte geleitet, dem Polizeimann an die Waden fuhr, der vergebens mit den Füßen gegen ihn ausschlug.

„Geht zurück, Herr!" rief Rose ihrem Gaste zu; „sie haben kein Recht, in unser Häuschen einzudringen, und Ihr seyd hier sicher; tretet zurück!"

Der wüthend gewordene Polizeibeamte erfaßte Rose'n um die Taille und wollte sie zurückschleudern; da rief Paul: „Halt, Ungethüm, und wage es nicht, Dich an einem Frauenzimmer zu vergreifen! So schwach ich auch bin, so kann ich Dich bestrafen! Laß mich hinaus, Rose! Ich bin Euer Gefangener, aber laßt sie unbehelligt!"

Aber nun entspann sich erst der Kampf. Das wackere Mädchen wollte ihn nicht gefangen nehmen lassen und wehrte ihm eben so hartnäckig den Austritt, wie sie dem Polizeimann den Eintritt versagt hatte. Sie stemmte die Füße fest gegen die Schwelle, und legte die größtmögliche Kraft in ihre stämmigen Arme, und so stand sie zwischen den beiden Männern und hielt kühn ihr Frauenrecht auf Erbarmen aufrecht.

Der Polizeibeamte wollte sie hinwegreißen. Paul schlug ihn mit geballter Faust über Rose's Arm hinweg auf den Magen, daß er erschrocken vor diesem englischen Boxerstoß zurückprallte und einen Augenblick wankte.

„Holla, Sergeant," rief der Polizeibeamte dem Gendarmen zu, „haut ihr einen Arm vom Leibe!"

Paul hörte dieß mit Entsetzen, er faßte Rose am Handgelenke und versuchte sie zurückzureißen; aber das Mädchen ließ sich nicht einschüchtern und blieb fest auf seinem Posten.

Der Gendarm sprang vom Pferde, zog den Säbel und trat barsch vor. Paul bückte sich, schlüpfte behend unter Rose's Arm hindurch und kam eben rechtzeitig, um dem Gendarm in den Arm zu fallen und ihn zurückzuschleudern, worauf er den Polizeibeamten mit der Faust zu Boden schlug, und dann davon rannte, um sich zu retten, wobei die Verzweiflung seinen müden Gliedern frische Kräfte zu leihen schien. Er floh wie ein angeschossener Hirsch; allein der Gendarm, der an solche Auftritte gewöhnt seyn mochte, hatte sich kaum von seinem Sturz erholt, so schwang er sich in den Sattel und sprengte mit geschwungenem Säbel hinter ihm her.

Paul floh nach den Steinen von Carnac; der Gendarm folgte ihm und holte ihn rasch ein. Paul's einzige Hoffnung beruhte noch darauf, ihm unter den Steinen entwischen zu können; allein selbst dort war nur geringe Aussicht vorhanden, den drei berittenen Verfolgern entgehen zu können, welche nun hinter ihm her waren. Er schlüpfte hinter einen Pfeiler um den andern und entwischte dem ersten Reiter glücklich; allein die beiden Andern kamen rasch nach einander zur Stelle, und es entspann sich jetzt ein Spiel, welches des Circus eines Franconi würdig gewesen wäre. Behend sprang Paul hin und her, und der treue kleine Smog folgte ihm auf der Ferse. Aber seine Kräfte verließen ihn rasch, als die drei Reiter gleichzeitig ihm nachsetzten. Er machte eine letzte verzweifelte Anstrengung, sprang um einen größern Steinblock herum, und erhielt einen Säbelhieb auf die Schulter, der ihn zu Boden stürzte.

Im nächsten Augenblick war Paul gefangen genommen.

(Fortsetzung folgt.)

Auf und davon!

Ein Blatt aus meinem Lebensbuche; von Dr. G. Franck.

1.

Die meisten meiner Leser werden die Denkwürdigkeiten Casanova's gelesen haben. Ich darf dieß bei der großen Verbreitung des genannten Buches voraussetzen. Nun frage ich jeden, welcher jene Denkwürdigkeiten gelesen hat, offen: ob nicht der erste Band, welcher die Geschichte der Flucht des Verfassers

aus den Staatsgefängnissen von Venedig über die Dächer enthält, ihm weitaus als der interessanteste Theil des Ganzen erschienen ist? Liegt nicht ein eigenthümlicher Reiz in all jenen kleinen Einzelnheiten, jenen neunundneunzig Schwierigkeiten, jenen kritischen Augenblicken, jenen günstigen oder ungünstigen Chancen und hunderterlei Wechselfällen, aus welchen die Geschichte einer Flucht besteht? Es ist gar nicht erforderlich, daß der Flüchtling selber uns interessire, um uns ein Mitgefühl für seine Abenteuer abzunöthigen und uns zu zwingen, daß wir ihm im Geiste auf seinem gefährlichen Wege folgen. Nein, es liegt vielmehr in der Natur des Menschen, daß er denjenigen, welche in schwierige oder gefährliche Unternehmungen verwickelt sind, ein gewisses Mitgefühl zolle, selbst wenn sie auch in keiner andern Weise Anspruch an unsere Theilnahme haben.

Von dieser Ansicht ausgehend will ich es unternehmen, hier die Art und Weise zu erzählen, in welcher es mir gelang, aus dem Gefängniß in Leipzig zu entkommen, und zwar zwei Tage vor dem zu meiner Auslieferung an die österreichische Regierung bestimmten Termin, zu einer Zeit, wo der genannten väterlichen Regierung des jungen „ritterlichen Kaisers" eine Möglichkeit, mich aufhängen zu lassen, vielleicht gar nicht unwillkommen gewesen wäre. Ich glaube zwar nicht, daß ich ein besondres Anrecht auf die persönlichen Sympathieen des Lesers habe, allein ich möchte ihn anderseits doch nicht ganz im Unklaren lassen über die Persönlichkeit dessen, für dessen Flucht er sich etwa zu interessiren geneigt seyn sollte. Der Leser soll zugleich nicht glauben, er habe es hier mit dem kühnen Streiche irgend eines Straßenräubers, Schwindlers, Diebs, Betrügers oder Mörders zu thun; und ich schicke deßhalb voraus, daß ich einfach einer der in die Bewegung von 1848 Verwickelten war. Ich hatte bei der Vertheidigung der Stadt Wien unter dem General Bem gegen die vereinigten Streitkräfte des Fürsten Windischgrätz und des Grafen Jellachich ein Freicorps als Oberst kommandirt. Es ist bekannt, auf welche Weise Wien damals von den Kaiserlichen wiedererobert wurde, nachdem die Stadt und ihre Vorstädte drei Wochen lang gegen eine wohldisciplinirte, reguläre Armee von 130—140,000 Mann vertheidigt und nicht eher übergeben worden war, als bis ein ganzer Kreis von Feuer die gesammte Stadt umzingelt, ein mehrstündiges Bombardement furchtbaren Schaden angerichtet und eine Art Contrerevolution im Innern der Stadt eine Gährung hervorgerufen hatte, welche bei der ersten besten Gelegenheit auszubrechen drohte.

Die erste Maaßregel, welche Fürst Windischgrätz nach dem Einzug der Truppen in die Hauptstadt vornahm, war die Schließung aller Thore der Stadt und die Absperrung der die Vorstädte umgebenden Linien, wodurch er die Flucht der Leiter der Revolution verhindern wollte, um dieselben in den Gräben außerhalb der Basteien standrechtlich erschießen zu lassen. Die Mehrzahl der Anführer ward hingerichtet, z. B. Messenhauser, Robert Blum, Dr. Becher, ein Engländer, Dr. Jellinek und einige Andere. Von den übrigen gelang es Manchen, sich durch die Flucht zu retten, z. B. auch dem General Bem selbst, und ebenso auch meiner Wenigkeit.

Ich will hier nicht auf die Einzelnheiten jener fürchterlichen Tage eingehen, welche auf die Einnahme von Wien folgten; ich übergehe daher die Nächte, die ich in den Straßen obdachlos verbrachte (denn wer damals einem der Verfolgten Obdach gab, war mit dem Tode bedroht), die Verkleidungen, deren man sich bedienen mußte, um der Wachsamkeit der Tausende von gemietheten und bezahlten Spionen zu entgehen, welche damals noch durch eine Legion von Bürgern und anderen Schwächlingen und Feiglingen verstärkt waren, die aus Liebhaberei das ehrenhafte Gewerbe von Spähern und Denuncianten betrieben. Ich schweige von den Patrouillen, welche Tag und Nacht die ganze Stadt durchzogen, von den Verstecken, die ich fand, nachdem ich eine Woche zwischen Leben und Tod verbracht; von den Abenteuern und Wagnissen, welche bestanden werden mußten, bis zu dem Augenblicke, wo es dem gehetzten Flüchtlinge gelang, die Grenze zu überschreiten, wo er sich auf die Erde niederwarf, den fremden Boden küßte, und voll innigen Dankes seine Augen zum Himmel aufschlug und den Allmächtigen weinend lobpries, daß er ihn glücklich unter so vielen Gefahren beschützt hatte. Dieß würde ein besonderes Kapitel abgeben, das interessant genug und einer ausführlichen Schilderung würdig wäre.

Ich beschränke mich daher nur auf die Thatsache, daß ich nach etwa einem Monate die Grenze des Königreichs Sachsen erreichte, welches damals den politischen Flüchtlingen ein Asyl gewährte. Erst sieben oder acht Monate später zwang Oesterreich durch sein physisches und politisches Uebergewicht die schwächere sächsische Regierung, dieses System zu ändern, und uns Flüchtlingen das durch die sächsische Verfassung gewährleistete Asyl zu entziehen.

In der ersten Hälfte des Monats Juli 1849 ward ich in Leipzig unter dem Vorwand eines Preßprocesses verhaftet, begriff aber augenblicklich, daß mir das Schicksal beschieden war, der Rache der österreichischen Regierung geopfert zu werden. Um übrigens den Schein zu wahren, verweigerte das sächsische Ministerium meine Auslieferung, und behielt mich drei Monate lang in Leipzig in Haft, bis im Anfang des Oktobermonats das Recht der Gewalt weichen mußte und, wie ich versichert worden bin, der Tag zu meiner Auslieferung schon festgesetzt wurde. Es gab daher kein anderes Mittel, um mein Leben zu retten, als Flucht; allein diese schien unthunlich und unmöglich, denn das Leipziger Gefängniß ist so fest und so stark bewacht, daß es noch Keinem gelungen war, daraus zu entkommen.

Die Zelle, welche ich in Gemeinschaft mit einem andern politischen Gefangenen bewohnte (dem Herausgeber einer Zeitung, die noch fortwährend erschien, obschon sie in einem Gefängnisse redigirt wurde), lag im vierten Stockwerk, an einem Corridor, der längs einer Reihe von Zellen hinlief. Es wäre Verrücktheit gewesen, auf ein Entkommen von hier aus zu hoffen. Ein verzweifelter Versuch meiner Frau zu meiner Rettung hatte fehlgeschlagen. Es war daher nothwendig, einen complicirteren Plan auszusinnen, dessen Einzelnheiten ich im weitern Verlauf meiner Erzählung schildern will. Hier sey mir nur vergönnt, einstweilen die Bemühung eines liebenden, muthvollen Weibes zu schildern, die zwar nicht von Erfolg gekrönt wurde, allein doch bekannt zu werden verdient, wegen der Kühnheit der Anlage, sowie um der wahrhaft antiken Tugend willen, welche diesen Versuch eingab. Meine musterhafte Frau fand nämlich nicht ohne große Mühe einen Arzt auf, der zu unserer Partei gehörte und sich zu einer Handlung herbeiließ, die in direktem

Gegensatz zu seinen Amtspflichten und den Verbindlichkeiten stand, welche die Fakultät ihm auferlegte. Sie bat ihn nämlich flehentlich, ihr eine Arznei oder vielmehr ein Gift zu geben, welches die Eigenschaft habe, alle Symptome einer sehr ernsten und schweren, mit Lebensgefahr drohenden Krankheit hervorzubringen. (Ich brauche hoffentlich nicht anzuführen, daß dieß ganz ohne mein Vorwissen geschah, und daß, wenn ich um die Absichten meiner Frau gewußt hätte, ich mich denselben widersetzt haben würde.) — Die Wohnung, welche wir damals in Leipzig innehatten, bestand aus mehreren Zimmern, deren letztes ein Kabinet war, welches meine Frau als Schlafzimmer benützte. In diesem Kabinet befand sich eine geheime Thüre, die unter einem Haufen Frauenkleidern und Mänteln, welche an der Wand hingen, wohlversteckt war. Der Plan meiner Frau ging einfach dahin: Nachdem sie sich künstlich in einen Zustand versetzt hatte, welcher alle Symptome einer sehr ernsten und gefährlichen Krankheit darbot, wollte sie nach dem Gefängnißarzte schicken, der ein höherer Staatsbeamter und ein Mann von großem Einfluß war, und wollte ihn flehentlich bitten, daß er ihr doch die Gunst verschaffe, mich vor ihrem Tode noch einmal sehen und sprechen zu dürfen. Sie glaubte, man könne ihr dieß nicht abschlagen, und sie gedachte, den Augenblick, welchen man uns zu einer letzten Unterredung gewähren würde, dazu zu benützen, daß ich, als ein altes Weib verkleidet, durch jene geheime Thüre entfliehen könnte. — Die liebende, tugendhafte Frau erwies sich denn auch muthig genug, dieses unerhörte Opfer zu bringen. Der furchtbare Trank, den sie ohne Zaudern und Bedenken einnahm, brachte all die Wirkungen hervor, welche sie erwartet hatte. Ein entsetzliches Fieber befiel sie, und machte sie am ganzen Leibe zittern. Der herbeigerufene Gefängnißarzt erklärte ihren Zustand für höchst gefährlich, und versicherte sie, nachdem er ihren Wunsch in Betreff ihres verhafteten Gatten angehört hatte, er wolle sehen, was sich thun lasse u. dgl. Anstatt aber auf den Wunsch der Sterbenden einzugehen, machte er einen Bericht an den Vorstand des Kriminalgerichts, worin er bemerkte, die fragliche Dame befinde sich in einem solch gefährlichen und unsichern Zustande, daß die durch eine Unterredung mit ihrem Gatten herbeigeführte Aufregung nothgedrungen ihren Tod herbeiführen müßte, und daß es daher klüger seyn würde, eine derartige Katastrophe zu verhüten. Meine arme, treffliche Frau hatte also ihr Opfer vergeblich gebracht und ich habe noch bis auf den heutigen Tag die fürchterliche Ueberzeugung, daß dadurch die Gesundheit der Gattin, die ich so innig liebe, auf immer gelitten hat. Alle Bemühungen des Arztes vermochten sie nicht vollständig wieder herzustellen, und nur die Aufregung ihrer Lage und der feste Wille eines starken Charakters vermochten ihr die beinahe übermenschliche Kraft zu geben, erneuerte Anstrengungen und Versuche zur Rettung des Lebens ihres Gatten zu machen.

Diese zweiten Bemühungen hatten einen glücklichern Erfolg als die ersten. Es gelang ihr, meine Entweichung aus dem Gefängnisse auf eine Weise zu bewerkstelligen, welche beinahe wunderbar war. Aber nach diesem Erfolg brach ihre Kraft zusammen; sie verfiel in eine lange und gefährliche Krankheit; sie starb beinahe im Verlauf meiner verschiedenen wechselvollen Abenteuer, welche mit meiner Ankunft in London endigten. Während ich diese Zeilen niederschreibe, überkommt mich eine sehr verzeihliche Gemüthsbewegung, und nur mit Thränen in den Augen bringe ich diese verdiente Huldigung dem heldenmüthigen Wesen dar, welches vor keinem Opfer zurückbebte, um mein Leben zu retten.

Bevor ich aber die Geschichte meiner Flucht aus dem Leipziger Gefängnisse beginne, ist es unumgänglich nothwendig, daß ich dem Leser eine Schilderung der fraglichen Lokalität gebe. Das Gefängniß liegt hinter dem Stadthause, das an dem größsten und belebtesten Platz von Leipzig steht. Es ist ein gewaltiger Bau von vier Stockwerken, deren unterstes die Lokale der Polizei und des Criminalgerichts enthält. Die anderen drei Stockwerke dienen nur zu Gefängnissen. Im Mittelpunkt dieses Gebäudes, im Innern, befindet sich eine Kapelle, die so gebaut ist, daß wenn man die Thüre der Korridore, und die Klappen an den Thüren der verschiedenen Zellen öffnet, alle Gefangenen im Stande sind, dem Sonntags-Gottesdienst anzuwohnen, ohne ihre Zellen zu verlassen. Daher ertönt jeden Sonntag ein unheimlicher, mißtöniger Gesang durch die Gitter dieser kleinen Zimmer und bildet den Chor zu dem Kirchengesang in der Kapelle.

Vor dem Gebäude war eine starke Wache aufgestellt, und die Amtslokale im Erdgeschoß und die zu den Gefängnissen führenden Treppen wimmelten von Polizei. Es schien unmöglich, daß ein Gefangener je aus einem solch wohlbewachten Hause entweichen konnte, und der Versuch war auch niemals zuvor gemacht worden. Meine Frau hatte die Erlaubniß erhalten, mich wöchentlich drei bis viermal in einem der Amtszimmer des Kriminalamts zu sprechen, in Gegenwart der Actuare und anderer Beamten. Ein Polizeidiener oder Gendarme kam dann gewöhnlich in meine Zelle im vierten Stock herauf, um mich hinunterzuholen. Er geleitete mich über die Gänge und Treppen bis in das erste Stockwerk, in das Vorzimmer des Kriminalamts, wo immer ein Dutzend Gendarmen oder Polizeidiener versammelt waren und alles, was hier vorüberging oder sich zutrug, aufmerksam überwachten. Sobald ich in dieses Vorzimmer getreten war, wurde ich einem Polizeisergeanten übergeben, der mich bis zu dem Zimmer begleitete, wo meine Frau mich erwartete. Das Vorzimmer führte auf einen kleinen verglasten Corridor, der einem Gewächshause glich und in einem geräumigen Zimmer endete, worin gewöhnlich nur ein einziger Bediensteter hinter einem Pulte saß und die ab- und zugehenden Personen bewachte, — denn dieß war eine Art Sprechzimmer, wo die Gefangenen, deren Vergehen nicht bedeutend waren, mit ihren Freunden oder Verwandten verkehren durften. Hinter diesem Sprechzimmer war eine kleine Stube mit nur Einem Fenster, deren einziges Möbel in einem ungeheuren Schrank voll Aktenbündel und bestaubten Päcken beschriebenen Papiers bestand. Dieses kleine Kabinet war aber für mich von großer Wichtigkeit, denn es bildete den Mittel- und Angelpunkt des Plans, der zu meiner Befreiung entworfen worden war. Dieses Kabinet oder Stübchen war einst in Verbindung gestanden mit einem andern Gebäude, welches das Zollamt enthielt, und von demselben nur durch ein Gitter getrennt, welches auf der Seite des Kriminalamts durch ein großes Schloß, wozu der Vorstand des Gerichts den Schlüssel hatte, und auf der Seite des Zollamts durch eine Kette und Vorlegeschloß abgesperrt. Dieses Gitter war seit

neunzehn Jahren nicht geöffnet worden; es schied zwei Häuser, denn der lange dunkle Korridor auf der andern Seite dieses Gitters bildete einen Theil von einem andern Gebäude, welches in eine andere Straße hinein sah. Rechts und links von diesem langen Corridor waren die Kanzleien des Zollamts. Die erste Thüre zur Linken dieses Gitters führte zu der Wohnung des Verwalters oder Hausmeisters dieses Gebäudes, dem es oblag, den Korridor und die Kanzleien zu bewachen. Durch jenes Gitter sollte ich nach dem Plane meiner Frau entweichen. Sie hatte den Muth gehabt, mittelst eines ausdrücklich hiezu bestimmten Teiges einen Abdruck von dem Schlüsselloch zu nehmen. Nach diesem Abdruck hatte ein sehr geschickter Schlosser, welcher zu unserer Partei gehörte, einen Schlüssel gefertigt, der hoffentlich das große Schloß öffnen sollte. Es war aber nothwendig, denselben erst zu erproben, bevor man sich darauf verließ, und meine Frau war abermals so muthig, sich einen günstigen Augenblick zu Nutz zu machen, um den Schlüssel einzustecken und ein Mal umzudrehen. Der Schlüssel that seine Schuldigkeit und da er sich einmal gedreht hatte, so durften wir versichert seyn, daß er auch zum zweiten Mal seine Pflicht thue, und daß das nun halb geöffnete Hauptschloß der Gitterthüre im entscheidenden Augenblicke leicht wieder geöffnet werden könne. Es blieb also nur noch das Vorlegeschloß auf der andern Seite der Gitterthüre, wo es galt, eine weit größere Schwierigkeit zu überwinden. Das Vorlegeschloß, welches auf der entgegengesetzten Seite der Gitterthüre in dem Corridor des Mauthamtes hing, konnte erst im letzten Augenblicke entfernt werden, denn wenn es zuvor geschehen wäre, müßte der hart daneben wohnende Hausverwalter nothwendig es wahrgenommen haben, daß das Vorlegeschloß entfernt worden seye, und alles wäre sodann entdeckt worden. Ein Umstand, welcher das Unternehmen doppelt schwierig, ja beinahe unmöglich machte, war, daß das Kabinet, welches die Gitterthüre enthielt, noch eine zweite Thüre hatte, die zu dem Kanzleizimmer führte, wo meine Frau mich gewöhnlich in Gegenwart der sechs Bediensteten sah und sprach, deren Platz in diesem Kanzleizimmer war. Da, jeder dieser Bediensteten seine Klienten hatte, so war die Passage durch dieses Stübchen mit der Gitterthüre ziemlich belebt, und es war sehr unwahrscheinlich, daß ich im Stande seyn würde, einen günstigen Augenblick zu meiner Flucht ausfindig zu machen. Vor Allem aber entsprach das Fenster, welches dem Gitter gegenüberlag, einem andern Fenster, welches zu einem der Kanzleien jenseit eines sehr kleinen Hofes lag, und es war beinahe unvermeidlich, daß irgend ein unberufenes Augenpaar mich in dem Momente beobachten würde, wo ich ein Gitter zu öffnen versuchte, das gewöhnlich verschlossen war. Endlich aber mußte das Geräusch, welches ich unvermeidlich beim Oeffnen einer so lange verschlossenen Gitterthüre machen würde, unfehlbar Einem oder dem Andern der sechs Schreiber in dem Kanzleizimmer des Kriminalamts zu Ohren kommen, zumal bei der tiefen Stille, welche beinahe immer in diesem Lokale herrschte.

Eine weitere große Schwierigkeit bestand darin, mich in den Besitz des Schlüssels zu setzen, ohne daß einer der Beamten oder Polizeidiener es bemerkte. Ueberdieß mußte man mir noch eine Mütze zustecken, womit ich, im Augenblick, wo es mir gelang durch das Gitter zu entkommen, mir den Kopf bedecken konnte, denn ein Mann ohne Hut oder Mütze mußte nothgedrungen jedem verdächtig erscheinen, dem er in dem Korridor des Mauthamtes zufällig begegnete, und diesen Korridor mußte ich passiren, um auf die Straße zu kommen.

Mit jener Gewandtheit und Geistesgegenwart, welche dem andern Geschlechte eigenthümlich sind, war es meiner Frau gelungen, mich in den Besitz dieser beiden unentbehrlichen Artikel zu setzen, ohne daß irgend Jemand es wahrgenommen hatte. So weit waren wir gekommen, als das erste Gerücht von meiner bevorstehenden Auslieferung an die österreichische Regierung nach Leipzig gelangte. Es war nämlich von Seiten der österreichischen Regierung ein neues peremptorisches Verlangen meiner Auslieferung in Dresden eingetroffen, welchem die sächsische Regierung nothgedrungen nachgeben mußte. Das aufständische Ungarn war inzwischen den vereinten Anstrengungen von Rußland und Oesterreich erlegen, und das vor Kurzem noch so sehr geschwächte Oesterreich stand wieder mächtig da. Eines Abends, bei Gelegenheit einer der Unterredungen, welche uns gestattet waren, steckte mir meine Frau geschickt einen kleinen Streifen Papier in die Hand, worauf nur die Worte standen:

„Die Zeit drängt; der entscheidende Tag naht heran. Halte Dich bereit und verfehle ja nicht, jeden Abend um drei Viertel auf sechs zu dem kleinen vergitterten Fenster Deiner Zelle hinaufzusteigen, das auf den offenen Raum heruntersieht, welcher das Stadthaus von dem Hause trennt, das zwischen letzterm und dem Gefängniß gelegen ist. Wenn Du im Verlauf einer Viertelstunde vor dem Glockenschlage Sechs den Dir wohlbekannten Herrn N.N. auf der Straße vorübergehen, sein Taschentuch herausziehen und sich schnäuzen siehst, so sey Dir dies ein Zeichen, daß es der Tag ist, wo Alles fertig seyn wird und wo Du fliehen mußt. Thue sodann Dein Möglichstes, um die Gitterthüre zu passiren. Alles weitere wird gerüstet seyn. Gott beschütze uns! Sophie."

Das vergitterte Fensterchen meiner Zelle, das auf die Straße hinaus sah, war so nahe an der Decke meines Gefängnisses angebracht, daß ich meinen Tisch an die Mauer rücken, den Stuhl auf den Tisch stellen und auf den Stuhl klettern mußte, um im Stande zu seyn, einen Ausblick auf die in dem Schreiben meiner Frau erwähnte Stelle zu erlangen. Ich verfehlte natürlich nicht, am folgenden Tage ein Viertel vor sechs Uhr meinen Posten auf dem schon erwähnten Observatorium pünktlich einzunehmen. Herr N.N. ging nicht vorüber. Ich athmete wieder auf, denn ich muß gestehen, ich freute mich über den Aufschub von vierundzwanzig Stunden. Meine Hände waren ganz eiskalt, mein Herz pochte hörbar, ich dachte bei mir selbst: gottlob, ich habe noch einen Tag! War dieß Feigheit? Ich glaube nicht; in den jüngst vergangenen, unruhigen Zeiten hatte ich mehrmals Aug' in Auge dem großen Schnitter Tod mit der Sense gegenübergestanden und niemals zurückgebebt. Es war ein ganz anderes Ding: es war die Aufregung einer lebhaften Einbildungskraft, welche in einem solch' entscheidenden Augenblicke jede Möglichkeit, jeden Zweifel, jede Hoffnung, jedes drohende Detail concentrirt, die das grausame Arsenal der kleinen Folter-Instrumente in der feurigen Kammer der Erwartung bilden. Ich bemühte mich, meinem Zellengenossen meine Angst zu verbergen, und setzte mich (anscheinend ruhig) zu einem Spiele Piquet nieder, das er mir vor-

schlug. Ich machte aber so viel Verstöße, daß mein Gegner des Spiels überdrüssig zu werden begann; und ich führte nun zum Zeitvertreib einige Kartenkunststücke auf, welche mein Freund Bartolomeo Bosco mich früher einmal gelehrt hatte.

Der Schlüssel drehte sich in der Thüre unserer Zelle, und Frau Seraphine (wie ich die Frau des Gefängnißwärters nennen will) trat mit ihren beiden Mägden herein, um uns das Abendessen zu bringen. Frau Seraphine war eine Frau von ungefähr 35 Jahren, dunklem Teint und etwas pockennarbig. Ihr Haar und ihre Augenbraunen waren schwarz, aber ihre Augen grünlich, wie bei einer Katze, was einen unangenehmen Kontrast bildete, und ihr einen halb wilden, halb verstellten Ausdruck gab. Ich mochte diese Frau nicht leiden, allein mein Zellengenosse erwies ihr große Aufmerksamkeit, um nicht derjenigen kleinen Vergünstigungen und Privilegien beraubt zu werden, welche ein Kerkermeister immer zu gewähren im Stande ist.

„Guten Abend, Madame Seraphine!“ hub er an. „Sie kommen gerade rechtzeitig, um einige Taschenspielerkünste anzusehen, welche gewiß alles übertreffen, was Sie je von solchen Dingen gesehen haben. Hoffentlich wird der Doctor hier die Güte haben, Ihnen einige seiner besten Kunststückchen zu zeigen!“

— „Ei ei! wirklich?“ rief das unangenehme Weib mit ihrem Kerkermeisters-Lächeln. „Machen Sie nur in Ihrem Spiele fort, als ob ich gar nicht da wäre!“

Ich wiederholte nun noch zwei oder drei von jenen Taschenspieler-Kunststücken, welche dem Genie des großen Bosco entstammten, und worin er von keinem seiner Nebenbuhler erreicht worden ist. Was Frau Seraphine am meisten überraschte, war das Verschwinden verschiedener Artikel, welche sie so eben mitgebracht hatte. Die Messer, die Gabeln und sogar die Gläser verschwanden vor ihren Augen. Sie war ganz verblüfft; aber ihr Erstaunen erreichte den höchsten Grad, als die so verschwundenen Artikel in den Taschen ihrer Mägde wieder gefunden wurden.

„Sie sind ein Hexenmeister!“ rief sie mit einem Ausdruck des Schrecks auf ihrem Gesichte, welcher wahrscheinlich daher rührte, daß sie sich in diesem Augenblick der großen Verantwortlichkeiten erinnerte, die in ihrer Eigenschaft als Gefängnißwärterin auf ihr ruhten.

Dieser Ausdruck starren Schrecks und stupider Verblüfftheit entging mir nicht, und ich sagte in einer Anwandlung von muthwilliger Laune: „O, das ist noch gar nichts, Madame! Sie begreifen, daß ich hier, wo ich gar nichts habe, was ich dazu bedarf, Ihnen nichts Bedeutendes vorführen kann! Ja, wenn ich nur wenigstens meinen Apparat hier hätte! — aber dazu kann ja noch Rath werden! — dann wollte ich Ihnen einige Stückchen zeigen, über welche Sie sich verwundern sollten. Was würden Sie z. B. sagen, wenn ich Ihnen einen Menschen hinweghexen wollte?“

„Oho, was dieß anbelangt,“ erwiderte sie mit aller Boshaftigkeit einer Kerkermeisterin, „so bin ich ruhig! Wenn Sie dieß auch anderwärts thun könnten, so würde es Ihnen in diesem Hause nicht gelingen. Diese dicken Mauern und eisernen Thüren widersetzen sich Ihrer Kunst, Herr Zauberer!“

— „Wer weiß?“ fragte ich; aber es fiel mir im selben Augenblick bei, daß ich etwas sehr Thörichtes gesagt habe, denn eine Anspielung auf mein Fluchtprojekt war gewiß das Thörichteste, was mir unter diesen Umständen entschlüpfen konnte. Allein das Wort war einmal ausgesprochen, und ich konnte es nicht zurücknehmen.

„Guten Abend, meine Herren!“ sagte Frau Seraphine und entfernte sich mit ihren Mägden, welche sehr dumm dreinblickten. Mir war jedoch etwas unbehaglich zu Muthe, denn dieses Weib war in sichtbarem Grade gedankenvoll und ernsthaft geworden.

Als ich die versiegelte Weinflasche entkorkte, welche Frau Seraphine mir gebracht hatte (denn meine wackere Gattin hatte dieses Weib durch Geschenke gewonnen, daß sie mir bisweilen eine Flasche Wein und ein Kistchen Cigarren bringen durfte), bemerkte ich ein kleines Streifchen Papier, das um den Korkstöpsel gewickelt war, und als ich es genau ansah, las ich darauf das Wort: „Morgen.“

Ich erschrack und erblaßte.

Mein Zellengenosse sah mich überrascht an und fragte: „Was ist Ihnen? Sie haben plötzlich die Farbe gewechselt!“

„Vor lauter Vergnügen,“ erwiderte ich, „dieser schmale Papierstreifen hat mir soeben die Kunde gebracht, daß ich morgen frei seyn werde!“

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Zur Geschichte der Sklaverei in Amerika. Bei der öffentlichen Volksversammlung, welche im vorigen Jahre zu Philadelphia zu Gunsten des bekannten John Brown von Harper's Ferry stattfand, rühmte sich ein ehrwürdiger Quäker Namens Thomas Garrett aus Wilmington im Staate Delaware, er habe schon 2245 Sklaven zur Flucht mitteist der unterirdischen Eisenbahn verholfen, außer etwa zweihundert anderen flüchtigen Sklaven, denen er Beistand geleistet, bevor er angefangen habe, sich Aufzeichnungen hierüber zu machen.

Ein unliebsamer Vergleich. Vor etwa siebzig Jahren, als gutgeleitete Bewahranstalten für Irren noch selten waren, pflegte man Wahnsinnige von gutee Familie bisweilen in Staatsgefängnisse und auf Festungen einzusperren, um sie unschädlich zu machen. Ein derartiger Verrückter, ein Freiherr v. B., der durch unglückliches, hohes Spiel und ähnliche Verluste den Verstand verloren hatte, ward zu jener Zeit ebenfalls auf der kleinen Veste A. eingesperrt, wo er jedoch ziemlich anständig verpflegt wurde und manche Freiheiten genoß. Da er oft lichte Momente hatte und sein Witz und Humor ihn selbst in seiner Verrücktheit nicht verließen, so galt er für eine der Merkwürdigkeiten der kleinen Festung. Als der Herzog einmal die Festung A. besuchte, gingen einige Stabsoffiziere und Adjutanten aus seinem unmittelbaren Gefolge auch in das Arrestlokal, welches der Baron B. bewohnte und fragten ihn scherzweise: wie er denn dazu komme, hier eingesperrt zu seyn. Er erwiderte: „Ich komme so ziemlich auf die gleiche Weise hieher, wie Ihr an den Hof, nämlich weniger durch mein eigenes Verdienst, als durch die eigennützige Fürsorge meiner Verwandten.“

Für die Redaction verantwortlich: Karl Müller. — Verlag der Expedition — Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

Juditha.

Novelle aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges.

Von Fr. Brinckmann.*)

Es war eine sternenhelle Nacht, kein Lüftchen wehte, tiefe Stille schien über die ganze Natur gebreitet und doch herrschte in der Stadt Hannover eine geschäftige Thätigkeit. Tilly, der gefürchtete Feldherr Maximilian's, die Geißel des protestantischen Norddeutschlands, stand mit seinen zügellosen Heerschaaren vor den Thoren Hannovers, verlangte, daß die Stadt kaiserliche Besatzung einnehmen solle, und drohte im Weigerungsfalle mit Bestürmung. Ernst, den sorglichen Blick auf den kommenden Tag gerichtet, ruhten die Bürger schweigend hinter der Brustwehr des Kanonenwalles, nur wenige mit einander sprechend. Was hatten sie sich auch mitzutheilen? Es war ja der Hoffnung so wenig und der Furcht so viel. Hier und da hatten sich Nachbarn und Freunde oder Verwandte zusammengestellt und sprachen ein ernstes Wort, empfahlen sich gegenseitig ihre Angehörigen, wenn der kommende Tag über sie verhängen sollte, und stärkten sich durch das Vertrauen, daß Gott sich der Gläubigen annehmen würde.

Die Glocke des Marktthurmes verkündete die Stunde der Mitternacht. In den Häusern war Alles wie ausgestorben, nur leise Gebete der daheim gebliebenen Greise, Frauen und Kinder hörte man murmeln, überall drückte sich die Sorge auf jedem Gesichte aus; Jeder fürchtete, was da kommen konnte; selten, daß ein Fußtritt auf den Straßen tönte, nur hier und da hörte man den Hufschlag jagender Rosse.

Immer mehr rückte der Tag heran, immer stiller wurde es in der Stadt. Da begann es im Osten zu dämmern; wie eine wogende See erschienen die Zelte der Kaiserlichen, die sich von Linden nach Rücklingen erstreckten; immer lichter und lichter wurden die Gegenstände; jetzt konnte man Alles deutlich erkennen. Die ersten Strahlen der Morgensonne begrüßten den jungen Tag. Eine Abtheilung bewaffneter Bürger, die während der Nacht die Wache am Zingel beim Calenbergerthore gehabt hatte, stand mit den Waffen im Arme vor dem Wachthause und richtete nach der Ihmenbrücke die ängstlich spähenden Blicke, denn Niemanden ward Ruhe in diesen Tagen der Bedrängniß, und Vornehme wie Geringe befanden sich in einem Zustande steter Aufregung.

„Ich sage Dir, Hennecke!" begann der Eine der Bewaffneten, „wenn der Rath nicht bald ein Einsehen hat, so werden wir noch diese verdammten Croaten und Panduren in unseren Mauern und ihre Diebesfinger in Truhen und Seckeln haben. Und wie wird's dann mit uns werden? Du kennst ja das Sprüchwort:

> Wünsch' nicht Croaten und Panduren zu haben,
> Denn Beide stehlen wie die Raben!"

— „Nun, nun, Gevatter Niklas," unterbrach ihn ein Anderer, „so schlimm steht's denn doch noch nicht mit uns. Aber dürfen wir uns denn rühren, ohne zu fürchten, daß man uns den Garaus macht? Rechts haben wir die Kaiserlichen und links die Dänen. Die Einen sind nicht besser, wie die Anderen. Tilly hat aber dieses Mal einen besonderen Zahn auf die Stadt: er beschuldigt sie, geheimes Bündniß mit den Dänen gemacht zu haben, und stellt allerlei seltsame Forderungen an den Rath. Eine neue Brandschatzung ist im Anzuge."

„Daß Dich die Pest!" rief der Erste aus, aber ein furchtbarer Stoß vor die Brust, den die Faust des Rottenmeisters ihm zutheilte, machte seinem weiteren Fluchen ein Ende.

— „Er will hier von Pest reden?" schalt der Erzürnte, „und noch ist es nicht vierzehn Tage, daß wir den letzten von unserer Compagnie zum Pesthofe hinausgetragen haben? Die Hand des Herren liegt schwer auf uns, und potz Schwerenoth! Der Erste, der wieder solche gotteslästerliche Flüche ausstößt, hat es mit mir zu thun."

Eine Reiterpatrouille, die auf schweren calenbergischen Pferden, bis an das Kinn in dunkle Mäntel vermummt, heranrückte, machte dem weiteren Sermon des Rottenmeisters ein Ende. „Wißt Ihr's schon?" rief der voransprengende Gefreite, „bei'm Cleverthor ist so eben ein kaiserlicher Kriegscommissär angekommen und hat verlangt, augenblicklich vor einen Edlen Rath geführt zu werden, der schon seit sechs Uhr früh auf dem Rathhause beisammen sitzt und berathschlagt."

„Wird auch wohl nicht viel Vernünftiges herauskommen!" rief der Rottenmeister dem Vorübersprengenden nach und ging, die ausgestellten Posten zu inspiriren, ehe er seinem Hauptmanne den üblichen Rapport abstattete.

* * *

Von allen Ländern, die durch die Greuel des dreißigjährigen Krieges verheert wurden, ist wohl keines so arg heimgesucht worden, wie Niedersachsen.

Der Krieg wirkte so erschütternd auf dieses Land ein, daß man damals den ganzen hereinbrechenden Jammer als eine von Gott verhängte Züchtigung für die Sünden der Menschen ansah, und der Glaube an den bevorstehenden Untergang der Welt sich immer mehr verbreitete. Auch die Stadt Hannover hatte von der Kriegsgeißel, die Tilly mit eiserner, unerbittlicher Hand in den deutschen Gauen schwang, sehr viel zu leiden. Hart vor den Thoren wüthete der schonungsloseste Krieg, und Haufen von Leichen erschlagener Bauern verwesten, ohne daß man das Aufschließen der Thore zu deren Bestattung hätte wagen dürfen. Doch konnte die Stadt, fest und stark, wie sie war, sich noch gegen die unmittelbaren Verwüstungen schützen. Mit großer Umsicht, selbst auf Anrathen des Herzogs Friedrich Ulrichs, hatten der Rath und die Bürgerschaft am 25. Oktober 1625, um sich der Angriffe Tilly's erwehren zu können, mit dem niedersächsischen Kreisobersten, Christian IV., König von Dänemark, eine Kapitulation abgeschlossen. Man nahm von der dänischen Armee 300 Mann zu Fuß ein, und verabredete es vorsichtig, daß dieses den städtischen Privilegien nicht nachtheilig seyn solle; der König versprach, diese Völker mit Pulver und Blei zu versehen, und der Stadt dasjenige zu erstatten, was sie von ihrem Vorrathe im Nothfalle gäbe; er versprach ferner auch die Anschaffung der Lebensmittel und der Feuerung vom Düister her zu befördern; seine Truppen allein zu bezahlen; die Thorschlüssel

*) Jeder unbefugte Wiederabdruck dieser Erzählung wird von der Verlagshandlung und dem Verfasser als Nachdruck gerichtlich verfolgt werden.

dem Magistrate zu lassen; Einrichtungen, das Militär betreffend, mit städtischen Commissarien gemeinschaftlich zu besorgen; die Stadtartillerie — ein an der Burgstraße gebautes Gießhaus hatte schon 1583 zwanzig Stücke Geschütze geliefert — und die Festungswerke völlig in ihrem Stande zu erhalten; für gehörige Mannszucht zu sorgen; bei Nothfällen auf Gutbefinden des Militärcommandanten und der Rathsdeputation, nicht aber willkürlich, die Garnison zu verstärken; bei einem Rückzuge kein Militär durch die Stadt zu führen und nur allenfalls selbst nebst den hohen Offizieren und den nothdürftigen Dienern das Quartier darin zu nehmen; die Handelsstraßen nach Bremen und Hamburg sicher zu halten und endlich die Stadt gegen kaiserliche Ungnade kräftigst zu vertreten und bei eintretender Gefahr nicht zu verlassen! Inzwischen war Tilly, dem der Abschluß dieser Capitulation nicht unbekannt bleiben sollte, in Norddeutschland vorgedrungen. Vier Compagnieen Kaiserlicher zogen in Moringen ein, plünderten das Städtchen in wilder Wuth und bedienten sich der städtischen Urkunden zur Streu für ihre Pferde. Die calenbergischen Bauern aber griffen zu den Waffen und erschlugen wer vom katholischen Heere ihnen in die Hände fiel. Dem begegnete Tilly durch jene Grausamkeit, die sein ganzes Leben bezeichnete. Von den Bewohnern des Harzwaldes wurden ganze Geschwader kaiserlicher Reiter erschlagen, bis Tilly die Aufgestandenen durch einige Regimenter Fußvolk auseinander warf. Kaum hatte hierauf der König von Dänemark Hameln verlassen, als Tilly die Stadt mit neun Regimentern Fußvolk einschloß und zur Uebergabe aufforderte; der Rath schwankte; endlich entschied er sich zu einer Abstimmung der Bürgerschaft Mann für Mann; aus Furcht vor dem Feinde ließ er die Thore öffnen. Dann folgte Tilly dem dänischen Heer und belagerte vergeblich Nienburg, das durch den dänischen General Obentraut entsetzt wurde. Hierauf wandte sich der kaiserliche Feldherr gegen Calenberg, wohin ein Theil des umwohnenden Adels und Landvolks seine beste Habe geflüchtet hatte, nahm es ein, und warf sich dann bei Seelze, unweit Hannover, auf die vom Herzoge Friedrich von Altenburg befehligten dänischen Reiter. Ob auch General Obentraut zur Unterstützung des Ueberfallenen herbeieilte, die von Wunstorf erwarteten dänischen Fußknechte verfehlten den Weg und die kleine Schaar der Protestanten erlag den Kaiserlichen. Schwer verwundet wurde Friedrich von Altenburg auf der Brücke von Seelze von einem bayerischen Fähnrich erschossen; der gefangene Obentraut rang in dem Wagen Jakobs von Anhalt, wohin man den schwer Verwundeten gebracht hatte, mit dem Tode. „In tali prato hujusmodi rosae carpuntur" (Auf solchen Wiesen bricht man solche Rosen), waren seine letzten Worte, als er im Arm eines der ihn tröstenden Offiziere verschied. Die Leichen beider Heerführer führte Tilly nach Calenberg, und erst etwa vier Monate später wurden sie gegen den bei Eldagsen gefangenen kaiserlichen Obersten Bland ausgewewechselt. Zwei Compagnien Dänen nahmen die geliebten Todten in Empfang, die in einer von sechs Trauerpferden gezogenen Kutsche, begleitet von Pickenieren mit gesenkten Hellebarden, unter dem Klange gedämpfter Trommeln nach Hannover geführt wurden, wo Obentraut's Banner und Rüstung in der Marktkirche aufgehängt wurden. Schon am Tage nach dem Treffen bei Seelze sah man kaiserliche Reiter auf der Höhe des Berges von Linden halten. Von hier schickte Tilly, dessen Heer in einem Umkreise von drei Stunden sich gelagert hatte, einen Trompeter nach Hannover und ließ den Burgemeister herauskommen, um sich mit ihm wegen der einzunehmenden Besatzung zu besprechen. Die plötzliche Nähe des gefürchteten, gewaltigen kaiserlichen Feldherrn erfüllte die Bürger mit Schrecken, also daß viele von ihnen für gut hielten, des Tilly Anmuthen genauer zu vernehmen, und den Burgemeister Jacob Bünting zum Unterhandeln mit dem Feinde ermächtigten. Noch berieth sich dieser mit den ihm beigegebenen Rathsverwandten in dem am Holzmarkte gelegenen Hause des Otto Weccius, als Herzog Johann Ernst von Sachsen-Weimar, dänischer General, mit zwei Reitern in's Thor sprengte und zu etlichen Bürgern, die bei der vor dem genannten Hause haltenden Kutsche des Burgemeisters Bünting standen, freundlich und wehmüthig sprach: „ob sie lieber Tillysch oder königisch seyn wollten?" worauf die Männer erklärten, daß sie gut königisch seyen. Wie nun der Herzog vernahm, daß der Burgemeister sich im Hause des Weccius aufhalte, saß er eiligst ab, gab beim Brunnenpfahl (Soetpal) seinen Hengst einem der Gefährten zur Verwahrung, ging in's Haus, bat die Rathsherren, von ihrem Vorhaben abzustehen, und vertröstete sie mit der schleunigen Hülfe des Königs. Dann schwang er sich auf's Pferd und sprengte zum Steinthore hinaus. Da gaben die Abgeordneten der Stadt die Fahrt zum Tilly auf, da sie überdieß befürchten mußten, von den draußen liegenden dänischen Dragonern aufgefangen zu werden. Der große Bernhard von Weimar aber, welcher zugleich mit seinem Bruder Johann Ernst in die Stadt gekommen war, lehnte sich, während dieser auf dem Holzmarkte sprach, tiefbekümmert um den Tod von Obentraut und Friedrich von Altenburg, an die Brustwehr des Walles am Steinthore und blickte nachsinnend in die Ferne. Indessen hatte Tilly, als ihm Bescheid zu Theil wurde, am Abend des nämlichen Tages sein Heer nach Pattensen und Calenberg verlegt, jedoch nur, um einige Tage darauf seine drohende Stellung auf dem Lindener Berge wieder einzunehmen. Da ritt der dänische Oberstwachtmeister von Schlammersdorf noch ein Mal in die Stadt und bat um Gotteswillen, die Aufnahme einer dänischen Besatzung zu gestatten. Der Rath schwankte, in einer Angelegenheit von so hoher Wichtigkeit wollte er nicht allein die Verantwortlichkeit über sich nehmen. Demnach wurde die Gemeine berufen und um ihren Willen befragt, und als diese erklärte, lieber des Königs Leute um sich zu dulden, als sich den Kaiserlichen Preis zu geben, da befahl man sich in Gottes gnädigen Schutz und ließ drei dänische Fähnlein unter dem Herzoge Johann Ernst durch's Thor ziehen. Alsbald ließ dieser seine Feldstücke auf dem Steinwege aufpflanzen, um die Ihmenbrücke zu bestreichen, bis wohin die Kaiserlichen gedrängt waren, ließ Schanzen aufwerfen, den Ziegelhof, Gartenhäuser, Hecken und Bäume rings um die Stadt vernichten, und stellte sieben Fähnlein am schnellen Graben auf, weil die im Holze von Ridlingen lagernden Kaiserlichen dort den Uebergang versuchten. Durch diese Maßregeln veranlaßt, brach der gefürchtete Feldherr Maximilian's von seiner bei Hannover genommenen Stellung auf. Das war das erste Mal, daß Tilly die Stadt Hannover bedrängt hatte.

Welches Schicksal Hannover erwartete, falls es in die

Hände der Kaiserlichen fiele, zeigte bald darauf die Art und Weise, wie Tilly gegen Münden verfuhr. Nachdem die Kaiserlichen vor den Thoren dieser Stadt erschienen waren, wollte schon der Rath der an ihn ergangenen Aufforderung, sich zu ergeben, nachkommen, als der Oberstlieutenant Lauch, welcher im Dienste Christian's IV. mit vier Compagnien des Grafen Reinhard von Solms die Besatzung bildete, auf's Rathhaus kam und dem Burgemeister Christoph von Mengershausen erklärte, die ihm anvertraute Vertheidigung der Stadt unter keiner Bedingung aufgeben zu dürfen. Sonach begann das Beschießen aus zwölf groben Stücken; die Soldaten Tilly's sahen ihren ersten Angriff zurückgewiesen; mit der höchsten Erbitterung wiederholten sie den Sturm, bis es ihnen endlich am achten Tage gelang, Thürme und Wälle zu behaupten. Ein fürchterliches Blutbad bezeichnete ihr Vordringen durch die Gassen. Der Oberstlieutenant Lauch ließ sich, um die mit der Einnahme der Stadt verlorene Ehre nicht zu überleben, von einem seiner Diener erschießen.

Der Hauptmann v. Reden, welcher die Schloßschanze besetzt hielt, gab selbst nach der Einnahme der Stadt die Vertheidigung nicht auf; als der Feind die Schloßpforte erbrach, drang er mit seiner kleinen Mannschaft vor und suchte, indem er mehrere seiner Gegner mit der Partisane zu Boden schlug, einen Ausweg zu gewinnen; so stritt er rastlos, jeden angebotenen Pardon verschmähend, bis eine Kugel ihn zu Boden streckte.

„Der junge Lecker hätte können zum braven Kerl werden," so sprach Tilly, als er den Junker in der Blasienkirche beisetzen ließ.

Graf Fürstenberg, welcher neben Tilly zu Roß vor dem Thore hielt, ermunterte seine Soldaten, „die Ketzer und rebellischen Hunde" niederzuhauen. Nicht Weiber noch Kinder fanden Schonung. Von 2500 Soldaten und Bürgern, welche die Waffen getragen hatten, entrannen kaum 20 dem Tode.

Der größere Theil der Erschlagenen wurde durch 300 zu dem Behufe aus Allendorf und Witzenhausen aufgebotene Männer auf Befehl Tilly's in die Weser geworfen, deren Strom sich zwei Meilen weit von Blut röthete. Auf 300,000 Thaler berechnete man den Schaden des gemeinen Wesens.

Tilly hatte inzwischen Hannover nicht aus den Augen gelassen. Kurze Zeit nach dem Blutbade von Münden verlangte er, die Stadt Hannover solle eine Garnison von kaiserlichen Truppen aufnehmen und drohete mit allen Folgen des Krieges. Als man seiner Forderung nicht nachkam, schrieb er schärfer und beklagte sich sehr, daß man seinen Boten mit leerer Hand habe abziehen lassen. Da wurde die Schlacht bei Lutter am Barenberge geschlagen und dadurch ganz Norddeutschland für die Kaiserlichen gewonnen. Graf Gronsfeld erschien mit einem starken Haufen kaiserlicher Truppen vor Hannover und verlangte Uebergabe oder wenigstens Aufnahme einer Besatzung. Eine nicht geringe Bestürzung verbreitete sich in der Stadt, denn ein großer Theil des calenbergischen Adels hatte sich in die Mauern geflüchtet; seinem Beispiele war das Landvolk gefolgt; 5000 Wagen standen vor dem Steinthore und fanden in der überfüllten Stadt nicht mehr Raum; rings um die Wälle, von den Geschützen der Bürger gedeckt, hatten die Vertriebenen Zuflucht gefunden; man glaubte ein gewaltiges Lager mit der Wagenburg vor sich zu erblicken, in welchem Heerden von jeder Art eingepferchte waren.

Tagtäglich erwartete man aber im Lager der Kaiserlichen zu Ricklingen den gefürchteten Feldherrn des Kaisers, den schrecklichen Tilly, der sich von Neustadt am Rübenberg nach Wunstorf begeben hatte und die Anordnungen gegen die Stadt persönlich leiten wollte. In einer solchen bedrängten Lage befand sich Hannover zu der Zeit, in welcher unsere Erzählung begann.

* * *

„Möchtest Du nicht Burgemeisterin werden, Juditha?" fragte der Rathsherr Johannes Hennies sein einziges achtzehnjähriges Töchterlein, indem er sie lachend in die Wangen kniff.

— „Du scherzest, liebes Väterlein," entgegnete ihm das reizende Kind, ohne die Blicke von einem schwarzen Sammetkissen zu erheben, dessen Inhaber, eine häßliche, kleine Dogge, ihre ganze Zärtlichkeit in Anspruch zu nehmen schien, „warum nicht gar Königin? O ja, Königin der Herzen, das ließe ich mir schon gefallen."

„Königin der Herzen, mein Kind? Dieß Reich ist schon Dein," erwiderte der Rathsherr in einem scherzenden Tone, der zuweilen der Tochter gegenüber seinem gewöhnlichen Ernste Platz machte. „Und weiter geht Dein Ehrgeiz nicht?" warf er nach einer Pause hin.

— „Nein! Warum sollte ich ihn auch weiter ausdehnen? Empfange ich ja doch jetzt schon die Huldigungen so Vieler."

„O, ich weiß wohl, meine Tochter, daß man Dir huldigt; aber ich weiß auch, daß Du zu klug bist, um diese Huldigungen zu bemerken."

— „Ja wahrlich," antwortete Juditha, „mich interessiren ihre Schmeicheleien, ihr Lob wenig; nur Einer ist in der Welt, der mich dadurch glücklich machte."

Die Stirn des Rathsherrn furchte sich tief.

„Wer ist das, Juditha?" fragte er. Das Mädchen erröthete und blickte halb verstohlen zu dem Vater auf, indem sie den Hund mit Liebkosungen überhäufte.

Der Rathsherr sah sie scharf an und wiederholte seine Frage nur lauter und ernster. „Wer ist Derjenige, auf den Du Deine Blicke geworfen hast?"

„Wer könnte es anders seyn, als mein Vetter, Albert Hennies," entgegnete ihm schüchtern die Tochter.

— „Ich hoffe, Juditha, Du bist nicht so kühn gewesen, diesem jungen Menschen Hoffnung zu machen?"

„Jung nennst Du ihn, mein Vater?" antwortete ihm eifrig das Mädchen; „ist er nicht schon zwanzig Jahre alt? Er ist mein ältester Freund, ich bin mit ihm erzogen, und ich liebe ihn so lange, daß ich nicht den Anfang meiner Liebe weiß."

— „Thörin!" zürnte der Vater, „Du bist bei seiner Mutter mit ihm erzogen, Du liebst ihn wie einen Bruder."

„Nein, durchaus nicht," meinte naiv die Tochter, „ich würde sehr unglücklich seyn, wenn Albert mein Bruder wäre."

— „Und doch kann und darf er Dir nicht mehr seyn," sprach streng Herr Hennies, „er ist arm, und Alles was er besitzt, ist seine jugendliche Kraft und meine Güte."

„Die unendlich ist, mein guter Vater," unterbrach ihn schmeichelnd Juditha; „Albert ist gut und brav, wozu braucht er Reichthum, wenn wir ihn haben?"

— „Du mußst ihn vergessen, meine Tochter," sagte der Rathsherr, indem er seine Hand auf Juditha's lockiges Haupt legte, während diese immer noch zu seinen Füßen kniete.

„Mein Vater, scherzte das Mädchen, „ich werde es nicht einmal versuchen, denn ich wüßte wirklich nicht, wie ich es anfangen soll, und dann liebst Du ihn ja auch zärtlich."

— „Aber nicht genug, um ihm meinen Namen zu geben, und ihn zu meinem Erben zu machen," brummte der Alte.

„Und wenn ich stürbe, mein Vater, wer wäre dann Dein Erbe?" fragte das Mädchen.

Der Rathsherr blickte ernst in das junge, rosige Gesicht seiner Tochter; die Trauer, die ihn bei dem Gedanken an den Tod seines einzigen Kindes ergriffen hatte, verschwand, und er sagte sanft: „Es handelt sich nicht um das Leben, meine Tochter; ich denke ja nur daran, Dich zu verheirathen."

„Und Du wirst mich und Albert zu den glücklichsten Menschen machen," erwiderte Juditha, deren schwarze Augen in Freudenthränen erglänzten.

— „Meine arme Tochter," sprach gütig aber fest der Rathsherr, „ich habe Dich zu sehr verwöhnt; ich habe Dir zu viel Freiheit gegeben, alle Deine Wünsche erfüllt, und nun verlangst Du das Unmögliche von mir? Sey vernünftig, der Gemahl, den ich dir bestimmt habe, ist einer der Ersten in unserer Stadt, dazu von ansehnlicher Körpergestalt und in den besten Jahren. Seine erste Hausehre ist jetzt seit einem Jahre todt, und gar manche Jungfrau schaut nach dem stattlichen Wittwer aus, dessen erste Ehe nicht mit Kindern gesegnet worden. Sprich selbst, was hast Du gegen den Burgemeister Heinrich Düsterhöp einzuwenden?"

„Nichts, Vater," antwortete die Jungfrau, „als daß ich nicht seine Frau werden will."

— „Kindische Narrheiten," brummte Herr Hennies, „die sich schon geben werden. Ich bringe heute Abend den Burgemeister zum Essen mit. Empfange ihn gut, außergewöhnlich gut, denn es ist einmal fest bestimmt, daß er Dein zukünftiger Gemahl wird!"

Mit diesen Worten verließ der Rathsherr rasch das Zimmer.

„Ich will ihn nicht!" rief Juditha, indem sie ihrem Vater nachlief. „Ich will ihn nicht! Wenn ich Albert nicht heirathen soll, sterbe ich als Jungfrau!"

— „Meine Treue soll Dich belohnen, Juditha," rief Albert Hennies, indem er hinter den Vorhängen hervorkam, die ihm seit einer Viertelstunde zum Zufluchtsort gedient hatten. Es ist wohl süß zu horchen, wenn ein Anwalt so geschickt eine hoffnungslose Sache vertheidigt, wie Du die meine."

„Hoffnungslos?" fragte das Mädchen verwundert, „ich dächte nicht! Die Schlacht ist halb gewonnen. Der Zorn meines Vaters ist wie ein Regenschauer im Frühling, ein Sonnenstrahl und er verdunstet. Kennst Du Deinen Oheim so wenig? Ich bitte Dich, seufze nicht; kreuze nicht die Arme, noch blicke so feierlich zum Himmel auf, denn ich habe nicht Lust, mich zu grämen; ich will toben, lachen, tanzen, ich will mich freuen auf unsern Hochzeitstag! Möge der Himmel nur geben, daß die Kriegsfurie ihre Hand von unserer Stadt abzieht, und Tilly mit seinen Schaaren uns nicht noch länger drängt und ängstigt."

— „Deine Hoffnung verführt Dich, Juditha; ich kenne Deinen Vater besser als Du. O meine Geliebte!" fuhr der Jüngling fort, indem er halb erschrocken ihre Schönheit prüfte, „Du wirst nicht den Muth haben, das glänzende Loos auszuschlagen, das man Dir für mein treues Herz bietet."

Juditha blickte ihm fest in die Augen, und die ihrigen füllten sich mit Thränen; aber sie konnte nicht lange bei einem traurigen Gedanken bleiben, und um ihren Gram zu vertreiben, erzwang sie ein kleines Zürnen und sagte in einem gereizten Tone: „Du hältst mich nicht fähig, treu zu lieben, und doch hast Du eben erst eine Probe meiner unverdienten Güte erlauscht?"

„Verzeihe, Geliebte, und trockne Deine Thränen," sprach mit Wärme der Jüngling, „wer könnte solcher Beredtsamkeit widerstehen?"

— „Warum machst Du mich weinen?" klagte Juditha, die schon wieder durch die Thränen lächelte; „wolltest Du mir die Thränen von den Augen küssen, oder bist Du wirklich eifersüchtig auf den mir aufgedrungenen Liebhaber?"

„Das wolle Gott nicht, daß ich an Deiner Liebe zweifle," rief heftig der Jüngling aus, „zürnst Du mir, Geliebte?"

— „Du verdienst es wohl, weil Du mich mit Deinem Verdachte beleidigst, aber mein Herz ist Dein und ich verzeihe Dir dieses Mal noch," sprach die Jungfrau, indem sie ihr Haupt an seine Brust legte und glücklich lächelnd zu ihm aufschaute.

„Du liebst mich also wirklich wahrhaft?" fragte der Jüngling.

— „Hab' ich Dir's nicht tausendmal gesagt, Undankbarer?" entgegnete ihm schmollend das Mädchen; „aber weil mein Vater seine Zustimmung nicht geben will, müssen wir's doch abwarten."

„Und wenn er sie nie gibt?" warf der Jüngling ein.

— „Nie? Wie ist das zu fürchten?"

„Ich fürchte es, Juditha."

— „Dann müßte Alles bleiben, wie es ist. Das Glück vermehrt sich nicht durch Ungehorsam."

„So denke ich auch — und Du wirst glücklich seyn?"

— „Welche Frage! Ich sehe Dich alle Tage und was fehlt uns dann?"

Albert blickte sie träumend an, ohne zu antworten. Nach einer Weile sagte er seufzend: „Ich finde Dich sehr verständig!"

„Ja, ich will ein Vaterherz nicht brechen."

— „Nein, aber das meine."

„Albert, wenn ich nicht Deine Frau mit der Zustimmung meines Vaters werde, so soll kein Anderer mich zum Altare führen! Das ist Alles, was ich Dir versprechen kann."

Das Gesicht des jungen Mannes hatte sich zusehends verfinstert. Juditha versuchte ernst zu bleiben; aber zwei kleine Grübchen, die ihren Mund so reizend machten, verbannten bald den Ernst von ihren lieblichen Zügen, indem sie deutlich zeigten, daß sie im Herzen froh und vergnügt war. Albert war anders gestimmt; er betrachtete in seiner Eifersucht Juditha wie einen Schatz, der durch zwei Ungeheuer bewacht wurde, die wohl geeignet waren, jede Hoffnung zu ersticken: Ehrgeiz und Habsucht. Juditha dagegen sah froh in die Zukunft; sie vertrauete der Liebe, und das ungestüme Wesen Albert's, dessen Augen Flammen schossen, ohne daß er sich ferner zu beklagen wagte, machte

ihr eher Vergnügen als Kummer. Der Jüngling, unfähig seine Zweifel zu ersticken, oder auch nur seinen Schmerz zu zähmen, rief nach einer Weile voll Leidenschaft aus: „Wohl, es sey! Ich will Deinem Vater nicht meine Schuld dadurch bezahlen, daß ich ihm die Tochter entreiße! Lebe wohl, Juditha! Du siehst mich nicht wieder. Ich gehe mit unsern Söldnern den Kaiserlichen entgegen, die unter Tilly die Stadt bedrohen; möge der gütige Gott mir eine Kugel senden, die ein Herz zerreißt, das ihr entgegen jauchzt, weil es zu sehr geliebt."

Seine Stimme zitterte bei den letzten Worten; Juditha stieß einen Schrei aus und Thränen entstürzten ihren Augen; aber einen Augenblick nachher lag Albert zu ihren Füßen und flehte um ihre Verzeihung. Als sie auseinander gingen, war ihre Liebe nur noch inniger geworden. Die Gegenwart ließ sie die Befürchtungen vergessen, zu denen die Zukunft sie berechtigte. —

Obgleich Juditha muthig in die Ferne schaute, gab es doch Stunden, wo sie fürchtete, daß die Wünsche des Kindes an dem festen Willen des Vaters scheitern könnten. Ihre Macht über den Vater war groß, aber sie war nicht ohne Grenzen; genug, daß sie unumschränkt im Hause herrschte, aber viel weiter erstreckte sie sich nicht. Ein Lieblingsplan des alten Rathsherrn war es schon seit längerer Zeit, die einzige Tochter mit dem reichen Heinrich Düsterhöp zu verheirathen, denn dieser, der zweite Burgemeister der Stadt Hannover, war ein gar mächtiger und angesehener Mann; daß er erst vor einem Jahre seine Frau zu Grabe getragen, und daß man über deren Todesart sich heimlich mancherlei Vermuthungen zuraunte, kümmerte den alten Hennies wenig.

„Meine Tochter wird ihn schon zu behandeln wissen," meinte er lächelnd, wenn ihm dergleichen Gerüchte zu Ohren kamen; „auch darf man nicht Alles glauben, was die böse Welt spricht, selbst die ersten Häupter der Stadt bleiben nicht von der Verläumdung unangefochten."

Juditha dagegen verabscheuete den ihr bestimmten Bräutigam um so mehr aus vollem Herzen, als sie schon seit ihrer Jugendzeit mit ganzer Seele an dem Gespielen ihrer Kindheit, ihrem Vetter Albert Hennies hing. Deshalb behandelte sie auch den Burgemeister mit einer Gleichgültigkeit und Kälte, die einen Andern von jeder Werbung zurückgeschreckt hätte, allein Jener, sich stützend auf die Gunst des Vaters, erwartete mit Zuversicht, daß die Zukunft seine Wünsche mit glücklichem Erfolge krönen werde.

Auch an dem heutigen Abend hatte er sich bei dem alten Hennies zur Tafel eingeladen, um seine schon so oft zurückgewiesene Bewerbung fortzusetzen. Juditha empfing ihn mit eisiger Kälte, und nur der Zwang, den ihr die Gegenwart des Vaters auferlegte, konnte sie abhalten, sich unter einem passenden Vorwande zu entfernen. Der Burgemeister, der seine freundliche Zuvorkommenheit von der Jungfrau zurückgewiesen sah, und der vergebens es versuchte, Juditha in ein Gespräch zu verwickeln, lenkte die Rede auf die Greuel, die von den Kaiserlichen unter Tilly in der Umgegend verübt worden.

„Habt Ihr das junge Mädchen gesehen?" fragte er den Rathsherrn, „das gestern von einem Bürger aus Nienburg hierher geführt worden? Gar Schreckliches ist dem armen Mädchen in jener Stadt begegnet. Der Nienburger, der selbst Zeuge von der Begebenheit gewesen ist; hat darüber Folgendes auf dem Rathhause berichtet: „Der Vater Anna's, das ist des Mädchens Name," so erzählte der Bürger, „zog im vergangenen Jahre, der Plackereien der Katholischen in Paderborn müde, nach Nienburg, kaufte sich ein hübsches Haus, nicht fern von dem meinigen, und lebte in häuslicher Ruhe. Die Jungfrau, jetzt mag sie wohl achtzehn Jahre alt seyn, zog Aller Augen auf sich, blühend war sie wie ein Mairöschen, und frisch und lebensfroh. Manch junger Mann lugte nach ihr, doch Keiner gefiel ihr, als der Sohn eines reichen Brauherrn. Es war auch ein stattlicher Bursche. Da rückten die Kaiserlichen vor die Stadt und berannten sie. Als die Sturmglocken läuteten, läuft der junge Mann auch mit Wehr und Waffen nach dem Thore, wo der meiste Lärm war, doch nach Kurzem wankte er die Straße herab und ging blutend in das Haus seiner Anna. Eine Kugel hatte ihn getroffen und er wollte gewiß in den Armen seiner Geliebten sterben.

Sie mögen wohl dort zu viel Sorge für den jungen Mann gehabt und nicht auf eigene Rettung gedacht haben, denn der Feind, als er eindringt, findet Vater, Mutter, Tochter und einen achtjährigen Sohn um den Sterbenden knieen. Sie stürzen herein, das schöne Mädchen blitzt ihnen zuerst in's Auge, der Eine umfaßt sie, da drückt der Verwundete seine Büchse los und der Gottlose sinkt todt nieder. Nun ist die Furie los; der junge Mann wird niedergehauen, den Knaben durchbohrt eine Hellebarde. Vater und Mutter schwimmen in ihrem Blute. Anna, zu dem Schrecklichsten aufgespart, wird gebunden und bei dem Sterbenden zurückgelassen. Da kommt ein mitleidiger Offizier zufällig hinzu, befreit sie und läßt sie vor das Thor geleiten. Jetzt ist sie eltern- und hülflos in Hannover, und wir wissen kaum, wo wir ihr ein Unterkommen verschaffen sollen."

„Bringt sie zu mir," rief hastig Juditha aus, die mit steigernder Aufregung der Erzählung zugehört hatte, „hier in diesem Hause soll die Arme ein Asyl finden."

— „Warum nicht gar, liebes Kind," unterbrach sie der Rathsherr hastig; „wir werden doch nicht etwa aus meinem Hause ein Spital oder Waisenhaus machen wollen. Bei den jetzigen Zeitläuften gibt es gar manch' eltern- und heimathsloses Weibsbild; da ist es Sache des Gemeinwesens, für die Verlassenen zu sorgen."

„Sprich nicht also, mein Väterchen," bat Juditha; „die Pflicht eines jeden Menschenfreundes ist es, sich der Verwaisten und Hülflosen anzunehmen. Sollen wir warten, bis die Behörden, die in der jetzigen Zeit so unendlich viel zu sorgen haben, sich des armen Mädchens erbarmen? Bis dahin kann ein schwaches Frauenzimmer zur Verzweiflung getrieben, dem entsetzlichsten Elende zum Opfer fallen. — Nein, Vater, dieses Mal mußt Du mir zu Willen seyn. Nicht wahr, wir nehmen das arme Kind zu uns? Vor einigen Tagen hat meine Gürtelmagd den Dienst verlassen, das wäre so eine Stelle für die Unglückliche."

— „Nun denn, Schmeichlerin," sprach nachgebend der alte Hennies, „Dein Wunsch soll erfüllt werden, vorausgesetzt, daß der Herr Burgemeister die Gewährung desselben billigt."

„Ei, warum nicht, geehrter Freund und Rathsverwandter," entgegnete ihm mit widriger Freundlichkeit der Burgemeister; „es freut mich, daß Eure liebwerthe Tochter sich so warm der armen

Dirne annimmt. Ich werde sogleich dafür sorgen, daß man das Mädchen hierher geleite."

Mit diesen Worten erhob sich Herr Düsterhöp, reichte der Jungfrau die Hand und flüsterte ihr leise zu: „Nicht wahr, Ihr werdet Euch dafür dankbar erweisen, schöne Juditha?" Dann verließ er rasch das Zimmer, während sich Juditha unwillig zur Seite wandte.

* * *

Seinem Versprechen gemäß ließ der Burgemeister Düsterhöp noch an demselben Abend die arme, verlassene Anna in das Haus des Rathsherrn Hennies führen. Juditha empfing das unglückliche Mädchen mit warmer Herzlichkeit und suchte sie durch Worte des Trostes in ihrem Unglücke aufzurichten. Je länger sie die Arme betrachtete, um so mehr fühlte sie sich zu ihr hingezogen. Anna gehörte aber auch zu denjenigen Frauen, deren äußere Erscheinung schon unwillkürlich für sie einnimmt. Nie hatte die Natur mit schönerem Ebenmaße einen Körper geformt, nie eine Knospe sich lieblicher entfaltet. Unter langen Wimpern strahlte das dunkle, seelenvolle Auge, das braune Haar fiel voll und geringelt herab, das Gesicht war schön, aber Todtenbläße deckte es. Man hätte bei ihrem Anblick glauben können, sie sey dem Grabe entstiegen. „Seyd jetzt ohne Sorgen, liebe Anna," tröstete sie Juditha, „Ihr habt hier einen Zufluchtsort gefunden, der Euch gegen die rauhen Stürme der bewegten Zeit schützen wird. Wohl kann ich Euch das nicht wieder ersetzen, was Euch ein grausames Geschick entriß, allein das Herz einer Schwester kann ich Euch bieten, das Theil nehmen wird an Allem, was Euch berührt."

Das Mädchen, noch lilienbleich, wollte freundlich dankend lächeln, aber der Schmerz betrog sie um dieses Lächeln und umzog ihren Mund.

„Wie danke ich Euch," sagte sie mit leiser Stimme, „für Eure innige Theilnahme! Ach ich bin unglücklich, unaussprechlich unglücklich, stehe ganz allein und habe keinen Menschen mehr, den ich mein nennen kann. Wie es geschah, daß ich eine Waise geworden, darüber laßt mich schweigen," fuhr sie zitternd fort, „noch einmal könnten die Schreckensbilder mich verstummen lassen und mir die Sinneskraft rauben."

„Ich kenne Euer schreckliches Schicksal," sprach, sie beruhigend, die Tochter des Rathsherrn, „und will keineswegs die Erinnerung an dasselbe in Euch wach rufen; allein ich hoffe, Ihr werdet doch noch keinen entscheidenden Plan für die Zukunft gefaßt haben?"

— „Ich habe an die Zukunft nicht gedacht," erwiderte Anna kalt; „was hinter mir liegt ist der Tod; nach dem, was vor mir liegt, hab' ich noch nicht geschauet."

„So wißt Ihr auch wohl nicht, daß der Würgengel, dessen furchtbare Hand Eure friedliche Vaterstadt so schrecklich heimsucht, auch jetzt Hannover bedroht?"

— „Was kümmert das mich? Wo ich bin, stehe ich in Gottes Hand; er nimmt mich sicher auf in seinen Himmel, und wenn ich auch freiwillig meine Wallfahrt antrete."

„Ihr habt hohen Muth, Anna."

— „Ach nein, den hab' ich nicht. Donnerte in Nienburg das Geschütz vom Walle, so bebt' ich; sah ich einen Verwundeten, so weint' ich; ich war ein schwaches, furchtsames Mädchen. Aber das Unglück ist ein furchtbarer Lehrer; das was ich gesehen" — Sie hielt plötzlich inne und sah starr vor sich nieder.

„Und doch habt Ihr das Entsetzliche überstanden, Ihr unterlagt nicht dem Unglücke, das über Euch hereinbrach."

— „Ich glaubte die Wallfahrt anzutreten, die mich wieder zu den Meinen führte. Seht dieses scharfe Messer" — sie zog es mit der silbernen Scheide aus ihrem Busen — „es hätte mich vor Entehrung geschützt und dann ruhte ich schon jetzt in den Armen meiner Mutter. Gott beschloß es anders!" — Sie verbarg das Messer wieder und begann heftig zu zittern und hielt sich am Sessel fest.

„Wollt' Ihr nichts genießen?" fragte Juditha mitleidig. „Kommt, folgt mir zu dem Kämmerlein, das ich für Euch habe herrichten lassen! ich glaube Alleinseyn thut Euch noth."

Mit diesen Worten führte sie die Zitternde, die ihr willenlos folgte, in das für sie bestimmte Zimmer.

Während nun die arme Verlassene sich in ihrer neuen Heimath einzurichten suchte, beschäftigte sich Juditha an den folgenden Tagen damit, ihren Geliebten Albert, den sie anbetete, zu plagen, um den Haß und den Aerger loszuwerden, den sie für den ihr so verhaßten Burgemeister Düsterhöp bestimmt hatte. Endlich ermannte sich Albert, der stolzer als Juditha war, da er ärmer war, und ging, weil er nicht länger Lust hatte, der Spielball der Geliebten zu seyn. Er gewann es über sich, das Haus zu meiden, er ließ der Geliebten glauben, ja er glaubte es vielleicht selbst, daß er sie den Bewerbungen seines reichen Nebenbuhlers Preis gäbe. Bei seinen kurzen Besuchen, die er von Zeit zu Zeit machte, wurde er eben nicht all zu freundlich von seinem Oheim empfangen, obgleich er sich nie der Geliebten näherte. Juditha zeigte sich dagegen verwirrt und träumend, denn sie wußte nicht, was sie von dem Betragen Desjenigen denken sollte, dem sie ihr ganzes Herz geschenkt hatte.

* * *

Inzwischen hatten sich die Kriegsverhältnisse in Norddeutschland immer drohender gestaltet. Die Schlacht bei Lutter am Barenberge war geschlagen und dadurch ganz Niedersachsen in die Hände der Kaiserlichen gefallen. Trotzdem weigerte sich der dänische Commandant Volkmann, die Stadt zu räumen, obgleich der Rath mit aller Entschiedenheit darauf drang, um nicht den Zorn des gewaltigen und allgefürchteten Tilly's auf sich zu ziehen. Hierauf sprach der städtische Hauptmann Kunst zu dem dänischen Commandanten: „Wohlan, wollt Ihr nicht weichen, so müssen wir darum fechten; so sollen des Raths Söldner (es waren ihrer 600) auf den Markt kommen und stellt die Euren dagegen, und wollen wir sehen, wer den Platz behauptet."

Da zog der Volkmann aus dem Leinthore, wurde vom Grafen Gallas bei Linden empfangen und zog unter dessen Geleite nach Nienburg.

Während dieser Zeit hatte Herzog Georg von Braunschweig, der bis jetzt im Bunde mit Tilly gewesen war, sich der protestantischen Partei angeschlossen. Man beschuldige den edlen Mann keines Wankelmuthes. Sein ganzes Leben bezeichnet das einzige Streben, seine fürstliche Unabhängigkeit zu sichern und dem Untergange eines Theiles seines Erbes vorzubeugen. Schon hatte Tilly in mehreren calenbergischen Aemtern die Huldigung

für den Kaiser entgegengenommen und wahrlich, das Gefühl der Ehre, der Liebe zu seinem Stammhause, der Sorge um seine Kinder, hätten in dem Herzoge erloschen seyn müssen, wenn er unter diesen Umständen nicht mit der ganzen Kraft seines Geistes auf Rettung gesonnen hätte! Tilly aber entbrannte gegen die hannoverschen Lande in ungemessenen Zorn und ließ sie die ganze Schwere seiner Rache fühlen. Dransfeld wurde besetzt, die Bürgerschaft entwaffnet und ihrer Doppelhaken beraubt. Es folgte Plünderung; Männer und Frauen flohen nach Göttingen, sechs Monate lang war die Stadt wie ausgestorben, und als die Bewohner endlich zurückkehrten, mußten sie das Eisen aus ihren Häusern brechen, um es in Cassel gegen Brod zu vertauschen. Nicht geringer war die Noth in den benachbarten Städten. Einem im Gefolge Tilly's befindlichen Mönche wurde die artige Bibliothek in der Sacristei der Johanniskirche zu Göttingen überwiesen, und mit dem Mönche wanderten die Bücherschätze irgend einem katholischen Stifte zu. Hildesheim mußte sich zu einer Brandschatzung von 150,000 Thalern bequemen. Als das Aufbringen dieser Summe unmöglich fiel, ließen die Kaiserlichen einundzwanzig der angesehensten Bürger verhaften, und erklärten, daß sie sechs der Herren hängen lassen würden, falls nicht bis zum Abend die bedungene Zahlung geleistet sey. Wiewohl nun der Bürgerschaft bei Leibesstrafe angedeutet wurde, Gold und Silber, Leinen und Tuch, Zinn und Korn, Kupfer und Speck nach dem Rathhause zu bringen, konnte man doch der geschehenen Forderung nicht entsprechen. Ließen nun auch die Kaiserlichen weder die obige Drohung, noch daß sie die säumigen Zahler durch Abschneiden der Nasen und Ohren strafen würden, in Erfüllung gehen, so blieb doch der auf der Bürgerschaft lastende Druck um so unerträglicher, als Domkapitel und Jesuiten mit neuen Ansprüchen wegen des durch den protestantischen Rath erlittenen Schadens hervortraten.

Auch gegen die Stadt Hannover wandte sich Tilly mit seinen Schaaren, und während er selbst noch in Wunstorf weilte, hatte Graf Gronsfeld mit einer ansehnlichen Macht, aus Fußvolk und Reiterei bestehend, sich bei Linden und Rücklingen gelagert.

In diesem Lager herrschte ein gar wild-lustiges Leben. Reiter und Fußvolk, Kroaten und Wallonen sah man hier im fröhlichen Vereine; man hätte glauben sollen, unter Menschen zu seyn, denen das Leben stets nur gelächelt, nicht unter solchen zu wandeln, die dem Tode so nahe ständen. Dieß Wogen und Treiben gewährte einen gar sonderlichen Anblick. Hier zog sich eine lange Reihe Zelte von mancherlei Formen, je nachdem sie hier oder dort erbeutet, oder aus München und Wien zu dem Heere gesendet waren, über die Felder dahin; dort hatten die Soldaten mit thätiger Hand Hütten gebaut, unter welchen sie geschützter ruhten, als unter den leinenen Häusern. Die Zelte und Hütten der Hauptleute und Obersten ragten, Schlössern gleich, unter den niedern empor, am größten aber waren die Hütten der Marketender. Jeder Soldat hatte hier mit Freuden thätig Hand angelegt, jeder war der daselbst hausenden Kriegsmutter mehr oder minder verbunden; es war der gemeinschaftliche Palast der Regimenter oder Compagnien, welchen nach Kräften auszuschmücken ein Jeder für Pflicht hielt. So viel deren auch waren, reichten sie doch kaum hin, die Menge der Soldaten zu fassen, welche hier zusammengeströmt waren, die erbeuteten Reichthümer zu verprassen oder sie in leichtfertigem Glücksspiele zu wagen. Auf den großen Plätzen vor den Hütten der Marketender hatte sich Alles gruppirt. Hier rollte der Würfel, um das geraubte Geld, durch Fleiß und Betriebsamkeit sauer erworben, von Hand zu Hand zu schleudern, wie es der launischen Fortuna gefiel. Freudig jauchzte der Glückliche, während der Andere bettelarm in sein Zelt zurückschlich, nichts übrig behaltend als den Fluch. — Musik ertönte von allen Seiten; lustige Dirnen fanden sich, die Beute mit den Kriegsleuten zu theilen, in Menge ein und rauschten mit den halb trunkenen, bärtigen Kriegern in wildem Tanze dahin. Oft auch unterbrach die Reihen dieser Mänaden eine Unglückliche aus einer jüngst eingeäscherten Stadt, die an dem Arme ihres Räubers mit gebrochenem Herzen dem wilden Leben sich hingeben und tanzen mußte. Ihr Herz blutete; der Tod wäre ihr willkommen gewesen, den sich zu geben der Muth ihr gefehlt hatte. — Dort saßen wilde Zecher, die beim gefüllten Becher mit Wahrheit und Lüge sich in den Greueln überboten, welche sie bei der Plünderung eroberter Städte verübt. Sah' und hörte man die Greuel, hätte man nicht glauben sollen, in einem Feldlager der Christen zu seyn.

* * *

Tilly, der Generalissimus des kaiserlichen Heeres, war bis jetzt noch nicht im Lager vor Hannover anwesend, sondern hielt sich mit den Ersten seiner Hauptleute in Wunstorf auf, woselbst er sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Von hier aus sandte er den Obersten Lerchenfeld als kaiserlichen Commissarius an den Rath der Stadt Hannover mit der Forderung, die Stadt zu übergeben und kaiserliche Besatzung einzunehmen; dem General Gronsfeld aber ließ er den Befehl zugehen, bis auf Weiteres nichts Ernstliches gegen die Stadt zu unternehmen. War es, daß er erst das Resultat der Verhandlungen seines Abgesandten mit dem Rathe Hannovers abzuwarten beabsichtigte, oder wollte er sich selbst die Eroberung der Ketzerstadt vorbehalten; dieser Befehl gab dem bedrängten Hannover Zeit, Alles zu seiner Rettung anzuwenden.

Sobald der Oberst Lerchenfeld, nur von einem Offizier begleitet, Einlaß in die Stadt erhalten hatte, versammelten sich die ehrwürdigen Väter der Stadt auf dem Rathhause im großen Rathssaale, um die Botschaft zu vernehmen, die ihnen der Oberst im Namen Tilly's mittheilen werde, und mit einander zu berathen, was in dieser harten Bedrängniß zu thun sey. Bünting, der älteste Burgemeister, zog den Hof-Commissär Hoffschläger, einen Mann, der mit Tilly persönlich bekannt war, und den man eigens zu dieser Conferenz eingeladen hatte, auf die Seite und sagte:

„Um Gott, lieber Herr, macht Euren Einfluß auf den kaiserlichen Abgeordneten geltend, und bedenkt genau den Stand der Dinge und die Lage, worin wir uns befinden. Der hohe Rath der Stadt erklärt Euch bei der Unverletzlichkeit seiner Würde, daß er gern zur Erlegung einer mäßigen Contribution bereit ist, allein eine Uebergabe der Stadt an die Kaiserlichen würde der Untergang Hannovers seyn, denn es ist bekannt, wie die feindliche Soldateska in den protestantischen Städten zu hausen pflegt. Göttingen, Münden, Dransfeld, Hildesheim und viele andere

Städte unseres Landes sind davon ein beredtes Exempel. Außerdem ist ja unsere Stadt erst vor Kurzem an den Folgen der greulichen Pest fast erlegen."

— „Ich will thun, was in meinen Kräften steht," entgegnete ihm der Hof-Commissär, „allein ich fürchte, es wird unnütz seyn. Ihr wißt, Tilly ist kein Mann von vielen Worten, aber wenn er einmal gesprochen hat, so ist es unwiderruflich, wie das Wort seines Kaisers. Doch hört erst selbst, was er uns durch seinen Abgeordneten entbieten läßt."

Auf einen Wink des Burgemeisters wurde der kaiserliche Oberst durch den Stadthauptmann in die Rathsversammlung geführt. Oberst Lerchenfeld, der General-Commissär des Tilly'schen Heeres, war einer der vielen kaiserlichen Offiziere, die der Krieg aus dem Nichts hervorgezogen hatte. Weniger sich durch die Ungestümheit eines persönlichen Muthes auszeichnend, noch als Anführer eines Corps Großes leistend, verstand er es meisterhaft, bei den Unterhandlungen mit dem Feinde die größtmöglichsten Zugeständnisse für seine Partei zu erlangen. Daß er dabei seinen eigenen Vortheil nicht aus dem Auge zu lassen pflegte, war ein Vorwurf, der zwar von vielen Seiten gegen ihn erhoben wurde, der aber den kaiserlichen Feldherrn durchaus nicht abhielt, sich seiner bei jeder passenden Gelegenheit zu bedienen. In der That war auch keiner zum Unterhändler geeigneter, als Lerchenfeld. Dem listig Beobachtenden entging nichts, und die kalte, abgeschlossene Ruhe, die ernste Zurückgezogenheit, hielt den thätigen Geist nicht ab, immer den verschiedenen Schlangenwindungen zu folgen, durch die in der Regel endlich das vorgesteckte Ziel erreicht wurde.

Mit kurzen, dürren Worten theilte er dem Rathe von Hannover die Willensmeinung des kaiserlichen Feldherrn mit. Sein General, so erklärte er, verlange entschieden die Aufnahme einer kaiserlichen Besatzung, welche aus drei Fähnlein bestehen solle. Werde diese höchst gelinde Forderung Tilly's nicht zugestanden, so habe sich Rath und Bürgerschaft selbst die Folgen, die daraus entspringen würden, zuzuschreiben. „Hütet euch," schloß er seine Rede, „daß ihr einen Feind nicht reizt, der euch zehn-, ja mehrfach überlegen ist. Ein Blick auf die rauchenden Trümmer Magdeburgs mag euch lehren, wohin Hartnäckigkeit und Widerspenstigkeit führen. Wollt ihr vielleicht auch auf euren Dächern den rothen Hahn sehen?"

„Wenn Ihr bedenkt," nahm einer der ältesten Rathsherrn das Wort, „was unsere gute Stadt erduldet hat und noch täglich erdulden muß, so werdet Ihr von Eurer Forderung abstehen."

„Das werde ich nicht!" entgegnete jener mit scharfer Stimme. „Glaubt ihr, mein Feldherr werde umsonst in euren morastischen Dörfern gehaust und sich über Euren Ketzerglauben geärgert haben. Darum erklärt euch binnen vierundzwanzig Stunden, ob ihr meine Forderung zu erfüllen geneigt seyd, oder ihr sollt erfahren, was Kriegsrecht ist. Längere Bedenkzeit kann ich euch nicht verwilligen, denn morgen um diese Stunde erscheint der Generalissimus selbst vor dieser Stadt, und dann wehe euch und ihr, wenn er seinen Willen nicht erfüllt sieht!"

An diesem kurzen Entscheid hielt der Oberst unerbittlich fest, obgleich der Rath durch alle möglichen Gründe ihn umzustimmen suchte. Uebergabe der Stadt oder Berennung derselben, war die einzige Alternative, die er den bedrängten Vätern der Stadt stellte, und es hatte gar wenig den Anschein, als ob er davon abzuweichen geneigt sey.

Der Hof-Commissär Hoffschläger, der bis jetzt ein stummer Zeuge der ganzen Verhandlung gewesen war, nahm hierauf das Wort und bat den Rath, die Sache nochmals in reifliche Erwägung zu ziehen; vielleicht lasse sich dann noch irgend ein Ausweg finden, bis dahin ersuche er den Herrn Obersten, sich zu gedulden.

„Nur bis morgen kann ich euch Zeit geben," sprach Lerchenfeld, „nicht länger; daher bedenkt wohl, was ihr thun wollt. Bis dahin gehabt euch wohl, ihr Herren!"

Nach diesen Worten verließ der kaiserliche Oberst in Begleitung des Hofcommissärs Hoffschläger, und geführt von dem Rathsherrn Hennies, den Saal. Der Rath hatte nemlich bestimmt, daß der Beauftragte Tilly's seine Wohnung im Hause des reichen Rathsherrn nehmen sollte. Herr Hennies hatte die Prunkgemächer seines Hauses zur Empfangnahme des unwillkommenen Gastes in Bereitschaft setzen lassen, und war nicht wenig erstaunt, als der kaiserliche Oberst sich weigerte, in denselben sein Quartier zu nehmen.

„Ich liebe es nicht, in solch' prachtvollen Gemächern zu wohnen," sprach er lächelnd zu dem darob ganz verblüfften Hennies, „das verweichlicht und ist eines Kriegsmannes unwürdig. Weist mir eine Schlafstatt im Hause an, laßt uns in Eurem gewöhnlichen Wohnzimmer plaudern, und Ihr habt Alles gethan womit Ihr mich erfreuen könnt. Vorwärts, Herr! geleitet mich in Euer Wohnzimmer!"

Obgleich der Rathsherr sich nach Kräften gegen dies Ansinnen des Obersten sträubte, so sah er sich endlich genöthigt, nachzugeben und den Gast in sein Familienzimmer zu führen. Hier saß Anna, die Spindel in der Hand, ihr gegenüber Juditha im einfachen Hauskleide an einem Netze strickend.

„Ei, ei, mein würdiger Herr," rief beim Erblicken der Mädchen der kaiserliche Commissär, „deßhalb wollet Ihr mich in Eure öden, weiten Prunkgemächer einquartiren, um Eure lieblichen, zarten Täublein vor den Fängen des Habichts zu sichern? Wahrlich, Ihr scheint mir ein schlauer Fuchs zu seyn!" Dann wandte er sich zu Anna, die verlegen und bleich vor sich niederblickte.

— „Nach alter, deutscher Sitte," sprach er, „dreht Ihr die Spindel mit zierlicher, geschickter Hand, und der Flachs Eures Rockens gleicht Eurem üppigen Haare. Ihr seyd die Tochter vom Hause?"

„Nein, Herr!" erwiderte Anna, nicht aufblickend.

— „Ihr scheint die Krieger zu scheuen," fuhr er fort.

„Ich scheue Niemand und vertraue dem Krieger, daß er gleich jedem edlen Manne die Frauen ehre," antwortete sie, noch immer nicht aufblickend.

— „Ich wäre doch neugierig," fuhr der Oberst fort, „die Augen zu sehen, wenn der Mund so ernst und doch so sanft spricht."

„Warum nicht?" sagte Anna und sah unbefangen an ihm auf.

— „Ich danke Euch für Eure Güte," erwiderte der Oberst, von dem ernsten Blick betroffen und wendete sich schnell zu Juditha, die nach ihm herüber sah.

„Zu welchem Gebrauch strickt Ihr das Netz?" fragte er sie.

— „Zum Fangen!“ war die Antwort.

„Und was hofft Ihr, daß sich darein verwickle?“

Înditha sah lächelnd auf, beantwortete die Frage nicht und strickte weiter.

Der Blick, welcher den Obersten getroffen hatte, war anderer Art, als Anna's Blick; er hielt ihn fest, er schien ihn in einen Zauberkreis zu bannen, dem man nicht entweichen könne; er schien gefährlich, wie das Netz in ihrer Hand. Sicher würde er ihn noch einmal hervorzulocken gesucht haben, wenn nicht der Rathsherr hinzugetreten wäre und ihn in das Speisezimmer geführt hätte, wo ein reichliches Mahl seiner harrte. —

„Ach, welch' ein entsetzliches Loos wird uns noch bevorstehen?“ rief Inditha aus, die mit Anna allein geblieben war, indem sie das bleiche Mädchen in ihre Arme schloß; „möge doch der Himmel uns gnädig seyn!“

— „Ja, möge er uns gnädig seyn!“ wiederhalte tonlos Anna, „damit das Entsetzliche sich nicht ereignet, daß der Würgengel Tilly seine erbarmungslose, vernichtende Hand über diese blühende Stadt ausstreckt.“

„Hast Du den Tilly gesehen?“ fragte Inditha.

— „Ich sah ihn,“ entgegnete Anna, „ich sah den Furchtbaren. Ein Mann, wie wenige zu finden, ein gewaltiges Schwert in der Hand der Katholischen. Wer einmal den stechenden Blick dieser düsteren, fanatischen Augen aushielt, dem graut schon bei der Erinnerung an jenen Dämon.“

„Und doch ist er nur ein alter, gebrechlicher Mann, wie man sagt,“ rief Inditha; „glaube mir, Anna, ich, ein schwaches Mädchen, fühle Kraft genug in mir, dem Gefürchteten gegenüber zu treten, wenn es die Rettung der theuren Vaterstadt gilt; ja, gleich jener heldenmüthigen Jungfrau Frankreichs, würde ich keinen Augenblick zaudern, mein Leben hinzugeben für das Heil des Vaterlandes.“

— „Ich glaube es, Inditha,“ sagte Anna, „denn Ihr seyd stark und unverzagt. Doch jetzt laßt uns nach dem Fremden sehen, damit der Vater nicht ob unserer Abwesenheit zürne.“ Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer, gefolgt von der Tochter des Rathsherrn.

* * *

Als die Kunde von den Forderungen, welche der Oberst Lerchenfeld an die Stadt gestellt hatte, sich in Hannover verbreitete, gerieth die Bürgerschaft in nicht geringe Aufregung. Bislang war es noch immer gelungen, durch kluges Hinhalten die Stadt von einer kaiserlichen Besatzung zu befreien; allein jetzt schien die Gefahr unabwendbar zu seyn. Einige der jüngeren Bürger, die sich während der kriegerischen Zeitläufte mit dem Gebrauche der Waffen vertraut gemacht hatten, drangen zwar auf hartnäckige Vertheidigung und Gegenwehr; die älteren und gewiegteren Einwohner, vor Allem aber der Rath der Stadt, theilten diese kriegerische Stimmung nicht. Ihnen schwebte zu lebhaft das beklagenswerthe Schicksal so mancher Stadt vor, die mit stürmender Faust von den rohen, zügellosen Kriegshaufen eingenommen und in einen Schutthaufen verwandelt worden war. Daß aber die Stadt auf die Dauer einer Belagerung des gewaltigen Tilly nicht zu widerstehen vermöge, war nur zu einleuchtend. Es galt also, hier einen anderen Weg einzuschlagen, als den des Widerstandes.

Wenn nun zwar Tilly Deutschland aussog, so geschah es nur für Maximilian von Bayern; für sich nahm er nicht, ihn beherrschten nur der blinde Glaube und die Jesuiten. Er war der Bestechung unnahbar. Ganz anders stand es mit den Kriegsobersten seines Heeres. Wie sie in den feindlichen Ländern gar arg hausten und mit gierigen Händen den Schweiß des Landmannes und die Mühen des Städters einsäckelten, so warfen sie auch wiederum die Kriegsbeute mit vollen Händen von sich, den Raub in Banketten und Festlichkeiten vergeudend. Daher kam es denn auch nur all zu häufig, daß die noch vor Kurzem von Gold strotzende Kasse plötzlich erschöpft war, und der Inhaber derselben jede sich ihm darbietende Gelegenheit ergriff, um dieser höchst unwillkommenen Ebbe ein Ende zu machen. Dazu reichten aber die Contributionen allein nicht hin, die man sich von den besetzten Provinzen zahlen ließ, obgleich dieselben schon eine enorme Höhe erreichten. So mußte das Fürstenthum Calenberg monatlich 18,000 Thaler Kriegssteuer zahlen, und der Stadt Lüneburg wurde in kurzer Zeit die Summe von 600,000 Thalern abgepreßt. Aber auch auf andere Weise wurde der geleerte Seckel wieder gefüllt. Manche Stadt hatte durch kluges Darbringen von reichen Geldgeschenken das ihr drohende Schicksal von sich abgewendet und die Plünderung abgekauft. Der Kriegsoberst erhielt eine volle Kasse und der Ort blieb verschont. Hatte man doch von zwei Uebeln das kleinste gewählt!

Diesen Weg der Bestechung einzuschlagen und dadurch das ihm drohende Unheil abzuwenden, beschloß auch der Rath der Stadt Hannover in seiner bedrängten Lage. Der Hofcommissär Hoffschläger wurde deßhalb beauftragt, mit dem Obersten Lerchenfeld in Unterhandlung zu treten. Dieser zeigte sich jedoch anfangs wenig geneigt, auf die ihm gemachten Anbietungen einzugehen, indem er sich mit dem bestimmt ausgesprochenen Willen seines Feldherrn entschuldigte. Er selbst sey wohl geneigt, gab er zu verstehen, die Sache des Raths zu unterstützen, allein sein General habe einmal einen Zahn auf die Stadt und werde schwerlich von dem einmal gefaßten Beschlusse abweichen. Die deßfallsigen Verhandlungen, die in dem Hause des Rathsherrn Hennies geführt wurden, schienen deßhalb auch zu keinem erwünschten Resultate führen zu können, obgleich dem Obersten, um ihn geneigt zu machen, eine goldene Panzerkette, im Werthe von 168 Thalern und ein goldener Pokal, der 86 Thaler gekostet hatte, zum Geschenk verehrt, und ihm für die ersten Offiziere in der Umgebung Tilly's eine Anzahl goldener Pokale überreicht wurden. Sein Generalissimus erscheine am andern Morgen in Person vor der Stadt, meinte der Oberst, und was der beschließen werde, sey noch ungewiß. So viel in seinen, des Unterhändlers, Kräften stehe, werde er der Stadt das Wort reden, allein einen günstigen Ausgang könne er nicht verbürgen.

„Ja,“ schloß er seine Rede, „wenn Jemand aus der Stadt selbst den Muth hätte, dem Feldherrn die Lage Hannovers mit eindringlichen Worten an das Herz zu legen, so dürfte dies ersprießliche Folgen haben. Allein wer aus dieser Stadt würde den Muth besitzen, dem Gewaltigen Aug' in Aug' gegenüber zu treten, und wem würde es gelingen, durch die Wachen und seine Umgebung bis zu ihm zu gelangen? Ich wenigstens würde mich lieber in die Höhle des Löwen wagen, als in solcher Weise dem

Tilly entgegen zu treten. Deßhalb kann ich auch wenig Hoffnung hegen, daß die Stadt für dieses Mal verschont bleibe."

Mit diesem Bescheide mußten sich die Abgeordneten des Raths und auch der Hofcommissär Hoffschläger begnügen; eine feste Zusage war von dem Obersten nicht zu erhalten. Mit bekümmertem Herzen vernahm der Rath das Resultat der gepflogenen Unterhandlungen und wollte schier an einem günstigen Ausgange verzweifeln, denn Rathlosigkeit und Verzagtheit hatten sich seiner bemëistert.

Juditha war eine aufmerksame Zuhörerin der zwischen dem Obersten Lerchenfeld und den Abgeordneten des Raths geführten Gespräche. In eine Ecke des großen Zimmers zurückgezogen, schien sie eifrig mit dem Stricken eines Netzes beschäftigt zu seyn, ohne jedoch irgend eines der Worte zu verlieren, welche zwischen den Männern gewechselt wurden. Anna, die ab- und zuging, hatte die Sorge für den Haushalt übernommen. Als gegen Abend die Verhandlungen abgelaufen waren, die Herren vom Rathe sich entfernt hatten und der kaiserliche Oberst sein Gemach aufsuchte, rief die Tochter des Rathsherrn in fieberhafter Aufregung ihre Freundin Anna zu sich in das Zimmer.

„Vernimm, Anna," begann sie mit halblauter Stimme, indem ihre Augen in unheimlichem Feuer leuchteten, „was ich Dir zu sagen habe. Das Verderben bricht herein über unsere unglückliche Stadt, und Magdeburgs schreckliches Schicksal steht uns bevor. Alle Verhandlungen, das Unheil abzuwenden, sind fruchtlos geblieben, weil Tilly's Wille Jeden, gleich dem Haupte der Medusea, zurückschreckt. Doch wo Männer zagen, ist oft das Herz des schwachen Weibes heldenmüthig! Nur bei Tilly selbst sey für das Heil der Stadt zu wirken, sprach der feindliche Oberst; morgen in aller Frühe ziehe er vor die Stadt. Wohlan so will ich denn versuchen, das zu erreichen, was den Männern unmöglich schien. Gilt es ja doch, sich für die theure Vaterstadt, für den Glauben aufzuopfern."

— „Um Gott, worauf sinnt Ihr?" rief ängstlich Anna aus, „wozu sollen die seltsamen Reden?"

„Sey unbesorgt, gute Anna," sprach begeistert die Jungfrau; „was ich unternehmen will, habe ich wohl erwogen. Mein Geschick ruht in Gottes Hand, ohne seinen Willen fällt auch nicht ein einziges Haar von meinem Haupte. Warum sollte ich zagen vor einem Menschen, gleich mir? Gehe so schnell Du kannst zu meinem Vetter Albert, Du findest ihn wohl daheim, und führe ihn zu mir. Sage ihm, daß es sich um eine Sache von äußerster Wichtigkeit handle. Das Uebrige überlaß mir."

Obgleich Anna es nochmals versuchte, die Tochter des Rathsherrn von ihrem Vorsatze abzubringen, so war doch all' ihre Mühe vergebens. Juditha's Entschluß war unerschütterlich, es blieb daher der Freundin derselben nichts anders übrig, als die Botschaft an Albert Hennies auszurichten, den sie glücklicher Weise zu Hause traf, und der ohne Zögern ihr folgte.

Die Unterredung, welche Juditha mit ihrem Vetter hatte, dauerte lange; auch Anna wurde hinzugerufen, dann aber entfernte sich Albert eilfertig mit den Worten: „Wohlan, Juditha, ich stehe Dir zur Seite in jeder Fährniß; Dein Wunsch soll erfüllt werden.

* * *

Der Morgen graute kaum, als Juditha in Begleitung Anna's aus ihrer Kammer schlich. Während sie durch die Wohnstube an ihres Vaters Schlafkammer vorbeiging, hielt es sie unwillkürlich fest. Wie gern hätte sie den Greis vor ihrem schweren Gange noch einmal gesehen; da hörte sie drinnen ein leises Gemurmel, sie horchte, der Vater betete. „Erhöre, gütiger Gott, sein Gebet!" sagte sie leise, und als der Vater schwieg, blickte sie noch einmal mit thränendem Auge nach der Thür, dann verließ sie rasch das Haus, vor welchem ihr Vetter Albert sie und Anna erwartete.

Mit raschem Schritte wandten sie sich dem Cleverthore zu, mit dessen Wächtern Albert einige leise Worte wechselte. Knarrend wurde das gewichtige Eisenthor nach wenigen Augenblicken geöffnet und die frühen Wanderer folgten dem Laufe der Leine, die ihre gelblichen Fluthen dem nahen Limmer zuwälzte. Jenseit des Flusses, auf der Lindener Höhe, leuchteten die Wachtfeuer der Kaiserlichen in die Morgendämmerung; dunkle Gestalten von Roß und Mann wogten wie Schatten um die flackernde Gluth, und hinter diesen Feuern hoben sich, wie drohende finstere Geister die Kuppen der fernen Berge, und schienen der Pigmäenschatten zu spotten. Albert und die beiden Mädchen aber eilten raschen Schrittes weiter durch das Dorf Limmer, das öde und verlassen dalag.

Als die Sonne das Morgendunkel durchbrach, wurde jenseit Limmer ein glänzender Zug von Reitern sichtbar. Voran auf einem grauen Streitrosse ritt Tilly, der gefürchtete Generalissimus des kaiserlichen Heeres. Seinen kleinen hagern Körper umgab ein aufgeschlitztes, spanisches Wamms von hellgrünem Atlas und weite Hosen von gleichem Stoff und Farbe; ein hoher, spitziger Hut, von dem die breite, rothe Feder auf den schmalen Rücken herabhing, bedeckte seinen grauen Scheitel. Das breite, goldgestickte Wehrgehänge und der lange, spanische Stoßdegen an der Seite gaben dem siebzigjährigen Greise ein sonderbares Ansehen unter den Haufen martialischer Krieger, die ihm folgten; und doch, wenn man sich der gewonnenen Schlachten dieses Männleins erinnerte, wenn man dachte, daß dieser so widrig zusammengekniffene Mund oft das Schicksal ganzer Provinzen ausgesprochen, der Blick dieser kleinen funkelnden Augen so oft von den Fürsten Deutschlands mit Furcht beachtet worden war, daß dieser kleinen unansehnlichen Gestalt mit dem fast theatralisch ausgeschmückten Anzuge, wenn sie auf dem kleinen Grauschimmel saß, Tausende von Kriegern mit festem Vertrauen zum Siege folgten, so überfiel den muthigsten Manne bei seinem Anblicke eine Art Grauen und Ehrfurcht. Man sah in diesem Männlein die Geißel Deutschlands, das Schreckbild seiner Fürsten, das Schwert des katholischen Glaubens.

Unter den Obersten, die dem Generalissimus folgten, waren vorzüglich Männer, welche mehr oder minder die Geschichte des so blutigen dreißigjährigen Krieges nennt. Der General der Artillerie, Schömburg, ein tüchtiger Soldat, von starkem athletischem Körperbau, ganz Tilly's Creatur; Erwitte, der General der kaiserlichen Reiterei, ein Sohn des Glücks und treuer Anhänger des Feldherrn; Oberst Holk, an Muth, an Unternehmungsgeist, an Festigkeit ausgezeichnet wie Keiner, und Bennighausen, Oberst der kaiserlichen Reiterei, ein versuchter Soldat, aber ein noch besserer Trinker, sonst ein stattlicher und kriegeri-

scher Mann. Außer diesen noch viele andere ausgezeichnete Führer, die sich wie Sterne um die leuchtende Sonne des Feldherrn reihten.

Tilly's Auge schweifte über die öde Fläche hin und blieb zuletzt an Hannovers Thürmen haften, die von der Sonne bestrahlt, sich scharf gegen den klaren, durchsichtigen Himmel abzeichneten.

„Gronsfeld hat gut aufgeräumt," sprach der Feldherr zu dem neben ihm reitenden Schömburg; „und er hat gut daran gethan. Diesen halsstarrigen Ketzerstädten gegenüber darf man kein Mitleid zeigen; Feuer und Schwert sind die besten Mittel, sie zu zähmen... Doch halt, was soll das hier bedeuten?"

Bei diesen Worten hielt er plötzlich das Pferd an und zeigte befremdet zur Seite des Weges, wo in einer Vertiefung ein in aller Eile errichtetes Zelt sichtbar wurde, dem zur Seite ein helles Feuer brannte, das den dicken, schwarzen Rauch in die blaue Luft empor wirbelte. In diesem Augenblick trat aus dem Zelte eine weiß gekleidete Jungfrau, stellte sich gerade vor die muthigen Rosse, verneigte sich und begann mit heller fester Stimme: „Möge es Euch gefallen, hoher Feldherr, den Worten eines schwachen Mädchens ein geneigtes Ohr zu leihen!"

„Wer bist Du?" fragte Tilly mit rauher Stimme, indem er seine scharfen Blicke auf die zarte Gestalt richtete, die trotz des bleichen Antlitzes ihm muthig gegenüber stand.

— „Ich bin die Tochter des Rathsherrn Hennies aus Hannover," war die Antwort, „und habe mich hieher begeben, um Euch entgegen zu gehen und eine Bitte Euch vorzutragen!"

„Was hast Du von mir zu erbitten?" forschte der Feldherr, und über seine harten, finsteren Züge glitt ein leichter Anflug von Lächeln.

— „Werft nur einen Blick um Euch, o Herr," sprach die Jungfrau muthvoll, „hier sengten und brennten die Kriegshaufen mit roher Willkür, hier ist kein Ort, der Euch einen würdigen Aufenthalt biete, noch eine Erquickung nach Eurem Ritte. Darum habe ich mich aufgemacht, um für Euch hier ein kleines Zelt aufzustellen und ein Mahl zu bereiten, das, wenn auch nicht eines Feldherrn würdig, doch dem Reitersmann vielleicht willkommen ist. Verwerft meine Bitte nicht und nehmt huldreich an, was ich zu bieten habe!"

„Bei der heiligen Jungfrau, Mädchen, Du hast eine gar absonderliche Weise gewählt, um Dich mir vorzustellen, aber Du hast auch einen Muth bewiesen, der selbst manchem Manne fehlt, und deßhalb will ich Deine Bitte gewähren!" sagte Tilly, schwang sich vom Pferde und folgte dem Mädchen, welches mit leichtem Anstande vor ihm herschritt. Als sie den Eingang des Zeltes erreicht hatten, wurde dasselbe von einem andern Mädchen geöffnet, und Tilly trat hinein, während seine Umgebung verwundert draußen halten blieb. Eine zierlich gedeckte Tafel mit Wein und duftenden Speisen besetzt empfing ihn, und die Jungfrau bediente mit ernster Geschäftigkeit und freundlicher Vorsorge den hohen Gast.

Der kaiserliche Generalissimus hatte mit sichtbarem Wohlbehagen das Frühmahl beendet. Er stand auf und sagte scherzend: „Gar vielen Dank, Du schöne Wirthin, für Deine Mühe und Sorgfalt! Ich bleibe Dein Schuldner, bis Du mir selbst den Preis nennst, womit ich diese Verbindlichkeit lösen kann; mein Soldatenwort zum Pfande!"

„Ich danke Euch, mein hoher Herr," rief das junge Mädchen lebhaft aufgeregt, „und will Euch an dieses Euer Wort mahnen, wenn es Zeit ist. So werft denn einen Blick des Mitleids auf meine unglückliche Vaterstadt, die von Pest und Seuchen verheert, durch den Krieg ausgesogen, einem Bilde des Jammers gleicht, und in diesem Augenblicke ganz geopfert werden soll. Euer Abgesandter ist in der Stadt, er hat drohende Worte an die erschrockene Bürgerschaft gerichtet, und Eure Krieger, die vor den Thoren hausen, geben diesen drohenden Worten einen furchtbaren Nachdruck. Er verlangt, daß die Stadt ihm übergeben werde, und droht mit Feuer und Schwert, wenn seine Forderung nicht erfüllt werde. Hannover ist unrettbar verloren, wenn Ihr Euch nicht seiner erbarmt, darum habe ich Euch hier erwartet und erinnere Euch an Euer gegebenes Wort für meine Bitte, die darin besteht, daß Ihr der Stadt die Uebergabe und Besatzung erlaßt, die sie unfehlbar zu Grunde richten müssen."

Tiefe Stille trat ein, als Juditha geendet. Tilly konnte sich nicht verhehlen, daß er überlistet worden seye, und biß sich auf die Lippen. Er ging heftig auf und nieder und warf einen Blick auf die Jungfrau, worin Groll und Verderben zu glühen schienen. Allein nach wenigen Augenblicken waren seine Züge wieder so eisern unbeweglich, wie zuvor, ja ein gewisser Zug von Wohlwollen und Güte spiegelte sich auf dem Antlitze des Gefürchteten.

„Du bist ein braves Mädchen," sprach er; „schon um Deinetwillen verdient die Ketzerstadt, daß ich dieses Mal ihrer schone. Ich will sehen, was sich thun läßt."

Dann trat er aus dem Zelte, gab seinem Gefolge einen Wink, die Mädchen und ihren Begleiter mit sich zu nehmen, schwang sich auf sein Pferd und ritt schweigend voran.

Als der Zug Linden erreicht hatte, kam ihnen der kaiserliche Commissär Lerchenfeld mit den Burgemeistern und mehreren Rathsherren der Stadt Hannover in feierlichem Zuge entgegen, um dem strengen Feldherrn die Bitte um Verschonung der Stadt nochmals vorzutragen. In einer warmen offenen Rede stellte der Burgemeister Bünting dem kaiserlichen Generale die bedrängte Lage der Stadt vor und schloß seine Rede damit, daß er die Bereitwilligkeit der Stadt erklärte, die Uebergabe und die Besatzung gegen eine Geldsumme abzukaufen. Auch Lerchenfeld und mehrere andere Günstlinge Tilly's, durch die Geschenke der hannoverschen Bürgerschaft günstig gestimmt, unterstützten die vorgetragene Bitte.

Mit finsterer Stirn und mit zusammengekniffenen Lippen hatte Tilly den Worten zugehört; allein nach und nach erheiterten sich seine Züge.

„Nicht euer Verdienst ist es," sprach er kurz, „wenn ich meinen Willen ändere. Nur diesem Mädchen, das mich heute Morgen überrumpelt hat, habt ihr es zu danken, daß ich eure Bitte erfülle. Wohlan, ihr Herren, zahlt 12,000 Thaler Kriegssteuer und eure Stadt soll von der Besatzung verschont bleiben!" Dann wandte er sich zu Juditha, die mit Anna und Alt zwischen seiner Umgebung stand und winkte sie zu sich. „Ist Dein Vater unter diesen Männern?" fragte er.

— „Ja, Herr, jener ist's," war die Antwort des Mädens,

und zeigte auf Herrn Hennies, welcher sich bei den Rathsherren befand, die vor Tilly erschienen waren.

„Ihr habt eine Tochter," sprach der Feldherr zu diesem, „die das Herz auf dem rechten Flecke hat. Der Rath kann sich in Pleno bei ihr bedanken, denn ihr hat die Stadt die Rettung zu verdanken. Zahlt die 12,000 Thaler an den Obersten von Lerchenfeld und sofort nach dem Empfange derselben werden meine Truppen von dannen ziehen. Gehabt euch wohl, ihr Herren! Nicht wahr, mein Mädchen, ich habe jetzt mein Wort gelöst?" Rasch warf der Feldherr nach diesen Worten sein Pferd herum und sprengte den so eben gekommenen Weg zurück, hinter ihm her sein Gefolge.

Mit Erstaunen und Verwunderung hatten die Abgeordneten Hannovers die Erklärung, welche Tilly ihnen gegeben, angehört; diese plötzliche Sinnesänderung schien Allen unerklärlich. Erst als Albert die Art und Weise erzählte, auf welche Juditha den starren Sinn des gewaltigen Feldherrn zu beugen gewußt hatte, begriffen sie den ganzen Vorgang und kehrten freudigen Herzens in die Stadt zurück, Juditha und deren Begleiter im Triumphe mit sich führend.

Nach wenigen Stunden hatte der Oberst v. Lerchenfeld die verlangten 12,000 Thaler Contribution empfangen und schon am andern Tage zogen die kaiserlichen Truppen von Hannover ab.

Die kühne That Juditha's aber erregte die allgemeine Bewunderung der Stadt, der Rath selbst stattete ihr durch eine Deputation seinen Dank ab. Herr Hennies beugte jetzt seinen starren Sinn; der dem Mädchen verhaßte Bewerber, Burgemeister Düsterhöp, wurde zurückgewiesen und nach wenigen Wochen verband des Priesters Segen die schöne Juditha mit ihrem Vetter Albert, der ihr ein treuer Begleiter auf der gefährlichen Fahrt gewesen war. Auch Anna fand nach längerer Zeit unter den Bürgersöhnen Hannovers einen ihrer würdigen Mann, dem sie die Hand reichte. Die Familie Hennies aber blüht noch jetzt in Hannover.

Den Vorgang selbst erwähnt ein alter Chronist mit folgenden Worten: „Es lenkte aber Gott das Herz eines schwachen Mägdleins, Juditha Hennies mit Namen, daß sie hinauszog und den greulichen Kriegsobersten Tilly's erweichte, also, daß er die Stadt Hannover verschonte."

Ein Besuch im Fort Fenestrelle.

Von A. Lehmann.

Die meisten Gebirgspässe, welche von Frankreich nach Italien führen und mit Straßen, die für Pferde, Wagen und grobes Geschütz praktikabel, versehen sind, werden von eigenthümlichen kleinen Bergfesten vertheidigt, die sich gewöhnlich von der Thalsohle aus an der steilen Lehne irgend eines hohen Bergvorsprungs bis zu dessen Gipfel hinanziehen, und auf dem Gipfel desselben oder auf irgend einem andern, die Gegend beherrschenden Punkte [illegible] einer starken Citadelle endigen. Die Verbindung der unteren [illegible]festigungen mit den oberen vermittelt gewöhnlich ein bedeckt[illegible] Weg mit Schießscharten u. s. w., der ganz oder theilweise aus einer ununterbrochenen Reihe von Treppen besteht und sich im Innern der starken Befestigungen oder in der Courtine der Basteien hinzieht. Die meisten dieser kleinen Bergvesten sind noch von dem französischen Ingenieur Vauban zu jener Zeit erbaut worden, wo die Gebirgspässe und ganz Savoyen schon einmal unter französischem Scepter standen. Zu diesen Forts gehört außer Fenestrelles, von welchem wir hier ausführlicher handeln wollen, auch das Fort Bard im Aostathale, das durch die Art und Weise, wie Napoleon I. (nicht sehr zum Ruhm des damaligen österreichischen Oberbefehlshabers) vor dem Feldzug von Marengo und nach Uebersteigung des großen St. Bernhard daran vorüber schlich, eine geschichtliche Berühmtheit erlangt habe. Bei welcher Gelegenheit mir zugleich die Bemerkung vergönnt sey, die namentlich meinen jüngern Lesern gilt, daß Napoleon diesen Uebergang selbst nicht auf einem feurigen Schlachtrosse bewerkstelligt hat, wie ihn David gemalt hat, sondern auf einem minder romantischen Lastthiere — einem bescheidenen Maulthier.

Auch der Mont Cenis hat ähnliche drohende Befestigungen, allein weder die von Bard, noch die des letztgenannten Passes sind so hoch und steil noch an Treppen so reich, wie diejenigen von Fenestrelles.

Wenn man von Frankreich her über Briançon und den Mont Genèvre Savoyen betritt, und das Städtchen Cesanna erreicht, so hat man die Wahl zwischen zwei verschiedenen Straßenzügen nach Turin. Der eine bequemere und kürzere führt nordöstlich durch das von Hochgebirgen überragte schöne Thal der Dora über Oulx nach Susa und von da mittelst der Eisenbahn über Rivoli hinab durch die Ebene nach Turin. Die andere südlichere Straße dagegen biegt über Champlas in das kleinere und ärmere aber höchst romantische Thal von Pragelas ein, welches sich in einem von Südwest nach Nord und Südost streichenden Bogen um den Fuß des Mont Albergian zieht und bei Fenestrelles durch einen von der linken Seite des Thales her dicht an das tiefe Bett des Chissone herantretenden Bergrückens sehr verengt wird. Das Thal beschreibt überdem eine scharfe Krümmung gerade um den Fuß dieses Bergrückens herum, und von dem schmalen Kamm dieses Bergvorsprungs herab wird die Straße thalauf- und thalabwärts auf eine bedeutende Strecke hin vollständig beherrscht. Gerade diesen Punkt nun hat man zur Erbauung einer Bergveste gewählt, welche das kleine Städtchen Fenestrelles überragt. Die Befestigungen beginnen unten auf der Thalsohle, so daß die Straße zwischen denselben hinläuft und auf eine lange Strecke von denselben bestrichen wird, und steigen sodann in successiver Folge und in abwechselnden Mauern mit Schießscharten, bedeckten Gängen und Batterien, und Forts bis zu der Citadelle St. Elmo empor, welche den höchsten Felsen in ungeheurer Höhe bedeckt und den größten Theil des Jahres hindurch unter einer Schneedecke liegt oder von Wolken und Nebel umgeben ist.

Es ist natürlich in unseren Tagen sehr schwer, in Sachen der Befestigungskunst ein Urtheil abzugeben, welche Vesten einnehmbar seyen oder nicht; allein so viel ist gewiß, daß ein sehr guter französischer General, Catinat, seine Soldaten und Kanonen mit ungeheurer Mühe zu einem Plateau hoch oben auf dem Berge brachte, um die Befestigungen von dort aus anzugreifen, als von einer Position aus, welche die besten Chancen auf Er-

folg darbot, und daß er dennoch unverrichteter Dinge wieder abziehen mußte, was ein sehr großes wiewohl unliebsames Kompliment für das Genie Vauban's war, der den Plan zu dieser Bergveste zu Anfang der Regierung Ludwigs des Vierzehnten entwarf und die Ausführung lange leitete. Was heutzutage mit gezogenen Kanonen und stahlspitzigen Geschossen gegen eine derartige Zwingburg ausgerichtet werden kann, mag erst bewiesen werden; allein offenbar muß eine Armee, welche mit allen hemmenden Bedürfnissen moderner Kriegsführung versehen, den Durchgang auf dieser Straße erzwingen will, einen schweren Stand haben, so lange diese Feste nur von 500 tüchtigen Artilleristen besetzt ist, und seit ich die Citadelle von Fenestrelles besucht habe, ist mir ganz klar geworden, weßhalb der heutige Napoleon solch' hohen Werth auf den Besitz von Savoyen und seinen Gebirgspässen legt.

Ich meinerseits hatte den Weg von Cesanna durch das Thal von Pragelas dem andern über Susa vorgezogen, weil dieses Thal mit seinen vielfachen Erinnerungen an die Zeit der Camisarden und der übrigen Waldenser-Verfolgungen für mich ein besonderes Interesse darbot. Ich hatte im Dorfe Pragelas übernachtet, welches ehedem einer der bedeutendsten Flecken der Waldenser war, und hatte auf dem Wege nach Fenestrelles drei andere Touristen eingeholt, nemlich einen Engländer und zwei Savoyarden, welche gleich mir dieselbe Straße nach Pignerol verfolgten. Im Verlaufe des Gesprächs, das sich zwischen uns entspann, nachdem ich mich ihnen angeschlossen hatte, tauchte der Vorschlag auf, en passant die Befestigungen von Fenestrelles zu besichtigen und namentlich die Citadelle zu ersteigen, und da die drei Anderen schon mit einander hierüber einig waren, so bat ich um die Erlaubniß, mich ihnen anschließen zu dürfen. Aus meinem Reisehandbuch erfuhr ich die Bestätigung dessen, was meine Reisegefährten mir von der Schönheit der Aussicht von der Höhe der Citadelle aus erzählten, und kaum hatten wir das kleine Städtchen erreicht, und unsern Ranzen im Gasthofe niedergelegt, so machten wir uns auf den Weg nach der Kommantur, denn man kann sich wohl denken, daß die Erlaubniß, im Schweiße seines Angesichts zwei Stunden lang eine Treppenreihe von 4000 Stufen zu ersteigen, nicht unerbeten erlangt werden kann. Diese Erlaubniß ward uns indeß ohne Schwierigkeit ertheilt und zwar in Form eines Passirscheins und mit der artigen Aufforderung: Donnez vous la peine de monter! Mit dieser Eintrittskarte in der Hand gingen wir nun unter der Führung eines Unteroffiziers zu einer sehr fest aussehenden und ganz mit eisernen Barren und Nägeln bedeckten Thüre, welche in einer dicken Mauer von Quadern eingelassen schien. Der Sergeant öffnete die Riegel und Schlösser dieser Thüre, stieß sie mit einiger Mühe auf und führte uns in eine steinerne Gallerie, die wir emporsteigen sollten, bis wir oben an ein ähnliches Pförtchen kämen, wo wir eine Klingel ziehen müßten. Der Unteroffizier begleitete uns jedoch nicht, sondern sagte blos mit etwas ironischem Lächeln, „Montez, montez toujours, messieurs, et bon voyage!" worauf er die Thüre wieder hinter uns verriegelte und verschloß.

Da standen wir denn in dem bedeckten Wege und hatten keine andere Aussicht, wieder aus demselben herauszukommen, als am Ende dieser vor uns liegenden 4000 Treppenstufen, welche in einer Höhe von etwa 2500 Fuß über uns endeten. Als wir uns umblickten, sahen wir nur einen Streifen Himmel durch die Scharten, sonst aber auf allen Seiten nur steinerne Mauern und Wände um uns her und die lange Treppe vor uns. Diese stiegen wir denn nun rüstigen Fußes hinan, anfangs etwas rasch und stürmisch, bald aber mit mehr Bedächtigkeit, da die Lungen und die neuen Muskeln, welche auf solche Weise plötzlich zu solch' ungewohnter Bewegung in Anspruch genommen wurden, beide gleichermaßen sich gegen einen solchen Versuch auflehnten. 'Wer gemächlich geht, kommt am weitesten!' sagte der erfahrenste von unsrer Gesellschaft, und uns seinen Rath zu Nutz machend, stiegen wir nun langsamer aber stätiger eine Treppenflucht nach der andern hinan. Diese waren hie und da von kurzen Ruheplätzen unterbrochen und neigten sich gelegentlich nach rechts oder links, folgten aber immer der Lehne des steilen Kammes, an welcher wir hinaufkletterten, ohne jedoch viel in unsrem Gefängnisse zu sehen. Es waren allerdings Schießscharten in den Mauern angebracht, bald auf dieser bald auf der andern Seite, je nachdem die Gallerien den Zweck hatten, das Thal westwärts hinauf oder ostwärts hinab zu beherrschen; allein die Aussicht durch die Mehrzahl der schmalen Oeffnungen war nicht ausgedehnt. Gelegenheitlich kamen wir auch an Seitengallerien vorüber, welche zu den einzelnen Batterien oder Blockhäusern führten; gewöhnlich war es aber nur die eine gleichförmig fortlaufende Reihe langer Treppenstufen und kurzer Gallerien. „Eintausend Stufen!" sagte endlich Einer von unsrer Gesellschaft. — „Wie? erst e i n Tausend?" riefen wir Anderen, denn wir wähnten, mindestens schon den halben Weg zurückgelegt zu haben. Endlich war aber auch das zweite Tausend bewältigt und wir fanden zu unsrem großen Vergnügen das zweite Tausend weit leichter als das erste, und das dritte und vierte immer noch weniger beschwerlich. Offenbar wurden wir nach und nach an diese Bewegung gewöhnt, die nur anfangs etwas Unangenehmes hatte. Allein obwohl das fortwährende Steigen uns in Hitze und heftigen Athem versetzte, hielten wir es doch für dringend geboten, hier nirgends Halt zu machen, wo der Wind so kalt durch die schmalen Schießscharten und durch die langen steinernen Gallerien heraufzog, und darum schritten wir unausgesetzt weiter ohne Aufenthalt von dem Augenblick des Beginns an bis wir unser selbstgewähltes Ziel erreicht und unsere Aufgabe überstanden hatten.

An einigen Stellen erlitt unsere Strapaze in so fern einige Abwechslung, als wir anstatt der Treppen geneigte Ebenen zu ersteigen hatten, welche beinahe so steil waren, als die Treppen selbst und durch die Abnützung so glatt und ausgetreten, daß wenn nicht in Zwischenräumen von zwei zu zwei Fuß steinerne Leisten darauf angebracht gewesen wären, uns jeder Haltpunkt für die Füße gefehlt und die steile Lehne uns genöthigt haben würde, uns aller Viere zu bedienen. Hier schoß mir ein quälerischer Zweifel durch den Kopf. „Zählen diese geneigten Flächen auch zu den viertausend Stufen?" fragte ich. — „Allerdings," erwiderte einer meiner Begleiter, der schon einmal hier oben gewesen war, „Alles zählt hier!" Und mit leichterm Herzen ging ich nun weiter. Oben in der Nähe des Gipfels überschritten wir mehrere hölzerne Zugbrücken, welche die ganze Breite der Gallerien einnahmen. Als wir durch eine Oeffnung in dem

Boden derselben blickten, konnten wir sehen, daß wir über Schluchten im Felsen hinschritten, welche eine Tiefe von zweihundert Fuß und mehr hatten und als nutzlose weitere Feindseligkeit an ihrer Sohle noch mit Reihen von spitzen Palissaden versehen waren.

Endlich nach mehr als anderthalbstündigem Berganfsteigen erreichten wir den längst ersehnten Klingelzug und zerrten tüchtig daran, und in gehöriger Zeit öffnete der Sergeant der obern Feste eine ebenso starke und mit Riegeln, Bolzen und Nägeln befestigte Thüre, welche mit der untern eine große Familien-Aehnlichkeit hatte. Nachdem er den Passirschein des Generals in Empfang genommen, erlaubte er uns, wieder in die freie Luft und den Sonnenschein hinauszutreten, obschon Luft und Sonne hier bedeutend kühler waren als unten und wir uns gewissermaßen in ein ganz anderes Klima versetzt sahen, als dasjenige, welches wir unten in dem heißen Thale verlassen hatten.

An einem schönen Septembertage ist der Kontrast zwischen dem Thale unten und der Citadelle oben, wie bedeutend er auch immer ist, doch nicht so groß und augenfällig als unter andern Bedingungen. Allein aus dem Temperaturwechsel, den wir selber verspürten, konnten wir leicht abnehmen, daß die 4000 Treppenstufen (welche eine Höhe von etwa 2600 Fuß ausmachen) im Frühling oder Frühsommer, wenn Sonnenschein und warme Winde dem Thale bereits das Sommerkleid angezogen haben, die obersten Höhen des Berges und die darauf befindlichen Befestigungen noch in Schnee eingehüllt und von den eisigen Winterwinden umtost lassen müssen, so daß man buchstäblich sagen kann, man finde hier unter einem und demselben Dache (denn die gewölbte Decke der Gallerie ist ununterbrochen) bisweilen die Temperaturen des Winters und des Sommers vereinigt. In der That fanden wir selbst zur Zeit unsres Besuchs, daß noch ein Theil des Schnees vom vergangenen Winter ungeschmolzen auf den jenseitigen Bergleisten der Südseite des Thales lag, und zwar in einer Höhe, welche diejenige unsers Standpunktes nur um weniges übertraf.

Die Aussicht von der Citadelle St. Elmo ist überraschend schön. Wir hatten hier nicht nur eine Uebersicht aus der Vogelperspektive über die am Berghang hinunter gelagerten Forts und über das tief unter uns liegende Städtchen Fenestrelle, sondern auch über einen großen Theil der Straße thalauf- und thalabwärts. Nach Südwesten erhob sich in ruhiger Majestät vor unseren Blicken der mächtige Gebirgsstock des Mont Albergian mit seinen Schluchten und Wäldern, und nach Süden und Südosten erschienen zwischen den Zacken der dazwischenliegenden Berge die Ebenen Italiens, denen wir zueilten. Dieses Panorama von der Höhe der Citadelle erweckt allerlei historische Erinnerungen in dem Beschauer. Hat Hannibal, als er von Gallien her auf dieser nämlichen Wegrichtung in Italien einfiel, von hier aus seinen ersten Ausblick auf jene ersehnten Ebenen gethan? Ueber diesen oder einen benachbarten Paß mußte er wahrscheinlich gekommen seyn. Aber welche Strapazen mochte er zu erstehen gehabt haben in diesen Gebirgen ohne Pfade oder Brücken! und welcher Muth, welche Ausdauer und Willensstärke mußte dazu gehört haben, um ein Heer wider dessen Willen und trotz all' dieser Hindernisse endlich glücklich nach Italien zu bringen. Daß aber Elephanten diese Gebirge überstiegen haben sollen, ehe darin Straßen angelegt waren, dieß ist so unglaublich, als die vielerzählte Fabel, daß er die erhitzten Felsen mit Essig gesprengt habe. Aber so viel steht fest, daß Hannibal auf diesem Wege oder mittelst eines der benachbarten Pässe sein Heer über diese riesenhaften Gebirge nach Italien hinunterführte und dadurch Rom beinahe seinem Untergang nahe brachte.

Ein Blick nach der entgegengesetzten Seite zeigt das Gebirge, unter dem der Pré Catinal liegt, von wo aus jener Feldherr seinen erfolglosen Angriff auf die Feste richtete, eine lange Mauer von zackigen, steilen zerklüfteten Höhen, welche die Wasserscheide zwischen den Thälern des Pragelas und der Dora bilden, und hinter denen der Mont Tabor, der Mont d'Ambin und der Mont Cenis gen Himmel starren. In geringer Entfernung von der Citadelle gewahrt man in dieser Richtung ein kleines Dorf, auf einem steilen Abhang angebauten Landes gelegen, welcher sich zwischen den Felsenmauern des Hochgebirgs nach einer steil abfallenden Felswand ausdehnt, die die Stadt Fenestrelle drohend überragt. Dieses Dörfchen ist vor wenigen Jahren ganz von einer Lawine hinweg gefegt worden, und wird nun vor ähnlichen Unfällen durch ein eckiges Steinwerk von massiven Proportionen geschützt, welches ihm eine sicherere Lage als vordem gewährt, seinen geringen Flächenraum aber noch mehr einengt.

Nachdem wir uns beinahe eine Stunde hier oben umgesehen, schickten wir uns zum Rückwege an, jedoch nicht über die Treppen. Der Heimweg durch die Gallerie, die Treppen hinunter, galt für nahezu unausführbar, und das Einschlagen eines andern Weges für eine gebieterische Nothwendigkeit. Ich hatte zwar Erfahrung genug in Gebirgsreisen, um den Unterschied zwischen längerem Bergan- und Bergabsteigen zu kennen, und war daher sehr geneigt, den Hinunterweg über so viele Treppenstufen zu versuchen, weil sich mir vielleicht in meinem ganzen Leben keine ähnliche Gelegenheit mehr bieten mochte; allein man versicherte mich, ich würde am Ende meiner Tour sicherlich auf keinem Beine mehr stehen können. Sogar der Esel, hieß es (und dieses Argument war schlagend genug), welcher allwöchentlich mit Lebensmitteln u. s. w. beladen die Treppen herauskomme, kehre niemals auf demselben Wege zurück. Ich ergab mich daher in das Schicksal, mich in Fenestrelle nach dem Esel zu richten, und so schlenderten wir denn gemächlich die mehr als dreißig Zickzack-Windungen der Straße hinunter, welche außerhalb der Festungswerke zum Städtchen zurückführt, welches wir gerade eine Stunde nach der zum Mittagessen anberaumten Zeit erreichten. Allein unsere Wirthin war eine sehr verständige Frau und mochte besser wissen, als wir, wie lange man zu einem Besuch der Citadelle braucht, und hatte daher die Mahlzeit so eingerichtet, daß wir eben rechtzeitig kamen, um einem guten, einfachen aber höchst willkommenen Mittagbrod alle Ehre anzuthun.

Die Fußwanderung von Pragelas nach Fenestrelle am Morgen, die Ersteigung der 4000 Stufen in der bedeckten Gallerie und der Rückweg über die ein- und ausspringenden Winkel der Straße, und das Herumschlendern auf der Citadelle und in dem Städtchen selbst hatten mich, den Familienvater in mittleren Jahren, so sehr angestrengt, daß ich wenig Lust hatte, meinen Weg über Peroso nach Pinerolo zu Fuß fortzusetzen. Ich nahm daher den Vorschlag meines englischen Reisegefährten an,

die drittehalb Meilen bis Perosa auf einem leichten offenen Wagen zurückzulegen und dort zu übernachten, am andern Tage aber mit der Post oder einem Vetturin über Pinerolo und None nach Turin zu fahren. Diesen Plan führten wir auch aus, und ich kann nur versichern, daß ich trotz der Ermüdung, die ich fühlte, doch mich kaum entsinnen kann, einen Tag genußreicher und zufriedener verbracht zu haben, als denjenigen meines Besuchs in Fenestrelle, wo ich diese mir neuen und überraschenden Kombinationen von Kunst und Natur in der angenehmsten und lehrreichsten Gesellschaft zu besichtigen Gelegenheit gehabt hatte.

Auf und davon!

Eine dunkle Seite aus meinem Lebensbuche, von Dr. G. Franck.

(Schluß)

2.

Es war eine vortreffliche Idee von meiner Frau, daß sie eine solch wichtige Botschaft der Weinflasche, einem solch muntern Boten anvertraute, welcher sich nicht nur seiner Sendung vollkommen entledigte, sondern auch sein Aeußerstes that, um meinem Kerkergefährten und mir den letzten Abend, den wir noch mit einander verbringen sollten, angenehm zu machen.

Der folgende Tag fand mich in einem Fieber. Ich brachte den ganzen Tag damit zu, die Chancen und Möglichkeiten, Für und Wider, zu erwägen, von welchen der Ausgang meines Unternehmens abhing. Ob der Polizeiwachtmeister, welcher mich durch die Zimmer zu führen hatte, wohl bis zur Kanzlei an meiner Seite bleiben oder ob er sich damit begnügen würde, nur bis zu dem großen Sprechzimmer mit mir zu gehen? Ob die Thüre des Kabinets offen oder verschlossen seye und ob jemand zu gleicher Zeit mit mir dasselbe passiren würde oder nicht? Ob ich wohl Zeit finden möchte, den Schlüssel in das Schloß zu stecken und umzudrehen, ohne ein Geräusch zu verursachen? Vor Allem aber ob die seit neunzehn Jahren verschlossene Gitterthüre, wenn sie geöffnet würde, nicht alsbald auf beunruhigende Weise in ihren Angeln kreischen dürfte? Ob nicht der Hausverwalter im Mauthgebäude, welcher auf der andern Seite des Gitters wohnte, gerade zufällig an seiner Thüre oder wenigstens auf dem Flure stehen könnte? Ob nicht einer der Beamten des Mauthamtes gerade aus seinem Bureau herauskommen und ob ich überhaupt im Stande seyn möchte, mich in einem großen, mir gänzlich unbekannten Gebäude zurechtzufinden? Und wenn ich dann in der Straße war, wohin ich mich wenden sollte, falls mir keine Nachricht von meiner Frau zukam? — Diese und tausend andere Fragen gingen mir wirr im Kopfe herum. Es dünkte mir eine Ewigkeit, bis nur der Vormittag herumging. Als das Mittagessen kam, konnte ich keinen Bissen genießen. Die Glocke auf dem Stadthaus schlug alle Viertelstunden, und jede derselben erschien mir wie eine Ewigkeit! Und wie viele solcher Ewigkeiten mußte ich noch durchleben, bevor der entscheidende Augenblick kommen sollte!

Vor drei Viertel auf sechs Uhr befand ich mich auf meinem Posten an dem vergitterten Fensterchen und bezeichnete mir im Geiste schon die Stelle, wo Herr N.N. höchst wahrscheinlich erscheinen mußte, um mir das verabredete Zeichen zu geben. Es fehlten nur noch sieben Minuten bis zum Glockenschlag Sechs, und er war noch nicht erschienen! Endlich sah ich ihn ruhig aus einer Straße zur Linken herauskommen, — sah wie er mit der Hand in die Tasche griff, sein Taschentuch herauszog und sich anschickte, diesen Artikel zu seinem gewöhnlichen und rechtmäßigen Gebrauche zu verwenden. Der große Augenblick war gekommen; Herr N.N. hatte mir das gewünschte Zeichen gegeben. Und wird mir jemand noch ausreden wollen, daß es in dieser Welt irgend eine noch so alltägliche Verrichtung gebe, welche nicht unter gewissen Umständen zu einem melodramatischen Effekt werden könnte?

In dem Augenblicke, wo sich Herr N.N. seines Taschentuches bediente, erschütterte ein nervöses Beben und Zucken meinen ganzen Körper. Ich stieg rasch von meinem Lauerposten herunter, um Zeit zu haben, daß ich den Tisch und den Stuhl, die mir zur Leiter gedient hatten, wieder an ihre Stelle rücken konnte, ehe jemand mich abrief. Es war sehr wohlgethan gewesen, daß ich mich beeilt hatte, denn kaum hatte ich meine Zelle wieder in Ordnung gebracht, so ertönten vom Ende des Korridors her die Schritte des Gendarmen, welcher mich holen sollte. Mit zitternder Hand vergewisserte ich mich, daß ich meine Schlüssel in der einen und meine Mütze in der andern Tasche hatte, und es blieb mir nur noch so viel Zeit, daß ich meinem Gefährten stumm die Hand drücken konnte zum Zeichen des Abschieds.

„Sie sind bleich," sagte er zu mir. „Nehmen Sie sich zusammen! Nur Geistesgegenwart! ich wünsche Ihnen alles mögliche Glück!"

Die Thüre ging auf; Frau Seraphine führte den Gendarmen herein. — „Guten Abend, Herr Doctor!" sagte diese, denn all diese Leute schienen mir wirklich gewogen zu seyn; „die Madame erwartet Sie drunten."

Ich folgte ihm, und der Gendarm plauderte auf dem ganzen Wege vom vierten Stockwerke bis zum ersten mit mir; allein ich wußte weder, was er mir sagte, noch was ich antwortete. Endlich gelangte ich in das Vorzimmer, und kam an allen diesen Polizeileuten vorüber, von denen jeder mich mit einem freundlichen „Guten Abend, Herr Doctor!" begrüßte. Der letzte, welcher mich begrüßte, war der Wachtmeister, welcher sich sogleich anschickte, mich zu begleiten.

„Alles ist verloren!" dachte ich bei mir selbst. Allein in diesem Augenblick ward der Wachtmeister abgerufen und sagte daher blos zu mir: „Gehen Sie, Herr Doctor, die Madame erwartet Sie!" Auf diese Weise wurde ich den Polizei-Wachtmeister los, aber in dem Sprechzimmer fand ich einen Beamten, zwei Gendarmen, eine Dame und einen Herrn; überdieß stand die Thüre in das Kabinet offen.

Alles ist nun verloren! dachte ich zum zweiten Male, und genau in demselben Augenblick sah ich, daß die andere Thüre gegenüber, welche zu den Kanzleizimmern führte, zugeschlagen wurde; aber ich hatte noch einen kleinen Theil von der Kleidung einer Frau sehen können, welche gerade in das Kanzleizimmer getreten war. Dieser kleine Theil eines Frauenkleides aber ge-

hörte meiner Frau an. — 'Irgend ein ungelegener Zwischenfall!' sagte ich zu mir selbst mit Blitzesgeschwindigkeit, hatte aber die Geistesgegenwart, die Thüre des Kabinets hinter mir zuzumachen. Jetzt befand ich mich also in dem verhängnißvollen Stübchen, und durch eine günstige Fügung der Vorsehung allein. Der entscheidende Augenblick war gekommen. Ich eilte an die Gitterthüre, und zog den Schlüssel aus der Tasche in der Absicht, das Schloß in größter Eile aufzuschließen; allein meine Hand zitterte so heftig, daß es mir unmöglich ward, den Schlüssel in das Schlüsselloch zu stecken. Die Verzweiflung gab mir Kraft: ich erfaßte meine rechte Hand mit der linken und es gelang mir endlich, den Schlüssel in das Loch zu bringen; aber in meiner Angst, die versäumte Zeit wieder einzubringen, drehte ich den Schlüssel so rasch um, daß das Schloß ein großes Geräusch machte. „Um jeden Preis nun fort!" murmelte ich vor mich hin, drückte das Gitter mit meinem Fuße wieder zu und trat geschwind in den jenseitigen Korridor hinaus, während ich gleichzeitig meine Mütze aufsetzte. Ich hatte kaum die Mitte des Corridors erreicht, als ein Mann, ungefähr wie ein Polizeidiener gekleidet, sich an dem Ende desselben zeigte und mir sogleich entgegentrat. Es war der mit der Bewachung der Bureaux betraute Posten. Ich hielt mich schon für verloren, allein ich war entschlossen, mir nöthigenfalls mit Gewalt den Durchgang zu verschaffen. Im gleichen Augenblick erschien eine Person in derselben Richtung, packte den Hausmeister derb und barsch am Kragen, zerrte ihn zu sich herum und fragte: „Wollen Sie mir Antwort geben? Ja oder nein?"

„Sogleich, aber ich meine, dieser ...."

Ich hörte das Uebrige nicht, denn ich ging so hart hinter dem Hausmeister vorüber, daß ich ihn mit der Schulter anstreifte, und hatte im Nu die Treppe erreicht. Auf der Mitte derselben traf ich einen Herrn, dessen Gesicht mir nicht unbekannt war; dieser warf mir einen Mantel um die Schulter und flüsterte mir zu: „Angenehme Reise!"

Unten am Fuße der Treppe angelangt, fand ich eine Frau, welche mich leise aufforderte, ihr zu folgen. Sie war nichts weniger als bezaubernd, allein ich folgte ihr gutwillig und ohne Zögern. Es war dieselbe Frau, welche eine Viertelstunde früher den Muth gehabt hatte, das Vorlegeschloß abzunehmen. In dem Moment, wo wir aus der Hausthüre traten, schien ein Blitzstrahl, dem sogleich ein betäubender Donnerschlag folgte, die ganze Straße mit Feuer anzufüllen, und gleichzeitig prasselte ein schwerer Regen hernieder.

Ich zog meine Mütze bis auf die Nase in's Gesicht und hüllte mich dicht in den Mantel, der mir wie von der Vorsehung um die Schultern gelegt worden zu seyn schien. Allein kaum hatten wir zwanzig Schritte gemacht, so rief die Frau, welche mir zur Führerin diente, abermals: „Folgen Sie mir!" und lief hastig in ein Haus zu unserer Rechten. Ein Blitzstrahl setzte mich in den Stand, in diesem Augenblick in einer Entfernung von kaum zehn Schritten vier oder fünf Polizeileute zu bemerken, welche einen Kranken auf einer Tragbahre trugen. Es läßt sich wohl denken, daß eine Begegnung mit der Polizei in diesem kritischen Augenblicke nicht sehr nach meinem Geschmacke war. Der Zug ging jedoch an uns vorüber, und ich athmete wieder auf. Das Haus, in welches meine Führerin mich gebracht hatte, erwies sich als ein solches, das einen Durchgang nach einer anderen Straße bildete. Wir brauchten nicht weit zu gehen, um einen kleinen freien Platz zu erreichen, in dessen Mitte ein Wagen hielt. Meine Führerin öffnete den Wagenschlag, hieß mich einsteigen und sagte mir Lebewohl. Ich wollte ihr danken, aber sie war verschwunden, und eine Dame, die im Wagen saß und die ich nie zuvor gesehen hatte, redete mich nun mit einem „Guten Abend, Herr Doctor!" an.

„Guten Abend, Madame!" erwiderte ich, während der Wagen davon rollte; „was für ein abscheuliches Wetter!"

— „Im Gegentheil, was für ein herrliches Wetter!" sagte die Dame; „es ist gerade ein Wetter, wie wir es bedürfen!"

Die Kutsche fuhr sehr langsam, und ich fragte daher: „Sind Sie nicht der Ansicht, Madame, daß es besser seyn würde, wenn dieser dumme Kutscher seinen Pferden die Peitsche zu kosten gäbe?"

— „Durchaus nicht, mein Herr. Ein Wagen, der in scharfem Trabe führe, würde sehr verdächtig erscheinen in einer Stadt, wo die Langsamkeit der Miethwagen sprüchwörtlich ist."

Das war für mich eine förmliche Folter, denn die Kutsche war die regelrechte Porzellanfuhre. Endlich hatten wir eines der Stadtthore ohne Unfall passirt und die Dame sagte: „Gott sey Dank, nun sind wir aus der Stadt!"

Die Kutsche hatte eine andere Richtung eingeschlagen. Anstatt in die Straße zur Rechten einzubringen, war sie um die Ecke gefahren, und der Kutscher hieb nun aus Leibeskräften auf die Pferde, daß sie beinahe im Galopp gingen. Plötzlich hielt der Wagen.

„Was gibt es?" fragte ich.

— „Wir müssen hier den Wagen wechseln," war die Antwort.

Wir stiegen aus, und die Kutsche fuhr rasch davon.

„Aber wo ist der andere Wagen?"

— „Er sollte hier seyn, ist aber unglücklicherweise nicht da."

„Was ist da zu thun?"

— „Ich weiß es nicht; es ist ein Unglück. Der Wagen hat sich verspätet. Aber lassen Sie uns sehen: wir thun am besten, in dieses Dorf zu gehen, wo ich Sie an einen sichern Ort bringen und dann selber nach dem Wagen gehen will!"

Wir gingen in das Dorf hinein, und meine Begleiterin stellte mich einer Bauerfrau vor mit den Worten: „Das ist mein Schwager, der hier auf mich warten will. Ich werde sogleich wiederkommen!"

Das Tête-à-tête mit der alten Bäurin war nichts weniger als angenehm, dauerte aber glücklicherweise kaum mehr als sechs bis acht Minuten, nach deren Verlauf meine Begleiterin zurückkehrte und mir mittheilte, sie habe nun den Wagen gefunden, dessen Kutscher sich in dem Ort des Stelldichein geirrt habe.

Kaum fünfzehn Schritte vom Dorfe stiegen wir auf einen offenen Wagen, der von seinem Eigenthümer, einem zuverlässigen Manne von unserer Partei, kutschirt wurde. Der erste Wagen war zurückgeschickt worden, um jede Spur zu verwischen, selbst wenn der Kutscher zum Ausplaudern hätte vermocht werden können. Es regnete noch immer heftig, allein wir kamen ziemlich behaglich vom Flecke und niemand beklagte sich.

Es war beinahe eilf Uhr Nachts, als wir anhielten. Der Eigenthümer des Wagens wünschte uns gute Nacht, kehrte dahin zurück, woher er gekommen war und ließ mir kaum Zeit,

mich bei ihm zu bedanken. Die Dame und ich waren nun allein; die Nacht war sehr finster, aber der Regen hatte aufgehört.

„Wir haben unsern Bestimmungsort erreicht," sagte die Dame.

Ich reichte ihr den Arm und führte sie — oder ließ mich vielmehr von ihr führen — auf einige Lichter zu, welche wir in der Entfernung flimmern sahen.

„Wo sind wir?" fragte ich.

— „In Preußen," war die Antwort; „in einem Städchen nahe bei der Grenze."

Wir waren kaum in eine armselige, dürftig aussehende Straße getreten, deren düstere Beleuchtung durch eine einzige Oellampe ihr Möglichstes zu thun schien, um ein unter den dunklen Schatten der Häuser hinschleichendes, verliebtes Paar nicht zu kompromittiren.

„Wir müssen nun ebenfalls für ein verliebtes Paar gelten," sagte die Dame lachend; „allein glücklicherweise haben wir diese Rolle höchstens nur vor einem halbtrunkenen Polizeisoldaten zu spielen!"

— „Das Drolligste in unserer Lage ist," erwiderte ich, „daß Sie mich entführt haben, während das Gegentheil ein weit natürlicherer Verlauf der Dinge gewesen seyn würde!"

Wir hielten vor der Thüre eines Hauses, dessen Bewohner im tiefsten Schlafe zu liegen schienen. Die Dame pochte zweimal leise an der Thür, allein nichts belebte die Stille. Sie mußte ihr Signal noch drei- oder viermal wiederholen, bis endlich eine sehr schüchterne Frauenstimme fragte: „Wer ist denn da?"

„Ich bin es."

„Oh," war die Antwort, und die Thüre wurde geöffnet. Allein unglücklicherweise fiel der Lichtschein der Laterne, welche die Dame im Hause hielt, zuerst auf mich, der ich einen langen Bart trug, und die Folge davon war ein gellender Schrei des Entsetzens von Seiten der Dame im Innern, welche uns nun rasch die Thüre vor der Nase zuschlug.

„Aber, meine Liebe," fragte meine Begleiterin mit freundlichem Tone, „ist es denn möglich, daß Du mich nicht kennst?"

— „Ach, Du bist es, liebste Freundin? Aber der Herr mit dem langen Barte?"

„Wie? weißst Du es denn nicht? dieser Herr ist ... mein Schwager!"

„Oh, das ist schön!" war die Antwort, die Thüre wurde wieder geöffnet und wir traten in das Haus.

Ein neues Mißgeschick hatte sich ereignet. Meine Flucht, welche nach dem ursprünglichen Plane erst zwei Tage später hätte stattfinden sollen, war in Folge der gefährlichen Nachrichten aus Wien und Dresden beschleunigt worden. Einer meiner Freunde hatte an den Besitzer des Hauses, vor dessen Thüre wir nun in dem preußischen Städtchen standen, geschrieben und ihn benachrichtigt, daß der politische Flüchtling, dem er nach früherem Uebereinkommen ein Versteck in seinem Hause geben sollte, um zwei Tage früher ankommen würde, als es ursprünglich ausgemacht worden war. Allein der würdige Mann war unglücklicher Weise in Geschäften abwesend, als dieser Brief ankam, und derselbe war daher noch nicht gelesen worden; der fragliche Herr wurde erst den nächsten Tag zurückerwartet. Dieser wackere Mann hatte allem Anscheine nach die fixe Idee, die Frauen könnten unmöglich Geheimnisse bewahren, und so waren seine Angehörigen weder in Wort noch in That in das meinige eingeweiht worden. Die Folge dieser Vorsichtsmaßregel war, daß ich mitten in der Nacht in ein Haus hereinfiel, wo ich vollkommen unerwartet war. Allein es hatte nichts zu sagen: es war eine abgemachte Sache, daß ich für den Schwager der Dame galt, die mich hergebracht hatte. Diese Ehre sollte jedoch von kurzer Dauer seyn. Die List war nur adoptirt worden, um uns Zutritt im Hause zu verschaffen. Als wir erst behaglich in einem wohldurchwärmten Zimmer saßen und einem kalten Abendbrod und einer Flasche Wein Gerechtigkeit widerfahren ließen, hatten wir keinerlei Geheimniß mehr vor der Frau vom Hause, welche jedoch von der Eröffnung, die wir ihr machten, nicht sehr erbaut schien.

Es wurde abgemacht, daß ich in einer Kammer auf dem Speicher versteckt werden sollte, so daß die Kinder im Hause mich nicht sehen konnten, und man machte mir in der That noch am selben Abend hart unter dem Dache mein Bett zurecht. Diese Wohnung war gerade nicht die allerangenehmste, aber ich fühlte mich doch so glücklich wie ein Fürst, weil ich in Sicherheit war, und ich hätte geschlafen wie eine Ratte, wenn nicht zwei Katzen, die sich in den Kopf gesetzt hatten, mir Gesellschaft zu leisten, mich von Zeit zu Zeit geweckt hätten.

Da ich aber nun in vollkommener Sicherheit unter dem Dache eines preußischen Bürgers untergebracht bin, so will ich einen Rückblick auf dasjenige werfen, was während und nach meiner Flucht in den Kanzleizimmern des Kriminalgerichts sich zutrug.

Als meine treffliche Frau, blaß und bebend, etwa acht Minuten vor sechs Uhr nach ihrer gewohnten Weise auf das Kanzleizimmer kam, wo sie mich gewöhnlich sprechen durfte, entschuldigte sich der Aktuar, dem meine Angelegenheit übertragen war, sehr höflich, er habe gerade noch ein dringendes Geschäft zu besorgen, und bat sie, in dem großen Sprechzimmer einstweilen zu warten, bis er sie rufen lasse. Die arme Frau erzählte mir später, sie sey überzeugt, daß wenn jemand ihr in jenem Augenblick zur Ader gelassen hätte, kein Tröpfchen Blut geflossen wäre. Sie sah in diesem unvorhergesehenen Umstande die Vereitelung unsers Plans, denn der Polizei-Wachtmeister hatte, ohne die Befehle des Aktuars abzuwarten, mich bereits durch einen Gendarmen aus meinem Gefängniß herunterholen lassen, in Folge dessen wir in dem Sprachzimmer zusammengetroffen wären in Gegenwart eines dort stationirten Beamten; ich wäre alsdann nicht durch das Kabinet gekommen, in welchem sich das Gitter befand.

Alles ist verloren! dachte die unglückliche Frau bei sich und kämpfte stark mit einer Ohnmacht, welche so eben über ihren armen, schwächlichen, von der jüngst erlittenen künstlichen Krankheit kaum wieder hergestellten Körper hereinschlich. Allein die erhabene Geistesgegenwart, welche Gott mehr in das Herz als in den Kopf edler und liebender Frauen gelegt hat, ließ sie instinktmäßig den vernünftigsten und muthigsten Weg einschlagen. Als sie in der Entfernung die Stimmen der Polizeisoldaten hörte, wie sie, Einer um den Andern, mir ihren „Guten Abend, Herr Doctor" entboten, näherte sie sich ruhig der Thüre, welche in das Kabinet führte, und kehrte durch dieses in das Kanzleizimmer der Actuare in solcher Weise zurück, daß sie gerade aus

dem Kabinet trat in dem Augenblick, wo ich in dasselbe eintrat, woraus sich erklärt, weßhalb ich noch den Zipfel ihres Kleides in dem Momente sah, wo ich meinen Fuß in das von der Vorsehung für mich so günstig bedachte Stübchen setzte. Als sie nämlich im Kanzleizimmer ankam, entschuldigte sie sich selber mit ziemlich lauter Stimme und bat um die Erlaubniß, lieber hier warten zu dürfen, weil so viele Leute in dem Sprachzimmer anwesend seyen. Sie wollte durch den Klang ihrer Stimme jedes Geräusch übertönen, das ich etwa beim Oeffnen des Gitters machen würde.

Unter den Actuaren war ein junger Mann, welcher unter seinen Kollegen gar nicht beliebt war, weil er in dem wenig beneidenswerthen Rufe stand, ein Zwischenträger und Denunciant zu seyn, und weil er für einen Menschen von herzlosem, hartem, mitleidslosem Charakter galt, wie er sich zuweilen bei richterlichen Beamten durch vieljährige Amtswirksamkeit herangebildet. Diese Dürre und Herzlosigkeit bei seiner Jugend und seine leidenschaftliche Hingabe an all die traurigen und schmerzlichen Details seines Standes machten ihn zu einer Art Ungeheuer; denn was ist im ganzen Bereich der Menschheit abstoßender, als der Anblick einer jugendlichen Natur, welche schon vor der Zeit so vergällt und hingewelkt ist? Meine Frau fürchtete daher instinktmäßig diesen jungen Aktuar, welcher eine Ausnahme von seiner Klasse war, denn seine Kameraden waren insgesammt lauter gebildete, mitfühlende, wohlmeinende Menschen, und eher geneigt, die Unglücklichen zu trösten, als denselben ihre unglückliche Lage noch mehr zu erschweren. Eine dunkle Ahnung sagte ihr, daß in diesem jungen Beamten alle wirkliche Gefahr lag.

Sie täuschte sich auch nicht, denn in dem Augenblicke, wo ich den Schlüssel rasch im Schlosse drehte, stand der junge Actuar, der seine Augen und Ohren überall hatte, plötzlich von seinem Stuhle auf und ging auf die Thüre zu, als ob er sagen wollte: „Mich dünkt, ich habe hier in diesem Kabinet ein Geräusch gehört.“ — Meine Frau, welche das Geräusch — mehr mit dem Herzen als mit den Ohren — ebenfalls gehört hatte, näherte sich dem jungen Aktuar und sagte lächelnd: „Sie erinnern sich, mein Herr, daß Sie gestern alle diese Herren fragten, ob keiner von ihnen eine Prise Tabak habe, und daß sie alle verneinend antworteten. Da berührte es mich denn gestern sehr wehmüthig, daß ein solch ernster richterlicher Beamter der Würde einer Schnupftabaksdose entbehren sollte, und deßhalb — erlauben Sie mir, Ihnen eine Prise anzubieten!“ Damit reichte sie ihm eine Schnupftabaksdose, welche sie ausdrücklich zu diesem Zwecke und für einen solchen Nothfall gekauft hatte. Was mußte dieses Lächeln die arme, zitternde Frau gekostet haben? Der Aktuar nahm eine Prise und bemühte sich freundlich auszusehen, was jedoch auf eine häßliche Grimasse hinauslief. Die übrigen Actuare brachen in eine lebhafte Unterhaltung aus und machten sich auf Kosten des jungen Pedanten lustig, und so vergingen beinahe zehn Minuten, während deren ich, wie schon oben erzählt, glücklich den auf mich wartenden Wagen erreicht hatte.

Plötzlich ward der Actuar, welchem meine Angelegenheit zugewiesen war und der, mit einer sehr wichtigen Sache beschäftigt, seither allem, was um ihn her vorging, nicht die mindeste Aufmerksamkeit geschenkt hatte, meine Frau gewahr und rief: „Ach, ich bitte sehr um Entschuldigung, Madame; ich hatte Sie ganz vergessen. Aber warum hat der Polizei-Wachtmeister nicht nach Ihrem Gatten geschickt? Hat er Sie etwa bei Ihrer Ankunft nicht gesehen?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte meine Frau mit bebender Stimme.

Der Actuar zog die Klingel, und der Wachtmeister erschien an der Thüre. — „Herr Wachtmeister,“ fragte der Actuar; „wie kommt es, daß Sie den Doctor noch nicht herunterholen ließen? Seine Frau wartet schon seit einer Viertelstunde.“

„Der Doctor?“ versetzte der Wachtmeister stammelnd; „ich glaubte, er wäre schon hier. Es ist schon mehr als zehn Minuten her, daß ich ihn hieher wies!“ Und damit sah er sich im ganzen Zimmer um, als suchte er in jeder Ecke nach einem Gegenstande, von dem er überzeugt seye, daß er ihn in diesem Zimmer finden müsse.

Dieß war das Zeichen zu einem Aufruhr und einer allgemeinen Verwirrung. Die Klingel ward heftig angezogen. Der Polizei-Wachtmeister stürzte in das Kabinet, öffnete den großen Schrank, in welchem er mich versteckt glaubte, und zog eine Menge gewichtiger Aktenstöße daraus hervor, die ihn in eine ganze Staubwolke einhüllten.

Der jüngste Actuar, das frühreife Ungeheuer, von welchem ich oben gesprochen habe, stürzte aus dem Kanzleizimmer hinaus, um die Katastrophe zuerst dem obersten Richter zu melden; Beamte eilten in allen Richtungen hin und her. Alle liefen ab und zu, alle schwatzten, keiner hörte. Kurzum, es war als ob das jüngste Gericht angebrochen und für die Welt der Gesetze ein Ende gekommen seye.

Meine arme Frau, ganz bleich und zitternd, fühlte, wie ihre Kräfte sie allmählig verließen und erachtete es daher für das Beste, in Ohnmacht zu fallen, nicht allein um die Verwirrung zu vermehren und mir hiedurch die Möglichkeit des Entkommens zu befördern, sondern auch um den ersten Fragen des Richters auszuweichen, welcher gerade jetzt in das Zimmer trat, und zugleich um die nöthige Zeit zu gewinnen, daß sie sich auf ihre Antworten vorbereiten konnte. Die Idee war vortrefflich. Die jungen Actuare sammelten sich um meine Frau, anstatt auf die Weisungen ihres Vorgesetzten zu achten; der Eine hielt ihr ein Riechfläschchen unter die Nase, der Andere besprengte ihr das Gesicht mit kaltem Wasser, ein Dritter befühlte ihr den Puls, ein Vierter rief nach ärztlicher Hülfe.

Meine Frau erzählte mir später, es seye schrecklich anzusehen gewesen, was nun in diesem Zimmer vorging, wo es eine Viertelstunde zuvor so ruhig und stille gewesen war. Der Wachtmeister hatte endlich entdeckt, daß das Gitter offen war, anstatt geschlossen, und rief: „Durch diese Thüre hier ist er entwischt!“

„Die Frau muß eine Mitschuldige gewesen seyn!“ rief der vorerwähnte junge Vampyr; „ihre Hand zitterte, als sie mir vorhin eine Prise anbot.“

— „Schweigen Sie!“ herrschte ihm der Richter zu, „und sprechen Sie nur, wann Sie gefragt werden!“

Augenblicklich ward eine genaue Schilderung meiner Person und Kleidung aufgenommen, und davon mehrere Abschriften verfertigt. Die berittene Polizei, deren Pferde gesattelt standen,

erwartete nur ihre Depeschen, um sogleich meine Spur zu verfolgen. Ein kleiner Expreßzug wurde auf der Eisenbahn nach Dresden geschickt, denn wenn ich nicht irre, gab es damals noch keinen Telegraphen. Der Steckbrief gegen mich mit meinem genauen Signalement ward an alle amtlichen Blätter geschickt, und ein Befehl erlassen, alle verdächtigen Personen unter den Thoren anzuhalten. Mit Einem Worte, die Vorbereitungen zu meiner Wiederbeischaffung nahmen einen schreckhaften Charakter an, namentlich für die Gattin des Gegenstands so vieler Aufmerksamkeit. Als alle diese Vorkehrungen getroffen waren, begann man ein Verhör mit meiner armen Frau vorzunehmen, welche bei diesem Anlasse eine Geistesgegenwart und Festigkeit an den Tag legte, welche ihr nothgedrungen die Achtung und Bewunderung aller Anwesenden erwerben mußten.

„Ich kann Ihnen gar nichts sagen, denn ich weiß nichts," erwiderte sie dem Richter. „Allein selbst wenn ich etwas wüßte, so würde ich schweigen, und ich glaube, daß die Beziehungen, welche mich an den Doctor Frank knüpfen, mich jeglicher Zeugenpflicht gegen ihn entbinden."

Und als der Richter sie mit Androhungen von Einsperrung einzuschüchtern versuchte, erwiderte sie: „Sie haben keinerlei Gewalt über meine Person. Im Gegentheile habe ich das Recht, meinen Gatten zurückzufordern, welchen Sie unter dem Vorwand eines Preßprozesses eingesperrt haben, um ihn an Oesterreich auszuliefern und der Rache der österreichischen Regierung zu opfern, im Widerspruch mit den Rechten des Volks, im Widerspruch mit den Bestimmungen der sächsischen Verfassung und den Versprechungen, welche meinem Gatten von Seiten des Ministeriums zu Dresden gemacht worden sind. Was haben Sie mit meinem Gatten angefangen? Wo ist er? Ich verlange ihn!"

Der Richter merkte bald, daß er es mit keiner gewöhnlichen Frau zu thun hatte. Er drang nicht länger in sie und sagte ihr, sie könne nunmehr nach Hause gehen. Als sie nach ihrer Wohnung zurückkehrte, bemerkte sie, daß ihr jemand auf dem Fuße folgte; es war ein Polizeisoldat, der seinen Uniformrock ausgezogen hatte und in Hemdärmeln hinter ihr herging.

Der arme Bursche! dachte sie. Es ist sehr kalt nach dem Regen; warum hat der Unglückliche doch seinen Rock ausgezogen?

Beim Nachhausekommen hörte sie, daß die Polizeiagenten das ganze Haus durchsucht und daß ihre Tochter, ein fünfjähriges Kind, ganz naiv gefragt hatte: „Sind dieß Räuber?"

Der Polizeisoldat, welcher in Hemdärmeln ausgesandt worden war, um meiner Frau nachzugehen, berichtete: Madame Frank habe mit Niemand gesprochen, aber es seye ihm vorgekommen, als ob sie in jeden vorbeifahrenden Wagen verstohlen hineingeblickt habe.

Am andern Tag lief Frau Seraphine bei all ihren Freundinnen und Bekannten in der ganzen Stadt herum und sagte: „Dieser Doctor ist gar kein gewöhnlicher Mensch. Denkt euch nur, er hat mir eines Abends selber gesagt, er verstehe sich auf die Kunst, einen Menschen verschwinden zu machen!"

Gegen eilf Uhr in der Nacht nach meiner Entweichung sprachen die Beamten und besonders die jungen Actuare bei dem späten Heimgang von ihrer Kanzlei begreiflicherweise von nichts Anderem als von der wunderbaren Flucht des Doctor Frank.

„Was sagen Sie zu diesem unerhörten Fall?" fragte das jugendliche Ungeheuer von der Richterbank einen andern Beamten, der wegen seiner phlegmatischen Weise, seiner guten Erziehung und freundlichen humanen Sinnesart bekannt war.

— „Was ich sage?" wiederholte dieser. „Was kann man denn überhaupt hiezu sagen? Ich sage einfach nur: er ist auf und davon!" —

Tantchen Else.

Novellette von Ch. Holb.

Die Feierabendstunde hatte geschlagen, die Comptoirs und Läden der großen Handelsstadt wurden geschlossen, die Kaufherren und ihre verheiratheten Kassiere, Buchhalter und Commis eilten den verschiedenen Vorstädten zu, oder fuhren in eigener Equipage oder mit Omnibus und Droschken hinaus auf's Land, wo sie wohnten. Ein großer Omnibus, von drei schweren Holsteiner Pferden gezogen, fuhr aus dem Steinthore, und war beinahe ganz mit Herren gefüllt, denen man ihre Beschäftigung auf Comptoirs und in Magazinen deutlich angesehen haben würde, wenn sie dieselbe auch nicht durch ihre Unterhaltung verrathen hätten, welche sich fast ausschließlich um Handelsinteressen drehte. Nur ein einziger jüngerer Mann, von blühenderem Aussehen, als die meisten der Mitfahrenden, ein Bild von frischer Kraft und strotzender Gesundheit, saß stumm in der Ecke und nahm keinen Theil an der Unterhaltung über Börsenkurse und Schifffahrts-Angelegenheiten, blickte ungeduldig auf die Chausseebäume, welche an dem Omnibus vorüberzuhuschen schienen, und zog endlich mit der einen Hand die Uhr, mit der andern ein kleines, zierliches Billet aus der Westentasche, das er noch einmal aufmerksam überlas. Es lautete:

„Mein theuerster Wilibald!

„Erwarte mich heute Abend Punkt acht Uhr auf der Terrasse bei dem Pavillon, an der alten Stelle. Findest Du mich nicht bereits vor, so warte eine halbe Stunde auf mich; wenn ich jedoch selbst bis dahin nicht komme, so magst Du daraus schließen, daß wir keinerlei Hoffnungen mehr hegen dürfen und uns zum letzten Male begegnet sind.

Auf ewig Deine treu liebende aber unglückliche

Emilie.

„Nachschrift. Meine Brüder sind zu einem Polterabend eingeladen und werden um acht Uhr bereits vom Hause weggegangen seyn. Es ist daher vielleicht die einzige Gelegenheit, die sich uns darbietet, uns jemals wieder zu sprechen. Fehle deßhalb nicht — präcis acht Uhr!"

Der Inhalt dieses Briefes mag die Ungeduld und Spannung erklären, womit der junge Mann auf seine Uhr blickte. Es fehlten noch zwanzig Minuten zu acht Uhr, und er war noch weit von dem Landhause entfernt, welches Emilien's Vater bewohnte. Endlich hielt der Omnibus an der Kreuzung der Straße, wo sich der Weg nach dem Dörfchen U. abzweigte, Wilibald sprang heraus, bog in denselben ein und lief aus Leibeskräften die Chaussee entlang, die nach dem genannten Landsitze führte.

Die Terrasse, wohin Emilie ihn bestellt hatte, ist ein äußerst lieblicher Punkt; ein künstlicher Hügel auf einer leichten Terrainwelle, bepflanzt mit Catalpa- und Ulmenbäumen, unter deren Schatten man eine herrliche Aussicht auf den fernen majestätischen Strom und seine reichen Ufer genießt. Wilibald konnte jedoch von der Aussicht nicht viel profitiren, denn es war schon dunkel, als er an Ort und Stelle kam, und der Mond war noch nicht aufgegangen. Eben als er athemlos an einen der Baumstämme sich lehnte und sich den Schweiß von der Stirne trocknete, schlug die Uhr im Dorfe Acht. Er war also mit jener gewissenhaften Pünktlichkeit gekommen, welche ihn in allen Stücken auszeichnete. In großer Aufregung ging er auf der Terrasse auf und nieder und spähete in der Dunkelheit in allen Richtungen nach derjenigen aus, die er erwartete. Endlich verkündigte ihm ein leises Knistern im Sande der Wege ihre Ankunft. Er wandte sich rasch nach jener Seite, und im nächsten Augenblicke lag eines der anmuthigsten Mädchen der ganzen Stadt in seinen Armen; sein Kuß brannte auf ihren Lippen und ihre Thränen thauten ihm auf den Bart herab.

„Ach Wilibald, lieber, lieber Wilibald!“ flüsterte Emilie unter bitterem Schluchzen, „wie dank' ich Dir, daß Du gekommen bist. Wie wohl ist mir an Deinem Herzen, und doch welch ein furchtbarer Gedanke, daß es das letzte Mal seyn soll, wo wir uns so wiedersehen!“

— „Das letzte Mal, meine süße Emilie?“ fragte er; „wie soll ich dieß verstehen?“

„Man will mich mit Gewalt von Dir trennen,“ schluchzte das schwerbetrübte Kind. „Der Vater und die Brüder sagen, ich dürfe Dir nicht angehören und müsse Herrn Benfelder heirathen! Und doch kann ich Dir gar nicht sagen, wie sehr ich diesen Mann verachte, und wie unbeschreiblich elend mich der Gedanke macht, daß ich ihn heirathen und Dich aufgeben soll — Dich, den ich so innig liebe!“

— „Habe Geduld, mein theures Mädchen!“ gab Wilibald beschwichtigend zur Antwort. „Fasse Dich und werde ruhiger. Ich muß mit Dir sprechen; die Zeit ist äußerst kostbar, und während Du so heftig schluchzest, kann nichts besprochen oder gehandelt werden. Komm', mein liebes, süßes Mädchen! so ist es recht! laß mich Deine lieben schönen Augen trocknen! Und nun höre mich an, meine treffliche, theuerste Emilie! Kannst Du auf mich achten?“

„O ja,“ erwiderte sie mit einem leisen Seufzer; „aber versuche nur nicht, wieder Hoffnungen in mir zu erwecken, denn ich weiß nur allzugut, daß keine Aussicht vorhanden ist, dieselben zu verwirklichen!“

— „Sey ruhig, meine Theure! ich werde nicht so grausam seyn, Dich mit unbegründeten Hoffnungen zu gängeln. Allein ich bin überzeugt, daß wenn ich Dir eine sichere Grundlage in Aussicht stellen kann, Deine Hoffnungen sich sogleich von selbst wieder beleben werden!“

„Was für eine Grundlage meinst Du damit, mein Lieber?“ fragte Emilie in einem Tone, welcher deutlich genug zeigte, daß die Hoffnung bereits in ihrem Herzen wieder auflebte.

— „Die Grundlage eines sittlichen Muthes, einer moralischen Festigkeit und Entschlossenheit,“ erwiderte er.

„Aber was können alle diese Eigenschaften ausrichten gegen den unbeugsamen Willen eines Vaters und das Andringen von drei Brüdern?“ fragte Emilie mit rasch auftauchender Entmuthigung.

— „Sie vermögen viel — es gibt der Beispiele genug, in welchen sie alles vermocht haben,“ versetzte Wilibald. „Hast Du vergessen, wer unsere Neigung zuerst begünstigte und ermuthigte?“

„Es war meine theure, selige Mutter,“ sagte Emilie wehmüthig.

— „Ja, Deine Mutter, die treffliche Frau, die noch auf ihrem Sterbebette mir ihren Gruß und Segen durch Dich zusandte. Würde sie, wenn sie noch am Leben wäre, jemals es gebilligt haben, daß man mich auf solche Weise von Dir trennen will?“

„O nein, das würde sie gewiß nicht zugegeben haben!“

— „Deßhalb mußt Du in ihrem Sinne handeln und als ihre Vertreterin. Dein Vater und Deine Brüder sind im Begriffe, ein großes Unrecht zu begehen, und kein Gesetz verpflichtet Dich, an einem solchen Unrecht Dich zu betheiligen. Deine Mutter wünschte unsere Verheirathung, und selbst Dein Vater war damit einverstanden, bis nach ihrem Tode ein reicherer Bewerber sich einstellte. Ehre und Gewissen verpflichten ihn daher, seine Einwilligung zu unserer Verbindung zu geben. Deine Brüder aber haben keinen Schatten von einem Rechte, in dieser Sache überhaupt mitzusprechen, und Du solltest eigentlich gar nicht auf sie achten!“

„O, daß ich dieß nur könnte!“ rief Emilie betrübt; „aber sie zwingen mich auf sie zu hören. Sie halten mich unablässig unter Aufsicht, und machen mir den angeblichen Ungehorsam gegen meinen Vater fortwährend zum Vorwurf. Sie reizen und necken mich fortwährend durch hämische Stichelreden und Verdächtigungen gegen Dich, bis sie mich zu einem leidenschaftlichen Ausbruch gesteigert haben, und dann machen sie sich dieß zu Nutze, um meinen Vater zum Zorn gegen mich aufzureizen. Ach, mein lieber Freund, ich fühle mich so unglücklich, daß mir oft zu Muthe ist, als könnt' ich dieses Leben nicht länger ertragen!“

— „Nicht doch, mein Kind! nicht diese Entmuthigung! Raffe Dich wieder auf und hoffe auf bessere und glücklichere zukünftige Tage! Sey treu und wahr gegen Dich selbst! setze der Tyrannei einen entschlossenen aber ruhigen Widerstand entgegen, und es muß uns am Ende gelingen!“

„Aber ich kann nicht ruhig seyn, wenn sie so unbarmherzig mit Spott und Verleumdung über Dich herfallen!“ sagte Emilie.

— „Wenn sie erst einmal sähen, daß ihr Hohn und ihre boshaften Anspielungen keinen Eindruck mehr auf Dich machen, so würden sie bald davon ablassen,“ sagte Wilibald; „allein so lange sie über Dich den Vortheil gewinnen, welchen Du ihnen durch Dein zorniges Aufwallen einräumst, so werden sie nur noch giftiger und gehässiger von mir reden. Bedenke dieß, meine Liebe, und erinnere Dich daran, sobald sie Dich wieder erzürnen und aus der Fassung bringen wollen! Wie groß Deine Entrüstung und Dein Aerger auch seyn mögen, so zeige es ihnen wenigstens nicht. Ich versichere Dich, sie werden Dich alsdann binnen kurzem in Ruhe lassen!“

„O mein Willibald, es ist leicht, über derartige Dinge zu reden, aber ich möchte wissen, was Du thun würdest, wann man mich beständig vor Deinen Ohren verhöhnen und herunter-

setzen würde, — wenn Du hören müßtest, daß man Dich einen gemeinen Schleicher, einen Vermögensjäger nennt, und wer weiß, was sonst noch!"

— „Die Elenden! ich möchte sie niederschlagen!" rief Wilibald, sich selbst vergessend, mit überwallendem Unwillen.

„Siehst Du?" rief das Mädchen; „wie kannst Du von mir erwarten, daß ich ruhig bleibe, wann sie sich in solcher Weise über Dich äußern? Ich kann sie allerdings nicht körperlich niederschlagen, wie Du es willst, obschon es mir bisweilen am guten Willen dazu nicht gebricht; sondern ich muß mich Deiner nur mit der Zunge erwehren, aber ich bediene mich derselben zuweilen auch ganz meisterhaft, um ihnen zu sagen, was ich von ihnen denke! Nun ist aber seit Kurzem noch ein anderer Gegner im Felde. Vorigen Donnerstag ist nämlich Tante Else angekommen, eine fürchterlich pünktliche und genaue alte Jungfer! Ich habe sie früher nicht gekannt, denn sie lebte in des Vaters Heimath, auf dem Lande, und sie und der Vater standen nicht gut miteinander. Nun aber haben sie ihren Zank beigelegt und zwar, wie es scheint, einzig nur in der Absicht, damit der Vater hier eine Spionin mehr hat, um alle meine Handlungen zu belauschen. Sie spricht kaum ein Wort, sondern sitzt stumm da und strickt ohne Unterlaß, während sie ihre Augen in allen Winkeln der Stube herumlaufen läßt, und ihren scharfen Augen und Ohren auch nicht die leichteste Geberde, nicht der leiseste Laut entgeht! Ach, mein theurer Wilibald, Du kannst Dir gar nicht denken, wie entsetzlich es ist, immer solch einen Spion um sich zu haben!"

— „Aber mein liebes Kind, hast Du hierin nicht eine allzu hastige Schlußfolgerung gezogen? Wie kannst Du denn wissen, daß die Tante eine Spionin ist?"

„O ich bin ganz überzeugt, daß sie es ist!" rief Emilie. „Wozu könnte sie denn sonst hier seyn?"

— „Jenun, mich dünkt, es kann noch manche Gründe dafür geben, daß die Leute ihren Verwandten Besuche abstatten, ohne gerade das ehrenvolle Amt von Spionen zu übernehmen. Was für einen Beweggrund gibt denn Deine Tante für ihren Besuch an?"

„Man sagt mir, sie solle die Führung des Hauswesens übernehmen, weil ich noch so unerfahren sey und auf dem Punkt stehe, mich zu verheirathen," erwiderte Emilie eifrig. „Allein ehe ich mich zu einer Heirath zwingen lasse, stürze ich mich lieber in den ersten besten Teich!"

— „Mit nichten, liebes Kind! stürze Dich nicht in's Wasser, sondern lieber in meine Arme!" sagte Wilibald und drückte sie zärtlich an sein Herz. „Hier ist Dein Platz, der Dir am Ende doch noch werden muß. Laß uns keinen verzweifelten Schritt thun, ehe man uns dazu zwingt. Will Dein Vater am hintersten Ende gar nicht auf Vernunft und Gewissen hören, und Dich zur Heirath mit Benfelder zwingen, so steigst Du am Morgen vor dem Hochzeitstage in aller Frühe aus dem Fenster und eilst hieher, wo ich Dich erwarte, und einstweilen werde ich mir dann die nöthigen Papiere und einen Erlaubnißschein verschafft haben, um uns drüben im Holsteinischen irgendwo auf einem Dorfe trauen lassen zu können, so daß wir vielleicht schon Mann und Frau sind, ehe man Dich nur im Hause vermißt! — Inzwischen aber, mein theures Kind, mache Dich an Tante Else, und versuche Dir Gewißheit darüber zu verschaffen, ob sie Dir wirklich abgeneigt ist. Möglicherweise kann sie ja eine ganz ehrenwerthe Person seyn, welche Du Dir mit einiger Sorgfalt und bei freundlichem Entgegenkommen gewogen machen kannst! Jedenfalls hilft es nichts, sie Dir zur Feindin zu machen. Nimm die erste Gelegenheit wahr, wo Du mit ihr allein bist, um sie mit all dem schreienden Unrecht bekannt zu machen, welches Dir widerfahren ist. Frauen sind in solchen Stücken milde; sie unterstützen in derartigen Dingen selten die Ungerechtigkeit, außer wenn sie ein sehr starkes eigennütziges Interesse an jene Seite kettet. Auch fühlen sich ältere Personen sehr geschmeichelt, wenn jüngere Leute sie zu Vertrauten ihrer eigensten Angelegenheiten machen. Kurzum, ich habe eine sehr bestimmte Ahnung, daß Tante Else am Ende noch eine Verbündete von uns werden wird, und darum, meine liebe süße Emilie, bitte ich Dich inständig, sey so freundlich wie möglich gegen sie, mir zu Liebe, und Du wirst ganz gewiß finden, daß ...."

„Horch! es kommt jemand!" fiel ihm Emilie in's Wort. Noch eine innige Umarmung, ein einziger leidenschaftlicher Kuß, und sie sprang davon und verschwand in der Dunkelheit. —

Unbemerkt erreichte Emilie das Haus und ihr eigenes Stübchen. Hier legte sie ihren Shawl ab, glättete ihr Haar und ging dann ruhig und gelassen hinunter in's Wohnzimmer; aber die frische Nachtluft hatte ihre Wangen geröthet und ihr Auge glänzte noch von der Freude und Aufregung, welche die soeben stattgefundene Unterredung in ihr wachgerufen hatte.

Tante Else saß bei der Lampe am Tische und strickte an einer großen Einfassung um eine Bettdecke. Sie war ein kleines hageres Frauenzimmer von ungefähr fünfzig Jahren, von schüchternem Wesen. Ihr einfacher Aufzug von etwas altväterischem Schnitte war tadellos rein, aber nichts weniger als neu und kostbar, und das einfache weiße Häubchen mit dem Besatz von weißen Atlasbändern auf den breiten Scheiteln des grauen Haares lieh ihrer Erscheinung etwas Matronliches, ja beinahe Nonnenhaftes. Aber mit dem ruhigen, leidenschaftslosen Ausdruck der Züge und dem silbergrauen Haar contrastirten lebhaft die pechschwarzen Brauen und Wimpern ihres dunkelbraunen beweglichen Auges, in welchem ein Zug von Wachsamkeit und Scharfblick lag, der die Aeußerungen ihrer Nichte einigermaßen zu rechtfertigen schien. Wäre Emilie jedoch nicht von einem Vorurtheil gegen die Tante eingenommen oder wäre sie eine bessere Menschenkennerin gewesen, so hätte sie wahrnehmen müssen, daß nicht Verschlossenheit, sondern eher eine gewisse Schüchternheit und Befangenheit der Grund von Tante Elsens Schweigsamkeit und Zurückhaltung war; daß es der Tante nicht an Herzensgüte fehlte, sondern daß dieselbe nur durch eine gute Dosis gesunden Urtheils und verständiger Behutsamkeit im Zaum gehalten wurde, um so mehr als die alte Jungfer sich in diesem Hause noch auf einem ganz neuen und unbekannten Boden fühlte.

„Wo bist Du gewesen, Emilie?" fragte der Vater, denn Er war der Ankömmling gewesen, dessen Annäherung Emilie auf der Terrasse gehört.

— „Auf meinem Zimmer, Papa," erwiderte Emilie und wollte sich in den lichten Kreis setzen, welchen der Schein der Lampe auf den gebohnten Fußboden und den hellen Teppich warf. Tante Else aber hatte mit ihrem raschen Blicke wahrge-

nommen, daß Emiliens winzig kleiner Schuh kothig war, und da sie mit Recht vermuthen konnte, daß es in Emiliens schmuckem Zimmerchen und auf den Treppen keinen Koth gebe, so sah sie alsbald ein, daß dieser Umstand in direktem Widerspruch zu Emiliens Aussage stand und den Verdacht ihres Vaters wecken mußte, falls er es bemerkte. Daher sagte sie denn rasch: „Komm', liebe Nichte! setze Dich hieher zu mir! Du hast ja noch gar nicht nach meiner Arbeit gesehen, und doch ist sie für Dich bestimmt, zu Deiner Mitgift — ich hätte also eher einigen Anspruch auf Deine Beachtung und auf einen Kuß als Belohnung!"

Emilie erschrack einigermaßen über den bedeutsamen Blick, womit die Tante diese Aufforderung begleitete, und sie kam ihr daher nach. Sie betrachtete die Arbeit der Tante, jedoch ohne ein besonderes Interesse, und schien keine große Lust zu haben, der Tante den gewünschten Kuß zu verabreichen, vermuthlich weil sie durch das Wort Mitgift wieder unangenehm an Herrn Benfelder erinnert worden war. Endlich beugte sie ihr Köpfchen mit einer Art Zwang zu der Tante herab und sagte: „Sie sind sehr freundlich, liebe Tante!"

„Wechsle Deine Schuhe, thörichtes Kind! siehst Du nicht, daß sie ganz schmutzig sind?" flüsterte Tante Else ihr leise zu, zog Emiliens frische runde Wange dicht an ihren Mund und gab ihr einen herzlichen Kuß. „Willst Du mir nicht einen Strang Zwirn holen, der auf meinem Nachttischchen liegt, liebes Kind?" setzte sie dann laut hinzu; „und hernach möchte ich Dich bitten, mir die Stränge zu halten, während ich den Zwirn aufwickle!"

Emilie sah wohl, daß die Tante ihr durch diese Bitte nur einen Vorwand liefern wollte, um das Zimmer verlassen zu können, und beeilte sich, dem Wunsche der Tante nachzukommen. Ihr Vorurtheil gegen Tante Else schwand zusehends und sie war nun geneigt, Wilibald Recht zu geben und zu hoffen, daß die Tante ihr noch zur Freundin und Vertrauten werden könnte.

„Es freut mich, daß Emilie einigermaßen zur Vernunft und Besinnung kommt," sagte der alte Herr, als er mit wichtiger Miene seine Zeitung auseinanderfaltete und sich niedersetzte um sie zu lesen. „Ich hatte nichts anderes erwartet, als daß das Mädchen Dir auf Deine Bitte eine schnippische Antwort geben würde, um so mehr als Du vorhin auf ihre Mitgift oder Verheirathung anspieltest, Schwester Else!"

— „Nicht doch, ich halte sie nicht für so schlimm, wie ihr Anderen, obwohl ich eigentlich noch nicht recht aus ihr klug werde," erwiderte die alte Jungfer in jenem zweifelhaften Tone, welcher zu besagen scheint, daß der Sprecher einen Gegenstand nicht eher erörtern möchte, als bis er über denselben sich gründlicher belehrt hat.

Nach einigen Minuten kehrte Emilie zurück, den Zwirn in der Hand, reine Schuhe an den Füßen und einen Zug von Verwunderung und Neugierde im Gesicht. Sie setzte sich in einiger Entfernung von der Tante auf den Schemel nieder, hielt ihr die Garnstränge, welche Tantchen aufwickelte, und beobachtete dabei mit gespannter Aufmerksamkeit die Miene der alten Jungfer, ohne jedoch einen andern Affekt oder Ausdruck in diesem regungslosen Gesicht zu entdecken, als den eifrigen Wunsch, den Zwirnstrang in einen Zwirnknäuel zu verwandeln. Erst als die Tante mit Wickeln fertig war, warf sie Emilien einen dankbaren, freundlich-ermunternden und ermuthigenden Blick zu und küßte sie auf ihre weiße Stirne. Hiemit schien aber das Eis gebrochen zu seyn, denn Emilie zeigte plötzlich ein jäh erwachtes reges Interesse für Strick- und Häkelarbeiten, und holte ein Körbchen herbei, aus welchem sie einige begonnene Theeservietten und Schutztücher nahm, über die sie die Ansicht und den Rath der Tante einholen wollte. Die Erörterung hierüber füllte nicht nur die Zeit bis zum Abendbrod aus, sondern ward auch nach demselben noch fortgesetzt, wobei Emilie jedoch bald von Zeit zu Zeit verstohlene Blicke auf ihren Vater warf, der sich die lange Pfeife angesteckt und den „Hamburger Korrespondenten" zu lesen begonnen hatte, was bei ihm gewöhnlich das Vorspiel zum Einschlummern war. Und siehe da! der stille Wunsch, welchen Emilie gehegt haben mochte, ging auch bald in Erfüllung, denn schon nach einem halben Stündchen lehnte sich Herr Heinsen in seinen Großvaterstuhl zurück, ließ die Zeitung fallen und die Pfeife ausgehen, und es währte nicht lange, so lag er in einem gesunden tiefen Schlummer.

Emilie rückte ihren Schemel dicht zu der Tante heran, heftete ihre großen Augen auf deren unbewegliches Gesicht und flüsterte: „Wie ruhig und gemüthlich waren wir heute Abend beisammen ohne meine lärmenden tollen Brüder!"

„O ja, sehr ruhig!" sagte Tante Else und zählte ihren Maschen.

— „Glauben Sie nicht, Tantchen, daß die Brüder mich sehr unfreundlich behandeln?"

„Was meinst Du, meine Liebe?" fragte die Tante und stellte sich wie taub an.

— „Ob Sie nicht glauben, Tantchen, daß die Brüder mir sehr unfreundlich begegnen?" wiederholte Emilie mit einem besondern Nachdruck auf ihre Frage, indem sie ihre Hand sanft auf der Tante Knie legte und sie mit ihren großen, nun thränenfeuchten Augen forschend ansah.

„In welcher Hinsicht denn?" fragte Tante Else bündig, legte zugleich ihre Arbeit beiseite und schaute der Nichte voll in das holde Gesicht.

— „Um dieser Heirath willen," erwiderte Emilie etwas verwirrt.

„Ist es denn keine gute Parthie? Ist sie nicht der Wunsch Deines Vaters, mein Kind?"

— „Aber, liebe Tante, müssen denn die Wünsche meines Vaters in einem solchen Fall mehr gelten, als die meinigen?"

„Eine gehorsame Tochter soll sich immer durch die Erfahrung und das bessere Urtheil ihrer Verwandten leiten lassen."

— „Aber, beste Tante, was soll ich denn von dem Urtheil meines Vaters denken, wann er sein Versprechen gebrochen hat?"

„Ei ei, mein Kind! Du irrst wohl hierin; ich bin überzeugt, daß Dein Vater nicht im Stande ist, sein Wort zu brechen."

— „Und doch hat er es gethan, und ich will Ihnen sagen, Tantchen, wie dieß zuging. Vor dem Tode meiner lieben Mutter war ich mit einem jungen Mann verlobt, den ich zehntausend Millionen Mal lieber hatte, als den Herrn Benfelder..."

„W i e viel mal?" fragte Tantchen und riß in angenommenem Erstaunen die Augen weit auf.

— „Ach, es war vielleicht ein Unsinn, den ich da heraus-

schwatzte, beste Tante!" sagte Emilie etwas verlegen; „ich wollte eigentlich nur damit sagen, daß ich Herrn Benselder recht von Herzen verabscheue, und dagegen Wilibald Aarberg herzlich liebe — ja so innig, Tantchen, und so herzlich, so ausschließlich .... daß ...."

„Schon gut, mein Kind! ich begreife dieß alles. Und mit diesem Wilibald Aarberg also warst Du verlobt, und mit Genehmigung Deines Vaters?"

— „Allerdings, Tantchen, und meine liebe Mutter war dem Wilibald so gewogen, sie liebte ihn so wie ihren eigenen Sohn, daß sie uns am liebsten noch vor ihrem Tode als ein Paar gesehen hätte. Ehe aber noch die Trauerzeit um sie vorüber war, starb, wie Sie wissen, Onkel Franz in Oporto und hinterließ dem Papa ein großes Vermögen. Ich freute mich damals so sehr darüber in meiner Thorheit, denn ich dachte nur an Wilibald, wie es ihm wohlthun würde, wenn ich ihm eine hübsche Mitgift zubrächte, und wie er dann Associé seines Hauses werden könnte, u. dergl. mehr. Der Vater aber begann mit Einem Male dem guten Wilibald kälter zu begegnen, und sprach dann ganz offen davon, daß er mit mir höher hinaus wolle, und die Brüder stichelten vor mir beständig über Wilibald, sprachen von armen Schluckern, Vermögensjägern, Schleichern und ähnlichem, und wie nur Mädchen so blind seyn könnten, nicht einzusehen, daß man ihnen nur um ihres Vermögens willen den Hof mache. Ich merkte endlich, daß dieß Wilibald und mir gelten sollte, und dann platzte ich mit Einem Male gewaltig los und erwehrte mich ihrer Kränkungen; aber es griff mich so sehr an, daß ich die ganze darauffolgende Nacht an Krämpfen und Ohnmachten litt, und man Morgens um vier Uhr den Arzt rufen mußte."

„Mein liebes Kind," versetzte die Tante ernst, „nach dem triumphirenden Tone, womit Du mir dieß erzählst, sollte man meinen, Du haltest es für etwas Verdienstliches, daß Du über die Neckereien und Anspielungen Deiner Brüder 'losplatztest'. Du mußt es aber einem alten Frauenzimmer nicht übeldeuten, wenn es Dir hierüber die ungeschminkte Wahrheit sagt, nämlich daß es sehr thöricht von Dir war, Dich über alle diese Auftritte in eine Leidenschaft hineinzusteigern. Du hattest von jenem Augenblicke an Dein Spiel verloren. Du zeigtest ihnen Deine schwache Seite, und sie haben Dich seither immer an derselben angegriffen. Wärest Du bei ihren Stichelreden kalt geblieben oder hättest Dich nur wenigstens kalt gestellt, was schon genügt hätte, so würden sie es bald müde geworden seyn, Dich necken und empören zu wollen. Es ist jedoch sogar jetzt noch nicht zu spät, diesen falschen Schachzug wieder gut zu machen, wenn Du nur geschickt weiter spielst; allein hiezu wird eine große Selbstbeherrschung von Deiner Seite gehören."

— „Ich weiß es wohl," sagte Emilie. „Ich sah meinen Irrthum ein, sobald er begangen war, allein ich wähnte damals, es seye zu spät zum Rückzuge. Wenn Sie jedoch glauben, beste Tante, daß es noch nicht zu spät dazu ist, so will ich es wenigstens versuchen."

„Thu' das, mein liebes Kind, und wenn Du recht beharrlich bist, so wird es Dir gewiß gelingen. Und nun fahre in Deiner Erzählung fort! Was geschah weiter?"

— „Einige Wochen später hielt Herr Benselder um meine Hand an. Und wohlgemerkt, Tantchen, er wandte sich nicht an mich, sondern wollte alles mit dem Vater abmachen — er hatte in der That die Unverschämtheit gehabt, um meine Hand zu werben, ohne sich zuvor vergewissert zu haben, ob ein solcher Schritt mir auch nur angenehm seyn würde!"

„Dieß bewies wenigstens einen großen Mangel an Zartgefühl von seiner Seite."

— „Ach, beste Tante, ich bin recht froh, daß ich Sie so reden höre!" rief Emilie und ergriff die Hand der Tante, die sie auf's wärmste küßte. „Ich tröste mich nachgerade mit der Hoffnung, daß ich wenigstens Eine Freundin habe, die mir beisteht. Nicht wahr, Sie wollen mir beistehen und meine Freundin seyn, Tante?"

„Meine liebe Emilie, ich bitte Dich freundlich, vorerst noch keine allzukühnen Hoffnungen auf mich zu setzen!" erwiderte Tante Else nach einer Weile des Nachdenkens. „Ich glaube zwar, daß Du keine von den Thatsachen, welche Du mir so eben erzähltest, absichtlich entstellt oder angefärbt hast; allein die allergewöhnlichste Klugheit und Gerechtigkeit heischt doch von mir, daß ich diese Sache zuvor noch etwas genauer untersuche, ehe ich mich auf ein voreiliges Versprechen einlasse, Dir gegen den Wunsch Deines Vaters beizustehen. Diese Zusage will ich Dir jedoch schon jetzt geben, daß wenn ich mich überzeuge, Dein erstes Verlöbniß sey mit Einwilligung Deiner beiderseitigen Eltern abgeschlossen, und aus keinen anderen Gründen als denjenigen, die Du mir vorhin erzählt hast, wieder schnöde abgebrochen worden, ich nicht eher ruhen werde, als bis ich es wieder hergestellt gesehen habe. Was für einen Grund hat Dein Vater denn für den Bruch mit Wilibald Aarberg angegeben? Darüber bist Du mir noch die Auskunft schuldig."

— „Papa gab gar keinen Grund an, sondern schrieb nur in meinem Namen an Wilibald, es seyen Umstände eingetreten, welche die Lösung unseres Verlöbnisses wünschenswerth machten. Wilibald schrieb mir als Antwort hierauf einen Brief voll Einwendungen, allein ich habe ihn nie erhalten. Hierauf gewann er durch ein Geldgeschenk eines unserer Dienstmädchen, daß dieses mir einen Brief von ihm überbrachte, und so correspondirten wir eine Weile mit einander, bis es entdeckt und das arme Mädchen stehenden Fußes aus dem Dienste entlassen wurde. Dieß geschah vor etwa drei oder vier Monaten, und seither ist es mir nur immer in langen Zwischenräumen möglich gewesen, von ihm einen Brief zu erhalten oder ihm einen solchen zu schicken, denn meine Brüder belauern jeden Schritt und Tritt von mir."

„Aber heute Abend, wo Du wußtest, daß sie außer dem Hause seyn würden — hättest Du ihm da kein Stelldichein geben können, wenn Du ein wenig vorsichtig gewesen wärest?" fragte Tante Else mit listiger Betonung und bedeutsamem Blick.

Emilie schlug erröthend die Augen nieder und erschien sehr verwirrt. Die böse Tante wollte ihr jedoch gar nicht aus der Verlegenheit helfen, sondern blickte sie schweigend an. Mehrmals nahm die Schuldige einen Anlauf, der Tante alles zu gestehen, allein die Stimme versagte ihr. Endlich schlug sie die Augen auf und schaute die gefürchtete Tante sehr scheu und schüchtern an, allein diese begegnete ihr mit einem Blicke voll schelmischer Gutmüthigkeit, daß davor alles Zögern hinschwand, und

sie ihre Arme um Tante Elsens Hals schlang und ihr Gesicht mit Küssen bedeckte. „Ach, nun weiß ich, liebstes Tantchen, daß Du mir helfen wirst!" flüsterte sie, vor Freude weinend. „Jetzt bin ich ganz überzeugt davon."

„Du mußst von gar nichts im Voraus überzeugt seyn, Du kleines Schmeichelkätzchen!" war die Antwort. „Du gibst Dich allzurasch Deinen Schlüssen und Vermuthungen hin. Bedenke wohl, ich mache Dir keinerlei Versprechungen; wenn ich aber nach einer sorgfältigen Untersuchung alles so finde, wie Du es mir geschildert hast, so werde ich Dir helfen und zwar nicht mit halben Maßregeln. — Aber jetzt arbeite nur wieder ruhig fort, mein Kind, denn wenn Dein Papa aufwacht und sieht, wie Du mich küssest, so wird er um keinen Preis glauben, es geschehe nur aus Dankbarkeit dafür, daß ich Dich ein neues Häkelmuster gelehrt habe!"

— „Ach, was bist Du doch für ein liebes, gutes, herziges Tantchen!" rief Emilie lebhaft und mit einem empfindsamen Blicke auf ihre emsige Verwandte, welche mit gesteigertem Eifer fortstrickte. „Willibald hatte ganz Recht, als er mir die Hoffnung gab, Du werdest noch unsere Vertraute werden!"

„Wie? das sagte er?"

— „Ei gewiß, liebste Tante, noch heute Abend sagte er es, und tadelte mich wegen des Vorurtheils, das ich gegen Dich hegte. Und fürwahr, mein herziges Tantchen, ich habe Dir in diesem Stücke viel abzubitten. Wilibald aber ist weit besser und freundlicher als ich."

„Ist er das? Jenun ich wäre sehr begierig, ihn kennen zu lernen," sagte die Tante freundlich. „Aber nun zu einem anderen Gegenstand, meine liebe Nichte! Bist Du versichert, daß weder Herr Benfelder heute Abend mehr hier einspricht, noch Deine Brüder bald zurückkommen werden?"

— „Benfelder ist mit den Brüdern bei dem Polterabend anwesend, und sie werden wohl vor Morgen nicht nach Hause kommen," erwiderte Emilie. „Fritz hat den Hausschlüssel mitgenommen und ausdrücklich hinterlassen, das Mädchen brauche nicht auf ihre Heimkehr zu warten."

„Um so besser! dieß paßt ganz in meinen Plan. Wenn Du also frühe zu Bett gehen willst, mein Kind, so kann ich heute Abend ruhig und ungestört mit Deinem Papa über Deine Angelegenheiten sprechen und versuchen, was ich für Dich thun kann!"

— „O meine treffliche, theuerste Tante! Du bist ein wahrer Engel!"

„Ach geh' doch, Kind, bleib' mir mit solchen überschwenglichen Ausdrücken vom Leibe! Vor Allem aber beachte meinen Wink, wenn ich Dir empfehle, frühzeitig schlafen zu gehen. Und nun, meine Liebe, muß unser Geflüster aufhören!"

Das Stubenmädchen trat mit dem Theebrett herein und brachte Herrn Heinsen sein gewohntes Glas Grog. Er erwachte bei ihrem Eintritt, dehnte sich, stand auf, steckte sich seine Havannahcigarre an und braute sich seinen Grog, den er langsam schlürfte. Tante Else strickte emsig weiter, und Emilie lehnte in einer Ecke des Sophas und stützte den Kopf auf die Hand.

„Was ist Dir, Emilie?" fragte Tantchen. „Du scheinst unwohl zu seyn. Willst Du nicht lieber zu Bette gehen, mein Kind? Hast Du Kopfschmerz?"

— „Ein wenig, liebe Tante!" versetzte Emilie, auf die kleine List eingehend.

„Leg' Dich schlafen, Mädchen!" sagte der Vater, und die folgsame Tochter nahm ihren Leuchter und ging. — —

— „Nun Emilie weggegangen ist, lieber Jakob," hub Else an, sobald sie sich mit ihrem Bruder allein sah, — „und weil wir gerade allein sind, möchte ich einige Fragen an Dich richten und überhaupt des Mädchens wegen einiges mit Dir besprechen!"

„So? und was willst Du denn wissen, Schwester?" fragte Herr Heinsen argwöhnisch und setzte das Glas ab, das er schon an die Lippen angesetzt hatte.

— „Sag' mir doch, Jakob, weßhalb sich Emilie so seltsam gegen Herrn Benfelder benimmt?"

„Findest Du ihr Benehmen seltsam? und weßhalb denn?" erwiderte Herr Heinsen ausweichend und etwas verblüfft.

— „Allerdings; es sieht beinahe aus, als ob er ihr zuwider wäre!"

„Bah, das ist nur Sprödigkeit oder kindische Koketterie. das wird sich schon verlieren, Schwester!"

— „Hat sie ihn denn selbst gewählt?" fragte Else.

„Gewiß — ei natürlich — d. h. unter dem Rath und der Vermittlung der Familie."

— „Ah so? Also doch?" versetzte Tante Else ruhig. „Ich glaubte immer und meinte gehört zu haben, Emilie seye mit einem gewissen Herrn Aarberg verlobt. Warum hat sie denn diesen aufgegeben?"

„Ich weiß es nicht genau. Wer kann auch von den Launen und Einfällen eines jungen Mädchens Rechenschaft ablegen?"

— „Aber Du hattest ja doch damals Deine Einwilligung zu jenem Verlöbniß mit Herrn Aarberg gegeben, nicht wahr?"

„Das heißt, ich habe keine Einwendungen dagegen erhoben," sagte Herr Heinsen ausweichend. „Emiliens Mutter hat eigentlich die Verbindung haben wollen und zu Stande gebracht."

— „Und hast Du diese Sache nicht etwa blos deßhalb hintertrieben, Jakob, weil Du Emiliens Verlobten nicht für reich genug hieltest, nachdem wir die portugiesische Erbschaft angetreten hatten?"

„O ja, ich betrachtete allerdings und natürlicherweise die Verbindung für eine ungleiche, weil sich die Umstände inzwischen geändert hatten. Ich wünschte und verlangte, daß das Verlöbniß aufgehoben werde, und so geschah es denn!"

— „Und hat Emilie so gutwillig hierein gewilligt, Bruder?"

„Hm, nicht ohne Schwierigkeiten allerdings; allein ich setzte ihr mit Vernunftgründen zu, und so ward alles in Richtigkeit gebracht!"

— „Bruder!" erwiderte Else ernst und feierlich, „Du sagst mir in diesem Stücke eine Unwahrheit, und zwar eine absichtliche. Gerade Deine Art und Weise, wie Du es vermeidest, mir auf meine Fragen direkte Antworten zu geben, überzeugt mich zur Genüge, daß Emilie nicht gesonnen ist, das Verlöbniß mit Aarberg so widerstandslos aufzugeben, und daß diese neue Verbindung ganz gegen ihre Neigung und Ueberzeugung ist. Erinnere Dich doch, daß ich ebenfalls einige Erfahrung in Deiner Art und Weise, derartige Angelegenheiten zu behandeln,

gemacht habe. Denke zurück und entsinne Dich, warum ich jetzt eine alleinstehende alte Jungfer bin, und nicht eine glückliche Gattin und Hausmutter. Dieß habe ich nur Dir allein zu verdanken, und ich sehe nun, daß Du als Vater jetzt ebenso handeln willst, wie Du als Bruder mit mir verfuhrst. Ich halte es jedoch für meine Pflicht, das unschuldige, arglose Kind vor einem noch schlimmern Loose zu bewahren, als dasjenige ist, zu welchem Dein Hochmuth und Deine Kurzsichtigkeit mich verurtheilten. Emilie soll nicht Deinen Plänen geopfert werden. Wenn Du Dich weigerst, das Versprechen zu erfüllen, welches Du Herrn Aarberg gegeben hast, den Du ohne alle Schuld von seiner Seite und ohne jeden triftigen Grund verächtlich behandelt hast, blos weil die Vermehrung Deines Vermögens durch die zufällige Erbschaft Dich mit Stolz und Hochmuth erfüllte, — wenn Du, sage ich, Dich weigerst, Deine Einwilligung zu der Heirath Emiliens mit Wilibald Aarberg zu ertheilen, so werde ich beiden den Rath geben, einander ohne Deine Einwilligung zu heirathen!"

„Oho, Schwester!" erwiderte Jakob Heinsen mit dunkler Zornesröthe, „Du scheinst ganz zu vergessen, daß Deine kostbare, verhätschelte Nichte keinen einzigen Heller eigenen Vermögens hat. Und bei —!" fuhr er mit einer wilden Betheuerung fort und schlug mit der Hand auf den Tisch, „an dem Tage, wo sie jenen schmutzigen Thranhändler heirathet, ändere ich mein Testament und finde Emilie mit einem Pflichttheile ab!"

— „Du kannst dieß ganz nach Deinem Belieben halten, Jakob," gab Else mit ihrer gewöhnlichen gleichmüthigen Weise zur Antwort. „Ich freue mich, daß ich reich genug bin, um meine liebe Emilie glücklich zu machen. Das gute Kind ist genügsam und anspruchlos und zieht weislich ein bescheidenes Auskommen ohne Glanz mit Wilibald Aarberg, den sie liebt und achtet, all dem Glanze vor, der ihrer an der Seite des reichen Benfelder warten würde. Sein Vermögen und dasjenige, welches sie von Dir zu erwarten hat, kann sie unmöglich entschädigen für die lebenslängliche Gemeinschaft mit jenem gemeinen ungebildeten Benfelder, dessen Charakter tief unter demjenigen von Wilibald Aarberg zu stehen scheint!"

„Aha!" rief Heinsen spöttisch. „Ich sehe nun, wie die Sachen stehen. Das verzogene Mädchen ist also an diesem ganzen Auftritte und Deinem Zornergusse schuld. Sie hat sich an Dich gemacht, wie es scheint, hat nach Weiberart sich bei Dir eingeschmeichelt und Dich gegen mich, Deinen Bruder und ihren Vater, eingenommen. Sehr schön, in der That! eine recht honnette Handlungsweise!"

— „Du irrst gröblich, Jakob!" entgegnete Else ganz gelassen. „Emilie hat mir zwar ihre Lage anvertraut, allein ich kannte alle diese Verhältnisse schon einige Zeit zuvor aus anderer Quelle, und Du hast mir sie ja selbst durchgängig bestätigt. Sage mir offen und ehrlich, Jakob! willst Du mit schuldiger Rücksichtnahme auf Emiliens eigene Gefühle handeln, Dein feierlich verpfändetes Wort einlösen, und dem letzten Wunsche Deiner sterbenden Gattin gemäß in die Verheirathung Deiner Tochter mit dem jungen Wilibald Aarberg willigen, wobei sich von selbst versteht, daß Du sie auch ihrem Stande und Deinem Vermögen gemäß ausstattest? Oder willst Du das arme Mädchen zwingen, daß es seinen Geliebten heimlich und ohne Deine Einwilligung heirathe, und daß niemand zu dem armen hingeopferten Wesen halte, als ich, Deine arme leibliche Schwester, die Du ebenfalls durch Deinen Stolz, Trotz und Eigensinn um ihr ganzes Lebensglück gebracht hast?" ....

„Ich denke, hierüber brauche ich niemand Rechenschaft abzulegen!" fiel Herr Heinse seiner Schwester rasch in's Wort.

— „Doch, doch!" erwiderte sie lebhaft. „Du wirst darüber eines Tages Rechenschaft abzugeben haben. Jedenfalls aber bist Du es Dir und Deinem guten Leumund schuldig, in dieser Sache nicht unbedacht zu handeln," fuhr sie ruhig fort. „Jedermann wird bald erfahren, daß Dein Kind Dir nur deßhalb entlief, weil Du Dein Wort gebrochen hast, als Du reicher geworden warst. Und wenn auch Emilie natürlicherweise Dich gegen einen solchen Vorwurf in Schutz nehmen und Deine Schuld verhehlen würde, wie sie ohne Zweifel thun wird, so darfst Du versichert seyn, daß ich die Wahrheit niemand vorenthalten werde, der sie nur erfahren will. Du weißt dann sehr gut, was die Leute von Dir sagen werden. Niemand wird vergessen, daß Du noch vor wenigen Jahren nur ein gewöhnlicher Kaufmann warst, und man wird Dich alsdann mit Recht für einen aufgeblasenen geldstolzen Emporkömmling halten. Um Deines zeitlichen und ewigen Wohles willen verwarne ich Dich daher vor dem Schritte, den Du vorhast. Bei reiflicherer Ueberlegung will ich Dich auch nicht um eine sofortige Entscheidung drängen. Erwäge Dir heute Nacht im Bette diese Angelegenheit noch einmal ruhig und leidenschaftslos, und laß uns alsdann morgen früh weiter darüber sprechen!" Damit stand Tante Else auf und zündete ihre Kerze an.

„Halt, Schwester!" rief Herr Heinsen mit bitterem Ingrimm; „ich bedarf der Bedenkzeit nicht, welche Du mir geben willst, denn mein Entschluß ist schon längst gefaßt. Wenn das undankbare eigensinnige Mädchen durchaus nicht von Aarberg lassen will und sich gegen die Verbindung mit Benfelder noch länger sträubt, so sag' ihr, daß ich morgen früh meinen Fuß nicht eher über diese Schwelle setzen werde, als bis ich weiß, daß sie mein Haus verlassen hat, denn ich sage mich von ihr los. Und da Du sie in ihrem Trotze noch bestärkst, Else, so ist es mir mehr als erwünscht, daß auch Du mit ihr mein Haus verläßt, wenn es Dich nicht genirt!"

— „Ich werde Deinem Wunsche nachkommen, Jakob!" sprach Else resignirt. „Zwar beherrscht Dich jetzt ein blinder Zorn, aber ich vertraue zu Gott und Dir, daß Du noch einmal auf andere Gedanken kommen wirst. Von diesem Augenblicke an ist Emilie meine Adoptivtochter und alleinige Erbin mit Ausschluß all Deiner Söhne, und soll an mir eine treue Mutter finden! Gute Nacht!" Und mit klarer friedevoller Stirne verließ sie den harten verblendeten Mann. — —

In dieser Nacht hielten die Tante und die Nichte eine lange ernste Berathung in Emiliens Zimmer. Das arme Mädchen weinte bitterlich und wollte nur mit Widerstreben das elterliche Haus verlassen; allein Tante Else sagte ihr, die einzige Weise, mit ihrem Vater zurechtzukommen, bestehe darin, daß man so hartnäckig seye, wie er selber, und verstärkte ihre Beweisgründe durch die mehrfach wiederholte Versicherung, daß ihr eigenes Schicksal eine ganz andere Wendung genommen haben würde, wenn sie seinen Charakter schon früher von dieser Seite gekannt hätte.

Das Ergebniß dieser Berathung war, daß Tante und Nichte am andern Morgen in aller Frühe in einen achtbaren Gasthof in der Stadt übersiedelten, dort frühstückten und die Rückkehr eines Boten erwarteten, welchen die Tante an Wilibald Aarberg abgesandt hatte. Aber noch lange bevor man diesen Boten zurückerwarten konnte, fuhr eine Droschke vor dem „Kronprinzen" an und eine halbe Minute später stürzte Wilibald selbst in's Zimmer, den Hut in der Hand, mit verstörter Miene, und starrte Emilie und ihre Tante an.

„Dieß ist meine Tante Else, Wilibald!" rief ihm Emilie entgegen, wie sie weinend ihre erröthende Wange an den Busen der Tante schmiegte. „Es ist ganz so gekommen, wie Du mir prophezeit hast: Tantchen Else ist meine Vertraute und Beschützerin geworden."

Wilibald drückte warm die Hand, die ihm die ältere Dame darreichte, und sie wurden augenblicklich gute Freunde.

Etwa vierzehn Tage später erhielt Jakob Heinsen die Verlobungskarten seiner Tochter und Aarberg's. Er warf sie mit einem Fluche zerrissen in den Papierkorb, und gelobte sich, sein Kind nie wieder zu sehen. Aber solche Vorsätze hört Gott im Himmel nicht. —

Zwei Jahre vergingen. Aarberg hatte sich mit einem Theil der Mitgift seiner Frau zum Associé desselben Handelshauses eingekauft, in welchem er seither die Stelle eines Kassiers bekleidet hatte. Er war glücklich mit seiner kleinen hübschen Frau, und diese härmte sich nicht über die trotzige Verblendung des Vaters, der sich von ihr losgesagt, sondern hoffte und betete zu Gott, daß er das Herz ihres Vaters doch rühren möge. Zwei Jahre aber vermögen viel selbst über das Herz eines solchen Vaters. Aeußere und innere Erlebnisse brachen allmählig den Trotz des alten Heinsen. Sein ältester Sohn Heinrich, der Busenfreund Benfelder's, ward von diesem auf Irrwege verleitet, und gerieth in einer durchschwelgten Nacht sammt diesem in Konflikt mit der Polizei, ward mit derselben handgemein und verletzte einen Polizmann schwer mit seinem Stockdegen, was ihm die Verurtheilung zu viermonatlicher Freiheitsstrafe und die ganze Schmach eines solchen Urtheils zuzog. Heinrichs Verlobung mit einer sehr reichen Erbin ward in Folge davon rückgängig, und der Name Heinsen ward dadurch in der ganzen Stadt anrüchig. Fritz, der zweite Sohn, war glücklicherweise schon verheirathet, als dieser Vorfall sich zutrug, hatte jedoch ebenfalls darunter zu leiden. Auch war seine Ehe überhaupt keine glückliche, wie es bei blosen Geldheirathen gewöhnlich ist. Die junge Frau konnte sich mit dem eigensinnigen herrschensgewohnten Schwiegervater nicht vertragen und bezog schon nach einem Vierteljahr eine andere Wohnung. Die Verurtheilung Heinrichs mußte ihr sodann zum Vorwand dienen, um den Verkehr mit der Familie ihres Gatten vollends abzubrechen. Uebrigens war der alte Herr Heinsen seit dem Zwiste mit seiner Tochter auch in der That noch reizbarer und unleidlicher geworden als zuvor, und ließ seinen Menschenhaß und seine Bitterkeit an seinen Hausgenossen aus, so daß er alle Monate andere Dienstboten hatte, und aller häuslichen Behaglichkeit entbehren mußte. Wann er sich hierüber gegen seine beiden älteren Söhne oder gegen Leopold, den jüngsten, einen kaum neunzehnjährigen Jüngling, beklagte, so machten sie ihm insgesammt sein unerbittliches Verfahren gegen Emilien zum Vorwurf. Eines Morgens war Leopold sogar spurlos verschwunden, und acht Tage später erhielt der Vater einen Brief von ihm, worin derselbe von Southampton aus meldete, er seye nach Australien gegangen, weil ihm der Aufenthalt im Vaterhause unerträglich geworden seye und er sich durch den Streich seines Bruders Heinrich compromittirt gesehen habe. Und Heinrich selbst hielt es nach Ablauf seiner Strafzeit für gerathen, das Weltmeer zwischen sich und seine Vaterstadt zu legen. So sah sich denn der alte Vater ganz allein und verlassen und zwar zu einer Zeit, wo seine Gesundheits-Umstände ihm eine freundliche Umgebung doppelt erwünscht und nothwendig gemacht hätten. Anfangs kämpfte er erbittert und trotzig jeden leisen Wunsch nach der Rückkehr seiner Tochter nieder. Aber eines Tages schrieb er an Elsen und bat sie, ihm sein Hauswesen zu führen. Sie antworte ihm umgehend: „Ich kann Deinen Wunsch leider nicht erfüllen, lieber Jakob. Ich wohne so angenehm und traulich bei Emilien und ihrem Gatten. Emiliens kleines Kind, meine Namensschwester, ist so sehr an mich gewöhnt, daß ich mich nicht von dem kleinen Engel trennen kann. Zudem bedarf meine herrliche Emilie meiner, denn sie sieht binnen weniger Monate ihrer zweiten Entbindung entgegen. Das arme Kind hat außer Wilibald ja keine befreundete Seele auf dem ganzen Erdenrund als mich, und ich kann nicht so grausam seyn, sie zu verlassen ...."

Der verhärtete Vater weinte im Stillen, als er diesen Brief las. Es gährte und arbeitete in ihm, aber sein Stolz und Eigensinn ließen lange keinen Entschluß zur Reise kommen. Indeß plagte ihn die Gicht und sperrte ihn oft Wochenlang auf sein einsames Zimmer, um ihm die Lieblosigkeit der Pflege durch Miethlinge und seine Vereinzelung doppelt empfindlich zu machen.

Es war ein schöner Sonntags-Abend im Mai, als Wilibald und seine junge Frau von einem kleinen Ausflug auf das Land in ihre bescheidene Wohnung zurückkehrten. Zu ihrer Ueberraschung fanden sie vor der Hausthüre einen Miethwagen, der hier wartete. Oben an der Treppe kam ihnen Tante Else entgegen, deren Gesicht wundersam bewegt und ergriffen war.

„Schön, daß ihr endlich kommt — es erwartet euch ein Besuch, von dem ihr euch sicher nichts träumen läßt!" hub sie an; „macht die Augen zu und den Mund auf und folgt mir und seht, wen der Himmel uns geschickt hat!" Damit führte sie die jungen Gatten in die Putzstube, und hier saß auf dem Sopha ein Greis und hatte die kleine Else auf dem Schooße.

„Papa, bester Papa!" rief Emilie unter Feudenthränen, sank vor dem Greise auf die Kniee nieder und bedeckte seine Hände mit Küssen.

— „Vergib mir, liebe Tochter!" sprach der alte Mann, dem ebenfalls die Augen unwillkürlich überquollen. „Ich bin sehr unglücklich gewesen, seit Du mich verlassen hast. Ich habe einsehen gelernt, daß Du mehr werth bist, als Deine drei Brüder zusammen, die nun nicht länger mehr zwischen Dir und mir stehen sollen, meine liebe kleine Emilie. Ich weiß, ich bin ein alter Hitzkopf, aber ich habe kein böses Herz. Gib mir Deine Hand, Wilibald, und verzeihe mir all das Unrecht, das ich Dir zugefügt habe, aus freien Stücken und auf die Einflüsterung Anderer! — Jetzt soll Alles wieder gut gemacht werden — alles, alles!"

„Willst Du etwa Dein Testament umändern, Bruder?"

fragte Tante Else neckend. „Gewiß hast Du heute noch keine Zeit dazu gehabt. Aber bleibt es dabei, daß Du Emilien mit einem Pflichttheile abspeisen wirst?"

— „Schwester," versetzte der alte Herr sehr ernsthaft, „wann ein Mann im Zorne spricht, so schwatzt er gewöhnlich Unsinn. Darum solltest Du mir auch jetzt diese Drohung von damals nicht vorhalten und zum Vorwurf machen. Ich werde mein Testament umändern, und Du sollst den Inhalt kennen lernen, und wenn es Deinen Beifall nicht hat, so magst Du es in das Feuer werfen. Alsdann aber hoffe ich, daß Du wieder zu mir kommst und mir mein Hauswesen führst, und mich verpflegst, denn meine drei Jungen haben mich schnöde verlassen!"

„Lieber Bruder," sagte Else freundlich, „ich werde mit Vergnügen kommen, aber ich meine, Du solltest auch Emilien in die Amnestie einschließen. Dein Landhaus hat Raum genug für die bescheidenen Bedürfnisse unser Aller, und mich dünkt, es ist nur ein Akt der Gerechtigkeit, daß Du von nun an auch Wilibald in Dein Haus und Geschäft aufnimmst!"

— „Du hast mir einen geheimen stillen Wunsch abgelauscht, Else!" erwiderte Herr Heinsen, „Ich wollte ihm dieß später antragen, um nicht mit der Thüre in's Haus zu fallen. Jetzt aber ist es ja schon heraus, und wenn Wilibald will, so bin ich's wohl zufrieden, dem hitzköpfischen und vorschnellen Fritz seine Ruhe und Umsicht an die Seite zu setzen. Willst Du, mein Sohn?"

„Von Herzen gerne, mein Vater!" entgegnete Aarberg, und drückte dem Alten dankbar die Hand.

— „So wären wir denn alle recht glücklich!" sagte der alte Herr. „Und wem verdanken wir dieß Alles?"

„Wem anders als der trefflichen Tante Else?" riefen Wilibald und seine Frau und umarmten die schlichte kleine alte Jungfer, die in diesem Augenblick das reinste Glück ihres ganzen kargen und freudenleeren Lebens genoß — das Bewußtseyn, durch Anderer Beglückung selber glücklich zu seyn! —

Der tolle Herr Nepomuk.

Eine Geschichte, welche vertuscht wurde.

Von Georg v. Seyfried.

„Ei was!" sagte die alte Frau Behrend zu einem Kreise von uns jungen Leuten, die an einem Weihnachtsabend im Hause eines ältern Verwandten versammelt waren und uns durch Erzählung von Gespenstergeschichten graulich machten; „geht mir vom Leibe mit euren Gespenstern. Ich sage euch, es gibt Leute, welche noch seltsamere und grauenhaftere Dinge erlebt haben, als Gespensterspuck, und die davon zu erzählen wüßten!"

— „Ah!" rief eine meiner Cousinen, ein lebhaftes junges Mädchen und ein besonderer Liebling der achtzigjährigen Matrone; „ich merke schon, wo dieß hinaus will — Frau Behrend hat wieder eine Geschichte zu erzählen!"

„Bravo!" riefen wir Anderen; „und was für eine Geschichte wird es erst seyn, wenn sie so geheimnißvoll damit thut! Wohl wieder eine Ihrer Erinnerungen aus Wien, beste Frau Behrend?"

— „Allerdings — eine Erinnerung aus meinen besten Tagen — aus der Zeit, wo ich noch in vornehmen Häusern lebte — aus meiner Glanzperiode — ihr wißt ja, von damals, wo ich noch sozusagen das Factotum im Hause des Herrn Grafen Sebald war!"

„Wie?" rief ich, der ich mit der Lebensgeschichte der Greisin nicht so vertraut war, wie die Anderen, „Sie waren im Hause jenes bekannten Grafen Sebald, der seiner Zeit die schöne Rosenhain, die getaufte Jüdin, entführte? ...."

— „Ei freilich! haben Sie ihn denn gekannt?"

„Nein, das nicht, aber ich erinnere mich, sein Bild in meiner Jugend an allen Bilderläden ausgestellt gesehen und viel von ihm gehört zu haben," erwiderte ich. „Er war damals Gesandter in meiner Vaterstadt, und man sprach nur von ihm und seinen Abenteuern — z. B. wie er einen Engländer, Sir Deadwood Hargrave, im Duell erschossen wegen einer Liebschaft, die er mit Lady Hargrave gehabt ...."

— „Ja, ganz recht!" rief die Matrone lebhaft; „ich hab' ihn gut gekannt, diesen Lord Hargrave; er war ein finsterer kalter Mann, der die wunderschöne große Frau gar nicht werth war, und nur Schnaps trank. — Ja, dieser Graf Sebald, der hernach als Gesandter in Italien starb, das war mein Herr — acht und ein halbes Jahr war ich Wirthschafterin in seinem Hause, und kann wohl sagen, Seine Excellenz der Graf und die Gräfin hielten große Stücke auf mich ...."

„Nun ja doch!" fiel meine Cousine der geschwätzigen Greisin in's Wort, „das haben Sie uns ja schon oft erzählt. Aber Sie wollten uns ja eine seltsame Geschichte mittheilen! Ist dieselbe Ihnen im gräflichen Hause passirt?"

— „Ja, dort ist sie vorgefallen, aber nicht eigentlich mir — doch war ich einigermaßen darein verwickelt."

„Aha! eine Liebesgeschichte?" rief ich.

— „Fehlgeschossen!" rief die Hochbetagte. „Liebesgeschichten sind mir von jeher ein Greuel gewesen, und ich würde mir den Kopf nicht mit solchem Unsinn beschweren! Nein, es war etwas Ernsteres als eine Liebesgeschichte!"

„Also ein Abenteuer?" rief meine Cousine. „Eine Kriminalgeschichte? Eine Räubergeschichte? Bitte, liebe Frau Behrend, was von dem Allem war es denn?"

— „Eigentlich so eine Art Räubergeschichte, jedoch noch weit schlimmer!" versetzte Frau Behrend. „Allein ich sehe, daß ihr alle eure Neugier nicht länger bezwingen könnt, und so will ich euch meine Geschichte erzählen, die ohnedem sehr kurz ist. Sie wurde dazumal vertuscht, und es hätte mich mehr gekostet, als meine Stelle allein, wenn ich damals ein Wörtchen davon einer lebenden Seele anvertraut hätte. Aber die Hauptpersonen davon sind alle längst todt, und sogar der Hund ward den Tag darnach von seinem Herrn, dem Fleischer, mit zwei Pfund vergifteter Caldaunen aus der Welt geschafft, als ob das arme stumme Thier das Geheimniß hätte ausschwatzen können! ...."

„Aber wir wissen ja noch gar nichts von dem Hunde und dem Fleischer!" rief ich etwas ungeduldig; „ich bitte Sie freundlichst, liebe Frau Behrend! erzählen Sie uns doch die Geschichte ordentlich und vom Anfang an!"

— „Recht gerne," versetzte sie; „aber ihr müßt mir hübsch ordentlich zuhören und mich nicht unterbrechen! Rückt nur eure

Stühle näher heran, daß ich nicht so laut zu reden brauche!" — Hierauf räusperte sie sich und hub mit geheimnißvollem Tone und wichtiger Miene an:

„Im Jahre Achtzehnhundert und neunzehn, also vor 40 Jahren, war ich Wirthschafterin und Beschließerin bei dem Grafen Sebald. Die Geschichte, die ich euch erzählen will, fiel im Winter des genannten Jahres vor. Es war ein harter Winter: anhaltender Frost, tiefer Schnee und eine wahre Sündfluth von Schmutz und Wasser, so oft es aufthaute. Holz und Lebensmittel waren entsetzlich theuer, und die Noth allenthalben war groß, die Steuern beinahe unerschwinglich. Wir verspürten davon freilich nicht viel, denn wir hatten es gottlob sehr gut bei unserem Grafen; wir waren gut bezahlt, hatten Speis und Trank in Hülle und Fülle, bekamen unsere Kleidung, und der Herr Graf bezahlte sogar noch unsere Steuern und die meisten unserer Ausgaben bis auf den Puder für den Lakaien hinaus. Der Herr Graf war ein zu reicher und stolzer Edelmann, als daß er an seiner Dienerschaft geknausert hätte; er wollte uns alle gutgenährt, gesund und gutaussehend haben. Sogar in derjenigen Zeit, wo der Herr Graf auf Reisen, in Bädern und sonst abwesend war, wurden wir nicht auf Kostgelder gesetzt, um auswärts zu speisen, sondern die Haushaltung und Küche gingen wenigstens für die Domestiken fort. Der Herr Graf hatte sehr große Güter in Böhmen und Mähren und einige hohe Staatsämter, welche ihm wenig zu thun gaben und großen Gehalt einbrachten; und überdem hatte ihm die Frau Gräfin, die einzige Tochter des Bankier Rosenhain, welcher als Armeelieferant so reich geworden war, ein ungeheures Vermögen zugebracht.

„Der Graf war im Spätherbst jenes Jahrs lange auf seinen Gütern gewesen, der Jagd wegen, die er leidenschaftlich betrieb. Er hatte beinahe die schönsten Jagden in ganz Böhmen, und die Erzherzöge waren sehr oft seine Gäste in der Jagdzeit, so daß das ganze Schloß von St. Sebaldsbrunn gefüllt war mit Gästen aller Art. Es ging viel darauf bei diesen Besuchen, denn beinahe alle hohen Herrschaften aus der Nachbarschaft waren dabei, und von Wien kamen die Gäste in hellen Haufen. In unserm Palast in der Leopoldstadt waren alle Prachtmöbeln schon seit Mitte September mit Ueberzügen bedeckt und eingebunden, wie es immer geschah, wenn die gnädigen Herrschaften auf längere Zeit Wien verließen. Die Teppiche in den großen Salons waren aufgerollt, die Kronleuchter mit gelber Gaze überzogen, die Gemälde mit Flor verhangen, und das reiche Silbergeschirr und das ungeheure Tafelgeräthe an Silber und Gold, welches von jeher der Stolz der Familie Sebald gewesen, war in vier eichenen, schwer mit Eisen beschlagenen Kisten in die Verwahrung von Moses und Kronstein, der Bankiers auf der Wollzeil, gegeben worden; und dieß war ein guter Einfall, das kostbare Silbergeschirr dorthin in Verwahrung zu geben, denn es gab dazumal in Wien Diebe und Spitzbuben in Menge, und beinahe keine Nacht verging, ohne daß nicht ein oder mehrere freche Einbrüche versucht wurden, und die Polizei war damals mehr dazu da, die ruhigen Bürger zu placken, als die Diebe und Räuber zu packen.

„Der Herr Graf und die gnädige Comtesse waren nach den Jagden nach Prag gegangen, und hatten den größten Theil der Dienerschaft bei sich. Die gräfliche Familie besaß auch in Prag ein schönes Haus, und verbrachte im Winter häufig einige Wochen dort, um mit dem böhmischen hohen Adel zu verkehren. Ich wunderte mich daher nicht wenig, als ich am 21. December 1819 einen Brief mit der Post von Seiner Excellenz dem Grafen mit dem Poststempel Prag erhielt, worin mir der Herr Graf selber mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit schrieb, er und die gnädige Frau werden nach Wien kommen und die Christfeiertage in Wien zubringen. Dieß überraschte mich einigermaßen, denn in der ganzen Zeit, wo ich im Dienste Sr. Excellenz gewesen war, also schon seit mehr als vier Jahren, hatten die Herrschaften die Christfeiertage gewöhnlich in Prag verbracht bei der Mutter des Herrn Grafen. Uebrigens waren die Befehle, welche Se. Excellenz mir in diesem Briefe gab, allzudeutlich, um mißverstanden werden zu können. Zudem pflegte er alle solche Befehle selber zu geben, denn die gnädige Comtesse — Gott habe sie selig! — war ein wunderbar bequemes Wesen, eine der trägsten Frauen, die ich je gesehen habe, und that das ganze Jahr hindurch nichts, als auf dem Sopha liegen und mit ihrem grauen und ihrem grünen Papagei plaudern. In diesem Briefe nun befahl mir Se. Excellenz, ich soll die Teppiche wieder legen, das ganze Möblement sorgfältig abstäuben, die Zimmer herrichten und die Betten gut lüften lassen, denn der gnädige Herr bringe Gäste aus Böhmen mit; ferner sollte ich das Silbergeschirr von dem Bankier holen, und es frisch poliren und scheuern lassen, weil Se. Excellenz ein großes Bankett am Weihnachtsabend zu geben beabsichtigten. In den Brief eingeschlossen war ein kleiner Streifen Papier, welcher eine Anweisung an den Bankier enthielt, das Silbergeschirr an mich oder an Herrn Bienemann, den Tafeldecker, auszuhändigen, und welcher, wenn ich mich recht erinnerte, ungefähr folgendermaßen lautete:

Prag, den 19. December 1819.

„Herren Moses und Kronstein in Wien.

Haben Sie die Güte, die vier mit A. B. C. und D. bezeichneten Kisten mit Silbergeräth, welche ich zur Aufbewahrung Ihnen übergeben habe, an Frau Behrend oder Herrn Bienemann, die Ihnen als meine Dienstleute persönlich bekannt sind, bei Uebergabe dieses Schreibens einzuhändigen.

Joseph Graf Sebald."

„Es war allerdings die Unterschrift Sr. Excellenz, aber mich wollte es bedünken, als ob der Name mit einer größern und mehr zitternden Handschrift geschrieben sey, als sonst. Auf den I waren keine Tüpfelchen und die Striche an den A und F waren auch nicht so, wie in der gewöhnlichen Schrift des Grafen, allein der Brief war im Uebrigen ganz denen seiner Excellenz ähnlich und trug sein Siegel und den Poststempel Prag. Ich zeigte das Schreiben und Anweisung dem alten Bienemann; dieser aber lachte über meine Zweifel und meinte, er wolle zehn leibhaftige Eide darauf schwören, daß es durchaus die Handschrift des Grafen seye; und was die zitternde Handschrift wenigstens bei der Unterschrift anbelange, meinte er, so habe wahrscheinlich ein sehr langes und lustiges Souper in dem Prager Hotel stattgefunden, wo dem Wein etwas stark zugesetzt worden sey, und Se. Excellenz werde davon am andern Morgen eine unstäte Hand gehabt haben. — „Ich weiß, wie es bei solchen Gelegenheiten zugeht, Madame," sagte Bienemann. „Die Herren Militärs trinken den Ungarwein und Champagner, als ob es Weißbier wäre, und davon

haben sie dann halt am andern Morgen schwere Köpfe, trübe Augen und unsichere Hände! Ich kenne in diesem Stück unsern Gnädigen ganz gut."

„Trotz Bienemanns Vertrauen in die Echtheit des Briefes war ich nicht ganz zufriedengestellt. „Es mag vielleicht thöricht und allzu altklug von mir seyn, Bienemann," sagte ich „aber mich dünkt, wir können in diesem Stück gar nicht sorgfältig genug handeln. Ich will den Brief dem tollen Herrn Nepomuk zeigen, der die Handschrift unsers Gnädigen am besten kennt, und will sehen, was er dazu sagt."

„Dieser tolle Herr Nepomuk nun, wie er bei der Dienerschaft hieß, von welcher viele ihn noch als kleinen Jungen im Gehröckchen gekannt hatten, war kein Anderer, als Seiner Excellenz jüngster Bruder, der gnädige Herr Graf Nepomuk Sebald, ein entsetzlicher Wildfang. Graf Nepomuk war ein Lebemann durch und durch, dem Wein und Weiber und Würfel über alles gingen, und von dem man sich mehr tolle Streiche erzählte, als Tage im Jahre sind. Er war ehedem Rittmeister bei einem Leibregiment gewesen, aber längst ausgetreten, hatte eine Menge Duelle gehabt und zwei oder drei Menschen dabei umgebracht. Er hatte sein großes Vermögen längst durchgebracht und lebte von einer kleinen Kompetenz und von dem Jahrsgehalt, den ihm seine gnädige Frau Mutter und sein Bruder, unsere Excellenz, bezahlten. Er war aber immer in Geldverlegenheiten und niemals ohne Händel und Processe. Aber trotz alledem war er einer der heitersten und gutmüthigsten Menschen, die man nur sehen konnte, und jedermann war ihm gut. Unser gnädiger Herr war ihm sehr zugethan, und hatte schon unzählige Male seine Schulden bezahlt und ihn aus den Händen der Juden gerissen; aber es war alles vergeblich. Mit dem tollen Herrn Nepomuk war nun einmal nichts anzufangen. Er kam gar nie aus dem Gedränge heraus, denn ehe ihn Seine Excellenz noch aus der einen Verlegenheit gerissen hatte, war er schon wieder in einer neuen. Man munkelte, er lebe jetzt hauptsächlich nur vom Spiel und seine Geschichten mit den Komödiantinnen und Tänzerinnen, den abscheulichen geschminkten Dingern, seyen entsetzlich. Ich weiß, daß er mehr als einmal Geld von Bienemann borgte und daß das Nadelgeld seiner Schwägerin, unserer gnädigen Frau, jedes Vierteljahr zu mehr als zwei Dritttheilen in seine Tasche floß. Aber trotzdem konnte ihm doch niemand böse seyn, sondern alle mochten ihn wohl leiden und die Dienerschaft insbesondere wäre für ihn nöthigenfalls durch's Feuer gegangen.

„Ich nahm also den Brief von unserm gnädigen Herrn und ging damit zum tollen Herrn Nepomuk, welcher damals in der Josephsstadt wohnte. Er saß gerade bei einem Gabelfrühstück mit einem ungarischen Rittmeister und einem ehemaligen französischen Offizier, der alle Vierteljahre mit Bettelbriefen zu unsrem gnädigen Herrn kam. Aber Graf Nepomuk kam zu mir heraus in's Vorzimmer, um mich zu sprechen. Ich zeigte ihm den Brief und theilte ihm meine Zweifel mit.

„Bah, das ist eine unnütze Furcht, Madame!" sagte er, als er ihn zweimal durchgelesen und an das Licht gehalten hatte; „das sind meines Bruders Hahnenfüße auf ein Haar. Ich wette die ganze Leopoldstadt gegen ein Schilderhaus, daß es meines Bruders Sepperl Hand ist und sogar seine Schreibfehler. Niemand erlaubt sich mit der deutschen Sprache so umzuspringen, wie der Graf Sebald, um seines Styls willen ist er nicht zu solch' hohen Ehren gekommen! — Nein, meine gute Seele! geben Sie sich nur zufrieden und laufen Sie damit zu dem Bankier und holen Sie das Silbergeschirr, und putzen und scheuern Sie es recht blank und schmuck, denn Sie wissen ja, wie heikel der Graf in diesem Stücke ist, und was für einen Höllenlärm er aufschlägt, wenn die Grafenkrone auf den Gabeln und Messern nicht recht blinkt und glänzt. Nein, gehen Sie getrost, und hier ist ein Dukaten für die Lakaien, um meine Gesundheit zu trinken. Doch halt! — um größerer Sicherheit willen schließen Sie das Silbergeschirr bis zur Rückkehr der Herrschaften in dem Boudoir der gnädigen Comtesse ein. Dort wird man es am allerwenigsten vermuthen!"

„Natürlich konnte ich meinerseits nun auch nicht das mindeste Bedenken mehr haben, nachdem Graf Nepomuk mir seine Ansicht über die Echtheit des Briefes gesagt hatte. Bienemann und ich nahmen also einen Fiaker und fuhren nach der Wollzeil, und der erste Kassier von Moses und Kronstein hieß einen der Schaffner die vier Silberkisten in unsern Wagen bringen und sagte: „Die Handschrift Seiner Excellenz seye so klar wie eine Knödlbrühe, und er möchte nichts lieber als die Unterschrift eines solchen 'Sebald' unter einem Solawechsel von hunderttausend Gulden." Auch er gab mir — so generös waren die Leute vor vierzig Jahren! — einen Dukaten Trinkgeld, als wir wegfuhren.

„Zu Hause sahen wir das Silberzeug durch, zählten es Stück für Stück und fanden es ganz übereinstimmend mit den Listen. Ich machte mich mit drei Hausmädchen daran, alles blank zu scheuern und zu poliren, und wir wurden gerade bis zum Abendessen damit fertig. Allein immer noch war mir bei der ganzen Sache nicht wohl zu Muthe, und ich konnte mich einer gewissen Angst oder schlimmen Ahnung nicht entschlagen; ich fürchtete mich und wußte nicht weßhalb und vor was. Das Silbergeschirr ward wieder in die Kisten geschlossen und nach Graf Nepomuk's Anweisung diese in das Boudoir der gnädigen Frau gestellt, das an dem Ende einer langen Zimmerreihe im ersten Stockwerk lag. Dies Zimmer hatte keine Thüre, sondern nur Thürvorhänge; aber alle Fenster und Läden im ganzen Hause waren ja verschlossen, verriegelt und verrammelt.

„Allein noch immer war ich nicht ruhig und gegen zehn Uhr ging ich zu unserem Fleischer, Meister Ferkelmeier, in der Lammgasse, und bat ihn, uns seinen großen, wilden, ungarischen Wolfshund zu leihen, damit dieser die Nacht hindurch Wache im Hause halte. Der Fleischermeister erfüllte meine Bitte mit Vergnügen, und einer seiner Jungen brachte den Hund mit vorgelegtem Maulkorbe in unsern Palast, denn das Thier war verzweifelt bissig, und Bienemann nahm dem Hunde erst vor Schlafengehen den Beißkorb ab und ließ ihn auf dem Corridor in der Beletage frei laufen.

„Ich schlief in jener Nacht herzlich schlecht und hatte entsetzliche Träume. Mir träumte von einer endlos langen Procession von Männern, welche eine unabsehbare Reihe von Särgen hinter einander trugen. Ich wachte dann an diesem garstigen Traume auf und wollte mich überreden, es habe mich ein Gepolter in den Zimmern der gnädigen Comtesse über mir geweckt. Aber wie sehr ich auch mein Ohr anstrengte, so hörte ich doch nichts

und schlief am Ende wieder ein. Endlich kam der Morgen; die jüngste Stubenmagd weckte mich und ich ging zum Frühstück in's Domestikenzimmer hinunter und goß gerade den Kaffee ein, als Bienemann mit verstörtem kreideweißem Gesicht und am ganzen Leibe zitternd hereinstürzte und mir zurief: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, Madame, kommen Sie doch sogleich mit mir!" Er führte oder schleppte mich vielmehr nach dem Boudoir der gnädigen Comtesse im ersten Stockwerk, und hier erlebte ich einen Anblick, den ich all mein Lebtag nicht wieder vergessen werde. Der kostbare Teppich war ganz mit Blut getränkt, und zwischen Blutlachen lag der ganzen Länge nach auf dem Gesicht die Leiche eines Mannes, ganz starr, steif und todt. Die ganze Kehle war buchstäblich von den Zähnen des Hundes herausgerissen worden, der daneben kauerte, hie und da ein dumpfes Knurren ausstieß und sich die Lippen leckte.

„In einer Hand hielt der Todte noch krampfhaft einen Bündel Dietriche, in der andern einen blanken Dolch. Eine der Silberkisten stand geöffnet und ein Theil ihres Inhalts stand auf dem Boden umher. Die paar männlichen Domestiken beugten sich über die Leiche, um sie aufzuheben, als plötzlich aus aller Munde ein gemeinsamer Schrei des Entsetzens und der Ueberraschung ertönte. Denn in der Leiche erkannten wir — Gott sey ihm und uns allen gnädig! — den tollen Herrn Nepomuk — den gnädigen Herrn Grafen Nepomuk Sebald....!

„Es stellte sich später heraus, daß der Brief aus Prag gefälscht war und wahrscheinlich von dem unglücklichen schuldbeladenen Manne herrührte, welcher auf solch' elende Weise umgekommen war. Es ward ermittelt, daß er über eine Hintertreppe und durch eine Hinterthüre, zu welcher er einen Schlüssel gehabt haben mußte, in die Beletage gelangt und von da durch eine weitere ihm wohlbekannte Tapetenthüre in das Boudoir gedrungen war, wo ihn der Hund gehört und erwürgt haben mußte.

„Die Geschichte ward natürlich vertuscht, und man streute aus, der tolle Herr Nepomuk sey plötzlich außer Landes gegangen und später dort gestorben.

„Das Geschlecht der Grafen Sebald aber starb mit meinem gnädigen Herrn aus, und die Güter fielen an entfernte Verwandte, die Lehen an den Kaiser zurück."

Lagerscenen aus dem Krimmkriege.

Aus den Erinnerungen eines Offiziers vom zweiten Zuavenregiment.

Varna ist bedeutender als Gallipoli, besser gebaut; ziemlich gut befestigt und bietet einige Ressourcen. Im Jahr 1829 hatte diese Festung die russische Armee während voller fünf Monate aufgehalten, und wäre vielleicht auch dann noch nicht genommen worden, wenn ihr Pascha sie nicht verrathen hätte. Die Rhede von Varna liegt den Winden des schwarzen Meeres offen und bietet durchaus keinen Schutz. Es würde Millionen kosten, wenn man hier einen Hafen anlegen wollte. Ein Theil der englischen Armee, das ägyptische Kontingent und einige türkische Regimenter lagerten bereits in der Nähe der Stadt. Diese Truppen, Völkern angehörig, die in Sprache, Sitten und Kleidung so sehr auseinander gehen, die aber doch aus Asien, Europa und Afrika hier zusammengekommen waren, um einer und derselben Sache zu dienen, trugen eine große Lehre in sich: die Harmonie, die zwischen ihnen herrschte, war der beste Beweis dafür, daß alle Völker der Welt sich einander genähert hatten, um mit vereinten Kräften unbillige Anmaßungen zurückzuweisen.

Diese nationale Mischung bot übrigens ein wundersames Schauspiel dar. Hier Engländer, Iren und Schotten mit weißem, rosigem Gesichte, blauen Augen und hellem Kostüme; dort Franzosen mit offenen, ausdrucksvollen Zügen und einer Uniform, die das Bequeme und Kokette von allen Völkern in sich aufgenommen hatte; dann der Türke mit seiner ruhigen, würdevollen Haltung, der Araber mit eckigem, schwarzem Gesichte; der Aegypter mit krausen Haaren, bunten Gewändern und gealterten Zügen, endlich der Nubier mit seinen dicken Lippen und der Haut von Ebenholzfarbe, — sie alle durchkreuzten sich in den engen Gassen einer bulgarischen Stadt, unweit des großen Donaustromes und der russischen Vorposten.

Nachdem die Division Napoleon einige Tage unter den Mauern von Varna verweilt hatte, wurde sie zwei Wegstunden nördlich der Stadt in dem Lager von Yeni Köi untergebracht, wo sie bis Ende Juli verweilte. Um die Langeweile des Lagerlebens zu mindern und besonders um die schlimmen Wirkungen der Cholera abzuwenden, dieser schrecklichen Krankheit, die bald die ganze Armee heimsuchte, organisirten die Soldaten des zweiten Zuavenregiments allerlei Spiele und Belustigungen. Die Antrittslinie ihres Lagers hatte einige Aehnlichkeit mit den elysäischen Feldern, wie sie sich in den schönen Tagen des Frühlings zeigen, und bot so eine süße Erinnerung an das ferne Vaterland. Da gab es Ringe, Ball-, Kegelspiele, zwei Theater; das eine war ein dramatisches, wo die Zuaven Vaudevilles und Dramen aufführten, die von den Gelehrten des Regiments gedichtet wurden; das andere war von Laubwerk konstruirt und Nachts mit farbigen Papierlaternen beleuchtet, und gehörte einer Gesellschaft Musiker, die abwechslungsweise mit der Truppe des dramatischen Theaters spielte. Die Musiker gaben treffliche Opernchöre und Lieder aus den Repertoires von Levassor und Nadaud zum Besten. Ein drittes Theater, nach Art des Guignol-Theaters zugestutzt, war von den Hornisten des Regiments unter der Direktion des Zuaven Zampt organisirt worden. Hier führte der fruchtbare Lustigmacher Meister Bridon Stücke eigener Komposition auf. Waren diese dramatischen Werke auch nicht tadellos, so hatten sie doch das doppelte Verdienst der Originalität und Wirklichkeit.

Diese Schauspieler bildeten später den Kern der Truppe, die in der Krimm auf dem Theater von Inkermann ihre Vorstellungen gab. Das nachfolgende Beispiel mag einen Begriff von der Natur der vorgestellten Stücke geben. Der Gegenstand eines der Dramen des Guignoltheaters war folgender: Die russische Armee passirt nach Aufhebung der Belagerung von Silistria rasch die Donau. Einer der russischen Generale stellt sich in die Mitte seiner Truppen und sucht den durch Cholera, Hunger und Strapazen dezimirten Truppen auseinander zu setzen,

daß der Rückzug ein gelehrtes Manöver und die Krankheit nur eine leichte Unbequemlichkeit sey, die keinerlei Gefahr habe. Aber in dem Augenblick, wo er seine ganze Beredtsamkeit entfaltet, erleidet der Unglückliche selbst einen heftigen Kolikanfall. Nach tausend schrecklichen Verdrehungen und Krümmungen und den düstersten Betrachtungen entflieht er mit den Hosen in der Hand hinter die Coulissen.

In einem Lager, unter einem Zelt, wo ein Regiment nur einige hundert Quadratmeter einnimmt, ist es sehr schwierig, die Scenen, die im Innern der Zelte vor sich gehen, zu verheimlichen, und man kann hier mit Recht sagen, daß die Wände Ohren haben. Ein Marketender Namens T. war unzweifelhaft der beste Kunde seiner Schankwirthschaft, denn von der Tagwache bis zum Zapfenstreich pflegte er dort reichliche Libationen zu bringen. Wenn der Adjutant die Runde gemacht hatte, blieb T. mit seiner Frau allein, die er sehr liebte und die er dann je nach dem Grade seiner Trunkenheit bald zärtlich, bald zornig, bald sogar mit Rohheit behandelte. Von Natur ein großer Schwätzer ward er in Folge des Weins zum Zänker, der Jedermann mißtraute und oft sehr eifersüchtig war. Höchst rührende Scenen schloßen oft, zum großen Aergerniß der Nachbarn, seine ehelichen Zwistigkeiten.

Der Direktor des Guignoltheaters bemächtigte sich bald der ehelichen Scenen dieser Wirthschaft zu seinen dramatischen Zwecken, und unter dem lieblichen Kostüme des Polichinell und dem sehr bezeichnenden Pseudonymen „Wackler" erschien T. auf den Brettern.

T., der im Punkt der Ehre sehr kitzlich und gleich mit dem Flederwische bei der Hand war, meldete sich zum Rapport und bat seinen Obersten um die Erlaubniß, den Spottvogel von Hornisten vor die Klinge nehmen zu dürfen. Der Oberst gestattete es, ersuchte ihn aber, die vierundzwanzig Stunden, welche immer zwischen Ausforderung und Begegnung liegen müssen, zu einem Besuch des Guignoltheaters zu benützen. Der Marketender befolgte den Rath seines Obersten; er that noch mehr, er führte auch seine Frau in das Theater, und sie fanden dort eine so reichliche Erschütterung ihres Zwerchsells, daß sie die Lacher auf ihre Seite bekamen, und T., der im Grunde ein guter Kerl war, schloß unter zahlreichen und reichlichen Libationen Frieden mit seinem Doppelgänger, dem Polichinell. Der Marketender T. machte den ganzen Feldzug als guter, tapferer Soldat mit und wurde am 7. Juni beim Angriff auf die weißen Werke ziemlich schwer verwundet. Auch seine Frau, die muthige, freigebige Marketenderin, ging immer mit den Zuaven in's Feuer. Sie wurde in verschiedenen Gefechten verwundet und mehr als einmal für die Tapferkeitsmedaille in Vorschlag gebracht.

Diese theatralischen Vorstellungen übten, so naiv sie auch waren, einen sehr glücklichen Einfluß auf das moralische Element der Leute und zogen Offiziere und Soldaten, ja sogar oft die Generale der nächsten Divisionen in das Lager der Zuaven, wo sie Heiterkeit, Begeisterung und Erinnerungen an Frankreich fanden.

Prinz Napoleon that das Seinige, um diese Belustigungen zu beleben und wohnte selbst zuweilen den Vorstellungen an.

Stiefkinder.

Eine Familiengeschichte von Otfried Mylius.

(Fortsetzung.)

8. Die beiden Brüder.

Vor dem Zimmer, welches Wetz im obersten Stockwerke des Schlosses eingeräumt worden war, befand sich ein Balkon, welcher die Aussicht nach Norden hin darbot und die ganze weite wellenförmige Fläche mit den langen Waldstrecken des Horizonts überschauen ließ.

Auf diesem Balkon stand Robert Wetz jetzt sinnend und gedankenvoll und blickte verdüstert in die sternenhelle Nacht hinaus. Drunten im Park flammte eine Laterne nach der andern auf, die Alleen entlang, und Wagen rollten heran und brachten Gäste. Er bemerkte hievon nichts. Sein Blick flog dort hinüber nach Südost, wo die Fabrik-Gebäude, und hinaus nach Nordost, wo das hohe, steile Giebeldach des Herrenhauses auf dem Oberhofe sich vom Horizonte abzeichneten. An ihnen hing sein Auge mit der Wehmuth eines Scheidenden, während ihn der Boden des Schlosses unter den Füßen zu brennen schien. Er kämpfte sichtlich mit einem Entschluß, aber er kam mit demselben nicht zu Stande. Drinnen im Zimmer standen sein Koffer und Mantelsack gepackt und reisefertig, denn er hatte noch nicht Zeit gehabt, seine Effekten auszupacken und sich hier wohnlich einzurichten. Er warf von Zeit zu Zeit einen zweifelnden Blick rückwärts auf sein Gepäcke, dann wieder hinaus in die Landschaft, die er seine Heimath nannte, und der innere Kampf, der in ihm gährte, war noch bitterer.

„Es wird mir nichts anderes übrig bleiben, als zu scheiden," murmelte er vor sich hin. „Ich fühle deutlich, daß meine Rolle hier ausgespielt ist. Der Steigbügel bricht unter meinem Fuße, während ich mich in den Sattel schwingen will! Alles mißtraut mir, und wer will es ihnen verdenken? Muß ich nicht Allen zweideutig erscheinen und vor allem diesem Emporkömmling, der mich aus meinem Vaterhause verdrängen will? Er sah mich zwei Gesichter tragen, und ist nun im Zweifel darüber, welches von beiden das echte sey, und da er keinem von beiden glauben und vertrauen kann, so argwöhnt er, daß beide falsch seyen und lauert mir auf, um das dritte und echte zu erspüren. Thor, der ich war, der ersten Regung nachzugeben, die mich in diesen abenteuerlichen Plan hineintrieb! Warum bin ich nicht lieber offen vor meine Feinde hingetreten und habe mir ihren Schreck zu nutz gemacht? Ich wäre damit weiter gekommen, als auf diesen Schleichwegen. Jetzt stehe ich da zwischen zwei Feuern, die ich angezündet, — anrüchig, allein, verlassen, ohne Freund, — mein Schicksal hängt an den flüchtigen Launen und wechselnden Stimmungen eines unvergohrenen Jünglings und einer entmuthigten, kränklichen Frau! Und wer bürgt mir dafür, daß Richard und Mathilde mir immer so vertrauen, wie sie es mir heute gethan? Es ist schwieriger, als ich es mir dachte, so allein als Fremdling den Kampf des Rechtes aufzunehmen mit dem mächtigen Unrecht, das im Besitze des Gegenstandes steht, welcher den Kampfpreis bildet. Und ich fühle mich so schwach, so allein in dieser Verlassenheit, in dieser freundlosen Lage, ohne ein einziges befreundetes Geschöpf auf diesem weiten Runde!" ...

Ein heftiges Kratzen und klägliches, flehentliches Knurren an der Thüre seines Zimmers unterbrach ihn in diesen entmuthigenden Betrachtungen. Er eilte nach der Thüre und öffnete sie. Sein großer, schöner Neufundländer Hund stürzte herein und sprang mit stürmischen Liebkosungen an ihm empor, welche Wetz tiefgerührt erwiderte. Das Erscheinen des Hundes, den er seit mehreren Stunden nicht mehr gesehen, an den er eben jetzt gar nicht gedacht hatte, bekam für ihn eine eigenthümliche Bedeutung. Erschien das treue Thier nicht gerade jetzt wie ein Tröster und doch zugleich wieder wie ein lebendiger Vorwurf, der ihn des Undanks und Kleinmuths beschuldigte? So nahm Wetz es wenigstens auf, denn mit feuchtem Auge blickte er zu dem Thiere nieder und drückte seinen schönen, klugen Kopf an sich, und liebkoste es erst stumm; aber der Mensch hat ein Bedürfniß, in solchen Augenblicken tiefer innerer Erregung seine Gedanken laut auszusprechen, und wär's auch nur für sich selbst oder gegen ein stummes Thier.

„Nein," sagte Wetz, sich in einen Lehnstuhl werfend und dem Hunde den Kopf krauend, welchen ihm dieser vertraulich aufblickend auf die Kniee gelegt hatte, — „nein, ich bin ja nicht allein, wenn ich Dich habe, mein Drako. Dich, mein edles, treues Thier, meinen Begleiter und Beschützer auf mancher gefährlichen Fahrt! Und woher kommst Du? Ah, Du hast Dich im Hundezwinger losgerissen, wie ich sehe, und hast nicht eher geruht, als bis Du Deinen Herrn aufgefunden hast! Oh, welch' eine schändliche Weltordnung, daß Redlichkeit und Treue nur noch bei den Thieren zu finden sind! Dich, mein Thierchen, werden sie mir nicht abspenstig machen!"

Der Hund knurrte zutraulich, wedelte mit dem Schweife, sprang zu seinem Herrn auf und leckte ihm die Wangen mit einer unbeschreiblichen Freude, — eine Mutter begrüßt das eigene Kind nach langer Abwesenheit nicht zärtlicher, als dieser Hund seinen Herrn begrüßte. Es war als ob Drako jedes Wort verstände, so aufmerksam und innig heftete er den Blick seiner klaren, treuen Augen auf die Augen seines Gebieters.

„Du armes Thier! Du fühlst, daß ich mich hier nicht so viel mit Dir abgebe, als drüben in unseren ernsten finstern Wäldern am Ottawa!" fuhr er fort, und ein Seufzer entfuhr ihm unwillkürlich. „Sehnst Dich wohl zurück nach jener wilden Freiheit, wo wir unzertrennliche Gefährten waren und Dein zottiges Fell mich im nächtlichen Bivouac am Feuer wärmte, und Dein Auge mit mir trauerte, wenn ich am Heimweh litt? Ach, mein guter Hund, nun bin ich hier, und das Heimweh ist noch nicht gestillt, und zu der Sehnsucht gesellen sich Haß und Grimm und ohnmächtigerer Groll, als dort drüben in unserer wilden Waldeseinsamkeit. Und hier kann ich Dich nicht einmal bei mir haben, wie drüben. Sie sperren Dich unter ihre schlechten armseligen Köder, die so feige und knechtisch und so neidisch und selbstsüchtig sind, wie sie selbst, und die Dich wohl anfeinden und Dir den Bissen mißgönnen, den Du mit ihnen aus Einer Kufe frißt! Und doch bist Du der beste und edelste von ihnen allen, mein Drako! Aber sey ruhig! mir ist, als sollt' ich nicht hier bleiben, als zögen wir bald wieder zurück in Deine wilde Heimath am Oberlauf des Ottawa und jagten und fischten wieder mit einander!"

Das Erscheinen des Hundes hatte einen anderen Gedankenzug in ihm angeregt; er verglich sein wildes Leben im Hinterwalde mit der jetzigen Umgebung, und ihm war, als ob jenes trotz Kampf und Mühe doch ein schöneres, besseres und innerlich beglückenderes seye. Eine leise Regung von Heimweh darnach zog wieder durch des Mannes Brust, denn dort hatte er sich selber eine traute heimische Stätte geschaffen, und hier stand er fremd und allein unter den Seinigen im Vaterhause.

Plötzlich sprang der Hund zornig und knurrend auf und bellte nach der Thüre, die sich öffnete. Der Förster Henne stand zögernd auf der Schwelle und sagte: „Ah, Du bist also noch hier?"

„Wie kommst Du hier herauf, Franz?" rief Wetz verwundert. „Ruhig, Drako, leg' Dich! es ist ein Freund! — Wenn man Dich hier sähe, Franz!"

— „Was thäte das? ich hörte drunten in der Lakaienstube, Du seyest entlassen, schimpflich entlassen — niemand wußte warum. Da konnt' ich mich nicht länger halten und eilte herauf, als ich gehört hatte, daß Du das Schloß noch nicht verlassen habest. Ich mußte Dich sprechen und das Nähere erfahren. Ist es denn wahr?"

„Noch nicht, Franz, aber es wird nicht ausbleiben, daß sie mich entlassen! Aber man darf Dich nicht hier sehen, Du wackerer Freund — um Deiner eigenen Stellung willen!"

— „Sorge nicht für mich; ich habe eine gute Ausrede, falls irgend jemand von der Dienerschaft mich heraufgehen sah: ich wollte den jungen Herrn aufsuchen, Herrn Richard nämlich, und der wohnt ja nebenan. Uebrigens hat mich niemand bemerkt. Und nun erzähle!"

„Was willst Du denn von Richard?"

— „Ihn bitten, daß er auf seiner Stube bleibe, weil wir Jäger ihm eine Nachtmusik bringen wollen zur Feier seiner Wiedergenesung und Rückkehr auf das Schloß," sagte der Förster. „Ich hatte mich ordentlich darauf gefreut, den jungen Herrn damit zu überraschen. Da höre ich die verwünschte Neuigkeit, und plötzlich schnürt es mir den Hals zu, daß ich keinen Ton mehr aus meinem Horn herausgebracht hätte. Die Hundebrut, Dich aus diesem Hause schimpflich entlassen zu wollen! .... Freund! Bruder! wann sie das thun, so ziehst Du zu mir, und greifst sie offen an — Recht muß am Ende noch recht bleiben, und ich theile mein Bischen Vermögen und meinen letzten Bissen Brod mit Dir, bis der Prozeß entschieden ist!"

— „Wackerer Junge!" sagte Wetz und drückte ihm mit Wärme die Hand; „das wird nicht nöthig seyn, denn ich habe selbst noch Mittel. Aber ich habe Dir ein Unrecht abzubitten, Franz! Denke Dir, ich war heute Abend kleinmüthig genug, beinahe an Dir zu zweifeln und mein Vorhaben aufgeben zu wollen ...."

— „Bah! das ist nicht möglich! Das kömmt davon her, daß wir uns nur so selten sehen! Der Henker hole dieß Heimlichthun und Komplottiren! Ich sage Dir, es kömmt nichts dabei heraus. Schau' ihnen offen in's Gesicht, Freund, und rücke ihnen auf den Leib! Sieh', es wäre das Schlimmste nicht, wenn sie Dich entließen; Du müßtest dann doch von dem verdammten Schlosse hier fort, worin doch jeder Stein nur mit einem Fluch auf den andern gesetzt ist, und wir hätten nicht mehr nöthig, immer hehlings die Köpfe zusammen zu stecken,

wie zwei Gauner. Werf ihnen die lumpige Anstellung hin und werde wieder ein freier Mann!"

„Du hast im Grunde Recht, Franz! offenes Visir und ehrlich Spiel ist besser!" sagte Wetz gedankenvoll. „Aber die Sache ist doch schon verkehrt angefangen, und der Verdacht geweckt. Doch halt! ich höre kommen! es ist Richard!"

— „Um so besser! Der Hund da ist Dein?" fragte der Förster. Wetz bejahte. „Jenun, so wollen wir es so abgemacht haben, Herr Informator," sagte Henne geflissentlich laut und in seiner gewöhnlichen barschen Weise; „ich nehme den Hund in die Kost und Pflege, und Sie zahlen mir das bedungene Kostgeld — das Thier soll es gut bekommen in meinem Hause, ich bin ein Narr auf diese Thierchen, wenn sie gescheidt und treu sind .... Ah, schönen guten Abend, gnädiger Herr!" begrüßte er den hinzutretenden Richard. „Ich war so eben im Begriff, Sie aufzusuchen!"

„Guten Abend, Förster! was wünschen Sie von mir?"

— „Daß Sie ein halbes Stündchen hier in Ihrem Zimmer verweilen, ehe Sie zum Feste gehen — das ist alles! Warum? Jenun, das werden Sie sogleich inne werden. Einstweilen meinen besten Dank! Den Hund hole ich nachher, Herr Informator!" damit huschte er aus der Thüre.

„Sie entledigen sich des Hundes, Herr Wetz?" fragte Richard. „Warum wollen Sie ihn nicht bei den meinigen im Zwinger lassen? Ist er Ihnen dort zu schlecht verpflegt?"

— „Keineswegs, Herr Wegener! aber ich fühle, daß meines Bleibens hier nicht länger ist, und Sie begreifen, daß ich nach dem Auftritt vom heutigen Abende dieses Haus verlassen muß!"

„Im Gegentheil, ich begreife vielmehr, daß Sie bleiben und Genugthuung haben müssen. Die beiden Herren Moritz haben nicht das entfernteste Recht, Sie zu entlassen. Meine Mutter und ich stehen zu Ihnen, und Sie sollen bleiben. Ich will es, denn ich sehe ein, daß Ihnen Unrecht geschah, und es ist somit meine Pflicht, zu Ihnen zu halten!"

— „Ich erkenne den Edelmuth und die Biederkeit, welche hierin liegen, Herr Wegener," entgegnete Wetz; „allein bedenken Sie, daß ich es nicht annehmen darf, Sie auf meine Seite zu ziehen. Ertrotzen Sie mein Bleiben, so bin ich der Zankapfel zwischen Ihnen und Ihren Angehörigen, und meine Stellung ist alsdann eine total schiefe und für alle Theile unangenehme."

„Das ist leider wahr! Es ist demüthigend für Sie wie für die Moritze, Sie hier zu sehen, denn wenn auch eine Abbitte von denselben zu erlangen ist, so werden sie Ihnen doch niemals die Demüthigung vergessen, welche darin für sie liegt."

— „Ich freue mich, daß Sie dieß selbst fühlen, Herr Wegener; ich kann unmöglich mit diesen Herren fürder an Einem Tische speisen, unter Einem Dach wohnen, ohne Blicken oder Geberden zu begegnen, welche ein Mann von Ehre nicht ertragen kann. Lassen Sie mich also ziehen!"

„Aber was wollen Sie beginnen? Sie sind hier fremd; Sie haben kaum erst ein Unterkommen gefunden, und sollen nun wieder in's Ungewisse hinausgestoßen werden, und um meinetwillen — weil Sie es gut mit mir meinten!" ....

„Sind Sie hievon wirklich überzeugt, mein junger Freund?" fiel Wetz ihm lebhaft in's Wort; „nun denn, dann scheide ich um so leichter, denn ich habe die Genugthuung, wenigstens von Ihnen nicht verkannt worden zu seyn, denn ich war und bin wirklich Ihr Freund, Richard!"

„Ich weiß es, Herr Wetz," versetzte der Jüngling warm und drückte dem Hofmeister die Hand. „Ich habe auch alles Vertrauen zu Ihnen und stelle mich willig unter Ihre Zucht. Aber gerade deßhalb darf ich Sie nicht fortgehen lassen. Und was gedenken Sie nun zu thun? was wollen Sie?"

— „Hm, ich weiß es nun nicht — ich will in der Nähe bleiben, vielleicht ein Bauerngütchen kaufen oder mich sonst irgendwie etabliren. Ich fühle mich hier wohl und heimisch. Finde ich nichts nach Wunsch, so kehre ich im Frühjahr wieder nach Amerika zurück."

„Und ich gehe mit Ihnen!" rief Richard lebhaft; „ich folge Ihnen — lieber heute noch, als morgen! Ich hefte mich wie eine Klette an Sie!"

„Wirklich, Richard?" fragte Wetz und schaute den Jüngling mit einem Blicke voll Zärtlichkeit und Stolz an; „hab' ich wirklich Ihr stolzes Herz gewonnen und Ihr Vorurtheil besiegt?"

— „Wetz, Sie sind ein Mann — ich möchte Ihnen gleich werden, so klar und besonnen, so fest und unerschrocken, so sicher und maßvoll in den verschiedensten Lagen. Das ist es, was mich an Sie fesselt. Sie sind nicht, was Sie scheinen; es steckt etwas Anderes hinter Ihnen; allein was es auch sey, es kann nichts Schlechtes seyn!"

„Bei Gott, ja, zu schlechten Streichen dünkt' ich mich mein Lebenlang zu gut, Richard! Sogar der Hunger und das Elend haben nicht brechen und knicken können, was ich für Pflicht und Ehre erkannt habe, und ich denke, Sie sollen eines Tages auch noch die letzten Zweifel an mir schwinden sehen!"

— „Wetz, wer sind Sie eigentlich?" fragte Richard. „Halten Sie es nicht für unbescheiden, wenn ich mir Ihr Vertrauen erbitte; aber ich möchte Sie ganz kennen!"

„Später, später sollen Sie alles wissen, Richard!" sagte Wetz, gleichsam bittend. „Jetzt ist es noch zu frühe dazu, allzu gefährlich für mich. Vielleicht in wenigen Tagen schon, wenn ich nicht mehr unter diesem Dache bin und Sie mich besuchen ...."

— „Besuchen?" fiel ihm Richard in's Wort; „sagte ich Ihnen denn nicht, daß ich mit Ihnen gehen werde?"

„Sie mit mir, Richard? Das wäre ja eine Thorheit von Ihnen, es zu thun, und ein Frevel von meiner Seite, es anzunehmen? Den Herren Moritz, Vater und Sohn, das Feld zu räumen? sie frei gewähren und schalten zu lassen in Ihrem und Ihrer Geschwister Erbe? Wie könnten Sie dieß vor sich und Ihren Schwestern vertreten? — Nein, Sie müssen hier bleiben — jetzt mehr als je, denn es sind Personen hier, welche Ihres Schutzes bedürfen!"

— „Sie haben Recht — Ida ...."

„Ida? wie so denn? ich dächte, Fräulein Julie bedürfte zumeist Ihres Schutzes ...."

In diesem Augenblick erscholl Musik aus einem Lustgehölz nahe beim Schloß; ein Horncocert, aus einem Solo mit einfallendem Quartett bestehend, klang überaus anmuthig und melodisch durch

den stillen, kühlen Abend und widerhallte durch die Niederungen am Weiher.

„Was ist das?" rief Richard.

— „Eine Serenade, die Ihnen der Förster bringt, als Willkommen zur Rückkehr und Wiedergenesung!" sagte Wetz und zog seinen jungen Freund auf den Balkon hinaus.

Die Musik hatte die bereits eingetroffenen Gäste in den unteren Stockwerken an die Fenster gelockt, und als das erste Stück zu Ende war, wurde es lebhaft beklatscht, und man hörte in der Pause einige Gäste in den Gesellschaftszimmern drunten laut äußern: es seye eine Nachtmusik zu Ehren der Zurückkunft des Herrn Albert Moritz.

„Haben Sie es gehört, Herr Wetz?" fragte Richard den Hofmeister, und sein Auge funkelte düster. „Die Ehre ist nicht mir zugedacht, sondern ihm."

— „Das ist ein unabsichtlicher Irrthum der Gäste oder ein absichtlicher, womit man der Familie Moritz schmeicheln will!" erwiderte Wetz. „Verlassen Sie sich darauf, daß die Musik des Försters Ihnen gilt. Ich hab' es aus seinem eigenen Munde. Und ist diese Pièce aus Weber's 'Euryanthe' nicht eine Lieblings-Melodie von Ihnen?"

„Allerdings, Wetz, aber wer weiß, ob der Förster nicht auch ihm versichert hat, daß die Serenade ihm gelte!"

— „Das sieht dem Manne nicht ähnlich, Herr Wegener. Der Förster Henne scheint mir eine gerade redliche Haut zu seyn, und Sie thun ihm mit diesem Argwohn wohl Unrecht!"

Richard schwieg und blickte mit gerunzelter Stirne und verbissenem Groll in den Park hinunter. Nach der zweiten Pièce ward der Beifall unter den Gästen drunten noch lebhafter, und man merkte deutlich, daß der Kommerzienrath und sein Sohn die Ehre dieser Serenade für Albert usurpirten und damit vor den Gästen prunkten. Man hörte durch die offenen Fenster, wie Herr v. Moritz sich mit einem gewissen Vaterstolze vor den Gästen der großen Beliebtheit rühmte, in welcher sein Sohn bei den Untergebenen der Familie stehe; wie er Befehl ertheilte, daß den Musikern je eine Flasche Ungarwein per Kopf gereicht werde, und wie er dann rief: „Heda, Philipp, stellen Sie Champagner in Eis, damit wir die Gesundheit meines Sohnes trinken können!"

„Hören Sie, Wetz?" flüsterte Richard dem Hofmeister zu; „sie thun es, um mich recht zu ärgern, aber ich ärgere mich nicht — ich werde mich rächen!" murmelte er dumpf, und sein blasses Gesicht verrieth die Tiefe seiner Bewegung. „Ich werde den heutigen Abend nie vergessen!"

Das dritte Musikstück hatte so eben begonnen, da kam Julie herauf und erschien in einem der Zimmer nebenan, das ihrem Bruder gehörte, der nun zu ihr hinüber eilte. „Lieber Richard, ich muß zu Dir heraufkommen," sagte sie; „es ist drunten nicht auszuhalten. Albert und sein Vater betragen sich mit einer Anmaßung, die für uns über alle Maaßen demüthigend ist. Hast Du gehört, wie sie für Albert die Ehre dieser Nachtmusik in Anspruch nahmen, obschon ihnen der Kammerdiener des Kommerzienraths gesagt hatte, daß der Förster sie Dir zugedacht habe?"

Dieß goß Oel in die Flamme bei dem leidenschaftlichen Jüngling. „Ich weiß es," erwiderte er und seine Stimme war beinahe tonlos. „Die Elenden! sie wollen uns aus dem Neste werfen, die Kuckucksbrut! Aber Geduld, noch ist es nicht so weit! Wenn sie wollen, so geht es Aug' um Auge, Zahn um Zahn!"

„Was willst Du thun, Richard?" fragte Julie ängstlich, und blickte ihn erstaunt an.

— „Ich will diese frechen Räuber aus unserem Erbe werfen oder selber daran untergehen," sagte er. „Es ist das Vermögen, welches unser Vater sich erworben hat, mit dem sie sich brüsten! es ist unser Erbe, mit dem sie sich gütlich thun! Und uns wollen sie zu Boden treten!" ....

Die Musik schwieg wieder; drunten in den Sälen knallten Champagnerpfropfen, erklangen die Gläser, erbrauste ein dreifaches Vivat für Herrn Albert v. Moritz. Es klang wie ein gellender Mißton durch die Seele der beiden Geschwister, und in Wetz's Herzen regte sich ein zwiefaches Gefühl der Freude und des Mitleids, aber das Mitleid mit dem jüngeren Bruder, in dessen Busen ein Sturm von Leidenschaften gährte, überwog die Freude, die er ob dem herausfordernden, taktlosen Benehmen der verblendeten Emporkömmlinge empfand.

Jetzt erklang Albert's heisere Stimme drunten laut: er dankte den Gästen für ihren freundlichen Willkomm, und erwiderte denselben durch ein Hoch — die Gläser klangen abermals zusammen, und der Jubel und das Gesumme vieler Stimmen wollten kein Ende nehmen. Dann trat Albert auf den Balkon hinaus und rief: „Meine Herren Musiker! ich sage Ihnen den herzlichsten Dank für Ihre Anhänglichkeit und die freundlichen Gesinnungen, welche Sie veranlaßt haben, mir diese sinnige Ueberraschung zu bereiten. Ich versichere Sie, daß ich Ihnen dieß nie vergessen werde, und ich trinke auf Ihr Wohl!"

Aber drunten im Park blieb es todtenstill, und etwas verlegen und unangenehm berührt, kehrte Albert in den Saal zurück. „Ich kam zu spät," sagte er zu den Gästen; „die Musiker sind schon weggegangen. Es thut mir leid um die Leute; ich hätte mich gerne bei ihnen bedankt."

Die Fenster schlossen sich wieder in den Gesellschaftszimmern, die Gäste vertheilten sich in den glänzend erleuchteten Räumen. Auch Richard und Julie traten vom Fenster zurück, und als sie sich umwandten, sahen sie Henne auf der Zimmerschwelle stehen, mit etwas verlegener Miene und Haltung und einer gerunzelten Stirne.

„Um Vergebung, Herr Wegener! wenn ich störe!" sagte er, „Aber ich kann nicht weggehen, ohne mich zu entschuldigen wegen des verwünschten Irrthums. Glauben Sie mir, junger Herr, ich komme nicht aus Eigennutz oder um Dank zu holen — es würde mich ärgern, wann Sie mir danken wollten, denn Gott v— mich! der junge Herr drunten hat mir alle Freude verdorben. Aber sagen wollt' ich Ihnen wenigstens, daß es Ihnen eigentlich gelten sollte, weil Sie ein Freund des Waidwerks sind, und der Sohn von meinem alten Herrn und Wohlthäter, und weil es mich namenlos erbost, daß solch ein — Mensch mir nur die Absicht zutraut, daß ich ihn grüßen würde, wenn ich es nicht um des armseligen, täglichen Brodes willen müßte. Ich bin kein Redner," setzte er mit einer wilden Betheurung hinzu, „aber ein ehrlicher Kerl, und Sie werden mich begriffen haben! Ich kann jetzt freilich nichts mehr blasen, denn der Ingrimm

schnürt mir die Kehle zusammen, aber ein andermal! Und seinen Ungarwein soll der Alte — mit Respekt zu melden — selber saufen, gegönnt hätt' er uns doch keinen Tropfen, wenn es nicht um des Prahlens willen gewesen wäre; ich rühre keinen Tropfen an, und die anderen sind auch keine Schubbejacks!"

Richard drückte dem Förster die Hand und sagte: „Lassen Sie es gut seyn, Henne! ich danke Ihnen für die gute Absicht. Ich habe alles durchschaut und es soll seyn, als wenn Sie mir allein diesen Zoll Ihrer Anhänglichkeit erwiesen hätten. Ich bleibe vorerst noch Ihr Schuldner; aber ich vertraue unbedingt Ihrer Liebe und Treue."

Es lag in diesem Augenblick etwas ungemein Wohlthuendes für Richard in diesem einfachen Gefühlsausdrucke des derben Jägers. Es war das erste Mal, daß er sich unglücklich fühlte, und daß sich zu dem Gefühle des Schmerzes und dem Bedürfniß nach Rache bei ihm das Bewußtseyn der Ohnmacht fühlte, welche der stürmischen Jugend um so peinlicher, weil hemmend, ist. Stumm und düster warf er sich in seinen Sopha, nachdem der Förster fort war, und Julie blickte ihn betroffen und mitleidig an und wußte sich kaum zu erklären, was über den Bruder so plötzlich gekommen war.

In dieser Haltung und Stimmung traf ihn seine Mutter, die von Ida geführt, in sein Zimmer trat. Auch sie war bleicher als sonst, und ihr angegriffenes, bewegtes Gesicht paßte nicht zu dem reichen Putze, mit dem sie sich hatte schmücken lassen. Natürlich sah sie nichts von seiner Gemüthsbewegung, als sie sich neben ihn setzte, aber der Ton, mit welchem er ausrief: „O Mama! warum, warum hat es soweit kommen müssen?" — dieser Aufschrei ohnmächtiger Entrüstung und halber Verzweiflung besagte ihr alles.

„Mein Kind! mein lieber Sohn!" flüsterte sie und zog sein Haupt an ihre Brust. „Gib Dich zufrieden; ich werde alles wieder in die Reihe bringen. Du hattest Unrecht, so wild und heftig aufzufahren und Drohworte zu gebrauchen, welche sich Dein Vater nicht sagen lassen konnte! Aber ich werde ihn wieder begütigen, ich werde ihm sagen, daß es Wetz war, welcher Dich aufgestachelt hat ...."

— „Das wirst Du nicht sagen, Mama, denn es wäre eine Lüge!" fiel ihr Richard leidenschaftlich in's Wort. „Wetz hat mit keiner leisen Anspielung mich gegen Herrn Moritz aufgehetzt. Ich habe einfach selber einsehen gelernt, wie wenig die Absichten, die mein seliger Vater mit mir hatte, in Erfüllung gegangen sind!"

„Richard! welche Sprache!.... Du vergissest, was Du Deiner Mutter schuldig bist! Am Ende klagst Du mich noch an, ich habe es verschuldet, daß Du in knabenhaftem Trotz gegen einen Mann Dich auflehnst, dem Du Dankbarkeit und Achtung schuldig bist!"

— „Dankbarkeit? Achtung?" rief der Jüngling mit bitterm Hohne; „Dankbarkeit einem Manne, der sich hier eingedrängt und eingeschlichen hat wie ein Dieb, und uns nun aus dem rechtmäßigen Erbe meines Vaters verdrängen will? Dankbarkeit ihm, der für seine geringen Dienste und seine mühelose Arbeit sich den Löwenantheil vorweg gesichert hat? Achtung gegen ihn, der auf ränkevollen Schleichwegen sich hier einschmiegte, Dich bethörte, daß Du ihn heirathetest, und der nun meine Geschwister und mich um Dasjenige betrügen möchte, was von Gott und Rechtswegen unser ist? Achtung vor einem Wüstling, einem Mädchenjäger, vor dem keine Dirne ...."

„Bruder! Richard!...." rief Julie bittend; aber der Strom des Zorns brach ungehemmt hervor.

— „Achtung vor einem Manne, der meine arme Schwester Mathilde an ein Ungethüm von einem Menschen verheirathet und verhandelt hat, der auch die arme Julie einem ähnlichen Schicksale opfern, indem er sie an seinen Sohn verheirathen will, der in allen Stücken seines Vaters vollwichtiges Ebenbild ist? Achtung und Dankbarkeit vor einem Manne, der mich schon durch eine schlechte und fehlerhafte Erziehung verderben wollte, um gar kein Hinderniß mehr zu haben, das seine selbstsüchtigen frevelhaften Pläne durchkreuzt? Oh, Mama, könntest Du mich auf eine bitterere Weise verhöhnen, als indem Du von mir Pietät gegen einen Menschen abforderst, der noch vor wenigen Minuten mich so geflissentlich kränkte, indem er für seinen Sohn, die Kuckucksbrut, eine kleine Huldigung in Anspruch nahm, die mir gelten sollte!"

Die Blinde bebte am ganzen Leibe und ihren erloschenen Augen entströmten heiße Thränen. „Richard, lieber Richard, schone mich!" bat sie flehentlich. „Ich bitte Dich inständig, mäßige Dich, und gib Dich zufrieden. Du weißt, daß Dein eigener Vater vermöge seines Testamentes diesem Manne die ganze Zukunft seines Geschäfts anvertraute ...."

„Was Testament?" brauste der Jüngling auf; „ich habe dieses Testament noch nie gelesen, denn ich war noch ein unmündiges Kind, als es zur Geltung kam, und dieser Moritz war zu meinem Vormund eingesetzt. Und wer bürgt mir, daß jenes Testament echt war und die wirkliche Willensmeinung meines Vaters? Ist Moritz nicht ein Mann, der selbst vor einer Fälschung nicht zurückbeben würde, wenn es seine selbstsüchtigen Pläne fördern könnte?" ....

— „Mein Sohn! mein liebes Kind, halt' ein!" unterbrach ihn die Mutter mit einem wilden Schrei des Entsetzens; „willst Du nicht am Ende mich selbst noch der Fälschung des Testaments bezüchtigen?.... O mein Gott, mein Gott, daß es so weit kommen mußte!" ....

„Ich klage nicht Dich an, beste Mama, sondern nur ihn, denn ich hasse, ich verabscheue, ich verachte ihn — ihn und seinen elenden Buben von Sohn! — Instinktmäßig habe ich beide gehaßt, seit ich fühlen und denken kann. Und ich bin es nicht allein, der diese unheimlichen Emporkömmlinge haßt — die ganze Gegend theilt meine Ansichten! Man kriecht und bückt sich vor seinem Geld — vor meines Vaters Geld, — aber man murmelt ihm Flüche nach. Wie oft schon hab' ich munkeln hören, es seye nicht mit rechten Dingen zugegangen, daß Moritz an der Spitze der Fabriken von Schrotheim stehe! Man hat mir Winke gegeben, Anspielungen zugeraunt, die ich nicht verstehen wollte — aus Schamgefühl, aus Pietät gegen meine Mutter, aus Zartgefühl gegen das Andenken meines verstorbenen Vaters. Aber der heutige Tag hat mir die Augen geöffnet — ich sehe klar, wozu ich ausersehen war, — ich kenne meinen Feind, und ich rufe ihm nun trotzig und kühn zu: 'Krieg bis auf's Messer, Du Dieb, Du Schleicher!' und ich, der arme Knabe, trotze ihm, dem Mann, dem mächtigen, im Gefühle meines guten Rechtes!"

Die Blinde rang nach Worten, so sehr war sie erschüttert. Julie und Ida waren voll Spannung und betrachteten mit Angst diesen Auftritt. Beide fühlten unwillkürlich eine Art Bewunderung für den Jüngling, denn die Leidenschaft, die aus seinem ganzen Wesen sprach, hatte eine gewisse wilde Schönheit, die sie adelte. Bei Julien mengte sich eine innige Dankbarkeit gegen Richard darein, denn sie fühlte, daß der Bruder auch ihre Rache führe; und Ida betrachtete den Jüngling mit einer Art stolzer Freude, wie er so mit flammenden Augen und hochwogender Brust starken Schrittes im Zimmer auf und nieder ging.

„O mein Sohn! bedenke, daß wir nicht allein sind!“ sagte Frau v. Moritz endlich; „bedenke, wie sehr Du Dir selbst schadest, wenn Moritz dieß erfährt!“

— „Ich trotze ihm, falls er es auch erfährt! und er soll noch mehr aus meinem eigenen Munde hören! Aber sind wir denn unter Fremden? Hier ist Julie, meine Schwester, dort Fräulein Ida, Dein Günstling, ein braves, edles Mädchen und keines Verrathes fähig, — und nebenan ist Wetz, für dessen Treue ich einstehen würde, auch wenn er nicht von diesen Menschen so tief gekränkt worden wäre! — Ich mich mäßigen?“ fuhr er leidenschaftlicher fort; „im Gegentheile, ich möchte hinuntergehen in die Salons, möchte ihm vor allen versammelten Gästen seine Erbärmlichkeit vorhalten und ihn dann aus diesem Hause werfen, das unser ist, unser einziges rechtmäßiges Eigenthum!“ Und wie er sich so noch mehr in die Hitze hineinredete, riß er wirklich in seiner blinden Leidenschaft ein Gewehr von der Wand und machte Miene hinunterzugehen. Aber Julie und Ida warfen sich ihm kreischend in den Weg, und die Blinde, welche den Vorgang und die Absicht des Sohnes nur ahnte, rief um Hülfe.

„Um Gottes Willen, Herr Wetz!“ rief Julie diesem entgegen, der so eben eintrat, „helfen Sie uns Richard beschwichtigen und ein Unglück verhüten!“

— „Er will sich ein Leid anthun!“ rief Frau v. Moritz.

„Beruhigen Sie sich, meine Damen,“ sagte Wetz gelassen. „Ich bürge dafür, daß Herr Richard nichts thun wird, was seiner unwürdig ist, — nicht wahr, mein junger Freund?“ Er reichte ihm freundlich und zutraulich die Rechte und nahm ihm mit der andern das Gewehr ab. „Es ist nur die plötzliche Aufwallung der Jugend, der aber mein Zögling nicht nachgeben wird, denn er weiß, daß der Zorn ein schlechter Rathgeber ist. Ruhe ist der beste Beweis für das Bewußtseyn unseres guten Rechts!“

Richard drückte Wetz die Hand, und trat beschämt an das Fenster, um seine Verlegenheit zu verbergen.

„Haben Sie gehört, was hier vorging, Herr Wetz?“ fragte die Blinde.

— „Ich mußte wohl nothgedrungen jedes Wort hören, denn es trennte uns ja nur diese Thüre dort,“ erwiderte dieser.

„Und was sagen Sie dazu?“

— „Daß ich es für das Beste halte, wenn ich dieses Haus verlasse, denn mein längeres Bleiben wird mich mit beiden Parteien entzweien,“ sagte Wetz. „Ich in meiner Stellung will und muß diesen Spannungen fremd bleiben!“

„Siehst Du wohl, Mama!“ rief Richard; „dieß ist abermals wieder eine von den Praktiken meines saubern Stiefvaters! Um uns zu isoliren und recht wehrlos zu machen, verjagt er unsern treuen Freund, Herrn Wetz! — Sie dürfen uns nicht verlassen, Wetz! es ist eine Ehrenpflicht für Sie — Sie sind der einzige Mann, den ich kenne, und dem ich einen Sieg über meine Feinde zutraue!“ wandte er sich an diesen.

— „Sie müssen bleiben, als unser einziger Freund!“ sagte Frau v. Moritz.

„Nicht eine Nacht länger unter diesem Dache,“ entgegnete Wetz entschlossen. „Herr v. Moritz gebietet hier als Hausherr; ich kann und will nicht gegen seinen Wunsch hier bleiben — ich bin nicht gewohnt, mich als Eindringling betrachten zu sehen. — Aber dieß Alles ist Nebensache, gnädige Frau! Sie kamen vorhin in anderer Absicht, als um mich hier festzuhalten. Sie hatten ein Anliegen an Herrn Richard, und wenn es nicht unbescheiden von mir ist, darnach zu fragen, so ....“

„Richard hat seinem Vater gedroht und ihn herausgefordert,“ erwiderte die Mutter unbehaglich. „Herr Moritz verlangt, daß Richard Abbitte thue, ehe er ihm wieder vor die Augen trete...“

— „Ha, wie gnädig!“ hohnlachte Richard bitter.

„Und doch ist es mein Wunsch, daß er und Sie auf dem kleinen Feste erscheinen, das ich zur Feier von Richard's Wiedergenesung angeordnet habe!“

„Und das nun in den Augen der Gäste als ein Fest zu Ehren Albert's hergestellt wird!“ ergänzte Richard. „Ich erkläre Dir, meine liebe Mama, daß ich nicht Abbitte leisten, daß ich nicht hinunterkommen werde. Dabei beharre ich!“

— „Mein Kind, mein Richard, ich befehle Dir aber, Deinem Vater Abbitte zu leisten! Du bist zu weit gegangen!“

„Mama, Du hast mich nicht gewöhnt, auf Befehle zu gehorchen, die mehr die Vernunft und Moral für sich hatten, als dieser! Wundere Dich daher nicht, wenn ich ungehorsam bin. In Angelegenheiten der Ehre und des Rechts haben Frauen keine Stimme — da entscheidet nur das Gefühl des Mannes!“

— „Richard, ist es soweit gekommen?“ rief die Blinde vorwurfsvoll.

„Ja, es ist soweit gekommen, daß der Eindringling, der Abenteurer den rechtmäßigen Sohn aus dem Hause weisen darf, Mama, und doch ist dieß mein Haus, die Schöpfung meines Vaters, die Frucht seiner Arbeit. Das ist doch wahrlich weit genug gekommen, und rechtfertigt mein Benehmen.“

— „Es ist hier nicht die Rede von Recht oder Unrecht, mein Sohn, sondern von dem Frieden Deiner Mutter! Lieber bester Richard! sieh' ich bitte Dich, um meinetwillen gib nach, leiste ihm Abbitte, — er ist nun einmal....“

„Halt, Mama! nenn' ihn nicht meinen Vater! Das klingt in meinem Ohr und Herzen wie eine Gotteslästerung! Dein Gatte ist er, ja, und Gott weiß, auf welche Weise er es geworden ist, aber über meine Ehre hat er keine Gewalt!“

— „Herr Wetz, ich beschwöre Sie, setzen Sie ihm den Kopf zurecht! Bewegen Sie ihn zur Abbitte! Ist es nicht klüger, einen Gegner zu täuschen durch scheinbare Fügsamkeit, als ihn durch fortgesetzten Trotz zum Feinde zu machen?“

„Erlauben Sie mir, daß ich der Sache fremd bleibe, Madame!“ erwiderte Wetz. „Klüger mag die Handlungsweise seyn, welche Sie Herrn Richard vorschlagen, aber ob muthiger und sittlicher, dieß bezweifle ich. Herr v. Moritz wird Ihrem Sohne

doch diese Scene nie wieder vergessen und nicht an die Aufrichtigkeit seiner Reue glauben; weßhalb also ihm den Triumph gönnen, daß er Herrn Richard der Heuchelei und Feigheit bezüchtigen kann!"

— „Hörst Du, Mutter! das sagt Wetz, der ein Mann von Ehre ist!"

„Ein Mann von Ehre, ja, aber nicht unparteiisch in dieser Sache, mein junger Freund! merken Sie dieß wohl. Ich spreche nach meinem Gefühl, nicht nach ruhigem Urtheil; ich leugne meine Bitterkeit gegen jene beiden Herren nicht, und fühle mich darum zum Schiedsrichter unfähig. Ich gehe deßhalb, wie ich es gesagt, aus diesem Hause, — ob auch aus Ihrem Dienste, Madame, das stehe bei Ihnen und Ihrem Herrn Sohne. Ich kann nur beklagen, daß ich ohne Wissen und Willen in diese Sache verwickelt und anscheinend der Anstoß dazu geworden bin."

— „Das sind Sie nicht, Wetz! ohne jenen Unfall und ohne Mathilden hätte ich nie klar sehen gelernt, und Sie haben es nur gut mit mir gemeint! Sie dürfen mich nicht aufgeben, Wetz! Sie wissen, wir haben noch zusammen eine Aufgabe zu lösen! Denken Sie an das Versprechen, das ich Mathilden gegeben habe!"

„Mathilden? O das erklärt ja alles!" murmelte die Blinde mit einem Ausdruck von Bitterkeit und Haß, der die Anderen überraschte.

— „Auch mein Entschluß ist gefaßt, Mama!" rief Richard. „Ich verlasse dieses Haus, — mein Vaterhaus! ich suche mir meinen eigenen Weg. Man wird dann sagen: Wegener's beide Söhne sind dem Vaterhause entlaufen, aber Richard hat nicht anders gekonnt — sein Stiefvater hat ihn vertrieben!"

„Mein Sohn, mein Kind! wie grausam sind Deine Worte!" rief die Blinde in einem unbeschreiblichen Seelenschmerz und bedeckte mit der einen Hand die erloschenen Augen, während sie mit der anderen eine abwehrende Bewegung machte, als wollte sie ein Gespenst von sich weisen, das jählings vor ihr auftauchte.

„Es liegt ein Fluch auf diesem Hause, Mutter," fuhr der Jüngling in einem Tone fort, der wie eine unheimliche Prophezeiung klang. „Ein innerer finsterer Drang vertreibt mich daraus, und es ist wie eine geheimnißvolle Nothwendigkeit, wie ein Verhängniß, was mich hiezu zwingt. Die Leute munkeln hier, Du, Mama, habest Reinhold aus dem Hause und in die Welt hinausgetrieben — schon Dutzend Male hat man es mich hören lassen, und ich habe es nicht geglaubt, weil ich von Deiner Unschuld überzeugt war. Aber man wird künftig mit Recht sagen: Du habest mich aus dem Hause vertrieben durch Deine Heirath mit diesem Moritz, durch die Macht, die Du ihn an sich reißen ließest, was Gott Dir verzeihen möge!"

— „O mein Kind! mein Richard! willst Du mich tödten? ..."

In seinem Grimm war Richard grausam und eigensüchtig genug, nicht beachten zu wollen, wie sehr er seiner Mutter wehe that. Der eigene Schmerz, dem der Trost mangelt, hat ja ein instinktmäßiges grausames Bedürfniß, auch bei Anderen Schmerzen zu wecken.

„Es sind Dinge in diesem Hause vorgefallen," fuhr Richard in demselben düstern Tone fort, „die das Licht scheuen — mir wenigstens graut davor, sie kennen zu lernen. Darum gehe ich und suche mir meinen Weg in der Welt. Aber wann ich volljährig seyn und mir Erfahrungen und Kenntnisse gesammelt haben werde, kehre ich wieder zurück und fordere dann meine Rechte und Rechenschaft von Denjenigen, die sie mir verkürzt haben. Und wehe dann denen, auf die sich ein Schatten von Unrecht heftet!"

— „Herr Wetz, lieber Herr Wetz, beschwichtigen Sie den Rasenden! reden Sie ihm diese knabenhaften Pläne aus!" rief die Blinde in unbeschreiblicher Angst. „Es ist mein Kind, mein einziger Sohn, der sich so von mir losreißt, als ob auch ich seine Feindin wäre!"

„Herr Richard wird nichts thun, ehe er ruhiger geworden ist und seinen Entschluß reiflich erwogen und mit mir berathen hat, gnädige Frau!" erwiderte Wetz. „Halten Sie es seinem Schmerz, seiner Entrüstung zu gute, wenn er seiner Galle Luft macht. Was er auch beschließen möge, er wird mich bereit finden, ihm beizustehen. Aber ich rathe ebenfalls dazu, daß er wenigstens der Heimath nicht den Rücken wende. Die Fremde, mein junger Freund, ist eine harte Schule, und nur wenige schwimmen unversehrt durch die wilde Brandung eines abenteuerlichen Geschicks. Und bedenken Sie ferner, daß der Abwesende immer Unrecht hat. Allein für jetzt bitte ich Sie, gnädige Frau und Herrn Richard, mich zu entschuldigen. Es ist schon spät geworden, und da ich keine Nacht mehr unter diesem Dache zubringen werde, so muß ich anderwärts, etwa bei Förster Henne, ein gastliches Unterkommen für mich und meinen Hund suchen. Morgen werde ich mein Gepäcke abholen lassen, das ich einstweilen Ihrem Schutze empfehle, mein junger Freund!" Damit verabschiedete er sich von Frau von Moritz, Richard, Julien und Ida und ging. Er sah die höhnischen Blicke wohl, womit ihn die Dienerschaft gehen sah; allein der Triumph, den er soeben erlebt hatte, erfüllte ihn mit einer Siegeshoffnung, wie er sie noch nie gefühlt hatte.

9. Das Ringen.

Seit jenem Abend waren acht Tage vergangen, und wir finden Robert Wetz und seinen Zögling in der Papierfabrik wieder, wo sie in drei Zimmerchen über dem Comptoirgebäude ein Unterkommen gefunden hatten. Diese drei Zimmerchen unter dem Dache waren ehedem die Wohnung des Kommerzienraths Wegener gewesen, auf welche er sich beschränkte, so lange seine Frau in der Stadt lebte oder im Bade war, und die sämmtlichen Möbel und Geräthe rührten noch von ihm her. Hier hing sein Bild, das ihn in der Kraft seines Mannesalters darstellte; dort das Pfeifenbrett mit einer Stickerei seiner ersten Frau. Hier stand in einer Ecke am Fenster der kolossale englische Schreibtisch aus massivem Kirschbaumholz, dessen er sich immer bedient hatte, mit einer endlosen Reihe von Schubladen, Kästchen und Fächern und einem Schlosse, das gleich dem ganzen Möbel ein Meisterstück war. Dort stand der Lehnstuhl an einem andern Fenster, von wo aus er sein ganzes Etablissement überschaute, und mit Einem Blick den Hofraum und die Fabrikgebäude mustern konnte. Das eine Nebenzimmer war Herrn Wegeners Schlafgemach, das andere das Speisezimmer gewesen. Jenes diente nun Wetz zur Wohnung, und im Speisezimmer hatte Frau v. Moritz ihrem Sohne ein bescheidenes Asyl geschaf-

sen, nachdem der vieljährige Staub und dumpfige Geruch aus diesen Stuben verschwunden, deren Schonung bei dem allgemeinen Umbau vielleicht mehr einem stillen Grauen der neuen Besitzer und Lenker dieses Etablissements, als einer Regung der Pietät zugeschrieben werden konnte. Das einstige Privatzimmer des Kommerzienraths Wegener diente nun zum Lehr- und Speisezimmer, und dem Hofmeister und seinem Zögling den größten Theil des Tags hindurch zum Aufenthalt, wann Richard es nicht vorzog, sich mit den Einzelnheiten der Fabrik und ihres technischen Betriebs und mit dem Kaufmännischen abzugeben, zu welchem Behufe er zuweilen Stundenlang auf dem großen Comptoir verweilte.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik aus Paris.

6. Salon und Theater.

Im Mai 1860.

— Kleine Kinder und große Nationen — ländlich, unsittlich — Herrlichkeiten im In- und Auslande — die Hampelfrau — Mane — Rigelboche — ein guter Schwab' — Gedichte von Karl Schönhardt — Dichter und Gelichter. —

Haben Sie nicht auch schon bemerkt, daß die Bewohner ganz großer Städte mit den ganz kleinen Kindern die auffallendste Aehnlichkeit haben? Ewig wechselnde Zerstreuungen und fortwährende Beschäftigung u. A. gehören zu den Bedürfnissen des Großstädters wie zu denen des, kaum dem Gängelbande entwachsenen Kindes. Läßt man ihnen ihr Steckenpferd, zeigt man ihnen, von Zeit zu Zeit, schmucke Soldaten mit blanken Knöpfen, so sind die Pariser die artigsten und folgsamsten Kinder von der Welt — ob sie auch gestern die Ruthe bekamen, sie vergessen es gern — vorausgesetzt, daß man ihnen heute einen neuen Hampelmann bescheere; verweigert man ihnen aber jene Spielerei, so werden sie unwillig, schmollen und toben und verdrehen der Wärterin den Kopf! —

Dieses Steckenpferd, dieser Hampelmann, diese ihre Befriedigungspille ist oft die unwesentlichste Winzigkeit von der Welt; und dennoch — so geringfügig der Gegenstand ihrer Bewunderung auch seyn mag — muß jenes Lieblingsspielzeug in jeder »Chronik aus Paris« den Knotenpunkt bilden: die Amtspflicht des gewissenhaften Chronisten ist ja gerade, das nachzuerzählen, was Sensation erregt; ob lächerlich oder erhaben, der Stoff ist ihm geboten, er kann kein Jota daran ändern und nur an Darstellungsweise und Ausschmückung desselben seine Willkür ihre Revanche nehmen lassen.

So kommt es oft vor — dießmal z. B. — daß die Gegenstände, mit denen ich mich befasse, sich mit meinem persönlichen Geschmacke durchaus nicht vertragen: ich bin zwar nicht aus der Familie der Moralhuber entsprossen, aber dennoch langweilt es mich sträflich, oft Sachen besprechen zu müssen, bei deren Berührung selbst eine mit Faunsthandschuh bedeckte Hand Gefahr läuft, sich zu besudeln — doch »ländlich . . . unsittlich« heißt es hier zu Lande. . . . Seit einiger Zeit rückte der Pariser mißmuthig auf seinem Lehnstuhl hin und her, er ließ den Kopf hängen und gähnte.

»Ich kann nicht begreifen,« brummte er, »was mit mir eigentlich vorgefallen ist! Früher ging mir Alles leicht von Händen, an Allem hatte ich meine Lust, jetzt ist es aus und meine Heiterkeit ist dahin!« — — und er seufzte schwer. »Wahrhaftig!« fuhr er nach einer kurzen Pause und einem langen Seufzer fort, »ich glaube schier, daß mir mein listiger Freund und Vetter, John Bull Esq., einen schlechten Streich gespielt, und nach dem neueren Handelsvertrag den vaterländischen Spleen zwischen zwei Ballen Baumwolle hier eingeschmuggelt hat! Weßhalb war ich ärgerlich? seh' ich denn nicht, wie sich täglich aus den wurmzernagten alten Baracken die prächtigsten Paläste aufbauen, wie die schmutzigen, winkligen Gassen immer mehr und mehr verschwinden, und, statt ihrer, die prächtigsten Boulevards Paris in allen Richtungen durchkreuzen und durchschneiden? — Das Auge des Gesetzes wacht! — Die Geschäfte gehen so leidlich — und man kitzelt mich obendrein mit den Lorbeerzweigen von Solferino und bringt mich wider Willen zum Lachen! Begehre ich nach langer Weile, so brauche ich mir nur einen Leitartikel aus der »Pariser Zeitung« in's Französische übersetzen zu lassen — an Scandal, meinem täglichen Brode, fehlt es, gottlob, auch nicht, Stadt und Theater bieten mir ein reiches Maß: hier eine Anwerbung für den Serail, dort ein Kindsmord, hier ein Roman wie »Fanny« und ein Stück wie le père prodigue — dort ein Literat in Windeln, der mit zwei Strichen seiner muthwilligen Feder die neue Karte von Europa entwirft! — was könnte ich glücklich seyn!"

„Nehm' ich nun gar das Fernrohr und schaue mich etwas in unsern getreuen Nachbarländern um, so seh' ich, wie sich in England, im neunzehnten Jahrhundert, zum Entzücken der honorablen Lordship zwei Boxer, die sich bisher nie gesehen, aus lauter Liebe und Freundschaft zu Alt-Englands Ehre und zu Amerika's Ruhm — in gemeinschaftlich humanem Interesse — verschiedene Rippen, Augen und Kinnladen zerschlagen; wie im Königreich Hannover in Deutschland, wenn ich mich nicht irre, ein patriotischer Minister klar und deutlich beweist, daß Hannover (in Deutschland? . . . unter allem Vorbehalt) zu fremden Mächten seine Zuflucht nehmen müsse und werde, um vor dem Unglück, deutsch zu werden, sich zu bewahren; wie in demselben gesegneten Deutschlande ein gottesfürchtiger Prälat in heiligen Zorn wider die Gottlosigkeit seiner Landsleute ausbricht, und allen Denjenigen, die am 10. November ein Scherflein ihrer Dankbarkeit auf Schiller's Grab niedergelegt und, in der Finsterniß ihrer sündigen Verstocktheit, in ihm das Andenken an die edelste, beste und reinste Dichterseele Deutschlands zu feiern wähnten, mit protestantischen Fegfeuer- und Bannbullverheißungen den Beweis seiner Demuth und christlichen Milde liefert; wie, aus demselben heiligen Drange, ein französischer General nach Italien zieht und das Commando der Würger — im Namen Christi — übernimmt; wie Oesterreich seinen vielgeliebten Ungarn so viel Freiheiten gibt, daß die bescheidenen Ungarn gar nichts anzunehmen wagen und sich nöthigen lassen, um zuzugreifen u. s. w. u. s. w.«

»Man wird mir zugeben, daß mit solchen Ein- und Aus- und Ansichten das unbescheidenste Auge zufrieden gestellt werden und die Trauerweide ein homerisches Gelächter anschlagen muß, und ich — ich kann nicht lachen und nicht zufrieden seyn! — Mir fehlt etwas, mir fehlt etwas!« —

Also klagte Lutetia's unglückliches Kind; und seine Klagelieder drangen bis zu den Ohren des pfiffigen Feuilletonisten der Indépendence Belge, der unter dem Pseudonym Mane die Pariser Montags-Chroniken schreibt.

»Dir fehlt der Hampelmann,« hub Mane an, »oder vielmehr die Hampelfrau! — Folge Schritt für Schritt meinem einfachen Raisonnement: Du bist der höflichste Mensch von der Welt, — wenigstens sagst Du es, und Dir muß man schon glauben; Deine Höflichkeit verrostet, denn seit Jahren hast Du keine Berühmtheit aus dem schönen und verführerischen Geschlecht, der Du Deine Huldigungen darbringen kannst. Darum bist Du jetzt, wie der Geizhals, der seine Aktien nicht verwerthen kann, mürrisch und schlechter Laune. Das fehlt Dir!«

„Nein," antwortete der Pariser und schüttelte ungläubig mit dem Kopfe. »Mane! Du magst sonst ein ganz gescheidter Kerl seyn, aber darin täuschtest Du Dich sicher. Selbst über Frauen und ihre Verlockun-

gen bin ich jetzt gänzlich blasirt: ich lasse mich eher durch die Trommeln der Nationalgarde als durch Sirenengesang bezaubern, und mir lieber vom Coiffeur die Haare scheeren, als von der Dalila. Meine Ahnen haben den schönen und geistreichen Aspasien ihrer Zeit, den leuchtenden Kometen der Betthimmel, in solchem Maaße ihre Verehrung zu Theil werden lassen, daß mir, der ich ein Enkel bin, nichts mehr davon übrig bleibt!«

— »Es gibt Frauen und Frauen,« nahm Mane wieder das Wort, »wenn man recht sucht.« —

»Nein,« unterbrach der Unzufriedene, »alle Abarten sind jetzt dagewesen, Schönheit, Reichthum, Grazie, Geist, Ausschweifung, — wir haben allen Götzen geopfert! — ja! selbst Anmuth, Einfachheit und Sittlichkeit hat sich, in Madame Récamier z. B., auf einige Zeit zu verunsterblichen gewußt. Du siehst, trauter Mane, alles ist schon dagewesen! und mir fehlt etwas, was noch nicht dagewesen ist!«

Da nahm der belgische Correspondent seinen Hut und rief, halb entmuthigt, dem störrischen Pariser ein zweifelhaftes: Auf Wiedersehen! zu, schlenderte über Plätze und Straßen und trat endlich, um sich etwas zu zerstreuen und um auf andere Gedanken zu kommen, in einen der niedrigsten Cancanbälle von Universum und Umgegenden ein. Dort traf er ein Frauenzimmer, die selbst in jenen heiligen Hallen durch die Unanständigkeit ihrer Geberden und die Unverschämtheit ihres Tanzes scandalöses Aufsehen erregte: sie schlug die Beine über dem Kopf zusammen und wußte den Fuß so hoch in die Luft zu werfen, daß ihr Tänzer ganz bequem, den Hut auf dem Kopfe und ohne sich zu bücken — darunter durchschlüpfen konnte, wie ein Gaul unter dem aufgezogenen Schlagbaum. Die umstehenden Gaffer belachten jene acrobatischen Excentricitäten.

Mane folgte der Tänzerin mit immer steigender Spannung, er horchte auf alles, was man rechts und links von ihr erzählte und es gelang ihm, sich bald in ein langes Gespräch mit ihr selbst zu vertiefen, das seinem Zwecke, dieß zarte Wesen in allen seinen liebenswürdigen Einzelnheiten zu betrachten und zu studiren, vollkommen entsprach.

Mane setzte sich in eine Ecke und notirte in wenigen Worten das Resultat seines Studiums folgendermaßen in seine Brieftasche: Marguerite Rigolboche, genannt die Hugenottin — man weiß nicht weßhalb. Ihr Tanz übertrifft, drei Schuh hoch, alles was man bisher gesehen hat . . . Witz einer Marketenderin . . . Unverschämtheit, die vor nichts zurückschreckt . . . häßliche Formen und gemeine Gesichtszüge . . . Organ eines wegen Unbrauchbarkeit entlassenen Marktschreiers . . .

»So,« sprach er, und schlug beruhigt sein Notizbuch zu. »Jetzt,« fuhr er zu Rigolboche gewandt fort, „komm, mein liebes Kind, bleibe so häßlich wie Du bist, auf daß es Dir wohl gehe und Du lange die Pariser an der Nase herumführst!«

Er führte die Hugenottin dem gelangweilten Pariser vor, der sich gerade anschickte, zu gähnen.

»Du willst eine Berühmtheit haben,« sprach Mane feierlich, »absolut eine Berühmtheit — die nie ihres Gleichen hatte und nie ihres Gleichen haben wird? Wohl! so schau her! Hast Du je so etwas, als Berühmtheit, gesehen?«

Rigolboche zeigte sich in ihrer ganzen Grazie. —

Ueberrascht folgte der entzückte Pariser einer jeden ihrer Verdrehungen und lauschte einer jeden ihrer Zoten. Rührungsthränen brachen aus seinen Augen, er warf sich seinem Mentor in die Arme und auf Rigolboche deutend sprach er:

»Das ist mein Mann!« —

— Verleumdet nur, verleumdet! etwas bleibt immer hängen! sagt Beaumarchais. Schreibt nur, schreibt! darf man dem Journalisten zurufen, Ihr findet für die grassesten Dummheiten, die Ihr nur aufgabeln mögt, doch immer irgendwo ein dankbares Publikum, das Euer Evangelium mit offenen Ohren verschlingt! In keinem Lande der Welt läßt man sich aber, glaube ich, so willig von der Journalistik belehren und bethören als gerade hier. Wie manchem unbedeutenden Menschen ist es gelungen, durch einfachen Zeitungspuff hier Furore zu erregen, wie mancher andere, wirklich verdienstvolle Künstler ist sein ganzes Leben im Dunkel geblieben, kümmerlich verkommen, und unanerkannt und unbedauert dem Père Lachaise zugewandert — blos weil er die Herren von der Presse nicht für sich zu gewinnen wußte!

Mane, dem in einem der gelesensten Blätter die Reclamposaune zur Verfügung steht, glaubte davon keinen würdigeren Gebrauch machen zu können, als den Namen der Rigolboche in alle Winde zu schreien und bald — o ihr unsterblichen Hammel, die ihr blindlings eurem Leithammel nachhüpft! — bald, sage ich, strahlte Rigolboche's Name in allen Blättern, selbst im Moniteur, in den Débats! Rigolboche wurde an einem kleinen Theater engagirt, man rauchte, trank à la Rigolboche — alle »Gandins«*), die wackern Ritter der Mode und der Lächerlichkeit — buhlten um ihre Gunst. Rigolboche wurde zum Modeartikel, und die französische Sprache um ein ebenso harmonisches als klassisches Verbum: rigolbocher bereichert.

Mit der Berühmtheit ward die Donna stolz — „nur Lumpe sind bescheiden — dachte daran, daß man sich selbst immer am besten bedient, und hat uns ganz kürzlich ihre »Memoiren« bescheert (la mère en défendrait la lecture à sa fille) die in Zeit von kaum vierzehn Tagen bereits die dritte Auflage erreicht haben.

Ich ziehe dem Herrn Ernest Blum, dem anonymen Verfasser dieses schamhaften Büchleins, zu dem Rigolboche nur ihren Namen, und vielleicht einige Anekdoten und Witze(!) geliefert hat, — meine ergebenste Reverenz. Der berühmten Rigolboche seine Feder leihen zu dürfen ist sicherlich eine Gunst, um die ihn mancher Sterbliche beneiden muß — außer mir — und Ihnen? nicht wahr? —

Wahrhaftig, man wird Philister, man wird Moralhuber wider Willen, wenn man solchen Scandal mit ansehen muß! Leute, die durch ihren Einfluß die Aufmerksamkeit des Publikums auf so manches bescheidene Talent lenken und zum Bekanntwerden des noch Ungekannten wirksamst beitragen könnten, vergeuden ihre Zeit und ihren Einfluß an Rigolboche und ihre Sippschaft, und schätzen sich glücklich, an der Errichtung des Monumentes — der ersten besten hergelaufenen Dirne mitarbeiten zu dürfen! Gibt es denn, fragt man sich da — und das ist die Moralhuberei wider Willen — auf Gottes weitem Erdboden keinen würdigeren Gegenstand unserer Aufmerksamkeit und Bewunderung?

Mit einem bischen guten Willen und Wohlwollen würde man leicht ein nützlicheres und besseres Resultat erzielen können als die Berühmtheit der »Hugenottin«, »denn sieh! das Gute liegt so nah!«

Ja! ich kenne solch ein bescheidenes Buch, von einer unbekannten Größe, das etwas weniger kostet und etwas mehr werth ist als die Memoiren der Signorine Rigolboche und deßhalb auch noch keine zweite Auflage erlebt hat, vielleicht auch nie erleben wird — ein dünnes Heftchen reizender Gedichte, die weder durch Absynth- noch Lorettenbalsam die Riechmuskeln der Spürhunde — der Kritiker — in Thätigkeit setzen und deßhalb von der großen und gleichgültigen Masse nicht bemerkt werden: ich selbst würde nie desselben gewahr geworden seyn, wenn es mir nicht der Zufall, in Gestalt eines vierschrötigen derben Schwaben, in die Hand gespielt, und hätte ich es selbst entdeckt, würde ich nie eine passende Gelegenheit gefunden haben, mit Ihnen davon zu sprechen, wenn nicht der abermals gütige Zufall gewollt, daß der Verfasser, ein Stuttgarter, sich seit einigen Wochen in Paris befindet und daß folglich seine Gedichte ganz direkt in mein Programm »Pariser Briefe für Stuttgart« verfallen.

»Herr Gott!« sprach der gute Schwab', dem ich, beiläufig gesagt,

*) Die Pflastertreter auf dem Boulevard de Gand, dem heutigen Boulevard des Italiens.

außer manchen anderen Wohlthaten auch die, vor der Hand noch narrative Bekanntschaft mit den »Wengertern« und sonstigen Sehenswürdigkeiten Stuttgart's verdanke — »wir Schwaben sind doch andere Kerl's als Ihr Preußen, da schauet Se mal, do leset Se mal, Maul und Nas' werdet Se aufsperre'!« und mit diesen Worten warf er eine kleine Broschüre auf meinen Arbeitstisch: Obgleich einerseits mein Königlich-Preußischer-Provinzial-Sächsisch-Regierungs-Bezirk-Magdeburgischer Nationalstolz durch jenen unziemlichen Spaß auf das empfindlichste verletzt wurde, ließ ich mich doch andererseits von Mutter Neugier verlocken, schlug das Buch auf und las auf dem Tittelblatte

Gedichte
von
Karl Schönhardt.

Der Titel war mir nicht mehr fremd, ich hatte schon im »Deutschen Museum« einen vortrefflichen Artikel vom vortrefflichen Robert Prutz, sowie in der literarischen Rundschau der »Erheiterungen« eine sehr liebenswürdige und sehr günstig lautende Recension darüber gelesen.

»Das Buch interessirt mich, lassen Sie mir es einige Tage hier!« bat ich meinen schwäbischen Mentor, »ich möchte des Pudels Kern kennen lernen, alle Welt spricht davon!«

— »Was nennen Sie 'alle Welt'?« rief der Schwab mit einer Donnerstimme, und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Scheiben klirrten und das Piano A angab — „alle Welt hat im Gegentheil den Karl Schönhardt so unliebenswürdig behandelt wie nur möglich, obgleich es ihr Landsmann ist.«

»Schönhardt ist Cosmopolit?« fragte ich etwas eingeschüchtert.

— »Schönhardt ist ein Schwab, ein richtiger Stuttgarter, und dennoch hat ihn 'alle Welt', anstatt ihn aufzumuntern und zu ermuthigen, mit zwei hohlen nichtssagenden Worten abgespeist.«

»Erlauben Sie mir,« wandte ich von neuem immer schüchterner ein, »was nennen Sie alle Welt?"

— »Na, den 'Schwäbischen Merkur', versteht sich!"

So erfuhr ich, daß die Schwaben ihr Universum in den Schwäbischen Merkur verlegen — de gustibus non disputandum.

Mein Freund verließ mich und ich machte mich sofort daran, das Buch zu durchblättern; ich las erst oberflächlich, wie man Bücher liest, die man gelesen haben will, aber beim zehnten Verse merkte ich bereits, daß Herr Schönhardt etwas anderes verlangen dürfe; ich paßte etwas mehr auf, las es langsam durch, und begann es von Neuem, als ich es beendet. Ich kann Sie versichern, daß ich seit geraumer Zeit nicht so freudig überrascht worden bin. Allerdings weiß ich nicht, ob alle Welt meine Ansicht theilt, aber für mich hat ein einfaches Gedichtbuch, schon der Arbeit und Sorgfalt wegen, die der Verfasser darauf verwendet hat, und der verhältnißmäßig so geringen Belohnung für diese seine Mühe — an und für sich einen ganz besonderen Reiz: man kann es nicht rühmlich genug hervorheben, wenn man auf seinem Wege einen jungen Menschen trifft, der sich jetzt — in unsrer ewigen Hetzjagd nach den goldenen Füchsen und leichten Zerstreuungen — ruhig in seinem Zimmer einnistet, und aus innerem Drange, im Voraus von der Fruchtlosigkeit seines Schaffens überzeugt, zum edelsten und ungewissesten Ziele, dem Ideale und wahrhaft Schönen, aufstrebt, der so schreibt, wie es ihm von Herzen geht, und sich weder von Sarkasmen und Weltschmerz, noch von überschwänglicher Redwitzerei vernarren läßt. — Ein junges gemüthreiches Herz, das in größter Einfachheit sich und seine Empfindungen harmlos und bescheiden an das Tageslicht bringt; ein Stiefmütterchen im Schatten, das neben den Klatschrosen nicht gehört und vom Unkraute überragt wird, das sind die Gedichte Ihres jungen talentvollen Landsmanns!

Herr Schönhardt ist kein Genie, ich glaube nicht, daß die Nachwelt seinen Namen in ihre Immortellen einflechten wird, drum soll ihm die Mitwelt gerade eine gewisse Anerkennung, als einzigen und wohlverdienten Lohn, nicht versagen.

Sollte Herr Schönhardt in diesen wenigen Worten selbst nur die geringste Genugthuung für sein ernstes und rechtschaffenes Schaffen finden können, sollte ich selber nur einen meiner Leser hiemit aufgefordert haben, das Büchlein zu lesen, so wäre der Zweck meiner Zeilen weit übertroffen, so glaubte ich etwas besseres und gescheidteres gethan zu haben, als alle Lobhudler der Rigolboche zusammen genommen.

Schönhardt und Rigolboche
Dichter und Gelichter!

N. S. Von den, in dieser Chronik vernachlässigten theatralischen und literarischen Neuigkeiten schreibe ich Ihnen das nächste Mal.

Paul Lindau.

Miscellen.

Seltsame Krankheiten. Der englische Arzt Beattie erzählt von einem Herrn, welcher in Folge eines Schlags auf den Kopf nur seine Kenntniß des Griechischen verloren, sonst aber anscheinend keine andere geistige Fähigkeit eingebüßt habe. Eine andere häufige Modifikation dieser außerordentlichen Erscheinung besteht darin, daß Kranke die Namen oder Begriffe gewisser Dinge geradezu mit einander verwechseln oder eines und dasselbe Wort für die verschiedensten Begriffe gebrauchen; so hat ein Herr, der unter einer ähnlichen theilweisen Störung leidet, die Gewohnheit, wenn er sein Kohlenfeuer nachgeschürt haben will, Papier zu verlangen, und wenn er Papier haben will, Kohlen zu begehren, wobei er aber consequent nur diese beiden Begriffe mit einander verwechselt. Dr. Gregory erzählt in seinen Vorlesungen einen Fall von einem Geistlichen, der, während er unter einer Gehirnaffektion litt, nur Hebräisch sprach — diejenige Sprache, die er zuletzt gelernt hatte. Von einer englischen Dame ist ein verbürgter Fall bekannt, daß sie nach einem Schlaganfall die Kenntniß ihrer Muttersprache ganz verlor und mit ihrer Umgebung nur noch Französisch sprach, was etwa einen Monat lang währte. Der berühmte Dr. Broussonet verlor in Folge eines Schlaganfalls die Fähigkeit, Substantiva auszusprechen, und zwar sowohl lateinische als französische. Wenn er daher einen Apfel verlangen wollte, so fand er den Namen oder das Hauptwort nicht, sondern mußte ihn mittelst seiner Eigenschaften bezeichnen. Zeigte man ihm das Hauptwort gedruckt oder geschrieben, so erkannte er es sogleich, war aber außer Stande, es selber aus freien Stücken zu bezeichnen oder auszusprechen. Cuvier citirt in seinen Vorlesungen einen ähnlichen Fall von einer Person, welche nur das Erinnerungsvermögen an die Hauptwörter verloren hatte, dagegen alle Eigenschaftswörter noch gut aussprechen konnte.

Aphorismen.

Es gibt nichts so revolutionnäres, weil nichts so unnatürliches und umwälzendes und krampfhaftes, als das Bemühen, die Gegenstände oder Zustände starr und unverändert zu erhalten, während doch die ganze Welt, eben durch das Gesetz ihrer Schöpfung selbst schon, in einem ewigen Voranschreiten begriffen ist.

Für die Redaction verantwortlich: Karl Müller. — Verlag der Expedition — Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

Das Haus des Selbstgerechten.

Eine sinnige Geschichte.

1. Die niedrigen Felsen.

„Meiner Treu, Michael, das war heute früh eine harte Rede, die sich der Pfarrer da in seiner Predigt heraus nahm!" sagte Jim Baus, der alte Seemann, zu seinem Gefährten, blickte zu ihm auf und blies eine dicke Rauchwolke aus seiner kurzen Pfeife. Der Andere gab keine Antwort darauf, weßhalb Jim seinen getheerten Schifferhut an der einen Seite etwas in die Höhe schob, sich am Kopf kratzte und auf das Meer hinausblickte. Der alte Seemann war einigermaßen verlegen, aber nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Mich dünkt, es ist eine harte Rede für manchen unter uns. Wenn unsere Gerechtigkeit diejenige der Pharisäer und Schriftgelehrten übertreffen muß, so ist es, schätz ich, eine schlechte Aussicht für manchen unter uns. Da ist, glaub' ich, kein einziger Mensch in der ganzen Gemeinde, der mir's in diesem Stücke um Vieles zuvorthun möchte. Und ich wähnte immer, die Schriftgelehrten wären die allerbesten und frömmsten Christen!"

— „Da hast Du Deine Bibel nicht mit großem Nutzen gelesen, Jim!" erwiderte Michael Hofer, der sonngebräunte Mann mit dem strengen Gesichte, neben dem alten Seemann.

„Mag wohl seyn, Alter! Ich verstehe mich schlecht auf das Lesen! Die Dinge dort draußen auf der See: Wolken, Wind und Wogen, das sind die Buchstaben, auf die ich mich am besten verstehe!" sagte Jim und schlug mit der flachen Hand auf das umgestürzte Boot, welches neben ihm lag. „Wenn die Bibeln in solcher Schrift gedruckt wären, so würd' ich leicht damit zurechtkommen! da aber die Bibeln in den kleinen grauen Buchstaben gedruckt sind, die ich mit meinen alten Augen nicht mehr recht unterscheide, so weiß ich zum Voraus, daß ich sicher immer bald einnicke, wenn ich das alte Buch vor mir aufschlage. Das sind denn freilich schlechte Aussichten für mich, schätz' ich, Michael!" setzte der alte Seemann mit einem seltsamen Lächeln hinzu, worin sich Leichtfertigkeit und Ernst auf eine sonderbare Weise begegneten. Das Auge des Alten, in welchem ein Funke von stillem trockenem Humor blinzelte, war scharf wie das eines Falken; in seinem wetter-gebräunten und gefurchten Gesicht sprachen sich Schlauheit und Verstand aus, und seine kurze, gedrungene, stämmige Gestalt verrieth die unverwüstliche Muskelkraft und Gesundheit eines vielgefahrenen Matrosen. Jim Baus sah in Wirklichkeit um kein Haar anders aus, als er eigentlich war, ein rauher alter Seehund, der zwischen Wind und Wogen zottig und grau geworden war und sich nie ein Tüttelchen um jenes andere Gestade bekümmert hatte, das das Meer des Lebens begrenzt. Einige Gedanken an die jenseitige Küste dieser See des Lebens mochten nun vielleicht in seinem Geiste auftauchen, wie er so da saß und unter der Krämpe seines lakirten Hutes hervor auf die Wogen hinausstarrte. Sein Auge haftete am fernen Horizonte und er blies stillschweigend die Rauchwölkchen in die Luft hinaus.

Ein langjähriges Freundschaftsband verknüpfte wechselsweise die beiden alten Männer, welche an diesem heißen Sommernachmittage hier unter dem Schatten der steilen Küstenklippen saßen. In ihrer Jugend hatten sie mit einander an Bord eines Linienschiffs gedient; später aber waren ihre Lebenswege aus einander gelaufen, und Michael Hofer war nun ein wohlhabender Seiler, Reepschläger und Segelmacher, während Jim Baus jetzt um kein Haar reicher oder weiser war, als er vor dreißig Jahren gewesen; aber trotzdem vergaßen sie niemals, wie sie sich als Jungen mit einander durch die Welt geschlagen hatten. Seit vielen Jahren hatte Jim Baus selten den Fuß ans Land gesetzt, ohne nach Stonybeach hinüberzukommen und seinen wohlhabenden Freund zu besuchen, und jetzt, wo der alte Matrose den Seedienst ganz aufgegeben, hatte er sich ganz in dem Dorfe niedergelassen, aus welchem sie vor mehr als vierzig Jahren einst an einem schönen Sommermorgen ausgezogen, um Handgeld zu nehmen an Bord des Linienschiffs The Dauntleß (der Furchtlose), auf demselben gegen die Franzosen zu kämpfen und eines Tages den Rauch von Trafalgar zu sehen. Der alte Matrose wollte hier in diesem Küstendorfe seinen Lebensabend beschließen.

Jim Baus schmauchte noch immer stumm sein Pfeifchen und blickte auf den Horizont hinaus. Zeit und Umstände schienen zu einer derartigen stummen Betrachtung ganz besonders günstig. Es war ein sonnenheller, klarer, windstiller Sonntags-Nachmittag; das Meer war ein lebendiger Spiegel von Licht, der Himmel eine wolkenlose, durchsichtige, blaue Kuppel. Unten am Strande lag ein altes Boot angebunden, das sich träge auf den Wellen wiegte, und außer dem Anspülen der Wogen an demselben ließ sich kein Laut vernehmen. Die ganze Küste lag hell und friedlich und einsam im Sonnenscheine da und nichts rührte sich als die in der Ferne schwebende und zitternde Luftspiegelung. Ganz Stonybeach mit Ausnahme der beiden unter den Felsen am Ende der Bucht sitzenden Männer, schien den einschläfernden Einflüssen dieses schwülen Sommernachmittags erlegen zu seyn.

„Michael," hub der alte Baus plötzlich von Neuem an; „was ist denn ein Pharisäer? Ich will verdammt seyn, wenn ich es verstehen kann!"

Offenbar hatte die Morgenpredigt einen tiefen Eindruck auf den alten Seemann gemacht. So leichtsinnig und gottlos er auch in den seitherigen sechzig Jahren seiner Erdenpilgerschaft gewesen war, so hatten die strengen, feierlichen Worte, die er an diesem Tage in der kleinen, nur von den Fischern von Stonybeach besuchten Kapelle gehört, doch unverkennbar eine Reihe ernster Gedanken in ihm geweckt.

„Ein Pharisäer, Jim? Du willst wissen, was ein Pharisäer ist?" fragte Michael Hofer ernst. „Na, das will ich Dir erklären!" Hofer, der Reepschläger, war nämlich Kirchenältester an der vorgenannten Kapelle — ein Mann von unbestreitbarer Frömmigkeit, in allen geistlichen Dingen wohlerfahren und von ernstem, tadellosem Wandel; Jim wußte daher, daß er mit seiner Erkundigung vor die rechte Schmiede gekommen war. — „Ein Pharisäer, Jim," hub der Gamaliel von Stonybeach an, „ist ein großer Sünder — ein größerer vielleicht als Du, und dieß ist schlimm genug. Er ist ein stolzer, selbstgerechter Sünder, der auf alle seine Mitmenschen heruntersieht, als wären sie nicht besser, denn .... denn ...."

— „Spreu!" ergänzte Jim.

Michael nickte und fuhr fort: „Ja, und es gibt deren eine Menge in der Welt; und gibt auch hier Pharisäer, wie anderwärts und überall. Der Mann, der dort droben wohnt," fuhr

er fort und deutete mit dem Daumen auf ein hübsches Landhäuschen nahe am Rande der Klippe, „der ist auch ein Pharisäer und hält Dich und mich für nicht besser, als den Staub unter seinen Schuhsohlen! Er ist ein rechter Pharisäer, denn er will unsere Kapelle nicht besuchen, sondern geht lieber jeden Sonntag volle vier Meilen weit nach Lynmouth in die Kirche, weil wir armen Fischerleute ihm nicht gut genug sind. Aber mich dünkt, im Himmel droben wird er sich schon mit uns vertragen lernen müssen. Der liebe Gott wird keinen solchen Unterschied zwischen den Leuten machen, denn vor Ihm sind wir allesammt gleich, Baus!"

— „Wie?" brummte Jim; „Kapitän Linders soll ein Pharisäer seyn? das hab' ich früher nie gewußt. Pharisäer geben alsdann gute Kapitäne, wie es scheint; bin einmal mit ihm nach Jamaica hinüber gefahren, und habe mein Lebtage keine besseren Tage gesehen. Das geschah, ehe er noch in den Dienst der Zollschutzwache trat und sich hier niederließ. Kennst Du noch mehr solche Pharisäer in dieser Gegend?"

„O ja, Baus, es gibt deren noch eine Menge — wie Sand am Meere, Sünder von allen Sorten. Stonybeach ist nur ein kleiner Ort, aber der Satan hat auch hier seine Ernte bekommen. Es ist zwar einiger gute Same im Boden, allein der böse Feind hat ebenfalls hier Unkraut unter den Waizen gesäet, und ich sehe es mit meinen eigenen leiblichen Augen wachsen und groß werden. Ich sehe, wie es von Tag zu Tage in unserem Dörfchen schlimmer wird — täglich nehmen Sünde und Laster mehr überhand, und die Liebe zu Gott und die Gottseligkeit sind im Abnehmen. Im Laufe dieser Woche mußte ich ein Glied der Gemeinde aus unserer Kapelle wegweisen, und ich würde dieß eher schon morgen wieder thun, als irgend etwas Böses ungerügt hingehen lassen."

— „Wie? so ist es denn also wirklich wahr, daß Du die arme Suse Watson aus eurer Kapelle ausgewiesen hast?" rief der alte Matrose mit gerunzelter Stirne und legte seine Pfeife auf die Steine nieder. „Wozu ist denn dieß gut?"

„Um ein Beispiel zu geben zur Warnung für die Andern, und weil ich hinter ihre Schliche gekommen bin," versetzte Michael hart und kalt. „Suse ist eine lockere Dirne, mit der sich kein ehrsames Mädchen einlassen soll. Ich will kein schwarzes Schaf in unsrer Heerde haben."

— „Bah, Du wirst doch nicht sagen wollen, daß Suse..."

„Ich will damit sagen, daß sie nicht würdig ist, das Haus des Herrn zu betreten oder irgend einem ehrsamen Mädchen, an welchem sie vorüber geht, den Saum des Kleides zu streifen. Das kommt dabei heraus, wenn man einen Soldaten aus der Kaserne von Lynmouth zum Liebsten hat. Es kam Alles an den Tag, als sein Regiment Marschbefehl erhielt für den auswärtigen Dienst. Ich aber wollte den Scandal nicht haben, daß sie wieder in die Kapelle käme und unter meinen Töchtern und dem übrigen jungen Weibsvolke da säße, als ob gar nichts geschehen wäre. Darum sagt' ich ihr vergangenen Sonntag nach dem Abendgottesdienste vor der ganzen versammelten Gemeinde meine Meinung, und verbot ihr, je wieder unter uns im Gotteshause zu erscheinen."

— „Das mag ihrer armen Mutter bitterlich wehe gethan haben, Michael, denn sie war mächtig stolz auf Suse," erwiderte Jim Baus kopfschüttelnd. „Mich dünkt, Du bist zu weit...." Er vollendete nicht, denn eben zu rechter Zeit fiel ihm noch die Morgenpredigt ein.

„Du bist ein alter Mann, Baus, und solltest zu gescheidt seyn, um solch närrisches Zeug zu schwatzen. Du glaubst wohl, ich seye zu hart mit dem Mädchen umgesprungen? Aber ich sage Dir, es thut Noth, daß hie und da Einer unter uns seine Stimme erhebe, und dieser will ich seyn, Jim, so lange mir der liebe Gott noch das Leben fristet. Du bist auf Deinen Reisen lange von hier weg gewesen, und hast nur ab und zu einmal etwas von unserm hiesigen Treiben gesehen; ich aber bin zu Hause geblieben und weiß wie es hier zugeht. An mir ist es, des Herrn Wort ohne Furcht und Scheu zu verkündigen, und das will ich auch. Ich habe Dich heute früh auch nicht geschont, als ich Dich vor dem Bierhause herumlungern sah, während Du in den Gottesdienst hättest gehen sollen, und ich würde mein eigen Fleisch und Blut nicht verschonen, wenn ich es auf den Wegen der Sünde gehen sähe. Dieß ist jedoch gottlob nicht zu befürchten! Meine Kinder sind nicht erzogen worden, wie die Kinder von manchen meiner Nachbarn!" setzte er mit einer Miene voll feierlichen Stolzes und salbungsvollen Selbstgefühls hinzu.

Alsdann stand Michael Hoser auf, legte die Hand über die Augen und blickte nach der Stelle zurück, wo das Dorf Stonybeach im Schooße der Bucht sonneüberglüht herüberglänzte. Das Dörfchen bestand nur aus einer einzigen Gasse, welche sich vom Strande bis an die Landstraße auf der Höhe der Klippe hinaufzog. Es war vorzugsweise von Fischern und alten, abgedankten und ausgedienten Matrosen und Lootsen aus Lynmouth bewohnt, welche sich hieher zurückgezogen hatten, um hier ihre Tage Angesichts des Oceans zu beschließen.

„Dort kommt eine meiner Töchter," sagte Michael; „sie will mich vermuthlich abholen zur Sonntagsschule, damit wir die Mädchen im Lesen prüfen!"

Bei seinen Worten erschien ein junges Mädchen auf dem Sande, welches an der ganzen Bucht auf- und niederblickte, als ob es irgend jemand suche.

„Ahoy! Ahoy!" rief Michael, trat auf einen großen Steinblock und winkte mit der Hand. Das Signal ward gehört und verstanden und das Mädchen eilte auf die beiden Männer zu. Als es dieselben erreichte, war es athemlos vom Laufen, und blieb keuchend, den schönen, frischen Mund halb geöffnet und das braune, zerflatterte Haar von den Schläfen zurückstreichend, erglühend vor ihnen stehen.

„Wo ist Martha? warum ist sie nicht mitgekommen?" rief Michael seiner Tochter entgegen.

— „Sie ist nicht wohl, Vater; mich dünkt, es war ihr heute früh in der Kapelle zu heiß. Sie hat seither die ganze Zeit mit Uebelkeit und Schwäche zu kämpfen gehabt, und so hab' ich ihr denn gerathen, sich zu Bette zu legen."

Ellen Hoser's Antlitz blühte vor Gesundheit und Thatkraft, die Kränklichkeit seiner ältesten Tochter dagegen war ein Pfahl in Hoser's Fleisch. Martha war oft krank und konnte dann ihre Bibelstunden nicht abhalten; schon von frühester Jugend auf war sie schwächlich und zu jeder rauhern Arbeit unfähig gewesen; dagegen aber wußte, las und dachte sie weit mehr, als

sonst irgend jemand im Dorfe. Hätte ihre Körperkraft gleichen Schritt gehalten mit ihrem religiösen Eifer, so wäre sie für ihren Vater eine werthvolle Gehülfin gewesen.

„Ach!“ murmelte Michael, „der glänzendste Stahl ist am frühesten getrübt; der willige Diener ist der schwächste. Der Herr wählet sonderbarlich. Komm' Ellen; es ist Zeit, daß wir gehen! Guten Abend, Baus!“

— „Warte noch einen Augenblick, Vater! ich will noch einige Meeresblumen für Martha holen!“ rief Ellen, sprang auf einen der großen Felsenblöcke in der Nähe zu und lief behend die niedrigen Felsen entlang hinunter in das Meer.

Ellen Hoser kannte jede Höhlung und Ritze an den gefährlichen Felsenriffen von Sandstone-Brig, welche diesem Theil der Küste eine solch traurige Berühmtheit gaben, und sie sprang mit einem Schritte, der nichts von Furcht wußte, von einem Stein zum andern. Die Schüsselmuscheln, welche an dem tangumschlungenen Fuße dieser Klippen hingen, waren an diesen Felsenzacken kaum mehr zu Hause, als das hübsche, frische Mädchen. Eine Stadtdame würde Schwindel gefühlt haben, wenn sie nur gesehen hätte, wie sie sich über dem tiefen Pfuhle schaukelte, wo die karmoisinrothen Tangblätter gleichsam in einem Bade von smaragdnem Grün schliefen.

„Heda, meine liebe Kleine, wollt Ihr dem alten Jim nicht auch etwas von Eurem Meeres-Blumenstrauße zukommen lassen?“ rief der alte Baus, als sie, um ihren Vater einzuholen, an ihm vorüber eilte.

„O ja,“ rief sie lachend, sprang herzu und schüttelte auf den alten Matrosen einen Regen von Schaum von dem wassertriefenden Tang herab.

Der Alte sprang mit erheucheltem Zorn auf, allein Ellen war schon weit weg und lachte ihn aus der Ferne aus. „Ein schmuckes Mädel, die Ellen!“ brummte Baus vor sich hin; „Du lieber Gott, wie rasch doch die Zeit vergeht! Vor etlichen Jahren war sie kaum noch so groß, und jetzt ist sie eine erwachsene Dirne! Jenun, mit dem Einen geht es herauf, bei dem Andern hinunter; das, däucht mir, ist der Welt Lauf!“

Mit diesem philosophischen Trost setzte sich der alte Baus wieder nieder. Seine Pfeife war ausgegangen, die Sonnengluth brannte noch ungemindert hernieder, und der Schutz der Klippen hinter ihm war sehr willkommen. Der Gedanke, der ihm so eben gekommen war, lud zur Schläfrigkeit ein und das Plätschern und Murmeln der Wogen während der Ebbe bestärkte ihn darin. War es ja doch seine Gewohnheit, nach Tische ein kleines Nachmittagsschläfchen zu machen! drüben an den äußern Riffen brandeten die Wogen mit einem sanften Rauschen, dessen Eintönigkeit den alten Seemann einlullte; die Schaumkämme der gebrandeten Wellen liefen mit einem beschwichtigenden Gemurmel auf das Land und sangen dem Alten ein Wiegenlied. Er nickte ein, und ehe die Ebbe abgelaufen war und die anbrechende Fluth wieder den tiefen Pfuhl füllte, lag er in so tiefem Schlafe, daß Neptun ihn durch das Gebläse all seiner Meeresgötter auf Muscheln und Kinkhörnern nicht eher zu erwecken vermocht hätte, als bis er ausgeschlafen hatte. —

Die Sonne sank, der Schatten der Klippen fiel immer weiter in's Meer hinaus, die Luft ward kühler und die Fluth stieg höher, und Jim Baus schlief noch immer. O Herrscher des silbernen Ozeans, wecke doch den schlummernden Alten! Man bedarf Deiner, Jim Baus! Du bist nothwendiger, als Du jemals gewesen! Es ist Gefahr zur Hand, und ein gutes Werk zu thun! Siehst Du jene dunkle Gestalt die Felsen entlang bis zum Meere schleichen? Sie kommt in einer furchtbaren Absicht hieher; o wache auf und rette sie!

Der alte Matrose aber schläft ruhig fort wie zuvor, und ahnt nicht, daß hier, nur wenige Schritte von ihm, eine Seele zwischen Leben und Tod schwebt. Jener dunkle Schatten, der so eben über die Lagerstätte des Schläfers hingehuscht, schleicht langsam zu den niedrigen Felsen hinab, wo die Meerestümpfel tief und still sind. Mit düsteren, thränenlosen Augen stiert sie in diese klaren grünen Wasserschachte hinunter, welche sie durch ihr Schweigen und ihre Heimlichkeit einladen, ihren Gram in deren tiefem Schooße zu begraben. — ‚Das Dörfchen ist ganz ruhig und still; Freund und Feind ist fort,‘ denkt Susan Watson; ‚jetzt ist es Zeit, dieses Leben abzuwerfen.‘

Erwache, alter Seemann, ehe es zu spät ist! Sie sagt Valet der alten Heimath hinter ihr, den Felsen und Steinen, auf welchen sie in ihrer Kindheit spielend umhergeklettert — noch einen Augenblick, und alles dürfte vorüber seyn. Allein kein leiser Zephyr fächelt des Alten eisengraues Haar; nicht einmal eines Meeresvogels Flügelschlag unterbricht das Schweigen, das über diesen einsamen Felsen lagert. Doch halt! eine wandernde Biene, die sich weit von ihrem Stocke und ihren Honigwaben verflogen, kommt durch die salzdustschwangre Luft dahergeflattert und läßt sich auf des Schläfers brauner Wange nieder. Unwillkürlich hebt sich seine Hand, die Zudringliche zu verscheuchen, und der Bann des Schlummers, der seit drei Stunden auf Jim Baus lag, ist gebrochen. Er gähnt, richtet sich auf, streckt sich und schaut sich um.

Das goldene Tageslicht ist der grauen Dämmerung gewichen, und von Meer und Himmel ist die lachende Farbenpracht abgestreift. Es ist Abend, und die Fluth bricht frisch landwärts heran. Dort draußen auf dem fernsten Felsen sitzt eine Frauengestalt und hat das Umschlagetuch über ihren Kopf hereingezogen. Die Fluth steigt rasch und muß in wenigen Minuten den Fels, worauf das Mädchen sitzt, unter Wasser gesetzt haben. Jim Baus blickt hinüber, reibt sich die Augen, und schaut wieder hin: er ist halb bestürzt, aber im nächsten Augenblick ist er schon auf den Beinen. Obwohl ihm das Mädchen den Rücken zukehrt, hat er es doch erkannt. „Es ist Suse Watson!“ murmelte er, und das übrige erräth er instinktmäßig.

Das Mädchen ist hieher gekommen, um sich zu ertränken. Was soll er nun thun? Ein Wort oder Anruf, und sie wird sich kopfüber in's Wasser stürzen. Dem Greise tritt kalter Schweiß auf die Stirne, aber es ist keine Zeit zum Besinnen; daher streift er die Schuhe herunter und schleicht sich leisen Schrittes zu ihr hin. Er ist nur noch wenige Schritte von ihr entfernt, da steht sie auf, wirft ihren Shawl ab und stiert mit wildem Blicke auf das Meer hinaus. Von ihren Lippen tönt ein leiser, unbeschreiblich wehmüthiger Klagelaut, das Echo eines gebrochenen Herzens — ein Schmerzenston, der noch wochenlang dem alten Jim gespenstig in den Ohren tönt. Im nächsten Augenblick wären die Wogen über ihr zusammengeschlagen, wenn nicht ein starker Arm sie um den Leib gefaßt hätte.

„Suse Watson! hast Du Deine Mutter, Deine arme alte Mutter vergessen?" flüstert eine ernste Stimme in ihr Ohr.

— „Laßt mich — laßt mich los! Wer ist es?" fragt das Mädchen und sucht sich mit aberwitzigem Ringen aus diesem starken Arm frei zu machen.

„Nein, Suse! ich will Dich retten! Du kannst Dich nicht von mir losmachen! Ich bin hier, um den sündigen Tod zu verhindern, den Du suchen willst."

Das Mädchen stöhnte und verbarg sein Gesicht; dann suchte es sich wieder loszumachen und rang um den Tod, wie Andere um das Leben ringen, denn das tiefe Meer lockte die Arme an seinen Busen. Suse's langes Haar löste sich und hing lose um sie her, und der alte Matrose strich es ihr sanft aus dem Gesicht. Diese Berührung schien sie zu beschwichtigen, denn sie schlug die Augen auf und sah ihn an.

„Du kennst mich, Suse? kennst den alten Baus, nicht wahr? Darum sey jetzt ruhig und laß Dich durch mich von diesem Orte hinwegführen!" und halb sie führend, halb sie tragend, brachte er sie von den Felsen zurück an's Land, während ihm selber die hellen Thränen über die Wangen liefen.

„Nur nicht nach Hause — nicht nach Hause!" flüsterte Suse, als sie sich den Klippen näherten. Ihr Auge war trocken und hatte jenen wilden, glühenden und doch scheuen Blick, wie denjenigen eines gehetzten Thieres, der an menschlichen Augen so entsetzlich ist.

— „Nein, nein; ich weiß es. Ich wollte Dich noch nicht nach Hause bringen, sondern führte Dich hieher, um ein Weilchen mit Dir zu plaudern und zu versuchen, ob ich Dein armes Herzchen nicht etwas beruhigen kann. Komm', liebes Kind! setze Dich hieher auf meinen alten Ueberrock."

Suse stierte den Sprecher eine Weile an, als ob sie ihn nur halb begriffe; dann stieß sie einen tiefen Seufzer aus und sagte: „Das sind die ersten freundlichen Worte, die ich seit vielen Tagen gehört habe. Gott segne Euch dafür, Jim Baus!" Und mit einem Schluchzen, das ihr das Herz zu versprengen schien, warf sie sich an den Boden nieder und weinte bitterlich.

Jim stand dabei und ließ die heilsamen Wasser fließen, denn er wußte wohl, daß sie die Bitterkeit aus dem Herz des Mädchens abführen würden. Binnen Kurzem wurde das Schluchzen schwächer; Suse richtete sich auf den einen Ellbogen auf und sagte: „Ihr werdet mir ein Ding versprechen, Jim, nicht wahr? daß Ihr nämlich niemand etwas von Dem sagt, was . . . was ich hier thun wollte! — nicht wahr, Jim?"

„Ich verspreche es Dir, arme Kleine!" erwiderte Jim feierlich.

— „Ich bin fortan nicht mehr im Stande, in Stonybeach zu leben oder meine Augen hier aufzuschlagen, — niemals wieder," fuhr das Mädchen fort. „Ich will von hier weggehen, wie es von Anfang meine Absicht war; aber ich möchte um alle Welt nicht, daß meine Mutter erfahre, was ich vorgehabt habe..."

„Sey ruhig, mein Kind!" sagte der alte Matrose. „Weder Deine Mutter noch sonst irgend jemand braucht es jemals zu erfahren. Allein Du mußt nicht daran denken, von hier wegzugehen; Du mußt hier bleiben und Deinem Ungemach ruhig in's Gesicht sehen — das mußt Du thun! Du hast noch viele jüngere Geschwister, und Deine Mutter wird alt; Du mußt hier bleiben und für sie arbeiten, Suse!"

Das Mädchen schüttelte seufzend den Kopf und sagte: „Ich brächt' es nicht über mich. Hat es mich nicht beinahe schon um den Verstand gebracht? Nein, ich würde hier verrückt werden. Denkt nur an die Spottreden, an den Hohn und die Verachtung, Jim, die ich zu tragen habe, an die Schimpfreden und harten Worte, und dann an die Kapelle und Michael Hofer!" Sie schauderte zusammen bei diesem Namen, der allen Uebelthätern so schrecklich war, und verhüllte sich das Gesicht mit ihrem Umschlagetuche.

„Liebes Kind," sagte der alte Matrose gelassen, „Du weißst noch gar nicht, was Du thun oder ertragen kannst, so lange Du es noch nicht versucht hast. Du hast allerdings seither böse Zeiten hier gehabt, aber es würde Deine Sache nicht besser machen, wenn Du fortlaufen wolltest. Nein, Suse! bleib hier und thue Deine Pflicht, und dann . . . Aber was in aller Welt ist denn das für ein Licht dort draußen?" unterbrach er sich plötzlich und schaute gespannten Blickes auf das Meer hinaus. — „Siehst Du es, Susan? Gerade dort draußen in einem Striche mit den niedrigen Felsen!"

Dort bemerkte man nämlich eine rothe Gluth am Horizont, von dem Aussehen einer durch die untergehende Sonne grell beleuchteten Wolke. Da die zu Rüste gehende Sonne noch immer am Himmel stand, so meinte Susan, es seye eine derartige Wolke; aber der alte Seemann schüttelte den Kopf, und sagte: „Das ist keine Wolke, — meiner Treu, keine Wolke!" Allein während er noch so sprach, ward das Aussehen so sehr einer Wolke ähnlich, daß er selbst halb und halb zweifelte. — „Susan," fragte er plötzlich, nachdem er etwa eine Minute lang still dagestanden, „kannst Du steuern?"

Es gab in Stonybeach aber nur wenig einheimische Mädchen, die sich hierauf nicht verstanden.

„So komm' denn, Kleine!" sprach er, und führte sie zu einem Boote, das etwas seewärts auf dem Sande lag, bat sie, ihm beim Flottmachen desselben zu helfen, und eilte dann selber nach dem Boothause, um Ruder und Bänke zu holen. Fünf Minuten später saß Susan im Stern des Boots und Jim Baus war mit demselben in die See gestochen. Susan befolgte seine Befehle ganz mechanisch; es lag eine Entschiedenheit und Thatkraft in dem alten Mann, welcher zu jeder Zeit nur schwer zu widerstehen gewesen wäre; aber in ihrem jetzigen Gemüthszustande hätte Susan ihm nicht zu widerstehen vermocht, wenn sie auch gewollt hätte.

Schweigend stießen sie vom Lande. Der alte Matrose zog lange kräftige Ruderschläge, und das Boot schoß behend durch das Wasser. Ehe die frommen Kirchengänger von Stonybeach noch ihre Abendandacht beendet hatten, lag schon eine Strecke von drei Meilen zwischen dem Boote und der Küste.

Der Abend sank hernieder; eine kalte schiefergraue Dämmerung breitete sich über Meer und Himmel aus, aber die rothe Wolke flammte noch immer am Horizont. Doch nein! eine Wolke war es nicht mehr, denn in den letzten paar Minuten und in der wachsenden Dunkelheit hatte es eine andere deutlichere Gestalt angenommen. Der alte Matrose bemerkte die Veränderung, wandte sich zu Susan Watson um, schaute ihr fest in's

Gesicht und sagte: „Suse, es ist ein brennendes Schiff!" Die Worte fielen leise und heiser von seinem Munde; er stützte sich ausruhend auf seine Ruder und blickte seine Begleiterin ängstlich fragend an, als er fortfuhr: „Wagst Du es, mit mir zu gehen, oder nicht, Suse? Bedenke, dort sind Menschen in Todesangst und Lebensgefahr!"

„Rudert weiter, Jim! ich gehe mit!" war ihre einzige Antwort.

Er konnte im verblassenden Lichte ihr Gesicht sehen; es war bleich, aber ruhig und entschlossen; darum tauchte er seine Ruder wieder ein und ruderte weiter.

Wie langsam schien das Boot vorwärts zu dringen über das ruhige Wasser! wie endlos schien die Entfernung, wo dieses furchtbare Feuerzeichen am Ziele flammte! Je dunkler die Dämmerung wurde, desto heller ward der Feuerschein von dem brennenden Schiffe. Es währte nicht mehr lang, so fiel der Glast der feurigen Lohe rings um sie her auf die Wogen, und warf einen dunkelrothen Schein auf Susan's Wangen.

„Das Schiff muß schon seit mehreren Stunden brennen," sagte Jim, nach einem langen forschenden Blick auf das brennende Wrack; „es scheint bis zur Wasser-Linie niedergebrannt. Die armen Seelen! ich fürchte, wir kommen zu spät!"

— „Nicht doch, Jim! nicht doch! Seht nur hin — es sind noch zwei Menschen an Bord! Herr meines Lebens, rette sie! sie werden sonst zu Grunde gehen!" rief Susan Watson und deutete auf zwei menschliche Gestalten, welche sich, wie man in diesem Augenblick deutlich bemerkte, an das Bugspriet anklammerten, die aber schon im nächsten Augenblick eine dichte Rauchwolke verdunkelte. Jim Baus äußerte kein Wort, sondern ruderte darauf los, bis ihm der Schweiß über das Gesicht herabrann.

Plötzlich schlug ein schwacher Schrei an ihr Ohr, und die Rauchwolke zerriß; Jim beantwortete den Schrei durch ein herzliches Hurrah, lehnte sich dann von Neuem auf seine Schaufelruder und ruderte wieder. Allein ehe er fünf Ruderschläge mehr gethan hatte, entfuhr seiner Gefährtin ein Schrei des Entsetzens, und als Jim der Richtung ihrer Augen folgte, sah er das Bugspriet von dem Schiffe sich ablösen und in's Meer fallen und die beiden unglücklichen Männer mit sich führen!

2. Der Strand.

Es war sieben Uhr und ein wunderschöner Sommermorgen. Ganz Stonybeach war schon seit zwei Stunden auf den Beinen, und der Strand gewährte einen sehr belebten Anblick. Es war um die Höhe der besten Fischfangzeit, und die ersten Boote stießen gerade vom Strande ab. Unter den Klippen, nahe bei dem Boothause, saß eine Gruppe Weiber und Mädchen, mit dem Ausbessern von Netzen beschäftigt, während ab und zu aus der schmalen Gasse dahinter eine barfüßige Dirne oder ein sonnverbranntes altes Weib herauskam und unter einer Last von Linnen oder Wäsche keuchte, welche sie zum Trocknen auf dem reinlichen weißen Sande ausbreiten wollten.

Fünf Tage waren vergangen seit jenem Sonntag-Abende, wo Jim Baus und seine Begleiterin zu dem brennenden Wrack hinausgerudert waren. Es hatte dieser ganzen fünf Tage bedurft, um dem kleinen Fischerdörfchen seine gewöhnliche Ruhe wieder zu geben. Eine Stunde, nachdem der alte Matrose an jenem Abende in die See gestochen war, hatte sich durch das Dorf die Kunde verbreitet, daß draußen in der See auf der Höhe des Sandstone-Brig ein brennendes Schiff zu sehen sey. Ein Mann, der noch spät am Gestade herumschlenderte, hatte zuerst Lärm gemacht, und binnen weniger Minuten war die ganze Bevölkerung des Dörfchens, Männer, Weiber und Kinder, drunten am Wasserrande. Etliche Boote wurden rasch bemannt, und die Leitung von einem derselben übernahm Michael Hofer, streng und kaltblütig wie immer. Die Boote stießen vom Strande und die Weiber und Kinder standen am Gestade und beobachteten sie ängstlich und schweigend, als sie in dem abendlichen Dunkel davonruderten.

Lange, nachdem die Sterne am Himmel über ihnen zum Vorschein gekommen waren und die Nacht sich rings über alles her gelagert hatte, standen sie noch hier und starrten nach dem grellen rothen Glast hinaus, welcher ihnen die Stelle bezeichnete, wo das unglückliche Schiff lag. Die Uhr der Kapelle auf der Klippe schlug Mitternacht, ehe sie die Boote wieder in Sicht erscheinen sahen. Dießmal kamen sie ihrer drei zurück, und in einem davon saßen Jim Baus und Susan Watson. Ihr Vorhaben war von Erfolg gekrönt gewesen; sie hatten die beiden Männer aufgefischt, die dem Ertrinken nahe an einer Spiere hingen, und sie halb leblos in ihr Boot aufgenommen. Bald darauf waren sie auf der Rückfahrt den beiden anderen Booten begegnet, und waren, vor fernerer Gefahr gesichert, in Gesellschaft mit diesen nach der Küste zurückgekehrt. Wie es kam, daß der alte Matrose und seine Begleiterin mit einander draußen in See waren, dieß war ein Räthsel, welches diesen guten Leuten vielleicht niemals klar genug gelöst ward. Uebrigens genügte es allseitig, daß die rasche Hülfe und der Muth dieser Beiden zwei Mitmenschen das Leben gerettet hatte.

Die Männer, welche man von dem brennenden Wrack gerettet hatte, waren der Kapitän des Fahrzeugs, eines kleinen, von Smyrna kommenden Kauffahrteischiffes, — und ein Engländer, welcher von einer langen Reise im Orient zurückkehrte. Die Bemannung des Schiffes hatte dieses einige Stunden früher auf feige niederträchtige Weise verlassen und in ihrer wilden Hast, zu entfliehen, das einzige Boot, welches das Schiff besaß, zum Sinken gebracht, wodurch sie insgesammt ertranken. Das unglückliche, auf solche Weise verlassene Fahrzeug ward nun von der Strömung seinem Untergang entgegengetrieben, glücklicherweise bei vollständiger Windstille, als Jim Baus sich zur Rettung der etwa noch an Bord Befindlichen aufmachte und die auf dem Wrack zurückgebliebenen beiden Männer vor dem entsetzlichen Tode rettete, der ihrer wartete.

Die Aufregung, welche all dieß in dem kleinen Fischerdorfe hervorrief, läßt sich denken. Der smyrniotische Kapitän und der Engländer wurden sogleich nach Kapitän Linder's Landhäuschen gebracht, als dem einzigen Hause, wo überflüssige Betten zu finden waren, und fanden hier von Seiten des alten Kapitäns und seiner Haushälterin die zuvorkommendste Aufnahme und sorgfältigste Pflege. Am andern Tage war der Schiffsherr im Stande, sich zu verabschieden und nach dem Seehafen abzureisen, wohin sein Schiff bestimmt gewesen war. Sein Reisegefährte dagegen mußte zurückbleiben; dieser Master Lennox hatte mehrere schwere

Verletzungen erlitten und unter anderm auch einen Arm gebrochen. Jeden Morgen und jeden Abend kamen daher Leute nach dem Landhäuschen, um sich bei Mrs. Fisk, der Wirthschafterin, nach dem Befinden ihres Patienten zu erkundigen, denn ganz Stonybeach interessirte sich für seine Wiedergenesung. Diese war denn auch an dem vorgenannten Morgen vorzugsweise der Gegenstand des Gesprächs unter den verschiedenen hier am Strand versammelten Gruppen.

„Hast Du schon gehört, Marlin, wie es dem jungen Fremden heute ergeht?" fragte der alte John Finner, ein stämmiger Fischer, seinen nahe dabei stehenden Nachbar.

— „Wer weiß, wo Billy Winn ist?" rief eines der jungen Weiber unter der mit Netzflicken beschäftigten Gruppe; „er soll zu Mrs. Fisk hinausgehen und nachfragen, wie der fremde Herr sich heute befindet!"

Billy Winn ist der allgemeine Bote des Dorfes — ein armer, halb blödsinniger Bursche, der jeden Auftrag, dem er vermöge seiner beschränkten Fähigkeiten gewachsen ist, um einige Kupfermünzen oder einen messingenen Knopf besorgt. Billy Winn wird daher aufgesucht und nach Mrs. Fisk's neuestem Bülletin abgeschickt. Inzwischen nehmen die Tagesgeschäfte am Strande ihren gewöhnlichen Verlauf. Michael Hofer bereitet sich auf einen Fischfangstag vor, denn wenn sein Beruf gegenwärtig auch ausschließlich derjenige eines Landbewohners ist, so hat er doch noch eine große Anhänglichkeit an sein altes Handwerk sich bewahrt, und seine Fischerboote tragen ihm das Jahr hindurch manchen schönen Groschen ein. Seine Tochter Ellen sitzt unter den Netzflickerinnen am Boothause; er geht auf sie zu und sagt: er werde wohl vor der Fluthzeit am späten Abend nicht zurückkehren. Dann läßt er sein Auge über die Gruppe der Frauensleute hin schweifen und seine Stirne wird finster und kraus, als sein Blick auf das Mädchen neben seiner Tochter fällt.

„Du sollst nicht neben ihr sitzen!" flüstert er Ellen zu, die er rauh an der Schulter faßt und, unbekümmert um das Beben des Schrecks, welches Susan's ganzen Körper durchzuckt, einen andern Sitz einnehmen heißt.

Susan Watson's Gesicht ist von all den Augen abgewandt, die sich auf sie richten, aber eine große Thräne rollt heiß über ihre glühende Wange herab. Michael Hofer hat einen Stein auf sie geworfen, welcher ihr auf viele Stunden eine schmerzliche Quetschwunde hinterlassen wird. Dann aber geht er ruhig nach seinem Boote und dankt im Stillen Gott, daß er sich nicht scheut, dessen Feinde zu tadeln, und daß keinerlei Menschenfurcht ihn abhält, mit Eifer in des Herrn Dienst zu arbeiten, und der Gunst und des Segens seines Gottes gewiß, sticht er mit ruhigem Herzen und gutem Gewissen in die See.

Die Sonne steigt hoch am Himmel, und das Morgenlicht verwandelt sich in sengende, blendende Gluth, als Billy Winn endlich von dem Landhäuschen zurückkommt und die Nachricht bringt, der Fremde dürfe bereits wieder ausgehen und werde heute Morgen zum ersten Mal sich am Strande zeigen. Die neugierige Erwartung, welche diese Kunde hervorruft, hat sich noch nicht gelegt, da wird die Nachricht bestätigt durch das Erscheinen des fremden Herrn selber, der, auf den Arm von Kapitän Linders gestützt, herankommt. Beide steigen die enge Gasse herab, passiren die hohe Flaggenstange und das Boothaus, und mischen sich unter die Gruppen am Strande.

„Guten Morgen, Leutchen! Ich habe hier jemand mitgebracht, der Euch zu sehen wünscht — einen Herrn, der Einigen unter Euch selber für das danken will, was Ihr für ihn gethan habt!" ruft der alte Kapitän im Herankommen. „Wo ist denn Jim Baus?"

Jedermann sieht sich nach diesem um, aber Niemand findet ihn. Der träge alte Bursche! da liegt er ruhig im Schatten hinter dem Boothause und raucht sein Pfeifchen — der einzige Müssiggänger in Stonybeach an diesem Morgen. Allein die Kinder wissen wo er ist — und wann wüßten sie es nicht? — und als ihn diese seine kleinen Allürten verrathen haben, kommt er zum Vorschein, mit den Händen in den Hosentaschen, so ernst und feierlich wie ein Richter.

„Ist dieß Mr. Baus?" fragt der fremde Herr mit schöner, klangvoller Stimme. „Dann kann ich nur bekennen, wie sehr tief ich in Eurer Schuld stehe, Herr; ich verdanke Euch weit mehr, als meine Dankesworte ausdrücken können!"

Die beiden Männer sahen einander starr an. Man konnte keine zwei menschlichen Gesichter denken, die einander unähnlicher waren. Mr. Lennox war jung, hübsch und feingebildet; der alte Matrose plump, derb und beinahe häßlich.

„Jenun, Herr, seyd mir willkommen!" versetzte Jim Baus kurz. „Ihr würdet hoffentlich das Gleiche für mich gethan haben, deßhalb laßt uns nicht von der Sache reden. Ihr habt übrigens noch einer andern Person zu danken außer mir, denn wenn ich nicht einen besonnenen Kopf und eine stäte Hand bei mir gehabt hätte, so wären wir allesammt verloren gewesen!"

Jim drehte sich um und wollte nach Susan Watson sehen; die aber hatte sich ganz stille davon geschlichen, um kein Aufsehen zu erregen. — „Soll ich meiner Begleiterin Euren Dank überbringen, Herr?" fragte Jim, welcher es geflissentlich vermeiden wollte, daß man nach dem Mädchen suche.

„Gewiß! thut das!" erwiderte Herr Lennox. „Aber ich muß selbst sie noch sehen, ehe ich Stonybeach verlasse. Dankbarkeit aus zweiter Hand würde nicht am Platze seyn!" — Es lagen eine Wärme und ein Freimuth in dem Benehmen des Fremden, welche ihm sogleich aller Herzen gewannen.

— „Nun lassen Sie mich ein wenig hier, Kapitän, daß ich mich unter diesen Steinen wärme," sagte Lennox zu seinem Wirthe. „Gehen Sie nur immerhin nach Lynmouth. Ich möchte hier mit Ihren Nachbarn Bekanntschaft machen!"

Kapitän Linders ging daher weg und ließ seinen Gast zurück, um hier ein Stündchen zu verbringen und sich im Sonnenschein zu kräftigen. George Lennox wußte sich eine solche Muße recht zu Nutz zu machen. Er plauderte mit den alten Frauen, sagte den jungen Artigkeiten, beschenkte die Kinder mit aller Scheidemünze, die er in seinen Taschen hatte, — kurzum, er suchte zu gefallen, und es gelang ihm, auf seine ganze Umgebung einen günstigen Eindruck zu machen. Kaum hatte er den Rücken gewandt, so brach männiglich in sein Lob aus.

„Das ist fürwahr ein rechter Herr!" rief die Eine; — „er hat kein Fünkchen Stolz an sich!" rief eine Andere. — „Habt Ihr gesehen, wie er so traulich mit den Kindern spielte?" fragte eine Dritte.

Diese schlichten Leute standen mit ihrer günstigen Meinung für den Fremden nicht allein. Herr Lennox hatte überall, wo er sich länger aufgehalten, denselben vortheilhaften Eindruck von sich zurückgelassen. Wenige vermochten ihm zu widerstehen, wann er es darauf angelegt hatte, ihnen zu gefallen. Seine Popularität war allerdings am Ende leicht verdient, da er von Natur aus und durch sein Vermögen Eigenschaften besaß, welche unfehlbar anziehen. Er war reich, aber kein Knauser; von guter Herkunft, aber ohne alle angemaßte Ueberlegenheit oder Dünkel; vor allem aber hatte er die überzeugendste Redeweise, das gewinnendste Lächeln und die glücklichste Gabe, sich in die Gesellschaft derer zu finden, mit denen er augenblicklich umging, welche irgend ein Mensch besitzen konnte. Er war zwei Jahre lang im Orient gereist und hatte im Verlaufe seiner Wanderungen manche seltsame Erfahrungen gemacht und einen wohlgebräunten Teint und dichten buschigen Bart bekommen. Er war so eben auf der Heimreise nach England, als ein Unfall ihn an die Küste von Stonybeach warf, noch einige hundert Meilen von seiner Heimath in einer nördlichen Grafschaft entfernt.

Vielleicht war es die Freundlichkeit seines Wirthes, vielleicht der Contrast zwischen Syrien und Stonybeach, vielleicht die natürliche Trägheit seines Temperaments und Charakters, die stets geneigt war die Umstände zum Vorwand für seine Unthätigkeit zu machen; vielleicht war es auch keine von allen diesen Ursachen und Dingen, was Herrn Lennox veranlaßte, nach Verfluß von sieben Tagen den Kapitän Linders zu bitten, daß er ihm noch auf einen weitern Monat den Besitz und Genuß von einem Stübchen und Bett unter seinem Dache überlasse. Was aber immer diese Bitte veranlaßt haben mochte, der alte Kapitän der an seinem Gaste großes Wohlgefallen gefunden hatte, erfüllte sie gerne, und selbst Mrs. Fisk, die sich wenige Tage früher noch gewaltig darüber skandalisirt, daß ein unglücklicher Tourist sich erkundigt hatte, ob nicht einige Zimmer in Prospect Cottage, dem Landhäuschen des Kapitän Linders, zu vermiethen seyen, — selbst sie hatte nichts gegen ihn einzuwenden.

So konnte man denn in den paar darauffolgenden Wochen den Fremden tagtäglich in der Umgegend von Stonybeach herumschlendern sehen, wie er bald mit einer Jagdflinte den Brachvögeln nachstellte, bald mit dem alten Baus längs der Küste hinruderte, bald am Abend auf die Erzählung irgend eines Seemannes lauschte. Binnen drei Wochen war kein Mensch mehr in ganz Stonybeach, welcher dem hübschen, offenherzigen, jungen Fremden zu Liebe nicht durch Feuer und Wasser gegangen wäre. Jim Baus, welcher am ersten Tage Herrn Lennox nicht sonderlich warm entgegen gekommen war, gestand nun sein Unrecht ein. „Er ist der wackerste Bursche, der mir jemals zu Gesicht gekommen ist!" rief der alte Matrose voll Enthusiasmus aus. „Meiner Treu! und das Herz hat er am rechten Platze. 's ist 'ne Freude zu sehen, wie er sein Mittagbrod mit uns rauhen Burschen im Boothause verzehrt, und ohne ein Tüttelchen von Stolz mit uns aus Einem Kruge trinkt! Mein' Seel'! nicht Einer unter Tausenden in seiner Lage würde dieß thun!"

Eines Abends, als sie mit einander der Küste entlang heimschlenderten, rief Jim Baus: „'s ist doch ein seltsam Ding, Herr, wenn man's bedenkt, wie wenig wir von einander wissen und wie wenig wir ahnen mögen, was uns noch bevorsteht! Seht 'mal! ich will gekielholt werden, wenn Ihr mir auf den ersten Blick nicht eigentlich eher mißfallen habt; dachte bei mir, es steckte weit mehr von einem Ausländer als von einem echten Vollblut-Engländer in Euch! das beweist aber, daß wir über die Leute nicht eher aburtheilen sollen, als bis wir sie kennen — nicht wahr?"

„Ganz recht, mein philosophischer Baus; so ist es!" sagte Herr Lennox lächelnd. „Um aber auf etwas Anderes zu kommen: wohin wollen wir denn morgen gehen? Mich dünkt, wir haben schon die ganze Nachbarschaft durchstreift, und mir ist nichts mehr zuwider, als zweimal denselben Ort zu betreten. Noch vor acht oder vierzehn Tagen glaubte ich, ein ganzer Sommer würde nicht hinreichen, um die Annehmlichkeiten dieses Ortes zu erschöpfen!"

— „Das würde er auch, meiner Treu! Ihr werdet doch nicht glauben, Herr, daß Ihr schon die ganze Küste gesehen habt? Da ist noch die Kiesbai, und die schwarzen Felsen und das Todtenloch, und — alle Wetter, Herr, was für einen prächtigen Schuß könnt' Euch der Steißfuß dort drüben abgeben! wie schade daß die Flinte nicht geladen ist!" unterbrach er sich und deutete auf einen großen Meeresvogel, welcher auf einem der großen am Gestade umherliegenden Felsen saß.

„Halt! den wollen wir herunterholen!" sagte der junge Mann. Im Nu war die Flinte geladen und lag an der Wange. Paff! der Vogel entfaltete seine breiten Schwingen, erhob sich wankend in die Lüfte und stürzte dann mit einem gellenden, beinahe menschlichen Schrei wie ein Stein auf den nassen Sand herab. Ein Schrei des Entsetzens gellte durch die Luft, als der Vogel fiel, und ein Mädchen, das unter der Klippe gesessen hatte, sprang vorwärts und schlug erschrocken und furchtsam die Hände über dem Kopf zusammen.

— „Es ist Martha Hoser, so wahr ich lebe!" rief Jim Baus. „Verdammt, der Schuß hat sie erschreckt, das arme Ding!"

Doch nein, nicht Furcht hatte die Wange des Mädchens so blaß und ihre Lippen beben gemacht! — „Seyd Ihr es, Jim?" rief Martha laut. „Pfui, schämt Euch! pfui! Ihr habt eine schlimme, grausame That begangen. Seit einer halben Stunde hab' ich jenen Vogel dort beobachtet, der Euch gar nichts zu Schaden und Leid gethan, sondern sich nur an Gottes Meer und Luft erfreut hat, wie wir armen Menschenkinder auch! Wie könnet ihr Männer mit euren müssigen Köpfen und harten Herzen euch also unterstehen, hieher zu kommen und auf solche Weise dem harmlosen Vogel sein Leben und sein Glück zu rauben?" — Entrüstung und Verachtung blitzten aus ihren Augen, die sie fest auf die beiden Männer heftete. Dann wandte sie sich an Herrn Lennox und rief: „Das ist kein Zeitvertreib, Herr, und weder Lust noch Gewinn, solch einen armen Vogel umzubringen. Und Sie, Herr, haben vollends gar keine Entschuldigung für sich, denn Sie konnten es besser wissen als Jim."

Die beiden Männer starrten betreten das Mädchen an, und Jim rief: „Was ist Dir, Martha? was ist Dir geschehen? Du bist ja kreideweiß und zitterst am ganzen Leibe?"

Martha trat einen Schritt zurück, als der alte Matrose sich ihr näherte, und rief: „Mit Euch sollt' ich heute Abend gar nicht sprechen, Jim! Seht nur her! der Vogel ist noch nicht einmal

todt, sondern rührt sich noch. Geht hin und dreht ihm vollends den Hals um!“ Damit wandte sie sich zum Weggehen und schritt nach dem Dorfe zurück.

Herr Lennox blieb eine Minute stehen und sah ihr nach; dann eilte er hinter ihr her und sagte: „Ich fürchte, Ihr haltet mich für einen rohen Menschen. Es thut mir leid, daß ich Euch Schmerz bereitet habe. Wollt Ihr mir vergeben?“

„Das steht nicht in meiner Gewalt,“ erwiderte sie. „Bittet Gott um Verzeihung dafür, daß Ihr eines seiner Geschöpfe auf diese Weise umgebracht habt!“

Martha Hoser war ein bleiches Mädchen von kränklichem Aussehen, aber sie hatte einen starken muthigen Sinn; sie hatte viel von dem strengen Puritanerthum in ihres Vaters Charakter geerbt, jedoch ohne seine Unduldsamkeit.

Ihre Antwort machte Herrn Lennox auf eine Weile betroffen, dann sagte er: „Wenn wir diese Frage mit einander erörtern wollten, so würdet Ihr ohne Zweifel mich aus dem Felde schlagen. Ich muß zugeben, streng genommen ist diese Art von Zeitvertreib nicht zu rechtfertigen. Er ist weder heldenhaft und gefährlich wie die Tigerjagd, noch nützlich wie der Walfischfang, noch auch gewinnbringend wie der Hammerfang. Ich weiß, was Ihr mir sagen wolltet, und darum will ich Euch sogleich eingestehen, daß ich ganz im Unrecht bin.“

Herrn Lennox's Benehmen schien Martha aufzufallen; sie blieb stehen, schlug ihr Auge zu ihm auf, sah ihn forschend an und sagte: „Mich dünkt, Herr, Ihr wißt was Recht ist, und darum ist es doppelt Sünde und Schade, daß Ihr nicht darnach handelt. Ein Mann von Eurem Wissen und Stande und Erziehung sollte etwas gescheidteres zu thun wissen, als seine Zeit hier müssig zu vergeuden. Wir armes Fischervolk sind kein passender Umgang für Euch, Herr! — Jedoch nichts für ungut, daß ich so frei rede!“

„Immer zu; ich liebe eine freimüthige Rede!“

— „Jenun, alsdann gute Nacht!“ versetzte Martha mit einem Kopfnicken, zog dann ihr Umschlagetuch dichter um sich und eilte über das sandige Gestade nach Hause. Lennox blieb stehen und verfolgte mit dem Auge die davonschreitende Gestalt, bis sie in dem über die Küste herniedersinkenden Grau der Dämmerung verschwand.

„Nun, Herr, wann Ihr fertig seyd — ich bin es schon!“ sagte Jim Baus. Lennox bebte zusammen; die Anrede des alten Matrosen schreckte ihn aus seinen Träumereien auf; er warf die Flinte über die Schulter und machte sich stumm auf den Heimweg. Sie waren schon dicht vor dem Dorfe, als er endlich sein Schweigen brach. „Fürwahr, ein seltsames Mädchen,“ sagte er zu seinem Begleiter in der Dunkelheit; „ich muß sie morgen wieder aufsuchen und mich mit ihr aussöhnen. Ich möchte wo möglich nur Freunde hier zurücklassen, wenn ich von Stonybeach wegreise.“

— „Wie?“ rief der alte Matrose verwundert und unangenehm überrascht, „Ihr wolltet von hier weggehen, Herr?“

„Ja, Baus, ich muß fort und zwar binnen vierundzwanzig Stunden,“ versetzte Herr Lennox, sagte seinem Gefährten ohne eine weitere Aufklärung hierüber „gute Nacht,“ und stieg nach Prospect Cottage hinauf, wo ein warmes Abendbrod und eine Pfeife mit Kapitän Linders ihn erwarteten.

3. Der ferne Osten.

„Guten Morgen, Mrs. Fisk! Mit Verlaub, Madam', ist Herr Lennox zu Hause? In diesem Fall möcht' ich ihn sprechen!“ sagte Jim Baus am andern Morgen und streckte seinen eisengrauen Kopf zwischen Thür und Angel in die Küche von Prospect Cottage herein, wo die Wirthschafterin des Kapitän Linders soeben mit der Zubereitung des Mittagsbrods beschäftigt war.

— „Nein, er ist nicht zu sprechen! Und was könnt Ihr denn bei ihm zu suchen haben?“ versetzte Mrs. Fisk schnippisch und verwandte kein Auge von der Pfanne, worin die Kalbscoteletten schmorten, denn solche Coteletten sind sehr kitzliche Dinger für eine Köchin, die sich auf ihre Kunst etwas zu gute thut.

„Ihr seyd beschäftigt, Madame! Vergebung! Ich werde ein ander Mal vorsprechen!“ sagte Baus entschuldigt.

— „Heda! was wollt Ihr?“ rief Mrs. Fisk und kehrte sich rasch um, die Gabel in der Hand und mit glühendem Gesichte. „Ei du meine Güte! ach, Ihr seyd es, Jim? Warum konntet Ihr mir dieß nicht gleich von vornherein sagen? Kommt doch herein und setzt Euch! Herr Lennox wird sogleich heimkommen — das Mittagessen wartet nur auf ihn.“

Auf diese Einladung betrat der alte Matrose die Küche.

„Du lieber Himmel! was habt Ihr denn hier wieder, Alter?“ rief sie mit einem verwunderten Blick auf ein kleines Arsenal von Ladestöcken, Putzstöcken, Angelruthen u. dgl., welches Jim Baus unter dem Arme trug. „Ich sag', Ihr seyd so versessen auf alten Plunder, Mann, wie kein anderer Mensch auf der Welt. Aber wir brauchen nichts weiter von solchem Trödel mehr hier; das ganze Haus ist ohnedieß schon damit vollgepfropft.“

— „Das Alles gehört Herrn Lennox, und ich habe es nur etwas gescheuert — aber vermuthlich benützt er es doch nicht mehr,“ setzte Jim mit einem wehmüthigen Blick auf diese Andenken vergangener Jagdzüge zu Wasser und zu Lande hinzu, als er sie auf den Anrichtetisch in der Küche niederlegte.

„Legt mir die Geschichten auf den Boden — auf den Fußboden!“ rief Mrs. Fisk, und war gerade im Begriff, Jim wegen dieser geringen Rücksicht auf reinliche Möbeln abzukanzeln, als draußen die Gartenthüre in's Schloß fiel und rüstige Schritte den Gartenweg heraufkamen.

— „Sie müssen entschuldigen, daß ich durch die Küche eintrete, Mrs. Fisk, aber ich habe etwas mit Ihnen zu reden!“ sagte Herr Lennox und streckte den Kopf mit einem gutmüthigen Lächeln zur Thüre herein. „Hollah, Baus! ah, Ihr seyd da! Ihr kommt mir wie gerufen. Ihr solltet mir schnell einen Gang nach Lynmouth hinüber machen und mir ein Dutzend von Wesley's geistlichen Gesangbüchern in gutem Einband und grobem Druck holen. Seyd Ihr heute zu einem tüchtigen Spaziergang aufgelegt, Alter? Hier ist das Geld; kommt bis sieben Uhr zurück, und behaltet die Scheidemünze, die Ihr heraus bekommt, für Eure Mühe!“

Jim hätte nicht verwunderter drein blicken können, wenn Herr Lennox ihm aufgetragen hätte, auf dem Markte in Lynmouth ein Dutzend Elephanten oder ein Paar Strauße oder einen redenden Fisch zu holen. — „Gesangbücher sagtet Ihr, Herr?“ fragte er, nahm das Goldstück, betrachtete es von allen Seiten und schaute dann Herrn Lennox verwundert an.

„Nun ja doch, Jim! habt Ihr sonst noch etwas zu fragen?“

— „Nein, Herr! Ihr spracht von Gesangbüchern, glaub' ich; aber wenn Ihr heute noch abreisen wollt....“

„Das will ich nicht mehr, Jim! Ich habe mich über Nacht anders besonnen: Bleibe überhaupt keinem Vorsatze vierundzwanzig Stunden lang getreu, nicht wahr, Mrs. Fisk? Aha ich sehe, ich habe Ihnen das Mittagessen verdorben. Doch nur Geduld! in fünf Minuten bin ich fertig!“ Damit eilte er zur Küche hinaus.

Jim Baus stand volle fünf Minuten lang in Gedanken verloren; dann aber heiterte sich sein Gesicht plötzlich auf, er bot der Wirthschafterin guten Tag, und trat seine Wanderung nach Lynmouth an. „Aha, nun begreife ich ihn, und sein Plan gefällt mir,“ murmelte er unterwegs vor sich hin. „Das sieht ihm ganz gleich! Er will sich bei Martha Hoser wieder in Gunst setzen und hiezu hätte er gar kein besseres Mittel finden können!“

Diese Lösung des Räthsels stellte den alten Matrosen so zufrieden, und ließ seinen Auftrag in solch angenehmem Lichte erscheinen, daß er sich gar nichts aus den anderthalb Wegstunden nach Lynmouth machte. Noch vor Sonnenuntergang war er zurück, folgte dem Fußpfad der längs der Kante der Klippen hinführte, trug sein Päckchen unter dem Arme und blieb von Zeit zu Zeit stehen, um sich mit seinem Taschentuche aus braunem Kattun den Schweiß vom Gesicht zu wischen und dabei der Sonne einen Scheideblick zuzuwerfen, welche hinter drei dunklen, quer über das Meer her gelagerten Wolkenschranken düster unterging. Er blickte gerade nach Westen hinaus, als er plötzlich zwischen sich und dem Horizonte eine weibliche Gestalt auftauchen und sich scharf von dem röthlichen Streifen am Horizont abzeichnen sah. Eine Minute zuvor war weit und breit noch kein Mensch zu sehen gewesen; es war als ob die Gestalt plötzlich wenige Schritte von ihm aus dem langen Grase aufgestiegen seye.

Es war Susan Watson. „Ich habe schon seit einer Stunde hier auf Euch gewartet, Jim,“ hub sie an, „weil ich Euch allein sprechen wollte und an einem Orte, wo uns niemand hören könnte. Ihr sagtet mir damals, ich habe noch eine harte Zeit vor mir; aber sie ist härter, als ich mir gedacht habe. Ich möchte lieber dort draußen in jenem Pfuhl auf dem Grunde des Meeres liegen, — wo ich auch ohne Euch längst wäre, — als dieses Hundeleben noch länger führen!“ Sie runzelte die Stirn und kniff schmerzlich die Lippen zusammen; ihrer ganzen Erscheinung war der Ausdruck tiefstgefühlten geistigen und körperlichen Leidens aufgeprägt.

„Nein, Suse! Du vergißt, wofür Du noch leben mußt!“ erwiderte der alte Matrose. „Du vergißt Dein Versprechen.“

— „Mit nichten, Jim, ich vergesse es nicht; aber dieß ist gerade das allerherbste. Meine Mutter und die Kinder leiden darunter, und gerade für sie schmerzt es mich.“ Ihre Stimme bebte, aber sie bezwang sich und fuhr fort: „Denkt Euch, Jim, er hat es dennoch gethan. Michael Hoser hat sich geweigert, mir dießmal Arbeit zu geben. Ich ging heute hinunter zu seiner Seilerbahn und bat ihn mich anzunehmen, denn er stellt so eben seine Leute für den Winter an; aber er hieß mich barsch meiner Wege gehen. Ich erbot mich zu jeglicher Arbeit, die er mir auftragen wolle, entweder beim Segelmachen oder beim Reepschlagen; ich bettelte und flehte um der Meinigen daheim willen, aber es half nichts. Er jagte mich vor den Leuten allen aus dem Hofe mit Worten, die herber schmerzten als Schläge!“

„Er wird schon wieder gut werden und sich eines anderen besinnen, Suse!“

Das Mädchen schüttelte den Kopf und sagte: „Wenn ich an die Meinigen daheim denke, und an den Winter vor uns, und an meine arme Mutter, welche vor Kummer und Sorgen ganz krank ist, so komm' ich beinahe um den Verstand. Und ich bin doch an allem selber schuld — 's ist alles mein Verschulden! O Jim, ich habe in der ganzen Welt keinen Freund mehr!“ setzte sie hinzu, bedeckte das Gesicht mit den Händen und weinte bitterlich.

„O ja, Du hast noch einen Freund — mich, Suse! Bin ich nicht Dein Freund? Darum sag' mir keine derartige Unwahrheit mehr. Ich will noch heute Abend zu Michael hingehen und ein Fürwort für Dich einlegen, und wir wollen dann sehen, was sich machen läßt! Darum komm', mein armes Mädel! nur hübsch muthig und den Kopf in die Höhe! Sieh' mal, was ich Dir für Deine alte Mutter gebracht habe — echten chinesischen, Du darfst es glauben!“ Dabei legte der alte Matrose ein halbes Pfund Thee in Susan's zitternde Hand, klopfte sie sachte auf die Schulter und bat sie gutes Muthes zu seyn.

* * *

Die Sonne war hinunter und die Nacht senkte sich über Dorf und Meer herab, als Jim Baus, nachdem er sein Päckchen in Prospect Cottage abgegeben hatte, nach Michael Hoser's Haus hinunterwanderte. Es war das reinlichste und bestgebaute in Stonybeach, wie es auch das wohlhabendste im ganzen Flecken war. Zwanzigjähriger rühriger Fleiß und geordnete Sparsamkeit als Fischer und Matrose, und in den letzten Jahren manche glückliche Unternehmung in der Segel- und Taufabrikation, hatten Michael zum wohlhabenden Manne gemacht. Er war Eigenthümer mehrerer Häuser, besaß ein paar größere Fischerboote, war Kirchenältester in der kleinen Gemeinde, und besaß in weltlichen und geistlichen Dingen einen bedeutenden Einfluß, der ganz seiner angesehenen Stellung in seinem kleinen Heimathsdorfe entsprach. Trotz seiner Strenge galt Michael Hoser bei seinen Nachbarn für einen guten Hausvater, einen gerechten, uneigennützigen Rathgeber und einen rechtschaffenen, ehrenwerthen Mann. Als daher Jim Baus die Wohnstube des Segelmachers betrat, war er durchaus nicht ohne Hoffnung auf das Gelingen seines Vorhabens.

„Setz' Dich, Baus!“ sagte Michael freundlich zu seinem ehemaligen Kameraden, als dieser zögernd auf der Schwelle stand, und seinen Südwester verlegen zwischen den Fingern drehte; „komm' her zum Feuer und setz' Dich!“

— „Danke schön, Michael; habe gar nicht kalt. Du hast's ja hier so schmuck und bequem, wie... wie eine Miesmuschel,“ sagte Jim, um ein Gleichniß verlegen.

„O ja; Martha leidet Abends an Frost, und so müssen wir ein Feuerchen im Kamin haben,“ meinte Michael und stöberte mit dem Schüreisen das Feuer zur hellen Flamme auf.

— „Ihr seht gar nicht sonderlich gut aus, Miß Martha! Hoffentlich hat Euch doch der Schreck vom gestrigen Abend nicht geschadet?“

„Nicht doch, Jim! macht Euch deßhalb keine Sorgen. Ich bin so wohl auf, wie immer, glaub' ich; nur mein Husten quält mich hie und da!" versetzte Martha, lächelte von ihrem Armstuhle aus den alten Matrosen an und strickte mit ruhiger Miene weiter. Ihre bleiche Farbe und ihre hageren Züge bildeten einen auffallenden Kontrast zu dem blühenden Aussehen ihrer jüngeren Schwester, welche mit dem Wegräumen des Theezeuges beschäftigt war, und die Stube für den Abend aufräumte.

— „Martha ist heute nicht so wohl auf, als ich ihr wünschen möchte — sie ist weit leidender als sie zugibt;" flüsterte Michael dem alten Matrosen zu. „Sie hatte gestern eine recht schlimme Nacht und sonderbare Träume; auch sieht sie heute sehr bleich und angegriffen aus, nicht wahr?" Der Vater seufzte, setzte sich nieder und betrachtete sein Kind mit sorgenvoller Miene. Jim brach zuerst das Schweigen; da er kein sonderlicher Diplomat war, so ging er ganz schnurgerade auf sein Ziel los, und theilte in wenigen Worten den Zweck seines Besuches mit; allein ehe er noch ganz damit fertig war, fiel ihm Michael Hofer in die Rede.

„Laß es gut seyn, Baus, und sage mir nichts mehr," sagte er streng. „Susan Watson hat ihren Bescheid von mir erhalten, und es hilft ihr nichts, sich bei mir anbetteln zu wollen. Ich kann es nicht thun. Ich muß einem höhern Herrn Rechenschaft ablegen von meinem Haushalt, und dieser Herr verlangt, daß seine Diener reine Hände und Herzen vor ihm sich erhalten. Ich würde in meiner Pflicht gegen Ihn mich verfehlen, wenn ich mich weigern wollte, die Uebelthäter zu entlarven und ihnen ihre Schmach vorzuhalten."

Jim machte die Einwendung, Susan's kränkliche Mutter und unmündige Geschwister hätten nichts Uebles gethan, aber der Kirchenälteste fragte streng: „Hast Du noch nie gehört, Baus, daß die Sünden der Schuldigen bisweilen auch heimgesucht werden an den Unschuldigen? Es thut mir leid für Frau Watson, aber ich kann ihr keinen andern Bescheid ertheilen als den gegebenen. Wenn Du da bleiben und unser Abendbrod theilen willst, Baus, dann wohl und gut; aber von dieser Geschichte will ich nichts weiter mehr hören."

Jim stammelte einige Entschuldigungen und wollte sich gerade wieder entfernen, als es an der Hausthüre pochte. Ellen stand auf um zu öffnen und kehrte sogleich zurück mit der Nachricht, es seye der fremde Herr draußen und wünsche zu wissen, ob er noch auf ein Weilchen vorsprechen dürfe.

„Bitte Herrn Lennox, er möge nur ohne Umstände eintreten!" erwiderte Michael und schien bedeutend verwundert über diesen Abendbesuch.

„Guten Abend, Master Hofer," sagte Herr Lennox beim Eintreten. „Ich bitte es nicht übel zu deuten, wenn ich mir noch zu dieser späten Stunde die Freiheit nehme, Sie zu besuchen. Ich sprach diesen Morgen hier ein, um mich nach Ihrer Tochter zu erkundigen — die ich gestern Abend thörichterweise durch einen Schuß erschreckte — und im Verlauf eines viertelstündigen Geplauders erfuhr ich beiläufig, daß es in Ihrer Sonntagsschule an Gesangbüchern fehlt. Ich erlaube mir daher die Anfrage: ob es mir nicht vergönnt seye, diesem Mangel abzuhelfen," wandte er sich hiemit an Martha, — „denn nach dem Schreck und Unbehagen, den ich Ihnen gestern Abend bereitete, wird es mir einige Genugthuung gewähren, wenn ich Ihnen — seye es auch nur in einer solch unbedeutenden Angelegenheit — von Nutzen seyn kann!"

Martha sah ihren Vater an und dann Herrn Lennox und erwiderte: „Es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie sich mir zu Liebe diese Mühe genommen haben, mein Herr! Die Bücher werden von großem Nutzen seyn. Ellen, reiche Herrn Lennox einen Stuhl! Wollen Sie nicht ein Weilchen Platz nehmen, Herr?"

Wenn Martha Hofer in einem vornehmen Stadttheile von London aufgewachsen wäre, so hätte sie den Gast nicht mit mehr Unbefangenheit und besseren Manieren empfangen können. Ellen bot ihm zwar einen Stuhl an, aber mit einer anmuthigen, lieblichen Schüchternheit, welche von der ruhigen, gleichmüthigen Selbstbeherrschung ihrer Schwester wesentlich abstach. Vielleicht war der Blick des Gastes daran schuld, daß ihre Wange tief erglühte, denn Herr Lennox folgte ihr mit den Augen, bis sie wieder zu ihrem Stuhl zurückkehrte, wandte sich dann zu ihrer Schwester und sagte: „Ihr Stübchen ist so traulich und behaglich, daß ich Ihrem Anerbieten nicht widerstehen kann. Mich heimelt solch eine stille, traute Häuslichkeit unbeschreiblich an, wie jeden Junggesellen, denn ich versichere Sie, Master Hofer, nach dreijähriger Abwesenheit von England lernt man die Behaglichkeit eines britischen Kaminfeuers erst recht schätzen. — Laßt Euch doch nicht vertreiben, Jim!" wandte er sich an den alten Baus, der unbemerkt sich entfernen wollte.

„Ach ja, ich glaube Ihnen gerne, daß man solch liebe Kaminfeuer nirgend anderswo in fremden Landen wiederfindet," sagte Michael Hofer.

— „Gewiß nirgendwo, so weit meine Erfahrung reicht, und ich bin doch viele tausend Meilen weit gereist," bestätigte Lennox.

„Ich höre, Sie seyen im Morgenlande gewesen, Herr! und haben die Stätten gesehen, wo unser Herr und Erlöser gewandelt ist; hat dieß seine Richtigkeit?" fragte Michael.

— „Seine volle Richtigkeit — ich habe beinahe zwei Jahre in Kleinasien und dem heiligen Lande verbracht."

„So haben Sie also auch Bethanien und Jerusalem, und den Sinai und den Jordan gesehen?" fragte Martha und ihr Auge leuchtete von Interesse.

— „Ei gewiß — sie allesammt."

„Ach, wie würde es mich freuen, wenn Sie uns einiges von diesen Orten erzählen wollten!" sagte Martha.

— „Ich mache mir ein Vergnügen daraus, sie Ihnen ausführlich zu schildern, denn es ist mir immer angenehm, wenn ich meine Reise-Erinnerungen wieder auffrischen kann. Ich machte mir keine Notizen und hielt kein Tagebuch, wie methodischere Leute thun, und darum wird mir, wenn mein Gedächtniß mich verläßt, die Schilderung meiner Reisen unwiederbringlich verloren seyn."

„Aber man sollte doch meinen, Herr, Sie würden nicht leicht manche Orte vergessen, welche Sie gesehen haben!" bemerkte Martha.

— „Manche werden mir allerdings beinahe unvergeßlich bleiben." entgegnete Lennox. „Ich habe ein Bild im Gedächtniß von einem Sonnenuntergang am todten Meer — flüssiges

Blei mit braunröthlichen Lichtstreifen, die aus windzerrissenen Wolken herabströmten; — ferner ein anderes von einem friedlichen stillen Morgen in dem Oelbaumthale von Gethsemane, und ich hoffe, diese Bilder werden nie in meiner Seele verbleichen."

„Gethsemane!" murmelte Martha leise und heftete ihre dunklen Augen auf Herrn Lennox; und der kleine Kreis von Zuhörern rückte dem Erzähler näher und hing in lautlosem Interesse an seinen Lippen, als er ihnen von seinen Wanderungen an den heiligsten Stätten der ganzen Erde erzählte.

Der Abend schwand rasch, und als der Weitgereiste seine Uhr zu Rathe zog, war er ebenso überrascht als die anderen, daß es schon so spät war. Die genaue Kenntniß, welche eine von seinen Zuhörerinnen bezüglich der von ihm geschilderten Orte an den Tag gelegt hatte, nöthigte Herrn Lennox ein aufrichtiges Staunen ab. „Sie haben wohl viel von Palästina gelesen?" fragte er Martha.

„Nicht eben viel; aber was ich gelesen habe, das ist mir noch sehr genau im Gedächtniß!"

— „Aber Ihre Bemerkungen gleichen mehr denjenigen einer Person, welche jene Gegenden besucht hat, als denen einer solchen, die sich darnach erkundigt. Sie müssen auch die Geschichte studirt haben!"

„Ich habe den Josephus gelesen und die Geschichte der Saracenen, aber sonst nicht viel, denn wir haben nicht viele Bücher im Hause."

— „Ich bin überzeugt, daß Du alle unsere Bücher, die wir im Hause haben, Wort für Wort auswendig kannst!" sagte Ellen, und erglühte dann höchlich, als sie Herrn Lennox's Blicke auf sich geheftet sah, und stach sich vor Verlegenheit mit der Nadel in die Finger.

„Ich fürchte, ich habe manche Stunden mit Lesen vergendet, die ich weit nützlicher hätte verbringen können," sagte Martha.

— „Aber Sie werden doch im Bücherlesen keine Zeitvergeudung sehen?" fragte Lennox.

„Das hängt davon ab, was man liest. Wer solche Bücher liest, wie sie in der Lesebibliothek zu Lynmouth zu haben sind, der macht sich meines Erachtens noch einer schwerern Versündigung schuldig, als der Zeitvergeudung!"

— „Sie verstehen darunter wohl belletristische Werke, Miß Hoser?"

„Ja, ich meine damit jene müssigen Geschichten, die man Romane nennt."

— „Aber es gibt ebenso wohl gute als schlechte Romane," wandte Lennox ein. „Es gibt welche, die das Herz rühren und zur Besserung hinleiten."

Martha schüttelte ungläubig den Kopf und sagte: „Wer in einer Welt von wirklichen Sorgen und wirklichen Sünden lebt, der bedarf solcher Mittel nicht, damit sein Herz gerührt werde; und was die Besserung des Herzens anlangt, so kann diese nur von der Bibel ausgehen, nicht von solchen erdichteten Geschichten. Vater," wandte sie sich an diesen, „willst Du uns nicht das Abendgebet sprechen? Ich fühle mich heute Abend unbäßlich und muß mich in mein Stübchen zurückziehen, wenn Herr Lennox es entschuldigen will!"

„Reiche mir die Bibel herunter, Ellen, und rufe Kezia herein!" sagte Michael und rüttelte, während seine Tochter die alte Magd aus der Küche hereinrief, den alten Jim Baus aus dem Schlafe auf, welcher von seinem Nachmittags-Spaziergang ermüdet und durch die Nähe des Feuers schläfrig gemacht, schon seit fünf Minuten hörbar schnarchte.

— „Ich habe die Bücher noch gar nicht angesehen, die Sie mir gebracht haben, Herr Lennox; ich muß sie heute Abend noch betrachten," sagte Martha und zog das auf dem Tische liegende Paket zu sich heran. „Hier ist ein Knoten an der Schnur; können Sie mir nicht ein Messer leihen, Herr Lennox?"

„Ich glaube kaum — doch halt!" setzte er hinzu, als Martha sich anschickte, den Knoten mit den Zähnen zu lösen, „hier habe ich etwas, mit dem man die Schnur ebenfalls lösen kann!" Damit griff er in seine Weste hinein und zog ein kleines Messer in einer Scheide von seltsamer Gestalt und Arbeit hervor; es war ganz mit Edelsteinen oder farbigem Glase besetzt und blinkte im Feuerschein, als er es herauszog. „Damit wird die Schnur sogleich abgeschnitten seyn," sagte Herr Lennox.

Allein Martha Hoser fiel ihm krampfhaft in die Hand und rief mit einem Schrei des Entsetzens: „Vater, Vater! das Messer! O mein Traum! mein Traum!" Und mit einem Blicke voll Todesangst prallte sie vor Lennox zurück, stierte ihn eine Weile mit krampfhaft verzerrten Zügen an und fiel dann ohnmächtig zu Boden.

* * *

„Ich kann es nicht begreifen," sagte Herr Lennox zu Jim Baus, als sie eine halbe Stunde später die ungepflasterte und unbeleuchtete Gasse hinanstiegen, welche die Hauptstraße des Dorfes bildete. „Ich vermag mir durchaus nicht zu erklären, wie dieß zusammenhängt. Dieses Messer schenkte mir vor ungefähr Jahresfrist ein Muhamedaner in Cairo, dessen Kind ich durch einige Dosen Chinin vom Fieber kurirt hatte. Ich kann nicht begreifen, was für Ideenverbindungen Martha Hoser damit in Zusammenhang bringen sollte."

— „Martha ist ein seltsames Mädchen, Herr," erwiderte der alte Matrose. „Es ist einmal wieder einer von ihren Träumen, der sie geängstigt hat — und sie hat ungewöhnlich absonderliche Träume, die arme Martha!"

* * *

Noch spät an demselben Abend saß Michael Hoser neben seiner Tochter Bett. — „Lieber Vater," sagte das Mädchen mit angstvollem Gesicht und richtete sich von ihrem Kissen auf, „frage mich nicht darum; ich kann es Dir wahrlich nicht sagen!"

Michael wiederholte die Frage, die er gerade an sie gerichtet hatte, in einem ernsten, entschiedenen Tone, der keine Weigerung mehr zuließ.

„Nun denn," sagte Martha mit bebenden Lippen, „so höre! Vergangene Nacht träumte mir, ich stehe außerhalb unserer Kapelle und könne nicht hinein, denn die Thüre seye verschlossen. Großer heller Lichtschein strömte zu allen Fenstern heraus, und als ich hineinschaute, sah ich ..." ein Krampf verzerrte auf's neue Martha's Züge, — „sah ich Dich todt am Boden der Kapelle liegen, und jenes Messer — ganz dasselbe, ich erkannte es an seinem Blinken und Glitzern im Nu — steckte in Deiner Brust!" —

4. Winter-Abende.

Einige Monate vergingen. Des Sommers Sonnenschein ist den trüben December-Wolken und rauhen, winterlichen Stürmen gewichen, welche die ruhigen Gewässer des Meeres in gährende Fluth aufgewühlt und der ganzen Umgebung des Fischerdorfes Stonybeach ein anderes Ansehen gegeben haben. Die Boote sind hoch an den Strand heraufgezogen, bis dahin, wo die grimmige Brandung sie nicht mehr erreichen kann, und die lustige, lange Wimpelfahne, die von dem hohen Flaggenstocke flatterte, ist bis zur Wiederkehr der Sommersonne eingebunden.

Michael Hofer's Handwerk geht nun mit der höchsten Rührigkeit. Die Fabrikation von Segeln und Tauen beschäftigt die meisten müssigen Hände von Stonybeach zu dieser Jahreszeit. Michael ist vom frühen Morgen bis zur Nacht von seinem Geschäfte in Anspruch genommen, allein trotz all seiner weltlichen Beschäftigungen vernachlässigt er doch nie das erste Geschäft seines Lebens, die geistliche Sorge für seine Angehörigen und die Leute seiner Umgebung. Mögen auch noch so vielfache Arbeiten und Sorgen seine Zeit in Anspruch nehmen, Michael findet doch immer Gelegenheit, seine wöchentlichen Bibel- und Betstunden abzuhalten.

Auch an dem heutigen Abend geht er, obschon er von Tagesanbruch bis zum Abend auf seiner Seilerbahn mitgearbeitet hat, noch zu seinen Schülern und Zuhörern in die Kapelle und beschleunigt das frugale Abendbrod aus Thee, um dort rechtzeitig einzutreffen.

„Du gehst doch mit uns, Martha?" fragt er diese, als er aufsteht, um seinen andern Rock anzuziehen.

— „Allerdings, Vater; aber Nell kann heute Abend nicht mitgehen; sie hat sich heute auf der Treppe den Fuß verstaucht."

„So?" murmelte Michael und schien von dieser Nachricht nicht allzusehr erbaut. Er brummte etwas vor sich hin, wie: die Leute könnten eigentlich auch etwas Klügeres thun, als sich an einem Donnerstag den Fuß verrenken. Da aber seine Zeit knapp zugemessen war, so entging die Schuldige weiterem Tadel.

Als Vater und Schwester fort waren, saß Ellen Hofer da und lauschte ihren verhallenden Schritten mit ängstlichem, aufgeregtem Gesicht. Und noch lange, nachdem die Fußtritte schon nicht mehr hörbar waren, saß sie so da und horchte stets mit demselben unruhigen, fieberischen Wesen in den stillen Abend hinaus. Als sie dann endlich aufstand, erblickte sie ihr eigenes Gesicht in einem kleinen Handspiegel an der Wand, und prallte vor dem ungewohnten Aussehen desselben zurück, erglühte tief, und verbarg ihr Gesicht in den Händen, wobei ihr dicke Thränen durch die Finger rannen.

„Ich habe sie belogen, und sie glauben mir," schluchzte sie. „O, es ist schrecklich, daß ich es über mich gewann, sogar Martha zu hintergehen!"

Ach, arme Ellen! du hast einen schlimmen, harten Weg betreten. Lügen kommen nicht bereitwillig in deinen Mund, und Du bist im Werk der Verstellung noch eine Novize!

Während sie so am ganzen Leibe bebend, mit der Unruhe, Angst und Spannung im Gesicht und den schamerglühten Wangen dasteht, hat sie nicht gehört, daß jemand auf die Klinke der Thüre drückte und leise Fußtritte sich ihr näherten.

Inzwischen hält Michael Hofer droben in der kleinen, trüberleuchteten Kapelle auf der Klippe eine ernste Mahnrede an seine Zuhörerinnen, während drunten am Strande die Wogen der Fluth dröhnend an den Felsen branden. Horch! er tadelt nun eine seiner Schülerinnen — ein hübsches Mädchen, das mehr Bänder trägt als er leiden mag — wegen ihrer Eitelkeit und Liebe zu Putz und bunter Kleidung: „Bedenke, was der Apostel sagt, Miriam Clarke: Weiber sollen sich schmücken mit ehrbarem, bescheidenem Anzuge, mit Verschämtheit, Züchtigkeit und Nüchternheit, nicht mit geputztem Haar und prächtigen Gewändern. Die Liebe zu schmucken Kleidern bezeichnete bei mehr als Einer Tochter unserer kleinen Heerde den ersten Schritt, den sie auf dem abwärts führenden Pfade des Verderbens that. Laß Dich also warnen, und sey meiner Worte eingedenk!" — Und die jungen Mädchen und Weiber beugen ihre Häupter über ihre Bücher, wie sie so auf ihres Lehrers ernste Stimme lauschen.—

Was fehlt denn Ellen Hofer heute Abend, daß sie so verschüchtert und sonderbar ist, als ihr Vater und ihre Schwester wieder nach Hause kommen? Wie? sogar bei einem zärtlichen Worte Martha's wendet sie sich mit überströmenden Augen und bebender Lippe ab? Martha hört sie Nachts im Schlafe seufzen, und als sie von ihrem Bette aufsteht und nach der Schwester sieht, da findet sie der Schwester langes, reiches Haar über das ganze Kopfkissen ausgebreitet und ganz von ihren Thränen durchnetzt.

Wenn aber heute Nacht irgend ein Schatten über Michael Hofer's Hause schwebt, so hat er am wenigsten keine Ahnung davon; er schlummert den ruhigen Schlaf des Gerechten und läßt sich nicht träumen, daß in dem Herzen seiner Kinder irgend ein Gedanke Raum habe, welcher ihm verborgen seye.

* * *

Martha ist wieder krank. Ein kalter Nordwind, der die nahen Dünen mit Schnee bedeckt und all die Tümpfel und Pfuhle an der Küste mit einer Eisdecke überzogen, hat auch ihr wieder die Rückkehr ihres Hustens und ihrer Hinfälligkeit gebracht. Sie kann vor Mittag nicht vom Bette aufstehen und muß den ganzen Tag am Kaminfeuer sitzen, wo sie strickend und lesend die Zeit verbringt. Ihr Büchervorrath hat sich neuerdings vergrößert, denn Herr Lennox ist seit jenem Herbstabende, welchen er in Michael Hofer's Häuschen zugebracht hat, ein täglicher Gast desselben gewesen, und hat Martha stets mit einem Vorrath von solchen Büchern versorgt, welche ihrem Geschmack am besten entsprechen.

Lennox hat auch an diesem Winternachmittage sich so eben eingefunden, und steht vor dem Kaminfeuer. Der Schnee thaut auf seinem zottigen Ueberrock auf und sein Gesicht glüht von dem wilden Sturm und Schloßenhagel, dem er während einer zweistündigen Wanderung über die Küstenfelsen und windigen Klippen ausgesetzt war. Lennox liebt Martha's ernstes und seltsames Geplauder, und es weckt bisweilen sogar beinahe ein dem Ernst verwandtes Gefühl in seiner eigenen leichtfertigen Brust.

„Ich möchte wünschen," sagt er, „daß diese Dinge sich jedem Gemüthe in demselben Lichte darbieten würden. Wenn man Sie reden hört, so ist man versucht, es für das allerleichteste Ding in der Welt zu halten, konsequent und beharrlich im Guten zu seyn, und dergleichen. Allein ich muß Ihnen sagen, daß

ich meines Erachtens in meinem ganzen Leben niemals nach einem andern Beweggrund gehandelt habe, als nach einem augenblicklichen Impuls. Ja, meiner Treu! ich glaube, daß verwöhnte Kinder und Männer mit kleinem Einkommen die allerelendesten Geschöpfe auf Gottes Erdboden sind!"

— „Sind Sie von Ihren Eltern verwöhnt worden?" fragte Martha.

„Jenun, wenn man unter Verwöhnen das versteht, daß man mir jeden Wunsch erfüllte, sobald ich ihn nur aussprach, und daß man mir niemals widersprach, bis ich so alt wurde, daß ich keinen Widerspruch mehr ertragen wollte, — so bin ich unleugbar verwöhnt und verzogen worden!"

— „Aber Alles, was Sie mir da sagen," versetzte Martha, „bestärkt und bestätigt nur meine vorhin ausgesprochene Behauptung — daß ein gebildeter Mann, wie Sie, wann er nicht schon irgend einen ihm zusagenden Beruf im Leben fertig für sich antrifft, sich selbst einen solchen suchen und schaffen muß. Sie gestehen ja ein, daß ich Recht habe; warum aber handeln Sie alsdann nicht darnach?" ....

„Warum thue ich auch die hunderterlei anderen Dinge nicht, welche ich für recht und gut erkenne und doch täglich ungethan lasse?" fiel ihr Lennox in's Wort. „Warum bin ich nicht gut und weise, wie Sie, anstatt thöricht und mehr als thöricht, wie ich es in Wirklichkeit bin? Nein, Martha, der Leopard kann seine Flecken nicht ändern, noch der Mohr seine schwarze Haut ablegen. Sie sind weiß und ich bin schwarz — das ist der ganze Unterschied!"

— „Das ist nicht die schickliche Redeweise, Herr Lennox! Sie wissen wohl, daß man nicht so sprechen soll!" erwiderte Martha mit ruhiger Indignation. „Ich werde mich nie mehr mit Ihnen unterhalten, wenn Sie solche Reden führen wollen."

„Jenun, wir wollen uns heute nicht herumstreiten und noch weniger entzweien. Ich kam hieher, um mich bei Ihnen auf eine Weile zu verabschieden. Ich reise morgen nach London!"

Bei diesen Worten des Herrn Lennox stand Ellen, welche seither ruhig am Fenster gesessen und genäht hatte, plötzlich auf und verließ das Zimmer.

„Nach London?" fragte Martha verwundert.

— „Ja, und vielleicht noch nach vielen anderen Orten, die ich noch gar nicht bezeichnen kann. Ich habe mir übrigens meine Wohnung in Lynmouth beibehalten, denn ich gedenke binnen Kurzem wieder hieher zurückzukehren!"

Und kurz darauf verabschiedete sich Lennox und ging.

* * *

Es war ein langer, strenger Winter. Der Januar kam und ging, und die Strenge der Witterung ließ noch nicht nach. Frost und Schnee und Sturmwinde, welche die Küste mit Schaum und Gischt übersprühten und manches wehmüthige Denkzeichen von Schiffbruch und Unglücksfällen an das Land trieben, dauerten lange an.

Wie heulte der Sturm bei Nacht in den Schornsteinen der Häuser zu Stonybeach; und wann dann der Morgen anbrach, wie grimmig erschien das Meer mit den schräge über die hoch aufgethürmten Wogen hingetriebenen Seevögeln! Martha Hoser, wann sie so an den langen Winterabenden neben dem Kaminfeuer saß oder in den noch längeren Nächten schlaflos im Bette lag, dachte an die armen Seeleute, die draußen in Finsterniß und Sturm der ärgsten Gefahr preisgegeben waren, und sandte manch brünstiges Gebet für sie zum Himmel empor.

Es war eine harte Jahreszeit für die armen Leute in Stonybeach. Der Wittwe Watson würde es manchmal an Brennstoff und Nahrung gefehlt haben, wenn Jim Baus nicht gewesen wäre. So oft der alte Matrose Geld aus seiner Sparkasse erhob — als welche der Kapitän Linders fungirte, der ihm sein wöchentliches Stipendium jeden Sonnabend ausbezahlte, denn Jim Baus war nur ein schlechter Haushälter und würde ohne solche Fürsorge in kurzer Zeit mit seinen Ersparnissen fertig geworden seyn, — so oft also der alte Jim sein Stipendium erhob, ließ er der armen Wittwe und ihren Kindern mittelbar oder unmittelbar einen Theil davon zukommen. Ueberdieß hatte er dem ältesten Jungen eine Anstellung unter dem Patronate der Mrs. Fisk verschafft; Jack Watson war Stiefelwichser und Laufbursche auf Prospect Cottage geworden, und hatte Anwartschaft, es einst noch bis zum Pagen zu bringen. Susan verdiente sich inzwischen auch einige Schillinge wöchentlich dadurch, daß sie grobe Hemden für eine Kleiderhandlung in Lynmouth anfertigte; und so verstoßen und verachtet sie auch war, so fühlte sie sich doch das Leben leichter gemacht und ihre Lage gemildert durch die liebevolle Sorgfalt und das Mitgefühl des alten Matrosen.

Herr Lennox war noch nicht in die Nachbarschaft zurückgekehrt. Es ging ein Gerücht, er seye nach Lynmouth zurückgekommen, ja man sagte sogar, er seye eines Abends in der Nähe der Kapellenthüre von Stonybeach gesehen worden; da aber dieser Bericht nur auf einer Behauptung des einfältigen Billy Winn beruhte, so gab niemand viel darauf Acht. Michael Hoser hätte übrigens diese Aussage bestätigen können, denn er hatte vor einigen Tagen bei Nacht eine Gestalt, welche eine auffallende Aehnlichkeit mit Herrn Lennox hatte, in der Nähe des großen Weißdorns neben dem Thore der Kapelle herumschleichen sehen. Allein es war schon ziemlich dunkel und Michael konnte sich auch getäuscht haben; daher behielt er seine Wahrnehmung für sich und sagte niemand etwas davon.

Es ereignete sich aber kurz darauf ein Umstand, welcher bestätigte, daß das Gerücht weniger unbegründet war, als man im Allgemeinen vermuthete. Billy Winn war von einem der Arbeiter auf der Seilerbahn nach Lynmouth hinübergeschickt worden in einem Auftrag, zu dessen Besorgung ein Paar rüstige Füße nöthiger waren, als reger Witz. Als der halb einfältige Junge nun zu Michael kam, um sich die zugesagte Belohnung zu holen, fiel es diesem Hüter der öffentlichen Sittlichkeit von Stonybeach plötzlich bei, was für ein Gerücht Billy Winn in Umlauf gebracht hatte, und er beschloß, den Jungen darüber in's Verhör zu nehmen.

„He, Bursche, wie kommst Du dazu, zu sagen, Du habest Herrn Lennox in der Nachbarschaft gesehen?" forschte der Sittenrichter streng. „Nimm Dich wohl in Acht, daß Du mir keine Unwahrheit sagst!"

— „Ich hab' ihn auch wirklich gesehen," rief Billy mit dem Kopfe nickend und riß seine großen stieren Augen weit auf.

„Nein, Bursche, Du hast ihn nicht gesehen, und Du weißst dieß!" rief Michael noch strenger als zuvor.

— „Aber er hat mir das Ding doch gegeben, ganz gewiß," behauptete der Blödsinnige hartnäckig.

„Und was hat er Dir gegeben?" fragte Michael.

— „Ich weiß es wohl — aber es gehört mein, und geht Euch nichts an — alle möchten mir's gerne abnehmen," sagte der Junge, stöberte in seinen Taschen, bis er etwas gefunden hatte, das er herauszog und mit einem schadenfrohen und doch eifersüchtigen Blick betrachtete. Es war ein nagelneuer Schilling, welchen Billy erst auf Michael's ausdrückliche Versicherung, daß er ihn wieder bekommen solle, mit einem seltsamen Gemisch von Schlauheit und Geistesschwäche aus der Hand gab.

Herr Lennox war also in der Nachbarschaft oder doch hier gewesen, und die Wahrheit von Billy Winn's Erzählung war also erwiesen. —

5. Eine Nachtwache.

„Seyd Ihr nun fertig, Frau Finner? ganz fertig?"

— „Ja, Herr Hoser; ich habe die Kapelle gut gescheuert und meines Bedünkens alles rein und sauber gemacht!"

„Ihr habt doch hoffentlich auch dafür gesorgt, daß die Lampengläser auf der Kanzel blank sind?"

— „Spiegelblank, Herr Hoser! Hab' auch das Kissen ausgeklopft und die Matten ausgeschüttelt. 's ist erstaunlich, Herr Hoser, wie schmuck und rein die Kapelle nun aussieht. Allein es hat mich auch gute fünf Stunden gekostet, wie fünf Minuten. Aber ich kann sagen, nun haben wir auch alles rein!" Dabei ließ Frau Finner ihren Rock hinunter, welchen sie heraufgeheftet hatte, um dadurch bei ihrer Arbeit nicht gehindert zu werden, und blickte sich mit Wohlgefallen um.

Bei dem Schein einer einfachen gezogenen Talgkerze, die in einem messingnen Leuchter flackerte und ablief, sah die kleine Kapelle melancholisch genug aus. Ihre nackten weißen, nur mit langen, schmalen, unheimlichen Fenstern gestreiften Wände, ihre langen Reihen häßlicher Bänke und die hagere, dürftige Kanzel, welche über dieselben Wache zu halten schien, hatten ein kaltes, ödes Aussehen. Da der Winterwind unter den Schieferplatten des Daches klapperte und rasselte, und um die Mauern und Fenster heulte, als ob er sich durch dieselben einen Eintritt erzwingen, oder die ganze Kapelle über die Küstenklippen hinunterfegen und in die See hinaustragen wollte, so flößte ihr Anblick nichts weniger als eine heitere behagliche Stimmung ein.

„Ich wünsche, daß morgen alles bei uns in bester Ordnung seye," sagte Michael zu der Scheuerfrau der Kapelle. „Morgen ist das Jahresfest der Gründung, und der Geistliche von Lynmouth kommt herüber, um hier zu predigen und das Gebet zu halten. Ihr werdet hoffentlich auch kommen und der alte John ebenfalls, nicht wahr?"

— „Wenn uns der liebe Gott den morgenden Abend erleben läßt, so werden wir gewiß hier seyn, Herr!" sagte Frau Finner andächtig.

„Nun denn, da alles besorgt ist, so wollen wir einander gute Nacht sagen, Frau Finner! Hier ist Euer Geld!" Damit drückte er ihr einen Schilling in die Hand und nahm das Licht, während sie ihren Hut aufsetzte. „Ich will das Abschließen heute Abend selbst besorgen; hier ist Euer Shawl, gute Frau!"

— „Sie wissen wohl, wo der Schlüssel aufgehangen wird und wo die Zündhölzer und der Leuchter zu verwahren sind, Mr. Hoser, und wo ...."

„Ja, ja, ich weiß Alles! Schon gut, Frau Finner! Werde dafür sorgen, daß alles recht besorgt wird. Gute Nacht, gute Nacht!" rief Michael und drängte die alte Frau zum Fortgehen, die vor Begierde brannte, zu erfahren, was denn diese Verletzung ihrer eigenen Befugnisse zu bedeuten habe!

Sobald die Scheuerfrau sich entfernt hatte, blies Michael die Kerze aus, stellte den Leuchter wieder auf die Bank und setzte sich im Dunkeln nieder. Er schien auf irgend etwas zu warten und zu lauschen; allein vor dem Geklapper der Schiefertafeln auf dem Dache und dem Druck des starken Windes, der jede Glasscheibe an den Fenstern klirren machte, konnte man unmöglich irgend etwas hören. Er stand auf und suchte tastend seinen Weg bis unter das Vordach vor der Kirchenthüre. Die Nacht war dunkel, die Wolken zogen schnell und die Sterne blinkten auf kurze Augenblicke zwischen denselben hervor. Aber Michael Hoser stellte sich nicht hieher, um den Zug der Wolken zu beobachten. Als er heute früh bei Tagesanbruch an dem Weißdorn oor dem Thore vorübergegangen war, hatte er einen geheimnißvollen Vorgang mit angesehen, dessen Bedeutung zu ermitteln er sich vorgenommen hatte. Ein Mann war nämlich unter dem Schatten des alten Weißdornbaumes hervorgeschlichen, hatte sich über die Kirchhofmauer geschwungen und eiligst die Flucht genommen. Als er auf den Ort zuging, hatte er einen Brief gefunden, der in dem hohlen Stamme des Baumes steckte. Der Brief trug weder Unterschrift noch Adresse und enthielt nur wenige Zeilen; allein diese hatten ihm zur Genüge dargethan, daß ein geheimer Briefwechsel zwischen dem Schreiber und irgend einer unbekannten Person im Dorfe stattfand. Die Handschrift und der Styl des Briefes rührten offenbar von einer gebildeteren Person her, als die gewöhnlichen brieflichen Federproben der Einwohner von Stonybeach; es konnte daher nur wenig Zweifel darüber obwalten, woher er kam. Allein an wen war er gerichtet? Wer war das verwahrloste Geschöpf, das seine Pflicht so weit vergessen hatte? Dieß ausfindig zu machen, hatte sich Michael Hoser im Dunkeln hiehergestellt und lauschte nun in dieser windigen Nacht unter dem Vordach der Kapelle.

Er hatte noch nicht lange hier gelauert, so sah er — oder glaubte wenigstens zu sehen, denn die Nacht war so schwarz und der alte Weißdorn wurde so sehr vom Winde geschüttelt, daß man beinahe unmöglich den Schein vom Wesen zu unterscheiden vermochte, — eine Gestalt längs der Mauer hinschleichen, welche den Kirchhof der Kapelle einfriedigte. Ein jäher Windstoß blies gerade in diesem Augenblick in die Vorhalle der Kapelle herein und führte dem Alten seinen Hut davon, und als Michael denselben wieder eingefangen hatte, was wegen des Windes, der Dunkelheit und der Gräber sehr langsam und mühselig von statten ging, — war die Gestalt verschwunden. Anfänglich glaubte Michael, seine Einbildungskraft habe ihm etwas vorgegaukelt; als er aber auf den Baum zuging, trat er mit den Füßen auf einen harten Gegenstand im Grase, bückte sich suchend nach demselben und las etwas auf, was sich kalt und metallisch anfühlte, wie ein Messer. Es war also doch jemand dagewesen! Michael fand binnen Kurzem noch weitere Beweise dafür, daß wirklich

noch eine zweite Person dem Kirchhofe einen späten Besuch abgestattet habe. Als er nämlich seine Hand in den Spalt des Baumes steckte, zog er abermals einen Brief aus demselben, kehrte damit nach der Kapelle zurück und versuchte wieder ein Licht anzuzünden. Dieß ging sehr langsam, denn die Zündhölzer waren feucht geworden, aber endlich spielte doch der Widerschein eines blauen Schwefelflämmchen über sein Gesicht. Als die Flamme heller brannte, blinkte und funkelte das Messer in seiner Hand hell: er betrachtete es genauer und erkannte jenen morgenländischen Dolch, den Herr Lennox aus Kairo mitgebracht hatte.

Hiedurch ward wenigstens ein Theil seines Argwohns bestätigt. — Lennox war also der Wolf, der in seine friedliche Heerde eingebrochen war? Michael runzelte die Stirne und brummte eine Verwünschung vor sich hin, als er die brennende Kerze niedersetzte und den Brief öffnete. Sein Gesicht glühte vor Unwillen, als er den Inhalt des Briefes las.

„Wie?" murmelte er; „ist es schon soweit gekommen? Er fordert sie sogar auf, ihre Verwandten zu verlassen? Ueber wen kann er einen solchen Einfluß erlangt haben, daß er ihr in solcher Weise zu schreiben wagt?"

So stand er denn sinnend und grübelnd vor der Kerze mit langer Schnuppe, welche seinen riesengroßen Schatten hinter ihm auf die Wand warf und seine zornigen Geberden und Bewegungen nachahmte.

„Wer mag sie seyn?" wiederholte Michael, und musterte in Gedanken alle die Schülerinnen seiner Klasse und alle jungen Frauenzimmer im Dorfe. Allein es war auch nicht Eine darunter, auf welcher sein Argwohn festhalten konnte. Doch halt! da war ja Miriam Clarke, die die bunten Bänder getragen hatte. War er nicht schon einmal genöthigt gewesen, ihre Eitelkeit und Putzsucht zu rügen? Das waren schlimme Anzeichen. Auch galt sie für hübsch und er hatte mehrfach gehört, daß Herr Lennox ihr seine Bewunderung gezollt. Ferner war ihr Vater ein höchst seltener Besucher der Kapelle, und über ihre Schwester waren seltsame Geschichten im Umlauf. Je mehr Michael darüber nachdachte, desto mehr wollte die Ueberzeugung in ihm Platz greifen, daß Miriam die Ehrvergessene sey, die in einem solchen Verhältnisse zu dem fremden Herrn stehe. — „Ich will es schon herauskriegen, an wen dieser Brief geschrieben ward, und sollte ich auch die ganze Nacht hier bleiben," sagte Michael zu sich selbst, blies entschlossen das Licht aus, ging zu dem Weißdornbaume hinaus und legte den Brief wieder an sein Versteck. Nachdem dieß geschehen war, stellte er sich wieder unter dem dunklen Vordach auf die Lauer mit dem Entschluß, zu ermitteln, in wessen Hände der Brief fiel, und wenn er auch bis zum hellen Morgen hier sollte stehen bleiben.

Es verging einige Zeit, ohne daß jemand kam. Die Uhr auf dem Giebel sang mehr als einmal der windigen Nacht die Stunde vor, und noch immer ward der Brief nicht abgeholt.

War dieß ein Hund, der plötzlich über die Mauer sprang? Irgend etwas rührte sich unter dem Baume. Michael eilte dorthin und stolperte über eine Gestalt, die am Boden kauerte. Ein Schrei des Schreckens ertönte; dann entwand die Gestalt sich geschickt seinem Griff und flüchtete sich eilig. In dem wilden Schrei hatte Michael die Stimme von Billy Winn erkannt und verfolgte denselben augenblicklich. Aber er kam zu spät. Der halb blödsinnige Junge rannte davon, als ob er ein Gespenst gesehen hätte, — wahrscheinlich hatte er den Alten auch für ein solches gehalten — und war, von der Dunkelheit begünstigt, bald aus dem Bereich seines Verfolgers. Michael gab das Nachsetzen endlich athemlos auf, kehrte zu dem Baum zurück und fand, wie er erwartet hatte, daß der Brief verschwunden war.

Dem halbverrückten Jungen, welcher all die unstörbare Schlauheit und den Gleichmuth eines schwachen Verstandes besaß, ein Geständniß abzuzwingen, wäre eine hoffnungslose Aufgabe gewesen. Allein Michael Hoser hatte genug ermittelt; er wußte, daß eine Person aus seiner Gemeinde auf den Wegen der Sünde ging, und war fest entschlossen, dieses Mädchen oder Frauenzimmer ohne Ansehen der Person zu entlarven und sie, ehe vierundzwanzig Stunden vergingen, öffentlich zu beschämen und ihre Schmach dem Gerede und der Kunde des ganzen Dorfes preiszugeben.

6. Die Schwestern.

Wie öde und düster brach am andern Tage der Morgen über Stonybeach an, mit dem bleigrauen wolkenschweren Himmel und dem strömenden Regen, der unablässig auf das graue Meer herabfiel! Wie schaurig brüllte die Brandung, welche der Wind der vergangenen Nacht noch mehr aufgewühlt hatte, längs der Küste hin!

Als Martha Hoser bei Tagesgrauen aus dem Fenster ihres kleinen Stübchens blickte, sank ihr Muth; sie ward düster und sehnte die Nacht herbei, daß sie diesen freudlosen, trüben Tag verschlinge. Sie war schon mit beengenden, seltsamen, unheilvollen Ahnungen und Vorgefühlen erwacht, und undeutliche Befürchtungen und Aengsten hatten sie in ihrem Gebete gestört. Müde und verstört, ohne daß sie wußte, warum, ging sie an ihre täglichen Pflichten und Verrichtungen hinunter, welche jetzt freilich leicht genug waren, denn Martha verließ nur selten mehr ihren Stuhl neben dem Kaminfeuer. Ihr Husten wurde immer schlimmer, und ihre Gesundheit täglich wankender. Sie vermochte nicht mehr ihrem Vater die Bücher zu führen, wie sie bisher gethan hatte, und war genöthigt gewesen, dieß Geschäft ihrer Schwester zu überlassen. Ellen aber verstand sich besser auf die Krankenpflege, als auf die Buchhaltung. Sie wartete Martha mit immer steigender Zärtlichkeit und Hingebung ab. Und wenn sie auch zuweilen die heitere leichte Stimmung ihrer Schwester vermindert wähnte, oder sie noch zerstreuter oder gedankenvoller fand als ehedem, so sah Martha doch nie auch nur den Schatten einer Veränderung ihrer Anhänglichkeit und Liebe in Ellen, und erfand sie weniger zärtlich und hingebend als ehedem.

Stunde um Stunde gossen den ganzen Tag hindurch die grauen Wolken ihren Regen in das trübe Meer. Endlich ging der düstere Tag zur Neige, und in des Segelmachers Hause war der Tisch gedeckt zum Thee.

„Martha," sagte Ellen, „ich habe alles für den Vater hergerichtet, und das Wasser im Kessel siedet. Mein armer Kopf schmerzt mich heute Abend so sehr — ich will hinauf gehen und mich eine Weile auf das Bett legen!" Bei diesen Worten starrte sie in das Feuer und haspelte ihre Finger um einander mit einer unruhigen, verdrießlichen, zerstreuten Miene.

— „Geh' hinauf, Ellen, aber sieh' zu, daß Du bis zum Abendgottesdienste fertig bist. Der Vater wird heute nicht warten wollen!"

Ellen nickte stumm mit dem Kopf, blieb aber stehen und blickte noch immer starr in das Feuer. — „Martha," stieß sie dann plötzlich hervor, „gib mir eine Locke von Deinem Haar!"

„Ein Locke von mir? Wozu denn, mein Kind? — Ja, morgen sollst Du sie haben, — morgen, Mädchen! Geh', lege Dich nun nieder, aber trink zuvor diese Tasse Thee! Du siehst diesen Abend sehr angegriffen aus!"

— „Ich bin auch krank, — sehr krank, Martha!" sagte Ellen langsam, ohne auf die dargebotene Tasse Thee zu achten.

„Ellen, Ellen! was sagst Du?" rief Martha und stand erschrocken vom Stuhle auf.

— „Ich? Nichts, gar nichts. O Martha!" Sie ward kreideweiß und schien einer Ohnmacht nahe. Dann aber bezwang sie sich mit großer Anstrengung und rief mit unnatürlichem Lachen: „Ach nein, Schwester! Ich wollte Dich nur erschrecken!"

„O Ellen! Du bist wirklich krank. Was ist Dir? Sag' mir's!" sagte Martha und schlang den Arm um ihre Schwester.

— „Nichts, meine Liebe! Ich will nur eine Locke von Deinem Haar, mein Herzchen; die wird mich sogleich wieder kuriren!" sagte Ellen, schnitt mit diesen Worten rasch eine Locke von Martha's Haar ab und eilte behend aus dem Zimmer. —

„Wo ist Ellen? Ist sie noch nicht fertig?" fragte Michael Hofer seine ältere Tochter, als er bald darauf sich zum Thee niedersetzte.

— „Sie hat sich auf ein Weilchen niedergelegt, Vater! Sie scheint heute Abend nicht wohl zu seyn; allein bis Du zur Kapelle gehst, wird sie ebenfalls fertig seyn."

Nicht lange darauf legte Michael seinen Sonntagsrock an, stand zum Kirchgang gerüstet und rief die Treppe hinauf: „Komm' nun, Ellen! ich bin fertig."

„Sie ist schon vor zehn Minuten weggegangen, Herr," sagte Kezia, aus der Küche heraustretend. „Ich sah sie die Treppe herunterkommen und zur Vorderthüre hinausgehen. Ihr werdet sie in der Kapelle finden oder auf dem Hinwege einholen."

— „Deine Schwester ist vorausgegangen, Martha," sprach Michael in das kleine Wohnstübchen hinein. „Ich muß mich jetzt ebenfalls auf den Weg machen, denn meiner wartet heute Abend noch eine Arbeit, die nicht aufgeschoben werden darf!" Michael sagte dieß so ernsthaft, daß Martha ihre Augen zu ihm aufschlug und ihn verwundert anblickte: die Züge seines Gesichts waren härter und seine Lippen fester zusammengepreßt als sonst. — „Ich will Dir etwas mittheilen, Martha," sagte er, wieder zu ihr in's Stübchen tretend, und erzählte ihr nun in wenigen Worten, was am vorigen Abend sich zugetragen und was für einen Entschluß er deßhalb gefaßt hatte.

„O Vater, ich hatte eine bessere Meinung von ihm," sagte Martha mit bebenden Lippen und überströmenden Augen. „Ich kann es kaum glauben. Bist Du auch gewiß, daß er es ist?"

— „Ich bin dessen so gewiß, als ich hier stehe," erwiderte Michael.

„Gibt es denn aber keinen andern Weg, diesem sündhaften Beginnen ein Ende zu machen? Kannst Du das Mädchen nicht retten, Vater, ohne .... ohne ihn die Schmach anzuthun, und .... und ohne ihn der ...."

— „Nein," erwiderte Michael streng; „ihm geschieht nur, was er verdient. Miriam Clarke habe ich zuvor schon verwarnt. Der Herr weiß, daß ich mit meinem eigenen Fleisch und Blut nicht anders verfahren würde!" Er sagte nun kurz seiner Tochter gute Nacht und verließ das Haus.

Warum stand an diesem Abend dein guter Engel nicht auf deiner Schwelle, Michael Hofer, und versperrte dir den Weg mit dem flammenden Schwerte? Es wäre besser für dich gewesen, wenn du todt an deinem Thürpfosten niedergesunken, als wenn du noch einen Schritt weiter gegangen wärest! Verblendeter Mann! Du warst ja so erfahren und bewandert in der heiligen Schrift; hast du darin nie auf Stellen geachtet wie folgende: Alle unsere eigene Gerechtigkeit ist wie ein unfläthiges Kleid! oder: Mit demselbigen Maaße, damit ihr messet, wird euch wieder gemessen werden!? —

Martha saß mit schwerem Herzen am Feuer und nähte. Es ward ihr schwer, von jenem offenherzigen, großmüthigen, heitern fremden Mann so schlimm zu denken. Vergebens suchte sie sich an die Hoffnung anzuklammern, ihr Vater könnte sich getäuscht haben. Ihre Nadel ruhte, die Arbeit entsank ihren Fingern, und Thränen rannen leise über ihr Gesicht herab, als sie so gedankenvoll in das Kaminfeuer starrte. — „Arme Miriam!" flüsterte sie mit einem tiefen Seufzer bei dem Gedanken an den strengen Richter, in dessen Händen des Mädchens Geheimniß ruhte.

Die Schwarzwälder Uhr in der Ecke pickte eintönig; der Wind heulte wehmüthig um die Giebel und draußen prasselte der Regen unaufhörlich auf Land und Meer hernieder.

Die Uhr schlug endlich Neun, und Martha legte ihre Arbeit bei Seite. „Ich will ein Kapitel in der Bibel lesen," sagte das Mädchen, stand auf und holte seine Bibel, die auf der Kommode nahebei obenauf lag. Martha legte sich nie zur Ruhe, ohne dieser zur Gewohnheit gewordenen frommen Pflicht genügt zu haben.

Sie setzte sich wieder zum Herde und schlug das Buch auf. Als sie dieß that, rutschte etwas aus den offenen Blättern heraus und fiel auf den Boden — es war ein kleines Briefchen mit der Aufschrift: „An Martha." Verwundert fragte sie sich, was dieß zu bedeuten habe, öffnete das Briefchen und las — doch nein! Martha konnte jetzt weder lesen noch sehen; das Papier schwirrte blutroth vor ihren Augen herum und das ganze Zimmer erschien im Nu ganz dunkel geworden. Endlich wich dieser Schwindel, und nun brannte sich der Sinn, der ganze entsetzliche Sinn der Worte, auf welche sie hinstarrte, langsam und niederschmetternd in ihr Gehirn ein.

Der Brief lautete folgendermaßen:

„Wenn Du heute Abend Deine Bibel öffnest und dieß liesest, liebe Martha, so wird es geschehen seyn; die Heuchelei und Verstellung wird dann ein Ende haben, und Du wirst mich als diejenige kennen, die ich wirklich bin. Ich könnte mir die Hand abhauen, welche Dir solche Dinge schreiben muß! O Martha! wenn Du wüßtest, wie sehr ich .... Also wenn Du heute Abend Dein Kapitel in der Bibel liesest, dann werde ich schon weit fort seyn. Du mußt es über Dich nehmen, dieß ihm beizubringen. Ich weiß, wessen ich mich vom

seiner Seite zu gewärtigen habe. Ich bitte Dich nicht, Dich meiner zu erinnern oder mich lieb zu behalten; ich bin nicht werth, die Tochter eines solchen Mannes wie er, oder die Schwester eines solchen Mädchens wie Du zu seyn! Martha, er kann mich nicht mehr verachten, als ich mich selbst verachte; er kann in seinem Urtheil gegen mich nicht härter seyn, als ich selber gegen mich bin. Ich weiß, wie sehr ich mich verfehlt habe, obschon mein Vertrauen in ihn, auf dessen Bitten ich euch verlasse, weit größer ist, als ich euch in Worten auszudrücken vermöchte. Hätte er mich aufgefordert, über die ganze Welt hin zu ihm zu kommen, so hätte ich ihm folgen müssen. Liebe, theure, treffliche Schwester, lebe wohl! O Martha, ich werde bis zu meinem letzten Athemzuge an Dich denken!"

Als Martha das Schreiben zu Ende gelesen hatte, wich das Blut von ihren Wangen, und todesblaß und einer Ohnmacht nahe fiel sie in ihren Stuhl zurück. Allein sogar in dieser Lage, wo alle ihre geistigen Fähigkeiten gelähmt schienen, verlor sie nie für einen Augenblick das Bewußtseyn ganz; ihre Augen suchten die ganze Zeit über etwas und schweiften durch das ganze Zimmer. Was für einen Vorfall hatte ihr Vater ihr erzählt? Wo war ihr Shawl? Sie mußte gehen — noch in diesem Augenblick; sie mußte nach der Kapelle eilen, obschon ihre Glieder matt und schwach waren und sie seit vielen Wochen nicht über die Schwelle gekommen war. Sie erhob sich von ihrem Stuhle, raffte den Shawl auf, der in ihrer Nähe lag, und lief eilends, unbekümmert um die Kälte und den strömenden Regen, in die dunkle Nacht hinaus. Ihr erster Gedanke, ihr erster unwillkürlicher Drang war, ihren Vater zu warnen, ehe er sein Vorhaben ausführte und mit seinen eigenen Lippen die Schmach und Schande verrieth, die auf sein Haus gefallen war.

7. Die Feier des Jahresfestes.

Die kleine Kapelle auf der Höhe der Klippe ist heute sehr zahlreich besucht — trotz des Regens und der Dunkelheit fehlen nur wenige Mitglieder der Gemeinde. Der Jahrestag der Gründung ihrer Kapelle wird von den Fischern von Stonybeach alljährlich pflichtlich gefeiert, und es ist kaum Ein Hauswesen in dem ganzen Dörfchen, das nicht seinen Antheil zu der zahlreichen Versammlung im Gotteshause beigetragen hat. Sogar die Wittwe Watson — trotzdem daß ihrer Tochter der Zutritt in das Gotteshaus verwehrt ist und die arme Suse sich in diesem Augenblick mühsam durch Nacht und Regen über die Küstenfelsen von Lynmouth herüberschleppt, wo sie sich in der Kleiderhandlung einen Haufen neuer Arbeit geholt hat — selbst Susan's Mutter hat sich heute Abend in die Kapelle hereingewagt; ermuthigt durch die Anwesenheit von Jim Baus, der ihr freundlich und aufmunternd zuwinkt, wie sie hereintritt, faßt sie sich ein Herz und sucht sich ein Plätzchen auf einer Bank in der Ecke unter ihren Mitsünderinnen.

Zuerst kam die Predigt, welche der Pfarrer von Lynmouth abhielt; als diese zu Ende war, wurde der Rechenschafts- und Kassenbericht für das Jahr verlesen. Hierauf kam die Einsammlung von Beiträgen, und ein metallener Regen schien herunterzufallen, als das Geld — vorzugsweise Kupfermünze — auf die Teller gelegt wurde. Diesem Akte folgte ein geistliches Lied, nach dessen Abstimmung Michael Hoser von seinem Sitze aufstund und sagte: „Ehe wir heute Abend auseinandergehen, habe ich noch ein Wort an diese versammelte Gemeinde zu richten. Ich bitte euch, bleibt sitzen, Freunde!" Mit finsterer Miene und gerunzelter Stirne schritt der Vorstand der Kirchenältesten zu dem kleinen Vorbau unter der Kanzel. Man hätte eine Stecknadel zu Boden fallen hören können, so lautlose Stille in der Kirche erfolgte auf diese Ankündigung. „Ich bin," hob Michael Hoser langsam und feierlich mit deutlicher Stimme an, während Aller Augen auf ihn gerichtet waren, — „ich bin seit dreißig Jahren ein Mitglied dieser Gemeinde und seit zwanzig Jahren Kirchenältester in dieser Kapelle gewesen. Ich habe die Sonntagsschule und die Bibelstunden für beide Geschlechter unter uns errichten helfen. Und alles was ich im Dienste des Herrn thun konnte, das habe ich gern und bereitwillig gethan und weder Zeit noch Mühe daran gespart, wie Ihr Alle wißt. Mich dünkt also, daß ich nicht erst jemanden unter uns zu fragen brauche, ob ich mir das Recht erworben habe, an dieser Stelle gehört zu werden oder nicht. Ich glaube, mein eigener Lebenswandel und derjenige, welchen zu führen ich meine Kinder gelehrt habe, hat mir dieses Recht gegeben. Wenn ich nun heute das Wort nehme, um zu euch zu reden, so geschieht es nur, um euch zu sagen, daß ich es so wie ich es bisher gehalten habe in meinem Wesen und Wandel, mit Gottes Hülfe auch fürder zu treiben beabsichtige bis an mein seliges Ende. Ich werde nie dasjenige unterlassen oder versäumen, was meine Pflicht mir zu thun auferlegt, gleichviel, was Freunde und Nachbarn auch darüber denken oder sagen mögen. Meine Pflicht gebietet mir aber heute Abend, eine Sünderin der Schande preiszugeben, und einem Gewebe von Sünde, Trug und Verstellung ein Ziel zu stecken. Ich habe in Erfahrung gebracht — gleichviel wann oder auf welche Weise — daß eine der Besucherinnen meiner Bibelstunden ...." (hier wandte er sich zu den jungen Frauenzimmern, welche vor und unter ihm auf der vordersten Bank saßen) .... „sich hat auf Wege verleiten lassen, welche sie unfehlbar in Schande und Verderben stürzen werden. Ich habe ermittelt, daß sie, die Woche um Woche hieherkommt, um das Wort Gottes lesen und predigen zu hören, so weit von der Tugend und Furcht Gottes abgewichen ist, daß sie im Begriffe steht, auf das Geheiß eines Fremden ihre Heimath und ihre Verwandten zu verlassen. Ich habe erfahren, daß derjenige, welcher sie hiezu verleiten will, ein Mann ist, dem wir alle Vertrauen und Glauben geschenkt haben. So fordere ich denn diese junge Sünderin, welche diese meine Worte hört und deren Wahrheit erkennt, hiemit alles Ernstes auf, von dannen zu gehen aus unserer Mitte und sich niemals wieder hier zu zeigen. Ich fordere ihre Gespielinnen auf, sie zu meiden, wie sie den Aussatz der Sünde fürchten. Laßt die jungen Mädchen unter uns keinerlei Umgang mehr mit ihr haben; sie aber mag ihres Weges weiter gehen und erfahren — was sie bald inne werden wird — wie der Herr diejenigen führt, welche ihre Gesichter darauf hinwenden, Böses zu thun, und deren Wege die Wege der Uebertretung sind ...." Er hielt inne, und der langsame Pendelschlag der Uhr auf dem Dache ward durch das Schweigen hindurch hörbar. O Michael Hoser, du ziehest auf dich selbst schwerere Gerichte herab, als diejenigen irgend sind, mit denen du drohest!

„Wenn meine Worte sie nicht erschüttern," fuhr er fort, bezeichnete mit seinem Blicke eines der jungen Mädchen vor ihm und sprach mit noch ernsterer eindringlicherer Stimme, „wenn meine Ermahnung sie nicht bewegen kann, so halte ich in meiner Hand einen Gegenstand, der ihre Kühnheit zu Schanden machen wird. Gestern Abend fand ich dies Messer auf dem Kirchhof — der Mann hatte es verloren, der ihr den Brief geschrieben, worin sie zur Flucht aus dem elterlichen Hause aufgefordert wurde! Dieser Mann war Herr Lennox; ja, er, der Fremdling, dem wir das Leben retteten, vergilt uns auf diese Weise! — Und nun, Miriam Clarke, wann Dein Herz nicht härter ist, als der kalte Mühlstein . . . ."

Waren die Kerzen auf dem eisernen Reif über Michael's Haupt im Nu trübe geworden, oder drang ein Windstoß herein und drohte sie plötzlich auszulöschen? Sie flackerten heftig und wurden düster.

„Halt, Vater! — halt' ein!" sagte jemand in leisem aber deutlichem Tone von dem fernen Ende der Kapelle her. Jedes Herz erbebte bei diesem Tone und bei dem Anblick einer bleichen verstörten Gestalt, mit Augen wie glühende Kohlen und mit aufgelösten regentriefenden Haaren, welche die Flügelthüren der Kapelle aufgerissen hatte und athemlos, an einen der Thürpfosten sich anklammernd, auf der Schwelle stand. Beim Anblick dieser entsetzlichen Erscheinung sank Michael Hofer's emporgehobene Hand, worin das funkelnde Messer blinkte, machtlos an seiner Seite herab.

— „Vater!" rief die seltsame Gestalt, „komm' nach Hause! komm' schnell, und Gott erbarme sich unser!" Dabei hielt sie einen Brief in die Höhe und blickte ihren Vater mit verstörtem Gesichte an.

„Martha, Martha! was für eine Schreckensbotschaft bringst Du mir?" fragte Michael beklommen. Seine Lippen bewegten sich noch, aber er brachte keinen weitern Ton hervor. Wäre seine verstorbene Gattin aus dem Grab auf dem Kirchhofe draußen emporgestiegen und auf diese Weise vor ihn getreten, so hätte Michael Hofer's Gesicht keine bleichere gespenstigere Farbe tragen können. Alle Anwesenden saßen wie gelähmt, und jeder blickte betroffen seinen Nachbar an.

— „Vater, ich kam, um Dich zu warnen, aber ich komme nun zu spät. Gottes Gericht lastet auf unserem Hause. Komm' nach Hause, komm' sogleich!" rief Martha mit demselben lautlos heisern gedämpften Tone und stand mit demselben verstörten Gesichte da. Aber ihr Vater hörte nichts mehr — es war plötzlich vor seinen Augen dunkel geworden; er ward aschgrau, sein Unterkiefer sank herab, und ehe seine Tochter noch zu ihm gelangen konnte, stürzte Michael Hofer auf den Boden nieder, als ob ein Blitzstrahl vom Himmel ihn getroffen hätte.

* * *

Die Wolken hängen diese Nacht niedrig draußen auf den öden, hohen, steilen Küstenfelsen, welche um Stonybeach herumliegen. Susan Watson, auf dem Heimwege von Lynmouth, hüllt sich dichter in ihren fadenscheinigen Shawl, der gegen einen derartigen Regen nur den allerärmlichsten Schutz gewährt, und schreitet müde aber unverdrossen und muthig durch die Dunkelheit. Und die Finsterniß ist heute Nacht von einer Art, daß sie Himmel und Erde einhüllt und um den nächtlichen Wanderer her hängt wie etwas, das er greifen oder beiseite schieben könnte. In einer solchen Nacht muß man den Weg genau kennen, der über die Küstenfelsen führt, denn nur wenige falsche Schritte oder ein Fehltritt, und man kann von diesen steilen Höhen kopfüber in die an ihrem Fuße brandende See hinunterstürzen.

Wie Susan auf diese Weise rüstig ausschreitet, läuft sie mit Einem Male Gefahr, von einem Reiter niedergeritten zu werden, dessen Herankommen sie auf dem weichen Grase nicht gehört hat. Der späte Reisende hält sein Roß an, stößt eine unmuthige Verwünschung auf die Dunkelheit aus und erkundigt sich dann mit gedämpfter Stimme, in welcher Richtung die Kiesbrüche von Sandstone liegen. Susan gibt ihm Bescheid auf seine Frage, und als er ihr gedankt, gute Nacht geboten hat und weiter geritten ist, frägt sich das Mädchen verwundert: wer denn wohl der Mann seyn möge, der so spät noch und in einer solchen Nacht über diese einsamen Höhen reite und zwar nach den Kiesbrüchen, und was er um diese Stunde dort zu schaffen haben möge? Susan wähnt, sie habe die Stimme des Reisenden früher schon einmal gehört, und geht grübelnd und betroffen ihres Weges weiter.

Susan Watson ist ein wackeres muthiges Mädchen, und die Nacht hat keine Schrecken für sie; allein sie ist kaum eine Viertelstunde von dem späten Reiter hinweggegangen, so schlägt ein Ton an ihr Ohr, welcher ihr vor Schreck und Entsetzen das Blut in den Adern zu erstarren macht. Es war ein lang anhaltender lauter Schrei des Schreckens oder der Todesangst, ein Schrei so laut und gellend, daß die Meeresvögel in ihren felsigen Horsten und Nestern dadurch aufgeschreckt wurden und Susan im Finstern scheu um den Kopf flatterten. Es war der wildeste angst- und verzweiflungsvollste Schrei, den Susan in ihrem ganzen Leben gehört hatte. Er verklang und ließ die Nacht so schweigend wie zuvor, ausgenommen, daß die Luft nun in ihrem Dunkel und Schweigen mit Schreck und Grauen geschwängert erschien. Mit pochendem Herzen begann Susan nun zu laufen und mäßigte ihren eiligen Schritt nicht eher, als bis sie die Lichter in den Fenstern der Fischerhäuschen von Stonybeach zu Gesicht bekam.

Was mochte es denn heute Nacht nur Schlimmes im Dorfe geben, daß so viele Leute noch zu solch' später Stunde auf den Beinen waren? Weßhalb standen denn die Leute noch in Gruppen vor den Hausthüren und sprachen so ernst mit einander? Ach, Susan erfuhr nur allzubald, was sich zugetragen hatte! Ihre Mutter erwartete sie schon auf der Schwelle, lud sie zu raschem Eintritt ein und deutete auf die am Herde sitzende Gestalt, in welcher Susan ihren alten Freund Jim Bans erkannte, der wie ein Kind weinte.

„O Susan!" rief Mutter Watson, ebenfalls tief erschüttert und wischte sich die Augen; „wir haben hier ein gerüttelt volles Maaß von Unglücksfällen! Meiner Treu, ich kann Dir kaum sagen, was hier vorgefallen ist. Sieh' nur Jim an! so sitzt er nun schon die ganze Zeit über da!"

Als Susan von Ellen Hofer's Flucht hörte, ward sie sehr blaß, und es ging ihr wie ein schmerzlicher Stich durch das Herz. Mußte nun auch eine andere leiden, was sie selbst erduldet hatte? Sie ging in ihr Kämmerchen, vermochte aber nicht zu schlafen. Die Nachricht, die sie gehört, erfüllte sie mit Kummer und Furcht — einer dumpfen, bangen Ahnung, weil sich in ihrem Geiste unwillkürlich der Gedanke festsetzte, jener wilde Schrei,

den sie auf den Küstenfelsen gehört hatte, könnte damit zusammenhängen. Als sie gegen Morgen einschlief, träumte ihr, sie höre diesen Schrei abermals, und sie richtete sich jählings fröstelnd und zitternd im Bette auf, wie jener Schrei noch einmal durch ihren Traum klang.

Es war um Tagesanbruch. Susan stand auf und kleidete sich rasch an. Sie wollte hinausgehen und sich Beruhigung verschaffen über die entsetzlichen Zweifel, die sie die ganze Nacht hindurch gequält hatten. Sie machte ein Feuer auf, bereitete ihrer Mutter das Frühstück und verließ dann in aller Stille das elterliche Häuschen.

Es war ein sonnenheller, klarer Morgen nach dem Regen. Der Wind blies frisch die Straße herauf, und die eben aufgehende Märzensonne schien mit kalten, hellen Strahlen auf die weißen Hausgiebel und die fernen Küstenklippen. Susan schlug den schmalen Feldweg ein, der zu den Dünen hinauf, und auf halbem Weg, mittelst einer langen in den Felsen gehauenen Treppe, nach dem Strande hinunterführte. Niemand war schon auf den Beinen, — niemand als zwei Fischer, die von dem Strande heraufkamen und irgend etwas mit einander auf den Schultern trugen.

Susan blieb plötzlich erschüttert stehen. Eine furchtbare Angst hemmte ihre Schritte, und sie vermochte sich nicht zu erklären, ob die ernsten Gesichter der mit gesenkten Blicken daherkommenden Fischer, oder das seltsame Aussehen der Last, die sie trugen, diese wilde Angst bei ihr hervorgerufen hatten. Der vorderste der beiden Männer ward Susan gewahr, hob die Hand feierlich empor und ließ sie dann wieder an seine Seite herabfallen; diese stumme Geberde war ihr genug. Susan drückte sich an die Felswand, denn ein plötzlicher Schwindel hatte sie erfaßt und sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe.

Die Fischer kamen schweigend und langsamen Schrittes näher. Als sie nur noch wenige Schritte von Susan entfernt waren, machten sie Halt und legten ihre Last auf den Boden nieder; Einer von ihnen bückte sich und zog das Segeltuch beiseite, welches sie über ihre Last hergebreitet hatten.

Barmherziger Gott! hier lag Herr Lennox vor ihr blaß und todt und starr, der Schein der Frühsonne fiel auf seine starren Züge, und der Morgenwind spielte mit seinem langen Haar.

Die Männer sprachen kein einziges Wort, sondern nahmen ihre Last wieder auf und gingen schweigend ihres Weges weiter. Susan aber vergrub das Gesicht in den Händen und stand da wie Eine, die aus irgend einem grauenvollen Traum zu erwachen sich bemüht.

Es war also *sein* letzter Schrei der Todesangst, den sie vergangene Nacht gehört hatte; er war der gespenstige Reiter gewesen, dem sie auf seinem letzten Ritte über die Küstenklippen begegnet war. Er hatte sie um den Weg nach den Kiesgruben gefragt. War dieß wohl der Platz, wo er Ellen hatte treffen wollen? Ganz gewiß, und Ellen wartete vielleicht jetzt noch daselbst auf ihn! Sobald dieser Gedanke durch Susan's Kopf schoß, stieg in ihr auch eine plötzliche Hoffnung auf.

Die Kiesbrüche von Sandstone lagen eine volle Wegstunde hinter Stonybeach, an einer Stelle, wo die Dünen südwärts strichen, in einem stillen abgelegenen Thälchen. Susan kannte den Ort wohl; sie hatte oft als Kind dort gespielt.

Bevor noch der blaue Rauch kräuselnd gen Himmel stieg und verkündete, daß das kleine Fischerdorf wieder einmal zu seinen täglichen Sorgen und Strapazen erwacht war, schritt Susan Watson rüstig über die Dünen hin. Auf ihrer ganzen Wanderung über die stillen Höhen, wo kein Laut zu hören war, als die Glöckchen der waidenden Schafheerden, betete Susan mit bebenden Lippen, es möchte ihr doch gelingen, das arme Mädchen, welches sie aufsuchte, zu retten und auf den guten Weg zurückführen.

8.

Es war wiederum Nacht, und Jim Baus saß an Wittwe Watson's Herd und blickte düster und betrübt in's Feuer; von Zeit zu Zeit entstieg der Brust des Alten ein schwerer Seufzer, aber er änderte weder seine Stellung, noch erhob er das Haupt.

„Was mag denn aus unserer Suse geworden seyn, Jim?" fragte die Wittwe Watson. „Ich werde doch nachgerade ängstlich ihrethalben. Es ist beinahe sieben Uhr, und sie ist schon seit Tagesanbruch weggegangen, und niemand weiß wohin oder weßhalb."

— „Werdet nicht ungeduldig, Mutter Watson!" versetzte Jim mürrisch; „sie wird bald wieder nach Hause kommen!"

Allein es verging abermals eine Stunde und Susan kehrte immer noch nicht zurück. Auch Jim Baus begann jetzt unbehaglich zu werden, und sagte: „Wie wär's, wenn ich ein Stück auf dem Wege nach Lynmouth ihr entgegen ginge. Sie hat vielleicht einen Auftrag dorthin gehabt oder ist Geschäfte halber dahin bestellt und über die Zeit aufgehalten worden!"

Damit stand der alte Matrose vom Stuhle auf und griff nach seinem Südwester. Schon hatte er die Hand auf der Klinke, um wegzugehen, als jemand sachte an der Thüre pochte. Er öffnete die Thüre, und siehe! da stand Susan draußen auf der Schwelle und legte den Finger auf den Mund, um Jim Stillschweigen aufzuerlegen, und winkte ihm hinaus.

„Jim," sagte Suse und legte ihre Hand auf seinen Arm, und sprach mit ganz leiser, gedämpfter Stimme, als sie draußen im Sternenlichte beisammen standen, „Jim, sie ist hier. Ruft die Mutter unter irgend einem Vorwand vom Hause hinweg, während Ellen und ich in mein Kämmerchen hinaufgehen. Sie kann noch Niemandes Anblick ertragen."

Jim kehrte in's Haus zurück und that wie Susan ihm befohlen hatte. Nach einem kleinen Weilchen rief Susan beide wieder in's Haus zurück.

„Gott sey Dank, daß ich diese Stunde erlebt habe!" rief Susan, als ihre Mutter und der alte Matrose sie mit kummerschweren Zügen anblickten.

— „Ich danke dem lieben Gott, daß es mir vor allen anderen Frauen vergönnt war, sie zu finden und zu retten! Mutter, es ist ganz so gekommen, wie es seyn sollte!" Das Mädchen sprach mit einer Innigkeit, welche genugsam zeigte, wie tief und aufrichtig das Gefühl war, dem sie Ausdruck gab.

„Wie hast Du denn gewußt, Susan, was für einen Weg sie eingeschlagen hatte?" fragte Jim Baus.

Susan saß eine Minute schweigend da, dann versetzte sie: „Das will ich Euch sagen, Jim!" und erzählte ihm nun in eilender Kürze das Ereigniß mit dem wilden Schrei, den sie gehört, mit den seltsamen Befürchtungen, zu denen derselbe ihr Anlaß

gegeben hatte, und die entsetzliche Bestätigung ihrer Befürchtungen und Vermuthungen, welche sie an diesem Morgen erlebt hatte. „Als ich an die arme Ellen dachte und wie sie vielleicht noch drüben an den Kiesgruben auf ihn wartete, den sie niemals wieder sehen sollte," fuhr Susan fort, „so machte ich mich gleich auf den Weg nach den Kiesbrüchen von Sandstone und bat den lieben Gott von Herzen, er möge mich noch rechtzeitig kommen lassen, um das arme Blut zu retten. Als ich die Kiesgruben erreichte, brach es mir beinahe das Herz, wie ich sie so auf einem großen Steine dasitzen sah, das Gesicht in die Hände verborgen und leise weinend. Ich fand sie in einem feuchten Loche, wo der Regen die ganze Nacht auf sie heruntergeströmt war, verstört und blaß wie ein Gespenst und mit großen schwarzen Ringen um ihre Augen. Sie machte sich auf die Flucht, als sie mich sah, aber ich folgte ihr über die Dünen hin und rief ihr zu, sie solle um Gottes willen umkehren und mich erwarten, weil ich ihr etwas zu sagen habe. Es muß beinahe Mittag geworden seyn, ehe ich sie endlich einholte. Sie war an der Steinmauer eines Schafpförchs niedergesunken, ganz ermattet und erschöpft. 'Susan,' sagte sie zu mir, 'laß mich sterben! O, es ist grausam von Dir gewesen, daß Du mich auf solche Weise verfolgt hast!' Dann stand sie plötzlich auf und versuchte wieder weiterzugehen. Ich aber schlang meine Arme um sie, hielt sie mit Gewalt zurück und bat sie, mir nur einen Augenblick ruhiges Gehör zu schenken.

„Ich kann Euch gar nicht sagen, wie sehr sie mich bat, ich möge sie gehen lassen; noch vermöcht' ich es zu beschreiben, wie furchtbar unglücklich sie sich fühlte, und wie sie in Wort und Aussehen verrieth, daß ihr beinahe das Herz brach! Wir setzten uns miteinander auf den Boden nieder in den hellen Sonnenschein, und die Schafe waideten ruhig in der Nähe, und es saßen wohl nie ein Paar traurigere Herzen bei einander unter dem freien Himmel. Aber mein Zuspruch that Wunder und Wirkung an ihr — Gott weiß es, ich konnte aus Erfahrung sprechen — und sie hörte mich endlich ruhig an. Es kostete mich viele Mühe und lange Zeit, um sie zu bereden, daß sie wieder mit mir zurückkehre, aber sie that es nach einer Weile doch; nur bat sie mich flehentlich, ich solle warten bis es Nacht seye, damit niemand sie sehe und niemand um den Weg seye. So blieben wir denn in den Brüchen sitzen, wo uns niemand sehen konnte, und warteten; sie legte den Kopf auf meine Schulter und ich wickelte meinen Shawl um sie, denn die Sonne schien sie gar nicht erwärmen zu können und sie war eiskalt. Sobald die Sonne untergegangen war — und ich meinte immer, der Tag seye mir in meinem ganzen Leben noch nie so lang geworden — wanderten wir mit einander dem Dorfe zu, und endlich, nachdem es ganz dunkel geworden, schlichen wir uns unbemerkt und ungesehen bis an unsere Thüre. Jetzt schläft sie, das arme Kind, und wenn man ihr verstörtes, leidendes Gesicht ansieht, so sollte man meinen, sie werde gar nicht wieder aufwachen. Da ich weiß, was ihrer noch wartet, so möcht' ich ihr es beinahe gönnen, daß der Tod ihren Leiden ein Ende mache."

Susan schloß hiemit ihre Erzählung, und Alle blieben eine Weile stumm; endlich brach das Mädchen wieder auf's Neue in ein Weinen aus, rang die Hände und sagte mit tief ergriffener Stimme und innigster Erschütterung: „O, Mutter! sie ist noch so jung und doch schon so unglücklich! Und vielleicht bin ich die Schuld an ihrem Unglücke! Vielleicht haben meine Sünden und mein Beispiel solche Früchte an Anderen hervorgebracht! O Herr Gott und Vater! gib gnädiglich, daß dieß nicht mir zur Last gelegt werde!" Ihr kummervolles, gepreßtes Herz schaffte sich nun durch anhaltendes Weinen Erleichterung.

„Stille, stille, Mädel! sprich nicht so!" versetzte Jim Baus mit bewegter, heiserer Stimme. „Wenn irgend jemand, so hast Du Böses mit Gutem vergolten, Suse. Du hast dem Michael Hofer für all das, was er Dir in Worten und Thaten zu Leide gethan hat, auf eine Weise gelohnt, an welcher der Herr, dem er dient, keinen Tadel finden kann. Du hast feurige Kohlen auf sein Haupt gesammelt und heute eine edle, muthige Rache an ihm genommen, mein wackeres Mädchen!"

* * *

Sieben Tage waren vergangen seit jenem verhängnißvollen Abende, wo die Hand des Herrn mit ihrem Gerichte so schwer auf Michael Hofer fiel, und niemand in ganz Stonybeach hatte ihn seit jenem Abende wieder gesehen. Aus den geschlossenen Thüren und Fensterläden und den dicht verhangenen Fenstern seines Hauses konnte man abnehmen, daß irgend ein großer Kummer darin brüte; allein nur diejenigen, welche den Mann kannten, der hinter jenen verdunkelten Fenstern sich versteckte, vermochten den bittern Schmerz und das Elend zu ermessen, welche sich unter seinem Dache verbargen. Ebbe und Fluth steigen und fallen, das große weite Meer wogt in leuchtendem Glanze oder hüllt sich in trübes Grau, aber für ihn gibt es weder Tag noch Nacht, wie er so dasitzt und in die todte, kalte Asche seines Herdes stiert. Kein Nachbar drückt auf die Klinke, um ihm seine Hülfe oder sein Mitgefühl anzubieten — sie wissen wohl, daß das Eine wie das Andere abgewiesen werden würde. Michael ist von jeher allein und vereinzelt und in stolzer Selbstgerechtigkeit unter ihnen dagestanden; er muß sich also nun auch auf diese Weise behelfen.

Es ist nun die siebente Nacht, daß er so dasitzt; ganz ohne Gefährten und Trost in seinem Kummer. Martha liegt droben in ihrem Kämmerchen auf den Tod krank. Erschöpft und gebrochenen Herzens liegt sie da, und ihr Lebenslichtchen flackert dem Ende zu. Niemand ist um sie, als die alte Magd, denn Michael's Haus ist für jeden Besucher verschlossen. Selbst dem alten Jim Baus ist der Zutritt verwehrt worden, und drei Nächte nacheinander hat der alte Matrose dem Hause traurig wieder den Rücken gewandt.

Heute Abend ist er aber entschlossen, sich um jeden Preis Zutritt zu verschaffen; er bringt ein Stückchen Papier mit, das einige durch Thränen verwischte Zeilen von Ellen's Hand enthält, welche hoffentlich des Vaters Herz erweichen und zur Milde stimmen werden. Er steht in der kleinen Küche, während Kezia ihrem Herrn den Brief übergibt, und erwartet mit peinlicher Angst ihre Rückkehr. Die alte Magd schüttelt tief bekümmert den Kopf, als sie wieder in die Küche tritt. — „Der Herr sagt, er habe keine Antwort darauf zu geben," sagt sie stille weinend; „Du lieber Himmel! es würde Euch das Herz brechen, Baus, wenn Ihr ihn sehen könntet! Da sitzt er brütend in dem Wohnstübchen und wird mit jeder Stunde grauer und älter. Er hat

die Bibel vor sich liegen, aber findet keine Hülfe und keinen Trost darin. Er hat sie an jenem Abend heruntergenommen, als er nach Hause kam, und hat Ellen's Namen aus dem Blatt herausgerissen, auf welchem die Namen aller seiner Kinder aufgeschrieben stehen; und so liegt die Bibel noch neben ihm."

„Und Martha?" fragte Baus leise.

— „Sie liegt den ganzen Tag ruhig im Bette und läßt keinen Laut des Unmuths hören. Horch, da pocht sie soeben!"

Es war ein Laut, als ob droben jemand schwach mit dem Stocke pochte. Kezia eilte hinaus und kam nach einer Minute wieder herab, um Jim zu sagen, daß Martha ihn sprechen möchte, wann er sich hinauf bemühen wolle. Der alte Matrose nahm den Hut ab und folgte gelassen seiner Führerin.

„Er verleugnet sie also, Jim? Er weigert sich, sie zu sehen?" rief das kranke Mädchen, als der alte Seemann zu dem Bette trat. — „Ich erkannte es an dem Tone seiner Stimme. Mein Gehör ist scharf geworden — sehr scharf!"

Jim betrachtete verwundert und bestürzt das blasse Gesicht und die großen, glänzenden Augen der Sprecherin. Es lag eine hehre Schönheit auf Martha's Antlitz, wie er sie nie zuvor darauf gesehen hatte; allein sie war von einer Art, die ihm Grauen und Ehrfurcht einflößte.

„So ist es, Martha," erwiderte er; „ich glaubte, er werde nachgeben; aber er hat es nicht. Michael Hoser ist ein hartherziger Mann, davon kann ich zeugen."

— „Jim, der Herr kennt seine eigene Zeit! Wann Er es für rechtzeitig erachtet, wird der Fels bersten und die Wasser herausfließen. Ich hoffe diese Stunde noch zu erleben, Jim, so kurz auch meine Frist mir noch gesteckt ist!"

„Du glaubst also, er werde noch nachgeben, Martha?" fragte der alte Matrose traurig.

— „Ich weiß es gewiß, Jim. Bevor ich noch sterbe, werde ich Beide neben meinem Bette stehen sehen. Sagt ihr, daß ich dieß prophezeie, und meine Worte sind wahr! Sagt ihr, daß ich ohne diesen Glauben nicht ruhig hier liegen und auf mein Ende warten könnte, wie ich nun thue!" — —

Und es kam, wie Martha gesagt hatte. Die Schranken, womit das starre Herz dieses vermeintlichen Gottesmannes sich abgesperrt hatte, wurden plötzlich niedergeworfen. Als nämlich Michael Hoser am darauffolgenden Abend an seinem Herde saß, ward er plötzlich in das Kämmerchen seiner Tochter entboten.

„Vater!" rief die Kranke, richtete sich von ihrem Kissen auf und schaute ihn mit einem Blicke an, der ihm ganz durch die Seele drang; „mein lieber Vater! ich habe nach ihr geschickt, daß sie zu mir an mein Bett komme. Ich muß Euch wieder versöhnt und zusammengebracht sehen, ehe ich sterbe. Stille, ich höre sie schon daher kommen!" setzte sie hinzu, erhob den Finger und lauschte. Aber Michael Hoser vermochte keinen andern Ton zu unterscheiden, als den der steigenden Fluth.

Es entstand eine lange Pause, während deren Martha's Lippen sich wie im Gebet bewegten; dann hörte man Schritte vor dem Hause und Fußtritte auf der Treppe. Die Thüre öffnete sich und drei Personen erschienen auf der Schwelle — im nächsten Augenblick lagen die Schwestern einander in den Armen. Michael blickte mit eiskalter Miene auf seine beiden Kinder.

„Martha, bitte ihn, daß er mich anrede — daß er mich wenigstens ansehe!" schluchzte die weinende Gestalt, die neben dem Bett in die Kniee gesunken war.

Allein Michael rührte sich nicht und sprach nicht. Dem alten Jim Baus zuckten die Lippen unwillig, als er ihn anblickte. „Hörst Du sie, Michael?" flüsterte er ihm zu. „Sprich doch mit ihr, Michael! Sey nicht so hart gegen sie!"

Keine Muskel zuckte in diesem grauen, gefurchten Gesichte. Da hub Martha ernst und feierlich an: „Vater! hat der liebe Gott nicht seit so vielen Jahren Nachsicht mit uns gehabt, und sollten wir nicht ebenfalls Nachsicht mit den Schwachheiten einer Andern haben? Vater, um der Liebe dessen willen, dem Du dienst, sprich ein freundliches Wort mit ihr!"

Allein Michael stand noch immer schweigend und mit stieren, marmorkalten Augen und Zügen da. Während der Pause, welche Martha's Worten folgte, hörte man das Rauschen und Tosen der steigenden Fluth; dieß und das Ticken von Jim Baus' dicker Taschenuhr waren die einzigen hörbaren Laute.

Nach einer Weile drang eine helle feierliche Stimme durch die Stille dieser Kammer und rief: „Mit demselbigen Gerichte, damit ihr richtet, sollt ihr einst wieder gerichtet werden!" Diese Worte ertönten von dem Bette aus, in welchem Martha saß, deren Augen von einem übernatürlichen Glanze strahlten.

Ein Schauer rieselte durch Michael's Gebein bei diesen Worten und ihrer Betonung. Ein langer tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. Er blieb stehen wie zuvor, aber murmelte in gedankenvoller, träumerischer Weise vor sich hin: „Sechszig Jahre — sechszig Jahre! Ein blinder Leiter der Blinden! ein Sünder, der Sünder leiten will! . . ."

Als er so dastund, wie Einer, der aus einem bangen Traume erwacht, legte sich eine Hand sanft auf seinen Arm, und Ellen sank schluchzend vor ihm in die Kniee.

„Nicht so!" rief er und schrak zusammen wie ein böses Gewissen. „Nicht dort, mein Kind! komm' an mein Herz!" damit hob er sie in seinen Armen auf, die Wolken schwanden von seinen Augen und Ellen weinte an seinem Busen.

— „Vater!" rief dieselbe feierliche Stimme noch einmal, „dort steht Susan Watson. Sie war es, die Ellen gerettet und zu uns zurückgeführt hat. Kehre Dich zu ihr und schließe ihre Hand in die Deinige, ehe ich sterbe!"

Michael Hoser bot dem armen Mädchen seine Hand und sagte mit leisem demüthigem Tone: Susan, ich bitte Dich um Verzeihung für all' das Unrecht, das ich Dir gethan habe. Du bist eine bessere Christin als ich!"

„Gott segne Dich für diese Worte, Michael!" rief Jim Baus.

Der letzte Anblick, welchen Martha's brechendes Auge noch hatte, war ihr Vater, der neben Ellen an ihrem Bette in die Kniee sank und zerknirscht betete: „Herr, sey mir Sünder gnädig!"

Eine wendische Bauernhochzeit.

Eine ethnographische Skizze von E. Z.

Schon mancher Herren Länder habe ich kreuz und quer durchzogen, aber niemals habe ich einen drolligeren Reisegefährten gehabt, als in dem verflossenen Sommer, wo ich zu einem mir befreundeten Pfarrer im hannover'schen Wendlande*) wanderte, der mich eingeladen hatte, einige Wochen bei ihm im Kreise seiner Familie zuzubringen. Als ich von meinem Ziel nur noch eine Wegstunde entfernt war, hörte ich plötzlich vor mir in dem jungen Tannengehölz, durch welches sich der Fußpfad dahin wand, mit seltsam pathetischem Tone declamiren.

„Sollte sich hier ein eifriger Seelenhirt oder ein grundgelehrter Schulmeister eine wohlgesetzte Rede für irgend eine feierliche Gelegenheit einstudiren?" dachte ich.

Einige Minuten darauf verstummte der Declamator, und eine kräftige Baßstimme begann ein lustiges Lied zu singen, das dann und wann von einem tüchtigen „Jauchzer" unterbrochen wurde. Zu gleicher Zeit gewahrte ich eine kurze Strecke vor mir über den niedrigen Wipfeln der jungen Tannen ein schwarzes kugelförmiges Ding, das meiner Meinung nach nur eine männliche Kopfbedeckung seyn konnte. Neugierig, den Declamator und Sänger kennen zu lernen, beschleunigte ich meine Schritte, indem ich hoffte, denselben in wenigen Sekunden zu erreichen. Aber mit dem Einholen ging es nicht so schnell. Das schwarze kugelförmige Wesen blieb stets gleich weit von mir entfernt, obwohl es äußerst seltsame Schlangenlinien in der Luft beschrieb, die sich auf dem reinen, blauen Abendhimmel und auf dem lichten Grün der jungen Tannen gar anmuthig abzeichneten.

Nach vergeblichen Anstrengungen von meiner Seite, der räthselhaften Erscheinung näher zu kommen, öffnete sich endlich das Gehölz, und nun sah ich etwa hundert Schritte vor mir ein männliches Bauern-Individuum mit unmäßig langem dunkelblauem Rock und schwarzem Hute branntwein-, bier- und wonneselig, mit fabelhafter Hast unablässig die eigenthümlichsten Curven beschreibend, auf und neben dem schnurgeraden Wege dahinstolpern, welcher durch die Kornfelder lief. Auf meinen Ruf blieb der Schnellsegler stehen, wandte sich um und erwartete mich mit holdselig lächelnder Miene. Als wir uns gegenseitig auf das Umständlichste gegrüßt, fragte ich ihn, welches Dorf er mit seiner fröhlichen Person zu beglücken gedenke.

„Ich will unseren Herrn Pastor zur Hochzeit meines Vetters einladen!" erwiderte er schmunzelnd.

Jetzt wußte ich, wen ich vor mir hatte: das Declamiren, die unsägliche Heiterkeit, die Curven, das Stolpern — Alles erklärte mir das eine Wort: Hochzeitbitter.

„Den Pastor in dem Dorfe, welches dort vor uns liegt, wollt Ihr einladen?"

— „Allemal? das ist ja unser Herr Pastor!" versetzte er mit dem Ausdruck des größten Erstaunens über meine grobe Unwissenheit.

„Nun, dann haben wir Einen Weg!" entgegnete ich vergnügt, indem ich mir im Geist die komische Rolle vergegenwärtigte, welche mein jovialer Begleiter im Pfarrhause spielen werde. „Ich will Euern Herrn Pastor auch besuchen, und denke sogar mehrere Wochen bei ihm zu bleiben."

Kaum hatte ich das gesagt, als der lustige Botschafter urplötzlich stehen blieb, seinen eichenen Stock mit der knolligen rechten Faust umklammerte, seinen Kopf in die Höhe warf und dann gravitätisch quer über den Weg zu wandeln begann, wobei er mit wunderbarem Schulmeisterton also declamirte:

Der Schulze und Hufner aus Gollahn,
Hans Kasper Michel Möveniţ,
Und auch sein Bräutlein Lobesan,
Maria Anna Misenitz,
Die lassen Euch freundliche Grüße sagen
Und laden zu ihren Hochzeitstagen.
Viel Hämmel, Gänse und fette...

Hier erst gelang es mir, dem Sturm seiner Rede Einhalt zu thun, indem ich ihn lachend bat, sein absonderlich künstliches Einladungsgedicht so lange in seiner Brust zu verschließen, bis wir das Pfarrhaus erreicht hätten, dort wolle ich ihm mit Andacht zuhören und seine Einladung annehmen.

Er sah das Menschenfreundliche dieses Vorschlages ein, und in bester Eintracht setzten wir zusammen unseren Weg fort.

Unsere Ankunft erregte großen Jubel im Pfarrhause — der begeisterte Herold aber hatte schon zehn Schritte vor der Thür seine ernsthafte Amtsmiene angenommen, und sobald er nur eine Möglichkeit sah, mit seiner Stimme durchzudringen, gab er sich sofort an's Auf- und Abwandeln mit obligatem Declamiren, wobei er jedoch mehrmals in bedrohlichen Conflict mit dem weißen Spitz des Pfarrers gerieth, der sich unvorsichtiger Weise in sein „Fahrwasser" wagte.

Seine Ladung wurd allseitig mit Lachen und Fröhlichkeit auf- und angenommen, und nachdem er seine Amtsmiene abgelegt und sich mit Wein und Kuchen gestärkt hatte, schritt er mit Hülfe seines Stockes, ohne sehr bedeutende Curven zu beschreiben, von dannen.

„Es freut mich, daß mir durch diese Einladung Gelegenheit geboten ist, Sie mit den Eigenthümlichkeiten meiner kleinen Heerde bekannt zu machen," sagte der Pfarrer zu mir, als wir in traulichem Kreise unter dem großen Apfelbaume vor der Hausthür saßen. Sie werden manche originelle Scenen zu sehen bekommen. Der wendische Bauer arbeitet mit beispielloser Ausdauer Tag und Nacht, wenn's aber ein Fest gibt, Bier und Branntwein und Paggeleitze*) auf dem Tisch stehen und die Tanzmusik beginnt — da ist's, als ob plötzlich ein anderer Geist in die Leute gefahren wäre. Sie sprechen und jubeln und zechen und singen und tanzen dann mit einer Lebendigkeit, die man ihnen nicht zutrauen sollte, wenn man sie bei der Arbeit auf dem Felde oder in ihren Häusern sieht.

Das Dorf, in welchem der Bräutigam wohnte und wo die

*) Unter dem hannover'schen Wendlande versteht man den nordöstlichen, zwischen Ilmenau und Elbe gelegenen Theil des Königreichs Hannover, dessen Dorfbewohner, der Mehrzahl nach, wendischer Herkunft sind. Obwohl ihre Nationalsprache bis auf wenige Spuren verschwunden ist, so haben sich doch noch viele uralte eigenthümliche Sitten und Gebräuche unter ihnen erhalten.

*) Ein Paggeleitz, ein großes Weizenbrod in Hufeisenform, ist eine sehr beliebte Speise bei den Wenden.

Hochzeit gefeiert werden sollte, war kaum eine Viertelstunde vom Pfarrdorfe entfernt, und so ward beschlossen, an dem festlichen Tage gleich nach beendigter Trauung zu Fuß dorthin zu wandern. Im Gegensatze zu der in andern Theilen Norddeutschlands herrschenden Sitte findet nämlich die Feier einer Hochzeit im Wendlande stets dort statt, wo das junge Ehepaar demnächst leben wird, also in dem meisten Fällen im Wohnort des Bräutigams.

Da die kirchliche Einsegnung auf eilf Uhr Morgens angesagt war, so erstaunte ich nicht wenig, als ich, von einem Streifzuge durch die Umgegend zurückkommend, den Pfarrer um die genannte Zeit noch in seiner gewöhnlichen Hauskleidung fand.

„Nun, die Hochzeit ist aufgeschoben?“ fragte ich.

„Bewahre,“ versetzte er, „aber das hat noch Zeit! Im ersten Jahre meiner Amtsführung stand ich stets eine volle Viertelstunde vor der zur Trauung bestimmten Zeit in meinem Ornat da und hatte dann jedesmal das Vergnügen, zwei Stunden zu warten, bis sich das Brautpaar mit seiner lustigen Schaar einstellte. Die Braut wird nämlich an demselben Morgen, wo die Trauung stattfindet, nebst ihrer ganzen Mitgift von dem Bräutigam und seinen Freunden aus dem Hause ihrer Eltern abgeholt — und das geht nicht so schnell! Ehe der sechsspännige Wagen, die Vor-, Neben- und Nachreiter, die Brautjungfern und Musikanten das gehörige festliche Aussehen gewonnen haben und aufbrechen, hat die Sonne schon ein gutes Stück ihres Tageslaufes zurückgelegt. Und ehe dann all die hungerigen und durstigen Seelen im Hause der Braut gespeist und getränkt, die Kisten und Kasten, die Stühle, Schränke, Haspel, Betten, Spinnräder und Töpfe der Mitgift auf den „Kistenwagen“ gebührender Maßen gruppirt und placirt worden sind und der Zug wieder im Dorf des Bräutigams anlangt und sich zur Fahrt nach der Kirche rüstet — da ist die Sonne manchmal schon stark im Sinken begriffen. Beim Abholen der Braut läßt es sich der Bräutigam übrigens nicht nehmen, die Erstere in eigener Person zu „fahren“. Er reitet gewöhnlich auf dem unmittelbar vor dem Wagen befindlichen Gespann, während einer seiner nächsten Verwandten oder Freunde auf dem vordersten sitzt. Da die Wenden sich stets vor den Einwirkungen des Teufels und böser Menschen fürchten, so stellt der Bräutigam auf dem Rückwege, sobald die Pferde die Grenze der zu seinem Heimathort gehörigen Felder überschritten haben, ein kleines Examen mit seiner Braut an. Auf seine Frage, wer sie fahre, muß dieselbe antworten: „Good unn goode Lüüd!“ worauf er mit zufriedener Miene erwidert: „Denn so bait et de Düüwel nich!“ und in der festen Ueberzeugung, nun gegen alle Machinationen böser Mächte gesichert zu seyn, fröhlich weiter fährt.“

Wie der Pfarrer vorausgesagt, so geschah es — erst nach ein Uhr Mittags langte der Hochzeitszug an. Die mit grünen Zweigen und Blumen-Guirlanden geschmückten vierspännigen Wägen, welche unter Gesang und Jauchzen in vollem Galopp die breite Dorfgasse dahergesaust kamen, gewährten den lustigsten Anblick von der Welt.

Während der Trauung hatte ich Gelegenheit, die äußerst originelle Tracht der Wendländerinnen zu bewundern, die in wenigen Gegenden Deutschlands so complicirt und kostbar seyn dürfte. Die Braut trug ein schwarzes Kleid und Mieder, eine an den Kanten gestickte feine weiße Schürze, ein Tuch von derselben Farbe, welches im Nacken in unglaublich viele Falten zusammen „gespendelt“ war, eine gestickte weiße „Fraise,“ die in mehreren Lagen über das Tuch herabfiel, und lange schwarze Armhandschuhe. Auf den emporgestrichenen, am Hinterkopf zusammengebundenen Haaren trug sie einen Kranz von Myrthen, der mit künstlichen Blumen, Rauschgold und vielen kurzen und langen bunten seidenen Bändern geschmückt war. Vor der Brust stack ein Rosmarinstrauß; einen ähnlichen kleineren trug sie neben dem Gesangbuch in der Hand. Der allerseltsamste Schmuck aber bestand in den vier Taschentüchern, welche sie an den Zipfeln in der Rechten hielt. Der Sitte gemäß muß es stets ein seidenes, ein weißes leinenes oder baumwollenes, ein kattunenes und ein Tülltuch mit Spitzen seyn. Die Brautjungfern und andere junge Mädchen dürfen nur zwei Taschentücher führen.

Der Bräutigam trug einen dunkelblauen Rock, lange Beinkleider und Weste von gleicher Farbe und ein schwarzes Halstuch. Der Rock war halb zugeknöpft und rechts und links mit ganz schmalen langen Rosmarinsträußchen benäht; die Cocarde auf dem Hut war ebenfalls mit kleinen Rosmarinkränzchen geziert. Die violetten Handschuhe waren mit hellfarbiger Stickerei versehen, und über dem Handschuh stack der Trauring.

Die Brautjungfern und die übrigen jugendlichen Begleiterinnen der Braut prangten in allen erdenklichen Farben. Roth, die Nationalfarbe der Wenden, spielte indessen die Hauptrolle, wenigstens bei Tüchern, Mützen und Bändern. Rock und Mieder waren theils grün, theils blau, theils violet, theils braun; das letztere sehr weit und tief ausgeschnitten und mit silbernen Knöpfen und Kettchen geziert. Tuch und Schürze waren durchgehends von derselben Farbe und beide mit bunter Kante versehen. Das erstere wissen die Wendländerinnen in eine Unzahl bauschiger Falten zu legen, so daß man die erstaunliche Größe desselben erst gewahrt, wenn man es in seinem natürlichen Zustande erblickt. Auf die „Fraisen“ schienen Alle eine ungemeine Sorgfalt verwendet zu haben. Durch die einzelnen Lagen derselben liefen Schnüre von künstlichen Früchten, Blumen und anderen Zierrathen hin, welche anmuthig aus der feinen Stickerei hervorschimmerten. Besonders in die Augen fallend war die mit langen hellrothen seidenen Bändern geschmückte, eckig geformte goldgestickte Mütze, welche am Hinterkopf fast ein Dreieck bildete, auf dem eine große flatternde Bandschleife prangte. Die mächtigen silbernen und goldenen Ohrringe, welche von allen getragen wurden, bewiesen, daß beide Metalle im Wendlande nicht zu den seltenen gehören.

Die älteren Frauen waren fast durchgehends in schwarze Röcke und Mieder gekleidet, gegen welche die sauberen weißen Tücher und Fraisen vortheilhaft abstachen. Die Männer trugen einfache dunkelblaue Röcke und Beinkleider und schwarze, modisch geformte Hüte; der einzige Schmuck bestand in den Rosmarinsträußchen, welche auf Rock und Hut befestigt waren.

Daß der Aberglauben der Wenden selbst in der Kirche, am Fuße des Altars, während der Trauung hervortreten würde, darauf hatte der Pfarrer mich aufmerksam gemacht; so sah ich, wie Braut und Bräutigam sich während der Einsegnung so dicht an einander drängten, daß der Letztere, eine große, hagere Gestalt, fast halb in dem bauschigen Aermel der Braut verschwand.

Diese geschlossene Stellung hat ihren guten Grund; denn sobald man nicht zwischen Beiden hindurch sehen kann, sind böse Leute nicht im Stande, die Neuvermählten zu entzweien oder ihnen etwas anzuthun. Am ergötzlichsten war aber der kleine, kurze „Faustkampf" während des Wechselns der Ringe. Die Braut muß nämlich darnach trachten, bei dieser Gelegenheit die Hand oben zu bekommen, weil sie sich dadurch die Zügel der Hausregierung verschafft. Da der Bräutigam nun recht wohl weiß, was ein etwaiges Manipuliren seiner künftigen Ehehälfte zu bedeuten hat, so bestrebt er sich natürlich, die Operationsplane der Letzteren zu vereiteln, wodurch dann ein kurzer, mehr oder minder hitziger Faust-Ringkampf entsteht, dem der Verkündiger des göttlichen Friedens manchmal rath- und machtlos zuschauen muß. Mein würdiger Freund machte den Manipulationen der herrschsüchtigen Braut aber durch einen kühnen Griff ein Ende: — er segnete, wie er die Hände erfaßt hatte, und die Herrschaft fiel damit, wie bestimmt worden ist, dem Manne zu.

An einigen Orten soll die Braut nach den Versicherungen des Pfarrers im Falle, daß ihre Hand unterlegen, ihren Operationsplan mit dem Fuße fortsetzen und sich bemühen, dem Bräutigam heimlich, aber kräftig auf die Zehen zu treten, wodurch sie sich ein noch viel unumschränkteres Regiment verschafft. Da der Letztere unmöglich den Augenblick des Angriffs vorhersehen und eben so wenig vor den Augen der ganzen Versammlung wie ein Storch auf einem Beine stehen kann, so zieht er in diesem Kampfe in der Regel den kürzeren.

Als der Segen gesprochen war und der Pfarrer dem neuen Ehepaar seinen Glückwunsch dargebracht hatte, trennte sich das letztere stillschweigend. Der Bräutigam, welcher vor der Trauung zwischen seinen Verwandten und Freunden auf der einen Seite des Altars gestanden hatte, schritt nun zu den Angehörigen und Begleiterinnen der Braut hinüber, während diese seinen früheren Platz einnahm.

Um der lieben Dorfjugend auch einen vorläufigen Begriff von der Süßigkeit einer Hochzeit zu geben, warfen die Brautjungfern beim Heraustreten aus der Kirche Nüsse, Pfefferkuchenstücke, Aepfel, Rosinen u. dgl. unter die Knaben und Mädchen, wobei die Ersteren äußerst handgreiflich darthaten, daß sie das stärkere Geschlecht seyen — die unglücklichen Mädchen erwischten kaum eines oder das andere der reichlich fallenden Mannakörner.

Unter Gesang und Jubel sausten die Wagen wieder die breite Dorfgasse hinab dem Wohnorte des Bräutigams zu, wo nun zwei Tage hindurch geschmaust, gezecht und getanzt werden sollte.

Da das Brautpaar den Pfarrer durch einen besonderen Abgesandten hatte ersuchen lassen, mit den Seinigen so bald als möglich zu erscheinen, weil man das Festmahl nicht eher beginnen werde, als bis er eingetroffen sey, so machten wir uns gleich nach beendigter Trauung auf den Weg. Das von hohen Eichen, Erlen und Weiden umschlossene Dorf zeigte uns einen echt wendischen Ort. Um die Ecke eines hohen Gartenzauns biegend, fanden wir uns auf einem äußerst umfangreichen, hufeisenförmigen freien Platze, welcher ringsumher von stattlichen Häusern eingeschlossen war und nur an derjenigen Seite eine Einfahrt hatte, von welcher wir kamen. Jedes Haus war mit der Giebelseite nach diesem Platze gekehrt, und hinter demselben lagen die Scheuern, Stallungen, Höfe und Gärten.

Die Bauart der Häuser war durchgehends dieselbe, aber höchst eigenthümlich. Eine unglaubliche Masse von schmalem eichenem Ständer- und Riegelholz schaute in viereckigen Fächern aus dem rothen, sauber mit Kalk ausgestrichenen Mauerwerk der Giebelseite hervor. In der Mitte befand sich der Haupteingang, eine große Bogenthür mit zwei Flügeln. Die Balken über derselben waren mit grellen Farben buntscheckig bemalt und mit dem Namen der Erbauer des Hauses, mit Bibelsprüchen und Gesangbuchversen geschmückt. Der Giebel trug einen hohen zinnernen Aufsatz, der eine Art Blumenstrauß vorstellte und dessen Spitze in einer Windfahne auslief, in welcher letzteren ebenfalls das Jahr der Erbauung des Hauses ausgeschnitten war. Die übrigen Seiten der Gebäude hatten ein weniger buntscheckiges Aussehen; Fenster und Nebenthüren waren indessen ebenfalls mit grellen Farben bemalt.

Wir traten durch die hohe Bogenthür in das Hochzeitshaus. Auf der mit grünen Zweigen geschmückten großen Lehmdiele, welche auf drei Seiten in doppelter Mannshöhe mit balkonartigen Gallerien versehen war, die zu verschiedenen kleinen Mansardzimmern und Vorrathskammern führten, standen zwei lange Reihen gedeckter Tische, um welche Schaaren von fröhlichen Hochzeitsgästen wandelten. In den der großen Bogenthür gegenüberliegenden beiden geräumigen, mit Holz getäfelten Zimmern waren ebenfalls mehrere Tische gedeckt, und zwar für das Brautpaar, dessen nächste Verwandte und Freunde und für die wenigen Honoratioren, welche Dorf und Umgegend aufzuweisen hatten. Wir wurden mit einem Gemisch von Ehrerbietung, Herzlichkeit und Freude vom Bräutigam bewillkommt und in die „beste Stube" geführt, wo unsere Tischgenossen schon versammelt waren.

Fünf Minuten später ward das Signal zum Angriff auf die dampfenden Schüsseln gegeben — und selten habe ich schärfer einhauen gesehen, als an diesem Tage. Da ich der Thüre gegenüber saß, so konnte ich das Leben und Treiben auf der Hausflur genau beobachten. Ich habe der Tischgesellschaft durch das öftere Hinschauen auf die „Außenwelt" vielleicht bedeutenden Grund zu Mißvergnügen gegeben — aber die Thätigkeit drüben setzte mich zu sehr in Erstaunen. Wahre Gebirge von Rindfleisch, Braten, Reis, sogenannten „dummen Jungen" (so heißt hier eine Art unendlich consistenter Mehlklöße), Kartoffeln und gekochten Pflaumen sanken unter den scharfen Wendenwaffen und Wendenzähnen in Nichts zusammen. Der bekannte Spruch: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen", paßt ohne Negation besser auf die Wenden: sie arbeiten redlich, aber sie essen auch redlich.

Den Ganymed spielte ein höchst komischer Kauz — ein Schneider von Profession, ein im Wachsthume äußerst zurückgebliebenes Männchen mit ewig lächelndem Gesicht, kleinen „fetten" Augen und verdächtig hochgelbem Haar. Das Obermundschenkenamt war indessen weder ein Frohndienst, noch eine Ehrenfunktion — er hatte es als ein Recht, als ein durch Sitte und Herkommen geheiligtes Recht zu fordern. Da im Wendenlande gewöhnlich ein Schneider den Freiwerber zu spielen pflegt — der Ursprung dieser Sitte mag in nebelgrauen Urzeiten zu suchen seyn, — so hatte er als Mann von der Nadel und als vieler-

probter und vielgewandter Herzensvereiniger auch diese Ehe gestiftet und dafür nun den herkömmlichen Lohn erhalten; das Schenkenamt. Daß dieser Lohn nicht so gar unbedeutend sey, merkte ich später, als der rothhaarige lächelnde Ganymed seinen ihm zustehenden Rundgang mit einem zinnernen Teller machte und die blanken hannover'schen Silberstücke mit dem ehrwürdigen Ernst-August-Haupt und dem uralten Wappenschild der Hengist und Horsa mit wunderbarer Gewandtheit prisenweise vermittelst der dünnen Spinnenfinger von dem funkelnden Zinn herunternahm und in ein sackförmiges Institut seiner Taillenbekleidung gleiten ließ, welches am Schlusse seines „Umgangs" bedeutende Aehnlichkeit mit dem Kropf einer arg genudelten Gans gewonnen hatte.

Da die Jugend dem Tanz mit großer Sehnsucht entgegen sah, so ward die Tafel nach zweistündiger Sitzung aufgehoben und die geräumige Hausflur in einen Tanzplatz verwandelt. Ich meinte, nun würde sofort ein lustigwildes Getümmel beginnen; denn manche junge Bursche waren von dem Schneider Ganymed so vortrefflich bedient worden und schauten schon so selig verwegen drein, daß mehr als eine schöne Wendin sich hinter die Brustwehren flüchten mußte, welche auf beiden Seiten der Flur durch lange Bänke und durch die darauf sitzenden Mütter tanzender Töchter gebildet waren — allein vor Sitte und Herkommen, vor Recht und Gesetz hat das wendische Volk einen zu großen Respekt. Die hochzeitliche Festordnung, welche vor dem Beginne der allgemeinen Tanzlustbarkeit eine Anzahl Solotänze vorschreibt, die ungefähr fünf Viertelstunden dauern und an denen nur Braut und Bräutigam und die männlichen „Trauleiter" (so heißen die den Neuvermählten zunächst verwandten vier Ehepaare, welche mit den Brautjungfern die Hauptpersonen des Hochzeitsgeleites bilden) Theil nehmen dürfen, bändigte selbst die wildesten Gemüther. Als der erste Ton des ersten Solo-Ehrentanzes erschallte, trat plötzlich eine lautlose Stille ein. Die erwähnten Trauleiter, von deren Achsel ein buntes seidenes Taschentuch herab flatterte, das mit einem Zipfel darauf geheftet war, führten die Braut in die Mitte des Tanzplatzes und begannen einen langen Wechseltanz mit derselben, wobei sich an den langen Rockschößen und den Hüten der vier Würdenträger das Gesetz der Centrifugalkraft mitunter etwas stark offenbarte. Der Hut darf dem Kopfe bei dieser Gelegenheit eben so wenig fehlen, wie das wehende Seidentuch der Achsel.

Nach Beendigung dieses Trauleitertanzes verschwand die Braut mit den Brautjungfern und erschien nach einiger Zeit in einem anderen Anzuge, um mit dem Bräutigam einen einstündigen Solotanz aufzuführen. Dieser war jedenfalls die Krone der ganzen Festlichkeit. Obgleich die Hausflur mit allem erdenklichen Aufwande beleuchtet war, so wollte es mir doch scheinen, als ob sich in dem oberen Theile derselben mit Einem Mal ein seltsamer Glanz verbreite. Ich wollte eben dorthin eilen, um zu sehen, was vorgehe, da theilte sich plötzlich der Schwarm der Hochzeitsgäste, und aus der „besten Stube" traten paarweise die Brautjungfern hervor, jede ein allerliebstes grünes Tannenbäumchen in der Hand tragend, auf dessen schlanken Zweigen viele brennende Wachslichter befestigt waren. Auf der Flur stellten sie sich in einem großen Kreise auf, und inmitten desselben begann nun der lange Solotanz der Neuvermählten, in welchem indessen mehrere Pausen stattfanden, in denen die Mutter des Bräutigams und die weiblichen „Trauleiter" den beiden Tanzenden Wein und Kuchen darreichten.

Hatte die Achtung vor dem uralten Herkommen bisjetzt den Füßen der heißblütigen Jugend Fesseln angelegt, so begann dafür nach Beendigung der Ehrentänze ein desto fröhlicheres Getümmel. Kaum hatten Braut und Bräutigam in Begleitung der leuchtenden Brautjungfern die Flur verlassen, als auch sofort die jungen Bursche die „Brustwehren" stürmten, sich ihre Lieblingstänzerinnen holten und jauchzend, singend und stampfend einen „Schottischen" heruntertanzten, daß die dichten Staubwolken empor wirbelten. Von diesem Augenblick an ward den armen Musikanten nur wenig Ruhe gegönnt. Hatten sie eben ihre „tönenden Waffen" bei Seite gelegt, um sich in ihre Bier- und Branntweingläser zu vertiefen, so klirrte schon wieder ein Geldstück auf dem „Musikantenteller," und ein tanzwüthiger jugendlicher Wende schrie mit befehlender Stimme: „Einen Walzer für mich!" — und gern oder ungern mußten sie Hand und Mund vom vollen Glase zurückziehen und lustig drauf los geigen und klarinettiren.

Gleich nach den Ehrentänzen hatte sich der Vater der Braut, ein lustiger Sechsziger mit freundlichem rothem Gesicht und schneeweißen Haaren, zu mir gesellt und ein Gespräch mit mir angeknüpft, das je länger, desto interessanter für mich wurde, da der ganz unscheinbare Mann Dinge erlebt hatte, deren Erzählung in dem Bauernhause eines kleinen, fernab von dem Getümmel der Welt liegenden Dorfes fast mährchenhaft klang. Und dennoch verläugnete sich fast bei keinem Wort der echte Wende. Er hatte als englisch-deutscher Legionär die Feldzüge in Portugal, Spanien, Frankreich und Belgien mitgemacht und überall tapfer gekämpft. Die Bilder der fernen, schönen Länder des Südens mit ihrem tiefblauen, reinen Himmel, ihren majestätischen Gebirgen und Strömen, ihren prächtigen Städten und den hohen Kirchen und Palästen darin schwebten noch hell und klar vor seinen Augen; er hatte manche Nacht mit seinen Kameraden beim feurigen südländischen Wein jubelnd und singend hingebracht, war von manchem berühmten Helden und Heerführer der damaligen Zeit, von dem Herzog von Wellington, dem General Wilson, dem Feldmarschall von Blücher und Andern, mehr als einmal öffentlich gelobt worden; sein Befehlshaber hatte ihm eigenhändig nach einer heißen Schlacht das Ehrenzeichen für seine Tapferkeit überreicht — aber all der Glanz der Fremde, all' die Ehre und Auszeichnung hatte sein Herz der Heimath nicht entfremdet. Das Leben in dem engen Kreise, in dem er geboren und erzogen worden war, und in dem er seit seiner Rückkehr aus dem Kriege einen Tag wie den andern hingebracht und hundertfältig mehr Arbeit als Vergnügen gefunden, schien im Gegentheil das Einzige zu seyn, was auf der Welt Werth für ihn hatte; denn am Schlusse seiner Erzählung stand er auf, ergriff sein Bierglas und sagte mit dem Tone innigster Freudigkeit zu mir:

„Aber dat laat drum sün! So's Pleck aas uns Wendland, wo so'n Beer is und alle Minschen so vergnögt sünd — so'n Pleck is man een!"

Diese Aeußerung entsprang keineswegs aus seiner hochzeitlich-fröhlichen Stimmung; der Pfarrer versicherte mir später, daß heimische Sitten und heimische Anschauungsweise so tief dem Charakter jedes Einzelnen eingeprägt seyen, daß der Wende nach

jahrelangem Aufenthalt in der Fremde nur wenige Tage unter seinen Stammgenossen zu seyn brauche, um jede etwa angenommene ausländische Gewohnheit abzustreifen.

Von der Festlichkeit hatte die Braut sichtlich die wenigste Freude; denn sie mußte der Hochzeitsordnung gemäß fortwährend in einem anderen Costüme erscheinen. Da sie eine reiche Mitgift erhalten hatte, so entfaltete sie eine ganz erstaunliche Pracht und zeigte dabei auch einen ziemlich guten Geschmack in der Zusammenstellung der Farben, was sonst die schwache Seite der Wendländerinnen zu seyn pflegt. Einem Maler würden die acht bis neun verschiedenen Anzüge der Braut reichliche Gelegenheit zu Studien in wendischer Nationaltracht dargeboten haben.

Es gewährte mir ein ganz besonderes Vergnügen, die kräftigen, muskulösen und zum Theil riesenhaften Gestalten der jungen Männer ihre Tanzkünste entfalten zu sehen. Obgleich fast nur Walzer und „Schottische" getanzt wurden, so wußten jene doch bei den Wendungen und Schwenkungen so eigenthümliche Pas zu machen, daß ich beide Tänze Anfangs für germanisirte Nationaltänze hielt.

Da wir als echte Germanen jene uralte wendische Sitte nicht zu beobachten brauchten, welche verlangt, daß die Hochzeitsgäste aus benachbarten Orten ihre Betten, Nachtcostüme u. dgl. mit sich führen und in dem Dorfe, wo die Hochzeit stattfindet, bei Verwandten und Freunden übernachten und am folgenden Morgen so lange mit christlicher Geduld auf ihrem Lager ausharren, bis das junge Ehepaar kommt und das Signal zum Aufstehen gibt, so verabschiedeten wir uns gegen Mitternacht von Braut und Bräutigam und deren Eltern und wanderten durch die sternklare Sommernacht zum Pfarrdorfe zurück.

Casanova's Flucht aus den Staatsgefängnissen Venedigs.

(Fortsetzung.)

Gegen Tagesanbruch lebte die Hoffnung in Casanova's Brust wieder auf, er hoffte auf seine sofortige Entlassung und sann mit einem Geiste, der genugsam bewies, daß er der Freiheit nicht einmal werth war, alsbald auf Mittel, an seinen Feinden sich blutig zu rächen. In diesen Gedanken störte ihn die Ankunft des Kerkermeisters, welcher sich höhnisch erkundigte, ob er nun Zeit genug gehabt habe, sich zu besinnen, was er essen wollte. Dies mal hielt es Casanova nicht für geeignet, den Schließer mit einer trotzigen Antwort abzufertigen, sondern bestellte sich eine reiche Auswahl von Speisen. Der Gefangenwärter ging, um sie zu bestellen; als er nach einer Weile zurückkehrte, drückte er seine Verwunderung darüber aus, daß Casanova noch kein Bett und einiges Geräthe verlangt habe, denn, sagte er, wenn Sie glaubten, hier nur eine einzige Nacht zubringen zu müssen, so sind Sie sehr im Irrthum. Er übergab ihm dann Papier und Bleistift und bat ihn, all seine Bedürfnisse aufzuzeichnen; als der Gefangene dem Schließer das Verzeichniß vorlas, machte ihn dieser darauf aufmerksam, daß Bücher, Papier, Tinte, Spiegel und Rasirmesser verbotene Gegenstände seyen und daher gestrichen werden müßten. Als er Geld zum Einkauf dieser Gegenstände verlangte, gab ihm Casanova die einzigen 3 Zechinen, die jetzt seinen ganzen Reichthum bildeten. Am Mittag wurden die Meubles und Speisen gebracht und Casanova mußte nun angeben, was er am folgenden Tage haben wollte, da der Schließer ihn nur ein mal täglich besuchen durfte. Zugleich erfuhr der Gefangene, daß der Staatssecretär ihm andere Bücher senden würde, die für seine Lage geeigneter wären, als diejenigen, die er selbst verlangt hatte, und die zur Classe der verbotenen gehörten. Als er den Schließer bat, dem Secretär seinen Dank dafür auszudrücken, daß er ihm ein Zimmer allein übergeben und ihn nicht mit den übrigen Schuften zusammengesperrt habe, für die er die Bewohner dieses Gefängnisses hielt, glaubte der Schließer erst, Casanova spotte nur, und erwiderte ihm dann, dieses Gefängniß beherberge nur Personen von Stande, und es sey nur Verschärfung der ihm zugedachten Strafe und keine Vergünstigung, daß man ihn hier allein eingesperrt habe. Casanova empfand schon um wenige Tage später die Richtigkeit dieser Ansicht und die fürchterliche Qual, welche die vereinzelte Absperrung ohne Bücher und andern Zeitvertreib über einen Menschen verhängt.

Betten und Meubles hatte zwar Casanova nun, aber sie waren von der bescheidensten Art und füllten beinahe den ganzen Raum seines Kerkers aus; er rückte seinen Tisch nach dem Gitter hin, weil durch dasselbe ein schwacher Lichtstrahl hereinfiel und verzehrte hier seine Mahlzeit mit einem Löffel von Elfenbein, als dem einzigen Besteck, das ihm erlaubt war; er bedurfte übrigens auch keines andern, denn das lange Fasten und die Angst hatten ihm den Appetit benommen, er konnte kaum einige Löffel voll Suppe hinunterbringen.

In seinem Lehnstuhl sitzend, verbrachte er den ganzen Tag in fieberischer Erwartung der versprochenen Bücher. In der folgenden Nacht konnte er nicht schlafen, weil die Ratten draußen in der Bodenkammer einen höllischen Lärm verführten, die Uhr des nahen St. Marcus-Thurmes ihn alle Viertelstunden von Neuem erschreckte und ihn Millionen von Ungeziefer beinahe zur Verzweiflung brachte. Mit Tages-Anbruch erschien Lorenzo, der Schließer, ließ das Gefängniß ausfegen, setzte die Lebensmittel auf den Tisch und übergab die beiden Bücher, die der Staatssecretär dem Gefangenen sandte. Casanova fühlte sich jedoch in seinen Erwartungen getäuscht, denn statt unterhaltender Werke waren es zwei Erbauungsbücher von der strengsten Ascese, denen er keinen Geschmack abgewinnen konnte.

Nach neun Tagen war Casanova's Geld erschöpft. Als Lorenzo ihn fragte, von wem er Geld holen solle, erwiderte er ihm lakonisch: „bei Niemand." Dieß waren sehr unangenehme Neuigkeiten für den Schließer, der offenbar selber eine große Freude am Mammon hatte und sich freigebig für die kleinen Behaglichkeiten belohnte, die er seinen Gefangenen verschaffte. Am folgenden Morgen erklärte er daher dem Gefangenen, das Tribunal werde ihm eine wöchentliche Summe von ungefähr 9 Gulden rh. für seinen Aufenthalt verabfolgen, und er erbat sich zugleich, die Summe für ihn auszulegen, Rechnung darüber zu führen und ihm den etwaigen Ueberschuß am Ende jedes Monats herauszubezahlen.

Der Gefangene nahm diesen Vorschlag an und fand in seiner jetzigen Lage den Gehalt mehr als hinreichend, denn er fühlte

sich unwohl, hatte allen Appetit verloren und empfand einen wahren Eckel gegen alle Speisen. Obwohl er den ganzen Tag unbekleidet war, so rann doch der Schweiß an ihm herab, wenn er in seinem Lehnstuhle saß, sodann stellte sich Fieber bei ihm ein und er mußte das Bette hüten, aber er litt schweigend. Nach Verlauf von 2 oder 3 Tagen bemerkte es Lorenzo, der im Grunde kein unbarmherziger Mensch gewesen zu seyn scheint, und überdieß ein Interesse daran hatte, seine Gefangenen am Leben zu erhalten und holte ärztlichen Beistand für ihn ein, der ihm gewährt wurde. Der Schließer brachte ihm einen Arzt, allein Casanova erklärte, mit seinem Arzte und seinem Beichtvater werde er nie in Gegenwart von Zeugen reden. Lorenzo weigerte sich anfangs, ihn mit dem Arzt allein zu lassen, mußte aber dann doch nachgeben. So krank er auch war, so hatte der Gefangene doch noch eine gute Dosis von seinem beißenden Witz behalten und auf die Erklärung des Arztes, daß er seine Schwermuth verbannen müsse, wenn er wieder genesen wolle, erwiderte ihm der Patient: Schreibt nur ein Recept zu diesem Zwecke und tragt es zu dem einzigen Apotheker, der es bereiten kann und Heilmittel für mich hat. Signor Carolli, der Secretär, ist der verhängnißvolle Doctor, der mir ein paar Werke verschrieben hat, die mich in diese Lage versetzten! — Unter der Pflege dieses Arztes, der ihm auch den Boethius zu lesen gab und von dem Secretär das Versprechen anderer Bücher erwirkte, besserte sich die Gesundheit des Gefangenen rasch und es plagte ihn nun nichts mehr, als Hitze, Ungeziefer und Langeweile, denn er konnte nicht immer den Boethius lesen.

Durch das Mitleid oder die Politik des Schließers ward Casanova noch eine andere Begünstigung eingeräumt, für die er sehr dankbar ward; er durfte nemlich, so lange seine Zelle gescheuert wurde, auf den Bodenraum herausgehen und sich daselbst einige Bewegung verschaffen. Casanova belohnte klugerweise den Schließer für das, was er seither an ihm gethan hatte, und setzte ihn damit der Versuchung aus, noch mehr für ihn zu thun.

Als nemlich Lorenzo ihm am selben Tage Rechnung ablegen wollte und einen Ueberschuß von etwa 15 Gulden nachwies, übergab er ihn demselben mit der Bitte, dafür Messen lesen zu lassen, und Lorenzo bedankte sich bei ihm so angelegentlich, als ob er selbst der Priester wäre, der diese Messen lesen sollte. Am Ende jeden Monats wiederholte er dasselbe Verfahren, bekam aber nie eine Quittung von einem Priester zu sehen.

Von Tag zu Tag schmeichelte sich Casanova mit der Hoffnung, daß man ihn wieder in Freiheit setzen würde. Als aber wiederholte Täuschungen sein Vertrauen auf baldige Befreiung erschüttert hatten, suchte er sich einzureden, es seye von Anfang an ein gewisser Zeitraum für seine Haft festgesetzt worden und überließ sich der Hoffnung, seine Haft werde am 1. Oktober endigen, weil an diesem Tage die Mitglieder der Staats-Inquisition gewechselt wurden. In der Nacht, die diesem Tage voranging, konnte er vor Aufregung nicht schlafen; allein der so sehr ersehnte Morgen brachte ihm nur eine neue Enttäuschung. Beinahe die ganze Woche, die hierauf folgte, wurde in Paroxysmen des Grams und der Verzweiflung verbracht, und als diese Aufregung endlich einer kühleren Stimmung wich, welche reiflicheres Nachdenken zuließ, so begann er es für wahrscheinlich zu halten, daß seine Haft eine lebenslängliche seyn sollte. Dieser Gedanke rief übrigens keine Verzweiflung bei ihm hervor, sondern nur den festen Entschluß, sich selbst zu befreien, oder in diesem Versuche unterzugehen. Sein ganzes Streben wendete sich daher fortan nur diesem einzigen Zwecke zu; er hatte allerdings weder Geld zu Bestechungen, noch die Mittel mit seinen Freunden zu correspondiren und sich in's Einvernehmen zu setzen, noch Waffen und Werkzeuge; aber dennoch ließ er sich von diesem Gedanken nicht abbringen, denn nach seiner Ansicht gab es kein Ziel, welches ein Mann nicht erreichen könnte, wenn er unaufhörlich sein ganzes Dichten und Trachten darauf richte.

Während sich sein Geist ausschließlich mit Nachdenken über die geeignetsten Mittel zu seiner Entweichung beschäftigte, ereignete sich ein Umstand, der deutlich bewies, daß der Gedanke an Wiedergewinnung seiner Freiheit bei ihm zu sehr vorherrschte, um irgend einer Besorgniß vor Gefahr Raum zu geben. Er stand nämlich am 1. November in seiner Zelle, blickte zu dem Dachfenster hinaus und beobachtete den großen Balken, der darüber herlief; da sah er auf einmal dieses mächtige Holz zittern, sich nach rechts neigen und dann seine Stelle wieder einnehmen, während er selber das Gleichgewicht verlor. Er wußte, daß er diesen Umstand nur einem Erdbeben zuschreiben konnte und freute sich innerlich darüber. Etwa 5 Minuten später wiederholte sich der Erdstoß. Casanova konnte sich nun nicht länger halten, sondern rief in wilder Freude laut: nur noch Einen, großer Gott! aber einen stärkeren! — Die Erdstöße, die er verspürt hatte, rührten von demselben Erdbeben her, welches die Stadt Lissabon in einen Schutthaufen verwandelte. Er hatte nur an die Möglichkeit gedacht, daß er beim Einsturz des Gefängnisses entweichen könne, der Gedanke aber, daß ihn der stürzende Balken erschlagen möchte, war ihm fern geblieben. Die Eintönigkeit von Casanova's Leben ward nun einigermaßen unterbrochen durch einen Unglücks-Gefährten, den er erhielt. Der Erste, mit dem er seine Zelle theilen mußte, war ein junger Mann Namens Maggiorino, welcher Kammerdiener bei einem Grafen gewesen und hierher gesandt worden war, weil er eine Liebschaft mit der Tochter seines Herrn angefangen hatte; er war ein angenehmer wackerer junger Mann, aber bis zum Wahnsinn verliebt und seine Seufzer und Thränen schienen alle mehr seiner Geliebten, als seinem eigenen Schicksal zu gelten. Als der unglückliche Liebhaber eingebracht wurde, lieh ihm Casanova seine eigene Matratze, um darauf zu schlafen. Lorenzo brachte am andern Morgen eine andere und verkündete dem Gefangenen, daß ihm zu seinem Unterhalte ein kleiner Gehalt ausgesetzt worden seye. Casanova aber sagte dem Schließer, er wolle seine eigenen Lebensmittel mit Maggiorino theilen und er möge daher das Geld nur behalten um wöchentlich Messen für seine Seele lesen zu lassen. Lorenzo war von dieser Freigebigkeit so entzückt, daß er dem Geber gestattete, jeden Tag eine halbe Stunde in der Gallerie auf und abgehen zu dürfen. Der arme Maggiorino blieb jedoch nicht lange der Gefährte Casanova's, sondern ward nach einem andern Theil des Gefängnisses gebracht, wohin das Tageslicht nie drang, sondern dessen Stelle von einer Oellampe ersetzt werden mußte. Hier verweilte er fünf Jahre, nach deren Verlauf er auf zehn Jahre verbannt wurde.

Casanova ging der Verlust seines Gefährten sehr nahe und seine Stimmung ward für einige Zeit sehr gedrückt. Nach eini-

gen Tagen wurde übrigens diese Lücke vorübergehend ausgefüllt durch einen Gefangenen von minder angenehmem Charakter als der verliebte Maggiorino gewesen war. Der Ankömmling war ein hagerer, gebückter, spärlich gekleideter Mann von etwa 50 Jahren mit einem sehr unheimlichen Ausdruck im Gesicht. Am ersten Tage seiner Haft speiste er auf Casanova's Kosten und als ihn Lorenzo am zweiten Tage um Geld anging, um Lebensmittel für ihn zu kaufen, so erklärte ihm der Ankömmling, daß er nicht einen einzigen Heller im Vermögen habe. Lorenzo erwiderte kaltblütig: auch gut, in diesem Falle werdet ihr täglich 1½ Pfund Schiffszwieback und treffliches Wasser bekommen! und mit dieser schmalen Kost versah er ihn wirklich. Als Casanova sah, daß sein Mitgefangener sehr niedergeschlagen war, lud er ihn ein, an seinen Mahlzeiten Theil zu nehmen, gestand ihm aber zu gleicher Zeit, daß es sehr unvorsichtig von ihm gewesen, ganz ohne Geld hieher zu kommen. Ich habe Geld, erwiderte ihm der Geizhals, allein man muß diese Harpyen nicht wissen lassen, daß man Geld bei sich hat. Er war ein Wucherer und hatte einen Nobile zu betrügen gesucht, der ihm unvorsichtigerweise eine größere Summe anvertraut hatte; er war wegen der Wiedererstattung dieses Depositums in einen Prozeß verwickelt worden und sollte nun so lange gefangen gehalten werden, bis er sich zur Zurückbezahlung der anvertrauten Summe entschließe und die Kosten bezahlen würde. Nach viertägiger Einsperrung ward er vor den Secretär berufen, und schlüpfte in seiner Eile in Casanova's Schuhe anstatt in seine eigenen. In ungefähr einer halben Stunde kehrte er mit einem höchst kläglichen Gesichte zurück, und zog aus seinen Schuhen zwei Börsen, deren jede 350 Zechinen enthielt, und kehrte mit denselben zu dem Secretär zurück. Casanova sah nichts mehr von ihm.

Wahrscheinlich hatte die Androhung der Folter den Wucherer bestimmt, seine Freiheit lieber durch ein Geldopfer zu erkaufen. — Mehrere Monate vergingen, ehe ein anderer Gefangener an seine Stelle trat.

Am 1. Januar 1756 erhielt Casanova ein hübsches Neujahrsgeschenk, bestehend in einem schönen Schlafrocke mit einem Besatz von Fuchspelz, einer seidenen und mit Wolle gesteppten Decke und in einem Fußsack von Bärenfell, die ihm sehr wohl thaten, da das Gefängniß im Winter ebenso kalt als im Sommer heiß war. Zu gleicher Zeit verkündigte ihm Lorenzo, daß er fortan monatlich über 6 Zechinen verfügen und dieselben zum Ankauf beliebiger Bücher und Zeitschriften verwenden dürfe. Beide Geschenke kamen von Casanova's Gönner und Freunde, dem Patricier Bragadino. Casanova bat um etwas Papier und ein Bleistift und schrieb dann: Meinen Dank für die Milde des Tribunals und die Großmuth des Signor Bragadino. Eine Person muß in der Lage dieses Gefangenen gewesen seyn, um die Stimmung würdigen zu können, in welche diese Geschenke Casanova versetzten. Im Uebermaß seiner Freude verzieh er seinen Unterdrückern und wäre nahe daran gewesen, jeden Gedanken an Flucht aufzugeben; so schmiegsam ist der Mensch, wenn ihn das Unglück mürbe gemacht und gebeugt hat.

Diese Ergebung in sein Schicksal war übrigens nur von kurzer Dauer und bald bot er alle seine Geisteskräfte wieder dazu auf, Mittel zu seiner beabsichtigten Flucht ausfindig zu machen. Die Geschwätzigkeit des Schließers, der einen unüberwindlichen Hang zum Plaudern hatte, machte ihn mit allen auf das Gefängniß bezüglichen Einzelnheiten vertraut, welche sich später als sehr nützlich erwiesen. Allein von der Erlaubniß, in der Gallerie auf- und abzugehen, zog er den meisten Vortheil. Er hatte diese Vergünstigung anfangs nur in so fern als werthvoll betrachtet, als sie ihm Gelegenheit zu körperlicher Bewegung gab, allein binnen Kurzem war er auf den Gedanken gekommen, daß er daraus noch anderweitigen Vortheil ziehen könnte. Im Verlauf seiner kurzen Besuche an diesem Orte entdeckte er zwei Kisten, um welche eine Menge altes Gerümpel aufgeschüttet war. Eine der Kisten war verschlossen; in der offenen aber lagen Federn, Papier, Bindfaden und ein Stück Stein, anscheinend von glattem schwarzem Marmor, etwa einen Zoll dick, 2 Zoll breit und 6 Zoll lang. Ohne daß er sich selbst noch Rechenschaft geben konnte, wozu ihm dieser Stein nützlich seyn würde, nahm er ihn mit in seine Zelle und verbarg ihn unter seinen Kleidern.

Einige Zeit später, als er wieder in dem Gange auf- und abging, fiel sein Blick auf einen daumendicken eisernen Bolzen von etwa 1½ Fuß Länge, den er schon mehr als einmal unter dem Gerumpel bemerkt hatte; und nun kam ihm erst der Gedanke, dieses Stück Eisen möchte sich vielleicht in ein Werkzeug und eine Waffe verwandeln lassen. Er verbarg es daher unter seinen Kleidern und nahm es mit in seine Zelle. Nun untersuchte er das vermeintliche Stück Mormor genauer und fand zu seiner großen Freude, daß es wirklich ein Wetzstein war. Obschon noch ungewiß, zu welchem Zwecke er den Bolzen verwenden sollte, aber mit einer unbestimmten Hoffnung, daß er ihm später doch von Nutzen seyn werde, machte sich Casanova nun daran, denselben spitzig zu schleifen. Dieß war eine mühsame Arbeit. Er war beinahe im Dunkeln, hatte den Stein in der Hand, weil er ihn nirgends befestigen konnte, und mußte ihn in Ermangelung von Oel mit Speichel befeuchten; vierzehn Tage lang arbeitete er unaufhörlich, bis seine linke Hand voller Schwielen geworden war und er den rechten Arm kaum mehr rühren konnte; allein es war ihm doch gelungen, den rostigen Bolz in ein achteckiges Stilet zu verwandeln, das dem geschicktesten Schwertfeger Ehre gemacht haben würde. Als er fertig war, verbarg er es in dem Stroh seines Lehnstuhls. Ob es zu Begehung eines Mords oder zu Erzielung seiner Freiheit zuerst angewendet wurde, darüber mußten erst spätere Umstände entscheiden.

Nachdem er fünf Tage lang mit sich selbst zu Rathe gegangen war, entschied sich Casanova dahin, daß der einzige Plan, welcher einige Aussicht auf Erfolg bot, der seye: durch den Boden seiner Zelle hindurchzubrechen. Die Staats-Gefängnisse, in deren Einem er eingesperrt war, befanden sich unter dem Dache und waren mit Bleiplatten bedeckt, deren jede 3 Fuß ins Gevierte und etwa eine Linie Durchmesser hatte. Sie nahmen die beiden entgegengesetzten Seiten des Gebäudes nach Osten und nach Westen ein und es befanden sich auf der ersten Seite vier und auf der letztern drei solcher Gefängnisse. Die Zellen nach Osten waren hell und erlaubten einem Manne aufrecht darin zu stehen, die andern aber waren dunkel und niedrig gemacht durch die Bälken, die unter den Fenstern herliefen. Der einzige Zugang zu ihnen war durch das Thor des Palastes, die Seuf-

zerbrücke und die Gallerien, und der Schlüssel befand sich in Verwahrung des Secretärs, welchem derselbe täglich durch den Schließer wieder zugestellt werden mußte, sobald er die Gefangenen versorgt hatte.

Casanova wußte, daß sich unter seiner Zelle das Arbeitszimmer des Secretairs befand und daß dasselbe jeden Morgen offen war. Wenn er also mittelst der Betttücher ungesehen in dasselbe hinabsteigen konnte, so beschloß er, sich unter dem Tische des Tribunals zu verstecken und die erste beste Gelegenheit zum Entweichen abzuwarten. Sollte er aber gegen seine Erwartung eine Schildwache in jenem Zimmer finden, so war er entschlossen, sie umzubringen, denn eine allzuängstliche Gewissenhaftigkeit war Casanova's Sache nicht. Er konnte jedoch seine Arbeit noch nicht beginnen, denn die Kälte war so streng, daß ihm die Finger beinahe an das Eisen anfroren, sobald er es nur anrührte, und überdem war er täglich 9—10 Stunden lang von undurchdringlicher Finsterniß umgeben, denn die Winter-Nebel in Venedig sind so dicht, daß er selbst bei Tage nicht Licht genug dabei hatte, um zu lesen. Er war daher genöthigt, den Beginn seiner Arbeiten bis zu einer günstigern Jahreszeit zu verschieben.

Dieser gezwungene Aufschub, und der Mangel an einem Zeitvertreib, um die träge hinschleichenden Stunden damit hinzubringen, versetzten ihn abermals in eine gedrückte und entmuthigte Stimmung. Eine Lampe würde ihn glücklich gemacht haben und er ging daher mit sich zu Rathe, auf welche Weise er sich eine solche verschaffen könnte; er bedurfte dazu ein Gefäß, Docht, Oel, Stahl, Feuerstein und Zunder und hatte von all diesen Dingen auch nicht ein einziges. Mit List und Umsicht wußte er sich wenigstens einige davon zu verschaffen. Ein thönernes Näpfchen, das er zu verstecken wußte, war die Lampe, das Oel konnte er sich von seinem Salat erübrigen, einen Docht machte er sich aus der Baumwolle, die er aus seinem Bette gezupft hatte, und die Stelle eines Feuerstahls versah die Schnalle an seinem Gürtel; es fehlten ihm also nur noch ein Feuerstein, Zunder und Schwefelhölzer. Auch diese wußte er sich durch Ausdauer zu verschaffen. Er schützte zunächst heftige Zahnschmerzen vor und bat Lorenzo, ihm doch ein paar Stücke Feuerstein zu verschaffen, um sie in Essig getaucht auf den Zahn zu legen; und um allem Argwohn vorzubeugen, warf er wirklich in Anwesenheit des Schließers drei Stücke davon in ein Gefäß mit Essig. Schwefel verschaffte er sich durch eine ähnliche List, indem er angab, er leide zuweilen an einem Ausschlag auf der Haut, gegen welchen er ein Hausmittel besitze, unter dessen Bestandtheile vorzugsweise Schwefel gehöre. Die größte Schwierigkeit war die, sich den Zunder zu verschaffen, und er zerbrach sich drei Tage lang vergeblich den Kopf, um eine Ausrede zu erfinden, kraft welcher er deren erlangen könne. Endlich fiel ihm ein, daß er seinem Schneider den Auftrag gegeben, seine seidene Weste unter den Armen mit Schwamm auszustopfen, um so die Zerstörung der Farben durch den Schweiß zu verhüten. Die Kleider, erzählt er selbst in seinen Memoiren, lagen noch ganz neu vor mir; mein Herz pochte vor Sorge, der Schneider könnte meinen Befehlen nicht nachgekommen seyn; ich schwankte zwischen Furcht und Hoffnung, es hätte mich nur zwei Schritte gekostet, um diese Spannung los zu werden, aber ich hatte den Muth nicht, diese zwei Schritte zu wagen. Endlich trat ich bis zur Stelle heran, wo die Kleider lagen und im Gefühl, einer solchen Gunst unwürdig zu seyn, wenn ich den Schwamm hier finden sollte, fiel ich auf meine Kniee nieder und betete andächtig. Hiedurch getröstet, nahm ich die Weste und fand den Schwamm. Kaum hatte ich ihn in der Hand, so goß ich das Oel in das Näpfchen, setzte den Docht hinein, und die Lampe war fertig. Was das Vergnügen, den mir dieser Luxus gewährte, nicht wenig erhöhte, war das, daß ich ihn ganz meinem eigenen Scharfsinn verdankte und damit eines der strengsten Verbote der Hausordnung des Gefängnisses verletzte. Ich fürchtete mich nun nicht mehr vor dem Einbruch der Nacht und die Freude, die ich über diese Erwerbung empfand, setzte mich auch in den Stand, mit ziemlicher Geduld die nothwendig gewordene Verschiebung meines großen Unternehmens zu ertragen.

In Anbetracht, daß Casanova während der rauschenden Festlichkeit der Carnevalszeit täglich Gefahr lief, einen neuen Gefährten seiner Haft auf den Hals geschickt zu bekommen, beschloß er, seine Arbeiten nicht eher zu beginnen, als am ersten Montag in den Fasten; allein hier stieß ihm ein zweites Hinderniß auf, welches er bisher noch gar nicht in Rechnung genommen hatte. Er hatte nämlich seither stets hartnäckig darauf gedrungen, daß seine Zelle täglich gescheuert werde, um in derselben kein Ungziefer überhand nehmen zu lassen. Er mußte daher jetzt den Wunsch äußern, daß die Zelle nicht mehr gescheuert werde. Acht Tage lang schmähte Lorenzo den Gefangenen hierüber, ließ ihn aber auf seinem Einfalle. Endlich aber schien ihm doch ein unbestimmter Verdacht zu kommen, daß irgend etwas Unrechtes beabsichtigt werde. Er bestand daher darauf, daß die Kammer gescheuert und die Bettstelle verrückt werde, und brachte selbst Licht herbei, um sich angeblich zu überzeugen, daß das Zimmer auch gehörig gereinigt wurde. Allein seine Wachsamkeit war vergebens. Er war dem schlauen Gefangenen an List nicht gewachsen. — Am nächsten Morgen fand er Casanova im Bett, der ihn mit der Nachricht begrüßte, er habe in der Nacht so husten müssen, daß ihm ein Blutgefäß gesprungen sey. Zum Beweis dafür zeigte er ein blutiges Taschentuch, das er damit gefärbt, daß er sich vorsätzlich in den Daumen geschnitten und bat ihn, einen Arzt zu holen. Der Doctor kam, verordnete, hörte des Gefangenen Klage über den Schließer an und pflichtete seinem Urtheil bei, daß der Hustenanfall nur von dem Scheuern der Kammer herrühre, verordnete aber schließlich, daß der Besen fortan aus der Zelle des Gefangenen entfernt bleiben solle.

Nachdem er sich auf diese Weise freien Spielraum für seine Operation gesichert hatte, rückte er sein Bett aus dem Alkoven, zündete die Lampe an und begann nun mit seinem Stilet emsig an der Durchbrechung des Fußbodens zu arbeiten. Die Dielen des Bodens waren 12 Zoll breit, und er begann sein Loch an dem Puncte zu machen, wo zwei derselben zusammenstießen. Im Anfang waren die Splitter nicht größer als Getreidekörner, wuchsen aber bald zu sehr ansehnlichen Spänen heran. Nachdem er sechs Stunden lang gearbeitet hatte, gab er es auf, und sammelte die Späne in eine Serviette in der Absicht, sie hinter den Gerümpelhaufen auf dem Dachboden zu werfen. Als er endlich nach unsäglicher Mühe sich durch die oberste Bohle hindurch gearbeitet hatte, fand er unter derselben noch eine andere von gleicher Dicke, welche sogar noch von einer dritten ge-

folgt war. Er bedurfte drei voller Wochen, um sich durch diese verschiedenen Hindernisse hindurch zu arbeiten; als er sie aber endlich alle überwunden hatte, stieß er auf ein noch furchtbareres Hinderniß, nämlich auf eine Art Pflaster, das aus kleinen Marmorstücken bestand. Auf dieses konnte sein Stilet keinen Eindruck machen; sein unerschöpfliches Hirn aber gab ihm bald ein anderes Mittel an die Hand, diese Schwierigkeit zu überwinden. Er machte sich nämlich ein allgemein bekanntes Verfahren zu Nutze, dessen Erfindung man gewöhnlich Hannibal zuschreibt: das heißt er befeuchtete den Mörtel mit Essig und erweichte ihn dadurch so sehr, daß er schon nach vier Tagen die Marmorstücke herausnehmen konnte. Jetzt war noch eine andere Bohle zu durchschneiden und da das Loch bereits 10 Zoll tief war, so verursachte dieser Theil seiner Arbeit ihm ausnehmend viel Mühe und Zeitverlust.

Ganz nackt auf dem Boden hockend und von Schweiß triefend, über die Lampe gebeugt, die angezündet in dem Loche stand, hatte Casanova an einem schwülen Tage im Juni schon drei Stunden lang an der letzten Bohle gearbeitet, als ihn plötzlich das Rasseln von Riegeln im Vorzimmer erschreckte. Er hatte kaum Zeit, die Lampe auszublasen, die Bettstelle in den Alkoven zu rücken und die Matratze und das Bett hineinzuwerfen, ehe Lorenzo eintrat. Der Schließer brachte einen neuen Gefangenen mit und wünschte dem seitherigen Bewohner der Zelle Glück dazu, daß er einen solchen Gefährten bekommen. Der Neuangekommene mußte sich übrigens in der Hölle glauben, denn er rief, „wo bin ich, und warum soll ich eingesperrt werden? welche Hitze und was für ein schrecklicher Gestank? mit wem soll ich mein Gefängniß theilen?“ — So bald aber die Gefangenen einander sehen konnten, erkannten sie sich gegenseitig. Der neue Ankömmling, welchen Lorenzo in diese Zelle eingewiesen hatte, war der Graf Famarola, ein angenehmer achtungswerther Mann in mittleren Jahren, den man wegen einiger mißliebiger Bemerkungen, welche er sich an einem öffentlichen Orte über die Regierung erlaubt hatte, hier einsperrte. Casanova war mit dem Grafen genau bekannt und vertraute ihm das Geheimniß seines Vorhabens an, zu dessen Ausführung ihn der Graf noch ermuthigte. Famarola ward übrigens nach einigen Tagen wieder in Freiheit gesetzt.

Als er wiederum allein gelassen war, setzte Casanova seine mühsame heimliche Arbeit fort, sah sie aber durch einen Umstand verzögert, welchen er zwar für möglich, aber nicht für wahrscheinlich gehalten hatte, und nun nicht mehr verhindern konnte. Als er nämlich ein kleines Loch in die Planke gemacht hatte, fand er zwar, daß das darunter befindliche Zimmer allerdings das des Sekretärs sey; allein er fand zugleich auch, daß er seine Oeffnung gerade über einem großen Querbalken gemacht, der sein Hinabsteigen hindern würde; er sah sich daher genöthigt, sein Loch auf der andern Seite zu erweitern, um jenes Hinderniß zu vermeiden! Mittlerweile verstopfte er jene kleine Oeffnung sorgfältig mit Brod, damit das Licht der Lampe nicht hindurch scheinen sollte. Erst am 23. August 1756 brachte er seine Arbeit zu Ende. Alles war nun fertig, um vollends hindurchzubrechen, allein er beschloß seine Flucht bis zum 27. zu verschieben, als dem Tage vor St. Augustin, an welch letzterem, wie er wußte, der große Rath sich versammelte, so daß deßhalb niemand im Saale der Bussola anwesend seyn würde, welche an das Zimmer stieß, durch das er passiren mußte.

Obschon dieser Aufschub von der Vorsicht eingegeben war, hatte doch Casanova alle Ursache, ihn zu bereuen. Die Wahrheit des Sprüchwortes, welches die Zeit beim Kragen zu nehmen empfiehlt, bewährte sich auch an ihm. „Am 25. August begegnete mir ein Vorfall, der mich jetzt noch bei der bloßen Erinnerung daran schaudern macht,“ erzählt Casanova. — „Ich hörte die Riegel zurückschieben und eine todesähnliche Angst überkam mich, mein Herz pochte so heftig, daß mein ganzer Körper davon erbebte und ich warf mich beinahe ohnmächtig in meinen Lehnstuhl. Lorenzo, der noch immer draußen in der Bodenkammer war, rief mir in vergnügtem Tone durch das Gitter zu: Ich wünsche Ihnen Glück zu der Neuigkeit, die ich bringe. Ich glaubte, er wolle mir meine Freilassung anzeigen und sah mich schon verloren, denn durch das Loch, welches ich gemacht hatte, mußte ich nothgedrungen meine Freiheit wieder verscherzen. Lorenzo trat ein und bat mich, ihm zu folgen, ich erbot mich erst meine Kleider anzulegen, allein er hielt es für unnütz, weil er mich nur aus diesem scheußlichen Kerker bringe und mich in eine geräumige Zelle führen sollte, die zwei Fenster habe und die Aussicht über halb Venedig gewähre, die ganz neu, gut gelüftet, hell seye und worin ich aufrecht stehen könne. Ich war beinahe außer mir, verlangte etwas Essig und bat ihn, in meinem Namen dem Secretär zu danken, aber ihn zugleich auch zu ersuchen, daß er mich einstweilen hier lasse, wo ich seither gewesen. Lorenzo fragte mich: ob ich toll seye, daß ich mich weigere eine Hölle mit dem Paradies zu vertauschen, bot mir seinen Arm, um mich zu unterstützen, und gab den Befehl, mein Bett, meine Bücher mir nachzubringen. Da ich sah, daß jeder Widerstand vergebens war, stand ich auf und verließ meinen Kerker, und hörte mit nicht geringem Vergnügen wie er rief, man solle meinen Armstuhl herüber bringen, in dessen Stroh mein Stilet versteckt war. Ha, wie froh wäre ich gewesen, wenn ich meine mühsame Arbeit im Boden ebenso hätte mitnehmen können!

„Auf Lorenzo's Schulter gelehnt, der lachend mich aufzuheitern suchte, schritt ich durch zwei lange Gallerien, dann über drei Stufen in eine große helle Halle und passirte durch eine Thüre am linken Ende derselben in einen Gang von 12 Fuß Länge und 2 Fuß Breite; die zwei vergitterten Fenster in ihm boten dem Auge eine weite ausgedehnte Aussicht über einen großen Theil der Stadt, allein ich war nicht in der Stimmung, mich über diesen Ausblick zu freuen. Die Thüre des mir bestimmten Gefängnisses befand sich in der Ecke dieses Ganges und das Gitter derselben lag gerade einem der Fenster gegenüber, welche den Gang erleuchteten, so daß der Gefangene nicht nur einen großen Theil der Aussicht genießen, sondern auch die Erfrischung fühlen konnte, welche die kühle Luft des offenen Fensters ihm gewährte — ein wahrer Balsam für jedes Geschöpf in dieser Jahreszeit.“

Es läßt sich übrigens denken, daß Casanova in diesem Augenblicke sich mit derartigen Gegenständen nicht zu beschäftigen vermochte, sondern in großer Spannung der weiteren Entwicklung der Entdeckung entgegen sah, die er befürchten mußte. Wie versteinert blieb er regungslos in seinem Stuhle sitzen, in seinem Geist und Gemüthe kreuzte sich eine Menge von Gefühlen,

unter welchen getäuschte Hoffnung und Furcht die vorherrschendsten waren. Er hatte nicht allein darüber zu klagen, daß seine Hoffnungen am Vorabende ihrer Erfüllung vernichtet wurden, sondern er hatte auch allen Grund zu befürchten, man werde seine Strafe auf eine entsetzliche Weise verschärfen, denn die Venezianische Regierung kannte keinerlei Milde gegen Staatsgefangene. Er sah sich im Geiste schon zu einem der unterirdischen Gefängnisse verurtheilt, die unter dem Namen der Cisternen bekannt und tief unter dem Spiegel der Kanäle gelegen waren, so daß die unglücklichen Gefangenen, welche dieselbe bewohnten, stets Gefahr liefen, von dem eindringenden Wasser, den ungesunden Ausdünstungen und den Schwärmen von Ungeziefer aufgerieben zu werden. Endlich bot er alle seine Geisteskraft noch einmal auf und suchte sich so gut wie möglich zu fassen. Bald darauf brachten zwei Knechte des Schließers sein Bett herein und entfernten sich dann wieder, um auch die anderen Gegenstände herbeizuholen, sie kehrten jedoch nicht zurück und mehr als zwei Stunden lang schwebte der Gefangene in der peinlichsten Aufregung. Endlich hörte er eilige Fußtritte und laute Verwünschungen auf dem Gang und gleich darauf stürzte Lorenzo wuthschäumend in's Zimmer und überschüttete ihn mit einem Schwall von Scheltworten und Verwünschungen; er forderte von ihm die Axt, womit er das Loch gemacht habe, und verlangte den Namen des Knechtes zu wissen, der ihm dieselbe geliefert habe und zugleich gab er den Befehl, den Gefangenen und all seine Habseligkeiten genau zu durchsuchen. Casanova, der seinen Mann kannte, begegnete ihm mit Verachtung und Trotz. Der Gefangene, das Bett, die Matratze und die Kleider wurden untersucht, allein nichts kam zum Vorschein; glücklicherweise dachte Niemand an die Unterseite des Armstuhles, in welchem das Stilet steckte. 'So wollt Ihr mir also nicht gestehen, wo Ihr die Werkzeuge habt, mit denen Ihr durch den Boden gebrochen?' rief Lorenzo; 'wir wollen sehen, ob ihr gegen Andere nicht aufrichtiger seyn werdet.' — Casanova gab ihm mit herausfordernder Gleichgültigkeit zur Antwort: 'wenn es denn wahr ist, daß ich den Fußboden durchgebrochen haben soll, so werde ich's sagen, daß ihr mir die Werkzeuge dazu geliefert habt.' Dieß war selbst für den Schließer zu stark und er begann bei diesen Worten buchstäblich in ein Geheul auszubrechen, im Zimmer herumzutanzen, den Kopf gegen die Wand zu rennen und sich wie närrisch zu geberden; dann stürzte er wie wüthend aus dem Zimmer. Die Drohung, welche Casanova ihm in den Bart geworfen, verhehlte die Wirkung nicht, die er vermuthlich von ihr erwartet hatte. Lorenzo ließ das Loch in aller Stille wieder zufüllen und hütete sich sehr, jemals gegen seine argwöhnischen und rachsüchtigen Gebieter ein Wort davon zu erwähnen.

Als Lorenzo die Zelle verließ, verschloß er alle Fenster, um den Gefangenen so viel wie möglich ganz von der frischen Luft abzusperren. Das Zimmer war wie ein Ofen und an Schlaf gar nicht mehr zu denken. Da der Schließer seinem Vorgesetzten das begangene Vergehen nicht zu gestehen wagte, so schien er wenigstens entschlossen zu seyn, sich dadurch an dem Gefangenen zu rächen, daß er ihn aller Bequemlichkeiten beraubte. Am Morgen wurden Casanova saurer Wein, faules Wasser, stinkendes Fleisch und hartes Brod gebracht und auf jede Bitte, doch das Fenster zu öffnen, erfolgte eine abschlägige Antwort. Fußboden und Wände wurden von einem Knechte des Schließers sorgfältig mit einer eisernen Stange untersucht, und da der Gefangene sich früher das Scheuern seines Zimmers verbeten hatte, so berührte nie wieder ein Besen seine Zelle. Die Hitze stieg bis zu einem solchen Grade, daß Casanova ersticken zu müssen glaubte, der Schweiß trof so reichlich von ihm, daß er nicht mehr lesen oder herumgehen konnte, und es war ihm nicht möglich, die ekelhaften Nahrungsmittel zu genießen, die ihm vorgesetzt wurden. Die verschmähte Kost wurde ihm am zweiten Tage abermals vorgesetzt und der boshafte Schließer beobachtete dasselbe Stillschweigen. Der Gefangene wurde wüthend, und beschloß, seinen Peiniger am andern Morgen niederzustoßen, allein Klugheit oder reiflicheres Nachdenken oder eine bessere Regung bewogen ihn, diesen Vorsatz aufzugeben und er begnügte sich mit der Drohung gegen Lorenzo, daß er ihn erdrosseln werde, so bald er wieder frei seye. Eine ganze Woche lang setzte Lorenzo diese systematische Folter fort. Am achten Tage verlangte Casanova angesichts der beiden Unterschließer eine Abrechnung und nannte Lorenzo einen Betrüger. Diese Bitte erst schien den Schließer an seinen eigenen Vortheil zu erinnern, wenn er fortfuhr, gegen seinen Gefangenen den Tyrannen zu spielen, so fielen für ihn keine Zechinen ab, um dafür Messen lesen zu lassen; sein Geiz bewältigte den Aerger und er wurde wieder traktabel. Ueberdem ergab sich gerade in diesem Augenblick eine günstige Gelegenheit, wieder Frieden zu schließen: Bragadino schickte dem Gefangenen ein Körbchen voll Limonen und Lorenzo überbrachte Casanova dieses Geschenk sammt einem gebacknen Hühnchen und einer Flasche trefflichem Wasser bei Ueberreichung der Abrechnung, und ließ zugleich die Fenster öffnen. Versöhnt durch diese unerwartete Sinnesänderung verlangte Casanova, daß der ganze Ueberschuß der Abrechnung Lorenzo's Gattin übergeben und nur eine Zechine unter seinen Knechten ausgetheilt werde. Als sie allein waren, sagte Lorenzo ruhig zu seinem Gefangenen: „Ihr habt's mir neulich vorgehalten, daß ich Euch die Werkzeuge geliefert habe, womit ihr den Boden Eures früheren Kerkers durchbrochen habt, und ich bin daher nicht neugierig, hierüber etwas Näheres zu erfahren, aber wo Teufels hattet Ihr die Lampe her?" — „Von Euch selber," erwiderte Casanova; „Ihr gabt mir Oel, Feuerstein und Schwefel und alles andere hatte ich schon vorher." — „Das ist wenigstens richtig; könnt Ihr mir aber ebenso gut beweisen, daß ich Euch die scharfen Werkzeuge gegeben habe, mit denen Ihr durch den Boden gebrochen seyd?" —

„Nichts leichter als dieß!" rief Casanova; „ich habe Alles von Euch selber erhalten." — „Gott schenke mir Geduld, was muß ich hören!" rief Lorenzo unwillig; „habe ich Euch eine Axt gegeben?" — „Ich will Euch Alles bekennen," versetzte Casanova lachend, „der Secretär muß aber dabei anwesend seyn." — „Wohlan denn," sagte Lorenzo, „ich will nicht weiter fragen, sondern Euch glauben; nur haltet reinen Mund und bedenkt, daß ich ein armer Mann bin und eine Familie habe." Damit ging er und ließ den Gefangenen wieder allein.

Obwohl nun Lorenzo den Fluchtversuch verschweigen mußte, so traf er doch alle möglichen Vorkehrungen, um der Wiederholung eines solchen vorzubeugen. Jeden Tag mußte einer der Knechte den Boden und die Wände des Zimmers mit einer eisernen Stange untersuchen; allein der Gefangene lachte über diese

unnütze Sorgfalt; dießmal wollte er weder durch die Wände nach durch den Fußboden ausbrechen, weil er wohl wußte, daß in diesen Theilen nichts zu machen war. Sein neuer Plan ging dahin, einen Verkehr mit dem Gefangenen über seinem Kopfe herzustellen, welchem er das Stilet übergeben wollte, damit derselbe in seinem Fußbaden ein Loch durchwühle, durch welches er selbst in die obere Zelle hinauf gelangen könnte. Hatte er erst diese Zelle erreicht, so wollte Casanova ein anderes Loch in die Decke brechen und mit seinem Leidens-Gefährten auf das Dach hinaussteigen, um entweder irgend einen Ausgang ausfindig zu machen oder sich mittelst ihrer Wäsche und Betttücher vom Dache herablassen.

Es liegt auf der Hand, daß der Erfolg eines solchen Vorhabens so überaus zweifelhaft war, daß es die höchste Thorheit schien, darauf zu rechnen. Schon die Einleitung dieses Planes, der Beginn und die Eröffnung eines Verkehrs mit dem Gefangenen im obern Stockwerke schien beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten darzubieten, allein selbst wenn diese überwunden waren, so lief Casanova noch immer Gefahr, daß sein Gefährte sich feige oder verrätherisch gegen ihn benehmen, oder daß man stündlich ihre Operationen entdecken konnte, denn die größte Gefahr drohte unsern Abenteurern erst dann, wenn sie sich erst wirklich von dem hahen Dache ihres Gefängnisses herablassen wollen. Allein der Drang nach Freiheit kann einem Gefangenen nach Haffnung einflößen, wenn auch alle Hoffnung zu Ende ist.

Das erste Hinderniß räumte Lorenzo unbewußt selbst hinweg, weil er in seiner unersättlichen Habsucht den Gedanken nicht ertragen konnte, daß das Geld der Gefangenen in andere Taschen fließe, als in seine eigenen. Casanova schildert ihn satyrisch als einen Kerl, der für einen Thaler den heil. Markus selbst verkauft haben würde. Als ihm der Gefangene das Ansinnen stellte, Maffei's Werke für ihn zu kaufen, gab ihm der Schließer, der ungern so viel Geld weggeworfen sah, selber den Rath, Bücher von anderen Gefangenen zu borgen und denselben dagegen seine eigenen zu leihen. Casanova ging gern auf diesen Vorschlag ein, weil er hoffte, daß derselbe zu einer Correspondenz führen könnte, die sein Vorhaben fördern würde. Lorenzo brachte ihm einen Band von Wolff's Schriften, worin er ein Blatt Papier fand, das einen in Verse umgeschriebenen Spruch Seneca's enthielt. Er besaß weder Feder noch Bleistift, wußte aber trotzdem einige Verse auf dasselbe Papier zu schreiben und einen Catalog seiner Bücher auf das letzte Blatt dieses Bandes. Zu Schreibmaterialien bediente er sich des Nagels seines kleinen Fingers, den er zu einer Art Feder zugeschnitten hatte und einiger Tropfen Maulbersaft. Schon am andern Morgen erhielt er mit dem zweiten Theil eine Antwart in lateinischer Sprache. Der Schreiber, welcher die Zelle über Casanova's Gefängniß bewohnte, gab sich als einen Mönch zu erkennen Namens Marina Balbi aus einer vornehmen venezianischen Familie; sein Mitgefangener war Graf Asquina von Udine. Beide boten ihm den Gebrauch ihrer Bücher an. Statt der Antwort gab Casanava eine Schilderung seiner eigenen Persönlichkeit, welche einen zweiten Brief von dem Mönch zur Folge hatte. Im nächsten Buch, sagt Casanova, fand ich einen Brief von 16 Seiten, welcher die ganze Ursache seiner Haft enthielt. Ich entnahm aus derselben, daß er ein launenhafter, falscher Raisanneur war, bösartig, dumm, dünkelhaft, leichtsinnig und undankbar. Er gestand z. B., wie unglücklich er ohne Geld oder Bücher und ohne die Gesellschaft des alten Grafen seyn würde, und füllte dann noch zwei ganze Seiten mit Späßen und spöttischen Bemerkungen, um diesen seinen Schicksalsgenossen lächerlich zu machen. Ich würde niemals mit einem Manne von solchem Charakter in Briefwechsel getreten seyn, wenn mich nicht die Nath gezwungen hätte, mich seiner Hülfe zu bedienen. Im Rücken des Buches fand ich Papier, Feder und Bleistift und hatte nun wenigstens die Mittel um ordentlich zu schreiben. — Die beiden Gefangenen hatten sich diesen werthvollen Artikel verschafft, indem sie Nicola, den Knecht des Schließers bestachen. Balbi hatte von Nicala die näheren Umstände van Casanova's ungünstigem Fluchtversuch erfahren und war nun höchst gespannt zu hören, mit welchen neuen Plänen derselbe umging. Anfangs zanderte Casanova, sich einem Manne anzuvertrauen, van dem er eine so ungünstige Meinung hegte; in Erwägung aber, daß er ohne die Hülfe dieses Mannes nichts zu erreichen vermöchte, entschloß er sich endlich, sich demselben mitzutheilen; der Mönch machte zwar einige Einwendungen gegen die Ausführbarkeit des Planes, allein Casanova überwand dieselben bald; damit aber Balbi durch den Fußboden hindurch breche, mußte er nothwendig das Stilet haben und Casanova zerbrach sich vergeblich den Kopf, wie er ihm dasselbe mittheilen solle. Endlich fiel ihm eine List ein; er bat Larenza ihm eine große Folio-Ausgabe eines gewissen Werkes zu verschaffen, das er ihm namhaft machte und von dem er glaubte, daß es die Verbergung des Stilet's in der Höhlung zwischen dem Einband und dem Lederrücken zulassen würde; leider ergab sich aber, daß das Stilet zwei Zoll länger war als der Band und Casanava mußte daher aufs Neue seinen Scharfsinn anstrengen um diesem Uebelstande abzuhelfen. Ich theilte Lorenzo mit — sagte er, — daß ich den Michaelistag mit zwei großen Schüsseln voll Makkaroni mit Butter und Parmesankäs begehen und eine der Schüsseln dem Gefangenen schicken möchte, der mir seine Bücher geliehen hatte. Er erwiderte mir, daß derselbe Gefangene den Wunsch ausgedrückt habe, mein großes Buch zu borgen; ich sagte Lorenzo, ich wolle dasselbe mit den Makkaroni hinaufschicken und hieß ihn mir die größte Schüssel zu verschaffen, die er nur bekommen könnte, und die ich selber füllen wolle. Während Lorenzo nach der Schüssel ging, wickelte ich den Handgriff des Stilets in Papier und steckte es hinter den Einband. Ich war überzeugt, daß wenn ich eine große Schüssel voll Makkaroni oben auf das Buch stelle, Lorenzo's Aufmerksamkeit so davan in Anspruch genommen werden würde, dieselbe sicher zu tragen, daß er das vorstehende Ende des Eisens nicht gewahr werden dürfte; hievon unterrichtete ich Balbi und empfahl ihm auf das Gemessenste, doch ja die Schüssel und das Buch gleich vorsichtig hinwegzunehmen. Am Michaelistag kam Lorenza mit einer großen Pfanne, worin die Makkaroni gekocht worden waren. Ich fügte sogleich die Butter dazu, leerte die Pfanne in beide Schüsseln aus und füllte sie mit geschabtem Parmesankäse auf, wobei ich Sorge trug, daß die Platte bis zum Rande angefüllt war und im Butter schwamm. Dann setzte ich das Gericht auf den Band, dessen Durchmesser nur halb so breit war als das Buch lang, gab es Lorenza mit den Rücken des Buches ihm zugekehrt und bat ihn, die Arme möglichst auszustrecken und langsam zu gehen,

damit die Butter ja nicht auf das Buch verschüttet werde. — Ich beobachtete ihn aufmerksam, er konnte seine Augen nicht von der Butter abwenden, die er zu verschütten fürchtete. Er machte nur den Vorschlag, zuerst die Platte hinauszutragen und dann das Buch nachzuholen, allein ich stellte ihm vor, daß dadurch mein Geschenk seinen halben Werth verlieren würde, und so ließ er er sich endlich bereden, beide zugleich zu tragen, verwahrte sich aber dabei, daß es nicht seine Schuld seyn würde, wenn etwa die Butter überliefe. Ich folgte ihm mit den Augen so weit ich konnte und hörte bald darauf das dreimalige Husten, was das verabredete Zeichen vom Gelingen eines Planes war.

(Schluß folgt.)

Stiefkinder.

Eine Familiengeschichte von Otfried Mylius.

(Fortsetzung.)

Ein eigenthümlicher Ernst war in den Jüngling Richard gefahren. Er entwickelte einen beinahe krampfhaften Eifer, so manches nachzuholen, was er seither zu erlernen versäumt hatte, und die Ueberzeugung, daß er verhältnißmäßig noch so wenig nützliche und gediegene Kenntnisse sich gesammelt habe, war ein Sporn mehr für seine Anstrengungen, wenn gleich sie ihn manchmal auch schmerzlich die Lücken empfinden ließ, welche sich in seinem Wissen fanden. Das Spiel von „Warum und Weil" ging von früh bis spät zwischen Wetz und seinem Schüler hin und her, d. h. Richard wußte so viel zu fragen, daß es für Wetz oft schwer ward, die Geduld nicht zu verlieren und dem Grundsatze getreu zu bleiben, daß er seinem Zögling das Wissen jeder Art in einer möglichst leicht faßlichen Form, besonders in der Gestalt einer anregenden Conversation beibringen müsse, wann er Frucht davon sehen wolle. Leider konnte sich Wetz nicht verhehlen, daß der jetzige rege Sinn Richard's für gemeinnützige Kenntnisse und sein Ringen nach Erweiterung derselben nur eine jener fieberhaften aber vergänglichen Anstrengungen war, wie sie bei sanguinischen Temperamenten und seichten Charakteren so häufig sind; um aber den Rückfall in die alten Gewohnheiten der Indolenz und des blosen Genußlebens nicht so plötzlich und verderblich werden zu lassen, hielt es Wetz für gerathen, Richard auch in Berührung mit dem Personal des Comptoirs und den oberen Angestellten der Fabrik zu bringen, unter welchen sich einige Söhne achtbarer Familien als Commis, Ingenieure, Chemiker, Coloristen u. s. w. befanden. Wetz ging von der Ansicht aus, daß der Erbe eines solchen Geschäfts das Vertrauen seiner Mitarbeiter am sichersten dadurch gewinnen könne, daß er sich ihres geselligen Umgangs nicht schäme; daß er sie dagegen kränke und entwürdige, wenn er in ihnen nur seine Miethlinge sehe und mit aristokratischer dünkelhafter Ausschließlichkeit auf sie herabblicke. Albert Moritz, welcher diese letztere Ansicht thatsächlich vertrat, war daher sehr unbeliebt bei dem gesammten Personal und unterlag um so mehr dem Vorwurf eines finstern Hochmuths, als man ja in jenen Kreisen wußte, daß er eigentlich nur der Sohn des ersten Verwalters dieses großartigen Etablissements war.

Die Angestellten der Fabrik fanden sich Abends gewöhnlich in dem sogenannten Schichthause ein, einem Gasthause, welches von einem ehemaligen Beschließer der Schrotheimer Fabrik gehalten ward und einige hundert Schritte von der Fabrik an der Landstraße nach dem nächsten Städtchen lag. In diesen abendlichen Kreis führte Wetz seinen Zögling mehrmals. Es herrschte ein heiterer, anständiger, geselliger Ton in der 'Herrenstube', wie sich von gebildeten Leuten aus verschiedenen Altersschichten kaum anders erwarten ließ; und da die Gesellschaft ein Piano besaß und verschiedene technische Zeitschriften und Unterhaltungsblätter aufgelegt hielt, so fehlte es weder an Unterhaltungsstoff noch an Anregung zu Erörterungen über Politik, über Handelszustände, industrielle und technische Gegenstände, welche nothwendig unserm jungen Freunde Richard, als etwas ihm ganz Neues, einiges Interesse abnöthigten.

Unter den jüngeren Angestellten war insbesondere Einer, der auf Wetz und Richard einen sehr günstigen Eindruck machte, ein gewisser Gustav Degen, zwar nur einer der jüngsten Commis, aber offenbar eine reicherbegabte Natur, als man sie gewöhnlich unter diesem Stande findet. Es war ein Mann von ungefähr achtundzwanzig Jahren, hübsch von Gestalt, gewandt von Benehmen, mit einem ausdrucksvollen Gesicht von regelmäßigem Schnitt, dem eine hohe, ernste, von krausem schwarzem Lockenhaar umwallte Stirne, ein feuriges dunkles Augenpaar und ein dichter Bart einen Reiz wilder und doch für ihn einnehmender Männlichkeit liehen. Seine Manieren, seine Unterhaltung verkündeten einen Mann von ungewöhnlicher Bildung, die sich namentlich auch auf Naturwissenschaften erstreckte, und die durch weite Reisen ihre Vollendung empfangen hatte. In seinem Benehmen lag eine gewisse Zurückhaltung, eine Art bescheidener Würde, etwas wie ein edles Selbstgefühl; er schien sich niemanden aufdrängen zu wollen und erwiderte doch dankbar jede Annäherung. Er hatte England, Frankreich, Belgien, Italien bereist, und sprach mit Verständniß von den Wahrnehmungen, die er über die Zustände jener Länder gemacht hatte. Er war selbst in Nordamerika gewesen und kannte die großen Städte an dessen Ostküste. Wetz fand in ihm einen Geistesverwandten, und für einen Jüngling wie Richard mußte er eine um so interessantere Erscheinung seyn, weil er offenbar Anspruch auf eine höhere Lebensstellung hatte als diejenige war, welche er als jüngster Korrespondent auf dem Comptoir in Schrotheim bekleidete. Seine Kollegen fühlten auch instinktmäßig Degen's Ueberlegenheit, obschon er selbst sie niemals geltend machte, und hatten ihm den Beinamen des Gentleman gegeben, den er sich gutmüthig gefallen ließ. Er erwiderte das freundliche Entgegenkommen Richard's ohne Servilität, und war umgänglich und artig gegen ihn, ohne sich an seiner Würde etwas zu vergeben.

Herr v. Moritz hatte die Uebersiedelung seines Stiefsohns und des Hofmeisters nach der Fabrik natürlich nur ungerne gesehen und wohl nur deßhalb zugegeben, weil er am Ende vorzog, den Jüngling und seinen gefährlichen Mentor in seiner Nähe und noch unter seiner Aufsicht zu haben, als ihn aus der Ferne fürchten zu müssen. Wetz sah wohl, daß der alte Buchhalter Stägemann und einige seiner Kreaturen ihn und Richard auf Schritt und Tritt beobachteten; aber er konnte sich dieß, so unbequem es auch seyn mochte, ruhig gefallen lassen, da er sich

keiner Handlung bewußt war, die einen Vorwurf verdient hätte. Richard hatte in diesen acht Tagen das Schloß gänzlich gemieden und seine Mutter nur einige Male in einem Pavillon gesehen, der am Ende des Parkes lag. Aber jeden Morgen erhielt er von ihr ein Briefchen von Ida's Hand, nebst Blumen oder einer andern Ueberraschung. Der Ernst, welcher auf dem Jüngling lag, war der Schleier, unter welchem sich die ersten Keime eines unversöhnlichen Grolls und Hasses gegen Herrn v. Moritz und dessen Sohn bargen. Diese Leidenschaft glühte in seinen Augen auf, so oft er seinen Stiefvater in der Nähe wußte, und ein dunkler innerer Drang trieb ihn, der persönlichen Begegnung mit demselben auszuweichen. Albert war noch nicht auf der Fabrik erschienen, und schien sich noch Ferien zu gönnen.

Es war am Nachmittage des neunten Tages. Wetz schrieb auf seinem Zimmer. Richard kehrte so eben von einem Besuche bei seiner Mutter zurück, die er in dem kleinen Pavillon gesprochen hatte. Er schien lebhafter und heiterer gestimmt, als in den letzten Tagen und rief beim Eintreten: „Morgen müssen Sie Ihr Gelübde brechen, lieber Wetz, und doch auf einige Stunden in das Schrotheimer Schloß kommen: Mama erwartet uns beide zu Tische, denn die beiden Moritze reisen morgen früh mit Tagesanbruch nach der Residenz ab, um daselbst einige Tage zu verweilen. Sie gehen doch hoffentlich mit, Wetz, nicht wahr? Mir zu Liebe?"

„Ihretwegen will ich mitgehen, mein junger Freund!" sagte Wetz lächelnd. „Ich muß sonst fürchten, daß Sie Heimweh bekommen!"

— „Nun ja, nach der Mutter allerdings!" sagte Richard; „ich hätte nicht geglaubt, daß man den Mangel an Umgang mit Frauen so sehr vermissen könnte; aber ich habe einiges Heimweh nach den Abenden auf dem Schlosse. Ida und Lucie Helmold sind zwei liebenswürdige Mädchen, und Julie hatte immer einen Scherz im Munde. Apropos, sagt' ich es Ihnen schon? Julie hat den Herrn Albert nun in bester Form abgewiesen und sich nach dem Oberhof geflüchtet, um ihm aus dem Wege zu seyn. Dorthin verfolgt er sie nicht!"

„Seit wann denn?"

— „Seit drei Tagen! Mama behandelt die Geschichte als ein tiefes Geheimniß, aber da ich sie nicht von ihr erfahren habe, so kann ich es Ihnen wohl mittheilen. Julie wird ihn nie heirathen, sagte sie, und wäre schon wieder abgereist, wenn ihre Duenna da wäre. Und denken Sie sich, die beiden Moritze reisen nun auf die Brautschau nach der Residenz, um eine sehr reiche Waise zu besichtigen, welche in's Haus eingeschlachtet werden soll. Jenun, immer noch besser als Julie!"

„Und Fräulein Julie bleibt also noch einige Tage auf dem Oberhofe? Wohlan, so könnten wir demnächst Frau v. Bernstett einen Besuch abstatten und ihr die Beweise von der Unschuld Ihres Bruders Reinhold überbringen, die wir aus den alten Geschäftsbüchern und dem glücklicherweise noch vorhandenen Haus- und Geheimbuche Ihres seligen Vaters hergestellt haben."

— „Sind Sie denn damit fertig?" fragte Richard.

„Alles ist genau ermittelt, und heute nach Tische ist eine doppelte Urkunde darüber aufgenommen worden, die ich von Herrn Degen und zwei anderen Herren aus der Fabrik als Zeugen unterzeichnen ließ. Dießmal wird der alte Stägemann nichts zu berichten haben, denn auf die Discretion der drei Zeugen können wir uns verlassen, und die Bücher sind wieder in aller Stille an ihren Ort gebracht worden, wo sie zuvor standen, ohne daß er es erfahren hätte."

— „Und so ist denn die ganze Anschuldigung gegen Reinhold eine Verläumdung?" rief Richard.

„Erwiesenermaßen!"

— „Schändlich!" rief Richard indignirt. „Es freut mich für Mathilden und für uns Alle, daß mein Bruder von diesem Verdacht eines gemeinen Verbrechens entlastet ist. Ich werde es Mama sagen."

„Mit nichten, Herr Wegener! thun Sie das noch nicht; Sie wissen ja, daß Sie Frau v. Bernstett versprochen haben, hierüber zu schweigen."

— „Hab' ich das? Nun denn, so will ich es auch halten!" sagte Richard, und sah mit einiger Ungeduld auf die Uhr, sichtbar innerlich von ganz anderen Dingen in Anspruch genommen, als denjenigen, von denen er so eben noch so zerstreut gesprochen hatte. — „Apropos, ich habe Mama versprochen, ihr morgen einiges Federwild für die Tafel zu liefern, und wir wollen einige Hühner schießen. Gehen Sie nicht mit, Herr Wetz? Ist es gegen Ihre Grundsätze?" setzte er hinzu, als Wetz auf die erste Frage zu antworten zögerte.

„Mit nichten, es ist nicht gegen meine Grundsätze, aber nach meinen Ansichten eine Zeitvergeudung. Uebrigens will ich mitgehen, wann Sie es wünschen und wenn Sie mir versprechen, daß wir noch vor dem Gottesdienst zurück sind!"

— „Wie?" rief Richard verwundert, „vor dem Gottesdienste? Wollen Sie denn in die Kirche gehen?"

„Allerdings! gehen Sie nicht?"

— „Nein, niemals!" versetzte Richard und maß seinen Hofmeister mit einem sardonischen Lächeln. „Und an Ihnen bemerke ich dieses Bedürfniß der Gottseligkeit auch zum ersten Mal!"

„Weil ich Ihnen und Ihrer Pflege die wenigen Sonntage unsers Zusammenlebens geopfert habe," entgegnete Wetz. „Uebrigens ist dieß ein Gegenstand, der sich nicht zu einer scherzhaften Erörterung eignet; der Unterschied im Alter und in den Lebenserfahrungen muß nothwendig hierin einen Unterschied zwischen uns bedingen; — und es handelt sich ja nicht darum, ob Sie mich in die Kirche begleiten, sondern nur darum, ob Sie mich bis zum Morgengottesdienste wieder entlassen wollen? Hierüber fehlt mir noch Ihr Bescheid!"

— „Ei natürlich! handeln Sie hierin ganz nach Ihrem Belieben und innern Bedürfniß!" versetzte der Jüngling launig; aber Wetz warf ihm einen sehr ernsthaften Blick zu, der ihm bedeutete, daß der Hofmeister in diesen Stücken keinen Scherz verstand.

Ein Liedchen trällernd, ging Richard in sein Zimmer, zündete sich eine Cigarre an und machte seine Toilette. „Apropos!" rief er herüber, „ich komme heute Abend erst spät auf das Schichthaus. Erwarten Sie mich dort, Herr Wetz; ich .... ich habe zuvor noch einen Ausgang zu machen .... einen Besuch in der Nachbarschaft!"

„Einen Abendbesuch?" fragte Wetz obenhin, aber irgend etwas in dem Betragen seines Zöglings machte ihn argwöhnisch.

Es war schon um die Zeit der Dämmerung und der Himmel Regen drohend. „Wollen Sie den Wagen haben?"

— „Nein, ich danke — ich gehe zu Fuße. Erwarten Sie mich etwa um acht Uhr auf dem Schichthaus!"

Damit ging er in sein Zimmer.

Was mag er nur vorhaben? dachte Wetz; es ist offenbar kein gewöhnlicher Gang, den er thun will! — Er blickte verstohlen aus der Thür und sah im Spiegel, daß Richard in seinem Zimmer am Fenster stund und ein kleines zierliches Billet auf Rosapapier las, das er dann küßte und schnell beseitigte. Dieß war ein genügender Fingerzeig für Wetz, allein er kannte seinen Zögling gut genug, um zu wissen, daß der leiseste Versuch von seiner Seite, in Richard's Geheimniß einzudringen, diesen um so discreter und vorsichtiger gemacht haben würde. Er bemerkte ferner, daß Richard einen zierlichen Spazierstock von Fischbein wählte, der, wie er wohl wußte, eine Degenklinge enthielt und einen Gegenstand von der Wand nahm, den er in die Brusttasche seines Ueberrocks steckte. Einen Augenblick später kam er in das größere gemeinsame Zimmer heraus, den leichten Regenmantel von Gummi auf dem Arm, und verabschiedete sich von Wetz. Der ernste, forschende Blick, den dieser auf ihn heftete, machte ihn etwas verlegen; es gelang ihm nicht, seine Unbefangenheit zu bewahren.

„Darf ich Sie ein Stück weit begleiten, Herr Wegener?" fragte Wetz.

— „Ich will Sie nicht stören, Herr Wetz, so angenehm es mir auch seyn würde . . . ."

Wetz drang nicht weiter in ihn, aber sein Argwohn war nun bestätigt. Er ließ Richard gehen, der nicht wie sonst seinen schönen großen Hühnerhund mit sich nahm. Aber eine seltsame Unruhe erfüllte den Hofmeister; offenbar war der Gang, den der Jüngling antrat, einer von jenen, welche das Licht meiden. Neugier und Besorgniß wollten beide den Hofmeister überreden, ihm zu folgen. Der Umstand, daß Richard den Stockdegen mitgenommen hatte, war gerade nicht verdächtig, denn die Jugend liebt derartige Spielzeuge; aber das Billet auf Rosapapier machte, wenn er es damit in Zusammenhang brachte, die Sache etwas bedenklich. Plötzlich erinnerte sich Wetz des andern Gegenstandes, den Richard von der Wand genommen hatte — von einer unheimlichen Ahnung getrieben, eilte er in Richard's Zimmer hinüber; der erste Blick auf die Wand zeigte ihm, daß dort eine zierliche kleine Drehpistole fehlte, welche Richard immer geladen hielt. Jetzt stiegen seine Besorgnisse und er wollte eben in sein Zimmer zurückeilen, um sich rasch anzukleiden und dem Jüngling zu folgen, als unter seiner Sohle etwas wie Papier auf dem Teppiche rauschte und knisterte — er blickte hinunter, es war das Rosabillet, welches Richard entfallen seyn mußte. Zögernd hob er es auf — zaudernd überlegte er, ob er es lesen solle oder nicht, als er in der Dämmerung die feinen zierlichen Züge einer Frauenhandschrift erkannte. Endlich aber überwand die Unruhe um Richard das Zartgefühl und die Diskretion. In sein Zimmer zurückgekehrt, machte er schnell Licht und las das Billet. Es war von Ida Jencke, der Vorleserin der Frau v. Moritz; ein Erguß wilder leidenschaftlicher Zärtlichkeit und Liebe, anscheinend die Antwort auf eine ähnliche Zuschrift, welche Ida von Richard erhalten hatte, und endend mit der Zusage, daß sie ihn um halb acht Uhr im Pavillon erwarten wolle, indem sie Kopfschmerz vorschützend vom Thee wegbleibe.

Alles wiederholt sich nur im Leben, dachte Wetz, als er das Billet zu Ende gelesen hatte. Also eine Liebschaft zwischen Richard und Ida, die um einige Jahre älter? dieselbe Geschichte wie damals, nur daß jenes Paar Reinhold und Henriette hieß. Aber wer hätte diese Gluth geahnt unter dem sonst so kalten scheuen und gedrückten Aeußern dieses Mädchens! Es ist eine jener stillen verhängnißvollen Leidenschaften, die selten gut enden! Ich muß Richard nacheilen und dieses Verhältniß trennen, oder ihn wenigstens über seine Gefahren aufklären!

Rasch warf er seinen Kaputtrock um, drückte eine Pelzmütze in's Gesicht, und nahm aus Richard's Sammlung einen Spazierstock von Rohr mit schwerem Bleiknopfe. Die Uhr zeigte ihm, daß die Stunde des Stelldichein noch lange nicht schlug, und daß er also noch Zeit genug hatte, dasselbe zu verhindern. Er eilte aus dem Hause, der Allee zu, welche von der Fabrik nach dem Schrotheimer Park führte und sah sich nach Richard um, allein nirgends weit und breit war eine Spur von demselben zu erblicken. Wetz eilte die Allee entlang, erreichte den Park, den Pavillon in demselben — ohne eine Spur von Richard zu entdecken. Thüren und Läden des Pavillons waren noch verschlossen. Leise ging er die Umgebung des Pavillons ab, durchsuchte die benachbarten Lustgehölze — nirgends eine Spur von Richard. Der frischgeebnete Sand der Wege war zum Theil noch nicht einmal zertreten. Die Schloßuhr verkündete die sechste Abendstunde, während er noch vergeblich suchte. Ob er sich wohl geirrt hatte in der Zeit? Er rüttelte an der Thüre des Pavillons, er rief mit gedämpfter Stimme die Namen der beiden Liebenden — keine Antwort. Entweder hatte er sich getäuscht in der Bestimmung von Tag und Stunde, oder sein Zögling kam erst später und auf einem andern Wege.

Jetzt schoß Wetz ein Gedanke durch den Kopf: er hatte ja Drako! Wie, wenn er diesen holte und auf Richard's Fährte setzte! — Gesagt, gethan! Nach Hagenreut hinüber, den Weiler, wo der Förster wohnte, war es ja nur eine starke Viertelstunde. Er holte also den Hund, nahm ihn mit nach der Fabrik, holte einen Pantoffel Richard's und gab dem Thiere die Witterung. Aber wie groß er auch den Kreis zog, den er um die ganze Fabrik herum beschrieb, der sonst so scharfsinnige Hund fand keine Fährte, entweder war diese kalt oder Richard einen andern Weg gegangen. Es schlug Sieben und noch war Wetz um kein Haar klüger. Er wandte sich jetzt dem Park wieder zu und hatte auf dem Wege, der ziemlich nahe an der Grenze desselben rund herum führte, einige hundert Schritte zurückgelegt, als das Knurren und Anspringen Drako's verkündete, daß er die Fährte gefunden hatte. Wetz hielt die Leine kurz und straff und ließ das Thier auf der Fährte laufen. Diese verließ bald den äußern Weg und führte quer durch den Park, an der Rückseite des Schlosses vorüber. An einer Stelle, wo der Pfad durch einen andern gekreuzt wurde, schien Drako auf einen Moment die Fährte zu verlieren, denn er suchte in der Runde unsicher ab. Plötzlich aber erhob er den Kopf, schnoberte in die Luft und ließ ein leises Knurren hören. Er witterte irgend einen andern Gegenstand in der Nähe. Wetz verstand den Hund und seine Weise zu gut, um nicht zu begreifen, daß sich jemand nähere. Er streichelte das Thier und

befahl ihm leise, zu schweigen; dann horchte er. Der Sand und Kies der Wege knisterte unter leichten Tritten, und der Wind trug das Rauschen eines faltigen Gewandes zu ihm her. Schnell trat er hinter einen Baum in den Schatten der Gebüsche, zog den Hund nach sich und hielt ihm die Schnauze nieder. Eine halbe Minute nachher huschte eine weibliche Gestalt in dunklen Gewändern, den Kopf mit einem Schleier verhüllt, an ihm vorüber. Nur die hohe schlanke Gestalt verrieth Ida — von ihrem Gesicht war nichts zu sehen. Sie schlug die Richtung nach dem Pavillon ein, und wählte dazu die dunkelsten Pfade unter dem Ueberhang der Gebüsche und Bäume, von denen schon die vergilbten Blätter zu fallen begannen. Eben wollte Wetz wieder hervortreten, da ward Drako wieder unruhig, und mußte von Neuem zur Ruhe verwiesen werden. Hastigere Schritte tönten die Allee herauf — Wetz erkannte deutlich, daß es Männertritte waren — die Tritte von zwei Männern! Der Mond im ersten Viertel stieg eben über die Kimme der östlichen Berge empor und milderte die Dunkelheit. Als die Männer an Wetz's Versteck vorübereilten, glaubte dieser in dem Einen derselben Herrn v. Moritz zu erkennen; der Andere war hagerer, schmächtiger. Eine plötzliche Angst um Ida überkam Wetz; er dachte kaum mehr an seinen Zögling, nur an das Mädchen, dem der Kommerzienrath so rasch folgte, als es seine Korpulenz zuließ. Er schritt — behutsam immer auf den Rasen tretend, womit die Wege eingefaßt waren — so schnell hinter den beiden Männern her, als er es thun konnte, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Bald war das Ende der Allee erreicht, wo auf einer von hohen Platanen und Catalpas umgebenen Lichtung inmitten eines Rasenplatzes der Pavillon stand. Das Mondlicht warf eine schwache Dämmerung über den freien Platz, und Wetz war im Begriff, auf denselben hinaus zu treten, als er unter einem der Bäume, die der Freitreppe des Pavillons am nächsten lagen, die dunkle Gestalt eines Mannes wahrnahm. Behutsam trat er wieder in den Schatten zurück; wußte er ja doch nicht, ob jene Männergestalt seinem Zögling, ob sie Herrn v. Moritz oder dessen Begleiter angehörte! Horchend stand er still; er hörte, wie drüben im Pavillon, kaum vierzig Schritte von ihm entfernt, ein Fensterladen vorsichtig geöffnet ward, obschon es nicht verhindert werden konnte, daß er ein wenig in seinen Angeln kreischte — er sah eine dunkle Gestalt vorsichtig die Vortreppe hinanschleichen und durch die Thüre im Pavillon verschwinden. Dann alles stille, bis auf das Rauschen der vom Nachtwind durchsäuselten Blätter — jetzt ein unterdrückter Schrei, dann ein Gemurmel von Stimmen, das auf nichts Gutes deutete. Jetzt ein Rauschen in den Büschen zur Rechten, der eilige Schritt eines Mannes, unter dem der Kies der Allee knarrte. Der Mann unter der Platane regte sich — er ging ihm entgegen mit einer schleichenden verdächtigen Bewegung, welche Wetz mit Argwohn erfüllte. Auch der Hund hatte ihn gesehen, zerrte an der Leine und stierte mit funkelnden Augen nach ihm hinaus.

„Hussa, faß' an, Drako! halt ihn nieder!" flüsterte Wetz aufspringend und ließ die Leine los — einige gewaltige Sätze und das mächtige Thier hatte sein Opfer erreicht, am Hals gefaßt, niedergerissen, sich demselben auf die Brust gestellt, die gewaltigen Vordertatzen auf seine Schulter gestemmt, und starrte ihm mit seinen klaren Augen wuthfunkelnd in's Gesicht, das er unter drohendem Knurren mit seinem heißen Athem überhauchte.

— „Hülfe! Hülfe!" keuchte und stöhnte Der am Boden. Das war nicht Richard's Stimme. Als Wetz herzugeeilt war, erkannte er den Kammerdiener des Herrn v. Moritz.

„Ah, Du bist es, Du ruffiano?" sagte er, sich über denselben herunterbeugend. „Rühre Dich im Mindesten, Du Schuft, und der Hund, der keinen Spaß versteht, erwürgt Dich! — Wer ist dort im Pavillon?"

— „Fräulein Jende," stammelte der Kammerdiener.

„Und wer noch?.... Rede, Du Schuft, oder ich lasse Dich durch den Hund schütteln!...."

— „Um Gotteswillen nicht! ich will ja alles gestehen, aber verrathen Sie mich nicht!.... Herr v. Moritz!"....

„Also doch?"

Drüben an der Thüre des Pavillons rüttelte bereits Richard aus Leibeskräften. Sie war von innen verriegelt. Drinnen hörte man ein Ringen, ein Flüstern von Stimmen — die eine angstvoll, die andere drohend. Jetzt sprang der Jüngling mit beiden Füßen gegen die Flügelthüre, daß sie aufsprang. Er stürmte hinein, riß den Mann zurück, der das wehrlose Mädchen auf das Sopha niederdrückte. Der bleiche Mondschein erlaubte den beiden Männern, sich zu erkennen — Stiefvater und Stiefsohn standen sich gegenüber.

„Wüstling! Ungeheuer!" rief der Jüngling und schleuderte den Kommerzienrath zurück, der nach dem Fenster springen wollte. „Jetzt rechnen wir mit einander ab!"

— „Richard, rette mich! rette!" rief das halbohnmächtige Mädchen fast bewußtlos, als es die Stimme des Geliebten erkannt. „Hülfe, Richard! Hülfe!"

Herr v. Moritz raffte alle Frechheit und alle Fassung zusammen, und rief: „Also Dich erwartete das saubere Jüngferchen dort? Eine Liebelei mit Zusammenkünften im Dunkeln? Also dieß war des Pudels Kern? und nun schon zum dritten Male hier diese nächtlichen Zusammenkünfte?"

„Spion! erbärmlicher Mädchenjäger!" rief der Jüngling, dem der Ingrimm die Sprache raubte. „Also auch noch belauert hast Du sie und mich, Elender?"

— „Mir das, Du dummer Junge?" rief der Kommerzienrath; „Du erfrechst Dich, meine Schritte zu kontroliren?"

„Ich unterfange mich eines mehreren, Du Dieb und Erbschleicher! ich unterfange mich, Dich nach Verdienst zu züchtigen!" Und der Stahl blinkte im Mondschein und wäre auf den Rücken des Kommerzienraths wuchtig niedergefallen, wenn dieser nicht ausgewichen und unter dem drohend erhobenen Arme durchgeschlüpft wäre, um nach der Thüre zu entwischen. Aber von dort prallte er erschrocken zurück, denn unter derselben stand Wetz wie eine Bildsäule. Richard hatte ihn noch nicht bemerkt.

— „Also ein Komplott?" rief der Kommerzienrath mit bebender Stimme. „Zu Hülfe! zu Hülfe!"

„Noch einen einzigen Laut und ich steche Sie nieder!" rief Richard drohend.

— „Ha, das wollen wir sehen! Tritt einen einzigen Schritt näher und ich schieße!" Der Hahn einer Pistole knackte; aber im nächsten Augenblick war sie Herrn v. Moritz aus der Hand

gerissen, und Wetz umschlang ihm beide Arme wie mit eisernen Klammern.

„Stecken Sie den Degen ein, Richard, und vergessen Sie sich nicht!" sagte Wetz ernst und befehlend.

— „Sie hier, Wetz? Haben Sie gehört und gesehen? . . . ."

„Ich weiß alles und kam gottlob noch rechtzeitig, um dreifachen Frevel zu verhüten!" sagte Wetz. „Führen Sie das Fräulein nach dem Schlosse zurück, während ich hier bei Herrn v. Moritz bleibe. Schweigen Sie über diesen ganzen Vorfall, um der Ehre Ihres Hauses, um Ihrer Mutter willen, Richard! Und wenn Herr v. Moritz sich je vermessen sollte, eine Feindseligkeit zu begehen, so haben wir seine Pistole und unser Zeugniß und das seines eigenen Kammerdieners gegen ihn, um ihm jedes boshafte Gelüste zu vertreiben! — Gehen Sie nicht durch die große Allee, Richard! Drako liegt dort und hält den Kammerdiener in Bann. Stören Sie den Hund nicht, oder er zerreißt den Schuft von einem Bedienten!"

— „Teufel!" murmelte Herr v. Moritz zwischen den Zähnen; „Sie sollen mir dieses Stückchen noch bezahlen, Wetz!"

„Sicherlich werde ich das, und zwar stets in derselben Münze, die Sie einsetzten!" erwiderte Wetz kalt. „Sie sehen doch nachgerade, daß ich Sie nicht fürchte. Wozu also die Bravaden? — Beeilen Sie sich, Richard, ehe ein Skandal entsteht. Ich erwarte Sie hier!" —

Eine lange Viertelstunde verging, während Richard das zitternde Mädchen nach dem Schlosse begleitete. Was zwischen den beiden Männern verhandelt wurde, die sich von diesem Augenblicke — wie Wetz wohl fühlte, als Todfeinde gegenüber standen, das hat nie ein Mensch erfahren. Wankenden Schrittes, einen bittern Haß im Herzen schritt der Fabrikherr auf einem Umwege nach dem Schlosse zurück, während Richard und sein Hofmeister in der entgegengesetzten Richtung den Park verließen, ohne ein Wort mit einander zu wechseln. Erst unter dem Thore blieb Wetz stehen und sagte: „Ich vergaß meinen Hund zurückzurufen. Ich hätte große Lust, den Kammerdiener die ganze Nacht hindurch unter den Zähnen des Hundes Todesangst ausstehen zu lassen. Der Kerl hätte es verdient. Aber sie könnten ihn aufsuchen und mir meinen Hund erschießen . . . ."

„Das wäre Schade!" rief Richard lebhaft; „das schöne kluge Thier ist mehr werth, als François und sein Herr! Lassen Sie uns umkehren!"

— „Ist nicht nöthig; Drako wird sogleich bei uns seyn!" Er that einen gellenden Pfiff auf dem Finger, der Hund bellte in der Ferne und eine Minute später kam er herangerannt, keuchend und in langen wüthenden Sätzen. Die beiden Herren gingen langsam der Fabrik zu.

„Wetz, es ist kein Zufall, daß Sie zu so gelegener Zeit mir beisprangen, nicht wahr?" hub Richard nach einer langen Pause an.

— „Nein, ich bin Ihnen vielmehr nachgegangen und dieses Briefchen, das Sie noch zu Hause verloren, verrieth mir alles," sagte Wetz. „Es war ein Glück für Sie, Richard, wie Sie sahen, denn wer weiß, welchen grausen Frevel diese Nacht gesehen hätte, wenn mein Drako nicht den Elenden gepackt hätte, der seinem Herrn den Rücken decken sollte. Herr v. Moritz hätte sicherlich jede Unthat gebilligt, die ihm das Erröthen erspart hätte!"

„Sie haben Recht," versetzte der Jüngling, und ein leiser Schauer durchrieselte ihn. „Wer hätte den Mörder ausfindig gemacht, wenn man mich morgen mit einem Knebel im Munde im Weiher ersäuft gefunden hätte! Ein Mensch wie er bebt vor keinem Verbrechen mehr zurück!"

— „Lassen Sie uns heute davon abbrechen, Richard. Ich will Sie über diese Sache schlafen lassen und Ihnen dann meine Gedanken sagen über diese Liebelei mit Fräulein Ida und über manches andere. Es muß anders mit Ihnen werden, wann Sie ein tüchtiger Mann werden wollen. Morgen auf der Jagd reden wir mehr davon!"

10. Zwei kleine Diebe.

Es gibt Ereignisse im Menschenleben, welche an sich zwar vielleicht unbedeutend sind, aber doch einen trüben Schatten in das Daseyn des Einzelnen hineinwerfen. Ein derartiges Ereigniß war der Auftritt, welchen Richard an diesem Abend erlebt hatte. Er schien Ida mit einer wirklichen Innigkeit, mit einer aufrichtigen Neigung und jener stürmischen Leidenschaftlichkeit zu lieben, welche das Wesen der ersten Jugendneigung und sein eigener heftiger Charakter bedingten. Eine eigenthümliche Poesie, ein weihevoller Schwung, ein unbeschreiblicher süßer Zauber lag für den Jüngling in diesem Verhältniß, dessen Heimlichkeit eben vielleicht dem Ganzen noch einen um so größern Reiz lieh. Und dieses Geheimniß nun entdeckt, Ida blosgestellt zu sehen, war für Richard, der bei aller Barschheit und Schroffheit seines Wesens doch ein gewisses chevalereskes Etwas in seinem Charakter hatte, schon bitter und peinlich, namentlich um Ida's willen. Allein noch bitterer war für ihn der Gedanke, daß der Gatte seiner Mutter, derselbe Mann, dem er ohnedieß schon so sehr grollte, sein Mädchen belauert und mit schamlosen Anträgen verfolgt hatte. Diese Erwägungen riefen eine ganze Reihe von Gedanken in dem Jüngling wach, von denen einer immer empörender war, als der Andere.

„Wollen Sie nicht mit nach dem Schichthause, Herr Richard?" fragte Wetz ihn etwa eine Stunde nach der Heimkehr, als er ihn noch immer im dunkeln Zimmer sitzen und seinen trüben, herben Gedanken nachhängen sah.

— „Nein, Herr Wetz! entschuldigen Sie mich für heute! Ich bin nicht zur Geselligkeit aufgelegt," gab er zur Antwort, und durch seine Stimme klang es wie Thränen, Thränen des Zorns.

„Sie zürnen mir, junger Freund, nicht wahr?" fuhr Wetz fort. „Sie grollen mir, weil ich Ihr Geheimniß entdeckt habe. Aber glauben Sie mir, daß ich nicht aus müssiger Neugier, oder Indiscretion so handelte, sondern unter dem unwiderstehlichen Impuls einer schlimmen Ahnung! Sie sollten mir mehr zutrauen, als die Absicht, Ihnen wehe zu thun!" . . . .

— „Sprechen Sie nicht so, Wetz!" rief Richard leidenschaftlich, warf sich seinem Lehrer an die Brust, und ließ seinen Thränen freien Lauf. „Ich grolle Ihnen nicht, ich bin Ihnen dankbar dafür, daß Sie mich nicht aus dem Auge verließen; aber ich fühle mich so unglücklich, so ganz außer Fassung, so unbeschreiblich elend in meiner ohnmächtigen hülflosen Schwäche!

Ich habe den guten Ruf eines braven Mädchens auf's Spiel gesetzt; ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie meine Mutter hintergangen wird, ich habe den Mann verachten gelernt, den mir das Gesetz, das elende, blinde, lügenhafte Gesetz, zum Vater gibt, und ich soll jenen verächtlichen Menschen nicht die ganze Wucht meiner Entrüstung und meines empörten sittlichen Gefühles fühlen lassen dürfen?! — O Wetz, mein wackerer Freund! ich fühle mich so elend, daß ich am liebsten sterben möchte! Es ist mir dieser Abend wie ein Riß durch mein ganzes Herz und Leben gewesen, und ich werde nicht eher — das fühle ich deutlich, — nicht eher davon gesunden, als bis ich mich gerächt haben werde!"

„Verbannen Sie diese Gedanken an Rache, mein lieber junger Freund!" sagte Wetz; „Ihre Hingabe an solche Wünsche könnte Sie leicht zu unbesonnenen Handlungen hinreißen, die Sie ewig bereuen müßten. Es ist eine herbe, bittere Lehre, die uns die Wirklichkeit aufdrängt, daß das Unrecht im Leben häufiger und mächtiger ist, als das Recht; aber je früher wir diese Lehre praktisch und thatsächlich erhalten, desto besser für uns — mit Illusionen und Idealen kommen wir im Leben nicht weit. Und am Ende ist es uns nur eine ernste Mahnung, in unserm eigenen Thun und Lassen uns treu zu bleiben, und lieber Unrecht zu tragen als zu thun."

— „Eine feige Lehre, die Sie mir da geben, Wetz!" rief Richard. „Ich will nun aber kein solches Unrecht leiden; ich will es entlarven, denn wie soll ich den fressenden, nagenden Wurm beschwichtigen, der in mir zehrt, so lange ich das Unrecht siegreich und unangefochten sehe?"

„Beschwichtigen Sie Ihren wilden Rechtssinn durch Geduld, mein Freund, und durch die zuversichtliche Ueberzeugung, daß kein Unrecht so mächtig und so sieghaft ist, um ewig zu dauern. Es geht der Fluch und die Strafe dem Unrecht nach, wie ein Schatten, und es kommt einmal eine Zeit, wo die morschen Stützen unter ihm zusammenbrechen. Das ist eine Ueberzeugung, die Sie aus der Geschichte der Menschheit, wie aus derjenigen der Individuen schöpfen können, — eine Ueberzeugung, ohne welche die Tugend keinen Werth und innern Lohn mehr hätte, eine Gewißheit, ohne welche es sich nicht verlohnte, zu leben! Es ist ein Trost, ohne welchen ich und Tausende nicht mehr lebten!"

— „Sie haben gut reden und Langmuth und Geduld predigen!" rief Richard vorwurfsvoll; „Sie sind ein kalter, nüchterner Mann, ich aber bin ein Jüngling, dem das Blut noch zügellos durch die Adern strömt! Ich kann nicht warten, ich will es nicht! Ich werde zu meiner Mutter hineilen und ihr Alles sagen; ich werde von ihr verlangen, daß sie sogleich die Scheidung von diesem Elenden einleite und ihn aus dem Schlosse weise! Ich werde ihr vorstellen, daß ihre eigene Ehre und die unsers Hauses ihr diese Pflicht auferlegen ...."

„Sie werden sie zu Schritten anfeuern, welche nur erfolglos für Sie und förderlich für die Pläne jenes Mannes seyn können!" fiel ihm Wetz in's Wort. „Sie wollen die Leidenschaften entflammen, um Unrecht zu bekämpfen — mein junger Freund, das ist der sicherste Weg zum Mißerfolg! Rechtsbewußtseyn muß Ruhe geben und Besonnenheit, damit man seinen Vortheil wahrnehmen und mit Umsicht ausbeuten kann. Und was wollen Sie mit Ihrer Denunciation bezwecken?" fuhr er tadelnd fort; „Ihre Mutter noch unglücklicher und vor ihren Kindern erröthen machen? ihr eine Gewißheit geben, wo eine Ahnung schon drückend genug ist? Ida verderben, die als Ursache des Streites dann von beiden Parteien angefeindet werden wird? Den Vortheil verlieren, den Sie über Herrn v. Moritz so lange haben, als er noch fürchten muß, daß Sie ihn verrathen könnten? Denn die Furcht vor der drohenden Gefahr schreckt den Feigen mehr, als die vollendete Thatsache einer wirklich eingetretenen! — Nein, mein junger Freund, es gibt ein anderes Mittel, Ihren ersten bittern Groll zu entladen, und doch niemand wehe zu thun."

— „Und dieß wäre?" fragte Richard lebhaft.

„Wollen Sie mir versprechen, ganz wortgetreu nach meiner Vorschrift zu handeln, wenn ich Ihnen mein Mittel nenne?"

— „Mein Ehrenwort, Wetz!"

„Kommen Sie!" sagte dieser und führte ihn mit sanfter Gewalt zum Schreibtisch. „Setzen Sie sich hieher, schreiben Sie an Ihre Mutter oder an Herrn v. Moritz — gleichviel an Wen — den ganzen Vorfall, lassen Sie in diesen Aufschrei Ihres empörten Herzens alle Affekte, alle Leidenschaften einfließen, die nur Ihr Bedürfniß eines Ergusses von gerechter Entrüstung Ihnen eingeben kann! Seyn Sie so schroff und schonungslos, als Sie nur können! so umständlich und ausführlich, als Sie nur wollen! Sind Sie zu Ende, so durchlesen Sie und schärfen Sie oder mildern Sie noch das Geschriebene! bemühen Sie sich, epigrammatisch spitz zu seyn oder durch die Gewalt des faktischen niederzuschmettern; erfreuen Sie sich der Wirkung Ihres Briefes im Voraus, siegeln und adressiren Sie ihn, aber senden Sie ihn nicht ab, ohne ihn mir in die Hand gegeben zu haben! Und merken Sie wohl auf: Sie haben mir versprochen, den Brief nicht selbst abzuschicken, sondern in meine Hand zu legen, ehe er dieses Zimmer verläßt, nicht wahr?"

— „Topp! aber was dann?"

„Sie sollen sehen, welch ausgezeichneten Gebrauch ich davon machen werde — schreiben Sie nur erst!" sagte Wetz zuversichtlich und ermunternd. „Nur frisch an's Werk!"

„Sie führen irgend etwas im Schilde, was ich nicht begreife. Aber ich werde an meinen ehrenwerthen Herrn Stiefvater schreiben, und die Scham soll ihm auf der Stirne brennen, daß er sich wünschen wird, der Erdboden möchte sich unter ihm aufthun und ihn verschlingen!" rief Richard, und rückte sich rasch die Lampe und den Pult zurecht. Wetz nickte ermuthigend und ging. —

Es war vielleicht gut, daß Richard heute Abend nicht mit in das Schichthaus gegangen war. Gustav Degen und der Maschinenmeister Helvig und einige der jüngeren Beamten der Fabrik saßen beisammen, und theilten sich eine Neuigkeit mit, welche alle sehr zu interessiren schien, d. h. wenigstens den kleinen Kreis gebildeten junger Männer, welche sich um kein Haar schlimmer dünkten, als Herr Albert Moritz, und die das hochfahrende, schroff-stolze Wesen dieses Herrn empfindlich gekränkt hatte. Sie brannten vor Begierde, ihre Neuigkeit auch dem Hofmeister mitzutheilen, denn sie wußten, daß dieser von Albert ebenfalls beleidigt worden war, obschon er sich nie über denselben gegen Dritte geäußert hatte.

Die Neuigkeit war folgende: in Balmau, einem kleinen Badeorte, der ungefähr eine Wegstunde von der Fabrik entfernt lag, war eine junge, höchst elegante Dame aus Paris mit ihrer Zofe angekommen, hatte die besten Zimmer gemiethet und sich häuslich eingerichtet. Sie hatte sodann einen Brief an den jungen Moritz abgeschickt, und als dieser nicht sogleich kam, ihre Zofe mit mündlichen Aufträgen nach Schrotheim gesandt, worauf Albert noch spät am Abend nach Balmau hinüber ritt, eine sehr heftige Scene mit der Fremden hatte, über deren Inhalt niemand Bescheid zu geben wußte, da die Konversation in französischer Sprache geführt worden war, die aber damit endete, daß Albert erst spät in der Nacht heimritt, nachdem er dem Badewirth von Balman gesagt, die fremde Dame und ihre Bedienung seyen ganz als seine Gäste zu betrachten und er, Albert Moritz, mache sich für alle ihre Bedürfnisse und ihren Aufwand verantwortlich, verlange jedoch, daß der Wirth das tiefste Schweigen hierüber beobachte und vor Allem darauf achte, daß die Dame mit niemand verkehre. Der Badwirth hatte die ihm auferlegte Discretion so gut beobachtet, daß er dem Maschinenmeister Helvig die ganze Geschichte brühwarm erzählt und ihm sogar Gelegenheit gegeben hatte, die fragliche Dame zu sehen, die gerade im Garten promenirte.

„Und wer glaubt ihr wohl, daß sie ist?“ fragte er seine Zuhörer.

— „Ei nun, wer anders als eine junge Dame von Stande, die in irgend einer intimern Beziehung zu Herrn Albert steht!“ sagte der Eine.

„Es wird seine pariser Geliebte seyn,“ rieth ein Anderer; „irgend eine Lorette, eine Abenteurerin!“

— „Errathen,“ sagte Helvig. „Eine Abenteurerin vom reinsten Wasser, die wir alle der Mehrzahl nach schon kennen, wenigstens diejenigen von uns, welche in Paris waren und die Studentenbälle auf der Chaumière besucht haben. Erinnert Ihr Euch noch der Reine Pomarée?“

„Ei gewiß! und das wäre sie?“

— „Gar kein Zweifel! ich erkannte sie sogleich wieder, obschon sie jetzt eine prächtigere Toilette und noch üppigere Formen sich eingethan und etwas von ihrer frühern Gemeinheit und Frechheit abgelegt hat. Nicht wahr, das kommt unerwartet, daß wir s i e hier wiedersehen!“

„Eine löbliche glorreiche Eroberung!“ sagte Degen bitter; „das arme Fräulein Wegener! Einem Manne angekuppelt zu werden, der mit einem solchen Geschöpf aus dem Schmutz der Straße intim genug steht, um sie sich nachkommen zu lassen oder von ihr nicht losgelassen zu werden!“

— „Fürchten Sie nichts für das Fräulein,“ sagte Wetz leise zu ihm. „Julie Wegener hat sich bestimmt erklärt, daß sie den jungen Moritz nie heirathen werde, und er hat seine Absichten bereits auf eine andere Parthie gelenkt. Allein selbst wenn der junge Moritz im Stande gewesen wäre, das Mädchen für sich einzunehmen, so sollte es ihm nunmehr nie möglich werden, seine Pläne zu vollziehen. Das Fräulein ist eines bessern Looses würdig!“

„Gewiß! Julie ist ein treffliches Wesen und ihr einziger Nachtheil ist ihr Vermögen,“ sagte Degen. „Sie genießt es nicht einmal, und doch hindert es sie an ihrem Glücke.“

— „Wie so denn?“ fragte Wetz anscheinend gleichgültig, aber doch mit einem geheimen Interesse, denn ihm war die unbewußte Wärme nicht entgangen, welche Degen verrathen, als er von ihr gesprochen hatte.

„Der Gedanke, daß man sie nur um ihres Vermögens willen suche und begehre, hat dem Vernehmen nach das Fräulein veranlaßt, schon mehrere Bewerber abzuweisen. Sie hat die Caprice, nur um ihres eigenen Werthes willen geheirathet zu werden, und gibt doch keinem Manne Gelegenheit, sich ihr zu nähern.“

— „Jenun, diese Gelegenheit wird auch noch kommen, wenn es erst den Rechten gilt!“ meinte Wetz, und gab dem Gespräch eine andere Wendung. Er sah Herrn Degen auf dem Punkte, auf Einzelnheiten einzugehen, für welche er heute keinen Sinn hatte. — Die gehörte Neuigkeit der Ankunft von Albert's pariser Geliebten beschäftigte Wetz den ganzen Abend. Er konnte ein gewisses Gefühl der Befriedigung darüber nicht unterdrücken, denn es war ihm, als flatterten schwarze, düstere Unglücksvögel um das Haus Moritz, die Vorboten einer Nemesis. Seine menschlichen Empfindungen, oder besser gesagt, seine ersten thierischen Regungen über alles das, was er an diesem Tage erlebt hatte, waren ohnedem diejenigen einer lebhaften Schadenfreude über Herrn v. Moritz's Entlarvung; es bedünkte ihn, als seye er in wenigen Stunden seinem Ziele um einen bedeutenden Schritt näher gerückt. —

„Noch am Schreibtische, Herr Wegener?“ fragte er Richard, den er bei seinem Eintritt in die Wohnung noch schreibend fand.

— „Allerdings, aber ich bin bald zu Ende — der Brief wird Hand und Fuß haben!“ sagte Richard mit einer gewissen wilden Energie. „Warten Sie noch ein wenig, wenn Sie nicht schläfrig sind!“

Wetz warf sich in einen Lehnstuhl und hing seinen Gedanken nach. Eine halbe Stunde verging. Das Kritzeln der Feder, als Richard den Schnörkel unter seinem Namenszuge machte, weckte Wetz aus seinem Sinnen.

„So, nun bin ich fertig!“ rief der Jüngling und rieb sich vergnügt die Hände. „Wollen Sie ihn lesen, diesen langen, langen Brief?“

„Nein, Herr Wegener! siegeln Sie ihn und lassen Sie uns zu Bette gehen. Ich werde den Brief dann zu mir stecken und morgen Ihnen sagen, was damit geschehen soll!“

— „Zu Bette? — Mit nichten, ich bin gar nicht schläfrig,“ sagte Richard, während er den Brief zusammenlegte und siegelte. „Ich bin so aufgeregt, so .... ich weiß nicht wie! Ich möchte am liebsten noch ein Pferd müde reiten oder auf den Anstand gehen. Wie ist das Wetter?“

„Eine kühle, klare Nacht, vielversprechend für morgen, falls Sie noch jagen wollen.“

— „Ei natürlich, es bleibt dabei. Henne hat sich allerdings entschuldigen lassen, weil er mit seiner Frau zur Kommunion geht; aber er ließ mich wenigstens wissen, wo wir Hühner treffen werden. Und Fritz hat mir auf dem Rückwege auch Nachrichten vom Schloß gebracht. Ida ist ernstlich unwohl und hat sich zu Bette legen müssen, aber noch hat Er sicher keinen Streich gegen sie geführt.“

„Glauben Sie mir, er wird zwar schweigen, aber ihr diese Scene nie vergessen, noch vergeben," sagte Wetz. „Und nun geben Sie mir den Brief, und legen Sie Ihre angespannten Nerven zur Ruhe!"

— „Ich werde nicht schlafen können, ich möchte lieber, wie gesagt, auf den Anstand gehen und ein Reh oder ein Stück Rothwild schießen, wenn ich nicht dadurch den Förster in Verlegenheit setzte!"

„Wie so denn ihn?"

— „Moritz hat ausdrücklich verboten, ein Stück Reh-, Dam- oder Rothwild zu schießen. Er will nach seiner Rückkehr aus der Residenz eine große Jagd abhalten und für diese den Wildstand schonen und das Wild vertraut erhalten. Henne ließ es mir sagen, und ich ärgerte mich darüber so sehr, daß ich ihm zum Trotz ein Stück Wild schießen möchte, wenn ich nicht fürchten müßte. Er dürfte es Henne entgelten lassen, weil Er sich nun nicht an mir rächen kann!"

„Es ehrt Sie und freut mich, mein junger Freund, daß Sie an den Förster denken und Ihr Gelüste nach Ungehorsam den Rücksichten auf einen Untergebenen opfern. Das ist edel gedacht, Richard!"

— „Wundert Sie dieß von mir, Wetz?"

„Nicht gerade, aber Sie dachten nicht immer so, und gerade deßhalb freue ich mich darüber."

— „Ich liebe es nicht, wenn Sie solche Dinge loben, die sich von selbst verstehen, Wetz! schweigen wir davon!" sagte der Jüngling und eine hohe Röthe überzog seine bleichen Wangen. „Ich will noch besser werden. Gute Nacht!" —

Wetz mochte kaum zwei Stunden geschlafen haben, als er geweckt wurde durch ein leichtes Rütteln am Arme. Er blickte auf und sah Richard neben seinem Bette stehen, die Nachtlampe in der Hand.

„Verzeihen Sie mir, Herr Wetz, aber ich komme mit einer Bitte!" sagte der Jüngling; „ich kann nicht einschlafen, ich wälzte mich unbehaglich und unter trüben Gedanken und wachen Träumen im Bette. Ich bin allzu aufgeregt. Da fiel mir ein, daß drüben im Kohlhau ein alter Dachsbau ist, wo ich auf den Dachs anstehen könnte, und ich weiß, die stille kalte Nacht wird mir gut thun. Schlafen Sie ruhig fort — ich wollte Sie nur davon benachrichtigen, damit Sie nicht erschrecken sollten, wann Sie am Morgen mein Bett leer gefunden hätten!"

— „Ich begleite Sie, Richard," sagte Wetz und sprang aus dem Bett. Richard wollte dieses Opfer an Bequemlichkeit nicht annehmen. „Ich verlasse Sie nicht, mein junger Freund!" sagte er; „ich bleibe bei Ihnen, denn ich bin für Ihre Wohlfahrt verantwortlich."

Im Nu war er angezogen, und zum Aufbruch fertig, nahm sich sein Gewehr und Jagdgeräthe aus Richard's Jagdarsenal und wollte gehen. Da stand Drako in der Ecke auf, schüttelte sich munter und schickte sich an, die beiden Herren zu begleiten. „Lassen Sie ihn, Richard," sagte Wetz auf eine abwehrende Geberde Richard's. „Das Thier wird uns nicht stören; es ist an jede Art von stiller Jagd gewöhnt."

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Zur Geschichte des Tabaks. In einem neuen englischen Memoirenwerke, den Denkwürdigkeiten von Barré Charles Roberts; heißt es: „Als mein Vater im Jahre 1774 in Paris war, erzählte ihm der damals schon sehr hochbetagte Graf Clenard, er entsinne sich noch der Zeit, wo Personen mit Schnupftabaksdosen auf dem Pont neuf in Paris aufgestellt waren, welche jedem Vorübergehenden eine Prise anboten. Dieß war eine List der Schnupftabaks-Fabrikanten, welche das Schnupfen damals in allgemeine Aufnahme bringen wollten. Auch versicherte man meinen Vater, daß der Gebrauch des Schnupftabaks damals in Frankreich so allgemein gewesen sey, daß man unter allen Ständen kaum eine Person von jedem Alter oder Geschlecht gefunden habe, welche diese Mode nicht mitmachte." — Das Tabakschnupfen ist heutzutage in Schottland noch ungemein beliebt und war es vor Zeiten in noch höherem Grade, ja wurde sogar mit einer wahren Leidenschaft daselbst betrieben. Wie bei uns in Deutschland früher vor jedem Tabaksladen ein aus Holz ausgeschnittener Mohr mit der Thonpfeife im Munde zu sehen war, der die Stelle eines Aushängeschildes vertrat; so pflegte bis vor etwa dreißig Jahren in Schottland vor oder neben der Thüre jeder Schnupftabaksbude die in Holz geschnittene und bunt bemalte Figur eines Hochländers zu sehen, welcher aus einer gewaltigen Dose schnupfte. In früheren Zeiten führte man in Schottland statt der Dosen Hörner von Kühen, Färsen oder Ziegen, um den Schnupftabak darin zu verwahren und pflegte die zu einer tüchtigen Prise erforderliche Menge Tabak auf die Rückfläche der Hand zu schütten und so zur Nase zu führen. Die Hörner waren mit einem großen hölzernen Pflock oder mit einem Kork verstopft, wie man sie bisweilen noch unter den Viehtreibern und Hirten im schottischen Hochlande sieht.

Aphorismen.

Kein Genuß, und seye er auch noch so unbedeutend, ist auf den jetzigen Augenblick allein beschränkt. Ein Mensch fühlt sich auf Lebenszeit glücklicher, wann er ein einziges Mal eine angenehme Reise gemacht oder eine beliebige Zeit hindurch in angenehmen Verhältnissen gelebt und mit angenehmen Personen verkehrt oder irgend eine namhafte Zeitfrist hindurch ein unschuldiges Vergnügen genossen hat. —

Ein berühmter Philosoph stellt die Behauptung auf: eine Frau sollte eigentlich in ihrem ganzen Leben nur dreimal aus dem Hause kommen, nämlich einmal wann sie getauft, ein ander Mal wann sie getraut und zum letzten Mal wann sie begraben werde. So auffallend und ausschweifend diese Idee auch erscheint, und so verschieden die Zurückgezogenheit des häuslichen Lebens auch von einer gefängnißmäßigen Haft ist, so muß doch auf jeden Fall nach genauer Ueberlegung und Erwägung zugegeben werden, daß die höchste Ehre einer tugendhaften Frau in der selbstgewählten vernünftigen Zurückgezogenheit und Abgeschiedenheit von der Welt besteht. — Oefen und Frauen gehören in's Haus, sagt unser altes deutsches Sprüchwort. —

Vergnügen ist der geradeste Weg zum Grabe, weil es den langen gemeinen Weg zu demselben, die Zeit, so kurzweilig macht.

Für die Redaction verantwortlich: Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

Stiefkinder.

Eine Familiengeschichte von Otfried Mylius.

(Fortsetzung.)

Die Hunde auf dem Fabrikhof schlugen an, als Wetz und sein Zögling durch ein Seitenpförtchen in's Freie traten. Der Mond war dem Untergehen nahe, und als sie durch das Ackerfeld hinschritten, schlug es zwei Uhr. Die kühle Nachtluft fächelte prickelnd um die Wangen der beiden Jäger, und die stille schaurige Majestät der Nacht machte beide schweigsam, während sie so dahingingen. Der Kohlhau war ein großer dichtbestandener Hochwald, aus Laub- und Nadelholz gemischt, auf einer jener langen wellenförmigen Anhöhen, welche in der Formation der Molasse so häufig sind, da und dort zerklüftet und zerrissen durch enge, tiefeingeschnittene Thalsenkungen und Tobel. Er lag eine starke Wegstunde von der Fabrik entfernt, und bildete ein Hauptgehege für die Jagd des Herrn v. Moritz. Als sie zur Stelle waren, deutete Richard auf den Eingang eines dieser Tobel und sagte: „Dort hinten im Grunde der Schlucht liegt der Bau, über dem ich anstehen will. Aber hier seitwärts ist die Einfahrt einer Fluchtröhre, die in denselben Kessel führt. Nur eine steile steinige Wand trennt beide — ich möchte Sie bitten, dort anzustehen, damit uns der alte Dachs nicht entkommt, wenn er dort einfährt. Wollen Sie, daß ich Sie dort aufstelle? Wir sind einander so nahe, daß wir uns leise pfeifen können."

„Zeigen Sie mir die Stelle," versetzte Wetz.

Sie gingen einen engen gewundenen Waldpfad entlang und Richard gab seinem Begleiter mit leiser Stimme einige Weisungen, wie er sich zu verhalten habe. Wetz hörte nur mit halbem Ohre, denn sein Hund, den er an der Leine führte, zerrte unruhig und schnoberte in die Luft. Aufmerksam und gespannt sah er rechts und links, um sich zu orientiren, und äugte und lauschte in die Holzung hinein, indem er zugleich den Hund durch Streicheln beruhigte. Plötzlich schreckte Wetz zusammen: kaum zehn Schritte von ihm funkelten zwei Augen wie feurige Punkte: es waren keine schrägen Hirschaugen, es war ein Paar Menschenaugen! Sie blinkten, sie verschwanden. Wer war dieß? ein Wilddieb? ein Strolch? Was war zu machen? Der Hund hatte ihn gewittert, hatte diese Augen ebenfalls gesehen und war daran stutzig geworden. Richard hatte nichts gesehen, war arglos daran vorübergegangen. Sollte Wetz ihn warnen? sollte er den Besitzer jener Augen erforschen? Konnte nicht ein Gewehrlauf zwischen ihm und jenen Augen liegen? Es war eine peinliche, kritische Situation, die gerade durch Richard's Unbefangenheit noch peinlicher wurde.

„So!" flüsterte dieser und blieb endlich stehen, ehe Wetz noch mit sich über einen Entschluß in's Reine gekommen war. „Dort unter dem Wurzelstock jener Buche ist das Fluchtrohr — sehen Sie es?"

— „Nein, aber ich kenne ja die Richtung. Wäre es übrigens nicht besser, wir bauten es zu und ich stünde mit Ihnen vor dem Bau an?"

„Nicht doch," flüsterte Richard und schaute seinen Hofmeister verwundert an, als ob er ihn im Verdachte der Furcht habe. „Hier sind Sie auf einem bessern Platze als drüben, und das Revier ist sicher. Bleiben Sie hier, und pfeifen Sie mir, wenn Ihnen etwas verdächtig erscheint!"

Wetz las in den Gedanken seines Zöglings. 'Er hält mich für furchtsam,' dachte er; 'er glaubt, mir graue in dem fremden Revier. Ich darf ihn nicht einmal ahnen lassen, daß ich nur um seinetwillen in Sorge bin.'

Richard fügte noch einige Weisungen hinzu und wandte sich dann zum Gehen. Eine unbeschreibliche Unruhe und Spannung erfüllte Wetz. Gern hätte er den Jüngling zurückgehalten, aber wer weiß, ob nicht das erste Zeichen von Verdacht von Seiten dieser beiden den Besitzer jener Augen gerade zum Angriff veranlaßt hätte? und war dieser, als der Versteckte, nicht im Vortheil? — Wetz sah ein, daß er Richard nicht warnen durfte, aber daß er für ihn sorgen und über seine Sicherheit wachen mußte. Das falbe schwache Mondlicht erlaubte ihm nur spärlich die Umgebung zu rekognosciren. Er sah sich etwa zwei Mannshöhen über der Sohle einer kleinen Schlucht, deren Boden sumpfig und mit Binsen bedeckt war; ihm gegenüber stieg eine steile, starkbeholzte Lehne an, deren untern Theil eine mächtige Buche in schwarzen Schatten hüllte. Unter dem Laubdach dieser Buche war kein Unterholz, in der Nähe davon wuchs eine andere verkrüppelte, an deren Wurzelstock Richard ihm die Einfahrt jenes Fluchtrohrs gezeigt hatte. Einige Schritte hinter ihm führte der enge Pfad, den er gekommen war, waldein und an der südöstlichen Lehne des Abhangs hinan.

In Sinnen verloren und doch bebend vor einer unbehaglichen Bangigkeit um seinen Zögling hatte Wetz schon mehrere Minuten lauschend dagestanden und nach einem Auskunftsmittel gegrübelt. Da sah er den Hund wieder unruhig werden, schweifwedeln und mit zur Erde gebeugtem Kopf und funkelnden Augen nach dem Eingang des kleinen Thales blicken. Er sah deutlicher hin und wähnte abermals jene glühenden Augen zu sehen — sie bewegten sich, sie rückten näher, — leise, ruckweise, wie wenn ihr Eigenthümer vorsichtig vorwärts schliche. Einzelne Reiser knisterten zertreten am Boden, das dürre Laub rauschte leise, ganz leise. Wetz fühlte sein Herz höher pochen, glitt auf den Boden nieder und kroch lautlos wie eine Schlange unter ein Tannicht — den Hund am Ring des Halsbandes nach sich ziehend. Als er sodann im tiefen Dunkel lag, sah er sich nochmals nach jenen Augen um, lauschte der Bewegung der Zweige, dem Knistern des dürren Holzes am Boden, dem Knirschen des Sandes — er fühlte ahnungsvoll, daß der Unbekannte gegen ihn anschleiche. Eine Minute, und eine dunkle Männergestalt stand zwischen Wetz und der gegenüberliegenden Lehne des Abhangs, auf derselben Stelle, wo Wetz zuvor gestanden hatte, nur wenige Armslängen von diesem. Die tiefe Dämmerung erlaubte nicht mehr zu sehen, als daß es ein hochgewachsener Mann war, der ein Gewehr trug. Er stand stille, sah sich scheu und horchend um — ein Athemzug, ein Knurren Drako's hätte ihm den Versteck von Wetz verrathen müssen, aber der Hund schien zu verstehen, warum sein Herr ihn streichelte und begütigte. Der Unbekannte schüttelte den Kopf, und ging dann weiter den Pfad entlang, welcher an der Lehne hinaufführte. Er schlich wie mit Katzentritten, und schien jeden Schritt zu kennen, denn nur selten streifte er an die Zweige zu beiden Seiten. Wetz wußte jetzt, was er thun wollte. Im Nu hatte er die Stiefeln

abgestreift und den Hund auf die Fährte gesetzt — behutsam folgte er dem Andern. Höher oben wurde der Pfad breiter, die Bäume standen weiter entfernt, und hie und da sah Wetz den Unbekannten wie einen gespenstigen Schatten von Stamm zu Stamm huschen. Der Kerl schlug den Weg ein, der über den Sattel zwischen beiden Schluchten oder Tobeln nach dem Dachsbau führte. Er trat vor bis an den Saum des Hochwaldes, an die Kante des Gehängs — er lauschte hinunter in die Schlucht, als wollte er selber hören, wie der Dachs sich schüttle, wenn er den Bau verlasse. Er schaute mit blitzenden Augen in das trübe Düster der Schlucht hinunter.... Jetzt rauschte es drunten kaum vernehmbar; etwas Sand und Erde bröckelten sich los, auf einer Stelle zwischen schlanken Stämmen jenseit der Schlucht erschien ein Schatten. Der Mondschein warf ein Streiflicht hinein — es war Richard, der vorsichtig auf seinen Anstand zuschlich und unter den Wind kommen wollte. Der nächtliche Schütze zog langsam sein Gewehr in die Höhe, der Hahn knackte kaum vernehmlich beim Spannen, das Auge des Schützen lauerte über den Lauf hinweg, bis Richard wieder zwischen den schlanken Stämmen erscheinen würde.... Jede Sekunde konnte der Schuß brechen, und Wetz war noch einige Armslängen entfernt.

Aber der tödliche Schuß fiel nicht. Eine Eisenfaust schnürte plötzlich mit einem furchtbaren Griffe dem Meuchler die Kehle zusammen, und ein Stoß vor die Brust mit einem wuchtigen Knie benahm ihm Athem und Stimme, während ihm das Gewehr entwunden wurde. Ein zottiges Ungethüm legte sich dem Burschen auf die Brust, sobald er von der unerbittlichen Hand seines Gewaltigers sanft auf den weichen Waldrasen niedergelegt ward. Ehe er wieder zu Athem und Besinnung gekommen war, fühlte er sein eigenes Halstuch als Knebel in seinen Mund gestoßen und seine Hände mit der starken Hundsleine zusammengeschnürt, daß die Handgelenke wie Feuer brannten. Der Tragriemen seines Büchsenranzens glitt durchgeschnitten von seiner Schulter herab und der Hund blies ihm Geifer und heißen Athem in's Gesicht, während die Mündung eines kalten Gewehrs sich hart an seine Stirne drückte.

„Sepp von Alfdorf!“ raunte ihm eine gedämpfte Stimme in's Wort, „dießmal ginge es um's Schaffot, nicht nur um's Zuchthaus, wenn ich wollte. Schuft, elender! einen Meuchelmord wolltest Du begehen? Folge mir, aber nimm Dich wohl in Acht, mir nicht entwischen zu wollen! Die erste verdächtige Bewegung, und diese Klinge fährt Dir in die Kehle. Vorwärts! raff Dich auf und geh' leise, oder ich kitzle Dich mit Stahl!“

Der Sepp hörte wie die beiden Hahnen des Gewehrs in Ruhe gesetzt wurden; ein mehr als spannenlanges Messer blinkte ihm vor den Augen und das nadelspitze Ende der Klinge stach ihm unter dem Ohr in die Haut. Er sah, daß jeder Widerstand gefährlich war, und folgte gelehrig und gehorsam wie ein Kind. Die eine kräftige Faust hielt ihn noch an der Kehle, die andere hielt das Messer in fühlbar gefährlicher Nähe seines Ohrs. Der Gewaltiger zog ihn unerbittlich denselben Weg zurück, auf dem beide gekommen waren, bis vor den Wald hinaus auf die kahle freie Waide.

Hier blieb Wetz stehen, nahm ihm den Knebel aus dem Munde und flüsterte dem Hunde einige Worte zu, der sich nun sprungfertig vor den Gefangenen stellte.

„Jetzt könnt' ich Dich niederstoßen, Bube, ohne daß ein Hahn darnach krähte, so sicher als Du vorhin auf den Andern zu schießen meintest!“

— „Stoßt zu, Henne! ich bin in Eurer Gewalt!“ sagte der Bursch trotzig; „wäret Ihr in meiner Lage, so würd' ich Euch auch abfangen!“

„Ich bin nicht Henne,“ sagte Wetz und trat vor seinen Gefangenen. „Kennst Du mich, Sepp?“

— „Nein,“ versetzte der Bursche trotzig und sah dem Andern in sein bärtiges Gesicht und eine eigenthümliche Regung von Scheu und Bewunderung blitzte aus den schönen kühnen Augen des Wildschützen.

„Wußtest Du, auf wen Du vorhin angelegt hattest, Bursche?“

— „Ja, auf den jungen Herrn vom Schlosse,“ erwiderte der Wildschütze trotzig.

„Und warum wolltest Du ihm an's Leben? — Heraus mit der Sprache!“

— „Weil ich vor vierzehn Tagen um etlicher elender Enten willen um mein Leben laufen mußte, als er mir nachritt! Damals hatt' ich es ihm zugeschworen, er sollte eine Handvoll Schrot haben, wann er mir wieder aufginge. Der eine Lauf war für ihn, der andere für den Hund hier!“

„Das ist wenigstens ehrlich gestanden, Bursche. Und weißst Du, was nun Deiner harrt, wenn ich Dich abliefere?“

— „Ja, das Zuchthaus, wenn ich gestehe und Ihr Zeugen habt; aber Ihr habt keine, und ich werde leugnen, und wenn sie mich krumm sitzen lassen!“

„Aber eben weil ich keine Zeugen habe, so könnt' ich Dich jetzt hier kalt machen, wann ich wollte.“

— „Thut's in's — Namen!“

„Warum? Sprich, Kerl!.... Nun, Du mußst doch Gründe dafür haben?“

— „Jenun, weil ich lieber sterben will als noch einmal in's Zuchthaus! Ich bin ein ehrlicher Kerl gewesen und habe mit Ehren gedient, und wäre noch ein ehrlicher Kerl, wenn mich der Förster Henne nicht in's Zuchthaus gebracht hätte unter die Diebe und Strolche. Aber er soll mir's bezahlen!“

„Wirst Du wohl schweigen, Bursche? Einen braven Mann aus einem Hinterhalt niederschießen, blos weil er seine Dienstpflicht gethan hat? pfui, welch ein Bubenstück! Kerl, Du verdientest, daß ich Dich von diesem Hunde zerreißen ließe!“

Der Gefangene bebte zusammen, als er die Entrüstung aus den funkelnden Augen des Andern blitzen und seine Geberde des Abscheus sah. Der Hund knurrte und schlug mit dem Schweife um sich, als verstände er, wovon die Rede.

„Stoßt mich nieder, Herr! nur nicht von dem Hunde da den Tod!“ sagte er und seine Stimme bebte.

Wetz schaute ihn lange mit festem forschendem Blicke an, als wollt' er ihm bis auf den Grund der Seele sehen. „Weßhalb warst Du heute Abend hier, Bursche? auf was bist Du angestanden? auf Wild oder auf Menschen?“

„Auf ein Stück Dammwild, das hier drüben aus der Schlucht herauswechselt,“ sagte Sepp. „Ich bin am Verhungern, und kein ehrlicher Mann nimmt mich mehr auf, weil ich im Zuchthause saß. Die Gendarmen sind hinter mir her, ich bin noch zu gut zum Stehlen und zum Verhungern.“

— „Und weßhalb warst Du im Zuchthaus?"

„Weil ich ein Stück Wildpret schoß in den Bernstett'schen Waldungen und mich die Jäger darob ertappten und ich mich nicht fangen lassen wollte. Da schoß ich den ersten besten in die Beine, und wollte durchgehen, um nicht in's Spinnhaus zu kommen. Aber die Gendarmen griffen mich auf, der Förster Henne und Farner schwuren gegen mich und ich mußte in's Zuchthaus anstatt in's Spinnhaus," setzte der Bursche mit einer Bitterkeit hinzu, die seine Stimme tonlos machte.

— „Der Förster konnte und durfte nicht anders, er hat nur seine Schuldigkeit gethan. Wie kamst Du dazu, ein Wilddieb zu werden?"

„Die Herren haben mich ja dazu gemacht!" sagte Sepp; „bin ich nicht schon als Knabe zu den Treibjagden in der Frohne aufgeboten worden, wenn die vornehmen Herren jagen wollten? Da fiel mir's später ein, ich könnte nicht blos treiben, sondern selber knallen lassen, und als ich Geselle wurde, kauft' ich mir von meinem ersten Monatslohn einen alten Karabiner, und von da an hatte mich der Teufel am Kragen!"

— „Du hast ein Handwerk?"

„Ja, ich bin ein Schmied und versteh' mein Geschäft."

— „Warum arbeitest Du nicht auf Deiner Profession?"

„Gebt mir Arbeit, Herr! aber ich kriege keine. Wären jetzt auch die Gendarmen nicht hinter mir her, und wollt' ich ein Wanderbuch haben, so schrieben sie mir hinein, ich seye im Zuchthaus gesessen, und ich bekäme dann von keinem Meister Arbeit, und die Polizei und die Gendarmen würden mich hin und her hetzen auf dem Schub, weil ich betteln müßte. Aber ich bin kein Fechtbruder, und will lieber im Walde verenden, als an der Landstraße oder im Spital!"

— „Warum gehst Du nicht nach Amerika oder Australien, wo man Dich nicht kennt?"

Sepp lachte bitter. „Warum fahr' ich nicht in der Kutsche?" fragte er. „Warum bin ich nicht Meister? Womit auswandern? womit reisen? Nicht das armselige Gewand auf dem Leibe ist mein! Und nach Amerika hinüber geht kein Fußsteig, nicht wahr?"

„Drüben könntest Du jagen, oder noch besser arbeiten. Aber Du bist ein unverbesserlicher Wilddieb, kannst das Wildern nicht lassen!"

— „Nein, meiner Treu! ich könnte es lassen und könnte ein rechtlicher Kerl werden, wenn man mich ruhig gewähren ließe," sagte Sepp mit einer wilden Betheurung. „Das Wildern ausgenommen, war ich stets ein redlicher Kerl, und wenn sie mich hätten gewähren lassen, wie Anno 48 und 49, hätte ich keinem Kind was zu leid gethan. Aber jetzt bin ich gemieden von den Einen; die mich verachten, und noch nicht schlecht genug für die Anderen, die mich aufnehmen wollen. Herr, stoßt in's — Namen zu, dann hat die Plage ein Ende!" sagte Sepp mit einem Wehschrei der Seele, die dem Andern tief in's Herz einschnitt.

„Du hast gedient?"

— „Zwei Kapitulationen — hab' als Oberkanonier den Abschied erhalten, Anno 48, und einen ehrenvollen Abschied. Könnte um eine Civilversorgung einkommen, wenn das v — te Zuchthaus nicht dazwischen gekommen wäre. Herr, schießt mich todt — aus Barmherzigkeit!"

„Soll ich?" fragte Wetz und spielte am Hahn.

Sepp kniete nieder und schob seinen Kittel in die Höhe. „Es ist eine Barmherzigkeit und Gott lohne es Euch! Lieber hier am Waldtrauf mit einer Kugel in der Brust, als im . . . ."

„Halt, Sepp!" sagte Wetz und schnitt die Leine entzwei, womit er die Handgelenke des Wilddiebs gefesselt hatte. „Ich schieße auf keinen Wehrlosen. Ist es Dein Ernst mit dem Todschießen?"

— „Ja, bi Gott! das Leben ist schön, wenn man weiß, daß man für einen ehrlichen Kerl gilt und wenn man um sein täglich Brod arbeitet. Aber Hunger und Elend, gehetzt seyn wie ein Wolf, Spott und Verachtung . . . . zielt gut, und macht es kurz!" Die Stimme bebte ihm und er zerrte das Hemd auseinander.

„Steh' auf, Sepp, Du bist frei!" sagte Wetz; „hier ist ein harter Thaler für Dich; kaufe Dir Brod und verstecke Dich. Du kannst etwas besseres thun, als sterben; kannst noch ein ehrlicher Mensch werden."

— „Ich? wie so und wo denn?"

„Ich bin ein Amerikaner, aus einem Lande, wo redlicher Fleiß guten Lohn findet, und wo niemand Deine Vergangenheit kennt. Vielleicht geh' ich in einigen Wochen wieder hinüber nach der neuen Welt. Einstweilen werd' ich Dir nachfragen und wenn meine Erkundigungen nur einigermaßen günstig für Dich lauten, so kann Rath dazu werden, daß ich Dich mitnehme."

— „Sie?" rief Sepp ungläubig.

„Einstweilen zahle ich Dir ein Kostgeld, Bursche! Dieser Thaler hier ist die Abschlagszahlung!"

— „Herr . . . ."

„Ich will dafür sorgen, daß die Gendarmen Dich in Ruhe lassen und daß Du Tagelohnsarbeit auf der Fabrik findest. Aber versteh' mich wohl: wenn Dir wieder Gedanken kommen, auf Henne zu schießen oder auch nur auf Wild, so hast Du den Vertrag gebrochen, und unsere nächste Begegnung führt Dich wieder in's Zuchthaus oder zwischen vier Brettern in ein ungeweihtes Grab. Und nun geh'! Ich heiße Wetz — suche mich am Montag Mittag in der Fabrik auf!"

— „Wetz! Herr Wetz! . . . . o Gott! . . . . ist es wahr?" . . . .

„Geh', Bursche, und werde wieder ein ehrlicher Kerl! Deinen Jagdzeug bezahl' ich Dir am Montag!" Damit warf er die Flinte auf den Rücken, lockte schnalzend dem Hunde und schritt zu Holze.

Der Sepp von Alfdorf sah ihm lange nach und schien so verwirrt, als ob er nicht wüßte, was ihm geschehen. Dann aber lief er wie gehetzt über die Haide, bis er eine Senkung des Terrains erreichte. Hier setzte er sich in eine Sandgrube, beroch, befühlte, beleckte den harten Thaler und weinte wie ein Kind. —

Drako schlug an. Wetz erwachte aus einem gesunden Schlafe auf seinem Anstande. Es war Morgendämmerung. Richard trat ihm entgegen und sagte lachend; „nun kann ich mir erklären, warum ich mir beinahe den Athem wegpfiff, ohne eine Antwort zu erhalten. Sie sind vor dem Bau eingeschlafen und haben also nicht einmal meinen Schuß gehört?"

„Nein, ich hörte nichts — ich hatte mich hingesetzt und bin offenbar eingenickt. Und Sie waren also glücklicher als ich?"

— „Ich habe den Dachs erlegt, ein kapitales Thier, hat wenigstens vier Finger hoch Fett auf sich sitzen! Kommen Sie, ich will ihn Ihnen zeigen! Sie hatten mich meiner Treu ängstlich gemacht, als Sie auf meinen Pfiff nicht antworteten, und ich wähnte schon, es seye Ihnen ein Unfall zugestoßen."

„Ich hatte einen seltsamen Traum — mir träumte, hier oben auf dem Sattel liege eine Flinte und ein Büchsenranzen. Ich bin abergläubisch — lassen Sie uns zur Abwechslung hier hinüber gehen!"

— „Folgen Sie mir, ich werde Sie führen!" sagte Richard gutmüthig. Als sie hinauf kamen, ergab der Traum sich als Wirklichkeit. Ein schlechtes Gewehr und ein noch schlechterer Ranzen lagen da. Richard sah verwundert und fragend seinen Begleiter an, der jedoch kein Erstaunen zeigte, sondern ruhig das gefundene Gewehr abschoß, und sagte: „Lassen Sie uns den Fund in den Dachsbau verstecken und gelegenheitlich abholen!"

„Wetz, was hat dieß zu bedeuten?" fragte Richard.

— „Ein bloser Zufall — dergleichen ist mir schon öfter begegnet!" sagte er. „Nun zu Ihrem Dachs und dann zum Frühstück!"

Richard fragte nicht mehr, aber er grübelte auf dem ganzen Heimwege.

Was zwischen dem Sepp von Alfdorf und Robert Wetz vorgefallen war, das wußten nur Gott und sie beide; aber das war genug. Wetz ließ es sich gerne gefallen, daß Richard ihn gutmüthig neckte und schraubte, er sey vor dem Dachsbau eingeschlafen. Ihn beschäftigten jetzt andere Gedanken. Er sagte sich in seinem Herzen, der Wilddieb seye noch nicht hoffnungslos verloren, und er gelobte sich in der Stille, womöglich sein Retter zu werden. Wie das geschehen könne, darüber besann er sich auf dem Heimwege, während er Richard den schweren Dachs tragen half.

Zu Hause harrte ihrer das Frühstück. Der Tisch war gedeckt, die Kaffeemaschine stand auf dem Tische und harrte nur des brennenden Fidibus, der die Spritlampe entzündete. Richard hatte auf dem Flur alle Hände voll zu thun, um den Dachs abzustreifen und die Schwarte aufzuspannen, wobei ihm Fritz helfen mußte, während Wetz den Thee bereitete. Alsbald nach eingenommenem Frühstück griff der unermüdliche Richard, in den buchstäblich nun wieder die wilde Waidmannslust gefahren war, nach dem Jagdzeug; die Hunde wurden herausgelassen und Wetz und sein Zögling schritten in den frischen dunstigen Herbstmorgen hinein. Richard war in fieberischer Hast, und Wetz machte sich seine Gedanken darüber, welcher Thatkraft dieser Jüngling fähig wäre, falls er sein Streben auf gemeinnützigere Dinge richten wollte, als auf das Waidwerk, das ihn jetzt so ganz erfüllte, daß er nur davon sprach. Wetz hörte ihm nur mit halbem Ohre zu. Der nächtliche Auftritt mit dem Wilddieb wirkte noch in ihm nach, und die stille Sabbathruhe, der tiefe Frieden, der auf dem weiten Gefilde lag, trugen wesentlich dazu bei, ihn feierlich zu stimmen, und weckten in ihm andere Gedanken als an Feldhühner und junge Hasen. Er hörte kaum, wie ihm Richard vorschlug, erst in einer gewissen Entfernung von der Fabrik mit dem Jagen zu beginnen und dann in einem weiten Bogen quer durch die Felder nach Hause zu gehen. Er war mit jedem Vorschlag einverstanden. —

„Apropos, Herr Wetz! haben Sie meinen Brief von gestern Abend besorgt?" hub Richard plötzlich an, der allein die Kosten der Unterhaltung trug. „Sie haben ihn doch hoffentlich heute früh nicht vergessen? Mir liegt viel daran, daß er ...."

— „Seyn Sie ruhig, mein junger Freund!" fiel ihm Wetz in's Wort; „er hat seine Bestimmung gefunden, während ich den Kaffee bereitete."

„Wie so denn? ich sah doch nicht, daß Sie Fritz oder sonst jemand damit abschickten!"

— „Er ist auch nicht an seine Adresse abgegangen, sondern ich habe ihn — verbrannt!"

„Verbrannt?" rief Richard auffahrend. „Herr, ich will nicht hoffen, daß Sie sich dieß erlaubt haben?" ....

— „Ich habe ihn verbrannt am Feuer der Spritlampe," erwiderte Wetz ganz ruhig und mit festem Blick. „Das Schreiben hat seine Bestimmung erfüllt, Ihre Leidenschaft abzukühlen und Ihnen ein Mittel zur Entladung Ihres Grolls abzugeben, und zwar ein unschädliches Mittel."

„Wetz, ist dieß Ihr Ernst?"

— „Mein bittrer Ernst — ich habe Ihren Brief ungelesen verbrannt!"

„Das war ein — ein schlechter Streich von Ihnen, Wetz!"

— „Herr Wegener!" fuhr Wetz wild auf und sein Auge flammte auf in einem Blick, den Richard trotz all seiner Kühnheit nicht aushalten konnte. Aber nach einer Weile fand Wetz seine Fassung wieder und fuhr fort: „Ich will diese unbedachte Aeußerung ignoriren, weil ich hoffe, daß Sie selber sie bei ruhigerem Blute bereuen werden. 'Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort,' aber meinen Jahren ziemt Besonnenheit und Nachsicht. Gestehen Sie selber, Ihr Brief hätte Herrn v. Moritz namenlos empört und unversöhnlich gestimmt und den Riß zwischen Ihnen beiden unheilbar gemacht."

„Dieß wollte ich eben."

— „Und dieß durften Sie nicht, junger Mann, denn das Gesetz räumt diesem Manne Rechte gegenüber von Ihnen ein, die er mißbrauchen kann, wann er zum Aeußersten getrieben wird, und er ist der Mann, der sich freuen dürfte, wann ihm die Gelegenheit geboten wird, davon Gebrauch zu machen."

„Ich wüßte nicht, welche Rechte er mir gegenüber mißbrauchen könnte," sagte Richard mit kalter Geringschätzung.

— „Jenun, das Recht der väterlichen Gewalt, z. B. er nimmt Ihre Schulden zum Vorwand, um Sie mundtodt zu machen und Ihnen die Ehre zu rauben. Er kann sogar den Vorfall im Pavillon noch zu seinen Gunsten drehen und deuten und auslegen, und seine Klage wird Ihre Verurtheilung herbeiführen. Ihr Ingrimm ist in jenem Briefe entladen worden, Ihr Gemüth ist nun leichter, die Leidenschaft hat ausgetobt — mein Zweck ist erreicht. Ist erst ihr Blut ruhiger, so werden Sie mir dankend beipflichten. Einstweilen zürnen Sie mir meinetwegen."

Beide schwiegen und gingen weiter. Sie waren schon weit in's Feld hineingeschritten, als plötzlich hinter einer kleinen Schonung von Laubholz ein Schuß knallte. Richard blickte erschrocken auf und musterte den Horizont — man sah keine Hühner fliegen.

— „Was ist das? wer jagt dort?“ rief er. Gleich darauf sah man einen Rehbock aus der Remise hervorbrechen, noch einige Dutzend Schritte weit laufen und dann zusammenbrechen, während gleichzeitig ein kleiner Hund auf der Fährte Laut gab. — „Wilderer!“ sagte Richard; „Das ist wieder der Sepp von Alfdorf! Kommen Sie! dort vorne ist ein Graben — legen wir uns hinein und sehen wir, wer der freche Schütze ist!“

Gesagt, gethan. Noch lagen sie keine Minute im Graben, so bog um die eine Spitze des Schlupfgebüsches ein Schütze — Wetz fühlte den Athem in der Brust stocken vor banger Erwartung, es könnte wirklich der Wildschütze von heute Nacht seyn, für welchen er so viel Interesse gefaßt hatte. Es wäre ihm empörend gewesen, sich so getäuscht zu sehen. Doch nein! jetzt trat der Schütze aus dem Schatten der Büsche in das volle Licht heraus — es war ein älterer hochgewachsener Mann in guter Kleidung.

„Infam! es ist Hauptmann Helmold,“ sagte Richard entrüstet.

Der Schütze umschritt die ganze Schonung, und ging zu der Stelle, wo sein Dachshündchen bereits den Bock vollends niedergerissen hatte und gierig den heißen Schweiß aufleckte. Vorsichtig und argwöhnisch sah er sich lange rings um, dann beugte er sich zu dem Wilde nieder, zog sein Jagdmesser und fing dasselbe kunstgerecht ab, verschlang ihm die Beine und wollte den starken Bock gerade wegtragen, als er Schritte in der Nähe hörte, denn Richard war mit zornglühendem Gesicht aufgesprungen und lief nach dem Orte hin, wo das Wild abgefangen worden war. Ungern und mechanisch folgte ihm Wetz.

Als er zur Stelle kam, hatte der Wortwechsel zwischen Richard und dem Hauptmann Helmold schon begonnen. Dieser, ein rüstiger Sechziger, stand verlegen vor dem Jüngling und wechselte die Farbe. Die Thatsache, hier auf frischer That ertappt worden zu seyn, hatte ihn beschämt und verwirrt.

„Ich frage Sie nochmals, Herr Hauptmann, wer Ihnen die Erlaubniß gegeben hat, hier zu jagen?“ rief Richard barsch.

— „Förster Henne,“ versetzte der Greis.

„Mit Verlaub, das ist eine haushohe Unwahrheit!“ sagte Richard. „Förster Henne hat mir sogar verboten, Rehe zu schießen, und Ihnen sollte er es gestattet haben im Widerspruch, mit der Weisung seines Brodherrn? — Unmöglich.“

Helmold biß sich auf seinen langen Schnurrbart und schwieg verlegen. War es schon peinlich, über einem Jagdfrevel betroffen zu werden, so war es noch entwürdigender, sich einer absichtlichen Unwahrheit bezüchtigt zu sehen. Thränen der Beschämung und des Aergers machten sein Auge schwimmend. „Nun ja, Herr Wegener,“ sagte er endlich mühsam und mit großer Ueberwindung; „ich will es nur geradezu gestehen: Der Morgen war so schön und ich hatte Langeweile, der Förster wollte nicht mitgehen, weil er heute kommunicirt. Da hat mich der Satan regiert, daß ich dennoch und allein ging, um einen jungen Hasen oder einen Brachvogel zu schießen. Dem reichen Herrn v. Moritz dachte ich, kann's doch nicht auf ein Häschen oder ein Huhn ankommen. Dort drüben jagt mein Hund einen Rehbock aus dem Kleeacker und ich — ich kann's nicht verwinden, wie mir der Waldmann den Bock zutreibt, ich fahre herauf und plantz! da liegt er, rappelt sich aber wieder auf und geht in das Schlupfgebüsche, ... und .... und liegen lassen konnt' ich ihn doch nicht für Raben und Füchse. So ist es zugegangen, daß ich — gewildert habe, wenn Sie wollen! .... Eine Schande allerdings für einen Graukopf wie ich, auf solche Art noch einen Bock zu schießen. Aber haben Sie Nachsicht, Herr Wegener! ich will gern das Stück Wild bezahlen! Nur schweigen Sie darüber gegen Henne, der es mir nie verzeihen würde und es für seine Pflicht hielte, mich anzugeben! Wie gesagt, ich bin erbötig, den Schaden zu vergüten!“

„Hievon ist zunächst nicht die Rede, mein Herr, sondern von Ihrem Eingriff in fremdes Recht!“ rief Richard noch immer mit zornfunkelnden Augen. „Ich muß Sie grundsätzlich an Henne denunziren, denn Recht muß Recht bleiben ....“

Der Greis sah den Jüngling mit einem seltsamen Blicke an, worin ein wirklicher Schmerz und Kummer sich aussprachen. „Junger Herr! das Recht haben Sie, mich anzugeben, aber erinnern Sie sich daran, daß Sie auch das Recht haben, mein Vergehen zu ignoriren und meinem grauen Haupte die Demüthigung zu ersparen ....“

„Sie hätten die Folgen früher bedenken sollen!“ sagte Richard barsch, und drehte sich dann rasch um, denn Wetz klopfte ihn leise auf die Schulter und sagte:

— „Nicht doch, mein junger Freund! seyn Sie nicht hart und grausam aus Stolz! ersparen Sie dem grauen Haupte dieses Mannes eine unnütze Schmach. Wenn Herr Helmold, wie ich vermuthe, der Vater der Erzieherin auf dem Schlosse ist, so dünkt mich, er habe einigen Anspruch auf Nachsicht!“

„Ich danke Ihnen, Herr Wetz,“ sagte der Hauptmann. „Erwägen Sie, Herr Wegener, daß Herr v. Moritz in solchen Dingen äußerst strenge urtheilt, daß er es meiner Tochter entgelten lassen wird, daß das Wohl und Wehe meines Kindes davon abhängt! Ich bin arm, Herr, und mein Leben ist vielleicht nicht ganz vorwurfsfrei; aber meine Lucie ist ein vorzügliches Mädchen und eines bessern Vaters würdig. Ersparen Sie ihr einen Schmerz und .... und ein Erröthen über ihren Vater!“

Richard schwieg noch immer beharrlich und blickte zu Boden; in seinem Groll und Trotze schien er ungerührt. Der Hauptmann blickte flehend zu Wetz herüber.

„Sie haben sich von einer unseligen Passion hinreißen lassen, Herr Hauptmann,“ sagte Wetz. „In unserm civilisirten Deutschland gehört das Wild, das der Bauer ernährt, dem Reichen, der die Jagd zu pachten vermag. Der Reiche verspeist das Wild, welches der liebe Gott für Alle geschaffen hat und das der Aermste auf seinem Acker mit ernährt. Was ist das Lebensglück, ja das Leben eines Menschen gegen ein Reh oder ein Stück Damwild? Wehe dem, der sich gegen die Liebhabereien der großen Herren und der Reichen vergreift! Diese haben ein besonderes Monopol auf das Waidwerk, und wenn Sie nicht die Mittel haben, um eine Jagd zu pachten, wer Teufels heißt Sie jagen? Sie sind vielleicht mit mir der Ansicht, daß Jagdrechte ein Mißbrauch und ein angemaßtes Monopol sind; aber das ist eben ein Irrthum unsers beschränkten Unterthanen-Verstandes. Wir verstehen eben die Feinheiten der heutigen Civilisation nicht. Wenn Sie einen Rock oder Hut des Herrn Richard Wegener am Zaune hängend fänden, so würden Sie ihn

nicht nehmen, weil Sie kein Dieb sind. Allein gesetzt auch, Sie hätten ein solches Kleidungsstück genommen und Ihr Leben oder Ihre Ehre hingen davon ab, daß dieses Vergehen Ihnen nicht zur Last gelegt würde, so bin ich überzeugt, daß Herr Richard Ihnen großmüthig verziehe, obschon er mehr natürliches Eigenthumsrecht an ein solches Kleidungsstück und weit weniger Röcke als Rehe hat!"

— „Wetz!" rief Richard, „Sie werden beleidigend mit Ihrem Sarkasmus!"

„Alle Wahrheit ist bitter," sagte Wetz achselzuckend. „Um einen Dieb zu überweisen, der einen Rock gestohlen, bedarf man zwei Zeugen vor Gericht; aber einen Wildschützen verurtheilt man schon auf die blose Angabe des Jägers oder Jagdberechtigten hin. Das ist Gleichheit vor dem Gesetz!"

— „Nun denn, so thun Sie, was Sie nicht lassen können!" sagte Helmold zu dem Jüngling mit einer Resignation, die tiefer in die Seele des Zuhörers schnitt als der wildeste Schmerzensausbruch.

„Was soll ich thun?" sagte Richard.

— „Vergeben Sie Herrn Helmold, und schweigen Sie über den Vorfall, und da denn das Corpus delicti einmal da liegt, so sagen Sie, ich habe es geschossen, Herr Wegener!" versetzte Wetz. „Herr v. Moritz mag den Rehbock auf mein Kerbholz setzen — ein Aergerniß mehr oder weniger kann seine Abneigung gegen mich nicht steigern. Wollen Sie so?"

„Es sey, aber hoffentlich . . . ."

— „Seyn Sie ruhig, Herr Wegener!" rief der Hauptmann; „es soll mein letzter Jagdfrevel seyn. Ich danke Ihnen aufrichtig — Sie haben mir einen großen Stein vom Herzen genommen!" Er wollte gehen, nachdem er dem Jüngling die Hand gedrückt hatte.

„Halt! Sie müssen uns begleiten, Hauptmann!" sagte Richard. „Machen Sie die Jagd mit uns, denn wenn jemand vom Schutzpersonal Sie mit Hund und Gewehr im Felde sähe, könnten Sie leicht wieder Unannehmlichkeiten haben; nicht so aber als mein geladener Gast!"

— „Braver, trefflicher junger Herr!" sagte der Hauptmann tief gerührt; „Sie beschämen mich!"

„Wetz, sind Sie nun zufrieden? Vergeben Sie mir meine Unart von vorhin?" fragte Richard. Wetz antwortete durch einen warmen stummen Händedruck. — „Und nun vorwärts, meine Herren! lassen wir die Hunde suchen!" rief Richard und koppelte seine drei schönen Hühnerhunde los. — —

— „Ich weiß nicht, was das ist! ich schieße heute merkwürdig schlecht," sagte Richard; „aber Sie fehlen ja keinen Schuß, Wetz?"

„Na, es geht an!" erwiderte Wetz seelenvergnügt. „Die Aufregung erschüttert Ihre Nerven und stählt die meinigen. Mir ist so wohl zu Muthe, wie schon seit langer Zeit nicht mehr. Heute muß mir Alles gelingen. Und da Sie und der Hauptmann immer pudeln, so muß ich doch gut zielen, wenn wir etwas in die Küche liefern wollen. Allein es bleibt dabei, Herr Richard, wenn das halbe Dutzend Hühner voll ist, so mache ich für heute Feierabend, und kehre nach Hause zurück, um in die Kirche zu gehen!"

11. Ein Sabbath.

Der Gottesdienst hatte noch nicht begonnen, als Wetz in den einfachen Betsaal trat und sich nach einem Platz umsah. Die Fabrikarbeiter, die ihn kannten, wiesen ihm den Kirchenstuhl der Familie Moritz, der Kanzel gegenüber; aber er zögerte, sich dort niederzulassen, bis er sah, daß Fräulein Helmold zu ihm herüber blickte und ihm mit den Augen winkte. Sie allein von der ganzen Familie war hier, mit ihren beiden Zöglingen. Er folgte der Einladung gerne, ohne sich darüber Rechenschaft geben zu können. Seit er diesen Morgen mit dem Hauptmann unter solchen Umständen zusammen getroffen war, und wußte, daß sie seine Tochter sey, fühlte er ein ganz besonderes Interesse für sie. Mit freundlichem Lächeln erwiderte sie seinen stummen Gruß und reichte ihm das offene Gesangbuch mit dem aufgeschlagenen Liede, als er ihr gegenüber in dem Verschlage Platz nahm.

Es war ein eigenthümlich weihevolles Gefühl, ein wahrer Sabbathfriede, der heute seine Brust erfüllte. Der einfache kleine Betsaal, halb gefüllt mit Landleuten und Arbeitern von jedem Alter und Geschlecht, heimelte ihn innig an. Der Eintritt in hohe dämmernde Münster und weite Kirchenhallen mag Ehrfurcht und Andacht wecken; aber noch unendlich mehr muthet den ernsten Sinn solch ein schlichtes Bethaus einer kleinen Gemeinde an, die mitten unter Christen anderer Confessionen hineingesprengt ist, ein zerstreutes Glied vom großen Stamme. Nie fühlt das Herz lebhafter die erhebende Gewißheit der Zusammengehörigkeit, nie ahnt es tiefer das unaussprechliche Wehen des ewigen Geistes, der in solchen Stunden seine Strömungen durch unsere Gemüther schickt und den gemeinen irdischen Werkeltagssinn daraus verdrängt. Für Wetz hatte dieser Gottesdienst eine besondere Bedeutung: es war seit vielen Jahren wieder der erste unter deutschen Mitchristen, es war der erste seit der Rückkehr in's Vaterland. Die Heimathluft schien ihn hier erst recht zu umweben, und tausend theure und süße Erinnerungen aus der Kindheit quollen hier in ihm auf. Hier in diesem Verschlage war er als Knabe so manchen Sonntag an der Seite seiner theuren Mutter gesessen und hatte ihre Andacht, ihre brünstige Frömmigkeit beobachtet. Heimath ist, wo wir mit unseren Lieben gewandelt und geduldet und uns gefreut haben; diesen Betsaal hatte der Kommerzienrath Wegener erbaut, hier waren seine Kinder getauft und confirmirt worden, und die kleine Gemeinde hatte sein Andenken durch eine Gedächtnißtafel von schwarzem Marmor mit goldenen Buchstaben geehrt, die ihn als Stifter dieser Gemeinde und dieses Betsaales pries. Wetz ward so tief bewegt von all diesen Erinnerungen, daß ihm die Stimme versagte, als die Gemeinde zu singen begann, und seine Nachbarin Lucie Helmold heimlich zu ihm aufblickte und über seine Rührung staunte. Die ernsten, vollen, siegeskräftigen und siegesmuthigen Klänge dieses Chorals, in welchem er eine Lieblingsmelodie seiner Jugend, einen alten hugenottischen Bundes- oder Schlachtgesang erkannte, wirkten tief auf ihn ein, wie kunstlos sie auch vielleicht gesungen wurden; was dem Gesang an künstlerischer Vollendung abging, das ersetzte die Innigkeit des Gefühls, die Glut der Andacht. Die Orgeltöne und der Gesang, namentlich derjenige der Kinder, die in seiner Nähe standen, umstrickte und umwob mit tausend unsichtbaren aber mächtigen Fäden sein Gemüth und Herz; er fühlte sich daheim,

er ahnte den furchtbaren Schmerz, welchen es ihn kosten würde, sich von diesem Fleckchen Erde wieder loszureißen, er bebte im Stillen zurück vor dem Gedanken, wieder zurückkehren zu müssen in seine transatlantische neue Heimath. Er spürte, daß er wieder hier angewurzelt sey mit tausend kleinen unsichtbaren Wurzelfasern des Herzens, welche er nicht wieder abreißen konnte, ohne daß ein Stück Leben mitgehen mußte. Er fühlte einerseits sich so ganz wonnig und heimisch, und doch ragte die Angst ob der Möglichkeit einer erneuerten Trennung von diesem Fleckchen Erde wie ein düsterer Schatten in das stille Glück seines Herzens herein.

Der Geistliche, der nach dem Gesang die Kanzel bestieg, war ein noch junger Mann, bleich und hager; seine dunklen Züge waren nicht unschön, trugen aber ein ernstes Gepräge und den Widerschein körperlicher Leiden; seine Stimme klang angenehm, war aber schwach und etwas heiser; eine ungemeine Milde und Sanftmuth, eine Wärme und Weichheit tiefer Empfindung lagen in seiner Rede, in seiner Ausdrucksweise. Er predigte über einen Text aus dem Evangelium Matthäi 11, 25—30, und er predigte meisterhaft. Die wissenschaftliche Kritik hätte vielleicht in dieser Rede manches sprungweise und rhapsodisch gefunden, aber es quoll aus dem Herzen und erfüllte die Herzen. Man sah und fühlte, der junge Redner war auch einer der Mühseligen und Beladenen, der lange in der Welt irre gegangen und dann erst den friedlichen Ruheplatz des echten Christenglaubens gefunden hatte, wo er Erquickung fand und in der Demuth unter Christi Joch Ruhe für seine Seele. Ihm war es nach Leiden und Kümmernissen aufgegangen wie der helle Morgenstern, was der Vater und Herr Himmels und der Erden den Weisen und Klugen verborgen und den Unmündigen geoffenbart hat; und er zeugte laut davon, welchen Trost er selber und Millionen anderer Menschen unter allen Verhältnissen des Grams und der großen und kleinen Leiden des irdischen Lebens, des inneren und des äußeren, aus dieser Quelle geschöpft haben. Es war ein Mann von reicher Welt- und Menschenkenntniß, von vielgeprüfter Lebenserfahrung in inneren und äußeren Dingen, der hier zu der Gemeinde sprach — seine lange Uebersicht der Schmerzen und Leiden und Kümmernisse, des geistigen und des leiblichen Druckes, unter dem die Kreatur seufzt, zeugte dafür. Es war eine Erfahrung vor den Jahren, aber auch ein Friede vor der Zeit, die aus diesem Manne sprachen, der nicht blos ein Prediger, sondern auch ein Thäter des Worts zu seyn schien, und seine Zuhörer mächtig zu fesseln, ja einige bis zu Thränen zu rühren wußte.

Unter diesen, denen diese Herzensworte besonders nahe gingen, waren Robert Wetz und Lucie Helmold. Jedem der beiden entging die Rührung des andern nicht, und sie überwanden die falsche Scham, die solche Gemüthsbewegungen verbirgt — sie achteten vielmehr einander dafür desto höher. Wetz hatte viel erlebt und wohl erfahren, daß unsere eigene Kraft und Ehre, unsere Tugend und Stärke, unser Muth und Wille nichts sind ohne die innere innige Religiosität; ohne Frömmler zu werden, hatte Wetz Gott gefunden im Gewühl des Geschäftslebens, wie in der Einsamkeit der Urwälder, und sein Lebensanker haftete fest auf dem Felsen des Worts. Aber was mochte Lucien, die Gouvernante, das schöne Mädchen, so frühe schon in diesen Hafen getrieben haben? fragte er sich. Mit stummer Bewunderung und achtungsvollem Staunen beobachtete er sie. Ihre ganze Seele hing mit Aug und Ohr an des Predigers Munde. Diesen schönen großen Augen voll Intelligenz waren Thränen nicht fremd, und ernste Gedanken und stiller Gram hatten über diese regelmäßigen Züge auch schon zu Zeiten ihre Schatten geworfen. Ihr Herz hatte schon geweint und gezagt, bevor sie den rechten Ruheplatz gefunden hatte.

Von jeher hatte Wetz an den Frauen die Frömmigkeit und Glaubensinnigkeit hoch geschätzt. Seine Mutter war eine Frau von aufrichtiger Gottesfurcht gewesen, und er konnte sich daher keine vollkommene Frau, als Tochter, Gattin und Mutter ohne diese Eigenschaft, die alle andern krönt, denken. Es gibt ja keine wahre Demuth, Genügsamkeit, Opferbereitwilligkeit ohne Religiosität. Es berührte ihn erkältend, daß Frau v. Bernstett und Julie Wegener in der Kirche fehlten, und er stellte Lucien in seiner stillen Schätzung hoch über sie. Unwillkürlich verglich er Lucien im Geiste mit ihrem Vater — sie hatte, einige äußere Aehnlichkeit ausgenommen, unendlich wenig von ihm. Der Hauptmann Helmold war offenbar ein ganzer Weltmensch: in seinen noch so lebhaften Augen blitzte eine leichtfertige Jovialität, die das Leben nie schwer nahm und von der ernsteren Seite erfaßte, und die ihn vielleicht noch rüstiger und jugendlicher erscheinen ließ, als er eigentlich war. In Luciens regelmäßigen Zügen dagegen bemerkte Wetz ein sinniges Etwas, das er nicht in Worten zu bestimmen vermocht hätte, das ihn aber doch unbeschreiblich anmuthete. Sie war über die erste Jugendblüthe hinaus — er maß ihr volle sieben- bis achtundzwanzig Jahre bei — aber es paarte sich in ihr noch etwas Kindlich-reines und Unbefangenes mit stiller Ergebung und einer bewußten, entschiedenen willenskräftigen Festigkeit und Geradheit, die nicht blos angeboren, sondern auf dem Wege der Erfahrung erlangt waren. Wetz freute sich im Stillen, daß es ihm gelungen war, durch Beschwichtigung von Richards Groll ihr einen neuen Kummer fernzuhalten. Luciens ganze Erscheinung übte den Eindruck des Gesetzten und Gediegenen aus. Sie war von Mittelgröße, aber kräftigem Wuchs; ihr Haar war dunkel und glänzend, ihr Auge dunkelgrau mit einem Kranze von Braun; ihre Haltung war voll ungesuchter Würde und Anmuth, und ihr Lächeln lieh dem Auge einen milden Glanz, dem Munde eine gewinnende Süßigkeit. Dazu kam noch eine schöne Hand, nicht klein, aber lang und schmal und von schöner Rundung, eine Hand, die unverkennbar die Arbeit gewöhnt war.

Die Aufmerksamkeit, womit Wetz das Mädchen gegenüber betrachtete, hatte ihm ein tiefes Interesse für die Gouvernante eingeflößt, ohne die Achtsamkeit zu mindern, welche er der Rede des Predigers widmete. Das Interesse für Lucien machte sich eigentlich erst geltend, als der Gottesdienst zu Ende war, und Wetz sie und ihre Zöglinge aus der Kirche begleitete, und einige Worte an sie richtete.

„Welch ein trefflicher Redner!“ hub er an. „Ich habe in vielen Jahren keine solche innere Erhebung und Erwärmung gefühlt! Kennen Sie ihn persönlich, mein Fräulein?“

— „Nicht eigentlich,“ erwiderte sie mit ihrem wohlklingenden Organe, das der Nachhall der Gemüthsbewegung in der Kirche noch weicher und eindringlicher machte. „Ich sah ihn

einigemale auf dem Schlosse, wenn er dort zu Tische geladen war; allein er war dann immer ungewöhnlich stille, als ob er angesichts von Weltleuten eine gewisse Befangenheit und Gedrücktheit fühlte."

„Ich kann mir wohl denken, daß er sich dort nicht heimisch fühlen mag," sagte Wetz, welcher die Meinung ahnte, die Luciens discrete Worte nicht auszudrücken wagten. „Die Familie vom Schlosse ist wohl selten unter seinen Zuhörern zu finden, und der Geistliche sah sich wohl nur eingeladen, weil es üblich ist, ihn nicht von der Gastfreundschaft des Hauses auszuschließen."

— „Ich weiß nur, daß die Familie zwei bis drei Male im Jahr zur Kirche geht und daß der Herr Pfarrer neuerdings die Einladungen auf das Schloß ablehnt, wenn er zum Predigen hieher kommt!"

„Er ist also nicht hier?"

— „Nein, er versieht diesen Dienst nur als eine Filiale; sein Sprengel ist einige Stunden von hier in einem benachbarten Bezirke, denn alle Dörfer dieser Gegend gehören der katholischen Kirche an."

„Aber es war doch früher ein eigener Geistlicher hier, wenn ich recht berichtet bin?" fragte Wetz.

— „Allerdings, weil aber der Staat keinen Beitrag dazu gab, sondern der Fabrikherr allein den Gehalt des Geistlichen tragen mußte, so hat Herr v. Moritz den Dienst eingezogen und den Gehalt getheilt: die eine Hälfte bekömmt der Geistliche, den wir vorhin gehört haben, die andere . . . hat eine andere Bestimmung bekommen," setzte sie zögernd hinzu.

„Und welche denn?"

— „Sie bildet das Wartegeld einer . . . einer Hebamme, die man nach Hagenreut berufen hat," erwiderte Lucie verlegen. — Beide wechselten einen bedeutsamen Blick mit einander, der jeden mündlichen Kommentar ersparte. — „Daher rührt denn," fuhr Lucie fort, „daß wir hier nur zwei Mal im Monat Gottesdienst haben, obschon, wie Sie gesehen haben werden, die Gemeinde nicht klein ist und ein wirkliches geistliches Bedürfniß hat."

„Und Sie fehlen wohl niemals bei diesen Gottesdiensten, Fräulein Helmold?"

— „Nein; wenn mich nicht höhere Gewalt abhält, so freue ich mich dieser Erbauung und Erquickung," erwiderte sie und begegnete mit klarem ruhigem Auge seinem fragenden Blick. „Ich empfinde es schmerzlich, wenn mich mein Dienst an diesem Kirchgange hindert. Es ist mir ein Anliegen, in dieser einzigen Stunde aus dem Kreise der irdischen Sorgen und Pflichten herauszutreten und mit der Gemeinde vor den Herrn hinzutreten mit Lobgesang und Gebet, und ungestört von fremden Eindrücken und Einflüssen das erhabene Wort verkündigen zu hören — namentlich aus einem so beredten Munde!"

„Ihr Bedürfniß gründet sich wohl auf herbe Lebenserfahrungen, mein Fräulein?" sagte Wetz. „Verzeihen Sie mir diese Frage, die unbescheiden klingen mag. Allein gestehen Sie selbst, es ist nicht häufig, daß man junge Damen von Ihrem Alter und Ihrer Lage eines derartigen 'Anliegens' geständig werden hört!"

— „Ich kann hierüber nicht entscheiden, Herr Wetz," sagte sie ruhig und blickte klar zu ihm auf; „ich habe nicht viel in der Welt gelebt. Als meine theure Mutter noch am Leben war, wohnten wir in einer kleinen Garnisonsstadt, und ich pflegte meine kränkliche, ganz zurückgezogene Mutter. Nach ihrem Hingang kam ich in eine Lehranstalt, wo ich mich auf meinen jetzigen Beruf vorbereitete, und dann in's Ausland in eine Stelle, die mich nur an die Kinderstube fesselte. Seit ich hier auf Schloß Schrotheim bin, sehe ich allerdings etwas mehr von geselligem Leben. Allein wir Erzieherinnen sind ja in der Gesellschaft mehr geduldet als gesucht, und ich bescheide mich gern mit dem mir angewiesenen Kreis von Pflichten, und bleibe lieber für mich, zufrieden wenn ich hie und da einen freien Nachmittag meinem greisen Vater widmen kann. Wie und wann ich eigentlich das erste Bedürfniß empfand nach dem gemeinsamen Gottesdienste, weiß ich nicht mehr. Aber selbst in meinem einfachen Leben hat es allerdings nicht an jenen Schicksalen gefehlt, die uns mit Schreck und Entmuthigung erfüllen, ehe wir sie als Fingerzeige von oben und nach oben erkennen. — Eher möcht' ich mich über Sie wundern," setzte sie nach einer kleinen Pause zögernd und gesenkten Blickes hinzu, „daß Sie die Kirche aus mehr als Gewohnheit aufsuchten! Hat Sie das Schicksal so verfolgt, daß Sie sich unter den Schatten des Kreuzes flüchteten?"

„Allerdings, mein Fräulein!" entgegnete er mild und treuherzig. „Wenn ein Mann mehr als zwanzig Jahre in der weiten Ferne freundlos herumgetrieben wird, und in der eigenen Kraft nur eine morsche Stütze findet, so ist es nur natürlich, daß er endlich nach manchem Irrwege doch den unbekannten Gott findet, und sich freut, daß dieser ihm freundlich entgegenkam." Lucie sah ihn mit ihrem großen intelligenten Auge an, wie Eine, die ihn begriff und sich darüber freute, und er setzte mit unwillkürlich aufquellender Wärme hinzu: „Wie freut es mich aber, in Ihnen eine gleichdenkende und gleichfühlende Schwester, ein geistesverwandtes Glied der verborgenen Gemeinde gefunden zu haben — einen goldenen Erzgang inmitten von so viel taubem Gestein!"

Sie erröthete und schlug die Augen zu Boden, und beide schwiegen; denn Wetz bereute beinahe, daß er diese Aeußerung gethan hatte. „Wir sind allerdings Kollegen, in mehr als Einem Sinne," erwiderte Lucie; „wir haben ein gleich schwieriges Amt, und bedürfen recht des Segens von oben, wenn unsere Arbeit an unseren Zöglingen Früchte tragen soll. Aber ich freue mich, daß ich in Ihnen nun einen Gesinnungsgenossen sehe, den auch ich nicht geahnt hatte. Ihr Aeußeres ließ nicht vermuthen, weß Geistes Ihr Gemüth war, und ich beklage nur, daß wir nicht mehr Hausgenossen sind. Ihre Stimme hätte vielleicht an manches kalte Herz schlagen und den schlummernden Sinn wecken können. Männliche Lehre wirkt ja mehr als weibliche Einfalt."

„Aber weibliches Beispiel gewinnt selbst dem Mann Bewunderung und Liebe ab," erwiderte Wetz. „Leider aber würden wir außer unseren Zöglingen keinen dankbaren Boden für unsern Samen finden, selbst wenn ich mir nicht gestehen müßte, daß ich kein reines Gefäß der Gnade bin."

— „Und welcher Mensch ist dieß überhaupt?" fragte Fräulein Helmold. „Das demüthigende Bewußtseyn unserer eigenen Unvollkommenheit darf uns nicht abhalten, bei jedem Anlaß den guten Samen in Anderer Herzen auszustreuen; es kann uns ja auch nicht abhalten, für uns selber nach Vollkommenheit und Vervollkommnung zu ringen!"

„Sehr wahr," sagte Wetz; er bemerkte jetzt erst, daß sie beide unwillkürlich vor der Einfahrt des Fabrikhofes stehen geblieben waren, wo ihre Wege sich schieden. „Auf häufiges Wiedersehen denn, mein Fräulein," setzte er hinzu; „es ist mir eine Freude und eine Ermuthigung, Sie als meine Mitgenossin auf dem Wege nach Herzenseinfalt und Seelenfrieden mir so nahe zu wissen. Das Bewußtseyn dieser Nähe wirkt so erhebend und erquickend, wie die Nähe eines Freundes!"

„Auf Wiedersehen denn!" erwiderte sie und legte unbefangen ihre Hand in die seinige, entgegnete schüchtern seinen warmen Händedruck, und folgte gedankenvoll und eigenthümlich bewegt ihren Zöglingen, die mit einer Dienerin vom Schlosse etwas vorangegangen waren. —

Noch erfüllt von dem Bilde des sinnigen Mädchens, das er auf solch eigenthümliche Weise kennen gelernt hatte, saß Wetz an dem Fenster seines Stübchens, aus welchem er Lucien nachgeblickt hatte, bis sie unter den Bäumen des Parkes verschwunden war. Da pochte es an seiner Thüre, und auf sein „Herein" trat Gustav Degen ein. Eine wilde Aufregung in den schönen Zügen des jungen Mannes und eine an ihm ungewohnte Verlegenheit fielen Wetz trotz seiner eigenen Zerstreutheit auf.

„Was ist Ihnen, Herr Degen? Sie scheinen so verdüstert!" unterbrach Wetz die etwas verlegene Rede, womit Degen sein Eintreten entschuldigte.

— „Das liegt in der Natur der Ursache, die mich zu Ihnen treibt," erwiderte Degen. „Ich komme, um mich von Ihnen zu verabschieden!"

„Sie wollen gehen?"

— „Noch heute — ich muß, ich bin entlassen!"

„Entlassen? und warum denn? wann, von Wem?" fragte Wetz.

— „Das Alles sollen Sie sogleich erfahren," entgegnete Degen. „Ich komme in der Absicht zu Ihnen, durch eine offene Mittheilung etwaige Gerüchte zu widerlegen, welche über die Motive meiner Entlassung in Umlauf gesetzt werden möchten. Ich weiß, dieß klingt sonderbar, denn wer sich unangeklagt entschuldigt, der klagt sich selber an; allein die Umstände mögen es rechtfertigen!"

„Keine Vorrede, bester Herr Degen! ich ahne schon, daß Ihnen auf irgend welche Weise Unrecht geschehen ist — namentlich wenn Sie mit Herrn v. Moritz zu thun gehabt haben!"

— „Errathen!" sagte Degen; „dorther kommt der Streich gegen mich. Uebrigens muß ich, um gerecht zu seyn, gestehen, daß ich selbst die Veranlassung dazu gegeben habe, durch eine große Unvorsichtigkeit, die ich mir zu Schulden kommen ließ ...."

„Sie eine Unvorsichtigkeit?" fragte Wetz erstaunt; „in wie fern denn?"

— „Sie sollen es sogleich erfahren, indem ich zunächst ein Incognito fallen lasse, welches mir besonders Ihnen gegenüber in jüngster Zeit oft lästig war," erwiderte Degen. „Mein wahrer Name ist Augusti, — Gustav Augusti, Sohn des Besitzers einer größern Papierfabrik in N., die Ihnen vielleicht dem Namen nach bekannt ist. Der verstorbene Kommerzienrath Wegener und mein Vater waren zwar Konkurrenten, aber Freunde, und hielten so große Stücke auf einander, daß einmal bei einem Besuche auf der Fabrik meines Vaters Herr Wegener auf den Gedanken kam, wir paar jungen Augusti, damals fast noch Knaben, könnten ein paar treffliche Männer für die künftigen Fräulein Wegener werden und er somit einen Ersatz für den Sohn heranziehen, den er auf irgend welche Weise verloren hatte. Diese Idee, bei einem Glase Wein aufgetaucht und angeregt, ward von meinem Vater lebhaft und beiläufig aufgenommen. Es lag eine solch' vortheilhafte Aussicht darin, daß die beiden Herren, die nur für ihr Geschäft lebten und ihr ganzes Dichten und Trachten nur auf dessen gedeihliche Entfalten gerichtet hatten, die Sache als eine abgemachte betrachteten, und meinem Bruder Hermann die Hand von Fräulein Mathilde, mir aber die von Fräulein Julie Wegener bestimmten. Uns Jungen ward dieß offiziell mitgetheilt und wir sogar eingeladen, unsere „Zukünftigen" zu beschauen, die damals natürlich noch kleine Mädchen waren und mehr an Puppen als an Verlobte dachten. Uns Jungen gefiel die Sache; dem knabenhaften Stolze schmeichelte es, daß wir uns schon einer Verlobten rühmen konnten. Was die beiden Mädchen davon wußten oder dachten, ist mir unbekannt, aber wir verlebten ein paar fröhliche Tage mit ihnen, und wähnten, uns gegenseitig wohlgefallen zu haben. Meine Mutter allein billigte den Plan nicht, welcher in ihrer Abwesenheit aufgestellt worden war, und hielt ihn für verfrüht; aber mein Vater verlachte ihre Bedenklichkeiten. Herr Wegener erwiderte mit seiner jungen Frau aus zweiter Ehe den Besuch, welchen wir ihm gemacht hatten, und Mama fühlte sich nun günstiger für die Sache gestimmt, nachdem sie die beiden Mädchen gesehen. Dagegen schien ihr die Stiefmutter der beiden Mädchen nicht zu behagen, und als sie später auf irgend eine Weise erfahren hatte, daß Madame Wegener früher faktisch die Gouvernante ihrer Stiefkinder und angeblich die Geliebte des Sohnes des Hauses gewesen war, faßte sie eine entschiedene Abneigung gegen diese Frau, und erwiderte nie einen ihrer Besuche. Ich kann mir dieses Benehmen meiner Mutter sehr gut erklären; sie war die Tochter einer sehr angesehenen und sehr sittenstrengen Altbürgerfamilie aus Frankfurt, und hatte etwas Ausschließliches und Selbstbewußtes gleichsam mit der Muttermilch eingesogen, so daß sie schon der blose Schein von hinterlistiger Berechnung, mittelst deren sich Frau Wegener die Hand und das Vermögen ihres Gatten errungen, mit sittlicher Entrüstung erfüllte. Gegen sich selbst war sie unerbittlich streng und gerade, und forderte daher dasselbe auch von Anderen, und war in jedem Stücke offen und rundheraus, oft bis zur Rücksichtslosigkeit gegen Anderer Schwächen. Kurzum, die beiden Frauen vertrugen sich nicht so gut, wie die beiden Männer und die beiderseitigen Kinder, und meine selige Mama hatte mehr als ein bloses Vorurtheil gegen Frau Wegener, obschon ich nie ermitteln konnte, welchen speziellen Vorwurf in moralischer Hinsicht sie ihr eigentlich machte. Genug, die beiden Damen kamen einander nie näher, und daraus erfolgte, daß nach Herrn Wegener's Tode die Beziehungen zwischen den beiden Familien um so lauer wurden, als mein Vater die Wittwe seines Freundes in allem Ernste vor der Verbindung mit Herrn Moritz gewarnt hatte. — Allein ich schweife ab, wie ich sehe. Lassen Sie mich also diese Andeutungen abbrechen und eine Reihe von Jahren überspringen. Als mein Bruder Hermann ein Mann geworden war und seine Ausbildung vollendet hatte, kam er nach Schrotheim, stellte sich der Frau Moritz vor und warb auf Grund

jenes alten Abkommens um die Hand von Mathilde Wegener. Die Stiefmutter seiner Verlobten empfing ihn sehr freundlich und zuvorkommend, Mathilde schien ihm noch recht herzlich gut zu seyn, aber man suchte die Verheirathung noch hinauszuschieben, angeblich weil Mathilde kränklich seye, erst jüngst einen sehr günstigen Heirathsantrag abgelehnt habe und mit ähnlichen Scheingründen. Hermann ließ sich vertrösten und reiste in bester Hoffnung nach Hause, um vier Wochen später als Antwort auf einige freundliche Briefe an Mathilden die gedruckte Anzeige von deren Verlobung mit dem Baron Bernstett zu erhalten. Wie dieß zuging, ob diese Verbindung schon vor dem Besuche meines Bruders eingeleitet war oder nicht, — ist mir unbekannt; soviel aber ist erwiesen, daß zwei Menschen dadurch unglücklich geworden sind — Mathilde selbst und mein edler trefflicher Bruder, der seither unvermählt geblieben und menschenscheu und verdüstert geworden ist. Er hatte Mathilden wahrhaft geliebt; der Gedanke an eine Verbindung mit ihr, die jugendliche Neigung zu ihr, in dem noch von keinem andern Gedanken, keiner andern Ahnung erfüllten Herzen und Gemüthe, waren mit ihm großgewachsen und hatten seine Seele erfüllt," setzte er mit einem leisen Seufzer hinzu.

„Ungefähr ganz so, wie Ihr Herz für Fräulein Julie schlägt, nicht wahr?" fragte Wetz lächelnd. „Diese Neigung aus der Kinderzeit hatte eine beinahe verhängnißvolle Innigkeit erlangt, wie es scheint."

— „Ja verhängnißvoll ist das rechte Wort wenigstens für meinen Bruder Hermann," erwiderte Herr Augusti ausweichend. „Alle Bitten und Vorstellungen meiner Eltern vermochten ihn nicht für eine andere Verbindung zu gewinnen, obschon er eine Menge der ausgezeichnetsten Parthien in jeder Hinsicht hätte machen können. Er habe nur die Eine so geliebt, sagte er, wie man eine Frau lieben müsse."

„Aber Sie? Sie wollten ja von den Gründen Ihrer Entlassung sprechen?" rief Wetz ungeduldig.

— „Ach ja; ich weiß wohl, daß ich in's Weite und Breite gerathe, aber es widerstrebt mir immer, von mir selbst zu reden," sagte Augusti-Degen. „Indessen muß ich ja wohl; so sey es denn. Die Ausbildung in meinem Berufe heischte, daß ich die Papierfabrikation des Auslandes praktisch kennen lernte, und ich war daher lange im Auslande. Vor zwei Jahren kehrte ich nach Europa zurück, in der Absicht, meine Erfahrungen zu verwerthen und mit einem Antheil an dem Etablissement meines Vaters meinen eigenen Herd zu gründen. Ich hatte es mir so schön ausgemalt, mein freundliches Haus mit Julien zu theilen. Da erfuhr ich denn erst bei der Heimkehr, wie es meinem Bruder mit Mathilden ergangen war. Dieß schreckte mich jedoch nicht ab — ich schrieb an Julien und bat um die Erlaubniß, sie besuchen zu dürfen und unsere Bekanntschaft aus den Kinderjahren zu erneuern; ich gestand ihr, daß der Wunsch, sie zu besitzen, von dort an nie in mir aufgehört habe, daß ihr Bild und ihre Liebe mich auf all meinen Reisen begleitet haben. Sie war ja mündig und noch frei, ich konnte mich also an sie wenden. Allein statt ihrer antwortete Frau v. Moritz in einer Weise, die manchem Anderen alle Hoffnung benommen hätte, aber gerade mich um so beharrlicher machte, mir Juliens Hand und Herz zu gewinnen. Beide seyen zwar noch frei, schrieb sie, und Julie habe meinen Brief mit mehr Erstaunen als Interesse aufgenommen, denn sie erinnere sich jener Pläne unserer Väter zwar noch dunkel, sie gedenke auch noch mit Vergnügen unsers Umgangs von damals und der kindlich-harmlosen Briefe, die wir gewechselt; sie achte mich sogar, allein sie fühle vorerst weder Neigung noch Bedürfniß zu einer ehelichen Verbindung und zu dem Aufgeben ihrer eigenen Freiheit und Unabhängigkeit. — Dieser Bescheid, kurz und entschieden wie er war, verursachte mir ungemeinen Schmerz. Die Enttäuschung von Hoffnungen, mit denen ich mich lange Jahre getragen, — das Verschmähen einer Neigung, die mir in meinem bewegten Leben die beste Schutzwehr gegen alle Verführungen und Verlockungen gewesen war, — die Zurückweisung einer so treuen, innigen und uneigennützigen Liebe, wie diejenige, deren ich mich bewußt war, — dieß drückte mir in den ersten Tagen beinahe das Herz ab. Endlich aber, als ich den Brief aufmerksam las, entdeckte ich darin einige Gedanken und Wendungen, welche unmöglich von Julien herrühren konnten, und die versteckte Absicht, mir wehe zu thun, indem meine Neigung angezweifelt und mir zwischen den Zeilen zu verstehen gegeben wurde, man glaube weder an die Versicherungen meiner treuen Liebe, noch an die Uneigennützigkeit meiner Absichten. Ich bin zu wenig Kenner des weiblichen Herzens, um urtheilen zu können, ob eine junge Dame von Bildung und Gemüth, selbst bei dem ausgesprochensten Selbstgefühl und Werthbewußtseyn, eine derartige Aeußerung gegen einen anständigen Mann thun würde, den sie als Kind mit Wohlwollen und Freundschaft umfaßt hatte. Aber es däuchte mir unmöglich, daß Reichthum und Weltleben ein Frauenherz so verknöchern könnten. Ich sprach daher offen hierüber mit meiner Mutter und Schwester, welche ja beide Julien früher gekannt, und beide waren darin einig, daß sie Julien keine solche niedrige Denkart zutrauen könnten. Meine Mutter war versucht, in diesem Brief von Juliens Stiefmutter noch einen schadenfrohen Akt der Rache von Seiten der Frau v. Moritz zu sehen, um so mehr, als meine Bitte, einen Besuch in Schrotheim abstatten zu dürfen, nicht einmal mit einer Einladung beantwortet worden war. Diese Muthmaßung richtete mich wieder auf — ich wünschte, hoffte, glaubte, war überzeugt, daß Julie dem Brief ihrer Mutter ganz fremd seye; ich fürchtete, daß die ränkevolle Stiefmutter meinen Brief unterschlagen habe."

„Und diese Muthmaßung hat sich später bewährt?" fragte Wetz voll Theilnahme.

— „Ich bin darüber noch nicht im Klaren. Für mich war sie allerdings eine Art Gewißheit, die mich plötzlich wie neu belebte und mir das Gelübde abnöthigte, daß ich Allem aufbieten wolle, die Kabale zu entlarven, welche mich von Julien zu trennen suche, und mir ihre Hand und ihr Herz zu erringen. Zunächst erkundigte ich mich nach Julien, und Alles was ich von ihr hörte, förderte meine Hoffnungen und erhöhte meine Liebe, meine Achtung für sie und den Wunsch nach ihrem Besitz. Ich reiste nach Frankfurt, wo Julie damals bei einer entfernten Verwandten lebte, und suchte mich ihr zu nähern, aber es gelang nicht. Beide lebten in großer Zurückgezogenheit, und mieden jede Annäherung von jungen Männern, die die Kunde von Juliens großem Reichthum anzog. Sie hatte schon mehrere sehr vortheilhafte Parthieen abgelehnt, — wie es hieß, aus Miß-

trauen, daß die Bewerbung mehr ihrem Vermögen als ihrer Person gegolten. Doch hatte ich Julien einige Male gesehen, ohne von ihr bemerkt worden zu seyn, und ihr Anblick hatte genügt, in mir die Ahnung zu bestätigen, daß sie ganz dem Ideale meines Herzens entspreche. Ich hatte sie einen ganzen Nachmittag beobachtet, wie sie in einem Garten unter Kindern und Blumen und unter jungen Mädchen und Frauen harmlos und ungezwungen sich bewegte — ich wußte nun, daß sie noch ganz dasselbe offene, liebe Wesen war, das mir als Kind schon sein Herz so frei und rückhaltslos erschlossen hatte. Ich hatte gewünscht, sie nur ein einziges Mal zu sprechen; allein hiezu gab es kein unverfängliches Mittel. Die Zeit meines Aufenthaltes war um, ehe ich den Zweck erreicht hatte. Das Herz voll Liebe und beinahe leer von Hoffnung kehrte ich nach Hause zurück und nun erfolgten einige Ereignisse, welche Juliens Bild auf längere Zeit verdrängten, namentlich der Tod meiner theuren Mutter. Noch auf ihrem Sterbebette hatte sie mich aufgefordert, frei um Julien zu werben, und dieser Verbindung zum Voraus ihren Segen gegeben; sie hatte Julien einen hübschen Brillantschmuck als Legat ausgesetzt, als denjenigen, den sie ihr von jeher als Andenken bestimmt und von dem sie gewünscht habe, daß er in der Familie sich fortvererben sollte. Ich erfuhr dieß erst nach dem Tode meiner Muttter, denn ich würde diesen direkten Versuch, eine solche Verbindung einzuleiten, nicht gebilligt haben. Die vollendete Thatsache ließ mich jedoch einen Augenblick hoffen, die Uebersendung dieses Erbstückes, das von Gerichts wegen hieher gesandt worden war, werde mir einen Anknüpfungspunkt bieten, allein auch diese Hoffnung trog — Juliens Antwort war artig, aber offenbar einer Annäherung ausweichend. Der Schmerz um den Verlust meiner Mutter übertäubte die wechselnden Gefühle von Sehnsucht und Pein um Juliens willen in meinem Herzen. Aber ich litt körperlich darunter, und zu Ende des Sommers sandte mich der Arzt in ein Seebad. Ich wählte Ostende. Ein gütiger Zufall führte mich in Köln auf dem Bahnhofe in dem Augenblick, wo der Morgenzug nach Aachen abgehen wollte, in ein Coupé, worin nur zwei Damen saßen, die vermuthlich allein reisen wollten, und zu denen mich der Condukteur hineinstieß, da der Zug gerade sich in Bewegung setzte. Eine höfliche Entschuldigung wegen meines gezwungenen Eindringens in ihre Einsamkeit und mein Anerbieten, sie auf der nächsten Station wieder zu verlassen, führte ein kurzes Gespräch mit der ältern der beiden Damen herbei. Im Verlauf desselben schien die jüngere Dame ebenfalls etwas von ihrer Zurückhaltung zu verlieren, und ehe wir noch Aachen erreicht, hatte sie den Schleier zurückgeschlagen und ich erkannte in ihr Julie Wegener. Ich hatte Mühe, meine Fassung zu bewahren und die freudige Bewegung darüber zu verhehlen, daß mir endlich durch eine Art Zufall ein Wunsch erfüllt worden war, dessen Verwirklichung ich so lange vergebens gesucht hatte. Ich benützte die Erlaubniß, mit den beiden Damen allein im Wagen bleiben zu dürfen, und wir blieben zusammen bis Mecheln. Julie schien mich nicht wieder erkannt zu haben und hatte doch unverkennbar irgend ein Interesse an mir genommen, das sie kaum zu verhehlen bemüht gewesen war. Wir schieden, ohne uns gegenseitig zu erkennen, ohne unsere Reiseziele einander kund gegeben zu haben, und mir wenigstens kam der Abschied so rasch, so fürchterlich unerwartet und so schmerzlich, daß ich meine Empfindungen in jenem Augenblick kaum zu schildern wage. Ich gewann es jedoch über mich, meine Reise fortzusetzen, ohne die Damen mit Nachforschungen und Verfolgungen zu behelligen. Fünf Monate später, als ich wußte, daß Julie wieder in Schrotheim war, engagirte mein Vater auf meine Veranlassung einen der Korrespondenten aus dem Comptoir des Herrn v. Moritz, und ich bewarb mich unter dem Namen und mit den Zeugnissen eines Freundes um die erledigte Stelle, die mir auch übertragen ward. Mein hochbetagter Vater wünschte sehnlichst, wenigstens mich verehelicht zu sehen, nachdem mein Bruder alle Vorschläge von Verbindungen zurückgewiesen hatte. Nur aus diesem Grunde billigte er nach längerem Widerstreben endlich meinen abenteuerlichen Plan, auf diesem Wege mich Julien zu nähern. Allein ich sah mich bald in meinen Erwartungen getäuscht. Ich hatte gehofft, in Schrotheim jene Gastlichkeit und Leutseligkeit gegen die Angehörigen des Geschäfts zu finden, welche in meinem elterlichen Hause herrschte, wo das Personal des Comptoirs die Rechte von Hausgenossen und Hausfreunden genoß; aber hier sind sie nur Heloten, bezahlte Miethlinge, Proletarier im Fracke, die man über die Achsel ansieht und mit empörender Geringschätzung behandelt. In den vielen Monaten, die ich hier zugebracht, habe ich nicht ein einziges Mal eine Einladung auf das Schloß erhalten oder auch nur Eine Gelegenheit gefunden, Julien zu begegnen. Das Parkthor ist die Schranke, die uns unerbittlich und mit einer gehässigen Ausschließlichkeit, wie ich sie selbst in dem conventionellen England nicht gefunden habe, von dem Privatleben und Familienkreise des Mannes absperrt, für dessen Nutzen wir arbeiten."

„Und Sie blieben dennoch?" fragte Wetz.

— „Ich blieb, von einem verhängnißvollen Zuge gefesselt und in der Hoffnung auf einen abermaligen gütigen Zufall, der mich dem Fräulein gegenüberstelle und sie den Reisegefährten von damals wieder erkennen lasse. Ich hatte ja hier recht deutlich eingesehen, daß Julie allen Bestrebungen, mich von ihr fern zu halten, fremd war, daß sie einem eigennützigen Plan des Kommerzienraths und seines Sohnes geopfert werden sollte, und ich war geblieben, weil mir irgend eine Ahnung vorschwebte, daß ich möglicherweise noch einmal diese habsüchtigen Ränke durchkreuzen und Julien vor der Verbindung mit einem Manne retten könnte, der ihrer unwürdig und außer Standes ist, sie glücklich zu machen. Dieß allein hielt mich zurück. — Sie erinnern sich, daß wir gestern Abend auf dem Schichthause von Fräulein Julien sprachen, daß Sie mich belehrten, dieselbe habe ein- für allemal die Bewerbungen des jungen Moritz abgewiesen. Sie konnten nicht ahnen, welchen Sturm von Empfindungen, Hoffnungen und Wünschen diese Nachricht in mir hervorrief. Ich habe in einer unbeschreiblichen Aufregung die ganze Nacht verbracht, und kein Auge geschlossen. Eine einzige ängstliche Idee erfüllte mich ganz und ausschließlich: der Gedanke nämlich, an Julien zu schreiben und ihr meine Nähe zu melden, sie um die Erlaubniß zu bitten, daß ich sie besuche. Diese fixe Idee drängte mich so lange, bis ich sie ausgeführt hatte. In aller Morgenfrühe sandte ich mein Briefchen auf das Schloß und empfing umgehend eine Visitenkarte, die mich auf zehn Uhr zum Besuche einlud. Ich komme vom Schlosse, aber anstatt, daß mich Fräulein Julie

empfing, sah ich mich Herrn v. Moritz und dessen Sohne gegenüber. Sie hatten mich in eine Falle gelockt und überhäuften mich mit Vorwürfen der empörendsten Art, ohne mir auch nur einen Schatten von Gewißheit darüber zu geben, ob Julie mein Schreiben wirklich empfangen ....“

„Das hat sie nicht!“ fiel ihm Wetz lebhaft in's Wort; „sie konnte es unmöglich erhalten, denn sie ist schon seit einigen Tagen auf dem Oberhofe. Habe ich Ihnen dieß gestern Abend nicht mitgetheilt?“

— „Gewiß nicht, sonst würde mir diese Ungeschicklichkeit nicht begegnet seyn!“ erwiderte Augusti tief entrüstet. „Es ist eine schamlose Handlungsweise, Briefe zu unterschlagen und Fallen zu legen, und eine junge Dame von Bildung und Gemüth auf solche Weise mit zu kompromittiren. — Genug, ich ward entlassen, und Herr v. Moritz drohte, öffentlich bekannt zu machen, daß ich mich unter falschem Namen und mit falschen Papieren in sein Geschäft eingeschlichen, um in seine Fabrikgeheimnisse und Verbindungen einzudringen; er droht mit Gerichten und Polizei wegen dieser Fälschungen, und er ist der Mann dazu, solche Drohungen um so eher zu verwirklichen, als er weiß, daß er dadurch meinen braven Vater an der empfindlichsten Seite verletzt, weil die unbefleckte Ehre unsers Hauses meinem Vater über Alles geht. Es ist ein Akt der Rache, der an raffinirter Bosheit seinesgleichen sucht und mich sogar in Juliens Augen nicht entschuldigen wird. Herr v. Moritz ist im Begriff, abzureisen, ist vielleicht bereits fort; er sagte, Stägemann solle die ganze Verfolgung einleiten, und sandte in meinem Beiseyn nach diesem, als er mich entließ. Ich dankte es ihm anfangs insgeheim, daß er mich gehen ließ und mir eine Gelegenheit zur Flucht gab; allein je genauer ich mir's erwäge, desto mehr sträubt sich etwas in mir gegen den Entschluß, mich durch Flucht einer Vertheidigung zu entziehen. Der Abwesende hat ja immer Unrecht und es wäre mir unerträglich, von meinen seitherigen Kollegen verkannt und beargwöhnt zu werden, als ob ich mich der gemeinen Handlungsweise schuldig gemacht habe, deren man mich bezüchtigt.“ ....

„Nein, Sie dürfen nicht gehen — sind Sie erst fort, so wird diese Gelegenheit, Sie zu verunglimpfen, auf die teuflischeste Weise ausgebeutet werden. Sie müssen wenigstens zuvor die Kollegen und Bekannten im Schichthause versammeln und ihnen den Hergang erzählen!“

— „Das geht nicht an — alle sind heute abwesend auf einer Landparthie, bis auf Stägemann und einige seiner Kreaturen!“ rief Augusti. „Es ist, als ob alles sich gegen mich verschwüre. Eben darum kam ich zu Ihnen. Ich wollte Sie bitten, den anderen Herren und Herrn Richard den wahren Hergang zu erzählen, damit ich wenigstens nicht ohne Vertheidiger bin; aber dieß ist ebenfalls unthunlich; die Diskretion gegen Fräulein Julie legt mir Stillschweigen auf, und ungesäumte Abreise. Ihr Name darf nicht genannt werden. Ich hegte zwar im Stillen die Hoffnung, Herr Richard Wegener, der mir stets freundlich begegnete und einiges Interesse zeigte, könnte vielleicht durch meine Bitten und Ihr Fürwort bewogen werden, die Fürsprache seiner Mutter zu gewinnen; allein ich habe zweimal vergebens nach ihm gefragt: er ist fort, und ich bin rathlos. Helfen Sie mir, Herr Wetz! Ich weiß, Sie mißtrauen mir nicht! Was soll ich thun?“

„Ich halte Sie für einen wackern Mann, Herr Augusti! Ich will Ihnen helfen! Folgen Sie mir unverweilt, ehe Stägemann zurückkommt! Kommen Sie! keine Zeit ist zu verlieren!“

Er zog ihn mit sich fort, die Treppe hinab, durch einen Seitenhof der Fabrik in's Freie. Wenige hundert Schritte von der Fabrik führte ein Fußpfad zwischen Hecken hinüber nach dem Oberhofe; diesen schlugen sie ein, beide schweigsam, denn Augusti fühlte sich befangen, und der eigenthümliche Ausdruck in den Mienen seines Gefährten machte ihn einerseits vertrauend, anderntheils erwartungsvoll. Gedanken und Plane arbeiteten unverkennbar in Wetz. Seine festgeschossenen Lippen verriethen Trotz und Entschlossenheit, und ein wilder Muth blitzte aus seinem Auge; seine Nasenflügel wogten, seine Mund- und Augenwinkel zuckten unter dem Widerschein seines Gedankenspiels.

„Wohin gehen wir?“ fragte Augusti endlich schüchtern.

— „Nach dem Oberhofe.“

„Wie?“ rief Augusti halb freudig, halb erschrocken. „Zu Julien?“

— „Nein, zunächst zu Mathilden. Der Oberhof hat seine eigene Gerichtsbarkeit, und ein Obdach auf demselben stellt Sie einstweilen vor jeder Verfolgung der Polizei in Sicherheit, und bis ein richterlicher Verhaftsbefehl gegen Sie erwirkt ist, sind vielleicht andere Konstellationen für Sie vorhanden. Ich führe Sie mit Julien zusammen, um Ihren sehnlichsten Wunsch endlich zu krönen.“

„Aber gerade in diesem Augenblicke? unter der Verdächtigung, die auf mir liegt?“

— „Bah, die Frauen urtheilen hierüber anders, und der gerade Weg ist stets der beste! Lassen Sie mich gewähren, und vertrauen Sie mir! Ich arbeite noch an meinem Plan, und werde Ihnen denselben erst mittheilen, wann ich damit im Reinen bin!“

Auf dem Oberhofe angekommen, sandte Wetz seinen Begleiter in's Wartezimmer und ließ sich bei der Dame vom Hause melden. Julie empfing ihn einstweilen und entschuldigte ihre Schwester, die noch Besuch habe.

„Was bringen Sie uns denn, Herr Wetz?“ fragte sie; „Sie sind ja ganz erhitzt.“

— „Ein Opfer der Intrigue der Herren Moritz, Vater und Sohn — einen braven unschuldig verfolgten Mann, für welchen ich auf einige Tage um ein Asyl nachsuche! Sie, mein Fräulein, sollen mir die gnädige Frau bitten helfen, meinem Schützling diese Gunst zu gewähren!“

„Bedarf es erst meiner Fürsprache, wenn Sie etwas von Mathilden erlangen wollen?“ fragte Julie lächelnd. „Sie belieben mit mir zu scherzen oder Ihre Geltung bei Mathilden zu unterschätzen! Aber wer ist Ihr Schützling?“

— „Ein Herr Degen — Gustav Degen, — seither auf dem Comptoir der Fabrik. Sie sollen ihn sogleich sehen; aber zuvor vergönnen Sie mir einige Fragen, die vielleicht unbescheiden seyn mögen, an deren offener Beantwortung aber ungemein viel gelegen ist!“

„Fragen Sie kühn, ich will antworten!“

— „Nun denn, mein Fräulein, wie lange ist es her, daß Sie keinen Brief mehr von Ihrem Verlobten erhalten haben?“

„Meinem Verlobten? Und bitte, wen verstehen Sie denn darunter?“ fragte Julie erstaunt.

— „Herrn Gustav Augusti, den Ihnen Ihr seliger Vater zum Gatten erkor,“ erwiderte er.

Julie ward abwechselnd bleich und roth, und blickte ihn verwundert, ja bestürzt an. „Welche sonderbare Frage?“ stammelte sie; „woher wissen Sie ....?“

„Ich weiß alles, mein Fräulein; auch frage ich nicht aus muthwilligem Fürwitz, sondern um Mißverständnisse zu beseitigen, von welchen vielleicht das Glück und die Ruhe eines edlen Herzens abhängen. Sagen Sie mir im Vertrauen, mein Fräulein, wie lange hat er Ihnen schon nicht mehr geschrieben?“

— „Gustav? — Und Glück und Ruhe eines Menschen stehen auf dem Spiele?“ rief sie lebhaft und mit steigendem Erstaunen. „Wie soll ich dieß verstehen?“

„Ich beschwöre Sie, antworten Sie mir: wie lange?“

— „Seit sechszehn Jahren weiß ich nichts mehr von ihm.“

„Seit sechszehn Jahren? ist es möglich? Und Sie erinnern sich seiner noch?“ — Julie erglühte und ihr Auge ward feucht; sie senkte es einen Moment und schaute dann wieder zu Wetz auf, der sie forschend betrachtete. „Und der Brillantenschmuck, den seine Mutter Ihnen als Andenken hinterließ?“

— „Mir, Herr Wetz? einen Brillantschmuck?“

„Ja, mein Fräulein, einen Schmuck, der Ihnen zum Brautgeschmeide bestimmt war, den die sterbende Mutter Gustav's Ihnen schickte als ein Zeichen, daß sie den Bund segne, den einst Ihre Eltern für die Kinder geschlossen!“

— „Ich verstehe Sie nicht, Herr Wetz; ich habe nie ein solches Geschmeide erhalten. Und wann war denn dieß?“

„Vor etwas mehr als Jahresfrist,“ entgegnete Wetz lebhaft. „Wenn Sie das Geschmeide nicht erhalten haben, so wurde es von den Herrschaften in Schrotheim unterschlagen, wie alle Briefe, welche Ihnen Gustav seit zwei Jahren geschrieben, wie sein Brief von diesem Morgen!“

Julie erbebte. Schreck und Freude, Scham und Verlegenheit zuckten auf ihrem Gesichte, aber die Augen verriethen doch mehr freudige Ueberraschung als peinliche Verlegenheit, und sie mußte einigermaßen um Fassung ringen, ehe sie mit tiefer Bewegung erwiderte: „Wenn Gustav mir wirklich seit sechszehn Jahren auch nur ein einziges Mal geschrieben hat, so darf er mir nicht darüber gram seyn, daß er keine Antwort erhielt, denn ich habe keinen seiner Briefe je auch nur gesehen. Und er ist also in der Nähe? er .... er erinnert sich noch meiner?“

„Er liebt Sie noch, hat nie eine andere geliebt,“ sagte Wetz. „Sie waren und sind der Traum seiner Jugend, seine erste und einzige Liebe. Er aber ward von Ihnen getrennt und verdrängt, damit Sie Herrn Albert Moritz heirathen sollen!“

— „O Gott, ist dieß wahr? ist dieß möglich?“ stammelte Julie bebend und mußte sich an einem Stuhle halten, um nicht zusammenzusinken. Als sie aufblickte, war Wetz fort; aber eine Minute später kehrte er mit seinem Begleiter zurück, und stellte denselben Julien als seinen Schützling vor.

Sie ward lebhaft überrascht, als sie den Fremden anblickte und in ihm ein Gesicht erkannte, das ihr nicht mehr fremd war. „Ich freue mich, Sie hier bewillkommnen zu dürfen,“ stammelte sie; „wenn ich nicht irre, so sind wir alte Bekannte.“

„Sehr alte Bekannte,“ sagte Wetz. „Es ist Gustav Augusti, der unter dem Namen Degen auf der Fabrik gearbeitet hat, nur um Ihnen nahe zu seyn und Sie wieder zu sehen und zu sprechen! Es ist Ihr Verlobter, der Ihnen noch von Herzen gut ist wie damals, und dem auch Sie noch ein unwandelbares Wohlwollen bewahrt haben, mein Fräulein! Sorgen Sie nun für ihn, Fräulein Wegener, denn er ist um Ihretwillen verfolgt und in Gefahr!“

— Julie, kennen Sie mich denn nicht mehr? Bin ich meiner kleinen Gazelle ganz fremd geworden?“

„Gustav? Herr Augusti! ist es denn wirklich wahr? Ja, Sie sind es; nur der Bart hat Sie unkenntlich gemacht; aber es sind Ihre Augen, Ihre Stimme! — Schon im vorigen Jahre, als wir auf der Eisenbahn mit einander reisten, erschienen Sie mir so bekannt, — es tauchte etwas wie eine dunkle Erinnerung an Sie in mir auf, und doch wagte ich nicht, einer solchen Vermuthung Raum zu geben. Wären Sie Gustav gewesen, Sie hätten mich ja erkennen müssen!“

— „Ich habe Sie gekannt, meine theure Julie; ich hatte schon über Jahresfrist vergebens Allem aufgeboten, Sie nur ein einziges Mal zu sprechen — ich hatte Sie in Frankfurt belauert, wie Sie eines Tages im Strauß'schen Garten vor dem Bockenheimer Thore mit Kindern spielten! Ich hatte mir vergeblich Mühe gegeben, mich Ihnen zu nähern.“

„Sie? Und bin ich denn so unzugänglich? Sind Sie ein einzig Mal offen und gerade zu uns gekommen und abgewiesen worden, als Sie sich unter Ihrem wirklichen Namen meldeten?“

— „Nein, fürwahr, dieß geschah nicht!“ sagte Gustav; „aber ich wagte nicht, mich direkt an Sie zu wenden, obschon ich argwöhnte, daß jene Antwort auf den Brief, den ich Ihnen nach der Heimkehr von meinen Reisen geschrieben hatte, nicht in Ihrem Herzen entsprungen seye ....“

Wetz hatte genug gehört, und verließ den Oberhof, ohne dessen Besitzerin gesprochen zu haben. Er war nun überzeugt, daß dem jungen Mann das Asyl daselbst nicht mehr verweigert werden würde, welches er ihm hatte anschaffen wollen. Mit leichtbeschwingter Sohle kehrte er nach der Fabrik zurück, und sein Herz jubelte laut, denn er sah seine Pläne gefördert — er sah die Entwickelung dessen, was er beabsichtigte, mit raschen Schritten herannahen: die Erlösung seiner Geschwister von der Tyrannei des Herrn v. Moritz und aus dem Ränkenetz Henriettens.

Zu Hause meldete ihm Fritze, daß Herr Richard schon zweimal vom Schlosse herübergeschickt, wo man den Hofmeister zu Tische erwarte. Der Kommerzienrath und sein Sohn waren nach dem Gabelfrühstück abgereist, und Frau v. Moritz wollte mit dem Diner auf Wetz warten, der sich daher beeilen solle. Tausenderlei Gedanken und Pläne durchkreuzten seinen Kopf, während er sich umkleidete und nach dem Schlosse ging, wo ihm die Domestiken scheu und verlegen auswichen, die ihn vor wenigen Tagen noch mit aller Arroganz und hämischer Schadenfreude hatten ziehen sehen, als sie ihn in Ungnade gewähnt hatten.

Frau v. Moritz empfing den Hofmeister mit katzenhafter Freundlichkeit und süßlicher Familiarität. Ida war verlegen, warf ihm aber einen langen dankbaren Blick zu, während Lucie

Helmold ihn mit einem Lächeln begrüßte, das so mild und freundlich war, wie eine Maienfrühsonne, und mit einem feuchten Blick der Rührung, als ob ihr Thränen nicht ferne wären. Richard war unbändig lustig und guter Dinge, als ob er nicht bloser Gast, sondern unumschränkter Herr im Schlosse seye.

Luciens Gruß hatte für Wetz etwas, das ihn nachdenklich machte. So oft ihre Blicke sich begegneten, kehrte derselbe feuchte Glanz in ihren Augen wieder; sie schien ihm danken zu wollen für etwas, das ihre Zunge vor Zeugen nicht auszusprechen wagte. Wie? dachte er, sollte der Hauptmann geplaudert haben? Unmöglich; es schien ihm ja alles daran gelegen, daß Lucie nichts von dem Vorfall im Felde erfahre. Er saß ihr bei Tisch gegenüber, und da die Dame vom Hause dem Gespräche eine Wendung gab, welche für Wetz doppelt unliebsam war, so konnte es nicht fehlen, daß Wetz, der Richard und Ida ohnedieß beinahe ausschließlich mit einander beschäftigt sah, und der sich daher weder von ihnen noch Frau v. Moritz und deren Töchterchen beobachtet wußte, sein Auge recht häufig, jedenfalls häufiger als gerade nothwendig war, zu Lucien hinüber schweifen ließ, als ob er sich von ihren sanften Augensternen magnetisch angezogen fühlte. Frau v. Moritz war heute besonders mittheilsam; sie führte fast ausschließlich das Wort in jener ewig tadelnden und mäkelnden Weise blasirter reicher Emporkömmlinge, denen der feinste Luxus noch unbefriedigend ist, und die für die raffinirtesten Genüsse schon abgestumpft erscheinen. Dieser Ton aber machte auf Wetz einen um so unangenehmern Eindruck, als er von seinem Standpunkte aus die Blinde als einen unberechtigten Eindringling in diesen raffinirten Luxus betrachten mußte und er ihre Vergangenheit und ihren Charakter genauer kannte und in einem andern Licht betrachtete als die übrigen. Innerlich empört über diese blasirte undankbare Gesinnung der Blinden, voll Entrüstung über den schmachvollen Betrug, welchen die Stiefmutter Juliens sich in den Herzensangelegenheiten der letztern gegenüber von dem jungen Augusti erfrecht hatte, grübelte er grollend über ein Mittel, die Blinde aus dieser Sicherheit des Besitzes und Ueberfättigung des Genusses aufzuschrecken. Eine frivole Anspielung auf seinen Kirchenbesuch von diesem Morgen von Seiten der Frau v. Moritz stachelte noch seinen Unmuth und sammelte trübe Wolken auf seine Stirne, welche nur von Lucien bemerkt wurden und zwar mit eben so viel Mitgefühl als vager Bangigkeit. —

Der Kaffee war genommen, die Tafel aufgehoben, man begab sich in den Gartensaal, der nun bereits zum Wintergarten umgeschaffen, die Orangen und andere Gewächshauspflanzen aufgenommen hatte. Die Dame vom Hause schickte Lucien mit den Kindern hinweg, und Richard und Ida eilten in's Billardzimmer — es war wie eine Verabredung, daß Wetz allein bei der Blinden bleiben sollte, so ungelegen es ihm auch war.

„Setzen Sie sich zu mir, Herr Wetz!“ sagte sie, als sie mit ihrem scharfen Ohr vernommen hatte, daß sie allein waren. „Wir haben uns schon so lange nicht mehr gesehen, und ich habe Ihnen so vieles mitzutheilen. Ich bin so froh, daß Richard sich so vertrauensvoll an Sie anschließt, als Sie es verdienen. Er erkennt um so williger Ihre Superiorität in allen Dingen an, je weniger Sie ihm dieselbe fühlbar machen. Um so mehr beklage ich den unseligen Auftritt, der Sie bewog, das Schloß zu verlassen. Sie waren hier doch angenehmer untergebracht, und ich fürchte, Sie vermissen in der Fabrik manche Behaglichkeit.“

— „Mit nichten, meine Gnädige, ich vermisse nichts. Unsere Wohnung genügt unseren Bedürfnissen, und wir sind so mitten in dem Wirkungskreise, welchen mein Zögling kennen lernen muß, und für welchen er nachgerade Theilnahme und Interesse empfindet. Auch ist der Umgang mit den Beamten der Fabrik für Herrn Richard und mich in mancher Hinsicht angenehm und bildend. Wir hören Aufgaben und Verhältnisse erörtern, welche dem Uneingeweihten auf keine andere Weise zugänglich werden; und es sind sehr gebildete und honnette Männer in jenem Kreise.“

Frau v. Moritz verzog die Mundwinkel spöttisch und meinte: „Ist das möglich? Wie können aber gebildete und honnette Männer sich in einer Bierstube gefallen? Ich gestehe Ihnen, Herr Wetz, daß es mich nicht angenehm berührte, zu erfahren, daß Richard sich in jene Gesellschaft am Biertische mengte.“

„Jenun, Madame! ländlich, sittlich! Die Herren haben meist kein Heimwesen, weil sie unverheirathet sind, und keinen andern geselligen Mittelpunkt, da sie ja doch im Schlosse nicht salonfähig sind. Uebrigens kann ich Sie versichern, daß es sämmtlich ehrenhafte Leute sind, die einem jungen Mann, wie Herr Richard, kein anstößiges Beispiel geben, wie er es vielleicht in dem elegantesten Kaffeehause der Residenz unter Offizieren, Kavalieren, Schauspielern und jungen Roué's fände.“

— „Ehrenhaft?“ fragte die Blinde geringschätzig. „Sind sie alle wie Herr Degen?“

„Nein, sie stehen meist an Bildung wie an Gediegenheit des Charakters unter ihm.“

— „Wirklich? Gediegenheit des Charakters?! Und wissen Sie auch, daß dieser Mann von so gediegenem Charakter heute entlarvt und entlassen worden ist, weil er sich einen Streich erlaubt ....“

„Verzeihen Sie, meine Gnädige, wenn ich Sie unterbreche,“ fiel ihr Wetz fest in's Wort. „Ich weiß, daß Herr Gustav Augusti heute entlassen worden ist, und kenne die w a h r e n Motive seiner Entlassung!“

Die Blinde zuckte unwillkürlich zusammen. „Die wahren Motive? was soll dieß heißen? Und von wem kennen Sie dieselben?“

„Von ihm selber,“ erwiderte Wetz. „Ich habe sein Vertrauen nicht gesucht, aber auch nicht abzuweisen vermocht, nachdem ich einsah, daß ihm Unrecht geschehen. Ich habe sogar einen Auftrag von ihm an Sie, beziehungsweise an Herrn v. Moritz.“

— „Sie versetzen mich in Erstaunen! einen Auftrag? und welchen?“

„Ich erlaube mir, Ihnen in den eigenen Worten des Herrn Augusti zu antworten, meine Gnädige! Herr Augusti glaubte, nachdem verschiedene Zuschriften von ihm an Fräulein Julie Wegener, mit welcher er schon beinahe als Kind verlobt worden, nicht an ihre Adresse gelangt waren, sich berechtigt, unter falschem Namen hieher zu kommen, um sich dem Fräulein zu nähern. Seine Beweggründe dazu sind rein privativer und ehrenhafter Natur und hoch erhaben über die schmutzige Absicht, die man

ihm unterschiebt. Man hat ihn bedroht mit polizeilicher und gerichtlicher Verfolgung, der er zwar ohne Furcht entgegensieht, weil er mächtige Waffen gegen dieses Haus in Händen hat. Allein er würde vorziehen, das Aergerniß gerichtlicher Widerklagen um beider Theile und vor Allem um des Fräuleins willen zu vermeiden, das alsdann gegen seinen Wunsch und Willen kompromittirt würde. Er läßt daher durch mich Ihnen einen Vergleich anbieten."

— „Einen Vergleich?" fragte die Blinde ebenso erschrocken, als entrüstet. „Was habe ich mit diesen Dingen zu schaffen?"

„Ich weiß es nicht und habe nicht die Befugniß, es zu ermitteln," sagte Wetz kalt. „Herr Augusti behauptet, die Beweise in Händen zu haben, daß verschiedene Briefe von ihm an Fräulein Julie Wegener unterschlagen worden seyen, deßgleichen ein Brillantschmuck, den seine Mutter dem Fräulein vererbt, den dieses aber niemals empfangen habe, und dessen Empfang durch einen gefälschten Brief in Juliens Namen bescheinigt worden seye. Bei der ersten Einmengung der Polizei oder der Gesetze will er, wie er droht, von seinen Rechtsmitteln Gebrauch machen."

Die Blinde war erschrocken, versuchte aber höhnisch zu lächeln und sagte: „Das sind leere Bravaden, mein lieber Herr Wetz! unsere gesellschaftliche Stellung überhebt uns des Argwohns, der hiedurch gegen uns ausgesprochen wird."

„Aber nicht der gerichtlichen Untersuchung, Madame!" erwiderte Wetz lebhaft und eindringlich. „Nicht Herr Augusti klagt auf Unterschlagung jenes werthvollen Schmuckes, sondern eine Gerichtsstelle des Nachbarstaates, und eine Untersuchung der diesseitigen Gerichte ist nicht zu umgehen."

Die innere Unruhe der Blinden verrieth sich in dem Zucken und Zittern ihrer Finger und ihrer tödlichen Blässe. „Ich verstehe solche Dinge nicht, und bin der ganzen Sache fremd," erwiderte sie mit unsicherer Stimme. „Mich können diese Drohungen nicht berühren; aber um des Friedens willen und um ein Aergerniß zu verhüten, werde ich Stägemann beauftragen, von jeder Verfolgung jenes Menschen abzustehen, wenn seine Forderungen vernünftig sind. Was begehrt er von uns?"

„Die Herausgabe seiner unterschlagenen Briefe und des entwendeten Schmucks an Fräulein Julie Wegener und gänzliches Schweigen über den Auftritt von diesem Morgen."

— „Das letztere können Sie ihm in meinem Namen zugestehen, Herr Wetz; über die ersteren Punkte muß mein Gatte erkennen, der, wie Sie wissen, verreist ist!"

„Ich bedaure, meine Gnädige, auf diesen Vorschlag nicht eingehen zu dürfen. Herr Augusti verlangt seine Briefe und den Schmuck sofort zurück, und droht im andern Fall mit energischen Schritten von seiner Seite. Uebrigens wünsche ich in der Sache keine weitere Vermittelung zu übernehmen, denn eine solche geziemt weder meiner Stellung, noch entspricht sie meinen Neigungen. Ich begnüge mich damit, den mir ertheilten Auftrag vollzogen zu haben, der keineswegs angenehm war."

— „Aber Herr v. Moritz ist verreist .... ich habe keinerlei Befugniß noch Lust, mich in diese Geschichte zu mischen, die mich schon jetzt sehr alterirt, ohne daß sie mich selbst berührte .... Solcher Geschäfte nicht gewöhnt, bin ich ganz rathlos. Und Herr Augusti ist vielleicht von meinem Gatten gereizt und gekränkt worden, nicht wahr? und darum unversöhnlich."

„Allerdings, aber sein Haß ist kein leidenschaftlich übersprudelnder, sondern ruhig und besonnen," sagte Wetz. „Er ist seines Erfolgs und seiner Rechtsmittel so gewiß, daß er davon spricht wie von der gleichgültigsten Angelegenheit. An seinen heiligsten Gefühlen gekränkt, an denen der Liebe und Ehre, wird er alles daran setzen, um sich Genugthuung zu verschaffen."

— „Und was denken Sie von der ganzen Sache, Herr Wetz?" fragte die Blinde mit unverkennbarer Seelenangst.

„Ich, Madame?" erwiderte er zögernd; „jenun, ich menge mich ungern in solche Zwistigkeiten!"

— „Nein, Wetz, weichen Sie mir nicht aus! reden Sie offen! Helfen Sie, rathen Sie!"

„Nun denn, Madame, wenn ich offen seyn darf: Herrn Augusti's Benehmen läßt mich vermuthen, daß er, wie gesagt, seiner Mittel sicher ist. Es scheint erwiesen zu seyn, daß Fräulein Julien gewisse Briefe und ein Geschmeide vorenthalten worden sind, welche für sie bestimmt waren. Mag seyn, daß gewichtige Gründe zu dieser Vorenthaltung veranlaßt haben; allein in den Augen des Gesetzes und gepaart mit einer Fälschung werden diese Handlungen als gemeine Verbrechen erscheinen und bestraft werden. . . . ."

— „Ja fürwahr, sehr gewichtige Gründe!" fiel ihm die Blinde lebhaft in's Wort. „Wenn Sie wüßten, mein lieber Herr Wetz, was ich leiden mußte, ehe ich mich leider dazu bewegen ließ, in diesem Stücke den bestimmten Forderungen meines Gatten nachzugeben . . . ."

„Lassen wir dieß, meine Gnädige!" versetzte Wetz kalt; „ich habe kein Anrecht auf ein solches Vertrauen, und keinen Wunsch, in diese Geheimnisse einzudringen. Traurig genug, daß ich sehen muß, wie in diesem Hause ein erbitterter Kampf sich vorbereitet, um die rechtmäßigen Erben gegen die Uebergriffe eines Mannes vorzubereiten, welcher das ihm anvertraute Vermögen seiner Mündel gewissenlos zu seinem eigenen Vortheil ausbeutet! Traurig genug, daß bereits alle Kinder des Gründers dieses Heimwesens aus ihrem Erbe vertrieben worden sind!"

— „Herr Wetz, Ihre Sprache ist sehr kühn!" rief Frau v. Moritz plötzlich mit einer Regung von Stolz und Aerger, und wollte sich jene kalte Würde und frostige Hoheit anmaßen, worin Damen von Welt und geschickte Schauspielerinnen so sehr Meisterinnen sind. „Mich dünkt, Sie verkennen Ihre Stellung einigermaßen, oder sind verwöhnt durch meine Nachsicht!"

„Um Vergebung, meine Gnädige, keines von beiden!" versetzte Wetz mit noch kühlerem Tone. „Ich will weder Ihr Vertrauter noch der Richter meiner Brodherren seyn; ich will vielmehr nur freundlich warnen, weil ich klarer sehe als diejenigen, welche die Leidenschaft verblendet. Ich warne Sie, meine Gnädige, weil es mir schmerzlich wäre, Ihren Sohn an seiner eigenen Mutter zweifeln zu sehen. Es bereiten sich Dinge vor im Schoos dieser Familie, über welche auch Herr Richard nothgedrungen wird nachdenken müssen; — Ereignisse, welche ihn über die Wahl der Partei, zu welcher er sich stellen soll, nicht im Unklaren lassen können. Denken Sie sich die Möglichkeit, daß etwa Reinhold Wegener plötzlich heimkehrte und die Sache seiner Schwestern führte!"

— „Reinhold?" rief die Blinde erschrocken und ein Sturm von Gefühlen zog ihr durch die Brust, und warf seinen Widerschein auf ihre blassen leeren Züge, welche Wetz eifrig beobachtete;

dann stieß sie nach einer Pause heftig hervor: „Er wird nicht wieder kommen! er ist nicht mehr am Leben. Aber wenn er es auch wäre, was dann? Er ist enterbt, er ist ein Verbrecher; was könnte seine Feindseligkeit gegen uns ausrichten?"

„Bauen Sie nicht zu viel auf das Testament und auf Ihr Recht, gnädige Frau!" versetzte Wetz eindringlich. „Er könnte dennoch leben oder wieder auferstehen, dieser Reinhold, und könnte seine Rechte geltend machen wollen. Ich zweifle nicht, daß Sie Ihre Rechte gewahrt haben werden, so gut es Ihnen möglich war; allein sein Recht, sein göttliches und natürliches Recht als Erbe, ist damit noch nicht beseitigt. Er mag vielleicht einen titanenhaften Kampf mit Ihnen zu bestehen haben, um seinen Antheil am Erbe zu erlangen, und das heuchlerische lügenhafte Gesetz mag gegen ihn seyn, wie das formelle Recht; aber das materielle Recht und das sittliche werden mit ihm seyn und das Bewußtseyn davon wird ihm Stärke verleihen ...."

— „Mein Herr, welche Sprache! .... rief Frau v. Moritz mit einem erneuerten Versuch, ihn durch ihre Hoheit zum Schweigen zu bringen; allein Wetz ließ sich hierin nicht beirren.

„Die Sprache eines unparteiischen Beobachters, eines Warners, eines welterfahrenen Menschenkenners," versetzte er ruhig. „In dieser Familie sind zwei der wildesten Leidenschaften entfesselt worden: Haß und Habsucht. Dieß ist eine Saat, welche blutig aufgehen wird. Denken Sie an den Kampf zwischen Richard und seinem Rivalen Albert; denken Sie an die Empfindungen, welche Frau v. Bernstett und nun auch Julie gegen Sie hegen müssen, Madame, und ermessen Sie, welche Waffen diese Bundesgenossen in den Händen eines Reinhold Wegener gegen Sie und den Herrn v. Moritz werden könnten!"

Frau v. Moritz bebte an allen Gliedern; sie fühlte wohl, daß ihre Gemüthsbewegung Herrn Wetz nicht entgehen konnte — ihr Gewissen war erschüttert. Aber ihr Stolz, ihre Eigenliebe waren noch nicht gebrochen und gedemüthigt. Sie wollte Wetz zum Schweigen bringen und hintergehen, sie wollte ihn täuschen über die Affekte, welche Sie bewegten. Ihre zitternde Hand tastete nach der Klingel, die sie rührte. „Holt meinen Sohn herbei!" rief sie dem Bedienten entgegen, den sie hatte eintreten hören; dann aber schien sie mit dem Bewußtseyn der Nähe Richard's auch wieder etwas Muth gefaßt zu haben, denn sie stand auf, hielt sich am Tische und sagte mit einer verletzenden Kälte zu Wetz: „Mein Herr! die Beschimpfungen, mit denen mich Ihre anmaßlichen Muthmaßungen überhäufen, sind so groß, daß sie mich beinahe vergessen lassen, wie ich Ihnen die Rettung meines Sohnes verdanke. Es ist unmännlich von Ihnen, einer wehrlosen Frau, die Ihnen wohl wollte, diese abscheulichen Dinge zu sagen; aber ich will mir Mühe geben, nicht zu vergessen, daß Sie unter dem Schutze des Gastrechts stehen, auch wenn Sie es mißbraucht haben. Ich will Ihnen Zeit geben, mich besser kennen zu lernen und Ihre Taktlosigkeit einzusehen!"

„Ich will mir Mühe geben, Ihnen fortan auszuweichen, gnädige Frau, obschon ich beinahe befürchten muß, daß Sie nicht zum letzten Male diesen Unkenruf des Warners gehört haben werden," erwiderte Wetz kalt. „Einstweilen bitte ich, nicht zu vergessen, was für einen Auftrag ich von Seiten des Herrn Augusti an Sie bestellt habe. Leben Sie wohl!"

Er ging, ehe Richard noch aus dem Billardsaale zurückgekommen war. Als Wetz aus der Glasthüre auf die Terrasse hinaustrat, kam ihm Lucie Helmold entgegen. Der lebhafte Wortwechsel im Salon war ihr nicht entgangen, und hatte sie in die Nähe des Schlosses gelockt, während ihre beiden Zöglinge noch auf dem Rasenplatze Ball schlugen.

„Leben Sie wohl, mein Fräulein!" erwiderte er auf ihren ängstlich fragenden Blick. „Es wird wohl das letzte Mal seyn, daß wir uns hier sehen."

— „Sie gehen im Groll? Sie haben sich mit der gnädigen Frau gezankt? Ich hörte es an den kreischenden Tönen der Frau v. Moritz!" fragte Lucie.

„Ja, sie hat es übel vermerkt, daß ich ihr in's Gewissen redete. Uebrigens ist es mir nicht unwillkommen; ich tauge nicht hieher und wenn ich nicht mehr hieher komme, so werde ich nichts vermissen, als Sie, mein Fräulein!"

Sie schaute ihn fragend an, schlug aber dann erglühend die Augen nieder und sagte: „Es weicht ein guter Genius aus unserm Kreis, wann Sie fort sind, Herr Wetz. Niemand wird Sie mehr entbehren als ich, die Ihnen so hoch zu Dank verbunden ist! .... Mein Vater war vor Tische hier und gestand mir alles — ohne Sie wäre ich vielleicht mehr als unglücklich geworden. Aber Sie haben vielleicht auch meinen Vater gerettet. Herr Wetz, es ist eine Schuld, die ich Ihnen nie werde heimzahlen können; aber der allgütige Vater im Himmel wird Ihnen lohnen!"

Wetz lächelte mild und freundlich das sinnige anmuthige Mädchen an und flüsterte, ihre Hand leise drückend: „Ich bin überreich belohnt durch diesen Augenblick, mein Fräulein! Dieses Lächeln ist wie ein Sonnenblick in meine Seele gedrungen, die noch so eben voll düsterer Gedanken war. O daß ich Sie nur hie und da auf neutralem Gebiete sehen könnte — in der Kirche oder bei Frau v. Bernstett ...."

Lucie erglühte und ihre Hand zitterte in der seinigen; jedoch ein scheuer, keuscher, verschämter Blick schien ihm Versprechungen zu machen; dann aber zog sie hastig ihre Hand zurück und sagte: „Leben Sie wohl! wir werden beobachtet!" Damit wandte sie sich rasch zum Gehen. Es war aber nur die Vorleserin, Ida Jencke, gewesen, die aus dem Schlosse trat und zu spät kam, um Wetz noch zu sprechen, den sie aufsuchte.

Spät Abends, als Wetz aus dem Schichthause kam, erwartete ihn Richard auf seinem Zimmer. Der Jüngling war ungewöhnlich ernst gestimmt, und faßte seinen Hofmeister fast mißtrauisch in's Auge.

„Herr Wetz," hub er an, „ich muß noch mit Ihnen sprechen. Ich habe auf Sie gewartet."

— „Was wünschen Sie von mir, Herr Wegener?"

„Sagen Sie mir offen: was haben Sie mit Mama gehabt? Sie haben sie gekränkt und erbittert!"

— „Es sollte mir leid thun, wenn dieß geschehen wäre; meine Absicht ging nicht dahin."

„Wetz," fuhr Richard fort und es klang wie aus einer gepreßten Brust, „Wetz, seyn Sie offen gegen mich — nur ein einziges Mal offen! Sie sind nicht, wer Sie seyn wollen. Sie wissen um Dinge, von denen ich nicht einmal eine Ahnung habe. Sie sind der Vertraute, der Helfer Aller; alle sprechen von Ihnen, wie von dem Eckstein, der Alles trägt, von dem Bewahrer

wichtiger Geheimnisse. Selbst mir haben Sie meine Geheimnisse abgelauscht und abgerungen, aber ich dringe nicht in die Ihrigen ein. Wer sind Sie, Mann der Räthsel, der mir abwechselnd Grauen und Vertrauen einflößt?"

— „Ich bin Robert Wetz, Ihr Hofmeister und Ihr Freund, Herr Wegener! Lassen Sie mich einstweilen in diesem Amte."

„Sie zetteln Dinge an, die .... mir unbegreiflich sind. Sie kennen Vorfälle, die in das tiefste Geheimniß versteckt waren. Sie lenken die Menschen wie Drahtpuppen ...."

— „Ich? gewiß nicht im mindesten!"

„Sie? wollen Sie etwa leugnen, daß Sie Herrn Augusti's Incognito gekannt und ihn nach dem Oberhof gebracht haben, um seine Verbindung mit Julien anzubahnen?"

— „Jenun, dieß gebe ich zu — und sogar noch mehr, wenn Sie wollen!"

„Was ist es mit dem Paket, das ich von Seiten meiner Mutter Julien zu überbringen hatte, und das einen werthvollen Schmuck enthielt, bei dessen Anblick Julie dem Quasi-Degen die Hand reichte und ausrief: 'Nun glaube ich alles, und schäme mich meines Vorurtheils!' Sagen Sie, was steckt dahinter?"

„Erlassen Sie mir, hierauf zu antworten! Es ist nicht *mein* Geheimniß!"

— „Wetz, Sie foltern mich! Sie haben Mama in einen Gemüthszustand versetzt, worin ich sie noch nie gesehen. Was für eine Beziehung herrscht zwischen ihr und meinem Bruder Reinhold? Wo ist er? Sie müssen es wissen, denn Sie haben der Mama seine nahe Rückkehr verkündet. Warum fürchtet sie *ihn*! Herr, geben Sie mir Licht, wenn ich Ihnen noch vertrauen und Sie noch achten soll!"

„Es gibt Lichter, an welche sich das Auge erst gewöhnen muß, mein junger Freund, um nicht geblendet zu werden," sagte Wetz. „Ich *kann* und *darf* nicht reden, und wenn Sie mich darob auch beargwöhnen, wenn ich darüber auch Ihr Vertrauen einbüße. Lassen Sie mich von Ihnen gehen, mein junger Freund," setzte er eindringlicher hinzu; „es ist ein Mißgriff, der mich in dieses Haus führte. Lassen Sie uns scheiden, damit es nicht ein Mißgeschick werde. Vor Allem aber greifen Sie nicht nach einem Vorhang, der Ihnen glücklicherweise noch manches verhüllt. Verstatten Sie der Zeit und der Vorsehung noch einen Aufschub, denn wer weiß, ob die vorschnelle Entdeckung jener Geheimnisse Ihnen nicht ein Stück Lebensglück rauben würde. Und nun vor Allem gute Nacht! wir bedürfen beide der Ruhe!"

Richard blickte ihm verwundert nach und ward ihm in seinem Herzen bitter und böse. „Wer er nur seyn und was er hier suchen mag?" dachte er. „Unverkennbar war es mehr als Zufall, daß er sich in unsere Familie eindrängte. Ich hätte ihn vielleicht noch liebgewonnen, wenn er offener gegen mich gewesen wäre; allein er ist ein Feind meiner Mutter und darum auch der meinige. Aber werde ich ihn hassen können, ihn, den ich beinahe fürchte?"

13. Das Verhängniß.

Ein frostiger Morgen lag über der Landschaft, und der graue Herbstnebel rang mit der Sonne, die röthlich in Osten aufging. Vor dem Försterhaus in Hagenreut war ein bewegtes Leben. Bauern und Fabrikarbeiter standen in Gruppen beisammen und horchten auf die Weisungen, welche ihnen von Henne und seinen beiden Forstläufern ertheilt wurden. Herr v. Moritz hielt heute seine große Jagd ab, zu welcher er von ferne Gäste geladen hatte. Das Hochwild war schon seit einigen Tagen eingekreist und wurde von Farner und anderen gehütet, der ganze Plan war gemacht, und die Gäste auf Schloß Schrotheim saßen schon beim Frühstück. Sobald die Weisungen vollendet waren, setzte sich Henne mit seiner Kolonne in Bewegung, und schritt dem Walde zu, wo die Treibjagd beginnen sollte.

„Frisch, Leute! tummelt Euch!" rief Henne; „der Nebel kommt herunter und wir werden einen schönen Tag bekommen. Nur hübsch aufgetreten, daß wir rasch zur Stelle kommen. Ich habe noch alle Hände voll zu thun, um den Trieb anzuordnen, ehe ich die Schützenkette aufstellen muß. — Seht ihr, da haben wir's! da kommen schon die Schützen und wir sind noch nicht zur Stelle!" setzte er mit einer Verwünschung hinzu und deutete auf drei Bewaffnete, die eben die Landstraße kreuzten und von einem andern Punkte her auf den Wald zugingen. „Wer sie nur seyn mögen?"

„Es ist Herr Richard, der junge Herr, mit noch zwei anderen," sagte einer der Forstläufer. „Der zweite ist der Informator, und der dritte — meiner Treu! seh' ich denn recht? — der dritte ist der Sepp von Alsdorf, der Zuchthäusler!"

— „Du siehst Gespenster, Lindemann!" sagte Henne; „hast wohl heute früh einen Schnaps zu viel aufgesetzt!"

„Na, seht selber, Herr Förster! Da kommen sie eben auf uns zu!"

Lindemann hatte recht gesehen. Voraus stürmte mit langen ungeduldigen Schritten der junge Wegener. Sein Gesicht war lebhaft geröthet, seine dunklen Augen blitzten unheimlich unter der gerunzelten Stirn, die Lippen waren zusammengekniffen, die Brust arbeitete halb athemlos. Die beiden Anderen hielten nur mühsam gleichen Schritt mit ihm.

„Henne," rief er von ferne, „halten Sie! ich gehe mit den Treibern!"

— „Sie, junger Herr? unmöglich!"

„Ich sage Ihnen! ich gehe mit dem Triebe," versetzte Richard erbost. „Diese Niederträchtigkeit, mich nicht zur Jagd einzuladen! mich, den Sohn vom Hause, der eigentlich unendlich viel mehr Recht hat, hier zu jagen, als dieser ...."

— „Herr Richard!" rief Wetz bittend und warnend; „bedenken Sie, daß wir nicht allein sind!"

„Was kümmert es mich!" rief Richard mit steigender Aufwallung; „mag es alle Welt wissen, wie ich über den Mann denke, der mich so niederträchtig behandelt! Er hat mich *nicht* eingeladen, weil er wohl weiß, daß mich dieß recht empfindlich beleidigen würde. Aber es bleibt dabei: ich gehe mit den Treibern; ich will ihm treiben helfen!"

— „Lieber, bester Herr Wegener, das kann ich nicht erlauben!" sagte Henne entschlossen. „Ich sehe, was Sie vorhaben. Sie wollen dem gnädigen Herrn und seinen Gästen die Jagd verderben und alles Wild durch die Lappen jagen, daß ihnen nur das Nachsehen bleibt. Dagegen hätt' ich nun meinerseits gar nichts, ja es sollte mir sogar Freude machen, wenn die geladenen Schützen allesammt keinen Schwanz Wildpret zu sehen be-

kämen, denn es ist Schade um den schönen, so sorgfältig gehegten und geschonten Wildstand, daß er da an einem einzigen Tage so schlächterhaft von Sonntagsjägern und Aasschützen zusammengeknallt werden soll. Aber bedenken Sie, daß wenn Herr v. Moritz und seine Gäste eine schlechte Jagd machen, er die Schuld davon mir beimessen wird, und ich weiß, daß mit ihm nicht gut Kirschen essen ist!"

„Sie irren, Herr Förster!" erwiderte Richard lebhaft; „ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich die Jagd nicht stören, sondern meinem Herrn Stiefvater nur beweisen will, wie zähe ich mein Recht behaupte. Diese Forste sind auch mein theilweises Eigenthum; kann ich es also wirklich nicht gesetzlich wehren, daß Andere darin jagen, so will ich doch meine eigenen Rechte wahren!"

Henne schüttelte den Kopf und meinte: „Das heißt wohl soviel als: ich will den schönsten Theil von dem Rothwild entweder durch die Treiberkette zurücksprengen oder lieber selber schießen, als Anderen gönnen?"

„Ja, Sie haben es errathen, Förster!"

Dieser schüttelte den Kopf noch ungeduldiger, und murmelte eine Verwünschung. „Das sieht auch Ihrem Trotzkopf auf ein Haar ähnlich, junger Herr!" sagte Henne. „Ich will nicht mit Ihnen streiten, ob Sie Recht haben oder nicht, aber so viel weiß ich, daß Sie mir da eine böse Suppe einbrocken, und das ist nicht schön von Ihnen!"

„Herr Henne! . . . ."

— „Nun ja; fahren Sie meinetwegen auf, wie Sie wollen — wahr bleibt es immerhin, ich werde das Bad austragen müssen. Nehmen Sie doch Vernunft an, Herr Richard! ich stelle Sie in die Schützenkette und gebe Ihnen den besten Stand, wo sicher etwas anläuft. Das kann ich auf meine Verantwortung nehmen!"

Richard ging nicht auf diesen Vorschlag ein, so sehr auch Wetz denselben befürwortete. Mit einem knabenhaften Trotz bestand der Jüngling auf seinem eigenen Willen.

„Nun denn, Herr Richard!" rief Henne endlich, nachdem ihm Wetz einige Worte zugeflüstert, „ich protestire gegen Ihre Absichten und gegen die Folgen davon. Wollen Sie dennoch Ihren Willen haben, so mögen Sie sich's gefallen lassen, daß ich alle die Anwesenden zu Zeugen aufrufe, daß ich es Ihnen verboten habe; mehr kann ich nicht thun!"

— „Gut; also ihr höret es alle, Leute, und ihr sollt es dem Herrn Förster bezeugen, daß ich gegen seinen Willen im Triebe gehe. Habt ihr's gehört?"

Auf das einstimmige Ja der Jäger und Treiber lächelte Richard wild, und ein unheimliches Feuer glühte in seinen dunklen Augen. Er wollte sich zum Gehen wenden, da rief der Förster: „Halt, junger Herr! was thut Der dort bei Ihnen, der Sepp? Wissen Sie, daß der Bursch ein bestrafter Wildschütze ist?"

„Das weiß ich, aber er ist seit vorgestern mein Diener, da ich meinen Fritz fortjagen mußte, weil er der Spion des Herrn v. Moritz war. Sepp geht auf meine Gefahr mit!"

— „Sie hätten wohl auch einen bessern finden können, Herr Wegener!" rief Henne ärgerlich; „allein seye es drum! Die Sache kümmert mich nicht! Und der Herr Informator geht auch mit dem Triebe?" setzte er hinzu und that ganz fremd mit Wetz.

„Ja, ich gehe mit, aber ohne Gewehr," erwiderte dieser und übergab sein Jagdgeräthe einem der Fabrikleute. „Ich gehe mit meinem Zögling, um Unglück oder Unfug zu verhüten, und nicht Herrn v. Moritz zum Trotze, wovon ich Akt zu nehmen bitte!"

Henne nickte, und der Zug ging weiter. Nach einer Weile fragte Richard den Förster: „In welchem Theile der Schützenkette werden Sie Herrn v. Moritz und Albert anstellen, Meister Henne?"

„Etwa in der Mitte — z. B. im ersten Triebe gleich vorne bei den Erlen am Bache, wo dieser aus dem Dornhau tritt," versetzte Henne; „der junge Herr hat eine wunderschöne neue Flinte, und gedenkt nichts geringeres, als heute ein Stück Hochwild zu erlegen. Schießt er einen Hirsch, so bekomm' ich einen Louisd'or!"

— „Sie sollen zwei haben, Henne, wenn keiner von den beiden etwas schießt," flüsterte Richard. „Verrathen Sie mich nicht; aber soviel an mir ist, will ich beiden heute einen Waidmann setzen. Wir verstehen uns!"

Henne schwieg, aber ein schadenfrohes Lächeln spielte ihm um die Mundwinkel und Augen. Er gönnte es den beiden Brodherren, daß sie ohne waidmännischen Ruhm von ihren Gästen bestehen würden, und er knüpfte nun ein Gespräch mit Richard an, in dessen Verlauf er demselben anscheinend unbefangen alle Stellen bezeichnete, wo er in den verschiedenen Trieben die beiden Herren Moritz aufstellen wollte.

„Sepp," sagte Richard zu diesem, als er eine Weile später mit diesem etwas abseits vom großen Haufen hinging, „Du hältst Dich ganz in meiner Nähe im Triebe. Was aufgeht, das knallst Du zusammen oder jagst es rückwärts durch die Treiber hindurch. Ich werde den Leuten einige Fässer Bier versprechen, daß sie den Trieb immer in der Mitte offen lassen." — —

Der Nebel war herunter; frei und heiter lachte die Herbstsonne vom Himmel und ließ den buntgefärbten Wald noch schöner erscheinen. Alle Theilnehmer der Jagd waren in der fröhlichsten Aufregung und voll der schönsten Erwartungen, als man zur Stelle kam. Henne und der Hauptmann Helmold stellten die Schützen an. Farner und Lindemann ordneten die Treiberkette. Das Zeichen zum Beginn des Treibens ward gegeben und das ganze fröhliche Getümmel einer solchen Jagd füllte bald den Wald. Es pochte und trappelte im Holze: der Fuchs schlich behutsam vorwärts, die Rehe sprangen, der Hirsch erhob sich lauschend, trabte vorwärts und lief vertraut in der entgegengesetzten Richtung. Jetzt knallte und knatterte es längs der Schützenkette — der Tod hielt eine reiche Ernte unter den anmuthigen scheuen Bewohnern des Waldes, und doch entkamen noch Dutzende derselben durch die Treiberkette.

Unter den Schützen war besonders Herr Albert v. Moritz einer der aufgeregtesten und fieberhaftesten. Früher hatte er nie Lust und Geschmack am Waidwerk gehabt, weil es ihm zu anstrengend gewesen. Heute aber schien er sich darauf kaprizirt zu haben, für einen großen Jäger vor dem Herrn zu gelten; seine Zukünftige, die reiche Erbin, war mit ihrem Vormund zu Gaste auf Schloß Schrotheim, und vor ihr wollte er mit einer

gewissen Ritterlichkeit prunken, die sonst gar nicht seine Sache war. Sein wunderschönes englisches Gewehr war spannen, sein Jagdkostüm eigens von Paris verschrieben von demselben Fournisseur, der den Hof der Tuilerien damit versah. Wie den meisten Menschen das Aeußere die Hauptsache ist, so war auch Albert mit seinem Jagdaufzuge wohl zufrieden, und hatte sich darin nicht nur der „Königin Pomaré" vorzustellen gewußt, sondern auch eines beifälligen Blickes seiner Zukünftigen sich erfreut. Er war zufrieden, und wünschte nichts sehnlicher, als den beiden Damen je einen Beweis seiner waidmännischen Fertigkeit vorlegen zu können. Dazu konnte schon Rath werden, denn er hatte im ersten Trieb schon einen Schuß gethan und brannte vor Begierde, das Ergebniß desselben zu erfahren, sobald der Trieb zu Ende seye. Sobald den Schützen abgepfiffen wurde, rief er nach Henne.

„Lassen Sie dort oben auf dem kleinen Hügel nachsehen, wo die jungen Kiefern stehen! Ich habe dorthinauf geschossen," sagte er, und deutete auf einen kleinen Hügel, etwa hundert Schritte waldein von seinem Stande. „Ich sah etwas Braunes dort oben sich bewegen, schoß hinauf, hörte etwas im Holze reißen und dann stürzen, und ich bin überzeugt, daß es ein Dambock ist."

„Wirklich? etwas Braunes also?" fragte Henne und lächelte sardonisch. „Gratulire zu dem Schusse, Herr v. Moritz! wir wollen sogleich nachsehen, was es ist, das Sie drüben auf dem Schelmenbühl geschossen haben! Wollen Sie nicht mitgehen?"

Dieser Schelmenbühl war ein kleiner Hügel, offenbar künstlich aufgerichtet und eine alte Grabstätte aus heidnischer Vorzeit, jetzt auf der einen Seite ziemlich dicht mit jungen Kiefern bestanden und an der andern Seite abgegraben durch eine angelegte Kies- und Sandgrube. Sie stiegen hinan, einige eifrige Schützen folgten ihnen. Henne war im Voraus überzeugt, daß Herr Albert in's Blaue geschossen hatte. Allein plötzlich stießen sie auf eine Blutlache und das saure Gras und die niedrigen Pflanzen waren zertreten, aber von Menschenfüßen. Die Fährte lief der Sandgrube zu.

„Was ist das?" fragte Henne stutzig. „Das sieht nicht aus wie Schweiß von Rothwild! Und wer ist hier im Grase herumgetrampelt?"

— „Vielleicht einer der Treiber, der den erlegten Bock beiseite geschleppt hat," sprach einer der Schützen muthmaßend.

„Ich weiß gewiß, daß ich das Thier getroffen — ich hörte es reißen und fallen und dann einen unterdrückten Schrei ...."

— „Schrei?!" rief Henne erschrocken, aber das Blut stockte in seinen Adern, denn im selben Augenblick erscholl aus der Sandgrube das klägliche Geheul eines Hundes, ein Jammerton, wie er von diesen Thieren gewöhnlich nicht gehört wird. Wortlos zwängten sich alle durch die jungen Kiefern nach dem Rand des Abhangs, der Blutspur entlang; jetzt konnte man hinunterblicken und — o Graus! — drunten lag zwischen den hohen Binsen und Seggen und einer Gruppe von hochstengeligem Epilobium eine zusammengekrümmte menschliche Gestalt und vor derselben kauerte der Hund und heulte unbeschreiblich jammervoll in die Luft.

„Barmherziger Gott! was ist das?" rief Henne kreideweiß und Haar und Bart standen ihm zu Berge in schauerlicher Ahnung. „Es ist Mingo, der Hund des Herrn Richard! — Herr v. Moritz, was haben Sie gethan? Sie haben Ihren Stiefbruder erschossen!" Und ohne eine Antwort abzuwarten, sprang er mit einigen Sätzen den steilen Abhang hinunter zu dem Menschen, der drunten lag.

Im selben Augenblick rannten von einer andern Seite her ein halbes Dutzend Männer athemlos durch den Wald der Kiesgrube zu — ihnen voran Wetz und Sepp mit allen Zeichen des Entsetzens.

„Henne, ist es wahr?" rief Wetz und Thränen klangen durch seine Stimme; „ist es möglich?"

— „Großer Gott, es ist leider wahr!" rief dieser, die Stengel der Weidenröschen aus einander beugend, und die Schläfe des Verwundeten befühlend. „Es ist Herr Richard! und er lebt noch! Geschwind, tragt ihn aus der Grube heraus und schickt nach Hülfe!"

Des Jünglings Gesicht war zerrissen und blutig von den Dornen der Brombeeren und wilden Rosen, durch die er herunter gestürzt war, aber seine Wunde war erst sichtbar, nachdem man die Jagdtasche abgenommen und die Kleider entfernt hatte. Die Kugel war auf der rechten Seite unter der letzten großen Rippe eingedrungen und auf der linken Seite unter der Achselhöhle wieder herausgedrungen. Die Brust hob sich schwer und röchelnd, blutiger Schaum zeigte sich auf den Lippen und unter den Nasenlöchern Richard's. Das Leben war dem Erlöschen nahe, menschliche Hülfe kam hier zu spät. Wetz warf sich mit einem unbeschreiblich wilden Schmerz auf den unglücklichen Jüngling und horchte auf seine Herzschläge, wischte ihm das Blut und den Schaum vom Gesicht und rief ihn beim Namen. Henne befeuchtete ihm die Lippen mit Branntwein und träufelte ihm einige Tropfen in den Mund. Alsdann trugen ihn die beiden mit Sepp aus der Grube heraus nach dem Waldrande und legten ihn in der Nähe des Baches auf dem Wurzelhals einer weitschattenden einzelnen Buche nieder. Ein Arzt aus der Nachbarschaft war glücklicherweise unter den Jagdgästen, gab aber keine Hoffnung mehr auf Rettung. Mühsam ward der Verwundete noch einmal zum Bewußtseyn zurückgerufen. Sein erster Blick fiel auf den weinenden Wetz, der neben ihm kniete. Er reichte ihm matt die Hand und sah ihn mit einem langen bedeutsamen Blick an.

„O mein guter Wetz!" stammelte er endlich schwach, „warum hab' ich Ihnen nicht gefolgt? .... Braver, treuer Freund! .... bete für mich — es geht zu Ende! .... Albert ist mein Mörder — ich sah ihn auf mich anschlagen, wollte zurücktreten, aber es war zu spät. — Lassen Sie es, Doctor! keine Sonde! Der Tod sitzt schon da — mein Athem stockt, ich ersticke! — Fort, fort, alle!" stöhnte er, als er den Kreis der Schützen, mit dem todesbleichen Kommerzienrath an der Spitze, herantreten sah. „Wetz, laß mich sterben, ohne daß ich ihn sehe!"

Henne, der Doctor, Wetz und der Rentmeister Baldinger blieben um den Sterbenden. Es war ein harter, herber Todeskampf. Dieses junge kräftige Leben wollte sich nicht losreißen aus dem zerstörten Leibe. Thränen der Reue, des Schmerzes standen in den Augen des Jünglings und seine Hände waren fest über der Brust gefaltet, während Wetz laut neben ihm betete, und die ernsten Männer um ihn her standen und heiße Thränen

über ihre Wangen thauten. Selbst Sepp, der das Haupt des Sterbenden auf seinem Schooße hielt, weinte wie ein Kind, und konnte nicht in die Züge des Jünglings blicken, denen der Tod seine rührende Schönheit allmählig aufdrückte, obschon einzelne Krampfzuckungen darüber hinliefen.

„O meine arme, arme Mutter!" rief der Sterbende endlich mühsam und mit einem Aufschrei des tiefsten Seelenschmerzes. „Wetz, grüßen Sie meine Mutter.... und Ida! Mama soll für Ida sorgen — ich habe sie so sehr geliebt! Baldinger, Henne, Doctor, höret meinen letzten Willen, den ich meine Mutter zu achten bitte .... Mein väterliches Vermögen sollen meine sämmtlichen Geschwister und meine Mutter zu gleichen Theilen erben..... aber alle meine Geschwister, — auch Reinhold, wenn er noch am Leben ist. Aus meiner Verlassenschaft aber soll Wetz sich auswählen, was ihm beliebt, und alles Andere soll Ida erben .... Mama soll diese Verfügungen achten, hören Sie! — Ach, so jung sterben müssen, und auf solche Weise!...." röchelte er; „und doch, war ich je dieses Lebens werth? Wetz, beten Sie für mich, daß Gott sich meiner erbarme!"

Der Todeskampf ward nun schmerzhaft, die Kräfte wichen rasch; nur hie und da öffnete er die Augen und blickte Wetz mit Dankbarkeit und Wehmuth an. Allein der Geist war nicht so ruhig, als der verblutende Körper: die blassen Lippen bebten und bewegten sich wie in wildem Gespräche; einzelne gelispelte Worte waren deutlich genug, um verstanden zu werden .... er phantasirte von seinem Vater und von Reinhold. Plötzlich mehrten sich Unruhe und Athembeschwerden. Er schlug die Augen auf, die ängstlich rollend über die Umstehenden hinliefen.

„Wetz! Wetz, ich sterbe!" stöhnte er, „nimm mich in den Arm!" Wetz erfüllte seinen Wunsch, und nahm ihn behutsam aus Sepp's Schooße. So sanft die Bewegung auch war, bereitete sie doch dem Verwundeten Schmerz — er stöhnte und wimmerte. Als er wieder schmerzfrei war, heftete er einen langen Blick auf Wetz und lispelte schwach: „Sind wir allein, Wetz?" Ein Wink von diesem entfernte die Anderen auf einige Schritte. „Wetz," fragte er mit fast lautloser Stimme, „wo ist Reinhold?"

— „Hier — ich selber bin's — bin Dein Bruder Reinhold, der Dich treu und wahrhaft liebt!"

Ein Freudenstrahl leuchtete über des Sterbenden Antlitz, aus seinem Auge brach ein Blick, als wollte er sagen: Hab' ich es doch halb geahnt! — Mit einer krampfhaften Anstrengung schlang er beide Hände um den Hals des Freundes und röchelte: „Mein lieber .... lie ...." Ein Krampf lähmte die Zunge, ein Röcheln — ein Schnappen — dann brach ein Blutstrom aus dem Munde, das matte Haupt sank zurück — Reinhold hielt die Leiche seines Bruders in den Armen.

(Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

Abgesehen von einem wirklichen Verbrechen läßt nichts den Mann in den Augen der Welt so verächtlich und gering erscheinen, als Unzuverlässigkeit.

Am rothen Meere.

Ein Blick auf Abyssinien und ein Ausflug nach der arabischen Küste.

Von Rudolph Schück. *)

Wenn man Souakin (an der Küste des rothen Meeres) verläßt und längs der afrikanischen Küste hinsegelt, gelangt man bald an die Grenzen eines ungeheuren Länderkomplexes, der dem Europäer fast ebenso wie Nubien nur dem Namen nach bekannt. Es ist dieß das große Reich Abyssinien mit seinen unendlichen Wüstenstrecken, wimmelnd von Löwen, Straußen, Tigern und wilden Thieren aller Art, mit seinen fruchtbaren Ebenen und Wäldern, in denen zahllose Elephantenheerden einen unerschöpflichen Fundort an Elfenbein geben, mit seinen Gebirgen, reich an Gold und edlen Steinen. So wie in Nubien, so suchen wir auch hier von der Hauptstadt des Reiches aus in das Innere zu gelangen, und wir lassen deshalb unseren Anker in der Rhede des Haupthafenplatzes Abyssiniens, in Massowa, fallen.

Die Stadt selbst gehört der Pforte, welcher sie von Mehemed Ali gezwungenerweise abgetreten wurde. Der Handel ist hier bedeutend, und eine Anzahl hier wohnender Europäer vermittelt den Verkehr mit Europa und Indien. So wie von Souakin, so ist auch von Massowa aus der Handel mit Sklaven ein bedeutender. Nur die Stadt allein und ein unbedeutendes Territorium um dieselbe ist Eigenthum der Türken; das Land selbst gehört den Königen von Abyssinien, und wir treffen hier ein so eigenthümliches Bild an, wie wohl die Neuzeit kein zweites aufzuweisen hat.

Abyssinien begreift zwei Königreiche in sich, und so, wie fast alle Abyssinier, so sind auch die beiden Könige Christen.

König Theodor, der Mächtigere, ist römisch-katholisch, und zwar ist er diesem Kultus fanatisch ergeben. Abgesehen davon, ist er ein Mann, der alle Achtung und allen Respekt verdient. Ein Freund des Fortschrittes, sucht er in seinem Lande alles einzubürgern, was an Verbesserungen und Erfindungen bis zu ihm gelangt. Um seinen Charakter zu würdigen, brauche ich nur zu bemerken, daß er in seinem Reiche den Sklavenhandel vollständig unterdrückt hat. Er ist besonders den Deutschen zugethan, und fast sämmtliche Priester in seinem Gebiete sind Oesterreicher, sein Kriegsminister ein geborner Dessauer, sein Premierminister aber ein Engländer. Der Lieblingswunsch Theodor's ist, Kanonen zu erhalten, doch dürfte derselbe schwer zu realisiren seyn, da einerseits die Türken in Massowa den Durchzug von Kanonen nicht gestatten, andererseits aber auf dem Landwege der Vicekönig von Egypten seinem ihm gefährlichen Nachbar nicht die Waffen, mit denen er vielleicht ihn sebst bekämpfen würde, in die Hände geben wird. Was Gewehre, Säbel u. s. w. anbelangt, mit denen die Armee Theodor's bewaffnet ist, so gesteht der Vicekönig von Aegypten selbst ein, daß alle diese Waffen seinen Soldaten erst abgenommen worden sind, um sie später damit zu bekämpfen.

König Dejai Nagoosi, genannt der Tiger, Theodor's Rival in der Beherrschung von ganz Abyssinien, ist griechisch-katholisch

*) Aus dem „Magazin für die Literatur des Auslandes".

und eben so fanatisch, als der vorher erwähnte. Ueber den eigentlichen Charakter Nagoosi's ist wenig bekannt; sein Beiname „der Tiger," scheint auf Grausamkeit zu schließen, doch ist mir kein einzelner Fall dieser Leidenschaft von ihm bekannt geworden. Verdächtig erscheint allerdings die Sache, wenn man dem Gerücht Glauben schenkt, daß eine seiner Villa's ganz aus Menschenschädeln erbaut sey. Ich meinerseits glaube zur Ehre Nagoosi's, daß diese fürchterliche Trophäe von einem seiner Vorgänger herrühre und daß es die Schädel im Kriege erschlagener Feinde sind. Jedenfalls ist auch er, als der Erste in seinem Reiche der das Christenthum annahm, ein beachtenswerther Mann. Gewiß übrigens ist, daß er den Sklavenhandel nicht mit solcher Macht unterdrückte, als dies von Seiten Theodor's geschah; man könnte sogar zu glauben geneigt seyn, daß ein Theil des Profits dieses unmenschlichen Verkehres in die königlichen Kassen fließt. Wie es auch sey, Theodor und Nagoosi sind zwei eigenthümliche Erscheinungen in der Geschichte Afrika's; sie sind es Beide, die der Kultur den Weg in das Innere Afrika's öffnen. Leider ist das Eindringen derselben durch die fortwährenden Kriege sehr erschwert, die Beide um den alleinigen Besitz Abyssiniens fortwährend führen. In Wahrheit ist das eben angeführte der Grund dieser Kämpfe, doch dient ihnen die Religion zum Vorwande, und so sehen wir in Abyssinien, einem Lande, das jetzt erst einigermaßen bekannt zu werden verspricht, das merkwürdige Schauspiel eines Religionskrieges für die verschiedenen Dogmen des Christenthums. In den letztverflossenen Monaten hatte Theodor entschieden die Oberhand, und Nagoosi wußte keinen anderen Rath, als sich unter französischen Schutz zu begeben. Anfangs December (1859) sind mehrere französische Offiziere von Suez nach Massowa abgereist, um sich in das Lager Nagoosi's zu begeben.

Authentischen Nachrichten zufolge, die mir erst vor einigen Tagen zugekommen sind, hat Nagoosi den Franzosen einen Platz am rothen Meere, Adoolis, und die davorliegende Insel, welche auf einigen englischen Karten unter dem Namen Valencia angegeben ist, abgetreten. Die Sache ist nur in so fern von Bedeutung, als dadurch die Franzosen einen festen Fuß in Abyssinien haben und daß dadurch die Beendigung dieser für die Civilisation dieses Reiches so hinderlichen Kriege weit hinausgeschoben werden dürfte. Die Insel Valencia ist bei den Abyssiniern und den umwohnenden Völkerstämmen durch ihren Reichthum an heißen Mineralquellen berühmt, und es wäre möglich, daß, allerdings erst nach Hunderten von Jahren, europäische Aerzte ihre Patienten nach Valencia in Abyssinien schicken werden. Der größere Theil von Abyssinien ist von großer Fruchtbarkeit; namentlich gilt dieß von dem Gebiete in der Nähe des Nil, das fast ganz bebaut und sorgfältig kultivirt ist. Ungeheure Wälder bedecken große Strecken und bergen gewiß noch manches Unbekannte und Werthvolle. Fast das einzige aus diesen Wäldern bis jetzt gewonnene Produkt ist das in Europa unter dem Namen „Gummi arabicum" bekannte Harz, das in Unmassen, von Massowa aus, nach Europa exportirt wird. Ein weiterer Handelsartikel ist Elfenbein, für welches Abyssinien mit seinen zahllosen Elephantenheerden, die in den Wäldern hausen, ein unerschöpflicher Fundort ist. Straußenfedern, Tigerfelle und etwas weniges Ebenholz bilden den Beschluß der bis jetzt von Abyssinien exportirten Handelsartikel, zu denen jedoch im Laufe der Zeit gewiß hundert Andere hinzukommen werden.

Die Bewohner Abyssiniens, dunkelbraun von Farbe, sind fast durchgehends schön gewachsene Leute, die nichts mit dem allgemeinen Negertypus gemein haben. Sie sind friedfertig und zeigen einen nicht geringen Grad von Intelligenz. Während die Bewohner Nubiens fast ganz im Adamskostüme einhergehen, zeigt sich der einigermaßen wohlhabende Abyssinier bekleidet mit einem Stück Zeug, dessen Enden er graziös über die Schulter wirft. Die Beine aufwärts von den Knieen, der Unterleib, ein Theil der Brust und der untere Theil des Rückens sind von den herabhängenden Falten dieses Kleidungsstückes vollständig bedeckt, und es erinnert ein so geschmückter Abyssinier an einen in der Toga stolz einherschreitenden Römer. Obgleich Christen, können sich die Abyssinier noch immer nicht an die durch das Christenthum gebotene Stellung der Frauen gewöhnen; die Letzteren sind mehr oder weniger Sklavinnen und es gehören bedeutende Zeiträume dazu, um dieses Ueberbleibsel des alten Glaubens bei ihnen auszurotten. Mit Ausnahme der vorher erwähnten Kriege sind die Verhältnisse in dem größten Theil dieses Reiches vollständig geregelt, und der Reisende ist sicherer in den Länderstrecken Abyssiniens, als er dieß vielleicht auf den Landstraßen Neapels oder anderer derartiger Staaten Europa's ist.

Bei meiner Rückkehr nach Kairo, Mitte December 1859, fand ich daselbst eine Anzahl junger Preußen, Einen davon aus sehr hoher Familie, welche die Absicht haben, nach Abyssinien, und zwar in das Reich Theodor's, zu gehen. Jedenfalls können wir erwarten, daß in Folge dessen uns bald eine vollkommenere Kenntniß dieses uns bisher fast fabelhaften Landes zugehen wird.

Adoolis, nächst Massowa der wichtigste Hafen an der abyssinischen Küste, ist, wie ich bereits vorher erwähnte, von Nagoosi den Franzosen abgetreten worden, und man erwartet täglich ein französisches Kriegsschiff daselbst, um den Platz in Besitz zu nehmen. Bei der Erleichterung des Verkehrs, den natürlicherweise die Franzosen dem Handel daselbst bieten werden, dürfte sich in kurzer Zeit Adoolis wieder zu dem Range aufschwingen, den es in alten Zeiten behauptete, nämlich zur ersten Handelsstadt am rothen Meere. Für die Sache Theodor's ist dieses Eindringen der Franzosen in Abyssinien sehr zu beklagen; die Beherrschung des ganzen Landes und damit verbunden das Vorwärtsschreiten des Reiches werden dadurch wesentlich zurückgehalten werden.

Indem wir Adoolis hinter uns lassen und südwärts segeln, dünkt es uns bald, als ob wir in einem Sacke gefangen wären; das rothe Meer scheint geschlossen zu seyn, und erst, indem wir ganz nahe kommen, sehen wir zwei schmale Wasserstraßen und in der Mitte die vor einigen Jahren so vielfach besprochene Insel Perim.

Die Straßen von Bab el Mandeb oder das Todesthor sind so eng, daß sie von der Insel Perim aus vollständig beherrscht werden können; die Engländer, denen die Obergewalt im rothen Meere sehr wichtig war, sahen wohl ein, daß sie mit Perim den Schlüssel dazu haben würden; sie bemächtigten sich daher auf's Neue dieses Felsens, den sie früher schon einmal besessen, aber wieder verlassen hatten. Perim ist allerdings ein fester äußerst vortheilhafter Punkt für die Engländer, doch hätte es nicht so vieles

Geschreies von Seiten der Franzosen bedurft, die über die Besitznahme entrüstet waren. Auch ohne Perim werden die Engländer Herren des rothen Meeres bleiben; die ganze Schifffahrt des rothen Meeres ist ein Werk der Engländer, und nun, wo mehrere englische Schiffe Jahrelang beschäftigt waren, Sondirungen zu machen, um gute Karten zu erhalten, nun erst dürfte sich ein französisches Schiff hier zeigen.

Die Insel Perim selbst ist ein nackter Felsen, auf dem auch nicht ein Halm zu finden ist. Sie war bisher gänzlich unbewohnt, und auch jetzt noch finden wir daselbst nur die Hüter des Leuchtfeuers und eine Compagnie englischer Soldaten, Eingeborne von Indien. Die Hitze auf diesem der Sonne gänzlich ausgesetzten Felsen ist so groß, daß man gezwungen ist, auch diese an Hitze gewöhnten Indier alle vier Wochen abzulösen. Rechnen wir dazu noch die Schwierigkeit, die dortige Garnison mit Lebensmitteln und vor allem mit Wasser zu versehen, so muß man gestehen, daß England seiner Politik zu Gefallen große Opfer bringt. Die Behauptung Perims ist nur durch den Besitz von Aden, dem nächsten Hafen von dort, an der arabischen Küste gelegen, möglich, und so lange dieser letztere Ort den Engländern gehört, wird denselben, auch ohne Perim, die Obergewalt im rothen Meere zufallen. In neuester Zeit hat man in Perim einen Condensator aufgestellt und die nöthigen Steinkohlen dazu angefahren, um die Besatzung vor dem schrecklichsten aller Leiden in diesem Himmelsstriche, dem Mangel an Wasser, zu sichern. Die Bewohner dieses Felsens können sich von jetzt ab ihren Wasserbedarf aus Seewasser bereiten. Wenn es vielleicht auch in der Absicht der Engländer liegt, die Insel zu befestigen, so ist dies bis jetzt noch nicht geschehen, und alle Nachrichten von großartigen Fortificationen daselbst sind eine Fabel.

Wenn man Perim verläßt und der gegenüberliegenden nicht gar weit entfernten Küste zusegelt, gelangt man bald in einen anderen Welttheil, und zwar in einen Theil desselben, der, obwohl in den ältesten Zeiten genügend bekannt, in neuerer Zeit dem Europäer fast ganz verschlossen ist. Dieser Welttheil ist Asien, und der von uns nun erblickte Theil desselben ist Arabien. Keiner Macht unterworfen, fällt die Herrschaft des Landes den einzelnen Scheikhs zu, die in fortwährender Eifersucht sich gegenseitig bekämpfen, im Falle einer Invasion fremder Mächte aber fest zusammenhalten. Bereits zweimal haben diese Horden ganzen Armeen wiederstanden, das erstemal den Türken, das zweitemal der ägytischen Armee unter Mehemed Ali. Nur einige wenige Hafenplätze sind von den Türken erobert und behauptet worden. Außer diesen fortwährenden Kämpfen im Innern tritt für den europäischen Reisenden noch die Gefahr des muhamedanischen Fanatismus hinzu, der das Erforschen dieses Landes, selbst der Küstenstriche, fast ganz unmöglich macht.

Fast der Insel Perim gegenüber, treffen wir eine der größsten Städte dieses Landes, bekannt in der ganzen Welt, die jedoch ihres äußerst gefährlichen Hafens halber fast nie von europäischen Schiffen besucht wird. Es ist dies Mokka, das Eldorado des Kaffeeliebhabers. Der Handel dieses Ortes beschränkt sich fast allein auf Kaffee, der in den arabischen Barken, Bugaloow's genannt, von hier nach Aden oder Djeddah gebracht wird. Die Stadt selbst ist in den Händen der Türken, doch ist der Besitz derselben mehr ein nomineller als wirklicher, und selbst die türkischen Behörden sind in fortwährender Gefahr, von ihren eigenen Glaubensgenossen ermordet zu werden. Obgleich die Ausfuhr von Kaffee von hier aus eine ungeheure ist, so kommt dieselbe doch dem Konsum nicht gleich. Ein großer Theil des in der ganzen Welt getrunkenen Mokkakaffee's ist das Erzeugniß von Abyssinien und der Arabien gegenüberliegenden Küsten Afrika's. Ich habe bereits bei Souakin angeführt, daß auch von dort eine immerhin bedeutende Ausfuhr von Kaffee stattfindet. Die Stadt Mokka selbst bietet durchaus nichts Interessantes dar, wie fast alle arabischen Plätze ist es ein bunt zusammengewürfelter Haufen von Lehmhütten, aus denen die Minarets von zwei oder drei Moscheen hervorragen. Die Einwohner sind ein schön gebauter, kräftiger Menschenschlag, bekleidet mit einem langen Hemde von Kameelhaaren, welches durch einen Gürtel an den Hüften zusammengehalten wird. Die Füße sind mit Sandalen bekleidet, der Kopf ist mit einem buntfarbigen seidenen Tuche mit langen Fransen bedeckt. Im Gürtel steckt jederzeit der halbrunde Yatagan und eine oder zwei Pistolen, oft jedoch statt der letzteren die den Arabern eigenthümliche lange Flinte. Unbewaffnet geht nie einer dieser Leute aus; im Gegentheil sieht man öfters Einige derselben, die ein vollständiges Waffenmagazin im Gürtel mit sich tragen. Es hält schwer, etwas über das weibliche Geschlecht in Arabien zu sagen, da die fürchterliche Eifersucht der Herren und Gebieter ihren Frauen das Ausgehen ganz verbietet. Ja sogar eine Frau, die von ihrem Manne die Erlaubniß erhält, auf die Straße zu gehen, würde fest glauben, daß sie nicht mehr geliebt sey. Die einzigen Glieder des weiblichen Geschlechtes, die man ab und zu zu sehen bekommt, sind kleine Mädchen, und zwar auch diese nicht älter als neun bis zehn Jahre, indem in diesem Alter die Mädchen verheirathet und dann natürlich eingesperrt werden.

Der Küste folgend, gelangen wir bald an eine andere Stadt, die jedoch nur als die Hauptstadt einer der Provinzen Arabiens nennenswerth ist. Es ist dieß Yemen, die Hauptstadt der Provinz gleichen Namens. Da sie durchaus nichts Eigenthümliches darbietet, so lassen wir sie hinter uns und segeln weiter dem Bezirke zu, welchen die muhamedanische Religion als das heilige Land bezeichnet. Wir befinden uns in der Umgebung des den Europäern unzugänglichen Heiligthums Mekka, und wir lassen unseren Anker in dem Hafenplatze dieses Ortes, in Djeddah, fallen. Die Rhede ist eine der gefährlichsten im ganzen rothen Meere, und die Schiffe sind genöthigt, sich in Schlangenwindungen zwischen den Felsen hindurchzuzwängen. Trotz alledem können sie nur bis anderthalb Stunden von der Stadt gelangen. Die Stadt selbst macht von Weitem einen sehr vortheilhaften Eindruck, der jedoch bald verloren geht, sobald man sich derselben nähert. Etwa 40 bis 50,000 Araber bilden die Bevölkerung derselben, jedoch ist die Anzahl der Einwohner schwer zu bestimmen, da die Stadt fortwährend von Hunderttausenden von Gläubigen wimmelt, die auf ihrer Wallfahrt nach Mekka, das man von hier aus auf einem Kameel in etwa sechs Stunden erreichen kann, begriffen sind oder von ihr zurückkehren. Fast alle Kaffeehäuser sieht man voll dieser Leute, die durch ihre weiße Kleidung und das Gehen mit bloßem Kopfe sehr leicht erkenntlich sind. Für den Europäer sind diese Leute sehr gefährlich, und es waren wohl mehr diese Hadschi's oder Pilger,

als die Bewohner von Djeddah selbst, die vor etwas mehr als achtzehn Monaten die Ermordung aller hier lebenden Christen ausübten. Den Aussagen aller jetzt in Djeddah lebenden Christen und denen der Araber nach, fällt ein großer Theil der Schuld auf den englischen Consul, der durch sein unkluges Benehmen den Muhamedanern gegenüber die Bevölkerung aufreizte. Er büßte seinen Fehler mit dem Leben; er war der Erste, der fiel. Die Ermordung des französischen Consuls und seiner Frau folgte unmittelbar darnach. In einem großen, fast alleinstehenden Hause, nahe am Zollhause, wohnten zwei Griechen, Brüder, die sich eben zu Tische setzen wollten, als man ihnen die Nachricht brachte, daß man die beiden Consuln ermordet habe. Alle in Djeddah lebenden Griechen flüchteten sich in dieses Haus, und diese Leute, gewarnt und wohlbewaffnet, hätten wohl die Macht gehabt, sich zu vertheidigen, besonders da sie wußten, daß ein englisches Kriegsschiff, „der Cyclops", im Hafen war, und daß eine Stunde genügte, ihnen Hülfe zu bringen, aber die Warnung wurde in den Wind geschlagen, und von etlichen dreißig Personen wurden in diesem Hause zweiundzwanzig ermordet. Noch heute sind die Wände der Zimmer in diesem Hause über und über mit Blut befleckt, und der heutige Bewohner, ebenfalls ein Grieche, ist herzlos genug, diese Denkmäler des Fanatismus zu lassen und sie jedem Fremden als eine Merkwürdigkeit zu zeigen. Im Ganzen wurden etwa dreißig Personen ermordet und nur etwa zehn entkamen, darunter die Tochter des englischen Consuls. Die Beschießung Djeddahs durch das englische Kriegsschiff Cyclops und bald darauf durch eine französische Fregatte, hatte den Zweck, die türkischen Behörden zu zwingen, die Schuldigen auszuliefern; dem Scheine nach, erreichte man sein Ziel, man überlieferte eine bestimmte Anzahl armer Teufel den beiden Schiffen. Sie wurden gehängt und büßten für die Schandthat der Reichen, welche entwischten. Der einzig wirklich Schuldige, der zur Verantwortung gezogen wurde, war der Gouverneur von Djeddah, den man nach Constantinopel brachte, wo er zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt wurde. Großes Lob gebührt den Beamten des Zollhauses, die mehrere Personen verbargen und dieselben so vom sicheren Tode retteten. Die heutige christliche Bevölkerung Djeddah's besteht, außer den französischen und englischen Consuln, noch aus vielleicht zwanzig Personen, meistens Griechen. Eine Wiederholung des Blutbades ist nicht zu fürchten; man hat die Wirkungen der Kanonen kennen gelernt und scheut dieselben. Uebrigens dürfte es nicht gerathen seyn, aus den Thoren Djeddah's herauszugehen; die Nähe Mekka's macht den Muhamedaner ungeheuer fanatisch und läßt ihn jeden Europäer mit scheelen Augen betrachten.

Djeddah ist für den Handel des Orients von ungeheurer Wichtigkeit, indem es den Stapelplatz für alle Erzeugnisse Arabiens, Persiens und Indiens bildet. Des schlechten Hafens wegen jedoch wird der Handel meistentheils mit kleineren Barken betrieben, und erst in neuerer Zeit ist eine regelmäßige Dampfschifffahrtsverbindung zwischen Suez und Djeddah durch die ägyptische Compagnie Medschidié eingerichtet worden, die großen Erfolg verspricht.

Die Sklaverei und der Sklavenhandel sind so innig verwoben mit den Sitten und Gebräuchen Arabiens und mit der muhamedanischen Religion, daß, trotz der Bemühungen der türkischen Behörden, dieser Mißbrauch nicht unterdrückt werden konnte; im Gegentheil, man war gezwungen, etwaige Beschränkungen durch erlassene Regierungsbefehle aufzuheben und dem unmenschlichen Handel freies Spiel zu lassen. Die einzige Maßregel dagegen ist jetzt der hohe Zoll, den die türkische Behörde für jeden Sklaven nimmt. Bereits in Souakin habe ich über den Sklavenhandel und die Einfuhr dieser Unglücklichen gesprochen; dasselbe gilt für Djeddah, nur mit dem Unterschiede, daß, während Sonakin mehr den Markt en gros bildet, Djeddah mehr der Ort ist, wo die bedauernswerthen Geschöpfe aus den Händen der Sklavenhändler in die der resp. Besitzer übergehen. Indem wir die Straßen Djeddah's durchwandern, begegnen wir oft Arabern, die mit lauter Stimme eine Zahl ausrufen. Es ist dieß der gebotene höchste Preis (in österreichischen Thalern) für den theilnahmlos hinter ihm hergehenden zu verkaufenden Sklaven. Stundenlang hat der arme Teufel in der größten Sonnenhitze hinter dem Ausrufer herzutraben, nur von Zeit zu Zeit durch irgend einen Kauflustigen angehalten und wie ein Stück Vieh betrachtet und an allen Gliedern betastet und befühlt, bis endlich der von dem früheren Eigenthümer geforderte Preis erreicht, der Handel abgeschlossen und der Sklave seinem neuen Herrn überliefert wird. Dies ist der Weg, wie männliche Sklaven hier verkauft werden; bei dem weiblichen Geschlechte findet ein anderes Verfahren statt. Die zu verkaufenden Sklavinnen setzt man zur Schau auf einen hohen mit Teppichen belegten Sessel in den Vordergrund der Verkaufsläden, und ich habe ein junges Mädchen von vielleicht dreizehn oder vierzehn Jahren vier Tage lang so zur Schau sitzen sehen, ehe sie einen neuen Herrn fand, der den geforderten, vielleicht zu hoch gefundenen Preis bezahlte. Man glaube nicht, daß diese eben beschriebenen Gebräuche nur Ausnahmsfälle seyen. Es wird genügen, wenn ich hier anführe, daß im Durchschnitt der jährliche Import von Sklaven beiderlei Geschlechts in Djeddah die Höhe von sechs bis achttausend Köpfen erreicht, von denen vielleicht zwei Drittel Mädchen im Alter von dreizehn bis vierzehn Jahren und selbst von neun bis zehn Jahren sind.

Eine Herzensgeschichte.

Aus Anne Rodway's Tagebuch.

Nach Charles Dickens' Household Words.

1.

Den 3. März 1840. Heute habe ich einen langen Brief von Robert erhalten, der mich dermaßen in Erstaunen setzte, beunruhigte, ja verwirrte, daß ich seit der Zeit mit meiner Arbeit sehr im Rückstande gewesen bin. Er schreibt trauriger, als das letzte Mal, und versichert, in der That jetzt ärmer zu seyn, als wie er nach Amerika ging, und daß er sich vorgenommen habe, hierher nach London zurückzukehren. Wie glücklich würde mich die Nachricht machen — jedoch müßte er etwas sein Glück gemacht haben! — Obgleich ich ihn zärtlich liebe, so kann ich auf unser Wiedersehen, getäuscht und entmuthigt wie er ist und ärmer als je, fast nicht ohne ein Gefühl des Schreckens für

uns Beide hinblicken. Ich war an meinem letzten Geburtstage sechsundzwanzig Jahre alt, und er 33, und ich sehe jetzt weniger als je die Möglichkeit, uns heirathen zu können. Alles, was ich thun kann, ist, mich an die Nadel zu halten, und nachdem Robert's kleiner Papierhandel fehlschlug, sind seine Aussichten, wenn das überhaupt möglich ist, noch schlimmer als die meinigen. Für mich selbst trage ich eben nicht große Sorge, — die Frauen erlernen, glaube ich, in allen Lagen des Lebens, und ich besonders bei meinem Kleidermachen, mehr Geduld als die Männer. — — Aber was ich fürchte, ist Robert's Kleinmuth und der harte Kampf, den er in dieser herzlosen Stadt haben wird, sein tägliches Brod zu verdienen, ja nur so viel Geld zu erschwingen als zu unserer Verheirathung erforderlich ist. — Arme Leute gebrauchen so wenig, um ihren kleinen Haushalt einzurichten und glücklich mit einander zu seyn, und es scheint hart, daß sie nicht so viel erübrigen können, wenn sie rechtschaffen und lebensfroh sind und gern arbeiten mögen. Der Prediger sagte am letzten Sonntage in der Abendpredigt, daß Gott alles weise eingerichtet habe, und daß sich ein jeder von uns in der Lebenslage befinde, die für ihn am geeignetsten sey. — Er hatte gewiß recht, da er ein sehr kluger Mann ist, der immer so viele Zuhörer hat, wie die Kirche nur fassen will, — aber ich glaube, ich hätte ihn noch besser verstanden, wenn es mir nicht gerade sehr armselig ergangen wäre in Folge meiner eigenen Stellung, die ich nur eine schlichte Nähterin bin.

Den 4. März. Mary Mallinson kam in meine Stube herunter, um eine Tasse Thee bei mir zu trinken. Ich las ihr einige Stellen aus Robert's Briefe vor, um ihr zu zeigen, daß, wenn sie ihre Sorgen hat, es mir auch nicht daran fehlt; aber es wollte mir nicht gelingen, sie aufzuheitern. Sie sagt, daß sie einmal zum Unglücke geboren sey und daß, so lange sie zurückdenken könne, sie nicht für das geringste Glück zu danken gehabt habe? — Mary ist ein sehr niedliches Mädchen, und würde noch niedlicher aussehen, wenn sie heiterer seyn und sich netter kleiden könnte. — Mein Compliment half indessen nicht. — Sie klapperte mit dem Theelöffel ungeduldig in der Tasse und sagte: „Wenn ich nur so geschickt in Handarbeiten wäre, wie Du, Anna, so wollte ich mein Gesicht gern mit dem des häßlichsten Mädchens in London vertauschen!" „Das thätest Du doch nicht!" sagte ich und lachte. Sie sah mich einen Augenblick an und schüttelte mit dem Kopfe; — noch bevor ich aufstehen und sie daran verhindern konnte, war sie aus dem Zimmer. Sie rennt immer so fort, wenn sie zu weinen anfängt, da sie eine besondere Art Stolz hat, und Anderen ihre Thränen nicht zeigen mag.

Den 5. März. Ein Schreck wegen Mary. Da sie nicht mit mir in demselben Hause arbeitet, so hatte ich sie den ganzen Tag nicht gesehen; am Abend kam sie nicht, um Thee mit mir zu trinken, auch ließ sie mir nicht sagen, zu ihr zu kommen. Eben vorher, ehe ich zu Bett gehen wollte, lief ich hinauf, um ihr gute Nacht zu sagen. Sie antwortete nicht auf mein Klopfen, und als ich leise in das Zimmer trat, sah ich sie schlafend in ihrem Bette liegen; ihre nicht zur Hälfte beendigte Arbeit lag lose im Zimmer umher. Ich fand jedoch nichts Auffallendes darin und wollte mich gerade auf den Zehen davonschleichen, als ich auf dem Stuhle vor ihrem Bette ein dünnes Fläschchen und ein Weinglas erblickte. Ich dachte, sie sey unwohl und habe Arznei genommen, und untersuchte die Flasche. Es stand mit großen Buchstaben darauf: „Laudanum — Gift!" — Es war mir, als ob mein Herz zerspringen sollte! Ich erfaßte sie mit beiden Händen und schüttelte sie so stark ich nur konnte. Ihr Schlaf war schwer und sie erwachte langsam, wie es mir schien — indessen erwachte sie doch. Ich versuchte, sie aus dem Bette zu reißen, da ich gehört hatte, daß Menschen, die Laudanum genommen haben, immer auf und nieder gehen müßten, aber sie widersetzte sich und stieß mich heftig von sich.

„Anna!" rief sie erschreckt. „Um des Himmels willen, was ist Dir begegnet! bist Du toll?"

— „O Mary! Mary!" sagte ich und hielt ihr die Flasche vor. „Wenn ich nicht hereingekommen wäre —" und faßte sie wieder an, um sie zu schütteln.

Sie sah mich einen Augenblick verlegen an, dann lächelte sie (es war lange her, seit ich sie hatte lächeln sehen) und schlang ihren Arm um meinen Hals.

„Beunruhige Dich nicht meinetwegen, Anna, ich verdiene es nicht, und es ist auch kein Grund dazu vorhanden."

— „Kein Grund!" sagte ich athemlos; „kein Grund, wenn auf der Flasche 'Gift' steht?"

„Gift, meine Liebe!" erwiderte Mary und sah mich liebevoll an; „wenn man den ganzen Inhalt, und für eine Nacht Schlaf, wenn man nur ein Wenig nimmt."

Ich beobachtete sie einen Augenblick, zweifelhaft, ob ich das, was sie sagte, glauben könnte, oder ob ich Hausbewohner herbeirufen sollte. Aber in ihren Augen lag keine Schläfrigkeit und in ihrer Stimme nichts Schweres mehr, auch saß sie ganz gerade im Bette, ohne irgend eine Stütze.

„Du hast mich furchtbar erschreckt, Mary!" nahm ich wieder das Wort und setzte mich bei ihr auf den Stuhl, da ich anfing, mich etwas matt zu fühlen.

Sie sprang aus dem Bette, um mir Wasser zu holen, wobei sie mich küßte und versicherte, wie leid es ihr thue und wie so wenig sie meine Theilnahme verdiene. Zu gleicher Zeit versuchte sie, sich der Flasche zu bemächtigen, die ich fest in meinen Händen hielt.

„Nein!" sagte ich, „Du bist in eine niedergeschlagene, verzweifelnde Stimmung gerathen, und ich werde sie Dir nicht anvertrauen!"

— „Es thut mir leid, aber ich kann sie nicht entbehren," antwortete Mary, wie immer in ruhigem hoffnungslosem Tone; „theils wegen der Arbeit, durch die ich mich nicht, wie ich es müßte, durchfinden, theils wegen der Sorgen, deren ich nicht Herr werden kann, ist es mir unmöglich einzuschlafen, ehe ich nicht einige Tropfen aus der Flasche genommen habe. Nimm sie mir nicht weg, Anna, es ist das Einzige in der Welt, das mich meiner selbst vergessen macht!"

„Deiner selbst vergessen — Du hast in Deinem Alter kein Recht so zu reden! — Es liegt etwas Schreckliches in dem Gedanken, daß ein achtzehnjähriges Mädchen jede Nacht mit einer Flasche Laudanum neben ihrem Bette schläft! Ein jeder Mensch hat seine Sorgen, und habe ich nicht auch die meinigen?" —

— „Du kannst zweimal so viel fertig kriegen, wie ich, und arbeitest zweimal so gut. — Du wirst niemals gescholten und wegen Deiner Ungeschicklichkeit in Handarbeiten schlecht bezahlt, was

bei mir stets der Fall ist. — Du kannst jede Woche für Dein Zimmer bezahlen, während ich für das meinige immer drei Wochen im Rückstande bin."

„Ich sage Dir, nur ein bischen mehr Muth und Uebung, und es wird bald besser mit Dir gehen! — Du hast noch Dein ganzes Leben vor Dir —"

— „Ach! ich wollte, es wäre aus damit," unterbrach sie mich, „denn ich stehe in der weiten Welt allein und mein Leben nützt mir nicht."

„Du solltest Dich schämen, daß Du nur so reden magst!" sagte ich. „Bin ich denn nicht Deine treue Freundin? — faßte ich nicht sogleich eine Zuneigung zu Dir, als Du Deine Stiefmutter verließest und in dieß Haus zogst, und bin ich Dir nicht seit der Zeit stets eine Schwester gewesen? — Angenommen, Du ständest allein in der Welt, geht es mir denn etwa besser? — Ich bin, wie Du, eine Waise. — Ich habe fast ebenso viele Sachen im Leihhause, wie Du, und wenn Deine Taschen leer sind, so habe ich nur noch ein Neunpencestück darin, womit ich den ganzen übrigen Theil der Woche ausreichen muß."

— „Aber Deine Eltern waren rechtschaffene Leute," fuhr Mary hartnäckig fort; „meine Mutter aber lief weg und starb in einem Hospitale; mein Vater war stets betrunken und schlug mich fortwährend. Meine Stiefmutter ist für mich so gut wie todt, denn sie bekümmert sich nicht im geringsten um mich — mein einziger Bruder ist tausend Meilen weit von hier in einem fremden Lande und schickt mir keinen Heller — mein Geliebter —", sie stockte und dunkle Röthe bedeckte ihr Gesicht.

Ich wußte, daß, wenn sie so fortfuhr, sie nur zu dem traurigsten Abschnitte ihrer traurigen Lebensgeschichte kommen und sich und mich unnöthiger Weise quälen würde.

„Mein Geliebter, meine liebe Mary," sagte ich, „ist zu arm, um mich heirathen zu können, so bin auch ich selbst darin nicht eben zu beneiden. — — Aber wir wollen nicht länger darüber streiten, welche von uns am schlimmsten daran ist; — komm, nun geh' zu Bett, ich will Dich auch schön zurechtlegen. — — Während Du schläfst, nähe ich noch etwas an Deiner Arbeit."

Anstatt zu thun, was ich ihr sagte, brach sie in lautes Weinen aus (sie ist oft in ihrer Art und Weise wie ein Kind) und preßte mich so fest in ihre Arme, daß sie mir fast wehe that. Ich ließ sie gewähren, bis sie endlich ganz ermüdet ward und sich genöthigt sah, sich zu Bett zu legen. Aber die wenigen Worte, die sie sagte, bevor sie in Schlummer sank, waren der Art, daß sie mich theils traurig machten, theils mich erschreckten.

„Ich werde Dich nicht lange mehr quälen, Anna," sagte sie, „ich habe nicht den Muth, auf die Art aus der Welt zu gehen, wie Du es zu fürchten scheinst — aber mein Leben fing elend an und ich bin dazu verdammt, es elend zu enden!"

Es wäre nutzlos gewesen, ihr abermals einen Verweis zu geben, denn sie schloß die Augen. Ich deckte sie so gut zu, wie ich konnte und legte ihren Rock noch über die Bettdecke, die sehr dünne war — und ihre Hände waren so kalt! — — Sie sah im Schlafe so hübsch und zart aus, daß mir bei ihrem Anblicke ordentlich das Herz weh that, besonders nach der Unterredung, welche wir zusammen gehabt hatten. Ich wartete so lange, bis ich gewiß war, daß sie sich im Lande der Träume befinde, dann entleerte ich die schreckliche Laudanumsflasche in den Kaminrost, nahm ihre halb beendete Arbeit, schlich mich leise davon und ließ sie für die Nacht allein.

Den 6. März. Einen langen Brief an Robert geschrieben und ihn gebeten, doch nicht so niedergeschlagen zu seyn und nochmals einen angestrengten Versuch zu machen, bevor er Amerika verlasse. Ich sagte ihm, daß ich Alles würde ertragen können, nur nicht das Unglück, ihn als einen hilflosen, muthlosen Mann zurückkommen zu sehen, der vergebens versuchen würde, eine neue Lebensbahn anzufangen, wenn er für einen Wechsel bereits zu alt wäre. Erst nachdem ich meinen Brief schon zur Post gebracht und mehrere Stellen aus dem Robert's wieder gelesen hatte, überkam mich zum ersten Male plötzlich der Verdacht, daß er sich sogleich, nachdem er mir geschrieben, nach England eingeschifft haben könne; denn es waren einige Anspielungen in dem Briefe, die darauf hinzudeuten schienen, daß er derartige unbesonnene Plane mit sich herumtrage — und doch, wenn dem wirklich so wäre, so müßte es mir gleich aufgefallen seyn. — Ich kann nur hoffen, daß ich mich hinsichtlich der augenblicklichen Deutung eines großen Theiles des Inhaltes seines Briefes irre, und wünsche es sehr für uns alle Beide.

Das war heute ein kummervoller Tag für mich! denn ich bin sowohl über Robert wie über Mary unruhig gewesen. Ich kann ihre letzten Worte nicht vergessen: „Mein Leben fing elend an, und ich bin dazu verdammt, es elend zu beenden!" — Sie spricht gewöhnlich in so melancholischer Weise, aber es machte mich nie so traurig wie gerade dieses Mal. — Vielleicht liegt der Grund davon in der Entdeckung der Laudanumflasche. — Ich wollte es mich gerne oft eine sauere Tagesarbeit kosten lassen, wenn ich nur wüßte, was ich zu Mary's Glücke beitragen könnte. — Ich fühlte sogleich Zuneigung zu ihr, als wir uns vor zwei Jahren unter Einem Dache befanden, und, obgleich ich nicht eben von allzuzärtlicher Natur bin, so glaube ich doch, ich könnte an's Ende der Welt gehen, wenn es sich um das Glück dieses Mädchens handelte. — Ja, es ist seltsam, wenn mich Jemand fragen würde, warum ich sie denn eigentlich so lieb habe, so könnte ich die Frage nicht recht beantworten.

Den 7. März. Fast schäme ich mich, es selbst in dieses Tagebuch niederzuschreiben, welches doch Keiner außer mir lies't, aber ich muß es mir wirklich gestehen, daß ich hier gegen ein Uhr Morgens in großer Besorgniß wegen Mary aufsitze, weil sie noch nicht nach Hause gekommen ist. Ich begleitete sie diesen Morgen bis an das Haus, wo sie arbeitet, und versuchte, sie in ein Gespräch, ihre noch lebenden Verwandten betreffend, hineinzuziehen. Mein Beweggrund hierzu war, zu versuchen, ob sie während unserer Unterhaltung nicht ein oder das andere Wort fallen ließe, welches einen Weg angeben könnte, für sie bei denjenigen zu wirken, welche verpflichtet sind, ihr jeden billig scheinenden Beistand zu leisten; aber das Wenige, was aus ihr herauszulocken war, konnte zu Nichts führen. Anstatt meine Fragen hinsichtlich ihrer Stiefmutter und ihres Bruders zu beantworten, bestand sie sonderbarer Weise darauf, von ihrem verstorbenen Vater und von einem Manne, Namens Noah Truscott, zu reden, der von allen seinen schlechten Freunden der schändlichste gewesen sey und ihn zum Trunke und zum Spiele verleitet habe. Als sie auf meine Veranlassung doch von ihrem Bruder sprechen mußte, konnte sie nur das über ihn sagen, daß er nach einem Orte,

Assam genannt, gegangen sey, wo Thee gebaut werde. Wie es ihm nun ginge und ob er noch daselbst wäre, darüber schien sie Nichts zu wissen, da sie von ihm seit vielen Jahren keine Silbe gehört hatte. In Betreff der Stiefmutter gerieth Mary, sobald ich nur von ihr zu sprechen anfing, in eine Art Aufwallung, worüber man sich auch eben nicht wundern kann. Dieselbe hält ein Speisehaus in Hammersmith und hätte Mary sehr gut beschäftigen können, aber es scheint, als habe sie dieselbe stets gehaßt und ihr Leben durch Verführung und schlechte Behandlung zu einem elenden gemacht, so daß sie keinen andern Ausweg wußte, als fortzugehen und zu versuchen, auf ihre eigene Hand zu leben. Es scheint, ihr Mann, Mary's Vater, habe einst sie schlecht behandelt, so daß sie sich nach dessen Tode an ihrer Stieftochter habe rächen wollen. Nach alle dem fühlte ich nur zu gut, daß es für Mary unmöglich sey, zu ihr zurückzukehren, und daß sie, wie auch ich, in die Nothwendigkeit versetzt sey, sich abzumühen und anzustrengen, um sich ohne die Beihülfe eines ihrer Verwandten eine bescheidene Existenz zu gründen. Das sagte ich ihr auch, fügte aber hinzu, daß ich mir Mühe geben würde, auch ihr von den Personen, für die ich arbeitete, Arbeit zu verschaffen, die besser bezahlen und ihren Untergebenen etwas mehr Nachsicht beweisen, als diejenigen, von denen sie jetzt leben muß. Ich legte mehr Vertrauen in meine Worte, nämlich für sie Arbeit auswirken zu können, als ich selbst fühlte, und verließ sie, wie ich glaubte, heiterer als gewöhnlich. Sie versprach mir, heute Abend um neun Uhr zum Thee nach Hause zu kommen, und jetzt ist es fast ein Uhr Morgens und sie ist noch nicht da! — Wenn es jedes andere Mädchen wäre, so würde ich mich nicht ängstigen, denn ich würde denken, daß man sie wegen irgend einer eiligen Arbeit zurückhalte und würde ruhig zu Bette gehen — aber Mary hat bei Allem, was ihr begegnet, Unglück, und ihre eigenthümlich melancholische Art, über sich selbst zu reden, macht stets einen solchen Eindruck auf mich, daß ich für sie selbst da Grund zur Beunruhigung zu haben glaube, wo ich für Andere Nichts der Art fühlen würde. — Es scheint in der That unverzeihlich albern, so Etwas nur einmal zu denken, vielmehr es niederzuschreiben. — Es muß wohl ein unüberwindlicher Hang, mich zu ängstigen, bei mir seyn, aber ich fürchte, daß irgend ein Ereigniß — —

Was bedeuten das laute Klopfen an der Hausthür und die lauten Stimmen und schweren Fußtritte draußen? —

Vielleicht ein Miethsmann, der seinen Schlüssel verloren hat — — und doch — — mein Herz. — — Welch' eine Memme bin ich plötzlich geworden!

Stärkeres Klopfen und lautere Stimmen. Ich muß nach der Thür laufen und sehen, was es gibt! O Mary! Mary! ich hoffe, ich werde nicht noch einen Schrecken über dich haben — aber ich fühle es dunkel.

Den 8. März.

Den 9. März.

Den 10. März.

Den 11. März. O Gott! alle Sorge und alle Angst, die ich jemals gehabt habe, ist Nichts gegen jetzt! — —

Seit drei Tagen bin ich nicht im Stande gewesen, nur eine einzige Zeile in dieses Tagebuch zu schreiben, das ich, seit ich ein erwachsenes Mädchen war, so regelmäßig geführt habe! — Seit drei Tagen habe ich selbst nicht einmal an Robert gedacht, was ich doch sonst stets thue. — Meine arme geliebte, unglückliche Mary! — Das Schlimmste, was ich für dich in jener Nacht, als ich allein aufsaß, fürchtete, ist nichts im Vergleiche zu dem schrecklichen Ereignisse, das sich zugetragen hat! — — Aber wie soll ich mit thränenvollen Augen und zitternden Händen irgend darüber schreiben? Ich weiß selbst nicht einmal, warum ich jetzt vor meinem Schreibpulte sitze, wenn es nicht die Gewohnheit ist, die mich trotz alles Kummers und aller Angst zu meiner alten täglichen Aufgabe treibt, zu der ich mich aber ganz untauglich fühle. Die Leute im Hause lagen in jener schrecklichen Nacht alle im tiefsten Schlafe und ich öffnete zuerst die Hausthür. Niemals könnte ich schriftlich beschreiben oder mündlich erzählen, obgleich dieses doch so sehr viel leichter ist, was ich fühlte, als ich zwei Polizeidiener eintreten sah, die mir ein todtes Mädchen zu tragen schienen, und dieses Mädchen war — Mary! Ich warf mich auf sie und stieß einen solch' furchtbaren Schrei aus, daß das ganze Haus davon erwacht seyn mußte, denn die erschreckten Leute kamen in ihrer Nachtkleidung gedrängt die Treppe heruntergestürzt. Das laute Sprechen all' der Menschen verursachte einen schrecklichen Wirrwarr und Lärm, aber ich sah und hörte nichts, bis man Mary in mein Zimmer gebracht und auf mein Bett gelegt hatte. Wie wahnsinnig stürzte ich mich auf sie, um sie wieder und wieder zu küssen, und gewahrte an ihrer linken Schläfe die schreckliche Spur eines Schlages und fühlte zugleich an meiner Wange einen leichten Hauch ihres Athems. Durch die Entdeckung, daß sie nicht todt sey, schien ich wieder zu mir selbst zu kommen. Ich sagte einem der Polizeidiener, wo der nächste Arzt wohne und saß, während er fort war, bei dem Bette und wusch ihren armen Kopf mit kaltem Wasser. Sie öffnete weder die Augen, noch sprach sie, auch bewegte sie sich nicht, aber sie athmete und damit war ich zufrieden, denn nun wußte ich doch, daß sie lebte.

Der Polizeidiener, der im Zimmer zurückblieb, war ein großer Mann mit grober Stimme und hochtrabender Miene, der sich mit schrecklicher Gefühllosigkeit gern vor einer Versammlung von erschreckten schweigenden Leuten reden hörte. Er erzählte, wie er sie gefunden, so wie er vielleicht eine Geschichte in einer Trinkstube vorgetragen hätte, und fing damit an, zu sagen: „Ich glaube eigentlich nicht, daß die junge Person betrunken gewesen ist." Betrunken! Meine Mary, die Allen, welche mit ihr in Berührung kamen, wie eine geborene Lady erscheinen mußte, meine Mary betrunken! Ich hätte den Mann schlagen können, daß er solch' ein Wort aussprechen konnte, während der arme leidende Engel so bleich und still und so hilflos vor ihm da lag. Ich warf ihm einen Blick zu, aber er war zu roh, um denselben zu verstehen, und er leierte die Geschichte immer und immer wieder mit denselben Worten her. — Und doch war diese, wie alle traurigen Begebenheiten, die ich im Leben habe erzählen hören, so sehr kurz. — Sie hatten sie einige Straßen von hier auf einem Ecksteine liegen sehen und sie in die Polzeiwache getragen. Dort hatte man sie durchsucht und in ihrer Tasche eine meiner Adreßkarten gefunden, welche ich den Damen gebe, die mir Arbeit versprechen, und so nach unserer Wohnung gebracht. — Dieses war wirklich der ganze Inhalt der Erzählung des Mannes. Als man sie fand, war niemand in ihrer Nähe, also kein Zeuge, der

hätte aussagen können, auf welche Weise ihr der Schlag an der Schläfe beigebracht war.

Welch' eine schreckliche Zeit, bis der Arzt kam, und wie furchtbar, ihn sagen zu hören, nachdem er sie untersucht hatte, daß er fürchte, alle Aerzte in der Welt würden ihr nicht helfen können! Trotz aller Versuche wollte es ihm nicht gelingen, ihr etwas Arzenei einzuflößen, und jemehr er sich bemühte, ihre Sinne wieder zu beleben, je weniger Erfolg schien es zu haben. Er untersuchte die Wunde und sagte, daß er geneigt sey, zu glauben, sie sey in einer Anwandlung von Ohnmacht niedergefallen und habe ihren Kopf gegen den Stein gestoßen, wodurch, wie er fürchte, ihr Gehirn eine gefährliche Erschütterung erhalten habe. Ich fragte ihn, was ich thun solle, wenn sie während der Nacht irgend wieder zu sich käme. „Lassen Sie mich sogleich holen!" antwortete er, stand dann einige Augenblicke still, streichelte ihr bewußtloses Haupt sanft mit der Hand und sagte: „Armes Mädchen, so jung und so hübsch!" Den Polizeidiener hätte ich vorher schlagen, aber den Arzt jetzt umarmen und ihn küssen können. Als er seinen Hut nahm, streckte ich ihm meine Hand entgegen, die er herzlich drückte. „Hoffen Sie nichts, meine Liebe!" sagte er zu mir und verließ das Zimmer.

Der übrige Theil der Hausbewohner folgte ihm, alle schweigend und betroffen, ausgenommen den gefühllosen, nichtswürdigen Menschen, dem das Haus gehört, der seine Zeit mit Nichtsthun hinbringt und von der hohen Miethe lebt, die er von so armen Leuten, wie unsersgleichen, erpreßt. „Sie ist mir noch für drei Wochen die Miethe schuldig!" rief er mit einem Fluche und mit zornigen Blicken, „wie zum Teufel soll ich jetzt zu meinem Gelde kommen?" O der Unmensch!

Als ich mit ihr allein war, weinte ich mich so recht aus, was mein Herz ein wenig zu erleichtern schien. Nachdem ich meine Thränen abgetrocknet hatte und ich durch dieselben nicht mehr daran verhindert ward, sie deutlich zu sehen, hatte sich ihr Zustand nicht im geringsten gebessert. Ich ergriff ihre rechte Hand, die mir am nächsten lag. Dieselbe ward fest zusammengepreßt. Ich versuchte, die Finger auseinander zu biegen, was mir auch nach einer Weile gelang. Wie ich es that, fiel aus der flachen Hand etwas Schwarzes; ich nahm es auf, glättete es und sah, daß es das Ende einer Herrenhalsbinde war. Es bestand aus einem sehr abgenutzten schmutzigen Flicken schwarzer Seide mit feinen lila Streifen, die ganz von Schmutz befleckt und von schaler Farbe waren und wie bei einer Art Drellmuster immer quer und quer durch den Zeug liefen. Das schmale Ende der Halsbinde war in der gewöhnlichen Weise gesäumt, aber das andere ganz ausgezackt, als ob es von dem übrigen Zeuge gewaltsam abgerissen wäre. Als ich den Streifen näher betrachtete, durchrieselte mich ein Schauer, denn jenes ärmliche, zerknitterte Ende einer Halsbinde schien mir mit deutlichen Worten zuzurufen: „Wenn sie stirbt, so ist sie auf schändliche Weise zu Tode gekommen und ich bin Zeuge dafür!"

Ich hatte mich schon genug damit gequält, daß sie, während ich bei ihr allein war, ohne daß ich darum wußte, plötzlich und still einschlafen könnte, und gerieth in eine wahre Seelenangst, daß diese schlimmste Trübsal mich überfallen möchte. Ich glaube nicht, daß ich in jener kummervollen Nacht fünf Minuten zubrachte, ohne aufzustehen und meine Wange an ihren Mund zu legen, um zu fühlen, ob sie noch athmete. Gerade als die Thurmuhr vier schlug, ward die Stubenthür geöffnet, wobei ich zusammenfuhr. Es war jedoch nur die „Schmutz-Sarah" (wie sie im Hause genannt wird), die alle und jede Arbeit thun muß. Sie hatte sich in ihre Bettdecke eingewickelt; — ihr Haar hing in Unordnung über ihr Gesicht und ihre Augen waren voll Schlafs.

„Erst in einigen Stunden brauche ich zu arbeiten," sagte sie mit ihrer rauhen schlaftrunkenen Stimme, „und bin gekommen, um bei ihr zu wachen und Sie abzulösen. Sie sollen sich jetzt auf die wollene Decke legen und etwas schlafen. Hier ist auch meine Bettdecke für sie, — ich mache mir nichts aus der Kälte, sie wird mich wach halten."

— „Sie sind sehr freundlich und aufmerksam, Sarah, aber meine Seele ist zu betrübt, um Schlaf, Ruhe oder sonst Etwas zu verlangen, als zu bleiben, wo ich bin, das Meinige zu thun und das Beste zu hoffen."

„Dann will ich auch bleiben!" erwiderte sie. „Etwas muß ich auch thun, und wenn es nichts zu thun gibt, als zu bleiben, so will ich's auch."

Sie setzte sich mir gegenüber zu Füßen des Bettes und zog die Bettdecke schauernd über sich.

„Bei den sauern Arbeiten, die Sie thun, haben Sie, ich bin dessen gewiß, Ihre Bißchen Ruhe wohl nöthig."

— „Außer Ihnen," sagte Sarah und legte ihren starken Arm sehr unbeholfen aber zugleich sehr sanft um Mary's Füße und beugte sich dicht über das blasse ruhige Angesicht auf dem Kissen, „außer Ihnen war sie das einzige Wesen in diesem Hause, das mir niemals fluchte und mir, wie ich mich dessen nicht entsinnen kann, nur ein hartes Wort sagte. Wenn Sie des Sonntags einen Pudding machen, und ihr die Hälfte abgeben, gibt sie mir immer etwas davon. Die Anderen nennen mich alle die Schmutz-Sarah, nur Sie Beide nannten mich stets Sarah, und es war fast, als ob sie mir ein wenig befreundet wäre. Ich bin hier im Zimmer nichts nütze, das weiß ich wohl, aber ich schade auch nicht, und will jetzt auch mit aufbleiben, das will ich!"

Dieses sagend legte sie ihren Kopf dicht an Mary's Füße und sprach dann kein Wort mehr. Ich dachte bisweilen, daß sie eingeschlafen sey; doch wenn ich nach ihr hinsah, waren ihre Augen immer weit offen. Sie rührte sich in ihrer Lage nicht um einen Zoll, bis die Thurmuhr sechs schlug — dann drückte sie Mary's Füße ein wenig in ihre Arme, und schlich sich, ohne Etwas zu sagen, aus dem Zimmer. Einige Minuten später hörte ich sie, wie sie das immer thut, unten in der Küche Feuer anmachen.

Bald darauf kam der Doktor vor dem Frühstücke herüber, um zu sehen, ob während der Nacht eine Aenderung vorgegangen. Bei Mary's Anblicke schüttelte er mit dem Kopfe, als ob keine Hoffnung da sey. Da ich sonst Niemand um Rath fragen konnte, auf den ich mein Vertrauen setzte, so zeigte ich ihm das Ende der Halsbinde und sagte ihm, welch furchtbarer Verdacht in mir aufgestiegen, als ich es in ihrer Hand gefunden habe.

„Sie müssen es sorgfältig aufbewahren, um es bei der gerichtlichen Untersuchung vorzuzeigen, obgleich es, wie ich glaube, wahrscheinlich zu Nichts führen wird. — Der Flicken Zeug hat

vielleicht auf dem Pflaster neben ihr gelegen und sie hat denselben in ihrer Bewußtlosigkeit beim Niederfallen ergriffen; — hatte sie bisweilen Anfälle von Ohnmacht?"

— „Nicht öfter, mein Herr," antwortete ich, „als wie es bei jungen Mädchen gewöhnlich der Fall ist, die angestrengt arbeiten müssen, wegen ihres Unterhalts in Sorge sind und schlechte Nahrung bekommen."

„Ich könnte nicht behaupten," fuhr der Doktor fort und sah wieder nach ihrer Schläfe, „daß sie die Wunde nicht durch einen Fall bekommen habe, und daß man nach dem Aussehen derselben irgend mit Sicherheit schließen könne, dieselbe sey ihr durch eine andere Person beigebracht. Es wird indessen von Wichtigkeit seyn, sich zu vergewissern, welcher Art ihr Befinden am gestrigen Abend war; — könnten Sie mir vielleicht sagen, wo sie sich an demselben befand?"

Ich nannte ihm das Haus, in welchem sie gearbeitet hatte, und fügte hinzu, daß ich glaube, man habe sie dort später als gewöhnlich zurückgehalten.

„Ich werde heute, wenn ich die Runde bei meinen Patienten mache, die Straße passiren und einen Augenblick in das Haus treten, um einige Erkundigungen einzuziehen," sagte der Doktor.

Ich dankte ihm, dann ging er fort. Als er schon im Begriff war, die Thüre zu schließen, sah er noch einmal in das Zimmer herein.

„War sie Ihre Schwester?" fragte er.

— „Nein, mein Herr, nur meine theure Freundin."

Er sagte nichts mehr, aber ich hörte ihn seufzen, als er die Thüre leise hinter sich zumachte. — Vielleicht hatte er einst eine Schwester, die er verlor, welche Mary geglichen haben mochte!

Der Arzt war schon seit mehreren Stunden fortgegangen, und ich fing an, mich unaussprechlich verlassen und hülflos zu fühlen, so sehr, daß ich selbstsüchtig wünschte, Robert möge wirklich von Amerika abgefahren seyn und nach London kommen, um mir beizustehen und mich zu trösten. Es kam kein lebendes Wesen in das Zimmer, als nur Sarah, die mir erst etwas Thee brachte und das zweite und dritte Mal nur so eben in das Zimmer sah, ob irgend eine Aenderung vorgegangen sey, wobei sie einen Blick auf das Bett warf. Nie hatte ich sie vorher so still gesehen; es schien fast, als habe diese schreckliche Begebenheit sie stumm gemacht. Ich hätte sie vielleicht anreden müssen, aber es lag etwas in ihrem Gesichte, was mir den Muth dazu benahm, und außerdem befand ich mich in einer Art Angstfieber, welches mich am Sprechen hinderte, denn ich ward noch immer durch die schreckliche Besorgniß der Nacht gequält, daß Mary nämlich sterben würde, ohne daß ich mich dessen versah — sterben, ohne mit einem Worte das furchtbare Geheimniß der Wunde aufzuklären und dadurch den Verdacht auf immer zum Stillschweigen zu bringen, den ich stets noch fühlte, sobald meine Augen auf das Ende der alten Halsbinde fielen.

Endlich kam der Doktor zurück.

„Ich glaube," sagte er, „Sie können aus Ihrem Herzen alle Zweifel verbannen, die jenes bischen Zeug in Ihnen mag hervorgerufen haben. Sie war wirklich, wie Sie das auch voraussetzten, bei ihren Arbeitgebern spät zurückgehalten und ward in dem Arbeitszimmer ohnmächtig. — Sie ließen sie sehr unvernünftiger und unfreundlicher Weise allein nach Hause gehen, ohne ihr selbst irgend etwas Stärkendes zu geben. Nichts ist unter diesen Umständen wahrscheinlicher, als daß sie auf dem Wege hierher zum zweiten Male ohnmächtig geworden ist, und ein Fall auf das Straßenpflaster konnte, ohne einen Arm, der ihn zu verhindern suchte, wohl eine schlimmere Verletzung verursachen, als die, welche wir da vor uns sehen. Ich glaube, daß die schlechte Behandlung, die das arme Mädchen erlitt, allein in der Vernachläßigung bestand, die dasselbe in dem Arbeitszimmer erfuhr."

— „Sie reden, mein Herr, ich gestehe es, sehr einleuchtend," erwiderte ich, war jedoch noch immer nicht ganz überzeugt, „indessen, vielleicht wird sie —"

„Ich sagte Ihnen, mein gutes Mädchen, sie möchten nichts hoffen," nahm der Arzt mich unterbrechend das Wort. Während er sprach, ging er zu Mary, deren Augenlider er aufhob und der er in die Augen sah, und fügte hinzu, „wenn Sie noch Zweifel hegen, wie sie zu jener Wunde kam, so geben Sie dem Gedanken keinen Raum, daß irgend ein Wort von ihr selbst Sie darüber aufklären wird — denn sie wird nie mehr sprechen."

— „O nicht todt! o mein Herr, sagen Sie nicht, sie sey todt!"

„Sie ist es, sie ist todt — sie wird nicht mehr reden und Keinen wiedererkennen; — das Leben des schwächsten Insektes, das umherflattert, kann eher wieder zurückgerufen werden, als das ihre. Denken Sie jetzt bei ihrem Anblicke, daß sie im Himmel ist — das ist der beste Trost, den ich Ihnen geben kann, nachdem ich Ihnen die traurige Wahrheit gesagt habe."

Ich glaubte nicht, was er sagte — ich konnte es nicht glauben! und so lange als sie überall noch athmete, wollte ich hoffen. Bald nachdem der Doktor fortgegangen war, kam Sarah wieder und fand mich — wenn ich mich so ausdrücken kann — an Mary's Munde horchend. Sie nahm von der Wand meinen kleinen Handspiegel und reichte ihn mir.

„Sehen Sie nach, ob ihr Athem das Glas noch trübt," sagte sie. Ja, er that es, aber sehr schwach. Sarah wischte den Spiegel mit ihrer Schürze ab und gab mir denselben zurück, dann streckte sie ihre Hand nach Mary's Gesichte aus, zog sie aber schnell wieder zurück, als ob sie fürchte, deren feine Haut mit ihren harten hornichten Fingern zu beschmutzen. Als sie hinausgehen wollte, stand sie am Fuße des Bettes still und schabte von dem einen der Schuhe Mary's ein Stückchen Schmutz ab.

— „Ich pflegte sie stets für sie zu reinigen," sagte Sarah, „damit ihre Hände nicht schmutzig würden, darf ich sie nun auch mitnehmen und es thun?"

Ich nickte mit dem Kopfe, denn mein Herz war mir zu schwer, um reden zu können. Sie nahm in langsamer unbeholfener Weise die Schuhe, denen sie ihre Zärtlichkeit beweisen zu wollen schien, und ging hinaus.

Länger als eine Stunde mußte vergangen seyn, als ich den Spiegel wieder vor die Lippen meiner Mary hielt — es befand sich kein Hauch darauf. Ich hielt ihn näher und näher — ich machte ihn wie von ungefähr mit meinem eigenen Athem trübe und wischte ihn ab; — dann hielt ich ihn wieder über sie. O Mary, Mary! der Doktor hatte doch Recht! — ich hätte deiner wie schon im Himmel gedenken müssen!

Todt, ohne ein Wort, ohne einen Seufzer, selbst ohne einen

Blick, der die wahre Geschichte der Wunde, die sie tödtete, hätte erzählen können! Ich war nicht im Stande, Jemand zu rufen — ich konnte nicht weinen — ja, ich vermochte nicht so viel, um den Spiegel niederzulegen und sie zum letzten Male zu küssen. Wie lange ich so mit brennenden Augen und leichenhaft kalten Händen dagesessen hatte, weiß ich nicht; dann kam Sarah mit den geputzten Schuhen herein, die sie sorgfältig unter ihrer Schürze trug, aus Furcht, sie beschmutzen zu können. Bei dem Anblicke dessen — —

Ich kann nicht mehr schreiben, denn meine Thränen fallen so häufig auf das Papier, daß ich Nichts unterscheiden kann.

Den 12. März. Sie starb am 8. März Nachmittags. — Am Morgen des neunten schrieb ich an ihre Stiefmutter in Hammersmith, erhielt aber keine Antwort. Ich schrieb darauf noch einmal, und erhielt diesen Morgen meinen Brief unerbrochen zurück. — Es würde der Frau einerlei seyn, ob Mary wie eine Arme begraben würde; aber das soll nicht seyn, wenn ich auch Alles, bis auf das Kleid, das ich trage, nach dem Leihhause bringen muß. Der Gedanke, daß Mary auf Gemeindekosten beerdigt werden würde, brachte mich wieder so zu mir selbst, daß ich meine Thränen trocknete und zu dem Leichenbesorger ging, dem ich meine Lage mittheilte. Ich sagte ihm, daß wenn er mir eine Berechnung aller Kosten, vom Anfange bis zum Ende geben könne, nämlich für die wohlfeilste anständige Beerdigung, die es gäbe, ich es unternehmen wolle, das Geld zusammenzubringen. Er gab mir den Ueberschlag in folgender Weise, wie eine gewöhnliche Rechnung geschrieben.

Ein vollständiges Leichengefolge	1 £	13 s	8 d
Versammlung der Kirchengemeine	— „	4 „	4 „
Pfarrer	— „	4 „	4 „
Küster	— „	1 „	„
Todtengräber	— „	1 „	— „
Pedell	— „	1 „	— „
Läuten	— „	1 „	— „
Sechs Fuß Grabstätte	— „	2 „	— „
Totalsumme	2 £	8 s	4 d.

Wenn ich den Muth gehabt hätte, irgend darüber nachzudenken, so wäre ich geneigt gewesen zu wünschen, daß die Kirche die Beerdigung armer Leute bestreiten könne, ohne deren Freunden so manche kleine Kosten zu verursachen, für die selbst Schillinge von Wichtigkeit sind. Aber Klagen helfen hier zu Nichts, und das Geld muß auf ein Mal zusammengebracht werden.

Der gutherzige Doktor — selbst ein unbemittelter Mann, denn sonst würde er nicht in unserer Straße wohnen — trug zur Bestreitung der Kosten zehn Schillinge bei, und der Leichenbeschauer fügte, als die gerichtliche Untersuchung beendet war, noch fünf hinzu. Vielleicht unterstützen mich noch andere Menschen dabei, und ist das nicht der Fall, so besitze ich glücklicher Weise Kleidungsstücke und Möbeln, die ich verpfänden kann; — ich muß mich ohne Verzug davon trennen, denn die Beerdigung ist morgen als am dreizehnten. — Die Beerdigung, Mary's Beerdigung! — Es ist nur gut, daß die Verlegenheiten und Schwierigkeiten, die meine jetzige Lage mit sich bringt, mich in Schwung erhalten; denn wenn ich Muße hätte, meinem Kummer nachzuhängen, woher sollte ich dann den Muth nehmen, dem morgenden Tage entgegen zu sehen?

Gott sey Dank! man bedurfte meiner bei der gerichtlichen Untersuchung nicht! das Verdikt im Beiseyn des Arztes, des Polizeidieners und zweier Zeugen aus dem Hause, wo sie arbeitete, lautete: „Zufälliger Tod." Das Ende der Halsbinde ward vorgezeigt, und der Leichenbeschauer sagte, daß das sicherlich hinreiche, um Verdacht zu erregen; aber die Geschworenen stimmten, beim Nichtvorhandenseyn eines positiven Beweises durch Zeugen, der Meinung des Arztes bei, daß sie nämlich ohnmächtig geworden und niedergefallen sey, wodurch sie den Stoß an die Schläfe erhalten habe. Die Leute, bei denen Mary arbeitete, erhielten einen Verweis, daß sie dieselbe allein nach Hause hatten gehen lassen, ohne ihr selbst einen Tropfen Brandy zur Stärkung zu geben, nachdem sie doch vor ihren Augen vor Erschöpfung in Ohnmacht gefallen sey, und der Leichenbeschauer sagte, daß sie den Verweis vollkommen verdienten. Darauf ward mir das Ende der Halsbinde auf meinen Wunsch zurückgegeben, und der Polizeidiener meinte, daß sie mit einem so schwachen Leitfaden keine Nachforschungen anstellen könnten.

Das mag er nun dafür halten, und der Leichenbeschauer, der Arzt und die Geschworenen mögen dasselbe thun; doch ich, trotz Allem, was vorgefallen ist, bin jetzt mehr als jemals überzeugt, daß irgend ein schreckliches Geheimniß mit der Wunde auf der Schläfe meiner armen dahingeschiedenen Mary im Zusammenhange steht, was noch entdeckt werden wird, und dieß kann vielleicht selbst durch den Ueberrest von der Halsbinde, die ich in ihrer Hand fand, geschehen. Ich vermag eigentlich selbst nicht den Grund anzugeben, warum ich das glaube; aber das weiß ich, daß, wenn ich bei der gerichtlichen Untersuchung einer der Geschworenen gewesen wäre, mich Nichts zu dem „Zufälliger Tod" lautenden Verdicte hätte bewegen können.

* * *

2.

Den 12. März 1840. (Fortsetzung.) Nachdem ich meine Sachen versetzt und in dem Hause, wo ich arbeite, um einen kleinen Vorschuß des Arbeitslohnes gebeten hatte, um das zur Bestreitung der Beerdigung noch Fehlende zusammenzubringen, hoffte ich etwas Ruhe zu haben, um mich zu dem morgenden Tage so viel wie möglich vorzubereiten; aber dieß war nicht der Fall, denn als ich nach Hause kam, trat mir der Hauswirth in den Weg, der betrunken war und roher und gefühlloser aussah, als ich ihn je vorher gesehen hatte.

„Sie sind also Närrin genug. die Kosten ihres Begräbnisses zu bezahlen?" begann er. „Närrin genug!"

Mir war zu traurig um's Herz, um antworten zu können, und ich versuchte nur, bei ihm vorüber zu meiner Thür zu gelangen.

„Wenn Sie ihre Beerdigung bezahlen können," fuhr er fort und stellte sich mir gerade gegenüber, „so können Sie auch ihre gesetzlichen Schulden bezahlen. Sie ist mir noch für drei Wochen die Miethe schuldig; — ich setze voraus, daß Sie das Geld nächstens auftreiben und es mir überliefern! Ich spasse nicht, das versichere ich Sie! Ich bin Willens, zu meiner Miethe zu gelangen, und wenn Niemand dieselbe bezahlen will, so werde

ich mich der Leiche bemächtigen und sie nach dem Arbeitshause transportiren lassen!"

Ich glaubte, ich müßte vor Schrecken und Abscheu auf den Boden vor seine Füße fallen; aber wenn es mir irgend möglich war, mich so viel zu beherrschen, so wollte ich ihn nicht sehen lassen, wie furchtbar er mich erschreckt hatte. Ich sammelte also so viel Entschlossenheit, um ihm zu antworten, daß ich nicht glaube, daß das Gesetz ihm die Macht gebe, so gottlos mit einem Todten zu verfahren.

„Ich werde Sie das Gesetz kennen lehren!" unterbrach er mich. „Wollen Sie Geld auftreiben, sie wie eine geborene Lady beerdigen zu lassen, wenn sie als meine Schuldnerin starb? — wollen Sie das, und glauben Sie, daß ich meine Rechte so mit Füßen werde treten lassen, glauben Sie das? sage ich! Sie werden sehen, ob ich es thue! Ich gebe Ihnen bis heute Abend Bedenkzeit — wenn ich vor morgen nicht die Miethe habe, die sie mir für drei Wochen todt oder lebend schuldet, so wird sie in das Arbeitshaus gebracht!"

Dieses Mal drängte ich mich an ihm vorbei und schloß, als ich meine Thür erreicht hatte, dieselbe vor ihm zu. Aber sobald ich allein war, verfiel ich in ein solch' erstickendes Schluchzen, daß ich glaubte sterben zu müssen. Doch die Thränen helfen zu nichts, und nach einer kleinen Weile that ich mein Möglichstes, um wieder ruhig zu werden, und besann mich, zu wem ich wohl gehen könne, um Hülfe und Schutz zu suchen. — Der Doktor war mein erster Gedanke, aber ich wußte, daß er während des Nachmittags immer abwesend war, um seine Kranken zu besuchen. Zunächst dachte ich dann an den Pedell. Als derselbe zu der gerichtlichen Untersuchung kam, schien er mir freilich ein etwas stolzer unzugänglicher Mann zu seyn, aber nachher sprach er einige Worte mit mir und sagte, ich sey ein gutes Mädchen; auch kam es mir wirklich vor, als bemitleide er mich. Ich beschloß also, mich an ihn in meiner Angst und in meinem Jammer zu wenden.

Glücklicher Weise traf ich ihn zu Hause. Als ich ihm die schändlichen Drohungen des Hauswirthes mittheilte und ihm sagte, in welche Noth ich dadurch gesetzt sey, stand er auf und stampfte heftig mit dem Fuße auf den Boden. Er ließ seinen goldbordirten Staatshut holen und seinen langen Stock mit dem Griffe von Elfenbein.

„Den soll er fühlen!" sagte der Pedell. „Kommen Sie mit mir, meine Liebe. Ich glaube, ich sagte Ihnen schon bei der Untersuchung, daß Sie ein gutes Mädchen sind; that ich es nicht, so sage ich es Ihnen jetzt. Er soll ihn fühlen! Kommen Sie mit mir!"

Somit ging er zum Hause hinaus, und ich folgte ihm, wie er in seinem Hute und mit seinem großen Stabe dahinschritt.

„Hauswirth!" rief der Pedell, als er vor dem Hause stand, und stieß mit seinem Stabe heftig auf den Boden, „Hauswirth!" dabei blickte er um sich, als ob er König von England sey, der einem Thiere zuruft: „Komm' heraus!"

Als der Hauswirth, wie er herauskam, sah, wen er vor sich hatte, starrte er den Tressenhut an und ward aschgrau im Gesichte.

„Wie können Sie es wagen, dieses arme Mädchen so zu erschrecken?" sagte der Pedell. „Wie können Sie dasselbe in ihrer Trauer mit Drohungen übertäuben, die Sie, wie Sie sehr wohl wissen, nicht ausführen dürfen! Wie können Sie sich unterstehen, Jemanden so bange zu machen und solch' ein tobender, prahlerischer, unmenschlicher Kerl von einem Hauswirthe zu seyn! — Schweigen Sie! ich will nichts von Ihnen wissen! Ich werde Ihnen das Handwerk legen lassen, mein Herr! Wenn Sie diesem jungen Frauenzimmer noch Ein ungeziemendes Wort sagen, so werde ich Ihnen vor den Behörden dieses zu der Hauptstadt gehörigen Kirchspieles das Handwerk legen lassen! Ich habe Sie schon länger auf dem Korn gehabt, und nicht ich allein, sondern auch die Behörden und der Herr Pfarrer. Wir lieben eben nicht das Aussehen Ihres gemeinen Gewölbes da um die Ecke, wir lieben eben nicht das Aussehen so einiger Dirnen, die darin verkaufen, wir lieben keine gesetzwidrigen Personen, und Sie lieben wir vor allen Dingen nicht! Machen Sie, daß Sie fortkommen und lassen Sie das junge Frauenzimmer in Ruhe! — Halten Sie Ihren Mund, oder ich werde Ihnen das Handwerk legen lassen! — Sollte er Ihnen noch ein Wort sagen oder Ihnen zuwider seyn, so kommen Sie und sagen mir es, meine Liebe, und so wahr wie er ein tobender, unmenschlicher, prahlerischer Kerl von einem Wirthe ist, so wahr werde ich ihm das Handwerk legen lassen!"

Bei diesen Worten fing der Pedell laut zu husten an, als ob er seine Kehle wieder säubern wolle, und stieß wieder mit dem Stocke auf die Erde; dann schritt er zur Thür hinaus, bevor ich nur einmal den Mund öffnen und ihm danken konnte. Der Hauswirth schlich sich lautlos in sein Zimmer zurück. So ward ich allein gelassen und so endlich nicht mehr beunruhigt, um mich zu der schweren Prüfung der morgenden Beerdigung meiner armen theuren Freundin kräftigen zu können.

Den 13. März. Es ist Alles vorüber! — Vor acht Tagen noch lag ihr Haupt an meiner Brust — nun ruht es auf dem Kirchhofe und die kühle Erde liegt schwer auf ihrem Grabe! Ich und meine theure Mary, für die mein Herz schwesterlich schlug, sehen uns nun in diesem Leben nicht wieder. — Ich folgte dem Leichenzuge allein durch die hartherzige geschäftige Menge. Eigentlich glaubte ich, Sarah hätte sich erboten, mit mir zu gehen, aber sie kam nicht einmal in mein Zimmer. Ich wollte sie deßhalb nicht hart beurtheilen, und freue mich, daß ich es unterdrückt hatte, — denn als wir in den Kirchhof traten, sah ich sie zwischen den wenigen Leuten, die bei dem offenen Grabe standen, in ihrem schlechten grauen Umschlagetuche und altem schwarzen Hute. Sie schien mich nicht eher zu bemerken, als bis das letzte Wort des Gebets gesprochen und der Geistliche fortgegangen war. Dann kam sie zu mir und sprach mit mir.

„Ich konnte nicht mit Ihnen folgen," sagte sie und sah auf ihren schlechten Shawl, „es fehlte mir dazu an einem passenden Anzuge. Ich wollte, ich könnte mein Herz, wie Sie, durch Weinen erleichtern, aber ich vermag es nicht, denn durch die harte Behandlung und durch mein Leben voll schwerer Arbeit sind die Thränen lange in mir versiegt. Wenn Sie nach Hause kommen, sollen Sie nicht in Ihrem Zimmer einheizen; ich werde es thun und Ihnen etwas Thee zur Stärkung bringen."

Sie schien auf dem Punkte zu seyn, mir noch ein oder das andere freundliche Wort zu sagen, aber als sie den Pedell auf

mich zukommen sah, zog sie sich zurück, als ob sie sich vor ihm fürchte, und verließ den Kirchhof.

„Hier ist mein Beitrag zu der Beerdigung," sagte er und gab mir den Schilling zurück, „aber sprechen Sie nicht darüber, denn es möchte, vom Geschäftsgesichtspunkt aus betrachtet, nicht gut seyn, wenn es zu den Ohren einiger Leute gelangte. Hat der Hauswirth Ihnen noch irgend Etwas gesagt? Nicht? nun ich dachte es mir — er ist ein zu höflicher Mann, um mir die Mühe zu machen, meine Drohung auszuführen. Stehen Sie nicht hier, um zu weinen, meine Liebe, sondern befolgen Sie den Rath eines Mannes, der mit Beerdigungen vertraut ist, und gehen Sie nach Hause."

Ich wollte versuchen, es zu thun; aber es kam mir vor, als verlasse ich Mary, wenn ich mit den Uebrigen fortginge und sie allein ließe. Ich wartete bis die Erde hineingeworfen war und der Mann das Grab verlassen hatte, — dann kehrte ich dorthin zurück. Ach, wie kahl sah es aus, und wie hart war es, daß nicht einmal ein Bischen Rasen darauf war, wodurch es doch etwas freundlicher ausgesehen hätte! Ach und wie viel härter schien es doch, leben zu müssen, als zu sterben, und so ganz allein bei dieser aufeinandergehäuften Masse Erde zu stehen und zu wissen, wer darunter verborgen war!

Durch meine eigenen verzweiflungsvollen Gedanken ward ich nach Hause getrieben. Der Anblick von Sarah, die in meinem Zimmer Feuer anmachte, erleichterte mein Herz ein wenig. Als sie hinausgegangen war, nahm ich Robert's Brief wieder, um es mit dem Gegenstande zu beschäftigten, für den allein in der Welt ich noch Liebe und Theilnahme fühlte. Das abermalige Lesen des Briefes vergrößerte die Zweifel, die ich hinsichtlich seines Bleibens in Amerika nach Abgang desselben gehegt hatte. Mein Kummer und meine Verlassenheit haben eine wunderbare Aenderung in meinen Gefühlen, seine Rückkehr betreffend, hervorgebracht. — Ich scheine alle Klugheit und Selbstverleugnung verloren zu haben und mich so wenig um seine Armuth, aber so viel mehr um ihn selbst zu kümmern, daß die Aussicht, ihn bald wieder zu sehen, wirklich jetzt der einzige tröstende Gedanke ist, der mich aufrecht hält. Ich weiß recht gut, daß das eine Schwachheit von mir ist, und daß, wenn er arm zurückkehrt, das für uns alle Beide zu nichts Gutem führen kann — aber er ist das einzige lebende Wesen, das meinem Herzen nahe steht; ich kann es nicht erklären — aber ich möchte meinen Arm um seinen Nacken legen und ihm von Mary erzählen.

Den 14. März. Ich schloß das Ende der Halsbinde in mein Schreibpult. Der schreckliche Verdacht, der schon bei dem Anblicke desselben in mir angeregt wird, ist unverändert. Ich zittere, wenn ich es nur berühre.

Den 15., den 16., den 17. März. Arbeiten, arbeiten, arbeiten ohne Aufhören. Wenn ich es so damit aushalten kann, so werde ich im Stande seyn, schon in einer Woche den Vorschuß abzutragen, und wenn ich dann an meinen täglichen Ausgaben noch etwas mehr abknappe, so kann ich vielleicht ein oder zwei Schillinge erübrigen, um ein Bischen Rasen auf Mary's Grab zu kaufen — und vielleicht auch außerdem einige Blumen, die um dasselbe herumwachsen.

Den 18. März. Den ganzen Tag an Robert gedacht; — will das sagen, daß er wirklich zurückkommt? — — Sollte es der Fall seyn, so könnte er, wenn ich die Entfernung berechne, in der er von Newyork ist, und die Zeit, welche die Schiffe gebrauchen, bis sie von dort nach England kommen, bis Ende April oder Anfang Mai hier seyn.

Den 19. März. Ich kann mich nicht entsinnen, gestern auch nur flüchtig an das Ende der Halsbinde gedacht zu haben, weiß wenigstens ganz gewiß, daß ich es nicht ansah, und doch hatte ich diese Nacht den seltsamsten dasselbe betreffenden Traum. Mir däuchte, es habe sich zu einem großen Leitfaden ausgedehnt, wie der seidene Faden, der nach Rosamundens Laube führte. — Es war mir, als halte ich ihn und folge ihm eine kurze Strecke, dann ward ich entmuthigt und versuchte umzukehren, sah aber, daß ich, obgleich ich eigentlich nicht wollte, genöthigt war, weiter zu gehen. Der Faden führte mich durch einen Ort, ähnlich dem „Schattenthale des Todes", wovon sich, wie ich mich erinnere, ein alter Kupferstich in dem Buche meiner Mutter, „Die Reise des Wanderers" betitelt, befand. Es war, als verfolge ich den Faden Monate und wieder Monate, ohne auszuruhen, bis mich derselbe plötzlich Angesicht in Angesicht mit einem Engel brachte, dessen Augen wie die Mary's waren. Er sagte zu mir: „Gehe noch weiter — am Ende entdeckst Du die Wahrheit, die auf Dich wartet, um von Dir gefunden zu werden." Ich fing laut zu weinen an, denn der Engel hatte sowohl Mary's Stimme, wie auch ihre Augen, und ich erwachte mit klopfendem Herzen und ganz naß geweintem Gesichte. Wenn das alles Aberglauben ist, so wundere ich mich, glauben zu können, daß Träume oft eintreffen.

* * *

Den 30. April. Ich habe es gefunden! Gott weiß, zu welchem Erfolge es führen mag, aber so gewiß, wie ich hier vor meinem Tagebuche sitze, habe ich die Halsbinde gesehen, von der das abgerissene Ende sich in Mary's Hand befand! Das entdeckte ich neulich Abends, aber die Verwirrung, in der ich mich befand und die wilde Aufregung meiner Nerven und die Ungewißheit, alles das verhinderte mich, diesen außergewöhnlichen und unerwarteten Vorfall zu der Zeit, als er sich ereignete, niederzuschreiben. Ich will versuchen, ob ich mich der Einzelnheiten desselben noch so entsinnen kann, um es jetzt zu thun.

Ich war von dort, wo ich arbeite, etwas spät fortgegangen, als es mir plötzlich einfiel, daß ich vergessen hatte, mir am Abend vorher einige Kerzen zu kaufen, und daß ich im Dunkeln seyn müsse, wenn ich nicht suchen würde, dieses Versehen wieder gut zu machen. Der Laden in der Nähe meiner Wohnung, wo ich gewöhnlich kaufe, war, wie ich wußte, geschlossen, ehe ich ihn erreichen konnte, so beschloß ich also, in das erste beste Haus zu gehen, wo Lichter verkauft wurden. Das war ein kleiner Laden, in dem sich zwei Ladentische befanden; — an der einen Seite wurden Materialwaaren verkauft und an der anderen Lumpen, Flaschen, altes Eisen u. dgl. gekauft. Als ich eintrat, waren bei dem Materialladen mehrere Käufer, und ich ging an die andere leere Seite, bis ich bedient werden konnte. Dabei fiel mein Blick so auf die Gegenstände, von denen ich umgeben war, die nicht einmal des Ansehens werth schienen. Unter anderen bemerkte ich einen Haufen alter Sachen, die auf dem Ladentische lagen und so eben gebracht worden seyn mochten. Wie ich so

müßig dastand, sah ich sie mit einer Art von Neugier an und entdeckte etwas dazwischen, das einer alten Halsbinde glich. Ich nahm es sogleich und hielt es unter ein Gaslicht. Das Muster bestand aus halb verwischten lila Streifen, die auf dem schmutzigen schwarzen Grunde quer und quer wie bei Drell zusammenliefen. Ich sah nach den Enden — das eine war abgerissen.

Wie ich es anfing, um mein athemloses Erstaunen bei dieser Entdeckung zu verbergen, weiß ich selbst nicht, aber das weiß ich, daß ich mich bemühte, eine sichere Stimme anzunehmen, und ruhig meine Kerzen forderte, als der Mann und die Frau, nachdem sie ihre übrigen Kunden bedient hatten, mich fragten, was mir gefällig sey. Als Ersterer die Kerzen herunternahm, wirbelte es mir im Kopfe, um etwas zu ersinnen, auf welche Weise ich mich der Halsbinde bemächtigen könne, ohne Verdacht zu erregen. Durch Zufall und ein bischen Geistesgegenwart, mir denselben zu Nutze zu machen, gelangte ich in einem Augenblicke zu dem Besitze des Gegenstandes. Als der Mann nämlich die Lichter gezählt hatte, forderte er von der Frau etwas Papier, um dieselben einzuwickeln. Das, was sie ihm gab, war zu dem Zwecke viel zu klein und zu dünn, aber sie behauptete, ihm nichts Besseres geben zu können, da alles während des Tages verbraucht sey. Er ward sehr böse, daß sie so schlecht damit umgehe. Gerade, als sie anfangen wollten, sich heftig zu streiten, trat ich wieder zu dem anderen Ladentische und nahm wie von ungefähr die alte Halsbinde aus dem Bündel und sagte so leichthin wie es mir nur möglich war:

„Ach lassen Sie es doch gut seyn und lassen Sie doch meine Kerzen nicht Veranlassung zu heftigen Worten zwischen Ihnen geben! Binden Sie diesen alten Flicken mit einem Faden um dieselben, dann kann ich sie ganz gut nach Hause tragen."

Der Mann schien auf etwas starkes Papier bestehen zu wollen, die Frau hingegen, als ob sie sich freue, eine Gelegenheit zu haben, ihn zu ärgern, nahm rasch die Kerzen weg und band sie schnell in die alte zerrissene Halsbinde. Er war so wüthend, daß ich fürchtete, er werde die Frau in meiner Gegenwart schlagen, aber glücklicher Weise kam eine andere Kunde und nöthigte ihn, seine Hände zu friedlicheren und geeigneteren Zwecken zu gebrauchen.

„Auf dem andern Tische liegt ja ein ganzer Haufen von aller Art Sachen," sagte ich zu der Frau, als ich ihr die Lichter bezahlte.

— „Ja, die alle zum Verkaufe von einem armen Geschöpfe aufgehäuft sind, die ein träges Unthier zum Manne hat, der seine Frau alle Arbeit thun läßt, während er alles Geld durchbringt," antwortete die Frau, mit einem boshaften Seitenblick auf ihren Mann.

„Er kann aber wahrlich nicht viel Geld zum Durchbringen haben, wenn seine Frau keine bessere Beschäftigung hat, als so alte Sachen zu sammeln," sagte ich.

— „Es ist nicht ihre Schuld, wenn sie keine bessere Arbeit hat," erwiderte die Frau etwas gereizt; „sie ist zu Allem erbötig: auf Tagelohn gehen, waschen, aus den Wochen pflegen, leere Häuser hüten — sie nimmt mit jeder Arbeit fürlieb. Sie ist meine Halbschwester, und ich muß es doch wohl wissen, denke ich."

„Sagten Sie nicht, sie gehe auf Tagelohn aus?" fragte ich und nahm einen Ton an, als wisse ich Jemand, der sie in der Weise beschäftigen könne.

— „Ja, allerdings sagte ich das," antwortete die Frau, „und wenn Sie ihr einen Verdienst zuwenden können, so werden Sie einem armen Geschöpfe, das sich keine Mühe verdrießen läßt und das es sehr bedarf, einen Dienst erzeigen. Sie wohnt da unten an den Schleusen, von hier rechts, nennt sich Horlich und ist eine grundehrliche Frau. — Nun, Madame, was wäre Ihnen gefällig?"

Eine andere Person trat gerade ein und nahm ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Ich verließ den Laden, ging die Krümmung hinunter, die zu den Schleusen führt, sah nach dem Namen der Straße, so daß ich dieselbe wiederfinden konnte, und lief dann so schnell wie möglich nach Hause.

Vielleicht war es die Erinnerung an meinen seltsamen Traum oder vielleicht der erschütternde Eindruck der eben gemachten Entdeckung, kurz, ich fürchtete mich, ohne zu wissen weßhalb, und sehnte mich, in meinem eigenen Zimmer unter Obdach zu seyn.

O wenn Robert zurückkommen sollte! — welch' eine Erleichterung und Hülfe würde es jetzt seyn, wenn Robert zurückkäme!

Den 1. Mai. Das erste Geschäft, das ich gestern Abend, als ich nach Hause kam, vornahm, war, die zerrissene Halsbinde auf dem Tische zu glätten. Dann nahm ich das Ende, das sich in der Hand der armen Mary gefunden hatte und machte es ebenfalls glatt. Es paßte ganz genau an die abgerissene Seite. Ich legte die beiden Theile zusammen und es war mir eine Genugthuung, daß kein Zweifel obwalte.

Diese Nacht hatte ich kein Auge zu. Eine Art Fieber bemächtigte sich meiner und mich verlangte unendlich darnach, nach dieser ersten Entdeckung mehr ausfindig zu machen, wobei die Gefahr für mich nicht in Frage kam. Die Halsbinde ward mir nun wirklich zu dem Leitfaden, den ich in meinem Traume zu sehen glaubte und dem zu folgen ich beschlossen hatte. Diesen Abend nun wollte ich nach der Rückkehr von den Leuten, bei denen ich arbeite, zu Mrs. Horlich gehen.

Ich fand leicht nach den Schleusen. Ein buckliger Zwerg stand an der Straßenecke und rauchte seine Pfeife. Da in seinem Gesichte und in seinen Blicken etwas Unangenehmes lag, so fragte ich denselben nicht, wo Mrs. Horlich wohne, sondern ging nach den Schleusen hinunter, wo ich einer Frau begegnete, die ich fragte und die mich nach der richtigen Nummer wies. Ich klopfte an die Thür, und Mrs. Horlich selbst, eine magere, leidende und dürftig aussehende Frau, rief: „Herein!" Ich sagte ihr sogleich, daß ich gekommen sey, sie zu fragen, welches ihre Bedingungen bei'm Ausgehen auf Tagelohn seyen. Sie sah mich einen Augenblick starr an und beantwortete meine Frage höflich genug.

„Sie scheinen erstaunt zu seyn, daß eine Fremde, wie ich, Sie hat auffinden können?" sagte ich. „Gestern Abend hörte ich zuerst von Ihnen durch eine ihrer Verwandten auf eigentlich ungewöhnliche Weise." Ich erzählte ihr Alles, was in des Kerzenhändlers Laden vorgefallen war, wobei ich das Bündel Lumpen, so wie den Umstand, daß ich die Lichter in einer abgerisse-

nen Halsbinde mit nach Hause genommen hätte, so oft wie möglich mit einflocht.

— „Es ist, soviel ich weiß," sagte Mrs. Horlich bitter, „das erste Mal, daß Etwas, was ihm gehört hat, zu Etwas nütze gewesen ist."

„Wie? die alte Halsbinde gehörte Ihrem Manne?" sagte ich wie von ungefähr.

— „Ja, ich steckte den schmutzigen Flicken mit dem Uebrigen in das Bündel, und wünschte, ich hätte ihn auch so mit hineinstecken können," sagte die Frau, „ich hätte ihn an jeden Lumpenhändler billig verkauft! Da steht er oben an den Schleusen und raucht träge seine Pfeife. Schon seit Wochen hat er nicht mehr gearbeitet und er ist das faulste bucklige Unthier in ganz London!" Sie zeigte dabei auf den Mann, an dem ich bei dem Eingange zu den Schleusen vorbeigegangen war. Meine Wangen fingen zu glühen und meine Knie zu zittern an, denn ich wußte, daß ich, wenn der Eigenthümer der Halsbinde bezeichnet war, einen Schritt zu einer neuen Entdeckung that. Ich wünschte Mrs. Horlich gute Nacht und sagte, daß ich schreiben und den Tag bezeichnen würde, wann ich ihrer bedürfe. Was ich so eben gehört hatte, gab mir Gedanken ein, denen zu folgen ich erschrak. Ich habe Leute sagen hören, daß sie bisweilen fast ganz gedankenlos seyen. Nach ihrer Beschreibung eines solchen Zustandes war es mir, als befinde ich mich darin, als ich wieder von den Schleusen hinausging. Es schwindelte mir im Kopfe und meine Augen schienen unfähig zu seyn, irgend etwas Anderes zu sehen, als die Gestalt des kleinen buckligen Mannes, der noch an derselben Stelle seine Pfeife rauchte. Ihn nur konnte ich sehen und an weiter nichts denken, als an die Wunde an der Schläfe meiner armen dahingeschiedenen Mary. Ich muß wirklich wie von Sinnen gewesen seyn, denn als ich mich nahe bei dem buckligen Manne befand, stand ich plötzlich stille, ohne es zu wollen. Noch einen Augenblick vorher war es mir nicht in den Sinn gekommen, mit ihm zu sprechen, auch wußte ich nicht, was ich ihm sagen sollte und was die sicherste Art wäre, um das Gespräch anzuknüpfen, und doch schien in dem Augenblicke, als ich mich ihm gegenüber befand, eine Macht von außen mich stille stehen und mich reden zu lassen, ohne im voraus Etwas zu erwägen, ohne an die Folgen zu denken, ohne zu wissen, möchte ich fast sagen, welche Worte ich sprach, bis dieselben meinem Munde entfuhren.

„Wußten Sie, als Ihre alte Halsbinde abgerissen ward, wußten Sie damals," sagte ich, „daß das eine Ende derselben in den Lumpenladen kam und das andere in meine Hände gelangte?"

Er starrte und gaffte mich an und wechselte die Farbe. Durch meine plötzliche Rede war er allzu erstaunt, um antworten zu können. Als er die Lippen öffnete, sagte er eher zu sich selbst, als wie zu mir:

„Sie sind das Mädchen nicht."

— „Nein," sagte ich, wobei ich ein seltsames Herzklopfen fühlte, „ich bin ihre Freundin."

Er hatte sich von seinem Erstaunen erholt und schien sich zu versehen, daß er mehr gesagt habe, als er hätte sollen.

„Sie mögen die Freundin seyn, von wem Sie wollen," sagte er grob, „nur schwatzen Sie keinen Unsinn hier! Ich kenne Sie nicht und verstehe Ihre dummen Scherze nicht!" Als er diese letzten Worte gesagt hatte, wandte er sich schnell von mir ab. Vom ersten Augenblicke an, wo ich mit ihm sprach, konnte er mich nicht offen ansehen.

War es seine Hand, die sie schlug?

Ich hatte nur einen halben Schilling bei mir, aber ich nahm denselben aus der Tasche und folgte ihm. Wenn es auch eine Fünfpfundnote gewesen wäre, so hätte ich in meiner damaligen Lage dasselbe gethan.

„Würde eine Kanne Bier dazu beitragen, mich zu verstehen?" sagte ich und reichte ihm den halben Schilling.

— „Eine Kanne ist eben nicht viel," antwortete er und nahm das Geld unschlüssig.

„Es kann zu etwas Besserem führen," nahm ich wieder das Wort.

Seine Augen fingen an zu funkeln und er kam nahe zu mir heran. O wie meine Kniee zitterten und wie mein Kopf schwindelte!

„Nicht wahr, es ist doch Alles auf freundschaftlichem Wege?" fragte er flüsternd.

Ich nickte mit dem Kopfe; für Alles in der Welt hätte ich in dem Augenblicke nicht sprechen können!

„Natürlich auf freundschaftlichem Wege," sagte er weiter zu sich selbst, „denn sonst würde wohl ein Polizeidiener dabei seyn. — Ich setze voraus, daß sie Ihnen sagte, daß ich der Mann nicht war."

Ich nickte abermals; — ich konnte mich kaum aufrecht halten.

„Es wird wohl eine Drohung seyn, ihn anzugeben, und ihn zu veranlassen, die Sache stillschweigend für ein oder zwei Pfund abzumachen. — Wie viel soll ich haben, wenn ich ihn Ihnen in die Hände liefere?"

— „Die Hälfte." Ich fing an zu fürchten, daß er Argwohn schöpfen würde, wenn ich noch länger schwiege. Die Augen des Schurken blinzelten wieder und er kam noch näher.

„Ich fuhr ihn nach dem 'Rothen Löwen', Ecke der Doddstreet und Rudgelystreet. Das Haus war zugeschlossen, aber er ward in die Thür, die zur Trinkstube führt, eingelassen, als ob er dem Wirthe bekannt sey. So viel kann ich Ihnen sagen und weiß gewiß, daß ich mich nicht irre. Es war das letzte Fuhrgeld, das ich zur Nachtzeit einnahm. Am folgenden Morgen gab mir der Herr den Futtersack. Er sagte, ich entwende heimlich sein Geld und sein Getreide. Ich wollte, ich hätte es gethan!"

Hieraus schloß ich, daß der bucklige Mann ein Droschkenführer gewesen sey.

„Warum reden Sie nicht?" sagte er argwöhnisch. „Oder hat sie Ihnen vielleicht eine Menge Lügen über mich gesagt? Was sagte sie denn, als sie nach Hause kam?"

— „Was hätte sie denn sagen müssen?"

„Sie hätte sagen müssen, daß mein Fahrgast betrunken war, und daß sie ihm in den Weg kam, als er gerade in die Droschke steigen wollte, damit hätte sie zu erzählen anfangen müssen."

— „Nun und dann?"

„Dann streckt mein Fahrgast, um sie zu hemmen und zu fangen, das eine Bein aus, — sie strauchelt und greift nach

mir, um sich zu retten, wobei sie das mürbe Ende meiner alten Halsbinde abriß. 'Was soll das bedeuten, Sie Unmensch?' sagte sie, wobei sie sich nach meinem Fahrgaste umwendet; sobald sie wieder auf ihren Füßen steht, sagt mein Fahrgast zu ihr: 'Ich will Sie lehren, höflich zu reden!' wobei er sie mit der Faust schlägt und — aber was haben Sie und warum sehen Sie mich dabei so an? Wie können Sie nur denken, daß ein Mann von meiner Körperbeschaffenheit ihre Partei gegen einen Mann hätte nehmen können, der groß genug war, mich zu verschlingen? Sehen Sie mich nur an, so viel Sie wollen, in meiner Stelle würden Sie dasselbe gethan haben, nämlich abgefahren seyn, wenn er Ihnen die geballte Faust entgegengehalten und Ihnen den Tod geschworen hätte, wenn Sie nicht sofort auf- und davonjagten."

Ich sah, daß er sich in Wuth hineinarbeitete, und hätte mein Leben auch davon abgehangen, so hätte ich keinen Augenblick länger in seiner Nähe stehen bleiben und ihn ansehen können.

Ich fing gerade an, herauszustammeln, daß ich lange gegangen, und daß, da ich nicht an vieles Gehen gewöhnt sey, ich mich angegriffen und schwindelig fühle. Als ich mich so entschuldigte, diente das zu nichts, als daß sein Zorn in Trotz und Murren überging. Ich ging etwas weiter von ihm weg und sagte ihm, daß, wenn er am nächsten Abend am Eingange zu den Schleusen seyn wollte, ich ihm etwas mehr zu sagen und zu geben haben würde. Er murmelte als Antwort einige Worte des Argwohns in sich hinein, daß er nämlich geneigt sey, mein Wiederkommen zu bezweifeln. Glücklicher Weise ging ein Polizeidiener an der entgegengesetzten Seite der Straße vorüber und unmittelbar nach den Schleusen hinunter, also konnte ich frei entkommen.

Wie ich nach Hause gelangte, kann ich nicht sagen, nur glaube ich, lief ich den größten Theil des Weges. Sarah öffnete die Thür, und so wie sie mich nur ansah, fragte sie gleich, ob mir Etwas fehle. Ich antwortete: „Mir fehlt nichts, gar nichts!" Als ich in mein Zimmerchen wollte, versperrte sie mir den Weg und sagte: „Glätten Sie Ihr Haar ein wenig und ziehen Sie Ihren Kragen etwas zurecht, es wartet ein Herr auf Sie." Mein Herz schlug freudig, denn ich wußte augenblicklich, wer es war, und ich lief wie rasend in das Zimmer.

„O Robert, Robert!" — in diesen Worten lag mein ganzes Herz!

— „Großer Gott, Anna, ist irgend Etwas passirt? — bist Du krank?"

„Mary! meine arme dahingeschiedene, ermordete, theure Mary!" Das war Alles, was ich sagen konnte, ehe ich mich an seine Brust warf.

Den 2. Mai. Mißgeschick und getäuschte Erwartungen haben ihn etwas verstimmt, aber gegen mich ist er unverändert, denn er ist so gut, so mild, so freundlich und so treu liebend wie immer. Ich glaube, kein anderer Mann auf der Welt hätte der Erzählung von Mary's Tode mit solcher Theilnahme und solchem Mitleiden zuhören können, wie er. Anstatt mich irgendwo plötzlich zu unterbrechen, trieb er mich, mehr zu erzählen, als ich eigentlich beabsichtigt hatte, und als ich geendigt, waren seine ersten edelmüthigen Worte, mich zu versichern, daß er selbst danach sehen würde, daß der Rasen auf Mary's Grab gelegt und die Blumen umhergepflanzt würden. Fast hätte ich auf meine Kniee sinken und ihn anbeten können, als er mir das versprach. Gewiß, dieser beste, gütigste, edelste Mann kann nicht immer unglücklich seyn! Meine Wangen glühen bei dem Gedanken, daß er nur mit wenigen Pfunden in der Tasche zurückgekehrt ist, nach all' seinen sauren und redlichen Anstrengungen, in Amerika weiter zu kommen. Es müssen dort schlechte Leute seyn, wenn ein Mann wie Robert nicht glücklich unter ihnen seyn konnte. Er spricht jetzt ganz ruhig und ergeben davon, daß er suchen wolle, eine wenn auch noch so untergeordnete Beschäftigung, wodurch ein Mann in dieser großen Stadt redlich sein Brod erwerben kann, zu erlangen, er, der Französisch versteht und so wunderhübsch schreibt! O wenn die Herren, die Stellen zu vergeben haben, Robert so gut kennten, wie ich, welchen Gehalt würde er dann bekommen und zu welchem Posten würde er gewählt werden!

Während des Schreibens dieser Zeilen bin ich allein; Robert ist nach den Schleusen gegangen, um mit dem herzlosen Schurken, mit dem ich gestern sprach, zu unterhandeln. Er sagt, die Creatur — ich will ihn nicht einen Mann nennen, muß bearbeitet und hinsichtlich Mary's Tode getäuscht werden, so daß wir das Ungeheuer, das in seiner Trunkenheit Mary tödtete, gewiß entdecken und der Gerechtigkeit werden überliefern können. Mein Gemüth wird nicht eher ruhig werden, bis ihr Mörder in Gewahrsam gebracht ist, und bis ich gewiß bin, daß er für sein Verbrechen bestraft werden wird. Ich wollte mit Robert nach den Schleusen gehen, aber er sagte, es werde am besten seyn, wenn er allein das Uebrige der Nachforschungen verfolge, denn meiner Kraft und Entschlossenheit sey schon zu viel zugemuthet. Auch lobte er mich wegen meines Fleißes, wodurch ich in dieser Zeit so viel Geld habe aufbringen können, — aber ich schäme mich fast, das selbst niederzuschreiben. — Ueberdieß wäre es nicht nöthig, denn Lob aus seinem Munde gehört zu den Dingen, die ich bis zu dem letzten Tage meines Lebens behalten werde.

Den 3. Mai. Es währte gestern Abend sehr lange, bis Robert zurückkam und mir erzählen konnte, was er ausgerichtet habe. Nach meiner Beschreibung erkannte er leicht den Buckligen an der Ecke der Schleusen, aber es war sehr schwer, des feigen Bösewichts Mißtrauen, das er gegen ihn als einen Ausländer und einen Mann hatte, selbst mit Gelde zu besiegen. Nachdem dieses aber geschehen, war die größte Schwierigkeit beseitigt. Der Bucklige, angereizt durch das Versprechen von mehr Geld, ging auf der Stelle nach dem „Rothen Löwen" und fragte nach dem Manne, den er in seiner Droschke dorthin gebracht habe. Robert folgte ihm und wartete an der Straßenecke. Er brachte Nachrichten von ganz unerwarteter Art. Der Mörder — ich kann ihn nicht anders nennen — sey noch an demselben Abende, nachdem er nach dem „Rothen Löwen" gefahren, krank geworden, habe sich von Zeit zu Zeit zu Bette gelegt und müsse dasselbe noch bis zu diesem Augenblicke hüten. Seine Krankheit sey der Art, wie starkes Trinken dieselbe gewöhnlich mit sich bringe und die sowohl auf den Körper, wie auch auf das Gemüth wirke. Die Leute in dem Wirthshause haben den Zustand Delirium genannt. Bei diesen Nachrichten

beschloß Robert, zu versuchen, ob er nicht zu seinem Ziele gelangen könne, wenn er selbst in das Wirthshaus gehe und als ein Freund des kranken Mannes oben im Hause nach demselben frage. Er machte zwei wichtige Entdeckungen. Erstens erfuhr er den Namen des Arztes, der ihn behandelte, und zweitens wußte er den Kellner so in der Schlinge zu fangen, daß er den Namen des mörderischen Schurken nannte. Diese letzte Entdeckung steht in unbeschreiblich schrecklichem Zusammenhange mit Mary's furchtbarem Tode. Noah Pruscott, wie sie mir selbst während der letzten Unterhaltung, die ich mit ihr hatte, erzählte, war der Name des Trunkenboldes, dessen Beispiel ihren Vater in's Verderben stürzte, und Noah Pruscott heißt auch der Mann, dessen Wuth sie in seiner Trunkenheit tödtete. In dieser furchtbaren Thatsache liegt Etwas, was Einen schaudern macht, etwas Verhängnißvolles und Uebernatürliches. Robert stimmt mit mir überein, daß die Hand der Vorsehung meine Schritte zu jenem Laden geleitet habe, von dem alle bisherigen Entdeckungen ausgingen. Er ist der festen Ueberzeugung, daß wir dazu ausersehen seyen, eine gerechte Vergeltung zu bewirken, und wenn er auch seinen letzten Heller daran wenden soll, so will er, daß die Nachforschung bei einem Gerichtshofe vollständig zu Ende gebracht wird.

Den 4. Mai. Robert ging heute, um einen Advocaten zu Rathe zu ziehen, den er von früher her kannte. Derselbe zeigte freilich bei dem Berichte von dem Todesfalle und den Vorfällen, die demselben gefolgt waren, Interesse, aber doch nicht den Eifer, wie er eigentlich hätte sollen. Er gab Robert ein besonderes Billet an den Arzt, der den mit zweifacher Schuld beladenen Bösewicht behandelte. Robert ließ den Brief dort, sprach wieder vor und traf den Doctor, der ihm sagte, daß sein Patient auf dem Weg der Besserung sey und höchst wahrscheinlich in 10 oder 14 Tagen das Bett werde verlassen können. Dieses theilte Robert dem Advocaten mit; derselbe hatte es übernommen, das Wirthshaus hinreichend bewachen und für die nächsten vierzehn Tage auf den Buckligen (als den wichtigsten Zeugen) ein wachsames Auge richten zu lassen. Hier hört der Verlauf dieser schrecklichen Angelegenheit eine Zeitlang auf.

Den 5. Mai. Robert hat eine zeitweilige Beschäftigung bei seinem Freunde, dem Advocaten, erhalten, für den er abschreibt. Ich arbeite emsiger als je an meiner Nätherei, um die kürzlich verlorene Zeit wieder einzuholen.

Den 6. Mai. Heute war Sonntag und Robert schlug vor, Mary's Grab zu besuchen. Er, dessen Herzensgüte bei jeder Gelegenheit hervortritt, hat schon Zeit gefunden, das Versprechen, das er mir am ersten Abend unseres Wiedersehens gab, auszuführen, denn das Grab ist durch seine Anordnung bereits mit Rasen belegt und rund umher mit Stauden bepflanzt. Einige Blumen befinden sich auch darauf und ein kleiner Grabstein, um die Stelle, wo mein armer dahingeschiedener Liebling ruht, zu bezeichnen. O ich hoffe, mit Robert recht lange vereinigt zu leben, denn ich habe lange Zeit nöthig, um ihm meine Dankbarkeit zu beweisen!

* * *

Den 20. Mai. Heute ward mein Muth hart auf die Probe gestellt, ich habe auf dem Polizeiamte Zeugniß abgelegt und das Ungeheuer, welches sie ermordete, gesehen. Ich konnte ihn nur ein einziges Mal ansehen, und sah nur, daß er von riesiger Gestalt war, und daß er sein mürrisches, finsteres, thierisches Gesicht auf die Zeugenloge gerichtet hatte und mich mit seinen Blut-unterlaufenen, stieren, grassen Augen anstarrte. Ich versuchte einige Minuten diesen Blick auszuhalten und sah ihn fest an, sah auf sein aufgedunsenes Gesicht, auf sein kurzes grau gesprenkeltes Haar, auf seine knochige, mörderische Hand, die lose über die Barre hing, vor der er stand, wie die Klaue eines wilden Thieres über den Rand seiner Höhle hervorsieht. Es überkam mich ein Abscheu vor ihm, als ich so seinem Blicke die Stirne bot, und darauf ein Schauer, als ich sah, daß er bereits im Alter ergraut war, und halb ohnmächtig und schauernd wandte ich mich ab. — Ich sah ihn nicht wieder an, und als meine Aussage zu Ende war, zog Robert mich sorglich hinaus.

Als wir noch einmal auf das Ende der Unterhandlung zurückkamen, erzählte er mir, daß der Gefangene weder gesprochen noch seine Stellung verändert habe. — Entweder hatte ihn die Roheit seines Temperamentes ganz verhärtet, oder seine Geisteskräfte hatten sich noch nicht von der Krankheit, die ihn kürzlich erschüttert hatte, erholt. Der Richter schien zu bezweifeln, ob er zurechnungsfähig sey, aber die Aussage des Arztes beseitigte diese Ungewißheit, und der Gefangene ward verhaftet, weil man ihn des Versuchs auf Todschlag beschuldigte. Warum beschuldigte man ihn nicht des Mordes? — Robert erklärte mir das Gesetz, als ich ihn darum befragte. Ich nahm die Erklärung an, aber sie befriedigte mich nicht. Mary Mallinson ward durch einen Schlag von der Hand des Noah Pruscott getödtet, — das ist im Angesichte Gottes ein Mord. Warum ist es bei den Gerichten hier auf Erden nicht dasselbe?

* * *

Den 18. Juni. Der morgende Tag ist zu dem Verhöre in Old Bailey festgesetzt. Vor Sonnenuntergang ging ich diesen Abend nach Mary's Grabe. Der Rasen ist so grün geworden, seit ich ihn zuletzt sah, und die Blumen schießen so niedlich in die Höhe. — Ein Vögelchen, das sein Gefieder putzte, saß auf dem kleinen weißen Grabsteine, der die Inschrift ihres Namens und ihres Alters trägt. Ich blieb in der Ferne stehen, um das Thierchen nicht zu stören. Es sah auf dem Grabe so unschuldig und niedlich aus, wie auch Mary es immer that. Als es wegflog, setzte ich mich ein wenig bei dem Grabsteine nieder und las die traurigen Zeilen auf demselben. Ach mein geliebter Engel, was für Unrecht und Leid hast du in deinem Leben Anderen zugefügt, daß du mit achtzehn Jahren von den Händen eines Trunkenboldes sterben mußtest? — —

Den 19. Juni. Das Verhör. Meine Kenntniß von dem, was dort vorging, ist beschränkt, so wie meine Erinnerung von dem, was auf dem Polizeiamte verhandelt wurde, da ich damit beschäftigt war, mein eigenes Zeugniß abzulegen. Während des Verhörs ward ich viel mehr befragt, als vor dem Magistrate. Bei Kreuz- und Querfragen mußte ich in alle Einzelnheiten, Mary betreffend, eingehen, und auch hinsichtlich der Beerdigung, die ich in dieses Tagebuch niedergeschrieben habe. Die Geschworenen horchten auf jedes meiner Worte mit der größten Aufmerksamkeit. Am Ende des Verhöres sagte der Richter einige Worte zu meinem Lobe und dann gab es ein Beifallklatschen

unter den Leuten im Gerichtshofe. Ich war so aufgeregt und so ergriffen, daß ich am ganzen Leibe zitterte, als man mich hinausführte. Ich sah auf den Gefangenen, sowohl beim Ein- als beim Austreten aus der Zeugenloge. Die finstere Roheit seines Gesichtes war unverändert, aber seine Geisteskräfte schienen mehr angeregt und mehr gespannt zu seyn, als es auf dem Polizeiamte der Fall war. Während ich Mary's Namen nannte und die Wunde an ihrer Schläfe beschrieb, überzog eine furchtbare bläuliche Blässe sein Gesicht und er athmete so schwer, daß die Athemzüge deutlich hörbar waren. Als ich gefragt ward, ob ich irgend etwas über den Gefangenen wisse, und antwortete, daß ich nur das aus Mary's eigenem Munde berichten könne, daß derselbe an ihres Vaters Untergange schuld sey, gab er ein Stöhnen von sich und ließ die Hände schwer auf die Barre fallen. Als ich unter ihm auf meinem Wege aus dem Gerichtshofe vorüberging, beugte er sich plötzlich vorwärts, ob mit mir zu sprechen oder mich zu schlagen, kann ich nicht sagen, denn er ward durch die Gefangenwärter, die an jeder Seite von ihm standen, sogleich wieder in eine aufrechte Stellung gebracht. Während des Fortschreitens des Verhöres waren (wie Robert mir erzählte) die Anzeichen, daß er an abergläubischem Schrecken litt, immer sichtbarer. Als sich der Vertheidiger gerade erhob, um zu reden, schrie er plötzlich mit einer Stimme, die jeden zusammenfahren machte: „Halt!“ — dann war eine Pause und Alle sahen auf ihn. Sein Gesicht war mit dicken Schweißperlen bedeckt und er machte dem Richter ihm gegenüber mit der Hand seltsame wunderliche Zeichen. „Halt! sage ich,“ rief er wieder, „ich habe den Untergang des Vaters und den Tod des Kindes herbeigeführt. Hängt mich auf, ehe ich mehr Verbrechen begehe, hängt mich, um's Himmels willen, hängt mich, damit ich aus der Welt komme!“

Sobald der Eindruck, den diese außergewöhnliche Unterbrechung hervorgebracht, sich gelegt hatte, ward er fortgeführt, und es folgte eine Verhandlung, ob er zurechnungsfähig sey oder nicht. Die Entscheidung wurde dem Verdict der Jury überlassen. Diese fand ihn des Versuches auf Todtschlag schuldig. Er ward wieder vorgeführt und zu „lebenslänglicher Landesverweisung“ verurtheilt. Hierauf rief er wieder die verzweifelnden Worte: „Hängt mich, ehe ich mehr Verbrechen begehe! Um's Himmels willen, hängt mich, damit ich aus dem Wege komme!“

Den 20. Juni. Ich fing den gestrigen Tag mit kummervollem Herzen an, und heute ist mir nicht besser. Es ist wahr, der Mörder bekommt seinen verdienten Lohn, aber mich kann das Bewußtseyn, daß diese gerechte Vergeltung geübt wird, nicht trösten. Nochmals, das Gesetz bestraft Noah Pruscott in der That für sein Verbrechen, aber kann es Mary Mallinson aus ihrem Grabe zurückrufen? — — Während ich die gerichtlichen Verhandlungen beschrieb, hätte ich erwähnen sollen, daß der gefühllose Bösewicht, welcher litt, daß Mary in seiner Gegenwart zu Boden geschlagen ward, ohne daß er den geringsten Versuch machte, sie zu vertheidigen, wahrscheinlich nicht ganz unbestraft davonkommen wird. Der Polizeidiener, der Acht auf ihn gab, um sich seiner Anwesenheit bei dem Verhöre zu sichern, entdeckte, daß derselbe sich außerdem mehrerer Vergehen schuldig gemacht hat, für die das Gesetz ihn verantwortlich machen kann. Er ward vor den Magistrat geladen und geführt in demselben Augenblicke, als er nach dem Zeugenverhöre den Gerichtshof verließ.

So eben hatte ich diese wenigen Zeilen beendet und wollte mein Tagebuch für heute schließen, als an meine Thür geklopft ward. Ich rief: „Herein!“ und dachte, Robert wolle auf dem Heimwege nach seiner Wohnung noch einmal vorsprechen, um gute Nacht zu sagen, sah mir gegenüber jedoch einen fremden Herrn, welcher sogleich nach Anne Rodway fragte. Als er hörte, daß ich dieselbe sey, erbat er sich, fünf Minuten mit mir sprechen zu dürfen. Ich führte ihn in das kleine leere Zimmer hinten im Hause, und wartete etwas erstaunt und beunruhigt, was er mir zu sagen habe. Er war ein von der Sonne gebräunter Mann, von ernstem Wesen und kurzer, strenger Redeweise. Ich glaubte gewiß, in ihm einen Ausländer zu sehen, und doch schien mir ein gewisses Etwas in seinem Gesichte nicht unbekannt zu seyn. Er nahm eine Zeitung aus seiner Tasche und fragte mich, ob ich die Person sey, welche bei dem Verhöre des Noah Pruscott, der des Versuches auf Todtschlag angeschuldigt, als Zeugin aufgetreten sey, was ich sogleich bejahete.

„Ich bin nun fast zwei Jahre in London und suche Mary Mallinson, aber immer vergeblich,“ sagte er; „die erste und einzige Nachricht, die ich von ihr erhalten habe, fand ich gestern in der Zeitung in dem Berichte von dem gerichtlichen Verhöre.“

Noch sprach er ruhig, aber es lag etwas in seinem Blicke, was mir bewies, daß er innerlich litt. Es wandelte mich ein plötzliches Gefühl der Ohnmacht an und ich war genöthigt, mich niederzusetzen.

„Kannten Sie Mary Mallinson, mein Herr?“ fragte ich so ruhig wie ich nur konnte.

— „Ich bin ihr Bruder.“

Bei diesen Worten drückte ich meine Hände verzweifelnd vor die Augen. O das Herzweh, das diese einfachen Worte in mir hervorbrachten, ist nicht zu beschreiben!

„Sie waren sehr gütig gegen sie,“ sagte der ruhige, thränenlose Mann; „ich danke Ihnen in ihrem Namen — ich danke Ihnen!“

— „O mein Herr,“ sagte ich, „warum schrieben Sie ihr nie, als Sie in der Fremde waren?“

„Ich schrieb oft,“ antwortete er, „aber jeder Brief enthielt eine Geldsendung — erzählte Mary Ihnen, daß sie eine Stiefmutter hatte? Wenn sie es that, so können Sie errathen, warum keiner meiner Briefe zu ihr gelangte. Ich weiß jetzt, daß diese Frau meine Schwester beraubte. Hat sie gelogen, als sie mir erzählte, daß sie niemals von Mary's Aufenthalte in Kenntniß gesetzt worden sey?“

Ich erinnerte mich, daß Mary nach ihrer Trennung von ihrer Stiefmutter derselben niemals Nachricht gegeben hatte, und konnte ihn deßhalb versichern, daß die Frau die Wahrheit gesagt.

Darauf schwieg er einen Augenblick und seufzte, dann zog er ein Taschenbuch hervor und sagte:

„Ich habe die Berichtigung aller gesetzmäßigen Ausgaben, welche die gerichtliche Untersuchung vielleicht mit sich gebracht hat, bereits angeordnet, aber ich muß Ihnen die Kosten für die Beerdigung, die Sie so großmüthig bestritten haben, noch wiedererstatten. Verzeihen Sie, wenn ich etwas geradezu über

diesen Gegenstand spreche, aber ich bin gewohnt, alle Geldangelegenheiten als Geschäftssachen anzusehen."

Ich sah, daß er einige Banknoten aus seinem Taschenbuche nahm, wobei ich ihn jedoch inne halten ließ.

„Ich werde dankbar die kleine Summe, die ich wirklich bezahlte, zurücknehmen, mein Herr, weil ich es auch gerade nicht übrig habe, und es würde ein verwerflicher Stolz seyn, wenn ich mich weigern wollte, dieselbe von Ihnen anzunehmen; aber ich sehe in Ihren Händen Banknoten, von denen schon eine einzige den Betrag meiner Auslagen weit übersteigt. Bitte, mein Herr, legen Sie sie zurück. Was ich für Ihre arme verstorbene Schwester gethan habe, geschah aus Liebe und Anhänglichkeit für diese — dafür haben Sie mir gedankt und Ihr Dank ist mir der schönste Lohn."

Bis jetzt hatte er seine Gefühle bemeistert, aber ich sah, daß sie anfingen, die Oberhand zu gewinnen. Sein Auge wurde feucht und er nahm meine Hand, die er fest drückte.

„Ich bitte Sie um Verzeihung!" sagte er, „ich bitte Sie von ganzem Herzen um Verzeihung!"

Dann saßen wir eine Weile stumm einander gegenüber, denn ich weinte, und ich glaube, ich glaube es von ganzem Herzen, er weinte auch. Endlich ließ er meine Hand fallen und schien vermöge einer gewaltsamen Anstrengung zu seiner früheren Ruhe zurückzukehren.

„Steht Ihnen Keiner nahe, dem ich einen Dienst erzeigen könnte?" fragte er. „Ich lese unter den Zeugen bei dem Verhöre den Namen eines jungen Mannes, der Ihnen bei den Nachforschungen, die zu des Gefangenen Ueberführung leiteten, beigestanden zu haben scheint. Ist er vielleicht ein Verwandter von Ihnen?"

— „Nein, mein Herr, — wenigstens jetzt noch nicht — aber ich hoffe ....."

„Was?" — —

— „Ich hoffe, daß er mir eines Tages der nächste und theuerste Verwandte seyn wird, den ein weibliches Wesen nur haben kann." Ich sagte muthig diese Worte, weil ich befürchtete, er möge sonst eine falsche Ansicht von der Bekanntschaft zwischen Robert und mir bekommen.

„Eines Tages?" wiederholte er; „das möchte eine lange Zeit von nun an seyn."

— „Keines von uns ist bemittelt, mein Herr," sagte ich; „eines Tages will sagen, wenn wir ein wenig reicher sind, als es jetzt der Fall ist."

„Ist der junge Mann unterrichtet? Besitzt er schriftliche Zeugnisse hinsichtlich seines Charakters? Haben Sie die Güte, seinen Namen und Adresse auf die Rückseite dieser Karte zu schreiben.

Als ich das gethan und zwar in einer Handschrift, die, wie ich fürchtete, eben nicht zu meiner Empfehlung diente, nahm er eine andere Karte und reichte sie mir.

„Ich werde England morgen verlassen," nahm er wieder das Wort, „denn es fesselt mich jetzt nichts in meinem Vaterlande. Wenn Sie sich jemals in einer schwierigen Lage oder in Noth befinden sollten, was Gott verhüten möge, so wenden Sie sich an meinen Agenten in London, dessen Adresse Sie hier haben." Dann hielt er inne und sah mich aufmerksam an — und erfaßte meine Hand dann wieder.

— „Wo liegt sie begraben?" fragte er plötzlich mit leiser Stimme, wobei er sich abwandte.

Ich sagte es ihm und fügte hinzu, daß wir das Grab so hübsch wie es in unseren Kräften gestanden mit Rasen und Blumen ausgeschmückt hätten.

Ich sah, daß seine Lippen erblaßten und zuckten.

„Gott segne und belohne Sie!" sagte er, zog mich schnell an sich und küßte mich auf die Stirn.

Ich war ganz überwältigt und sank nieder und verbarg mein Gesicht auf dem Tische. Als ich aufsah, war er verschwunden.

* * *

Den 25. Juni 1841. Ich schreibe diese Zeilen an dem Morgen meines Hochzeittages, nachdem etwas länger als ein Jahr verflossen ist, seit Robert nach England zurückkehrte. Sein Gehalt ist gestern auf 150 Pfund gestiegen. Wenn ich nur wüßte, wo Herr Mallinson sich aufhält, so würde ich ihm schreiben und ihm von unserem jetzigen Glücke erzählen, denn was die Stellung anbetrifft, die seine Güte Robert verschafft hat, so hätten wir ohne dieselbe noch lange auf den Tag, der nun herangekommen ist, warten können.

Ich bin zu Hause und nähe für unseren kleinen Haushalt, und Sarah hilft uns in unserer neuen Wohnung. Ach, wenn doch Mary diesen Tag erlebt hätte! Ich bin für die göttlichen Wohlthaten nicht undankbar, aber ach, wie vermisse ich besonders an diesem Morgen jenes holde Angesicht!

Ich stand heute früh genug auf, um allein nach dem Grabe zu gehen und den Blumenstrauß, der da vor mir liegt, von den darauf blühenden Blumen zu pflücken. Ich werde ihn an meine Brust stecken, wenn Robert kommt und mich zur Kirche abholt. Wenn Mary gelebt hätte, so wäre sie meine Brautjungfer gewesen, und ich kann Mary nicht vergessen, selbst an meinem Hochzeitstage nicht.

Das Naturspiel.

Humoreske, nach einem wirklichen Ereigniß.

Mein Vater war ein großer Blumenfreund, jedoch nur als Dilettant, und fand seine größte Freude in der Kultur eines mäßig großen Gartens hinter unserem Landhäuschen vor dem Bockenheimer Thore. Sie wundern sich vielleicht darüber, daß ich von einem Garten und Landhäuschen in jener Lage spreche, aber sie müssen dabei bedenken, daß ich von einem Zeitpunkte rede, welcher um mehr als sechsunddreißig Jahre hinter uns liegt, wo nur zu Anfang der Bockenheimer Chaussee einige bescheidene Landhäuser und Gärtnerwohnungen standen, und an die jetzige ununterbrochene Reihe von stattlichen, palastähnlichen Gebäuden im besten Style noch niemand dachte.

Zu der Zeit, von der ich rede, stießen dagegen manche hübsche Gärten mit bewohnbaren größeren oder kleineren Gar-

tenhäusern an die genannte Chaussee, sämmtlich mehr oder weniger hübsch angelegt und mit sorgsam gepflegten Blumenbeeten; aber unter allen diesen zeichnete sich durch wirklich kunstvolle Anlage und Pflanzen von wirklich größerem Werthe der Garten meines Vaters aus. Ich entsinne mich noch recht gut, mit welcher Genugthuung er dieses Werk seiner Hände zu überschauen pflegte, wenn er an einem Sommerabend unter der Vorlaube des Gartenhauses in seinem Lehnstuhle saß und sein Pfeifchen rauchte und in Ermanglung einer andern vertrauten Person (er war nämlich damals Wittwer) die Aufmerksamkeit irgend eines Freundes auf die verschiedenen Schönheiten seiner Lieblingspflanzen oder auf die Eigenthümlichkeit gewisser Schnitte an seinen Spalierbäumen lenkte.

Einer seiner Bekannten, der ihn häufig besuchte, war ein Herr Benjamin Töppche, ein reichgewordener Kaufmann, der sein Eisengeschäft schlecht und recht betrieb und von Blumenzucht, Landleben und Pflanzenbau ungefähr gerade so viel verstand, als ein Fisch vom Nußknacken. Er war Stadtverordneter und nicht mehr weit vom Senator, denn er war eine gute lustige Haut, hatte allezeit irgend einen schlechten Witz im Munde und war trotz seines Wohlstandes und seiner öffentlichen Würde immer zu irgend einem Uhz oder praktischen Spasse aufgelegt. Allerdings waren seine Späße etwas derber Natur und sein Witz nicht eben fein, aber gerade dieß sicherte ihm ein dankbares Publikum im Bürgerstande, und wenn er Abends in sein „Kolleg" oder seine gewohnte Weinstube bei Jacobi hinter der Schlimmauer kam, lächelten die Stammgäste schon in Aussicht auf irgend eine Schrauberei oder lustige Geschichte. „Ein Uhz ist ein Uhz," pflegte Benjamin Töppche zu sagen, und unstreitig entbehrten seine Scherze doch nicht einer gewissen Originalität, welche sie stadtbekannt machte.

„Wie geht's der Helene Bohres?" war seine ständige Frage, so oft er in unser Haus kam. Dieß gründete sich darauf, daß er einmal meinem Vater von Mainz einen Helleborus purpurascens zum Geschenk mitgebracht hatte, dessen Namen er durchaus nicht zu behalten vermochte, und dem er daher ein ähnlich klingendes Aequivalent substituirt hatte. So oft er auf die Helene Bohres zu sprechen kam, pflegte er auch einige Sekunden lang seelenvergnügt über seinen Witz in sich hinein zu kichern.

Dieser Benjamin Töppche nun saß eines Abends ebenfalls bei meinem Vater im Garten, rauchte sein Pfeifchen und half dem Papa ein Fläschchen feurigen Ahrwein um das andere ausstechen, wobei er lange geduldig und mit faunischem Lächeln einer umständlichen Erörterung seines Freundes über eine neue Sorte von Chrysanthemum zuhörte.

„Hör' nmal, Christian," sagte er, als mein Vater seinen Redefluß einstellte, „von Deinen Gieß-an-der-henum und solche Geschichte verschteh ich Gott verdori de deibel nix! Wer kann des lateinisch oder griechisch oder ebräisch Zeigs do vun Name im Kopp behalte. Awwer wann ich wüßt', daß ich der dermit a Gefalle thun thät, do könnt' ich der ä schö Plänzche abgewwe, wo dervun der Rothschild und der Bethmann noch kä eenzig Stückche in ihre Gärte gekricht hawwe!"

— „Dees wär', Benjamin?" fragte mein Papa hoch aufhorchend und sah den Freund erstaunt an, der aber mit vollem Ernste und behaglichem Kopfwiegen den Blicken seines Wirthes begegnete. „Unn was for ä Planz wär' denn dees?"

„Den Namen," versetzte Benjamin im breitesten Dialekt der 'Fahrgasse', „den Namen kann ich Dir nicht sagen, denn ich habe kein Gedächtniß für die ausländischen Namen. Aber eine schöne Pflanze muß es wohl seyn, denn mein Neveu, der Jean-Noé, hat mir neulich ein Päckchen Samen davon zugeschickt aus Haber-und-Gras, wo er alleweile servirt. Er hat mir aufgetragen, die Samen nur hohen Herrschaften anzubieten, weil die Pflanze noch gar sehr rar wäre und in Europa gar nicht bekannt, und ich hab' davon dem Herzog von Nassau eine Prise geschickt und dem Großherzog von Darmstadt auch eine. Aber für Dich, als meinen alten Freund und Spezel, soll mir's auf ein paar Dutzend Körner auch nicht ankommen. Ein solch geschickter Gärtner, wie Du, wird es den Samen sogleich ansehen, was dahinter steckt, und Du gewinnst vielleicht damit einen Preis auf der nächsten Blumen-Ausstellung. Willst Du sie haben, Christian?"

— „Ei natürlich! ich nehme sie mit herzlichem Dank, Benjamin!" versetzte mein Papa lebhaft. „Schick' mir sie nur bald, damit die Samen noch gut aufgehen! — Wenn's nur nicht zu spät ist! wir sind schon weit im Sommer drinnen."

„Na, sie werden schon noch aufgehen, Christian; aber verwend ja recht viel Sorgfalt auf die Aussaat, denn ich gebe Dir die letzten Samen, und wann sie Dir verderben, so kannst Du sie um keinen Preis der Welt wieder herbeischaffen!"

Hier ward Herrn Benjamin Töppche von einem heftigen Husten befallen, den er der Abendluft beimaaß und dem Umstande, daß ihm Tabaksrauch in die Luftröhre gekommen seye; allein meinen jungen Augen war nicht entgangen, daß der Hustenreiz nur von einer Reihe unterdrückter Lachreize herrührte und daß er wieder in sich hineinkicherte. Mein Vater aber bemerkte nichts davon, denn er war ganz verzückt von dem Gedanken an seine neue Erwerbung.

Töppche gab nun dem Gespräch eine andere Wendung und verabschiedete sich bald darauf unter dem Vorgeben, daß ihm die Luft zu kühl werde für seine Gicht.

„Vergiß mir morgen früh die Samen nicht!" sagte mein Papa noch beim Abschiede zu ihm.

Ich glaube, mein Vater schlief die ganze Nacht hindurch nicht; er pflegte immer sehr früh aufzustehen, aber an jenem Montage war er noch weit früher auf als sonst, und arbeitete schon mit Tagesanbruch im Garten mit der größten Emsigkeit, um ein kleines Mistbeet zur Aufnahme der verheißenen Samen herzurichten.

Beim Frühstück war er in einem wahren Fieber von Ungeduld, daß Benjamin die versprochenen Samen so lange nicht schicke. Endlich aber kam der Laufbursche von Benjamin Töppche mit einem winzig kleinen Medicinfläschchen, worin etwa zwanzig braunrothe, runde Körner lagen, und berichtete: eine Empfehlung von Herrn Benjamin Töppche und er bedaure, nur noch zwanzig Körner senden zu können, aber er habe nur noch diese.

Mein Vater entließ den Jungen mit einem guten Trinkgeld und einer feurigen Danksagung, und machte sich nun an die Untersuchung der Samenkörner, die er vorsichtig in die Handfläche schüttelte und verwundert beguckte und beroch, worauf er

nur ein sehr bedächtiges „Hm, hm!“ hören ließ — ein Zeichen des Zweifels, welches selbst dem Kichern des lustigen Töppche Einhalt gethan haben würde.

Bekanntlich untersuchen alle Gärtner ihre Sachen mit einem Vergrößerungsglas und mittelst der Zunge, und dieß that denn nun auch mein Papa — er nahm eines der Samenkörner und untersuchte es durch sein starkes Mikroskop.

„Ja, meiner Treu! nichts anders!“ murmelte mein Vater, und betrachtete den Samen nochmals durch das Glas. Er hatte irgend etwas Unrechtes gewittert. „Ich glaube gar, es ist ....“ und nun untersuchte er das Samenkorn mit der Zunge, schnalzte mit den Lippen, zerbiß das Korn, runzelte die Stirne, spukte aus, beugte sich noch einmal über sein Mikroskop und rief dann: „Wenn doch diesen Benjamin Töppche der T— holte! Er hat mich uhzen wollen — nichts anders! Es sieht ihm auf ein Haar ähnlich.“ Ich wartete gespannt, was nun folgen werde. „Samen?“ rief mein Papa indignirt; „der Spitzbube hat mir den Rogen von einem Pückling geschickt!“

Ich erinnere mich noch deutlich, wie sehr mich dieser drollige Einfall Benjamin's damals belustigte. Auch mein Vater lachte herzlich trotz seines Aergers, schüttelte die Samen ganz ruhig wieder in die kleine Glasflasche, bevor er sie in seine Kommode verschloß, und sagte ruhig: „Na, warte nur, Benjaminchen! schon gut, schon gut!“ Ich entnahm daraus, daß er seinen Freund in gleicher Münze bezahlen wollte. Trotzdem schrieb er einige Zeilen des Danks an Töppche, und dieser war von dem Gelingen seines Spaßes so überzeugt, daß er denselben in seinem Kolleg und bei Jacobi gewiß manchem Bekannten erzählte und sich für einen feineren Kopf und größeren Humoristen hielt, als den Judd Börne oder als Maaß, den Verfasser des 'Bürger-Kapitäns.'

Allein wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Ungefähr drei Wochen später begegnet Papa Herrn Benjamin Töppche eines Sonnabend Nachmittags auf dem Römerberg. „Heda, was macht die Helene Bohres?“ fragte er.

„Na, schön Dank! es geht gut!“ erwidert mein Vater. „Willst Du nicht morgen mit mir im Garten speisen? Mein Lenche hat einen Rehrücken in der Beize liegen.“

Töppche war nicht der, der einer guten Mahlzeit auswich. Er nahm die Einladung an. — „Ei, Christian! beiläufig gesagt, wie steht es denn mit dem Samen?“ fragte er pfiffig lächelnd und barst beinahe vor unterdrücktem Lachen.

„Was für Samen?“ fragte mein Papa und that, als ob er nichts wüßte.

— „Ach geh' doch, Christian!“ versetzte Töppche, „Du weißt ja, die Samen von der neuen Pflanze! Sind sie schon aufgegangen? Na, das war doch nicht schlecht, nicht wahr?“

Meines Vaters ernstes Gesicht verhinderte allein noch seinen Freund, in ein schallendes Gelächter auszubrechen, wozu er die größte Lust zu haben schien.

„Ach so! na, wenn Du die Samen meinst, die Du mir vor drei Wochen als Seltenheit geschickt hast, Benjamin, so kann ich Dir nur sagen, daß sie vorzüglich gedeihen — kein einziger ist ausgeblieben!“

— „Wie? was?“ rief der Stadtverordnete.

„Ja, in vollem Ernste! die Samen haben alle angeschlagen, und ich kann Dich in allem Ernste versichern, daß es ein wahrer lusus naturae ist.“

— „Ah! wirklich?“ rief Benjamin, welcher diese Worte für den lateinischen Namen von Häring halten mochte.

„Komm' morgen, und Du sollst es mit eigenen Augen sehen. Guten Abend!“

— „Merkwürdig! sehr merkwürdig!“ murmelte Töppche vor sich hin, während mein Vater davoneilte.

Als mein Vater am Abend in das Landhäuschen zurückkehrte, wo wir Sommers immer wohnten, brachte er zwanzig Stücke Pücklinge mit nach Hause. Benjamin Töppche speiste, seinem Versprechen gemäß, bei uns. Ueber Tische sagte mein Papa zu ihm: „Nach dem Kaffee, Benjamin, wann wir unser Pfeifchen geraucht haben, sollst Du selber sehen, wie trefflich Deine Samen gediehen sind!“

Benjamin kraute sich hinter den Ohren und lächelte schwach über meines Vaters Worte. Er hatte während des Essens mehrmals, wie man zu sagen pflegt, auf den Busch geklopft, ob durch irgend ein Versehen wirkliche Samen geschickt worden seyen oder ob mein Papa den Scherz entdeckt habe. Aber mein Vater sprach von nichts anderem als Seelilien, See-Anemonen, Seesternen, Korallenbäumen und anderen Meerwundern, die alle das Aussehen von Gewächsen haben, so daß der gute Benjamin am Ende nur noch einen kleinen Unterschied zwischen einem Stockfisch und einem Tannebaum sah, und seinen „Uhz“ nachgerade nicht mehr für so vollständig gelungen hielt.

Nachdem der Kaffee getrunken und die Pfeife geraucht war, führte mein Papa seinen Gast den Gartenweg hinunter. Man sah ihm an, wie innerlich seelenvergnügt er war. Benjamin Töppche war kleinlaut geworden, denn er begann an all die Bekannten zu denken, denen er die Geschichte von Christian Hasenkopp und den Pücklingseiern erzählt, und bereute es im Stillen, daß er sich nicht auch ein Bischen in der Naturgeschichte umgesehen hatte. So folgte er denn meinem Vater an verschiedenen Beeten mit Pelargonien, Nelken, Lobelien, Lilien und wunderschönen Rosen vorüber, bis sie endlich in einen abgelegenen Winkel des Gartens kamen, wo auf einem frisch umgegrabenen, von schönen Goldregen-Büschen beschatteten Beete zwanzig umgestürzte Blumentöpfe in vier Reihen standen. Hier blieb mein Vater stehen, und sagte: „Hier sind sie, Du mußt Dich aber nicht daran stoßen, daß sie noch nicht größer gewachsen sind, mich dünkt, sie kommen schon ganz gut fort, in Anbetracht, daß sie hier zu Lande zum ersten Mal gepflanzt werden.“

Benjamin erinnerte sich seiner eigenen Worte und brummte etwas vor sich hin, wie „Zum ersten Male hier zu Lande — wer hätte das gedacht! — Meiner Treu, höchst merkwürdig!“ und schaute ganz verdutzt darein.

„Hier!“ sagte mein Vater und hob den ersten Topf auf. Benjamin sah darunter irgend etwas aus dem Boden ragen. — „Wahrhaftigen Gott!“ rief er und setzte seine Brille auf, um genauer zu sehen. Der Gegenstand, der aus dem Boden herausguckte, war die Schnauze eines Pücklings.

— „Deck' ihn nur rasch wieder zu, Benjamin! Die kalte Luft könnte ihm schaden!“ rief mein Vater, der sich das Ansehen gegeben hatte, als ob er die anderen Töpfe untersuche. — „Sieh', dieser hier ist netter, schöner — er hat mehr Sonne gehabt!“

fuhr er fort und deutete auf einen anderen, den er so eben aufgedeckt hatte und dessen Augen gerade über die schwarze Erde emporragten und auf die unverschämteste Weise zu Benjamin heraufstierten.

Herr Töppche ging schweigend weiter, sorgfältig stülpte er den ersten Topf wieder um und untersuchte mit dem bedenklichsten Gesichte von der Welt alle zwanzig Häringe.

„Nicht wahr, Sie gedeihen alle ganz vorzüglich?" fragte mein Papa ganz ernsthaft. „Ist es nicht ein ganz kurioser Anblick?"

— „Sehr kurios," versetzte Benjamin, der nun erst das Sprachvermögen wieder fand. „'s ist merkwürdig! 's ist wunderbar! — Höre, Christian!" sagte er in seinem feierlichsten und ernsthaftesten Tone und nahm meinen Papa geheimnißvoll bei Seite, — „ich kann sagen, Freundchen, ich hielt gestern die ganze Geschichte nur für einen Scherz; aber ich kann Dir mein heiliges Ehrenwort geben, daß ich nicht daran geglaubt haben würde, wenn ich es nicht selber gesehen hätte!"

Nach diesem merkwürdigen Ausspruch kehrte er um und schlenderte langsam nach dem Hause zurück; mein Vater folgte ihm und biß sich auf sein Taschentuch, um nicht in ein schallendes Gelächter auszubrechen.

Ich dagegen blieb zurück, und zog alle zwanzig Bücklinge nach einander aus dem Boden heraus und brachte sie dem Gärtner, der sie mit Genuß verspeiste. Als ich nach dem Hause zurückkehrte, war Herr Benjamin Töppche schon weggegangen, nachdem er mindestens noch ein Dutzendmal geäußert: „Na, 's is merkwürdig! wahrhaftigen Gott, 's is ä Naturgspielche!"

Ph. Sösenberg.

Miscellen.

Ein japanischer Theegarten. Den Eingang bildet ein Cypressenhain, und wenn man diesen durchschritten, so breitet sich der Garten zu einem geräumigen, von Bäumen umgebenen Rasenstücke aus. Hier sind Grotten, geschlängelte Wege und ein künstlicher See, mit den Blüthen der schwimmenden Seerosen bedeckt; dort stehen in Zwischenräumen hübsche Theehäuser im Schatten von Weiden und Sykomoren, und auf der linken Seite des Gartens befinden sich das Küchengebäude und das vornehmste Theegebäude. In dieses trat ich ein und ward mit der gewöhnlichen artigen Begrüßung „O-hei-oh" von der Herrin des Hauses eingeladen, mich zu setzen und Thee zu nehmen. Ich that, wie wenn ich hier zu Hause wäre und machte Gebrauch von meinem kleinen Vorrath von japanischen Worten, welcher sich indeß rasch vermehrte durch den Unterricht einer hübschen Lehrerin, welche neben mir saß und dafür besorgt war, daß ich jedes Wort deutlich aussprach. Ich brachte ihr dagegen einige englische Worte bei, welche sie ganz correct und deutlich aussprach. Ich konnte diese Leute durchaus nicht dazu bewegen, ein Geschenk anzunehmen; sie fürchteten die Spione der Regierung allzusehr; eines der Frauenzimmer ergriff mich am Arme, führte mich an ein Fenster und zeigte mir zwei Individuen, welche mir auf dem Fuße gefolgt und mir bis auf wenige Schritte in den Garten nachgegangen waren. Die Köche waren emsig beschäftigt, für einige erwartete Gäste ein Mittagsbrod zuzubereiten, und ich bemerkte, daß dieselbe Reinlichkeit, welche alle ihre Verrichtungen kennzeichnet, auch bei dem Prozeß des Kochens wahrzunehmen war: in der Küche befand sich ein großer, von laufendem Wasser gespeister Trog, worin Fische und Gemüse sorgfältig gewaschen wurden, während man auf einem weißen Tische von Tannenholz süße Speisen und Confitüren aller Art zurichtete. Ich verweilte länger als eine Stunde hier: die Zahl der Gäste nahm mittlerweile immer mehr zu; die Leute waren zwar sehr artig, untersuchten aber mit ungemeiner Neugier alle Theile meiner Uniform. Als ich auf einem andern Wege nach der Stadt zurückkehrte, traf ich mit einigen meiner Kameraden zusammen, welche ebenfalls gerade im Begriff waren, an Bord zu gehen. — (Aus Tronson's Reise nach Japan.)

Eine mexicanische Amazone. In meiner Jugend (erzählte ein alter Mexicaner unserem Landsmanne Sartorius) kam ich oft auf meinen langen Reisen, als Maulthiertreiber — ich war damals der cargardo eines Atajo einer Maulthierkaravane, — auf eine estancia oder Maierei in dem Staate Durango. Der Caporal oder Oberhirte derselben war ein Freund von mir, allein ein besonderer Anziehungspunkt seines Hauses waren seine beiden Töchter, beide so frisch wie Rosen, und so munter wie Füllen. Namentlich die jüngere, Josefita, hatte es mir angethan; ich war sterblich in sie verliebt und fest entschlossen, um sie anzuhalten und sie zu heirathen. Der Alte mag um meine Absichten gewußt haben und sah mich immer gerne bei sich, weil ich beständig einen guten Schluck Catalan (spanischen Weinbranntwein) und echte Orizava-Cigarren aus dem Süden mitbrachte. Und da ich dazumal kein häßlicher Bursche war und mein Geld gerne unter die Leute brachte, so war auch das Mädchen mir nicht abgeneigt; ja ich glaube, wenn ich frischweg um sie angehalten hätte, würde sie mir keinen Korb gegeben haben. Eines Tages war ich auch dort bei meinen guten Freunden und raffte allmählig meinen Muth zusammen; der Alte wollte mich nicht gehen lassen, und ich ließ mich gerne zurückhalten, obwohl meine Leute schon vorausgezogen waren. Mein zukünftiger Schwiegervater versprach mir eines seiner vorzüglichen Pferde zu leihen, mit welchem ich am andern Tag meinen Atajo leicht einholen könnte. Wenn man verliebt ist, Herr, so läßt man sich etwas Derartiges nicht zweimal sagen. Am Morgen meiner Abreise wurde mir ein edles Roß vorgeführt, dessen unruhiges, feuriges Auge genugsam zu erkennen gab, daß es mit mir wie ein Falke davonfliegen würde. Die ganze Familie gab mir das Geleite bis vor die Hausthüre; ich nehme Abschied; verspreche bald wieder zu kommen, werfe noch einen schmachtenden Blick auf meine Schöne und trete dann zu dem herrlichen Thiere, um als ein geübter Reiter mich in den Sattel zu schwingen. Sobald ich aber nach dem Zügel greife, bockt der Satan von einem Gaule, brummt wie ein Tiger und macht es mir absolut unmöglich, den Fuß in den Sattel zu bringen. Da tritt denn meine Schöne vorwärts und fragt: „Wie, Don Mannel? Ihr könnt nicht einmal dieses zahme Thier reiten?" Damit nahm sie den Zügel in die Hand, sprang wie ein Pfeil in den Sattel, gab dem bösartigen Thier einen Hieb mit der Peitsche, galoppirte anmuthig um die ganze Gesellschaft herum, ritt dann auf mich zu und sagte spöttisch: „So, Don Manuel! jetzt werdet Ihr gewiß im Stande seyn, das Thier zu bändigen!" — So war es denn auch, allein ich war so gedemüthigt und von Schamgefühl überwältigt, und hatte so großen Respekt vor dieser kühnen Reiterin, daß ich jenes Haus nie wieder betrat.

Für die Redaction verantwortlich: Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck der K. Hofbuchdruckerei zu Guttenberg in Stuttgart.

Die beiden Polen.

Aus den Erinnerungen eines Künstlers.

Mitgetheilt von Hans Hellborn.

Das Leben eines Künstlers ist heutzutage vielleicht mehr als jemals ein vielbewegtes. Die materielle Richtung unserer Zeit ist seinem Daseyn nicht hold, wenn er sich nicht dazu bequemen will der Industrie zu dienen. Die Strömung der Zeit wirft den Künstler, welcher unbeirrt von Zeitgeschmack und Mode mit Ausdauer und Energie das hehre Ziel der echten Kunst verfolgt, gewaltig hin und her und selten an ein grünes sattes Gestade, weit häufiger auf einen kahlen kargen Felsen, wo er in einsamer Verlassenheit mühsam sein Daseyn fristet, und von den Erinnerungen an die lachenden Ufer zehrt, an denen ihn sein Lebensstrom vorüber getrieben hat. — Ein solches rauhes wechselvolles Künstlerleben hat auch der wackere Mann geführt, aus dessen Leben wir nachstehende Episode mittheilen wollen. Es mag vielleicht dazu dienen, des verehrten Lesers Interesse einigermaßen zu steigern, wenn wir einen flüchtigen Blick auf seine Lebensgeschichte werfen. Wie so viele der tüchtigsten Künstler aller Zeiten, war unser Freund auf dem Lande geboren, der Sohn eines armen Dorfschulmeisters. Auf dem Lande, wo die Jugend in innigerem Verkehr mit der Natur lebt, als in den engen Städten, erschließt sich in dem kindlichen Gemüth und Geiste auch der Sinn für die Natur rascher, frühzeitiger und vollständiger, als bei den Stadtkindern, und bahnt erfolgreicher die Liebe und das Verständniß zur Natur und ihrem Spiegel, der wahren Kunst, an. So zeigte auch der Mann, von dem wir reden, schon als Knabe ein außergewöhnliches, selbsterwachendes und ohne alle Anleitung durch blose Naturbeobachtung und Nachahmung sich vervollkommnendes Zeichnertalent, auf welches lange niemand achtete. Vom Vater zum Nachfolger in seinem dürftigen Amte bestimmt, kam der damals etwa fünfzehnjährige Knabe in eine Provinzial-Bildungsanstalt für Volksschullehrer und erhielt hier den ersten methodischen Unterricht im Zeichnen von einem Lehrer, der bald des Knaben besondere Anlagen zur Kunst erkannte und so liebreich für seine Weiterbildung sorgte, daß sein begabter Schüler schon nach Jahresfrist mit Unterstützung theilnehmender Freunde eine eigentliche Kunstschule besuchen durfte, an welcher er sich zum Maler ausbildete und bald durch seine Leistungen sich auszeichnete. Der Tod seines Vaters hatte ihm mittlerweile die Pflicht auferlegt, mit dem Ertrag seines Stifts und Pinsels noch zum Unterhalt seiner Mutter und seiner jüngeren Geschwister beizutragen, und anstatt, — wie es sein Wunsch und sein Glück gewesen wäre, — eine deutsche Malerakademie besuchen zu können und zu dürfen, mußte er sich glücklich preisen, in seinem einundzwanzigsten Jahre eine Stelle als Zeichnenlehrer an einer Privattöchterschule höheren Ranges in einer der Vorstädte London's anzunehmen, wo ihm bei einem schönen Gehalt noch Muße genug geboten wurde, sich selbst weiterzubilden und durch Privatunterricht die Mittel zu einem künftigen Aufenthalt in Italien, der sonnigen Heimath und Wiege moderner Kunst, zu erschwingen, denn der Besuch Italiens war der Angelpunkt, um welchen sich alle Wünsche des feurigen energischen Jünglings drehten. Sieben lange Jahre hatte er übrigens zu dienen, ehe er dieses Ziel erreicht, und in den letzten Theil dieses Zeitraums fiel seine Verlobung mit einer jungen Base, die er als Gouvernante in England untergebracht hatte, und der Beginn der Geschichte, die wir auf den nachstehenden Seiten zu erzählen uns anschicken, und in denen der Charakter unseres Helden, welchen wir als Erzähler einführen, genugsam für sich selber sprechen wird. —

1.

„Ein Kompliment von Missis an Sie, Sir, und Sie würden Missis sehr verbinden, wenn Sie noch heute Nachmittag das Nebenzimmer von Ihren Gemälden und Gypsfiguren ausräumen wollten, denn der Herr, welcher in Nr. 5 eingemiethet hat, kommt noch heute Abend an und will sein Quartier beziehen!"

Ich wünschte in Gedanken den künftigen Bewohner von Nr. 5 und die Besitzerin des Hotel garni in Kennington Road, wo ich damals wohnte, von Herzen in's Pfefferland. Da ich aber ein gutmüthiger Junge und zur Galanterie gegen das schöne Geschlecht geneigt war, so begnügte ich mich, möglichst ruhig zu antworten: „Schon gut, Georgina! sagen Sie Miß Matilda, ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, meine Bilder und Modelle auszuräumen, wenn sie mir nur sagen wolle, wohin."

„Was dieß anbelangt, Sir," versetzte das Stubenmädchen, „so sagt Miß Matilda, sie meine, der halbnackte Heide in dem Teppich und die kleinen nackten Jungen mit ihrem Papa und der Schlange und der Engel in dem weißen Kleide würden sich auf dem Treppenabsatz sehr gut ausnehmen, — natürlich falls Sie nichts dagegen hätten, Sir!"

— „Jenun, was den 'Coriolan' und den 'Laokoon' anbelangt," sagt' ich, „so will ich mich dem Wunsche von Miß Matilda gern anbequemen; allein die 'Hoffnung' muß noch hier herein kommen, und meine übrigen Dinger mögen in meinem Schlafzimmer untergebracht werden oder wo Sie sonst wollen, vorausgesetzt jedoch, daß ich sie wieder holen kann, wenn ich sie brauche!"

Georgina ging mit diesem Bescheid, und ich machte mir den Rest des kurzen Tages zu Nutz, um an der Vollendung einer sonnigen Rheinlandschaft zu arbeiten, die ich gerade auf der Staffelei hatte, und dachte nicht weiter an den künftigen Bewohner von Nr. 5, dessen bevorstehende Ankunft meine häusliche Einrichtung so sehr umgestaltete. Ich hatte freilich kein Recht hierüber mich zu beklagen, denn ich war ja zu jener Zeit arm und unbekannt, arbeitete um das liebe Brod und träumte erst von Künstlerruf; daher hatte ich in dem genannten Hotel garni der Miß Matilda Banks auch nur zwei Zimmer miethen können, ein Schlafzimmer und ein Atelier, und mußte es mit großem Danke anerkennen, daß Miß Matilda mir vergönnte, einen Theil meiner Bilder, Farbenskizzen, Modellirungen und Gypsmodelle in Nr. 5 aufzubewahren, welches seit beinahe Jahresfrist unbewohnt war. Zwei Dinge erinnerten mich aber im Verlauf des Abends an den neuen Ankömmling. Georgina brachte mir mein Licht nicht in dem gewöhnlichen silbernen Leuchter, sondern in einem silberplattirten, und den Thee erhielt ich dießmal durch Georgina, anstatt aus der schönen Hand der Miß Matilda selber. Diese beiden Umstände zeigten mir deutlich, daß der neue Miethsmann in den Augen meiner Wirthin eine sehr bedeutende Person seyn mußte, und unwillkürlich ward ich, der ich seither der Aug-

apfel von Miß Matilda gewesen war, etwas neidisch und vorurtheilsvoll gegen meinen Nebenbuhler.

Meine Wirthin schien dieses Gefühl von meiner Seite vorausgesehen zu haben, denn um die Zeit des Abendbrods, das ich stets auf meinem Zimmer einnahm, kam sie herein, putzte mein Licht, erkundigte sich, ob ich mit dem Abendbrod zufrieden gewesen seye und setzte dann mit süßlich entschuldigender Stimme hinzu: „Hoffentlich ist Georgina doch artig gegen Sie gewesen, Mr. Albert, und hat die leidige Pflicht, die ich auszuüben hatte, nicht durch Schonungslosigkeit noch unangenehmer gemacht?"

Worauf ich erwiderte: Schonungslosigkeit seye von einer so trefflichen und gebildeten Dame, wie Miß Matilda gar nicht zu erwarten, und die Dienerin in diesem Stück der Herrin vollkommen würdig.

„Nehmen Sie mir nicht übel, daß ich Sie einiger Bequemlichkeiten beraubte, Mr. Albert!" fuhr sie fort. „So oft ein neuer Miethsmann in den Schoos meiner Familie tritt, fühle ich mich verpflichtet, ihm einige außerordentliche Vergünstigungen zu erzeigen, was nur Menschen- und Christenpflicht ist, besonders wenn es sich um einen freundlosen Ausländer handelt!"

Hollah! dachte ich, also ein Ausländer! irgend ein bärtiger Flüchtling mit einem hochtönenden Namen und einer Pikesche. Das ist allerdings hinreichend, um das empfängliche Gemüth der romantischen, weichherzigen Wirthin eines Kosthauses wie meine sechsunddreißigjährige Miß Matilda Banks zu bewegen, und ihm alle kleinen Behaglichkeiten und Leckerbissen eines solchen Hauses zuzuwenden.

„Ah," sagte ich, „Ihr neuer Miethsmann ist also ein Ausländer?"

„Allerdings, Mr. Albert, ein Fremder, und wie alle Fremde sehr vornehm. Georgina hält ihn für einen Künstler, weil er einige Bilder ausgepackt und verschiedene Fläschchen mit Firniß und dergleichen auf seinen Tisch gestellt hat. Aber ich bin geneigt ihn für einen unabhängigen Mann ohne Beruf zu halten; er hat ein so vornehmes Aeußere und ein so feines Benehmen, und redet mich stets mit Madame an, als ob ich eine Königin wäre!"

— „Wirklich?" rief ich; „Sie machen mich fürwahr neugierig!"

„Ja gewiß, Mr. Albert; und er ist so .... so hülflos und unge .... so linkisch möcht' ich sagen, daß ich ganz überzeugt bin, er ist ein alter Junggeselle. Junggesellen, wissen Sie, haben immer etwas hülfloses, ungelenkes, uncomfortables in ihrem Benehmen," fuhr sie fort, und ließ sich nun auf eine Aufzählung all der kleinen Untugenden und Mängel solcher unglücklichen Menschenkinder ein, welche das Mißgeschick gehabt haben, unvermählt über ihre sechsunddreißig hinüberzukommen. Aber mitten in ihrem Redestrom ertönte drunten im ersten Stockwerk eine Glocke, bei deren Klang Miß Matilda jäh zusammenfuhr. „Das ist die Glocke von Nr. 5," unterbrach sie sich. „Sie müssen mich entschuldigen, Mr. Albert! die Pflicht ruft mich!"

— „Gewiß, Miß Matilda! geniren Sie sich gar nicht!" erwiderte ich mit einer Art erkünstelter Abbitte, war aber herzlich froh, daß sie ging, weil ich mich eben mit dem Entwurf zu einem neuen Bilde trug, das ich einstweilen skizziren wollte. Miß Matilda eilte daher vor den Spiegel, zupfte ihr Häubchen zurecht, ordnete ihre korkzieherartigen schwarzen Locken und trippelte dann aus dem Zimmer mit solch' wundersamer Behendigkeit und Mädchenhaftigkeit in ihrer kleinen stämmigen Figur, daß ich ganz erstaunt die Augen aufriß und unwillkürlich mich fragte: ob denn gar der kleine blinde Gott noch einen Pfeil auf das jungfräuliche Herz der guten dicken Person abgeschossen habe?

Jedenfalls war mein schöpferischer Ideengang für jenen Abend durch den Besuch von Miß Tilda gestört worden, denn wie sehr ich mir auch den Kopf zerbrach, um einen würdigen Vorwurf zu einem neuen Bilde zu finden, wie sehr ich auch sann und mechanisch Contouren aufs Papier warf, nichts wollte mir gelingen. So verlor ich denn am Ende die Geduld, gab meinen Versuch auf, zündete mir meine Nachtlampe an und ging zu Bett. Es war damals (und ist noch heute) meine Gewohnheit, allabendlich vor dem Einschlafen noch ein Stündchen oder zwei zu lesen, und so las ich denn an jenem Abende zufälligerweise Lord Byron's Lara. Wie ich so las, machte die lebendige und diabolische Schilderung jenes Rückblicks auf eine schreckliche Vergangenheit, jener Qual grauenvoller Erinnerungen und eines hoffnungslosen geheimnißvollen und nur von sich selbst erfüllten Lebens, welche in dem Helden des Dichters personificirt wird, einen tiefen überraschenden Eindruck auf mich. Dabei schoß mir der Gedanke durch den Kopf: Sollte dir dieses Gedicht nicht den Stoff zu einem Gemälde liefern können? Liegt nicht Poesie in dieser Vereinsamung, nicht eine tiefe Moral in seiner Verzweiflung? Ich nahm mir vor, zum Gegenstand meines nächsten Gemäldes Lara zu machen. Ich legte mein Buch bei den Strophen nieder, welche mit folgenden Versen endigen:

> 's war Mittnacht — alles schlief — im Lämpchen schwehlt
> Ein einsam Licht, als ob's die Nacht zu athmen ein sich quält.
> Horch! murmeln hört man's dort in Lara's Haus —
> Ein Stimmgewirr' — ein Schrei — ein Ruf voll Graus —
> . . . . und Schweigen rings!

löschte dann meine Lampe aus und schlief ein.

Wie lange ich schlummerte, kann ich nicht sagen; aber ich erwachte jählings und unerquickt. Die Straße drunten war grabesstill und einige verirrte, gebrochene Mondstrahlen schimmerten durch die Jalousieen meines Fensters herein. Zugleich aber schlugen seltsame Laute von Schritten und halblaut gemurmelten Worten in einer fremden Sprache an mein Ohr. Ich raffte mich auf und horchte fünf, ja vielleicht zehn Minuten. Es war noch immer dasselbe Geräusch — das Schlurfen langsamer regelmäßiger Schritte im anstoßenden Zimmer, begleitet von tiefem Seufzen und leise gemurmelten aufgeregten Worten; dann kam ein halb unterdrückter Schrei, ein schwerer Fall — „und Schweigen!"

Träumte ich etwa, was ich in der byron'schen Dichtung gelesen hatte, oder war ich wach? und wenn ich wachte, was steckte hinter diesem Geheimniß? Ich war aufgestanden und hatte mich eben in meinen Schlafrock gehüllt, mit dem festen Vorhaben, mir über den einen oder anderen Punkt Gewißheit zu verschaffen, da pochte es leise an meiner Thür und rief: „Um Vergebung, Sir! ich bin es — nur, Georgina! Wachen Sie, Sir? Haben Sie nichts auf Nr. 5 gehört?"

Augenblicklich stieg in mir die Vermuthung auf, unser neuer

Hausgenosse möchte hinter der räthselhaften nächtlichen Scene stecken, und ich fragte daher: „Was gibt es denn mit Nr. 5?"

„Das möchte Missis eben auch wissen, Sir, und daher läßt sie Sie bitten, es zu ermitteln, wenn es Ihnen gefällig wäre!" sagte Georgina. „Der Herr hatte sich für die Nacht eingeschlossen, und wir schliefen und schnarchten ganz gesund, Miß Tilda und ich; da hörten wir mit Einem Male ein solches Getrampel und Getrappel über unsern Köpfen und dann einen lauten Plumps! Ich bin fest überzeugt, er hat sich ein Leid angethan, der arme Herr!"

Ich machte Georgina's Vermuthungen ein jähes Ende, indem ich auf den Flur hinaustrat, wo ich Miß Matilda in einer gestärkten Schlafhaube und mit Papilloten im Haar, und in einem gelben Schlafrock, einem spitzenbesetzten weißen Unterrock über den gewöhnlichen schwarzen (Miß Banks hielt allezeit große Stücke auf die Verzierung ihrer werthen Person, wenn auch am unrechten Orte) fand, wie sie laut weinend an der Thüre von Nr. 5 pochte und mit einem komischen Pathos rief: „Moßjuh, Moßjuh (sie hatte in ihrer Jugend französisch gelernt und wähnte es recht rein zu sprechen), lieber Moßjuh! bitte, lassen Sie uns hinein — nehmen Sie ein Schlückchen Branntwein — raffen Sie sich ein wenig auf — wollen Sie mich nicht hineinlassen, damit ich Ihnen Riechsalz bringe! — Ach, Mister Albert, haben Sie doch die Güte, ihm dieß auf deutsch und französisch zu sagen, und meinethalben auch auf italienisch! Ich bin überzeugt, er ist ganz übel auf."

Allein gerade jetzt öffnete sich die Thüre und ein hochgewachsener, hübscher Mann trat heraus mit einem Gesicht, das zwar sehr blaß, aber dabei ganz ruhig und verständig war und erkennen ließ, daß er bei voller Fassung und Bewußtseyn war.

„Mille pardons, Madame!" sagte er mit einem schwachen Lächeln; „ich bitte sehr um Vergebung, Madame und Monsieur, daß ich Sie gestört habe. Aber Sie brauchen sich meinethalben nicht zu beunruhigen; es ist nur ein kleiner Anfall, eine krampfhafte Affection, die ich schon von Jugend auf habe. Wenn ich mich sehr alterire, so geht mir der Athem aus, aber ich nehme dann nur ein Schlückchen Branntwein und Alles ist vorüber. Das ist Alles!"

Er sagte dieß so ruhig und ungezwungen, und sein Gesicht war so leidenschaftslos, daß ich mich ganz beruhigt fühlte: Ich verdolmetschte daher das, was er mir auf französisch gesagt hatte, unserer geängsteten Wirthin und kehrte in mein Schlafzimmer zurück. Bald darauf hörte ich auch die Schritte der Wirthin und des Stubenmädchens, als sie wieder hinuntergingen, und das Haus ward wieder stille wie das Grab.

2.

Die nächsten paar Tage war ich sehr beschäftigt mit der Vollendung meiner Rheinlandschaft und bei Nacht immer allzu müde, als daß mich etwaige Krampfanfälle des Herrn Victor Boyno (denn so hieß der neue Miethsmann und Hausgenosse in Miß Matilda Banks' Pension) aus dem Schlafe geweckt haben würden, falls sie je vorgekommen wären. Ich hatte vielmehr den neuen Hausgenossen seither nicht wieder zu Gesicht bekommen und kaum mehr an ihn gedacht, außer etwa in Verbindung mit meiner projectirten Studie nach Lord Byron's Lara, die mich noch immer lebhaft beschäftigte. Nach Verfluß von etwa einer Woche empfing ich jedoch von meiner Wirthin eine freundliche Einladung, den Thee bei ihr zu nehmen, sammt einem vertraulichen Winke, daß ihr neuer Hausgenosse, seit er von meinem Künstlerberufe gehört, einen Wunsch geäußert hatte, meine Bekanntschaft zu machen.

Ich legte daher Abends Punkt sechs Uhr meine Palette und Pinsel beiseite und ging zu meiner Wirthin hinunter, wo ich einen sehr großartigen Thee mit butterbestrichenen Semmeln und Garneelen, mit Brunnenkresse und Reiskuchen für uns hergerichtet fand. Miß Matilda war wundervoll aufgeputzt — nach ihrer Ansicht nämlich, denn in ihrem Anzug begegneten sich alle Farbenkontraste, die nur denkbar waren, ihre ganze kleine, dicke Gestalt war mit Geschmeide behängt, und sie konnte die Finger vor lauter Ringen kaum rühren. Endlich kam auch Herr Boyno, ein Mann von sonderbarem Aussehen und mit einem Gesicht, wie ich nie ein zweites gesehen habe, noch jemals wieder eines sehen möchte. Nicht als ob darin etwa der Ausdruck großer Niederträchtigkeit oder ausnehmender individueller Bosheit und Schlechtigkeit gelegen hätte; — im Gegentheil, es war darin eine Art Stolz, ein satanischer, trotziger, verzweifelnder Hochmuth, welcher das Herz des Beschauers mit einer an Entsetzen grenzenden Empfindung erfüllte. Seine Züge waren zart und fein im Umriß und wohlgestaltet, allein vollkommen blutlos, weiß, unbeweglich und leidenschaftslos; seine Augen waren nicht dunkel aber tiefliegend und funkelnd, so daß sie bei einem oberflächlichen Blicke darauf beinahe schwarz erschienen. In jedem Zuge dieses Gesichts sprach sich eine gewisse Gewalt und Macht aus — nicht Macht der Intelligenz oder einer Thatkraft, welche allmälig Schwierigkeiten überwindet, sondern die Gewalt, die Kraft eines Prometheus zu wagen und auszuharren. Man konnte ihm nicht in's Gesicht sehen, ohne zu fühlen, daß irgend eine unerklärliche Vergangenheit von Leiden, von Unrecht oder vielleicht von Sünde ihn von der ganzen übrigen Menschheit schied; und doch war er ein Mann, den man niemals bemitleiden konnte.

Unsere kleine Theegesellschaft verlief ziemlich gut. Ich fand in Herrn Boyno einen einsichtsvollen, vielgereisten und sehr gebildeten Mann. Er war unverkennbar ein Mann von Stande und wußte mit Leichtigkeit und Anmuth ein Gespräch anzuknüpfen und zu unterhalten. Nur eines befremdete mich. Er schien gar keiner Nation anzugehören und gar keine eigene Muttersprache zu haben, war aber offenbar mit den Nationen und Sprachen von halb Europa vertraut.

Als Miß Matilda über ihrem Strickzeug einnickte, setzten wir unsere Unterhaltung in französischer Sprache fort, denn er sprach das Englische zwar verständlich, aber etwas mühsam. Er stritt sich mit mir über meine Kunst mit namhaftem Interesse und Verständniß.

„Sie würden einen trefflichen Künstler abgeben, mein Herr, oder Sie sind vielleicht schon ein solcher!" sagte ich zu ihm.

— „Ich bin alles und gar nichts," gab er mit einem schwachen Lächeln zur Antwort, „Es gibt kaum ein Handwerk, ein Gewerbe oder eine menschliche Thätigkeit in Handarbeit, worin ich mich nicht schon zu dieser oder jener Zeit versucht hätte!"

Ich warf einen Blick auf seine Kleidung und bemerkte zum ersten Male, daß sie sehr abgetragen und theilweise schäbig war,

und der Gedanke: Du bist kein Dilettant, Monsieur Adam Boyno! schoß mir durch den Kopf.

„Vielleicht haben Sie einmal die Güte, falls Sie Zeit haben, mich in meinem Atelier zu besuchen, wenn ich es so nennen darf," fuhr er fort. „Ich werde Ihnen dann meine gegenwärtigen Arbeiten zeigen und mir die Freiheit nehmen, Sie um Ihren Rath zu bitten hinsichtlich einiger Punkte, über welche Sie mir, als Künstler, sicherlich Auskunft geben können!"

— „Mit dem größten Vergnügen," erwiderte ich.

„Ich danke Ihnen. Ihr Deutschen habt sonst nicht den Brauch, Leuten einer andern Nation so bereitwillig entgegenzukommen, aber wenn ihr einmal etwas versprochen habt, so kann man sich auch darauf verlassen. Und Sie lieben wohl Ihre Kunst, die Malerei, Herr Born?"

— „Allerdings, ich könnte mir meinen Lebensunterhalt auf keine andere Weise verdienen," erwiderte ich.

Ein seltsames, spöttisches Lächeln spielte um seine dünnen Lippen, als er mir zur Antwort gab: „Sie äußern sich offener und rückhaltsloser über die Motive zu Ihrer Vorliebe für die Kunst, als es die meisten anderen Künstler thun. Die Mehrzahl derjenigen, welche die Kunst lieben, die sie betreiben, lieben sie als die Göttin, welche sie begeistert, ihnen eine Inspiration verleiht — nicht als die milchgebende Kuh, der sie einen Theil ihres Unterhalts verdanken. Sie sind weise, aber Sie setzen mich in Erstaunen. Vertrautheit mit einer Kunst flößt mir Widerwillen gegen dieselbe ein."

„Aha! sobald Sie also in irgend einer Beschäftigung einige Fertigkeit errungen haben, so werfen Sie sie vermuthlich auf die Seite?"

— „Nein, dieß nicht gerade," entgegnete er mit bitterem Sarcasmus; „Sie werden häufig finden, daß Leute sich mit demjenigen beschäftigen, was für sie am einträglichsten ist, obschon sie dabei ihre Finger verfluchen möchten. Armuth und Sünde theilen sich in die Herrschaft der Hölle!"

„Sagen Sie lieber: Reichthum und Sünde, Herr Boyno!"

Sein Auge glühte in einem düstern, wilden Zornfeuer auf und er erwiderte rasch: „Oder vielmehr Armuth und Reichthum — Sünde ist ja ein Theil von beiden!"

Ich beobachtete sein Gesicht mit dem gierigen Auge eines Künstlers und freute mich im Stillen über die Entdeckung seiner bedrängten Umstände, weil dieselben alle Schwierigkeiten meines Vorhabens aus dem Wege räumen würden, wie ich mir wenigstens versprach. Aus seinem Aufzuge und aus seiner Unterhaltung ging deutlich hervor, daß er offenbar nicht reich war; und falls er arm war, mochte er alsdann nicht froh seyn, mir um's Geld zu einem Bilde als Modell zu sitzen? Jener wilde, grollende Blick seines Auges, jenes verächtliche, höhnische Lächeln, die stolze, geringschätzige Geduld seiner Stirne — das alles lieferte mir das beste Original zu meinem Bilde von Lara! Vermuthlich mußte ich seine Züge sehr genau studirt haben, denn ich betraf ihn am Ende darauf, wie er mich mit einer Geberde des Unmuths und der Ungeduld anblickte.

„Was machen Sie?" fragte er mich barsch; „ich sitze hier nicht für mein Portrait!"

— „Verzeihung, Herr Boyno! Aber es ist sehr schwierig für den Menschen, seinen Beruf nicht in die Gesellschaft mitzunehmen. Der Schriftsteller wird sich unwillkürlich darauf betreffen, Charakterstudien in einem Salon zu machen; Künstler müssen unwillkürlich im Geist Porträts malen, von Leuten, die ihnen unbewußt sitzen . . . ."

„Aber erinnern Sie sich alsdann in's Himmels Namen, daß ich Ihnen nicht unbewußt gegenüber sitze!" fiel er mir ungeduldig in's Wort. „Lassen Sie uns dieses Gespräch abbrechen! — Rauchen Sie? — Ich habe droben einige treffliche Havanna-Cigarren, falls Madame uns entschuldigen will!" Dann wandte er sich zu Miß Matilda mit den Worten: „Dieser Herr und ich würden gerne eine Cigarre rauchen, allein wir möchten dadurch Madame nicht vertreiben!"

— „Mein lieber Moßjuh, rauchen Sie immerhin hier; ich liebe den Cigarrengeruch sogar!" sagte das gutmüthige, eitle Frauenzimmerchen aufstehend; „ich will Ihnen sogleich die Cigarren herunterholen!"

„Nicht doch, ich will Sie nicht bemühen — ich finde sie weit leichter," versetzte Herr Boyno, zündete sich eine Kerze an und ging hinaus.

— „Der gute arme Herr!" sagte Miß Matilda; „mir ist nie ein Herr vorgekommen, dem es so sehr zuwider war, Anderen Mühe zu machen; aber das thun wahrhaft haristokratische Leute immer. Ihnen bin ich jedoch sehr verbunden, Mr. Albert, daß Sie heute Abend heruntergekommen sind, denn Sie haben ihn ganz lebhaft gemacht!"

„Lebhaft?" rief ich; „du liebe Zeit, meine beste Miß Matilda! wenn Sie ihn lebhaft nennen, so könnten Sie ebenso gut sagen, ein Todtenkopf lache, denn es ist etwas in seinem Lachen, welches klingt, als ob es aus einem Grabe käme!"

— „Ich bitte Sie, reden Sie doch nichts so grausiges, Mr. Albert!"

„Wie ist er denn sonst, wenn er heute Abend ungewöhnlich munter ist, Miß Matilda?"

— „Sehr düster und niedergeschlagen, sehr schwermüthig — als ob er sein Vermögen verloren hätte, was meines Erachtens auch der Fall ist."

Sie hörte nun seinen Schritt auf der Treppe und schwieg. Wir rauchten die Cigarren in langweiligem Schweigen, allein als wir uns beim Auseinandergehen gute Nacht boten, schüttelte mir Herr Boyno mit einem milden Lächeln die Hand und sagte: „Kommen Sie morgen zu mir und rauchen Sie wieder eine Cigarre mit mir, falls sie Ihnen schmeckte!"

In dieser Nacht wälzte ich mich einige Stunden schlaflos im Bette und dachte an meinen seltsamen Bekannten. Wer war er und was für ein Landsmann? Was für ein Geheimniß dämpfte wie ein Todesschatten das Licht in seinem Auge und das Lächeln auf seinen Lippen? War es Gram — Unglück — Verbrechen?

Während ich so grübelnd im Schweigen der Mitternacht dalag, drang dasselbe Geräusch an mein Ohr, welches ich schon einmal gehört hatte — langsame schwere Schritte, wie von einem schlummerlosen, unruhigen Nachtwacher. Es war Herr Boyno. Stunde um Stunde blieb ich wach, bis das erste Morgengrauen eines Londoner Tages erschien, und die Schritte tönten immer fort — hin und her, vor- und rückwärts, langsam, schwerfällig, traurig, und von Zeit zu Zeit mengte sich auch noch ein Ton

von einer gedämpften Stimme hinein, bald als Ausrufung, bald als Stöhnen oder als lauter Seufzer.

Am andern Morgen stand ich sehr unerquickt und unmuthig auf. „Verwünscht!“ murrte ich, „entweder muß der Mann in seinem Bette schlafen lernen wie ein anderes Christenkind oder ich muß mich um eine andere Wohnung umsehen. — Georgina, Sie dummes Ding! Sie haben mir wieder keinen Zucker in meine Chocolade gethan, und diese Butter da schmeckt ja abscheulich!“

„Ich habe Herrn Albert noch nie zuvor in solcher Laune gesehen,“ murmelte Georgina, als sie die Treppe hinunter ging, „offenbar hat er Unglück in der Liebe gehabt!“

3.

Ich ging jedoch am Abend zu Herrn Boyno hinüber, welcher mich sehr freundlich willkommen hieß. Alles war in gräßlicher Unordnung und Verwirrung bei ihm, allein er schien es gar nicht zu bemerken, sondern räumte mit der größten Seelenruhe einen Stuhl für mich ab und bat mich Platz zu nehmen.

„Ich treibe alle möglichen Gewerbe, wie Sie sehen,“ sagte er, „und darum muß mein Atelier auch nothgedrungen die erforderlichen Werkzeuge und Hülfsmittel für alle enthalten. Hieraus entsteht ein Mangel an Raum, allein daran liegt nichts. Ich empfange keine Besuche und bin überzeugt, daß Herrn Born's Junggesellenleben ihn in solchen Punkten nicht kritisch gemacht hat!“

— „Nein, gewiß nicht!“ erwiderte ich und sah mich dabei rund um, in dem vergeblichen Versuch, einen Aufschluß selbst über seine zahlreichen Professionen zu erhalten. Niemals zuvor hatte ich ein solches Chaos von altem Papier, Firnissen, Farben, Lumpen, Oelflaschen, Gemälden, Rahmen, Porzellan, theilweise gravirten Steinen, Chemikalien, Pappdeckeln, musikalischen Instrumenten und geschnitzten Schatullen beisammen gesehen.

„Nun,“ fragte er, „was denken Sie von alle diesem?“

— „Jenun, Sie würden mir eine wahre Wohlthat erweisen, wenn Sie meine Neugierde bezüglich der vereinigten Zwecke und Wirkungen so vieler Materialien befriedigen und mir Aufschluß geben wollten über den Beruf, dem so viel Talent ....“

„Oho, Sie schmeicheln — über letzteres sollen Sie erst urtheilen!“ fiel er mir in die Rede, öffnete einen Wandschrank und bat mich hineinzusehen.

Ich gestehe mir selbst, daß mir in meinem ganzen Leben keine größere Ueberraschung geworden ist, als in jenem Augenblicke. Auf den Brettern des Wandschranks standen einige der zartesten und geschmackvollsten Bijouterie-Arbeiten, die ich je gesehen hatte, — phantastische Vasen von unbeschreiblicher Arbeit, Füllhörner, Wachslichtständer, Schreibzeuge, Reisepulte, Schatullen, illuminirte Wappen, geschnitzte Siegel, Ringe mit gravirten Edelsteinen, Medaillons und dergl.; ferner noch einige merkwürdig gearbeitete Armbänder von Obststeinen, die mit der größten Feinheit und Genauigkeit geschnitzt waren.

„Und nun errathen Sie wahrscheinlich, warum ich Sie eingeladen habe, meine Arbeiten zu besichtigen,“ fuhr Herr Boyno fort. „Ich möchte diese Artikel verkaufen und Sie sind vielleicht im Stande, mir eine Gelegenheit dazu anzugeben.“

Ich besann mich einige Augenblicke und dann fiel mir eine alte Dame in May Fair ein, welche mit Schmuckgegenständen und Rippessachen unter der Hand handelte, und an die ich mich wenden wollte. Ich nahm daher einige der schönsten Artikel heraus und sagte in geschäftsmäßigem Tone: „Ich will mir Mühe geben, Ihnen eine ständige Verbindung anzuknüpfen und diese Sachen hier zu verkaufen. Sie sollen in einigen Tagen weiteres hören, wenn Sie mir dieselben anvertrauen wollen!“ Er machte keine Einwendung darauf, sondern schloß den Wandschrank ab und setzte sich wieder. — „Sie haben eine geschickte Hand, mein Herr,“ fuhr ich fort, „und müssen viel Geduld besitzen, um solche mühsame und feine Arbeiten liefern zu können!“

„Bah! Geduld und Geschicklichkeit erwerben Einem kein Vermögen. Aber wann man in dieser elenden Welt lebt, so muß man sich eben durchschlagen, und Mangel und Noth schärfen den Witz. Mit geschärftem Verstande aber wird man immerhin sein Leben auf irgend welche Weise durchbringen, wenn auch nicht gerade auf rühmliche Weise!“ Er sagte dieß mit großer Bitterkeit, zündete sich eine Cigarre an und blies ungeduldig große Rauchwolken von sich, als ob er sich seiner Gedanken entschlagen wollte. Nach einer Weile aber legte er sie nieder und rief; „die Luft in diesem Zimmer ist zum Ersticken schwül; wollen wir nicht einen kleinen Gang durch die Straßen machen?“

Ich war damit einverstanden, und Arm in Arm spazierten wir erst durch Miß Matilda's kleines Gärtchen und dann die Straße hinunter.

„Kommen Sie, Born, lassen Sie uns plaudern!“ sagte er düster. „Sagen Sie mir, das Meer sey grün, der Mond rund, oder jeden beliebigen Gemeinplatz, nur lassen Sie uns reden! Dieses Schweigen erdrückt mich. Sie lieben Ihre Kunst — haben Sie Erfolge darin gehabt? oder wenn Sie aus Bescheidenheit hierauf nicht eingehen wollen, so lassen Sie uns von Politik, Literatur, Wissenschaft plaudern!“

— „Nein,“ sagte ich; „lassen Sie mich egoistisch seyn und von mir selber reden! Sie fragen mich, ob ich Erfolg gehabt habe? Jenun ich habe Arbeit gefunden, und dieß halte ich für den einzigen Erfolg, welchen ein junger Mann vernünftigerweise erwarten kann!“

„Sie sind ein Enthuasist, Born!“

— „Verzeihen Sie, dieß bin ich gerade nicht, denn eben weil ich meine Kunst leidenschaftlich liebe und ihr mein ganzes Leben widme, hebe ich nicht auf den unmittelbaren und alsbaldigen Lohn durch Ruhm und Reichthum ab. Ich will mein Auskommen haben; ich gehe mit Leib und Seele an meine Arbeit und bin zufrieden, denn ich bin überzeugt, daß derjenige Erfolg, welchen meine Leistungen wirklich verdienen, mir unfehlbar zu Theil werden und mit der Zeit nicht ausbleiben wird. Der geheime Grund, warum so manche begabte Männer und Frauen an vereitelten Hoffnungen untergegangen sind, liegt daran, daß sie ihre Erwartungen unvernünftig hoch spannten ....“

„Aber wird dieß so fortgehen?“ fiel Boyno mir lebhaft in's Wort; „werden Sie bis zum Ende weise seyn? Ihre Philosophie ist gut, aber mir erscheint sie unausführbar!“

— „Jenun, ich hoffe zu Gott, daß er mir immer diesen Kinderglauben und diese bescheidene Weisheit belassen werde, um mich durch dieses Leben zu begleiten und hernach ....“

„Nun? was dann? fahren Sie fort!“

— „Wenn das Leben vorüber ist, wird mir ohne Zweifel eine andere Weisheit und höhere Einsicht verliehen werden!"

„Lassen Sie uns von etwas anderem reden, Herr Born; wir kommen auf ein Thema zu reden, welches ich nicht verstehe."

— „Wohlan, reden wir von meiner minder fernen Zukunft! Künftiges Jahr gedenke ich nach Rom zu gehen ...."

Mein Begleiter zog plötzlich seinen Arm krampfhaft aus dem meinigen, und ich bemerkte bei dem Licht einer Straßenlaterne, daß er leichenblaß geworden war. — „Lassen Sie uns nach Hause gehen!" sagte er barsch; und wir kehrten nach unserer Wohnung zurück, ohne ein weiteres Wort mit einander zu reden. —

Mehrere Tage vergingen und ich suchte diese seltsame Bekanntschaft nicht zu fördern. Ich war niemals ein Freund von Heimlichkeiten und Geheimnißkrämerei gewesen, und fühlte mich daher unbehaglich und befangen in Gegenwart eines so verschlossenen räthselhaften und unbegreiflichen Menschen. Mittlerweile bemühte ich mich jedoch, ihm durch den Verkauf einiger seiner Handarbeiten nützlich zu seyn, und hatte die Genugthuung, ihm nach Verlauf von einer Woche fünf Guineen als Ertrag meines Handels zu überbringen. — Er nahm das Geld mit einem Blitz der Genugthuung und Freude in seinen wilden Augen vom Tische auf und sagte:

„Sie haben mir eine große Gefälligkeit gethan — ich danke Ihnen. Sollte ich Ihnen ebenfalls dienen können, so würde ich es mit Vergnügen thun."

Ich zögerte einen Augenblick und erwiderte ihm alsdann „Sie könnten mir allerdings in Einer Beziehung eine große Gefälligkeit erweisen, und dieser Dienst würde für Sie selbst nicht ohne Vortheil seyn!"

„Sie wünschen wohl ein Porträt von mir zu malen?" fragte er.

— „Nicht gerade ein Porträt," erwiderte ich.

„Aha, vielleicht eine Studie für ein historisches Bild, nicht wahr?"

— „Auch nicht für ein historisches, sondern eher für ein romantisches Genrebild!"

„Aber das Bild würde in so ferne Porträt-Aehnlichkeit erhalten, daß jeder, der mich früher gekannt hätte, mich wieder erkennen könnte?"

— „Allerdings, die Aehnlichkeit müßte möglichst sprechend seyn."

„In diesem Fall bedaure ich Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können," erwiderte er kurz, „lassen Sie uns nicht wieder darauf zurückkommen!"

Vielleicht zuckte ein Blick und Zug von Argwohn über mein Gesicht, denn er setzte rasch hinzu: „Sie sind mir beinahe ganz fremd, aber Sie sind jung und haben ein ehrliches offenes Gesicht und sind voll freundlicher Dienstfertigkeit gegen mich gewesen. Darum will ich Ihnen von meiner Vergangenheit wenigstens so viel anvertrauen: es lebt noch ein Mensch auf Erden, dem ich nicht wieder begegnen möchte — welchen ich niemals um meinen Aufenthalt wissen lassen will. Es ist kein Verbrechen, ja nicht einmal ein Laster, welches mich veranlaßt, diesem Menschen auszuweichen; ich habe ihm kein Haar gekrümmt, um dessen Willen ich mich scheuen müßte, ihm wieder unter die Augen zu treten; aber er hat mir Unrecht gethan, und mich gekränkt, und ich hasse ihn. Doch genug hievon! Ich bin Ihr großer Schuldner. Sie haben mir dieses Geld zu guter Stunde gebracht, denn meine Hausmiethe ist gerade fällig und ich möchte, wie Sie sich denken mögen, Madame nichts schuldig bleiben!"

4.

Boyno war offenbar sehr arm; er lebte von der einfachsten Kost und trank nur Wasser; seine Kleidung war anständig, aber stark getragen; und er bediente sich selbst beim schlimmsten und regnerischesten Wetter niemals eines Omnibus. Diese Thatsachen gelangten zu meiner Kunde durch Miß Matilda, welche mit der Aufmerksamkeit und Sorgfalt einer Mutter oder eher einer Gattin über ihm wachte, ihm beim mindesten Husten Hafergrütze und Wärmflasche aufnöthigte, und ihn beinahe zum Märtyrer ihrer zärtlichen Fürsorge machte.

Inzwischen arbeitete er emsig unter seinen Farben, Firnissen und Oelen und verfertigte alle möglichen Arten seltsamer Artikel zu Nutz und Putz. Für manche derselben verschaffte ich ihm Absatz unter den Zöglingen des Erziehungs-Instituts, an welchem ich als Lehrer des Zeichnens angestellt war, und so gestaltete sich unsere Bekanntschaft allmählig freundlicher, und unser Verkehr ward häufiger. Ich sah, daß er ein einsamer unglücklicher Mann war, und that gerne mein Möglichstes, um ihm durch meinen Umgang etwas Trost oder Vergessen zu gewähren; und wann er gerade zum Plaudern aufgelegt war, so fand ich an ihm einen nichts weniger als langweiligen Gesellschafter. Er hatte die halbe Welt durchreist, und seine Lebenserfahrungen waren wechselvoll und einzig in ihrer Art. Dazu besaß er eine merkwürdige Menschenkenntniß, eine scharfe und richtige Einsicht in die Ursachen und Folgen von Charakteren und Umständen, wobei ihm seine Erfahrungen sehr zu Statten kamen und ihn auf Schlüsse führten, die ebenso richtig als weittragend waren. Allein über diesem allem lag ein Anflug von Bitterkeit und Cynismus, welcher Einem bisweilen vor dem Sinn seiner Worte erbeben machte. Eines Tages war ich gerade mit der Skizze zu einem Gemälde in meinem Zimmer beschäftigt, und dachte an Rom und meine Zukunft, da klopfte mir jemand leicht auf die Schulter. Ich blickte mich um und sah Herrn Boyno. Seine Augen glänzten von einem wilden triumphirenden Blitze, seine bleichen Lippen bebten, sein ganzes Antlitz leuchtete von einem unnatürlichen Ausdruck von Leidenschaft und Jubel.

„Born," rief er, „ich bin meiner elenden Schmierereien müde; Sie verlangten einmal, ich solle Ihnen zu einem Bilde sitzen — hier bin ich!" — Erstaunt blickte ich zu ihm auf; er aber beugte sich zu mir nieder und flüsterte mir in's Ohr: „Er ist todt!"

Hierauf schwand das Feuer von seinem Gesicht; er prüfte meine Zeichnung, kritisirte sie in seiner gewöhnlichen kalten Weise, sprach gleichgültig vom Wetter und kam dann wieder auf den Gegenstand des Sitzens zu seinem Bilde zu sprechen.

„Es steht ganz bei Ihnen," sagte er; „ich bin bereit dazu, wenn Sie noch den Wunsch hegen. Sie haben mir viele Gefälligkeiten erwiesen, und ich werde mich weit behaglicher fühlen, wann ich sie Ihnen in irgend einer Weise wiedervergelten kann. Wollen Sie also mein Anerbieten annehmen oder nicht?"

— „Ich werde es mit Freuden und Dank annehmen — aber nur unter Einer Bedingung, Herr Boyno!"

„Nennen Sie mir dieselbe!"

— „Daß die Sitzungen ganz wie eine Geschäftssache zwischen uns behandelt werden!"

„Aha, ich verstehe — Sie möchten mich für meine Zeit bezahlen, Herr Born?"

— „Allerdings, denn ich beraube Sie ja hiedurch der werthvollsten Gabe, welche der Mensch besitzt!"

Er ging einigemale ärgerlich vor meiner Staffelei auf und ab, dann sagte er: „Jenun, warum sollte ich nicht auf Ihren Vorschlag eingehen? Sie wissen, ich bin arm, und habe mir den Stolz und seine Thorheiten längst abgewöhnen müssen. Es soll also ganz nach Ihrem Wunsche gehalten werden!"

Noch in derselben Woche begann ich mein Bild, allein ich fand, daß ich meine riesenhafte Aufgabe zu leicht genommen hatte. Nicht als ob Herr Boyno ein schlechtes Modell gewesen wäre, — im Gegentheil, er nahm von selbst und sogleich eine bequeme, leichte, würdevolle und charakteristische Stellung an und verharrte darin wie eine Bildsäule. Auch sein Gesicht war sogar vollständig unbeweglich und ruhig, aber es war das wunderbarste Gesicht, das ich jemals gesehen hatte. Eine derartige äußere Ruhe und eine solch' verborgene Leidenschaft schienen Einem von vorneherein Trotz zu bieten. Und dann erst das Funkeln dieser unergründlichen grauen Augen — vermochte jemals ein Pinsel einen solch' feinen Ausdruck auf der Leinwand zu fixiren? Kurzum, — es war nicht anders, als ob man die todesähnliche Stille einer Gewitterwolke vor dem Losbrechen des Blitzes malen sollte.

Boyno schien mir großen Antheil an dem Bilde zu nehmen, denn er beobachtete sein Voranschreiten von Tag zu Tage, und gab mir Winke über manche Punkte, welche Verbesserungen zuließen. Merkwürdigerweise fand ich, daß er eine untrügliche Autorität hinsichtlich seines gewöhnlichen Ausdrucks, seiner Stellung u. dergl. war. Er sah bald ein, daß ich mein Bild stark individualisiren wollte, und er verhalf mir auf die dankenswertheste Weise zu diesem Zweck. Kein Fall eines Haares, nicht die leiseste Biegung eines Fingers entging seiner Aufmerksamkeit, und ich bin vollkommen überzeugt, daß ich ohne seine Hülfe nie aus meinem Gemälde das gemacht haben würde, was es war.

Wochen vergingen und meine Aufgabe neigte sich zu ihrem Ende. Es fehlten nur noch einige Striche und Schlaglichter von Leben und Leidenschaft in diesem Gesichte und ich konnte dann nach meinem Gefühl damit zufrieden seyn, — wenigstens so weit befriedigt, als ich hoffen konnte, denn welcher Künstler, der seine Kunst liebt, fühlt sich jemals ganz zufriedengestellt und hält seine Schätzung für eine richtige und würdige?

Als ich gerade kurz vor der letzten Sitzung das Bild betrachtete, trat Herr Boyno in mein Zimmer und sah eigenthümlich starr und gedankenvoll aus.

„Ihr Porträt ist noch immer unvollkommen; ich erkenne mein eigenes Ich noch nicht darin," sagte er kalt.

— „Ich bin ebenfalls noch nicht damit zufrieden," erwiderte ich; „aber mich dünkt, einige wenige Striche werden es vollends fertig bringen. Ein Bischen mehr Licht in den Augen, einige stärkere Schatten um den Mund, und wir sind zu Ende!"

Hierauf nahm ich Pinsel und Palette, heftete einen festen Blick auf sein Gesicht und sagte: „Bemühen Sie sich nicht, mir ruhig zu sitzen, Herr Boyno! Es bedarf keiner regelmäßigen Sitzung mehr!"

Wir begannen nun ein Gespräch über verschiedene Gegenstände, und ich wartete mit dem Pinsel in der Hand, bis irgend ein Gegenstand der Unterhaltung wieder das Feuer in seinen Augen wecken und den grollenden Zug auf seine Lippen zurückrufen würde. Wir plauderten über Politik, Kunst, Bücher und Reisen, und endlich brachte ich das Gespräch auf das Ziel all meiner Wünsche und Gedanken — auf Rom. Ich sprach voll Freude und Hoffnung auf die Zukunft, wie wohl jeder thut, der in dem glücklichen Alter von achtundzwanzig Jahren steht. Da lächelte mein Gast wehmüthig und verächtlich und rief: „Ja, so sprechen wir in unserer Jugend alle. Glück und Erfolg ist das einzige, was uns befriedigen kann. Wir wähnen alle groß, glücklich, berühmt und reich werden zu müssen," setzte er mit Bitterkeit hinzu, „und was ist das Ende von dem Liede? Etliche von uns werden durch Weiber zu Narren gemacht, Andere durch Leidenschaft, wieder Andere durch Rang oder Talent; die Einen werden aus Armuth zu Schurken, die Andern durch Verbrechen arm — in der That ein sauberes Ende . . . ."

„Halten Sie ein, Herr Boyno! wollen Sie denn gar keinen guten Fetzen an der ganzen Menschheit mehr lassen? Wollen Sie nicht zugeben, daß in diesen Bestrebungen der Menschheit etwas gutes und veredelndes liegt? Wollen Sie es nicht für gut gelten lassen, daß es noch Dinge von unverwellicher Schönheit gibt, wie z. B. die Jugend und Italien?"

— „Italien und Jugend?" rief er, beinahe wüthend; „Italien und Jugend? — für mich sind sie verflucht — verflucht auf immerdar!"

Er schlug die Arme über einander und ließ das Haupt hängen, während ein entsetzliches Gewitter leidenschaftlicher Gedanken in den Tiefen seiner emporgeschlagenen Augen funkelte. Ein unbeschreiblicher Haß und Groll zuckte um seine bebenden Lippen. Jeder Zug bebte und glühte vor furchtbarem innerem Schmerz, und doch lag wieder eine gewaltige Kraft darin: die verborgene Kraft der Verachtung, die Herrschaft über den Schmerz. Ich fühlte, daß der Augenblick für mich gekommen war, griff zur Palette und erhaschte den so gräßlichen und flüchtigen Ausdruck, der allein noch in meinem Bilde fehlte, um es lebensvoll und lebenswahr zu machen.

* * *

An jenem Morgen vollendete ich mein Gemälde. Es war das ehrgeizigste, strebsamste Werk, an welches ich mich je gewagt hatte, und ich gestehe, daß, als mein Auge auf dem fertigen Bilde weilte, ich von demselben befriedigter war, als von irgend einer meiner früheren Schöpfungen. Der Hintergrund war düster und geheimnißvoll, und das Gesicht ward durch einen Streifen flackernden Lampenlichts grell beleuchtet. Ueber die ganze Gestalt war ein überraschender Ausdruck todtenähnlicher Ruhe und verborgener Fieberhitze ausgebreitet; die Lippen waren bleich, leidenschaftlich und wild; aus den Augen glühte ein tiefes, düsteres Feuer und auf der gerunzelten Stirne lag eine furchtbare Energie der Selbstbeherrschung. Zum ersten Mal in meinem Leben war ich mir der Realität und der Bedeutung der Kunst bewußt. Bei der Betrachtung meines Bildes fühlte ich, wie einfach und doch

wie mächtig die Wahrheit ist, und welcher tiefe Sinn, welches sittliche Moment in dem Studium eines einzigen menschlichen Angesichts ausgedrückt werden kann. Und gilt dieß nicht von jeglicher Kunst? von der Poesie, von der Musik, der Bildhauerei? Sind es nicht gerade der individuelle Kummer oder Schmerz oder die Sünde, welche darin sich aussprechen, die das Herz ergreifen und es lehren? Wer in aller Welt hat jemals über ein Epos geweint oder sich vom Klang einer Ouverture zur Wehmuth hingerissen gefühlt? Und doch kann eine einfache Ballade einem starken Mann Thränen in die Augen locken und eine wehmüthige Melodie auch den Weltlichsten erschüttern! Gerade so vermag in der Malerei ein einziges Gesicht die Stärke der Tugend oder die Schauer der Reue zu lehren.

Ich bezeichnete mein Bild als „Lara, eine Studie," sandte es zur Ausstellung und erwartete mit einiger Angst die Eröffnung derselben am 1. Mai.

5.

Als ich einige Tage nach der Eröffnung der Ausstellung das Lokal derselben betrat, freute ich mich sehr, einen Haufen neugieriger Beschauer vor meinem Gemälde versammelt zu finden, welches merkwürdiger und glücklicher Weise in sehr günstiger Beleuchtung aufgehängt war. Einer derselben war ein vollblütiger alter Herr, welcher eine unbegreifliche und unerklärliche Manier hatte, jedem Andern in's Licht zu stehen und alle möglichen apostrophischen Bemerkungen für vermeintliche Zuhörer zum Besten zu geben. In seiner Nähe stand eine enthusiastische junge Dame mit einer Brille, welche ganz tragisch mit den Händen fuchtelte und dabei gegen eine ältere und minder enthusiastische Dame, die an ihrem Arme hing, mit artistischen Ausdrücken um sich warf.

„Das Bild eines Mörders von Kopf bis zu Fuß!" rief der alte Herr; „jeder Zoll ein Meuchelmörder oder ein Verschwörer. Diese Hand da ist jedoch verzeichnet, darauf will ich wetten. Die Augen sind vortrefflich, nicht wahr, mein Herr? — Madame, sehen Sie sich nur einmal diese Augen an!"

— „Entschieden von allzu lebhaftem Colorit!" sagte die junge Dame; „die Schatten-Effekte sind plump behandelt und angewandt; — aber die Stellung ist vollkommen und die Fleischtöne wundervoll. Was für ein erstaunlich furchtbares Gesicht — eine vollständige Personifikation von Byrons Helden ...."

„Kain, Madame! von Kain!" fiel ihr der dicke Herr in's Wort.

Gerade in diesem Augenblick trat ein Herr von ausländischem Aussehen heran; er ging gemächlich und sah sich dabei rings um mit der Miene eines Mannes, der irgend etwas sucht. Unwillkürlich heftete sich meine Aufmerksamkeit auf ihn, denn es lag ein Funkeln in seinen Augen, ein Zug von Bitterkeit um seinen Mund, welche mich lebhaft an eine Aehnlichkeit mit Herrn Boyno erinnerten. Ich blickte ihn noch einmal an — war dieß nicht eine wirkliche Aehnlichkeit, oder träumte ich blos? Noch zwei, drei Male schaute ich ihn schärfer an, bis ich mich überzeugt hatte, daß hier kein Irrthum obwaltete, sondern eine frappante unverkennbare Aehnlichkeit mit Herrn Boyno — eine Aehnlichkeit, welche sich nicht blos auf Augen, Mund und Stirn beschränkte, sondern sich auf die ganze Erscheinung erstreckte. Es war derselbe Wuchs und Körperbau — ein langer Hals, eine hohe Statur, vornüber gebeugte Schultern. Hier handelte es sich nicht um eine zufällige Aehnlichkeit ....

Um's Himmelswillen, was war dieß! Der Herr erkennt sein eigenes Gesicht in dem Gemälde. Er verschränkt die Arme und stellt sich auf einige Augenblicke vor dasselbe, und wie er so hinblickt, spricht sich derselbe Ausdruck, den ich in dem Gemälde porträtirt habe, in seinen eigenen Zügen aus. Seine Lippen werfen sich auf, halb mit Verachtung und halb mit Haß, seine Augen funkeln, wie diejenigen eines zum Sprunge geduckten Löwen — seine ganze Haltung ist diejenige von Boyno's Porträt.

Ich verwünsche im Stillen diesen Mann, und wünsche ihn dorthin wo der Pfeffer wächst, denn ich bin ein Freund von Ruhe und Frieden und hasse alle Heimlichkeiten und Mysterien! Die seltsame Aehnlichkeit zwischen ihm und Lara ist schon den Umstehenden aufgefallen, so daß sie ihn erstaunt betrachten; Andere wurden durch das Staunen und Hinstarren der Uebrigen angezogen, und bald hatte sich eine dichte Menge um mein Bild versammelt. Der Fremde schien sich des Interesses nicht bewußt, das er erregte; unverwandt starrte er das Bild einige Minuten lang fest an, dann drohte er ihm mit geballten Fäusten, murmelte etwas vor sich hin und ging von dannen.

Ein allgemeiner Ausruf des Erstaunens lief durch den Saal, und jedermann sah dem Weggehenden lange nach; alsdann löste sich der Knäuel, und die Leute sprachen zu zwei oder drei über den sonderbaren Vorfall, dem sie soeben angewohnt hatten. Der einzige Effekt, den ich mit einiger Genugthuung beobachtete, war der, daß alle in verschiedenen Zwischenräumen zu meinem Bilde zurückkehrten, so daß ich von diesem Augenblick an von dem gesicherten Erfolge desselben überzeugt war. Als ich in meine Wohnung zurückkehrte, öffnete Miß Matilda mir die Thüre mit einem sehr wichtigen Gesicht.

„Ach Herr Albert! wo stecken Sie denn aber so lange? Sie sind ja entsetzlich lange ausgeblieben! Schon seit mehr als einer Stunde wartet ein Herr auf Sie, welcher Sie sprechen will!" rief sie.

— „Ist es Spielmann? oder Kinkel?"

„Keiner von beiden, Herr Albert! es ist ein fremder Herr, der nicht Englisch kann und offenbar auch kein Deutscher ist, und mir seinen Namen nicht nennen wollte."

— „Neue Geheimnisse! — jenun, wir wollen sehen, wer es ist!" sagte ich und eilte an Miß Matilda vorüber auf mein Wohnzimmer.

Derselbe Herr, — ganz unverkennbar derselbe — den ich vorhin auf der Ausstellung vor meinem Bilde getroffen hatte und der nun Lara ähnlicher sah als jemals, wie er so auf dem Teppich vor meinem Kamin stand, den Kopf leicht gesenkt, die Stirne gerunzelt, seine ganze Haltung düster und beschaulich — blickte zu mir auf, als ich in mein Zimmer trat.

„Mein Name ist Albert Born, mein Herr!" hub ich an; „was steht zu Ihrem Befehl?"

Er reckte den Kopf in die Höhe, verbeugte sich leichthin und heftete dann einen langen, forschenden Blick auf mich. — „Verzeihen Sie mir, daß ich so unvermittelt Sie belästige, mein Herr," sagte er auf französisch; „aber der Zweck meines Besuches ist derartig, daß er eigentlich keiner Entschuldigung be-

darf; und da der Grund meines Besuches von rein privater Art ist, so bin ich auch überzeugt, daß Sie, als Mann von Ehre, nicht nach demselben forschen werden. Würden Sie wohl die Freundlichkeit haben, mir auf eine oder zwei Fragen hinsichtlich Ihres Bildes auf der Ausstellung in Trafalgar Square Auskunft zu geben."

„In der That, mein Herr," erwiderte ich, etwas zurückhaltend, „Ihr Anliegen ist so ungewöhnlich und ohne Vorgang, daß ich . . . ."

— „Bah, Sie werden mir doch meine Bitte nicht abschlagen wollen?" fiel er mir rasch in's Wort und maß mich mit düsterem Blicke.

„Das muß von der Natur Ihrer Fragen abhängen, mein Herr!"

— „Jenun, ich wünsche eigentlich nichts von Ihnen zu erfahren, als wer der Mann ist, dessen Porträt Sie gemalt haben?"

„Und ich bedaure, Ihnen sagen zu müssen, daß es nicht in meiner Macht steht, Ihnen auf diese Frage Bescheid zu geben!"

Er sprang vom Stuhle auf, vor Zorn ganz bleich und zitternd und rief: „Wollen Sie damit sagen, daß Sie mich intriguiren wollen, mein Herr? Zum Geier, ich bin nicht der Mann, der sich foppen läßt; falls Sie mir die Antwort verweigern, so sollen das Gesetz, die Gerichte, die Polizei sogar Sie zwingen, mit Ihrem vermeintlichen Geheimnisse herauszurücken!"

„Stille, mein Herr! keine leeren Bravaden!" erwiderte ich kalt. „Erinnern Sie sich, daß ich ein Deutscher und ein Mann bin, der sich nicht vor Worten fürchtet!"

Der Blitz verschwand aus seinen Augen, er setzte sich wieder und blickte mich mit einem gemischten Ausdruck von Entschlossenheit und Angst an. — „Wollen Sie mir die erbetene Auskunft ertheilen oder nicht?" fragte er demüthig.

„Wollen Sie mir erst sagen, was für einen Beweggrund Sie zu dieser Frage haben?"

— „Das kann ich unmöglich — es ist eine reine Privat-Angelegenheit," sagte er.

Ich schwieg einen Augenblick in tiefen Gedanken, und besann mich über das, was ich zu thun hatte. Eins war mir indessen ganz unzweifelhaft klar: daß ich nämlich kein Recht hatte, Herrn Boyno's Geheimniß ohne seine Einwilligung preiszugeben. Und doch, wenn er ein Verbrecher war, mußte dann die Gerechtigkeit nicht ihren Verlauf haben? Mitten in meinem Zweifeln erinnerte ich mich plötzlich jener Aeußerung Boyno's: „Es lebt noch ein Mensch auf Erden, dem ich nicht wieder begegnen möchte; ich habe ihm kein Haar gekrümmt, und ihm nichts zugefügt, um dessen willen ich mich scheuen müßte, ihm wieder zu begegnen; er aber hat mir Unrecht gethan und ich hasse ihn." Mußte ich daher nicht als Mann von Ehre das in mich gesetzte Vertrauen respektiren?

„Diese Angelegenheit muß sich hiemit erledigen, mein Herr!" erwiderte ich; „unter obwaltenden Umständen kann ich Ihnen weder Namen noch Adresse des Mannes nennen, den Sie suchen; falls er mir aber die Erlaubniß hiezu ertheilen sollte und Sie mich mit Ihrer Karte beehren wollen, so werde ich sie Ihnen mittheilen und mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen hiedurch gefällig zu seyn."

— „Wie lange wird es anstehen, bis Sie mir diese Nachricht geben können?" fragte er.

„Verzeihen Sie mir, wann ich auf diese Frage nicht antworte," versetzte ich mit einem schlauen Lächeln; „geben Sie mir aber Ihre Adresse, so verspreche ich, bei meinem Ehrenwort, Ihnen hierüber zu schreiben!"

Er zog eine Visitenkarte aus der Tasche, schrieb einige Worte auf die Rückseite und händigte sie mir ein. Sie lautete:

„*Mr. Léon Chojnacki.*
12. Percy Street, Pentonville."

„Hoffentlich werden Sie mir Ihre Antwort bald zukommen lassen, denn ich kann nicht lange in England bleiben," sagte er ungeduldig.

Während er noch sprach, hörte ich den langsamen, stäten Schritt Boyno's die Treppe heraufkommen; an der Treppenanlände blieb er stehen und horchte, als ob die fremde Stimme seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte.

„Das wäre Schade!" fiel ich ihm verzweiflungsvoll in's Wort und gebrauchte das erste beste Wort, das mir in den Sinn kam, um meinen Gefährten zum Schweigen zu bringen, denn ich hatte gar keine Lust, die beiden einander so ähnlichen Männer wie zwei Gewitterwolken auf einander stoßen zu sehen. „Darf ich Ihnen nun eine Cigarre anbieten? Es liegen einige gute Havannahs in der Kiste hinter Ihrem Ellbogen! Bitte, greifen Sie zu, und da ich gerade einige Flaschen gutes, schottisches Ale hier habe . . . ."

„Eine Cigarre schlage ich zu keiner Zeit aus," sagte er; „ihr Deutsche seyd verzweifelt hartnäckige Raucher . . . ."

Die Schritte näherten sich langsam, verstohlen. Im nächsten Augenblick wußte ich, daß Boyno draußen vor der Thüre stand, auf der Schwelle meines Zimmers, daß er schon die Hand auf die Klinke gelegt hatte! — Großer Gott! nur eine dünne, hölzerne Scheidewand war zwischen zwei Männern, die einander bis auf den Tod haßten — die im nächsten Augenblick einander begegnen konnten — und was mußte alsdann aus einer solchen Begegnung erfolgen?

„Jetzt will ich das schottische Ale holen — oder wollen Sie nicht ein kleines Abendbrod bei mir einnehmen?" fuhr ich fieberhaft hastig fort und machte einen verzweifelten Versuch, freundlich zu erscheinen, — „nur ein bescheidenes Junggesellen-Abendbrod: Beafsteaks und Salat u. s. w.?"

— „Ein Glas Ale nehme ich mit Dank an, wenn ich es bekommen kann," erwiderte er. „Aber ein Abendbrod verzehre ich nie. Das können nur junge Leute, wie Sie, noch essen — ich dagegen bin nie hungrig."

Die Thürklinke knarrte.

„Wer ist dieß?" rief Chojnacki aufspringend.

Es erfolgte keine Antwort, und zu meinem unbeschreiblichen Trost hörte ich, wie die Schritte draußen sich entfernten; dann ward die vordere Hausthüre unten geöffnet und mit einem lauten Schlag wieder in's Schloß geworfen; es ging jemand den Garten entlang, und ich athmete wieder frei auf — er war fort.

Meine Zuvorkommenheit gegen Chojnacki verminderte sich augenblicklich, und ich fragte: „Haben Sie etwas gesagt?"

„Es war jemand draußen vor der Thüre," sagte er.

— „Ah? wahrscheinlich nur das Dienstmädchen. Nur herein, wenn es gefällig ist!" rief ich und öffnete mit der größten Unbefangenheit die Thüre. Es war aber niemand draußen auf dem Flur.

Nach einer halben Stunde verließ mich mein seltsamer Besucher, und ich saß noch eine lange Zeit ruhig da und grübelte über die seltsame Begebenheit dieses Tages. Ich versuchte mir auf tausenderlei Weise die geheimnißvolle Beziehung oder vermeintliche Verwandtschaft zwischen diesen beiden Männern und die geheimen Bande, die sie mit einander verknüpften und doch wieder so weit auseinander hielten, zu erklären. Was für ein Geheimniß von Haß oder Unrecht, Kränkung oder Leidenschaft konnte sich durch einen solch schwarzen und unübersteiglichen Abgrund unversöhnlich und unvergeßlich scheiden? Lief hier ein Verbrechen mitunter, oder blos die Bitterkeit eines lang gehegten gehässigen Grolls? Waren sie Brüder? — Tausenderlei Vermuthungen zogen mir durch den Sinn, allein ich konnte mich für keine einzige als plausibel entscheiden, und gab zuletzt verzweifelnd alles Grübeln darüber auf. Ich ging hierauf nach Boyno's Zimmer, in der Erwartung, von ihm einigen weiteren Aufschluß über dieses Geheimniß zu erlangen, aber auch diese Hoffnung trog, denn er war noch nicht wieder nach Hause gekommen.

In der darauffolgenden Nacht um drei Uhr ward ich durch Miß Matilda's Stimme aus dem Schlafe geweckt, welche in großer Betrübniß und Aufregung vor meiner Thüre rief: „Mister Albert! Mister Albert! ich beschwöre Sie, wachen Sie doch auf! Herr Boyno ist nicht nach Hause gekommen, und ich bin so sehr in Angst um ihn, daß ich mir gar nicht zu helfen weiß. Wenn ihm nur kein Unglück zugestoßen ist!"

Der Morgen kam, der Tag verging und noch eine weitere Nacht, und Boyno kam nicht wieder. Miß Matilda weinte und forschte vergebens nach ihm — er kehrte nicht mehr in seine Wohnung zurück.

6.

Einige Tage später besuchte ich Chojnacki, um ihn von dem inzwischen Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Als er hörte, daß Boyno verschwunden war, kannte seine Wuth keine Grenzen. Er rannte im Zimmer auf und ab, wie ein Löwe im Zwinger, fluchte und schwur und stampfte in ohnmächtigem Groll auf den Boden und stöhnte laut vor Aerger und Enttäuschung.

„Zehn Jahre lang," rief er bitter, — „zehn Sommer, Winter, Herbste und Frühlinge, habe ich jenen Mann aufgesucht, bin ihm wie ein Bluthund auf der Fährte von einer Stadt zur andern gefolgt, und dennoch ist er mir entkommen. Wir haben in derselben Stadt, in derselben Straße gewohnt, sind in demselben Schiffe mit einander auf dem Meere geschwommen und uns doch niemals Auge in Auge begegnet. Und nun ist abermals, wo wir in demselben Hause waren, dasselbe verwünschte Verhängniß störend zwischen uns getreten. Allein trotzdem will ich ihn noch ausfindig machen, diesen Feigling, diesen Verräther, und müßte ich ihm bis an die Pforten der Hölle und des Todes folgen, so will ich doch noch seine Fährte auskundschaften!"

— „Herr Chojnacki," erwiderte ich ruhig, „beantworten Sie mir gefälligst eine einzige Frage. Hat jener Mann ein Verbrechen gegen Gott oder die Menschheit begangen, daß Sie ihn so sehr hassen und aufsuchen?"

Er starrte mich einen Augenblick an und fragte dann barsch: „Was für ein Recht haben Sie zu einer solchen Frage an mich?"

„Ein sehr natürliches — es ist die Pflicht jedes rechtschaffenen Mannes, den Verbrecher der Gerechtigkeit zu überantworten!"

Statt aller Antwort ging er eine Weile mit verschränkten Armen und gerunzelter Stirne im Zimmer auf und ab, dann sagte er mit einem heisern, unheimlichen Gelächter: „Ihr Deutsche seyd eine träge, fischblütige Race. Wenn ein Mann einen Andern umbringt, so sperrt man ihn als Verbrecher ein und henkt ihn von Rechtswegen; wenn er aber jemanden bis zum Tode kränkt und doch mit dem Gesetz nicht in Kollision kommt, so geht er unangefochten und wie ein Unschuldiger durch das Leben hin. Jener Mann hat mir eine solche Kränkung zugefügt, daß ich jedes Haar auf seinem Haupte verfluchen könnte, und es würde noch nicht hinreichen, um meinen Grimm zu beschwichtigen; und doch hat er mir niemals nach dem Leben getrachtet, hat mir nie einen Sou gestohlen, mich nie einen Lügner gescholten — bah, er hat mir gar nichts zu Leide gethan. Warum hasse ich ihn also?"

„Ja, erklären Sie es mir, Herr Chojnacki, warum Sie ihn hassen?"

— „Warum ich ihn hasse? Mensch, wie wagen Sie, mich darum zu fragen? Ich habe dasselbe Recht, ihn zu hassen, wie Sie, die Luft zu athmen. Und bis zu meinem letzten Athemzuge werde ich ihn noch hassen, hassen, tödlich hassen! Und für die Kränkung, die er mir zugefügt, für die Höllenqualen, die er meiner Seele bereitet hat, werde ich mich noch an ihm rächen."

Eine lange Pause entstand, während deren er sich etwas abzufühlen schien. Er murrte und murmelte zwar ab und zu noch einige Worte des Grolls vor sich hin, aber ich sah doch, daß das größte Ungestüm des Sturmes sich erschöpft hatte. Da ich womöglich einige Einsicht in diese eigenthümliche Geschichte zu erlangen wünschte, so wartete ich noch, in der Hoffnung, ihn in eine gelassenere und mittheilsamere Stimmung zu versetzen.

„Lassen Sie uns die Sache auf eine ruhigere, geschäftsmäßigere Weise besprechen!" sagte ich mit einer gewissen angenommenen Gleichgültigkeit. „Der Mann ist fort — Sie wünschen ihn wieder aufzufinden. Wenn ich Ihnen nun auch helfen wollte, wie kann ich dieß, so lange ich nicht den eigentlichen Namen des Flüchtlings weiß und einige weitere Umstände kenne, über welche Sie mir wahrscheinlich einige Auskunft zu geben vermögen?"

— „Sie können mir nicht helfen — ich wüßte nicht wie!" erwiderte er. „Glauben Sie mir, er wird niemals wieder in sein altes Quartier zurückkehren — ich kenne ihn besser als Sie. Und wenn er es sogar thäte, wie soll ich wissen und glauben, daß Sie ihm nicht wieder durchhelfen würden, wie neulich? Soll ich annehmen, daß Sie mir besser helfen würden als ihm?

Er kann tausenderlei Namen annehmen, kann sich auf tausenderlei Fächer verlegen; aber wenn er sogar tausenderlei Gestalten annehmen könnte, so würde ich ihn ausfindig machen — beim Himmel, das würde ich!"

„Nun denn, so erlauben Sie mir, Ihnen besten Erfolg zu wünschen, Herr Chojnacki!" sagte ich und nahm meinen Hut; „guten Morgen!"

Er heftete seine Augen mit einem scharfen, lauernden Blick auf mich, als ob ich in gewisser Weise ein Mittel oder Verbindungsglied zu dem Gegenstand seiner Nachforschung wäre, und sagte: „Sie brauchen mir nicht eher Erfolg zu wünschen, als bis ich meine Aufgabe wieder beginne. Ich muß nothgedrungen noch einige Tage länger in London bleiben. Werde ich Sie noch einmal sehen?"

„Wenn es Ihnen genehm ist, ja."

— „Nun denn, besuchen Sie mich an einem der nächsten Abende!" sagte Chojnacki.

„Recht gern."

Wir reichten uns die Hand und schieden. Wie segensreich und hold erschien mir das grelle Licht und geräuschvolle Leben auf den offenen Straßen, nachdem ich diesen Mann verlassen hatte! Es lag schon in seiner blosen Nähe etwas, das Einem das Blut erstarren und den Herzschlag beinahe stocken machte. Sein Gesicht war in gewisser Beziehung von demjenigen Boyno's verschieden; das eine war sinnlich, während man das andere intellektuell hätte nennen mögen. Chojnacki's Züge waren düsterer, wilder, leidenschaftlicher als die von Boyno und hatten gleichzeitig mehr Kraft im Ausdrucke und mehr Regelmäßigkeit in der Zeichnung. Man hätte sein Gesicht beinahe für hübsch halten können, wenn nicht gerade die Schönheit seines Angesichts unaussprechlich abstoßend gewesen wäre. Beide Männer waren Geheimnisse, aber welcher von beiden das größere sey, das war schwer zu entscheiden ....

* * *

Mittlerweile war das seltsame Ereigniß vor meinem Bilde, der Umstand, daß und wie Chojnacki im Ausstellungslokale vor demselben gestanden hatte, in Verbindung mit Boyno's Flucht, ruchbar geworden. Es war in einigen Zeitungen besprochen worden und beschäftigte halb London. Es war in einer Hinsicht für mich, den unbekannten, freundlosen Ausländer, das größste Glück, das mir hätte widerfahren können. Die Leute sammelten sich schaarenweise vor meinem Gemälde, und erörterten die vermeintlichen Verdienste desselben und die etwaigen Bezüge, welche zwischen dem Original des Bildes und jenem räthselhaften Ebenbilde stattfinden mochten. Das Bild verkaufte sich bald zu einem ungewöhnlich hohen Preise, denn man vermuthete, es stecke irgend ein Geheimniß darunter. Ich selber ward dadurch unwillkürlich und auf ziemlich unliebsame Weise zu zu einem öffentlichen Charakter. Die Zeitungen brachten meine Biographie, die natürlich von A bis Z erfunden und erlogen war, und ich vermuthe halb und halb, daß Miß Asher, die Vorsteherin der Töchtererziehungsanstalt, an welcher ich als Lehrer des Zeichnens und Malens angestellt war, den Umstand meines vorübergehenden Rufes geflissentlich zu einer mehrwöchentlichen Reclame ausbeutete, um ihr Institut zu empfehlen. Dergleichen geschieht ja in England alle Tage, denn man spekulirt dort sogar auf Hinrichtungen und Criminalverbrechen. Mehrere Wochen hindurch fanden sich in jeder Lehrstunde, welche ich in dem Kennington Road Modern Gynæcæum (wie Miß Asher's Anstalt hieß) zu geben hatte, Dutzende von neugierigen Damen und sogar Herren ein, welche mich anstierten und mich über Verhältnisse befragten, über welche ich so wenig wußte, als sie selber. Ich erhielt Einladungen und Besuche und eine Unzahl eleganter kleiner Billets von wißbegierigen, schriftstellernden Damen oder Blaustrümpfen, welche ebenso seltsame als indiscrete Fragen über das Geheimniß, das sich an das Original des Gemäldes anknüpfte, an mich richteten. Miß Matilda und Georgina ihrerseits waren des festen Glaubens, Chojnacki habe aus irgend einer Privatrache Boyno ermordet und in einem Keller verscharrt. Die Thränen dieser gutmüthigen arglosen Frauenzimmer flossen unaufhörlich, denn das ritterliche ehrenhafte Benehmen Boyno's und seine hülf- und freundlose Lage, seine mit so viel Würde und Stolz getragene Armuth hatten ihn in ihrer Schätzung mit einem wahren Heiligenschein umgeben.

Nach einigen Tagen machte ich Chojnacki einen zweiten Besuch, welcher jedoch nichts weniger als angenehm war. Er hegte offenbar einen gewissen Groll gegen mich, weil er mir Schuld gab, ich habe seine schon so lange herbeigesehnte Gelegenheit zur Rache vereitelt, und er gab mir nicht den mindesten Anhaltspunkt in Betreff seiner Absichten für die Zukunft.

„Falls er je," sagte er beim Abschiede zu mir, „falls er jemals, was ich für unmöglich halte, nach England zurückkehren oder Ihnen sonst wieder einmal auf Ihrem Lebenswege begegnen sollte, so wird ein Brief, welchen Sie unter meiner Adresse in Nr. 9, Rue St. Anne, Paris, an mich richten, mir zukommen. Allein ich bin halb und halb versichert, daß Sie gar keine Lust haben werden, sich weiter um diese Angelegenheit zu bemühen und ich kann auch nicht einsehen, was für einen Grund Sie hiezu haben sollten. Vortheile und Furcht sind die einzigen Mächte, welche die Welt beherrschen. Uebrigens sind Sie mir freundlich begegnet und ich möchte nicht undankbar erscheinen. Lassen Sie uns noch eine Cigarre mit einander rauchen und dann als gute Freunde scheiden!"

Am folgenden Morgen reiste er nach Paris ab, und so schien vorerst jedes Glied, welches mich mit diesem geheimnißvollen Menschenpaare in Verbindung setzte, zerbrochen. Aber ich sage auch ausdrücklich nur „vorerst," denn ein anderes Ereigniß lenkte meine Aufmerksamkeit bald wieder darauf zurück.

7.

Die eigenthümliche flüchtige Berühmtheit, welche ich dem räthselhaften Ereigniß in dem Ausstellungs-Lokale verdankte, hatte mir noch einen andern Vortheil gebracht, den ich sehr zu schätzen wußte. Alle meine fertigen Bilder, die mir seither als wahre Statisten im Atelier gehangen hatten, wurden binnen weniger Tage an einige spekulative Kunsthändler verkauft, welche mich aufgesucht und meine Forderung so billig erfunden hatten, daß sie an diesen Bildern etwas gewinnen konnten. Einige hatten mich sogar mit neuen Aufträgen betraut, an deren Ausführung ich mit dem größten Eifer arbeitete, um desto früher meine lange ersehnte Reise nach Italien antreten zu können.

Eines Morgens, als ich schon emsig vor meiner Staffelei

saß, erhielt ich in Begleitung eines kleinen gesiegelten Papiers folgendes Billet:

„An Mr. Albert Born.

„Sollten Sie jemals wieder mit dem Individuum zusammentreffen, welches Sie in Ihrem Gemälde „Lara, eine Studie“ porträtirt haben, so werden Sie auf das angelegentlichste gebeten, demselben das beiliegende Päckchen einzuhändigen. Die Schreiberin dieses Briefes hat nicht die Ehre, Sie zu kennen; aber sie versieht sich zu Ihrer Rechtschaffenheit und Ihrem Edelmuthe als Mann von Ehre und von Bildung, daß Sie der aufrichtigen inständigen Bitte einer Frau, die vielleicht niemals die Gelegenheit haben wird, Ihnen ihre Dankbarkeit zu beweisen, und die Ihnen doch ewig dankbar seyn wird, gerne nachkommen und ein Ihnen anvertrautes heiliges Pfand treulich bestellen werden.“

Also schon wieder die alte Geschichte? dachte ich; werden denn diese Heimlichkeiten niemals enden! Höchlich verwundert drehte ich das gesiegelte Papier in meiner Hand um und um, und betrachtete es von allen Seiten. Dem Anschein nach war es nur ein einziger Bogen Briefpapier, auf der einen Seite beschrieben, zierlich zusammengefaltet und mit einem einfachen Petschaft gesiegelt. Auf der äußeren Seite stand: Rom, im Mai 1836. O. de C."

Auf dem an mich adressirten Couvert war nur eine englische Pennybriefmarke und ein Londoner Poststempel. Was hatte dieß alles zu bedeuten? Kam der Brief von Choynacki?

Ich war derzeit allzusehr beschäftigt, um meine Zeit mit Muthmaßungen zu vergeuden, denn mein ganzes Dichten und Trachten war auf meine Reise nach Rom gerichtet, zu welcher ich bereits meine Vorbereitungen machte. Sieben Jahre unter dem trüben nebeligen britischen Himmel hatten mir eine unbeschreibliche Sehnsucht nach dem Süden eingeflößt; ich sehnte mich nach Italien mit einer Art Heimweh; ich träumte in Schlaf und Wachen stündlich nur von dem azurnen Himmel, den glänzenden Marmorbildern, den krystallenen Gewässern und den Kunstschätzen Hesperiens, und im Stillen auch (denn alle unsere Gedanken zielen ja doch Ein Mal im Leben dahin!) vom künftigen Ruhm und Vermögen. Letzteres war wohl verzeihlich, denn meine Bedürfnisse waren nicht klein, und mein Unterhalt und Erwerb hing von meinem Pinsel allein ab; ich hatte gottlob nicht für mich allein zu sorgen und zu arbeiten, denn der Himmel war so gnädig gewesen, die Sorge für den Unterhalt meiner armen Mutter und für die Erziehung zweier jüngeren Geschwister auf meine Schultern zu legen. Ueberdem war ich ja verlobt mit meiner hübschen schönäugigen Base Elise, die ich nach mehrjährigem Aufenthalt in Italien heimführen wollte. Glücklich der Mann, welcher derartige Bande und Verpflichtungen hat! Für ihn ist die Arbeit keine Mühe mehr, sondern ein Ruhm, eine Wonne, und jedes redliche Tagewerk bringt ihn dem Himmel seines Herzens näher.

8.

Ich war endlich in Rom! Aus meinem Fenster überschaute ich den in Trümmer gefallenen Glanz und Prunk des alten Italiens und die schmutzige Entartung und Verkommenheit des heutigen Italiens. Und doch war ich nicht ganz befriedigt — ein dumpfes Gefühl der Leere und Enttäuschung schlummerte noch in irgend einem Winkel meiner Seele und kroch in einsamen stillen Stunden langsam hervor. Und war dieß ein Wunder? geht es nicht in allen menschlichen Dingen so? Unser Gemüth findet in allen Stücken eine gewisse Enttäuschung seiner lange gehegten Illusionen und Hoffnungen. Der erste Napoleon starb in der Verbannung auf St. Helena, — der winselnde Bettler, welcher dort unten auf den Treppenstufen meiner Hausthüre sitzt, ist ein Abkömmling der Cäsaren, und das prächtige weltbezwingende, vorchristliche Rom liegt dort draußen theilweise in Ruinen, theils unter dem Schutt von Jahrhunderten begraben. „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!" Allein dasjenige, was Einem in Rom Herzweh und Wehmuth verursacht, das ist nicht der Ruin, nicht die Zertrümmerung von Stein und Marmor in der alten Weltstadt — denn Vergänglichkeit ist ja aller Dinge gemeinsames Loos, und noch aus meinen Schul-Erinnerungen klingt mir der horazische Spruch von der 'Linquenda tellus et domus' im Ohr, — sondern es ist die widerliche Herabwürdigung der glorreichen alten Zeit und die jetzige schmachvolle ekelhafte Sklaverei und Knechtschaft."

Es war Sommer zur Zeit meiner Ankunft; ein wonnevoller Himmel hing über der ewigen Stadt, und der klare, herrliche Sonnenschein überfluthete die Marmorpaläste mit Licht, verdüsterte noch die Schatten und zauberte allenthalben Gemälde hervor. Aber ich war bisher nur ein müssiger Gaffer und Bummler gewesen, denn das Klima sagte mir nicht zu und ich hatte alle paar Tage leichte Fieberanfälle. Ich war erst vor einigen Tagen einem Sarge nach der Pyramide des Cestius hinausgefolgt, um der Leiche eines jungen, deutschen Mädchens, der Tochter eines Kunstgenossen, an den ich empfohlen war, das Geleite zu geben, die an derselben Krankheit gestorben war, an der schrecklich erschlaffenden Luft. Aber jetzt war ich wieder ganz wohl und fühlte, daß ich wieder arbeiten konnte; ich wollte daher alsbald beginnen, und der Gedanke an eine geregelte Thätigkeit ließ keine Furcht vor dem Klima in mir aufkommen.

Ich hatte eine Wohnung gemiethet, deren Fenster auf der Rückseite des Hauses eine glorreiche Aussicht über die Via Appia hin darboten, und hier schwelgte ich in der Fernsicht in meinen Mußestunden und labte mein Künstlerauge. Jene großartige unermeßliche Aussicht auf antike Denkmäler von jeder Gestalt und Ausdehnung hat einen Charakter der Erhabenheit, Mannigfaltigkeit und überwältigenden Fülle, der sich gar nicht in Worten beschreiben läßt, und die Breite und Färbung des Hintergrundes liefert ein Bild, das einen Maler von Sinnen bringen kann. Ja nicht Ein Bild, sondern deren unzählige!

Jedoch zurück zu meiner Geschichte!

Ungefähr acht Wochen nach meiner Ankunft in Rom erhielt ich eine Zuschrift von einer reichen und angesehenen englischen Dame, worin ich ersucht wurde, sie in ihrer Wohnung, im Palazzo di Castiglione, zu besuchen, um sie bei der Ausführung einiger Aquarellen künstlerisch zu berathen. Diese Dame, die Wittwe des Grafen von Milroy, war mir seither nur dem Namen nach bekannt; ich hatte schon in England bisweilen von ihrer Vorliebe für die Kunst, ihrem auffallenden Talent zur Malerei, von ihrer Schönheit, ihren Sonderlings-Launen und ihrem Reichthum gehört. Weßhalb sie gerade auf mich, den armen, unbekannten, jungen deutschen Maler, ihre Wahl lenkte und mich ihrer besondern Gunst würdigte, während sie in Rom doch eine Menge der ausgezeichnetsten und berühmtesten Meister in allen Fächern

zu ihrer Verfügung hatte, das ward mir nicht im entferntesten klar. Ich grübelte jedoch nicht lange über diesen eigenthümlichen Glücksfall und seine Motive, sondern ergriff froh und dankbar diese Gelegenheit, rasch einiges Geld zu verdienen, und begab mich ohne Verzug nach dem genannten Palast.

Man führte mich in ein Empfangzimmer, das mit blau und weißem Sammet möblirt und im üppigsten und köstlichsten Style italienischer Künstler gemalt war. In der einen Ecke des Zimmers stand eine Staffelei und auf derselben eine halbvollendete Skizze des See's von Nemi, in einer trüben Dämmerlichts-Beleuchtung, die vielleicht etwas krankhaft, aber doch zart, weich und angenehm war. Allenthalben im Zimmer lagen Bücher umher, unter denen ich mehrere Bände von Georges Sand, Bulwer, Byron, Shelley und einigen anderen der leidenschaftlichsten Dichter und Romanschreiber Englands und Frankreichs bemerkte. Musikalische Instrumente standen in Nischen umher, und alles verrieth das ausschließliche Vorwalten eines hochgebildeten, feinen und reichen Geistes in diesen Räumen.

Diese Lady Milroy muß eine glückliche Frau seyn, dachte ich, als ich so viel Reichthum, Eleganz und Kunstsinn um mich her überschaute; wie glücklich würd' ich mich preisen, wenn ich meiner Elise eine solch reizende Heimath bieten könnte!

Mitten unter diesen meinen Gedanken öffnete sich eine Thüre und die Gräfin trat ein. Langsam und voll Anmuth näherte sie sich mir, ihre großen schwimmenden Augen halb zweifelnd, halb forschend auf mich heftend, während ein überaus holdes, gewinnendes Lächeln voll der echtesten Weiblichkeit und Herzensgüte um ihre Lippen spielte.

„Seyen Sie mir recht willkommen, Herr Born," hub sie im weichsten, reinsten Italienisch an; „es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie so rasch meiner Einladung folgen. Ich bin Ihnen sehr dankbar, denn ich sterbe beinahe vor Ungeduld, mein Bild vollendet — Ah! Sie haben eine Mappe unter dem Arm, und ich brenne vor Begierde, deren Inhalt kennen zu lernen!"

Ich legte mein Portefeuille auf den Tisch und sie nahm eine Zeichnung nach der andern heraus, kritisirte sie in einer raschen, enthusiastischen Weise, und bezeichnete jede Schönheit oder jeden Mangel derselben mit der schönsten vollendetsten Hand, die mir noch jemals zu Gesicht gekommen war. Sie war mit ihrem Lobe sehr freigebig.

„Denken Sie sich, Herr Born," sagte sie endlich, „je länger ich Ihre Schöpfungen betrachte, desto mehr fühle ich mich versucht, eine einzige Frage an Sie zu richten und einen einzigen Fehler in all Ihren Bildern zu finden. Warum sind Sie darin immer so wehmüthig und so ruhig? Haben Sie das Sonnenlicht, das sprudelnde Wasser und den glänzenden Himmel abgeschworen? müssen Sie denn immer an spiegelglatten, stillen Seen und unter düsterem bewölktem Himmel sich ergehen?"

Ich nahm lächelnd die Aquarellskizze von ihrer Staffelei und sagte: „Hier wenigstens sind Sie unter derselben Inspiration gestanden, Gräfin! — gerade die Schönheit des Landes selbst trägt das Gepräge der Wehmuth in sich!"

In ihrem dunkeln Auge schwamm auf einen Augenblick ein milder Ausdruck von Gram und Trauer, und sie erwiderte: „Reden wir nicht davon! — es verursacht mir zu viel Schmerz. Und wozu sollte man sich auch grämen wegen Dingen, die keine Thränen mehr ändern können! Das Land der Dichter und Maler, das Land der Myrten und Cypressen, das Italien der Paläste und Orangenhaine ist ja noch unser — warum sollen wir das übrige nicht vergessen? Indeß weiß ich wohl, daß meine arme Skizze diesen lieblichen See von Nemi verdirbt, daß sie zu todt und düster ist; ich muß es noch einmal versuchen, um jenen tiefen, dunkelblauen, nebelhaften Effekt des Mittelgrundes herauszubringen — dazu müssen S i e mir behülflich seyn, Herr Born!"

Ich gab ihr die besten und kürzesten Anweisungen, die ich zu geben im Stande war, aber sie zuckte die Achseln mit einer sehr anmuthigen, koketten Miene der Verzweiflung. — „Ich habe kein Gedächtniß für solche theoretische Belehrungen," sagte sie; „ich kann nur mit Hülfe meiner Augen lernen. Wollen Sie mir nicht während meines hiesigen Aufenthalts einigen Unterricht ertheilen?"

„Ich werde mir die größte Ehre daraus machen," erwiderte ich mit einer Verbeugung.

— „Wohlan denn, alsdann werde ich mit dem innigsten Vergnügen ihrem Unterricht folgen, denn ich habe meine Malerei in den letzten Jahren sehr vernachlässigt. In England kann man ohnedem nichts thun. So kommen Sie denn gefälligst morgen Abend um sechs Uhr, und lassen Sie uns einstweilen einige Anordnungen in Betreff meines Malens treffen. Ich will verschiedene Bilder malen — ich muß z. B. mehrere Ansichten aus meinen Fenstern hier haben, und ich habe gestern ein Stückchen Scenerie entdeckt, welches Sie wahrscheinlich in Entzücken versetzen wird. Aber wäre es Ihnen nicht genehm, nun einen kleinen Gang um den Palast zu machen und die Aufnahmepunkte festzustellen? Bei Ihrer Rückkehr werden Sie mich hier finden, und dann sollen Sie mir alle ihre Pläne und Ansichten mittheilen."

Sie klingelte hierauf einem Diener, der mir zum Führer dienen sollte, und hieß mich mit einem freundlichen Kopfnicken und einer gebieterischen Handbewegung gehen, als wollte sie sagen: 'Nun geh', und thu' was Dir aufgetragen ist!' — Sie aber warf sich auf ein Ruhebett, und lieferte an sich schon ein wunderliebliches Bild, wie sie so hingegossen dalag und ihr glänzendes, goldbraunes Haar so zwanglos und wirr sich auf dem blaßblauen Sammetkissen ausbreitete!

Ja, sie war unvergleichlich anmuthig und hold, und ihre Lieblichkeit von jenem pikanten und wechselvollen Charakter, der am meisten bezaubert. Ihre dunklen wollüstigen Augen schwammen bald in Thränen augenblicklicher Traurigkeit, und glühten und leuchteten bald in einer Ekstase von Enthusiasmus; in dem einen Augenblick verbreitete sich ein Schatten von Gedankentiefe und Sinnigkeit ernst über ihr Antlitz, schmolz aber schon im nächsten Moment in einem wilden lustigen Lachen hin. Es war kein Zug in ihrem Gesicht, der Einen nicht versucht hätte, es immer und immer wieder anzublicken. Die sanften thaufeuchten Augen, deren Ausdruck fortwährend unter jedem Impuls der Denkkraft wechselte — der dunkle glänzende Teint, — die zartgeformte Nase mit den beweglichen Nasenflügeln — die lächelnden, herrischen, frischen, kirschrothen Lippen! — Lady Milroy! dachte ich, ich werde ein unglücklicher Mann seyn, bis ich Ihr Porträte gemalt habe!

Auch ihre Figur war ein Inbegriff von Anmuth, denn sie hatte jene leichte runde Fülle, welche weit bezaubernder ist als die schlanke zarte Gestalt der Mädchenhaftigkeit; jede Linie, jede Bewegung war voll Anmuth und vollkommener Selbstbeherrschung, und über Allem, über Blicken, Worten und Handlungen, spielte zu Zeiten wie ein Streiflicht ein Anflug von Koketterie, welcher einen Zeno bezaubert haben würde.

9.

Ich verbrachte nun jeden Tag einige Zeit in dem Palazzo di Castiglione, und gab zwei oder drei Male in der Woche der Lady Milroy eine Unterrichtsstunde im Aquarellmalen. Dieß waren mir köstliche, unvergeßliche Stunden. Sie hatte eine wundervolle Unterhaltungsgabe, und wußte über jeden Gegenstand eine solche Nuance von schalkhaftiger Lebhaftigkeit und guter Laune zu werfen, daß man schon beim bloßen Anhören ihrer Conversation seine Pulse freier und rühriger schlagen hörte. Wenn man auf ihre weichen, süßen italienischen Worte hörte und ihr in das schöne, holde Antlitz blickte, so ward Einem zu Muthe, als ob die Erde lieblich und das Leben göttlich sey. Dann aber kam wieder das leise, melodische Lachen und das eitle, selbstgefällige, kokette Lächeln, um den Zauber zu brechen und den Zuhörer zu verwarnen, daß er keinen Engel vor sich habe, sondern nur ein echtes Weib, sonst nichts! —

Ich meinerseits trotzte der Versuchung, welche in dem Umgang mit ihr lag. Und warum sollt' ich dieß nicht? War ich nicht ein armer Künstler, ohne Ruf und Rang und bestechende äußere Vorzüge? War ich nicht verlobt mit meiner sanften Elise, und liebte ich sie nicht mit der ganzen Innigkeit und Treue meines geraden, schlichten, deutschen Herzens? — Ja, ich fühlte, daß ich vor ihr sicher war, und ich war stolz in meiner Demuth. Allerdings will ich nicht verhehlen, daß bisweilen, wenn Lady Milroy ihre kleine, weiße Hand auf meinen Arm legte und ihr zärtliches, leidenschaftliches Auge zu mir aufschlug, und mir so artige Dinge sagte, wie eine reiche vornehme Dame von vierunddreißig Jahren sie ungestraft und ungescheut einem armen, ehrgeizigen Künstler von achtundzwanzig Jahren sagen kann, — in solchen Momenten allerdings, ich gestehe es, schoß mir das Blut in's Gesicht und mein Herz schlug rascher. Aber dann kam auch gleich der Gedanke hinterdrein: Thue ich Recht, daß ich hier bin?

Allein gerade ihre Freundlichkeit und ihr Wohlwollen liehen mir ein Gefühl von Sicherheit; überdem schieden mich von ihr Ehre, Liebe, Pflicht und Rang — bah! welche Versuchung könnte solche Schranken zertrümmern?! Andererseits beschwichtigte ich mein Gewissen mit dem Gedanken, daß es unklug und unrecht von mir seyn würde, die Gunst und Freundschaft einer so angesehenen, achtbaren und werthvollen Freundin abzulehnen.

Eines Tages, als ich ihr gerade Unterricht gab, verfiel unser Gespräch auf Gemälde-Gallerien und Bilderhändler in England.

„Ah, beiläufig gesagt," fragte sie mich plötzlich, „was ist denn aus dem Gemälde geworden, von welchem die Leute auf der Ausstellung im vorigen Jahr so viel Aufhebens machten? Es war ein furchtbares Sujet, aber trefflich aufgefaßt und gemalt, die bildliche Darstellung irgend eines Byron'schen Charakters! Sie müssen jedenfalls auch davon gehört haben!"

— „Ich denke, ja, ich habe davon um so mehr gehört, als ich selbst es gemalt habe," erwiderte ich lächelnd.

„Ist es verkauft worden?"

— „Allerdings, an einen Mr. Ashley Bernett. Haben Sie es gesehen, Lady Milroy?"

„Ich glaube ja," erwiderte sie gleichgültig und malte ruhig weiter. „Aber man vergißt derlei Dinge, und Gemälde von diesem Schlage sind nicht nach meinem Geschmack. Bitte, sagen Sie mir, was für eine Farbe ich zu dieser Wolke nehmen soll, Herr Born! .... Ah, wovon sprachen wir denn vorhin?"

— „Von meinem Bilde 'Lara'. Sie bemerkten, daß Sie keinen Geschmack an dieser Art von Gegenständen der Kunst fänden!" ....

Sie zuckte die Achseln, runzelte die Stirne und sagte: „Allerdings; ich gebe schönen, guten, freundlichen Sujets von heiterem Inhalt und Farbenton den Vorzug. Allein jenes düstere Bild schien Ihnen Glück zu bringen. Ich hörte eine seltsame Geschichte erzählen von einem Manne, welcher in den Säälen der Ausstellung Ihrem schauerlichen Bilde mit den Fäusten gedroht habe. War dieß wahr?"

„Vollkommen."

— „Man wollte mich ferner versichern, derselbe Mann habe Ihnen einen Besuch gemacht und den Namen desjenigen erfragen wollen, der Ihnen zu jenem Bilde gesessen. Ist dieß ebenfalls wahr, Herr Born?"

„Buchstäblich, Lady Milroy."

— „Und denken Sie sich, ich hörte noch eine ganze Menge von Geschichten und Anekdoten, die sich auf jenen Vorfall bezogen, aber ich habe sie größtentheils vergessen. Wir Frauen hören ja immer so viel Klatschereien. Sind nicht der Mann, der Ihnen gesessen, und ebenso derjenige, welcher ihm nachspürte, bald darauf verschwunden? Und haben Sie nicht von irgend jemand einen Brief erhalten, den Sie dem Einen von den Beiden übergeben sollten?"

Erstaunt sprang ich auf und rief: „Wer konnte Ihnen dieß gesagt haben? Ich entsinne mich nicht, daß ich gegen irgend eine Seele ein Wort davon geäußert hätte."

„Ich kann mich in der That nicht mehr darauf besinnen, von wem ich dieß erfahren habe," erwiderte sie unbefangen und blickte mich mit einem freundlichen Lächeln und Erröthen an. „Man hört so viele Klatschereien und Gerüchte und Vermuthungen, daß man sich unmöglich mehr genau zu erinnern vermag, von wem man dieß oder jenes gehört habe. Allein nun seyen Sie freundlich, Herr Born, und befriedigen Sie meine Neugier. Ist es wirklich wahr, daß Sie einen derartigen Auftrag erhalten haben?"

— „Es ist so — ich erhielt einen gesiegelten Brief zugesandt — ist dieß nicht köstlich geheimnißvoll?"

„Und Sie haben die Person, welcher Sie denselben übergeben sollten, nicht wieder begegnet?"

— „Leider nicht, Mylady; aber hoffentlich wird mir dieß eines Tages noch gelingen!"

Sie wandte sich rasch zu mir um und fragte lebhaft: „Sie wissen also, wo er ist?"

„Nein, das weiß ich in der That nicht, Lady Milroy, ebenso wenig als ich weiß, warum Sie Kobaltblau in Ihren Baumschlag hinein malen anstatt Olivengrün!"

— „Ach ja, Sie haben Recht, Herr Born! Ei sieh, welch ein Versehen! Ich bin müde, und es ist diesen Abend zu warm zum Arbeiten — dieß ist allein an meinem Versehen schuld. Und bitte, zanken Sie mich nur nicht, sondern waschen Sie es wieder heraus und corrigiren Sie meinen Fehler! Ich werde in Zukunft aufmerksamer seyn. — Ah, das ist schön von Ihnen! fahren Sie nur fort und lassen Sie mich Ihnen zusehen!" Damit lehnte sie sich müde in ihren Stuhl zurück und zwang mich durch Bitten und Befehle, an ihrer Arbeit fortzufahren.

„Sie haben mich wortbrüchig und meinem Grundsatz ungetreu gemacht, Lady Milroy!" sagte ich; „es ist mein Princip, nie an den Bildern meiner Schüler Hand anzulegen!"

— „Aber bei mir müssen Sie nachhelfen, mein Freund! Ach, daß ich nur so malen könnte, wie Sie, Herr Born! mein halbes Vermögen würde ich darum geben. Das Bewußtseyn, ein Künstler zu seyn, muß das Herz mit einem eigenthümlichen stolzen, kräftigen Gefühl erfüllen!"

„Diese Aeußerung von Ihnen stellt in meinen Augen die mir so theure Kunst noch höher!" erwiderte ich mit einer Anstrengung; „allein meine Kunstfertigkeit könnte Ihrem Leben, Lady Milroy, nur wenige weitere Reize hinzufügen. Nur wer arm, ohne Freund, ungeliebt und einsam ist, bedarf irgend etwas, das er anbeten und liebhaben muß, etwas, das ihm durch alle Entbehrungen und Mühen und getäuschten Hoffnungen folgt. Ihr Leben, Gräfin, ist ein schönes, vollständiges: Sie haben Bildung, Kunstsinn, Großmuth, Schönheit, Reichthum. Wenn solche Einflüsse, wie die Ihrigen, sich nicht mehr geltend machen würden, so wäre das Leben der Künstler in der That ein unfruchtbares, armseliges."

Lady Milroy stand auf und ging im Zimmer auf und nieder; ihre Augen glänzten und ihre Wange glühte. — „Was sind all die Eigenschaften, welche ich besitze, gegenüber von der Macht des Genius und der Glorie des Ehrgeizes?" sagte sie. „Nur ein Thor mag Gold unter die Abkömmlinge von Königen ausstreuen! — Nicht doch, Herr Born! sprechen Sie mir nicht von Reichthum, von Edelmuth und Gönnerschaft! wie arm sind diese Dinge im Vergleich zum Bewußtseyn des Talents und zu der Freude, die der verdiente Ruhm gewährt? Wie schön und wohlthuend muß es seyn, sich bewundert und aufgesucht zu sehen!"

Wie wunderschön erschien sie in diesem Augenblicke! ihre Augen funkelten vor Aufregung, ihr herrliches, goldglänzendes Haar war von den weißen Schläfen zurückgestrichen, und ihre ganze Gestalt erbebte von dem glühenden leidenschaftlichen Enthusiasmus ihres Wesens. Erst nach einer Weile senkten sich ihre langen Wimpern, der Busen hörte auf zu wogen, und sie ließ die zuvor gefalteten weißen Hände gleichgültig an den Seiten herabsinken. Sie näherte sich der Staffelei, an welcher ich stand, berührte meinen Arm und sagte etwas wehmüthig:

„Wenn ich auch Ihr Talent nicht besitzen kann, Mr. Born, so lehren Sie mich wenigstens dasselbe nach seinem vollen Werthe schätzen! Aber heute sollen Sie nicht mehr malen! Sie sehen bereits ermüdet und überarbeitet aus!"

Damit legte sie wieder ihre Hand auf meinen Arm mit jener halb herrischen, halb zärtlichen oder vertraulichen Berührung. Ich bebte unwillkürlich zusammen, erblaßte und zanderte. Es kostete mich Mühe, wieder stolz und gefaßt zu seyn.

10.

Aber ich w a r stolz; ich trotzte der Versuchung und verachtete sie. Tag um Tag ging ich nach dem Palast zu der reizenden Gräfin und — kam nicht in Versuchung.

Ich glaube wenigstens, daß die Versuchung an mir abprallte. Tage und Wochen vergingen, und jenes seltsame Gefühl, das mich an dem soeben beschriebenen Abend durchzuckt hatte, war nie wiedergekehrt. Und doch war Lady Milroy nicht minder bezaubernd, nicht minder schalkhaft, nicht minder freundlich und leutselig gegen mich. Ich aber nahm ihr Wohlwollen mit dem kältesten Anschein von Dankbarkeit hin, und fühlte wohl, daß ich diese Kälte nicht heuchelte. Ich achtete diese Frau ungemein hoch; ich war nicht blind für ihre Vorzüge. Ja ich wünschte hie und da auf das innigste, nicht etwa, daß sie weniger schön, nicht daß sie minder vornehm und ausgezeichnet, sondern daß sie weniger zärtlich in ihrer weiblichen Freundlichkeit und Werthschätzung gegen mich gewesen wäre!

Es ist ein gefährlich Ding für einen Mann, für geschickt und begabt zu gelten. Schöne Mädchen blicken mit unschuldigen Augen der Bewunderung und des Erstaunens zu Einem auf; einsichtsvolle, geistreiche, liebenswürdige Frauen lächeln und winken ihm Huldigung aus ihren Augen zu und — vergessen vielleicht im nächsten Augenblick schon des Daseyns des Gefeierten, in dessen Herzen doch das Lächeln weilt. Ein begabter Mann oder eine talentvolle Frau sind nur allzu geneigt, diesen Tribut einer flüchtigen Art von Bewunderung zu überschätzen, — nur allzu oft versucht, eine Art Einfluß und Macht zu überschätzen, welche in keiner Weise für die Annehmlichkeit von Familienbanden und den gesegneten Frieden gewöhnlicher Liebe entschädigen können.

Allein zurück zu meiner Geschichte! Meine Talente waren keineswegs so glänzend, um eine Frau von solch glänzenden Vorzügen und flüchtigem Geiste zu blenden, wie die Gräfin Milroy war; ihre Güte — wie soll ich sie anders nennen? — gegen mich war wohl nichts anderes, als was sie ohne Zweifel schon Hunderten von Künstlern erwiesen hatte, die nicht höher begabt oder talentvoller waren, als ich. Beharrlichkeit und innige Leidenschaft für meine Kunst hatten mir einen größern Erfolg als Künstler verschafft, als ich ihn jemals meinem angeborenen Talente verdankt haben würde. Als Mensch aber war ich von Natur aus stille, gesetzt, von anspruchslosen Manieren, und konnte mich weder in meinem Betragen noch in meiner Unterhaltung sonderlicher geselliger Talente rühmen. Der Gräfin gegenüber wurde ich jedoch gesprächiger und mittheilsamer; vielleicht brachten ihre größeren geistigen Fähigkeiten meine geringeren zu Tage, vielleicht wirkte ihre anscheinende Anerkennung oder Werthschätzung derselben wie ein Sporn! Sey dem nun wie ihm wolle, genug, jene Unterrichtsstunden in der Malerei in dem blau und weißen Zimmer gehörten zu den angenehmsten und entzückendsten, die ich jemals verbracht zu haben mich erinnere.

Eines Abends kehrte ich gerade von Lady Milroy in meine Wohnung zurück, da sah ich mich plötzlich in eine große Men-

schenmenge hineingerissen, welche sich auf einem öffentlichen Platze zusammengeschaart hatte, um eine obrigkeitliche Proclamation vorlesen zu hören. Ich hatte keine Eile und blieb daher ebenfalls stehen, um die Sache anzuhören. Die Sprache dieser Proclamation war auf den Pöbel berechnet und hatte einen Anschein von Ernst und billigdenkender Weise, welcher ungebildete Leute leicht täuschen konnte; allein unter dieser Oberfläche verlief eine solch dicke Ader von tiefer Politik und despotischer List, daß beim Anhören derselben das freie nordische Blut empört in mir aufwallte. Gleich darauf ward meine Aufmerksamkeit durch eine gewisse Lustigkeit abgelenkt, die sich unter der Volksmenge geltend machte und als ich in dieser Richtung hinausblickte, sah ich einen Mann barhäuptig mit erhobenen Armen und blitzenden Augen zu dem Volke sprechen.

Dieser Mann war Boyno!

Während seiner Rede lief ein leises Gemurmel durch die Menge, und dann hörte man einige spärliche Evviva. — Der tollkühne, unbedachtsame Mann! dachte ich; will er noch einen weitern Fluch auf sein Haupt herabziehen? Dann aber fiel mir das versiegelte Papier ein — jetzt war die Gelegenheit da, mich des mir anvertrauten Depositums zu entledigen. Ich brach mir nach besten Kräften Bahn zu ihm hin durch die dichte Menge und versuchte mit verzweifelter Anstrengung, ihn zu erreichen — jetzt war ich nur noch wenige Ruthen von dem Platze entfernt, wo er stand — da lief eine neue Bewegung durch die Masse, die mich wieder zurückdrängte, und ich verlor ihn ganz aus den Augen. Endlich gelang es mir, mit zerrissenem Rock und eingedrücktem Hut und ganz außer Athem den Ort zu erreichen, aber er war schon nicht mehr da. Rasch drehte ich mich um und bekam ihn gerade noch zu Gesicht, wie er im Weggehen um eine Ecke in eine stille Nebenstraße einbog. Jetzt machte ich die letzte Anstrengung und lief ihm aus Leibeskräften nach. Sobald ich ihn wieder sah, rief ich ihn so laut ich konnte beim Namen, und hatte die Genugthuung, zu sehen, wie er sich umdrehte und auf mich wartete. Allein abermals ward meine Hoffnung getäuscht, ein blasser, dürftig gekleideter Italiener von Boyno's Wuchs und Gang nahm den Hut vor mir ab und fragte mich mit einem geschmeidigen Lächeln: ob ich mit ihm sprechen wolle; er stehe mir zu Befehl. Die Dämmerung und eine zufällige Aehnlichkeit hatten diesen Irrthum von meiner Seite veranlaßt!

Aergerlich und verstimmt lenkte ich meine Schritte heimwärts und gelobte mir auf das bestimmteste, mich niemals wieder unter den römischen Pöbel zu wagen, denn ich hatte meinen neuen Hut und meine Börse eingebüßt, und meinen Rock zerrissen, und mich überdieß noch ganz außer Athem gelaufen und erhitzt, — und zwar alles umsonst.

Am andern Abend fand ich Lady Milroy blaß aussehend und zerstreut; sie bewillkommte mich mit einem schwachen Lächeln und erklärte sich außer Standes, an diesem Abend zu malen. „Ich habe vergangene Nacht nicht gut geschlafen," sagte sie erschöpft; „es war so warm und ich hatte einen so entsetzlichen Traum. Mich dünkt, ich werde nicht im Stande seyn, den Winter hier zuzubringen, Mr. Born. Ich bin jetzt schon Rom's überdrüssig."

„Wie, Lady Milroy? Sie sind des Aufenthalts in Rom müde?" fragte ich halb erschrocken, halb mit einem vagen Gefühl der Freude; „haben Sie wirklich die Absicht, von hier wegzugehen?"

Sie schlug mit einem sonderbaren Ausdruck von Interesse und Weichheit ihr Auge zu mir auf und fragte mich leise: „Würde es Ihnen leid thun, wenn ich ginge, Herr Born?"

Irgend etwas in dem Tone ihrer Stimme und dem Ausdruck ihres Gesichts jagte mir das heiße Blut zum Herzen — ich beugte mich über die Staffelei und erwiderte ohne Zögern leise: „Es würde Italien nicht mehr seyn, wann Sie nicht mehr hier wären, Lady Milroy!"

Kaum aber waren diese unbedachten Worte über meine Lippen, so verwünschte ich bitterlich die Thorheit, die mir dieselben auf die Zunge gelegt hatte. Wo waren all mein Stolz, meine Demuth, meine Ehre?

Ein langes unbehagliches Schweigen folgte. Ich machte vergebliche Versuche, ruhig weiter zu malen, und Lady Milroy spielte zerstreut mit der langen goldenen Franze des Vorhangs. Als ich zu ihrem Gesicht aufzublicken wagte, begegnete ich ihren fest auf mich gehefteten Blicken und ihr schönes Auge schien bei der Begegnung mit dem meinigen zu zucken und feucht zu werden. Gerechter Gott! Dieser Wahnwitz durfte nicht mehr länger währen. Ich mußte Rom verlassen, oder sie — o Thor, der ich war, daß ich mich so fest auf meine eingebildete Sicherheit verließ!

Ich machte eine verzweifelte Anstrengung, meine Ruhe und Selbstbeherrschung wieder zu erlangen, und wollte die Unterhaltung wieder aufnehmen.

„Gestern Abend," hub ich an und versuchte heiter und unbefangen zu erscheinen, „gestern Abend begegnete mir ein eigenthümliches Erlebniß; werden Sie wohl errathen, was es war?"

Ein plötzlicher Ausdruck von Schmerz zuckte über ihre Züge und sie rief rasch: „Sie haben ihn gesehen, nicht wahr? Einer jener beiden Männer ist hier? Welcher von beiden ist es? Wo ist er?"

„Es ist der Mann, dessen Porträt ich malte . . . ."

— „Und Sie haben ihm den gesiegelten Brief übergeben?"

„Ach, Mylady, es ist leichter auf solche Schlüsse zu kommen, als sich den Weg durch eine dichte Volksmenge zu bahnen! Ich hatte zwar diese Absicht, Lady Milroy, aber ich hatte das Unglück, ihn zu verfehlen. Ich verzweifle jedoch nicht an der Möglichkeit, ihn wieder zu sehen; er ist hier; warum sollte ich ihm nicht wieder begegnen?"

— „Wissen Sie gewiß, daß er es war?" fragte die Gräfin; „man täuscht sich so leicht!"

„In einem Gesicht wie das seinige kann man sich nicht täuschen, Mylady! Doch ich vergesse, daß Sie ja weder den Mann gekannt noch das Bild gesehen haben!"

Sie stand auf und trat an das offene Fenster. Das weiche Sonnenlicht vergoldete ihr reiches Haar und warf auf ihre zarte Wange einen rosigen Anflug; ihr langes Kleid von rubinrothem Sammet ließ das Königliche und Majestätische ihres Wuchses vortheilhaft hervortreten; ihre kleinen, Juwelengeschmückten Hände hingen sorglos auf das Täfelwerk herab. Ich hatte sie nie zuvor so traurig aussehend, aber auch nie zuvor so schön gesehen.

„Mr. Born," sagte sie wehmüthig, „kann ich Ihnen nicht irgend einen Dienst erweisen ehe ich Rom verlasse? Sie sind ein sehr

geduldiger Lehrer gewesen, und ich bin Ihnen aufrichtig dankbar. Geben Sie mir Gelegenheit Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen!"

— „Das Bewußtseyn, Ihnen nützlich gewesen zu seyn, Lady Milroy, ist für mich eine genügende Belohnung und Freude."

„So nehmen Sie denn wenigstens meine Freundschaft an!" fuhr sie mit einem Anflug von Verlegenheit fort.

— „Ach, Sie sind allzugütig, Milady! Erinnern Sie sich doch Ihrer Stellung, Ihres Reichthums und Ranges, Ihrer Titel und Ihres Ansehens! Ich habe kein Recht, so viel zu erwarten. Ich bin im Stande gewesen, Ihnen ein Vergnügen zu verschaffen; aber ich habe dagegen weit mehr Vergügen und Genuß empfangen, als ich zu bereiten im Stande war ...."

„Reichthum! Stellung! Rang! Titel!" fiel sie mir leidenschaftlich in's Wort. „Warum erinnern Sie mich hieran? Verleihen nicht Genie und Talent eine Stellung, mit deren Höhe sich keine andere ererbte oder erheirathete messen kann? — Reichthum! Stellung! .... wie hasse ich diese Worte! und warum müssen gerade Sie, Sie vor allen Andern — Sie, der Sie die Erhabenheit der Kunst und die Aristokratie des Genies begreifen, — warum müssen gerade Sie mir diese leidigen Worte immer in die Ohren rufen?"

— „Verzeihen Sie mir! aber Sie mißverstehen das, was ich sagen wollte!" erwiderte ich demüthig. „Ich weiß recht gut, daß in den Augen einer so großmüthigen und hochherzigen Frau wie Sie, diese äußeren Unterscheidungen für nichts gelten, aber in den Augen der Welt ...."

„Reden Sie mir nicht von der Welt! Sie machen, daß mir der Faden der Geduld abreißt! Was kümmert mich die Welt mit ihren hohlen conventionellen Ansichten und Bräuchen, mit ihren heuchlerischen Formen? Ach mein lieber Born, wir Italienerinnen lieben die Kunst und Natur allzusehr, um viel nach der Meinung der Welt zu fragen!"

— „Wie, Lady Milroy ist eine Italienerin?"

„Allerdings," entgegnete sie mit glühender Wange und flammendem Auge, „ich bin stolz darauf, mich rühmen zu dürfen, daß ich eine Italienerin bin. Wie herabgewürdigt, verkommen und verarmt mein Vaterland auch ist, dennoch bin ich stolz darauf; denn ist es nicht der Garten Europa's, der Hort der Kunst, die Heimath der Dichter und Maler, und der Musik?" ....

— „Und der Schönheit!" setzte ich hingerissen hinzu.

Sie blickte mich fragend an, als ob sie meine innersten geheimsten Gedanken lesen wollte, und sagte dann leise: „Ich höre mit Vergnügen, daß Sie mein Italien loben! Sie müssen ein großer Dichter werden und auch Anderen dieselbe Liebe für mein Vaterland beibringen!"

„Ich schmeichle mir nicht mit der Hoffnung, ein großer Künstler zu werden."

— „Und warum nicht?" rief sie; „Sie haben nicht halb genug Ehrgeiz. Mit Ehrgeiz und leidenschaftlicher Liebe zu seiner Kunst kann ein Mann groß werden, oder wenigstens berühmt. Ach es ist etwas wohlthuendes um den Ruhm! — Kommen Sie, Herr Born! legen Sie ihre Malerei beiseite und hören Sie mir zu, während ich Ihnen eine Geschichte aus dem wirklichen Leben erzähle! Auch ich war einmal ehrgeizig, voll glühendem Streben; vor Jahren, in meiner Mädchenzeit, liebte ich die Musik gerade so, wie Sie nun die Malerei lieben, nur zweimal so leidenschaftlich und wild, zweimal so energisch, mit dem ganzen Feuer meiner Seele. Sie wissen ja, welche glühende Naturen wir Südländerinnen haben! Ich war das einzige Kind eines verarmten Adeligen. Ich hatte nichts, das ich lieben, auf das ich hoffen, von dem ich Schutz erwarten konnte, als meine Kunst. Ich hatte eine schöne Stimme, ein angebornes Talent zur Musik. Jenun, meine Geschichte ist kurz: eine junge Italienerin mit einer schönen Stimme kann bald einen Ruf und ein Vermögen im Norden erwerben, namentlich in dem reichen kalten England, und ich war darin glücklich. Mich dünkt, ich war in jenen Tagen eitel und herzlos — aber welche Frauen sind dieß nicht? — und ich ward so sehr mit Huldigungen und Schmeicheleien überhäuft, daß ein so junges Köpfchen wie das meinige leicht davon verdreht werden konnte. Ein englischer Peer verliebte sich in mich, denn ich war damals hübsch, und ich heirathete ihn, obschon er mehr als zweimal so alt war als ich; aber ich strebte nach Rang und Titeln, und ich opferte denselben die Musik und meine Freiheit, mein köstliches, wildes, freies, bezauberndes Leben. Glauben Sie etwa, ich sey dadurch glücklich geworden?" Sie verbarg ihr Gesicht in die Hände, und ich sah eine blinkende Thräne auf das Sammetkissen des Fenstersimses fallen; aber es war nur ein augenblicklicher Affekt von Kummer; dann kehrte sie sich mit blassem kaltem Gesicht wieder zu mir und fuhr fort:

„Was habe ich als Ersatz erhalten für alles das, was ich aufgegeben hatte? Jugend, Schönheit, Unabhängigkeit und Ruhm gab ich hin, und empfing dafür nur einen hohlen Titel, reiche Ländereien und eine Stellung, für welche ich in keiner Weise geeignet bin. Mein Leben ist kahl, zwecklos, unfruchtbar, ohne Freunde! O daß ich doch meine Freiheit und mein junges, warmes, hoffnungsvolles Herz noch hätte!"

Sie warf sich auf ein niederes Sopha, schüttelte mit einer ungezwungenen Geberde der Verzweiflung ihr langes, helles Haar auf ihre weißen Schultern zurück und vergrub das Gesicht in die Hände. Was konnte ich thun? was konnt' ich sagen? Eine lange Zeit verstrich — das goldene Sonnenlicht starb hin, und die grauen Schatten der Dämmerung umwoben immer dichter und düsterer den Palast. Es war die höchste Zeit für mich, wegzugehen; ich wollte, ich mußte gehen, und durfte nie, niemals wiederkehren.

Ich stand auf und berührte ihre kalte Hand.

„Sie wollen schon gehen?" fragte sie zusammenbebend.

— „Ich fürchte, ich muß gehen — es wird schon spät!"

„Aber morgen werden Sie wieder kommen, nicht wahr?"

— „Ja, ich werde — falls ich nämlich nicht abgehalten werde!"

„Sie müssen kommen!" rief sie rasch; „versprechen Sie mir, daß Sie kommen werden!"

Ich wagte nicht ihr in's Gesicht zu blicken; ich wagte kaum ihre Hand zu erfassen, ein solcher Sturm leidenschaftlicher Gefühle tobte in meiner Brust.

„Versprechen Sie mir's!" fuhr sie befehlerisch fort.

— „Heischen Sie kein Versprechen von mir, Lady Milroy! Wenn ich kann, so werde ich kommen!"

„Nein!" rief sie, im selben Tone; „Sie dürfen nicht eher gehen, als bis Sie es mir versprochen haben! Ich will es."

— „Wohlan, so will ich kommen!" sagte ich endlich und stürzte verzweiflungsvoll davon. Wie ich nach Hause kam, weiß ich selbst nicht; aber die Nacht, welche auf jenen Abend folgte, mit ihrem wilden Seelenschmerze und ihrem Kampf von Gedanken und Gefühlen war so entsetzlich, daß ich behaupten möchte, nur wenige Sterbliche außer mir haben etwas Aehnliches erduldet. Ich konnte nicht einschlafen, oder wenn ich kaum erst eingeschlummert war, so peinigten mich entsetzliche Träume weit mehr als mein waches Elend. Es war, als ob der Morgen gar nie mehr anbrechen wollte, und zwei Gedanken umgaukelten mich beständig wie Dämonen der Verzweiflung. O Lady Milroy, warum sind wir uns je begegnet? Und Du, meine traute sanfte Base Elise! es wäre besser für Dich, wenn ich nie geboren worden wäre! Thor, elender, wahnwitziger, verblendeter Geck, der ich gewesen war! wenn nur wenigstens der Kummer auf mich allein fallen würde, der ich allein zu tadeln war!

Am andern Morgen stand ich auf, blaß, verstört, hohläugig und erschöpft, mein Puls pochte wie in wildem Fieber; meine Hände zitterten so sehr, daß sie kaum Palette und Pinsel halten konnten. Ohne ein Frühstück zu genießen eilte ich in's Freie. Es war ein frischer, windiger Morgen, und die freie Luft und die Bewegung thaten mir wohl; allmählig legte sich die Gluth auf meinen Wangen und das Fieber in meinem Blute. Ich blickte kalt und leidenschaftslos auf den verflossenen Abend zurück und ließ die Ereignisse desselben die Musterung passiren. Mußte ich das Versprechen halten, welches ich der Gräfin gegeben hatte, oder nicht? Ich hatte in meinem Leben nie mein Ehrenwort gebrochen und es widerte mich an, dieß nun zu thun, namentlich gegenüber von einer Frau. Nein, ich wollte all meine Kraft zusammenraffen, um während des Zusammenseyns mit ihr kalt und entschlossen zu seyn, und am Morgen darauf gedachte ich dann ohne ein Wort des Abschiedes von ihr Rom zu verlassen. Dieß erschien mir als der einzig vernünftige Weg, den ich einschlagen konnte. Ich bereute es, daß Lady Milroy und ich uns jemals begegnet waren. Allein derartige Gedanken waren jetzt mehr als nutzlos. Ich wollte wieder ein Mann seyn, und der Gefahr und dem Sturme trotzen. —

Als ich bei der Rückkehr von dem Spaziergange meine Wohnung erreichte, trat ein zerlumpter Bursche aus der Vorhalle mir entgegen und überreichte mir einen schmutzig aussehenden aber sorgfältig gesiegelten Brief. Als ich ihn erbrach, las ich folgenden Inhalt:

„Ich bin wegen einiger unbedachten Worte, die ich gestern an einem öffentlichen Orte gesprochen habe, in's Gefängniß geworfen worden. Was für ein Dämon mich dazu bewogen hat, weiß ich nicht; aber sie sind einmal gesagt und ich bereue sie nicht. Ich möchte übrigens möglichst bald wieder aus diesem verdammten abscheulichen Gefängniß herauskommen, und Sie können mir hiezu behülflich seyn, oder ich gerathe in große Unannehmlichkeiten. Ich habe erst gestern entdeckt, daß Sie hier sind, sonst würden Sie mich schon bei sich gesehen haben; aber Sie können mich am Mittwoch, zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags, besuchen, wenn Sie sich die Mühe nehmen wollen zu kommen. Die Art und Weise, wie Sie mir dienen könnten, ist folgende: Sie sind ein geachteter Mann und mit vielen englischen Familien bekannt; auf die Engländer aber gibt man hier in Rom am meisten. Bemühen Sie sich daher zu Lord D. S. und sprechen Sie für mich, daß Se. Herrlichkeit ein Fürwort für mich einlegt. Ein einziges Wort von ihm gegen den Kardinal A., und man gibt mich jede Stunde wieder frei; glauben Sie, mein Freund! Die Kerkerluft ist eine sehr ungesunde Atmosphäre. Sagen Sie Lord D. S., ich seye ein polnischer Edelmann, der an der Revolution von 1830 betheiligt gewesen seye und darin alles verloren habe. Mein eigentlicher Name ist hiebei nicht von Werth, oder wann er es seyn sollte, so kann ich Ihnen denselben durch einen zuverlässigen Boten mittheilen. Der Ueberbringer dieses Schreibens ist Luigi Picini, ein Kerl, der um Geld zu allem zu gebrauchen ist. Leben Sie wohl.

Adam Boyno."

„Könnt Ihr mir geloben, einen Brief in die Hand derselben Person abzuliefern, die Euch diesen hier gab?" fragte ich den Mann, der noch in der Nähe wartete.

Er kratzte sich bedächtig hinter den Ohren und schaute mich aus der Tiefe seiner schwarzen schlauen Augen an. „Verschwören kann ich es nicht," erwiderte er endlich, „aber der Herr kann sich darauf verlassen, daß ich mein Bestes thun werde!"

„Ihr könnt also Herrn — den Herrn nicht selber sehen, der diesen Brief geschrieben hat?" fragte ich.

Er zuckte die Achsel und meinte: „Das nicht gerade, Signor; aber ich spreche jemanden, der bei dem andern Herrn Zutritt hat."

Ich war sogleich mit mir einig, das geheimnißvolle versiegelte Papier nicht seinen Händen anzuvertrauen; ich hieß daher den Mann warten und schrieb in Eile folgende Zeilen:

„Ich werde Sie besuchen und inzwischen mein Möglichstes thun. „Der Ihrige

„A. B."

„So, mein Mann!" sagte ich barsch zu ihm, „nun sputet Euch, und kehrt so rasch wie möglich dahin zurück, von wo ihr gekommen seyd; und wenn Ihr später wieder ein Stück Geld von mir verdienen wollt, so werdet Ihr wohl daran thun, den gegenwärtigen Auftrag gut zu besorgen."

Er steckte mein Briefchen und Geldstück mit unbeschreiblicher Genugthuung ein, gelobte die innigste Hingabe an meine Dienste und schlenderte dann gemächlich nach Hause.

11.

Lady Milroy empfing mich mit strahlendem Lächeln. Jede Spur von ihrer Aufregung am gestrigen Abend war verschwunden, und ich allein war aufgeregt, denn ich gestehe, daß ich trotz meiner Entschlossenheit und meines gewaltsamen aufgebotenen Stolzes doch nicht unbewegt ihr ins Gesicht blicken konnte. Alles was ich zu reden versuchte, war zerstreut oder linkisch, und gerade die Thatsache, daß sie meine Verlegenheit bemerkte, machte meine Lage noch peinlicher.

„Und wie steht es mit Ihrer Nachforschung nach Ihrem Londoner Bekannten?" fragte sie endlich nach einer langen Pause; „sind Sie im Stande gewesen, ihn ausfindig zu machen?"

— „Boyno? Ja, ich habe nun ermittelt, wo er ist . . . ."

„Boyno?" fiel sie mir rasch in's Wort; „ist dieß sein Name?"

— „Nicht doch; es ist nicht sein rechter Name, denn er

hält es für gerathen, denselben aus mir noch unbekannten Gründen zu verschweigen."

„Ah so!" sagte sie mit einem leichten, erzwungenen Lachen; „Ihr seltsamer Auftrag ist also hiemit erledigt? Sie haben ihm das Ihnen anvertraute Paket übergeben?"

— „Noch nicht, Lady Milroy; ich habe ihn nicht selbst gesehen und der Brief wartet noch bis dahin, denn ich werde ihn nur unmittelbar an Boyno behändigen!"

„Bah, wie buchstäblich streng und genau und ehrenhaft seyd Ihr Deutsche doch in solchen Dingen! Der Brief enthält wahrscheinlich gar nichts als eine Banknote von jemand, der diesem Boyno Geld schuldet. Das Gewissen quält die Leute manchmal noch, wenn sie schon auf dem Sterbebette liegen." Sie blickte mich hierauf lang und ernsthaft an und setzte dann hinzu: „Wollen Sie mich wirklich im Ernste glauben machen, daß Sie seither noch nie die Anwandlung von Neugier gehabt haben, auch nur hineinzublicken? Was für ein Unrecht wäre auch dabei? Wurde es Ihnen denn ausdrücklich verboten?"

— „Dieß gerade nicht, allein es war ein anvertrautes Pfand, ein Akt des Vertrauens in meine Ehre, welches für mich um so bindender und um so mehr zu respektiren ist, weil gerade alle Verbote dabei fehlten. Nein, Lady Milroy, ich kann Sie versichern, daß meine Neugierde mir nicht ein einziges Mal zur Versuchung geworden ist!"

„Sie sind allzu gewissenhaft," sagte sie leichthin; „allein jetzt möchte ich Sie um eine große Gefälligkeit bitten! Lassen Sie mich diesen Brief sehen! zeigen Sie ihn mir, und lassen Sie mich ihn nur fünf Minuten lang in der Hand halten!" setzte Sie, mir näher tretend, hinzu und heftete ihre schönen Augen bittend auf mich, während sie zugleich halb scherzweise flehentlich die Hände faltete. „Wollen Sie mir meine Bitte gewähren oder nicht?" fragte sie einschmeichelnd.

„Ich kann nicht," versetzte ich kalt und beugte mich malend über das Bild nieder, denn es schien mir den Athem zu benehmen, wenn Sie mich so anblickte. Ein mildes Licht leuchtete aus ihren schwimmenden Augen; ihre Wange glühte mit bewußter Macht und Schönheit; ihre reizenden Lippen lächelten halb flehentlich, halb triumphirend.

„Wollen Sie, oder wollen Sie nicht?" fragte sie wieder; aber ich that, als ob ich nicht hörte und malte emsig weiter. Dann stand sie auf, erfaßte mit beiden Händen meinen Arm und flüsterte weich: „Versprechen Sie mir, daß Sie mir meine Bitte erfüllen wollen?"

Ich schüttelte die leichte glühende Berührung ab und erwiderte beinahe barsch: „Mit nichten, Lady Milroy, ich kann und darf nicht! — Ich bitte Sie, theure Freundin, versuchen Sie mich nicht, denn ich bin schwach. Haben Sie Mitleid mit mir!"

Im nächsten Augenblick trat sie zurück, schüttelte mit einer wilden Geberde der Aufregung die herrlichen Locken ihres braunen Haares aus dem Gesicht und rief leidenschaftlich: „Sie haben gesiegt, mein guter edler Freund. Ich stellte Sie nur auf die Probe, und ich finde Sie so echt wie Diamant und so treu und wahr wie den Himmel, und ich weiß, daß Sie auch in anderen Stücken fest und treu sind. Albert, Sie kennen uns Italienerinnen noch nicht! Sie wähnen, weil Sie ein armer Künstler seyen und ich eine reiche Dame bin, ich würde Ihre Liebe verschmähen und den Gedanken einer Verheirathung mit Ihnen verlachen! Sie irren sich in uns, Sie irren sich namentlich gröblich in mir! Wo wir lieben, da fallen Rang, Pflicht, Reichthum oder Familienbande auch nicht mit dem Gewicht einer Flaumfeder in die Wagschale. Alles weicht der Liebe, und wie sollt' es auch nicht? In Ihrem Vaterlande, unter euren kalten blonden deutschen Weibern mag es freilich anders seyn! Dort gibt es keine Liebe, sondern ein Mann hat eine Frau nur, damit sie die Sklavin seines Hauswesens seye, und Ein Weib ist ihm hiefür so lieb wie das Andere. Auch in dem froschblütigen England ist es nicht anders, wie ich an mir selber erfahren habe. Ich heirathete aus Ehrgeiz, mein Gemahl heirathete meine Schönheit; aber von Liebe war keine Rede! — Liebe! was soll auch Liebe in einer englischen Ehe? Ich war Lady Milroy, und der Earl war stolz auf seine junge Frau! Allein, Albert, mein Freund! während all jener rosigen Jahre der Jugend habe ich keinen Freund gefunden, niemanden, der mich begriff, niemanden, der mich liebte! Es war eine so traurige, so entsetzliche Zeit; und jetzt weicht die Traurigkeit und Langweile, denn ich habe Sie gefunden . . . ."

„Um's Himmels willen, beste Lady Milroy! hören Sie mich an! . . . ."

— „Stille!" rief Sie mit wilden glänzenden Augen; „stille und lassen Sie mich sprechen. Ich weiß was Ihnen durch den Sinn zieht; ich lese es in Ihren Augen, denn Sie sind die Wahrheit und Ehrenhaftigkeit selbst! Sie wähnen, weil Sie ein armer Künstler sind und aus bürgerlichem Stande, so seye ich allzuhoch für Sie. Ich habe schon längst Ihr Geheimniß durchschaut und Ihre Bemühungen, dasselbe zu verbergen. Ha, mein gütiger, großmüthiger, uneigennütziger Freund! ich wußte schon längst, daß Sie mich liebten, und fühlte mich so glücklich. Es ist so süß, nur um seiner selbst willen geliebt zu werden, — so bezaubernd, nicht um Reichthums oder um der Schönheit willen geliebt zu werden, sondern nur um der eigenen Frauenseele, um des eigenen Frauenherzens willen! — Und wenn ich eine Königin wäre, Albert, und Sie mein niedrigster Unterthan, so würd' ich Sie lieben und nur Sie allein, weil Sie mich um meiner selbst willen geschätzt haben!" . . . .

Sie hielt inne, denn sie konnte vor Thränen nicht weiter reden, ihr Busen wogte, ihre Wange glühte, ihre Lippen bebten. Ich raffte mich auf, bleich und kalt wie ich war, kniete vor ihr nieder und sagte: „Gott verzeihe mir, Lady Milroy, wenn ich wider Wissen und Willen Ihnen so viel Unrecht zugefügt habe. Aber meine Liebe und mein Wort sind einer Andern verpfändet! . . . ."

Ich will nicht weiter bei dieser Scene verweilen, denn die Erinnerung daran erschüttert mich noch heute tief, wie ich in aller Demuth gestehe.

Gott sey mein Zeuge, daß ich die willenlose und unbewußte Ursache von so viel Elend für diese edelmüthige Italienerin war. Wegen meiner Schwäche, daß ich der Versuchung nicht auswich, kann ich mich nicht hinreichend entschuldigen; allein darin kann ich alles Ernstes meine Unschuld betheuern, daß ich ihr Unglück nicht gewollt, daß ich keinerlei Versuche gemacht, mir ihre Liebe zu gewinnen, und daß ich ihre Leidenschaft für mich niemals voraussehen oder ahnen konnte.

Es war eine furchtbare Nacht, die ich nach diesem Auftritt verbrachte. Ein heftiges Fieber hatte mich ergriffen und so geschwächt, daß ich kaum die Feder halten konnte, als ich an Lady Milroy den nachfolgenden Brief schrieb und mir gelobte, ihren Namen niemals wieder zu erwähnen, außer etwa in der Eigenschaft meiner großmüthigen Patronin, meiner enthusiastischen Schülerin. Ich gelobte mir, ganz zu vergessen, als was ich sie mir gegenüber in dieser unseligen Stunde gesehen hatte, nämlich als das schöne, leidenschaftliche, unglückliche Weib! Die Zeilen, welche ich an Sie richtete, lauteten folgendermaßen:

„Meine gütige, edle, großmüthige Freundin!

„Darf ich Sie noch so anreden? Und wann ich es thue, so glauben Sie mir, daß es mit der äußersten Dankbarkeit und aufrichtigsten Verehrung geschieht!

„Verzeihen Sie mir, wann ich Ihnen gestern eine unglückliche Stimmung verursacht habe. Der Gedanke daran hat mich mehr betrübt, als ich irgendwie durch Worte ausdrücken kann. Allein der Schlag, der mich traf, kam allzurasch, und ich fürchte, ich war gestern außer Stande, Ihnen klar und bündig und in schonender Weise mitzutheilen, was Ihnen zu sagen mir Gewissen und Ehre zur schmerzlichen, aber unabweisbaren Pflicht machen. Ich bin verlobt mit einem deutschen Mädchen, das arm und minder schön, minder gebildet ist als Sie, aber eine Waise, meine Verwandte und meine erste Liebe. Ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß ich Ihnen nie etwas hievon erzählt habe; allein ich kann es mir nur daraus erklären, daß sich hiezu nie Veranlassung bot, und weil ich von Natur aus zurückhaltend bin und stets Anstand nehme, Andere mit meinen Privatangelegenheiten zu behelligen. Dennoch kann ich mich selbst nicht herb genug darüber tadeln, daß ich es nicht gethan habe. Es hätte uns beiden jedenfalls eine peinliche Bitterkeit erspart, und ich besäße ohne diesen Vorfall vielleicht noch Ihre Freundschaft! Ja, Ihre Freundschaft, denn ich kann Ihnen nicht sagen, Lady Milroy, wie theuer diese mir gewesen ist, und wie unglücklich es mich macht, dieselbe zu verlieren. Die höchsten und kühnsten Bestrebungen in meinem Künstlerberuf habe ich nämlich nur Ihren Anregungen zu verdanken; Ihnen gebührt das für mich unschätzbare Verdienst, meine Einsicht und meinen Ideenkreis erweitert und meine Sympathieen gehoben und geadelt zu haben; und Ihnen, meine edle italienische Freundin! verdanke ich es, daß ich nun alle anderen Frauen höher schätze, daß ich wahre Weiblichkeit kennen gelernt und eine innigere Liebe und Verehrung für alles Schöne, Erhabene und Veredelnde gewonnen habe. Verzeihen Sie mir, und gedenken Sie meiner ohne Groll, — oder besser, vergessen Sie mich, denn ich fühle, daß ich eines versöhnlichen Andenkens von Ihnen nicht werth bin. Und doch hoffe ich, daß Sie mir vergeben würden, wann Sie Alles wüßten, wann Sie wüßten, was ich in den letzten Tagen gelitten habe und was ich noch immer leide! —

„Als ich Sie näher kennen gelernt, als ich Ihre herrlichen Talente, Ihre Anmuth und Schönheit erkannt hatte, da hätte ich Rom verlassen oder Sie nicht wieder sehen sollen. Allein Sie erschienen mir so hoch über mir und dem Ziel meiner kühnsten Wünsche, daß ich mich im Bewußtseyn meiner bescheidenen demüthigen Lage sicher wähnte. Und dennoch — allein erlassen Sie mir, Ihnen hier Geständnisse zu machen, welche niemals wieder ausgesprochen werden dürfen. So wie die Sachen stehen, trennt uns die Ehre, die Pflicht — für mich ein unübersteiglicher Abgrund. Das Einzige, was mir noch geziemt, ist: Ihre Vergebung anzuflehen. Verzeihen Sie mir, und tragen Sie mir keinen Groll nach. Und so leben Sie denn wohl, meine herrliche, hochherzige Freundin! Meine heißesten Wünsche für Ihr Wohl begleiten Sie. Möchten Sie doch so glücklich seyn — ich will nicht sagen, so glücklich als Sie es verdienen, denn dieß wäre ein eitler müssiger Wunsch, — sondern so glücklich, als meine Gebete und Wünsche Sie gerne gemacht haben würden. Mit diesem Lebewohl wird nun die schönste, goldenste Seite aus meinem Lebensbuche herausgerissen, — diejenige Seite, auf welcher zwei Namen geschrieben stehen: der Ihrige, Madame, und derjenige Italiens. Aber in meinem Herzen werden diese beiden Namen mit unauslöschlichen Zügen eingegraben bleiben. Lady Milroy, der Himmel segne Sie. Leben Sie wohl und vergeben Sie

Ihrem

Albert Born."

12.

Einige Tage lang lag ich wirklich krank darnieder — schwach wie ein Kind, heruntergestimmt, gedrückt, mit einer Fiebergluth im Hirn, die mich zu jedem nüchternen Gedanken unfähig machte. Das unaussprechliche Elend und die Hülflosigkeit einer derartigen Lage sind nicht zu beschreiben — man muß eine derartige Stimmung selber erfahren haben, um meine Lage begreifen zu können. Ich fühlte, daß ich gar nichts denken konnte, und doch fiel ein Gedanke um den andern wie ein Tropfe geschmolzenen Bleies in mein Gehirn; der Schlaf erquickte mich nicht mehr, denn wenn ich todesmatt einschlummerte, so brachte mir selbst der Schlaf keine Erquickung mehr, denn die Gedanken zischten und brodelten in meinem Kopfe wie Blasen von siedendem Wasser. Ich hatte fortwährend Visionen. Mein Zimmer war mit Gestalten aller Art angefüllt: das eine Mal war es Lady Milroy, die mit verzweiflungsvoller Geberde ihre weißen Arme um mich schlang und mir in wilden Worten all das Unglück vorwarf, das ich über sie gebracht hatte; ein ander Mal stand sie am Rande eines bodenlosen Abgrundes und forderte mich auf, sie zu retten; sie rief mir zu, ihre Liebe werde mich glücklich, reich und berühmt machen, und dennoch setzte ich keinen Fuß von der Stelle, obschon es mir beinahe das Herz brach, sie so unglücklich zu sehen. Dann verwünschte und verfluchte sie mich, und ich sah vor mir nur eine wilde wogende Brandung, aus deren hochgehenden Wogen ein Paar weißer Arme sich mir Hülfe-heischend entgegenstreckten und lange goldbraune Locken auf dem Wasser trieben. Hierauf sah ich wieder zwei entsetzliche unversöhnliche Gesichter — die von Boyno und Chojnacki, die einander begegnet waren und nun wie zwei Tiger sich gegenüber standen, im Begriff, ihren seltsamen Haß zu befriedigen. Ich wollte zwischen beide treten um sie auseinander zu halten, allein ich war an eine Kerkerwand angefesselt und die Sprache

versagte mir. Sie rangen mit einander; ich fühlte, daß Boyno ermordet werden würde, und versuchte im letzten Augenblick ihm noch das gesiegelte Papier zuzuwerfen. Er stürzte zu Boden, blickte flehentlich nach mir und rief mit röchelnder Stimme: „Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! gedenke an das Dir anvertraute Pfand!" Mit Aufgebot all meiner Kraft riß ich mich in einem verzweiflungsvollen Versuche los, und schleuderte ihm das Papier zu. Es fiel ihm vor die Füße; als er aber die Hand darnach ausstreckte, flog ein Vogel herab und trug es in seinem Schnabel davon! .... Dann sah ich mich wieder an einem stillen einsamen Meeresgestade am Boden liegen, und meine sanfte Elise beugte sich über mich und sagte: „Lebe, mein Albert, ich vergebe Dir! Du hast endlich Ruhe und Frieden und eine Heimath gefunden! ....

Am sechsten Tage hatte mich das Fieber ganz verlassen und ich konnte wieder ausgehen, obschon ich unbeschreiblich schwach war. Mein erster Gang war zu Lord D. S. in Angelegenheiten Boyno's, denn seit ich wieder bei klarer Besinnung war, quälte mich die Erinnerung daran, daß ich Boyno's Bitte noch nicht willfahrt und das ihm gegebene Versprechen noch nicht eingelöst hatte, und noch peinlicher als dieß war mir der Gedanke, meine Vermittelung könnte möglicherweise zu spät kommen.

Lord D. S. war ein alter gewiegter Staatsmann, ein Greis in Silberhaaren, mit breiter Stirne und scharfen, stechenden, grauen Augen, welche die Gabe zu besitzen schienen, Einem bis in die geheimsten Gedanken hineinzublicken und dabei diejenigen ihres Besitzers zu verhehlen. Er empfing mich mit einer gewissen höflichen Artigkeit, die weder Herablassung noch Steifheit war, in der jedoch von beiden etwas lag.

„Boyno? Boyno?" wiederholte er nachdenklich, nachdem er mich ruhig angehört hatte; „wissen Sie, daß jener Mann Sie bezüglich seines Namens hintergangen hat?"

— „Um Vergebung, gnädiger Herr, hintergangen hat er mich nicht. Herr Boyno benachrichtigte mich selbst, er habe aus irgend einem besondern und rein persönlichen Grunde einen andern Namen angenommen; er wolle jedoch nöthigenfalls seinen eigentlichen angeben."

Der Lord lächelte, blickte mich mit einiger Neugier an, und fragte: „Weßhalb interessiren Sie sich für diesen Polenflüchtling?"

„Einfach nur weil er in London mein Hausgenosse und Zimmernachbar war und wir damals oberflächlich mit einander bekannt geworden sind. Er gestattete mir damals, sein Portrait zu malen, und mir ist nun daran gelegen, ihm jeden Dienst zu erweisen, der nur in meinen Kräften steht. Ihn selbst und seine Verhältnisse kenne ich beinahe gar nicht, allein er schien mir ein unglücklicher, freundloser Mann zu seyn, und ich hatte herzliches Mitleiden mit ihm."

— „Jenun, so sehr ohne Freunde scheint er mir nicht zu seyn, denn Sie sind schon die dritte Person, die mich bestürmt, ein Fürwort für ihn einzulegen. Allein der Mann hat sich eine ganz falsche Vorstellung in den Kopf gesetzt. Er weiß, daß ich einige Sympathieen für die Polenflüchtlinge habe, und so bildete er sich denn vermuthlich ein, ich solle eine bewaffnete Truppe hinschicken, um ihn im Triumph aus dem Gefängniß abholen zu lassen. Bah! das sind thörichte Einfälle. Es wird ihm nicht um den Hals gehen; er hat sich einige unbesonnene Aeußerungen zu Schulden kommen lassen, und die Strafe dafür ist eine mehrwöchentliche Gefängnißstrafe!"

„So bin ich also Eurer Herrlichkeit vergebens beschwerlich gefallen?" fragte ich schüchtern.

— „In einer Hinsicht allerdings, Herr Born," war die Antwort. „Die Sache ist einfach die: Sie sind zu spät gekommen. Herr Boyno wird morgen Abend aus seiner Haft entlassen werden, und jede weitere Verwendung für ihn meinerseits würde daher meines Erachtens vergeblich seyn. Sollte jedoch dieser Herr, an welchem Sie ein so warmes Interesse nehmen, geneigt seyn, von mir eine kleine Unterstützung anzunehmen, wie ich sie seinen unglücklichen Landsleuten mit Vergnügen reiche, so wird es mir ein großes Vergnügen machen, ihm eine solche zu gewähren. Allein sagen Sie mir — und verzeihen Sie mir diese offene Frage! — halten Sie ihn für einen ruhigen anständigen Charakter, für einen Mann, auf dessen vernünftige Aufführung man sich verlassen kann?"

„Diese Frage ist ziemlich schwierig zu beantworten; ich bin jedoch beinahe geneigt, sie zu bejahen."

— „Jenun, ich frage nur, weil mich einige Umstände argwöhnisch gemacht haben," erwiderte Lord D. S.; „es ist hier in Rom ein Mann, der an allen Orten und Enden Jagd auf Boyno gemacht hat. Er war heute sogar hier bei mir und wollte sich durch meine Vermittelung die Erlaubniß verschaffen, jenen Boyno im Gefängniß besuchen zu dürfen. Jene beiden Männer müssen also in irgend einer Beziehung zu einander stehen, und ich mißtraue immer der Freundschaft zwischen zwei solchen Charakteren!"

„Ah!" rief ich; „also Chojnacki ist hier? Ich kenne den Mann."

— „Chojnacki — ja, dieß war der Name, unter dem er sich mir vorstellte; und Sie kennen ihn also, Herr Born?"

„Zu dienen, Mylord, ich habe ihn schon einmal in London gesehen, wo er ebenfalls jenem Boyno nachspürte. Es waltet irgend ein seltsames Geheimniß über jenen beiden Männern."

— „Sicherlich, aber es scheint mir nicht der Mühe werth, es ausfindig zu machen. Haben Sie übrigens die Güte, Herrn Boyno nach seiner Entlassung zu mir zu schicken!"

Ich verabschiedete mich nun von dem Lord und suchte meinen schlauen Bekannten Luigi Piccini auf, den ich nach dem Gefängniß schickte mit einem kleinen Zettel für Boyno, worauf nur die Worte standen: „Ich bin krank gewesen, werde Sie aber morgen besuchen."

Die Nachricht von der Anwesenheit Chojnacki's hatte mich einigermaßen erschreckt, und ich konnte mich einer gewissen bangen unbehaglichen Ahnung nicht entschlagen. Andererseits aber verschaffte es mir wieder eine gewisse Genugthuung und Beruhigung, zu wissen, daß ich morgen das mir zur Bestellung anvertraute Paket abgeben konnte. Sobald dieß geschehen war, wollte ich nach Florenz abreisen, und das herrliche, glorreiche, aber für mich so verhängnißvolle Rom für immer verlassen.

(Schluß folgt.)

Mein Fenster in Aegypten.

Da sitze ich an dem Fenster in meinem gemietheten Hause in Alexandrien und es ist Mittag gegen ein Uhr. Wenigen Personen fällt es ein, während der Mittagshitze zu essen, denn es herrscht eine so allgemeine Ermattung und Abspannung, daß selbst die Verdauungsorgane nicht thätig seyn mögen; nur Leute, die zufällig erscheinen, wie Matrosen, die Tag und Nacht arbeiten, bleiben bei dem altherkömmlichen Essen zur Mittagszeit. Man begnügt sich bei 35° Reaumur im kühlsten Zimmer mit einer Wassermelone und einigen Trauben, dann legt man sich auf den Divan oder sieht durch das Fenster.

Der europäische Platz in Alexandrien ist um diese Zeit verödet. Die Kaufleute mit ihren Commis sind zu der zweistündigen Siesta nach Hause gegangen; jedes Verkaufslokal, jedes Bureau ist geschlossen und nirgends spürt man auch nur das leiseste Lüftchen.

Man spricht von der Glut und den Schrecknissen der Wüste, aber der europäische Platz in Alexandrien kann es in den Monaten Juni, Juli und August sicherlich mit jeder Stelle auf Erden in Bezug auf Hitze und Einsamkeit aufnehmen — ein weiter, länglicher, ebener Raum, umgeben von Gebäuden so weiß und blendend, daß man Augen- und Kopfschmerzen bekommt, wenn man nur daran denkt; die Oberfläche so hart und trocken wie irgend eine macadamisirte Straße und ohne eine Spur von einem Grashälmchen; in der Mitte ein Springbrunnen, der ohne Zweifel in der menschenfreundlichsten Absicht angelegt wurde, der aber noch niemals Wasser gegeben hat, so daß er dasteht als grausamer Hohn für den unglücklichen Wanderer, der sich heraus wagen mußte. Seine Breite beträgt vielleicht nicht hundert Ellen, und doch ist ein Gang darüber hin unter der Mittagssonne gefährlicher als eine Reise nach dem Nordpol, selbst wenn man einen Sonnenschirm hat und einen leichten mit Leinwand umwundenen Strohhut trägt, sowie alle andern Schutzmittel anwendet. Es ist nicht gar lange her, daß ein junger kräftiger Engländer, der über einen solchen Platz in der Mittagshitze gehen mußte, plötzlich todt umfiel unter dem Stich der Sonne, wie ein Soldat unter der Kugel in der Schlacht.

Der Himmel oben ist wie geschmolzenes Blei, die Erde unten zerspringt in der Hitze und schmachtet, wie der reiche Mann im Evangelium, nach einem Tropfen Wasser. Pompeji und das lange begrabene Ninive können nicht öder seyn und die Luft, bei Abwesenheit jedes Windhauches, ist so heiß und dick, daß man sie kaum einathmen kann. Wenn man niederwärts an den Boden blickt, so brennt Einem der glühende Widerschein die Augäpfel aus den Höhlen heraus; sieht man empor, so wird man buchstäblich geblendet durch den unbeschreiblichen Glanz des Sonnenlichts. Man athmet schwer und die vertikalen Sonnenstrahlen dringen überall hin. Aegypten ist ein Land der Plagen, Poeten und romantische Seelen mögen sagen und singen was sie wollen von der pittoresken Fruchtbarkeit des Landes; ein interessantes Panorama, ein Lieblingsort für Alterthumsfreunde mag es seyn, aber sicherlich ist es eine lästige und beschwerliche Wohnstätte für Jeden, der reinere Luft zu athmen gewöhnt war.

Unter diesen Umständen thun wir sicherlich wohl, wenn wir im Hause bleiben und in Gemeinschaft mit Sperlingen nach Luft schnappen. Freilich, das was uns Tod und Verderben zu seyn scheint, ist für die Eingeborenen Leben und Lust; ihre Bekleidung ist so wenig umfassend und ihre Natur so abgeneigt gegen alles Kühle — so sehr, daß Viele sich in kaltem Wasser zu waschen scheuen — daß sie nichts herrlicheres kennen, als einen glühend heißen Tag. An der entgegengesetzten sonnigen Seite des Platzes, wo die Sonnenstrahlen uns die Stiefeln durchbohren würden, liegt der Länge nach ausgestreckt eine ägyptische Mutter, eine Gemüseverkäuferin; ihr Korb ist ihr Kopfkissen; neben ihr liegt mit offenem Munde und triefäugig ihr Kind; die Augen beider, der Mutter und des Kindes, sind buchstäblich eine lebendige Masse von Fliegen, und doch wundern sich die Gelehrten, welche reisen, daß die Augenentzündungen in Aegypten so gar häufig vorkommen. Aber — so groß ist die Macht der Gewohnheiten — sie schlafen ganz ruhig und sanft und heben auch nicht einmal die Hand, um die zudringlichen Fliegen zu verjagen.

Allein wir haben nicht lange zu warten, bevor andere und angenehmere Gegenstände unsere Neugierde anregen. Da kommt eine Prozession von Frauen, angeführt von einem Mädchen, das vielleicht hübsch ist, von dessen Gesichte wir aber nur die Augen sehen; ihr folgen ein Dutzend anderer, denen sich eine große Anzahl alter Heren und zerlumpter kleiner Kinder anschließt, welche zwischen den Gesängen der voranziehenden Mädchen mit eigenthümlichen Tönen einfallen, die sie dadurch hervorbringen, daß sie die rechte hohle Hand an den Mund legen und rasch abziehen. Es klingt als riefen sie! warrah! wurrah! Das erste Mädchen trägt eine gar nicht kleine, glänzend grün angestrichene Kiste mit rothen Streifen, die anderen theils bedeckte Mulden, theils Küchengeräthe, eine in besonders hervorstechender Weise den tassil-Numum, den Topf, welchen alle orientalischen Frauen mit sich in das Numum (Bad) nehmen und der gewöhnlich die Seife, wohlriechende Essenzen und die Henna zum Färben der Augenlider, der Nägel u. s. w. enthält. Es ist ein Zug mit Brautgeschenken. Achmed el Bahorde heirathet Zane, die schöne Tochter Said Mustapha's, und da die Verbindung am nächsten Tage stattfindet, sendet er vorher die Brautgeschenke. Was jene Kiste und diese Geschirre enthalten, ist ein Geheimniß für die gewöhnlichen Augen; wir müssen uns auf die schönen Trägerinnen verlassen, welche laut aufzählen und beschreiben was sie tragen, worauf die nachfolgenden Alten ihren Beifall in der schon angegebenen Weise kundthun. Das Mädchen, welches die Kiste trägt, versichert uns und Allen, die in der Straße nicht schlafen, sie (die Kiste nämlich) koste nicht weniger als hundert Piaster; sie mache liebliche Musik, wenn sie geöffnet und geschlossen werde, und sie sey mit dem buntesten Papier ausgeschlagen. Das zweite Mädchen ruft den Propheten zum Zeugen an, daß sie fünf Rotolo Zucker, eben so viel Kaffee, ein Dutzend Wachskerzen und andere Kleinigkeiten für das Haus trage. Die Dritte trägt einen Krug mit Olivenöl und die Vierte Kochgeräthe — die sie einzeln aufgezählt und deren Preis sie auch nicht verschweigt.

„Wer ist denn der reiche Mann Achmed?"

— „Ach," antwortet unsere alte Wirthin unwillig, „er ist Syce oder Stallknecht des Oberpostmeisters, Miridin, mit zehn Piastern monatlichen Gehalts. Alle Kisten und Mulden sind leer; der ganze Aufzug ist Schein und Blendwerk."

Die alten Weiber im Zuge setzen aber ihren Bewunderungschor laut und unermüdlich fort und die harrende Braut, die vielleicht eben Kochgeschirr auswäscht und selbst des Waschens sehr bedarf, freut sich über die grüne Kiste so sehr, als sey sie mit Goldstücken gefüllt. Ist der Zug endlich vorüber, so dringt ein schrecklicher Melodienmißbrauch herauf zu unseren Ohren und wir sehen an der Thür eines wohlhabenden Muselmannes drei wandernde Musiker stehen, Heilige des mahomedanischen Glaubens, gesunde kräftige Männer und die schönsten Exemplare menschlicher Faulheit, die je eines Sterblichen Auge erblickt. Sie sind so schmutzig, daß sie unbestritten zu den Schmutzigsten gerechnet werden können, haben sich aber trotzdem auch noch mit Asche und hie und da mit gelber Erde bestrichen. Zu ihrer Musik führen sie eine Art kannibalischen Tanzes auf, aber es mangelt ihnen offenbar die dazu gehörige Energie, da es ihnen höchst unbequem zu seyn scheint, ein Bein nach dem andern aufzuheben. Sie singen irgend etwas von Mahomed und Ali, und ihre lieblichen Stimmen begleiten sie mit einem alten Blechkasten, der nicht blos als musikalisches Instrument, sondern auch als Geldkasten dienen muß, wenn Jemand so thöricht ist, ihnen Geld zu geben. Der fromme Hadschi, dem sie das Ständchen bringen, befindet sich im Hause nicht im Bereiche ihres Lärmens, sodaß sie nach Verschwendung vielen Athems wiederum abziehen, freilich nicht ohne ihren Zorn und Unwillen sehr erkennbar geoffenbart zu haben. Diese wunderlichen Heiligen leben ganz und gar von der Mildthätigkeit und sie befinden sich allem Anscheine nach wohl dabei.

Der Nächste, der erscheint und in unserem Hause große Sensation macht, ist ein wandernder Verkäufer. Er trägt einen Waarenballen auf dem Kopfe und ruft, seltsamerweise in italienischer Sprache, aus: „bella marcolina!"

„Hier," ruft unsere Wirthin. „Wir wollen die Waaren besehen."

So schnell als der Wunsch ausgesprochen ist, wird er erfüllt; mit gleicher Schnelligkeit haben sich alle im Hause anwesenden Frauen das Gesicht verhüllt und der Händler, der zuerst eine Pause macht, um sich seine Pfeife zu stopfen und anzuzünden, legt den bewundernden Blicken die schönsten Sachen vor: Muslin, andere leichte Zeuge, Taschentücher u. s. w., alle mit den brillantesten Mustern. Die alte Wirthin sucht in allen Taschen herum nach Geld, findet aber nicht viel über einen Piaster. Was ist da zu thun? Sie hat ihr Herz ganz und gar an etwas von den Waaren gehangen und ruft uns zu Hülfe. Der Händler ist natürlich ein Jude und zwar ein geriebener. Nach vielem Feilschen kaufen wir wirklich, aber durch das viele Reden ist unser Durst auch bis zur Unerträglichkeit gesteigert. Sobald er fort ist, verlangen wir Himbeeressig mit Wasser. Die Dienerin bringt nach langem Zögern die Flasche, aber nicht den einzigen Korkzieher im Hause, der sich an einem Messer mit vielen Klingen befand. Es wird nach demselben gesucht, aber vergebens, denn jedenfalls hatte es dem Handelsjuden gefallen, der es mitgenommen — ohne die Erlaubniß dazu zu haben.

Noch gar manches Andere sehe ich von meinem Fenster in Aegypten aus, während ich Tag für Tag in der schwülen Hitze dasitze, z. B. mehrere Mädchen, die Lasten auf dem Kopfe tragen, dießmal aber wirkliche Waaren, nothwendige Verbrauchsgegenstände, wie gekochte Hühner, gebratenes Schöpfenfleisch u. s. w., nebst vielerlei ägyptischen Süßigkeiten, die man zum Glückwunsche der Frau Kara Beg's bringt, welche so großes Glück dadurch um sich her verbreitet, daß sie ihrem Herrn und Gemahl den zehnten Sohn schenkte. Mutter und Kind befinden sich so wohl, daß der Arzt nahrhafte Diät empfiehlt, worauf ihre Freundinnen sie sofort mit so viel Hühnern versorgen, als schwerlich je in einem Hühnerhofe sich beisammen befunden haben.

Aber was veranlaßt die Wirthin und die schwarzen Sclaven, die Treppe hinunter zu stürzen, als wären sie besessen, die Thüre unten zu verriegeln und alle Kisten und Kasten hinter derselben aufzustapeln? Es erscheint eine fanatische Procession, bei welcher die bigottesten Derwische und Anhänger des Propheten es für eine unumgängliche Pflicht halten, jeden Hund von Christen und Juden, den sie auf ihrem Wege treffen, zu prügeln. Das weiß man; deshalb laufen Männer und Weiber, die sich eben auf der Straße befinden, so weit als möglich aus dem Wege und verbergen sich, wo es nur immer mit Sicherheit geschehen kann. Dießmal erfolgte das Schauspiel zur Feier, daß ein Jude den Glauben Abrahams aufgegeben und sich zu dem des Propheten bekehrt hatte. Eine solche Bekehrung ist in der That sehr selten, weshalb man das größtmögliche Aufheben davon macht. Freilich ist der einzige Beweggrund des Glaubenswechsels des Juden die Gewinnsucht, denn hochgestellte und einflußreiche Männer haben ihm Reichthum und Ansehen, so wie Alles, was sonst gut ist, versprochen, obgleich wir sehr gut wissen, daß sie ihm gar nichts davon zu halten gesonnen sind.

Die Prozession macht Lärm und Geräusch nach Kräften, denn außer einem sehr großen Tamtam gibt es fünf oder sechs kleinere, und eben so viele schändlich quiekende Pfeifen. Nach diesem — Gott sey uns gnädig — Musikkorps folgt eine Menge Fahnen, meist rother Fähnchen, die auf Spießen getragen werden. Die Männer, denen sie anvertraut worden sind, sehen aus wie die vollendetsten Kehlabschneider mit vollem wildem Barte. Die meisten haben nur ein Auge und alle sind bis an die Zähne mit mörderischen Waffen versehen. Hinter ihnen erscheint endlich, ein Bild der äußersten Verzweiflung, fast im Zustande völliger Nacktheit, mit Staub und Asche bedeckt, der Neubekehrte, ein ärmlicher, traurig aussehender, jämmerlicher Mensch von etwa dreißig Jahren. Er muß außerordentlich ermüdet seyn, denn man zwingt ihn fast ununterbrochen zu tanzen und zu springen, wahrscheinlich um öffentlich seine große Freude darüber auszudrücken, daß er in den Schoos des Islams aufgenommen worden ist. Bisweilen schweigt die Musik und die Prozession macht Halt, worauf zwei bärtige alte Imams, die den Bekehrten in ihrer Mitte haben, die Veranlassung der Prozession laut verkündigen, auch den ehemaligen Juden nöthigen, jeden Glauben außer dem an Allah und Mahomed, den Propheten, zu verdammen. Den Zug schließen etwa zehn wild aussehende Männer mit bloßen Schwertern, welche den armen Teufel gelegentlich mit der Spitze ihrer Waffe kitzeln, sobald er in dem Eifer seines Freudentanzes etwa nachläßt, auch mit wachsamen Augen jede seiner Bewegungen beobachten und die bei einem Versuche, davon zu entfliehen oder nicht laut den Glauben seiner Väter zu verdammen, ihn ohne Weiteres niederstoßen würden wie einen tollen Hund. Endlich schließt sich

der Prozession der ganze Abschaum des muhamedanischen Pöbels an, unter dem man selbst sehr viele Frauen bemerkt, die bei jeder Gelegenheit eifrig applaudiren.

Die modernen Aegypter haben überhaupt eine merkwürdige Vorliebe für Lärm u. dgl. Verlangt man von einem Arbeiter, er solle z. B. einen Stein von der Straße wegschaffen, so holt er mindestens zwei oder drei Freunde, die ihm behülflich sind, bei der Arbeit Lärm zu machen. Der Fremde, der sie ächzen, rufen und schreien hört, weiß sicherlich nicht, was er denken soll. Haben die Leute vielleicht einen schweren Balken auf ein im Bau begriffenes Haus zu schaffen, so machen sie solchen Lärm und schreien so gewaltig, daß man glauben muß, es werde in der Stadt eine Revolution ausbrechen und eine allgemeine Metzelei erfolgen. Eine solche Scene geht eben unter meinem Fenster vor. Nicht weniger als sechszig Männer, ungerechnet der zahlreichen Jungen, haben sich an einen leeren Ochsenkarren gespannt, den sie über den Platz ziehen sollen. Hinter oder neben ihnen gehen zwei Baschis mit Peitschen, um sie im Nothfalle anzutreiben, und diese zwei machen allein so viel Lärm, als sonst zwanzig Personen. Die Art, wie diese Arbeit, das Fortziehen des Karrens, verrichtet wird, ist gewiß einzig in der Kunst des Transports. Während nämlich die Hälfte sich an die Seile spannt, fingen die Anderen und klatschen in die Hände, während Alle in den Chor einstimmen: „Yalah Malei! Yalah Malei! Yalah Malei, Yalah!" welches letzte Wort mit solcher Macht aus allen Kehlen gestoßen wird, daß die Häuser in der Nähe bis in den tiefsten Grund erschüttert werden.

So ist das immer wechselnde Panorama, das ich von dem Fenster aus vor mir sehe, und nie kann man errathen, was zunächst folgen werde. Bisweilen erregt einen freudigen Schreck die Musik eines Militärkorps und auf dem Wege, auf welchem der Renegat vorüberkam mit seinem fanatischen Gefolge, erscheinen mit festem militärischem Tritt und in straffer Haltung Leute, an denen man nur seine Freude haben kann. Es sind ihrer nicht viele, aber ich halte sie höher als die ganze eingeborene Bevölkerung der Stadt, wenn gleich der Pascha sehr stolz auf seine Armee ist. Die Gelegenheit, welche uns den Anblick verschafft, von dem ich eben sprach, ist freilich eine traurige: der erste Lieutenant auf einer österreichischen Kriegsbrigg ist plötzlich am Sonnenstich gestorben, und die österreichischen Seesoldaten und Matrosen marschiren, nachdem sie ihm die letzte Ehre erzeigt haben, unter den Klängen ihres trefflichen Musikkorps, wieder hinunter zum Meere. Kaum sind die, hier noch mehr als sonstwo ohrenerfreuenden Töne verklungen, so läßt sich ein verfluchter Leierkasten hören und — ihr Geister der Pharaonen! — mitten auf der Straße steht, sonnverbrannt und sehr ermüdet, aber muthig drehend, ein Italiener, der hier so zu Hause ist wie in seiner Heimath.

Allmählig rückt der Nachmittag weiter vor und die fiestahaltende Bevölkerung erwacht von Neuem für die Mühen und Leiden des täglichen Lebens. Das Eintreten des Seewindes scheint das Signal dazu zu seyn, und wer es nicht selbst erfahren hat, kann sich keinen Begriff von der Wohlthat dieses kühlen Windes in einem Klima wie das ägyptische machen. Fast das erste Zeichen des Wiedererwachens zur Thätigkeit ist ein Rennen von Eseln durch die Straßen. Dann folgt ein unendlicher Zug häßlicher, aber unschätzbarer Kameele, alle schwer beladen mit Baumaterialien für den neuen Eisenbahnhof. Kaufleute ziehen den Vorhang zurück, welcher sie einigermaßen während ihres Mittagsschläfchens vor der Hitze und den Fliegen schützt; sie spülen sich sorgfältig den Mund aus, waschen Hände und Gesicht, rücken den Turban wieder zurecht, rufen dann den nächsten wolto an und geben ihm einen Para, damit er ihnen Kaffee aus dem nächsten Kaffeehause hole. Dann zünden sie ihre Pfeife an und wecken sich vollständig zur Thätigkeit. Wandernde Verkäufer — meist Weiber — erscheinen und bieten eine Menge von Waaren aus. Viele verkaufen kakies, eine Art Brezel, die nichts weniger als appetitlich aussehen; andere haben Apfelsinen; noch Andere Käse, der wie die gemeinste Seife aussieht und auch so schmeckt; wieder Andere verkaufen hatvah, eine Süßigkeit aus Oel und Honig, und noch Andere Schmucksachen, wie sie dem Geschmack ägyptischer Mädchen zusagen. Diese Verkäuferinnen nehmen ihren Platz gewöhnlich an der Schattenseite der Straße, kauern sich da nieder und rühren sich nicht von der Stelle bis es finster wird, die Kaufläden geschlossen werden und die Leute zu Bette gehen.

Gegen vier Uhr Nachmittags, wenn von den Minarets die Gläubigen zum Gebet gerufen werden, fällt ein angenehmer Schatten auf die Straße; die Sonne sinkt schnell im Westen und der Seewind wird noch kühler. Da kommen kräftige sackies oder Wasserträger, die unter der Last der Wasserschläuche sich beugen, welche sie auf dem Rücken tragen und im Vorübergehen die Straßen bespritzen, so daß der Staub gelöscht und eine angenehme Kühle erzeugt wird. Es finden sich ferner ein, mit den Metallbechern klingend, Verkäufer von Lakrizenwasser, Serbet und anderen Getränken. Jeder derselben ist von einer Wolke von Fliegen umgeben, die zu Tausenden in dem Naß ihren Tod finden und das Getränk weder für das Auge noch für den Gaumen lockend machen. Die Araber aber gießen eine Masse solchen Getränks in die durstige Kehle. Um die Ecke herum klingt es nun leiser und allmählig lauter, denn ein herumziehender Geldwechsler erscheint, der ein halbes Dutzend Thaler mit der einen Hand emporwirft und mit der andern auffängt und sich erbietet Goldstücke auszuwechseln. Steif und unheimlich, wie ein Gespenst, schreitet bleich irgend ein amerikanischer Missionär vorüber, der Traktätchen an die Ungläubigen, Heiden und Juden vertheilt, welche sie auch bereitwillig annehmen, aber leider zu ganz andern Zwecken verwenden.

Es dunkelt mehr und mehr und allmählig beginnt es in meinem Zimmer unheimlich zu schwirren und zu summen, denn — die Moskitos erscheinen, um ihr nächtliches Fest zu feiern und sich an meiner Qual zu weiden.

Aphorismen.

Wahre Menschen- und Nächstenliebe nennen wir diejenige, welche ihr Gold nicht in augenfälligen Prachtbauten und auffallenden milden Gaben vergräbt, sondern ihr Hospital in dem menschlichen Herzen aufbaut.

St. Peter's Hotel.

Eine Geschichte aus der guten alten Zeit.

Das Reisen war zu Anfang des vorigen Jahrhunderts noch keine so alltägliche Sache, wie heutzutage, und sogar in Großbritannien lagen die Schwalbengefühle, welche alljährlich so viele Tausende von Herren und Damen gegen Süden und Osten treiben, noch in der Kindheit. Halb Somersetshire war daher in einem Zustand der Verwunderung und staunenden Aufregung, als es in einem der ersten Regierungsjahre König Georg's I. bekannt ward, daß der Ehrenwerthe Henry Seymour sich entschlossen habe, in's Ausland zu reisen, um fremde Länder zu beschauen. Nachbarn thaten sich im Bierhause zusammen, um über diesen Gegenstand zu grübeln; Pächter schwatzten davon am Herdfeuer und auf dem Weg nach dem Markte, die Landedelleute hatten kein anderes Thema, wenn sie mit ihren Hunden auf die Fuchsjagd ritten, und die Verwandten von Mr. Seymour wurden davon sehr nahe berührt, denn er war ein einziger Sohn, der letzte Sproß eines mit dem edlen Hause Somerset verwandten Stammes, welcher schon seit dem Kriege der rothen und der weißen Rose ein stolzes Herrenhaus an den Ufern des Severn besessen hatte. Sein Vater war alt, seine Mutter todt, seine einzige Schwester noch unvermählt, sein Gut frei von Schulden und Lehensgeldern und er hatte sich der Sache des Prätendenten nicht angeschlossen. Was hatte also Mr. Seymour im Auslande zu schaffen? Es war eine seltsame Laune für einen Edelmann aus Somersetshire; man hatte wohl schon schon von großen Lords gehört, die dergleichen Einfälle gehabt, wenn irgend jemand sie am Hofe verdunkelt oder aus der Gunst verdrängt hatte. Endlich brachte man es jedoch durch Erkundidigung und scharfe Beobachtung heraus, daß der vornehmste Beweggrund, welcher den jungen Squire zum Reisen veranlaßte, ein Zank und Hader war, den er mit seinem Universitätsfreund Sidney Scrope gehabt hatte.

Die Ländereien der Scropes und Seymours stießen an einander, und es hatte nie eine Streitigkeit über die beiderseitigen Grenzen zwischen ihnen stattgefunden. Die Familien waren im Bürgerkriege und während der Revolution stets bei derselben Partei gestanden, die man anfangs Puritaner und dann Whigs geheißen hatte. Auch Sidney war ein einziger Sohn, hatte einen verwittweten Vater, eine unvermählte Schwester und ein schuldenfreies Gut. Die beiden jungen Männer waren in ihren Knabenjahren Spielgefährten gewesen, hatten in Eton und Oxford mit einander studirt, und waren durch ihre beiderseitige Freundschaft in der Schule und auf der Universität berühmt geworden. Es war eine Art stillschweigender Vertrag zwischen beiden gewesen, daß jeder die Schwester des Andern heirathen und so durch das engere Band der Verwandtschaft die beiden Familien, welche schon so lange gute Nachbarn gewesen waren, noch inniger mit einander verknüpfen sollte. Die alten Herren hatten dieser Anordnung ihre Billigung gegeben; man vermuthete, die jungen Damen schienen mit dem Plane ebenfalls ganz einverstanden zu seyn; allein auf der allerersten Fuchsjagd nach ihrer Rückkehr von Magdalen Hall waren Seymour und Scrope an einander gerathen. Der Zank war, wie es bei den meisten Zwistigkeiten zu geschehen pflegt, aus einer unbedeutenden Ursache entstanden: aus einem Wortwechsel über die Güte ihrer beiderseitigen Hunde. Er hatte sich erst zu lauten, dann zu bitteren Worten entwickelt, Beide waren allzustreng in puritanischen Ansichten erzogen worden, als daß sie sich hätten einfallen lassen, die Sache mit Degen oder Pistole abmachen zu wollen; allein sie sagten sich Dinge, welche keiner von Beiden verwinden konnte. Ihre Väter zürnten ihnen erst darüber, nahmen aber alsdann den Zwist in so ferne auf, daß sie die gute Nachbarlichkeit und den geselligen Verkehr aufgaben; beider Heimwesen ward unglücklich, und keine der beiden Schwestern hatte eine Freude daran. Sidney Scrope ging nach London, wie es hieß, um sich eine Anstellung bei Hofe zu verschaffen, denn er war ein entfernter Verwandter des Premierministers; und Henry Seymour beschloß auf Reisen zu gehen.

Zu jener Zeit nahm sogar das Reisen eine Parteirichtung. Abenteuerliebende Tories, welche die Welt sehen wollten, lenkten ihre Schritte nach Frankreich und Italien, wo man den Stuarts und ihren Anhängern begegnen konnte, wo das göttliche Recht der Könige eine feststehende und unangezweifelte Lehre war und wo alle Protestanten für Ketzer galten. Whigs dagegen schlugen eine andere Richtung ein, gingen nach Holland, von wo der Prinz von Oranien gekommen war, und die üppigen Genüsse des Morgenlandes sich nun über Europa ausbreiteten; nach Hannover, dem man die protestantische Erbfolge in Großbritannien verdankte, und nach den lutherischen Ländern an der Nord- und Ostsee. Wie zu erwarten war, schlug auch Henry Seymour die letztere Richtung ein. Gab es damals weniger Reisende, so hielt man es auch weniger für nothwendig, ihre Reisebeschreibungen zu drucken. Die Herren, welche fremde Länder besucht hatten, begnügten sich damit, ihre Erfahrungen und Erlebnisse in langen Briefen zu schildern, welche ihren Freunden nur in längeren Zwischenräumen zukamen und noch heute lesenswerth sind wegen des eigenthümlichen Lichtes, das sie auf das Thun und Treiben jener alten Zeiten werfen, wo die Leute nicht so rasch vom Flecke kamen. Oder sie theilten ihre Reiseabenteuer mündlich am eigenen Kaminfeuer den Nachbarn und Bekannten mit, wann die Tage des Reisens und die Gefahren zu Wasser und zu Land vorüber waren. Wenn wir daher sagen, Henry Seymour und der Sohn von seines Vaters Haushofmeister, — der ihn in der Eigenschaft eines Pagen begleitete und wegen dieses Unternehmens für einen Jungen von merkwürdigem Muthe galt — haben eine Woche gebraucht, um zu Pferde nach London zu reisen, seyen dann innerhalb vierzehn Tagen nach Rotterdam gesegelt und haben zwei Monate im Haag verlebt, so mag man sich einen ungefähren Begriff von der Art und Weise ihres Fortkommens machen. Hoffouriere aus dem Norden brachten Briefe an seinen Vater, welche der Sicherheit halber unter Couvert an seinen einflußreichen Verwandten, den stolzen Herzog von Somerset, gesandt waren, dessen Secretär sie dann durch eigenen Boten nach dem alten Herrenschlosse im Westen zu allen Jahreszeiten abschickte, wo die Wege für Menschen und Pferde gangbar waren. In diesen Briefen schilderte Seymour die Reichthümer und Wunderwerke, die er in den holländischen Städten sah, die Gerüchte und Klatschereien, welche in Hannover unter dem Volk im Umlauf waren in Betreff der Spannung zwischen

Seiner Majestät und dem Prinzen von Wales wegen des Besuches, welchen dieser seiner Mutter in dem Gefängnisse in Celle abgestattet hatte; das gewaltige Trinken, welches damals in Dänemark und Schweden üblich war; die Pracht und den Wohlstand, welche in dem neuen Königreich Preußen zu sehen waren, von dem Viele glaubten, daß es sich nicht lange halten werde; die großen Zwistigkeiten auf dem polnischen Reichstage bezüglich der Königswahl u. dergl. m. Und als er drei Jahre lang genug Neues gesehen und vielfache Abenteuer bestanden hatte, meldete der junge Mann seinem Vater die Absicht, nun auch in das seltsame Land der Moskowiter zu reisen und die wundersamen Schöpfungen des großen Zars Peter des Ersten zu sehen, von dessen Lob und Ruhme damals die ganze Welt voll war.

Bei Empfang dieser Nachricht erachtete es der alte Seymour für nothwendig, sich unter seinen nächsten Verwandten nach einem präsumtiven Erben umzusehen, falls sein Sohn nicht wieder von seinen Reisen zurückkehren würde; und Henry's Schwester dachte schon im Ernste daran, sich ein Stück schwarzen niederländischen Halbtuchs zu kaufen, um es als modische Trauer für ihren tollkühnen Bruder zu tragen. Es war die allgemeine Ansicht in der ganzen Nachbarschaft, die Familie werde es den Scropes niemals verzeihen können, daß sie Master Henry gezwungen habe, derartige Abenteuer zu bestehen. Während man aber an den Ufern den Severn in Schlössern und Pächterhäusern nur mit Furcht und Grauen von dem jungen Seymour sprach, war dieser mit seinem getreuen Ralph auf dem Wege von Moskau nach St. Petersburg, benützte die langen Tage des russischen Sommers zu seiner Reise und sah mit gespannter Erwartung den Wundern der neuen Stadt entgegen, welche der Zar an den Ufern der Newa sich erbaute, an einem Orte, wo nie zuvor eine Stadt gestanden, sondern wo er gezwungen gewesen war, den ganzen Raum seiner künftigen Schöpfung dem sumpfigen Boden abzugewinnen. Seymour gedachte, sich einige Rasttage in dem prachtvollen Gasthause zu gönnen, welches der Zar auf halbem Wege zwischen seinen beiden Hauptstädten hatte einrichten lassen, denn die Beschwerden der Reise waren nicht klein und machten eine kurze Erholung erwünscht. Die an dem Ufer der Newa sich erhebende Stadt erfreute sich kaum eines größern Ruhmes, als derjenige war, den dieses Gasthaus bei allen Postillons, Kurieren und Regierungsbeamten genoß, denen unsere beiden Reisenden begegneten. Die Leute der russischen Gesandtschaften in Amsterdam und Kopenhagen, in Berlin und Warschau hatten schon dem jungen Seymour nicht genug zu erzählen gewußt. Das Gebäude allein hatte fünfzigtausend Rubel gekostet, das Meublement weitere fünfzigtausend. Der Wirth selber sogar war eigens aus Paris verschrieben worden, und betrieb alles im großartigsten Style. Der Adel kam aus allen Provinzen dorthin, um französische Moden und Lebensweise kennen zu lernen, und ein Bauer durfte sich kaum über die Schwelle des Hofes hineinwagen. St. Peter's Hotel, wie diese neue Schöpfung des Zars hieß, bot eine hübsche Fronte von schneeweißen Wänden und geräumigen Fenstern nach dem wilden Waldwege hin, auf welchem die Reisenden sich ihm näherten. Das ganze Gebäude war das Modell eines der großen Häuser von Paris aus Ludwigs des Vierzehnten Zeit; seine Säle strahlten von kostbaren Tapeten, Spiegeln und eingelegten Parkettböden; die besten Burgunder- und Champagner-Weine waren hier für diejenigen zu haben, welche dieselben bezahlen konnten. Alle Mahlzeiten wurden auf Silber servirt und zwar im Ueberflusse; in der immer offenen Küche war ein wahrer Luxus von Kochbüchern und Küchengeräthschaften, und der Wirth selber hieß Claude Trouvé.

Claude verdankte seinen zweiten Namen Einem von der pariser Schaarwache, welcher ihn als ein kleines Kind in einen großen Shawl eingehüllt in einem der Felder gefunden hatte, wo nun die Rue St. Honoré steht, und wo der ausgesetzte Säugling ruhig schlief. Unter der Pflege dieses Schaarwächters wuchs der Findling zu einem Gassenjungen heran, wurde dann ein Kellner in Kaffeehäusern und sollte endlich sein Glück dadurch gemacht haben, daß er eine um fünfzehn Jahre ältere Wittwe geheirathet, welche ein kleines Gasthaus an der Straße zwischen Paris und Versailles besaß. Er mochte diese Stellung ungefähr ein Jahr lang inne gehabt haben, als der große Zar Peter seinen berühmten Besuch am französischen Hof abstattete, wo er von dem Regenten, dem Herzog von Orleans, mit Schmeicheleien und Ehrenbezeugungen überhäuft und von einem Feste zum andern geführt wurde. Ein Zufall wollte, daß der Zar eines Tages bei Claude Trouvé einkehrte und sich daselbst außerordentlich behaglich fühlte. Gasthöfe waren eine der ersten und nothwendigsten Anstalten des civilisirten Lebens, die er in seinem nordischen Reiche einführen wollte; und als daher Zar Peter eines Tages in besonders guter Stimmung seinen Besuch bei Claude Trouvé wiederholte, trat er mit dem Gastgeber in Privatunterhandlung und machte ihm den Vorschlag, er solle mit Weib und Kind und seinem ganzen Vermögen nach Rußland übersiedeln und dort die Wirthschaft eines Gasthofes übernehmen, welchen der Zar erst erbauen wollte und dem er eine große Frequenz in Aussicht stellte, weil das Hotel an der Grenze von Ingermannland beinahe mitten inne zwischen den beiden Hauptstädten des Reiches zu liegen kommen sollte. Claude war mit dem Vorschlage im Allgemeinen wohl zufrieden, und sträubte sich nur gegen einen einzigen Punkt desselben: nämlich gegen die Gesellschaft seiner theuren Ehehälfte. So glücklich er sich auch geschätzt hatte, als er ihre Neigung gewann und sich den Gasthof erheirathete, so hatte ihn doch das einzige Jahr seiner Ehe und ihres Regiments so sehr umgestimmt, daß er die Versetzung nach der Grenze von Ingermannland als einen Gnadenakt betrachtete, wohin er denn auch in gehöriger Zeit verpflanzt wurde. Das Gebäude, dessen Entwurf ein pariser Baumeister gemacht hatte, wurde durch Kronbauern erbaut und mit dem Gelde möblirt, welches Peter der Große zu demjenigen gefügt, das Claude vor seiner Entweichung noch von dem Vermögen seiner Frau weggenommen hatte, und mit Proviant jeder Art versehen, den die Bojaren der Nachbarschaft zu liefern hatten.

Diese Lebensmittel-Vorräthe waren groß, wenn auch nicht sehr gut. Das Haus war das Wunder des ganzen westlichen Rußland. Seiner Kochbücher, Spiegel, Vorhänge und Weine haben wir schon gedacht, allein die innere Einrichtung hatte einen Fehler, der größer war, als der Mangel des griechischen Epheus in Alexanders babylonischen Gärten — in dem ganzen Etablissement gab es nämlich weder ein Bett noch ein Stück Bettzeug. Als ein Weltbürger richtete sich Claude nach den Bräuchen und

Gewohnheiten des Landes, in welchem er eine Zuflucht vor seiner Gattin gefunden hatte. Er schlief daher auf dem besten Theile der Ofenbank und überließ den hintern Raum derselben dem Halbdutzend russischer Leibeigenen, welche ihm der Zar zum Geschenk gemacht hatte. Die Adeligen und wohlhabenden Kaufleute, welche auf den Befehl des Kaisers an seinem Hause anhielten, kamen in ihren eigenen Kibitken, die ihnen nicht blos als Küche und Salon, sondern auch zum Schlafzimmer dienten; und da keiner der Gäste je sich im Mindesten um Schlafstellen oder Betten für seine Dienerschaft kümmerte, so ging alles sehr gut, und das Hotel war die Glorie der ganzen Provinz. Claude hatte soviel Russisch gelernt, um mit den Herrlichkeiten prahlen zu können, die in seinen vierundzwanzig Schlafzimmern versteckt seyen, deren Thüren immer fest verschlossen waren; da brachte ihm ein einziger unglücklicher Tag nicht weniger als zwei englische Gäste auf einmal sammt ihren Pferden und Begleitern, welche auf dem Wege nach St. Petersburg, aber gewillt waren, in seinem Hause zu übernachten, weil der Abend bereits eingebrochen und die Straße vom Regen durch tiefen Koth und Schlamm beinahe unwegsam war. Einer von diesen beiden Engländern war unser weitgereister Henry Seymour mit seinem treuen Ralph und zwei russischen Muschicks, die er als Führer und Kutscher bei sich hatte; der andere Engländer war ein vornehmer Herr, welcher dem englischen Gesandten Depeschen zu überbringen hatte hinsichtlich der Krönung der Zarin Katharina I., welcher Peter der Große durch diesen Akt für den Fall seines Todes die Thronfolge sichern wollte. Claude vermochte den Namen dieses Reisenden nicht zu ermitteln, sondern sah nur, daß er mit einem seiner wichtigen Sendung entsprechenden Gefolge reiste. Er mußte für diese alle also Betten beschaffen, oder der Ruf von St. Peter's Hotel war auf immer dahin. Die Idee, die Engländer zu bewegen, daß sie diese Nacht noch ihre Reise fortsetzen würden, war ebenso ungereimt und unwahrscheinlich, als die, den ingermannländischen Wölfen das Schafstehlen abzugewöhnen. Ein Versuch, in der Umgegend ein Bett, eine Decke, ein Laken zu entlehnen, wäre so vergeblich und thöricht gewesen, als die Hoffnung, Maulbeeren von den Kiefern des Waldes pflücken zu können. Betten waren zu jener Zeit in Rußland ein noch ganz unbekannter Luxus. Die Vornehmen schliefen auf Kissen und deckten sich mit ihren Pelzmänteln zu; die Bauern auf Roggenstroh unter ihren Schafpelzen. Die Engländer aber erwarteten Federn, wo nicht Eiderdunen. Claude hatte den Leuten so viel vorgefaselt von den schwellenden Matrazen, den Laken von holländischer Leinwand, den Steppdecken von Atlas und den damastenen Vorhängen, daß er jetzt mit Entsetzen an seine eigenen Aufschneidereien dachte. Die Leere seiner verschlossenen Schlafzimmer mußte jetzt durch diese zwei verwünschten Briten an den Tag kommen; der Zar konnte sich dann seines Hotels und dessen Wirths schämen, und Claude kam um alle seine Chancen, in den Adel erster Rangstufe erhoben, zum Oberst der Leibgarde ernannt und mit einer lebenswierigen Pension begnadet zu werden.

Claude zog sich in seinem Schrecken in seinen Weinkeller zurück, aber nicht um zu trinken. Der Keller war das Feld seines Triumphs und sein Geheimenraths-Kabinett. Warum hatte der Zar nicht lieber einige Stückfässer Ungarwein weniger gekauft und dafür ein Dutzend Betten angeschafft oder wenigstens ein einziges Schlafzimmer nach civilisirten Bedürfnissen möbliren lassen? Aber Peter kannte die Bedürfnisse seiner eigenen Unterthanen genauer, und hatte nicht auf englische Reisende gerechnet, die hier übernachten würden. Der unglückliche Gastwirth verwünschte zuerst diese Briten, ihr Land und ihre ganze Verwandtschaft und Nachkommenschaft dahin, wo der Pfeffer wächst, bekannte dann seine Sünden, deren Verzeichniß unsere Leser nicht erbauen würde, und rief hierauf alle Heiligen an, zu denen er Vertrauen hatte. Endlich aber als er sah, daß wahrscheinlich keiner derselben zu seinen Gunsten einschreiten würde, nahm er seine Zuflucht zu dem niemals versagenden Erbtheil der Franzosen — zu seinem Witz. Claude's Berathschlagung mit diesen seinen eigenen Hülfsmitteln mochte auch zu einem befriedigenden Ergebniß geführt haben, denn er verließ den Keller als ein ganz gefaßter Mann, sputete sich, das Abendbrod für seine Gäste herzurichten, und gab seinen Dienstleuten zu verstehen, daß er irgend ein Unternehmen von großer Wichtigkeit vorhabe.

Es muß hier nachträglich bemerkt werden: Claude wußte, daß die beiden Reisenden französisch sprachen und daß er außer ihnen der einzige Mann in seinem Etablissement war, der mit dieser Sprache vertraut war. Seine Kenntnisse im Russischen waren nicht sehr umfangreich, aber den Leibeigenen konnte er durch Püffe und Faustschläge begreiflich machen, was er von ihnen verlangte, und die Bojaren waren gezwungen, den Günstling ihres Zars zu verstehen. Claude konnte sich daher in seiner Rede ganz gehen lassen. Stark in diesem Bewußtsein ließ er jeden der beiden Reisenden das Abendbrod mit einem großen Aufwand von Wachskerzen und Silbergeschirr serviren. Beide waren in den zwei Hauptsalons des Hauses untergebracht worden, und beide Säle lagen sehr passend an den entgegengesetzten Enden des Hauses. Henry Seymour äußerte so eben sein Erstaunen darüber, daß er in einem so abgelegenen Hause eine solche Pracht traf, gegen seinen ehrlichen Ralph, dessen treue Dienste ihn sozusagen zum Posten eines Reisebegleiters befördert und zum Vertrauten seines Herrn erhoben hatten, — als der Wirth eintrat und mit einer Miene verzweifelten Muthes, als ob er die Vertheidigung des gesammten russischen Reiches unternehmen sollte, anhub: „Monsieur wird meine Zudringlichkeit entschuldigen, wenn er die Ursache davon erfährt. Ich habe allen Grund zu der Vermuthung," setzte er hinzu und dämpfte seine Stimme zu einem entschlossenen Flüstern, „daß Warzki in meinem Hause ist."

Warzki war ein Räuberhauptmann, dessen Ruf sich ebenso weit verbreitet hatte, als derjenige des Hotels. Einige hielten ihn für einen ehemaligen Hauptmann in dem aufgelösten Corps der Strelitzen, der es für seine Pflicht halte, so lange zu rauben und zu morden, bis die Prinzessin Sophie wieder zur Regentschaft gelangte. Andere behaupteten, er seye Page bei dem Zarowitsch Alexis gewesen, habe an der Verschwörung desselben gegen seinen Vater theilgenommen und sich endlich in die Wälder geschlagen, um Galgen und Rad zu entgehen. Welche Lesart nun auch immer die richtige seyn mochte, so viel war gewiß, daß Warzki weder eingefangen noch eingeschüchtert werden konnte; seine Banden waren der Schrecken aller Reisenden von Polen

bis Ingermannland; er hatte königliche und kaiserliche Kuriere und Steuereinnehmer, Kaufleute erster Gilde und fremde Gesandte ausgeraubt. Die Straße nach St. Petersburg ward durch ihn so unsicher gemacht, daß urkundlich sogar Prinzen von Geblüte große Umwege machen mußten, um ihm auszuweichen. Die Bischöfe hatten ihn in den Bann gethan, der Zar ihn geächtet und einen Preis von tausend Rubeln auf seinen Kopf gesetzt — aber vergebens. Außer der Beihülfe Satan's schrieb man seine Sicherheit hauptsächlich der einen fürchterlichen Vorsichtsmaßregel bei, welche Warzki immer befolgte: nämlich Keinen am Leben zu lassen, der etwas über seine Räubereien aussagen konnte!

Der Gedanke, mit einem derartigen Ungeheuer unter einem und demselben Dache zu seyn, genügte daher, um einen einzelnen freundlosen Ausländer zu erschrecken, der sich nur auf seinen englischen Diener verlassen konnte und in seinem Mantelsack eine bedeutende Summe baaren Geldes mit sich führte, um seine Reisekosten zu bestreiten. Allein Henry Seymour war nicht der Mann der blassen Furcht; er fragte gelassen, ob der Gastwirth von der Wahrheit seiner Behauptung überzeugt seye. Claude vermaß sich hoch und theuer, er habe nicht den mindesten Zweifel mehr, daß Warzki und kein Anderer den Saal im entgegengesetzten Ende des Hauses bewohne; somit dürfte seine Bande ganz in der Nähe seyn, und die sämmtlichen Hausbewohner in ihren Betten überfallen, umbringen und berauben.

„Dann wollen wir nicht zu Bette gehen, sondern uns bewaffnen und Wache halten. Wenn er das geringste Zeichen gibt, so laßt uns ihn niederschießen. Wie stark mag denn die Kopfzahl der Bande seyn, die er in der Nähe hat?“

— „Das mag der Himmel wissen!“ rief Claude. „Er hat ein halbes Dutzend Leute bei sich, aber nur um der Mummerei willen, verstehen Sie! Ihre Leute und die meinigen würden genügen, um mit ihm und seinen Begleitern fertig zu werden, falls die Uebrigen nicht ebenfalls kämen.“

Nach einigem weitern Erörtern und Berathen ward ausgemacht, Seymour, Ralph und die beiden Muschicks sollten sich mit all den Waffen versehen, die sie nur auftreiben könnten, und die ganze Nacht hindurch im Salon Wache halten; Claude dagegen seine eigene Mannschaft in ihrem eigenen Quartiere mustern und bereit halten; das äußere Thor sollte fest verschlossen und verrammelt und jede Vorsichtsmaßregel getroffen werden, um den Räuber an der Entdeckung zu verhindern, daß er erkannt und durchschaut seye, da er möglicherweise nur vor dem Wetter oder vor seinen Feinden Zuflucht in diesem Hause genommen habe und am andern Morgen ohne Schaden wieder abziehen dürfte, in welchem Falle es das Klügste wäre, ihn unangefochten zu lassen.

Diese Vorkehrungen waren kaum verabredet, so erschien Claude an der prächtig gedeckten Tafel, an welcher der andere Reisende saß und sich nicht minder über die Eleganz und unerwartete Pracht dieses Gasthauses wunderte. Es war ein ebenso junger und kühner Mann wie Seymour und von einem zahlreichen Gefolge umgeben, denn er hatte zwei englische Diener und ein kleines Geleite von Russen um sich. Der Wirth theilte ihm ganz dieselbe furchtbare Kunde mit: Warzki seye in dem gegenüberliegenden Salon; er habe ihn an seinem Bart erkannt und seye durch zuverlässige Botschaft vor ihm gewarnt worden. Jedermann im Hause werde ermordet und beraubt werden, sobald er zu Bette gegangen seye, und Warzki habe einen ganz besondern Haß auf die Engländer. Der Ueberbringer der Depeschen an den englischen Gesandten war von weit rascherem Temperament, als der Landedelmann aus Somersetshire, und machte daher den Vorschlag, den Räuberhauptmann sogleich zu überfallen, hiedurch das Land von einem solchen Scheusal zu befreien und sich selber vor einem Angriff zu sichern; allein Claude war nun wieder rasch bei der Hand mit seinen Wahrscheinlichkeiten, daß der Räuber nur eine Zuflucht gesucht habe und am andern Morgen ruhig wieder abziehen würde, und machte ganz besonders auf die Unrathsamkeit und Unvorsichtigkeit aufmerksam, durch einen Ueberfall auf Warzki die Rache seiner Banden auf sich zu ziehen, welche angeblich mehr als tausend Mann stark seyn sollten. Kurzum, er überredete den Fremden ganz zu denselben Anordnungen, welche er mit dem andern Fremden getroffen hatte. Sie wollten sich bewaffnen und Wache halten, ohne Warzki etwas davon merken zu lassen. Beide Parteien standen also die ganze Nacht unter den Waffen, jede in ihrem eigenen Quartiere an den entgegengesetzten Enden des Hauses, lauschten mit verhaltenem Athem auf jedes Geräusch und hielten ihre Pistolen schußfertig, während Claude und seine Leibeigenen sich behaglich nach gewohnter Weise auf der obern Platte ihres Ofens zum Schlafe ausstreckten.

Am Morgen beglückwünschte der Wirth jede Partei über die treffliche und vernünftige Anordnung ihrer Vorsichtsmaßregeln und versicherte sie, daß Warzki sich anschicke, in aller Ruhe abzuziehen. Jeder der beiden Reisenden war natürlich sehr begierig, den berühmten Räuber zu sehen und wartete unter dem Fenster auf sein Weggehen; der Ueberbringer der Depeschen fand aber endlich, daß er nicht mehr länger warten konnte, und befahl, daß man seinen Wagen anspanne und reisefertig mache. Als er aus dem Hause trat, lehnte Seymour, noch ganz müde vom langen Nachtwachen, aber noch in höchster Aufregung der Neugier, aus seinem Fenster, und beider Blicke begegneten sich mit einem Erstaunen, das nicht in Worten geschildert werden kann.

„Bist Du es, Scrope?“ — „Wie? Du hier, Seymour?“ riefen sie einander zu, und im nächsten Augenblick standen beide im Hofe bei einander, schüttelten sich die Hände und überhäuften sich mit Erkundigungen und Aufklärungen. Ihr Streit und Hader ward mit der Mystifikation hinsichtlich Warzki's beseitigt. Claude war der einzige Mann, der hierüber Aufklärung geben konnte; aber er hatte sich kluger Weise in den Weinkeller geflüchtet, und seinen Russen in der gewöhnlichen Weise eingeprägt, daß sie um Gottes und des Zars willen keine Seele zu ihm lassen dürften. Angesichts dieser Weisung und der Folgen, womit die Mißachtung derselben bedrohte, bewachten die Leibeigenen den Zugang zu dem Keller, aus dem ihr Herr nicht herauszubringen war, während man aus ihnen selber auch nichts herausbringen konnte. Den beiden Reisenden blieb also nichts übrig, als ihre Reise fortzusetzen, was sie denn auch in Gemeinschaft thaten. Die drei langen Jahre, welche Seymour damit zugebracht hatte, die Welt zu sehen und die Städte und Höfe des Nordens zu besuchen, hatte Scrope in der Kanzlei

und in Vorzimmern hingebracht, die Gunst seiner Vorgesetzten und namentlich des Ministers erlangt und war endlich auf seinen Wunsch, nun auch die Welt zu sehen, mit dieser speciellen Mission nach der neuen Hauptstadt des Moskowiter-Landes geschickt worden. Da sie zu verschiedenen Stunden in dem vielbesprochenen Gasthause angekommen waren, so hatten sie einander nicht zu Gesicht bekommen, und hätten auch ohne Claude's List wieder abreisen können, ohne einander erkannt zu haben. Sowie nun die Sachen standen, hatten beide mittlerweile so viel Welterfahrung gewonnen, daß sie ihren Zwist in der Heimath jetzt in seinem wahren Werthe betrachteten; sie hatten vielleicht mittlerweile auch erfahren, daß die Freunde allzu selten sind, als daß man sie um Kleinigkeiten willen wegwerfen dürfte. Ehe sie noch St. Petersburg erreichten, war die alte Freundschaft zwischen ihnen auf's neue wieder hergestellt und der Bruch zusammengekittet, und wahrscheinlich nun um so dauerhafter nach Art aller gekitteten Gefäße, weil man weit behutsamer mit denselben umgeht. Als Scrope sich bei dem britischen Gesandten über den Streich beklagte, der ihm und seinem Freunde gespielt worden war, richtete der Gesandte eine Beschwerde an den russischen Minister, der sie auch pflichtlich dem Zar vortrug. Peter gerieth darob in den wildesten Zorn und drohte, Claude über der Thüre seines Hotels aufknüpfen zu lassen; allein ein Page aus dem kaiserlichen Palaste erzählte dem Kammerdiener des Gesandten, Seine Majestät habe nach dem Diner eine volle Glockenstunde über diese Geschichte gelacht und gemeint, er glaube kaum, daß einer seiner Unterthanen sich je so scharfsinnig aus der Verlegenheit gezogen haben würde. Claude ward zwar nicht zum Garde-Obersten befördert, erhielt aber später einen Adelsbrief. Wie viele ähnliche Märchen er anderen Reisenden aufgebunden, darüber schweigen unsere Geschichtsquellen; aber die vierundzwanzig Schlafzimmer blieben leer und ohne Betten und verschlossen, bis der Herzog von Biron an's Ruder kam. Unsere beiden Freunde aus Somersetshire aber, welche dieser Streich wieder zusammengebracht hatte, kehrten ungefähr ein Jahr später in ihre Heimath zurück. Des Reisens und des Hoflebens müde, ließen sie sich auf ihren Gütern nieder, söhnten ihre Familien miteinander aus, vollzogen die einst beabsichtigten und dann schnöde abgebrochenen Verlöbnisse, folgten in gehöriger Zeit ihrem Vater im Besitz der Ländereien und des Herrenhauses, und wurden die Orakel der ganzen Gegend in allen auswärtigen Angelegenheiten. Es bedarf wohl kaum einer ausdrücklichen Erwähnung, daß ihre Reisen und Abenteuer oft im Freien und am Kamin erzählt wurden; aber die beliebteste Geschichte war und blieb immer die Schilderung der kurzen und doch so langen Sommernacht, in welcher sie aufgeblieben waren und einander als verzweifelte Räuber belauert hatten in St. Peter's Hotel.

Aus der Kanzlei.

1.

Lieber Leser! Fürchte nicht, daß ich durch Aufzählung aller Martern eines vormärzlichen Kanzleipraktikanten deine Geduld auf die Probe stellen werde; nein, mein Zweck ist so harmlos, wie das Spielen eines Kindes. Nur einige in meinem Kanzleileben Epoche-machende Erlebnisse, einige niederländische, ganz der Kanzlei entnommene Genrestücke will ich dir vorführen. Ich schrieb sie mir in freien Stunden, deren ich, Gott sey's gedankt, genug hatte, zum Zeitvertreibe auf, um nicht in den grundlosen, Geist zerstörenden, mit Gemeinplätzen, wie mit Windmühlflügeln kämpfenden Kladderadatsch meiner Amtsgenossen zu verfallen.

Es ist ein Märztag. Meinen Kanzleieid hatte ich vor einigen Tagen abgelegt und sitze nun auf meinem nördlich gelegenen, aussichtslosen Kanzleizimmer, nachdem ich mir bereits zwei Federn geschnitten hatte, die kampfgerüstet der Arbeit entgegen harren. Allein der Präsident hatte für heute kein Stück autorisirt und so feierte denn die ganze Kanzlei einen blauen Montag. Ich aber wollte die Güte meiner Federn prüfen und so schrieb ich denn mit einer:

Rings um mich die finstern Wände,
Vor mir ein zerfall'ner Tisch,
Draußen aber weh'n die Lüfte
Frühling bringend, morgenfrisch

und mit der andern:

Expeditor, Boten gehen
Grob und artig ein und aus,
Und da liegt statt Märzenveilchen
Ein gemeiner Federnstrauß.

Dieses Impromptu, das ich auf meinen Unterlagbogen geschrieben hatte, kostete mich die Gnade des Expeditors auf seine Lebensdauer, denn er bezog das „grob" auf sich.

2.

Der Präsident der Stelle, bei der ich diente, war statutenmäßig geheimer Rath, daher ihm auch das Prädicat „Excellenz" zustand. Ich werde ihn in der Zukunft immer nur Excellenz nennen. Noch gedenk' ich mit komischem Vergnügen meiner Angst, Scheu und Verlegenheit, als ich ihm das erste Mal meine Aufwartung machte. Ich war alles eher, als ein gewandter Conversationsmensch und doch wieder so stolz, daß mich ein Verstoß gegen seine Sitte auf Tagelang unglücklich machte. Eben hatte ich durch sein wirklich feines, leutseliges Benehmen das nöthige Selbstvertrauen gewonnen und war im Zuge einer anständigen, nichts weniger als servilen Rede begriffen, als zum Unglück seine Gemahlin in's Zimmer trat. Sie musterte mich mit jenem Blick, der der höhern Aristokratie ganz besonders eigen ist, und wendete sich dann mit einer leisen Frage an die Excellenz, aber um meine Haltung, um meinen Takt war es geschehen und ich verließ das Zimmer des Präsidenten, Todesschweiß auf der Stirne, überzeugt, durch irgend eine Unschicklichkeit mir sein Mißfallen zugezogen zu haben. Diese Furcht war grundlos, denn acht Tage darauf erhielt ich mein Anstellungsdecret als Kanzleipraktikant.

3.

Mundiren, radiren, collationiren, das sind Worte, die wohl jeder Kanzleiverwandte kennt. Mich aber eckelte das Radiren dergestalt an, daß ich mit großer Sorglosigkeit ein allenfalls falschgeschriebenes Wort ausstrich, oder, wo dieß nicht thunlich war, das ganze Stück lieber neu abschrieb. Meine Kollegen hingegen waren Meister in der Kunst des Radirens, und bei

ihnen wäre der Fall wohl nie eingetreten, wie jener zwischen einem Kanzleidirector und Praxisaspiranten in den „Fliegenden Blättern". Jener fragt mit imperatorischem Tone und lakonischer Kürze: Können sie radiren? Nein, stammelt dieser voll Furcht, und wird, als mit dieser wichtigen Kunst nicht vertraut, abgewiesen.

Einer meiner Kollegen benahm sich beim Radiren so:

Wenn beim Collationiren sich ein Wort als unrichtig herausstellte, nahm er eine Prise und der Collationirende entfernte sich mit der Ueberzeugung, daß sein Werk auf eine Viertelstunde unterbrochen sey. Dann suchte er ein Stück Glas aus seinem Schreibetui heraus, legte es als Unterlage unter das zu radirende Wort, suchte, nicht ohne Geräusch auf dem Stuhle hin- und herrückend, das Messer mit der Radirklinge, den Abziehstein, den er mit einem Tropfen Oel benetzte und nahm dann die zweite Prise. Dann wurde mit Genie radirt, der Sandarak aus kleinem Fläschchen daraufgestreut, die so bestreute Stelle mit dem Radirbäuschchen vorsichtig überfahren, das gelungene Werk mit Kennersaugen betrachtet und dann die dritte Prise genommen. Der Collationator erscheint wieder und das Werk wird fortgesetzt. Einigemal hatte dieser Kanzlist das heillose Unglück, daß von der dritten Prise einige Stäubchen auf die eben radirte Stelle fielen, was natürlich das ganze Mundum unbrauchbar machte. Er war sonst ein gottesfürchtiger, höflicher Mann, aber wenn ihm so etwas passirte, fing er gräßlich an zu fluchen und sagte sich selbst die größten Grobheiten.

Einige Eigenheiten dieses Kanzellisten muß ich noch bemerken:

Er war sehr kurzsichtig und unterschied im Eifer des Mundirens oft nicht das Papier, das er eben beschrieb, von dessen Unterlage, was dann beim Collationiren Stoff zu den lächerlichsten Scenen gab.

Die Augengläser, das Messer mit der Radirklinge und den Federhalter (er schrieb nur mit Stahlfedern) packte er nach vollendetem Tagewerke in ein Etui, das er in die linke Brusttasche steckte.

Er hatte ein solches Kanzlistengewissen, daß er es für eine Sünde gehalten haben würde, wenn ein unradirtes Stück aus seiner Feder geflossen wäre.

Er konnte kein Geschlechtswort, wenn es oben oder außen in der Titulatur vorkam, klein schreiben.

Er hatte eine schöne Frau, die ihm treu war.

4.

Es ist Sonntag. Ein Sonntag in einer Provinzialstadt hat etwas unnachahmlich Langweiliges.

Ganz besonders aber ärgerten mich an solchen Tagen die immer mehr in Mode kommenden Aushängtafeln über den Gewölben der Gewerbetreibenden, die einfach auf schwarzem Grunde den vergoldeten Namen führen. Wer sieht es, wenn er als Fremder an einem Sonntag in die Stadt kommt, dem Namen allein an, ob der Träger desselben ein Großhändler oder Krämer, ein Schuster oder ein Schneider ist, und bei Frauen, ob sie Modistinen oder Hebammen sind.

Ich hatte an einem solchen Sonntage Nachmittags in einem Kaffeehause alle Zeitungen bereits durchgelesen, dem Billardspiele bis zum Eckel zugeschaut, sämmtliche Fensterscheiben der Nachbarhäuser dreimal gezählt, war bei allen Tischen gesessen oder gestanden, hatte die Naturwüchsigkeit des Kaffeemädchens im Gedanken mit einigen Paragraphen in Winkelmann's Geschichte der Kunst verglichen, sah dann nach der Uhr und es war erst halb fünf Uhr. Da fing ich denn so langweilig zu gähnen an, daß ein Kriminalgerichtsaktuar, der mir zusah, davon angesteckt, dasselbe thun mußte. Dann gähnte wieder ich und jener folgte meinem Beispiele. Endlich kam uns Beiden der gottgesandte Gedanke, auf das Bureau zu gehen und nachzusehen, ob nicht irgend eine Arbeit eingelaufen sey.

Ich fand wirklich einige Stücke. Ganz froh darüber schickte ich mich an, sie zu durchlesen und die üblichen Auszüge zu machen, als ich ein leises, leises Flüstern, so süß und silbern wie Quellengemurmel vernahm. Ich konnte nicht satt werden ihm zuzuhören, bis ich deutlich die Worte vernahm: „Meine liebste, theuerste Unterlage, wie schön sind nicht die Stunden, wenn der Herr X." — hier wurde mein Name genannt — „nicht auf der Kanzlei ist. Da kann ich die finstere Stellung, die mir zugewiesen ist, verlassen, und zu Dir schwätzen, mit Dir kosen kommen. Was sagst Du denn zu dem Unsinn, mit dem er Dich öfter beehrt, z. B.:

Vergeßt nur nicht, dem Schneider einzuschärfen,
Daß er mir auf's genau'ste mißt,
Und daß, so lieb sein Kopf ihm ist,
Die Hosen keine Falten werfen."

„Meine süßeste aber nicht sehr scharfe Papierscheere, das ist kein Unsinn, sondern Verse aus einem gewissen Faust, der vor hundert Jahren im türkischen Lande gelebt hat." Die Papierscheere machte hier zwei große Schritte mit ihren hochgespaltenen Beinen und lag plötzlich auf der Unterlage, was dieser ein Gefühl großer Wohlbehaglichkeit zu erregen schien, denn sie flüsterte vernehmlich die Worte: „Nur noch etwas näher, geliebte Freundin, wir waren schon lange nicht in so vertrautem Umgange."

„Und mich vergeßt ihr ganz, der ich doch auch zu eurem Bunde gehöre," fistulirte ein langes Lineal mit unzähligen Tintenflecken. „Wenn noch meine Freundin, das Bleistift, da wäre, so schlössen wir eine Quadrupelallianz gegen unseren Tyrannen, der uns Tag aus Tag ein in der niedrigsten Knechtschaft hält. Die Papierscheere könnte ihm sein herrschsüchtiges Herz durchbohren, ich flöge ihm tausend und aber tausendmal um seinen Kopf, das Bleistift, das er gestern so fein gespitzt hat, sollte ihm die Augen ausstechen und die Unterlage ihm dann als Leichentuch dienen."

„Das heißt Rebellion predigen," sagte die Unterlage mit ihrer sanften, ergebungsvollen Stimme, „ich wasche meine Hände in Unschuld und spreche hier laut aus, daß ich an solchem Vorhaben keinen Theil nehme."

Hier trat eine lange Pause ein, während welcher ich Zeit hatte, über die Gesinnungen meiner Vasallen nachzudenken. Das Lineal schien am gekränktesten zu seyn, denn außer der Unterlage, welche die loyalste Gesinnung an den Tag legte, hatte noch Niemand gesprochen. Das Bleistift war gar nicht da, so wie Tintenfaß und Streusandbüchse, an deren Ergebenheit mir eigentlich am meisten gelegen war.

Da kamen Arm in Arm die Letztgenannten herbei, aber die Eintracht, in der sie sonst neben einander lebten, schien zerstört,

denn das Tintenfaß machte eine mißvergnügte Miene und es schien ihm nicht viel daran zu liegen, ob es bei der Streusandbüchse in Gunst oder Ungunst stehe.

„Lassen Sie mich allein gehen," sagte es zu der Letzteren, „Sie waren von jeher nur mein Verderber. Wenn nur einige Körner Streusand den bläulichen Himmel meines Innern trübten, war unser Herr und Meister schon mißgestimmt, als ob ihm eine Fliege in die reine Milch gefallen wäre. Lassen Sie mich."

„Ich bleib' bei Dir, erfüllend Dein Verhängniß."

deklamirte die Streusandbüchse mit affektirten Pathos und wollte in unverschämter Vertraulichkeit einen Arm um das Tintenfaß schlingen, allein dieses wand sich mit Stolz von ihr los und stellte sich dann in anspruchvolle Einsamkeit, von der aus es verlangte, man möge ihm zu huldigen kommen.

„Auf welcher Seite werden diese Beiden stehen?" dachte ich. „Werden sie den verführerischen Einflüsterungen des revolutionären Lineals Gehör geben, oder voll Loyalität die angestammten Rechte ihres Herrscherhauses aufrecht erhalten?"

Dieß sollte mir bald klar werden. Plötzlich hörte man einige muthige Passagen des Pappenheimer Marsches und sechs Uhlanen mit Lanzen wie Federn erschienen auf dem Schauplatze. Sie salutirten mich mit schuldiger Observanz und ihr Anführer sprach dann: „Durchlauchtigster dirigirender Herr Kanzleipraktikant! Wir haben gehört, daß das malcontente Lineal unter Deinen in tiefster Ergebenheit ersterbenden Unterthanen Aufruhr predigen wollte und sind zur Stunde gekommen, Dich von der Treue unserer Gesinnung zu überzeugen. Befiehl! und wir werden Dir Proben unserer Kampflust liefern."

„Vor Allem mögen sich die Parteien scheiden, die Treuen auf meine rechte, die Böcke aber auf meine linke Seite treten."

Papierscheere, Unterlage und Tintenfaß traten auf die rechte, Lineal und Streusandbüchse aber auf die linke Seite. Da hüpfte im Bachstelzengange auch das Bleistift heran und stellte sich mit den Worten:

„Rettung von Tyrannenketten!"

auf die linke Seite.

Die Parteien waren also gesondert, die Getreuen mit Einschluß der sechs Uhlanen mit Federlanzen in offenbarer Majorität und ich wollte mir eben einen detaillirten Angriffs- und Kriegsplan entwerfen, als schon die Streusandbüchse ein mörderisches Kanonenfeuer eröffnet hatte. An Geschütz fehlte es mir gänzlich, dafür meinem Gegner an Cavallerie, allein die leichte Reiterei der Uhlanen mit Federlanzen war bald derangirt und kampfuntauglich gemacht.

Jetzt trat ein hartnäckiger Zweikampf zwischen Tintenfaß und Streusandbüchse ein, indem jenes einen Anlauf nehmend die Geschütze der Letzteren zu demontiren bemüht war, allein seine aufopferungsvollen Bemühungen waren fruchtlos, denn während die Streusandbüchse sich etwas links zurückzog, hüpfte das Lineal zwischen Beide, stellte dem Tintenfaß ein Bein und da lag es, statt Blut Tinte verströmend, und machte hiedurch die Unterlage so bestürzt, daß sie sich augenblicklich aus dem Kampfe ziehen mußte. Da dröhnte ein mächtiger Schuß, ein zweiter, ein dritter, ich sprang auf und — erwachte aus meinem Traume, in den mich die Sonntagslangeweile gewiegt hatte. Alles auf meinem Schreibtische war in der gewöhnlichen Ordnung. Die Schüsse waren aber Signalschüsse des Feuerwächters am Thurme, daß es in der Stadt brenne.

5.

Was Staubferien sind, weißt du wohl, geneigter Leser. Man hat deren in jeder gut geordneten, das heißt, pedantisch nach dem alten Style im sehr beliebten Schneckengange arbeitenden Kanzlei zwei alljährlich, Frühlings- und Herbst-Staubferien. Mit diesen Ferien steht nun mein Kanzleipauschale im innigsten Zusammenhange. Ich erhob dasselbe nur einmal jährlich, nämlich am Tage vor den Frühlingsstaubferien, und that mir mit sorgenloser Verschwendung desselben, was man sagt, einen guten Tag an. Eine sorgenlose Verschwendung nenn' ich es auch, wenn ein unbesoldeter Praktikant an einem Tage zwei Gulden, so viel betrug es jährlich, blos zur eitlen Ergötzlichkeit ausgibt und dann Abends nach Hause schleicht, die Fenster eines gewissen Hauses sorgfältig vermeidend, um nicht Tags darauf, wie einst Wilhelm Hauff nach seinen Phantasien im Bremer Rathskeller, von einem theilnehmenden Freunde die Nachricht zu vernehmen: „Mein Bester! Ihre Angelegenheiten im Hause des Fräuleins J. stehen schlecht, man sah Sie gestern sehr spät Abends, nicht mit einer Tracht unsterblicher Gedanken, nach Hause taumeln.

An einem solchen Frühlingsstaubferientage ging ich immer einen, beiläufig zwei Stunden von der Stadt in der anmuthigsten Gebirgsgegend wohnenden Prälaten zu besuchen, der zu mir schon in meinen Knabenjahren in ein schützendes Verhältniß getreten war. Ich war für diese Tage bei ihm ein für allemal zu Tische geladen. Der zu seiner Propstei führende Umweg über einen die Stadt beherrschenden Gebirgsrücken war malerisch-wechselvoll. Hatte man den sich gelind abdachenden Berg mittelst eines in sanften Windungen emporsteigenden Weges erstiegen, so überraschte das Auge des Wanderers die Aussicht in das mit allen Reizen des Frühlings geschmückte Thal mit seinem Flusse. Da zeigten sich Dörfer, einsame Mühlgründe, auf Hügeln Schlösser und Burgruinen, weidende Heerden und dergleichen, was ein Landschaftsmaler als Staffage zu brauchen pflegt. Der Weg bis zur Propstei dauerte eine Stunde und führte über Wiesen bald durch ganze Wäldchen von blühenden Elsenbäumen, bald im ernsten Schatten der Tannen an wohlhäbigen Bauerhöfen vorüber, in denen man die köstlichste Milch, Butter und Erdbeeren bekam.

„Mit ihr durch diese Fluren zu wandeln, wenn sie einst mein würde," das waren immer die Gedanken, wenn ich diese Wege ging und dann langte ich Heine's „Buch der Lieder" mit ihrem tiefen Weh und großen Spott hervor und las einige Seiten. Und wieder weiter ging's durch hohes, blumiges Gras am Rauschen eines Wasserfalls vorüber, bis man zu einer Köhlerhütte gelangte. Da fielen mir wieder Leitner's so schöne Verse ein:

Da drinnen zwischen den Bergen,
Im Wald und Felsengraus,
Da steht auf einsamer Grüne
Ein kleines rußiges Haus.

Ich fühl' es, mich hat, diese Zeilen schreibend, eine tiefe,

schmerzliche Wehmuth ergriffen, was dacht' ich auch an sie, an meine Liebe, die ein Vergißmeinnicht ohne Stern war.

Mein Pudel Ponto hatte bei diesen Spaziergängen auch seine vielleicht ganz ungetrübten Ergötzlichkeiten, denn er war ein großer Naturfreund. Da konnte er vor- und rückwärts laufen, springen, bellen, kurzweg thun, was ihm beliebte. Die Müdigkeit, die er sich bei diesen Amüsements holte, wußte er prächtig auszugleichen, indem er mir öfter um hundert Schritte voraus war und die Zeit, bis ich ihn dann einholte, sich im Schatten eines Baumes ganz bequem im Grase ausstreckte. Armer Ponto! auch dich hat das allen lebenden Wesen gemeinsame Schicksal ereilt, im Garten meines Freundes unter dem Apfelbaume liegst du begraben und nebenan an der Mauer steht die epigrammatische Inschrift:

„Da liegt der Hund begraben!“

Ich will dir keine Standrede halten, aber die Welt soll erfahren, daß du deinem Herrn treu, willig und folgsam gedient hast, nur einmal Schläge bekamst, als du, im Gasthause „zur Linde“ unter dem Tische liegend, einen Herrn in den Fuß bissest, und daß du eine unbesiegbare Aversion vor Katzen hattest.

Der Propst, den ich besuchte, war ein Greis von nahe achtzig Jahren, ein Mann voll tiefer Welt- und Menschenkenntniß, ein Verehrer der Literatur und Kunst, in seinem Benehmen fein und offen, kurzweg ein liebenswürdiger, allgemein verehrter Greis. Die böse Welt sagte ihm nach, er sey in seiner Jugend ein Freigeist, ein Atheist gewesen, weil er den Rousseau und Voltaire las. Er lächelte anfangs zu diesen gemeinen Verleumdungen, widerlegte sie aber später durch die Herausgabe eines Buches: „Gedanken über die Unsterblichkeit der Seele,“ welches allgemeinen Beifall fand und in drei Sprachen übersetzt wurde.

Beim Propste erwartete mich ein für meine Gewohnheiten und Bedürfnisse lucullisches Mittagsmahl mit Weinen der feinsten Sorte. Mehr als dieß galt mir aber die geistreiche Leutseligkeit dieses mir unvergeßlichen Greises. Den Kaffee tranken wir in seinem Garten unter einer schattigen Linde und dann ließ er sich ein Kistchen mit den besten Cigarren bringen, von denen zu nehmen er mir so freundlich anbot. Schlag vier Uhr schied ich immer, mit der Einladung von seiner Seite, ihn in den Herbstferien gewiß zu besuchen.

Der Rückweg war minder schön und länger dauernd, allein ich wanderte ihn doch immer, weil ich es vorzog, wenn anders möglich nie auf demselben Wege zurückzukehren. Der Discurs mit meinem verehrten Wirthe war immer so belehrend und anregend gewesen, daß ich oft in tiefe Gedanken versunken des Weges gar nicht achtete und mich einigemal verirrte. Einmal erlebte ich sogar ein kleines Abenteuer. Wer kennt nicht Aloys Schreiber's einfache aber schöne Ballade: „Das Fräulein von Windeck“:

„Es steh'n zwei alte Thürme,
Hoch unter Schutt und Graus,
Der Berggeist und die Stürme,
Die zieh'n da ein und aus.
Durch den zerfall'nen Bogen
Stieg ich als Knab' hinan,
Die wilden Blumen zogen,
Mich wunderbarlich an“ u. s. w.

Plötzlich stand auch ich vor den zwei Thürmen einer Ruine, von der ich, obwohl in der Topographie meines Vaterlandes wohl bewandert, doch nie etwas gehört oder gelesen hatte. Die Anhöhe herauf kam oder schwebte vielmehr ein bleiches, schönes, beiläufig sechszehnjähriges Mädchen mit einem Blumenkörbchen am Arme. Sie sah mich verwundert, aber ohne Verlegenheit an, und mein Pudel Ponto, der sonst jeden Fremden anzubellen pflegte, lag gleich schmeichelnd zu ihren Füßen. „Wie kommt ein so zartes, feenhaftes Wesen in diese ländliche Einsamkeit?“ dachte ich mir. Das Natürlichste wäre wohl gewesen, sie anzusprechen und ihr meine Gesellschaft auf dem Rückwege anzutragen, allein ich war von diesem seltsamen Zusammentreffen so überrascht, daß ich kein Wort hervorzubringen vermochte.

Da lächelte sie, aber so ganz ohne Koketterie, und sagte: „Wollen Sie einige dieser Blumen nehmen?“ dabei reichte sie mir das Körbchen hin: „sie sind unter lauter frommen und lichten Gedanken gepflückt.“

Mein Erstaunen wuchs bei dieser Sprache noch mehr.

Ich griff nach einer wilden Rose und steckte sie in ein Knopfloch.

Da stieß ich die läppischen Worte hervor: „Nun bin ich ein Ritter des Blumenordens geworden.“

War es ein Rehlein, welches zur nebenrauschenden Quelle trinken gehen wollte, und meine Augen auf sich zog, oder war es ein Wunder, — das Mädchen war auf einmal verschwunden.

Das Abenteuerliche dieses Ergebnisses wurde dadurch erhöht, daß ich Tags darauf einen Brief von meinem Freunde Adolph erhielt, der eben auf einer Rheinreise begriffen war. Wir hatten mitsammen Aloys Schreiber's Gedichte gelesen und uns Beiden gefiel die oben genannte Ballade. In einer freundschaftbegeisterten Stunde gaben wir einander die Hände darauf, wer zuerst den Rhein bereist, schickt dem Andern Blumen aus Burg Windeck.

Der Brief enthielt solche.

Später stellte es sich heraus, daß dieses Mädchen die Tochter des nahen Fabriksbesitzers und somnambül war.

6.

Wenn zwei Drittel meines Rückweges von der Propstei zurückgelegt waren, da fing meine Geldverschwendung, das Verprassen des Kanzleipauschales an. Dort befand sich nämlich eine so renommirte Landschenke, daß wohl Jeder, der dieser Wege ging, in ihr zusprach, sey es auch nur, um ein freundliches Wort aus dem Munde der von Jedermann geachteten Wirthin zu hören. Sie war eine Frau von beiläufig fünfzig Jahren, aussehend wie die gute Stunde, den ganzen Tag rastlos aber mit Besonnenheit beschäftigt, voll Rührigkeit, nie zänkerisch oder verdrossen, von zwölf theils männlichen, theils weiblichen Dienstboten geachtet und geliebt. Man kann von der Zahl der Dienstboten einen Schluß auf den großen Complex ihres Grundbesitzes, auf das Ansehnliche ihres Viehstandes ziehen, und doch gingen alle Geschäfte in rundester Ordnung vor sich. Einmal fragte ich sie in meiner überwiegenden Städterweisheit, ob sie der Arbeit nie müde würde, sich nie nach einer längern Ruhe sehnte?

Hierauf erwiderte sie: „Wehe dem, der der Arbeit müde

wird, er ist entweder krank oder träg. Beides ist vom Uebel. Wenn ich bei der Criminalgesetzgebung gewesen wäre, ich hätte die einundzwanzig Gattungen der Verbrechen um eine vermehrt, nämlich Arbeitscheue. Arbeitscheue gehört obenan zu den Grundübeln, an welchen der Zustand des gesellschaftlichen Lebens leidet. Ich möchte Den kennen, der, müde vom geleisteten Tagewerke, nach einer nahrhaften Abendkost im Sommer im kühlenden Schatten eines Baumes, im Winter beim wärmenden Ofen sich der ihm nun herzlich gegönnten Ruhe ergibt und noch viel an Verbrechen sinnt." — —

Doch lassen wir die geschätzte Dame in ihrem Eifer für das Lob der Arbeit sich ergießen und kehren zu meiner Geldverschwendung zurück.

In diese Landschenke hatte ich nämlich einen Freund bestellt, den ich an solchen Tagen mit der enormen Summe meines Kanzleipauschales immer bewirthete. Einiges muß ich von ihm erzählen. Er war beiläufig in meinem Alter, Notencopist beim Theater und ein unschädlicher — Narr. Ich machte seine Bekanntschaft zufällig in einem öffentlichen, aber wenig besuchten Garten, den wir Beide im Sommer seiner erfrischenden Lindenkühle wegen aufsuchten. Da erzählte er mir einmal ganz im Ernste: „Vor mehr als dreihundert Jahren habe ich als Syringe in den Ruinen von Palmyra geblüht und alle Mittag kam eine grün- und goldschillernde Eidechse in meinen Schatten und blickte zu mir auf mit Blicken voll sinnverwirrender Liebe. Eines Mittags ist plötzlich von der syrischen Wüste her ein tödlicher Samum gekommen, in dem die Eidechse erstickte. Darüber wurde ich traurig und meine Blüthen verwelkten. Aus der Eidechse," fuhr er noch ernsthafter fort, „ward später ein häßliches Känguruh und aus mir nach vielen, vielen Jahren ein Notencopist."

Solche Allotria gingen dem armen Teufel im Kopfe herum, während er wieder in anderen Sachen eine Tiefe des Gefühls, eine Schärfe des Urtheils entwickelte, die überraschten. Für Musik war ihm Sinn und Ohr verschlossen, aber seine Notencopien zeichneten sich durchwegs durch Treue und eine an's Pedantische streifende Reinlichkeit aus.

Wir trafen gewöhnlich im gleichen Augenblick in der Landschenke zusammen, und nach den gewöhnlichen Begrüßungen ging dann die Wirthin fort, um uns mit Imbiß und dem dazu nöthigen Getränke, deren Bestandtheile ein für allemal verabredet waren, zu bedienen. Ich aber langte die von der Propstei mitgebrachten Manila-Cigarren heraus und bot davon meinem Freunde, dem Notencopisten, an. Das Souper bestand aus folgenden Gängen:

1. Gang. Eine Maas frisches Doppelbier in einer zinnernen Kühlwanne, kalter geräucherter Schinken mit herrlichem Weißbrod und Butter.

2. Gang. Abermals eine Maas Doppelbier, während des Trinkens wird eine Cigarre geraucht.

Pause.

Der Notencopist und ich machen einen Besuch in den Ställen, auf den Tennen, besehen uns die Gesindezimmer, später geht man eine tief im Dunkel des Waldes liegende Kapelle zu besuchen, von der der Notencopist behauptete, das Votivbild darin sey vom Kaiser Aurelian im Jahre 275 nach Christi Geburt gestiftet worden, als er Palmyra zu zerstören auszog. Wenn ich ihm entgegnete, die Kapelle trage ja die Jahreszahl 1762 an der Stirne und das Bild stelle den heiligen Joseph vor, lächelte er ungläubig, erwidernd, er lasse sich kein X für ein U machen. Man geht zurück und zum

3. Gang. Zwei von der Wirthin eigenhändig gebackene Hühnchen mit Selleriegarnitur und Gurkensalat, eine Halbe herrlichen alten Lembacher Weines.

4. Gang. Abermals eine Halbe solchen Weines, die Wirthin mit ihrer ältesten Tochter setzt sich zu uns und es entwickelt sich ein heiterer Discurs, im Laufe dessen von uns die zweite Cigarre geraucht wird.

5. Gang. Schwarzer Kaffee, die Pfeifen werden hervorgelangt und mit echtem Knaster gefüllt, es kommen Lichter mit Glasglocken auf den Tisch.

Nachdem die Zeche bezahlt ist — das alles kostet nicht ganz zwei Gulden — nöthigt uns die Wirthin zum sechsten letzten und unentgeltlichen Gange, sie bringt zwei kleine Gläschen, die sie mit echtem Malaga angefüllt und bittet, sie auf ihre und ihrer Kinder Gesundheit zu trinken.

Die Gläser werden geleert, die Hände geschüttelt, zweimal gute Nacht gewünscht und dann im Vollmondscheine traulich nach Hause gewandert.

Und Tags darauf mit dem Staatshämorrhoidarius wieder am Aktentisch. L. N.

Casanova's Flucht aus den Staatsgefängnissen Venedigs.

(Schluß.)

Die venetianische Regierung stand zwar mit Recht in dem Rufe Luchsaugen zu haben, allein man zweifelt billig, ob der obige Fall mit Lorenzo zeigt, daß sie immer Agenten von gleichem Scharfblick wählte.

Balbi machte sich nun mit dem Stilet an die Arbeit; allein obschon jung und kräftig, arbeitete er doch nicht mit demselben Eifer, welchen Casanova gezeigt hatte, und erging sich in seinen Briefen an denselben oft in Klagen über die große Mühe, die er damit habe und in Befürchtungen, daß die ganze Arbeit vergeblich seyn würde. Weil jedoch der Fußboden verhältnißmäßig nur wenig Schwierigkeiten darbot, war er um die Mitte Oktober mit seinem Werke schon so weit gediehen, daß nur noch die letzte Bohle zu durchschneiden war. Um einen Durchgang zu eröffnen, brauchte dann nur noch der Plafond eingestoßen zu werden, und dieß konnte natürlich nicht eher geschehen, als bis der Augenblick zur Flucht gekommen war, allein während Casanova sich schon in Gedanken über die nahe Wiedererlangung seiner Freiheit freute, ward ihm ein fürchterliches Hinderniß in den Weg geworfen. Er hörte nämlich eines Tages die äußere Thüre öffnen und gab Balbi alsbald das verabredete Zeichen, die Arbeit einzustellen. Lorenzo trat ein in Begleitung seiner zwei Knechte und eines Gefangenen und entschuldigte sich, daß er ihm einen Schurken zum Gefährten bringen müsse. Die Person, die er auf so schmeichelhafte Weise einführte, war ein kleiner,

hagerer, unscheinbarer Mann zwischen dreißig und vierzig Jahren in einem sehr schäbigen Anzuge und einer runden, schwarzen Perücke. Nachdem er für den Ankömmling eine Matratze hatte heraufbringen lassen, und demselben mitgetheilt, daß ihm für seinen Unterhalt ein Gehalt von täglich etwa einem halben Gulden ausgesetzt sey, entfernte er sich wieder.

Casanova's unwillkommener neuer Gefährte hieß Sorodaci. Der Schließer hatte ihn nicht unrecht bezeichnet, indem er ihn einen Schurken genannt, denn der Kerl war ein gewöhnlicher Spion und Denunciant von der schlimmsten Classe und hatte seine Freiheit durch falsche Nachrichten verwirkt, die er dem Rathe geliefert, während er dabei gleichzeitig seinen eigenen Vetter verrathen hatte. Der ganze Kerl war ein Gemisch von Spitzbüberei, Unwissenheit, Aberglaube und Gefräßigkeit. So ekelhaft er auch Casanova erschien, so behandelte ihn dieser doch trotzdem in vielen Stücken auf's entgegenkommendste, um seine eigenen Plane zu fördern; er bezeugte ihm sein Beileid über seine Gefangenschaft, schmeichelte ihm mit der Hoffnung auf eine baldige Freilassung und verschaffte sich durch Lorenzo Cruzifixe und Heiligenbilder für ihn, um seinen Aberglauben zu nähren, und Knoblauch und starken Wein im Ueberfluß, um seine Genüsse dadurch zu befriedigen.

Casanova hatte seine weise Absicht dabei, daß er Sorodaci in seinem Aberglauben bestärkte, denn gerade auf diesen wollte er einwirken. Der Bursche bot in der That auch keinen andern Fleck dar, an welchem er zu packen war; an das Ehrgefühl oder die Dankbarkeit eines solchen Elenden zu appelliren, wäre vergebliche Mühe gewesen; auf seine Entfernung zu warten, hätte die Flucht in's Unabsehbare hinausgerückt. Der Oktober neigte sich rasch seinem Ende zu und die Zeit kam heran, wo der Fluchtversuch gewagt werden mußte, wenn er überhaupt gemacht werden sollte. Die Inquisitoren und ihr Secretär pflegten nämlich alljährlich am 1. November einen Ausflug nach einigen Dörfern auf dem Festlande zu machen, und Lorenzo nahm dann immer diese Gelegenheit wahr, um sich selbst am Abend gütlich zu thun, und dem Weine so zuzusprechen, daß er am andern Morgen erst sehr spät aufstand, um nach seinen Gefangenen zu sehen. Die letzte Nacht des Oktobers war deßhalb zur Ausführung ihres Unternehmens auserseyen und Casanova instruirte Balbi, daß er seine Arbeiten immer genau zu einer gewissen Stunde wieder aufnehmen und zu einer andern aussetzen solle.

„Es blieb daher nur noch übrig," sagt Casanova, „auf Sorodaci's Aberglauben so mächtig einzuwirken, daß ihn die Angst verhinderte, unsern Plan zu verrathen oder zu durchkreuzen. Nachdem er also eines Abends mit mir gespeist hatte, stellte ich mich wie von einer höheren Eingebung erfaßt und bat ihn, sich zu mir zu setzen und mir zuzuhören: Ihr müßt wissen, daß mir heute Morgen in aller Frühe die heilige Jungfrau Maria erschien und mir mittheilte, sie wolle, da Ihr ein so brünstiger Verehrer ihres heiligen Rosenkranzes seyd, zur Belohnung Eurer Frömmigkeit einen Engel in Menschengestalt an Euch abschicken, der in fünf oder sechs Tagen durch eine Oeffnung in der Decke zu Euch herabsteigen und Euch dann befreien solle. Dieser Engel, sagte sie mir, würde seine Arbeit mit dem Glockenschlag Zwölf beginnen und bis eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang fortsetzen, damit er noch vor Tagesanbruch gen Himmel aufsteigen könne. In Begleitung dieses Engels sollt dann Ihr und ich dieses Gefängniß verlassen, und wenn Ihr mir schwören wollt, das Gewerbe eines Spions für die Zukunft aufzugeben, so ward mir anbefohlen, mich Eurer hinfort anzunehmen. Ich beobachtete mit der ernstesten Aufmerksamkeit das Gesicht des Burschen, der über meine Mittheilung ganz erstaunt schien. Ich ergriff dann mein Gebetbuch, besprengte die Zelle mit Weihwasser und gab mir den Anschein, als bete ich, und küßte zu wiederholten Malen das Bild der Madonna. Mein Spitzbube blieb eine ganze Stunde stille und fragte dann, ob der Engel herabsteigen und ob wir ihn sehen würden, wenn er durch unser Gefängniß bräche. Zuverlässig, erwiderte ich; er wird um die zwölfte Stunde kommen, wir werden ihn arbeiten hören und nach vier Stunden, die meines Erachtens für einen Engel hinreichend sind, um eine solche Arbeit zu vollbringen, wird er sich wieder zurückziehen. — Dieß hat Euch vermuthlich geträumt, meinte Sorodaci; ich zog es in Abrede und fragte ihn, ob er wirklich entschlossen sey, das Gewerbe eines Spions aufzugeben? Anstatt mir direkt zu antworten, fragte er mich, ob es nicht später noch Zeit für ihn wäre, diesem Berufe zu entsagen. Ich gab ihm eine Bedenkzeit bis zur Ankunft des Engels und versicherte ihn, wenn er bis dahin den Eid nicht geleistet haben werde, so sey an seine Befreiung nicht zu denken. Seine Gemüthsruhe überraschte mich, er schien ganz überzeugt zu seyn, daß der Himmelsbote nicht erscheinen würde, und bemitleidete mich offenbar; ich meinerseits erwartete mit Ungeduld den Glockenschlag der Mitternacht und freute mich in Gedanken über den Schreck und die Verwirrung, welche dieser leichtgläubige Mensch bei dem besprochenen Geräusch sicher an den Tag legen mußte. Mein Plan konnte nicht fehlschlagen, wenn Lorenzo es nicht vergessen hatte, das Buch mit meinen Instruktionen an Balbi zu übergeben.

„Bei unserem Abendessen trank ich nur Wasser, und überließ den ganzen Wein an Sorodaci, der ihn austrank und eine große Menge Knoblauch dazu aß. Mit dem Glockenschlag Zwölf warf ich mich auf den Boden nieder und rief: Der Engel kommt! Er ahmte mein Beispiel nach und wir blieben eine Stunde mäuschenstille; ich las drei und eine halbe Stunde und er betete seinen Rosenkranz und verfiel hie und da in Schlaf; er wagte nicht laut zu sprechen, und heftete seine Augen fortwährend an die Decke, an welcher Balbi arbeitete; der Ausdruck seines Gesichtes machte mich fortwährend lächeln. Mit dem Schlag vier Uhr hieß ich ihn mir nachahmen, indem sich der Engel nun entfernen würde, wir warfen uns nun auf den Boden nieder, Peter Balbi hörte auf und Alles war wieder ruhig.

„Am folgenden Morgen war mehr Furcht als Erstaunen in den Zügen meines Kerkergenossen zu lesen. In zwei Stunden hatte ich Balbi von allem unterrichtet, was vorgegangen war und ihm mitgetheilt, wenn er fertig seye, brauche er nur den Plafond meiner Zelle einzustoßen, was aber erst in der Nacht des 31. Oktober geschehen dürfe, und um 4 Uhr wollten wir zusammen entfliehen mit seinem und meinem Mitgefangenen. Ich hielt durch meine Vorstellungen Sorodaci in einer beständigen Aufregung und ließ ihn nie zu Bette gehen, so lange er nicht stark angetrunken und auf dem Punkte war einzuschlafen. Alles gelang nach Wunsch; der 31. war gekommen, und ich bemühte

mich, mir selbst Zuversicht über den glücklichen Erfolg meines Vorhabens einzureden." —

Die Inquisitoren und ihr Secretär waren auf's Festland hinüber gefahren; Lorenzo hatte die Bedürfnisse seiner Gefangenen besorgt und alles vorbereitet, um sich selbst einen fröhlichen Abend zu machen, und Casanova hatte somit freies Spiel für die Ausführung seines Vorhabens. Mit dem Glockenschlag Zwölf begann Balbi seinen letzten Angriff auf den Fußboden und wenig Minuten später brach die Bergypsung des Plafonds ein und fiel mit einem Stück der letzten Bohle herunter. Balbi sprang derselben nach und übergab Casanova das Stilet. „Nun ist Eure Aufgabe vollendet, und die meine beginnt," sagte er; da er aber Sorodaci nicht allein lassen wollte, so bat er den Mönch bei ihm zu bleiben, während er sich selbst in die obere Zelle verfügte um zu recognosciren. Hier bemerkte er auf den ersten Blick, daß Graf Asquino nicht der Mann war, um sich bei einem so gefährlichen Unternehmen zu betheiligen. Als er ihm nämlich mittheilte, in welcher Weise die Flucht bewerkstelligt werden sollte, erwiderte der siebzigjährige Graf, er habe keine Flügel und könne ohne solche nicht vom Dache herunter kommen; auch bekannte er offen, daß es ihm an Muth fehle, um die Gefahren zu bestehen, auf die man möglicher Weise stieß, und daß er daher lieber zurückbleiben und für die Andern beten wolle, die mehr Kraft und Kühnheit für ein solches Abenteuer und weniger Furcht besäßen. — Casanova untersuchte nun das Dach und fand es so leicht zu zerbrechen, daß er in weniger als einer Stunde eine praktikable Bresche in demselben anzubringen hoffte. Dann kehrte er in seine eigene Zelle zurück, zerschnitt Kleider, Handtücher, Servietten und Bettlaken und verwandelte sie in einen Strick von etwa 100 Fuß Länge, dessen Stücke er so fest wie möglich zusammenband. Schließlich bereitete er sich für sein Abenteuer dadurch vor, daß er seine Kleider, seinen seidenen Mantel und etwas Wäsche in einen Bündel schnürte, und die ganze Gesellschaft begab sich nun in die Zelle des Grafen hinauf. Casanova bat Balbi sein Gepäck zu rüsten und machte sich sogleich an's Werk, die Oeffnung im Dach zu erweitern. Beim ersten Ausblick in's Freie bemerkte er, daß das helle Mondlicht und die Schönheit der sternenvollen Nacht ihnen erst später erlauben würde, ihre Flucht anzutreten. Der St. Markusplatz war nämlich noch voller Menschen, die dort sich im Freien ergingen und von denen sie nothwendig bemerkt werden mußten, wenn sie auf dem Dache herumkletterten. In ungefähr drei Stunden aber ging der Mond unter und dann konnten sie ihre Flucht antreten.

Da sie zur Bewerkstelligung derselben vor Allem Geld haben mußten, so forderte Casanova den Balbi auf, von Asquino ein Anlehen von 50 Zechinen zu fordern. Der Graf aber war der größte Geizhals, den die Erde je getragen, und ein derartiges Gesuch kam ihm daher im höchsten Grade ungelegen. Um demselben auszuweichen nahm er seine Zuflucht zu allen möglichen Entschuldigungen und Betheurungen und Casanova und Balbi konnten am Ende nicht mehr von ihm herausbekommen, als zwei Zechinen, und mußten ihm überdieß noch versprechen, auch diese zurückzugeben, falls sie nicht im Stande seyn würden, ihre Flucht zu bewerkstelligen. Ja der alte Geizhals war so wenig geneigt, sich von seinem theuren Gelde zu trennen, daß er seine ganze Beredtsamkeit aufbot, um den beiden Mitgefangenen ihr Vorhaben auszureden, indem er ihnen alle möglichen Schwierigkeiten und Gefahren vorspiegelte. Balbi ließ sich hiedurch für einen Augenblick einschüchtern und nur mit Mühe gelang es Casanova ihm wieder Muth einzusprechen, wobei er jedoch von dem Mönch mit Vorwürfen überhäuft wurde, daß er denselben zu einem so gefährlichen Unternehmen verlockt habe. Sorodaci, welcher bereits entmuthigt war, seit er inne geworden, daß es sich hier nicht um die heilige Jungfrau handle, ward vollständig entmuthigt und außer Fassung gebracht durch die Vorstellungen des Grafen Asquino; er weinte, und bat Casanova flehentlich, er möchte doch nicht seinen Tod verlangen; er selber sey überzeugt, daß er nicht im Stande wäre, über die Dächer zu klettern, sondern sicher in den Kanal fallen würde; er sagte, daß er den Flüchtenden ganz unnütz wäre, und sie eher in ihrem Fortkommen hemmen würde, er wolle daher lieber zurückbleiben und für sie die ganze Nacht zum heiligen Franz beten; schließlich erklärte er, er wolle sich lieber umbringen lassen, als mit ihnen gehen. Casanova willigte gerne darein, ihn hier zu lassen, und war im Grunde froh, einen so unnützen, memmenhaften Gefährten los geworden zu seyn.

Der Mond war endlich unter den Horizont hinabgesunken und es war Zeit zum Aufbruch. Lassen wir jedoch Casanova in seinen eigenen Worten die Ausführung seines gefährlichen Unternehmens schildern; sie abzukürzen, hieße das Interesse vermindern, das diese Schilderung gewährt, und würde sie vielleicht unverständlich machen. Casanova erzählt:

„Ich legte Balbi auf die eine Schulter das Bündel Stricke, welche wir aus unsern Kleidern und Betttüchern gemacht hatten, auf die andere sein eigenes Päckchen, und belud mich auf ähnliche Weise. Hierauf legten wir blos unsere Jacken an, setzten die Hüte auf und blickten durch die Oeffnung, die ich gemacht hatte. Ich stieg zuerst auf's Dach, trotz dem herrschenden Nebel war jeder Gegenstand deutlich zu sehen; knieend und kriechend stieß ich meine Waffe zwischen die Fugen der Bleiplatten, hielt mich mit der einen Hand an dieser, mit der andern an der Planke, auf welcher die von mir losgerissene Bleiplatte gelegen hatte und hob mich so an dem Dache empor. Da Balbi mir nachfolgte und mich hinten am Gürtel gefaßt hatte, so glich ich einem Saumthier, das ebensowohl ziehen als tragen muß; in dieser Weise mußte ich den steilen, schlüpfrigen Abhang des Daches hinansteigen. Als wir etwa den halben Weg hinauf zurückgelegt hatten, bat mich Balbi, einen Augenblick anzuhalten, weil ihm eines seiner Bündel entfallen und vermuthlich nun in die Dachrinne hinabgerollt sey. Anfangs verspürte ich große Lust, ihm einen Stoß zu geben, der ihn hinterher gesandt haben würde, aber zum Glück gelang es mir mich noch zu bezwingen, denn die Strafe dafür hätte sowohl mich als ihn betroffen, denn ohne seine Hülfe konnte ich nichts thun. Als ich auf meine Frage nach dem Inhalt des Bündels erfuhr, daß es einen schwarzen Priesterrock, zwei Hemden und ein Manuscript enthielt, tröstete ich ihn über diesen Verlust; seufzend folgte er mir hierauf, indem er sich noch immer an meinen Kleidern festhielt.

Nachdem ich ungefähr über sechszehn Bleiplatten hinaufgekrochen war, erreichte ich den First des Daches, setzte mich rittlings auf dasselbe und der Mönch folgte meinem Beispiel.

Unsere Rücken waren der Insel San Giorgio Maggiore zugekehrt und zweihundert Schritte vor uns war die Kuppel von San Marco, ein Theil des Dogenpalastes, worin die Kapelle des Dogen liegt, die viel prächtiger ist als die manches Königs. Hier nahmen wir unsere Bündel ab, er legte seine Stricke zwischen seine Beine; als er aber den Hut darauf legen wollte, rollte dieser vom Dach hinab und fiel in den Kanal. Balbi sah dieß für eine schlimme Vorbedeutung an und jammerte, daß er nun Hut, Hemden, Rock und Handschriften verloren habe; ich aber machte ihm bemerklich, daß der Hut glücklicherweise auf der rechten Seite hinuntergefallen sey und nicht auf der linken, in welchem Falle er jedenfalls die Schildwache am Arsenal auf unser Vorhaben aufmerksam gemacht haben würde.

Nachdem ich mich hier eine Weile umgesehen, bat ich den Mönch, hier ruhig sitzen zu bleiben, bis ich wieder zurückgekehrt seyn würde, und kletterte nun mit dem Dolch in der Hand über das Dach hin. Eine ganze Stunde lang kroch ich überall herum um einen Platz ausfindig zu machen, wo ich meinen Strick befestigen könnte um mich hinabzulassen; aber alle Stellen, in die ich hinunterblickte, waren eingeschlossen und es schien unbeschreiblich schwierig, nach der Kanonika auf der andern Seite der Kirche zu gelangen; etwas mußte übrigens geschehen und ich mußte das Wagniß antreten ohne allzulange bei dem Gedanken an seine Gefährlichkeit zu verweilen. Ungefähr zwei Dritttheile der Dachbreite unter mir nahm ich jedoch endlich ein Kappienster wahr, welches wahrscheinlich einem Gange angehörte, der zu den bewohnten Theilen des Gebäudes außerhalb dem Bereich der Gefängnisse führte und wo ich möglicher Weise irgend eine Thür zu finden hoffte, die bei Tagesanbruch geöffnet werden und mir erlauben würde, das Gebäude zu verlassen. Sollte irgend Jemand uns begegnen und uns für Staatsgefangene halten, so war ich fest entschlossen, einem Versuche zu unserer Festhaltung den äußersten Widerstand entgegenzusetzen. Mit diesem Gedanken streckte ich das eine Bein gegen das Fenster hinaus und ließ mich sachte hinabgleiten, bis ich das kleine Dach über demselben erreichte, welches parallel mit dem großen hinlief und setzte mich auf dasselbe. Ich beugte mich nun hinüber und entdeckte durch Betasten, daß das Fenster aus kleinen, runden, in Blei gefaßten Glasscheiben bestand, vor welchen ein Gitter angebracht war. Um letzteres zu entfernen war jedoch noch eine Feile erforderlich und ich hatte nur mein Stilet. Bitter enttäuscht und in der größten Verlegenheit schien es mir ganz unmöglich zu einem Entschlusse zu kommen, als plötzlich die Uhr auf dem St. Marcusthurme Mitternacht schlug und meinen schon wankenden Muth wieder aufrichtete. Ich erinnerte mich, daß diese Töne den Allerheiligentag verkündeten, was mir ein gutes Omen dünkte und Erfolg verhieß. Ich legte mich auf den Bauch, beugte mich hinüber und schlug heftig mit meinem Dolch gegen das Gitter, in der Hoffnung, es zu sprengen; in einer Viertelstunde waren vier von den Hölzern der Vierecken zerbrochen, und meine Hand erfaßte das Holzwerk; die Glasscheiben waren bald eingeschlagen, denn ich achtete nicht darauf, daß ich mich in die Hand schnitt.

Ich stieg nun zu dem Dachstuhl hinauf und kehrte wieder zu meinem Gefährten zurück, den ich in der fürchterlichsten Wuth antraf, weil ich ihn zwei Stunden allein gelassen hatte; er glaubte schon, ich müsse hinuntergefallen seyn und war im Begriff, in sein Gefängniß zurückzukehren. Er fragte mich, was ich nun für Absichten hege. Das sollt Ihr sogleich sehen, erwiderte ich, lud unsere Bündel wieder auf unsere Schultern und bat ihn, mir zu folgen. Als wir das Dach des Fensters erreichten, eröffnete ich ihm, was ich bereits gethan habe und noch zu thun beabsichtige. Ich fragte ihn um seinen Rath über die beste Art und Weise hineinzukommen. Für den ersten Mann schien es ein leichtes zu seyn, da der andere den Strick halten konnte; aber was sollte mit dem andern geschehen? sprang er vom Fenster auf den Boden herab, so konnte er ein Bein brechen, denn wir wußten nicht, wie groß die Höhe zwischen dem Fenster und dem Boden war. Der Mönch machte augenblicklich den Vorschlag, ich solle ihn zuerst hinablassen und mich dann besinnen, wie ich selber hinein kommen könnte. Glücklicherweise besaß ich so viel Selbstbeherrschung, um ihm meine Entrüstung über diesen Vorschlag zu verbergen und traf sogleich Anstalt um denselben auszuführen. Zunächst band ich einen Strick um meinen Gefährten, setzte mich rittlings auf das Dach des Fensters und ließ ihn zu dem Fenster hinab, wobei ich ihm empfahl, sich zunächst mit den Ellbogen auf dem Dache zu halten und seine Füße durch das Loch hinabzustrecken, das ich gemacht hatte. Alsdann legte ich mich wieder auf das Dach nieder und suchte ihn darüber zu beruhigen, daß ich den Strick festhalten würde. Balbi kam ruhig auf den Boden hinunter, band sich los und ich zog den Strick zu mir zurück, maß aber dabei an meinem Arme ab, daß der Raum vom Fenster bis zum Fußboden zwölfmal den meiner Armslänge betrug und ich unmöglich hinunter springen konnte. Balbi rief mir zu, ich solle ihm den Strick hinunter werfen, allein ich hütete mich wohl, auf einen solchen selbstsüchtigen Rath einzugehen. Ich war nun entschlossen, wieder auf das große Dach zurückzukehren und entdeckte eine Kuppel, an einer Stelle, wo ich noch nicht gewesen war. Hier fand ich einen mit Bleiplatten belegten Vorsprung und auf demselben eine Fallthüre, die mit zwei übereinander gelegten Läden verschlossen war. Hier standen ein Kübel mit frischem Mörtel, verschiedene Maurergeräthschaften und eine ziemlich lange Leiter, die natürlich besonders meine Aufmerksamkeit anzog. Ich band meinen Strick um einen der Ringe, kletterte wieder am Dache hinauf und zog die Leiter hinter mir her. Diese Leiter mußte ich zum Fenster hineinbringen und doch hatte sie zwölf Mal die Länge meines Armes. Jetzt entbehrte ich die Hülfe des Mönches sehr. Ich ließ die Leiter bis zur Dachrinne hinab, so daß das eine Ende gegen das Fenster lehnte, das andere in der Dachrinne stand; dann beugte ich mich vorn über, zog die Leiter wieder zu mir heran und bemühte mich, das Ende zum Fenster hereinzubringen; allein es war vergeblich; die Leiter rutschte immer über das Dach hinab und der Morgen konnte anbrechen und mich hier finden, wo mir Lorenzo bald auf die Spur kommen mußte. Ich beschloß daher, nach der Dachrinne hinunter zu rutschen, um der Leiter die rechte Richtung zu geben. Diese marmorne Dachrinne gewährte mir einen Haltpunkt, während ich der ganzen Länge nach auf ihr ausgestreckt lag und es gelang mir, die Leiter einen Fuß weit in's Fenster hineinzuschieben, was ihr Gewicht bedeutend verminderte; allein es war nothwendig, daß ich sie noch zwei Fuß weiter hineinschob; ich brauchte dann nur wieder zu dem Dach über dem Fenster empor zu klettern und sie mittelst des Strickes

vollends hereinzuziehen. Um dieß zu bewerkstelligen, mußte ich mich auf meine Kniee aufrichten, und während ich dieß that, glitten meine Kniee über die Dachtraufe hinab und ich lag nur noch mit der Brust und den Ellbogen auf derselben. Ich hatte glücklicherweise keine Mühe mit der Leiter, die nun drei Fuß tief im Fenster steckte und sich nicht bewegte; sobald ich fand, daß ich fest lag, bemühte ich mich, mein rechtes Knie auf die Höhe der Traufe hinauf zu heben und schon war mir dieß beinahe gelungen, als ich durch die Anstrengung plötzlich einen Anfall von Krampf bekam, der ebenso lähmend als schmerzlich war. Es war ein fürchterlicher Augenblick für mich, und ich lag zwei Minuten ganz regungslos; endlich ließ der Schmerz nach und es gelang mir, ein Knie um das andere wieder auf den Marmor heraufzuziehen. Nun ruhte ich einige Minuten aus und schob dann die Leiter noch weiter in's Fenster herein. Durch dieses Abenteuer über die Gesetze des Gleichgewichts vollkommen belehrt, kehrte ich zu dem Dache über dem Fenster zurück, zog die Leiter ganz in dasselbe hinein, mein Gefährte ergriff das Ende derselben und stemmte es fest an; ich warf nun den Strick und mein Bündel zum Fenster hinein und war bald unten bei Balbi; wir wechselten in Kürze einige Glückwünsche und ich suchte nun tappend mich in dem dunkeln, schmalen Gange zurecht zu finden, worin wir waren.

„Wir kamen an ein vergittertes Fenster, welches sich öffnete, als ich auf die Klinke drückte, und wir betraten einen geräumigen Saal; an den Wänden herumtappend fanden wir einen großen Tisch, um welchen Armstühle herumstanden. Endlich fand ich ein Fenster, schob den Vorhang zurück, öffnete es und blickte im Sternenlicht in eine fürchterliche Tiefe hinab, wo ein Hinunterlassen mittelst des Strickes gar nicht möglich schien. Ich kehrte nun zu der Stelle zurück, wo wir unsere Sachen gelassen hatten, setzte mich in einen Armstuhl und fühlte mich plötzlich von einer so unüberwindlichen Anwandlung von Schlaf befallen, daß ich ihr nachgeben mußte, wenn auch der Tod darauf gestanden haben würde. Das Gefühl, welches mich in diesem Augenblick überwältigte, ist unbeschreiblich. Nach beinahe drei Stunden weckte mich ein Geräusch des Mönches, der es unbegreiflich fand, daß ich zu einer solchen Zeit und an einem solchen Orte schlafen konnte, allein die Natur hatte mich überwältigt und die Ruhe mir wenigstens wieder einige Kraft gegeben. Ich raffte mich auf und erwiderte Balbi, da dieß kein Gefängniß sey, müsse es doch irgendwo einen Ausgang haben. Ich suchte nun bis ich die große eiserne Thür fand; gegenüber von dieser war eine kleinere mit einem Schlüsselloche, ich steckte mein Stilet hinein und rief: Gott gebe, daß dieß kein Schrank ist! Nach einigen Bemühungen wich das Schloß dem Druck meines Eisens und wir betraten ein kleines Zimmer mit einem Tische worauf ein Schlüssel lag; ich probirte denselben an einer andern Thüre; er öffnete sie und wir befanden uns in einem Gemach, an dessen Wänden lauter Acten-gefüllte Schränke standen: es war das Archiv des Dogen. Wir schritten nun einige Stufen hinan und traten in die Kanzlei des Dogen. Hier wußte ich nun wo ich war, und da wir, wenn wir uns hier aus dem Fenster ließen, in ein Labyrinth von kleinen Höfen gerathen mußten, so ergriff ich eine große Ahle womit die Pergamente durchstochen werden, gab sie Balbi und hieß sie in das Loch in der Thüre stecken, welches ich mit meinem Stilet gemacht hatte. Wir arbeiteten nun beide angestrengt und ohne uns um das Geräusch zu bekümmern, das wir machten, bis wir ein ziemliches Loch zu Stande gebracht hatten, allein die vorstehenden Splitter drohten uns die Haut und die Kleider vom Leibe zu reißen, und es war fünf Fuß vom Boden entfernt, da ich diejenige Stelle gewählt hatte, wo die Bohlen am dünnsten waren. Ich zog einen Stuhl zu der Thüre heran, hieß den Mönch hinaufsteigen und Kopf und Arme hindurchstrecken und schob den übrigen Theil seines Körpers vollends in das andere Zimmer, dessen Dunkelheit mich nicht beunruhigte, weil ich jetzt wußte wo wir waren. Dann warf ich ihm mein Bündel zu und ließ den Strick zurück. Da ich niemanden hatte, der mich unterstützen konnte, so stellte ich einen Stuhl auf zwei andere, kroch bis zu den Lenden durch die Oeffnung hindurch und bat Balbi mich aus Leibeskräften vollends hindurchzuziehen, ohne auf die Schmerzen zu achten, welche mir das Zerfleischen meiner Haut und der Muskeln bereitete. Wir eilten nun zwei Treppen hinab und gelangten auf den Gang, der zur sogenannten Königstreppe führte; allein dieser so weit wie ein Stadtthor, war gleich den andern, die wir noch zu passiren hatten, mit einer großen Thüre verschlossen, gegen welche ich mit meinem armseligen Eisen nichts ausrichten konnte. Ruhig und gesammelt setzte ich mich neben Balbi nieder und eröffnete ihm nun, daß ich Alles gethan, was in meinen Kräften stand, und daß der Himmel und unser Glücksstern das übrige für uns thun müsse.

„Heute ist Allerheiligen und morgen ist Allerseelen, es ist daher nicht wahrscheinlich, daß irgend Jemand hieher kommt. Sollte aber Jemand kommen und diese Thüre öffnen, so will ich schon mit ihm fertig werden und Ihr braucht mir nur zu folgen. Kommt jedoch Niemand, so werde ich hier bleiben und Hungers sterben, denn ich kann nicht weiter!"

Balbi's Verzweiflung kannte keine Grenzen; allein ich blieb gefaßt und begann mich vollständig anzukleiden. Sah Balbi nicht wie ein Bauer aus, so war doch seine Kleidung zerfetzt und blutig wie die meinige. Als ich meine Strümpfe herunter zog, fand ich an jedem Fuß große Wunden, die ich mir an der Dachtraufe und den Bleiplatten gestoßen hatte; ich zerriß mein Taschentuch um sie zu verbinden, und befestigte den Verband mit Bindfaden, den ich bei mir hatte, dann legte ich meine seidenen Kleider an, die freilich sehr schlecht zu dem kalten Herbstwetter paßten, ordnete mein Haar, zog seidene Strümpfe und ein Hemd mit Manschetten und Busenstreifen von Spitzen an und warf meine alten Kleider hinter einen Stuhl. Ich hatte nun ganz das Aussehen eines jungen Bruder Liederlich, der nach einer auf dem Ball durchschwärmten Nacht in einem übel berüchtigten Hause gefunden wird. Meinen hübschen Mantel warf ich dem Mönch um die Schultern, der darin aussah, als ob er ihn gestohlen hätte. Nun trat ich in ein Fenster und wurde, wie ich erst zwei Jahre später darauf in Paris erfuhr, von irgend einem Müssiggänger bemerkt, der bei meinem Anblick überrascht war und den Hausmeister des Palastes davon benachrichtigte. Dieser fürchtete, er habe irgend Jemanden aus Versehen eingeschlossen und kam sogleich herauf um uns zu befreien. Ich vernahm das Geräusch von Schritten, die die Treppe heraufkamen, blickte durch eine Ritze und sah nur einen einzigen Mann mit einig

in der Hand. Nun empfahl ich Balbi das tiefste Stillschweigen zu beobachten, verbarg mein Stilet unter meinen Kleidern und stellte mich hinter die Thüre, so daß ich nur einen einzigen Schritt bedurfte, um die Treppe zu erreichen. Die Thür wurde geöffnet und der Schließer war so erstaunt über meinen Anzug, daß ich schweigend und rasch an ihm vorüber kommen und der Mönch mir folgen konnte. Dann schlug ich einen ruhigen Schritt an und ging nach der großen Treppe; Balbi wollte rechts nach der Kirche sich wenden, um dort eine Freistatt aufzusuchen, vergaß aber, daß es in Venedig keine Freistatt für Staatsgefangene und Kriminalverbrecher gibt und folgte mir endlich ebenfalls. Ich wußte mich in Venedig nicht sicher und erwartete überhaupt nicht eher Ruhe und Freiheit, als bis ich die Grenze passirt hatte. Nun stand ich hier vor der Hauptthüre des Dogenpalastes und athmete endlich wieder in vollen Zügen die frische Luft; ohne mich jedoch nach Jemanden umzusehen, was das beste Mittel war, um nicht Andere auf mich blicken zu machen, schritt ich über die Piazzetta hin, erreichte den Kanal und stieg in die erste Gondel, die ich hier fand; ich warf einen Blick hinter mich und bemerkte, daß uns keine Gondel folgte. Der Tag war so schön, als ich nur wünschen konnte und die ersten Strahlen eines unvergleichlichen Sonnenaufgangs ergossen sich über die Lagunen. Bei der Erinnerung an die Gefahren der vergangenen Nacht, an den Ort, wo ich den gestrigen Tag zugebracht hatte und an das Zusammentreffen so vieler günstiger Verhältnisse, die mir zur Flucht verholfen hatten, fühlte ich mein Herz mit Dankbarkeit gegen Gott erfüllt und opferte ihm schweigend den heißesten Dank; von den mannigfachsten Gemüthsbewegungen überwältigt, brach ich in Thränen aus und erleichterte mein Herz von dem Druck einer Freude, die es beinahe bersten machte." —

Obschon nun dem Gefängniß entflohen, war Casanova doch noch lange nicht außer aller Gefahr, denn seine Flucht mußte bald entdeckt und ihm nach allen Seiten hin die Häscher der Regierung zur Verfolgung nachgesandt werden. So bald er daher in Mestre landete, accordirte er mit einem Kutscher, der ihn unverweilt nach Treviso bringen sollte. Während er aber noch mit demselben feilschte, war der selbstsüchtige, gefräßige Balbi in ein Kaffeehaus getreten, wo ihn Casanova nach langem Suchen bei einer Tasse Chocolade mit dem Schenkmädchen liebelnd fand. Er zog ihn mit sich fort und sie traten ihre Reise an; aber der Aufschub wäre ihnen beinahe verhängnißvoll geworden, denn kaum zehn Schritte von jenem Kaffeehause entfernt, begegneten sie einem gewissen Tomasi, der zwar kein schlimmer Mann war, aber für einen der geheimen Beamten der Staatsinquisition galt. Er erkannte Casanova, eilte auf denselben zu und rief: „Wie, mein Herr, Sie sind hier? Ich freue mich, Sie zu sehen. Sie sind also eben entsprungen? Wie haben Sie es aber nur angestellt?" — „Ich bin nicht entwichen," erwiderte der Flüchtling, „sondern in Freiheit gesetzt worden." — „Das ist nicht möglich," erwiderte der Frager, „denn noch gestern Abend war ich in Signor Grimani's Hause, wo ich doch jedenfalls von Ihrer Befreiung gehört haben würde!" —

Glücklicherweise verrieth dieser Mann Casanova nicht, obwohl ihn derselbe mit dem Tode bedrohte. Er setzte mit dem Mönch die Reise schweigend fort und ging oft mit sich im Stillen zu Rathe, wie er sich des ungefügen Balbi entledigen könne, denn er war überzeugt, daß er seine Flucht nicht bewerkstelligen könne, wenn er mit demselben zusammenblieb. In Treviso bestellte er sich Pferde zur Weiterreise, jedoch nur zum Schein und um den Postmeister auf eine falsche Fährte zu führen, denn er dachte gar nicht daran, sie zu benützen und wollte sich nicht einmal Zeit zum Frühstücken nehmen, obschon er vor Hunger beinahe ohnmächtig war. Unter dem Vorwande, einen kleinen Ausgang zu machen, verließ er mit dem Mönch das Posthaus, eilte aus der Stadt und schlug etwa eine halbe Stunde vor derselben sich in die Felder, in der Absicht, so lange die Landstraße zu meiden und sich auf dem platten Lande davonzuschleichen, bis er das venezianische Gebiet hinter sich haben würde. Anstatt den Weg nach Bassano einzuschlagen, der ihn am raschesten zu diesem Ziel geführt haben würde, wandte er sich gegen Feltre, da er mit Recht muthmaßte, daß seine Verfolger ihn auf dem andern Wege suchen würden. Nachdem sie drei Stunden gewandert, zwang sie der Hunger Halt zu machen, und Casanova sandte den Mönch in ein Bauernhaus, um dort einige Nahrungsmittel zu kaufen. Hierdurch einigermaßen erquickt, schritten sie noch vier Stunden weiter, bis Casanova nicht mehr gehen konnte, weil ihm die Knöchel angeschwollen und seine Schuhe beinahe ganz zerrissen waren.

„Hier streckte ich mich," erzählt Casanova, „unter einige Bäume, ersuchte den Pater Balbi, sich zu mir zu setzen, und redete ihn folgendermaßen an: Wir müssen nach Borgo de Valsugano gehen, der ersten Stadt jenseit der Grenze der Republik. Dort werden wir so sicher seyn, als ob wir in London wären, und können uns ausruhen; um aber dorthin zu gelangen, bedarf es für uns besonderer Vorsichtsmaßregeln, unter welchen die wichtigste die ist, daß wir uns sogleich trennen. Ihr müßt über den Wald von Martello gehen, ich will über das Gebirge; Ihr sollt den bequemeren und kürzeren Weg haben, während ich den einsameren und längeren einschlage; Ihr sollt Geld in der Tasche haben, ich will ohne einen Heller fortgehen; ich schenke Euch daher meinen Mantel, den Ihr gegen einen Ueberrock und Hut austauschen könnt, und Jedermann wird Euch alsdann für einen Bauern halten, dem Ihr glücklicherweise ganz gleich seht. Hier ist all das Geld, welches von den zwei Zechinen noch übrig geblieben ist, die uns Graf Asquino geliehen hat; es sind siebzehn Lire, nehmt sie. Ihr könnt Borgo übermorgen Abend erreichen und ich hoffe vierundzwanzig Stunden später dort einzutreffen, wartet jedenfalls auf mich in dem ersten Wirthshause zur Linken und verlaßt Euch darauf, daß ich Euch dort aufsuche. Heute Nacht muß ich in einem guten Bette schlafen, aber ich muß dabei auch Ruhe genießen, die ich nicht fände, wenn Ihr bei mir wäret. Ich bin überzeugt, daß man in diesem Augenblick schon überall auf uns Jagd macht, und daß die Beschreibung unserer Personen so genau angegeben ist, daß wir in jedem Gasthause verhaftet werden würden, wo wir uns zusammen zeigten. Ihr seht meinen armseligen Zustand, der mir eine zehnstündige Rast nothwendig macht. Darum lebt wohl, geht Eures Weges und laßt mich meine Reise für mich fortsetzen. Ich werde mir hier herum schon ein Unterkommen verschaffen."

„Ich war darauf gefaßt, daß Ihr mir die Eröffnungen machen werdet, die ich soeben von Euch gehört habe," erwiderte Balbi. „Allein statt aller Antwort erinnere ich Euch an das Versprechen,

welches Ihr mir gegeben habt, als ich mich von Euch zu diesem Fluchtversuch bereden ließ. Ihr verspracht mir, wir sollen uns niemals trennen und Ihr dürft deßhalb nicht hoffen, daß Ihr mich los werden könnt: Ich will Euer Geschick theilen, wie Ihr das meinige theilen müßt; für unser Geld werden wir ein gutes Unterkommen finden, wir brauchen ja nicht in Gasthäuser zu gehen und werden deßhalb auch nicht verhaftet werden." — „Ihr seyd also entschlossen, den guten Rath nicht zu befolgen, den ich Euch aus Klugheit gegeben habe?" fragte Casanova. Der Mönch verneinte beharrlich und erst durch die greulichsten Drohungen gelang es Casanova, denselben zur Annahme seiner Vorschläge zu bewegen; er händigte ihm daher sein Geld ein und sie trennten sich in Güte und unter dem wiederholten Versprechen, sich in Borgo de Valsugano wieder zu treffen. Obwohl Casanova keinen Heller mehr in der Tasche und noch über zwei Flüsse zu setzen hatte, war er doch herzlich froh, eines solchen Gefährten ledig zu seyn und überzeugt, daß er glücklich über die Grenze der Republik gelangen werde.

Von einem Schäfer, den er nun befragte, erfuhr Casanova den Namen eines nahen Dorfes, in welchem sich mehrere Landhäuser seiner Bekannten in Venedig befanden, bei denen er aber trotz seiner jetzigen hülflosen Lage nicht vorsprechen wollte, um sie nicht etwa in Verlegenheit zu bringen. Als er dagegen erfuhr, daß ein rothes Haus, welches er in der Entfernung bemerkte, die Wohnung des obersten Polizeibeamten des Bezirks war, hatte er die unbegreifliche Tollkühnheit, gerade auf jenes Haus loszugehen. Als er den Hof desselben betrat, sah er daselbst einen kleinen Knaben spielen und fragte ihn nach seinem Vater. Der Knabe gab keine Antwort, sondern ging in's Haus und holte seine Mutter, eine sehr hübsche Frau, die offenbar ihrer Entbindung nahe war. Ihr Gatte war abwesend, aber eine zweideutige Bemerkung, welche Casanova fallen ließ, brachte sie auf die Vermuthung, er sey ein gewisser Signor Vetturi, ein wohlhabender Freund ihres Mannes, welchen sie nicht persönlich kannte, und welcher versprochen hatte, bei dem zu erwartenden kleinen Kinde Pathenstelle zu vertreten. Dieß sicherte dem Flüchtling eine gastliche Aufnahme und er erfuhr im Verlaufe des Gesprächs von der Frau, daß ihr Gatte mit all seinen Häschern erst vor einer Stunde aufgebrochen sey, um Casanova und Balbi einzufangen, und daß die Verfolgung dieser beiden Flüchtlinge ihn wenigstens drei Tage von Hause fern halten würde.

Diese Frau und ihre Mutter waren äußerst gutmüthige, arglose und leichtgläubige Wesen, welche sich die größte Mühe gaben, ihren Gast bestens zu bewirthen. Die Mutter verband ihm seine Wunden und Quetschungen, die er sich nach seiner Behauptung durch einen Sturz vom Pferde im Gebirge zugezogen und behandelte ihn mit der größten Aufmerksamkeit und Artigkeit. Nachdem sich Casanova durch einen zwölfstündigen Schlaf einigermaßen erquickt hatte, verließ er am Morgen heimlich das Haus und war sehr froh, daß ihn die beiden Polizeidiener, die im Hofe standen, nicht beargwöhnten. Der Anblick derselben steigerte jedoch seine Besorgnisse und beschleunigte seinen Schritt, und fünf Stunden lang wanderte er, so rasch ihn nur seine Beine trugen, über Berg und Thal durch Feld und Wald. Als er um Mittag einen Hügel erstieg, hörte er das Geläute einer Kirchenglocke und sah bald im Thale unter sich ein Kirchlein liegen. Es war Allerseelentag und die Landleute strömten in die Kirche um das Hochamt zu hören. Eine plötzliche Regung von Andacht veranlaßte auch Casanova, in das Gotteshaus zu treten; aber wer beschreibt seinen Schreck, als er sich hier plötzlich einem seiner früheren Bekannten, einem gewissen Marc-Antonio Grimani, dem Neffen des Staatsinquisitors, gegenüber sah. Als das Hochamt vorüber war, folgte ihm Grimani aus der Kirche und redete ihn an. „Was bringt Sie hieher, Casanova?" fragte er; „und wo ist Ihr Gefährte?"

„Ich gab ihm das wenige Geld, das ich noch besaß, damit er auf einem andern Wege entfliehen könne," entgegnete der Flüchtling; „und ohne einen Heller in meiner Tasche versuche ich jetzt in dieser Richtung einen sichern Ort zu erreichen. Wenn Euer Excellenz die Gewogenheit haben würden, mich mit etwas Geld zu unterstützen, so würde ich mich noch leichter aus meiner Verlegenheit ziehen."

— „Ich kann Euch nichts geben," sagte der kaltblütige Grimani; „aber Ihr werdet unterwegs genug Einsiedler finden, die Euch nicht Hungers sterben lassen werden. Allein sagt mir nur, wie es Euch gelang, durch das Dach des Gefängnisses zu brechen?"

„Dieß würde eine sehr interessante Geschichte geben, aber sie würde zu lange dauern," erwiderte Casanova spöttisch. „Mittlerweile könnten die Einsiedler vielleicht all die Nahrungsmittel aufzehren, die mich vom Hungertod retten sollen."

Mit diesen Worten machte er Grimani eine tiefe Verbeugung und setzte seinen Weg fort.

Mit Sonnenuntergang war Casanova sehr ermüdet und fühlte sich wegen Mangel an Nahrung so schwach, daß er sich kaum mehr auf den Beinen halten konnte. Hier war ihm jedoch abermals das Glück günstig; er erblickte nämlich ein einsames Haus von anständigem Aussehen, ging auf dasselbe zu und fragte nach dem Besitzer. Dieser war, wie ihm ein Diener sagte, über den Fluß hinübergegangen zu einer Hochzeit und sollte erst in zwei Tagen zurückkommen, hatte aber den gemessenen Befehl hinterlassen, daß alle Freunde, welche inzwischen vorsprechen möchten, ganz so behandelt werden sollten, als ob er zu Hause wäre. Casanova trat hinein und bekam ein prächtiges Abendbrod und Bett. Aus Briefen, welche herumlagen, ersah er, daß der Herr des Hauses Rombenchi heiße; er schrieb ihm daher ein Billet, worin er sich für die freundliche Aufnahme bestens bedankte und entschuldigte und ging dann seines Weges. Als er sich über den Fluß setzen ließ, wußte er den Fährmann durch das Versprechen zu gewinnen, daß er ihn auf dem Rückwege bezahlen werde. Am Mittag sprach er in einem Kapuzinerkloster ein und erschwang sich ein Mittagbrod; so daß er auch an diesem Tag einen langen Marsch zurücklegte ohne auf die mindeste Schwierigkeit zu stoßen.

Casanova sprach im Hause eines Freundes vor, dem er viele Gefälligkeiten erwiesen hatte. Als er auf denselben zutrat und ihn umarmen wollte, prallte dieser Biedermann erschrocken zurück und bat ihn um Gotteswillen, sich doch ohne Säumen zu entfernen. Casanova blieb aber, schilderte seine hülflose Lage und bat um ein Anlehen von sechszig Zechinen, für welches er eine Anweisung auf Signor Bragadino anbot, der dieselbe alsbald ohne Weigern einlösen würde. Er erhielt aber die Ant-

wort, es solle ihm kein Glas Wasser gereicht werden, und der Herr vom Hause bekannte, daß er vor der Rache der Gerichte zittere, weil er einen Verbrecher in seinem Hause aufgenommen. Durch diese Feigheit und Undankbarkeit im höchsten Grad empört, packte Casanova den Elenden an der Kehle, setzte ihm das Stilet auf die Brust und drohte ihm mit furchtbarer Stimme ihn sogleich niederzustoßen. An allen Gliedern zitternd, zog der Bursche einen Schlüssel aus der Tasche, deutete auf einen Schreibtisch und bat Casanova aus demselben so viel zu nehmen, als er etwa brauchen würde. Casanova befahl ihm, den Schreibtisch selbst zu öffnen; jener gehorchte und öffnete eine Schublade, in welcher viel Geld lag, aus dem ihm Casanova sechs Zechinen herauszuzählen befahl.

„Ihr habt ja vorhin sechszig Zechinen von mir begehrt," sagte der andere.

— „Allerdings," erwiderte Casanova, „allein damals hoffte ich dieselben als freundliches Darlehen von Euch zu erhalten. Jetzt aber, seit ich genöthigt bin, mir meine Bedürfnisse mit Gewalt zu verschaffen, will ich nur sechs Zechinen, für die ich Euch aber keine Anweisung gebe. Sie sollen Euch in Venedig wieder heimbezahlt werden, denn ich will an meine Freunde daselbst schreiben, wozu Ihr mich gezwungen habt, Ihr elender, memmenhafter Bursche, der nicht werth ist, daß ihn die Sonne bescheint!"

„Vergebt mir, ich bitte Euch," versetzte der Andere, „nehmt Euch die ganze Summe!"

„Nein, keinen Heller mehr," rief Casanova, „ich gehe jetzt, und rathe Euch, mich in Frieden ziehen zu lassen, sonst könnte ich in meiner Verzweiflung wieder umkehren, und Euch das Haus über dem Kopf anzünden."

Casanova setzte sodann seine Flucht fort und fand keine Veranlassung mehr, die Rolle eines Brandstifters zu übernehmen. Nachdem er noch zwei Stunden gewandert war, nöthigte ihn die Müdigkeit, in dem Hause eines armen Bauern vorzusprechen, wo er ein derbes Abendbrod und ein Strohlager erhielt. Am Morgen kaufte er sich einen alten Ueberrock und ein Paar hohe Stiefeln und miethete sich einen Esel, um den Rest seiner Reise reitend zurückzulegen. Er hatte jetzt noch die letzte und gefährlichste Prüfung vor sich: zu Castello della Scala, dem letzten Dorfe auf der venezianischen Grenze, befand sich nämlich ein Wachtposten, allein Casanova war in den jüngst erkauften Kleidern so wirksam vermummt, daß die Schildwache es nicht einmal für der Mühe werth hielt, ihn anzurufen. Mit unbeschreiblicher Freude überschritt er die Grenze und sah sich endlich in Sicherheit. In Borgo di Valsugano fand er Balbi wieder, welcher seinen Bestimmungsort ohne alle Schwierigkeit erreicht und bereits wieder begonnen hatte, seinem Bauche zu dienen, wie er es gewöhnt gewesen war. Eine Zeit lang machte der Mönch Casanova viel Verdruß; allein endlich gelang es ihm, sich seiner zu entledigen, indem er ihn der Gönnerschaft eines reichen Domherrn in Augsburg empfahl. Allein der Mönch war nicht mehr zu bessern; er verbrachte ein langes Leben in Liederlichkeit und Verworfenheit, theils in Gefängnissen, theils als Flüchtling und starb arm und verachtet im Jahre 1783.

Von Borgo de Valsugano reiste Casanova nach München, von wo er sich nach einem kurzen Aufenthalt nach der Hauptstadt Frankreichs begab. In Paris fand er Zutritt in der besten Gesellschaft, erwarb sich das Vertrauen des Herzogs v. Choiseul und wurde von diesem Minister zu mehreren Geldgeschäften und diplomatischen Verhandlungen verwendet; er hielt sich längere Zeit in Paris auf und trat dann seine Wanderungen wieder an. Auf seiner Reise nach der Schweiz besuchte er Voltaire und Haller und fand die freundlichste Aufnahme bei denselben. In Florenz wurde er sogar mit Suwarow bekannt. Aus Toscana verbannt, besuchte er die verschiedenen anderen Staaten Italiens und kehrte dann nach Paris zurück, wo er übrigens keinen bleibenden Aufenthalt mehr nahm. Vielmehr führte er fortan ein unstetes Leben und wir finden ihn bald in Paris, bald in der Schweiz, bald in Italien, dann wieder in Paris und hierauf in London. In Berlin wollte ihn Friedrich der Große zum Gouverneur des Cadettenhauses ernennen, allein Casanova nahm diese Stelle nicht an, sondern machte einen Ausflug nach St. Petersburg, wo er mehrere politische Unterredungen mit der Kaiserin Katharina hatte. Von hier begab er sich nach Wien, wo er übrigens auf Befehl der Regierung alsbald ausgewiesen wurde. Nicht minder unglücklich war er bei einem neuen Besuch in Paris, wo er ebenfalls durch einen Verhaftsbefehl sogleich wieder vertrieben wurde. Im Jahre 1769 begab er sich nach Spanien und war dort eine Zeit lang der Liebling mehrerer bedeutender Staatsmänner; allein bald mußte er auch dieses Land verlassen und kehrte nun durch Frankreich nach Italien zurück; auf dieser seiner Reise durch Frankreich lernte er Cagliostro und den Marquis d'Argens kennen. Während dieser unruhigen und unsteten Lebensperiode erfuhr Casanova sehr häufige Glückswechsel zwischen Armuth und Reichthum, und sah sich oft in den verzweifeltsten Lagen, ohne daß ihn jedoch seine Besonnenheit und sein erfinderischer Scharfsinn auch nur ein einziges Mal verlassen hätte. Im Jahre 1774 gewährte ihm die venezianische Regierung volle Verzeihung, als Belohnung für eine Streitschrift, die er gegen die bekannten Angriffe auf das venezianische Regierungssystem in dem Werke von Amelot de la Houssaie geschrieben hatte. Er soll übrigens seiner Vaterstadt noch manche andere und wichtigere Dienste erwiesen haben, welche vermuthlich mit seinen verschiedenen Reisen zusammenhingen. Nach einem kurzen Aufenthalt in Venedig kehrte er nach Paris zurück; aber die schönen Tage der Jugend waren nun vorüber, das Alter stellte sich frühzeitig bei ihm ein und warf seinen Schatten über seine Zukunft, und Casanova fühlte nachgerade das Bedürfniß der Ruhe. Er hatte das Glück, dieses Bedürfniß auf eine Weise zu befriedigen, die allen seinen Wünschen entsprach; der Graf Waldstein, ein österreichischer Magnat, welchen er in Paris kennen gelernt hatte, machte ihm im Jahre 1785 den Vorschlag, Casanova solle ihn auf seine Güter nach Dux in Böhmen begleiten und daselbst die Stelle eines Bibliothekars und Gesellschafters bei ihm vertreten; Casanova nahm diesen Vorschlag sehr gerne an, gab sein Wanderleben auf und folgte dem Grafen nach Dux. Er starb im Juni 1803 in Wien. Außer seinen Denkwürdigkeiten und seiner Vertheidigung der venezianischen Regierung, hatte Casanova noch eine Geschichte der Unruhen in Polen, eine Schilderung seiner Flucht aus den Gefängnissen, eine Art Roman unter dem Titel Ikosameron oder Geschichte Edward's und Elisabeth's, und zwei mathematische Dissertationen geschrieben und außerdem die Iliade in italienische Ottave Rime übersetzt.

☞ Notiz für unsere geehrten Leser!

Die Fortsetzung der »Stiefkinder« folgt im 14. Heft.

Für die Redaction verantwortlich: Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck der K. Hofbuchdruckerei zu Guttenberg in Stuttgart.

Die beiden Polen.

Aus den Erinnerungen eines Künstlers.

Mitgetheilt von Hans Hellborn.

(Schluß.)

13.

Es ist die wonnige Stunde einer frühen italienischen Dämmerung. Ich sitze sinnend an meinem Fenster und schwelge in wachen Träumen und dem Genuß einer Cigarre. Dort draußen in der fernen grauen Campagna liegen die goldenen Streifen des scheidenden Sonnenlichtes, aber die übrige Landschaft ist von einem dunklen purpurnen Himmel beschattet. Der Weg, den ich so oft nach dem Palast Castiglione eingeschlagen, die Marmorstatuen und Haine und Terrassen, auf welche ich so oft mit ihr heruntergeschaut habe, verschwimmen in der schnell herabsinkenden Dämmerung.

Binnen zwei Stunden muß ich dort oben seyn, um Boyno an der Thüre des Gefängnisses zu begrüßen. Der Mann ist glücklich zu preisen, daß er seine Freiheit an einem solch glorreichen Abende wieder erlangt. Mich dünkt, dieß Vergnügen muß ihn einigermaßen für seine Kerkerhaft entschädigen. Doch nein, was sag' ich da? Ist die Freiheit uns nicht ebenso werth, als die gesegnete Himmelsluft? ist sie einem denkenden, fühlenden Manne nicht Alles in Allem? Freilich ist sie das, und doch sind wir Alle irgendwie Sklaven.

„Alberto! — Herr Born!" flüstert es hinter mir.

Träume ich oder wache ich? Hör' ich mich wirklich wieder angerufen von jener zarten, leisen, leidenschaftlichen Stimme, die ich unter Tausenden wieder erkennen würde? Ich fahre zusammen, springe auf wie Einer der aus einem plötzlichen Schlafe erweckt und von einem vollen Lichte geblendet wird. Auf der Schwelle meines Zimmers steht eine weibliche Gestalt — Lady Milroy.

Ich stammelte einige Worte der Begrüßung, allein ehe ich sie vollendet, trat sie auf mich zu, legte ihre Hand leicht auf meinen Arm und sagte mit hastigem, aufgeregtem Wesen: „Es ist nicht Zeit zu Worten; ich komme zu Ihnen, wie ich wünsche, daß Sie zu mir kommen möchten — um mir Hülfe zu erbitten. Sie können mir einen großen, ja einen sehr großen Dienst leisten, Herr Born! Wollen Sie?"

„Von Herzen gerne und mit der größten Emsigkeit!"

— „Gut, ich weiß, Sie meinen es ehrlich trotz Ihren kalten deutschen Worten. So hören Sie mich denn an: Sie wissen etwas von diesen beiden Männern, diesen Chojnacki's — der Eine von ihnen, derjenige, den Sie Boyno nennen, ist im Gefängnisse und wird heute Abend freigegeben werden; allein der Andere hat ihn ausfindig gemacht und wird ihm an der Thüre des Gefängnisses auflauern. Er wird den Andern zwingen, sich mit ihm zu schlagen, wenn nicht ein Dritter ...." Sie vermochte nicht weiter zu reden, sondern erfaßte krampfhaft meinen Arm und blickte mir mit wilden funkelnden Augen in's Gesicht. — „Albert!" fuhr sie eindringlich und in höchster Seelenangst fort, „wenn Einer von diesen beiden Unglücklichen von der Hand des Andern fiele, so wäre ich seine Mörderin — verstehen Sie mich? — Sie allein können mich retten, mir diese unauslöschliche Qual ersparen! Sie lieben mich zwar nicht, allein nicht wahr? Sie möchten mich auch nicht zur Mörderin machen? Sie haben jenes versiegelte Papier noch, welches Ihnen in England zugesandt wurde; es enthält ein Geheimniß, welches ein Menschenleben retten und wer weiß wie viele andere Sünden verhindern kann. Sie müssen auf Boyno an der Thüre des Gefängnisses warten und dürfen nicht von seiner Seite weichen, bis er jenes Papier erhalten und gelesen hat. Machen Sie sich sogleich auf den Weg, denn Chojnacki wird warten, wie ein hungriger Tiger, und Sie werden vielleicht niemals wieder im Stande seyn, diese beiden Männer aufzufinden, wenn Sie sich diese eine Gelegenheit entgehen lassen. O helfen Sie mir! lassen Sie uns einander Lebewohl sagen! — lassen Sie Ihre Hand noch ein einziges Mal in der meinigen ruhen, damit wir als Freunde scheiden! Blicken Sie mir noch ein einziges Mal in's Gesicht, und dann — dann wollen wir uns nie — niemals wiedersehen!"

Sie schlug ihren Schleier zurück, trat an das Fenster vor und bot mir ihre Hand. Ihr Gesicht war sehr bleich, ihre dunklen Augen strahlten in einem unnatürlichen glühenden Glanze, ihre Lippen waren starr und zusammengekniffen.

„Der Himmel segne Sie, meine theure Freundin!" flüsterte ich; „der Himmel segne Sie für jetzt und immerdar. Ich vermag Ihnen nicht auszudrücken, was mir in diesem Augenblick die Seele bewegt, aber für Ihre Herzensgüte und Großmuth fänden meine Worte auch nie den entsprechenden Ausdruck. Verzeihen Sie mir — ich habe viel gelitten — leben Sie wohl!"

Ich drückte ihre kalte Hand an meine Lippen, fühlte einen leichten Kuß auf meine Stirne gehaucht; eine Thräne fiel auf meine Wange, eine Stimme flüsterte: „Albert, hasse mich niemals — verachte mich nie — sey glücklich!" Ein Schatten huschte durch die Thüre, dann aus dem Hause, ein Wagen rollte unter meinem Fenster hin — sie war fort.

* * *

Zehn Minuten später schritt ich rüstig dem einsamen Stadttheile zu, wo das Gefängniß lag. Es ward immer dunkler und ich faßte unterwegs jeden Vorübergehenden scharf in's Auge, allein keiner der mir Begegnenden glich auch nur entfernt Chojnacki. Als ich das Eingangsthor erreichte, welches die entlassenen Gefangenen passiren müssen, machte ich Halt, verbarg mich hinter einen vorspringenden steinernen Strebepfeiler und sah mich aufmerksam um. Ein Lämpchen brannte über dem Thore, und einige Männer lungerten vor demselben herum — dunkelhäutige, zerlumpte Müssiggänger, welche aus Leibeskräften schwatzten und gestikulirten, offenbar auf einen Kameraden warteten und sich laut über die List und das Verdienst seines Verbrechens unterhielten und die Hoffnung aussprachen, er werde ein ander Mal noch listiger und behutsamer seyn. Ab und zu kam ein schäbig aussehender Mensch die Straße heraufgeschritten bis an das Thor, sah auf seine Uhr und ging dann wieder hinweg — augenscheinlich hatte ich also noch einige Zeit zu warten. Ich trat aus meinem Versteck hervor, ging auf und ab und theilte meine Aufmerksamkeit zwischen der mir bevorstehenden Unterredung und derjenigen, die ich so eben mit Lady Milroy gehabt

hatte. Ihre Worte: „Wenn Einer von diesen beiden Unglücklichen von der Hand des Andern fiele, so wäre ich seine Mörderin!" tönten mir noch im Ohre nach. Was für eine Beziehung bestand zwischen einem so gütigen, so hochbegabten und so schönen Wesen und diesen Männern? Was für neue Geheimnisse standen mir bevor?

Einige Zeit verging, und kein Chojnacki erschien. Lady Milroy mußte getäuscht worden seyn und hiedurch auch ich, denn die Uhr war im Begriff zu schlagen, und mit dem Glockenschlage sollte sich das Thor öffnen. Ich trat rasch vorwärts und stellte mich in den vollen Schein der Lampe, um im Nu Boyno zu erkennen oder von ihm erkannt zu werden. Unmittelbar nach dem Glockenschlage öffneten zwei schmierige Kerkermeister das Thor und ließen zwei schmutzige, zerlumpte Bursche heraus, die beim Anblick ihrer Spießgesellen ein lautes Gelächter und einen Jubel aufschlugen und mit denselben Arm in Arm von dannen eilten. Dann ward das schwere Thor wieder zugeschlagen und die Kerkermeister wollten sich wieder entfernen.

„Um Vergebung," sagte ich, „ist nicht noch ein anderer Gefangener da, der heute Abend hätte freigegeben werden sollen, Namens Boyno?"

— „Das weiß ich wahrlich nicht," versetzte der Kerl und schleuderte mit dem Fuße einen Stein fort, der sich unter den Thorflügel geschoben hatte; „wir haben Zweie freigelassen, — mehr kann ich Ihnen nicht sagen!"

„Ich danke für diesen Bescheid," versetzte ich kalt; „darum hätte ich übrigens nicht zu fragen gebraucht, da ich selber Augen habe."

Der Kerkerknecht wandte sich etwas sauertöpfisch ab, allein sein Gefährte, ein gewandter lebhafter kleiner Bursche mit blinzelnden gierigen schwarzen Augen kam zu mir, steckte die Hände in die Hosentaschen und fragte lauernd: „Wünscht der Signor irgend einen vertraulichen Bescheid?"

Ich machte mir den Wink zu Nutze und steckte ihm etwas in die Hand, was sein Benehmen mit einer großen Wärme und Geschmeidigkeit zu erfüllen schien, denn seine Augen funkelten. — „Ich wünschte nur zu erfahren, ob Signor Boyno schon weggegangen ist, und wenn dieß der Fall, wohin er gegangen?"

„Ah so! jenun die Sache steht so: Herr Boyno ist heute früh erkrankt und wir waren froh, daß wir ihn los wurden."

— „Wann ging er denn?"

„Vor zwei Stunden."

— „Und wohin?"

„Er ließ ein Brieschen für einen Herrn zurück, welcher nach ihm fragen würde; aber das Brieschen müssen Sie bei dem Gouverneur verlangen. Soviel ich weiß, enthielt es Herrn Boyno's Adresse."

— „War er sehr krank?"

„Bah! nur Galle und Ungeduld und Verstimmung. Die Hälfte der Krankheiten, woran die Leute leiden, sind nichts anderes. Er war der vier Wände seines Kerkers überdrüssig, und er fand eine gute Entschuldigung, um loszukommen. Er war eigentlich immer ohne rechten Grund eingesperrt."

Ich begab mich ohne Zeitverlust zu dem Gouverneur des Gefängnisses, wobei mir mein kleiner Bekannter zum Führer diente, allein hier ward ich wieder einige Minuten lang unangenehm aufgehalten und schimpfte weidlich über diese Verzögerung. Endlich überbrachte mir die Haushälterin des Gouverneurs die etwas ungnädige Antwort, es seye schon vor einer halben Stunde ein Herr gekommen, um nach Boyno zu fragen, und diesem seye das Billet gegeben worden; weitere Fragen aber wollen und können weder berücksichtigt noch beantwortet werden.

„Also überlistet von diesem Sch— von Chojnacki?" murrte ich grimmig. „Nun kann allein der Himmel das Zusammentreffen der Beiden und seine leidigen Folgen verhindern. Ich meinerseits habe mein Möglichstes gethan."

Dieses Raisonnement befriedigte mich jedoch nicht, und nachdem der erste Unwille bei mir verraucht war, zerbrach ich mir den Kopf mit Grübeleien, um auch nur den geringsten Aufschluß über Boyno's weitere Schritte zu entdecken. Der Versuch, ihn ausfindig zu machen, erschien beinahe hoffnungslos; aber gleichwohl war ich entschlossen, mein Versprechen bis auf's äußerste zu erfüllen. Ich dachte an Picini, als den einzigen, der mir hiezu behülflich seyn könnte, eilte daher sogleich nach dem Ort, wo ich ihn am sichersten zu treffen hoffen durfte, und ward in meinen Erwartungen nicht getäuscht, denn dieses würdige Individuum empfing mich mit großer Herzlichkeit.

„Nehmt jetzt Euren ganzen Witz zusammen, Signor Luigi!" rief ich ihm zu. „Wenn Ihr mir zu meinem Zwecke verhelfen könnt, sollt Ihr ein schönes Stück Geld dabei verdienen; könnt Ihr nicht, jenun so ist unser Geschäft zu Ende. Sagt mir offen, wißt Ihr etwas Näheres von dem Herrn, der Euch mit einem Briefe zu mir schickte? Wißt Ihr etwas von ihm oder nicht?"

Er machte Winkelzüge, kratzte sich hinter den Ohren und that geheimnißvoll.

„Hollah, wenn Ihr mir auf diese Weise ausweichen wollt, so sind wir geschiedene Leute. Kommt, Bursche! sprecht die Wahrheit! Wißt Ihr Signor Boyno's jetzige Wohnung?"

„Er will sie aber nicht wissen lassen," stammelte Picini.

— „Hol' Euch der Henker! kam ich hieher, um zu fragen, was Herr Boyno will oder nicht will? Ihr wißt sehr gut, daß er aus seinem Thun und Treiben vor mir keinen Hehl macht. Ich will wissen, wo er ist, — ja noch mehr, ich bin fest entschlossen, es zu ermitteln, und werde den Weg dazu schon finden. Hier ist Euer Geld, wenn Ihr mich zu ihm führen wollt, und je schneller Ihr Euch auf die Beine macht, desto besser."

Dieß machte den erwünschten Eindruck auf Luigi; er grinste mir teuflisch in's Gesicht, vergrub die Hände in den Taschen und schritt mir gemächlich voran nach einem armseligen Stadttheile, wo ich beinahe ganz fremd war. Schweigend gingen wir etwa eine halbe Stunde neben einander her, dann blieb er bedeutsam vor einer gelben Hausthüre stehen, welche die zerlegten Körper von Schafen, die neben der Thüre hingen, und ein abscheulicher Geruch als die Behausung eines Fleischers erkennen ließen, deutete mit der Hand auf das zweite Stockwerk, streckte mir seine Hand entgegen, um das Geld in Empfang zu nehmen, wünschte mir etwas wie einen guten Abend, und eilte dann nach einem hastigen Dank davon, während ich in's Haus trat und mich allein die finstere Treppe hinauftastete.

14.

Auf der Treppenanlände des ersten Stockwerks saß ein altes Weib und rupfte ein mageres Huhn. An diese Alte wandte ich mich. „Wollt Ihr so gefällig seyn, Signora, mir Herrn Boyno's Zimmer zu zeigen?“ fragte ich freundlich; „ich bin ein vertrauter Freund von ihm und möchte ihn sogleich sprechen.“

„Das ist unmöglich,“ versetzte sie, ohne aufzublicken; „der Doctor ist so eben zu ihm hinaufgegangen und hat mir aufgetragen, niemand zu ihm zu lassen. Er ist ein freundlicher Herr und ich kann ihm nicht ungehorsam seyn.“

— „Welches ist das Zimmer?“ fragte ich ohne anscheinend auf ihre Einwendung zu hören.

„Heilige Jungfrau, wie ungeduldig doch der Signor ist! Es ist die Stube gegenüber von der Treppe. Aber wenn Herr Boyno ungehalten ist, so verrathen Sie ihm ja nicht, daß ich es Ihnen gesagt habe, denn er ist ein artiger Miethsmann und wir wollen ihn nicht beleidigen.“

Ich stieg die Treppe vollends hinan, trat zu der Thüre und lauschte einen Augenblick. Wie ich geahnt hatte, war der angebliche Doktor kein anderer als Chojnacki, — die beiden Männer waren also einander endlich begegnet. Ich glaube, sie hatten bis dahin noch kein Wort mit einander gewechselt, denn nach einer kurzen Pause hörte ich jemand mit schweren Schritten quer durch das Zimmer gehen und Chojnacki mit gedämpfter, entsetzlicher, ironischer Stimme sagen: „Ich dachte ja immer, wir würden einander noch ein Mal begegnen, ehe wir in die Grube führen! Komm', laß uns unser Geschäft schnell abthun. Wenn Du noch ein Gebet oder einen Fluch auszusprechen hast, so mach's kurz und thu' es jetzt, und dann ....“ Ich hörte ihn irgend etwas Schweres auf den Tisch legen, was wie ein Paar Pistolen klang; es lag darin eine Absichtlichkeit und Bedeutung, welche mir beinahe das Blut erstarren machte.

„Ich habe das Fluchen aufgegeben und mit dem Beten noch nicht begonnen,“ versetzte Boyno und seine Stimme klang schwach und mühsam, wie die eines Sterbenden, „aber es ist vielleicht auch zu spät, um damit zu beginnen. Du willst Dich mit mir schlagen, Mensch! Das wäre Mord; siehst Du denn nicht, daß ich bereits halb todt bin? Ich kann nicht stehen, — ich kann Dich nicht mehr sehen ....“

— „Aber ich sage Dir, es muß jetzt geschehen!“ rief Chojnacki mit einer furchtbaren Betheurung; „zehn Jahre des Hasses und des Fluches, eines steten Suchens und Nichtfindens liegen hinter mir, sind endlich überstanden und ich habe meinen Zweck erreicht. Glaubst Du denn, ich werde eine solche Gelegenheit unbenützt vorbeigehen lassen? Hältst Du mich für so dumm, daß ich mich durch einige feige Lügen bethören lassen würde?“

Nun hörte ich Boyno einige unverständliche Worte murmeln und eine Bewegung machen, als ob er mit Anstrengung sich aus dem Bette erheben wollte. Ich wartete nicht weiter, um mehr zu hören, denn ich wußte, was dieß zu bedeuten hatte, und rüttelte heftig an der Thüre, allein sie war verschlossen und verriegelt und meine wiederholten Versuche, sie zu öffnen, waren ganz erfolglos.

Barmherziger Himmel! sollte ich allzu spät kommen?!

Verzweiflungsvoll sah ich mich rings um, konnte aber nichts ermitteln, dessen ich mich bedienen konnte, um die Thüre zu sprengen, denn der Vorplatz war leer von allem Geräthe mit Ausnahme einiger gebrechlichen Stühle. Ich mochte kaum eine Minute mit dem vergeblichen Suchen verbracht haben, und doch zogen mir in dieser winzigen Spanne Zeit tausenderlei Gedanken durch den Kopf. Der letzte Gedanke und der glücklichste, der mir aufstieß, war die Erinnerung, daß ich im Vorbeigehen drunten in dem Fleischerladen einen schweren hölzernen Hammer oder Schlegel habe stehen sehen. Die steile Treppe hinunterstürzen, die alte Frau beinahe über den Haufen rennen und mich dieses Schlegels bemächtigen, erforderte weit weniger Zeit, als ich zum Niederschreiben dieser Handlung nöthig habe; dann schwang ich den Hammer zu einem wuchtigen Streich und sprengte die Thüre. Einige Sekunden später wäre ich wahrscheinlich zu spät gekommen. An der einen Seite des Tisches, nur halb angekleidet und von geisterhaftem Aussehen, stand Boyno mit einer Pistole in der Hand; ihm gegenüber aber stand Chojnacki, ebenfalls mit der schußfertigen Pistole, ebenso blaß, aber trotzig und triumphirend.

Als ich eintrat, wandte er sich mit der Miene eines in seinen Erwartungen getäuschten Dämons gegen mich. „Was haben Sie hier zu schaffen?“ fragte er mich mit einem vernichtenden Blick. „Jenun, bleiben Sie meinethalben hier, wenn Sie wollen!“ setzte er dann mit einem erzwungenen Lächeln hinzu; „Glauben Sie denn, Ihre Anwesenheit könne hier irgend etwas Gutes oder Schlimmes bewirken?“

„Stille!“ rief ich und führte mit der Faust einen wuchtigen Schlag auf den Tisch. „Stille, Herr Chojnacki, ich will hier Gehör finden!“

— „Das ist, beiläufig gesagt, ganz unnöthig!“ rief Chojnacki mit einer wilden Verwünschung und verletzender Bitterkeit. „Mit welchem Rechte drängen Sie sich hier 'ein? Wir haben jetzt gar keine Zeit, auf Sie zu achten! Warten Sie noch ein wenig, oder kommen Sie ein ander Mal!“

Ich trat zwischen Beide und schob dabei den Tisch zurück; dieser Stütze beraubt, sank Boyno ganz erschöpft und fühllos zusammen; Chojnacki aber prallte erschrocken einige Schritte zurück.

„In's Himmels Namen, Herr Boyno und Herr Chojnacki, schenken Sie mir doch eine Minute Gehör, dann will ich ja dieses Zimmer wieder verlassen, als ob ich es gar nie betreten hätte!“ rief ich. „Mich führt keine müssige vorwitzige Neugier hierher, sondern eine heilige Pflicht. Es ist mir von einer dritten Person ein wichtiges Pfand anvertraut worden, welches ich persönlich Herrn Boyno übergeben soll, und um dieses Auftrags willen, dessen ich mich hiemit entledige,“ fuhr ich fort und überreichte dem bebenden Boyno das versiegelte Papier, — „stehe ich in diesem Augenblicke vor Ihnen. Ich kann Ihnen mein Wort als Mann von Ehre geben, daß nur dieser Beweggrund ausschließlich mich veranlaßt hat, noch heute Abend hieher zu kommen. Doch genug hievon — ich habe meine Schuldigkeit gethan, und werde Sie Ihren eigenen Angelegenheiten überlassen, meine Herren, sobald dieser Brief hier gelesen ist.“

— „Born,“ sagte Boyno mit schwacher klagender Stimme und bot mir seine hagere kalte Hand, „Sie haben sich immer wohlwollend gegen mich erwiesen und sind stets ein wackerer Freund gegen mich gewesen; Sie werden mich nicht vermissen,

aber ich habe keinen andern Freund außer Ihnen. Haben Sie Dank und leben Sie wohl!"

Ich drückte ihm die Hand, nahm dann die Lampe von ihrem Untersatz, hielt sie ihm vor und sagte: „Lesen Sie nun diesen Brief, Herr Boyno; ich darf Sie nicht eher verlassen."

Er nahm ihn mit einem geisterhaften Lächeln und erbrach das Siegel, ohne die Ueberschrift betrachtet zu haben. Ein tiefes Schweigen herrschte in dem Zimmer, an dessen einem Ende Chojnacki mit verschränkten Armen stand und mit gerunzelter Stirne, unter welcher seine dunklen Augen düster und mit wilder Glut auf Boyno's wachsweißes Gesicht hinüber stierten, dessen Züge krampfhaft zuckten, während er den Brief las, und auf dessen Stirne sich große Schweißtropfen ansammelten. Ich war äußerlich ganz ruhig, brannte jedoch innerlich vor Ungeduld, den Ausgang dieses seltsamen Auftritts mit anzusehen.

Plötzlich hörte ich einen wilden keuchenden Schrei — einen Schrei voll Leidenschaft, Erstaunen, Reue, flehentlicher Bitte — einen Schrei, den ich bis zu meiner Sterbestunde nicht vergessen werde; dann sprang Boyno auf, breitete die Arme gegen den Andern aus und rief: „Barmherziger Heiland, vergib uns beiden! — Bruder, wir haben gesündigt vor dem Antlitz des Himmels und gefrevelt gegen uns selbst in diesen langen zehn Jahren; aber nun ist es zu Ende, Du hast mir kein Unrecht gethan, und mir hast Du geflucht ohne Grund. Wir haben beide gehaßt, bitter, leidenschaftlich gehaßt und ganz vergeblich!"

Das Papier entsank seiner Hand und er fiel mit einem wilden, unheimlichen, dämonischen Lachen zu Boden und verlor das Bewußtseyn. Das Fieber war ihm in's Hirn gestiegen — er lag im Delirium. Ich setzte die Lampe auf den Tisch, hob Boyno auf und legte ihn wieder zu Bette. Als ich dieß gethan, wandte ich mich nach Chojnacki um. Er stand am Tische und las den Brief aufmerksam, ja mit athemlosem Interesse. Das Papier zitterte in seinen Händen, eine tiefe Bewegung zuckte über sein Gesicht, um seine Augen- und Mundwinkel — endlich legte er den Brief nieder, warf sich schluchzend über seinen Bruder und stammelte zärtliche reuige Worte in seiner Muttersprache.

Ich sah, daß Lady Milroy's Auftrag vollzogen war, und entfernte mich geräuschlos, um nach einem Arzte zu sehen.

15.

Wochen lang lag Boyno an einer heftigen Gehirnkrankheit darnieder, von der er nur langsam genas. Ich war einige Zeit beständig um ihn und pflegte ihn, denn Chojnacki war verschwunden, nachdem er eine Summe Geldes für die Bedürfnisse seines Bruders zurückgelassen hatte. Als Boyno wieder Herr seiner Sinne war, theilte er mir hie und da gelegentlich kurze und aphoristische Bruchstücke aus seinem Leben mit, aus denen ich wenigstens allmählig ein klares Gesammtbild von den Verhältnissen gewann, welche die beiden Brüder und die Lady Milroy mit einander verknüpften. Diese Ergebnisse will ich nun hier in einer fortlaufenden Erzählung mitzutheilen suchen.

Im Frühjahr 183* kamen zwei junge Polen nach Rom. Sie waren Brüder, stammten aus einer angesehenen wohlhabenden Familie, hatten nach Körper und Geist einige Aehnlichkeit mit einander, waren aber an Charakter doch wesentlich verschieden. Leon Chojnacki, der ältere Bruder, war brünett und hübsch, von hohem schlankem Wuchs voll Ebenmaaß, und verband die Schlauheit und Tücke eines Tigers mit dem Muth eines Löwen. Seinen liebsten Zeitvertreib suchte er in wilden aufregenden körperlichen Uebungen, im Fechten und Schießen (denn beide waren Soldaten); doch hatte er einige gute Eigenschaften und verband mit einer Art ritterlichen Sinnes für Ehre und Edelmuth einen kühnen, stolzen, demokratischen Geist, der unter einem empörten Volke leicht die Masse zu blenden, wenn auch nicht zu beherrschen und zu lenken vermag. — Adam, der jüngere Bruder, war etwas schmächtiger von Gestalt, obschon ebenfalls groß und schöngewachsen, und sein Gesicht von feinerem Schnitt und hellerer Hautfarbe, als dasjenige Leon's. Im Charakter aber unterschied er sich ebenso bedeutend von seinem älteren Bruder; ebenso tapfer wie dieser, war er doch weniger tollkühn und waghalsig, und hatte vielleicht weniger Anlage zum Soldaten, denn er fand mehr Geschmack an einer steten, stillsitzenden, gesetzten friedlichen Lebensweise, und seine Gewohnheiten waren minder unregelmäßig und sorglos. Kein Wunder daher, daß die beiden Brüder in nichts übereinstimmten als in dem bitteren Haß gegen alle Despotie und in einem phantastischen Freiheitsdurst. Beide hatten sich an der polnischen Revolution betheiligt, und waren nach manchen Schwierigkeiten und Strapazen in dem genannten Frühjahr nach Rom gekommen. Beide waren arm, aber Leon gewann große Summen im Hazardspiel, das er leidenschaftlich betrieb, und Adam, dessen Lebensweise eine höchst einfache und sparsame war, verbrachte seine Zeit mit Zeichnen und Malen und mit Musik, wofür er einige Anlagen hatte.

Nach Verfluß von einigen Monaten konnte es Adam nicht entgehen, daß mit dem Benehmen und den Manieren seines Bruders Leon eine große Veränderung vorgegangen seye. Er spielte zwar nicht weniger, aber er gab (wenigstens dem Anschein nach) seine lockere Gesellschaft ganz auf; er kleidete sich sorgfältiger und nahm feinere, höfischere Manieren und eine gewisse Sanftheit des Benehmens an. Er war verliebt.

Es wohnte zu jener Zeit in Rom ein italienischer Adeliger aus der alten Familie Castalio, ein Mann, der an Charakter und Vermögen gleich sehr heruntergekommen war und ebenfalls den Spieltisch besuchte, an welchem Leon Chojnacki sein Einkommen so sehr zu steigern gewußt hatte. Diese beiden Männer wurden dicke Freunde. Castalio war ungefähr fünfzig Jahre alt, an eine üppige Lebensweise gewöhnt und ohne einen Funken von Moral und Gewissen; Geld und Genuß waren der einzige Zweck seines Daseyns. Er konnte nicht ohne Wein und Weiber und Würfel leben, er konnte sich mit keiner ehrlichen Handthierung befassen. Kein Wunder daher, daß er und Leon Chojnacki sich bald zu einem System geheimer Machinationen verbündeten, in welchen falsches Spiel und jede Art von Spielkniffen die Haupttriebfedern waren. Einige Zeit lang hatten beide großes Glück; Chojnacki jedoch gewann bei jeder Gelegenheit am meisten, und obschon ein Theil der Beute stets zwischen beiden brüderlich getheilt wurde, so war Chojnacki's Börse doch immer gespickt voll, und er erweckte dadurch in seinem Spießgesellen einen bittern Neid. Castalio fand jedoch bald ein Mittel, eine vollständige Herrschaft über seinen jungen Gefährten zu erlangen. Einsmals begleitete Leon den betrunkenen Grafen spät in der Nacht nach Hause, und sah bei dieser Gele-

genheit ein junges Mädchen mit dunklen kummervollen Augen und blassen, leidenschaftlichen, wunderschönen Zügen oben an dem Treppengeländer stehen. Beim Anblick ihres Vaters kam sie heruntergeeilt, stürzte auf Chojnacki zu und rief mit gefalteten Händen und überquellenden Augen: „Ach, wie gütig, wie freundlich von Ihnen, daß Sie ihn nach Hause gebracht haben. Alle Heiligen im Himmel mögen Sie dafür segnen und belohnen!"

Ihre Worte schnitten Leon wie ein Pfeil durch's Herz, und von diesem Tage an wich das Bild der jungen Italienerin nicht mehr aus seinem Sinne. Zum erstenmal fühlte er einen geheimen Abscheu vor seinem eigenen unwürdigen Leben, zum erstenmal regte sich etwas wie Reue in seiner Seele. Ein glühendes Verlangen verzehrte ihn, wieder nach dem Palazzo zu gehen, und nach einigen Tagen, die er in seinem gewöhnlichen Treiben verbracht hatte, vermochte er diesem Verlangen nicht länger zu widerstehen. Er ging mehrere Tage nach einander hin, um den Grafen Castalio zu besuchen, und sah jedesmol die enthusiastische dankbare Olympia, welche nicht immer das bleiche kummervolle Mädchen war, das er anfangs gesehen hatte, sondern sich bei näherer Bekanntschaft als eine heitere, schalkhafte, kokette kleine Schöne ergab, welche ihn im einen Augenblick durch ein vielversprechendes süßes Lächeln bezauberte, im andern aber bei seiner Annäherung wie ein Schatten davonhuschte.

Dieser spielende Verkehr mit Olympia umspann Chojnacki's Herz immer mehr mit Fesseln einer glühenden Leidenschaft; allein seinem ungestümen ungeduldigen Wesen vermochte eine solche Liebelei aus der Ferne nicht zu genügen; und eines Morgens, als der Graf über seines Spielgesellen größeres Glück murrte, schleuderte ihm Leon den Sack mit dem gewonnenen Gelde zu und rief: „Dieses alles sollt Ihr haben, Graf, und noch jede weitere beliebige Summe, wenn Ihr mir Eure Tochter zur Gattin geben wollt!"

Chojnacki hatte in seiner Ungeduld dießmal seine gewohnte Besonnenheit verloren, denn der alte Graf bemerkte nicht sobald, daß es jenem mit seinem Vorschlage Ernst war, als er die Gelegenheit wahrnahm, ihn in seine Gewalt zu bekommen. Ohne daher die Sache abzulehnen, klopfte er, wie man zu sagen pflegt, blos auf den Busch, gab sich das Ansehen eines ungemein zärtlichen und besorgten Vaters, schützte die große Jugend seiner Tochter vor u. dergl. m., sagte ihm aber doch am Ende halb und halb ihre Hand zu. Es läßt sich denken, daß Chojnacki's feuriges Wesen sich gegen die Verzögerung gewaltig auflehnte; da er aber seinem Gefährten an Schlauheit nichts nachgab, so stellte er sich von dieser Anordnung ganz zufriedengestellt und bedung sich nur die Erlaubniß aus, seine Besuche in der Familie fortsetzen zu dürfen. Der Graf war damit einverstanden, und Chojnacki suchte nun nicht nur auf jede mögliche Weise Olympia für sich einzunehmen, sondern verfolgte gleichzeitig auch seine tiefangelegte Politik, ihren Vater in eine Falle zu locken. Mittlerweile aber hatte sich ein anderes Hinderniß seinen Plänen in den Weg gestellt, wovon er seither noch keine Ahnung gehabt. Er hatte sich nicht im Entferntesten träumen lassen, daß dasselbe schöne holde Antlitz, nach dessen Besitz er selbst so sehr schmachtete, der Stern und Abgott von seines Bruders Adam stillem Leben geworden war. Er hatte, wie schon erwähnt, seine Zeit nur träumerischen Kunststudien und künstlerischem Dilettantismus gewidmet. Eines Tages, als er das Portal der Kirche Sta. Agnesa zeichnete, waren seine Blicke zuerst auf Olympia gefallen, welche in die Kirche getreten war, um ihre Andacht zu verrichten. Es ward ihm leicht, ihren Namen und Wohnort ausfindig zu machen, und einige Abende später, um die Zeit, wo Leon und Graf Castalio an den Spieltisch gebannt waren und der See hinter dem alten Palaste stille und in dämmerndes Zwielicht gehüllt lag — schwamm Adam über den Teich hinüber, versteckte sich im Gebüsch, und wartete, bis das Licht in Olympias Zimmer erschien und sang dann unter Guitarre-Begleitung ein leidenschaftliches Liebeslied. Er sang gut, denn er hatte eine treffliche Bariton-Stimme und eine gute Schule. Olympia liebte die Musik leidenschaftlich, und mußte sich daher durch diese Huldigung eines solch' ritterlichen und glühenden Liebhabers sehr geschmeichelt fühlen. Als er daher eines Abends ihr wieder ein Ständchen brachte, ward ihr Fenster geöffnet und eine Blume heruntergeworfen, die ihm vor die Füße fiel. Er drückte sie an seine Lippen, verbarg sie im Busen und wiegte sich mit den kühnsten Hoffnungen, daß seine Liebe erwidert werde.

Einige Tage vergingen und eines Abends fand Olympia auf dem Boden ihres Schlafzimmers einen Brief, der an einen Kieselstein angebunden und hereingeworfen worden war. Als sie ihn öffnete, fand sie darin ihre verwelkte Blume und las folgenden Inhalt:

> „Kraft dieses Pfandes und kraft der Tiefe und Innigkeit meiner leidenschaftlichen Liebe fasse ich den Muth, an Sie zu schreiben. Darf ich Sie nicht sprechen? — Darf ich Sie nicht sehen, wenn auch nur auf eine einzige Minute? Ich bin in der Nähe — nahe genug, um von Ihnen gehört zu werden."

Man erinnere sich, daß Olympia mutterlos, ja beinahe eine Waise und erst siebzehn Jahre alt war. Was Wunder also, daß ein freudiges triumphirendes Gefühl ihr ganzes Wesen durchbebte, als sie diesen Brief erhielt, und daß sie athemlos, glühend, unschlüssig mit dem Briefe in der Hand dastund! Was Wunder, daß sie ein Tuch umwarf und in den Garten hinunterging!

Sie täuschte sich nicht in den Erwartungen, die sie von ihrem Liebhaber hegte. Sie fand ihn artig, hübsch, gewinnend; sie entdeckte an ihm einen feingebildeten Geist und einnehmende elegante Manieren; als er daher dringend um die Erlaubniß bat, wieder kommen zu dürfen, willigte sie ein, und sie hatten viele Zusammenkünfte.

Ob sie ihn liebte, würde schwer zu sagen seyn; aber sie war ja noch so jung, so lieblich und unerfahren, daß wir ihr verzeihen können, wenn sie sich selber und damit auch ihn täuschte.

Eines Abends kehrte Adam von einer derartigen Zusammenkunft mit Olympia nach Hause zurück, das Antlitz von Glück strahlend, das Herz hochgeschwellt von Hoffnung und Liebe, und fand seinen Bruder zu Hause, der ausnahmsweise vor ihm heimgekommen war, einen Haufen Gold auf dem Tisch zählte und zu ihm aufblickend mit einem triumphirenden Lachen ausrief: „Sieh' her, Bruder, wie glücklich ich bin! Dieser Haufe Gold erkauft mir die schönsten Augen in ganz Rom. Morgen will ich Dich meiner Braut vorstellen, wenn es Dir genehm ist."

„Ah, und wer ist denn diese Glückliche?" fragte Adam

gleichgültig, denn die beiden Brüder hatten, wie schon gesagt, nach Ideen und Sympathieen sehr wenig mit einander gemein.

— „Eine junge Dame von so hoher Abkunft und so seltener Schönheit, daß sich ein Fürst ihrer nicht zu schämen brauchte," versetzte Leon. „Jenun, ich will Deine Neugier nicht lange auf die Probe stellen: meine Zukünftige ist Olympia di Castalio, die Urenkelin eines herzoglichen Prinzen und das schönste Mädchen in Rom."

Adam ward von dieser Nachricht so sehr erschüttert, daß er nicht antworten konnte und vor wildem Seelenschmerz einer Ohnmacht nahe wahr. Leon aber, der sein Gold auszählte und in kleinen Häufchen ordnete, war allzu sehr von seinen eigenen Gedanken und Geschäften in Anspruch genommen, um die plötzliche Aufregung seines Bruders zu bemerken, und fuhr nach einer Weile flüsternd fort: „Komm', setze Dich zu mir, Bruder Adam, und laß Dir ein Geheimniß mittheilen. Wenn Du mich zu meiner Zukünftigen begleitest, so mußt Du mit mir unter Einer Decke spielen, verstehst Du? So erfahre denn, daß der Graf, mein künftiger Schwiegervater, zwar arm ist wie ein Heiliger, aber stolz wie der Teufel, und daß es mich keine kleine Mühe gekostet hat, ihn herumzubringen. Zu diesem Zwecke habe ich unsern wirklichen Namen Chojnacki aufgegeben und erscheine statt dessen als Graf Kalinski, Besitzer von großen Gütern in Galizien, die ich wieder zurückerhalten soll — wann der Teufel stirbt! Allein was ist an einer derartigen Lüge gelegen, die überdem nur eine halbe Unwahrheit ist? denn wenn wir beweisen können, daß unser Vetter Stanislaus todt ist, so bin ich schon Graf Kalinski; und wenn wir Glück haben," setzte er flüsternd hinzu, „so kann noch Rath werden, daß wir amnestirt werden und unsere Familiengüter zurückkaufen. — Allein Du hast noch nicht meine ganze Geschichte angehört. Der Graf ist in Schulden und Verbindlichkeiten aller Art so tief verwickelt, daß er sich nicht mehr zu helfen weiß. Wenn ihm daher nicht jemand zu Hülfe kommt oder der Himmel Geld auf ihn herunter regnen läßt, so muß er sich entweder erschießen oder sich einsperren lassen. Ich will seine Tochter haben und werde ihm dieses Geld zeigen; dann wird der Handel sogleich richtig seyn."

Adam konnte nicht mehr ertragen. Er stammelte einige unzusammenhängende Worte, stürzte dann aus dem Zimmer, die Treppe hinunter und eilte barhäuptig und wie ein Besessener nach dem Palast, wo der Graf Castalio wohnte. Er schwamm über den Teich und stand bald, wassertriefend, bis auf die Haut durchnäßt, von Kälte, Aufregung und innerer Spannung zitternd unter Olympia's Fenster. Alles im Palaste war stille und finster, und erst nachdem er mehrmals sein Taschentuch an die Scheiben ihres Fensters geworfen und sie beim Namen gerufen und mit unsicherer Stimme eine Strophe ihres Lieblingsliedes gesungen hatte, gelang es ihm, Olympia seine Anwesenheit bemerklich zu machen. Das Fenster ward endlich theilweise geöffnet, und die wohlbekannte sanfte Stimme flüsterte seinen Namen.

Der Klang dieser Stimme rief all die ungestüme Leidenschaft seines heißen Polenblutes wach. Er sprang auf das Fenstergesims eines vorspringenden Erkers im Erdgeschoß, und kletterte an den Fugen des Gemäuers und den dicken Schlingpflanzen der Außenwand so weit hinauf, bis er das Balkongitter erreichen konnte, über welches er sich nun in das Zimmer der Geliebten hineinschwang. Die Erinnerung an diese Zusammenkunft wird Adam Chojnacki bis zu seinem letzten Athemzug unvergeßlich bleiben. Er kniete zu Olympia's Füßen, ihr herrliches Haar fiel auf seinen Nacken herab, ihre kleinen Hände umfaßten die seinigen, und mit stürmischer Hast ergoß er die ganze Geschichte seiner Leidenschaft und Verzweiflung in ihr Ohr. Die Enthüllung des Planes, welchen ihr Vater mit ihr vorhabe, traf das unglückliche Mädchen wie ein Donnerschlag, aber Olympia verzweifelte nicht.

„Ich liebe Ihren Bruder nicht," erwiderte sie entschlossen und bestimmt; „nichts soll mich bewegen, ihn zu heirathen. Wenn mein Vater nicht so viel Liebe und Anhänglichkeit für mich hat, um auch an mein Glück zu denken, so hat er auch kein Recht, Gehorsam von mir zu gewärtigen!"

Adam drang in sie, ihm ein Wort der Zusage für die Zukunft oder ein Pfand dafür zu geben, daß sie seine Liebe erwidere; allein dieß verweigerte sie entschieden.

„Sie sind mir ein lieber, theurer und geschätzter Freund, Adam," entgegnete sie. „Ihre Freundschaft ist mir theurer, als irgend etwas sonst in der Welt. Aber ich bin noch jung und unerfahren, ich kann noch nicht an eine Heirath denken; aber wir haben ja beide noch unsere Jugend und Italien und Liebe und Musik — genügt das uns nicht?"

Sie schlang ihre weißen Arme um seinen Nacken, sie drückte einen Kuß auf seine glühende Stirne, nannte ihn ihren theuren Freund und Beschützer und versprach, nichts ohne seinen Rath und Beistand zu thun. Und so schieden sie — um sich nie, niemals wieder zu sehen.

Am folgenden Morgen, als Graf Castalio seiner Tochter ankündigte, daß sie den Grafen Kalinski als ihren Verlobten empfangen müsse, weigerte sie sich entschieden, seinen Wünschen zu willfahren.

„Die Zeit ist vorbei, wo der Wille des Vaters Gesetz für die Tochter war," sagte sie; „ehe ich mich zwingen lasse, einen Mann zu heirathen, den ich nicht liebe, wollte ich lieber von meiner eigenen Hand sterben oder in ein Kloster gehen. Und wie kannst Du erwarten, daß ich Dich noch lieben und ehren solle, wenn Du mich an einen gemeinen Spieler um Geld verkaufen willst? Ich will für Dich arbeiten, will nur von Wasser und Brod leben, will die Juwelen meiner Mutter und sogar meine eigenen Kleider verkaufen, um Deine Schulden zu bezahlen; — allein diesen Kalinski zu heirathen, der mir beinahe ganz fremd ist, den ich, wie ich deutlich fühle, nie lieben kann, ja vor dem mir sogar jetzt graut — nein, das vermag ich nicht über mich und dieß werde ich nie thun."

Graf Castalio hatte zwar einigen Widerstand und einiges Sträuben von Seiten seiner Tochter erwartet; allein dieser entschlossene, muthige Trotz, diese bewußte Festigkeit verwirrten ihn ganz und flößten ihm eine gewisse Ehrfurcht ein. Wie die meisten Menschen seines Schlages war er ein großer Feigling, und sein böses Gewissen ließ ihn vor jedem weiteren Versuche, Olympia's Entschluß zu erschüttern, zurückbeben. Ganz betroffen und verwirrt verließ er seine Tochter. Nur Eines war ihm ganz unbegreiflich, nämlich auf welche Weise Olympia dazu gekommen war, um seinen Handel mit Chojnacki zu wissen. Wuth-

bebend und keines klaren Handelns mächtig, ging er einige Stunden ungestüm in seinem Zimmer auf und ab und stieß zornige Drohungen gegen sein Kind und den unbekannten Freund aus, welcher sie in jenes Geheimniß eingeweiht hatte. Mit Einbruch der Nacht wollte er sich in seine gewöhnliche Spielhölle begeben, hatte aber kaum den Fuß aus dem Hause gesetzt, als ihm ein Brieschen von Chojnacki übergeben wurde, folgenden Inhalts:

„Wenn Euch Euer Hals lieb ist, Graf, so wagt Euch heute Abend nicht mehr auf die Straßen und sucht mit Tagesanbruch Rom mit dem Rücken anzusehen. Unsere Teufeleien sind an den Tag gekommen, und wenn wir gefangen werden, so wird man uns ein paar Jahre lang unter Glas und Rahmen setzen. Eure Sicherheit ist für mich eben so nöthig, als die meinige, und an der meinigen muß Euch eben so viel liegen, als an der Eurigen; darum seyd auf Eurer Hut! Haltet reinen Mund, schafft Euer Geld beiseite, wenn Ihr welches habt, und wendet Euch nordwärts. Laßt Eure Tochter nachkommen, und wenn die Geschichte verraucht ist und wir wieder nach Rom zurückkehren können, so soll sie wie eine Fürstin leben. Erwartet mich in Ivrea oder sonst irgendwo in jener Gegend!"

Noch in derselben Nacht verließen Chojnacki und Castalio Rom auf verschiedenen Wegen, und Olympia wurde unter der Obhut einer alten Dienerin zurückgelassen. Da sie aber eine vage Ahnung von der Ursache der plötzlichen Abreise ihres Vaters hatte, so war sie nur allzu froh, seiner Drohungen und Zumuthungen ledig zu seyn, um sich über seine Abwesenheit zu grämen. Sie konnte nun ihren edlen, talentvollen, liebenswürdigen Anbeter sehen, und versprach sich einen unsäglichen Genuß von der Möglichkeit, mit ihm lesen, zeichnen, musiciren und spazierengehen zu können; sie wollte von ihm Unterricht im Singen und Malen erhalten; sie versprach sich eine Zwischenzeit von Frieden und Freude von dem ungestörten Umgang mit Adam.

Leider aber sollte diese Zeit niemals kommen. Der erste Tag und die erste Nacht vergingen, ohne daß Adam kam; vergebens harrte sie an ihrem Fenster, ob sie die geliebte Gestalt nicht über den Teich herüberschwimmen und über den Rasenplatz nach ihrem Fenster kommen sähe. Der Tag brach an, ohne daß sie den Klang einer Laute oder den Gesang der wohlbekannten Stimme unter ihrem Balkone hörte; kein Taschentuch ward an ihre Fensterscheiben geworfen; keine süße leidenschaftliche Stimme flüsterte: „O angela mia!" — Vergebens wartete sie Tage und Wochen und Monate lang mit aufgelöstem Haar, bleich, zitternd und mit Thränen im Auge an ihrem Fenster — Adam kehrte niemals wieder.

Nichts ist schwieriger, als denjenigen ausfindig zu machen, der zuerst ein Verbrechen entdeckt und angegeben hat, durch welches Viele in Schaden versetzt worden sind. Es ist daher unmöglich mit Sicherheit anzugeben, wer zuerst die Spielbande des Grafen Castalio und Chojnacki's der Polizei denuncirt hatte. Soviel ist jedoch gewiß, daß Adam Chojnacki ganz unschuldig daran war, wie an den geheimen Betrügereien und schlechten Streichen seines Bruders und an dessen plötzlichem Ruin — denn ein Ruin war es, ein jäher Sturz von der Höhe von Ansehen und Reichthum und bewußter Ueberlegenheit von List und Kabale, herab zu Bettelarmuth, Schmach, Haß und Verfolgung. Alle, die seither Leon gefürchtet hatten, waren beim ersten Stein, der auf ihn geschleudert ward, bereit, dasselbe zu thun, und es kamen Enthüllungen zu Tage, welche selbst die Argwöhnischesten überraschten und stutzig machten, denn niemand hatte geahnt, mit welch meisterhafter Geschicklichkeit er sein falsches Spielen betrieben.

Adam war von seinem Bruder eben so gut hintergangen und getäuscht worden, wie die Anderen. Man denke sich daher seinen Grad von Entsetzen und niederschmetterndem Schreck und Schamgefühl, als er Abends, wie er gerade im Begriff war, zu Olympia zu eilen, bewaffnete Sbirren in seine Wohnung eindringen sah, um seinen Bruder zu verhaften, und mit welcher wortlosen Ueberraschung er seinen Bruder solcher gemeinen Vergehen anklagen hörte. Leidenschaftlich und heißblütig, wie er war, bestritt er die Wahrheit der gegen seinen Bruder erhobenen Anschuldigungen, und verweigerte jegliche Auskunft über Leon's Aufenthalt, den er auch wirklich so wenig kannte, als er um seines Bruders Flucht wußte. Man antwortete ihm nur mit ungläubigem, geringschätzigem Lächeln und Achselzucken, und einer der Polizeibeamten schloß kaltblütig die Thüre ab, steckte ruhig den Schlüssel ein und begann mit den beiden Anderen eine vollständige Haussuchung vorzunehmen. Man fand allenthalben Haufen von Silbergeld, von Banknoten und Werthpapieren versteckt, sowie Wettbücher und andere Urkunden, welche gegen Leon Chojnacki zeugten, denn dieser hatte in der Eile der Flucht nur an seine eigene Sicherheit gedacht und nur das Gold mitgenommen, das er gerade bei sich hatte. Ein altes Reiseschreibpult mit Adam's Namen bezeichnet, das man unter seinem Bette hervorgezogen hatte, enthielt einige fremde Banknoten und Napoleonsd'or. Von diesem Augenblick an war auch Adams Schicksal besiegelt. Warum hatte er seines Bruders Verbrechen rundweg geleugnet? Wie konnte er in Unwissenheit über Vorgänge geblieben seyn, in Folge deren Geld und Werthpapiere auf so verdächtige Weise in seine Nähe gekommen waren? Wie konnte er dem ganzen Gewebe von Lüge und Betrug fremd seyn, wenn man doch in dem Gelde in seinem eigenen Reisepulte ganz deutlich den Beweis seiner Betheiligung an dem ganzen Komplott fand?

Hätte Adam die Sache ruhig hingenommen, so würde ohne Zweifel seine Unschuld sich bald herausgestellt haben; allein es lag nicht in seiner Natur, sich einer vermeintlich so großen Ungerechtigkeit zahm zu unterwerfen, und er leistete daher den Polizeibeamten, die ihn verhaften wollten, einen solch erbitterten Widerstand, daß er eine schwere Wunde am Arme erhielt und ohnmächtig und blutend in das Gefängniß abgeführt wurde, wo er wie ein gefesselter Löwe raste und tobte.

Als er allein und zur gezwungenen Einsamkeit veranlaßt war, bemächtigte sich seines Geistes nur ein einziger Gedanke, welcher in seinem Sinn mit einer solch dämonischen Ueberzeugung kochte und gährte, daß er darob beinahe wahnwitzig wurde. Er bildete sich nämlich ein, seine Liebe für Olympia seye entdeckt worden, und er selber seye nur das Opfer eines niederträchtigen Komplotts, das Leon gegen ihn angezettelt habe, um

sich eines begünstigteren Nebenbuhlers zu entledigen. Er stellte sich vor, man werde Olympia irgend eine lügenhafte verleumderische Geschichte über ihn vorspiegeln, die Thatsache seiner Verhaftung zu seinen Gunsten ausbeuten, und mittelst Drohung und Ueberredung das arglose Kind veranlassen, daß es Leon, seinen Bruder, seinen Feind, heirathe.

Noch nie hat mich eine Schilderung menschlichen Elendes und geistiger Leiden so sehr erschüttert, als diese Episode aus seinem Leben, welche mir Adam Chojnacki erzählte. Von Licht und Luft abgeschlossen, außer allen Verkehr mit der Menschheit und Außenwelt gesetzt, krank am Herzen und verzweifelnd, körperlich von Fieber und Schmerzen gequält; eingesperrt als Verbrecher, weil er sich der Verhaftung wegen einer falschen Anschuldigung widersetzt hatte; in Untersuchung wegen einer Anschuldigung, von der er kaum etwas begriff, weil er selber seinen Bruder wenigstens des gemeinen Verbrechens eines betrügerischen Spiels unfähig und unschuldig hielt; durch einen tiefen Abgrund von dem Mädchen getrennt, das er anbetete und aberwitzig liebte; von dem Gedanken gemartert, daß derjenige, für welchen er litt, nun an Olympia's Seite der Freiheit, der Luft, des Lichts und ihres Anblickes genoß, und des Umgangs derjenigen, von welcher er selbst sich geliebt wähnte; endlich allen Schikanen und empörenden Mißhandlungen einer niederträchtigen Polizeiwillkür preisgegeben, — war es da zu verwundern, daß Adam wahnsinnig wurde?

Er gestand mir, er habe sich während dieses temporären Wahnsinns für einen Verdammten in der Hölle betrachtet und vor sich immer einen schwarzen See gesehen, der von Krokodilen, Ungeheuern und Schlangen wimmelte, während an dem jenseitigen Ufer desselben ein blühender, herrlicher Garten sich ausdehnte, unter dessen Rosenbäumen Olympia weißgekleidet, wunderhold und vergeistigt lustwandelte und ihn Tag und Nacht vergeblich zu sich heranwinkte. Bisweilen hielten Dämonen ihn zurück; dann sah er sich wieder in schwere Fesseln geschlagen, die ihn zu Boden drückten und von deren Rasseln und Klirren die ganze Hölle lärmend wiederhallte; zuweilen sah er sich sogar todt und begraben werden. Als er wieder genas — denn sein Wahnsinn währte noch einige Monate nach seiner Freilassung fort — sah er sich im südlichen Frankreich in einer armen Fischerhütte, deren Bewohner ihn aus Erbarmen aufgenommen und einige Wochen lang verpflegt hatten. Wie es schien, hatte man den Irren aus Rom ausgewiesen und die Polizei hinter ihm hergehetzt durch ganz Italien, bis er diesseit der französischen Grenze den Leiden und Strapazen der Wanderung so erlag, daß er ohne die Gastfreundschaft des armen Fischers gestorben wäre. Das einfache, nüchterne Leben und die Frömmigkeit dieser Leute rührten den Genesenden tief. Zum ersten Mal seit vielen Jahren brach sich ein Strahl von Andacht und religiösem Bedürfniß bei ihm Bahn durch die Nacht der Leidenschaften; ein armer, greiser Landpfarrer nahm sich seiner an und zertheilte durch milden, religiösen Zuspruch die letzten Nebel, die auf seinem Herzen und Geiste lagen. Adam meiselte aus einem Felsenblock an der Küste ein massives steinernes Kreuz und darauf die Inschrift: „Aus Dankbarkeit gegen Gott für die Genesung vom Wahnwitz gelobt Adam Chojnacki seinen Feinden ewigen Frieden.“

Obschon mit der Welt auf diese Weise wieder versöhnt, vermochte Adam doch den Gedanken nicht zu ertragen, daß Olympia ihn ohne Grund für einen gemeinen Verbrecher halte. Er schrieb ihr daher eines Tages aus seinem neuen Asyle, theilte ihr seine ganze Geschichte mit und bat sie nur um eine einzige Zeile der Bestätigung, daß sie ihm glaube und ihn nicht verachte. Als aber ein Monat verging und darüber, ohne daß er eine Antwort darauf erhielt, machte er sich wieder auf den Weg nach Rom, das er unter einem falschen Namen betrat, und wollte selbst vor Olympia treten. Allein er fand die Wohnung in jenem Palaste, welche Graf Castalio inne gehabt hatte, von einer andern Familie bewohnt, und jenen sammt seiner Tochter und Leon verschollen. Er erfuhr, daß Olympia noch einige Monate nach ihres Vaters Verschwinden in Rom geblieben, dann aber weggezogen seye, und niemand vermochte ihm zu sagen wohin. Und doch hatte sie seinen Brief wirklich erhalten und auch beantwortet, obwohl ihm diese Antwort nie zukam. Nun folgte für Adam jenes elende, unstäte, verbitterte und qualvolle Leben, das ihn rastlos von einer Thätigkeit zur andern, von einem Lande in das andere jagte, und in dessen Verlaufe ich ihn in London kennen gelernt hatte.

Was die übrigen Helden dieser Geschichte anlangt, so war ihr Leben kaum minder unstät. Meine edle, großmüthige, schöne Freundin Olympia, deren Namen ich nie ohne die tiefste innere Bewegung nenne oder niederschreibe, konnte nach der Flucht ihres Vaters und dem plötzlichen Verschwinden ihres Anbeters ihre traurige Einsamkeit nicht lange ertragen. Sie war jung und enthusiastisch, freundlos und arm, — sie mußte sich also nach einem Schutz und Unterkommen umsehen. Dachte sie doch nur mit Furcht an die Zukunft, und sehnte sich glühend nach einem Leben voll Thätigkeit und Unabhängigkeit! Ihrem Vater konnte und mochte sie nicht nach Venedig folgen, welches derselbe nunmehr zum Schauplatz seiner Schwindeleien und Ausschweifungen ausersehen hatte. Sie bat daher eine ältere Verwandte ihrer Mutter in Florenz um ein Asyl, und bildete sich bei derselben für die Kunst des Gesanges aus, für welche sie solch entschiedene Anlagen hatte. Nach dem Tode dieser ihrer Verwandten begab sie sich unter dem Schutz einer treuen Dienerschaft nach England, sang in Concerten, erntete ungemeinen Beifall und errang sich Ruhm und Wohlstand für den Namen, den sie angenommen hatte. Wie sie in dieser Eigenschaft die Aufmerksamkeit und Bewunderung des Earl of Milroy auf sich zog, der sie so lange mit Huldigungen bestürmte, bis sie seine Hand annahm, — das habe ich schon früher erzählt.

Als Leon Chojnacki und Graf Castalio sich in Ivrea wieder trafen, konnte es nicht ausbleiben, daß die Mittheilungen des letztern in Leon den Argwohn, ja die Ueberzeugung hervorriefen, sein Bruder Adam seye der Denunciant, der ihm Olympia's Herz abspenstig gemacht habe. Wer denn sonst, außer ihm, konnte um den Handel wissen, welchen Leon mit dem Grafen abschließen wollte? und wer anders, der darum wußte, konnte es ihr sagen? Hunderterlei Kleinigkeiten und Nebendinge halfen diesen Verdacht bestärken. Er entsann sich nun auf Adam's seltsames und kaltes Stillschweigen in dem Augenblicke, wo er ihm die Nachricht von seiner beabsichtigten Verheirathung mitgetheilt hatte, auf seine auffallende Blässe und plötzliche Zerstreutheit.

Er erinnerte sich ebenfalls, daß Adam beinahe jeden Abend ausgegangen und bis tief in die Nacht hinein ausgeblieben und daß seine Kleider bei der Heimkehr oft noch triefend naß gewesen seyen. Offenbar war also Adam über den Teich hinübergeschwommen, um unentdeckt zu bleiben, was nicht der Fall gewesen wäre, wenn er den gewöhnlichen Zugang zu dem Garten des Palastes benützt hätte. Diese Gründe des Argwohns machten Leon immer mißtrauischer gegen seinen Bruder. Wenn Adam ebenfalls Olympia liebte, wie er nun mit Gewißheit annahm, was war natürlicher, als daß Adam ihn wegen seines betrügerischen Spieles und seiner Schwindeleien der Polizei angegeben hatte, um einen Nebenbuhler los zu werden? Seinem Bruder maß also Leon die erste Urheberschaft jener Gerüchte bei, welche beinahe Schmach und Gefängniß über Leon heraufgebracht hätten. Von diesem Augenblicke an setzte sich ein tiefer teuflischer Haß gegen den Bruder in Leon's Seele fest, um so mehr, da Castalio und er es nicht wagen durften, in jenem Augenblick nach Rom zurückzukehren, Olympia zu entführen und ihren Handel zu vollziehen. Lange wähnten beide, Adam und Olympia erfreuten sich nun eines ungestörten Liebesglückes; erst nach Olympia's Flucht nach Florenz kamen sie von dieser Täuschung zurück, und noch später erst erfuhren sie Adam's Gefangenschaft und Freigebung, die jedoch nicht vom Gefängnisse, sondern vom Irrenhause aus erfolgt war.

Zehn Jahre lang trieb Chojnacki sich in den großen Städten und frequentesten Badeorten Europa's herum, lebte von Spiel und Schwindeleien, und betrieb dabei — und zwar nicht als Nebenzweck — unausgesetzt die Nachforschung nach seinem Bruder, den er die ganze Wucht seines Hasses und seiner Rachgier erfahren lassen wollte, sowie die Erkundigung nach Olympia, deren er sich um jeden Preis zu versichern gedachte. Seinem Bruder kam er mehrmals auf die Spur, aber von Olympia hörte er niemals wieder etwas.

Nach vierjähriger Abwesenheit war Olympia, nun als Wittwe, nach Florenz zurückgekehrt, vorzugsweise, um Erkundigungen nach ihrem Vater anzustellen, da sie von Verwandten vernommen hatte, daß derselbe in großer Armuth und Dürftigkeit lebte. Sie fand ihn in Genua endlich auf und sandte ihm unverweilt so viel Geld, als ihn vor allem Mangel sicher stellte. Auf seine dringenden Bitten besuchte sie ihn auch, aber diese einzige Begegnung machte einen solchen furchtbaren Eindruck auf ihr Gemüth, daß sie es nicht wieder über sich gewinnen konnte ihn nochmals zu sehen. Hiemit stimmte auch Castalio's eigener Wunsch überein; er war durch Ausschweifungen und Laster aller Art so herunter gekommen und entartet, daß in seinem verhärteten Gemüthe kein Raum mehr vorhanden war für eine reine und heilige Neigung; er nahm die pekuniäre Unterstützung seiner Tochter gierig an, jedoch ohne jegliche Regung von Dankbarkeit, ohne jede Darlegung von Liebe. Bei Gelegenheit dieser Begegnung mit ihrem Vater hörte sie von Leon's wildem glühendem Haß gegen seinen Bruder, wovon sie selber die unschuldige Ursache war. Diese Kunde veranlaßte sie denn auch einige Jahre später, als sie mein Gemälde auf der Londoner Ausstellung gesehen und erkannt hatte, mir jenes gesiegelte Papier zuzustellen, welches die Rechtfertigung Adam's und das Geheimniß ihrer Flucht und des Irrthums der beiden Brüder bezüglich ihrer gegenseitigen Schuld enthielt. Der Graf starb in Genua wenige Monate nach seiner letzten Zusammenkunft mit seiner Tochter; und eine einfache Marmorplatte in der St. Peterskirche bezeichnet seine Ruhestätte mit seinem Namen und der Inschrift: „Betet für mich!" — —

Noch bevor Adam Chojnacki gänzlich wieder genesen war, reiste ich nach Deutschland zurück. Ich hatte gehört, daß die Gräfin Milroy schon zuvor abgereist war, — niemand wußte wohin. Die Trennung von Rom, ja von dem ganzen herrlichen Italien fiel mir unsäglich schwer. Mir war, als ob ich von Jugend und Glück scheide, und obschon jener Auftritt mit Lady Milroy einen tiefen Schatten von Wehmuth in meine Seele hereingeworfen hatte, so schwoll mein Herz doch noch von düsteren Gedanken und Ahnungen, als ich die Schritte nordwärts lenkte. Nur der Gedanke an Elisen und die Verbindung mit ihr zeigte mir einen hoffnungsvollen Lichtstrahl am Himmel meiner Zukunft, den ich damals in einer düstern Ahnung so trüb und schwarz und unheilschwanger sah, wie ich nie für möglich gehalten hatte.

Adam Chojnacki sah ich nie wieder. Er starb einige Jahre später in Paris an der Lungenschwindsucht; derselbe Herr, der mir die Nachricht von seinem Tode überbrachte, behändigte mir als Andenken an ihn eines seiner kleinen Kunstwerke, ein Basrelief in Elfenbeinschnitzwerk, die Madonna della Sedia darstellend; allein die heilige Gottesmutter hatte nicht die Züge von Raphael's Madonna, sondern ich erkannte in ihr die holden werthen Züge Olympia's im ersten Schmelz ihrer Jugendblüthe.

Von Leon Chojnacki hörte ich später, er seye unter den Polen gewesen, welche mit Bem in Wien und in Ungarn gefochten hatten, und später in die Türkei entkommen. Ich hoffte ihm niemals wieder zu begegnen, denn seit ich seine Geschichte aus Adam's Munde kannte, flößte er mir Grauen und Abscheu ein. Allein einmal begegnete ich ihm doch wieder. Als ich einige Jahre nach meiner Verheirathung Elisen im Bade zu N. besuchte, wohin sie der Arzt zur Erholung und Kur geschickt hatte, ging ich eines Abends durch den Salon, wo die neu errichtete Spielbank ihr Unwesen treibt, und blieb zufällig einen Augenblick an der Bank stehen, mehr um mir die Physiognomieen der um die Bank versammelten Gruppe, als um das Spiel selbst zu betrachten. Bei diesem Rundblick streifte mein Auge den Kopf eines der Croupiers, in welchem ich im Nu Leon Chojnacki erkannte, obschon er sehr gealtert war, seit wir uns in Rom zum letzten Male gesehen hatten. Sein Gesicht trug in tiefen Furchen die Spuren der wilden Leidenschaften, die in ihm getobt hatten; die sorgfältige Toilette, die schwarze Lockenperücke und der gefärbte Bart, die goldene Brille konnten jene Spuren nicht beseitigen. Unsere Blicke begegneten sich, auch er erkannte mich und einen Augenblick verzog sich sein finsteres Gesicht zu dem nichtssagenden Ausdruck einer momentanen Verlegenheit, dann aber wandte er sich gleichgültig wieder von mir ab, und ich verließ rasch den Saal, auf das unangenehmste berührt durch eine Begegnung an diesem Orte und unter solchen Umständen. Und so endete für mich die Begegnung mit den beiden Polen, diese eigenthümliche bedeutsame Episode meiner Jugend und meines frühen Mannesalters, die noch in meine späteren Jahre ihre Folgen hinein erstreckte, und vielfach Licht und Schatten der Erinnerung wie der

Empfindung in meinen nachherigen Lebensweg hineinwarf, und dieß ist auch der Grund, weßhalb ich es unternahm, diese denkwürdige Episode meines Lebens schmucklos und einfach nach der Quelle meines Tagebuchs und meiner Erinnerungen aufzuzeichnen.

Wenn ich hiedurch als Künstler eigentlich aus meinem Berufskreise herausgetreten bin, indem ich statt des Zeichnenstifts die Feder geführt habe, so mag man es mir verzeihen. Das Motiv, welches mich zwang, diese Erinnerungen zu verzeichnen, wird meinen näheren Freunden und Bekannten ganz durchsichtig seyn und ihnen einen Kommentar zu einigen Farbenskizzen und Studienköpfen von besondrem Ausdruck geben, die sie oft in meinem Atelier gesehen haben. Diese Erinnerungen werden sogar manches erklären, was meinen Bekannten in meinem spätern Leben aufgefallen seyn mag, und ihnen unerklärt geblieben ist, weil ich es nie über mich gewann, über Verhältnisse zu sprechen, zu deren ungünstiger und unseliger Gestaltung ich, wie mir mein Gewissen bezeugt, das Wenigste beigetragen habe ....“

* * *

Hiemit enden die Aufzeichnungen meines künstlerischen Freundes, denen ich nur noch einige wenige erklärende Zeilen als Nachwort anzufügen habe. Born hatte sich in dem schönen Traum gewiegt, er könne sogleich nach seiner Rückkehr aus Italien seine geliebte Elise heimführen, welcher er die Hand der Lady Milroy zum Opfer gebracht hatte. Allein widrige Umstände verhinderten die Verwirklichung dieses seines Lieblingswunsches, und mehrere Jahre vergingen, ehe er sich „den Luxus einer ehelichen Verbindung und eines eigenen Herdes“ erlauben konnte, wie er später oft mit bitterm Lächeln sagte. Endlich holte er Elisen heim und glaubte ihr ein gesichertes, wenn auch bescheidenes Glück bereiten zu können; da kamen bald nach der Geburt des ersten Kindes die Stürme der Februar-Revolution mit ihrem Gefolge von Ereignissen, welche nichts so sehr in Frage stellten, als die Subsistenz eines Künstlers. Das kleine Vermögen, welches Albert und Elise sich erspart hatten, ward durch das Sinken der Staatspapiere, in denen es angelegt gewesen, zum großen Theile verschlungen, und der Rest mußte aufgebraucht werden, um in den paar Jahren der gezwungenen Muße Albert's, wo dieser kein Bild verkaufte, zu leben. Dazu kamen noch manchfache Enttäuschungen des innern und des häuslichen Lebens. Elise war keine wirthliche Hausfrau und verwöhnt durch den langen Aufenthalt in einem üppigen, reichen Hause; gewöhnt an Auszeichnung und Belobung, gefiel sie sich nicht in der Stille und Abgeschlossenheit ihres häuslichen Wirkungskreises. Ihr Gatte wollte ihr nichts versagen und brachte ihr schmerzliche Opfer; aber dennoch fühlte sie sich unglücklich und gedrückt und hatte nicht das Zartgefühl und die Seelenstärke, ihm dieß zu verhehlen. Er litt darunter sichtbar und unsäglich, wenn gleich nie ein Wort der Klage über seinen Mund kam. Es waren so viel Zartgefühl, so viel natürlicher Seelenadel, eine solch seltene ritterliche Großmuth in diesem Manne, daß er der besten aller Frauen würdig gewesen wäre. Elise aber, der es an Weichheit und Anmuth fehlte, begriff ihn nicht. Als er einst in einem kleinen Kreise von Freunden seiner Bekanntschaft und seines freundschaftlichen Umgangs mit der Gräfin Milroy in Rom erwähnt und den Zuhörern das Bild der reizenden Lady gezeigt hatte, griff seine Frau diese Thatsache auf, um ihn forthin mit einer tyrannischen Eifersucht zu quälen und es ihm zum Vorwurf zu machen, daß er ihr dieses Verhältniß nicht schon vor der Hochzeit gestanden habe, in welchem Falle sie ihn nie geheirathet haben würde. Sie mochte sich bewußt seyn, daß sie durch ihre eigene Schuld und Zuthun Albert's Liebe theilweise verscherzt habe, aber sie war nun froh, durch diese Mittheilung ihres Gatten in einem Augenblick expansiver Gemüthlichkeit einen Scheingrund gefunden zu haben, durch welchen sie die Schuld an diesem gestörten ehelichen Glücke von sich ablehnen und auf ihn wälzen konnte. „Du bist unglücklich, weil Du Olympia nicht geheirathet hast, und das lässest Du mich nun entgelten! Das ist sehr ungerecht von Dir! Hättest Du mir dieses Verhältniß offen anvertraut, so hätte ich Dir Dein Wort zurückgegeben, denn ich liebte Dich zu sehr, um ein solches Opfer von Dir zu begehren!“ Das war das Thema, das er täglich in tausend Variationen vorgespielt bekam, bis es ihn beinahe wahnwitzig machte, daß sie den Betheurungen seiner Unschuld und der Grundlosigkeit ihrer Muthmaßungen nicht glauben und daß sie ihn nicht mit diesen unrichtigen grundlosen Anschuldigungen verschonen wollte. Wie mochte Albert Born gelitten haben, wenn in einsamen Stunden die Bitterkeit in seinem gepreßten Herzen die Oberhand bekam und er Olympien, wie sie in seiner Erinnerung lebte, mit der engherzigen, verblendeten Frau an seiner Seite verglich! Von dem ganzen Umfang seines ehelichen Unglücks hatten selbst seine vertrautesten Freunde keinen rechten Begriff; aber manches Dunkle und Räthselhafte ward ihnen später erklärlich, als sie nach seinem Tode die obigen Aufzeichnungen lasen, die er für seine Freunde bestimmt hatte.

Elisens jäher Tod an einer Lungenlähmung erschütterte Born tief, denn sie hinterließ ihm zwei unerzogene Kinder. Eine Anlage zur Schwindsucht, welche bei Born schon bald nach seiner Verheirathung sich gezeigt hatte, bildete sich rasch aus und raffte den hochbegabten edlen Mann dahin, als er ein lange erstrebtes Ziel, die Anstellung an einer Kunstschule, endlich erlangt hatte. Aus seinem Nachlaß ersah man, daß Lady Milroy wenige Monate vor Elisen im Wittwenstande gestorben war und ihrem Freunde Born eine Leibrente vermacht hatte, die auf seine Kinder überging, so wie daß er seit der Trennung in Rom außer allem brieflichen und persönlichen Verkehr mit der hohen Frau geblieben war, die er seiner Ehre und Pflicht geopfert, aber nach seinem Tagebuch noch bis zu seinem letzten Athemzuge innig verehrt hatte, mit welcher er vielleicht nun in einer bessern reinern Welt vereinigt war, Er, der edle vielgeprüfte Mann, dessen reiches Leben durch eine schwache hausbackene Frau so sehr verbittert und abgekürzt ward.

Aphorismen.

Wer im Versprechen am langsamsten und behutsamsten zu Werke geht, der ist gewöhnlich auch im Halten des Versprochenen am treuesten.

Amerikanische Erinnerungen.

Von Klemens Münch.

1. Ein Tag im Kongreß.

Ich habe in meinem Leben nur wenige Gebäude gesehen, welche einen imposanteren Anblick gewähren, als dasjenige, welches dem gesetzgebenden Körper der großen Republik der Vereinigten Staaten zum Aufenthalt und Sitzungslokale dient. Schon seine Lage überrascht den an die Raumersparniß europäischer Großstädte gewöhnten Fremden. Der Palast der amerikanischen Legislatur liegt an dem einen Ende der Pennsylvania Avenue, einer der schönsten Straßen in der Welt, denn sie hat eine Länge von mindestens eilftausend Fuß, bei einer Breite von etwa sechshundert Fuß, bei solch reichlicher Vertheilung des Raumes und solcher Schönheit der Zeichnung, daß sie binnen Kurzem zur ersten aller vorhandenen Straßen oder Boulevards auf der gesammten Erde werden muß, sobald erst die übrigen Gebäude vollendet sind, und denselben prachtvollen Styl und Maßstab einhalten, wie die Paläste, welche gegenwärtig schon seine Hauptseite zieren. Der Palast der Legislatur kontrastirt an einfacher und doch erhabener Größe mit dem bekannten „Weißen-Haus", der Wohnung des Präsidenten der Vereinigten Staaten, die an dem anderen Ende derselben Straße liegt. Der Potomac strömt in ruhiger Schöne vor der Fronte des Palastes hin, und das riesige, vierseitige, einem Kamin nicht unähnliche Washington-Monument ragt in einer Entfernung von anderthalb englischen Meilen parallel der Mitte des Palastes stolz zu einer ungeheuren Höhe (250 Fuß anstatt der ursprünglich beabsichtigten sechshundert) in die Luft. Das Gebäude ist nichts weniger als mit architektonischen Zierrathen überladen, macht aber einen großartigen Eindruck. Die ursprünglichen Flügel sind einfach, aber zierlich; allein eine Reihe hoher Säulen, von korinthischer und jonischer Ordnung, zieren den Mittelbau. Neuerdings hat man an die Enden der Flügel neue Fortsetzungen angebaut, die von entschieden überraschender Wirkung sind. Das ursprüngliche Gebäude bestand aus Mauerstein mit weißem Anstrich, der trotz seiner blendenden Färbung doch einen guten Eindruck macht; die neu hinzugekommenen Bauten aber sind von Marmor und müssen einen mehr als genügenden Raum für die Lokale der Committees oder Kommissionen abgeben, für welche sie bestimmt sind. Ein Committee oder eine Kommission der amerikanischen Legislatur ist jedoch durchaus keine so furchtbare Behörde, wie im englischen Parlament oder in anderen europäischen konstitutionellen Kammern, denn der wichtigste Theil der geheimen Geschäfte und privativen Verhandlungen wird in dem Lobby, der Vorhalle oder dem Sprechzimmer abgemacht, was zu einem Gewebe von Intriguen und Manövern Veranlassung gibt, von welchen man in den konstitutionellen Staaten Europa's glücklicherweise noch keine Ahnung hat. Der hintere Theil des Hauses ist nach meiner Ansicht noch schöner, und war auch ursprünglich schon weit anziehender, als die Fronte. Der bauliche Geschmack der Amerikaner gefällt sich bekanntlich vorzugsweise in der Kopirung der klassischen antiken Architektur für ihre öffentlichen Bauten, und es kann nicht in Abrede gezogen werden, daß ihre Baumeister es in der Anwendung jener edlen, antiken Formen griechischer und römischer Architektur auf unsere modernen Bauten sehr weit gebracht haben, und namentlich mit dem ästhetisch-Schönen auch das behaglich-Wohnliche und Elegante sehr gut zu verbinden wissen. So sind denn auch an der Rückseite des Legislatur-Palastes jene so edel angeordneten und stattlichen, halbmondförmigen Kolonnaden angebracht, welche einen solch hervorragenden und anziehenden Zug in der Baukunst und dem Baustyle der Amerikaner bilden. Ein stiller, selten betretener Garten dehnt sich auf der Rückseite des Palastes weithin aus. Zu dem Ganzen führt eine hohe Freitreppe, und beim Eintritt in das Gebäude sieht sich der Besucher plötzlich in einer weiten centralen Halle, der sogenannten Rotunde, deren Inneres verhältnißmäßig einfach ist, aber leicht sehr reich verziert werden könnte. Die Wände dieser Halle waren ursprünglich nur weißgetüncht, aber es ist seit einiger Zeit beabsichtigt, dieselben mit höchst werthvollen Fresken und Bildhauer-Arbeiten der bedeutendsten Künstler Europa's zu versehen. Zur Zeit meines Besuchs stand eine armselige, bemalte Statue Washington's im Mittelpunkt der Halle, gereichte dieser aber sicher nicht zur Zierde. Die Wände dagegen waren mit einigen Gemälden geschmückt, welche einige der denkwürdigsten Thaten Washington's und einige der wichtigsten Begebenheiten des Landes darstellten, z. B. die Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776, die Uebergabe von Cornwallis an den amerikanischen General zu Yorktown im Okt. 1781; die Unterwerfung Burgoyne's an Gates zu Saratoga 1771; und endlich das erhabene Schauspiel von Bürgertugend, welches der Patriot selbst gewährte, als er, am 23. December 1783, mit ebenso viel Bescheidenheit als Würde seine Kommission dem Kongreß zu Annapolis zurückgab. Einige andere Gemälde, z. B. die Taufe des Indianers Pocahontas im Jahr 1613, die Abreise der sogenannten Pilgrim-Fathers aus dem Delfter Hafen in Holland am 21. Juli 1650, die Landung des Kolumbus im Oktober 1492, u. a. m. von geringerer Wichtigkeit, sind um die Halle herum angebracht und ziehen die Aufmerksamkeit des Besuchers auf sich, wenn ihre Ausführung ihnen auch nicht eben großen künstlerischen Werth sichert.

Die Sääle der Legislatur schließen sich an die beiden Seiten der Rotunde an, welche gegenwärtig mit einer sehr großen Kuppel von beinahe vierhundert Fuß Höhe umgeben ist. Der Saal des Repräsentanten- oder Volkshauses, das ungefähr die Funktionen und Befugnisse einer zweiten Kammer hat, befindet sich zur Rechten der Rotunde; derjenige des Senats liegt links von derselben. Der Saal des Repräsentantenhauses ist ein sehr geräumiges, halbmondförmiges Gemach, weit größer als das Haus der Gemeinen im Londoner Parlamentsgebäude, bietet aber dennoch nur für wenig mehr als dreihundert Abgeordnete Unterkunft, denn eine Unmasse Raums wird durch den thörichten Brauch oder Mißbrauch verschwendet, jedem Mitglied des Hauses einen Lehnstuhl, einen Spucknapf und einen Schreibpult zu geben, eine Unsitte, die nur Trägheit, Unachtsamkeit, verschleppende Discussion, Briefschreiben und Beschäftigung mit allen anderen Geschäften als denjenigen des Landes begünstigt und die ekelhafte Gewohnheit des Tabakkauens aufrecht erhält. Die Mitglieder scheiden sich nicht in ministerielle und oppositionelle Parteien durch die Wahl ihrer Sitze, wie in England und anderwärts, sondern loosen beim Beginn jeder Sitzung um die

ihnen zukommenden Sitze, und sind hiedurch anscheinend weniger unter der Kontrole ihrer Partei. Der im britischen Parlamente übliche Brauch, einen beliebten Redner durch ermunternde Zurufe anzufeuern oder durch lauten Beifall zu belohnen, ist im Kongreß nicht üblich. Die Verhandlungen des Repräsentantenhauses bieten deßhalb zwar keine so belebten Auftritte dar, wie die Sitzungen des britischen Hauses der Gemeinen, haben aber im Allgemeinen etwas Würdevolles und Ruhiges, das freilich auch zuweilen in das Gegentheil umschlägt. Die Mitglieder des Repräsentantenhauses bieten durchaus nicht das Aussehen einer Versammlung kalter, schweigsamer Odschibbewäh-Indianer dar; sind sie für gewöhnlich auch etwas knorrig und unempfindlich, so sind sie doch andererseits gar nicht unempfänglich gegen Aufregungen und lebhaftere Gemüthsbewegung, denn bekanntlich berichten die Zeitungen sehr heftig von Aufwallungen und Ausbrüchen von privativer oder Parteileidenschaft, wie sie in anderen Volkskammern nicht vorkommen, und worin die ehrenwerthen Mitglieder zu ganz anderen Organen als denen der Rede ihre Zuflucht nehmen. Dieß ist jedoch ein Gegenstand, dessen ich hier nur beiläufig erwähne und den ich hier nicht weiter verfolgen will. Ich muß gestehen, daß das, was ich in dieser Beziehung im britischen Unterhause sah, mir auch noch weit genug entfernt von jener Würde und Schicklichkeit vorkam, welche ich in meinem beschränkten Unterthanen-Verstande von Jugend auf als unerläßliches Erforderniß öffentlicher Verhandlungen ansah. Ich fand im Allgemeinen das Betragen der Redner unter einander im Repräsentantenhause zu Washington anständiger und bezüglich der gegenseitigen Artigkeit sogar weit takt- und maßvoller, als im britischen Unterhause. Man hört dort wenigstens kein Hüsteln und Husten, kein Miauen und keinen Hahnenschrei als Mißfallenszeichen, wie im englischen Parlamente. Mag eine Rede auch noch so langweilig seyn, die übrigen Mitglieder bleiben gewöhnlich ruhig sitzen und hören sie mit geduldiger Aufmerksamkeit zu Ende. Das Bowiemesser und der Revolver halten Unterbrechungen im Schache. Ist der amerikanische Abgeordnete gelangweilt, so kaut er entweder sein Primchen Tabak, schneidet sich das Haar, schnitzelt an einem Stück Holz oder schreibt mit um so größerer Emsigkeit an seinen Privatcorrespondenzen u. s. w. Höflichkeit bis zum Uebermaß wird überhaupt nachgerade der Hauptzug des amerikanischen Volkes, was zwar einerseits erfreulich, aber anderseits zu beklagen ist, weil das Volk an Aufrichtigkeit verliert, was es an Verfeinerung gewinnt. Diese Wahrnehmung bewährt sich namentlich in der Legislatur, und man möchte beinahe bezweifeln, ob der neuere Zustand eine wirkliche Verbesserung des alten geräuschvolleren Verfahrens seye oder nicht.

Der Präsident der Kammer sitzt auf einer hohen Plattform an dem einen (geradlinigen) Ende des Gebäudes, und hat auf jeder Seite vier hohe Säulen von grauem Marmor. Sechszehn weitere ähnliche Säulen mit weißen Kapitellen, die von den Seiten des Gebäudes aus divergiren und ihm gegenüber stehen, sind im Halbkreis um die Halle herum angebracht. Außen herum laufen hoch über dem Ganzen zierliche Gallerien für das Publikum, das hier nach Belieben Zutritt hat, ohne Karten oder Trinkgelder, — ohne Zulassung oder Hemmniß, wie der offizielle Ausdruck heißt. Eine dieser Gallerien ist den Berichterstattern der Zeitungen angewiesen, und sie werden selten gestört, außer etwa durch das schöne Geschlecht, welches ein besonderes Vergnügen daran zu finden scheint, sich um diese Abtheilung herumzutreiben, obschon den Damen mit der gewöhnlichen Galanterie der Nation eine eigene Gallerie angewiesen ist.

Auf den ersten Blick erscheint die amerikanische Abgeordnetenkammer weit jugendlicher, als die Ständekammern in unserm konstitutionellen Europa. Bruder Jonathan hat verwünscht geringen Respekt für das Alter, und ist geneigt, Lebenskraft und Jugendmuth der Erfahrung vorzuziehen. Die meisten Mitglieder der Abgeordnetenkammer sind daher jung oder wenigstens noch im kräftigsten Mannesalter. Sie haben weitaus nicht das vornehme und gesetzte Aussehen unserer deutschen Abgeordneten, sondern etwas Flottes, Energisches — ich möchte beinahe sagen Burschikoses. Damit will ich aber nicht gesagt haben, daß die amerikanischen Abgeordneten an Moralität über denen anderer oder an der gewöhnlichen Welt- und Menschenkenntniß unter denselben stehen, soweit sich diese auf Schlauheit und auf amerikanische Zustände bezieht. Viele von ihnen haben in ihrer äußern Erscheinung etwas Ländliches, Provinziales, allein sie sind alle erstaunlich pfiffig und gerieben. Dabei aber sind sie emsig, fleißig und oft unermüdliche Geschäftsleute und widmen noch manche Stunden außer denen der gewöhnlichen Sitzungen den Geschäften und Angelegenheiten ihrer Wähler und natürlich auch ihren eigenen. Die böse Welt behauptet sogar, sie vergessen bei derartigen Angelegenheiten ihre eigenen Interessen nicht, und das Antichambriren und Scherwenzeln, die Ausbeutung von Privateinfluß und Intrigue, finden hier in einer Ausdehnung statt, von welcher man bei uns gar keinen Begriff hat. Es ist überhaupt in der That kaum zu beschreiben, in welcher Ausdehnung ein Mitglied des amerikanischen Kongresses von seinen Wählern für ihre eigenen Privatzwecke in Anspruch genommen wird; gleichviel, ob er ein großer Redner ist oder nicht, jeder muthet ihm zu, der Abgeordnete seines Bezirks solle gleichsam als Agent in seinen Privatangelegenheiten für ihn wirken, und es gehört wirklich viel Takt und guter Wille dazu, solchen Zumuthungen so zu entsprechen, daß die getäuschte Erwartung den Bittsteller nicht zum Feind des Gebetenen mache. Uebrigens habe ich in Betreff der Rednergabe die Wahrnehmung gemacht, daß es keinem Amerikaner daran fehlt, welcher sich am öffentlichen Leben betheiligt; alle Vertreter des Stern- und Streifenbanners in der Legislatur wissen gewöhnlich beinahe über jeden Gegenstand eine Rede zu extemporiren oder wenigstens ihre Ansicht mit Klarheit und Energie geltend zu machen, obschon sie allerdings bisweilen eine souveräne Geringschätzung für die Grammatik dabei an den Tag legen. Es gibt auch unter ihnen vergleichsweise sehr geschliffene und feine Mitglieder, allein wenn man dem Orakel ihrer Landsleute, den Herren von der Presse, glauben darf, so geben auch diese keinem der Anderen an Korruption, Liederlichkeit und Verschwendungssucht irgend etwas nach. Viele von ihnen thun ihr Möglichstes, ein gewisses elegantes Aussehen zu kultiviren oder gar den Stutzer zu spielen, wenn die Geschäftsstunden vorüber sind; allein die allgemeine Mode, einen langschößigen schwalbenschwänzigen schwarzen Frack zu tragen und die Hände in den Taschen der Beinkleider zu bergen, entspricht weder unserm cisatlantischen Schönheitssinn noch unserm Schicklichkeitsgefühl. Un-

ter den Vergnügungen, denen sich die Abgeordneten während der Session hingeben, nimmt das Hazardspiel den ersten Rang ein; es wird in einem Maße betrieben, daß manche Abgeordnete im Verlauf einer einzigen Sitzung mehr als den zehnfachen Betrag ihres Jahresgehaltes von 3000 Dollars verlieren sollen. Namentlich sind es die Herren aus dem Süden — meistens die Nachkommen der Cavaliere von England und Frankreich — welche diese Leidenschaft bis in's Uebermaß treiben, obschon keiner von ihnen dieß gerne ahnen lassen möchte nach der Verehrung, womit sie die Bildnisse von Washington und Lafayette betrachten, die einzigen Gemälde, welche den Saal der Legislatur zieren.

Die Debatte am ersten Tag, wo ich die Volkskammer des Kongresses besuchte, galt der sogenannten Nichtswisser-Frage, der Know-nothing Question. Dieser thörichte Name wird nämlich einer noch thörichteren politischen Bewegung beigelegt, welche, wenn ihr nicht bald Einhalt gethan wird, Amerika bis in seine innersten Grundvesten hinein erschüttern wird und keinen andern Ausgang nehmen kann, als seinen Fall zu beschleunigen. In der That ist es nur die unbegreiflichste und widernatürlichste Kurzsichtigkeit, welche einige der Anführer und Lenker dieser Partei der Natives oder Eingebornen zu dem Streben veranlaßt, in gänzlicher Mißachtung und anscheinender Unbekanntschaft mit den Ursachen und Quellen des Ursprungs, der Macht und des Wohlstandes ihrer eigenen Nation alle diejenigen, welche nicht auf amerikanischem Boden geboren sind, von den Wohlthaten und Privilegien des Staatsbürgerrechts auszuschließen. Diese Partei möchte nicht eine Aristokratie, sondern eine Bureaukratie an die Stelle des gegenwärtigen Systems setzen, und zwar die gehässigste aller Bureaukratien — diejenige der Geburt. Ein Gemeinwesen von Bütteln wäre weit wünschenswerther und erträglicher, als die Verwirklichung jener Bestrebungen; und doch sind, oder waren wenigstens noch jüngst, drei Viertheile der eingebornen Amerikaner für diese Art von Bevormundung, und verlangten, man solle jeden Staatsbürger, der im Auslande geboren, von jeglichem Amte ausschließen und ihn sogar eines Stimmrechts berauben, bis er einundzwanzig Jahre lang im Lande gewesen seye. Sie wollten im Grunde nichts anderes aufbringen, als eine neue Sklaverei, die Sklaverei der Europäer. Sie vergaßen ganz die Thatsache, daß sie nur den sehnigen Armen der europäischen Einwanderer alle ihre Eisenbahnen und eine beinahe gleiche Proportion von ihrem Gewerbe, Handel, ihrer Armee, Flotte und allen öffentlichen Arbeiten verdanken. Der Beitritt einiger gutmüthigen geachteten Männer, in der Hoffnung, dadurch dem aus Europa eingeführten katholischen Element und dem Treiben der Jesuiten Einhalt zu thun, lieh auf einige Zeit den Agitatoren der Knownothing-Partei eine gewisse Achtbarkeit. Sie dehnten neuerdings ihre Verzweigungen über den größern Theil des platten Landes aus, und dürften, wenn sie auch augenblicklich in ihren Erwartungen sich getäuscht sehen, doch endlich ihre Macht mittelst ihrer geheimen Organisation wieder erlangen. Sie gliedern sich in gewisse engere Orden und Vereine, die nach Art der Freimaurerei und der irischen Geheimbünde der Band- und Orange-Männer organisirt sind, und haben ihre Wirksamkeit beinahe über die ganze Union ausgedehnt. Dennoch kann ich nicht glauben, daß sie ihre Absichten endlich doch durchsetzen. Alle fremden Einwanderer von einiger Bildung und Umsicht und in leidlich günstigen Glücksumständen sind durch diese Zwecke bedroht, und ehe sie sich einer solchen Knecht- und Leibeigenschaft unterwerfen, würden alle die Irländer, Deutschen, Schotten, Engländer, Franzosen, Italiener und andere Ausländer, wie zertheilt sie jetzt auch sind auf unzähligen Punkten und durch ebensoviele divergirende Interessen, wie Ein Mann zusammenstehen und die Gewalt mit Gewalt vertreiben. Ein solcher Bürgerkrieg aber wäre der Untergang der Republik und des Wohlstandes in ganz Amerika.

Der wesentlichste Grund für das Gelingen und die Popularität der demokratischen Partei in Amerika liegt darin, daß sie trotz ihrer Begünstigung der Sklaverei doch diesem unverständigen Angriff auf die Einwanderer abhold ist, und alle die Vorrechte und Privilegien des Staatsbürgerrechtes auf sie ausdehnen möchte, und zwar noch in kürzerer Frist, als der gesetzlich vorgeschriebenen von fünf Jahren. Bekanntlich erhält ja ein Eingewanderter nicht eher das amerikanische Staatsbürgerrecht, als bis er nachweisbar fünf Jahre lang ununterbrochen in den Vereinigten Staaten gelebt hat. Diese feindselige Haltung der demokratischen Partei gegen den Knownothingism reiht daher beinahe jeden Europäer schon von seiner Ankunft an unter die Fahne der demokratischen Partei ein, und wenn er auch noch so sehr einige ihrer hauptsächlichsten Grundsätze mißbilligen mag, so veranlaßt ihn doch das eigene Interesse, wir dürfen wohl sagen auch die Selbstachtung, fortwährend zu dieser Partei zu halten, welche zwar die Sklaverei unter den Schwarzen haben will, aber nie die Frechheit gehabt hat, daran zu denken, daß man dieselbe auch auf die Europäer und Weißen ausdehne. Die Partei der Knownothings merkt dieß sehr gut, und ihre Mitglieder haben daher in neuerer Zeit ihre Politik modificirt. Sie brüsten sich nicht mehr mit ihrer überwältigenden Mehrzahl und werden sich vermuthlich vor einem Versuche hüten, dieselbe physisch geltend zu machen. Allein ohne diese veränderte Ansicht oder wenigstens Taktik würde aller Wahrscheinlichkeit nach binnen weniger Jahre in den Vereinigten Staaten einer der blutigsten Bürgerkriege ausgebrochen seyn, welchen die Welt je gesehen hat. Viele einsichtsvolle Politiker in den Vereinigten Staaten fürchten noch immer ein solches Resultat, denn die Bewegung der Knownothings ist in einem gewissen Grade geschickt mit den Schritten zur Abschaffung der Sklaverei verschwistert worden. Ich kann jedoch jene Befürchtung nicht theilen. Fünf oder sechs Wahlen, die ich während meines Aufenthalts in den Vereinigten Staaten selber mitgemacht habe, überzeugten mich, daß von dem Bramarbasiren des Bruders Jonathan nicht so viel zu fürchten ist. In der Hitze der Wahlumtriebe, in der Aufregung der geheimen Stimmenwerbung prahlt und droht er zwar ungeheuer, aber er wird stets wieder sehr nüchtern, wann der Wahlkampf vorüber ist. Bei jeder dieser Wahlen vermaß er sich hoch und theuer, die Konstitution müsse endlich zu Grunde gehen; aber aus jeder derartigen politischen Schlacht ging die Verfassung ungefährdet hervor, und ihr Fortbestehen ward trotz aller Drohungen und Anfeindungen nicht erschüttert.

Der erste thatsächliche Widerstand gegen das Treiben der Knownothing-Partei ging an dem Tage, wo ich diese Frage erstmals im Kongreß discutiren hörte, von einem irischen Mit-

glied der Volkskammer aus, einem Mr. Barry, von den Ufern des Mississippi. Seine irische Abkunft verrieth sich zur Genüge an seinem breiten Dialekt; aber er vertrat seine Ansichten mit wirklich anerkennenswerther Kraft. Er schien ein wohlhabender Mann zu seyn und drückte sich mit ebenso viel Herzlichkeit als Gemüthlichkeit aus, obschon vielleicht nicht mit großer Originalität oder Gewandtheit. — Der Mann, welcher sodann aufstand, um ihm zu antworten, war ein gewisser Mr. Banks aus Boston, der sich von der Stufe eines gewöhnlichen Tagelöhners in einer Baumwollenspinnerei zu einem der hervorragendsten Häupter seiner Partei und des ganzen Staates emporgeschwungen hatte. Wider Erwarten bekannte sich dieser Mann, dessen bescheidene Herkunft ihn in anderer Weise zur Beachtung und Verehrung empfohlen haben würde, zu der Partei der Aristokratie und der Ausschließlichkeit, und that dieß mit einer solch großen Gewandtheit und Geschicklichkeit, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihn etwas näher zu beobachten. Jedenfalls ist ihm noch einmal eine bedeutende Rolle in der Union zugedacht; — denn schon inzwischen ist er Gouverneur von Massachusetts geworden, und kann noch einmal einer der gefürchtetsten Kandidaten für den Präsidentenstuhl der ganzen Union werden. Zur Zeit, als ich ihn sah, war Mr. Banks zwischen fünfunddreißig und vierzig Jahren, aber noch von so jugendlichem Aussehen, daß man ihn um zehn Jahre jünger hätte halten können. Klein von Wuchs, von blühendem Gesicht und feuerrothem Haar, das wild von einer niedrigen, kleinen, aber gedrungenen Stirn hinaufgekämmt war (die meisten Amerikaner haben kleine Köpfe, aber sie rühmen sich, daß sie, ungleich den Briten, viel in denselben haben), ist er offenbar ein frischer kräftiger Mann, von fließender Rede, die einen lebhaften Geist und solides Wissen verräth, mit einem wohlklingenden wirksamen Organ, aber sophistisch, ränkevoll und gewissenlos. Die Rede war wirklich von großer Wirkung, obschon sie offenbar im Voraus sorgfältig vorbereitet und angeblich schon seit Monatsfrist zum Loslassen bereit gehalten war; gleichwohl mußte man aber unwillkürlich die athletische Kraft bewundern, mit welcher der kleine Mann die Arena betrat, und den Scharfsinn, womit er das Recht der Amerikaner behauptete, durch geheime Umtriebe und geheimes Stimmwerben handeln zu dürfen. Das einzige Wunderbare und Erstaunliche bei der Sache war, daß ihm die riesengroße Gestalt der Freiheit oder Gerechtigkeit nicht in's Wort fiel, welche vor ihm und hoch über ihm oberhalb des Präsidentenstuhls auf ihn herunterblickte, der er aber geflissentlich den Rücken wandte. Mr. Banks war später Sprecher der Volkskammer, und soll in dieser Eigenschaft eine merkwürdige Gabe, die Menschen zu Paaren zu treiben, an den Tag gelegt haben.

(Schluß folgt.)

Aphorismen.

Ein unvorsichtiger, indiscreter Mensch ist schädlicher als ein bösartiger, denn der letztere wird nur seine Feinde angreifen oder diejenigen, denen er nicht wohl will; der indiscrete aber fügt in seiner Gleichgültigkeit seinen Freunden wie Feinden Schaden oder Verdruß zu.

Der Proselyt von Malaga.

Novellette von A. Bahn.

Im ältesten Theile der Stadt Malaga gab's zu Ende des vorigen Jahrhunderts eine Straße, genannt Calle de la Maria da Gloria, eine Straße, welche vielleicht heutzutage noch vorhanden ist. Sie gehörte nicht gerade zu den schönsten der Stadt, war jedoch die Hauptstraße des ehemaligen Judenviertels gewesen, welches einst eine zahlreiche Bevölkerung beherbergt hatte, ehe Philipp der Zweite alle diejenigen Juden und Mauren aus seinen Besitzungen verbannt, die sich nicht hatten bekehren lassen. Einstmals hieß es El Judea, allein seit des glorreichen Königs Philipp's Zeiten war es die Burg und Veste der spanischen Christenheit geworden, denn es enthielt in seinen Grenzen die Probstei des heiligen Lazarus, welche damals das Officium der Inquisition war, und das Jesuiten-Kollegium — also die beiden mächtigsten Hebel des Stuhles St. Petri. Der ganze Stadttheil trug ein eigenthümliches Gepräge; seine großen alterthümlichen Häuser, worin einst die reichsten Kaufleute und Handelsherren der Stadt gewohnt hatten, waren sämmtlich nach jenem morgenländischen Baustyle eingerichtet, welcher einst bei den Juden und Mauren gleich beliebt gewesen war. Die Häuser hatten fensterlose hohe Außenwände und geräumige Innenhöfe, auf welche die Fenster und Gallerien mündeten; diese Bauart war wenig geeignet, die enge Straße sonderlich zu beleben, dagegen eignete sie sich gerade eben deßhalb desto besser für die beiden oben erwähnten kirchlichen Anstalten, und die Jünger des heiligen Ignatius von Loyola hatten sich die besten davon für ihren Gebrauch ausgewählt, und Philipp der Katholische hatte diese Uebernahme durch einen förmlichen Schenkungsakt bestätigt. Sie hatten in diesem Gebäude seit nahezu zweihundert Jahren gedeihlich gewirkt, und doch waren noch alte Leute in Malaga, welche dieses Gebäude als „Judenhaus" bezeichneten; und wie sich beinahe an jedes alte Haus ehedem eine Sage oder ein Gerücht knüpfte, so ging auch von diesem Hause beharrlich ein dumpfes Gerücht, daß der letzte jüdische Besitzer desselben, ein reicher Kaufmann, irgendwo auf diesem Grund und Boden ungeheure Reichthümer versteckt und vergraben habe, bevor er es in Folge des Verbannungsbefehls hatte räumen müssen. Ja, es knüpfte sich daran sogar noch eine weitere Sage, wornach ein Glied der Familie jenes hebräischen Handelsherrn alle sieben Jahre einmal nach Malaga komme — ob lebend oder todt, darüber waren die Auffassungen getheilt — und sich überzeugen wolle, ob der verborgene Schatz noch sicher und noch nicht gehoben seye.

Ein ganz ähnliches Gerücht von verborgenen Schätzen und geheimnißvollen, alle sieben Jahre stattfindenden Besuchen war noch über ein anderes Haus am entgegengesetzten Ende der Stadt im Umlauf. Dieses andere uralte Haus war besser gelegen, am Ende einer Straße, welche sich gegen die Weinberge hinaufzog, lag also im obern Theile der Stadt. Das alte Judenviertel lag so nieder und nahe am Meere, daß es häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt gewesen seyn würde, wenn das mittelländische Meer nicht glücklicherweise keine Ebbe und Fluth hätte. Es war ein geräumigeres Gebäude von derselben

morgenländischen Bauart, trug aber allenthalben noch Spuren von größerer Kostbarkeit und einstiger veralteter Pracht an sich. Marmorne Fußböden, mit Porphyr und Jaspis eingelegt, Getäfel von kostbaren Hölzern, mit Arabesken bemalt, Ueberreste von Gesimsen und Karniesen, auf denen noch Sprüche aus dem Koran in goldenen Buchstaben prangten, sowie endlich Trümmer von Befestigungen an Dach und Mauern, schienen einigermaßen die im Volke fortlebende Sage zu bestätigen, wornach dieses Gebäude einst der Erbsitz einer edlen Maurenfamilie gewesen war, die vermöge ihres Ansehens für die Cids von Malaga unter den saracenischen Königen gegolten und noch lange nach der christlichen Eroberung in diesem Hause gewohnt hatte, bis der Bekehrungseifer Philipp's II. ihren Nachkommen keine andere Wahl ließ als Verbannung oder Annahme des Christenglaubens, worauf sie die Verbannung wählten, ihre Schätze und Reichthümer verbargen und jene Besuche begannen, welche angeblich nur alle sieben Jahre stattfinden sollten.

Diese beiden alterthümlichen Häuser theilten sich also wie gesagt in die Ehre eines derartigen Gerüchts, und es war unentschieden, welches von beiden die begründetsten Ansprüche darauf habe, allein die öffentliche Meinung neigte sich zu Gunsten des sogenannten Hauses des Mauren, la Casa del Moro, und verlegte in dieses den Schauplatz des verborgenen Schatzes, hauptsächlich auch darum, weil das Maurenhaus im Allgemeinen einen weit mehr patrizischen Charakter trug, als das zum Jesuiter-Kollegium umgewandelte Judenhaus. Uebrigens gab es damals im ganzen südlichen Spanien kaum eine einzige Stadt, welche nicht irgend ein Haus oder eine Ruine mit einer ähnlichen Sage aufzuweisen hatte. Es war allgemein bekannt, daß unter den verbannten Mauren noch eine Prophezeiung gäng und gäbe war, kraft welcher ihr Stamm dereinst noch einmal Spanien zurückerobern sollte. Die Schlüssel der Thore von Cordova und Sevilla sollten zu diesem Behuf und als Pfänder der Richtigkeit dieser Prophezeiung noch in Marokko aufbewahrt werden; und man nahm allgemein an, reiche maurische Familien hätten zur Zeit ihrer Vertreibung aus dem Lande alle jene Schätze und Reichthümer in ihrer Heimath vergraben, welche sie nicht gut mit sich nehmen konnten, und da die Christen von jeher die Mauren im Verdacht der Hexerei und Zauberei gehabt hatten, so glaubte man allgemein, diese Heiden trieben noch jetzt alle möglichen geheimen Künste, um ihre Schätze den Blicken der Christen so lange zu entziehen, bis der Halbmond wieder über das Kreuz triumphire.

Die Häuser haben gleich ihren Besitzern unter den Launen des Glücks und des Zufalls zu leiden. Ungeachtet seiner Vortheile an Größe, Geräumigkeit, Lage und Ruf erlangte das Maurenhaus doch nie einen bessern oder rechtgläubigeren Namen, und war im Verlaufe von zwei Jahrhunderten durch keine geistliche Brüderschaft oder christliche Zunft besetzt worden, sondern hatte immer nur sehr gemeinen und alltäglichen Zwecken gedient. Ein Kaufherr, der einen ausgedehnten Handel mit Kork betrieb, hatte es als Magazin benützt. Ein berühmter Seidenhändler hatte darin seine Weberei betrieben. Man hatte darin Wein gelagert, Feigen getrocknet, Oliven ausgepreßt, und zu der Zeit, von welcher wir reden, also etwa zu Anfang der vierziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, diente es zum Kornspeicher für die reichen Ernten, welche auf den Gütern des Marquis Don Gomez de Ortega y Malaga gewonnen und klugerweise an die Getraidehändler verkauft worden. Der Marquis zählte sich zu dem „blauen Blute" oder höchsten Adel Castiliens, und war von Haus aus so arm gewesen, wie die Mehrzahl seiner Standesgenossen von solch erlauchter Abkunft. Er hatte den Sonnenschein königlicher Gunst und den Frost königlicher Ungnade in mehrfacher Abwechslung und Abstufung erlebt, war Gesandter an fremden Höfen gewesen und war mit Urlaub auf seine Güter zurückgesandt worden; — allein in all diesen Umdrehungen des Glücksrades hatte der Marquis die Wahrung seiner weltlichen Interessen keinen Augenblick aus dem Auge gelassen. So lange er im Glanze der Hofgunst stand, hatte er sich durch den Pacht der königlichen Einkünfte ein hübsches Stück Geld erworben. Während seiner Wirksamkeit als Gesandter im Auslande hatte er sich eine Kleinigkeit an empfangenen Geschenken verdient, die man heutzutage Bestechungen heißen würde. Und in Zeiten endlich, wo er sich auf seine Güter zurückziehen durfte, beaufsichtigte er seine Rentmeister und Haushofmeister so, daß seine Weingärten und Getraidefelder ihm immer den besten Ertrag abwarfen. Ein hochadeliger Hidalgo konnte derlei Geschäfte natürlich nicht offen betreiben; daher leitete der Marquis dieselben gleichsam hinter der Scene. Sein Haushofmeister Nicolo vollzog seine Befehle; da er aber dem Verkehr mit den Getraidehändlern nicht gewachsen war, so hatte sich der Marquis noch die Dienste eines Unterhändlers und Zwischenläufers gesichert, der Maurice Durom hieß.

Maurice war ein Franzose, wie sein Name ausweist, und als Franzose nicht sehr beliebt, aber er war zugleich auch Protestant, und dieß war für ihn im damaligen Spanien noch ein weit gewichtigerer Gegenstand des Vorwurfs. Er stammte aus dem schönen und gewerbreichen Lyon, und hatte nicht um der Religion willen seine Heimath verlassen und sich in Malaga angesiedelt: die Zeiten der Protestanten-Verfolgungen waren längst vorüber. Seine Familie hatte jedoch zu der großen Zahl derjenigen gehört, welche durch den Widerruf des Edikts von Nantes in's Unglück gestürzt worden waren, denn sie hatte einen großen Grundbesitz an Ländereien und Gebäuden, worunter auch eine Seidenfabrik, eingebüßt; der eine Zweig der Familie war nach England ausgewandert, ein anderer in Frankreich geblieben, aber in verhältnißmäßige Armuth gerathen. Zu dem letztern gehörte Maurice. Er war zum Specereikrämer erzogen worden, einem Stande, der in Frankreich sich keiner sonderlichen Achtung erfreut und ungefähr ebenso geneckt und gehänselt wird, wie bei uns die ehrsame Schneiderzunft. Allein selbst in dem bescheidenen Wirkungskreise eines Specereikrämers hatte Maurice in seiner Heimath das Glück nicht gelächelt; er hatte sich in mancher andern Stadt kaum mit größerm Glück versucht, war daher nach England gegangen, um seine Verwandten daselbst zu besuchen, und hatte endlich, theils durch deren Unterstützung, theils durch seine eigene Geschicklichkeit, eine Art Agentur von einem großen Handelshause in London erhalten, um in Malaga für dasselbe getrocknete Südfrüchte, Wein u. dergl. einzukaufen.

Maurice hatte sich in Malaga in einem der elendesten Häuser des Judenviertels niedergelassen, das er um einen sehr geringen Preis gemiethet hatte. Seine eigenen Kommissionsgebühren auf

die Feigen, Rosinen, Trauben u. s. w. waren nicht bedeutend; aber er hatte satt und genug zu thun mit dem mühsamen Verpacken und Verschiffen dieser Waaren, nicht zu reden von der noch größeren Mühe, welche ihm das Markten und Feilschen bei den Einkäufen mit den spanischen Landleuten verursachte. Das Haus war nach Dach und Wänden ziemlich bau- und hinfällig, aus Mangel an genügendem Wasserabzug feucht und ungesund, aus Mangel an Fenstern düster und unheimlich, aber für Durom's Zwecke sehr günstig gelegen, denn es stand dem Hafen gegenüber, ward nur durch eine einzige Straße von dem alten Marktplatze getrennt, auf welchem noch immer das beste Obst zum Verkauf gebracht wurde, und mündete durch eine Hinterthüre auf ein Gäßchen, von wo er durch Höfe und Durchgänge direkt nach dem Getraidespeicher des Marquis hingelangen konnte. Diesem Gäßchen verdankte Maurice es vermuthlich, daß er mit dem Vertrauen des Edelmanns beehrt worden war. Hier konnten ohne alles Aufsehen Botschaften hin- und hergeschickt werden und Zusammenkünfte stattfinden, so oft es dem Marquis beliebte. Ueberdem war Maurice sehr anstellig, dienstfertig und rührig, wußte Alles an Mann zu bringen, und arbeitete gegen sehr unbedeutende Vergütung. Der edle hochmögende Marquis bedurfte gerade zu jener Zeit ganz besonders einen Menschen, der theuer verkaufte und wohlfeil arbeitete. Sein Glücksstern im Escurial war schon seit einiger Zeit verdunkelt worden; allein gerade während er sich seine Muße von Staatsgeschäften und seine Erholungszeit von den Sorgen für das öffentliche Wohl dadurch zu Nutz machte, daß er nach gewohnter Weise für seine eigene Wohlfahrt und die bestmögliche Ausbeutung seiner eigenen Hülfsquellen sorgte und seinem Intendanten scharf auf die Finger sah, bereiteten sich an jenem Sitze spanischen Königsthums und steifer Hofetikette große Begebenheiten vor. Der Premierminister hatte den Beichtvater der Königin beleidigt — die Einen behaupteten: durch eine vorschnelle geringschätzige Aeußerung über den Dominikaner-Orden, zu welchem der ehrwürdige Vater gehörte; Andere wollten wissen, der Premierminister habe sich beim Eintritt in das Klosett des Königs den Vortritt angemaßt. Wie dem nun aber auch seyn mochte, so viel war jedenfalls gewiß, daß der Beichtvater der Königin diese Kränkung, gleichviel worin sie bestanden, nie vergeben hatte, und als natürliche Folge davon verlor Don Jose de Camara die Zügel der Regierung, und Don Jago de Sigura fand sie. Don Jago war nicht nur ein freigebiger Gönner des Dominikaner-Ordens, sondern auch das Haupt einer zahlreichen Familie und hatte für die ihm übertragene hohe Würde nicht allein an den Beichtvater, sondern auch an die Hälfte der Prinzen von königlichem Blute schwere Danksagungsgeschenke zu machen. Kein Wunder daher, daß er an allen Ecken und Enden nach Geld und Geldeswerth sich umsehen mußte, und ein Herr von seinem Haushalt erhielt daher die Erlaubniß, insgeheim an den zur Ruhe gesetzten Marquis zu schreiben, ihn der hohen Achtung zu versichern, welche Don Jago den Verdiensten desselben zolle und ihm einen Wink zu geben, daß wenn er sich an die geeignete Stelle wende und ein gewichtiges Fürwort erlange, eine Rückkehr der Einladung zum Lever des Königs, wo nicht ein Gesandtschaftsposten in Versailles für ihn zu erlangen seyn würde. Der Marquis war allzu lange am Hofe gewesen, um nicht zu wissen, was ein derartiger Wink zu bedeuten habe. Der Gesandtschaftsposten in Versailles war schon seit vielen Jahren sein sehnlichster Wunsch gewesen, und die damit verbundenen Geschenke waren der Rede noch einmal werth; er gab sich daher ohne Zeitverlust die größte Mühe, die erforderlichen Bestechungsmittel für Don Jago zusammenzubringen.

Schon lange vor dieser Zeit vermehrter Geschäftigkeit in dem Haushalte des Marquis, hatte Nicolo auf dem Markte die Bekanntschaft von Maurice Durom gemacht. Nicolo war ein sehr dienstwilliger und nützlicher Haushofmeister, obschon er bei seinem Gebieter in dem Geruch stand, daß er in Abwesenheit seines Herrn mehr in seine eigene Tasche stecke, als ihm der umsichtige, sparsame Marquis hätte zukommen lassen. Nicolo hatte ein besonderes Interesse dabei, daß sein Herr wieder an den Hof und auf einen Gesandtschafts-Posten zurückkehre. Maurice war ihm behülflich gewesen, einige schwierige Handelsgeschäfte abzuschließen, und Nicolo hatte ihn deßhalb seinem Brodherrn empfohlen. Der Marquis stellte den Franzosen mit einigen unbedeutenden Kommissionen auf die Probe, und erfand den Ketzer von jenseit der Pyrenäen als den rechten Mann am rechten Platze. Von diesem Augenblick an vermittelte Maurice alle Verkäufe für den Marquis: nicht blos seine Säcke voll schönen Weizens, und seine Tonnen voll süßen Weins, sondern noch ganze Schiffslasten von luftgetrockneten Rosinen, modrigem Mais, ranzigem Oel, kurzum alle unverkäuflichen Ueberreste von den Erträgnissen seiner Güter. Was aber dem Marquis noch besser gefiel, als dieß, das war, daß Maurice ehrlich und rechtschaffen über jeden Real Rechenschaft ablegte, nie einen Heller mehr anrechnete als seine Kommissionsgebühr betrug, und den Namen seines adeligen Brodherrn so frei von diesen Handelsgeschäften erhielt, wie denjenigen des Großtürken.

Don Gomez de Ortega y Malaga bemerkte bald, daß ein derartiger Agent nicht hinter jedem Strauche gefunden würde. Er erhöhte zwar deßwegen und in Folge dessen Maurice's Kommissionsgebühren nicht, denn in den Diensten eines Marquis und eines Spaniers von blauem Blute zu stehen, war ja an sich schon eine Belohnung; sondern er vertraute ihm vielmehr zuerst einiges altväterische Silbergeschirr an, das ihm in Gestalt neueren gemünzten Silbers nützlicher seyn würde; hierauf eine Anzahl alter Gold- und Silberborden und Spitzen, mit denen seine ehemaligen Hofkleider verziert gewesen waren; und übergab ihm endlich eine blecherne Kapsel voll alter maurischer Handschriften, welche noch seines Großvaters Großonkel, ein ehemaliger Inquisitor der Provinz, angesammelt hatte. Kein späterer Zweig dieses erlauchten Hauses hatte von dem Inhalt dieser Kassette irgend welchen Gebrauch zu machen gewußt; da sie aber von dem Inquisitor angesammelt worden waren, von einer Generation zur andern vererbt, so hatte man sie auch gewissenhaft und pflichtlich in dem Familienarchiv aufbewahrt, bis ihr scharfsinniger Nachkomme auf den Einfall gekommen war, diese Handschriften als altes Pergament zu verwerthen. Das Pergament war nämlich damals bei den Notaren so selten, daß sie genöthigt waren, ihre Urkunden und Kontrakte auf das Werk früherer Schreiber zu schreiben, gerade so, wie die christlichen Mönche viele Jahrhunderte zuvor mit den Handschriften gethan hatten, welche die Werke der alten Klassiker enthielten. Der Marquis meinte

daher, er könne die maurischen Manuskripte ebenso gut zu denselben Zwecken verwerthen und um den Preis ablassen, den sie ihm etwa einbringen würden; er trug daher Maurice auf, er solle versuchen, den bestmöglichen Preis dafür zu erzielen, gab ihm jedoch die strengsten Weisungen, seinen hochadeligen Namen bei dem ganzen Handel aus dem Spiel zu lassen; denn alle maurischen Handschriften standen einigermaßen im Geruch der Ketzerei und konnten ihren Besitzer in Verlegenheit bringen, weil das heilige Officium der Inquisition noch immer ein sehr blühendes Institut war. Maurice unterzog sich bereitwillig dieser Aufgabe, wie er schon mit mancher schwierigern gethan hatte, und es ergab sich, daß er sie mit überraschender Schnelligkeit gelöst hatte. Noch an demselben Abend erhielt der Marquis, ehe er zum Abendbrod nach Hause ging, den vollen Preis, den er für sein maurisches Pergament erwartete, in einem Alkoven der großen Halle, die sein Waizenmagazin bildete, baar auf den Tisch gezählt. Eine solch prompte Bedienung erwarb Maurice die wärmsten Lobsprüche und Beifallsbezeugungen von Seiten des edlen Don Gomez. Lobsprüche und schöne Worte waren zwar die einzige Belohnung, welche der Marquis jemals spendete, aber obschon er immer und im Allgemeinen mit dieser Scheidemünze der Höflichkeit sehr freigebig war, so geruhte er doch bei gegenwärtiger Gelegenheit sich auch noch zu erkundigen, wie und wo Maurice den Verkauf so schnell bewerkstelligt habe.

„Ich habe die Handschriften an einen meiner Landsleute verkauft, welcher zufällig auf einer Reise Malaga berührte, gnädiger Herr!“ belehrte ihn Maurice. „Mein Landsmann war der Ansicht, dieses Pergament könnte in Frankreich noch besser bezahlt werden, als hier, und machte sich daher die Gelegenheit zu Nutze.“

Diese Nachricht kam dem Marquis hoch erwünscht, denn die Sammlungen, die seines Großvaters Großoheim angelegt hatte, kamen dadurch aus dem Bereich des gegenwärtigen Inquisitors. Don Gomez lobte daher seinen getreuen Agenten noch überschwenglicher, und entließ ihn mit Versicherungen seiner hohen Gunst und Dankbarkeit. Die Manuskripte waren das letzte gewesen, was er in dieser Jahreszeit zu verkaufen gehabt hatte, aber sie hatten dazu geholfen, vollends die Summe zusammenzubringen, womit er sich die erforderliche Fürsprache bei Hofe erkaufen wollte. Er packte also sein Geld zusammen und reiste damit an den Hof, zu großer Befriedigung Nicolo's, und spielte daselbst seine Karten so gut, daß ihm der Gesandtschaftsposten in Versailles wirklich übertragen wurde, trotz sieben anderer Bewerber um dieselbe Stelle, von denen jeder von eben so gutem blauem Blute war, als er selber.

Die wenigen Personen, welche einige Einsicht in die geschäftlichen und Privatverhältnisse von Maurice hatten, bemerkten, daß nach der Abreise des Don Gomez an den Hof das Geld bei ihm ungewöhnlich knapp wurde, und ein englischer Tischler, welcher die Packkisten für die Rosinen-Einkäufe der Londoner Firma anzufertigen pflegte, ließ Andeutungen fallen, daß er Maurice einige Dukaten vorgeschossen habe. Die allgemeine Meinung aber ging dahin, der Franzose werde den Marquis schmerzlich vermissen. Maurice fand inzwischen jedoch eine andere stärkere, wenn auch nicht eben gewinnreichere Beschäftigung und Anstellung. Das Jesuiten-Collegium in der Calle de la Santa Maria da Gloria fing an, wie alle ihm verwandten Anstalten jener Zeit, sich energisch um die öffentliche Wohlfahrt zu bekümmern. Der Orden war damals in Rom etwas in Ungnade gekommen. Die verschiedenen Höfe Europa's, sogar der im Escurial, hatten nachgerade eine gewisse Kälte gegen ihn angenommen. Kurzum, die frommen Väter wußten, daß der Nachfolger des heiligen Petrus in Rom auf die Unterdrückung ihres Ordens sann; und da weder Krone noch Tiare sich ihrer annahm, so wollten sie es einmal versuchen, sich auf das Volk zu stützen. Sie legten daher mit Einem Male einen ungeheuren Eifer in christlicher Nächstenliebe und in Werken der Barmherzigkeit an den Tag, und brachten einige Wunder an Heiligenbildern u. dergl. in abgelegenen Quartieren auf's Tapet. In volkreichen Städten war ihre Rolle allerdings ausgespielt, aber man konnte durch die sogenannten Missionen immer noch mit Erfolg auf die Menge wirken. Es wurden daher Prediger von bekannter Fähigkeit ausgesandt, um in allen denjenigen Städten zu wirken, wo die Brüder des Ordens einen Sitz oder einigen Anhang hatten, und so erhielt denn auch ein gewisser Pater Pedro, der in Madrid lange berühmt gewesen war, die Weisung, die schlummernden Seelen von Malaga aus ihrer Starrheit aufzurütteln. Seine Predigten hatten auch einen solchen Erfolg, daß die kleine Kapelle des Collegiums — einst die Festhalle, worin der alte jüdische Besitzer das Osterlamm mit seinen Freunden verzehrt hatte — ganz überfüllt war mit Zuhörern. Die Stiergefechte waren verboten, denn man war in der Fastenzeit, und die Stadt hatte keine andere Unterhaltung, keinen andern Anziehungspunkt; deßhalb lief jedermann hin, um den neuen Prediger zu hören, und unter diesen Neugierigen fand sich auch Maurice Durom ein. Seine spanischen Nachbarn wußten wohl, daß er ein Ketzer war; allein seine Religion war in ihren Augen nicht schlimmer als sein Vaterland, und so hatte man ihn seither unbehindert und unbelästigt den Weg des Verderbens gehen lassen. Trotz alledem aber verursachte sein Auftreten und seine erste Erscheinung in der Kapelle des Jesuiten-Kollegiums großes Aufsehen, und ward bald zum merkwürdigsten Ereigniß in der Stadt. Jeder der Anwesenden mußte unwillkürlich Zeuge seyn von seiner augenscheinlichen Aufmerksamkeit und häufigen tiefen Gemüthsbewegung. Pater Pedro machte unverkennbar einen gewaltigen Eindruck auf das Gemüth des Ketzers, und am Ende ward die ganze Stadt erbaut durch die Nachricht von Maurice's Bekehrung. Er hatte eine Unterredung mit dem beredten Prediger nachgesucht, hatte demselben erklärt, sein Gewissen verbiete ihm, länger in den Irrthümern seiner protestantischen Erziehung einherzugehen, und demüthig um Aufnahme in den Schoos der Mutter Kirche nachgesucht.

Der Jesuiten-Orden brachte in jenen Tagen nicht viele Bekehrungen zu Stand, und man machte daher viel Aufhebens von der Bekehrung des Maurice Durom. Man wollte wissen, seine Familie habe in früheren Zeiten zum hohen Adel gehört; alle seine Vorfahren waren schon seit Jahrhunderten unter den verstocktesten Ketzern gewesen, und nun war deren meistversprechender Sprößling nach Spanien gekommen, ohne Zweifel auf Befehl der Vorsehung, und durch Pater Pedro's Beredsamkeit bekehrt worden. Wenn dieß der Kirche nicht in den Augen der Menge ein bedeutendes Ansehen gab, so war alles vergebens. Maurice's

Aufnahme in den Schoos der heiligen Kirche war daher ein großes Fest, bei welchem alle Schätze an Reliquien, Priestergewändern und Altargeräthschaften, die dem Kollegium gehörten, hervorgeholt und zur Schau gestellt wurden. Pater Pedro hielt eine seiner gediegensten Predigten, wenigstens nach der Schätzung des Volkes, denn dieselbe war ganz gespickt mit lateinischen Citaten. Halb Malaga drängte sich in der Kirche und auf den Straßen zusammen, obschon der Bischof, der wohl wußte, welcher Wind in Rom wehte, sich lieber krank meldete, als die Gesellschaft der Jünger Loyola's durch sein Erscheinen bei dieser Feierlichkeit noch förderte. Jedermann bewunderte die Andacht und innige Frömmigkeit des Uebergetretenen. Alle seine Verwandten in Frankreich und England erfuhren nicht so bald seinen Uebertritt, als sie sich in Briefen förmlich und ausdrücklich von ihm lossagten. Die schlaueren Leute in Malaga meinten zwar, ein Franzose trete nie umsonst in den Schoos der Mutter Kirche zurück; allein Maurice hielt sich musterhaft, besuchte Messen, Predigt, Hochamt und den Beichtstuhl mit allem Anschein von Aufrichtigkeit, ging nach wie vor emsig seinem Geschäfte nach und erwartete und genoß offenbar keinerlei weltliche und irdische Vortheile und Früchte seiner Bekehrung. Die fromme Brüderschaft betrachtete ihn offenkundig als ein glänzendes Beispiel des Rücktritts aus der Ketzerei, und namentlich Pater Pedro war stolz auf sein eigenstes Werk. Der Prediger war zwar so fein, scharfblickend und welterfahren, als irgend einer seines Ordens, aber er hatte doch zwei schwache Stellen, welche, beiläufig gesagt, bei den Jüngern Jesu nicht ungewöhnlich seyn sollen: er war nämlich etwas eitel und hielt angeblich Nehmen für seliger als Geben. Auch strebte er nach Auszeichnung und war in diesem Punkte in so ferne nicht unglücklich, als man, um der ausgezeichneten Dienste willen, die er dem Kollegium durch seine Predigten geleistet, und wegen des Rufes, dessen er sich in der Stadt als Beichtvater erfreute, im Hauptquartier es für zweckmäßig erachtet hatte, den Superior zu versetzen und den Pater Pedro auf dessen Stelle vorrücken zu lassen. —

Die Zeit verging und die einzige Belohnung, welche Maurice Durom für seine Bekehrung empfing, oder zu erwarten schien, war die gelegentliche Auszeichnung, welche sein Beichtvater ihm angedeihen ließ. Pedro war stolz auf seinen Bekehrten und begegnete ihm mit Wohlwollen. Er erkannte ihn, soweit er als Superior dieß konnte, auf der Straße und in der Kapelle, erkundigte sich von Zeit zu Zeit nach seinem Wohlbefinden, und nahm ihm stets die Beichte ab. Was für Sünden Maurice einige Monate hindurch beichtete und nachgelassen bekam, ist für unsere Geschichte unerheblich; als er aber am Vorabend des Johannistags zur Beichte kam, da schienen sich alle Beschwerden seines Gewissens auf einen lüsternen Traum von einem verborgenen Schatze zu concentriren, der allnächtlich seinen Schlaf störte und sich durch noch so viele Ave Maria und Rosenkränze nicht verbannen ließ. Der Traum war nach Maurice's Schilderung ein höchst merkwürdiger. Er sah sich immer selber, wie er unter der Leitung eines geisterhaften Greises von ernster Miene und dunkler Hautfarbe, den er in seinem ganzen Leben nie in Wirklichkeit gesehen zu haben sich erinnern konnte, mit Brecheisen und Spitzhaue in der einen Ecke des Kornspeichers des Marquis de Ortega arbeitete, er schilderte, wie er diese Ecke selbst im wachen Zustande dann immer vor Augen sehe und doch nicht beschreiben könne; wie er dann mittelst des Hebels eine viereckige Platte des Marmorpflasters aufgebrochen und darunter eine Fallthüre und eine Wendeltreppe gefunden habe, die zu einem kleinen Gewölbe hinunterführten; wie er in diesem schmalen und tiefen aber trockenen und zugebauten Keller dann zwei Kisten von polirtem Ebenholz bemerkt habe, die beim Schein der Hornlaterne des alten Mannes ordentlich glänzten; — wie er ferner die erste derselben erbrochen und ganz mit alten Goldmünzen angefüllt gefunden habe, die sämmtlich das Gepräge der alten Maurenkönige getragen; — wie die zweite Kiste sich als ganz mit Silbergeschirr angefüllt ergeben habe, mit altväterischen aber massiven Bechern, Pokalen, Krügen und Becken und anderen Geräthen, von denen die einen von reicher getriebener Arbeit, die anderen ganz mit kostbaren Steinen besetzt gewesen seyen; — wie ihm dann, während er so in Bewunderung verloren dagestanden, der geisterhafte Greis mitgetheilt habe, alle diese Reichthümer harrten noch des glücklichen Finders, dem sie gehörten, und wie sodann der Greis plötzlich verschwunden seye.

Als Maurice hierauf in ein ernstes beichtväterliches Verhör genommen ward, worin Vater Pedro eine große Meisterschaft hatte, so bekannte er nicht nur, daß ihn der seltsame Traum im Schlaf und im Wachen verfolge, sondern auch daß derselbe nicht ohne äußere Veranlassung komme. Er gestand, daß er unter den Pergamenten, die er für den Marquis de Ortega verkauft, auch ein Blatt gefunden habe, worauf kein Buchstabe oder Wort geschrieben, sondern das ganz mit seltsamen und genauen Zeichnungen bedeckt gewesen seye, die zwar nur skizzenhaft und roh ausgeführt, aber trotzdem so deutlich seyen, daß man ihnen ansehe, sie sollten gewissermaßen zur Erinnerung an irgend eine Handlung dienen, deren Schilderung sogar in arabischer Sprache man nicht für sicher genug erachtet habe. Diese skizzenhafte Zeichnung stelle ein Haus vor, welches dem Kornspeicher des Marquis de Ortega auffallend gleiche, ferner eine Art Halle, die er dem Waizenmagazin in jenem auffallend ähnlich gefunden habe, mit einer geöffneten Fallthüre in der einen Ecke, und endlich eine lange Reihe kleiner Figuren, welche einen Keller, eine Wendeltreppe, Kisten, Becher, Münzen und Geschirr von allen möglichen Größen und Gestalten darstellen. Pater Pedro blickte bei dieser Erzählung ausnehmend streng und finster darein und verlangte von Maurice, er solle ihm das Pergament alsbald aushändigen. Maurice machte Umstände und wollte von der Herausgabe desselben nichts hören, worauf der Beichtvater seine Zuflucht zu allen geistlichen Schreckmitteln nahm und ihn daran erinnerte, daß die Mauren nicht nur Ungläubige, sondern auch Hexenmeister und Zauberer gewesen seyen; daß Träume von verborgenen und zu hebenden Schätzen zu den stärksten und gefährlichsten Versuchungen Satan's gehörten. Er gab ihm zu bedenken: ein geisterhafter Greis, der in einem blauen Rauche verschwinde, sey bei Tage wie bei Nacht kein guter und heilsamer Umgang für einen Christen, und Gehorsam gegen seinen Beichtvater und geistlichen Berather seye der Grund und Eckstein aller christlichen Gnade und Tugend. Nach solchem eindringlichen Zuspruch gab Maurice endlich das Pergament heraus, erhielt Ablaß für die Sünde seines lüsternen Traums und eine Menge guter Rathschläge, seinen Geist frei zu erhalten von welt-

lichen Gelüsten, die gegen die Seele streiten, und ein Versprechen, daß er das merkwürdige Pergament zurückerhalten solle, sobald sein Beichtiger dieß für rathsam erachte.

Pater Pedro hielt es jedoch niemals für gerathen, dieses Versprechen zu erfüllen, sondern behielt das Pergament. Sein Beichtkind dagegen ging gelassen und beharrlich seinen weltlichen Geschäften und geistlichen Pflichten nach, und schien seinen Traum sich ganz aus dem Sinne geschlagen zu haben. Etwa ein halbes Jahr später, nach Beendigung der Weinlese, klagte man allgemein über die beschränkte Räumlichkeit, die Feuchtigkeit und allgemeine Unzulänglichkeit des Jesuiten-Kollegiums. Der neue Superior wollte nicht zugeben, daß seine Kinder länger einem solchen Ungemach unterworfen seyen. Allein alle öffentlichen Gebäude von Malaga waren besetzt; die Leute wechseln in jenem Lande nicht oft ihre Behausungen und Wohnsitze. Die Gesellschaft Jesu war nicht reich genug, ein neues Kollegium zu erbauen, und die einzige geeignete Lokalität war das sogenannte Maurenhaus, das dem Marquis de Ortega zum Speicher diente. Falls daher dieser zur Veräußerung oder Vermiethung desselben bewogen werden konnte und einen andern Speicher fand, so war der Superior Liebhaber zu dem Hause. Der gnädige Herr Marquis hatte sich in Versailles neu eingerichtet, und seine Auslagen daselbst überschritten einstweilen seine Einkünfte weit. Als er daher eine Zuschrift vom Pater Pedro über diesen Gegenstand erhielt, fiel ihm sogleich bei, man könnte eigentlich sein Getraide ebenso gut in seiner Burg aufspeichern, welche ja dermalen nur von Nicolo und einigen Ackerknechten bewohnt war, die ihre Zeit zwischen Essen, Trinken, Schlafen und der Besorgung der wenigen landwirthschaftlichen Verrichtungen theilten. Er schrieb daher sogleich an seinen Haushofmeister, dieser solle das Mohrenhaus zu dem höchsten Preise, den er dafür nur erzielen könne, vermiethen, und meldete zugleich an Maurice, er erwarte seine Mitwirkung bei diesem Handel, obschon er ein Beichtkind und Bekehrter des Superiors seye. Der Handel ward denn auch endlich nach langem Feilschen abgeschlossen, in dessen Verlauf Nicolo den Franzosen des Verraths an dem Vortheil seines Herrn beschuldigte. Die Bruderschaft nahm mit all ihren Habseligkeiten und Gehülfen Besitz von dem Maurenhause; und das Haus ward unter deren eigener Leitung und Oberaufsicht und größtentheils durch die Hand der Laienbrüder einer durchgreifenden Wiederherstellung unterworfen; denn körperliche und Handarbeit war eine der Grundregeln der Gesellschaft, und das ganze Kollegium schien große Eile zu haben, ihr eigenes feuchtes Quartier noch vor Einbruch des Winters zu verlassen.

Als Belohnung für die Anhänglichkeit an die Interessen des Kollegiums und wohl auch, weil man sich auf ihn verlassen konnte, daß er das Gebäude nicht herunterkommen lassen werde, wurde das verlassene Kollegium an Maurice vermiethet. Es war allerdings solider und wetterdichter als seine bisherige Wohnung, obschon nicht so günstig gelegen; allein er nahm seinen Freund, den englischen Tischler, auf dessen Bekehrung von den Irrthümern des Protestantismus er seinem Beichtiger große Hoffnung gemacht hatte, zu sich in das Gebäude; und als die Jahreszeit vorschritt und die Nachbarn zu allen Stunden der Nacht alle möglichen Arten von Geräusch hörten und Lichter in dem alten Judenhause hin- und herschweben sahen, beschwichtigte man die neugierigen Frager damit, daß in diesem Jahre eine ungewöhnlich große Menge von Kisten zur Verpackung der getrockneten Trauben erforderlich seyen, weil die Engländer diese Weihnachten außergewöhnlich große Puddinge anfertigten. Noch lange nachdem die anderen Schiffe mit ihrer gewohnten Fracht abgefahren waren, sah man noch ein Fahrzeug in der Bucht vor Anker liegen. Maurice sagte, dieses Schiff sollte die letzten Kisten von seinen Rosinen mitnehmen, und diese dürften erst so spät fertig gepackt werden, daß er und der Tischler genöthigt seyn würden, etwa um Sonnenuntergang in einem Fischerboote mit dem Rest der Kisten an Bord zu gehen, unmittelbar während das Schiff den Anker einziehe und unter Segel gehe. Dieß geschah denn auch, aber der Fischer ruderte ohne seine Passagiere wieder nach dem Strande zurück, und das englische Fahrzeug steuerte in die hohe See hinaus. Als es jedoch in gehöriger Entfernung von der spanischen Küste war, veränderte das gute Schiff seinen Kurs nach Osten und segelte nach der Bucht von Marseille, wo Maurice und die schwerste seiner Rosinenkisten sicher gelandet wurden. Der Kapitän, die Bemannung und sein treuer Freund der englische Tischler nahmen insgesammt von ihm Abschied wie Leute, die für ihre Bemühung gut bezahlt worden sind, und ehe Maurice noch auf dem Zollamte fertig war, ging das gute Fahrzeug noch einmal unter Segel und steuerte seinen Kurs nach England.

Die Leute wachen in Spanien nie sehr frühe auf, und so kam es denn, daß mehr als eine Woche vergangen war, bevor Maurice vermißt wurde — sogar von seinem Beichtvater. Pater Pedro hatte ohnedieß alle Hände voll zu thun, um des Marquis Waizenmagazin in eine Kapelle umzuschaffen, und es fand ein solches Wühlen und Umgraben unter dem marmornen Fußboden statt, daß die Leute vermutheten, der Superior wolle sich hier eine unterirdische Gruft zu seiner eigenen Beerdigung anfertigen lassen. Endlich erkundigte man sich aber auch in dem Jesuiten-Kollegium nach Maurice, und der scharfblickende Superior erfuhr nun erst, zu seiner nicht geringen Ueberraschung, daß sein frommes Beichtkind, sein andächtiger Neubekehrter und zuverlässiger Hausverwalter eines schönen Abends an Bord eines englischen Schiffs gegangen und davongesegelt seye. Das verlassene Kollegium wurde untersucht; die Brüder hatten nur wenig darin zurückgelassen, und alles was sie dagelassen, fand sich noch vor, sowie außerdem eine Spitzhaue und zwei Brecheisen, ein großer Haufe Schutt und Trümmer und ein gähnender Abgrund im Fußboden, an der Stelle wo früher ihr Hochaltar gestanden war, und in dem Loche entdeckte man eine aus ihren starken Angeln herausgerissene Fallthüre, und eine enge Treppe, die zu einem tiefen und schmalen Keller hinunterführte, ganz so wie Maurice Durom sie in seinem Traume beschrieben hatte; in dem Keller aber standen zwei große Kisten oder Truhen, nicht von polirtem Ebenholz, sondern von massivem Eisen, allein die Schlösser daran waren aufgesprengt und die Truhen selber waren leer.

Pater Pedro war in Folge dieser Entdeckung einige Wochen lang außer Standes, seine berühmten Heerpredigten zu halten. Alle Werkzeuge und Hülfsmittel, die nur der Gesellschaft zu Gebot standen, wurden in Bewegung gesetzt, um die Spur von Maurice zu entdecken und einen Theil seines Funds wieder

beizuschaffen. Ihn ausfindig zu machen war übrigens gar nicht schwer: Maurice saß mittlerweile ganz unangefochten im Hotel de l'Europe in Paris, schlug Grundbücher und Familienregister nach und berieth sich mit Notaren über die Rückerwerbung seines Familienguts; er hatte eine große Kapitalsumme in der Bank von Frankreich stehen, und war im Begriff, sich mit seinen Verwandten und der protestantischen Kirche wieder auszusöhnen, was ihm nun nicht sehr erschwert wurde, da er ein reicher Mann geworden war. Der Versuch der Väter Jesuiten dagegen, den flüchtigen Franzosen zur Herausgabe seines Fundes zu zwingen, war nicht so leicht auszuführen; ihr Ansehen bei Hofe und im Kabinet war so tief gesunken, namentlich in Frankreich, daß niemand um ihretwillen auch nur einen Schritt thun wollte, bis der spanische Gesandte, Don Gomez de Ortega, erfuhr, daß das Pergamentblatt aus der Sammlung seiner Ahnen bei dem glücklichen Funde wesentlich mitgewirkt hatte, und auf den Einfall kam, er könnte ein Privatinteresse an der Sache haben, weßhalb er Maurice einen rein privativen Besuch abstattete. Sein ehemaliger Agent empfing ihn mit größter Artigkeit in einem prachtvollen Salon und wollte mit ihm eine Unterhaltung über Tagesangelegenheiten und Neuigkeiten anknüpfen; allein der Marquis eröffnete ihm: die interessanteste Neuigkeit, welche in Aller Mund gäng und gäbe, seye Maurice's eigenes glückliches Unternehmen in Malaga, weßhalb er sich die Frage erlaube, welches von jenen Pergamenten, die angeblich an Monsieur Durom's zufällig durchreisenden Landsmann verkauft worden, denn in die Hände des Paters Pedro gespielt worden seye?

„Herr Marquis," erwiderte Maurice, „da Sie mich mit einem Besuche um dieser Angelegenheit willen beehrt haben, so werde ich ganz offen gegen Sie seyn. Ihre Pergamente sind wirklich verkauft worden; Ihr Agent verkaufte sie an Maurice Durom — ich selber war ja ein auf der Durchreise in Spanien befindlicher Franzose, denn es ist mir niemals eingefallen, mein Leben in Spanien zu beschließen. Jene maurischen Handschriften sind übrigens der königlichen Bibliothek in Paris zum Kauf angeboten und von derselben erworben worden, und ich habe die Ehre gehabt, Eurer Excellenz bis auf den letzten Realen hinaus den dafür bedungenen Preis zu bezahlen. Das Dokument, welches in die Hände des Paters Pedro fiel, war jedoch keines von denen aus der blechernen Kapsel, sondern ein Facsimile, welches ich zu meinem Zeitvertreib und seiner Erbauung anfertigte, weil ich ein Bißchen Talent zu solchen kleinen künstlerischen Versuchen habe — ein Facsimile mit dem Unterschiede, daß das Original das eigene Kollegium der Jesuiten darstellte und besonders den Aufriß der Kapelle enthielt, sowie ferner noch ein eigentliches Zeichen an der östlichen Ecke der Kapelle, welches mich auf den Einfall brachte, es dürfte rathsam seyn dort nachzugraben, und um dieß durchführen zu können, habe ich sodann, wie Sie bemerken werden, alle nöthigen Schritte eingeleitet. Ihr vortrefflicher Ahnherr hatte vermuthlich jene Pergamente unter den hinterlassenen Papieren und Habseligkeiten irgend eines der vielen Juden, die er verbrannte, gefunden, und muß ihren Werth vollkommen gekannt haben; da er aber ein Dominikaner war, wollte er die Jesuiten, welche damals das Gebäude besaßen, nicht reich machen, und wußte und ahnte nicht, daß dereinst noch ein Anhänger Calvin's, ein Ketzer, daraus Nutzen ziehen werde, und zwar Angesichts des heiligen Officiums. So wunderbar geht es in der Welt zu, Herr Marquis! Es sind noch keine hundert Jahre her, daß meine Familie Heimath und Vermögen durch die Bemühungen eben jener ehrwürdigen Gesellschaft verlor, welcher jenes kleine Kollegium in Malaga gehörte; und ich stehe nun im Begriff, mit dem Golde, über welchem die frommen Väter beinahe zweihundert Jahre lang Messe gelesen hatten, unser Familiengut zurückzukaufen."

— „Das ist eine höchst merkwürdige Geschichte," sagte der Marquis und versuchte, einen andern Ton anzuschlagen. „Ich hoffe aber, daß Ihre Billigkeit und Ihr rechtlicher Sinn Ihnen eine Art Verpflichtung auferlegen werden, dem rechtmäßigen Eigenthümer jenes werthvollen Pergaments irgend einen Antheil daran zukommen zu lassen!"

„Das war von jeher meine Absicht, Herr Marquis!" erwiderte Maurice und holte aus einem nahebei stehenden Schranke einen großen Pokal von gediegenem Golde, mit sehr schön gearbeiteten Figuren in halb erhabener Arbeit. „Geruhen Sie, diesen Pokal, aus welchem an manchem Oster- und Hochzeitsschmause getrunken worden seyn mag, ehe Ihr trefflicher Ahnherr und sein erlauchter Souverän den rechtmäßigen Eigenthümer desselben in die andere Welt hinüberexpedirten, von mir zum Geschenke anzunehmen. Der geschickte Goldschmied, welcher ihn verfertigte, hat darauf die Scene abgebildet, wie Joseph von seinen Brüdern verkauft wurde, und so ist dieses Geräthe ein ganz passendes Angebinde für einen adeligen Herrn, der in Handel und Wandel so erfahren ist!"

Der Marquis gebot seinem kastilischen Blute Ruhe, denn der Pokal war mindestens seine zweihundert Pistolen werth; aber er haßte von da an Maurice Durom herzlich bis an das Ende seiner Tage. Letzterer soll von seinem auf solch zweideutige Weise erworbenen Reichthum einen sehr anständigen und freigebigen Gebrauch gemacht haben. Aber es war von da an für einen Franzosen nicht räthlich, sich in Malaga niederzulassen, bis Papst Clemens XIV. (Ganganelli) im Jahre 1773 den Jesuiten-Orden aufhob, und die frommen Jünger des heiligen Ignatius von Loyola aus Malaga weichen mußten. Die Geschichte von dem schlauen Convertiten des Paters Pedro aber ist noch bis auf den heutigen Tage unter den Bewohnern von Malaga im Volksmunde und wird unter anderen Anekdoten, welche mehr für die Gewandtheit als für die Ehrlichkeit ihrer französischen Nachbarn zeugen, bei jeder schicklichen Gelegenheit auf's Tapet gebracht.

Louis Jacques Thénard.

Züge aus dem Leben eines Chemikers und Naturforschers.

Drei Hirtenjungen unterhielten sich eines Tages auf der Waide. „Wenn ich Kaiser wäre," sagte der eine, „würde ich meine Kühe zu Pferde hüten." — „Ich," meinte der andere, „würde in diesem Falle dreimal wöchentlich meine Suppe mit Speck essen." — „Und ich," bemerkte der dritte und jüngste, „würde mir meinen Tagelohn mit dreißig Sou bezahlen lassen, um zwanzig davon meiner Mutter zu geben." Und so sehen wir denn an einem

leuchtenden Frühlingsmorgen drei kräftige Kinder der Champagne, beseelt von jenen naturwüchsigen und edlen Triebkräften, die in unsern Großstädten nur einen schwachen Widerklang finden, auf der Wanderschaft durch die reichen Fluren unseres Vaterlandes. Mit vollem Herzen und leerem Beutel schieden sie von dem väterlichen Dach in dem Dörfchen La Louptière, unweit Ugent-sur-Seine. Sie gingen nach Paris, nicht um dort ihr Glück zu suchen, sondern weil sie das Bedürfniß drängte, den wissenschaftlichen Vorrath, den sie aus dem Unterrichte beim Herrn Pfarrer, und später bei dem gelehrten Pater Bardin, dem Orakel dieser Gegenden, gesammelt hatten, zu mehren: denn sie hatten Ehrgeiz. Der eine zielte darauf, der Arzt, der andere, der Apotheker des Kreises zu werden; der kühnste verstieg sich bis zu dem Gedanken, einen kleinen Spezereihandel mit seinem Laboratorium zu verbinden. In diesen süßen Hoffnungen schritten unsere Wanderer rüstig auf ihr Reiseziel zu; als sie nun nahe daran waren, machte der umsichtigste des Kleeblatts den andern Beiden die Nothwendigkeit bemerklich, ihre Hülfsquellen zu untersuchen. Nach dem strengsten Ueberschlag, wobei ihm auch nicht der geringste Bruchtheil entging, konnte er jedoch nicht mehr herausbringen, als höchstens sechszehn Sou für jeden auf den Tag. Nach dieser gewonnenen Ueberzeugung wendeten unsere Jünglinge ihre Schritte zu den Höhen des Quartier latin; hier erklimmten sie das oberste Stockwerk eines Hauses und waren so glücklich, eine Kammer zu finden, in der sie gemeinschaftlich nisten konnten. Nun blieb noch die Sorge für die ersten Bedürfnisse. Unser praktischer Rechner sah sich in der Nachbarschaft um. Es wohnte aber unter demselben gastlichen Dach ein Paar jener wackern Auvergnaten, die, um eines Tages einen Fleck Acker besitzen und in ihren Bergen sterben zu können, dreißig Jahre in Paris Wasser und Kohlen in die Häuser tragen. Der Parlamentär eröffnet die Unterhandlungen. Mit der Offenheit seiner siebzehn Jahre setzt er der Mutter Bateau seine Lage und Hülfsquellen auseinander. Das brave Weib ist gerührt, und trotzdem, daß sie das Gewagte nicht übersieht, drei jugendliche Magen für ein so winziges Kostgeld zu befriedigen, räumt sie ihnen einen Platz an ihrem Tische ein; für Obdach und Essen war gesorgt, was brauchten sie mehr?

Louis Jacques Thénard — geboren am 4. Mai 1777 — ging also siegreich aus der schwierigsten diplomatischen Sendung hervor, die er jemals unternommen, und richtete sich in Paris ein. Anfangs begegnete es ihm, daß er sich bei Mutter Bateau nicht pünktlich zur Eßstunde einfand, — „das unfreiwillige harte Fasten, als Folge der Versäumniß, gewöhnte mich," sagte er später, „an eine strenge Pünktlichkeit, von der ich mich niemals entfernte und wofür ich der trefflichen Frau doppelt dankbar war."

Zwei Männer von Verdienst lehrten damals die Chemie: Fourcroy erwarb sich einen Weltruf durch die Klarheit seines Geistes, durch einen eben so verständlichen, wie wissenschaftlichen Vortrag; Vauquelin war nicht so glänzend, experimentirte aber mehr, und häufte durch unablässiges Arbeiten ein reiches Material für die Wissenschaft.

Unser Jüngling aus der Champagne, ganz Auge, ganz Ohr, fehlte in keiner ihrer Vorlesungen, er hörte und hörte, aber nach einer gewissenhaften Selbstprüfung überzeugte er sich, kein Wort verstanden zu haben. Auf diese traurige Entdeckung, die Dummköpfe niemals machen, spürte er dem Hinderniß nach, und es wurde ihm begreiflich, daß man bei einer nicht spekulativen Wissenschaft vom Handwerk auf beginnen müßte. Vauquelin, damals in dürftigen Umständen, gestattete zwar seinem Schüler gegen ein monatliches Honorar von zwanzig Francs den Zutritt zu seinem Laboratorium; woher sollte aber Thénard diese Unsumme aufbringen? Und doch sah er hier den einzigen Weg zu seinem Ziele. Er faßt sich ein Herz, geht zu Vauquelin, stellt ihm wahrheitsgetreu seine Lage, seine Liebe zur Arbeit vor, bittet ihn flehentlich um Aufnahme, wenn auch nur als Bursche; er würde das Honorar redlich abdienen. Umsonst, Vauquelin weist ihn entschieden ab, und der Aermste sieht seine Hoffnungen schwinden. Sein bekümmerter Blick, sein verständiges Benehmen, besonders sein ländliches Wesen gewannen indessen die Theilnahme der Schwestern Vauquelin's, die sich während der Unterredung eingeschlichen hatten. „Behalte ihn doch," bat die Eine, „er ist so schmuck, er könnte Dir im Laboratorium an die Hand gehen und auf unsern Suppentopf Acht haben, den alle diese feinen Stadtherrchen überkochen lassen." Und Dank diesem praktischen Lehrsatz der Chemie, erhielt Thénard Einlaß in das ersehnte Sanktuarium. „Niemals," äußerte er später, „war ich undankbar genug, um zu vergessen, daß ein überkochender Topf eine schlechte Suppe gibt." Seine Gefälligkeit, sein Scharfsinn machten ihn bei allen jungen Leuten, die das Laboratorium besuchten, beliebt; durch sie erweiterte er den Kreis seiner Studien, und seine bedeutenden Talente fanden Gelegenheit, sich zu entwickeln. Drei Jahre verflossen ihm so, und noch wollte das Glück ihm kein freundliches Lächeln gönnen, ohne daß er müde wurde, zu ringen, zu hoffen. Eines Tages ruft Vauquelin seinen ersten Präparator. „Ich bekomme hier," redet er ihn an, „eine Probe von Beryll. Untersuchen Sie dessen Bestandtheile und berichten Sie mir darüber." Thénard assistirt als Gehülfe; die Experimente werden auf's Mannigfaltigste wiederholt, und das Ergebniß bleibt dasselbe, so daß der Experimentator endlich erklärt, dieses Mineral enthalte keinen Körper, der nicht schon bekannt wäre. Vauquelin schüttelt den Kopf und murmelt in den Bart: „Das werden wir sehen; man muß von vorne anfangen." Nichts ist unserem Thénard entgangen, Nichts zerstreut ihn. Einen vollen Monat geht er in tiefen Gedanken umher, und Alles macht sich über den Ernst seiner zwanzig Jahre lustig. Nach Verlauf dieser Zeit tritt er vor Vauquelin mit der entschiedenen Erklärung, daß der Beryll allerdings einen neuen Körper enthalte. „Ei, wie können Sie das wissen?" — „Ich habe die Materialien, die von uns bei dem ersten Experiment gebraucht worden, gesammelt; ich ließ allmählig die Agentien verschwinden und erlangte endlich den Körper, den ich Ihnen anzeige; hier ist übrigens die Hälfte davon, Sie können ihn prüfen." — Mehr aus Gefälligkeit, als in der Erwartung, die Anzeige wahr zu finden, prüft Vauquelin und, erstaunt über den Scharfblick seines Schülers, überträgt er diesem die endliche Untersuchung, und eine schöne Probe von Glycin ist das Ergebniß.

Einige Tage darauf ist Thénard im Hörsaal mit den Vorbereitungen zu einer Eröffnungsvorlesung beschäftigt; unter dem freudigen Bewillkommnungsgruß des Auditoriums tritt Vauquelin auf's Katheder und beginnt seine Anrede mit den Worten: „Meine Herren, ein neuer Körper ist soeben isolirt worden;

längst vermuthete ich ihn in dem Limoger Smaragd oder Beryll; Ihr Mitschüler Thénard hat mir diesen schwierigen Dienst geleistet. Künftighin werden Sie ihm die Achtung zollen, die man dem Talent schuldet. Er ist ein Chemiker, meine Herren, er wird es weit bringen, weiter vielleicht, als ich."

Bald darauf brachte ihn Vauquelin als Lehrer an eine Anstalt. Jetzt sagte ihm sein gerader Verstand, daß er darauf hinwirken müsse, Ton, Haltung, Ausdruck, kurz die Nachklänge einer bäuerlichen Erziehung zu veredeln. So oft er nun an der ohnehin kärglichen Kost dreißig Sous absparen konnte, besuchte er das Schauspiel, um die Ausleger Corneille's und Racine's zu sehen und zu hören. Die Klippen eines öffentlichen Lehrstuhls erschienen ihm noch in entfernter Zukunft. Da trat eines Morgens Vauquelin zu ihm: „Ich muß nach Rouen reisen," sagte er, „ich habe den Kursus angefangen; vertreten Sie mich." Bei der ersten Vorlesung fühlten Docent und Auditorium, daß hier noch viele Mängel zu ergänzen sind; die folgenden Vorträge zeigten schon merkliche Fortschritte; bei der fünften endlich wagt es Thénard, immer mehr Herr seines Gegenstands geworden, sein Haupt zu erheben und sich im Saale umzusehen, und wen erblickt er? Vauquelin und Fourcroy, die in einem Winkel stehen und ihm lächelnd zuhören. Bei diesem Anblick erblaßt er und eilt vom Katheder herab. Beide treffliche Männer erwirken ihm nun gemeinschaftlich die Stelle eines Famulus in der polytechnischen Schule.

1799 übergab Thénard der Akademie seine erste Denkschrift, und seitdem verging bis zu seinem Tode kein Jahr, in welchem er dem Institut nicht die Früchte seiner Forschungen dargebracht hätte; und welche Fortschritte verdanken Wissenschaft, Kunst und Industrie diesen Forschungen!

Unerwartet kam eines Tages aus dem Kabinet des Ministers des Innern eine Vorladung an Thénard. Der junge Chemiker erscheint ziemlich befangen. „Es fehlt uns an Ultramarin," redet ihn Chaptal an. „Ueberdieß ist dieser Färbestoff sehr selten und sehr theuer, und Sèvres braucht ein Blau, das der Hochgluth widersteht. Hier sind 1500 Francs, gehe und entdecke mir ein Blau, das diesen Bedingungen genügt." — „Aber ich . . ." stotterte Thénard. — „Ich, ich . . . habe keine Zeit übrig," unterbricht ihn Chaptal mürrisch; „mach fort und bringe mir mein Blau auf's Schleunigste." — Einen Monat später bezeugten die reichen Zeichnungen auf den schönsten Vasen von Sèvres den glücklichen Erfolg.

1803 wies Thénard nach, daß die vermeintliche Thiersäure (eine Entdeckung Berthollet's, der damals auf dem Höhepunkt seines Rufes stand) blos unreine Essigsäure wäre. Berthollet war aber edel genug, sich den Beschützern seines jungen Gegners anzuschließen.

Mit der Oxydirung der Metalle beschäftigt, setzte er die Idee der Oxyde in ihren festen Verhältnissen klar auseinander und blieb unerschüttert in seinen Ueberzeugungen, obgleich er auch hier Berthollet entgegentrat.

In seinen zahlreichen Arbeiten über organische Chemie, obgleich von seinen Nachfolgern übertroffen, bleibt ihm das Verdienst, die Beziehungen der Chemie zu der Physiologie entdeckt zu haben.

1807 erschienen die Untersuchungen über die ätherischen Substanzen. Bis dahin wußte man blos, daß beim Abziehen der Säuren mit Alkohol sich Aether bildet. Thénard, außerdem daß er neue derartige Substanzen entdeckte, legte den Grund zu den Agentien, die uns bereits ihre staunenswerthen Wirkungen auf das Leben geoffenbart haben und noch wunderbarere verbergen . . .

Einst nach einer jener überanstrengenden Arbeiten durchwachter Nächte — er war kaum erschöpft auf's Lager gesunken — stürmt Vauquelin in sein Zimmer: „Heraus aus dem Bette!" drängte er, „machen Sie sich hübsch und kommen Sie!" — „Was gibt es denn?" fragt der Schlaftrunkene, sich die Augen reibend. — „Was es gibt? das Gesetz über die Aemterhäufung nöthigt mich, meinem Lehrstuhl am Collège de France zu entsagen, und Sie sollen mein Nachfolger werden." — „Das kann und darf ich nicht," ruft der nun völlig Erwachte. — „Aber so eilen Sie doch, Kind; ich habe das Kabriolet, das unten wartet, auf die Stunde gemiethet; Sie richten mich zu Grunde, wenn Sie zögern." — Da half nun kein weiteres Sträuben; er wird in's Schlepptau genommen, macht die nöthigen Visiten, Alles geht auf's Erwünschteste und bald besteigt er das Katheder, das so viel zu seiner Popularität beitragen sollte. Die Jugend begrüßte freudig und mit einer Art Protectionsgefühl den jugendlichen Meister der Wissenschaft, der eben aus ihren Reihen hervorgegangen, den kräftigen Sohn der Arbeit, die ihm die Armuth überwinden half. Thénard indeß, der den ganzen Werth seiner etwas unbeholfenen und doch so herrlichen Persönlichkeit nicht zu würdigen wußte, wurde von dem Verlangen beschlichen, sich einen weltmännischen Schliff zu geben; gewiß das einzige Experiment, das ihm versagte. Er sah sich in der Gesellschaft nach einem Vorbilde um, bat seine Freunde um Rath, die großen Mimen Molé und Talma um Belehrung — umsonst; der Landmann ließ sich zum Glück nicht verwischen; das originelle, obwohl etwas bäurische Gepräge blieb unserm Thénard aufgedrückt und machte ihn zu einem Typus, den die gesammte Nation kannte, liebte und auf den sie stolz war.

Mit Gay-Lussac, an den ihn geistige Verwandtschaft wie Aehnlichkeit der Schicksale eng verband, arbeitete er in dem Laboratorium, das Berthollet, der Schützling Napoleons, in Arcueil errichtet hatte. Zu den Inspirationen eines solchen Meisters gesellte sich der wohlwollende Einfluß eines Laplace, der seinen Genuß darin fand, jugendliche, strebsame Talente zu beschützen.

Um diese Zeit erklang durch die gelehrte Welt Berzelius' neue Entdeckung, durch die Einwirkung der Volta'schen Säule zusammengesetzte Körper in ihre Bestandtheile zu zersetzen. Davy zersetzte mit Hülfe stärkerer Apparate feste Alkalien, die man bis dahin für einfache Körper gehalten hatte. In der Pottasche und Soda fand er zwei oxygenirte Metalle, die er Pottassium und Sodium nannte. In einer an kühnen Blicken reichen Schrift bewies er die innigen Beziehungen zwischen den chemischen und elektrischen Kräften, zwischen Wahlverwandtschaft und Elektricität. Das Institut erkannte ihm den für die Fortschritte des Galvanismus ausgesetzten großen Preis zu, den der Verfasser in Empfang zu nehmen eingeladen wurde, obgleich beide Länder im offenen Kriege waren. Das war ein großherziger Akt der Gerechtigkeit.

„Und Sie können diesen Sieg der Engländer ertragen?" sagte Napoleon verdrießlich zu Berthollet. Auf seinen Befehl

wurde eine galvanische Riesensäule konstruirt und den Dioskuren Thénard und Gay-Lussac zu Operationen übergeben. Nicht lange, so meldeten sie der Akademie, daß sie mittels der Affinität mehr neue Substanzen, als durch die Volta'sche Säule gewönnen; ja mit Hülfe von Pottassium und Sodium brachten sie ein neues Element zum Vorschein, das sie Bor nannten.

Davy erkannte zwar das Uebergewicht der chemischen Methode bei der Extraction der Metalle an, nahm aber die Entdeckung des Grundstoffs Bor für sich in Anspruch. Das wollten nun, und mit Recht, Thénard und Gay-Lussac um keinen Preis zugeben, behaupteten aber zugleich, wiewohl ohne Grund, Pottassium und Sodium seien gar keine einfachen Körper, sondern Combinationen von Alkalien mit Wasserstoff oder Hydrure.

Somit war der Fehdehandschuh hingeworfen und fünf Jahre dauerte der Streit zum Frommen der Wissenschaft und zur Ehre der beiden Länder; er bezeichnet die Epoche, in welcher der Grund zu der Theorie der einfachen Körper gelegt wurde.

In einer Denkschrift, die Thénard und Gay-Lussac über den Stand des Kampfes mit ihrem überseeischen Gegner einreichten, äußerten sie als schüchterne Vermuthung: oxygenirte Salzsäure sey ein einfacher Körper. Bewährte sich diese Voraussetzung, so war ein neues Säurungsprincip gefunden und die Theorie Lavoisier's bekam einen weiten Riß. Von solcher Folge erschreckt und überdieß von der unerschütterlichen Ueberzeugung Berthollet's zurückgehalten, wagten sie es nicht, sich entschiedener auszusprechen, und so entging ihnen ein Siegespreis, den nun England gewann; Davy stellte die fragliche Substanz als einfachen Grundstoff auf, dem er den Namen Chlorin oder Chlor gab, bekannte jedoch, daß er die erste Andeutung seinen beiden Rivalen verdanke. So erhielt die großartige Theorie Lavoisier's einen Stoß, ohne deßhalb weniger eines der ehrenvollsten Denkmäler der Wissenschaft zu bleiben.

Bei diesem Kampf sowohl, wie bei all' den anstrengenden und unablässigen Arbeiten, die ihr Wissen wie ihren Ruf immer mehr ausbreiteten, gingen die beiden Freunde so völlig in einander auf, daß sie selbst kaum wußten, was jedem an den Forschungen und Erfolgen als individueller Antheil gehörte, und daß man sie im Auslande für eine und dieselbe Person hielt.

Als 1809 an der Sorbonne eine Schule eingerichtet wurde, lud man unsere beiden Kämpen der scientia militans zur Theilnahme ein. Thénard faßte den Gedanken, bei der Fakultät einen Elementarkursus zu eröffnen und am Collège de France die höhere Chemie zu lehren. Bei dem ungeheuren Zufluß von Schülern begriff er die Nothwendigkeit, ihnen ein Kompendium in die Hände zu geben. Sein Lehrbuch in vier Bänden erschien zuerst 1813, und zum sechsten Mal 1836. Diese wiederholten Auflagen waren aber stets erneute, sehr ernste Arbeiten, da sie mit dem Fortgang der Wissenschaft gleichen Schritt hielten. Fünfundzwanzig Jahre herrschte dieses Lehrbuch in den Schulen, und man darf sagen, daß fast ganz Europa bei Thénard Chemie lernte und daß die meisten großen Chemiker in Frankreich wie im Auslande es sich zur Ehre rechnen, ihm ihr Wissen zu danken.

Um den durch den Tod Fourcroy's erledigten Sitz im Institut waren die Bewerber Legion; die einstimmige Wahl fiel auf Thénard. Die Freude darüber stieg ihm nicht zu Kopf, sie drang ihm gerade in's Herz. „Sobald ich," erzählt er, „des Ausgangs gewiß war, schnürte ich mein Bündel und machte mich nach La Louptière auf. Welche Freudenbotschaft sollte ich meiner Mutter bringen! Um ihre Glückseligkeit zu krönen, brachte ich ihr ein Buch mit, das sie so sehnlich gewünscht hatte: l'Imitation de Jésus Christ in großem Druck, damit sie es ohne Brille lesen könnte. Lange hatte ich mich nach einem solchen Exemplar umgesehen, und als es mir endlich unter die Hände kam, hielt ich es für die kostbarsten meiner Entdeckungen."

Am mütterlichen Herde wieder Dorfkind geworden, empfing und bewirthete er Alle, die Zeugen seiner ersten Schritte in's Leben gewesen waren. Er lauschte den zärtlichen Rathschlägen der Mutter mit aller kindlichen Hingebung. Beim Abschiede wiederholte sie ihm: „Nun mußt Du heirathen."

Dieser mütterliche Wunsch sollte bald seiner Erfüllung entgegengehen. Eine frühere stille Neigung zu der Tochter eines wohlhabenden Chemikers, Herrn Humblot, in dessen Hause er freundliche Aufnahme und traulichen Umgang gefunden hatte, wagte sich jetzt, von der Mutter der Geliebten aufgemuntert und begünstigt, an's Tageslicht. Er warb um ihre Hand und erhielt sie. Mit seinem praktischen Verstande und seinem Ordnungssinne begann er nun den Grund zu seinem späteren bedeutenden Wohlstande, der Frucht seiner Arbeit, seiner Verbindung und seiner Wirthschaftlichkeit, zu legen.

Der stets zunehmende Erfolg seines Unterrichts wurde die empfindlichste Taste seiner Eigenliebe. In jeder Vorlesung entfaltete er das Feuer eines Generals, der auf dem Schlachtfelde kommandirt; da durfte nichts Unvorhergesehenes stattfinden. Nur wenige Experimente wurden, aber streng, schlagend, in pünktlichen Momenten dargestellt. Bei der leisesten Unachtsamkeit, dem geringsten Versehen brach ein heftiges Wetter über die armen Gehülfen los, und sie würden unter einem so lebhaften und leicht entzündbaren Temperament einen sehr harten Stand gehabt haben, wenn der biedere und gutmüthige Charakter die aufgeregten Stürme nicht schnell wieder beschworen hätte. „In einem Lehrkursus," pflegte er zu sagen, „zählen nur die Schüler; die Professoren, die Präparanten, das Laboratorium sind nur für sie da." — In Gegenwart eines Auditoriums, das Zeuge eines der Zornausbrüche war, tröstete er den empfindlichen Gehülfen, der ihn auszustehen hatte, mit den Worten: „Na, Fourcroy sprang noch ganz anders mit mir um; das macht den Geist flink!"

(Schluß folgt.)

Stiefkinder.

Eine Familiengeschichte von Otfried Mylius.

(Fortsetzung.)

13. Um ein Grab herum.

Es war eine Art instinktmäßiger Impuls, welcher Wetz veranlaßte, die theure Leiche nach der Wohnung bringen zu lassen, welche Richard und er jüngst auf der Fabrik inne gehabt hatten. Es widerstrebte Wetz, daß Ein Dach die Leiche

und den Mörder beherbergen sollte. Außerdem konnte er den Gedanken nicht ertragen, sich von dieser Leiche eher zu trennen, als bis der kühle Schoos der Erde sie aufnahm. Da saß er denn vor dieser entseelten Hülle seines Bruders, den er nur wenige kurze Wochen sein genannt hatte, und überschaute mit zuckendem Herzen diese blutigen Trümmer eines so reichen jungen Lebens voll Hoffnungen, und eine unnennbare Trauer erfüllte seine Seele zum Ueberquellen beim Anblick dieser stolzen, so jäh gebrochenen Kraft. Er sah nicht die Leute vom Comptoir und der Fabrik scheu und bewegt kommen und gehen, die Leiche zu betrachten, die so friedlich und in ehrfurchtheischender Schöne auf dem Bette lag; er hörte nicht das leise Schluchzen, zu welchem die meisten sich unwillkürlich bewogen fühlten; er erwachte erst aus seinem tiefen Gedankenzuge, als lautes Weinen und Wehklagen von der Treppe her erschollen und die stolze Frau v. Moritz, auf die lautschluchzende Ida und die tiefbetrübte Lucie gestützt, hereinwankte und die Blinde und Ida sich mit einem lauten Schrei der Verzweiflung über die Leiche stürzten, während die Gouvernante stille weinend neben dem Todbette niederkniete und brünstig betete.

In dieser Stunde verzieh Wetz der Blinden alles Leid und alle Seelenqual, die sie ihm je bereitet hatte, denn die Verzweiflung und der Schmerz des Mutterherzens äußerten sich bei Henrietten erschütternd heftig und mit einer furchtbaren Aufrichtigkeit. Angesichts dieser Leiche ihres einzigen Sohnes brach der ganze künstliche Bau ihres Stolzes und ihrer Habsucht, ihrer Ränke und Berechnung jach zusammen, wie von einem Orkan niedergeschmettert, und in das Fegefeuer der krampfhaften Zuckungen des Muttergefühls mochten die inneren stillen Vorwürfe des schuldbelasteten Gewissens noch nährendes bitteres Oel gießen. Thörichtes, verblendetes Weib! dachte er; wo sind nun deine stolzen Hoffnungen, deine kühnen Pläne, deine üppigen Träume? Kann all dein erschlichener Glanz und Prunk dir diesen Sohn wiedergeben? Kann auch nur ein einziger tröstlicher Funke des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung die Nacht deines Grams und Elends erhellen, und die Erinnerung an eine einzige gute That deine Verzweiflung mildern und die niederschmetternde Wucht dieser Heimsuchung erträglicher machen? — Die Rache ist des Herrn! sagte er sich und seine Seele erbebte im tiefsten Innern bei dem Nachdenken über diese Offenbarung einer sühnenden, ahndenden Strafgerechtigkeit des allmächtigen Weltenlenkers. Leise ging er aus dem Zimmer, um mit seinen Gedanken allein zu seyn. Dieses Ereigniß hatte ihn erschütternd gemahnt an die Vergänglichkeit alles Irdischen und die Flüchtigkeit des Menschenlebens. Er dachte an die nächste Zukunft; er fragte sich, wie diese sich wohl für ihn gestalten werde? er erwog im Stillen, ob er hier bleiben, oder ob er wieder das Weltmeer zwischen sich und das verwaiste, ihm entfremdete Vaterhaus legen sollte?

Mitten in diesem Grübeln und Sinnen ward er zu Frau v. Moritz entboten, welche im großen Zimmer saß, niedergebeugt und hingeschmettert wie eine Niobe. Als sie den Schritt des Eintretenden erkannte, wandte sie den Kopf zu ihm, und winkte ihm heran. Sie hatte keine Thränen mehr — ihr Weh war allzu groß, um noch die Wohlthat der Erleichterung durch Weinen zu haben.

„Herr Wetz," flüsterte sie und winkte ihn zu sich, „können Sie vergessen, unter welchen Umständen wir jüngst schieden? Wollen Sie mir vergeben, wann ich Ihnen Unrecht gethan habe?"

— „Lassen wir dieß, Madame!" erwiderte er mit einem bedeutsamen Blicke auf Lucie, die sich entfernen wollte, und der er damit seinen Wunsch zu erkennen gab, daß sie bleiben möge. „Ich bin ein Mensch und ein Christ, und ein solch furchtbares Ereigniß vermag noch mehr zu sühnen, als was vor einigen Tagen zwischen uns vorgefallen ist. Glauben Sie mir, Madame, ich habe Ihren Sohn geliebt und geachtet, und es ist eine der bittersten Enttäuschungen meines Lebens, daß es mir nicht vergönnt seyn sollte, einige Jahre mit ihm zusammen zu verleben und ihn für seine dereinstige Stellung im Leben vorzubereiten und tüchtig zu machen. Mein Herz blutet nicht minder, als das Ihrige, daß ein beklagenswerthes Verhängniß diesen vollkräftigen Jüngling so rasch und elendiglich aus seiner hoffnungsvollen Bahn herausriß, daß ein so reiches Leben auf solch klägliche Weise zerschellt wurde! Erlassen Sie mir die Qual, dieses Gefühl in alltägliche Beileidsbezeugungen zu verwandeln, wo das Ereigniß selbst einen ganzen Sturm von Reflexionen und Ideen in mir wach ruft!"

Frau v. Moritz drückte krampfhaft die Hand des Hofmeisters und sagte: „Ich weiß, daß Sie ihn liebten, denn er liebte Sie ja ebenfalls! Sie waren der Einzige, der ihm imponirte, und an dessen Achtung ihm gelegen war. Eben deßhalb fühle ich um so schmerzlicher, daß ich Sie neulich nutzlos und ohne Grund gekränkt habe, und bereue es. Ich bin Ihre Schuldnerin, Herr Wetz — ich will sie aber nicht ewig bleiben. Sie waren bei seinem Tode zugegen?"

„Er starb in meinen Armen, Madame! sein brechendes Auge schien noch das meinige in Liebe zu suchen."

— „Edler, wackerer Mann!" stammelte sie; „bitte, erzählen Sie mir den Hergang! Geben Sie mir Klarheit, denn ich kann es noch nicht fassen, daß ich ihn solle verloren haben — und so — auf diese Weise! daß er von dieser Hand gefallen seyn soll!"

Wetz erzählte umständlich, was er wußte; was er von Sepp und von Förster Henne gehört und was er selber gesehen hatte. Er ließ auch nicht den mindesten Zweifel übrig, daß Albert Moritz die verhängnißvolle Kugel auf Richard abgeschossen hatte. — Das ungewöhnlich große Kaliber seiner englischen Jagdflinte — jener selben, welche Albert zum Geschenk für Richard mitgebracht und deren Ablehnung durch letzteren das Signal zum Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen den beiden Stiefbrüdern gegeben hatte — sowie die eigenen Aussagen Albert's und des Verstorbenen stellten dieß außer Zweifel.

Die Blinde schluchzte laut und rang sichtlich nach Worten. „Und Sie glauben, Herr Wetz," fragte sie endlich voll Seelenangst zögernd, und wie von einem Grauen vor der Antwort ergriffen, — „Sie glauben oder glauben nicht, daß bei diesem Schusse .... ein bloser Zufall .... keine Absicht und Berechnung .... im Spiele war?"

„Madame," erwiderte er und ein Schauer durchrieselte ihn bei der Wahrnehmung, daß bei der Mutter des Getödteten ein solcher Gedanke nur überhaupt Platz zu greifen vermocht

hatte, „ich fühle mich außer Standes, hierüber eine Ansicht abzugeben. Die nähere Untersuchung durch die Gerichte muß erst herausstellen, ob ein Argwohn gegen den jungen Herrn Moritz zuläßig ist. Hoffen wir, daß der Schein nicht trüge und der mörderische Schuß nur ein Irrthum, ein Verhängniß war. Es ist ein furchtbarer Gedanke, gegen den sich das sittliche Gefühl empört, daß endlich auch noch ein Mord die tragischen Schicksale besiegle, welche die Familie Wegener heimsuchen. Ich weise mit Entsetzen diesen Gedanken von mir."

— „Hören Sie auf, Herr Wetz, ich beschwöre Sie!" stammelte die Blinde. „Es wäre grausenhaft — und doch! wer den Charakter dieser Menschen kennt .... wer ihre Pläne durchschaut .... Dieser Mensch ist zu Allem fähig ...."

„Um's Himmels willen, Madame, halten Sie ein!" fiel ihr Wetz in's Wort. „Es ist Ihr Gatte, von dem Sie so denken und reden! Erwägen Sie, daß man Sie seine Mitschuldige nennen wird, wenn solcher Argwohn Platz greift! Ist es nicht genug, daß der Neid und Haß sich dieses Anscheins bemächtigen und die Herren v. Moritz verdächtigen werden, da ihre Pläne und Anschläge auf den alleinigen Besitz der Schrotheimer Fabriken längst kein Geheimniß mehr sind? Wollen Sie an eine That glauben, gegen deren Annahme das niedrigst stehende, das unentwickeltste, roheste Menschengefühl sich sträuben muß?"

— „O Herr!" rief Frau v. Moritz, und es klang wie ein Schrei aus tiefster gequältester Brust, wie ein Nothschrei, der von ohnmächtigem Grimm, Haß und Schmerz gepeinigten Seele abgerungen, — „es gibt Dinge, die mehr als wahrscheinlich sind! Sie ahnen nicht, welch eine Summe von Lastern und Leidenschaften in einer solchen Krämerseele Platz findet, wie diejenige dieses Moritz ist! Sie würden es nicht fassen, welch ein Pfuhl von Lastern und Bosheit es ist, in den ich schon seit meiner Ehe mit ihm hineinblicke! Sie ahnen es nicht entfernt, was er mich schon hat erdulden lassen, und an welchen Greueln ich mich betheiligen mußte aus Angst und Furcht vor ihm! ...."

Wetz prallte mit einer Geberde kalten Abscheu's von dieser Frau zurück, welche dieß nicht ahnte; wohl aber sah Lucie es und bemerkte mit haarsträubendem Interesse, daß die vertrauliche Mittheilung der tief erschütterten Frau gerade das Gegentheil von dem bewirkte, was sie vielleicht beabsichtigt hatte.

„Wenn Sie wüßten, mein lieber Herr Wetz," fuhr sie leidenschaftlich fort, „welch ein vollendeter Heuchler und Ränkeschmied dieser Mann ist, den ich leider meinen Gatten und den Vater meiner Töchter nenne, — welche Konsequenz in der Bosheit, welche schleichende Arglist und Tücke dieser Mensch besitzt, so würden Sie erklärlich finden, daß ein solcher Verdacht gegen ihn aufkommen kann!"

— „Madame!" versetzte Wetz kalt, „erlauben Sie mir, diese vertraulichen Mittheilungen zu ignoriren. So lange ich noch unter diesem Dache weile, geziemt es sich für mich nicht, Aehnliches anzuhören; und wann erst meine Beziehungen zu der Familie Moritz aufgehört haben werden, gedenke ich mich noch weniger zum Richter von Verhältnissen aufzuwerfen, an welchen die äußere Ehre dieses Hauses hängt."

„O Gott! o Gott! Sie mißverstehen mich, Herr Wetz!" rief die Blinde erregt. „Hören Sie mich doch an! Um Richard's willen bitte ich Sie flehentlich, beurtheilen Sie mich nicht falsch! Herr Wetz, soll ich es Ihnen denn noch einmal gestehen, daß ich auf Sie gerechnet habe schon seit dem ersten Augenblick, wo Moritz Sie mir entgegenführte, wo ich Ihre Stimme hörte, die mir so bekannt, so vertraut klang? Sie sind der einzige Mann, den ich seit Jahren kennen gelernt, der mir Achtung und Vertrauen zu seinem Charakter abgenöthigt hat! Sie sind ja der einzige Charakter, den ich je kennen lernte! Ach daß mein armer Richard noch reden könnte! Er müßte Ihnen sagen, welche Hoffnungen ich auf Sie setzte! Sie sind der Einzige, welcher diesen beiden Moritz gewachsen ist, um ihren Prätentionen entgegenzutreten und ein Gewebe von Intriguen zu zerhauen, womit wir Alle umgarnt sind — und ich am allermeisten .... O mein Herr, können Sie grausam genug seyn, hier an der Leiche meines Sohnes, meiner einzigen männlichen Stütze, mir den Trost zu versagen, daß ich in Ihnen einen Freund habe?"

— „Ja, Madame, ich muß Ihnen diesen Trost versagen, selbst auf die Gefahr hin, grausam zu erscheinen," erwiderte Wetz ruhig und gelassen. „Lassen Sie mich Ihnen schonungslos und offen meine Gründe dafür sagen, und Sie werden mir nicht mehr Grausamkeit vorwerfen können. In den wenigen Wochen, die ich im Schooße Ihrer Familie erlebt habe, sind mir Dinge zu Ohren und vor Augen gekommen, welche mich in manche zweideutige, das Tageslicht scheuende Beziehungen einweihten. Ich weiß vielleicht mehr, als Sie ahnen, Madame; darum spreche ich meine Ueberzeugung aus, wie ich es schon bei jedem Anlasse warnend gethan habe, daß nicht alle Schuld Herrn Moritz zufällt, sondern daß auch Sie nicht ohne Vorwurf sind. Sie haben mir es verdacht und sich dadurch gekränkt gefühlt; allein die Kugel rollt gleichwohl dem Abhange unaufhaltsam zu, und ich bin nicht Manns genug sie aufzuhalten. Es geht eine Saat auf, die vielleicht vor langen Jahren insgeheim ausgestreut worden, und der Gifthauch dieser Saat sucht schon den Säemann heim. Es ist vielleicht ein Eingreifen der Vorsehung, welches Herrn Richard den Tag ersparen wollte, wo er über viele Dinge klar sehen mußte. Was würden Sie mir etwa antworten können, wenn ich Sie, Madame, an der Leiche Ihres armen Sohnes fragte: 'Wo sind diejenigen, welche durch Bande des Blutes mit ihm verbunden sind? Warum sehe ich die Kinder des Herrn Wegener nicht an seiner Leiche?' Ich denke, Madame, wir verstehen uns nun, und Sie erwarten von mir nicht, daß ich von der bündigen Antwort auf diese Frage auch noch in Ihre ehelichen Verhältnisse mich menge!"

Die Blinde vergrub mit einem Schrei ihr Gesicht in die Kissen des Sopha's und schluchzte laut. Lucie Helmold stand zitternd und tiefbewegt dabei und blickte Wetz in das Gesicht, dessen Züge eine ungewöhnliche Erregung zeigten, obschon seine Stimme ruhig klang. Voll Mitleid mit ihrer Herrin erhob sie mit stummer Fürbitte die gefalteten Hände zu ihm. Er reichte ihr die Hand mit einer Miene, die sie beruhigen sollte, und über sein Gesicht zuckte ein Schmerz, der ihr bedeutete, daß er nur einer innern Nothwendigkeit und Pflicht genüge. Dann ging er hinaus und zog sie mit sanfter Gewalt nach.

„Halten Sie mich nicht für grausam und rachgierig, weil Sie mich so reden hörten, mein Fräulein!" flüsterte er ihr zu. „Ich habe diese Frau nicht aus schnöder Schadenfreude demüthigen, sondern in dieser ernsten Stunde nur eine heilsame Mah-

nung in ihr erwachtes Gewissen werfen wollen. Sie haßt mich vielleicht von diesem Augenblicke an, aber ihr Haß kann nie so groß seyn, wie mein Mitleid mit ihr, die nach einem langen Leben voll Selbstsucht und Berechnung und habsüchtiger Intriguen nun alle ihre Plane und Hoffnungen in ein blutiges Grab gestürzt sieht. Allein das Grauen vor dieser Nemesis macht mich nicht blind gegen die Gerechtigkeit derselben, und mir schwant, daß der Glanz und Triumph dieser Emporkömmlinge sich zum Ende neigt!"

— „Ich wage nicht Sie zu tadeln, Herr Wetz," erwiderte Lucie; „aber Sie erschienen mir soeben kaum minder furchtbar, als Sie der gnädigen Frau erscheinen mochten. Sie erschienen mir — vergeben Sie dieses Gleichniß — wie ein Löwe, der seine sichere Beute ängstigt! Und dieß war mindestens überflüssig!"

„Sie haben vielleicht nicht Unrecht und ich danke Ihnen für diese Offenheit, mein Fräulein!" sagte Wetz. „Ich fühle selbst am besten, wie zweideutig und verfänglich meine Stellung gegenüber von diesen Leuten ist, weil ich anfangs geschwankt, gestrauchelt habe. Allein ich bitte Sie, lassen Sie kein Mißtrauen gegen mich aufkommen. Sind erst die persönlichen Beziehungen zu diesen Menschen zu Ende, so hoffe ich mich selber wiederzufinden und den Weg, den mir Ehre und Gewissen vorzeichnen."

— „Sie sind ein Christ — ich zweifle nicht an Ihnen, Herr Wetz!" sagte Lucie sanft. „Wer steht fest genug, daß ihn die Leidenschaften nicht straucheln machten? Aber wie groß auch das Unrecht seye, welches Ihnen die Menschen gethan haben mögen, so vergessen Sie ja nicht, Herr Wetz, daß die Rache dem Herrn gebührt, der seine Hand bereits fühlbar genug auf dieses Haus gelegt hat. — Und nun kommen Sie," setzte sie sanft hinzu und zog ihn zu der Thüre, welche vom Flur in Richard's Schlafzimmer führte; „Sie wissen auch zu trösten, nicht blos zu schrecken, und hier ist ein junges Herz wohl eben so schmerzlich zerrissen, wie das der Mutter!"

Sie öffnete leise die Thüre und deutete auf Ida, die mit verzweiflungsvollem Schluchzen noch über die Leiche hingebeugt dalag und die kalten Hände des Ermordeten mit Küssen bedeckte. „Arme Ida!" flüsterte Lucie; „wie seltsam, daß oft gerade dasjenige Gefühl der Liebe, das sich verirrte in der Wahl seines Gegenstandes, eine verhängnißvolle Innigkeit annimmt! Wer hätte von diesem kalten Mädchen geglaubt, daß es einer solchen Leidenschaft fähig wäre?"

„Und warum nicht?" fragte Wetz. „Lag nicht für dieses herumgestoßene und vielfach verwundete Wesen ein unendlicher Trost in dem Gedanken, die erste Liebe eines solchen feurigen Jünglings zu seyn? — Das arme unglückliche Mädchen! es wird sich nie mehr von diesem Schlage erholen!"

— „Ida, liebe Freundin!" flüsterte Lucie ihr zu und suchte sie sanft von der Leiche loszumachen, „kommen Sie! stehen Sie auf! Geben Sie nicht Ihren Ruf und das Andenken dieses Todten der Verunglimpfung preis! Es könnten Leute kommen und Sie hier sehen!"

„Lassen Sie mich, Lucie! lassen Sie mich hier sterben!" schluchzte Ida. „Ist es denn möglich, ist es wahr? Er todt und ich soll ihn überleben?"

— „Ja, mein Kind, Sie müssen ihn überleben!" sagte Wetz sanft. „Sie müssen die Mutter trösten, indem ihr Beide euren Schmerz um diesen Verlust austauschet und vereiniget!"

„Oh, seine Mutter hat nicht so viel an ihm verloren, als ich!" rief Ida jammernd. „Sie hat ihn nie so sehr geliebt als ich! O Richard, mein Geliebter! mein einziges Glück, warum durft' ich nicht statt Deiner sterben?" und von Neuem stürzte sie sich wieder mit herzdurchschneidender Wehklage über die kalte Leiche.

— „Arme, arme Ida!" flüsterte Lucie, zu Wetz gewandt und wagte diesen wilden Schmerz nicht zu stören; „der Verlassenen, Verwaisten ist ja mit Richard die letzte Stütze der Liebe und Anhänglichkeit in das Grab gesunken! Wie soll sie da nicht jammern und fast verzweifeln! Sie ist buchstäblich ein Stiefkind des Schicksals."

„Wie Sie und ich und wir Alle, die um diese Leiche mit wahrer Theilnahme trauern," sagte Wetz lebhaft. „Sagen Sie selbst, Fräulein, ist oder war es nicht dieses Schiboleth des Unglücks oder geheimen Kummers, das uns Alle unbewußt verschwisterte, selbst diesen theuren Todten hier, welcher doch anscheinend um so unendlich viel glücklicher gestellt war als wir?"

— „Sie mögen Recht haben, Herr Wetz," entgegnete Lucie mit einem leichten Erröthen und sinnigen Blick in Robert's fragendes Auge, vor welchem sie dann das ihrige schüchtern und züchtig senkte. „Aber was ist alles Erdenglück? Sind wir ja doch nur Gäste und Pilgrime hienieden, und unser höchstes Gut ist der innere Frieden," setzte sie mit rührender Ergebung hinzu.

Wetz betrachtete sie bewundernd und mit einer aufrichtigen Hochachtung, aber das Gespräch ward jetzt gestört durch die Ankunft der Frau v. Bernstett und Juliens, welche in Begleitung von Herrn Augusti kamen. Da keine Kunde so rasch reist, wie die Unglücksbotschaft, so hatte die Nachricht von Richard's grausigem Ende auch bereits den Oberhof erreicht, und die Damen namenlos erschüttert. Doch äußerte sich der Schmerz bei den beiden Schwestern auf eine ganz verschiedene Weise. Julie war mit lautem Weinen eingetreten, aber der Anblick des theuren Todten steigerte ihre Wehmuth zu jenem stummen Schmerz, dem selbst die Thräne versagt ist, und nachdem sie lange stumm in das starre Antlitz geschaut, auf dem ein heiterer Friede lag, warf sie sich stumm aber unter convulsivischem Zittern an Luciens Hals und mußte von dieser gehalten werden, um nicht zusammenzusinken. Es währte lange, bevor die hochwogende, von krampfhaften Herzstößen gehobene Brust durch den mildernden Strom der Thränen Erleichterung fand, und der Mund von einzelnen Schmerzenslauten überging.

Ganz anders aber Mathilde. In den aufrichtigen Schmerz um den Tod ihres Bruders, in die natürliche Trauer schien sich bei ihr eine Regung von Schadenfreude und Haß, von Triumph zu mischen. Des eigenen Verlustes Wucht schwand anscheinend bei ihr ob dem Gedanken, daß der verhaßten Stiefmutter hiedurch die kühnsten Hoffnungen und umfassendsten Pläne vereitelt seyen. Ihre Thränen flossen, aber zwischen hinein sprudelten wieder leidenschaftliche Worte aus ihrem wildbewegten Gemüthe hervor. Das war nicht mehr das trübsinnige geknickte Weib, das in stumpfer Schwäche über seinem Unglück brütete — das war eine zürnende aufwallende Frau, in welcher aller Groll und

alle Unbill vieler Jahre plötzlich den einigenden Damm der Schüchternheit und Zurückhaltung gesprengt hatten.

„Unglücklicher Bruder!" sagte sie unter Anderm, „armer verzogener mißgeleiteter Knabe! wehe denen, die dieses schreckliche Ende verschulden! Armes Kind! einst der Liebling des sterbenden Vaters und die Hoffnung und der Stolz des Mannes, der all' seine Schöpfungen gleichsam nur Dir vererben wollte und sich so schmerzvoll davon trennte! Da liegst Du nun, — schöner und friedlicher und lieblicher als Du jemals im Leben gewesen bist, in der ganzen Freundlichkeit und Güte Deiner Seele, jetzt nachdem die äußeren Einflüsse aufgehört haben, die Dich eigenwillig und stolz und selbstsüchtig machten! — Da liegst Du nun, der Träger so stolzer Erwartungen, um dessen willen Deine verblendete Mutter die anderen Kinder Deines Vaters um dessen Liebe und Erbe betrogen, und mußtest enden von der meuchlerischen Hand eines Menschen, dessen Vater der Nachfolger des Deinigen und der Fluch des Hauses, der böse Genius Deiner Mutter und der Berauber und Plünderer, der Verderber Deiner Geschwister war!.... Und wo ist denn Deine Mutter, Deine zärtliche Mutter? Will sie endlich hier eingestehen, daß die Strafgerechtigkeit Gottes nicht mit sich spaßen läßt und daß sie an demjenigen heimgesucht worden, was ihr das Liebste war .... Sieh' her, Henriette! Da liegt er, zu dessen Gunsten Du die Kinder Deines Gatten bestahlst und sie um ihr rechtmäßiges Erbe betrogst! Was hilft Dir nun Dein Schleichen und Intriguiren? Wir sind gerächt, aber freilich was nützt das uns? Wir sind und bleiben bestohlen, bestohlen um unser rechtliches Erbe, bestohlen um ein Lebensglück, wir bleiben die Opfer Deiner gewissenlosen Selbstsucht und Heuchelei!.... Wirst Du nun noch Juliens Hand an den Menschen verkuppeln, durch den Dein Sohn fiel? Willst Du auch sie einem Loose weihen, wie das meinige war?.... O mein lieber armer Bruder, mein theurer Richard! wenn Du jetzt mit Deinem Vater vereint bist, so klage sie an, die Mutter und den Rabenvater und zeige unserem seligen Vater, wohin ihn seine Schwäche und Bethörung dieses intriguanten Weibes geführt hatte! O Richard, Richard! beklagenswerthes Opfer solcher Verhältnisse! Sühnopfer für uns Alle!" Und sie sank an dem Lager des Todten in die Kniee nieder, senkte ihr Haupt auf das Gesicht des Erschlagenen und brach in ein konvulsivisches Schluchzen aus.

In diesem Augenblicke trat Frau v. Moritz wankend, gebeugten Hauptes und mit gerungenen Händen in das Zimmer. Es war als ob ein innerliches Licht ihre Schritte lenkte, denn ohne Führung und doch sicher fand sie den Weg zu dem Bette, worauf ihr Sohn lag. Ihr Knie stieß an Frau von Bernstett, die mit einem Schrei auffuhr und zurückprallte, als sie die Blinde so dicht neben sich sah.

„Mathilde," begann die Blinde, „ich habe Deine Verwünschungen gehört. Du bist schrecklich in Deinem Haß, und Deine Anfeindungen gehen zu weit. Aber ich gestehe, daß ich nicht ohne Schuld bin; ich habe theilweise Dein Unglück mit herbeigeführt — ich will mich sogar so weit demüthigen, zu gestehen, daß ich Dich haßte. Aber vergiß und vergib — verzeihe um dieses Todten willen, der hier liegt! Laß uns an Deines Bruders Grabe verzeihen und uns versöhnen!"

— „Nimmermehr!" rief Frau v. Bernstett mit einer stolzen Härte, die ihrem sonstigen gedrückten hypochondrischen Wesen fremd war. „Sie und ich haben nichts mehr gemein mit einander, seit wir Beide aufgehört haben, meines Vaters Namen zu führen. Ich beklage tief den theuren Todten dort, aber mahnen Sie mich erst daran, daß er mein Bruder ist und daß mit ihm unsere letzte natürliche Stütze verloren ging? Schaffen Sie mir erst den anderen Bruder her, den Sie uns geraubt haben, bevor von Versöhnung zwischen uns die Rede seyn kann! Beantworten Sie mir die Frage, Verleumderin: was haben Sie aus dem unglücklichen Reinhold gemacht, der sein argloses Herz an Sie hing und dem Sie Ihre Schwüre brachen?...."

„Mathilde, Schwester!" rief Julie zwischen Beide tretend und umschlang Frau v. Bernstett mit beiden Armen. „Nicht also, meine theure Mathilde, wenn Du mich liebst! Ziemt sich dieser Auftritt an der Leiche unsers Bruders? Verzeihe ihr, um ihres Mutterschmerzes willen! Verzeihen Sie ihr, Mama, denn sie weiß im Grolle nicht, was sie redet!"

— „Und Du vergibst mir also, Julie?" fragte die Blinde und griff tastend nach dieser. „Du willst Alles vergessen?"

„Ich habe Ihnen verziehen, Mama, und will zu vergessen suchen, wenn Sie mir versprechen wollen, das Unrecht wieder gut zu machen, welches noch zu verbessern ist," erwiderte Julie unter Thränen. „Der Tod meines armen Bruders soll eine versöhnende Wirkung haben, und uns nicht noch weiter trennen. Ist es ja nun doch ein doppeltes Glück, daß ich nicht Albert's Verlobte bin, sondern in Gustav Augusti diejenige Stütze gefunden habe, die mir der Wunsch meines theuren seligen Vaters bestimmt hatte. Gustav ist hier, Mama, und betrauert in Richard einen Freund!"

— „Herr Augusti hier? Und Dein Verlobter?.... Ihre Hand, mein Herr! und zürnen Sie mir nicht, wenn der Schein gegen mich zeugt...."

„Lassen wir dieß, Madame!" erwiderte Augusti. „Angesichts dieser Leiche soll von keinem Groll und keiner unangenehmen Erinnerung die Rede seyn. Möge Gott der Allbarmherzige Sie trösten und Ihre Herzenswunden heilen."

— „Dank, tausend Dank! Sie beschämen mich!" flüsterte die Blinde. „O, mein Sohn muß ein edler Mensch gewesen seyn bei all' seinen Fehlern, daß ihn Alle so sehr lieben. Und nun, Frau v. Bernstett! wollen Sie allein mich noch hassen?" fuhr sie fort und wandte sich nach der Richtung um, wo sie diese vermuthete.

„Lassen Sie mich, Frau v. Moritz! schon der Name, den Sie mir geben, zerstört jede Regung von Milde meiner Seele im Keime! Wenn ich unweiblich bin, so haben Sie mich dazu gemacht. Wenn mir vor Ihnen graut, so tragen Sie die Schuld, denn wie ein racheheischender Geist steht das Andenken an meinen Bruder immer so lebendig zwischen Ihnen und mir, wie jetzt Herr Wetz zwischen uns Beiden steht! Schaffen Sie mir Reinhold wieder und geben Sie ihm sein Lebensglück und sein Erbe zurück — eher kann von aufrichtiger Vergebung zwischen uns keine Rede seyn!"

Die Blinde brach wie geknickt zusammen und wäre zu Boden gesunken, wenn nicht Lucie und Augusti sie in den Armen aufgefangen und in einen Lehnstuhl gelegt hätten, wo Ida und Lucie sich der halb Ohnmächtigen annahmen.

Frau v. Bernstett war noch zu der Leiche getreten, hatte sich mit einem Kuß von ihr verabschiedet und dann das Zimmer verlassen; die Uebrigen folgten ihr instinktmäßig, wie von einem Mißton durchbebt, mit welchem der soeben erwähnte Auftritt in ihnen nachwirkte. Auf dem Flur begegneten sie dem Gerichtsarzt und einer gerichtlichen Kommission, welche gekommen war, die Obduction vorzunehmen. Frau v. Bernstett wankte sichtlich und war ebenfalls einer Ohnmacht nahe, so daß Wetz hinzueilte und ihr den Arm reichen mußte, um sie die Treppe hinunter zu führen. Drunten im Freien blieb sie stehen, lehnte sich an die Hauswand, und blickte sich tiefaufathmend im Kreise um. Julie und Augusti standen harrend am Schlage des Wagens, der sie hiehergebracht hatte. Wetz unterstützte Mathilden mit seinem Arme und stand mit tiefbewegtem Gesichte neben ihr.

„Mißkennen Sie mich nicht, Herr Wetz, wegen dieses Vorgangs, von dem Sie soeben Zeuge waren!" sagte sie jetzt zu ihm. „Ich mag Unrecht gethan haben; aber ich konnte nicht anders. Ich bin nicht fühllos; mein Herz ist voll Trauer über Richard's Tod, denn ich habe ihn wirklich geliebt und geachtet. Aber die Erinnerung an all die Fußtritte, die ich und wir Alle von dieser Frau empfangen, und die unsäglichen geistigen und physischen Leiden, die sie über uns gebracht — o seyen Sie billig, Herr Wetz, und versetzen Sie sich in meine Lage — kann ich dieß Alles vergessen?"

— „Vielleicht später, aber allerdings nicht leicht," erwiderte er. „Sie sind in meinen Augen entschuldigt."

„Ich danke Ihnen, lieber Freund," sagte sie freudig. „Ich könnt' es nicht ertragen, Ihre Achtung verscherzt zu haben. Besuchen Sie mich auf dem Oberhofe, um der schaurigen Eindrücke des heutigen Tages loszuwerden," setzte sie einsteigend hinzu; „wir rechnen fest auf Ihren Besuch."

— „Ja, kommen Sie, lieber Wetz!" sagte Augusti. „Vergessen Sie Ihrer dankbaren Freunde nicht, die mit Freuden Ihnen dienen werden. Ohnedem sind Sie ja jetzt in der Lage, über Ihre Zukunft entscheiden zu müssen; lassen Sie uns dazu behülflich seyn, Sie hier zu fesseln!"

„Ich danke Ihrer Güte und werde Sie nicht umgehen," versetzte Wetz. „Allein vorerst fesselt mich meine Pflicht noch hier: ich muß die Todtenwache halten."

* * *

Zwei Tage später ward die Leiche des unglücklichen Richard Wegener in der kleinen Gruft auf dem Friedhofe in Hagenreut beigesetzt, worin seines Vaters Sarg stand. Das Begräbniß war pomphaft angeordnet; das zahlreiche Personal der Fabrik und der übrigen Bediensteten der Familie hätte schon ein stattliches Geleite gebildet, wenn auch die erschütternde Todesart und die übrigen Umstände von nah und fern eine Menge Neugieriger aus allen Ständen herbeigezogen und die gesammte gebildete Bevölkerung der Nachbarschaft sich nicht beeilt hätte, ihre Theilnahme an diesem tragischen Ereigniß durch persönliche Theilnahme am Leichenconducte zu bethätigen.

Wetz hatte sich erbeten, mit Augusti und zwei Ingenieuren der Fabrik die Zipfel des Bahrtuches an dem Leichenwagen tragen zu dürfen. Er wollte damit die Nothwendigkeit vermeiden, in Herrn v. Moritz' Nähe zu gehen und diesem in's Gesicht zu sehen, denn eine unbeschreibliche Bitterkeit gegen denselben erfüllte seine Seele. Ueberhaupt konnte es selbst dem gleichgültigsten Beobachter nicht entgehen, welch einen tiefgehenden Eindruck dieser Todesfall auf Wetz machte. Sein ausdrucksvolles Gesicht war blaß und voll Wehmuth, die trüben Augen und die zusammengekniffenen Lippen zeigten deutlich, wie herb und innig seine Trauer war, und er vermied jedes entbehrliche Wort. Heiße Thränen rannen über seine gebräunte Wange und schweres unterdrücktes Schluchzen hob seine Brust, als an der Kirchhofthüre der Sarg seines Zöglings mit Musik empfangen und auf den Schultern von acht Altersgenossen zu der Gruft getragen wurde, wo seine Eltern und Geschwister ruhten. Wetz stand mit den übrigen Trägern von Sarg und Bahrtuch oben an der Oeffnung im Grabgewölbe, als der Sarg hinabgesenkt wurde, und blickte hinunter in die matte Dämmerung der Gruft; er unterschied die beiden Särge seiner Eltern, er las die Aufschrift auf den Messingplatten der eichenen Särge, und er hörte nun nichts mehr von der Musik, der Leichenrede, den Gedichten, die an dieser Gruft gesprochen wurden — er war ganz mit seinen Gedanken in das Andenken Derer versenkt, deren theure Reliquien hier unter seinen Füßen in der dämmrigen Tiefe ruhten....

Welche Gefühle und Empfindungen mochten seine Brust durchwogen, in seinem Gehirn sich drängen, während er hier stund, ein Fremdling mit angenommenem Namen, enterbt und verstoßen an den Särgen seiner Eltern! Er empfand jedoch keinen Groll, sondern nur Reue. Er maß sich selber alle Schuld davon bei, daß er zweiundzwanzig Jahre von der heimathlichen Scholle verbannt, ein Spielball des Zufalls und des Schicksals, heimath- und freundlos zu einem täglichen Ringen und Kampf mit widrigem Geschick verdammt gewesen und den Seinigen entfremdet worden seye. Er verdammte sein eigenes wildes, unbändiges Wesen, seine ungestümen Leidenschaften, den tollen Trotz und Hochmuth der unbesonnenen Jugend. Allerdings hatte sein Vater ihn verstoßen und verflucht; aber das hatte der Zorn gethan, der nicht weiß, was er thut! Was ist ein solcher Fluch anders als ein flüchtig Wort des verblendeten Grolls, ein Hieb, den ein Blinder in die Luft führt? ein Hauch des Grimms, den der Wind verweht? Wetz konnte nun keinen Augenblick mehr zweifeln, daß sein Vater selbst hernach dieses rasche Wort bereut haben möge, daß er ihm verziehen und ihn wieder zu Gnaden angenommen hätte, wenn er reuevoll und demüthig auf der väterlichen Schwelle erschienen wäre. Und würde es nicht seine Pflicht gewesen seyn, zuerst nachzugeben und zu seinem Vater zurückzukehren? Wenn er dieß gethan hätte, wie ganz anders würde er nun heute an diesem Orte stehen? Welche endlose Reihe von Demüthigungen, Unglück, Kummer und Kämpfen würde er sich selber und seinen Geschwistern erspart haben? Würde ohne seine eigene thörichte Verblendung und Hartnäckigkeit wohl je ein Mensch, wie jener Herr v. Moritz, sich in die Familie eingedrängt, würde sein Bruder Richard je dieses schaurige Ende gefunden haben?....

Diese und ähnliche Gedanken stiegen in dieser Stunde in ihm auf und erfüllten ihn mit Reue und Selbstvorwürfen. Er war offen gegen sich selber und schonte sich nicht; er suchte die eigene Schuld nicht auf Andere zu wälzen. Er stand gedemüthigt und tiefgebeugt, von stillem Grame und Schuldgefühl beschwert

an dieser offenen Gruft, und fühlte in der Erinnerung schmerzlich nach, wie viel Liebe und Mitgefühl er seit dem Tode seiner Mutter entbehrt habe, und wie sehr sein Herz sich vergebens gesehnt nach jenen milderen Regungen, welche der häusliche Kreis und die geschwisterliche Neigung, das Bewußtseyn der Zusammengehörigkeit mit Anderen und das Gefühl der Heimath geben können. Und doch, wenn er die andre Seite seines Lebensweges betrachtete, so sah er auch in diesen seinen Erlebnissen wieder einen großen Trost. Die Armuth und die Arbeit und der Kampf mit widrigen Geschicken war für ihn doch eine gute, heilsame Lebensschule gewesen. Auf seine eigenen Kräfte und Hülfsmittel beschränkt, hatte er seine Hülfsquellen kennen und entwickeln gelernt; die Noth hatte ihn erfinderisch und ausdauernd, ruhig und energisch gemacht und alle seine Geisteskräfte geschärft. Ja noch mehr, die äußeren Widerwärtigkeiten und die häufigen Zufälle von Rath- und Hülflosigkeit hatten für die Fortbildung und Entwickelung seines Charakters nur fördernd gewirkt: die Verlassenheit und das Alleinstehen unter Fremden hatten ihn gelehrt und gezwungen, jene höhere Hülfe, Weisheit und schützende Macht des unbekannten Gottes zu suchen, der auch in der größten Einsamkeit und Dunkelheit uns nahe und hold und hülfsbereit ist. Und er hatte ihn gefunden, den starken Gott der Hülfe und des Trostes, hatte sich seines Beistandes erfreut und in ihm und dem Gehorsam gegen ihn seine höchste Ehre zu finden gelernt. Was wäre aber aus ihm geworden, wenn er verhältnißmäßig jung schon durch den Tod seines Vaters an die Spitze dieses Geschäfts berufen und in den Reichthum und das Wohlleben hinein versetzt, von tausend Versuchungen der Leidenschaft und Sinnlichkeit umgaukelt worden wäre, ehe er sich selber gefunden hätte? Wäre er vielleicht, wenn er daheim im Schooße des Weltglückes gesessen hätte, nicht ein Wollüstling oder ein hartherziger, ehr- und erwerbsüchtiger Geizhals geworden? stünde er alsdann jetzt noch mit ebenso freiem Gewissen und reinen Händen, ebenso kräftig und männlich stark, so gewappnet gegen äußere Schicksalsschläge vor Gott da, voll Muth und Demuth, voll Sanftmuth und Seelenstärke, der Leidenschaften zwar noch nicht ganz Meister, aber doch nicht der Sklave derselben? — Nein, ohne Zweifel wäre er unter anderen Verhältnissen auch ein Anderer geworden, und wohl kaum ein besserer Mensch und bescheidenerer Christ, als er nun war. Darum bekannte er vor sich selbst und seinem Gotte in dieser Stunde auch voll Demuth und Reue seine eigenen Fehler und Verschuldigungen, aber er rühmte in seinem Herzen auch dankbar und fröhlich das Große, was Gott an ihm gethan hatte, der ihn durch so viele Feuer der Prüfung und Wasser der Trübsal hindurch geführt hatte, ohne ihn in den Pfuhl des Elends und Lasters versinken und seiner erhabenen Bestimmung als Mensch verlustig gehen zu lassen. Und gerade in dieser dankbaren und rühmenden Anerkennung dessen, was Gott an ihm gethan hatte, lag ein unaussprechlicher Trost für die Vergangenheit und eine zuversichtliche Hoffnung für die Zukunft.

Als Wetz aus diesem langen absorbirenden Gedankenzuge erwachte, sah er sich beinahe allein an der Gruft. Die Leichenfeierlichkeit war vorüber, die Theilnehmer daran langsam davongegangen und hatten ihn stehen lassen, den Schmerz achtend, der nach ihrer Ansicht ihn hier noch zurückhielt. Der Sarg Richard's war mit einem Haufen von Blumen und Kränzen ganz überdeckt, als sollte dieses blühende Leben den starren kalten Tod verbergen. Einige Maurer kamen und stellten die Leiter hinunter in die Gruft, um den Sarg zurechtzurücken, ehe sie den schweren Schlußstein wieder über die Oeffnung wälzten. Von einer plötzlichen Regung getrieben, stieg Wetz hinunter an der Leiter und half den Sarg an seine Stelle rücken; dann aber überkam ihn der Wunsch, an dieser theuren Stätte eine Viertelstunde allein zu seyn. Er gab den Maurern ein Geldstück mit der Weisung, eine Flasche Wein zu trinken und ihn eine Weile hier zu lassen, und es bedurfte nicht vieler Beredtsamkeit, um diese Leute für seinen Vorschlag zu gewinnen.

Jetzt war er allein — die Schritte der Weggehenden verhallt — tiefe feierliche Stille umfing ihn in diesem dämmernden Raume, dessen modriger Geruch vor der starken Ausdünstung der Blumen und des Laubwerks der Kränze und Gewinde wich. In stillem Weinen warf er sich über den Sarg seiner Mutter und den seines Vaters und betete lange inbrünstig ob ihrer Asche. Er erflehte von ihren verklärten Geistern Vergebung für alles Vergangene, Versöhnung und Segen für die kurze Spanne Leben, die er, der gereifte Mann, noch vor sich hatte.

„O mein theurer Vater!“ flüsterte er; „nicht meinen Antheil an Deinem Erbe erbitte ich hier an Deinem Sarge, sondern nur mein Recht an diese Heimath und meinen Anspruch, einst hier an Eurer Seite ruhen zu dürfen! Theure Eltern, bittet für mich an dem Throne des Ewigen, daß Er mir wenigstens diese Gnade nicht versage! Es ist ja mein natürliches und unveräußerliches Recht!“

Die Abendsonne warf in diesem Augenblick einen röthlichen Strahl durch das westliche Bogenfenster der Gruft und überglühte die beiden Särge mit einem goldenen freundlichen Lichte, das Wetz wie eine fröhliche Zusage aus einer andern Welt erschien, wenigstens nahm er dieß Zeichen dafür dankbar an und lispelte brünstige Worte des Dankes dafür. Schritte und Stimmen nahten der Gruftkapelle, und von einer gewissen Scheu erfaßt, daß er hier gesehen und sein Verweilen in der Gruft mißdeutet werden könnte, stieg er wieder herauf und wollte nach einem Scheideblick die Kapelle verlassen, einige verdorrte Blumen und Stengel in der Hand, die er von den Särgen seiner Eltern aufgerafft hatte. Als er aber unter die Eingangsthüre trat, kamen ihm zwei Frauengestalten in tiefer Trauertracht in Begleitung eines Herrn entgegen, — es waren Frau v. Bernstett und Julie Wegener, welche in Begleitung des Herrn Augusti der Grabstätte ihrer Eltern noch einen Besuch abstatten wollten, ehe sich das Steingewölbe derselben wieder für längere Zeit schloß.

14. Wendepunkte.

Am Tage nach dem Leichenbegängniß fand sich Wetz Vormittags auf dem Oberhofe ein. Die verwichenen Tage hindurch hatten ihn Geschäfte und Sorgen aller Art: die Vorbereitungen der Leichenfeier, der Verkehr mit den Behörden wegen des Protokolls über den Tod Richard's und die dabei vorgefallenen näheren Umstände, das Zeugenverhör u. s. w. so sehr in Anspruch genommen, daß er seine zugesagte Einkehr auf dem Oberhofe nicht hatte vollziehen können. Fortan fesselten ihn keinerlei Geschäfte mehr — er war frei wie der Vogel auf dem Zaun.

Als er, mit dem Widerschein eines noch tiefern Ernstes als sonst, in das gewöhnliche Besuchszimmer der Frau v. Bernstett trat, fand er hier nur Julien und Herrn Augusti und, als willkommensten Gast, Lucie Helmold, die gekommen war, den beiden Schwestern Richard's ihr Beileid auszudrücken. Luciens Blick heftete sich fragend und mit einer gewissen Angst auf den eintretenden Wetz.

„Wir sprachen so eben von Ihnen, lieber Freund," sagte Augusti nach dem Austausch der ersten Begrüßung zu Wetz. „Fräulein Helmold meldete uns, daß Sie gestern Abend noch die Fabrik verlassen hätten und von Herrn v. Moritz entlassen worden wären, wie wenigstens gerüchtweise auf dem Schloß verlautet habe. Ist dieß wahr?"

— „Buchstäblich," erwiderte Wetz. „Als ich gestern Abend von dem Kirchhofe zurückkehrte, wo wir uns begegnet waren, erwartete mich der alte Buchhalter Stägemann und bedauerte mir eröffnen zu müssen, daß Herr v. Moritz mir die Wohnung in der Fabrik zu entziehen gezwungen seye, weil die Inventarisation über den Nachlaß Richard's zu beginnen habe. Zugleich zeigte er mir an, daß, nachdem durch diesen Todesfall mein Wirkungskreis aufgehört, der gnädige Herr die Absicht habe, mein Dienstverhältniß zu lösen. Ich erwiderte, daß ich dasselbe für schon gelöst betrachte, es aber dankbar anerkennen würde, wenn Herr v. Moritz mir die durch den Austritt des Herrn Augusti erledigte Stelle auf dem Comptoir übertrüge. Dieser Vorschlag ward jedoch von Stägemann abschläglich beschieden, worauf ich mit einer Geldentschädigung für meine geleisteten Dienste zugleich die Weisung empfing, mein Bündel zu schnüren. Ich ergab mich darein ohne Murren und bestand nur darauf, daß Stägemann und zwei andere Zeugen dabei anwesend seyen, während ich mein weniges Gepäcke zusammenraffte. Und so war ich denn noch vor Einbruch der Nacht mit meinen Siebensachen im Schichthause, wo ich einstweilen mein Quartier aufgeschlagen habe."

„Welcher Mangel an Zartgefühl!" rief Julie mißbilligend und entrüstet. „Am Tage der Beerdigung selbst noch den Freund des Verewigten auszuweisen!"

Wetz zuckte stumm die Achseln. „Ich habe kaum etwas Andres erwartet," sagte er dann, „und ich war auch nicht der Einzige, der auf solche Weise weggeschickt wurde. Der Diener, welchen Herr Richard wenige Tage vor seinem Tode auf meine Veranlassung angenommen hatte, ist nicht nur ebenfalls entlassen, sondern auch von der Fabrik weggewiesen worden, wo er zuvor beschäftigt war. Ja man hat ihm sogar die Trauerkleider wieder abgenommen, die er zur Beerdigung bekommen hatte." Julie und Augusti konnten eine Geberde der Entrüstung nicht unterdrücken. — „Ich fand den armen Burschen in großer Bekümmerniß im Schichthause, und konnte ihn nur durch das Versprechen trösten, daß ich für seine Unterkunft sorgen wolle. Dieser Zusage gemäß möchte ich bei Frau v. Bernstett ein Fürwort einlegen, daß sie den alten Burschen wenigstens als Taglöhner zulasse, und dadurch vielleicht eine Seele vom Untergang rette. Der Mensch ist ein entlassener Strafgefangener — mit Einem Worte der berüchtigte Wildschütze Sepp von Alfdorf."

Ein Ausruf des Erstaunens entfuhr den drei Zuhörern. — „Ein solch gefährlicher Mensch?" fragte Julie.

„Nicht doch, mein Fräulein! ich halte ihn für ganz und gar nicht gefährlich," sagte Wetz. „Zollen Sie dem Unglücklichen etwas Nachsicht, entheben Sie ihn der Nahrungssorgen und des Mangels, zeigen Sie ihm den Rückweg zu einer bescheidenen, ehrbaren Selbständigkeit, und aus dem reißenden Wolfe wird ein treuer Hund. Ich bürge für den Sepp, denn er hat noch Ehre im Leibe — er wollte eine gesicherte Unterkunft nicht durch eine Lüge, geschweige durch einen Meineid erkaufen."

— „Wie so denn?" fragte Augusti.

„Man wollte ihn durch bündige Zusagen und Geldgeschenke bewegen, vor den Gerichten die Wahrheit über Herrn Richard's Tod zu verschweigen und Dinge auszusagen, die er in seiner rauhen Weise Lügen nennt. Sein Zeugniß, da er seinen Herrn fallen sah und den Schützen erkannte, der den tödtlichen Schuß gethan, ist für die Familie Moritz sehr erheblich. Daß er wahrheitsgemäß ausgesagt, hat einen Anschlag des Herrn Moritz verdorben, und man entkräftet nun vermeintlich sein Zeugniß durch den üblen Leumund und durch das Wegjagen aus dem Dienste!"

— „Und hängt denn wirklich von dem Zeugnisse des Wildschützen so viel ab?" fragte Julie mit Grauen. „Kann es Albert's Schuld vergrößern?"

„Ich wage nicht hierüber zu urtheilen. Nach der Darstellung Sepp's hat der Schütze von seinem Standort aus den Getödteten in ganzer Figur sehen können und sehen müssen, und der Schuß, den er in jener Richtung abfeuerte, war — zum mindesten ein unverzeihlich leichtsinniger. Allein warten wir den Verlauf der Untersuchung ab, mein Fräulein, ehe wir Schuld oder Nichtschuld abwägen. Mein Zweck ist nur, diesen Menschen, in dessen Schooße der Sterbende gelegen hat, vor Elend zu bewahren. Kann ihm Frau v. Bernstett nicht Arbeit geben, so können Sie es, Herr Augusti. Auf Ihrer Fabrik im Auslande, wo man ihn nicht als einstigen Sträfling kennt, ist es ihm ein Leichtes, ein braver brauchbarer Mensch zu werden. Wollten Sie es nicht mit ihm versuchen?"

— „Mit Vergnügen," versetzte Augusti. „Ihre Fürsprache und Bürgschaft genügt mir, Herr Wetz; und ohne Frau v. Bernstett's Entschlusse vorgreifen zu wollen, sichere ich Ihrem Schützling eine Zuflucht bei uns zu. — Aber Sie sorgen für Andere, lieber Wetz, und sagen uns nicht, was Sie selber vorhaben. Könnten wir denn für Sie nichts thun?"

„O doch — erhalten Sie mir Ihr Vertrauen und Ihre Freundschaft!"

— „Ihre Worte klingen ja wie ein Abschied! Sie gehen also von hier hinweg?" rief Julie.

„Mit nichten, mein Fräulein, ich werde Herrn v. Moritz den Gefallen nicht erweisen, in mir nach meiner Abreise einen Abenteurer und Intriguant zu schildern," erwiderte Wetz. „Ich werde hier bleiben und mir irgend eine bescheidene Selbständigkeit schaffen — etwa ein kleines Bauerngut kaufen oder pachten und mich ehrlich und redlich durchschlagen. Ich habe arbeiten gelernt und nur wenige Bedürfnisse."

Dieser Entschluß erfüllte die drei Zuhörer mit Freude, die namentlich Lucie Helmold unverholen aus den ausdrucksvollen Augen strahlte und ein süßes Lächeln über ihre Züge warf.

„Aber daß Sie Bauer werden, gefällt mir nicht," sagte Julie. „Sie könnten gewiß noch Besseres leisten!"

— „Ich will auch in diesem Stande mein Bestes thun, so Gott will," erwiderte Wetz mit freundlichem Lächeln. „Mit Gott den Anfang, dann bringe ich es vielleicht noch weiter! — Sollte mich denn der Bauernkittel und die schwielige Faust in Ihren Augen heruntersetzen, meine Damen?"

„Gewiß nicht," meinte Julie, „aber ich beklage, daß ich Sie nicht an einer andern Stelle sehe, die Ihrer Gaben und Kenntnisse würdiger ist!"

— „Und Sie, mein Fräulein?" wandte Wetz sich halb scherzend an Lucien. Sie erglühte über und über, und sah ihn etwas betroffen mit ihren gescheidten Augen an.

„Ich achte den Mann doppelt, der sich auch der bescheidensten Arbeit nicht scheut, wenn sie nur eine ehrenhafte Unabhängigkeit sichert und eine gemeinnützige Thätigkeit zuläßt," erwiderte sie etwas befangen. „Von ganzem Herzen wünsche ich Ihnen Gottes reichsten Segen dazu!"

— „Dieser Wunsch findet gewiß Erhörung — es ist das Gebet — einer treuen echten Christin!" sagte Wetz. — Gerne hätte er gesagt: „eines Engels," aber er unterdrückte dieses überschwängliche Wort.

Julie und Augusti hatten anscheinend auf dieses kurze Gespräch nicht gehört, sondern sich einige Bemerkungen zugeflüstert, in Folge deren Augusti nun aufstand und mit einer Entschuldigung gegen die beiden Gäste das Zimmer verließ. — Auch Fräulein Helmold stand auf, um sich zu verabschieden, und sagte Julien ein herzliches Lebewohl.

„Wie, mein Fräulein! Sie gehen von hier fort?" fragte Wetz die Gouvernante.

— „O nein, nicht ich, sondern Fräulein Wegener reist ab," sagte sie und warf ihm einen schüchternen und doch beredten Blick zu, als ob sie sich überzeugen wollte, ob ihre Abreise ihm Schmerz bereitet haben würde. „Mich fesseln mein Beruf und der Aufenthalt meines Vaters hier."

„Und ich kehre mit meinem guten alten Fräulein Mandel morgen nach Frankfurt zurück," sagte Julie mit einem Seufzer, „nachdem wir Gustav's Familie einen Besuch gemacht haben werden. Sie begreifen, Herr Wetz, daß ich nicht mehr in Schrotheim bleiben kann. Ich wollte, Sie folgten uns, Herr Wetz! Doch nein," setzte sie scherzend hinzu, „es würde grausam seyn, Fräulein Helmold des einzigen Freundes zu berauben, den sie in der Nähe hat. Arme Lucie! Herr Wetz wird gewiß Ihr Vertrauen rechtfertigen ...."

— „Mein Fräulein!" stammelte Lucie verlegen.

„Seyn Sie ruhig, meine Liebe! Herr Wetz versteht unsern Scherz und darf wohl wissen, wie dankbar Sie ihm sind. Er wird sich dessen nicht überheben. Ohnedem werden Sie sich ja nur selten sehen, und wohl meist nur in der Kirche, nicht wahr?"

— „Dort werde ich wenigstens nie fehlen, so oft ich Zeit und Gelegenheit habe, aber auch ohne alle Rücksicht auf dieses Wiedersehen," erwiderte Lucie mit steigender Verlegenheit, und beeilte ihren Abschied.

„Sie haben sie verscheucht, mein Fräulein," sagte Wetz mit leisem Vorwurf.

— „Nun ja, ich bin mit der Thüre in's Haus gefallen," versetzte Julie. „Aber sie kennt mich schon, und weiß, daß ich mich sehr schlecht darauf verstehe, eine Sache diplomatisch einzuleiten, und am Ende ist es ja das Beste, wenn ich Sie gerade rundheraus mit den Hoffnungen bekannt mache, welche Lucie auf Sie setzt."

„Auf mich?" fragte Wetz erstaunt und erröthend.

— „Nun ja doch — sehr uneigennützige Hoffnungen in Betreff ihres Vaters. Sie kennen doch den Hauptmann Helmold? Lucie wenigstens hat uns erzählt, daß Sie jüngst den alten Herrn aus einer großen Verlegenheit gezogen haben, als er wilddiebte."

„Nicht der Rede werth, mein Fräulein! aber was weiter?"

— „Ja, da muß ich eben weit ausholen, ehe ich zur Sache komme. Gustav hätte Ihnen dieß alles vielleicht besser vorgetragen, wie es auch Luciens Wunsch war, aber nun bin ich ihm schon thörichterweise zuvorgekommen. Also zunächst von Lucien! Brauche ich Ihnen erst zu sagen, daß sie das treueste, beste Herz hat, daß sie ein bescheidenes, hochgebildetes, herrliches Mädchen ist? eine musterhafte Tochter, ein Engelsgemüth, das nur den einzigen Fehler hat, bigott zu seyn!"

„Bigott? — Ich dächte doch, des Fräuleins Frömmigkeit wäre so rein und lauter und aufrichtig, wie ihr ganzes Wesen!"

„Nun ja, das ist es wirklich auch!" rief Julie; „aber finden Sie nicht, daß diese Frömmigkeit und dieser Ernst beinahe unnatürlich ist für ein Mädchen von ihrem Alter?"

— „Keineswegs, mein Fräulein. Lucie Helmold ist nur, was sie seyn soll: eine aufrichtige Christin; dieß muß jede Frau seyn, die auf echte und vollkommene Weiblichkeit Anspruch macht. Wenn man arm ist und Vieles erlebt und erlitten hat, Fräulein, so gibt es keinen größern Trost für die Seele, als den innern Gottesfrieden — das gilt von Mann und Frau!"

„Wie?" rief Julie erröthend, halb verlegen und halb staunend, „so sind Sie wohl auch .... fromm?"

— „Ich bemühe mich wenigstens es zu seyn, mein Fräulein, und scheue mich nicht dieß zu gestehen," versetzte er mit ruhiger Würde und mildem Ernste; „ich schäme mich des Evangeliums nicht, das mir schon so oft eine Stütze und ein Trost war."

„Sie?" rief Julie verwundert und betrachtete ihn mit großen Augen. Dann aber ward sie verwirrt und verlegen, und rief, um aus dieser Verlegenheit herauszukommen: „Sie wissen also wohl um Luciens Lebensgeschichte und Familienverhältnisse?"

— „Nicht ein Sterbenswörtchen," erwiderte Wetz.

„Jenun, dann haben Sie wenigstens errathen, daß das treffliche Kind schon namenlos viel erlebt und erduldet hat," fuhr Julie lebhaft fort. „Ihr Vater also ist Offizier, wie Sie wissen, und soll ein braver, tüchtiger Soldat und einst ein bildschöner Mann gewesen seyn. Luciens Mutter heirathete ihn aus Neigung, denn sie war die Tochter eines reichen Kaufmanns. Aber der alte Helmold hat nicht schön an seiner Gattin gehandelt. Er war ein wilder Lebemann, ein Spieler und Verschwender. Er hat das ganze Vermögen seiner Frau durchgebracht, und sie liebte ihn dennoch, sie hing mit einer rührenden Zärtlichkeit an ihm, selbst als der Kummer und die Sorgen ihr die Gesundheit geraubt hatten. Sie klagte nie, aber sie erzog ihr einziges Kind so, daß Lucie einst unabhängig sollte dastehen können — freilich nur die Unabhängigkeit einer Gouvernante!"

setzte sie beinahe bitter hinzu; „Sie wissen, was dieß sagen will. — Kurzum, Lucie ist alt genug geworden, um das große Elend einzusehen, welches ihr Vater durch seinen Leichtsinn über Gattin und Kind gebracht hat. Die Mutter starb aus Gram darüber, daß der Hauptmann in Folge von Schulden den Dienst quittiren mußte und statt einer Civilversorgung nur ein Gratial bekam, das kaum zum blosen Leben für ihn hinreichte. Lucie ging in Dienste, und theilt seither ihren kargen Gehalt mit ihrem Vater, den sie wie ihren Augapfel hütet. Sie glauben nicht, welche Entbehrungen sich das treffliche Mädchen schon auferlegte, um ihren leichtsinnigen Vater aus Verlegenheiten und peinlichen Lagen herauszureißen — welche Mittel der Beredtsamkeit, der Bitte, der Beschwörung sie schon aufwenden mußte, um ihm zwei üble Gewohnheiten: Spiel und Trinken, abzugewöhnen, ihn auf eine geregelte und gemeinnützige Thätigkeit hinzuweisen, weil sie in seinem Nichtsthun, seinem Müssiggang, seiner Langweile die Wurzel alles Uebels sieht! Ach, lieber Herr Wetz! man könnte meiner Treu ein Buch darüber schreiben, was die arme Lucie schon mit ihrem Vater ausgestanden hat, den sie gleichwohl noch mit einer rührenden Liebe und Pietät umfängt, über den sie niemals klagt, dessen Schuld sie noch zu mindern bemüht ist, und für den sie ihre besten Jahre und Kräfte eigentlich in leichtfertiger Verschwendung aufopfert!"

— „Wirklich?" fragte Wetz mit dem wärmsten Interesse. „Und Sie wundern sich nun noch, warum Fräulein Helmold so religiös ist, mein Fräulein? Woher sollte sie denn die Kraft haben, dieß Alles zu ertragen, als aus ihrem kindlichen Glauben an Gottes Wort?"

„Jenun, Sie mögen Recht haben, Herr Wetz, und ich bewundere Lucien selbst deßhalb, um so mehr, je weniger ich sie und ihre stille Entsagung begreife. Denken Sie sich, sie hat schon mehrere gute Parthieen ausgeschlagen, blos um ihres Vaters willen!"

— „Das war zu erwarten bei einem solchen Charakter," erwiderte Wetz. „Aber Sie sprachen ja von Hoffnungen, welche Fräulein Helmold auf mich setze — worin bestehen denn dieselben?" setzte er fast schüchtern hinzu.

„Ach ja, dieß hätt' ich bald vergessen! Wir sprachen vorhin von Ihnen, und mit gebührender Anerkennung Ihrer Verdienste, Herr Wetz — hat Ihnen nicht das rechte Ohr geklingelt? — und beklagten es, daß Sie weggeschickt worden seyen, wie Lucie uns gesagt hatte, denn wir Alle entbehrten Sie ungerne. Da meinte Lucie: 'Wie schade, daß er weggehen wird! Ich hatte mir immer mit der Hoffnung geschmeichelt, daß mein Vater sich aus Dankbarkeit zu ihm hingezogen fühlen und von ihm leiten lassen werde. Herr Wetz ist vielleicht der einzige Mensch auf Erden, der meinem Vater durch die Energie seines Willens und die Ueberlegenheit seines Geistes — das sind Luciens eigene Worte — imponirt; und wann er erst die guten Eigenschaften in dem Charakter meines Vaters erkennen gelernt haben wird, so ist es ihm sicher ein Leichtes, ihn unter eine heilsame Zucht zu nehmen und ihn auf den rechten Weg zu bringen. Und ich würde es jemand aufrichtig danken, wann er meine Wünsche und Hoffnungen wegen meines Vaters Herrn Wetz mittheilte!' — Sie wünschte und hoffte offenbar, daß Gustav dieser Jemand seye, der Sie zu diesem Unternehmen gewinne, und er war auch sichtlich dazu geneigt; aber Sie sehen, ich habe in meiner ungeduldigen vorschnellen Weise mich selber vorgedrängt und — vielleicht die ganze Sache verdorben!"

— „Mit nichten, mein Fräulein," versetzte Wetz mit einem ernsten Eifer und gedankenvoll. „Was ich dazu beitragen kann, Fräulein Helmold eine gewichtige Sorge zu erleichtern, das soll gerne geschehen. Mein Hierbleiben hat alsdann auch noch einen innigern Zweck!"

„Das ist recht schön von Ihnen, bester Herr Wetz!" rief Julie lebhaft. „Ach, ich wünschte von Herzen, daß es Ihnen gelänge, den Hauptmann vernünftig zu machen. Sie glauben gar nicht, von was für einem Eindruck und Einfluß dieß auf Lucien wäre! Sonst war sie so heiter und froh, so munter und geistvoll und lebhaft; aber der Druck der Sorge hat sie so ernst und stille gemacht. O, sie ist ein vortreffliches Wesen, das wir in allen Stücken beneiden dürften!"

Wetz schwieg und blickte zu Boden, denn er fühlte, daß Julie ihn dabei forschend anblickte. Er schämte sich des Interesses nicht, das er für Lucien fühlte, allein er wollte durchaus nicht zeigen, daß dieses Interesse bei seinem Eingehen auf Luciens Wünsche betheiligt seye. Julie aber sah gerade in seinem Schweigen eine Bestätigung ihrer Vermuthung, daß das Interesse und die Anziehungskraft, welche diese beiden Menschen auf einander ausübten, ohne es zu gestehen, wechselseitig seyen.

Während sie noch um die Fortsetzung der Unterredung, die eine solch nahegehende Wendung genommen hatte, verlegen war, trat Frau v. Bernstett mit Augusti und einem andern Herrn ein, in welchem Wetz ohne Mühe einen ehemaligen Schulkameraden, den Advokaten Bischoff, erkannte. Mathilde war ungewöhnlich, beinahe fieberisch aufgeregt, wie er sie neuerdings oft gesehen — gerade das Gegentheil von ihrer ehemaligen schlaffen Entmuthigung und Niedergeschlagenheit.

„Ist es wahr, Herr Wetz! sind Sie frei? bleiben Sie hier?" fragte sie lebhaft. „Darf ich mich so glücklich schätzen, Ihnen eine Stelle anbieten zu dürfen?"

— „Sie mir, gnädige Frau? und welche Stelle denn?"

„Sie sollen mein Gutsverwalter, mein Rentmeister werden. Wollen Sie?"

— „In der That, gnädige Frau, Ihr Antrag kommt so überraschend ...."

„Aber Sie willigen doch ein? Es soll Ihnen ja Alles erklärt werden!" rief Mathilde lebhaft. „Sie sind der Mann, der uns fehlt!"

— „Erlauben Sie mir, gnädige Frau, daß ich den Herrn erst mit den Vorgängen bekannt mache, welche Ihren Entschluß zu Stande brachten!" fiel ihr der Advokat in's Wort. „Ich zweifle nicht, daß dieß auf den Entschluß des Herrn Wetz nur bestimmend einwirken kann!"

Augusti stellte nun die beiden Männer einander vor, man nahm Platz und der Justizprokurator hub auf einen zustimmenden Wink der Frau vom Hause an: „Indem ich mich als Anwalt und Beirath der Frau v. Bernstett zu erkennen gebe, mein Herr, setze ich voraus, daß Sie bereits um die Dissidien wissen, welche seit Jahren zwischen meiner Mandantin und deren Gemahl, dem Baron Hugo v. Bernstett, bestehen. Der Baron, mehr als je von seinen Gläubigern gedrängt, hat vor Kurzem

Unterhandlungen eingeleitet, um den Antheil seiner Gemahlin an dem Schrotheimer Etablissement an Frau v. Moritz und deren Gatten zu verkaufen, und soll einen derartigen Verkauf schon realisirt haben. Allein es fehlt zu der Gültigkeit desselben noch die Einwilligung meiner Mandantin und des Fräuleins Wegener hier, welche Beide dagegen protestiren. Baron Bernstett ist nun seit einigen Tagen in der Nachbarschaft und droht, seinen Aufenthalt wieder auf dem Oberhof zu nehmen — einem frühern vertragsmäßigen Abkommen zum Trotz, wornach er diesen Ort meiden sollte. Seine Rückkehr hieher wäre aber für die gnädige Frau nur der Beginn einer neuen Reihe von Kränkungen, Demüthigungen und entwürdigenden Zumuthungen, und wir haben daher seine Drohung mit der Anzeige erwidert, daß wir einen Antrag auf Ehescheidung bei den zuständigen Gerichten eingereicht haben . . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Unschuldig gehangen.

Eine Erzählung aus der Kajüte.

Vor vierzig Jahren war ich Kommandant einer kleinen Brigg, welche der „Mohr" hieß und nach Baltimore gehörte. Unsere Bestimmung war Liverpool, von da nach dem grünen Vorgebirge, um Salz zu holen, und dann zurück in die Heimath. Meine Mannschaft bestand aus drei Matrosen und einem Jungen — was freilich sehr wenig Leute waren für eine so lange Reise; aber es fehlte an Matrosen und mein kleines Schiff bedurfte nur weniger Hände; übrigens war ich damals jung und hätte mich fähig gefühlt, alle Arbeiten auf einer kleinen Fregatte allein zu übernehmen; außerdem galt der Steuermann, welcher an Bord kam, für einen der tüchtigsten Offiziere, welche je ein Schiff betraten. Mr. Clark — James C. Clark, glaube ich, war sein Name — war ein junger Mann von ungefähr dreißig Jahren, hatte aber den größten Theil seines Lebens auf dem Meere zugebracht. Das Gerücht sagte von ihm, denn ich kannte ihn nur dem Namen nach, daß er ein guter Seemann, aber auch ein „See-Tartar" sey.

Dieser Mr. Clark hatte also den Ruf, ein guter Seemann und tüchtiger Offizier zu seyn, aber es wurde gesagt, daß keine Mannschaft mit ihm ein zweites Mal segeln wolle, daß er mehr als einmal sich verbergen mußte, während sein Schiff im Hafen lag, und erst im letzten Augenblicke wieder erschien, um einer Verhaftung zu entgehen, welche auf die Anklage der von ihm mißhandelten Leute erfolgt wäre. Aber obgleich dieß gegen ihn zeugte, gab es doch einige alte „Seehunde", die wirklich glaubten, daß solches zu seinen Gunsten spräche; selbst ich hatte damals noch keine klare Idee von einem Unterschiede zwischen einem guten und einem harten Offizier.

Hauptsächlich durch seine Thätigkeit und Energie war die Ladung in einigen Tagen an Bord und die Brigg segelfertig. Unsere Mannschaft kam zu Deck, und da der Wind unmittelbar in eine unserer Abfahrt günstige Richtung umsprang, stachen wir in See.

Schon nach wenigen Tagen hatte ich die Ueberzeugung gewonnen, daß Mr. Clark's Verfahren wirklich so rauh war, wie das Gerücht gesagt hatte. Kaum ein Befehl kam von seinen Lippen, ohne einen Fluch oder ein Schimpfwort, und er war fast ebenso freigebig mit Schlägen. Bei verschiedenen Gelegenheiten machte ich ihm Vorstellungen; doch er wußte mich so sehr von der Nothwendigkeit seiner Strenge zu überzeugen, daß ich gezwungen war, ihm seinen Willen zu lassen. Es ist stets eine bedenkliche Sache für einen Kapitän, an eines Steuermanns Autorität zu rütteln: Disciplin ist die Hauptsache, und sie wird bei jedem Zwiespalt in der Kajüte leiden.

Ein anderer Grund, weßhalb ich dem Verfahren Mr. Clark's nicht entgegentreten wollte, war die Thatsache, daß seine schlechte Laune nicht ganz ohne Grund war. Hätte ich Hiob selbst zum ersten Offizier gehabt, ich glaube gewiß, daß seine wohlgeprüfte Geduld ihn nicht vor der Versuchung geschützt haben würde, wenigstens ein Dutzend Mal täglich das Tau zu schwingen. Ich war beständig grenzenlos gereizt durch die Aufführung meiner Leute.

Kaum kann eine schlechtere Mannschaft gefunden werden. Einer der drei Männer hatte zwar guten Willen, aber war langsam und dumm. Die Anderen waren frische, straffe Burschen, aber mürrische, knurrende Schurken, welche sich gleich vom Anfange an vorgenommen hatten, weder Hand noch Fuß zu rühren, wenn sie nicht dazu gezwungen würden.

Gegen diese beiden Männer, deren Namen die gewöhnlichen Matrosennamen waren, Bill und Jack, fühlte der Steuermann einen außerordentlichen Widerwillen, und sie gegen ihn. Endlich wurde dieser so stark, daß sie nicht einem seiner Befehle gehorchten, wenn er nicht von einem Fluch oder einem Schlag begleitet war, und nicht selten wurde ich in der Nacht, während des Steuermanns Wache, als nur drei Personen auf dem Deck waren, von dem Klang des Taues auf Bill's Rücken und dessen Wuth- und Schmerzgeschrei aufgeweckt.

Auf diese Weise fluchend, knurrend und peitschend, wie es auf Tausenden von Schiffen gethan wird, durchkreuzten wir das atlantische Meer. Hätte ich es damals so gewußt wie jetzt, es wäre anders gewesen. Ich würde Mr. Clark's Quälereien entschlossen ein Ende gemacht, Mr. Bill oder Jack bei dem ersten schweren Vergehen in's Takelwerk gehißt und ihnen drei Dutzend mit der Katze in regelrechtem Kriegsschiffstyl gegeben, dann aber sie so lange mild behandelt haben, bis sie ein anderes Verbrechen begingen, welches dieselbe Strafe verdiente. Sie würden bald gewußt haben, wo das Land lag und zu dem Schluß gekommen seyn, daß es Zeit sey, ihre Widerstandsgelüste aufzugeben. Es gibt gewiß keinen Matrosen, welcher nicht einer verständigen Mischung von Strenge und Milde nachgeben würde; aber dieses immerwährende Toben verdirbt ihn so gleichgültig, daß er mit dem Kopfe gegen die Marlingspitze, wie gegen die Splitznadel rennt, wenn sie sein Quäler gerade in den Händen hat. — Doch, wie gesagt, ich war damals jung und ohne Erfahrung.

Wir verließen Liverpool; war es aber vorher schlecht gegangen, so ging es nach der Abfahrt noch weit schlechter. Sehr oft wünschte ich das Ende dieser Reise herbei und daß Clark und seine Baßtrommeln, wie er sie nannte, bezahlt und entlassen wären. Ich liebe das Meer, denn es ist ein weites Feld für

erhabene Gefühle, und gehe deßhalb gern auf dem Deck auf und nieder, um den unaufhörlichen Wechsel des Lichts auf den kräuselnden, zischenden Wogen zu beobachten. Diese Reise machte eine Ausnahme — ich konnte weder lesen, schlafen, noch denken; ein ruhiger Verkehr mit der Natur war unmöglich in solch einem vollkommenen See-Pandämonium.

In drei Wochen erreichten wir Mayo, unsern Bestimmungsort, und ankerten auf der Rhede. Während wir unsere Ladung Salz einnahmen, welches zwei Wochen dauerte, ging es sehr ruhig zu, aber es war nur eine Windstille vor dem Sturme. Zwei Tage nach unserer Abfahrt van Mayo wurde der dritte Mann krank und mußte liegen bleiben. Dieß reducirte des Steuermanns Wache auf ihn selbst und Bill, während die meinige aus Jack und dem Jungen bestand.

In der vierten Nacht, während des Steuermanns mittlerer Wache, wurde ich durch Mr. Clark's Stimme erweckt, welcher wie gewöhnlich im höchsten Zarne schrie. Ich hörte ihn mit einem Fluche ausrufen: „Ich will Dein Leben, Du Schurke, ich werde Dich ermorden!" welchem Ausrufe ein Strom von Verwünschungen folgte. Die nur gebrummte Antwort kannte ich nicht verstehen, weil ich noch halb im Schlafe war; bald hörte ich lebhafte, schwere Fußtritte auf dem Deck; dann den Lärm einer Balgerei — einen gurgelnden Klang — einen krachenden Schlag und den Fall eines Körpers auf das Deck.

In diesem Augenblicke bemerkte ich an der Bewegung der Brigg, daß sie schnell vom Winde abkam, und fürchtend, sie möchte sich wenden und rückwärts getrieben werden, sprang ich von meinem Lager auf und rief vom Steuerbord-Quartier, während ich in meine Kleider fuhr, Mr. Clark zu, das Steuer nicht zu vergessen; aber er antwortete nicht.

Ich zog nur Hosen und Jacke an und eilte hinauf. Als ich den Campanien-Weg hinauf kam, hörte ich etwas Schweres in's Wasser fallen und sah Mr. Clark über das Bollwerk lehnen, sich mit der Hand an die große Maarstange haltend.

Als ich mich ihm näherte, drehte er sich um, und ein Strahl von der Lampe des Kompaßhäuschens traf sein Gesicht; dessen Ausdruck war fürchterlich — der Blick des Entsetzens und der Furcht jagte plötzlich das Grinsen der Wuth und die Röthe der körperlichen Anstrengung aus seinen Gesichtszügen.

„Laßt das Boot herab!" schrie er plötzlich in wilder Todesangst; „laßt das Boot herab, schnell, schnell. — Bill ist über Bord gesprungen! Rettet ihn um Gotteswillen!"

— „Halt!" rief ich, als Mr. Clark nach dem Hackbord sprang und das Boot loszumachen begann.

„In das Boot! Schnell in das Boot!" schrie der Steuermann mit heiserer und zitternder Stimme.

— „Halt, Mr. Clark!" sagte ich, indem ich meine Hand auf seine Schulter legte und ihn vom Hackbord zurückzog. „Weßhalb sollen wir das Boot bemannen?"

„Für Bill — Bill ist über Bard — er sprang über Bord!"

— „Wenn Bill über Bord ist," sagte Jack in rauhem Tone, „wird es der beste Platz für ihn seyn, vermuthe ich. Sehen Sie hier." Und Jack streckte seine Hand gegen das Licht des Kompaßhäuschens aus.

„Blut! was ist das?"

— „Ja, hier auf dem Deck — Sie können es auf dem Quarter-Geländer fühlen; und hier sind blutige Haare. Bei Jones, das ist Bill's Haar!" rief Jack und hielt eine blutige Locke gegen das Licht der Schiffslaterne, welche der alte stelzbeinige schwarze Koch mitgebracht hatte.

„Hier ist sein Messer, ganz vall Blut. Ich hörte, wie es Clark vor nicht zehn Minuten von ihm verlangte."

— „Mr. Clark!" fuhr Jack fort, indem er an des Steuermanns Seite trat, mit finsterm Gesicht und furchtbarer Stimme, „Sie werden deßhalb baumeln müssen, wenn es Gesetze im Lande gibt. Ich habe ihn Mord schreien hören, und daß Sie ihm mehr als ein Mal drohten, ihm das Leben zu nehmen."

„Bemannt das Boot! bemannt das Boot!" schrie der Steuermann, seine Hände ringend und wie rasend die Bootreepe erfassend.

In diesem Augenblicke kam mir der Gedanke, daß vielleicht der Matrose nur verwundet seyn könnte, und obschon nur geringe Hoffnung war, ihn zu finden, war es doch des Versuches werth, wäre es auch nur um des Steuermanns willen. Ich befahl dem Jungen, eine Laterne in das Takelwerk zu hissen, und dem alten Koch, an das Steuer zu gehen und die Brigg rückwärts zu halten, während ich mit Jack und dem Steuermann in das herabgelassene Boot sprang und abstieß. Mr. Clark ruderte mit solcher konvulsivischen Kraft, daß ich die ganze Gewalt des Steuers gegen ihn zu richten hatte, um nicht Jack rundum stoßen zu lassen. Kräftig ruderten wir leewärts hinaus in die Finsterniß, bis das Licht der Brigg wie ein Stern erschien, welcher mit den Wogen des Meeres sich erhob und fiel. Wir hielten beständig an und des Steuermanns angstvolle Stimme ertönte durch die zischende Wasserwüste, aber kein Stöhnen des Sterbenden kam als Antwort.

„Das ist nutzlose Arbeit!" sagte Jack.

Ich wußte, daß er die Wahrheit sprach; nach zwei Stunden harter Arbeit hörte ich nicht mehr auf Mr. Clark's Vorstellungen und befahl, das Boot nach der Brigg zurückzurudern. Als wir das Deck bestiegen, glänzte das Purpurlicht der Dämmerung auf dem Wasser. Der Mörder wendete sein geisterhaftes Gesicht gegen mich und rief, in halb fragendem Tane: „Er sprang über Bord!" Ich sah einen Augenblick ihm fest in das Auge und schüttelte langsam den Kopf. Seine Lippen waren blau-weiß, der Athem schien ihm zu fehlen und, nach vorwärts schwankend, warf er sich auf das Campanien-Gatter und schluchzte heftig.

Den ganzen Tag saß er in der Kajüte auf dem Querbalken, mit dem Kopf in seinen Händen. Ich ließ ihn fast immer allein, aber ich konnte nicht unterlassen, vam Deck aus einen gelegentlichen Blick nach ihm durch das Deckfenster zu werfen. Den Nachmittag erhab er sich ein wenig, blickte zu den Kajütenfenstern hinaus, öffnete sein Pult und schrieb eine Stunde lang anhaltend; er überschrieb mehrere Briefe, die Warte, welche er auf den einen schrieb, sahen mir in der Entfernung wie ein Name aus. Dies war verdächtig, ich sah, daß er zu etwas entschlossen war. Aber zu was? was konnte es anders seyn, als Selbstmord? Es war meine Pflicht, dieß zu verhindern oder ihm wenigstens eine längere Zeit zum Nachdenken zu geben. Mit Sonnenuntergang rief ich Jack und den Jungen und ging in die Kajüte hinunter. Ich redete sogleich den Verbrecher an,

sagte ihm ganz offen, daß ich den Verdacht hege, er beabsichtige über Bord zu springen, und daß ich entschlossen sey, ihn daran zu verhindern, wenigstens für jetzt, und wolle ihn deßhalb in Fesseln legen. Er stutzte, schien für den Augenblick etwas erstaunt, fügte sich aber bereitwillig und ohne Widerrede.

Den nächsten Morgen wurden wir von einem Kriegsschiff angesprochen, welches vor fünf Tagen Porto Prayo, auf der Insel St. Jago, verlassen hatte. Der erste Lieutenant kam zu uns an Bord, und nachdem er meine Geschichte gehört, nahm er mich zu seinem Kapitän, welcher sich sogleich entschied, Mr. Clark in sein Schiff zu nehmen und nach Hause zum Verhör zu bringen. Auch verlieh er mir drei rüstige Burschen, ohne welche ich nicht weiter gekommen seyn würde, da mein dritter Mann noch immer sehr krank war. Als Alles in Ordnung gebracht, segelten wir in Gesellschaft, weil wir Beide nach den Vorgebirgen der Chesapeake wollten; doch das Kriegsschiff segelte schneller und ich kam eine Woche später als das Kriegsschiff an. Unterdessen war Mr. Clark den Behörden übergeben worden, und als wir ankamen, wurden wir als Zeugen vorgeladen und die Vorbereitungen zum Verhör sogleich getroffen. Damals war man schneller mit solchen Sachen als jetzt; die Advokaten waren nicht so geschickt, die Rechtsfälle zu widerlegen und die Richter zu verwirren, und die Geschworenen-Gerichte hatten gerade so viel Einsicht, jeden Mann zu hängen, wenn er nur seinen Kopf in die Schlinge warf. Es ist seitdem anders geworden, ob besser oder schlechter, kann ich nicht sagen — aber ich glaube, schlechter.

Es ist nicht nöthig einen langen Bericht über das Verhör zu geben. Es genüge, zu sagen, daß meine Aussage, so leicht ich sie auch machte, schwer gegen den Gefangenen sprach. Ich war gezwungen zu bezeugen, daß zwischen ihm und dem Todten Feindschaft gewesen war — die Worte und Klänge, welche ich in jener Nacht gehört — den Fall in das Wasser — Clark's Stellung am Bollwerk — das Blut und das Haar, welches auf dem Deck und dem Gatter aufgefunden ward. Aber wenn meine Aussage erschwerend war, so war Jack's Aussage noch weit furchtbarer. Er beschwor, daß der Steuermann ihm zwei oder drei Mal gesagt habe, daß er der Steuermann, „Bill's Leben haben wollte." Er beschwor gehört zu haben, daß, nicht länger als zehn Minuten vor dem Zank, Mr. Clark von Bill dessen Matrosenmesser gefordert habe; daß kurz nachher er den Steuermann hätte sagen hören: „Gott verdamme Dich, ich will Dich ermorden!" Dann wäre gebalgt worden, und er hätte zwei oder drei Schläge gehört und den Schrei: „Mord!" worauf er nicht geachtet haben würde, wäre es nicht um des leisen und eigenthümlichen Tones willen gewesen, in welchem er ausgestoßen wurde; er wäre deßhalb auf das Deck gesprungen und hätte den Steuermann den Körper über die Quartergallerie heben sehen.

Die Aussagen des kranken Mannes, des Jungen und des Koches bestätigten, so weit sie reichten, das Gesagte. Mr. Clark bedurfte keiner langen Rede des gelehrten Rechtsanwaltes, um ihn zu vernichten; er hatte dieselben günstigen Aussichten für sein Leben, wie ein fliegender Fisch unter einer Meute von Delphinen. Nach ungefähr fünfzehn Minuten Berathung sprachen die Geschworenen das Schuldig aus und den nächsten Tag verurtheilte ihn der Richter zum Hängen. —

„Und er wurde gehangen?" fragte Einer aus der Gruppe der Zuhörer, als der Kapitän eine Pause machte.

— „Gewiß," erwiderte der Kapitän, „sie schlangen ein Seil um seinen Hals, zogen das Boot unter seinen Füßen hinweg und ließen ihn den Piratentanz auf nichts tanzen. Er zappelte und kämpfte eine lange Zeit; aber ich glaube, dieß machte den Anblick lehrreicher — zu einer größern moralischen Lektion. O ja! er wurde am Halse aufgehangen, bis er todt war, denn ich sah später seinen Körper."

„Es geschah ihm Recht!" rief ein Anderer; „es geschah ihm Recht; es ist ein klarer Rechtsfall über Mord."

— „Ja, es war ein klarer Fall — ein sehr klarer Fall, aber es war kein Mord dabei."

„Wie so?" riefen ein Dutzend Stimmen. „Denken Sie, daß er den Matrosen nicht ermorden wollte?"

— „Ich denke es nicht, ich weiß es. Ich weiß nicht nur, daß er den Mann nicht ermorden wollte, sondern daß kein Mann getödtet wurde."

Ein Ausruf erhöhten Interesses erklang aus der Gruppe, welche sich enger um den Erzähler schloß.

„Hören Sie," fuhr er fort, „ich will mein Garn vollends abwickeln, dessen Ende bald erreicht seyn wird."

— „Ungefähr fünf Jahre später brachte ich eine Ladung Tabak nach Gibraltar. Als ich eines Tages auf dem Lande war und einer Waarenauktion beiwohnte, sah ich unter den Matrosen, welche umherschlenderten, Einen, dessen Gesicht mir sehr bekannt vorkam, doch seines Namens konnte ich mich nicht erinnern. Er ging vorüber; ich würde nicht weiter darüber nachgedacht haben, da eine solche Begegnung doch sehr gewöhnlich ist, wäre mir nicht etwas sehr Eigenthümliches in des Burschen Blick aufgefallen und hätte mich dieß nicht veranlaßt, mein Gedächtniß anzustrengen, wo ich ihn gesehen haben könnte. Plötzlich kam die Erinnerung an die „Mohrgeschichte" wie ein Blitz in finsterer Nacht. Das ist entweder Bill oder Bill's Zwillingsbruder oder sein Geist, sagte ich, sprang von einem Tabaksfasse, überrannte zwei Neger, drei Juden und einen Esel, und lief hinter dem Matrosen her, welcher noch in meinem Gesichtskreise war. Als ich ihn eingeholt, drehte er sich um, und ich bemerkte, daß er mich erkannte. Er berührte seine Mütze, nahm meine dargebotene Hand und nannte meinen Namen; es blieb kein Zweifel, daß es Bill wirklich war."

„Ich vermuthe, Kapitän," sagte er, „daß Sie glauben, ich wäre längst schon zu Davy Jones gegangen; aber Sie sehen, ich lebe noch und bin munter. Wie ist es Ihnen während dieser langen Zeit gegangen? Und wie befindet sich mein alter Freund Mr. Clark?"

— „Mr. Clark?" antwortete ich, „Mr. Clark ward gehangen!"

„Gehangen! Das ist ein schlechteres Schicksal, als ich ihm jemals gewünscht habe. Ich dachte nur, daß ihn ein Mal eine Wache über Bord werfen würde. Aber weßhalb wurde er gehangen?"

— „Weil er Dich ermordet hatte."

„Mich ermordet?" rief Bill erstaunt. Ich mußte es wiederholt versichern und ihm die ganze Geschichte erzählen, um ihn

von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen. „Aber wie kommt es," frug ich, „daß ich Dich lebend wiedersehe?"

Wir gingen auf die Bastion hinaus und setzten uns auf eine Bank, wo mir Bill seine Geschichte erzählte. Es würde zu langweilig seyn, wollte ich sie mit seinen Worten wiedererzählen. Der Inhalt war: Er hatte Mr. Clark mehrere Male gedroht, über Bord zu springen und war auch einige Male dazu entschlossen gewesen; in der verhängnißvollen Nacht war er auf das Deck gekommen, noch wund von Schlägen und etwas aufgeregt durch hitziges Getränk, welches der alte Koch für ihn und Jack aus der Kajüte gestohlen hatte. Einige Zeit lang war Mr. Clark am Steuer geblieben, hatte nachher Bill's Messer verlangt und wieder zurückgegeben, ihm dann befohlen, an das Rad zu gehen, was er aber verweigert hätte und gesagt, daß es seine Zeit noch nicht sey und der Steuermann möge dabei bleiben oder es lassen. Auf diese Weigerung hätte der Streit begonnen. Mr. Clark war auf ihn losgesprungen, hatte ihm einen Schlag in das Gesicht gegeben und ihn niedergeworfen; beim Fallen war das Messer aus der Scheide unter Bill gekommen, so daß es ihn in der Seite verwundete; toll vor Wuth, Schmerz und Trinken, seines Lebens überdrüssig, und eifrig, Mr. Clark zu ärgern, war er, sobald er wieder auf seine Füße kommen konnte, auf das Bollwerk gesprungen, entschlossen, sich in das Meer zu werfen. Mr. Clark hatte ihn ergriffen und versucht, ihn an Bord zu ziehen; auch hatte Mr. Clark um Hülfe gerufen. Mit gewaltiger Anstrengung hatte sich Bill von des Steuermanns Griff frei gemacht und war in das Wasser gesprungen. Beim Fallen hatte er sich mit dem Kopfe an die Schiffsketten geschlagen und war eine lange Zeit besinnungslos gewesen. Als er wieder zu sich gekommen, kehrte auch die Liebe zum Leben zurück, und da er ein guter Schwimmer war, erhielt er sich bis zu Tagesanbruch auf der Oberfläche, wo er, als ihn schon seine Kräfte verließen, ein großes Schiff auf sich zukommen sah. Es kam so nahe, daß man seinen schwachen Ruf hörte, ein Boot herabließ und ihn an Bord nahm, wo Ruhe und gute Pflege ihn bald wieder herstellte. Die Wunde in seiner Seite war leicht und vollständig geheilt, ehe das Schiff Liverpool erreichte. Seit dieser Zeit hatte sich Bill in der ganzen Welt herumgetrieben, bis ihn sein Schicksal nach Gibraltar führte. Hier stand er nun vor mir als ein lebender Beweis der Unsicherheit menschlichen Zeugnisses, oder der Gefahr, sich auf circumstantielle Aussagen zu stützen.

Miscellen.

Schiller's Hofdegen. Der bekannte amerikanische Reisende Bayard Taylor erzählt: »Eine interessante Reliquie von Schiller, sein Hofdegen, befindet sich nun in meinem Besitz. Er fiel in die Hände Thackeray's, als dieser sich im Jahr 1830 in Weimar aufhielt, und es war damals leicht, seine Echtheit auf unzweifelhafte Weise zu beglaubigen. Nachdem Thackeray ihn achtundzwanzig Jahre lang besessen, machte er mir ein Geschenk damit, das mir nun doppelt werth ist durch den Umstand, daß Thackeray diesen Degen ebenfalls häufig am Weimar'schen Hofe getragen hatte.«

Das Alterthum des Schachspiels. In einer der Wedas oder ältesten heiligen Bücher der Hindus ist die Rede von einem Könige, der bei einem Weisen Rath sucht wegen des Schachspiels. »Erkläre mir, o Du, der Du uns Alle an Tugend überragst," sagt der König zu dem Weisen, »das Wesen des Spieles, welches auf dem Brettchen mit den achtmal acht Feldern gespielt wird!« — Die Antwort, welche der Weise hierauf gibt, ist wirklich eine Art Inbegriff von Weisheit: »Laß jeden Spieler seine eigenen Kräfte mit außerordentlicher Sorgfalt wahren und stets eingedenk seyn, daß der König der wichtigste von allen ist. O mein Fürst, wenn er auf seine untergeordnetsten Kräfte nicht gehörig achtet, kann der König selbst in Unglück gerathen.«

Chronik aus Paris.

7. Salon und Theater.

Juni—Juli 1860.

Der gelehrte Herr Jourdan — Kennt man hier Deutschland? — Edmond About. Diplomat — Hackländer und Göthe, eine Parallele — Allzu hoch ist ungesund! — Die Kritik und Béranger — Edmond Villetard, Germanologe — Eine Dankparenthese für Herrn v. Hülsen — Die Annexion — Die Viehausstellung — Jerome, Exkönig von Westphalen † — Etwas Geschichte — Eine sonderbare Wahrheit — Thierbändiger und Herrscher, eine nicht bezahlte Reclame — Die Kunst auf den Brettern der Boulevardstheater — le gentilhomme de la Montagne — Rinaldo — Dumas und Schiller — Das siebente Gebot.

Seit einiger Zeit, namentlich seit der Zusammenkunft des Kaisers der Franzosen mit den zahlreichen Häuptern der deutschen Einigkeit, sind die Deutschen wieder zum Tagesgespräche geworden, zum großen Schrecken von Rigolboche, die darüber untröstlich ist, einen solchen Nachfolger gefunden zu haben. Trotz der milden Witterung hagelt es noch immer Broschüren, die sich fast ausschließlich mit unserem Vaterlande beschäftigen. Rohdé, der im Théâtre Déjazet seine antediluvianischen Vorstellungen gibt, vereinigt, wenn ich seinem Prospektus Glauben schenken darf, allabendlich »enthusiastische Verehrer deutscher Wissenschaft« um sich, und die politischen Blätter sind voll von ebenso wortreichen als erbaulichen Artikeln, gleichfalls deutschen Interessen gewidmet.

Dieser langen Reden kurzer Sinn ist ungefähr immer folgender: »Ihr lieben Deutschen habt Angst vor uns Franzosen, weil ihr glaubt, wir wollen euch den Rhein wieder abnehmen? beruhigt euch! euch soll kein Leid geschehen. Der Rhein ist zwar, von Rechts wegen, unser Eigenthum, wie uns der gelehrte Jourdan im Siècle gelehrt hat, und ist eigentlich nur »aus Versehen« bis jetzt deutsch geblieben. Da aber dieß Versehen seit langen Jahren unbemerkt vorübergegangen ist, und sich niemand darüber beklagt hat, da es erst seit des scharfsichtigen Herrn Jourdan's Bücherrevision als störende Differenz im Hauptbuche des europäischen Friedens bezeichnet ist, wollen wir die Geschichte auf sich beruhen lassen und den Artikel Rhein in den Rauchfang schreiben. Denn wir sind reich genug, um diesen Verlust, ohne Einschränkung, verschmerzen zu können, wir wollen uns deßhalb nicht länger in den Haaren liegen und gute Freunde bleiben. Nur thut uns den einzigen Gefallen und macht uns mit eurem ewigen Krakehl für Nichts und wieder Nichts den Kopf nicht warm. Schlaft in Frieden, wir wollen ihn nicht haben!«

Nun sage mir, mein Liebchen, was willst du denn mehr? Man wäre ungläubiger als Thomas und undankbarer als der Welt Lohn, wollte man die Aufrichtigkeit jener Propheten selbst nur einen Augenblick in Zweifel ziehen. Hoffen wir also, daß der deutsche Michel, noch rechtzeitig von den freundschaftlichen Gesinnungen seines aufrichtigen und verkannten Freundes überzeugt, sich ruhig bekehre, ruhig auf's Ohr liege und schlummere bis an den jüngsten Tag!

Aber man muß billigerweise andererseits auch zugestehen, daß die Aufrichtigkeit des Publizisten seine Competenz noch lange nicht als nothwendige Folge bedingt. Die richterliche Befugniß verlangt mehr als Aufrichtigkeit, Wohlwollen und gesunden Menschenverstand — ohne gründliche Sachkenntniß verliert sie allen Werth. Kennt man hier Deutschland? Das ist die Frage, die ich, wenn es mir möglich ist, beantworten will.

Man hat den Franzosen oft den Vorwurf gemacht, daß sie sich zu viel um sich selbst und zu wenig um ihre Nachbarn bekümmern, eine Thatsache, die gleichzeitig zu ihrem Lobe spricht, da sie in der unglaublichen Nationalliebe ihre Wurzel hat. Ich selbst habe oft Gelegenheit gehabt, mich davon zu überzeugen. Ich habe hier von gebildeten Leuten, welche auf Bildung Anspruch machen, bezüglich der ausländischen Literatur und Kunst zum Beispiel Meinungen aussprechen hören, deren sich ein deutscher Quintaner schämen müßte. — Der gänzliche Mangel an guten Uebersetzungen ist wohl hauptsächlich, neben der angeborenen Gleichgültigkeit, Schuld an diesem Uebel. Die widerspenstige französische Sprache hat ihren eigensinnigen, ganz bestimmten Charakter, welcher sich der Annäherung mit jedem fremden Idiome hartnäckig widersetzt. Das Vermögen, Wörter durch Zusammensetzung schon vorhandener oder augenblicklicher Schaffung neuer Wurzeln, zu bilden, dessen die deutsche Sprache in so hohem Maaße genießt, geht ihr bekanntlich ganz und gar ab. Wenn sie dadurch einerseits an Klarheit und Schärfe gewinnt, verliert sie anderseits tausendfach an poetischer und plastischer Schönheit. Unzählige Wörter und Wendungen, die unsere Meister mit magischer Kraft anzuwenden wissen, gerade die Sprachschönheiten, auf welche wir das größte Recht haben stolz zu seyn, gehen zum großen Theil in der französischen Sprache gänzlich verloren. Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp', folgende Beispiele, die mir zufällig einfallen, im Französischen nur annähernd wiederzugeben?

Ach! wüßtest Du, wie's Fischlein ist
so wohlig auf dem Grund.
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht
Das feuchtverklärte Blau? (Göthe.)

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick.
(Schiller.)

Bei einem Wirthe, wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste. (Uhland.)

Die Geisterinsel, die schöne,
lag dämm'rig im Mondenglanz;
dort klangen liebe Töne
und wogte der Nebeltanz. (Heine.)

So könnte ich bis morgen fortcitiren, ich könnte die armen Franzosen noch lange bedauern, nie den geheimen Zauber, der in der Preußischen Land-wehr und Oesterreichischen Kriegs-bereitschaft verborgen liegt, herauszufühlen, aber das würde mich zu weit von meinem Thema entfernen. Ich will mir ja nur zu erklären suchen, woher es kommt, daß die Franzosen den »Werther« und die »Räuber« — zwei Jugendsünden — für die besten Schöpfungen Göthe's und Schiller's halten, daß sie — mit Einem Worte — nicht einen Elementarbegriff von der deutschen Literatur haben. Wie gesagt, ich glaube, das liegt einerseits an ihrer Gleichgültigkeit dem barbarischen Auslande gegenüber, andererseits an der dürftigen Hartmäuligkeit ihrer Sprache.

Darf man nun aus dieser Unkenntniß der literarischen Erzeugnisse auf ihre Kenntniß der socialen und politischen Verhältnisse in Deutschland schließen (und ich glaube, das ist erlaubt, da die einen mit den andern innig verwachsen, so zu sagen ein einziges, unzertrennbares Ganze bilden), so kann ihre Meinung über Deutschland gar kein Gewicht haben.

Es gibt keine Regel ohne Ausnahme; das, was ich soeben gesagt, bezieht sich nicht auf die Herren Nefftzer von der »Presse« und J. J. Weiß von den »Debats«, glänzende Ausnahmen, zwei ebenso geistreiche als gediegene Schriftsteller, welche mit seltener Schärfe und noch seltenerem Wohlwollen die deutsche Frage in ihren geschätzten Blättern verfolgen — ein höchst undankbares Geschäft, für das ich ihnen hier öffentlich den bescheidenen Tribut meines innigsten Dankes bringe. Dieß bezieht sich auf die große Mehrzahl, auf Herrn Edmond About z. B., den allzu tobenden Novellisten, der eines Morgens mit der kühnen Idee aufgewacht ist, er sey Diplomat. Er hat sofort seinen reizenden Humor in den Tischkasten gelegt, seine liebenswürdige Phantasie an den Nagel gehängt und sich mit diplomatischem Ernste daran gemacht, über das Schicksal der verschiedenen Völker nach seinem diplomatischen Gutdünken zu verfügen. Gestern handelte es sich in seinem diplomatischen Gehirne um nicht mehr und nicht weniger, als um ein Umformen der alten und ein Entwerfen der neuen Karte von Europa. Heute ist sein Zweck weit bescheidener: er hilft uns Deutschen mit seinem freundlichen Lichte aus der Finsterniß unserer Beschränktheit. Die Idee, welche Herr Ed. About in der Broschüre: „La Prusse en 1860“ ausspricht und der ich mich vollkommen anschließe, ist gerade nicht funkelnagelneu aber erbaulich: Preußen soll in Deutschland dieselbe Rolle ausfüllen, welche Sardinien in Italien spielt.

Wie kommt aber Herr About dazu, sich zum Vertreter dieser wichtigen Frage zu machen? Wenn er auf der zweiten Seite seines Heftchens, ohne einen schlechten Witz reißen zu wollen, derartige Naivitäten begehen kann, verliert für mich alles Nachfolgende jeden Werth. Er sagt nämlich, Wort für Wort, Folgendes: „In der Poesie und Literatur bewundern wir und lieben Göthe, Schiller, Lessing, Hoffmann, Heine, Hackländer, Uhland.« — Wie gefällt Ihnen diese Zusammenstellung der deutschen Meister? Was würden Sie von der strategischen Tüchtigkeit eines Generals halten, der sich Cäsar, Wrangel und Alexander den Großen zum Muster nimmt?

»Klaff' nicht so viel und höre mehr,
»Das wird Dir bringen Ruhm und Ehr,«

hat ein alter Choraldichter gesagt. Stillschweigen ist keine Sünde, im Gegentheil, was veranlaßt den Herrn About, solch dummes Zeug zu schwatzen?

Herrn F. W. Hackländer's humoristisches und angenehmes Talent sichert dem Verfasser der »Wachtstubenabenteuer« einen guten Platz in der modernen Romanliteratur, wer wollte es bezweifeln? Aber sein Name neben Schiller und Göthe gestellt, gibt doch einen argen Mißklang: ich sehe außer dem Hofrathstitel und dem neuen österreichischen Freiherrn-Diplom nichts, was Herr Hackländer mit Göthe gemein hätte. Uebrigens wird er mir selbst vollkommen beistimmen und sich über die ungeschickte Dienstfertigkeit des Herrn About vielmehr ärgern als freuen. Denn nichts ist schädlicher, als den Namen eines Mannes höher zu stellen, als er es verdient, man veranlaßt dadurch Andere ihn wieder herabzusetzen, und diese Anderen gehen oft gleichfalls in's Extreme und verweigern ihm den Rang, den er billigerweise einnehmen müßte.

Dafür bietet die heutige Kritik in Paris ein trauriges Beispiel an Béranger, dem populärsten Volksdichter Frankreichs. Unsinnige Schwärmer und beschränkte Bewunderer wollten in Béranger nicht nur einen guten Chansonnier und Freiheitsdichter sehen, sondern ihn auch

zum Muster aller menschlichen Tugenden, zum großen Politiker und geheiligten Volksrechtverfechter stempeln. Wenn man heute den kaum beerdigten Halbgott »Canaille« nennt, den Schleier seiner perfiden Bescheidenheit mit unbarmherziger Hand zerreißt, und ihn als nackten, giftgeschwollenen Tartüffe der Masse zeigt, so ist diese widerliche und niedrige Verstümmlung von Seiten der Antiberangerianer nichts Anderes, als eine natürliche Reaction der unnatürlichen Vergötterung von Seiten der närrischen Berangerianer.

Fürchte deine Freunde, hätte Salomon sagen können.

Auch Herr **Billetard**, dessen ich als Verfasser des »Testaments von Cäsar Girodot« rühmlichst in meiner ersten Chronik erwähnte, scheint Deutschland gründlich zu kennen. Er tritt auf diese Art doppelt in die Fußtapfen seines Freundes About — als Germanologe und als Chronist an der Opinion nationale *). In seinem ersten Feuilleton findet Herr Billetard für die »guten Deutschen« keine andere Bezeichnung als »Freunde der Porzellanpfeifen, der Metaphysik und des Bieres!« — und das Sauerkraut? — und der wehmuthsbange Mondenschein? — und die Brille? — und das flachsblonde Haar mit der kleinen Mütze? — u. s. w. u. s. w.? Ich bedaure aufrichtig, daß Herr Billetard unsere wichtigsten Insignien ganz und gar unberücksichtigt gelassen hat. Hoffentlich wird er in seiner nächsten Chronik diesen unverzeihlichen Fehler wieder gut machen. Trauter Freund,

»Klaff' nicht so viel und höre mehr,
»Das wird Dir bringen Ruhm und Ehr!« —

Der Name von Göthe und Schiller ist mir heute schon mehrfach in die Feder geflossen, ich erlaube mir, bezüglich unserer großen Dichter noch eine Parenthese zu öffnen und, ganz im Vorübergehen, dem Herrn General-Theaterintendanten von Hülsen meinen wärmsten Dank für seinen patriotischen Eifer auszudrücken. Der liebe Mann, eingedenk seines Ranges als Hauptmann a. D. vom Kaiser-Alexander-Regimente, kann es nicht ruhig mitansehen, daß man dem Monumente von Göthe und Schiller ein Piedestal von 12 Fuß Höhe unterlegt, während sich die Generalsstatuen mit einem nur 9 Fuß hohen begnügen mußten. In der That, die Sache scheint mir bedenklich und bedarf einer langen und gründlichen Untersuchung. Drei Fuß Unterschied ist keine Kleinigkeit im Menschenleben, und der wackere Herr Intendant, Verfechter unserer tapfern Heerführer, hat vollkommen Recht, sich über diese unverdiente Herabsetzung ihrer Höhe ernstlich zu beklagen. Es ist offenbar, daß Blücher, Gneisenau, Scharnhorst, der alte Dessauer, Schwerin und wie die großen Generale alle heißen mögen, deren wir uns mit Recht rühmen, um hundert Prozent in der Dankbarkeit und Anerkennung des Vaterlandes sinken würden, wenn man zwei Leute, die nicht einmal ihr freiwillig-einjähriges Departements-Ersatz-Commission-Examen bestanden haben, drei Fuß über sie stellt. Freilich könnte man dem Herrn v. Hülsen, Hauptmann a. D., bescheidentlich einwenden, daß wir gerade unsern großen Dichtern den Nationalstolz verdanken, das Band, welches uns, trotz unserer geographischen Zerstückelung, zum einigen und großen deutschen Volke macht — aber was will das besagen, wenn man bedenkt, daß der einfachste Rekrut aus Hinterpommern, dem Vaterlande der Einfachheit — den Parademarsch mit unglaublich mehr Grazie und militärischem Brio ausführt, als Göthe und Schiller es je gekonnt hätten? — Ist denn wirklich die heilige Kamaschia ebenso unausrottbar, als der Bund der heiligen Brüder in Jesu? — Meine Parenthese ist geschlossen. — — —

Ich habe in meiner Geburtsstadt einen Schiffer gekannt, dessen Namen ich nicht nennen will, weil man mir zumuthen könnte, ich wolle eine Reclame schreiben. Dieser biedere Schiffer hatte es nach langem Studiren dahin gebracht, mit der einen Seite des Gesichts die seligste Zufriedenheit auszusprechen, und gleichzeitig auf der andern Seite desselben Gesichtes den Ausdruck der tiefsten Trauer anzunehmen. Der rechte Mundwinkel lachte und das linke Auge vergoß Thränen. Die Ereignisse der letzten Wochen haben mich unwillkürlich sehr oft an die komische Kunst dieses braven Mannes erinnert. Das Ernste und Heitere, das Würdevolle und Lächerliche folgt sich mit so unglaublicher Schnelligkeit, daß man wirklich keine Zeit hat, seine Physiognomie in die umstandsgemäßen Falten zu legen, beim Magdeburger Schiffer in die Lehre gehen — mit der einen Seite lachen und mit der andern Seite weinen lernen muß. Das schöne Vaterland der poetischen Murmelthiere und Kaminfeger, Savoyen, hat nun auch das Recht, stolz zu seyn, wenn es die Vendomesäule betrachtet. Es ist einverleibt mit Mann und Maus, mit Kind und Kegel. — Die Feier, mit der man hier die neuerrungenen Landsleute begrüßt hat, war eine äußerst einfache. Ein Te deum in der Kirche, eine Parade auf dem Marsfelde und eine Illumination in den Straßen. Die hohe, nationale Wichtigkeit dieses Aktes ist von allen vernünftigen Blättern würdig hervorgehoben, es fällt mir auch nicht im Traume ein, ein Jota daran ändern zu wollen. Was aber den **äußeren Schein** dieser Feier anbetrifft, der, wie ich sehr wohl weiß, täuscht, so erlaube ich mir über die Pracht und Herrlichkeit derselben einige Skrupel zu sagen, die mir die Patrie hoffentlich verzeihen wird. In die Kirche bin ich allerdings nicht gegangen, aber von der Parade habe ich nicht viel gesehen — der Staub machte mich blind und die Menschenmasse war unerträglich. Die Illumination endlich war sehr einfach und mit der gewöhnlichen Illumination am Napoleonsfeste (15. August) gar nicht zu vergleichen. Der Volkshaufen mit seinem Drängen und Stoßen, die Bettler und Krüppel mit ihren Leierkasten und verstimmten Violinen, die Straßenherkulesse mit ihren hungrigen Gesichtern, die schweren Sohlen der Provinzialen, die auf den Krähenaugen friedlicher Leute spazieren gehen, — Alles das, was in Paris ein Volksfest bezeichnet, ist vielleicht — im Grunde genommen, erhaben und schön, hat aber, für mich persönlich, äußerlich nicht den geringsten Reiz.

Deßhalb bin ich auch entschiedener Feind aller der Sehenswürdigkeiten, die durch ein momentan vorübergehendes Interesse das Publikum, in ungewöhnlich starkem Zudrange, herbeilocken, und in diese Gattung gehört die Viehausstellung im Industriepalaste, von der ich Ihnen auch nicht viel erzählen kann. Ich habe selten so eine Masse von Schafen, Eseln und Ochsen beisammen gesehen, und das will etwas bedeuten, denn ich gehe oft spazieren. —

Jetzt, Freund Schiffer, leihe mir Deine traurige Wange! — Die Zeitungen haben Ihnen schon längst den Tod des Prinzen **Jerôme** Bonaparte, letzten Bruders von Napoleon, gemeldet, auch über den Pomp des Leichenbegängnisses werden Sie schon mehr gelesen haben, als ich Ihnen erzählen könnte; ich begnüge mich deßhalb mit der einfachen Erwähnung dieses hohen Todesfalles, welcher den französischen Hof auf 21 Tage in Trauer — das ist die von der Hofetiquette vorgeschriebene Frist — versetzt hat. — Auf wenig Menschen kann die zum nichtssagenden Gemeinplatz gewordene Redensart: »Das ist ein Mann, der etwas erlebt hat!« mit mehr Wahrheit angewandt werden, als auf den verstorbenen Fürsten. Er war mehr als Zeuge jenes großen, glorreichen und blutigen Drama's, das Frankreich, am Ende des vergangenen und am Anfang unseres Jahrhunderts, vor Europa und vor der ganzen Welt aufführte und dessen großer Held den Namen

*) **Ed. About** schrieb unter dem Titel lettres d'un bon jeune homme à sa cousine Madeleine die Chroniken in dem erwähnten Blatte, deren heftige Polemik »viel Lärm um Nichts« erzeugte. Wahrscheinlich hat er sich dadurch genöthigt gesehen, dieselben einzustellen. Herr Billetard setzt sie unter dem Titel Menus propos d'un flaneur fort. Seine beiden ersten Feuilletons sind sehr amüsant und in einem weit gemäßigteren Tone abgefaßt, als die seines Vorgängers, — gute Auspizien für die Zukunft. P. L.

Napoleon trägt: er selbst spielte darin eine wichtige Rolle. Er sah, wie das furchtbare Genie eines einzigen Mannes mehr als 15 Jahre lang den Erdball erschütterte, wie aus der schlichten und obscuren Familie eines einfachen Richters in Ajaccio die Herrscherfamilie in Frankreich, Italien, Sizilien, Spanien, Holland, Westphalen wurde. Von der unbedeutendsten Stellung ward er zur höchsten Würde emporgetragen und auf sein junges Haupt die schwere Königskrone gesetzt. Man gestatte mir, diese Lebensperiode des Verstorbenen mit Stillschweigen zu übergehen. Ueber die Todten soll man nichts sagen, wenn es nicht zu ihrem Lobe lautet, de mortuis nil, nisi bene. Doch des Lebens ungetrübte Freude wird keinem Irdischen zu Theil! Ein Donnerschlag des unstäten Glückes zerstörte Alles, was errungen: Würde, Pracht, Herrschaft und Königreich schwand, und für solche Verluste ist das Exil eine magere Entschädigung. Unter dem Namen Prinz de Montfort suchte er in Italien ein Obdach und hatte dort den Schmerz, seine sämmtlichen hohen Anverwandten in der Verbannung sterben zu sehen; auch er bereitete sich auf ein gleiches Schicksal vor. Allein die bonapartische Größe war nicht mit Napoleon auf St. Helena begraben, und er, wie die ganze jetzige Generation, war Zeuge ihrer Auferstehung, und mitten in ihrer blühenden Macht hat er die Augen geschlossen. Daran dachte ich, als ich den florbehängten Trauerwagen langsam die elyseischen Felder herauffahren sah. Mein gesprächiger Nachbar ließ mir nicht Zeit, mich melancholischeren Gedanken zu überlassen und erzählte mir die interessantesten Details, die mit dem Tode des Prinzen in mehr oder weniger naher Berührung standen und mir mehr oder weniger gleichgültig waren. Jedoch eine Bemerkung, die er unbewußt zu machen schien, wie sie tausend Andere mit ihm gemacht haben mußten, blieb mir ihrer Sonderbarkeit halber im Sinne. »Heute begräbt man einen König,« sprach er und deutete auf die goldene Krone, welche über dem Thronhimmel des Trauerwagens von vier silbernen Genien gehalten wurde, »das geschieht nicht oft hier zu Lande!« —

Wußtest du, o mein geschwätziger Nachbar, daß du im leichtsinnigen Spotte da ein sehr ernstes und sehr bedeutungsschweres Wort ausgesprochen hattest, das lange Zeit überlegt werden will und dessen historische Wahrheit ganz anderen Leuten, als deinem simplen Zuhörer, zur warnenden Lehrmeisterin werden kann? Dachtest du daran? Man spielt nicht mit einem Volke, wie der Thierbändiger mit dem abgerichteten Löwen. Das Volk besitzt die gefährlichsten thierischen Eigenschaften, physische Kraft und Brutalität im höchsten Grade und vereinigt damit die, nicht minder gefährlichen, menschlichen Instinkte. Durch letztere gelangt es oft zum Bewußtseyn der ersteren: der Koloß widersetzt sich und schüttelt sein Joch ab, wie gewöhnlich behält die bestiale Kraft die Oberhand und er wird grausamer, verderblicher und thierischer als die gefürchtetsten Bestien des Katzengeschlechts. Nur so ist das Wort »Wahn« zu verstehen, das Schiller dem großen Akte der Revolution beilegt.

Jetzt hat so ziemlich jedes Volk seinen kleinen Wahn aufzuweisen. Das wahnreichste aller Länder ist aber gerade Frankreich. Seit Louis XV. (1774!) ist nur ein einziger Herrscher, Louis XVIII., auf dem Throne gestorben, obgleich nirgends der Scepter so oft von einer Hand zur andern übergegangen ist. Der unglückliche Louis XVI. wurde enthauptet, vom Triumvirat der ersten Republik starben zwei — Danton und Robespierre — gleichfalls auf der Guillotine, der dritte — Marat — wurde im Bade erstochen. Das arme Kind Louis XVII. verkam, man weiß nicht wie. Napoleon starb in der Gefangenschaft, Karl X. und Louis Philippe im Exile *). Solche Thatsachen bedürfen keiner Erörterung.

*) Außerdem starben noch eines unnatürlichen Todes: Philipp-Egalité, Vater von Louis Philipp, auf dem Schaffote, der Herzog von Berry, Thronfolger, vom Schlosser Louvel am 13. Febr. 1820 ermordet, und der tiefbetrauerte Herzog von Orléans, Thronfolger, verunglückt.

Seit zehn Minuten spreche ich nur von Leichenwagen, Guillotinen, Exil und Revolution, — rasch, biederer Schiffer, leihe mir dein schmunzelndes Auge! Die Stoffwahl setzt mich nicht in Verlegenheit, denn »heiter ist die Kunst!«

Aber nicht immer, namentlich nicht, wenn man der freien Göttin den Maulkorb des absoluten Geldverdienens — à tout prix — aufsetzt, da schneidet sie oft ein schreckliches Gesicht und erschrickt, wenn sie nicht langweilt. — So berechtigt die Franzosen sind, auf ihre großen Lustspieldichter der Vergangenheit, Molière, Regnard, Beaumarchais u. s. w. stolz zu seyn, so sehr müssen sie sich ihrer Dramaschmiede der Gegenwart schämen. Ich habe, seitdem ich in Paris lebe, noch nicht ein einziges erträgliches Drama gesehen, nicht ein Werk, was selbst nur den guten Willen seines Verfassers bekunde. (Victor Hugo's Dramen werden bekanntlich seit zwölf Jahren nicht mehr aufgeführt.) Von ästhetischem Streben, künstlerischer Tendenz, Sprach- und Gedankenschönheit, ja! selbst von der einfachen Formkenntniß, ist fast nie eine Spur mehr vorhanden. Die Kunst ist eine reine Nebensache. »Verdünen« ist das Hauptwort, wie Zwickauer sagt, und muß groß geschrieben werden. Da wird auch der Dramaturg ein Handwerker, wie Schuster, Schneider und Handschuhmacher, und betreibt, wenn er Geld hat, sein Geschäft fabrikmäßig. Er hat seinen Werkmeister, seine Gesellen, Zuschneider und Lehrlinge, arme Schlucker und Tagelöhner, die Gott danken, wenn sie Arbeit haben. Natürlich trägt die „Waare" nur den Namen des renommirten Hauses. — Ich habe heute weder Zeit noch Lust noch Platz, mich über diesen abscheulichen Mißbrauch nach Herzenslust satt zu ärgern; ich werde schon noch im Laufe der Zeit Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen Auf Wiedersehen, meine Herren d'Ennery, Séjour und Compagnie!

Heute will ich nur zeigen, wie man ein Drama macht, das am ersten Dramatheater (la Porte St. Martin) mit großem Erfolg gegeben und von den Kritikern gelobt wird, das dem Direktor und dem Verfasser die Taschen füllt und von einem Namen wie Alexander Dümas (Vater) gezeichnet ist!

Es handelt sich, wie der Titel schon anzeigt: „le gentilhomme de la Montagne", um einen Edelmann, der, weil er seinen Freund im Duell getödtet hat, verhaftet und wie ein Spitzbube, die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, in seine Geburtsstadt zurückgeführt werden soll, sich zum Straßenräuberhauptmann macht. Er will nicht die Schmach erleben, vor dem Fenster, an dem seine arme Mutter sitzt, wie ein Verbrecher vorbeigeführt zu werden. Das Mittel dünkt mich einfach, logisch und vortrefflich. Bemerken Sie gefälligst die »arme Mutter«, die in jedes Drama, wie die Zwiebel in den Salat, kommt — um Thränen hervorzubringen. Jetzt beginnt die Handlung, oder vielmehr fünf oder sechs Handlungen fangen auf einmal an, die sich kreuzen, schneiden, verlassen, wiedertreffen von Neuem lösen, wieder zusammenfließen u. s. w. Das nennt man »interessant« auf dem Boulevard. Acht Akte lang geht es dem armen Zuhörer wie ein Mühlrad im Kopfe herum.

Pulverdampf und Serenaden,
Diebsgesichter, runde Waden,
Karl der Fünfte, Ehebruch,
Mitternacht und Vaterfluch,
Nonnen und Zigeunerbande,
Rachedurst, Familienschande,
Alles dreht sich um und um —
Vielleicht ist's schön, ich find' es dumm!

Ja! ich könnte Ihnen erzählen, wie dieser Edelmann vom Berge eigentlich nicht der Sohn seines Vaters ist — wie er seinem richtigen Vater, den er gar nicht kennt, das Leben rettet — wie er seinem an-

dern Vater, dem Gemahle seiner Mutter, auf offener Straße ein Paar Ohrfeigen gibt — wie er sich in die Tochter seines Vaters beinahe verliebt — wie Karl der Fünfte von Zeit zu Zeit in diesen Mordscandal ein abgedroschenes Inquisitorenwort fallen läßt — wie .... Sagen Sie 'mal offen, ob Sie dieser Wirrwarr interessirt? mir ist's als wäre ich in der Hexenküche oder in einer Leierkastenfabrik, in der ein Dutzend Drehorgeln zusammen probirt werden.

Schinderhans, der Mohr aus Fiesko und Karl Moor waren arge Missethäter, auch Cartouche conjugirte das Verbum »plündern« mit etzlicher Fertigkeit, aber der schrecklichste aller Räuberhauptleute, der furchtbarste Rinaldo aller Rinaldini's ist doch der große Alexander ... Dümas, vor dem selbst die „Räuber" keine Gnade gefunden haben. Räuber bestehlen?! Das kommt mir vor, wie Rothschild 5 Franken borgen.

Die 6. Scene im III. Akte des Gentilhomme de la Montagne hat gewisse auffallende Aehnlichkeiten mit der Schlußscene des II. Aktes aus den »Räubern«, die ich mir erlaube wörtlich aus Dümas zu übersetzen und wörtlich aus Schiller zu kopiren.

Alexander Dümas.

Die Räuber liegen im Walde. Der Alcade tritt auf.

Don Fernando. Schweigt still! laßt den Herrn sprechen.

Alcade. Du bist von vierhundert Mann eingeschlossen.

Don Fernando. Hört ihr, Kameraden? mehr als acht auf einen Mann, und was schlägst Du uns vor?

Alcade. Ergibst Du Dich auf der Stelle, flehst Du um Erbarmen beim König Don Carlos, wirst Du, anstatt gefoltert und lebendig verbrannt zu werden, wie Du es verdient hättest, mit der Hinrichtung quitt seyn.

Don Fernando. Don Carlos ist ein milder König und die **Gerechtigkeit eine liebende Mutter.**

Torribio. Hauptmann, ich habe Lust dem Kerl die Gurgel zusammenzuschnüren, daß ihm die Zunge aus dem Maule, und das Blut aus den Augen schießen soll.

Don Fernando. Er hat mein Wort! ich will ihm antworten.
(Er zeigt dem Alcaden einen kleinen Schlüssel, den er an einer goldenen Kette um den Hals trägt. Dieser Schlüssel öffnet das Schlafgemach seiner Mutter. — Eine sentimentale Tirade für Wäscherinnen und Coiffeues von Dümas allein.)

Jetzt seyd ihr mit mir fertig, sprecht zu diesen Leuten.

Alcade. Gut, so hört denn, ihr. Ueberliefert mir jenen Menschen lebendig und ich verheiße euch eure Gnade und dreißigtausend Kronen; nun, nun? (allons, voyons?). Bedenkt das! Was antwortet ihr? .... nichts?

Don Fernando. In der That, was bedeutet euer Stillschweigen? Habt ihr nicht gehört oder nicht verstanden?

Alcade. **Hier ist der Pardon unterschrieben!**

Don Fernando. **Seht doch! unterschrieben** von des Königs eigener **Hand! Noch keine Antwort? Fürchet ihr, ich werde mich,** wenn ihr mich ergreifen wollt, **selbst erstechen und durch einen Selbstmord den Vertrag vernichten, der nur an dem Lebendigen haftet? Unnütze Furcht,** meine Freunde! Schaut her, **hier werf ich den Dolch weg** und meine Pistolen und meinen Degen, **jetzt bin ich so elend, daß ich selbst die Herrschaft über mein Leben verloren habe. Kameraden! wer ist der Erste, der seinen Hauptmann in der Noth verläßt?**

Torribio. **Und wenn** wir nicht einfach, sondern **neunfach** nicht von 400 Mann, sondern **von** allen Teufeln **der Hölle umzingelt wären,** nicht ein einziger würde seinen Hauptmann verlassen.

Alex. Dümas. 1860.

Fr. v. Schiller.

Die Räuber liegen im Walde. Der Pater tritt auf.

Moor. Schweig, Kamerad! sagen Sie kurz, Herr Pater, was haben Sie hier zu thun?

Pater. Wo nur Dein Auge absehen kann, bist Du eingeschlossen von unsern Reitern.

Moor. Was läßt uns der hochlöbliche Magistrat durch Dich kund machen?

Pater. Wirst Du jetzt gleich zum Kreuze kriechen und um Gnade und Schonung flehen, so wird Dir die Strenge selbst Erbarmen, **die Gerechtigkeit eine liebende Mutter** seyn, sie drückt das Auge zu und läßt es — denk doch! — und läßt es bei dem Rade bewenden.

Schweizer. Hast Du's gehört, Hauptmann? Soll ich hingehen und diesem abgerichteten Schäferhunde die Gurgel zusammenschnüren, daß ihm der rothe Saft aus allen Schweißlöchern sprudelt?

Moor. Wag es Keiner ihn anzurühren!
(Er zeigt dem Pater vier kostbare Ringe, die er vier hochgestellten Canaillen abgezogen hat.)

(Schiller ist weniger sentimental.)

Pater. Gut! mit Dir bin ich fertig. So hört denn, ihr. Werdet ihr gleich diesen verurtheilten Missethäter lebendig überliefern, so soll euch die Strafe eurer Gräuel erlassen seyn und jedem unter euch soll der Weg zu einem Ehrenamte offen stehen. Nun, nun? wie schmeckt das, Eure Majestät? bindet ihn und seyd frei!

Moor. Hört ihr? was stutzt ihr? was steht ihr verlegen da?

Pater. **Hier ist der Generalpardon unterschrieben!**

Moor. **Seht doch!** was könnt ihr mehr verlangen? **unterschrieben mit eigener Hand!** Was? **noch keine Antwort? Fürchtet ihr** wohl, **ich werde mich selbst erstechen und durch einen Selbstmord den Vertrag vernichten, der nur an dem Lebendigen haftet?** Kinder! das ist eine **unnütze Furcht! Hier werf ich meinen Dolch weg** und dieß Fläschchen Gift, **jetzt bin ich so elend, daß ich auch die Herrschaft über mein Leben verloren habe. Kameraden! wer ist der Erste, der seinen Hauptmann in der Noth verläßt?**

Roller. **Und wenn die Hölle uns neunfach umzingelt!** wer kein Hund ist, rette den Hauptmann.

Fr. v. Schiller. 1781.

Ich erinnere Herrn Dümas daran, daß das siebente Gebot die »freien Bearbeitungen« ausdrücklich verbietet und widme ihm schließlich folgendes Verslein, das ich ihm und seiner Schule zu Ehren improvisirt habe.

Ueb', Dümas, immer Redlichkeit,
Respekt vor Schillers Grab!
Und weiche keinen Borries breit
Von Gottes Wegen ab!

Paul Lindau.

Für die Redaction verantwortlich: Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

Ein Abend in einem Salon.

Novelle aus der Perspektive eines hinkenden Teufels.

An einem bitter kalten Winterabende des Jahres 185* trieb ich mich allein in den menschenleeren Straßen des sogenannten vornehmen Quartiers der Hauptstadt umher. Die Langweile hatte mich nicht mehr zu Hause geduldet. Hier warf mir der Wind den kalten Schnee gerade in das Angesicht, und die erstarrende Kälte drang trotz meines dicht zugeknöpften Rocks durch mein Gebein und schüttelte alle meine Glieder. Endlich ward ich es müde, dem bösen Wetter noch länger Trotz zu bieten, hielt vor einem stattlichen Hause an, stieg die erleuchtete, breite Treppe hinauf, ging durch ein Vorzimmer, wo sich einige wartende Diener befanden, und trat alsdann in den Salon selbst ein. Wir Schriftsteller sind nun einmal keck, und deßwegen genirte ich mich auch nicht, von unserem Privilegium, überall ungebeten und ungesehen zugegen zu seyn, wo wir es wollen, Gebrauch zu machen, namentlich da ich hier einige Zerstreuung oder auch Stoff zu einer neuen Erzählung zu finden hoffte. Ich täuschte mich nicht; denn ich fand beides in diesem Hause.

Versetze Dich, mein Leser! in Gedanken mit mir und noch einigen anderen Personen in die Salons des **schen Gesandten und sieh' und lausche auf Das, was nun um uns her vorgeht!

An einem Spieltische im bekannten Salon sitzen zunächst der **sche Gesandte und noch drei andere Herren beim L'hombre. Meist vermag ich in den Angesichtern der Spieler zu lesen, nach welcher Seite hin das Glück sich wendet; denn in der Regel sind selbst bei den kaltblütigsten Menschen doch Züge um die Mundwinkel sichtbar, die ein Zeugniß ablegen, ob sie im Gewinn oder Verlust sitzen. Allein bei diesen vier Menschen war meine ganze Kunst verloren. In ihrem Angesichte regte sich nicht eine Miene, so daß sie mir wie Gyps-Masken erschienen, die hier mit einander spielten. So zu spielen mag nun comme il faut seyn; interessant für einen Zuschauer wie ich ist's aber nicht, und deßhalb wandte ich mich von diesen spielenden Automaten ab, um die übrige Gesellschaft zu mustern, die sich um den Kamin versammelt hatte und gemüthlich zu plaudern schien. Die Dame des Hauses war die erste Person in diesem Kreise, welche meine ganze Aufmerksamkeit fesselte.

Um das warme Interesse recht zu schildern, das diese Frau in mir erweckte, muß ich hier ein wenig von meinem Thema abspringen, wofür ich hiermit um Entschuldigung gebeten haben will. Ich habe stets für Lilien eine außerordentliche Vorliebe gehegt. Weit entfernt, schwächlich oder sentimental erzogen zu seyn, nahm ich als Knabe zwar gern an dem wildesten und ausgelassensten Spiel Theil; allein niemals war ich so herzlich froh und vergnügt, als wenn ich im Sommer auf meinem eigenen Gartenbeete arbeitete, welches mit hohen weißen Lilien in vollem Flor ganz besetzt war. Man hatte meine Mißachtung der Hausordnung, oft nicht zur Essenszeit zu Hause zu seyn, bisher ohne Wirkung bestraft; denn mein Vater, der sehr pünktlich war, hielt auf bestimmte Zeiten und blickte meine Mutter immer schief an, wenn sie mir von der Mahlzeit etwas aufbewahrte, das ich dann später bei meiner endlichen Ankunft aus dem Garten verzehrte. Eines Tages nun, als ich noch später als gewöhnlich nach Hause kam, verwarnte mein Vater mich sehr ernsthaft: „Thu' das nicht wieder, Eduard, es möchte Dich gereuen!" Ich wurde von dem Blicke, der diese Worte begleitete, sehr erschreckt und es währte ganze drei Tage, bevor ich abermals die bestimmte Essenszeit versäumte. Nach der Zeit hatte ich aber wieder seine Warnung und mich selbst über meinen Blumen vergessen, so daß ich abermals ausblieb. Mein Vater äußerte über mein Zuspätkommen kein böses Wort und überreichte mir sogar selber meine Mahlzeit. Ich verzehrte Alles mit gutem Appetit und war dabei so vergnügt in meinem Sinn, wie es nur ein Schulknabe seyn kann, der einer verdienten Rüge entgangen ist, ohne zu bemerken, daß meine liebe Mutter etwas blässer aussah und wortärmer als gewöhnlich war. Nach Beendigung meiner Mahlzeit schlug mein Vater einen Gang durch den Garten vor, ich lief ihm seelenvergnügt voran, schlug den Weg zu meinen Blumen ein und wollte ihm diese zeigen. Es währte nicht lange, als wir vor meinem Beete standen; aber da mußte ich eine sehr traurige Erfahrung machen. Am Morgen des schönen Sommertages hatten mir alle meine glänzenden Lilien mit ihren weißen Glockenblumen noch stolz und freundlich zugenickt, jetzt aber war keine einzige mehr davon vorhanden; nur die grünen Stengel standen da, ihres prächtigen Schmuckes beraubt. Alle abgerissenen Blumenköpfe, und das war eben das Traurige dabei, lagen gleich einem Haufen Unkraut vor dem Beete, nicht einmal eine Knospe hatte man verschont, und die Sonne brannte heiß auf meine Lieblinge herab, so daß sich ihr zartes Weiß bereits in eine gelbliche Todtenfarbe verwandelt hatte. Ich wandte mich endlich von dem traurigen Anblicke ab und blickte mich um. Mein strenger Richter war verschwunden, aber meine Mutter stand noch da und redete mir, der ich blaß und wuthbebend dastand, milden Trost ein. „Warum traf sein Schlag sie und nicht mich, den Schuldigen?" stammelte ich. „Er hätte mich schlagen, mich mißhandeln, ja mir den Kopf abreißen mögen, nur sie hätte er schonen sollen, die unschuldig sind und ihm nie ein Leid gethan haben!" Meine Mutter weinte und klagte mit mir, tröstete und liebkos'te mich, bis meine kindische Verzweiflung sich gelegt hatte. Die Erfahrung lehrte inzwischen, daß mein Vater das rechte Mittel gewählt hatte, mich an Ordnung zu gewöhnen; denn bevor meine Lilien abermals Knospen und Blumen bekamen, achtete Niemand genauer auf die Zeit, als eben ich. — Als ich älter und verständiger wurde, nahm meine Liebe zu der genannten Blume eine andere Gestalt an; meine Phantasie personificirte sie und schuf sie zu einem jungen lieblichen Mädchen um. Der weiße Kelch derselben wurde zu einem feinen, schwärmerischen Madonnenangesicht, der schlanke Stengel zu einer leichten schwebenden Figur, und auf den Gassen und in den Ballsälen, wohin ich kam, schaute ich umher, um möglicherweise unter den jungen Damen eine beseelte Lilie zu finden. Allein lange Zeit hindurch war mein Bemühen vergeblich. — Eines Tages traf ich jedoch ein junges Mädchen an, das einigermaßen meinem Ideal glich. Es war eine Tänzerin auf einem der hiesigen Theater. Sie war hoch und schlank gewachsen, lilienweiß und mit großen, hellblauen Augen. Wenn sie über die Bühne schwebte, wollte es mich immer bedeuten, als ob alle anderen Mädchen sich vor ihr neigen müßten, wie in meinem Garten sich alle anderen Blumen vor meinen Lilien neigten. Ihr Tanz entsprach ihrer äußeren

Erscheinung; er war so rein und keusch, so schwebend und so leicht wie das Licht, das sie umgab. Wenn die Leute von ihr sprachen, und sie leichthin eine gute Tänzerin nannten, war ich oftmals nahe daran, mit meinem Zorne loszubrechen; denn in meinen Augen stand sie weit über der Cerito, Grahn und Elsler. Sie war mit einem Worte diejenige Person, die ich meinem Phantasiegebilde am entsprechendsten gefunden hatte, — die Gemahlin des **schen Gesandten, die ich jetzt vor mir sah, übertraf aber mein Ideal und das will gewiß viel sagen.

Kehren wir jedoch nach diesem Abstecher wieder zu unserer Erzählung zurück.

Die Gräfin saß mir in einem Lehnsessel gerade gegenüber, und das milde, gedämpfte Lampenlicht paßte außerordentlich gut zu ihrer feinen, duftigen Schönheit. Ihre Züge waren von der reinsten griechischen Form. Blondes Haar schmiegte sich in reichen, glänzenden Zöpfen um ihre schöne Stirn, ihr Teint war blendend weiß und Lippen und Wangen waren von einem blaßrothen Lichte gefärbt. Ihr Haupt war leicht vorüber geneigt, wie der Wind früher meine Lilien niedergebengt hatte, und sicherlich war auch über diese zarte Lilie schon ein brausender Sturm der Leidenschaft hinweggezogen, welcher ihre erste Frische hinweggeweht hatte; wenigstens wollte es mir so erscheinen. In ihrem Wesen zeigte sich indeß jetzt eine angenehme, vornehme Ruhe, die aber weit entfernt war, der steifen Unbeweglichkeit der spielenden Automaten zu gleichen.

An der Seite dieser Dame saß eine italienische Marquise, eine Frau, die sicherlich in den Augen der Mehrzahl die Gräfin an Schönheit übertraf; aber ihre sinnliche, prunkende Erscheinung trug meinem Urtheil nach nur dazu bei, die feine, lilienartige Schönheit und Liebenswürdigkeit der Gesandtin zu erhöhen. Die Marquise war nicht mehr jung; einige Jahre noch und das üppig gebaute Weib wird eine kolossale Matrone seyn. Mittlerweile aber war sie noch sehr schön, gerade wie eine reife, farbenreiche Frucht. Das reiche schwarze Haar, welches sich im trotzigen Kraftgefühl um das Haupt ringelte, drohte den zierlichen kostbaren Kamm zu sprengen, der es bezwingen sollte. Auf den Wangen schimmerte des Südens heißes Blut in dunkler Röthe durch die klare, gebräunte Haut und wogte noch heißer in den leichtgeschlossenen, schwellenden Lippen. Die großen und kohlschwarzen Augen glichen blitzenden, flachgeschliffenen Perlen, entbehrten aber Tiefe und Ausdruck.

Die Italienerin war also schön, was selbst ihr Feind eingestehen mußte. Konnte daher auch mein forschendes Auge keinen Einwand gegen ihre vollkommene Schönheit auffinden, so wandte ich mich dennoch nach einer kurzen Betrachtung gleichgültig von ihr ab. Sie schwebte nur als ein schönes Bild an meiner Seite vorüber und berührte nur mein Gesicht, ohne Geist und Herz fesseln zu können.

Drei Herren vervollständigten die Gruppe. Der eine von ihnen war ein alter dänischer Adeliger, der viele Jahre hindurch als Diplomat im Auslande angestellt gewesen war; der Andere war ein junger spanischer Attaché mit einem Dutzend prächtig klingender Namen, und der Dritte, der mit ihnen zusammen dasaß am Kamin, war .... ein gewöhnlicher Mensch; er hatte nämlich keinen Rang, keinen Titel und keine Ahnen, mit denen er prunken konnte. Die Ordenskreuze dagegen, die seine Brust zierten, hatte er sich ehrlich verdient, und seinen unbedeutenden Namen hatte er selber durch seine Kunst berühmt gemacht. Die Edelleute hatten ihren Ahnen dafür zu danken, daß sie zu Aemtern und Würden gelangt waren und eine hohe Stellung in der Welt einnahmen, der Künstler dagegen hatte sich selbst zu einiger Geltung gemacht. Das war der ganze Unterschied, der aber in unserem socialen Leben eine äußerst verschiedene Auffassung und Beurtheilung findet.

Der Namenlose war in diesem Hause nur geduldet, saß deßhalb auch halb im Schatten da, und doch kannte ich ihn so gut. Wie oft hatte ich nicht, seinen göttlichen Tönen lauschend, das dunkle Haar betrachtet, welches die breite, blasse Stirn umgab und hob, diese großen, melancholischen Augen, mit dem matten Blick hinter den schwarzen Wimpern, und das wunderbar geduldige Lächeln, welches zuweilen auf seinen Lippen schwebte und die Erinnerung eines gewaltigen Schmerzes zu verbergen schien — ein Lächeln, welches ich früher auf ein paar alten und berühmten Gemälden gesehen zu haben mich erinnere, wo der Meister es den Märtyrern um den Mund gelegt hatte!

Erkennst Du den Künstler ebenfalls, meine holde Leserin? Du mußst ihn eben so gut gehört haben wie ich, mußst empfunden haben, wie er alle Deine Nerven als Saiten über seine Violine zog und sie durch jeden Bogenstrich abwechselnd vor Lust und Schmerz zittern machte! Das ist nicht der rasche, lebhafte Ole Bull, nicht der zierliche Prüme, der Held unserer Damen, nein, es ist .... richtig, Er ist es, den wir hier wieder finden.

Die italienische Marquise führte gerade das Wort, als ich anfing, der Unterhaltung dieser Gesellschaft zuzuhören, welche nach vornehmer Weise französisch geführt wurde; ich will sie aber in unserer einfachen Muttersprache wiedergeben.

„Ach, wie ich heute erschreckt worden bin, als ich diese kalten, schweren Schneeflocken unaufhörlich einander jagen und auf die Erde herabfallen sah!“ sagte die Marquise. „Der Eindruck davon ist so bewältigend, daß es mir fortwährend vorkommt, als ob der strenge, grausame Winter die Macht habe, die Luft zu sprengen und auf uns niederstürzen zu lassen; mir ist, als sehe ich die Flocken schon mein Haar und meinen Hals erreichen!“ setzte sie hinzu, und hob zugleich beinahe unwillkürlich ihre beiden Händchen schirmend über ihr Haupt. — „Hu, dieser Gedanke allein schon genügt, um mich zu Eis erstarren zu lassen!“

Diese schlaue Kokette! Ich verstand sie sehr gut; sie wollte die Phantasie der sie umgebenden Herren dazu zwingen, sich allein mit ihrer Schönheit zu beschäftigen, und dieß glückte ihr auch wirklich. Ich selbst folgte gegen meinen Willen ihrem Winke und mußte mir vergegenwärtigen, wie schön es aussehen würde, wenn die leichten Schneeflocken wie zarte weiße Blüthen in ihrem schwarzen Haare hingen.

„Nicht wahr?“ fuhr sie zur Gräfin gewandt fort, „Ihr nordischer Winter ist eigentlich ein furchtbarer Gast.“

— „Ich würde die klare, scharfe Kälte dieses Landes doch nicht mit dem feuchten und bösartigen Winter des Südens vertauschen, wenn dieser auch in Bezug auf die Kälte weniger grausam ist!“ antwortete die Gesandtin ernst.

„Nun ja, ich glaube gern, daß ich Unrecht habe, meine

Liebe!" erwiderte die Marquise lächelnd. „Aber ich bin kein Kind des Nordens und nicht muthig genug, um eine solche rauhe Schönheit bewundern zu können. Man scheut sich vor der Hitze, die nur ein Uebermaaß von Wärme ist, warum sollte man denn nicht auch ein Uebermaaß von Kälte verabscheuen? Ich meinerseits fürchte den glänzenden Eiszapfen weit mehr, als die rothglühende Flamme!"

— „Sie würden sich über die Vorliebe, welche die Frau Gräfin für Eis und Schnee hat, gewiß nicht wundern, verehrte Marquise," wandte der alte dänische Diplomat, Graf Pahlen, ein, — „wenn Sie das Mährchen gehört hätten, das neulich ein junger Herr bei Hofe erzählte."

„Wir kennen es nicht. Lassen Sie es uns hören, Herr Graf!" rief man im Kreise.

— „Der junge Herr erzählte," fuhr Graf Pahlen fort „daß zu der Zeit mein berühmter Landsmann, der unsterbliche Thorwaldsen ...."

„Bitte, mein Landsmann!" unterbrach ihn die Marquise ungeduldig; „Signor Alberto war Däne durch Zufall, aber Italiener durch Wahl."

— „Es war gewiß doch nicht bloser Zufall," versetzte der Graf lächelnd, „der ihm ein Grab in dem Lande gab, wo einstmals seine Wiege gestanden hatte? Die Kunst fesselte ihn wohl lange Jahre in Italien, aber sein Herz und seine Erinnerungen flogen doch stets in sein kaltes Vaterland zurück! Sie erlauben jetzt wohl, Frau Marquise, daß ich wie vorher damit beginne, daß mein Landsmann Bertel Thorwaldsen einmal am Fenster stand und den herabfallenden Schnee betrachtete, ohne dabei, wie Sie, sich zu fürchten. Das Künstlerauge wurde vielmehr von den blendend weißen Massen, die sich im Garten aufthürmten, gefesselt und in seinem Herzen verspürte er alsbald eine unwiderstehliche Lust, ihnen eine Form und Gestalt zu geben, die ihrer würdig sey. Ohne sich daher lange zu bedenken, begann er wirklich die Arbeit, und bald hatte er aus den marmorartigen Schneemassen eine schlanke und schöne Mädchenfigur geschaffen, die vielleicht schöner war, als irgend eine, die ihm ihr Daseyn verdankt. Inzwischen aber hatte die Sonne sich einen Weg durch die finstern und verdunkelnden Schneewolken gebahnt. Als der Meister nun sah, wie der Schnee in den erwärmenden Sonnenstrahlen blitzte und sich nach und nach auflöste, da begann er für sein Werk zu fürchten, dessen Vollkommenheit er erst in dem Augenblick recht begriff, als es der Vernichtung anheim gefallen war. In seiner Ohnmacht, das Kunstwerk vor dem Verderben zu retten, faltete er daher seine Hände und sandte ein Gebet für dasselbe an die himmlischen Mächte empor, freilich nicht mit dem kühnen Verlangen, wie jener Bildhauer im grauen Alterthum, daß seine Figur Bewegung und Leben erhalte, sondern er bat nur, daß dieselbe unberührt stehen bleiben möge, und daß der Schnee, berührt von Künstlerhand, die Festigkeit des Marmors und einen Anspruch auf dessen Unvergänglichkeit erhielte. Seine Bitte ward auch gewährt. Die Mittagssonne schien immer stärker und wärmer. Thorwaldsen stand in gespannter Erwartung, um die Wirkung seines Gebets oder das traurige Ende seines Kunstwerks zu erfahren. Da traf ein neuer, heißer Sonnenstrahl die Figur. Der Schnee funkelte wie ein Diamant, schmolz aber nicht davon, sondern dieser Strahl fuhr in den Schneekörper hinein und erfüllte ihn mit Adern und Blut. Einen Augenblick wurde der Glanz so stark, daß der Meister sich die Hände vor die Augen halten mußte; als er sie aber wieder hinweg nahm, da stand ein junges, erröthendes Weib in weißen Gewändern vor ihm, auf welchem sein Auge mit Erstaunen und Entzücken ruhte. Schönheit und Liebreiz hatte der alte Künstler seinem Werke selber gegeben, die Macht aber, welche demselben Leben und Bewegung verliehen, schenkte mit verschwenderischer Hand zugleich auch alles Dasjenige, was sonst nur die Lieblingskinder der Natur zu erhalten pflegen. Die Kälte indeß, welche von Natur der schönen Tochter des Schnee's innewohnte, wollte sie nicht ganz vertilgen; und der gutmüthige Meister bat nun abermals das dienstbare Schicksal in gutberechneter Ironie, daß das schöne Wesen an den Hof gebracht werden möge, weil die Atmosphäre daselbst kühl genug sey, um diesen leichten Fehler nicht bemerken zu lassen. Auch dieß geschah. Ein sonderbares Verhängniß wollte aber, daß überall glühende Flammen ausbrechen, wo die Tochter des Schnee's sich zeigt, und zwar so gewaltige, daß es ihr zuweilen ganz unmöglich ist, dieselben durch ihre inwohnende, erstarrende Kälte zu löschen. Das ist nun mein Mährchen, und ist es nicht merkwürdig und wahr genug?"

Die schöne Gräfin hatte der Erzählung des alten Herrn mit leichtem mattem Lächeln zugehört, welches sicherlich weniger aus dem Vergnügen über die ihr darin dargebrachte Huldigung entsprang, als aus der Neigung, dem Erzähler sich dankbar zu beweisen. Auf die leichtempfängliche Marquise dagegen, welche übrigens alle Complimente, die nicht an sie selbst gerichtet wurden, nur sehr wenig an ihrem Platze fand, machte die Erzählung einen weit tieferen Eindruck. Mit echt italienischer Ungenirtheit legte sie auch ihre Meinung darüber an den Tag.

„Ach, das war eine sehr wässerige Geschichte!" rief sie. „Gewiß rührt sie auch keineswegs von einem jungen Herrn bei Hofe her, sondern ist von dem einen oder dem anderen armen Poeten ersonnen, der in einer so großen Entfernung von der Gräfin lebt, daß er sie in einem so magischen Lichte sieht, oder vielleicht weit eher noch von einem gewissen alten Herrn erfunden, welcher schon bemerkt haben mag, daß die Damen sich nicht mehr viel um ihn kümmern, und der daher seinen Complimenten jetzt einen so sonderbaren Anstrich gibt, daß sie wenigstens bemerkt werden müssen. Wie unwahrscheinlich ist's nicht, daß der große Thorwaldsen in Schnee gearbeitet habe!"

— „Gewiß doch nicht ungereimter, als daß der Schnee sich später in Fleisch und Blut verwandelte?" bemerkte der Graf lächelnd, und fuhr dann fort: „Vom Standpunkt der Wahrscheinlichkeit aus betrachtet, muß das arme Mährchen allerdings wohl in Nichts zerfallen; aber es ist ja eben nur ein Mährchen, und will auch Nichts weiter seyn. Uebrigens ist's dennoch von einem unserer jungen Herren bei Hofe erfunden, und ich habe es hier nur wieder erzählt, um daran zu zeigen, daß Schönheit und Unschuld im Verein die Macht besitzen, selbst einen Edelmann zum Dichter zu machen, während die arme Schönheit allein es zuweilen sehr schwierig finden wird, ja vielleicht unmöglich, ihn dahin zu bringen, vor ihr als Verehrer und Anbeter zu knieen."

Die Marquise biß sich jetzt in die schwellenden Lippen, um

die unmuthige Antwort zu unterdrücken, die ihr in Folge der gehörten Worte auf der Zunge schwebte. Ich für meine Person hätte sie indeß gerne gehört, da mir dadurch vielleicht ein Aufschluß darüber geworden wäre, was der Graf eigentlich mit seinem Mährchen bezwecken wollte, und wohin er mit seinen Worten zielte, was mir jetzt noch nicht ganz klar war.

Die erzürnte Frau wandte sich jetzt an den Künstler, der neben ihr saß und über das gehörte Mährchen ganz in Gedanken versunken zu seyn schien.

„Wenn die Harmonie entflohen ist," begann sie lächelnd, „so muß man sich an Denjenigen wenden, bei dem man sie wieder antreffen kann. Ich bitte Sie daher, mein Herr, spielen Sie uns jetzt einige muntere Melodien vor!"

— „Zürnen Sie mir nicht, schöne Frau Marquise, wenn ich Ihre Bitte abschlagen muß," erwiderte der Künstler; „ich kann in diesem Augenblicke durchaus Nichts vortragen!"

„Wenn Sie selbst hier sitzen und Ihre Geige dort liegt," äußerte die Marquise mit einem leichten Anflug von Aerger in ihrer Stimme, „so sagen Sie nur lieber gerade heraus: Ich will nicht! Dann weiß man doch gleich, woran man ist."

— „Wenn Sie bei Hofe lebten, wie wir, mein Lieber," sagte der junge Spanier, „so würden Sie bald lernen, daß ein junger Herr Dasjenige stets können und wollen muß, was eine Dame wünscht!"

„Wenn ich diese Kenntniß erlangen soll," antwortete der Musiker ernst, „dann müßte ich vor allen Dingen erst aufhören, ein Künstler zu seyn. Wir Künstler besitzen eine eigene Natur, und gehorchen nur dem Antrieb unseres eigenen Herzens. Ich könnte zwar Ihren Wunsch erfüllen, Frau Marquise, und Ihnen etwas vortragen, obgleich ich nicht dazu gestimmt bin; aber dadurch würde die Erinnerung, mich in glücklicheren Stunden schon gehört zu haben, welche Sie gewiß noch hegen, wie ich zu glauben wage, gestört werden, und dieß eben möchte ich so gerne vermeiden."

Die Marquise schien mit diesem halben Kompliment, das in seinen Worten lag, zufrieden zu seyn, und fuhr fort: „Ich möchte eigentlich wohl wissen, mein verehrter Herr Stern, was Sie denn in eine solche Mißstimmung versetzt hat, daß Sie uns nichts vortragen mögen. Gestehen Sie uns, welcher Dame Zauberbild wie ein Siegel auf Ihrem Herzen liegt, und wie ein Schleier Ihre Augen verdeckt, so daß Sie weder sehen noch fühlen! Verbergen Sie sich nur nicht, wir Alle wissen es längst, daß Sie eigentlich verliebt sind, und dieß trägt nicht wenig dazu bei, Sie interessant zu machen. Vergebens haben wir es zu errathen gesucht, welche die Glückliche ist, die Sie so unglücklich macht. Eine Dame ist es jedenfalls, das steht fest; aber ob sie todt, verheirathet oder eine Prinzessin ist, oder welche Hindernisse sonst zwischen Ihnen Beiden vorhanden seyn mögen, das wissen wir nicht. Theilen Sie uns daher Ihren Kummer mit!"

Bei dieser Anrede wurde der lächelnde Ausdruck im Antlitze des Künstlers nach und nach so unsäglich schmerzlich, daß er etwas Krampfartiges annahm, wodurch wiederum seine Aehnlichkeit mit einem Märtyrer, wie vorher bemerkt, zunahm, und zwar in solchem Grade, daß die schöne Marquise mir wie einer von den unbarmherzigen römischen Bütteln erschien, welche die armen Sterbenden mit Steinen und Pfeilen peinigten.

„Wenn es Ihre erste Liebe ist, Herr Stern, die Sie so unglücklich macht," sagte Graf Pahlen, „so suchen Sie sich je eher desto lieber eine andere. Die erste Liebe ist in der Regel eine sehr unangenehme, im Allgemeinen schlecht gewählte Sache, die sich gegen unseren Willen oft an unser Leben kettet und nur schwer wieder von demselben getrennt werden kann. Was mich selbst betrifft, so habe ich das hinreichend erfahren, der ich eine Menge solcher Historien erlebt habe. Noch erst im vorigen Sommer erhielt ich Aufklärung über ein Räthsel, das meiner eigenen ersten Liebe angehörte."

— „Im vergangenen Sommer erst?" rief die Marquise lachend. „Ach, dann muß Ihre Liebe wirklich eine alte Geschichte seyn, und natürlich eben dadurch einen ganz besonderen Reiz haben!"

— „Frau Marquise!" erwiderte der Graf aufstehend und mit einer ehrerbietigen Verbeugung. „Es ist mir noch nie eingefallen, zu behaupten, daß Dasjenige, was schon einige und vierzig Jahre her ist, nicht alt zu nennen sey!"

Die Arme, wie fühlte sie sich getroffen! Ich las jetzt ihren Taufschein viel deutlicher in dem Zorn, der ihre geschminkten Wangen erbleichen machte, als es mir vorher in ihrem schönen Angesichte möglich gewesen war.

„Und etliche und vierzig Jahre ist es bereits her," fuhr der Graf fort, nachdem er wieder seinen Platz eingenommen hatte, „daß ich meine erste Liebesgeschichte spielen ließ. Sie sehen also, meine Damen und Herren, daß meine Liebe wie ein ehrwürdiger, moosbedeckter Stein weit vor unserer Zeit liegt, und daß schon graue Haare und unvertilgbare Falten darüber gewachsen seyn müssen."

— „Ich hätte wirklich große Lust, Herr Graf, Sie Ihre erste Liebe erzählen zu hören!" sagte der junge Spanier. „Es müßte sich wunderbar ausnehmen, wenn ein Mund, der nur Sarkasmen und kalte, kluge Worte auszusprechen pflegt, eine frische, naive Liebesgeschichte zu erzählen genöthigt würde."

„Warum sollte ich Ihren Wunsch nicht erfüllen?" rief der alte Graf freundlich. „Uebrigens will ich meine Erzählung nicht verschenken, sondern vielmehr als Einsatz zu einem Spiel hergeben. Wenn Jedes von Ihnen, meine Damen und Herren, unter dem Versprechen unverbrüchlicher Verschwiegenheit ebenfalls die Geschichte seiner ersten Liebe erzählen will, so will ich auch die meinige wahrheitsgemäß mittheilen."

— „Wenn es die verehrte Gesellschaft amüsiren kann, zu erfahren, welch' ein Narr ich noch vor kurzer Zeit gewesen bin," sagte der Spanier, „so bin ich damit einverstanden."

„Ich habe Nichts zu verschweigen," sagte die Marquise, „und gehe auch auf den Vorschlag ein."

— „Und Sie, meine Gnädige?" fragte der Graf mit einem Blick auf die Gemahlin des **schen Gesandten.

Ich hatte sie und den Künstler sogleich beobachtet, als der alte Graf den Vorschlag machte, daß Jeder von seiner ersten Liebe erzählen sollte. Seine langen Augenwimpern erhoben sich, und seine schwarzen Augen sandten einen Blick zur schönen Gräfin hinüber, wie ich bemerkte, vor dem ihre Augen sich senkten und der so brennend heiß, und doch so demüthig bittend war,

daß der Künstler mir dadurch schon seine Liebe verrieth, ohne noch ein Wort gesagt zu haben. Ich wußte mithin sein Geheimniß, das die Marquise vergebens zu erspähen sich bemüht hatte, und dieß machte mir den Mann jetzt doppelt interessant.

„Sie haben diesen Austausch von Erzählungen als ein Spiel vorgeschlagen," erwiderte die Gesandtin auf die Aufforderung des alten Diplomaten, „allein ich bin kein so unredlicher Spieler, daß ich einen ärmlichen, uninteressanten Einsatz anbieten sollte, während die Anderen einen reichen Gewinn in Aussicht stellen. Ich will daher lieber die Karten eines der dort spielenden Herren nehmen und Ihnen somit einen Stellvertreter verschaffen. In dem tauben Kammerherrn von D. werden Sie einen vortheilhaften Tausch gemacht haben; denn er wird Ihnen seine Geschichte erzählen, ohne den vierten Theil von den Ihrigen verstehen zu können."

Bei diesen sehr schnell gesprochenen Worten brannten ihre Wangen wie in einem hitzigen Fieber.

„Ach, meine liebe Freundin!" versetzte die Marquise und kniete mit gefalteten Händchen vor ihr nieder. „Alle nennen Sie ja einen Engel, eine Heilige, und Sie dürfen daher Ihrer eigenen Neigung allein nicht folgen, wenn es in Ihrer Macht steht, uns armen Sündern ein glänzendes Exempel vor Augen zu stellen. Ihre erste Liebe muß natürlicher Weise nur Ihr Gemahl gewesen seyn, und ich bin nur aus diesem Grunde neugierig Ihre Geschichte zu hören, weil man daraus erfahren wird, ob diese Liebe plötzlich und mit Flammenkraft Ihre Phantasie und Ihr Herz getroffen hat, oder ob sie nur langsam und unmerklich entstanden ist. Sie dürfen sich uns wirklich nicht entziehen, sondern müssen uns darüber aufklären!"

Mein Auge fiel jetzt auf das gemeine, unliebenswürdige Aeußere des **schen Gesandten, welches deutlich, wie eine scharf gezeichnete Karrikatur einen unglücklichen Witz erklärt, den Spott erklärte, der in den Worten der Marquise lag. Diese Ironie indeß, welche darauf berechnet zu seyn schien, die Gräfin noch mehr zu verwirren, brachte sie im Gegentheil zur vollkommenen Fassung zurück, und mit ruhiger Stimme sagte sie jetzt:

„Ich will denn durch meine Weigerung Ihre Neugierde auf meine erste Liebe nicht länger auf die Folter spannen, sondern Ihnen meine einfache Geschichte erzählen, die ich übrigens auch meinem Gemahl schon mitgetheilt habe, bevor ich ihm meine Hand reichte. Aber erinnern Sie sich stets daran, daß ich Ihnen nur eine verwelkte, farblose Blume verspreche, indem ich nur eine matte Erinnerung von meiner jetzt vollkommen erstorbenen ersten Liebe, wie Sie sagen, übrig behalten habe, und also auch nicht mehr mittheilen kann."

Diese letzteren Worte schienen mir an den Künstler besonders gerichtet zu seyn, als wenn sie damit den Blick beantworten wollte, welchen er ihr vorhin zugeworfen hatte. Mein neugieriges Auge, das sich jetzt auf ihn richtete, begegnete aber nur seiner Hand, die seine gesenkte Stirn stützte; und als er sie endlich wieder entfernte, um des Grafen Anfrage: ob auch er mit dem allgemeinen Uebereinkommen einverstanden sey? zu beantworten, war sein Antlitz so bleich und ruhig, wie gewöhnlich. Ich machte also eigentlich keine neue Entdeckung, wie ich gehofft hatte.

„Ich würde gerne Ihrem Wunsche nachkommen," erwiderte der Künstler, „wenn ich nicht befürchten müßte, daß meine Geschichte in der mir fremden Sprache, die hier geredet wird, steif und gar zu gezwungen klingen würde."

— „So reden Sie in Ihrer eigenen Sprache, die wir ja Alle verstehen!" sagte der Graf. „Wer soll aber denn heute Abend seine Erzählung anfangen? Frau Marquise, die Damen haben den Vortritt!"

„Sie irren im Ausdruck, Herr Graf!" erwiderte die Angeredete; „die Damen haben die Wahl, und da es mir nun besser erscheint, nicht den Vortritt zu haben, so überlassen wir selbigen den Herren. Ich will indeß einen Vorschlag machen, so daß Sie sich nicht über Parteilichkeit beklagen können. Wir bestimmen die Reihefolge durch das Loos und nehmen mehrere Abende dazu in Anspruch, wenn der heutige für alle Erzählungen nicht ausreicht."

„Wir sind Alle damit einverstanden!" hieß es von Allen.

— „Hier mache ich Loose von Papier und schreibe Nummern darauf. Wie diese Zahlen fallen, so sollen die Geschichten folgen. Ist Ihnen das Allen recht?" fragte die Marquise und erhielt eine beistimmende Antwort. „Gut! dann ziehen Sie, meine Herren und Damen!"

Der Erfolg der Loosung war, daß der Künstler Nr. 1, die Gräfin Nro. 2, der Spanier Nro. 3, der Graf Pahlen Nr. 4, und die Marquise Nro. 5 zog, und somit die Reihenfolge der Erzählungen der fünf Personen in dieser Gesellschaft bestimmt war.

Die Diener des Hauses boten jetzt Erfrischungen umher. Ich war so lebhaft bei der Unterhaltung der bezeichneten Gruppe interessirt, daß es mir schien, als wenn ich auch an dem Umhergereichten meinen Antheil haben müßte. Allein die elenden Schlingel eilten nicht allein an mir vorüber, ohne mir Etwas anzubieten, sondern übersahen mich sogar in dem Grade, daß sie Zeitschriften und Albums, die auf dem Tische vor mir im Wege lagen, auf mich warfen, der ich gemüthlich auf einem Sopha Platz genommen hatte, und sogar Miene machten, den Violinkasten des Künstlers auf meine Brust zu stellen, was sie indeß doch aufgaben, weil sie fürchteten, daß er daselbst nicht sicher genug stände. Ueber solche Unverschämtheit riß mir endlich die Geduld. Wie abermals einer dieser dienstbaren Geister an mir vorüber ging, mit einem Präsentirbrett in der Hand, da griff ich ungenöthigt nach einer Schale mit Ananaseis, die mir sehr lockend erschien. Aber trotzdem, daß ich den Augenblick gut wählte, griffen meine Finger doch nur in die leere Luft hinein, und der breitschultrige Diener ging mit seinen Früchten ruhig fort, ohne davon eine Ahnung zu haben, welchem Angriffe er ausgesetzt gewesen war. Durch diese Erfahrung etwas niedergeschlagen in meinem Sinne, begriff ich zugleich, daß ich mich mit derjenigen Nahrung begnügen müsse, die ich in meiner Unsichtbarkeit nur durch Auge und Ohr einziehen konnte, und daß mein eigentlicher Genuß erst dann beginnen würde, wenn die vornehme Gesellschaft, der ich beim Speisen wie ein Tantalus zusehen mußte, hinreichend erfrischt sey und der Künstler seinen Vortrag begönne. Ich fand mich daher in die Nothwendigkeit und machte von meinem unsichtbaren Platze auf dem Sopha aus meine Glossen.

Der Künstler und die Gräfin sollten ihre erste Liebesgeschichte erzählen. Wenn ich mich nach den bereits gemachten

Bemerkungen nicht irrte, so mußten ihre Erzählungen sich wie die Lippen in einem Kusse begegnen, in einander passen und sich gegenseitig ergänzen, so daß selbst ein nicht ganz unaufmerksamer Zuhörer das kleine stille Räthsel zwischen ihnen lösen konnte, das bisher noch unbekannt geblieben war. Daß die beiden Menschen ihr Geheimniß nicht gerne Preis geben wollten, war mir völlig klar; wie das aber unter diesen Umständen zu vermeiden war, das begriff ich noch nicht. Sie konnte keine andere Geschichte erzählen, als von ihrer Liebe zu ihm, davon war ich fest überzeugt; und er? konnte er, um den Schein zu retten, das Verlangen unterdrücken, ein glühendes Geständniß abzulegen, das er noch nie gewagt hatte der jungen, unschuldigen Frau mitzutheilen, wenn sie beisammen gewesen waren, da sich jetzt die Gelegenheit dazu so günstig darbot? Er sollte aufrichtig seyn, und ohne Scheu von seiner Liebe reden. Das war ja Abrede unter den Anwesenden. Aber in diesem Fall mußte sie ihren Zorn und das Erröthen über seine Indiscretion zu verbergen suchen. Je aufrichtiger und leidenschaftlicher dagegen seine Erzählung war, desto mehr mußte sie die Gesellschaft interessiren, und auch die Gräfin konnte ihr Ohr davor nicht verschließen; sie mußte hören, was er ihr bekannte. War er nun wirklich im Stande, der Versuchung zu widerstehen? Hatte er, um das Geheimniß ihrer Herzen nicht zu entschleiern, Kraft genug, eine der kleinen, nichtssagenden Amouretten zu erzählen, die so oft und bedeutungslos das Leben des Mannes durchkreuzen? Vermochte er das ungeheure Opfer zu bringen, ohne daß die Gräfin ihm vielleicht Dank dafür wußte, oder nur den Kampf ahnte, den es ihn gekostet hatte, das Geheimniß nicht zu verrathen? Während ich nun über diese und andere Fragen grübelte, richtete der Graf Pahlen plötzlich an den Künstler die Aufforderung: „Herr Stern! Wir erwarten Ihre Erzählung."

Die Gräfin fuhr erschrocken zusammen, als diese Aufforderung geschah. Ich war auch so sehr in die Situation verwickelt, daß ich unwillkürlich meine Hand ausstreckte, um den Künstler zu warnen. Er aber erhob sich, zeigte lächelnd auf seine Geige hin und sagte: „Herr Graf, ich gehorche; erinnern Sie sich aber daran, daß ich das Vorrecht habe, in meiner eigenen Sprache reden zu dürfen."

Niemand konnte dagegen einen Einspruch erheben, da man dem Künstler diese Berechtigung zugestanden hatte. Er nahm daher seine Geige in die Hand und begann seine Liebesgeschichte vorzutragen. Auf diese Art also wollte er seine schwierige Aufgabe lösen, was ich nicht erwartet hatte, und gelang ihm das auch sehr gut, da er ein Meister in seinem Fache war.

Anfangs klang sein Spiel frei, ungezwungen und jubelnd. Das waren die zwanziger Jahre mit ihrem leichten, fröhlichen Sinn, den die Welt, diese harte Zuchtmeisterin des Menschen, noch nicht geknebelt hatte. Alsdann wurde es künstlicher und glänzender, war aber nicht mehr so gefühlvoll als vorhin. Das bedeutete das Künstlerglück, den Ruhm, der ihm von einer Stadt zur anderen folgte. In starken Uebergängen erklang es jetzt bald muthig und siegend, bald wieder gedrückt und verlassen. Darauf kamen andere Töne, die tief aus dem Herzen geholt zu seyn schienen und das Auge mit Thränen erfüllten, aber zugleich den Ausdruck einer überschwänglichen Freude hinein legten. Diese Töne, die so klar und rein wie eine feierliche Hymne erklangen und mächtig das ganze Zimmer durchhallten, waren seine junge unschuldige Liebe. Davor mußte alles Andere verstummen. Die Liebe war es, die so reich und zitternd in den Saiten flehte und seufzte, und ebenfalls war es die Liebe, welche in den stolzen Accorden ihre Stimme stark und kräftig erhob und ein Herz für ein hingegebenes Herz forderte. Zuletzt erklang es aber wie die Klage einer tiefverwundeten Menschenbrust, wie Jammer über das verlorene Lebensglück, hohl und verzweifelnd. Niemals vorher noch nachher habe ich Worte und Thränen einen solch unendlichen Schmerz ausdrücken hören oder sehen, wie denjenigen, welchen Holz und Saiten hier an den Tag legten. Endlich verstummte das Spiel und die Geige glitt dem Meister aus der matten Hand auf den weichen Teppich des Fußbodens. Der Künstler saß gebrochen und in sich selbst gekehrt daneben; an sich selber zeigend, welche Folgen und welches Ende seine Liebe bei ihm zurückgelassen und gehabt hatte.

Das Instrument lag noch immer auf dem Fußboden. Ich ärgerte mich darüber, daß es trotz des herzzerschneidenden Jammers, der aus demselben ertönte, nicht zerbrochen war, sondern noch ganz und spiegelblank dalag. An diesem Abend hätte es zum letzten Male tönen müssen; auf einem Theater oder sonstwo wieder lustige, leichte Melodien erklingen zu lassen, schien mir eine Entheiligung desselben, nachdem die schönste und herrlichste Poesie des Lebens daraus gesprochen hatte.

Dem Meister der Töne, dem Orpheus ungleich, welcher Steinen einmal das Leben gab, wie uns die alten Bücher erzählen, die aus einer längst verschwundenen Zeit zu uns herüber gebracht worden sind, hatte unser Künstler, der freilich nicht minder mächtig war als jener, das Bißchen Leben vollkommen versteinert, welches sich vorher noch bei den spielenden Diplomaten vorfand. Auch diese harten Seelen hatten dem Eindruck nicht widerstehen können, den diese tönende Liebe ausübte. Mit den Karten in den Händen hatten sie während einer interessanten Passage inne gehalten, ihr Spiel einen Augenblick vergessen, und dem Künstler in seiner Erzählung zugehört. In den Augen des jungen Spaniers lag etwas, das ihren Glanz ein wenig trübte, und Graf Pahlen, der ein großer Musikfreund war, hatte den Takt, nur leise ein Bravo! zu flüstern und sich des Applauses ganz zu enthalten.

Die Marquise hatte sich bald nach dem Anfange des musikalischen Vortrages von ihrem Platze erhoben und nach einer anderen Seite des Salons begeben, wo ein Blumentisch stand. Sie verbarg sich hinter den exotischen Gewächsen, die daselbst auf dem Fußboden standen. Ich glaubte, daß sie diese Art Musik nicht liebe, weil sie ihr so wenig Aufmerksamkeit schenkte, und kümmerte mich nicht weiter um sie. Etwas überrascht wurde ich daher, als sie am Schlusse des Vortrags lächelnd und schön wieder in den Gesellschaftskreis eintrat. In ihrer Hand trug sie einen frischen Lorbeerkranz, welchen sie dem armen, gebeugten Künstler auf's Haupt drückte. Dieser aber, unwillig über die in diesem Augenblick unpassende Krönung, riß den gespendeten Kranz von seinem Haupte und würde ihn in seinem Verdrusse auf den Fußboden geschleudert haben, wenn nicht der junge Spanier rasch hinzugesprungen wäre und ihm rechtzeitig den Kranz aus der Hand gerissen hätte.

„Sie haben jemand bekränzt, gnädige Frau, der es nicht

verdient!" sagte er zu der erstaunt dastehenden Marquise. „Der Lorbeer ist nur ein Preis der Kunst. Herr Stern ist aber heute Abend nicht Künstler, sondern nur ein Mitglied unserer Gesellschaft. Er spielte nicht die Geige, wie sonst, sondern erzählte uns nur seine Liebesgeschichte, wie wir das später thun werden. Ich gestehe freilich, daß er meisterhaft erzählte, aber es war doch Alles nur Natur und keine Kunst, und soglich hat er kein Recht auf diesen Lorbeerkranz!"

Während der junge Spanier nun noch mit sich selbst darüber im Zweifel stand, wohin er den Kranz passend lege, den länger in der Hand zu halten ihn bereits genirte, fiel sein Blick auf die zorn- und funkensprühenden Augen der beleidigten Frau. Rasch trat er daher auf sie zu, und indem er den zierlichen Kranz behende auf ihr glänzendes, dunkles Haar legte, wo selbiger sich ganz vortrefflich ausnahm, trat er einen Schritt zurück, um ihre in dem Augenblick wirklich glänzende Schönheit zu bewundern.

„O, sehen Sie, Norma, die herrlichste Norma, die man sich denken kann!" rief der junge Mann. „Doch nein! wenn Norma so ausgesehen hätte, dann würde Adalgisa niemals genannt worden seyn, denn der flatterhafteste Römer wäre alsdann ohne Zweifel so treu gewesen, wie ein nordischer Liebhaber."

Die Marquise versuchte zwar ihre Zornesblicke fortzusetzen, vermochte es aber bei solcher Huldigung nicht; sie lächelte vielmehr und rückte darauf den Kranz auf ihrem Haupte zurecht. Als sie sich darauf im Spiegel besah, fand sie sicherlich selbst, daß die Mühe, die sie auf das Winden des Kranzes verwandt hatte, keineswegs eine vergebliche und unnütze gewesen war, weßhalb sich jetzt bald auch der Ausdruck der Zufriedenheit in ihren Mienen offenbarte.

Als der Künstler seine Erzählung begann, hatte die schöne Gräfin eine Macht zu ihrem Beistande angerufen, die dem schönen Geschlecht im Ganzen sehr gefällig und dienstbar ist, — nämlich die Verstellung, eine Kunst, die um so besser gedeiht, je größer die Salons sind, je besser die großen Spiegel ihre Pflicht thun, und je vornehmer die Namen der Personen klingen, die sie in ihre Dienste nehmen. Dieselbe kam auch hier, als sie gerufen wurde, und that was sie konnte; half, soviel sie zu helfen vermochte, wo trotz des edlen, vornehmen Namens doch ein Herz unter dem leichtverhüllten Busen schlug, und das Blut rascher durch die Adern rollte, und wo sie im besten Fall eigentlich also nur eine halbe Herrschaft hatte gewinnen können. Die Verstellung erhob nun das niedergebeugte Haupt, berührte das Auge, daß es trocken wurde und sein Blick kalt, und legte außerdem, und das war gerade ihr Meisterstück, etwas um den Mund, das einem Lächeln ähnlich sah. Ein wenig gezwungen war dieses Lächeln allerdings; denn die klaren, weißen Zähne, die dabei zum Vorschein kamen, hatten einen Stützpunkt, einen sehr festen Stützpunkt in der weichen, rothen Unterlippe. Das sah ich sogleich; aber ich saß auch ziemlich nahe bei der Dame, die mein wärmstes Interesse erregte. Das Schminktöpfchen hatte diese Gräfin nicht zur Hand gehabt und gebraucht, denn dazu war sie zu blaß, aber sie hatte mittelst ihrer Verstellungskunst gethan, was sie konnte, weßhalb auch ihr Antlitz weit kälter und gleichgültiger aussah, als es bei einem gewöhnlichen Concerte zu seyn pflegt. Sehr gut war es, daß der arme Künstler zu Anfang seines Vortrags diese Dame nicht angeblickt hatte; denn er würde sonst über ihre statuenartige Schönheit unzweifelhaft erschrocken seyn und seine Aufgabe vergessen haben.

Anfangs ging Alles gut und erwünscht. Die gepuderten Großmütter und Tanten der Gräfin würden ihre Freude daran gehabt haben, sie zu betrachten; denn so hochadelig und seelenlos hatte sie wohl noch nie ausgesehen, wie sie sich jetzt zeigte. Aber während des Spiels veränderte sich nach und nach der Ausdruck ihres Angesichts. Jetzt hätte der Künstler sie erblicken müssen, dann würde er gesehen haben, wie ihre schönen Augen sich mit Thränen füllten und das Händchen sich an's Herz preßte, als wenn es dessen stürmischen Schlag bezwingen wollte. Das Weib hatte die vornehme Dame vom Throne gestoßen, und die arme Verstellung, welche nur bei der letzteren einen Platz haben konnte, entfloh mit geknickten Flügeln.

Die Gräfin weinte still und unbemerkt. Die Marquise band gerade ihren Kranz und konnte es nicht sehen, da eben nur ein Frauenzimmer allein scharf genug sieht, um Rührung von Schmerz unterscheiden zu können. Der milde Thränenthau aber, der aus den Augen der schönen Gräfin träufelte, löste die unnatürliche Spannung ihres Gemüths. Während der Bekränzungsscene schien sie in Erinnerungen versunken zu seyn, ihre Thränen versiegten und die Fassung kehrte langsam wieder zurück.

Als darauf endlich Alles stille geworden war, begann sie unaufgefordert und mit einer so ruhigen, festen Stimme ihre Erzählung, daß Niemand ahnen konnte, wie nahe sie sich an den musikalischen Vortrag anschloß, den sie Alle so eben gehört und bewundert hatten.

„Ich war zum Besuch bei einem Onkel in einer kleinen deutschen Residenz," begann die Gräfin ihre Erzählung; „der Ton in seinem Hause war freier als bei mir daheim, und ich war anfangs recht froh darüber, in anderen Verhältnissen als bisher leben zu können. Trotz der Liebe, die ich für meine Mutter hegte, drückte doch ihr fast grenzenloser Adelsstolz, der uns jede Verbindung mit allen Denjenigen abschnitt, die nicht einen fast ebenso alten Stammbaum als wir hatten, meinen Muth darnieder, anstatt mir ein Selbstbewußtseyn einzuflößen, wie das beabsichtigt wurde. Erst später erfuhr ich, daß auch meine Tante und ihre Familie sich weit besser und erhabener glaubten, als andere brave Menschen. In meinem Hause war der Grund dazu ein Stolz, der sich durch Berührung mit den niederen Klassen der Gesellschaft zu beflecken wähnte; hier dagegen war es ein Stolz, der dem bürgerlichen ruhig auf die Achsel zu klopfen wagte, überzeugt, daß er viel zu hoch erhaben sey, um dadurch von seinem Glanze etwas einbüßen zu können.

Mein Onkel, der ein guter und munterer Mann war, gewann mich bald recht lieb, auch mit seinen Kindern trat ich bald in ein recht freundschaftliches Verhältniß; aber meiner Tante gegenüber fühlte ich mich stets fremd, und je länger ich im Hause war, je mehr. Das trug natürlich nicht dazu bei, mir das Haus angenehm erscheinen zu lassen, worin die Tante jetzt Mutterstelle bei mir vertrat. Außerdem war die Stadt, in welcher ich mich befand, nur klein, und als ich erst ein paar Mal die kleine Reihe der Zerstreuungen, die sich daselbst darbot, durchgemacht hatte, langweilte mich auch die stete Einförmigkeit, so daß ich

alsbald eine Sehnsucht nach meiner Heimath in mir zu verspüren begann.

Eines Tages nun kam mein Onkel mit einer Neuigkeit nach Hause, die, wie ich an seinem Ton bemerkte, für sehr wichtig gehalten wurde. Diese bestand in dem Gerücht von der nahe bevorstehenden Ankunft eines berühmten Virtuosen in der Stadt, was überall Sensation erregte. Meine Cousinen hüpften auch bei dieser Nachricht vor Freuden auf. Ich hatte früher schon mehrmals, während ich glänzende Phantasieen von berühmten Componisten durchspielte, mir eine Vorstellung von solchen Leuten gebildet und später in meiner Vaterstadt die Gelegenheit gehabt, einige von ihnen zu sehen. Anstatt der träumenden, genialen Gestalten, die ich zu finden gehofft, hatte ich aber nur geputzte, schwerfällige Männer mit gewöhnlichen, hochmüthigen Gesichtern gesehen, die mit goldenen Ringen und Ketten auf eine geckenhafte Weise behangen und beladen waren. Daher war ich über die wichtige Nachricht eben nicht sehr erfreut; inzwischen aber stand doch ein Wechsel in unserem einförmigen Leben bevor, was mir höchst erwünscht kam.

Am Nachmittage des gedachten Tages ging ich zufällig an einer Musikalienhandlung vorüber, aus welcher ich meine Notenhefte zu beziehen pflegte. Mein Auge richtete sich zufällig auf das Schaufenster und erblickte daselbst das Porträt eines jungen Mannes ausgehängt. Dieses fesselte sogleich meine Aufmerksamkeit, aber weniger durch die regelmäßigen Züge, die tiefen ernsten Augen und die geniale Nachläßigkeit des Anzuges, als durch den wunderbar bescheidenen Ausdruck des Antlitzes. Es war, als wenn der schöngeformte mildlächelnde Mund sich öffnen wollte, um zu entschuldigen, daß das Bild so in die Augen fallend hinter den klaren, großen Fensterscheiben des Musikalienladens hinge. Zufällig verdeckte ein Notenheft, das vorne an im Fenster lag, den Namen des jungen Mannes. Beherrscht von einer unüberlegten Neugierde, die Augen stets auf das Bild gerichtet, erhob ich die Hand, um das Hinderniß zu entfernen, damit ich den Namen lesen könnte. Allein meine Finger stießen gegen das Glas, und als ich mich schamroth umwandte, stand der alte, höfliche Musikalienhändler neben mir.

„Treten Sie gefälligst bei mir ein, gnädiges Fräulein!" sagte er sich verbeugend. „Ich habe viele neue Musikalien erhalten, schwere und glänzende Sachen."

Ich folgte ihm mechanisch in seinen Laden. Von den mir vorgelegten Noten wählte ich einige Hefte aus und wollte mich schon wieder entfernen, als der alte Mann das beregte Porträt aus dem Fenster nahm und mir entgegen hielt.

„Wollen Sie dieß Bild nicht kaufen?" fragte er.

— „Wen stellt es denn vor?" erwiderte ich neugierig.

„Es ist Herbert, der berühmte Künstler, welcher nächstens hier eintreffen wird. Ich denke von diesem gelungenen Porträt recht viele Exemplare abzusetzen. Sehen Sie nur, welche Ladung ich davon bekommen habe!" fügte er hinzu und zeigte auf einen großen Haufen dieser Bilder; alsdann fuhr er fort: „Dieses Exemplar sollen Sie sehr wohlfeil haben, gnädiges Fräulein, denn es ist das erste, das ich verkaufe, und Sie werden mir Glück bringen. Später steigt der Preis, sowie mein Vorrath abnimmt und der Künstler selbst in die Mode kommt, und die letzten Bilder werden sehr theuer werden!"

Ich mußte natürlich über diese Berechnung des Kaufmannes lächeln, kaufte ihm aber wirklich das Bild um einen mäßigen Preis ab und verließ den Buchladen.

Zu Hause angekommen, zeigte ich meinen Cousinen zwar die mitgebrachten Notenhefte, nicht aber die Lithographie. Warum ich das nicht that, sondern vielmehr das Porträt sorgfältig verbarg und verschloß, darüber kann ich keinen genauen Grund angeben, ein eigenthümliches Gefühl hielt mich davon ab.

Endlich erschien denn der Künstler selber in unserer Stadt und gab sein erstes Concert. Mein Onkel hatte eine Loge genommen, die der Bühne gerade gegenüber lag, so daß wir den jungen Mann ganz genau sehen konnten. Dieser glich dem von ihm bekannten Bilde außerordentlich. Der Maler hatte nicht nur die einzelnen Züge, sondern auch den Gesammtausdruck seines Antlitzes vollkommen getroffen und wiedergegeben, so daß mir das Bild jetzt recht lieb, und von mir wie ein Schatz bewahrt und gehütet wurde.

Der Künstler begann seine musikalische Produktion. Früher hatte ich geglaubt auch in der Musik etwas leisten zu können, und hatte ohne allzu große Bescheidenheit die Komplimente über meinen Vortrag und meine Fertigkeit in Empfang genommen. Nachdem ich aber Herbert jetzt gehört hatte, mußte ich mir sagen, daß ich nur Noten lesen, nicht aber auch spielen könne, so sehr wurde ich von seinen Leistungen überrascht. Auch die Zuhörer im Ganzen wagten kaum ihren Ohren zu trauen, denn solche Töne hatten sie noch nie gehört. Sie waren es gewohnt, nur leidliche Musik zu hören, dargeboten mit so vieler Prätension und Arroganz, daß sie fürchteten, der Genuß, den dieser junge Künstler ihnen verschaffte, wäre wirklich nicht so ausgezeichnet, wie es den Anschein hatte. Er verzerrte nicht das Angesicht bei seinem Vortrage und verneigte sich so bescheiden und höflich vor dem Publikum, wenn er auftrat, wie man das nie gesehen hatte. Das Alles schien Mißtrauen zu erwecken, weil es eine Ausnahme von dem Gewöhnlichen war, und deßhalb verhielt man sich ruhig und kalt. Aber als man endlich die wahren Kunstrichter wie Rasende applaudiren hörte, da kam Leben in alle Zuhörer; man ahmte das gegebene Beispiel nach, und ein wahrer Beifallssturm erschütterte die Räume des Theaters. An diesem Abende lernte man in der Stadt begreifen, daß ein ausgezeichneter Künstler zugleich auch höflich und anspruchslos seyn kann, obgleich das zu den Seltenheiten zu rechnen seyn dürfte, und der lebhafte Beifall zeigte klar, wie sehr der junge Mann die Gunst des Publikums schon bei seinem ersten Auftreten sich erworben hatte.

In der ganzen Stadt sprach man bald nur allein von dem jungen Künstler. Die jungen Damen trugen Daguerreotypbilder von ihm in ihren Armbändern und Broschen; die jungen Herren banden ihre Halstücher à la Herbert, und bestrebten sich eifrig, die Nachläßigkeit nachzuahmen, mit welcher er seinen Anzug geordnet hatte; und damit auch die alten Herren mit der Zeit fortschreiten konnten, verkauften die Conditoreien stärkende Bonbons à la Herbert. Der Künstler war also der Löwe des Tages.

Mein Vetter, ein junger beliebter Offizier, hatte bald mit dem Künstler eine Freundschaft geschlossen, die fast an Vergötterung gränzte und Beide unzertrennlich machte. In Folge davon besuchte Herbert uns auch oft. Meine stolze Tante hatte wirk-

lich gar nichts dagegen, daß diese Besuche bald recht häufig wurden, was ich kaum erwartete, da der junge Mann nur bürgerlicher Herkunft war: „Er ist so sehr in der Mode," sagte sie, „daß man nothgedrungen ihn oft bei sich sehen muß, um nicht gegen den guten Ton zu verstoßen!" Außerdem glaubte sie, daß es, wenn ihr Sohn sich an der Seite des Künstlers zeigte, aussehe, als wenn er ihn protegirte. Das liebevolle Mutterauge konnte sich nur darin täuschen, welcher von Beiden dem Andern überlegen war und keiner Protection bedurfte.

Herbert hatte ganz dieselbe Tournüre, wie die anderen jungen Herren der höheren Gesellschaftsklasse; außerdem erfuhr ich von meinem Vetter, daß er auch gleich dem besten Edelmann reiten und fechten konnte, und auch darin jenen gleichkam. Allein Eine Sache verstand er nicht, oder doch nur sehr schlecht, nämlich sich mit einer Gesellschaft angenehm unterhalten zu können. Er verstand sich nicht auf die wunderliche leichte Münze, die daselbst gäng und gäbe ist; er wußte nicht, daß eine Auswechslung von Fragen und Antworten, die hier Statt fand, weiter nichts bedeute, als eine blose Uebung für Zunge und Ohr. In der Regel saß er ernst und schweigend da, wenn die Anderen auch ihre Redegabe recht lebhaft in Bewegung setzten; zuweilen indeß konnte es sich noch treffen, daß eine leichte und gleichgültige Frage, die Jemand an ihn richtete, ihn veranlaßte, recht herzlich und leidenschaftlich zu sprechen. Dann sah man ihn verwundert an und lächelte wohl gar über den sonderbaren Menschen, der Gedanken und Gefühle zur Antwort gab an einem Orte, wo man niemals etwas Anderes, als leere, nichtssagende Worte zu wechseln pflegte. Eine Reform in der Art und Weise der gesellschaftlichen Unterhaltung brachte er inzwischen nicht zu Stande, so berühmt und einflußreich er in anderer Beziehung auch war.

Eines Tages neckte ihn mein Onkel, eine vornehme Dame interessire sich lebhaft für ihn, wie vielfach in der Stadt behauptet wurde. Herbert dagegen versicherte sehr ernst und aufrichtig, daß nur eine sehr flüchtige Bekanntschaft zwischen ihnen stattfinde und daß er nie ein Wort vernommen oder einen Blick von ihr bemerkt habe, der ihm die Kühnheit einflößen könnte, sich der betreffenden vornehmen Dame zu nähern.

„Nun, nun, Herr Herbert, nur nicht so scheinheilig!" sagte mein Onkel lachend, „Liebe ist ja kein Verbrechen, wogegen man sich vertheidigen muß, wenn man derselben beschuldigt wird."

— „Ein Verbrechen allerdings nicht; allein ich fürchte mich davor!" erwiderte der Künstler halb lächelnd; „die Aerzte versichern mir, daß schon meine beiden Leidenschaften: Kunst und Spiel, meinen Organismus zerstören werden; käme nun noch eine unglückliche Liebe hinzu, dann würde ich wohl ohne Rettung bald des Todes Beute seyn!"

„Warum aber sollte Ihre Liebe denn gerade unglücklich seyn?" fragte mein Onkel freundlich und maß forschend das blasse Antlitz des Künstlers.

Im nächsten Augenblick sah er mich an, die ich an seiner Seite saß, und fuhr dann zum Künstler gewendet wieder fort: „Suchen Sie sich nur ein gutes und vernünftiges Mädchen auf, das allenfalls meiner Cäcilie hier gleicht, dann werden Sie sehen, daß eine solche Liebe vielleicht eher der Liebe zur Kunst den Todesstoß geben wird und nicht Ihnen selber. Aber eine Bürgerliche muß es natürlicher Weise seyn!" fügte er rasch hinzu, als er den strengen Blick meiner anwesenden Tante bemerkte.

Die Tante glaubte natürlich, ihr mißbilligender Blick und ihr strenges Aussehen werden dem Onkel sogleich Schweigen auferlegen. Allein hätte sie ahnen können, daß sie dadurch das Uebel nur ärger machte und Ursache wurde zu der sonderbaren Berichtigung meines Onkels, wodurch der flüchtige, leichte Scherz einen ernsten, festen Anhaltspunkt gewann, sie würde sich ohne Zweifel vor jeder Einmischung gehütet haben.

Ich fühlte in jenem Augenblicke eine unsägliche Verlegenheit und war daher recht von Herzen froh, als meine Cousine Emma dem Gespräche eine andere Wendung gab, indem sie zu Herbert sagte: „Offen gesagt, ich wollte Ihnen soeben gestehen, daß eines der vielen Blumensträußchen, die Sie gestern Abend erhielten, Ihnen nicht mit vollem Rechte angehört. Ich besaß nämlich ein solches, das äußerst schön war und ganz zu meiner Toilette paßte; aber da spielten Sie so ausgezeichnet, daß ich ganz überrascht wurde und ohne Ueberlegung meinen Strauß mit den Anderen Ihnen zuwarf. Ich behalte mir also noch einen Anspruch darauf vor."

„Arme Emma!" flüsterte mein Vetter mir in's Ohr, während der Künstler ihr ihre Aeußerung beantwortete, „Sie scherzt so sicher und ausgelassen über ihr Blumensträußchen und glaubt unstreitig, daß es in Herbert's Wohnung gut aufgehoben ist."

— „Nun, wo ist es denn sonst?" fragte ich neugierig.

„Ich will es Dir sagen!" versetzte mein Vetter, etwas stolz darauf, daß er so genau unterrichtet sey. „Aber merke Dir, daß es ein Geheimniß ist, das ich Dir anvertraue. Herbert legt durchaus keinen Werth auf Blumen, die ihm in Anerkennung seiner künstlerischen Leistungen zugeworfen werden, sondern schenkt sie alle seinem Hauswirthe, welcher damit sein Zimmer schmückt. Wüßten das die Damen unserer Stadt, so würden sie sich sicherlich nicht so abmühen, die Blumen und selbst die Farbe des Bandes auszuwählen, das sie zusammenhält; denn sie welken doch nur bei dem alten, häßlichen Herrn Weilbach, von Herbert unbeachtet, da er den Duft der schönen Kinder Flora's nicht leiden kann. Aus diesem Grunde kannst Du auch bemerken, daß er am Schlusse seines Concerts immer nur eine Camellie oder eine andere duftlose Blume aufhebt, woraus sich denn ergibt, daß hier schon eine Dame ist, die seinen Geschmack weit besser kennt, als alle Anderen."

O, wie vergnügt war ich, als ich das erfuhr, darüber, daß ich ihm noch niemals Blumen zugeworfen hatte! Ich hatte mich davon freilich aus keinem anderen Grunde abhalten lassen, als weil ich den anderen Damen, die das in reichlichem Maaße thaten, nicht gleichen wollte und bei mir selbst dachte, daß diese Blumenmassen ihm gleichgültig seyn müßten. Jetzt, wo ich nun auch erfuhr, daß vielleicht eine Person da sey, die er allen anderen Opferspenderinnen vorzog, die seinen Geschmack kannte und darnach ihre Gabe einrichtete, fühlte ich mich fast glücklich darüber, daß ich der Masse nie ein Sträußchen hinzugefügt hatte, welches verschmäht und vielleicht auch verspottet zu seinen Füßen liegen blieb, während sein Auge sogleich die gesuchte Blume entdeckte und sie mit der Hand dankbar aufhob. Ich nahm mir daher vor, ihm

auch in Zukunft keine Blumen zu spenden, so sehr er das auch verdiente.

Immer und überall, wo ich mich auch befand, redete man nur von dem jungen Künstler; in der ganzen Stadt war er der Angelpunkt der Conversation.

„O, dieser Künstler ist ein prächtiger Mensch!“ sagte meine Tante einmal, als wir wieder in Gesellschaft waren. „Die einzige Veränderung, die ich in seinem Wesen wünschen möchte, ist nur die, er möchte ein wenig mehr Roturier seyn; denn ich vergesse oft, wenn ich mit ihm rede, daß er nicht Edelmann ist, und behandle ihn wie meines Gleichen. Aber dann nenne ich ihn schnell wieder ein paar Mal bei seinem bürgerlichen Namen, um mich aus dem Traume zu erwecken, und das hilft denn auch, wenn auch nur auf kurze Zeit. Ich will nicht läugnen, daß der Bürgerliche wohl ein Recht dazu hat, ein einigermaßen präsentables Wesen zu zeigen; aber dieser Künstler ähnelt dem Edelmann zu sehr, so daß es schwer wird, Beide von einander zu unterscheiden, was mir ebenso anmaßend erscheint, als wenn er seinem Namen das Wörtchen 'von' vorsetzte, worauf er kein Recht hat!“

— „Herbert spielt ausgezeichnet! Aber es lohnt sich auch,“ sagte mein Onkel; „er verdient so viel, daß er sich bald ein fürstliches Vermögen gesammelt haben muß.“

„Ach nein!“ sagte mein Vetter bewundernd; „das eben ist das Fürstliche an ihm, daß er sich nimmer ein Vermögen von einiger Bedeutung erwerben wird. Warum sollte er auch sparen und knausern? Seine Kunst ist das Füllhorn der Fortuna, das nie leer wird!“

Auf diese Art redeten meine Tante, mein Onkel und mein Vetter von ihm; meine Cousinen dagegen schwärmten für ihn, und das gehörte zum guten Ton des Tages. Die Glücklichen! Sie konnten laut, mit lächelndem Munde und ruhigem Herzen ihre Bewunderung über ihn aussprechen. Sein Name wurde in allen Straßen genannt, sein Porträt sah man in allen Zimmern, seinen Ruhm las man in allen Journalen und Tagesblättern, ihn selber erblickte man im Theater und in den Salons. Ueberall sah und hörte ich nur den jungen Künstler. Der Glanz aber, der ihn umgab, verwirrte mich nur und machte meine Gedanken, die sich so gerne unbemerkt und in der Stille mit ihm beschäftigten, heftig und unruhig. Daß ich endlich an dem jungen, schönen und gefeierten Mann auch ein Interesse fand, wird man nach dem Gesagten schon errathen haben, und gerade auch nicht sonderbar finden können.

Eines Tages, bei sehr warmem Wetter, fuhren meine Cousinen und ich spazieren. Es war sehr heiß und wir begaben uns nach einem Wäldchen, das in der Nähe der Stadt lag, ließen den Wagen draußen halten und schritten in Begleitung eines Bedienten in's schattige Grün hinein, um uns ein wenig abzukühlen und zu erfrischen. Noch waren wir indeß nicht weit gekommen, als Emma plötzlich meinen Arm drückte und in die Ferne zeigte. Auf einer einfachen Bank, die in der Nähe des Weges stand, den wir eingeschlagen hatten, saß Herbert ganz allein. Wir waren noch eine ziemliche Strecke von ihm entfernt, und um ein Zusammentreffen mit ihm zu vermeiden, wollten meine älteste Cousine Sophie und ich umkehren.

„Um Gotteswillen, nein, thut das doch nicht!“ rief Emma, „Ihr, die ihr sonst so vernünftig seyd, müßt doch wissen, daß es sehr unpassend ist, wie vor ihm fliehend zu erscheinen. Diese Künstler sollen stets sehr eitel seyn. Bedenkt daher wohl, welche Wichtigkeit er sich beilegen könnte, wenn er unseren Rückzug sähe!“

— „Aber er sieht uns ja gar nicht,“ sagte Sophie, „sondern sitzt mit dem Gesichte von uns abgewendet!“

„Und der Bediente da?“ fuhr Emma fort, „welchen Grund sollen wir ihm für unsere plötzliche Umkehr angeben? Ich würde dem Menschen in Zukunft nicht frei in's Angesicht blicken dürfen, denn es würde ja ein Geheimniß zwischen mir und ihm obwalten. Nein, glaubt mir, der gerade Weg ist immer der beste; laßt uns an Herbert rasch vorüber gehen, vielleicht wird er uns gar nicht einmal gewahr.“

Wir lachten über diese armselige Moral, die unzweifelhaft nur Emma's Wunsch maskirte, daß das ausgelassene Mädchen gerne mit Herbert reden wollte. Sie nahm nun unser Lachen für eine Einwilligung und zog uns mit sich fort. Kaum waren wir indeß einige Schritte vorwärts gegangen, als Herbert schon von seinem Sitze aufsprang und uns entgegen kam.

„Wie? Sie sind hier, Herr Herbert?“ fragte Emma verwundert. „Ich wähnte Sie sicher in der Stadt, da Sie ja für heute Abend ein Concert angesetzt haben.“

— „Ich glaube es wäre daraus schwerlich etwas geworden, wenn Sie mich nicht aus meiner Träumerei erweckt hätten!“ entgegnete er. „Ich fühle mich hier im Walde so groß, so stolz und stark, daß ich nur sehr wenig Lust dazu habe, die leichte Sommertracht mit dem schwarzen Frack zu vertauschen und dem Publikum etwas vorzutragen, indem dasselbe, trotz meiner ganzen Anstrengung, doch überwiegend empfinden muß, daß es eine viel zu warme Witterung ist, um in einem Concerte zu sitzen.“

„Nun, das muß ich sagen, Herr Herbert,“ rief Emma, „Sie machen da den Leuten, die Sie zu hören wünschen, ein sehr schmeichelhaftes Compliment! Anstatt auf den Ruhm stolz zu seyn, den man Ihnen zollt, und sich daran in menschlicher Gesellschaft zu erheben und beleben, suchen Sie diese elenden Buchen und Eichen auf, um bei ihnen Ihre Triumphe recht zu genießen.“

— „O, reden Sie mir nicht schlecht von den Bäumen hier, Fräulein!“ rief der Künstler ernst. „Sie sind noch jung und lebensmuthig, Sie wissen nicht, wie wohl die dichten, grünen Blätter den Augen thun, die vom Lichtglanze geblendet sind, und wie stärkend diese Waldeinsamkeit ist, in welcher kein fallendes Blatt demjenigen, der des Lärms und Getöses der Gesellschaft überdrüssig ist, schon eine laute Störung und Bedauern verursacht. Hier ist es ja so schön, so stille!“

„Hier war's so schön, so stille, müssen Sie sagen!“ erwiderte Emma lächelnd. „Aber jetzt ist's hier unangenehm und unruhig. Nicht wahr? Adieu, Herr Herbert!“

Wir grüßten ihn und wollten weiter gehen; allein er folgte uns und schien also nicht mehr in seiner Waldeinsamkeit bleiben zu wollen.

„Hier war es gut, aber jetzt ist es besser! muß es heißen,“ antwortete er auf Emma's Worte.

— „Sie dürfen die Waldeinsamkeit, die Ihnen so lieb ist, nicht aus Höflichkeit gegen uns aufgeben!“ sagte die ernste Sophie.

„Im Walde bin ich niemals höflich, mein Fräulein!“ erwiderte er. „Was in einem geschmückten Salon gut klingt und passend erscheint, das ist närrisch und vermessen, wenn wir den grünen Rasen betreten und durch dieses Laubdach hindurch den blauen Himmel über uns sehen.“

— „Ei, soll man denn aufrichtig und ungenirt seyn, wenn man die grüne Natur unter den Füßen hat?“ fragte Emma, mit einem fast ängstlichen Zug in ihrem lebhaften Angesichte.

„Allerdings, mein Fräulein!“ entgegnete der Künstler lächelnd. „Wenn die Luft hier nicht freier und leichter wäre, als in den steifen und gezwungenen Gesellschaftskreisen, so könnte ich ja nicht so plötzlich wissen, daß Sie Emma, Ihre Schwester Sophie und Ihre Cousine Cäcilie heißen — etwas, wovon ich sonst nicht die fernste Idee zu hegen wagte.“

Sophie drohte ihm ein wenig mit dem erhobenen Finger; aber Emma flüsterte mir zu: „Weißst Du seinen Taufnamen, so sage ihn mir, damit ich ihm zeigen kann, daß ich ihn auch damit nennen darf!“ Ich wußte ihn aber nicht, und konnte ihn also auch nicht nennen.

Wir gingen nun mit einander weiter in den schattigen Wald hinein zu einer Quelle. An dieser ruhten wir aus und tranken das sprudelnde, eiskalte Wasser aus einem Krystallbecher, den Herbert bei sich führte. Emma dagegen wollte das nicht, sondern trank aus ihrer kleinen hohlen Hand, und schien sich dabei köstlich zu amüsiren.

„Wie schlecht Sie doch Ihren eigenen Worten folgen, Herr Herbert!“ sagte sie lächelnd. „Sie trinken Wasser aus einem Pokal, und noch dazu aus einem geschliffenen. War es nicht Abrede zwischen uns, alles Geschliffene und Künstliche an uns abzulegen und dagegen ungenirt und natürlich zu seyn? Aufrichtig gesagt, ich glaube nicht, daß Sie es ungeachtet Ihrer Liebe zur Natur ertragen würden, nur vierzehn Tage hier als Einsiedler im Walde zu leben; geschweige denn, daß Sie, ohne eben ein großer Freund einer reichbesetzten Tafel zu seyn, doch die Nahrung, welche die Natur hier ihrem entzückten Sohn darbietet, gar zu leicht und zu kärglich zugemessen finden würden. Honig scheint hier nämlich gar nicht zu fließen, und die Heuschrecken, sehen Sie nur, wie mager sie sind!“

Sie fuhr jetzt mit der Hand in's Gras, das daselbst ziemlich hoch wuchs, und erhaschte richtig ein sehr mageres und dürres Exemplar jener Thierchen, die ehemals Johannes dem Täufer in der Wüste zur Nahrung dienten.

„Hei, wie das Ding springt!“ fuhr sie fort und öffnete ihre Hand, worauf das gefangene Thierchen wieder in's Gras sprang und rasch vor unseren Augen verschwand. „Ich könnte es um seine raschen Sprünge beneiden, die mir schon so groß erscheinen und Demjenigen, welcher selber nur klein ist, unendlich vorkommen müssen. Ach, das glückliche, kleine Wesen!“

— „Tröste Dich nur, liebe Schwester!“ versetzte Sophie lächelnd. „Du brauchst das Thierchen durchaus nicht zu beneiden; denn Du thust schon ungefähr ebenso große Sprünge.“

„Ich?“ rief Emma verwundert. „Sitze ich hier neben der Quelle, die hier immer lustig sprudelt, nicht eben so ruhig und stille, wie alle Anderen?“

— „Freilich, was den Körper betrifft,“ erwiderte Sophie; „allein Deine Gedanken und Worte springen um so leichter und flüchtiger umher!“

„Meine Gedanken fliegen, einfältiges Mädchen!“ rief Emma. „Sie springen nicht wie die Heuschrecken, die den Vögeln darin nachahmen, daß sie sich eine Sekunde lang über die Erde erheben können. Um Dir indeß zu zeigen, daß Dein Vorwurf mich nicht trifft, will ich meine Zunge das jetzt thun lassen, was Du einen Heuschreckensprung zu nennen beliebst. Hüten Sie sich, Herr Herbert, ich werde Sie treffen, der Sie über mich zu lächeln wagen! Sie haben uns Dreien daheim nämlich noch niemals ein schmeichelhaftes Wort gesagt; deßhalb sollen Sie jetzt dafür büßen, denn Sie sind durch Ihre eigenen Worte dazu verpflichtet, aufrichtig Ihre Meinung über uns zu sagen. Sie sollen kurz und gut ein zweiter Paris seyn, ohne indeß einen so schönen Lohn für Ihre Bemühung von uns erwarten zu dürfen!“

— „Emma!“ riefen Sophie und ich zugleich warnend aus; allein sie wollte ihren Willen haben und uns nicht hören.

„Wollen Sie damit beginnen, uns aufrichtig Ihre Meinung über meine Schwester Sophie zu sagen?“ fragte sie den Künstler.

Durch eine Neigung des Kopfes gab er seine Zustimmung zu erkennen, blickte darauf Sophie scharf und prüfend an, als wenn er sie zum ersten Male in seinem Leben sähe, und sagte dann mit Ruhe: „Fräulein Sophie ist schön, und gleicht dem idealen Bilde, das in der Phantasie des jungen Malers lebt!“

Dieses Urtheil war der strengsten Wahrheit gemäß, das mußten wir eingestehen; denn Sophie war wirklich eine seltene Schönheit. Von Seufzern und schwärmerischen Blicken begleitet, war sie gewöhnt, dieß stets von den jungen Herren zu hören, die immer um sie flatterten und ihr Herz zu erobern suchten, so daß sie jetzt über den ruhigen Ernst lächelte, mit welchem der junge Künstler sein erzwungenes Urtheil über sie abgab. Er stand auch wirklich so ernsthaft da, wie einst der schöne Trojaner vor den drei Göttinnen, als er den goldenen Apfel der Schönsten überreichen sollte, obgleich wir doch keinen Anspruch darauf machten, zu den Grazien, viel weniger zu den Göttinnen zu gehören, sowie wir Anderen ihm auch nicht darüber zürnen und ihn mit unserer Feindschaft verfolgen würden, wenn er Einer von uns den Apfel gab, da wir selber Sophie als die Schönste von uns anerkannten.

„Nun komme ich an die Reihe!“ sagte Emma. „Aber hüten Sie sich vor Schmeichelei, Herr Herbert, ich kann sie nicht leiden. Seit ich erwachsen bin, habe ich mehrmals den Spiegel entzwei geschlagen, der mir mein Aussehen zeigte; erst als ich zu der Erkenntniß gelangte, daß ich durch ein solches Verfahren nur den Schein vernichtete, ohne zugleich die Wirklichkeit verändern zu können, lernte ich ruhig mein Haar vor dem Spiegel flechten, der nun auch nicht mehr zerstört wurde. Ich kenne mich selbst, Herr Herbert, also schmeicheln Sie mir nur nicht!“

— „Derjenige, Fräulein Emma, welcher, nachdem er Sie betrachtete, den Ausdruck Ihres Antlitzes anders wünschen sollte, als er ist, muß mit viel größerer Blindheit geschlagen seyn, als wenn er den schwarzen Staar hätte!“ erwiderte ruhig der junge Mann.

Emma erröthete über seinen Ausspruch. Wir mußten ihm auch Beifall schenken, da Herbert nur die Wahrheit gesagt hatte.

„Nun, was sagen Sie denn jetzt von Cäcilie hier?" fragte sie weiter. „Dieß sey das Letzte, was wir von Ihnen hören wollen!"

— „Cäcilie?" wiederholte der Künstler zögernd und fuhr dann ruhig fort: „Von Fräulein Cäcilie kann und darf ich hier nicht reden, da ich ja aufrichtig seyn soll; aber fragen Sie mich darnach drinnen in der Stadt, da will ich Ihnen auf Ihre Frage eine Antwort geben!"

Vergebens bemühte sich Emma, ihm eine bestimmte Antwort über mich abzulocken. Sie behauptete, sein Ausweichen könne eher alles Andere, als etwas Schmeichelhaftes für mich bedeuten und mich daher nur beleidigen. Er wollte aber gleichwohl kein Urtheil abgeben und sich lieber unserem Zorne oder Mißkennen blosstellen. Ich brach daher endlich die Verhandlungen dadurch ab, daß ich an unseren Aufbruch erinnerte und selber zugleich von meinem Platze aufstand. Meine Cousinen folgten darauf meinem Beispiel.

Auf dem Rückwege sahen wir in einiger Entfernung eine Truppe eleganter Reiter an uns vorüber ziehen. Sophie glaubte, der junge Prinz seye unter den Herren, was Emma indeß lebhaft bestritt.

„Auf der Höhe dort muß man sie sehen können!" sagte Herbert ruhig und zeigte mit der Hand dahin, worauf meine Cousinen hurtig dahin liefen, um über ihren Streit in's Klare zu kommen.

Ich allein blieb zurück. Aber da ich zu meiner Verwunderung bemerkte, daß Herbert, der sie darauf aufmerksam gemacht hatte, selbst zurück blieb, wollte ich jenen nacheilen, um nicht mit ihm allein zu seyn, was mir nicht schicklich dünkte.

„Wollen Sie nur der Reiter wegen forteilen und nicht einen Augenblick mit mir allein seyn, Fräulein Cäcilie, oder haben Sie Furcht vor mir?" fragte Herbert. „Denken Sie daran, daß wir unserer Abrede gemäß die Wahrheit sagen sollen!"

Ich antwortete ihm nicht auf seine Frage, blieb aber bei ihm. Einen Augenblick gingen wir schweigend neben einander hin, und ich hoffte, daß meine Cousinen bald wieder zu uns kommen würden.

„Lieben Sie Blumen?" fragte er wieder, gleichsam verwundert, und betrachtete einen blühenden Zweig, den ich im Walde gepflückt hatte und noch in der Hand trug. „Ich habe Sie noch niemals mit einem Sträußchen gesehen!"

Er hatte es also bemerkt, daß ich ihm noch nie Blumen geworfen, während alle anderen Damen ihn damit überschütteten. Ein trotziges Gefühl regte sich jetzt in mir; die Erinnerung an die Dame, welche, wie mein Vetter angedeutet hatte, ihm duftlose Blumen zugeworfen, um seinem Geschmack zu schmeicheln, stieg in mir auf, und ihr wollte ich um keinen Preis gleichen. Vielleicht trieb nur ein Bißchen Eifersucht, wie ich gerne gestehen will, mich dazu. Ich erwiderte daher rasch: „Ich liebe nur Feld- und Waldblumen; ihr starker, milder Duft ist mir besonders angenehm. Auch finde ich ihre oft matten Farben sehr schön. Theilt sich die Kraft der Pflanze darein, der Blume Schönheit und Duft zu verleihen, so scheint's, daß oft die Farbe dadurch mild und weich wird."

„Heute sehe ich zum ersten Mal, daß Schlehenblüthen auch sehr schön seyn können!" sagte er und fuhr fragend fort: „Ist ihr Duft auch so angenehm?"

Mein Vetter hatte mir erzählt, er könne keinen Blumenduft leiden. Ich war daher jetzt sehr boshaft, obgleich ich keinen Grund dafür angeben kann; denn ich hielt ihm lächelnd den Blüthenzweig mit seinen üppigen Blumen dicht unter die Nase, so daß ihr Duft, der stark und gewürzreich war, seine Geruchsnerven berühren mußte. Er bog sich, trotz seiner Abneigung gegen Blumenduft, auch muthig auf den Zweig nieder, den ich ihm entgegen hielt, und roch daran, aber ein wenig gar zu muthig und zu kühn, wie mir schien; denn ich fühlte alsbald seine brennenden Lippen auf meiner Hand.

„Jetzt habe ich mich mit dem Blumenduft ausgesöhnt," sagte er lächelnd, „denn daran knüpft sich von dieser Stunde an die schönste Erinnerung meines Lebens. In Zukunft werden ganze Hecken von Schlehen mir nicht so stark duften können, als ich es wünsche, um mir diesen seligen Augenblick zurück zu zaubern!"

Mir war jetzt, als ob ich übereilt und kindisch gehandelt hätte, als ich ihm die Blume reichte; ich konnte mich selbst aber darüber nicht tadeln, weil seine Worte mich insgeheim erfreuten. Meine Cousinen kamen jetzt vom Hügel herunter. Die Reiter hatten sie nicht deutlich genug sehen können, um zu entscheiden, ob der Prinz wirklich unter ihnen gewesen war oder nicht, und so blieb die Frage denn vorläufig unerledigt. Durch die rasche Bewegung waren sie indeß warm geworden und warfen daher ihre Shawls, die sie zu schwer fanden, dem Bedienten zu. Ich hätte dieß auch gerne gethan, denn ich fühlte mich ebenfalls sehr warm, wenn auch aus einer anderen Ursache; allein ich wagte es doch nicht zu thun. Ich fürchtete nämlich, sie würden sich darüber wundern, daß auch ich warm geworden sey, da ich doch nur ruhig im Walde spaziert war, und ich wickelte mich daher noch fester in meinen Shawl ein.

Wir erreichten endlich wieder unseren Wagen. Herbert, als ein galanter junger Herr, half uns einsteigen und stand darauf mit entblößtem Haupte da, um uns eine gute Heimfahrt zu wünschen.

„In der Stadt beneidet man mich um viele Dinge, die eigentlich keines neidischen Gedankens werth sind," sagte er, „z. B. um mein Talent, um das Geld, welches ich verdiene, um die Gnade des Königs und manche andere derartige Sachen. Um nun der Mißgunst den einzigen gültigen Grund zu nehmen, will ich diesen glücklichen Tag in meiner Erinnerung bewahren, als meinen besten, verborgensten Schatz."

Er gab dem Kutscher jetzt ein Zeichen, und der Wagen rollte nach der Stadt. Ich verstand seine Worte sehr wohl zu würdigen, die für meine Cousinen bedeutungslos verklangen.

— „Er küßte ja Deine Hand, Cäcilie, als er Abschied nahm!" sagte Sophie zu mir. „Wie ging das zu und was sollte das bedeuten?"

„Ach, das ist ja ganz natürlich, weil sie ihm am nächsten saß!" entgegnete Emma rasch. „Außerdem schuldet er ihr ja auch noch eine Genugthuung für die sonderbare Unhöflichkeit, die er vorhin gegen sie beging, als er nicht ein Wort zu ihrem Ruhme sagen wollte."

Ich antwortete auf das Alles kein Wort und that, als wenn ich ihre Unterhaltung gar nicht beachtete.

Wir kamen nun gerade rechtzeitig genug zu Hause an, um uns umkleiden zu können und in's Theater zu gehen. Sophie und Emma pflückten noch im Garten zierliche Sträußchen, ich dagegen tauchte meinen Blüthenzweig in's Wasser, welcher nun, dankbar für die Labung, die welk herabhängenden Blätter wieder erhob und in seinem starken Dufte mir einen Gruß aus dem Walde sandte.

Wir kamen im Theater an, das an jenem Abend sehr stark besucht war.

„Wie interessant ist es doch, einen Künstler persönlich zu kennen!" sagte Emma, als Herbert aus der Scene trat. „Sahet Ihr den Blick, den er zu uns herauf warf, als er sich vor dem Publikum verneigte, gleichsam einen Dank für unsere Gegenwart? Der Gruß, in den die anderen Leute sich theilen, gehörte uns sicherlich zur Hälfte allein!"

Nach dem letzten Musikstück, das er spielte, wurde Herbert herausgerufen. Die wenigen Damen, welche ihm noch keinen Strauß geopfert hatten, warfen sie ihm jetzt zu.

„Ach, wie schade, daß ich ihm meine Blumen schon dargebracht habe!" sagte Emma. „Ich möchte es gerne nochmals thun. Aber Du hast ja noch Blumen, Cäcilie, freilich nur schlechtes Zeug, aber doch immer noch besser, als keine. Geschwind, wirf sie ihm zu; oder wenn Du nicht willst, so laß mich es thun!"

Ich blickte sie erschrocken an. Ich sollte ihr meine Blumen geben und alle Poesie durch ihre spielende, kindische Hand davon abstreifen lassen? Nein, das war zu viel von mir verlangt.

„Wirf sie ihm doch zu, Cäcilie!" flüsterte jetzt auch Sophie. „Er sieht Dich so bittend an; versage ihm die wilde Blume doch nicht, denn Du siehst ja, daß sie ihm lieber seyn wird, als alle anderen."

Das vernünftige, ernsthafte Mädchen rieth mir also ebenfalls, dem Künstler meinen Blüthenzweig zu opfern. Aber sie wußte nicht, daß über diese Blumen im Walde zwischen dem Künstler und mir Worte gewechselt worden waren, die mich jetzt fürchten ließen, er werde, wenn ich ihm den Zweig zuwürfe, eine Bedeutung darin finden, die ich nicht darin finden lassen wollte.

„Aber so gib mir denn doch den Zweig, wenn Du nicht willst!" rief Emma abermals, und fügte dann mit einem Seufzer hinzu: „Ach, da fiel der Vorhang; nun ist's zu spät!"

Darin hatte sie Recht. Ich hielt inzwischen den Zweig so fest in der Hand, daß die Dornen tief in meine Finger eingedrungen waren, und doch fühlte ich keinen Schmerz davon.

Wir erhoben uns, um nach Hause zu gehen; allein einige Bekannte meiner Tante, die in unsere Loge getreten waren, mit ihr zu reden, hielten uns noch auf. Ich nahm an der Unterhaltung keinen Antheil, sondern blieb neben der vordersten Bank stehen und blickte ruhig auf die Leute hinab, die nach und nach das Theater verließen. Unten auf dem Proscenium lagen noch einige unglückliche Blumen, wahrscheinlich vergessen und unbeachtet von Dem, welchem sie gewidmet worden waren, — zwischen ihnen auch eine weiße Camellia und ein grünes Bouquet.

Mein Blüthenzweig lag mir jetzt schwer wie Blei in der Hand. Das Gefühl der Zurückhaltung, das mich vorher beherrschte, kam mir nun lächerlich vor. Ich wollte mich daher selber strafen und den Zweig nachträglich auf die Bühne werfen. Ich mußte mir zwar sagen, er werde vermuthlich von dem Maschinisten als eine elende Blume fortgeworfen werden, obschon ich ihn bisher für einen allzu hohen Preis gehalten hatte, um ihn Herbert zu opfern; allein ich konnte nun nicht länger widerstehen, da ich mir selber nicht als lächerlich erscheinen mochte. Ich zielte so gut als ich konnte, schloß dann die Augen und warf den Blüthenzweig mit erleichtertem Herzen hinab.

Als ich hernach die Augen wieder aufzuschlagen wagte, suchte ich meinen Zweig auf der Bühne vergebens. Unten im Parquet aber stand Herbert, den Blick fest auf mich gerichtet und meine Blumen in der Hand. Ein lebhafter Dank blitzte mir aus seinen Augen entgegen und erfüllte mich mit einer lebhaften Freude, obgleich ich etwas beschämt in die Loge zurück trat, um mich vor ihm nicht sehen zu lassen.

Als wir ihn das nächste Mal wieder hörten, gebrauchte meine etwas kurzsichtige Tante vergebens ihr Glas, um zu entdecken, was für ein ausländischer Orden halb versteckt unter den anderen auf seiner Brust glänzte; sie meinte, er müsse von Bedeutung seyn, da er merkwürdig aussah, und fragte mich, was für ein Orden es wohl seyn könnte. Ich antwortete ihr, ich wisse es nicht; hier aber will ich es gestehen: es war ein welker Blüthenzweig der bekannten Schlehdornstaude. —

Herbert's Abreise aus unserer Stadt, in welcher er sich geraume Zeit aufgehalten und für seine Leistungen vielen Ruhm geerntet hatte, stand endlich nahe bevor.

An einem der letzten Abende war im Hause meines Onkels Gesellschaft, wozu auch Herbert eingeladen war und sich eingefunden hatte. Dieser Abend wurde für uns Beide entscheidend.

Man bat den Künstler, Etwas vorzutragen, wozu er sich auch sogleich bereit zeigte. Er zog seine Handschuhe ab, warf sie in die Ecke des Sopha's, auf welchem er saß, und folgte alsdann mit in den Salon hinein. Ich näherte mich dem Sopha, als er fort war, und begann mit einer alten, tauben Dame, die inzwischen daselbst Platz genommen hatte, zu reden; denn ich wollte sie von dem Platze weg und in den Salon hinein locken. Allein es glückte mir nicht, denn sie war zu schwerhörig, um eine Musikfreundin seyn zu können, blieb daher ruhig sitzen, und verfolgte jede meiner Bewegungen aufmerksam. Ich gestehe, mir war nicht wohl zu Muthe, weil ich einen kleinen Diebstahl begehen wollte. Einen von Herbert's weißen Handschuhen, die neben der genannten Dame lagen, wollte und mußte ich besitzen, ehe das Musikstück zu Ende war, und ich begriff nicht recht, auf welche Weise ich das ausführen sollte, ohne daß die Späherin es bemerkte.

Während der mit ihr angeknüpften Unterhaltung, die ich nun so lebhaft und interessant als möglich zu führen suchte, warf ich mich daher neben sie in's Sopha, riß bei dieser raschen Bewegung wie von Ungefähr einen Handschuh auf den Fußboden herab, und verbarg ihn mit meinem langen, bauschigen Kleide, um ihn gelegentlich aufzuheben und in Sicherheit zu bringen. Zu gleicher Zeit fuhr ich mit Reden und Lachen fort. Aber die alte Dame unterbrach mich und sagte: „Um Verzeihung, meine Liebe! Sie haben einen von Herbert's Handschuhen heruntergeworfen."

Wie ich mich nun anscheinend unwissend, aber in meinem Herzen sehr ärgerlich, darnach umsah, zog die alte Schlange den Handschuh mit sicherer Hand unter meinem Kleide hervor und legte ihn auf's Sopha neben sich, wo der andere noch lag. Damit war meine ganze Hoffnung vereitelt, meine Absicht noch zu erreichen, denn ich bemerkte, daß die Musiknummer bald aus sey und Herbert somit nach kurzer Zeit sich einfinden müsse, um seine Handschuhe wieder anzuziehen. Verdrießlich darüber, lehnte ich mich nun in's Sopha zurück, ohne ein weiteres Wort mit der alten Dame zu wechseln. Aber nun zeigte sich das Schicksal mir plötzlich sehr günstig; denn ein alter höherer Offizier trat zu uns und entführte zu meiner Freude meine Widersacherin. Ich hatte bisher vergeblich ein Zauberwort gesucht, die alte, spähende Person zu entfernen; dasjenige, welches nun der Offizier mit so vielem Glück anwandte, lautete einfach: „Boston!" Meine Verlegenheit war zu Ende und mein Raub augenblicklich in Sicherheit. Ich wollte ein Andenken an den jungen Mann haben, ohne daß er selbst es wußte. Das war jetzt geschehen.

Als Herbert endlich seinen Vortrag beendigt hatte und auf seinen früheren Platz zurückkehrte, stand ich im anstoßenden Zimmer und beobachtete ihn mit meinen Augen. Er suchte vergebens nach seinem einen Handschuh und als er ihn nicht finden konnte, fügte er sich endlich in das Unvermeidliche; unglücklich und genirt bewegte er sich mit seiner einen blosen Hand in der steifen, behandschuhten Gesellschaft. Aber ich beklagte ihn deßwegen nicht, sondern jubelte vielmehr in meinem Herzen darüber, daß mein kühner Raub gelungen war.

Später am Abend stand ich abermals im Nebenzimmer, um meinen Schatz genauer zu betrachten, wozu ich bisher weder die Zeit noch den Muth gehabt hatte. Allein ich wurde gestört und hatte kaum so viel Zeit, den Handschuh zu verbergen, als Herbert selbst vor mir stand.

„Ich bin geflüchtet, Fräulein," sagte er, „denn drinnen tödtet man mich mit Musik. Lange habe ich geduldig zugehört, jetzt aber hat man ein Quartett zu Stande gebracht, dessen Produktionen unendlich zu werden versprechen. Ich hörte Anfangs mit beifälliger Miene zu; als man aber so sehr darein vertieft war, daß ich mich unbemerkt entfernen konnte, entfloh ich denn auch sogleich dieser musizirenden Gesellschaft."

— „Ich fürchte sehr, daß Sie die Musik mit einer noch langweiligeren Unterhaltung vertauscht haben werden!" erwiderte ich. „Lassen Sie mich wenigstens noch Emma herbei rufen!"

„O, mein Fräulein, verlassen Sie mich doch nicht so rasch!" bat er schüchtern. „Erinnern Sie sich, daß ich bald von hier abreise, und in diesem Fall verstößt man selbst denjenigen, den man haßt, nicht so schnell, weil man ihn ja bald von selber schon los wird."

Ich machte ihm jetzt Platz neben mir, wagte aber nicht zu antworten; denn ich fürchtete mich, ihn merken zu lassen, daß ich mich über seine nahe bevorstehende Abreise nicht freute.

„Es ist vielleicht das letzte Mal in unserem Leben, daß wir Beide allein mit einander reden," sagte er mit weicher Stimme. „Bitte, blicken Sie nicht so finster und strenge drein! Es ist ja nur wenig, warum ich Sie beim Abschiede bitte. Ich weiß, es wäre Wahnsinn von mir, zu glauben, Sie würden meiner noch gedenken, wenn ich dieser Stadt erst ferne bin; allein mir während meiner Anwesenheit noch einen freundlichen Blick zu gönnen, ist Ihnen ja so leicht, und ich kann nicht erwarten, daß Zorn oder Entrüstung über meine Kühnheit Sie in dieser letzten Stunde mir gegenüber so ernst und gemessen erscheinen läßt."

Er nannte es also eine kleine Bitte, ein Geringes und mir so Leichtes, ihn ein freundliches Lächeln in diesem Augenblicke sehen zu lassen. Wie sehr täuschte er sich; denn, ich will es nicht länger verhehlen, ich liebte ihn so, daß mir sein Abschied nicht gleichgültig seyn konnte. Er hätte tausend andere Dinge fordern können, die ich ihm jetzt gerne bewilligt haben würde, wenn das mir zu einer anderen Zeit auch unmöglich gewesen wäre; aber zu lächeln, wenn die Thränen mir in den Augen standen und das Herz von bitterem Kummer über seine Abreise erfüllt war, das war mehr, als ich gewähren konnte. Wenn das Herz heiße Thränen weint, kann das Auge nicht lächeln; und in dieser Situation befand ich mich gerade, ohne daß er es zu ahnen schien.

„Sie verlassen uns also nächstens?" fragte ich so ruhig als möglich, um doch Etwas zu sagen. „Sie sind wohl dieser kleinen, steifen Stadt nun müde, und wollen jetzt nach einem anderen, lebhafteren Orte, was man nur in der Ordnung finden kann. Hier aber, wo man Sie so sehr bewundert hat, wird man gewiß noch lange an Sie denken."

— „Meinen Sie?" fragte er. „Ich wage das kaum zu hoffen und zu glauben; nach einem Monat längstens wird man mich sicherlich schon vergessen haben. Das Theater ist nur die Welt des Augenblicks; sind daselbst erst einige Vorstellungen von anderen Künstlern gegeben worden, so wird ohne Zweifel sich Niemand mehr erinnern, daß ich daselbst auch einmal meine Vorträge gehalten habe. Die jungen Damen, die jetzt für mich schwärmen, werden mein Porträt bald mit dem eines Sängers, eines Taschenspielers oder, wenn Krieg entstehen sollte, mit dem eines glücklichen Generals vertauschen. Auch Sie, Fräulein Cäcilie, die Sie mich jetzt so gnädig anhören, auch Sie werden ohne Zweifel nach einigen Monaten .... Sie werden bemerken, daß ich bei Ihnen eine längere Zeit annehme, und also etwas eitel bin .... auch Sie werden, wenn ein Zeitungsblatt in Ihre Hände fällt, das meinen Namen nennt, sich erst lange besinnen müssen, bevor Sie sich erinnern, daß ich der Träger desselben bin."

„Was kann Ihnen auch viel daran liegen, ob man in dieser kleinen Stadt an Sie denkt oder nicht?" sagte ich; „Sie sind ein berühmter, glücklicher Künstler und finden in den größten Städten der Welt leicht eine Heimath!"

— „Eine Heimath?" wiederholte er, und auf einen Augenblick zuckte ein bitteres Lächeln um seine Lippen; „Fräulein, Sie scheinen nur einen dunkeln Begriff von Dem zu haben, was man Künstlerleben und Künstlerglück nennt! Bevor wir scheiden, will ich Ihnen das noch klarer und deutlicher machen, als Sie es aus den geputzten Gestalten und dem Wesen derselben lernen können, das bisher vor Ihre Augen getreten ist. Sie haben Recht darin, daß ich von hier nach einer größeren Stadt reise; aber dort wird mein Aufenthalt dem hiesigen gleichen, wie ein Tropfen dem anderen, er wird ebenso glänzend, wie inhaltsleer seyn. Hier gab ich in dem einzigen Theater der Stadt meine Concerte, dort wird man mir das erste und beste dazu einräu-

men. Die höchsten Herrschaften werden mich dort wie hier besuchen und mir goldene Dosen und andere werthvolle Sachen verehren, wenn sie mich gehört haben. Wie hier werden mir auch dort die Salons des Adels und der Reichen offen stehen, und wenn ich nicht gegen den herrschenden Ton verstoße, so wird man mich noch ebenso höflich und freundlich empfangen, wenn ich Abschied nehme, wie bei meiner Ankunft. — Bleibe ich nicht lange in der Stadt, so brauche ich nicht erst zu bemerken, daß man nie vertraut mit mir wird und daß man dem gepriesenen Künstler nie mehr als höfliche Redensarten und einen Platz an seinem Tische schenken wollte. Die schönsten und vornehmsten Damen des Orts werden für mich schwärmen und mit mir ohne Scheu kokettiren, sie werden mit mir spielen, wie mit einer Puppe; sie werden mir lächelnd und scherzend von Liebe vorreden. Aber wenn ich mich nicht ebenso fein und vorsichtig benehmen kann wie sie selber, wenn ich thöricht genug bin, den lustigen Faden, der ebenso leicht bricht, wie er zusammengesponnen ist, für ein Band zu nehmen, das mein Leben an den Ort und an eine bestimmte Person binde, dann werden dieselben Damen sich mit Schrecken von mir wenden und mich ganz verleugnen. Sehen Sie, Fräulein, das ist die erste, die glücklichste Periode eines glänzenden Künstlerlebens!"

„Und rechnen Sie denn Beifall, Bewunderung und Ruhm für gar Nichts?" fragte ich.

— „Nein!" versetzte er bestimmt. „Das eben ist eins meiner größten und unerträglichsten Leiden; könnte ich die Gewißheit verlieren, überall lebhaften Beifall zu finden, ich würde mich in meiner Lage weit glücklicher fühlen. Spiele ich z. B. nur mittelmäßig, etwa wie ein Künstler zweiten und dritten Ranges, so jubelt mir das Publikum dennoch sein 'Bravo!' entgegen; denn ich bin ein berühmter Mann, und diese werden immer blindlings beklatscht. Spiele ich am nächsten Abend aber gut, besser vielleicht als jemals vorher, so daß ich mich selber übertreffe: was habe ich alsdann davon? Nichts; die Zuhörer applaudiren nur ebenso rauschend wie gestern, das ist Alles; wie ich's mache, der Erfolg ist derselbe. O, unter diesen Umständen fühle ich mich zuweilen veranlaßt, wenn ich einem zahlreichen Publikum gegenüber stehe, grundschlecht zu spielen, um auf diese Art meinen ruhmvollen Namen geradezu zu zerstören, der mit seinen großen, beschützenden Schwingen auf mir lastet, und wieder den Kampf beginnen zu können, ihn mir zu erwerben, wie ehemals; wieder das Pfeifen der Kunstrichter zu hören, wenn meine Leistungen es verdienten, oder den rauschenden Beifall, wenn sie eines solchen werth waren. Damals war ich glücklicher, denn ich hatte ein Ziel meines Strebens vor mir; jetzt aber habe ich Nichts, gar Nichts, denn der Beifall, den man mir zollt, ist auf Rechnung meines Namens zu schreiben, und läßt mich ungerührt."

„Das, was Sie so eben schilderten, nennen Sie also die erste und glücklichste Periode eines Künstlerlebens?" fragte ich ausweichend.

— „Gewiß, mein Fräulein! Aber es folgt darauf eine andere Zeit, die ich Ihnen schildern will, welche weniger reizend, weniger schön ist, als die vorhergehende. Jetzt bin ich noch jung und will hoffen, daß diese Zeit mir noch fern liegt, und daß noch manche Jahre darüber hingehen werden, bevor ich in dieses zweite Stadium eintrete. Dieses wird indeß auch kommen, und wohl immer noch zu früh; denn die Jahre werden mit Tagen gemessen, und ein Tag ist ja nur kurz. In die Theater, deren Thore sich mir jetzt von selber weit öffnen, muß ich mich alsdann, wenn die beregte Zeit für mich gekommen ist, bescheiden durch die Hinterthüren einschleichen, muß mich tief verbeugen, wo ich jetzt nur das Haupt leicht zu bewegen brauche. Auf meine Bitten werden die hohen und höchsten Herrschaften zuweilen wohl noch in meinen Concerten erscheinen; aber man wird mir dann, anstatt wie jetzt Präsente von Gold und Silber, nur baares Geld und Banknoten senden. Der Künstler wird alt, meinen sie, und muß anfangen, sich Schätze zu sammeln und zu sparen, als wenn er das jemals lernen könnte; viel eher wird er die Geschenke aufbewahren, welche ihm aus hoher Hand zu Theil werden, als Geld, diese erbärmliche Münze, mit welcher man ihm gleich einem Arbeiter seine Leistungen bezahlt. Zuweilen wird er alsdann auch wohl noch in vornehme Gesellschaften eingeführt, um die leeren Augenblicke durch seine Vorträge auszufüllen, und bei dieser Gelegenheit werden die jungen Damen zu ihren Müttern sagen: 'Mein Gott, Mama! Wie hast Du doch für diesen Künstler schwärmen können? Er ist ja häßlich, alt und grau, und altmodisch gekleidet!' Und Mama, die jetzt ihre Haare färbt, sich die Welt sehr leicht genommen hat, und auch noch gar nicht alt aussieht, wird über mein verkommenes Aussehen erröthen, beiseite blicken und dem geputzten Töchterchen antworten: 'Ach ja, Kind, aber ich war damals auch noch sehr jung!' Schließlich werden sich denn auch Mangel und Armuth bei mir einstellen. Bis jetzt freilich habe ich den Mangel nicht kennen gelernt, weil der Ueberfluß mich überall umgibt; aber er winkt mir aus der Ferne entgegen. Ich könnte ihn zwar jetzt noch ganz von mir entfernen, aber dazu gehört eine Anstrengung, die ich nicht durchführen werde, da ich jetzt schon beginne, müde und muthlos zu werden."

„O schweigen Sie, Herbert, so unglücklich können und sollen Sie nicht werden!" rief ich, von seiner grellen Schilderung tief ergriffen.

— „Es gibt noch eine dritte und letzte Periode im Leben eines Künstlers," fuhr er mit traurigem Lächeln fort, „aber es wäre Sünde, Ihnen diese vollständig zu schildern, da sie Ihren schönen Augen Thränen kosten würde, weßhalb ich Ihnen nur eine flüchtige Skizze davon geben will. Endlich, nach langem Umherwandern, ist der inzwischen ergraute Künstler vielleicht so glücklich gewesen, einen Ruheplatz in irgend einem kleinen Orchester zu finden, was indeß nicht leicht ist, wenn er nicht zum Bierfiedler herabsinken will. Seine neuen Kollegen, lauter praktische Männer, die ihr Leben an einem bestimmten Fleck und in ruhiger, stiller Wirksamkeit verbracht haben, betrachten ihn wie einen fremden Vogel, der nicht ihresgleichen ist, und mißgönnen ihm den glänzenden Flug, den er einmal durch die Welt gemacht hat. Sie begreifen ferner nicht, daß der alte Mann sich nicht in ihrer handwerksmäßigen Handhabung der edlen Musik zurecht finden kann; es ist ihnen unbegreiflich und unerklärlich, daß er die Kunst, die ihn früher so frei und leicht durch die Welt trug, nicht als eine schleppende Eselin betrachten kann, auf welche er seinen alten und kraftlosen Körper legt und sich weiter tragen läßt. Wenn sie ungeduldig über seine Langsam-

keit sind und zornig über seine Nichtbefolgung ihrer freundlichen Rathschläge, dann schelten sie ihn 'genial', und auf die Weise wird die Eigenschaft, die ihn ehemals so hoch erhob, ein Dorn und zwar der letzte, scharfe Dorn, den die Welt ihm in's verzagte Herz drückt. Dieß, gnädiges Fräulein, ist in einem kurzen Umriß Dasjenige, was man Künstlerglück zu nennen beliebt, und so ergeht es in der Regel jedem Künstler, wenn der Himmel nicht so gnädig ist, ihm den Lebensfaden frühzeitig abzuschneiden."

Ich war dieser traurigen Schilderung mit innerer Angst gefolgt; sie senkte sich so tief und wirksam in meine Seele, daß ich es jetzt lebhaft empfand, wie lieb der Mann mir bereits geworden war.

„Wird auch Ihr Leben sich so gestalten, wie Sie mir das Leben eines Künstlers geschildert haben?" fragte ich besorgt.

— „Ohne Zweifel, wenn ich noch manche Jahre zu leben habe!" erwiderte Herbert ernst.

„Wenn Sie dieß aber zum voraus wissen, so müssen Sie auch rechtzeitig einen Weg einschlagen, der zu einem besseren Ziele führt. Gibt es denn keine solche Wege für Sie?" fuhr ich fort.

— „Allerdings! Es gibt einen einzigen Weg, der mich zu dem von Ihnen angedeuteten Ziele führt; er besteht nur darin, einen Gegenstand zu finden, mit welchem man das ganze hohle und gedankenlose Daseyn erfüllen kann, das sonst mit Elend endigt; kurz: eine Verbindung mit einem geliebten Wesen. Dann lernt man da vernünftig seyn und handeln, wo man es früher, so lange es nur das eigene Wohl allein galt, gar nicht der Mühe werth hielt, und der Gedanke an die Geliebte, die man höher als sich selber schätzt, schließt die sonst gar zu offene Hand. Allein in dieser Richtung sehe ich noch für mich kein Heil!"

„Warum denn nicht?" fragte ich rasch, da mir seine unglückliche Zukunft allein vor Augen stand.

— „Warum nicht?" wiederholte er langsam. „Und darnach fragen Sie so kalt und ruhig, in der Voraussetzung, daß ich Ihnen eine ebenso kalte und ruhige Antwort geben könnte? Aber Eine Antwort sollen Sie haben, nämlich weil ich rasend und kühn genug bin, über meinen Stand zu lieben. Eine Qual ist's für mich, meine Liebe zu verschweigen; aber ein Wahnsinn wäre es, dieselbe offen zu gestehen!"

Diese Worte schienen sich ihm wider Willen über seine blassen, zitternden Lippen zu drängen. Er näherte sich mir nicht, während er mit mir redete, obgleich ich sehr wohl wußte, daß ich der Gegenstand seiner Leidenschaft war und mich beinahe darüber freute; — er zog sich im Gegentheil mit einer Art Angst immer weiter von mir zurück und wendete zuletzt noch das Angesicht von mir ab.

„Herbert!" flüsterte ich und meine Hand suchte die seinige, „Herbert, verzweifeln Sie noch nicht; es kann ja noch Alles gut werden; auf eine finstere Nacht pflegt stets ein heller Morgen zu folgen!"

Er sah mich an; sein Auge bohrte sich gleichsam in meine Seele hinein, um daselbst zu lesen.

„Cäcilie!" rief er bittend, nachdem sein Auge eine Weile auf mir geruht hatte, und sank mir zu Füßen, „Ich bitte Sie um Gottes willen, sagen Sie mir kein Wort des Trostes, zeigen Sie mir keinen Hoffnungsstrahl, wenn es nicht Ihre eigene Herzensneigung ist. Eine sehr ernste Sache liegt zwischen Ihnen und mir. Jagen Sie mich mit strengen Worten fort, dann will ich Ihnen Ihrer Aufrichtigkeit wegen danken; aber reichen Sie mir nicht aus Laune die Hand, um mich zu Ihnen herauf zu ziehen und später in den Abgrund hinab zu stürzen. Ein solches Spiel wäre allzu grausam, als daß es Sie amüsiren könnte; Sie sind noch zu jung und zu weichherzig, als daß der Jammer, der daraus erfolgen muß, Sie später nicht tief und innig reuen würde. Scherzen Sie mit den jungen Herren, die Sie stets umschwärmen, und deren blose Eitelkeit dadurch höchstens nur gekränkt wird, aber nicht mit dem Manne, dem Sie Alles sind, seine einzige und letzte Hoffnung!"

— „Ihre Worte klingen abscheulich, Herbert!" erwiderte ich. „Wahrlich, ich wollte wünschen, daß ich zu Ihnen die harten Worte sprechen könnte, die Sie mir selber zu sagen rathen: Gehen Sie, denn Sie sind mir gleichgültig und nimmer will ich Sie wiedersehen!"

„Und das können und vermögen Sie nicht, Cäcilie?" fragte er und seine Stimme erklang wie Jubelruf. „O, zürnen Sie mir nicht, weil ich zweifelte! Ein solches Glück zu erwarten, war zu groß, und darauf zu bauen, war fast eine Frechheit; auch daran sogleich zu glauben, würde ein Selbstvertrauen voraussetzen, das allein nur Ihre Liebe mir zu geben vermag!"

— „Die Gesellschaft im Salon beginnt sich zu zerstreuen," unterbrach ich ihn; „auch hierher werden Leute kommen. Wollen Sie nun vielleicht, daß die ganze Gesellschaft Sie vor mir auf den Knieen liegend sehen soll, um Ihre Zweifel zu beruhigen und vollkommen sicher zu werden, daß ich nicht wieder von Ihnen zurücktrete?"

„O ich danke Ihnen für diesen Spott!" sagte er aufstehend und nahm wieder neben mir Platz. „In diesem Augenblick ist er mir besonders lieb; denn wenn Sie es nicht ehrlich mit mir meinten, so würden Sie mich mit glatten Worten und schmeichelhaften Versicherungen beschwichtigen!"

Einige junge Damen traten zu uns und verhinderten die Fortsetzung unserer intimen Unterhaltung. Emma war auch unter ihnen und rief mich laut bei meinem Namen. Als ich mich aber erhob, um ihr zu nahen, gingen Alle an mir vorüber zu Herbert, so daß ich bald bemerkte, man habe eigentlich ihn gesucht.

„Ach da haben wir Sie endlich, nachdem wir lange vergeblich gesucht haben, und Sie nirgends finden konnten!" rief Eine von ihnen.

— „Ich habe gewettet, daß Sie sich noch nicht entfernt hätten," sagte eine Andere. „Sie müssen also mit in den Salon kommen und sich zeigen, wenn Sie nicht wollen, daß ich meine Wette verliere!"

„Man hat mich zum Singen aufgefordert," versicherte eine Dritte; „aber ich wollte nicht eher, als bis Sie mich begleiteten!"

— „Die alte Baronin fragte nach Ihnen," berichtete eine Vierte; „sie habe angeblich heute Abend nur einen Zipfel von Ihrem Rocke gesehen; kommen Sie daher doch mit uns hinein!"

„O, die Baronin ist schon so alt! Aber darum durfte sie auch frei gestehen, daß es sehr langweilig sey, wenn Sie nicht

da wären, und daß sie Sie sehr vermisse," sagte ein sehr junges Mädchen, und heftete ihre ausdrucksvollen Augen auf ihn, die sie aber gleich darauf beschämt niederschlug.

Mir stieg während dieser Scene das Blut in die Wangen. Strenge genommen war diese öffentliche Huldigung, die wohl nur dem Künstler allein galt, eine unschuldige; allein als Weib schämte ich mich über die Aufmerksamkeit, die man an ihn verschwendete, welcher so ruhig und höflich vor ihnen stand. Ein Lächeln umspielte wohl seinen fein geschnittenen Mund, allein er schien keine Lust dazu zu haben, ihrer Aufforderung Folge zu leisten und in die Gesellschaft zurückzukehren.

„Er wagt sich uns zu widersetzen!" sagte das schönste und gefeiertste Mädchen in diesem Kreise und gab den anderen einen Wink. Sie waren ihrer sieben oder acht; rasch umringten sie den Widerspenstigen; in einem Nu verbanden sich ihre Hände, so daß er von einem Kranze blühender junger Mädchen eingeschlossen war. Ich sah sein Haupt, umgeben von lauter lächelnden Angesichtern, über alle hervorragen. Er machte einen scherzenden Versuch, aus dem Kreise auszubrechen, der ihn gefangen hielt, und erfaßte mit leichter Hand ein paar weiße, schöne Arme; aber die wichen nicht vor seiner Berührung zurück, sondern die geschmeidige, bunte Kette schlang sich noch enger um ihn, ohne zu brechen.

Das Spiel erschien mir endlich unbehaglich und ich wollte mich entfernen; ich argwöhnte jetzt, es möchte wohl etwas mehr als ein Scherz darin liegen, und das ärgerte mich.

„Komm her, Cäcilie, und hilf uns!" rief Eine und streckte mir ihre Hand entgegen.

— „Nein, der Kreis ist groß genug, um mich zu entbehren!" sagte ich und hörte selber, daß meine Stimme nicht so sicher klang, wie gewöhnlich.

Herbert bemerkte es auch und wandte sich rasch nach mir um. Das junge Mädchen, welches mich in den Kreis ziehen wollte, glaubte, er suche die Stelle, wo der Kreis unterbrochen sey, um heraus zu kommen, und schloß sie rasch wieder.

„Ich gebe mich jetzt gefangen," sagte Herbert lächelnd; „allein ich bitte um die Erlaubniß, ein paar Worte schreiben zu dürfen, bevor ich entführt werde."

Seine Bitte wurde von Allen bewilligt. Er riß ein Blatt aus seinem Notizbuche und schrieb darauf mit Bleistift etwas, das er zugleich mit der Hand vorsichtig verdeckte, da viele neugierige Augen ihn beobachteten und die Schrift zu lesen suchten.

„Haben Sie schon die Adresse geschrieben, und darf ich das Billet besorgen?" fragte eine der jungen Damen.

— „Danke, mein Fräulein! Ein so schöner Bote, wie Sie, dürfte meinem Brieflein gefährlich seyn. Ich will es daher lieber an einen finsteren, versteckten Ort legen, als in Ihr Händchen."

Auf Herbert's Wunsch öffnete sich nun der Kreis. Er trat hinaus, hob darauf eine Marmorvase, die auf einer Console stand, von ihrem Platze, und legte sein Billet in deren Fuß, worauf er dieselbe wieder an ihren Platz stellte.

„O, hier dürfen Sie Ihr Billet verwahren, Herr Herbert, während wir Alle es wissen?" fragte eines der jungen Mädchen, die ihn wieder umringten.

— „Ja, gewiß! In der Hand Aller ist mein Geheimniß sicherer, als bei einem Einzelnen!" antwortete er. „Nun werden Sie Alle darauf achten, daß Niemand dasselbe enthüllt."

Alle kehrten jetzt in den Salon zurück. Ich erhob mich auch erschrocken und folgte den Anderen nach, weil ich nicht allein bei dem geheimnißvollen Billet im Zimmer bleiben wollte. Auf dem Fußboden neben der Thür fand ich indeß einen zusammengerollten Zettel. Ich öffnete ihn und las hinter meinem Fächer im Salon die Worte:

„Lebe wohl für heute Abend! Kein Arm kann mich so fest umschlingen, und kein Auge mich so scharf bewachen, daß ich meiner schönen Freundin nicht einen herzlichen Gruß senden könnte, wie dieß hiermit geschehen ist!"

Dieser Zettel war von Herbert. Er hatte ihn an den Platz geworfen, wo ich ihn fand, in der Ueberzeugung, daß die ihn Umringenden ihm zu nahe wären, um ihn entdecken zu können, während er andererseits hoffte, daß ich ihn finden und lesen würde. Seine Absicht war denn auch erreicht worden.

Binnen Kurzem kehrten Emma und die anderen jungen Mädchen wieder zu mir zurück.

„Komm'!" flüsterte mir Emma zu; „wir wollen das Billet unter der Vase hervornehmen und lesen!"

— „Nein!" sagte ich; „ich gehe nicht mit; denn was geht uns Herbert's Billet an?"

„Wir wollen auch eigentlich nur sehen, ob es noch da ist, weil wir Alle versprochen haben es zu hüten!" sagte Emma und blickte mich dabei scharf an. „Es wird noch da seyn, Cäcilie, nicht wahr? Niemand hat das Zimmer nach uns betreten; denn wir Alle haben die Thür genau beobachtet."

Wir gingen jetzt Alle mit einander in das Nebenzimmer hinein. Emma hob daselbst die Vase sogleich von der Stelle und schien sich darüber zu wundern, daß das Papier noch unberührt da lag. Sie ergriff es rasch und las: „Ich verberge mein Geheimniß, anstatt es zu offenbaren!" Das war Alles, was auf diesem Zettel stand. Als Emma diese Worte gelesen hatte, erröthete sie stark und sagte darauf zu uns Umstehenden: „Es scheint, Herr Herbert ist in mehr als Einer Beziehung ein Künstler. Wir sind mystificirt worden, und zwar, wie ich glaube, nicht nur von einer, sondern von zwei Personen im Verein!"

Eine unbehagliche Stimmung schien sich unter uns geltend zu machen, und wir kehrten nach und nach in den Salon zurück.

Später bemerkte ich, daß Emma und ihre Mutter viel mit einander redeten. Sie standen am anderen Ende des Salons, weit von mir entfernt, lächelten oft und schienen sich über eine lustige Sache zu unterhalten. Inzwischen aber trafen mich ihre Blicke scharf und forschend, so daß ich wenigstens zum Theil der Gegenstand ihrer Unterhaltung seyn mußte. Ich weiß auch, daß Beide damals von dem Billet unter der Vase redeten, und glaube, daß Emma so gut combinirte, um dasjenige erzählen zu können, was sie nur halb gesehen hatte.

Der nächste Tag schien mir durch all' jene glücklichen Gedanken verkürzt zu werden, welche aus dem vergangenen Abend entsprangen und einen Glanz über mein ganzes künftiges Leben warfen. Ich bekam daher kaum Zeit, mich darüber zu wundern, daß Herbert sich gegen seine Gewohnheit gar nicht sehen ließ, noch mir einen Brief oder sonstige Botschaft sandte. Der darauf

folgende Tag ward mir aber schrecklich lang, vergebens hoffte ich immer auf ein Zeichen von dem geliebten Manne. Am dritten Tage aber ward ich matt und krank. Ich durfte nun nicht mehr auf ihn hoffen, sondern zitterte, wenn ich Tritte vernahm; denn es war mir, als wenn ich Herbert nicht mehr sehen, sondern nur die Nachricht von seiner Untreue vernehmen sollte oder von einem ihn plötzlich betroffenen Unglücke. Ich wähnte, Jeder, der zu mir eintrat, sey mit einer solchen Nachricht beauftragt.

Alle meine Gedanken drehten sich nur um Beantwortung der Frage: Wo ist Herbert denn? Niemand in der ganzen Familie schien sich darum zu bekümmern. Ich näherte mich Emma, welche fröhlich und singend bei ihrer Stickerei am Fenster saß. Mit ihr von Dem reden, was mir auf dem Herzen lag, konnte und wollte ich nicht; aber ich richtete meinen Blick auf sie und legte meine Hand auf ihren weißen Arm, herzlich wünschend, daß die Frage, welche ich nicht auszusprechen wagte, in ihre Gedanken treten und in Worten über ihre stets scherzenden Lippen fließen möchte.

In dem aufgeregten, fieberhaften Zustande, in welchem ich mich befand, fiel mir das Unwahrscheinliche und Ungereimte meines Wunsches gar nicht ein. Ich handelte vielmehr so mechanisch, als wenn ich die Glocke gezogen, falls meine Stimme so schwach gewesen wäre, daß man sie nicht hätte hören können. Daher wunderte ich mich auch gar nicht darüber, als Emma endlich ihre Stickerei plötzlich auf den Schooß sinken ließ, sich mit der Hand über die Stirn fuhr und fragte: „Wo mag denn doch Herbert seyn? Wir haben ihn hier ja lange nicht gesehen!"

Zu jener Zeit kannte ich den Magnetismus nur dem Namen nach, später habe ich allerdings viel davon reden hören. Ich habe ihn gefürchtet und mich von ihm fern gehalten, aber über dessen unerklärliche Macht zu spotten, wie so Manche thun, habe ich niemals gewagt. Etwas Magnetismus muß auch hier mit im Spiele gewesen seyn.

„Ich bin vor wenigen Stunden noch bei Herbert gewesen," erwiderte mein Vetter auf die Frage seiner Schwester; „er war mit Einpacken beschäftigt, da er heute Abend schon abreisen will. Ihr hier müßt ihn beleidigt haben, Emma, und ich denke, Du selbst hast es gethan; denn Sophie und Cäcilie sind dazu zu vernünftig und vorsichtig. Er bat mich, meine Familie zu grüßen und ihn zu entschuldigen, wenn er nicht persönlich komme und Abschied nehme. Ich stellte ihm vor, er müsse jedenfalls selber bei uns erscheinen, wenn ihn auch die Damen geneckt oder ihm sonst etwas angethan haben, so sey er es doch meiner Mutter und den Uebrigen schuldig, ordentlich Abschied von uns zu nehmen, und er gestand mir ein, daß ich darin völlig Recht habe. Siehst Du, Emma, er widersprach dem Grunde nicht, den ich anführte."

— „Nun, ich kann doch wahrlich nichts dafür, wenn er sich beleidigt fühlt, daß ich hauptsächlich mit dem Baron Fernau reden und tanzen muß!" rief Emma. „Einer andern Schuld bin ich mir nicht bewußt. Er muß auch nicht verlangen, daß die Damen ihn aufsuchen sollen. Du meinst also, er werde noch zu uns kommen, ehe er abreist?"

Herbert kam auch wirklich. Meiner Tante dankte er sehr höflich für die gute Aufnahme, die er in ihrem Hause gefunden hatte; zu meiner Cousine redete er auch einige freundliche Worte, mir aber sagte er kein Wort. Ich bemerkte es sogleich, als er eintrat, daß zwischen uns Beiden schon Alles zu Ende sey, was bisher mein ganzes Herz erfüllt hatte — ich sah das an seinem Gruße und an dem kalten, todten Blick, den er mir zuwarf. Wie war das nur möglich, da ich durchaus keinen Grund zu dieser Erscheinung auffinden konnte? Ich hatte ja immer nur an ihn allein gedacht, und noch schlug mein Herz ihm voll Liebe entgegen. Ach, diese Erfahrung war mir sehr bitter!

Als er sich endlich verabschiedete, schaarten sich Alle um ihn. Ich hatte mich auch von meinem Platze erhoben, blieb aber neben meinem Stuhle stehen; denn ich vermochte Demjenigen keinen Schritt entgegen zu treten, der mir sichtlich auswich, so gerne ich es sonst gethan hätte.

„Sie vergessen unsere Cäcilie ja ganz, Herr Herbert!" sagte Sophie verwundert, als er sich entfernen wollte, ohne sich von mir verabschiedet zu haben.

Dieß veranlaßte ihn jetzt zu mir zu treten. Er wußte, daß Aller Augen auf ihm ruhten und nahm deßhalb meine Hand; allein er hielt sie so leicht und gleichgültig in der seinigen, daß er mich dadurch mehr von sich zurückstieß, als wenn er sie gar nicht berührt hätte.

Ich wagte es ihn anzublicken. Seine Augen waren zu Boden geschlagen und er selbst schien mir weit blässer, als gewöhnlich zu seyn; gleichfalls lag ein sehr schmerzlicher Zug um seinen Mund. Allein mein Blick war damals unklar; ich durfte mich nicht darauf verlassen und wollte mich selber überreden, daß ich mich vielleicht wieder geirrt habe, wie damals, als ich glaubte, daß er mich liebe und jetzt lächle und aufgeräumt sey.

„Adieu, Fräulein Cäcilie, Adieu!" das war Alles, was er zu mir sagte. Er wiederholte das harte, schneidende Wort: „Adieu!" in einem Tone, als wenn es ihn freute, daß wir uns für immer dadurch trennten.

Es war kein rascher und tödlicher Stoß, den meine Liebe mir versetzte, und wie ich ihn in dieser Situation gewünscht hätte, sondern ein langsamer, schleichender Tod sollte mir aufbehalten seyn; in meiner getäuschten Erwartung legte sich ein schwerer und schleichender Schmerz um mein Herz und vernichtete meinen ganzen Lebensmuth. Weinen konnte ich nicht, um dadurch die Spannung meines Gemüths zu lindern, denn dazu fehlten mir die Thränen, aber wenn ich allein auf meinem Zimmer war, dann wiederholte ich mir Alles, was geschehen war, wie eine fremde Geschichte. Und wenn ich dann zu dem Schlusse gelangte, daß der Künstler, der so bitter gegen den Leichtsinn und den Wankelmuth geeifert hatte, selbst so kalt und gleichgültig sein gegebenes Wort brach, während die Dame, die er dieses Fehlers beschuldigte, ihn vergebens zu vergessen strebte, so brach ich in ein Gelächter aus, das an Wahnsinn gränzte und meine Brust zu sprengen drohte.

„Cäcilie ist krank und muß in ihre Heimath zurück!" sagten meine Tante und Emma. Ich langweilte sie jetzt, weil ich nicht wie früher mit ihnen reden und scherzen mochte und konnte. Sophie dagegen schüttelte das Haupt, wenn sie mich betrachtete, küßte mich unter Thränen und sprach bedauernd und mitleidsvoll: „Arme Cäcilie!"

Ein Arzt wurde von meinen vorsichtigen Verwandten gerufen und über meinen Zustand um Rath gefragt. „Um Gottes

willen!" sagte der Mann, „lassen Sie das Fräulein so bald als möglich in ihre Heimath zurückkehren, damit die frische, reine Seeluft ihren bleichen Wangen wieder Farbe geben kann. Das arme Kind ist diese Luft nicht gewöhnt und hat sich in unserer trockenen Stadt eine Krankheit geholt!"

Meine Abreise wurde beschlossen und endlich kam der Tag, an welchem ich meine Vaterstadt wiedersehen sollte. Ehe ich den Wagen bestieg, ging ich noch zu meiner Tante, die etwas unpäßlich und allein auf ihrem Zimmer war, um von ihr Abschied zu nehmen. Es muß keine Ahnungen in der Welt geben, wie man so oft behauptet, sonst hätten sie mich jetzt erfüllen müssen, was indeß nicht der Fall war. Daher ging ich ganz freundlich zur Tante und dankte ihr herzlich für die angenehme Zeit, die ich in ihrem Hause verlebt hatte.

„Du bist ein gutes, liebes Mädchen, liebe Cäcilie," sagte die Tante, als die Unterhaltung zwischen uns in Gang gekommen war, „und ich bedaure von ganzem Herzen Dein Unwohlseyn. In manchen Beziehungen bist Du ganz so, wie ich es wünsche, und ich stelle Dich meiner lebhaften Emma oft als Muster vor, allein Du hast einen Fehler, einen großen Fehler, den ich gerne gehoben sähe, weßhalb ich in der Abschiedsstunde Dich noch darauf aufmerksam machen will."

Die krankhafte Schlaffheit, die mich einen Augenblick verlassen hatte, als ich zu ihr eintrat, hatte sich inzwischen wieder bei mir eingestellt. Ich hörte wohl, was die Tante sagte, bog mich aber zugleich zum Fenster hinaus, an welchem sie saß, und betrachtete den Wagen, der mich fahren, und die Pferde, die mich ziehen sollten und ungeduldig der Abfahrt harrten.

„Du bist ungeduldig, merke ich," fuhr die Tante ernsthaft fort, als sie meine Gedankenlosigkeit bemerkte; „Du sehnst Dich darnach, Alles rasch zu vernehmen, was ich Dir noch sagen will; allein ein wenig Aufmerksamkeit könnten meine Worte doch wohl verdienen, selbst wenn ich eine Fremde und nicht die Schwester Deiner Mutter wäre. Was ich an Dir tadeln muß, ist kurz und gut Dein gänzlicher Mangel an Stolz. Glaubst Du, daß ich es gerne sehe, wenn Diejenige, welche durch ihre Geburt ein Recht hat mich Tante zu nennen, Alle, mit denen sie in Berührung kommt, als Ihresgleichen behandelt? Du kannst mich jetzt noch ruhig und gleichgültig dabei ansehen? Ja, eine solche Schuld hast Du auf Dich geladen, und dieß beweist, daß Du Deinen Rang und Deinen Stand nicht gehörig würdigst. Das mußt Du ablegen, damit Du nicht Deine ganze angesehene Familie beschimpfst. Ich würde Dir, weil Du schon unwohl genug bist, eine solche Kränkung gerne erspart haben, ich würde Alles vor Dir verschweigen, was ich Dir sagen kann; allein Du zwingst mich zu reden und Dir zu beweisen, daß meine Ermahnung in dieser letzten Stunde unseres Beisammenseyns einen sehr ernsten Grund hat."

Dabei stand sie auf, ging zu ihrem Sekretär, nahm einen Brief heraus, hielt ihn mir entgegen und fragte: „Kannst Du errathen, von wem dieser Brief geschrieben ist und was er enthält?"

„Es würde eine sehr unzeitige Neugierde seyn, liebe Tante, errathen zu wollen, was in Ihrem Briefe steht!" sagte ich beinahe gleichgültig.

— „Der Brief ist nicht mein, Fräulein, und auch nicht an mich adressirt!" erwiderte die Tante hitzig. „Aber es war keine unzeitige Neugierde, wie Du Dich ausdrückst, von mir, die mich bewog, ihn zu öffnen und seinen Inhalt kennen zu lernen, sondern einfach meine Pflicht. Dieser Brief ist nämlich an Dich gerichtet, und da ich wußte, daß Du keine Bekannte in der Stadt hattest, mit welcher Du im Briefwechsel stehen konntest, so las ich ihn erst und behielt ihn darauf. Es hat mich dieß auch gar nicht gereut. Weil Du denn nicht rathen willst, so will ich Dir sagen, daß dieser Brief von dem Virtuosen Herbert ist!"

Ha, wie dieses Wort mich plötzlich elektrisirte und mein mattes Blut gewaltsam durch alle meine Adern jagte! Endlich denn nahm der formlose unbegreifliche Schatten, der sich trennend zwischen mich und meinen Geliebten gelegt hatte, eine feste, erkennbare Gestalt an. In dem Briefe mußte auf die eine oder andere Weise eine Aufklärung für mich enthalten seyn, und mit Begierde griff ich nach demselben.

„Halt, erst noch ein Wort!" rief die Tante. „Du solltest wünschen, diesen Brief, den ich hier in meiner Hand halte, nimmer gesehen zu haben, wie ich ihn auch anfangs Dir zu verheimlichen beabsichtigte; denn alsdann hättest Du nicht die große Kränkung erlitten, zu wissen, wie jetzt, daß der nicht edelgeborene Künstler Herbert es wagte, Dir seine Hand anzubieten, die Du einer der ältesten adeligen Familien angehörst. Der Mensch muß auch selber schon eine Art Gefühl von dem Unerhörten seines Benehmens gehabt haben; denn er schreibt, daß er, wenn er allein ist, der Hoffnung keinen Glauben schenken kann und darf, die Du ihm neulich gegeben hast, und bittet Dich daher, ihm mit ein paar Zeilen die Gewißheit zu geben, daß Du ihn liebst, seinen Namen tragen und sein Geschick mit ihm theilen wollest. Wirklich sehr bescheiden!"

— „Und diesen Brief haben Sie aufgefangen, Tante, mir verheimlicht und unbeantwortet gelassen?" fragte ich erschreckt.

„Nein, unbeantwortet ist er wenigstens nicht geblieben!" antwortete sie ruhig. „Ich habe in aller Stille Deine Ehre wieder hergestellt, die Du in unverzeihlicher Gedankenlosigkeit befleckt hattest. Ich selbst habe ihm nämlich geschrieben, daß er sich durchaus irre, wenn er ein Gefühl, das nur eine flüchtige Bewunderung seines Talents sey, für mehr aufgefaßt und betrachtet habe; ich habe ihn gebeten, weil man es gut mit ihm meine, dieses aufrichtige Schreiben als ein Amulet anzusehen und zu bewahren, indem es ihn in Zukunft beschützen würde, falls sein Haupt abermals schwindelig werden und ihn über seine Sphäre hinaus treiben sollte. Diese meine Antwort erfolgte so rasch, daß er sie schon am Tage vor seiner Abreise in Händen hatte."

— „Und doch kam er noch in Ihr Haus, Tante, und redete ohne Haß in seinem Herzen mit Ihnen?" fragte ich verwundert.

„Ja, liebes Kind!" versetzte sie lächelnd. „Er konnte mir ja nicht wegen dessen zürnen, was Du ihm geschrieben hattest. Weil ich nämlich jede Spur Deines Leichtsinns vertilgt sehen wollte, durfte er natürlich nicht wissen, daß die Antwort von mir käme; er hätte sonst glauben können, daß Du keinen Antheil daran habest, und das wollte ich vermeiden; und deßhalb unterschrieb ich nicht meinen, sondern Deinen Namen."

Ich blickte die Tante erstaunt an; denn eine solche Eigenmächtigkeit hatte ich mir nicht entfernt träumen lassen. Um ihren

Mund spielte ein pfiffiges, zufriedenes Lächeln, und die weiße, mit vielen Ringen besetzte Hand hielt nachläßig den Brief, den sie bis dahin so klug und vorsichtig vor mir verborgen gehalten hatte. Jetzt, da es zu spät für mich war, um dem armen, getäuschten Herbert die Augen zu öffnen, überreichte sie ihn mir freiwillig. Aber unter den jetzigen Umständen hatte er auch für mich alle Bedeutung verloren, jetzt war er nur ein elendes Stück Papier oder, was noch schlimmer war, eine frische Erinnerung an mein erstorbenes Glück.

„Meinen Namen haben Sie also anstatt des Ihrigen unterschrieben, Frau Tante? Wie durften Sie diesen Mißbrauch meines ehrlichen Namens wagen?" rief ich erzürnt. „O, Tante! Mancher muß wegen einer ähnlichen Fälschung sein ganzes Leben im Gefängnisse schmachten, obgleich seine Uebelthat nur geringfügig war gegenüber von demjenigen, was Sie begangen haben; denn Sie haben zwei Herzen gebrochen!"

— „Wie? Du machst mir noch Vorwürfe darüber, daß ich Deine Ehre rettete?" fragte sie strenge. „Willst Du vielleicht diesen anmaßenden Plebejer noch vertheidigen und sein Benehmen rechtfertigen? Nein, für so entartet hätte ich Dich noch nicht gehalten!"

„O nein!" erwiderte ich tief betrübt; „Er selbst hat allerdings ein großes Unrecht gegen sich und mich begangen, aber nur dadurch, daß er einer gefälschten Unterschrift mehr Glauben schenkte, als meinen eigenen Worten. Sonst müßte er gewußt haben, daß die kalten und herzlosen Phrasen, die Ihr Antwortschreiben enthielt, nicht von mir kommen konnten, die ich ihn so herzlich liebe und ihm das auch selber eingestanden habe!"

— „Ei? Du liebst ihn also und wolltest ihn wohl gar heirathen, diesen armen Musiker?" rief meine Tante erschrocken und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Das fehlte wirklich noch, da Du die Wahl unter den schönsten und reichsten adeligen jungen Herren hast! Wie sehr freue ich mich eine solche Mesalliance verhindert zu haben, die Deine ganze Familie empört und beschimpft hätte!"

„Wenn ich auch nur nach dem äußeren Glück urtheilte," gab ich ihr mit ruhiger Entschiedenheit zur Antwort, „so würde ich doch das Genie, diesen Adelsbrief, welchen Gott selber dem Künstler verliehen hat, ebenso hoch schätzen, als das vergängliche Diplom, welches Menschen einander zutheilen, und das daher eigentlich nur wenig bedeutet. Aber dieß bindet mich nicht allein an den Mann; er ist der Gegenstand meiner Wahl, meines Herzens, dem ich bis an's Ende der Welt folgen würde, wenn er es verlangte!"

— „Was würde wohl Deine Mutter dazu sagen?" fragte die Tante lauernd. „Könntest Du auch sie dieses Menschen wegen verlassen, der Nichts hat und Nichts ist? Du weißt doch gewiß, daß eine solche Verbindung Dich auf ewig von ihr getrennt hätte!"

Meine Mutter! Daran hatte ich nicht gedacht; alles Andere war mir unwesentlich gegenüber von meiner Mutter, und mit diesem einen Worte hatte die schlaue Tante das rechte Mittel getroffen, um meinen starren Sinn zu beugen. Ach, wie weinte ich und wie betrübte ich mich; denn ich mußte mir gestehen, daß ich doch mein Ohr vor der Warnung verschlossen haben würde, hätte man mir plötzlich ihren Namen in's Gedächtniß gerufen in dem Moment, als Herbert vor mir kniete und mich um Gegenliebe bat; damals hätte ich dieses Mannes wegen selbst meine Mutter aufgegeben, so schwer das Opfer auch gewesen wäre. Jetzt aber war es anders; jetzt hatte ich nur meine Mutter allein, an die ich mich halten konnte und die mich trösten würde über den erlittenen unersetzlichen Verlust.

Meine Tante betrachtete mich in dieser Stimmung mit geheimer Freude. Sie glaubte meinen eigensinnigen Stolz überwunden zu haben, der es wagte, sich gegen sie zu erheben, als sie mir ihre eigenmächtige Handlungsweise in meinem vermeintlichen Interesse zu erkennen gab.

„Nun weißt Du Alles, liebe Cäcilie," sagte sie schließlich; „und ich hoffe, diese Erfahrung wird Dich klug machen; bist Du mir jetzt auch noch etwas böse, so wirst Du mir später für meine Handlung dankbar seyn. Daher will ich es Dir auch nicht wehren, mit meinen Töchtern Briefe zu wechseln; allein ich will Dich ernstlich ersuchen, diese Geschichte, um die nur Du und ich wissen, niemals gegen sie zu erwähnen. In diesem Fall müßte ich sie warnen und Dich ihnen gegenüber in ein ungünstiges Licht stellen, müßte Dich ihnen als ein abschreckendes Exempel nennen, was ich nur sehr ungerne thäte. Und nun lebe wohl, mein Kind, und grüße mir herzlich Deine lieben Eltern!"

— „Tante!" versetzte ich, „wenn Emma oder Sophie jemals ihren vornehmen Namen vergessen und unter ihrem Stande lieben sollten, so hüten Sie sich wohl, ebenso rasch und unüberlegt gegen sie zu handeln, wie Sie es gegen mich gethan haben. Sie haben mit mir, die ich nur Ihre Nichte bin, eine Probe gemacht, die Ihnen nur wenig Freude und Dank verschafft. Könnte ich Ihnen zeigen, wie glücklich ich mich vorher in meiner Liebe fühlte, und wie sehr ich jetzt mit mir selbst kämpfen muß, um zu vergessen, daß Sie es waren, die so gewaltsam in mein Geschick eingriffen, so würden Sie vielleicht jetzt bittere Thränen der Reue weinen und sich gewiß künftig wohl hüten, bei ähnlichem Anlaß einen ähnlichen Versuch bei einer Ihrer Töchter zu machen, die doch Ihr eigenes Fleisch und Blut sind. Rechnen Sie auf keinen Dank bei mir, für ihr schlaues Kunststück; fluchen will ich Ihnen aber auch nicht, obgleich Sie mir mein Lebensglück auf eine schändliche Weise gestört haben. Ihr böses Gewissen wird Ihnen dafür eine Strafe seyn. Leben Sie jetzt wohl, Frau Tante!"

Als ich im Wagen saß und mich von dem Orte immer mehr entfernte, wo Alles mich an meine unglückliche Liebe erinnerte, ward mir nach und nach weit wohler zu Muthe, als in der letzteren Zeit. Mein Geschick war unabänderlich entschieden; ich wußte jetzt, daß ich nicht auf ein Wiedersehen und eine Erklärung zwischen mir und Herbert hoffen durfte, sondern daß ein Mißverständniß — diese große und breite Kluft, welche die Welt zwischen zwei Menschen stellen kann — uns für ewig trennte. Aber wieder an ihn zu glauben wie früher, ihn zu lieben, ohne mich meiner Liebe schämen zu dürfen, dazu hatte meine letzte Unterredung mit der Tante mir ein unbestreitbares Recht gegeben, und das habe ich denn auch bis diesen Tag redlich gethan.

Vor ungefähr einem halben Jahre erhielt ich einen Brief von meiner fürsorglichen Tante, mit welcher ich nach jener Begebenheit fast jede Verbindung abgebrochen hatte. Sie schrieb

mir, sie seye sehr krank und schon dem Tode nahe gewesen. Da habe sie sich unserer früheren Uneinigkeit plötzlich wieder erinnert als einer Sache, die ihr früher keinen Kummer gemacht habe, jetzt aber laste dieser Vorgang schwer auf ihrem Gewissen. Zur Erkenntniß gelangt, daß alle Herrlichkeit des Menschen gleich des Grases Blume seye, die heute blühet und morgen schon welkt, könne sie sich nicht verhehlen, mir ein großes Leid angethan und in ihrer weltlichen Verblendung vielleicht mein ganzes Lebensglück gestört zu haben. In dieser Voraussetzung nun, die allerdings auch richtig ist, ersuche sie mich inständigst um meine Verzeihung ihres harten, grausamen Benehmens gegen meine Liebe und gegen mich selber.

Meine gute Mutter war inzwischen gestorben und hatte mir in ihren letzten Lebensstunden noch dafür gedankt, daß ich ihr niemals Sorge und Kummer verursacht habe, sondern stets eine gute, gehorsame Tochter gewesen sey. Dafür hatte meine Tante ja auch trefflich gesorgt! Jetzt war ich bereits mit dem **schen Gesandten vermählt, und also bat ich denn meine bekümmerte Tante in meinem Antwortschreiben, sich über Dasjenige, was einmal geschehen sey, keine Gewissensbisse mehr zu machen, indem die Jahre, die ihre Anschauungen vom Leben verändert hätten, wie ich aus ihrem Briefe ersehen, auch nicht ohne Einfluß auf meine Lebensansichten geblieben wären. Um sie indeß ganz zu beruhigen, und weil auch meine jetzigen Verhältnisse das erfordern, nannte ich in dem betreffenden Briefe meine erste Liebe eine kindische Unbesonnenheit und jugendliche Thorheit, die kaum noch der Erinnerung werth seye. — Und mehr habe ich meiner Lebensgeschichte durchaus Nichts hinzuzufügen!" schloß die junge, schöne Gräfin ihren Vortrag.

Diese harten und strengen Schlußworte, welche die Gräfin mit zitternder Stimme aussprach, sollten sicherlich nur dazu dienen, wenn ich über die Sache mir völlig klar geworden war, die Wunde zu verdecken, welche die Hand der Tante ihr geschlagen hatte, weil sie fürchtete, der Künstler möchte sie während der Erzählung noch ungeheilt und blutend gesehen haben. Sie hatte ihre Erzählung nicht so kalt und gedrängt geben können, als sie das wohl gewollt hätte, um wegen jener Entdeckung sicher zu seyn.

„Wie hieß denn der glückliche Künstler, liebe Freundin?" rief die Marquise neugierieg. „Wir müssen ihn kennen, da er in der Welt berühmt ist. Der Name Herbert ist natürlich nicht sein wirklicher; hieß er vielleicht Lißt?"

— „Ich habe Ihnen eine Erzählung versprochen und das Versprechen auch erfüllt, Frau Marquise," erwiderte die Gräfin ernst, „und der Held derselben heißt Herbert."

„Oder sollte es vielleicht Thalberg seyn?" fuhr die unerschrockene Marquise fort.

Die Gräfin gab keine Antwort.

Inzwischen war der Abend weit vorgerückt, es war schon spät geworden, so daß die Spielgesellschaft sich auflöste und sich nun mit den Personen um den Kamin noch auf kurze Zeit vereinigte und unterhielt. An ein Weitererzählen war nicht mehr zu denken und folglich bekommt unser Leser die Liebeshistorien der übrigen Personen, so interessant sie auch seyn mögen, nicht zu wissen, da wir sie selber nicht gehört haben. Allein dieser Abend im Salon ist noch nicht aus, sondern wir haben noch den richtigen Schluß nachzutragen.

Endlich erhob man sich, um nach Hause zu gehen, bei welcher Gelegenheit ich die vornehme Gesellschaft in einem sehr vortheilhaften Lichte sah. Die schönen, abschiednehmenden Gruppen, welche sich gegenseitig eine graziöse Höflichkeit erzeigten, rissen mich zur Bewunderung hin. Der Plebejer nimmt sich selten die Mühe, gegen seines Gleichen höflich zu seyn; nur gegen Höhergestellte ist er es, allein da sieht man hinter dem demüthigen Bückling entweder eine Bitte um Protection, oder eine Verehrung von Rang und Reichthum. Dergleichen war bei diesen Leuten nicht der Fall; sie standen Alle ungefähr auf demselben angesehenen Standpunkt in der menschlichen Gesellschaft und hatten bei ihrem Benehmen keinen anderen Zweck, als sich einander angenehm zu machen. Graf Pahlen hatte der Marquise vorher bittere Wahrheiten gesagt; allein er bot ihr jetzt freundlich den Arm, den sie ebenso vergnügt annahm, um sich an ihren Wagen führen zu lassen. So benimmt man sich in der feinen Welt. Ein strenger Moralist wird darüber schimpfen und über Falschheit schreien: er begreift aber nicht, wie viel die Welt an Schönheit verlieren würde, wenn alle Leute aufrichtig wären und sich nicht darum bekümmerten, den guten Schein zu bewahren. Sich gegenseitig bekomplimentirend entfernte man sich nach und nach.

An der Thüre des Salons blieben indeß der **sche Gesandte und ein anderer Diplomat im eifrigen Gespräche miteinander stehen. Uneingeweiht in die Geheimnisse der Diplomatie, hörte ich mit Schaudern zu, wie sie die schwersten Länder der Welt auf die Spitze ihrer Zungen legten und daselbst balancirten. Sie gehörten den Letzten der Gesellschaft an, und ich wünschte, sie möchten sich bald entfernen, weil ich dunkel ahnte, das Verhältniß zwischen der Gräfin und dem Künstler müsse an diesem Abende noch zu einem entscheidenden Punkte gelangen. Mein Wunsch schien sich auch erfüllen zu wollen; allein da wandte der **sche Gesandte plötzlich auf die Worte seines Genossen ein: „Aber Rußland?" Der Angeredete blieb erschrocken stehen. Es war, als ob der **sche Gesandte mit diesem einen Worte das ganze riesenhafte Land mit seinen unermeßlichen Schneefeldern und seinem gewaltigen Herrscher zwischen ihn und die Thüre eingeschoben hätte.

Der erschrockene Diplomat machte keine Miene sich zu entfernen; sein Angesicht nahm vielmehr immer mehr einen nachdenklichen Ausdruck an und seine Füße schienen auf der Stelle festgebannt zu seyn. Da ward mir bange, dieser Mensch möchte ewig auf seinem Flecke stehen bleiben; auch der Gräfin schöne Augen blickten ungeduldig auf die Gruppe hin, und gewiß hätten wir Beide im Verein gerne die beiden Diplomaten ohne Weiteres an die Luft gesetzt, wenn sich das mit guter Manier hätte thun lassen. Plötzlich indeß klärte sich das Antlitz des fremden Diplomaten auf, und er flüsterte dem **schen Gesandten einige Worte zu. Ich schlich so rasch als möglich hinzu, um davon Etwas zu hören; denn ich hätte so gerne ein politisches Geheimniß aus dieser Diplomatengesellschaft mit nach Hause gebracht, was unstreitig meiner ganzen Novelle einen wichtigeren Anstrich gegeben hätte; allein meine Mühe war umsonst. Die politischen Gespräche solcher Herren sind stets so geheimnißvoll, daß kein Uneingeweihter sie versteht; ihre Rede war auch so leise, daß mein Ohr nichts von dem Geflüster vernehmen konnte. Inzwischen aber konnte ich doch bemerken, daß die Worte eine Idee

verbargen, welche den fremden Diplomaten beruhigte und das riesenhafte Rußland, das ihm vorher so unbequem im Wege lag, zum Verschwinden brachte; denn er bekam den Muth, vorwärts zu gehen und verließ mit dem **schen Gesandten den Salon. Da also bei den Diplomaten nichts mehr für mich zu profitiren war, konnte ich meine ganze Aufmerksamkeit wieder der schönen Gräfin zuwenden, was ich denn auch that.

Gräfin Cäcilie saß im Sopha, hatte das Haupt auf ihre Hand gestützt und stierte gedankenvoll vor sich hin. Wie schön war sie in dieser Stellung! Ohne Zweifel trug die Erinnerung sie wieder in jene kleine Residenz zurück, wo sie einmal glücklich gewesen war, und ließ sie die Stunden nochmals durchleben, in welchen noch kein Mißverständniß zwischen ihr und ihrer Liebe obwaltete. Seit ich ihre Geschichte gehört hatte, schien sie mir noch weit mehr den weißen Lilien meiner Jugend mit ihren feinen, fleckenlosen Blättern zu gleichen. Ich näherte mich daher und wollte vor ihr niederknieen, um ihr die uneigennützigste Huldigung zu erweisen, die sie jemals in ihrem Leben empfangen hatte, denn dieselbe war meinerseits frei von der Hoffnung auf Vergeltung und außerdem noch weder zu sehen noch zu hören, da ich unsichtbar zugegen war; allein mir fehlte bereits der Platz dazu. Herbert oder Stern, wie er eigentlich hieß, der berühmte Künstler, lag schon zu ihren Füßen.

„Cäcilie, sey barmherzig!" flüsterte er; „bedenke, daß Niemand in der Welt so trostlos ist wie ich, nachdem ich weiß, daß ich mir selbst durch eigene Schuld den Himmel verschlossen habe!"

Die Gräfin sah nach diesen Worten freundlich und mitleidig zu ihm herab. In diesem Ausdrucke hatte er auch Recht; denn es lag wirklich so viel Himmlisches in dem Blick der schönen Frau, als Gott in unseren Tagen noch auf den von uns bewohnten Planeten herabsendet. Er drückte den Saum ihres Kleides an seinen Mund, und selten sind frische blühende Lippen mit einem innigeren Gefühl berührt worden, als dieses Seidenkleid hier wurde.

„Es ist gut, daß Sie hier geblieben sind," sagte sie endlich, „denn ich wollte Ihnen noch Lebewohl sagen, bevor wir für immer von einander scheiden. Stille, Freund!" fuhr sie fort, legte ihre Hand auf seinen Arm und unterdrückte dadurch seine heftige Bewegung; „ich weigerte mich so lange wie nur möglich, die Geschichte meiner Liebe zu erzählen, weil ich wußte, daß wir uns in dieser Welt nimmer sehen durften, sobald Sie meine Erzählung gehört hatten. Merken Sie wohl, ich sage nicht die Erzählung meiner 'ersten' Liebe, denn ich habe keine 'zweite' aufzuweisen. Das muß Ihnen ein Trost seyn!"

— „Aber uns jetzt wieder zu trennen? Nein, das kann und darf nicht geschehen!" rief der Künstler leidenschaftlich. „Sie haben mich durch das Geständniß Ihrer Liebe berauscht und zum Glücklichsten der Sterblichen gemacht, was alle meine Erwartung übersteigt; und da Sie somit auch das unglückliche Mißverständniß aufgeklärt haben, das mich einst von Ihnen entfernte, glauben Sie denn jetzt mich durch einen Machtspruch oder durch eine bloße Handbewegung fortweisen zu können? Nein! nie!"

„Und doch, mein Freund, doch!" entgegnete die Gräfin sanft, aber fest, und fuhr mit weicher Stimme fort: „Wenn ich noch allein und frei wäre und kein Akt bestände, der mir die ewige Trennung von Ihnen zur unumgänglichen Pflicht machte, so würde ich Sie gewiß am allerwenigsten fortweisen. Aber Sie vergessen, daß mein Gemahl die Scheidewand ist, die uns für immer von einander trennt!"

— „Ach ja! Ich vergesse, daß Sie vermählt sind," sagte er niedergeschlagen und traurig; „während der Erzählung kehrte nur Fräulein Cäcilie so lebhaft in meine Erinnerung zurück, daß ich nicht mehr daran dachte, der Gast der Gemahlin des **schen Gesandten zu seyn. Es war also eine alte, längst vergessene Geschichte, die Sie erzählten!" fuhr er nach einer kleinen Pause fort. „Allein es ist grausam, gnädige Frau, dieselbe jemand zu erzählen, der nicht vergessen kann; dem die seitdem verflossene Zeit so inhaltsleer gewesen ist, daß er das längst Geschehene noch immer in seiner Erinnerung mit sich trägt, obgleich Sie es so leichthin eine alte Geschichte, eine kindliche Thorheit und jugendliche Unbesonnenheit nannten, die kaum des Andenkens werth ist!"

„Wenn nur Einer von uns Beiden den Andern liebte," erwiderte die Gräfin ernst, „würde ich Sie denn wohl ersuchen, sich zu entfernen?"

— „O, vergeben Sie mir, Cäcilie!" versetzte er verzweifelnd; „aber der Gedanke an den Gemahl macht mich rasend."

„Auch dann, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich dem **schen Gesandten nur dem Rechte nach angehöre, das eine Convenienzheirath ihm über meine Person gegeben hat — sind Sie dann noch undankbar genug, meinen Gemahl zu hassen, so bald Sie wissen, daß Sie allein der einzige Mann sind, den ich je geliebt habe und noch liebe?" flüsterte sie und blickte ihm in das bleiche Antlitz, dessen dunkle Augen wieder verzweiflungsvoll auf ihr hafteten.

— „Ach, ich hasse Alles, was in Ihre Nähe kommt!" rief er und erfaßte ihre Hand. „In der nächsten Stunde, wenn ich allein auf meinem Zimmer bin, werde ich mich selbst dieses glücklichen Augenblickes wegen hassen! Indeß, theure Cäcilie, ich will Ihnen gehorchen und für ewig von Ihnen scheiden, weil Sie es so wollen und ich Ihren Willen ehren muß; allein eine Bitte habe ich noch, die Sie mir zuvor gewähren müssen. Den Handschuh, den Sie vorher nannten, geben Sie mir ihn zurück. Ich will ihn zum Andenken daran, daß Sie mich immer geliebt haben, aufbewahren und mich in traurigen Stunden an seinem Anblick stärken!"

Die Gräfin schwieg und wandte das Haupt ab.

„Sie haben ihn also nicht mehr?" fuhr er gekränkt fort. „Wie dürfen Sie denn noch von Ihrer Liebe zu mir reden, nachdem Sie das Zeichen derselben vielleicht dem Stolze oder dem Gemahle geopfert haben! Selbst die strengste Pflicht heischte nicht, daß Sie jede Erinnerung an mich vernichteten; es war ja hinreichend, daß der Gegenstand vergessen und in einen Winkel geworfen wurde!"

Während dieser herben, vorwurfsvollen Worte bedeckte eine tiefe Röthe das Angesicht der schönen Frau. Sie wandte es ihm jetzt wieder zu und sagte mit langsamer Stimme:

„Ich glaubte heute Abend schon genug gebeichtet zu haben, lieber Freund; allein das scheint doch nicht der Fall gewesen zu seyn. Ein kleines Geheimniß habe ich indeß auch wirklich nicht enthüllt, indem ich dadurch meinen Stolz zu befriedigen gedachte,

falls jemand mich einer zu großen Aufrichtigkeit beschuldigen würde. Ich hätte alsdann zu mir selber sagen können: Ich sagte ihm Vieles, aber doch nicht Alles!"

In diesen Worten und in der Pause, die die Gräfin darnach eintreten ließ, lag eine Bitte, die versteckte Bitte, das angedeutete Geheimniß bewahren zu dürfen. In dem Schweigen des Künstlers aber und in seiner vorgebeugten, begierig horchenden Stellung lag ein abschlägiger Bescheid, eine sehr deutliche Verneinung ihres Wunsches.

Cäcilie erhob denn endlich ihre Hand langsam und zog mit einem Seufzer, der sich leise der wogenden Brust entrang, ein Medaillon hervor, das bis dahin auf ihrem Herzen geruht hatte. Die glänzende goldene Kapsel flog auf, und man sah nun auf dem sammetnen Grunde ein Stückchen weißes Leder liegen.

„Sind Sie nun zufrieden, mein Freund?" fragte sie; „oder verlangen Sie, daß ich den ganzen Handschuh auf meinem Herzen hätte tragen sollen?"

Anstatt einer Antwort schlang er seinen Arm um sie und bog sich leicht zu ihr nieder. Im Salon war es ganz stille; Beide blickten einander lange zärtlich an. Das war die feierliche Weihestunde ihrer reinen treuen Liebe. Sein Blick berührte ihr Haar, ihre Augen, ihren Mund und den schönen Hals; er sah, wie ein Mann sieht, er hatte ein Auge für jede besondere Schönheit. Ihr Auge dagegen ruhte allein in dem seinigen und spiegelte sich in dessen blendendem Glanze. Die Lippen schwiegen fortwährend, aber ihre Herzen jauchzten vor Freude bei diesem Wiedersehen und Wiederfinden. Es war die heilige Feier der ersten, unwandelbaren Liebe dieser beiden Menschen, deren Flamme auf dem Altar ihrer Herzen nie erloschen war, trotzdem daß ein hartes Geschick bisher seine Hand gewaltsam zwischen ihnen gehalten und diese selige Stunde lange Jahre hindurch verzögert hatte.

Während des Anschauens dieser Scene stieg mir selbst das Blut in die Wangen; denn die heiße Liebe der beiden Leute vor mir war ein Feuerstrom, der seine Wärme durch den ganzen luftigen Salon verbreitete.

Ich dachte mir, es müßte nun, wenn dieses schöne blonde Haupt immer tiefer an seine Brust sänke und zuletzt ganz auf seiner Schulter ruhte, wie das auch wirklich geschah, die Stille des Orts endlich durch die Worte: „Ewig lieben — niemals trennen!" unterbrochen werden. Aber diesen Augenblick verabscheute ich ebenso eifrig wie der frömmste Priester die Sünde; ich haßte unsere Stammeltern im Paradiese, weil sie das Böse in die Welt eingeführt haben, und seufzte hier über die reine, weiße Lilie, die jetzt ihren zarten Kelch in den Staub hinab zu senken schien. Allein ich irrte mich. Die Gräfin brach zuerst das Schweigen, und der erste Laut ihrer klaren, sichern Stimme sagte mir schon ohne Worte, daß ich wie ein Blinder zugeschaut und Schlüsse gezogen hatte wie ein Thor. Sie blieb der zarten, weißen Lilie gleich an Reinheit und Unschuld des Herzens.

„Und nun ein inniges Lebewohl, mein Herzensfreund!" unterbrach die Gräfin endlich die Stille. „Ich habe Sünde gethan, daß ich hier allein mit Ihnen redete und Ihnen meine Liebe gestand; es ist jedoch geschehen und ich bereue die Sünde nicht, sondern sündige vielmehr noch einmal," fuhr sie fort und drückte einen brennenden Kuß auf seine Stirn und sein dunkles Haar. „Aber jetzt folgt die Bekehrung und Alles ist zwischen uns zu Ende. Reisen Sie jetzt ab. Liegen auch Länder, ja ganze Welttheile zwischen uns, wir werden einander doch stets in Gedanken nahe seyn, näher als hier, wo Zweifel und Mißverständnisse uns fremd gegen einander machen. Adieu, mein lieber Freund, mein Herzensgeliebter!"

Der Künstler erhob sich und wollte sie noch einmal an sein Herz drücken, bevor er sie für immer verließ; allein sie schob ihn sanft von sich zurück und blickte ihm ruhig und resignirt in die Augen, so daß auch er den wilden Ausbruch seiner Leidenschaft bekämpfte, und mit einem gedämpften Lebewohl den Salon und seine Liebe verließ. Er stürmte eilig fort und sah sich nicht mehr nach der Gräfin um.

Als die Gräfin allein war, lehnte sie sich auf ihren Sitz zurück, preßte ihr Taschentuch gegen ihren zuckenden Mund und schluchzte laut auf. Das arme, unglückliche Wesen! Sie konnte sich nicht länger halten, ihre vorhin gezeigte Kraft war erschöpft. Ich lief unruhig im Salon umher und war darüber fast dem Weinen nahe, daß ich ihr keinen Trost, keine Hülfe in ihrem Leiden bringen konnte.

Da vernahmen wir plötzlich Schritte; es war der **sche Gesandte, der Gemahl der schönen Frau, welcher sich nahte. Er aber durfte ihren Seelenschmerz nicht sehen. Rasch trocknete sie daher ihre Thränen ab, blieb aber matt und ermüdet auf ihrem Platze, anstatt ihm entgegen zu gehen.

Der Mann trat ein. Ein zufriedenes Lächeln spielte um seine hageren Lippen, ein Lächeln, das seinen Ursprung in seinem Vergnügen über sich selber fand und das wohl noch glücklicher erschienen, wäre Cäcilie weniger unschuldig gewesen, hätte sie der lebensfrohen Marquise mehr gleichen und den Gemahl mit verstellter Freundlichkeit empfangen können, anstatt ruhig liegen zu bleiben, ermattet und gebrochen von dem soeben bestandenen bitteren Kampfe. Der Zufall schiebt jedoch oft Demjenigen, der eine glänzende Komposition weit höher schätzt, reines und gediegenes Gold in die Hände, ohne dafür Dank zu ernten.

Ich ärgerte mich über den Mann, der nicht einmal durch ein freundliches Entgegenkommen der armen Frau ihre Pflicht erleichterte, sondern nur als eine gefühllose Schranke zwischen ihr und ihrer Liebe da stand. Einen Mord möchte ich zwar nicht begehen; allein wenn ich nur die Hand hätte ausstrecken dürfen, um den Gesandten aus der Zahl der Lebendigen zu tilgen, wie man einen Strich auslöscht, der Nichts ist und Nichts bedeutet, so hätte die junge Gräfin sogleich ihren Traueranzug bestellen können. Dieß stand aber nicht in meiner Macht, und so begab sich denn der Mann ungehindert zum Sopha, wo er sogleich neben seiner jungen, bleichen Frau Platz nahm.

„Das war ein sehr interessanter Abend!" begann er zu ihr gewandt; da sie jedoch nicht sogleich antwortete, fügte er mit der instinktmäßigen Angst hinzu, die zuweilen langweilige Leute ahnen läßt, daß man ihre Worte nicht beachtet: „Nicht wahr?"

— „Ja, sehr unterhaltend!" erwiderte die Gräfin mit Anstrengung. „Ich bin wirklich davon ganz ermüdet worden!"

„Wir hatten ein außerordentlich amüsantes Spiel!" fuhr der Graf fort, erfaßte ihre Hand und setzte das Gespräch fort, ohne sich um die Antwort zu kümmern, die er ihr abgezwungen

hatte. „Ich habe eine recht ansehnliche Summe verloren. Und Sie, Cäcilie, wie ging es Ihnen?"

— „Mir ist es ähnlich ergangen; ich habe auch verloren!" flüsterte sie matt.

Ja, sie hatte viel verloren! die letzte, schwache Farbe ihrer Wangen war dahin und dann der wiedergefundene einzig Geliebte — das war der unersetzliche Verlust, den sie an diesem amüsanten Abende, wie ihr Gemahl sich ausdrückte, erlitten hatte. Sie durfte aber nicht einmal mit ihren Gedanken die einsame Flucht Desjenigen begleiten, den sie selber aus Pflichtgefühl aus ihrer Nähe verbannt hatte; denn dieser anspruchsvolle Graf und Gemahl konnte und wollte sich nicht damit begnügen, die schöne Frau auf den weichen, seidenen Kissen des Sopha's ruhen zu sehen, sondern er wollte auch ihre Seele und ihre Gedanken in den stolzen Salon einmauern und zum Ersatz dafür sein kaltes, elendes Alltagsgeschwätz ihrem tief bekümmerten Herzen aufnöthigen.

„Warum so ernst, mein Kind?" fragte er endlich und versuchte, sie durch seine Liebkosungen aufzumuntern.

Sie gab ihm darauf keine Antwort, machte ihm aber ihre Hand nicht entziehen; denn sie gehörte ihm an. Das war aber mit mir nicht der Fall und deßhalb verschloß ich meine Augen, um nicht mehr zu sehen, als ich schon gesehen hatte.

* * *

Am Morgen nach jenem Abend im Salon war schönes, klares Wetter. Lustig und geneigt, Alles, was ich am Abend vorher mit so ernsten Augen angesehen hatte, als Traum und bloses Spiel meiner Phantasie zu betrachten, begab ich mich in die frische Vormittagsluft hinaus. Die scharfe Winterkälte gab dem Verkehr in den Gassen der Stadt ein rascheres Gepräge; jede Trägheit und Langsamkeit war gleichsam wie vom Winde fortgeblasen. Um so mehr wunderte ich mich daher darüber, daß manche Leute stehen blieben und kleine Plakate lasen, die an die Ecken der Häuser hier und da angeklebt waren. Neugierig von Natur wie alle Schriftsteller, trat ich denn auch hinzu, um die Plakate zu lesen. Dieselben meldeten, daß das auf den Abend angesetzte Concert nicht stattfinden würde, indem der Virtuose, Herr Stern, plötzlich unvorhergesehener Umstände wegen abberufen worden seye und schon heute Morgen seine Reise angetreten habe. Schließlich folgten einige Worte, welche die bei solchen Vorfällen übliche Danksagung gegen das Publikum enthielten. Das war Alles.

Diese unerwartete Nachricht rief eine allgemeine Trauer unter den Leuten hervor. Die Damen, welche gerne ihren Putz gezeigt hätten, und die Herren, welche einen Platz haben mußten, wo sie den Abend verbringen konnten und nun mit melancholischen Blicken den rothen Zettel neben dem Hauptplakate betrachteten, Alle beklagten die Störung des von ihnen gehofften Vergnügens. Sie fanden zugleich auch Gründe für die so plötzliche Abreise des berühmten Künstlers; ja, man wollte sogar schon die Ursachen dazu vorausgesehen haben, obgleich der Künstler selbst sie unvorhergesehen nannte. Einige fabelten von einer kranken Mutter, die er in Süd-Deutschland wohnen habe; Andere von Schulden in der Stadt, die ihm den Schuldthurm in Aussicht stellten, und noch Andere von einer vornehmen Parthie, die er im Auslande machen sollte.

Niemand von diesen Menschen allen fand jedoch den richtigen Grund. Nur wir allein kennen ihn und wissen, daß jener Künstler allein deßhalb die Hauptstadt verließ, weil man die Gräfin ** veranlaßt hatte, ihre Liebesgeschichte zu erzählen.

G. Freitag.

Amerikanische Erinnerungen.

Von Klemens Münch.

(Schluß.)

Der amerikanische Senat — welchem mein nächster Besuch galt, denn Banks schloß mit seiner Rede das Interesse des Tages in der Volkskammer des Kongresses für mich ab — ist ganz nach demselben Muster zusammengesetzt wie das Haus der Abgeordneten, nur in weit kleinerem Maßstabe. Er zählt nur etwa sechzig anwesende Mitglieder, zwei aus jedem Staate. Auf den ersten Anblick erscheint er weit würdevoller und seine Mitglieder haben auch in ihrem Aeußern etwas mehr Patrizisches oder Wohlbeleibtes. Hier war noch vor einigen Jahren die stämmige Gestalt von Daniel Webster zu sehen, dessen Geist und Körper nach einem gleich riesenhaften Maßstabe geschaffen zu seyn schienen, obschon er zuweilen seinen politischen Einfluß durch sein verhängnißvolles Temporisiren oder seinen Wankelmuth in der Angelegenheit der Sklaverei geschmälert hat, indem er in der trügerischen Hoffnung, sich auf den Präsidentenstuhl emporzuschwingen, plötzlich vom Abolitionisten oder Gegner der Sklaverei zum hartnäckigen Vertreter dieser Einrichtung umschlug. — Hier war auch die hohe starre Gestalt seines großen Gegners Henry Clay zu sehen, welcher sich in gleicher Weise von ähnlichen Erwartungen hatte irre leiten lassen, obschon er sich schließlich mit seiner Popularität bei der schönern Hälfte seiner Mitbürger hätte trösten können, die ihn, wie ich selber von Dutzenden von jungen Damen sah, mit Inbrunst küßten. — Ich selber sah daselbst einen andern großen schwerfälligen Mann, dessen späteres Schicksal auf mich einen tiefern Eindruck machte, als sogar dasjenige von Daniel Webster; es war General Rusk aus Texas, welcher während eines zwanzigjährigen wilden Abenteuerlebens in den Wildnissen jenes Gebiets sich ein kolossales Vermögen erworben hatte, aber so eigenthümlich sentimental war, daß er nach dem Tode seiner Frau sich selbst entleibte. Auch Clayton aus Delaware war da, und ist vielleicht noch Senatsmitglied; aber damals stand er auf der Sonnenhöhe seines Ruhms und rechnete als ehemaliger Minister auf den Einfluß der Partei der Knownothings, um auf den Präsidentenstuhl zu gelangen. — Pettit aus Indiana folgte ihm in einer kurzen Rede von zwanzig Minuten, während deren er einen ungeheuern Wortschwall hervorzusprudeln vermochte. Jeder dieser Herren wog durchschnittlich seine zwanzig Stein (à 20 Pfund) und schien in gleicher Weise gut beschlagen für einen Faustkampf als Beweisgrund oder Zeitvertreib. Sie alle sprachen im Verlauf der Debatte mehrfach, sowie auch General Caß und Richter Douglas, der „kleine Riese", von dem ich später noch zu reden haben werde.

Die übrigen Senatoren waren sämmtlich, wie man zu sagen pflegt, wohlkonditionnirte Leute, sogar der Quäker Broadhead (Breitkopf) aus Pennsylvania, der an diesem Tage ebenfalls und zwar in weit lebhafterer Weise sprach, als man es sonst an Quäkern gewöhnt ist. Noch ungestümer war Hunter, der Abgeordnete für Virginien, bei welchem Vortrag und Materie so schwerfällig waren wie sein physisches Aeußere. Alle diese Männer sprachen, wie es bei den Amerikanern überhaupt üblich, mit einem großen Wortschwall und wundersam hochtönenden Phrasen, hinter denen sich aber eine gewisse Gedankenarmuth versteckte.

Bei späteren Besuchen im Senat sowohl wie im Abgeordnetenhause ward ich mit einigen der amerikanischen Berühmtheiten etwas besser bekannt. Der hervorragendste unter all' diesen Männern war entschieden der General Caß, damals Senatsmitglied und nun erster Minister (Chief Secretary) der Vereinigten Staaten, und von ihm will ich daher eine kleine Skizze entwerfen. Ich hatte den General Caß zum ersten Mal im Jahr 1836 in Paris gesehen, woselbst er damals Gesandter war. Der General war zu jener Zeit ein wüthender Feind der Engländer und es bedurfte ohne Zweifel den ganzen salbungsvollen Einfluß Ludwig Philipps, um den General von einem Angriff auf England abzuhalten. Als ich ihn wiedersah, hatte das Alter einstweilen seinen sänftigenden Einfluß auf den einst so feurigen Republikaner ausgeübt; er war zwar noch immer zugänglich für alle Eröffnungen, Annäherungen und Adressen von unzufriedenen Irländern oder politischen Flüchtlingen aus Europa, aber er benahm sich mit würdevoller Mäßigung. Caß begann seine Laufbahn unter sehr bescheidenen Umständen, was ihm aber gerade um so mehr Anspruch auf die Achtung seiner Landsleute gibt und denselben sein hohes Verdienst verbürgt. Wenn ich nicht irre, ist er aus Exeter im Staate Newhampshire gebürtig, war ursprünglich Unterlehrer und wanderte in dieser Eigenschaft nach Michigan aus, welches damals noch eine halbe Wildniß war. Als ein Mann von der größten Entschlossenheit und Thatkraft trat er zuerst als Holzhauer auf und „klärte" Land, in einer Gegend, die er großentheils später ganz als Eigenthum erwarb. Caß ist den Achtzigen nahe, machte sich aber schon in dem Kriege von 1812 durch seine Feindseligkeit gegen die Engländer bemerklich und zeichnete sich als Oberster eines Regiments von Freiwilligen aus Ohio aus. Sein Haß gegen die Briten überlebte noch den Krieg von damals und mag der Mehrzahl seiner Landsleute als ein Verdienst erschienen seyn. Vielleicht war diese Gehässigkeit gegen die Engländer bei Caß mehr Sache der Berechnung als des Gefühls; wenigstens verschaffte sie ihm alsbald eine öffentliche Anstellung, und er ist seither beinahe ununterbrochen im Senat oder in Staatsämtern gewesen. Man kann nicht leugnen, daß er ein Mann von bedeutender Fähigkeit, großer Erfahrung und Gewandtheit ist. So seltsam dieß auch erscheinen mag, so ist es doch wahr, daß der General etwas stutzerhaft ist und viel auf sein noch immer vortheilhaftes Aeußere hält, wie er denn auch in jüngeren Jahren ein sehr schöner Mann und ein Elegant gewesen seyn soll. Geistig hat ihm das Alter mehr zugesetzt; er denkt langsam und ist schwer von Begriff, und vermag nur noch seine Depeschen und Protokolle auszuarbeiten, die jedoch stets sehr lang und breit seyn sollen. Dieß ist übrigens ein Erbstück der Amerikaner. Trotz alledem aber halte ich ihn für einen der geschicktesten und ehrenhaftesten unter den amerikanischen Staatsmännern.

Von ihm nach Aussehen und Betragen sehr verschieden ist der Gouverneur Marcy. Während Caß ungemein süß und milde, höflich und höfisch, obschon etwas stattlich und pompös in seinem Benehmen ist und wie gesagt schon in seinem Aeußern den ehemaligen Elegant an den Tag legt, war Marcy in seinem Aeußern nachlässig und in seinem Benehmen plump und grob wie ein Bär. Ebenso so groß wie Caß, hätte man nie seine gewaltige Körperlänge errathen, wenn er so zusammengekrümmt auf seinem niedrigen Stuhl dasaß und seine langen Beine merkwürdig unter seinem Schreibtische untergebracht hatte, wann er sie nicht über denselben ausgestreckt hielt; er machte einen beinahe abstoßenden Eindruck, wie er so mit wilden rollenden Augäpfeln aufblickte, die aus einem Gesichte hervorglühten, das der Seife fremd zu seyn schien, unter langen struppigen Wimpern und Brauen und einem noch struppigern und verworrenern Haar, das nie mit Kamm oder Bürste Bekanntschaft gemacht zu haben schien. Und doch war Marcy ein Mann von größerer Geistestiefe als Caß, meinte es ehrlicher und treuer mit dem britischen Bündniß und bekannte offen seine Bewunderung für das britische Regierungssystem. Allein offenbar war er in seiner Jugend auf die eine oder die andere Weise in seiner Liebe zu der Menschheit verletzt und dadurch ein abstoßender Cyniker geworden. Es klang aus seinem Munde beinahe wie bitterer Hohn, wenn man ihn sein Bedauern ausdrücken hörte, daß er das aristokratische Regierungssystem mit all' seinen Lastern nicht in Amerika einführen, und daß der Einfluß von Rang und Reichthum in den Vereinigten Staaten nicht mit derselben Wirksamkeit zur Geltung gebracht werden konnte, wie in England. Man kann sich kaum einen Eingebornen der Republik, selbst in den gegenwärtigen Zeiten ihrer verhältnißmäßigen Entartung, vergegenwärtigen, welcher sich aufrichtig zu solchen Ansichten bekennen würde, und doch pflegte Marcy mit derartigen Grundsätzen vor Fremden wie vor Einheimischen sich auszulassen. Da er in der Geltendmachung derselben auf gleich despotische Weise zu Werke ging, so läßt sich leicht denken, in welche Abgunst bei dem Volk er die Präsidentschaft des Generals Franklin Pierce brachte, eines gutmüthigen Mannes von wirklich redlichem Wollen, welcher in Folge einer jener seltsamen Wahlen, wie sie auf der jenseitigen Küste des atlantischen Oceans nicht selten sind, plötzlich aus der bescheidenen Stellung eines Advokaten zweiten Ranges in einer Stadt dritten und vierten Ranges berufen wurde, eines der höchsten Staatsämter in der ganzen Welt auszufüllen. Es war daher gar kein Wunder, daß der arme Pierce — „Frank", wie er einst vertraulich bei der Menge hieß — durch diesen Mann geopfert wurde. Vielleicht strebte Marcy selber nach dem Präsidentenstuhle; jedenfalls aber ging sein ganzes Bestreben unverkennbar dahin, seinen Chef in eine schiefe Lage zu bringen, damit derselbe nicht wieder als Kandidat für eine neue Wahl auftreten könne. Marcy verfehlte jedoch seinen Zweck, denn er ward bald nach Pierce's Fall selber von der Hand des Todes hingerafft, ohne nur im mindesten seinen eigenen Zweck erreicht zu haben. Mittlerweile aber hatte er durch seine Brutalität, Gewaltthätigkeit und Wildheit, sowie durch die barbarische Zerstörung von Greytown und durch seinen abstoßenden Cynismus sich um jeden Schatten seiner früheren

Beliebtheit gebracht, und seiner Verwaltung jenen Charakter des Schwankens, der Ohnmacht und Unfähigkeit aufgeprägt, welcher sie selbst in den Augen der mildesten Richter zu einem Schandfleck der amerikanischen Geschichte machte.

Noch unähnlicher den vorerwähnten Notabilitäten ist der sogen. „Richter" Douglas, denn jeder Amerikaner vom Barbier und Schenkwirth aufwärts hat in diesem Lande der Freiheit einen hochtönenden Titel vor seinem Namen. Douglas heißt im Volksmunde gewöhnlich der „kleine Riese" und ist physisch eine merkwürdige Erscheinung, kaum fünf Fuß hoch mit mächtig entwickeltem Kopf, Brust, Oberleib und Armen und winzig kleinen dünnen Beinen, so daß er einem wahren Gnomen gleichsieht. Dieser „Richter" nun war ehedem Tischlersgeselle und ist eben so gefürchtet wegen seiner stiermäßigen Körperkraft wie wegen seiner Fertigkeit im Schimpfen und Schelten Wenn er ruhig dasitzt und seinen Tabak kaut oder an seinem Holzspan schnitzelt, so sollte man ihn für einen Riesen halten; wenn er aufsteht und das Wort ergreift, so vergißt man über dem Schwall und Strom von Schimpfen und Lästern, der aus seinem breiten Munde quillt, seine verkrüppelte Gestalt. Sein Talent zum Belfern und Schimpfen übersteigt jedes Maß des Glaublichen und wird geradezu gemein und widerwärtig, da man sieht, daß er mit diesem Talent gar prunkt, und sich auf seinen früheren Stand etwas zu gute thut. Allein gerade diese beiden Charakterzüge empfehlen ihn bei seinen Landsleuten, die ihre Vorliebe für solche aus den untersten Schichten des Volks hervorgegangenen Männer bis zum Exceß treiben. Der „Richter" ist jedoch unbestreitbar ein Mann von großen geistigen Fähigkeiten und könnte ein furchtbarer Kandidat für den Präsidentenstuhl werden, nach welchem er gegenwärtig strebt, wenn er sich nicht dermalen der Sklavenfrage gegenüber in einer anomalen Stellung befände. Obwohl er nämlich aus Princip ein Abolitionist oder Gegner der Sklavenfrage ist, so hält er doch faktisch Sklaven auf Grund eines „Rechts," welches er durch eine verstorbene Gattin angeblich erworben habe. Trotz seiner auffallend mißgestalteten Erscheinung, seines leidenschaftlichen Tabakkauens und seines Cynismus im Schelten hat dieser Mann erst vor wenigen Jahren eine der stolzesten Schönen von Washington, eine wunderschön gewachsene, stattliche Dame von hoher Bildung geheirathet. So groß ist heutzutage die aberwitzige Gier amerikanischer Damen nach politischem Rang und Reichthum und allen Genüssen derselben.

Während meines Aufenthalts in Washington erschien am Kongreß auch noch ein anderer merkwürdiger Mann, nämlich Mr. William B. Astor aus New-York, der Sohn des berühmten Gründers des Astorhotels und der Astorbibliothek. Dieser arme Mann hat von seinem Vater das kleine Vermögen von etwa zwanzig Millionen Dollar (nahezu 50 Millionen Gulden) geerbt, das sich seither durch Sparsamkeit und solide Anlage beinahe verdoppelt haben soll. Seine Ankunft erregte großes Aufsehen unter den Mitgliedern des Kongresses, denn man vermuthete, er beabsichtige irgend eine Bill oder einen Gesetzesvorschlag durchzubringen, und wolle daher die sämmtlichen Mitglieder für sich erkaufen. Der vorsichtige Sohn eines behutsamen Vaters reiste jedoch wieder ab, ohne auch nur einen einzigen Abgeordneten in zufälliger Geldverlegenheit zu bestechen, der sich ihm etwa aufzudrängen suchte, denn die erstaunlichen Preise, welche man für solche Dienste verlangte, erschienen selbst ihm zu hoch.

Dieses System des Lobbying, des Antichambrirens und der Bestechung, ist der große Flecken der amerikanischen Gesetzgebung, denn obschon mit einiger Umsicht und Heimlichkeit betrieben, ist es doch nur schnöde Korruption. Keiner verkauft seine Stimme offen, wie dieß zu Walpole's Zeiten im britischen Parlamente gäng und gäbe war, noch sichert er sich blos Aktien oder angebliche Prämien für angeblich abgetretene Grundstücke, wie dieß neuerdings in den Tagen des Eisenbahnschwindels so oft geschah; sondern die Repräsentanten erhalten durch Vermittelung eines Freundes, gewöhnlich irgend eines Zeitungsschreibers, eine gewisse Summe, um eine gewisse Maßregel durchzuführen. Da nun gerade das Interesse der Zeitungsschreiber, die zugleich sich verbindlich machen, in ihren Zeitschriften das betreffende Unternehmen anzupreisen, bei diesem Mißbrauch betheiligt ist, so steht nicht zu erwarten, daß demselben bald oder wirksam ein Ziel gesteckt werde. Das Schlimmste ist, daß man sich auf diese Herren auch nicht im mindesten verlassen kann, selbst wenn sie sich ihre guten Dienste haben bezahlen lassen, wie denn einer der bekanntesten unter diesen Journalisten, der Herausgeber eines wohlbekannten New-Yorker Blattes, in der That vor einigen Jahren mit einer Banknote von tausend Dollars in der Westentasche davonging und erklärte, sein Gewissen erlaube ihm nicht, diesen unehrlichen Vertrag zu vollziehen. Einem seiner Kollegen, einem starren Abolitionisten, wurden einige Sklaven testamentarisch vermacht, worauf er sie sogleich auf dem nächsten besten Markte verkaufen ließ, mit der Erklärung, er wolle mit einer solch gottlosen Sache nichts zu thun haben.

Einer der achtbarsten und interessantesten Männer, den man gelegentlich in den Straßen von Washington, jedoch selten in den Räumen der Kongreßhalle begegnet, ist der General Scott, der seinen Titel nicht etwa blosem Soldatenspiele in der Miliz, sondern wirklichen Kriegsdiensten verdankt, und namentlich den letzten mexikanischen Feldzug mit solchem Erfolg zu Ende geführt hat. An diesem stattlichen hochgewachsenen Manne — der über sechs Fuß hoch, schlank wie eine Cypresse und doch gediegen und stämmig wie eine Eiche ist, mit einer kühnen römischen Nase und scharfen, blitzenden Adleraugen, mit einem ehernen Ernste und doch wieder einem gewissen Zug von Milde in seinem Gesichte — ist jeder Zoll ein Soldat; ja man kann sagen er ist das schöne Ideal eines Soldaten, und hat etwas von jener ruhigen Ergebenheit und Würde Washingtons und jenem uneigennützigen Pflichtgefühle, das man Wellington beimaß. Persönlich tapfer und ein sabreur wie Bugeaud, hat er doch Sinn und Nachsicht für die Schwächen und Leidenschaften der Menschen; er ist einer von jenen Männern, welche im Falle ihrer Erwählung zum Präsidenten (wie wir wünschen und hoffen) ihre Landsleute lehren würden, wie sehr es sich für Majoritäten schickt, Mäßigung zu beobachten.

Im Ganzen sind diese ruhigen, gediegenen Charaktere voll bewußter Würde und echter, bescheidener Selbstschätzung, die sich nicht wegwirft, in den Vereinigten Staaten selten. Der Grundsatz, daß der echte Patriot bescheiden seyn und mehr durch eigenen Wandel und Beispiel, als durch Reden und Lehre wirken soll, scheint heutzutage in den Vereinigten Staaten nicht praktisch

zur Geltung zu kommen. Die Mehrzahl derer, welche eine politische Rolle spielen, reißt die Menge durch Feuer und Leidenschaft hin oder durch Schmeichelei für den Plebs, durch eifrige Dienstfertigkeit gegen die Leidenschaften der Masse. Die ruhigeren und gebildeteren Männer des Mittelstandes ziehen sich mehr und mehr von dem öffentlichen Leben zurück, und gestehen, daß die Zeiten ihrer Washingtone und Jeffersone vorbei seyen. Heutzutage besticht die Masse theils der Glanz des Goldes und der großen materiellen Erfolge, theils die smartness ehrgeiziger junger Männer, die sich hervordrängen, um dem Pöbel zu schmeicheln. So einladend diese Einladung für den Einzelnen erscheinen mag, der vermöge seiner Gaben auf diesem Wege sich ebenfalls auszuzeichnen vermag, so wenig Garantie bietet es doch für die dauernde gedeihliche Fortentwickelung des amerikanischen Staatskolosses. Der brutale Ehrgeiz und die blinde Erwerbssucht der Männer, die Trägheit, Putzsucht und Verschwendung der Frauen, die frühreife und trotzige Selbstsucht der schlecht geschulten und noch schlechter erzogenen Jugend, die Sucht vornehm zu thun und zu glänzen, die aberwitzige Titelsucht und die geringe Zuverlässigkeit aller Stände in Dingen des Handels und Verkehrs im Verein mit einer sehr laxen und schwankenden Gesetzgebung u. s. w. — das sind lauter Dinge, die im Zusammenhang mit anderen Thatsachen und Erscheinungen keine gesunde Weiterentwickelung eines vielfach gelockerten und durch seine rasche Vergrößerung immer lockerer werdenden Staatsverbandes in Aussicht stellen. Prophezeien ja doch einsichtsvolle Amerikaner selbst, daß diese Zustände über kurz oder lang zu einer Umgestaltung der tiefstgehenden Art, zu einer politischen und socialen Revolution, vielleicht sogar zur Einführung einer Monarchie führen müssen.

Spiridion.

Eine Geschichte aus Stambul. Von W. Thurnberg.

1.

Es war ein griechischer Feier- oder Festtag in Konstantinopel, und Spiridion, ein junger schmucker Bursche von der Insel Papadikos, dieser Blume des Archipels, schlenderte seinem gewohnten Kaffeehause unweit des großen Khans der Sultanin-Mutter zu, wo gewöhnlich die persischen Kaufleute einkehren. Hier wollte er ein Narghilleh rauchen und sich den Abend hindurch angenehm die Zeit vertreiben, nämlich die Romaika tanzen, Singen, Schreien und Scherbet und Raki trinken.

Vor etwa dreißig Jahren gab es noch eine Menge handwerksmäßiger Geschichten- und Märchen-Erzähler in Konstantinopel. Auf ihre wunderbaren Geschichten zu hören, war ein Hauptzeitvertreib für die griechischen, wie für die muselmännischen Müssiggänger. Spiridion aber war so lustig und vergnügungssüchtig, als nur ein schmucker junger Bursche seyn konnte; er prunkte gerne in seiner scharlach und schwarzen Jacke, seinen gestickten Kamaschen, seiner rothen Schärpe, die er ganz voll Messer gesteckt hatte, und seiner vollen, bauschigen, gestärkten und gefältelten weißen Schärpe oder Fustanella, die blendender war als der Schnee, den noch nie ein Fuß betreten hat.

Ehe nun Spiridion sich noch recht unter den türkischen Gästen dieses Kaffeehauses niedergelassen und einige Züge aus seiner gurgelnden Wasserpfeife gethan hatte, begann der Märchen-Erzähler, der seither sinnend und nachdenklich zu Boden geblickt hatte, zwei oder drei Mal auf den irdenen Krug zu pochen, der ihm statt einer Trommel diente, flüsterte dem nächstsitzenden Gaste einige Worte zu und begann dann eine kurze orientalische Geschichte von arabischem Ursprung, die wir hier, ihres morgenländischen Schwulsts, ihres Wortschwalles und ihrer phrasenreichen Weitschweifigkeit entkleidet, in schlichtem Deutsch ungefähr folgendermaßen wiedergeben müßten:

Die Heirath der Eule.

„Der Khalif Bab-el-Gamuhn war zu Anfang seiner Regierung ein sehr ungerechter und grausamer Herrscher. Er ließ Köpfe abschlagen, bis sie in den Höfen des Palastes so dicht umherlagen, wie reife Früchte unter einem Maulbeerbaume, und die Farbe der Brunnensteine jeden Tag von zehn bis drei Uhr so purpurroth war, wie ein Rasen, auf welchem Kirschen unter die Füße getreten worden sind. Auch war er habsüchtig und gierig nach der ungerechten Beute, und diese war groß. Die Diamanten des geplünderten Kaufmanns wurden ihm in gefüllten Weinkörben der Winzer gebracht, und wenn er nur mit den bloßen Fingern eines reichen Mannes Haus berührte, so sank es in den Staub zusammen. Eines Tages saß der grausame Khalif ganz übersättigt von Vergnügen und Lust und ganz lebensüberdrüssig in seinem Palast, so daß ihm sein Kopf wie Blei und sein Herz wie ein Stein vorkam, und er schickte nach dem Dichter Tupah, damit ihm dieser eine Geschichte erzähle, die seinen Unmuth verbanne.

„O Fürst der Gläubigen!" hub der Dichter an, „so wahr als Allah groß ist, so waren einmal eine Eule, die horstete auf einem Cypressenbaume in Mossuhl, und eine andere Eule, die wohnte auf einem Terebinthenbaum in Bagdad; und die Eule von Mossuhl begehrte die Tochter der Eule von Bagdad zur Ehe für ihren eigenen Sohn. Die Eule von Bagdad aber höhnte sie und spottete, rümpfte die Nase über die Eule von Mossuhl, und erwiderte ihr: 'Ich werde Dir meine Tochter nicht geben, wenn Du mir, als Mitgift für sie, nicht zweihundert verlassene Maierhöfe geben kannst!' — 'Bei Allah, das kann ich nicht thun!' erwiderte die Eule von Mossuhl ziemlich entmuthigt; 'aber wenn unser Khalif (welchen Allah erhalten möge, deß Name gepriesen sey) nur noch Ein Jahr lang lebt, so will ich Dir gerne geben, was Du begehrst!'" Hierauf wollte der Khalif nichts weiter mehr hören, — und dieß war in der That auch unnöthig, denn der Dichter Tupah hatte seine Erzählung geendigt, Kürze war seine vorzüglichste Tugend — und diese Geschichte wirkte auf den Khalifen wie eine bittere Arznei. Und von diesem Tage an herrschte er wie der weise Salomon, der Sohn Davids, und immerwährender Sonnenschein erfüllte das Land, wie ewiger Sonnenschein strahlt aus den Versen Tupah's, des Dichters von Bassora."

Und als der Märchenerzähler geendigt und sein Daumen den Schwingungen seiner irdenen Trommel Einhalt gethan hatte, riefen alle die Türken ihr „Maschallah! Maschallah!" und gur-

gelten voll Vergnügen mit ihren Pfeifen und lachten und flüsterten, als ob eine Hand von ihren Kehlen weggenommen wäre. Am lautesten von allen aber war Spiridion. Und dicht neben ihm saß ein Türke von verstörtem Aussehen, der sah Spiridion starr an und erkundigte sich bei ihm nach seinem Boot und wie viel er damit verdiene. Allein all' dieser Lärm verstummte, wie der Märzwind aufhört, wenn er des Aprils leichten Tritt über die Hyacinthen rascheln hört, als der Märchenerzähler seine Schärpe fester anzog, seinen Turban zurecht rückte und die wohlbekannte Geschichte begann

von dem Schulmeister, der nicht lesen konnte:

„Es war einmal, in den Zeiten des Khalifen Harun-al-Raschid, in Damascus ein gewisser Mann, der war von Herzen ein Schalk und Schelm, konnte nicht lesen noch schreiben und ging dennoch damit um, eine Schule zu eröffnen. So kaufte er sich denn einen weißen Turban so groß wie ein Orhoft, kaufte sich Schreibtäfelchen und schön geschriebene Texte aus dem Koran, Rohre zu Schreibfedern und Stöckchen für die Kinder, um damit ihr Alphabet in den Sand zu schreiben. Und weil er denn täglich mit ernster Miene vor der Thüre seiner Schule saß, so verbreitete sich bald die Kunde, daß er ein Schulmeister seye von ausnehmender Weisheit, und die Kinder schaarten sich um ihn wie Fliegen um einen Honigtopf oder wie Sperlinge um einen Kirschbaum im Monate Abib. Und als die Knaben sich gesetzt hatten, sprach der schlaue Schalk zu dem Einen: 'Schreib'!' und zu dem Andern: 'Lies!' und so lehrten die Kinder einander; und der Ruhm seiner Weisheit wuchs und verbreitete sich immer weiter, und es ging das Gerücht unter den Imams, El-Gamuhn schreibe insgeheim die Geschichte der Khalifen seit Erschaffung der Welt, und sein Turban schien jeden Tag größer zu werden, wie ein Schneeball, der im Rollen begriffen ist. Eines Tages aber, als sein Glück auf dem höchsten Gipfel zu stehen schien, wie die Sonne im Mittag, und er vor der Thüre seiner Schule saß, sah er ein Weib auf sich zukommen, das einen Brief in der Hand hielt.

O weh! dachte er; wahrscheinlich ist nun mein letzter Tag gekommen! siehe, ich will fliehen! — Aber das Weib hielt ihn fest, als er fliehen wollte, und fragte: „Warum läufst Du davon?" Und er erwiderte: „Ich gehe zu dem Mittagsgebet." Da sprach die Frau: „Siehe, es fehlen noch zwei Stunden zu Mittag; darum lies mir erst diesen Brief!"

Und El-Gamuhn nahm ihn, drehte ihn bald rechts, bald links, bald so, bald so herum, biß sich in seinen Bart, schüttelte seinen Turban, runzelte die Stirne und rollte die Augen, wie in großem Schreck. Nun war der Brief von dem Gatten der Frau, welcher abwesend war, und als sie El-Gamuhn so bewegt sah, ahnte ihr ein Unglück und sie dachte: Fürwahr, mein Mann ist gestorben, und sie rief: „O mein Gebieter und Herr! wenn er todt ist, so sag' es mir doch!" Und er schüttelte den Kopf und schwieg. Das Weib aber rief: „Soll ich meine Kleider zerreißen?" — „Zerreiße sie!" versetzte er feierlich. — „Soll ich mich in's Gesicht schlagen?" fragte sie. — „Ja," versetzte er, „schlag' Dich nur tüchtig in's Gesicht!"

Das Weib aber nahm den Brief, tränkte und salzte ihn mit ihren Thränen und ging nach Hause; und sie weinte mit allen ihren Kindern und heulte und schrie, daß sich die Nachbarn vor ihrer Thüre versammelten und sagte zu ihnen: „Ach, hier ist ein Brief, der meldet mir, daß mein Gatte gestorben ist."

Da stund ein Nachbar auf und sprach: „Mit nichten, das kann nicht seyn; hat er mir doch erst gestern geschrieben, daß er gesund und wohl seye und in zehn Tagen zurückkehren werde!" und er fragte: „Wo ist der Brief?" Da gab sie ihm das Schreiben und er las: „Allah sey Dank, ich bin wohl und gesund, und meine Geschäfte gehen gut; nach zehn Tagen werde ich wieder bei Dir seyn, und hiebei schicke ich Dir eine gesteppte Decke und eine Schärpe."

Da nahm denn das Weib den Brief, ging hin zu El-Gamuhn und sagte: „Was für einen Streich hast Du denn Deiner Dienerin gespielt? Siehe, mein Mann ist gesund und wohl und wird binnen Kurzem zurückkehren, und wo ist denn die gesteppte Decke und die Schärpe, die er mir geschickt hat?" — El-Gamuhn aber verzog keine Miene, probirte auf seinem Daumnagel die Spitze einer Rohrfeder und beohrfeigte einen Jungen, der mit dem Sande spielte, und sprach: „Weib, Du hast die Wahrheit gesprochen, allein entschuldige mich und verzeihe mir, ehrsame und erlauchte Frau! ich war vorhin so beschäftigt und so in Gedanken bei meiner Geschichte der Khalifen und so gestört und zerstreut, und als ich die Schärpe sah, die Du in die Bettdecke eingeschlagen brachtest, da sagte ich mir: Siehe, der Gatte der trefflichen Frau ist todt, und diese Decke hier soll ein Zeichen seyn, daß er schon in sein Leichentuch eingehüllt ist!' Auf diese Antwort hin verließ die Frau den schlauen Schalk, und seine Schelmerei ward wenigstens dießmal nicht entdeckt." — —

Als der Märchenerzähler aufhörte, gurgelten die Wasserpfeifen von Neuem vor Vergnügen und jeder legte einen Piaster auf den Teller, der in der Runde herumging und die Gäste entfernten sich. Und als sie mit einander hinausgingen, sah Spiridion sich um und fand, daß der Türke, dessen Blicke immer so forschend an seinem Gesicht gehangen hatten, ihm auf dem Fuße folgte. Und als Spiridion sich umwenden wollte, um ihn zu grüßen und sich mit ihm in ein Gespräch einzulassen, so setzte sich der Türke plötzlich auf die Stufen eines Brunnens nieder und begann die Hände zu ringen und sich vor die Stirne zu schlagen, als ob er toll wäre oder vom Teufel besessen. Und als Spiridion in ihn drang ihm zu sagen, was ihm denn fehle, zog er den Jüngling in den Hof einer Moschee und sagte ihm: er seye ein reicher Seidehändler in Brussa gewesen, und habe all' sein Geld an eine Sklavin verschwendet, die er erzogen habe. Sie seye an Schönheit so reich gewesen wie der junge Mond, und wann sie gesprochen, so haben alle Nachtigallen in den Granatapfelbäumen zu singen angehoben vor lautrem Neid. Als ihn aber die Armuth endlich überkommen, da seye er gezwungen gewesen, sie mit ihrer eigenen Einwilligung auf den Sklavenmarkt zu führen, wo er sie für fünfhundert Goldstücke verkauft habe. Als aber der Käufer den Kummer gesehen, den ihr die Trennung von ihrem bisherigen Herrn verursacht habe, da sey es jenem sehr zu Herzen gegangen und er habe ihn nicht von seiner Zobeide trennen wollen; er habe ihm daher statt dessen das Geld geliehen unter der Bedingung, daß er es ihm binnen Jahresfrist zurückbezahle oder ihm dafür Zobeiden überlasse. Dieses Jahr hindurch habe Allah ihm gelächelt, er habe das Geld

zu verdoppeln gewußt und schon den Zeitpunkt bestimmt gehabt, wo er es öffentlich seinem Gläubiger habe zurückerstatten wollen; da seyen einige Diebe in das Haus jenes Kaufmanns gedrungen, der sein Freund gewesen war, haben diesen ermordet und Zobeide mit sich fortgeführt — niemand wisse wohin. Er aber habe sie verfolgt auf dem Wege, den sie nach seiner richtigen Ahnung eingeschlagen hätten, und seye ihnen auf einem geschwinden Dromedar nachgeritten bis Mudania, von wo aus sie sich eingeschifft hätten nach Stambul. Er habe seither in Erfahrung gebracht, daß Zobeide an einen reichen Pascha verkauft worden seye, der in der Entfernung von einer dreistündigen Ruderfahrt am Bosporus hinunter wohne. Und Allah habe endlich seine Gebete erhört und ihm einen wackern jungen Mann gesandt, von welchem er fest überzeugt sey, daß er ihm helfen werde, Zobeide wieder in seine Arme zurückzuführen.

Anfangs verweigerte Spiridion alle und jede Mithülfe bei einem solch gefährlichen Vorhaben, endlich aber ließ er sich zu bedingter Einwilligung bereden. Sie begaben sich also beide nach dem Boote des Griechen, welches drunten bei den Gärten des Serails angebunden lag, sie stiegen ein und stießen mit möglichster Behendigkeit vom Gestade. Stumm wie ein Fisch glitt das Boot über das Wasser hin, von Spiridon's braunen, sehnigen Armen fortbewegt, und jede Minute steigerten sich die Belohnungen, welche ihm der Türke verhieß.

„Erschrick nicht über das, was Du sehen wirst!" sagte er zu ihm. „Sieh', mein wackerer Freund, ich habe bereits Vorkehrungen getroffen, um Zobeide auf ihre Flucht vorzubereiten — ein Licht an ihrem Fenster wird mir melden, wenn Alles zur Flucht bereit ist. Du wartest in dem Boote, während die herrliche Zobeide, anmuthig wie die Palme, schlank und geschmeidig wie die wallende Lilie, des Pascha's Juwelen zusammenrafft und die Thüre der Eunuchen absperrt, um der Verfolgung vorzubeugen."

Ein lauernder Zweifel — ungerecht vielleicht, aber zu entschuldigen an einem Jüngling, der noch so wenig von der Welt wußte, — regte sich in Spiridion's Gemüthe. Der Türke bemerkte ihn, ehe er noch ganz in's Leben getreten war und sagte finster: „Argwohn ist der nagende Wurm des Alters, aber er macht die schmucke Jugend häßlich. Setz' mich nun an's Ufer und laß Zobeide als die Braut eines Andern sterben; laß mich unter dem Säbel des Kadi umkommen, und die Cypresse über meinem entehrten Grabe sich erheben!"

„Ich hege keinen Argwohn," sagte Spiridion; „aber Du mußt bedenken, o Türke, daß Du mir nur ein Fremdling bist, und daß es noch viele Schurken und Spitzbuben in der Welt gibt."

— „Deine Weisheit," versetzte der Türke, „freut mich ebenso sehr, als Dein Muth und Dein Mitgefühl; Zobeide wird Dir noch heute Nacht mit einem Lächeln danken, das kein Turban voll Perlen und Juwelen aufwiegen kann. Und hier sind wir am Ziele."

Sie hatten einen Theil des Ufers erreicht, wo ein Garten bis zum Wasserrande herabreichte. Der Türke sprang an's Land, stand einen Augenblick unter einem säulenverzierten Fenster des Hauses, welches auf das Wasser herausschaute und stieß einen Schrei aus, ungefähr wie der Schrei der großen Eule, die auf den Cypressen nistet.

„Ich sehe," sagte der Türke, „daß der Grieche in seinem mißtrauischen Vorurtheil gegen mein Volk noch immer einen geheimen Argwohn gegen mich hegt. Er hält mich vielleicht für einen blosen mitternächtlichen Dieb; er wähnt wahrscheinlich, Zobeide — die himmlische Zobeide, die Sultanin aller Houris — seye nur ein Traumgebilde; er muß enttäuscht werden. Laß mich also hier im Boote bleiben und schleich Dich sanft bis an den ersten Cypressenbaum, da wo die Mauer bis hart auf den Wasserrand herunterreicht. Dort wirst Du (wenn Zobeide mir treu ist) einen Korb finden; steige in denselben und ziehe Dich darin empor, bis Du Deinen Arm um einen der marmornen Säulenschäfte schlingen kannst, welche das Fenster bilden; alsdann wirst Du dort Zobeide sehen, diese Krone der Frauen, diesen Spiegel der Schönheit! Du wirst ihr sagen, daß ich hier bin, und wirst dann befriedigt Dich wieder herunterlassen."

Nun legte Spiridion seine Ruder nieder und sagte: „Dieß wird mich in der That überzeugen; wann ich sie gesehen habe, dann wird mein Glauben so fest seyn wie die Aya Sophia mit ihren vierzig Kuppeln!" Damit sprang er heraus, eilte nach der bezeichneten Stelle und fand hier in der That einen Korb mit vier Handhaben, woran vier Seile befestigt waren. Der Mond stand hinter einer Wolke, als er in den Korb stieg und die Taue straff werden und allmählig sich empor gezogen fühlte; allein als er den Fenstersims erreichte und seinen Arm um den Säulenschaft schlang, brach das Licht wieder mit dem vollen Glanze eines morgenländischen Mondscheins hervor, und er sah ein wunderholdes Frauenbild sich zu ihm herunterbeugen, dessen Kopfputz von Geschmeide glänzte wie ein Rosenstrauch an einem Sommermorgen von Thautropfen. Diese schöne Frau ergriff seine Hand und fragte: „Ist er gekommen, Freund?"

Worauf Spiridion, der mit der türkischen Sitte vertraut war, antwortete: „Ja, er ist da, bei Allah!" worauf er wieder im Korbe auf den Boden heruntergelassen wurde.

2.

Als der Korb, worin unser schlichter junger Held saß, den Boden wieder berührte oder vielmehr auf demselben aufschnellte wie eine dürre Bohne, die man auf ein Zinnteller hat fallen lassen, sah sich Spiridion um und bemerkte den Türken, der sich an einen Cypressenbaum anklammerte und wie in tiefen Gedanken zu Boden blickte. Bei dem Geräusch des Korbes schaute er auf und fragte: „Ist Alles in Ordnung?"

Und Spiridion antwortete: „Ja, bei meiner Seele Wohl, es ist Alles in Ordnung, mein trefflicher Türke!"

Hierauf warf der Türke dem Mond eine Kußhand zu, verbeugte sich viermal gegen Nord, Süd, West und Ost, hieß Spiridion das Boot hüten und sprang in den Korb; er miaute dreimal wie eine Katze, und der Korb ward wieder zu dem Fenster emporgezogen. Als Spiridion hinaufschaute, sah er den Türken aus dem Korbe springen und seinen Säbel ziehen, der im Mondschein wie ein Spiegel glänzte. Dann ruhte eine kleine weiße Hand für einen Augenblick auf dem Fenstersims, und Alles war stille.

„Der heilige Dimitri möge verhüten, daß der Türke ein

Ghul (böser Geist) ist, von denen die Märchenerzähler berichten!" flüsterte Spiridion, als er nach seinem Boote ging, auf dessen Wiege von Kissen er sich niederstreckte mit einem solch strengen und energischen Entschluß, über die Sicherheit seines Brodherrn zu wachen, daß er binnen drei Minuten schon in tiefem Schlafe lag.

Und wie er so schlief, da hatte er einen Traum, und er träumte folgendermaßen: Es träumte ihm, der Türke seye nur ein Sendbote jenes Alten vom Berge, dessen sündiges Paradies im Nordosten von Persien liegt, in der Nähe des Flusses Tanzimat, der so berühmt ist wegen seines köstlichen Fisches Witbit. Er träumte, der Türke setze ihn auf ein milchweißes Pferd, dessen Schwanz mit Hennah orangegelb gefärbt war, und ein vierzehntägiger Ritt bringe sie zu einer Burg im Gebirge, wo nach einem einjährigen Schmaus, bei welchem ganz gebratene Ochsen nur als Nebengerichte erschienen, ein graubärtiger Greis ihm eine goldene Trinkschale darreichte, aus welcher er trank und augenblicklich besinnungslos wurde. Und als er darauf erwachte, sah er sich in dem Paradies, einem herrlichen Garten zwischen niedrigen Hügeln, welche wie Wasserfälle von Rosen anzusehen waren, und worin Springbrunnen quollen von jenem duftigen perlenden goldenen Naß, das die Franken Scheris nennen, und wo die Becken dieser Brunnen aus dem reinsten weißen Marmor bestanden und mit den kostbarsten Steinen Indiens eingelegt waren. Und wie er so träumend und sinnig dalag und darüber grübelte, ob es in diesem herrlichen Paradies voll unverwelklicher Blumen nicht auch die Tabakspflanze gebe, da stiegen die herrlichsten üppigsten Houris zu ihm hernieder, so schön und reizend, wie sie nur je Muhamed beschrieben, die brachten ihm Speise und Trank, das süßeste Backwerk, das zarteste Fleisch, das saftigste Obst, die kühlsten funkelndsten Weine in krystallenen Pokalen und seltsamen Tischflaschen, die mit kleinen rothen Pyramiden verschlossen waren und aus denen, wenn man sie öffnete, ein Knall ertönte, wie von einer abgeschossenen Pistole und ein duftiger schneeiger Schaum heraussprühte. Und dann erschienen andere Houris, aus krystallenen Kuppeln, die wie Diamanten glänzten, heruntersteigend, die hatten Geschmeide in den Haaren wie von Rubinen und Smaragden und trugen spinnwebendünne Gewänder von Regenbogenstrahlen, und tanzten und wiegten sich vor ihm in den anmuthigsten Stellungen und sangen dazu lieblich in einer unbekannten Sprache und schwangen Blüthenzweige und lange Fächer von bunten Federn. Und Spiridion träumte, er stehe auf und wandle durch dieses Paradies, umgaukelt von den singenden und tanzenden Houris, bis er durch viele Gänge von blühendem duftigem Gebüsch voll bunter Schmetterlinge und zwitschernder Singvögel in goldenen Bauern an einen marmornen, dämmrigen Kiosk gelangte, in dessen Hintergrund ein Pförtchen angebracht war. Die Neugierde trieb ihn, dieses Pförtchen zu öffnen, und als er hineintrat, sah er sich in einer grünen Grotte, wo plötzlich ganze Bäume von springendem Wasser aus dem Boden sprudelten; und als er erschreckt zurücktreten wollte, fand er das Pförtchen hinter ihm in's Schloß gefallen und fest verriegelt. Da floh er denn in entgegengesetzter Richtung, verfolgt von den sprühenden Wasserstrahlen, bis er eine andre Thür erreichte. Und als er durch diese in's Freie trat, schlug auch sie hinter ihm zu mit einem Knalle gleich dem der Mittagskanone in Stambul, und er stürzte ohnmächtig zusammen. Wie er aber wieder zur Besinnung kam und sich umsah, so fand er sich in der Straße Koperkan, wo er wohnte, vor seiner eigenen Thüre liegend. So hatte er denn also in der That seine halbe Lebenszeit hindurch dicht neben dem Thore des Paradieses gewohnt, und zwar — wie so Viele unter uns — ohne es zu wissen. — —

Ein entsetzlicher Schlag auf das linke Ohr weckte Spiridion aus seinem seltsamen Traum. Er sprang auf und brachte beinahe das Boot zum Umschlagen. Der Türke stand vor ihm, einen blutigen Säbel in der Hand, und verfluchte ihn und alle seine Götter.

„Siehst Du dieses Blut?" rief der Türke; „es ist das Blut des verfluchten Pascha's; nimm Dich in Acht, daß Dir nicht dasselbe Schicksal widerfährt, Hund von einem Griechen, der Du im Guten wie im Schlimmen nicht den Balg einer Floh werth bist. Verweile hier und halte Wache, bis ich Zobeide und das Kästchen mit den Juwelen bringe, und damit Du nicht entfliehst, reiche mir die Ruder Deines Kaiks her, damit ich sie mit mir nehme."

Mit Widerstreben händigte ihm Spiridion die Ruder ein, sein einziges Mittel zur Flucht vor seinem wüthenden Gefährten, und harrte zitternd auf die Rückkehr des Türken mit dem Schatz, denn er fürchtete im Stillen, der Tagesanbruch könnte ihn hier überraschen und man möchte ihn als Räuber und Mörder in seinem Boote finden, denn für einen solchen hielt er nun seinen Passagier, gleichviel ob die Geschichte mit Zobeide wahr oder falsch gewesen.

In wenigen Minuten kehrte der Türke zurück und trug zwei kleine eisenbeschlagene Kisten, unter deren Gewicht er wankte. Diese setzte er in's Boot, kehrte dann sogleich zurück und brachte in seinen Armen ein verschleiertes Frauenzimmer, welches er behutsam in eines der Enden des Kaiks niederlegte.

„Siehst Du, wenn ich diese Perle der Perlen, diese Rose der Rosen nicht dadurch erschreckt haben würde," sagte der Türke grimmig, „so hätte ich Dich sogleich niedergehauen; aber um ihrer Bitten willen sey Dir, Hund, für dieses eine Mal noch das Leben geschenkt! Kniee daher vor dieser Königin der Houris nieder und bedanke Dich bei ihr!"

Spiridion war so eingeschüchtert, daß er sich dieß nicht zweimal sagen ließ; vor Angst bebend, kniete er vor der Frau nieder und dankte ihr; Zobeide aber gab gar keine Antwort, rührte sich nicht und regte nicht einmal einen Finger ihrer Hand.

„Zobeide ist ohnmächtig — sie verlor die Besinnung, als ich ihren Räuber, meinen Feind, niederschlug," sagte der Türke. „Aber wäre sie auch wach und bei Sinnen, so würde sie doch wohl kaum ein solch unreines Vieh, wie Du, einer Antwort würdigen. Fürchte Dich nicht, Grieche; wir werden nicht verfolgt werden. Ich warf den Eunuchen das Gold Hände-voll zu und ließ ihnen die Hefen von dem Schatze des Paschas zum Plündern. Wir sind in Sicherheit, wenn wir nur die Insel vor Tagesanbruch erreichen können. Rudere daher und spute Dich, als ob Dir die Spitze meines Säbels auf dem Augapfel säße, was denn auch bald geschehen wird, wenn Du nicht emsig ruderst! Also lege Dich aus Leibeskräften in Deine Ruder, während ich einige Zauberkünste übe, um Allah's Gunst zu erwer-

ben, nach der Sitte des Volkes von Orang Outang, von welchem Zobeide, dieser Stern der Sterne, abstammt."

Spiridion war kein Mensch, der das Pulver erfunden hatte, noch von der Natur dazu bestimmt, Planeten zu entdecken; aber er horchte doch mit Furcht und Grauen auf die Rede seines Passagiers und legte sich augenblicklich mit solcher Energie in die Ruder, daß der Schweiß wie Regen von seinen Händen zu triefen begann und ihm das Blut unter den Nägeln hervorlief. Wenn er nur einen Augenblick innehielt, so hielt ihm der Türke seinen Säbel einen Zollbreit vor die Augen und drohte ihm mit unverweiltem Tode, stieß aber gleichzeitig ein Stoßgebet oder einen Hülfeschrei aus zu Eblis, was deutlich bewies, daß er kein guter frommer Moslem, sondern ein Teufelsanbeter, einer der Yezidis war, welche bei Gott und Menschen gleich sehr verachtet und verabscheut sind. Auch ward Spiridion's Angst nicht geringer, als er bei einem plötzlichen Hervortreten des Mondes bemerkte, daß der Türke nun aus einem Säckchen etwas Kohlen auf ein kleines Kohlenbecken geschüttet und angezündet hatte, und daß er auf dieses Kohlenfeuer nun Harze streute, deren erstickenden Rauch der Wind von dem Teufelsanbeter hinweg und gegen den unglücklichen Bootsmann hintrieb.

In dem armen Spiridion regten sich auf einmal sehr ernste Gedanken; sein Gedächtniß hielt ihm sein ganzes vergangenes Leben vor, seine kindliche Unschuld und die allmähligen Sünden, welche das weiße Blatt in seinem Lebensbuche ganz schwarz machten; seine Erinnerungen kehrten mit unaussprechlicher Sehnsucht zurück nach den grünen Weingärten von Papadikos, und er sehnte sich diese nur noch ein einziges Mal zu sehen, nur noch einmal dem fröhlichen Fest der Weinlese und des Weinkelterns anzuwohnen, wenn die Trauben mit den Füßen getreten werden und der Most scharlachroth und purpurn die Füße der Treter und die Kufen der Winzer färbt. Allein immer dichter und erstickender wurde der Rauch .... eine Art schlaffer Betäubung überkam den Schiffer .... die Ruder entsanken Spiridion's kraftlosen Händen .... er träumte von der Weinlese, von den rothen Füßen, mit denen er die Romaika singend in der Tretküpe tanzte, daß ihm der Saft um die Augen spritzte, bis er Schwindel fühlte und das Bewußtseyn verlor ....

Als Spiridion erwachte, war es heller Tag, und sein Boot lag dicht bei dem Wasserthore des Serails. Eine Faust rüttelte ihn an der rechten Schulter — es war ein Soldat; eine andere Faust packte ihn an der linken Schulter — ebenfalls ein Soldat.

Ihm gegenüber, todt und leichenhaft, saß Zobeide, deren Unterkiefer auf eine geisterhafte Weise herunterhing; einer der Myrmidonen des Kadi hatte ihr den Schleier abgerissen.

Vom Strande aus heulte ein Haufe von Kameeltreibern, Wasserträgern und Derwischen Flüche und Verwünschungen über den Griechen herunter, und Hunderte von Fäusten ballten sich, um ihn in Stücke zu zerreißen, sobald er landete.

Vergebens versuchte Spiridion den Soldaten seine Geschichte zu erzählen; vergebens betheuerte er ihnen, daß er von einem Räuber hintergangen, überlistet, gezwungen worden seye! Der Türke war fort, mit dem man ihn hätte confrontiren können, die Feuerpfanne und die eisenbeschlagenen Kästchen fehlten. Fünf Minuten später würden die Straßenhunde, die schon erwartungsvoll am Ufer saßen und sich die dürren Flanken leckten, an seinen Knochen genagt haben, wenn nicht glücklicherweise in diesem Augenblick ein berittener Tartar, der mit einer Botschaft zu einem benachbarten Pascha geschickt war, sich durch die Menge hindurchgearbeitet hätte, um die Ursache dieses Auflaufs zu erfahren. Als er das todte Mädchen und den gebundenen Spiridion sah und den Argwohn erfuhr, der auf dem jungen griechischen Schiffer lastete, ritt er herbei und hieß die Soldaten den Bootsmann loslassen, weil nicht er der Schuldige, sondern dieser schon entdeckt seye. Er erzählte, wie soeben ein Eunuche, der Juwelen auf dem Bazar verkauft habe, als verdächtig festgenommen worden und auch sogleich geständig gewesen seye, daß er und ein türkischer Räuber, El Krestjun, gemeinhin unter dem Namen des „Rothkopfs" bekannt, im Komplott einen türkischen Pascha, der oben am Bosporus wohnte, ermordet und beraubt hätten, daß der Türke mit einer der schönsten Sklavinnen entkommen seye, indem er einen jungen griechischen Schiffer unter Todesandrohung gezwungen habe, ihm die Beute fortschaffen zu helfen.

Als die Menge dieß hörte, verwandelte sich ihr Grimm sogleich in Lächeln. Spiridion ward losgebunden und vor den Kadi geführt, um zu erzählen, wie er getäuscht und betäubt worden seye.

Noch viele Jahre später stritten sich die Leute, wenn auf diese Gelegenheit die Rede kam, leidenschaftlich herum, wie es denn dabei zugegangen seye. Einige behaupteten, der Türke habe Spiridion einige der Juwelen als Lohn oder Beuteantheil zurückgelassen; Andere meinten, der Türke habe anfänglich das Boot mit Spiridion und der todten Sklavin in Brand stecken und verbrennen wollen, um jede Spur seines Frevels zu vertilgen, allein der Versuch seye ihm mißlungen, weil die Wogen der hochgehenden See über den Bord hereingeschlagen seyen und das Feuer verlöscht hätten; und noch Andere wollten wissen, der Räuber seye während Spiridion's Ohnmacht in aller Stille gelandet und habe sich und seine Beute an einen sichern Versteck gebracht.

Wie dem nun auch seyn möge, soviel ist Thatsache, daß Spiridion bald darauf vorsichtigerweise sein Boot verkaufte und nach Papadikos zurückkehrte, wo er sich ein Gütchen und drei Weingärten kaufte mit dem Erlös aus den Smaragden, die ihm der Räuber zurückgelassen hatte, und daß er im Verlauf der Zeit ein wohlhabender Rosinenhändler auf der Insel Zante wurde, wo ich ihn selber kennen lernte und aus seinem eigenen Munde diese Geschichte gehört habe. —

Londoner Daguerreotypen.

Von W. Fed.

1. Die Musterung der Schützengilden-Freiwilligen.

Wenn man älter wird und viel gesehen und erlebt und manches Hundert Menschenkinder kennen gelernt, manches Tausend Menschenphysiognomieen studirt hat, so kommt ein Geist des Mißtrauens, des Zweifels über Einen, der — ein wahrer

geistiger Tic douloureux — sich bei jedem neuen Ereigniß oder jeder neuen Bekanntschaft einstellt, wie jener Gesichtsschmerz bei jeder leisen Berührung mit frischer Luft, und der Einen doch unwillkürlich und wider Willen jedem öffentlichen Ereigniß und Schauspiel nahe treibt und nachlaufen macht, gerade so wie der mit jener Ueberaufregung der Gesichtshautnerven Behaftete ebenfalls das unbezwingliche Gelüste fühlt, unbekümmert um Temperatur und Feuchtigkeitsgrad der Atmosphäre in's Freie zu stürmen. Wie oft habe ich mir schon gelobt, seit ich in England lebe, keinem jener großen Volkszusammenläufe mehr beizuwohnen, welche halb England in Bewegung setzen, weil mein ehrliches deutsches Gemüth jedesmal mehr oder minder herb enttäuscht und einer schönen Illusion beraubt worden ist! Und dennoch kommt nie eine derartige Gelegenheit oder Festlichkeit heran, ohne daß der allgemeine Strom auch mich in dieser Richtung mit sich fortreißt! Und was macht dieß? was bewegt mich zu dieser Inconsequenz gegen mich selbst? Einmal die tödliche Langeweile des britischen geselligen Lebens, und dann zum andern eine wilde Schadenfreude und eine herzliche Entrüstung zugleich darüber, daß ich endlich dem englischen Freiheits- und Glückseligkeits- und Nationalhochmuths-Schwindel auf den Grund gesehen habe! — Ein seltsames Land, dieses Albion! Wie groß und herrlich erschien es mir vor Jahren aus der Entfernung mit seinem freien Gesetz, seinen liberalen Institutionen, seiner sittlichen Größe, seinem kolossalen Wohlstande, seiner gewaltigen Industrie, seinem weltumspannenden Handel, seiner Selbstregierung und seinen tausenderlei wirklichen oder vermeintlichen Vorzügen mehr? Aber welche Schattenseiten habe ich in mehr als zehn Jahren hinter diesen aus der Ferne so prunkhaft leuchtenden Lichtseiten kennen gelernt? welche Masse von leerem Schein und hohlem Schwindel in fast all diesen Richtungen habe ich nachgerade durchschaut? Und dennoch liebe ich es beinahe, dieses Land der schroffsten Contraste, diese Heimath der großartigsten Heuchelei und des umfassendsten Humbugs, der mit den Begriffen von Freiheit und Gleichheit, von Recht und Gesetz, von Tugend und Menschlichkeit getrieben wird.

So kam es denn auch, daß die Nachricht von der bevorstehenden Musterung der freiwilligen Schützenbrigaden, welche die Königin Victoria am Sonnabend dem 23. Juni abhalten wollte, mir schon einige Tage vor dem Feste einige Unruhe verursachte. Ich hasse, wie gesagt, prinzipiell diese großen Londoner Volksfeste und Straßenscenen, wo die halbe Bevölkerung dieses Leviathan von Stadt von dritthalb Millionen Einwohnern zusammenströmt, um ein unbeschreibliches Gedränge, Gewimmel, Lärmen, Stoßen und Schlagen auf den Straßen zu veranstalten und, je nach der Witterung, entweder einen erstickenden Staub aufzuwühlen oder einen unbeschreiblichen zähen Morast anzurühren, in welchem nur die großen derben Füße der englischen Frauen ihre Beschuhung nicht verlieren können. Ich hatte mir vorgenommen, der Musterung nicht anzuwohnen, um nicht abermals, wie schon oft bei derartigen Gelegenheiten, enttäuscht zu werden. Aber acht Tage zuvor war in allen Gesellschaften von nichts Anderem die Rede, als von der Musterung; Jedermann äußerte die Absicht, hinzugehen — Alt und Jung, Hoch und Niedrig, Mann und Weib. Die Comptoirs und Läden sollten geschlossen, die Schulen beurlaubt werden, die Dienstboten begehrten einen Feiertag, und selbst in dem bescheidenen Logierhaus, wo ich en chambre garnie wohne, erhielt ich von „Missis", der Dame des Hauses, einen leisen Wink, daß ich an dem Tage des Festes zwar auf einen Lunch, d. h. ein substantielles Frühstück, dagegen nicht auf das gewöhnliche Diner oder Mittagbrod rechnen dürfe. Was kann aber ein Junggeselle in London, der an den regelmäßigen Verlauf seiner Speisehaus-Existenz so gewöhnt ist, wie an seines Herzens Pulsschlag, beginnen, wenn ihn seine Wirthin auf diese Weise gleichsam an die Luft setzt? Zu Hause wird er nicht gerne gesehen, weil man das Haus während der Abwesenheit hermetisch zu verschließen gedenkt und ihn doch nicht einsperren kann, und wenn man daher nachsichtig genug ist, ihm zu gestatten, daß er sich nicht dem großen Troß der Haus- und Tischgenossen anschließe, so erwartet man wenigstens von ihm, daß er sich dem Willen der Mehrzahl nicht widersetze und nicht vor der Theestunde nach Hause zurückkehre. Wohl oder übel, ich mußte also zur Musterung gehen, so wenig Reiz seit den Zeiten der seligen Bürgerwehren von '48 auch alles Milizwesen und Bürgersoldatenspiel für mich hat.

Die Ansicht der Engländer über das Freiwilligenheer stand selber noch nicht fest, das merkte man aus jeder Unterhaltung. Die Königin hatte den Wunsch geäußert, das große Heer zu sehen, das beim leisesten Wink von Gefahr in weniger als Jahresfrist aus den friedlichen Wohnstätten ihres Volks gleichsam geharnischt herausgewachsen war. Man war an eine solche Bewegung noch gar nicht gewöhnt. Wie würden sich diese freiwilligen Kriegsleute wohl ihrer Aufgabe entledigen? War dieses rasch entstandene Heer von solch gewaltiger Kopfzahl und Lebenskraft ein Anblick, worüber ein stolzer zäher Engländer vor Freude die Mütze oder den Hut in die Luft schleudern konnte, oder ergab sich dieses Heer blos als ein linkischer Plebs von kurzen und langen, dicken und hageren Männern, die Enfieldbüchsen trugen, aber doch keine Soldaten waren, sondern nur Tiefenbacher, Gevatter Schneider und Handschuhmacher: eben nur Käsekrämer, oder Commis aus der City, krummbeinige Bäcker oder schnurrbärtige Schwindler in fantastischen Uniformen, Mißgeburten, die eher an eine von Aesops bekanntesten Fabeln erinnerten, als wirklich martialisch anzusehen waren? — So viel war gewiß: der gebildete Engländer, den man darüber befragte, beobachtete die größte Zurückhaltung in seinen Aeußerungen über das freiwillige Volksheer, oder antwortete ausweichend, machte es von der Witterung und andern Umständen abhängig, ob er überhaupt der Revue anwohnen werde oder nicht u. dergl. m. und steigerte dadurch noch das Unbehagen, welches Leute in meiner Lage empfinden mußten.

So kam es denn, daß ich mich schon am Freitag dem 22. Juni mit Unruhe zu Bette legte und eine sehr schlechte Nacht verbrachte, noch immer zweifelnd und unschlüssig, ob ich zur Musterung gehen sollte oder nicht. Kaum war ich gegen Morgen etwas eingeschlafen, so weckte mich ein Ruf auf der stillen Straße — es war der Ruf des Milchmannes, der heute eine Stunde früher seinen Rundgang bei den Kunden machte, um ja die Musterung nicht zu versäumen. Aergerlich sprang ich aus dem Bett an's Fenster, um das Wetter zu mustern und die Straße auf und ab zu sehen. Die Aussicht war nicht sehr erquicklich: es war empfindlich kühl, und wenn es gerade auch

nicht regnete, so bewies doch der Kragen von Tarpaulin oder getheertem Segeltuche, den der Milchmann umgelegt hatte, genügend, daß die Thränen des Himmels nicht allzu lang auf sich warten lassen würden. Die blauschwarzen, dichten, niedrighängenden Wolken zogen rasch herauf, ballten sich zu dichten Klumpen und schienen entschlossen, heute der Sonne jeden freundlichen Blick auf Ihre Allergnädigste Majestät die Königin zu verwehren.

Von diesem Anblick etwas entmuthigt, wollte ich soeben mein Fenster wieder schließen und mich in die behagliche Wärme meines Bettes zurückziehen, als mir ein um die nächste Ecke biegender freiwilliger Büchsenschütze in voller Ausrüstung in die Augen fiel. Der Mann war nicht groß, nicht klein und ohne Dickbauch; seine Uniform war von dunkler Farbe, sein Tschako bolzgrade cylindrisch, über das Gesicht hing ein langer Federstutz herein. Und wie nun das tapfere Männchen, ganz ahnungslos, daß er beobachtet würde, bald hier- bald dorthin blickte und endlich sein bleiches Angesicht zum Himmel aufschlug und den sich dort ansammelnden schwarzen Wolken, da verglich ich ihn bei mir selbst unwillkürlich mit einem schwarzen spanischen Schopfhuhn, das den Weg verloren hatte. Mein Gewissen machte mir jedoch alsbald Vorwürfe über einen derartigen frivolen Gedanken an einem solchen Tage, und ich bat ihn dem tapfern Freiwilligen ab, der unverdrossen und erwartungsvoll seinen Weg zu dem Sammelplatz seines Corps fortsetzte, und dem ich nun nachblickte bis ihn Thore und Straßenecken meinem Auge entzogen. Ich fühlte mich etwas zerknirscht bei dem weitern Gedanken, daß dieser ehrsame Bürger — Schneider war er unverkennbar, Herrenschneider — mindestens einige Pfund Sterling auf seine Ausrüstung und verschiedene Pfunde vom eigenen Fleisch auf Drillen, Exerciren und schwere Märsche verwendet habe, um seinen und meinen Herd beschützen und seines Herzens Dame vor den Unbilden eines auswärtigen Feindes behüten zu lernen! —

Gedemüthigt machte ich eine eilfertige Toilette und eilte auf die Straße hinunter und in der Richtung fort, welche ich den tapfern Bürgerwehrmann hatte einschlagen sehen. Es war noch sehr frühe — kaum sechs Uhr; und dennoch kamen nun — gerade als ob man Drachenzähne breitwürfig ausgesäet hätte — von allen Seiten bewaffnete Männer zum Vorschein. Man sah sie paarweise: Brüder und Nachbarn, Väter und Söhne; Einige blickten fröhlich drein, scherzten und lachten und unterhielten sich laut; Andere sahen feierlich aus und marschirten mit militärischem Taktschritt; Andere — man sah ihnen den City-Kaufmann an — geberdeten sich rührig und geschäftsmäßig, und gingen raschen Schrittes, als müßten sie nach Mincing-Lane, um nach einem Trieb jütischer Ochsen, oder nach den Crutched Friars, um nach einem Ladeschein zu sehen. Manchen begegnete man einzeln: das waren meist scheue, schüchterne Leute, die bis hinter die Ohren roth wurden, wenn man sie fest anblickte, weil es ihnen ohne Zweifel etwas spanisch vorkam, so in voller Uniform gesehen zu werden. Nur sehr wenige gaben sich eine drohende, finstere Miene, und dieß waren Schwärmer, sanguinisch-cholerische Eiferer, die jetzt nur noch an Belagerungen und Ausfälle, an Stürmen von Batterien und Sprengen von Carreen dachten.

Nach einer Stunde etwa wurden die kriegerischen Gewappneten immer seltener auf den Straßen und man sah nur noch einzelne Nachzügler, entweder verschlafene Bärenhäuter oder Buchdrucker aus den Zeitungsdruckereien und andere Nachtarbeiter, die nun erst nach den Sammelplätzen eilen konnten, viele schon schweißtriefend, Andere im eiligen Laufen den Kreidestaub vom Tuch ihrer Uniformen in der Nähe der blankgebohnten Knöpfe und Nestelstifte klopfend und reibend, allesammt aber emsig bemüht, im Doppellaufschritt nach ihren Sammel- und Exercierplätzen zu eilen, um hier noch die letzten Belehrungen und den letzten „Watsch" von den als Exerciermeister fungirenden Sergeanten der Linie zu erhalten.

Ich lenkte nun meine Schritte westwärts, passirte auf meinem Wege Clerkenwell, den Saffron-hill, ging Leather-lane hinauf und bog in Holborn ein. Ueberall waren die Straßen schon belebt, und obschon nichts in dem ganzen Straßenverkehr direkt auf den militärischen Charakter des bevorstehenden Festes deutete, so gab sich doch unverkennbar kund, daß irgend etwas Ungewöhnliches hier vor sich gehen sollte. Längs Aylesbury-Street gab es eine Unzahl von Marktbuden, und wer nur etwas zu verkaufen hatte, der bot es auf einem Präsentirbrett oder einem flachen Weidenkorbe zum Verkauf aus, den er an Tragebändern um den Hals trug. Die Costermongers hatten heute mehr zu thun, als um Kohlköpfe zu feilschen oder mit Fischen und Orangen zu handeln. „Sperrsitze, Stehplätze" für den Park wurden ausgeboten, Bretter und Schragen wurden mit Gold bezahlt, ebenso Simmerkörbe und Stühle, Fäßchen und Sessel mit gähnenden Abgründen in ihren Rohr- oder Strohsitzen, — kurzum Alles war begehrt, worauf sich ein leichtgläubiger Schaulustiger nur in der Schwebe erhalten konnte. Eine fieberische Rührigkeit machte sich geltend: aus den armseligen Gäßchen, die sich im Schatten von Clerkenwell Sessions House verstecken, aus dem „Lamb und Flag-court" (wo in einer ekelhaften Lücke zwischen den äußeren Häusern irgend ein Menschenfreund eine Kleinkinderschule erbaut hat), aus dem „Bratpfannengäßchen", aus „Bit-Alley" u. dgl. m. ward Material zu Gerüsten herausgeschleppt und auf Tragbahren, Schubkarren, Schleifen, Halbkarren (von Eseln gezogen) und Karren (deren Bespannung aus solch baufälligen, wackeligen, gelenklahmen oder bugschlottrigen, solch altväterischen und kahlhaarigen Vierfüßlern bestand, daß man hätte glauben mögen, diese Gäule haben, wie die Schragen und Planken, ebenfalls schon seit einem Menschenalter in der Rumpelkammer gelegen) nach den Hauptstraßen befördert. Tische und Bettstellen bildeten ebenfalls keinen unwesentlichen Theil der Ladungen dieser presthaften Karren, und in mehr als Einem Falle war sogar die häusliche Wasserkufe noch zum Dienste gepreßt, um als ein famoser Stehplatz für eine halbe Krone vermiethet, oder aber, falls es Ueberfluß an Stehplätzen und Gerüsten gab, um aus dem nächsten besten Wasserlaufe gefüllt zu werden, um daran einen Wasserhandel zu etabliren und das labende Naß um einen halben Penny per Maulvoll zu verkaufen.

Aus Leather-lane zogen nun aus: die Frau mit „sauren Schafsfüßen", der Mann mit Schinkenbutterbrödchen, der wandernde Pastetenbäcker mit der herkömmlichen Mütze in Form eines Geleemodels, mit der weißen Schürze und den weißen Vorärmeln über einem schmierigen und zerrissenen Rocke, und trug auf dem Präsentirbrette vor sich einen ganz frischen Vorrath von „Rifleman's Pfeffernüssen" und „Freiwilligen-Mandel-

kuchen". Fernerhin auf dem Wege holte ich Gruppen von „Cockshy-Händlern" von der Surrey-Seite und klumpige Bursche aus Bethnal-green ein, welche „Aunt Sallies" unter ihren Jacken versteckt trugen, wie Savoyardenknaben ihre Affen tragen. Ich zweifle nicht im mindesten, daß das Weib mit den sauren und gebackenen Schafsfüßen, der Mann mit den Schinkenbrödchen und sogar der Pastetenbäcker ihre Präsentirbretter leer nach Hause brachten, denn die Leute müssen gegessen haben; was aber die „Cockshys" und „Aunt Sallies" anbelangt, so fürcht' ich, jene Leute mögen sich in ihrem Publikum geirrt haben und mißmuthig und mit leerer Tasche nach Hause gekommen seyn.

Es war eine wohlthuende Wahrnehmung, daß die Menschenmenge in gleicher Massenhaftigkeit von allen Strichen des Kompasses her die Hauptstraßen der Stadt entlang strömte. Jedenfalls war es keine gewöhnliche Menschenmenge. Keinerlei künstlicher Köder war angewandt worden, um die Frauen aus ihren Haushaltungen herauszulocken, oder um die Männer zu veranlassen, daß sie bei ihrem Brodherrn um einen Feiertag anhielten. Es fand keine nachgeahmte Schlacht statt, es gab keinen Kanonendonner, kein Feuerwerk zu erwarten. Niemand schmeichelte sich mit der Aussicht auf eine Belustigung — man brauchte nur die Gesichter der ersten besten Gruppe zu beobachten, um sich hievon zu überzeugen. Wie sie Alle so daher kamen, Männer, Jung und Alt, Matronen und Backfische, war auch nicht Ein Sonntagsgesicht unter ihnen. Die Unterhaltung der älteren Leute war weit gesetzter, als bei Leuten, die auf dem Wege nach einem Jahrmarkte sind; dagegen waren unter den jungen Männern und den zwar noch rüstigen aber nicht mehr jungen, deutlich wahrzunehmen, aus ihrem ernsten, kühnen Augenbliẞ, aus dem nervösen Zucken um ihren Mund, aus den kühnen Mienen und dem festen Schritt, daß das Volksheer dieser Bürgerwehren noch lange nicht aus Mangel an Material aussterben wird.

Langsam schwoll die Menge an. Zuerst kamen die Verwandten der Freiwilligen aus den östlichen, westlichen, nördlichen und südlichen Grafschaften, welche entweder mit den Nachtzügen oder, als des Frühaufstehens gewöhnt, mit den ersten Morgenzügen in London angelangt waren und sich nun im Hyde Park um dieselbe Zeit einfanden, wo der Polizeidiener von der Sechs-Uhr-Wache seinen Dienst antritt. Es ist zwar zu dieser frühen Morgenstunde nur wenig zu sehen, aber der Mensch vom Lande ist ausdauernd und leicht zu befriedigen. Er bewundert schon das riesenhafte Gerüste, welches man zur Bequemlichkeit der Damen und Herren der höchsten Stände und der Herren vom Hause der Gemeinen aufgeschlagen hat und das die ganze Länge des Paradengrundes einnimmt. Er beobachtet die ungeheure Menge Grasland, das hier an grünem Rasen unbebaut daliegt, und vergleicht die buntbefiederten, farbenprächtigen Enten im Serpentine River des Parkes im Geiste mit den Enten seiner eigenen Zucht daheim. Oder er schlendert Park-lane hinab und sieht den Tapezieren zu, welche alle Hände voll zu thun haben, um noch rechtzeitig die auf den Hausdächern angebrachten Sitze mit rothem Tuch und Plüsch zu überziehen, und rechnet gleichzeitig im Stillen die gewaltige Menge schmucker Sonntagswesten aus, die man aus den gedachten Ueberzügen herstellen könnte.

Sodann kamen die Bummler aus dem edlen Johannes-Hagel, gewöhnlich mit der kurzen Pfeife im Munde, den Hut oder die Mütze schräge auf's Ohr gedrückt. Den Bummler kümmert die Freiwilligen-Musterung nicht, und der Anblick des langen Gerüstes vermag ihm kein Interesse und keine Bewunderung abzulocken. Er sah ja die ersten Stützpfähle davon in den Boden rammen, er ist jeden Morgen und den ganzen lieben langen Tag hindurch hier gewesen und hat, an einen Baumstamm gelehnt, das Gerüste emporwachsen sehen, bis es ihm zum Ueberdruß geworden ist. Er bringt sein Weib nicht hierher, um ihr die Musterung zu zeigen; sie, das arme Geschöpf, ist Wäscherin, und der Hauptbeweggrund, warum der Bummler selbst heute der Musterung nachläuft, ist der, daß er hiedurch dem Mangeln der Wäsche und dem Austragen derselben ausweicht.

Nun kamen große Menschenschwärme aus allen Himmelsgegenden, die so eben mit den Vergnügungs-Zügen in London angelangt und an ihren Blumensträußern, an ihren großen baumwollenen Familien-Regenschirmen und an ihren Proviantkörben aus Weidengeflecht zu erkennen sind — Parthien von zwanzig und mehr Köpfen, die in Stehwagen, Omnibus, Stellwagen und Fuhrwerken aller Art aus Hammersmith, Poplar und anderen ferneren Bezirken der Londoner Umgegend herangekommen sind; Gesellschaften auf Karren, in Phaëtons, in Cabriolets, in Omnibussen, in allen nur irgend denkbaren Räderfuhrwerken. Sie alle aber glichen nur den warnenden Regentropfen, welche dem Wolkenbruch vorangehen. Jetzt erst machte sich London auf die Beine. Auf fünf englische Meilen in der Runde war jede Straße, jeder Weg dicht besät, ja gedrängt voll von Männern und Frauen, deren Gesichter insgesammt erwartungsvoll gen Westen gekehrt sind, und da, wo diese verschiedenen Menschenlawinen nun in eine einzige Hauptstraße zusammenflossen, da war erst ein unbeschreibliches Wogen, Stoßen und Gedränge. Die Breite von Oxford-Street genügte nicht, den Menschenstrom zu fassen, und selbst in der breiten Piccadilly machten sich Menschen und Zugvieh den Weg streitig.

Gegen Mittag war die meilenlange Schranke, welche das Terrain zur Musterung abgrenzte, mit einem dichten, wogenden Menschengewühl besäumt. Manches Auge blickte sehnsüchtig oder neidisch zu den stattlichen alten Bäumen empor, deren starke Aeste und dichtes Laubdach denjenigen, welche hinaufzuklettern wagten, einen bequemen Sitz und eine vortheilhafte Aussicht darboten. Endlich erkühnte sich ein behender Bengel, einen der Bäume zu erklimmen, behielt aber dabei ein wachsames Auge auf den Polizeimann X 99, und setzte sich dann behaglich, unter dem Beifall der Zuschauer, in einer Astgabel zurecht. Merkwürdigerweise sagte der Polizeimann kein Wort; einen Augenblick beobachtete er den kühnen Kletterer, dann wandte er entschlossen den Kopf weg. Offenbar ging ihn diese Geschichte nichts an. Hurrah! das gab eine Bewegung, ein Krachen von jungen Zweigen, ein Prasseln und Rauschen in den Kronen, einen Hagel grüner Blätter auf die Untenstehenden herab, und als dieß Alles sich gelegt hatte, sah man Männer und Knaben auf den Bäumen hocken, wie Affen in einem javanischen Urwalde.

Geraume Zeit blieb die hier zusammengeschaarte Menschenmenge hinsichtlich ihrer Unterhaltung auf die eigenen Hülfsquellen angewiesen, und die Geduld und gute Laune, die sie dabei an den Tag legte, war in der That erbaulich. Wer Lebensmittel

mitgebracht hatte, der verzehrte sie; die Besitzer von Flaschen nippten daraus, Andere schmauchten zufrieden nur ihre kurzen Thonpfeifen. Wer aber weder Schinkenbrod, noch Coteletten, noch Feldflaschen, noch Tabakspfeifen zur Verfügung hatte, der riß Witze und vertrieb sich die Zeit mit humoristischen Einfällen oder Scherzen, so daß ohne Soldatenspaliere, Reiterpatrouillen, Polizeiwachen und ähnliche Schutzmittel die vollständigste Harmonie herrschte.

Erst gegen zwei Uhr machten sich Anzeichen geltend, daß nun das Geschäft des Tages beginnen sollte. Es machte sich eine gewisse Bewegung auf den Hausgiebeln und Dächern in Park-lane geltend, und buntgekleidete Damen flatterten darauf herum, die wie Schmetterlinge und Paradiesvögel aussahen. Das lange Gerüste ertönte von Summen und Murmeln und füllte sich allmälig mit den Bevorzugten, die ihre Plätze einnahmen (nicht ihre Sitze, sondern nur den Raum derselben), je nach Maßgabe der Farbe des Billets, womit sie versehen waren. Hierauf kamen die Garden und Grenadiere, um Spaliere für die Königin zu bilden, und der Herzog von Wellington und der Herzog von Cambridge und ein ziemlich bunter Schwarm hübsch gekleideter Offiziere verschiedener Grade; hierauf tönte schwach und leise ein Flüstern wie von Musik, das von Minute zu Minute näher kam und deutlicher wurde, und nun kamen die Freiwilligen.

Es war sehr am Platze von Seiten dieser spalierbildenden Garden und Grenadiere, daß sie sich ein gleichmüthiges Ansehen gaben, denn sie konnten ihre Ueberraschung über die treffliche Haltung und das prachtvolle Aussehen dieser Freiwilligen nicht leugnen, als dieselben heranmarschirt kamen. Sie hatten nichts Ungefüges, Linkisches, nichts Scheues oder Rekrutenhaftes, überhaupt nichts an sich was an Ladentisch oder Werkstätte erinnerte. Es waren vollkommene und wohlgeübte disciplinirte Soldaten, bereit jeden Augenblick es mit der gleichgroßen Kopfzahl von Feinden aufzunehmen. Es lag etwas männlich-Ernstes, ruhig-Würdevolles in ihrem Aufzug und Auftreten, das sie wohlthuend unterschied von den aufgeputzten Helden unserer deutschen Bürgerwehren von '48 mit den grimmigen Vollbärten und rothen Hahnenfedern auf den Heckerhüten. Man sah, diese stämmigen Briten wußten was sie wollten; sie standen mit Leib und Seele für den Gedanken ein, der sie zusammengeführt hatte. Ein Blick auf diese kräftigen Gestalten der berittenen Huntingdon-Schützen, von denen jeder sein eigenes, feuriges, edles Pferd ritt, auf diese majestätische Artillerie-Brigade der Freiwilligen, erfüllte den Zuschauer mit dieser Ueberzeugung. Welch mannhafte Bursche in diesem Corps der Devil's Own (Teufels-Eigenen), in dieser bewaffneten Truppe von Bergleuten, welche die Marquise von Londonderry auf eigene Kosten ausgerüstet hatte, unter jenen lustigen Schützen von Nottingham, unter den Robin Hoods, die ihrer sechshundert in maigrünen Joppen steckten! Als freie, unabhängige Männer stellten sie hier ihre Gewehre zusammen, lagerten sich im Grase, verzehrten ihre Sandwiches, rauchten und scherzten, als wären sie ganz außer Dienst. Als jedoch die Zeit der Ankunft der Königin herannahte, und „Achtung" kommandirt wurde, hörten sie mit Einem Schlage auf, Civilisten zu seyn, wurden wieder Soldaten und ließen sich von ihren Befehlshabern in jene große Schlachtreihe aufstellen, welche sich beinahe über den ganzen Park erstreckte vom Albertsthore bis nach Bayswater.

Um vier Uhr drang ein Getöse wie ferner Donner durch die Luft, und die Leute auf den Hausgiebeln, auf dem Gerüste, in den Bäumen und außerhalb der Barrieren erfuhren nun, daß Ihre Majestät so eben den Buckingham-Palast verlassen hatte. Jetzt donnerten die Kanonen, die Menge brach in lauten, nicht-enden-wollenden Jubel aus, und die Königin kam. In der gleichen Equipage mit ihr kamen ihre Tochter Alice und ihr Sohn Arthur, und neben dem Wagen ritten ihr Gemahl und ihr ältester Sohn, der Prinz von Wales. Viele Prinzen und Vornehme gaben dem Wagen der Königin das Geleite, darunter als der ehrwürdigste und angestaunteste der indische Held Viscount Combermere, der seit siebzig Jahren im britischen Heere gedient hat.

Nachdem die Königin langsam längs der Linien hinuntergefahren, kehrte sie zu der königlichen Standarte zurück, die im Mittelpunkte des langen Gerüstes aufgepflanzt worden war, und hielt hier, umgeben von ihrem ganzen Gefolge, um der großen Begebenheit und dem Hauptzwecke des Tages anzuwohnen, nämlich dem Vorbeidefiliren der 25,000 Freiwilligen in offenen Kolonnen.

Die berittenen Schützen von Huntingdon eröffneten den ungeheuren Zug. Der Vorbeimarsch dauerte anderthalb Stunden und die Königin blieb diese ganze Zeit über stehend und sah so glücklich und zufrieden darein ob diesem neuen Beweis von der Liebe ihres Volkes sowohl, wie ob dieser behaglichen Garantie für künftigen Frieden und Sicherheit. Als das Defiliren vorüber war, rückte die ganze Brigade wieder in Linie auf, marschirte gegen die Tribüne der Königin vor und präsentirte. Nach dem Präsentiren aber brach die ganze Freiwilligen-Legion, welche seither eine militärische Gesetztheit beobachtet hatte, in ein einziges ungeheures Vivat aus; die Schützen setzten ihre Tschakos auf die Mündungen ihrer Büchsen und auf die Degenspitzen und schwenkten sie in der Luft; die vielen Orchester stimmten sämmtlich gleichzeitig das God save the Queen an, und die ungeheure Menschenmasse ließ ihr Hurrahrufen verstummen, um das Nationallied anzustimmen, welches Einige ganz zu Ende sangen, Andere aber vor Gemüthsbewegung nicht mehr hervorbrachten und daher ihrem Enthusiasmus lieber durch erneuerte Hochrufe Ausdruck gaben.

So endete die Musterung der Freiwilligen von den neuen Schützengilden; die Königin kehrte in ihren Palast zurück, die Freiwilligen marschirten ab und die Zuschauermenge verlief sich. In Zügen von etwa hundert Mann zertheilte sich das Heer der Freiwilligen, schon an sich selber groß, aber noch weit bedeutender in dem was es repräsentirte. Ich gestehe, der Eindruck, welchen ich von der Festlichkeit mit nach Hause nahm, war ein höchst feierlicher, achtungsvoller. Diese Briten in der neuen, ungewohnten Uniform und in der noch ungewohntern Zwangsjacke einer militärischen Gliederung, waren so ruhig und würdevoll, so imponirend und mit einem sichern Bewußtseyn ihres Zweckes aufgetreten, daß sie wider Willen Respekt vor der individuellen Tüchtigkeit und Selbstständigkeit, vor der angelsächsischen Thatkraft und Zähigkeit der Einzelnen, wie vor dem männlichen und muthvollen Sinne der Nation eingeflößt hatten, und ich mir sagen mußte: Es ist nichts Kleines, diese Leute auf ihrer

Inselveste anzugreifen. Allerdings lief bei Vielen auch etwas Ostentation und Bramarbasie unter, aber doch nicht in demselben Maße wie bei unsern seligen Bürgerwehren von Anno '48. Der Ausdruck des Ganzen war gesetzter, nüchterner, bewußter und gediegener, weniger am Aeußerlichen hängend. Den Leuten war es voller, heiliger Ernst mit ihrem britischen Patriotismus; vor der gemeinsamen Gefahr des Vaterlandes verschwanden die bürgerlichen, religiösen, gesellschaftlichen und politischen Gegensätze. Die Uniformen waren sehr verschieden, jedoch mit geringen Ausnahmen sehr einfach und meist von dunklen Stoffen; häufig jedoch von einem Schnitte, der nach den Begriffen unseres centraleuropäischen Festlandes nicht eben sehr martialisch und soldatisch war.

Nicht alle Zuschauer schienen jedoch meiner Ansicht zu seyn. In meiner Nähe stand ein alter Veteran mit Medaillen, ein Greis, der noch den spanischen Krieg mitgemacht haben mochte, und sich mir durch seinen reichen Dialekt als Irländer zu erkennen gab. Diesen schien die Freiwilligen-Legion gar nicht sehr zu erbauen. „Bah!" sagte er; „das ist lauter Schwindel! Diese schön gepntzten Hasenfüße laufen alle beim ersten Kartätschenschuß davon!" — „Aber beim zweiten und den folgenden werden sie stehen bleiben," erwiderte ihm ein wohlgekleideter Herr; „der gegenwärtige Napoleon ist nicht der alte Boney, und die heutigen Freiwilligen sind nicht diejenigen von Achtzehnhundert und drei."

Ein Herr mit Schnurr- und Knebelbart, dem Anscheine nach ein Franzose, wagte ein sarkastisches Lächeln über die defilirenden Freiwilligen und eine ironische Bemerkung; aber im Nu hatte er einen Schlag auf den Kopf weg, der ihm den Cylinder bis auf die Nase in's Gesicht trieb, und ein Stoß unter das Kinn und vor den Magen belehrte ihn, daß Albion für die Ehre seiner Söhne einstand; er drückte sich in die Masse hinein, weithin verfolgt von der Verdächtigung, als seye er ein französischer Spion.

Der aus London herausgebrochene Menschenschwarm strömte wieder dorthin zurück, und von Allen die der Festlichkeit angewohnt hatten, blieb niemand zurück, als der Höker aus Clerkenwell, der seine Bänke, Schragen und Fäßchen wieder auflud. Hie und da sah man einen Mann aus dem Volke, dessen Enthusiasmus und glühende Gefühle mehrfache Stimulationen aus der Schnapsflasche erfordert hatte, sich und seine nicht minder beladene aber noch enthusiastischere „Missis" wieder aus dem Staub oder Grase aufraffen und nach Hause schwanken. Endlich aber hatte sich der Park geleert, und ich selber schlenderte, müde vom Schauen und Wandern, nach Hause, wo ich gerade zur Theestunde ankam, um alle Hausgenossen ebenso müde, aber trotzdem voll patriotischem Stolze und ganz in high spirits um den Theetisch versammelt zu finden.

Ein Besuch in Leipzig.

Aus den Erinnerungen des verstorbenen Ed. Jerrmann.

Es war in Leipzig. Schüchtern pochte es an meine Thür. Auf mein kräftiges: Herein! öffnete sie sich langsam und herein bewegte sich eine Gestalt, halb schwebend, halb schwankend, von halb übergenialem, halb sehr gewöhnlichem Aeußern, deren stolzer Schwung des Hauptes einen grellen Gegensatz zu der ungraziösen, fast gedrückten Haltung des Körpers bildete. Nachdem ich die sehr demüthige Frage des Fremden, ob er mir wohl ein Gesuch vortragen dürfe, bejaht und ihn um seinen Namen ersucht hatte, nannte er mir denselben und zwar in einem seltsam zuversichtlichen, fast herausfordernden Tone, wobei er sich zugleich hoch aufrichtete, doch nur um unmittelbar darauf in die vorige gebeugte, beinahe verzerrte Haltung zurück zu sinken. Vermuthlich war die Aufmerksamkeit, mit der ich diese wunderlichen Geberden verfolgte, daran schuld, daß ich den Namen überhörte — oder wenn nicht überhörte, doch, als mir völlig unbekannt, sogleich wieder vergaß.

Ich bot dem Fremden einen Stuhl an, und da er einige Augenblicke zögerte, benützte ich dieselben, einen weiteren prüfenden Blick auf seine Erscheinung zu werfen.

Ein Jüngling von ungefähr zwanzig Jahren stand vor mir; die hagere, ja dürre Gestalt, die eingefallenen, blassen Wangen, die um seinen Körper schlotternden abgetragenen, dem Anscheine nach nicht für ihn gearbeiteten Kleider, boten ein Bild des Elends dar. Um sein abgemagertes Antlitz hing nachlässig eine Fülle blonden Haares, das jedoch seit langem schon einer ordnenden Hand entbehrte. In dem Gesicht selbst war nichts auffallend als eine hohe freie Stirn, und ein etwas tiefliegendes Auge, aus dem eine dunkle Gluth blitzartig hervorschoß. —

Ich hatte inzwischen meine Einladung wiederholt und so nahm er denn endlich Platz. Auch die Frage, worin ich ihm dienen könnte, mußte ich wiederholen, bis er endlich mit großer Befangenheit und fast tonloser Stimme einige abgerissene Worte hervorbrachte, wie —: „Ich komme — ich habe — sehen Sie, ich möchte gern — aufrichtig gestanden — aber Sie müssen meiner nicht spotten . . . ."

Glühendes Roth bedeckte dabei die noch vor Kurzem so todesbleiche Wange; der Körper war vorwärts gebogen und die Augen wurzelten am Boden. Eine ängstliche Pause erfolgte. Endlich hub ich von Neuem an: „Kann ich Ihnen dienen, so sagen Sie rund heraus, womit? Kann ich es nicht, werde ich es ebenso rund abschlagen; also keine Ceremonien!" —

„Recht!" rief er, und warf das Haupt in die Höhe, daß die ihn umwallenden Haare für einen Augenblick sein Antlitz verbargen; „recht! Wozu auch die Umstände? Hören Sie, Herr: ich will zum Theater gehen, und Sie sollen mich zum Hofrath Küstner führen, ich höre, Sie gelten etwas bei ihm." —

Nun waren Verlegenheit und Verstummen auf meiner Seite. Der Fremde bemerkte es sogleich. „Jetzt spielen Sie meine Rolle," rief er lachend, indem er auch keine Spur von Verlegenheit mehr verrieth: „nun ist's heraus, ich bin wieder unbefangen und kann Alles hören. Wollen Sie?"

„Ganz wohl," sagte ich, „aber wozu soll das führen? Sind Sie Schauspieler?"

— „Nein!" erwiderte er, „aber ich will es werden."

Der Entschluß, meinte ich, fordere Ueberlegung; der Stand habe seine Schwierigkeiten; das Theater wäre jetzt . . . .

„O, erzählen Sie mir doch nicht, wie das Theater beschaffen ist," rief er lebhaft, „das kenne ich durch und durch! Aber

eben weil ich es kenne, weil ich seine Verderbtheit durchschaut, seine völlige Entwürdigung ergründet, weil ich erkannt habe, daß es nur noch einen Schritt von dem bodenlosen Abgrund entfernt ist, der es auf ein Menschenalter lang verschlingen muß, deßhalb eben verfolgt mich schon seit Jahren die Idee einer Reorganisation der Bühne — und jetzt bin ich hier, den ersten Schritt zur Realisirung meiner Idee zu thun. Führen Sie mich zu Küstner!"

— „Ja, wie denn? habe ich Sie mißverstanden? ich glaube, Sie wollten zum Theater gehen?"

„Das will ich auch!" fuhr er auf, während Feuer aus seinen Blicken flammte, „das muß ich auch, und stemmte sich auch eine Welt von Hindernissen mir entgegen! Aber ich will nicht lange Schauspieler bleiben, nur so lange, um mir den nöthigen Credit bei meinen Kollegen und dem Bühnenchef verschafft zu haben, daß sie meinen Worten glauben, daß sie nach und nach fähig werden, in meine Idee einzugehen, den Weg zu betreten, den ich ihnen bezeichnen werde zur Wiederherstellung der Kunst, der wahren Kunst, von der man jetzt weder auf, noch vor der Bühne kaum eine schwache Ahnung mehr hat! Was ist denn die Schauspielkunst? Sagen Sie selbst, Sie, den ich achte — denn sonst käme ich nicht zu Ihnen — ist sie etwas Anderes als die albernste Unterhaltung, zu der alberne Direktoren einen albernen Zeittödtungsstoff wählen, den ein Haufen alberner Zuschauer beklatscht, weil das Ding ihm seinen Abend todtschlägt, ohne sein Gehirn zu belästigen? den eine Rotte alberner Menschen da oben verarbeitet, ohne selbst ihr Gehirn anzustrengen, deren Herr und Meister der Schneider ist, und deren höchste Fähigkeit sich darauf beschränkt, ihr Gedächtniß zu einem Spültrog zu machen, in den unsere albernen Tagesdichter das schmutzige Wasser ihrer unsaubern Hippokrene gießen? Das ist Eure Schauspielkunst!! Und wissen Sie auch, was sie seyn soll? Die erhabenste Schilderung der erhabensten Natur, der wahrste Widerschein der vollendetsten Lebenswahrheit, die Poesie der Natur, die sich aus der Prosa des Lebens flüchtet in die Brust weniger großer, erhabener Dichter, die das Leben zu schildern verstehen in seiner ganzen, jedem andern Erdensohne unerforschlichen Tiefe, die die Dämonen des Bösen aus der Menschenbrust heraufbeschwören und sie verkörpern vor unseren Augen als Folie und Gegensatz zu dem moralischen Werthe des Menschen, der in dem Kampfe mit dem Bösen erst seine göttliche Berechtigung darthut! Ja das soll die Bühne seyn! und erst wenn sie das ist, entspricht sie ihrem Beruf! Dazu aber," fuhr er fort, „gehört zweierlei: poetische Werke und poetische Schauspieler. Die Ersteren haben wir; die Letzteren müssen gebildet werden, damit wir jene genießen können. Das will ich dem Küstner sagen, der jetzt in zwei Wochen fünf mal den Clauren gab; ist das ein Repertoire? Bah, ein Repertoire! ein Speisezettel ist das; ein „Hotel de Wiburg" mit Austern und Champagner, ein „schwarzer Ochse" mit Rindfleisch und Kartoffeln; dann „Kartoffeln in der Schale", Kartoffeln ohne Schale, Kartoffeln gesotten, gebraten, geschmort! Ich wollte, der Küstner müßte alle die Kartoffeln selbst verspeisen, bis er endlich solchen Ekel davor bekäme, wie ich vor seinem Kartoffelrepertoire." —

— „Ich will," warf ich in einer augenblicklichen Pause dazwischen, „über Ihren Geschmack nicht mit Ihnen streiten. Auch zugeben selbst, Sie hätten Recht, woher nähmen Sie ein laufendes Repertoir, das jenem entspräche? Sollte, würde das Publikum alle Tage Shakespeare sehen?"

„Es sollte, ja! es würde!" rief er mit gellender Stimme, sprang auf und trat heftig auf seinen, neben dem Stuhl liegenden Hut, der davon flach wie ein Eierkuchen, noch den letzten Rest von Form einbüßte, der ihn einer Kopfbedeckung ähnlich machte; „es sollte, ja! es würde! Gebt ihn nur wie er es verdient, und je öfter man ihn sieht, desto öfter wird man ihn zu sehen begehren! Auch ist er nicht der Einzige, der die Bühne ausschließlich beherrschen soll: wir haben noch den Goethe, ja ich statuire selbst noch den Schiller, dem, trotz seiner Unnatur und Hypersentimentalität, ich sein Verdienst als Bühnenschriftsteller nicht streitig machen will. Und rechnen Sie die aufkeimende Generation etwa für nichts? glauben Sie, daß, wenn der Geschmack für wahre Poesie den afterpoetischen Schnickschnack der Kartoffelliteratur verbannt haben würde, sich nicht auch unter den jungen Talenten der Nation wahre Dichter bilden werden? Wer jetzt wahres Dichtertalent in sich fühlt, der wendet der Bühne mit Abscheu den Rücken, wirft sich dem Epos oder der Lyrik in die Arme, aber verdorrt ungesehen und unerkannt im staubigen Winkel einer Leihbibliothek. Das ist das Loos des w a h r e n deutschen Dichters, da haben Sie's!"

— „Ich werde Ihnen mein Mitleid aufbewahren, bis Sie mir diese verkannten Genies genannt, damit ich es dann direkt an ihre Adresse expediren kann," erwiderte ich etwas spöttisch.

„Haha! ihre Adresse!" kreischte er immer heftiger, „da haben Sie Ihren ganzen Stand charakterisirt! So seyd ihr Künstler! Ihr lest nichts! Ihr denkt nichts! Hell's Abendzeitung können Sie auswendig, darauf wette ich, und das Morgenblatt und Kuhn's Freimüthigen lesen Sie, aber der Name Immermann ist Ihnen unbekannt, nicht wahr?"

— „Immermann?" sagte ich, „nun, ich habe sein Thal von Ronceval gelesen; was ist's mit dem?"

„Nun?" rief er gespannt, „was sagen Sie zu dem?"

— „Das scheint mir ein schönes, jugendlich frisches Talent zu seyn; es ist viel Poesie in dem Mann, aber die Bühne wird er schwerlich je befruchten."

„Wird nicht?!" rief er gellend, und saß mit einem Sprung auf dem Tisch in der Mitte des Zimmers. „Wird nicht, sagen Sie?! Nun denn, ich sage Ihnen: das ist der Dichter-Mann des Jahrhunderts, in dem stecken fünf Schiller, drei Kleiste, ein Paar Goethe und ein riesengroßes Stück Shakespeare. Macht nur den Anfang, führt sein Thal von Ronceval nur auf, und ...."

— „Und laßt euch auslachen," fiel ich ihm in's Wort.

„Laßt euch auslachen," wiederholte er, vor Eifer ganz blau im Gesichte; „laßt euch auslachen! Ein rechtes Unglück, wenn ihr Herren von der Kunst zum Heil derselben ein halbes Jahr lang ausgelacht werdet! Was ist die Kunst? Ich hab' es Ihnen schon gesagt: eine große W a h r h e i t! Wo lebte je ein Herald der Wahrheit, der n i c h t verlacht worden wäre? Und wohl ihnen, wären sie nur immer mit dem Verlachtwerden davon gekommen! Verbrennen, schinden, kreuzigen laßt euch für die Kunst, wenn ihr wahre Künstler seyd, oder mindestens das im Busen tragt, was den wahren Künstler macht! Ihr Herren von der Theaterkunst habt's gut, ihr kommt mit dem Lachen davon und wie

lange währt auch das? Laßt euch in Gottesnamen auslachen, und seyd stolz darauf, ja werdet nur immer hartnäckiger mit jedem Gelächter! Je brutaler es ist, desto starrer, desto eisenköpfiger werdet ihr; laßt nicht nach, gebt das Stück morgen wieder, gebt's übermorgen noch einmal, allen Lachern zum Trotz, und so fort, acht Tage, vierzehn Tage lang, einen Monat immerfort — endlich hören sie doch auf zu lachen, oder bleiben weg, und räumen der Vernunft, der Denkkraft, dem wahren Gefühl, dem richtigen Geschmack das Feld! Von dem Tag an, wo ihr das erreicht habt, datirt sich dann die Reorganisation der Bühne, das Heil, das Erblühen der wahren Kunst."

— „Und wolltet Ihr es unternehmen," recitirte ich scherzend, „in unserem Reich dieß goldene ...."

„Ja!" unterbrach er mich, „bei allen Teufeln ja, das will ich! das ist mein Vorsatz! Und ich werde ihn ausführen! laßt mich nur erst bei der Bühne Fuß gefaßt haben! In einer Person Schauspieler, Dramaturg und ...."

— „Hüten Sie sich," fiel ich ihm in's Wort: „da beschleicht Sie ein arger Gedanke. Es ist nichts gefährlicher beim Theater als der Anschein, etwas mehr zu können als Komödiespielen; hinter Dem, der schreiben kann, wittert man auch sofort einen Recensenten, und die fürchten die Direktoren noch viel mehr als die Schauspieler. Und mit solchen Plänen soll ich Sie zum Hofrath Küstner führen? Gehorsamer Diener! Lieber brächt' ich ihm einen Elephanten in's Zimmer als einen Schauspieler, der von Dramaturgie träumt. Suchen Sie sich einen andern Kornak — ich will frühstücken ...."

Denn die lüsternen Blicke, mit denen er die aufgesetzten Speisen musterte, hatten mich aufmerksam gemacht, daß inzwischen der Frühstückstisch gedeckt worden. Er lehnte jedoch meine Aufforderung ab, indem er versicherte, er habe bereits gefrühstückt, — in jenem eigenthümlich outrirten Tone, der darauf berechnet ist, jeden etwa auftauchenden Zweifel kategorisch niederzuschlagen.

„Aber ein Glas Wein werden Sie doch nicht verschmähen?" fragte ich.

— „Ich habe schon ...." sagte er, während seine Augen seine Worte Lügen straften; „ich trinke nie über mein Maaß ...."

Ich aß und trank; er jedoch antwortete zerstreut, unzusammenhängend — offenbar war mein Frühstück daran Schuld und die Tantalusqual, die es ihm erregte. Obgleich keineswegs gesättigt, mochte ich die Pein doch nicht erhöhen, schellte und ließ abtragen. Da übermannte es ihn: „Ein Glas Wasser, bitte ich," sagte er, und während er sich der Karaffe bediente, griff ich nach der Weinflasche und so brachten wir ein Glas Gemischtes zu Stande, das er sich denn auch gefallen ließ. — Danach setzten wir unser Gespräch fort.

„Sie machen mir ordentlich bang vor dem Hofrath Küstner," sagte er, „ist er denn wirklich so schlimm?"

— „Nicht im Mindesten," erwiderte ich, „er ist der beste Mensch von der Welt."

„Also war es auch nur Scherz vorhin, daß Sie des Dramaturgen nicht gegen ihn erwähnen ....?"

— „Nein, nein," rief ich, „um des Himmels willen, das war völliger Ernst! Was ein richtiger Theaterdirektor ist, kann nun einmal nicht leiden, daß Literaten in's Bühnenregiment eingreifen; selbst schon die Kritik ...."

„Und doch," unterbrach mich der junge Mann mit großem Ernst, „sind Kritik und Kunst untrennbar. Wir abstrahiren wohl die Kritik von vollendeten Kunstwerken, aber in heimlicher Wechselwirkung baut sich wiederum ein Kunstwerk nur auf kritischem Grund. Was ist Schule anders als Kritik? und können Sie sich ein Kunstwerk, einen Künstler denken ohne Schule? Ich tolerire gar keinen Künstler als solchen, der nicht fähig ist, seine Leistung kritisch zu zersetzen. Deßhalb gerade, weil so wenig Kritik bei den Künstlern ist, sind so wenige Künstler bei der Kunst. Was Ihr leistet, ist summarisch Stümperwerk; das soll anders werden," setzte er begeistert hinzu, „wenn ich erst auftreten kann!"

— „Ja, **können**," sagte ich bissig; „ich besorge nur, daß Sie beim Auftreten sich auf Ihre eigenen Füße treten, einen um den andern ...."

„Ha!" rief er in hohem Tone: „da hab' ich Sie wieder! da sehe ich wieder den Schauspieler in Einem Wort, ganz baar, ganz nackt! Können — das ist Euer ewiger Refrain, das ist das A und O Eurer Kunst! Was ist denn Euer Können? Pah, gehen und stehen, die Arme rund und ohne Ecken halten, anständig sich benehmen, wie Ihr in unseren vornehmen Cirkeln es einer verzerrten, verschrobenen, kastrirten Natur ablauscht! Da freilich gilt ein graziöser Kratzfuß mehr als ein geistreicher Gedanke, eine elegante Haltung des Hutes mehr als eine originelle Idee. Da habt Ihr's! das ist Eure Welt, diese blasirte, diese verkümmerte, diese ausgetrocknete Welt, wo der Mensch schon vor der Geburt zum Affen verschnürt wird und zum Schwachkopf vertanzt! Da sucht Leidenschaften, da studirt Charaktere, da bildet Euch zu Künstlern — und wenn Euch Alles gelingt, habt Ihr dann Menschen gefunden? Nein, wenn Ihr das Höchste erreicht, so macht Ihr — Kartoffeln in der Schale! Es lebe Clauren! Clauren lebe! er ist der Mann des Jahrhunderts!!"

— „Aber Sie werden doch ....?"

„Lassen Sie mich ausreden, ich sage ...."

— „Aber ...."

„Lassen Sie mich zu Wort kommen!" schrie er, und sprang auf einen Stuhl, daß die Federn im Polster knarrten. „Ich sage Ihnen, Herr, ich, Herr, sage Ihnen, die wahre Kunst ist kein Spiel, das man mit Händen und Füßen, mit Knixen und affektirten Grimassen treibt! Das ist eine elende Hülle, ein abgetakeltes erbärmliches Flittergewand; die wahre Kunst bedarf dessen nicht — ein griechischer Körper ist nackt am schönsten. Laßt Euch Hände und Füße binden und spielt doch Komödie; die wahre Kunst hat mit dem Einen so wenig zu thun als mit dem Anderen; sie spielt einzig mit dem Geist, mit dem Herzen, und wo die sind, können sie des läppischen äußeren Krams entbehren, wo sie aber fehlen, da hilft er ihnen nichts. Sehen Sie hier," rief er flammend aus, während es mir schien, als höben sich die Haare auf seinem Haupte, „sehen Sie hier mich, ohne Schminke und Perrücke, mein ganzes Costüm dieser alte braune Rock, der schon ganz abgetragen und noch nicht halb bezahlt ist, sehen Sie mich an: mein Fuß hat noch nie eine Bühne betreten — soll ich Ihnen den Macbeth vorspielen?"

— „Um Gotteswillen ...."

„Sie glauben, ich kann das nicht, weil ich ungeschickt gehe, mich linkisch benehme? Aber wenn der Geist gewandt ist, Herr, und die Seele kühn, so ist die äußere Erscheinung eine Null, eine Seifenblase. Ich bitte, lassen Sie mich eine Scene aus dem Shakespeare spielen."

Ich war auf Alles gefaßt, ging an den Bücherschrank und zog einen Band des genannten Autors hervor. Er schlug ihn auf; es war Hamlet. Er las den berühmten Monolog: „Seyn oder nicht seyn ...."

Nun, das Ding machte sich. Er las richtig, mit Ausdruck, mit Verstand und Gefühl; er hatte vollkommen recht, gegen die geistige Auffassung und Wiedergebung ließ sich nichts sagen, auch fehlte nichts, als eben das künstlerische Element. Er saß, so störte mich seine Erscheinung nicht; die Hände flogen freilich wild genug umher, doch blickte ich, aufhorchend, darüber weg. Aber bei alledem ging ihm der eigentlich kunstgemäße Vortrag ab, die Inflexionen waren nicht rein, die Uebergänge schroff und gewaltsam, Schatten und Licht des Vortrags zu grell vertheilt, dem Ganzen fehlte jene harmonische geistige Ueberschattung, ohne welche die Seele kalt bleibt, selbst wenn auch der Geist befriedigt ist. Mehr als je erkannte ich, daß in dem dramatischen Vortrage doch noch Verschiedenes liegt, wovon sich unsere Kritik, wie sie gewöhnlich ist, nichts träumen läßt; ein mittelmäßiger Schauspieler, der am Shakespeare nur das ganz Aeußerliche erfaßt hätte, würde auf den Hörer dennoch einen ungleich größeren Eindruck gemacht haben.

Eben schloß er mit den Worten: „Sieh da, die schöne Ophelia!" — und schon glaubte ich, es wäre Alles überstanden, da er das Buch vor sich auf das Knie legte. Aber nein! hastig knöpfte er den Aermel seines Oberrockes auf, dann das Hemd, und arbeitete gewaltsam, beides bis zum Ellbogen hinauf zu streifen; dann griff er mit der linken Hand wieder nach seinem Autor, reckte sich gewaltig in die Höhe, hob den nackten rechten Arm hoch auf, und die gespreizten Finger schüttelnd, fing er im hohen Discant wahrhaft zu krähen an:

„Wie geht es Euch, mein Prinz, seit so viel Tagen?"

Da ich vor Erstaunen noch nicht zum Lachen kommen konnte, blickte ich ihn nur fragend an, worauf er mir erläuterte: „Das ist Ophelia!" — Und nun fuhr er fort, abwechselnd im Baß und im Discant, jedesmal bei Letzterem mit hoch erhobener Hand wackelnd, die Scene zwischen Hamlet und Ophelia bis zur Hälfte zu lesen, wo ich endlich ganz und gar überwältigt aufsprang und, mich vor Lachen schüttelnd, im Zimmer auf- und niederrannte.

Mit dem größten Gleichmuth legte er das Buch auf den Tisch und sagte trocken: „Sie verstehen mich nicht; Ihr Lachen kann mich nicht verletzen."

„Recht!" rief ich noch immer kichernd, „lassen Sie sich zum Besten und zum Heil der wahren Kunst auslachen, das ist mir lieber, als wenn es mich betrifft! Aber nur jetzt hören Sie auf, ich halte es wahrhaftig nicht länger aus ...."

Es ist etwas Eigenes um plötzliche, lebhafte Eindrücke. Bis dahin hatte mich der junge Mann interessirt, ich hatte um des mancherlei Vernünftigen willen, das er doch gesprochen, alle seine Extravaganzen übersehen; jetzt im Nu war das alles meinem Gedächtniß entschwunden, nichts war darin zurückgeblieben als seine Uebertreibungen, seine corrupten Ideen, seine schroffen Formen, und hoch über Allem wie eine Feuerkrone flackerte dieser nackte Ophelia-Armleuchter, mit den ausgespreizten fünf Fingern als eben so viele brennende Kerzen. — Er sprach noch allerhand, ich achtete wenig mehr darauf, setzte mich an den Tisch, schenkte Wein ein, bot ihm an; er dankte.

„Ich möchte Ihnen noch Etwas vorlesen," sagte er endlich.

— „Immerhin," erwiderte ich, und konnte mich schon wieder des Lächelns nicht erwehren; „jetzt komme was da will, ich habe mein Theil; wollen Sie etwa den Macbeth?"

„Nein," sagte er sehr ernst. „Ich denke jetzt an einen vaterländischen Dichter; was halten Sie von Goethe?"

— „Und das soll ich Ihnen hier mit zwei Worten erklären?" erwiderte ich halb spöttisch, halb verdrießlich.

„Nicht doch, ich wünschte nur von Ihnen zu wissen, welchen seiner Charaktere Sie für den vollkommensten halten?"

— „Der rein menschlichste ist sicher der Mephisto," sagte ich scherzend.

„Nein, lassen Sie den Scherz — welchen?"

— „Nun, Werther's Lotte."

„Sie hören nicht auf meiner zu spotten," sagte er etwas empfindlich, „weil ich Ophelia ein wenig decolletirt habe. Und doch that ich das nur aus Galanterie gegen Sie, um den Kunstbegriffen ihres Standes etwas durch unterscheidendes Costüm zu huldigen."

— „Mein Stand betrachtet Sie als meinen Gast," gab ich zurück; „trinken Sie und — denken Sie sich meine Antwort."

Mit großer Gutmüthigkeit reichte er mir die Hand. „Mit mir müssen Sie das nicht so genau nehmen," sagte er; „ich will keinem Kinde wehe thun, geschweige Ihnen. Da, schlagen Sie ein, und wenn Sie nicht mehr zürnen, leere ich ein Glas auf Ihr Wohl."

Der Friede war hergestellt, aber ich fühlte mich auch allmählig gelangweilt, nur weil ich nicht anders konnte, ohne geradezu unhöflich zu werden, füllte ich die Gläser. — — Er stieß an und fuhr fort: „Wir wollen hier nicht ein Langes über Goethe sprechen; ich will nur sagen, daß dieses schöpferische Genie bei allen seinen poetischen Gebilden doch mehr oder minder eine gewisse Gattung von Menschen repräsentirte. Sehen Sie seinen Orest und Götz, seinen Egmont und Tasso. In Faust allein hat er gleichsam die ganze Menschheit individualisirt. Ich kenne keinen Charakter weiter, der sich diesem an die Seite stellen ließe — und doch weiß ich einen, der, ihm schroff gegenüber gestellt, gerade in seinem Gegensatze, wenn auch nur in materieller Weise, fast seinen Werth erreicht: Don Juan."

„Viel zu schöne Musik für solchen liederlichen Burschen," sagte ich frostig, und in der That nur um überhaupt etwas zu sagen.

— „Was?" rief er auffahrend, „auch Sie verkennen die Tiefe dieses Charakters?! Lassen Sie sich sagen ...."

Aber schon war meine Langeweile in offenbare Mißstimmung übergegangen. „Ich bitte," sagte ich, „verschonen Sie mich hier zu hören, was ich bereits anderwärts in Callot's Manier geschildert fand."

„Sie haben keine Reminiscenzen aus Hoffmann zu befürchten," erwiderte der Fremde, „ich gestehe Ihnen sogar, daß ich die Phantasiestücke seit ihrem Erscheinen nicht mehr las, und auch damals nur flüchtig und ohne hinlängliches Verständniß. Nein, ich will nur sagen, daß dieser Charakter auf mich stets einen überwältigenden Eindruck gemacht hat, und daß ich lange Zeit glaubte, weder Goethe's Faust noch Mozart's Don Juan könnten jemals übertroffen werden ...."

— „Der Meinung bin ich heute noch," sagte ich trocken.

„Ich nicht!" rief er, indem die frühere Gluth wieder in ihm aufflammte; „ich nicht, bei Gott! Ich weiß einen Stoff, der, mit gleichem Genie bearbeitet, noch etwas Vollkommeneres zu Tage fördern müßte ...."

— „Und der wäre?" fragte ich gähnend.

„Ein Verein Beider," kreischte er; — „Don Juan und Faust."

Ich sah wieder Ophelia mit dem nackten Arme und sagte gelangweilt und boshaft: „Freilich, das wäre eine Aufgabe für Sie!"

Wie ein Pfeil schoß er vom Stuhle und auf mich los; er hatte von der Ironie in meinen Zügen, von dem Hohn in meiner Stimme nichts bemerkt, er hatte nur die Worte gehört. Dicht vor mir stehend faßte er mit beiden Händen meine Schultern und schrie mir zu: „Scherz oder Ernst, Sie haben es getroffen, so ist's! Es ist keine Aufgabe für mich, sie war es — denn ich habe sie gelöst!!" Damit riß er den Rock über der Brust auf, und ein Haufen Manuscripte rollte auf die Erde. Er ergriff eines der Hefte, setzte sich zum Tische und las.

„Es kommt gar nicht auf den Zusammenhang an," sagte er munter, „es ist viel Tolles darin, aber das thut nichts — Natur! Natur! Da erscheint uns auch Manches bunt und durcheinander wie der Wust von Papieren hier, und doch welche heilige Ordnung im Ganzen, welch' ewiges Gesetz, nach dem sie gestaltet und zerstört! Hören Sie denn! Hier sprengt der Teufel über das Straßenpflaster von Köln, daß das Roß ein Hufeisen verliert — nein — diese Scene ist besser — hier, zwischen Faust und Don Juan ...."

Und nun fing er zu lesen an — immer freier, immer leichter wurde sein Vortrag, der Mensch war wie umgewandelt: statt der dunklen Gluth strahlten seine Augen jetzt ein mildes, erwärmendes Feuer, hohe Röthe färbte die Wangen, seine Muskeln spannten sich, er stand auf, seine Gestalt gewann an Würde, an Adel. Sein ganzes Benehmen war verwandelt; in einzelnen Pausen griff er ungenirt nach dem Glase, schenkte sich wiederholentlich ein, setzte sich, stand wieder auf, that einige Schritte, beugte sich über den Tisch und nahm wieder Platz. Der Inhalt war des Vortrags würdig; eine Fülle seltener, eigenthümlicher Gedanken rollte wie ein Strom von seinen Lippen, kühne Bilder jagten sich wie phantastische Gestalten, vom Wirbelwind gehetzt, vor meinen Augen auf und nieder. Ja, hier waren Natur und Wahrheit verkörpert in der edelsten Form der Poesie! — Stumm und staunend hörte ich ihm eine Stunde lang zu. Ueberraschung und Freude wechselten in meinem Innern und eine tiefe Beschämung durchbebte meine Brust. Er hatte einen Akt geendet; erschöpft hielt er inne und langte nach dem Glase. Ich holte tief Athem, unwillkürlich hingerissen, stürzte ich in seine Arme. —

In angeborner Ungeschicklichkeit wankte er, goß sich den Rothwein über das Nankingbeinkleid und ließ das Glas in Scherben zur Erde klirren.

Ich riß den Morgenrock ab und kleidete mich an, ohne an eine Entschuldigung weiter zu denken.

„Sie wollen fort?" sagte er, „schade, ich hätte Ihnen so gern noch einen Akt vorgelesen — da, nur diese tolle wirre Scene noch ...."

— „Nein," rief ich, „das wäre Verschwendung! Wen kennen Sie hier in der Stadt?"

„Du lieber Gott," erwiderte er, „meinen Gastwirth in der Grimma'schen Vorstadt 'zur goldenen Gans', und ein paar Studenten, mit denen ich in der Kneipe speiste —"

„So kommen Sie, ich will Sie schnell bekannt machen! Zu Küstner kann ich Sie nicht führen, der findet den Schauspieler nicht heraus: denn der steckt nicht in Ihnen. Aber Sie sollen sogleich einen Mann sehen, der in Ihnen den Poeten nicht verkennen wird ..."

Zehn Minuten später eilten wir über den Universitätshof zu meinem unvergeßlichen Freunde Amadeus Wendt. „Herr Professor," sagte ich, dem liebenswürdigen, freundlichen Manne den jungen Menschen vorstellend, „hier bringe ich Ihnen ein poetisches Genie: etwas corrupt, etwas verdreht, etwas überspannt, aber dennoch Genie. Er ist fremd hier, nehmen Sie sich seiner an; lassen Sie sich einen Akt von dem tollen Zeug da vorlesen, und empfiehlt ihn das nicht, finden Sie darin nicht Material zu einem großen Dichter, so nennen Sie mich den größten Narren, der da lebt." — Fort war ich.

Mein guter Amadeus Wendt hörte ein Stündchen aufmerksam zu. Acht Tage später war sein Schutzbefohlener das Gespräch der ganzen Stadt, die Zierde aller literarischen Cirkel...

Das war in Leipzig im Jahre 1822, und der junge Mann, dessen Namen ich überhört hatte, hieß Christian Grabbe.

Aphorismen.

Sir J. Romilly rühmte von sich, der größte Gewinn und Vortheil, den er während seines ganzen Lebens erfahren habe, seyen die richtigen Beobachtungen und Bemerkungen, die guten und gesunden Ansichten edler Frauen und die sanfte aufrichtige Ermunterung und Ermuthigung von Seiten liebenswürdiger und gefühlvoller Frauen gewesen.

☞ Notiz für unsere geehrten Leser!

Wegen Andrangs von Stoff erscheint die Fortsetzung der „Stiefkinder" erst im sechszehnten Heft, und von da an in ununterbrochener Folge.

Für die Redaction verantwortlich: Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

Marie.

Novelle aus dem Volksleben.

Von A. Beneke.

1.

„Wie ich Dir schon mehrere Male gesagt habe, Traugott, Du führst die armselige Marie ganz gewiß nicht als Ehefrau hier auf den Tannenhof. Wir wollen doch einmal sehen, wer Herr im Hause ist, Du oder ich; das wär' mir eine schöne Wirthschaft: ich, die Herrin, könnte mich dann wohl auf die Leibzucht in das armselige Nebenhaus zurückziehen, während der Herr Sohn sich mit dem Fräulein von Habenichts hier in den schönen Hof setzte und herrlich und in Freuden lebte. Nein! ein für alle Mal, ich lege das Kleid nicht eher ab, als bis ich mich zur Ruhe begebe, und das wird, so Gott will, wohl noch eine geraume Zeit dauern. Und am wenigsten würde ich es solcher Betteldirne halber thun. Ich soll den Hof hier wohl zu einer Bettelherberge machen? nein, für diese mir zugedachte Ehre muß ich denn doch freundlichst danken. Kenne das schon mit der Karoline, Deiner Schwester — heirathet gegen meinen Willen einen armen Taglöhner, der Mann stirbt, jetzt liegt mir dieselbe mit 'nem Kinde wieder auf der Tasche; schöne Wirthschaft das! Zum letzten Mal, Du heirathest die reiche Müller's Rieke in Windhausen, lernst das Mahlgeschäft und übernimmst demnächst die Mühle. Ich habe schon Alles mit der alten Müllers-Wittwe, Riekens Mutter, abgemacht, sie willigt mit Freuden ein, und Du wirst ihr Schwiegersohn. So, jetzt weißst Du, wie Du daran bist."

— „O Mutter, ich bitte Dich, laß Dich erweichen —"

„Nein, ich würde Dich eher vom Hofe weisen, ehe ich in die von Dir gewünschte Heirath willigte."

— „Nun gut, Mutter, Du kannst mich vom Hofe weisen, kannst mich enterben, aber Du kannst mich bei alledem nicht hindern, die Marie zu meinem Weibe zu machen. Und sollt' ich unser täglich Brod erbetteln, wie gern thät' ich's für sie, die Holde, die liebe Gute! O, Mutter, ich beschwöre Dich, gib nach, nimm Marie als Tochter auf, thu's Deinem einzigen Sohne zu Liebe, schlag ihm nur diese Bitte nicht ab!"

„Traugott, mach' mich nicht zornig, es bleibt bei dem, was ich gesagt habe."

— „Mutter, ist das Dein letztes Wort?"

„Mein letztes!"

— „Nun, so trage denn auch die Folgen Deiner Härte."

Mit diesen Worten eilte Traugott, die Thür heftig hinter sich zuschlagend, fort.

Der eben beschriebene Auftritt trug sich in dem Tannenhofe, einer reichen Bauernbesitzung des norddeutschen Dorfes Liebenau, zu.

Die Mutter Traugott's war Wittwe. Als blutjunges Mädchen ward sie mit dem reichen Tannenhofbauer verheirathet. Von Liebe war bei dieser Heirath wenig die Rede, denn in der Regel kennt der norddeutsche Bauer die Liebe nur vom Hörensagen. „Geld" ist der Talisman, um den sich bei ihm Alles dreht. Die Eltern des Tannenhofbauers und die Eltern der Braut, Bauersleute aus einem nahe gelegenen Dorfe, verabredeten unter einander die Bedingungen der Heirath, damit war Alles abgeschlossen, die Brautleute wurden dabei weiter gar nicht in Betracht gezogen. Die Heirath fand Statt.

Der Tannenhofbauer war ein stiller, friedfertiger Mann, arbeitete von Morgens früh bis Abends spät, ging jeden Sonn- und Festtag zwei Mal in die Kirche, und die Tannenhofbäuerin konnte mit ihm wohl zufrieden seyn. Das Regiment fand sich dabei in ihren Händen, sie hatte die Aufsicht über die Knechte und Mägde, führte die Rechnung, und Alles in der Wirthschaft ging nur durch ihre Hände. Der Mann war in dieser Beziehung eine reine Null, und fand sich auch sehr bald darein.

Dem Ehepaare wurden zwei Kinder geboren, eine Tochter, die obengenannte Karoline, und ein Sohn, Traugott. Erstere war das Ebenbild des Vaters, still und harmlos ging sie ihres Weges dahin, gegen jedermann freundlich und liebreich; dagegen artete Traugott ganz auf die Mutter, stolz, trotzig, aufbrausend, und es kam zwischen Mutter und Sohn oft zu heftigen Auftritten.

Im Laufe der Zeit hatte sich die Tochter mit einem geschickten aber armen Glashüttenarbeiter verheirathet. Freilich hatte die Mutter lange gegen diese Heirath geeifert, aber da Karoline sehr zart und schwächlich war, so daß bei der Weigerung das Schlimmste zu befürchten stand, willigte sie endlich ein. Im ganzen Dorfe gab es kein glücklicheres Ehepaar als dieses. Ein hartes Wort fiel zwischen demselben niemals vor, gegenseitig suchten sie sich ihre Wünsche an den Augen abzusehen. Dabei hatten sie ihr bescheidenes Auskommen, die Frau nähte und strickte für Fremde und ihrem Glücke schien nichts zu fehlen, als ihnen nach einigen Jahren eine Tochter geboren ward. Doch der Mensch denkt, Gott lenkt. Der Mann wurde plötzlich von einer Erkältung befallen; kräftig, wie er war, nahm er die Krankheit nur zu leicht, schonte sich nicht, aus der Erkältung wurde ein Nervenfieber, von Tage zu Tage wurde er schwächer und nach wenigen Wochen lag der noch kurz vorher so lebensfrische und lebenslustige Mann auf der Todtenbahre.

Der Schmerz der Wittwe war grenzenlos; mit Gewalt mußte sie von dem Todten fortgezogen werden. Kurz nach dem Begräbnisse des Gatten verfiel auch sie in ein hitziges Fieber, und nur der sorgsamsten Pflege im Vaterhause hatte sie es zu danken, daß sie nicht eine Beute des unerbittlichen Todes ward.

Nach ihrer Genesung blieb sie im Elternhause, da ihr der Gatte auch nichts hinterlassen hatte, und die Mutter es durchaus nicht dulden wollte, daß ihre Tochter, das Kind des reichsten Bauern, für die übrigen Dorfbewohner arbeitete, um sich ihren Unterhalt dadurch zu verdienen.

„Ja," meinte sie, „früher als Frau des armen Arbeiters war das ganz etwas Anderes, aber jetzt — keine Widerrede — jetzt bleibst Du hier im Elternhause."

Karoline blieb. Still floß ihr Leben dahin. All' die Liebe, welche sie früher an ihren Gatten verschwendet hatte, übertrug sie jetzt auf ihr Kind, das Ebenbild des so früh Dahingeschiedenen. Indeß zu stolz, den Eltern zur Last zu fallen, arbeitete sie auf dem Tannenhofe gleich der niedrigsten Magd. —

Traugott war in seiner Jugend der wildeste Bursch des Dorfes. Kein Schabernack wurde gespielt, Traugott hatte bei der Ausführung mitgewirkt, keine Rauferei, Traugott war dabei.

Wie oft kehrte er mit durchbläutem Rücken und mit zerschundenem Antlitz heim! Die Mutter mochte predigen so viel sie wollte, es half nichts, ja sie konnte selbst zur Ruthe greifen: derselbe Erfolg. Traugott nahm die Züchtigung hin, ohne daß sie ihm nur eine Thräne entlockte, nur schüttelte er nach Beendigung derselben seine Jacke, gleichsam um die soeben empfangenen Prügel damit abzuschütteln.

So hatte er das zwölfte Jahr erreicht, als plötzlich zum Erstaunen sämmtlicher Dorfbewohner eine merkwürdige Veränderung mit ihm vorging.

Um diese Zeit war nämlich ein alter Mann aus der nahe gelegenen Stadt mit seiner Enkelin, einem Kinde von zehn Jahren, in's Dorf gekommen, um seine letzten Lebenstage in ländlicher Abgeschiedenheit in Ruhe und Frieden hinzubringen. Er war Beamter gewesen und der dürftige Ruhegehalt, den er bezog, reichte eben hin, ihn und seine Enkelin vor Mangel und Nothdurft zu schützen. Er miethete sich in dem Dorfe ein, sich ausschließlich mit der Erziehung des Kindes beschäftigend, mit den Dorfbewohnern in wenig oder gar keine Berührung kommend.

Kurz nach seiner Ankunft hatte unser Traugott einen neuen Schabernack im Sinne. Die Bauernfrauen waren nämlich des Abends beschäftigt, ihre am Tage vom Felde heimgebrachten Früchte vor dem Hause zu reinigen, um solche dann am folgenden Morgen nach der Stadt zum Verkaufe zu bringen.

Eines Abends begab sich Traugott nun zu einer der Frauen, knüpfte mit derselben ein Gespräch an, befestigte dabei einen Faden an den Tisch, auf dem die Früchte lagen, ging dann, der Frau listig lächelnd einen guten Abend wünschend, davon und band das andere Ende des Fadens alsdann an das Rad eines zur Abfahrt bereit stehenden Wagens. Als sich kurz darauf letzterer in Bewegung setzte, fiel natürlich der Tisch mit sämmtlichen darauf liegenden Früchten um, und die ganze Arbeit der Bäuerin war vergeblich gewesen. Zugleich erhob sich hinter dem Zaune ein schallendes Gelächter und eilig sah man den Thäter davonlaufen.

„Pfui, das war schlecht!“ ertönte plötzlich eine Stimme neben dem Davoneilenden. Rasch wandte dieser seinen Kopf zur Seite, aber wie groß war sein Erstaunen, als er in der Ruferin die kleine Marie, die Enkelin des alten Beamten, erkannte. Mit aufgehobener Rechten stürzte er auf sie zu, um sie wegen dieser Worte zu strafen.

„Schlage nur zu und vergrößere dadurch Dein Unrecht,“ mit diesen Worten blickte ihm die Kleine ruhig in's Antlitz. Mit aufgehobener Hand blieb er vor dem Kinde stehen, blickte sie, ohne ein Wort zu sagen, an, und eilte plötzlich spornstreichs seinem elterlichen Hause zu.

Am andern Morgen begab er sich zu der Bäuerin, der er den Schabernack gespielt, und bat mit Thränen in den Augen dieselbe um Verzeihung.

Von diesem Tage an schrieb sich das Verhältniß zwischen Traugott und Marie. Da Ersterer in den Schulkenntnissen sehr zurück war, so übernahm es die kleine Marie, mit ihm das Fehlende nachzuholen und es bot einen eigenen Anblick, die beiden Kinder zu sehen, die Kleine als Lehrende, den großen Jungen als Lernender.

Da Traugott einen offenen Kopf hatte, so hatte Marie ihm bald ihr sämmtliches Wissen beigebracht. Leicht ließ sich deßhalb der alte Beamte bewegen, den Unterricht der Beiden gemeinschaftlich fortzusetzen.

Von diesem Zeitpunkte an isolirte sich Traugott gänzlich von seinen alten Kameraden, seine freie Zeit nur bei Marie und deren Großvater zubringend. Der Alte war auch ganz dazu geschaffen, die Kinder an sich und seinen Unterricht zu fesseln. So oft es das Wetter gestattete, unternahm er mit ihnen kleine Ausflüge in die benachbarte Gegend und setzte dann bei diesen Spaziergängen gewöhnlich den Unterricht fort, auf solche Weise das Angenehme mit dem Nützlichen verbindend. —

Traugott und Marie waren so in das Alter, welches die Grenze der Kindheit bildet, gekommen, als plötzlich der alte Beamte starb. Kurz vor seinem Tode rief er die Beiden an sein Bett: „Meine Lieben,“ begann er, „ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht —“

„Nein, nein,“ unterbrach ihn weinend Marie, „das kann Gott nicht wollen! er ist so liebreich und gut, er nimmt Dich noch nicht von hinnen, er läßt Dich noch bei uns auf Erden.“

— „Weine nicht, Marie, ich weiß, daß ich sterben muß, meine Kräfte schwinden immer mehr, bald werde ich vor dem Throne des ewigen Richters stehen. Ich würde ja auch so freudig sterben, wenn ich nur Dich, meine Marie, armes Kind, versorgt wüßte. Traugott, Dir empfehle ich die nach meinem Tode Verlassene; sey Du ihr Bruder, stehe ihr schützend und helfend zur Seite, wenn ich nicht mehr bin.“ Weinend versprach es Traugott dem Sterbenden.

Hierauf segnete der Alte die Kinder und schlief sanft ein, um nicht wieder zu erwachen. — Einige Tage später ward er beerdigt.

Marie kam nun auf den Tannenhof, da Traugott es bei der Mutter durchgesetzt hatte, daß sie seine Jugendgespielin aufnahm.

2.

Jahre vergingen. Traugott war jetzt zum Manne, Marie zur lieblichen Jungfrau gereift. Die geschwisterliche Zuneigung, die sie zu einander hegten, hatte sich nach und nach, ohne daß sie selbst etwas davon ahnten, in Liebe umgewandelt. Als daher eines Abends die Tannenhofbäurin zu ihrem Sohne sagte: „Hör', Traugott, da die Marie ein armes Mädchen ist und sie daher einen Dienst als Magd suchen muß, so habe ich mich für sie nach einem solchen umgesehen und auch einen gefunden: die Buchenbäuerin will Marien, da sie eine anstellige und fleißige Dirne ist, gerne zu sich als Magd nehmen, Du kannst also das Mädchen davon benachrichtigen.“

„Wie?“ rief Traugott bestürzt, „Marie soll vom Tannenhofe, soll einen Dienst als Magd nehmen?“

— „Nun ja, was hast Du denn dabei zu erinnern?“

Still schlich sich Traugott aus dem Zimmer. Jetzt fühlte er erst, wie lieb und werth ihm Marie geworden war, daß er nicht von ihr lassen und sie und keine Andere sein Weib werden könnte.

Vor der Thür begegnete er ihr.

„Mein Gott, Traugott, wie sind Deine Blicke so trüb! was ist Dir zugestoßen? warum blickst Du mich so wehmüthig an?“

— „Ach, Marie, man will uns trennen!"

„Trennen?"

— „Ja, meine Mutter will, daß Du Dich als Magd bei der Buchenbäuerin verdingst."

„Wenn Deine Mutter befiehlt, Traugott, so muß ich wohl gehorchen."

Thränen umschleierten bei diesen Worten die Augen des Mädchens.

„Nein," rief Traugott stürmisch, „Marie, nein, ich lasse Dich nicht, ich könnte das Leben ohne Dich hier auf dem Hofe nicht aushalten, denn ich liebe Dich, Marie, liebe Dich mit der ganzen Glut meines jungen Herzens; ohne Dich würde ich zu Grunde gehen."

Bei diesen Worten preßte er das erröthende Mädchen an seine Brust, den ersten Kuß auf ihre keuschen Lippen drückend.

„Traugott," hub Marie, sich aus seiner Umarmung windend, an, „ja, auch ich liebe Dich, liebe Dich, wie nur ein Mädchen lieben kann, aber bedenke, wird Deine Mutter, die reiche Bäuerin, je unsere Liebe billigen, wird sie mich, das arme Mädchen, je zur Tochter annehmen?"

— „Ja, Marie, sie wird es, sie wird ihren einzigen Sohn durch die Weigerung zu unserer Verbindung nicht unglücklich machen wollen, und selbst durch ihre Weigerung könnte sie mich nicht abhalten, Dich zu meiner Gattin zu machen, denn Vater und Mutter würde ich verlassen, um Dir anzugehören."

„Nein, Traugott, nein, ohne die Zustimmung Deiner Eltern kann ich niemals Deine Gattin werden," fiel ihm Marie ernst in's Wort; „darum, Theurer, eile jetzt zu Deiner Mutter, mache ihr unsern Wunsch kund und laß uns Gott das Weitere anheimstellen."

Am Abend desselben Tages traf Traugott mit seiner Mutter im Zimmer zusammen. Als die Mägde hinausgegangen waren und er sich mit ihr allein befand, hub er plötzlich an:

„Mutter, ich will mich verheirathen!"

Erstaunt wandte sich die Bäuerin um.

„Was willst Du?"

— „Ich will mich verheirathen!"

„Nun, und wen willst Du denn auf den Tannenhof als Bäuerin führen? die reiche Elise, oder wohl gar des Müller's Rieke?"

— „Ach, Mutter, schweig' mir von denen! sie reichen Der, die ich mir auserwählt, ja nicht das Wasser."

„Ei, da wäre ich doch begierig, Deine Auserwählte kennen zu lernen."

— „Sie lebt in Deiner unmittelbaren Nähe, es ist Marie."

„Was," schrie die Bäuerin, kirschroth vor Zorn, „die Betteldirne sollte meine Tochter werden? nun und nimmermehr!"

Rasch verließ sie das Zimmer, Traugott mit seinem Schmerze allein lassend.

Kurz darauf trat Marie in's Zimmer. Still schritt sie auf Traugott zu.

„Ich muß gehen," sagte sie wehmüthig, „Deine Mutter hat mich aus dem Hause gewiesen."

— „Dich aus dem Hause gewiesen?" fuhr Traugott wild auf. „Nun gut, so gehe, Marie, aber auch ich verlasse mein Elternhaus, wo mir ohne Dich ja doch keine Freude blüht, und mag meine Mutter dann auch die Folgen ihrer Härte tragen."

„Nein, Traugott, nein, das wirst Du nicht thun, ich werde einer Mutter ihren einzigen Sohn nicht rauben; ich werde den Tannenhof verlassen und den Dienst bei der Buchenbäuerin annehmen; darum laß uns auf den Herrn bauen, vielleicht daß er im Laufe der Zeit den harten Sinn Deiner Mutter ändert, denn, Traugott, wie ich Dir schon einmal gesagt, ohne den Willen Deiner Eltern werde ich nie Deine Gattin."

Traugott versuchte noch sie zu überreden, ihren Entschluß nicht auszuführen, aber vergebens, das Mädchen blieb standhaft.

Am folgenden Morgen verließ sie den Tannenhof. Die Bäuerin sagte ihr beim Abschiede kein Wort, wandte ihr vielmehr rasch den Rücken.

Bei der Buchenbäuerin, einer schon bejahrten Wittwe, ward Marie freundlich aufgenommen. Da dieselbe kinderlos war, so ward das Mädchen bei ihr fast als Kind des Hauses angesehen, die Bäuerin übertrug ihr die Leitung des ganzen Haushalts. Des Abends kam Traugott dann gewöhnlich auf den Buchenhof, und die Zeit verstrich den Dreien dann rasch in traulichen Gesprächen.

Mariens Schönheit entfaltete sich jetzt von Tag zu Tag mehr und es gab manchen Bursch im Dorfe, der sie gern als Herrin in sein Haus geführt hätte, wenn sie nur nicht so sehr kalt gegen jeden derselben gewesen wäre.

Unter ihnen zeichnete sich besonders Einer aus, der Sohn des reichen Brandelbauern, Kaspar, ein widerlicher, grundschlechter Bursche, auf dessen von Blatternarben zerrissenem Gesichte beinahe jedes Laster seinen Stempel gedrückt hatte. Auf Schrit und Tritt verfolgte er das arme Mädchen, sie fortwährend mit seinen Heirathsanträgen belästigend; ja er hatte es selbst schon gewagt, Marie auf dem Buchenhof heimzusuchen; aber da war er schön angekommen, denn obgleich die Buchenbäuerin schon alt und schwach war, so hatte sie dennoch ein sehr gutes Mundwerk, und mit diesem trumpfte sie denn den Burschen gut ab, ja sie drohte ihm sogar, wenn er sich noch einmal auf dem Hofe blicken ließe, ihn dann mit den Hunden davon jagen zu wollen.

Kaspar kam nun auf den Gedanken, Marie liebe gewiß schon heimlich einen Burschen des Dorfes, weßhalb sie alle übrigen Freier zurückweise. Er legte sich deßhalb eines Abends bei dem Buchenhofe auf die Lauer, um den Begünstigten kennen zu lernen. Grimmig ballte er seine Fäuste, als er Traugott kommen und in den Buchenhof gehen sah. Leise schlich er sich an die Fensterladen der Wohnstube, blickte durch eine Spalte und sah, wie Traugott von Marie mit einem Kusse empfangen ward. „Sind wir schon so weit? nun warte, mein Täubchen, Dich wollen wir schon zahm machen," murmelte er.

Leise davon eilend, verschwand er bald im Dunkel der Nacht.

Das Verhältniß dauerte so längere Zeit fort, als plötzlich auf dem Tannenhofe ein Trauerfall eintrat; der Bauer ward zu seinen Vätern heimgerufen. Erhitzt vom Felde heimkehrend, fiel er, vom Schlage getroffen, todt auf der Schwelle seines Hauses nieder. Die Bäuerin betrauerte ihn aufrichtig, denn obgleich sie ihn nie geliebt, so hatte sie ihn doch in der langen glücklichen Zeit ihrer Ehe achten und schätzen gelernt. Die Kin-

der wurden von dem Todesfalle weniger betroffen, da sie mit dem Vater wirklich zu wenig in Berührung gekommen waren, um große Liebe für ihn zu hegen.

Die Bäuerin war nun unumschränkte Herrin des Tannenhofes, da der Verstorbene sie durch seinen letzten Willen zur alleinigen Erbin eingesetzt hatte. Nur von ihr hing es jetzt ab, ob Traugott je Herr des Hofes ward. Wie wenig Aussicht war daher nunmehr für die Liebenden vorhanden, und Traugott wäre schier verzweifelt, wenn Marie ihn nicht getröstet und ermuthigt hätte.

Der Bäuerin ward es aber jetzt selbst einsam auf dem großen Hofe und sehnlichst wünschte sie daher, daß Traugott sich verheirathete. Sie spielte öfter bei ihrem Sohne darauf an, mußte indeß immer bald wieder davon abbrechen, da Traugott auf alle Gespräche dieser Art niemals einging.

Endlich ward denn die Bäuerin dieses langen Zögerns überdrüssig und als sie sich daher eines Morgens mit ihrem Sohne allein befand, hub sie plötzlich an: „Traugott, Du bist jetzt in dem Alter, in dem Du wohl an eine Verheirathung denken kannst; ich frage Dich, hast Du schon gewählt?"

Erstaunt blickte der junge Mann seine Mutter an.

„Mutter," begann er ernst, „ich denke, Du weißst, daß, wenn ich mich je verheirathe, nur Marie mein Weib wird, keine Andere; o Mutter, ich bitte Dich wiederum, laß Dich erweichen, gib nach, laß . . . ."

Er sprach nicht weiter, seine Mutter hatte rasch das Zimmer verlassen, in diesem Punkte schien sie unerbittlich zu seyn.

Kurze Zeit darauf sah man sie in ihrem Korbwagen nach dem benachbarten Windhausen fahren, von wo sie erst spät Abends heimkehrte.

3.

Die Zeit des Schützenfestes war herangekommen, ein Fest, nach welchem sich der norddeutsche Bauer und namentlich die jungen Bursche und Dirnen das ganze Jahr hindurch sehnen. Das Fest schien dießmal recht glänzend werden zu wollen. Eine ganze Woche vor Beginn desselben nahmen die Vorbereitungen schon ihren Anfang. Mehrere große Zelte wurden errichtet, und unter diesen zeichnete sich besonders das eine aus, das Tanzzelt. Im Innern ganz mit Kränzen und Guirlanden geschmückt, ließen außen an den Spitzen einige Fahnen ihre Wimpel hoch in den Lüften flattern. Ueber dem Eingang war eine große Tafel angebracht, an welcher mit ellenlangen Buchstaben der Dorfmaler seine ganze Kunst in einem „Willkommen" vereinigt hatte. Darunter prangte ein Festspruch, vom Schulmeister des Dorfes erdacht und, wie er sich ausdrückte, in ein sinnig Gedicht gebracht.

So rückte der Festtag heran. Am Morgen desselben war großer Schützenausmarsch. Man hatte Traugott zum Hauptmann erwählt, dieser aber, zum großen Aerger seiner Mutter, solche Ehre abgelehnt, und es ward deßhalb ein anderer Anführer in Person des liebenswürdigen Kaspar's ernannt. Dieser hielt sich denn nun auch in seiner Würde als Hauptmann heute für unwiderstehlich. Schneeweiße Beinkleider bedeckten seine schiefen Beine, ein blauer Rock mit blanken Knöpfen ließ seine „schönen" Körperformen lieblich hervortreten. Ein purpurrothes Tuch bedeckte seinen Hals, wenn man den Fettklumpen, der sich zwischen Kopf und Schultern erhob, so bezeichnen darf. Auf und ab ritt der neugebackene Hauptmann vor der Fronte des Korps, hie und da, wie er meinte, Verbesserungen vornehmend. Jetzt endlich setzt sich der Zug in Bewegung. Voran schreitet gravitätisch der Kuhhirt des Dorfes, welcher sich für den heutigen Tag in einen Trommelschläger entpuppt hat. Ein hoher Federhut bedeckt seinen dicken Kopf, um seine Brust hat er eine feuerrothe Schärpe geschlungen und vor ihm hängt die mächtige Trommel, welchem Instrumente er Töne entlockt, daß sämmtliche Hunde des Dorfes rebellisch werden und zu heulen und kläffen anfangen, daß Einem Hören und Sehen vergehen möchte. Nur die liebe Jugend behält ihre fünf Sinne, mit andächtigen Blicken den großen Mann betrachtend, dem sie solch ungeheures Vergnügen zu danken hat. Da endlich, Gott sey Dank, schweigt das Kalbfell, das aus der Stadt zum Feste gekommene Musikkorps stimmt einen feurigen Marsch an. Man athmet wieder ordentlich auf, aber, o weh, man jubelt zu früh! mitten im Marsche, er kann das Ende gar nicht abwarten, fängt der heillose Kerl schon wieder an, sein Instrument zu maltraitiren. So kommt man an das Haus des Pfarrers, unter einem mächtigen Trommelwirbel und Trompetenschall wird dem allverehrten Seelsorger ein Lebehoch gebracht. Ebenso beim Förster, und so fort bei allen Honoratioren des Dorfs.

Da ist man endlich auf dem Festplatz angekommen. Die Schützen gehen zum Schießhause, die Tanzlustigen in's mittlere Zelt und die Alten treten an den Schenktisch, um den soeben in ziemlicher Quantität eingeschluckten Staub abzuspühlen.

Bald ist die Lust im vollen Gange. Am fröhlichsten scheint es im Tanzzelte zu seyn. Die Paare fliegen nur so. Nun, die jungen Bursche und Dirnen haben denn aber auch heute versucht, womöglich alle ihre Reize zu entfalten. Der unglückliche Schneider des Dorfes ist so mit Arbeit überhäuft gewesen, daß er jetzt ganz blaß und elend aussieht. Und dazu ist dieser niemals Rastende heute noch zum Tanzordner ernannt; ha, wie schön ordnet er Alles an, wie prächtig wird eine von ihm arrangirte Quadrille ausgeführt! Wie tönen seine Kommando's!

Unter den Tänzerinnen zeichnet sich besonders Eine aus, die Tochter der reichen Müllerin aus Windhausen. Die reiche Dirne hat denn auch ihr Möglichstes gethan, um unwiderstehlich zu seyn. Sie strotzt buchstäblich von Gold und Seide, und wirft Blicke um sich, die deutlich sagen: „Ich bin's." Und wie wohlgefällig ruhen die Augen der eitlen Mutter, deren drittes Wort stets ist: „Nun, wir können's ja, warum sollten wir denn nicht?" auf ihrem Kinde. Ein Fehler ist aber bei alledem beim lieben Kinde vorhanden: es ist grundhäßlich. Brandrothes Haar bedeckt den dicken Kopf. Das Gesicht ist förmlich mit Sommersprossen übersäet, und eine Taille besitzt sie gleich der Dicke einer hundertjährigen Eiche. Dabei hat sie einen zänkischen, unausstehlichen Charakter. Im ganzen Dorfe gibt es kein Mädchen, das sie Freundin nennt. Indeß was schaden solche Gebrechen? sie hat Etwas, was dieselben alle bedeckt, sie hat Geld und zwar nicht wenig.

Eben ist ein Tanz beendet, als die Tannenhofbäuerin mit ihrem Sohne erscheint. Freundlich nickt sie der Müller's Wittwe zu, einen Platz nicht weit von derselben einnehmend; indeß Trau-

gott rasch die Reihen der Tänzerinnen überfliegt, zu sehen, ob Marie sich nicht unter denselben befindet. Sie ist nicht da. Still setzt er sich zu seiner Mutter.

„Traugott! sieh' dort sitzt die Müller's Rieke, sie scheint zu erwarten, daß Du mit ihr zum nächsten Tanze antrittst, eile zu ihr hin!"

Lächelnd blickt Traugott auf: „Du scherzest wohl, Mutter, daß Du mir ansinnst, mit dem unangenehmen Mädchen zu tanzen, das wie eine Vogelscheuche aussieht."

„Nein, mein Sohn, ich bin zu nichts weniger als zu Scherzen gelaunt, und damit Du es nun weißst, die Rieke sieht Dich gern."

— „Das mag wohl seyn, Mutter, aber ich sehe die Rieke nicht gern."

„Wie? das reichste Mädchen zehn Meilen im Umkreise?"

— „Aber auch das stolzeste und unangenehmste Mädchen zwanzig Meilen im Umkreise."

„Ach, paperlapapp, das sind Verläumdungen, von den anderen Dirnen ausgesprengt, die ihren Grund allein im Neide haben."

— „Neidisch, pah, auf die!"

„Traugott, Du hast es darauf angelegt, mich zu ärgern."

— „Liebe Mutter, ich bitte Dich, nichts weniger als das."

„Nun, so tanze doch mit der Rieke, thu's mir zu liebe."

— „Mutter, ich mag nicht, ich fühle mich unwohl, ich bin krank und nicht zum Tanzen aufgelegt."

In demselben Augenblicke trat Marie mit der alten Buchenbäuerin in's Zelt. Wie ein Pfeil fliegen sogleich zwei Bursche auf sie zu, der Schützenhauptmann und — unser kranker Traugott. Ersterem stößt hiebei ein großer Unfall zu. Sein großer Säbel kommt ihm beim Laufen zwischen die Beine: o weh, er stolpert, er rafft sich wieder auf, allein das Schwert kommt ihm zum zweiten Mal in die Quer' und krach! da liegt unser Held, der heute Morgen noch auf stolzem Rosse einherstolzirte! Rasch eilt der Kuhhirt, wollte sagen Tambour auf ihn zu, um seinem Obern beim Emporkommen behülflich zu seyn. Da endlich, da hat er ihn wieder auf die Beine gebracht. Aber o weh, wie sehen der Herr Hauptmann aus! Seine Uniform ist total beschmutzt und es zeichnen sich in dieser Beziehung besonders die weißen Unaussprechlichen aus.

Einen wüthenden Blick auf Traugott und Marie, die eben zum Tanze antraten, werfend, verläßt er rasch das Zelt. Kurz darauf folgt ihm rasch die Tannenhofbäuerin. Traugott sieht's nicht, freudig tanzt er mit Marie weiter.

Aber seht, welch' giftige Blicke schleudert die Rieke jetzt auf Marie, wie zerknittert sie ihr seid'nes Kleid mit ihren vor Zorn geballten Händen! Niemand achtet auf sie, der jetzt alle Freude verdorben ist. Bald verläßt auch sie das Tanzzelt, in dem trotzdem die Freude ruhig ihren Fortgang nimmt. —

Traugott's Schicksal hatte indessen eine böse Wendung genommen. Die Tannenhofbäuerin war nämlich, nachdem sie, aufgebracht über das Betragen ihres Sohnes, rasch das Fest verlassen hatte, auf Kaspar gestoßen.

„Bäuerin," hub dieser an, „Euer Sohn hat sich da eine schöne Dirne zum Tanze gewählt."

— „Nun, was geht's Dich an?" fuhr die Bäuerin zornig auf, froh, jemand gefunden zu haben, an dem sie ihren Aerger auslassen konnte, „Dir krummbeinigem Schützenhauptmann hätte sie, wenn Du es gewagt hättest, sie zum Tanze aufzufordern, doch einen Korb gegeben, was ich ihr auch gar nicht verdacht hätte, denn es wäre doch ein zu trauriger Anblick gewesen, die schmucke Dirne mit Dir tanzen zu sehen."

„Nun, nun, ereifert Euch doch nicht, Bäuerin! ich stehe ja auch gern zurück, wenn solche Leute, wie Euer Sohn, da sind, habe ja auch lange nicht so große Ansprüche als gewisse Leute auf das Mädchen, bin ja auch nicht ihr Bräutigam, wie Traugott."

— „Dummes Zeug, wer hat Dir denn das Mährchen aufgebunden?"

„Stellt Euch doch nicht so unwissend, Bäuerin, weßhalb geht denn Euer Sohn jeden Abend zur Marie auf den Buchenhof?"

— „Das lügst Du!"

„Nun, so geht doch einmal Abends zum Buchenhofe und schaut durch's Fenster oder noch besser, fragt Traugott doch einmal selbst und wenn er es ableugnet, so straft mich Lügen."

Sie waren inmittelst an den Hof von Kaspars Vater gekommen, in welchen Ersterer eintrat, nachdem er der Bäuerin noch höhnisch nachgerufen hatte: „Nun freut Euch, Bäuerin, Ihr bekommt doch eine verteufelt hübsche Schwiegertochter in's Haus, nicht wahr?" —

„Dem habe ich eine schöne Suppe eingebrockt," murmelte er, als ihn die Bäuerin nicht mehr hören konnte, „wir wollen jetzt sehen, wer Sieger bleibt, er oder ich?"

4.

Als Traugott spät Abends heimkehrte, fand er seine Mutter noch wachend. Zornig empfing sie ihn: „Nun kehrst Du endlich heim? warum hast Du denn die Betteldirne, deine Braut, wie die Nachbarn schon sagen, nicht gleich mitgebracht?" fragte sie hohnlachend. „Aber das sage ich Dir," fuhr sie fort, „erfahre ich, daß Du Dich noch einmal zu ihr schleichst, dann bekommt sie es mit mir zu thun; ich habe mich, nachdem sie mein Haus verlassen, nicht um sie bekümmert, aber wagt sie es, Unfrieden in meine Familie zu bringen, dann wehe ihr!"

„O Mutter, wie kannst Du so sprechen, Marien so etwas vorwerfen? bist Du denn unerbittlich ...."

— „Wie," fuhr die Bäuerin auf, „denkst Du denn noch immer an eine Heirath mit der? ich dächte, in dieser Hinsicht kenntest Du meine Meinung," und nun fand der im Anfange dieser Erzählung mitgetheilte Auftritt Statt.

Am andern Morgen sah man Traugott rasch den Weg nach der Stadt zu gehen. Es war Mittag, er kam nicht wieder, Abend, er kehrte noch immer nicht heim. Jetzt ward die Bäuerin unruhig, sich der letzten Worte ihres Sohnes erinnernd. Sie wollte schon einen Knecht absenden, um Erkundigungen einzuziehen, aber ihr Stolz und Trotz verwarfen diesen Plan bald wieder, indem sie fürchtete, er könne glauben, sie sey zur Nachgiebigkeit geneigt.

Wieder verging eine Stunde, der Ersehnte erschien noch immer nicht. Auf dem Tannenhofe hatte schon jedermann sein Lager aufgesucht, auch die Bäuerin begab sich jetzt zur Ruhe. —

Stille überall. Sternenhell ist's am Himmel, kein Wölkchen zeigt sich, so weit das Auge blickt. Drüben über den Bäu-

men des Waldes steigt jetzt der Mond auf. Lange Schatten werfen die Bäume auf die jetzt stillschlummernde Erde. Kein Laut regt sich. Im ganzen Dorfe scheint Ruhe und Frieden zu herrschen; doch halt, was wollen jene beiden dunkeln Gestalten dort? leise nahen sie sich dem Tannenhofe. Ueberall spähen sie umher. Jetzt sind sie beim Wohnhause angelangt. Sie betasten die Thür und die Fensterläden, alle wohl verschlossen. Da knurrt der Hofhund; rasch wirft die eine der Gestalten ihm ein Stück Fleisch zu. Gierig verschlingt er dasselbe. Keine Minute vergeht, todt liegt er da. Die Gestalten setzen ihre Nachforschungen fort. Umsonst, Alles wohl verschlossen und verriegelt.

„Verdammt," murmelte die eine Gestalt.

— „Kunz, gib das Brecheisen her, es geht schon nicht anders."

„Nur vorsichtig, Hinnerk."

— „Narr, als ob Du mich Vorsicht lehren könntest! Ha, das Schloß der Lade gibt nach, bald haben wir gewonnen Spiel. Gib Du nur Acht, daß uns niemand überrascht."

„Deßhalb habe keine Furcht, das ganze Dorf schläft, sich vom gestrigen Feste erholend."

— „Einerlei, der Teufel möchte sein Spiel haben, gib darum Acht."

Die Arbeiten werden eifrig fortgesetzt. Endlich ist das Schloß losgelöst, die Lade springt auf, frei ist der Weg. Schon will der erste Dieb in's Fenster steigen, als er von seinem Kameraden festgehalten wird.

„Ich bitte Dich, Hinnerk, keine Gewaltthätigkeit, lieber . . . ."

— „Narr, so klug werde ich wohl selbst seyn, solche, wenn nur irgend möglich, zu vermeiden. Aber das Geld, das die Bäuerin in ihrer Kammer hat, muß mein seyn, koste es, was es wolle. Es ist nur gut, daß der Traugott, ihr Sohn, nicht daheim ist, wir könnten sonst einen schweren Stand haben. Nun ich steige jetzt in's Fenster. Wenn Du etwas Verdächtiges siehst oder hörst, so gib mir sogleich ein Zeichen."

Ungehindert steigt er in's Fenster. Er befindet sich auf dem Hausflur. Sicher geht er weiter zum Wohnzimmer, man sieht, daß er mit der Einrichtung des Hauses genau bekannt ist; er tritt ein, horcht mit vorgebeugtem Oberkörper nach der Schlafkammer hin. Nichts regt sich, man hört nur das regelmäßige Athemholen der Schläferin. Ein freudiges Lächeln verbreitet sich über das Antlitz des Diebes. Vorsichtig zündet er jetzt eine Blendlaterne an, sich langsam nach dem Bette der Schläferin, unter dem er das Geld vermuthet, bewegend. Jetzt steht er dicht vor demselben. Wiederum horcht er. Alles ruhig. Halt, jetzt dünkt es ihm, er höre die Schritte eines Davoneilenden. Aufmerksam horcht er, nein, er hat sich getäuscht, es ist Alles still. Jetzt beugt er sich nieder um nach dem Gelde zu suchen. Er findet nichts. Er sucht weiter, sucht eifriger und da, da stößt er an einen, nur schwach an's Bett angelehnten Stuhl; mit lautem Gepolter fällt dieser nieder. Sogleich erwacht die Bäuerin. Alsbald sehend, warum es sich handelt, springt sie rasch aus dem Bette, laut um Hülfe rufend. Der Dieb ist anfänglich vor Schrecken ganz erstarrt, so seinen Plan vereitelt zu sehen, voll Verzweiflung stürzt er auf die Bäuerin, sie zum Schweigen zu bringen. Jetzt ringt er mit ihr, aber er hat einen schweren Stand, sie ist ein kräftiges Weib; da, o weh, da strauchelt sie über den am Boden liegenden Stuhl, sie fällt nieder. Rasch setzt ihr der Kerl das Knie auf die Brust, dabei ein Messer hervorziehend, sie auf ewig stumm zu machen, schon holt er zum Todesstoß aus, der Bäuerin flimmert es vor den Augen, da erhält er mit Einemmal einen furchtbaren Schlag auf den Kopf. Das Messer entfällt seiner Hand, lautlos sinkt er nieder. Im selbigen Augenblicke bricht auch die Bäuerin, von dem gehabten Schrecken zu sehr ergriffen, ohnmächtig zusammen.

5.

Inmittelst war es im Hause lebhaft geworden. Knechte und Mägde stürzten nach der Kammer der Bäuerin, aber wie groß war ihr Schrecken, als sie Letztere ohnmächtig am Boden liegen und daneben Marie knien sahen, welche Wiederbelebungsversuche mit ihr anstellte. Rasch ward Wasser herbeigeschafft, das Gesicht der besinnungslos Daliegenden damit benetzt, und es dauerte nicht lange, als die Bäuerin wieder schwache Lebenszeichen von sich gab. Sie ward nun rasch wieder in's Bett gebracht und bald darauf schlossen sich ihre Augenlider zum wohlthätigen Schlafe.

Jetzt ward Marie von allen Seiten bestürmt, Aufklärung über den Vorfall zu geben. Sie erzählte.

Die Buchenbäuerin war nämlich an diesem Abend wiederum sehr von ihrem alten Uebel, der Gicht, geplagt. Sie schickte Marie deßhalb zum Wundarzte des Dorfes, ihn um ein Mittel zur Linderung ihrer Schmerzen zu bitten. Des Mädchens Weg führte sie am Tannenhofe vorüber. Sie war vielleicht noch fünfzig Schritte von demselben entfernt, als sie Hülferufe aus dem Gehöfte hörte. Entschlossen wie sie war, eilte sie rasch herbei und stieß hiebei auf den zur Wache ausgestellten zweiten Dieb. Dieser hatte schon bei dem ersten Hülferuf der Bäuerin ganz den Kopf verloren, indem er, wohl den Charakter seines Genossen kennend, sogleich an einen Mord dachte. Als er daher das Mädchen herbeistürzen sah, ward er so von Angst gepackt, daß er, anstatt wie verabredet das Warnungszeichen zu geben, eilend das Weite suchte und bald im nahegelegenen Wald verschwand.

Marie, ehe sie zu Hülfe eilte, suchte rasch nach einer Waffe und fand auch bald das vom Diebe auf der Fensterbank zurückgelassene Brecheisen. So bewaffnet schwang sie sich in's Fenster, stürzte rasch nach der Kammer der Bäuerin und kam gerade früh genug, um Letztere von einem schrecklichen Tode zu retten. —

So brach der Tag an.

Traugott war noch immer nicht zurückgekehrt. Marie sandte deßhalb einen Knecht nach der Stadt, um ihn aufzusuchen und von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Dieser fand ihn nach langem Suchen in dem Gasthause, in dem er, wenn er Korn zu Markte brachte, gewöhnlich abstieg. Kaum war er von dem Ueberfalle benachrichtigt, als er mit dem Knechte rasch seinem Heimathsdorfe zueilte. Zu Hause angekommen empfing ihn eine Unheil verkündende Stille. Auf dem Hofe war Stroh gestreut, nirgend ertönte ein Laut. Mit bleichem Antlitze eilte Traugott nach der Kammer seiner Mutter. Auf der Schwelle begegnete ihm Marie.

„Bist Du da, Traugott? sey um Gottes willen ruhig; Deine Mutter ist von dem gehabten Schrecken sehr, sehr erkrankt."

Erstarrt stand Traugott da.

„Laß mich," hub er endlich an, „laß mich zu ihr!"

— „Nein, Traugott, Deiner Mutter und mir zu Liebe, geh' jetzt nicht hinein, Du bringst ihr Leben dadurch in die höchste Gefahr; der Arzt hat die größte Ruhe anempfohlen, da sonst das Schlimmste zu befürchten sey."

Traugott gab nach. — Wochen vergingen, der Zustand der kranken Bäuerin besserte sich wenig. Der Arzt kam täglich mehrere Male, Marie wachte Tag und Nacht bei ihr, da die Kranke Niemand weiter, selbst nicht einmal ihre Tochter, um sich haben wollte.

Wie sehr hatte sich die Bäuerin, was Marie betraf, jetzt geändert! Das Mädchen war nun ihr Alles. —

Endlich, nachdem schon die Herbststürme über die Stoppeln der Kornfelder fuhren, endlich trat wieder eine Besserung im Zustande der Bäuerin ein. Sie erholte sich jetzt zusehends und es vergingen keine acht Tage, da konnte sie schon den ersten Spaziergang am Arme Mariens machen. Die Beiden kamen vor's Dorf.

„Marie," hub da die Bäuerin an, „liebes, gutes Kind, vor den Leuten im Hause konnte ich es nicht, wir sind jetzt allein, kannst Du mir mein hartes Betragen gegen Dich verzeihen? kannst Du mir je gut seyn?"

— „O Bäuerin, sprecht doch nicht so, ich bin Euch ja nie gram gewesen, Ihr habt mir ja so viel Gutes gethan, als mein lieber Großvater starb, nur —"

Das Mädchen schwieg.

„Nun, Marie, fahr' fort: nur —"

Erröthend schlug Marie die Augen zu Boden. „Ach, Bäuerin, macht mich doch nicht schamroth."

„Liebes Mädchen, Du brauchst Dich Deiner Liebe nicht zu schämen; nun sage mir aber auch, liebst Du ihn denn so sehr, den wilden Jungen, den Traugott?"

— „Mehr als mein Leben, ja ich ließe für ihn dasselbe gern, wenn ich ihn dadurch glücklich machen könnte."

„Nun, das hat ja nicht so große Eile, erst genieße das Leben noch eine Weile. Soll ich den Pfarrer benachrichtigen, Marie, daß er euch am nächsten Sonntage von der Kanzel als Brautleute verkündet, soll ich?"

— „O Bäuerin, wie seyd Ihr so gut! wie —"

Die Bäuerin verschloß den Mund des Mädchens mit einem Kusse, indem sie sagte: „Nun mache mich alte Frau aber nicht erröthen, denn was Du mir gethan, sag', kann ich Dir's je vergelten?"

„O Bäuerin, redet doch nicht davon! was ich gethan, hätte auch jede Andere an meiner Stelle vollbracht, zum Beispiel die Müller's Rieke —"

— „Nun mache mich aber nicht zornig, Marie, kein Wort von der, hat die mich während meiner langen Krankheit auch nur einmal besucht, ja sich auch nur einmal nach meinem Befinden erkundigt? Ich hätte an dieser wirklich eine liebenswürdige Schwiegertochter bekommen!"

Sie hatten den Tannenhof wieder erreicht.

„Traugott," rief da die Bäuerin, „komm doch einmal hier in's Zimmer; so, nun sage mir, was hast Du denn eigentlich damals, als Du mich verließest, in der Stadt gewollt?"

— „Ich? nun, wie Du mich damals so hart behandelt hattest, war ich so verzweifelt, daß ich beschloß, Soldat zu werden. Ich eilte deßhalb nach der Stadt, um mich als Stellvertreter zu verkaufen. Ein mir bekannter Kaufmann, an den ich mich wandte, wollte mir Jemand nachweisen, an den ich mein Gesuch richten könnte, und beschied mich auf den folgenden Morgen. Gerade wollte ich zu ihm gehen, als Hans, unser Knecht, mich von dem Unfalle, der Dich inmittelst betroffen, benachrichtigte, und ich daher eilig heimkehrte."

„Also bist Du an Nichts gebunden?"

— „Nein, Mutter!"

„Gott sey Dank," murmelte die Bäuerin und fuhr dann laut fort: „Nun höre, Traugott, jetzt verlange ich aber auch, daß Du mir endlich eine Tochter auf den Hof führst. Sieh' einmal, da kommt gerad' eine, wie ich sie mir wünsche; was meinst Du?"

In demselben Augenblicke trat Marie in's Zimmer.

„Mutter," rief der junge Mann, freudig jauchzend auf sie zustürzend und sie umarmend, „Mutter, wie dank ich Dir!"

Dann sich an Marie wendend, fragte er schüchtern: „Marie, willst Du mich denn auch?"

„Schelm," sagte jene, indem sie ihm den Mund mit einem Kusse verschloß.

* * *

Acht Tage später fanden in Liebenau zwei Hochzeiten statt: Traugott und Marie und — Kaspar und die Müller's Rieke aus Windhausen.

Acht Tage im Schwarzwalde.

Von Dr. K. Wille.

In den Herbstferien des Jahres 1859 war ich an den Rhein geeilt und hatte ihn und seine schönsten Seitenthäler gemächlich von Düsseldorf aufwärts bis Mannheim bereist; — ein Hochgenuß für einen Naturfreund aus den pommerschen Niederungen an der Oder. Als ich Abends im Pfälzerhofe in Mannheim saß und mit mir selber zu Rathe ging, wie ich die letzten vierzehn Tage der Ferien verbringen sollte, ob mit einer Tour in die Schweiz, ob mit einem Ausflug nach München, ging die Thüre auf und herein trat, im einfachen bequemen Reisegewande, mein alter Stubenbursche von der Universität her, der Assessor H. Wir hatten uns seit zehn Jahren nicht mehr gesehen, daher war die Freude groß. Im Austausch unserer jüngsten Reise-Erinnerungen erfuhr ich, daß er aus Belgien kam und nach Baden-Baden wollte, um sich hier eine Woche lang von den Strapazen einer hastigen Reise auszuruhen, ehe er wieder Aktenstaub und Stubenluft einathme als Staatshämorrhoidarius. „Baden-Baden!" Dieß Zauberwort lockte mich mächtig; dort ist gut Hütten bauen! dachte ich. „Hans, ich gehe mit nach Baden-Baden," sagte ich; „laß uns acht Tage zusammen verbummeln, wenn Du mich zum Gefährten haben willst!" — „Topp!" sagte er, „machen wir die Spritzfahrt zusammen!"

Am andern Morgen mit dem ersten Zuge ging's nach Heidelberg, dessen tausenderlei Reizen der ganze Tag gewidmet wurde. Am Abend dampften wir nach Baden, und die ersten Schritte

aus dem unscheinbaren Bahnhof versetzten uns in ein strahlendes Lichtmeer von Gas, inmitten einer wogenden Menschenmasse im reichsten Putz. Es hatte etwas Blendendes, zumal für uns Provinzialen. Es war die Zeit der Rennen, die Saison auf ihrem Culminationspunkte. Der Glanz der Toiletten auf der Promenade und um die Spieltische in den Sälen des Conversationshauses hatte etwas Ueberraschendes für uns, die wir uns in unseren bescheidenen Reisekleidern vorkamen wie ein paar Igel unter Pfauen. Wir waren geblendet und berauscht, aber zugleich auch eingeschüchtert. Wir versuchten unser Glück mit einigen Gulden auf der Roulette und verloren natürlich; es war der normale Tribut, den wir dem Schöpfer dieser überfeinerten glänzenden Welt, dieser blendenden Pracht, dem Spielpächter Benazet, abtrugen.

Einige Tage gefiel es uns ausnehmend in Baden. Morgens die Ausflüge auf das alte Schloß, in die Geroldsau, auf den Fremersberg, Merkurius, die Yburg und andere reizende Punkte dieses Gartens von Süddeutschland, dann Tafelfreuden in heiterer Gesellschaft, dann Abendpromenaden bei trefflicher Musik, inmitten von Schönheiten oder Berühmtheiten aus aller Herren Ländern, da gab es zu schauen, zu hören, zu bewundern, zu genießen mit allen Sinnen. Aber bald trat ein Wendepunkt ein, eine Uebersättigung. Die Mehrzahl dieser schönen Frauen in rauschender Seide, schwerbehängt mit Geschmeide, umwallt von Blonden, Federn und Spitzen, die sich auf den Promenaden bewundern ließen und an der Table d'hote glänzten, sollten nur Damen der Demi-monde aus Paris und anderen großen Städten seyn, und jene Modeherren am Spieltische, in den Cafés und Restaurationen, an den Tables d'hotes, jene angeblichen Barone, Vicomtes, Chevaliers oder Grafen, die hier für die Jeunesse dorée gelten wollten, waren also meist nur Roués und Abenteurer? Wie war doch der Revers der blinkenden Medaille so trübe und ließ unter der leichten Vergoldung so deutlich das unedle Metall erkennen! Und dann dieser knechtische Bedientensinn dieser Einwohner, der die deutsche Sprache schmachvoll verleugnete und mit allen Badegästen ohne Ausnahme nur französisch sprach, — der den bescheiden auftretenden Deutschen ignorirte und vor dem eleganten, fremden Abenteurer sich in den Staub warf, — die künstliche Theurung aller, auch der allerbescheidensten Lebensgenüsse und der unentbehrlichsten Bedürfnisse, — die Alleinherrschaft des Spielpächters, — der bauschige Schwindel in allen Dingen, — das war auf die Dauer anwidernd.

„Höre, mich eckelt dieses Badener Leben mit seiner Unnatur und seiner Ueberkultur an — ich muß ihm ausweichen!“ sagte Hans eines Abends zu mir, als wir uns einen Ball im Conversationshause angesehen hatten. „Ich muß fort von hier, wenn ich meine geistige Gesundheit und Frische mir bewahren will!“

— „Mir aus der Seele gesprochen,“ versetzte ich. „Laß uns in die Natur flüchten, und lieber gleich morgen als später. Was sagst Du zu einer Tour in den Schwarzwald, einer Fußwanderung über jene schönen dunkelblauen Höhen hinein?“

„Trefflich!“ rief er, „laß uns morgen mit dem ersten Zug abreisen. Gehen wir nach Freiburg und beginnen dort unsere Tour.“

Im Vorgefühl dieser Naturgenüsse schliefen wir zum ersten Mal ruhig in diesem zauberischen Baden, und verließen es am andern Morgen mit einer gewissen Wehmuth darüber, daß ein solches Paradies so bevölkert ist. Wir hatten den größten und schwereren Theil unsers Gepäcks zusammengethan und im Gasthof in Verwahrung gegeben. Mit dem kleinern und leichtern dampften wir nach Freiburg im Breisgau. Hier ward das herrliche Münster besichtigt, der Schloßberg bestiegen und Mittag gemacht; dann kauften wir uns jeder einen leichten Ranzen, packten unsere Siebensachen von Wäsche u. dgl. hinein, und traten unsere Fußwanderung in die Berge an. Wir wollten durch das Höllenthal hinauf und in dem kleinen Posthause der Steig übernachten, wo der eigentliche Schwarzwald erst beginnen soll. Der Beginn unserer Wanderung war in der That glorreich, denn erst entzückten uns die Reize der milden Thäler von Kirchzarten und des Himmelreichs, und dann erfüllten uns die drohenden, hohen, Tannen-bewachsenen Felsenwände des Höllenthales, die auf uns herniederblickten, mit einem hehren Schauer, und meist schweigend schlenderten wir die längs einem rauschenden Bergwasser hinführende Straße entlang. Hätten wir uns bei dem heißen Wetter und weil wir Bewohner des nordischen Flachlandes der Bergwanderung nicht gewohnt waren, keine Blasen an die Füße gelaufen, und hätte uns die ungewohnte Last der Ranzen nicht empfindlich in die Schultern geschnitten, so würden wir uns in's Elysium versetzt geglaubt haben. Unter so bewandten Umständen aber waren wir am Ende müde und gegen die herrliche Scenerie minder empfänglich, wurden des Wanderns überdrüssig und sehnten uns nach dem Nachtquartier. Als dieß erreicht war, priesen wir uns glücklich, labten uns mit Forellen und Salat und trefflichem Markgräfler Wein. Hierauf zogen wir einen wollenen Faden durch die Blasen, rieben die Fußsohlen mit Branntwein und Talg ein, und schliefen wie — Murmelthiere, mit Verlaub zu melden.

Am andern Morgen ungemein erfrischt, fühlten wir uns jeder Aufgabe gewachsen. Und dieß war gut, denn das Ansteigen von dem Posthause nach dem eigentlichen Schwarzwald war keine Kleinigkeit. Am Sternwirthshause vorbei zum Wasserfall, von hier die steile Höllensteige hinan bis zum höchsten Punkte, wo wir uns umwandten und entzückt das Auge an dem Anblick des Thales weideten, das wir soeben verlassen hatten, sowie an dem Rückblick auf das Höllenthal selbst, das hier als dunkle Schlucht in mehrfachen Windungen, von düsteren Felsmassen eingeengt und von den schwarzgrünen und dunkelblauen, mit Nadelholz bewachsenen Bergen überragt, zu uns heraufgähnte und nur stellenweise das Silberband des tosenden, schäumenden Bergwassers an seiner Sohle erkennen ließ. Dann wandten wir uns wieder der Straße zu und schritten an den Ueberresten alter Schanzen aus der Zeit der Befreiungskriege vorüber fürbaß nach jener wundersam schönen und imposanten Thalschlucht, welche der Titisee mit seiner hochromantischen Umgebung ausfüllt. Es war ein Bild, wie ich deren selbst in der Schweiz nur wenige gesehen; jedes Eckchen und Winkelchen in hohem Grade malerisch und voll Kontrasten; hochragende Waldberge, grüne Matten, kahle Felsen, murmelnde Quellen und da und dort an den Berghängen die dunkelbraunen Häuschen und Hütten der Wäldler, halb in den Berg hinein gebaut. Nachdem wir uns hier Aug' und Seele gelabt, kehrten wir wieder ein Stück weit auf der Straße zurück, die wir hergekommen waren, und bogen

dann in diejenige ein, die nach Neustadt führt, die wir aber schon nach kurzer Zeit wieder verließen, um in das malerische Josthal einzubiegen und dasselbe bis Waldau hinanzusteigen. Von hier erklommen wir die steilen Hochflächen, die sich hier nordwärts gegen Furtwangen hinziehen, und wurden hier zwar durch ein weites Bergpanorama reichlich belohnt, aber in anderer Weise wieder seltsam enttäuscht, denn wir fanden hier unsere Begriffe von einem Wald seltsam über den Haufen geworfen. Wir hatten uns eingebildet, wir könnten meilenweit im kühlen würzigen Schatten hoher Tannenwälder dahin wandern und würden als Staffage des herrlichen Waldbildes hie und da eine Köhlerhütte, eine einsame Sägemühle oder ein Rudel Hirsche und einige Wildbiebe zu Gesicht bekommen. Allein all' diese Erwartungen gingen nicht in Erfüllung: vielmehr mußten wir hier durch eigenen Augenschein erfahren, daß die höchsten Höhen des Schwarzwaldes kahl sind, daß man stellenweise sogar Knieholz, sog. Legforchen trifft und die hohen Kämme entweder gar keine Waldbestockung zeigen oder doch wenigstens nur einzelne spärliche Gruppen von Fichten.

Im Mittagssonnenbrand über die schattenlosen Höhen schreitend, gelangten wir bald in vollständige Einöde, die uns einen tiefen Eindruck machte. Meilenweit wanderten wir dahin ohne eine menschliche Seele zu begegnen, und fanden uns nur mittelst unserer Karte und unsers Taschenkompaß zurecht, welchen Hans aus reinem Spaß in Freiburg gekauft hatte, der sich aber hier keineswegs als unnütz erwies. Ab und zu kamen wir dann zu einem einsamen Wäldlerhaus, das mit seiner rohen hölzernen Gallerie an die Schweizerhäuser erinnerte, und wo wir einen Bissen Brod und einen Schluck Schnaps haben, aber selten uns mit den Bewohnern verständlich machen konnten, die unser weiches Niederdeutsch eben so schwer begriffen, wie wir ihre harte, gutturalreiche allemannische Mundart. Das Innere dieser Häuser gefiel uns gewöhnlich weit besser als das Aeußere; es war reinlich, und die Bewohner beschäftigten sich fast ohne Ausnahme emsig mit Uhrenfabrikation oder Strohhutflechten für das benachbarte Städtchen Furtwangen. Wir erfuhren unter Anderm, daß wir auf der Höhe irre gegangen und das Dorf Neukirch verfehlt hätten, und wurden auf einen Weg gewiesen, der uns in das Thal des Flüßchens Brege hinunterbrachte, an welchem das Städtchen Furtwangen malerisch liegt, das besonders der Sitz der Uhrenfabrikation im Schwarzwalde seyn soll. Es war schon hoch am Mittage, als wir zwischen den weit zerstreuten Parzellen des Städtchens hindurch marschirten, und über Schönwald, wo ebenfalls die Uhrmacherei sehr blüht, nach Tryberg weiter pilgerten, das wir zum Nachtquartier ausersehen hatten. Die reizende Lage des Städtchens in seinem engen Thalkessel, zu dem wir von dem in 2930 Fuß Meereshöhe gelegenen Schönwald auf ziemlich steiler Steige hinunter stiegen, erfreute uns sehr, und verscheuchte auf einige Zeit die Qual der Ermüdung, die wir in reichem Maaße verspürten. Bald nahm uns das regelmäßig gebaute und ziemlich reinliche Städtchen und dann das Gasthaus zur Krone auf, in welchem wir eine ganz behagliche Unterkunft fanden.

Der Wasserfall, welchen der Fallbach sehr nahe bei Tryberg bildet, ist eine der bekanntesten Sehenswürdigkeiten des Schwarzwaldes. Wir hatten beabsichtigt, ihn noch an diesem Abend zu besuchen, nachdem wir die Mahlzeit eingenommen hätten, deren wir in hohem Grade bedürftig waren. Allein kaum waren wieder der Braten, die köstlichen Forellen und der Salat verspeist, die auch hier wieder das Substantielle der Mahlzeit bildeten, kaum funkelte die zweite Flasche köstlichen Affenthaler Rothweins vor uns auf dem Tische, so sank die Nacht hernieder und vereitelte unsern Plan — worüber wir im Grunde auch nicht sehr böse waren, denn die matten Beine sehnten sich nach dem Bette, und selbst der von so vielem Schauen ermüdete Geist konnte kaum noch durch die Cigarre wach erhalten werden.

Am andern Morgen in aller Frühe besuchten wir den Wasserfall und waren hoch entzückt von der Großartigkeit und Erhabenheit der sieben Fälle zwischen den bald kahlen, nackten und felsigen Bergen und den bald dunklen, düsteren Nadelholz-bewachsenen Höhen und grünen Matten. Nachdem wir befriedigt zurückgekehrt, nahmen wir das Frühstück ein, berichtigten die billige Zeche und verließen das gastliche Haus. Ein starker Tagmarsch lag vor uns. Wir wollten über Hornberg, Hausach und Wolfach nach Rippoldsau, dem bedeutendsten der Bäder am Kniebis. Dieser Weg ist ungemein lohnend und führt durch eine ununterbrochene Reihenfolge wunderschöner Landschaften. Gleich von Anfang unseres Tagemarsches an kamen wir durch das sogenannte Niederwasserthal längs der wilden, schäumenden Gutach am Fuße unersteiglich schroffer Nadelholzberge hin, aus welchen düstere, gewaltige Granitmassen herausschauten und zuweilen ganze Felsenstirnen bildeten, während die Thalsohle mit einem Chaos von Felsentrümmern angefüllt war, an dem sich die sprühenden, tosenden Wasser des Flüßchens brachen. Es war das wildeste, romantischeste Waldthal, das ich je zuvor gesehen hatte, und wir beide bereuten die zweistündige Wanderung nicht, die uns auf diesem Weg nach Hornberg brachte. Von hier aus ward die von einer trefflichen Straße durchzogene Landschaft weit milder und freundlicher, und verlor etwas von dem düsteren Charakter der Gebirgsgegend, welcher jedoch den malerischen Seitenthälern aufgeprägt blieb. Das Städtchen Hausach links liegen lassend, bogen wir in das schöne Kinzigthal ein und erreichten Wolfach, das eine äußerst pittoreske Lage hat. Die kurze Wanderung im Kinzigthale hat den Eindruck der Gebirgslandschaft beinahe ganz verwischt. Ueppige grüne Fluren und wahre Haine von Obstbäumen treten an die Ufer des Flüßchens heran, Reben grünen auf den Hügeln und geben im Verein mit dem Mais, der da und dort im Felde steht, der Landschaft ein milderes südliches Gepräge, das aber bei Wolfach bereits wieder aufhört, denn steile Berge ragen hier in das enge Thal herein und zeigen wieder den dunklen Schmuck der Nadelwälder. Der Wanderer tritt hier mit einem kurzen Uebergange in das prächtige Schappacher Thal ein, das sich bis Rippoldsau emporzieht und auf eine Erstreckung von zwei Meilen durch die schönsten Berge windet. Wir hatten in Wolfach Mittag gemacht und ein kleines Gewitter vermieden, das uns im Freien bis auf die Haut durchnäßt haben würde. Die Luft war nach dem Regen wundervoll klar und rein, und der Burbacher Wasserfall, den wir auf einer kleinen Seitentour besuchten, war angeblich nun schöner und voller als zu jeder andern Zeit. Gegen Abend erreichten wir Rippoldsau, einen der besuchtesten Kurorte des Schwarzwaldes, in einem tiefen Engthale reizend gelegen und von den herrlichsten Waldspazier-

gängen umgeben, die wir theilweise noch zu besuchen eilten, um die magische Beleuchtung zu sehen, die der Sonnenuntergang auf die Höhen warf, hinter denen das gesegnete Württemberg liegt. Es war ein wundervoller Anblick, die wechselnden Farbentöne oben, die wachsende Dämmerung unten zu beobachten und die leichten Nebelwolken über und an den waldigen Höhen der Westseite entlang flattern und wallen zu sehen, bis die Nacht den Grund in düsteres Grau hüllte und droben über den Höhen des Kniebis der helle Mond am blauen Firmament heraustrat.

Die Bäder von Rippoldsau waren noch ziemlich besucht. Ich hatte mir aus den Reisehandbüchern und Wegweisern eine sehr bescheidene Vorstellung von diesem Kurorte gemacht, dessen treffliche Heilquellen vielleicht noch zu wenig bekannt sind. Allein ich staunte über den Comfort der Einrichtungen, wie über den Luxus, den die Badgäste an der Abendtafel trieben. Es waren viele Elsässer und Schweizer da, und die Unterhaltung wurde größtentheils nur französisch geführt, was mich mehr wunderte als freute. Endlich wies man uns beiden, unsere Zimmer an, die sehr bescheiden waren und in auffallendem Contraste standen zu der etwas starken Rechnung, welche wir am andern Morgen zu bezahlen hatten — einer Rechnung, welche ich weit theurer und in jeder Hinsicht höher fand, als in dem trefflichen „Zähringer Hofe" in Baden-Baden, wo wir seither gelebt hatten. Ich konnte nicht umhin, gegen den Wirth eine Bemerkung hierüber fallen zu lassen, aber er ertrug dieselbe mit unverringerter Heiterkeit und stoischem Gleichmuth. Da fiel mir der Vers ein, mit welchem Longfellow des „Raben" in Zürich gedenkt, und den Staub von den Füßen schüttelnd, verließen wir Rippoldsau und ich citirte Hans den Vers des genannten Amerikanischen Dichters:

„Beware of the Raven at Zurich: 't is a bird of omen ill,
With a foul and unclean nest, and a very, very long bill" *).

Ein heiterer, frischer Morgen versprach uns einen schönen Wandertag, als wir, von einem Knaben geführt, Rippoldsau verließen und das Thal hinausschritten gegen den Bergstock des Kniebis, um dann links abzuschwenken und über eine reizende Waldkuppe, die Sophienhöhe oder Sophienruhe, nach dem Bad Griesbach hinunterzusteigen, welches wir von der Höhe aus ganz niedlich in seinen Thalkessel geschmiegt beinahe zu unsern Füßen sahen. Die Aussicht von der Höhe war wundervoll. Die Sonne hatte, bis wir hinangeklimmt waren, die Nebel niedergedrückt und warf ihren vollen, goldenen Schein hinunter über die terrassenförmig gen West abfallenden Höhen und in die Rheinebene dahinter, aus der der Rhein wie ein Silberband heraufglänzte, der Thurm des Straßburger Münsters aus leichtem Nebeldunst seinen Zeigefinger emporstreckte, und als deren äußerster Saum hinten die Kette der Vogesen blaute. Nachdem wir uns an dem entzückenden Landschaftsbilde satt gesehen, begann das Hinuntersteigen nach Griesbach bald auf einer, im Zickzack geführten Waldstraße, bald quer durch die ein- und ausspringenden Winkel derselben auf schmalen Waldpfaden, im blaugrünen Schatten der hohen, duftigen Tannen, hie und da mit herrlichem Ausblick auf die benachbarten, von der Morgensonne vergoldeten Berge und hinaus in die Rheinebene. In Griesbach nahmen wir ein hastiges Gabelfrühstück ein, denn eine Retourchaise nach Renchen, die reisefertig und leer vor dem hübschen Badhotel hielt, verschaffte uns eine willkommene Gelegenheit, einen Theil des schönen waldumkränzten Renchthales zu sehen und über Petersthal nach Oppenau zu fahren, anstatt über die steilen Höhen nach Antogast zu wandern und von da über den Rothschliffenkopf nach Allerheiligen hinunterzuklettern, wie es anfangs unsere Absicht und unser Plan gewesen war. So eine zweistündige Fahrt in der Mittagssonne war nicht zu verachten, und die Gelegenheit, dabei das sehr in Aufnahme kommende Bad Petersthal zu sehen, wog nicht unbedeutend in der Wagschale der Wahl. Es liegt ein ungemeiner Zauber in diesen einsamen Schwarzwaldbädern am Fuße des Kniebis. Die engen Thäler, die steilen Berghalden mit dem dunklen Tannenwuchs, die herrliche, reine Luft, der Reichthum am klarsten, kühlsten Quellwasser, das allenthalben von den Bergen herunterrieselt, müssen den Kranken schon vortheilhaft anmuthen, selbst abgesehen von der unbestreitbaren Heilkraft der köstlichen, gehaltreichen Mineralquellen. Wir wunderten uns ungemein, daß diese Bäder bei uns in Niederdeutschland beinahe gar nicht bekannt sind, während sie doch vor Pyrmont, Lippspringe u. a. m., die doppelten Vorzüge großartiger landschaftlicher Schönheit und größerer Wohlfeilheit voraus haben. Das schöne Griesbach mit seiner Parkanlage, seinen Akazien- und Lindenalleen in dem romantischen Thalkessel, das freier gelegene Petersthal in seiner lieblichen, anmuthigen Umgebung können zwar nicht mit Rippoldsau wetteifern, werden mir aber noch lange sehr liebliche Erinnerungen bleiben. Die Bäder Antogast und Freiersbach liegen in der nächsten Nähe der ebengenannten und sollen noch romantischer liegen, namentlich ersteres in einem Engthale von wildem, düsterem Charakter inmitten rauschender Wildbäche, drohender Felsstirnen und dunkler Wälder, so tief eingebettet, daß die Sonne im Winter siebzehn lange Wochen nicht in dieses Thal scheint.

In Oppenau hatten wir den Fuß der Kniebisstraße erreicht, die über diesen bekannten Paß hinüberführt in das schöne Württemberg. Im vollen Licht der Mittagssonne lag der Bergstock des Kniebis vor uns, an dem vier der bedeutendsten Wasserläufe des nördlichen Schwarzwaldes entspringen, nämlich die Murg, die Acher, die Rench und die Wolf. Das alte Städtchen selbst bot uns nichts Merkwürdiges und nachdem wir unsern Kutscher abgelohnt und die Feldflaschen mit goldenem Markgräflerwein gefüllt, bogen wir in das Lierbacher Thal ein und schritten rüstig aus, um bei Zeiten nach dem berühmten Allerheiligen zu kommen. Diese kurze Strecke von Oppenau nach Allerheiligen gehört zu den genußreichsten Erinnerungen, die ich mir von dieser Schwarzwaldreise mitgebracht habe. Dieses schmale, vielfach gewundene Thal des Grindbachs bietet auf der kleinen Spanne

*) „Hüte dich vor dem „Raben" in Zürich; es ist ein ominöser Vogel, mit einem faulen, unreinlichen Nest und einem sehr langen Schnabel" oder vielmehr Zeche, denn Longfellow macht hier ein treffliches Wortspiel, da bill zugleich Schnabel und Wirthsrechnung bedeutet. — Wir glauben, der Verfasser malt hier etwas zu schwarz und thut dem Badewirth von Rippoldsau einigermaßen Unrecht. Im Allgemeinen sind Göringer's Preise nicht zu hoch, wenn man bedenkt, daß er alle Lebensmittel bis auf das Brodmehl hinaus von ferne, aus der Rheinthal-Ebene kommen lassen muß und nur auf den Sommer angewiesen ist. Anm. d. Red.

von zwei Wegstunden eine solche Fülle des Ansprechenden, einen solchen Einblick in die Heimlichkeiten und Schönheiten der Gebirgs- und Waldnatur mit ihrer üppigen Produktionskraft und ihrem tausendfachen Wechsel von Form, Farbe und Größe, daß ich ihm nichts von dem früher und anderwärts Erschauten würdig an die Seite zu setzen weiß. Zuerst das hochgelegene Brunnenhaus von Nordwasser, dann die wechselvollen Krümmungen des Baches, an welchem die Straße entlang zieht, mit ihren manchfaltigsten Eindrücken und Gruppen von Laub- und Nadelholz und magischer Beleuchtung in der Höhe wie in der Tiefe. Alsdann die Zigeunerhöhle mit ihren kühlen, düsteren Schauern, hierauf der wunderbar schöne, majestätisch-wilde Wasserfall des Grindbachs mit seinem geheimnißvollen Leben und seinen nixenhaft launischen Wasserstürzen, die man alle auf dem trefflichen Pfade und den mehrfachen Ueberbrückungen von hunderterlei verschiedenen Gesichtspunkten aus beobachten kann. Sodann die Totalität dieser Scene selbst: die schroffen Felsen, das Chaos der fluthumspülten Steinblöcke, der schaurig-düstere Wald, die langen, düsteren Bergesschatten, der schmale Streifen Himmel über uns, die dunkle, nächtige Tiefe mit dem tobenden Wasser unter uns, die steile Wand des Reitersprungs, der kühne Felsenerker des Känzeleins mit dem Ausblick in die ungeheuerliche Felsenschlucht; hierauf die Stephanienhütte mit ihren interessanten Aussichten, der Weg zur Klosterruine empor und endlich deren Anblick selbst inmitten des schauerlichen, öden Bergkessels in ihrem einsamen Zerfall, ihrer gänzlichen Abgeschiedenheit von der übrigen Erde inmitten dieser grauenvollen Bergwände und ihres dunklen, beengenden Schattens. Sodann der Anblick der Klosterruine selbst aus der Nähe mit ihren tief in die Seele schneidenden, Wehmuthweckenden Eindrücken — das Gefühl, dessen man sich nicht entschlagen kann, als stehe man gleichsam vor einem Ort des Fluchs und der unrettbaren Vernichtung — kurz, wer erzählt und wer beschreibt all' die Gefühle, Empfindungen, Eindrücke und Regungen, welche während dieser paar Stunden durch unsere empfänglichen Gemüther zogen, bis die Nacht herniedersank, fernerem Schauen und Bewundern ein Ende machte, und die empfindliche Kühle uns in's gastliche Försterhaus trieb, auf dessen Schwelle der dicke, launige Förster mit seinem weinrothen Gesicht uns erwartete, um uns seinen schmucken, blühenden Töchtern zu überantworten, die uns zunächst unsere Zimmer anwiesen und dann für unsere übrigen Bedürfnisse aus Küche und Keller sorgten.

Eine fröhliche, lärmende Gesellschaft von Heidelberger Studenten hatte schon einen Theil des Försterhauses in Beschlag genommen, und pokulirte unter Lärm und Lachen, den alten Förster mit Gewalt in den bacchantischen Jubel ziehend — doch nein, nicht mit Gewalt, denn er schien sich blos zu zieren, bis einige hölzerne Briten abgezogen waren, denen dieses Studentengelage a real treat war, obschon ihnen sichtlich das Verständniß für diese Art ungebundener Lustigkeit abging. Noch lange in unsern Schlaf hinein tönte der Lärm des fröhlichen Gelages durch das einsame Försterhaus und die öde Stille dieser Thalschlucht.

Der nächste Morgen sah uns mit dem Frühesten wieder munter und im Freien, um noch einmal die ganze Scenerie in der eigentlichen Verschleierung eines weißlichen Herbstnebels zu betrachten, der sich allmählig herniedersenkte als feiner, kaum fühlbarer Staubregen. Dann ein hastiges Frühstück und die Bezahlung unserer Zeche, und wir stiegen bergan bis auf den hohen Grat des Gebirges, wo sich uns noch ein lohnender Rückblick hinunter in die grauenhafte, finstere Tiefe der Thalschlucht bot, aus welchem die Ruinen des 1803 durch Blitzstrahl zerstörten Klosters Allerheiligen zu uns heraufschauten — eine andere, aber in ihrer Art nicht minder interessante und hochromantische Ansicht dieser schaurig-schönen Trümmer des herrlichen romantischen Gotteshauses.

Von hier schritten wir auf einer bequemen, guten Straße wieder bergab, dem Dorfe Ottenhöfen zu, dessen zerstreutliegende Wohngebäude in launischer Versprengung über die ganze Thalsohle ausgetheilt liegen und inmitten ihrer grünen Umgebung von Wald und Wiesen einen eigenthümlich idyllischen und doch wieder wilden Eindruck machen. Hier waren wir im sogen. Kapplerthal, das von dem Fuße der Hornisgrinde sich bis gegen die Rheinebene hinunterzieht und mit Recht für eines der schönsten Thäler des Schwarzwaldes gilt. Seine Bewohner bilden einen etwas rauhen und derben, trotzigen und schönen Menschenschlag von ungemein robustem Bau, so bei Weibern wie bei Männern, und sollen vordem als kühne Wildschützen ziemlich verrufen gewesen seyn. Aber jetzt scheinen diese ausgedehnten Wälder leer zu seyn von Edel- und Damwild, und nur auf den höchsten Höhen soll noch der immer seltener werdende Auerhahn und Birkhahn horsten, und von ersterem zu gewärtigen seyn, daß er bald ganz aussterbe, da alljährlich zur Balzzeit ungemein viele der herrlichen Vögel weggeschossen und nach Frankreich geschickt werden. Es ist überhaupt eine traurige Wahrnehmung, welche ich allum in dem gesegneten Süddeutschland gemacht habe, daß alle seine Schätze der organischen Schöpfung in Massen über den Rhein und mittelst der Eisenbahn in's Innere von Frankreich wandern, um den gefräßigen und unersättlichen Magen des Leviathans Paris zu füllen. Das Haar- und Federwild, die feinsten Gemüse, die besten Trauben und Obstarten, das Beste und Nahrhafteste von dem geschlachteten Vieh, die köstlichen Forellen, Krebse und andere Bewohner seiner Flüsse und klaren Gebirgsbäche, wandern in Baden-Baden oder in Paris in die Mägen der gallischen Sybariten. — Allein zurück zu unserer Wanderung! In Ottenhöfen nahmen wir Proviant aller Art und einen Führer mit uns, und begannen nun das Ersteigen der Hornisgrinde, dieser eigenthümlichen Hochebene von sumpfigem Torfboden, welche den bedeutendsten Höhenpunkt des nördlichen Schwarzwaldes bildet, mit einer Meereshöhe von 3600 Fuß. Unser Weg führte durch das sogen. Grimmelswälder Thal hinan über die Höhe des Seibelseck, und zeigte uns nach und nach alle Nuancen der specifischen Schwarzwaldnatur, bis die Vegetation allmählig den Charakter des Hochgebirgs annahm und wir über die schräg abfallende Lehne der Hochebene die kahlere Hornisgrinde sahen. Eine Biegung gegen Südost führte uns auf einem ziemlich mühsamen Wege nach dem Mummelsee, einem der gerühmtesten Naturwunder des Schwarzwalds, jenem geheimnißvollen Kratersee, der den Naturforschern schon so viel Kopfzerbrechen gemacht hat, wie der Laachersee in der Eifel bei Koblenz. Es ist ein dunkler, tiefer Kessel, von steilen, hohen Felsenwänden eingeschlossen, einen beinahe schaurigen und grauenhaften Eindruck auf den Beschauer machend. Düster und blauschwarz liegt der See in schaurig-

stiller Einsamkeit; kein Fisch plätschert in seinem trüben, untrinkbaren Wasser, worin sich von Zeit zu Zeit eigenthümliche Kreise bilden, die von selber entstehen und doch aussehen, als ob ein Stein hineingeworfen worden wäre. Die Phantasie des Volks hat bekanntlich diesem See Wassernymphen oder Mümmelchen zu Bewohnern gegeben und eine Menge von Sagen darüber erfunden, die ich hier nicht wiederholen will. Offenbar haben frühere Touristen um die Wette dazu beigetragen, den wundersamen Ruf dieser Oertlichkeiten durch erfinderische Zuthaten zu erhöhen.

Es war gegen Abend, als wir den Mummelsee erreichten. Es ist styli, hier zu übernachten, um möglicherweise einen Besuch von den Mümmelchen oder Wasserjungfern zu haben. Unser Führer brachte uns zu dem gewöhnlichen Nachtquartier der Touristen, einer großen Felsenplatte in einer Ecke, wo eine Mauer von rohen Feldsteinen aufgeführt ist, und nebenan ein kühler, frischer Bergquell über Felsen heruntersprudelt und sich seinen Weg in den See sucht. Hier legten wir unsere Ranzen und Reiseshawls nieder und eilten dann an's Ufer des See's hinunter, um ein Bad zu nehmen. Der Tag war heiß, der Weg mühsam gewesen, und wir rechneten auf einige Erfrischung; nebstdem aber wollten wir auch unserer Eigenliebe mit dem Bewußtseyn schmeicheln, im Mummelsee gebadet zu haben. Wir schwammen ziemlich weit in den See hinein und im Bogen wieder zurück nach der Stelle, wo wir unsere Kleider niedergelegt hatten. Das Wasser war kühl und weich, wie schmutziges Flußwasser, aber nicht sehr erfrischend. Ja es machte überhaupt einen seltsamen, melancholischen Eindruck, so ganz und gar verschieden von jedem andern Bade, so über dieses stille, düstere Wasser hinzuschwimmen und sich allerwärts von hohen Felsenwänden eingeengt zu sehen. Als wir uns wieder eingekleidet, kletterten wir noch eine Weile am Rande des See's herum, der einen Umfang von ungefähr 1200 Schritten haben soll, und gelangten bis zu der Stelle, wo er seinen Abfluß in den sogen. Seebach hat, der sich in die Acher ergießt. Die Abendbeleuchtung und das langsam hinsterbende Tageslicht machten einen unbeschreiblichen Eindruck auf uns, für den ich keine Worte habe, den ich aber nie vergessen werde. Mit Einbruch der Nacht waren wir wieder in unserem Quartier, lagen auf einem weichen Mooslager neben einem hellen Feuerchen, verzehrten ein einfaches Abendbrod aus den mitgebrachten Speisen, leerten eine Flasche Wein und rauchten unsere Cigarren unter einem träumerischen Ausblick auf den in leisen Nebel gehüllten See und die umgebenden Höhen, bis mich der Schlaf übermannte und ich einschlief.

Am andern Morgen weckte unser Führer uns schon eine Stunde vor Tag; es war sehr kühl, aber um so rascher waren wir munter und auf den Beinen. Einige Bissen kaltes Fleisch, ein Schluck Heidelbeerenbranntwein, dann begann ein scharfes Bergansteigen, um die 600 Fuß zu überwinden, die uns noch von der Höhe der Hornisgrinde trennten. Der Tag graute, der ferne Ost färbte sich lichter, als wir oben ankamen und auf dem torfigen, schwabbelnden Boden, der überall unter dem Fuße einsinkt, dem höchsten Punkte zustrebten, den ein steinerner Signalthurm kennzeichnet, einst eine der Basen der trigonometrischen Landesvermessung. Das wachsende Licht ließ uns zunächst die Oede erkennen, auf welcher wir uns befanden. Kein Baum wuchs mehr ringsum mit seinen schönen Formen, nur fahles Torfmoos am Boden, und ab und zu eine Legföhre, ein verkrüppelter Wachholderstrauch oder eine krumme Kiefer oder Tanne. Nach Osten hin, wo das Tagesgestirn sich höher hob, zuckten schon einzelne Lichtstreifen über die Berghäupter des württembergischen Schwarzwaldes, dessen nächste Thäler noch mit grauem Nebel gefüllt waren. Dann tauchten aus dem grauen Zwielicht des Gebirgs zu unseren Füßen gegen West einzelne wirre Höhen auf, und deutlicher entwickelten sich die Umrisse. Jetzt trat wie mit einem jähen Ruck die Sonnenscheibe klar und golden ganz über den Horizont; die Lichtfluth tauchte in die Thäler ein und wie mit einem Zauberschlage lag das großartigste Panorama des ganzen Schwarzwaldes und der Rheinebene vor uns ausgebreitet. Der Rheinlauf von Basel bis Mannheim, der ganze Schwarzwald mit seiner wirren Masse von Bergkuppen und Spitzen, das Hügelland, gegen Westen in eine breite Ebene auslaufend, besäet mit Städten und Dörfern, mit dem ganzen bunten Wechsel von Form und Farbe je nach den verschiedenen Kulturen — es war ein unbeschreibliches, wunderherrliches, unvergeßliches Bild. Ich hätte in diesem Augenblick ein genialer Maler seyn mögen, um dieses Naturschauspiel nur annähernd treu wiedergeben zu können. Wer dieß vermöchte!

Nachdem wir mehr als eine Stunde in diesem Anblick der Aussicht bei vollem Lichte geschwärmt hatten, wandten wir uns nordwärts, überschritten noch einen großen Theil der Hochebene der Hornisgrinde, und stiegen dann hinunter, passirten den Hundsrücken und gelangten in ein kleines Dorf Hundsbach, das wild und einsam in voller Abgeschiedenheit von der Welt hier auf der rauhen Höhe lag. Hier entließen wir unsern Kappelerthäler Führer, der von einem kleinen Extra-Douceur hocherfreut sogleich den Heimweg einschlug. Ein aufgeweckter Junge führt uns nun aus dem Hundsbacher Thal hinaus über zwei steile Bergrücken und Hochflächen hinweg, welche die seltsamen Namen Bettelmannskopf, Hundseck und Fohrenfeld führten, nach dem Dorfe Herrenwiese, wo wir erst förmlich frühstücken konnten und dem Kaffee, Schinken, Butter und den Eiern, sowie dem Wein arg zusetzten. Der starke Marsch über Berg und Thal, namentlich aber das vorzugsweise Bergabsteigen, hatte unsere Sehnen und Muskeln an den Beinen so eigenthümlich angegriffen, daß wir durchaus nicht sitzen konnten, bei jedem Versuche dazu die heftigsten Schmerzen in der Kniekehle und dem Dickbein empfanden und unsere Mahlzeit stehend verzehren mußten. Es war daher nicht daran zu denken, den Rest des Weges bis Baden auf einem offenen Wagen zurückzulegen, den uns der Wirth anbot, sondern wir mußten zu Fuße weiter. Der Schmerz verlor sich übrigens während des Gehens bald, worüber ich sehr froh war, denn ich möchte dieses sonderbare Gefühl der Spannung und Pein nicht zum zweitenmale haben.

Der einsame Weg durch die dunklen Wälder führte uns endlich in die Geroldsau hinunter und von da nach Lichtenthal, das wir um halb sechs Uhr Abends sehr müde erreichten. Eine Droschke brachte uns schnell nach Baden hinein, und nun erst bemerkten wir den Unterschied zwischen der reichern, buntern, herbstlichen Färbung des Laubwalds und jenem strengern düsterern Tone der Nadelwälder, an welchen unser Auge seither gewöhnt gewesen war. Die herrlichen Naturscenen, in welchen wir in den letzten Tagen geschwelgt hatten, erfüllten uns noch so

ganz und gar, daß wir es für eine Profanation derselben gehalten hätten, an diesem Abende nach dem Kursaal und auf die Promenade zu gehen. Wir nahmen daher im Zähringer Hofe noch eine reichliche Mahlzeit ein, legten uns früh zu Bett und fuhren am andern Tage mit dem ersten Zuge wieder von dannen, gen Frankfurt, und von da unserer norddeutschen flachen Heimath zu, den Geist und das Gemüth noch ganz erfüllt von all' dem Schönen, was wir auf diesen kurzen Wandertagen gesehen hatten. Ein Hauptvorzug dieser Tour war die große Wohlfeilheit, mit welcher wir gereist waren, keiner von uns hatte auf dieser Wanderung mehr als vierzehn Thaler ausgegeben, und doch einen Genuß davon gehabt, den wir in der Schweiz nicht mit dem dreifachen Werthe an Geld erkauft haben würden, weßhalb ich jedem Freunde eines reinen Naturgenusses, namentlich aus Norddeutschland eine derartige Schwarzwald-Wanderung empfohlen haben will.

Die „kleine Frau Hayn".

Erzählung von R. v. Moscherosch.

Es war ein ereignißvoller Zeitpunkt in meinem jungen Leben, als mein Vater uns seine Absicht ankündigte, unsere zwei Stübchen im Querhause an einen jungen Maler zu vermiethen, welcher sich einige Sommermonate in unserem freundlichgelegenen Städtchen aufhalten und dessen malerische, wechselvolle Umgebung kennen lernen wollte. Nie zuvor hatte eine in ihrem ganzen Wesen und ihren Folgen so aufregende und ungewöhnliche Gedanken erweckende Begebenheit die Eintönigkeit meines Daseyns unterbrochen. Nie zuvor war meiner kindlichen Einbildungskraft ein solch weiter Tummelplatz, ein solcher Kreis der emsigsten schöpferischesten Thätigkeit angewiesen worden, und niemals vorher hatte mein Herzchen mit einem solch seltsamen Gemisch von Verwunderung und Vergnügen gepocht. Ein Maler, der Porträts und Landschaften in Oel malte, unter unserm braunen Dach, in den vier Wänden unseres eigenen alten Häuschens! — welch eine seltene günstige Gelegenheit für meine Wißbegierde und meine neugierigen Augen, einen neuen Schatz von Wissen und Kenntnissen einzusammeln! Wie mußte ich da für meine kleinen Gespielinnen ein Gegenstand des Neides werden, und wie spärlich und als wahren Leckerbissen wollte ich ihnen das wieder auftischen, was ich Tag um Tag dem wunderbaren Manne mit der wunderbaren Kunst ablernte!

Ich hatte allerdings zuvor schon viel von Malern gehört, welche große schöne Bilder malten; allein ich kannte sie nur so gewissermaßen in der Einbildung, in der Theorie, vom Hörensagen, wie ich die Feen kannte, von denen ich in den Feenmärchen las, oder die Könige und Fürsten und das Leben an den Höfen, von denen Papa bisweilen erzählte! So weit meine Erinnerungen zurückreichten, so lange hatten an den Wänden unsers Besuchszimmers Porträts meiner Großeltern und Urgroßeltern gehangen; aber ich hatte keinen Begriff davon, wie ihre Gesichter der dunklen Leinwand aufgedrückt oder wann und von wem ihre Conterfeie in diese schweren Goldrahmen hineingesetzt worden seyen. Wie die Bäume, deren Wipfel um unsere Giebel rauschten, wie die Fliederbüsche, die an unserm Gartenthore alljährlich blühten, waren sie für mich immer so vorhanden gewesen, daß ich nie über ihren Ursprung gegrübelt hatte.

Allein nun sollte ich Aug' in Auge einen Mann sehen, der solche Bilder schaffen konnte, und dessen Daseyn und Kunst für mich seither nur eine Fabel, eine Mythe gewesen war. Was für ein merkwürdiger Mensch mußte das seyn! Ich dachte mir ihn nicht anders, als in Gestalt eines riesengroßen Mannes mit dunklem Teint, ernstem Gesicht, langen rabenschwarzen Haaren und einem großen krausen Bart, denn folgerichtig mußte solch ein Maler doch jeder andern Person, die ich seither gesehen oder gekannt hatte, ganz unähnlich seyn!

Während mein geschäftiges Gehirn noch recht emsig über derartige Gedanken grübelte, kam der Gegenstand derselben an, und ich brauche wohl kaum erst zu sagen, daß er alle Spekulationen und Erwartungen vollständig täuschte. Es war gar nichts Riesenmäßiges in der anmuthigen geschmeidigen Gestalt, die aus dem Stellwagen sprang, und statt eines schwarzbäckigen ernsten Gesichts sah ich die offenen freundlichen Züge eines bartlosen Jünglings, umwallt von hellbraunen, weichen Locken, verklärt und beseelt von einem lustigen Paar lebhafter blauer Augen, welche von Muthwillen und Heiterkeit überzuströmen schienen. Er war hübsch, sehr hübsch, aber sonst ganz wie ein anderes Menschenkind. Auch sein Name wich in keiner Weise von anderen gutbürgerlichen Namen ab — er nannte sich kurzweg Franz Hayn. Und als er mit gefälliger leichter Anmuth meine kindliche Gunst zu gewinnen suchte, wäre ich ganz mit ihm zu Hause und vertraut gewesen, wenn nicht der Respekt vor seiner mir noch fremden und ganz erstaunlich wunderbaren Kunst mich förmlich überwältigt hätte. Es war eine sonderbare Grille für ein zehnjähriges Mädchen, aber es ging mir auf irgend eine wunderliche Weise durch den Kopf, ich dürfe ihm nicht gut seyn, während gleichzeitig wider meinen Willen eine Vorliebe für seine Ansichten, sein Thun und Treiben, sein Aeußeres und seine Manieren stark in mir heranwuchs. Sprach er mit mir, so lange irgend jemand ihn beobachtete, so war ich wortkarg und bebte schüchtern vor ihm zurück; wenn wir dagegen allein waren, plauderte und sang und zwitscherte ich wie ein junges Rothkehlchen. Mich dünkt, er muß es bemerkt haben und dadurch auf den Einfall gekommen seyn, mich mit einem beinahe knabenhaften Muthwillen zu necken. Er sagte: für ihn seye ich nicht mehr Else Lesser, seit er wisse, wie viel mir an ihm liege. Für die Zukunft werde er mich Frau Hayn nennen, — die kleine Frau Hayn, sein kleines Frauchen, — und er werde es sehr übel vermerken, wenn nicht jedermann im Hause seinem Beispiel folge. Ich dürfe also kein Schätzchen mehr unter den Schulknaben oder meinen sonstigen Gespielen haben, seit ich meinen Namen verändert habe, sondern ich müsse ganz gesetzt und artig und zuthunlich seyn, wie eine verheirathete Frau, die ihrem Gatten treu seye.

Er fragte mich, ob ich damit einverstanden seye?

Ich blickte von dem Saum meiner weißen Muslinschürze, welchen ich zwischen meinen Fingern zerknitterte, zu meiner Mutter auf, deren Augen mich lächelnd anschauten. Im Nu waren

meine Lippen ganz entschieden versiegelt und verschlossen; er aber bemerkte sogleich die Ursache meines Schweigens, langte aus dem Fenster und pflückte eine Rose von einem Schlingrosenstocke, der sich beinahe bis zum Dachtrauf am Hause hinaufrankte.

„Die kleine Frau Hayn muß die Rose tragen," sagte er und steckte sie mir vor die Brust. „Es paßt und ziemt sich gar nicht für sie, das Köpfchen aufzuwerfen und ein Geschenk von ihrem Manne gleichgültig von sich zu schleudern. Alle verheiratheten Frauen tragen die Blumen, welche ihre Gatten ihnen verehrten. Willst Du nun auch die Rose tragen, die ich Dir gepflückt, mein liebes Frauchen?"

Ich blickte mich zuerst wieder im Zimmer um; meine Mutter war nirgends zu sehen, und so sagte ich ihm denn, ich werde die Rose tragen, wann er es wünsche.

„Und willst Du fortan auch meine kleine Frau Hayn heißen?"

— „Ja, das will ich auch," sagte ich.

Nun sey Alles in Ordnung, meinte er; er wolle sich nun nie nach einer Frau umsehen, und ich sollte auch an gar keinen andern Mann denken. Wir seyen nun Herr und Frau Hayn. „Gefällt Dir das, Else?"

„Ei gewiß, das gefällt mir! Das ist recht hübsch und lustig!" rief ich.

— „Nun denn, so werd' ich Dir jetzt auch einen kleinen goldenen Ring kaufen, den Du am dritten Finger tragen mußst, damit die Leute wissen, daß Du schon einem Manne angehörst!"

„Nein," sagte ich, „den Ring will ich nicht und trage ich nicht!"

— „Bah, bah, bah! Du wirst ihn schon tragen, und es ziemt sich gar nicht, daß Du ihn ablehnst. Leute, die mit einander verlobt sind um sich einmal zu verheirathen, die geben sich immer solche Pfänder!" sagte er. „Ich werde mit dem Papa darüber sprechen, daß Alles in die Reihe kommt. Und wenn er seine Erlaubniß dazu gibt, so wirst Du doch hoffentlich den Ring tragen, nicht wahr?"

„Nein, ich mag die Ringe nicht leiden!" rief ich.

— „Nicht doch! einen Ring, den ich Dir kaufe, den wirst Du doch wohl tragen?"

„Mit nichten, auch einen solchen mag ich nicht — ich will überhaupt keinen Ring haben!"

Franz Hayn's Aufenthalt in unserem Hause dehnte sich von Wochen zu Monaten aus, und während unsers ganzen Zusammenlebens bemühte er sich auf jegliche Weise vergebens, mich bezüglich des Verlobungsringes, wie er ihn nannte, auf andere Gedanken zu bringen. Ich war unerbittlich: ich wollte durchaus keinen Ring tragen. Selbst in den Tagen nicht, wo er sich zur Abreise rüstete und mir sagte: er werde binnen wenigen Tagen mehr als hundert Meilen weit von mir entfernt seyn; selbst dann nicht, als er mir einen Haufen Zeichnungen und Gemälde vorlegte, die er in seinen Mußestunden für mich gezeichnet hatte, an den langen Sommerabenden, welche ihm so eintönig und langweilig geworden seyn mußten in unserm stillen Häuschen und langweiligen ungeselligen Städtchen. Selbst der Gedanke an die Mühe, die er sich meinethalben gegeben hatte, konnte meinen Entschluß nicht erschüttern. Gerne nahm ich die schön ausgeführten Zeichnungen und sein eigenes hübsch eingerahmtes Bild, aber einen Ring wollte ich nicht von ihm haben.

Endlich verließ er uns. Ich werde nie jenen Herbstmorgen vergessen, noch wie kalt, langweilig und freudenlos mir der ganze Tag vorkam, wie öde und verlassen mir Alles erschien, nachdem er fort war. Es war kein gewöhnlicher Alltagskummer, der auf meinem jungen Herzen lag, und kein kindliches Versprechen, das ich ihm gab, als er meine bebenden Lippen küßte, daß ich ihn nämlich nie vergessen und immer seine kleine Frau seyn wolle.

„Willst Du mir schreiben, liebe Else, und Dich als mein Weibchen unterzeichnen?" fragte er.

Ich versprach es ihm, und er sagte, ich seye ein liebes herziges Kind und er werde mich nie vergessen. Dann sagte er mir Lebewohl.

„Lebe wohl!" stammelte auch ich. Meine Stimme bebte und versagte mir beinahe den Dienst bei diesem Worte. Es waren die schwersten Worte, die ich jemals bis dahin in meinem kurzen Leben hatte aussprechen müssen. — —

Während der darauffolgenden zwei Jahre hätte keine edle Dame ihrem abwesenden Ritter treuer zu seyn vermocht, als ich es gegen Franz Hayn war. Die glücklichsten, frohesten Augenblicke meines Lebens hatte ich beim Empfang von seinen Briefen, deren Beantwortung mir die innigste Herzensfreude verursachte. Unter meinen Schulkameraden und Gespielen hatte ich keine kindische Liebe; ich hielt mich fern von allen Schlitten- und sonstigen Parthieen, wo ältere Knaben und Jünglinge den Mädchen ihre Dienste erwiesen, so beliebt derartige Vergnügungen auch in unserer Nachbarschaft waren. Wenn ich dieselben nicht allein mitmachen, nicht allein gehen und kommen konnte, so blieb ich lieber zu Hause, und ließ mich durch keinerlei Zureden oder Verlockungen von meinem Vorsatze und meiner Gewohnheit abbringen. Ich war die kleine Frau Hayn, und diese wollte ich auch bleiben.

Allein mitten in die Zeit herein, wo ich diesem heldenmüthigen Entschlusse lebte, fiel ein entsetzliches Gerücht, das mir zu Ohren kam, das Gerücht nämlich, Franz Hayn, mein selbst erwählter Herr und Gebieter, seye von der Akademie von Antwerpen, wohin er Behufs seiner künstlerischen Ausbildung geschickt worden war, zum Besuche in die Heimath zurückgekehrt und habe sich in der Residenz mit einer sehr hübschen und reichen jungen Dame verlobt. Dieß war ein furchtbarer Schlag für meine frühzeitigen Hoffnungen und Pläne, obschon ich lange gegen die Neigung ankämpfte, dieser Nachricht Glauben zu schenken. Hatte Franz mir nicht versprochen, sich nie um eine Frau umzusehen, und daß ich die einzige Frau seyn sollte, die jemals seinen Namen trüge? Schrieb er mir nicht regelmäßig alle vierzehn Tage, und eröffnete er nicht jeden Brief unwandelbar mit der Anrede: 'mein herziges liebes Frauchen'? Bat er mich nicht am Schlusse eines jeden Briefes, ich solle ihm doch treu seyn? — Nein, ich konnte nimmermehr an dieses Gerücht, an Franzens Untreue glauben! Irgend jemand hatte böswilligerweise auf ihn gelogen und diese alberne Geschichte nur erfunden, um ihm zu schaden. Ich konnte und wollte es nicht glauben, und wenn auch die ganze Welt aufgestanden wäre und mir die Wahrheit dieses Gerüchts bezeugt und beschworen hätte.

Gleichsam zur Belohnung für meine Treue und um mein

durch Vorurtheile und innere Kämpfe tief erregtes Gemüth wieder in's Gleichgewicht zu bringen, langte Franz schon wenige Tage darauf zum Besuche bei uns an: der Postomnibus setzte ihn wieder vor unserer Thüre ab. Er habe gedacht, er müsse selber herkommen und sein kleines Weibchen wieder einmal besuchen, sagte er, als ich schüchtern ihm entgegentrat und ihn begrüßte. Lächelnd neckte er mich, es seye recht böse von mir, daß ich so gewaltig in die Höhe schieße und ganz aufhöre, seine kleine Frau zu seyn; er fürchte, ich wachse ganz aus meinem Verlöbniß heraus; er müsse mir einen Laib heißes Brod auf den Kopf legen, damit ich innerhalb der Grenzen bleibe. Wir seyen nur zwei Jahre verlobt gewesen, ich sey nun erst zwölf Jahre alt und um einen ganzen Kopf größer als in meinem zehnten Jahr. Er gehe nun auf mehrere Jahre in's Ausland: nach Frankreich, nach Italien; was würde da erst aus mir geworden seyn, bis er zurückkomme? Er wage gar nicht daran zu denken.

„Meiner Treu!" sagte er, „mich dünkt, bis ich von meinen Reisen zurückkomme, bist Du mindestens so groß geworden, wie ich jetzt bin. Glaubst Du nicht auch?"

— „Ich hoffe es wenigstens," erwiderte ich spitzig, denn ich dachte gerade an das Gerücht von seiner Verlobung.

„Wie?" rief er und lachte herzlich, „willst Du denn schon die Manieren einer schönen jungen Dame annehmen, meine kleine Else? Ich glaube, wenn ich Dich jetzt um eine Deiner braunen Locken bäte, Du wärest im Stande, sie mir abzuschlagen, und wenn mir auch das Herz darüber bräche!"

— „Allerdings bekämen Sie keine," sagte ich; „ich habe keine Locke übrig."

„Auch nicht eine einzige?"

— „Nein, auch nicht Eine."

„Und warum nicht?"

— „Weil . . . . weil ich . . . ." stammelte ich und blieb stecken.

„Weil Else so seltsame Gerüchte über Sie gehört hat," fiel meine Mutter neckend ein. „Sie thut ganz recht, sich keine Locke von Ihnen rauben zu lassen, lieber Hayn, so lange sie an Ihrer Treue gegen das Verlöbniß zweifeln muß. Sie hat Temperament und Charakter, wie Sie sehen."

— „Meiner Treu, das hat sie!" rief Franz fröhlich und heftete seine blauen Augen auf mein Gesicht; „und ich glaube, daß ich sie gerade deßhalb so sehr liebe. Kümmere Dich nicht um müssige Klatscherei, mein liebes, kleines Weibchen!"

Ich antwortete ihm nur durch ein stummes Schmollen, während er die Hand nach mir ausstreckte, um mich wieder auf sein Knie zu setzen.

„Nein, ich setze mich nicht mehr auf Dein Knie!" rief ich und stieß seine Hand beiseite, während die Thränen, die mir inzwischen in die Augen getreten waren, plötzlich hervorbrachen und über meine glühenden Wangen hinabrannen. „Ich setze mich nie, niemals wieder auf Deinen Schoos!"

— „Wirklich, meine liebe, süße, kleine Else?" fragte er und es lag ein wirkliches Pathos in seiner vollen, männlichen Stimme, und ein wilder, durchdringender, erstaunter Blick aus seinen klaren blauen Augen begleitete diese Worte; dann flog ein rascher, wunderbar ergreifender Ausdruck von Zärtlichkeit über sein Gesicht, während er mit tiefbewegter Stimme hinzusetzte: „Gott segne Dich für und für, meine süße, kleine Else!"

Ich riß mich von ihm los und schlich mich ganz stille aus dem Hause, in den Garten hinaus; dieser brünstige Segenswunsch lag frisch und tief auf meinem kindlichen Herzen, und ich warf mich im Schatten der alten Obstbäume nieder und schluchzte laut, bis die Wehmuth und Schwere wichen, die auf meinem gepreßten Gemüthe lagen. Stundenlang lag ich so hier in dem weichen, goldenen September-Sonnenschein und grübelte und sann über den kleinen Roman, welcher auf solch stille und seltsame Weise in den Zettel meines kindlich unbefangenen Mädchenlebens herein gewoben worden war. Ich weinte lange vor meiner Zeit über jene kostbaren Kümmernisse, welche sich auf ewig an eine süße, bewußte Weiblichkeit anhängen.

Als ich in's Haus zurückkehrte, hatte sich Franz schon wieder verabschiedet; aber in meinem Strickkörbchen hatte er mir eine kleine Muschelschachtel zurückgelassen, welche einen einfachen goldenen Ring enthielt. Ob ich ihn trug? Bist Du ein Frauenzimmer, meine holde Leserin, und kannst noch fragen?

* * *

„Else, Else! die Mutter sagt, Du sollest heraufkommen! Es sitzt ein Herr in der guten Stube, der Dich sprechen will!" rief mir mein jüngster Bruder in den Garten hinab.

Diese Vorladung unterbrach mich jählings in meinen angenehmen Träumen, denen ich mich den ganzen langen goldenen Juli-Nachmittag hindurch in der ununterbrochenen Stille unserer Fliederlaube im Garten dahingegeben hatte. Zu meinen Füßen auf dem Boden lag eine französische Grammatik und Fenelon's Télémaque, mit dem ich meinen armen Kopf abgequält hatte, um ohne Lehrer französisch zu lernen, und auf meinem Schoos ruhte in zerknittertem Zustande meine Näharbeit, von welcher die Nadel an einem langen Zwirnsfaden beinahe bis zum Boden herunterhing, als ob sie froh wäre, dem eintönigen Säumen eines Bettüberzugs entgangen zu seyn, der allerdings erst etwa ein halbes Dutzend Stiche aufzuzählen hatte.

„Wer ist denn der Herr, der mich zu sprechen verlangt?" rief ich, stund hastig auf und ging meinem Brüderchen entgegen, der damals ein kaum siebenjähriger Junge war. „Weißt Du nicht, Karlchen, wer er ist?"

— „Nein, ich kenne ihn nicht — es ist eben ein Herr! Mama sagt, Du sollst sogleich heraufkommen!"

„Wer mag es nur seyn?" fragte ich. Da fiel mir bei, daß ich etwa vor einer Stunde einen Herrn in leichten Reisekleidern mit einem langen, dichten, röthlichen Vollbarte hatte die Straße heraufschreiten sehen; allein ich war allzu sehr in meine eigenen Gedanken und Träume vertieft gewesen, um ihm besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Und doch, als ich mir sein Gesicht und seine Gestalt wieder in's Gedächtniß rief und seinen raschen sprungkräftigen Schritt, däuchte mir darin irgend etwas längst Bekanntes wieder aufzudämmern. Wer mochte es seyn? Mein Herz pochte rasch und laut. Sicherlich hatte ich dieses Gesicht und diese Gestalt schon vorher gesehen, und plötzlich trat mir unwillkürlich ein Name auf die bebenden Lippen, der mir von jeher ungemein theuer war: „Franz Hayn!"

Allein ich vermochte es nicht über mich, zu ihm hinaufzu-

gehen und ihm zu begegnen, und wenn ich auch tausendfach dazu aufgefordert worden wäre. Ich wollte ihn nicht sehen — wozu denn auch? Es war ja ganz unnütz. Ich war nicht mehr das thörichte kleine zwölfjährige Mädchen, das er vor sechs Jahren im Leibschürzchen verlassen hatte — ich war nun eine hochaufgeschossene, erwachsene Jungfrau. Ich war nicht mehr das Kind, mit dem er tändeln, das er necken konnte. Ich wollte nicht zu ihm hinausgehen. Ueberdem hatte der Gedanke, daß er da sey, mir plötzlich Schwindel und heftigen Kopfschmerz verursacht, so daß ich kaum aus den Augen sehen konnte. Die Mutter konnte doch nicht verlangen, daß ich ihn begrüße, wenn ich mich kaum auf dem Stuhle halten konnte. Daher schlich ich mich in mein Stübchen hinauf und warf mich auf mein Bett. Aber was mochte er von mir denken? mochte es ihm gleichgültig seyn, oder nahm er es mir übel? Erinnerte er sich überhaupt noch seines kleinen Weibchens, wie er mich früher genannt hatte?

Seines kleinen Weibchens? wiederholte ich bei mir selbst, als ich vor dem langen, schmalen Spiegel meines Stübchens stand, der mir mein genaues Ebenbild zurückstrahlte, das ich jetzt mit meinem früheren Ich verglich. Die liebe Eitelkeit flüsterte mir zu, der Vergleich falle nicht zu meinem Nachtheil aus. Ein schlanker Wuchs, eine erträgliche Gestalt von mittlerer Größe; ein klarer, brunetter Teint, große graue Augen; frische, blühende Wangen und rothe Lippen, schmale, weiße Zähne; eine breite, nicht sehr hohe Stirn; ein weiches, glänzendes, kastanienbraunes Haar, das in breiten Scheiteln das Gesicht wie in einen Rahmen faßte — so trat mir mein Bild im Spiegel entgegen. Mit einem Seufzer wandte ich mich von dem Glase ab und blickte auf meine Hand herunter, an deren Goldfinger ein kleiner einfacher Ring steckte. Das Blut schoß mir in die Wangen bei diesem Anblick. Ich mochte den Ring nicht mehr tragen; Er soll niemals erfahren, daß ich ihn überhaupt getragen hatte. Ich wollte ihn vom Finger streifen, aber er wich keine Linie breit; er war gleichsam ganz in das Fleisch hineingewachsen. Gerade in diesem Augenblicke kam mein Bruder wieder an die Thüre meines Zimmers und brachte mir eine neue Ladung:

„Die Mutter sagt: die kleine Frau Hayn solle gleich herunter kommen; man müsse sie haben!"

— „Ich habe furchtbaren Kopfschmerz, Karlchen! bitte, geh' und sag' es Mama!" rief ich und sank dicht neben dem Fenster auf einen Stuhl und stützte den Kopf auf eine Stuhllehne.

„Du lieber Himmel! wenn sie mich nur in Ruhe lassen wollten!" flüsterte ich vor mich hin, als das Gemurmel ihrer Unterhaltung ganz deutlich an mein Ohr schlug. — Eine Stunde verging; dann hörte ich Stimmen in der Hausflur, Thüren zuschlagen und jemand die Straße hinuntergehen und sich raschen Schrittes entfernen. Ich schaute nicht begierig zum Fenster hinaus, ich lugte nicht vorsichtig durch die halb geschlossenen Fensterläden, sondern drückte meine Hände dicht über die Augen, bis der Schall der Fußtritte in der Entfernung verhallte. Alsdann schlich ich mich leise die Treppe hinab und trat verstohlen in das Besuchszimmer, wo er vorhin gewesen war. Noch hatte ich die Mitte des Zimmers nicht erreicht, so bemerkte ich schon, daß ich nicht allein seye; und ehe ich mich noch flüchten konnte, erfaßte jemand meine Hand, und eine volltönige, weiche, klangvolle, fröhliche Stimme, deren Ton mir im innersten Herzen widerklang, rief: „So wahr ich lebe, das ist ja mein eigenes liebes Weibchen, meine süße kleine Frau Hayn! Wie glücklich bin ich, Dich wiederzusehen!" und ein Paar bärtiger Lippen beugten sich zu den meinigen hinab. Stolz bog ich den Kopf zurück. Ich war ja kein kleines Kind mehr; ich konnte mir sogar von ihm die Liebkosungen nicht gefallen lassen, die er noch vor sechs Jahren an mich verschwendet hatte.

„Ah, Sie sind es, Herr Hayn?" sagte ich und verbeugte mich auf eine förmliche, würdevolle Weise; „ich freue mich sehr, Sie wieder bei uns zu sehen!"

Mein Benehmen wirkte ganz niederschlagend und frostartig auf sein warmes, gemüthliches, herzliches Wesen. Er trat sogleich von mir zurück, ließ meine Hand los, warf seine feingeschnittenen Lippen auf und sagte: „Verzeihung, Fräulein Lesser! ich hatte ganz vergessen, daß Sie inzwischen zu einer feinen jungen Dame herangewachsen sind!"

Statt aller Antwort verbeugte ich mich gegen ihn und warf ihm dabei einen raschen, ungestümen, ungeduldigen Blick zu. Allein dießmal versuchte er keine Neckerei, keinen Scherz, und als meine Mutter einige Augenblicke später in's Zimmer trat und lachend auf unser ehemaliges Verlöbniß anspielte, antwortete er ihr in einigen hastigen und ausweichenden Worten, als ob dieses Thema für ihn kein angenehmes wäre. Er war offenbar empfindlich verletzt.

Unser Verhältniß war ein gestörtes. Die Dinge hatten eine unglückliche Wendung genommen, allein es war zu spät, um den Bruch zu heilen, und Tag um Tag verging, ohne daß wir uns gegenseitig näherten. Franz hatte wieder die beiden Stübchen im Querhause bezogen und zeichnete und malte in der Umgebung nach der Natur. Täglich begegneten wir uns, aber er blieb gegen mich so kalt und fremd', wie er es seit dem ersten Augenblick war, wo ich ihn zurückgestoßen hatte. Ich hätte Welten darum gegeben, wenn es in meiner Macht gestanden wäre, jene unglückseligen Worte zurückzunehmen; und dennoch gewann ich es, seit sie ausgesprochen waren, nicht über mich, auch nur auf einen Augenblick aus meiner ruhigen, kalten Würde herauszutreten, obschon ich mich so elend und unglücklich fühlte, als ich es nur seyn konnte bei dem Bewußtseyn, daß ich Herrn Hayn ebenso unglücklich und armselig gemacht hatte.

So oft ich mich, ohne unartig und unhöflich gegen den Gast zu seyn, oder meine häuslichen Pflichten zu vernachlässigen, auf mein Stübchen zurückziehen konnte, flüchtete ich mich dorthin und grämte mich im Stillen. Ganze Nächte verweinte ich über meine eigene Thorheit und meinen schroffen Dünkel gegen den Mann, der es so herzlich mit mir gemeint hatte. Endlich fielen meine Verstörtheit und Bläße und mein ungewöhnliches seltsames Aussehen sogar meinem Vater auf und er äußerte sich zuweilen offen vor unserm Gaste über meine umgewandelte Stimmung.

„Was ist Dir denn, Else?" fragte auch meine liebe Mutter mich eines Morgens. „Du kommst mir so sonderbar und ganz verwandelt vor, und ich weiß gar nicht, was ich aus Dir machen soll. Ich fürchte sehr, Du hast Herrn Hayn gekränkt, und er muß nach Deinem kalten Benehmen glauben, seine Anwesenheit in unserm Hause seye Dir zuwider. Du machst Dir jede nur irgend mögliche Gelegenheit zu Nutze, um ihm auszuweichen,

als ob er das widerlichste Ungethüm wäre, und nicht unser lieber, aufrichtiger, treuer Freund, der es mit uns Allen so herzlich gut meint. Was hast Du denn, Mädchen?"

— „Gar nichts, Mama. Mein seltsames Aussehen ist nur Folge der Gedanken, die mich beschäftigen. Ich kann nichts dafür. Ich bin so unglücklich. Herr Hayn haßt und verachtet mich nun! . . . ." stammelte ich und verbarg meine überströmenden Augen in die Hände.

„Du bist eine Thörin, Else!" sagte meine Mutter ernst und vorwurfsvoll. „Warum sollte er Dich hassen?"

— „O ja, Mutter, er haßt mich und mit Recht!" rief ich; „er haßt mich wirklich . . . ."

„Um Vergebung, liebe kleine Else! — Fräulein Lesser wollt' ich sagen! Er haßt Sie nicht!" fiel mir die seelenvolle, melodische Stimme des Malers in's Wort, und er erfaßte milde meine Hand. „Sie irren sich in Ihrem alten Freunde. Unter allen Personen in der Welt sind Sie . . . ." Er hielt inne und im nächsten Augenblick hörte ich, daß meine Mutter leise das Zimmer verließ.

— „Ich bin nicht kalt und stolz und hochmüthig," rief ich, den Kopf aufrichtend und sah ihm in's Gesicht; „ich bin Ihnen noch ebenso gut als . . . . als damals . . . ."

„Weiter, weiter, liebe Else! was wollten Sie sagen?" fragte er gierig und ein plötzlicher Ausdruck von wilder Freude leuchtete in seinen Augen auf.

— „Noch ebenso gut als . . . . jemals . . . ." stammelte ich.

„Und wie gut ist das?" rief er. „So gut, daß Sie während all' dieser traurigen Jahre der Trennung auch nie mit einem leisen Gedanken an die Zukunft gedacht haben, in welchen Sie mich einschlossen? So gut, daß jede kühne leidenschaftliche Hoffnung Ihrer weiblichen Natur sich beständig nur auf mich bezog? So gut, wie ich Ihnen war? Haben Sie mich so geliebt, wie ich Sie, Else — bis daß jeder Pulsschlag Ihres Herzens nur für mich schlägt? Sind Sie mir so gut, Else?"

Ich bedeckte mein Gesicht, damit er nicht den ganzen Ausdruck und Umfang meiner Liebe in meinen verrätherischen Augen lesen und sich davor entsetzen möge, daß ich ein solch leidenschaftliches wildes Wesen geworden war, das mit der Liebe zu ihm beinahe Abgötterei trieb.

„Else, liebe süße Else, willst Du nun im Ernste meine kleine Frau Hayn werden?" fragte er und zog mich auf meinen alten Sitz auf seinem Knie.

— „Ja!" stammelte ich erglühend und barg mein Gesicht an seiner Schulter.

„Und willst Du endlich meinen Ring tragen?" fuhr er fort. Ich hielt ihm den Goldfinger meiner rechten Hand unter die Augen. „Mein herziges, liebes Weibchen! Meine süße, kleine Else! Jetzt mußt Du in Wirklichkeit meine Frau Hayn werden!" rief er und bedeckte meine Lippen mit Küssen.

Am Abend dieses Tages wurden mir von allen Seiten bedeutsame Winke und pfiffig fragende Blicke zugeworfen, und am Abend dieses Tages schien mein Vater sich ganz zu vergessen, und nannte mich wieder die „kleine Frau Hayn." — —

Meine liebe, holde Leserin! ich bin schon seit drei Jahren, drei glücklichen Jahren voll Freude und Sonnenschein verheirathet und Du wirst ohne Zweifel schon errathen haben, daß ich sagen darf: mein Name ist Hayn.

Louis Jacques Thénard.

Züge aus dem Leben eines Chemikers und Naturforschers.

(Schluß.)

Dank dieser Geistesflinkheit, eignete sich Thénard jenen durchdringenden Blick an, der der Wissenschaft neue Gesichtskreise aufthut. Mit diesem Blick gelangte er zur Entdeckung des oxygenirten Wassers. Der Klang dieser Entdeckung hallt durch das wissenschaftliche Europa; aus weiter Ferne strömen die Chemiker herbei, um den Experimenten beizuwohnen.

Eines Morgens tritt ein Mann zu Thénard in's Zimmer: es ist Berzelius, der eben aus Stockholm angelangt war. Ohne einander jemals gesehen zu haben, erkannten sie sich auf der Stelle. Das Gesetz der Wahlverwandtschaften übte hier seine geistige Macht. Treuherzig, für dieselbe Wissenschaft glühend, frei von allem Handwerksneid, begrüßte der Eine in dem Andern sofort einen alten Freund. „Ich komme," sagte der ernste Schwede, „Kenntnisse zu sammeln in Ihrem chemischen Frankreich, das Sie so groß, so reich machen. Ich werde doch Ihr oxygenirtes Wasser zu sehen bekommen?" Er sprach dann von Gay-Lussac, von dessen Jod, einem neuen einfachen Körper, dessen Eigenschaften er so klar beschrieben hatte; von dem Blaustoff, einer zusammengesetzten Substanz, die in ihren Combinationen alle Charaktere der einfachen Körper affizirt. „Und," unterbrach Thénard, „Ihre schöne Theorie der Stoffverhältnisse, können wir die vergessen? Ihre Offenbarung der unwandelbaren Gesetze, nach denen sich die Körper kombiniren — das war eine Fackel, die der Chemie vorleuchtete." — „Allerdings," erwiderte der bescheidene Skandinave, „war ich so glücklich. Wissen Sie auch, daß Davy in Bezug auf Ihre und Ihres Freundes neueste Arbeiten äußerte: „„Thénard und Gay-Lussac getrennt sind stärker, als Thénard und Gay-Lussac vereint?""

Doch die Unterrichtsstunde schlägt, und Thénard, von dem lieben Gaste scheidend, eilt nach der Sorbonne, drängt sich mit Mühe durch die dichten Zuhörer auf's Katheder und beginnt seine Vorlesung. Eben ist er im besten Zuge, als er die Augen zufällig nach einem Winkel des Saales richtet — Ueberraschung, Verlegenheit malen sich auf seinem Gesichte; er stottert, verliert den Faden seines Vortrags; das Publikum bemerkt es, wird besorgt. Bald aber gewinnt er seine Geistesgegenwart: „Meine Herren," sagt er, „Sie werden meine Verwirrung begreifen, dort steht Berzelius!"

Wie ein elektrischer Schlag trifft das Wort die Zuhörer; jauchzend umdrängen die Studenten den guten Berzelius, der betäubt, gerührt, sich zu einem Sitz in der Nähe des Katheders führen läßt. „Es ist unmöglich," wiederholte er, „bei solchen Schülern kein guter Lehrer zu seyn!" — „Es war mein Vorsatz," sagte er später zu Thénard, „mich unerkannt und ungesehen zu vergewissern, ob der Ruf Ihres Lehrtalents, wie er zu

mir gedrungen, der Wirklichkeit entspreche; ich finde Sie in der That größer, als Ihren Ruf."

Thénard studirte nun die Eigenschaften des oxygenirten Wassers. Eine darunter blieb ihm ein Räthsel; Berzelius nannte sie die katalytische Kraft. Manche Körper nämlich zersetzten dieses Wasser, ohne selbst irgendwelche chemische Veränderung zu erleiden; es sah aus als wenn sie durch ihre blose Gegenwart wirkten. Die Erscheinung hatte also weder mit der gewöhnlichen Wahlverwandtschaft, noch auch mit der Elektrizität Etwas gemein; wenigstens vermochte die schärfste Beobachtung während der Operation nicht das leiseste Zeichen elektrischer Thätigkeit wahrzunehmen.

Sollte man hier auf eine neue Kraft gestoßen seyn? Thénard glaubte, sagte es. Die katalytische Kraft, meinte er, dürfte das theoretische Band einer ganzen Reihe von zum Theil schon bekannten Thatsachen werden. In dem so geübten Geist trat stets zu der Freude einer Entdeckung die Sorge, daß er sich täuschen könnte. Er nahm nun zu dem erleuchteten Rath eines Freundes, eines kühnen Chemikers und hellen Kopfes, Zuflucht. Gemeinschaftlich mit Dulong, der seine Meinung theilte, sann er anhaltend, arbeitete unablässig, und doch mußten sie es der Zukunft überlassen, der Aufgabe die Lösung zu bringen.

Seit 1810 war Thénard Professor an der polytechnischen Schule. Durch gemeinsames Wirken, gleiches Alter und auf Achtung gegründete Freundschaft der ruhmvollen Phalanx angereiht, die über diese Musterschöpfung einen weitstrahlenden Glanz verbreitete, liebte er diese, wie man sein Kind liebt. Die Fortschritte der Anstalt zählten zu seinen höchsten Freuden; jedes aufblühende Geschlecht, das er darin unterrichtete, trug in seinen Augen die Verheißung fortdauernden Ruhmes.

1814 nahm er Sitz in dem berathenden Ausschuß für Manufakturen; 1815 wurde er Mitglied der Ehrenlegion; 1821 Dekan der Fakultät der Wissenschaften; 1825 erhielt er von Karl X. den Barontitel. Bei der Nachricht von dieser Ernennung rief er bewegt: „Und Gay-Lussac? warum er nicht? Er verdient es so gut wie ich!"

Hier noch einige Züge des liebenswürdigen Menschen in dem großen Chemiker. Gros hatte, vom Könige beauftragt, die Kuppel des Pantheons gemalt. Unaufhörlich strömten die Massen zur Anschauung dieses Kunstwerks herbei. Aber kaum nach einigen Monaten erblickte man den Boden des Schiffes mit unzähligen Plättchen von allerlei Farbe und Form übersäet. Gros, davon benachrichtigt, begriff auf der Stelle die ganze Tragweite des unseligen Ereignisses. Die aus dem Gestein dringende Feuchtigkeit hatte die Farben abgelöst, daß sie schuppenartig sich schälten und zu Boden fielen. Die Verzweiflung des Künstlers kannte keine Grenzen; seine Schöpfung ging einer völligen Vernichtung entgegen. Und der König selbst sah mit Schmerz das Blatt ausgelöscht, das in diesem nationalen Bilder-Epos seiner Regierung geweiht war.

Thénard, dem Meister innig befreundet, hatte auf die erste Kunde im Stillen eine Reihe von Experimenten angestellt, die ihn endlich auf die Erfindung eines Mittels führten, die porösesten Steine wasserdicht zu machen. Er begab sich nun in die Malerwerkstätte des Freundes. „Wenn Sie die Bürgschaft hätten, daß die Farbe Stich hält, würden Sie von Neuem an's Werk gehen?" — „Gehen Sie zum Henker," fuhr ihn Gros grob an; „reden Sie mir kein Wort wieder davon!" — Aber, „Fourcroy ist noch anders mit mir umgesprungen;" Thénard ging still in sein Laboratorium und erwartete ruhig die Ankunft des Malers. Es dauert auch nicht lange, geht die Thüre auf, Gros tritt ein und mit einer von Dankgefühl bewegten Stimme bringt er kaum die Worte hervor: „Also es wäre wirklich möglich?" Thénard zeigt ihm die Probe. Der entzückte Gros eilt nach den Tuilerien; Thénard wird an den Hof befohlen; man hört ihn an, wird überzeugt, ordnet ihm auf seinen Wunsch Darcet bei und verspricht ihm eine dankbare Erinnerung.

Freilich kommt es ihm nicht zu Sinn, jemals von dieser königlichen Zusage Gebrauch zu machen; indeß wer kann sich irgendwas verschwören?

Es begab sich eines Tages, daß die Polizei eine meuterische Gruppe zerstreute; die letzten Flüchtlinge schlichen sich in den Hörsaal Thénard's und verkrochen sich unter das zahlreiche Auditorium. Die Polizisten aber hatten den Eingang besetzt, hielten die Heraustretenden als verdächtig an und verhafteten sie. Der Lärm darüber dringt bis zu dem Professor; er kommt heraus und sein freundliches Zureden beschwichtigt die aufgeregten Studenten. Er eröffnet die Unterhandlung mit der Polizei, allein sie weigert sich steif und fest, die Verhafteten frei zu lassen. Endlich erlangt er doch so viel, daß alle mit der Matrikelmarke Versehenen sich entfernen dürfen, und so gewinnt der größte Theil seine Befreiung. Auch eine richtige Antwort auf eine chemische Frage wird, in Ermanglung der Marke, für Viele ein Rettungsbrett. Wehe aber dem, der bei dieser Prüfung aus dem Stegreif stumm blieb; der arme Teufel mußte in's Gefängniß wandern. Es waren ihrer Fünfzig. Das war für das gute Herz unsres Examinators zu viel. Er läuft zum Minister des Innern; da kommt er aber schlimm an; zum Polizeiminister — noch schlimmer. Da steht er nun auf der Straße mit gesenktem Haupte. „Ich war zu streng," monologisirt er, „es sind freilich ignorantes, ignorantissimi, allein das ist doch kein unverzeihliches Verbrechen. Was ist nun zu thun?" ... Plötzlich schimmert ihm ein Hoffnungsstrahl. „Halt, die Kuppel! Man hat mir ja so große Versprechungen gemacht!" Gesagt, gethan. Er rennt nach den Tuilerien, erhält mit Mühe Vorlaß; erzählt mit Wärme, Offenheit, Betrübniß; es sind seine Schüler, seine lieben Schüler, seine Kinder; er verbürgt sich für sie. „Ja," sagt der König lächelnd, „aber nur Die, die nichts von Chemie verstehen, sind eingesperrt worden .... Gehen Sie zu meinem Minister. — Der Fall ist nicht vorgesehen" .... Um Mitternacht thaten sich die Gefängnißthüren vor Thénard auf. „Kommen Sie, meine Herren!" ruft er ihnen zu; aber auf der Schwelle dreht er sich um und fügt hinzu: „Doch unter Einer Bedingung: Sie müssen Chemie lernen!"

1820 wurde er zum Universitätsrath ernannt.

„Hier," sagt Saint-Marc-Girardin, „leistete Thénard den Wissenschaften die Dienste, die man sich von ihm versprechen durfte. Der hervorragende Gelehrte bewährte sich überdieß als bewundernswerther Geschäftsmann. Streng gegen Mißbräuche, hart gegen den Schlendrian, gab er mit willigen und vollen Händen, wo es wirklichen Verbesserungen galt. Er hatte wohl Ursache, auf Vieles stolz zu sein, und doch sah ich ihn auf Nichts so stolz

als auf den guten Zustand der öffentlichen Schulen; Nichts machte ihn so glücklich."

Nachdem er vier Jahre hintereinander in der Deputirtenkammer gesessen hatte, äußerte er gegen einen Freund, der für seine Wiederwahl wirken wollte: „Thun Sie mir den Gefallen und suchen Sie die Wähler zu bestimmen, nicht wieder an mich zu denken." Auf Anlaß der Wahl seines Nachfolgers wurde ein Freudenfeuer angezündet. „Da muß ich nur hingehen," sagte Thénard, „um der Feier meiner wiedererlangten Freiheit beizuwohnen."

1832 zum Pair ernannt, erschien er zwar in der Pairskammer, verlangte hier aber, sich von allen politischen Fragen fernhaltend, nur den Schutz des Staates für die Wittwen ausgezeichneter Gelehrten, den neuen Abdruck der Werke Laplace's, die Revision der Unterrichtsgesetze; auch einigen Fragen der Nationalindustrie widmete er ein gründliches Studium. Der Parteigeist jedoch hatte niemals die geringste Macht über ihn. Von der Vernunft allein geleitet, zog er das Reelle des Gebietes, das er beherrschte, dem Schein vor, der von außen auf ihn fiel; Nichts in ihm galt ihm höher, als der Chemiker. Reichthum, Würden, Baronie, Pairie waren in seinen Augen Gewänder, deren Vortheile und Bequemlichkeiten er zu schätzen wußte, nur durften sie die Rechte des schlichten und fleißigen Arbeiters nicht zwängen und beeinträchtigen.

In der Akademie, der er siebenundvierzig Jahre als Mitglied angehörte, saß nicht Ein Kollege, der ihm nicht irgend einen Beistand verdankte; jeder Anspruch, der Hoffnungskeime barg, fand in ihm einen redlichen Vertreter; jede Arbeit, die einen Fortschritt bekundete, war seines offenen, warmen, vorurtheilsfreien Beifalls gewiß. Sein Ruhm, seine Dienste, hauptsächlich seine versöhnende Milde sicherten seiner Stimme in der von ihm hochgeachteten Gesellschaft ein wohlbegründetes Uebergewicht.

Als eine der Verpflichtungen, die ihm seine hohe wissenschaftliche Stellung auflegte, betrachtete er es, seinen Salon allen, heimischen wie fremden ausgezeichneten Persönlichkeiten mit hingebender Freundlichkeit zu öffnen. Hier wurde jedes Verdienst gefeiert; jedes Streben fand Aufmunterung und Theilnahme. Was aber den Gast hier mit besonderm Reiz anzog, das war der unverwischte Hauch ländlicher Einfalt und Gutmüthigkeit, der, vom Hausherrn ausgehend, über die ganze großstädtisch-glänzende Einrichtung und die feingebildete Familie sich ausbreitete.

Auf dem hochgewachsenen, kräftigen Körper trug Thénard straff den starken Kopf, den eine Fülle schwarzen Haares beschattete. Seine scharf betonten Züge beseelte ein Auge, aus dem der durchdringende Geist schaute. Auf den ersten Blick erkannte man hier einen jener begünstigten Organismen, denen die Natur alle Gaben einer gesunden Existenz gespendet hat.

Ein Vorfall, der von seiner unerschütterlichen Seelenruhe zeugte, gab zumal Anlaß, die Liebe, mit der Schüler und Freunde an ihm hingen, zu bekunden.

Bei einer Vorlesung in der polytechnischen Schule fehlte gerade ein nothwendiges Requisit zur Beweisführung eines Lehrsatzes. Thénard verlangt es ungeduldig, und während ein Präparant spornstreichs davoneilt, um es zu holen, greift der Professor in Gedanken nach einem Gefäße und führt es unbesehen an die Lippen.

Er nimmt einen Schluck davon und setzt es nieder. „Meine Herren, ich habe mich vergiftet," sagt er kaltblütig. Wie ein elektrischer Schlag zuckt der Schrecken durch das Auditorium, Alles erbleicht. „Ich habe Quecksilbersublimat verschluckt, man bringe mir Eier; Eiweiß allein kann die Wirkung bekämpfen." Kaum ist das Wort gesprochen, so stürzt was nur Beine hat zu Fenstern und Thüren hinaus, stürmt nach allen Richtungen, jeder bringt seinen Antheil herbei, und bald thürmt sich ein Berg von Eiern.

Währenddeß rennt ein Schüler nach der medizinischen Fakultät. Hier wird gerade eine Prüfung abgehalten. „Ein Arzt!" schreit er, „ein Arzt! Thénard hat sich in der Schule bei seiner Vorlesung vergiftet!" — Dupuytren springt auf, läuft hinaus, wirft sich in das erste Kabriolet, das ihm begegnet, und langt in gestrecktem Galopp an.

Schon ist Thénard, Dank dem Eiweiß, gerettet; Dupuytren beruhigt sich aber dabei nicht und wendet die Sonde an, um sicher zu sein, daß der Magen nichts von dem ätzenden Stoff zurückbehalten hat. Dadurch entzündet sich das Organ. Vom Gifte gerettet, ist sein Leben durch das Mittel bedroht.

Man bringt ihn nach Hause. Hier werden alle Zugänge abgesperrt; die Zöglinge aller Schulen umgeben vereint die Wohnung mit einer dreifachen Schutzwehr, um jeden Zudringlichen abzuhalten. In düsterm Schweigen harren sie der aus dem Innern kommenden Berichte; Tag und Nacht wachen sie unablässig, unermüdet; denn dieser Mann, allmächtig durch seine Güte, ist ein Gut der Jugend, das sie sich um jeden Preis erhalten will. Jeden Morgen sind in allen großen öffentlichen Anstalten genaue Bulletins angeheftet; wer sie ausgegeben, weiß Keiner.

Als der wiederhergestellte Thénard auf dem Katheder erschien, empfing ihn ein so trunkener Jubel, daß kein Zuhörer beim Weggehen aus der Vorlesung recht wußte, was eigentlich vorgetragen wurde; und der Professor selbst gestand, er könne sich nur über eine innige und tiefe Rührung Rechenschaft geben.

Nach einer langen Reihe glücklicher Jahre, die darauf folgten, kamen harte Prüfungen seiner Standhaftigkeit. Im hohen Alter sah er die Gegenstände seiner innigsten Liebe nach einander erlöschen: zuerst starb seine Schwiegermutter, diese langjährige Freundin, die Gründerin seines Glücks; dann wurde ihm die theure Gefährtin, der Schutzengel seines Lebens, plötzlich entrissen; ihr nach sanken in's Grab ein Bruder, eine Schwester, ein Neffe.

Ein einziger Sohn, seiner Zärtlichkeit würdig, blieb ihm noch. „Ich wage es nicht mehr, an seine Erhaltung zu glauben," sagte der schwer heimgesuchte Greis. Und nur zu bald erfüllte sich die traurige Ahnung: der Tod brach diesen letzten Zweig in der Fülle der Kraft und Blüthe.

Die Gründung der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften war eine Dankhymne, welche die Erinnerungen der Vergangenheit dieser schönen Seele eingegeben haben. Im achtzigsten Jahre, nachdem er ihr ein beträchtliches Vermächtniß ausgesetzt und all' seine Freunde darin aufgenommen hatte, schied er aus dem Leben mit den Statuten des Vereins auf den Lippen. „Ich hoffe," wiederholte er mit ersterbender

Stimme, „einen Bund geknüpft zu haben, den Nichts wieder zerreißen wird. Ich hoffe, daß Alle, die die Wissenschaften anbauen, Alle, die sie praktisch verwenden, Alle selbst, die nur ihren Werth fühlen, vereint bleiben werden, sie zu beschützen."

Waisen, Wittwen, arme Anfänger, ihr Alle begrüßet mit dankbaren Lauten das Grab dieses rechtschaffenen Mannes, dessen letzte Gedanken euch geweihet waren!

Literarisches Echo aus Frankreich.

Von Paul Lindau.

Ein Bild aus der französischen Gesellschaft des vergangenen Jahrhunderts, nach „le duc d'Orléans et le Chancelier d'Aguesseau" von Oscar de Vallée.

Unter allen Uebeln, von denen die heutige Literatur behaftet ist, gehört vielleicht die oberflächliche, einseitige und verstandlose Kritik zu den unangenehmsten und gefährlichsten. Fast jedes Buch, das erscheint, findet heutzutage einen Schwarm von Lobrednern und Tadlern, und leider befindet sich unter diesem Schwarm nur eine ganz winzige Minorität, die eigentlich befugt wäre, das Werk, mit dem man sich beschäftigt, zu loben oder zu tadeln. Allerdings darf man von der Kritik nicht verlangen, daß sie das, was sie rügt, besser zu machen im Stande sey, aber der Kritiker muß wenigstens von Allem, das er beurtheilen will, eine vollkommene Sachkenntniß besitzen, den Stoff durch und durch kennen, wenn er sich nicht gerade nur auf das äußere Machwerk beschränken und den Gehalt und Werth des Werkes ganz unberücksichtigt lassen will.

Leider werden nun Universalmenschen immer seltener und Kritikaster immer häufiger; ein jeder Hanswurst, der ein Buch lesen und einen Satz schreiben kann, glaubt sich berechtigt, die Meinung seiner winzigen Individualität in den Druck zu bringen und solche mit einer Frechheit, die — wäre sie nicht zu albern — empören könnte, dem Publikum gegenüber als Urtheil, als Rechtsspruch aufzustellen.

Um nicht zu dieser Sekte zu gehören, gebe ich mir selbst bescheidentlich ein testimonium paupertatis und gestehe, daß ich mir gerade über Bücher, die mich am meisten interessiren, weil sie mich am meisten lehren — nie ein keckes Urtheil erlaube und gern meine kritischen Glossen, mehr oder weniger kritisch, für mich behalte.

Zu diesen Büchern gehört „le Duc d'Orléans et le Chancelier d'Aguesseau, par Oscar de Vallée." Wie soll ich meine, nothgedrungen nur höchst unvollkommene und oberflächliche Kenntniß der französischen Zustände im vergangenen Jahrhundert dem Resultate jahrelanger gediegener und verdienstvoller Studien eines Mannes gegenüberstellen, der jene interessante Epoche, nicht nur im Allgemeinen, den hervorstechenden charakteristischsten Persönlichkeiten nach, — sondern ganz im Speziellen, in den verborgensten Falten durchforscht, aus allen Quellen geschöpft, nach reiflichem, verständigem Erwägen aus dem Besseren das Beste gewählt hat und nach wiederum jahrelanger Arbeit sein Werk dem Publikum vorlegt? — Mein Ehrgeiz steckt sich ein bescheideneres Ziel: ich will aus den Studien des Herrn de Vallée das Geschichtliche und einige die Régence charakterisirende Skizzen auslesen, meine Persönlichkeit, so sehr ich kann, in den Hintergrund drängen, und mich nicht, wie jener lächerliche Raubvogel, mit den Federn des Herrn de Vallée schmücken. —

Es war im Jahre 1714. Frankreich war mit seinem Herrscher gealtert. Ludwig der Große, von den Jahren gebeugt, sah, wie sich der Tod mit Riesenschritten näherte und erwartete mit Heulen und Zähnklappern den letzten fürchterlichen Augenblick der Gewißheit, um in die Ungewißheit — das „große Vielleicht" wie Rabelais sagt — hinüber zu treten.

Wohl nie hat man einen großen Mann erbärmlicher und feiger enden sehen! Unter dem Einflusse einer heuchlerischen und lüderlichen Betschwester, der Madame de Maintenon, die verstanden hatte, unter der Maske der Frömmigkeit das Laster triumphiren zu lassen; am Gängelbande eines Beichtvaters wie Le Tellier, der weiter keinen Gott kannte, als sich selbst, und sich weniger um das Heil der ihm anvertrauten Seelen, als um die Bestrafung seiner Feinde bekümmerte — unter einer solchen Leitung war Louis XIV., er, den man ganz ernstlich mit der strahlenden Sonne verglichen hatte, das Spielzeug, der ganz gehorsame Sohn des heiligen Vaters geworden, von dem er das Himmelreich erwartete — ein schönes Geschenk, für das man ihm schon manche Gefälligkeit erweisen kann!

Päpste, die vor uns armen Sündern schon das voraus haben, daß sie dem gemeinsam menschlichen Gesetze — errare — nicht unterworfen sind, haben außerdem, und in Folge ihrer Untäuschbarkeit, das Recht, sich auf Kosten des übrigen Universums, das sich täuschen kann, einige christliche Papstvergnügungen zu erlauben, und zu einer solchen Ergötzung gehört die Bulle Unigenitus, durch welche Clemens XI. die Propositionen des Pater Quesnel verdammte.

Diese Bulle, die das Lebensende von Louis XIV. so sehr verbitterte, wurde 1713 auf Anstiften des Jesuiten Le Tellier gegeben. Der Eindruck, den dieselbe auf ganz Frankreich machte, war durchweg ein abscheulich ungünstiger. Voltaire spricht in seinem „Siècle de Louis XIV." ganz ausführlich darüber. Der König, der sie vom Papst verlangt hatte, um einem drohenden Schisma vorzubeugen, war jetzt nahe daran, ein solches damit zu erzeugen.

Denn das verworfene Buch des Pater Quesnel war nichts weniger als gottlos, es war ganz einfach in dem liberal jansenistischen Sinne geschrieben; deßhalb erhob sich auch die ganze Nation, wie Ein Mann, dagegen. Es war ganz augenscheinlich, daß sich Se. Heiligkeit in Seiner Untäuschbarkeit wieder einmal getäuscht hatte, unter den 101 verdammten Propositionen war, nach aller Welt Meinung, die Mehrzahl ganz unschuldiger, unschädlicher, sogar moralischer Natur. — Ein Bischofsconcilium wurde berufen. Vierzig erklärten sich dafür, um den Landesfrieden nicht zu stören, fügten aber zu ihrer Annahme erläuternde Randglossen, um sich vor dem murrenden Publikum zu entschuldigen und zu rechtfertigen. Die einfache schlichte Annahme wurde dem Papste zugeschickt, die mäßigenden

Formeln blieben für das Volk. Aber der Kardinal de Noailles und sieben Bischöfe, die sich ihm anschlossen, wollten weder von der Bulle noch von den Modifikationen etwas wissen. Der König antwortete auf diese Keckheit damit, daß er die sieben Bischöfe in ihre Diözesen — ad patres — zurückschickte und dem Kardinal-Erzbischof verbot, bei Hofe zu erscheinen. Jene Ungnade verschaffte dem Kardinal de Noailles neue Anhänger für seine gerechte Sache — so daß wirklich eine Spaltung im Bischofsthume wie in der ganzen Religion auszubrechen bevorstand, obgleich jedermann sehr wohl wußte, daß es sich gar nicht um die Grundprinzipien des Katholizismus, sondern ganz einfach um die Eigensinnigkeit eines tückischen und verschlagenen Jesuiten handle.

Alle Geister waren gegen Le Tellier empört. Nichts ist dem Laien ärgerlicher und verhaßter, als die Macht des Geistlichen. Seine Macht erscheint uns gleichsam als ein Hochverrath an seinen Gelübden: wenn er nun gar von seiner Macht Mißbrauch macht, so wird er ein Greuel.

Alle Staatsgefängnisse waren seit geraumer Zeit überfüllt von Bürgern, die des Jansenismus bezüchtigt waren — eine schreckliche Sünde! — Man machte dem König weiß, dieß sey seine Pflicht als sehr-christlicher Monarch, daß er außerdem durch Ketzerverfolgung am besten seine eigenen Sünden büßen und ungeschehen machen könne. Auf jeden Fall war dies am bequemsten! Nie, schreibt Voltaire, hat man an der Gerechtigkeit einen niederträchtigeren Verrath begangen, nie hat die Kriecherei der Gewalt auf entehrendere Weise geopfert. Dadurch brachte es ein Mönchlein dahin, daß er sich seines Königs, seines Beichtkindes und seiner Religion bediente, um seinen persönlichen Rachedurst zu stillen.

Außer in der Kirche selbst, fand die berüchtigte Bulle, wie gesagt, auch im Volke, im liberalen Frankreich und namentlich im Parlamente heftige Gegner. Louis XIV. seinerseits, der den Einflüsterungen der Jesuiten und der Maintenon ein williges Gehör lieh, unterstützte die päpstliche Bulle, und wenn Jesuiten und Betschwestern sich eines Königs zu bemeistern wissen, so weiß alle Welt, daß der Teufel los ist.

Der alte Grimm des Königs wider das Parlament erwachte von Neuem, die schönen Tage seiner Jugendkraft vergegenwärtigten sich seiner greisen Schwäche, er raffte alle Energie zusammen und beugte sich mit kindischer Eigensinnigkeit, wider Willen der Reichsvertreter, unter den päpstlichen Pantoffel.

An der Spitze des Parlaments stand damals ein Mann, dessen erhabener Geist und edles Herz mit der pietistischen Heimtücke und den niedrigen Interessen der Höflinge den schlagendsten Kontrast bildeten — ich meine den Staatsanwalt (späteren Kanzler) d'Aguesseau. Treuer Sohn, weiser Vater, liebender Gatte, vortrefflicher Magistrat, unbescholtener Ehrenmann in Einem Worte, mußte er bald — von den Heuchlern verhaßt, von den Kriechern beneidet — die Seele der wahren Politik seines Vaterlandes und ein Greuel der ultramontanen Sippschaft am Hofe seines Königs werden. Er allein war der Stein des Anstoßes, an ihm zuerst sollte sich die Rache des gekränkten Herrschers kund thun, und er rief ihn zu diesem Ende nach Marly. Ein jeder, der nur eine Minute darüber nachdenkt, was es damals für einen Magistraten heißen wollte, sich seinem Herrn und Meister zu widersetzen, wird d'Aguesseau's Entschlossenheit und schönen Muth würdig anzuschlagen wissen; er spielte mit dem eigensinnigsten Spieler die undankbarste Partie, in der er Alles verlieren und nichts gewinnen konnte.

Selbst heutzutage ist es nicht vollkommen gefahrlos, zu opponiren, aber damals war es noch etwas ganz Anderes. Die königliche Würde, die Legitimität, die seit der Revolution der Kultus einer besondern Sekte geworden ist, war damals eine allmächtige Gewalt, die Aller Seelen mit Respekt, Furcht und Liebe zu ihrem Könige erfüllte; — heute, wenn man warten gelernt hat, kann man getrost einer Partei angehören, die sich mit den regierenden Prinzipien nicht verträgt. Frankreich hat seit kaum 70 Jahren seine Könige mit Konsul, seinen Konsul mit Bourbonen, seine Bourbonen mit Orleanisten, seine Orleanisten mit Präsidenten, seine Präsidenten mit einem Kaiser vertauscht. Ist man geduldig und kräftiger Constitution, so hat man, selbst ohne Nestor's Alter zu erreichen, alle möglichen Wahrscheinlichkeiten für sich, seine Meinungen, heute von der Opposition, morgen in gouvernementale verwandelt zu sehen, ohne daß man einen Deut daran änderte. Aber, wie gesagt, zu d'Aguesseau's Zeiten war ein französischer Thron ohne Bourbonen, wie heut ein französischer Thron mit Bourbonen ein Ding der Unmöglichkeit, ein unsinniges Bild, das sich in keinem Schädel Platz machen konnte. Widersprach man einem König, so widersprach man der Dynastie der Bourbonen, an deren traurigen Sturz noch niemand dachte.

Was mußte d'Aguesseau befürchten, als er — im königlichen Schlafgemach zu Marly, allein, ohne weiteren Schutz, als dem Selbstbewußtsein seiner Rechtlichkeit, vor der erzürnten Majestät erschien! Und dennoch schwankte er nicht eine Sekunde, er bestätigte die Meinung, die er über die Bulle Unigenitus bereits ausgesprochen hatte, er erklärte, die Anerkennung derselben sey gleichzeitig ein Triumph für den Römischen und eine Niederlage für den Pariser Hof, sie vertrage sich nicht mit Frankreichs Interessen und er werde deßhalb immer dagegen protestiren! Der König hatte erstaunt diese Verwegenheit mitangehört, er schien antworten zu wollen, fand wahrscheinlich nichts Gescheidtes und entschloß sich nach einigem Zaudern, den kecken Redner mit stummer Verachtung zu bestrafen — er drehte ihm den Rücken und verließ, ohne eine Sylbe fallen zu lassen, das Gemach. — — Ich habe oft große Leute um jenen „Retter aus Noth", der sie nie im Stich läßt und aus jeder Verlegenheit reißt, beneidet. Beklagt sich der russische Bauer beim Herrn Rittergutsbesitzer, daß Dero gnädige Hunde geruht, seine einzige Kuh so herzurichten, daß sie keinen Käufer mehr finden kann — verlangt er für den erlittenen Schaden Ersatz, so weist ihm der gnädige Herr mit dem Finger die Thür und gähnt — stumme Verachtung! später Knute. Als Jacoby im Jahre 1848 dem ungeduldigen König die berühmten Worte zurief: „Das ist ja das Unglück der Könige, daß sie nie die Wahrheit hören wollen!" blickte Se. Majestät den Verwegenen mit einem durchbringenden Blicke an, und bestrafte ihn mit stummer Verachtung! Die stumme Verachtung ist der Talisman, der den Großen immer aus der momentanen Verlegenheit hilft und damit den beträchtlichen Vorzug verbindet, ihnen für spätere Schritte vollkommen freien Spielraum zu lassen. Diese „späteren Schritte"

waren gerade das, was d'Aguesseau am meisten erschrecken mußte. Ohne Bescheid kehrte er nach Paris zurück und da — wie Montesquieu sagt — die Gunst die Gottheit der Franzosen ist und die des Staatsanwalts sich in sehr kritischer Lage befand, wurde sein sonst so belebtes Hôtel am Place Vendôme immer wüster und leerer — denn die Ungnade verscheucht, wie der Aussatz, alle vorsichtigen Leute.

Allein der König starb am 1. September und Alles änderte sich. Dasselbe Parlament, das Louis XIV., die Peitsche in der Hand, Schmähworte auf den Lippen, mit dem stolzen: L'Etat c'est moi! so tief gedemüthigt hatte, dasselbe Parlament sollte nun, auf einige Stunden wenigstens, wirklicher und alleiniger Herrscher von Frankreich seyn. Es hatte das Testament des verstorbenen Königs, welches er zu Gunsten der legitimirten Bastarde ausgestellt hatte, als nichtig erklärt und sollte nun die Regentschaft vergeben. Man weiß, wie diese Würde auf den Herzog Philipp von Orléans übertragen wurde, den jungen nächsten Anverwandten des verstorbenen und künftigen Königs, der sich während der letzten Jahre so rühmlich hervorgethan und dessen geistige Befähigung keinem Zweifel unterlag. Sey es nun aus Dankbarkeit, denn der Regent mußte wissen, wie viel er der Fürsprache d'Aguesseau's im Parlamente zu verdanken habe, sey es aus natürlichem Scharfblick, der ihm begreiflich machen mußte, wie günstig der Einfluß eines Ehrenmannes und Gelehrten auf das sinkende Frankreich wirken könne — Philipp machte den Staatsanwalt d'Aguesseau zum Kanzler und vertraute ihm die Staatssiegel an.

Leider war der Regent, der gerade nicht böse, aber dessen Herz dennoch durch Ausschweifungen aller Art verfälscht war, launisch wie das Aprilwetter und in keiner ernsten Sache einer logischen Beharrlichkeit fähig: darum unterlag er bald den zahlreichen Feinden, die sich ein Mann, wie d'Aguesseau, an einem Hofe, wie der des Regenten es war, machen mußte.

Es ist eine alte Geschichte, die ewig neu bleibt, daß derjenige, der Thorheiten und Mißbräuche bekämpft, oder — was synonym ist — der Nützliches und Gutes schafft, mit jedem Schritte, den er vorwärts thut, die Hofhunde, welche an Ketten kauern, gewaltsam aus ihrer Ruhe aufschreckt. Sie knurren und brummen, bellen und heulen immer lauter und lauter. Wenn der Herr vom Hofe nicht immer die Peitsche handhaben will, um mit einigen Hieben jenem Kläffen ein Ende zu machen, wenn er außerdem an schwachen Nerven leidet, so sagt er sich, daß es wohl das Einfachste sey, den Störenfried, d. h. den rechtschaffenen Mann zu beseitigen, um wenigstens Ruhe im Lande zu haben. — Das Stückchen spielte schon zu Aristides' Zeiten, der von den Athenern verbannt — quia justus — das Stückchen spielt auch noch heute. Um das Gleichgewicht wieder herzustellen, wird derjenige, der den heiligsten Interessen seiner Nation frech einen Faustschlag in das Gesicht versetzt, dem es gleichgültig ist, die Brandmarke der allgemeinen Verachtung auf dem Rücken zu tragen, wenn er sie nur unter der seidenen Zwangsjacke seines Despoten verbergen kann, oft zum Grafen und Baron erhoben, und man verleiht ihm Sterne und Bänder. Auch für dieß Geschichtchen mangelt es in der Geschichte nicht an Beispielen.

Die Feinde, die d'Aguesseau's Sturz beschleunigten, sprechen genugsam zu seiner Ehre.

Erstens waren es die heiligen Brüder in Jesu, die lieben Jesuiten, die ja immer mit frommem Eifer zur Verbreitung des Lichts und der Aufklärung so viel beigetragen haben. Ihre Religionsliebe allein, die sich so mütterlich um das Heil und die Bekehrung der verlorenen Seelen bekümmert, erklärt schon den christlichen Grimm, den sie zum Kanzler gefaßt hatten. Denn der Kanzler war eine schwarze, bitterböse Seele. Er hatte seinen beschränkten Unterthanenverstand den untrüglichen Lehren des heiligen Vaters entgegenzustellen sich untermessen, er hatte die Bulle bekämpft, er ging wahrscheinlich nicht alle Sonntag zur Messe, war Gallikaner und vielleicht gar · · Gott verzeih mir! — Jansenist!!

Den Jesuiten schlossen sich die Roués in würdiger Reihenfolge an. Die lüderlichen Kameraden und wackern Zechkumpane Philipp's hatten, um mit historischer Unparteilichkeit zu reden, weniger christliche und heilige Gründe, als die Jünger Loyola's, dem Kanzler gram zu seyn. Sie befürchteten, und mit Recht, daß er durch seinen moralischen Einfluß vielleicht im Stande sey, den Herzog von seinem ungeregelten wüsten Leben abzubringen, und daß er ihm über die Verächtlichkeit dieser saubern Jungen — die d'Orléans, wenn er nüchtern war, schon genug verachtete — noch mehr die Augen öffnen würde. Welches Loos stand ihnen dann bevor? Von ihrem schmutzigen Piedestal gestürzt, in den dunkeln Winkeln des Lasters zu verkommen.

Ferner die von Louis XIV. legitimirten Bastarde, namentlich die Herzogin du Maine, die vollkommen wußten, daß er, der Unglückskanzler, besonders dazu beigetragen hatte, das berüchtigte, zu ihren Gunsten ausgefertigte Testament zu aboliren; die außerdem den ersten Parlaments-Präsidenten, den Seigneur de Mesnes, mit ihrer Gunst beehrten und ihm dieselbe durch das Verleihen der Kanzlerwürde beweisen wollten. So war ihnen d'Aguesseau verhaßt und außerdem lästig.

Zu seinen Feinden gehören endlich noch Madame de Maintenon, die den Kanzler und seine Frau nicht ausstehen konnte, und ferner der genialste Geschichtsschreiber Frankreichs, der bissige und leidenschaftliche Herzog von Saint-Simon, der alle Welt haßte.

Aber seine erbittertsten Gegner waren die Herren von der Finanz, die damals (Montesquieu zeichnet sie so) wie Schmutz verachtet wurden, so lange sie arm blieben, wenn sie aber viel Geld verdienten, in der Achtung etwas stiegen und deßhalb auch kein Mittel vernachläßigten, keine Gelegenheit vorbeigehen ließen, um solche zu erringen.

Law, der verführerische Fremdling, der in England und Holland ein gründliches Studium des Finanzwesens jener Länder unternommen, hatte mit Versprechungen goldener Berge dem Regenten seine Pläne zur Errichtung einer Nationalbank in Frankreich selbst mitgetheilt; er begriff, wie sehr ein solches Institut Frankreichs gesunkene Finanz heben könne und erwartete Wunderresultate davon. Der Staat konnte das just gebrauchen, denn er war nicht mehr in der Armuth, die ihren Stolz hat, sondern sogar in drückendem, erniedrigendem Elende. Wenn Madame de Maintenon (1717) den Finanzpräsidenten de Ro-

ailles „einen Apotheker ohne Zucker" hieß, so war dieß allerdings nicht zartfühlend, aber wahr gesprochen.

Das berühmte oder vielmehr berüchtigte Law'sche System bestand einfach darin, fiktive Werthe zu schaffen, mit Papier Geld zu machen, in Einem Wort im Kredite: im Vertrauen des Publikums den Weg zu einem verborgenen Schatze (der nur systematisch, prinzipiell existirte) zu finden und mit diesem Schatze die Staatsschulden zu tilgen. Um dem Publikum Geschmack und Zutrauen zu diesem Unternehmen zu geben, schlug er vor, den Staatsfonds und das Privatvermögen des Königs zum Fonds der Bank umzuwandeln. Ein Rath, der aus den ersten Pariser Geldleuten zusammengesetzt war, wurde berufen, um diese wichtige Frage zu prüfen und zu entscheiden. Wie gewöhnlich, war das gelehrte Consilium, nach weislichem Erwägen und reiflichem Ueberlegen, einfältiger und thörichter als der schlichte gesunde Menschenverstand, der sich durch d'Aguesseau's Mund folgendermaßen aussprach: „Eine Bank kann nur in einem Lande gedeihlich wirken, das, durch seine geographische Lage und Fruchtbarkeit seines Bodens, nur eines sicheren Kredites bedarf, um im Zusammenwirken mit der rührigen Industrie seiner Bewohner, den Handel an sich zu locken — aber eine solche mit dem Privatschatze des Fürsten zu gründen, ist unpolitisch, gefährlich, unmöglich!"

Wenn auch die Basis, auf welche Law sich stützte, an und für sich gut und vortrefflich combinirt war, so blieb doch die Ausführung und Entwicklung seines Systems, auf diesem soliden Grundsteine, nichts desto weniger fabelhaft, chimärisch, ungegründet. Wenn man auf Marmorblöcken ein Kartenhaus baut, wird es deßhalb dem Sturme nicht widerstehen. Die Bank setzte Myriaden von Aktien und Billeten in Kurs, die mit dem reellen Bestande derselben in gar keinem Verhältnisse waren. D'Aguesseau mit dem Parlamente und der Finanzpräsident kämpften deßhalb mit aller Macht dagegen.

Philipp wurde über das ewige Opponiren seines Kanzlers am Ende ärgerlich.

Eines Tages, als die Hunde lauter klafften und seine Nerven schwächer waren, als gewöhnlich, als der Regent durch Law's Ueberredungskraft und den anscheinend günstigen Erfolg seines Systems außergewöhnlich vernarrt war, gab er — um Ruhe im Lande zu haben — dem Störenfried d'Aguesseau seine Entlassung und bat ihn höflichst, sich auf einige Zeit von Paris zu entfernen.

Ich übersetze den Brief, mit welchem der arme Kanzler auf diese Ungerechtigkeit antwortete, wörtlich; er zeichnet die rechtmäßige Betrübniß, die sich seiner bemächtigen mußte, in einfachster und schönster Weise: „Monseigneur! Sie haben mir die Siegel anvertraut, ohne daß ich mich dieser Ehre würdig gezeigt, Sie entnehmen sie mir, ohne daß ich deren unwürdig geworden bin!" —

Der Kanzler verließ Paris den 29. Januar 1718. —

Madame de Maintenon triumphirte, die Jesuiten jubelten und gaben, in ihrer lauteren Seligkeit — ihren Schulbuben Bakanz (historisch!), Law lachte in's Fäustchen, der Regent dachte nicht mehr daran, der Hof hatte nie daran gedacht, die Stadt war mit den Geldinnovationen so beschäftigt, daß sie sich um den armen Schlucker nicht bekümmern konnte — so war alle Welt zufrieden, Alles war beim Alten geblieben und nur eine ungerechte Handlung mehr auf dieser großen Welt geschehen — was kommt darauf an?

Während die Akademie, nach altbräuchlicher Sitte und Feigheit, dem neuernannten Kanzler d'Argenson ihre Huldigung darbrachte, dachte nur ein einziger Mensch an den in Ungnade gefallenen Exkanzler. Dieser getreue Freund war der Kardinal Polignac, der unter Louis XIV. auch schon die süßen Früchte der Ungnade und Verbannung gekostet hatte.

Er sandte seine Beileidsbezeugung in folgenden Strophen nach Fresnes, wo d'Aguesseau sich niedergelassen hatte:

„Vollkomm'ne Tugend und ein dauernd Glück
Die können hier mitsammen nicht gedeihen!
Zu schön wär' sonst das irdische Geschick.
Der Himmel nur kann solche Spenden leihen,
Und findet sich ein Mensch, geschmückt mit beiden,
Nicht währen kann es, muß von einem scheiden!
Gewöhnlich wird die Tugend dann vertrieben,
Der Glückstern bleibt! — So geht es hier zu Land.
Doch jetzt hat just das Blättlein sich gewandt:
Das Glück entwich. Die Tugend ist geblieben!" *)

Darauf antwortete d'Aguesseau:

„Ein holder Glücksstern bringt im Menschenleben
So manche Freundschaft im Gefolge mit.
's ist eitel, nichtig, wankelmüthig Schweben!
Das Herz geht nicht mit Hoffnung Schritt für Schritt:
Und fliegt sie fort, des Glücks unstäte Taube,
Macht jene Freundschaft flugs sich aus dem Staube!
Der Freund vom Hofe schwindet ohne Lieb'
Mit unsrer Gunst. — So geht es hier zu Land.
Doch jetzt hat just das Blättlein sich gewandt:
Das Glück entwich und nur die Freundschaft blieb! **)

Das was den Kanzler in seiner Verbannung am meisten tröstete, war seine eigene moralische Kraft, die ihn aufrecht hielt, und ihn die verschwundene Größe verschmerzen ließ; sein ruhiges, reines Gewissen, das Bewußtseyn seiner Schuldlosigkeit,

---

*) Vertu parfaite et bonheur perdurable
Pas ne sont faits pour s'unir en ces lieux,
Si bel état par trop serait semblable;
A cil, qu'aurons tant seulement ès cieux
Donc, quand parfois sont ensemble, est bien force
Que tôt ou tard fassent entre eux divorce,
Communément c'est Vertu qui s'en va,
Reste Bonheur: voilà le train vulgaire,
Or, en ce cas advient tout le contraire:
Bonheur parti, Vertu demeurera!

**) Chez les humains fortune favorable
Mène souvent à sa suite amitié,
Mais amitié coquette et peu durable
Avec l'espoir n'est le coeur de moitié.
Donc au départ de Fortune volage
Leste amitié tôt a plié bagage.
Amis de cour délogent sans pitié
Avec faveur: voilà le train vulgaire,
Or, en ce cas advient tout le contraire:
Bonheur s'en va, reste seule Amitié.

das ihm die Gegenwart vergoldete; aber die schönste Vergeltung für das erlittene Unrecht fand er in den Seinigen, im Schooße seiner biedern, wackern und treuen Familie. O, glücklich derjenige, der im Ungewitter jenen Hafen zu finden weiß! mit den Seinen vereinigt, erträgt er die Wucht des Unglücks leichter und genießt, bei einer heitereren Sonne, die Wohlthaten des Glückes um so inniger!

Gerade deßhalb — ich gestehe es offen und bescheidentlich — bewundere ich die Fassung, mit welcher sich d'Aguesseau in sein Schicksal fügte, etwas weniger als Herr de Vallée, mein gelehrtes Vorbild, welchem d'Aguesseau's schlichter Heroismus die wärmsten, poetischsten, vielleicht schönsten Seiten seines Buches eingeflößt hat. Zwar weiß ich, daß sich die wahrhafte Größe eines Menschen besonders in dem Augenblick, wo er ihr entsagen muß, zeigt, daß eine der bewunderswürdigsten menschlichen Eigenschaften diejenige ist, beim Wechsel des Glückes, die Einfachheit und Schlichtheit des Herzens zu bewahren — aber dennoch, scheint mir, darf man des Kanzlers Verdienst — seine würdevolle Ruhe und Entschlossenheit, ohne alle verächtliche Prahlerei — nicht zu hoch anschlagen. Gab es nicht „mildernde Umstände"? Wenn er einerseits wußte, was er verließ — Hof und Rang und Ruhm — so konnte ihm auch andererseits nicht entgehen, was seiner wartete — stilles, ruhiges Familienglück, und unter solchen Umständen ist das wahre „Beatus ille qui procul negotiis" doppelt und dreifach wahr!

Auf seinem idyllischen Landsitze zu Fresnes beschäftigte sich der Kanzler zunächst damit, die Biographie seines verstorbenen Vaters zu schreiben, um ihn, im Geiste, wieder in's Leben zurückzubringen und sich von seinen Tugenden „nach Herzenslust zu sättigen" (wie der Kanzler schreibt) — eine edle und schöne Beschäftigung, die ihm abermals Trost und Kraft verschaffen mußte. Die Mußestunden, die ihm blieben, verwandte er auf historische, philosophische und mathematische Studien, in welchen der regelmäßige Briefwechsel mit seinen beiden ältesten Söhnen *) und hie und da kleine Gelegenheitsgedichtchen à la Marot (das war eine Marotte der Zeit) ein heiteres Intermezzo bildeten. — Er hatte wirklich keine Zeit sich zu langweilen.

Mitten in seinen häuslichen Beschäftigungen und Freuden, von seiner Verbannung aus, konnte d'Aguesseau mit blutendem Herzen und gebundenen Händen beobachten, wie seine Befürchtungen, die man für beschränkte Feigheit gehalten hatte, nach und nach in Erfüllung gingen, wie Law's verderbliches System seine verderblichen Früchte zu tragen anfing. Um nun den öffentlichen Skandal, so lange als möglich, zu unterdrücken, lag es Law vor Allem daran, dem Hauptkrakehler, dem Parlamente, den Mund zu stopfen: dabei war ihm der Abbé Dübois (wiederum ein Gottesmann) äußerst behülflich, der, allerdings nicht nur aus christlicher Bruderliebe für Law, sondern auch in etwas eigennütziger Absicht, an nichts Geringerem arbeitete, als an der Vertilgung der Magistratur — in extenso — in Frankreich und Navarra.

Frankreich — in Händen von zwei jener edlen Seelen, die außer ego keinen Gott kennen, die ohne Bedenken ein ganzes Volk aussaugen, wenn ihr Beutelchen davon schwellen kann, zwei Jüngern jener humanen Schule, in welcher Louis XV. etwas später das berüchtigte: Après moi le déluge! aussprechen sollte — Frankreich, sage ich, ging seinem Untergange mit Riesenschritten entgegen.

Der schon mehrfach citirte scharfsichtige Beobachter schildert die damalige Zeit mit den Worten: „Frankreich war, als Louis XIV. starb, ein Körper, der von tausend Uebeln behaftet war. Da ist ein Fremdling angekommen, der den kranken Körper hat heilen wollen. Nach langem heftigen Hin- und Herkuriren und Medizinieren, glaubte er ihm seine Fülle wiedergegeben zu haben, hat ihn aber schließlich nur schwülstig gemacht!"

Aber diese ungesunde Geschwulst, die nur Thoren mit der Fülle der Gesundheit verwechseln konnten, mußte bald vor dem verborgenen, gährenden, immer wachsenden Uebel verschwinden, und unter dem Flittergolde des Karnevalreichthums zeigte sich bald das magere, hungrige Elend in seiner abscheulichen Wahrheit. Das Mißtrauen hatte die Kartenhäuschen umgeblasen, man wollte sein Geld wieder haben und fand nichts: der große Wohlthäter und Hexenmeister Law von gestern wurde heute Betrüger, Schwindler, Spitzbube getauft, und auf Gassen und Plätzen sang man Spottgedichte:

Montag kauft ich Aktionen,	Lundi j'achetai des actions,
Dienstag besaß ich Millionen,	Mardi je gagnai des millions,
Mittwoch schmückt' ich mein Haus,	Mercredi j'ornai mon ménage,
Donnerstag fuhr ich im Wagen aus,	Jeudi je pris un équipage,
Freitag ging ich auf den Ball	Vendredi je m'en fus au bal
Und Samstag in's Hospital.	Et Samedi à l'hôpital.

Die Entrüstung wider Law zunächst und den Regenten hernach war allgemein. Der Pöbel fiel über den Wagen des Schwindlers her und zertrümmerte ihn in tausend Stücke. Alles war verloren, Geld und Ehre, und als ganz Paris wider Law und seinen Beschützer, wider Hof und Minister seine Erbitterung und Satyre, seine Verzweiflung und Verhöhnung richtete, da dachte man endlich daran, den Mann, der diesem Mißbrauche als entschiedenster Feind gegenübergetreten, und deßhalb — nur deßhalb — seines Amtes entsetzt und aus Paris verbannt war, wieder herbeizurufen. Wenn das Laster zufälligerweise einmal schlechte Geschäfte macht, kann die Tugend zuweilen eine gewisse Möglichkeit für sich haben, Anerkennung zu finden. (Wir geben diesen tiefphilosophischen Kernspruch, unter allem Vorbehalt, zur Aufmunterung der Jugend.)

Law und der Regent waren in Todesängsten. Die nichtigen Vorspiegelungen und Windbeuteleien des ersteren, die absolute Autorität des letzteren genügten nicht mehr, ein System aufrecht zu erhalten, dessen trügerische Ausbeutung und verderbliche Folgen gleichzeitig an die liebe Sonne kamen.

Die öffentliche Meinung, die nach der Niederlage der Unehrlichkeit wieder in der Ehrlichkeit ihre Zuflucht suchte, verlangte nach d'Aguesseau und der Regent und sein Schützling, denen kein schlechtes Mittel mehr zu Gebote stand, mußten, ohne selbst belehrt zu seyn, um den rechtlichen Beschwerden rechtlicher Leute und dem etwas spätern Erwachen des Moralgefühles ein Pfand zu geben, sich dazu entschließen, den Kanz-

*) Die beiden ältesten Söhne d'Aguesseau's beendigten ihre juristischen Studien in Paris und konnten deßhalb ihrem Vater nicht nach Fresnes folgen.

ler wieder herbeizurufen. Kein Mensch kann einen beneidenswürdigeren Sieg davon tragen! Rechtschaffenheit, Weisheit, Moral, alle Tugenden, die in jener wüsten Zeit mehr vergessen und verschollen waren, als der Kanzler in Fresnes, hatten in ihm gleichsam einen Beschützer und würdigen Vertreter gesucht und gefunden. — Die Gesunkenheit aber und die Sittenverderbniß, sammt ihren gekrönten Erzeugern und Vertretern, mußten ihr stolzes Haupt beugen und sich dem Kanzler hülfeflehend nahen, um sich hinter seiner Ehre vor der allgemeinen Verachtung zu verbergen.

Law selbst ging am 7. Juni 1720 nach Fresnes, um dem Kanzler, im Auftrage des Regenten, die Siegel wieder zurückzuerstatten, und jener Mensch, vor welchem Hof und Stadt buchstäblich auf den Knieen gelegen hatten, verneigte sich demüthig und beschwor den Kanzler, den Herzog und ihn mit seinem ehrenhaften Ruhm und seiner Unbescholtenheit zu beschützen.

Der Kanzler nahm das Anerbieten an und mit ihm kehrte, auf einige Zeit, das Vertrauen und die Hoffnung im Volke wieder. Leider aber sollte dieß nicht lange währen! Die Welt merkte bald, daß d'Aguesseau nicht herbeigeholt war, um das Uebel auszurotten, sondern nur um es unter den schattigen Zweigen seiner Ehre zu verbergen.

Er war ohnmächtig in seiner Macht, seine Protestationen verloren sich in alle vier Winde, sein Einfluß schwand sichtlich, denn um am Hofe eines absoluten und lasterhaften Prinzen, wie Philipp es war, eine wichtige und große Stellung einzunehmen, muß man vor allen Dingen einen geschmeidigen Rückgrat haben, die störende Moral vergessen lernen, dem Laster schmeicheln, die schwachen Seiten seines Herrn ausforschen und nie denselben entgegenwirken, kurz und gut, man muß seinen Herrn und Meister zu „fassen" wissen, der absoluten Willkür blindlings Gehorsam leisten und dem Laster reiche Nahrung geben.

Auf diese Weise erklärt sich, daß das Staatsruder in den Händen des schon erwähnten Abbé Dübois ruhte, so erklärt sich, daß d'Aguesseau eine untergeordnete Rolle spielte und daß die Geschichte seiner kaum erwähnt. Seine Politik bestand fast alleinig darin, sich gegen Excesse, die man ihn begehen lassen wollte, zu sträuben, Mißbräuche zu tadeln, die demungeachtet vollführt wurden, in einer Zeit, wo die Ausschweifung so tief in alle Poren der Gesellschaft eingedrungen war, daß sie nicht einmal mehr in Erstaunen setzte.

So war das Jahr 1721 herangeschritten. Jener Mensch ohne Religion, ohne Ehre und Sitten, jener Abenteurer des Lasters, der zum Minister geworden war, der Abbé Dübois, war nach und nach durch Schlauheit und Speichelleckerei, von niederem Egoismus und schmutzigem Ehrgeize gespornt, an den Stufen des christlichen französischen Thrones emporgekrochen, und hatte dort das rothe Hütchen des Kardinals erschlichen.

Ein Mann wie d'Aguesseau konnte nicht lange der schimpflichen Tyrannei einer solchen Kreatur widerstehen, die Ehre mußte der Niederträchtigkeit weichen und der Kanzler suchte 1722 sein altes und geliebtes Exil, Fresnes, wieder auf. — Noch blieb Eine Hoffnung für Frankreich. Der junge 13jährige König, der von der Reichsversammlung majorenn erklärt war, konnte möglicherweise die Erbärmlichkeit des Dübois durchschauen —

(„was nicht der Verstand der Verständigen sieht,
„das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth) —

ihn von seiner Höhe herabstürzen und ihm einen, seinem Charakter und seinem Verdienste entsprechenden Platz anweisen — vielleicht in einer Menagerie als seltenes Exemplar menschlicher Bestialität. Jedoch auch diese Hoffnung ging verloren; denn Dübois wußte dasselbe System, das ihn zum Freunde und Schützling des Regenten gemacht hatte, auf den jungen Monarchen anzuwenden; er langweilte ihn nicht mit Verweisen und Belehrungen, ließ dem Kinde allen freien Willen und blieb, was er gewesen, allmächtig und allverderblich.

Gottlob dauerte diese Schreckensherrschaft nicht lange. Er starb ein Jahr später, 1723, und der Tod gab seinen Namen dem Abscheu der ganzen Welt Preis, — wahrscheinlich wurde er aber selig, er hatte ja die päpstliche Bulle anerkannt und vertheidigt. — De profundis! —

Die durch Dübois' Tod erledigte Stelle des Premier-Ministers wurde auf den Herzog Philipp übertragen.

Aber auch er sollte nicht lange dieß Amt ausfüllen. Es war als ob der Tod endlich satt sey, das wilde Treiben müßig mitanzusehen, als ob er wieder einmal beweisen wolle, daß auch er, außer den zügellosen Zerstreuungen und Leidenschaften im Menschenleben, oder vielmehr am Ende des Menschenlebens, ein Wörtchen mitzusprechen habe. Spät kam er, doch er kam!

Als Philipp am 2. December 1723 gegen sechs Uhr Abends in seinem Palaste ankam, fand er die Herzogin Phalaris — eine seiner Maitressen — als einzige Gesellschaft in seinem Schlafzimmer, dem Schauplatz so mancher wüsten Schwelgerei. Er beklagte sich über heftiges Kopfweh und bat die Phalaris, ihn durch „Geschichtchen" zu zerstreuen. Sie gehorchte und vergaß dabei nicht, ihre Schwänke und Schnurren mit kitzelnden und gepfefferten Witzen auszuschmücken, die, wie sie wußte, dem stark blasirten Geschmacke ihres erlauchten Zuhörers behagen mußten. Trotzdem bemerkte sie, daß ihre gewagtesten und heftigsten „Späße" ohne Wirkung blieben, und daß sich des Herzogs Augen ermattet von selbst schlossen. Sie fragte deßhalb, ob sie ihre Erzählungen einstellen solle, jedoch Philipp bat sie fortzufahren. In demselben Augenblicke aber verfiel er in krampfhafte Zuckungen, sein Mund verdrehte sich, die gläsernen Augen stierten unheimlich um sich her, der Prinz, den kein Getränk mehr zu berauschen im Stande war, taumelte wie ein Betrunkener hin und her und schlug rücklings auf den Fußboden nieder. Die Phalaris schrie um Hilfe, aber es gelang ihr nur einen Kammerdiener und Madame de Soubise zu bewegen, dem ohnmächtigen Prinzen zu Hilfe zu eilen. Der Kammerdiener wollte ihm zur Ader lassen, Madame de Soubise widersetzte sich der Operation, weil die Phalaris zugegen war. Als der Arzt ankam, war es zu spät: er öffnete die Fußpulsader, in demselben Augenblicke gab der Prinz seinen Geist auf.

Dieß ungestüme, heftige Verscheiden des Herzogs, sowie der schon in früher Jugend von ihm ausgesprochene Wunsch, den Höllenfürsten zu sehen, gaben dazu Anlaß, daß man im Volke ganz ernstlich meinte, der Teufel habe ihn geholt, ihn, den weder Hölle noch Teufel und noch weit weniger Gott erschreckte.

Deßhalb mußte sein Leichnam, den man auf einer Matratze

nach St. Cloud getragen, aller der Ehrenbezeugungen entbehren, die dem Verstorbenen sowie den Angehörigen ein so sinniger und schöner Trost sind.

Zwölf Tage lang blieb der Sarg ausgestellt; fast niemand besprengte ihn mit Weihwasser, niemand betete für des Todten Seele. Die mitleidlose Neugierde allein, nicht die Trauer, zog eine gefühllose Schaar gleichgültiger Zuschauer herbei, man vergaß, daß der Tod Alles sühnt, und beschimpfte bei der Beerdigung den Sarg und schrieb Spottgedichte auf den Leichenstein. Der Volkswitz, grausam wie der eines Kindes, zeigte sich auf die empörendste und schlagendste Weise dadurch, daß er auf das Denkmal von Charlotte Elisabeth, Philipps Mutter, die Worte setzte:

Cy-gît l'Oisiveté!

Hier liegt die Trägheit! — Mutter aller Laster.

Philipp, Herzog von Orleans, hat seiner Zeit das Gepräge der gesunkensten, verderbtesten und liederlichsten Epoche in der Geschichte Frankreichs aufgedrückt. Und dennoch kann man ihm die herrlichsten Naturgaben nicht absprechen: dafür geben die ersten Schritte seiner Regentschaft, die so viel für das künftige Heil Frankreichs zu versprechen schienen, den klarsten Beweis. Wäre er nicht dem unglückseligen Law und dem schmutzigen Cardinal Dübois in die Hände gefallen, hätte er nicht von Jugend an in Ausschweifungen aller Art seinen geistigen Reichthum vergeudet, so hätte seine Herrschaft segensreich wirken und vielleicht die furchtbare Katastrophe von 1793 verhindern können, anstatt ihr selbst vorzuarbeiten, sie zu beschleunigen, gleichsam zu erzwingen. Sein schwacher, launischer Charakter, die immer nach Befriedigung haschende Vergnügungssucht, die das ganze Volk angesteckt hatte, sein Leichtsinn, seine Sorglosigkeit für die Zukunft des ihm anvertrauten Staates, all jene Schwächen in Einem Worte, die den Regenten verdorben haben, verdienen freilich die heftige Rüge des Historikers — aber dennoch glaube ich, muß man, in Erwägung jener Fehler selbst, die ich nicht ohne Absicht „Schwäche" genannt habe, seine Anklagen wider den Regenten gewissermaßen mäßigen und die Unheilslast, die seinen Namen in den Schmutz gezogen hat, vielmehr auf seine charakterlosen, niederträchtigen Leiter und Verführer wälzen, als auf ihn selbst. Der Schwache, selbst wenn er verdorben — und verdorben verderbend — ist, der Schwache erregt in uns immer ein gewisses Mitleid, welches uns bei Beurtheilung seiner Handlungen eher zur mildernden Mäßigung, als zur übertriebenen Strenge räth.

Ich bedaure aufrichtig, in den wenigen Worten, mit denen Herr de Vallée den Regenten charakterisirt, von dieser Mäßigung keine Spur vorzufinden. Der sonst so humane und gewissenhafte Biograph geht, scheint mir, zu weit und folgt einer zu einseitigen, anti-orleanistischen Gesinnung, wenn er in der kurz zusammengefaßten Charakterschilderung des Herzogs keine anderen Worte findet als: „Der Regent war der schlechteste Fürst, den man sich denken kann, er hat die Unsittlichkeit, Ungerechtigkeit und Gottlosigkeit als Prinzipien aufgestellt und das Herz von Frankreich, so sehr er konnte, verdorben; er hat sein Land in die Hände der Wucherer und Spieler geliefert und ihm als einzige Gottheit — außer Dübois — den Zufall (le hazard) gegeben; er war gleichzeitig ein verderbter und im Laster verkommener Fürst und mittelmäßiger Politiker!"

Wäre es nicht natürlicher und gerechter gewesen, in diesen scharfen Saft, mit welchem der Geschichtschreiber des Regenten Namen ätzt, eine kleine Dosis von Mitleid und Bedauern einzumischen? Konnte er nicht bei dieser Gelegenheit wenigstens oberflächlich an die ersten Werke der Regentschaft erinnern, deren Verdienst er wider Willen anerkennen muß — wie den Jesuiten der Garaus gemacht wurde, wie der Stuart Frankreich verlassen mußte, wie eine beträchtliche Anzahl der faullenzenden Säbelschlepper, die den armen Staat so viel Geld kosteten, auf des Regenten Befehl ihren Abschied bekam?

Mich dünkt, das Buch des Herrn de Vallée, dem ich diesen Ueberblick über die Zustände der „Régence" und das Leben des Kanzlers während derselben zum großen Theil zu verdanken habe, würde weder seinen reellen Werth — als getreu historisches Werk — eingebüßt, noch seinem Grundgedanken und Zwecke entgegen gearbeitet haben, wenn es — ohne uns mit jener gesunkenen und abscheulichen Epoche versöhnen zu wollen — den Regenten selbst mit weniger Bitterkeit gerichtet hätte. Wahrheitsliebe und Nachsicht sind wohl vereinbar!

Der Grundgedanke desselben ist nämlich folgender:

Die Mitwelt, welche sich knechtisch der Willkür der Großen unterwirft, um deren Gunst sie buhlt und deren Ungunst sie scheut, ist nicht im Stande, die hohe Schlechtigkeit zu bestrafen und das edle Streben des winzig Kleinen würdig zu belohnen. Die Nachwelt allein, welche nichts mehr von der Belohnung noch Bestrafung derer, die sie richtet, zu hoffen noch zu fürchten hat, ist unparteiischer Richter. Sie stellt das Gleichgewicht wieder her, brandmarkt das Verbrechen, selbst wenn es bei Lebzeiten triumphirt, mit unvergänglichem Abscheu und bekränzt die bescheidene, im Schatten verblichene Tugend mit den Immortellen ihrer Achtung und Verehrung!

Law und Dübois waren große Herren an des Regenten Hofe — sind sie deßhalb ihrer wohlverdienten Züchtigung entgangen? Hat sie ihre hohe, einflußreiche Stellung vor dem Fluche der Nachwelt geschützt?

Sicherlich nicht! Wie himmelweit steht heute d'Aguesseau's ehrenhafter Name über die seiner zeitweiligen Sieger erhoben! Drum soll man allem — Glanze, Ruhme, Erfolge und Belohnung — immer und unter allen Umständen die schöne und einfache Tugend vorziehen, welche uns bei Lebzeiten ein reines Gewissen gibt und uns auf dem Sterbebette ein reines Angedenken sichert — hier und drüben, ein steter, himmlischer Trost! —

Aphorismen.

Wo nur immer eine Autorität vorhanden ist, da ist auch ein natürlicher Hang zum Ungehorsam. So war es bei unseren ersten Eltern, und so ging es unter allen ihren Nachkommen. Wider den Stachel zu löcken, ist ein Theil des Erbes, das wir von Adam überkommen haben.

Stiefkinder.

Eine Familiengeschichte von Otfried Mylius.

(Fortsetzung.)

„Ha! endlich? Gott sey Dank!“ rief Wetz unwillkürlich und nickte Mathilden beifällig zu, die hierüber sehr erfreut schien.

— „Bis zu Austrag der Sache,“ fuhr Herr Bischoff fort, „deren Entscheidung zu Gunsten der Klägerin keinem Zweifel unterliegen kann, gedenkt die Frau Baronin in's Ausland zu gehen und an irgend einem sichern Orte ganz unbekannt zu verweilen. Sie bedarf aber, da ich selber, als ihr Anwalt, nicht an Ort und Stelle bin, eines vertrauten energischen Mannes, der den Oberhof einstweilen bewohne und verwalte, weil Frau v. Bernstett dieses Gut als ihr freies Eigenthum wieder aus der Ehe ziehen will. Sie bedarf ferner eines Mannes, der mit den nöthigen gesetzlichen Vollmachten versehen den Antheil der gnädigen Frau an den Schrotheimer Fabriken überwache und verwalte, und auf eine genaue Liquidation ihrer Ansprüche an die Gesellschaftsmasse dringe, — der dem Gatten alle und jede Verfügung über den Oberhof und die Geschäftsrente streitig mache und ihm nur diejenige monatliche Summe verabreiche, welche zu seinem standesgemäßen Unterhalt erforderlich ist. Es ist allerdings ein mühsames und undankbares Amt, welches wir Ihnen anzubieten haben, Herr Wetz, ein Amt voll Widerwärtigkeiten und Verantwortlichkeit, und wir würden sicher nur mit Mühe einen vertrauten Mann gefunden haben, wenn uns nicht der Zufall so günstig gewesen wäre, Sie gerade im entscheidenden Augenblicke uns entgegenzuführen ....“

„Genug, Herr Procurator, ich nehme die Stelle an!“ sagte Wetz lebhaft. Das Herz schlug ihm beinahe hörbar in der Brust, und sein Blut kreiste reger; er hatte Mühe, eine wilde Freude zu verhehlen und ruhig und gefaßt zu erscheinen. „Ob ich die geistigen Fähigkeiten dazu besitze, weiß ich freilich nicht, denn die Landesgesetze sind mir fremd; aber an meinem redlichen Willen und meiner eisernen Festigkeit gegen jeglichen Uebergriff und jede Anmaßung soll es nicht fehlen, wenn Sie mich nur Ihrerseits kräftig unterstützen und mir eine klare Vorschrift für meine Handlungsweise überlassen wollen!“

— „Das soll geschehen!“ sagte der Procurator. „Muth, Ausdauer, Umsicht und Willensfestigkeit sind Alles, was wir von Ihnen begehren, um zu unserm Ziele zu kommen, und das Bewußtseyn, die Rechte einer schwergekränkten und namenlos mißhandelten Frau zu wahren, sowie der freigebigste, thatsächliche Dank meiner Mandantin werden ein weiterer Sporn für Sie seyn.“

„Genug, genug, ich bin der Ihrige!“ sagte Wetz entschlossen. „Geben Sie mir meine Instruktionen und sagen Sie mir, wann mein Dienst beginnen soll!“

— „Noch heute. Der Hausstand der Frau Baronin ist aufgelöst, der Gutsverwalter, die Dienerschaft zieht morgen ab, die gnädige Frau reist in's Ausland, und mit dem ersten Morgengrauen beginnt Ihre Verantwortlichkeit und Ihre amtliche Gewalt. Sie müssen mich noch heute nach der Bezirksstadt begleiten, um sich in Pflichten nehmen zu lassen. In drei bis vier Stunden sind wir zurück, und unterwegs instruire ich Sie einstweilen mündlich. Von morgen an handeln Sie dann ganz nach Gutdünken auf eigene Faust, und sind nur mir und der Frau Baronin verantwortlich!“

„Und Sie wagen es mit mir, dem landfremden, unbekannten Abenteurer, gnädige Frau?“ fragte Wetz.

— „Mit unbedingtem Vertrauen!“ erwiderte sie mit inniger Wärme und ihr Auge feuchtete sich. „Habe ich nicht Ihnen es zu danken, daß es soweit kam? Waren Sie nicht der Erste, der mir nahe legte, daß ich um meiner Selbstachtung willen dieses unwürdige Band lösen müsse? Haben Sie mich nicht durch Ihre mesmerische Behandlung von jenen Nervenzufällen geheilt, die man als Vorwand benützte, um mich einzusperren und für wahnsinnig auszugeben?“

„Gnädige Frau, Sie wollten ja hierüber schweigen!“ sagte Wetz beinahe vorwurfsvoll.

— „Ja, gegen Andere, doch nicht vor denen, die uns so nahe stehen, wie die hier Anwesenden,“ erwiderte Mathilde lebhaft. „Denkt Ihr denn,“ fragte sie die überraschte Julie und deren Verlobten, „diese totale Umwandelung meines Wesens seye mit Einemmale gekommen, sprungweise? O nein, es war alles sein Werk und der Erfolg seiner magnetischen Behandlung. Ich sah, wie er das Fieber des armen Richard kurirte, als er hier krank und verwundet lag. Ich wußte von Lisetten, daß er mich in einem meiner heftigsten Anfälle von Nervenkrämpfen magnetisirt hatte, und ich schrieb an ihn, er möge mich magnetisch behandeln. Er that es unter dem Versprechen meines Stillschweigens darüber. Täglich zweimal kam der edle Mann heimlich und wie ein Dieb hieher, und scheute weder Wind noch Wetter noch Mißdeutung; und es gelang seinem Einflusse, meine Schlaffheit zu verbannen, meine Willenskraft zu stärken, meine Nerven zu beruhigen und den Entschluß in mir heranzureifen, der den heutigen Schritt hervorrief. O mein lieber, treuer Freund, wie danke ich Ihnen diese Wohlthaten! Sie sprachen nie ein einziges Wort mit mir von diesen Dingen, und doch war es mir immer, so oft Sie bei mir waren und mich strichen, als ob ich nur die einzigen Worte in mir widertönen hörte und fühlte: 'Laß Dich scheiden, Mathilde! mach' Dich frei von dem unwürdigen Joche!' Und ich mußte Ihnen mit blindem Gehorsam folgen. Eben darum aber dürfen Sie Ihr Werk auch nicht halb vollendet verlassen; Sie müssen mitwirken, daß ich vollends frei werde!“

Julie maß Herrn Wetz erstaunt und bewundernd, als ob sie kaum glauben könne, was sie höre. Die beiden Männer aber legten in ihren Blicken beinahe etwas wie Argwohn zu Tage. Wetz bemerkte es.

„Ich gestehe auch offen, daß mein ganzes Streben darnach ging, jenen Entschluß in Ihnen hervorzurufen,“ erwiderte er lächelnd. „Um Sie nicht in's Gerede zu bringen, schlich ich mich hehlings hier ein, auf die Gefahr hin, hiedurch selbst verdächtig zu werden. Aber ich habe ein reines Gewissen, bin mir der Uneigennützigkeit meiner Absichten bewußt, und hoffe eines Tages auch den leisesten Argwohn in dieselben schwinden zu sehen,“ setzte er mit einem ruhigen, festen Blick auf Augusti und Bischoff hinzu. „Und nun zu Wagen, wenn's beliebt, Herr Procurator!“

— „Ich bin bereit; aber wollen Sie nicht dafür sorgen, daß Sie Ihre Effekten hieher bekommen?"

„Das soll unterwegs geschehen — wir fahren ja am Schichthause vorüber. Ich werde Sepp als Knecht in meine Dienste nehmen!" setzte er gegen Gustav und Julien gewandt hinzu, „dann ist mein neuer Hausstand schon geschaffen!"

Als Bischoff und Wetz am Schichthause anfuhren, sahen sie Sepp vor einem Feuerchen knieen, das er sich am Rande der Landstraße aufgemacht hatte. Er hielt einen dicken Stock über die Gluth, um welchen er zwei dünnere Aeste desselben in gekreuzten Spiralen gewunden hatte, um einen jener Knüttel herzustellen, wie man sie früher häufig bei wandernden Handwerksburschen sah. Wetz winkte ihn zum Wagen heran. „Was machst Du denn da, Bursche?" fragte er ihn.

„Meinen Wanderstab, Herr."

— „Wozu denn?"

„Ich will fort, nach Italien, will Schlüsselsoldat werden bei den Päpstlichen," versetzte Sepp verbissen.

— „Warum nicht gar? was ist Dir über die Leber gekrochen?"

„Bin hier doch nur ein Kinderspott; nicht einmal in die Küche lassen sie mich, und ich habe noch nie einen silbernen Löffel gestohlen; darum hab' ich mein Feuerchen hier angemacht, und wollte, daß sie alle . . . ."

— „Stille! Aufgepaßt! Du gehst nicht unter die Päpstlichen, Sepp, sondern trittst in meine Dienste. Hier sind alle meine Schlüssel; nimm meinen Koffer und Reisesack und trage Alles auf den Oberhof, wo man Dir mein Zimmer anweisen wird. Räume Alles hübsch sauber ein, und laß Dir Deine eigene Stube weisen. Aber hörst Du, niemand hier erfährt, wohin Du gehst!"

„Herr! . . . ." rief Sepp und seine Augen schwammen im Wasser; aber er bemeisterte sich und drückte die Hand ehrfurchtsvoll, die ihm die Schlüssel aus dem Wagenschlag reichte. „Sehr wohl, Herr Wetz! werde Alles besorgen!" sagte er dann militärisch kurz, schulterte unwillkürlich seinen Knotenstock und zerdrückte eine Thräne im Auge. „Aber Sie müssen es dem Wirthe ausdrücklich sagen, daß Sie mir den Koffer anvertrauen, sonst laufe ich keine hundert Schritte weit damit, ohne vom Gendarm als Dieb arretirt zu werden!"

— „Dem wollen wir vorbeugen — hast Recht!" sagte Wetz und sprang aus dem Wagen in's Haus, wo er die nöthigen Weisungen gab, ohne auf das Erstaunen und die Einwendungen des Wirthes zu horchen, und seine eigene Rechnung und ein Mittagbrod für Sepp bezahlte. „Nun mach' Deine Sache recht, Alter!" sagte er und stieg wieder in den Wagen, der eilends davon rollte.

Die Leute aus dem Schichthause waren erstaunt herausgetreten, um dem Wagen nachzublicken. Da sahen sie den Zuchthäusler mit überströmenden Augen dastehen, die Hand noch zum militärischen Gruß an seiner Mütze, dem Wagen nachstarrend, bis ihn die Krümmung der Straße unsichtbar machte. Dann fuhr er mit dem Rücken der Hand über die Augen, drehte sich auf dem Absatz herum, sah Wirth und Wirthin, Schenkmädchen und Hausknecht mit einer' gewissen stolzen Genugthuung in's Gesicht und sagte: „Na, jetzt fängt ein neues Leben an, und das dank' ich Dem dort! Das ist ein Mann! Mich soll Der und Jener holen, wenn unser Herrgott noch einen zweiten erschaffen hat wie Der! Aber meiner Treu! für ihn geh' ich barfuß durch die Hölle!"

15. Familien-Zustände.

Einige Wochen waren seit Richard's Beerdigung vergangen. Der Winter war eingebrochen mit all der Strenge, welche er auf jener rauhen Hochebene übt, und hatte sein Leichentuch über die weite Gegend gebreitet. Auf dem Oberhofe war es stille geworden. Nur Robert Wetz und Sepp hausten dort, und eine alte Frau aus der Nachbarschaft, die Wittwe eines Fabrikarbeiters, welche den beiden Männern die Wirthschaft führte. Julie Wegener war mit ihrer Duenna nach Frankfurt zurückgekehrt, wo sie verweilen wollte bis zur Hochzeit mit Herrn Augusti, die auf die Woche nach Ostern festgesetzt war. Frau v. Bernstett war in's Ausland gereist, nachdem sie die nöthigen Schritte zur Trennnng ihrer Ehe eingeleitet hatte. Sie schrieb zuweilen, ja sogar häufig an Wetz, ohne ihn jedoch ihren Aufenthalt wissen zu lassen. Er erhielt ihre Briefe immer durch Vermittlung ihres Anwalts, des Procurators Bischoff, und sandte ihr seine Antworten auf eben diese Weise zu. Sie behandelte ihn in diesen Briefen mit einem Vertrauen und einer dankbaren Vertraulichkeit, die ihm hätten auffallen müssen, wenn er diese Empfindungen oder Regungen nicht dem instinktiven Drange der Natur und des Herzens, der unbewußten Stimme der Schwesterliebe beigemessen hätte. Sie schrieb ihm ihre ganze lange Leidensgeschichte aus diesem Ehestande mit rückhaltsloser Offenheit, aber voll weiblicher Decenz; sie gestand ihre eigenen Fehler schonungslos; weit entfernt, die Schuld der ehelichen Dissidien dem Baron Bernstett allein zuzuschreiben, bekannte sie, daß sie anfangs nicht dazu gethan habe, ihn an sich zu fesseln und ihn durch Liebe und Zärtlichkeit sich wieder zu erobern, nachdem er einmal auf Irrwege gerathen war; sie bekannte sich schuldig, durch Schmollen, Kälte, leidenschaftliche Scenen und herbe Worte vor Zeugen ihn häufig verletzt und noch mehr gegen sie erbittert und ihn endlich mit Abscheu von sich gewiesen zu haben. Sie sah nun darin ein Unrecht und die Ursache aller späteren Mißhelligkeiten und gegenseitigen Widerwillens. Sie erklärte sich bereit, hiefür nun auch entsprechend zu büßen, indem sie jedes Opfer an ihrem Vermögen bringen wolle, um bei der Ehescheidung die Zukunft des Barons sicher zu stellen. Aber sie erklärte auch ihren unumstößlichen Willen, diese unglückliche Ehe gelöst zu sehen und ihre Freiheit wieder zu erlangen. Sie bat Wetz, durch Umgestaltung von Haus und Garten nach den Andeutungen, welche er ihr früher hierüber gemacht, dem Oberhofe ein anderes Ansehen zu geben; sie sprach ihre Absicht aus, dorthin zurückzukehren, sobald die Ehescheidung vorüber seye, um in bescheidener Zurückgezogenheit auf dem Oberhofe zu leben und zu versuchen, ob ihr wenigstens nicht später noch Ruhe und stille Zufriedenheit beschieden seyn würde. Sie wolle aber alsdann so wenig wie möglich durch äußere Dinge an die Vergangenheit erinnert werden, und eben darum wünsche sie, daß der Gartenpavillon nach Wetz's Geschmack und Ideen erweitert und zu Wohngelassen umgeschaffen würde, um ihr eine kleine stille Wohnung von fünf bis sechs Zimmern bieten zu können,

falls sie dem Rathe ihres Advokaten nachgeben und einen Theil der Grundstücke des Oberhofs sammt den Oekonomiegebäuden und dem Herrenhause verkaufen würde.

An diese Wünsche, welche Mathilde v. Bernstett ihm mitgetheilt hatte, schlossen sich noch die Weisungen ihres Anwalts an. Bischoff verlangte, daß die sämmtlichen Ländereien des Oberhofes auf das sorgfältigste angebaut und der Verwahrlosung entrissen werden sollten, worein sie unter dem ehemaligen Oekonomieverwalter und bei dem laxen Frauenregiment gerathen waren. Wetz legte die emsigste Thatkraft an den Tag, diesen beiderseitigen Anordnungen nachzukommen. Er freute sich über die gemeinnützige Thätigkeit, die er in diesem Wirkungskreis entfalten konnte, denn Arbeit war ihm ein Lebensbedürfniß, und die schöpferische Thätigkeit, die er dabei entfalten konnte, wo die Ausführung jener allgemeinen Aufträge ganz ihm überlassen war, würzte auf die angenehmste Weise die anstrengende mühsame Arbeit. Ueberall war er selbst mit dabei, legte persönlich Hand an und beschämte die Saumseligen und Trägen durch den eigenen Fleiß, spornte die Rührigen durch Belohnungen, die er ihnen in Aussicht stellte. Die Wintersaaten wurden bestellt und gedüngt, die Wiesen von Moos und schlechten Gräsern gereinigt und ebenfalls gedüngt, längs der Wege wurden Bäume gesetzt, die Holzschläge angeordnet und beaufsichtigt, Kulturen angelegt und Pläne gezeichnet, so oft das Wetter es erlaubte. Machte Regen die Aecker unwegsam, so gab es in den Gärten und im Park genug zu arbeiten, um die Knechte und Tagelöhner zu beschäftigen; auch mußte gedroschen werden, und für die künftigen Bauten am Gartenpavillon gab es Holz und Steine herbeizuführen. Diese Arbeiten beschäftigten Wetz genugsam, und er wäre nicht fertig geworden, wenn sich Sepp nicht als ein ebenso anstelliger wie zuverlässiger Gehülfe erprobt hätte, der mit der Treue und Anhänglichkeit eines Hundes an Wetz hing, ihm seine Wünsche gleichsam an den Augen ablas und trotz seiner scheuen und gedrückten Weise Anderen gegenüber einen gewissen Stolz darein setzte, von seinem Beschützer Wetz sichtlich ausgezeichnet und öffentlich belobt zu werden. Der arme Mensch wußte wohl, daß dieß der einzige Weg war, um auch das Vertrauen und die Achtung Dritter wieder zu gewinnen, woran ihm viel zu liegen schien.

Diese Arbeiten und Beschäftigungen, die Buchführung u. s. w., die Bau- und Gartenpläne, die Korrespondenz in seinen amtlichen und Privatgeschäften, sowie der gelegentliche Briefwechsel mit Augusti, mit Frau v. Bernstett u. s. w. füllten Wetz seine Zeit vollständig aus. Er fand nur wenige Stunden der Erholung, und diese verbrachte er dann im Umgange mit dem Förster Henne, dem Hauptmann Helmold und den ihm bereits näher befreundeten Beamten von der Fabrik und dem Comptoir, die er gelegentlich im Schichthause traf. Es gibt wenige Eigenschaften, welche den Mann so sehr zieren und bei seinem Geschlechte empfehlen, als praktische Tüchtigkeit. Diese erwirbt Achtung und Vertrauen, denn man schätzt den tüchtigen Mann auch darum, weil man ihn zu Rath und That wohl gebrauchen kann, namentlich wenn er mit einer ruhigen Bescheidenheit auch noch jene Wißbegierde verbindet, die mit offenem Auge in jeder Umgebung, in jeder Sphäre menschlicher Thätigkeit heimisch zu werden sucht und überall freundlichen Rath und Belehrung nicht nur annimmt, sondern sogar erbittet. Seine Umsicht und Thatkraft in diesem neuen Wirkungskreise erwarben daher Herrn Wetz auch bald allgemeine Anerkennung. Henne und der Rentmeister Baldinger wetteiferten mit den Ingenieuren vom „Werke", ihn in Sachen ihrer speziellen Fächer zu berathen und zu unterstützen, und Wetz nahm solche Hülfe nicht nur dankbar an, sondern suchte sich noch in der Unterhaltung über Alles zu belehren, was ihm in seiner Stellung förderlich oder nothwendig dünkte.

Niemand von der ganzen Umgebung folgte aber den Anstrengungen und dem Eifer des Herrn Wetz mit einer größeren Aufmerksamkeit, als der Hauptmann Helmold. Er kam anfangs nur hie und da nach dem Oberhofe, war aber bald ein täglicher Gast und Begleiter des neuen Verwalters, und suchte sich Wetz in mancherlei Weise nützlich zu machen.

„Auf Ehre, Wetz, ich komme mir selbst neben Ihnen wie ein rechter Tagedieb und Faullenzer vor," sagte er manchmal zu ihm. „Wenn ich annehme, wie viel Sie für die paar hundert Gulden leisten, die Ihnen diese Verwaltersstelle einträgt, und wie Sie so ganz mit Leib und Seele bei jeglichem Geschäfte sind, da stehe ich ordentlich beschämt neben Ihnen. Beim Himmel, ich habe in meinem ganzen Leben nicht halb so viel gearbeitet, wie Sie in den paar Wochen Ihrer Verwaltung. Dafür aber achtet und liebt Sie auch Jedermann. Wo Sie in einem Kreise erscheinen, da werden die Mienen freundlich und die Augen hell; man zeichnet Sie aus durch ein herzliches Entgegenkommen und durch den unwillkürlichen und wohlmeinenden Respekt, den jeder fast instinktmäßig einem solch nützlichen Manne zollt. Ich aber, der ich für mein Gratial beinahe gar nichts thue, als Rauchen und Zeitungen-lesen, Rauchen und Kartenspielen, Jagen, Fischen und Wieder-rauchen, ich kann es den Leuten nicht verdenken, wenn sie in mir einen Müssiggänger sehen, der dem Staate nutzlos auf der Tasche liegt, und keinem Menschen in der ganzen Gesellschaft frommt. Meiner Treu," sagte er und strich sich den grauen Bart, „wenn ich daran denke, so möcht' ich alter Kerl mich selber aus der Stube werfen, denn ich fühle, daß mich die Anderen nur für eine Art Ungeziefer, für ein Schmarotzerthier der schönen Erde ansehen!"

Wetz lächelte dann und meinte, es liege ja nur an Helmold selber, daß dieß anders würde, und erbot sich, ihm da und dort einen Auftrag oder Verwendung zukommen zu lassen, die seinen Fähigkeiten angemessen seye, damit er wenigstens vor den Anderen seinen guten Willen an den Tag legen könne. Und Helmold that dann seiner natürlichen Bequemlichkeit oder Trägheit wirklich Zwang an und setzte einen Ehrenpunkt darein, den übernommenen Auftrag bestmöglich auszuführen. Dieß hätte die beiden Männer auf eine ganz natürliche Weise einander näher bringen müssen, auch wenn nicht andere innigere Empfindungen und geheime Beweggründe sie zu einander hingezogen hätten. Ein besonderer Punkt oder Gegenstand, welcher Wetz zu dem Hauptmann hinzog, war Lucie. Sie war jetzt in der Residenz, wohin Frau v. Moritz mit ihren Töchtern, sowie mit Ida wenige Tage nach Richard's Beerdigung abgereist war. Sie hatte sich von Wetz schriftlich verabschiedet und ihn gebeten, über ihren Vater zu wachen und ihn zu warnen. Ihren eigenen Vater aber hatte sie beschworen (und wiederholte dieses dringende Ge-

such in jedem Briefe aus der Residenz), er möge doch schlechten Umgang meiden und sich mehr an Wetz anschließen, der es so gut mit ihm meine, er möge sich dessen unermüdliche Geschäftigkeit zum Muster nehmen. Und gerade diese Stellen las Helmold dann seinem Freunde Wetz wieder vor, um es gleichsam zu entschuldigen, daß er ihm so sehr nachlaufe und sich aufdränge. Er schien nicht zu ahnen, daß er Wetz hiedurch eine große Freude bereitete. Wenn Helmold von seiner Tochter sprach, so ward es in Robert's Herz wie lauter Sonnenschein, und er hörte aufmerksam und sinnend zu. Helmold mußte ihm Luciens ganze Lebensgeschichte und Bildungsgang und tausend kleine Züge aus denselben erzählen, und da das Erzählen derselben dem Hauptmann ebenfalls große Freude machte, so saßen sie oft Abends bis in die späte Nacht hinein auf dem Oberhofe zusammen und plauderten nur von Lucien.

Hauptmann Helmold war ein Gegenstand des Staunens und der Verwunderung für Wetz, wenn dieser sich den Charakter des alten Soldaten gewissermaßen psychologisch-anatomisch vergegenwärtigte. Welche Widersprüche begegneten sich in diesem Manne: Geradheit und Derbheit auf der einen Seite und ein sehr feines Ehrgefühl in äußeren Dingen, und doch wieder auf der andern Seite ein schrankenloser Leichtsinn, eine gesteigerte Selbstsucht, die bis in's Unsittliche ging! Streng rechtlich gegen Dritte, seinem gegebenen Worte unverbrüchlich treu gegen Fremde, war er doch den eigenen Angehörigen gegenüber stets eigentlich gewissenlos gewesen, hatte ihre Ruhe, ihr Vermögen, ihre Zukunft seinem Hang zu Spiel und Ostentation und seiner Vergnügungssucht zum Opfer gebracht. Er liebte seine Tochter wirklich innig, ja beinahe abgöttisch, und doch gewann er es über sich, für seine künstlichen Bedürfnisse und die manchfachen Genüsse, die er sich gönnte, sogar noch einen Theil des Salairs seiner Tochter in Anspruch zu nehmen oder von Luciens Ersparnissen seine kleinen Schulden zu bezahlen. Es war ein seltsames Gemisch von Gut und Böse, von schönen Zügen und edlen Eigenschaften, wie von tiefen Schlagschatten und Lastern in diesem Charakter, als dessen wesentlichste Grundzüge Trägheit, Leichtsinn und Genußsucht hervortraten. Und doch erweckte Helmold Herrn Wetz mehr Mitleid als Entrüstung, und eher den Wunsch, ihn durch sanften Einfluß und Beispiel, als das Verlangen, ihn durch herben Tadel bessern zu wollen.

Aus Luciens Briefen an ihren Vater erfuhr Wetz das Wesentlichste von den Vorgängen in der Familie Moritz. Schloß Schrotheim war gegenwärtig wie ausgestorben. Der alte Herr v. Moritz war auf Reisen gegangen, angeblich um den widerwärtigen Eindrücken auszuweichen, welche jenes schauerliche Ereigniß in seiner Familie sogar über den Raum seiner nächsten örtlichen Umgebung hinaus gemacht hatte; der wahre Grund davon lag jedoch tiefer, wie wir sehen werden. Er grollte seinem Sohne Albert wegen Richard's Tode um so mehr, als die projektirte Heirath desselben mit jener reichen Erbin sich allein dadurch zerschlagen zu haben schien. Eigentlich aber war es der Vormund der jungen Dame gewesen, der diesen Plan vereitelt, nachdem er hier an Ort und Stelle mancherlei erfahren hatte, was den Charakter des künftigen Gatten in sehr ungünstigem Lichte erscheinen ließ, z. B. auch die Geschichte mit der Reine Pomarée; die blutige Katastrophe und ihre Wirkung auf das Gemüth der jungen Erbin waren nur ein willkommener Vorwand gewesen, um die eingeleiteten Unterhandlungen abzubrechen. Der jähe Tod seines Stiefsohns hatte jedoch für den Fabrikherrn noch eine weitere unangenehme Folge gehabt: die Gerichte mengten sich nun in den Betrieb der Fabrik, um den wahren Werth von Richard's Erbsantheil zu ermitteln, weil dieser unter seine Erben vertheilt werden mußte: an seine Mutter, an seine drei Geschwister aus des Vaters erster Ehe und an die beiden Schwestern, welche aus der Ehe seiner Mutter mit Herrn v. Moritz herstammten. Die Verhältnisse des Herrn v. Moritz zu dem Fabrikbetriebe und den Ansprüchen der drei Wegener'schen Kinder schienen überhaupt etwas verwickelter Natur zu seyn und das Licht zu scheuen. Man munkelte von allerlei Uebergriffen und Eigenmächtigkeiten, welche Herr v. Moritz sich im Lauf der Zeit gegenüber von den Erbsinteressenten erlaubt haben sollte. Man hatte den beiden Töchtern des verstorbenen Wegener seit Jahren zwar pünktlich ihre vertragsmäßige jährliche Sustentation ausbezahlt, dagegen ihnen niemals eine genaue Einsicht in den Stand des Vermögens und den Betrieb der Fabrik gegönnt. Der Gatte Mathildens war ein Geschöpf, eine Kreatur des Moritz'schen Ehepaars und zugleich Schuldner des Herrn v. Moritz für bedeutende Summen, welche dieser auf Wechsel ihm geliehen hatte. Diese Wechsel wurden alle Vierteljahre verlängert, und erhielten den Baron Bernstett auf diese Weise in vollkommener Abhängigkeit von dem jetzigen Fabrikherrn. Juliens Vormund war ebenfalls ein Verbündeter oder eine Kreatur des Herrn v. Moritz gewesen, und dieser letztere hatte seither für den noch minderjährigen Richard die Vormundschaft geführt. Auf diese Weise war es also umgangen worden, irgend jemand von den inneren Angelegenheiten der Fabrik Einsicht nehmen zu lassen, und man hatte hiedurch Herrn v. Moritz ganz freie Hand gelassen. Herr v. Moritz hatte sich auf diese Weise in eine Sicherheit hineingelullt, aus welcher ihn jetzt der Gang der Ereignisse jählings weckte. Mathildens Wunsch, sich von ihrem unwürdigen Gatten scheiden zu lassen, — Juliens Verlöbniß mit Herrn Augusti, welchen Moritz so tief gekränkt hatte, — Richard's Tod ohne ein förmliches Testament, in dessen Abwesenheit sein Geschäftsantheil an seine Geschwister aus der Wegener'schen Ehe zurückfiel, — das waren drei Ereignisse, deren Zusammentreffen in Einem Ziele und Zeitpunkte für Herrn v. Moritz um so verhängnißvoller waren, als er in seiner vermeintlichen Sicherheit sie seither für ganz unmöglich gehalten hatte. Der Eindruck, welchen dieses Zusammentreffen von Umständen auf ihn machte, war ein sehr erschütternder gewesen, und hatten ihn und seinen alten Spießgesellen Stägemann ganz aus dem Geleise gebracht. In dem kurzen Zeitraum von wenigen Tagen erhielt der Fabrikherr von Seiten der Behörden die verschiedensten Benachrichtigungen und Aufforderungen. Zuerst kam ein Antrag des Procurators Bischoff als Collektiv-Anwalts der Frau v. Bernstett und der Julie Wegener, zugleich für sich und ihren unbekannt wo abwesenden Bruder Reinhold Wegener, wodurch die oberste Pupillenbehörde des Landes gebeten wurde, die Fideicommiß- und Familien-Statuten des verstorbenen Fabrikbesitzers Kommerzienraths Wegener noch einmal genau prüfen und mit den Bestimmungen des nach seinem Tode producirten Testaments vergleichen, vor Allem aber untersuchen lassen zu wollen, ob die Geschäftsführung der

Fabriken seither den deutlichen und unzweideutigen Verfügungen des Fideicommiß-Statuts gemäß gehandhabt worden seye, woran der Anwalt auf Grund bezeichneter vollendeter Thatsachen zweifeln müsse; — welchem Antrage dann Folge gegeben war durch eine Verfügung an die nächste Gerichtsstelle zweiter Instanz, dieß unverweilt durch eine Kommission untersuchen zu lassen. Der zweite Schreckschuß, welcher Herrn v. Moritz aus seiner geträumten Sicherheit aufjagte, war die Versiegelung des gesammten Nachlasses seines Stiefsohns Richard, und die gleichzeitig von dem zustehenden Bezirksgericht ausgegangene Aufforderung an Herrn v. Moritz, binnen eines gegebenen Termins seine Abrechnung über die vormundschaftliche Verwaltung des Vermögens des verstorbenen Richard Wegener abzulegen und einzureichen. In dritter Linie ward sein Selbstgefühl gewaltig erschüttert durch die Nachricht, daß der Gang der gerichtlichen Untersuchung gegen seinen Sohn Albert wegen der Tödtung Richard's verschiedene Vorgänge im Schooße seiner Familie zu Tage gefördert habe, welche den Untersuchungsrichter geneigt machen mußten, an eine vorhandene Feindschaft oder Animosität zwischen dem Erschossenen und Albert zu glauben, um so mehr, als die ganze Bevölkerung der Gegend nicht an einen Unglücksfall, sondern an einen absichtlichen, mit Ueberlegung vollzogenen Mord glauben wollte und die allgemeine Stimmung strenge Untersuchung gegen den Angeschuldigten heischte, eben weil er ein Reicher und Vornehmer war. In Folge dessen hatte die Untersuchung gegen Albert auch eine ungewöhnliche Strenge und einen Ernst an den Tag gelegt, welche für den Kommerzienrath um so unbegreiflicher und verletzender waren, als er seither über den Gerichten und Gesetzen zu stehen gewähnt und die ehemaligen Richter nur als Schmarotzer an seiner Tafel betrachtet hatte — eine Anschauung, welche wohl noch manche ähnliche Größen der Industrie theilen mögen. Die Untersuchung endete schließlich damit, daß Albert v. Moritz nur wegen unzulänglicher Beweismittel von der Instanz entbunden wurde. — In vierter Reihe ward Herr v. Moritz von Gerichtswegen aufgefordert, sich wegen eines Briefes zu rechtfertigen, welcher von dem Procurator Bischoff eingereicht und worin diesem der Vorschlag gemacht worden war, gegen jede beliebig zu bestimmende Erkenntlichkeit das Mandat der Wegener'schen Kinder niederzulegen und dem Prozesse ferne zu bleiben, oder noch lieber das Mandat des Herrn v. Moritz zu übernehmen. Besagter Brief hatte zwar keine Unterschrift gehabt, dagegen den Poststempel derjenigen Postexpedition getragen, welche der Fabrik zunächst lag, und war aller Wahrscheinlichkeit nach nicht auf eine Mystification, sondern auf den Versuch einer Bestechung berechnet gewesen, dem Herr v. Moritz nicht fremd seyn konnte. Dieser sollte dem Gericht Beistand leisten, den Schreiber des Briefes zu ermitteln.

Es gibt Menschen, denen die drohende Gefahr alle Thatkraft und Selbstbeherrschung und alle geistige Macht weckt, die nur überhaupt in ihnen liegen; aber es gibt weit mehr Menschen von gegentheiliger Anlage, die beim Zusammentreffen mehrerer widrigen Umstände den Kopf ganz verlieren, zumal wenn solche Ereignisse sie aus einem gemächlichen Leben und einer gewissen Zuversicht und vermeintlichen Sicherheit aufwecken. Zu den letzteren mochte auch Herr v. Moritz gehören. Schon die ersten Auftritte zwischen seiner Gattin und ihm nach Richard's Tode waren von einer Heftigkeit gewesen, die ihn tief ergreifen mußte. Henriette beschuldigte leidenschaftlich und mit blindem Schmerz Albert Moritz, ihren Sohn vorsätzlich ermordet zu haben. Sie hatte diese Anschuldigung zwar zurückgenommen oder modifizirt, als sie vom Gerichte hierüber vernommen worden war, aber dennoch sich entschieden geweigert, mit dem Menschen, von dessen Hand ihr Sohn gefallen war, fürder unter einem Dache zu wohnen, und war in Folge dieser Weigerung und um den Scenen auszuweichen, die sie immer und immer wieder an ihren Verlust erinnerten, nach der Residenz gereist, von wo aus sie durch einen Advokaten das Gericht mit Aufforderungen zur strengsten Untersuchung gegen Albert und mit Beiträgen zu der Untersuchung selbst bestürmen ließ. Der Tod Richard's hatte also sichtlich auch durch die ehelichen Verhältnisse des Herrn v. Moritz einen tiefen, beinahe unheilbaren Riß gemacht, und seine Stimmung war dadurch noch gedrückter geworden. Moritz hatte endlich unter all diesen überwältigenden Eindrücken den Kopf so sehr verloren, daß er eines Tages jählings abreiste und den Gerichten nur die Anzeige hinterließ, seine angegriffene Gesundheit erfordere nothgedrungen eine Luftveränderung und einen ruhigen Aufenthalt in einem mildern Klima; er bitte daher um Verlängerung der Termine in allen Angelegenheiten, welche ihn persönlich beträfen, und verweise wegen aller anderen Sachen an seinen Advokaten oder an seinen Geschäftsführer Stägemann auf der Schrotheimer Fabrik.

Der Advokat sowohl als Stägemann mochten an diesem unklugen und feigen Schritte des Fabrikherrn keine Freude haben. Wenigstens war der alte Buchhalter und Geschäftsführer sehr verstört und verstimmt, wiewohl er jetzt beinahe noch anmaßender, mürrischer und barscher auftrat als gewöhnlich, um seine fieberische Unruhe darunter zu verstecken. Trotzdem entging weder diese der Wahrnehmung seiner Umgebung, noch die eigentlichen Beweggründe des Herrn v. Moritz zu seinem auffallenden Verfahren der Kritik seiner Angestellten in der Fabrik. Jeder fühlte deutlich, daß sich in diesem Hause eine Katastrophe vorbereite, welche zwar weniger den Wohlstand als die Ehre des Geschäfts oder die Persönlichkeit seiner Lenker bedrohe. Keiner aber fühlte auch nur eine Regung von Mitleid mit den letzteren. Stägemann's Kreaturen zitterten für ihre Existenz, fielen im Stillen von ihm ab, und wurden doch von den Anderen gemieden, von der Opposition im Schichthause, die nun um so inniger zusammenhielt, da ihre Mitglieder sich gestehen mußten, daß ihre eigene Existenz insgemein wenigstens vorübergehend bedroht seye. Ohne je freiwillig in die Reihe dieser Opposition getreten zu seyn, wurden Förster Henne und der neue Rentmeister Wetz doch stillschweigend von derselben entweder als natürliche Verbündete oder als so zuverlässig betrachtet, daß man keinen Anstand nahm, vor ihnen ohne Hehl sich auszusprechen und Mittheilungen und Erörterungen aller Art vor ihnen zu verhandeln. Auf diese Weise erfuhr Wetz bei seinen gelegentlichen Abendbesuchen im Schichthause Alles, was in der Fabrik vorging, — alle Muthmaßungen, welche über Herrn v. Moritz im Schwange waren, — alle Nachrichten, die von ihm eintrafen, alle Schritte, welche in Sachen der Rectification von Richard's Erbsmasse von Seiten der Behörden geschahen, Alles, was man über Albert Moritz wußte, welcher nach Beendigung der gegen ihn eingeleiteten

Untersuchung sich ebenfalls in's Ausland begeben hatte, wobei gleichzeitig mit ihm auch die pariser Dame verschwand, welche in Balmau sich seither aufgehalten und die wir unter ihrem Studentennamen als Reine Pomarée kennen gelernt haben.

Die Briefe von Lucie Helmold hatten Wetz ebenfalls manches erfahren lassen, was ihn interessirte. Es war als ob Lucie diese Briefe mehr für ihn schriebe als für ihren Vater, als ob sie instinktmäßig ahnte, daß dieselben ihm mitgetheilt wurden. Es war als ob sie es für eine Pflicht hielte, Wetz in Alles einzuweihen, was mit Frau v. Moritz vorging. So wußte er denn, daß sie ihn haßte und fürchtete, so daß es zweifelhaft war, ob in ihren Gefühlen für ihn Haß oder Angst überwog. Die Blinde hatte ihrer Umgebung streng untersagt, ihr nur den Namen Wetz zu nennen, und dennoch war sein Name beständig auf ihren Lippen, weil offenbar seine Person fortwährend den Geist der Blinden beschäftigte.

„Es ist uns Allen ein wahres Räthsel," schrieb Lucie unter Anderem einmal, „was mit Frau v. Moritz vorgeht. Früher schwur sie nicht höher als bei Herrn Wetz; er galt ihr für den Inbegriff alles Dessen, was nur ein Mann seyn soll an Verstand, Umsicht, Charakter, Sittlichkeit und praktischer Welterfahrung. Jetzt dürfen wir seiner gar nicht mehr vor ihr erwähnen, und doch vergeht kein halber Tag, ohne daß sie selbst von ihm spricht. Das eine Mal will sie sich selbst und uns überreden, Herr Wetz sey der Mörder ihres armen Richard und von den beiden Moritz gedungen; ein ander Mal spricht sie von ihm als dem Manne, der sie und ihren Sohn an diesen beiden Herren rächen wolle, welche sie als ihre unversöhnlichen tückischen Feinde schildert. Gestern sprach sie von Wetz, als ob er der Geliebte von Frau v. Bernstett seye und überhäufte ihn mit Lästerungen und Verdächtigungen, und heute möchte sie wieder an ihn schreiben, wenn sie nur könnte, um ihn aufzustacheln, daß er der Rächer ihres unglücklichen Sohnes werde. Der Gedanke, daß Herr Wetz irgendwie berufen seye, eine Rolle in ihrem künftigen Leben zu spielen und störend in dasselbe einzugreifen, ist bei ihr zu einer wahren fixen Idee geworden, woran sie mit einer förmlichen Monomanie festhält. Heute kann sie den Tag verwünschen, wo sie Herrn Wetz, den Abenteurer in ihr Haus aufnahm, und morgen wähnt sie, ihr Sohn würde noch leben, wenn sie entschiedener auf Herrn Wetz's Seite getreten wäre und darauf gedrungen hätte, daß er im Schloß bleibe. Heute behauptet sie, Herr Wetz habe die Frechheit gehabt, sich in sie zu verlieben, was sie deutlich gefühlt habe; und morgen bebt sie vor dem Tage zurück, wo er die Frau v. Bernstett nach ihrer Scheidung heirathen und sich die Geschäftsführung auf der Fabrik usurpiren werde. Unerschütterlich fest ist ihre Ueberzeugung, daß Herr Wetz ihr Guignon seye, der entschieden nur dazu da seye, ihre eigene Zukunft zu zerstören; und doch gibt sie die Hoffnung nicht auf, er werde sich möglicherweise noch zu ihren Gunsten umstimmen lassen, — etwa durch eine Verheirathung mit Frln. Ida. Wir beide, Ida und ich, können uns je länger desto mehr des Gedankens nicht erwehren, daß der Schmerz über den Tod ihres Sohnes und die Vereitelung so mancher Hoffnungen die Geisteskräfte der Frau v. Moritz beeinträchtigt habe. Es fallen jeden Tag Scenen vor, welche diese Ansicht zu rechtfertigen scheinen. Unsere Dame ist in einer steten Aufregung, die sich namentlich in ihrem geistigen Wesen äußert und ihr alle Ruhe raubt. Dieß ist um so aufregender und trostloser für mich, als die arme Ida ebenfalls täglich verstörter und bläßer wird und sich in dem Grame um den Verstorbenen beinahe zu Tode härmt. Ida macht nun gar keinen Hehl mehr aus ihrer Liebe zu dem Todten, und merkwürdigerweise ist ihr Frau v. Moritz nicht nur darüber gar nicht gram, sondern sie weinen oft zusammen um den Frühvollendeten. Sie steigern dann wechselseitig ihren Schmerz auf eine Weise, der bei mir eher alles Andere als eine gleich rege Theilnahme hervorruft, und ich erscheine mir in solchen Augenblicken, als ob ich eigentlich die Wärterin zweier Verrückten seye. Es sträubt sich etwas in mir, die Vertraute dieser beiden Frauen zu werden, denn ich vermuthe, daß jeder von ihnen ein Geheimniß auf den Lippen schwebt, welches sie gegenseitig vor einander verbergen wollen, aber gar zu gerne mir anvertrauen möchten, und vor dem mir doch unwillkürlich graut. Unter solchen Umständen bin ich selber oft nahe daran, mein bischen Verstand und Ruhe zu verlieren und von demselben Tollmuth befallen zu werden. Daher ist mir der Aufenthalt in der Stadt und in den engen Räumlichkeiten unsers Hauses, welche eine stete Berührung unvermeidlich und ein solches Zusammenwohnen zu einer Art Sklaverei machen, nachgerade unausstehlich geworden, und ich sehne mich unaussprechlich wieder zurück auf das Land, auf Schloß Schrotheim, wo mich weitere Räume von diesen Damen trennen, und der Park und die Spaziergänge in die Umgebung mir Gelegenheit bieten würden, ihnen auszuweichen oder mich von den unliebsamen Eindrücken zu erholen, welche solche leidenschaftliche und excentrische Auftritte in mir erwecken müssen."

In anderen Briefen sprach Lucie ihren Schmerz und ihre Entrüstung aus über die Verunglimpfung, welche Wetz und sein Charakter täglich von Seiten der Frau v. Moritz erfuhren. „Ich weiß sehr gut, wie hoch sein Werth und sein Charakter über derartigen verrückten Ansichten und Vorurtheilen stehen," schrieb sie bei einem solchen Anlaß; — „ich fühle deutlich, daß es eine Versündigung gegen Herrn Wetz wäre, wenn ich ihn dagegen nur in Schutz nehmen wollte. Ich weiß, daß solche gehässige und blinde Angriffe ihm nicht schaden können; aber doch kämpfen Entrüstung, Empörung, Eckel und Haß gegen diese Frau in mir, und namenlos schneidet mir das Verbot in's Herz, etwas zu seiner Vertheidigung vorzubringen, und bringt mir zum ersten Mal recht lebhaft meine knechtische Abhängigkeit von diesen reichen Leuten zum Bewußtseyn. Es erheischt all' meine Demuth und Resignation, um dazu schweigen zu können. Aber wenn nicht die Wohlfahrt meines Vaters dabei auf dem Spiele stände, wie wollte ich da auftreten und zu seinen Gunsten sprechen!.... Wie entsetzlich, daß der freieste Mensch seine Ueberzeugungen wenigstens verhehlen muß um des lieben täglichen Brodes willen!...."

„Ein herrliches Mädchen, Ihre Lucie!" sagte Wetz zu dem

Hauptmann, als dieser ihm die vorstehende Stelle vorgelesen hatte. „Bitten Sie sie in meinem Namen recht herzlich, doch um meinetwillen ihre Stellung nicht auf's Spiel zu setzen. Es wäre mir ein drückendes Gefühl, wenn Ihre Tochter und Sie um meinetwillen leiden müßten!"

— „Oh, im Gegentheile!" fuhr der Hauptmann heraus, „es wäre mir erwünscht, wenn wir damit vor jenen Leuten darthun könnten, um wie viel höher wir Sie achten, lieber Wetz, als jene!"

„Mit nichten, Hauptmann!" sagte Wetz; „das wäre eine nutzlose Großmuth, eine vergebliche Bravade. Glauben Sie mir," setzte er mit einer Wärme hinzu, welche dießmal das Herz außer die Controle des Verstandes versetzte, „es schmerzt mich schon genugsam, sehen zu müssen, daß Ihre treffliche Tochter in einer, ihres Werthes unwürdigen dienstbaren Stellung bei jenen erbärmlichen Emporkömmlingen seyn muß. Schärfen Sie die Bitterkeit dieses Gefühls bei mir nicht noch durch die Erwägung, daß Fräulein Lucie auch für mich und um meinetwillen leiden soll!"

— „Bah, hinter dem Berge wohnen auch noch Leute," versetzte Helmold lebhaft. „Lucie wird bei ihren Kenntnissen und Fähigkeiten bald eine andere Stellung bekommen! Sie soll mir nun hinweg aus diesem Hause ...."

„Nein, sie soll bleiben," fiel ihm Wetz heftig in die Rede. „Wollen Sie denn, Helmold, daß jenes elende Weib, die Frau v. Moritz, die Chancen habe, den guten Ruf ihrer Tochter durch ein Achselzucken, eine versteckte Verdächtigung, einen zweideutigen, doppelsinnigen Wink preiszugeben, indem sie eine einzige unbedachte gutgemeinte Aeußerung zu meinen Gunsten für einen Beweis eines Einverständnisses zwischen Lucien und mir ausgibt? Beschwören Sie Lucien in meinem Namen und um ihres eigenen Interesses willen, daß sie, so lange sie noch in jenem Dienstverhältnisse steht, nie auch nur durch eine Geberde Theilnahme für mich verrathe! Aber hoffentlich wird Fräulein Lucie selber auf ihrer Hut seyn!"

Helmold betrachtete Wetz mit einem unbeschreiblichen Blicke, in welchem Scham, Wehmuth, Schrecken, Gewissensbisse und alle möglichen anderen Affekte in rascher wechselnder Reihenfolge sich kundgaben. „Sie haben Recht," murmelte er dann dumpf und schlug die Augen zu Boden, während er die krampfhaft geballte Faust auf seine Brust drückte. „Lucie ist in einer kitzlichen Stellung. Der Fluch der Knechtschaft lastet auf ihr, und sie ist in einem Verhältnisse, das ihrer unwürdig ist. Geahnt hab' ich dieß wohl schon bisweilen, aber heute fühl' ich, begreif' ich es zum ersten Mal ganz, was für ein Schuft ich bin, daß ich sie zwang, in eine solche Lage zu kommen. O Gott, Wetz! wie verachte und verabscheue ich mich nun selber!" Thränen brachen ihm aus den Augen, er bebte krampfhaft und stürzte mit einem lauten Schluchzen hinaus in die Nacht. Vergebens rief ihm Wetz nach, um ihn zurückzuhalten — er blieb stumm und war verschwunden. —

16. Die Coalition.

Wir nehmen den Faden unserer Geschichte um einige Monate später wieder auf. Herr v. Moritz hat zwei, drei Male bei den Behörden eine Verlängerung des Termins zu erlangen gewußt, auf welchen er seine Abrechnung über die vormundschaftliche Verwaltung von Richard Wegener's Vermögensantheil zu stellen hatte. Sein Arzt und sein Advokat hatten ihn für krank ausgegeben, während er mit einer jungen Dame ganz behaglich in Nizza lebte und sich allen Genüssen hingab, welche nur dem Reichthum zu Gebot stehen. Aber endlich waren die Geduld, die Leichtgläubigkeit und die Rücksicht des Richters erschöpft, und der Herr Kommerzienrath v. Moritz erhielt eine letzte unerstreckliche Frist, binnen welcher er bei Strafe der Weisung des Gerichts nachkommen sollte. Jetzt kehrte er zurück, und zog wieder in das Schloß Schrotheim ein. Gleichzeitig mit ihm kam auch seine Gattin wieder aus der Residenz zurück, und auch sein Sohn kehrte heim, bezog aber, um der Stiefmutter auszuweichen, eine Wohnung in den Fabriknebengebäuden. Mit ihm traf auch die berüchtigte Pariserin in dem Bade Valmau wieder ein, wo seit einigen Wochen der Baron Hugo v. Bernstett ebenfalls Quartier genommen hatte, um einigen unangenehmen Berührungen mit ungeduldigen Gläubigern zu entgehen.

Es war einer jener freundlichen Tage zu Anfang des Monats März, welche dem nahenden Lenze wie Eilboten vorausfliegen. Der Schnee war gewichen, der durstige Boden hatte gierig alle Feuchtigkeit eingesogen, auf den Landstraßen wirbelte theilweise schon Märzenstaub, und der Wiesen frischeres Grün lieh der Landschaft bereits einen wärmeren Farbenton. Wetz war mit Meßtisch und Meßkette beschäftigt, einen schönen Rasengrund vor dem künftigen Landhäuschen im Park auszustecken. Sepp leitete die Taglöhner, die mit Karren und Spaten emsig beschäftigt waren, die Baumlöcher für die künftigen Baumgruppen zu graben. Alle waren geschäftig, als gälte es einen Wetteifer, noch vor Nacht fertig zu werden, und die niedrige Sonne neigte sich schon nahe an den Horizont herab. Da ertönte auf einmal die Glocke an der großen Thüre des Herrenhauses, Drako schlug an und eilte mit lautem Gebell und gewaltigen Sprüngen zurück nach dem Hause.

„Sepp, sieh' mal nach, was es im Hause gibt!" rief Wetz seinem Factotum zu, ohne sich in seinem Geschäft zu unterbrechen.

— „Ein Herr und eine Frau wünschen den Herrn Rentmeister zu sprechen," berichtete Sepp. „Sie warten noch auf der Vortreppe."

Wetz ging, und als er die Thüre öffnete, trat ihm ein Mann entgegen, den er hier am allerwenigsten zu sehen erwartet hätte — der Baron Bernstett.

„Habe ich die Ehre, den Herrn Rentmeister der Freifrau v. Bernstett zu sprechen, Herrn ....?" fragte der Baron mit der verbindlichsten Artigkeit eines vollendeten Weltmannes, der zugleich den Mann von Stande nicht verleugnen will.

— „Aufzuwarten, mein Herr. Mein Name ist Wetz. Darf ich bitten hereinzutreten? — nur hier herein, wenn es beliebt!" sagte Wetz.

Herr v. Bernstett ließ einer Dame den Vortritt, die durch eine sehr elegante Toilette, anmuthige Haltung und schönen, stattlichen Wuchs auffiel, und ohne eine Einladung zum Sitzen abzuwarten, sich in das kleine Sopha sinken ließ. Wetz bot dem Baron einen Stuhl, maß ihn aber mit sehr ernstem Blicke und verwies seinen Hund zur Ruhe, welcher die Fremden ebenso finster und mit drohendem Knurren anblickte.

„Darf ich mir die Frage erlauben, Herr Rentmeister,"

hub Bernstett artig aber mit der Ueberlegenheit des vornehmen Mannes an, „wo die Freifrau v. Bernstett sich dermalen aufhält?"

— „Ich bedaure, hierüber keine Auskunft geben zu können, mein Herr; ich kenne diesen Aufenthaltsort der gnädigen Frau selbst nicht."

„Bah, Sie spassen? das ist nicht Ihr Ernst!"

— „Doch! mein voller Ernst. Ich verkehre mit meiner Herrin nur durch Vermittelung ihres Anwalts."

„Ah? Und Sie sind wohl schon seit einiger Zeit ohne Nachricht von Frau v. Bernstett?"

— „Mit welchem Rechte fragen Sie darnach, mein Herr? Was suchen Sie überhaupt hier?" fragte Wetz ruhig aber entschieden.

Weit entfernt, von diesem Tone verletzt zu seyn, lächelte Herr v. Bernstett und sagte: „Ach ja, Sie haben einiges Recht, meine Fragen für indiscret zu halten. Ich vergaß mich Ihnen vorzustellen ...."

„Ueberflüssig, Herr Baron!" sagte Wetz; „ich sah Sie schon bei der Beerdigung Ihres Schwagers Richard Wegener."

— „Richtig, — Sie waren ja sein Hofmeister, ehe Sie in die Dienste der Baronin traten. Wohlan denn, ich fragte also nicht aus müssiger Neugier, sondern weil ich die Baronin benachrichtigen wollte, daß ich mir erlaubt habe, einige Zimmer auf dem Oberhofe für mich in Anspruch zu nehmen, um sie dieser Dame abzutreten, die eines Asyls bedarf, um sich vor Verfolgungen zu verbergen."

Wetz heftete einen forschenden Blick auf die Dame, die ihren dichten blauen Schleier noch nicht zurückgeschlagen hatte, aber durch denselben die beiden Männer eifrig beobachtete.

„Ich komme daher, um Sie zu bitten, der Dame einige der Gastzimmer im Seitenflügel einzuräumen, während ich meine Wohnung im Erdgeschoß nach dem Garten beziehen werde — obschon nur für einige Tage, denn ich werde nicht länger hier bleiben, als bis ich Antwort auf einen Brief an den Procurator Bischoff habe .... Nun, mein Herr, und warum antworten Sie mir nicht?"

— „Weil Sie mich einigermaßen verblüfft sehen, mein Herr," erwiderte Wetz. „Ich bin noch unschlüssig, welchen Namen ich Ihrem Benehmen geben soll!"

„Nun? ...."

„Wenn Sie mich nicht für einen vollendeten Dummkopf halten, so mußten Sie von der Vergeblichkeit Ihres Besuchs im Voraus überzeugt seyn. Der Oberhof ist persönliches und ausschließliches Eigenthum von Frau Mathilde Wegener, nun verehelichten Frau v. Bernstett, von ihr in die Ehe gebracht und bis zur Stunde in ihrer ausschließlichen Disposition. Die genannte Dame hat seit mehreren Monaten einen Prozeß auf Ehescheidung von ihrem Gatten eingeleitet, und steht außer allem Verkehr mit ihm, und dennoch wagt dieser, hier eine Wohnung für sich und ein fremdes Frauenzimmer nachzusuchen. Ich weiß nicht, soll ich dieß mehr für eine Frechheit oder für eine Dummheit halten."

„Herr!" fuhr der Baron auf, „Sie erfrechen sich? ...."

— „Was? mein Hausrecht zu gebrauchen?" fragte Wetz kühl; „nur im äußersten Fall, wenn Sie Gewalt versuchen wollten und sich gegen mich vergäßen — was aber sehr nutzlos wäre, denn ich bin kein Freund von gewaltsamen Auftritten, Ihnen vielleicht auch an Körperkraft überlegen, und habe das Recht und die Gesetze für mich. Sie sehen wohl selbst, Herr Baron, daß ich auf Ihr Ansinnen nicht eingehen kann."

„Im Gegentheile, Herr Rentmeister," sagte der Baron lebhaft, „ich bestehe ebenfalls auf einem Rechte, indem ich meine Zimmer zu beziehen verlange. Ich erkläre Ihnen, daß ich durchaus nicht in die Scheidung willigen werde, und daß ich nach den bestehenden Gesetzen das Recht zu haben glaube, hier in dem gemeinsamen ehelichen Domicil zu wohnen."

— „Wogegen ich förmlich protestire, alle Verantwortung auf mich nehmend," sagte Wetz kalt und standhaft. „Bevor nicht eine Verfügung der zuständigen Gerichte mich zwingt, Sie hier einzulassen, sind Sie nur Gast und ohne Anspruch auf Unterkommen. Ich habe meine Vollmacht für mich, und werde nicht ein Haar breit von derselben abweichen."

„Auch nicht zu Gunsten einer Unglücklichen, die — wie ich von Frau v. Bernstett's gutem Herzen innig überzeugt bin — bei Anwesenheit der Baronin nicht vergebens um ein Asyl bitten würde?"

— „Nein, auch in diesem Falle nicht. — Frau v. Bernstett ist nicht hier, also ist es natürlich, daß ich mich an die mir ertheilte Vorschrift binde."

„Auch nicht, wenn dieser Dame nur miethweise und vorbehältlich der Genehmigung der Freifrau v. Bernstett einstweilen einige Zimmer für sich und ihr Mädchen eingeräumt würden?"

— „Nein, auch dann nicht — ich habe keinen Auftrag zum Vermiethen und keinen Anlaß, einen solchen Schritt auf meine Verantwortung zu nehmen."

„Sollte der Herr wirklich grausam genug seyn, mir wenigstens für eine oder zwei Nächte ein Asyl zu versagen?" fragte die Fremde in französischer Sprache, schlug den Schleier zurück und blickte mit ihren schönen großen Augen Herrn Wetz bittend an. Er erkannte in ihr Reine Pomaré aus dem Bade von Balmau.

— „In der That, Madame, ich muß so grausam seyn," versetzte Wetz ebenfalls auf Französisch und mit einer kühlen, gleichgültigen Verbeugung. „Erinnern Sie sich, daß ich hier nicht für mich, sondern nur nach buchstäblicher Vorschrift handeln darf. — Herr Baron," wandte er sich alsdann an diesen und seine Haltung und sein Ton verleugneten nun eine gewisse Ungeduld und Entrüstung nicht, „machen wir dieser Scene ein Ende — Sie sind durchschaut, wie Sie sehen."

„Durchschaut? was soll dieß heißen?" frug dieser aufwallend.

— „Das soll heißen, daß ich mir nur drei oder vier Motive denken kann, welche Sie veranlaßten zu diesem Versuch, ob ich mich von Ihnen düpiren oder einschüchtern lasse."

„Und was für Motive wären dieß, wenn ich bitten darf?" fragte Bernstett stolz und herausfordernd. „Reden Sie!"

— „Jenun, wenn Sie denn durchaus meine Ansicht hören wollen," versetzte Wetz mit unverhohlener Ironie, — „hier ist sie: Nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten will der Baron von Bernstett, von seinen Gläubigern gedrängt, entweder ein Asyl in dem Hause seiner Frau, um durch den Anschein, daß die Scheidung nicht vollzogen werde, sich neuen Kredit zu machen, und gedenkt sich nebenbei die nothgedrungene Einsamkeit dieses

Schlosses durch die Gesellschaft eines abenteuernden Weibes, das die 'Freundin' eines seiner Bekannten ist, minder empfindlich und drückend zu machen; — oder aber, der Herr Baron hat im Einverständniß mit Anderen besagtes Frauenzimmer hieher gebracht, damit diese Delila mich Simson umgarne oder wenigstens einen Vorwurf gegen mein sittliches Benehmen möglich mache durch einen Schein von Wahrheit; — oder aber ...."

„Genug, mein Herr!" fiel ihm Bernstett in's Wort; „Sie werden mir Genugthuung geben für diese Imputationen ...."

— „Keineswegs, Herr Baron! ich werde fortan nichts weiter mehr mit Ihnen zu schaffen haben, vorausgesetzt, daß Sie nun gehen. Sie werden vielmehr in Ihrem eigenen Interesse wünschen müssen, daß dieser ganze Auftritt unter uns bleibe; und somit: Gott befohlen!" Und mit unverhohlener Geringschätzung stand er auf und wandte den Beiden den Rücken. Voll bitteren Aergers stand der Baron auf, reichte der Dame den Arm und ging fort, den Rentmeister nicht eines Blickes würdigend.

„Du edler Edelmann!" sagte Wetz, ihm aus dem Fenster nachblickend. „Warum kamst Du nicht allein, um Dir eine Tracht Schläge zu holen, wie Du sie verdient hättest? Hab' ich jemals einen erbärmlichern Menschen gesehen? ...."

Mittlerweile gingen Bernstett und die geputzte Dame Arm in Arm die Allee hinab, die zur Landstraße hinunterführte. In ihm kochte der Grimm über die Vereitlung seines Planes und die erlittene Demüthigung, und das Frauenzimmer suchte seinen Aerger hinter einer gewissen Ironie zu verbergen.

„Es liegt sehr hübsch, das Schloß Ihrer Gattin, mein lieber Baron," hub Pomaré endlich an, „aber diesen ungeschlachten Concierge müssen Sie entlassen. Auf ihn paßt das Sprüchwort gar nicht, 'wie der Herr, so der Diener.' Sie sind so fein und elegant, Baron, und er ist grob wie ein Bauerntölpel."

— „Nur noch einige Tage Geduld, meine süße Aglaé!" sagte der Baron; „ich werde diesen Kerl zwingen, daß er Ihnen die schönsten Zimmer des Schlößchens einräumt, und Sie sollen sehen, daß ich mein Versprechen halte und Sie in ein Schloß einführe ...."

„Aber ich bitte, daß es nur bald geschehe, mein lieber Baron!" sagte Aglaé und zeichnete mit der Spitze ihres Schirmchens in den Staub der Straße. „Ich habe, wie gesagt, neulich vor meiner Abreise von Paris mit einer Freundin gewettet, daß ich bis Ostern in einem deutschen Schlosse wohnen und sie bei mir empfangen würde. Sie wissen, mein Lieber, daß ich Sie weit höher achte, als Monsieur Albert, der nur ein fat ist aber reich, und daß ich lieber Baronin seyn würde, als eine simple Madame de Maurice; ich glaube auch, daß Sie weniger knauserig sind, als dieser junge Papiermacher, der im Grunde noch zu sehr von seinem Papa abhängt. Aber da ich nun einmal die Ambition habe, mich zu verheirathen und ein deutsches Schloß zu besitzen, so kann ich nicht verschwören, ob ich nicht am Ende Monsieur Albert den Vorzug geben würde, wenn er mich schneller zu meinem Ziele führt!"

— „Das werden Sie nicht, meine süße Aglaé," sagte Bernstett. „Meiner Treu, Sie werden nicht so grausam und ungerecht seyn, mich die Grobheit und den Eigensinn dieses Haushofmeisters entgelten zu lassen! Nur noch einige Tage Geduld, und Alles wird nach Wunsch gehen! — Einstweilen bringe ich Sie nach einem kleinen Försterhäuschen in der Nachbarschaft, wo Sie ganz verborgen sind ...."

„Nicht doch, mein lieber Baron! heute nicht mehr!" sagte Aglaé. „Ich bin zu müde; ich bin des Gehens nicht gewöhnt. In Paris hatte ich immer meine eigene Equipage, und ich habe nur Albert das Opfer gebracht, sie vor meiner Abreise zu verkaufen, — um nicht hier allzu viel Aufsehen damit zu machen. Lassen Sie uns lieber in das Badhotel zurückkehren und uns geberden, als hätten wir uns auf einer idyllischen Waldpromenade begegnet. Warten wir lieber, bis Sie den Tölpel von Haushofmeister für sich gewonnen haben werden, ehe wir die Entführung ausführen!" damit stützte sie sich fest auf ihn und lehnte ihren graziösen duftenden Kopf auf seine Schulter.

— „Wenn uns nur Albert nicht sieht!" sagte der Baron und blickte in die lebhaften Augen und das verführerische Gesichtchen, das zu ihm emporblickte. „Er würde wüthend, sähe er uns so!"

„Bah, ich fürchte ihn nicht, Baron. Ich wüde ihm einfach sagen: ich habe mich auf einem Spaziergang in diesen abscheulichen deutschen Wäldern verirrt, und dann glücklicherweise Sie gefunden. Oder ich würde ihm sagen: ich habe mir Ihr Schloß zeigen lassen, das ich zu besitzen wünsche ...."

— „Nicht doch, meine reizende Aglaé, das werden Sie ihm nicht sagen!"

„Und warum nicht? Fürchten Sie ihn denn? Ihn, der noch ein halbes Kind ist? — O, ich fürchte ihn gar nicht; seit ich weiß, daß er mich aufgegeben hätte, um eine Andere zu heirathen, freut es mich sogar, ihn bisweilen zu meiner Belustigung eifersüchtig zu machen."

— „Aber nur nicht eifersüchtig auf mich, meine süße Aglaé, wenn ich bitten darf!" sagte Bernstett, etwas unangenehm berührt. „Es existiren gewisse Verbindlichkeiten zwischen mir und Albert's Familie .... gewisse Vorurtheile, die ich schonen muß — Sie verstehen mich, Aglaé! so lange meine Ehescheidung nicht vollzogen ist ...."

„Ah, Sie sind abhängig von der Familie Maurice?" rief sie; „ich weiß es — Albert sagte mir, daß Sie seinem Vater Geld schulden; aber was liegt daran? Nach Ihrer Scheidung werden Sie ja wieder reich seyn! Und einstweilen ärgern Sie den alten Filz, Monsieur de Maurice Vater!"

Wir wollen diesem würdigen Paare nicht weiter folgen — es dürfte genügen, in dem eben geschilderten Zwiegespräche beider Charaktere und Pläne angedeutet zu haben.

Die Dämmerung war herniedergesunken; Wetz hatte seine Arbeiter entlassen, und sein frugales Abendbrod eingenommen. Es war Sonnabend, der gewöhnliche allgemeine Gesellschaftstag auf dem Schichthause, und von seinem Hunde begleitet, machte er sich dorthin auf den Weg. Er erwartete Briefe, welche auf dem Schichthause abgegeben zu werden pflegten. Auf dem Hinwege beschäftigte ihn, wie seither, der gehabte Auftritt mit dem Baron, der ihm um so unbegreiflicher war, je taktloser, unsinniger, frecher und ungeheuerlicher des Barons Verlangen unserm Wetz erscheinen mußte. Er war noch uneins mit sich, ob er dem Procurator Bischoff den ganzen Vorfall schreiben sollte oder nicht; er zögerte noch, weitere Erkundigungen über

das Verhältniß anzustellen, in welchem der Baron und die Pariserin zu einander standen.

Auf dem Schichthause war er der erste Gast. Helmold und Henne waren auf den Schnepfenstrich gegangen — die Beamten der Fabrik waren wegen des Zahltags noch nicht vom Geschäfte abgekommen. So traf er denn den Wirth allein, mit Vorbereitungen für die Abendgesellschaft beschäftigt.

„Na, was sagen Sie denn zu den Neuigkeiten, Herr Wetz?" fragte dieser; „die Herrschaften auf dem Schloß werden nicht wenig verwundert seyn. Ein so schönes Gut zu veräußern! Aber klug ist es jedenfalls gehandelt, denn die Ländereien stehen jetzt auf dem höchsten Werthe, und Sie werden für das Gut eine schöne Summe erlösen?"

— „Ich? für welches Gut?" fragte Wetz überrascht.

„Ei nun, für den Oberhof," sagte der Wirth. „Wie? Sie wüßten nichts davon, daß er zum Verkaufe ausgeschrieben ist? Na, hier steht es in der Zeitung, — schwarz auf weiß — lesen Sie selber: 'Nähere Auskunft ertheilen Procurator Dr. Bischoff in N. oder Herr Rentmeister Robert Wetz auf dem Oberhofe. — Da kann doch nichts Anderes gemeint seyn, als der Oberhof selbst ...."

— „Geben Sie mir meine Briefe!" rief Wetz lebhaft.

„Röse, die Briefe für den Rentmeister!" rief der Wirth seiner Tochter zu, und fuhr fort: „Ich dachte, Sie wüßten es schon — na, wir waren ebenfalls nicht wenig erstaunt, als wir heute Mittag die Zeitung lasen und die beiden Anzeigen darin fanden. Wird er sich wohl stellen?"

— „Wer denn? Sie sprechen mir in lauter Räthseln, Meister Kuhn!"

„Na, der Herr Reinhold Wegener, wenn er noch lebt, den sie da von Gerichtswegen auffordern, sich wegen der Erbschaft von seinem Halbbruder Richard zu melden. Hier, hier drüben auf der andern Seite unter den amtlichen Nachrichten! — Sie hätten das Gestreite hören sollen, das heute über Tische statthatte, ob wohl der Herr Reinhold noch lebe oder nicht!"

Wetz hörte nichts mehr — er las in der Zeitung die gerichtliche Aufforderung an den besagten Reinhold Wegener; er erbrach hastig die Briefe des Procurators Bischoff. Es war also wahr: Frau v. Bernstett wollte ihre Besitzung veräußern, weil sie gar nicht mehr nach dem Oberhofe zurückzukehren, sondern ihren Aufenthalt in einer Brüdergemeinde zu nehmen gedachte, in der Ansicht, dort am ersten Ruhe und Frieden für ihr Gemüth zu finden. Sie verordnete, daß mit dem Erlös aus dem Gute zunächst die Hypothekschulden gedeckt würden, die auf dem Oberhofe hafteten; daß Herr Wetz mit der Leitung des Verkaufs und der Liquidation betraut werde, und daß er nach Beendigung dieser Geschäfte noch ein volles Jahressalair erhalte. Der Verkauf selber sollte so rasch wie möglich eingeleitet werden. Der Procurator setzte noch hinzu, daß er den Plan im Allgemeinen zwar billige, aber noch immer hoffe, die Ausführung desselben werde zu umgehen seyn. Frau v. Bernstett habe von dem Anwalt ihres Gatten ein Anerbieten erhalten, wornach er in die Scheidung willigen würde, wofern sie ihm den Oberhof zu freiem Eigenthum abträte und noch einen Theil der Hypothekschulden auf ihre Rente aus der Fabrik übernehme. Das öffentliche Ausgebot zum Verkaufe solle vermuthlich die Antwort auf dieses Anerbieten seyn. Bischoff forderte Wetz auf, alle baulichen Veränderungen und Unternehmungen einzustellen, dagegen das Gewanne des ganzen Gutes bestens anzublümen, und den etwaigen Kaufliebhabern mit Rath und That zur Hand zu gehen, auch bei Erzielung einer gewissen Summe den Verkauf einzugehen — mit dem Vorbehalt nachträglicher Genehmigung der Gutsherrin, der Hypothekgläubiger und der Gerichte.

War dieser erste Brief schon eine Ueberraschung der nachhaltigsten Art, so staunte er noch mehr über einen zweiten.

„Mein lieber Herr Wetz," schrieb der Advokat, „ich habe eine große Bitte an Sie, die Sie meiner Mandantin nicht abschlagen dürfen. Man hat mir in einem anonymen Schreiben angeboten, gegen gewisse Bedingungen die Beweise zu liefern, daß schon seit Herrn v. Moritz' Verheirathung mit der verwittweten Frau Henriette Wegener die Bücher auf der Fabrik gefälscht wurden, um den Antheil der Wegener'schen Kinder zu verringern. Ich bin auf die Proposition eingegangen, und bitte Sie, den Unterhändler mit dem Denuncianten zu machen. Gleichzeitig habe ich Namens meiner drei Mandanten beim Obergerichte die Bitte gestellt, daß eine Commission von drei Sachverständigen mit vorläufiger Einsichtnahme der Geschäftsbücher der Wegener-Moritz'schen Fabriken betraut werde und Sie als unsern Vertrauensmann bei gedachter Commission bezeichnet. Thun Sie mir den Gefallen, auch diese beiden Funktionen noch zu übernehmen, und rechnen Sie auf meinen und meiner Mandanten innigen Dank. Die anliegende Anweisung auf die —sche Bank ist der Preis für die Denunciation. Erstatten Sie mir Ihren Bericht dann mündlich und ohne Säumen. Mündlich dann mehr. Mit freundschaftlichem Gruße ꝛc."

In die aufregendsten Gedanken versenkt, starrte Wetz noch in diese Briefe hinein. Da legte sich eine Hand leise auf seine Schultern. Er blickte auf und sah den Magazinier der Fabrik vor sich stehen, einen gewissen Wilhelm Mad, einen bescheidenen stillen Mann, den er nur vom Sehen kannte, und der überhaupt in der Gesellschaft der Fabrikbeamten keine hervorragende Rolle spielte. Wetz begrüßte ihn freundlich, sah aber an der ängstlichen Spannung in dem Gesichte dieses Mannes, daß derselbe ihm eine Mittheilung machen wolle.

„Vergebung, wenn ich Sie störe, Herr Wetz," sagte Mad etwas verlegen, „aber ich sehe Sie allein hier und der Augenblick ist so günstig, daß ich Sie nicht ungewarnt lassen will!"

— „Sehr freundlich von Ihnen, Herr Mad! Und vor Wem wollen Sie mich denn warnen?"

„Es ist zwar eine Indiscretion, die ich begehe, Herr Wetz, und Sie müssen deßhalb nicht schlimm von mir denken. Aber ich bringe es nicht über das Gewissen, einen wackern redlichen Mann, als welchen ich Sie stets erkannt habe, auf eine schändliche Weise hinterrücks mit Ränken umsponnen zu sehen. Ich war heute auf dem Schlosse zu Schrotheim, ich habe erfahren — gleichviel auf welche Weise — daß man dort Arges gegen Sie sinnt ...."

— „Das weiß ich längst, mein Herr! von jener Seite droht mir keine Freude. Aber was sinnt man dort gegen mich?"

„Herr v. Moritz wird den Oberhof kaufen und dann, wenn Sie Ihre Anstellung verloren haben, Sie auf Grund Ihres Passes durch die Polizei ausweisen lassen. Er nennt Sie einen

Spion der Wegener'schen Kinder und die Ursache alles Unheils, welches seine eigene Familie verfolge."

— „Und Sie glauben, er irre sich hierin, Herr Mad?"

„Wie Sie nur so fragen mögen, Herr Wetz? Wir Alle wissen, daß Sie es mit den Wegener'schen Kindern gut meinen, und das sollte mich am meisten freuen, denn ich bin dem seligen Herrn Wegener zu Dank verbunden; er hat mich auf seine Kosten erziehen lassen, und mir die erste Anstellung gegeben, der ich mein Auskommen verdanke. Weil nun, was Ihnen angethan wird, ein Unrecht gegen die Kinder des Seligen ist, so halte ich mich für verpflichtet, Sie zu warnen. Obschon niemals einig, sind Herr und Frau v. Moritz es doch in dem Hasse gegen Sie, und darum eben .... Uebrigens hüten Sie sich auch vor Andern: vor Stägemann und vor dem Baron Bernstett, der ausersehen ist, Sie in Händel zu verwickeln, weil er ein geübter Duellant ...."

— „Ich danke Ihnen, mein lieber Herr Mad, aber seyn Sie meinethalben außer Sorgen — ich fürchte keinen einzigen Menschen unter der Sonne. Aber ich danke Ihnen dennoch für Ihre wohlmeinende Warnung."

Nach und nach fanden sich die übrigen Stammgäste auf dem Schichthause ein, darunter auch der Förster und Hauptmann Helmold. Allen entging nicht, welche nachdenkliche, gedankenschwere Stimmung auf Wetz lag und man schrieb dieselbe der Wirkung des Verkaufsangebots des Oberhofes bei, welche ihn ja wieder aus dem Brode setzen mußte. Die Unterhaltung drehte sich auch diesen Abend ausschließlich nur um den Werth des Gutes und die Möglichkeit eines Verkaufs.

„Wenn ich die Mittel hätte," sagte der Rentmeister Baldinger, ein sehr erfahrener Landwirth, „und die Baronin den Preis nicht allzu hoch hielte, so würde ich unfehlbar zugreifen, denn wenn auch verhältnißmäßig klein, so sind die Grundstücke doch ausgezeichnet gut, und die Nähe der Fabrik sichert immer einen guten Absatz für die Milchwirthschaft, namentlich da die übrigen größeren Güter zu entlegen, die paar nächsten Dörfer zu klein sind und unsere eigene Wirthschaft lange nicht hinreicht, den Bedarf zu decken."

— „Meinen Sie wirklich, daß es eine sichere Kapitalanlage böte, wenn man dieses Gut kaufte?" fragte Wetz aufblickend und mit ungewöhnlichem Interesse.

Baldinger nannte einen Preis, um welchen das Gut nicht zu hoch verkauft wäre, und man eigentlich nur das Areal bezahlen würde und die Oekonomiegebäude sozusagen geschenkt bekäme. Dieß war dann der Gegenstand weitläufiger Erörterungen, denen Wetz lange mit Aufmerksamkeit folgte. Endlich aber stand er auf und verabschiedete sich. Helmold und Henne begleiteten ihn vor die Thüre.

„Sie sind heute so verstört und gedankenvoll, Freund! Sie erscheinen mir ganz wie ausgewechselt," sagte der Hauptmann zu Wetz. „Was ist Ihnen? Hat die Nachricht von dem bevorstehenden Gutsverkaufe Sie wirklich so sehr überrascht?"

— „O ja — theilweise, lieber Hauptmann; aber es sind noch andere Dinge, die mir im Kopfe herumgehen. Morgen ein Weiteres davon. Nur heute nicht mehr. Gute Nacht!"

„Halt, ich gehe mit — ich muß ohnedem noch in den Wald und nach meinen Holzstößen sehen," sagte Henne und nahm sein Gewehr vom Rechen in der Hausflur.

— „So komm' denn!" sagte Wetz.

„Was ist Dir denn, Reinhold? sprich offen!" fragte Henne, als sie miteinander durch die stille sternklare Nacht wanderten. „Helmold hat Recht — so sorgenvoll und grübelnd haben wir Dich noch nie gesehen."

„Ich bin in einer heillosen Stimmung oder vielmehr Verstimmung," erwiderte Wetz. „Ich verwünsche die Laune Mathildens, dieses Gut zu verkaufen, das doch von dem Vater herkommt, und das nun, wie ich bereits erfahren habe, unzweifelhaft in die Hände der Moritze gelangt."

Henne stieß eine Verwünschung aus und rief: „Nicht möglich!"

„Leider nur allzu möglich! Du hast ja gehört, was Baldinger sagte. Der alte Moritz ist Kaufmann genug, um zu rechnen, und hat dabei den Nebenzweck, mich aus dem Brod zu setzen und von hier wegzutreiben. Du siehst, es gelingt ihm Alles, was auf den Verderb der Wegener'schen Kinder abzielt!"

„Der Kerl hat allerdings ein blindes Glück, aber es wird hoffentlich auch einmal ein Ende nehmen," sagte Henne. „Alle Welt wünscht ihm dieß, und jedermann munkelt davon, daß es dießmal um seine Reputation gehe."

„Bah, betrügen und stehlen ist leichter, als bezüchtigen! So viel ich bis jetzt gesehen habe, ist ihm schwer nachzuweisen, wo und wie er die Schwestern betrogen habe, obschon an der Thatsache nicht zu zweifeln ist. Dieß ist jedoch das Wenigste — das muß am Ende auch noch an den Tag kommen. Auch ist dieß nicht der Gegenstand, der mir jetzt auf dem Herzen liegt wie ein Alp, sondern eine andere Frage. Ich habe eine Idee — rund heraus, ich will den Moritzen zuvorkommen und den Oberhof kaufen!"

— „Vortrefflich! das ist ein kapitaler Einfall! da bleibt das Gut in der Familie, und wenn Deine Schwester erfährt, daß ihr eigener Bruder ...."

„Das eben soll sie nicht erfahren — wenigstens jetzt nicht!" rief Wetz ungeduldig. „Da sitzt eben der Knoten. Ich bin in der peinlichsten Lage. Du hast wohl die Aufforderung gelesen, daß ich mich den Gerichten stellen soll als Miterbe an Richard's Verlassenschaft?"

„Freilich habe ich — und gefreut habe ich mich, daß es nun doch endlich heraus muß, wer Du eigentlich bist," sagte Henne. „Meiner Treu, es hat mich lange, lange gedrückt, daß ich es geheim halten sollte, und ist mir oft auf der Zunge gelegen, damit herauszuplatzen, und ohne mein verpfändetes Wort ..."

— „Dessen ich Dich noch nicht entbinde, Franz! hörst Du?" fiel ihm Wetz in's Wort; „es darf noch nicht heraus!"

„Noch nicht? Aber zum Kukuk, Mensch, warum denn nicht?"

— „Es hat noch drei Monate Zeit, Franz, und in diesen drei Monaten kann noch viel geschehen!" erwiderte Wetz. „Es muß noch Einiges geschehen, namentlich bei Frau v. Moritz, deren Gewissen noch einmal erschüttert werden muß, damit an den Tag kommt, ob sie wirklich damals zwischen mich und den Vater getreten ist und meine Enterbung veranlaßt hat ...."

„Höre, Freund Reinhold," versetzte der Förster ungeduldig, „ich bin freilich lange nicht so gescheidt und welterfahren, wie

Du, und verstehe darum auch nichts von all' Deinen Plänen und Schnurrpfeifereien — will auch nichts davon verstehen. Aber wozu diese lange Komödie und dieses Versteckens- und Blindekuh-Spielen? An Deiner Stelle ginge ich einfach auf das Amt, gäbe mich an als der Reinhold Wegener, brächte meine Beweise dafür vor, und meldete mich um meinen Pflichttheil an der Erbschaft des Vaters und um meinen Antheil an der Verlassenschaft Richard's. Ich dächte, die Mummerei hätte lange genug gedauert, und — rund herausgesagt! — ich denke, sie ist eines solch braven, ehrlichen Mannes wie Du unwürdig. Und nun die Hand darauf, Reinhold, daß Du mir dieses freie Wort nicht übel nimmst!"

— „Brave, ehrliche Haut, Du mein Franz!" sagte Wetz und drückte dem Förster die Hand; „Du hast ja ganz recht, und ich danke Dir für Deine Offenheit. Glaub' mir, diese Komödie ist auch mir längst zuwider, und ich verwünsche stündlich den Tag, wo ich sie begonnen habe. Aber es gab ja kein anderes Mittel, um in diese Familie und ihre Geheimnisse einzudringen! Und dann habe ich meinen Plan, den ich zwar wegen mancher unerwarteten Zwischenfälle oft modifiziren mußte, aber dennoch zu Ende führen will."

„Und was für ein Plan wäre dieß?" fragte Henne.

— „Der Plan, Henrietten zu zwingen, daß sie ihr Unrecht gegen uns Alle einsieht und wieder gut zu machen sucht!"

„Und Du glaubst, daß dieses stolze Weib es thun wird?"

— „Ich hoffe es mit Gottes Hülfe noch dahin zu bringen, und ich denke, sie ist schon auf dem Wege dazu," sagte Wetz.

Der Förster blieb stehen, schüttelte ungläubig und ungeduldig den Kopf und sagte eindringlich: „O daß doch in einem solch klaren und klugen Kopfe wie der Deinige solche Schrullen und Verrücktheiten stecken können! Lieber Junge, wie oft schon hab' ich mich mit Dir hierüber herumgezankt! Folge doch endlich mir und meinem Rathe und meinem Spruche: 'Trag' Holz und laß' Gott kochen.' Siehst Du, ich bin ein einfaches, rohes, rauhes Jägerblut und kein Pietist und Kopfhänger, aber des lieben Herrgotts Zeigefinger seh' ich denn doch recht deutlich darin, daß der Richard so sterben mußte durch Albert's Hand, so jäh und schnell, daß Du sein Erbe werden mußtest. Das war Strafe genug an seiner leiblichen Mutter für all' ihre schändlichen Ränke gegen Dich und Deine Schwestern. Darum sag' ich auch: überlaß es dem lieben Gotte, Deine saubere Frau Stiefmutter weiter zu demüthigen, und gib Deine eigenen fixen Ideen und Pläne mit ihr auf, wirf Deine Maske ab, kauf' den Oberhof und gründe Dir endlich Deinen eigenen Herd. Ich sag' Dir, mit dem ewigen Blindekuhspielen kommt nichts Rechtes heraus!"

„Du hast nicht Unrecht, Franz, ich fühle es!" sagte Wetz. „Es ist fürwahr eine fixe Idee von mir, aber ich kann sie nicht los werden. Es ist vielleicht eine Leidenschaft: Haß oder Rache — die sich hinter diese Maske versteckt, aber es treibt mich vorwärts mit verhängnißvoller, blinder Gewalt — ich verwünsche diese Grille, und doch beherrscht sie mich!"

— „Sapperlot, sage das nicht! Bist ja sonst ein solch starker, willensfester Mensch, Reinhold! reiß dieß böse Auge aus und wirf es von Dir! Stehst Du ja doch sichtlich unter des lieben Gottes besonderem Schutze!"

„Du hast ganz Recht, Franz! Du sprichst eben nur, wie mein eigenes Gewissen mir's in schlummerlosen Nächten vorhält. Sieh', ich bin so tief bewegt und erschüttert, daß ich weinen möchte vor Zorn und Grimm darüber, weil ich mich je auf die ganze Mummerei eingelassen habe. Ich muß die Maske ja endlich fallen lassen, und werde dann beargwöhnt und angezweifelt werden, wie ich wohl fühle — werde für einen Ränkemacher gelten, und bin doch von Hause aus eine gerade offene Natur. Tausend Mal habe ich mir dieß schon gesagt, aber dennoch finde ich nicht den rechten Augenblick, die Maske abzuwerfen, und dieser innere Kampf reibt mich beinahe auf und macht mich halb wahnwitzig. Du findest diese 'Komödie' meiner unwürdig, wie ich selbst, wie alle Anderen sie finden werden, wann sie es erfahren, und dieß macht mich unglücklich, innerlich elend, zumal heute."

— „Armer Junge, ich glaube Dir's," sagte der Förster herzlich. „Aber nun ich es weiß, rathe ich um so mehr dazu, aus dem Robert Wetz einen Reinhold Wegener zu machen, und gleich morgen!"

„Nein, nicht so rasch! nur noch eine, zwei Wochen!" rief Wetz energisch. „Nur über zwei oder drei Punkte noch hinüber und ich folge Deinem Rathe. Ich will kein Geschenk von meinen Geschwistern, darum muß ich als Fremder, nicht einmal als Wetz den Oberhof kaufen. Ferner muß ich auch noch ein Hühnchen mit Henrietten pflücken, und endlich — im engsten Vertrauen, Franz! — ich bin einem braven Mädchen herzlich gut, und will wissen, ob sie den Wetz liebt, den fremden Abenteurer .... auch noch liebt, wenn er wieder brodlos geworden ist .... ob sie gewillt ist, ihm in die einsamen Wälder Kanada's zu folgen ...."

Henne sah ihn groß an, aber erwiderte nichts. Was er so eben hörte, machte ihn gedankenvoll, und um des letzten Grundes willen verzieh er dem Freunde den beabsichtigten Aufschub.

So waren sie eine Weile schweigend neben einander hingegangen, da schien es Wetz zu drängen, daß er dem Freund noch mehr vertraue. „Franz," hub er an, „nicht wahr, das ist die rechte Liebe, wenn wir innerlich fühlen, daß nur der Besitz des einen theuren Wesens uns eine rechte Heimath schafft — eine Heimath, und wär's in einem schwanken Boote auf der weiten See?"

„Ja, Reinhold, das ist die rechte Liebe, dünkt mich — so spricht das Herz, meine ich, wenn man die Rechte gesehen hat!"

— „Nun denn, solch' eine hab' ich gefunden, Franz! ein einfaches, liebes Wesen, ein Kernmädchen! Ich fühl's, daß ich nicht ohne sie leben möchte, wenigstens hier nicht, und daß ich ohne sie lieber in meine Wälder am Ottawa zurückkehren wollte, oder aber, daß mir mein Zelt oder meine Hütte unter den lumberers und Holzfällern im Urwalde lieber wäre als das Schloß Schrotheim mit jeder Andern. Allein sie weiß noch nichts davon, — sie ahnt es vielleicht noch nicht, und ehe ich weiß, wie ich mit ihr stehe, thu' ich keinen Schritt zu meiner Niederlassung. Nenn' es eine Grille, Franz, aber ich möchte für Alles in der Welt nur als arm vor ihr erscheinen, damit sie mich nur ganz um meiner selbst willen liebte und heirathete."

„Und wer ist ...."

— „Halt, frage nicht, denn ich nenne sie noch nicht!" fiel ihm Wetz lebhaft in's Wort. „Ich nenne sie mir selbst niemals

laut. Und ohnedem muß es um ihrer selbst willen noch ein Geheimniß seyn, damit ihr kein Nachtheil daraus erwachse, der doppelt wäre, wenn ich schon Reinhold Wegener hieße!"

„Na, so behalt den Namen für Dich und ich will ihn sogar nicht einmal zu errathen suchen. Weiß ich doch, daß ein Mädchen, dem Du gut bist, schon ein treffliches Geschöpf seyn muß. — Aber noch Eins, Reinhold!" setzte der Förster nach einer Weile hinzu, „sag' mir nur, was die Baronin, Deine Schwester, zu dem verrückten Einfall bringen konnte, den Oberhof verkaufen zu wollen? Denn gesetzt auch, sie brauchte Geld, um ihren Gatten abzufinden, so kann sie ja auf ihre Leibrente genug aufnehmen, oder ...."

— „Franz," sagte Wetz geheimnißvoll, „Du kommst durch Deine Frage einer Mittheilung zuvor, die ich Dir soeben machen wollte, aber unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit. Es ist eine Sache, die weniger mich, als Mathilden betrifft. Du weißst," fuhr er mit gedämpfter Stimme fort und halte seinen Arm in denjenigen seines Freundes, — „Du weißst, daß ich Mathilden durch eine magnetische Kur von ihren hysterischen Krämpfen und ihrer Schwermuth kurirt und sie so ganz unter die Herrschaft meines Willens und Einflusses gebracht habe, daß sie, deren religiöse Erziehung nach dem Tode meiner Mutter entsetzlich verwahrlost worden ist, nunmehr die richtige Ansicht hat, ein großer Theil des Elends und Unglücks, worein sie gerathen sey, rühre von ihrer früheren Gleichgültigkeit gegen Religion und Christenpflicht, mit einem Worte von ihrer religiösen Lauheit her. Nun ist in Folge jener mesmerischen Kur, die ich an ihr ausübte, ein anderer Fall eingetreten, der leider bei derartigen Beziehungen zwischen Magnetiseur und Subjekt nicht selten ist: als sie an Geist und Körper wieder einigermaßen gesundet war, erkrankte sie am Herzen ...."

„Herzkrank?" fragte Henne lebhaft; „herzschlechtig?"

— „Nein, mein Freund! nicht so buchstäblich. Ich nenne in diesem Falle eine unglückliche, vergebliche Liebe eine Herzkrankheit. Mathilde hat sich verliebt, und zwar in mich. Ich habe es kommen gesehen und dem Erwachen dieser Leidenschaft aus aller Kraft meines Willens entgegengearbeitet, aber es half nichts mehr. Die wachsende aufrichtige Neigung zu mir hat ihr — ich fühle das nur allzu deutlich — den Entschluß eingegeben, sich von Bernstett scheiden zu lassen. Ich habe ihr oft zu verstehen gegeben, daß ich nie eine Frau um ihres Vermögens willen, ja daß ich überhaupt nie eine reiche Frau heirathen werde; ich spielte darauf an, daß ich eine Frau nur beklagen müßte, die als verheirathet ihr Herz einem Andern schenkte — ja hundertmal lag es mir auf der Zunge, ihr zu sagen oder zu schreiben: 'Aber liebe Mathilde, täusche Dich doch nicht! Du liebst mich instinktmäßig, weil Du die Bande des Bluts ahnst, die uns einigen!' Aber immer hielt mich ein unbegreifliches, unseliges Etwas zurück — etwas wie feige bange Furcht, ein wahrer Fluch, der auf jener ersten verdammten Mummerei liegt ...."

„Potz Schockpestilenz!" rief Henne mit einem wahren Feuereifer, „jetzt sag' ich noch einmal: Du mußt Dich demaskiren, Reinhold, wenn kein Unglück geschehen soll! Ich wenigstens halte es für eine Sünde und Schande, wenn eine Schwester sich in den Bruder verliebt und dieser es zugibt ...."

— „Wohlgemerkt, Franz! ich habe es ja nie zugegeben," sagte Wetz ernst; „aber höre weiter: die Sache ist nicht so schlimm. In meinen Briefen an Mathilde hab' ich ihr ungeschminkt und unverhohlen angedeutet, daß ich und warum ich nicht heirathen würde. Es hat ihr schmerzlich wehe gethan, und sie ist sich darüber klar geworden, daß es schon Frevel seye, als verheirathete Frau einen Andern zu lieben. Sie hat die Liebe aus ihrem Herzen reißen wollen, und ist in ihrem peinlichen innern Zwiespalt einem Geistlichen in die Hände gefallen, der ein crasser Pietist seyn muß, und ihr das begangene Unrecht noch mit den schwärzesten Farben ausgemalt hat, so daß sie aus der Lauheit und Gleichgültigkeit gegen die Religion in das andere Extrem: die fürchterlichste Zerknirschung und Reue, hinüber verfallen ist, und nun alles Wohlstandes und Glanzes sich entledigen und in einer Brüdergemeinde ein halb klösterliches Asyl suchen möchte. Ich habe der ganzen innern Entwicklung dieses Gefühls zugeschaut, und doch ihr nicht zu wehren vermocht, denn die heilsamsten Arzeneien sind ja immer bitter. Der überstürzte Entschluß, den Oberhof zu verkaufen, um sich ganz in Demuth zu verkriechen, hängt wohl mit diesem Umschlag ihrer Anschauungen zusammen. Wenn sie es auch in ihren jüngsten Briefen nicht offen zugestand, so konnt' ich es doch zwischen den Zeilen lesen. Sie bat mich dringend, ihr ein Mittel zu bezeichnen, wodurch sie mir ihre unwandelbare Dankbarkeit dafür beweisen könne, daß ich ihr leiblicher und geistlicher Retter geworden seye. Reizbar und etwas excentrisch wie sie ist, hat sie sicher den Schritt des Gutsverkaufs nicht genugsam erwogen oder auf diese Vorstellungen ihres Anwalts nicht gehört. Man muß ihr helfen, den Folgen einer solchen Unbesonnenheit vorzubeugen und eine weitere Thorheit zu verhüten. Siehst Du nun, weßhalb ich den Oberhof bekommen möchte, um ihn nicht an die Moritze kommen zu lassen? Ich will ihn Mathilden erhalten, falls der Verkauf sie jemals gereut, und doch muß ich den Kauf unter einem andern Namen vollziehen, denn wenn sie den Robert Wetz oder den Reinhold Wegener als Käufer ahnte, so würde sie einer Pflicht der Dankbarkeit oder der schwesterlichen Pietät genügen wollen und das Gut unter seinem wahren Werth verkaufen. Aber ein Geschenk oder eine Vergünstigung will ich nun einmal selbst von meiner Schwester nicht, und darum muß ein Anderer für mich kaufen und mein Name einstweilen aus dem Spiele bleiben."

„Davon sehe ich gar keine Nothwendigkeit ein!" rief Henne. „Ich weiß nicht, Freundchen, bist Du nicht ganz bei Troste oder bin ich es nicht, oder ist die ganze Welt ein Narrenhaus! Mit meinem einfachen, hausbackenen Verstande kalkulire ich so: es wäre das Einfachste, Du schriebest als Bruder an die Schwester und riethest ihr von dem Verkaufe ab, und benähmest ihr den Wahn Deinetwegen, und bewiesest ihr, daß sie Dich als ihren Bruder lieben darf. Dann wäre ja Alles in's Klare gebracht."

— „Allerdings, aber es geht nicht auf diese Weise — was soll denn alsdann aus meinem Plane werden?"

„Schon wieder Dein Plan und die alte Geschichte! Sag' ich's denn nicht, der gesunde Menschenverstand steht auf dem Kopfe, wenn solch ein klarer, ehrlicher und gescheidter Mensch wie Du in langen Kurven und Winkelzügen läuft, anstatt den geradesten Weg zu gehen?" rief Henne ärgerlich. „Da sollte doch ein Schock Millionen ...."

— „Stille doch, Franz! denn gesetzt ich ginge auf Deine

Idee ein, wie soll' ich denn über die wahre Gesinnung meines Mädchens in's Reine kommen?"

„Ja so, die Liebschaft!" brummte der Förster unmuthig; „die dumme Geschichte kommt dießmal sehr in die Quere!" Um seinen Unmuth los zu werden, pfiff er sich ein Liedchen und verwünschte in Gedanken herzlich die fixe Idee seines Freundes.

Diese schien Wetz immer noch nicht loslassen zu wollen, denn er verfolgte hartnäckig seinen Gedankenzug und fuhr fort: „Ein Mittelsmann muß für mich auftreten und den Oberhof kaufen. Du kannst es nicht seyn, Franz, denn es würde Dich dem Haß des Herrn v. Moritz blosstellen, wenn Du seinen Absichten auf das Gut entgegenwirktest. Mit Helmold und Baldinger ist es just dasselbe. Auch unter meinen Bekannten von der Fabrik kann es Keiner wagen, und der Eine, den ich vorschieben könnte, ist in Norddeutschland und wird bei dieser Jahreszeit die Strapazen der Reise scheuen .... Wenn ich nur einen Andern wüßte! ...."

„Nimm den Löw Aaron von Buchenau!" sagte der Förster gleichgültig; „der ist ein Hofguthändler und versteht sein Geschäft. Da ist es auch ganz natürlich, wenn es heißt: der wirkliche Käufer wird erst bei der gerichtlichen Insinuation genannt!"

— „Trefflich, ausgezeichnet, Franz! das paßt ja ganz!" rief Wetz fröhlich. „Ich danke Dir recht für den Wink ..."

„So? Na, das hätt' ich ahnen sollen, dann wollt' ich lieber geschwiegen haben!" rief der Förster; „hole der Geier alle Schleichwege!"

— „Geh', Franz, Du thust mir wehe mit Deinem Mißtrauen!" sagte Wetz etwas empfindlich. „Willst Du mir denn nicht glauben, daß ich Alles recht ehrlich meine?"

„Ei, darüber besteht bei mir kein Zweifel," versetzte Henne ärgerlich. „Allein warum das Gute nicht auch auf offenem, geradem Wege wollen? Werden die Anderen, die Dich nicht kennen, Dir ebenso trauen, als ich? Werden sie Dich nicht beargwöhnen, als seyest Du keine ehrliche, offene Natur oder als handeltest Du nicht ohne Eigennutz? ..."

— „Nun ja — Du magst Recht haben. Aber die Zeit und meine Handlungsweise am hintersten Ende wird auch diese Zweifel endlich beseitigen, und was kümmert mich am Ende das Urtheil der Fremden, wenn ich nur unter den Eigenen und Freunden kein Herz einbüße! Und nun gute Nacht! Hier sind wir schon am Oberhofe!"

„Gute Nacht, und bessern Rath!" sagte Henne freundlich und drückte ihm die Hand zum Abschied. Kopfschüttelnd ging er hinweg, als die Hausthüre hinter Wetz in's Schloß gefallen war.

Nach mehr als zwei Stunden kehrte Henne auf demselben Wege zurück, und sah noch Licht in einer Stube des Erdgeschosses, welche er als die Wohnung seines Freundes erkannte. „Was er nur haben mag, daß er noch Licht hat?" murmelte er vor sich hin. „Wahrscheinlich schreibt er noch Briefe. Schade, daß ihm diese verwünschte Liebschaft den Kopf so sehr verrückt hat, denn anders kann ich mir die Schrulle mit dem Plan nicht erklären. Soll ich ihm nicht pochen und ihm rathen, daß er sich zu Bette lege? ... Nein, es soll nicht aussehen, als ob ich ihn belausche! Armer Junge! ich wollte, es wäre Alles im Blei!"

Jetzt witterte Drako hinter dem Hofthore die Nähe eines Fremden und hub wüthend zu bellen an. Der Förster schlug sich unter die Bäume und schritt mit seinem Hunde leise davon, denn die Mitternacht war schon vorüber. Wäre Henne ein Stündchen später wieder hier vorübergegangen, so würde er Zeuge eines noch seltsameren Auftritts gewesen seyn. Die Uhr auf dem Dachreiter des Herrenhauses hatte kaum ein Viertel nach ein Uhr geschlagen, so öffnete sich geräuschlos das Pförtchen neben dem Hofthore und heraus trat, in einen kurzen Mantel gehüllt und von seinem großen Hunde gefolgt, unser Freund Wetz, und schritt rasch in der Richtung nach Schloß Schrotheim dahin durch die finstere, kühle, windige Nacht. Nach einer halben Stunde hatte er das Parkthor erreicht, welches auf die Heerstraße mündet. Hier stand ein kleines Parkwächterhäuschen im Style seiner englischen Lodge mit einer Säulenhalle. Am Schaft des ersten Pfeilers, dicht neben dem Pförtchen für Fußgänger, hing eine Blechkapsel, um die Briefe und Zeitungen aufzunehmen, die der Postbote hier täglich abgab. Dieser Stelle näherte sich Wetz mit großer Vorsicht, zog ein zusammengefaltetes Papier aus der Tasche, streckte die Hand durch die Eisenstangen des Gitters und tastete nach der Kapsel. Sobald er diese gefunden hatte, ließ er seinen Brief durch den Spalt fallen. In diesem Augenblicke fuhr der Spitzerhund des Thorwärters aus seinem Häuschen heraus und schlug laut an. Wetz wandte sich zur Flucht, und kehrte unbemerkt und stille nach dem Oberhof zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

Die meisten jungen Leute betrachten es für ein großes Unglück, daß sie von armen Eltern herstammen oder nicht Kapital genug haben, um beim Beginn ihrer Selbstständigkeit sich sogleich ein gutes und rentables Geschäft zu gründen. Dieß ist aber eine ganz irrthümliche Ansicht und Auffassung, denn weit entfernt, daß Armuth ein Unglück für sie ist, kann man sie nach demjenigen, was die tägliche Lebenserfahrung lehrt, vielmehr für einen wirklichen Segen betrachten; wer seine Selbstständigkeit arm oder mit ganz geringen und selbst ersparten Mitteln beginnt, der hat, in neun Fällen unter zehn, bessere Chancen zu einem gedeihlichen und bedeutenden Erfolg, als derjenige, welcher mit einem Vermögen anfängt.

Niemand braucht wortbrüchig zu werden. Versprich zunächst niemals etwas, wenn du nicht gewiß weißt, daß es in deiner Macht steht, es zu halten; zum andern nimm dir fest vor, ehe du ein Versprechen abgibst, dieses, bestehe es, worin immer es wolle, auch gewissenhaft zu halten. Bei dieser Handlungsweise wirst du das Vertrauen deiner ganzen Umgebung gewinnen und erhalten. Ist einmal dein Ruf auf solche Weise hergestellt, so ist er mehr werth, als Gold und Edelsteine.

Für die Redaction verantwortlich: Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

Eine Erbin.

Erzählung von Mathilde Gräfin von Reichenbach.

1.

Neuhof und Kirchheim sind die Namen zweier alter Rittergüter, die in einem entfernten Distrikte Norddeutschlands lagen. Das eine war dem Baron Eichenfels, einem alleinstehenden Manne in vorgerücktem Lebensalter, zuständig, das zweite gehörte einem Grafen Bardenstein, dessen Familie unter der Aristokratie hervorragt. Auch dem Grafen wollte gleich Eichenfels kein häusliches Glück erblühen, trotz seiner Verheirathung. Er lebte mit seiner Gattin in einer jener Convenienz-Ehen, wo an die Stelle gegenseitigen Vertrauens und innigster Herzlichkeit berechnende Höflichkeit tritt, und seine Sitte einem offenen Hauskriege vorbeugen muß. Nur auf seine älteste Tochter Josephine blickte er mit einem Gefühle väterlichen Stolzes; die männliche Linie der Bardenstein war ausgestorben und sie somit die alleinige Erbin seiner weit ausgedehnten Besitzungen und Reichthümer. — Eichenfels war mit Bardenstein verwandt, doch besuchte man einander nur, wenn irgend ein bedeutend scheinendes Ereigniß, wenn Geschäftsangelegenheiten, oder die auf dem Lande so gewichtigen Jagdvergnügungen eine bestimmte Veranlassung dazu gaben. Es war an einem trüben, regnerischen Tage, als Graf Bardenstein unerwartet in den Schloßhof von Neuhof einritt und mit großer Hast und Geschäftigkeit seinen Vetter Eichenfels zu sprechen verlangte.

„Eine wichtige Entdeckung!" rief er, in ein Zimmer geführt, nach der ersten Begrüßung aus. „Du weißst, ich schreibe jetzt eine ausführliche Geschichte unseres adeligen alten Hauses — das nimmt mein ganzes Dichten und Trachten in Anspruch. Bei dieser Gelegenheit habe ich nach emsigen Forschungen in Wappensammlungen und alten Manuscripten herausgefunden, daß wir mit der königlichen Familie von ...... verwandt sind. Wollen wir nicht diese interessanten Schriften und Dokumente als Familiengut gemeinschaftlich ankaufen?"

— „Kaufe sie allein," sagte Eichenfels trocken.

„Hm — mein erstes Geschäft wäre demnach schnell erledigt, und ich möchte Deine barsche Antwort übel nehmen, wenn ich nicht noch wichtige Dinge mit Dir zu verhandeln hätte. Zur Sache! Jetzt wo ich ermittelt habe, daß wir mit der königlichen Familie ...... verwandt sind, so muß mir und uns Allen natürlicher Weise die Dir wohlbekannte Verwandtschaft mit der Predigersfamilie Martin um so peinlicher und drückender seyn. Sie steht Dir am nächsten und darum frage ich Dich, ob Du ihr nicht ein Kapital schenken willst mit der Bedingung, nach Amerika auszuwandern."

— „Wird ein Familienkonzil gehalten und zu diesem Behufe eine Kollekte gesammelt, so werde ich meinen Beitrag nicht verweigern, versteht sich nur bedingungsweise, denn wer kann wissen, was noch hindernd in den Weg tritt! Wer weiß zum Beispiel, ob die Pastorstochter Martha sich nicht weigert, die Heimath zu verlassen; sie hat einen harten Kopf."

„Thut nichts, wenn diese allein zurückbleibt, denn ein junges Mädchen zählt nicht in der Verwandtschaft. Du würdest ihr schon Mittel und Wege verschaffen, in eine adelige Familie hineinzuheirathen, und durch die Heirath verändert sie ihren Namen. Dann sind wir befriedigt, denn der ganze Werth liegt ja eben nur im Namen."

Die Pflicht der Gastfreundschaft vergessend, sprang Eichenfels von seinem Sitz auf und erklärte dem für die Angelegenheiten der Familie so besorgten Grafen in heftiger Gegenrede, daß er mit allen dergleichen Aufforderungen verschont seyn wolle, worauf Bardenstein sich bequemte, von dem wenig liebenswürdigen Eichenfels Abschied zu nehmen und unverrichteter Sache nach Hause zu eilen.

Kaum hatte Bardenstein sich entfernt, als Eichenfels' Diener mit einer Subscriptionsliste eintrat, um für die Abgebrannten aus dem Dorfe S. eine Unterstützung zu geben. Eichenfels wies sie barsch zurück: „Verschone mich mit Dergleichen! Hab' ich Dir nicht schon oft genug befohlen, alle Betteleien abzuweisen?" Dann wühlte er behaglich und wohlberechnend in einer Schublade voll Goldstücken, indem er etwas in den Bart murmelte, wie: „Der überlästige Schloßprediger Martin wird schon zu Kreuze kriechen und eher für sich selbst als für Andere meine Mildthätigkeit in Anspruch nehmen wollen."

Eichenfels herrschte auf seinen Besitzungen fast wie ein unumschränkter Monarch, Alle, die ihn umgaben, zitterten vor ihm und beugten sich unter seinen Scepter, doch konnte Macht und Reichthum ihn nicht vor dem Rufe schützen, daß er durch maßlose Grillen, Tyrannei und kleinlichen Geiz seine hübsche junge Frau in das Grab gebracht habe, was durch sich selbst seine gerechte Strafe fand, indem er, kinderlos, ein sehr einsames und trauriges Leben führte.

Seine Schwester, die Frau des Schloßpredigers Martin, war die einzige, die ihn noch freundschaftlich besuchte, denn bei allem seinem aufbrausenden schroffen Wesen war doch ihr mildes, weibliches Herz stets zu Versöhnung und Nachgeben bereit. Von frühester Kindheit an ein kränkliches, zartes Wesen und an den Gedanken gewöhnt, daß sie dereinst im Vergleich mit ihrem Bruder arm seyn werde, sehnte sie sich nur nach einem häuslichen, friedlichen Stillleben. Daher hatte sie sich auch entschlossen, den Prediger Martin zu heirathen, zum großen Schrecken und Entsetzen ihres Bruders, der damals vergeblich bemüht gewesen war, durch viele Bitten, Vorstellungen und Drohungen ihren Entschluß wankend zu machen.

2.

„Zum Beschluß unserer Andacht," sagte der Schloßprediger Martin eines Sonntags auf der Kanzel, „fordere ich meine Zuhörer auf, den Abgebrannten aus dem Dorfe S. eine milde Gabe zu spenden, jeder nach seinen Mitteln und Kräften — ja ich sage euch, das mit Wohlwollen gereichte Scherflein des Armen wird höher gepriesen seyn, als die klingende Münze des Reichen, der mit verhärtetem Gemüthe und vor der Welt Almosen spendet" u. s. w. — Nachdem sich Martin noch weitläufig über diesen Gegenstand ausgesprochen hatte, fing die Orgel wieder an zu summen, die Glocken erschallten in hellen klaren Tönen und die Versammelten strömten hinaus in die freie Natur, über die jetzt der Wonnemonat sein reiches Blüthenfüllhorn ausgegossen hatte.

„Ich habe heute während Deiner Predigt wahre Todesangst ausgestanden," sagte auf dem Heimweg aus der Kirche die Frau

Pastorin zu Martin. „Du hast Dinge zur Sprache gebracht, die mein Bruder als Anzüglichkeiten auf seine allzu große Sparsamkeit deuten wird."

— „Mag er deuten, wie er will, wenn er sich getroffen fühlt. Wie! sollten wir Geistliche unsern heiligen Beruf entweihen durch Fesseln von Höflichkeitsformen? Sollte die Rede, die vom Herzen kommend auch zum Herzen sprechen soll, geleitet werden müssen durch kleinliche Rücksichten?"

„Aber bedenke, was Deine gar zu große Freimüthigkeit für Folgen haben könnte: Du hast für Frau und Kind zu sorgen."

— „Das darf mich nicht hindern in der Pflichterfüllung. Schlimm genug ist es freilich, daß wir Geistliche auf dem Lande nicht eben viel Besseres sind als Herrendiener."

„Ich bin auch Deiner Meinung, lieber Vater," sagte Martha, „mein Wahlspruch ist: thue Recht und scheue Niemanden."

— „Ich werde euch nach Hause begleiten und dann mit einem Freunde einen Spaziergang machen," unterbrach Martin das Gespräch und reichte den beiden Frauen zum Abschied die Hand dar. —

Am Mittag desselben Sonntags saß der Baron in seinem Rentamt und diktirte mit großer Emsigkeit Geschäftsbriefe.

„Was zögern Sie zu schreiben?" sagte er zu seinem Beamten.

— „Gnädigster Herr, wollen Sie denn wirklich eine ganze Familie in das Elend stürzen?"

„Keine unnöthigen Worte. Schreiben Sie: Ich, der Gutsherr, mache den Antrag, daß der Schloßprediger Martin seines Amtes entsetzt werden soll, erstens wegen nachlässiger Amtsverwaltung . . . ."

— „Herr Baron, Martin war damals krank und ist doch allgemein für einen rechtschaffenen, fleißigen Mann bekannt."

„Unterbrechen Sie mich nicht. Also, erstens wegen nachlässiger Amtsverwaltung, zweitens wegen einiger mißliebigen Redensarten in seiner letzten Predigt, über die ich mich an geeignetem Orte näher aussprechen werde."

Mit einem Seufzer legte der Schreiber das Blatt zusammen und wagte nichts mehr zu sagen.

Der Abend dämmerte und vor den Hütten und Häusern saßen in behaglicher Ruhe die müden Landleute, sahen wohlgefällig auf die reiche Blüthe der Obstgärten und auf die friedliche Ebene der jungen Saatfelder. Unterhalb des Dorfes an dem Fuße einer sanften Anhöhe und an einem rieselnden Bache lag die Pfarrwohnung, aus Gebüschen und bunten Blumenbeeten freundlich hervorblickend. In der Hausthüre stand die Frau Pastorin im grauen Kleide, weißer Schürze und weißer Haube, und neben ihr die heitere, rothwangige Martha. Endlich ließ der langersehnte Hausvater sich an dem Saume des Waldes blicken. Martha eilte ihm wie gewöhnlich mit heiterer Begrüßung und harmlosen Scherzen entgegen, allein dießmal war er so ernst und verschlossen, als ob eine bange Ahnung ihm jede Aeußerung des Frohsinnes unmöglich mache.

Auf dem gedeckten Tische in der Gartenlaube standen ein Topf voll Milch und ein Laib Brod und Butter. Hier setzten sie sich zur Vesper nieder, als plötzlich ein Livreediener durch die Gartenthüre kam und ein Schreiben überreichte, welches anzeigte, daß der Gutsherr eine Eingabe machen wolle, um die Absetzung seines Schloßpredigers zu bewerkstelligen. Martin wurde todesbleich und seine Hand zitterte, indem er las.

„Richten Sie Ihrem Herrn aus," sagte er, „daß besagte Gründe ihm kein Recht geben, meine Absetzung zu beantragen; ich werde ihm zuvorkommen und mich darüber aussprechen, daß seine Anklagen weiter nichts sind als ein Vorwand, unter dem er seine eigenen selbstsüchtigen Absichten befördern will."

Er ließ sich hierauf von einem Bauern im Dorfe ein Pferd satteln und ritt nach der Stadt. Seine Frau ging indeß zu Eichenfels und bestürmte ihn mit Bitten, von seinem Vorhaben nachzulassen.

Die Nacht war längst darüber eingebrochen und nach sanftem Regenschauer flimmerten die Sterne wieder hell und freundlich am reinen Himmelszelte. Arm in Arm und schweigend gingen die Geschwister durch den Schloßgarten. Der Gutsherr schloß behutsam die hintere Gartenthüre auf und wieder zu, damit doch Niemand merken solle, daß er mit versöhnlichem Herzen nach dem Pfarrhaus gehe.

Was war aber heute im Dorfe für eine ungewöhnliche Aufregung? Bei so später Nacht noch Licht in jedem Fenster und draußen geschäftiges Rennen und lautes Sprechen. Im Pfarrhause fanden sie Martha beschäftigt, ihrem Vater eine blutende Kopfwunde zu verbinden.

„Sieh' hier Dein Werk," sagte Martha zu ihrem Onkel. Dieser ahnte wohl den Zusammenhang und fand in dem Thränenstrome seiner Schwester eine doppelte Gewissensfolter. Martin hatte nämlich erst bei einbrechender Nacht ein Pferd bekommen können, um nach der Stadt zu reiten. Der Weg war vom Regen noch glatt und schlüpfrig, der Sternenhimmel warf nur ein unsicheres, täuschendes Licht darauf und Martin war ein ebenso ungeübter Reiter, als das plumpe Ackerpferd ungewöhnt einen Reiter zu tragen, der es mit hastiger, unaufhörlicher Ungeduld zu schnellerem Laufe spornte. Das Pferd stürzte und Martin blieb noch lange, aus vielen Wunden blutend und zuletzt bewußtlos, am Boden liegen, bis endlich ein Fuhrmann des Weges kam, den Verwundeten aufhob und ihn nach vielfachen Erkundigungen in das Pfarrhaus brachte. An eine Rettung war nicht mehr zu denken, denn das brechende Auge verrieth deutlich, daß der schwere Kampf des Todes mit dem Leben schon vollendet sey. Die unglückliche Gattin fand nicht einmal Zeit, ihren Verlust zu betrauern, denn bei einbrechender Morgendämmerung stürzte einer von Eichenfels' vertrautesten Dienern in das Zimmer. „Eine schnelle Flucht ist Ihre einzige Rettung!" rief er erschöpft dem Baron zu, riß das Fenster auf und deutete auf das in Flammen stehende Schloß.

„Die Bauern wollten Martin's Tod an Ihnen rächen, retten Sie sich vor ihrer blinden Wuth!"

Eichenfels zog seine halb bewußtlose Schwester mit sich fort in den bereitstehenden Wagen. Martha blieb indeß bei dem Sterbenden zurück.

3.

Die Nachricht von dem Brande in Neuhof kam erst den dritten Tag nach Kirchheim, und wie es gewöhnlich bei mündlichen Berichten dieser Art der Fall ist, mit vielfachen Zusätzen und Uebertreibungen, welche das ganze Schloß in nicht geringe Bestürzung setzten.

Der Graf befahl sogleich anzuspannen und fuhr mit seiner ältesten Tochter Josephine im leichten Jagdwagen voraus, während die Gräfin mit der jüngeren Tochter Ophelia in dem zweiten bequemern Wagen folgten. Bardenstein führte selbst die muntern kleinen Pferde, die in flüchtigem, gleichmäßigem Takt dahintrabten, und in kurzer Zeit den weiten Weg zurückgelegt hatten.

An dem Ort ihrer Bestimmung angelangt, machte ihnen die verödete Brandstelle einen um so traurigeren Eindruck gegenüber der im Frühlingskleide prangenden Natur, bei der feierlichen Sonntagsstille, die jetzt in dem Dorfe waltete. Das ausgebrannte Schloß mit seinen geschwärzten Mauern nahm sich von Weitem wie eine Ruine aus, der Park, voll Sträuchern und Gebüschen, die theils versengt und theils auch schon halb verbrannt waren, bot mitten im Frühling eine herbstliche Landschaft dar, Schutthaufen und durcheinander geworfene Balken bedeckten die Erde und noch immer war die Brandstelle ein Wallfahrtsort der Bauern, die sich heute an einem Sonntag Nachmittag in großer Anzahl eingefunden hatten.

„Wie ist das Feuer ausgekommen?" fragte Bardenstein einen von den Bauern.

— „Das Wie ist schwer zu beantworten. Gerade in dem Augenblick, als der gnädige Herr zu unserm guten Herrn Pastor ging, um ihm einen schlimmen Streich zu spielen, brach das Feuer in des Gutsherrn Scheune aus, recht als ob es eine unmittelbare Strafe Gottes gewesen sey für seine schändliche Absicht."

„Wer erlaubt euch so unehrerbietig von eurem gnädigen Herrn zu sprechen?" sagte Bardenstein.

— „Was Herr, er ist unser Herr nicht mehr!" rief ein Anderer, „und was jetzt alles für Geschichten über ihn in Umlauf kommen — wäre es kein vornehmer Herr, so könnte er der gerechten Strafe nicht entgehen. Doch so geht es in der Welt. Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen."

„Frecher Mensch, weiß Er, wer ich bin?" schrie Bardenstein und schüttelte den Sprecher am Kragen, wurde aber von einem daneben stehenden Bauern heftig zurückgestoßen. Bardenstein taumelte rückwärts, ermannte sich aber wieder und gab dem Nächsten neben ihm einen Schlag mit der Reitpeitsche. Ein wildes Geschrei folgte dieser Gewaltthätigkeit, und mehrere von den Bauern schwangen bereits ihre Knotenstöcke, als die Gräfin Bardenstein noch in dem rechten Augenblicke ankam, um ihre Arme schützend über den Bedrohten auszubreiten und durch Bitten und besänftigende Worte die Bauern zurückzuhalten. Bardenstein bekam dadurch Zeit, nach dem Wagen, in dem Josephine seiner wartete, zurückzukommen; er warf sich mit Ungestüm in den Kutschensitz und schwang die Peitsche so gewaltig über den muthigen Rennern, daß sie, hoch sich bäumend, mit den Vorderfüßen um sich schlugen und dann mit Blitzesschnelle auf der Landstraße dahinflogen.

An dem Saum des Waldes angelangt, erwartete er seine Frau, welche ihm sagte, sie werde noch einmal in das Dorf zurückkehren, um nähere Erkundigungen einzuziehen.

Als sie eine Strecke weit durch das frische Grün junger Saatfelder gefahren waren, erreichten sie eine Anhöhe, auf der der Dorfkirchhof lag. Die Sonne war im Scheiden und warf ihre letzten Strahlen auf den Kirchhof, dessen weiße Grabsteine schimmernd auf dem dunkeln Hintergrunde des Fichtenwaldes hervortraten; unter einer Trauerweide waren hier an einem offenen Grabe schwarzgekleidete Sänger versammelt, deren andächtiger Choral in ergreifenden Tönen die reine, abgekühlte Abendluft durchbebte. Nachdem der Gesang zu Ende war, warf eine jugendliche Frauengestalt die ersten Blumen und die erste Hand voll Erde in das Grab, worauf die übrigen Umstehenden folgten und der Leidtragenden dann mit einer Thräne im Auge die Hand drückten. Die Gräfin Bardenstein wußte sogleich, welche traurige Feier hier stattfinde, und erkannte die weibliche Gestalt.

Es war Martha, die Tochter des Predigers, an dem Grabe ihres Vaters. Die Gräfin ließ sogleich ihren Wagen anhalten, eilte ihr mit offenen Armen entgegen und zeigte dann bei dieser Gelegenheit so viel verwandtschaftliche Liebe und Theilnahme, die Martha an ihrer Tante und an Ophelia bisher noch fremd geblieben waren. Es bedarf zuweilen nur einer äußeren Anregung, damit verwandte Gemüther, die durch zufällige Verhältnisse oder durch conventionelle Rücksichten in einer gewissen Entfernung von einander gehalten wurden, sich erkennen und lieben lernen. Dieß war auch hier der Fall.

Der Pächter Wiesenthal, welcher die Obdachlose nach dem Tode ihres Vaters gastfrei bei sich aufgenommen hatte, forderte die Gräfin und Ophelien auf, mit Martha den Abend bei ihnen zuzubringen. In dessen Wohnung angelangt, beherbergte ein Laubendach von Jasmin zwei Damen aus den höchsten Ständen zugleich mit der den verfeinerten Sitten des Lebens so gänzlich fremden Bauernfamilie. — Doch hatten gerade hier die Gräfin und ihre Tochter einen so gemüthlichen Abend verlebt, wie es ihnen wohl selten begegnen mochte. Erst die einbrechende Nacht mahnte sie an die Heimkehr. Die Gräfin hätte auch wohl gern von nun an die Besuche bei Martha und dem Pächter Wiesenthal öfter wiederholt, wenn sie nicht gewußt hätte, wie sehr ihr Gatte jedem nicht ebenbürtigen Umgang abgeneigt sey. Sie war stets in ihrem Benehmen voll ängstlicher Rücksichten und zarter Aufmerksamkeit für ihren Mann, welche aber so wenig von ihm erwidert wurden, daß er sich bei seinen Ausflügen nur von Josephinen begleiten ließ, weil ihm seine Frau zu alt, zu kränklich und zu pedantisch war. Er ließ sie auch die lebenslängliche Abhängigkeit der Frau dem Manne gegenüber dadurch um so drückender fühlen, daß er ihr jedes Eigenthumsrecht raubte; er vernachlässigte sie so sehr, daß sie fast ausschließlich auf den Umgang mit einigen ältlichen Damen aus der Nachbarschaft beschränkt war, und dieß Alles nicht sowohl aus bösem Herzen, als weil es seiner Bequemlichkeitsliebe zusagte. Diese kleinlichen, sich täglich wiederholenden Sorgen blieben auf den Charakter der Gräfin nicht ohne Einfluß. In ihrer vereinsamten Lage waren Andachts- und Gebetbücher ihr alleiniger Trost, denn ihre Denkkraft war, wie bei den meisten Frauen, zu wenig geübt, um aus innerem Antrieb über ihr Schicksal zu einem vernunftgemäßen Abschluß zu gelangen. Seit ihrer Verheirathung war sie im vollsten Sinne des Wortes eine Pietistin geworden; in ihren Ansichten und ihrem Urtheil über alle Lebensverhältnisse von unerbittlicher Strenge, im Aeußern stets sanft, abgemessen und berechnend. In diesem Sinne erzog sie auch ihre Tochter Ophelia,

deren Leitung ihr fast ausschließlich überlassen blieb, wogegen Josephine der Zögling des Vaters war. Ophelia war schön, hatte einen hellen Verstand, Sinn für Kunst und Wissenschaften und ein empfindsames, zur Schwärmerei neigendes Gemüth. Josephinens Aeußeres war unvortheilhaft, sie war träge, leichtsinnig, vergnügungs- und gefallsüchtig, so weit es ihr keine Mühe kostete. Was ihr an gediegenen Eigenschaften abging, ersetzte die Aussicht auf ein überreiches Erbe.

4.

„Wechseln wir die Unterhaltung!" sagte Josephine zu Herrn von Dornberg, der ein augenblickliches tête-à-tête auf einer Hirschjagd benutzt hatte, um frühere Bewerbungen verblümt zu erneuern. „Wir versäumen die Zeit und der Hirsch gewinnt neue Kraft, geben Sie mir die Hand, damit ich mein Pferd besteigen kann." Sie verfolgten den Hirsch noch stundenlang durch Hecken jagend und über Gräben setzend, bis er endlich erschöpft vor ihnen zusammenbrach.

Dornberg überließ den Sieg der Jagd seiner Dame und bemerkte mit einem Blick, der eben nicht hochachtungsvoll auf Josephine wirkte: „Haben Sie noch niemals Mitleid empfunden, wenn ein so edles Thier Sie mit dem brechenden Auge um sein Leben bittet, und Sie ihm dennoch den kalten Stahl durch's Herz stoßen?"

„Welch ein wunderlicher Einfall!" lachte Josephine.

Dornberg machte bei sich selbst die Bemerkung, daß Josephine doch alles weibliche Zartgefühl abgestreift habe. „Ich tröste mich am Ende, wenn ich einen Korb von ihr bekomme, und schlage mir die reiche Mitgift aus dem Sinne," dachte er bei sich selbst.

Die Jagd war beendet und die übrigen Gäste bereits nach dem Schlosse zurückgekehrt, als der Graf Bardenstein mit seiner Tochter und Dornberg noch langsam auf der Landstraße dahin ritten.

„Morgen ist das große Pferderennen, wobei meine Zora gewiß den Preis davontragen wird; ich will mir eine geeignete Mannskleidung dazu bestellen und die Zora selbst beim Wettrennen reiten," sagte Josephine.

— „Und vielleicht dabei meines stützenden Armes bedürfen, wie vor einigen Stunden, als die Zora Sie abwerfen wollte?" sagte Dornberg bitter lächelnd.

„Oho! ich habe wohl noch ganz andere Siege errungen auf dem Gebiete des Pferdewettrennens. Letzthin bin ich mit meinem lieben Freunde, dem Fürsten S., dem ich, nebenbei gesagt, von Herzen gut bin, um die Wette geritten und habe den Preis dabei gewonnen. Mein armer Rothschimmel ist unter mir zusammengebrochen, nachdem er sein Ziel erreicht hatte. — Das arme Thier! es sah mich sterbend so wehmüthig an mit seinen großen, klaren Augen. Ich habe ihm dafür auch ein ehrenvolles Begräbniß in dem Park veranstaltet, hab' ihm einen Leichenstein setzen lassen, mit seinem darauf eingegrabenen Namen, der umschlungen ist mit einem goldenen Lorbeerkranz. Nun sagen Sie mir noch einmal, daß ich nicht mitleidig gegen Thiere bin!"

— „Sie erweisen den Thieren menschliche Ehrenbezeugungen und verweigern ihnen menschliches Mitleid. In der That ein charakteristisches Kennzeichen Ihrer hohen, vom Glück so bevorzugten Stellung im Leben, in der gewöhnlich die Gunst des Augenblicks allein zu entscheiden pflegt!" spöttelte Dornberg, indem er sich empfahl und die Einladung zum Mittagessen ablehnte.

„Wieder einmal einen lästigen Bewerber abgewiesen, einen Bewerber um meine Reichthümer, um derenwillen meine Persönlichkeit mit in den Kauf genommen werden soll!" sagte Josephine, nachdem sich Dornberg entfernt hatte. Josephine hatte sich vorgenommen, für's Erste, so lange ihre Jugend dauerte, unvermählt zu bleiben und sich von Bewerbern umschwärmen zu lassen. Sie wußte auch, daß sie in all' ihrem Thun und Lassen die unbedingte Einwilligung ihres Vaters erlangte und daß er nur die Bedingung daran knüpfte, Josephinens künftiger Gemahl solle den Namen Bardenstein annehmen. Obgleich ihrer Mutter kein Recht über sie zuerkannt war, so hatte sie doch eine gewisse Scheu vor ihr und hielt sich so viel als möglich von ihr entfernt. Als Josephine und ihr Vater nach Hause kamen, machte ihnen die Gräfin Vorstellungen darüber, daß sie sich in einer Zeit, wo man doch wenigstens vor der Welt den Schein der Trauer um den Tod eines so nahen Verwandten annehmen müsse, der Jagdvergnügungen nicht enthalten hätten. Darüber nur noch mehr aufgebracht, erklärte der Graf ganz bestimmt, daß er von der Verwandtschaft mit der Pastorsfamilie nichts wissen wolle.

„Du urtheilst von dieser Familie ohne genaue Kenntniß von ihr," erwiderte die Gräfin. „Zum Beispiel wäre Martha ganz geeignet, Opheliens Freundin zu werden; sie ist ein gutes, ein frommes Kind!" —

„Geh' mir mit Deiner Frömmigkeit," schrie der Graf; „Du willst aus Ophelien wohl gar eine Nonne erziehen? Nein, meine Gute! Bisher habe ich Dir Opheliens Erziehung zwar allein überlassen, aber jetzt wird es Zeit, sie in die Welt einzuführen. Morgen schon werde ich Ophelien zu Ehren einen großen Ball geben!"

Die Gräfin entsetzte sich über den Gedanken eines Balles in ihrem Hause, worauf nach heftigem Hin- und Widerreden das Projekt eines Balles in das eines Konzerts verwandelt wurde, in dem Ophelia zum ersten Male in Gesellschaft singen sollte. Diese machte ihm die Einwendung, daß sie wohl zu schüchtern dazu seyn werde, worauf Bardenstein sagte: „Nur ein Viertelmal so emancipirt wie Deine Schwester solltest Du seyn, dann könnte noch etwas Rechtes aus Dir werden. Ei so komm' nur einmal jetzt an das Fenster! Sieh, wie Josephine durch Dick und Dünn und über Gräben springt, wobei sie ihre Kleider schon ganz zerrissen hat; sie hat heute morgen Schlingen zum Vogelfangen gelegt und will jetzt eben einem Rothkehlchen, das in der Schlinge ängstlich zappelt, den Kopf eindrücken. Nimm Dir ein Beispiel an ihrer Munterkeit, Ophelia!"

„Höre doch auf, in Ophelia's Gegenwart solche rohe Vergnügungen anzupreisen, ich bitte Dich, höre auf damit! Ophelia soll ihr Herz nicht an die eitlen Vergnügungen dieser Welt hängen, sondern das zeitliche Leben nur als eine Vorbereitung für das künftige betrachten lernen."

— „Und Du verschone mich mit Deinen Sentimentalitäten und Pietistereien!" murrte Bardenstein, den Hut aufsetzend und in den Garten gehend.

In ihrem heiligen Mutterrecht tief verletzt, zog sich die Gräfin in ihr Boudoir zurück. Ihre Phantasie malte ihr die schwärzesten Bilder davon aus, wie Ophelia nun auch in einen Abgrund des Leichtsinns, der Eitelkeit und Prunksucht verfallen, wie sie gleich Josephinen alles weibliche Zartgefühl abstreifen

würde. Sie sann auf tausendfache Mittel, um dem vermeintlichen Unglück vorzubeugen, und fiel von einem Extrem in das andere, was aber zu keinem andern Erfolg führte, als daß jeder gefaßte Entschluß wieder aufgegeben wurde. Sie sann zuletzt auf einen Rathgeber in der Umgegend, kam aber auch davon wieder zurück, weil eine Stimme, die sie selbst nicht wollte laut werden lassen, ihr zuflüsterte, sie sey hier nur von eigennützigen Schmeichlern umgeben. Da durchkreuzte ihre vielfachen Pläne auf einmal der Einfall, sich nach Martha's Befinden zu erkundigen, denn sie wollte sich selbst nicht eingestehen, daß sie das einfache Landmädchen gern um Rath gefragt hätte. Doch wie den Besuch bewerkstelligen? Ihr Mann hätte ihn nimmermehr zugegeben; sie wagte auch nicht ohne dessen Vorwissen das Anspannen zu bestellen, sonst hätte sie sich vor ihrer Dienerschaft eine Blöße geben können, im Fall der Kutscher ihrem Befehl nicht gehorchen wollte, und daher blieb ihr nichts übrig, als sich heimlich zu entfernen. Es war für ihre ungeübten Kräfte kein geringes Unternehmen, den weiten Weg zu Fuß zurückzulegen, und doch war es ihr so wohl und frei zu Muthe, als sie, allein auf den weiten Fluren dahinwandelnd, die Lerchen hörte, die in tausend glückseligen Liedern die warme Mailuft durchschwärmten. Wie gern hätte sie das Gefühl von Freiheit, das jetzt ihre Seele durchdrang, in eine Ewigkeit verwandelt, und wie bald hatte doch wiederum die Macht der Gewohnheit ihre alten Rechte behauptet, nachdem sie in die gewohnten Verhältnisse zurückgekehrt war! Jetzt blieb sie plötzlich stehen und dachte, wie sie sich wohl darüber entschuldigen solle, daß sie kein Trauerkleid trage. „Ich kann Martha doch nicht sagen, daß mein Mann von der Trauer um den Tod ihres Vaters nichts wissen will, und so bleibt mir denn nichts Anderes übrig, als eine Verspätung der aus der Residenz bestellten Kleidersendungen vorzuschützen," sagte sie zu sich selbst. Als sie in die Nähe von Kirchheim kam, fand sie Martha an einem Felsenabhange sitzend beschäftigt, Kräuter und Blumen zu suchen, welche sie dann sorgfältig in einer Botanisirbüchse aufhob. Martha's hohe Gestalt war nicht mehr so voll und kräftig wie früher, in die hohl gegrämten Wangen fielen lange Locken herab und ihre dunkeln Augen umschatteten lange seidene Wimpern und dichte Braunen. Die Gräfin sprach nochmals ihre aufrichtigste Theilnahme aus an dem traurigen Schicksal ihrer Nichte und brachte wegen des Mangels eines Trauerkleides oben erwähnte Entschuldigung vor, worauf Martha's umdüsterte Züge ein Lächeln überflog wie ein Sonnenblick, der durch dunkle Wolken bricht. Die Gräfin legte ihr nun verschiedene Frage vor, die, zwar scheinbar absichtslos, doch darauf abzielten, über diejenigen Angelegenheiten des geselligen Lebens, die ihr von großer Wichtigkeit waren, ihr Urtheil zu berichtigen. Sie staunte über das ruhige, besonnene Urtheil des einfachen Landmädchens und wurde dadurch im eigenen Denken um so viel klarer und vernünftiger, daß sie mit dem Vorsatz nach Hause ging, Ophelien die Freude, in einem Konzert zu singen, weder zu verbittern noch zu verweigern.

Martha war seit einiger Zeit in dem Hause des Pächters Wiesenthal mehr einheimisch geworden, aber demungeachtet konnte sie nur langsam genesen von dem sie fast überwältigenden Kummer und es wechselten zuweilen in ihr, wie Tag und Nacht, die schroffen Gegensätze zwischen ihrem früheren heiteren und launigen Wesen und einer sie plötzlich überfallenden Traurigkeit. Wenn die Schnitter mit ihren blinkenden Sensen auszogen, wenn sie unter frohen Liedern das Heu umwandten, so konnte sie wohl zuweilen aufgeheitert werden, zuweilen aber auch rollte eine Thräne an ihren Wangen herab, die sie jedoch stets zu verbergen suchte, weil Andere ja nur aus Mitleiden ihren Schmerz theilten und nur für sie leere Trostgründe vorbrachten.

5.

Fräulein Laroche, eine Dame in vorgerücktem Lebensalter, die in Bardenstein's Hause fast täglicher Gast war, kam der Gräfin bei ihrer Rückkehr von Kirchheim sogleich entgegen, wobei ein Lächeln, das eine Reihe blendendweißer Zähne zeigte, ihre Mundwinkel graciös umspielte. Sie war von Geburt nicht adelig, hatte aber durch einen unverhofften Glücksumstand ein bedeutendes Vermögen gewonnen, wodurch sie in Stand gesetzt wurde, ihr unadeliges Reis auf einen edlen Stamm zu pfropfen, d. h. sie gab sich à fonds perdus zu einer adeligen Familie in Pension, und führte seitdem den Namen de Laroche. Auch nannte man sie seither, in Folge eines boshaften Scherzes oder einer seltsamen Namensverwechslung, die vielleicht von dem eigenthümlichen Malertalent herrühren mochte, mit dem sie die Morgenröthe einer ewigen Jugend auf ihre Wangen zauberte, in Gesellschaftszirkeln wohl scherzweise Freifräulein Dorothea von Larosa, welcher Name ihr ganz trefflich zusagte. Es fehlte ihrem lebhaften Geiste an einem angemessenen Wirkungskreise, und daher war sie in allen ihren bekannten und befreundeten Familien Rathgeberin und Berichterstatterin, welches Amt sie namentlich bei der Gräfin Bardenstein verwaltete. Es mußte ihr daher befremdend seyn zu bemerken, wie die Gräfin dießmal so einsilbig und verschlossen gegen sie seyn konnte, und ihr nicht einmal die gewünschte Auskunft darüber gab, wo und warum sie sich so lange vom Hause entfernt habe. Sie kam auf den Gedanken, es müsse sie jemand als Rathgeberin überflüssig gemacht haben, und Ophelia war nun auf einmal der Gegenstand ihrer Eifersucht. In demselben Grade, als die Gräfin im Vergleich mit früherhin gegen Laroche zurückhaltender war, wurde sie zutraulicher gegen ihren Mann und erzählte ihm, wo sie gewesen und was sie mit Martha gesprochen habe. Der Graf nickte beifällig mit dem Kopf, meinte, Martha müsse doch wohl ein recht verständiges Mädchen seyn und habe auch ein so stattliches Aussehen, daß man ihr die niedrige Herkunft gar nicht ansehen könne. Die trauliche Unterhaltung der Eheleute wurde unterbrochen durch Vorbereitungen zu Festlichkeiten, denn im Schlosse zu Kirchheim war Konzertabend. Welch ungewöhnliche Erscheinung an einem Orte, wo früher nur der Schall des Jagdhorns die jagdlustigen Freunde des Gutsherrn zusammenrief und die Frau vom Hause mit ihrer jüngeren Tochter bei einem frommen Buche oder einer Näharbeit das Zimmer hüteten.

Im Konzertsaal flimmerten die Kronleuchter, Flügel und Notenpulte standen aufgeschlagen, in dem daranstoßenden Zimmer war der Tisch zum Souper gedeckt und mit prachtvollen Blumenvasen geziert. Aus Nähe und Ferne hatten sich Bardenstein's Bekannte eingefunden, und in ihrer Mitte führte die Gräfin eine so gezwungene, gesuchte Unterhaltung, daß man ihr gut anmerken konnte, wie sehr sie im tiefsten Grunde des Herzens der

Geselligkeit abgeneigt sey. Einige der anwesenden Damen bemühten sich mit unterdrücktem Gähnen das angeknüpfte Gespräch fortzusetzen, Andere wohnten ihm nur stillschweigend mit unstät umher irrenden Blicken bei. Bardenstein stand mit einigen Herren in der Fensternische und sprach mit vielen Kraftausdrücken sehr laut und vernehmlich über verschiedenartige Gegenstände der letzten Jagd. Josephine ging im rauschenden Seidengewande, einen Fächer graziös in der Hand wiegend, im Saale auf und ab und warf zuweilen einen herausfordernden Blick auf Dornberg, der sich gelangweilt und unschlüssig bald nach dieser, bald nach jener Gruppe der Gesellschaft wandte. „Was treibt Sie denn heute so unstät von einem Zimmer in das andere?" neckte ihn Josephine und gab ihm einen Schlag mit dem Fächer, was gewöhnlich eine Herausforderung zum Handkuß war, die aber Dornberg aus wer weiß was für Gründen dießmal unbeachtet ließ. Josephine war nicht mehr in erster Jugenblüthe und glänzte weder durch Schönheit noch durch ausgezeichnete Geistesgaben; Dasjenige, wodurch sie noch Eindruck machen konnte, war ihr Reichthum und eine der männlichen Eitelkeit oft sehr schmeichelhafte, dreiste Koketterie. Das Konzert fing an mit einer Arie, die Fräulein Selmar, Opheliens Lehrerin, vortrug. „Reizend, reizend! nein, wahrhaft zum Entzücken schön ist ihr Gesang!" riefen die Laroche, der Schloßprediger und noch einige Andere von ihrer Partei.

„Sie beschämen meine geringen Leistungen," versetzte Fräulein Selmar, „meine Stimme ist nicht mehr frisch und ich werde mich sogleich von meiner lieben Schülerin übertroffen sehen. Doch wo ist Ophelia? Ich vermisse sie in der Gesellschaft."

„Sie hat sich von mir die Erlaubniß erbeten, nicht eher erscheinen zu müssen, als in dem entscheidenden Augenblick, wo sie sich an das Klavier setzen wird," sagte die Gräfin.

„Wieder einmal eine ihrer Sonderbarkeiten!"

Ophelia trat in die Gesellschaft ein in einem einfachen weißen Kleide und einer Rosaschärpe, die ihre zarte, schlanke Gestalt vortheilhaft hervorhob; ein Kranz von einfachen Blumen hielt die Locken von der edlen Stirn zurück. Josephine rauschte an ihr vorüber, und ihr Brillanten-umstrahltes Haupt neigte sich zu der jüngern Schwester herab wie das einer Königin zu einer Untergebenen. Die Laroche begrüßte Ophelia mit einem Judaskuß auf die Stirn, indem sie ausrief: „Es lebe die Sängerin! Je später der Tag, um so schöner die Gäste!" Diese Begrüßung raubte Ophelien im ersten Augenblick die Unbefangenheit beim Singen, und erst nach und nach gewann ihre Stimme die gewöhnliche Kraft und den tief gefühlten Ausdruck wieder. Ophelia gefiel durch ihr Aeußeres, durch ihr Benehmen und ihren Gesang, ohne es selbst zu wissen, so sehr, daß Josephinens frühere Bewerber sich um sie schaarten, um ihr Verbindliches zu sagen über ihren Gesang. Ophelia nahm es mit kindlich unbefangener Freude und dankbarem Herzen auf, worüber die Blicke ihrer Schwester Flammen der Eifersucht und des Neides sprühten. Das Fräulein von Laroche flüsterte der Gräfin in's Ohr, Ophelia habe Grübchen im Backen und Schelm im Nacken, denn so fromm sie auch aussähe, sey sie doch nicht frei von Eitelkeit und Koketterie. Bardenstein freute sich über sein niedliches Töchterchen und gab die Zusicherung, ihr einen Wunsch, welcher Art er auch seyn möge, zu erfüllen; worauf Ophelia antwortete: ihr sehnlichster Wunsch sey, eine Freundin zu besitzen, und diese Freundin würde sie unstreitig in Martha finden, wenn er diese als ihre Gesellschafterin in das Haus nehmen wolle. Betroffen über diese unerwartete Bitte hatte Bardenstein nichts erwidert, aber sein Schweigen zeigte bereits, daß seine Abneigung gegen die Predigersfamilie eher im Fallen als im Steigen sey. Fräulein Dorothea meinte, das Amt einer Gesellschafterin der jungen Damen könnte sie wohl noch besser versehen, was Bardenstein aber sogleich ablehnte, indem er laut lachend ausrief: „Nein, meine gute Rosa, Sie sind doch nicht mehr in den Jahren, um die intime Freundin junger Mädchen zu seyn!" Die Laroche war sehr pikirt darüber und legte im Stillen das Gelübde „furchtbarer Rache" ab. — Ophelia trug nun ein zweites Lied vor, wobei die Laroche und der Schloßprediger absichtlich durch ihre Unterhaltung die Gesellschaft so in Anspruch nahmen, daß sie dießmal fast ganz unbeachtet blieb. Indessen hatte die Gräfin Bardenstein unter dem Vorwande heftiger Kopfschmerzen sich unbemerkt entfernt und der Laroche Ophelien übergeben, welche sogleich als vorsichtige Wächterin Opheliens Arm nahm, als die Gäste nach Beendigung des Konzertes sich Paarweise nach dem Speisesaal begaben.

Ophelia verbrachte nach diesem Abend eine unruhige Nacht. Niegekannte Wünsche, Leidenschaften und Strebungen waren mit Einem Male in ihr wach gerufen worden, denn ihr scheues, zurückhaltendes Wesen war mehr das Resultat ihrer verkehrten Erziehung, als eigener Geistesbeschränktheit oder dürftiger Phantasien. Was trieb sie jetzt so mächtig nach einem freiern, bewegtern, glücklichern Daseyn? Die Freiheit, die ihrer Schwester Josephine geworden war, konnte wohl den Glauben bei ihr — der Unerfahrenen — erwecken, daß es ihr gelingen müsse, leicht die elterliche Erlaubniß zu einem solchen zu erlangen. — Zu innerlich, zu gebildet, um in jener äußerlichen Emancipation, jener flachen, geistlosen Vergnügungssucht und unweiblichen Freibewegung ihrer Schwester etwas Begehrenswerthes zu entdecken, dachte Ophelia an eine Verwirklichung früher gehegter Träume.

War es vielleicht nur Fräulein Selmar mit ihren Erzählungen von ihren früheren Triumphen als Opern- und Konzertsängerin, die ihre jugendliche Einbildungskraft beeinflußt hatten? oder fühlte sie etwas von den Berufenen und Auserwählten in sich? Sie dachte es sich herrlich, als Sängerin Tausende entzücken, begeistern, erheben zu können, und die Beispiele gleichvornehmer und adeliger Männer und Frauen, die sich der Kunst gewidmet, sich vor Augen stellend, trug sie kein Bedenken, ihre Wünsche auszusprechen.

Die Mutter fand Ophelien in einer Stimmung, die wenig geeignet war, auf ihre Pläne einzugehen. Die Gräfin war wiederum, wie vor dem Besuch bei Martha, von unerbittlicher Strenge gegen Ophelien, und gegen ihren Mann voll Reizbarkeit und Empfindlichkeit, denn die Laroche hatte ihr auf gehässige Weise berichtet, wie viele Beweise von Treulosigkeit und erkalteter Liebe der Graf ihr doch bei jeder Gelegenheit gebe, und wie Ophelia beim Souper jenes Konzertabends sich eitel und gefallsüchtig benommen habe. Nach diesen Berichten gerieth die Gräfin um so mehr über Opheliens Vorhaben in heftigen Zorn, überschüttete sie mit Vorwürfen, ließ sogleich Klavier und Noten aus ihrem Zimmer räumen, nahm ihre ganze Bibliothek in Beschlag, bis auf einige Andachtsbücher, und gab das strengste Verbot, daß sie

ohne ihre eigene oder die Begleitung der Laroche nicht das Zimmer verlassen dürfe.

Der Graf, dessen Eitelkeit durch Opheliens vortheilhaftes Erscheinen in Gesellschaft geschmeichelt war, that gegen die Maßregeln seiner Frau entschiedene Einsprache, wodurch sich die gewöhnlichen ehelichen Zwistigkeiten wieder entspannen, wobei sich denn die Gräfin keinen bessern Rath wußte, als Martha zu besuchen. Martha gab ihr den Rath, eine Zeit lang mit Ophelien auf Reisen zu gehen, damit sie durch den Ortswechsel und durch Stärkung ihrer Gesundheit frischere Lebensansichten und mehr Heiterkeit gewinnen möchte. —

6.

Martha's Vorschlag gab in der Familie Bardenstein viel Anlaß zu Berathungen und Streitigkeiten, woraus doch endlich der Entschluß erfolgte, daß die Gräfin mit ihrer Tochter Ophelia und der Laroche nach dem Bade Interlaken abreisten, denn der Hausarzt war selbst der Meinung, ein Aufenthalt von einigen Wochen daselbst werde für die Gesundheit der Gräfin sehr dienlich seyn. Die List und Gewandtheit der Laroche hatten zuletzt alle Hindernisse überwunden, die sich ihr in den Weg gestellt hatten, um die Reisegefährtin der beiden Damen zu werden. Sie hüpfte, lachte und scherzte so vergnüglich, daß sie selbst und ihre Umgebungen auf Augenblicke ganz vergaßen, wie tief die Last der Jahre sie bereits gebeugt habe; aber es kamen demungeachtet auf der Reise auch andere Augenblicke, in denen es ihr schmerzlich fühlbar ward, daß die schöne T uschung vergänglich sey. Die Reise durch das Appenzeller-Land blieb noch ohne derartige Vorfälle und namentlich die Gräfin war in einer viel heiterern Stimmung als gewöhnlich. Wie ruhte sich das müde Auge der an Seele und Körper Leidenden wohlthuend aus auf dem ewig jungen und frischen Grün der herrlichen Wiesen dieses Landes, auf den sanften, wellenförmigen Anhöhen, auf denen Lämmer und blendend weiße Ziegen weiden, auf den romantisch gelegenen Bauernhäuschen, deren graue Schieferdächer aus manchfaltig schattirtem Laubwerk freundlich hervorschauen.

„Es macht mir den Eindruck,“ sagte die Gräfin, „als müßten die Bewohner dieser Gegend glückliche, zufriedene Menschen seyn. Welch' wohlthuendes Gefühl, daß hier nicht wie in größern Städten die schroffen Gegensätze der drückendsten Armuth neben überschwänglichem Reichthum zu finden sind! Was meinen Sie dazu, Fräulein Laroche?“ fügte sie hinzu. „Ihre Gedanken scheinen in weiter Ferne zu schweifen.“ Die Gräfin hatte sich hinsichtlich ihrer letzten Bemerkung nicht getäuscht, denn die Larosa war darauf aufmerksam geworden, daß ein junger Mann seit zwei Tagen desselben Weges mit ihnen reiste, und dachte nun darüber nach, ob dieß wohl nur Zufall seyn möge, oder ob der junge Mann ihnen eben so viel Aufmerksamkeit schenkte, wie sie ihm. Um mit ihm bekannt zu werden, schlug sie vor, in St. Gallen an der Table d'hote zu essen, welcher Vorschlag jedoch keine Aufnahme fand. Die Laroche dachte, ein Baum fällt nicht auf Einen Hieb, weßhalb sie sich vornahm, ihre Bitte bei vorkommender Gelegenheit zu wiederholen. Als sie den folgenden Tag in Luzern ankamen, war die Hitze sehr drückend, die weite Fläche des See's still und lichtblau, und doch kein Spiegel der Berge, wie in milder Abendstunde; im Hafen lagen die Schiffe ruhend vor Anker und einige Schiffer streckten sich behaglich im Grase aus. Nachdem die Damen im Gasthofe, der am Ufer des See's lag, Mittagsruhe gehalten hatten, meinte die Laroche, aus dem gemeinschaftlichen Speisesaale habe man doch die schönste Aussicht auf den See, und dieser Grund war entscheidend, um dießmal an der Table d'hote zu speisen. Wie sie es gehofft, fand sich auch der ihr so interessant gewordene Reisende bei der Table d'hote ein, knüpfte ein Gespräch mit den Damen an und bot sich an, ihr Führer zu seyn, weil er mit den Sehenswürdigkeiten der Stadt genau bekannt sey. Die Gräfin nahm zuerst eine gar ernste Miene dazu an, denn es ging ihr schwer zu Sinn, sich von einem Fremden begleiten zu lassen; doch was blieb zu thun? Man konnte doch nicht unhöflich seyn, da die Laroche einmal ohne Weiteres sein verbindliches Anerbieten angenommen hatte, und überdieß sind ja auf Reisen die Regeln der Etikette nicht so streng wie zu Hause. Als man vom Tische aufstand und der junge Mann sich anschickte, die Damen zu begleiten, sagte die Gräfin: „Da muß ich doch vorher um ihren Namen bitten?“

„Mein Name ist Weißenstein,“ war die Antwort.

— „Wie bescheiden!“ lächelte die Laroche. „Ich wollte etwas wetten, daß der junge Mann ein Adeliger ist, und doch setzt er seinen Titel nicht hinzu.“

Unterwegs brach Weißenstein zuerst das Stillschweigen, indem er sich an Ophelia wandte: „Nun sind wir in der alterthümlichen, bedeckten Holzbrücke angelangt, welche im Jahre 1792 zu Ehren der in den Tuilerien gefallenen Schweizergarden errichtet wurde: es ist ein nach Thorwaldsen's Modell in eine Felswand eingehauener kolossaler Löwe, der sterbend die Lilie Frankreichs schirmt. Ach! wie oft habe ich diesen Spaziergang durch die Brücke gemacht und stundenlang hier geweilt, um mich in die heldenmüthige Vorzeit zurückzuversetzen, in der man noch fähig war, sich für edle, große Zwecke aufzuopfern! Zwischen jedem der Fenster dieser Brücke sehen wir ein auf Holz gemaltes Bild aus der alten Schweizergeschichte nebst einer Unterschrift und einem Vers in dem Dialekt des Kantons, in dem die dargestellte Handlung vorfiel. Wie mancher Reisende mag hier vorübergegangen seyn, ohne diesen Denkwürdigkeiten nur die geringste Aufmerksamkeit zu widmen und ohne sein Auge auf den herrlichen, manchfaltigen Fernsichten, welche jedes Fenster dieser Brücke darbietet, ruhen zu lassen!“

„Sie sprechen von diesen Dingen mit einer Begeisterung, die keinen Zweifel darüber läßt, daß Sie ein Schweizer sind,“ sagte Ophelia.

Weißenstein schien betroffen über diese Einwendung und suchte die Unterhaltung auf etwas Anderes zu lenken. Bald hatte er sich wieder mit Ophelien über verschiedene Kunstgegenstände in ein so lebhaftes Gespräch vertieft, daß es der Laroche anfing bedenklich und noch mehr sehr langweilig zu werden. Sie gab vor, sehr müde zu seyn und bat dringend, sich bald nach dem Wagen zu begeben, damit man Kräfte genug behalte, um am folgenden Morgen den Sonnenaufgang, vom Rigi aus gesehen, vollkommen genießen zu können.

Mit Verdruß bemerkte aber nun die Laroche, daß sich Weißen-

stein wieder eingefunden hatte, als man Morgens um drei Uhr den Sonnenaufgang auf dem Rigi erwartete. Demungeachtet mußte sie sich insgeheim gestehen, daß sie für Weißenstein einiges Interesse habe und über sein vergangenes Leben und seine Herkunft gern etwas Näheres ausgekundschaftet hätte.

Die Gesellschaft hatte sich auf einem von Bäumen gänzlich entblößten Waideplatz, die Platte genannt, versammelt, um den Augenblick des Sonnenaufgangs zu erwarten. In Aller Blicken las man die gespannte Erwartung, nur die Gräfin Bardenstein schien untheilnehmend. Sie hatte sich auf einen Felsblock niedergesetzt und fühlte ihre zarten Glieder, trotz der warmen Umhüllung, von heftigem Frost durchschüttelt. Als man zum Frühstück ging, war sie noch bemüht, ihr Unwohlseyn zu verbergen, obgleich ihr bleiches Aussehen und ihre fieberhaft zitternden Hände Ophelien schon seit einer Weile in nicht geringe Besorgniß versetzten.

Man begab sich wieder in das Freie, wo die Maulthiere bereits zum Rückweg gesattelt standen. Da befiel die Gräfin auf einmal ein Schwindel, der alle ihre Sinne trübte und sie ergriff Weißenstein's Hand, der neben ihr stand. „Führen Sie mich in mein Zimmer,“ sagte sie; „ich fühle mich sehr krank und es wird mir wohl eine Krankheit bevorstehen.“

Obgleich die Genesung schneller erfolgte, als es sich erwarten ließ, so hätte sich der Aufenthalt der drei Damen auf dem Rigi doch vielleicht noch länger ausgedehnt, wenn nicht ein unvorhergesehenes Ereigniß ihm ein schnelles Ziel gesetzt hätte. Ophelia pflegte nämlich jeden Morgen noch vor Tagesanbruch aufzustehen, um von der Platte aus den Sonnenaufgang zu sehen. Eines Morgens war sie dort ganz allein, und in der feierlichen Einsamkeit, von der sie sich heute umgeben fand, übte die Wunderwelt dieser herrlichen Natur noch einen mächtigeren Eindruck auf ihr Sinnen- und Seelenleben aus. Auf dem weiten, fast unbegrenzten Horizont wogte ein Nebelschleier hin und her, färbte sich bald weiß, bald roth, bald grau, enthüllte bald eine liebliche, bald eine wild-romantische Gegend voll düsterer Waldungen, schroffer Felsen und Wasserfälle, umkränzte dann wieder einen rosigglühenden Gletscher, schwebte auf der Ebene über Seen, Flüssen und Städten, schmolz endlich im Sonnenschein und enthüllte eine Fernsicht, auf der das Auge mit Staunen und Bewunderung weilte. Sie sah herab auf Städte, Dörfer und Weiler, die jetzt noch im träumerischen Morgenschlummer ruhten, auf den Adler, der über der Ebene Beute suchend kreiste, auf die Wolke, die noch unter ihr an der Mitte des Berges hing. In diese Naturbetrachtung versunken, hörte sie mit einem Male einen Gesang mit Klavierbegleitung, der sie so sehr ansprach, daß sie ihre Schritte nach dem Orte hinlenkte, von wo er zu kommen schien. Dieß führte sie in den Saal, wo man gemeinschaftlich zu frühstücken pflegte. „Ei, guten Morgen, Herr Weißenstein!“ sagte sie eintretend; „es ist mir ja bisher ganz unbekannt geblieben, daß Sie singen und Klavier spielen.“ Kaum hatte sie das gesagt, so kamen ihre Mutter und die Laroche auch zum Frühstück in den Saal herunter und schienen sehr betroffen darüber, Ophelia mit Weißenstein allein zu finden. Die Laroche zog die Gräfin in eine Fenstervertiefung und, noch in dieser Stunde ward beschlossen, sogleich vom Rigi nach dem Badeort abzureisen.

7.

Einige Zeit nach der Ankunft in Interlaken schrieb Ophelia folgenden Brief an ihre Freundin Martha:

„Wie sehr bereue ich es, einer Andern, außer Dir allein, die Du meine einzige Freundin bist, Vertrauen geschenkt zu haben! Ich habe mein ganzes Herz der Laroche ausgeschüttet, ich habe ihr arglos alle meine Pläne mitgetheilt, und das hat sie nicht verdient. Als sie meinen Vorsatz, Künstlerin werden zu wollen, vernahm, hätte sie beinahe einen Schrei des Entsetzens ausgestoßen über die wunderliche Idee, daß eine Bardenstein sich so sehr wegwerfen wolle. Allein sie verbarg ihre wahre Meinung unter scheinbar scherzenden Rathschlägen und sagte, mit dem Zeigefinger drohend: 'Kommt Zeit, kommt Rath, und die Zeit bringt Rosen. Ich will meine eigene Meinung über die Sache vor der Hand ganz bei Seite setzen und vorläufig Ihre Frau Mutter sondiren, damit Sie dann selbst mit ihr darüber sprechen können.' Vergeblich harre ich nun eines passenden Augenblicks, um mein Anliegen vorzubringen. — Die Kälte und die ausweichenden Blicke meiner Mutter halten mich zurück und es bleibt bei dem Ausspruch, daß sie mein Vorhaben unweiblich und emancipirt nennt, daß es eine Unnatur sey, wenn ein weibliches Wesen außer dem häuslichen Leben noch einen zweiten Wirkungskreis suchen will. Verbietet man der Sängerbrust, Leid und Freud im Liede auszuhauchen, so ist es gewiß dieselbe Unnatur, als wenn man einer Rose verbieten will zu blühen, einem Vogel zu singen, und einer Spinne ihr Netz zu weben. Doch dieß ist der gewöhnliche Lauf der Dinge in der Welt. — In den wichtigsten Dingen des Lebens fallen wir von einem Extrem auf das andere, und können am allerwenigsten zu einem vernünftigen, klugen Entschluß gelangen. Meine Mutter sieht nun an Josephinen ein abschreckendes Beispiel unnatürlicher Unweiblichkeit, und aus Besorgniß darum, ich möchte auch in diesen Fehler fallen, wird mir eben auch das versagt, was nur ein vernunftgemäßer Gebrauch der uns von Gott verliehenen Kräfte wäre. Jedoch genug hievon! — Ich habe Dir noch mehr zu sagen, was ich nur mit zaghaftem Herzen niederschreibe. Seit unserem Aufenthalt in Interlaken liebe ich Wilfrid Weißenfels, von dem ich Dir aus Luzern und vom Rigi berichtet, und er erwidert meine Neigung — ob mit, ob ohne Hoffnung eines glücklichen Ausgangs, ist eine Frage, die mich mit peinlicher Ungewißheit erfüllt.

„Aber die kurze Frist meiner unbewachten Augenblicke ist abgemessen. Ich eile zum Schluß des Briefes, denn bald wird meine Mutter aus ihrer gewöhnlichen Mittagsruhe erwachen. Auf immer Deine

Ophelia.

Behutsam und leise, ohne Geräusch zu machen, legte sie den Brief zusammen und entfernte sich, um ihn selbst auf die Post zu bringen. Unterwegs traf sie Wilfrid Weißenstein, der sich jetzt in Interlaken aufhielt, und welcher nun diese Gelegenheit, wo er mit Ophelia allein war, benutzte, um ihr seine Lebensgeschichte zu erzählen.

„Es wird Ihnen vielleicht überraschend seyn, zu hören,“

nahm er das Wort, „daß ich einen angenommenen Namen führe, und mein rechter Name Graf Wilfrid Wildenhorst ist. Das alte Schloß meines Vaters liegt in einer Bergschlucht, von dichten Tannenwäldern umgeben, und sieht eben so düster und traurig aus, als der Charakter seines Eigenthümers sich zum Wunderlichen hinneigt. Meine Mutter war eine Weltdame, schön, liebenswürdig und voll Geist. In der Zeit ihrer Ehe verwandelte sie den einsamen Landsitz in einen Sammelplatz der vornehmen Welt und in einen Ort unaufhörlicher Festlichkeiten, was mein Vater anfänglich duldete, weil er sie mit aller Gluth jugendlicher, excentrischer Gefühle liebte. Doch, die Länge trägt die Last; von ihrer Seite fühlte sich die fein gebildete Frau in dem Umgang des minder gebildeten Mannes unglücklich, so daß zwischen meinen Eltern eine Scheidung zu Stande kam, wobei ich, noch ein zartes Kind, meiner Mutter überlassen wurde. Sie erzog mich mit consequenter, unabweislicher Strenge und pfropfte so viel Kenntnisse in mich hinein, daß ich als eine frühreife Treibhauspflanze die Universität bezog. Es schmeichelte meiner Eitelkeit, mit viel jüngeren Kameraden Arm in Arm durch die Straßen zu schlendern, mit ihnen Brüderschaft zu trinken, im Chore deutsche Vaterlandslieder zu singen und Mitglied einer Burschenschaft zu seyn. Ich war mit Leib und Seele ein deutscher Patriot und nahm mir vor, als Staatsdiener dereinst auf dem Wege des Rechten der guten Sache zu dienen. Meiner Ueberzeugung nach gehörte ich nun der Gegenpartei meiner Familie an, was in meinem ganzen Daseyn eine Zerrissenheit hervorbringt, die mich nie zu einer zufriedenen, glücklichen Gemüthsstimmung gelangen läßt. Zu derselben Zeit, als ich mit Ehren und Auszeichnung mein Examen gemacht hatte, nahmen die politischen Bewegungen in Deutschland ihren Anfang. Die Burschenschaft rief mich auf, ich wurde mit bewaffneter Hand ergriffen und in eine Gefangenschaft abgeführt, in der ich lange qualvoll zwischen Tod und Leben schwebte.

„Sie wissen ja, in welch' unglücklichen Situationen so viele der Besten, welche an den politischen Bestrebungen und Ueberstürzungen theilgenommen haben, verfolgt worden sind. Gerade ich war bitter compromittirt, und meine Abkunft erschien den Richtern als eine neue Erschwerung des Verbrechens. Welches Beispiel, daß der Sohn einer der besten Familien des Landes sich der Umsturzfraction angeschlossen hatte!

„Meine Familie schien sich, während ich tagtäglich einem Todesurtheil entgegensah, durchaus nicht um mich zu bekümmern. Um so größer war meine Ueberraschung, eines Tages meinen Vater in dem ziemlich traurigem Kerker zu erblicken. Ich gestehe, daß im ersten Momente diese Ueberraschung eine freudige war, wähnte ich doch von ihm Verzeihung, Trost, vielleicht sogar Hülfe und Rettung zu erlangen. Wie erschrocken mußte ich demnach seyn, als er meinem Freudenrausch wahrhaft eifrig begegnete.

„Glaube nicht, daß ein Gefühl väterlicher Schwäche mein Herz beschlich, als ich mich entschloß zu Dir zu kommen; — nein, nur aus Rücksicht für meinen alten unbescholtenen Namen habe ich mit tausendfachen Opfern Dir Deine Freiheit und diesen falschen Paß auf den Namen Weißenstein erkauft.“ Schnell war er mit diesen wenigen Worten meinem Blicke wieder entschwunden und in meinem Kerker dunkle Nacht wie zuvor, ich hörte nur noch eine Weile, wie in dumpfer Betäubung, seine Schritte in den langen Gängen widerhallen. Als ich in's Freie kam, wäre ich fast bewußtlos zu Boden gesunken. Ich starrte auf diesen fremden Namen hin, der jetzt mein Eigenthum und zugleich mein Rettungsmittel geworden war. Das Antlitz meiner Angehörigen war mir fremd geworden, ich mußte vor diesem, wie vor meinem Vaterlande mißtrauisch entfliehen und vor mir lag die weite Einöde eines freund- und freudlosen Lebens. —

„Nur aus Einem Grunde danke ich es meinem Vater, mir das Leben gerettet zu haben, denn lebte ich nicht mehr, so könnte ich jetzt auch nicht in Ihr holdes Antlitz schauen. Ophelia! fluchen auch Sie dem ausgestoßenen, dem mit Fluch belasteten Sohne?“ rief er aus und bedeckte ihre Hand mit heißen Küssen. — Indem guckte durch das Gebüsch eine kleine untersetzte Frauengestalt und sah mit einem grinsenden Lächeln auf Ophelia und Wilfrid. „Ein reizendes Paar,“ rief die Larsche und zog mit der kleinen weißen Hand die Lorgnette heraus. „Ich habe Sie, liebe Ohphelia, in großer Eile aufgesucht, um Ihnen meine Begleitung anzubieten; doch wie es scheint würde sie Ihnen und Herrn Weißenstein unwillkommen seyn. Bedaure sehr das tête-à-tête gestört zu haben.“ Sie stieg hierauf in ihren Wagen und fuhr nach Hause.

Strenge Ermahnungen und Scheltworte empfingen Ophelien, als sie nach Hause kam, aber ihre Bestürzung erreichte den höchsten Grad, als die Gräfin ganz bestimmt und fest erklärte, sie werde noch morgen abreisen. Den folgenden Tag schrieb Ophelia folgenden Brief an Martha:

„Heute noch werden wir abreisen! diese wenigen Worte umfassen meinen ganzen, namenlosen Schmerz. Mein Glück war von so kurzer Dauer, daß ich kaum an dessen Wirklichkeit glauben kann. So bald soll ich mich losreißen von diesem schönen Orte, der die Wiege meines Glückes, der mir die zweite Heimath ward, um die alten drückenden Bande wieder anzulegen, und eingekerkert wie ein Zugvogel zu seyn, welcher mit vielen tausend Wünschen im Herzen hinaus schaut nach den heimkehrenden Gefährten, die im raschen, kühnen Flug den Horizont umkreisen. Aber ich fühle es wohl, daß ich es nicht überleben werde, daß ich an Leib und Seele verdorren werde wie eine Pflanze, die mit den Wurzeln aus der Erde gerissen in brennender Sonnenhitze vergeblich nach der ihr unerläßlichen Nahrung schmachtet. Ich habe mit Dir bereits gesprochen von meiner Liebe. —

„Das Unglück des Geliebten, das Bewußtseyn, daß ich seine einzige Freundin bin, die bevorstehende Trennung auf Lebenszeit steigern mein Gefühl bis zum höchsten Grade. Es ist Alles, was ich hierüber zu sagen vermag, denn für ein Weiteres findet mein Elend keine Worte. —

„Wer würde den Glanz, der mich umgibt, in meines Vaters Hause mir nicht beneiden, und doch vor meinem Elende zurückschrecken, wenn er hineinblicken könnte in mein zerrissenes Herz!

„Reichthum, den wir nicht durch eigenes Verdienst erworben haben, macht uns selten glücklich, am wenigsten aber, wenn man, wie ich, eine Schwester in einem Ueber-

flusse schwelgen sieht, an den man gleichsam nur ein erbetteltes Recht hat.

„Wäre ich die Tochter eines Professors, oder nur eines einfachen Landgeistlichen, so würde ich mich weit glücklicher schätzen, denn ich könnte dann eher die mir so lästigen Fesseln eines leeren Formwesens abstreifen. Ja, könnte ich bei Dir, unter den bescheidensten Verhältnissen leben — ich wollte mir nichts Besseres wünschen; und nun Lebewohl. Deine

Ophelia.

Nach Kirchheim zurückgekehrt, fanden die Gräfin und ihre Tochter zu ihrer nicht geringen Ueberraschung Eichenfels, dessen Schwester und Martha im Schloß. Eichenfels war der Meinung, daß er durch den langen Aufenthalt in der Fremde seine Geldmittel gar zu sehr erschöpft habe, und nun in der Absicht nach Kirchheim gekommen, um sich um seine reiche Nichte Josephine zu bewerben. Sie gefiel ihm indessen so wenig, daß er wenige Tage nach der Ankunft der Gräfin Bardenstein unter dem Vorwande von Geschäften abreiste, und sich nur vorbehielt, in einiger Zeit seine Schwester selbst abzuholen.

Der Graf Bardenstein wollte seiner Frau nach so langer Trennung durch Martha's Gegenwart im Schlosse eine freudige Ueberraschung bereiten; allein diese blieb bei all seiner Zuvorkommenheit ernst und zurückhaltend, denn sie war daran gewöhnt, durch die Ohren ihrer Umgebungen zu hören und durch deren Augen zu sehen, und befand sich gegenwärtig wieder ganz und gar unter dem Einfluß der Laroche.

8.

Seit seiner Gefangenschaft war Weißenstein genöthigt sich in der Fremde aufzuhalten, wo er anfänglich auf diese und jene Weise kümmerlich sein Daseyn fristete, bis er als Sänger an einer Bühne angestellt wurde, unter welchen Verhältnissen er auf einer Kunstreise Ophelien kennen lernte.

Gegenwärtig ging er mit einem Vorsatz um, der sein ganzes Dichten und Trachten in Anspruch nahm.

„Wer wird sich meiner jetzt noch in der Heimath erinnern?" dachte er bei sich selbst. „Diese Falten, die die Sorge und Noth auf meiner Stirn tief eingegraben haben, die hohlen Wangen und tiefliegenden Augen haben mich längst unkenntlich gemacht. Reise ich nach Kirchheim und gebe mich den Bardensteins als Graf Wildenhorst zu erkennen, so werde ich vielleicht bei meiner Bewerbung um Opheliens Hand die Einwilligung der Eltern erlangen und kann mich dann durch Auswanderung mit ihr vor Verfolgung der öffentlichen Behörden schützen. Werde ich aber durch Bardensteins verrathen, oder von irgend einem meiner Widersacher erkannt, so finde ich wenigstens den Tod, der mir in meiner gegenwärtigen Lage nur erwünscht ist." Nachdem er zu diesem Entschluß gekommen war, war es ihm so wohl und leicht zu Muthe, und er ging mit kräftigen Schritten durch das schöne, weite Thal von Interlaken bis an dessen Ausgang, wo die stille Fläche des See's sich vor ihm ausbreitete. Die Abendglocke ertönte so hell in der reinen, abgekühlten Luft, als ob sie seinem Vorsatz Beifall zuriefe, in den hohen Wipfeln der Nußbaumallee säuselten geschwätzige Winde und erfüllten das Thal mit dem würzigen Duft des Nußbaumlaubes, auf der Spiegelglätte des Sees eilten zierliche Boote dahin, von deren Rudern die bunt schimmernden Wassertropfen herabperlten, am weiten Horizont erglühten das Abendroth und die fernen Gletscher, scharf umgränzt von den dunkeln Tannenwäldern der nächsten Berge.

Wilfrid hatte nun das Ufer des Sees erreicht und verweilte sich dort so lange, bis das Abendroth und die Gletscher ganz erblaßt waren, und die volle Scheibe des Mondes mit ihrem magischen Glanze durch das Laub der Bäume blickte. Dieß war die letzte Nacht, die Wilfrid in Interlaken verbrachte.

In Kirchheim angelangt, hatte er ohne sein Wissen und Willen schon in der ersten Zeit seiner Besuche auf dem Schlosse Josephinens entschiedene Zuneigung gewonnen. Sie bemerkte gar wohl, daß die Zahl ihrer Bewerber im Abnehmen sey, und daher war sie von nun an eben so sehr geneigt, von der Liebe eines Mannes überzeugt zu seyn, als sie früher beharrlich daran gezweifelt hatte.

„Der junge Mann gefällt mir," sagte sie eines Tages, „und wahrhaftig, unter der großen Anzahl meiner Bewerber ist er der einzige, den ich heirathen möchte; aber er ist so sonderbar spröde gegen mich, was mir am Ende gerade ein Kennzeichen seiner wahren Liebe ist. Was meinst Du, Väterchen, wenn ich ihm einen Antrag machte? er ist viel zu schüchtern, um jemals selbst mit der Sprache herauszurücken."

— „Ganz wie Du denkst, mein liebes Kind," antwortete Bardenstein, „daß er nicht von Adel ist, thut nichts zur Sache, dem Manne von meinem Goldtöchterchen kaufe ich einen Adelstitel."

„Der Herr vergebe Dir Deine Sünden und Deine Schamlosigkeit," sagte die Gräfin zu Josephinen, stand vom Tische auf und zog sich in ihre Gemächer zurück.

—„Liebe Josephine!" bemerkte die Laroche, „nehmen Sie sich in Acht, ich will nichts gesagt haben — aber das menschliche Herz ist ein gar wunderlich Ding, es sind darin viele Falten, Räthsel und Irrwege."

Zwei Tage nach diesem Gespräch ließ die Gräfin Ophelien auf ihr Zimmer rufen. „Herr Weißenstein hat sich heute bei uns ansagen lassen und ich befehle Dir, Dich gegen ihn sittsam und als gehorsame Tochter zu betragen," sagte sie; „Du weißt wohl, daß ich in meinem Hause nimmermehr einen Schauspieler oder Opernsänger dulden würde, wenn nicht Dein Vater ihn bei sich sehen wollte. Es steht in der Bibel geschrieben, das Weib soll ihrem Manne unterthan seyn und ich handle streng nach der Bibel. Du weißt auch wohl, daß der Vater sich ausschließlich der Erziehung Josephinens bemächtigt hat und alle ihre Wünsche, gleichviel ob christlich oder unchristlich, zu erfüllen sucht. Sie hat nun den thörichten Wunsch ausgesprochen, den Weißenstein zu heirathen, und ihr Vater bequemt sich, ihre Absicht zu befördern."

„Ach, wenn ich von Allem so fest überzeugt wäre, als von Wilfrids Liebe! Josephine wird nie die Seinige!" rief Ophelia mit Begeisterung. „Mutter, ich flehe Dich darum an, gib mir nur einen Strahl der Hoffnung auf Deinen Segen. Ich will Dir auch ein Geheimniß anvertrauen, daß Wilfrid ...."

— „Still, still, fort aus meinen Augen, Du ungerathenes Kind! meinen Fluch werd' ich Dir geben, wenn Du eines Schauspielers Frau wirst. Des Vaters Segen baut Häuser auf

und der Mutter Fluch reißt sie ein. So ist denn mit Dir das Letzte dahin, was mich an das irdische Daseyn fesselt, und keine Macht der Welt soll mich abhalten, von einem Manne und zwei Kindern mich loszusagen, die sich einem gottlosen Lebenswandel ergeben haben."

Sie zog darauf heftig an der Klingelschnur und gab dem Diener den Befehl, ihrem Manne auszurichten, daß sie heut allein auf ihrem Zimmer speisen werde.

In dem Gesellschaftszimmer, im Hausflur, im Speisesaal war der Weg mit Blumen bestreut und jede Thüre bekränzt. Als Wilfrid fragte, was man denn hier für ein Fest feiere, erwiderte Josephine scherzend: „Sagt Ihnen Ihr Herz nichts davon?"

„Das Fest bedeutet: Sie, lieber Wilfrid! als Schwiegersohn zu begrüßen," sagte der Graf, ihm kräftig die Hand schüttelnd.

Wilfrid küßte mit Thränen der Rührung und Dankbarkeit die dargereichte Hand und dann wandte er sich zu Ophelien und nannte sie freudetrunken seine Braut. Ophelia unterdrückte eine Thräne, die herabrollen wollte, und Josephine sagte bitter lächelnd: „Sie sind fürwahr ein beneidenswerther Mann und wissen Ihr Glück doch nicht zu schätzen. Sie haben die Wahl zwischen zwei Schwestern. Nun gehen Sie nur zu meiner Mutter und fragen dort an wegen Ophelia."

„Was bedeutet jetzt Ihr Verstummen?" fragte Bardenstein.

— „Daß ich sprachlos vor Erstaunen, weil ich mich nie um Ihre älteste Tochter beworben habe."

„Derartiges ist mir noch nie vorgekommen," rief Bardenstein. „Er schlägt die Hand meiner ältesten Tochter, eine Million Mitgift an baarem Gelde, ein Rittergut und noch obendrein den Adelstitel aus, den ich ihm gekauft hätte."

— „Was diesen Punkt anbelangt ...." hier wurde Wilfrid durch das unerwartete Eintreten des Baron Eichenfels unterbrochen, der so eben von seinen Gütern zurückgekehrt war.

„Wer ist der Fremde?" fragte er.

— „Herr Weißenstein," antwortete Ophelia.

„Weißenstein nennt er sich, ja wohl, ich kenne diesen Herrn," rief Eichenfels, „ich habe ihn gesehen, als ich bei meinem Freunde, dem Festungskommandanten P . . . ., zum Besuch war. Weißenstein ist ein fälschlich angenommener Name. Er ist der Rebellenanführer, Graf Wildenhorst, der damals, Gott weiß auf welche Weise! dem Festungskommandanten aus der Gefangenschaft entwichen ist. Nehmt ihn fest, den Uebermüthigen, der nur Schande bringt über unsere altadeligen Geschlechter!"

Wie wahnsinnig stürzte Eichenfels zum Hause hinaus und setzte das ganze Städtchen in Aufruhr. Ophelia sank bewußtlos zu Boden und verfiel seit diesem Auftritt in heftige Fieberphantasien, während welchen Martha weder Tag noch Nacht von ihrer Seite wich.

Nach langer Gefangenschaft vernahm Wilfrid sein Urtheil, das ihm lebenslängliche Festungsstrafe brachte.

Einer seiner vertrautesten Freunde, Arthur Seeheim, besuchte ihn in der Gefangenschaft. Er vertraute ihm das Geheimniß seiner Liebe mit der Bitte, ihm die Erlaubniß auszuwirken, Ophelia noch einmal vor seinem Tode sehen zu dürfen.

Als Arthur im Schlosse ankam, fand er es ganz still und verödet. Schwarz gekleidete Diener gingen mit dem Ausdruck der Betrübniß umher und vor dem Hause im Garten saßen zwei Damen in tiefer Trauer mit verweinten Augen.

„Ich komme in einem Auftrage von meinem Freund Wilfrid an die Gräfin Bardenstein und ihre Tochter Ophelia," sagte Seeheim.

— „Ich errathe Ihre Absicht," erwiderte Martha, „die Familie Bardenstein ist nicht mehr hier, und nur meine Mutter und ich als Hüterinnen des Schlosses zurückgeblieben. Mein Onkel und Josephine sind verreist und werden wahrscheinlich nicht mehr in diese Gegend zurückkehren, weil ihnen der Aufenthalt verleidet ist; meine Tante hat sich in eine Diakonissenanstalt begeben, um, wie sie sagt, die Sünden der Ihrigen abzubüßen; Ophelia ist vor einigen Tagen in meinen Armen gestorben — der letzte Seufzer von ihren Lippen war — Wilfrid."

Londoner Daguerreotypen.

Von W. Feck.

2. Das Festschießen der Freiwilligen.

„Our Volunteers," unsere Freiwilligen, war seit der Musterung der Schützengilden vor der Königin am 23. Juni in London das Schlagwort des Tages. Der Brite war stolz auf seine Bürgerwehre, und verglich die stattlichen mannhaften Gestalten derselben im Geist mit den brutalen, thierischen oder Galgen-Physiognomien, die er gewöhnlich in Uniform sieht, und es konnte nicht fehlen, daß das königliche Heer mit seinen hochmüthigen, aufgeblasenen, barschen, junkerhaften Offizieren, gegen welche Strudelwitz und Prudelwitz noch überaus engelhaft und leutselig sind, mit seinen aus dem Abschaum aller Nationen zusammengeworbenen Soldaten, die so schlecht kasernirt, genährt und gepflegt sind, daß sie in den Garnisonen mehr durch Seuchen und Schwindsucht decimirt werden als im Felde durch Feuer und Schwert, unbedingt den Kürzern zog gegenüber von diesen Büchsenschützen. Es ist ein herrlicher Geist, den diese Schützenrevue geweckt hat, ein Geist des schönsten Selbstgefühls, das nur den freien Mann erfüllen kann. Der Skepticismus, welcher das Schützenwesen lange angezweifelt und als eine Spielerei belächelt oder bekrittelt hatte, war glänzend aus dem Felde geschlagen — ich hatte dieß ja an mir selbst erfahren. Die Frauenwelt schwärmte für die Volunteers: jede Miß oder Mistreß wollte ihren Zukünftigen oder Dermaligen in der Schützenjuppe oder Uniform sehen, und wer einen Vetter, Bruder, Liebsten gar unter den Devil's Own oder dem Inns of Court Corps hatte (welches aus lauter jungen Rechtsbeflissenen besteht, den stattlichsten Jungen, die ich je auf Rindsleder treten sah), der paradirte an den Tagen nach der Musterung an seinem Arm oder seiner Seite und war stolz auf die freundlichen Blicke, womit diese Uniformen allenthalben begrüßt wurden, wo man sie sah. Lobte man einen der Freiwilligen, so hieß es bescheiden und doch voll Zuversicht: „Wartet noch ein Weilchen, bis zum großen Freischießen! Noch haben wir nicht die ganze Probe bestanden!" Und wo von unseren

Volunteers gesprochen ward, da nannte man auch gewiß den Namen Wimbledon und das Wort Rifle-Match. Ersteres bedeutet die Wimbledoner Haide im Südwesten von London, letzteres das Freischießen, welches auf ersterer am 2. Juli d. J. beginnen sollte.

Was ich am Tage der Musterung von den Freiwilligen der Schützengilden gesehen hatte, bewog mich ganz natürlich, bei dem Freischießen nicht zu fehlen. Wimbledon Commons also war schon in der ersten Morgenfrühe des 2. Juli mein Ziel. Kurz vor acht Uhr stand ich mit meinem Billet im Bahnhof von Waterloo Road, südlich von der Waterloo-Brücke; Zug um Zug sollte abgehen, sobald die nöthige Anzahl Passagiere da war, um ihn zu füllen. Und darauf brauchte keiner lange zu warten, denn der Zudrang von Freiwilligen in Juppen und Uniformen von allen Farben, die Büchsen und die mit Munition wohlgefüllten Taschen umgehängt, war groß. Es dauerte geraume Zeit, bis ich einen Platz in einem Waggon finden konnte, denn sobald ein Zug vorfuhr, war er auch im Nu gefüllt von den Schützen, die vor Erwartung und Eifer brannten. Der Zug brauste mit ungemeiner Schnelligkeit dahin auf der nach Southampton führenden Linie, die Häuser und Straßen flogen ordentlich an uns vorüber, Vauxhall Gardens entschwand, Battersea-New-Town und Southville huschten vorüber — wir waren im Freien. Die Schützen um mich her sprachen nur von Büchsen und Scheiben, und würdigten mich Unbewaffneten kaum eines Blickes, erlaubten mir dagegen zuvorkommend die Betrachtung ihrer Büchsen, meist Enfield-Gewehre von der Form gewöhnlicher Musketen, nur ganz brünirt wie Jagdgewehre und mit etwas zierlicheren Hahnen als bei den deutschen Commißgewehren, vulgo Kuhfüßen von ehedem, die meiner Erinnerung noch vorschwebten. Ich sah nichts besonderes daran als die fünf oder sechs flachen, breiten, schrägen Züge des Laufs und ein Kaliber, das dem der deutschen Kuhfüße nichts nachgab. Ehe ich aber noch genügend über die Unterschiede zwischen beiden Gewehren von sonst und jetzt in's Klare gekommen war, langten wir schon auf der Station Wimbledon an, hatten die Strecke von 5¾ Meilen in wenig mehr als einer Viertelstunde zurückgelegt und fanden hier nun eine Menge Cabs und Omnibusse, die uns nach der Haide führen sollten. Ich wählte den Omnibus, um einen Schilling per Kopf. Im Nu war unser Fuhrwerk gefüllt, und der „Bus" fuhr ab. Er starrte von Waffen und war außen doppelt belastet; die Beine der auf dem Verdeck Sitzenden hingen an den Fenstern herab und erlaubten ein förmliches Studium der verschiedensten Fußbekleidungen. Nach einer Fahrt von anderthalb Meilen hielt der Wagen und setzte uns außerhalb eines rohen Bretterzauns ab. Am Eingang mußten wir einen Schilling Eintrittsgeld erlegen und betraten nun die Wimbledon-Haide, eine weite, hügelige Allmand, mit Ginster bewachsen und einem Kranze von Zelten und Buden besetzt. Das Ganze der Anordnungen war hier mit Einem Blicke zu übersehen. Innerhalb der Reihe von Zelten und Buden, welche meist nur Marketender enthielten und eine reiche Auswahl von Erfrischungen aller Art darboten, stand eine lange Reihe anderer paarweise nebeneinander aufgeschlagener Zelte, jedes Paar mochte mehr als hundert Schritte von dem andern Paare entfernt seyn und entsprach je einem Scheibenpaare, welches in einer Entfernung von 500 Yards oder englischen Ellen aufgestellt war. Hinter den Scheiben war ein Kugelfang in Gestalt eines Erdwalls angebracht, der ungefähr fünfzehn Fuß hoch und dreißig Schritte lang seyn mochte. Hinter diesem war in noch größerer Entfernung, sicherlich volle zwölfhundert Schritte weit von dem Schießstande, ein zweiter Kugelfang angebracht. Vor den Kugelfängen standen die Scheiben — Eisenplatten von einem halben Zoll Dicke, sechs Fuß in's Gevierte, mit weißer Oelfarbe angestrichen, mit einem schwarzen Centrum von zwei Fuß Durchmesser. Die fernsten Scheiben waren so weit weg, daß das Centrum gerade noch so sichtbar war, wie das Tüpfelchen auf einem i.

Die Zelte, welche zu Schießständen dienten, waren bereits umgeben von dichten Zuschauermengen, welche von den Schützen durch ausgespannte und um einen Kreis von hölzernen Pfählen gezogene Taue abgehalten wurden. Es knallte bereits lustig auf allen Schießständen, und die Fahnen mit den verschiedenen Farben flatterten vor den Scheiben. Jedes Zelt- oder Scheibenpaar war einer besondern Abtheilung oder Corps von Freiwilligen zugewiesen, die hier der Reihe nach schossen. Das Zelt oder der Schießstand war ungefähr acht Fuß breit, hinten und vorne offen. Am Eingang des Schießstandes saß ein Mann mit Tinte, Feder und Papier, nahm die Einlage für den Schuß ab und zeichnete die Namen derjenigen auf, welche das Centrum trafen. Die Schützen waren etwa zwanzig Mann hoch hinter einander aufmarschirt und traten vor, sobald der Vorderste gefeuert hatte und wieder abmarschirte. Dieser bog nämlich rechts um den vorderen Eingang des Schießstandes, ging um denselben herum, lud sein Gewehr und nahm dann seine Stelle in der Reihe der Aufmarschirten wieder ein. Jeder durfte in jeder beliebigen Stellung feuern, und jeder machte von dieser Befugniß den umfassendsten Gebrauch; die Einen standen, die Andern knieten nieder, Andere hockten sich auf den Boden, zogen die Kniee in die Höhe und machten sie zu Stützpunkten für die Büchse, Andere legten sich zum Feuern ganz flach auf den Bauch — es gab oft ganz possierliche Stellungen. Auch an seltsamen Irrthümern fehlte es nicht. „Hollah, Sir! Sie haben ja den Hahn nicht gespannt!" hieß es; oder: „Zum Geier! Sie haben ja Ihr Visier nicht heraufgeschlagen!" — „Sie zielen ja auf die falsche Scheibe!" u. s. f.

Dicht neben jeder Scheibe war eine Art kugelfestes eisernes Schilderhaus, ungefähr anzusehen wie der Kasten eines von den Rädern abgenommenen Cabrioletts. In diesem Schilderhaus saß der Zeiger und signalisirte das Ergebniß von jedem einzelnen Schuß. Eine dunkelblaue Fahne bezeichnete einen Centrumschuß; eine weiße Fahne einen Schuß in's Weiße der Scheibe; eine rothe, dicht am Boden geschwungene Fahne verkündete einen Fehlschuß.

Mit einer guten Taschenfernröhre versehen, setzte ich mich an den Eingang eines der Zelte in's Gras nieder und sah dem Schießen zu. Die Scheibe stand, wie gesagt, in einer Entfernung von 500 Yards oder Armslängen (à 3 Fuß rheinisch); das Schwarze hatte zwei Fuß Durchmesser. Es war ein Freihandschießen, niemand durfte das Gewehr auf etwas anderes auflegen, als auf die verschiedenen Theile seines Körpers. Es war daher keine Kleinigkeit auf solche Entfernung einen Schwarzschuß zu thun. Die Parthie, deren Schießen ich beobachtete,

gehörte einem echten Londoner Corps an; viele von diesen Schützen hatten all ihr Lebtage lang kein Gewehr in der Hand gehabt, bis sie vor einigen Monaten in das Corps eintraten. Gleichwohl schossen die Leute meist sehr brav. Ein schmucker junger Mann sagte mir, er habe bis vor drei Monaten noch gar nicht gewußt, was eine Büchse sey; gleichwohl legte er sich, als die Reihe an ihn kam, flach auf den Boden nieder und jagte seine Kugel ruhig in die Mitte vom Schwarzen, er hätte also auf 15—1600 Fuß Entfernung seinen Mann getroffen.

Ich verweilte einige Zeit neben diesem Schießstande und beobachtete das Schießen; von Zeit zu Zeit flaggte draußen die dunkelblaue Fahne und meldete einen Schwarzschuß, und zwar von Leuten, die bisher ihre ganze Lebenszeit in der Werkstätte, hinter dem Ladentische oder am Pulte verbracht hatten. Dieß freute mich ungemein. Ich weiß zwar wohl, daß der geübte Schütze allein noch nicht den tüchtigen Soldaten macht; aber der Landesvertheidigung leiht er doch eine wesentliche Unterstützung. Das zur Volksleidenschaft werdende Schützenwesen in England ist die beste Antwort auf die Bramarbasieen bei dem Bankett der französischen Obersten und die geringschätzigen Artikel der so wahrheitsliebenden und freien französischen Zeitungen. Leute, die in wenigen Monaten ebenso fertig schießen gelernt haben wie einer der gerühmten Chasseurs de Vincennes oder einer der Zuaven, sind denn doch selbst von diesen Kinderschrecken nicht gering zu schätzen. Ich wollte wir wären in Deutschland mit der Volksbewaffnung wieder erst einmal so weit, als es dermalen die Engländer sind.

Bei meinem weiteren Rundgang auf dem großen Schießplatze kam ich auch an die Schießstände, wo auf tausend Yards Entfernung geschossen werden sollte, und wo am Samstag den 7. um den Preis der Königin geschossen wird, woselbst ich, wie ich mir im Voraus gelobte, abermals nicht bei dem Feste fehlen wollte. Weiterhin kam ich auch an die Schießstände, wo die eingeladenen Schweizer Schützen schossen, und hörte, daß denselben ihre Büchsen von den französischen Zollbehörden nicht herausgegeben worden seyen, was unter Engländern und Fremden die größte Indignation erregte, die wackeren Schützen jedoch nicht abhielt, sich an dem Schießen zu betheiligen, da sich ihre hiesigen Landsleute und verschiedene Sportsmen von Gewicht beeilten, sie mit guten Waffen zu versehen. John Bull goß die schärfste Lauge seines Hohns und Witzes auf die Mauth- und Polizei-Nasen der französischen Zöllner aus, und ich glaube, nicht bald haben französische Behörden dem Ansehen der kaiserlichen Regierung und ihrer eigenen nationalen Ehre mehr geschadet, als durch diesen Gewaltstreich gegen harmlose Passagiere, die mit regelrechten Pässen und ohne jeglichen gemeinschädlichen Zweck Frankreich durchreisten.

Plötzlich kam der Befehl, das Schießen einzustellen; die Zeiger schwangen große rothe Flaggen, um Gefahr anzuzeigen, kamen hinter ihren Schirmen hervor und gingen zu Tische. Die meisten Schützen und Zuschauer wandten sich nach dem großen Zelte, wo Strange, der Proviantmeister nnd Restaurant des Krystallpalastes von Sydenham, eine Wirthschaft etablirt hatte. Hier war die Einrichtung getroffen, daß jeder nach Maaßgabe seiner Bedürfnisse und Geldmittel speisen konnte, und jedem stand frei, entweder an der mit dem feinsten Steingut, Krystall und Silbergeschirr besetzten Tafel zu speisen, oder sich mit einem Stückchen Brod und Käse und einem Kruge Bier im Gras niederzulassen.

Während dieses Waffenstillstandes besuchte ich die Scheiben. Der Boden vor denselben war auf viele Schritte in der Breite und Länge mit eigenthümlichen flachen Knöpfen von Blei bedeckt, denn die Kugeln, welche die Scheiben getroffen hatten, waren nicht bloß flach gedrückt, sondern in Wirklichkeit förmlich zerschmettert und zerquetscht, so daß jede wie ein Haufe über einander gelegter Lamellen anzusehen war. Die Scheiben waren über und über von Kugeln punktirt, die getroffen hatten. Diese ungeübten, unexercirten Londoner Spießbürger hätten also auf die Entfernung von einer halben englischen Meile eine Truppe Reiterei oder Fußvolk buchstäblich mit ihren Kugeln niedergemäht.

Als ich wieder nach den Schießständen zurückgekehrt war und mir gerade diejenigen ausersehen hatte, wo auf tausend Yards Entfernung geschossen wurde, begriff ich erst die ungeheure Distanz, welche 1000 Yards ausmachten. Die großen Kugelfänge von Erdwällen erschienen hier wie ferne graue Hügel; die davor stehenden Scheiben, deren jede ihre vollen sechs Fuß in's Gevierte hatte, waren kaum so groß wie eine Spielkarte, und das Schwarze darin höchstens etwa wie ein Pique-Aß. Plötzlich machte sich eine Bewegung unter dem freundlichen Zelte zu unserer Rechten bemerklich, die königliche Flagge ward aufgezogen, und bald darauf sah man Ihre Majestät die Königin und den Prinzen Albert den mit Bohlen belegten Pfad herunterkommen, der zu dem kleinen Pavillon führt. Hier war schon seit länger als einer Stunde Mr. Whitworth, der Erfinder der neuen Verbesserung an den Kugelbüchsen, emsig damit beschäftigt gewesen, eine seiner Büchsen, die auf einem besonders hiezu angefertigten Gestelle aufgelegt war, auf das Schwarze der Scheibe zu richten. Allein der Rasenboden ist vom Regen durchweicht, das seine Instrument sinkt fortwährend durch sein eigenes Gewicht ein und muß beständig wieder von Neuem gerichtet werden. Jetzt, wo die Königin herzukommt, ist jedoch Alles gerichtet und vorbereitet, und beinahe noch bevor das jubelnde Hurrah, womit sie empfangen wird, verhallt, hat sie die Büchse abgeschossen und das Schwarze getroffen, und zwar nur einen Zoll hoch über den beiden Strichen, welche einander im Centrum durchschneiden, — genau auf der vertikalen Linie selbst, und nur einen einzigen Zoll über der horizontalen. Die Königin hatte eine Drei geschossen, die höchste Nummer, die mit einem einzigen Schuß erlangt werden kann. Und nun beginnt längs der ganzen Linie das Schießen wieder auf allen Schießständen; aber, wie sich erwarten läßt, ist dieses erste Tagewerk nicht für jeden einzelnen Schützen gleich befriedigend, und mancher, der auf seinem heimischen Schießstande für einen Helden gilt, verliert hier im Gedränge seine Ruhe und Festigkeit; und allerwärts ertönen um uns her Klagen darüber, daß die fünf Schüsse, welche jedem Schützen statutenmäßig auf die gewünschte Scheibe erlaubt sind, nicht hinreichend seyen, um den Schützen in seinem wahren Werthe zu zeigen.

Eine Neuerung, welche mir sehr wohl gefiel, war die Herstellung einer sozusagen offenen und allgemeinen Scheibe, auf welcher jedermann, der nur irgend Lust hat zu schießen, gegen eine kleine Einlage eine Anzahl Schüsse thun kann. Eine derartige Gelegenheit, sich in dieser Kunst zu versuchen, muß noth-

gedrungen dahin wirken, der Sache selbst immer mehr Eingang zu verschaffen und die Lust und Liebe am Schützenwesen zu wecken. Diese Scheibe war beständig von Solchen umlagert, welche mit gemietheten Büchsen, deren Verleihung hier gleichsam gewerbsmäßig betrieben wurde, auch ihren Schuß haben wollten. Es waren dieß meist jüngere Leute, und man sah ihnen, wenn ihre Versuche nur leidlich befriedigend waren, die Lust und den Entschluß an, je eher desto lieber ebenfalls zu dem National-Schützenverein zu treten.

So viel ward mir und jedem andern Zuschauer, der sich dieses Treiben auf dem Schießplatze aufmerksam betrachtete, zur Genüge klar, daß die Begeisterung für die Schützensache selbst unter dem Mittelstande sehr im Zunehmen begriffen war, daß der Nationalverein der freiwilligen britischen Schützen einen neuen Sport, d. h. eine neue mannhafte Leibesübung und Zeitvertreib für die Engländer aufgebracht hatte, daß dieses Fest, wie alle derartigen öffentlichen Aufzüge und Schaustellungen, sowohl vermöge seiner Aeußerlichkeiten, wie des Schmucks der Waffen und Uniformirung u. s. w., als auch kraft seiner innern Bedeutung und seines praktischen Werthes sehr intensiv auf die Masse wirkte, und daß die Briten ebenso gut wie wir Süddeutsche und Schweizer das Zeug dazu in sich haben, um gute und sichere Schützen zu werden.

Höchlich befriedigt von Allem, was ich gehört und gesehen hatte, kehrte ich nach London zurück, und bemerkte auf den Gesichtern und in der Unterhaltung aller heimkehrenden Besucher des Festes dieselbe Genugthuung. Mein zweiter Besuch galt derjenigen Abtheilung des Festes, wo der Preis der Königin herausgeschossen wurde. Dieß war am Nachmittag des Sonnabends, zum Beschluß der Festwoche. Die Bahnzüge waren an diesem Tage womöglich noch voller, der Zudrang von Schützen und Schaulustigen noch größer als am Tage der Eröffnung. Als ich auf den Festplatz kam, waren die Preisschießen auf 800 und 900 Yards Entfernung um die Preise des Prinzen Albert u. s. w. schon vorüber und eine Abtheilung der schottischen Füsiliergarde der Königin in undress, d. h. in Mützen und Jacken, war gerade damit beschäftigt, die Preisscheibe in der letzten Distanz von tausend Yards aufzustellen. Die Scheibe war auch dießmal weiß, mit einem Schwarzen von zwei Fuß Durchmesser, das so hoffnungslos ferne erschien, daß ich es beinahe nicht für möglich geglaubt hätte, darauf noch zielen zu können. Tausend Yards sind ungefähr der achte Theil einer geographischen oder deutschen Meile. Ueber dem Erdwalle des Kugelfanges lag es ganz wie ein purpurner Dunst, welcher demselben das Ansehen eines fernen Hügels gab, an dessen Fuße die Scheibe wie ein winzig kleines Häuschen mit einem einzigen Fensterchen stand.

Tausende von Zuschauern hatten sich nun versammelt, um dieser letzten Parthie des Festes beizuwohnen. Die Signalflaggen waren so entfernt, daß viele nicht mehr ihren unbewaffneten Augen trauten, sondern sich mit Teleskopen versehen hatten. Bald war das Schießen ungemein interessant. Die Schweizer und einige Amerikaner hatten seither auf geringere Entfernungen immer oder meistens den Sieg über die Engländer davon getragen; jetzt aber zeigte sich, daß die Briten ihre weittragenden Enfield'schen und Whitworth'schen Büchsen recht gut zu gebrauchen gelernt hatten, und die Freiwilligen schoßen auf diese Entfernung ausgezeichnet gut; selten kam die rothe Fahne, das Zeichen des Fehlschusses, zum Vorschein, häufiger die weiße, häufig auch die dunkelblaue. Die Sache der freiwilligen Schützen hatte nun ihre Probe bestanden, und die Schützen kehrten mit stolzem und gerechtem Selbstbewußtseyn getreuer Pflichterfüllung an den häuslichen Herd zurück, um der Sache der Landesvertheidigung neue begeisterte Jünger zuzuführen. Es war als seyen die Zeiten Altenglands wiedergekehrt, wo einst über jedem Herde der lange Bogen und die gefürchtete Armbrust hingen, in deren Gebrauch die Briten so sehr Meister waren. Die Thatsache war festgestellt, daß der britische Bürger sich nicht blos auf Geldmachen versteht, sondern daß er das Bedürfniß fühlt, angesichts der Möglichkeit eines fremden Einfalls in sein Vaterland selbst die Hand mit an's Werk zu legen, um das Vaterland frei zu erhalten, und nicht den Schutz derselben dem kostbaren Heer zu überlassen, das aus einem großen Haufen Abschaums aller Nationen und Stände und einer Handvoll übermüthiger, hochmüthiger Junker besteht, die um theures Geld die Erlaubniß erkauft haben, in der Uniform zu paradiren und auf das Volk, welches sie ernährt, mit souveräner Geringschätzung herunter zu blicken.

An diesem Sonnabend ging ich mit dem stillen Wunsche von dem Feste heim, es möchten im lieben deutschen Vaterlande angesichts der Gelüste des neuen Annexander ebenfalls dieser gesunde thatkräftige Patriotismus, dieselbe praktische Tüchtigkeit sich offenbaren, wie sie in diesem neuen, mit unbegreiflicher Schnelligkeit gleichsam der Erde entwachsenen bürgerlichen Volksheere zu Tage getreten sind. O daß der Deutsche doch endlich sich selbst und seine Kraft möchte kennen und richtig schätzen lernen! daß er begriffe, wie eine einige deutsche Nation die erste und größte der Welt seyn werde! —

Stiefkinder.

Eine Familiengeschichte von Otfried Mylius.

(Fortsetzung.)

17.

Am Morgen nach den eben geschilderten Begebenheiten trat Wetz mit dem Zusammenläuten in den Betsaal und stellte sich, dem Kirchenstuhle der Familie Moritz gegenüber, an der Säule auf, wo die Wendeltreppe zur Gallerie hinaufführt. Es war der erste Sonntag nach der Rückkehr der Frau v. Moritz und ihrer Töchter nach Schrotheim; Wetz konnte also erwarten, Fräulein Helmold in der Kirche zu treffen. Allein seine Erwartung trog — sie war nicht da. Das Orgelspiel, der Gesang der Gemeinde gingen vorüber — sie kam immer noch nicht. Der Betsaal war bereits gedrängt voll, sie aber fehlte, und nur vom Schlosse war niemand da. Endlich, als der Geistliche schon den evangelischen Text vorlas, entstand ein Gedränge unter dem Menschenknäuel, welcher den mittleren Gang füllte, und aus demselben heraus trat erhitzt und aufgeregt Lucie Helmold, eilte nach dem Kirchenstuhl, und verrichtete ihr stilles Gebet, ehe

sie sich niedersetzte. Wetz hatte sie mittlerweile beobachtet, und ihm war ein Ausdruck von ungewöhnlicher und tiefer Gemüthsbewegung nicht entgangen, der sich in ihrem stark gerötheten Gesicht, in ihren glänzenden Augen aussprach — es war mehr als die Eile, welche sie hieher getrieben, — mehr als die Verlegenheit über die Störung, die sie hervorgerufen durch ihr spätes Kommen, und darüber, daß sie Aller Augen auf sich gezogen hatte. Als Lucie von ihrem Gebet wieder aufblickte, flog ihr Auge schüchtern durch die Versammlung und maß erst die Männer auf der Gallerie, dann die in dem mittleren Gange, als suchte sie begierig und emsig nach jemand. Eine innere Stimme flüsterte Wetz zu, daß sie ihn suche und er machte eine kleine Wendung um den Schaft der Säule herum — ihre Blicke begegneten sich — eine Art Freude glänzte aus ihrem Auge, das eine Weile mit fragendem bedeutsamem Blicke auf ihm haftete und dann sich schüchtern und verschämt wieder senkte, um während des ganzen Gottesdienstes nicht mehr zu ihm aufzublicken. Wetz sah jedoch, daß sie der Predigt des Geistlichen nicht mit ungetheilter Aufmerksamkeit folgte; ihre Hände blieben gefaltet auf ihrem Schooße liegen, ihre Lippen bewegten sich manchmal leise wie im Gebet, und aus ihren Augen thaute ab und zu eine stille Thräne hernieder — es war, als ob ein innerer oder äußerer Anlaß sie tief bewege, und als ob sie sich deßhalb in brünstigem Gebet an den Lenker aller Geschicke werfe.

Wetz vermochte ebenfalls nicht mit voller Aufmerksamkeit der Predigt zu folgen, sondern beobachtete Lucie verstohlen. Was mochte sie so tief bewegen, sie, die doch sonst so ruhig und ergebungsvoll war? Das Wiedersehen allein, dieß fühlte er wohl, konnte nicht einen solch erschütternden Eindruck auf sie gemacht haben. Beinahe mit Ungeduld sah er dem Ende des Gottesdienstes entgegen, und als endlich die Versammlung auseinander ging und den Betsaal verließ, machte er sich an ihre Seite und begrüßte sie mit einigen herzlichen Worten. Sie schien noch allzu bewegt, um sprechen zu können. Erst als sie mit einander in's Freie traten, flüsterte sie ihm in englischer Sprache zu: „Folgen Sie mir nicht! Ich werde meinen Vater besuchen — erwarten Sie mich dort, aber ohne Aufsehen."

Betroffen schaute Wetz die Gouvernante an, allein ihr Blick war so fieberisch, so voll inniger eindringlicher Bitte, ihre Wange glühte so dunkel auf unter dem Bewußtseyn der Unweiblichkeit, die in dieser Bitte lag, daß er mechanisch gehorchte, und sich auf der Vortreppe grüßend von ihr verabschiedete, ohne sich weiter nach ihr umzusehen.

Das Häuschen, worin der Hauptmann Helmold wohnte, lag am Ende des Dörfchens. Die Hinterthüre mündete in einen kleinen Baumgarten, welchen eine lebende Hecke vom freien Felde trennte. Wetz schlug eine andere Richtung ein, um das Dorf zu verlassen, eilte dann durch das Feld in einem großen Bogen nach jener Hecke hin, und gelangte in das Haus ohne Aufsehen erregt zu haben.

Der Hauptmann, welcher soeben sein Morgenpfeifchen rauchte und seine Singvögel fütterte, war überrascht von dem frühen und unerwarteten Besuch; aber kaum hatte er die ersten Begrüßungen und Erkundigungen mit dem Gaste ausgetauscht, so trat Lucie von der Straße her in das niedrige Häuschen, umarmte den Vater, reichte dem Gast die Hand und warf sich dann erschöpft und bebend in einen Stuhl.

„Was ist Dir, mein Kind?" fragte Helmold erschrocken.

— „Nichts, gar nichts, lieber Papa!" stammelte sie abwehrend. „Laß mich, Väterchen .... es wird mir sogleich wieder besser werden — nur Ruhe, Ruhe, und ein Glas frischen Wassers! Ich kann nicht lange bleiben!"

Helmold eilte mit der Wasserflasche an den Brunnen hinaus, und Wetz ergriff theilnehmend Luciens Hand und fragte: „Was für ein Unfall ist Ihnen zugestoßen, mein Fräulein? Hat sich irgend ein Unglück ereignet?"

„Ein Unglück? Und das fragen Sie?" gab sie zur Antwort. „Und Sie können so ruhig seyn?"

— „Ich bin nicht ruhig, weil ich Sie so aufgeregt sehe!"

„Oh, es handelt sich ja nicht um mich, sondern um Sie, Herr Wetz! Ihnen droht Gefahr. Ein Auftritt, dem ich vor anderthalb Stunden auf dem Schlosse anwohnte, scheucht mir alle Ruhe aus der Seele. Fliehen Sie, — man will Sie verhaften!"

— „Mich? unmöglich!" versetzte er ruhig und mit ungläubigem Lächeln. „Ich bin mir keiner Handlung bewußt, welche einen solchen Schritt gegen mich rechtfertigte. Was für ein Auftritt war es denn, von dem Sie soeben sprachen?"

„Die gnädige Frau hat heute früh einen Brief erhalten von ihrem Stiefsohn Reinhold Wegener, worin ihr derselbe seine bevorstehende Ankunft anzeigt und sie auffordert, ihm Vorschläge zu einer gütlichen Abfindung wegen des Erbes zu machen, um welches er verkürzt worden seye — ich kenne den Wortlaut natürlich nicht, aber Ida, die ihn der gnädigen Frau vorgelesen, sagte ungefähr so. Frau v. Moritz erschrack darüber so sehr, daß sie Krämpfe bekam. Wir Alle liefen zusammen — selbst Herr v. Moritz! Er schäumte vor Wuth — ob über den Inhalt des Briefes, oder über seine Wirkung, weiß ich natürlich nicht. 'Das hat Wetz wieder angerichtet!' rief er; 'es ist sein Werk, seine Handschrift, wenn auch verstellt! Jetzt hab' ich ihn — ein Drohbrief, ein Erpressungsversuch! jetzt werd' ich ihn einstecken lassen; er muß bestraft werden — exemplarisch — und dann mit dem Schub über die Grenze! Ich lasse es mir ein großes Stück Geld kosten, damit er ausgestäupt werde!' Und so fuhr er fort in einer Wuth und Aufregung, wie ich ihn noch selten gesehen habe, und die der gnädigen Frau besser zu bekommen schien, als alle Hausmittel, die wir anwandten, denn sie bat und beschwor ihren Gemahl, er solle Allem aufbieten, um Sie, Herr Wetz, dieses — Briefes zu überführen!"

— „Und dieß ist Alles?" fragte Wetz gelassen.

Lucie bejahte, und Helmold, welcher den größten Theil mit angehört hatte, fragte betroffen: „Ei, ist denn dieß etwa noch nicht genug? Zweifeln Sie denn, daß der Kommerzienrath Ihre Verhaftung durchsetzt?"

„Allerdings — denn selbst wenn es bewiesen wäre (was jedoch nie zu beweisen seyn wird), daß ich einen pseudonymen Brief geschrieben habe, ist er außer Standes, mich verhaften zu lassen. Ich stehe unter dem Schutz der Gesetze, und kann ohne eine Verfügung des Gerichts nicht eine Stunde in Haft behalten werden, denn ich bin ein britischer Unterthan."

— „Mag seyn, aber es ist ein gefährlicher, ungleicher Kampf

mit diesem mächtigen und reichen Mann. Fliehen Sie! weichen Sie den Ränken und Kabalen aus!" rief Lucie voll Seelenangst. „Denken Sie sich, der Kommerzienrath sandte nach Stägemann, nach dem Bürgermeister, nach dem Bezirksrichter!"

„Mir unbeschadet," versetzte Wetz ruhig. „Ich werde bleiben, sicher in meinem Bewußtseyn, nichts Unrechtes begangen zu haben, und im Vertrauen auf mein gutes Recht, eingedenk der Pflichten, die ich gegen Frau v. Bernstett übernommen habe. Wollen Sie wirklich bei reiflicher Ueberlegung mir im Ernste noch rathen, mein Fräulein, daß ich einem Anschein von Gefahr ausweiche, um durch meine Flucht allen nur erdenklichen Ränken gegen mich Raum zu geben?"

— „Nein, gewiß nicht — daran habe ich nicht gedacht," stammelte Lucie. „Meine Unruhe um Sie — die Gefahr, in welcher ich Sie wähnte — die Besorgniß um Ihre Zukunft, seit ich weiß, daß der Oberhof verkauft werden soll — und nachdem mir Papa noch heute früh geschrieben, daß Sie gestern so verstört und betreten gewesen seyen über all' diese Ereignisse, die so unerwartet kamen ...."

„Kind, mußtest Du ihm denn dieß sagen? ...." fiel ihr Helmold tadelnd in's Wort.

— „Lassen Sie das Fräulein gewähren, lieber Hauptmann!" bat Wetz lächelnd. „Ich beklage zwar innig, mein Fräulein, daß alle diese Ereignisse Ihnen so viel Sorge verursacht haben, allein es beglückt mich zugleich der Gedanke, daß Sie mir so viel Theilnahme zollen, unendlich, denn es beweist mir, daß Sie nicht gleichgültig gegen mich sind!" setzte er mit einem warmen Händedruck hinzu und wollte ihre zitternde Hand an seine Lippen ziehen. Erglühend entzog sie ihm dieselbe, und sagte gefaßter und gemessener:

„Nicht gleichgültig? Welch ein kaltes Wort für ein Gefühl der Hochachtung und Dankbarkeit, wie ich es Ihnen schulde! Fürwahr, Herr Wetz, Sie beurtheilen mich vielleicht nicht richtig — Sie erinnern mich an das Unpassende und Unweibliche meiner Handlungsweise, zu der mich nur die aufrichtigste Theilnahme hinriß. Aber sey es darum; lieber will ich gegen Takt und Etikette, als gegen die Pflicht der Dankbarkeit gefehlt haben!"

Wetz sah, daß er zu weit gegangen seye, daß er Luciens Selbstgefühl wachgerufen habe. Er hatte vage Hoffnungen auf die Fortsetzung dieses Gespräches gesetzt, hatte vor Begierde gebrannt, dem theuren Mädchen angesichts des Hauptmanns zu gestehen, daß Luciens Besitz das Ziel aller seiner Wünsche seye, und jetzt — fand er den Anlaß hiezu ferner gerückt, als jemals. — „Wir wollen uns nicht mißverstehen, mein Fräulein!" sagte er beinahe wehmüthig; „glauben Sie mir, Ihre Besorgnisse um mich und die Art und Weise wie Sie sich äußerten, haben mich Ihnen zum innigsten Danke verpflichtet, und selbst wenn ich durch Länder und Meere von Ihnen getrennt werden würde, so schwöre ich Ihnen, daß nie auch nur ein Schatten von Zweifel in Ihre Weiblichkeit und Würde in mir aufsteigen wird, weil Sie mich warnen wollten!"

„Länder und Meere?" fragte Helmold. „Gedenken Sie denn wirklich wieder nach Canada zurückzukehren?"

Wetz schaute heimlich zu Lucien hinüber, deren Blick erwartungsvoll an seinem Munde hing. „Vielleicht," sagte er; „ich kam nach Deutschland, um mir hier einen eigenen Herd zu gründen, mir eine Lebensgefährtin zu suchen, an deren Seite ich in bescheidener Zurückgezogenheit stille und arbeitsam leben wollte. Ich dachte es mir so schön und innerlich lohnend, für ein Wesen zu arbeiten, das man liebt, — es aus den Früchten meines Fleißes mit jenen kleinen Genüssen zu umgeben, welche das Leben schmücken und versüßen — aber ich fürchte, ich habe mein bescheidenes Ideal noch nicht gefunden," setzte er wehmüthig hinzu. „Und soll ich denn allein stehen für den Rest meines Lebens, so sey es lieber die mannhafte Einsamkeit in jenen wilden Wäldern, als die Einsamkeit des Proletariers inmitten der civilisirten Welt."

„Bah, Freundchen! lassen Sie den Muth nicht sinken!" sagte Helmold theilnehmend; „ein Mann von Ihrer Tüchtigkeit findet bald wieder seinen Wirkungskreis auch bei uns! Wenn Sie durch den Verkauf des Oberhofs Ihre Stelle einbüßen, so werden Sie sicher bald von Anderen aufgesucht werden, denen Ihre Kenntnisse von Werth sind!"

— „Nein, ich will nicht mehr dienen — ich tauge dazu nicht mehr ganz," sagte Wetz. „Ich will ein Gütchen kaufen oder pachten und als freier Mann meine eigene Hufe bebauen, oder einen Kramladen halten — lieber eine bescheidene Unabhängigkeit, als ein goldenes Halsband. Aber zum eigenen Herd gehört die eigene Hausfrau, die sich bei geringen Ansprüchen an das Leben gleich mir nicht schämt, das frugale Daseyn in der Freiheit den üppigen Genüssen der Dienstbarkeit vorzuziehen ...."

Lucie stand auf und schickte sich zum Gehen an. Ihr Herz war so voll, daß es zu bersten drohte, und doch wirbelte ihr der Kopf und versagte ihr die Zunge den Dienst. Das Gespräch hatte schon wieder eine Wendung genommen, die sie fesselte, die abwechselnd Furcht und Freude, Hoffnung und Bangen in ihr wach riefen — Worte zuckten auf ihren Lippen, die die Zunge nicht auszusprechen wagte — lockende Bilder gaukelten vor dem Auge ihrer Seele.

„Du willst schon gehen, liebes Kind?" fragte der Hauptmann.

— „Ich muß, Papa; ich hatte nur Urlaub zum Gottesdienst ...." stammelte sie, und umarmte ihn mit einem leisen Seufzer. — „Adieu, Herr Wetz! Gott segne Sie!" Ein leiser Händedruck und sie war aus der Thüre, und eilte auf dem kürzesten Weg aus dem Dorfe. Als sie im Freien war und niemand in der Nähe, brach sie in ein stilles, heftiges Weinen aus, über welches sie jedoch — hätte irgend jemand sie gefragt — weder sich noch Anderen Rechenschaft zu geben gewagt haben würde.

Helmold hatte seiner Tochter schweigend nachgeblickt und seine hohe Stirne umwölkte sich. „Ja, die Dienstbarkeit!" murmelte er; „da geht sie nun, das arme Kind, dem selbst der sonntägliche Besuch bei dem Vater verkümmert wird! Na, ich darf freilich nicht darüber klagen, denn ich bin ein elender, gewissenloser Mensch; aber wie hart ist es für mein Kind, meine arme, theure, treffliche Lucie?! Sie leidet unschuldig, sie büßt meine namenlose Schuld. O mein Freund!" wandte er sich an Wetz und erfaßte dessen Hand, „haben Sie eine Vorstellung davon, wie tief es mir in die Seele schneidet, wenn ich sie so sehen muß, wie eben jetzt, gedrückt und gebeugt von dem Schmerz, nicht einmal um ihren Vater seyn zu dürfen? Sahen Sie vorhin, wie es ihr beinahe das Herz abdrückte, daß sie schon wieder gehen mußte, wo sie um Ihret- und um meinetwillen so gern

noch länger geblieben wäre? — Aber es soll anders werden!" fuhr er mit aufquellender Energie des Willens fort. „Noch heute schreibe ich an den König und bitte um eine Civilversorgung. Sey sie noch so klein, wenn sie nur hinreicht zum eigenen Herde, wenn nur wenigstens mein Kind nicht mehr für mich arbeiten muß — wenn ich sie nur wieder um mich habe! .... Was halten Sie von diesem Entschluß?"

„Ich billige ihn vollkommen und wünsche ihm den besten Erfolg, Herr Hauptmann," versetzte Wetz; „aber mich dünkt, es gebe noch ein andres Mittel, Euch beide wieder zusammenzubringen! Wenn z. B. Fräulein Lucie einen braven Mann heirathete, der Sie zu sich nähme ...."

„Halten Sie ein!" fiel ihm Helmold leidenschaftlich in's Wort. „Heirathen? wer heirathet heutzutage ein Mädchen ohne Vermögen, und namentlich ein Mädchen wie meine Lucie? Ein armer Beamter, der am Hungertuche nagt und sie nimmt, weil sie Privatunterricht geben kann! Oder ein alter Kerl, der sein Einkommen mit ihr theilt, um sich eine Pflegerin zu erkaufen, und sie durch seine Leiden, Launen und Wunderlichkeiten halb zu Tode zu ärgern? Nein, Lucie will nicht heirathen, wenn ihr Herz nicht spricht, und vor Allem, wenn sie keine standesgemäße Versorgung findet. Sie theilt hierin ganz meine Ansicht, und ich bin dessen froh. Ich werde nie zugeben, daß sie sich unter ihrem Stande verheirathet, und sie ist klug und umsichtig genug, um zu begreifen, daß ich es hierin gut mit ihr meine."

Wetz schwieg hiezu; ihm war, als göße man kaltes Wasser über sein Herz, und er verabschiedete sich von dem alten Offizier. — „Henne hat Recht," murmelte er unterwegs; „die ganze Welt ist ein Narrenhaus. Der Bettelstolz des alten Hauptmanns, — Luciens berechnende Kälte und gemessene Ruhe — meiner Treu, ich bin sehr enttäuscht und wieder einmal um eine schöne Hoffnung ärmer geworden!"

Als er gedankenvoll auf den Oberhof zurückkehrte, fand er hier den Bürgermeister von Hagenreut und den Bezirksrichter von B., die ihn erwarteten. Seine Ahnung, daß sie wegen des Briefes von Reinhold Wegener an Frau v. Moritz gekommen seyen, trog Wetz nicht.

„Wir kommen privatim, Herr Rentmeister," sagte der Richter höflich, nachdem er Wetz mit der Veranlassung seines Besuchs bekannt gemacht hatte. „Ich finde keinen Grund zu einer gerichtlichen Einschreitung, selbst wenn Herr von Moritz erwiesen hätte, daß Sie der Schreiber dieses pseudonymen Briefes seyen. Ich sehe keinen Drohbrief, keinen Versuch einer Erpressung darin, wie Herr v. Moritz, und habe den Bürgermeister hier verwarnt, zu keinen polizeilichen Schritten gegen Sie die Hand zu bieten. Aber wissen möchte ich, was Sie von dem Briefe halten?" Damit übergab er ihm denselben, und Wetz musterte ihn aufmerksam. „Sie sehen, er trägt weder Datum, noch Ort, noch Postzeichen; er fand sich in der Brieflade am Parkthore, und der Postbote leugnet, ihn dort hinein gethan zu haben. Sicher ist er also durch jemand aus der Gegend dort hinein geworfen worfen."

— „Ohne Zweifel," erwiderte Wetz. „Was mich anbelangt, so neige ich mich zu der Ansicht, daß der Brief echt ist, d. h. von Herrn Reinhold Wegener herrührt; daß es sich hier nicht um eine Mystifikation handelt, sondern um die ernste Absicht, der Frau v. Moritz Thatsachen in's Gedächtniß zurückzurufen, welche sich zu Leibzeiten des Kommerzienraths Wegener ereignet haben mögen, und daß das Schreiben darauf berechnet ist, auf das Gewissen jener Dame zu wirken, — mit welchem Erfolge, das muß allerdings erst die Zukunft lehren."

„Und was sagen Sie ferner zu der Anschuldigung, welche Hr. v. Moritz gegen Sie erhebt, entweder der Schreiber oder der Beförderer dieses Briefes zu seyn?" fragte der Richter mit besonderem Ernste und forschendem Blick.

— „Ich nenne es eine leichtfertige Anschuldigung, die schwer zu erweisen seyn dürfte," erwiderte Wetz mit ruhiger Fassung. „Ich schreibe nie anonyme oder pseudonyme Briefe. Ich bin Herrn v. Moritz ein Dorn im Auge und überall im Wege — ich weiß zu viel von ihm und seinen Verhältnissen; ich stehe im Dienste und auf der Seite seiner Gegner; ich habe den Auftrag, seine Geschäftsführung zu prüfen und Dinge aufzuklären, die das Licht scheuen, dem er sie für immer zu entziehen gewähnt hat. Ich habe den Oberhof zu veräußern, den er vor jedem Andern zu erkaufen beabsichtigt. Er wird daher keine Ränke und Listen scheuen, um mich von hier wegzubeißen und meinen guten Ruf zu untergraben; aber er wird mich auf jedem Punkte, wo er mich angreift, zum thatkräftigsten Widerstand gerüstet finden, unerschrocken, unbestechlich, und kalt gegen jede Einschüchterung. Die Krisis, die ihm droht, und deren Urheberschaft er mir beimißt, rechtfertigt einigermaßen seine Anstrengungen, um mir zu schaden, aber sie werden ihm dennoch nichts mehr frommen, seyen nun seine Angriffe offen oder versteckt."

Der Richter schien etwas betroffen von der Ruhe und Zuversicht, welche Wetz an den Tag legte, und seine Ansicht von der ganzen Sache schien etwas modifizirt zu seyn. „Mein Auftrag an Sie von Herrn v. Moritz," sagte er, „ging, nachdem ich mich für incompetent erklärt hatte, gerichtlich gegen Sie einzuschreiten, eigentlich dahin, Sie wegen Ihrer eventuellen Beziehungen zu dem abwesenden Reinhold Wegener zu katechisiren. Allein dieß widerstrebt meinem persönlichen Gefühl und meiner Amtswürde. Ich sehe, daß Sie eine Animosität gegen Herrn v. Moritz hegen, daß Sie dazu von Motiven geleitet werden, die nicht ohne eine gewisse thatsächliche Begründung seyn mögen, nach deren näherer Bekanntschaft mich jedoch nicht gelüstet. Ich sehe, daß Herr v. Moritz diese Empfindungen vollkommen theilt, und habe daher keine Lust, mich in eine Privatfehde zu mischen. Aber in meinem amtlichen Charakter muß ich Sie vor Schritten verwarnen, welche den Frieden einer Familie und die öffentliche Ruhe stören könnten, und muß Ihnen ernstlich vor jedem Versuch einer Selbsthülfe abrathen."

„Ich danke Ihnen für diese freundlichen Winke, und glaube derselben nicht unwerth zu seyn," sagte Wetz mit kalter Ruhe und Höflichkeit, „obschon ich mir nicht bewußt bin, sie verdient zu haben. Herr v. Moritz hat mir Unrecht gethan, und haßt mich bitter, wie derjenige stets am bittersten haßt, der vor dem Andern erröthen muß. Er kennt keine Achillesferse an mir, und darum sucht er eine solche; ich aber werde ihm auch fürder beweisen, daß ich nichts unternehmen werde, dessen ich mich je zu schämen hätte, und daß ich einen offenen Kampf mit ihm nicht scheue."

Der Richter und der Bürgermeister mochten ein anderes

Ergebniß erwartet haben und endigten nun eine Unterredung, die überhaupt keines versprach.

„Auch dieser Einschüchterungsversuch ist vergebens," murmelte Wetz, als er sie bis zur Thüre begleitet hatte. „Alter Intriguant dort drüben," setzte er hinzu und drohte mit der Faust nach dem Schlosse Schrotheim hinüber, dessen Thürmchen über die Bäume des Parks hinüberschauten; „Du machst mich durch Deine dummen Streiche immer kühner und zuversichtlicher. — Sepp!" sagte er zu diesem, der eben den Tisch deckte, „hier ist ein Brief, den Du nach Tisch nach Buchenau hinüber zu Löw Aaron trägst, und Du sagst ihm mündlich, ich erwarte ihn noch heute um die Abenddämmerung. Aber nimm Dich wohl in Acht, daß niemand etwas von Deinem Auftrag erfährt oder merkt!"

— „Sehr wohl, Herr Verwalter!" sagte Sepp. „Und diese beiden da, die vorhin hier waren? sind sie wirklich in Güte wieder weggegangen?"

„Allerdings — hattest Du Furcht vor ihnen?"

— „Ich? für mich nicht, meiner Treu, denn es ist mir nichts bekannt, daß ich etwas gefrevelt hätte, und zudem, unser Einer lügt und leugnet sich hinaus. Aber ...."

„Aber ich, meinst Du? bei mir seye es ein Anderes, wie?"

— „Na freilich — aber ich hätte dießmal für Sie gelogen! Wenn Sie verhaftet worden wären, ich hätte die beiden Butze in den Keller gesperrt und geknebelt, und Sie außer Landes gebracht ...."

„Pfui doch, Bursche! Lüge und Gewaltthat? das paßt sich nicht für den Diener eines ehrlichen Mannes," sagte Wetz tadelnd, aber sein Blick blieb doch freundlich und zeigte dem Burschen, daß der Herr ihm wenigstens seine treue Anhänglichkeit dankte. —

Es war Nachmittag geworden; Wetz saß ganz allein im Herrenhause und schrieb Briefe. Da tönte auf einmal die Glocke an der Hausthüre kaum hörbar, doch laut genug, um von Drako gehört zu werden, der auf dem Hausflur lag und nun einen Höllenlärm anhub. Wetz sprang erschrocken auf und blickte zur Seite nach dem Spiegel vor dem Fenster; da sah er draußen auf der Vortreppe unter den Säulen des Balkons einen Mann stehen, der sich scheu und ängstlich umblickte und vor dem Hundegebell Angst zu haben schien.

„Wäre es möglich?" rief Wetz höchlich erstaunt; „träume ich oder ist er es wirklich?" und zögernd ging er hinaus, beruhigte den Hund und öffnete die Thüre. „Sie hier, Herr Stägemann?" fragte er; „darf ich meinen Augen trauen?"

— „Trauen Sie immerhin, mein Werthester!" sagte der Buchhalter grinsend und doch mit schlotternden Gliedern und in sichtlicher Betretenheit; „ich bin wegen eines Geschäfts an Sie gewiesen worden, und habe Sie unter vier Augen zu sprechen."

— „Treten Sie ein!" versetzte Wetz, der von seiner Verwunderung noch nicht zurückkam.

18. Der Verrath.

„Was verschafft mir das Vergnügen, Herr Stägemann?" fragte Wetz sehr ernst, nachdem das hagere Männlein auf dem Sopha Platz genommen, die Handschuhe langsam von den bebenden Händen abgenommen und die braune Perrücke zurecht geschoben hatte, um seine Verlegenheit zu verbergen. „Sie kommen von Herrn v. Moritz?"

— „Mit nichten, — nicht von ihm, noch in seinem Auftrage, aber seinethalben allerdings," erwiderte Stägemann mit scheuem, lauerndem Blicke. „Lesen Sie diese Zeilen hier als meine Legitimation, wenn mein Besuch Sie befrembet," fuhr er fort und reichte ihm einen Brief, in dessen Schriftzügen Wetz diejenigen des Procurator Bischoff erkannte.

„Wie? Sie also sind derjenige, welcher sich zur Denunciation gegen Moritz erbot?" rief Wetz mit wachsendem Staunen.

— „Nicht Denunciation, wenn ich bitten darf — zur Steuer der Wahrheit will ich reden und um ein Unrecht zu verhüten, das den Kindern meines Brodherrn angethan werden sollte!" sagte Stägemann.

„Gegen Erlegung von zehntausend Thalern? Ihr Gewissen läßt Sie wenigstens Ihren Vortheil nicht vergessen!"

— „Natürlich — finden Sie dieß sonderbar, Herr Rentmeister, so mag es der Unterschied in unserem beiderseitigen Lebensalter bedingen," versetzte Stägemann mit großer Gelassenheit und ohne sich um den Hohn des Andern zu bekümmern. „Zeuge ich gegen Herrn v. Moritz, so wird er mich aus dem Dienste jagen, falls er den Prozeß gewinnt, und ich verliere dann meine Pension von fünfhundert Thalern, auf welche ich vertragsmäßig Anspruch habe. Gewinnen die Anderen den Prozeß, so ist noch zweifelhaft, ob sie meiner Dienste bedürfen werden oder in den Vertrag mit mir eintreten wollen — ich wähle daher den einfachsten Weg, meine Zukunft zu sichern."

„Jenun, es ist einiges Wahre an Ihrer Anschauung," sagte Wetz, „und über Ihre übrigen Motive wollen wir nicht streiten."

— „Ich bitte übrigens, bemerken zu wollen," sagte Stägemann, „daß der pekuniäre Punkt allein mich noch nicht bestimmt, gegen meinen seitherigen Brodherrn aufzutreten, sondern daß ich noch einer Pflicht des Gewissens folge!"

„Ah, das freut mich doppelt von Ihnen, Herr Stägemann, denn ich gestehe Ihnen offen, nach den Schilderungen, welche man mir hier von Ihnen gemacht hat, war ich versucht zu glauben, jenes Organ, Ihr Gewissen, seye längst bei Ihnen taubstumm geworden. Oh, bitte sehr, ärgern Sie sich nicht, sondern hören Sie mich geduldig an, denn einigen Grund zu persönlichem Mißtrauen haben Sie mir immerhin gegeben, — abgesehen davon, daß meines Bedünkens Ihr Gewissen sehr spät erwacht und der Preis, welchen Sie auf Ihre Mittheilung setzten, nicht gering ist, sondern vielmehr so namhaft, daß es sich frägt, ob es der Mühe verlohnt, so viel an eine Sache zu rücken, die beinahe schon gewonnen ist!"

— „Glauben Sie?" fragte Stägemann mit verhaltenem Zorn und seine kleinen, kalten, grauen Augen funkelten boshaft. „Mich dünkt, gerade hierüber seye noch gar nichts bewiesen!"

„Doch, doch, mein Bester!" versetzte Wetz ruhig; „bewiesen ist wenigstens die Thatsache des geschehenen Betrugs, bewiesen durch Ihren anonymen Brief und Ihren gegenwärtigen Besuch. Wir könnten Sie jetzt getrost den Gerichten denunciren und auf einen Eid treiben, und ohne Ihnen einen Heller für Ihre Nachweisungen zu vergüten, Sie als Mitschuldigen des Herrn v. Moritz verhaften und zu einem Geständniß zwingen lassen!"

Stägemann erbebte sichtlich, biß sich auf die Lippen und

schielte lauernd und argwöhnisch zu Wetz herüber, der ihm ruhig gegenüber saß, und — die Hände in den Hosentaschen und seine Cigarre rauchend, ihn betrachtete wie die Katze, die mit der Maus spielt. „Sie wollten also wirklich mein Geheimniß nicht abkaufen, Herr Wetz?" fragte Stägemann lauernd.

„Wenn Ihre Frage mir speziell und persönlich gilt, so kann ich sie getrost verneinen, mein Bester," entgegnete Wetz. „Beachten Sie gefälligst vor Allem, daß ich nicht in eigener Sache mit Ihnen verkehre, sondern im Auftrag des Herrn Procurator Bischoff. Hätte ich eine Stimme dabei, so würde ich — abgesehen von meinem Grundsatze, niemals derartige Mittheilungen zu erkaufen — diese auch nicht mehr für so werthvoll halten, denn die Sachen der Familie v. Moritz müssen sehr schlecht stehen, da Sie selbst jene Partei aufgeben. So viel von meiner Privatansicht, Herr Stägemann, und nun zu unserm Geschäfte, welches ich nur im Auftrag des Procurators vollziehen werde. Kommen wir also zur Sache, aber wenn ich bitten darf, ohne alle Ansprüche auf Anerkennung Ihrer Tugend und Gewissenhaftigkeit von meiner Seite . . . ."

— „In der That, mein Herr," sagte Stägemann und seine Stimme bebte vor Wuth und Haß, „die Sprache, welche Sie gegen mich führen, ist von der Art, daß ich vorziehe, dieses Geschäft nicht mehr zu machen!" Damit wollte er aufstehen.

„Bleiben Sie sitzen, alter Herr, denn es ist zu spät zum Rückzuge!" gab Wetz kalt und beinahe drohend zur Antwort. „Ueberwinden Sie die Aufwallungen, welche meine bitteren Wahrheiten in Ihnen hervorgerufen haben, und hören Sie mich gelassen an. Ich bin kein Knabe mehr, mein Bester, und welterfahren genug, um in Geschäften wie unser vorliegendes auf meiner Hut zu seyn. Zwar sehe ich draußen auf der Vortreppe Ihren Neffen Blender und einen andern jungen Mann gleichsam als Ihre Sauvegarde, hätte aber keinen Grund, dieselben zu fürchten, vielmehr die schönste Gelegenheit, Sie dadurch zu überführen. Setzen wir den Fall, ich hätte ebenso gut als Procurator Bischoff vorausgesehen, oder vermuthet, wer allein der anonyme Briefschreiber seyn könne, welcher sich zur Zeugschaft gegen Herrn v. Moritz erbot; nehmen wir an, sowohl Herr Bischoff als ich hätten daraus den Schluß gezogen, solch' ein vorsichtiger Mann, wie Herr Stägemann, werde seine Karten so gemischt haben, daß die Beischaffung der Beweismittel nur von ihm abhänge, wir aber hätten diese Beweismittel an uns bringen wollen, ohne die verlangte Summe dafür zu bezahlen, — was würden wir alsdann Ihres Bedünkens angeordnet haben? . . . ."

Stägemann starrte blinzelnd und mit bleichen, bebenden Lippen den Sprecher an und hatte keine Antwort.

„Wie nun?" fuhr Wetz fort, „wie nun, wenn in diesem Nebenzimmer, nur durch die angelehnte Thüre von uns getrennt ein Anwalt, eine Gerichtsperson und zwei klassische Zeugen säßen, welche die vorauszusehende gegenwärtige Verhandlung Wort für Wort mit anhören? Wie nun, wenn wir in der Voraussicht, daß Sie eine Sauvegarde bei sich haben, um im Falle eines Mißbrauchs Ihrer Mittheilungen die rasche Zerstörung der betreffenden Beweismittel, die Sie an irgend einem sichern Orte versteckt haben, zu bewerkstelligen — wenn wir, sage ich, in dieser Voraussicht einige Gendarmen in einen Hinterhalt gelegt hätten, um Ihre Helfershelfer abzufangen und der Zerstörung jener Beweismittel vorzubeugen? Was würden Sie, frage ich, in einem solchen Falle noch thun können, um sich selber zu retten? Wären Sie nicht ganz hülflos in unserer Macht?"

— „Herr, Sie sind ein eingefleischter Teufel oder doch mit dem Bösen selbst im Bunde!" stammelte Stägemann und stierte ängstlich nach der angelehnten Thüre des Nebenzimmers. „Sollten Sie das Alles wirklich vorausgesehen und gethan haben? Nein fürwahr, Sie werden doch nicht . . . ."

„Wir haben gethan und gehandelt, wie wir es für angemessen fanden, um Sie ganz in unsere Gewalt zu bekommen, Herr Stägemann," sagte Wetz kurz. „Sie sind fortan gezwungen, zu uns zu halten, und wir fordern rückhaltlose Offenheit und unbedingten Gehorsam von Ihnen, wenn Sie die Wahl haben sollen zwischen der verlangten Summe oder der Schmach einer Verhaftung und eines Processes. Die Wegener'schen Kinder sind gottlob noch in der Lage, diese Summe entbehren zu können, wenn es gilt, dem Usurpator ihrer Rechte und ihres Erbes den Raub aus den schmutzigen Händen zu reißen. Ja sie wollen sogar noch weiter gehen und für den Fall, daß Herr v. Moritz gezwungen werden könnte, die Geschäftsführung niederzulegen, und für sich und seine Frau den Antheil der Wittwe des Herrn Wegener zu verkaufen nach seinem wahren vollen Werthe, — für diesen Fall, sage ich, wollen die Wegener'schen Kinder Ihnen noch eine lebenswierige Leibrente bezahlen."

Stägemann athmete wieder auf, aber der kalte Schweiß stand ihm noch auf der Stirne. „Wirklich?" fragte er noch halb argwöhnisch. „Und wer verbürgt mir dieß?"

„Mein Wort, das hier so viel gilt, als dasjenige von Reinhold Wegener, falls er hier zuhörte!"

— „Reinhold? — Ist er hier? Ach ja, nun seh' ich ja klar — Sie sind's! Sie sind ja selbst Reinhold . . . ."

„Sind Sie verrückt, alter Herr? ich Reinhold? Sie sehen Gespenster!" rief Wetz barsch; „erholen Sie sich und kommen Sie dann zur Sache. Erst müssen wir hören, was Sie uns mitzutheilen haben, dann werden wir mit Ihnen unterhandeln. Allein ich sehe, Sie sind angegriffen — erlauben Sie mir, daß ich Ihnen ein Glas Wein anbiete!" Und ohne eine Antwort abzuwarten, ging Wetz auf den Flur hinaus.

Argwohn, Angst und Spannung bemächtigten sich des alten Buchhalters, als er allein war. Aengstlich und neugierig hafteten seine Blicke auf der angelehnten Thüre in das Nebenzimmer, wo er jene geheimen Zeugen der Unterredung vermuthete. Ein unbeschreibliches Verlangen überkam ihn, sich zu überzeugen, ob wirklich jemand in jenem Zimmer seye. Es war ja leicht, sich hievon zu überzeugen — der Fußboden war mit einem dichten Teppich belegt, bei leisem Auftreten konnte er an die Thüre kommen, ohne gehört zu werden. Vorsichtig stund er vom Sopha auf und wollte nach der Thüre hin, aber beim ersten Schritt prallte er erschrocken zurück, denn der große weiße Hund des Rentmeisters, an welchen er gar nicht mehr gedacht, weil derselbe ganz ruhig unter dem Stuhle seines Herrn gelegen hatte, sprang ihm mit drohendem Knurren vor die Füße, fletschte die Zähne und maß ihn mit funkelnden Augen. Halb ohnmächtig

sank er in den Sopha zurück, wo dann Drako drohend vor ihm stehen blieb.

In diesem Augenblick kam Wetz wieder und brachte eine Flasche Rheinwein und zwei Römer, die er vollgoß. Er ließ den argwöhnischen Stägemann wählen, und leerte dann sein eigenes Glas, um den Zögernden zu beruhigen.

Als Stägemann sich erholt hatte, begann er seine Mittheilungen. Herr v. Moritz hatte sich alsbald nach seiner Verheirathung mit der Wittwe Wegener nicht nur ein erdichtetes Kapital zugeschrieben, das er angeblich in das Geschäft gelegt haben wollte, sondern später auf ähnliche betrügerische Weise noch eine Hypothek über hunderttausend Gulden erschlichen, die auf den Namen eines angeblichen John Thomas Wilson ausgestellt und mit gewissen onerösen Bedingungen verknüpft war, und die jetzt in Herrn v. Moritz's Händen seyn sollte, welcher auch seitdem alljährlich die Zinsen und Tantième davon bezogen hatte. Außerdem war seit Jahren das Rohmaterial der Fabrik immer um zehn Procent theurer angesetzt worden, als effektiv dafür bezahlt worden war, und diesen Mehrertrag hatte Herr v. Moritz ebenfalls erhoben. Ueber alle diese widerrechtlichen Vortheile sollte ein Geheimbuch Auskunft geben können, welches früher von Albert Moritz geführt worden war und nun in der Verwahrung des alten Stägemann sich befand. Es war eine lange Liste von schlechten Streichen und Betrügereien, welche der Kommerzienrath sich seit Jahren erlaubt hatte. So z. B. hatte er die Grundstücke, welche zur Erweiterung der Fabrik und anderen Zwecken nöthig waren, durch Unterhändler für sich ankaufen lassen und diese sodann um fabelhaft hohe Preise zum Schein wieder von denselben für das Etablissement erstanden.

Wetz hörte nicht nur mit der größten Aufmerksamkeit zu und notirte sich zugleich das Wesentlichste dieser Mittheilungen, sondern er suchte auch noch durch Fragen aller Art diese Mittheilungen des alten Stägemann zu vervollständigen. Endlich war dieser gleichsam ausgepumpt, und Wetz überschaute eine Summe von Niederträchtigkeit und Betrug, deren Gestank zum Himmel aufschlug. „In der That, Herr Stägemann," sagte er, „Ihre Mittheilungen sind die verlangte Summe werth. Hier ist der bedungene Preis in einer Anweisung des Procurators auf die —sche Bank, genügt Ihnen dieß?"

„Allerdings," versetzte Stägemann, nachdem er das Papier genau untersucht hatte. „Das wird genügen, — wann Sie diese Tratte nämlich an mich girirt haben werden, denn sie ist nicht an mich endossirt, wie Sie bemerkt haben werden!"

— „Gewiß — wir handeln Zug um Zug: Sie lassen morgen das Geheimbuch wie durch Zufall in die Hände der Kommission gelangen, und in derselben Minute überweise ich Ihnen die Tratte. Ist es Ihnen so genehm?"

„Abgemacht!" sagte Stägemann. „Und nun erlauben Sie mir, daß ich auf die versprochene Leibrente zu sprechen komme! Wann und wie erhalte ich hierüber eine Garantie?"

— „Sogleich, wenn Sie wollen, d. h. nach Beantwortung einiger Fragen, die ich noch an Sie stellen werde, und über die Sie mir nach bestem Wissen und Gewissen Auskunft geben sollen."

„Und diese wären?" fragte Stägemann.

— „Wer erfand die niederträchtige Lüge, daß Reinhold Wegener an seinem Vater zum Dieb geworden seye?" fragte Wetz.

Stägemann erbebte unwillkürlich, zuckte dann die Achseln und sagte verlegen: „Den Urheber kenne ich nicht, aber die Verbreitung dieses Gerüchts ging von der Stiefmutter des jungen Herrn aus."

„Und hat der Kommerzienrath Wegener diese Verleumdung seines Sohnes gebilligt?" rief Wetz.

— „Nein," erwiderte Stägemann zögernd; „er erfuhr dieses Gerücht und widerlegte es vor dem ganzen Comptoirpersonal. Er bot Allem auf, den entwichenen Sohn wieder zur Heimkehr zu bewegen. Er verfolgte die Spur des Herrn Reinhold bis nach einer großen norddeutschen Handelsstadt, und erließ dort eine Aufforderung in Zeitungen, bot die Hülfe der Polizei auf, um seinen Sohn zu suchen, aber vergebens!"

„Aber wie kam es, daß keiner von Reinhold's Briefen mehr an seinen Vater gelangte?" fragte Wetz.

Stägemann zauderte und seine Verlegenheit stieg zusehends. „Ich weiß es nicht," sagte er ausweichend; „wenn ich nicht irre, hat zu Lebzeiten des Herrn Wegener ein Befehl der Frau Kommerzienräthin existirt, daß alle Briefe von Herrn Reinhold's Hand ihr ausgeliefert werden sollten, damit sie den über seinen Sohn so ungehaltenen Kommerzienrath auf die Zuschriften Reinhold's vorbereite."

Wetz's Augen sprühten Feuer. Stägemann wagte nicht offen aufzublicken. „Ich verstehe, was Sie damit eigentlich sagen wollten, indem Sie es nicht sagten," entgegnete Wetz düster. „Aber nun noch Eins: war zu der Zeit, als Herr Wegener jenes Testament machte, welches seinen Sohn Reinhold enterbte, Herr Moritz schon im Geschäfte, und stand er in irgend welcher näheren Beziehung zu Frau Henriette Wegener?"

Stägemann blickte unbehaglich auf, schaute einen Augenblick Wetz in's Gesicht und dann nach der angelehnten Thüre. „Diese Frage ist sehr verfänglich," versetzte er dann auf eine ungeduldig mahnende Geberde von Wetz. „Die Beantwortung ist sehr schwierig, je nachdem sie sich auf bloße Vermuthungen oder auf reine Thatsachen gründen soll."

„Durchaus nicht — aber erlauben Sie mir zuvor eine andere Frage: man sagte mir, daß Sie, Herr Stägemann, ehemals der Vertraute und das Factotum des Herrn Wegener gewesen seyen. Es wäre nun nach dessen Tode nichts natürlicher gewesen, als daß Sie die Wittwe desselben geheirathet hätten, um so mehr als Sie sich im Etablissement sozusagen unentbehrlich gemacht hatten. Wie kam es nun, daß ein landfremder Mensch Sie überflügeln und aus der Gunst des Herrn Wegener gleichsam verdrängen konnte?"

Diese Frage, so einfach und natürlich sie klang, war dennoch darauf berechnet, den wildesten Sturm in den Gefühlen des alten Mannes hervorzurufen, und sie verfehlte ihr Ziel nicht. Seine Stirne runzelte sich, seine kalten, stechenden, grauen Augen sprühten ein wildes Feuer; sein kurzer, stoßweiser Athem, seine bebenden Lippen und Nasenflügel verriethen eine tiefinnere Bewegung. „Sie haben Recht, Herr Wetz," polterte er nach einer Weile hastig heraus, „ich hatte das Vertrauen des seligen Herrn Wegener; ich besaß Anwartschaft auf die Dankbarkeit seiner Gattin für manche freundschaftlichen Dienste, die ich ihr geleistet hatte. Ich

will mich sogar nicht von dem Gedanken freisprechen, daß ich bei dem sichtlichen Hinsiechen des Herrn Wegener zuweilen es nicht für unmöglich hielt, daß ich nach seinem Tode Geschäftsführer, wo nicht gar der Gatte seiner Wittwe werden könnte. Da kam eines Tages Herr Moritz zum Besuche hieher, der zuvor unser Agent in Oesterreich gewesen war, und schöne Geschäfte gemacht hatte, und ward von dem seligen Herrn mit großer Auszeichnung behandelt; und kurz und gut — Herr Wegener engagirte ihn förmlich. Er blieb bei uns, übertrug seine Agentur einem Andern und servirte unter mir bis nach Herrn Wegener's Tode. Dieser hatte mich im Testament zum Geschäftsführer bestimmt und ich war es. Aber schon wenige Monate nach des Herrn Ableben hatte Herr Moritz einen solchen Stein bei der Wittwe im Brette, daß ich voraussah, er werde mir noch gefährlich werden, und ich täuschte mich nicht, denn kaum war das Trauerjahr um, so heirathete er die Frau Wittwe Wegener. Ich blieb zwar Geschäftsführer, und anfangs ließ er mich ruhig gewähren. Allmälig aber brachte er mich hinunter und ward meiner förmlich Herr."

„Aber warum blieben Sie in einer Stellung, die Ihnen so fatal seyn mußte?" fragte Wetz theilnehmend. „Bei Ihren Fähigkeiten konnten Sie doch um eine Anstellung nicht verlegen seyn?"

— „Hm, der Mensch ist ein seltsames Geschöpf," sagte Stägemann. „Ich hatte Herrn Moritz einige Male auf dem fahlen Rosse ertappt; ich haßte ihn beinahe, und vielleicht war es Haß, was mich an seiner Seite zurückhielt, vielleicht auch die Hoffnung, mich noch einmal an ihm rächen zu können, — vielleicht auch der Wunsch, ihn um solcher Streiche willen verachten zu dürfen und von mir abhängig zu wissen. Genug, ich blieb — wahrscheinlich auch weil ich nicht anderwärts sogleich wieder eine solch einträgliche und einflußreiche Stellung bekommen hätte."

„Und Sie waren Zeuge bei dem Testamente, welches der verstorbene Herr Wegener machte und wodurch er seinen Sohn Reinhold enterbte?"

— „Nein, ich nicht — aber bei einem früheren, worin er für Reinhold den vollen Kindstheil bestimmte, falls derselbe als ein wackerer, unbescholtener Mann heimkehrte und sein Oheim Schaufler ihn als würdig erkennen würde. Schaufler sollte Testamentsvollstrecker seyn."

„Ah! und um wie viele Jahre früher datirt die Ausstellung dieses Testaments vor dem andern, welches Reinhold enterbte?"

— „Etwa zwei Jahre. Das letztere Testament ward in aller Stille gemacht, als Herr Wegener an jener Krankheit darniederlag, von welcher er sich nie ganz erholte, denn kaum acht Tage nachdem er zum ersten Mal wieder in seinem Privatbureau auf der Fabrik — demselben Zimmer, worin Sie mit dem seligen Herrn Richard wohnten — gearbeitet hatte, erlag er einem Nervenschlage auf dem Weg von der Fabrik nach dem Schlosse, wo er kaum noch mit soviel Leben ankam, um seine Kinder zu segnen."

Wetz athmete so tief auf, daß man es beinahe für einen Seufzer hätte halten mögen, und schien gedankenvoll zu werden. „Nun genug!" sagte er; „wir haben nun hinreichenden Bescheid über Dinge, welche Reinhold Wegener zu wissen nöthig hat, um seine Maßregeln darnach zu nehmen ...."

„Reinhold? — lebt er wirklich noch? ist er schon hier oder kommt er? war der Brief an die gnädige Frau wirklich von ihm, und kein unterschobener?" fragte Stägemann hastig und aufgeregt.

— „Zweifelten Sie jemals, daß er noch lebe, und daß er sich jetzt als Erbe seines Bruders melden wird?"

„Schön! schön! natürlich wird er das!" stammelte Stägemann, den ebenfalls unbehagliche Gedanken zu überkommen schienen. „Aber meine Leibrente? Wollten Sie mir nicht einige Zeilen geben, vorausgesetzt, daß der Prokurator Ihre Zusagen für seine Mandanten anerkennt? vorausgesetzt, daß Sie mir dieß mit Ihrem Worte verbürgen wollen?"

— „Ich kann Ihnen hierüber eine bindende Zusage geben," sagte Wetz und schrieb einige Zeilen nieder. „Sind Sie damit zufrieden?" fragte er, als er Stägemann das Papier reichte.

Dieser schob die Brille zurück und las die Urkunde aufmerksam, die er in seinen bebenden Händen hielt. „Gut, gut! das genügt, — mit üblichem Vorbehalt der Anerkennung der Prästanten," sagte er. „Und nun noch eine Abrede! Kommen Sie morgen mit der Kommission — ich werde unwohl seyn! Verlangen Sie mir die Schlüssel zu dem Kassenschranke ab, wo die Bücher stehen, die Sie prüfen müssen. In der untern Schublade liegt das fragliche Geheimbuch, in grünem Saffianband mit rothem Schilde. Aber ausdrücklich noch wohlgemerkt: es darf kein Schein von Mitschuld auf mich fallen. Und Ihr Ehrenwort darauf, daß Sie mir gleich hernach die Tratte durch meinen Neffen Blender schicken!"

„Mein Wort darauf, und abgemacht!" sagte Wetz und reichte dem Alten mit Widerstreben die Hand, welcher nun hastig seinen Abschied nahm und sich so scheu entfernte, als ob er in einen Hinterhalt zu fallen befürchtete. Die Kniee wankten ihm sichtlich, als er dem Oberhof den Rücken wandte, und er lehnte sich ganz auf den Arm seines Neffen.

19. Der Abenteurer.

Ungefähr um dieselbe Zeit, wo dieß geschah, langte in einem Einspänner ein Fremder auf dem Schichthause an und verlangte von dem Wirthe nicht nur das beste Zimmer, sondern auch, daß derselbe den Fuhrmann bezahle, der ihn hergebracht hatte. Diese Zumuthung mochte dem Wirthe etwas stark erscheinen, denn er maß den Ankömmling verwundert. Er war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, groß und hager, aber derbknochig. Sein gebrä nntes Gesicht war blaß und mager, die Züge scharf markirt, die Augen eigenthümlich wild und vorragend, wie die eines Raubthiers, der Blick stechend, unstet, beweglich und lauernd. Seine Kleidung war schäbig-vornehm, von elegantem Schnitt, aber etwas abgetragen, und außer dem schwarzen Frack und leichten Ueberzieher, die er trug, außer dem glänzenden Seidenhut, der ihm hinten, weit hinten und schräg über dem Ohre saß, außer dem Regenschirm unter seinem Arme und dem klein winzigen Reisesäckchen, das er in der Hand hielt, schien er nicht eben mit Gepäck überbürdet oder mit Besitzthümern gesegnet zu seyn.

„Nun? verstehen Sie mich nicht, Mister Wirth?" rief er herrisch und mit rauher, heiserer Stimme; „ein gutes Zimmer, gewärmt und geheizt, ein Glas heißen Grog oder Glühwein für mich, eine Flasche Wein für den Kutscher da, dem Sie sein

Guthaben bezahlen wollen, bis Sie mir ein Goldstück oder eine Banknote gewechselt haben werden!"

— „Gleich, Herr! gleich!" sagte der Wirth; „es soll sogleich ein Zimmer geheizt werden — belieben der Herr einstweilen in die Gaststube zu treten?"

„Nein, ich werde auf meinem Zimmer bleiben, bis ich mich durchwärmt und gespeist habe, und dann einen Besuch auf Schloß Schrotheim machen. Ist dieß dort das Schloß, was über die kahlen Bäume herüberschaut?"

— „Zu dienen, Herr, das ist das Schloß!"

„Und Frau v. Moritz residirt gegenwärtig hier?" fragte der Fremde. „Ihr gilt mein Besuch. Eine Verwandte von mir — ganz entfernt jedoch. Allein trotzdem werde ich vielleicht auf dem Schlosse logiren müssen."

Diese Nachricht übte einen magischen Effekt auf den Wirth, und alle Angehörigen des Hauses sprangen nun um die Wette, den Verwandten der Frau v. Moritz zu bedienen.

„Wer ist er?" fragten die Herren im Casinozimmer des Schichthauses. „Ein Engländer oder Amerikaner jedenfalls! Schichtmeister, schickt 'mal das Fremdenbuch hinauf, wenn Ihr es nicht anders erfahren könnt!"

— „Mr. Francis Hoelk, Negociant, aus San Francisco, Calif.!" lasen sie in deutlichen, festen Zügen in dem Buche, als es wieder herunterkam. Die Ankunft eines ganz Fremden, welchen anscheinend keine Geschäfte hieher führten, war etwas ziemlich Ungewöhnliches in dieser Gegend und beschäftigte die Beamten der Fabrik daher ungemein; allein alles Rathen und Grübeln half nichts, denn aus dem Fremden vermochte der Schichtmeister Kuhn nichts herauszupumpen, als daß jener der gnädigen Frau in Schrotheim einen Besuch zugedacht habe, und Kuhn selber hatte, als er ihm die Mahlzeit servirte, nichts bemerkt, als daß dieser Mr. Hoelk für zwei Mann aß und für drei trank, dann auf die tüchtige Mahlzeit noch eine Tasse schwarzen Kaffee und ein Glas Rum setzte und sich sodann einen Jungen ausbat, der ihm den Weg nach dem Schlosse zeige.

Hier angekommen, ließ Herr Hoelk sich bei der Schloßherrin melden als ein Herr aus Amerika, welcher ihr mündliche Aufträge zu bestellen habe. Diese Meldung empfing Frau v. Moritz, als sie so eben mit ihrer Vorleserin Ida, ihren beiden Kindern und deren Gouvernante beim Thee saß. Sie erbebte darüber bis zum Tode, und unwillkürlich entfuhr ihr der Name 'Reinhold'.

„Wie sieht der Mann aus?" fragte sie den Bedienten; „wie alt ist er?" Dieser zuckte die Achseln, und meinte, der Kerl sehe etwas zerlumpt und landstreicherisch aus, und erscheine älter, als er wohl eigentlich seye. „Er ist's, er ist's!" murmelte die Blinde aufgeregt, und schien ganz betreten. „Ich kann ihn nicht sprechen, wenn er mir nicht deutlicher sagen will, von welcher Art seine Aufträge sind," fuhr sie dann laut und lebhaft fort. „Fräulein Helmold, bitte, gehen Sie, ihm dieß zu sagen! Ersuchen Sie ihn mir ungefähr bezeichnen zu wollen, von welcher Art sein Anliegen ist! Sehen Sie sich ihn genau an, damit Sie ihn mir möglichst deutlich schildern können!"

Lucie stand sogleich auf und kam der erhaltenen Weisung nach. Als sie auf den Korridor hinaustrat, sah sie den Fremden in einer Fensterbrüstung in einen Stuhl hingepflanzt, den einen Fuß auf dem Fenstersims, den andern darüber geschlagen, mit einem langen Schnappmesser sich die Zähne stochernd. Seine stechenden Augen hafteten schon von Weitem auf ihr mit einem frechen, forschenden Blicke, aber er ließ sie ganz nahe kommen, bevor er sich bequemte aufzustehen, und barsch zu fragen: „Nun?"

„Frau v. Moritz läßt Sie freundlich bitten, ihr etwas genauer zu bezeichnen, von welcher Art die Aufträge sind, die Sie ihr zu überbringen haben!...."

— „Ah, Sie sind **nicht** Ida!" fiel ihr der Fremde in's Wort, der seither keinen Blick von ihr verwendet und mit besonderer Aufmerksamkeit auf ihre Stimme gehorcht hatte. „Nein, **sie** hat dunkle Augen. Aber sie ist noch hier, die Ida?" setzte er fragend hinzu.

„Wenn Sie Fräulein Ida Jencke meinen, die Vorleserin der Frau v. Moritz," sagte Lucie, „so kann ich Ihre Frage bejahen — Fräulein Jencke ist noch hier auf dem Schlosse...."

— „Also Jencke? — so, so! Und Vorleserin bei der Gnädigen?.... Gut, gut! Und Sie, mein Fräulein? wer sind Sie?" fragte Herr Hoelk mit einer anmaßlichen und verletzenden Vertraulichkeit.

Lucie hatte seither das Auge gesenkt vor diesen frechen, stechenden Blicken; aber diese kalte Frechheit, diese geringschätzige Vertraulichkeit eines so abstoßenden Menschen empörte sie. Rasch und mit unverhohlener Entrüstung schlug sie das große Auge zu ihm auf, trat einen Schritt zurück und versetzte: „Ich komme im Auftrage der Frau v. Moritz, um von Ihnen nähere Auskunft über ihr Begehren zu bitten, nicht um Ihre Neugier zu befriedigen."

„Oho, so stolz und hochfahrend, meine Schöne? Sie sind wohl ohne Zweifel eine Stieftochter der Madame Moritz? Schön, schön!"....

— „Ich erwarte Ihre Antwort, mein Herr!"

„Nun, im Namen aller Teufel, Miß Wegener, so sagen Sie Ihrer Dame Mama, ich komme, um ihr Bericht zu bringen über den Herrn Reinhold Wegener und einen andern Bekannten in Amerika, könne sie nur allein sprechen und mich nicht abweisen lassen, nachdem ich nur ihretwegen eine so große Reise gemacht habe. Sagen Sie ihr dieß!"

Lucie ging, ihren Auftrag zu bestellen; allein kaum hatte sie, der die Spannung und Aufregung ihrer Herrin eigenthümlich auffiel, einige Sätze gesprochen, so stieß Ida einen Schrei aus und die Blinde wandte den Kopf nach der Thüre. Lucie sah den Fremden schon im Zimmer stehen und mit seinen frechen, stechenden Augen die kleine Gruppe um den Theetisch betrachten.

„Was gibt es?" fragte Frau v. Moritz.

— „Hier ist der Herr selbst, der mir auf dem Fuße gefolgt zu seyn scheint," erwiderte Lucie, ganz entrüstet ob dieser Kühnheit.

„Mein Herr, ich begreife kaum, wie Sie wagen mochten, hier einzudringen!" versetzte die Blinde stolz; „ich sehe, Sie rechnen allzu sehr auf das Gastrecht...."

— „Ich sehe, daß Sie eigentlich nichts sehen, Madame, und wollte mir daher erlauben, Ihr eigenes Ohr hören zu lassen, was ich Ihnen zu berichten habe," sagte der Fremde ironisch und mit unzerstörbarer Unverschämtheit, welche Lucien so verblüffte, daß sie nach der Klingelschnur eilen und den Lakaien

hereinrufen wollte; allein der Fremde vertrat ihr den Weg und deutete auf die Dame vom Hause. Diese war ob dem Tone dieser Stimme in das Sopha zurückgesunken, erhob die gefalteten Hände und stierte mit den glanzlosen, starren Augen nach ihm, der sich mit sardonischem Lächeln dieser Wirkung erfreute und die Blinde mit einem Basiliskenblicke betrachtete. — Auch Ida war aufgesprungen und erschrocken bei Seite getreten, halb unschlüssig, ob sie gehen oder bleiben solle. Im höchsten Grade betreten, blieb Lucie Helmold stehen und beobachtete den räthselhaften Auftritt.

„Hoell! Sind Sie es wirklich?“ stammelte endlich Frau v. Moritz.

— „Ja, meine Gnädige — ich bin es, Hoell, oder vielmehr was die Mosquitos, das gelbe Fieber und das Ungeziefer auf dem Emigrantenschiff, mit dem ich von New-York herüberfuhr, noch von ihm übrig gelassen haben!“ sagte er mit jenem höhnischen Tone, der ihm zur andern Natur geworden zu seyn schien. „Verzeihung, wenn ich so ohne Ceremonieen und Firlefanz hier eindringe; aber ich bin ein freier Amerikaner, und der Schlingel von Bedienten schien nicht übel Lust zu haben, mich aus dem Hause zu weisen, weil ihm mein Rock nicht neu genug schien.“

„Hätten Sie mir Ihren Namen oder Ihre Karte hereingesandt, Herr Hoell, so würden Sie nicht Gefahr gelaufen seyn ....“

— „Für einen Bettler gehalten zu werden, — bitte, sagen Sie es nur offen!“ ergänzte Hoell. „Ich begriff nur allzu gut, daß der Kerl von einem Bedienten mich dafür hielt; aber ich habe nicht übel Lust, ihm einige Rippen einzuschlagen, zum Beweise, daß ich ein Gentleman bin und als solcher behandelt seyn will!“

„Und was wünschen Sie hier?“ fragte Frau v. Moritz mechanisch, denn ihr Schreck war noch nicht gewichen.

— „Zunächst eine Unterredung unter vier Augen, um Ihnen die Mittheilungen zu machen, um deren willen ich hier bin!“ sagte Hoell und zog sich einen Stuhl zum Tisch. „Beliebt es Ihnen, mich jetzt zu empfangen, oder soll ich ein ander Mal...“

„Bleiben Sie!“ erwiderte die Blinde. „Fräulein Helmold, haben Sie die Güte, die Kinder auf ihr Zimmer zu führen. Ida, meine Liebe, warten Sie in meinem Boudoir, bis ich klingle!“

Bei dem Namen Ida blickte Hoell auf und musterte die Vorleserin mit seinem lauernden, forschenden Blicke, unter dem sie erschrack und sich rasch nach der Thüre flüchtete, was er ruhig geschehen ließ.

„Fräulein Helmold,“ flüsterte Ida der Gouvernante zu, als beide mit einander durch die Portière des anstoßenden Zimmers verschwanden, „ich bitte Sie inständig, kommen Sie sogleich wieder und bleiben Sie in meiner Nähe, so lange dieser Mensch da ist!“

— „Wer ist er denn? Sie kennen ihn also?“...

„Ein Unmensch, ein Barbar — ob ich ihn kenne?“ setzte sie mit einem sichtbaren Schauder hinzu; — „ich wollte ich hätte ihn nie gesehen — er hat meine Kindheit vergiftet und mir meine Jugend geraubt .... O bitte, lassen Sie mich nicht allein in dem Boudoir! ich fürchte mich zu Tode, so lange ich ihn in der Nähe weiß!“

Mittlerweile waren die Blinde und der Fremdling einander stumm gegenüber gesessen; Frau v. Moritz rang nach Ruhe und Fassung, und doch schienen diese nicht wiederkehren zu wollen, so lange sie fühlte, daß Hoell's Blicke sie umspielten.

„Was führt Sie eigentlich hieher, Hoell?“ fragte sie endlich schüchtern.

— „Hm, die Sehnsucht nach Dir, Jettchen!“ versetzte er launig; „Du weißst ja, alte Liebe rostet nicht. Und Du hast Dich so merkwürdig gut conservirt, mein Schätzchen, daß man Dir Deine Jahre nicht ansieht ....“

„Mein Herr!“ fuhr Frau v. Moritz auf; „dieser Ton ist unstatthaft in jeder Beziehung — vergessen Sie nicht, welche Verhältnisse uns trennen!“

— „Verhältnisse?“ wiederholte er mit seinem höhnischen Ton. „Ich dächte unsere Beziehungen wären natürlicher und älter als alle Verhältnisse! Ich habe ein älteres Anrecht an Dich, Jettchen, als Deine beiden Männer ....“

„Mein Herr! Sie zwingen mich, Sie zu verlassen!“ rief die Blinde entrüstet und tastete mit der Hand nach der Klingel auf dem Tische, die ihr Hoell jedoch mit einem flinken Griffe entzog. „Sie vergessen, daß ich nicht mehr das schutzlose Mädchen von ehedem bin, dessen Hülflosigkeit und Schwäche und Unbekanntschaft mit der Welt Sie schnöde mißbrauchten, sondern daß ich vielmehr jetzt die achtbare Frau eines geachteten Mannes bin. Sie vergessen ferner, daß ich durch Geldopfer von nicht unbeträchtlichem Umfange vertragsmäßig jene Beziehungen zu Ihnen gelöst habe, auf welche Sie hindeuten. Sie wissen sogar, daß ich über meine vertragsmäßige Pflicht gethan habe, und daß Ihr Betragen gegen mich nie das eines Mannes war, für welchen sein Wort noch einen Werth hat. Das Mindeste also, was ich von Ihnen erwarten könnte, wäre eine Beobachtung der Schranken, welche ich zwischen Ihnen und mir ein- für allemal festgesetzt wünsche, — ein Benehmen, das Ihrer eigenen Lebensstellung mehr entspräche ....“

Frau v. Moritz sprach dieß mit einer Würde des Benehmens, die wenigstens des augenblicklichen Eindrucks auf Hoell nicht verfehlte; — er war verblüfft und sah sie mit tückischem, drohendem Blicke an. — „Jenun, auch gut!“ sagte er nach einer kurzen Pause. „Ich will Dich nicht mehr dutzen, Jettchen! Sie sollen fortan für mich eine gnädige Frau seyn! Der Unterschied im Benehmen soll hernach auch in anderer Weise sich geltend machen. Sie erlauben doch hoffentlich, gnädige Frau, daß ich mir zu einer Tasse Thee verhelfe?“ fuhr er fort. „Ich habe entsetzlich Durst, und Ihr Thee riecht trefflich. Aber ich trinke den Thee nicht ohne Spirituosen; verstatten Sie mir, daß ich dem Lakaien schelle und ihn um etwas Rum, Cognac oder Arak bitte!“

Dieß that er denn auch wirklich, und als der Cognac kam, goß er sich die Tasse voll und nahm noch einen derben Zug aus der Flasche. Frau v. Moritz hörte dieß alles, roch den starken Dunst des Branntweins und zog sich entsetzt in die andere Ecke des Sopha's zurück. Sie drückte ihre Hände dicht an den Körper, damit man das Zittern ihrer Arme nicht bemerken

solle, und nach einer langen Pause hub sie endlich an: „Sie wollten mir einige Mittheilungen machen, mein Herr?"

„Ja, meine Gnädige! ich bin im Stande, Ihnen Mittheilungen über Herrn Reinhold Wegener zu machen — wie viel ist Ihnen der Beweis werth, daß er todt ist?"

— „Todt?" rief die Blinde unwillkürlich und eine Art wilder Freude tönte aus dem Ton dieses Rufes; „wirklich todt, sagen Sie?"

„Mausetodt! ertrunken!" versetzte Hoelk; „aber darf ich fragen: wie viel Sie um den Todtenschein geben?"

— „Fünfhundert Gulden, falls er echt ist!" rief die Blinde lebhaft.

„Zweihundert Dollars? — Das ist sehr wenig; sagen wir fünfhundert Dollars, denn ich weiß, was für Sie davon abhängt, daß Ihr lieber Stiefsohn todt ist!"

— „Und er ertrank, sagen Sie? waren Sie zugegen? und wo geschah es?" fuhr sie lebhaft fort.

„So frägt man Bauern aus, Madame," erwiderte Hoelk barsch; „wenn ich Ihnen Alles sagte, so brauchten Sie mich nicht mehr, denn Sie könnten alsdann den Todesschein von den betreffenden Behörden um wenige Thaler erlangen. Sie finden daher begreiflich, daß ich schweige, um nicht meine Reisekosten weggeworfen zu haben. Das Einzige, was ich Ihnen sagen will, ist: er fuhr in einem Kanoe mit Indianern einen gewissen Strom hinauf, wo der Stromschnellen wegen der Kanoe von Indianern am Ufer gezogen werden mußte. Der lederne Zugstrang riß ab, das Kanoe schlug um und die darin saßen, ertranken größtentheils, und darunter auch Mr. Wegener. Ich habe die Beweise dafür."

— „Und wie lange ist dieß her?" fragte die Blinde lauernd.

„Etwas über fünf Jahre."

— „Dann ist es unwahr — eine handgreifliche Lüge!" rief Frau v. Moritz voll Entrüstung; „erst heute bekam ich noch einen Brief von ihm."

Hoelk biß sich auf die Lippen. „Von ihm? das ist unmöglich! Wer hat Ihnen bewiesen, daß es seine Handschrift war?" fragte er lebhaft. „Wer beweist Ihnen, daß der Brief echt war?"

„Sein Inhalt."

— „Nicht möglich; ich behaupte dennoch, daß der Brief unecht ist!" rief Hoelk; „zeigen Sie ihn mir; lassen Sie mich urtheilen, ob die Handschrift echt ist!"

„Aha! Und Sie glauben, mich auf diese plumpe Weise fangen zu können?" fragte Frau v. Moritz. „Sie wünschen den Inhalt kennen zu lernen, um eine Waffe mehr gegen mich in der Hand zu haben, um mir auf's neue wieder Geld abpressen zu können? O, Sie halten mich für sehr harmlos, Herr Hoelk! Sie müssen mir doch zutrauen, daß ich Sie endlich genauer kenne, als in meinen Mädchenjahren."

Hoelk blickte grimmig drein, bezwang jedoch seinen Aerger und sagte frech: „Nun denn, gleichviel! ich brauche den Brief nicht erst zu lesen oder zu sehen, um zu wissen, daß er unecht oder unterschoben ist. Todte können nicht mehr schreiben, und Reinhold Wegener ist schon seit fünf Jahren von den Würmern und Fischen verspeist. Aber den schlauen Kerl möcht' ich kennen, der seine Rolle spielt, oder seine Papiere besitzt und nun für sich ausbeutet. Mr. Wegener hat Bursche genug zu seinem Umgang gehabt, denen er seine Verhältnisse anvertraute, und einer blinden Frau gegenüber ist ja der Versuch leicht, ein solches Qui pro quo zu spielen."

Diese Verdächtigung fiel wie ein zündender Funke in das argwöhnische Gemüth der Blinden, sie schien den Verdacht, welchen sie gegen Wetz hegte, zu bestätigen. „Kennen Sie einen gewissen Wetz — Robert Wetz aus Bayern — der lange in Amerika war, auch in St. Louis zu der Zeit, wo Sie dort lebten?" fragte sie.

„Wetz? Wetz? — der Name klingt mir allerdings bekannt. Und was soll's mit ihm?"

— „Er ist gegenwärtig hier — er kennt Sie, kannte Reinhold Wegener," sagte die Blinde hastig. „Geben Sie mir den Todesschein. Wetz soll ihn prüfen, und wenn er ihn echt findet, so soll Ihnen eine entsprechende Belohnung nicht ausbleiben."

Hoelk wollte hierauf nicht eingehen; dieser Wetz gehe ihn nichts an, und er anerkenne ihn nicht als die Autorität, welche über die Echtheit eines solchen Testaments entscheiden könne. Er gebe das Papier nicht aus der Hand, bis er das Geld dafür auf den Tisch gezählt sehe. Dieser Wetz kam ihm ungelegen; er wollte die Sache nunmehr verschleppen, um inzwischen mehr über diesen Wetz zu erfahren. Daher gab er dem Gespräch eine andere Wendung.

„Ueberlegen Sie sich meinen Vorschlag und ob der Todesschein Ihnen fünfhundert Dollars werth ist, Madame!" sagte er. „Ich kann meine Zeit abwarten. Nicht als ob ich das Geld nicht nothwendig hätte, aber verhungern werd' ich deßhalb noch nicht. Ohnedem habe ich noch eine Sehne auf dem Bogen."

— „Wie soll ich dieß verstehen?" fragte die Blinde mißtrauisch.

„Glauben Sie denn, der Todesschein und die Sehnsucht nach Ihnen seyen die einzigen Beweggründe zu meiner Rückkehr nach Europa gewesen?" fragte er mit seiner vorigen frechen, höhnischen Weise. „Glauben Sie, ich habe nicht noch dringendere Motive gehabt, um ...."

— „Um Ihren Vertrag zu brechen," fiel ihm Frau v. Moritz in's Wort. „Ihre Umsicht läßt mich allerdings vermuthen, daß es sehr starke Beweggründe seyn müssen, denen Sie ein jährliches Einkommen von zweihundert Dollars geopfert haben, denn unser Abkommen lautete, wie Sie wissen, ausdrücklich dahin, daß ich Ihnen nur so lange diese Leibrente bezahlen lassen würde, als Sie in Amerika blieben. Und haben Sie diese Rente nicht seither genossen?"

„Allerdings, bezahlt wurde sie, jedoch nicht regelmäßig, und ich war oft genöthigt, im Voraus darauf zu borgen," versetzte Hoelk. „Jedoch abgesehen von jenem Vertrage, der mich nicht mehr bindet und überhaupt ungültig ist ...."

— „Ungültig?" fragte die Blinde entrüstet; „das sagen Sie?"

„Gewiß, das sage ich, und zwar mit gutem Grunde. Der Gegenstand unsers Vertrages geht wider die Natur und die gesunde Vernunft und alles göttliche und menschliche Recht. Die Gesetze Europa's werden nirgendwo einen Vertrag anerkennen, durch welche ein Vater um einiger lumpigen hundert Thaler

willen sich seine Ansprüche auf sein Kind abkaufen läßt, selbst wenn dieses Kind ein — illegitimes wäre!"

— „Hoelk!" rief die Blinde tief erschüttert. „Was haben Sie vor? Welchen neuen teuflischen Plan hat Ihr furchtbares Hirn wieder aussersonnen, um mich zu quälen? Wollen Sie denn mich durchaus zwingen, Sie zu hassen und zu verfluchen? Reden Sie, wohin zielt Ihr Plan?"

„Ich kam mit einem großen, umfassenden Plan herüber," erwiderte Hoelk kalt und ruhig; „ich hatte mir vorgespiegelt, Sie seyen mir noch ein wenig gut, mein liebes kleines Jettchen von ehedem, die schmeichlerische, kokette, sinnliche kleine Katze von damals, wo ich noch die Lieutenants-Epauletten trug. Da dacht' ich mir denn in meinem Sinn: wenn wir uns wiedersehen, wollten wir die alte Liebe wieder hervorrufen, in Erinnerungen schwelgen, uns noch einmal verlieben, und Sie sollten sich dann von Ihrem zweiten Ehemann scheiden lassen und mich heirathen. Wir würden dann Ida gut verheirathen und uns irgendwo, etwa am Genfer See, niederlassen."

— „Und Sie," fiel ihm Frau v. Moritz mit einer Stimme in's Wort, die vor innerer Aufregung bebte, „Sie mochten .... Sie konnten wirklich wähnen, daß ich, nach Allem was ich von Ihnen weiß und erfahren habe, auf diesen Vorschlag eingehen würde? .... Sie konnten an die Möglichkeit glauben, daß dieser abenteuerliche Plan sich verwirkliche?" setzte sie mit kaum verhehltem Abscheu hinzu.

„Na, man glaubt so leicht, was man hofft," sagte er gelassen. „Ich beurtheilte Sie nach dem — Interesse und der Anhänglichkeit, die ich noch für Sie fühle, Henriette. Ich kam mit Illusionen hieher, und mit dem Gedanken, bei einem bescheidenen, gesicherten Auskommen und an Ihrer Seite ein guter Mensch und ruhiger Bürger werden zu können. Das ist aber ein eitler Wahn gewesen, worüber Sie selber mich enttäuscht haben, Madame. Ich ahnte nicht, daß Sie so stolz und hochmüthig geworden seyen und alle Erinnerungen an die Jugend hinter sich geworfen hätten. Na, ich hatte Sie noch so im Gedächtnisse, wie Sie ehedem waren: lustig, ausgelassen, leichtsinnig, ein Teufelsmädchen. Jetzt hat die Wittwenschaft und das vornehme Leben andere Leidenschaften in Ihnen wachgerufen und alle schroffen Seiten ihres Wesens herausgekehrt. Sie sind berechnend und habsüchtig, ehrgeizig, vornehm geworden. Na, meinethalben — Geschmacksache! Genug, ich bin enttäuscht, und darum habe ich meinen Plan den veränderten Umständen anbequemt!" sagte er kalt, und that einen tiefen Zug aus der Tasse mit Cognac.

— „Zur Sache! zur Sache!" rief die Blinde mit fieberischer Ungeduld.

„Ich werde alt," fuhr Hoelk fort, „die Spannkraft meines Geistes läßt nach, ich bin des unruhigen, stürmischen Lebens drüben satt und sehne mich nach Ruhe, nach einem festen eigenen Herd und einer Familie. Meine Frau ist gestorben, und die paar überlebenden Kinder sind davongelaufen und verschollen, könnten mir hier in Europa auch wenig helfen, denn es sind jedenfalls echt amerikanische unbotmäßige Rangen, die sich den Geier um ihren Vater scheeren. Aber mit Ida ist es ein Anderes; sie hat nicht so viel amerikanisches Blut eingesogen; sie kennt ihre Mutter nicht und wird dem Vater sich um so inniger anschließen. Ich bin gekommen, Ida abzuholen und mich mit ihr in einer Stadt niederzulassen."

— „Ida soll mit Ihnen gehen?" rief die Blinde entsetzt.

„Ja, sie muß!" sagte Hoelk trocken. „Ich habe schon die nöthigen Schritte gethan, sie adoptirt und legitimiren lassen, ich werde meine Vaterrechte an sie geltend machen."

— „Nein, das werden Sie nicht!" rief die Blinde, einer Ohnmacht nahe. „Ich werde Sie daran verhindern!"

„Mit Gewalt? mit einer öffentlichen Anerkennung Ihrer Rechte an sie?" rief Hoelk. „Jenun, ich will es abwarten, und die Gerichte zwischen uns entscheiden lassen, zunächst das Mädchen selbst — Ida soll entscheiden!"

— „Um Gottes Barmherzigkeit willen, Othmar, was thust Du?" rief Frau v. Moritz. „Willst Du das arme Wesen wirklich in den tiefsten Abgrund des Unglücks stoßen, indem Du ihr die Augen über ihre Herkunft öffnest?"

„Einmal muß sie es doch erfahren, und das Schlaraffenleben hier in diesem Schlosse kann für sie ja doch nicht ewig währen! Besser, sie erfährt ihr Schicksal jetzt, wo sie ihren Vater in der Nähe hat, der ihr liebreich die Hand und seinen Schutz anbietet!"

— „Unmensch, willst Du mich und sie tödten? Bekenne lieber rund heraus, daß Du es nur darauf abgesehen hast, mir eine Summe Geldes abzupressen!"

„Mit nichten, ich will nicht Geld; ich will eine liebevolle Pflegerin, will die Anhänglichkeit eines Kindes haben; ich will für sie arbeiten, für sie stehlen nöthigenfalls, aber ich will nicht mehr allein stehen."

— „Othmar, laß sie mir! Bist Du in Verhältnissen, um ihr diejenigen Behaglichkeiten bieten zu können, woran sie hier gewöhnt worden ist? Sind überhaupt Deine Mittel von dieser Art, daß Du eine Familie erhalten kannst?"

„Verhältnisse? Mittel?" fragte er. „Nun ja, ich bin blank und blos; ich habe meine Leibrente auf zwei Jahre verkauft, um Geld zur Heimreise nach Europa zu haben, denn die Zustände in San Francisco wurden mir nachgerade allzu civilisirt und langweilig; wollte nicht Gefahr laufen, einmal dem Richter Lynch in die Hände zu fallen. Ich hatte Gründe, mich aus dem Staube zu machen, weil mir das Pflaster zu heiß geworden war. Ich sehnte mich wieder nach Europa. Aber darum bin ich nicht ohne Hülfsmittel; ich werde eine Schenke, ein Kaffeehaus oder etwas Derartiges errichten, und Ida soll mir dabei behülflich seyn. Sie ist ein hübsches Mädchen und wird Kundschaft herbeilocken. Vielleicht findet sich irgend ein reicher oder vornehmer Gönner für sie ...."

— „Abscheulich! O meine Ahnung! — Und Sie wähnen, daß ich es je zugeben werde, daß Ida so weit erniedrigt werde?"

„Wollen Sie es wehren?"

— „Ja, durch jedes pekuniäre Opfer, das ich bringen kann," rief die Blinde lebhaft. „Fordern Sie, lassen Sie mir Zeit, suchen wir auf eine vernünftige, billige Basis übereinzukommen!"

Hoelk lächelte faunenhaft vor sich hin. „Ich will nichts übereilen, meine Liebe," sagte er; „es freut mich zu sehen, daß Sie verständiger und vorurtheilsfreier geworden sind; aber auch ich will mir die Sache noch näher überlegen. Ich bin noch an-

gegriffen von der Reise. Ich denke, Sie gönnen mir einige Tage Zeit zur Erwägung und ein gastliches Unterkommen hier auf dem Schlosse, denn die Dorfschenke ....“

„Ich bin zu Allem bereit, aber ich kann Sie hier nicht aufnehmen — mit dem besten Willen nicht,“ unterbrach ihn Frau v. Moritz ängstlich. „Herr v. Moritz ist gegenwärtig hier, und ich wüßte Sie ihm unter keinem plausiblen Grunde vorzustellen. Aber in der Nähe von hier ist ein Bad, Balmau, mit einem sehr guten Gasthofe; ich werde dafür sorgen, daß Ihnen dort auf meine Kosten der Aufenthalt möglichst angenehm gemacht werde — Sie sollen dort nichts vermissen. Aber Sie müssen sich verpflichten, nicht mit Ida zu verkehren und sie über Alles in Unwissenheit zu lassen. Zu gelegentlichem Besuche steht Ihnen mein Haus offen; aber ein gastliches Obdach in demselben muß ich Ihnen abschlagen.“

— „Wohlan, es ist zwar demüthigend für mich, aus Deiner Nähe verbannt zu seyn, Jettchen, denn ich bin Dir noch immer herzlich gut,“ sagte er und ergriff ihre Hand, die sie ihm nur ungern überließ. „Ich weiß nicht, ob es nur mir allein so ergeht oder nicht, aber ich verspüre deutlich: trotzdem daß unsere 'Beziehungen' zu einander schon so lange aufgehört haben, krabbelt mir doch etwas im Herzen, seit ich Dich wiedersehe und bemerke, wie herrlich Du Dich conservirt hast, wie stattlich Du geworden bist, eine wirkliche, echte Lady!“

„Nicht diesen Ton, Hoelk!“ bat sie etwas ruhiger und mit ihrer gewöhnlichen wehmüthigen Empfindsamkeit. Lassen wir die Vergangenheit ruhen! wecken wir nicht alte Zeiten und Gefühle wieder auf, die besser vergessen und überwunden bleiben und nie wieder aufgefrischt werden dürfen. Wenn es Ihnen jedoch zu einiger Genugthuung gereicht, zu erfahren, daß Ihre Nähe und dieses Wiedersehen auch mein Herz seltsam bewegt und mir durch die Seele zittert, so seyen Sie wenigstens so großmüthig, hierauf weder Hoffnungen und Pläne zu bauen, noch diese Schwäche meinerseits ausbeuten zu wollen ....“

— „Henriette! süße kleine Katze!“ flüsterte er und küßte ihre Hand, während er den Arm um ihre Schulter legen wollte. Sie aber sprang jählings auf, tastete nach der Klingel und schellte. Hoelk erschrack. „Was wollen Sie?“ fragte er.

„Meine Kassette! Ida soll meine Kassette bringen!“ rief sie dem eintretenden Lakaien zu. „Sie werden Geld bedürfen, wenigstens sollen Sie in Balmau nicht ohne solches auftreten, wenn Sie auch dort mein Gast sind,“ sagte Frau v. Moritz; „für heute müssen wir uns trennen, denn für einen ersten und ceremoniösen Besuch ist dieser auffallend lang.“

— „Ist Dein Alter eifersüchtig, Jettchen?“ fragte Hoelk vertraulich.

Ida's Eintritt ersparte Henrietten die Antwort. Das Mädchen blickte Hoelk scheu an und beschrieb eine große Kurve, um ihm auszuweichen und die Kassette ihrer Herrin zu überreichen.

„Nun, Adelaide, kennst Du mich wirklich nicht mehr oder fürchtest Du mich?“ fragte Hoelk das Mädchen jovial.

— „Ich habe Sie sogleich wieder erkannt, als Sie eintraten. Mr. Hoell,“ erwiderte Ida. „Wie geht es Ihnen? Sie kommen von drüben? Werden Sie hier bleiben?“ setzte sie mit halber Seelenangst hinzu.

„Ja, ich bleibe wieder in Deutschland, mein Kind,“ erwiderte er. „Bin des amerikanischen Schwindels satt, werde mich in der Nähe niederlassen und Dich hie und da besuchen, um mit Dir über alte Zeiten zu plaudern.“

— „Alte Zeiten?“ murmelte Ida und ein Schauer durchbebte sie; „halten Sie denn die Erinnerungen an jene Zeiten für so angenehm?“

„Ida,“ flüsterte Frau v. Moritz, mit den Händen in der Kassette wühlend; „zählen Sie hundert Thaler für Herrn Hoelk ab ....“

— „Das ist eher zu wenig; dreihundert, wenn ich bitten darf — ich muß mich equipiren! Es soll eine Abschlagszahlung auf den Preis des Todesscheins seyn!“ rief Hoelk mit gierigen Blicken und nickte Ida ermunternd zu, während seine Finger schon nach der Kassette hinzitterten.

„Gib sie, Ida!“ flüsterte die Blinde; „schaff ihn fort. — Auf Wiedersehen, Herr Hoelk!“ setzte sie laut hinzu. „Ich bedaure, nicht länger das Vergnügen Ihres Besuchs haben zu können, aber wir erwarten Gäste zu Abend, und ich muß mich noch umkleiden. Mein Wagen wird Sie nach Ihrem Absteigequartier und von da nach Balmau bringen, wo ich dem Wirthe die nöthigen Weisungen wegen Ihrer Verpflegung ertheilen lasse! Adieu!“ Damit rauschte sie, von Ida geführt, hinaus und ließ Hoelk allein, bis der Lakai ihn abholte, um ihn fortzubringen.

20.

Wetz hatte mit dem Löw Aaron von Buchenau die Uebereinkunft getroffen, daß derselbe den Oberhof für ihn ankaufe, nachdem die gerichtliche Schätzungskommission den wahren Werth des Verkaufsobjekts erhoben haben würde, und der jüdische Mäkler war mit ihm einig geworden, daß sie alsdann zusammen nach der Residenz reisen und den Kauf mit dem Prokurator Bischoff abschließen wollten. Löw Aaron war ein vorsichtiger Mann; nachdem er sich die Provision für seine Mühwaltung ausbedungen, hatte er auch noch zu wissen verlangt, worin denn die Mittel beständen, aus denen Herr Wetz den Verkäufern für den Kaufschilling gerecht werden würde, und war nicht wenig erstaunt gewesen, als Wetz aus seinem Armoir ein kleines Reiseschreibpult nahm und aus diesem eine ziemlich bedeutende Summe in Staatspapieren, amerikanischen und britischen, und in guten Wechseln zum Vorschein brachte. „Wo heißt?“ rief er; „Sie haben gewesen zu seyn ä reicher Mann, und sind doch gegangen zu treten in Dienst? Wo heißt? Hab' ich doch immer gedacht, es müsse haben gewest zu stecken etwas Anderes hinter Ihnen, als die Leute sagen? Aber wer hätte sich lassen träumen von Sie, daß Sie haben dem großen Stück Geld!“

„Nun ja, Meister Aaron, ich mache es wie Sie; ich binde nicht jedem auf die Nase, was ich habe. Aber es ist redlich erworbenes, sauer verdientes Vermögen!“ sagte Wetz. „Und ich bitte Sie nur um Eines, mein Bester! lassen Sie es unter uns bleiben, was Sie gesehen haben. Ich will es nicht auskommen lassen, daß ich bemittelt bin!“

— „Versteh', versteh',“ erwiderte Aaron. „Wo heißt? Wenn man wohnt so allein wie Sie, kann man nicht allzu vorsichtig seyn! Nu, ich rath' Sie, schaffen Sie Ihnen das Geld da vom Halse; es lockt dem Dieb, auch wenn es nicht ausgeplaudert ist. Der Teufel ist ein Schelm.“

Wetz meinte zwar, Dieb und Räuber fürchte er weniger, als dummen Klatsch; aber der Mäkler ließ sich von seinem Irrthum oder seiner einseitigen Auffassung nicht bekehren, und ging mit dem Vorsatz, niemanden etwas zu sagen, aber von diesem Gelde den bestmöglichen Gewinn zu ziehen durch Käufe und Handelsgeschäfte, die er für den reichen und geheimnißvollen Herrn Wetz vermitteln wolle.

Die ersten Tage der Woche fanden Wetz tiefer als je in Geschäfte aller Art verwickelt. Die Schätzung des Gutes mußte vorgenommen, die Geschäftsbücher der Fabrik untersucht werden, und bei dieser Gelegenheit ward der Verrath, welchen der alte Buchhalter an seinem bisherigen Brodherrn begehen wollte, ganz auf die angegebene Weise vollzogen. Als nämlich die gerichtliche Kommission auf dem Comptoir der Fabrik erschien, zeigte sich, daß der alte Stägemann, welchen der Kommerzienrath dazu bevollmächtigt hatte, daß er an seiner Stelle mit der Kommission verkehre, erkrankt war und zu Bette lag — in einem wirklichen Fieber allerdings, aber einem Fieber der Angst und Spannung. Man verlangte ihm daher die Schlüssel zu dem eisernen Kassenschranke ab und sandte nach Albert Moritz, weil sein Vater sich als abwesend hatte entschuldigen lassen. Albert Moritz kam, gleichzeitig mit dem von Stägemann gesandten Schlüssel. Seit Richard's Tode war Albert wo möglich noch schroffer und abstoßender geworden, als zuvor; er war sich bewußt, daß man ihn hasse und im Verdacht eines vorbedachten Bubenstücks habe, und er glaubte, die Reinheit seines Gewissens gegenüber von dieser Anmuthung nicht besser beweisen zu können, als durch eine stolze Kälte, durch einen frechen Blick und eine gerunzelte Stirne. Und doch hielten diese künstlichen Mittel alle bei ihm nicht vor: so frech und finster er auch dem neugierigen oder forschenden Blicke Anderer begegnete, so mußte doch dieser sein Blick sich immer bald vor dem unbefangenen Auge derer senken, die ihm an Willenskraft und innerer Ruhe und Reinheit überlegen waren. So erging es ihm auch heute. Er traf in der Kommission seinen Gegner Wetz und jenen Richter, welcher die Untersuchung gegen ihn wegen Richard's Tod und dessen Ursachen geführt hatte; er wußte die Augen des verwunderten Comptoirpersonals auf sich gerichtet, und seine Frechheit verließ ihn bald. Als der Schrank aufgeschlossen ward, konnte er eine gewisse Unruhe nicht bergen. Da sah er in den geöffneten Schrank hinein und — siehe da, das Geheimbuch in grünem Saffian fehlte! Der alte Stägemann hatte es also gut verwahrt! — er athmete wieder leichter auf.

„Ist es nöthig, daß ich der ganzen Arbeit der Kommission anwohne?" fragte er den Richter.

— „Mit nichten — vorausgesetzt, daß Sie derselben den gesammten Inhalt des Schrankes anvertrauen wollen," erwiderte der Richter. „Uebrigens steht Ihnen das Recht zu, eine Urkundsperson oder einen Bevollmächtigten zu bestellen, falls Ihnen die geschworenen Scabinen nicht Bürgen genug sind für die Unverdächtigkeit des Verfahrens und die Unparteilichkeit der Richter."

„Ich bin pressirt und habe ein unaufschiebbares Geschäft vor," erwiderte Albert und musterte noch einmal die in dem Schranke aufgeführten Geschäftsbücher. „Ich vertraue der Unabhängigkeit und Unparteilichkeit unseres Richterstandes unbedingt, und bitte um die Erlaubniß, mich beurlauben zu dürfen."

Kaum war er fort, so öffnete der Richter die Schublade unten an dem Schranke ganz absichtslos, um ihren Inhalt zu mustern, und fand das Buch. Die Aufschrift als „Geheimbuch" weckte seinen Argwohn; er zeigte es Wetz mit einer stummen Geberde. Dieser nickte bedeutsam, zum Zeichen, daß er diesen Fund für das Wichtigste halte, worauf der Richter das Buch wieder an seinen Ort legte und mit Spannung den ersten Schritten der Untersuchung der Bücher folgte, welche nun von Wetz und dem dritten Mitglied der Kommission vorgenommen ward. Von Stägemann's Winken geleitet, gewann die Kommission bald einige Anhaltspunkte zu der Gewißheit, daß die Bücher theilweise gefälscht seyen, und der Advokat, welcher die Stelle des Prokurators Bischoff vertrat, beantragte die gerichtliche Beschlagnahme der Bücher. Der Richter gab diesem Antrag Folge, und man sandte nach einem der beiden Herrn Moritz — aber Beide waren abwesend. Da blieb denn nichts Anderes übrig, als ohne sie die Beschlagnahme vorzunehmen, in welcher auch das grüne Geheimbuch mit inbegriffen war. Nachdem man diesen Schritt vollzogen hatte, begnügte man sich damit, die Gegenstände der Beschlagnahme in das Gerichtslokal zu bringen, um dort die Untersuchung derselben fortzusetzen, und die Kommission löste sich für den Augenblick auf. Unter der Thüre des Comptoirgebäudes stand der Neffe Stägemann's und wartete auf Wetz, der noch oben plauderte, als die Mitglieder derselben theilweise schon weggegangen waren. Als Wetz herunter kam, sah ihn der junge Mann fragend an und winkte ihm mit den Augen. Wetz folgte ihm in einiger Entfernung, als er wegging, und gelangte zu einem kleinen Blumengärtchen an dem Wege, welcher durch das Feld nach dem Oberhof führte. Hier stand Stägemann hinter dem Gartenpförtchen, in den Schatten einer noch kahlen, aber dichten Fliederlaube gedrückt, in fieberischer Angst und Spannung. Wetz trat zu ihm hinein, und heftete einen verwunderten Blick auf die verzerrten, aufgeregten Züge des Alten.

„Nun, Herr Wetz! wie steht es?" stammelte Stägemann fast tonlos.

— „Alles ist vorüber — wir haben das Buch gefunden und die Beweise scheinen zur Ueberführung hinreichend," erwiderte Wetz. „Hier ist die Tratte des Prokurators!"

Stägemann nahm sie in seine zitternden Finger und eine boshafte Freude paarte sich auf seinen hageren Zügen mit der sichtlichen Befriedigung seiner Habgier. „Aber hier fehlt noch Ihr Endossement, Ihr Giro, Herr Wetz?" rief er dann lauernd und mit aufquellendem Zweifel.

„So ist es," sagte Wetz; „und es wird auch fehlen müssen, denn ich gedenke mich in keiner Weise an dieser Sache zu betheiligen. Ich handelte im Auftrage des Prokurators, ohne denselben zu billigen; reisen Sie zu ihm oder zu dem bezogenen Bankier in der Stadt, und wenn je die Tratte nicht honorirt würde, was jedoch nicht zu befürchten steht, so will ich für deren Betrag eintreten. Aber mein Name soll nie auf diesem Papiere stehen."

— „Aber warum nicht, Herr Wetz?"

„Weil ich nichts gemein haben will mit dieser Angelegenheit, und weil ich .... doch halt! ich sehe, daß Sie für Ihr

Geld fürchten. Ich reise heute Abend zu dem Herrn Prokurator — begleiten Sie mich!"

— „Das geht nicht — das hieße ja mich selbst als den Denuncianten preisgeben!"

„Ah, und dieß fürchten Sie also? Sie wollen es nicht aufkommen lassen, daß Sie die schlechten Streiche Ihres Brodherrn den Beschädigten verriethen? und doch ist Ihr Zeugniß gegen Ihren Herrn unerläßlich. Sie haben A gesagt und müssen nun auch B sagen! Herr v. Moritz kann der Verhaftung kaum entgehen und Sie werden gegen ihn zeugen müssen. Allein seyn Sie ruhig; niemand soll deßhalb erfahren, daß Sie ihn denuncirten — außer dem Prokurator und mir weiß niemand darum, und wir beide werden schweigen um unser selbst willen!"

— „Aber ich kann unmöglich abkommen, um den Wechsel selbst einkassiren zu können," rief Stägemann; „und in Kurs geben kann ich ihn ebensowenig, ohne mich zu verrathen! Wollen Sie mich denn um das Geld bringen, Herr Wetz?"

„Keineswegs! aber hier ist ja Ihr Neffe. Senden Sie ihn mit dem Wechsel nach der Stadt, daß er ihn einkassire!"

— „Hm, das ginge eher an!" meinte Stägemann gedankenvoll und noch immer ängstlich, „allein zehntausend Thaler sind eine große Summe, und zudem .... wer weiß? .... Sie wollen ja selber Ihren Namen nicht darauf setzen! .... wer weiß, ob der Wechsel gut ist! ...."

„Gut? wie meinen Sie dieß, Herr Stägemann?"

— „Ich meine, ob er echt ist!" rief der alte Buchhalter, dem die Furcht und der Zweifel einen wahren Angstschweiß auf die Stirne trieben. „Herr Wetz, wenn der Prokurator .... wenn Sie .... es hätten über das Herz bringen können .... mich zu hintergehen .... mich um mein redlich erworbenes Geld zu betrügen ...."

„Herr!" fuhr Wetz auf, „wofür halten Sie mich?" .... Aber er faßte sich sogleich wieder und sagte gelassen: „Jenun, ich verzeihe Ihnen Ihr Mißtrauen, alter Mann; Sie beurtheilen, scheint es, Andere nach sich. Uebrigens ist die Angst, die Sie nun wegen dieser Summe ausstehen, nicht unverdient: sie ist die Sündenschuld für die langjährige Treulosigkeit, die Sie gegen die Kinder Ihres verstorbenen Wohlthäters an den Tag gelegt haben, und für die schmachvolle Betheiligung an den schlechten Streichen Ihres jetzigen Brodherrn. Und damit Gott befohlen!" Hiemit ging er davon und ließ den alten Stägemann in seiner ohnmächtigen Wuth stehen. —

Mittlerweile war Albert Moritz dem dringenden Geschäfte nachgegangen, welches ihn verhindert hatte, der Untersuchung der Geschäftsbücher anzuwohnen. Sein Gig hatte ihn angespannt hinter den Stallungen der Fabrik erwartet. Er war hineingesprungen und mit seinem kleinen Groom davongefahren in der Richtung gegen Balmau. Etwa eine Viertelsmeile vor diesem Badeorte führt die Straße in einem Einschnitt durch einen Wald, und als das Gig sich diesem näherte, mäßigte Albert den scharfen Trab seines Mecklenburgers und sah die Straße entlang. In diesem Augenblick trat ein schwarzgekleideter Herr unter den Bäumen hervor und grüßte schon von Ferne. Albert stieg ab und ging auf ihn zu.

„Guten Tag, Herr v. Moritz! mein Name ist Hoelk!" hub der Fremde an.

— „Sie sind also der Schreiber dieses Billets, das mir Mittheilungen über Madame de Jolibois in Balmau verspricht," sagte Albert und heftete einen forschenden Blick auf den Fremden. „Was veranlaßt Sie zu der Muthmaßung, daß derartige Mittheilungen gerade mich interessiren werden?"

„Meiner Treu, Herr v. Moritz, wozu denn diese Umstände?" rief Hoelk mit seinem sardonischen Lächeln. „Lassen wir doch die Tugend-Komödie! Ich wohne seit einigen Tagen im Bade in Balmau und sehe unwillkürlich, was daselbst vorgeht. Ich sehe Sie täglich bei Madame Aglaé de Jolibois aus- und eingehen; es ist ein öffentliches Geheimniß, daß Sie Madame unterhalten, daß Sie in intimen Verhältnissen zu ihr stehen, — und ich beneide Sie einigermaßen darum. Allein weil ich ein ehrlicher Kerl bin, der die Welt kennt, so kann ich es nicht kalten Blutes mit ansehen, daß Sie — hintergangen werden!"

— „Hintergangen? von Wem? von ihr?" rief Albert aufwallend.

„Vielleicht!" sagte Hoelk; „jedenfalls aber von dem hochmüthigen, adeligen Lump, dem Baron ...."

— „Bernstett?"

„Ja, von eben diesem! Ich sage Ihnen, der Mensch betrügt Sie und macht sich hinter Ihrem Rücken über Sie lustig. Er verbringt den halben Tag auf dem Zimmer von Madame de Jolibois, macht mit ihr einsame Waldspaziergänge, und hat ihr nicht nur versprochen, sie bald auf sein Schloß Oberhof zu bringen, sondern ihr neulich sogar die Lokalitäten dort gezeigt."

— „Das ist nicht wahr, mein Herr! ...."

„Um Vergebung, Herr v. Moritz; was ich da sage, will ich beweisen, denn einmal trügen mich meine Augen nicht, und zum andern hab' ich noch einen Gewährsmann — oder besser eine Gewährsfrau: Mademoiselle Gogotte, die Kammerjungfer von Madame Aglaé, mit welcher ich ein kleines Verhältniß angefangen habe, um uns Beiden die Langeweile des einsamen Nestes zu vertreiben."

„Aber was veranlaßt Sie, mir diese Mittheilungen zu machen, mein Herr?" fragte Albert, dem bereits die Stirnader schwoll und die Augen Zornesblitze sprühten. „Ich habe doch nicht die Ehre, Sie zu kennen!"

— „Macht nichts, mein bester Herr v. Moritz! Was mich bewog, Ihnen die Augen zu öffnen, ist: eine Dosis deutsche Gutmüthigkeit, eine zweite Dosis amerikanische Ehrlichkeit, ein Viertheil Empfindlichkeit gegen Herrn v. Bernstett, welcher mir mit verletzendem Hochmuth begegnete, und ein Viertheil Freundschaft für Ihr Haus, denn ich habe die Ehre, schon seit vielen Jahren von Frau v. Moritz gekannt zu seyn. Es war mir unerträglich, mit anzusehen, wie Ihr eigener guter Freund hinter Ihrem Rücken mit Ihrer guten Freundin liebelt, und wie sie mit einander frühstücken und kosen bei verschlossenen Thüren und offenen Fenstern ...."

„Wo? wann?" fuhr Albert auf.

— „Jeden Morgen im kleinen Pavillon am Ende der Terrasse!" versetzte Hoelk kühl. „Wenn Sie mir erlauben wollen, Sie um eilf Uhr in das kleine Boskett hinter jenem Pavillon zu führen, so werde ich Sie zwischen den jungen Tannen so verstecken, daß Ihnen keine Bewegung der Beiden entgehen kann

— falls sie nämlich, wie meist geschieht, so ungenirt sind, das eine Fenster offen zu lassen! . . . ."

„Herr, ich bitte Sie darum . . . . ich will es selber sehen, wie ich von Bernstett lächerlich gemacht und von ihr hintergangen werde, aber alsdann wehe Beiden! — Und noch Eins, mein Herr! darf ich mir die Frage erlauben, wer Sie sind und ob Sie mein Zeuge seyn wollen?"

— „Ich bin Francis Othmar Hoelk, vordem Offizier in —'schen Diensten, nun Rentier, seit Kurzem aus Amerika zurückgekehrt, wo ich mich ungefähr sechszehn Jahre lang aufgehalten habe."

„Und Sie wollen mir helfen ihn abzuprügeln, falls es dazu käme?"

— „Prügeln? ich ihn? Um Vergebung! diese Ehre muß ich zu meinem Bedauern ablehnen. Sie verstehen mich — Grundsätze; billige solche Scenen nicht; habe Gründe, mich nicht mit der Justiz oder Polizei zu brouilliren, weil ich mich hier niederlassen will. Ueberhaupt wäre es mir sehr erwünscht, wenn mein Name aus dem Spiele bliebe. Sie begreifen dieß, wenn ich Ihnen sage, daß ich wo möglich in Balmau bleiben möchte . . . ."

„Ganz wie Sie wollen, mein Herr!" versetzte Albert aufgeregt. „Ich erwarte Sie kurz vor halb eilf Uhr hier, wenn Sie mich verbinden wollen, indem Sie mich von der Niederträchtigkeit dieses Baron Bernstett überzeugen, der mir und meiner Familie hoch zu Dank verpflichtet ist. Ich werde einige Freunde mitbringen, um mir eine auffallende und hinreichende Genugthuung zu verschaffen. Einstweilen also meinen besten Dank!"

— „Bitte, bitte! lohnt der Mühe nicht; ich werde Sie hier erwarten. Adieu, Herr v. Moritz!" sagte Hoelk, und schlug sich mit schadenfrohem Lächeln in den Wald.

Etwas mehr als eine Stunde später erwartete Hoelk Herrn Albert wieder an dieser Stelle. Der junge Moritz erschien mit zwei jungen Männern aus der Nachbarschaft, wovon der Eine ein junger Reiteroffizier auf Urlaub, der Andere ein junger Forstbeamter war. Man ließ die beiden Gefährte hier zurück, und schlug den Weg nach Balmau durch den Wald ein, welcher dem Badegarten bis auf wenige Ackerlängen sich nähert. Von hier aus war es eine leichte Sache, im Schutze von Hecken u. s. w. nach jenem Lustgehölze zu gelangen, wovon Hoelk gesprochen hatte. Dieser hielt sein Versprechen und zeigte Herrn Albert Moritz die treulose Aglaé und den Baron v. Bernstett in übermüthigem Schäkern und Kosen. Ein heftiger Auftritt erfolgte, und die Folge des Wortwechsels war eine thätliche Injurie, welche sich der von Eifersucht und Entrüstung schäumende Moritz gegen den Baron erlaubte. Dieser Schlag mit der Peitsche aber gab der Sache eine andere Wendung, denn er rief in Herrn v. Bernstett das kitzliche Ehrgefühl des Edelmanns wach.

„Herr v. Stolbach," wandte er sich an den Reiteroffizier, „Sie haben gesehen, wie weit sich Ihr Freund vergessen hat. Sie sind Offizier und werden mir, als einem früheren Kameraden, Genugthuung verschaffen; ich stelle mich unter den Schutz Ihrer Offiziersehre, und mache Sie verantwortlich für diese Schändlichkeit, wann Ihr Freund sich weigert, mir Satisfaktion zu geben! Mein Sekundant wird Herr v. Rammenstein auf Moosau seyn!"

— „Sagen Sie ihm, Stolbach, daß ich mich nicht mit ihm schlagen werde!" rief der junge Moritz. „Ein Mensch, der mich so verrieth . . . ."

„Stolbach, Sie kennen Ihre Pflicht als Offizier, wann Ihr Freund je nicht den Muth haben würde . . . ." Der Anstand verbot dem Edelmann und Kavalier, mehr zu sagen; er sah sich nach der Madame Aglaé um, ihr den Arm zu reichen, allein sie hatte sich schon aus dem Staube gemacht, und Bernstett entfernte sich nun ebenfalls.

Albert Moritz sah ein, daß er zu weit gegangen war; er hatte gar keine Lust, eine Waffe zu führen, denn der Gedanke an die möglichen Folgen eines Duells, die Erinnerungen an manche schlaflose Nacht, die er unmittelbar nach Richard's Tode unter Visionen durchwacht hatte, erfüllten ihn mit einem Schauder und einer abergläubischen Furcht. Aber Stolbach bewies ihm, daß er sich schlagen müsse, weil er den Baron thatsächlich beleidigt. Stolbach hatte nach seiner Auffassung nur die Wahl, falls Moritz das Duell ablehnte, entweder selber dem Gekränkten Satisfaktion zu geben oder, da er nicht sonderlich viel Lust hatte, mit Bernstett einige Kugeln zu wechseln, die Armee zu quittiren.

„Du mußt Dich schlagen, Albert, wohl oder übel, sonst erklärt Dich Bernstett öffentlich für eine Memme, und Du wirst Zeitlebens von jedem honnetten Menschen gemieden," sagte er. „Rede mir nicht von Verrath und Undankbarkeit," fuhr er fort, um Albert's Einwendungen aus dem Feld zu schlagen. „Du hattest kein Recht, ihn zu schlagen, denn die Joliboiß ist nicht Deine Frau, sondern nur Deine Maitresse; Bernstett hatte keine Pflichten, sie um Deinetwillen zu meiden; und Du kannst von einer solchen Person keine Treue verlangen. An ihr hättest Du diese Züchtigung üben können, aber nicht an ihm, wofern Du ihm nicht auf jede Weise Satisfaktion geben wolltest. Und ich gestehe Dir, daß ich mir die Sache gar nie anders dachte, sonst wäre ich nicht bereit gewesen, Dich zu begleiten."

Der junge Forstmann theilte diese Ansicht und bemühte sich seinerseits ebenfalls aus Kräften, dem jungen Moritz zu beweisen, daß er unter keinen Umständen sich weigern dürfe, dem Baron Genugthuung zu geben. Albert weigerte sich beharrlich. Da sagte endlich Stolbach: „Wohlan denn, so muß ich mich für Dich mit Bernstett schlagen; aber er wird mir soviel Rücksicht und Zeit einräumen, daß ich mich zuvor mit Dir schlage, Albert, und wir schießen uns dann über's Schnupftuch."

Haß, Furcht vor öffentlicher Entehrung, die bange Ahnung eines ungünstigen Ausgangs, Aerger, Eifersucht und alle möglichen Affekte und wilden Leidenschaften gährten in Albert. Er lud die beiden Freunde zu einem Frühstück ein und erbat sich ein Stündchen Bedenkzeit, um ruhiger werden zu können, — mit anderen Worten: er wollte erst sein Müthchen an Aglaé kühlen. Allein er fand sie nicht mehr in ihrem Zimmer — sie hatte sich zu Bernstett in dessen Zimmer geflüchtet und unter dessen Schutz gestellt. Vergebens forderte er sie auf, zu ihm herauszukommen.

„Gehen Sie, mein Herr!" rief sie; „ich habe nichts mehr mit Ihnen gemein. Ich verachte Sie — Sie sind ein Feigling, Sie haben dem Baron Genugthuung geweigert, nachdem Sie

ihn wie einen Bauern behandelt — gehen Sie! Sie sind ein pequin und kein Mann von Ehre!" —

— „Stolbach!" rief Albert, als er zu seinen beiden Freunden zurückkehrte, „nun fordere Bernstett auf Pistolen — auf Leben und Tod!" Und von diesem unüberlegten Entschluß ließ er sich auch nicht mehr abbringen. Aus dem einen Extrem war er nun in's andere gefallen, Alles aus Aerger, Entrüstung und Wuth darüber, daß er nun auch dieses feile Weibsbild verloren habe.

21.

Die Postchaise, in welcher Löw Aaron und Wetz nach der Residenz fahren wollten, hielt schon vor dem Herrenhause des Oberhofs, und ihre beiden Laternen leuchteten wie Glühwürmchen durch die Dämmerung und den Regen, als ein Wagen angefahren kam und eine Dame mit einem Lakaien ausstieg und nach Wetz fragte. Es war Lucie Helmold, blaß und verstört, in fieberischer Eile.

„Seh' ich recht, mein Fräulein? Sie hier?" rief Wetz; „wie soll ich mir dieß deuten?"

— „Ich komme im Auftrage der Frau v. Moritz, welche Sie dringend bitten läßt, sie nur auf ein Viertelstündchen zu besuchen. Die gnädige Frau wünscht Sie zu sprechen, muß Sie sprechen, denn nur Sie allein können helfen."

„Was will sie von mir?" fragte Wetz beinahe finster. „Ich bin im Begriff, eine unaufschiebbare Reise anzutreten."

— „Die Ereignisse zwangen die gnädige Frau, sich an Sie zu wenden," sagte Lucie. „Auf dem Schlosse geht Alles über Eck. Man will den gnädigen Herrn verhaften, und die Herren v. Moritz, Vater und Sohn, sind nirgends zu finden."

„Ah! sie sind entwichen?" rief Wetz und Aerger und Freude rangen in ihm um die Vorhand. „Und was soll ich dabei thun?"

— „O kommen Sie — kommen Sie! ich bitte Sie inständig; kommen Sie um meinetwillen! Seyn Sie edel, Herr Wetz, vergessen Sie Ihren persönlichen Groll und steuern Sie der Schande, welche dieses Haus heimsucht! Bedenken Sie, es ist das Elternhaus von Frau v. Bernstett und Julien, dem diese Schmach droht!"

Wetz stutzte. „Ich fahre mit Ihnen, mein Fräulein," sagte er. „Löw, folgen Sie mir mit dem Wagen nach Schloß Schrotheim; Sie werden nicht lange auf mich zu warten haben!" Er setzte sich zu Lucien und dem Lakaien in den Wagen und hielt sein Reiseschreibpult dabei auf den Knieen. Unterwegs bat ihn Lucie auf das innigste, er möge doch Nachsicht üben und die Dinge nicht zum Aeußersten kommen lassen.

Auf dem Schlosse traf er Alles in Bestürzung; vor dem Perron hielt ein Wagen mit Extrapostpferden; ein Gendarm saß auf dem Bocke, ein anderer lehnte unter der Einfahrt. Im Empfangszimmer fand er den Kreisrichter nebst Scabinen, sowie Frau v. Moritz und Ida, beide zitternd und außer Fassung.

Das feine Ohr der Blinden erkannte den eintretenden Wetz am Schritte; sie versuchte aufzustehen und ihm entgegenzugehen, aber ihre Kniee wankten. „Herr Wetz, ich rechnete auf Ihr edles Herz, als ich Sie hieher bitten ließ," stammelte sie; „ich habe mich in Ihnen nicht verrechnet!"

„Ohne Komplimente, Madame! was wünschen Sie von mir?"

— „Man will meinen Gatten verhaften! Der Herr Kreisrichter behauptet, nicht anders handeln zu können, allein er will die Haft in einen Hausarrest verwandeln, wenn Sie sich bereit erklären, die Verantwortung davon gegenüber von dem Prokurator zu übernehmen."

„Ich?" rief Wetz hart, „ich habe weder Lust noch Beruf, irgend eine Verantwortung auf mich zu nehmen. Herr v. Moritz ist des Betrugs und der Fälschung überwiesen, und ihn ereilt nur, was er selber verschuldet hat. Ich bin weder befugt noch geneigt, den Gang des Gesetzes zu hemmen."

— „Sie haben Grund uns zu grollen, Herr Wetz," sagte die Blinde weh- und demüthig, „aber Sie werden unsere Lage nicht auf eine gehässige Weise ausbeuten, davon bin ich überzeugt. Haben Sie die Gewogenheit, mir ein kurzes Gespräch unter vier Augen zu vergönnen, damit ich Ihnen einige Gründe nahe lege, die meine Bitte ...."

„Wozu das, Madame! reden Sie hier offen und vor Zeugen! ...."

— „Mit nichten — ich habe Ihnen Einiges mitzutheilen in Beziehung auf einen Brief, den ich vor einigen Tagen erhalten habe und dessen Gegenstand reine Privatsache von mir ist. Ich bitte Sie, folgen Sie mir in ein anderes Zimmer!" flehte sie halblaut. „Sie begreifen, daß ich Ihnen Dinge zu sagen habe, welche nicht vor diesen Zeugen ...."

„Wohlan, Madame, ich stehe zu Diensten!" sagte er und erfaßte die kaltfeuchte, bebende Hand, die sie nach ihm ausstreckte. In einem kleinen Zimmer, von dem Empfangssalon hinreichend weit entlegen, um von dort nicht gehört werden zu können, führte er sie zu einem Lehnsessel und stellte sich vor sie, ihrer Mittheilungen gewärtig.

Frau v. Moritz schien unschlüssig, wie sie beginnen sollte, und Wetz fühlte sich von zu vielerlei Empfindungen aufgeregt, um selber beginnen zu wollen und mit Ruhe beginnen zu können. Die Rathlosigkeit und Zerknirschung der stolzen Frau erfüllte ihn mit einer gewissen Schadenfreude, die er aber wieder niederzukämpfen suchte, weil er sich ihrer schämte.

„Wie soll ich nur beginnen, Herr Wetz?" hub Frau v. Moritz nach einer Pause an; „nennen Sie mir die Bedingungen, unter welchen Sie von meinem Gatten die Verhaftung abwenden können!"

— „Erlauben Sie mir mich zu entfernen, Madame!" erwiderte er strenge und voll Entrüstung; „dacht' ich mir doch gleich, daß es nur ein Bestechungsversuch seyn würde, was Sie mir zu sagen hatten! Sie glauben, mit Ihrem Geld Alles durchsetzen zu können, nicht wahr? aber Sie werden dießmal sich irren!"

„Bleiben Sie, bleiben Sie, Herr Wetz! Sie mißverstehen mich!" rief die Blinde. „Gott! ich weiß nicht wie ich es anfangen soll, um Ihnen zu beweisen, daß ich Alles wieder gut machen will, was ich je verschuldet habe! Sie sind dem Briefe nicht fremd, den ich am letzten Sonntag empfing," fuhr sie fort; „Sie haben ihn wenigstens gelesen, wenn auch nicht geschrieben, — Sie waren der Besteller desselben — ich weiß, ich fühle das! Sie haben früher Andeutungen gegen mich fallen lassen, die mir

genugsam beweisen, daß Sie ein Agent von Reinhold Wegener sind oder aus seinem eigenen Munde um Dinge wissen, welche ...."

— „Welche lauter erwiesene und erweisbare Thatsachen sind, — wollten Sie sagen, Madame! Aber weiter, weiter! ich habe keine Zeit zu verlieren!"

„Sehen Sie, meine Ahnung trog mich nicht — Sie wagen nicht einmal zu leugnen! — Und doch kann ich jenen Brief von Reinhold nicht für echt halten, Herr Wetz!" fuhr sie leidenschaftlich fort; „ich weiß, daß Reinhold vor Jahren schon ertrunken ist.... ertrunken, als er in einem Canoe mit Indianern einen Strom hinauffuhr und das Boot umschlug ...."

— „Das seine paar Habseligkeiten und die Ersparnisse von zehn mühevollen Jahren enthielt, — soviel ist wahr an dem Märchen, das man Ihnen aufgebunden hat, Madame. Ein Theil seiner Papiere, und einige Beutel voll Gold, die in Reinhold's Mantelsack waren, liegen auf dem Grunde des San Joaquin in Kalifornien, allein Reinhold hat sich durch Schwimmen gerettet und im Gebüsch der Ufer versteckt, weil er allen Grund zu der Annahme hatte, daß der Schiffbruch des Canoe kein zufälliger, sondern von den Indianern absichtlich herbeigeführt war, um die paar Weißen zu berauben, welche sich ihrem Nachen anvertraut hatten. Reinhold lebt, das zeigte Ihnen sein Brief. Wenige Tage noch und er wird selber hier seyn."

Ein halb unterdrückter Schreckensruf aus dem Munde der Blinden bekundete die Tiefe der Erregung, welche diese Enthüllung in ihr wachgerufen hatte. „Er ist also wirklich schon in der Nähe?" stammelte sie. „Er erwartet Vorschläge von mir?"

„Allerdings; ja, er erwartet noch mehr, Madame! Er erwartet, daß Sie das Unrecht eingestehen, welches Sie gegen ihn begangen haben, daß Sie ihm den Antheil an der Erbschaft seines Vaters herausgeben, um welchen Sie ihn — verkürzt haben; daß Sie Allem aufbieten, um das Unrecht zu sühnen, welches an Mathilde Wegener begangen worden ist!" — Frau v. Moritz stieß einen tiefen Seufzer aus, der ihre Rathlosigkeit bekundete, und Wetz fuhr eindringlich fort: „Reinhold Wegener wird nicht als ein Bettler oder Landstreicher hieher zurückkehren, sondern als ein wohlhabender, achtbarer Mann, entlastet von der niederträchtigen Verleumdung, welche dem Abwesenden angedichtet worden ist; er wird nun in einem ganz andern Ansehen hier auftreten, seit er Miterbe an Richard's Antheil ist. Er wird im Stande seyn, seine Feinde zu entlarven und diejenigen zu bestrafen, welche ihn aus seinem Erbe geworfen und verdrängt haben ...."

— „Er wird sich rächen wollen — natürlich!" sagte Frau v. Moritz ängstlich; „er wird all die Bitterkeit wieder empfinden, die er während seiner Abwesenheit erduldet hat, und wird sie vergleichen mit dem gemächlichen Leben, welches wir seither geführt haben — ich begreife dieß. Aber ist dieß unsere alleinige Schuld? Hat Reinhold sich nicht selber von dem losgerissen, was ihm hätte werth seyn sollen: dem Vaterhaus?"

„Das fragen Sie, Madame? Sie, die ihn bei seinem Vater verleumdet und angeschwärzt hat und den getäuschten Vater noch im Groll gegen seinen Sohn sterben ließ?" fragte Wetz zähneknirschend. „Fragen Sie Ihr Gewissen, Madame, ob Ihnen Reinhold's Abwesenheit nicht eine willkommene, und ob der Gedanke, daß er noch am Leben seye und zurückkehren könnte, nicht beinahe der einzige Wurm war, der an der süßen Frucht Ihres Weltglücks nagte, — das einzige Damokles-Schwert, welches über Ihrem blumenbekränzten Haupte hing?"

Die Blinde bebte zusammen und rang die Hände.

„Sehen Sie, Madame, nun wagen Sie ebenfalls nicht zu leugnen! Sie fühlen, daß die Stunde nahe ist, wo auch Ihr Geschick eine Wendung nimmt und wo Sie wenigstens einem Theil Ihres Ansehens Valet sagen müssen. Wollen Sie diesem Moment nicht etwas von seiner Herbe benehmen, indem Sie freiwillig verzichten und reu- und demüthig dem Gekränkten entgegenkommen?"

— „Aber wie soll ich dieß anfangen? was soll ich hiezu thun?" rief Frau v. Moritz rathlos.

„Machen Sie Herrn Reinhold die Vorschläge, um welche er Sie gebeten hat!" sagte Wetz. „Sagen Sie mir mündlich, was Sie thun wollen, und ich überbringe diese Propositionen dem Prokurator Bischoff, dem Bevollmächtigten Reinhold's!"

— „Aber was soll ich ihm denn vorschlagen?"

„Das ist doch sehr einfach," versetzte Wetz. „Erklären Sie vor Zeugen sich schuldig, daß Sie Reinhold bei seinem Vater verleumdet und heruntergesetzt, und jenes verleumderische Gerücht, er seye zum Diebe an seinem Vater geworden, in Umlauf gesetzt haben. Ersetzen Sie ihm durch eine freiwillige Cession von Ihrem Antheil jene Quote an dem Eigenthumsrecht der Fabrik, den er, als der einzige überlebende Sohn des verstorbenen Gründers dieses Etablissements, anzusprechen hat, und bieten Sie ihm eine Entschädigung für denjenigen Gewinnantheil an, welcher ihm seitdem entgangen ist. Ich zweifle nicht, daß diese billigen Vorschläge seinen Beifall finden werden."

Die Blinde zögerte mit der Antwort und kämpfte mit sich selbst; endlich sagte sie: „Ich kann nicht, Herr Wetz! ich kann hierauf nicht eingehen! Sie müssen dieß selber fühlen. Mein Zugeständniß einer Verleumdung würde mich um alles Ansehen und alle Ehre bringen. Ich kann dieses Geständniß nicht ablegen, und bin es auch nicht schuldig. Und den Geschäftsantheil, welchen ich von meinem seligen Gatten geerbt habe, kann ich nicht verringern, ohne meine eigenen Kinder zweiter Ehe zu verkürzen; aber selbst wenn ich es wollte, kann ich es nicht ohne Genehmigung meines Gatten, und Herr v. Moritz wird nie darauf eingehen. Sie wissen selbst, Herr Wetz, daß mein Wille nichts über ihn vermag, daß er mein Tyrann, mein Despot ist!...."

„Der Wille oder Entschluß des Herrn v. Moritz kommt hier gar nicht in Betracht," entgegnete Wetz streng und finster. „Herr v. Moritz ist des Betrugs und der Fälschung angeschuldigt und überwiesen; er hat durch seine Verbrechen gegen Waisen und Unmündige jenes Vertrauen verscherzt, welches ihn zur Leitung eines solchen Etablissements befähigt; er ist durch Gerichtsbeschluß bereits der Geschäftsführung enthoben und ein provisorischer Direktor von Amtswegen in Pflicht genommen — seine Rolle ist ausgespielt; einige Wochen noch, und er steht vor den Assisen; die erschwindelte Größe hat ein Ende."

Ein Jammerschrei der Blinden, die mit einer Ohnmacht rang; dann sank sie Wetz zu Füßen und rief: „Herr, Sie sind

schrecklich! aber erbarmen Sie sich meiner! Senden Sie Reinhold zu mir — er ist edel, großmüthig, ich habe ihn hierin nie verkannt! er wird um der Ehre seines Vaters willen die Sache nicht zum Aeußersten treiben. O, Herr Wetz, um der Liebe willen, die Sie zu meinem Richard trugen, erbarmen Sie sich meiner, lassen Sie es nicht zum Aeußersten kommen, wenden Sie die Schande eines öffentlichen Prozesses von meinem Gatten ab! Ich bitte, ich beschwöre Sie, ich verspreche Ihnen, Allem aufzubieten, was in meinen Kräften steht, damit Reinhold und seine Geschwister befriedigt werden! Ich gelobe Ihnen hoch und theuer, daß wir zu Allem bereit seyn werden, was einen gütlichen Vergleich zu Stande bringen kann, — nur seyen Sie billig und verschaffen Sie uns noch einige Tage Bedenkzeit, Aufschub, namentlich Aufschub der Verhaftung, und ich werde ewig Ihre dankbare Schuldnerin seyn."

Der Jammer dieser Frau rührte Wetz einigermaßen; er ward weicher. Wozu auch im eigenen Fleische wüthen? dachte er; die Ehre unseres Namens leidet ja auch mittelbar. „Wohlan, Madame," sagte er, „ich vertraue Ihrem Versprechen, daß Sie ein gütliches Abkommen vorbereiten wollen, bis ich von meiner Reise in die Residenz zurückkehre. Ich will versuchen, ob der Kreisrichter zu bewegen ist, die gerichtliche Haft zu unterlassen oder in Hausarrest umzuwandeln, denn die Untersuchung kann hierunter nicht leiden und die Schuld des Herrn v. Moritz ist ja schon erwiesen. Entzöge er sich der Strafe durch Flucht oder irgend ein anderes Mittel, so wäre dieß das Schlimmste nicht!" Die Blinde ergriff seine Hände und wollte ihm danken, aber er zog sie nur vom Boden empor, drückte sie sachte in ihren Lehnsessel und fuhr fort: „Verkennen Sie die Gründe nicht, Madame, welche mich bestimmen, Ihren Bitten nachzugeben. Wollte ich auf die Stimme von Fleisch und Blut, von menschlicher Leidenschaft hören, so dürfte ich nicht eher ruhen, als bis ich das Haus Moritz zertreten sähe. Allein ich habe im Leben viel erduldet und erfahren, was mich gebrochen hätte, wie ein Rohr, wenn ich nicht in christlichem Sinne und Glauben, in Liebe und Hoffnung einen festen Stützpunkt und Trost gefunden hätte. Dieser Trost fehlt Ihnen, Madame! nie zuvor hat das Unglück, welches das trotzige Menschenherz weich und empfänglich für Demuth und Frömmigkeit macht, vielleicht an Ihre Seele gepocht; das Weltglück und die Erfolge haben Sie verwöhnt. Ihre glänzenden Eigenschaften haben Sie emporgetragen und der Demuth und Religion vergessen gemacht; daher alle Ihre Fehler: Ihre Heuchelei, Sinnlichkeit, Ihr Ehrgeiz, Stolz, Ihre Habsucht und schrankenlose Selbstsucht. Dießmal pocht der göttliche Mahner stärker an Ihre Seele — thun Sie ihm ein Pförtchen auf, damit das unvermeidliche Unglück, der Sturz von der erschwindelten Größe, Sie nicht zerschmettere. Nur um Ihrer Seele willen, Madame, bewillige ich Ihnen einen kurzen Aufschub und lasse Ihnen, obschon es zu gütlichem Abkommen schon zu spät ist, noch Zeit zum Besinnen!" Und ohne ihre Antwort abzuwarten, kehrte er in den Salon zurück und pflog eine lange Unterredung mit dem Kreisrichter.

Das Ergebniß dieser Besprechung war, daß der Richter erklärte, von der Beschlagnahme der Papiere des Herrn v. Moritz nicht abgehen zu können, dagegen die Verhaftung in einen Hausarrest auf dem Schlosse unter Bewachung umwandeln zu wollen, falls — wie er mit zweifelndem Lächeln hinzufügte — der Kommerzienrath überhaupt noch zurückkehre. Wetz verabschiedete sich nun von den Gerichtsbeamten und ging. Sein Blick begegnete demjenigen Luciens und er wähnte darin eine dankbare Billigung seines Verfahrens zu sehen, die ihm im innersten Herzen wohl that. Zufriedener mit sich selbst, als er gekommen war, stieg er zu Löw Aaron in den Postwagen, und fuhr in die Nacht hinein.

Der jüdische Gutshändler war mit der seinem Volke eigenen Neugier inzwischen emsig bemüht gewesen, den Grund der Anwesenheit der Gendarmen und Gerichtspersonen auf dem Schlosse zu ermitteln, und hatte durch Combination und Muthmaßung auch die Wahrheit nahezu errathen. Aber vergebens suchte er unterwegs durch Fragen und Andeutungen Wetz hierüber auszuholen; — dieser blieb zugeknöpft bis an's Kinn, obschon es ihm eine gewisse innere Befriedigung verursachte, zu sehen, daß dieser kluge Mann die Wahrheit ermittelt hatte; Wetz ahnte, daß derselbe seine Entdeckung nicht für sich behalten, sondern seine Vermuthungen für baare Münze ausgeben werde.

Sie mochten etwa eine Stunde weit gefahren seyn, als sie auf der Landstraße von ferne zwei Wagenlaternen blinken sahen, und bald darauf ein eleganter Brougham an ihnen vorüber fuhr. „Gott, haben Sie gesehen?" fragte Löw Aaron seinen Begleiter. „So wahr ich lebe, das ist gewesen zu seyn der Herr Kommerzienrath Moritz! Wo heißt? wie wird der thun zu machen große Augen, wenn sie ihm nehmen bei das Kamisol! Nu, wie werd es geben ein Geschrei unter die Leute!"

„Wirklich? war es wirklich Herr v. Moritz? sind Sie dessen gewiß?" fragte Wetz.

— „Wo heißt? bin ich blind, Herr Rentmeister? wo sollt ich nicht kommen zu kennen die Pferdches, die ich selber hab' gekauft von Fränkel letzte Ostern für dem Herrn Kommerzienrath um 160 Karolin?" rief Aaron. „So wahr ich leb', es ist gewesen zu seyn der Herr Kommerzienrath mit seinen Kutscher — ich hab sie erkennt mit meinen eigenen Aug'!" —

Aaron hatte recht gesehen — es war der Kommerzienrath, welcher arglos in sein Verderben fuhr. Er erschrack nicht wenig, als er am Parkwächterhäuschen von einem Gendarmen angehalten wurde, der sich zu ihm in den Wagen setzte. Aber er glaubte einfach, der Gendarm überschreite seine Befugniß, und wollte denselben durch Grobheit brusquiren, und ehe sie noch des Haderns müde waren, langten sie am Perron des Schlosses an, wo der Kommerzienrath von dem Kreisrichter und den übrigen Gerichtspersonen in Empfang genommen und ihm angekündigt ward, was wir schon wissen.

Eine Stunde später saß der stolze Mann in einem Zimmer in einem der höchsten Gelasse des Schlosses allein. Es waren die Zimmer, welche Richard vordem bewohnt hatte. Der Kreisrichter kannte sie und wußte, daß sie am besten zu bewachen waren, denn die Treppe endete vor ihnen, und der Balkon war vier Stockwerke über der Erde. Der stolze Lebemann war ziemlich zerknirscht, aber nicht hoffnungslos. Im Vorzimmer war ein Gendarm mit einem Scabinen und einer Gerichtsperson; unten an der Treppe war ein anderer Posten, und unter den Fenstern ging ein Civilwächter auf und ab, um jede verdächtige Verbindung mit dem Gefangenen von dieser

Seite abzuschneiden. Niemand durfte bei ihm zugelassen werden als Frau v. Moritz; aber der Gefangene hatte Schreibzeug und Papier zu seiner Verfügung. Die Einsamkeit dieses Zimmers lud ihn zum Nachdenken ein, und erschütterte ihn durch den Kontrast. Vom Wein und einer reichlichen Mahlzeit erhitzt, die er bei einem Bekannten in einer Nachbarstadt eingenommen hatte, in einer übermüthigen fidelen Stimmung war er heimgekehrt, um durch Beschlagnahme seiner Papiere erschreckt zu werden; jetzt war er verhaftet. Aber er hatte den Muth nicht verloren — ich bin ja reich, dachte er; ich werde mir den besten Advokaten annehmen und ihnen am Ende doch ein Schnippchen schlagen. Wenn ich nur wenigstens Stägemann sprechen könnte! und Henriette kommt auch nicht!

Doch sie kam, geführt von Ida, tieferschüttert und so verstört, daß sogar Herr v. Moritz darüber erschrack, so gleichgültig und theilnahmslos er auch sonst gegen sie war. Mit Mühe und unzusammenhängend erzählte sie ihm, was ihr Stägemann durch seinen Neffen Blender hatte mittheilen lassen, und den Inhalt ihrer Unterredung mit Wetz. Der Kommerzienrath hörte gespannt zu und konnte einige Unruhe nicht bergen, aber er war noch voll Zuversicht.

„Laß Dich's nicht anfechten, meine Liebe," sagte er; „die Sache ist nicht gefährlich, so lange sie das Geheimbuch nicht haben, und dieß ist bei Stägemann in guter Verwahrung. Ich hab' es ihm auf's Gewissen gebunden, es in seinem Hause zu verwahren, bis die Rectification der Bilanzen vorüber ist. Ich schreibe noch heute Nacht an den Prokurator Schomann, meinen Anwalt, und bescheide ihn hieher, um gegen die Verhaftung und alle weiteren Schritte zu protestiren. Das Einzige, was uns fehlt, ist ein Mann, den wir als den John Thomas Wilson produciren können; aber das wird sich finden. Wenn Schomann nur Mittel und Wege weiß, die Sache in die Länge zu ziehen, dann werden wir Zeit genug gewinnen, einen Strohmann oder Anwalt für ihn zu bestellen, dem wir die Papiere übergeben, die ganz legal und in Ordnung sind!"

— „Und wie muß dieser Mann beschaffen seyn?" fragte Henriette begierig, denn ihr zog ein Einfall durch den Sinn.

„Er muß ein Engländer oder Amerikaner seyn oder sich wenigstens dafür ausgeben können, um seine Ansprüche als der Hypothekgläubiger der Fabrik geltend zu machen!...."

„Ha, ein solcher Mann wäre gefunden — ich kenne ihn, er ist in unserer Nähe!"

„Wirklich?" fragte Moritz lebhaft; „und wer wäre dieser Mann?"

— „Ein gewisser Hoelk, ein Deutschamerikaner...."

„Hoelk! Hoelk, Dein ehemaliger Liebhaber, der vormalige Lieutenant?!" rief Moritz; als er aber sah, daß Henriette schon bereute, diesen Namen genannt zu haben, setzte er ruhiger hinzu: „Er ist also hier? und seit wann? und wo?"

— „Seit einigen Tagen," erwiderte die Blinde. „Er wohnt drüben in Balmau, weil ich nicht wagte, ihm hier Zimmer anzubieten...."

„Das trifft sich herrlich — und Du glaubst, daß er geneigt und im Stande wäre, die Rolle jenes Wilson zu spielen?"

— „Er ist der gewandteste, schlaueste Mensch, der mir jemals vorgekommen ist, und um Geld zu Allem fähig; aber ob man ihm diese Hypotheken anvertrauen dürfte, das möcht' ich beinahe bezweifeln!"

„Bah, er soll sie auch nicht in die Hand bekommen, sondern sie müssen in Schomann's Händen bleiben!" sagte Moritz. „Er soll nur die Rolle spielen nach einer Instruktion, die ich ihm schreiben werde. Laß ihn sogleich rufen, Henriette! weise ihm die besten Zimmer im Schlosse an, thue Dein Möglichstes, um ihn ansprechend zu bewirthen und für uns zu gewinnen! Er soll es nicht zu bereuen haben. Wir brauchen einen Mann in der Nähe, dem wir verschiedene geheime Aufträge übergeben können...."

— „Gut, ich schicke sogleich nach ihm! Aber sag' mir, Heinrich, fürchtest Du wirklich nichts von alle dem, was Wetz mir mittheilte!...."

„Bah, Wetz ist ein tückischer Schuft und Du ein leichtgläubiges Weib!" rief der Kommerzienrath mit einer trunkenen Zuversicht. „Siehst Du denn nicht ein, daß er Dich nur einschüchtern wollte, um Deinem momentanen Schreck etwas abzugewinnen? Ich trotze jedoch ihm und allen seinen Kabalen; meine Karten sind so fein gemischt, daß er mir nicht hinter die Schliche kommt; ich habe längst die Möglichkeit vorausgesehen, daß ich den Mr. John Thomas Wilson auftreten lassen müsse. Ich habe Rechnungsauszüge und Abschlüsse parat gelegt, die auf sein Conto stimmen. Und zudem, sie werden mir für das Andere nicht allzu viel anhaben; die Vormundschaftsbehörde selber muß mich schützen, denn ihre Fahrlässigkeit hat ihre Mitglieder zu meinen Mitschuldigen gemacht. Stägemann ist ebenfalls mein Complice, und kann mich nicht verrathen. So lange wir noch reich sind, setze ich Alles durch, und wir haben ja unser Schäfchen im Trockenen. Ich trotze Allem was da kommen mag; angreifen ist schwerer als vertheidigen."

Was ist doch der Menschengeist für ein wundersam elastisch Ding! Henriette, vor zwei Stunden noch so hoffnungslos und zerknirscht, Alles verloren gebend, klammerte sich jetzt an die Hoffnungen an, welche ihr Gatte ihr vorgespiegelt hatte, und trug den Kopf wieder höher als je. „Vertheidigen ist leichter als angreifen — sehr wahr!" murmelte sie; „aber wenn Wetz nun den falschen Wilson erkennen sollte?" fuhr sie halb erschrocken fort; „ich weiß, daß sie sich vor zehn Jahren in Amerika gesehen haben!"

„Bah, es ist zweifelhaft, ob Wetz diesen Hoelk wieder erkennen wird. Und gesetzt auch, er könnte es, kann Hoelk ihm nicht ausweichen? kann er es nicht wegleugnen, da die einseitige Aussage dieses schuftigen Wetz ja doch keine Beweiskraft hat? Sey nur ruhig, mein Kind! ich habe die beste Hoffnung, und noch einen andern Pfeil im Köcher — wir können den Knoten zerhacken: verkaufe Du Deinen Antheil scheinbar an meinen Sohn Albert, und überlaß es ihm, sich seines Rechts zu erwehren und den provisorischen Direktor aus dem Sattel zu heben!"

— „An Albert?" Ein leiser Schauer durchrieselte sie. „Wozu das?"

„Um uns beide ganz aus dem Bereich des Haders zu stellen, welchen Reinhold Wegener erheben wird, wenn er etwa kommt! Ich werde Dir diesen Vorschlag noch näher erörtern, meine Liebe, und Dir mit allen möglichen Gründen seine Nütz-

lichkeit und Wirksamkeit darthun. Aber ob dieser Reinhold jemals kommen wird? Er ist der Popanz, mit welchem Wetz seit mehr als einem halben Jahre droht, und mittelst dessen er sich einschlich. Ich fange an über dieses Gespenst zu lachen, das nur in Deinem Gewissen und in unserer Furcht existirt, denn seit vielen Monaten hat er nur ein einziges Lebenszeichen von sich gegeben, und gerade dieses ist höchst zweideutig und verdächtig. Schaffe mir nur Deinen Hoelk zur Stelle, und überlaß es mir, ihn zu instruiren. Wetz ist auf einige Tage verreist, wie mir der Kreisrichter sagte; einstweilen lassen wir unsern Mr. Wilson hier auftreten unter Schomann's Aufsicht, und ihn dann wieder verschwinden, ehe er Wetz hier begegnen könnte."

— „Ich lasse ihn noch heute Nacht hieher entbieten."

„Gut, und ich schreibe einstweilen eine Instruktion für ihn, die ich Dir morgen früh zustellen werde. Sey nur guten Muths; wir siegen auch dießmal; und nun gute Nacht!"

22. Dicht vor dem Ziele.

Eine Extrapostchaise fuhr vor dem Posthause an, und enthielt zwei Reisende, die wir kennen: Wetz und den Juden Aaron. Wetz sprang aus dem Wagen und ging in das Haus, denn er hatte ein bekanntes Gesicht hinter den Scheiben der Wirthsstube wahrgenommen — einen der Ingenieure von der Fabrik. Als er in die Gaststube trat, sah er lauter Bekannte vor sich, die sämmtlichen Beamten der Fabrik, den alten Stägemann und seinen Neffen ausgenommen, Alle waren in feierliches Schwarz gekleidet, ließen sich aber trotzdem den Tyroler- und Ungar-Wein munden.

„Was thun Sie denn alle hier, meine Herren?" rief Wetz nach der ersten Begrüßung verwundert.

— „Wir beweinen unsern Todten," versetzte einer der Kommis, der für einen witzigen Kopf gelten wollte.

„Welchen Todten?"

— „Wie, Sie wissen noch nicht?" scholl es herüber. „Wir kommen von der Beerdigung des Herrn Albert v. Moritz."

„Albert todt? Vor vier Tagen sah ich ihn ja noch frisch und gesund auf dem Comptoir?"

— „Ja, so eine Kugel schneidet schnell ein Leben entzwei," meinte der Maschinenmeister. Und nun erzählten sie, durch einander schreiend, dem Ankömmling, daß Albert Moritz sich mit dem Baron Bernstett auf der Grenze duellirt habe und von demselben erschossen worden seye, und daß sie eben jetzt in Menge von der Beerdigung kämen.

„Und was war denn die Veranlassung zu diesem Duell? Doch hoffentlich nicht die pariser Lorette?" frug Wetz, dem die Erinnerung an den Besuch des Barons auf dem Oberhof plötzlich wiederkehrte.

— „Eben diese," hieß es. Indem trat Hauptmann Helmold in die Gaststube und bewillkommte Wetz herzlich. „Wissen Sie schon?" fragte er.

„Nein, nur das Faktum, nicht aber die Einzelnheiten," sagte Wetz. „Thun Sie mir den Gefallen, Hauptmann, und fahren Sie mit mir, um mir Alles zu erzählen. Ich habe Eile nach Hause zu kommen, und Ihnen verschlägt es ja wohl nichts, die kurze Strecke vom Oberhof nach Hagenreut zu Fuße zurückzulegen. Offenbar ist mancherlei hier vorgefallen, was mir zu wissen von Interesse ist!"

— „Ich begleite Sie mit Vergnügen, aber verziehen Sie noch einen Augenblick! Zu einem Glase Wein wird ja wohl Rath werden!" Wetz ließ sich bewegen.

Das Heranrollen der Extrapostkutsche hatte im ersten Stockwerke einen Herrn an das Fenster gelockt, in welchem wir unsern Bekannten Hoelk wieder erkennen, der hier als Mister Wilson logirte, und vorhin auf seine Zimmer geflüchtet war, als er die beiden Wagen und den Omnibus mit den Leidtragenden hatte heranrollen sehen. Mit gierigen Augen maß er die schwere lederne Geldtasche, welche Aaron um die Schultern hängen hatte, als dieser endlich auch aus dem Wagen kletterte und sich auf der Treppe des Posthauses eine Cigarre anzündete. Zugleich sah und hörte der unbemerkte Zuschauer, wie der lustige alte Posthalter aus dem Stalle tretend auf Aaron zueilte, nach seiner Geldtasche griff und rief: „Halbpart, Alter! Du bist heute gut gespickt, wie es scheint!"

„Könntest lachen, Posthalter, wenn ich sollte kommen zu theilen mit Dir! Gott Du gerechter, ich hab' heute zu tragen die größte Summe, die ich noch je auf einmal hab' gehabt bei mich — glaubst Du wohl, daß ich da halt' in meiner Hand über zwanzigtausend preußische Thaler?"

— „Bah, Du scherzest, Aaron! was willst Du denn mit dem großen Haufen Geld?"

„Wo heißt? was thu' ich damit? Nu, ich geb's den Rentmeister Wetz auf den Oberhof, den ich hab' gekauft von ihn!"

— „Du den Oberhof gekauft? Geh', Du willst mich foppen!"

„Dir foppen? wo heißt? Wenn ich Dir sag', ich hab gekauft den Oberhof, muß es denn seyn für mir? Ist's nicht mein Geschäft, zu kaufen und zu verkaufen? Und ich hab' gemacht ä gut Geschäft dabei!"

— „Ohne Zweifel! bist ja ganz vergnügt, Alter! Aber wer ist der rechte Käufer?"

„Soll ich Dir sagen, wer? Nu, ich weiß es, aber ich darf Dir's nicht sagen! Mußt warten, Posthalter, bis es andere Leute auch erfahren dürfen. Aber was hast Du denn für Einkehr heute? Drei Wagen und die ganze Stube voll, lauter Herrens von die Fabrik?" Löw Aaron erfuhr nun seinerseits die Trauerbotschaft als die Veranlassung von dem Besuch der Beamten von der Schrotheimer Fabrik, und ward davon nicht wenig überrascht. „Gott Du gerechter!" stammelte er entsetzt; „hat der junge Herr nicht vergossen Blut, und ist sein Blut nicht geworden zu seyn wieder vergossen, wie es in der Schrift steht? Merkwürdig — meiner Treu!" Und damit eilte er ebenfalls in die Wirthsstube.

Hätten hier nicht beinahe Alle laut durcheinander gesprochen, um Wetz den ganzen Ursprung und Verlauf des Duells mit seinen Folgen zu erzählen, so würden sie die harten, lauten Schritte eines Mannes wahrgenommen haben, der rasch und aufgeregt über ihren Köpfen auf- und abging, weil seltsame Gelüste und Leidenschaften in ihm tobten. Dieser Mann war Hoelk, in welchem der Anblick der Geldtasche und die Bemerkung des Juden, daß dieselbe mehr als zwanzigtausend Thaler enthalte, alle möglichen Gedanken der Habgier und Bosheit hervorgerufen

hatten. — „Zwanzigtausend Thaler!“ murmelte er gedankenvoll und bereits über schlimmen Plänen brütend; „eine schöne Summe! Damit ließe sich etwas Erkleckliches beginnen! Das wäre ein Anfang! — Ah, verdammt! eine solche Summe auf Armslänge vor sich zu sehen und sie nicht greifen zu dürfen!“ — Er warf sich in das Kanapee und sann und grübelte, bis ihn das Rollen eines Wagens aus seinem Sinnen weckte. Es war die Extrapostchaise, welche Wetz und den Hauptmann nebst Löw Aaron davonführte. Hoell eilte die Treppe hinunter zu dem Hausknecht, der noch auf der Steintreppe des Hauses stand und fragte ihn: „Wohin fährt diese Extrapost?“

„Nach dem Oberhofe bei Schrotheim, Herr,“ war die Antwort. „Es ist der neue Rentmeister vom Gute, der nach Hause fährt.“

— „Verwünscht, daß ich dieß nicht wußte! — ich hätte den Herrn bitten können, mich mitfahren zu lassen, denn ich habe noch ein Geschäft auf Schloß Schrotheim!“ sagte Hoell.

„Das ist freilich Schade,“ meinte der Hausknecht. „Der Rentmeister hätte Sie wohl gerne mitgenommen und der Wagen fährt leer hieher zurück. Da würde der Postillon Sie um ein Trinkgeld mit zurückgenommen haben. Aber wenn Sie rasch gehen und dort unten am Walde den Fußpfad linker Hand über den Hügel einschlagen, so können Sie ihn noch einholen, denn die Landstraße macht dort einen langen Bogen und geht bergan; da muß der Postknecht im Schritt fahren.“

— „Und wie weit ist der Weg nach der Landstraße bis Schloß Schrotheim?“ fragte Hoell.

„Auf den Oberhof eine gute halbe Meile, und von da nach dem Schloß noch ein halbes Stündchen.“

„Wir haben drei Uhr,“ sagte Hoell und schien zu überlegen; „wenn ich mich spute, so komme ich noch bei guter Tageszeit dorthin, falls ich den Wagen auch nicht mehr erreiche. Ich denke, ich wage den Weg zu Fuße, auf den glücklichen Zufall hin, jene Extrapostchaise noch einzuholen.“ Damit eilte er noch einmal in sein Zimmer hinauf, von wo er nach einer Weile herab kam, und dann die Straße nach Schrotheim einschlug. —

Mittlerweile saßen Helmold, Wetz und Löw Aaron im Wagen beisammen, und unterhielten sich über die Ereignisse, welche sich seit Wetz's Abreise hier zugetragen hatten. Diese Ereignisse waren an sich wichtig genug. — Der Kommerzienrath Moritz verhaftet und in Hausarrest auf seinem Schlosse; sein Anwalt, Prokurator Schomann, angekommen und in Begleitung eines fremden Herrn, Namens Wilson, auf dem Gericht erschienen, welcher sich als Besitzer der großen Hypothek auf die Fabrik ausgegeben und die Identität seiner Person durch den Besitz von Rechnungsauszügen, Bilanzen u. s. w. nachzuweisen versucht, auch weitere Beweise durch seinen Anwalt vorzulegen versprochen hatte. — Alsdann der jähe, unerwartete Tod Albert's, welcher von Herrn v. Bernstett auf der Grenze, wenige Meilen von Schrotheim, im Duell erschossen worden war, — eine Nachricht, welche den alten Moritz beinahe zu Boden schmetterte. Die Flucht des Herrn v. Bernstett, welcher sich nach der Schweiz gewendet haben sollte; — die Krankheit des alten Stägemann, der den Fabrikherrn um seine Pensionirung gebeten hatte, — dieß Alles waren Dinge, welche in der ganzen Gegend gewaltiges Aufsehen gemacht hatten und im Ganzen wie im Einzelnen besonders Wetz interessiren mußten.

„Und wie nahm denn der Kommerzienrath die Kunde von Albert's Tode auf?“ fragte Wetz den Hauptmann; „wie benahm er sich heute bei der Beerdigung?“

— „Jenun, heute war er etwas gefaßter, aber in seinen Zügen lag mehr Zorn und verbissener Ingrimm als Schmerz,“ versetzte Helmold. „Allein die erste Nachricht, welche er gerade beim Diner erhielt, ereilte ihn wie ein Donnerschlag — er geberdete sich wie wahnsinnig, denn es war ja sein einziger Sohn! Er schrie zum Verzweifeln und wollte sogleich fort, um seinen Sohn zu sehen und den Mörder zu verfolgen; dann erinnerte er sich seiner Verhaftung und bestürmte den anwesenden Prokurator, ihm die Aufhebung der Haft zu erwirken oder ihn so ohne Weiteres fortzulassen. Seine Frau und der Advokat hatten die größte Mühe gehabt, ihm das Unsinnige und Nutzlose eines solchen Verfahrens vorzustellen. Der Prokurator brachte es sodann bei Gericht soweit, daß die Haft gegen ihn bis auf Weiteres eingestellt wurde, und nun fuhr Herr v. Moritz sogleich nach dem Dorfe, wo die Leiche Albert's lag, und sandte mehrere Gerichtspersonen und Polizeibeamte hinter dem flüchtigen Baron her, und gab ihnen Befehl, denselben wegen Wechselschulden festsetzen zu lassen, falls je die Behörden eines fremden Landes sich weigern würden, Bernstett darum zu verhaften, weil der junge Moritz im Duell von seiner Hand fiel. Sie wissen, der Kommerzienrath thut nichts halb, und da er den Baron mit Wechseln und anderen Geldvorschüssen in seiner Hand hat, so ist gar nicht zu zweifeln, daß er seine Rache vollständig an ihm auslassen wird, wann er ihn festnehmen lassen kann.“

„Jenun, wer wird ihm dieß verdenken?“ sagte Wetz. Gleichviel in welchem Grad von Mitschuld die beiden Männer hinsichtlich der Verkürzung der Wegener'schen Kinder zu einander stehen mögen, so ist doch wenigstens soviel klar, daß Herr v. Bernstett hoch in des Kommerzienraths Schuld stand, und daß der Anlaß zu diesem Duell jedenfalls ein höchst geringfügiger und eines solch blutigen Ernstes unwürdiger war. Und es ist ein eigenthümliches Walten der Nemesis, daß den Baron auf diese Weise nach langen Jahren ungeahndeter Schlemmerei und Liederlichkeit endlich ein ernsteres Geschick ereilen soll. Aber die Lage des Kommerzienraths kann ich mir sehr gut vergegenwärtigen. Der Tod seines Sohnes zerstört alle seine ehrgeizigen und habsüchtigen Pläne, zu deren Erreichung er kein Mittel verschmähte. Die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen, die Vergeblichkeit von Vergehen und gemeinen Streichen, die er begangen hat, wird ihm auf diese Weise durch die erschütternde Katastrophe doppelt fühlbar nahe gelegt, und er erhält eine furchtbar ernste Mahnung an die Eitelkeit aller irdischen Hoffnungen.“

— „Nu, aber er hat doch dabei ein großes Glück!“ sagte Löw Aaron. „Ist er nicht geworden frei von die Haft durch dem Tod von Herrn Albert? Wird er nicht gewinnen Zeit durch die Einstellung von die Untersuchung gegen ihm über die nächsten Tage? Wird er nicht haben das Mitleid für sich? Nein, ich kann Sie sagen, meine Herrens, der Kommerzienrath hat ein großes Glück, ein lächerliches — mag geschehen,

was da will, es wird für ihm ausfallen zu seinem Vortheil! Sie werden sehen, daß der Löw Aaron hat Recht!"

„In der That," meinte Helmold, „die Untersuchung soll einstweilen sistirt seyn, wie man sagt!"

— „Sehr natürlich; die Gerichte konnten ihm diese Rücksicht nicht versagen; indeß dürfte damit für ihn nur wenig gewonnen seyn. Aber wie kommt es, Herr Helmold, daß die Leiche des jungen Moritz nicht nach Schrotheim gebracht worden ist?"

Der Hauptmann zuckte die Achseln. „Man munkelt darüber mancherlei," versetzte er. „Die Kommerzienräthin soll sich dagegen widersetzt haben, weil sie hiedurch allzu sehr an den Verlust Richard's erinnert worden wäre. Uebrigens hat sie die Schwäche gehabt, unmittelbar nachdem bei ihr der erste Schreck über die Kunde von Albert's Tod gewichen war, eine förmliche Schadenfreude darüber an den Tag zu legen, und war taktlos genug, offen auszusprechen, des jungen Moritz's Ende sey die Sühne für das Verbrechen, welches er an Richard begangen habe. Dadurch ist neuer Zank und Unfriede auf dem Schlosse, und der Kommerzienrath ist davon so tief gekränkt, daß er es seiner Frau nie verzeihen wird."

„Und wohl am wenigsten im jetzigen Augenblicke, wo er recht froh seyn wird, die Bitterkeit und Reue über die eigenen Thaten und den Grimm über seine vereitelten Pläne an einer andern Person auslassen zu dürfen," sagte Wetz.

Unter derartigen Gesprächen war der Oberhof erreicht, und die Hornfanfare des Postillons riefen Sepp und Drako vor die Thüre, welche beide sich ganz toll geberdeten vor Freude über die Rückkehr ihres Herrn, und ordentlich mit einander wetteiferten, dieß an den Tag zu legen. „Nun, Sepp! was gibt es hier Neues?" fragte Wetz seinen vertrauten Diener.

„Na, nicht eben viel — alles geht seinen geordneten Gang," sagte Sepp vergnügt; „das Vieh ist gesund, die Schwarzschäcke hat gekalbt, die Saaten stehen schön .... doch halt! ja, etwas Neues gibt es allerdings: es waren mehrere Herren da, welche das Gut einsahen und sich das Schlößchen vom Dachfirst bis zum Keller zeigen ließen; darunter war namentlich Einer, der sah ganz ausländisch aus und hatte einen Kopf wie ein Zigeuner. Der kam vom Schloß in Schrotheim drüben und brachte den Schloßgärtner mit ...."

— „Das war der Wilson," bemerkte Helmold.

„Wilson, — ja so nannte ihn der Gärtner," fuhr Sepp fort; „na, der war gar nicht abzutreiben! Ein paar Stunden lang hielt er mich von der Arbeit ab und lief durch alle Zimmer, als ob er ein Inventar aufnehmen wollte! In Ihrem Zimmer, Herr Rentmeister, blieb er eine volle Viertelstunde und schnüffelte alle Ecken aus, wie ein Stöberhund, bis ich ihm ausbot. Der wolle ebenfalls den Oberhof kaufen, sagte der Gärtner ...."

— „Da ist er gekommen zu spät," sagte Aaron; „das Gut ist verkauft! Ich hab' es fest, schwarz auf weiß."

„Wirklich?" riefen Helmold und Sepp verwundert.

— „Ja wohl!" sagte Aaron, „und nun werd' ich gleich bezahlen das Angeld an dem Herrn Rentmeister, wie es der Herr Prokurator hat befohlen zu thun, und der Herr Hauptmann da kann dabei bleiben als Zeuge, — wenn es ist Ihnen genehm, Herr Rentmeister!"

„Ganz genehm! Machen wir die Sache ab!" sagte Wetz, und führte die beiden in sein Zimmer. —

Keiner von den Mitfahrenden hatte bemerkt, daß einen großen Theil des Weges hindurch ein Mann auf dem hintern Kutschbrett, der sogenannten Brücke, gesessen, der sich in jenem Wald hintenaufgesetzt, als blinder Passagier die Fahrt mitgemacht und den Wagen erst an der Ecke der Allee verlassen hatte, welche von der Landstraße nach dem Herrenhause des Oberhofs heraufführte. Hier war er abgestiegen, hatte sich in den tiefen Chausseegraben gedrückt und aus der Ferne beobachtet, was mit der Postchaise auf dem Oberhof geschah. Als diese ihre drei Passagiere abgegeben und dann leer zurückgefahren war, kroch der Mann in dem weiten dunkelgrauen Oberrocke langsam und vorsichtig in dem Graben neben der Allee vorwärts, bis auf den freien Platz vor dem Oberhof, wo Linden und Kastanien eine kleine ovale Auffahrt umsäumten. Hier trat er hinter einen Baumstamm und konnte auf eine Entfernung von kaum fünfzehn Schritten die Hausthüre des Herrenhauses und die daneben liegenden Zimmer des Rentmeisters gut übersehen, zumal da eines der Fenster dieses geräumigen Gemachs ganz geöffnet war.

Wetz und die beiden andern Herren saßen am Tische, ersterer so, daß er den Fenstern den Rücken drehte. Das Geld ward ausgezählt in Staatspapieren, Banknoten und Gold, wie es Löw Aaron aus seiner großen Kuriertasche nahm. Hierauf wurden Quittung und Verträge ausgehändigt, und ein Handschlag gewechselt, und der Jude schickte sich zum Weggehen an. Das Alles konnte der Fremde von dem Baume aus sehen, in welchen er sich hinaufgeschwungen hatte.

Wetz raffte das Geld alles zusammen in eine Kassette von Weißblech und verschloß es in einer Schublade seines Schreibtisches. Hauptmann Helmold sah ihm erstaunt zu und sagte: „Und Sie verwahren diese große Summe nicht besser, lieber Freund?"

„Wie kann ich dieß? es ist weder ein solider Kassenschrank noch ein anderer Verschluß auf dem Hofgute, seit der Verwalter abgezogen ist," erwiderte Wetz. „Ich habe zwar in der Residenz einen feuerfesten Schrank gekauft, aber er kommt erst in einigen Tagen hier an, und einstweilen weiß gottlob niemand außer uns dreien, wie viel Geld hier im Hause ist. Am liebsten hätte ich es dem Prokurator überlassen, welcher schon einen Theil des Kaufschillings in Händen hat; allein er bestand darauf, zwei Hypothekgläubiger hier befriedigen zu lassen durch die lokale Pfandbehörde, um Kosten zu ersparen, und da Meister Löw Aaron die bedeutende Summe auch nicht bei sich übernachten will, so muß ich sie eben hier verwahren, bis die bereits vorgeladenen Gläubiger sich melden, was hoffentlich morgen der Fall seyn wird."

— „Nu, ich bin froh, daß ich bin ledig des großen Geldes — könnt' ich doch nicht schlafen Eine Minute, wenn ich es hätte in meinem Haus!" sagte Aaron.

„Jenun, mir macht es eben keine Sorgen," sagte Wetz. „Ich habe schon größere Summen in meiner Verwahrung und Hut gehabt. Diebe und Räuber fürchte ich nicht, denn wir sind hier gut mit Waffen versehen," setzte er hinzu und deutete auf

den Revolver, welchen er mit seinem Reisegepäck abgelegt hatte; „und mein Hund allein sichert mich vor jeder Ueberrumpelung. Man muß sich nur nicht fürchten.“

— „Bah, davon ist keine Rede; Furcht traue ich Ihnen nicht entfernt zu,“ sagte Helmold. „Im Grunde haben Sie Recht; es ahnt ja niemand etwas von dem Gelde, und Thüren und Fenster sind fest genug.“

Helmold verabschiedete sich nun. „Morgen Abend besuche ich Sie, und wir machen zusammen ein Spielchen,“ sagte er; „ich werde Lucien melden, daß Sie wieder angekommen sind. Vielleicht erfahre ich etwas Neues aus dem Schlosse von ihr. Darf ich das Mädchen von Ihnen grüßen?“

„Ei gewiß, und recht freundlich!“ versetzte Wetz. „Sagen Sie ihr, ich habe einige englische Bücher aus der Residenz mitgebracht, darunter auch eine Erzählung von meiner Lieblingsschriftstellerin Holme Lee; ich will sie Fräulein Lucie leihen und sie soll mir ihr Urtheil darüber mittheilen. Adieu, mein Freund! Adieu, Meister Aaron! versäumen Sie nicht, die Papiere morgen mitzubringen, wenn wir auf die Bürgermeisterei Hagenrent gehen!“

— „Mein, der Aaron wird kommen bestimmt und nichts vergessen. Aber nun leben Sie wohl, Herr Rentmeister! der Aaron hat noch zu gehen drei Stunden nach Buchenau und zu sehen nach sein Geschäft und die Familie!“

Wetz war allein. Der Ton der Thürglocke war verklungen, Drako lag zu seinen Füßen und blickte schweifwedelnd und aufmerksam zu seinem Herrn auf, dessen Hand ihm den Kopf kraute: aber Wetz mochte seine Blicke und Gedanken anderwärts haben, denn er schaute dem schönen Thier nicht in die treuen Augen. Eine gewisse Rührung lag in seinen Zügen, und er flüsterte leise den Namen Lucie. Dann sah er sich langsam und feierlich in diesen Räumen um und sagte: „Endlich, endlich ein eigener Herd in der Heimath! Gottlob, endlich am Ziele, und nun mit Gott den Anfang, denn wenn Gott nicht gibt dem Haus sein' Gunst, so ist all' unser Müh'n umsonst!“ Und unwillkürlich faltete er die Hände, schlug die Augen auf und saß lange, lange still und unbeweglich in ernstem Schweigen und Sinnen da. Dann aber schloß er das Fenster, holte seine Geschäftsbücher hervor, in welchen er mancherlei Einträge zu verzeichnen hatte, und schrieb emsig. Hierauf trug er von seinem eigenen Reisegepäcke eine kleine Kuriertasche herbei, die ebenfalls geldschwer war, nahm aus dem Reisesack ein spanneues Hauptbuch, und schrieb mit großen, schönen Zügen auf das erste Blatt desselben den frommen Spruch: „Mit Gott!“ der nach einer schönen, alten Sitte jedes Geschäftsbuch einleitet. Es war sein eigenes Haupt- und Hausbuch, das er anlegte, und in welchem er verschiedene Einträge machte, die sich auf den Ankauf des Gutes und den Besitzantritt desselben bezogen. Er betrachtete sich jetzt als Herr und Eigenthümer des Oberhofes; er sann und überlegte, wie er es zunächst mit der Bewirthschaftung desselben halten wollte; er zählte die mitgebrachte Geldsumme ab, die er als erstes Betriebskapital nothwendig hatte; er trug die verschiedenen Posten in den neuangelegten Büchern ein, und ruhte nicht eher, als bis er mit diesen Geschäften zu Ende war.

„Jetzt fehlt nur noch Eins — die Hausfrau!“ sagte er dann in halblautem Selbstgespräch. „Lucie! Lucie! Soll ich ihr schreiben? Wird Sie mich nicht verschmähen? Liebt sie mich wirklich ohne Eigennutz, in reiner Neigung, nur um meinetwillen? Wird sie es mir nicht mißdeuten, wenn ich sie darüber befrage? Aber wie stelle ich es nur an? Ihr jetzt schreiben? so jählings, so unvermittelt? Und doch kann ich kaum anders. Bei der gerichtlichen Insinuation des Gutskaufs muß mein Name genannt werden, und es ist dann bald auch für sie kein Geheimniß mehr, daß ich ein wohlhabender Mann bin!“ Und da er sich mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut machte, daß er diese Frage, die über sein Lebensglück entschied, nicht länger aufsparen dürfe, so setzte er sich, nachdem er lange im Zimmer auf- und niedergegangen war, an seinen Schreibtisch, holte einige Blättchen zierlichen Rosa-Briefpapiers heraus und begann zu schreiben. Aber bald stockten ihm die Gedanken, ruhte die Feder — er hatte nicht gewußt, daß ein solcher Brief so schwer sey. Zwei-, dreimal hatte er das Geschriebene zerrissen und einen neuen Anlauf genommen, kaum bemerkend, daß der Abend schon vorgerückt war. Da erschreckte ihn plötzlich ein zorniges Bellen Drako's, der vom Boden auf und nach der Thüre sprang, und unmittelbar darauf ertönte die Hausklingel. Wetz blickte aus dem Fenster, und sah den alten Stägemann, der bleich und verstört auf dem Säulenperron stand.

„Guten Abend, Herr Stägemann! Was verschafft mir die Ehre?“ fragte er ihn, nachdem er ihm geöffnet. „Sind Sie krank? Sie wanken ja ordentlich!“

— „Wie sollt' ich nicht auch? diese Angst! diese folternden Zweifel!“ rief der Alte beinahe tonlos. „Um Gottes Barmherzigkeit willen, bester Herr Wetz, sagen Sie mir, waren Sie wirklich in der Residenz?“

„Allerdings, ich bin seit zwei Stunden zurück. Aber welche Frage?“

— „Und die Tratte? Und mein Neffe Blender?“ fragte das alte Männchen angstbebend.

„Alles in Ordnung, der Bankier des Prokurators hat ja die Tratte honorirt; Herr Bischoff zeigte mir den Avis des Bankiers ....“

— „Wann? wann? Herr, Mensch! wann geschah dieß?“ rief Stägemann mit steigender Angst.

„Gestern — gestern Morgen, als ich mich verabschiedete. Der Wechsel ist vorgestern Nachmittag bezahlt worden!“

— „Bezahlt? und mein — mein Neffe hat das Geld erhalten? Edmund ist noch nicht hier?“

„Noch nicht hier? Nun denn, das ist mir unbegreiflich, denn er konnte ja vor mir abreisen!“ versetzte Wetz und betrachtete den alten Mann aufmerksam, dessen Glieder vor fieberhaftem Beben schlotterten, so daß er ganz schlaff in den Stuhl zurücksank, und laut stöhnte.

— „Und dieß ist wahr, Alles buchstäblich wahr?“ schrie Stägemann.

„Mein Wort darauf!“

Drako bellte schon wieder und so laut und heftig, daß der Alte beinahe vom Stuhl stürzte; und abermals tönte die Hausklingel. „Was gibt es?“ fragte er mißtrauisch. „Wollen sie mich abholen?“

„Wer denn?“

— „Die Pol .... Polizei, — die Gendarmen!“

„Weßhalb denn? — Nein, es ist nur ein Bauerjunge! — Was willst Du, Junge?" rief er ihm aus dem Fenster zu.

— „Das Brieschen hier abgeben an den Herrn Rentmeister!" versetzte der barfüßige Knabe schüchtern.

„Komm' herein!" er zog die Schnur, öffnete die Zimmerthüre nach der Eingangshalle und nahm dem scheuen Knaben ein Stück Papier ab, das einfach zusammengelegt war und in flüchtigen kleinen Schriftzügen mit Bleistift in französischer Sprache die Worte enthielt:

„Mein lieber Freund! verdammen Sie meinen Schritt nicht, aber ich kann nicht anders. Ich muß Sie heute Abend um acht Uhr allein sprechen, um Ihnen Mittheilungen zu machen, welche für uns Beide von höchster Wichtigkeit sind. Es handelt sich um Ihre ganze Zukunft. Erwarten Sie mich um acht Uhr an der großen Kiefer im Park von Schrotheim. Darum bittet Sie flehentlich

Lucie."

Wetz war überrascht. „Wer hat Dir das Papier gegeben?" fragte er den Knaben.

„Ich darf's nicht sagen, — ich hab' ein gutes Trinkgeld bekommen," versetzte der Knabe.

— „Was gibt es? was haben Sie?" fragte Stägemann argwöhnisch, denn trotz seiner eigenen Bestürzung war ihm nicht entgangen, daß Wetz die Farbe gewechselt hatte.

„Nichts, gar nichts — eine Privatangelegenheit von mir," versetzte Wetz, entließ den Knaben mit einem kleinen Geldgeschenk und steckte das Brieschen zu sich.

— „Herr Wetz, ich bitte Sie inständig, sagen Sie mir offen: ist Ihnen Edmund nicht unterwegs begegnet? Wissen Sie wirklich nichts von ihm? Nicht? — O dann sagen Sie mir wenigstens — nein, ich kann die schreckliche Frage nicht über meine Lippen bringen .... und doch, ich muß es ja wissen!... seyn Sie um Gottes willen offen gegen mich, bester Herr Wetz! führen Sie den Streich! Nicht wahr, Edmund Blender ist verhaftet?"

„Verhaftet? und weßhalb denn? Glauben Sie denn, daß wir Sie verrathen haben?"

— „Nein, aber die Tratte war .... nicht echt!"

„Albernheiten!" fuhr Wetz unwillig auf; „sagt' ich Ihnen nicht bereits, daß ich mit eigenen Augen den Avis vom Bankier gelesen, daß die Tratte eingelöst sey? Was weiß ich, wo Ihr Neffe steckt und warum er ausbleibt! ob er nicht ...."

— „Am Ende gar durchgegangen ist, wollten Sie sagen?" rief Stägemann verzweiflungsvoll und sprang auf. „Ha, ich sehe nun Alles ein — ich bin verrathen, betrogen, bestohlen — bestohlen von meinem eigenen Fleisch und Blut, denn ich will Ihnen nur sagen, Edmund ist mein Kind! ich hab' ihn erziehen lassen! Der Elende, der Niederträchtige, mich so zu bestehlen! Gehörte ihm denn nach meinem Tode nicht Alles? Konnte er nicht noch ein Paar Jährchen warten? O, ach, schändlich, abscheulich! Aber Sie stecken unter der Decke, Herr Wetz! ja ja, Sie und der Prokurator!... Teufel, Teufel, die Ihr seyd!..."

Der alte Mann war am Ueberschnappen, und die Scene, die er aufführte, dauerte noch lange, und endete nur damit, daß Wetz — um nicht zu spät zu dem Stelldichein zu kommen, da bereits die Dämmerung sich herabsenkte — einen der Ackerknechte beauftragte, den halb verrückten Alten nach der Fabrik zu begleiten.

„Höre, Joseph," sagte er dann zu seinem vertrauten Knechte Sepp, „ich muß auf ein Stündchen oder zwei ausgehen, und lasse Dich hier zurück. Du sollst hier in meiner Stube bleiben, magst Tabak rauchen oder lesen, und mußt das Haus hüten. Ich lasse Dir den Hund da, und Du verläßest unter keiner Bedingung ohne die höchste Nothwendigkeit das Zimmer, bis ich wieder zurück bin, und läßest mir keine Seele in's Haus!"

— „Ganz wohl, Herr Rentmeister! verlassen Sie sich auf mich," sagte Sepp geschmeichelt von diesem Zutrauen.

Wetz ging; seine Gedanken streiften alle Erinnerung an die Scene ab, welche er soeben mit Stägemann gehabt, und flogen Lucien entgegen, die ihn erwartete. Er wußte, daß es kein gewöhnlicher Anlaß seyn mußte, welcher Lucien bewegen konnte, ihn zu einer solchen Zusammenkunft zu entbieten; daß es sich nur um sein Wohl handeln konnte, wenn sie es über sich gewann, einen derartigen Schritt zu thun. Lucie war zu edel und uneigennützig, sagte er sich, um einer Prüderie und engherzigen Rücksicht auf Etikette Raum zu geben, wenn ihm wirkliche Gefahr drohte. Sie war zu klug und vorsichtig, um zu schreiben, wo eine schriftliche Mittheilung Gefahr oder Wagniß bringen konnte. Daher erwartete er mit einer ungewöhnlichen Spannung diese mündlichen Enthüllungen. Allerdings hegte er nicht die leiseste Angst, denn was konnte ihm noch drohen? Vielmehr bewegten lebhafte, freudige Empfindungen und Vorgefühle seine Brust, denn ohne sein Zuthun bot sich ihm dar, was er nie zu erbitten gewagt hätte: eine Unterredung unter vier Augen mit ihr und in einem Moment, wo er selber dessen Nothwendigkeit stärker als jemals, ja gebieterisch fühlte.

Als er über die Umzäunung des Parks gestiegen war, um kein Aufsehen oder Geschwätz der Parkwächter zu erwecken, war er bald zur Stelle. Die riesige Kiefer wölbte ihr schirmförmiges Dach über ihm und mehrte die Dämmerung an dieser Stelle. Der Mond war noch nicht aufgegangen; die letzten Stimmen des Waldes verklangen; aus den Bäumen am Weiher drunten ertönte der gellende Juhschrei der Sumpfohreule, dieser Künderin der Nacht; die Wipfel rauschten und die dürren Zweige knackten im Abendwind, und der künstliche Wasserfall in der Nähe plätscherte dumpf hinunter zu dem Weiher. Wie ward ihm das Herz so voll an dieser Stelle, in diesem Augenblicke! wie berührten sich die Erinnerungen an die Vergangenheit, die Empfindungen der Gegenwart, die Ahnungen der Zukunft so mächtig und wogend in seiner Seele, als er so, an den Stamm des uralten Baumes gelehnt, hier stand. Unter diesem selben Baume hatte er als ein feuriger, wilder Jüngling das erste Liebesgeständniß, den ersten Kuß, die ersten Liebesschwüre mit Henrietten getauscht; hier hatte der Sohn des Hauses an stillen Abenden, wenn Alles im Hause des Fabrikherrn im Schlummer lag, die Gouvernante Henriette erwartet, um mit ihr die unvergeßlichen Stunden des harmlosen, unschuldigen Geplauders einer ersten Liebe zu verträumen! Hier hatte er oft Stunden lang mit pochendem Herzen, von Sehnsucht und Ungeduld halb verzehrt, des Gegenstandes seiner ersten, keuschen Neigung geharrt. — Jetzt stand hier der gereifte, geprüfte Mann, und harrte abermals auf eine Gouvernante. Aber diese Liebe des Mannesalters war tiefer,

ernster, gewaltiger, als jene träumerisch-empfindsame des Jünglings, und wühlte in seinem Gemüth mit allen Bangigkeiten einer verhängnißvollen Leidenschaft. Lucie war nicht schön und blendend wie Henriette; aber andere stillere Vorzüge innerlicherer Art machten sie ihm werth und theuer: eine Gediegenheit des ganzen Wesens, eine Summe von Intelligenz, Gemüth, Verstand, Herzensbildung und frommem edlem Sinn zogen ihn unwiderstehlich zu ihren Füßen. Es dünkte ihm eine Entweihung seines Ideals, Lucien auch nur zu vergleichen mit Henrietten!

Horch, der Sand und Kies der Wege knistert, — leise Schritte, ein dunkler Schatten, ein beflügelter, keuchender Athem — Lucie und Wetz stehen sich gegenüber und er reicht ihr beide Hände, in die sie ihre zitternden legt. Ihre Blicke begegnen sich; sie lächelt durch die Angst hindurch, und die Augen sagen, was die Zunge nicht auszusprechen wagt: „O, Robert, ich kam nur Deinetwegen! für keinen Andern hätt' ich es gethan!"

„Süßes, herrliches Mädchen, wie dank' ich Ihnen!" flüstert Wetz endlich.

— „Welche Kühnheit von Ihnen, mein Freund, wieder hieher zu kommen!.... Ach, wenn Sie wüßten, wie sehr man Sie hier haßt! Es ist ein Anschlag auf Ihr Leben im Werke, Herr Wetz! Ein Mann ist hier, Namens Wilson, der sich Herrn v. Moritz erboten hat, sich mit Ihnen zu duelliren, und Sie zu tödten ...."

„Sonst nichts, meine Liebe? ängstigen Sie sich nicht, ich werde mich niemals schlagen, denn Sie wissen, wie sehr ich Meister meines Schusses bin; ich will nicht zum Mörder werden!"

— „Das sagte Ida ihm auch, denn sie kennt ihn, und scheint, wenn sie ihn auch fürchtet, doch seinen Tod verhindern zu wollen. Aber er will Sie zu dem Degen zwingen."

„Das kann er nicht, mein Fräulein! zum Duell gehören zwei, und ich werde dieser thörichten Barbarei mich niemals wieder schuldig machen! Seyen Sie meinethalben außer Sorgen."

— „O, Herr Wetz! wenn ich dieß könnte! Ihr Männer scherzt und spielt mit der Gefahr, weil sie eure wilde Eigenliebe kitzelt. Nie hätte ich geglaubt, daß ein Mann von Ihrem Sinne ebenfalls so seyn könnte, Herr Wetz, aber es scheint ener Erbfehler zu seyn. Was habe ich nicht ausgestanden in den jüngsten Tagen, während Sie fort waren, und doch bangte mir noch mehr vor Ihrer Rückkehr, denn Sie haben sich unversöhnliche Feinde gemacht. Und wohin wird dieß Alles führen? Bosheit und Laster sind mächtig in der Welt, und die Tugend unterliegt meist. Warum wollen Sie diesen titanischen Kampf gegen die siegreiche Bosheit beginnen, anstatt dem Richter über den Sternen die Sühne zu überlassen?"

„Ich bin vielleicht nur ein Werkzeug in seiner Hand, Fräulein!"

— „O frevle Eitelkeit und Eigenliebe! Sie gehen aus lauter Eifer zu weit. Warum suchen Sie nicht ein anderes Feld für Ihre Thatkraft, Herr Wetz? Diese Feinde sind doch zu gering für die Ehre, von Ihnen gehaßt zu werden? weßhalb suchen Sie sich nicht ein ruhigeres Plätzchen, wo Sie für die Menschheit und für sich gedeihlicher wirken könnten?"

„Ich müßte weit ausholen, um auf solch inhaltsschwere Fragen zu antworten, mein Fräulein! Erlauben Sie mir eine Gegenfrage: glauben Sie wirklich, daß ich aus reiner Eigenliebe und falschem Thatendrang so handle? können nicht andere Motive mich noch an diese Scholle bannen? Wie, wenn ich z. B. ein Frauenzimmer liebte, mit aller Kraft der Neigung und der Ueberzeugung? wenn ich nur von dieser Neigung hier gefesselt würde und von dem Drange, mir eine Existenz zu gründen, welche ich mit dem Gegenstande meiner Neigung theilen könnte? Wie, wenn dieser Kampf, dieses Ringen mir zum Bedürfniß würden, um den Zweifel, die Ungewißheit niederzukämpfen, worin ich mich darüber befinde, ob meine Neigung erwidert wird oder nicht?"

— „O ihr harten, stolzen Männer, es ist doch eitle Selbstsucht, was euren Handlungen zu Grunde liegt! Und wie traurig, daß auch Sie so sehr irren können, mein Freund! Warum verschaffen Sie sich diese Gewißheit nicht? Werden Sie geliebt, so ist Ihr Ringen ein Frevel, weil die Gefahr, die Sie laufen, auf eine andere Person rückwirkt; werden Sie nicht geliebt, so kann der befriedigte Ehrgeiz Sie nicht entschädigen, und Sie thun vielleicht unbewußt jener Person wehe, indem Sie ihr zeigen, daß sie Ihren Untergang verschuldete, weil sie Ihre Neigung nicht erwidern kann."

„Jenun, in diesem Falle ist mir der Untergang wenigstens nicht unwillkommen, mein Fräulein."

— „Schrecklich! also eine Art Selbstmord? Ist dieß nicht im Grunde unmännlich und .... sogar feig? jedenfalls aber unchristlich?"

„O, mein Fräulein, dieß ist so leicht gesagt," erwiderte Wetz, und der Ton seiner Worte quoll aus seiner innersten Seele. „Ein Mann, der viele Jahre hart mit dem Leben gerungen und das Herbste ertragen hat, was nur einem denkenden und fühlenden Menschen begegnen kann, wird es nicht überdauern können, wenn er sich von derjenigen verschmäht sieht, an deren Seite ihm das letzte Drittel seines Lebens noch so viel Glück und Frieden verspricht, daß er darin Ersatz für allen Jammer der Vergangenheit sähe. Ich bin ein solcher Mann, Fräulein Helmold! ich habe in ein solches Eden der Zukunft hineingesehen, und doch ist mir seine Pforte vielleicht verschlossen!"

— „Wie so?" fragte sie bewegt und erschrocken.

„Gesetzt, ein Mann ohne Vermögen, ohne Heimath, ohne Gewerbe wie ich, träte vor Sie und befragte Sie: ob Sie Ihre Zukunft in seine Hand legen und sein ungesichertes Schicksal theilen wollten, weil er Sie treu und innig liebte, was würden Sie ihm antworten?"

— „Ich?" erwiderte sie etwas verwirrt und ihre Stimme bebte unwillkürlich. „Wenn ich ihn so ... achten würde, wie ich Sie achte, Herr Wetz, und wenn ich ihn liebte, so würde ich sagen: Sey mein Herr, ich folge Dir überall hin, ich will mit Dir und für Dich arbeiten, und wir werden überall unser bescheidenes Auskommen finden."

„Lucie! ist dieß Ihr Ernst? Würden Sie mir folgen?"

— „Herr Wetz, welche Frage!... wir sprachen ja nur von einem möglichen Falle ..."

„Nein, nein, ich spreche von einer Aktualität, Lucie, denn Du bist es, die ich liebe, ohne die ich nicht leben kann, deren Verschmähen ... doch nein, ich will nicht drohen. Lucie, mein herrliches Mädchen, willst Du mich wirklich nehmen wie ich bin?"

—„O wie gerne!" lispelte sie. „Bin ich Ihnen denn nicht

schon lange gut? Wußten, ahnten Sie es nicht?" Er zog sie an sein Herz und sie legte ihre erglühende Wange an seine Schulter und blickte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck zu ihm empor. Er drückte seine Lippen auf ihre klare Stirne und sie ließ seine Hände los und schlang ihre Arme um ihn, während ihr Herz vor Freude hörbar pochte und ein unnennbares Glück ihre Züge verklärte.

„Und Du würdest alle Vortheile und Behaglichkeiten Deiner seitherigen Stellung aufgeben, um mir zu folgen, und wär's auch über den Ocean, in die einsamen Wälder Canada's, in ein rauhes Leben voll Entbehrungen, mein theures Mädchen?"

— „Frage nicht — befiehl mir!" flüsterte sie. „Wenn Du mich liebst, was verlange ich mehr? ...."

Dieß war die seligste Minute ihres Lebens. Sie hielten sich lange, lange eng umschlossen, und schwiegen vor innerem Glück. Und als sie wieder Worte fanden, gestand ihm Lucie, daß sie ihn schon geliebt seit jener ersten Begegnung in der Kirche, und daß sie ihm Alles, Alles bereitwillig opfere, was sie habe, wenn er ihr nur verstatten wolle, daß ihr Vater sie begleite und ihr Schicksal theile. „Wir wollen ihn pflegen, und er wird unter unserm Schutz hoffentlich mit der Vergangenheit brechen," sagte sie. „Dein Einfluß, mein lieber Mann, hat ihm ja schon längst die Augen über sich geöffnet."

Da klang ein Ton durch die stille Nacht, der sogar die beiden Liebenden aus ihrer Vergessenheit der ganzen übrigen Welt aufschreckte: man schlug die Sturmglocke auf der benachbarten Fabrik an. Schaurig tönten ihre Schwingungen über Feld und Wald, und die bebend und erschrocken Lauschenden hörten, daß auch in den nahen Dörfern gestürmt wurde.

„Das ist Feuer," sagte Wetz, sprang auf und sah sich im Kreise um. Gen Nordost glühte der dunkle Abendhimmel von einem Feuerschein in Gestalt eines umgekehrten Kegels. Dort hinaus lag der Oberhof — es schnürte Wetz in jäher, schlimmer Ahnung das Herz zusammen.

— „Feuerjoh! Feuer!" rief man ganz nahebei im Schlosse. „Es brennt auf dem Oberhofe!" rief eine Stimme von einem der oberen Stockwerke herab. „Man sieht die Lohe von hier! es ist auf dem Oberhofe!"

„Gerechter Gott! wenn es wahr wäre!" rief Wetz. „Sey stark, mein Mädchen! verzeih', daß ich Dich verlasse, aber ich muß fort. Adieu!" Und nach einem raschen Kusse, einer wilden Umarmung, einem heißen Händedruck sprang er wie ein gehetztes Wild davon.

Als Wetz über die Zaunplanken geklettert und auf die Landstraße gesprungen war, sah er eine hohe Lohe gen Himmel schlagen und das nächtige Firmament weithin röthen. Die Dächer des Oberhofes und die Fenster glühten kirschroth herüber. Wetz lief aus Leibeskräften; über das Feld herüber scholl das Rufen und Schreien der Bauern und Fabrikarbeiter, die sich vom „Werk" und von Hagenreut aufmachten, um die Brunst auf dem einsamen Hofgute löschen zu helfen. In unglaublich kurzer Zeit hatte Wetz den Weg zurückgelegt. Sein Herz bebte ihm im Leibe beim Anblick dieser Feuersbrunst, bebte desto heftiger, je näher er ihr kam. Die Fronte des Herrenhauses war dunkel — gottlob, es brannte nicht hier. Hinter dem Dachfirst des Herrenhauses aber züngelte die Flamme herauf — das Feuer schien in den Oekonomiegebäuden ausgegangen zu seyn. So tröstlich dieser Gedanke anfangs für Wetz gewesen war, weil er für jene bedeutende Werthsumme bange hatte, so beunruhigte ihn derselbe doch hinterher um so mehr: in den Oekonomiegebäuden lag eine ganze Ernte, und diese gehörte noch der Frau v. Bernstett. Das Feuer war ausgekommen, während er ferne war — das setzte seine Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit in ein schlimmes Licht.

Jetzt hatte er den Oberhof erreicht. Das Geschrei der Löschenden, das Prasseln und Pusten der Flammen tönten aus dem Hofe herüber, das Licht in seinem Zimmer war erloschen — natürlich! Sepp war sicher beim Feuer. Wetz pochte und schellte nicht lange; ein tüchtiger Anlauf gegen das Thor und er sprang hoch genug hinauf, um mit beiden Händen die Hirnleiste desselben zu erfassen, und mit der ganzen Kraft, die ihm der Affekt eingab, zog er sich empor und sprang hinüber. Wenige Sätze über den Vorhof und er war auf der Brandstelle. Die fernste Scheune, die abgesondert von den andern Gebäuden im Obstgarten stand, brannte lichterloh wie ein Span. Die kleine Tragspritze vermochte nichts gegen den Brand; die Knechte liefen und schrieen kopflos durcheinander, die Mägde zetterten, — Alle hatten den Kopf verloren.

„Löscht nicht mehr — reißt ein!" rief Wetz und ergriff einen Heubaum, mit dem er gegen die Wände aus Fachwerk anrannte. „Fahrt die Wagen beiseite, und tragt den Scheiterstock ab, der unter dem Winde liegt! — Heda, ihr Mägde, gießt Wasser auf die Feimen! Frisch angegriffen, es hat keine Gefahr!"

Jetzt kam eine Leitung in die Sache, und als die Löschmannschaften von dem „Werk" und aus den Dörfern anlangten, wies Wetz jedem seinen Posten an. Feuerhaken und Leitern wurden angesetzt, man kappte Balken und stieß die Wände ein; dann warf man Haken und Anker in das brennende Gebälk, spannte Pferde daran und mit einem donnernden Krachen brach am Ende das brennende Gebäude in sich selbst zusammen, um vollends niederzubrennen. Die Menschenkraft und die Arbeit der Feuerspritzen konnte jetzt dahin wirken, daß die übrigen Gebäude vor der Brunst bewahrt wurden. —

Es war nahezu Mitternacht, als die Gefahr beseitigt war, und Wetz, schweißtriefend und mit entzündeten Augen von dem Glast des Feuers, etwas leichter aufathmete. „Wo ist Sepp?" fragte er. Niemand wußte es; im Anfang des Brandes hatte er die Versuche zum Löschen geleitet; dann aber hatte man ihn nicht mehr bemerkt. Wetz stürmte in's Herrenhaus und rief ihn beim Namen — keine Antwort. Er stürzte in sein Wohnzimmer — es war leer. Die Zugluft, die ihn anfächelte, zeigte ihm ein offenes Fenster mit zertrümmerten Scheiben — eine schlimme Ahnung schnürte ihm das Herz zusammen. Im Nu hatte er in seinem Schlafzimmer Licht gemacht; als er damit heraustrat in die große Stube, sah er seinen Schreibtisch erbrochen, alle Schubladen herausgerissen, ihren Inhalt durchwühlt, die blecherne Kapsel mit dem Gelde, das Reiseschreibpult, die schwere Geldtasche waren fort — Alles deutete auf einen eiligen Einbruch und Raub. Er pfiff dem Hunde, aber das bekannte Bellen Drako's antwortete ihm nicht mehr. Es kroch wie Eis an sein Herz, seine Haare sträubten sich, als er in den Hof hinausstürzte mit dem Ruf: „Ich bin bestohlen! Man hat bei mir eingebrochen! Wo ist Sepp? wo ist der Hund?"

Ein Schmied aus Hagenreut erinnerte sich, auf dem eiligen Laufe hieher zwei Gestalten querfeldein springend gesehen zu haben, in denen er nun den Knecht und den Hund erkannte; sie waren in der Richtung nach der Grenze davongegangen.

„Ha, es ist klar, obschon ich es nicht glauben kann!" rief Wetz beinahe besinnungslos vor Schmerz und Schreck. „Er war es, Sepp war der Dieb! Die Versuchung war zu groß für ihn. Und den Hund hatte er mitgenommen, um eine Verfolgung unmöglich zu machen. Und in ohnmächtiger Wuth gegen sich selbst schlug er sich mit der Faust vor die Stirne.

— „Wie groß ist denn der Werth des Diebstahls?" fragte der Brigadier der Gendarmen.

„Vierzigtausend Gulden in baarem Gelde, und noch verschiedene Werthpapiere," erwiderte Wetz mit einem gellenden Wuthschrei. „Es war das Kaufsangeld für das Gut!"

Und mit jähem Schrecken wanderte die Kunde von Mund zu Mund unter den bestürzten Zuhörern. „Das hat man davon, wenn man solche Zuchthäusler zu sich nimmt!" sagten die Afterweisen.

(Schluß folgt.)

Für die Redaction verantwortlich: Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

St. Maximin.

Historische Erzählung von Amélie Godin.

Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Paris kehrte Robert Résay gegen Ende des Jahres 1790 nach der kleinen Stadt St. Maximin zurück, zu deren angesehensten Familien die seinige sich zählte. Seiner längst gehegten Absicht folgend, etablirte er sich dort als Advokat, und suchte in ernsten und angestrengten Studien Schutz gegen die beengende Einförmigkeit des äußeren Lebens, die an die Stelle einer auf die mannigfaltigste Weise belebten Existenz getreten war. Von den nutzlosen Anstrengungen entmuthigt, wodurch er bisher vergebens seine bedeutenden Geistesgaben und sein gediegenes Wissen dem Interesse seines Vaterlandes zu weihen gesucht hatte, war er fest entschlossen, sich aus allen politischen Kämpfen und Wirren jener verhängnißvollen Zeit für immer zurückzuziehen, und sein jetziger Aufenthaltsort erleichterte es ihm, bei diesem Vorsatze zu beharren. Trotz der Nähe von Marseille, wo, wie in allen bedeutenden Städten Frankreichs, das Elend der Zeit längst den Samen zu einer gewaltsamen Lösung der Verhältnisse ausgestreut hatte, herrschte in St. Maximin noch die selbstsüchtige Unbekümmertheit einer kleinen Stadt, die mit ihren eigenen Interessen zu sehr beschäftigt ist, um an Ereignissen, die sie nicht unmittelbar berühren, einen mehr als oberflächlichen Antheil zu nehmen. So war auch Résay's Vater schon in den ersten Tagen nach seiner Rückkehr mit einem Plan hervorgetreten, den er an das Etablissement seines Sohnes in St. Maximin geknüpft hatte. Er wünschte ihn verheirathet zu sehen und hatte bereits für ihn gewählt.

Robert hörte mit halbem Lächeln diesen Vorschlag an; seine Ideen, seit langer Zeit fast ausschließlich mit folgewichtigen, öffentlichen Angelegenheiten beschäftigt, hatten sich den Interessen des Familienlebens genug entfremdet, um ihn einen Gedanken dieser Art als ganz ferne liegend betrachten zu lassen. Als jedoch sein reger, lebhafter Geist nach einiger Zeit das Bedürfniß empfand, aus der Abgeschlossenheit seiner Studien heraus in die kleine Welt einzutreten, die ihm geöffnet war, fühlte er sich von dem geistigen Stillstand des Lebens, von der prätenziösen Kleinlichkeit, der er dort beständig begegnete, so unbehaglich berührt, daß der Gedanke, sich eine Häuslichkeit zu gründen, in ihm selbst auftauchte und ihm eine freundliche Seite bot.

Doch hatte derselbe auch etwas Beunruhigendes für ihn, das ihn lange abhielt ihm Folge zu geben. Résay war ein Mann von gediegener Richtung, und sah klar über die Anforderungen, die er an das Leben stellte; er hatte sich von der Ehe einen ernsten Begriff gebildet, der mit der geschäftsmäßigen Art und Weise, wie dieß Verhältniß stets in Frankreich begründet wird, in grellem Widerspruche stand, und die Betrachtung, wie schwer es ihm werden würde, über diese Schranken des Herkömmlichen hinüberzureichen, drängte seinen aufsteigenden Wunsch stets wieder in den Hintergrund.

Sobald jedoch seine Familie bemerkte, daß der junge Mann sich dem geselligen Leben zugänglicher zeigte, erwachte auf's Neue der Wunsch, ihn die projektirte Verbindung schließen zu sehen, und er wurde scheinbar absichtslos mit dem jungen Mädchen, das man ihm bestimmte, öfters zusammengeführt. Elise Baubert war sehr jung, von anmuthiger Lebhaftigkeit und reizender, zierlicher Schönheit. Ihr neckisches Wesen beschäftigte und unterhielt Robert, die Güte und Freimüthigkeit, die auf ihrem frischen Gesichte lag, schien ihm die Bürgschaft eines liebenswürdigen Charakters. Ohne die tieferen Saiten seines Gemüths zu berühren, zog sie ihn an; nach und nach ward er mit dem Gedanken vertraut, sie als seine künftige Gattin zu betrachten, und willigte darein, daß die nöthigen Einleitungen getroffen und der Tag der Verbindung festgesetzt wurde. Die Hochzeit der beiden jungen Leute sollte der Verlobung bald folgen, doch trat der plötzliche Tod von Robert's Vater dazwischen und schob den Zeitpunkt derselben um einige Monate hinaus.

In dieser Zeit lernte der junge Advokat seine Braut näher kennen, und fand, als er sie genauer beobachtete, daß das erste Urtheil, das er sich über sie gebildet hatte, nicht frei von Illusionen war. Elise war ein liebenswürdiges, warmherziges Kind, aber flüchtig und schwach bis zum Aeußersten. Robert hatte gehofft es würde nicht schwer seyn, diesen kindlichen, beweglichen Geist zu einer gewissen Festigkeit und zu größerem Ernst heranzubilden; bald überzeugte er sich aber, daß das, was er für die natürlichen Unvollkommenheiten ihres Alters genommen hatte, Schwächen ihres Charakters waren. Bei großer Herzensgüte war sie doch nicht frei von einem gewissen Eigensinn, und die Flüchtigkeit ihres Wesens so groß, daß es ihr geradezu unmöglich war, sich mit irgend etwas anhaltend zu beschäftigen. Ihre Aeußerungen waren oft voll Originalität und Grazie und sie begriff rasch; was aber von ihr nicht sogleich aufgefaßt werden konnte, Alles, was eine Arbeit des Gedankens erforderte, erregte ihr eine unüberwindliche Langeweile. Dabei war sie leicht geneigt sich für alle Dinge zu enthusiasmiren, ließ aber die Eindrücke, die sie empfing, eben so leicht wieder fallen.

Résay dagegen war einer jener Männer, deren Jugendlichkeit mehr im Gefühle liegt, als im Geiste. Der Gedanke eilte bei ihm stets der Phantasie voraus. Er begriff nicht, wie es möglich sey, das Leben nur als Vergnügen zu betrachten, und sein Bedürfniß zu reflektiren war so groß, daß er leicht in Gefahr kam, einem Charakter, dem Wille oder Fähigkeit zum Nachdenken mangelten, jeden moralischen Halt abzusprechen.

Bei so großer Verschiedenheit des Charakters konnte es nicht fehlen, daß zuweilen Verstimmungen zwischen den Verlobten auftauchten. Elise, deren hübsches Gesicht und anmuthiges Wesen sie zum verwöhnten Kinde ihres Kreises gemacht hatten, fand Robert's Benehmen gegen sie nachlässig und kalt, und nannte ihn oft im Grunde ihres Herzens unfreundlich. War er traurig, so verletzte es sie; sie verstand ihn nicht, deßhalb mißlangen selbst ihre Versuche sich nach ihm zu richten. Ihr heiteres, gutmüthiges Naturell ließ sich allerdings mit graziöser Freundlichkeit über solche Stunden des Unmuths hinweggleiten, aber in Robert's Seele hinterließen sie einen Stachel, ein tiefes Unbehagen, das ihn den Gedanken an die Zukunft nicht heiter in's Auge fassen ließ.

Dennoch machte er keinen Versuch das Band, das er geschlossen hatte, zu lösen, denn er empfand die Bedeutung eines gegebenen und angenommenen Wortes zu lebhaft, um an die Zurücknahme desselben zu denken. So gingen zwei Monate dahin.

Die Ereignisse in Paris waren während dieser Zeit vorwärts geschritten, das erste Blut war geflossen, und Begebenheiten wie diese vermochten hinreichend Robert's freudlose Stimmung, so wie den Wunsch beider Familien zu rechtfertigen, unter solchen Verhältnissen die Verbindung des verlobten Paares noch nicht zu vollziehen.

Nach einer kleinen Geschäftsreise, die ihn einige Tage entfernt gehalten hatte, begab sich Résay gegen Abend in das Haus seiner Braut, wo er heute ein ihm noch unbekanntes Glied ihrer Familie finden sollte. Die älteste Tochter der Madame Vaubert, vor drei Jahren an Herrn v. Déville verheirathet und seit etwa einem halben Jahre Wittwe, war, nachdem sie ihre Angelegenheiten geordnet und die Verwaltung der Güter dem Vormunde ihres Knaben übergeben hatte, nach St. Maximin zurückgekehrt, um längere Zeit im Kreise der Ihrigen zu verleben.

Als Robert eintrat, fiel sein erster Blick auf Frau v. Déville und ihr Anblick überraschte ihn so sehr, daß er unbeweglich stehen blieb.

Blanche Déville war groß, leicht gebaut und von außerordentlicher Anmuth der Haltung. Die edle Bildung ihres mit dichten schwarzen Haaren geschmückten Kopfes und die reinen Linien des Profils erinnerten an eine jener griechischen Cameen.

Während Résay sich näherte, trat Madame Vaubert zu ihr und sagte freundlich: „Hier, meine liebe Blanche, laß Dir Herrn Robert Résay vorstellen, den Bräutigam unserer Elise."

Blanche sah auf und der Ausdruck von Kälte, der auf ihren schönen Zügen lag, wurde auf eine wunderbare Art durch die Milde ihrer sammetnen tiefen Augen verändert. Robert bebte unter dem sanften Blick, den sie auf ihn richtete, während sie ihm freundlich die schlanke Hand reichte und mit einer süßen, leisen Stimme zu ihm sagte: „Es wird mir nicht schwer, Sie als Bruder zu begrüßen, ich nehme schon länger Theil an Ihnen, als Sie glauben."

„Ohne Zweifel hat mir meine schöne Braut diesen gütigen Empfang vorbereitet, gnädige Frau," erwiderte Robert. „Wie dankbar bin ich ihr dafür!"

— „Elise hat gewiß genug Ansprüche an Ihre Dankbarkeit, um mir nicht zu zürnen, wenn ich ihr diesen entziehe," entgegnete Blanche mit halbem Lächeln. „Lange ehe ich ahnen konnte, Sie als ein Glied unserer Familie zu begrüßen, habe ich oft, sehr oft mit einer Person von Ihnen gesprochen, der Sie sehr theuer waren, — Sie errathen, daß ich von Ihrer trefflichen Mutter spreche. Sie müssen wissen, daß die theure Frau mich täglich zu sich rief, ehe ich Maximin verließ, und ihr liebstes Thema war ihr Sohn. Die arme Mutter hatte sich schon so früh von Ihnen trennen müssen!"

„Und für immer," sagte Robert trübe. „Ich habe sie nicht wiedergesehen."

— „Verzeihen Sie mir!" sprach Blanche herzlich, als sie die Trauer seiner Züge wahrnahm. „Wie schmerzlich leid thut es mir, Ihnen trübe Erinnerungen geweckt zu haben. Es ist eine unglückliche Folge langer Einsamkeit, daß man sich daran gewöhnt, sich allen Eindrücken ohne Zögern hinzugeben. Wenn man nur sich selbst gegenüber ist, haben wehmüthige Gedanken einen so tiefen Reiz, daß man sie lieb gewinnt und vergißt, daß sie zu Schmerzen werden, sobald sie in Worte gefaßt und Auge in Auge ausgesprochen werden. Ich habe seit langer Zeit Niemand um mich gehabt als meinen Knaben," fuhr sie fort, indem sie über die blonden Locken eines zweijährigen Kindes strich, das sich an sie drängte, „und dabei übt man sich nur in der Freimüthigkeit."

Robert beugte sich zu dem Knaben hinab und küßte ihn mit einem Gefühl seltsamer Befangenheit.

„Nun, Herr Résay," tönte plötzlich eine helle Stimme neben ihm, „werde ich denn heute ganz vergessen? Schon seit zehn Minuten warte ich darauf, Sie mit meinem gnädigsten Lächeln für den Blumenstrauß zu belohnen, den Sie mir zuschickten, und doch kommen Sie nicht? Schnell um Verzeihung gebeten, oder ich spreche Sie erst los, wenn Sie den ganzen Frühling als Fürsprecher aussenden!"

Robert führte Elisens Hand an die Lippen und entgegnete heiter, indem er ihr eine bonbonnière überreichte: „Zum Glück habe ich Waffen gegen Ihren Zorn bei mir, sonst würde ich heute ernstlich Furcht bekommen."

„Wirklich? Und weßhalb heute mehr als sonst?"

— „Weßhalb? Ei nun, Sie haben ja heute eine ganz beunruhigende Toilette gemacht. Welcher Gedanke von Ihnen, sich gelb zu kleiden! Trotz Ihrer allerliebsten kleinen Bosheiten sind Sie doch nicht genug Teufelchen, um in einer Wolke von Schwefel erscheinen zu müssen!"

Der Eintritt einiger Freunde des Hauses unterbrach diese Neckereien. Madame Vaubert, die Wittwe des vorigen Präfekten, eine angenehme und kluge Frau, war der Mittelpunkt aller liebenswürdigen Personen, die St. Maximin bewohnten. Zwar war sie diesem kleinen Zirkel kein eigentlich belebendes Element, denn ihre Richtung war ernst und innerlich und ihr Wesen schweigsam, doch begleitete sie das Urtheil und die Ansicht jedes Einzelnen mit stiller Aufmerksamkeit, und verstand es oft zur rechten Zeit durch einige verständige Worte Irrthümer aufzuklären und gewaltsame Gedankensprünge zu mäßigen. Eine klare, geistige Atmosphäre belebte diesen Verein von Menschen, die, so sehr auch ihre Individualität von einander abweichen mochte, doch nie des vereinigenden Punktes eines gegenseitigen Verständnisses entbehrten. Bald kam ein lebhaftes Gespräch in den Gang, das, wie so oft, auch heute wieder die allgemeinen Interessen der Gegenwart berührte.

„Ich hatte heute Briefe aus Paris," erzählte Résay, „und leider bringen sie wieder eine neue üble Nachricht, die sich kaum erklären läßt. Wie Sie wissen, ist die konstituirende Versammlung in eine gesetzgebende verwandelt worden, und nun hat man die Wiedererwählung der Mitglieder jener Versammlung in diese verboten. Welch unüberlegter, schildbürgerlicher Beschluß!"

— „Ueberlegt genug ohne Zweifel von dem Geiste, der ihn ausgebrütet," fiel heftig der Revisionsrath Gerdolle ein, ein Vierziger mit struppigem Haar, feurigem Blick und lebhafter, stets unruhiger Geberde. „Da ist ja Thür und Thor geöffnet für die Jakobiner und Orleanisten, die sich mit ihren weltverbessernden Theorien an die Stelle all' der gescheidten Männer setzen werden, die durch diesen unsinnigen Beschluß von der Berathung der Landesangelegenheiten ohne Weiteres ausgeschlossen sind."

„Wie schrecklich ist bei alle dem die Lage des Königs," sagte

Blanche gedankenvoll. „Ich habe nur eine ganz schwankende Uebersicht der öffentlichen Verhältnisse, denn außer den Zeitungen ist von all' den brausenden Ungewittern unserer Zeit nichts in meine ländliche Einsamkeit gedrungen. So oft ich aber versuchte aus diesen so parteilichen und einander widersprechenden Stimmen der Gegenwart die Wahrheit herauszufinden, tauchte stets das trostlose Bild dieses unglücklichen Mannes vor mir auf, der eine Stütze nach der andern brechen, eine Hoffnung nach der andern untergehen sieht und dessen Kämpfe alle die Arbeit des Sisyphus sind. Der arme König!"

— „Er ist wirklich sehr zu beklagen, dieser arme König!" fiel herb Doktor Masteau ein, ein hagerer Greis mit scharf ausgeprägten, schroffen und geistreichen Zügen. „Dieser Mann ohne Kraft und Energie, ohne Einsicht und Fähigkeiten! Wer trägt die Schuld daran, daß die Stützen, die er sich wählt, unter ihm zusammenbrechen? Wer hieß ihn die Lösung unserer finanziellen Krisis dem stutzerhaften Necker, dem unwissenden Brienne übertragen? Was wird jetzt Alles hereinbrechen über unser armes Land! Der König ist ein machtloser Sklave der Nationalversammlung, der Faktionsgeist der Demokratie herrscht überall vor, in den andern Parteien ist kein Halt und keine Einigkeit. Am Rhein rüsten sich die Emigranten und schon hat die Einmischung der fremden Mächte in unsere Angelegenheiten begonnen. Die Anarchie wird ihren Hydrakopf erheben und bei der heutigen Unterwühlung aller Grundsätze in den niederen Klassen ist es zu erwarten, daß alle unsere künstlich aufgethürmten Verhältnisse wie Kartenhäuser umgeworfen werden. Sie sehen mich so zweifelnd an, meine Damen," fuhr er hitziger fort. „Es soll mich freuen, wenn ich ein falscher Prophet bin, aber Sie werden sich vielleicht meiner Worte erinnern, wenn Sie nicht Haus, nicht Hof mehr haben!"

„Nun, in Gottes Namen!" unterbrach hier Else den Eiferer, indem sie ihre kleinen zierlichen Glieder dehnte. „Wenn man uns Alles nimmt, so müssen wir uns eben helfen so gut es geht. Ich für meinen Theil werde mich darauf verlegen, hohe Flüchtlinge zu verstecken, natürlich nur gegen angemessenes Honorar!"

Es war dieß eine kleine Kriegslist der schelmischen Elise, die gar wohl wußte, daß nichts den Doktor mehr erbittern konnte, als wenn sie in seine leidenschaftlichen Ausbrüche einen ihrer kindischen Scherze hineinwarf, und die sich dieses probaten Mittels stets bediente, wenn die ihr so langweilige Politik sich des Gesprächs bemächtigte. Wirklich verfehlte der harmlose Scherz auch dießmal seine Wirkung nicht. Uebellaunig ergriff der Doktor eine der umherliegenden Broschüren, während eine heitere junge Frau Elisens Scherz aufnahm, und als das Hinzukommen anderer Bekannten den Kreis vergrößerte, kam eine weniger allgemeine Unterhaltung in Gang.

Robert wendete sich zu Frau v. Déville. „Es muß Ihnen seltsam erscheinen," sagte er, „so auf einmal aus der ruhigen Klarheit des einsamen Naturlebens in die Wirren einer kleinen Stadt geworfen zu sein. Es kostet wirklich einige Anstrengung, sich in die Anforderungen einer Menge von unbedeutenden persönlichen Interessen und Angelegenheiten zu finden, denen auszuweichen hier geradezu unmöglich ist."

„Noch bin ich allzu kurze Zeit hier, um dieß beurtheilen zu können," entgegnete Blanche, „aber ich muß Ihnen gestehen, daß der Gedanke an das gesellige Leben mir eine kindische Furcht einflößt. Als ich Maximin verließ, war ich sehr jung und deßhalb dem äußeren Leben ganz fremd. Nun habe ich beinahe vier Jahre auf dem Lande gelebt, in völliger Einsamkeit. Es hat mich einen großen Entschluß gekostet, meinen einsiedlerischen Gewohnheiten zu entsagen und mein liebes Neuvillers zu verlassen. Jeder Abschied wird mir überhaupt so schwer! Ich weiß nicht, ob es bei mir nur ein individuelles Gefühl ist, aber es scheint mir als gewinne jeder Ort, den zu verlassen man im Begriff steht, einen ganz besondern Reiz. Mich hat er selbst bei Reisen erfaßt; wenn ich Orte verließ, die für mich keinen lichten Punkt einer persönlichen Erinnerung hatten, goß der Gedanke, von ihnen zu scheiden, vielleicht für immer, einen poetischen, eigenthümlichen Zauber über sie aus, und weckte eine unbestimmte Unruhe."

„Gewiß!" fiel Robert lebhaft ein. „Auch ich habe diese seltsame Befangenheit oft empfunden, und bin mir ihrer nie lebhafter bewußt gewesen, als bei meiner Abreise von Paris im vorigen Jahre. Ich hatte dort trübe, verhängnißvolle Jahre verlebt, viel Unangenehmes erlitten und keine rechte Freude dagegen eingetauscht, keinerlei Verbindung geschlossen, die mich dahin gefesselt hätte, und dennoch wollte es mich wie mit tausend unsichtbaren Fäden halten, als ich den bestimmten Entschluß gefaßt hatte, es hinter mir zu lassen."

— „Das ist auch leicht erklärlich," sagte Blanche. „Ich denke mir, für Männer müsse der Uebergang aus dem Leben in Paris zu dem einer so kleinen Stadt eine grausame Aufgabe seyn. Wie haben Sie sich denn darein gefunden?"

„Anfangs leichter, als für die Dauer. So seltsam es klingt, muß ich Ihnen doch gestehen, daß das, was ich am meisten und schwersten vermisse, die äußeren Umgebungen, die stumme Größe einer bedeutenden Stadt sind. Ich habe an mir selbst die Erfahrung gemacht, daß der lähmende Einfluß, den kleine Orte so häufig auf den Geist ausüben, größtentheils dem Stillstand und den engen Verhältnissen des Lebens im weiteren Sinne zuzuschreiben ist; ich meine das Leben, das uns nicht unmittelbar berührt, aber doch die Atmosphäre ausmacht, die den gesonderten Existenzen ihre Bedingungen stellt. Jeder lebendige Geist bedarf nicht allein innerer, sondern auch äußerer Anregung. Bedeutende Umgebungen erzeugen stets Gedanken, während im ewigen Einerlei alle Kräfte stagniren müssen. Ich fühle zuweilen mit Beschämung, daß die Lethargie, die hier herrscht, auch mich zuweilen ergreift, und daß die Zeitverhältnisse, die in Tagen wie die heutigen die besten Kräfte des Geistes zur Thätigkeit wecken sollten, mir zuweilen wie Fremdes, nicht wie mein Eigenthum erscheinen."

— „Mich ängstigen alle diese öffentlichen Angelegenheiten," sagte Frau von Déville nach einer kleinen Pause. „Ich habe mich früher nie um dergleichen bekümmert. So lebhaft mich in meiner ersten Jugend alle Studien, besonders die Geschichte, fesselten, so hatte ich von Allem, was die jüngste Vergangenheit betrifft, doch nur ganz oberflächliche und unsichere Begriffe. Als das, was man die Folge lang andauernder falscher Zustände nennt, zum Ausbruch kam, war ich davon betroffen, wie von etwas Unglaublichem. Seitdem habe ich mich bemüht, den Zu-

sammenhang zu ergründen, und hatte mir in meinem Stillleben ein Gebäude der bestehenden Verhältnisse zusammengesetzt, das mir Alles genügend zu erklären schien. Seit den wenigen Tagen, die ich hier verlebt habe, sind aber alle meine Ideen und Begriffe wieder auf's Neue verwirrt worden, ich kann aus diesen widersprechenden Meinungen die meinige kaum wieder herausfinden, und weiß nicht mehr, was Wahrheit, was Irrthum ist."

„Halten Sie sich an Ihren ersten Gedanken, Frau v. Déville," sprach Robert mit achtungsvoller Innigkeit, indem er aufstand, um sich zu verabschieden. „Ein reiner, klarer Geist trifft stets in allen Dingen das Richtige."

Als Résay sich später in der Einsamkeit seines Zimmers wiederfand, vermochte er nicht, sich von dem Gedanken an die junge Frau loszumachen. Er fühlte dunkel, daß der Zauber, den sie so vom ersten Augenblick an auf ihn ausübte, eine jener Offenbarungen war, die über ein ganzes Leben entscheiden. Wirklich lebte er von diesem Tage an nur durch sie, eine eigenthümliche Unruhe hielt ihn ab, sich ihr mehr zu nähern; aber sobald er sie sah, war nichts mehr für ihn da, außer ihr. Sie nur sprechen zu hören, war für ihn eine Quelle geheimer Freude, denn jedes ihrer Worte entsprach seinen Sympathien, seinen Ideen und Grundsätzen. Ohne aus den Schranken eines fast fremden Benehmens gegen einander zu treten, trafen diese beiden gleich begabten Wesen in jedem belebenden Eindruck zusammen, der im Gespräch ihren Geist berührte. Es bedarf, um sich zu verstehen, keines langen Austausches der Gedanken; — wer hat nicht schon Menschen begegnet, die durch Zufälligkeiten und äußere Verhältnisse seinem Leben stets fremd blieben, die aber in einem Augenblick geistiger Erhebung durch ein Wort, durch einen Blick Alles weckten und erschütterten, was an keimenden lebendigen Gedanken in seinem Herz lag! Solchen Einfluß übte Blanche's Auge und Wort auf den jungen Advokaten. Ihre Gegenwart regte seinen Geist und seine Phantasie lebhaft an; was er sprach, was er dachte, hatte Bezug auf sie, denn er fühlte sich von ihr stets verstanden. Sie blieb dagegen für ihn ein geheimnißvolles Räthsel.

Es lag eine seltsame Mischung in dem Wesen dieser jungen Frau. Sobald ihr Geist angeregt wurde, war sie von einer lebhaften Freimüthigkeit, und zeigte eine bewunderungswürdige Beurtheilungskraft; die Aufrichtigkeit, womit sie sich aussprach, war bezaubernd liebenswürdig, denn sie ging aus einem festen, in sich einigen Geiste hervor, und es schien als sey es eine leichte Aufgabe, bis in den Grund dieser klaren Seele zu schauen. Dennoch war Alles, was über das Reich der Gedanken hinausging, in ihr undurchdringlich verhüllt.

Résay suchte oft mit glühender Neugier die Geschichte ihrer Vergangenheit aus ihren Zügen zu lesen, aber nie gelang es ihm, den geheimnißvollen Schleier zu lüften, womit dieß zugleich stolze und schüchterne Herz sich umgab. Zwar trug Blanche's schönes Gesicht jenen eigenthümlichen Zug von Nachdenken, der allen Damen eigen ist, die gelitten haben; die Ruhe aber, die über ihr Benehmen und jede ihrer Aeußerungen verbreitet lag, sobald dieselben die Saiten des Gefühls berührten, hemmte jeden forschenden Gedanken.

Die Welt, und das die Welt einer kleinen Stadt, hatte sich vergebens bemüht, die Geschichte ihrer vierjährigen Ehe zu enthüllen. Obgleich man wußte, daß Herr v. Déville ein Mann von schlimmen Neigungen und ernsten Charakterfehlern gewesen war, vermochte dennoch Niemand zu behaupten, daß diese Ehe eine unglückliche gewesen sey.

Die immer gleiche Ruhe der jungen Frau wurde von den Meisten als Kälte beurtheilt. Für Jemand, der sie mit so tiefem Interesse beobachtete, wie Robert, war aber ein solches Urtheil über sie unmöglich; Blanche's schwermüthige Augen waren für ihn längst ein Dolmetscher der Innigkeit ihres Wesens geworden. Er verlor sich oft in Phantasien über die Tiefen dieses geheimnißvollen Charakters, dessen Zauber ihn immer mächtiger fesselte. In eben dem Maaße wuchs aber auch die Spannung seines Verhältnisses zu Elisen, und ward um so peinlicher, als ihre Lösung fast unmöglich schien.

Elise fühlte, daß das Benehmen ihres Verlobten, ihr gegenüber, nicht mehr wie sonst eine gleichgültige Freundlichkeit, sondern ein vollständiges Uebersehen geworden war. Sie vermochte nicht die Ursache dieser Veränderung herauszufinden, denn der junge Mann benahm sich gegen Blanche mit einer so großen Zurückhaltung, daß jeder unbefangene Beobachter sie für Kälte hätte nehmen können. Hätte Elise ihn geliebt, so würde der Scharfblick dieser Liebe sie ohne Zweifel fähig gemacht haben zu errathen, was in diesen beiden ihr so nahestehenden Wesen, was in ihrer Gegenwart vorging. Diese flüchtigen Blicke voll Begeisterung, dieses Aufleuchten in Robert's Zügen, so oft Blanche eines jener überraschend tiefen Worte aussprach, die ihrer Unterhaltung stets einen so eigenthümlichen Reiz verliehen, würden in ihr jenen Instinkt der Gefahr wachgerufen haben, der jedes in seinem Glück bedrohte Gefühl begleitet. Aber die Empfindung des jungen Mädchens für ihren Verlobten wurzelte mehr in ihrer Phantasie als in ihrem Herzen, und war überdieß durch die Gleichgültigkeit seines Benehmens schon in ihrem Entstehen erkältet worden.

So war auch jetzt mehr ihre Eitelkeit gekränkt, als ihr Herz verletzt, und wirklich gehörte Elisens große Gutmüthigkeit dazu, sich auch nur eine Zeit lang in Robert's Benehmen gegen sie zu finden. Er fuhr fort, wie früher ihr die in ihrem gegenseitigen Verhältnisse herkömmlichen äußeren Aufmerksamkeiten zu erzeigen, aber diese allein erinnerten daran, daß er sich noch als ihren Verlobten betrachtete. Ihre niedlichen, unschuldigen Koketterien, ihre oft so reizenden naiven Einfälle prallten stets an der grenzenlosen Zerstreutheit ab, die ihn nur zu oft an ihrer Seite überfiel. Zuweilen, wenn eines jener ernsten Gespräche geführt ward, die durch die gereifte Bildung des Familienkreises so oft hervorgerufen wurden, wandte er sich mit einer Art von Aufregung und Ungeduld an Elise, und verlangte auch ihr Urtheil zu hören. Das junge Mädchen, theils durch sein Wesen eingeschüchtert, theils von einem Gefühle des Unbehagens in einem ihr so fremden Element ergriffen, suchte sich dann gewöhnlich durch einen Scherz aus den so neuen Anforderungen herauszuflüchten, die man an ihre siebzehn Jahre erhob. Solche Momente verstimmten Robert dann unbeschreiblich, er versank in trübes Sinnen und blickte wie Hülfe suchend auf Blanche. Es war natürlich, daß die arme Elise, die von Allem was in ihm vorging nichts begriff, ihn launenhaft und herzlos fand, von seiner Verstimmung angesteckt wurde, und im Innersten

ihrer Gedanken anfing, sich recht herzlich vor der Verbindung mit ihm zu fürchten.

Was, während das Netz dieser heimlichen Verstimmungen seine unsichtbaren Fäden immer beengender um die ganze Familie zog, in Blanche vor sich ging, vermochte Niemand aus ihrem Benehmen zu enträthseln. Robert, der sie mit dem Herzen beobachtete, bemerkte allein, daß sie stiller und bleicher war als in der ersten Zeit ihrer Anwesenheit, aber sie benahm sich gegen ihn mit derselben Zurückhaltung, manchmal wollte es ihm sogar scheinen mit noch mehr Kälte, als gegen alle anderen jungen Männer, die Gelegenheit hatten sich ihr zu nähern. Zuweilen schien es ihm, als errathe sie die geheime Leidenschaft, die ihn verzehrte; zuweilen, wenn die Qual und Aufregung seines Herzens wider seinen Willen hervorbrach, traf ihr Auge ihn mit einem Ausdruck tödtlicher Angst; aber solche Augenblicke kamen so selten, und wurden durch die spätere Ruhe ihres Benehmens so ganz verwischt, daß er sich sagte, er sey der Thor seiner eigenen unsinnigen Träume gewesen. Seine Stimmung wurde immer schwerer. Wenn er versuchte, Sinn und Gedanken von dieser steigenden Fluth der Leidenschaft mit Gewalt loszureißen und andern Interessen zuzuwenden, so begegnete sein Blick unverrückt dem Schreckbilde des Unheils, das immer drohender über sein Vaterland niedersank. Die Weigerung des Königs, in die Deportation des eidverweigernden Klerus zu willigen, hatte auf's Neue einen furchtbaren Aufruhr herbeigeführt, der vierzehn Tage später noch schrecklicher erneuert wurde, indem die Jakobiner durch wüthende, von Marseille her anlangende Volkshaufen Verstärkung erhielten. Die Clubbs der Jakobiner breiteten sich über ganz Frankreich aus. Auch in St. Maximin hatte sich, durch das nachbarliche Marseille angeregt, eine patriotische Gesellschaft gebildet, die indessen bis jetzt mehr dem Namen als der That nach existirte, und ihre Wirksamkeit auf häufige Zusammenkünfte und donnernde, aber harmlose Reden beschränkte. Dennoch hatte die alte Sorglosigkeit der Einwohner der kleinen Stadt schon seit einiger Zeit einer lebhaften Unruhe Platz gemacht, die ängstlichste Vorsicht wurde in allen Aeußerungen, selbst in den häuslichen Sitten und Gewohnheiten beobachtet, und eine trübe, ahnungsschwere Stimmung lag über jedem Einzelnen.

Eines Abends verließ Robert seine Behausung etwas früher als gewöhnlich, um sich zu Madame Vaubert zu begeben, und ihr neu eingelaufene Nachrichten aus Paris mitzutheilen. Als er in den kleinen Salon eintrat, sah er Frau v. Déville allein am Fenster sitzen. Der Abend dämmerte; die Umrisse ihres faltigen schwarzseidenen Kleides zeichneten sich nur schwach von den Damastgardinen ab, die sie fast verhüllten; sie hatte ihre beiden Arme auf das Gesims gestützt, und beschattete ihr, der Straße zugewendetes Gesicht mit den feinen Händen. Blanche war so in Gedanken versunken, daß sie des Freundes Näherkommen nicht wahrnahm; er stand einige Augenblicke schweigend neben ihr, endlich wagte er es sie mit sanftem Gruße leise anzureden.

Beim ersten Tone seiner Stimme wandte sie sich lebhaft um und ein tiefes, mädchenhaftes Erröthen überzog für einen Augenblick ihr Gesicht. Als Robert die Aufregung ihrer Züge und die Thränen gewahrte, die ihre Wangen bedeckten, erbleichte er und näherte sich ihr mit einer raschen Bewegung. Blanche hielt ihn mit dem Blick ihrer sanften Augen zurück, und sagte mit bewegter Stimme: „Ich habe mich wieder einmal in die fernen Kindererinnerungen hineingeträumt und sie haben ihr altes Recht eingefordert, mich weich zu machen wie ein Kind."

„Es ist ein beängstigendes Gefühl, so in sich hineinzuschauen und die Trümmer von dem aufzuwühlen, was einst das ganze Leben ausmacht," sagte Robert gedankenvoll. „Wenn die alten Erinnerungen auftauchen, wenn das alte Kinderherz aufwacht, fragt man sich verwundert: Bin ich das wirklich gewesen? Welch eine Ironie auf das Leben sind die funkelnden Mährchen, die man sich damals aufgebaut hatte! Es ist Thorheit, sie sich auch nur zurückzurufen. Warum wecken, was schon so lange schläft?"

— „Warum?" erwiderte Blanche mit feuchten Augen, — „ach, weil es süß ist, sich in die Zeiten zurückzuträumen, wo man noch an die Zukunft glaubte, an diese trügerische, wortbrüchige Phantasmagorie des Glücks, deren Rosenfarben mit jedem Schritte näher immer mehr erbleichen. Wie viel Reichthum bewahrt das Leben für Die, die noch sorglos zu hoffen verstehen!"

„Sie haben Recht. Aber wie lange behält man Kraft und Muth, aus jedem zerstörten Lebenstraum wieder einen neuen Phönix der Hoffnung erzeugen zu können? Das Herz bleibt wohl immer voll Gluth und Schöpfungskraft, aber das Leben ist unerbittlich und drückt mit seiner eisigen Hand jede Blume nieder, die der Seele erblüht, — ach, es schont nicht einmal die Wunderblumen, die sich alle hundert Jahre nur einmal entfalten. Die Hoffnung ist ein Aberglaube."

— „Nein, Herr Résay, nein! Sie ist eine ewige Wahrheit!" rief Blanche, indem ein Zug göttlicher Ueberzeugung ihr schönes Gesicht überflog. „Ihr Licht kann sich verdunkeln, es kann bleich werden unter Schmerz und Thränen, aber untergehen wird es nie! Ein Gefühl tiefer Entmuthigung sprach aus Ihnen in diesem Augenblick, aber bald genug wird die Himmelsgabe, die Sie verleugnen wollen, sich Ihnen auf's Neue offenbaren. Selbst unter Leid und Zagen klammert sich das bange Herz an die unerschöpflichen Quellen des Lebens."

„Ich bin dreißig Jahre alt," erwiderte Robert düster. „In diesem Alter hat man keine Illusionen mehr. Ich hoffe nichts mehr. Mein Leben war eine Kette von Täuschungen, von vergeblichen Anstrengungen, zersplitterten Kräften. Als ich noch jung war an Geist und Herz, da trug ich allen Reichthum eines ernsten Menschenvertrauens der Welt entgegen, ich ward stets mißverstanden, oft betrogen. Alle Ideale, die ich — nicht wie ein Schwärmer, nein, wie ein Mann, dessen einzige Hoffnung die Wahrheit ist — aufsuchte, stürzten in Trümmer vor meinem forschenden Auge. Jetzt liegt das Leben hinter mir wie ein zerbrochenes Gefäß. Mein Vaterland war mein erstes Interesse, und es gibt kein Frankreich mehr. Mein Herz — das hat seine Liebe noch, aber eine trostlose. Welche Hoffnung sollte mir bleiben? O Sie, deren Leben ruhig, deren Seele rein ist, deren Vergangenheit vielleicht glücklich war, begreifen Sie, welches Elend darin liegt, auf die Zukunft verzichten zu müssen, und dennoch ohne Erinnerungen zu seyn?"

— „Halten Sie ein!" rief Blanche erschüttert. „Sie wissen nicht, wie wehe Sie mir thun. Ich verstehe Sie, ich vermag

den ganzen Umfang Ihrer Schmerzen zu ermessen, und dennoch rufe ich Ihnen zu: Muth und Vertrauen! Sie sprechen von mir, Sie berufen sich auf meine Vergangenheit, — Sie wissen also nicht, daß diese Vergangenheit öde und trostlos war? Sie wissen nicht, daß ich litt, seit ich fühlen lernte, und daß auch ich allein litt, wie Sie! Es gibt keinen Blick rückwärts, keinen Gedanken an die Zukunft, der nicht für mich mit Schmerz und Bitterkeit vermischt wäre, und dennoch hoffe ich noch - - hoffe auf Gott und mein Kind! Wer stände wohl so einsam, so verlassen in der Welt, daß er berechtigt wäre, den Glauben an seine Zukunft aufzugeben? Auch Sie nicht, mein Freund! Wer, wie Sie, eine so reiche Quelle des Geistes in sich trägt, wer so für alles Schöne und Erhabene in und außer sich empfindlich ist, für den ist das Leben nie ohne Befriedigung, wenn es auch arm an Glück ist. Ich rufe Ihnen ein Wort zu von heiliger, nicht wie so Viele glauben, von trostloser Bedeutung, ein Wort, an das auch ich mich in mancher schweren Stunde geklammert habe — es heißt Resignation! Nehmen Sie es auf, es ist Alles, was ich Ihnen geben kann — und darf."

Von ihren Gefühlen überwältigt, konnte die junge Frau ihre Thränen nicht länger zurückhalten, und stand rasch auf, um das Zimmer zu verlassen. Robert jedoch, der von Allem, was sie ihm gesagt hatte, nichts auffaßte, als ihre letzten Worte, hielt sie zurück und stammelte in mächtiger Aufregung: „Blanche, hören Sie mich! Sagen Sie mir nur Ein Wort, sagen Sie mir, ob die Liebe, die Sie errathen haben, nicht von Ihnen verurtheilt wird, sagen Sie mir, daß diese Thränen mir gelten, und es kann noch Alles gut werden!"

„Unglücklicher, und wenn es so wäre?" sprach Blanche heftig erschüttert.

— „So liebst Du mich?" rief Robert außer sich, indem er sie mit seinen Armen umfaßte. Mit dem Aufwand all' ihrer Kraft entriß sie sich aber seiner Umarmung und eilte hinaus.

Als Blanche sich in ihrem Zimmer allein fand, überließ sie sich der ganzen Gewalt eines Schmerzes, der, seit langer Zeit erstickt und zurückgedrängt, nur um so heftiger geworden war. Ach, alle ihre seit Jahren so mühsam aufgehäufte Kraft wollte nicht mehr hinreichen! Sie fragte sich, wie es möglich sey, daß sie, die mehrere Jahre lang unter dem eisigen Gewicht einer freudenlosen Ehe gelebt hatte, sie, der es so lange Zeit hindurch gelungen war, die tödtliche Einsamkeit ihres Herzens, die trostlose Leere ihrer Häuslichkeit Aller Augen zu verbergen, jetzt auf einmal diese oft geprüfte Selbstbeherrschung so ganz verlieren konnte. Wie sonst flüchtete sie ihre Verzweiflung zu dem Theuersten was sie besaß; leise schlich sie sich zu der Wiege ihres Kindes, und beugte sich über den kleinen Schläfer.

Ihre glühenden Thränen fielen auf das blonde Köpfchen, ihre zuckenden Lippen küßten die kleinen Hände, aber der Trost, der sonst in ihren schweren Stunden von dem kleinen Wesen ausging, vermochte heute nichts über ihre Qual. Sie schauerte, wenn sie an den nächsten Tag dachte, wo sie das würde zurücknehmen müssen, was sie dem Geliebten vor wenigen Augenblicken beinahe eingestanden hatte. Und diesem Tage würden dann alle folgenden gleichen! Dann schien es ihr wieder, als sey es ja kein Unrecht, eine Liebe anzunehmen, die schon ihr gehörte, als sey es kein Raub, ein Herz an sich zu fesseln, das ja doch nicht für jene Andere schlug! — aber ein junges Mädchen um ihre Zukunft und ihre Hoffnungen zu betrügen? — und dieses junge Mädchen war ihre Schwester!

Sie hielt es gar nicht für möglich, daß Elise ihren Verlobten nicht mit aller Macht ihres Herzens lieben sollte, und sie, sie sollte hintreten und ihr sagen: ich will die Liebe, die Dir gehören sollte, ich will das Glück, das schon Dein Eigenthum war. Nein, nein! das war unmöglich.

Ueberwältigt von dem schmerzlichen Kampf, der ihr Herz zerriß, warf sie sich auf die Kniee, und strömte ihre beängstigte Seele in heißem Gebet gegen Gott aus; aber ach, in ihr Flehen um Muth und Kraft drängte sich stets die gebieterische Stimme ein, womit ihr Herz ihr zurief, Entsagung sey unmöglich. Es war ihr in diesem Augenblicke, als wäre es wahr, was der heißgeliebte Mann ihr gesagt hatte, als gäbe es wirklich keine Hoffnung auf Erden, keine Zuflucht und keine Rettung vor dem Schmerz. Eine unendliche Sehnsucht nach dem Tode nahm ihre ganze Seele ein; wie müßte es so gut seyn, nicht mehr zu leiden! Aber während sie diesem Gedanken nachhing, während diese Sehnsucht nach Frieden in ihr aufgeregtes Herz einzog, wurde ihr Schmerz milder, weicher; die tiefe Frömmigkeit, das innige Pflichtgefühl, das sie schon so viel Schweres still hatte ertragen lassen, gewannen wieder Macht über sie, und in dieser gehobenen Stimmung trat die Aufgabe, muthig einer Liebe zu entsagen, die sie nicht annehmen durfte, in einem milderen Lichte vor sie hin.

Nein! sie wollte dieß junge Mädchen, das sie so innig liebte, dem der Schmerz noch fremd war, nicht zu dem Jammer hoffnungsloser Liebe verurtheilen, sie wollte in ihre Familie nicht Spannung und trübe, peinliche Tage bringen! Stumm wollte sie scheiden, stumm in ihr fernes, liebes Asyl zurückkehren, und dort die alten Tröstungen aufsuchen. Sie war ja seit langer Zeit an Einsamkeit gewöhnt, ihre so oft schon wundgedrückte, so lange schon freudlose Seele war besser geeignet, Schmerz und Gram zu ertragen, als das junge, frische, vom Leben noch unberührte Herz ihrer Schwester. Und dann, wenn sie auch Alles hingab, Eines blieb ihr doch — ihr Kind!

Die Nothwendigkeit, diesen Weg einzuschlagen, wenn sie sich den Frieden mit sich selbst erhalten wollte, ward ihr immer klarer, und ihr Entschluß, es um jeden Preis zu thun, immer fester. Sie betete lange und innig, sie fühlte die Beruhigung, die stets die Wahl des Rechten begleitet, aber dennoch zuckte ihr armes Herz unter scharfem und bitterem Weh, und die brennenden Thränen, die in dieser Nacht ihr Kissen benetzten, waren beredte Zeugen ihrer inneren Qual.

Plötzlich weckte lautes, verworrenes Geschrei sie aus dem unruhigen, fieberhaften Schlummer, dem ihre Erschöpfung unterlegen war. Sie schrak auf; die Sonne fiel freundlich durch die halbgeschlossenen Jalousien in ihr Zimmer, und ängstlich horchend fragte sich Blanche, ob, was sie eben vernommen, nicht blos die Wirkung ihrer aufgeregten Phantasie gewesen sey. Aber nach wenigen Sekunden erhob sich nochmals der vorige Lärm von der Straße her. Die Marseillaise tönte von mehr als hundert rauhen Kehlen gesungen herauf, und ward dazwischen von einzelnen wilden, unzusammenhängenden Ausrufungen noch über-

tönt. Von einer ungewissen Angst befangen, warf die junge Frau rasch ein Morgenkleid um, und eilte an das Fenster.

Der Anblick, der sie hier erwartete, kontrastirte so lebhaft mit der gewöhnlichen Ruhe des Städtchens, daß der unbestimmte Schreck, der sich ihrer bemächtigte, zu einer grenzenlosen Höhe wuchs. Eine Schaar von mehreren hundert Menschen nahm den kleinen Platz vor dem Hause ein, und drängte sich dem gegenüberstehenden Gebäude zu. Es war dieß ein altes, seit langer Zeit nicht mehr benütztes Nonnenkloster, dessen eingerostete Schlösser eben mit verschiedenen Werkzeugen bearbeitet wurden. Während Einige damit beschäftigt waren, die Eingangspforte zu öffnen, wurde die Masse der Uebrigen immer lärmender, schien aber nach kurzer Zeit eine neue Richtung zu gewinnen, und wogte die Straße hinauf, einer Gruppe von Männern entgegen, deren Umrisse Blanche noch kaum zu unterscheiden vermochte. Immer mehr wuchs der Tumult, Verwünschungen und Drohungen wurden laut; das von Schreck verdunkelte Auge der jungen Frau haftete starr auf der sich nähernden, gesonderten Gruppe, es schien ihr, als sollte sie unter ihr eine bekannte Gestalt herausfinden. — — Plötzlich entrang sich ihrer wogenden Brust ein krampfhafter, erstickter Schrei, und ihre Hände klammerten sich konvulsivisch an das Fensterkreuz. Sie hatte Robert Résay erkannt, der, von manchen andern, ihr nur zu wohl bekannten Gestalten umgeben, mitten unter einer Anzahl von wilden, jubelnden, mit der verhängnißvollen rothen Mütze bekleideten Männern als Gefangener schritt.

Bei diesem Anblick verließ Blanche alle Besinnung; ohne zu überlegen, eilte sie vom Fenster, flog aus ihrem Zimmer, theilte, ohne es nur zu wissen, die bestürzte Gruppe der Ihrigen, die Alle in höchster Aufregung versammelt waren, und stürzte mit fliegender Hast auf die Straße.

Eben war der verhängnißvolle Zug auf dem Platze vor dem Hause angekommen. Die Gruppe der Gefangenen bestand aus ungefähr fünfundzwanzig Personen; unter ihnen bemerkte man einige Frauen, die, jung, schön und gut gekleidet, einen peinlichen Kontrast gegen die zu ihrer Bewachung um sie versammelten Rotten bildeten.

Résay warf einen langen, düstern Blick nach den Fenstern des Hauses, das sein Theuerstes umschloß, er begegnete keiner befreundeten Gestalt; als er aber sein Auge trübe senkte, fiel es auf das geisterbleiche Antlitz Blanche's, die, auf der Schwelle des Hauses stehend, mit vorgestreckten Armen, starr und bewegungslos die trockenen, brennenden Augen auf ihn geheftet hielt. In dem weißen Morgenkleide, mit den ungeordneten Haaren und den unbeweglichen, aschbleichen Zügen glich sie einer Irrsinnigen. Als Robert's Blick sie traf, löste sich der Bann, der sie in Fesseln hielt; sie machte eine heftige Bewegung nach ihm hin, der Name „Robert! Robert!“ tönte in immer wachsenden, immer angstvolleren Lauten aus ihrem Munde, und würde ohne Zweifel bald genug die Aufmerksamkeit der tobenden Menge wachgerufen und sie zu seiner Unglücksgefährtin gemacht haben, hätte nicht ihre Mutter sie in diesem Augenblicke rasch in's Haus zurückgezogen, und die halb Bewußtlose in ihren bebenden Armen die Treppe hinaufgetragen.

Als einige Stunden später die Aufregung nachließ sich auf den Straßen zu äußern, erfuhren die einzelnen, ängstlich in ihren Häusern sich bergenden Familien die Veranlassung zu einer so wenig vorhergesehenen Maßregel. Die Nachricht von der Suspension des Königs, von seiner Verweisung in den Tempelthurm, war in die Provinzen gedrungen; in Paris waren in Folge dieser Ereignisse alle Gemäßigte als Königsfreunde eingekerkert worden, und nur zu schnell hatte diese neue Ausdehnung der Verhaftungen in alle Departements eingegriffen. Das Comité in Marseille hatte seine Wirksamkeit nach allen Richtungen hin ausgedehnt, die ihm zu Gebote standen; ein Aufruf an den Clubb in St. Maximin war durch die Ankunft einiger Marseiller Jakobiner unterstützt worden, und Alle, die nur im entferntesten durch frühere oder neuere Verbindungen mit der Partei des Königs verknüpft waren, sahen sich plötzlich ihrer Freiheit beraubt und den schlimmsten Aussichten hingegeben, da die Vertreter der Volksfreiheit in St. Maximin, von der ausgesprochenen Unzufriedenheit des Marseiller Comité's mit ihrer bisherigen Wirksamkeit erschreckt, nur noch als Werkzeuge jenes Comité's zu handeln begannen.

Im Hause der Madame Vaubert waren die Befürchtungen, die diese Veränderung in so vielen Familien hervorgerufen hatte, noch von einer peinlichen Spannung begleitet. Seit jener Stunde, wo Blanche's heimliche Liebe sich ihrer Familie so ungestüm verrathen hatte, war Allen klar geworden, was seit langer Zeit in dem Benehmen des jungen Advokaten räthselhaft erschienen war. Ohne daß ein Wort darüber gewechselt wurde, ward von Allen das bräutliche Verhältniß Elisens zu Résay nicht nur durch das ihm drohende Schicksal, sondern überhaupt für gelöst angesehen. Dennoch kamen die Motive dieses stillschweigenden Uebereinkommens auch nicht einmal in Andeutungen zur Sprache; Blanche war seit jenem verhängnißvollen Tage in ihrem ganzen Wesen so vernichtet und verstört, daß Niemand wagte, ihr von dem Vorgefallenen zu sprechen. Stumm saß sie ganze Stunden lang am Fenster und wandte ihr bleiches Gesicht und ihre heißen, trockenen Augen unbeweglich nach dem alten Gemäuer gegenüber, obgleich das geliebte Antlitz, das sie suchte, nie hinter den vergitterten Fenstern erschien.

In dieser Zeit des Kummers entwickelte sich Elisens Charakter in seiner ganzen herzlichen Liebenswürdigkeit. Der Ernst der jüngsten Ereignisse, der tiefe, wortlose Schmerz, den sie in der gebrochenen Haltung ihrer Schwester las, hielten jede Empfindlichkeit von ihr ferne, und sie war es, die Blanchen mit inniger und unermüdlicher Sorge umgab, und trotz ihres leichten Sinnes zuweilen so gute, tröstende Worte fand, so zart und schonend auf den Schmerz ihrer Schwester einging, daß es ihr nicht selten gelang, dieß arme gequälte Herz zu erleichtern.

So vergingen Monate, und trotz des raschen Ganges, den die Ereignisse in Paris nahmen, blieb in der kleinen Stadt Alles unverändert.

* * *

An einem Augustabende des Jahres 1793 eilte ein junger, schlanker Mann mit raschen Schritten durch die Hauptstraße von St. Maximin, und trat, das Haupt beugend, durch das niedere Portal eines ziemlich großen alterthümlichen Gebäudes. Zögernd hielt er einen Augenblick auf dem weiten, mit breiten Quadern gepflasterten Hausflur an, bis ihm ein verworrenes Gesumme

von Stimmen die gesuchte Richtung gab, und ihn veranlaßte, sich der schweren Eichenthüre rechts zuzuwenden. Als er eingetreten war, blieb er neben der Thüre stehen, und ließ seinen festen, ruhigen Blick über die Versammlung hinschweifen, die den großen Raum bei weitem nicht ausfüllte.

Der Saal, in dem er sich befand, war von ziemlicher Ausdehnung, entbehrte aber jedes Schmuckes. Die mit schweren, schlecht gearbeiteten Stukkaturen überladene Decke senkte sich von geringer Höhe nieder, und trug dazu bei, den Eindruck von Düsterheit zu verstärken, den die mangelhafte Ausstattung und die spärliche Beleuchtung dieses großen, halb leeren Saales bereits hervorriefen. Verschiedene Reihen von Bänken und Stühlen waren von einer seltsam gemischten Gesellschaft besetzt. Männer, fast durchschnittlich von gemeinem, derbem Aeußern, saßen dort mit Frauen bunt vermischt, unter denen manches feine, vornehme, zarte Gesicht hervorleuchtete, das vergebens darnach rang, den unbeschreiblichen Zwang und Widerwillen, die es beherrschten, unter einem Anschein von Ruhe und Aufmerksamkeit zu verbergen.

In der Tiefe des Saales war eine Tribüne errichtet, die mit ihrer bessern Beleuchtung und den Draperien von hellrothem Tuch grell aus dem dämmerigen Halbdunkel des übrigen Raumes hervorblickte. Der Mann, der heftig gestikulirend und eifrig sprechend diese Tribüne einnahm, zog durch sein auffallendes Aeußere die Aufmerksamkeit des jungen Fremden zunächst auf sich.

Er war von mittlerer Größe, aber mächtigen Verhältnissen, seine breiten, kräftigen Schultern trugen einen unverhältnißmäßig großen Kopf, aus dessen buschigen, schwarzen Haaren der kleine helle Kranz einer Tonsur hervorleuchtete. Seine kleinen, lebhaften Augen leuchteten mit dem Feuer der Ueberspannung unter einer niedern, krausen Stirne hervor, die starke Nase sprang scharf aus dem hochgerötheten Gesicht, und bog sich über derbe Lippen und ein gewaltiges festes Kinn. In den ersten Minuten war es unserm jungen Beobachter fast unmöglich, den Sinn der Worte des Sprechers zu enträthseln, so rasch und heftig, mit so eigenthümlichem Accent, und einer solchen Menge von Provinzialismen vermischt, stieß derselbe seine Rede hervor. Als er sich aber endlich mit gespannter Aufmerksamkeit zum Verstehen durchgearbeitet hatte, übte der Sinn der leidenschaftlichen Worte auch auf ihn seinen aufregenden Einfluß. Die Nachricht, daß Toulon, in dem Glauben, sich den Bourbonen zu übergeben, den Engländern in die Falle gegangen sey, war das Thema, das alle Zuhörer mit gleicher Macht aufregte.

Der Redner schwieg und schickte sich an, von der Tribüne hinabzusteigen; da trat der junge Fremde mit raschen Schritten an ihn heran und sagte ihm einige Worte. „Der Bürger Buonaparte verlangt das Wort,“ rief hierauf der Ex-Priester der Menge zu, und als einzelne Stimmen das erwartete: Bewilligt! hören ließen, räumte er seinem Nachfolger den Platz ein.

Lucian Buonaparte erstieg mit aufgerichteter, fester Haltung die Stufen zur Tribüne und neugierig erwartete der bewegte Kreis seine Worte.

Lucian war damals neunzehn Jahre alt; seine schlanke, jugendliche Gestalt, seine kühnen, angenehmen Züge, die Leichtigkeit seiner Bewegungen und die Weichheit eines klangvollen Organs erhöhten die Wirkung seiner, von Enthusiasmus und Leben sprudelnden Rede. Der Gegenstand, der in ihm den Wunsch zu sprechen erregt hatte, riß ihn hin. Er, der den Verrath und das Joch der Fremden ohnedem so glühend haßte, war doppelt stürmisch erregt, da er in diesen Erschleichern Toulon's dieselben Engländer sah, die Paoli herbeirief, nachdem er Corsika von Frankreich losgerissen hatte, dieselben, um derenwillen er selbst und die Seinigen vom häuslichen Herde vertrieben worden waren. Seine jugendliche Entrüstung fand flammende Worte gegen das ihm verhaßte Volk, und dieses Thema weckte in seinen Zuhörern eine gar leicht berührbare Saite. Der Enthusiasmus, den der junge Redner erregte, war unbeschreiblich; ehe er noch geendet hatte, ward er mit stürmischem Beifalle überschüttet, die Männer drängten sich herbei und erstickten ihn mit ihren Umarmungen. Man wollte ihn die Tribüne nicht verlassen sehen, er mußte von Neuem beginnen, und ward von Neuem bis in die Wolken erhoben.

Von diesem Tage an gewann der junge Flüchtling einen schrankenlosen und unbestrittenen Einfluß auf die Bewohner von St. Maximin. Die Stelle als Proviantmeister, wozu er dahin berufen war, ward in ihren Augen nur sein Nebengeschäft; er wurde wenige Tage nach seinem ersten Auftreten zum Präsidenten des revolutionnären Comité's erwählt, und nahm von nun an eine kleine Diktatur ein. Bis dahin hatte diesem Comité, das größtentheils aus Handwerkern und Leuten aus dem Volke gebildet war, ein alter, ehemaliger Mönch vorgestanden, derselbe, dessen Rede Lucian bei seinem ersten Auftreten in der politischen Welt des kleinen Städtchens mit angehört hatte. Dieser Pater Martin, der seit seinem Wiedereintritt in's bürgerliche Leben seinen Familiennamen Robineau wieder angenommen hatte, war von niederer Herkunft und sehr mangelhafter Bildung. Dennoch hatte sein energisches Wesen den Mitgliedern des Comité's imponirt, und da er lesen und schreiben konnte, hatte er einen großen Einfluß auf sie gewonnen. Dieser Mann, der Einzige, in dessen Interesse es vielleicht gelegen hätte, Lucian seinen neu gewonnenen Platz zu bestreiten, faßte von der ersten Stunde an eine enthusiastische Verehrung für den jungen Corsen, hing sich an seine Schritte, und fühlte sich nicht wenig glücklich und geehrt, als dieser ihn zu seinem Sekretär ernannte. Um seinen Einfluß zu befestigen, brachte Lucian regelmäßig seine Abende im patriotischen Clubb zu, und bald dehnten sich die Sitzungen des revolutionnären Vereins zu geselligen Zusammenkünften aus. Die ganze Stadt kam dahin, Lucian's Vorträge zu hören, die Frauen brachten ihre Arbeiten mit in die Sitzungen, die sie regelmäßig besuchten, und manche frische, ausgebildete Stimme mischte ihre süßen Klänge in die wilden, patriotischen Hymnen, die dort gesungen wurden. Niemand wagte es, sich von dieser Sitte auszuschließen, um nicht unbürgerlicher Gesinnungen beschuldigt zu werden.

Es war wohl begreiflich, daß diese so neue Lage, diese leichten Erfolge, dieser große Einfluß das Selbstgefühl des jungen Corsen erweckten, und seinem Ehrgeiz lebhaft schmeichelten. Wäre er zu verdammen gewesen, wenn ihn der Schwindel dieser so unerwartet und bei so großer Jugend errungenen Herrschaft erfaßt hätte? Wenn auch er dem Fluche jener unseligen Zeit anheimgefallen wäre, die so manche Männer von trefflicher Erziehung zu Henkern stempelte, weil sie der Furcht unterlagen,

als Opfer zu fallen? — Zum Glück war Lucian edel, fast schwärmerisch; seine, unter dem Einflusse eines exaltirten Freiheitsgedankens aufgeblühte Jugend schauderte vor dem blutigen Gange, den die Revolution genommen hatte, und mit aller Energie und allem Zartgefühle, die ihm eigen waren, suchte er den ihm zuerkannten Einfluß zum Schutze, nicht zur Vernichtung der ihm unterworfenen kleinen Gemeinde geltend zu machen. Der Eindruck, den er am ersten Tage seines Aufenthaltes in Marseille empfangen hatte, wo seine Frage nach der Ursache des Festes, das die Mienen erheiterte und die Straßen belebte, mit einem Fingerzeig nach der Guillotine beantwortet wurde, die eben wieder zwanzig Menschenleben forderte, hatten ein unwiderrufliches Gefühl des Abscheus in ihm zurückgelassen, das stark genug war, jeder Versuchung zu widerstehen.

Auch kamen die Verhältnisse seinem guten Willen zu Hülfe. Seine Umgebung bestand aus ziemlich gemäßigten leidenschaftslosen Menschen, die der guten Leitung, die er auf sie ausübte, eben so willig folgten, als sie sich einer üblen würden überlassen haben, und die um so unbedenklicher seinen Vorschlägen und Anordnungen nachkamen, als seine Lage als patriotischer Flüchtling, als Märtyrer der Sache der Revolution ihn von jedem Argwohn, als Aristokrat oder Gemäßigter betrachtet zu werden, befreit hielten. Seine erste Sorge war, das Schicksal der Gefangenen zu mildern, und ihnen die Besuche der Ihrigen zu gestatten.

Als die Nachricht von dieser Begünstigung sich verbreitete, füllten zum ersten Male wieder Thränen die vertrockneten Augen Blanche's, und Elise warf sich voll Theilnahme und reiner Zärtlichkeit in die Arme ihrer tief erschütterten Schwester. Sie war es auch, die die zitternde Blanche stützte, als beide Schwestern die Straße überschritten, und auf das Vorzeigen ihrer Erlaubnißkarte in den Hof des Klosters eingeführt wurden.

Es war ein rührender Anblick, wie diese beiden so jungen, so schönen Wesen in tiefer Bewegung durch die gewölbten Bogengänge des einstigen Asyls der Ruhe wandelten, wie die Jüngste, die Zarteste von Beiden mit einem Ausdruck fast mütterlicher Sorgfalt und Zärtlichkeit die Schritte der Andern leitete, und nur von Zeit zu Zeit mit einer stummen Liebkosung ihren bebenden Gang aufhielt.

Als die Thüre zu Résay's Zimmer ihnen geöffnet wurde, als seine bleiche, veränderte Gestalt den Blicken der Schwestern erschien, ergriff sie eine so mächtige Bewegung, daß alle äußeren Formen und Rücksichten davon überwältigt wurden. Ohne ein Wort der Erklärung, ohne das Zögern eines Augenblicks warf Blanche sich in Robert's Arme und weinte ihre erlösten Thränen an seiner Brust aus.

Kaum war aber die junge Frau von dieser ersten Bewegung zurückgekommen, als sie sich mit einem Ausdruck voll Demuth und Trauer ihrer Schwester zuwandte, und, indem sie ihr erglühendes Gesicht an Elisens Busen drückte, flüsterte sie mit fast unverständlicher Stimme: „Verzeih, verzeih!“ Auch Résay hatte sich Elisen genähert; ohne ein Wort zu sprechen faßte er ihre bebende Hand, und sein dunkles Auge blickte sie mit einem so beredten Ausdruck an, daß ihr Herz vor Bewegung schwoll.

„Seyd keine Kinder,“ unterbrach Elise endlich die stumme Pause, indem sie versuchte, ihre Rührung unter einem Scherze zu verdecken, „seht, wir leben ja in einer wunderlichen Zeit, da muß man über Das, was sich lösen will, nur rasch hinweggehen. Ich bin jetzt euer Revolutionstribunal, ihr Beide seyd gar schlimme Verdächtige, und erst dann spreche ich euch los, wenn ihr mit mir das Losungswort der Gegenwart anerkannt habt, es heißt — Freiheit!“ Hier brach aber dem jungen Mädchen die scherzende Stimme; der Ernst und die Bedeutung dieses Wiedersehens, die Ungewißheit der Zukunft, das ergreifende Gefühl ihrer eigenen, zwar schmerzlosen, aber doch wehmüthigen Resignation schwellten ihr das Herz. Ihr Lächeln schlug in Thränen um und sie nahm den stummen Dank, der ihr durch tausend Zeichen der Liebe erwiesen wurde, mit lebhafter, gehobener Empfindung auf.

Von diesem Tage an lebte Blanche wieder auf. Ihre Liebe, durch keinen Vorwurf belastet, durch keine Pflicht zurückgedrängt, entfaltete sich in ihrer ganzen glänzenden Herrlichkeit, und warf tausend Blüthen in ihr Herz, tausend Strahlen über ihre Tage. In einer so reichen und feurigen Organisation mußte dieß Gefühl, sobald es sich ihrer ohne Widerstand ganz und vollständig bemächtigen konnte, eine wunderbare Entwicklung und Glorie hervorrufen; all' die glänzende Poesie, all' das Feuer dieser strahlenden Einbildungskraft, die seit Jahren durch eine trübe, farblose Existenz, durch unharmonische Eindrücke und Umgebungen mit Gewalt zurückgedrängt worden waren, flammten jetzt mit doppelter Allmacht auf und goßen ein leidenschaftliches Entzücken über dieses sonst so stille Herz aus, das, verschämt und betroffen, erst jetzt seine eigene Kraft und Gluth ermessen lernte.

Ein kühner Gedanke, der sie beherrschte, trug dazu bei, ihre natürliche Geisteskraft jetzt mit doppelter Energie und Klarheit wieder aufleben zu lassen. Seit einiger Zeit hörte sie überall von dem mächtigen Einflusse sprechen, den Lucian Buonaparte über die Verhältnisse von St. Maximin ausübte, und der Gedanke, durch ihn auf das Schicksal ihres Geliebten einzuwirken, ward zum leitenden Sterne ihres Geistes.

Von dieser Hoffnung geleitet suchte sie die Bekanntschaft Lucian's mit dem glühenden Wunsche, Einfluß auf ihn zu gewinnen, und es gelang ihr. Diese so stolze, so reine Frau lernte zum ersten Male in ihrem Leben Koketterie üben; sie fesselte ihre Schmerzen, sie verschlang ihre Thränen, um in Gegenwart des jungen Corsen heiter, liebenswürdig, hinreißend zu seyn. Lucian war bezaubert von der schönen Frau; seine neunzehnjährige Phantasie war lebhaft erregt, und obgleich er nur zu klar sah, daß ihr Herz nicht frei war, lag doch ein großer Zauber für ihn darin, ihr gefällig zu seyn.

Als sie das Ziel erreicht hatte, das ihr stets vor Augen schwebte, als sie des innigen Interesses, der warmen Freundschaft sicher seyn konnte, die sie dem jungen Manne eingeflößt hatte, enthüllte sie ihm eines Tages mit edler Freimüthigkeit das Geheimniß ihres Herzens, ihres Lebens. Mit feurigen, flammenden Worten flehte sie ihn an, ihr Glück zu schützen, ihre Zukunft sicher zu stellen; in begeisterten Ausdrücken schilderte sie ihm die große Aufgabe, die ernste Verantwortlichkeit seiner jetzigen Stellung, und Lucian, entzückt, berauscht von ihrer Schönheit und ihrer feurigen Beredtsamkeit, gelobte ihr mit heiligen Eiden, eher sein Leben in die Wage zu werfen, als in die Verurtheilung ihres Geliebten zu willigen.

Bald bewies er durch die That, daß es ihm mit diesem Ver-

sprechen Ernst war. Er veranlaßte in einer Sitzung des Comité's den allgemeinen Beschluß, die Gefangenen nie und unter keiner Bedingung dem Revolutionstribunal in Orange auszuliefern, das der würdige Helfer von Fouquier-Tinville war, und verpfändete sogar öffentlich sein Wort für die Aufrechterhaltung desselben. Immer mehr wirkte er darauf hin, gemäßigte Ansichten bei Denen zu befestigen, die nächst ihm die Zügel der öffentlichen Verwaltung in Händen hielten, und sein erfinderischer Geist ersann stets neue Mittel, die Gemüther zu beschäftigen, ohne sie zu erhitzen. Durch ihn veranlaßt, gingen häufige Adressen an die Jakobiner in Paris ab, deren feurige Sprache den Mangel an Thaten im Geiste der herrschenden Gewalt verbergen sollten. Im Clubb ließ er eine donnernde Rede der andern folgen und veranlaßte alle seine Anhänger, mit ihm der herrschenden Mode zu folgen und antike Namen anzunehmen.

Um nach und nach die spätere Befreiung der Gefangenen vorzubereiten, fiel der großmüthige junge Mann auf ein Mittel, das durch seinen friedlichen Charakter in jener schreckensvollen Zeit doppelt seltsam war. Er schlug vor, ein republikanisches Theater zu organisiren, eine Idee, die den lebhaftesten Anklang fand, und mit Eifer zur Ausführung gebracht wurde.

In dem ehemaligen Refektorium des Klosters ward eine Bühne errichtet, die, überall mit Attributen der Freiheit und den Farben der Republik dekorirt, schon in ihrer äußern Ausstattung auf ihre Bestimmung hindeutete. Vorsichtig fing er an, einzelne der Gefangenen an den Aufführungen dieser Stücke theilnehmen zu lassen; er knüpfte gewisse Berechtigungen, gewisse Sühnungen an die Uebernahme einzelner, im Geiste der Republik handelnder Rollen, und durch dieses unschuldige Mittel gelang es ihm, einigen der Verhafteten sogar vollständige Freiheit, Allen aber große Zugeständnisse und zugleich eine gewisse Sicherstellung zu verschaffen, da natürlich den Mitgliedern des republikanischen Comité's der Gedanke immer ferner trat, Menschen zum Tode zu verurtheilen, mit denen sie bei einem geselligen und der Republik gemäßen Vergnügen fast unter den Bedingungen der Gleichheit zusammen wirkten.

Bei diesen Aufführungen traf Blanche nun oft mit dem Geliebten zusammen; das Glück, ihm nahe zu seyn und alle Beweise einer Liebe hinzunehmen, die täglich an Stärke und Innigkeit wuchs, erhielt ihren Muth kräftig genug aufrecht, um sie den Stürmen, welche die Zukunft noch bergen konnte, getroster als bisher entgegen blicken zu lassen.

Auf diese Weise verstrichen mehrere Monate dieses unseligen Jahres, und wohl wenige Städte Frankreichs konnten sich, wie das kleine, vergessene St. Maximin, dazu Glück wünschen, kein Opfer beweint, und statt des tragischen Schauspiels der Guillotine nur friedliche Komödien und harmlose Deklamationen vor Augen zu haben. Während man sich aber diesen friedlichen Beschäftigungen noch sorglos überließ, bereitete sich von außen her ein Sturm vor, der alle Erfolge der großherzigen Bemühungen Lucian's mit Einem Schlage zu vernichten drohte. Die letzten Monate hatten die Verbrechen und die Erfolge der Jakobiner gehäuft. Lyon war unterlegen, und seine Kinder stürzten unter Collot-d'Herbois und Fouché's Kugeln; die Armee des Generals Carteaux belagerte Toulon; die Proskription der Verdächtigen dehnte sich über 300,000 Bürger aus. Marie Antoinette war auf's Schaffot geschleppt, der wahnsinnige Cultus der Vernunftreligion organisirt worden, und allmächtige Conventsmitglieder reisten durch alle Departements, um die Wuth der Bevölkerung überall noch mehr zu entflammen. Barras und Fréron waren in Marseille, und von daher zündete der Blitz, der in die friedliche Stätte von St. Maximin niederschlagen sollte.

An einem heitern Novembertage saßen Blanche und Elise mit einer Handarbeit beschäftigt am Fenster, und hatten eben das herzliche Gespräch, das sie zusammen führten, unterbrochen, um mit der in jener Zeit so leicht erweckten Unruhe einer Bewegung und Aufregung zu horchen, die sich hie und da auf der Straße kundgab. Während sie mit steigender Sorge die Gruppen beobachteten, die sich flüchtig bildeten, um nach einigen trüb ausgetauschten Worten wieder auseinander zu stieben, während sie mit einer Angst, die keinen Namen hat, jedem hastig Vorübereilenden nachsahen, so weit er sichtbar blieb, öffnete sich die Thüre und ließ Madame Vaubert ein, die rascher als gewöhnlich und mit einem lebhaften Ausdruck von Aufregung und Kummer in ihrem milden Gesicht sich ihren Töchtern näherte. Als ihr trüb verschleierter Blick Blanche traf, ergriff diese lebhaft ihre Hand und deutete, ohne eines Wortes mächtig zu seyn, durch das Fenster nach dem Gebäude gegenüber, mit einem Blick, dessen Frage Todesangst aussprach.

„Ja, mein armes Kind,“ sagte Madame Vaubert traurig, indem sie den todesbleichen Kopf der jungen Frau an ihre Brust drückte, „ja, der Himmel schickt uns eine neue Prüfung. Aber vertraue Gott, noch ist Hülfe möglich. Sage mir vor Allem, weißt Du nicht, wo Buonaparte sich aufhält? Er war diesen Morgen bei Dir, — Niemand vermag ihn aufzufinden, und doch hängt jetzt Alles an seiner Gegenwart. Es steht schlimm,“ fuhr sie fort, „eben ist eine Expedition von Barras hier angelangt, bevollmächtigt, die Verhafteten nach Orange abzuführen.“

— „Nach Orange?“ rief Blanche mit einem Schrei der Verzweiflung. „Aber Orange, das ist der Tod!“ Sie preßte die Hand an die brennende Stirne, und sammelte mit Anstrengung ihre verstörten Gedanken — — plötzlich erinnerte sie sich wieder an Lucian Buonaparte, und sein heilig beschworener Eid leuchtete in ihrem Gedächtniß auf wie eine Bürgschaft der Rettung.

„Sie haben Recht, meine Mutter,“ sagte sie in fliegendem Ton, indem sie in ungestümer Hast den Mantel um die Schultern warf; „hier kann nur Er helfen, und zu finden weiß ich ihn.“

Erschreckt hielt Madame Vaubert die Forteilende auf und sagte bittend: „Nicht Du selbst, Blanche! vertraue Deinen Auftrag wem Du willst, aber geh' nicht selbst!“

„Mutter, halten Sie mich nicht auf!“ entgegnete die junge Frau mit bebender Stimme, indem sie sich losmachte. „Es handelt sich hier um Leben und Tod!“

Seufzend ging die sanfte Mutter zu ihrem zweiten weinenden Kinde, um mit ihm ihre eigenen Thränen zu vermischen, und aus der von neuen Sorgen gequälten Brust zu Gott zu beten.

Währenddem eilte Blanche, wie von Todesangst gejagt, der Richtung zu, in der sie den Freund zu finden wußte. Sie begegnete bald da, bald dort einzelnen Personen, die wie sie die

Felder durchstreiften, um ihn zu suchen, aber sie hielt nicht an, sie tauschte kein Erkennungszeichen aus; stumm, athemlos eilte sie vorwärts, und als sie endlich den Meierhof erreicht hatte, der das Ziel ihrer Wanderung war, als sie Lucian vor sich sah, sank sie fast besinnungslos auf eine Bank nieder und stammelte nur mit schwacher Stimme: „Hülfe, Hülfe!"

„Um Gotteswillen, was ist Ihnen widerfahren," rief Lucian bestürzt. „Wie kommen Sie hieher, und allein, und in dieser Aufregung?"

Blanche hörte ihn nicht, sie erhob sich, faßte seine beiden Hände, und rief mit einer so schmerzlichen Stimme, wie eine Mutter, der man ihr Kind entrissen hat: „Kommen Sie, retten, vertheidigen Sie uns! Man will ihn nach Orange führen, ihn und alle Andern. Denken Sie an Ihr Versprechen, aus Barmherzigkeit, verlassen Sie uns nicht!"

„Nach Orange?" rief Lucian betroffen — „und ohne die Einwilligung des Comité's? Das wird nimmer geschehen! Beruhigen Sie sich, ich werde das Wort lösen, das ich Ihnen, das ich ganz Maximin gegeben habe."

Sanft ließ er bei diesen Worten die erschütterte Frau auf die Bank nieder, und eilte in stürmischem Laufe der Stadt zu.

Dort hatte sich indessen die Schreckensnachricht überall verbreitet, die Aufregung und Bestürzung war allgemein geworden, und als Lucian St. Maximin erreichte, fand er die Straßen mit stürmisch bewegten Gruppen angefüllt, und ward mit einem Jubelgeschrei und mit Zurufungen empfangen, die ihm über die Stimmung der heimischen Bevölkerung keinen Zweifel ließen.

Als er vernahm, daß die Bevollmächtigten Barras' bereits zu eigenmächtigen Thaten geschritten waren, befahl er die Sturmglocke zu läuten, und berief das Comité und die patriotische Gesellschaft auf den Platz vor das Kloster. Dort drängte sich bereits eine Anzahl aufgeregter und bestürzter Menschen, die sich, als die Sturmglocke ihr eintöniges, schauerliches Geläute begann, mit jedem Augenblicke vergrößerte, und deren theils erbleichte, theils drohende Gesichter der Gruppe zugewendet waren, die sich vor der Eingangsthüre des Klosters einer verhängnißvollen Beschäftigung hingab.

Fünf bis sechs Wagen hielten dort, von Gendarmen umgeben, welche die Gefangenen, die ihnen zugeführt wurden, in Empfang nahmen und sie gefesselt auf den Wägen unterbrachten. Ein kleiner, magerer Mann, mit der dreifarbigen Schärpe umgürtet und einem Federhute bedeckt, ertheilte den Gendarmen Befehle, und blickte mit einem Ausdruck von Keckheit, der jedoch eine gewisse Besorgniß nicht ganz zu verbergen vermochte, aus funkelnden grauen Augen von Zeit zu Zeit auf die Menge zurück, die immer näher herbeidrängte, und deren murrende Stimmen gleich dem Brausen des fernen Meeres immer wogender und lauter zu ihm heran tönte.

Da drang, umgeben von seinem Comité, Lucian Buonaparte durch die Schaaren, die sich willig vor ihm theilten, und als er sich dem Anführer der Gendarmen näherte, schwiegen plötzlich alle jene tausend Stimmen, um dem Gespräch zu horchen, das sich jetzt entspann.

„Wer bist Du, Bürger, und welch gesetzwidriges Beginnen erlaubst Du Dir?" rief der junge Corse heftig dem Fremden zu. „Ich verlange, daß Du Dich augenblicklich zurückziehst. Das revolutionnäre Comité hat keinen Befehl zu einer Auslieferung erhalten. Die Volksgesellschaft wird sich sogleich versammeln; dort kannst Du Deine Vollmacht vorzeigen, und bis dahin führe man die Gefangenen dahin zurück, woher man sie geholt hat. Gendarmen, im Namen des Gesetzes, bindet die Verdächtigen los."

— „Du weißt wohl nicht, wen Du vor Dir hast," schrie der Andere zornig. „Ich bin Barras' Abgesandter, und habe nicht Lust von einem Gemäßigten, von einem ci-devant, der Du bist, Befehle anzunehmen, — sieh' Dich vor, daß ich Dich diesen Verdächtigen nicht selbst beigeselle! Gendarmen, an euer Werk!"

Währenddem hatte die Sturmglocke aber die ganze Bevölkerung herbeigerufen. Die Verwandten und Freunde der Opfer hatten bei Lucian's energischem Auftreten wieder Muth gefaßt. Viele derselben waren bewaffnet, und als Lucian, diese Vortheile wahrnehmend, ihnen befahl, die Gefangenen loszubinden, ward dieser Befehl mit Jubel aufgenommen; nach wenigen Minuten befanden sich die Gefangenen wieder in ihren Zellen, und die Thüren des Hauses, gut verschlossen, waren von einer zahlreichen Menge bewacht, die sich nur nach den Befehlen des jungen Corsen richtete. Lucian befahl dem Abgesandten, ihm vor das versammelte Comité zu folgen, und dieser, eingeschüchtert durch die Menge, die eine ziemlich drohende Haltung angenommen hatte, leistete diesem Befehle mit sehr veränderter Haltung Folge.

Wirklich befand sich Barras' Abgesandter in keiner geringen Verlegenheit. Als einer jener Elenden, die in jener Zeit die Spürhunde der Guillotine ausmachten, Barras und Fréron die Anzeige machten, daß St. Maximin der Guillotine nicht ein einziges Opfer geliefert habe, daß man das Gefängniß der dortigen Verdächtigen nicht allein den Familien derselben geöffnet hatte, sondern die Nachsicht so weit triebe, sie fast täglich Komödie spielen zu lassen, beschloß Barras, diesem Unfug ein Ende zu machen, und sandte die uns bekannte Deputation nach der kleinen Stadt ab. Die Unbedeutenheit des lang vergessenen Städtchens war jedoch Veranlassung, daß zum Bevollmächtigten dieser Sendung ein erbärmlicher Mensch gewählt wurde, der, der Dienerschaft Barras' angehörig, seine Fähigkeiten nur darauf erstreckte, der Guillotine neue Opfer zuzuführen. Ohne mit schriftlichen Vollmachten ausgerüstet zu seyn, einer Anzahl entschlossener und kräftiger Männer gegenüber, bereute dieser Elende es nicht wenig, einen Auftrag dieser Art übernommen zu haben, und als er sich vor dem versammelten Comité einfand, war er innerlich fest entschlossen, sich um jeden Preis aus dieser unangenehmen Lage loszumachen, und machte kaum einen schwachen Versuch, sich in der anfangs so übermüthig ergriffenen Stellung noch fest zu halten.

„Deine Papiere!" sagte Lucian in würdiger Haltung.

— „Ich habe nicht nöthig sie vorzuzeigen," entgegnete der Abgesandte halb trotzig, halb eingeschüchtert.

„Du wirst sie vorzeigen! Ein Verfahren, was so wider alles Gesetz und Ordnung streitet, kann kaum durch die ausgedehntesten Vollmachten gerechtfertigt werden. Ich vermuthe fast, daß Deine Papiere vielleicht mehr Gründe liefern, Deinen

Herrn beim Convente in Paris zu verklagen, als Deiner Sendung Folge zu geben."

— „Ei nun," sagte der Andere mit milderem Tone, „es ist auch möglich, daß ich mich geirrt habe, ich handle aber nur aus Patriotismus, und nach den Befehlen der Conventsmitglieder. Was meine Papiere betrifft, so habe ich sie nicht bei mir; ich verlasse mich aber auf Dich, Bürgerpräsident, und da das revolutionnäre Comité, dem ein korsischer Patriot vorsteht, und die ganze populäre Gesellschaft einstimmig keine Expedition nach Orange wollen, habe ich nichts mehr einzuwenden."

Das Comité nahm diese Redensarten auf, ohne viel Gewicht darauf zu legen; als der Abgesandte sah, daß die ernste, mißtrauische Haltung der Maximiner nicht vor seiner Nachgiebigkeit zurückwich, wurde er immer unruhiger, entschloß sich trotz der Anerbietungen, die ihm für einen längeren Aufenthalt in der Stadt gemacht wurden, plötzlich zur Abreise, und ließ sich nicht einmal bewegen, die Nacht in St. Maximin zuzubringen. Sobald er mit seinem Gefolge die Stadt verlassen hatte, begab sich Lucian nach dem Kloster, und dort, umgeben von einer noch immer lebhaft aufgeregten Menge, belebt und begeistert von großmüthiger Freude über die Rettung so vieler Menschenleben, die ihm gelungen war, forderte er von den Patrioten St. Maximin's, ihr Werk zu krönen, ihren erlangten Triumph über die Willkür der Fremden zu befestigen, indem sie die Verdächtigen ohne Ausnahme ihren Familien zurückgäben. Der Augenblick war glücklich gewählt. Wenn auch die Theilnahme an dem allgemeinen Freiheitstaumel die friedlichen Bürger dahin geführt hatte, Männer, die ihnen früher als die Ersten und Unfehlbarsten ihres Gesichtskreises erschienen waren, während langer Zeit gefangen zu halten, so hatte der Umsturz der alten Verhältnisse doch nicht vermocht, die Erinnerung und Gewöhnung daran vollkommen zu erschüttern, und die nie fest in's Auge gefaßte Möglichkeit, diese Männer aus ihrem Bereiche geführt und dem Tode überliefert zu sehen, die ihnen heute zum ersten Male nahe getreten war, hatte alle jene unauslöschlichen Sympathieen wieder in's Leben gerufen, die stets Menschen mit einander verknüpfen, die in einem engen Umkreise sich zusammen bewegt, und während geraumer Zeit durch die verschiedensten Interessen von einander abhängig waren. So fand denn Lucian's Antrag eine allgemeine und jubelnde Anerkennung, und mit all' den Uebertreibungen und all' den Freudenbezeugungen, die ein auf die Spitze getriebener Enthusiasmus nothwendig bei diesem gutmüthigen und leichtsinnigen Völkchen hervorrufen mußte, wurden alle Verdächtige ihrer Haft entlassen, im Triumphe durch die Straßen geführt, und erst nachdem sie mit allen Patrioten angestoßen hatten, in ihre Wohnungen und zu ihren Familien entlassen.

Lucian begleitete Robert Résay in das Haus, das dessen liebste Hoffnungen umschloß, und der Dank, den er dort erntete, war ihm der süßeste Lohn für die kühne Hingebung seines Benehmens. Als Blanche's heiße Thränen auf seine Hand fielen, als er in Résay's edlen Zügen den Ausdruck der lebhaftesten Bewunderung und Dankbarkeit las, schwellte eine stolze, innige Befriedigung seine Brust, und lange Zeit nachher, als Jahre ungeahnter Erhebung und die Zeiten des Falles schon hinter ihm lagen, erinnerte er sich jenes Tages noch, als des glücklichsten seines Lebens.

Ernst und bewegt war der Wiedereintritt Résay's in die Familie, der seine Zukunft angehören sollte, ernst der Augenblick, in dem er die Mutter seiner früheren Verlobten um ihren Segen zu einer andern Verbindung bat, die ihm doch den Namen ihres Sohnes nicht rauben sollte; und wer möchte ergründen, was in der stillen Brust der würdigen Frau vorging, als sie Dem, den sie schon seit drei Jahren als ihren Sohn betrachtete, das geliebteste Kind ihres Herzens zuführte, und dann das andere, das unter Thränen lächelnd ihr zur Seite stand, mit einer Bewegung der höchsten Zärtlichkeit in die Arme schloß!

Von diesem Tage an, der alle Schrecknisse jener Zeit der aufgeregten Einbildungskraft der Betheiligten näher als je gerückt und ihre Kraft am höchsten geprüft hatte, schien sich endlich der Horizont der Zukunft für die Liebenden zu lichten. Die Ereignisse dieses Tages selbst blieben ohne Folgen. Der feige Knecht, dem die gewaltsame Mission übertragen war, stattete, zufrieden mit heiler Haut davon gekommen zu seyn, einen so verworrenen und flüchtigen Bericht von seiner Sendung ab, daß dieselbe unbeachtet blieb, und während der folgenden, von tausend Verbrechen bezeichneten Epoche kein neuer Schritt dieser Art gethan wurde.

Kurz darauf befreite der neunte Thermidor Frankreich von der jakobinischen Schreckensherrschaft, und die politischen Verhältnisse St. Maximin's hatten sich in der jüngsten Zeit schon der Art gestaltet, daß die jetzt hervortretende Reaktion mehr schon Vorhandenes bestätigte, als neue Veränderungen hervorrief.

Unter dem Aufathmen Frankreichs, das langsam die alten Familien- und Berufsverhältnisse wieder aufleben ließ, gab Blanche der Bitte ihres Verlobten nach, sich mit ihm vor dem Altare zu verbinden. Lucian Buonoparte führte die reizende Braut an den Altar, und wenn auch das Feuer seines Blickes durch die Mißdeutungen, die ihn verfolgten, seit die allgemeine Meinung sich gewaltsam nach einer neuen Ideenrichtung stürzte, getrübt war, so fühlte er doch an diesem Tage sein Herz höher schlagen, als er Zeuge eines Glückes war, das ihm sein Bestehen und seine Sicherheit verdankte.

Seine eigene Zukunft gehört der Geschichte an, und wann in ihren Aufzeichnungen manche Anklage und mancher Vorwurf auf sein Haupt gelegt wurde, so segnen doch Résay's Enkel noch jetzt die Zeit seines Wirkens in St. Maximin.

Das Pensionistendorf.

Genrebild aus der Militärgrenze; vom Verfasser der „Südslavischen Wanderungen".

Wer da neben mir in dem schlotternden, einspännigen Karren gesessen wäre, der die Bestimmung hatte, mich nach dem Grenzerdörfchen R... zu führen! Einmal über das andere würde er ausgerufen haben: „O die Straße ist schlecht!" ohne

zu bedenken, daß es dieser sich bandwurmartig hinwindenden Steinhaufenlinie ein Compliment machen heißt, wenn man so freundlich ist, in ihr überhaupt eine Straße zu erkennen.

Dem Wege nach R..., wo der Gospan Kapetan wohnt, kann man nicht den Vorwurf machen, daß er besser seyn wolle als die andern. Vielmehr muß man den Meistern, die ihn anlegten, Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie alle Ungünstigkeiten des Terrains auf's Gewissenhafteste zu benützen wußten, um auf der kurzen Strecke von zwei Meilen alle Unbequemlichkeiten und Gefahren, denen man auf Straßen ausgesetzt zu seyn nur irgend nicht wünschen kann, zu abwechslungsreichem Ganzen zu vereinen bemüht waren.

Endlich erreichte ich mein Ziel. In einem Thal, rechts an der Straße, liegt das Dorf R..., ein stilles, friedliches Oertchen von genau gezählt zwölf Häusern, in denen wieder genau gezählt nicht mehr als zwölf alte Offiziere und ein alter Unterchirurgus wohnen, die allhier in Ruhe und weltabgeschlossener Gemüthlichkeit den Segen ihrer kleinen Pensionen und kleinen Grundstücke verzehren. Nicht freudiger mag das Herz dem Pilger in der Wüste pochen, wenn er nach wochenlanger marterwoller Wanderung Mekka's stolze Minarete im Morgenroth herschimmern sieht, als mir das meinige beim Anblick des Zwölfdächerdorfes, des Zieles meiner Wanderung, die ich trotz der herzlichsten Einladung des Gospan Kapetan nicht unternommen hätte, wenn ich von all' den Dornen nur eine Ahnung gehabt, über die der Weg in dieß Himmelreich führt. Selbst das arme Thier, das in stoischer Ergebenheit den widerstrebenden Karren über Stock und Stein fortgeschleppt, schien bei dem Anblick des Dutzends Giebel von einer stillen Wonne durchzückt zu werden; wenigstens wieherte es einmal, schüttelte den Rest von Mähnen, der ihm noch aus jenen goldenen Zeiten geblieben, da es das Reitpferd eines Lieutenants war, und gab sich beim Vergabfahren alle erdenkliche Mühe, eine, wegen der beiderseitigen steilen Abhänge nicht unmögliche, und zwar um so tragischere Katastrophe, weil so nahe am Ziele, zu verhüten.

Es mochte etwa zehn Uhr Morgens seyn, als das treue Roß mitten auf dem kleinen Platze, neben dem Meilensteine, den die zwölf Apostel von Häuschen im Kreise umstanden, endlich ausschnaubte.

Da ich nicht wissen konnte, welches von dem completen Dutzend Dächer meinen Gospan Kapetan beherbergte, so war ich um so mehr entschlossen, mit der Frage nach demselben von Thüre zu Thüre zu pilgern, als rings umher, so weit das Auge seine Blicke sandte, außer einigen rothhalsigen Purans (das Truthuhn oder Indian heißt in Croatien Puran), die im Sonnenschein still und stolz verlorene Kukuruzkörner aufpickend, umherwandelten, kein athmendes Wesen zu erblicken war. Da öffnete sich die Thüre eines der Straße zunächst gelegenen Häuschens und eine stämmige, wohlbeleibte Gestalt in Stulpstiefeln und pfefferfarbenem Ueberrocke, mit rothem Halstuch und gleichfarbiger Nase, die rechte Hand auf ein spanisches Rohr mit messingenem Beschläge gestützt, trat hervor und rief:

„Ach schön! sehr schön von Ihnen, daß Sie Wort gehalten haben! Bogme veelo liepo! (Bei Gott, sehr schön!) Kutscher, den Sarac (Schecken) daher unter den Baum in Schatten stellen! Stevo! Stevico! Heu! Hafer! Wasser! Kai vrago! (Was Teufel!) Mir scheint, Du schläfst! — Belieben, Herr Doktor! belieben weiter!"

Der Mann, dem die Stentorstimme angehörte, mit deren vollstem Timbre all' dieß hervorgebracht wurde, war niemand anders, als der Gospan Kapetan, ganz wie er leibte und lebte, und wie er während des letzten Jahrmarktes bei mir erschienen war, um anzufragen, ob ich kein Mittel gegen die Lungensucht und Auszehrung wüßte, an der er leide. Mit einer Biederkeit, von der ich im Voraus fühlte, daß sie ihre Spuren einige Stunden lang in Form tiefer Fingereindrücke an meiner Hand zurücklassen würde, drückte mir der Gospan Kapetan die Hand, indem er nochmals mit einer Barschheit der Stimme und zugleich einer Gemüthlichkeit des Gesichtsausdruckes, wie sie vereint nur ihm eigen waren, seine Freude über mein Worthalten durch vielfaches Verlo liepo! Verlo liepo! kund gab.

Nachdem er meine rechte Hand von der Ungeheucheltheit seines Wohlwollens sattsam überzeugt hatte, griff er nach meiner Linken, um auch dieser eindringliche Beweise seines Wohlwollens beizubringen. Eine glückliche Wendung jedoch, mit der ich zwischen dem Gospan Kapetan und dem Pfosten hindurch in's Vorhaus zu gelangen verstand, rettete meine linke Hand vor der angedrohten Liebe.

Im Vorhause begegnete uns ein kleiner hagerer Junge von sehr verödetem Aussehen und noch verödeterem Anzuge vom gröbsten, einst weiß gewesenen Linnen. Er hatte sich eben an einer, ursprünglich zum Aufsitzen für die Hühner bestimmten, bloß aus einer langen, mit einigen quer durchgeschlagenen Stäbchen versehenen Stange bestehenden Leiter vom Heuboden herabgelassen, und versuchte sich mit verschlagener Demuth hart an der Wand hin und vor's Haus zu schleichen, wahrscheinlich im Bewußtseyn, daß es nicht rathsam sey, dem Gospan Kapetan zu begegnen, wenn man um diese Stunde, anstatt im Garten zu arbeiten, im Heu geschlafen und hiervon in zwei verschlafenen Augen und in einer höchst verwirrten, ganz phantastisch mit Heu durchmischten Frisur noch die Spuren an sich trägt.

In der That erhob der Gospan Kapetan beim Anblick dieses menschlichen Wesens ganz verhängnißvoll sein spanisches Rohr, so daß es Stevica — denn niemand anders war der heugeschmückte Jüngling — für gerathen hielt, sich in Voraussicht der Dinge, denen eine dergleichen Begegnung voranzugehen pflegt, ein wenig zu ducken.

Doch mochte Gospan Kapetan sich durch die Gegenwart eines Gastes bewogen fühlen, Gnade für Recht ergehen zu lassen, so daß er die Bewegung seines spanischen Rohrs blos durch den donnernden Ausruf commentirte: „Vrag ti dusu! (Der Teufel dir die Seele!) So hast Du wieder gefaulenzt! Zweimal habe ich Dich gerufen und Du hast nicht gehört! Heu! Hafer! Wasser dem Pferde, und zu den Herren gehen, ich lasse mich ihnen empfehlen, der Doktor ist da! Jebem ti........!" (Ein unübersetzbarer Ausruf, mit dem die Südslaven tausenderlei Flüche zu verbinden pflegen.)

Stevica schlüpfte zur Thüre hinaus, Gospan Kapetan aber klopfte einige Male mit dem spanischen Rohr auf das rothe Ziegelpflaster des Vorhauses und lachte mit Selbstgefälligkeit erst dem Jungen nach und dann mich an.

„Ein Teufelskerl, bogme! Aber sehen Sie, Herr Doktor,

so muß man sich Respekt verschaffen! Ohne Stock gibt es auf Erden keinen Gehorsam. Aber — belieben Sie meinen Garten zu besichtigen!"

Mit diesen Worten faßte mich Gospan Kapetan, der, nebenbei gesagt, meine Wenigkeit um nicht weniger als eine halbe Mannshöhe überragte, mit seiner nervigen Linken am rechten Oberarm, und schob mich zwischen zwei halb geöffneten Thürflügeln, auf deren Reinhaltung Stevica nie eine besondere Mühe verwendet zu haben schien, in einen kleinen, mit allerhand ökonomischen Geräthen gefüllten Raum, den er seinen „Hof" nannte und durch den ich nicht ohne Gefahr, einmal in ein Wolfseisen, ein anderes Mal in eine Rattenfalle zu treten, auch mehrere Male mit einigen complicirten Egg- und Dreschvorrichtungen in leibhafte Wechselwirkung zu gerathen, mich glücklich bis an ein schmales Plankenpförtchen durcharbeitete, zu dem mir Gospan Kapetan wie die Wolkensäule durch die Wüste leitend vorangegangen war.

„Nun, das ist mein Garten!" erklärte der Gospan Kapetan, nachdem wir eingetreten waren. „Mit sechshundert Gulden Pension kann man keinen Hofgärtner halten!" bemerkte er hierauf, obwohl ziemlich überflüssig, da der Anblick dieses Gartens keineswegs geeignet war, die Gedanken sich so weit verirren zu lassen, daß man überhaupt nur an einen Gärtner gedacht hätte. Nicht als ob es etwa an der größten Mannigfaltigkeit von Pflanzen gefehlt hätte; vielmehr war die Vegetation in der That durch Tausende von Gattungen vertreten, die nur leider das Unglück hatten, dem bisher so gering geschätzten Proletariate der Natur, dem sogenannten Unkraut anzugehören. Was von Grund und Boden das Letztere nicht occupirt hatte, daraus ragte ein Wald von Kukuruzpflanzen hervor, oder das hatten einige Büsche von Kartoffeln inne. Die Baumwelt sah sich nur durch einige Aepfelbäume, der Luxus durch einen verkümmerten Rosenstrauch repräsentirt, an dem eine einzige gesenkte Rose hing — „eine Elegie auf die Einsamkeit, die der davonziehende Herbst hierher geweint," wie ein sentimentaler Lyriker gesagt haben würde.

Gospan Kapetan aber, weder sentimental noch Lyriker, faßte mich wieder am Oberarm und schob mich mit den Worten: „Belieben nur weiter!" zwischen den Kukuruzstauden und Kartoffelbüschchen in eine Ecke des Gartens, die er seine Lieblingsstelle nannte. Die Lieblingsstelle des Gospan Kapetan sollte eine Art Laube vorstellen; soviel wurde mir auf den ersten Blick klar, da ich nicht ohne rührende Theilnahme bemerken konnte, wie sehr sich einige Weinranken abmühten, sich zu einem schattenden Dache zu vereinen. Indeß mochte ihnen das nicht recht gelingen, und Stevica mochte sich veranlaßt gesehen haben, den Mangel an schattigem Laub durch einige Bündel Kukuruzstroh zu ersetzen, die quer über das Laubdach gelegt waren. Eine ringsum führende Bank und ein großer viereckiger Tisch vollendeten das, was der Gospan Kapetan seine Lieblingsstelle nannte. Wir setzten uns nieder.

„Sie meinen also wirklich, daß ich nicht brustkrank bin?" begann der Gospan Kapetan, nachdem er einige Male mit einer Tiefe Athem geholt, die jedem Stabstrompeter Ehre gemacht hätte. „Und was halten Sie von meinem Athanasje? Wann ich es nur erlebe, daß der junge Mensch auch Kapetan wird! Sehen Sie, wir Grenzer kennen kein höheres Glück. Man ist geborner Soldat; bringt man es bis zum Offizier, so ist man mit seiner ganzen Familie von allen Grenzverbindlichkeiten befreit; hat man Söhne, so läßt man sie als Kadetten eintreten, und da haben sie auch etwas voraus; und bringt man es gar bis zum Hauptmann, so bekommt man eine anständige Pension und verzehrt seine sechshundert Gulden in Ruhe und Frieden, wo es Einem gefällt. Mir gefällt es hier in R... Das ganze Dorf ist nicht älter, als mein Pensionsstand. Nach dem Frieden von 1815 habe ich mir hier das erste Haus gebaut und nach und nach sind die anderen hinzugekommen, auch lauter pensionirte Offiziere, und so leben wir in Eintracht beisammen."

— „Da sind Sie sehr frühzeitig in Pension gegangen, Herr Hauptmann!" bemerkte ich.

„Ich war dreiundzwanzig Jahre alt. Als die Franzosen Kroatien besetzten, da schickte mich der französische Präfekt, ein schmaler, schmächtiger, ebenso höflicher als strenger Mann, nach Paris in die Militärschule. Nach einigen Monaten wurde ich zur Armee gestellt und machte als Offizier den Zug nach Rußland mit. Vor Moskau wurde ich von Napoleon zum Hauptmann ernannt und bekam das Kreuz der Ehrenlegion. Hören Sie, Herr, wer nicht die Geschichte von Moskau mitgemacht hat, der weiß Nichts zu erzählen. Wir standen vor der Stadt. Des andern Tags wollten wir einrücken. Da röthete sich schon in der Nacht der Himmel an einigen Stellen, und wir glaubten, daß hier und da zufällig Feuer ausgebrochen. Gegen Morgen wurden die Flammen des Tageslichts wegen weniger sichtbar, dafür lag über ganz Moskau ein dicker, undurchdringlicher Mantel von Rauch. Napoleon ritt an den Kolonnen vorüber; so bleich aber und so ernst, wie wir ihn früher noch nie gesehen. Endlich rückten wir ein. Der Rauch und die Flammen fuhren zwischen den Häusern schon so dick und gewaltig hin und her, daß wir nur mühsam vordringen konnten. Wir drangen in die Häuser. Alles leer. Möbel, Bettzeug, Linnen, Fässer, Stroh, ganze Klafter Holz waren in die obersten Stockwerke und unter die Dächer geschafft, und nur hier und da konnten wir noch einen einzelnen Menschen bemerken, der mit einem brennenden Stück Holz oder mit einer Fackel sich auf einen Boden schlich, um Feuer zu legen oder in gleicher Absicht sich über die Planken eines Hofes hinüber zu schwingen. Es waren das meist zurückgelassene Diener oder Gefangene und Verbrecher, die in Freiheit gesetzt worden waren und sich ihre Freiheit durch Brandlegung verdienen sollten. Die armen Teufel! Da ward es wirklich wahr: was gehenkt werden soll, das ersäuft und verbrennt nicht. Wir erhielten Befehl, Jeden, der bei dem Versuche zu zünden ertappt werden würde, aufzuknüpfen. Sehen Sie, so geht es im Krieg! Hab' selbst so einen Armen müssen an einen Laternenhaken beseitigen lassen. Hat mir sehr leid gethan; war ein prächtiger Bursch, schlank wie ein Baum, jung, schön, wahrscheinlich ein junger Adeliger, der sich in den Flammen hat opfern wollen. Leute von meiner Kompagnie griffen ihn auf, als er eben mit der brennenden Fackel durch's offene Fenster in ein Haus steigen wollte, und brachten ihn zu mir. 'Thut, was man Euch befohlen!' sagte ich und wandte mich ab. Ich war selber noch ein junger Bursch und mochte es nicht mit ansehen, wie die Grenadiere gehorchten. — Auf dem Rückzuge aus Rußland blieb ich in einem polnischen Orte als Marodeur

zurück, und gelangte den Frühling darauf auf österreichischen Grund und Boden, wo ich sogleich wieder als Hauptmann in die Linie trat und als solcher fast alle Feldzüge bis zum Frieden mitmachte. Daß ich nicht Stabsoffizier geworden, daran ist nur die Kleinigkeit Schuld, daß, um ein geschickter Stabsoffizier zu seyn, es nicht hinreicht, eine Kompagnie kommandirt zu haben. Ich hatte, um ehrlich zu reden, kein Geschick und wenig Aussicht dazu. Ich hab' immer wacker dreingeschlagen, wo es eben nur Dreinschlagen galt, aber zum Kommandanten gehört mehr. Ein alter Hauptmann seyn, während meine Kameraden den Generalshut bekamen, mocht' ich auch nicht, und so ging ich denn mit dreiundzwanzig Jahren in Pension, nahm eine schöne Korporalstochter zur Frau und baute dieses Haus. Mein Weib ist todt. Draußen hinter dem Dorfe liegt sie begraben. So wie mein Haus das erste dieses Dorfes, so ist auch ihr Grab das erste. Sie ließ mir nichts, als meinen Athanasje, und der war vor wenig Monaten noch Kadett. Just war es zehn Jahre, seit ich ihn als Kadett hab' eintreten lassen, als der Banus seine Armee zu arrangiren begann. Da wurde er denn Lieutenant, und wenige Wochen darauf unter den Römerschanzen Oberlieutenant. Dann zog er gegen Wien. Ich hab' seit dieser Zeit keine Nachricht von ihm erhalten, und hab' nur den einzigen Wunsch, ihn als Hauptmann wiederzusehen. Der Ban weiß einen Offizier zu schätzen; doch sagt mir eine Ahnung, ich seh' ihn nicht wieder — ach, er ist längst gefallen!"

Einige ziemlich geräuschvolle Versuche zu husten, die offenbar mehreren Urhebern angehörten, unterbrachen den Gospan Kapetan in der Entwicklung seiner Schicksale.

„Ah, das sind sie, das sind die Andern!" kommentirte er das Geräusch, indem sich seine derben Züge zu einem höhern Glanze verklärten und er nicht ohne Mühe mit der linken Hand eine etwa kaffeetassengroße Tabaksdose aus einer der vielen Taschen, mit denen sein Rock versehen war, zu Tage förderte und geöffnet auf den Tisch stellte.

Wirklich hörte man bald die Gartenthüre knarren und Mann für Mann traten eilf theils stämmige, theils schwächliche Gestalten aus den Kukuruzbüschen hervor, die ich alsbald als die andern eilf pensionirten Offiziere erkennen konnte. Die meisten trugen das Kanonenkreuz, alle den grauen Rock und das spanische Rohr. Hinterdrein hinkte der Chirurgus, ein kleines Männlein mit glattrasirtem Angesicht und kahlem Kopfe, das immer lächelte und sich die Hände rieb.

Ohne viel Ceremonien nahmen die Herren, einer nach dem andern, eine ausgiebige Prise aus des Gospan Kapetan umfangreicher Dose und dann ihre Plätze ein.

Nur der Chirurgus glaubte das Ceremoniell, das ihm die Etikette in Gegenwart von zwölf Offizieren auferlegte, nicht außer Acht lassen zu müssen. Er schob daher den rechten Fuß zierlich vor, beugte zugleich das linke Knie, verneigte sich, und nahm, indem er sein Gesicht zu einem anmuthigen Lächeln verzog, einige Stäubchen des Nießpulvers auf's Niedlichste zwischen Daumen und Zeigefinger, das er dann ebenso niedlich seiner zarten Nase einverleibte, ohne es jedoch zu versäumen, sich zu besagtem Zwecke etwas seitwärts zu neigen. Nachdem dieß geschehen, nahm er, der Letzte, auf dem letzten Ende der Bank Platz; jedoch so bescheidentlich, daß nur die Hälfte seines ohnehin leichten Leibes mit der Kante der Bank in Berührung kommen konnte.

„Der Herr Doktor!" stellte mich der Gospan Kapetan vor. — „Ah, bravo!" erwiderten die Herren. „Nun, der findet da viel zu kuriren!"

Der Chirurgus allein blieb im ersten Augenblick der Ueberraschung sprachlos sitzen. Sichtbar verlegen, schien er damit beschäftigt, seine Geister zu sammeln, welches ihn wahrscheinlich ungewöhnlich anstrengende Geschäft er durch ein mit wunderbarer Schnelligkeit bewirktes Reiben der Hände fördern zu wollen schien. Endlich rutschte er von der Kante der Bank auf, nahm die oben beschriebene Stellung ein und versuchte einige Worte der collegialen Begrüßung hervorzubringen. Doch war sein: „Meinen Respekt, Herr Doktor.... Meinen Respekt, Herr Doktor...." cum gratia in infinitum, Alles, was seinen befangenen Lippen für den Augenblick zu Gebote stand.

Die Offiziere lachten, was den Chirurgus nur noch verlegener machte.

Da erhob sich ein dicker Herr und schug mit der Faust auf den Tisch: „Das ist unser Chirurgus, Herr Doktor. Ein Arzt, wie kein zweiter auf Erden. Ein Vierteljahrhundert leben wir hier beisammen, ein Vierteljahrhundert ist er unser Arzt, und noch ist keiner von uns gestorben!" Der Chirurgus athmete bei dieser Apologie freier auf, und schlug die Augen verschämt nieder, wie andere große Männer, deren Bescheidenheit man durch Erhebung ihrer Verdienste zu nahe getreten.

Schon öffneten sich seine Lippen, um dem Anwalt ein replicirendes Kompliment zu machen, als Stevica mit einem rothglühenden Gesichte, das anzuschauen war, als ob es aus einem seit Jahrhunderten in Schmutz gelegenen Höllenbreughel herausgeschnitten wäre, die allgemeine Aufmerksamkeit zu sehr auf sich zog, als daß der Chirurgus hätte hoffen dürfen durchzudringen. Er eilte daher, seinen Platz wieder einzunehmen, indeß Stevica nicht ohne Anstrengung den Weinkrug auf den Tisch schob und ein Dutzend Gläser herumstellte, jedes einzelne offenbar Eigenthum desjenigen, vor den es hingestellt wurde, da es die Herren bequemer finden mochten, ihre Gläser immer mitzubringen, als daß jeder ein Dutzend Gläser für den Fall eines Trinkstündchens hätte kaufen sollen. Das Glas des Chirurgus war seinem Umfange nach durchaus geeignet, erkennen zu lassen, daß dieser seine Ansichten über das minutiöse Prisennehmen keineswegs auf den Wein zu übertragen gewohnt war.

Mit einer Gewandtheit, die jedem Garçon Ehre gemacht hätte, hatte er sich alsbald des Kruges bemächtigt und füllte der Reihe nach die Gläser.

„Wenn jetzt mein Athanasje da wäre — als Hauptmann — als pensionirter Hauptmann unter uns....!" sprach der Gospan Kapetan, indem er sein Glas erhob und mit Wohlgefallen den rothgoldenen Croatenwein im Sonnenscheine funkeln ließ.

— „Gut wär's!" erwiderte darauf der dicke Herr vom Faustschlage mit barscher Stimme. „Dann wären wir doch unserer nicht immer dreizehn zum Trinken, sondern vierzehn, und man müßte nicht nach jeder Trinkerei ein ganzes Jahr voll Angst herumgehen, daß man die Zeche mit dem Leben bezahlt! Weil

er aber nicht da ist, so wollen wir ihm doch ein Zivio (Er lebe!) ausbringen. Zivio Gospan Athanasje Kapetan . . . .!"

Stevica tauchte wieder aus dem Kukuruz hervor, nur noch röther erglüht, als das erste Mal, ob vom Weine, den er in bescheidener Zurückgezogenheit im Keller des Gospan Kapetan in sich gesogen, ob von der Freude, dem Gospan Kapetan einen Brief überreichen zu können, den ein Grenzerweib eben von der Post aus K . . . gebracht, ließ sich auf den ersten Anblick nicht entscheiden.

„Ein Brief!" rief der Gospan Kapetan freudig . . . . „Die Hand aber ist mir unbekannt . . . . das ist nicht Athanasje's Schrift . . . ."

Zitternd erbrach der Alte das Schreiben und las mit fester, unerschütterter Stimme:

„Herr Hauptmann!

„Ich beeile mich, Ihnen anzuzeigen, daß Ihr Sohn Athanasje in den heißen Kämpfen, die wir seit dem Tage gefochten, da wir unsere Heimath verlassen, dem Namen eines Grenzers Ehre gemacht. Am 28. Oktober wurde er Hauptmann. An demselben Tage erreichte ihn vor Wien das Loos, dem jeder Krieger seine Brust entgegenträgt. Ein Kreuz aus Aesten bezeichnet bis auf Weiteres sein Grab im Prater. Oberlieutenant Z . . . d. Wien, den 1. November 1848."

Dem Gospan Kapetan zitterte das Glas in der Hand; sein Gesicht wurde bleich, eine Thräne drängte sich ihm in's Auge. Der Herr aber mit dem Faustschlage erhob sich wieder und vollendete: „Zivio Gospan Kapetan Athanasje! Zivio! er starb als Hauptmann und als Soldat! — Habt Acht! — Präsentirt! —" Alle nahmen die Mützen ab, erhoben sich und hoben die Gläser empor.

„Ich habe immer gewünscht, daß er Hauptmann werde," sprach der Gospan Kapetan; „nun ist er noch um eine Stufe höher avancirt!"

Schweigend leerten Alle die Gläser.

Der Kalif und der Dieb.

Eine morgenländische Geschichte.

Es war einmal ein Kalif in Bagdad, der hieß Harun Al-Raschid, oder Harun der Gerechte, und war geehrt und angesehen bei Gott und den Menschen, um seines redlichen und rechtschaffenen Wandels willen. Vor diesen ward eines Tages ein junger Mann von ausnehmend schmuckem Aeußern und anscheinend guter Erziehung geschleppt durch eine Anzahl Männer, welche sagten: „Dieser Bursche hier ist ein Dieb, den wir gestern in unserem Hause fingen!"

Als der Kalif den unglücklichen Jüngling betrachtete, ward er so überrascht von der Schönheit und dem Anstande desselben, daß er zu seinen Anklägern sagte: „Lasset diesen Menschen los, damit er uns selber seine Geschichte erzählen möge!"

— „O Beherrscher der Gläubigen!" rief der Dieb; „ich bin in der That des Verbrechens schuldig, das mir zur Last gelegt wird!"

„Wirklich?" fragte der Kalif; „und was konnte Dich zu einer solchen That veranlassen, da Du doch ein solch anständiges Aeußere hast, hübsch von Gestalt und, nach Deiner Kleidung zu schließen, auch wohlhabend bist?"

— „Die Gier nach irdischen Gütern hat mich so weit gebracht," erwiderte der Gefangene, „sowie die Fügung Allah's, dessen Vollkommenheit gepriesen und dessen Name gesegnet seye!"

Als der Kalif dieses kaltblütige Geständniß vernahm, runzelte er zornig die Stirne und rief: „Möge Deine Mutter Deiner beraubt werden, Du elender Mensch! Hast Du nicht in der Anmuth Deines Gesichts und in Deinem gesunden Urtheile Beweggründe genug, um Dich von einem solch gemeinen Vergehen wie Diebstahl abzuhalten?"

— „Enthalte Dich dieser Sprache, o Kalif!" versetzte der Angeschuldigte; „beginne mit mir so zu verfahren, wie es Allah, dessen Name gelobet seye, vorgeschrieben hat. Der Prophet hat im Gesetze die Strafe für dasjenige vorgeschrieben, was meine Hände verübt haben, und Allah ist nicht tyrannisch gegen seine Diener."

Harun Al-Raschid ward hierüber sehr betroffen und blieb eine Weile schweigend, denn er dachte über den seltsamen Zauber nach, welchen das Laster sogar für diejenigen hat, die tugendhaft erscheinen. Dann aber winkte er dem jungen Manne näher heran und sprach zu ihm folgendermaßen:

„Dein seltsames Geständniß vor Zeugen hat mich ausnehmend betrübt. Ich bin überzeugt, daß Du kein Dieb bist. Wahrscheinlich kannst Du mir eine andere Geschichte erzählen, welche nicht auf Diebstahl hinausläuft. Laß mich sie hören!"

— „O weiser Kalif!" entgegnete der Angeschuldigte, „vermuthe unter meiner Angabe nichts Anderes, als was ich Dir eingestanden habe. Ich habe Dir nichts anderes zu erzählen als dieß: ich schlich mich in das Haus dieser guten Leute ein, nahm und stahl was ich konnte, und sie fingen mich ein, nahmen mir das Eigenthum ab, welches ihnen gehörte, und brachten mich zu Dir."

„Wie heißest Du mit dem Namen, den Du entehrt hast?" fragte der Kalif.

— „Ich heiße Mirwan!"

„Was bist Du?"

— „Ein Dichter."

Da rief der Kalif seine Wachen herein und befahl ihnen, den Dieb in's Gefängniß zu werfen, der seine Schuld mit solch frecher Stimme eingestanden hatte. Hierauf ließ er durch den Ausrufer in der ganzen Stadt Bagdad laut verkündigen:

„Wer nur immer der Bestrafung des Diebes Mirwan beiwohnen und das Abhauen seiner Hand mit ansehen will, der mag morgen früh auf den Platz vor dem Palaste kommen. Im Namen Harun Al-Raschid's, des Herrschers der Gläubigen."

Der Kalif konnte sich nämlich des Gedankens nicht erwehren, daß der junge Mann des Verbrechens nicht schuldig seye, welches ihm zur Last gelegt ward. Als daher die Nacht einbrach, gab er seinem Wessir Mezrur den Befehl, den Jüngling vor sein Angesicht bringen zu lassen. Der Angeschuldigte ward vorgeführt, plauderte offen und freimüthig mit dem Kalifen und genoß von den Speisen, welche ihm vorgesetzt worden waren.

Er schien ein verständiger, wohlerzogener, einsichtsvoller und vorsichtiger Mensch zu seyn.

„Ich weiß, Mirwan," hub Harun Al-Raschid endlich an, „daß Du mir eine Geschichte zu erzählen hast, worin nicht von Diebstahl die Rede ist; wann daher der Tag anbricht und das Volk sich einfindet und Du vor den Kadi gestellt wirst und er Dich wegen des Diebstahls verhört, so leugne ihn und gib dasjenige an, was Dich vor der Strafe des Handabhauens bewahren kann, denn der Prophet hat befohlen: In zweifelhaften Fällen wende die Strafen ab, welche das Gesetz vorschreibt."

Hierauf gab der Kalif Befehl, daß der junge Mann für die Nacht in sein Gefängniß zurückgebracht werde. Am Morgen fand sich eine Menge Volks auf dem bezeichneten Platze ein, um Zeuge davon zu seyn, wie dem Dichter die Hand abgehauen wurde. Auch Harun Al-Raschid erschien auf seinem schneeweißen Schlachtrosse und umgeben von den Vornehmsten und Angesehensten von Bagdad. Nachdem er die Kadi zusammenberufen, befahl er, daß der Angeschuldigte auf dem Platze ihnen vorgeführt werde. Mirwan ward mit Ketten beladen herangeschleppt, aber da war nicht Einer unter dem versammelten Haufen, der ihn nicht angesehen hätte ohne seinetwegen zu weinen, und die Weiber schluchzten und schrieen um seinetwillen laut. Als es der Leibwache des Kalifen gelungen war, die Volksmenge zum Schweigen zu bringen, sprach der oberste Kadi folgendermaßen zu dem Angeklagten: „Diese Leute versichern, Du seyest in ihr Haus eingedrungen, und habest ihr Eigenthum gestohlen. Vielleicht war das, was Du hinweggenommen hast, nicht von großem Werthe?"

„Im Gegentheile, es war von großem Werthe," erwiderte der Jüngling.

— „Vielleicht hast Du mit einigen dieser Leute ein gemeinsames Anrecht an das, was Du genommen hast?" fuhr der Kadi fort.

Allein der junge Mann erwiderte: „O nein, ich hatte nicht den mindesten Anspruch daran; es war Alles ihr Eigenthum!"

Als der Kalif diese Worte hörte, gerieth er in großen Zorn, ritt zu Mirwan heran und schlug ihn mit der Peitsche in's Gesicht, alsdann rief er dem Scharfrichter, der nun herbei kam, sein Messer zuckte, des jungen Mannes Hand ergriff und das Messer auf sein Handgelenke setzte. Schon war er im Begriff, durch einen Schlag mit einem hölzernen Hammer auf die Messerklinge den Urtheilsspruch zu vollziehen, da drängte sich ein junges, hübsches Mädchen durch den Haufen der Weiber, eilte herzu und warf sich auf den jungen Mann.

„Was bedeutet diese Unterbrechung?" rief der Kalif; „wer ist dieses Weib?"

— „O Beherrscher der Gläubigen!" rief das junge Mädchen; „ich beschwöre Dich bei Allah, dieses Urtheil nicht eher vollstrecken zu lassen, als bis Du diesen Brief gelesen haben wirst!"

Harun Al-Raschid winkte dem Scharfrichter, zurückzutreten, erbrach das Siegel des Briefes, welcher ihm überreicht worden war, und las folgendes:

„O Kalif! dieser Mensch ist ein verrückter Sklave der Liebe und nicht ein Dieb; er ist vielmehr einer der edelsten Menschen, welche Allah schuf!"

Als Harun Al-Raschid diese Zeilen gelesen hatte, befahl er seinem Wessir, die beiden jungen Leute sogleich in seinen Rathssaal abzuführen, wohin er ihnen eiligst folgte. Hier verhörte er das Mädchen über den ganzen Vorfall, und das liebliche Kind gestand ihm mit vielem Muth und doch mit großer Beschämung: der vermeintliche Dieb seye in sie verliebt, und sie liebe ihn; er habe sich an jenem Abende in das Haus ihrer Eltern begeben, in der Absicht sie zu sprechen, und habe einen Stein an das Fenster geworfen, um ihr von seiner Ankunft Kunde zu geben. Ihr Vater und ihre Brüder haben ihn in's Haus hereingehen hören und ihn überrascht und ergriffen; er aber habe, um die Ehre seiner Geliebten zu schützen, nach den ersten besten werthvollen Gegenständen gegriffen, um sich den Anschein zu geben, als sey er ein Dieb. „Das hat er gethan, o Kalif!" schloß das Mädchen; „aus Uebermaaß von Herzensgüte und in der edlen Großmuth seines Wesens hat er sich selbst für einen Dieb ausgegeben."

„Fürwahr!" rief der Kalif, „er verdient, daß sein Wunsch in Erfüllung gehe! Heda, Mezrur!" — Der Wessir trat ein und verbeugte sich tief vor dem Beherrscher der Gläubigen, und Harun Al-Raschid befahl ihm: „Laß sogleich den Vater dieses Mädchens zu mir entbieten!"

Der Befehl wurde schnell vollzogen. Der Vater des Mädchens prallte vor Ueberraschung und Entsetzen zurück, als er sein Lieblingskind sich an den Arm des Diebes anschmiegen sah, welcher Tags zuvor durch seine Söhne zu dem Kalifen geschleppt worden war. Aber Harun Al-Raschid sprach:

„Erschrick nicht, o Scheich! Wir hatten beschlossen, diesem jungen Mann die Hand abhauen zu lassen; allein jetzt sind wir gesonnen, ihm die Hand Deiner Tochter zu gewähren. Ich werde den Befehl ertheilen, daß man ihm zehntausend Silberlinge gebe, weil er auf solch edelmüthige Weise Deine Ehre und die Ehre Deines Kindes retten und euch beide vor Tadel und Vorwurf sicher stellen wollte. Auch werde ich ferner befehlen, daß auch Deine Tochter zehntausend Silberlinge erhalte, dafür, daß sie mich so ohne Selbstsucht von der Sachlage unterrichtet hat. Von Dir aber erbitte ich mir nun die Erlaubniß, Deine Tochter ihm zu vermählen!"

— „O Beherrscher der Gläubigen," erwiderte der Scheich; „Deine Wünsche sind die meinigen; verfahre mit meinem Kinde ganz wie Du willst!"

Der Kalif gab sodann Befehl, daß man die zwanzigtausend Silberlinge sogleich in Trögen nach dem Hause des jungen Mannes bringe, und das versammelte Volk, welches so eben noch so sehr um den armen Angeschuldigten gejammert hatte, zerstreute sich nun, als es die Kunde vernahm, voll Jubel und Zufriedenheit, und pries laut die Weisheit und Großmuth des Kalifen Harun des Gerechten.

Der Vesuv im Ausbruch.

Der Fremde, welcher bei solcher Gelegenheit zur Nachtzeit um Santa Lucia in Neapel herum wanderte, würde mit Er-

staunen den ganzen nördlichen Himmel durch ein loderndes Feuer erhellt sehen. Die kleinen Fischerböte, welche durch die Fensterchen im Buge bezeichnet sind, und die wie Feuerfliegen durch das ruhige Meer schießen, bleiben dem Blicke verborgen und selbst der Leuchtthurm mit seinen zurückfallenden Strahlen, die dem entfernten Seemann Muth einflößen, wird durch jenen Feuerausbruch, der den ganzen Himmel mit einer rothen Glut überzieht, verdunkelt. Eine Feuerbahn liegt auf dem Meere, welche eiligst von Neugierigen entlang gefahren wird, die in das Geheimniß eindringen und entdecken, daß der Vesuv ausgebrochen ist, wodurch die dortige Bevölkerung in Bestürzung versetzt wird. Ganz Neapel begibt sich auf die Wanderung, um dieses wunderbare Schauspiel anzustaunen. Die Höhen von Santa Lucia, Mola und del Carmine sind gedrängt voll von einer unruhigen und von heiliger Scheu ergriffenen Menge. Sollte die Nacht trübe seyn, so erblickt das Auge fast nur unheilverkündende Wolken, die wie ungeheure Massen roth gefärbter Wolle auf einander gethürmt sind; sollte jedoch ein Landwind, wie es vorige Nacht der Fall war, diese drohenden Rauchmassen wegfegen, so kann man den Bergkegel sehen, dessen Nordseite mit Feuer bedeckt ist, und den Lavastrom gewahren, der wie ein breites carmoisinrothes Band seinen majestätischen Lauf in der Richtung nach dem Fuße des Berges zu verfolgt. Es wird indeß kein Laut gehört, kein Getöse, keine entfernte Kanonade.

Der Ausbruch, den ich beschreibe und der jetzt bereits über eine Woche gewährt hat, fand zuerst am ersten Mai statt; in dem Monate, wo die Vögel singen und die Blumen ihre Kelche der Sonne erschließen. Der wohlbekannte Führer Cozzolino berichtete früh am Morgen, daß, als er den Berg hinauf stieg, er ein donnerähnliches Getöse gehört, und daß sich unmittelbar darnach eine neue Oeffnung gebildet, die Flammen und Steine ausgeworfen habe. Am Nachmittage desselben Tages hatte sich der Ausbruch als mehr entschieden heraus gestellt, und wie der Abend nahte, gewährte der Berg den von mir beschriebenen Anblick. Ein selbst in der Entfernung prächtiges Schauspiel, um wie Vieles prächtiger mußte dasselbe nicht auf dem Gipfel selbst seyn!

So dachte ich und so dachten Tausende von Anderen. Die ganze Nacht rollten die Wagen, um die Neugierigen zu der „Einsiedelei“ zu bringen. Was mich anbetraf, so fuhr ich vor dem folgenden Abend nicht hinauf. Die Preise der Miethwagen betrugen natürlich das Vierfache; die Neapolitaner sind zu durchtrieben, um nicht sogleich von irgend einem außerordentlichen Vorfall Vortheil zu ziehen, und nur mit großer Mühe konnten wir ein Fuhrwerk zu einem leidlich mäßigen Preise erhalten. Endlich sind die Hindernisse beseitigt und mein Freund und ich haben unsere Cigarren angezündet und rollen um 8 Uhr Abends in ziemlich raschem Trabe den Carmine entlang. Als wir zur Stadt hinaus fahren, schließen wir uns einer ununterbrochenen Reihe von Fuhrwerken an, die alle einer Richtung zulenken. An jeder Seite der Landstraße wimmelt es von Fußgängern, die uns wie eine Leibwache begleiten. Oft indessen verweilen sie mit ihren kleinen Papierfackeln in den Buden, um Etwas von den Leckerbissen der Jahreszeit zum Nachtessen einzukaufen, wie getrocknete Erbsen oder Bohnen, Melonenkerne, eingeschrumpfte schwarze Oliven oder verschiedenartige Nüsse, und dann laufen sie, um die verlorne Zeit wieder nachzuholen, jubeln, singen oder machen Scherze, worüber der ganze Haufen lacht. Wenn ich ihre Blicke und Zeichen richtig deute, so sollte es mich gar nicht Wunder nehmen, wenn letzteres auf unsere Unkosten geschähe. Es herrscht eine Art Etiquette, welche die Equipagen hohen Ranges verhindert, bei einer solchen Gelegenheit, wie diese ist, an einander vorbei zu fahren. Wir bewegen uns deßhalb langsam und meistentheils sehr anständig und gleichmäßig fort, ausgenommen, wenn die corricoli *) an uns wie ein Eisenbahnzug vorüber schießen. Sieh da, einer ist gerade vorbei passirt! Der Kutscher, ein langer, schlau lächelnder Teufelskerl mit einer phrygischen **) Mütze, steht hinten auf und reibt die Zügel an den Schultern eines fetten Priesters. In dem Wagen befinden sich fünfzehn Passagiere, von denen drei in einem unten an demselben befestigten Netze hängen; am meisten erstaunt man darüber, daß das einzige Pferd in einem Laufe dahinjagt, der Einen glauben machen sollte, daß es noch einmal so viele Personen ziehen könnte. Bei unserer Ankunft in Resina treffen wir einen buntscheckigen Haufen von Führern, Eseln, facchini ***) und Fackelträgern an, die alle auf der Nothwendigkeit ihrer Dienstleistungen bestehen und sich unserer Person sofort anschließen.

„Lassen Sie uns aufbrechen, lassen Sie uns aufbrechen, Signore,“ sagt ein schlau aussehender lustiger Vogel; „Giacchimo ist gerade der Führer für Sie, denn ich kenne den ganzen Weg auf Schritt und Tritt, und kann Sie, wenn Sie es wünschen, selbst in den Krater hinein führen.“

— „Aber, Giacchimo, caro †), wir haben einen Wagen und bedürfen daher keines Führers,“ debattire ich.

„Gut, gut, so will ich mich hinten aufsetzen;“ und da steht er kerzengerade zwischen den Wagenpflöcken, wir schleppen uns durch eine Anhäufung feinen Sandes und fast achsetief durch die Lavatrümmer.

— „Sie werden morgen früh oben anlangen,“ sagt Einer.

„Ach!“ ruft ein Anderer, „der Berg wird ihretwegen natürlich einhalten, denn siehst Du nicht, daß es Engländer sind?“

Die Sticheleien waren in der That nicht eben ermuthigend, so also stiegen wir schnell aus und machten von unsern Beinen Gebrauch. Ich erinnere mich, daß beim Hinaufsteigen sich meiner fast ein Gefühl getäuschter Erwartung bemächtigte, denn die Gestalt des Berges bewirkte, daß der Kegel desselben mit seinem prächtigen Feuerschauspiel ganz unsern Blicken entzogen ward. Von Neapel aus, dachte ich, hätten wir eine bessere Aussicht gehabt und deßhalb klüger gethan, daselbst zu bleiben, und um Santa Lucia herum zu wandern. Indessen wir waren nun einmal hier — noch eine Anstrengung und wir würden sehen, was wir sehen würden. Beim Weitergehen waren wir von lodernden Fackeln umgeben, in einer Feuergluth und in einer Rauchwolke kamen wir bei der „Einsiedelei“ an. Welch ein Anblick von Lärm und Verwirrung bot nicht jene Nacht dar! Hunderte von Wagen, von so verschiedener Bauart, wie es nur unter der

*) Eine Art zweiräderiger neapolitanischer Wagen.

**) Den Kopf umschließende, vorn überhängende Mütze.

***) Lastträger.

†) Mein Lieber.

Sonne geben kann, waren hier versammelt, während ihre zeitigen Besitzer und unzähligen Passagiere sich auf dem Berge ausbreiteten oder sich auf einem holperigen Wege der Richtung des Kegels zuwandten. Auf dieser versengten, mit Lavaschichten bedeckten Fläche folgten wir dem Volksstrome. Der ganze, jeden Gegenstand mit seinem röthlichen Lichte erhellende Kegel ward jetzt sichtbar. Er erschien wie ein ungeheurer Riese, dessen Seite aus Wunden zusammen gefügt war, denen sein Lebensblut entströmte. Manchmal schossen aus dem obern neuen Krater Steine und Flammen, die zu- und abnahmen, wodurch man an das Getreibe einer Schmiede erinnert ward. Aus den übrigen Kratern stürzte die kochende, zischende Lava, die erst in zwei abgesonderten Strömen hinunterfloß, welche sich dann zu Einem Strome vereinigten, der, wie er das Thal zwischen der Somma und dem Vesuv entlang strömte, unseren Blicken entschwand. Das Geheimniß seines Laufes zu enthüllen war unser wichtiges Ziel und wir drangen durch den kommenden und gehenden Haufen vorwärts, bis wir ihn scharf zur Linken ablenken sahen. Wir gingen jetzt über ein Bett frischer Lava. Die letzte Nacht war dieselbe aus den Eingeweiden des Berges geworfen und wie ein glühender Feuerstrom hinunter geflossen; obgleich ihr Lauf für den Augenblick gehemmt war, so brauchten wir uns nur zu bücken und lose Lavastücke aufzunehmen, um den Brand unter unsern Füßen glühen zu sehen. Wir zündeten unsere Cigarren daran an, und als wir Papier und andere leicht entzündbare Stoffe hinein warfen, entstand eine helle Flamme. Wie, wenn diese Masse sich jetzt wieder fortbewegt hätte? — Ein wenig mehr Andrang an der Quelle derselben — und wir wären unserer letzten Reise entgegen gegangen; wirklich hat dieser Lavastrom seit jener Nacht wieder seinen Lauf begonnen. Die Hitze war so groß und der Schwefelgeruch so stark, daß es unmöglich war, an irgend einer Stelle still zu stehen, außerdem hielt uns ein gewisser Respekt vor unseren Stiefeln und Beinkleidern in Bewegung. Erstere jedoch gaben wir verzweifelnd für verloren und letztere streiften wir bis an die Kniee in die Höhe, wodurch wir indeß den vielen Uebeln, denen der Mensch unterworfen ist, nur ein neues hinzufügten, denn unsere Beine waren halb gebraten. So geht's vorwärts, immer vorwärts, über Spalten, die Feuer und Rauch ausspieen, mit einem großen Sprunge über glühende Feuermassen hinweg, dann wieder von einem Lavastück zum andern schreitend, wie furchtsame Katzen, die mit Nußschalen geworfen werden, bis wir bei dem glühenden Lavastrom standen.

Wir wurden durch eine unbedeutende Linie davon getrennt; die Absonderung des Lavaballes in zwei Theile schien durch eine Grille der Natur hervorgebracht zu seyn und zwar in so subtiler Weise, daß es fast unmerklich war. So erhaben das Schauspiel für das Auge war, so machte doch der Gedanke an die Macht, von der dieser ruhige, majestätische, den Blick bannende Lauf des wunderbaren Stromes zeugte, einen noch tieferen Eindruck auf mich. Ich konnte begreifen, welche Gefühle sich eines Wilden beim Anblick eines Dampfschiffes auf der ruhigen, durch keinen Windzug bewegten See, oder eines Eisenbahnzuges, der eine fruchtbare Ebene entlang saust, bemächtigen müssen. Wo ist die bewegende Kraft? — Keiner als der große Geist konnte Beides fort getrieben haben. — Das fühlte auch ich beim Hinabschauen auf diese ungeheure sich bewegende Feuermasse. Da, wo die Oberfläche derselben für einige Augenblicke nicht gestört und schwarz ward, wie die eines Steinkohlenfeuers, hatte die Lava das Aussehen wie gut ausgebrannte Kohlen, und das durch das Auseinanderrollen der Stücke hervorgebrachte Getöse glich ganz dem, wenn eine Ladung Kohlen ausgeworfen wird, jedoch mit dem Unterschiede, daß dieser Ton bei dem Rollen der Lavastücke fortdauerte, es war ein Reiben, ein Knirschen, ein Krachen gegen einander. Die Stücke stürzten über einander hin und weiter und weiter, bis sie zu dem Rande eines Abgrunds gelangten. Wir konnten in keine größere Tiefe als etwa 40 bis 50 Fuß hinab sehen, aber dennoch war die Erhabenheit des Schauspiels nicht zu beschreiben! Es häufte sich nach und nach ein großer Lavaberg an, bis er ungefähr 100 Fuß Höhe erreichte; der Druck von hinten vermehrte sich bei jeder neuen Masse, die der entfernte Krater auswarf. Endlich konnte der Berg nicht länger das Gleichgewicht halten. Kleine Stücke fingen an abzufallen; dann strömte ein feiner Sand aus, darauf lösten sich größere Massen ab und deckten den Schlund ebenso vieler Schmelzöfen auf, denen eine Hitze und ein Feuerlicht entströmte, das uns sengte und ausdorrte, und dann endlich strömte die ganze Masse über und stürzte in einem ununterbrochenen Strom in den Abgrund. Welchen Lauf er dort nahm und wohin er sich ergoß, war unserem Auge verborgen; es stieg fortwährend ein dicker schwarzgelber Rauch aus dem Abgrunde empor und verwirklichte die Beschreibungen über die höllischen Regionen in so lebendiger Weise, wie der Dichter oder der Maler nur je im Stande waren, sie uns vor die Seele zu führen. Diese Illusion ward nicht wenig dadurch erhöht, als wir, von der Entfernung aus in die wir uns zurückgezogen hatten, die Gruppen beobachteten die am Rande des Abgrundes standen. Jede Gestaltlinie der Einzelnen ward durch den schwarzgelben Rauch genau markirt, und glühend von den sich zurückwerfenden rothen Feuerstrahlen, erschienen sie wie die vorsitzenden Dämonen der Scene. Indessen stellten sich Manche unter ihnen als Dämonen seltsamer Art heraus, die in sehr wenig geistiger Weise beschäftigt waren. Einige backten Eier oder zündeten Cigarren an, oder suchten Lavastücke zu erwischen, um ihre Kupferkessel hinein zu stecken. Einige hatten Körbe mit Schinken, Hühnchen und andern derartigen Leckerbissen mitgebracht und hatten sich unter einer centnerschweren Kohlenmasse gelagert. Andere wieder wechselten hinter noch glühenden Aschenhaufen ihre Hemden, denn das Steigen den Berg hinauf hatte sie erhitzt, und nichts fürchtet der Neapolitaner so sehr, als eine Vernachlässigung dieser Vorsichtsmaßregel des Wechselns der Wäsche. Noch Andere wieder erzählten sich ausführlich, was sie zum Nachtessen gehabt hatten; einige Wenige befanden sich auch in unserer Nähe und schienen ebenfalls unter dem Einflusse eines tieferen Gefühls zu stehen, denn ich hörte sie, als sie auf das wunderbare Schauspiel blickten, ausrufen: „Gottes Gericht! Eine Strafe Gottes!" Gemeiniglich jedoch ist ein neapolitanischer Volkshaufen lärmend, welche Ursache auch immer dem Zusammenlaufe desselben zum Grunde liegen mag, und auch hier gab es des Lachens, des Singens und des Geschreis genug.

„Birra, birra! Wem ist Bier gefällig?" rief eine tiefe Baßstimme.

— „Frisches Wasser, signore," flüsterte mir ein Tenor in

schneidender Weise zu, als er mit seinem Tönnchen rasselte. „Mit oder ohne sambuca, signore?"

Der Apfelsinenmann und der Mann mit den wohlfeilen Pasteten machten auch fortwährend die Runde, und endlich auch, wenn auch nicht am seltensten, der Mann mit Lavastücken, von denen er jedes freigebig zu dem Preise von dreißig Grano anbot *).

„Dreißig Grano! Freund, Sie sind wohl nicht bei Sinnen?"

— „Nun, was will der signore geben?"

„Fünf Grano."

— „Fünf Grano! Dann gehen Sie selbst zu dem Krater und setzen sich der Gefahr aus, der ich mich aussetzte. Fünf Grano, es ist doch die Möglichkeit!"

Wie wir darauf weitergingen, rief mein Held hinter mir her: „Nun, signore, nehmen Sie es für fünf Grano, Freundschafts halber. Wünschten der signore vielleicht, zu dem Krater hinaufzugehen?"

„Wie? — so eben sagten Sie mir, daß es äußerst gefährlich seyn würde, hinaufzugehen?"

— „Allerdings, signore, würde es das auch ohne meinen Beistand seyn; aber ich kenne einen Weg über die Lava und kann Sie sicher geleiten."

In unserer Nähe befanden sich verschiedentliche Gruppen, die denselben Abstecher verhandelten und anordneten. Einige widersetzten sich dem Plane. Mehrere Personen waren bereits durch eine Aenderung des Windes zurückgetrieben worden, der auf sie schwefelichte Rauchwolken niedergeweht hatte. Es thaten sich fortwährend neue Krater auf und es gehörte eben nicht zu den Annehmlichkeiten, wenn Einem zu Füßen plötzlich eine Feuerquelle aufsprang; außerdem war die Kruste des Berges so dünn, daß dieselbe zu jeder Zeit einfallen konnte. Nachdem wir indessen mit dem Manne unseren Handel zu Stande gebracht hatten, machten wir uns auf den Weg und stiegen eine Meile über ein stolperiges Lavabette bergan. Einsinkend oder über Lavahaufen taumelnd, gingen wir vorwärts und gelangten stufenweise immer höher, bis die großartige Scene begann, sich unseren Blicken in ihrer ganzen Herrlichkeit zu eröffnen. Zu unserer Linken und zwischen uns und dem Berge Somma, der von den sich zurückwerfenden Strahlen des Feuermeeres erleuchtet ward, lief ein Lavastrom, der seinen Lauf zu der Cascade verfolgte, die wir so eben verlassen hatten. Darauf bogen wir nach rechts zu, bis wir an den Fuß des Kegels kamen, wo wir zwei Lavaströme gewahrten, die von den Seiten desselben herabflossen, sich unten vereinigten und jene große Feuermasse bildeten.

Es verursachte einen hartnäckigen Kampf, sich durch den Brand und die glühende Asche hindurchzuarbeiten, in die wir oft bis an die Kniee hineinsanken. Glücklicherweise hatten wir den Wind auf den Rücken, sonst hätte er uns die ganze Masse heißer Steine entgegengeschleudert. Nach heftiger Anstrengung und nachdem wir die Hülfe unseres Führers großmüthig ausgeschlagen hatten, befanden wir uns am Rande eines der geschäftigsten der neuen Krater. Wie viele es deren gibt, läßt sich unmöglich bestimmen, denn die Berichte des einen Tages sind von denen des andern verschieden und nicht zwei Menschen sehen den Berg in ein und demselben Verhältnisse, so unaufhörlichen Veränderungen ist dieser unterworfen. Ich habe sagen hören, daß es vier, sieben, zehn, ja zwanzig Krater gäbe. Ich meinerseits glaube, daß es richtiger gesagt wäre, daß der Berg von Kratern und Rissen durchlöchert ist und einem umgewendeten Durchschlag gleicht, so daß der Besuchende in Furcht und Ungewißheit schwebt, ob sich nicht ein Loch unter ihm aufthun und ihn verschlingen werde. Ich kannte eine Gesellschaft Freunde, die in dem sich vom Grunde erhebenden Rauche eine kreisförmige Bewegung wahrnahmen, die sich zu einem Wirbelwinde von Staub, Rauch und Flammen gestaltete, und darauf krachte und öffnete sich der Erdboden und sie konnten nicht schnell genug fliehen. Eine spanische Familie befand sich ebenfalls bei einem gleichen Ereignisse in drohender Gefahr. Wir indessen standen hier wohlbehalten bei einem der neuen Krater, wie bereits erwähnt, nach unserem katzenähnlichen Gange über die Lava und nachdem wir uns durch die Asche hindurchgearbeitet hatten. Erstere lief von den Seiten hinunter wie aus einer mit Syrup überfüllten Schale, und sah reiner, geläuterter und flüssiger aus, als in dem Strome unten, was ich mir daraus erkläre, daß sie hier unmittelbar aus dem Schmelzofen kam und bis jetzt den Einwirkungen der Luft noch nicht ausgesetzt gewesen war. Mehr der Rückseite des Berges zu gab es noch Nebenergüsse; indessen flossen nur zwei Hauptströme in das Thal hinunter und nichts konnte prächtiger seyn, als ihre Bewegung. Da der Abhang abschüssig war, so flossen sie wie Wasser hinunter und auf ihrer Oberfläche wogten, wie auf der eines sich kräuselnden See's, leichte Wellen. Nahe am Fuße des Kegels vereinigten sie sich und dann bewegten sie sich wie ein prächtiges Etwas — kein anderes Wort könnte sonst dafür erfunden werden — dahin, bis sie über den Abgrund wegschossen. Von unserem Standpunkte aus konnten wir den ganzen Lauf überblicken, bis er unten unseren Augen entschwand; — — nie wird sich bei mir der Eindruck verlöschen, den jener uns halb umschließende Feuerhalbkreis auf mich bewirkte! die Anzahl der Mündungen, sowohl derer, welche bereits da waren, als derjenigen, welche sich öffneten, war so groß, daß sie das Auge verwirrten. Einige derselben pusteten und rauchten, anderen entstiegen Flammen, wieder andere warfen bis zu einer beträchtlichen Höhe Steine aus, die jedoch nicht groß waren und von denen einige auf uns herabfielen. Das Getöse nahe bei dem Kessel glich dem Schalle, den viele in der Arbeit begriffene Schmiede zugleich hervorbringen, aber tief aus dem Innern des Berges ertönte es wie ein fortwährender entfernter Kanonendonner, während der Boden unter uns dermaßen erzitterte und erschüttert ward, daß jeder neue Stoß denselben auseinander spalten zu müssen schien. Jedoch hatte die Scene etwas unwiderstehlich Fesselndes und noch immer standen wir wie gebannt bei dem kochenden Kessel, wie es der Vogel an das Auge der Schlange ist. Es schien in der That ein kupferner Kessel zu seyn, der am Rande und an den Kanten wie Feuer glühte. Im Hintergrunde waren himmelhohe Berge von schwarzgelben Wolken aufgethürmt, von Schwefeldünsten angefüllt und dem Menschen tödlich und verderblich. Da eine Aenderung des Windes sie zurückgetrieben hatte, so waren sie augenblicklich ohne Wirkung, — hätte jedoch in dieser unbeständigen ereignißvollen Nacht ein abermaliger Wind-

*) Kupferne Scheidemünze, in Neapel = 1/3 Pf. Silbermünze, auf Malta = 1/4 Pf.

wechsel stattgefunden, so hätten wir auf der Stelle todt niederfallen müssen.

Beim Herabsteigen starrten wir fortwährend auf die Scene zurück. Es ist seit jener Zeit ein Militärcordon quer durch den Berg, nicht weit von der „Einsiedelei" gezogen worden, und es ist Niemanden gestattet, darüber hinauszugehen. Der Erdboden ist von Löchern durchsiebt; — der ganze obere Theil des Berges, der Kegel und der ihn umgebende Boden mit eingeschlossen, ist einem Schwamme oder einem Durchschlage ähnlich. Die Rinde bricht beständig unter den Füßen und es steht zu erwarten, daß der ganze obere Theil des Berges einstürzen wird. Sollte dieses wirklich geschehen, so lassen sich die unmittelbaren und entfernteren Folgen davon unmöglich mit Bestimmtheit voraussehen. Es kann vielleicht Unglück und Verderben in sich schließen — das veränderte Aussehen der Gegend — eine Lache da, wo man jetzt einen malerischen Bergkegel erblickt — möglicherweise eine Veränderung des Klimas von Neapel, wenn das Bollwerk gegen die östlichen Windzüge nicht mehr existirt — alles dieses sind bis jetzt nur Vermuthungen.

Einstweilen verbreitet die Lava weit und breit Verderben über den unteren Theil des Berges, zwischen lachende Weinberge und duftende Bohnenfelder, — umschließt in ihrer Feuerumarmung Hütten und Paläste und erfüllt die Bewohner einer volkreichen Gegend mit Schrecken und Bestürzung.

Beim Hinuntersteigen begegneten wir dem Könige nebst der königlichen Familie, von Garden umgeben und von lodernden Fackeln beleuchtet. Es war erst gegen vier Uhr Morgens und doch strömten Hunderte und Tausende von Menschen ab und zu und gaben der Scene den Anstrich eines Jahrmarktes. Vielleicht übertraf die Zahl der Frauen und Kinder die der Männer. Das schöne Geschlecht war nämlich schaarenweise vertreten, mit unzähligen kleinen Kindern auf den Armen, ohne irgend ein schützendes Geleite. Mit Einem Worte, es hatte sich eines Jeden eine Raserei bemächtigt, was auch nicht zum Verwundern war, denn das Schauspiel war so erhaben und furchtbar schön, wie man nur eines sehen kann. Welch ein Contrast bot sich unseren Blicken dar, wie wir den Flammen den Rücken zuwandten und den Berg hinunter rasselten! Der Mond, welcher während der ganzen Nacht eine Nebenrolle gespielt hatte, begann seine Macht zu behaupten; — weich und matt fielen seine Strahlen auf das Meer unter uns und verliehen dem prächtigen Gestade ein geisterhaftes Aussehen, und die Inseln tauchten matt in der Ferne auf. Der Morgen begann zu dämmern; Portici war erreicht und wir näherten uns dem Carmine. Hier und da hatte ein Kaffeehaus bereits die Thüren geöffnet und ungekämmte und unrasirte Männer mit niedergetretenen Schuhen bedienten schläferige Gäste mit dem köstlichen schwarzen Kaffee. Die Jungen mit sambuca und geistigen Getränken waren auch schon auf den Beinen — warum sollten sie ihr flüssiges Feuer nicht so gut spenden, wie der Berg das seinige? — So wie der Morgen nur tagte, nahm man auch die kleinen weißen Segelböte wahr, welche den Morgenmarkt mit Fischen versehen, und so gerieth nach und nach jeder zu der großen Menschenmasse gehörige Bestandtheil in Leben und Thätigkeit.

Stiefkinder.

Eine Familiengeschichte von Otfried Mylius.

(Schluß.)

23. Prüfungen.

Acht Fuß lang, acht Fuß breit, acht Fuß hoch, also ein hohler Würfel, von einem einzigen schmalen Fensterchen erleuchtet, das hoch oben an der Decke angebracht und mit einem hölzernen Kasten versehen ist, so daß man dadurch nur einen winzigen Streifen des blauen Himmels sehen kann; darinnen nur ein armseliges Feldbett, ein Stuhl, ein Tisch, ein Kleiderrechen an der kahlen weißgetünchten Wand, — das ist die Zelle, welche seit sechs Tagen den Rentmeister Robert Wetz auf dem Thorthurme zu Otterberg beherbergt. Der Kreisrichter hatte ihn verhaften lassen als der Mitschuld an dem Diebstahl verdächtig, für dessen Urheber man den entflohenen Sepp von Alsdorf betrachtete.

Verhaftet, angeschuldigt, eingekerkert zu seyn, sich unschuldig zu wissen, und dennoch eine ganze Menge von Scheingründen für Verdacht gegen sich auftauchen zu sehen, — welche furchtbare Lage für einen Mann von Thatkraft und Temperament! Wer vermöchte die Gedanken und Empfindungen zu schildern, welche in dem Gemüthe und Kopfe des Gefangenen auftauchten, gährten, hindurchzogen, gleichsam einander jagend und drängend, wie die Träume des Fieberkranken. Es ist ein treffendes Bild gewesen, den Gefangenen, welcher in seiner engen Zelle auf- und abschreitet, mit dem wilden Thiere im Käfig zu vergleichen, das ebenfalls in ohnmächtigem Grimm an den festen Eisenstangen seines Käfigs rüttelt und dann, davon ablassend, in rathloser Unruhe den engen Raum abschreitet, bis es schwindelnd und müde zusammen sinkt. Unser Bekannter Wetz geberdete sich anfangs ebenso. Vergebens hatte er seine völlige Unschuld an dem Diebstahl betheuert und sich nur einer bedingten Fahrlässigkeit angeklagt, indem er an jenem Abend auf eine Stunde den Oberhof verlassen und die Bewachung der bedeutenden Summe dem übel beleumundeten Knechte anvertraut hatte. Vergebens hatte er gegen seine Verhaftung auf den blosen Verdacht einer Mitschuld an dem Diebstahl hin protestirt, — es half ihm nichts. Das Gesetz hat eine wächserne Nase, namentlich in der Hand eines Richters, der an Geist und Scharfsinn seinem Amte nicht völlig gewachsen ist. Und dieß war bei dem Kreisrichter von Otterberg der Fall: er hätte das Pulver nicht erfunden. Er war von sehr guter Familie, hatte leidliche Zeugnisse von der Hochschule mitgebracht, seine Prüfungen nur eben mit knapper Noth bestanden und im Uebrigen seine Verwandten für sich sorgen lassen, die in hoher Gunst bei Hofe standen, und denen es daher auch nicht unmöglich geworden war, ihm den Posten eines Kriminalrichters erster Instanz in einem Bezirke zu verschaffen, wo sein Amt aus Mangel an Beschäftigung beinahe zu einer Sinekure herabsank, und doch für einen Mann von Stande die erste Stufe zu einer glänzenden Laufbahn im Staate abgab. Der Kreisrichter, Herr v. Harrach, war zwar schon seit zwei Jahren im Amte, aber nie sehr beschäftigt gewesen. Die kleineren Fälle von gemeinen Verbrechen, welche gewöhnlich in seinem Bezirke vorfielen: kleine Diebstähle und sonstige Vergehen am Eigen-

thum, Raufhändel, Landstreicherei u. dergl. langweilten ihn und er hatte daher seinem Aktuar und den Gehülfen die Untersuchung solcher Fälle hinterlassen, in dem Vorsatze sich nur mit der Untersuchung eines größeren Falles zu befassen, welcher Aufsehen machen, vor das Schwurgericht kommen und bei gehöriger Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit des Inquisitions-Prozesses ein glänzendes Licht auf den Untersuchungsrichter werfen würde. Ein derartiger Fall hatte ihm in der Untersuchung gegen Herrn v. Moritz bereits ganz nahe vorgeschwebt; er hatte sich vorgenommen, den „Kerl" recht fest zwischen die Finger zu nehmen; aber Prokurator Schomann hatte es dahin zu bringen gewußt, daß die nächste Instanz die angeordnete Verhaftung wieder aufhob, theils mit Rücksicht auf den eingetretenen Todesfall, welcher den Verhafteten so nahe berührte, theils mit Rücksicht darauf, daß der Angeschuldigte zu wohlhabend seye, um sein Vermögen im Stiche zu lassen und der Untersuchung sich durch Flucht zu entziehen. Der Aerger über diese vereitelte Gelegenheit zur Auszeichnung in seinem richterlichen Berufe quälte jedoch den Herrn v. Harrach nicht lange, denn der Diebstahl auf dem Oberhof im Verein mit einer Brandstiftung und mancherlei mysteriösen Umständen lieferte dem Richter unbedingt einen noch weit „schönern" Fall.

Herr v. Harrach war am Tage nach dem Brande an Ort und Stelle gekommen, um die nöthigen Untersuchungen in Betreff des Urhebers der unzweifelhaften Brandstiftung einzuleiten, und zugleich über den Diebstahl die mündlichen und speciellen Aussagen des Rentmeisters zu Protokoll zu nehmen. Die Höhe der gestohlenen Summe machte die ganze Sache dem Richter verdächtig; er witterte ein Unwahrheit, einen Betrug. Entweder war an dem ganzen Vorfall kein wahres Wort und die angebliche Summe von vierzigtausend Gulden nicht vorhanden gewesen, oder — ja dieses Oder ließ zu den manchfaltigsten Conjecturen den weitesten Spielraum, besonders in der Auffassung eines befangenen, vorurtheilsvollen Mannes, dem alle die tausenderlei Mittel zur Beschränkung und Qual des Gefangenen zu Gebot standen, welche trotz aller Gesetze das Richteramt dem Individuum über seine Mitmenschen verleiht. Der Verlauf des Protokolls war ganz geeignet, dem Vorurtheil des Richters förderlich zu seyn. Löw Aaron zeigte die Quittung für den Kaufschilling vor. Wetz gestand den Empfang des Geldes zu und behauptete es sorgfältig verschlossen zu haben; aber er wollte weder den eigentlichen Käufer des Oberhofs bezeichnen noch die Natur seines nächtlichen Ausgangs, die Oertlichkeit des Aufenthalts, wo er die zwei Stunden Abwesenheit während des Ausbruchs der Feuerbrunst und der angeblichen Ausübung des Einbruchs gewesen seye. Daher drängte sich Herrn v. Harrach der Argwohn auf, Wetz habe selber die bedeutende Summe entfremdet und zwar im Einverständniß mit seinem Knechte, dem er die Mittel zur Flucht gegeben habe, um den Anschein der Schuld auf ihn zu lenken. Wetz war ja außer Standes, zu beweisen, daß zwischen dem Augenblicke, wo er jenen geheimnißvollen Ausgang in der Dämmerung vorgenommen hatte, und demjenigen, wo er von der Brandstätte zurückkehrend sein Zimmer wieder betreten hatte, irgend jemand in seinem Zimmer gewesen seye, um zu bezeugen, daß er die Schubladen und Fächer des Schreibtisches so erbrochen und durchwühlt gefunden habe, wie sie sich ergeben hatten, nachdem Wetz den Diebstahl entdeckt und um Hülfe gerufen hatte. Es war daher sehr leicht möglich — ja Herr v. Harrach hielt es sogar nicht blos für wahrscheinlich, sondern für ausgemacht, — daß Wetz das Geld irgendwo versteckt, vergraben und in Sicherheit gebracht, dann das Feuer entweder selbst angelegt oder den entwichenen Sepp hiezu veranlaßt habe, und daß die Erbrechung des Schreibtisches, die Durchwühlung seines Inhalts u. s. w. erst nach dem vollzogenen Diebstahl des Geldes stattgefunden. Aus diesen Gründen allen und weil Wetz ohnehin eine mysteriöse Person, ein „hergelaufener Lump" war, ließ Herr v. Harrach den Rentmeister sogleich verhaften und in festen Gewahrsam bringen.

Der nächste Verlauf der Untersuchung schien diese Auffassung des Kriminalrichters nur zu bestätigen. Mißtrauen ist die erste Richterpflicht. Löw Aaron mußte nochmals vernommen werden, bezüglich der Thatsache sowohl, ob das Geld und zwar in solch hohem Betrage auf dem Oberhof vorhanden gewesen, sowie wegen der Möglichkeit, daß er ebenfalls in Connivenz oder im Complott mit Wetz und dem Knechte steckte. Der „Kerl war ja ein Jude," und ein Jude war, nach der humanen Anschauung dieses erleuchteten Richters, zu Allem fähig. Wie verdächtig schon, daß Aaron sich hatte verleugnen lassen, als man ihn hatte verhaften wollen, daß er, endlich aufgefunden, beinahe bis zum Tod erschrocken war und seine Unschuld betheuert hatte! Wie sehr verdächtig ferner, daß er bei seinem ersten Verhöre angab, der eigentliche Käufer des Oberhofes seye Herr Robert Wetz, der Rentmeister selbst, und er habe von ihm in der Residenz die Summe erhalten, welche er dann auf dem Oberhofe in Anwesenheit des Hauptmanns Helmold an ihn bezahlt habe! Herr v. Harrach behielt einstweilen auch den „Juden" hinter Schloß und Riegel, und lud den Hauptmann vor, um ihn als Zeugen zu vernehmen. Der Fall gestaltete sich immer „schöner", immer interessanter. Die Sache mußte Aufsehen erregen, wenn sie vor das Schwurgericht kam. Der Kriminalrichter nahm gar keinen Anstand, dieß öffentlich zu erklären, wo sich Gelegenheit dazu gab, und äußerte: das gebe einen der verwickeltsten Prozesse, die noch je geführt worden seyen. Er schrieb dieß sogar an den Prokurator Bischoff, den er privatim ersuchte, nach Otterberg zu kommen, um der Untersuchung gegen den Rentmeister anzuwohnen. Er äußerte dieß gegen Herrn v. Moritz, welchen er vernehmen mußte, um von ihm etwas Näheres über den Leumund des Angeschuldigten Wetz und dessen Verhalten während seines Dienstverhältnisses auf dem Schlosse Schrotheim zu erfahren. Man kann sich denken, welcher Triumph dieß für den Kommerzienrath war, und wie er diese Gelegenheit ausbeutete, um Wetz recht verdächtig und gefährlich erscheinen zu lassen.

Bei jedem neuen Verhör, welchem Robert Wetz unterworfen ward, sah er den Richter hartnäckiger und fester auf dem Argwohn bestehen, daß Wetz der Dieb oder dessen Spießgeselle seye. Wetz verweigerte die Antwort auf eine Menge verfänglicher Fragen, zu denen ihm der Richter nicht berechtigt erschien oder die er nicht beantworten wollte, weil er entschlossen war, sein Incognito nicht fallen zu lassen. Wo er offen und gerade antwortete, da suchte der Richter Widersprüche und Unwahrheiten; wo er die Antwort verweigerte, da sah Herr v. Harrach nur neue Bestätigungen der Schuld, neue Geheimnisse.

Wetz war in einer furchtbaren Lage, dieß verhehlte er sich nicht. Die Motive, welche er dafür angab, daß er nicht direkt und offen als Käufer des Oberhofs aufgetreten sey, erschienen dem Richter weder glaubwürdig noch gewichtig genug. Ueber den Erwerb jener Summe zum Ankauf sich auszuweisen, war für ihn schwierig, weil in jenem angeblich gestohlenen Reiseschreibpult alle seine Papiere verloren gegangen waren. Namen von Personen, auf die er sich berufen könnte, vermochte er nicht anzugeben mit Ausnahme eines alten Kaufmanns Hannewinkel in einer norddeutschen Handelsstadt, auf den er sich berief und mit welchem das Gericht sich sogleich durch die dortigen Behörden in's Benehmen setzte. Es waren entsetzliche Stunden, voll qualvoller innerer Aufregung und demüthigender Erlebnisse, diese Stunden der Verhöre, die anstatt ein näheres Licht auf die Thatsache des Diebstahls zu werfen und den Angeschuldigten zu entlasten, nur seine Lage desto schwieriger und den Fall desto verwickelter machten. Aber noch peinlicher und aufregender waren die übrigen Stunden des Gefangenen, wo er in den engen Kerkerräumen ganz allein war mit seinen Erinnerungen und Gedanken, wo seine Phantasie ihm tausenderlei wechselvolle Bilder vorgaukelte und das gährende Hirn in unablässiger Erregung erhielt. Beinahe Tag und Nacht tönten in der ersten Zeit seiner Verhaftung seine Schritte auf den Bohlen des Fußbodens, wie er so unablässig auf und ab rannte, und über seinem Schicksal brütend gegen sich selber tobte und den unseligen Moment verwünschte, wo er unter angenommenem Namen jene Täuschung begonnen hatte, die nun die Ahndung jeder Unwahrheit ausreifte. Aber allmählig ward er doch ruhiger, und seine Schritte erklangen in einem langsameren Takte. Das Bewußtseyn seiner Unschuld erhob ihn über sein Unglück. Er hielt es für möglich, seine Unschuld nach und nach wiederherstellen zu können. Arm aber blieb er, darüber machte er sich keinerlei Illusionen; er wagte nicht zu hoffen, daß der Dieb wieder eingefangen und der Raub beigebracht werden könne. In jenem Reiseschreibpulte waren ein Paß und andere Legitimations-Papiere, sowie einige Staatspapiere und Banknoten enthalten, welche in Verbindung mit der gestohlenen Summe dem Dieb Mittel genug an die Hand gaben, zu entkommen. Und Sepp war verständig und schlau genug, um sich dieser Mittel zu seinem Fortkommen mit Umsicht zu bedienen. Die Früchte langjährigen Fleißes waren dahin; doch gleichviel: noch blieben ihm ja die eigene Kraft und die weite Welt, in welche er abermals getrieben war, und zwar abermals unter einem andern Namen, und mit einem Makel an demjenigen, welchen er seither geführt hatte. Noch blieb ihm der Trost eines guten Gewissens, der andächtige, unwandelbare Glaube an Gottes Vatertreue, die keinen verläßt, der auf Ihn baut; noch blieb ihm die Erfahrung der hinter ihm liegenden Jahre, vermehrt durch die herben aber lehrreichen Erfahrungen der Gegenwart. Und doch wollte selbst dieser Trost nicht ganz vorhalten zu seiner Stütze und Resignation, wenn er an seine Schwestern dachte und an Lucien! Würden Mathilde und Julie an seine Unschuld glauben? konnte Lucie ihn noch lieben und ihm ihre Zusage halten, seit er als gemeiner Dieb angeschuldigt gewesen war? Diese Zweifel fielen jetzt als doppelt düstere und beunruhigende Schatten in seine Seele, erschütterten seine Ruhe und Fassung und schienen an dem Vertrauen auf Gott und sein eigenes Ich rütteln zu wollen, sobald Wetz wieder etwas ruhiger geworden war. Wenn jedoch die Seelenqual auf's höchste gestiegen war, wenn die Planken seines Lebensschiffleins unter seinen Füßen zu wanken schienen, wenn der Horizont der Zukunft voll Wolken hing, dann fielen ihm einige Verse von Möwes ein:

„Der Himmel hängt voll Wolken schwer,
Ich seh' das blaue Zelt nicht mehr,
Doch über Wolken hell und klar
Nehm' ich ein freundlich Auge wahr."

Sein Blick richtete sich dann nach oben, und er griff nach dem Kompaß, der ihm selbst in der Zelle des Gefangenen nahe war, nach der Bibel. Er versenkte seine Seele in den Inhalt dieses Buches, worin er längst vertraut und bekannt war, und die Verheißungen der Schrift fielen auf sein Gemüth, wie Oel auf die empörten Wogen, und stellten die Ruhe wieder her, erfüllten ihn von neuem mit Trost, Muth und Hoffnung. Er sah eine gerechte Strafe für das Abweichen vom geraden offenen Wege darin, eine Läuterung, eine heilsame Heimsuchung. Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen. Wen der Herr lieb hat, den züchtiget er. Du sollst nicht auf Menschenkraft vertrauen, sondern allein auf Ihn. Diese und andere Worte fielen wie Balsam auf seine Seele, und zeigten ihm, daß wenn er von dem ewigen Vater nicht verlassen werde, er nicht verlassen seye, wenn ihn auch alle Menschen aufgäben, und daß die Leiden dieser Zeit nicht werth seyen der ewigen Herrlichkeit. Er überwand daher allmählich das menschliche Gefühl, die Regungen von Fleisch und Blut in sich, und gab sein Schicksal ganz in die Hand Gottes; er hörte auf zu murren, wenn seine Bitten um Gestattung von Schreibmaterialien, um Gestattung eines Briefwechsels oder einer Unterredung mit Bekannten abschlägig beschieden wurden, weil es gegen die gesetzliche Vorschrift sey, diese Kommunikationsmittel dem in Untersuchungshaft befindlichen schwer Angeschuldigten zu gestatten. Er tröstete sich über die Verlassenheit, worin er sich befand, mit dem Gedanken, daß der Verkehr mit ihm von außen her auch seinen Bekannten abgeschnitten sey. Es berührte ihn wohlthuend und wehmüthig zugleich, daß ihm der Wärter einige Male Wein und sogar einige Blumen auf den Tisch seiner Zelle setzte, als Grüße von theilnehmenden Freunden von außen. Also zweifelten noch nicht Alle an ihm!

24. Ein Engelsgruß.

Es war der siebente Morgen im Kerker. Wetz hatte seine Morgenandacht vollendet, und ging wieder sinnend und unter inneren Nachklängen dieser tröstlichen Schriftworte in seinem engen Käfig auf und nieder, als er Schlüssel an seiner Thüre rasseln hörte. Der Wärter erschien mit Kleidern auf dem Arme.

„Was bringen Sie mir? Schon wieder ein Verhör?" fragte Wetz gelassen.

— „Ja, Herr!" versetzte der Veteran; „ich soll Ihnen die besseren Kleider geben, damit Sie sich schmuck machen. Sie werden vermuthlich heute konfrontirt werden; sind Leute da, welche Sie sehen wollen."

„Leute? und wer denn?"

— „Weiß nicht; sputen Sie sich nur — man wartet auf Sie!"

Eine Minute später ward Wetz die Treppe hinunter und

über den Hof nach dem Gerichtsgebäude geführt. Als er an dem Partheizimmer vorüber ging, sah er eine weibliche Gestalt hinter dem Fenster; sie war in Trauer gekleidet und verschleiert, aber dennoch pochte sein Herz bei diesem Anblick, als ob ihn ein bekanntes Etwas an dieser Person anmuthete. Aber der Anblick war allzu flüchtig gewesen, um genauer unterscheiden zu lassen, und ehe Wetz sich noch über diesen Eindruck Rechenschaft zu geben vermochte, stand er vor dem Untersuchungsrichter, und staunte nicht wenig, bei diesem den Prokurator Bischoff zu treffen, der ihn finster und forschend in's Auge faßte.

„Sie bestehen also darauf, dem Verhöre anzuwohnen?" flüsterte Herr v. Harrach dem Prokurator zu; „eigentlich ist es gegen die Vorschrift des Gesetzes."

— „Keineswegs," erwiderte dieser; „Sie können mich als Beistand der Zeugin zu Protokoll nehmen, um jede Verantwortung von sich abzulehnen; ich werde die Vollmacht nachbringen!"

Wetz horchte begierig und erstaunt auf. Sollte Julie oder gar Mathilde für ihn zeugen wollen?

„Gut," sagte der Richter und winkte die Skabinen aus dem Nebenzimmer herein; „beginnen wir denn ohne Verzug. — Angeklagter, bestehen Sie auf Ihrer seitherigen Weigerung, anzugeben und nachzuweisen, wo Sie zur Stunde des Ausbruchs des Brandes gewesen sind?"

— „Ja," erwiderte Wetz.

„Wollen Sie bekennen, daß Sie dieses englische Billet hier geschrieben und an ein gewisses Frauenzimmer geschickt haben, welches in deutscher Uebersetzung folgendermaßen lautet: 'Mein Fräulein, ich muß Sie in einer Angelegenheit sprechen, welche für mich von höchster Wichtigkeit ist und von der vielleicht mein Leben abhängt. Ich bitte Sie dringend, mich heute Abend acht Uhr unfehlbar bei der großen Kiefer im Park von Schrotheim zu sprechen. Versagen Sie mir diese Bitte nicht aus falscher Prüderie. Unterzeichnet: R. W.' — Was haben Sie hierauf zu äußern?"

Wetz war sichtlich überrascht. „Ich habe nie eine solche Einladung an irgend wen ergehen lassen," sagte er dann ruhig. „Ich erkenne die Handschrift nicht als die meinige an."

„Ist Ihnen die Handschrift nicht bekannt?" fragte der Richter.

— „Nein."

„Haben Sie dieselbe nie zuvor gesehen, und erinnern Sie sich bestimmt, daß Ihnen nie eine ähnliche vorgekommen ist?" Wetz war betroffen; er sah den Richter ruhig an und zuckte stumm die Achseln. „K ö n n e n Sie diese Frage nicht beantworten, oder wollen Sie der Antwort ausweichen?"

— „Beides," sagte Wetz; „ich behaupte, dieses Billet nie gesehen noch in der Hand gehabt zu haben."

„Haben Sie es auch nicht mittelbar veranlaßt, daß ein solches Billet geschrieben und an ein gewisses Frauenzimmer auf dem Schlosse Schrotheim abgeschickt wurde?"

Wetz's Erstaunen und Verlegenheit wuchsen, und seine Stimme bebte leicht, als er erwiderte: „Ich versichere auf das bestimmteste, daß mir dieses Billet ganz fremd ist."

„Nun denn, es ist eidlich gegen Sie ausgesagt, daß Sie zu der genannten Zeit, welche in diesem Billet bestimmt ist, eine Unterredung mit einer Dame an dem hier bezeichneten Ort gehabt haben. Wollen Sie dieß leugnen?"

Wetz stutzte und besann sich. „Ich verweigere jede Auskunft über diesen Gegenstand," sagte er; „es scheint mir nicht zu der Anklage zu gehören, die man gegen mich aufrecht erhalten will!"

„Verweigern Sie diese Auskunft unbedingt oder nur, weil Sie einer dritten Person hierüber Discretion schuldig zu seyn glauben?" fuhr der Richter fort, nachdem er einen bedeutsamen Blick mit dem Prokurator gewechselt hatte.

— „Das ist eine verfängliche Frage, die ich nicht beantworten werde," sagte Wetz.

„Leugnen Sie ferner, je eine ähnliche Zuschrift erhalten oder in Händen gehabt zu haben, welche Sie ebenfalls zu der großen Kiefer in dem Parke von Schloß Schrotheim beschied?" Wetz schwieg hartnäckig. „Kennen Sie dieses Blatt?" fuhr der Richter fort und nahm aus einem Aktenfascikel ein kleines Blättchen mit Goldschnitt. „Ihr Leugnen ist vergeblich und präjudiziell für Sie, denn dieses Blatt ward in der Schreibmappe auf Ihrem Schreibtische zwischen anderen Papieren gefunden, muß also in Ihren Händen gewesen seyn!" Dabei zeigte er ihm jenes Billet mit der Unterschrift „Lucie", welches Wetz an jenem Abend in Gegenwart des Herrn Stägemann erhalten hatte.

Wetz gab es stumm zurück. Der Prokurator flüsterte dem Richter einige Worte zu, dieser zog den Glockenstrang an, und sagte dem eintretenden Diener: „Führen Sie die Dame in dem Partheienzimmer vor.

Diese trat nach einer Weile ein, und schlug den Schleier zurück. Es war Lucie Helmold; ihre Züge waren blaß, aber muthig und gefaßt; ihr Auge grüßte den Gefangenen mit herzinniger Freundlichkeit und sie reichte ihm mit einem wehmüthigen Lächeln die Hand zum Gruße, ehe sie den Stuhl einnahm, den ihr der Richter anwies. Bischoff betrachtete das Mädchen mit gespannter Aufmerksamkeit und Verwunderung.

„Fräulein Lucie Helmold," redete der Richter sie an, „da der Angeschuldigte, Robert Wetz, beharrlich jede Auskunft darüber verweigert, wo er am Dienstag dem — April d. J. zwischen sieben und neun Uhr Abends gewesen sey, so muß ich Sie bitten, hier angesichts des Angeschuldigten Ihre freiwillig geleistete Aussage zu wiederholen oder mich dieselbe dem Angeschuldigten vorlesen zu lassen, und Sie auf die Wahrheit derselben nochmals auf Ihren Zeugeneid zu vernehmen!"

— „Erlauben Sie mir zuvor ein Wort zu Herrn Wetz, Herr Richter!" sagte Lucie Helmold. „Reden Sie offen und rückhaltslos, Robert," sagte sie; „reden Sie ohne Rücksicht auf mich; die Wahrheit vor Allem, Robert!"

„Warum haben Sie mir dieß gethan, Lucie?" sagte er mit leichtem Vorwurf. „Sie opfern Ihre Stellung und Ihren guten Ruf, ohne mir nützen zu können. Dieses Opfer ist allzu groß!"

— „Mit nichten — warum sollt' ich Sie feige verleugnen, da ich von Ihrer Unschuld überzeugt bin?" sagte sie zärtlich. „Was ist der Ruf eines unbescholtenen Mädchens gegenüber von der Ehre eines unschuldigen Mannes?"

„Der gute Ruf eines Mädchens ist Alles, ist unendlich werthvoller als die Ehre eines Mannes," sagte Wetz. „Die

Größe Ihres Opfers steht in keinem Verhältniß zu seinem Erfolg."

— „Wer weiß?" rief sie muthig. „Es ist ein Strahl der Wahrheit in dieses räthselhafte Dunkel. — Ich bitte, Herr Richter, lesen Sie meine Aussage!"

Es war ein freiwilliges, förmliches Geständniß der unverheiratheten Lucie Helmold, 24 Jahre alt, Tochter von dem und dem, früher Erzieherin in der Familie des Herrn v. Schrotheim, daß sie an jenem Abende in Folge einer im Original vorgelegten Zuschrift, welche sie als von dem Rentmeister Robert Wetz ausgehend angesehen habe, mit demselben an jenem genannten Abend zur anberaumten Stunde und Oertlichkeit zusammengekommen sey und eine halbstündige Unterredung mit ihm gepflogen, welche mit dem gegenseitigen Verlöbniß und Eheversprechen geendigt habe, und nur durch den Ausbruch des Feuerlärms und die Nachricht der Feuersbrunst auf dem Oberhofe unterbrochen worden seye. Daß der Angeschuldigte Wetz dabei so ruhig und gemüthlich gelassen gewesen seye, daß er unmöglich mit dem ihm angemutheten Verbrechen irgendwie sich könne getragen, geschweige denn dasselbe schon begangen gehabt haben."

„Was haben Sie nun hierauf zu erwidern?" fragte der Richter.

— „Ich muß einräumen, daß die Aussage des Fräuleins Helmold Wort für Wort wahr ist, — ausgenommen den Umstand, daß dieses Billet in englischer Sprache, das sie erhalten hat, weder mittelbar noch unmittelbar von mir herrührt, ich vielmehr mich als von ihr zu dieser Unterredung eingeladen betrachtete."

„Und wer stellte Ihnen dieses Billet zu, dessen Empfang Sie nun anerkennen?"

— „Ein Bauernjunge, welchen ich oft am Wege zwischen dem Park und dem Oberhofe Gänse hüten sah. Wenn ich mich recht erinnere, war gerade Herr Stägemann, der Buchhalter der Fabrik, bei mir, als der Junge kam. Wenigstens kann er die Richtigkeit der Thatsache bezeugen, daß ich am Abend meiner Rückkehr aus der Residenz diesen Zettel aus den Händen eines Bauernjungen erhalten habe."

„Sie benennen Herrn Stägemann als Zeugen?" sagte der Richter lauernd und mit einer gewissen Schadenfreude. „Sie wissen also wohl nicht, daß die Zeugschaft desselben nichts fruchten kann, da er seit der Rückkehr von Ihnen — irrsinnig geworden ist?"

— „Irrsinnig?" wiederholte Wetz erschrocken, und ein leises Grauen überlief ihn. Er ahnte den Grund dieser Geistesstörung: der Verlust jener Summe, welche den Preis seines Verraths gebildet hatte, schien ihn so erschüttert zu haben, daß er den Verstand verlor. Auch der Prokurator schien betroffen. — „Jenun," fuhr Wetz fort, „ich mußte diesen Zustand bei ihm befürchten, als er mich verließ. Er beschuldigte seinen Neffen Blender, ihm mit einer bedeutenden Summe, welche er auf einen Wechsel erhoben hatte, durchgegangen zu seyn, und behauptete nun nicht mehr leben zu können, weil er dadurch arm geworden seye."

„Die Thatsache, daß der junge Blender durchgegangen ist, hat sich auch als wahr herausgestellt," sagte der Richter. „Sie wissen wohl etwas Näheres davon; was ist Ihnen über diesen Gegenstand bekannt?" setzte er argwöhnisch hinzu.

— „Nur was ich aus Stägemann's eigenem Munde weiß, welcher mich befragen wollte, ob ich seinen Neffen in der Residenz oder auf der Rückreise nicht begegnet habe," erwiderte Wetz ausweichend, und warf dem Prokurator verstohlen einen bedeutsamen Blick zu.

Herr Bischoff schien diesen Blick zu verstehen und flüsterte dem Richter einige Worte zu, worauf dieser nach einigen allgemeinen Fragen an den Angeschuldigten das Protokoll schloß und Wetz wieder abführen ließ. Wetz heftete auf Lucien einen langen Blick inniger Dankbarkeit, der ihr Thränen entlockte, und er ging. Es war ihm, als ob goldener Sonnenschein den düsteren, engen, feuchten Hof und die schmale Zelle erfüllte, in welche er zurückkehrte. Lucie hatte ihm bewiesen, daß sie ihn wirklich liebte, daß sie an seine Unschuld glaubte und selbst des Verdächtigten sich nicht schämte. Sie hatte ihm das Opfer gebracht, für ihn ihren Ruf auf's Spiel zu setzen; sie war aus dem Dienste seiner Feinde getreten .... wie erquickte ihn in seiner Lage dieser Beweis von Treue, Anhänglichkeit, Hingebung, Opferbereitwilligkeit! „O Lucie! Lucie! dieß soll Dir nie vergessen werden!" stammelte er mit feuchten Augen, und ging tief bewegt aber mit inniger Dankbarkeit und von Hoffnung erfüllt in seiner Zelle auf und nieder. —

Mittlerweile waren der Richter und der Prokurator in ein Nebenzimmer getreten, und ersterer fragte: „Nun, Herr Prokurator, was halten Sie von dieser Aussage der Lucie Helmold?"

„Ich halte sie für wahr und erweisbar," erwiderte Bischoff. „Mich dünkt, das Alibi des Angeschuldigten ist unzweifelhaft hergestellt, und ich fange an ihn an dem Diebstahle für unschuldig zu halten. Allein es ist räthselhaft, wie und von wem diese beiden Billets, das französische und das englische, die ein und dasselbe Papier haben und von derselben Hand herrühren, an die beiden Adressaten abgeschickt wurden, um den Rentmeister zu entfernen."

— „Angenommen, der entwichene Knecht seye der wirkliche Dieb," sagte der Richter, „so finde ich die Lösung nur darin, daß er im Auftrage von Wetz handelte, der sich auf diese Weise die Ausrede eines Alibi verschaffen wollte, und deßhalb von einem Andern diese Billets ...."

„Diese Muthmaßung gründet sich zwar auf eine Möglichkeit," versetzte Bischoff gedankenvoll, „doch scheint die Wahrscheinlichkeit eher dafür zu sprechen, daß der Knecht, der anrüchige und mehrfach bestrafte Wildschütz Sepp von Alsdorf, sich einen andern Spießgesellen verschafft hat, in welchem der Schreiber der beiden Billets zu suchen seyn dürfte! Die orthographischen Fehler in beiden Sprachen machen es glaublich, daß der Schreiber keine gebildete Person sey, — vielleicht ein ehemaliger Genosse des Sepp aus dem Zuchthause — irgend ein geriebener Gauner. Mich dünkt, Sie sollten diese Spur weiter verfolgen und nach dem jungen Gänsehirten fahnden lassen."

— „Das ist schon geschehen," sagte der Richter. „Wir haben ihn bereits hier, um dem Wetz und dem Thorhüter am Parkthore von Schrotheim, dem er das Billet behändigte, gegenüber gestellt zu werden, denn wie Sie gehört, hat Lucie Helmold das Billet durch jenen Thorhüter erhalten. Wenn Sie

wünschen, nehme ich die Vernehmung des Jungen gleich in Ihrer Anwesenheit vor."

Der Prokurator bat darum, und erwirkte, daß auch Lucie Helmold bei der Vernehmung des Jungen anwesend seyn durfte. Er fühlte unwillkürlich Mitleid mit dem wackeren Mädchen, das bei so viel Stolz und Selbstgefühl doch so scheu und schüchtern war, und bei dieser Schüchternheit muthig genug, um zur Rettung ihres Geliebten von unwürdigem Verdacht jeder Rücksicht auf die eigene Wohlfahrt zu vergessen; er wollte ihr wenigstens den Trost gönnen, daß sie ein wesentliches Indicium zur Belastung ihres Geliebten fallen sehe.

Das Verhör des Parkwächters, seine Confrontation mit Fräulein Helmold und mit dem Jungen nahmen ihren ordnungsmäßigen Verlauf; alle Vernommenen erkannten sich gegenseitig an. Auch Wetz ward nochmals vorgeführt und erkannte den Jungen wieder, der ihm jenes Billet übergeben hatte, sowie anderseits der Junge geständig war, dasselbe in Gegenwart Stägemann's dem Angeschuldigten überliefert zu haben. Hierauf ward der Knabe vernommen, von wem er die Billets erhalten habe. Seine Aussagen waren jedoch unter dem Eindruck der Angst und Verlegenheit so verworren, daß aus der Beschreibung, welche er von dem Fremden entwarf, sich kein klares Bild gewinnen ließ. Endlich erwähnte er des Umstandes, daß der Unbekannte eine lange Börse von gelb und rother Seide mit einer eigenthümlichen Art von Quasten und goldenen Ringen gezogen und nach langem Suchen in derselben ihm sein Trinkgeld gereicht habe.

„Um Vergebung, Herr Kreisrichter!" fiel hier Lucie Helmold ein und trat vor den Tisch in einer ungewöhnlichen Aufregung und mit einer Hast, die ihr durch alle Nerven zu beben schien. „Diese Börse erkenne ich — sie stimmt überein mit einer Reisebörse, welche ich einst für Frau v. Moritz als Geburtstags-Angebinde angefertigt — ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie Frau v. Moritz sie einem Manne reichte, welcher damals hier war. Wollten Sie mir erlauben, daß ich einige Fragen an den Jungen richte, um dem Urheber jener Briefe auf die Spur zu kommen? Ich kenne ihn nicht näher, — ich will nicht vorurtheilsvoll gegen ihn seyn, aber ich ahne, daß er dem Diebstahl nicht fremd ist, ... daß er vielleicht nur Herrn Wetz von dem Oberhofe weglocken wollte, indem er mich und ihn zu einem Stelldichein lockte, und jedes von uns im Wahne ließ, von dem Andern hiezu bestellt worden zu seyn .... O ich bitte Sie dringend, erlauben Sie mir nur einige Fragen!"

— „Fragen Sie immerhin, mein Fräulein!" sagte der Richter, der wie Bischoff und die übrigen Anwesenden von dieser jähen Wendung der Sache befremdet war.

Ihren Fragen gegenüber, die sie freundlich und mit sichtlicher Hast, in eindringlichem Tone und mit einer gewissen Zuversicht an den Bauernjungen richtete, antwortete dieser weit unbefangener, und bestätigte sie meist durch einfache Bejahung. Mit jedem neuen „Ja" des Knaben erheiterte sich Luciens Gesicht mehr, wuchs ihre Freude, ihre Zuversicht; ein triumphirendes Lächeln verklärte ihre Züge.

„Ach, Gott sey Dank! ich habe mich nicht getäuscht — er ist's, er ist's!" rief sie.

— „Wer denn?" fragte der Richter.

„Um Vergebung, gedulden Sie sich nur einen Augenblick noch!" bat sie, und zog ein kleines Schreibebuch aus der Tasche, in welches sie etwas zeichnete. „Komm', mein Kind!" rief sie dann und ihre Stimme zitterte vor tiefer dankbarer Rührung und vor Spannung; „sieh' mal diesen Kopf an und sage mir, wer dieß ist? Erkennst Du dieses Gesicht?"

— „Ei freilich! der ist's! Der Mann da gab mir die Papiere und den Gulden! Ja wohl, der ist es gewesen! Gerade so trug er den Hut im Genicke! Das ist sein Bart und seine krumme lange Nase, wie ein Schnabel von einem Raubvogel! und das sind die Falten auf seiner Stirne!"

„Dieser Mann," sagte nun Lucie, während der Richter und Bischoff die flüchtig gezeichnete, aber charakteristisch ähnliche Bleistiftzeichnung betrachteten, „ist ein gewisser Hoelk, der vor Kurzem aus Amerika zurückgekommen ist und im Bade Valman gewohnt, in den letzten Tagen vor dem Brand auf dem Oberhof aber sogar unter dem Namen eines Mr. Wilson als Gast auf dem Schlosse zu Schrotheim sich aufgehalten hat und endlich spurlos verschwunden ist!"

— „Wie? jener Wilson, welcher der Inhaber jener bedeutenden Hypothek seyn sollte?" rief der Prokurator verwundert.

„Inhaber von Hypotheken?" wiederholte Lucie ungläubig. „Unmöglich! Als er eines Abends — es war am vorletzten Sonntage — auf Schloß Schrotheim ankam, erhielt er von Frau v. Moritz eine bedeutende Summe Geldes, um sich anständig zu equipiren, und das Geld war in jener selben Börse, welche ich aus der Schilderung dieses Zeugen wieder zu erkennen glaubte. Ich wenigstens halte diesen Hoelk oder Wilson, nach Allem, was ich von ihm gesehen und über ihn gehört habe, für einen Abenteurer, für einen Menschen ohne Grundsätze, der zu Allem fähig ist!"

— „Ich bitte geziemend, daß dieser ganze Zwischenfall in's Protokoll aufgenommen werde," sagte der Prokurator. „Es lassen sich wichtige Folgerungen daraus ziehen, welche es sogar nöthig machen, diesen Menschen steckbrieflich zu verfolgen."

So endete dieses Verhör. Freudenthränen thauten aus Luciens sanften, verständigen Augen, als sie das Gerichtsgebäude verließ und nach dem Gasthofe der kleinen Bezirksstadt zurückkehrte, wo sie ihren Vater gelassen hatte, der sie hieher begleitete. —

„Ich denke, wir sind der Wahrheit nun um einen bedeutenden Schritt näher gerückt, Herr Kreisrichter," sagte Bischoff, als die Zeugen und Stabinen abgetreten waren. „Der Angeschuldigte scheint doch unschuldig zu seyn und höchstens den Vorwurf der Fahrlässigkeit auf sich geladen zu haben. Wenigstens dünkt mich fortab die Strenge der Untersuchungshaft nicht mehr gerechtfertigt, womit er seither behandelt worden ist."

Der Kreisrichter lächelte bittersüß und sagte: „Ich werde natürlich so human seyn, als es nur mit meiner Pflicht vereinbar ist; allein Vorsicht ist zu allen Dingen nütze; wer bürgt mir dafür, ob nicht ein Komplott vorhanden ist zwischen diesen drei Menschen; ob nicht Wetz mit jenem mysteriösen Hoelk oder Wilson und dem Knechte unter Einer Decke steckt und nur zurückblieb, um jenen die Flucht zu decken; ob nicht die Feuersbrunst auf dem Oberhofe in mehr oder minder direktem Zusammenhange mit dem angeblichen Einbruch steht? Ich möchte mir

nicht durch eine Fahrlässigkeit einen der wichtigsten Fäden dieses Falls entgehen lassen."

Der Prokurator sah deutlich, daß der Richter ein entschiedenes Vorurtheil gegen den verhafteten Wetz hegte und denselben um jeden Preis schuldig finden wollte. Allein es lag nicht in seiner Machtvollkommenheit, dieses Vorurtheil oder die davon eingegebene strenge Bewachung von Wetz zu beschränken, und er verließ das Gerichtslokal, um sich nach dem Civilgerichte zu begeben, welches in einem andern Flügel dieses geräumigen Gebäudes, eines frühern Schlosses, lag.

25. Ein Riß in den Wolken.

„Sie kommen wie gerufen!" begrüßte der Justizassessor Kind, der Vorstand der Civilabtheilung des Bezirksgerichts, den Prokurator Bischoff; „haben Sie schon die Neuigkeit gehört? Sie sind um einen interessanten und lucrativen Prozeß ärmer — Frau v. Bernstett ist Wittwe geworden!"

— „Wie so? Herr v. Bernstett ist todt?" fragte Bischoff betroffen.

„Wie ich Ihnen sage — der Todesschein liegt vor. Er starb zu L. in der Schweiz im Schuldthurme, und über dem Todesfall selbst liegt ein Geheimniß, das erst die nähere Untersuchung ergeben wird, zu welcher ich den Referendär Müller abordnen werde, sobald er von dem Kreisrichter zurück ist, dem er eine andere wichtige Nachricht zu überbringen hat."

„Aber wie ist dieß denn zugegangen?" fragte Bischoff noch ganz betreten.

— „Die Sache ist einfacher als sie aussieht," meinte der Assessor. „Die Leute, welche Herr v. Moritz dem Baron nachgeschickt hatte, Ihren Kollegen Schomann an der Spitze, haben Herrn v. Bernstett in einem Gasthofe zu L. ausfindig gemacht und einstweilen in polizeiliche Haft gehalten, bis es ihnen gelungen war, auf Grund von Wechselprotesten und anderen Hülfsmitteln und im Verein mit einem gewandten dortigen Advokaten den Flüchtling in Schuldhaft zu nehmen, und einen förmlichen Prozeß gegen ihn einzuleiten. Anstatt seine Insolvenz anzugeben, scheint der Baron mit seinem angeblichen Vermögen geprahlt zu haben; wenigstens kam vor einigen Tagen eine direkte Anfrage von Seiten des Bezirksgerichts in L. uns zu bezüglich der Vermögensverhältnisse des Verhafteten. Wir antworteten sogleich mit einer wahrheitsgemäßen Darstellung des Vermögens- oder beziehungsweise Unvermögenszustandes des Barons, und requirirten ihn als eines Todschlags im Duell überwiesen; dieß ward ihm natürlich publicirt, und am folgenden Morgen fand man ihn todt in seinem Bette. Wodurch der Tod herbeigeführt worden ist, darüber fehlen uns noch nähere Nachweise, und auf Antrag Ihres Kollegen Schomann und des Gerichtsvorstandes soll der Referendär Müller nun als Specialbevollmächtigter des Gerichts unverweilt nach L. abreisen, um den Thatbestand näher ermitteln zu lassen und den Todesfall zu konstatiren. Sie sollen selber den Todesschein sehen, um Ihrer Mandantin die nöthige Nachricht geben zu können."

„Merkwürdig!" sagte Bischoff gedankenvoll. „Welche Menge von tiefgreifenden Ereignissen hat sich innerhalb weniger Monate im Schooße dieser Familie zugetragen! Diese Menschen schienen so sehr vom Glücke getragen, so beneidenswerth, und nun fällt ein Ast um den andern von ihrem Lebensbaume, und dieser erweist sich als hohl und stockfaul."

— „Ja, dieser Herr v. Bernstett starb dem alten Herrn v. Moritz sehr gelegen," meinte der Assessor. „Seine Aussagen und Zeugnisse hätten ein sehr entscheidendes Licht auf die Handlungsweise des Kommerzienraths werfen können, und nicht umsonst hat ihn derselbe darum auch ängstlich genug bewachen lassen und einen eigenen Agenten zu seiner Ueberwachung aufgestellt. Dieser Agent nun, ein untergeordneter Polizeibeamter aus der Provinzialhauptstadt, ist vor einer Stunde persönlich hier erschienen, um die legalen Berichte des L.'schen Gerichts zu überbringen. Außerdem hat derselbe, ein in seinem Berufe vorzugsweise tüchtiger Mann, noch unterwegs ein Ereigniß erfahren, das im Falle seiner Bestätigung für das diesseitige Gericht höchst erheblich ist, indem es uns die Wahrscheinlichkeit nahe legt, daß die Diebe, welche den Einbruch auf dem Oberhof verübt haben, bereits ermittelt und gefangen sind!"

„Ist es möglich?" rief Bischoff. „Und wer sind sie?"

Der Assessor zuckte die Achseln und bedauerte, hierüber keine Auskunft geben zu können. „Aber gehen Sie zum Herrn Kreisrichter!" sagte er; „vielleicht gewährt er Ihnen die Erlaubniß, sich mit der Sache bekannt zu machen, da Sie doch als der Verkaufsbevollmächtigte ein Interesse dabei haben!"

Als der Prokurator wieder bei dem Richter eintrat, fand er auch diesen in einer nicht geringen Aufregung und damit beschäftigt, dem jungen Referendär verschiedene Vollmachten auszustellen und mündliche Weisungen zu geben, welche durch die Andeutungen des Polizeibeamten noch bestätigt wurden und Herrn Bischoff schon einiges Licht über die Thatsache gaben, deren der Assessor erwähnt hatte. Seltsamerweise aber verweigerte der Richter dem Prokurator jede Auskunft.

„Ich will nicht in Abrede ziehen," sagte Herr v. Harrach, „daß die Mittheilung, welche ich erhalten habe, ganz geeignet ist, den Verdacht über die Urheberschaft der Brandstiftung und des Einbruchs auf dem Oberhofe in eine ganz andere Bahn und auf andere Persönlichkeiten hinüber zu leiten und den verhafteten Rentmeister Wetz einigermaßen zu entlasten. Allein bevor ich nicht bestimmtere Beweise habe, um den Angeschuldigten ganz außer Schuld gesetzt zu sehen, muß ich diese Sache noch als Amtsgeheimniß bewahren."

— „Nun ja, Herr v. Harrach!" versetzte der Prokurator etwas enttäuscht; „ich gebe zu, daß es mit möglichen Nachtheilen verbunden wäre, wenn Sie mir den ganzen Umfang der Mittheilungen anvertrauen wollten; allein einen Wink über die Beschaffenheit der erhaltenen Nachrichten dürften Sie mir doch geben."

Aber auch dieß versagte ihm Herr v. Harrach beharrlich, und etwas ärgerlich über diese Laune des beschränkten Richters verließ Herr Bischoff das Gerichtsgebäude, das einige hundert Schritte vor dem Städtchen lag, von einer kleinen Vorstadt armseliger Gebäude umgeben und an der Landstraße, welche in der Richtung nach Hagenreut und Schrotheim hinausführte. Er war noch nicht weit von dem ehemaligen Schlosse entfernt, als er, aufschauend, wenige Schritte vor sich die junge Dame erblickte, die zu Gunsten des Angeschuldigten vor Gericht ausgesagt hatte und nun in Begleitung eines ältern Mannes daher-

kam. Es war Hauptmann Helmold; die straffe Haltung, der graue Rock, bis an's Kinn zugeknöpft, der eisengraue Bart, die niedrige Schirmmütze kennzeichneten genugsam den alten Soldaten. Bischoff sah, daß der Veteran die Augen fest und finster auf ihn gerichtet hielt, und wollte mit einem höflichen Gruße gegen Lucien, deren Benehmen ihm aufrichtige Achtung abgewonnen hatte, vorübergehen; allein Helmold vertrat ihm den Weg.

„Um Vergebung," sagte er barsch und achtete weder auf Luciens bittende Blicke, noch auf die Mahnung ihrer kleinen Hand, die sie ihm begütigend auf den Arm gelegt hatte; „Sie sind der Advokat der Frau Baronin v. Bernstett, und haben als solcher, wie ich höre, theilweise Veranlassung gegeben, daß mein Freund Wetz verhaftet worden ist. Ich muß Ihnen sagen, mein Herr, daß dieß von Ihnen, der Sie den Wetz als einen ehrlichen Mann kennen, ein Betragen ist, welches ...."

— „Sie nach Belieben prädiciren können, wenn Ihnen dieß Vergnügen macht," fiel ihm Bischoff etwas stolz und schroff in die Rede. „Zunächst glaube ich Ihnen über meine Handlungsweise, zu welcher ich nach der damaligen Sachlage auf Grund meiner innigsten Ueberzeugung berechtigt war, keine Rechenschaft schuldig zu seyn, und dann ...."

„Ich bitte Sie, Herr Prokurator," unterbrach ihn Lucie sanft und eindringlich, „antworten Sie nicht in diesem Tone, welchen Sie meinem Vater und seinen gereizten Gefühlen zu gute halten müssen. Ich hatte ein ganz anderes Gesuch an Sie richten wollen: — hören Sie mich an, wenn ich bitten darf! Wir Alle halten Herrn Wetz für unschuldig; so wie wir ihn kennen, ist er eines solch gemeinen Verbrechens unschuldig. Er ist arm und fremd, alleinstehend; der Schein ist gegen ihn, aber die Wahrheit, nämlich seine Unschuld, muß doch endlich an den Tag kommen. Man sagt uns, er werde unwürdig behandelt und mit ungesetzlicher, ungebührlicher Strenge abgesperrt. Mein Vater hat schon zu wiederholten Malen vergebens versucht, zu Herrn Wetz vorgelassen zu werden. Sie selber haben ohne Zweifel eingesehen, daß Wetz jenen Diebstahl nicht verübt haben kann; Sie werden daher auch kein Vorurtheil gegen ihn hegen, und es nicht unbescheiden finden, wenn ich mir die Anfrage oder beziehungsweise die Bitte an Sie erlaube, ob Sie nicht geneigt wären, als Anwalt des Verfolgten zu handeln. Ich erbiete mich, Ihnen jede beliebige Summe für Ihre Mühewaltung zur Verfügung zu stellen, denn es liegt uns ungemein viel daran, Herrn Wetz aus seiner gegenwärtigen Lage zu befreien, welche für ihn so demüthigend und entwürdigend zugleich seyn muß."

— „Ich glaube nicht, daß Herr Wetz meiner Anwaltschaft noch bedarf, mein Fräulein, — wenigstens im jetzigen Augenblicke," erwiderte Bischoff mit warmer Theilnahme. „Ich hoffe und wünsche vielmehr, daß der weitere Verlauf der Untersuchung seine völlige Unschuld an den Tag legen und das Gericht nöthigen wird, ihn in Freiheit zu setzen. Sollte er aber jemals meiner Dienste bedürfen, so werden ihm diese nicht entstehen — verlassen Sie sich darauf!"

„Ich danke Ihnen innig für diese Zusage," sagte Lucie mit einem Ton und einer Miene, welche die Wahrheit dieser Versicherung zur Genüge bethätigten. „Unsere eigene bescheidene Lage, welche uns mit Leid und Trübsal so vertraut gemacht hat, läßt uns die Umstände unseres armen Freundes so lebhaft mitfühlen, daß Sie meinem lieben Papa gewiß einige Nachsicht gönnen werden, wenn er ...."

— „Ich hege nicht den mindesten Groll gegen Ihren Herrn Vater, mein Fräulein; ich bin im Gegentheile sehr erfreut, daß der Angeschuldigte solch warme Theilnahme findet und werde mich bemühen, Ihrem schönen Beispiele nachzueifern. Ein Mann, für welchen Sie sich interessiren, kann kein schlechter oder gefährlicher Mensch seyn."

Lucie erglühte, und drängte zum Abschied. Das Gespräch nahm eine Wendung, die allzu persönlich und peinlich für sie war, und sie setzte mit ihrem Vater die Wanderung nach dem etwa anderthalb Meilen entfernten Hagenreut fort. Der Advokat sah ihr bewundernd und mit reger Theilnahme nach; sie hatte ihm ein höheres Interesse für den Gefangenen eingeflößt, das nun um so reger war, als er seine Neugierde bezüglich der eingetretenen Wendung in der Untersuchung des Diebstahls nicht befriedigt sah. Bischoff begab sich nun nach dem Posthause, wo er abgestiegen war, in der Hoffnung, von jenem Polizeibeamten etwas herauszulocken; aber auch diese Hoffnung trog, denn als derselbe vom Gericht zurückkehrte, kam er in Begleitung des jungen Gerichtsbeamten und verweilte nur so lange, bis eine Extrapostchaise bespannt war, worin diese beiden nach der nächsten Eisenbahnstation abreisten. Bald darauf ward ihm der Todesschein des Herrn v. Bernstett überbracht, welcher ihn nöthigte, seiner Mandantin die unverweilte Mittheilung von dem sie so nahe berührenden Ereigniß zu machen.

26. Die Freisprechung.

Einige weitere Tage waren vergangen, da holte man eines Nachmittags unsern Bekannten Wetz wieder aus seinem Gefängnisse zum Verhör. Er war seit jener Begegnung mit Lucie Helmold nicht wieder vorgeführt worden, aber man hatte ihm in der Zwischenzeit verschiedene Erleichterungen seiner Haft angedeihen lassen, die ihm vordem versagt worden waren, z. B. Schreibmaterialien und Briefwechsel, und Besuche von Freunden, namentlich von Förster Henne und dem Hauptmann. In der Gerichtsstube fand er das ganze Gericht versammelt, und die Gesichter dieser kühlen Aktenmenschen verriethen eine ungewöhnliche Bewegung.

„Herr Wetz," hub Herr v. Harrach an, „das Gericht hat Sie als unschuldig befunden und außer Anklage zu setzen. Ihre Vernehmung in der Untersuchung ist zwar noch mehrfach unerläßlich, und Sie haben deßhalb das Handgelübde abzugeben, ohne ausdrückliche Erlaubniß von Seiten des Gerichts den Bezirk nicht zu verlassen und Ihren Wohnort nicht zu wechseln; aber mit Rücksicht auf den heutigen Sonnabend ist das Gericht nicht gewillt, Ihre seitherige Haft noch unnöthig zu verlängern. Sie sind von diesem Augenblicke an frei, mit der Bedingung, kommenden Montag um zehn Uhr Morgens hier wieder zu erscheinen, um in der Untersuchungssache wegen des Diebstahls weiter vernommen zu werden, und einstweilen Ihren Aufenthaltsort anzugeben."

— „Frei?" wiederholte Wetz mit tiefer Bewegung; „wirklich frei und freigesprochen?"

„Beides — hier ist das betreffende Dokument hierüber. Nennen Sie mir jedoch den Ort, wo Sie zunächst Ihren Aufenthalt nehmen werden, und leisten Sie mir nun das Handgelübde, nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß des Gerichts sich aus dessen Bezirk zu entfernen! Ohne Zweifel werden Sie nach dem Oberhofe zurückkehren?"

— „Nein — darf ich mich denn als den Eigenthümer desselben betrachten?" fragte Wetz.

„Noch nicht, die Tradition desselben hat noch nicht stattgefunden; es dürfte noch eine gerichtliche Entscheidung darüber nöthig werden ...."

— „Nun ja, ich dachte es mir," sagte Wetz bitter. „So werde ich meinen Aufenthalt einstweilen in Hagenreut oder in der Gastwirthschaft der Fabrik Schrotheim, dem sogenannten 'Schichthause', nehmen." Er leistete Handtreue auf sein Versprechen, und eilte dann sein Bündel zu schnüren, nachdem ihm seine Geldbörse, seine Uhr und andere Werthstücke zurückgegeben waren. Der Gerichtsdiener, welcher seither sein Kerkermeister gewesen war, schien wie ausgetauscht. Mit einer Dienstfertigkeit, die an Kriecherei grenzte, wollte er Herrn Wetz bei dem Zusammenpacken seiner Effekten zur Hand gehen und schien Mittheilungen auf dem Herzen zu haben, die er für sehr wichtig hielt. Allein Wetz schloß so rasch wie möglich seinen kleinen Koffer und gab dem Gerichtsdiener die Weisung, denselben dem Landboten von Hagenreut zu behändigen, damit derselbe ihn bei dem Förster Henne abgebe. Diese Zelle und dieser Mensch widerten Wetz namenlos an, und gemahnten ihn an die kränkende Unbill, die er hier erduldet hatte. Fort! fort von hier! tönte es in seinem Herzen. Er bezahlte dem Mann seine genossene Verpflegung und legte ein Geldstück als Trinkgeld hinzu; dann eilte er die Treppe hinab und in's Freie. Die Straße nach Hagenreut lag vor ihm und mit eilendem Schritte schlug er sie ein. Wie wohlthuend labte der Anblick der freien Natur sein Gemüth! Es war ein klarer, kühler Frühlingstag; die fernen Gebirge lagen in kaltem blauem Duft, die Wiesen grünten frisch, die Nadelwälder grüßten sein Auge mit hellerem Grün als in den trüben Wintermonden, und seine Lunge sog gierig den reinen Lufthauch ein, während der Gesang der Vögel erquickend an sein Ohr schlug. Fort waren all' die niederbeugenden Gedanken an die Zukunft — seine Seele stand nur für einen einzigen Eindruck offen: für das Bewußtseyn seiner Freiheit und deren Genuß. So wanderte er rüstig fürbaß, und er hätte gar zu gerne mit den Lerchen und Finken und Drosseln um die Wette gesungen und gepfiffen, wenn ihm die Rührung, die ihn erfüllte, eine Stimme gelassen hätte.

So mochte er etwa eine Stunde hingegangen seyn, als plötzlich ein fernes Hundegebell hinter Wetz ertönte, das diesen wie ein elektrischer Schlag durchdrang. War dieß nicht Drako's Stimme? Er sah sich um — weit, weit hinter ihm auf der Straße kam ein weißes Thier daher gerannt, wühlte eine Staubwolke hinter sich auf und gab von Zeit zu Zeit jene eigenthümlichen Laute preis, womit große Hunde ihre Freude und Ungeduld bezeugen. Robert's Herz pochte laut, eine freudige Rührung durchbebte ihn — wenn es wirklich das treue Thier wäre, das den Rückweg zu ihm gefunden hätte? Er setzte die Finger an die Lippen und that einen gellenden, weithin hörbaren Pfiff — der Hund bellte und heulte und sprang in gewaltigen Sätzen die Landstraße entlang — näher, immer näher, — jetzt war er deutlich zu erkennen. „Drako! mein herziges Thier!" Und in der nächsten Minute sprang der gewaltige Hund winselnd, heulend, bellend, mit unbeschreiblichen Geberden der Freude an seinem Herrn empor und leckte ihm das Gesicht, die Hände.

„Mein guter, treuer Hund!" rief Wetz, und die Thränen quollen ihm wider Willen aus den Augen. „Du hast mich wieder gefunden, du edles, wackeres Thier, du treuer, stummer Freund!" und er streichelte das arme Thier, das fast athemlos und matt vor ihm in den Staub der Landstraße niedergesunken war und mit schwerem Keuchen die Zunge weit aus dem schaumtriefenden Munde hing. „Du bist so mager und zerzaust, armes Thier! Es ist dir wohl recht schlimm ergangen in der Fremde, seit der undankbare Schuft von Sepp dich fortgeführt hat? Aber nun sollst du es wieder gut haben bei mir, und deines Herrn letzten Bissen Brod theilen, du liebes, gutes, treues Thier!"

Er ließ den Hund sich verschnaufen, dann setzte er den Weg fort, Drako umsprang ihn immer mit freudigen Geberden, drängte sich an ihn und geberdete sich wie toll vor Vergnügen, seinen Herrn wieder zu haben. Aber offenbar war er sehr ermattet und abgetrieben. Daher sprach Wetz im ersten besten Gasthofe des nächsten Dorfes ein und ließ das Thier recht füttern, obschon die Wirthsleute fast Anstand nahmen, seine Bestellung auszuführen — er war über und über mit Staub und Schmutz bedeckt von den Liebkosungen des Hundes und von seiner Gefangenschaft ganz blaß und verstört, mit fieberisch glühenden Augen und hageren, scharfen Zügen, wie er nun in dem kleinen Spiegel der Wirthsstube bemerkte. Diese Entdeckung lockte ihm ein wehmüthiges Lächeln ab, und er ließ sich rasch reinigen. Nach einem kleinen Imbiß und nachdem der ausgehungerte Hund sich gelabt hatte, brach Wetz wieder auf und wanderte weiter. Der Abend senkte sich schon allmählig hernieder. Er hatte kaum das Dorf hinter sich, so ward er von einer Kutsche eingeholt, worin zwei Herren saßen. Es waren der Aktuar des Kreisgerichts und ein Brigadier der Gendarmerie, den Wetz wohl erkannte, obschon er in Civil war; auf dem Bocke saß der Gerichtsdiener von Otterberg. Es schnürte ihm das jäh pochende Herz eisig zusammen, als der Wagen in seiner Nähe hielt — sollte er schon wieder verhaftet werden? Nein, der Aktuar lüftete nur artig den Hut und fragte zuvorkommend, ob er Herrn Wetz keinen Platz im Wagen anbieten dürfe, da derselbe ermüdet scheine, und der Wagen ihn in Hagenreut absetzen könne? Wetz dankte verbindlich und erklärte nicht müde zu seyn; es wäre ihm unmöglich gewesen, mit diesen Leuten zusammen zu reisen, sowohl wegen der sehr gerechtfertigten Abneigung, die ihm, dem eben erst Freigegebenen, die Handlanger der blinden Themis einflößten, als auch um des Hundes willen, der sehr ermüdet schien und den er nicht neben dem rasch fahrenden Wagen hertraben lassen wollte. Er setzte also seinen Weg ruhig zu Fuße fort, und ließ die Kutsche weiter fahren.

Noch eine Stunde war um — die Sonne neigte sich zum Horizont, und überglühte noch einmal die flache Landschaft. Hier zur Linken von unserem Wanderer lag die Fabrik; nahe dabei und abseits von der Straße das Dorf Hagenreut; dort

hinten glänzten die Kupferdächer der Thürme vom Schloß Schrotheim, und rechts drüben im Felde glühten die Fenster des Oberhofs im Widerschein der untergehenden Sonne. Tiefbewegt blieb Wetz stehen und überschaute die Gegend — seine Heimath; ein wehmüthiges Gefühl zog ihm durch die Seele: zu Hause seyn und doch nicht daheim, welch nagender Schmerz! welch niederdrückendes Bewußtseyn! Er dachte daran, daß er vielleicht in wenigen Tagen oder Wochen diesem Fleckchen Erde wieder Lebewohl sagen würde, um zu seiner Heimath in den Wäldern Canada's zurückzukehren, die er, wie er sich sagte, nie hätte verlassen sollen. Der Hund schien seine trüben Gedanken errathen zu haben, denn er umsprang ihn bellend. Das kurze, keuchende Athmen des Thiers bekundete, daß es dürstete; ein Bad that ihm sicher Noth, und dort drüben lag hinter dem Walde der Weiher von Mosau, und von dort führte ein Fußpfad nach Hagenreut durch das Tannicht, wo Wetz wenigstens den Anblick des Oberhofs entbehrte, der ihm so schmerzliche Erinnerungen erweckte. Er schlug den Seitenweg nach dem kleinen See ein, dessen Nähe die feuchtere, kühlere Luft bezeichnete und der weißliche Duust, der schon über den Kiefern und Fichten empor stieg. Bald war der Entenfang erreicht, wo er damals zuerst mit Henne zusammengetroffen war. Wetz ward dadurch lebhaft an all' die manchfachen Erlebnisse gemahnt, die seit jenem Morgen über ihn hingegangen waren, und starrte gedankenvoll in den grauen Spiegel hinab, in dessen Fluth der Hund sich wohlig tummelte. Die Dämmerung war herniedergesunken, und ein schwermüthiges, eintöniges Grau lag über dem Weiher, dessen Stille kaum durch das ferne Rauschen der Wipfel unterbrochen wurde. Plötzlich knurrte der Hund, schnupperte in die Luft und schwamm an das Ufer. Da war es Wetz, als ob er eilige Schritte und das Rauschen eines Gewandes hörte, und als er aus der Thüre der Schießhütte trat, sah er eine Frauengestalt aus einem der nächsten Waldpfade herauseilen und an eine Stelle des Ufers kommen, wo dieses durch hohe Buhnen und Verpfählung gegen Auswaschung geschützt war. Nur einen Augenblick stand diese Frauengestalt da, rang mit einem Ausdruck der Verzweiflung die Hände, murmelte einige Worte, streckte die Arme gen Himmel, und — ein Sprung — ein Fall — ein Plumps im Wasser und ein schwarzer Gegenstand trieb auf der getrübten Fluth und verursachte eine Menge concentrischer Kreise, die sich immer weiter ausbreiteten.

„Allez, Dragon, apporte! apportez-vite!" rief Wetz dem Hunde zu, der mit einem kurzen Gebell und Winseln wieder in's Wasser sprang und dem treibenden Gegenstand zuschwamm. Wetz war im Nu zur Stelle; das wackere Thier folgte dem Locken und Befehl seines Herrn und schleppte den Körper dem Ufer zu. Eine Minute und Wetz hatte die Frauengestalt gelandet und auf die Böschung niedergelegt. Es war eine hochgewachsene, stattliche, jugendliche Gestalt in Trauerkleidern, einen schwarzen Schleier dicht um Kopf und Gesicht gewunden, welchen Wetz nun mit sicherer Behendigkeit entfernte.

„Ida!" rief er mit einem Ton des Schreckens, als er ihr Gesicht enthüllt hatte, und ein eisiger Schauer durchrieselte ihn. Sein Auge überflog die ganze Gestalt, deren schöne, ebenmäßige Formen die eng anschmiegenden nassen Gewänder umhüllten. Da bemerkte er eine ungewöhnliche, auffallende Fülle und Rundung der Hüftgegend und mit einem Schrei des Entsetzens rief er: „O Himmel, meine Ahnung! Ah, nun begreife ich Alles, Alles! ...." Und es zuckte in seinem Herzen der frevle Gedanke auf: es wäre besser für sie, wenn sie nie wieder erwachte! — Aber dennoch rieb er ihr die Schläfe, die Magengegend, lockerte die Gewänder, welche die Brust beengten, und nach wenigen Minuten öffnete sie die geschlossenen Augen wieder und den Mund, der eine Menge des verschluckten Wassers von sich gab und rang mit dem wiederkehrenden Bewußtseyn. Endlich erkannte sie ihren Retter.

„Ha, Sie sind es, Herr Wetz?" rief sie voll Entsetzen. „Gerade Sie? .... o warum ließen Sie mich nicht umkommen? .... Warum gerade Sie?" Und sie sank von Neuem in Ohnmacht.

Wetz sah ein, daß er Ida nicht hier in der kühlen Nachtluft lassen könne. Zwar war das Dorf Hagenreut, die nächsten menschlichen Behausungen von hier aus, mindestens noch eine starke Viertelmeile entfernt; aber hier half kein Wählen noch Bedenken. Er erhob die Ohnmächtige, Frostschauernde vom Boden, lud sie sich auf die Schulter und schritt aus Leibeskräften davon und dem Dorfe zu. Als er auf die Landstraße herausbog, horchte er in die Nacht hinein, ob kein Wagen des Weges daher komme; aber Alles war stille. Da blieb ihm denn nichts übrig, als rüstig auszuschreiten. Bald gelangte er an die Krümmung der Straße, da wo der Weg nach Hagenreut abbog; dort am Wegzeiger standen einige Personen.

„Herr Wetz, sind Sie es?" tönte Luciens wohlbekannte, klangvolle Stimme herüber, und sie eilte ihm entgegen. „Um's Himmels willen, was tragen denn Sie da?"

— „Eine Unglückliche, für die ich Ihre Hülfe, Ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehme," sagte er keuchend. „Kommen Sie, Helmold, nehmen Sie mir wenigstens meinen Hut und einen Theil dieser nassen Kleider ab."

„Barmherziger Gott, es ist Ida! Und ertrunken?" rief Lucie.

— „Nein, aber beinahe; ohne Drako wäre sie jetzt todt; aber eilen wir, um Ihre Wohnung zu erreichen! Gehen Sie voraus, liebe Lucie, und bereiten Sie ein heißes Bett!"

Das wackere Mädchen bedurfte keines weitern Sporns, als seine Bitte. Sie sprang wie beflügelt voraus, und Helmold half Herrn Wetz seine leblos erscheinende Last tragen und erfuhr von ihm, wie sich die Sache zugetragen, während er ihm zugleich erzählte, er habe soeben erst die Nachricht von seiner Freilassung durch den Botenfuhrmann erfahren, der seinen Koffer zu Henne gebracht habe und ihm begegnet seye, worauf er sogleich mit Lucien sich aufgemacht habe, um ihm entgegenzugehen, da sie es nicht zugeben könnten, daß er anderswo wohne, als bei ihnen. —

Im Wohnstübchen des Hauptmanns saßen Wetz und Henne am späten Abend beisammen, während Lucie im Nebenzimmer die kranke Ida pflegte, und Helmold nach dem Arzt gegangen war. Die beiden Freunde hatten sich so Vieles mitzutheilen.

„Und Du willst also wirklich wieder fort, Reinhold?" fragte der Förster traurig.

— „Ja, ich kehre wieder nach Amerika zurück, und Lucie begleitet mich hoffentlich," erwiderte Wetz resignirt. „Ich kann den Oberhof nicht behaupten, seit mir Sepp mit meinem ganzen

Vermögen durchgegangen ist. Ich kann Mathilden nicht im Schaden lassen, sie behält daher den Oberhof und mein Kauf bleibt null und nichtig; ich habe mir Alles überlegt und an alle Folgen dieser traurigen Geschichte gedacht. Es ist einmal Schickung, daß ich zum drittenmal mein Vermögen verlieren sollte, aber es ist zugleich auch ein Glück, daß ich mein Geschäft in Canada noch nicht verkauft habe. Es ist klein und bescheiden, aber es hat mich seither genährt, und wird mich auch in den Stand setzen, mich und mein Weibchen fortan zu ernähren, und unsere Bedürfnisse sind ja gering. Und was liegt am Ende an dem Gelde, Franz?" fuhr er beinahe heiter fort. „Ich habe so viel Leichtsinn, wenn Du so willst, oder so viel Elasticität des Gemüths, um mich darüber nicht zu grämen; und am Ende hat mir der liebe Gott an Lucien einen größern Schatz gegeben, als an dem todten Mammon. Ich bin eben ein Stiefkind des Weltglücks, und doch zu beneiden um die Liebe eines solch kerntüchtigen, gediegenen Mädchens."

„Das bist Du wirklich," sagte Henne; „die Vorsehung hat Dir gegeben, wo sie Dir nahm. Aber die Heimath solltest Du darum nicht meiden. Dein Antheil an dem Erbe des seligen Richard setzt Dich ja in den Stand, den Oberhof einstweilen zu bewirthschaften, und Mathilde wird Dir schon Kredit geben, oder Dich als Pächter darauf lassen."

— „Nichts da! ich lasse ihr die ganze Geschichte!" erwiderte Wetz lebhaft. „Selbst unter Geschwistern bleibt Geschäft immer Geschäft — Handel duldet keine Freundschaft. Und zudem wird sie ihre Mittel sehr nöthig haben, um ihren erbärmlichen Kerl von Gatten abzuschütteln, denn die Scheidung rückt ja doch immer näher!"

„Die Scheidung? Ei, weißst Du denn noch nicht, daß Mathilde Wittwe ist?...."

— „Wittwe?"

„Ja, der liederliche Bernstett ist todt — in der Schuldhaft gestorben, hat sich vergiftet, wie die Leute munkeln, weil er einsah, daß nach dem Vorgefallenen Herr v. Moritz ihn nicht mehr schonen, sondern ganz zu Grunde richten werde...."

— „Arme Mathilde! also ein neuer Schlag für sie! um solchen Preis frei zu seyn! Ein Zeichen mehr, daß die Hand des Herrn schwer auf diesem Hause liegt! Gott gebe ihr Trost!"

„Bah, sie wird es leicht nehmen, daß sie auf solche Weise ihren Mann losgeworden," sagte der Förster. „Am Ende ist es am besten so, wie es der liebe Gott gefügt hat. Man sagt, sie kehre hierher zurück, und ihr Advokat hole sie ab; vielleicht ist sie schon auf dem Oberhofe."

— „Wirklich?" rief Wetz verwundert. „Ach, ja, wahrscheinlich ist sie schon da, und meine Freilassung ist ihr Werk! — Jedoch, einerlei! ich will von ihr keine Gnade, kein Geschenk! Fort mit dem ererbten Mammon! Ich will arbeiten, rührig schaffen für mein Weibchen und mich, will in meiner seitherigen bescheidenen Zurückgezogenheit bleiben, und mich nicht auf die schwindelnden Höhen wagen, wo so viele Gefahren drohen! Nur ein armes, bescheidenes, stilles Glück, unverkümmert von Neid und Leidenschaft; täglich Brod, Gottesfurcht und Seelenfrieden. Ich lasse den Kampf fallen gegen Moritz und sein Weib — ich bin an ihnen grauenvoll gerächt durch Gottes Hand," setzte er mit einem leisen Schauer hinzu; „so viel Blut um solch vergänglich Gut, um solch eitlen Glanz! Ich danke Gott, daß er mich in der harten Schule der Erfahrung bescheiden und anspruchslos, genügsam und gesund an Herz und Leib erhalten hat. Wenn ich von Richard's Nachlaß noch etwas bekomme, so sey es ein Reisegeld für mich und Lucien und ihren Vater."

„Das kann Dein Ernst nicht seyn. Reinhold! bleib' hier, kaufe Dich hier an, sey es auch ganz bescheiden! Und wenn Du von Deinen reichen Schwestern nichts nehmen willst, so laß Dir von Deinem Freunde leihen — verschmähe das kleine Vermögen nicht, das ich Dir vorstrecken kann — ehrlich und sauer erworbenes Geld!"

— „Guter, wackerer Franz!" versetzte Wetz mit einem Händedruck; „ich danke Dir von Herzen, aber ich kann Dein Anerbieten nicht annehmen. Du hast ein Häuflein Kinder, deren Erbe Du nicht gefährden darfst. Und dann will ich nicht hier meinen Ehestand mit Schulden gründen, während ich drüben schon einen bescheidenen Hausstand und ein kleines Besitzthum habe. Meine herrliche Lucie soll nicht auf Sorgen gebettet werden."

„Aber wenn sie die Wahl hätte, ob sie lieber hier ihr bescheidenes Auskommen mit Sorgen und Schulden haben oder in der Fremde einer ungewissen Zukunft entgegengehen wolle, so würde sie sicher das Erstere vorziehen!"

— „Glaubst Du? Jenun, das wollen wir sogleich ermitteln. Hier kommt ja Lucie so eben!" Und er ging ihr entgegen, die soeben aus dem Nebenstübchen trat.

„Sie schläft nun ruhig, obschon nicht ohne Fieber," sagte Lucie. „Und nun erst darf ich Sie begrüßen, mein Freund! Vergeben Sie mir den Verzug! Wer hätte gedacht, daß dieser Zwischenfall unser Wiedersehen stören würde!"

— „Sey nur zufrieden, mein herrliches Mädchen, mein süßes Herz!" erwiderte er und schloß sie innig in seine Arme. „Ich leihe Dich gerne der Armen. Was ziemt sich besser für euch Frauen und was kleidet euch schöner, als die Linderung von fremden Schmerzen und Nöthen, der christliche Liebesdienst am Schmerzensbett der Mühseligen und Beladenen. Und Du schämst Dich also meiner wirklich nicht, Du Reine, Edle, Fleckenlose?"

„Robert!" flüsterte sie und durch den Ton des Vorwurfs zitterte der Ausdruck einer unbeschreiblichen Liebe.

— „Nenne mich fortan lieber Reinhold, — ich höre diesen Namen weit lieber!" sagte er.

„Reinhold? ein weit schönerer Name!" flüsterte sie; „rein und hold — welch' schöne Eigenschaften! Und sie begegnen sich in Dir, Du starker wilder Mann, trotz all' Deiner ungestümen Kraft!" sprach sie und legte mit schüchterner Innigkeit ihren Arm um seinen Nacken ohne jegliche Prüderie oder falsche Scham vor dem anwesenden Förster.

— „Kleine Schmeichlerin! nicht alle sehen mich mit solch reinen, holden Augen an wie Du!" versetzte er. „Aber Du sollst meinem Freund Henne hier eine Frage beantworten: ob Du lieber hier bleiben und unsere Zukunft mit Schulden und Sorgen beginnen würdest, um in der Heimath einigermaßen standesgemäß vor der Welt aufzutreten, oder ob Du Dich eher entschließen könntest, in dem wildfremden Lande ein rauhes Leben voll

Arbeit und Entbehrungen aber ohne Nahrungssorgen auf Dich zu nehmen?"

„Was soll ich darauf antworten?" erwiderte sie sanft; „ich liebe Dich, mein Reinhold, und vertraue Dir! Du hast zu wählen, ich zu folgen. Du wirst es wohl am besten erwägen, und meine einzige Heimath ist bei Dir, denn:

Die rechte Heimath ist, die wir erstreiten,
Für die wir strebten und gelitten haben,
Und wo uns liebe Menschen treu geleiten!"

— „Hörst Du wohl, Franz? Sieh', sie behält immer Recht; sie hat für jedwede Frage die rechte Antwort!"

„Fürwahr, so ist es, Fräulein!" sagte Henne und drückte ihr herzlich die Hand. „Nehmen Sie meinen aufrichtigen Glückwunsch. Ich danke Gott, daß Reinhold solch eine Wahl getroffen hat, denn ihr seyd beide einander werth. Und nun gute Nacht, Freund; ich lasse Dir das Haus offen und die Lampe brennen, daß Du selber das Gaststübchen finden magst. Gute Nacht, liebe Leutchen! Ihr habt euch sicherlich gegenseitig noch viel mitzutheilen!"

Der Förster ging und ließ die Liebenden allein; aber sie waren zu uneigennützig, um jetzt an sich selber zu denken, wo ihnen so nahe eine Unglückliche in fieberischem Schlummer lag.

„Hast Du bemerkt, in welchem Zustand die arme Ida?...." fragte sie stockend und erglühend den geliebten Mann.

— „Allerdings, ich habe es auf den ersten Blick gesehen, und sogar längst geahnt."

„Wirklich? und ich, die ich mit ihr zusammenlebte, habe keine Ahnung davon gehabt. Und Du glaubst, daß die Scham und die Verzweiflung darüber ihr den unseligen Entschluß zu diesem doppelt frevlen und grauenhaften Schritte eingegeben?" fragte Lucie. „Das ist ja entsetzlich!"

— „Wohl die Thatsache nicht allein, aber vielleicht die Folgen derselben," entgegnete Reinhold. „Wer weiß, ob Ida nicht von der Kommerzienräthin aus dem Dienste geschickt worden ist, nachdem ihr Zustand derselben verrathen worden war! Hat sie nichts erzählt?"

„O nein, sie hat mich zwar erkannt und sich an meinem Herzen ausgeweint, aber keine Sylbe gesprochen. Ida ist ein seltsames Wesen: unter ihrer stillen, scheuen, verschlossenen Außenseite ein so heißes Herz, ein so ungestümes Gefühl, eine solche wilde Leidenschaft, eine solche Kraft der Selbstbeherrschung! Wenn ich daran zurückdenke, wie lange sie die Liebe zu Richard verhehlte, bis dieselbe bei seinem Tode jählings sich verrieth, weil der Jammer .... Und, barmherziger Himmel, welcher Gedanke!" rief sie erschreckend ob einem plötzlichen Lichte, das bei der Erwähnung von Richard's Namen in ihre Seele zu fallen schien; „sollte wirklich?...." Sie wagte nicht zu vollenden, sondern barg weinend die glühende Wange an der Schulter des Geliebten.

— „Es kann kein Zweifel seyn, daß Ida ein Opfer dieses verhängnißvollen Verhältnisses geworden ist," sagte Reinhold. „Aber sollte ihr dieß gerade nicht Nachsicht und Verzeihung von Frau v. Moritz verschafft haben? Hat diese ein Recht, über Ida deßhalb den Stab zu brechen?...."

Draußen ertönten hastige Schritte. Hauptmann Helmold kehrte mit dem Arzte zurück, welch letzterer den freigelassenen Wetz mit einem freundlichen Blick und Händedruck begrüßte. „Verzeihen Sie, daß ich so spät erscheine, aber ich konnte nicht eher abkommen. Das sind ja entsetzliche Ereignisse auf dem Schlosse!"

„Was gibt es denn?"

— „Sie wissen noch nicht? Herr v. Moritz sollte verhaftet werden. Der Aktuar vom Gerichte in Otterberg kam mit dem Brigadier Sturm und dem Gerichtsdiener nach dem Schlosse und wollten ihn abführen auf Grund eines Verhaftsbefehls. Herr v. Moritz verweigerte den Gehorsam und seine Frau bot Bürgschaft an, da sagte der Aktuar: 'Das ist nun zu spät und kann nicht mehr angenommen werden; Herr Moritz ist des Betrugs überwiesen, wir haben das Geheimbuch; Hooll ist verhaftet und geständig, die Rolle des Herrn Wilson gespielt zu haben; man hat bei ihm noch die eigenhändige Instruktion des Herrn Moritz gefunden!' .... Mehr bedurfte es nicht — der Kommerzienrath sank von einem Schlaganfall betroffen zusammen. Man ließ ihm zur Ader und brachte alle möglichen Mittel in Anwendung, allein er hat die Sprache verloren und die Verkrümmung des Mundes und der einen Seite, besonders aber die Verstörtheit des Blickes läßt mich fürchten, daß er zwar vielleicht dem Tode, aber auf keinen Fall dem Blödsinn entgeht."

„Das ist der Finger Gottes!" flüsterte Reinhold tief erschüttert. „O Stolz, o Hochmuth, wo seyd ihr nun!"

— „Ja, es ist furchtbar — die Kommerzienräthin ist ganz darniedergeschmettert, und geberdet sich verzweiflungsvoll. Sie schreit nach Fräulein Jencke, die seit dem Augenblick fehlt, wo sie Zeugin des Schlaganfalls war. Die Dienstmädchen behaupten: der Gerichtsdiener habe ihr auf dem Flur, als sie um Hülfe schrie, heimlich ein Papier zugesteckt, das sie dann bei der Lampe im Vorzimmer gelesen, worauf sie laut schreiend auf ihr Zimmer geeilt seye. Von diesem Augenblicke an hat man sie nicht mehr auf dem Schlosse gesehen."

„Sie hält noch immer ein zerknittertes Papier krampfhaft in der Hand," flüsterte Lucie ihrem Verlobten zu. „Aber ich empfand ein unüberwindliches Grauen davor, es ihr zu entreißen und zu lesen! Mir baugte vor der Kunde der Beweggründe zu diesem verzweifelten Schritt."

— „Du hattest Recht, mein süßes Kind," versetzte Reinhold; „aber ich werde mir das Papier aneignen, und einstweilen aufbewahren, damit es nicht in unrechte Hände gelange."

„Ich halte es für das Gerathenste," fuhr der Arzt fort, „wenn man Frau v. Moritz vorerst nicht wissen läßt, was mit Fräulein Jencke vor sich gegangen ist. Es würde sie allzu sehr erschüttern, und sie hat des Leids genug, und keine theilnehmende Seele um sich — nur elende, heuchlerische Miethlinge. Sie bat mich dringend, Sie zu ihr zu schicken, Fräulein Helmold. Sie bittet Sie um Verzeihung für den übereilten Abschied, den Sie Ihnen jüngst gegeben. Aber ich sehe ein, daß Sie hier bei der armen Ida Jencke nothwendiger sind. Und nun lassen Sie uns nach der Armen sehen!"

Dem geübten Auge des Arztes entging der Zustand nicht, welchen schon Reinhold und Lucie wahrgenommen hatten, und er ward im höchsten Grade davon überrascht. Aber noch über-

raschender für die Anderen waren die Anordnungen, welche der besonnene Arzt nun traf und in Folge deren er nach einer verheiratheten Frau sandte und Lucien und die beiden Männer aus dem Zimmer entfernte. Reinhold war es mittlerweile gelungen, der betäubten, wimmernden Ida jenes Papier aus der Hand zu nehmen und zu sich zu stecken, und er las es erst nachdem er in dem Gaststübchen angekommen war, welches ihn im Försterhause erwartete.

27. Entwicklungen.

Die Leute schauten hoch auf, als sie den Rentmeister Wetz mit Lucien am Arme in den Betsaal treten sahen, um dem Gottesdienste anzuwohnen. Die beiden Verlobten bemerkten wohl, daß sie der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit waren; aber ihr Herz war so voll von eigenen Gedanken und Gefühlen, daß sie sich nicht daran kehrten. Es zog sie mit Uebermacht zu den Füßen des Gekreuzigten hin, um ihre Seele vor Gott auszuschütten; sie hatten so viel zu danken und zu erbitten, sie waren von so unendlich vielen der tiefstgreifenden Empfindungen bewegt und durchschauert. Der Gesang und Orgelton, die Predigt, Alles stimmte sie so unbeschreiblich hehr und weich, daß es schwer wäre, von ihrem Seelenzustand in dieser Stunde auch nur ein annähernd ähnliches Bild zu geben. Auch kümmerte sich die versammelte Gemeinde bald nicht mehr so viel um sie: der Text der Predigt stimmte so überraschend zu den Ereignissen auf dem Schlosse, deren Kunde sich am Morgen im Dorfe und auf der Fabrik verbreitet hatte, und schien eigens von dem jungen Prediger zu diesem Anlaß erlesen, obschon das Zusammentreffen ein rein zufälliges war. Es war nämlich die Parabel von dem ungerechten Haushalter. Nicht nur Reinhold und Lucie, nein alle Zuhörer waren tief ergriffen von der Lehre, welche in dieser Parabel liegt und deren Illustration in dem Geschicke des Kommerzienraths sich so handgreiflich und sprechend kundgab, obschon der Prediger mit seinem Takt sich auch der allerleisesten Anspielung oder Hinweisung auf das Schicksal der Familie Moritz enthielt und sich anstellte, als ob er gar nichts davon wisse. Dieses Schweigen über die Sache selbst aber war beredter und wirkte tiefer auf die Versammlung, als eine berücksichtigende Erwähnung und Hereinziehung dieses Beispiels gethan haben würde. Nur als er am Ende alle von der Strafe ereilten oder unter ihrer Schuld seufzenden und von dem Bewußtseyn ihrer Vergehen darniedergebrückten Sünder in sein Gebet einschloß, und sie der unerschöpflichen Barmherzigkeit des Allmächtigen empfahl, sahen die Meisten darin eine Beziehung auf die schreckliche Heimsuchung, welche über den Kommerzienrath und seine Familie ergangen war.

Als unsere beiden Verlobten nach dem Gottesdienste aus dem Betsaale traten, lüfteten sich alle Hüte und Mützen vor ihnen, begrüßten sie allenthalben freundliche Blicke, und einige der Angestellten der Fabrik kamen sogar heran, um Herrn Wetz zu beglückwünschen.

„Bist Du nun versöhnt, mein Liebster?" fragte Lucie ihren Verlobten. „Hast Du allen Groll gegen Deine Feinde begraben?"

— „Allen und jeden," erwiderte er. „Die Rache ist des Herrn; ich staune, lobpreise und vergebe, so wahr mir dereinst meine Fehler auch vergeben seyn mögen!"

„Du lieber, lieber, trefflicher Mann!" flüsterte sie, drückte seinen Arm und schmiegte sich dichter an ihn. „Ich wußte es ja, daß Du nicht ewig hassen würdest. — Und nun laß mich nach unserer armen Ida sehen!"

Sie trat in's Haus, während er in das Gärtchen hinausging. Es war ein schmales Stückchen Grasland, mit einigen Zwetschenbäumen bepflanzt, von einer Weißdornhecke umhegt, um kein Haar besser, als die meisten schlechtgepflegten Baumgärten der Bauern. Nur in Einer Ecke des Plätzchens war eine kleine Laube von rohen Fichtenstangen errichtet, welche, jetzt vom jungen Grün des spanischen Flieders umrankt und überspannt, einige Bänke und einen Tisch beherbergte. In dieser Laube setzte Reinhold sich nieder, und ließ die Eindrücke, die er aus dem Gottesdienste mitgebracht hatte, in sich nachwirken. Sein Blick schweifte hier hinaus über das Gefilde, das in sabbathlicher Ruhe dalag, wo aus den grünen Saaten mit hellem Sang die Lerchen aufstiegen, wo die Vögel in Büschen und Bäumen zwitschernd aus und ein flogen, wo der melancholische Storch durch die sumpfigen Wiesen stelzte, und der leichte Wind ab und zu die Töne der Kirchenglocken der entfernten Dörfer zu ihm herübertrug. All' dieß zusammen heimelte und muthete ihn doch so unsäglich an, daß er nicht ohne einige Bewegung an den Abschied von diesen Fluren dachte.

Aus seinem Sinnen und Träumen weckte ihn die Stimme des Hauptmanns, der ihn bei Namen rief und dann zu Jemand sagte: „Ja, er ist in der Laube, wie ich geahnt habe!" worauf eine Dame in Trauer über den schmalen Hof in das Gärtchen trat.

„Was seh' ich? Frau v. Bernstett!" rief Reinhold und ging ihr entgegen. In die aufrichtige Freude, sie wiederzusehen, mengte sich etwas Befangenheit, von welcher auch sie nicht frei war, denn sie standen sich eine Minute betroffen gegenüber und rangen nach Worten. Endlich drückte Wetz ihr sein Beileid über den Verlust aus, der sie betroffen habe. Sie wechselte die Farbe, sah ihn mit einem bedeutsam fragenden Blick an, senkte dann das Auge und bedeutete ihm mit einer stummen Geberde, ihr nach dem Hüttchen zu folgen.

— „Lassen wir vorerst meine eigene Lage, Herr Wetz!" sagte sie; „ich will nicht so unwahr seyn, einen Schmerz zu heucheln, den ich nicht empfinde. Ich habe ihm verziehen, — möge der Gott der Gnade ihm ebenfalls vergeben. Ich bin mir keiner Schuld gegen ihn bewußt, und erschütternd ist für mein Gemüth nur sein Ende." Wetz nickte stumm. — „Ich bin gestern Abend aus meinem Zufluchtsort im Auslande zurückgekommen," sagte sie. „Ich kam zu spät, um Ihnen die Freiheit zu verschaffen. — Ihre Unschuld, welche ich stets felsenfest geglaubt habe, war schon zu Tage gekommen. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr es mich schmerzt, daß Ihnen um meines Vortheils, um einer ärmlichen Summe willen, ohne Schuld und äußere Nothwendigkeit so viel Schmach und Unbill widerfahren ist. Ich habe Herrn Bischoff die herbsten Vorwürfe darüber gemacht, und bin hier, Herr Wetz, um Ihnen jede Genugthuung, jede Vergeltung anzubieten, die Sie nur wünschen mögen!"

„Sie sind sehr großmüthig, Madame, aber es bedarf weder der Abbitte und Entschuldigung, noch der Vergeltung — ich bin zufrieden, daß meine Unschuld hergestellt ist!“

— „Sie sind stolz, Herr Wetz, ich weiß es,“ erwiderte Frau v. Bernstett eindringlich; „aber versuchen Sie wenigstens, es mir gegenüber nicht zu seyn. Ich betheure Ihnen, es soll mir kein Opfer zu groß seyn, um Ihnen zu beweisen, wie tief es mich schmerzt, daß Sie so gedemüthigt worden sind!“ Und sie umfing ihn mit einem Blicke, der einen Andern vielleicht trunken gemacht haben würde. Reinhold aber ward nun verlegen von diesem Blicke, welchen er recht wohl zu deuten wußte und doch nicht verstehen durfte. „Die Ehre eines Mannes,“ fuhr Frau v. Bernstett fort und die steigende Gemüthsbewegung machte ihre Stimme beben, „die Ehre eines Mannes ist ein Ding, dessen Werth nicht hoch genug zu schätzen ist; den Makel von der Ihrigen wegzunehmen, soll mir, wie gesagt, kein Opfer zu groß seyn.“

„Eben darum, Madame,“ erwiderte Reinhold, „läßt sie sich auch nicht mit Geld bezahlen. Uebrigens ist die wahre Ehre, die allein echten Werth vor Gott und unserem Gewissen — nicht blos vor den Menschen — hat, kein Ding, das der blose Schein einer Schuld oder ein ungegründeter Verdacht beflecken kann, und mein Gewissen gibt mir die Ueberzeugung, daß trotz meiner Verhaftung und Anschuldigung meine Ehre doch rein ist.“

— „Gewiß, gewiß! so fleckenlos, daß ich .... nicht umhin kann, Ihnen meine .... meine ganze Achtung auszusprechen!“ sagte sie mit glühendem Gesicht und funkelnden Augen. „Auch will ich ja nicht Ihre Ehre mit Geld wägen; — nein, ich möchte nur, um Ihnen mein Mitgefühl zu beweisen, etwas für Ihre Zukunft thun, um sie fürder vor jeder Sorge und Gefahr sicher zu stellen. Und ich kann, ich darf dieß thun: ich bin frei, bin Wittwe und kinderlos!“

„Sie sind so edel, so freundlich gegen mich, gnädige Frau,“ sagte er und hatte Mühe, seine Rührung zu bewältigen; „aber ich bedarf eines solchen faktischen Beweises nicht erst; ich ehre schon die Absicht. Ueberhaupt ist meine Zukunft bereits sicher gestellt. Ich habe mich in den Gedanken ergeben, mein Kapitalvermögen verloren zu haben; aber ich habe noch ein Grundstück in Amerika mit einigen hundert Acres herrlichen Waldes und einer Sägemühle in Canada, dorthin reise ich in kürzester Zeit ab!“

— „Sie gehen?“ rief sie erblassend und sank wieder in die Bank zurück, von welcher sie jählings aufgesprungen war. „Sie gehen?“ fügte sie beinahe lautlos hinzu, und ihre Augen starrten auf den Tisch und füllten sich mit Thränen.

„Was ist Ihnen, gnädige Frau?“

— „Nichts, gar nichts — nur der Schreck! .... doch nein,“ fuhr sie lebhafter fort, „wozu diese Heuchelei, diese Prüderie, die mich schon einmal unglücklich gemacht hat. Sie sind nicht edel, nicht offen gegen mich, Wetz; Sie sind so grausam, mich nicht verstehen zu wollen! .... Warum haben Sie mir nicht offen gesagt, daß Sie den Oberhof erwerben wollen? Um eine Scheinsumme hätten Sie ihn erhalten! Es war die Sündenschuld für Ihren Mangel an Offenheit, daß Sie um Ihr Vermögen bestohlen wurden. Aber es wurde nicht Ihnen gestohlen, sondern mir — Sie waren mein Beamter, mein Verwalter! Ich habe dieß schon dem Prokurator gesagt. Jetzt ist es an mir, Ihnen Ersatz zu bieten! Sie sind so stolz und grausam, mich nicht verstehen zu wollen, weil Sie .... doch gleichviel: ich schenke Ihnen den Oberhof, soweit er mein ist; hier ist die Schenkungsurkunde! Nehmen Sie! Wollen Sie noch mehr? Mein ganzes Vermögen gehört Ihnen, denn Ihnen verdanke ich ja meine Freiheit, meinen Frieden — wenn Sie mir ihn wieder geben können — Ihnen verdanke ich, daß ich erst weiß, was Leben heißt. Robert, ich bitte Sie kniefällig, verschmähen Sie dieses Geschenk nicht! ....“ Und Sie machte Miene vor ihm in die Kniee zu sinken, während sie Hände und Augen zu ihm erhob.

„Mathilde!“ rief er; „wäre es möglich? .... Geben Sie mir die Urkunde, lassen Sie mich sehen, daß es Ihnen Ernst ist! Die Urkunde ist vollgültig. Und Du liebst mich also, Mathilde?“

— „O Robert, ich schäme mich nicht, es zu gestehen! Mag es unweiblich seyn, es ist wenigstens wahr — ich liebe Dich!“

„Mathilde! meine liebe, theure .... Aber halt! Diese Urkunde ist doch nicht gültig ....“

— „Nicht gültig? und warum nicht?“

„Sie lautet nicht auf meinen eigentlichen Namen! Ich heiße nicht Robert Wetz — das war nur ein angenommener Name; mein wirklicher ist .... Reinhold Wegener.“

„Ha!“ rief Mathilde mit einem Schrei, der ihm durch alle Nerven bebte. „Reinhold — Reinhold Wegener! mein Bruder!“

— „Dein verschollener Bruder! Ja, er ist's! Nein, schäme Dich nicht dieses Gefühls, das nicht Frevel ist, sondern nur eine Verirrung! Den Du liebtest, als Dein Gatte noch lebte, der Dich von einer unwürdigen Sklaverei befreien wollte, war ja Dein Bruder, Dein natürlicher Beschützer!“

„Du böser, edler, großmüthiger Mensch!“ schluchzte sie an seinem Hals; „wie grausam und boshaft von Dir, mich so zu hintergehen! Und doch, wer weiß, ob es mir nicht das Herz gebrochen hätte, wenn Du mich als ein mir Fremder verschmäht hättest! — Und gehen wolltest Du? Nein, fürwahr, das darfst Du nun nicht mehr. Julie und ihr Gatte kommen noch heute; Du mußt bei uns bleiben!“

— „Es wird nicht angehen, Mathilde!! ich bin nicht mehr allein; ich bin verlobt mit einem Mädchen, einem armen Mädchen, auf das Ihr vielleicht herabseht, weil es sein Brod verdienen mußte! Ihr würdet Euch vielleicht meiner Wahl schämen, obschon ich stolz darauf bin ....“

„Wie garstig, Reinhold! wofür hältst Du mich?“ rief Mathilde; „und wenn es meine niedrigste Magd wäre, so würde Deine Wahl sie in meinen Augen adeln. Aber wer ist sie? sprich!“

— „Sieh, dort kommt sie! Aber um's Himmels willen, laß sie noch nicht ahnen, daß wir Geschwister sind!“

„Weßhalb nicht?“ fragte Mathilde verwundert.

— „Später sollst Du Alles erfahren — verdirb mir mein Spiel nicht!“

Mathilde stand auf und eilte Lucien entgegen, die sie ungestüm umarmte. „Meinen Glückwunsch, liebe Lucie!“ rief sie unter Thränen der Rührung; „o lieben Sie ihn doch recht

innig, denn es ist so viel Unrecht zu sühnen, das ihm widerfahren ist! Und wenn Sie ihn auf eine Stunde missen können, so senden Sie ihn mir! Wir haben noch so Vieles zu bereden, damit ich eure Wohnung auf dem Oberhofe recht schmuck und behaglich einrichte, denn Ihr sollt bei mir wohnen! Und hier, meine Theure! nehmen Sie diesen Ring hier zu Ihrem Verlobungsringe! — Adieu, Reinhold! heute Nachmittag mehr!" Sie stürzte fort, um ihr Weinen zu verbergen. Reinhold aber drückte Lucien zärtlich an sich, sah ihr feuchten Blicks in die verwunderten Augen, und sagte innig: „Staune nur, meine süße Lucie! die Baronin will mir mit Gewalt den Oberhof schenken. Was meinst Du dazu?"

„Ich hoffe, Du wirst ihn nicht annehmen," sagte sie. „Es wäre weit schöner und lohnender, von unserer Hände Arbeit zu leben; ich würde Dir alsdann werther seyn, als wenn ich blos Deinen Reichthum theilte. Ich hatte es mir schon so schön gedacht, mit Dir Freud und Leid zu theilen. Aber nun komm', sonst wird die Suppe kalt!"

— „Deine Suppe? hast Du gekocht?"

„Ei natürlich! glaubst Du denn, eine blose Gouvernante mit ihrem bunten Flitterstaat von Gedächtnißwissen wäre ein Weibchen für Deine Hinterwälder? Ich habe mir von jeher Mühe gegeben, auch der Hauswirthschaft nicht fremd zu bleiben, und eine praktische Tüchtigkeit zu bewähren!"

— „Meine süße, herrliche Lucie!" flüsterte er ihr zu; „ich wußte es; ich ahnte es aus Deiner stillen, bescheidenen Weise. — Aber wie geht es Ida?"

„Sie ist schwach und erschöpft, der Doktor macht wenig Hoffnung auf ihre Rettung. Sie hat mich gebeten, nach Tische zu Frau v. Moritz hinüber zu gehen und diese hieher zu bitten."

— „Hieher? — Und Du glaubst, daß sie kommen wird?"

„Ida hofft es — wir wollen ihr diese Illusion nicht benehmen. Aber geh' nicht zu ihr hinein, mein Reinhold! sie würde allzu sehr beschämt werden, hörst Du?"

— „Sey ohne Sorgen, mein süßes Herz! ich ahnte dieß selbst! O mein Kind, ich bin so glücklich, so froh, daß ich etwas von meinem Glücke preisgeben möchte, um Ida's Leben zu retten und ihr wieder frohen Muth zu geben!"

Sie traten in's Haus und verzehrten mit sinniger Heiterkeit im kleinen Kreise das frugale Mahl. Dann sah Lucie nach ihrem armen Pflegling, nahm den Shawl um und ging unter Reinhold's Geleite nach dem Schloß. Reinhold ging nur bis an's Parkthor und wartete dann auf die Rückkehr Luciens. Es widerstrebte ihm aus mehr als Einem Grunde, diese Räume jetzt wieder zu betreten, nachdem die Trauer eingezogen war in die Hallen des Stolzes. Aber er dachte ohne Groll und Schadenfreude an die Umwandelung, die dort nun sich vorbereitet hatte. Lucie kam bald wieder zurück. „Frau v. Moritz ist nach Otterberg gefahren," sagte sie; „aber man wird ihr den Wunsch Ida's ausrichten, sobald sie heimkehrt. Die Kunde von Ida's Unfall ist bereits auf das Schloß gedrungen. Frau v. Moritz wollte den Kreisrichter selber sprechen, um zu vermitteln, wo Geld und Geldeswerth die Verantwortlichkeit des Kommerzienraths etwas mildern könnte. Sie soll so sehr niedergeschmettert und gleichsam umgewandelt seyn, daß man sie kaum mehr wiedererkenne. Sie hat ihre Kinder mitgenommen, die sie von Otterberg aus nach der Residenz in eine Pension schicken will."

„Wohl ihr, wenn sie ihr Herz endlich der Demuth öffnet," sagte Reinhold.

Als sie nach Hause kamen, fanden sie den Förster Henne vor. „Komm' mit in den Garten, Freund," sagte er zu Reinhold. „Ich habe einen wichtigen Fund gethan. Während Du nämlich zu Otterberg im Thurme saßest, wurden die Effekten Deines Bruders Richard endlich versteigert. Ich war bei der Versteigerung, wollte mir ein Gewehr kaufen zum Andenken an den armen Jungen; da sah ich denn, daß auch noch andere Dinge unter den Hammer kamen: die Bilder Deiner Eltern, — Deines seligen Vaters Pfeifenbrett — sein Schreibtisch, — kurz der ganze Inhalt von den drei Stuben, wo Du mit dem seligen Richard gewohnt hattest. Es schnitt mir in's Herz, diese Reliquien an Fremde kommen zu sehen. 'Wenn Reinhold frei wäre,' dachte ich, 'er würde sie gewiß kaufen.' Und so macht' ich denn kurzen Prozeß, und ersteigerte die ganze Geschichte um eine geringe Summe, denn als ich sagte: ich kaufe im Auftrage der Kinder, da bot mir kein Mensch mehr darauf, und ich bekam die Möbeln und Porträts um den Anschlagspreis."

„Ich danke Dir auf's Beste, mein Freund! Du hast mir da einen großen Gefallen gethan!"

— „Bah, hör' nur weiter!" sagte Henne. „Es versteht sich wohl von selbst, daß das nur eine Pflicht von mir war; aber ich habe Dir noch nichts von meinem Funde gesagt! Also höre! Ich ließ die Möbeln drüben auf der Fabrik stehen, bis ich würde darüber verfügen können. Aber vorigen Donnerstag trug man mir auf, die Zimmer zu räumen, weil sie dem neuen Buchhalter zugewiesen seyen. Ich schicke also den Tischler von Hagenreut mit seinen Leuten hin, um die Möbeln herüberzuschaffen. Eine Schublade an dem Schreibtische war nicht herauszukriegen; kein Schlüssel wollte öffnen, oder war das Schloß verdreht. Als wir den Schreibtisch aufstellten, sende ich nach dem Schlosser und lasse aufsperren. Da deutet er auf eine Schraube und sagt: 'Ich wollte wetten, das ist ein Vexier von einem verborgenen Fach oder einer geheimen Schublade!' Der Tischler bestätigte es. — 'Holt noch zwei Urkundspersonen, Meisters, falls Ihr davon so überzeugt seyd, und sperrt dann auf!' Gesagt, gethan! Kaum wird die Schraube gedreht, springt ein Stück Gesims auf und zeigt eine flache Schublade; wir ziehen sie heraus und finden sie voll Papier, darunter ein Testament mit sieben Siegeln. Flugs schlage ich einen Bogen Papier um die ganze Schublade, und fort damit zum Waisengericht. Dort öffnet man das Testament; es ist nur um einige Monate älter, als dasjenige, welches Dich enterbte und deutlich als letzte und ausdrückliche Willensmeinung bestätigt. Allerdings galt es nicht mehr, aber hier ist es: für den Reinhold, dacht' ich, hat es doch noch immer Werth. Die anderen Papiere sind noch bei mir: meist Familienurkunden und eine Hauschronik. Sollst sie heute Abend erhalten!"

Reinhold nahm mit dem aufrichtigsten Dank das geöffnete Dokument aus den Händen seines wackern Freundes und durchlas es. Sein Vater hatte darin bestimmt, daß der seinem abwesenden Sohne Reinhold zufallende Theil in gerichtliche Verwaltung genommen und demselben bei etwaiger Heimkehr ausgehändigt werden solle. Auch hatte die Leitung des Etablisse-

ments an Diesen überzugehen, wenn derselbe sich dieser Aufgabe gewachsen zeige, und der Ertrag des Geschäfts sollte zu gleichen Theilen unter die Kinder aus beiden Ehen und die Frau Henriette getheilt, auch derselben das Schloß sammt Park als Witthum belassen werden. Außerdem war eine Summe bezeichnet, aus deren Ertrag alljährlich öffentliche Aufforderungen zur Heimkehr in den gelesensten deutschen, englischen und amerikanischen Zeitungen an den abwesenden Reinhold erlassen und die Kosten hiefür auf seinen Antheil übernommen werden sollten. Alles deutete darauf hin, daß der Erblasser seinem ältesten Sohne verziehen hatte und noch immer wohl wollte.

Der Inhalt dieser Urkunde, die als Duplikat bezeichnet war, regte eine lange, inhaltsschwere Gedankenreihe in Reinhold an, während er so darüber nachsann und im kleinen Gärtchen auf und nieder ging. Plötzlich hörte man eine Equipage im schärfsten Trab heranfahren und gerade vor dem niedrigen Bauernhäuschen halten, welches der Hauptmann bewohnte. Ein einziger Blick über die Hecke hinaus belehrte Reinhold, daß es der Wagen vom Schloß war, mit Kutscher und Lakaien in tiefer Trauer. Der Schlag ward geöffnet, die stattliche beleibte Gestalt der Frau v. Moritz herausgehoben, welcher ihr Kammermädchen folgte, um sie zu führen; aber die stolze, zuversichtliche Haltung der Frau war einer gedrückten, gebeugten gewichen. Die glänzende Equipage bildete einen schneidenden Kontrast dazu.

Lucie winkte ihrem Verlobten heran und er gehorchte ihr und betrat gleichzeitig mit Frau v. Moritz die niedrige Wohnstube. Er bot ihr einen Stuhl und gab den übrigen Anwesenden einen Wink, ihn mit der Dame allein zu lassen, was denn auch geschah.

„Wer ist hier?" fragte sie schüchtern. „Sind Sie es, Herr Wetz?"

— „Mein Name ist Reinhold Wegener, Madame," entgegnete er ruhig. „Lassen wir die Mummerei endlich fallen!"

Das war nicht der leichteste Streich, den ihr diese Tage brachten; man sah es an dem Erbeben, an dem Schrecken, welcher sie beinahe vom Stuhle schleuderte, und eine Weile der Sprache beraubte. „Reinhold?" stammelte sie endlich; „Sie sind Reinhold? Also doch? . . . . Erbarmen!"

„Fassen Sie sich, Madame, denn Sie werden der Fassung bedürfen!" sagte er sanft. „Mißdeuten Sie die Motive nicht, aus denen Sie hieher gebeten wurden! Nicht ich habe Sie bitten lassen, sondern eine arme, hilflose, verzweifelnde Person, die dem Tode nahe ist. Unser Zusammentreffen ist ein ungesucht zufälliges, und ich denke nicht daran, die Rache an Ihnen zu nehmen, welche Sie vielleicht fürchten. Was endlich über Sie hereingebrochen, ist nicht blinder Zufall, nicht ungefähres Mißgeschick, — es ist ein mahnendes Zeichen von oben, der Vorbote und Heroldsruf der e w i g e n Strafgerechtigkeit."

Frau v. Moritz bebte an allen Gliedern, denn gerade dieser gelassene Ton, diese Mäßigung seiner Sprache erschütterten sie tiefer und nachhaltiger, als leidenschaftliche Vorwürfe und Kränkungen gethan haben würden. „Sie haben Recht, Herr Wegener; menschliche Berechnungen sind eitel wie menschliche Bestrebungen; jede Schuld rächt sich auf Erden. Aber was soll ich hier noch erfahren?"

„Die Vorsehung wählt ihre Werkzeuge wunderbar," erwiderte er. „Dort in jenem Kämmerchen liegt Ida Jencke, dem Tode nahe. Gestern Abend, als Herr v. Moritz verhaftet werden sollte, ward ihr ein Billet in englischer Sprache zugesteckt, geschrieben von demselben Hoelk, dessen Arm Sie einst gedungen hatten, um mich in St. Louis aus der Welt zu schaffen. Dieß Billet ist in meiner Hand und ich habe es gelesen. Hoelk, feig und erbärmlich wie er von jeher gewesen, enthüllt darin Ida das Geheimniß ihrer Geburt und beschwört sie, ihm die Mittel zur Flucht zu verschaffen, widrigenfalls er sie und ihre Mutter vor dem Schwurgericht compromittiren werde. Scham, Verzweiflung und ein Abscheu vor sich selber trieb Ida davon, um sich in den Mosau-Weiher zu stürzen. Mein Hund und ich haben sie herausgezogen und gerettet. Ich trug sie hieher. Heute Nacht ward sie — Mutter eines todten Knäbleins, dessen Vater ich nicht nennen will, weil der Schauer mir die Zunge bindet . . . ."

Die stolze Kommerzienräthin brach mit einem stöhnenden Seufzer zusammen, der dem Hörer das Haar sträubte; sie bedeckte das Gesicht mit den Händen, aber sie hatte keine Thränen mehr. Nur sie und Reinhold begriffen die Wucht von Schmach und Seelenpein, die auf sie herabdrückte. „Gott sey mir gnädig!" entrang sich endlich beinahe tonlos ihrer gepreßten Brust. Sie winkte ihm fortzufahren und vergrub ihr Gesicht in die weichen Falten ihres Shawls.

„Ich bitte Sie nur um Eines, Madame," hub er von neuem an, „und diese einzige Bitte ist der Zweck, um dessen willen ich Sie spreche: wenn Sie Ida sprechen, so beschuldigen Sie wenigstens Hoelk der Lüge und lassen Sie das arme Kind in dem Wahne scheiden, daß Hoelk sie belogen habe. Die Wahrheit wäre Mord, Mord an Leib und Seele — diese Unwahrheit wird Gott Ihnen und mir vergeben!"

Henriette richtete sich rasch auf und ihre erloschenen Augen auf Reinhold. Ihre Züge drückten die höchste Ueberraschung, das ungläubigste Staunen aus. „Was höre ich? Dieß rathen Sie mir?" rief sie; „oder ist es nur eine Falle, um mich zu fangen, damit Sie hernach m e i n e Schmach, m e i n Vergehen, meine unaussprechlich furchtbare Strafe von den Dächern predigen können?"

„Madame," erwiderte er mit einer bescheidenen Ruhe der Selbstüberwindung, die ihn leuchtender als die höchste Würde kleidete; „außer uns beiden weiß nur Ida um dieses furchtbare Geheimniß. Hier ist das Papier — zerstören Sie es. Wann es fehlt, so können Sie Ida, die es vielleicht nur ein einziges Mal gelesen hat, glauben machen, daß sie sich getäuscht oder daß Hoelk gelogen habe — Sie können ihm sein Schweigen abkaufen. Und vielleicht hat er nicht zum zweiten Male mehr Gelegenheit, Ida's Seele mit diesem Grauen zu erfüllen; wer weiß, ob sie es überlebt!"

— „Reinhold, ist dieß Ihr Ernst? Ist dieß Ihre ganze Rache?" fragte sie zweifelnd.

Er seufzte. „Der Himmel ist mein Zeuge, daß es die furchtbarste ist, welche die Vorsehung in meine Hand legen konnte," erwiderte er.

„Ich begreife Sie kaum. Sie sind ein wunderbarer Mensch, Reinhold."

— „Ich bin der Sohn meines Vaters, und will seiner

Vergebung würdig seyn, Henriette. Ich weiß, er hat mir nicht geflucht, er hatte mir vergeben; er sehnte sich nach Nachrichten von mir, und Sie beraubten ihn in der letzten Stunde dieses Trostes und stahlen mir seinen Segen und sein Erbe. Dieß wird in Ihrer letzten Stunde noch auf Ihrem Gewissen brennen, und Sie in der Ewigkeit, die ich wenigstens felsenfest glaube, von Ihrem Gatten scheiden. Sie logen, betrügten und stahlen für Ihren Sohn Richard — er starb in meinen Armen, und wußte, daß er am Herzen seines Bruders sein junges Leben aushauchte. Er fiel räthselhaft genug von der Hand Ihres Stiefsohns, und ich bin einer von Richard's Erben, wie ich sein bester Freund war. Sie stahlen für Ihren zweiten Mann, und er lohnte Ihnen mit unwürdiger Knechtschaft, mit Schande und der Verachtung aller Guten. Wenn dieß Alles nicht Rache genug ist, so wäre ich ein Thier, ein Ungeheuer, und kein Mensch und Christ."

Er ging hinaus, denn er hatte sich in eine Aufregung hineingeredet, die er der Blinden nicht zeigen wollte. Draußen auf dem Flur traf er Lucien, die ihn erwartungsvoll anblickte. Er umarmte sie zärtlich und sagte: „Wir sind quitt, Frau v. Moritz und ich; wir haben mit einander abgerechnet. Führe sie nun zu Deinem Pflegling."

Sie sah die Thränen in seinem Auge glänzen, den weichen, wehmüthigen Ausdruck seines Gesichts; sie ahnte, was er gethan hatte, und drückte einen schüchternen Kuß auf seine Wange; dann ging sie, die Blinde zu Ida zu führen. —

Mittlerweile rauchten und plauderten Helmold und Reinhold mit einander. Sie hatten sich so Vieles mitzutheilen, was den kleinen Zeitraum von Reinhold's Haft ausfüllte. In diese zwei Wochen hatten sich für jeden der beiden Männer so viele innere und äußere Erlebnisse zusammen gedrängt. Reinhold erfuhr erst jetzt, daß Lucien der Brief, welchen sie an das Kreisgericht geschrieben hatte, um sein Alibi während der Zeit des Diebstahls nachzuweisen und der ihre Vorladung vor Gericht behufs der Vernehmung zur Folge gehabt, auch ihre Stelle gekostet hatte. Frau v. Moritz hatte sie auf das Geständniß hin, daß sie mit Wetz ein Stelldichein gehabt und sich mit ihm verlobt habe, auf eine beinahe beschimpfende Weise unverweilt und ohne Zeugnisse entlassen, um sie recht empfindlich für diese Undankbarkeit, wie sie es nannte, zu bestrafen. Lucie aber hatte sich ruhig darein ergeben, denn einmal war es ihr ein tröstlicher Gedanke, für den Mann ihrer Liebe ein Opfer zu bringen, und zum andern flößte ihr der Aufenthalt in diesem Hause nachgerade Grauen ein, denn sie konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß demselben eine schwere und doch beinahe wirkungslose Heimsuchung bevorstehe.

„Und was haben Sie denn dazu gesagt, Papa Hauptmann, daß wir uns so hinter Ihrem Rücken und auf eigene Faust verlobten, und daß meine herrliche Lucie mir ihre ganze Existenz zum Opfer brachte?"

— „Blitzjunge, ich hätte Sie erwürgen können, wenn Sie mir nicht so theuer wären," versetzte der Hauptmann. „Aber ich habe mir von jeher sagen müssen: wenn das Mädchen jemals heirathen soll, so möge es nur ein ganzer Mann seyn, den sie nimmt; und das sind Sie. Was soll ich nun mich lange sträuben und sperren? Mich dünkt, bei euch beiden wäre doch all mein Widerstand umsonst! Und zudem wußt' ich ja längst, daß ihr einander von Herzen gut waret. Nur fürchtete ich, ihr beide würdet aus lauter Zartgefühl und Edelmuth und gegenseitiger Hochachtung gar nie dazu kommen, es euch zu sagen, wie sehr ihr euch gut seyd."

„Da haben Sie wenigstens mich nicht unrichtig beurtheilt, Papa!" sagte Reinhold. „Ich hätte wirklich vielleicht kaum so viel Unbefangenheit und Muth gehabt, Lucien meine Gefühle zu gestehen, wenn mir jener räthselhafte Brief nicht so unerwartet die Gelegenheit dazu verschafft hätte. — Aber was werden Sie erst sagen, wann Sie erfahren, daß meine herrliche Lucie und ich entschlossen sind, nach Nordamerika zu gehen? . . . ."

— „Ihr? Bah, Blitzjunge, das ist Ihr Ernst nicht! Männer wie Dich kann auch die Heimath wohl gebrauchen, denn sie sind bei uns dünn gesäet. Du wirst hier Dein Auskommen auch finden."

„Mag seyn, aber drüben hab' ich doch einen freieren Wirkungskreis, mehr Ellbogenraum, weniger Vorurtheile und mehr persönliche Freiheit. Es müßte sich noch sonderbar fügen, wenn ich hier bliebe!"

— „Jenun, in Gottes Namen," sagte Helmold mit einem tiefen Seufzer; „jedenfalls dürft ihr nicht ohne mich gehen, obschon ich mir nie hätte träumen lassen, daß ich in meinen alten Tagen noch einmal auswandern sollte. Mit euch aber gehe ich, meine Kinder; es wird sich auch drüben noch eine Thätigkeit für mich finden lassen, die mich nährt. Ich habe meine alten mathematischen Bücher wieder hervorgesucht und bei dem hiesigen Feldmesser Unterricht genommen, um wenigstens noch etwas zu treiben, was besser ist als Müssiggang . . . ."

„Bravo, bravo!" rief Reinhold und drückte ihm die Hand. „Feldmesser sind bei uns in Canada gesucht, und an Land, das zu vermessen ist, fehlt es nicht. Wir werden Sie trefflich verwenden können, und ich verspreche Ihnen zur Winterzeit eine schöne Jagd auf Elennthiere und Bären und Wölfe . . . ."

— „Bah, zum Henker mit der Jagd! Dieses Vergnügen, so edel und männlich es ist, will doch am Ende weniger Mehr heißen, als eine Maske für den Müssiggang. Aber wer kommt denn hier? Mein kleines Häuschen ist in Jahren nicht von so vielen Equipagen besucht worden als heute! Das ist ja eine Extrapostchaise, und beim Geier! auf dem Bocke neben dem Postillon sitzt der Schuft von einem Dieb, der Sepp von Alfdorf!"

So war es auch; die Kutsche hielt vor dem Häuschen. Drako sprang mit unbeschreiblich freudigem Gebell und Heulen um die Pferde herum und an dem Kutschbock hinauf, den Sepp zu begrüßen, der den Arm in einer Schlinge trug, und sehr bleich aussah, langsam herunterkletterte und es dem Postillon überließ, seinen Passagieren den Schlag zu öffnen. Sepp hatte mehr zu thun: er brachte dem Hunde eine Wurst und liebkoste ihn.

„Was hat denn dieß zu bedeuten?" fragte Reinhold, und blickte gespannt aus dem Fenster. Zuerst stieg der Prokurator Bischoff aus, bei dessen Anblick sich Reinhold's Gesicht unwillkürlich verfinsterte. Als ihm aber zwei hagere, alte Herren in ziemlich modischer und eleganter Kleidung, die sogar die Mäntel und Reisepelze nicht verdeckten, folgten, entfuhr ihm ein

Schrei fröhlicher Ueberraschung und er stürzte hinaus und umarmte das eine dieser Männlein so stürmisch und leidenschaftlich, daß er ihm den Hut, sammt der blonden Perrücke verschob und ihn beinahe zum Falle brachte.

„Wie, Herr Hannewinkel, Sie kommen selbst?" rief er; „wie gütig von Ihnen, wie liebevoll! Seyn Sie mir tausend, tausend Mal willkommen! Sie haben also meinen Brief erhalten?"

„Freilich, mein lieber Junge! Freilich! Aber zuvor schon hatte das verwünschte Gericht geschrieben und mich von unseren Gerichten vernehmen lassen über Dich, was mir gar nicht angenehm war, denn ein erbgesessener Kaufmann erscheint nicht gerne vor dem Kriminalgericht. Man kommt dadurch so leicht in der Leute Mund, und das schadet der Ehrbarkeit. Als ich aber Deinen Brief erhielt, da sagt' ich zu Ellken — das ist nämlich mein Freund Ellken, den Du ja von früher kennst — 'Ellken,' sagt' ich, 'der Junge ist in eine faule Geschichte verwickelt, an der er unschuldig ist. Ich muß hinreisen und ihn flott machen. Geht Ihr nicht mit?' — 'Ich gehe,' sagte er; und so ziehen wir jeder ein Sümmchen Geld aus der Bank, setzen uns auf die Eisenbahn und dampfen gemächlich hieher — Ihr fahrt sehr schlecht hier im Süden, — nicht einmal Nachtzüge, — und kamen heute Vormittag in dem kleinen Neste an, wo Du eingesponnen worst. Aber sie hatten den Vogel schon wieder fliegen lassen, und wenn wir daher die Reise nicht umsonst gemacht haben wollten, mußten wir auch noch einige Meilen weiter fahren, und da war denn dieser Herr Prokurator hier, auch ein Bekannter von Dir, so freundlich uns zu Dir zu führen."

Reinhold verbeugte sich stumm gegen Bischoff, und drückte dem winzig dürren, kleinen Ellken die Hand, der wie eine gelbe wandernde Mumie anzusehen war und mit dem ganzen Gesichte lachte im Vorgefühl des Genusses, den er sich durch lange, lange Erzählungen vor diesen neuen Zuhörern würde machen können. Er hub an: „Ja, ja, so ist es gekommen, mein lieber Wetz, und wir sind hier, Sie aus der Patsche zu ziehen wegen des Gutskaufs. Das Grundstück soll Ihnen erhalten werden, denn man soll nicht sagen, daß zwei erbgesessene Kaufleute um lumpiger zwanzigtausend Thaler willen, die überdem gut radicirt sind, einen braven Kerl, der unter ihnen incipirt hat, zu Grunde gehen lassen.; Ne, dat zoll nich sien. Und wir können uns schon den Spoß, daß wir diesen königlichen Gerichten da eine Nase drehen, ein Stückchen Geld kosten lassen, — nicht wahr, Hannewinkel?"

„Sicher, sicher! Dat zoll nich sien, Sie sollen ihn nich haben — nicht wahr, Ellken?" sagte Herr Hannewinkel und lachte seelenvergnügt über seinen Witz. „Der Junge ist ja doch einmal mein Pflegkind, nicht wahr Ellken?"

— „Kommen Sie in's Haus, meine Herren," bat Reinhold, denn die Nachbarschaft schaarte sich nachgerade in hellen Haufen um die beiden Gefährte.

„Herr Rentmeister! Gott grüße Sie!" sagte Sepp zu Reinhold, der noch auf der Haustreppe stand; „Sie thun ja, als ob Sie mich nicht mehr kennen würden?"

— „Doch, doch, Sepp! Wo kommst Du her?"

„Geradewegs aus dem Thurm von Otterberg, wo sie mich heute Mittag losgelassen haben!" sagte Sepp etwas verlegen; „der Herr Prokurator da hieß mich mitfahren!"

— „Drücken Sie ihm immerhin die Hand, dem ehrlichen Burschen, denn Sie verdanken ihm viel, Herr Wegener!" sagte Bischoff.

„Wegener? Wie, Sie wissen also . . . ." fragte Reinhold betroffen.

— „Allerdings! kommen Sie nur herein; ich bringe Ihnen einen ganzen Schwall von guten Nachrichten! Sepp hat den Dieb des Geldes eingefangen und sammt dem Raube zur Haft gebracht; alle Ihre Papiere und Gelder sind wieder beigeschafft; Sie sind der unbestrittene Besitzer des Oberhofs — kommen Sie nur: ich brenne vor Begierde, Ihnen Alles zu erzählen und das Vorurtheil zu beseitigen, worin Sie gegen mich befangen scheinen." Reinhold umarmte stumm den Sepp, der halb verlegen seine Mütze in der einen Hand drehte.

„Hätten Sie gestern Abend Otterberg nicht so schnell verlassen," hub Bischoff an, als Alle in dem Wohnstübchen standen und saßen, „so wäre Ihnen der ganze Thatbestand noch durch mich erzählt worden, der ich Sie im Posthause erwartete. Herr v. Harrach war nämlich so beschämt und aus der Fassung gebracht durch den Zwischenfall, den ich Ihnen erzählen will, und durch die neuen Ergebnisse der Untersuchung, daß er außer Standes war, Ihnen eine Aufklärung über die Motive Ihrer Freisprechung zu geben. Der weise Herr hat ganz den Kopf verloren, seit er von der ersten Fährte abgebracht ist. Der Dieb, welcher jene große Summe auf dem Oberhofe stahl und zu diesem Behufe Feuer anlegte, ist ein gewisser Hoell . . . . . Sie kennen ihn schon, wie es scheint. Durch den Feuerlärm erschreckt, hat Sepp Ihre Stube verlassen und die Thüre offen gelassen, der Hund lief ihm nach, der lauernde Dieb schlich sich herein, erbrach ohne große Mühe den Schreibtisch und entfloh mit dem Geld und dem Reiseschreibpulte durch das Fenster. Sepp erinnerte sich während des Brandes, und als er dessen geringe Gefahr sah, seiner Verantwortlichkeit und des ihm von Ihnen gegebenen Auftrages, das Zimmer ja nicht zu verlassen. Er kehrte daher dorthin zurück und fand, was sich in seiner Abwesenheit zugetragen hatte. Im ersten Augenblick war er ganz starr vor Schrecken; dann aber sammelte er sich wieder einigermaßen und untersuchte das Zimmer. An einem Riegel des Fensters, durch welches der Dieb entwichen war, hing ein Fetzen von einem dunkelrothen seidenen Taschentuch mit weißem Rand, als ob das Tuch hier abgerissen worden sey. Der Fetzen war blutig und roch stark nach einem Parfum, und die Farbe des Tuchs und der Geruch brachten den Knecht mit Einemmale auf die Spur des Diebes. Es konnte nur der Amerikaner Wilson seyn, bei dem er wenige Tage zuvor anläßlich seiner Besichtigung des Oberhofes ein Taschentuch bemerkt hatte, das von diesem Muster und Farbe und Geruch war. Im Nu war er daher sich klar, was er zu thun hatte. Er pfiff dem Hunde und verließ das Haus, gab dem verständigen Thiere die Witterung und brachte ihn auf die Fährte des Diebs. Dieß schien jedoch keine leichte Sache zu seyn, denn der Hund suchte in einem weiten Umkreise um den Oberhof ab, so daß Sepp sich endlich überzeugen mußte, der Dieb habe vor Begehung des Einbruchs die Gebäude erst in weitem Kreis umschlichen, um die Oertlichkeit

zu recognosciren, und der Hund weise jetzt alle diese Kreise und Kurven nach. Endlich gab er dieses fruchtlose Suchen auf und schlug den kürzesten Weg zur nächsten Eisenbahnstation ein, wo er jedoch erst ankam, als der erste Morgenzug schon abgefahren war. Er folgte mit dem zweiten und verschaffte sich die Mittel dazu durch Verkauf seiner silbernen Uhr mit schwerer Silberkette, wie sie unter dem Landvolk dieser Gegend üblich sind. Er mußte sich so gleichmüthig wie möglich stellen, um nicht aufzufallen. Gelegentliche Erkundigungen nach dem Flüchtling, den er verfolgte, brachten ihn jedoch bald auf die Ueberzeugung, daß er ihm auf der Fährte seye. Mehrere Personen hatten einen Herrn auf den Bahnhöfen gesehen, der die linke Hand mit einem rothseidenen Tuche umwickelt hatte. Kurzum, er verfolgte den Dieb über den Bodensee, durch die ganze Schweiz, bis in die Grenzstadt **; hier ging ihm das Geld aus, und er sah ein, daß er von seiner Verfolgung abstehen mußte, obschon er überzeugt war, daß der Räuber nur zwei bis drei Stunden Vorsprung vor ihm habe. In ** hatte Sepp einen frühern Bekannten, einen Handwerker, der sich als Meister niedergelassen hatte. Von diesem wollte er sich etwa hundert Franken als Anlehen verschaffen, und hoffte dann seinen Zweck zu erreichen. Auf das einfachste Mittel, den Verbrecher unter Beihülfe der Polizei zu verfolgen, war er aus Scheu vor der Polizei noch nicht verfallen. Während er nun in jener Stadt herumläuft, seines früheren Mitgesellen Wohnung zu erfragen, glaubte er plötzlich in der Ferne den Amerikaner zu sehen, der aus einem Hause kommt, aber bald in einem Menschenknäuel verschwindet. Sepp hat jedoch das Haus sich in's Auge gefaßt: im Parterre ist die Stube eines Wundarztes, bei dem er sich erkundigt und erfährt, daß dieser soeben einem fremden Herrn, auf dessen Gestalt und Aeußeres Sepp's Beschreibung zutreffe, eine tiefe Stichwunde an der linken Hand verbunden habe. Nun rennt Sepp zuerst zum Bahnhof, — es geht binnen einer halben Stunde kein Zug ab, dann von einem Gasthof zum andern, bis er den Fremden mit der verbundenen Hand erfragt hat; dann eilt er auf das ihm bezeichnete Zimmer desselben, erwischt ihn, will ihn packen, sie raufen sich, Sepp erhält einen Stich in den Arm, wird aber endlich unter Hülfe des Hundes Meister über den Amerikaner und traktirt ihn so, daß derselbe halb erwürgt und zerschlagen liegen bleibt. Beide werden verhaftet, und Sepp gibt im ersten Verhöre seine Anschuldigung zu Protokoll, aber so verwirrt und unvollständig, daß man ihm nicht recht glauben will. Andererseits erhebt Wilson Gegenbeschuldigungen, will von Sepp in räuberischer Absicht angefallen worden seyn, erregt jedoch Verdacht durch die große Geldsumme, die er bei sich hat und deren genauen Betrag er nicht bezeichnen kann, durch Papiere, deren Inhalt er nicht zu kennen scheint. Kurzum die Sache wird immer mehr verdächtig, man sperrt einstweilen beide ein, und untersucht die Sache strenger. Mittlerweile aber macht das Gerücht von dem Vorfall die Runde in der Schweizerischen Presse und gelangt auf diese Weise in L. zu der Kunde des Polizeibeamten, welcher Herrn v. Bernstett zu bewachen hat; der Polizeibeamte läßt durch das dortige Gericht die Mittheilung von dem Einbruch auf dem Oberhofe nach ** ergehen, und bringt, als er mit der Nachricht von Herrn v. Bernstett's Tode nach Hause reist, die Zeitung mit der Schilderung des betreffenden Vorfalls selbst nach Otterberg. Herr v. Harrach schickt den Referendär Müller mit entsprechenden Vollmachten nach L. und **, und requirirt zugleich auf diplomatischem Wege erst die Akten, dann die Verhafteten. Beides wird bewilligt. In Otterberg angelangt, wird Hoelk als der angebliche Wilson erkannt, überwiesen und gibt nun das beharrliche Leugnen auf, welches er den schweizer Behörden gegenüber seither behauptet hatte. Er verräth Herrn v. Moritz, er sucht sich durch möglichst umfassende Geständnisse die Gunst der Richter zu erkaufen u. s. w. Sepp's Aussagen stimmen zusammen mit Hoelk's eigenen Geständnissen, und gestern nach Sonnenuntergang erfolgte auch von Seiten des Juden Löw Aaron die Recognition des Geldes, welches er zum größten Theil von Ihnen, Herr Rentmeister, erhalten und wieder an Sie bezahlt haben will. Ich selber habe als Anwalt der Frau v. Bernstett der ganzen Angelegenheit beigewohnt, und kann Ihnen die erfreuliche Zusicherung geben, daß beinahe die ganze gestohlene Summe sich noch in den Händen des Gerichts befindet sammt all' den Papieren, welche für Sie unentbehrlich sind, um sich ...."

— „Und Hoelk?" fiel Reinhold dem Prokurator in's Wort. „Er ist noch gefangen?"

„Hoelk ist heute Nacht aus seinem Gefängnisse ausgebrochen und noch nicht wieder beigebracht," fuhr Bischoff fort. „Da der Gerichtsdiener und der Brigadier in Schrotheim abwesend waren, so scheint für die Verwahrung des Gefangenen nicht genügend gesorgt gewesen zu seyn. Ich habe heute früh nach den letzten Verhören die Freilassung des wackern Sepp hier erwirkt."

Auf diesen concentrirten sich nun Aller Blicke und Danksagungen und man bestürmte ihn mit Fragen und Erkundigungen. Mitten unter diesen aufregenden Scenen langte ein dritter Wagen an: die Equipage von Frau v. Bernstett vom Oberhofe, die nun selber mit Herrn und Frau Augusti hieher zurückkehrte.

„Mein Bruder! mein lieber Bruder! mein Reinhold!" rief Julie Augusti in's Zimmer stürzend und fiel Reinhold um den Hals.

— „Wie? Ihr Bruder?" fragte der Hauptmann den Prokurator verwundert.

„Natürlich," versetzte dieser. „Robert Wetz ist der echte Reinhold Wegener, der Sohn des Kommerzienraths Wegener, der verschollen gewähnte."

— „Der Schwerenöther! mich ebenfalls hinter das Licht zu führen?" brummte Helmold. „Und die Schwestern haben auch nichts davon gewußt und ihn nicht erkannt?"

„Offenbar nicht; übrigens ist dieß nicht zu verwundern, denn sie waren noch Kinder, als Reinhold in die weite Welt ging. Hab' ich ihn doch auch nicht erkannt, obschon wir vier Jahre mit einander auf derselben Schulbank gesessen sind. Er hat sich sehr verändert, und doch finde ich nun wieder die alten Züge aus seinem Gesicht heraus, nur hagerer und markirter."

Mittlerweile hatte auch Mathilde und Augusti den wiedergefundenen Reinhold umarmt und begrüßt, und Julie rief: „Aber sag' mir nur, Reinhold, warum hast Du uns das gethan? warum bliebst Du für uns ein Fremder?"

„Meine lieben Schwestern," erwiderte er, „ich kam mit dem Vorsatz hieher, mich auf recht augenfällige Weise an meinen Feinden zu rächen. Isolirt wie ich war, verleumdet und ver-

gessen, konnte ich den Kampf mit dem mächtigen Unrecht nicht ohne Weiteres aufnehmen; ich mußte erst mein Terrain kennen lernen. Auch hatte ich einen abenteuerlichen Plan ausgeheckt, den ich consequent verfolgen wollte. Ihr solltet mich erst kennen lernen, nachdem ich als ein wohlhabender Mann auftreten konnte und meines endlichen Sieges über das Unrecht sicher war. Deßhalb wollt' ich mich erst entlarven, nachdem ich den Oberhof gekauft hatte. Aber die Liebe hat mir einen Strich durch die Rechnung gemacht, und die Vorsehung mir die Rache aus den Händen gewunden."

— „Und Du bleibst nun hier, nicht wahr? Wir theilen mit Dir," sagte Julie; „wir lassen Dich nicht wieder fortziehen."

„Kinder, ich passe nicht mehr in eure vornehme Familie herein," versetzte Reinhold lächelnd; „ich verkaufe den Oberhof wieder und suche mir einen andern Beruf."

— „Der ist für Dich schon gefunden, mein alter Schulkamerad!" sagte Bischoff. „Erlaube mir das alte brüderliche Du wieder zu erneuern," fuhr er mit einem biedern Handschlage fort. „Das Kreisgericht hat auf meinen Antrag Dich zum Geschäftsführer der Schrotheimer Fabriken ernannt und wird Dich morgen als solchen in Pflicht nehmen. Stägemann ist halb verrückt, Herr v. Moritz in Anklagestand und ein Idiot; Du bist einer der Interessenten und darfst Dich dieser Pflicht nicht entziehen. Frau v. Moritz hat ihre Zustimmung dazu bereits vor Gericht gegeben, und die Sache hat nun kein Hinderniß mehr."

„Von meiner Seite am allerwenigsten," sagte Frau v. Moritz, welche mit Lucien aus dem Nebenzimmer getreten war und den Antrag Bischoff's mit angehört hatte. „Ich weiß, daß ich nie auf Vergebung dessen zählen kann, was ich Herrn Reinhold Wegener, meinem Stiefsohne, zugefügt habe; aber Sie werden mir nicht wehren wollen, daß ich wenigstens mein Unrecht wieder gut mache, soweit es in meinen Kräften steht. Ich halte mich in dieser Hinsicht an Ihren eigenen Brief, Reinhold. Der Prokurator Bischoff wird mich morgen besuchen, um mit mir über die Abtretung meines Antheils an der Fabrik zu verhandeln."

— „Lieber heute noch, Madame," sagte Bischoff lebhaft. „Ueber Nacht wächst dem Menschen oft ein anderer Kopf, und eine gute Sache soll man nicht verschieben. Ich erbiete mich, Sie nach Hause zu geleiten und die Sache sogleich zu erledigen. Es dürfte im Sinne meiner Mandanten liegen, daß ich Ihnen goldene Brücken baue."

„Ad vocem Moritz, Madame," sagte Ellken und näherte sich der Blinden, „so bin ich fürwahr doppelt erstaunt, daß wir uns so wieder begegnen. Mein Name ist Ellken — Christoph Heinrich Ellken ...."

Henriette bebte zusammen und heftete ihre erloschenen Augen auf den Redner, als ob sie ihn noch sehen könnte.

„Wir sind alte Bekannte — ich habe Sie gleich wieder an der Stimme erkannt," fuhr Ellken fort. „Erinnern Sie sich nicht mehr, wie ich vor sechsundzwanzig Jahren mich Ihrer annahm, als ich Sie eines Nachts halb verhungert und in kläglichem Zustande hinter einem Holzstoße fand und Sie aufnahm?"

— „Doch, Herr Ellken! ich bin das unglückliche Mädchen, welches Sie damals seiner Familie wieder gaben ...."

„Hörst Du, Hannewinkel? Wie merkwürdig, daß wir zusammentreffen! Du erinnerst Dich doch der Geschichte, die ich Dir schon oft erzählt habe? — Na, siehst Du? Berg und Thal begegnen sich nicht, aber Menschen! — Und dieser Herr v. Moritz, Ihr Gemahl, Madame, das ist wohl derselbe saubere Vogel, welcher damals Commis bei mir war, und den ich Ihnen mitgab, um Sie zu Ihrer Familie bringen zu lassen?"

— „Ja, derselbe, welcher später durch meine Furcht vor seiner Mitwissenschaft um mein jugendliches Vergehen mich ganz unter den Einfluß seines bösen Willens brachte! derselbe, den nun die Strafgerechtigkeit Gottes so schwer getroffen hat!" erwiderte die Blinde. „Besuchen Sie mich, Herr Ellken, und lassen Sie mich meine Schuld der Dankbarkeit gegen Sie abtragen. Ich freue mich, Sie wieder zu sehen."

„Wieder zu sehen? Dat zull nich sien — sie ist ja stockblind!" murmelte Ellken verwundert hinter ihr her, die an der Hand des Prokurators gebeugt an ihm vorüber und aus dem Zimmer schwankte. Dann wollte er die Geschichte seiner ersten Begegnung mit dieser Dame erzählen, aber niemand hörte ihm zu.

— „Meine theure Lucie, meine liebe Schwester!" rief Julie und umarmte herzlich die erstaunte Lucie. „Wer hätte gedacht, daß wir uns noch so nahe stehen sollten als Schwägerinnen, Schwestern!"

„Schwestern? ist denn Reinhold wirklich Reinhold Wegener?" fragte Lucie verwundert und blickte ihn fragend an.

— „Bin ich Luciens Herz deßhalb weniger theuer?" fragte er.

„Du lieber, böser Mann! mich so zu hintergehen! Mit dem reichen Wegener wäre ich nie so vertraut geworden, wie mit dem armen, verfolgten Wetz!"

— „Siehst Du wohl, eben darum mußte ich auch Dich betrügen; aber es sey mein letzter Betrug. Und ihr schämt euch ihrer wirklich nicht, Schwestern? Ihr sehet in ihr mehr als die bloße Gouvernante der Fräulein Moritz? Nehmt euch wohl in Acht und prüfet euch wohl, ehe ihr mir ein Versprechen abgebt, denn nur unter dieser Bedingung bleibe ich hier. Der erste schiefe Blick, den ihr Lucien zuwendet, scheidet uns Geschwister wieder!"

„Hab' ich Dir nicht zuerst bezeugt, Reinhold, daß sie eine Perle ihres Geschlechts ist?" rief Julie. „Sey außer Sorgen; wir wollen eher von ihr noch lernen, wie wir seyn sollen! . . ."

— „Gott sey gepriesen für diesen Tag und diese Stunde, die uns so hier vereint!" sagte Reinhold inbrünstig. „Es ist ein wahrer Tag des Herrn. Wir sind zwar allesammt nur Pilgrime und Beisitzer auf Erden, und wir sind Stiefkinder gewesen, Stiefkinder nach dem Leibe und nach dem Schicksal; aber wir haben an dem himmlischen Vater einen rechten Vater gehabt, der uns Alle endlich wieder in die rechte Heimath geführt hat. Laßt uns dessen stets in Liebe und Demuth eingedenk seyn und das Band des Blutes und der Neigung immer inniger um unsere Herzen ziehen, dann wird uns Allen dieser Tag ein unvergeßlicher Tag, ein Tag des reichsten Segens seyn!"

*

Was weiter geschah, ist bald erzählt. Reinhold ist in seinem Vaterland geblieben und hat die Leitung der Fabrik unternommen, da er gegen eine Leibrente und die Niederschlagung aller Untersuchungen und Ansprüche den Geschäftsantheil der Frau v. Moritz übernommen hat. Henriette ist mit ihrem unglücklichen Gatten in's Ausland gezogen und übt in der Verpflegung des halb Verthierten eine schwere Pflicht der Buße. Herr Hannewinkel hat den Oberhof gekauft, und Schloß Schrotheim ist in den Besitz des Prinzen Ewald übergegangen. Ellken lebt abwechselnd in seiner Vaterstadt und bei seinem alten Freunde Hannewinkel. Sepp ist reich beschenkt mit seiner „Bekanntschaft" nach Canada gegangen, um das Gütchen zu übernehmen, welches Reinhold ihm geschenkt hat. Hoelk ist verschollen und Ida ebenfalls, die wenige Tage nach diesem Sonntag sich nach dem Schlosse übergesiedelt und dann Frau v. Moritz in's Ausland begleitet hatte. Ich glaube, bis die Leser den Schluß dieser Geschichte zu Gesicht bekommen werden, dürfte Lucie schon Mutter und Mathilde die Braut des älteren Augusti geworden seyn. Der Wille des Testators ist trotz aller gefälschten oder unterschlagenen Testamente doch am Ende noch wahr geworden, und die Stiefkinder des Herrn v. Moritz sind nun die Ecksteine des Hauses, auf welches er durch ihre Austreibung sein Glück gründen wollte, denn — hundert Jahre Unrecht wird keine Stunde Recht!

Für die Redaction verantwortlich: Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck der K. Hofbuchdruckerei zu Guttenberg in Stuttgart.

Zwei Universitätsfreunde.

Erzählung.

1.

Im Jahre 1773 bezogen zwei junge Männer die einzigen bewohnbaren Zimmer der alten baufälligen Rektorei in Combe-Warleigh, in einem der wildesten Theile einer westlichen Grafschaft, die damals nur dadurch merkwürdig war, daß man meilenweit nichts als unbebaute Moore und Hügel fand. Der Zimmer waren nicht viele; die Wohnung bestand nur aus zwei elenden kleinen Schlaf- und einem winzigen Wohnzimmer. Ein kleines Gebäude, welches sich an die äußere Mauer lehnte, diente dem Etablissement als Küche; und die Köchin, eine alte Frau von sechzig Jahren, zog sich allabendlich zu einer von dem Pfarrhause eine Viertelmeile entfernten Hütte zurück, wo sie seit vielen Jahren eine Dachstube bewohnte. Das Haus war ursprünglich von Latten und Mörtel erbaut und zeigte an einigen Stellen die Grundmauern, von denen das Wetter die äußere Umkleidung genommen hatte, und dieß gab dem Gebäude ein Aussehen von Zerstörung und Verlassenheit, welches wohl zur Düsterheit der es umgebenden Landschaft paßte. Mit Ausnahme des schon erwähnten Landhäuschens und einer Anzahl Hütten um das verlassene Schloß des Herrn des Gutes, waren keine Häuser in der Gemeinde. Wie diese je zu der Ehre gekommen war, eine Kirche und Rektorei zu besitzen, hat noch Niemand entdeckt, denn es existirten keine Sagen und Traditionen, daß sie je volkreicher oder wohlhabender gewesen sey; — aber sie war auch in der That nur dem Namen nach eine Gemeinde, denn seit hundert Jahren hatte kein Geistlicher dort gewohnt.

Der glückliche Besitzer der Pfründe war Vikar in einer Entfernung von fünfzehn Meilen nördlich, und hatte mit allen Zehnten das stattliche Einkommen von fast neunzig Pfund Sterling. Kein Wunder, daß an der Rektorei keine Reparaturen vorgenommen wurden — kein Wunder, daß der Geistliche seinen Gemeindekindern wenig Besuche machte. Nur an dem ersten Sonntage jeden Monats ritt er hinüber von seinem Wohnorte und las das Evangelium den Wenigen, die sich erinnerten, daß es der Tag des Herrn war, oder die die Einladung der zerbrochenen Glocke verstanden, welche von dem betrunkenen Schuhmacher (der auch die Funktionen eines Glöckners hatte) hin und her geschwungen wurde, sobald er den Hut des Pfarrers auf dem Hügel erblickte. Groß war also auch die Ueberraschung der Bevölkerung, und angenehm berührt das Herz des Rektors, als zwei junge Herren aus Oxford die Zimmer, die ich beschrieb, mietheten — sie einigermaßen wohnlich machten durch einen Wagen voll Möbeln aus Hawsleigh und mittheilten, daß sie ihres Studiums wegen die langen Ferien in dieser ruhigen Nachbarschaft zubringen wollten. Auch widersprach ihr Betragen dieser Aussage nicht. Ihr Tisch war mit Büchern, Landkarten und Lexika bedeckt, und nach ihrem einfachen Frühstück widmeten sie den ganzen Tag der Lektüre. Es waren zwei hübsche, intelligent aussehende junge Leute; Beide ziemlich in demselben Alter und von derselben Größe; aber mit einem Kontrast in Aussehen und Temperament, welcher wahrscheinlich das erste Glied in der innigen Freundschaft bildete, die sie vereinigte.

Arthur Hayning, ein paar Monate älter, war von einer mehr sich selbst vertrauenden Natur und einem festen Charakter. In ununterbrochener Anstrengung verfolgte er sein Werk, nie aufblickend, nie eine Bemerkung machend, selten selbst auf eine Beobachtung seines Freundes antwortend. Aber wenn die zum Schlusse seiner Studien angesetzte Zeit heranrückte, änderte sich sein Betragen. Er war dann fröhlicher, thätiger und gesprächiger als sein flüchtiger Gefährte. Die Bücher wurden fortgeräumt, der Schreibtisch zugeschlossen; mit einem dicken Stocke in der Hand, einem starken Hammer in der Tasche und einer Botanisirbüchse brach er auf, um die benachbarten Hügel zu untersuchen; während Winnington Harvey mit einem grünen Gaze-Netze und unzähligen Stecknadeln bewaffnet, ihn auf seinem Gange begleitete, ihn dann und wann verlassend, um Schmetterlinge zu verfolgen, welche er kunstgerecht auf die Blätter seines Taschenbuchs geheftet triumphirend zurückbrachte. Wenn sie nach Haus zurückkehrten, bestand ihre Nachmittagsbeschäftigung darin, daß sie ihre Ausbeute ordneten. Arthur breitete auf dem thönernen Fußboden des Durchgangs die Felsstücke aus, die er auf seinem Spaziergange gesammelt hatte. Er zerbrach sie in ganz kleine Theile, prüfte sie mittelst seines Vergrößerungsglases, löste sie zuweilen in Scheidwasser auf, kostete sie, beroch sie, und warf sie endlich fort. Nicht so der glücklichere Naturforscher; bei ihm war schon das Erlangen ein Glück, und die unglücklichen Opfer seines Netzes waren ihm eine beständige Quelle der Freude. Er sammelte sie in einem Kasten, schrieb ihren Namen so zierlich als möglich auf kleine Stücke Papier und legte seinen Schatzkasten weg, als wären es die ausgesuchtesten Exemplare von Rubinen und Diamanten.

„Was Du für eine langweilige Beschäftigung hast," sagte Winnington eines Abends, „mit der meinigen verglichen. Du häufst alte Steine zusammen und sammelst Thonstücke, wühlst immer in Staub und Sand und erhebst nie Deine Augen von dieser schmutzigen Erde; während ich fröhlich über Thal und Hügel gehe, meine Augen offen haltend für das erste Flügelschlagen eines schönen Schmetterlings, ihm folge in seinem schwankenden, glücklichen Fluge ...."

— „Und ihn tödtest in Folterqual," unterbrach Arthur kalt.

„Aber das geschieht der Wissenschaft wegen. Ja, da ich ein Arzt werden will, ist es vielleicht zu meinem Glück ...."

— „Und das rechtfertigt Dich, ihn zu tödten?"

„Da kommst Du wieder mit Deiner deutschen Philanthropie, obgleich, beiläufig, die Liebe zu einem Schmetterlinge kaum diesen Namen verdient. Aber denke an den Beweggrund, denke an den Ruhm, mit eigenen Augen sich zu überzeugen, ob die Gelehrten ein Geschöpf richtig beschrieben haben; denke an die Interessen, um die es sich handelt, und vor allen Dingen, und das sollte für Dich bestimmend seyn, denke an die Freude meiner Cousine Lucy, die ihre Sammlung so sehr vergrößert, und wenn Du mit ihr verheirathet bist ...."

— „Lieber Winnington, halt' Deinen Mund. Wie kann ich in die ferne Zukunft blicken? Ich habe nur hundert Pfund jährlich. Sie hat Nichts." Arthur seufzte, als er sprach.

„Wie viel hast Du nöthig? Wann erwartest Du, reich genug zu seyn?"

— „Wenn ich das Dreifache meines jetzigen Vermögens

habe — und wer kann sagen, wann das seyn wird? Ich kann plötzlich einen Schatz entdecken, dem Aladin's ähnlich, und dann, Winnington, wird mein Glück vollkommen seyn."

„Ich denke, dann hättest Du erst mit dem Zauberer Bekanntschaft machen, oder selbst den Ring erlangen sollen, ehe Du um ihre Hand warbst," sagte Winnington Harvey mit verändertem Tone; „sie ist das hübscheste Mädchen in der Welt, und liebt Dich von ganzem Herzen; aber wenn Du warten mußt, bis der Reichthum kommt . . . ."

— „Dann wird sie auch willig und gern warten, das hat sie mir gesagt. Ich liebe sie mit der Frische eines Herzens, welches vorher nie etwas Anderes geliebt hat. Ich liebe Dich auch, Winnington, um ihretwillen; und wir sollten lieber nicht von dem Gegenstande sprechen, ich höre Deine beständigen Einwände gegen meine Verlobung nicht gern."

Winnington unterwarf sich, wie gewöhnlich, der Ueberlegenheit seines Freundes und war zärtlicher als je gegen ihn, als wolle er die Erinnerung von dem, was er gesagt, in seinem Gedächtnisse auslöschen. Sie arbeiteten schweigend weiter und untersuchten Steine und spießten Schmetterlinge bis spät Abends.

„Werde nicht besorgt, Winnington," sagte Arthur, als er seine Nachtlampe anzündete, „ich bin einundzwanzig, Lucy noch nicht neunzehn Jahre alt. Der Genius der Wunderlampe wird uns zu Gebote stehen, ehe wir sehr alt sind, und Du sollst Zimmer in dem Palaste haben und Leibarzt der Prinzessin seyn."

— „Mit einem Gehalt von zehntausend Pfund und freier Station."

„Und einem Sitze zu meiner Rechten, so oft ich mich zum Mahle niederlasse."

— „Gut. Das ist abgemacht," sagte Winnington lachend. Und sie trennten sich für die Nacht.

Geologie war zu jener Zeit in England noch keine anerkannte Wissenschaft. Aber Arthur Hayning hatte mehrere Jahre in Deutschland gelebt, wo sie schon lange als ein Hauptzweig einer nützlichen Bildung galt. Da gab es Lehrstühle der Erzscheidekunde, unterstützt durch Schenkungen der Regierung, Bergschulen, sowohl theoretisch als praktisch, wo nur die Natur des Bodens mineralischen Reichthum versprach. Hayning war eine Waise, der Sohn eines Dorfwundarztes, welcher die Summe von zweitausend Pfund erspart hatte. Er war der Vormundschaft eines Freundes seines Vaters überlassen, der im Handel nach Hamburg beschäftigt war, und dieser schickte ihn früh zu einem protestantischen Geistlichen in Preußen. Der Prediger sprach in seinen Briefen so viel von den außerordentlichen Talenten seines Zöglings, daß der Vormund sich entschloß, ihm ein besseres Feld zu ihrer Geltendmachung zu geben, als die Universität Jena ihm bieten konnte; er ward in eine der öffentlichen Schulen Englands gebracht, und von dort mit den höchsten Erwartungen seiner Freunde und Lehrer, zwei Jahre früher, als unsere Erzählung beginnt, nach ** Kollege in Oxford gegangen. Hier machte er die Bekanntschaft von Winnington Harvey, und durch ihn hatte er, als er ihn zu Haus in Warwickshire besuchte, Lucy Mainfield, die einzige Tochter seiner verwittweten Tante, kennen gelernt, mit keinem Vermögen als ihrer unübertroffenen Schönheit und einem edeln, ehrlichen, offenen und liebenden Herzen, welches auf Arthur vielleicht deßhalb einen Eindruck machte, weil es mit dem seinigen in mancher Beziehung contrastirte.

Einige Wochen setzten die beiden jungen Männer ihre Lebensweise unverändert fort. Studium den ganzen Tag, Geologie und Naturgeschichte Abends. Ihr Weg führte sie sehr selten durch das Dorf von Combe-Warleigh; aber bei einer Gelegenheit, da sie sehr weit umhergestreift waren und sich verspätet hatten, schlugen sie einen nähern Heimweg ein und gingen vor dem Wohnhause des Squire vorüber. Es brannte ein Licht in dem Wohnzimmer, und der poetische Winnington ward durch den Anblick angezogen.

„Ich habe von Menschen gelesen," sagte er, „welche den Schatten eines schönen Mädchens am Vorhange sahen, und aus Liebe zu ihr starben, obgleich sie nie mehr von ihr kennen lernten — wäre es nicht seltsam, wenn Squire Warleigh zurückgekehrt wäre mit einer jungen und schönen Tochter, und wenn ich ihre Gestalt deutlich wie ein Bild auf dem Vorhange zurückgeworfen sähe, und . . . ."

— „Aber es ist kein Vorhang da," unterbrach Arthur, „komm!"

„Ha, warte," rief Winnington, seine Hand auf Arthur's Schulter legend, „sieh' dorthin!"

Sie blickten hin und sahen ein Mädchen, welches zwischen sie und das Licht trat; langes Haar fiel ihr auf die Schultern, sie hielt einen Strohhut in der Hand, ihr Kleid umschloß knapp die Gestalt.

„Wie schön!" sagte Winnington flüsternd. „Sie ist ausgewesen. Was thut sie? wer ist sie? wie heißt sie?"

Die Erscheinung wandte sich halb um und zeigte ihre Züge im Profil. Ihre Lippen schienen sich zu bewegen, sie lächelte sanft und verschwand plötzlich aus dem Gesichtskreise. Winnington blieb mit offenem Munde stehen, seine weit geöffneten Augen starrten noch immer auf das Fenster.

„Ein ziemlich hübsches Mädchen," sagte Arthur kalt; „aber komm, die alte Frau möchte gewiß gern nach Hause gehen; überdieß bin ich auch hungrig."

— „Ich will nie wieder hungrig werden," sagte Winnington, noch starr und unbeweglich. „Du kannst gehen, wenn Du willst. Hier bleibe ich in Hoffnung auf einen zweiten solchen Anblick."

„Gute Nacht denn," erwiderte Arthur und ging schnell weiter.

Wie lange der erstaunte Winnington dort stehen blieb, kann ich nicht sagen. Es war spät, als er in der Rektorei ankam. Die alte Frau war, wie ihm Arthur gesagt, nach Hause gegangen, Arthur ließ ihn ein.

„Nun!" fragte Arthur, „hast Du die Unbekannte gefunden?"

— „Ich weiß Alles, aber um's Himmels willen, etwas Brod und Käse. Ist noch welcher da?"

„Ich glaubte, Du wolltest nie wieder hungrig werden."

— „Nur der Körper hat diese Bedürfnisse. Meine Seele ist für immer gesättigt. Diesen Trunk für Ellen Warleigh!" und er leerte den Becher auf einen Zug.

„Des Squire's Tochter?"

— „Sein einziges Kind. Sie sind einige Jahre auf dem

Continent gewesen und vor vierzehn Tagen zurückgekehrt. Ihr Vater und sie leben in jenem verlassenen Hause."

„Er wird es jetzt wohl ausbessern," sagte Arthur.

— „Er kann's nicht. Er ist so arm wie wir. Und ich freue mich darüber," erwiderte Winnington und fuhr im Verspeisen seines Brodes mit Käse fort.

„Er hat ein ungeheures Gut," sagte Arthur fast zu sich selbst. „Combe-Warleigh muß aus Tausenden von Morgen bestehen."

— „Von Haide und Hügeln. Nicht 300 Pfund hat er jährlich. Ueberdieß war er verschwenderisch in seiner Jugend. Ich traf den Schuhmacher am Thore und er theilte mir Alles mit. Ich möchte wohl wissen, ob sie die Schmetterlinge liebt," fügte er hinzu, „es müßte köstlich seyn, sie zusammen zu fangen."

„Unsinn, Junge, beendige Dein Abendessen und geh zu Bett. Zerbrich Dir den Kopf nicht, ob sich ein Mädchen für Schmetterlinge interessirt oder nicht, dessen Vater nur dreihundert Pfund jährlich hat, und früher verschwenderisch war."

— „Wie weise Du für andere Leute bist!" sagte Winnington. „Wie viel hundert Pfund hatte Lucy's Vater? Nichts als seine Pfarrstelle und die tausend Pfund, die er mit Tante Johanna bekam."

„Aber Lucy liebt die Schmetterlinge sehr, wie Du weißt, und das ist eine Entschädigung bei der Armuth," sagte Arthur lachend. „Das einzige Werthvolle, was ich an ihnen sehe, sind ihre goldenen Flügel."

Die beiden Gefährten waren jetzt nicht mehr so beständig zusammen, als früher. Ihre Studien veränderten sich nicht, aber ihre Abendbeschäftigungen wurden verschieden. Der Geologe setzte seine Untersuchungen in den Bergen fort; der Naturalist schien zu glauben, daß der Schmetterling ein in Schaaren lebendes Insekt geworden sey und die Dörfer bewohne. Er schwieg über das Resultat seiner Ausflüge und brachte sehr wenig Exemplare heim. Aber seine Stimmung wurde sanfter als je; seine Güte gegen den betrunkenen Schuhmacher war außerordentlich. Seine Besuche bei verschiedenen alten Frauen im Dorfe waren häufig und lang. Was für ein guter junger Mann er war! — wie aufmerksam gegen die Kranken! — und erst ein und zwanzig Jahr alt! — An dem ersten Sonntage des Monats wartete er an der Thür, um den Rektor zu empfangen. Er half ihm vom Pferde und führte das Thier in den Haufen Ruinen, welche man einen Stall nannte. Er ging mit ihm in die Kirche. Er sah während des ganzen Gottesdienstes nach dem Sitze des Squire's, aber er war leer. Er begleitete den Rektor durch's Dorf und erzählte ihm auf ganz unbefangene Weise von der Rückkehr der Familie.

„So weit bin ich," sagte er, als er spät Abends nach Haus kam. „Ich kenne sie beide. Der Vater ist ein herrlicher alter Mann. Er behielt mich und den Geistlichen zum Mittagessen — und Ellen! es gab nie vorher ein so reizendes Geschöpf, und, Arthur, sie liebt die Schmetterlinge und fängt sie in einem grünen Gaze-Netz, und hat eine sehr gute Sammlung, besonders Nachtfalter. Das ist der Grund, warum sie so spät aus war an jenem Abend, als wir sie am Fenster sahen. Sie waren sehr freundlich, sie wußten von unserm Hierseyn, und Ellen dankte mir für meine Güte gegen die armen Leute. Ich schämte mich ordentlich."

Die Augen des jungen Mannes glänzten vor Entzücken; seine Stimme zitterte; er fühlte das kalte Auge seines Freundes auf sich geheftet und erröthete.

„Du siehst aus als schämtest Du Dich," sagte Arthur, „und es thut mir leid, daß Du ihre Bekanntschaft gemacht hast. Es wird dem Zwecke Deines Hierseyns hinderlich seyn."

— „Ach, und ich sagte ihr, Du seyest ein vollkommener Deutscher, sie versteht die Sprache, und ich sagte ihr, Du würdest ihr von Deinen Büchern leihen, welche sie wählen würde."

„Was!" rief Arthur, in plötzlichem Aerger aufspringend, „welches Recht hatten Sie, Sir, ein Anerbieten dieser Art zu machen? Ich würde ihr keinen Band leihen, um ihr Leben, um Deines, um irgend ein Leben der Welt zu retten. Sie soll keins haben — ich würde sie lieber verbrennen!"

— „Arthur!" sagte Winnington erstaunt. „Was macht Dich so zornig? Ich wollte Dich gewiß nicht beleidigen. Ich will ihr sagen, daß Du Deine Bücher nicht gern verleihst; es thut mir leid, daß ich es gegen sie erwähnte, — aber ich will um Entschuldigung bitten und Dich nie wieder darum ersuchen."

„Ich war thöricht, wegen einer Kleinigkeit so hitzig zu werden," sagte Arthur wieder gefaßt, „es thut mir leid, Deiner Freundin nicht den Gefallen thun zu können, aber ich kann wirklich keinen einzigen Band entbehren; und überdieß," fügte er mit einem schwachen Lachen hinzu, „handeln sie auch alle von Metallurgie und Bergbau."

— „Das sagte ich ihr," antwortete Winnington, „und sie ist sehr neugierig, sie zu sehen."

„Das thatest Du?" rief Arthur, wieder glühend vor Zorn. „Du hast Dich wie ein Narr oder Bösewicht betragen — eins oder das andere, es ist mir gleich welches. Du hättest wissen sollen, ohne daß ich es Dir sagte, daß die Bücher heilig sind. Wenn das Mädchen Deutsch kann, so mag sie des alten Gottsched Schauspiele lesen. Sie soll keine Seite meiner Bücher sehen."

Winnington schwieg bei diesem Ausbruche, theils vor Erstaunen, theils vor Kummer, aber der Schmerz überwog.

„Ich habe Dich zwei Jahre lang gekannt, Hayning," sagte er; „als wir uns zum ersten Mal sahen, liebte und bewunderte ich Dich. Ich erkenne Deine Ueberlegenheit in allen Dingen an, Deine Energie, Dein Talent, Deine Kenntnisse. Ich fühlte Vergnügen, Deine Größe zu fassen und war stolz, Dein Freund zu seyn. Ich weiß, daß Du mich verachtest, denn ich bin ein schwacher, sanguinischer, weibischer Bursche; — aber ich wußte nicht, daß Du mich hassest. Morgen werde ich Dich verlassen und wir werden uns nicht wiedersehen." Er wollte aus dem Zimmer gehen.

— „Ich meinte nicht, was ich sagte," antwortete Arthur mit leiser Stimme, „ich verachte Dich nicht. Ich hasse Dich nicht. Ich bitte Dich um Verzeihung — willst Du mir vergeben, Winnington?"

„Ach, selbst wenn Du mich tödtetest," schluchzte Winnington, Arthur's kaum ausgestreckte Hand ergreifend; „ich weiß, ich bin thöricht; aber ich liebe Ellen Warleigh und würde ihr Alles geben, was ich besitze."

— „Das ist nicht viel," sagte Arthur, immer noch düster, „und wird nie viel seyn, wenn Du Dein Herz beständig auf dem Aermel trägst."

„Du vergißt, daß ich keinen eignen Reichthum gebrauche," meinte Winnington fröhlich, „ich soll Arzt des Prinzen und der Prinzessin in Aladin's Palast werden und immer Dir zur Rechten sitzen, wenn Du den Adel bewirthest. So gib mir die Hand und schlaf wohl."

— „Aber Ellen wird meine Bücher nicht bekommen," sagte Arthur sich an den Tisch setzend und ein Buch vor sich hinlegend, „ich würde dich nicht auf eine Stunde verleihen," fügte er, als er allein war, hinzu, das Buch streichelnd, „nein, selbst nicht an Lucy Mainfield."

2.

August und September verflossen und der Oktober begann. Arthur vermied die Warleigh's so viel er konnte; Winnington war beständig in ihrem Hause. Die Freunde wurden sich fremder. Aber bei dem Jüngern machte diese Entfremdung keinen Unterschied in dem Gefühl der Zuneigung, welche er immer für Arthur empfunden hatte. Er ward indeß verletzt durch die Veränderung, die er in seinem Betragen bemerkte. Er war verletzt über seine auffallende Vermeidung des Squire und seiner Tochter. Er war auch verletzt über das tiefe Schweigen, welches Arthur jetzt in Bezug auf seine Cousine Lucy beobachtete. Er sah ihre Briefe zuweilen einen ganzen Tag uneröffnet liegen, statt daß sie sonst hastig und eifrig geöffnet wurden, wenn die unregelmäßige Post sie an der Thür abgab. Er war außerdem verletzt über viele andere Dinge, die zu unbedeutend waren, um erwähnt zu werden, zu unbedeutend, um ausgesprochen zu werden, aber alle fühlbar für sein empfindliches Freundesherz. Ohne irgend eine sichtbare Verbesserung in Arthur's Vermögen und Aussichten, war es doch augenscheinlich, daß seine Ansprüche immer mehr stiegen. Eine seltsame Verachtung der Armuth mischte sich in sein Streben nach Reichthum. Auf ein Einkommen, welches früher seine Wünsche befriedigt haben würde, sah er jetzt mit Verachtung und auf die Besitzer desselben fast mit Haß. Die letzten Worte, die Winnington in Bezug auf Lucy von ihm gehört, waren: daß eine Heirath unmöglich sey ohne tausend Pfund Einkommen. Und woher sollte die Summe kommen? Lucy hatte höchstens jährlich fünfzig Pfund zu erwarten, er hatte hundert Pfund — und doch verachtete er die Warleigh's, als wären sie Bettler; — obgleich sie in jenem billigen Lande und zu jener billigen Zeit von einem Einkommen von dreihundert Pfund bequem, ja fast mit Luxus lebten.

Winnington dachte nicht an den folgenden Tag, aber er liebte Ellen Warleigh, ohne zu bedenken, ob sie reich oder arm sey. Es ist wahrscheinlich, daß Ellen nicht mehr rechnete als Winnington, denn es ist gewiß, daß ihre Gefühle für ihn sich nicht nach seinem irdischen Vermögen richteten, — vielleicht kannte sie selbst ihre Gefühle für ihn nicht, aber sie fand ihn reizend und ging mit ihm, Schmetterlinge suchend, über die einsamen Haiden. Sie fanden sehr oft keinen auf ihren vierstündigen Ausflügen, und kehrten doch so zufrieden heim, als hätten sie die seltensten Exemplare auf jedem Busche gefunden. Getäuscht in ihren Bestrebungen durch die boshafte Abwesenheit aller Motten und Schmetterlinge, fingen sie an — um doch etwas zu thun zu haben — Botanik zu treiben. Die köstlichen Ausflüge, die sie machten, um eine besondere Art Haide zu finden! Die Freude, die sie erfüllte, wenn sie eine Gruppe wilder Blumen fanden, sie in ein Körbchen sammelten, sie mit nach Haus brachten und Mr. Warleigh mit dem Klange ihrer lateinischen Namen in Verwunderung setzten! Welche neue Würde die gewöhnlichsten Dinge unter dem Klange ihrer prachtvollen Namen erhielten! Wie respektabel die Nessel ward, wenn sie Urtica genannt wurde, und wie viel größer war noch das Glück, wenn eine Blume für eine Kryptogame erklärt werden konnte!

„Sieh', welch' sonderbare Wurzel dieser Ginster hat," sagte Winnington eines Abends, als er vom Schlosse zurückkehrte und die Pflanze auf den Tisch legte.

Arthur sah kaum von seinem Buche auf und gab eine kurze Antwort.

„Ellen und ich mußten zehn Minuten lang unsere ganze Kraft aufbieten, um sie mit den Wurzeln herauszuziehen. Wir hatten kein Messer, sonst hätte ich einfach den Stiel abgeschnitten; aber sieh', jetzt, da das Licht darauf fällt, welch' sonderbar glänzende Erde es da wird; mit seltsamen kleinen Steinen zwischen den Adern! Sahst Du je etwas Aehnliches?" Arthur hatte während dieser Rede seine Augen auf den Strauch geheftet — er streckte die Hand aus und berührte die Erde, die noch an den Wurzeln hing — er führte etwas davon an seine Lippen — sein Gesicht wurde todtenblaß.

— „Wo fandest Du das?" fragte er.

„Dort bei dem Wasserfall, nicht hundert Yards von hier."

— „Auf wessen Lande? auf dem des Squire?" fragte Arthur mit glühenden Lippen und noch auf den Ginster blickend. „Weiß Warleigh hievon?" fuhr er fort, „oder der Geistliche? Winnington! Niemand darf es erfahren, sage Ellen, daß sie schweigt, aber sie ahnt es vielleicht nicht. Ahnt sie?"

„Was? was soll sie ahnen, lieber Arthur! — Glaubst Du nicht, daß Du zu viel arbeitest," fügte er hinzu, mitleidig auf das weit offene Auge und auf die bleiche Wange seines Freundes blickend, „Du mußst Deine Studien für ein paar Tage aufgeben. Komm mit uns morgen zu einem botanischen Ausflug; Mr. Warleigh geht auch mit."

— „Um ihm die Früchte aller meiner Gelehrsamkeit zu geben," murmelte Arthur ärgerlich, „von Allem, was ich auf dem Harze lernte; um ihm zu sagen, wie er es machen soll, und selbst ein Bettler zu bleiben. — Nein!" sagte er laut, „ich will ihn nie sehen! Was dieses elende Kraut betrifft," fuhr er fort, den Ginster in Stücke reißend und diese verächtlich in's Feuer werfend, „es ist Nichts; Du bist toll, Deine Schmetterlinge aufgegeben und Dich einem so lächerlichen Studium hingegeben zu haben. Geh' dort nicht mehr hin — da!" er stampfte ärgerlich mit dem Fuße darauf, „wie feucht es ist, das Feuer hat wenig Kraft!"

„Du interessirst Dich nie für etwas, was ich treibe, Arthur. Ich weiß wahrhaftig nicht, womit ich Dich beleidigt habe. Ich weiß, daß der Ginster nur ein unbedeutendes, gewöhnliches Gewächs ist, aber ich hielt die Art und Weise, wie seine Wurzeln beladen waren, für seltsam. Ellen wird vielleicht enttäuscht sein, denn wir beabsichtigten, ihn in ihrem Garten zu pflanzen,

und ich bat sie nur, ihn Dir zeigen zu dürfen, weil er mir auffiel. Komm, gib Deine Bücher und Dein Lernen für einen Tag auf. Wir müssen in einer Woche nach Oxford gehen, und ich möchte, daß Du die Warleigh's erst genauer kennen lerntest."

— „Ich gehe nicht nach Oxford zurück," sagte Arthur, „ich lasse meinen Namen aus den Büchern streichen."

Winnington war erstaunt und unangenehm berührt. „Wir versprachen, auf dem Rückwege meine Tante zu besuchen," antwortete er; „Lucy wird betrübt und enttäuscht seyn."

„Ich werde ihr schreiben und Alles erklären, ich bin ihr noch einen Brief schuldig."

— „Hast Du den Brief noch nicht beantwortet? er kam vor einem Monate," fragte Winnington; „o, wenn Ellen Warleigh mir schreiben wollte, oder mir erlaubte, ihr zu schreiben, wie würde ich auf ihre Briefe warten, wie würde ich sie von früh bis spät beantworten!"

„Sie würde Dich dann für einen etwas lästigen Correspondenten halten," entgegnete Arthur, auf das Verschwinden des Ginsters wartend, dessen letzte Theile lustig knisternd zum Kamin hinauffuhren. „Lucy weiß, daß ich besser beschäftigt bin, als ihr wieder und immer wieder zu sagen, daß sie mir das Liebste ist auf der Welt — und daß ich mich nur nach Reichthum sehne, um sie mein nennen zu können. Ich werde bald reich seyn, sage ihr das. In drei Tagen werde ich mündig, dann kommt die elende Summe, welche mein Vormund jetzt verwaltet, in meine Hände; ich werde sie vertausendfachen, und dann . . . ."

— „Dann wird der Palast gebaut werden," sagte Winnington, welcher nicht lange ärgerlich seyn konnte, „und der Platz zu Deiner Rechten wird für Deinen Leibarzt bereitet werden — der Dir indeß jetzt verordnet, ruhig zu Bette zu gehen, denn Du hast Deinen Geist überarbeitet, und Deine Gesundheit, lieber Arthur, ist nicht ganz fest."

Einen Augenblick kam ein Strahl der früheren Güte in Arthur's Herz. Er schüttelte Winnington's Hand. „Ich danke Dir, ich danke Dir," sagte er, „ich will thun, wie Du mir räthst. Deine Stimme ist der Lucy's sehr ähnlich und auch Deine Augen — gute Nacht, lieber Winnington!" Und Winnington verließ das Zimmer; auch Arthur ging fort, aber nicht um zu Bette zu gehen. Kurze Zeit vorher war ein Packet von Hawsleigh angekommen und in einen dunkeln Verschlag unter der Treppe gethan. Er sah einen Augenblick hinaus in die Nacht. Der Mond war hinter einer Wolke und der Wind heulte mit traurigem Tone über die kahle Haide. Er nahm das Packet hervor und zog einen Spaten und eine Spitzaxt heraus, und dann, die Thür leise öffnend, ging er hinaus. Er ging schnell bis er zu dem Wasserfall kam; dann sah er sich vorsichtig um und erblickte einige Ginsterbüsche. Der Boden bildete von diesem Punkte aus bis zur Rektorei einen sanften Abhang; wo der Fluß floß, waren steile Ufer, denn der Strom war noch nicht durch den Regen angeschwellt, er stieg in das Flußbett hinab und untersuchte die entblößten Klippen. Dann eilte er zu den Ginsterbüschen und fing an zu graben. Er grub und schlug mit der Spitzaxt, und lockerte den Boden — ihn wägend, riechend, schmeckend, als er tiefer hinein kam. Er grub ungefähr eine englische Elle tief. Dann sprang er in die Oeffnung und setzte sein Werk fort — athemlos, heiß, unermüdlich. Der Mond kam einen Augenblick aus den Wolken, welche ihn verdunkelten. Er benutzte sein Licht und hielt einen Theil des Bodens mit Steinen empor, es glitzerte einen Moment im Mondenstrahl. Mit einem fast hörbaren Schrei warf er die Erde zurück auf den Grund der Grube und wollte eben herausklimmen, als er eine Stimme hörte. Es war der betrunkene Schuhmacher, welcher von einem fernen Gelage zurückkehrte. Er legte sich in der Grube nieder und horchte auf die sich nähernden Schritte. In geringer Entfernung vom Wasserfall änderte der Sänger seinen Weg und ging auf's Dorf zu. Der Gesang erstarb in der Ferne.

„Die Gefahr ist vorüber," sagte Arthur, „sowohl für ihn, als auch für mich. Ich hätte ihn getödtet, wenn er näher gekommen wäre. Zurück! zurück," fuhr er fort, während er die Grube füllte, die er gemacht, sorgfältig die Erde glättend. „Kein Auge soll entdecken, daß du berührt worden bist." Er legte den Rasen wieder auf die Stelle, stampfte ihn mit dem Fuße fest und schlug ihn mit dem Spaten glatt. Und dann ging er heim.

— „Holla! wer ist da!" rief Winnington, als er die Thür öffnen und schließen hörte. „Bist Du das, Arthur?"

„Ja, schläfst Du nicht?"

— „Ich habe schon mehrere Stunden geschlafen. Wie spät Du kommst! Bist Du nicht eben draußen gewesen?"

„Mir war sehr heiß und ich ging einen Augenblick hinaus, um den Mond zu sehen."

— „Heiß?" antwortete Winnington. „Ich wollte, ich hätte noch eine Decke — gute Nacht!" Arthur ging in sein Zimmer.

„Wenn er seine Thür geöffnet hätte," sagte er, „und meine schmutzigen Kleider und Hände, diese gelben Flecken auf meinen Knieen gesehen hätte, was konnte ich thun?" Er sah in den Spiegel, als er dieß sagte, es lag Etwas in dem Ausdrucke seines Gesichts, das ihn beunruhigte. Er fuhr zurück. „Er ist Lucy sehr ähnlich," flüsterte er zu sich selbst, „und ich freue mich, daß er nicht aufstand."

Unterdeß träumte Winnington. Er wor in einem kleinen Boot auf der Isis. Das Boot schien durch eigene Kraft vorwärts zu treiben, wie ein Silberschwan; und das Rauschen klang wie Musik, wie ein Ton seiner Jugend. Er saß neben Ellen Warleigh, ihre Hand in der seinen; und sie betrachteten die schöne Landschaft, durch welche das Boot dahin fuhr — an dem hübschen Cherwall vorbei, durch herrliche Wiesen, durch die Wälder von Neernham — und noch erklang die Melodie. Dann waren sie in einem Lande, das er nicht kannte; Zelte von glänzenden Farben schmückten die Küsten; und Männer mit wilden Augen, Turbanen und losen Gewändern sahen auf sie. Einer kam an Bord; es war ein großer, dunkler Emir mit einem Schwert in goldener Scheide, welches klirrte, als er auf den Sitz trat. Winnington stand auf und fragte, was der Fremde verlange; der Häuptling antwortete arabisch, aber Winnington verstand ihn sehr gut. Er sagte, er sey gekommen, ihn zu tödten, weil er gewagt, auf seine Braut zu blicken. Er erfaßte ihn kräftig, als er sprach, und riß ihn von Ellen's Seite. In dem Kampfe fiel Winnington über Bord und befand sich plötzlich viele Fuß von dem Zauberboote. Der Araber setzte sich neben Ellen und schlang den Arm um sie und nahm dann plötzlich die

Gestalt von Arthur Hanning an. Das Boot schien seine Schwingen zu schütteln und rascher dahin zu fahren. Winnington versuchte an eine Seite zu schwimmen, aber er konnte es nicht. Das Boot kam näher, — sein blitzendes Bug glänzte vor seinen Augen — sie berührten ihn — preßten ihn nieder, er fühlte, wie der Kiel über seinen Kopf fort fuhr; und tiefer, immer tiefer sank er, und als er aufsah, sah er Nichts als das Boot über seinem Kopfe; Alles war dunkel, wo er war, denn der Kiel schien beständig zwischen ihm und der Oberfläche zu seyn, und doch hörte er noch immer die alte Melodie. Es war eine Melodie, die Lucy gern spielte; aber endlich, als er tiefer hinabsank in das dunklere Wasser, hörte er nichts mehr. Alles war still. Die Musik war verklungen — plötzlich hörte er einen Schrei und sah Ellen im Wasser kämpfend. Er streckte ihr seine Arme entgegen — und warf das Licht um, welches er auf seinen Betttisch gestellt hatte.

3.

Winnington's Besuche im Schlosse wurden länger, je näher der Tag seiner Abreise heranrückte. Früh am Morgen ging er durch das Dorf und trat in das verfallene Haus und kam nur von Ellen begleitet wieder heraus, um botanische Studien auf den Hügeln zu machen. Hatte er ihr je von einem andern Zwecke erzählt, den er vor Augen hätte? War er in aller Form zum Vater gegangen und hatte um Erlaubniß gebeten, seiner Tochter seine Huldigungen darbringen zu dürfen? Hatte er dem sorgsamen alten Herrn den Zustand seines Vermögens auseinander gesetzt und die Summe bestimmt, die er Ellen als Nadelgeld während der Ehe und als Wittwenthum im Fall seines Todes aussetzen wollte? Nein, er hatte nie zu Ellen von dem Zustande seines Herzens, nie mit ihrem Vater von seinen Geschäften gesprochen. Er hatte sehr viel von der Zukunft, sehr viel von seinen Planen, wenn er promovirt habe, gesprochen, selbst die Straße genannt, in welcher er wohnen wollte, wenn er seine Praxis eröffnete, und alle diese Plane bezogen sich immer auch noch auf jemand Anders. Er beschränkte nie die Aussicht auf sich allein, sondern sprach in allen seinen Berechnungen künftiger Jahre, wie ein Zeitungsverleger oder Geschichtschreiber, und gebrauchte das klangvolle „Wir"! Wir werden ein so hübsches kleines Wohnzimmer haben, mit vielen Rosen auf der Tapete, einen prächtigen Spiegel über dem Kamin und ein Piano, solch' ein Piano! an der Wand. Wer war in dieses „Wir" eingeschlossen? Ach! das war das Geheimniß zwischen ihm und Ellen; und ich will nicht den Spion spielen und aller Welt erzählen, was ich entdeckte. Es schien auch, als sey der Vater mit eingeschlossen, denn es war ein so hübsches kleines Zimmer für eine dritte Person reservirt, mit einem hübschen Feuer in niedrigem Kamin und einer hübschen Pfeife nach dem Mittagsessen mit herrlichem Tabak, den ein Patient Winnington's, ein beim türkischen Handel betheiligter Kaufmann, verschafft hatte; der Tabak wurde in einem blauen Seidenbeutel aufbewahrt, den Ellen sehr kunstvoll mit goldenen Quasten verziert hatte.

„Und wir müssen auch noch ein Schlafzimmer haben," sagte er, „es braucht nicht sehr groß zu seyn, für meine Schwester — sie ist noch nicht groß und ein kleines Nestchen wird genügen."

— „Aber Dulcibel wird wachsen," sagte Ellen, „sie ist jetzt sieben Jahre alt, und wenn wir das Zimmer gebrauchen, wird sie wer weiß wie alt seyn, Winnington."

„Sie wird höchstens zehn Jahre alt seyn."

— „Ich denke," meinte Mr. Warleigh, „Sie sollten sie lieber hierher bringen; Joe Walters kann noch ein Zimmer zurecht machen und mit einer oder zwei Stützen unter der Decke kann selbst das Ballzimmer bewohnbar gemacht werden."

„O nein, Vater, der Boden ist ganz eingefallen und jetzt droht auch die Decke Einsturz."

— „Und London ist ein so edles Feld für Thätigkeit," sagte Winnington, „und ich werde so arbeiten und mich mühen, schreiben und berühmt werden, daß es mich wundern soll, wenn ich nicht in zehn Jahren Baronet bin — Sir Winnington Harvey, Baronet."

„Ein sehr moderner Titel," antwortete Mr. Warleigh; „ich hoffe, daß niemand, den ich liebe, sich herablassen wird, ihn anzunehmen. Meine Vorfahren waren Ritter von Combe-Warleigh sechshundert Jahre früher, ehe man etwas von Baronien hörte, und außerdem, daß diese Tombak-Baronien nur Millionären gegeben werden, woher wollen Sie ein Vermögen nehmen, die Würde aufrecht zu erhalten?"

Winnington erröthete plötzlich. — „Ich möchte Ihnen gern Alles verdanken, Sir, und vielleicht — vielleicht wird genug da seyn für jeden Rang, den der König geben kann."

„Es ist merkwürdig," antwortete Mr. Warleigh lachend; „Sie sind noch hoffnungsvoller als selbst ich in Ihrem Alter. Ach, was wir Träume hatten! auch wir, Ellen's Mutter und ich, wir wollten den alten Glanz des Hauses wieder herstellen — das alte Haus neu erbauen. . . ."

— „Ich werde Beides thun!" rief Winnington aufblickend. „Ich weiß, daß ich es auf irgend eine Weise kann; ich habe darüber in der letzten Woche viel nachgedacht, und ehe ich gehe, will ich Ihnen beweisen . . ."

„Was? Ist ein Geist aus dem Grabe gekommen, um Ihnen einen verborgenen Schatz zu zeigen?" Winnington war noch ganz erregt von dem neuen Gedanken, der sein Herz füllte. Er wollte eben antworten, als ein plötzliches Krachen sie beunruhigte. Ellen schrie und lief zu Winnington, um Schutz zu suchen. Das Geräusch erschütterte das ganze Haus. Zuerst glaubten sie, ein Theil der äußern Mauer sei eingestürzt. Eine Staubwolke erfüllte bald das Zimmer und machte sie fast blind.

— „Es ist die Decke des Ballzimmers," sagte Mr. Warleigh, sehr ergriffen von dem Omen; „das Haus ist unrettbar verloren und wird uns noch Alle in seinem Sturze begraben. Junger Mann, ich rathe Ihnen, gehen Sie diesem Schicksale aus dem Wege, denn es wird Alle zerschmettern, die ihm nahe stehen."

Die Unterbrechung gab Winnington Zeit, nachzudenken, und er beschloß, Mr. Warleigh nicht zum Vertrauten seiner Hoffnungen zu machen. An jenem Abend nahm er Abschied. Es war die letzte Nacht seines Aufenthalts in der Rektorei, aber er wollte in den nächsten kurzen Ferien wieder kommen. Die Trennung währte lange, und es war spät, als er heim kam. Arthur schrieb emsig. Er hatte in der letzten Woche seine Geo-

logie aufgegeben und ging selten aus dem Hause; er sah auf, als Winnington eintrat, sagte aber nichts zum Willkommen.

„Ich freue mich, Dich noch aufzufinden," sagte Winnington; „denn ich möchte mit Dir sprechen und Dich um Deinen Rath bitten, wenn Du Zeit hast."

Arthur legte seine Feder hin und bedeckte den Bogen, auf welchen er schrieb, mit Löschpapier.

„Ellen's wegen? vermuthe ich," antwortete er; „Liebe in einer Hütte und kein Geld, um den Fleischer zu bezahlen. Fang' an!"

— „Es ist Ellen's wegen," entgegnete Winnington, „es ist unserer Liebe wegen, vielleicht auch von einer Hütte — aber nicht von Armuth, sondern von Reichthum, Stand und Pracht!"

„Ach, laß doch hören! Du sprichst endlich mit Verstand — Du wirst diese unsinnige Liebe aufgeben — Du wirst sie in einem Monate hassen, wenn Du Dich an Armuth und Mangel gebunden siehst."

— „Aber ich werde nicht an Armuth und Mangel gebunden seyn; ich sage Dir, sie ist die reichste Erbin in England und ich will sie in den Besitz ihres Reichthums setzen. Diese rechte Hand wird den Schleier heben, der ihre Schätze verbirgt! Ich werde Perlen, die ein Königreich werth sind, um ihren Hals hängen und Indiens Diamanten in ihr Haar — und Alles von ihrem eigenen Boden!"

Es ist unmöglich, die Wirkung dieser Rede auf den Zuhörenden zu beschreiben. Er saß aufrecht in seinem Stuhle, seine Lippen halb geöffnet, sein Antlitz leichenblaß, seine Augen starr auf den enthusiastischen Jüngling gerichtet.

„Und Du — Du, lieber Arthur, sollst mir dabei helfen — denn Dein Aufenthalt in Deutschland verschaffte Dir Kenntnisse vom Aussehen eines Erzlagers — Du hast es auch hier studirt, denn ich habe auf Deine Experimente geachtet. Ich weiß, daß dieses Gut mit Gold gefüllt ist — aber wie es an's Licht zu fördern, Arthur — wie es anzufangen — wie es zu schmelzen, zu reinigen, zu gießen? das sind Dinge, bei denen Du mir helfen mußt; Ellen wird dankbar seyn und ich auch!"

— „Wirklich? dankbar? wofür?"

„Für Deine Hülfe, eine praktische Anwendung von der Entdeckung zu machen, welche mir gelungen ist; von dem ungeheuern mineralischen Reichthum, mit dem ganz Combe-Warleigh gefüllt ist. Du wirst uns helfen, Arthur, um Lucy's willen — um meinetwillen — um unser Aller willen! nicht wahr? ..."

— „Wie hast Du die Entdeckung gemacht?" sagte Arthur mit ruhiger Stimme.

„Erinnerst Du Dich jener Nacht, in der Du die Ginsterpflanze verbranntest? Ich dachte in dem Augenblicke nichts dabei, aber am Morgen, als ich herunter kam, reinigte die alte Frau den Kamin. Ich hielt sie zurück und suchte in der Asche; und sieh, was ich fand! ein Stück solides Metall, vollkommen frei von Erde! Sieh, hier ist es! Wie glücklich, daß ich es entdeckte! Es wird Mr. Warleigh reicher machen, als wären seine Länder mit Gold gefüllt."

Arthur's Gesicht ward immer düsterer.

„Ich ward vor vier Tagen mündig," antwortete er, „und machte dem Agenten Mr. Warleigh's für die Herrenrechte und das Haideland des Gutes ein Anerbieten, welches er annehmen muß, denn ich gebe die Summe, welche sie verlangen."

— „Arthur!" rief Winnington aufspringend, „hast Du den Muth, das Recht der Eigenthümer des Bodens zu verletzen?"

„Jetzt haben sie es verkauft; sie sind tief verschuldet."

— „Aber sie sollen es nicht verkaufen! Nein, gleich gehe ich zurück zum Schlosse und erzähle Mr. Warleigh, was ich weiß; er wird das Geschäft, das sein Anwalt gemacht, nicht bestätigen."

„O nein! das wirst Du nicht!" sagte Arthur, die Augenbrauen zusammenziehend; „ich habe deßhalb viele Jahre gearbeitet und gekämpft, und denkst Du, ich werde mich jetzt der Armuth und Schande hingeben, um den Reichthum, für den ich gearbeitet, dem ich Gestalt gegeben, den ich aus Nichts in sein glänzendes Daseyn gerufen habe, für einen Andern aufzuhäufen? und dieser Andere ist ein alter Narr, dessen Väter tausend Jahre lang auf unzählbaren Schätzen wandelten und nie den Klang hörten — den Klang, der meine Ohren erreichte in dem Augenblicke, als ich den Boden betrat. Es soll nicht geschehen!"

Winnington sah in das wilde Auge seines Gefährten. Ein Argwohn durchfuhr ihn abermals wegen des Zustandes von Arthur's Vernunft. Er suchte ihn zu beruhigen.

„Aber vielleicht irren wir uns Beide," entgegnete er. „Es ist wahrscheinlich, daß es ein Freundschaftsdienst ist, wenn ich Dich an dem Kaufe dieser nutzlosen Landstrecken hindere. Wenn Deine Erwartungen getäuscht sind, wirst Du ganz ruinirt seyn, und was wirst Du dann thun?"

— „Ein Mann kann immer sterben," erwiderte Arthur, sich setzend, „und besser das, als in Armuth leben."

„Und Lucy?"

— „Immer Lucy! Ich sage Dir, Winnington, wenn Du mich so ansiehst, wirst Du ihr so ähnlich, daß ich das Mädchen fast hassen möchte, als wäre der Streich, durch den Du mich eben triffst, von ihr gekommen."

„Ich führe keinen Streich. Ich sage nur, daß Lucy Dir denselben Rath wie ich gegeben haben würde. Sie würde nicht reich zu werden wünschen durch das Verbergen eines Schatzes und die Armuth des rechtmäßigen Herrn."

— „Der rechtmäßige Herr ist der Mann, dem der Schatz gehört," antwortete Arthur, nicht von Neuem auffahrend, wie Winnington erwartet hatte, „und wenn der Handel abgeschlossen ist, so gehören die Länder mir."

„Alle?"

— „Nein. Ich lasse ihnen die fruchtbaren Felder, die Wiesen im Thal, die Aecker am Abhange. Ich bin bescheiden, und begnüge mich mit dem wüsten Lande, dem düsteren Moor, dem unfruchtbaren Hügel. Ich mache wirklich Mr. Warleigh ein Geschenk von fünfzehnhundert Pfund, und damit kann er seiner Tochter eine Aussteuer geben und seine alte Ruine ausbauen mit einem Flügel daran für seinen Schwiegersohn, und mit den übrig bleibenden fünfhundert Pfund meines stattlichen Vermögens werde ich eine Mühle errichten und den ersten Stollen graben. Dann, dann," fuhr er fort, als das Bild immer deutlicher vor ihm stand, „dann wird das Land lebendig werden durch Arbeit. Eine Stadt wird dort seyn, wo jetzt das elende Dorf einsam in der Wüste steht. Man wird die Musik von tausend Rädern

hören, welche alle Millionen aus der Erde holen. Es wird ein Schloß hier stehen, in dem Könige leben könnten, und ich — und ich . . ."

„Und Lucy?" unterbrach Winnington wieder.

— „Ja, und Lucy! — wenn ich das jährliche Einkommen auf zehntausend Pfund erhoben habe — ich könnte das Haus nicht mit weniger erhalten."

Winnington sah seinen Freund mitleidig an. Er setzte sich nieder und schwieg eine Zeitlang. Es nützte nichts, die Unterhaltung fortzusetzen. „Du scheinst zu vergessen," sagte er endlich, „daß ich morgen nach Oxford gehe."

— „So bald?" fragte Arthur mit forschendem Blick, „Du beabsichtigtest erst am Sonnabend zu gehen."

„Ich werde einige Tage länger bei meiner Familie seyn. Ich will Dulcibel sehen, welche jetzt aus der Schule zu Haus ist, und dann," fügte er mit einiger Verlegenheit hinzu, „finde ich unsern Aufenthalt hier nicht mehr so angenehm als er früher war. Es gab eine Zeit," fuhr er nach einer Pause fort, „wo es mein Herz gebrochen haben würde, mich von Dir zu trennen, aber jetzt . . ."

Seine Stimme zitterte furchtbar und er schwieg.

„Und warum?" fragte Arthur. „Wessen Schuld ist es, daß es nicht mehr so ist?"

— „Ach! ich glaube, es ist die meine. Ich tadle Niemand," entgegnete Winnington, plötzlich erkältet durch Arthurs kalte Stimme; „Du hast gewiß Deinen Brief an Lucy fertig. Ich werde abreisen, ehe Du aufgestanden bist; deßhalb ist es besser, wenn Du ihn mir jetzt gibst."

„Es ist noch Zeit genug. Ich gehe erst spät zu Bette. Ich werde Dich zehn oder zwölf Meilen begleiten auf Deinem Wege zum Postwagen. Die Bewegung wird mir gut thun."

— „Ich gehe sehr früh fort, die Post nach Exeter fährt um zehn Uhr früh ab. Ich habe meinen Koffer in dem Wagen des Schuhmachers fortgeschickt. Ich habe Abschied genommen von — von Menschen, die gütig gegen mich gewesen sind, und werde schnell über die Haide gehen; es sind nur fünfzehn Meilen."

„Ich werde Dich bis an den Hawsleigh-Bach begleiten," antwortete Arthur, „das heißt, wenn Du gegen die Begleitung eines Freundes keine Einwendungen machst, und warum sollten wir uns zanken?"

Winnington nahm die dargebotene Hand. — „Ich wußte, daß Dein Herz nicht wirklich so verändert seyn konnte," sagte er, „als Du es zu zeigen versuchtest. Du bist krank, Arthur, Dein Geist ist viel zu sehr erregt. Ich werde Dich nicht so zeitig aufstehen lassen. Du wirst sonst ein Fieber bekommen. Laß mich Deinen Puls fühlen, und ich werde mein erstes Honorar von Dir verdienen."

Der Puls galoppirte, die Wangen waren abwechselnd blaß und roth.

„Das übersteigt meine jetzige Kunst," fuhr Winnington fort, den Kopf schüttelnd, „Du mußt Dich an den nächsten Arzt wenden."

— „Du bist sehr gütig, mein lieber Winnington, wie Du es immer bist, und ich glaube nicht, daß Arzenei mir helfen kann."

„Aber Du wirst mit dem Arzt sprechen?"

— „Was Du willst," antwortete Arthur, sich jetzt ganz den Anordnungen seines Freundes unterwerfend.

„Und Du wirst Lucy ruhig und gemäßigt schreiben. Sie wird sich beunruhigen, wenn Du ihr von Deinen Reichthumsträumen erzählst," sagte Winnington.

— „Und Aladin's Palast und der Gehalt!" entgegnete Arthur lächelnd. „Gut, ich werde so ruhig seyn, als ich kann, und der Brief wird zeitig genug fertig seyn."

Er nahm bei diesen Worten die Feder und begann einen Brief. Winnington sah ihn an, aber mehr in Kummer, als in Zorn. Es lag in dem hartnäckigen Anerbieten Arthur's, ihn zu begleiten, Etwas, das ihm mißfiel. — „Er bewacht mich," dachte er, „als ob er sich fürchte, ich könnte den Warleigh's ein Wort zuflüstern. Ich werde London zeitig genug erreichen und eine Probe des Erzes mit mir nehmen." Die Uhr schlug eins.

„Du scheinst nicht sehr schnell zu schreiben, Arthur. Vielleicht wirst Du den Brief auf dem Tische liegen lassen. Ich gehe zu Bette."

— „Nein — nur noch fünf Minuten — und sage ihr, Winnington, sage ihr — daß ich unverändert bin; daß weder Reichthum noch Rang und Stand, daß nichts meine Liebe ändern kann . . . ."

„Und daß Du sie bald besuchen wirst?"

— „Ja, wenn ich in London gewesen bin."

Winnington stutzte. „Und wann gehst Du dorthin?"

„In zwei Tagen. Ich werde bei meiner Rückkehr nach Warwickshire kommen — vielleicht ehe Du nach Oxford zurückgegangen bist."

— „O das wird Alles wieder in Ordnung bringen; das wird eine Erneuerung alter Zeiten seyn."

„Hier ist der Brief, überreiche ihn sorgfältig. Ich habe ihr gesagt, daß ich unverändert bin, das mußt Du auch thun."

Winnington schüttelte den Kopf, aber sagte nichts. Sie gaben sich die Hände.

„Und jetzt," sagte Winnington, „lebe wohl. Ich glaubte nicht, daß unsere Trennung so seyn würde. Aber erinnere Dich, wenn wir uns nie wieder sehen sollten, daß ich immer derselbe war, daß nicht einen Augenblick meine Liebe zu Dir aufhörte."

— „Warum sollten wir uns nicht wiedersehen? Hältst Du mich für sehr krank?" fragte Arthur.

„Ich weiß nicht. Es gibt Gedanken, die über uns kommen, wir wissen nicht, warum. Ich dachte nicht an Deine Krankheit. Aber es gibt sehr viele Lebensgefahren. Lebe wohl. Du sollst morgen früh nicht aufstehen."

Sie trennten sich. Arthur, statt zu Bette zu gehen, sah auf die Haide hinaus. Es war eine wilde und einsame Gegend, die ihn anzuziehen schien. Als er eine Stunde so gesessen hatte — vielleicht zwei Stunden, denn er achtete nicht auf die Zeit — in vollkommener Ruhe, die Sterne beobachtend, welche ein seltsames Licht auf die Haide warfen, glaubte er ein Knarren der alten morschen Treppe zu hören, als ob sich Jemand auf den Zehen hinunterschliche. Er stand auf an seinem Fenster, von welchem er die Thüre des Hauses überblicken konnte. Verstohlen um sich schauend, als fürchte er bemerkt zu werden, sah er einen Mann mit einer Laterne, die er vorsichtig vor sich hielt, aus dem Hause treten und schnell fortgehen. Er wandte sich

links. Auf der Schulter trug er eine Spitzaxt und einen Spaten; sie glänzten im Sternenlicht. Er ging den Abhang hinunter dem Wasserfalle zu und verschwand dann.

Als die alte Frau am nächsten Morgen zu ihrem Tagewerke kam, fand sie die Thür unverschlossen. Auf dem Tische sah sie einen Brief und nahm ihn mit hinauf. Sie klopfte an Arthur's Thür.

„Herein!" rief er. „Bist Du es, Winnington? Ich werde augenblicklich aufstehen."

— „Nein, der junge Herr ist fort, und ich glaubte, dieser Brief hier könnte von Wichtigkeit seyn."

Arthur nahm den Brief und las bei dem grauen Lichte der Morgendämmerung, wie folgt:

„Ich verlasse Dich, lieber Arthur, und fühle, daß ich Dir nicht so freundlich Lebewohl sagte, als ich wünschte. Ich zeige meine Gefühle nicht gern; denn ich habe so wenig Gewalt über sie, daß ich immer fürchte, Du wirst mich wegen meiner Schwäche verachten. Ich werde Deine Botschaft und Deinen Brief Lucy überbringen. Ich werde ihr sagen, daß Du bald kommst. Die Morgendämmerung ist nicht sehr fern und ich gehe früher, als ich Dir sagte. Denn ich will Dir, bei Deinem jetzigen Gesundheitszustande, nicht erlauben, mich nach Hawsleigh zu begleiten. Ich gehe nach London. O verzeih' mir, daß ich es thue. Ich halte es für meine Pflicht. Du wirst es auch für Pflicht halten, wenn Du darüber nachdenkst. Wenn sie durch meine Abwesenheit überrascht sind (denn ich kann zurückgehalten werden), so erkläre ihnen, wohin ich gegangen bin. Ich hätte es Dir gestern Abend sagen sollen, aber ich wagte es nicht. Lieber Arthur, denke gütig von mir. Ich denke immer in Liebe Dein. —

W. H."

„Er hätte seinen Namen ganz unterzeichnen sollen," sagte Arthur und legte den Brief unter sein Kissen. „Nach London — zum Advokaten — mit Proben des Erzes. Ich werde früher als er dahin kommen trotz seines frühen Aufstehens."

Ein Lächeln war auf seinem Gesichte, als er eilig aufstand.

„Er kann noch nicht lange fort seyn," sagte er zu der alten Frau, „denn die Tinte, mit der er geschrieben, war noch nicht trocken."

— „Ich glaubte ihn zu sehen, als ich herging," entgegnete sie, „weit hinten, auf der Haide, aber vielleicht war es ein Busch oder auch eine Kuh. Ich weiß es nicht, aber es war ihm sehr ähnlich."

Nach dem Frühstück eilte er in's Dorf. Der Schuhmacher lag betrunken und sprachlos im Bett mit einer Binde um den Kopf, welcher ihm am Tage vorher zerschlagen war. Das Geld, welches ihm Winnington gegeben hatte, um sein Gepäck zu fahren, war schuld an diesem hülflosen Zustand. Es gab kein anderes Pferd oder Fuhrwerk in diesem Orte. Deßhalb kehrte Arthur, düster und ärgerlich, zurück, steckte ein Hemd in jede Tasche seines Rockes und begab sich zu Fuß auf den Weg nach Hawsleigh. Er kam dort um ein Uhr an. Der Postwagen war um zehn Uhr fortgefahren. Der Schuhmacher hatte vorsichtiger Weise dem Kutscher gesagt, Winnington's Gepäck nach Exeter zu bringen, und da er nur vier Meilen in einer Stunde zurücklegte, und überdieß noch am Wege Zeit verlor, sollte er nicht auf seinen Passagier warten, der wahrscheinlich einige Meilen gehen, und seinen Platz einnehmen würde, wenn er müde wäre.

Es gab in Hawsleigh kein Fuhrwerk, welches schnell genug war, einen Wagen einzuholen, welcher vier Meilen in einer Stunde fuhr, noch drei Stunden früher abgefahren war, und wenn er erst in der Post von Exeter war, so war gar keine Möglichkeit des Ueberholens; sie brachte ihn in wenig mehr als fünf Tagen nach London.

Arthur erfuhr indeß, daß eines Kärrners Fuhrwerk um drei Uhr nach dem Dorfe Oakfield fortfuhr, das Exeter zwölf Meilen näher lag. Er war in einem solchen Zustande der Aufregung und Angst, fortzukommen, daß ihm Ruhe an einem Orte unerträglich schien; und obgleich er wußte, daß er um nichts weiter gekommen war, wenn er diese Gelegenheit benutzte, da er doch irgendwo bis zum folgenden Morgen auf den Postwagen warten mußte, so bezahlte er ein geringes Fuhrlohn für einige schnell gekaufte und zusammengebundene Sachen und fuhr mit dem Kärrner fort. Er schien sich immer mehr erleichtert zu fühlen, je näher er dem Reiseziele kam. Mit zusammengezogenen Augenbrauen und fest aufeinander gepreßten Lippen saß er in dem plumpen Karren oder ging nebenher. Der Kärrner überließ ihn, nach einigen Versuchen zur Unterhaltung, seinem eigenen Nachdenken.

„Ein so stolzer Bursche als ich je einen sah!" murrte er, „und sieht aus wie ein Lord. Gut, er sollte aber nicht in einem Karren reisen, wenn er nicht mit der Gesellschaft sprechen will."

Die Gesellschaft im Karren nahm zu, als sie weiter kamen. Frauen mit Körben voll Geflügel, welche von den benachbarten Dörfern zurückkehrten; Freunde des Eigenthümers des Fuhrwerkes, welche nach Oakfield gingen, und endlich kleine Dorfkinder, welche dem Karren entgegen gekommen waren, und sich schon um das Privilegium prügelten, wer das Roß in's Wasser reiten sollte, wenn es ausgespannt wäre; es war ein Zug von zehn oder zwölf Personen, als man den Kirchthurm des Dorfes zuerst erblickte. Arthur ging noch nebenher, nahm aber keinen Theil an der Unterhaltung. Es schien etwas Ungewöhnliches vorzugehen in der Hauptstraße, als sie näher kamen. Ein Haufe ängstlich aussehender Bauern stand dem Wirthshause gegenüber, sie flüsterten unter einander und erwarteten Jemandes Ankunft.

„Hast Du ihn kommen sehen, Luke Waters?" fragten zwei oder drei auf einmal den Kärrner.

— „Nein — wen denn?"

„Den Leichenbeschauer; seit länger als einer Stunde ist nach ihm geschickt."

— „Was ist denn geschehen? — Ruhig Pferd!"

„Etwas Schreckliches. Da ist er!" sagte ein Mann, nach dem obern Fenster des Wirthshauses zeigend und erbleichend, „er wurde auf der Wiese des Pastors — todt — mit solch einer Wunde gefunden!" der Mann berührte seinen Hals und schwieg.

Arthur ward aufmerksam. „Wer ist es? kennt Niemand die Leiche?"

„Nein, er war ein Fremder; ganz ausgezogen und ermordet; aber hier ist der Coroner. Er wird Alles erklären."

Der Leichenbeschauer kam, ganz Geschäftsmann, auf den die Feierlichkeit der Scene gar keinen Eindruck zu machen schien. Eine Jury wurde berufen und ging die Treppe hinauf. Auch einige Andere wurden zugelassen, unter ihnen Arthur. Er war ruhig, aber augenscheinlich nur durch eine Anstrengung, welche seine Aufregung verbarg. „Ich habe nie den Tod gesehen," sagte er, „und diese erste Erfahrung ist schrecklich."

Die gerichtliche Untersuchung schritt fort. Arthur, obgleich in dem Zimmer, hielt die Augen fest geschlossen, aber durch die geschlossenen Lider beschwor er den schrecklichen Anblick, den starren Körper, die klaffende Wunde vor sein geistiges Auge. Er dachte daran, hinunter zu eilen, ohne das Resultat abzuwarten, aber es lag ein Zauber in der Scene, der ihn zurückhielt.

„Dieser Körper wurde in diesem Zustande gefunden," sagte der Coroner, „es bedarf keiner weiteren Beweise außer den Wunden, daß der Mann eines gewaltsamen Todes starb. Aber durch wessen Hände, ist unmöglich zu sagen. Kann Niemand den Leichnam erkennen?"

Es war eine Pause. Jeder der Zuschauer sah auf das schreckliche Schauspiel, aber es konnte Niemand eine Antwort geben. Endlich öffnete Arthur seine Augen und sah auf die Leiche. Er fuhr zurück und fiel fast nieder. Seine Wange ward leichenblaß. Seine Augen wurden starr. „Ich — ich kenne ihn!" rief er und kniete an dem Lager nieder. „Ich sagte ihm gestern Abend Lebewohl: Er wollte mit dem Wagen von Hawsleigh nach Exeter fahren, schrieb mir aber, daß er voraus gehen werde. Er war mein Bruder — mein Freund!"

„Und sein Name?" fragte der Leichenbeschauer. „Dieß ist sehr zufriedenstellend."

Arthur sah auf die kalte Stirn des Ermordeten und sagte mit einem Schluchzen der Verzweiflung: —

„Winnington Harvey!"

Der Coroner vollzog die gerichtlichen Formen und gab das Verdict: „Ermordet, durch eine oder mehrere unbekannte Personen." —

Es war eine gesetzlose Zeit und gewaltsame Thaten waren sehr häufig. Einige Jahre später wurden die Thäter bei einem andern Verbrechen entdeckt und gestanden ihre Schuld. Sie hatten den harmlosen Reisenden beraubt und ermordet und waren durch die Ankunft des Postwagens von Hawsleigh verscheucht. Arthur ließ einen kleinen Denkstein auf das Grab seines Freundes setzen mit dem Bericht seines Namens und seines Schicksales.

Obgleich er zuweilen so hart erschien, konnte er doch Winnington's Verwandten nicht die Nachricht selbst bringen, sondern übersandte ihnen die volle Bestätigung des traurigen Ereignisses. Es ist unnöthig zu sagen, was für Thränen die unglückliche Mutter und Schwester vergossen und wie oft sie im Geist zu dem kleinen Denkmale und dem frischen grünen Grabe auf dem Kirchhof zu Oakfield reisten.

4.

Als dreißig Jahre verflossen waren, hatte sich Combe-Warleigh sehr verändert. Es war nicht länger ein wüstes Dorf, das sich inmitten einer endlosen Haide fast verlor, sondern eine volkreiche Stadt — gewerbthätig, schmutzig und reich. Tausende von Arbeitern waren beim Bergbau, bei den Schmelzöfen beschäftigt. Die Schmelzöfen glühten dort Tag und Nacht, und zwei bis drei Kirchen gab es hier, sowie ein Rathhaus. Auch die Nachbarschaft war volkreich wie die Stadt geworden, und Jemand, der auf dem Thurme von Sir Arthur Haynings Schlosse, nahe beim Warleigh-Wasserfalle, stand, konnte in weiter Entfernung auf den Ebenen die Rauchsäulen aus manchem hohen Schornsteine sehen, die Sir Arthur in anderen Theilen seines Gutes errichtet hatte. Er hatte Verwalter und Aufseher, eine Armee von Kärrnern und Wagenführern, ein Regiment von Schreibern und wohnte in dem großen Hause; von seiner reich eingerichteten Bibliothek aus befahl er über Alles, ordnete und organisirte er Alles. Man kannte wenig von seinem früheren Leben, denn das Entstehen einer Stadt, wo man lebt, ist wie ein Zeitraum von vielen Jahren an andern Orten. Andere Menschen kommen, die alten Einwohner sterben aus oder verlieren sich in der Menge, und ganz neue Ereignisse werden ungewiß und fabelhaft wie Traditionen. Das Datum von Sir Arthurs Niederlassung in Warleigh war für die Meisten so unbestimmt, wie das der Belagerung von Troja. Man sagte nur, daß er vor langer Zeit das Gut gekauft, wie ein Geizhals gelebt hatte — sparend, arbeitend, sammelnd, alles Land kaufend, was hier zu haben war, die Erde durchgrabend und immer unbegreiflicher Weise die reichsten Adern treffend, bis er der Eigenthümer ungeheurer Länderstrecken und einziger Besitzer der Stadt und Mühlen von Combe-Warleigh war. Niemand wußte, ob er je verheirathet gewesen.

Als sich zuerst die Bevölkerung hier ansammelte, handelte es sich nur um strenge Erfüllung ihrer Pflicht; er hatte Capital und Beschäftigung, sie Gehorsam und Fleiß. Kein geselliger Verkehr bestand zwischen ihm und seinen Nachbarn, und doch erzählte man sich fabelhafte Dinge von der Pracht seiner Zimmer, von der Menge seines Silbergeschirrs, von der Zahl seiner Hausbedienten. Sein Patriotismus war so groß gewesen, daß er eine ungeheure Summe zu der Loyalitäts-Anleihe gezeichnet, und er ward belohnt durch die Freundschaft des Königs und den Titel, der seinen Namen schmückte. Und als fünfzehn weitere Jahre dieser Abgeschiedenheit und Größe — dieser Anhäufung von Reichthümern und Erhaltung der Würde — das Ohr des Volkes an den klangreichen Namen des Millionärs gewöhnt hatte, ward es nur als Folge dieser unübertrefflichen Verdienste betrachtet, daß er zur Peerswürde erhoben ward. Er war jetzt Lord Warleigh von Combe-Warleigh und führte ein Wappenschild an der Wagenthür, welches, wie man meinte, seine Ahnen auf ihren Schilden in der Schlacht bei Hastings geführt hatten. Jeder, der jährlich fünfzigtausend Pfund hat, kann seinen Stammbaum bis zur normannischen Eroberung verfolgen. Wenn auch ihre Väter Heckenbeschneider und Gräber waren und ihre Großväter das Armenhaus bewohnten, so ist es doch tröstlich für ihren Stolz, daß die Familie trotz alledem alt sey, daß Verschwendung, Politik, Tyrannei sie so herabgebracht habe und daß es ihnen jetzt obliege, den alten Namen zum früheren Ruhme zu erheben und unter der Regierung von Georg oder William die Familie wieder zu erneuern, welche die Schlacht von Bosworth in's Elend brachte. Lord Warleigh stammte, wie in einem jener werthvollen genealogischen Kalender berichtet wird, in gerader Linie von einem jener Peers, welche in den unglück-

lichen Kriegen von Stephan und Mathilde umkamen. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß in einer früheren Ausgabe, als er nur noch Baronet mit einem Einkommen von fünfzehn- bis zwanzigtausend Pfund war, die Genealogie bei Jacob I. stehen blieb. Aber ob seine Vorfahren so ausgezeichnet waren oder nicht, sein ungeheurer Reichthum und Einfluß ward nicht bezweifelt.

Seit einigen Jahren beaufsichtigte er seine Werke nicht mehr persönlich. Statt todtes Erz aus der Erde zu ziehen, schickte er stumme Abgeordnete in's Haus der Gemeinen, erwählte Magistratspersonen und übte so viel höchste Herrschaft über den Distrikt aus, als sey er erwählter Dictator mit unbeschränkter Gewalt. Aber es liegt immer eine Ausgleichung im menschlichen Geschick, und der jedem Menschen eigenthümliche Neid ward befriedigt durch das, was man über die gedrückte Stimmung Seiner Lordschaft flüsterte. Selbst die Frau des Geistlichen — ein vollkommener Charakter! — sah geheimnißvoll aus, wenn sie erzählte, daß Seine Lordschaft nie lächele, daß man sonderbare Dinge über seine Lebensweise höre, daß das Hausmädchen, spät in der Nacht, wenn sie fest überzeugt war, daß Niemand als Mylord in der Bibliothek sey, Stimmen in diesem Gemache höre; daß er sehr oft zu einer neben ihm sitzenden Person spreche, wenn doch Niemand da sey; daß er in der Kirche nie der Predigt zuhöre, sondern thue, als schliefe er. Die Frau des Geistlichen sagte dieß ungern, denn er war immer sehr freigebig gegen die Kirche gewesen, hatte für eine dürre, unfruchtbare Haide eine fruchtbare Pachtung im Thale von Hawsleigh gegeben und hatte ein neues Pfarrhaus dort hingebaut, wo das alte Schloß stand; aber es war seltsam, daß er nie Gesellschaft sah, und mit wem konnte er wohl in der Bibliothek sprechen? Dr. Drawes konnte es nicht entdecken, er ward nie in's Schloß gebeten und sagte, daß er von Leuten gelesen, die ihre Seele dem ††† verkauften. Seine Lordschaft war sehr reich, aber sollte er seine Seele — es war ein schrecklicher Gedanke — wie konnte Dr. Drawes das sagen!

Aber Dr. Drawes wurde sehr bald nach einer andern Stelle des Lord Warleigh versetzt in dem nördlichen Theile der Grafschaft, und ward ersucht, einen Adjuncten in der Blüthe der Jahre in Warleigh anzustellen, der gegen Arme und Kranke aufmerksam wäre. Hören und gehorchen war eins — von Oxford aus wurde ein junger Mann warm empfohlen, und Mr. Henry Benford erschien bald und bezog das Pfarrhaus. Er war einer jener Männer — mit zarten, feinen Zügen und heller, durchsichtiger Hautfarbe und schönen, sanften Augen — von denen die Leute sagen: es ist Schade, daß er nicht ein Mädchen ist. Er war noch nicht dreißig Jahre alt. Und dieses weibliche Aussehen war bei Henry Benford mit einer gewissen Weiblichkeit des Gemüths verbunden. Er war bescheiden und was die Welt schüchtern nennt, denn er erröthete, wenn er einem Fremden vorgestellt wurde, und wagte kaum in gemischter Gesellschaft zu sprechen; aber sehr gewissenhaft in der Erfüllung seiner Pflicht, thätig und energisch in seiner Gemeinde und von einer Sanftmuth, die nichts erschüttern konnte. Er hatte eine Frau und zwei Kinder zu jener Zeit, und die frischen Gesichter der neuen Ankömmlinge sahen sonderbar aus unter den harten Gestalten der Einwohner.

Eine große Veränderung fand sogleich statt in den Beziehungen zwischen Pfarrer und Gemeinde. Schulen wurden eingerichtet — die Kranken wurden besucht — ein wöchentlicher Bericht wurde auf das Schloß gesandt, mit den Bedürfnissen jedes Bittstellers. Kleine Beschreibungen von den Ursachen der Noth einzelner Arbeiter waren hinzugefügt — ihr Betragen ward entschuldigt — Mittel wurden angegeben, durch die den Würdigeren geholfen werden konnte, und in kurzer Zeit kannte der große Mann im Schlosse die Lage, die Gewohnheiten, die Bedürfnisse von jedem seiner Nachbarn. Nichts gefiel ihm besser, als die Gelegenheit, die man ihm jetzt bot, freigebig zu seyn, ohne daß es ihn belästigte. Er gab viel und ohne Prahlerei, und da Benford, ohne im Namen des Gebers groß zu thun, zu verstehen gab, woher die schätzbare Hülfe kam, so erfüllte die Bewohner schon nach einem Monate ein freundlicheres Gefühl gegen den Schloßbewohner. Die Leute berührten ihren Hut und lächelten, wenn sie ihn auf der Straße sahen; die kleinen Mädchen machten einen Knix, statt auf die andere Seite der Straße zu eilen, wie früher. Lord Warleigh war in den letzten anderthalb Jahren jeden Sonntag erkältet gewesen; aber als Benford einen Monat lang Geistlicher gewesen war, erschien er plötzlich Sonntags in der Kirche. Er saß in einem großen, bequemen Kirchenstuhle, der fast wie ein Wohnzimmer behaglich war, der Kanzel gegenüber; der Raum war mit Stühlen und Tischen und einem Ofen versehen, und wenn sonst der beredte Dr. Drawes noch beredter als gewöhnlich war, zog er einen Sammetvorhang vor dieses Zimmer und ließ sich wahrscheinlich in Schlaf sprechen. Bei dieser Gelegenheit aber beobachtete er neugierig den neuen Geistlichen. Während der Gebete richtete er seine Augen auf Benfords Gesicht — veränderte weder eine Muskel noch seine Stellung. Sein Haar, jetzt silberweiß, fiel fast auf seine Schultern, seine edlen Züge waren bleich und unbeweglich. Die Gemeinde sah überrascht auf den Lord, der starr, hoch aufgerichtet, unausgesetzt auf den Prediger starrte. Als Benford auf die Kanzel stieg —' als man ihn in seinem schwarzen Talare sah und seine klare, volle Stimme das Evangelium las, zuckte es über das Antlitz des Lords, er zog plötzlich den Vorhang vor und man sah ihn nicht mehr. Der Gemeinde that es Leid, daß ihr neuer Geistlicher, dessen Lesen dem Patron augenscheinlich gefallen, nicht mit seiner Predigt ebenso glücklich war.

Der Prediger selbst war keineswegs beleidigt. Er wußte, daß Lord Warleigh ein zu kluger Mann sey, um seines Unterrichts zu bedürfen, und er predigte, wie gewöhnlich, den Armen. In der Sacristei legte er gerade seine Amtstracht bei Seite, als sich die Thür öffnete; sein Chorgewand war ab-, sein Rock noch nicht angelegt, er war in Hemdärmeln, als der große Mann hereintrat. Er hatte noch nie vorher mit einem Lord gesprochen, sein Gesicht glühte wie im Feuer. Mit auf einander gepreßten Lippen, die Augen mehr als je auf den verlegenen Pfarrer gerichtet, dankte ihm der alte Mann für seine Predigt. „Ich bin Lord Warleigh," sagte er; „ich habe Ihre wöchentlichen Berichte, wie ich wünschte, empfangen — sie sind vortrefflich — kommen Sie morgen auf eine Stunde zu mir. Ich werde Sie um ein Uhr erwarten." Ehe Mr. Benford seine Fassung wieder gewonnen, war Seine Lordschaft wieder fort gegangen.

„Er ist sehr gütig," sagte der Pfarrer, als er den Vorfall

seiner Frau erzählte, „aber ich mag ihn nicht. Seine Hand war wie Eisen so kalt — ich glaubte ein Schwert zu berühren — und wie Schade, daß er mich in solchem Costüme fand!"

Aber auch Mrs. Benford hatte nie einen Lord gesehen und schwärmte für die Aristokratie. „Mylord ist sehr gütig, daß er Dich auf das Schloß eingeladen hat. Keiner der Aerzte ist je dort gewesen und auch keiner der Advokaten."

— „Das ist ein Beweis," antwortete Benford, „daß Seine Lordschaft gesund und nicht streitsüchtig ist, aber ich werde ihn morgen noch besser beurtheilen können."

„Er hat sehr viele Pfarrstellen zu vergeben," meinte Mrs. Benford gedankenvoll.

— „Und ist sehr freigebig gegen die Armen," schaltete ihr Gatte ein.

„Welch' ein hübscher Mann er ist!" bemerkte die Frau.

— „Ein schönes Organ," sagte der Mann.

„Wirklich aristokratisch. Er stammt von Otto dem Stammler."

— „Und doch mag ich ihn nicht. Seine Hand ist wie ein Schwert."

Mit dieser wiederholten Bemerkung schloß das Gespräch, und Mr. Benford begab sich nach der Sonntagsschule.

Wie die Unterredung am Montag vor sich ging, erfuhr Niemand. Benford war kein beobachtender Mann, und beachtete die sonderbare Art und Weise seines Empfanges nicht — den langen Blick, mit welchem Lord Warleigh seine Züge zu studiren schien, und die Pausen, die in der Unterredung eintraten. Er ward eingeladen, Dienstag wiederzukommen, auch Mittwoch; und als der vierte Besuch in der Woche Mr. Benford angekündigt ward, waren die Aussichten auf Würde und Reichthum ohne Ende, die ihm die Freundschaft eines so mächtigen Patrons zu eröffnen schien.

„Und er hat mich gebeten, die Kinder mitzubringen. Mylord sagt, er liebe die Kinder sehr."

— „Wie gut er ist!" rief die Frau, „sie werden entzückt seyn, alle die schönen Sachen im Schlosse zu sehen."

„Das Mädchen ist erst drei, der Knabe ein Jahr alt. Ich glaube nicht, daß sie einen großen Unterschied bemerken werden zwischen dem Schlosse und unserem Hause. Den Kleinsten nehme ich nicht mit."

— „Was? nicht den Kleinen? den hübschen, kleinen Engel! Lord Warleigh wird es Dir nie vergeben, wenn Du ihn zurückläßest."

Aber Benford war fest, und sein kleines Mädchen an der Hand nehmend, ging er auf's Schloß und trat in die Bibliothek ein. Der Lord war nicht darin und Benford zog einen Stuhl an den Tisch und öffnete ein Buch mit Kupferstichen zur Unterhaltung für seine Tochter. Während sie so beschäftigt waren, öffnete sich die Thür geräuschlos und Lord Warleigh trat ein. Er blieb auf der Schwelle stehen und blickte auf die Gruppe vor sich. Er schien vor Schreck erstarrt. Er streckte seine Hand aus und sagte: „Du — Du hier, so früh? — zu dieser Tageszeit? Und sie? wer ist sie?"

„Mylord," sagte Benford, „ich kam zur bestimmten Stunde. Dieß ist meine kleine Tochter. Sie baten mich, sie mitzubringen. Ich hoffe nicht, daß ich Sie beleidigte."

— „Ach, jetzt erinnere ich mich," sagte Seine Lordschaft, ihm seine Hand entgegenstreckend. „Ich sehe so selten Besuch, Mr. Benford — und Damen?" fügte er lächelnd mit einem Blick auf das erschreckte kleine Mädchen hinzu, das zwischen ihres Vaters Knieen stand und verwundert auf das Gesicht des alten Mannes blickte, „Damen zeigen sich hier so selten, daß ich überrascht war — aber jetzt sehr glücklich bin."

Er setzte sich und sprach mit der größten Güte. Er zog das kleine Mädchen näher und näher zu sich heran; endlich nahm er ein Buch vom Brett mit den glänzendst gemalten Bildern und nahm sie auf sein Knie. Er zeigte ihr die schönen Vögel in dem Buche, erzählte ihr, wo sie lebten und einige ihrer Gewohnheiten, und erfreut durch den Verstand des Kindes und noch mehr durch ihr Vertrauen zu ihm, sagte er: „Und nun, kleine Dame, sollst Du mir einen Kuß geben und mir Deinen hübschen Namen sagen."

Das Kind antwortete: „Mein Name ist Dulcibel Benford," und hielt ihren kleinen Mund zum Kuß empor.

Aber Lord Warleigh ward plötzlich kalt und hart. Er setzte sie schweigend zur Erde, und das Kind, die Veränderung bemerkend, ging zitternd zu ihrem Vater.

„Ihr Kind hat einen seltsamen Namen, Mr. Benford," sagte Lord Warleigh.

— „Es thut mir wirklich sehr Leid, Mylord," begann Mr. Benford; aber da bemerkte er doch, trotz seines tiefen Respekts, wie seltsam es sey, für einen Taufnamen um Entschuldigung zu bitten.

„Sie haben auch einen Sohn, wenn ich nicht irre; welchen Namen haben Sie ihm gegeben?"

— „Sein Name ist Winnington, Mylord — ein ungewöhn . . . ."

„Was?" schrie Lord Warleigh, aufspringend. „Sie kommen hierher, um mich in meinem eigenen Zimmer zu beleidigen. Sie schleichen sich in mein Haus und in mein Vertrauen, und dann, wenn Sie mich für unvorbereitet halten . . . ."

— „So wahr ich hoffe, selig zu werden — ich gebe Ihnen mein Wort, Mylord — ich dachte nie daran, Sie zu beleidigen, Mylord," sagte Benford, „aber da ich das Unglück hatte Sie zu beleidigen, werde ich gehen. Komm, Lucy Mainfield. Sie hat drei Namen, Mylord, Dulcibel Lucy Mainfield. Es thut mir Leid, daß sie es Ihnen nicht gleich sagte."

„Nein — gehen Sie nicht," antwortete Lord Warleigh, in seinen Stuhl zurücksinkend; „es war nichts; es war ein plötzlicher Schmerz, der mich oft übler Laune macht. Ist der Name des kleinen Mädchens Lucy Mainfield? Willst Du nicht zu mir kommen, Lucy?"

— „O ja — Mylord — Lucy, geh' zu Mylord — er wird Dir wieder die Bilder zeigen." Benford führte sie zu Lord Warleigh, aber das Mädchen erröthete und zitterte und wollte nicht gehen; sie hielt ihres Vaters Hand fest.

„Zwingen Sie sie nicht," sagte der alte Mann in trübem Tone. „Ich wußte es vorher. Aber Du wirst nicht im Zorn fortgehen, Lucy? Benford, wollen Sie mir verzeihen?"

— „O, Mylord," sagte der Pfarrer, sehr geschmeichelt, und setzte sich wieder.

„Sind das Familiennamen, Benford?" fragte Lord War-

leigh nachläßig, aber immer noch traurig in Dulcibels glühendes Gesicht blickend.

— „Ja, Mylord, Dulcibel war der Name meiner Mutter, und der ihres Bruders war Winnington Harvey. Sie haben vielleicht von seinem traurigen Schicksal gehört? Er ward ermordet."

„Sie sind Winnington Harvey's Neffe?" fragte Lord Warleigh.

„Ja, Mylord, und man sagt immer, daß ich ihm sehr ähnlich sey."

— „Wer — wer sagte das? Ihre Mutter vielleicht — lebt sie noch?"

„Meine Eltern starben beide, als ich drei Jahre alt war. Mein Großvater in Yorkshire erzog mich. Es war die theure, alte Cousine Lucy, welche starb, als ich zwölf Jahr alt war — Lucy Mainfield."

— „Sie ist todt — nicht wahr?"

„O ja, Mylord, sie hinterließ mir ihr kleines Vermögen. Sie sagte, ich sey meinem Onkel sehr ähnlich."

— „Erzählte sie Ihnen Einzelnes von seinem Ende?"

„O nein, Mylord, sie sprach sehr wenig von der Vergangenheit. Sie war in ihrer Jugend sehr unglücklich — eine unglückliche Liebe, wie wir glaubten; einige Leute meinten, sie habe Onkel Winnington sehr lieb gehabt; aber ich weiß es nicht — sein Schicksal war schrecklich. Er war in Devonshire gewesen, um mit einem Freunde zu studiren, und ward auf seinem Heimwege getödtet."

— „Und Sie hörten nie den Namen dieses Freundes?"

„Nein, Cousine Lucy erwähnte ihn nicht, und es kannte sonst Niemand das Ereigniß."

— „Und woher kannten Sie sein Schicksal?"

„Es war in dem Berichte des Leichenbeschauers. Und wissen Sie, Mylord, er ist nicht weit von hier begraben."

— „Wer sagte Ihnen das?" fragte Warleigh aufspringend, als wolle er in einen zweiten Wuthparoxysmus ausbrechen. „Wer weiß etwas davon?"

„Cousine Lucy sagte mir, als ich sehr jung war, daß, wenn ich je nach Westen reis'te, ich sein Grab aufsuchen sollte."

— „Und deßhalb kamen Sie her, um das zu entdecken kamen Sie nach Warleigh?" Die Augen Lord Warleigh's flammten vor Aerger.

„O nein, Mylord, das trifft sich zufällig so, aber der Ort ist nicht weit entfernt. Ich glaube wirklich, daß er näher ist als Cousine Lucy dachte."

— „Fahren Sie fort!" rief Lord Warleigh, mit Gewalt den aufbrausenden Zorn unterdrückend. „Welchen Grund haben Sie, das zu denken?"

„Die Landkarte, Mylord. Oakfield scheint nicht mehr als zwanzig Meilen entfernt zu seyn."

— „Und dort ist Ihr Oheim begraben?"

„Ja, Mylord. Ich denke das Grab in der nächsten Woche zu besuchen."

— „Ich wünsche Ihnen einen guten Morgen, Mr. Benford," sagte Warleigh schnell, aber sehr gütig. „Sie haben mir ein seltsames Stück Familiengeschichte erzählt. Guten Morgen, meine liebe Kleine. Was? willst Du dem alten Mann nicht die Hand geben? Du siehst erschreckt aus, Lucy. Willst Du mich wieder besuchen, Lucy Mainfield?" Er verweilte bei dem Namen, als gefiele er ihm.

„Nein — niemals!" sagte das kleine Mädchen und drängte Benford nach der Thür. „Ich mag Dich nicht leiden — und will nie wieder kommen."

Benford ergoß sich in Entschuldigungen. „Sie ist ein unartiges, kleines Kind, Mylord. Dulcibel, wie kannst Du Dich so betragen? — Kinder sind oft so thöricht, Mylord."

„Daß sie die Wahrheit sagen, selbst wenn sie unangenehm ist; aber ich erwartete es und bin nicht überrascht. Guten Tag."

Bald darauf begegneten Mr. Benford eine Reihe Wunderdinge, welche ihn mit Ueberraschung erfüllten. Der Director der Bank von Warleigh besuchte ihn eines Tages und ersuchte ihn auf das Achtungsvollste, daß er sein Kapital der Firma lassen möge. Nun war aber das Kapital Benford's nicht der Art, daß es ein solches Gesuch rechtfertigte, da es nur aus achtzehn Pfund bestand. Indeß verbeugte er sich mit der Höflichkeit, die ein Landpfarrer immer einem Banquier erweist, und zeigte sich bereit, ferner der Gönner der Herren Bulk und Looby zu bleiben, und der Letztere zog sich mit einer nochmaligen höflichen Verbeugung zurück, das Buch in den Händen des geschmeichelten Geistlichen zurücklassend. Er öffnete es und die erste Zeile, auf die sein Auge fiel, war ein Kredit für den ehrwürdigen Henry Benford bis zu der Summe von zwölftausend sechshundert Pfund. Als er das merkwürdige Dokument seiner Frau zeigte, war diese Dame zuerst sehr erzürnt auf die gemeinen Handelsleute, Bulk und Looby, die einem Freunde des Lord Warleigh einen solchen Possen zu spielen wagten. Dieß war jetzt der Titel, unter welchem ihr Gatte ihr am achtungswerthesten erschien; und Benford, etwas geneigt die vermeintliche Beleidigung zu rächen, ging zu der Bank, um mit beiden Theilhabern eine Erklärung in dem Privatzimmer zu haben. Da konnte die Thatsache nicht länger bezweifelt werden. Das Geld war in seinem Namen in London bezahlt und, wie gewöhnlich, seinen Banquiers überwiesen. Mit Furcht und Zittern — und nur um sein gutes Glück auf die Probe zu stellen — setzte er eine Anweisung auf hundertundzwanzig Pfund auf, welche augenblicklich honorirt wurde — und mit diesen handgreiflichen Beweisen der Wahrheit der Angabe seines Banquiers kehrte er in's Pfarrhaus zurück und schüttelte die glänzenden Guineen auf den Sophatisch. Alle Versuche, die Quelle dieser Reichthümer zu entdecken, waren nutzlos. Bulk und Looby wußten nichts und ihre Korrespondenten in der Stadt waren ebenso unwissend.

Eine Woche nach diesem betäubenden Ereignisse geschah ein neues Wunder. Denn Mr. Looby erschien wieder im Pfarrhause und bat ihn wissen zu lassen, auf welchen Namen das Geld, das heute Morgen angekommen, gestellt werden solle.

„Noch mehr Geld!" sagte Mr. Benford. „O thun Sie es zu dem andern; aber wirklich," fügte der naive Mann hinzu, „ich glaube nicht, daß ich noch mehr gebrauche."

— „Es ist dieses Mal nicht für Sie," antwortete Mr. Looby.

„Mich freut sehr, das zu hören," sagte Mr. Benford mit vollkommener Wahrheit.

— „Es ist für die Kinder, und wenn Sie zwei Vormünder ernennen wollen, kann das Geld gleich auf sie übertragen werden."

Mr. Benford nannte zwei Freunde und fragte dann auf ganz sorglose Weise: „Wie viel ist es?"

„Zwanzigtausend Pfund," antwortete Mr. Looby; „in den zu fünf Prozent, — welche jetzt auf hundertundzwei stehen — also zwanzigtausend vierhundert Pfund, wenn wir Alles verkaufen."

Miß Dulcibel war eine Erbin und Master Winnington ein Erbe! Das Kapital sollte anwachsen bis sie achtzehn und respektive einundzwanzig Jahre alt seyn würden; zweihundert Pfund waren jedem von ihnen bis dahin für ihre Erziehung ausgesetzt.

Dann kam vierzehn Tage später ein Herr, den Benford nie gesehen — ein kleiner, fetter Mann mit einem rothen Gesichte, so zusammengedrückt in einem weißen Halstuche, daß es augenscheinlich war, er wollte aussehen wie ein Geistlicher. Er stellte sich selbst vor und sagte, daß er ein geistlicher Kommissionär sey.

„Mehr Geld?" fragte Benford, welcher jetzt selten einen Fremden sah, ohne ihn in Verdacht zu haben, in seinem Namen Geld in die Bank gezahlt zu haben.

— „Nein, mein Herr, kein Geld!" erwiderte der Kommissionär.

„Ach, das ist seltsam!" rief Mr. Benford. „Darf ich dann wohl fragen, was Sie von mir wünschen?"

— „Es ist vielleicht besser als Geld," sagte der kleine Mann mit einem Husten, der ein Lächeln vorstellen sollte. „Sir Hildo Swill auf Sommerset hat von Ihrer großen Beredtsamkeit gehört, Mr. Benford."

„Sir Hildo ist sehr gütig," entgegnete Mr. Benford bescheiden, „ich strebe nach einfacher Wahrheit."

— „Die wahrste Beredtsamkeit!" fuhr der Besucher fort. „Er hat auch von Ihrer Güte gegen die Armen, Ihrer Barmherzigkeit und vielen anderen guten Eigenschaften gehört, und er hat sich die Ehre erwiesen, Ihnen die reiche Pfarre von Swillstone Magna zu verleihen; es ist ein Einkommen von achthundert Pfund jährlich mit einem guten Pfarrhause und zwei Koppeln Hunden darin — aber vielleicht jagen Sie nicht, Mr. Benford — ah, sehr recht, es ist sehr ungeistlich, die Bischöfe sollten es verbieten. 'Klein ist der Triumph über einen schüchternen Hasen', wie Thomson sagt, oder Fuchs, wie ich sage."

„Sie haben Beweise, wie ich hoffe?" fragte Benford, der es für möglich hielt, daß der vollblütige Herr vor ihm ein Betrüger seyn könne, der ihn um ein Pfund bitten wolle.

— „Hier ist die Präsentation, mein Herr, ganz fertig, unterschrieben und gesiegelt. Sie brauchen nur nach Wells zu gehen, Seine Lordschaft wird Sie an jedem Tage, der Ihnen lieb ist, einführen."

Der einzige mit dem Ereigniß verknüpfte merkwürdige Umstand war, daß zu derselben Zeit Sir Hildo Swill eine Hypothek von acht oder neuntausend Pfund abbezahlte, als ob das Glück auf seine menschenfreundliche Handlung lächle.

Aber unterdeß hatte aller Verkehr zwischen dem Pfarrer und dem Edelmann aufgehört. Die Geschäfte der Gemeinde wurden wieder wie zuvor durch Briefe abgemacht; und nur als der Rektor von Swillstone Magna es für seine Pflicht hielt, seine bevorstehende Abreise anzuzeigen, entschloß er sich, auf's Schloß zu gehen und Lord Warleigh in Person seine Aufwartung zu machen. Lord Warleigh war krank — er kannte Niemand sehen — er hütete das Zimmer; und der Kammerdiener, der schwarz gekleidet war und nur flüsternd sprach, konnte keinen Tag nennen, an welchem Se. Lordschaft Mr. Benford empfangen würde.

„Ist er sehr unwohl?" fragte Benford. „Denn wenn Lord Warleigh nicht meinen Besuch als Nachbar empfangen will, wird er sich vielleicht nicht weigern, mich in meinem amtlichen Charakter, als Besucher der Kranken, zu empfangen."

— „Wir wagen Sr. Lordschaft nicht zu sagen, daß er krank ist, mein Herr; Ihre Gegenwart würde ihn zu sehr beunruhigen; er ist furchtbar übler Laune und sagt schreckliche Dinge; er — mochte die Geistlichen nie gern leiden."

„Erwähnen Sie meine Bitte, wenn Sie Gelegenheit dazu haben. Ich möchte nicht abreisen, ohne Abschied zu nehmen."

Der Mann versprach es, aber augenscheinlich in der Erwartung, sein Versprechen nicht erfüllen zu können, und Benford kehrte zu seiner Frau zurück, um ihr mitzutheilen, daß die Feindseligkeit des großen Mannes noch fortdaure.

„Und das Alles, weil die kleine Dulcibel sagte, daß sie ihn nicht leiden möge. Es war sehr thöricht von ihr, das einem Lord zu sagen; aber sie weiß es doch nicht besser."

— „Er kann nicht über die Bemerkung eines Kindes zürnen," meinte Benford. „Aber ich habe einen seltsamen Verdacht in Bezug auf Mylord, welchen ich nur Dir sagen mag. Ich fürchte, Lord Warleigh trinkt." Er schauderte fast, als er das entsetzliche Wort sagte.

„Trinkt! — ein Edelmann!" rief Mrs. Benford aus. „Unmöglich!"

— „Ich weiß nicht," erwiderte der Rektor von Swillstone, „er sah sehr sonderbar aus und sprach seltsam und ward um Nichts leidenschaftlich böse; es thut mir nicht leid, daß ich fortgehe. Ich sagte Dir gleich Anfangs, daß ich ihn nicht leiden möge. Seine Hand war kalt wie ein Schwert."

„Ich fühlte nie seine Hand," sagte Mrs. Benford in so traurigem Tone, daß man wohl sah, wie sie diesen Umstand beklagte. „Aber wir werden mit dem vortrefflichen Sir Hildo hoffentlich vertrauter seyn. Er ist nur ein Baron, aber sein Titel ist älter als Lord Warleigh's Titel. Wie gut von ihm, Dir die Pfründe zu geben, nur der guten Zeugnisse wegen, die er über Dich hörte."

5.

Es war jetzt Herbst. Die Hälfte des Oktobermonates war vorüber und ein früher Winter ließ sich schon fühlen. Die Vorbereitungen zur Uebersiedlung waren vollendet und am folgenden Tage sollte das Pfarrhaus verlassen und Besitz von der neuen Stelle genommen werden. Es war neun Uhr, die Nacht war dunkel und windig; ein schwacher Mondesstrahl brach zuweilen durch die Wolken und machte die Dunkelheit, die er nicht erhellen konnte, noch düsterer. Mrs. Benford zog sich auf ihr Zimmer zurück, da sie am andern Morgen früh aufstehen mußten. Benford, den Fuß am Kamingitter, sah in das Feuer, als man ein

Klopfen an der Vorthür hörte. Das Mädchen öffnete sie, bald hörte er Schritte im Gange und ein Klopfen an die Thür der Wohnstube.

„Ein Herr wünscht Sie zu sprechen," und eine Gestalt trat in's Zimmer. Der Fremde stand nahe an der Thür und richtete die Augen auf Benford. Gegen die Kälte nur durch den Mantel geschützt, der jetzt von seiner Schulter fiel, den Hut auf dem Kopfe und mit der Hand auf einen Stock sich stützend, so stand Lord Warleigh da, bleich, geisterhaft, mit geöffneten Lippen, kein Wort sprechend.

— „Sie, Mylord!" rief Benford aufspringend. „Was um Gottes willen hat Ew. Lordschaft hieher gebracht in dieser entsetzlichen Nacht und krank wie Sie sind?"

„Sprechen Sie leise," sagte Lord Warleigh. „Ich wollte Sie sehen — Sie nochmals sehen, Ihre Züge vergleichen mit — helfen Sie mir, setzen Sie mich nieder; mein Kopf wird schwer."

Benford führte ihn zu einem Stuhle, zog diesen zum Feuer und erwärmte seine Hand zwischen seinen beiden Händen.

„Können Sie sie ohne Schauder berühren?" sagte Lord Warleigh. „Fühlen Sie nicht, daß sie nicht wie die Hände anderer Menschen ist?"

Die Ueberzeugung hieß Benford schweigen; er hörte auf zu reiben und ließ sie fallen.

„So! er tritt wieder dazwischen!" sprach der alte Mann mit gebrochener Stimme. „Ich sehe, wie er Ihre Hand fortnimmt."

— „Wer?" fragte Benford. „Es ist Niemand hier."

„O ja. Es ist hier Jemand, der seit fünfzig Jahren meine Seite nicht verlassen hat. Nichts besänftigt ihn, Nichts treibt ihn fort. Bei Mahlzeiten sitzt er mir zur Rechten; bin ich allein, sitzt er mir gegenüber und starrt mir in's Gesicht. Jetzt lächelt er — wie Sie ihm ähnlich sind!"

— „Mylord, Sie sind sehr krank. Haben Sie zu Dr. Jones geschickt?"

„Nein — sprechen Sie nicht von Aerzten. Ich sage Ihnen, sie können nichts Gutes thun. Ich bin diese Nacht zu Ihnen gekommen. Ich konnte das Zimmer nicht ertragen, in dem ich saß — es waren Stimmen darin und Menschen umgaben mich. Er war da und sprach mit mir über Aladin's Palast und sein Gehalt. Habe ich denn nicht seinen Verwandten bezahlt? Aber das ist nicht genügend. Gut, mehr — ich will mehr bezahlen. Er schüttelt den Kopf — vielleicht ist es genug."

— „Ich weiß nicht, was Ew. Lordschaft meinen, aber ich bitte Sie sich zu beruhigen."

„Hören Sie!" fuhr der alte Herr fort. „Es war nicht s e i n Körper, es war ein Fremder; und der Gedanke kam über mich, den Todten mit seinem Namen zu rufen. Es schläferte den Verdacht ein. Ich sah seine Schwester, seine Mutter, seine Cousine. Sie Alle schienen mich errathen zu haben. Wenn ich ihre Hände berührte, zogen sie sie zurück. Ich war ein Paria — ein Aussätziger. Niemand sah gütig auf mich. Wenn ich von unserer Verlobung sprach, wandte sie ihren Kopf ab. Als ich sagte, wenn ich dreitausend Pfund jährlich hätte, würde ich sie zu meiner Gattin machen, sagte sie zu mir: 'Arthur, wenn Du Millionen in Deiner Börse hättest, möchte ich Dich jetzt nicht heirathen.' Ich sah Ellen, ich erzählte ihr sein Geschick. Sie war still und sah mir in die Augen. Ich wußte, sie sah meine Seele, wie sie zitternd, kämpfend lag und sich unter dem Schatten jener großen Thatsache zu verbergen suchte. Sie welkte langsam hin und ihres Vaters Herz brach; und ich war reich — ich war Sir Arthur Hayning — ich war Lord Warleigh, und was bin ich jetzt?"

— „Sie sind Lord Warleigh, Mylord. Ich bitte Sie, ruhig zu seyn."

„Aber Sie werden nicht verlangen, daß ich nach dem Ginsterabhange zurückkehre, — dort baute ich das Schloß. Die Bibliothek ist über demselben Punkte, wo die Pflanze wuchs mit dem Metall an ihren Wurzeln. Ich will nicht dorthin gehen — denn diese Nacht ist's wieder ein Jahr — die Laterne schien über die Haide, die Axt lag dort; es war ein Haufen Erde herausgeworfen, und sechs, acht, zehn Fuß gegraben, der fleißige Arbeiter war thätig. Der Spaten lag auf der aufgehäuften Erde — ich sah ihn in dem Lichte der Laterne blitzen, als er durch die Luft flog; seine Ecke ging hinunter — ich sah ihn fallen. Jetzt und für immer war es still in der Gruft. Ich füllte sie mit meinen Füßen — mit meinen Händen. Ich machte die Erde eben auf der Oberfläche. Ich trat sie nieder. Ich baute große Hallen darüber; aber es wollte doch nicht ruhig seyn. Töne kommen daraus hervor in meine Bibliothek, Nacht und Tag; und um zehn Uhr höre ich einen Schritt, ich sehe ein Gesicht, seine Augen heften sich auf meine Augen; und diese Nacht ist die schlimmste im ganzen Jahr. Ich kann nicht nach Haus gehen."

— „Ew. Lordschaft sind hier sehr willkommen. Ich will ein Bett befehlen."

„Nein, kein Bett. Ich werde nie wieder in einem Bette liegen. Sieh', er steht auf. Geben Sie mir Ihre Hand, sehen Sie!"

Lord Warleigh hielt Benford's Hand und sah auf seine rechte Seite. Das Feuer brannte düster — die Lichter waren fast herabgebrannt. Benford war weder abergläubisch noch furchtsam, aber etwas in Lord Warleigh's Benehmen beunruhigte ihn. Er sah auf die Stelle, wohin er zeigte, und seine Augen scharf anstrengend, sah er oder glaubte er zu sehen ein bleiches, weißes Gesicht, greifbar werdend in der Dunkelheit, und seine ruhigen, kalten Augen auf seinen Gefährten heftend. Für einen Augenblick hatte sich die leere Luft in eine Gestalt gesammelt, und er hätte sich überreden können, daß Lord Warleigh's Beschreibung von dem, was er sah, wahr sey. Aber die Hand fiel nieder, der Kopf sank auf seine Brust herab, und Lord Warleigh war eingeschlafen. Eine Stunde verging. Eine Uhr im Gange schlug zwei und Benford berührte Lord Warleigh's Schulter.

„Mylord," sagte er, „Sie müssen es hier kalt finden. Ihr Bett wird bereit seyn."

Aber Lord Warleigh antwortete nicht. Benford blickte in sein Gesicht; er sprach zu ihm, leise, laut, aber immer noch kein antwortendes Zeichen. Nein, nicht auf den lautesten Trompetenruf, den menschlicher Athem ausstoßen kann, wird sich das Ohr wieder aufthun. Lord Warleigh war dahin, mit all' seinem Reichthum und all' seinem Elend, und nichts blieb von ihm als eine alte Gestalt, die in einem Lehnstuhle saß, während die

geisterhaften Flammen des erlöschenden Feuers ihre Lichter und Schatten auf sein steifes, erstarrtes Gesicht warfen.

Benford war sehr erschüttert, fühlte sich aber auch ein wenig geehrt. Nicht in jedem Pfarrhaus-Wohnzimmer geruht ein Lord mit fünfzigtausend Pfund jährlich zu sterben. Er hielt Lord Warleigh's Begräbnißrede vor einer zahlreichen Gemeinde. Er sprach von seinen Wohlthaten, seinem erfolgreichen Leben; berührte leicht die schwachen Störungen eines Geistes, der durch Jahre und ehrenvolle Arbeit geschwächt war, und hoffte, daß er Frieden gefunden habe, da er in dem Hause, ja fast in den Armen eines Geistlichen gestorben war. Lord Warleigh's Güter wurden verkauft, die daraus gelöste Summe sollte zur Gründung von Schulen und Hospitälern verwendet werden; aber es ward nie ein Schul- oder Krankenzimmer gebaut. Das Testament ward bestritten. Rechtmäßige Erben meldeten sich aus allen Ständen, die Juristen ernteten, und endlich verschluckte der Kanzleihof Alles.

Als Combe-Warleigh in andere Hände kam, ward das Schloß in eine Mühle verwandelt; die Bibliothek ward abgerissen, und eine Vertiefung zeigte sich, wo sie gestanden. Als die Arbeiter ungefähr acht Fuß hinunter gestiegen waren, zeigte sich ein Skelett, eine Laterne und ein Spaten. Seltsamer Weise steckte der Spaten tief in dem Schädel. Mr. Fungas, der Alterthumsforscher, las eine Abhandlung in der archäologischen Versammlung, in welcher es ganz bestimmt nachgewiesen wurde, daß der Körper von den Druiden geopfert ward, und es entstand ein Streit zwischen ihm und Dr. Toadstool, welcher der britischen Gesellschaft ganz deutlich bewies, daß es das Grab eines Selbstmörders aus der Zeit König Alfreds sey. Ich bin anderer Meinung; da ich indeß ein verständiger Mann und kein Alterthumsforscher bin, so behalte ich sie für mich.

Eine Nachtwanderung in Paris.

Von Julius Rodenberg*).

Die Nacht senkte sich nieder, als wir unseren Weg in das alte Paris antraten. Manche Parthieen der unendlichen Hauptstadt sollte man nur in der Dämmerung sehen; andere nur, wenn tausend Gasflammen ihr trügerisches Licht über sie verbreiten. Wir gingen zunächst über die Brücke Heinrich's des Vierten, die über die untere Seine führt. Auf der Mitte derselben, in einer Einbucht, steht das Denkmal dieses Fürsten, der mir in der ganzen Monarchenreihe immer einer der liebenswürdigsten war. Kühn und in markigen Umrissen, die sich auf der Goldbronze des Abendhimmels scharf zeichneten, sitzt er da mit dem Gesicht voll göttlicher Jovialität auf seinem flandrischen Hengste. Den Tuilerien, dem Kaisersitze des korsischen Heroen, kehrt er den Rücken zu, ebenso dem Louvre, dessen goldumgittertes Eckfenster im letzten Abendrothe blitzte.

Als wir die Brücke überschritten hatten, waren wir schon im alten Paris. Der Talma war verschwunden und der Raglan war verschwunden, das Seidenkleid, der Spitzenshawl, das blumengarnirte Hütchen war verschwunden; der Blankittel und der Weißkittel, die Linnenhose, das grobe Wollkleid und das grellbunte Kopftuch waren an ihre Stelle getreten. Hier war kein Café zu sehen und kein Pomadeladen, oder wo es dergleichen gab, da unterschied sich doch Alles durch Dürftigkeit und dämmerhaftes Aussehen von den Boulevards.

„Dieß Paris," sagte ich zu meinem Freunde, „läßt sich nur mit seinen leichtsinnigen Schönen vergleichen. Das Gesicht lacht immer, wenn das Herz auch weint — äußerlich immer Sammet, Seide, Gold — am Leibe vielleicht kein Hemd! Hier, hier auf dem linken Seineufer ist der nackte Leib von Paris, hier klopft sein Herz, hier fühlt es den Schmerz und die Zukunft. Drüben die Boulevards verdecken dem Passagier, dem Fremdling nur, was er nicht sehen mag oder nicht sehen darf."

Auf dem Quai am linken Seineufer hat das alte Paris den Blick noch immer auf das neue gerichtet — das Wasser trennt nie, die Brücken verbinden. Wir bogen deßhalb in die Straßen ein, die hier münden. Wir betraten das Reich der Dämmerung. Die Namen der Straßen habe ich nicht behalten, den Anblick werde ich in meinem Leben nicht vergessen. Es waren dunkle, enge Gäßchen, so eng, daß kein Wagen zwischen den Häusern hätte fahren mögen, voll Schmutz und Unflath in den Gossen. Die Häuser hingen dicht auf einander, sie waren sehr hoch, Fenster an Fenster, — wo die Scheiben fehlten, hatte man Lumpen und Werg zwischen die Sprossen gestopft. Die Wände waren ganz abgeschabt, an den Balken saß ein fettiger Ruß, in der Hausflur herrschte vollkommene Nacht, ein mobriger Geruch wehte die Vorübergehenden an. Vor der Thür, auf zerbrochenen Schemelchen oder platt am Boden hockten die Bewohner dieser traurigen Dunsthöhlen.

Das Proletariat, das sich von seinem Taglohn nährt, die eigentliche Heerschaar der Arbeit und Revolution, wohnt auf der rechten Seite im Faubourg St. Antoine; es ist viel deutsches, namentlich elsäßisches Element in diesem Quartier, und seine Bewohner haben all' zusammen etwas Ehrliches, Anständiges und Vertrauenerweckendes. Gegenüber, auf dem linken Ufer, haust das Gesindel; das sind die capite censi von Paris, die da bauen und niederreißen, ohne Princip; die Handlanger und Werkzeuge der jedesmal herrschenden Gewalt. Die Väter haben ihre Mützen und Tücher in das Blut des Grèveplatzes getaucht, sie selber bauen dem dritten Napoleon das Louvre und die Rivolistraße.... was ihre Söhne, ihre Enkel beginnen werden, wer weiß das? Stämmige, braune Kerle, lagen sie da auf dem Pflaster vor der Thür; die Brust war entblößt, um den Kopf hingen die Haare. Nach dem heißen Sommertage genossen sie Abendluft und Ruhe. Wer in solchen Nestern ruht, wer solche Fäulniß athmet, der trägt die Disposition zur Krankheit in Seele und Körper. Hier ist das Quartier der Cholera. Ich habe niemals über die Doctrin der conservativen Partei gelacht, daß die Cholera Parteigänger der Revolution sey. —

Die Frauen dieser Männer tragen gewöhnlich die Frechheit

*) Aus dessen trefflichem „Pariser Bilderbuch" (Braunschweig, Vieweg u. Sohn), auf dessen lebendige und interessante Schilderungen wir unsere Leser ganz besonders aufmerksam machen.

D. Red.

im Gesicht, sie tragen sie offen, wogegen man sie auf den Boulevards nur geschminkt, hinter Fächern und Schleiern sieht. Dort zieht sie an und flößt dann Eckel ein: hier erregt sie sogleich Abscheu und Widerwillen. — An den Pfützen dieser Gassen oder in den Kehrichthaufen wühlen die Kinder. Bei jedem Schritt stolpert man hier über ein Kind in Lumpen — nicht die Fruchtbarkeit nimmt mit der Armuth zu, wohl aber die Natürlichkeit. Die gute Gesellschaft hält es für lästig, mehr als drei oder vier Kinder zu haben, vielleicht auch für unanständig. Man ist ganz anderer Meinung, als der ehrliche Landprediger von Wakefield. Die stärksten sittlichen Bindemittel der germanischen Nation, die Ehe und das Verhältniß der Eltern und Kinder, werden hier in ihrer unantastbaren Heiligkeit nicht begriffen. Wir stehen auf Celtischem Boden, wo man ein Familienglück in unserem Sinne nicht kennt.

In diesen dunklen und entlegenen Gassen kamen wir uns, mit unseren guten und modischen Kleidern, ganz verloren und wie in einer fremden Welt vor. Es war nicht rathsam, stehen zu bleiben. Diese Leute lassen sich nicht gerne als Studienköpfe und Modelle gebrauchen. Sie erkennen den Ausländer auf den ersten Blick und sind mißtrauisch gegen ihn. Zu Mord und Todtschlag kommt es nun wohl nicht gleich; allein die finsteren Blicke von rechts und links, die höhnischen Reden und dazu unfreundliches Zwielicht erweckten in den Besuchern einen gelinden Theaterschauer. Denn sogleich — als ein rettender deus ex machina — trat um die Ecke eines Hauses in seinem dunkelblauen Tuchfrack mit silbergesticktem Kragen und dem bonapartischen Dreimaster ein Sergeant de Ville. Der Mann erschien hier unter so niedriger Umgebung, stolz und im Bewußtseyn seiner Macht vornehm. Ich fand nichts Tyrannisches und Absolutistisches darin, daß man die Controle eines fast unübersehbaren Straßenlabyrinths den Händen einer strengen und mächtigen Polizei übergibt. Es ist keine Straßenecke in dem weiten, weiten Häusermeer, wo nicht bei Tag und Nacht ein solcher Mann der öffentlichen Sicherheit patrouillirte, und ein Pfiff desselben genügt, um eine kleine Armee um sich zu versammeln. Ohne eine solche Einrichtung wäre der Fremde verrathen und verkauft. Ich erinnere mich eines Vorfalles, wo ein Bürschchen von sieben Jahren — ein kleiner Engländer, der kein Wort Französisch verstand — weinend und händeringend vor dem Industriepalast herumirrte. Er hatte seine Eltern im Gewühl verloren. Wie schwer war es sich mit diesem Kinde zu verständigen! Nicht einmal die Gegend, in welcher etwa das Gasthaus seiner Eltern, die zu Besuch erst seit gestern hier waren, liegen mochte, wußte er anzudeuten. Und doch — nachdem die Telegraphen kaum zwanzig Minuten von Bureau zu Bureau gespielt hatten, war man schon unterrichtet; und nach zwei Stunden hatte der Knabe — von einem Sergeant dem andern überliefert — die ganze Kette bis zu dem Hotel durchlaufen, wo er den tiefbekümmerten Eltern, wie durch ein Wunder, zurückgegeben schien. Von einer politischen Zwangsmaßregel entdeckte ich für meinen Theil wenig in diesem polizeilichen Institut, wogegen freilich die reitende Gendarmerie, die überall piketweise aufzieht, wo ein Andrang zu erwarten ist, die jeden Weg deckt, den der Kaiser geht, reitet oder fährt, sowie die Centgarden, die bei allen Gelegenheiten dem Kaiser wie Cherubime mit gezückten Schwertern voranfliegen, dem Stande der Dinge auf den ersten Anblick etwas Soldatenhaftes geben, was er im Grunde aber nicht hat. —

Nach vielem Hin- und Herwandern kamen wir in einen weiten Hof, der mit einem mächtigen Treppenbau abschloß. Dunkel und fest ragten die Mauern empor, die schweigsam den Wandel der Zeiten gesehen haben. Wir standen vor dem Palais de la Justice, vor der grauenvollen Conciergerie. Der Anblick von der Brücke aus, die hier in der Nähe über die Seine führt, war noch wirksamer. Da standen zu unterst die dicken, uralten Thürme, die noch aus der Zeit stammen, wo man alle öffentlichen Gebäude wie Festungen baute. Darüber hoben sich dichte Mauermassen, um welche die dämmerige Nacht huschte. —

Auf der anderen Seite der Brücke war ein offener Platz mit einem steinernen Brunnen. Hier hatten sich zwei Gruppen gebildet. Die eine stand um ein Rondel, welches durch Stangen abgesteckt war; Oellämpchen, mit bunten Papierlappen beklebt, hingen zwischen denselben. In der Mitte saß ein altes, häßliches Weib mit Stelzfüßen, und kratzte auf einer Geige mit vier Saiten; ihr Mann ließ ein mageres Hündchen in Frack und Höschen tanzen. Das Publikum klatschte Beifall.

Noch größer war die Versammlung, welche sich daneben ringförmig zusammengedrängt hatte. Der Ritter war nämlich angekommen, der Ritter vom Boulevard, den die Straßenindustrie dereinst als ihren Heiligen und Patron ausrufen wird. Ich erinnere mich noch sehr wohl des Frühlingsnachmittags, da ich ihn zuerst an der Ecke der Rue de la Paix halten sah. Es hatte sich da ein wahrer Menschenknäuel angehäuft, der die Passage fast hemmte. Ueber die Köpfe der Versammelten ragte ein seltsamer Mann hervor, der auf einem Wagen stand. Der Mann hatte einen seltsamen martialischen Blick, einen dicken braunen Bart, arbeitete mit beiden Händen und predigte dazu mit einer Stentorstimme und einem Pathos, wie ein Schauspieler. Was sollte ich aus diesem Manne machen? Um seine Schultern wehte ein weiter, grünseidener Mantel mit Goldbesatz; sein Haupt war mit einem Messinghelm bedeckt, an dessen Wölbung ein rother Haarbusch emporstieg. Ich fragte, wer denn dieser Mensch eigentlich sey? „Mais, mon Dieu," erhielt ich zur Antwort, „c'est le Chevalier, le Chevalier des Boulevards!" — Chevalereskes war nun wohl wenig an ihm zu sehen, man hätte ihn denn für einen Don Quixote halten müssen.

In der That — auch sein Sancho Pansa fehlte nicht; er stand hinter ihm, auf einer Erhöhung des Wagens. Unter dem gleichfalls grünseidenen Mantel mit zerfetzten Goldtressen machte sich seine Knechtstracht bemerklich, und zu seinem sauersüßen Gesichte, das noch nicht mit sich einig schien, ob dieser Dienst eine Ehre oder ein Mißbrauch sey, paßte die schartige Blechhaube vortrefflich, die ihm tief hinten im Nacken saß. Wenn Don Quixote predigte, saß Sancho Pansa auf seinem Hochsitz. Beim Reden zeichnete der Chevalier auf ein großes Blatt, hieb mit seinem Bleistift, als wär's ein Stilet, auf den Wagentisch, warf Schaumünzen unter das Volk, und strich sich den Bart. Alsbald erhob sich Sancho Pansa, drehte die Orgel und der Handel begann. Lakaien und Kommis, Schulbuben und Sergeanten, Droschkenkutscher und wer sich sonst berufen fühlte, legte seine Sous auf den Altar des fahrenden Ritters und nahm dafür ein Bleifederbündel in Empfang. Denn der Chevalier der Boule-

vards ist seines Zeichens Bleifedernhändler. — Indessen orgelt Sancho Pansa bald mit dem rechten, bald mit dem linken Arm, der Chevalier macht der Versammlung seine Honneurs, gibt seinem Gäulchen die Peitsche und das Wägelchen rollt weiter. Der Chevalier kennt seine Leute; im Mittagssonnenschein hält er auf dem Boulevard des Italiens und des Abends karrt er an den Seinenfern herum. Er weiß, daß man mit einer guten Lunge in der Regel bessere Geschäfte macht, als mit guten Waaren, und daß mit einem müßigen Publikum mehr anzufangen ist als mit einem wohlhabenden.

Wir verließen den Chevalier und kamen in die Rue de Rivoli. Diese Straße wird, wenn sie fertig ist, recht wie ein Napoleonisches Edikt aussehen. Schnurstracks, geradedurch; aber es wird durchgesetzt, trotz allen Gegenredens, das Resultat ist glänzend und endlich sind Alle zufrieden. Da wird kein Privatwille und kein Eigenthum berücksichtigt; die alten häßlichen Häuser müssen stürzen, um neuen, palastähnlichen Raum zu geben; das neue Paris wird recht eigentlich von dem dritten Napoleon datiren. Die Rivolistraße ist der Durchbruchspunkt — von den Elyseischen Feldern in gerader Linie ein Blick bis hinunter zur Julisäule — und auf beiden Seiten hohe, steinerne Prachtbauten! Es wird vielleicht die längste und schönste Straße der Welt werden. Vorerst sah es da freilich noch wüst und öde aus. Wie schauerlich ragten die halbzerrissenen Wände der nach vorn schon niedergebrochenen Häuser in die Nacht empor! Kleine dunstige Höfe erschienen zwischen den Ruinen, die Mitte war durch riesige Erdwälle verschüttet, in manchen Bauwerken arbeitete man noch um diese Stunde. Von oben hernieder schwankten die Seile, über zitternde Stege rollten die Baukarren; Müßige standen in der Entfernung. Denn hier gibt es für die Neugier immer genug zu sehen; nicht selten stürzt unter einem gebrochenen Balken das ganze morsche Werk zusammen. Von Unglücksfällen, die hier passiren, erzählt jede Abendzeitung. Kleine Laternchen mit rothem Licht warnten vor den Gruben und gefährlichen Löchern. Auch hier hatten sich Gruppen zusammengethan, die an den Abhängen der Erdhügel lagerten. Buben mit lautem Ruf trugen Brezeln und Apfelsinen herum.

Wir schlugen uns noch einmal in das alte Paris zurück. Ueber den Grèveplatz gingen wir am Stadthause vorbei, dessen breite, steinerne Stirn ernst in die Dämmerung schaute. Diesen Weg gehe ich nie ohne einige Beklommenheit — hier hat jeder Stein Menschenblut getrunken, und wie viel edles, schuldloses! Ich würde mir einen Vorwurf machen, wenn ich den Boden gleichgültig betreten könnte, der so welterschütternde Thaten der Verruchtheit und wahnsinnigen Volksraserei über sich hat geschehen lassen müssen. Vor uns starrten die grauen Thurmmauern der Notredame; bald waren wir an der Morgue. Dieß schauerliche Leichenhaus liegt der Kirche gegenüber, in einer Niederung, dicht an der Seine, die ihm die Leichname liefert. Das Haus ist klein, einstöckig, ganz von Stein. Auf der Hausflur standen viele Menschen vor einem Gitter gedrängt; denn ein Pariser, namentlich aus den unteren Ständen, geht hier nicht vorüber, ohne einzutreten. Dahinter lagen auf schrägen messingbeschlagenen Holzgerüsten drei Leichen, über denen von oben Wasser hinrieselte, um sie vor der Auflösung zu schützen. Entsetzen ergreift mich, wenn ich dieses Anblicks gedenke. Blutrünstig, geschwollen, stellenweise durch Verwesung schon zerstört, lagen diese Gestalten da, Menschen kaum noch ähnlich. Ueber ihnen von der Decke herab hingen die Kittel, Hemden, Tücher, Stiefeln, welche man an ihrem Leibe gefunden hatte. Ein unerträglicher Eckel überkam mich; mein Freund hatte dieselbe Empfindung. In einigen Gesichtern der Umstehenden erkannte man Theilnahme; in den meisten die grausame Lust am Entsetzlichen. Das ist hier nicht anders als in Deutschland.

Es liegt nun einmal im Charakter des ungebildeten Volkes — denn Bildung allein überwindet das Unschöne und Unwahre — dieser geheimnißvolle Zug, sich an der eigenen Seelenqual zu weiden, wofür das deutsche Mährchen den unvergleichlich treffenden Ausdruck „gruseln" gebraucht. Wer ihn benutzen und Speculationen zu Grunde legen mag, der rechnet nicht vergebens auf den Pöbel der guten und schlechten Gesellschaft. Denn pöbelhaft, unsittlich, unkünstlerisch ist es und bleibt es, diesem dumpfen Triebe zu schmeicheln. Wenn auch die Kunst das Ideal aufgibt, wohin soll dann das Leben gerathen? In die Lichtregionen wende sich der Blick und die Seele, in den Nebelschichten des rohen Gefühls ist für sie keine Nahrung. Darum kann ich auch der französischen Malerei der Gegenwart nicht huldigen; sie widersteht mir absolut mit ihrem unkeuschen Realismus. Das Kunstobject soll nicht nackt gehen; nur die verhüllte Schönheit reizt den Menschen und nur im decenten Kleide kann er das Häßliche ertragen. —

Zu diesen Gefühlen gesellte sich in der Morgue noch der deprimirende Eindruck, welchen der Lebende immer empfindet, wo das Todte so nahe auf ihn wirkt. —

„Wofür kämpft man, wofür strebt man dem Ideale der Schönheit nach," rief mein Begleiter aus, „da man doch nicht anders enden kann, als in so verzerrten Formen, in so grauenhaftem Verfall?"

Mich erschütterten diese Worte heftig, wenn ich meinen Freund ansah, der in schöner kräftiger Jugend vor mir stand — wenn ich daran dachte, daß er ein Bühnenkünstler von großem Rufe und noch größerer Zukunft sey!

„Ja, der Tod ist häßlich!" erwiderte ich. „Und wie sehr bedurfte die Religion der Beihülfe aller Künste, um ihr Dogma von der Unsterblichkeit und der Auferstehung glaublich zu machen!"

Ich nahm den Arm meines Freundes und zog ihn von dieser Stätte der Verwesung hinweg; und bald standen wir vor dem großen Portale der Liebfrauenkirche. Ueber den mächtigen Steinrosetten trat die Giebelsculptur hervor, vom Neumonde beleuchtet, dessen Sichel soeben in der blauen Dämmerung des Himmels sichtbar ward. Das Bildwerk stellte die Grablegung Christi dar. Wie edel, wie rein, wie göttlich erhaben waren die Züge, war der ganze Körper des heiligen Dahingeschiedenen! Der Tod hatte ihn wunderbar verklärt, es war, als sey die Seelensubstanz, die im Leben nur von Innen und unsichtbar wirken konnte, nun nach Außen getreten und sichtbar geworden. Hier war Schönheit, Verklärung, Ewigkeit.

Mein Freund sah mich an. — Wir dachten an die Leichen von der Morgue und drückten uns traurig die Hände. —

Wir gingen, allein die Bilder folgten uns. Da rasselte monoton und müde ein leerer Wagen den Straßenabhang hernieder. Ich pfiff; der Kutscher hielt. Wir setzten uns ein —

„Château de Fleurs!" rief ich — und wie mit einem Zauberschlag änderte sich die Scene. Die Rosse zogen an, der Kutscher knallte mit der Peitsche und im Umsehen waren wir in der Rue St. Honorée. Schon brannten die Laternen, heller Lichtglanz durchströmte die lange, breite Straße und das rauschende Volksgewühl schlug uns wie Meeresbrandung entgegen. Mit lautem Halloh bog unser Wagen um die eine Straßenecke und die andere, bis der Concordienplatz erreicht war. Auf der weiten Fläche funkelten wohl tausend Flammen und Lichter; unter den Lampen tanzten die beweglichen Wagenlaternen wie Irrwische hin und her. Die mächtigen Fontainen, welche aus ihren Granitbecken niederplätscherten, tranken den Schein in sich und lösten ihn in lauter klingenden Perlen auf. Dahinter floß die Seine; die Masten und Segel der ruhenden Schiffe ragten gespenstisch in die Luft und gaben dem Hintergrund eine magische Tiefe.

Voll und freudig aber stand zur Seite der Tuillerienpark mit den flüsternden Laubkronen seiner Kastanien. Das sommerlich üppige Grün ward nur von dem Dämmerschein der Nacht und dem falben Mondlicht erhellt, und eine solche Walddämmerung, wie wohlthätig und erfrischend deckte sie die nächtige Aufregung und Lust der Hauptstadt, welche um diese Zeit ihre Orgien beginnt. Gegenüber öffnen sich die Elyseischen Felder. Ein deutscher Fürst soll einstens, als er bei Nachtzeit in Paris ankam und an dieser Stelle einfuhr, dieß wundervolle Lichterspiel für eine Illumination gehalten haben, die ihm zu Ehren veranstaltet worden sey. Erst am anderen Morgen, als er seinen Dank an betreffender Stelle abstatten ließ, erfuhr er, daß sich Paris an jedem Abend so schmücke, so daß dem Geringsten des Volkes hier ein Anblick bereitet ist, den man bei uns nur seinen Höchsten als seltene Auszeichnung gewährt. Fürwahr, das ist der paradiesische Garten, von dem die entzückten Dichter singen. Aus dem Baumdunkel blitzten alle Sterne irdischer Seligkeit; Musik und Gesang, pure Harmonie war der einzige Laut, in welchem sich das Leben hier zu erkennen gab.

Wir fuhren aufwärts in eine unübersehbare Lichterallee, die sich erst oben, stundenweit, am Triumphbogen schloß. Die Trottoirs waren belebt; auf dem Fahrwege war nicht durchzukommen. Immer neue Wunder und Ueberraschungen. Auf beiden Seiten, in den Waldpartien strahlende Gärten. Auf blendend hellen Spiegelbühnen saßen üppige Frauengestalten, im Vordergrunde stand ein Sänger, ein volles Orchester spielte und tausend vergnügte Menschen ergötzten sich unter grünen, frischen Bäumen, bis in die Krone hinauf röthlich beleuchtet. Dann tauchte der Industriepalast plötzlich auf und verschwand so. Die Thore waren geschlossen, die Höfe leblos; düster, schwarz und ernst standen die kolossalen Mauern, nur die östlichen Fenster flimmerten im Mondschein, die Flaggen wehten, die Brunnen sprangen.

Endlich hielten wir. Auf Drathgewinden tanzte eine feurige Schrift in der Luft — „Château de fleurs". — Wir standen an der Schwelle des Blumenschlosses.

Indem wir einen Hügel hinanstiegen, um den sich von beiden Seiten üppiges Strauchwerk zusammenwölbt, quoll uns aus einer hohen Laubpforte tausendfacher Schein und Duft entgegen. Und bei dem rauschenden Klange eines Riesenorchesters, das in einem grünen, bunt illuminirten Pavillon verborgen saß, schwangen sich auf dem Sandboden ringsum die lachenden Paare; weit umher standen die Zuschauer. Wie bekannt klang mir die Melodie, die hier so viele Herzen elektrisirte und fibern machte! Es war noch nicht lange, daß mir an einem fröhlichen deutschen Abend Julius Schulhoff seinen Walzer selbst vorgespielt hatte. Schulhoff's Compositionen sind wie Champagner, die musikalischen Gedanken lösen sich alle wie Schaumperlen aus der Tiefe ab und quirlen an der Oberfläche brausend zusammen. Auch die Wirkung ist dieselbe; sie machen das Blut heiß und berauschen die Sinne. Entzückt sagte ich dem Componisten Dieses und Aehnliches.

„Ach, mein Liebster," erwiderte er damals, „in Deutschland versteht man diese Sachen nur halb. Wenn sie recht wirken und an ihrem Platze seyn sollen, so muß sie Pilado dirigiren und die Löwinnen von Mabile und Château de Fleurs müssen darnach tanzen."

Schulhoff hat Recht gehabt. In seinen Compositionen hat er die leidenschaftliche Sinnlichkeit in lauter Schönheit und Anmuth aufgelöst — man muß erhitzte Frauengesichter und fliegende Haare dabei sehen. Es ist eine dramatische Musik, die als Coulisse die warme Sommernacht von Paris und als Statisten die schönsten und leichtsinnigsten Wesen der Welt nöthig hat. —

Nachdem der Tanz zu Ende war, wogte die fessellose Menge durch das Grün und in die Einsamkeit der Jasmin- und Rosenlaube. Die Verführung zog hier in tausend reizenden Gestalten den Augen vorüber; die kostbarsten Toiletten drängten sich. Hinter dem Tanzplatz öffnete sich eine Art englischer Gartenwildniß. Hier sprangen kühlende Wasser aus metallenen Blumenkelchen, und im saftig grünen Rasen sprühten bläuliche Flammenbouquets. Aber auch hier waren die schönsten Blumen die lebenden, die da saßen oder wandelten. Seitwärts, in Zelten und Bretterbuden, wurden allerlei Glücksspiele versucht. Die Tombola's schnurrten, die Billardkugeln rollten; Pistolenschüsse krachten dazwischen, und wie lieblich standen dann die kecken Französinnen in der Wolke von Pulverdampf! Graziöser noch erschienen sie, wenn sie auf den Carrousselpferden schwebten. Amazonen gleich schmiegten sich die anmuthigen, gelenksamen Körperformen in den Pferdebug, und unter dem Kleide hervor lugte das reizende Füßchen im Sammetschuh, während die weiße Hand mit dem Stilet emporgehoben war.

Da rief das Orchester wieder zum Tanze. Seitdem der „Robin des bois" Mode geworden ist, hat man aus den Freischützmelodien eine Quadrille gemacht, nach der die Loretten von Paris am liebsten tanzen. Es bilden sich drei oder vier Kreise, von Zuschauern dicht umschlossen. Die Tänzer, mit ihren schäbigen Hüten und fadenscheinigen Fräcken, sind junge, dürftige Leute aus kleinen Läden oder Bureaux, die vom Eigenthümer des Gartens, oft auch von ihren Tänzerinnen bezahlt werden. Sie werden gemiethet wie man ein Cabriolet miethet. Es sind lange, dünne Jungen, die wie Hampelmänner springen und den Körper verrenken müssen. Die Frauenzimmer verwenden mehr Kunst und Mühe auf Toilette und Tanz. Ihnen kommt es darauf an, ihre Reize zu entfalten, anzuziehen und zu fesseln. Denn in die Pariser Gärten geht man nicht, um Blumenduft zu athmen.

Diese Sylphiden wechseln von Jahr zu Jahr; im Sauerstoffe der Luft lebt man rasch zu Ende. Die berühmteste der heutigen Generation ist ein Mädchen von weichem, üppigem Bau, mit starken Armen, zierlichen Füßen, kräftig und schlank. Die

Tänzerin ist unter dem Namen „le souris", das Mäuschen, bekannt. Wenn sie tanzt, so ist immer eine große Versammlung bereit, die sie sehen will. Man drängt sich zu diesem Schauspiel, wie zu einer Sehenswürdigkeit. Die Eifrigsten dabei sind die ausländischen Damen — und ich habe hier manche liebenswürdige Deutsche mit beiden Händen Beifall klatschen sehen, die vielleicht zu Haus über dem Glasschrank ihres Zimmers keine Hebe aufstellen möchte, weil sie — kein Hemde trägt. Man sieht, auch die Prüderie liegt, wie aller Dunst, in der Luft. — Aber unwillig schlug mir nichtsdestoweniger das Herz, als ich nach der Melodie „Wir winden Dir den Jungfernkranz" diese Gesellschaft hüpfen und trippeln sah, deren Sprache so wenig als ihre Sitte den Jungfernkranz kennt und heilig hält!

Aber die Musik rauschte fort, immer heftiger und wilder, und der Tanz glich einem Bachantenzuge; und um dieselbe Stunde hätte man das Gleiche sehen können dicht nebenan, im Jardin d'Hiver, im Jardin Mabile, auf den unteren Boulevards, im Château d'Eau, jenseits der Seine in der Grande Chaumière und der Closerie de Lilas, wo die Grisetten tanzen. Und so verklangen die Schauer der Nacht in dem wärmsten Taumel und Rausch.

Mein Freund lächelte wehmüthig. — „Gegen das Unabwendliche hilft keine Betäubung," sagte er, „wenn man sich retten und beruhigen will, so hat man nur Einen Weg — den Weg, der in die Stille und Abgeschlossenheit unseres Berufes führt. Das ist eine Welt, an welcher das Häßliche und der Tod keinen Anspruch haben."

„Wohl," erwiderte ich, „das Leben ist nur dann schön, wenn es seine Schranken mit Wärme und Natürlichkeit erfüllt. Und wie glücklich dürfen wir uns schätzen, einem Lande anzugehören, wo zwischen dem Anfang und dem Ende eine Fülle von Liebe und Befriedigung liegt, die man hier nicht kennt und nicht würdigt!"

Wir sahen uns an, wir dachten an Deutschland und drückten uns freudig die Hände. —

Arrow-head Island.

Eine Reise-Erinnerung. *)

1.

Der ferne Westen Nordamerika's war noch vor wenigen Jahren, namentlich bevor die Goldwäschereien Californiens der ewig unruhigen und rührigen Bevölkerung der Vereinigten Staaten ein neues Ziel des Abflusses eröffnet hatten, ein Asyl für allen Abschaum der civilisirten Welt, wie der Union selber. Die dunklen Wälder und wellenförmigen Prairieen des heutigen Staates Missouri wimmelten damals von Menschen aller Stände und Zungen, von Verzweifelten aus aller Herren Ländern, welche dort auf dem Saume der Civilisation sich und ihre Vergangenheit dem Auge der Welt verbargen und fern von der Wiege ihrer Kindheit im Kampf mit dem Leben ein mühseliges und eintöniges Daseyn fristeten. Den meisten dieser Flüchtlinge, die hier den Vortrab der Kultur bildeten und als die Pioniers des Westens der Natur und dem rothen Manne den Boden abrangen, welchen sie mit ihrem Blute und ihrem Gebein düngten, war es nicht an ihrer Wiege vorgesungen worden, daß sie einst noch im Schweiß ihres Angesichts ihr karges Stück Brod mit der Art des Holzfällers oder der Ruderstange des Flößers verdienen sollten. Man fand dort nicht allein die gefallenen Typen aller Nationalitäten, sondern auch die Vertreter aller Stände. Hier begegnete Einem die stämmige, gedrungene Gestalt eines Mannes, den seine derben Knochen, breiten, gewölbten Schultern und gewaltigen Fäuste als einen Bauern bezeichneten, der von Jugend auf dem Pfluge gefolgt war und den der endemisch gewordene Wandertrieb des germanischen Volksstammes während der Vierziger Jahre aus irgend einem armen Mittelstaate Deutschlands herüber getrieben hatte. Dort traf das Auge eine schlanke, hagere Gestalt mit scharf markirten Zügen, hohlängig, von eingefallenen Wangen, buschigen Brauen und stechenden Blicken, eine Physiognomie, der alle Laster ihren unverkennbaren Stempel aufgedrückt hatten, — die frech auf das eine Ohr gerückte Mütze von Waschbärenfell, der bramarbasirende Gang und die eigenthümliche Stellung der Füße beim Gehen lassen mich darauf wetten, daß der Bursche mit der Galgenphysiognomie und Branntweinnase irgend ein Kavallerie-Offizier ist, der um schlechter Streiche willen infam kassirt worden oder durch die Flucht sich der Kettenstrafe auf irgend einer Frohnveste entzogen hat. Jener untersetzte blasse Mensch dort, mit dem unsteten, scheuen Blick, ist ein irgend einem Zuchthaus entsprungener Dieb, und jener Andere, der das Ochsengespann vor dem Karren antreibt, und dessen zwar sonnverbrannte, aber kleine Hand kaum den schweren Peitschenstiel aus Hickoryholz umspannen kann, war gewiß ursprünglich einmal ein sehr schmucker, stutzerhafter Kommis auf dem Comptoir irgend eines Großhändlers der Londoner City, der seinem Prinzipal entweder mit einem Portefeuille voll Wechsel durchgegangen ist oder auf die Firma seines Brodherrn eine Anzahl falscher Wechsel ausgestellt hat. Der geübtere Physiognomiker erkennt bei Manchem von diesen Leuten das frühere Gewerbe an ihrer Haltung und ihren Allüren, und entziffert ohne Mühe ihre Nationalität selbst unter den Lumpen, dem Schmutz und dem verwilderten Haar und Bart, die sie jetzt bedecken. Der kleine, lebhafte Bursche dort braucht nicht erst den Mund zu öffnen, um sein unkenntliches Englisch zu radebrechen — ihn kennzeichnet schon der Winkel, unter welchem er seinen Hut auf den Schläfen trägt, als Pariser; jenen breitschultrigen Mann mit dem blassen, olivgelben Gesicht und dem schwarzen Backenbart charakterisirt die Art, wie er seine Cigarre zwischen der Zunge und dem Oberkiefer hält, als Spanier, der vielleicht einmal unter Don Carlos gefochten und hernach „Ebenholz" von der Westküste Afrika's nach Brasilien und den Antillen herüber gepascht. Jener finstre Graukopf ist ein Pole, der seit anderthalb Jahrzehnten unter fünf oder sechs Fahnen als Reisläufer gedient und nun auch hier keine Lorbeeren und keine Ruhe gefunden hat. Und so geht es fort durch eine lange Reihe, die wir nicht weiter verfolgen wollen. Die Wenigsten kamen hierher in's Land der Freiheit aus idealem Freiheitsdrang, die Mei-

*) Aus dem Feuilleton der „Zeit" früher abgedruckt und nun mit Erlaubniß des Verfassers hier wieder benützt.

sten suchten nur körperliche, animalische Freiheit, Freiheit vor Kerker, Pranger oder Schaffot. Sie alle sehen sich zu harter körperlicher Arbeit, zu bitteren Entbehrungen und schweren Strapazen verurtheilt; sie suchen darin Vergessen ihrer Vergangenheit, Vergessen ihrer selbst, denn sie fürchten sich vielleicht eben so sehr vor ihrem eigenen innern Ich, wie vor der Möglichkeit künftiger Strafe. Gemeinsames Elend und das Bewußtseyn der Kameradschaft und Gleichheit im Bösen verhindert, daß Einer irgendwie eine indiscrete Nachforschung über den Andern anstelle. Jeder kümmert sich, wie überhaupt in ganz Nordamerika, nur um sich selbst, und schweigend vollbringt jeder sein tägliches Tagewerk, womit er des Leibes Nothdurft errafft, und so wird der Rest der irdischen Laufbahn einsam und in scheuer Verschlossenheit bis zum Grabe zurückgelegt, ohne daß irgend Jemand den Schleier zu lüften wagt, welcher die Vergangenheit seines Nächsten mit dichten Falten bedeckt.

Mitten unter diese Hefe der Gesellschaft der halben Welt hat mich vor zehn Jahren ein eigenthümliches Ereigniß hineingeworfen. Während ich nämlich etliche Jahre früher als Erzieher in England war, hatte sich meine jüngste Schwester, ein beinahe noch kindisch argloses, liebevoll vertrauendes Wesen, mit einem jungen Manne verheirathet, der einst mein Schulfreund gewesen war. Hesse, wie ich ihn nennen will, war der einzige Sohn wohlhabender Eltern und ein verzogenes Muttersöhnchen. Er besaß Kopf und Herz, aber keine Spur von Willensfestigkeit, keine Zähigkeit und Ausdauer, „kein Eisen im Blut." Zu seinem Unglück waren seine Eltern gestorben, als er kaum die Universität bezogen hatte, und so sah sich Hesse nun plötzlich jeder heilsamen Zucht entbunden, und stürzte sich kopfüber in den tollen Strudel des Studentenlebens, wie es damals, zu Ende der dreißiger Jahre, auf unseren Mittel- und süddeutschen Universitäten noch in seinem ganzen betäubenden Rausche florirte. Sechs Jahre „forscher Burschenzeit" verzehrten sein Vermögen beinahe ganz, und Hesse konnte demnach nicht einmal die Abgangsprüfung erstehen. Er hatte sich pro forma der Medizin gewidmet, und mochte in manchen Fächern derselben auch etwas begriffen haben, aber sein Wissen war planlos, sporadisch, ohne Zusammenhang. Abenteuerliche Pläne, z. B. Militärarzt in niederländischen Diensten zu werden, in die Türkei zu gehen u. a. m., schlugen fehl. Da ward der heitere Gesellschafter und fertige Tänzer mit meiner Schwester Fanny bekannt, die als Waise ein bescheidenes Vermögen hatte, und mit der doppelten Selbstsucht eines verzogenen Muttersöhnchens und eines Unglücklichen bethörte er Fanny, daß sie aller Einsprache der Verwandten zum Trotz Hesse's Frau wurde. Zum Glück für die Arme ertrotzte es der Vormund, daß dem jungen Ehepaare nur ein Theil von Fanny's Vermögen ausgehändigt wurde, und mit diesem wanderte das neuvermählte Paar, von tausend Sorgen und Aengsten aller Verwandten und Freunde geleitet, nach Amerika. Sie kamen über England und suchten mich an meinem damaligen Wohnorte auf, aber ihr Brief, der mir ihren Besuch melden sollte, hatte mich verfehlt, und ich war mit meinen Zöglingen auf einem Ausflug nach Belgien begriffen. Das war Fanny's Unglück, denn so wie ich Hesse kannte, würde ich Alles eher gestattet haben, als seine Auswanderung nach den Vereinigten Staaten. Es hätte sich eher in England noch ein Unterkommen für ihn gefunden, wo mancher Apotheker mit großer Praxis weniger von der Heilkunde versteht, als ein deutscher Hufschmied. — Vier Jahre später war ich genöthigt, meine arme Schwester sammt ihren drei kleinen Kindern wieder von Amerika in die Heimath zurückzuholen. Beider Aufenthalt in jenem Lande war nur ein steter Kampf mit Mühseligkeiten gewesen und hatte damit geendet, daß sie unstät von Staat zu Staat zogen, bis sie endlich im fernen Westen in der Stadt Weston am Missouri (Platte-County) sich niederließen. Hier praktizirte Hesse als Arzt und trieb nebenbei noch das weit lohnendere Gewerbe eines Feldmessers, bis er, als Meßkundiger einer Länderei-Gesellschaft, auf einer Bootsfahrt auf dem Missouri, weiter oben in der County Atchinson, mit einem leichten Kanoe bei Nacht auf einen versunkenen Baumstamm auffuhr und ertrank, während seine beiden Gefährten sich durch Schwimmen retteten. Sorgen, Mühsale, Entbehrungen und der Schreck über die eben geschilderte schreckliche Katastrophe, die ihren Gatten geraubt, hatten die Vielgeprüfte auf ein Krankenlager geworfen, von dem sie nur contract und an beiden Beinen gelähmt wieder erstand. Die Briefe, in welchen sie um Erlösung aus dieser Hölle in Amerika bat, wie sie sich ausdrückte — die Schilderungen, welche sie von den Leuten ihrer Umgebung entwarf, hätten einen Stein erbarmen mögen, und so verstand ich mich am Ende dazu, die weite Reise zu der Armen zu thun und sie wieder heimzuholen.

Platte-County war damals verhältnißmäßig schon ziemlich bevölkert, und der Flecken Weston galt für eine gedeihlich emporblühende Ansiedelung. Seine günstige Lage am Ufer des Missouri machte es zu einer Art Stapelplatz für die Umgebung. Diese besiedelte sich rasch landeinwärts, und die Ansiedler brachten ihre Erzeugnisse theils zu Wasser, theils zu Lande hierher, um sie gegen baares Geld und Lebensbedürfnisse umzusetzen. Neben dem nüchternen, hagern, wortkargen Yankee-Farmer und dem leichtsinnigen Iren sah man daher hier schon eine Menge jener herabgekommenen Söhne Europa's, die einen Versteck für ihre Person und Geschichte suchten; denn da die Umgegend der Stadt nicht allzu reich an Hochwald war, so fanden Bauholz und Brennholz hier einen guten Markt, und alle jene gefallenen Söhne Europa's, welche nicht ein Handwerk verstanden oder ein wildes Jägerleben trieben, waren Holzhauer geworden, die auf herrenlosem Grunde Stämme schlugen, sie in Flöße banden und nach den ersten besten Ansiedlungen verschifften oder aber auch an einzelnen Stellen Brennholzlager für die paar Dampfschiffe errichteten, welche damals den Oberlauf des Missouri befuhren. Zum Einkauf ihrer Lebensbedürfnisse aber waren sie alle auf diese entstehenden Flecken am Stromesufer und namentlich auf Weston angewiesen. Es verging daher auch selten ein Tag, wo ich nicht vom Fenster des Häuschens meiner Schwester aus derartige Halbwilde sehen konnte. Die Kränklichkeit meiner Schwester und die Abwickelung ihrer Angelegenheiten fesselten mich ohnedem länger an diesen Ort, als mir lieb war, und so fand ich in der Beobachtung dieser mir ganz neuen Bevölkerung einen eigenthümlichen Zeitvertreib, der nicht ohne Interesse war.

So kam es denn, daß ich an einem schönen Julimorgen jenes Jahres müßig und beobachtend an der Anlände von Weston stand und mir einige Hundert solcher „Bassermann'schen Gestalten"

betrachtete, die sich hier herumtrieben, um theils Langholz von den Flößen nach den Holzhöfen zu schaffen, theils Flachboote auszuladen, oder — gleich mir — selber müßig dem Treiben Anderer zuzusehen.

Das Erscheinen eines Fremden in einer solchen Umgebung bleibt niemals unbemerkt, und es hätte kaum erst meines ganz europäischen Aufzuges bedurft, um die Aufmerksamkeit der Einheimischen auf mich zu lenken. Während ich also zwischen den verschiedenen Gruppen herumging, wandten sich Aller Augen nach mir und musterten mein Aeußeres, das offenbar den Gegenstand des allgemeinen Gesprächs bildete. Ich meinerseits nahm das gleiche Recht für mich in Anspruch, ging, meine Cigarre rauchend, auf und nieder, beschaute mir alles, was um mich her vorging, und suchte mir aus ihren Zügen und ihrem Benehmen zu enträthseln, was für einem Volksstamme Der oder Jener angehörte, oder was für äußere Lebensumstände oder Vergehen jeden hierher geworfen haben mochten. So stand ich namentlich soeben in der Nähe einer Gruppe von jenen halbwilden Holzhauern, die vorhin ein Floß gelandet und nach den Holzhöfen geschafft hatten, nun aber an der Seite der Anlände lagerten und sich in der Sonne dehnten, — als mich plötzlich die Stimme eines Mannes erschreckte, der mir ganz nahe getreten war und diesen zehn oder zwölf Leuten nun in ziemlich herrischem Tone zurief, sich aufzuraffen und zum Weggehen bereit zu halten. Betroffen über den Klang dieser Stimme, der mir etwas Bekanntes hatte, wandte ich mich um und faßte mir den Mann in's Auge. Der erste Blick ließ mich Züge erkennen die mir nicht fremd waren, und es überkam mich die schmerzliche Empfindung, daß wir uns schon einmal, und unter unangenehmen Umständen, begegnet seyen. Der Fremde, der eine solche Autorität über die Holzhauer ausübte, war noch jung und hübsch; seine Haltung verrieth, selbst unter dem ungeschlachten Aufzuge von grobem Zeuch, den Mann von Bildung; hierauf deutete auch die kleine, wohlgeformte, obschon von der Sonne und Luft gebräunte Hand. Als er auf den Strom hinausdeutete, bemerkte ich am letzten Finger seiner Rechten einen kleinen flachen goldenen Ring, einem Ehering ähnlich, der schon lange dort getragen worden seyn mochte, denn er war ziemlich tief in's Fleisch eingewachsen. — Wer dieser Fremde war und wo ich ihn früher schon gesehen, das war mir jetzt nicht mehr erinnerlich. Das aber stand mir ganz fest, daß wir uns schon einmal unter besonderen Umständen begegnet waren. Ich betrachtete ihn daher nochmals und noch aufmerksamer, und während dieser Musterung blickte er auf und unsere Augen begegneten sich, obwohl nur für einen Augenblick. Ich sah ihn erblassen und dann wieder roth werden; er schwankte, ob er an mir vorübergehen solle, drehte sich dann um und schritt, gefolgt von seinen Holzknechten, dem Landungsplatze der Dampfschiffe zu.

Dieses räthselhafte Wiederfinden beschäftigte mich den ganzen Tag; vergebens zerbrach ich mir den Kopf, wo ich diesen Menschen schon gesehen haben möge. Unverkennbar war unser Wiedererkennen ein gegenseitiges gewesen, und offenbar mußten sich für ihn unangenehme Erinnerungen an unsre frühere Bekanntschaft knüpfen. Aber wie sehr ich mich auch abmühte, wie sehr ich mir den Kopf zerbrach, um sein Gesicht unter den Erinnerungen meiner Studentenzeit, unter den Begegnungen auf meinen wenigen Reisen wieder ausfindig zu machen — nirgends fand ich eine befriedigende Lösung! Und dennoch verband sich mit diesem Gesichte irgend eine interessante oder ungewöhnliche Episode aus meinem vergangenen Leben. Diese Züge schwebten in ganz besonders deutlicher Zeichnung meinem Geiste vor, und verfolgten mich wie ein beengender Spuk. Glücklicherweise hatte ich nicht viel Zeit, derartigen Grübeleien über Wie und Wo meines erstmaligen Zusammentreffens mit dem jungen Fremden nachzuhängen. Die Gegenwart heischte um meiner armen Schwester und ihrer Kinder willen meine vollste Thatkraft. Mein verstorbener Schwager hatte eine große Aktie an jener Ländereigesellschaft, in deren Diensten er gestanden, und der auf seinen Antheil fallende Gewinn sollte nicht unbeträchtlich sein, denn die Ländereien jener Spekulanten waren um hundert Prozent gestiegen. Allein die übrigen Aktionäre hatten seither unter allerlei Winkelzügen und Ausflüchten meiner verlassenen Schwester ihren rechtlichen Antheil vorenthalten, und diesen liquid zu machen, war nun meine Pflicht, und zwar keine leichte. Ich sah, daß man mich ermüden wollte, indem man die Sache in die Länge zog, um die arme Wittwe dann mit einem magern Vergleiche abzufinden. Allein diese Ehrenmänner hatten sich in mir verrechnet; ich war zäher als Hickoryholz, und stieß alle Thüren auf, warb den tüchtigsten Advokaten und ließ noch einen weitern aus Sparta kommen. Genug, ich trieb die Gegner in die Enge, und am Ende mußten sie wohl oder übel, um einem langen Prozesse auszuweichen, der sie in weiteren Operationen gehemmt haben würde, sich auf billige Weise abfinden. Der Antheil meiner Schwester an den Ländereien ward ausgeschieden, und ihre Baaransprüche befriedigt. Zwar verschlangen Gerichtssporteln und Advokatengebühren beinahe die ganze Baarentschädigung; allein der Erlös der Ländereien versprach die Heimreise nach Europa weitaus zu decken. Sobald ich daher die Besitz-Urkunden für die Ländereien ausgehändigt erhalten hatte, hing ich meine Büchsflinte über die eine, meine Waidtasche mit Wäsche und Schießbedarf über die andere Schulter, und stieg an Bord des Dampfers „Henry Clay", der mich den Missouri hinaufbringen sollte, nach der ultima Thule der Civilisation, der County Atchinson. Ein deutscher Theologe in Jagdjuppe und hohen Wasserstiefeln, die Büchse auf dem Rücken, als Sachwalter in Länderei-Verkäufen! ich mußte lächeln ob diesem seltsamen Auftrage, welchen das Geschick in meine Hände gelegt hatte.

Das Dampfboot war voll von Hinterwäldlern und Einwanderern, und die Reisegesellschaft bot Gelegenheit zu ethnographischen und physiognomischen Studien, die mir unter anderen Umständen großen Genuß verschafft hätten. Jetzt aber waren meine Gedanken mit anderen, materielleren Zwecken beschäftigt, an die mich der Anblick der Einwanderer gemahnt hatte. Es waren wohlhabende Leute, Norweger darunter, die vielleicht Käufer für meine Ländereien abgeben konnten. Daher folgte ich mehr diesem Ideenzuge, als demjenigen, welchen die ziemlich reizlose Gegend der flachen Thalsohle und der dahinter aufsteigenden Böschungen oder die bunte Mannigfaltigkeit der Mitreisenden in mir anregte. Nur einige Indianer, die auf einem kleinen Raume des Vorkastells hockten und anscheinend ziemlich theilnahmlos ihre Pfeifen rauchten, ohne aber dabei auch nur das Mindeste unbemerkt zu lassen, was um sie her vorging, —

fesselten auf einige Zeit meine Aufmerksamkeit. Die Ufer des Stromes waren noch ziemlich unangebaut. Da und dort stand Vieh in dem hohen Grase und zwischen den Büschen der Niederungen und glotzte zu dem keuchenden Dampfer herüber, der mühsam lavirend gegen die trüben gelben Fluthen ankämpfte. Nur selten stieg eine zarte blaue Rauchsäule hinter den Bluffs auf und deutete auf das Vorhandenseyn einer Ansiedlung. Etliche Blockhäuser erschienen einsam über der Marke der Hochwasser. Selbst der Wald hatte nichts Grandioses; die Bäume waren nicht so hoch als in unseren deutschen Wäldern, obschon bunter an Form und Farbe, und von dichtem Unterholz und vielen Schlingpflanzen durchzogen. Es lag eine Eintönigkeit über der Landschaft, die beinahe wehmüthig stimmte. Glücklicherweise ward die Fahrt häufig durch Anlegen unterbrochen, um Passagiere oder Waaren auszusetzen und einzunehmen, oder Holz zu laden. Da war es uns bisweilen vergönnt, auch einen Blick in das Intérieur des Hinterwäldler-Lebens zu thun, der für mich freilich wenig Verlockendes hatte. Die Menschen waren wohlgenährt aber bleich, schienen früh gealtert und ihr Aufzug war lumpig und voll Schmutz; ihr Benehmen war linkisch und ernst — ihr Daseyn mochte ein freudenloses seyn.

Ein anhaltender Landregen und mehrfache Wolkenbrüche hatten das Strombett ziemlich hoch gefüllt und der Lootse oder Steuermann hatte Mühe, dem Treibholz auszuweichen, das im Fahrwasser trieb. Dennoch fuhren wir auf einem Snag oder Sawyer (versunkenen Baumstamm) auf und der „Henry Clay" sprang einen Leck. Dieser ward so gut wie möglich verstopft, aber die Kunde davon mochte doch manche der Mitreisenden beunruhigen, und man drang in den Kapitän, in Alban anzuzulegen und zu übernachten, um daselbst dem Schaden abzuhelfen. Dieses Alban war ein kleiner Flecken in Andrew County, unweit des Strom-Ufers gelegen. Es war ungefähr fünf Uhr Abends, als wir an seiner Anlände ankerten, und die Mehrzahl der Passagiere ging an's Land. Die paar Wirthshäuser waren bald überfüllt und es galt, sich anderweitig ein gastliches Obdach zu suchen. Dieses Loos traf auch mich, und auf dem Rundgang bei verschiedenen Stores u. s. w. kam ich an der hölzernen Kirche des Ortes vorüber, der soeben viele Leute zuströmten. Ich warf einen Blick hinein und sah, daß hier ein Brautpaar getraut wurde. Der Geistliche, welcher diese Ehe einsegnete, war ein anglikanischer, ein Greis von ernstem, ehrwürdigem Aussehen mit spärlichem Silberhaar. Sein Aeußeres wie sein Aufzug frappirten mich, obschon mir der Kirchenrock und die weiten Puffärmel der hochkirchlichen Geistlichen nichts Neues mehr waren. Kaum hatte ich nach Beendigung der Ceremonie die Kirche verlassen, als mir plötzlich mein geheimnißvoller Bekannter von Weston wieder einfiel, und ich mich nun auf einmal besann, wo und wann wir uns zum ersten Male begegnet seyen.

2.

Drei Jahre vorher — ich bekleidete noch meine Hofmeistersstelle im Herzen von England — war ich, von einer langen und gefährlichen Krankheit kaum genesen, genöthigt gewesen, die Ebenen von Bedford mit der Meeresküste zu vertauschen, um ein Seebad zu gebrauchen. Meine Mittel verboten mir den Besuch eines der großen Luxus-Seebäder; ich reiste daher nach einem höchst einfachen und bescheidenen Seebade an der Küste von Wales, das ich Fenmouth nennen will. Es hatte keine prächtigen Esplanaden und Terrassen, keine großen Hotels und luxuriösen Clubbs, kein deutsches Bade-Orchester, keine prunkenden Modemagazine und Speisesäle von lauter Bronce und Spiegelglas, keine stolzen Londoner Schönheiten mit langen Schmachtlocken und marmorblassen Gesichtern, keine übermüthigen Offiziere mit gewaltigen Backenbärten und noch gewaltigeren Schulden, keine dickbäuchigen, kahlköpfigen, doppelkinnigen Kaufherren aus der City, die ihre Gicht und Dyspepsie hier wegbaden wollten, keine Yachtclubbs und Wettrennen, überhaupt gar nichts von der Ueberfeinerung von Brighton oder Dover oder Folkestone! — Nein, die „Kultur, die alle Welt beleckt", war diesem kleinen Fischerdörfchen noch fern geblieben; es war nur ein ärmliches Dorf von einigen Dutzend Häusern, die langgedehnt und unregelmäßig zwischen kleinen Gärtchen am Strande sich ausbreiteten. Aber es hatte eine reine Luft, eine herrliche, offene See vor sich, treffliche, sandige Badeplätze und — was für mich das Wesentlichste war — absolute Ruhe. Außer einigen ältlichen Frauen und einer schüchternen jungen Wittwe mit drei Kindern traf ich keine Badegesellschaft, und jene würdigten mich — echt englisch — nicht der Ehre ihres Umgangs, so lange sich kein anderer Herr fand, der mich ihnen vorstellte. Hier in diesem hübschen Küstendorfe, Angesichts des ewigen Meeres, verbrachte ich drei sehr glückliche Wochen mit Spazierengehen, Schwimmen, Fischen, Musik, Lesen und Schreiben. Gegen das Ende dieser Zeit ward mein Aufenthalt sogar noch weit genußreicher, als ich die Bekanntschaft des Pfarrers dieses Sprengels, eines milden, freundlichen, würdigen Greises, machte. Mit ihm und seiner Frau und Tochter stand ich bald auf dem besten Fuße, denn sie liebten Musik und Gesang, und ich konnte ihnen nie genug von den Volksliedern meiner deutschen Heimath singen; ja, unsere Bekanntschaft wäre vermuthlich noch eine weit vertrautere geworden, wenn nicht die Aufmerksamkeit der Familie gar zu sehr in Anspruch genommen worden wäre durch die nöthigen Zurüstungen auf die Heirath der Tochter, welche in ungefähr vierzehn Tagen nach meiner ersten Einführung in das Pfarrhaus stattfinden sollte. Die Tochter, Edith, war ein schönes, stolzes Mädchen, mit herrlichen, dunkeln Augen und einem frischen Incarnat, voll Munterkeit und Leben und zum Sterben verliebt in ihren Bräutigam, den Sohn eines der Hauptteilhaber an einem größeren Londoner Bankgeschäfte. Edith hatte diesen Mr. Edward Ferney vor einem Jahre kennen gelernt, als er mit seiner Mutter und Schwester hier in Fenmouth im Bade gewesen; die Bekanntschaft war inniger geworden während eines Besuchs, den Edith in London bei einer Muhme machte und der die große Haupt- und Staats-Aktion ihres ganzen Lebens bildete. Sie konnte gar nicht müde werden, von diesem Besuche in der Riesenstadt zu erzählen und von ihrem herzigen, theuren Ned zu plaudern. Die Hochzeit war auf einen Donnerstag festgesetzt, Edward aber sollte schon am Dienstag Abend eintreffen und ich alsdann mit ihm bekannt gemacht werden, wir würden gewiß bald gute Freunde werden, und Edith wollte mir durchaus das Versprechen abnöthigen, nach ihrer Hochzeit auf acht Tage zum Besuch nach der hübschen Villa

bei Richmond zu kommen, welche Ned's Vater für das junge Paar eingerichtet hatte. Kurz, ich mußte so viel von diesem theuren Ned hören, daß er mich am Ende ordentlich langweilte und ich ein eigentliches Vorurtheil gegen ihn bekam.

Der längst ersehnte Dienstag kam endlich. Ich war im Pfarrhause zu Gaste und wir saßen bis in die Nacht hinein beisammen, bis der letzte Abendzug der Eisenbahn angelangt war, ohne den Verlobten zu bringen. Auch der Morgen des Mittwoch verging, und erst spät am Nachmittage langten die Ferneys, Vater und Sohn, in Fenmouth an. Ich ging Abends in's Pfarrhaus, ward den beiden Herren vorgestellt und erfuhr, ihre Abreise von London sey durch die Entdeckung verzögert worden, daß gefälschte Wechsel auf die Firma von bedeutendem Belang in Umlauf seyen, wovon den Interessenten durch einen anonymen Brief die erste Nachricht gegeben worden war mit dem Anfügen: wenn ein gewisses (jedoch nicht näher bezeichnetes) Ereigniß eintreten würde, so solle auch der Aussteller jener falschen Wechsel namhaft gemacht werden. — Mein Vorurtheil gegen den jungen Ferney ward durch die persönliche Bekanntschaft nicht entwaffnet. Er war allerdings ein sehr wohlgestalteter, hübscher Mann, von hohem Wuchs und gefälligen Manieren, dunklem, lockigem Haar und schönen, weißen Zähnen; allein seine Augen lagen tief in ihren Höhlen, sein Blick war scheu und unstät, konnte keinem fremden Auge begegnen, und in seinem ganzen Benehmen, selbst gegen Edith Dalgellan, seine Verlobte, lag etwas Erzwungenes, Unnatürliches, eine nervöse Unruhe und lauernde Angst. Am anderen Morgen war das ganze Dorf im besten Sonntagsputz auf den Beinen, die drei Glocken des alten Kirchleins thaten ihr Bestes, die Echo's der Küste zum Wiederhall ihres festlichen Geläutes aufzufordern, und junge Mädchen streuten dem Brautpaare auf seinem Gang zum Altare Blumen auf den Weg. Ich schloß mich an der Kirchthüre dem Zuge an. Mr. Dalgellan eilte voraus, um seinen Kirchenrock anzulegen, denn er wollte den Ehebund seiner Tochter selbst einsegnen. Die Hochzeitsgäste hatten sich bereits im Halbkreise um das Altargitter herum aufgestellt, als ein großer, hagerer Mann in einem bis zum Kinn zugeknöpften Ueberrock zu uns herantrat, auf den älteren Mr. Ferney zuging und ihm einen „Guten Tag" entbot. „Hollah, Waters, Sie hier?" fragte der alte Herr. „Sind Sie mir gar bis hieher gefolgt? Bringen Sie mir Nachrichten?" — „Zu dienen, Sir! wenn Sie und der junge Herr mir auf einen Augenblick hinaus folgen wollen, so hätt' ich Ihnen etwas mitzutheilen." — „Warten Sie lieber, Mr. Waters, bis die Trauung vorüber ist," sagte der alte Herr. Allein der Fremde ließ sich nicht abweisen, sondern meinte, die ganze Sache werde nur eine Minute erfordern, so daß Mr. Ferney seinen Arm durch den seines Sohnes schob und beide dem Fremden bis unter die Vorhalle der Kirche folgten. „Kennen Sie jenen Herrn?" fragte ich meinen Nachbar, der den Fremden in der größten Ueberraschung und Betroffenheit mit dem Blicke verfolgte. „O ja, — ich glaube ihn zu kennen! Ich müßte mich sehr irren, wenn er nicht einer der gewandtesten Beamten von Bow-Street-Office *) ist! Was in aller Welt will er hier?" Instinktmäßig folgten wir beide mit raschen Schritten den drei Herren. Es schwante uns etwas Ungewöhnliches, Ungeahntes. Kaum hatten wir die Kirchthüre erreicht, so sahen wir, wie Waters sich zu Mr. Ferney wandte mit den Worten: „Es thut mir leid, Sir, aber Geschäft ist Geschäft!" Gleichzeitig erfaßte er Edward beim Arm und rief: „Sie sind mein Gefangener, Sir!" In meinem Leben werde ich niemals den verworfenen Blick von Haß, Grimm und Verzweiflung vergessen, der bei diesen Worten aus Ned Ferney's tiefliegenden Augen schoß, als er gleichzeitig hinter den Säulen der Vorhalle zwei weitere Konstabler hervortreten sah. Sein Vater stand wie versteinert und eine halbe Minute verging, bevor er die Worte hervorstammeln konnte. „Was soll dieß heißen?" — „Nur so viel, Sir," versetzte Waters: „Ein zweiter anonymer Brief in derselben Handschrift wie der erste traf am Dienstag Abend, nachdem Sie schon abgereist waren, auf dem Comptoir Ihrer Bank ein und ward Ihrer Weisung gemäß eröffnet. Darin wurde Mr. Edward Ferney als der Aussteller der falschen Wechsel bezeichnet und eine Adresse namhaft gemacht, wo weitere Beweise gefunden werden könnten. Ich begab mich sogleich dorthin und hatte eine Unterredung mit der Verfasserin jener beiden Briefe, erhielt gewisse Indicien von ihr und nahm sie mit nach Bow Street. Nachdem sie ihre Angaben auf ihren Eid genommen, erließ der Kommissär einen Verhaftsbefehl gegen diesen Herrn hier, und ich bin nun hier, um diesen Warrant zu vollziehen."

„Die Verfasserin? War es denn eine Frau?" stammelte der Vater. — „Ein junges Mädchen war es, Namens Emmy Roscoe," entgegnete Waters kurz. Der junge Mann stöhnte laut und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen. „Ich bitte, Sir, sagen Sie mir, was Emmy ausgesagt," sprach er mit beinahe lautloser Stimme. — „Was Sie von Ihnen sprach?" fragte Waters und beobachtete lauernd die Wirkung seiner Antwort. „Sie sagte: 'Edward Ferney hat mich in's Unglück gestürzt, nun will ich ihm mit gleicher Münze bezahlen.' Das sind ihre eigenen Worte." Mittlerweile waren auch die übrigen Hochzeitsgäste herbeigekommen, um uns zu sagen, daß Mr. Dalgellan auf den Bräutigam warte, und um ihn scherzweise zu necken, daß er bei einer solchen Gelegenheit sich säumig zeige. Natürlich mußten sie nun mit der erschütternden Neuigkeit bekannt gemacht werden, und ich brauche wohl kaum den Auftritt zu schildern, welcher darauf folgte. Nur eine einzige Person behielt einigermaßen ihre Besinnung und Selbstbeherrschung, nämlich Edith Dalgellan. Sie erging sich nicht in tragischen Aeußerungen ihrer Ueberzeugung, daß ihr Ned unschuldig sey: sie fiel nicht in Ohnmacht, brach nicht in Wehklagen aus, wie eine Liebhaberin im Melodram — nein, keines von allen Dem! Vielmehr trat sie, als der erste Schreck sich gelegt hatte, wehmüthig auf ihn zu, legte ihre Hand in die seinige und sagte ruhig: „Ich weiß, Edward, daß Du eines solchen gemeinen Verbrechens nicht fähig bist und Deine Unschuld zu beweisen im Stande seyn wirst. Gott sey mit Dir! ich werde Dir die Treue bewahren!" Dieses erschütternde Ereigniß war, wie ich wohl kaum zu sagen brauche, der Schluß meiner Badekur. Sobald ich fand, daß ich den Dalgellans von keinem Nutzen mehr seyn konnte, sagte ich Fenmouth Lebewohl und kehrte zu meinen Zöglingen in Bedfordshire zurück. Sechs Wochen später erfuhr ich aus den Zeitungen, daß Edward Ferney der Wechselfälschung im Betrage

*) Der londoner Kriminal-Polizei.

von mehreren tausend Pfund überwiesen und zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt worden war. Der vornehmste Belastungszeuge gegen ihn war ein junges Mädchen, welches er verführt, und dem er alle seine Geheimnisse anvertraut, das er aber dann verlassen und dem Elend preisgegeben hatte. Von der Familie des ehrwürdigen Pfarrers von Fenmouth erfuhr ich nur noch indirekt, daß Mr. Dalgellan bald nach jenem Vorfall seine Stelle mit der eines anderen Geistlichen im entferntesten Theile von Northumberland vertauscht hatte, und daß die schmucke Edith Dalgellan als schwindsüchtig und rettungslos vom Arzte von Fenmouth aufgegeben worden sey.

3.

Der Mann, dessen Anblick auf der Anlände von Weston mich so sehr überrascht hatte, die geheimnißvolle Persönlichkeit, deren Identität ich so vergebens herzustellen versucht hatte, — war Edward Ferney. Er mußte entweder von dem Gefangenenschiffe oder von seinem Strafplatze entwichen seyn, und hatte hier unter Hunderten von Schicksalsgenossen eine neue Heimath gefunden. Sobald ich darüber im Klaren war, tauchten all' die alten Erinnerungen wieder in meiner Seele auf. Ich sah im Geiste das Fischerdorf und seinen Marktplatz mit dem durchdringenden Geruch von Seekrebsen und Häringen, — das alte behagliche, kleine Gasthaus, worin ich gewohnt hatte, mit seinem sandbestreuten Fußboden und seinem rauhen fröhlichen Gesang an den Samstagsabenden, — sah die wurmstichige, hölzerne Anlände, an welcher die Wogen brandeten, die sonnverbrannten, branntweinliebenden Fischer mit ihren harten Schwielenhänden und ihren warmen, empfänglichen Herzen, — das Kirchlein mit seinem hölzernen Thurm, seinen seltsamen altväterischen Grabdenkmälern und noch seltsameren Inschriften darauf, — das stille freundliche Pfarrhaus mit seinem Staffelgiebel und heitern Gärtchen, mit dem epheuumrankten Vorhause und seinen herzensguten schlichten Bewohnern! .... Ich dachte an Edith und gestand mir nun, nach Jahren, daß sich in meine Abneigung gegen Edward auch Eifersucht gemischt habe, und ein tiefer Seufzer entstieg meiner Brust, als ich der jähen Zertrümmerung all' der schönen Träume und lachenden Luftschlösser gedachte, die sich das blühende Mädchen gebildet hatte!

Diese und ähnliche Gedanken, in welchen die jetzige Gestalt Edward's immer wiederkehrte, verfolgten mich auf dem Rest der Fahrt den Missouri hinan. Ich achtete wenig auf meine Reisegefährten; nur ein einziger Mann fiel mir vorübergehend auf. Es war ein hochgewachsener schlanker Mann von etwa sechs- bis achtunddreißig Jahren, mit einem dichten schwarzen Bart und dunklen düstern Augen, aus denen ein unheimliches Feuer blitzte. Ein breiter Hut aus Guayaquilgras, große goldene Ringe in den Ohren und eine Serape von dichtem Wollstoffe mit blauen und rothen Streifen auf matt orangegelbem Grunde, bekundeten ihn als einen spanischen Creolen aus dem Süden, vielleicht aus Texas. Er saß meist einsam und finster auf der Bank und stierte in den Strom hinunter. Einige Mal jedoch sah ich ihn aber auch mit dem Kapitän und einigen Hinterwäldlern, dem Anscheine nach wohlhabenderen Farmern, reden, an welche er Nachfragungen und Erkundigungen zu richten schien. Doch auch ihn verlor ich wieder aus dem Gesichte noch ehe ich an einer kleinen Landspitze landete, von wo aus ich zu Fuße meine Reise am Big Tarkio hinauf fortsetzen mußte, um die meiner Schwester zugefallenen Townlots in Tarkio in üblicher Form in Besitz zu nehmen. Die Einzelnheiten dieser Procedur, welche mir größere Mühe kostete, als ich vermuthet hatte, gehören nicht hierher. Es genüge anzuführen, daß ich diese Ländereien durch Vermittelung eines Mäklers verkaufte und mich dann auf den Weg machte nach einer kleinen Ansiedlung auf einer Insel im Missouri, die bei niedrigem Wasserstande nur eine Halbinsel, ein sogenannter Ent war, d. h. ein vorspringender Landtheil, um welchen herum der Strom eine starke Krümmung bildete, die er selber bei Hochwasser an der Sehne des beinahe kreisförmigen Bogens zu durchbrechen suchte. Dort, auf Arrow-head Island, sollte meine Bezahlung erfolgen. Es war am zehnten Tage meiner Abreise von Weston, fast um die Mittagsstunde, als ich der Pfeilspitzeninsel ansichtig ward und mich durch eine halbblütige Squaw in einem Einbaum über den seichten, schlammigen Arm, der das Eiland eben jetzt vom Festlande trennte, hinnüberrudern ließ. Das Eiland war mit schönen Bäumen bewachsen, von denen einige von ungewöhnlicher Größe waren, und andere nicht minder große wurden eben gefällt. Ungefähr zwanzig Shanties und Blockhäuser standen auf der Seite gegen den Strom über der Hochwassergrenze, meist Stores und zwei oder drei Gasthäuser. Als ich in das erste beste der letzteren trat, sah ich mich in einem ziemlich geräumigen Gemach, an dessen oberem Ende die Bar oder der Schank angebracht war, deren Zahl- oder Ladentisch die ganze Breite des Zimmers einnahm. Vor diesem Zahltische standen trinkend und rauchend ungefähr sechszehn bis achtzehn Männer, lauter Hinterwäldler, und unter diesen erkannte ich sogleich an Gestalt und Benehmen Edward Ferney wieder. Kaum aber war ich seiner ansichtig geworden, so lenkte mein Erscheinen die Aufmerksamkeit der Gäste auf mich: Edward drehte sich ebenfalls um, unsere Blicke begegneten sich, er ward roth und verlegen, stürzte seinen Branntwein hinunter und verließ hastig das Zimmer durch eine andere Thür, als diejenige, unter welcher ich noch stand. Ich war nun meiner Sache gewiß, daß es Edward Ferney war, so wie, daß er mich ebenso erkannt hatte und mir ausweichen wollte. Dieß sollte mich jedoch nicht abhalten, wo möglich etwas Näheres über ihn und sein jetziges Leben zu erfahren. Ich mengte mich daher unter die Holzhauer und Hinterwäldler, die noch am Schanktische standen, und suchte mich in ein Gespräch mit ihnen einzulassen. Dieser Versuch schlug jedoch nach einer Seite hin vollständig fehl: sie plauderten mit mir offen vom Wetter, von der Ankunft der nächsten Dampfer, die zu Thal fuhren, von den Holzpreisen und dem Werth vom Grund und Boden, allein über ihren Gefährten, der so eben weggegangen war, und über sich selbst blieben sie ganz zugeknöpft. Vielmehr bekam ich statt einer Antwort nur finstere, mißtrauische Blicke, und bald darauf verließen sie Einer um den Andern das Gemach. Ich trank nun ebenfalls mein Glas aus, suchte den Mr. Whitting auf, von welchem ich die Zahlung für meine verkauften Ländereien zu empfangen hatte, und stellte mich diesem vor. Mit der Gastlichkeit des Hinterwäldlers lud er mich zu Tische und hernach ordneten wir unsere Angelegenheiten, so daß nur noch die Zahlung fehlte, die mir auf den folgenden

Morgen zugesagt ward. Es war beinahe Abend, als ich von Mr. Whitting's Store nach dem Union-Hotel ging, wo ich zu übernachten gedachte. Dieses Hotel bestand aus einem geräumigen Blockhause mit Glasfenstern, dessen unterer Raum den Wirthschafts- und Speiseräumen gewidmet war, während an den beiden Giebelseiten des hohen steilen Dachs je zwei Schlafkammern mit mehreren Betten angebracht waren. In einer dieser Kammern, worin zwei gewaltige Betten standen, sollte ich mein Unterkommen für die Nacht finden; ich wählte diejenige im östlichen Giebelfelde, die mir mehr Schutz vor den heillosen Muskitos versprach. Als ich sie besichtigt und eben wieder heruntergehen wollte, fiel mein Blick durch die halboffene Thüre der anderen, und ich sah darin den Creolen vom Dampfboote, dessen ich schon gedacht hatte, auf dem Bette liegen und sich aufrichten, weil ihn vermuthlich mein Gespräch mit dem Kellner geweckt hatte. Er schien mich wieder zu erkennen, und legte sich gelassen auf die andere Seite. Drunten im Saale war Alles leer; ich zog mir einen Stuhl vor ein Tischchen am Fenster, holte meine Brieftasche heraus und begann die Rechnung mit Mr. Whitting noch einmal zu prüfen. So emsig ich auch mit Addiren beschäftigt war, so entging mir doch nicht, daß nach einer Weile ein Schatten auf meinen Tisch fiel, und als ich aufblickte, stand vor mir ein halbblütiges Weib, das mir ein Blatt Papier hinreichte, den Zeigefinger bedeutsam auf die Lippen legte und dann hastig wieder vom geöffneten Fenster verschwand. Ich sah mich um, ob ich bemerkt würde, aber Niemand achtete auf mich, daher entfaltete ich rasch das Papier und las:

„Ich weiß nicht, ob unser zweimaliges Zusammentreffen Zufall oder Absicht von Ihrer Seite ist. Jedenfalls hatte ich seither geglaubt und gehofft, jeder Verfolgung entgangen zu seyn und den Rest meines armseligen Lebens allein, unbekannt und unbeargwöhnt verbringen zu können. Als ich meinen Wächtern entsprungen war, gelang es mir nur unter unsäglichen Mühen und Entbehrungen, nach Amerika zu entkommen und diese Einöden zu erreichen, wo ich ruhig und ohne Furcht vor dem Damoklesschwert, das über mir hängt, leben und sterben zu dürfen erwartete. Dieß scheint aber nicht der Fall zu seyn, seit Sie meine Freistätte entdeckt haben. Ich sah Sie neulich in Weston, und finde Sie heute wieder auf meiner Spur. In welcher Absicht Sie mich verfolgen, weiß ich nicht; aber ich erkenne an, daß mein Leben und meine Freiheit in Ihrer Hand sind. Wohl hat das Leben an sich für mich keinen Werth; aber ich habe ein Weib, Sir, ein Weib und ein Kind, die von meiner Arbeit leben und ohne mich verloren wären. Rauben Sie diesen nicht meine Fürsorge! Jedenfalls aber seyen Sie überzeugt, daß ich eher Alles daransetze, ehe ich mich wieder als Verbrecher, als Verurtheilter verachten lassen werde. Für die kurze Spanne Zeit, die mir hienieden noch bleibt, will ich frei seyn und ohne Schmach leben. E. F."

Ich überlas diese Zeilen zweimal, bevor ich recht wußte, ob sie eine Bitte oder eine Drohung enthielten. Ich war mit mir uneins, ob ich sie beantworten sollte oder nicht. Da fiel mein Blick aus dem Fenster und ich sah, daß die Mestizin, in einiger Entfernung an einem Peccanbaume lehnend, mich beobachtete. Offenbar hatte sie den Auftrag, eine Antwort von mir abzuwarten. — Er hat Familie! dachte ich; zu der Angst des bösen Gewissens gesellt sich die Besorgniß um die Zukunft der Seinigen! Ich will ihn wenigstens hinsichtlich meiner Absichten beruhigen, und den Elenden dann seinem Geschick überlassen! — Ich nahm ein Blatt aus meinem Taschenbuche und schrieb darauf:

„Unsere Begegnung ist eine zufällige, für mich selbst unerwartete; fürchten Sie daher nichts von mir, ich hege nicht entfernt die Absicht, Sie zu verrathen. In wenigen Tagen reise ich nach Europa zurück; haben Sie vielleicht einige Zeilen oder einen Auftrag dorthin mitzugeben, so verfügen Sie über mich."

Sobald ich das Billet verschlossen und dem farbigen Weib gezeigt, kam es geräuschlos heran, nahm das Blatt aus meiner Hand und verschwand wieder. Ich vollendete meine Rechnung und wartete dann eine halbe Stunde, erhielt aber kein Lebenszeichen mehr von Edward Ferney. Die Sonne stand schon auf der Kimme des Horizonts, ihre Gluten spiegelten sich im breiten Strome und vergoldeten den Wald, die Böschungen des östlichen Ufers und die grünen Niederungen. Ich trat hinaus an die Anlände und blickte träumend in dieses mir fremdartige und keineswegs uninteressante Landschaftsbild hinein, unbekümmert um die Menschen, die hier um mich her ihr Wesen trieben. Plötzlich hörte ich Schritte hinter mir und eine tiefe Stimme flüsterte halblaut: „Folgen Sie mir unbemerkt, Sir, wenn Sie den Dank eines Unglücklichen nicht ablehnen."

Ich blickte mich um und sah Edward Ferney, der, die Cigarre im Munde, anscheinend gleichgültig an mir vorüberging und einer der fernsten Hütten der Ansiedlung zuschlenderte. Da wo der Pfad abbog, den er einschlug, blieb er einen Augenblick stehen, sah mich bedeutsam an und verschwand dann hinter dem Gebüsch. Ich folgte ihm so unmerklich wie möglich, und als ich die Krümmung des Pfades erreicht hatte, sah ich mich ganz unbeachtet, mit einziger Ausnahme des Creolen mit den Ohrringen, der eben hinter der letzten Hütte des Dorfes hervortrat und mir nachblickte. Er trug nicht mehr seine gestreifte Manga, sondern ein Jagdhemd von dunkelgrünem Fries und einen grauen Filzhut. Ich achtete seiner nicht, sondern folgte Ferney. Hundert Schritte brachten mich zu einer kleinen Lichtung, wo im Schatten einer hohen Sycomore ein kleines Blockhaus stand. Mannshohe Baumstümpfe standen noch auf der Rodung, umschlungen von den Ranken der Batate; Hühner scharrten zwischen dem schon mannshohen Mais, der eben in die Kolben schoß, und im umgebenden Walde lärmte der Specht, sangen die Vögel ihr vielstimmiges Abendlied. Unter der Thüre des Blockhauses erwartete mich Ferney. Sein Gesicht war verlegen, traurig, sein unstätes Auge haftete am Boden; man sah ihm an, es kostete ihn Ueberwindung, mich anzureden; und er zögerte daher mit der Ansprache. Eben so stumm trat ich in die Hütte, die kaum sechszehn Fuß in's Gevierte hatte und aller Behaglichkeiten entbehrte. Gestampfter Lehm bildete den Estrichboden, Lehm verstopfte die Fugen des Gebälkes und der Decke. Ein breites Bett für zwei Personen füllte die eine Ecke, eine geflochtene Wiege hing daneben an Bändern von Hickory-Rinde von der Decke herab. Die Wände zeigten nackte Balken, und an Rechen hingen Büchsen und Holzhauergeräthe und wenige

Kleider. Ein Tisch, etliche Schemel und Bänke, ein Schaukelstuhl und zwei große Kisten bildeten das ganze Ameublement dieses Gelasses, das ein Zwielicht füllte, denn das einzige Fenster war mit Gaze anstatt mit Glas bezogen. Von einer dieser Kisten erhob sich bei meinem Eintreten eine junge Frau in einfacher, reinlicher Tracht, einen Säugling auf dem Arme, den sie in Schlummer lullte. Ich stand betroffen über die Schönheit dieser Frau. Unverkennbar war sie eine Creolin aus dem Süden; ihr dunkles, feuriges Auge verkündete dieß. Ihr Wuchs war über Mittelgröße, die Taille schlank, die Büste üppig und voll, die nackten Arme herrlich gemodelt, die Hand klein, der Hals und Nacken tadellos, das Haar reich, glänzend wie ein Rabenflügel, mit einem Kamm in dicken Flechten aufgesteckt. „Mein Weib!" sagte Ferney. „Lassen Sie uns Französisch sprechen, damit sie uns nicht versteht!" — „Eine Spanierin?" fragte ich. — „Nein, aus Texas, woher wir erst vor einem Jahre an den Missouri kamen!" Ich konnte mir's nicht versagen, sie noch einmal zu betrachten. Sie war wirklich schön, höchstens vierundzwanzig Jahre alt; der erste Schmelz der Jugend war allerdings gewichen, allein ihre Formen widerstanden dem Schmerz und Leid, der in ihren Zügen sich aussprach. Auch ihr mochte es nicht an der Wiege vorgesungen worden seyn, daß sie noch in einem Blockhause wohnen würde. Es lag so viel Adel und Grazie in jeder ihrer Bewegungen, als sie so, ihren Kleinen schaukelnd, im Zimmer auf- und niederschritt, und ihn mit wehmüthiger Innigkeit an's Herz drückte, als müsse das Kind sie mit ihrem jetzigen Loose versöhnen. Ferney ließ mich gewähren, bis ich selber anfing: „Morgen reise ich von hier ab, und in wenigen Tagen verlasse ich den Missouri-Staat. Haben Sie mir etwas mitzugeben?" — „Reisen Sie über London?" — „Wohl schwerlich; ich bin nicht mehr in England, sondern in Deutschland ansässig. Mein Weg führt mich über Hamburg, Rotterdam oder Havre!" — „Dann muß ich allerdings schreiben," sagte er; „obschon es mir lieber gewesen wäre, wenn Sie mündlich meine Grüße an meine arme, gute Mutter bestellt hätten, — falls .... falls sie noch lebt .... Aber ich fürchte, der Schmerz über mich wird ihr das Herz gebrochen haben!" Ich zuckte stumm die Achseln, und wollte damit sagen, daß ich ihm hierüber keine sichere Kund geben könne. „Morgen früh werde ich Ihnen ein Briefchen für meine Mutter senden," fuhr er nach einer Weile fort und seine Stimme bebte vor innerer Bewegung. „Ich werde darin Ihrer erwähnen, wenn Sie mir Ihre Adresse geben wollen. Sollten Sie dann jemals mit meiner guten Mutter zusammentreffen, so sagen Sie ihr gefälligst, was Sie hier gesehen haben und .... sagen Sie ihr, daß ich mein Verbrechen schwer gebüßt habe und das Herzeleid bitter bereue, das ich meinen theuren Eltern verursachte!...." Sein Auge ward feucht, er war nicht ganz schlecht, nur leichtsinnig, grundsatzlos und selbstsüchtig. „Arme Edith!" flüsterte ich wider Willen. „Ja wohl, a r m e Edith!" wiederholte er; „wie hat s i e den schweren Schicksalsschlag ertragen? Was wissen Sie von ihr?" Ich theilte ihm Alles in wenig Worten mit — es war ja nicht viel, was ich wußte. Ich sah eine Thräne in seinen Augen und er schritt hastig aus der Hütte, wo er mir heftig und eilig ein Lebewohl sagte und dann im dunkelnden Walde verschwand. Ich warf noch einen Blick in die Hütte auf das schöne Weib, das mich fragend und voll Unruhe und Angst betrachtete, — auf das unschuldige schlummernde Kind, — auf die ganze dürftige Heimath im Walde, — dann schritt ich schnell den Pfad entlang nach dem Dorfe zurück. Im Vorübergehen hörte ich die Büsche rauschen, und mir war, als sehe ich einen hochgewachsenen Mann hinter die Stämme verschwinden. Es war bereits dunkel, als ich das Union-Hotel erreichte. Das Schankzimmer war gefüllt von Männern. Dichter Rauch von Cigarren und Thonpfeifen zog die Decke entlang. Würfel klapperten, Geldstücke klangen; die Männer schrieen und fluchten bei ihrem Spiel: Paschen, Euker, Seven-up u. s. w. Hastig verzehrte ich mein Abendbrod und kletterte in meine Kammer hinauf.

Diese Nacht schlief ich unsäglich unruhig. Wüste Träume schreckten mich von Zeit zu Zeit auf. Ich sah im Traume die arme schmucke Edith Dalgellan im Brautschmucke, und dann wieder das schöne Creolenweib aus dem Blockhause. Zwischenhinein lag ich stundenlang wachend, und meine Gedanken beschäftigten sich mit dem entsprungenen Verbrecher. Ich war froh, als der nahende Morgen mir endlich einen kurzen festern Schlaf brachte und als ich auch aus diesem erwachte. Es war schon heller Tag; hastig kleidete ich mich an und eilte in den frischen Morgen hinaus, um mich an der nahen Cisterne zu waschen. Wie ich eben nach dem Union-Hotel zurückschritt, sah ich eine Gruppe Leute nach einer Stelle des Ufers hineilen, wo bereits Andere lebhaft sprechend und gestikulirend standen. An ihrer Spitze sah ich Mr. Whitting, der seinen Friedensrichterstab in der Hand hatte und sehr ernst schien. Ich folgte ihnen, und als ich zur Stelle kam, sah ich inmitten der Umstehenden am Boden einen dunklen Gegenstand liegen, welcher soeben aus einem indianischen Canoe, das am Ufer angebunden war, gelandet worden zu seyn schien. Ich drängte mich durch die Gruppe, und vor mir lag, durchnäßt und triefend, blaß, entstellt und voll Beulen und Schrunden durch die versunkenen Bäume, an welche ihn die rasche Strömung des Flusses angetrieben hatte, — der Leichnam von Edward Ferney. Eine tiefe Wunde im Halse und eine in der Brust zeugten von der Todesart, die er erlitten. Grausen erfüllte mich, gleich den Umstehenden, und auf meine Erkundigungen erfuhr ich, daß eine indianische Squaw, welche am frühen Morgen zum Fischfang in eines der Altwässer des Stromes ausgefahren war, den Leichnam im Geäste eines festgerannten Stammes Treibholz aufgefischt, erkannt und nach der Ansiedelung von Arrow-head Island zurückgebracht hatte. Ich schloß mich dem Zuge an, der die Leiche nach der Hütte des Erschlagenen schaffte. Aber zu unserem Schreck fanden wir sie leer; das schöne Weib, das Kind, die halbblütige Magd oder besser gesagt Gehülfin, — Alle waren verschwunden. Vergebens rief man den Namen der schönen Carmen in den Wald — nur das Echo antwortete.

Endlich kam scheu wie ein Fuchs das farbige Weib aus dem Walde hervor, noch die unverkennbaren Spuren des Entsetzens auf ihren Zügen, das straffe schwarze Haar noch mit geronnenem Blute bedeckt, wankend und beinahe wortlos. Sie konnte Aufschluß geben, wie ihr Herr geendet. Mitten in der Nacht war ein Mann in die Hütte gedrungen und hatte mit Ferney gerungen und ihn davon geschleppt; dann war er nach einer Weile allein wiedergekehrt und hatte die ohnmächtige Carmen

fortschleppen wollen. Die braune Magd hatte sich ihm widersetzt; da schlug er sie mit der Faust, stieß mit dem Messer nach ihrem Kopfe und hätte sie ermordet, wenn sie nicht in's Dickicht entflohen wäre, wo sie aus der Ferne noch gehört, wie er das wehrlose Weib davon geschleppt und ihr Schreien zu ersticken versucht hatte, worauf sie selber besinnungslos niedersank und erst jetzt erwachte.

Die Schilderung des farbigen Weibes, das im Mondlicht sein Gesicht gesehen, traf überein mit dem Aeußern des Creolen, meines Reisegefährten vom Dampfboote, meines Stubennachbarn vom Union-Hotel. Er war die Nacht über nicht heimgekommen, war seit der Dämmerung verschollen. Was aber hatte ihn zu der blutigen That veranlaßt? Hatte er, um die gekränkte Ehre eines verrathenen Gatten zu rächen, die Spur Edward Ferney's verfolgt? War er der Bruder Carmen's? — Hier standen uns nur Vermuthungen zu Gebot, und wir blieben Alle darüber eben so im Unklaren, wie über das weitere Schicksal des schönen Weibes und des Kindes des Erschlagenen!

Ganz Arrow-head Island ward abgesucht von den mit Fährten und Spuren vertrauten Hinterwäldlern. Man fand die Stelle, wo der Mord geschehen und der Erschlagene in den Fluß gestürzt worden war; man fand eine Stelle, wo ein Canoe, das den Holzfällern fehlte, am schlammigen Ufer gelegen hatte, wo die Spuren eines Mannesfußes heraus- und hineinführten! Aber der Creole blieb verschollen!

Diese Katastrophe hatte mein Geschäft mit Mr. Whitting verzögert, welchen sein Friedensrichter-Amt in Anspruch nahm. Erst am folgenden Tage erledigten wir unsere Abrechnung. Ich berichtigte meine Zeche, und wartete mit Ungeduld auf den Dampfer „Water Lily", welcher zu Thal kommen mußte. Der Aufenthalt auf Arrow-head Island erregte mir Grausen, und kaum war das schwere Fahrzeug herangekeucht und hatte im tiefen Fahrwasser beigedreht, so sprang ich in ein Canoe und ließ mich von den Fährleuten hinüber rudern. Mein Gemüth war mit Einemmal um Vieles leichter, als das waldige Eiland meinem Blicke entschwand. —

Meine Geschichte ist hiemit zu Ende. Nur noch ein einziges Wort über Arrow-head Island. Es ist seither verschwunden, wie ich aus dem Munde eines Mannes erfuhr, den ich jüngst traf und der längere Zeit in jener Gegend gelebt hatte. Die Lumberers oder Wildhäuer, Holzfäller hatten es ganz abgeholzt und kahl gemacht. Da brachen sich im Frühsommer des Jahres 1851 die Hochwasser ihre Bahn durch den bereits geöffneten Kanal oder Durchstich und rissen den größten Theil des Eilandes in ihrer gewaltigen Strömung davon. Der Strom, welcher, wie der Mississippi, sein Bett beständig wechselt, hat diese Insel, die er einst vielleicht als Aufschwemmung selber gebildet oder als Ausspülung vom Festlande losgerissen und in Gestalt einer Halbinsel mit seinen gierigen Armen umgarnt hatte, wieder verschlungen, — eine Natur-Erscheinung, wie sie an jenen ungeheuren Strömen in jedem Jahrzehnd mehrfach vorkommen soll! Mir klang die Kunde von dem Verschwinden von Arrow-head Island, um der Erinnerungen willen, die sich für mich daran knüpfen, wie eine geheimnißvolle Sühne, wie die Offenbarung einer allwaltenden unbestechlichen Richtermacht!! —

Otfried Mylius.

Palermo.

Die schöne Hauptstadt Siciliens, auf welche jetzt wieder alle Blicke gerichtet sind, ist nach der Meinung eines der neuesten italienischen Reisenden, Ludwig Goldhann, vielleicht die eigenthümlichste in ganz Europa durch den Charakter des Seltsamen, Abenteuerlichen, in wunderbaren Farbenmischungen die Phantasie mächtig Anregenden. Wir zogen, sagt der Verfasser, durch die Porta Felice in die Stadt. Dieselbe ist ein Thor, eine Triumphpforte, ein Zugang nach ägyptischer Art, wo zwei mächtige Pylonen den langen Vorweg zum Tempel schließen; sie ist ein Doppelbrunnen, ein Wohngebäude, ein mit Statuen reichgeschmücktes öffentliches Monument mit hoher Terrasse zum Lustwandeln — sie ist alles das und nichts ganz, und gerade der in ihr prägnant ausgedrückte Schnörkelstyl der letzten Jahrhunderte war der einzig mögliche für dieses Zwitterwerk der Baukunst. Ilions Thore mußten ausgebrochen werden, um dem heiligen Pferd Eingang zu verschaffen, aber der Palermitaner Senat war voriehender, schon im Bau ließ er sein Thor ungeschlossen, um der kolossalen heiligen Rosalia, welche am 11. Juli durch Palermo's Straßen gefahren wird, mit möglichster Courtoisie alles Warten ante portas zu ersparen. Wir hatten das Thor durchschritten und befanden uns auf einem ziemlich öden Platz, der gleichwohl den Anfang der berühmten Straße del Cassaro oder Toledo bildet, die sich fernhin in mystisches Dunkel verlor. Hohe, düstere, unregelmäßige Häuser mit schmalen Fenstern, und weiter als in Neapel vortretenden Balkonen, die Dächer nimmer so flach wie man es vom Festlande gewohnt war, weit vorspringend und unter ihrem schattenden Gebälke lange Enfiladen zum Trocknen ausgehängter Wäsche bergend, rechts ein alterthümlich mächtiges Gebäude mit wenigen in Spitzbogen gewölbten Fenstern, links eine freie Treppe, welche nach der längs des Meeres sich hinziehenden Terrasse führt, etwas abseits ein lieblich plätschernder Brunnen, und daneben die von seinen Wellen im eigentlichsten Sinn durchströmte Limonadenbude — so bestimmt sich der erste architektonische Eindruck dem Kommenden, und in der That kann sich beim ersten Betreten einer großen Stadt kaum ein anderer neben diesem geltend machen, denn er wirkt mit Massen, und wenn in allen andern Elementen des städtischen Gesammtbildes unmittelbar nur die lebendige Gegenwart zu unsern Sinnen spricht, so legt dort auch die Vergangenheit, ein ganzes, reiches, geschichtliches Vorleben, sein ernstes Wort in den überraschenden Willkommensgruß. Wir kehrten uns links nach der Via Butera, und hatten bald das prachtvolle Hotel alla Trinacria erreicht. Der irrende Ritter von la Mancha verfiel in den Wahn, jedes Gasthaus in Spanien für ein prunkvolles Edelschloß zu nehmen; weniger aber würde der irren, welcher umgekehrt in jedem italienischen Adelspalast eine Fremdenherberge suchte, denn wirklich finden wir in allen Städten, welche Brennpunkte des italienischen Lebens im Mittelalter waren, wie Venedig, Pisa, Florenz, Rom, die stolzen Sitze der einst so trotzigen Adelsmacht heutzutage zu comfortablen Albergos oder gar zu maccaroniduftenden Trattorien (wie in Rom) herab- oder vielleicht hinaufgekommen. — Der Cassaro ist belebt und lärmend, doch das sinnbetäubende Tumultuiren und Wagengerassel des neapolitanischen Toledo vermißt man gerne. Auch hier stehen an allen Straßenecken jene zierlichen, buntbemalten, mit allerhand Laubwerk, künstlichem Geschnitz und dem nie fehlenden Heiligenbilde mit davor glimmenden Lämpchen herausgeschmückten Buden, worin dem stets durstigen Volk um wenige Grani die fortwährend improvisirte Limonade geboten wird — schon der Anblick dieser städtischen, von lebendem Wasser durchplätscherten Lauben erfrischt — auch hier drängen und treiben sich jene Hunderte von Viktualienverkäufern, die mit entsetzlichem Geschrei ihre leichte Waare feilbieten . . . Ja es ist etwas Entsetzliches um einen sicilischen Viktualienhändler! Gleichwohl zeigt die Haltung und das Wesen der Sicilianer im Ganzen mehr Gemessenheit und Feinheit als

an ihren Nachbarn auf dem Continent zu finden; vielleicht wirkt noch die vor Alters geschehene Beimischung orientalischen Blutes nach, oder sey es, daß der ritterliche Normannencharakter seine Spur zurückließ, oder daß der doppelte politische Kampf — denn neben dem mit dem Neapolitaner gemeinschaftlichen verfolgt der Sicilianer noch sein besonderes, jenem widerstrebendes Ziel — dem südlichen Leichtsinn mehr ernste Elemente beigesetzt hat. Der Sicilianer ist artig, bescheiden und, wenigstens in den sogenannten gebildeten Ständen, bei weitem nicht so zudringlich neugierig wie der Festländer; man wird hier in keiner großen Stadt von einem solchen Heere dienstbietender Parasiten umlagert und bedrängt wie drüben von Genua bis Reggio, und selbst in der fragfertigen Neugierde des gemeinen Volks liegt ein Zug von kindlicher Unbefangenheit, der bei gesteigerter Vertraulichkeit sogar etwas Rührendes hat. Fast möchte man sagen, daß der Geist mittelalterlicher Naivetät und Romantik, der noch immer aus den Trümmern der Araber und Normannen weht, und der den eben hier noch in vollster Blüthe stehenden Katholicismus fortan beseelt, auch durch die scheinbar zufälligen kleinen Details des äußern Volkslebens seine Hauche athmet. Sicilien war fast das einzige Land in Europa, welches die Stürme der französischen Revolution nur wenig berührten, und überhaupt haben die Nachklänge einer verrauschenden Zeit häufig ihre letzten Schwingungen auf den den Continent umsäumenden Inseln gefunden, wie denn auf Rügen noch heutzutage späte Anklänge des Herthadienstes vernommen werden, und vielleicht auch das altgläubige Irland, Corsica, und selbst die Inseln des alten Hellas in ähnlicher Beziehung aufgeführt werden könnten. Im Cassaro wogte es bereits von glänzenden Equipagen, die nach der Marina hinauseilten, wir aber wandten uns rechts und hatten bald die kleine Piazza di quattro Cantoni erreicht, den Mittelpunkt der Stadt, wo die Straßen Cassaro und Macqueda, die Pulsadern von Palermo, im rechten Winkel sich schneiden. Eine solche Anlage mit einem Quattro-Cantoni-Platze findet man in so vielen Städten Süditaliens, daß man fast glauben möchte, nicht Zufall oder geometrische Architektenlaune allein habe die Anlage in der Weise bestimmt; vielleicht wirkte, nach der Analogie bei katholischen Kirchen, wo die Kreuzesform den Grundriß normirte, ein religiöses Moment auch hier, bewußt oder unbewußt, mit. Von Palermo's Mittelplatz genießt man die Aussicht nach den vier Hauptthoren der Stadt und allen Reiz, welchen das Hereinragen unferner Gebirge in die geräuschvollen Straßen eines so belebten Ortes immer darbietet. Wir durchwandeln nun den südöstlichen Theil der Via Macqueda (so genannt nach dem Vicekönig Cardines de Macqueda), der unter den vier Hauptstraßen das entschiedenste Gepräge der Romantik an sich trägt. Altersschwarze, hohe Häuser mit Spitzbogenfenstern und grotesken Balkonen, die häufig mit grünem Schlingwerk förmlich überwuchert sind, giebelreiche Erker, hinter deren Vergitterungen manch lieblicher Mädchenkopf die Phantasie zu heiterem Spiel anregt, Kirchen und Klöster von allen Höhen und Formen, vor allem aber jene Palermo ganz eigenthümlichen höchst interessanten Brunnen (oder Emissare der das Wasser von den Gebirgen herleitenden Wasserleitung), welche, nachdem sie den reinen Quell über stockhohes, natürlichem Felsen ganz ähnlich gewordenes Steingemäuer herabsprudeln lassen, in ihrem hellgrünen Schmuck von üppig strotzenden Wasserpflanzen, der oft die halbe Seitenfläche eines Hauses überkleidet, alle Reize eines in wilder Waldfreiheit rieselnden Bergquells darbieten — alles das gibt eine Scene, zu welcher nur noch der pittoreske Hintergrund einer der zahllosen, sich in ungewisse Bildungen verlierenden Nebengassen, worin die mannigfachsten Linien und tausend unsichere Farben sich kreuzen und binden, kommen muß, um zusammenwirkend mit der lärmenden, in tausend verschiedenen Trachten sich drängenden Menschenstaffage die durch den raschen Nachteintritt befruchtete Einbildungskraft in die blühendsten Tage des alten Granada oder Cordova zurückzuversetzen.

Ein Ausflug nach Irland.

Von T***.

Die Vorrede zu Irland beginnt bereits in jenen englischen Häfen, welche die Auswanderung nach andern Welttheilen vermitteln, insbesondere auch in Liverpool, wo die irischen Arbeiter zu landen pflegen, die in England Arbeit suchen. In ihrer Heimath steht der Taglohn auf vier bis sechs Pence, kein Wunder, daß sie auswärts einem Erwerbe nachgehen, der mit dem eigenen täglichen Bedarfe in gerechterem Verhältnisse steht. Die Ueberfahrt von Irland nach Liverpool kostet für sie nur einen Schilling; allerdings befinden sich die irischen Proletarier dabei kaum besser, als die Neger auf Sklavenschiffen. Ich sah sie familienweise zwischen Waarenballen zusammengedrängt; zunächst dem Dampfkessel, der Maschine und dem Feuerungsplatze confinirt, waren sie der Hitze und dem Regen ausgesetzt, und boten, von Seekrankheit befallen, ein Bild des Elends und des Ekels.

Ich begegnete zu Liverpool ganzen Schaaren derselben, die nach beendeter Schnitterarbeit in ihre Heimath zurückkehrten; Männer, Weiber und Kinder waren in bester Laune, sie ließen gerne kleine Münzen in der Tasche klimpern, und trugen drei bis vier sorgsam mit Bast umwundene Sicheln am Rücken. Der englische Speculationsgeist pflegt ihnen dort an der Küste noch den letzten Zoll abzunehmen; ich übergehe Garküchen und Brandyschenken, und erwähne nur des Kleidertrödels, der in kaum glaublicher Ausdehnung noch unmittelbar am Landungsplatze getrieben wird. Alte Hüte für Männer und Frauen werden in riesigen Pyramiden ausgeboten, abgetragene Fräcke, Inexpressibles, Uniformen und Ueberröcke liegen durcheinander gehäuft, fadenscheinige Shawle, entfärbte Umhängtücher, Putzsachen, die in Altengland den Kreislauf des Geschickes bereits erschöpft haben, — kurz, hundert Sachen, die für den Engländer keinen Preis mehr besitzen, werden hier zur Verlockung der irischen Brüder angepriesen und gerühmt. Der Irländer ist in der Regel leichtsinnig und eitel, der Abwurf Londons erscheint seiner Armuth noch als ein Gegenstand der Begierde. Der Preis ist nicht hoch, und kaum einer der Heimkehrenden unterläßt es, sich für die Heimath stattlich auszustaffiren. Die Proletarierin kauft sich einen verschossenen Atlashut mit Federn, eine Chemisette von zerrissenen Spitzen, ihr Mann nicht selten ein zerknittertes Staatskleid und ein halbes Dutzend verkommener Cylinder. In der Seele vergnügt, begeben sie sich dann mit all dem Theaterflitter an Bord der überladenen Dampfschiffe.

Ich bin kein Geschichtschreiber, aber ehe ich den Leser zum Ausflug nach Irland einlade, möge mir gegönnt seyn, ihn an einige historische Thatsachen zu erinnern: Im Jahre 1691 wurden alle Katholiken aus dem irländischen Parlamente ausgeschlossen, die Heirathen zwischen Engländern und Irländern verboten, den Katholiken untersagt, in Irland confiscirtes Land zu kaufen, Waffen zu besitzen, in Corporationsstädten Handel zu treiben, und Pferde im Werthe über fünf Pfund zu halten. — Unter Königin Anna verbot man, daß ein Papist den andern unterrichte, katholische Priester, die Irland betraten, wurden zum Galgen verurtheilt. — Im Jahre 1698 mußte der König dem englischen Parlamente versprechen, daß er Alles thun werde, um die Tuch-

fabrikation in Irland zu vernichten. — Im Jahre 1740 verhungerten 400,000 Menschen in Irland. — Im Jahre 1797 wurde in Dublin noch gefoltert, in Drogheda wurde vom Kriegsgerichte ein Mann zu 500 Stockstreichen verurtheilt; nachdem er ungefähr die Hälfte davon erhalten hatte, erstickte er sich selbst. — Im Jahre 1799 verübten die Engländer die größten Bestechungen im irländischen Parlamente, der Marquis of Ely und der Lord Clanmorris erhielten je 45,000 Pfund; in solcher Weise wurde der Beschluß der Union durchgesetzt. — Seitdem hat Irland kein eigenes Parlament mehr, wohl aber Kanada und die Abkommen englischer Sträflinge in Botanybay. In England kömmt ein Vertreter ungefähr auf 27,000, in Irland auf 76,000 Einwohner; in England genügen zwei Pfund, in Irland erst zehn Pfund Abgabe zum Wahlrechte. — Von sieben Millionen Pfund irischer Pachtrenten kömmt höchstens eine Million Pfund auf Katholiken, und doch gab es im Jahre 1830 ungefähr neun Millionen Katholiken in Irland. — 1,500,000 Acker tragfähiges Land liegen unangebaut in Irland. Die Zahl der Proletarier daselbst wird auf vier Millionen berechnet. — Würde die Nationalschuld Großbritanniens in Pence ausgemünzt, so gäbe es einen Gürtel, der fast 283 Mal um die Erde reichte.

Doch genug hievon, wir sind vorbereitet zum Besuche von Irland. Nach der herrlichsten Ueberfahrt in einer Vollmondsnacht lagen endlich am frühen Morgen seine Ufer im Nebel vor mir. Belfast ist eine nicht unbedeutende Hafenstadt in der Tiefe eines Meerbusens. Die See spiegelte ruhig und blaßblau, fast perlfarbig, die Stadt erschien freundlich und nicht unwohlhäbig. Sie vermittelt zum großen Theile den Verkehr mit Schottland.

Mir stand für Irland nur kurze Zeit zur Verfügung; um sie nach Möglichkeit gut zu benützen, nahm ich einen zweiräderigen Wagen und fuhr quer in's Land. Bald verschwand das Meer, ich kam an sanfte, bebaute Hügel, es sah fast aus, wie in Untersteiermark und im angrenzenden Kärnten. Hier und dort zogen leichte Nebel an den Bergen empor, die sanfte Formen wiesen; das Grün der Landschaft war matt anzusehen, schöner Weißdornzaun umgab häufig die Straße. Aber der Menschenschlag erschien meist schwächlich und verkommen, mitunter von schmutziger Armuth. Es lagen die nothwendigen Ergebnisse seiner Geschichte vor mir; selbst der Kleidermarkt von Liverpool zeigte hier seine Folgen. Ich traf Bäuerinnen mit zerknitterten Damenhüten auf dem Felde arbeiten, eine davon trug über einem langen, zerrissenen Hemde einen schwarzen Männerfrack, dem ein Hinterflügel fehlte, sie grub in dieser Tracht ganz zufrieden in den Kartoffeln. Ich stieß hier das erste Mal auf ein ländliches Volk, das keine eigentliche heimathliche Tracht besitzt, wenn man nicht einige unkenntliche Lappen, die allenthalben die Blöße preisgeben, so nennen will. Es kleidet sich nur in die weggeworfenen Gewänder seiner Besieger.

Tiefer im Lande erreicht die Armuth den höchsten Grad; die Häuser der Landleute bilden einen einzigen Raum, der Küche, Wohnung, Stall, Vorrathkammer und Düngerstätte in sich faßt, dennoch ist der Irländer gleichsam zum Hohne lustiger als der Engländer, und besitzt mehr Humor und Heiterkeit als dieser.

Ich kam so durch mehrere Flecken und Weiler; ich hatte genug gesehen, und bestieg die Eisenbahn, auf der ich bis Portamain fuhr. Jetzt lernte ich auch den wohlhabenden Irländer kennen, darunter einige schöne junge Damen. Sie hatten dunkles Haar, feurige schwarze Augen und sinnlich leidenschaftlichen Ausdruck. Sie glichen fast Spanierinnen, und ich erinnerte mich uralter Stamm-Verwandtschaft: Hibernia, Iberien — Celten, Keltiberien.

Von Portamain nach Wellingtou-Inn fuhr ich in einem Gesellschaftswagen. Als wir einstiegen, stand ein steifer Herr in schwarzem Fracke mit weißem Halstuche und langen Vatermördern am Schlage; er war offenbar ein Geistlicher der Hochkirche, der mitten zwischen Katholiken eine gute Pfründe, aber keine Pfarrkinder besitzt. Er half einer ältlichen Lady und einer eben nicht reizenden Miß sammt einem Dutzend Schachteln beim Einsteigen. Es waren ohne Zweifel seine Gemahlin und Tochter. Die Miß, die schlank und mißfärbig wie eine Petersilie war, kam neben einen irländischen Ordenspriester zu sitzen; diese Nähe wurde ihr aber bald so unausstehlich, daß sie unter dem Vorgeben, frischerer Luft zu bedürfen, mit einem Gentleman den Platz tauschte. Ein Blick der Verständigung zwischen Beiden ließ über den eigentlichen Grund des Wechsels keinen Zweifel übrig. Neben dem irländischen Mönche kam nun ein Affiliirter der belgischen Jesuiten und ich zu sitzen. Da der Belgier nicht englisch, der Irländer aber nicht französisch sprach, so wählten wir für unsern Verkehr die lateinische Sprache. Der Irländer erzählte uns Interessantes über sein Vaterland und über sein Kloster, das eines der größten in Irland ist, und außer den Ordensbrüdern über 500 Zöglinge in seinen Mauern beherbergt. Merkwürdig war die Verschiedenheit der Aussprache, mit der Jeder von uns das Lateinische behandelte. Wörter, wie juxta, claustrum, exercitatio gaben den besten Maßstab dafür.

Von Wellington-Inn fuhr ich bis Dublin wieder auf der Eisenbahn. Es werden höhere Berge sichtbar, der Flachsbau kömmt häufig vor; Esel und Gänse waiden auf nicht fruchtbarem Lande; dann folgt ein Landstrich fast wie der Karst vor Triest, endlich ein weites Moor mit Torfstechereien. Zahlreiche Geistliche unter den Reisenden kennzeichnen das katholische Land.

Dublin ist eine sehr ausgedehnte regelmäßige Stadt mit prächtigen Gebäuden, doch ist ihr Eindruck minder schön und erfreulich, wozu allerdings das große Elend beiträgt, das sich den Blicken mitunter darstellt. Ich sah verkommene Jammergestalten, die nicht eigener Müssiggang oder Laster, sondern offenbar nur die Wucht der irischen Zustände zerdrückte, — welke, abgezehrte Kinder auf den Armen der Mutter hängen, deren Sterbestunde sie ehestens obdachlos zu erreichen drohte, — und vor Allem zahlreiche Auswanderer. Dabei sind die Gesetze gegen die Armuth in diesem Lande außerordentlich streng. Auf Betteln steht ein Monat, auf Vagabundiren drei Monate Gefängniß und harte Arbeit, Flucht aus den Arbeitshäusern wird mit einem Jahre Gefängniß und harter Arbeit und Prügeln bestraft.

Der königliche Park mit dem Palaste des Lord-Lieutenants von Irland ist sehr weitläufig und gewährt schöne Ausblicke in die Umgegend. Im Repealsaale zu Dublin stehen mehrere Inschriften, darunter: Eigenthum hat nicht nur seine Rechte, sondern auch seine Pflichten. — Wer ein Verbrechen begeht, stärkt den Feind seines Landes. — Nehmt Alles, was ihr erlangen könnt, aber gebt nichts auf!

Um mich wieder nach England einzuschiffen, begab ich mich

auf die Eisenbahn nach Kingstown. Die Fahrt ist unbedeutend; interessant war mir jedoch die Bekanntschaft eines irischen Republikaners, die ich selber machte. Der Vollbart meines Reisegefährten schien für ihn viele Anziehungskraft zu besitzen. Lange liebäugelte er mit selbem, endlich bot er dessen Besitzer querüber die Hand. Er sey wohl französischer Flüchtling, meinte der Irländer. Auf die kurze Verneinung erwiderte er: Alles eins, wir sind alle Brüder. Weitläufig lobte er dann die Irländer und schimpfte auf die Engländer. Um sein Lob zu erhärten, hütete er sich zwar, den eisernen Herzog als seinen Landsmann anzuführen, dafür aber bemerkte er, daß die zwei nordamerikanischen Präsidenten Jackson und Taylor Nachkommen irischer Eltern seyen. Nicht minder wußte er zu rühmen, daß vom Jahre 1691 bis zum Jahre 1744 nach den Aufzeichnungen im Bureau de guerre zu Paris über 450,000 Irländer für die Franzosen gegen die Engländer kämpften. Und sie würden es wieder thun, und verließe sie auch die ganze Welt, und nicht rasten und nicht ruhen, bis die Unionsacte wieder zerrissen sey. Er behauptete, die Engländer hätten es dahin gebracht, daß in den letzten zehn Jahren die Bevölkerung Irlands durch Elend und Auswanderung bis auf sechs Millionen heruntergekommen sey.

Ich fand dieselbe Abneigung gegen England fast allenthalben in Irland, nur daß sie unser letzter Bekannter, dessen Athem von Rum duftete, noch kräftiger ausdrückte als die früheren.

Als wir den Waggon verließen, und an den Strand eilten, um Billete für das Dampfschiff zu kaufen, begleitete uns der Irländer, um uns die Kabine zu zeigen, wo wir uns einschreiben sollten. Es gab deren zwei, für jeden der zwei Plätze am Dampfschiffe eine abgesonderte.

„Ich setze voraus," sagte der Irländer, „daß Sie auf dem zweiten Platze fahren."

— „Nein, Sir, wir zahlen erste Klasse."

Der Irländer sah uns verwundert an, und zeigte nach der rechten Kabine; unmittelbar darauf verließ er uns ohne Händedruck. Wir fuhren erste Klasse, das kostete uns seine Freundschaft.

Ich hatte mich kurze Zeit in Irland aufgehalten, gleichwohl genügte es, um zu meiner früheren Kenntniß des Landes, die ich Büchern verdankte, aus eigener Anschauung nicht werthlose Illustrationen mit in die Heimath zu bringen.

Der Finkenbauer.

Reise-Erinnerung von Adolph Beneke.

Sommer war's wieder, und welch' ein Sommer! Vom Frühlinge hatte man in diesem Jahre gar so wenig Genuß gehabt, trübe und regnerisch waren seine Tage dahin geflossen, und nun versuchte der Sommer die Sünden seines jugendlichen Vorgängers wieder gut zu machen. Das schönste Wetter brachte er. Wie athmeten die Menschen wieder auf! Die Sonne schien ihnen in diesem Sommer viel heller zu glänzen, das Grün der Wiesen glänzender denn sonst, und der Duft der Blumen kam ihnen schöner denn je vor. Das war eine schöne Zeit zum Reisen!

Reisen, o welcher Reiz, welche Wonne liegt in dem Worte, mit welch seligem Entzücken erinnert sich der Greis seiner Reisen, mit welcher Freudigkeit spricht er, wie gern erzählt er von ihnen!

Und der Mann, wie heitern sich seine vom Drange der Geschäfte und Arbeiten verdunkelten Züge auf, wie strahlen seine Augen, wenn er auf einer Reise sich erholen kann!

Und nun erst der Jüngling und Knabe: wenn die Studien es erlauben, werden Reisen unternommen, wenn die Ferienzeit gekommen, wie bittet der Knabe den Vater: „O laß mich reisen!"

Auch ich wollte reisen; nicht nach der Schweiz, nach Thüringen oder zum alten Vater Rhein, nein, nur nach einem in der Nähe meiner Vaterstadt, der norddeutschen Residenz N., liegenden Dörfchen.

Warum sollt' ich auch so weit gehen, unser liebes deutsches Vaterland ist ja fast allenthalben schön, und wenn den nördlichen Gegenden auch die hohen Berge und lieblichen Thäler fehlen, so haben sie doch die fruchtbarsten Ebenen; die Wiesen, von silberhellen Bächen durchschnitten, sind mit dem üppigsten Grün geziert, die Obstbäume biegen sich unter der Last ihrer Früchte, und welch' reiche Kornfelder findet man hier! Und nun erst der Menschenschlag, wie derb, wie kräftig, und dabei so gut und bieder ist er in diesen Gegenden! Bei ihm trifft man noch Frömmigkeit, bei ihm ist noch das wahre Gottvertrauen, der wahre Glaube. —

Es war an einem Sonntage. Schon um vier Uhr hatte ich mich von meinem Lager erhoben und wanderte hinaus in die schöne, die herrliche, die göttliche Natur. Bald lagen die dumpfen Mauern hinter mir, in denen noch Alles im Arme des Schlafes ruhte, ich eilte durch die Straßen der Vorstadt und da endlich, da befand ich mich auf freiem Felde. Wie grünten und blühten hier die Pflanzen kräftiger als in den Gärten der Vorstadt, wo sie so viel vom Rauche der Fabriken und vom Steinkohlenstaube zu leiden hatten, wie viel schöner war hier die Vegetation!

Ich ging weiter. Lieblich war die Luft. Keine Wolke zeigte sich am Himmel. So weit mein Auge blicken konnte, Alles sonnenhell.

Als ich so drei bis vier Stunden gewandert war, kam ich an's erste Dorf, in welchem ich, durch's Gehen etwas ermüdet, in ein Haus trat, um mir ein Glas Milch zu erbitten, welches mir freundlich von einer kräftig und gesund aussehenden Bauerfrau dargereicht ward.

Auf solche Weise gestärkt, schritt ich rüstig weiter. Die Sonne war jetzt schon ziemlich hoch gestiegen, und ich hatte daher von der Hitze nicht wenig zu leiden; aber man muß sich zu helfen wissen: ich spannte den Regenschirm über mein vom Schweiße triefendes Haupt und ging nun im schönsten Schatten.

Mein Weg führte durch die schönsten Feldmarken. Die Früchte standen herrlich, Alles wuchs so kräftig; es versprach ein gesegnetes Erntejahr werden zu wollen.

Nach fünfstündigem Marsche war ich so bei dem Dorfe R., dem Wohnorte meines Freundes, eines Försters, dem mein Besuch galt, angelangt. Feierliche Glockenklänge tönten mir ent-

gegen, und ich begegnete vielen Landleuten, welche, mit dem Gesangbuche in der Hand, zum Gotteshause wanderten. Von Jedem derselben empfing ich einen freundlichen Gruß. —

Noch wenige Schritte, und ich befand mich in der Wohnung meines Freundes. Liebreich ward ich aufgenommen! Das Hin- und Herfragen nahm kein Ende. Es gab aber auch so viel zu erzählen! Drei Jahre hatten wir uns nicht gesehen und in diesem Zeitraume war gar Manches vorgefallen, viele liebe Freunde und Bekannte hatte der unerbittliche Tod von hinnen genommen, große Aenderungen waren in den Lebensstellungen anderer Freunde vorgefallen.

Schon war viel hin und her geredet, als ich das Gespräch auf Brand's, so hieß mein Freund, eigene Stellung hier in dieser Gegend, auf seine Nachbarn, kurz auf seine ganzen Verhältnisse brachte.

Brand hatte als Förster einen schweren Stand, denn obgleich die Bauern herrliche Leute waren, so hatten sie doch einen Fehler, sie hingen zu sehr an den alten Sitten und Gebräuchen, und zu diesen gehörte vor Allem der Wild- und Holzdiebstahl, der hier so stark getrieben ward, daß Brand Tag und Nacht thätig seyn mußte, um diesem Unfuge nur einigermaßen zu steuern. Dabei stieß er indeß auf viele Uebelstände. Die Bauern hielten sich nämlich moralisch für berechtigt, so viel Wild zu schießen und so viel Holz aus den Forsten zu entnehmen, als es ihnen beliebte, denn, meinten sie, die Hirsche, Hasen und das Holz läßt unser Herrgott für Jedermann wachsen, mithin nicht allein für die Herrschaft, sondern auch für uns Bauersleute. Da ihnen nun in dieser ihrer Ansicht nicht ganz beigestimmt ward, sie sich also öffentlich ihres vermeintlichen Rechts nicht bedienen durften, versuchten sie natürlich ihr Glück heimlich und gingen dabei mit einer Schlauheit und Vorsicht zu Werke, die wirklich staunenswerth war. Erwischte denn aber einmal die Obrigkeit einen der Diebe, nun, dem erging's denn aber auch übel genug, er mußte für die Uebrigen mitbüßen. Dieser Fall trat indessen nur selten ein. Im Uebrigen stand Brand mit den Bauern in einem erträglichen Vernehmen; sie legten sich gegenseitig nichts in den Weg, wohl wissend, daß sie sich auch gegenseitig nur zu sehr und zu empfindlich wieder schaden konnten. —

Schon vier Tage hatte ich bei meinem Freunde verweilt, täglich Ausflüge mit ihm und, wenn sein Dienst es nicht gestattete, auch allein in die benachbarte Umgegend unternommen. Heute beschloß ich denn, nun auch einmal das Dorf und dessen Bewohner näher kennen zu lernen.

Die Bauern nehmen in diesem Landestheile eine hervorragende Stellung ein, sie sind auf ihren Höfen gleichsam kleine Fürsten. Die Grundstücke und Wiesen eines Jeden liegen hier nämlich nicht, wie das bei anderen Dörfern in der Regel der Fall ist, zerstreut und einzeln, nein, die sämmtlichen Besitzungen hängen zusammen, so daß immer in ihrer Mitte sich dann die Gebäude und Bauwerke des Besitzers befinden. Mehrere solcher Höfe bilden dann eine Bauerschaft, den Ausdruck: „Dorf" kennt man hier nicht.

Ich besuchte einige dieser Höfe, und unter diesen zeichnete sich besonders einer aus: der Finkenhof, die reichste Besitzung dieser Bauerschaft.

Das dazu gehörige Wohnhaus war ein zweistockiges, in Fachwerk errichtetes, gelb und weiß angestrichenes Gebäude, dessen rothes Ziegeldach das Gemüthliche und Freundliche des ganzen Hauses nur erhöhte. An beiden Seiten lagen die Stallungen. Links der Pferdestall, in dem sechs Pferde, weniger durch Schönheit, als durch starken Körperbau ausgezeichnet, ihr fröhliches Wiehern erschallen ließen. An der gegenüberliegenden Seite des Hauses befanden sich die Viehställe, in welchen eine Reinlichkeit herrschte, die der bekannten holländischen nichts nachgab.

Trat man in's Haus, so kam man zuerst auf die große Dreschdiele, an deren Wänden die ländlichen Geräthe hingen. An den Seiten befanden sich die Gesindestuben und Kammern, rechts für die Knechte, links für die Mägde.

Hatte man diese Diele durchschritten, so stieß man auf eine Thür, die zur großen Eßstube führte, in welcher Herr und Gesinde gemeinschaftlich ihre Mahlzeiten einnahmen. An diese grenzte dann die Stube des Finkenbauers, welche sich durch weiter nichts, als sehr große Einfachheit auszeichnete. Ein Paar braun gemalte Holzstühle, ein gleicher Tisch, ein Schrank und an den Wänden einige Bilder aus der Heiligengeschichte, das war der ganze Schmuck dieser Stube.

Stieg man dann die Treppe hinauf, so kam man an mehrere unbewohnte Räume: an die für Besuche bestimmten Stuben und Kammern. Herrschte in den zum gewöhnlichen Gebrauche benützten Räumen die größte Einfachheit, so zeichneten sich diese durch große Pracht und viel Luxus aus. In der Stube befanden sich Mahagonimeubles, an den Wänden hingen prächtig eingerahmte Kupferstiche, auf dem Schranke befand sich eine kostbare Uhr, ja, es stand selbst ein Pianoforte in diesem Zimmer.

In den daneben befindlichen Kammern sah es ebenso prächtig aus. An den Wänden standen hohe Himmelbetten mit schneeweißem feinen Leinen überzogen, und es war die ganze Einrichtung auch hier geschmackvoll.

Das zweite Stockwerk bestand nur aus Vorraths- und Früchtekammern und ganz oben befand sich der Getreideboden.

Trat man aus dem Hause, so erblickte man zuerst einige Blumenbeete, aber nur wenige, sehr, sehr wenige, denn die Bauern sind hier zu praktisch, um sich viel mit Blumenzucht abzugeben, die hier doch nichts einbringt; nein, da wachsen die schönsten Kartoffeln, mit denen man manchen Groschen gewinnt.

An diesen Garten, wenn man die wenigen Blumenbeete so nennen darf, grenzte ein großer Obstbaumbestand, mit den schönsten Bäumen versehen, deren Zweige schon jetzt, wo die Früchte erst halbreif waren, mit Stützen versehen werden mußten.

Durch einen breiten Weg getrennt, erhob sich daneben ein herrliches Buchen- und Eichengehölz, dessen Auskünfte mit zu den reichsten Einnahmen des Finkenhofs gehörten.

An dieses Gehölz schlossen sich dann die Aecker und Wiesen an.

Auf dem Felde begegnete mir der Besitzer all' dieses Reichthums: der Finkenbauer, eine große, hagere, weniger, wie mir schien, von der Last der Jahre, als von einem verborgenen Kummer gebeugte Gestalt, mit einem starken, schon grau wer-

benden Barte, durchdringenden, klaren, blauen Augen, deren Blicke man freundlich und mild nennen konnte, wenn diese Eigenschaften nicht durch dichte, finster zusammengezogene Augenbrauen verdrängt worden wären.

Wir begrüßten uns. Er blieb stehen, einige Worte wurden gewechselt; alsdann ging er nach der entgegengesetzten Seite und war bald aus meinen Blicken entschwunden. Eigenthümlich kam mir der Mann vor. —

Zu Hause angekommen, war mein Erstes, mich bei Brand nach dem Finkenbauer näher zu erkundigen.

„Also hast Du den unglücklichen Mann gesehen?" fragte mich mein Freund.

— „Nicht allein gesehen, sondern auch mit ihm gesprochen; aber warum nennst Du den Mann unglücklich?"

„Wenn es Dir recht ist, erzähle ich Dir seine Geschichte!"

— „Du würdest mir damit einen Gefallen erweisen."

„Nun, so vernimm!"

Nachdem wir uns frische Cigarren angezündet hatten, begann er:

„Der Finkenbauer — seinen eigentlichen Namen kenne ich selbst nicht, da es bei uns gebräuchlich ist, die Hofbesitzer nicht nach ihrer Familie, sondern immer nach ihrem Hofe zu benennen, was uns übrigens hier auch einerlei seyn kann, — der Finkenbauer ist das einzige Kind seiner Eltern und ward diesen, als sie schon lange verheirathet waren, geboren. Du kannst Dir nun wohl denken, wie ihn diese liebten und ihn durch zu große Liebe mehr ver- als erzogen. Kein Wunsch ward dem Kinde von den Eltern versagt, sie thaten ihm Alles zu Liebe. Kein Wunder daher, daß der Knabe herrisch, rechthaberisch und jähzornig ward, welche Eigenschaften sich bei ihm als Jüngling noch in stärkerem Maße zeigten. —

Als der Jüngling das zwanzigste Jahr erreicht hatte, starben seine Eltern rasch nach einander. Merkwürdiger Weise trat von diesem Tage an mit ihm eine große Veränderung ein, seine schlimmen Eigenschaften zeigten sich in einem viel geringeren Grade, ja verschwanden theilweise gänzlich. Jetzt sah er ein, was er an den Verstorbenen verloren, wie sehr er sie geliebt, und wie er sie doch so oft, so viel gekränkt habe. Durch das unglückliche Ereigniß war der Jüngling rasch zum Manne gereift. War er früher zu wild und ausgelassen gewesen, so ward er jetzt nur allzu still und ernst, nahm wenig oder gar keinen Theil an den ländlichen Vergnügungen und lebte ruhig dahin. —

Um diese Zeit lernte der junge Finkenbauer — er hatte nach dem Tode der Eltern sofort den Hof übernommen — Anna, die Tochter des Försters Branns kennen, ein stilles, bescheidenes, junges Mädchen, dessen Charakter dem seinen sehr ähnlich. Sie sahen sich öfter, lernten sich lieben und als der Finkenbauer das junge Mädchen eines Tags allein auf dem Felde traf, nun da spielte dieselbe Geschichte, die sich ja täglich ereignet: gegenseitig gestanden sie sich ihre Liebe, gelobten sich ewige Treue, froh und glücklich in die Zukunft schauend. —

Am Abend desselben Tages stattete der Finkenbauer dem alten Branns einen Besuch ab.

„Grüß Euch Gott, Herr Förster!"

— „Ah, seht einmal, seyd Ihr's, Finkenbauer, wie komm' ich denn zu der Ehre? na guten Abend, macht's Euch bequem, nehmt einen Stuhl. Sagt, wie steht's denn im Felde, gibt's 'ne gute Ernte?"

„Nun es geht, man muß zufrieden seyn."

— „Nein, Euch Bauern kann's der liebe Herrgott doch auch nie gut genug machen, ich ging heut' Nachmittag durch Eure Felder, aber da ist der Segen doch zu groß, die Aehren standen so hoch, daß ich, ohne mich zu bücken, durch dieselben schreiten konnte, ohne befürchten zu müssen, gesehen zu werden, und Ihr mögt noch sagen: 'es geht so', schämt Euch."

„Na ja, Förster, aber gerathet nur nicht gleich so in Zorn."

— „Dann müßt Ihr aber auch nicht so reden. Aber, ehe ich's vergesse, Finkenbauer, hört 'mal, Eins muß ich Euch sagen, bei der großen Wirthschaft solltet Ihr doch endlich daran denken, eine Frau auf den Hof zu bringen, denn wenn Ihr im Ganzen genommen auch gute Dienstleute habt, so hat's doch nicht die rechte Art, darum beeilt Euch, daß Ihr heirathet. Habt Ihr denn noch keine Dirne auf's Korn genommen? hm, könnt's mir schon mittheilen, ich sag's nicht weiter. Aber Donnerwetter, Mann, was ist denn das, Ihr seyd ja mit Einem Mal ganz roth geworden, habe ich den Nagel auf den Kopf getroffen? na sagt mir, wer ist denn Eure Auserkorene?"

„Ach, Förster, wißt Ihr denn noch nichts?"

— „Ne, wahrhaftig, woher sollt' ich denn 'was wissen?"

„Hat Euch denn die Anna noch nichts gesagt?"

— „Anna? nein, die hat mich nicht zu ihrem Vertrauten gemacht; also es ist 'ne Freundin von Anna?"

„Ach, nicht doch, die ist es ja selbst."

— „Wer? was? Anna, meine Tochter? ne, nun schlag' aber ein gewaltiges Donnerwetter darein! potz Pirschkugel und Pulverhorn! sind die Beiden da ein Liebespaar und ich, der Vater, der leibliche Vater des Mädchens, ich, der ich sonst 'nen Hirsch auf 'ne halbe Stunde Entfernung wittere, ich alter Praktikus werde von so 'nem Paar Kiekindiewelt hinter's Licht geführt! O ue, was bin ich doch für ein alter Esel, so bin ich ja in meinem ganzen Leben nicht geprellt worden, na wartet; Anna, komm' doch 'mal in's Zimmer!"

Der Finkenbauer war ganz bleich geworden.

„Anna, Anna! Donnerwetter, wo steckt denn die Dirne? Anna, — haha, da kommt sie. Aber, Himmel, wie sieht denn die aus, der Bursch wird bleich wie der Kalk an der Wand, und die wird roth wie ein Krebs. Nun sag' 'mal, mein Kind, kennst Du den da wohl, hm?"

— „Ach, Vater!"

„Na, zerzupfe doch Deine Schürze nicht ganz und gar, und Ihr, Finkenbauer, zerkaut eure Pfeife doch nicht, das kann sie, ich meine die Pfeife, nicht gut vertragen. So, nun stellt Euch 'mal gegenüber, seht Euch grade in's Gesicht und nun gebt Euch 'mal gleich 'nen Kuß. Na, Donnerwetter, wird's bald? es ist ja wohl nicht der Erste. Halt, halt, Einer ist genug. Nun zu etwas Ernsterem! setzt Euch hier 'mal zu mir an den Tisch. — Seht, Finkenbauer, ich halte es für meine Pflicht, Euch, ehe Ihr solch einen Schritt thut und meine Tochter zu Eurem Weibe macht, mit meinen Verhältnissen bekannt zu machen; ich bin, im Ganzen genommen, doch nur ein armer Mann; nun ja, meine Besoldung von ein paar hundert Thalern, es klingt

zwar ziemlich viel, und ich schlage mich mit dem Gelde schlecht und recht durch, in Wirklichkeit ist es aber doch verdammt wenig, und ich muß daher von vornherein bemerken, daß ich meiner Tochter keine Mitgift geben, geschweige denn ihr demnächst Vermögen hinterlassen kann."

— „Förster, was denkt Ihr von mir? ich heirathe die Anna nicht um's Geld, sondern nur um ihrer selbst willen."

„Nun gut, so wären wir über den Punkt hinaus; nun aber zu Euch, Finkenbauer, kurz und bündig, sagt mir, gehört Ihr im Dorfe auch mit zu denen, die den Wilddiebstahl für erlaubt halten und deßhalb an Wild niederknallen, was ihnen in den Weg läuft?"

— „Aber was denkt Ihr von mir, Förster?"

„Ich denke nichts, ich weiß nicht, daß Ihr es thut, aber, Finkenbauer, wenn wir gute Freunde bleiben sollen, unterlaßt's, wenn Ihr's vielleicht früher 'mal gethan habt, unterlaßt's um Eurer selbst, um Eurer Braut willen, unterlaßt's um meinetwillen, denn wenn ich auch für den Sohn der liebevolle und nachsichtige Vater wäre, für den Wilddieb würde ich der strenge Förster seyn. So, nun wißt Ihr meine Meinung, sprechen wir nicht mehr davon."

Ruhig und heiter verstrich den Dreien der Abend. —

Indessen hatte der Förster, was das Wilddieben des Finkenbauern betraf, doch nicht fehl getroffen, Letzterer gehörte mit zu den verwegensten und kühnsten Wilderern der Gegend, weniger aus Gewinnsucht, als aus Leidenschaft. Er ging aber bei seinem Geschäfte mit solcher Schlauheit zu Werke, wußte es stets so geschickt einzurichten, daß ihm Niemand etwas beweisen konnte, ja daß die Mehrzahl nicht einmal wußte, daß er wilddiebte.

Er schlich sich nämlich in der Regel allein in's Gehölz und auf den Anstand, und hielt sich auf diese Weise jeden Mitwisser vom Leibe. Man hatte ihn zwar des Morgens häufig aus dem Walde kommen sehen, indeß immer ohne Gewehr und getödtetes Wild. Wenn man ihn dann fragte, was er schon so früh da thue, ward er grob und sagte: „Jeder möge vor seiner eigenen Thüre kehren und andere Leute ungeschoren lassen." —

So verflossen nach der Verlobung mehrere Monate und es ward schon Anstalt zur Hochzeit gemacht, als eines Morgens im Dorfe ein großer Tumult entstand: man brachte die Leiche des alten Brauns nach dem Hause des Dorfschulzen. Einige Waldarbeiter hatten den Förster todt im Grase bei einer alten Eiche hingestreckt, in der Rechten sein Gewehr haltend, den Hund daneben kläffend hin und her laufend, gefunden.

Man war mit der Leiche beim Hause des Schulzen angelangt, als von der entgegengesetzten Seite des Weges der Finkenbauer einherschritt. Kaum erblickte der Hund des Todten den Mann, als er mit lautem Geheul auf ihn zustürzte, heftig gegen ihn ansprang und zu beißen versuchte. Der Angegriffene schleuderte das wüthende Thier zwar bald von sich, aber stets von Neuem versuchte es seine Angriffe, so daß man sich schließlich genöthigt sah, den Hund an eine Leine zu legen und so unschädlich zu machen.

Jetzt erblickte der Finkenbauer die Leiche.

„Barmherziger Himmel, wen habt Ihr da?"

— „Euren Schwiegervater, den wir im Walde erschossen gefunden haben."

„Erschossen, im Walde?"

— „Ja, im alten Campe, bei der großen Eiche."

Lautlos stand jetzt der Mann da, seine starren Blicke auf die Leiche gerichtet.

„Und kennt man den Thäter?" tönte es nach einer Pause zwischen seinen zusammengepreßten Zähnen hervor.

— „Nein, man vermuthet ja auch gar nicht, daß er ermordet worden ist; nein, man glaubt, daß er sich unvorsichtiger Weise selbst getödtet hat."

Rasch blickte der Finkenbauer auf.

„Möglich," murmelte er, „weiß meine Braut, die Tochter des Unglücklichen, schon von dem Unfalle?"

— „Nein, wir kommen direkt von der Todesstätte."

„Nun, so überlaßt es mir, die Arme darauf vorzubereiten."

Mit gesenktem Haupte schlug der Finkenbauer die Richtung zum Forsthause ein und war bald den Blicken der Anwesenden entschwunden. —

Vom Schulzen ward nun ein Protokoll über den Fall aufgenommen, in welchem man den Tod des Försters als durch Unvorsichtigkeit selbst verschuldet annahm, dem nächsten Gerichte ward Anzeige gemacht und die Leiche vorläufig bis zur spätern Todtenschau durch dieses Gericht in's Gemeindehaus gebracht. —

Im Forsthause sah's jetzt traurig aus. Anna befand sich in einem Zustande, der an Wahnsinn grenzte, und obgleich ihr Bräutigam Alles aufbot, um sie über den herben Verlust zu trösten, so ward es doch mit ihr von Stunde zu Stunde bedenklicher und nach drei Tagen, gerade als mehrere Gerichtsbeamte im Orte eintrafen, verfiel sie in ein hitziges Nervenfieber. —

Bei der stattfindenden Todtenschau stellte sich der Tod des Försters indessen ganz anders als anfänglich dar, nicht als selbstverschuldet, denn die Kugel, die man in der Brust des Todten fand, war eine viel kleinere als dessen Gewehr schoß, und man nahm nun an, er sey gewaltthätig ermordet worden.

Jetzt galt es den Thäter zu ermitteln. Die Kugel ward untersucht, und der anwesende Schulze erklärte bald: Im ganzen Dorfe habe kein Anderer eine Büchse, die solch' kleine Kugel schieße, als — der Finkenbauer.

Auch machte er jetzt auf das Gebahren des Hundes des Erschossenen gegen den Finkenbauer am Todestage aufmerksam, das ihm schon damals auffällig gewesen sey, da das Thier sonst niemals einen Menschen angriffe.

Auf den Gesichtern der Anwesenden zeigte sich großer Schrecken, sollte der Finkenbauer seinen eigenen Schwiegervater — nein, nein, das war ja nicht möglich, das konnte ja nicht seyn, es wäre zu schrecklich!

Der Mann ward herbeigeholt.

„Finkenbauer, kennt Ihr diese Kugel?" hub der Gerichtsrath an.

Der Finkenbauer erblaßte.

„Wie — was meinen Sie, Herr Gerichtsrath?" stammelte er.

— „Ob Ihr diese Kugel kennt? seht sie Euch genau an."

Fest richtete der Gerichtsrath seine Augen auf ihn.

„Ob ich die Kugel kenne? nein! wie sollt' ich auch?"

— „Nun, der Schulze hier behauptet, Ihr wäret der Einzige, dessen Büchse solche Kugel schösse."

„Dann lügt der Schulze!" rief der Finkenbauer heftig.

— „Ruhig, ruhig, Mann; Schulze, laßt einige Bauern eintreten, damit diese sich über die Kugel aussprechen."

Die Bauern erschienen und sagten sämmtlich aus, daß die Kugel in die Flinte des Finkenbauern passe, man erkenne sie an einer kleinen Vertiefung, die sich an der Seite befände, ein Zeichen, welches sich bei sämmtlichen, dem Finkenbauer gehörigen Kugeln zeige. Beim letzten Feste habe er noch mit solchen nach der Scheibe geschossen.

„Was sagt Ihr nun, Finkenbauer?"

Dieser war immer unruhiger geworden, er zitterte am ganzen Körper, bebend sagte er:

„Ja, ich erkenne jetzt die Kugel, es ist ganz richtig, sie gehört zu meiner Büchse. Ich entsinne mich jetzt auch, daß ich meinem Schwiegervater vor längerer Zeit einige von diesen Kugeln gab, er wollte mit denselben zu schießen versuchen."

— „Aber, Finkenbauer, sie waren ja viel zu klein zum Gewehre des Försters!"

„Das ist wohl wahr, aber ich weiß noch, daß der Getödtete sie zu seinen übrigen Kugeln legte, und wie leicht kann er sich da einmal vergriffen und eine meiner Kugeln in's Gewehr geladen haben."

„Finkenbauer, es gewinnt jetzt den Anschein, daß der alte Förster sich nicht selbst unvorsichtiger Weise getödtet hat, daß er vielmehr ermordet ist, und ich sehe mich veranlaßt, Euch, als dieser That sehr verdächtig, verhaften zu lassen."

— „Mich verhaften, Herr Gerichtsrath! mein Gott, Sie glauben doch nicht, daß ich solch schändlicher That mich schuldig gemacht haben könnte?"

„Ob Ihr schuldig oder unschuldig seyd, wollen wir hier nicht erörtern, das wird sich demnächst schon finden."

Der Finkenbauer ward abgeführt. —

Die Verhandlung, welche vor dem Gerichte in der Stadt begann und ein ganzes Jahr dauerte, ergab Folgendes: Es ward erwiesen, daß der Beschuldigte in der fraglichen Nacht mit mehreren Bauern zum Wilddiebstahl in den Wald gegangen ist, sich aber direkt bei Ersterem nicht betheiligt, sondern nur als Wache gedient hat.

Der Förster, welcher schon mehrere Nächte auf der Lauer gelegen, um die Verbrecher kennen zu lernen, welche in der Zeit schon großen Schaden unter dem Wilde angerichtet, war auch in jener Nacht thätig gewesen. Plötzlich hatte der ihn begleitende Hund ein leises Knurren von sich gegeben, welches zu den Ohren des Finkenbauers gedrungen, und nun hatte dieser, um die Gefährten zu warnen, sein Gewehr abgeschossen. Es war Wille des Schicksals, durch diesen Schuß seinen Schwiegervater zu tödten.

Das Urtheil ward gefällt: den Finkenbauer sprach das Gericht vom Verbrechen des Mordes frei und erkannte ihn nur des Vergehens der Beihülfe zum Wilddiebstahl für schuldig. Die erlittene einjährige Untersuchungshaft ward als Strafe betrachtet.

Man setzte ihn auf freien Fuß.

Als der Mann nach seiner Freisprechung heimkehrte, wie hatte er sich verändert, um zwanzig Jahre schien er in der Zeit gealtert zu seyn! War er damals nach dem Tode seiner Eltern schon ernst und still geworden, so ward er jetzt finster und verschlossen. Die Augen zu Boden gesenkt, Niemanden in's Antlitz blickend, Niemanden grüßend, trat er bei seiner Rückkunft in sein Haus.

Am folgenden Morgen war sein erster Gang zu seiner Braut, der unglücklichen Anna, die jetzt von ihrer Krankheit ziemlich wieder hergestellt, aber doch noch immer schwach und leidend war, weßhalb der Arzt ihr anempfohlen, jegliche Aufregung zu vermeiden, da sonst das Schlimmste zu befürchten sey. —

Was sich da zugetragen, hat Niemand erfahren, aber es muß ein schrecklicher Auftritt zwischen den Beiden stattgefunden haben, denn den Finkenbauer sah man bald verstört und blaß das Forsthaus verlassen, Anna ward von herbeieilenden Leuten ohnmächtig im Zimmer am Boden liegend gefunden. Als man sie wieder zum Leben brachte, zeigten sich Spuren von Geistesschwäche bei ihr, die bald in Wahnsinn ausarteten. Sie ward in eine benachbarte Irrenanstalt gebracht und gab dort nach einigen Jahren der Qual ihren Geist auf. —

„Und der Finkenbauer?"

Der Mann lebte jetzt still und menschenscheu dahin, ging seinen Weg allein, ohne sich um Jemand zu bekümmern. Seine Wirthschaft verbesserte sich dabei täglich, er ward ein reicher Mann und thut nun hier bei uns sehr, sehr viel Gutes. Er hat ein Armenhaus für altersschwache, arme Tagelöhner erbaut und geht jetzt damit um, der Bauerschaft einen großen Beitrag zu der neu zu errichtenden Kirche zu schenken.

Ward er anfänglich von den Bauern verachtet, so hat sich diese Verachtung bei ihnen jetzt in Mitleid verwandelt. Alle bedauern ihn, denn er ist ja trotz seines großen Reichthums, trotz seiner großen Mildthätigkeit doch ein unglücklicher Mann.

„Nun komm', wir wollen den schönen Abend noch ein wenig im Freien genießen!"

Kleine Erinnerungen an Friedrich List.

Von Friedrich Bodenstedt.

Mit einem Selbstgefühle, das nie ein Blatt vor den Mund nahm, paarte List die wärmste und uneigennützigste Anerkennung fremden Verdienstes. Die Derbheit seiner Ausdrücke, in denen er nie wählerisch war, wurde gemildert durch den gutmüthigen Anstrich und das ungenirte Wesen seiner ganzen Erscheinung, so daß man ihm Dinge nicht übel nehmen konnte, die aus dem Munde jedes Andern als arge Beleidigung gegolten haben würden.

Von einem bekannten Dichter, dem Jemand aus unserm Kreise es zum Vorwurf machte, daß er, dem Charakter seiner Dichtungen entgegen, zum geschmeidigen Hofmann geworden

wäre, sagte List entschuldigend: „Ei was! das darf man Dem nicht übel nehmen; die meisten Poeten sind wie Hunde, die ohne Herrn nicht leben können."

Als man über diesen Satz mit ihm rechten wollte, bemühte er sich unter lautem Lachen die Wahrheit desselben aus der Geschichte zu erhärten, indem er, bei den römischen Hofpoeten beginnend, auf die Troubadours übersprang, von denen die Meisten irgend einem mächtigen Beschützer schmeichelten und Weihrauch streuten, mit Herabsetzung oder Schmähung der übrigen Großen und Fürsten: etwa wie ein Hund vor seinem eigenen Herrn mit dem Schweife wedelt und alle übrigen Leute anbellt. In gleicher Weise ging es denn — wie man mit einiger Geschicklichkeit aus der Geschichte bekanntlich Alles beweisen kann — bis auf die neueste Zeit fort.

Ich muß hinzufügen, daß List, soweit meine Kenntniß von ihm reicht, kein großer Freund der Poesie war, dabei aber eine große Menge Kernsprüche und schlagende Vergleiche aus Shakespeare, Byron, Logau und Goethe auswendig wußte und bei passenden Gelegenheiten sehr geschickt darüber verfügte.

Er mag oft genug Anstoß im Gespräch gegeben haben, aber es wurde ihm auf die Dauer selten übel genommen, da er in den Erwiderungen auf solche Aeußerungen auch einen ziemlich starken Puff vertragen konnte, ohne sich dauernd dadurch verstimmen zu lassen, oder gar Händel deßhalb zu suchen.

Eine der ergötzlichsten Geschichten, welche ich mit List erlebte, knüpft sich an den Namen des Fürsten von Wallerstein, des wohlbekannten ehemaligen bayrischen Ministerpräsidenten. Als ich zu Ende des Frühlings Augsburg verließ, um in Familienangelegenheiten zunächst eine kleine Reise nach Norddeutschland zu machen, und dann auf ein halbes Jahr nach München überzusiedeln, mußte ich List versprechen, in letzterer Stadt, wohin er mir zu folgen beabsichtigte, ein Quartier mit ihm gemeinschaftlich zu beziehen. Bei meiner Ankunft fand ich Alles schon eingerichtet, war aber nicht wenig erstaunt, von List, der eben, den Hut auf dem Kopfe, im Begriffe stand auszugehen, zu vernehmen, daß er in einer wichtigen Angelegenheit eilig nach England reisen müsse.

„Kommen Sie jetzt mit," sagte er, „ich habe schnell ein paar Wege zu machen, die sich nicht aufschieben lassen; unterwegs werde ich Ihnen Alles erklären!" Ohne mir Zeit zu lassen, meine Kleider zu wechseln, zog er mich mit sich in die Sophienstraße hinunter, und suchte mir in aller Hast auseinanderzusetzen, daß ich durchaus mit ihm nach England reisen müsse; es handle sich dabei um die Verwirklichung von Plänen, welche noch folgenreicher seyn würden als die Gründung des Zollvereins.

Ich erwiderte ihm, daß es mir unmöglich wäre, ihn zu begleiten, einmal weil ich die großen Hoffnungen, die er auf seine Pläne setzte, nicht theilte; hauptsächlich aber, weil ich den Sommer hindurch mein Werk über die Völker des Kaukasus ausarbeiten wollte. Er gab es trotzdem nicht auf, mich zu bekehren, und perorirte in seiner gewöhnlichen lebhaften Weise fort, ohne daß ich ihn weiter unterbrach.

Vor einem eleganten Hause, wo er stehen blieb, um gleich darauf einzutreten, wollte ich von ihm Abschied nehmen und in unsere Wohnung zurückkehren. List jedoch hielt mich halb zwangsweise bei der Hand fest und betheuerte, daß dieser Besuch, wobei ich nothwendig zugegen seyn müsse, im wesentlichen Zusammenhange mit seiner Reise nach England stehe.

„Wer wohnt denn aber hier?" fragte ich. — „Fürst Wallerstein," erwiderte List. — „Der Minister?" — „Ja, ein sehr interessanter Mann; kommen Sie nur mit! wir haben nicht viel Zeit zu verlieren." — Ich setzte ihm auseinander, daß es nicht wohl angehe, den Fürsten, den ich nie im Leben gesehen, in meinem Reiseanzuge zu besuchen. Dieß gab ihm jedoch nur wieder Veranlassung zu einer Fluth von Zornausbrüchen gegen die Narrethei unserer Moden im Allgemeinen und der Fräcke insbesondere. Dabei stellte er mir aber seine Angelegenheit beim Fürsten und die Nothwendigkeit meines Dabeiseyns in so dringlicher Weise dar, daß ich mich endlich bewegen ließ, ihm zu folgen. Aber damit waren noch nicht alle Schwierigkeiten überwunden! Als ich nämlich beim Eintreten in's Haus die Cigarre bei Seite legte, die mir List unterwegs angeboten, rief er heftig: „Was, Sie wollen doch die schöne Cigarre nicht wegwerfen?" und bestand darauf, daß ich mit der brennenden Cigarre zum Fürsten ginge; man müsse die Leute nicht verwöhnen.

Dießmal aber widerstand ich hartnäckig, und überließ ihm allein das Vergnügen, seinen Einzug rauchend zu halten. — „Ist der Fürst zu Hause?" fragte er einen uns entgegenkommenden Lakai. — „Nein!" erwiderte dieser. — „Dummes Zeug! er geht ja Vormittags nie aus!" Mit diesen Worten nahm mich List bei der Hand, und ohne des Kammerdieners Einreden weiter zu beachten, drang er gerades Wegs mit mir in das Arbeitszimmer des Fürsten ein.

Fürst Wallerstein, ein eleganter Mann von sehr gewinnenden Manieren, empfing uns auf das freundlichste, konnte aber nicht eher recht zu Worte kommen, als bis List ihm auseinandergesetzt, was ich für ein närrischer Kerl sey, da ich mich anfänglich entschieden geweigert, in diesem Anzuge mitzugehen; und endlich, nachdem er meine Scrupel beseitigt durch die Versicherung, daß der Fürst ein vernünftiger Mann seye, hätte ich noch eine schöne Havannacigarre weggeworfen, blos weil es meinen norddeutschen Ansichten von Anstand zuwider sey, rauchend in ein fremdes Zimmer zu treten ....

Dabei brach er in ein helles Gelächter aus, während der Fürst mir von seinen Cigarren anbot und nicht eher nachließ, bis ich eine angezündet hatte.

Nun ging es endlich an die Erledigung der wichtigen Angelegenheit, die uns hergeführt und darauf hinauslief, daß List vom Fürsten Wallerstein — der lange in London Gesandter gewesen und in der vornehmen Welt dort sehr in Ansehen gestanden — eine Anzahl von Empfehlungsbriefen an Aberdeen, Peel und andere einflußreiche Persönlichkeiten zu haben wünschte.

Der Fürst versprach auf das bereitwilligste ihm die gewünschten Briefe mit auf die Reise zu geben. „Ja," sagte List, — „Versprechen und Halten ist bei den Ministern zweierlei! Es ist mir aber in meiner Angelegenheit zu wichtig, die Briefe zu haben. Denn die Engländer sind närrische Kerle, und wenn sie sehen, daß man mit Fürsten, Herzögen und dergleichen hochbetitelten Leuten befreundet ist, so hat man gleich einen Stein bei ihnen im Brette. Lassen Sie uns einen Tag festsetzen, an welchem die Briefe fertig seyn sollen!"

Der Tag wurde festgesetzt, und nun nahm das Gespräch eine andere Wendung.

Während List, der nie lange geduldig zuhören konnte, seine Aufmerksamkeit einem auf dem Tische liegenden Buche zuwandte, suchte mich Wallerstein über die bayerischen Zustände zu orientiren. Nur einmal wurde er dabei von List unterbrochen, welcher, von seinem Buche aufsehend, mir zurief: „Nicht wahr, er spricht gut?“ Ich freute mich aus voller Ueberzeugung „Ja“ antworten zu können. Bei dieser wie bei späteren Begegnungen mit ihm machte mir der Fürst den Eindruck eines sehr unterrichteten und beredten Mannes und eines vollkommenen Gentleman.

Die Drusen des Libanon.

Von M. L. Meason.

Es gibt vielleicht kein Volk in der Welt, welches dem Saume der Civilisation so nahe lebt, von Reisenden aus aller Herren Ländern so häufig besucht wird, eine der vornehmsten Sekten in einem Lande bildet, über dessen Geographie und Geschichte unsere Jugend schon in den Schulen so sehr aufgeklärt wird und dessen Zustände jeden Leser der heiligen Schrift ungemein interessiren müssen, und von dem man dennoch gleichwohl so wenig weiß, als jene Drusen, deren jüngster Ueberfall der Christen in Syrien jenes Blutbad anrichtete, welches vor wenigen Monden alle fühlenden Herzen tief empörte und die französische Expedition veranlaßte. Die Drusen sind der muthigste und kriegerischeste Theil der Bevölkerung des gesammten Syrien, und vielleicht einer der in sich einigsten und geschlossensten Stämme von Kriegern in der ganzen Welt. Alle ihre bürgerlichen und religiösen Einrichtungen und Zustände sind in hohem Grade dazu angethan, die Neugierde und den Forscherdrang der gebildeten Welt zu erregen. Noch niemand hat das Geheimniß gelüftet, welches so lange die Heimlichkeiten ihres Glaubensbekenntnisses verschleierte, so Viele auch schon Enthüllungen hierüber machen zu können vorgaben; und diejenigen ihrer religiösen Bücher, welche ihren Weg nach Europa gefunden haben, vermochten durchaus nicht jenes Licht über die Grundlehren und Begriffe ihrer Religion zu verbreiten, welches man davon erwartete.

Die Drusen nehmen keine Konvertiten auf; um zu ihnen zu gehören, muß man geborner Druse seyn. Sie bewohnen den südlichen Theil des Libanon und den westlichen des Antilibanon. In dem ganzen Gebirge gibt es ungefähr 40 große Dörfer, welche ausschließlich ihrem Stamme angehören, und gegen 200, deren Bevölkerung aus maronitischen Christen, aus Drusen und aus Angehörigen der griechischen Kirche zusammengesetzt ist. Die waffenfähige Mannschaft der Drusen im Libanon soll sich auf mehr als 15,000 Mann belaufen. In physischer Hinsicht sind sie eine der schönsten Racen in der Welt, und jeder Einzelne unter ihnen hat ein solch unabhängiges Aussehen und Auftreten an sich, wie ich es bei keinem andern asiatischen Volke mit Ausnahme der Radschputen in Indien gefunden habe. Die Drusen haben keine eigene Geistlichkeit, keinen förmlichen Priesterstand, sondern der ganze Stamm theilt sich in Akkals oder Eingeweihte, und in Dschehils oder Uneingeweihte. Die Akkals erben diese Würde nicht; sie müssen sich Prüfungen und Proben unterwerfen und werden dann erst in die Mysterien ihres Ordens eingeweiht, und sie bilden dann den einzigen Stand, welcher einige Annäherung an die Priester bei den Drusen aufweist. Es gibt sowohl weibliche als männliche Akkals, und beide unterscheiden sich von den Dschehils oder Uneingeweihten — d. h. von der großen Masse des drusischen Volksstammes — durch die Einfachheit ihrer Kleidung, die Abwesenheit aller goldenen und silbernen Zierrathen an ihrer Person und durch einen andern Umstand, welcher im Morgenlande eine der größten und auffallendsten Eigenthümlichkeiten ist: dadurch nämlich, daß sie sich des Tabakrauchens enthalten; ferner durch Enthaltsamkeit von allem Ueberflüssigen in Kleidung, durch Kürze und Einfachheit in ihrer Rede und Ausdrucksweise, und dadurch, daß sie sich nicht mehr als gerade unerläßlich nothwendig ist, an öffentlichen oder Privatvergnügungen und Festen betheiligen. Kurzum, die Akkals sind eine Art häuslicher Einsiedler, obschon sie Privatvermögen besitzen dürfen und haben, und alle und jede Gewerbe und Handthierungen im Leben verrichten dürfen, wie andere Leute. Die Thatsache, daß Einer zu den Eingeweihten gehört, räumt ihm keinerlei Vortheile oder Genüsse irgend einer Art, noch auch irgend ein entschiedenes Ansehen oder einen eigentlichen Rang unter den übrigen Drusen, ausgenommen in Sachen der Religion, ein; obschon im Allgemeinen die meisten angesehenen Männer ihrer Nation Akkals sind.

Die Dschehils oder Uneingeweihten dagegen scheinen wenig aber keine Idee davon zu haben, daß sie zu irgend einem Glauben gehören, und die jüngere Klasse der männlichen Bevölkerung gibt sich gemeinhin als ein sehr roher, rauflustiger Menschenschlag kund. Die drusischen Bet- oder Andachtshäuser, die sogenannten Haulehs, liegen gewöhnlich außerhalb der Dörfer in den einsamsten, ödesten Oertlichkeiten, die man nur finden kann. Es sind einfache Gelasse ohne jeglichen Schmuck irgend welcher Art, und können bei gewöhnlichen Gelegenheiten von jedem besichtigt werden, der dazu Lust hat. Verlangt ein Besucher eines der heiligen Bücher der Drusen zu sehen, so zeigt man ihm unfehlbar ein Exemplar des muhamedanischen Koran; allein es ist wohlbekannt, daß sie noch andere Bücher haben, welche sie jedoch niemanden sehen lassen. Einige dieser Bücher haben den Weg nach Europa gefunden, und sind in der kaiserlichen Bibliothek in Paris, in der Bodley'schen in Oxford und im Britischen Museum in London zu finden; allein es ist genau ermittelt, daß diese nichts enthalten, was die Drusen geheim zu halten wünschen; das Geheimnißvolle ihres Glaubens und die eigentlichen Mysterien desselben scheinen überhaupt nicht schriftlich aufgezeichnet zu seyn, sondern werden ohne Zweifel durch blose Tradition fortvererbt.

Die Haulehs oder Tempel der Drusen sind behufs ihrer religiösen Zusammenkünfte jeden Donnerstag Abend, eine Stunde nach Sonnenuntergang, geöffnet. Mit dem Beginn dieser nächtlichen Zusammenkunft versammeln sich sowohl Akkals als Dsche-

hils gleichzeitig und ungesondert, und man verhandelt zuerst Tagesneuigkeiten und Getreidepreise u. s. w. Hierauf werden ein oder mehrere Kapitel aus dem moslemitischen Koran gelesen, wobei auch Fremde anwesend seyn dürfen. Dieß ist jedoch keine allgemein gültige Regel, sondern diese Befugniß wird hauptsächlich nur solchen Europäern zu Theil, denen die Drusen eine besondere Ehre erweisen wollen, indem sie sie so zu dem mehr äußerlichen Theil ihrer Religionsübungen zulassen. Sobald der Abend etwas weiter vorgerückt ist, müssen sich alle Dschehils entfernen, und die Hauleh wird dann gleichsam zur dichtgedeckten Freimaurerloge, welche für alle nicht Eingeweihte streng geschlossen ist, und an der Thüre hält ein bewaffneter Druse Wacht, um jeden unberufenen Eindringling abzuhalten. Bei diesen Zusammenkünften, welche sich oft bis tief in die Nacht hinein erstrecken, sind immer nur die Eingeweihten anwesend; ich habe oft die Akkals erst spät nach Mitternacht von ihren Haulehs nach Hause gehen sehen. Zuweilen, wenn ganz besonders wichtige Gegenstände zur Verhandlung kommen sollen, findet noch eine zweite Auswahl in den Haulehs statt, indem die jüngeren Akkals abtreten müssen und nur die älteren oder die mit den höchsten Mysterien der Sekte Vertrauten allein unter sich zurückbleiben, um über die künftigen, nothwendigen Schritte u. s. w. unter ihren Religionsgenossen zu berathen, oder jene höheren und entwickelteren Lehren ihres Glaubens zu verhandeln, um welche nur die wenigen Auserwählten wissen. Seltsamerweise ist unter den Drusen keinerlei Art von Gottesdienst, noch irgend etwas üblich, was unseren Begriffen von Gebet und Andachtsübung nahe kommt. In den größeren Städten Syriens gehen die Drusen oft in die Moscheen der Moslems und geben sich für Bekenner der Lehre des Propheten aus. Sie wollen aber niemanden mit dieser scheinbaren und zeitweiligen Anhänglichkeit an die herrschende Religion hintergehen, wie denn auch die Moslemim selber nicht daran glauben, denn man weiß wohl, daß sie, um der Konskription des Sultans zu entgehen, schon ebenso gut das Kreuz geschlagen, sich für Christen ausgegeben und das Sakrament der Taufe nicht nur verlangt, sondern sogar auch empfangen haben; sie räumen sogar ein, es seye nach ihrem Glauben gestattet, für einige Zeit jede beliebige Religion anzunehmen, wenn sie nur diejenige des überwiegenden Volksstammes ist, unter dem sie leben. Zudem halten sie Verschwiegenheit und Heimlichthun für die größten Tugenden, die ein Mensch ausüben kann, und machen sich gar kein Gewissen aus der Behauptung, ein Verbrechen werde nur dadurch zu einem solchen, daß es entdeckt werde. Ihr Benehmen, ihre Höflichkeit und alle jene Gewandtheit im Verkehr, die wir gute Lebensart und Erziehung nennen, würden jedoch, besonders bei den Akkals, den Vergleich mit den gebildetsten Männern von Stande in Europa aushalten, und ihre Beobachtungsgabe, ihr rascher Scharfsinn, ihr Urtheil, ihre Menschen- und Charakterkenntniß sind von der Art, wie man sie nur bei hochgebildeten und weitgereisten Männern trifft. Dieß ist um so mehr zu verwundern, als kein Druse seine heimathlichen Berge auf längere Zeit verläßt, und nur ab und zu einen kurzen Aufenthalt in den Städten Syriens, in St. Jean d'Acre, Tyrus, Sidon, Beyrut, Latakié oder Damaskus nimmt, und als die Drusen jeglicher weitern geistigen Bildung, welche über das Lesen und Schreiben ihrer Muttersprache, des Arabischen, hinausgeht, ermangeln, und selbst diese Kenntnisse erst seit wenigen Jahren allgemeiner unter ihnen verbreitet sind.

Die Drusen nehmen nur eine einzige Frau zur Ehe, und ihre Frauen, namentlich diejenigen der höheren Klassen, werden sehr abgeschlossen gehalten. Trotzdem ist die Scheidung bei ihnen sehr leicht, wenn auch nicht sehr häufig. Ein Mann braucht nur seiner Frau zu eröffnen, es stehe ihr frei, wieder in das Haus ihres Vaters zurückzukehren, und die Scheidung ist so gültig (und die einmal ausgesprochene bleibt unwiderruflich), als wenn sie in Europa das höchste weltliche Gericht ausgesprochen hätte. Es braucht für diesen Akt sogar kein anderer Grund angegeben zu werden, als daß es der Wille des Gatten ist; und beide Theile können dann wieder heirathen. Die verheiratheten Frauen tragen als Kopfputz den Tanton oder das Horn und über dasselbe einen Schleier, welchen sie dicht um das Gesicht zusammenziehen, so daß nur ein einziges Auge frei bleibt, wenn ihnen ein Mann von einem andern Glauben oder Volke nahe kommt. Wer aber längere Zeit im Libanon gelebt hat, besonders europäische Damen, der hat auch häufig Gelegenheit gehabt, die Gesichter von Frauen aller Stände zu sehen. Die Frauenzimmer der Drusen sind zwar nicht gerade häßlich, wenigstens in der Jugend, aber bei weitem kein so schöner Menschenschlag wie die Männer; ja die älteren Weiber unter dem Bauernstande sind vielleicht die häßlichsten alten Hexen, die man sich möglicherweise nur denken kann.

Unter diesem merkwürdigen Volke habe ich letzten Sommer und Herbst beinahe sechs Monate zugebracht, da ich aus Rücksichten der Gesundheit für meine Familie meinen Aufenthalt in einem Dorfe auf dem Gebirge Libanon, ganz inmitten des Gebiets der Drusen, genommen hatte. Ein einstündiger Ritt brachte mich von meinem Wohnorte nach dem Dorfe Beisur, wo einige Schechs oder Häuptlinge von der Familie Telhuk und unter anderen der Schech Telhuk wohnte, welcher sicher einer der merkwürdigsten Menschen ist, die ich je in irgend einem Lande gesehen habe.

Schech Beschir ist ein Akkal der Drusen, und vielleicht einer der strengsten im ganzen Libanon. Im ganzen Gebirge steht er im Rufe, daß er sich mit Zauberei abgebe, und in der That tragen einige Krankheitsfälle, die er kurirt, sowie verschiedene Kunststücke, die er aufgeführt hat, wesentlich dazu bei, den Glauben daran bei seinen Landsleuten zu bestärken. Ein Engländer, der lange im Libanon gelebt hat und unbedingt zuverlässig und glaubwürdig ist, erzählte mir, er habe selbst mit angesehen, daß auf des Schechs Geheiß ein Knüttel ohne jegliche Hülfe von dem einen Ende des Gemachs nach dem andern gegangen seye. Ebenso sey, als man zwei irdene Krüge, wovon der eine leer, der andere mit Wasser gefüllt gewesen, in die beiden entgegengesetzten Ecken des Zimmers gesetzt habe, der leere Krug quer über das Zimmer gerückt, der gefüllte Krug habe sich erhoben und seinem Gefährten genähert und seinen Inhalt in denselben ergossen, worauf der letztere seinen Rückweg ganz in derselben Weise gemacht habe, wie er hergekommen seye. In den letzten Jahren hat der Schech derartige Vorstellungen aufgegeben unter dem Vorwande, die langen Fasten von fünfzehn und zwanzig Tagen, welche nach seiner Behauptung erforderlich

seyen, um sich vorzubereiten und ihm Gewalt über die Geister zu geben, mittelst deren er arbeitete, beeinträchtigten seine Gesundheit. Soviel ist gewiß — ich berufe mich hiefür auf das Zeugniß der geachtetsten und achtbarsten Leute im Gebirge — daß wenn Schech Beschir diese Künste andauernd auszuüben hatte, sein Befinden sehr schlecht war, und daß seine Gesundheit wesentlich besser geworden ist, seit er sie aufgegeben hat.

Theils wegen des Spazierritts von meinem Wohnorte nach Beisur, hauptsächlich aber weil ich einen ganz entschiedenen Hang habe, eigenthümliche Bekanntschaften zu machen, pflegte ich vorigen Sommer oft zum Besuch bei Schech Beschir hinüberzureiten, und er kam häufig meinen Besuch zu erwidern. Anfangs weigerte er sich entschieden, irgend eines der Kunststücke, von denen ich so viel gehört hatte, vor mir aufzuführen; er erklärte, er habe es sich zur Regel gemacht, mit Ausnahme der Ausübung von Kuren nichts mehr mit der unsichtbaren Welt zu schaffen haben zu wollen. Nachdem wir aber näher mit einander bekannt geworden waren, willigte er eines Tages ein, mir eines jener Kunststücke zu zeigen, durch welche er die Bergbewohner und Andere in Erstaunen zu setzen pflegte. Er nahm einen gewöhnlichen Wasserkrug, murmelte verschiedene Beschwörungen in die Mündung des Gefäßes hinein, und legte dieses dann in die Hände von zwei Personen, die er auf's Gerathewohl aus den Umstehenden ausgewählt hatte und die einander gegenüber saßen. Eine Zeitlang bewegte sich der Krug nicht, und der Schech fuhr mittlerweile immer fort, sehr schnell etwas herzusagen, was ich für Sprüche aus dem Koran hielt, und dazu mit seiner Rechten gleichsam den Takt auf die innere Fläche der linken Hand zu schlagen. Das Gefäß blieb aber noch immer so wie er es hingestellt hatte, und der Schech ward nun so eifrig und heftig in seinen Wiederholungen und scheinbar so erpicht auf das Ergebniß derselben, daß ihm bald der Schweiß frei über das Gesicht herablief und von seinem Bart herunterträufelte, obschon es ein kalter Tag war und ein starker, kühler Wind in den Divan hereinblies, worin wir saßen. Endlich begann der Krug sich zu drehen und herumzugehen, erst langsam, und dann rascher, bis er sich wirklich mit geschwindem Schritte bewegte und drei oder vier Drehungen beschrieb. Der Schech deutete mit einer Art Triumph darauf und hielt dann mit seinen Zaubersprüchen inne, worauf der Krug alsbald ebenfalls aufhörte sich zu drehen. Nach einem Schweigen von ungefähr einer halben Minute begann der Schech wieder seine Zauberformeln, und merkwürdigerweise hub der Krug augenblicklich wieder an, sich zu drehen. Endlich hörte der Schech auf, nahm den Krug aus der Hand der Männer, die ihn hielten, und hielt ihn einen Augenblick an mein Ohr, wobei ich denn in seinem Bauche ein singendes Geräusch, wie von siedendem Wasser, vernehmen konnte. Nun goß er sorgfältig das Wasser aus dem Kruge, murmelte noch etwas Weiteres in seine Mündung hinein, und gab ihn den Dienern mit der Weisung, ihn wieder mit Wasser zu füllen und dorthin zu stellen, wo er zuvor gestanden hatte, damit jeder nach Belieben daraus trinken könne. Ich hätte eigentlich vorausschicken sollen, daß der Krug ein ganz gewöhnlicher war, welcher, nach dem herrschenden Brauche in Syrien, mit anderen derselben Art für jeden, der zu trinken begehrte, in der Nähe der Thüre stand. Als das Kunststück vorüber war, sank der Schech wie ganz erschöpft auf den Divan zurück und erklärte, es seye gewiß das letzte Mal, daß er so große Strapazen ausstehen oder irgend eines seiner Zauberstücke aufführen werde, und er werde seine geheimen Künste hinfort unter keiner Bedingung mehr zu etwas Anderem verwenden, als zur Heilung von Krankheiten.

Die Thatsache, daß er den Wasserkrug dazu brachte, sich selber zu drehen, ist eine sehr merkwürdige, das läßt sich nicht in Abrede ziehen; auch bin ich außer Standes, sie mir auf irgend eine natürliche oder gewöhnliche Weise zu erklären. Aber wie er es anstellte, dieß auszuführen, oder ob er sich übernatürlicher Mittel irgend einer Art hierzu bediente, dieß zu errathen überlasse ich Anderen, da ich selber mir keine Ansicht über diesen Gegenstand gebildet habe und nur einfach Dasjenige erzählen will, wovon ich selber Augenzeuge war. Das Merkwürdigste für mich war aber, zu erfahren, was der Schech selbst darüber dachte, daß Geister dem Menschen zur Verfügung stünden, und wie er selber wirklich oder vermeintlich die Macht über dieselben erlangt hatte, die man ihm beimaß.

Einige Tage später kam er herübergeritten, um mich zu besuchen, und wir hatten eine lange Unterredung über diesen Gegenstand, welche mich um so mehr interessirte, als der Schech offenbar aufrichtig war in Allem, was er hinsichtlich seines Glaubens an die Macht der Geister und über die Mittel äußerte, deren er sich bedient hatte, um diese Macht über sie zu erlangen. Dabei will ich nicht unterlassen, zu erwähnen, daß der Schech Beschir für sein Land und seine Stellung ein wohlhabender Mann ist, und im ganzen Gebirge Ländereien und Häuser in solchem Umfange hat, daß sie ihm sieben bis achttausend Gulden rhein. jährlichen Einkommens abwerfen; und daß er anerkanntermaßen nie eine Heilung vorgenommen oder ein Kunststück aufgeführt hat, wofür er sich auf direkte oder indirekte Weise irgend wie hätte belohnen lassen oder sonst eine Vergütung würde angenommen haben.

Daß er an seinen Verkehr mit der Geisterwelt felsenfest glaubt, ist gewiß. Er versichert jedoch, niemand könne eine Zauberkraft üben, wenn er nicht förmlich darin unterrichtet worden seye; er erzählt, sein Lehrer seye ein alter Moslem aus Marocco gewesen, ja er stellte mich, beiläufig gesagt, diesem vor und machte mir das Anerbieten, er wolle den Alten bewegen, daß er (welcher die Kunst vor vielen Jahren in Egypten erlernt habe) mir darin Unterricht ertheile, wenn ich fünf Jahre auf diese Wissenschaft verwenden wolle. Er versicherte mich, die Kenntniß der Zauberei könne nicht nur nicht um Geld gelehrt werden, sondern sogar wenn der Zögling seinem Lehrer mehr gebe, als Nahrung und Obdach, so werde der Unterricht von keinerlei Wirkung seyn. Diese Wissenschaft seye von den Zeiten der Pharaonen bis auf unsere Zeit herabgelangt, aber es gebe nun keine fünfzig Personen mehr in der Welt, welche irgend eine genaue und erschöpfende Kunde von diesem Gegenstand hätten. Der Schech nennt sich selbst nur einen Stümper in der Kunst, da er nie ohne Beeinträchtigung seiner Gesundheit sich den nöthigen Fasten habe unterwerfen können; und doch muß er, nach der Aussage seiner Angehörigen, sich mehreren schwierigen Prüfungen und freiwilligen Entbehrungen unterzogen haben. Seine Söhne erzählten mir, er habe vor einigen Jahren bei

einer derartigen Gelegenheit sich zwei Tage und zwei Nächte lang ohne Nahrungsmittel und Wasser in ein Gemach eingeschlossen und sey, als er dasselbe verlassen habe, so schwach gewesen, daß er kaum mehr habe auf den Beinen stehen können. Ein andermal war er nur eine einzige Nacht in seinem Zimmer eingeschlossen und als er am andern Morgen heraustrat, war er am ganzen Kopf und Leib voll Striemen und Beulen, wie wenn er mit großen Stöcken zerschlagen worden wäre, und er habe denn auch zugestanden, er seye mehrere Stunden lang von bösen Geistern zerschlagen worden. Bevor er irgend eine wichtige Kur unternimmt, schließt er sich auf zehn, fünfzehn, ja zuweilen sogar auf dreißig Tage in ein verdunkeltes Zimmer ein und ißt während dieser Zeit nur schlichtes Brod und in solch geringer Menge, daß es kaum hinreicht, das Leben zu unterhalten. Seine größten Triumphe bestanden in der Heilung von Epilepsie und förmlichem Wahnsinn, und ich kenne viele Beispiele von Fällen, wo seine Kuren den wunderbarsten Erfolg hatten. Er nimmt bei denjenigen, welche zu ihm gebracht werden, seine Zuflucht zu keinerlei gewaltsamen Mitteln, er bedient sich keiner Arznei, sondern spricht blos gewisse Zauberformeln über sie und macht Striche mit seiner Hand, als ob er sie mesmerisiren wolle.

Gegen heftige Fieber sendet er dem Patienten (gleichviel wie weit derselbe auch entfernt sey) einen Bindfaden oder eine Schnur, gerade groß genug um sie um beide Handgelenke zu binden, worauf die Fieberanfälle augenblicklich aufhören sollen. Einer seiner Verwandten erzählte mir, seine (des Verwandten) Frau sey drei Jahre lang mit einer Geschwulst oder einem Geschwüre behaftet gewesen, gegen welches die europäischen Aerzte in Beyrut gar kein Mittel gewußt hätten, bis sie endlich sich dazu verstanden habe, den Schech Beschir um Rath zu fragen. Dieser schloß sich nun dreißig Tage lang in sein Zimmer ein und fastete die ganze Zeit über bei nur sehr kleinen Rationen von Brod und Wasser, hierauf behandelte er den Fall, und nach wenigen Strichen über den Körper der Frau war sie in fünf Minuten vollkommen kurirt. Obschon ein Druse, behauptet der Schech dennoch, unter allem geschriebenen Wort habe keines dieselbe Zauberkraft wie die Psalmen David's; aber er erklärt, es gebe nur wenige Personen — er selbst gehöre nicht einmal zu denselben — welche die eigentliche geheime Bedeutung recht verstünden und die geeigneten Stellen richtig anzuwenden wüßten.

Als der Schech erfuhr, daß ich in Indien gewesen seye und einigen Aufführungen der eigenthümlichen Kunststücke der Fakirs oder heiligen Bettler in jenem Lande angewohnt habe, interessirte er sich in hohem Grade dafür und äußerte, der größte noch lebende Zauberer seye ein gewisser Eingeborner von Benares, der einmal durch Affghanistan, Bokhara, Rußland und über Konstantinopel nach Syrien gekommen und auch durch den Libanon gereist seye.

(Schluß folgt.)

Aphorismen.

Wahre Freude ist eine ruhige, heitere und nüchterne Gemüthsbewegung; derjenige irrt gewaltig, der Lachen für Freude ansieht, sagt Seneca. Der Sitz der Freude ist inwendig, und es gibt keine Fröhlichkeit wie die Entschlossenheit eines muthigen Gemüths, das das Geschick unter seine Füße getreten hat.

Leidenschaftliche und hitzige Menschen sind meist ehrlich; dagegen hüte dich vor dem kalten, überlegenden, berechnenden, leise auftretenden Heuchler. In einem großen Hunde trügt sich keiner; nur ein kleiner schleichender Köter fällt dich meuchlings an und beißt, sobald du ihm den Rücken wendest.

Entschlüsse, welche ohne Nachdenken gefaßt werden, bringen rettungslose Unglücksfälle zu wege.

Es ist ein Geheimniß, welches zwar nur wenige kennen, das aber im praktischen Leben von nicht geringem Nutzen ist, daß wenn man mit einem fremden Menschen zum ersten Mal in's Gespräch kommt, man zunächst darauf achten muß, ob er eine größere Neigung hat, Einen anzuhören oder von Einem angehört zu werden.

Das erste und vorzüglichste Element des Erfolgs im Leben ist Entschiedenheit des Charakters. Ohne diese und die verwandten Charakterzüge, welche immer in ihrer Begleitung gefunden werden, wie z. B. Entschlossenheit, Muth, Hoffnung, geistige Spannkraft, Ausdauer u. s. w., gibt es keine Aussicht auf Erfolg. Wer Entschiedenheit des Charakters besitzt, für den gibt es kein Wort wie „fehlgeschlagene Erwartungen", und ihm mißlingt nur selten ein Unternehmen. Für einen solchen Geist werden Schwierigkeiten nur ein Reizmittel und Gefahr nur ein Sporn; ein entschlossener Sinn ist allmächtig, sagt das Sprüchwort.

Nachtisch.

Bulwer sagt: der Tod wandle Abneigung oft in Liebe um. Das ist vollkommen richtig, denn wir können eine Antipathie gegen Schweine haben, und lieben doch Schinken und Würste.

Als Rottmann seine herrlichen griechischen Landschaften in der neuen Pinakothek in München zu malen begann, machte er noch eine wichtige Entdeckung, welche die von ihm wiedererfundene enkaustische Malerei wesentlich verbesserte und eigentlich erst recht praktisch machte. In seiner Herzensfreude vertraute er sein Geheimniß einem seiner Freunde an, der eine sehr günstige Meinung davon hatte. Dieser Freund nun besuchte einige Zeit später Rottmann und bat ihn um Erlaubniß, das Arkanum unter dem eidlichen Versprechen ewiger Verschwiegenheit einem seiner Bekannten anvertrauen zu dürfen, der jeder möglichen Unterstützung zu seinem Fortkommen bedürfe. „Es geht nicht an," sagte Rottmann; „wenn Du es einem Andern mittheilst, so wissen schon zu Viele darum." — „Warum nicht gar? Nur ihrer drei," sagte der Freund. — „Nein, weit mehr, wie ich Dir sogleich beweisen will," versetzte Rottmann und nahm ein Stückchen Reißkohle in die Hand; „zunächst weiß ich darum, das ist also Einer;" dabei schrieb er eine 1 auf den Rand eines Cartons. „Sodann weißst Du darum, das sind zwei!" dabei schrieb er eine 2 daneben; „und erfährt nun gar Dein Bekannter die Sache, so sind es drei," dabei schrieb er noch eine 3 dazu; — „mithin habe ich Dir mathematisch bewiesen, daß wir nicht mehr unsere drei sind, sondern hundertunddreiundzwanzig (123)!"

Für die Redaction verantwortlich: Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

Erinnerungen und Empfindungen.

Skizzen aus meinem Leben in Paris.

Von Paul Lindau.

Erster Theil: „Im Quartier latin."

(Fortsetzung.)

2. Der Ex-Geliebte.

1.

Seit jenem Abend, an dem ich mit Gaston und Nini Marcel's Hochzeit beigewohnt hatte, waren bereits mehrere Wochen vergangen. Es war Anfangs Juni 1850. Gaston und ich waren in eine Arbeitswuth verfallen, die anfing uns ernstlich zu beunruhigen. Der alte Codex ward wieder vorgenommen, ich durchstöberte G. Simon, und das Prado, die Closerie des Lilacs mit ihren Nini's waren halb vergessene Traumbilder. Wir gaben uns nicht mehr Rendezvous im „Café de la pipe cassée," sondern in der Bibliothèque Géneviève, kurz und gut, wir waren uns unkenntlich und unseren Bekannten unsichtbar geworden. Diese Metamorphose ward Anlaß zu den sonderbarsten Gerüchten, die sich im „Quartier" verbreitet hatten. Der Eine behauptete, wir haben die Absicht, eine verbesserte Ausgabe des „Koran" herauszugeben, ein Anderer fügte gar hinzu, wir spekuliren damit auf den vakanten Lehnstuhl in der Académie française. Ein Dritter wußte aus sicherer Quelle, daß wir einem geheimen Bunde angehörten, der sich kein geringeres Ziel gesetzt hatte, als die Welt von Jesuiten und Ratten zu reinigen.

An alle diesem Geschwätz war natürlich kein wahres Wort. — So wie Hypochonder Tage haben, an denen sie die ausgelassensten dummen Streiche begehen, so hatten wir mitten in unserem zwecklosen Bummelleben durch fermanische Briefe vom Herrn Papa und demnächst eingetretene Gewissensbisse, einen momentanen Rückfall in den Arbeitseifer erlebt. Und da uns zufälligerweise nichts besonders Anziehendes von unserer Arbeit abzog, da sich der amerikanische Onkel noch immer nicht dazu entschlossen hatte, uns zum fabelhaften Universalerben seiner fabelhaften Millionen einzusetzen — hatte jene Krisis außergewöhnlich lange angehalten. Das war des geheimnißvollen Pudels simpler Kern.

So saßen wir eines Abends, in unsere Studien vertieft, auf meinem kleinen Zimmer, welches eher von zwei schweigsamen Trappisten, als von zwei jungen Burschen — wie wir es, Gottlob! waren — bewohnt zu seyn schien. Es war mäuschenstill, man hätte eine Fliege sich räuspern hören können. Das einzige, nicht klosterhafte Geräusch kam vom einförmig regelmäßigen Ziehen und Paffen aus unseren schwarzgerauchten Thonpfeifen, und von den, den Qualm begleitenden Seufzern, die wir von Zeit zu Zeit gen Himmel sandten. Verleumder hätten dieses Seufzen Gähnen genannt. — Die Welt ist so schlecht! —

„Höre 'mal, Roland," nahm Gaston endlich das Wort, „ich bewundere und achte uns. Die Rosen unserer Wangen erblühen und verwelken (wenn Gaston poetisch wurde, führte er gewöhnlich einen schlechten Streich im Schilde); weder die verlockenden Töne hinreißender Melodien, noch das freundliche Getrippel niedlicher Frauenschühchen, die von früh bis spät Treppe auf und Treppe ab springen, vermögen uns von unseren andächtigen Studien zu entfernen. Roland! Roland! im Interesse unserer Gesundheit sowohl (denn in corpore sano mens sana!) — als in unserem eigenen, schlage ich vor ...."

— „Einen Grog zu trinken!" ergänzte ich.

„Errathen!"

Offen gestanden hatte mir Gaston aus der Seele gesprochen. Auch ich verspürte große Lust, ein heiteres Intermezzo in unsere ernsten Studien einzuschalten und die „verwelkten Rosen meiner Wangen" mit einem wohlthätigen Liquidum zu begießen.

Wir sprangen hurtig vom Platze auf und wollten gerade nach unseren Hüten greifen, als eine kräftige Männerfaust an die Stubenthüre pochte.

2.

Gaston und ich wechselten pfeilschnell einen Blick, der gleichzeitig die großartigste Empörung über den Störenfried insbesondere und eine erhabene Verachtung über das ganze Menschengeschlecht im Allgemeinen ausdrückte. „Der kommt uns just gelegen!" das war der einzige Gedanke, der sich in unserem Gehirn Platz gemacht und unserem Blicke jenen malerischen Ausdruck verliehen hatte. Trotzdem rief ich mit möglichster Fassung: „Herein!"

Ein mir vollkommen fremder Herr machte von meiner gütigen Erlaubniß Gebrauch, sah mich groß an und blieb etwas überrascht auf der Schwelle stehen.

Aber seine Befangenheit währte nur einen Augenblick, Gaston hatte ihn, er hatte Gaston erkannt, sie sprangen in freudiger Hast einander entgegen, umarmten sich auf das herzlichste, schüttelten sich gegenseitig die Hände und wechselten dabei einen Schwarm unartikulirter Laute, unverständlich halb abgerissener Sätze, die man auf hochdeutsch mit: „Wie freue ich mich Dich, alte Seele, wohl und munter wiederzusehen," übersetzen kann.

Der junge Fremdling war ungefähr in unserem Alter. Er war eher groß als klein, viel eher hübsch als häßlich, trug einen Schnurrbart, sehr langes lockiges Haar und machte auf mich, seiner dunklen Gesichtsfarbe, seiner fast schwarzen Augen und besonders seiner lebhaften, unruhigen Bewegungen halber, den Eindruck eines Südfranzosen.

„Komm doch näher!" rief mir Gaston zu, denn ich hatte mich in eine Ecke gedrückt, um den ersten Sturm vorübergehen zu lassen.

— „Das ist ja Jules Tourtois, der alte gute Jules!" Wir begrüßten uns.

„Hebt eure Knixe und Salonrhetorik für den nächsten Winter auf," rief Gaston. „Die Freunde unserer Freunde sind unsere Freunde. Der Erste, der sich untersteht, den Andern 'Monsieur' zu schimpfen, bezahlt einen Generalgrog. Wie wäre es übrigens," fuhr er fort, „wenn wir einen Grog brauten? Du hast doch hoffentlich bei Deinen poetischen Studien das Trinken nicht verlernt?"

— „Noch nicht!" antwortete Jules und zog aus seiner Rocktasche eine Flasche Rum hervor. „Ich wußte, daß ich Dich, wie Abrahams Aeltesten, in einer Wüste schmachtend finden würde,

denn Durst hast Du immer und Quellen nie, deßhalb habe ich sie gleich selbst mitgebracht."

Beschämung, Bewunderung und Dankbarkeit füllte unser Herz.

„Rührende Fürsorge!" rief Gaston.

— „Verfügen Sie über mein Leben!" sprach ich.

„Brauen wir einen Grog!" schloß Jules.

3.

Pfeifen und Gläser waren schon mehrfach gefüllt und geleert. Wir hatten seit ungefähr einer halben Stunde in wunderlicher Reihenfolge und merkwürdigem Zusammenhange das Gespräch über Jugenderinnerungen, Gegenwartsbetrachtungen und Zukunftspläne, Literatur, Jagd und Studentenstreiche laufen lassen, und nach häufigem Gelächter und spärlichen Zähren war seit einer Minute Stillschweigen eingetreten. Kennt ihr jenen behäbigen Augenblick der allseitig erwünschten Stille nach langem Plaudern, an welchem der Geist sich so zu sagen von den Strapazen ausruht und für den Weitermarsch Kräfte sammelt?

Ein jeder von uns lachte still vor sich hin und niemand schien Lust zu haben, das Gespräch wieder aufzunehmen, weil er die Ueberzeugung hatte, weder sich noch seinen Freunden einen Gefallen damit zu erweisen.

„Du hast mir ja noch keine Silbe von Nini gesagt," sagte Jules, der sich entschlossen hatte der Pause ein Ende zu machen. „Mir war es peinlich, Dich nach dem armen Kinde zu fragen, aber Du weißst ja, wie sehr .... wie sehr ich mich ...."

Er wurde verlegen und es gelang ihm schlecht, seine Befangenheit unter einem erzwungenen Lachen verbergen zu wollen.

„Also wirklich?" sprach Gaston mit einem Ernste, der mich in Erstaunen setzte; „also wirklich, Du hast die kleine Nini noch nicht vergessen?"

— „Leider!" gestand Jules mit traurigem Kopfschütteln.

„Armer Jules!"

— „Es geht ihr doch nicht schlecht?" setzte er schnell hinzu, „sie arbeitet doch hoffentlich?"

„Sie ist wohl und munter, arbeitet, wenn sie nichts Gescheidteres zu thun hat, ist heiter und guter Dinge, wenn sie nicht zu arbeiten braucht, und wird alle Tage hübscher."

— „So?! .... und der Leichtsinn?" fragte Jules weiter, „hat er Fortschritte gemacht?"

„Mein lieber Jules," antwortete Gaston, „der Leichtsinn wächst, wie das Unkraut, sehr schnell, wenn man ihn nicht ganz und gar ausrottet. Er ist jetzt in der kleinen Nini bereits so gedeihlich aufgesproßen, daß sie unter seinen schattigen Zweigen vor dem Sonnenstiche des Gewissens gänzlich gesichert und selbst von den Moralpredigten des jungen Germanen (er deutete auf mich) verschont wird, und das will etwas sagen, denn er hat mich reformirt."

— „Sie kennen Nini?" fragte mich der junge Mann.

„Oberflächlich, ich habe sie erst zwei oder drei Mal gesehen."

— „Dann kennen Sie sie gerade so genau wie ich, der ich drei lange Jahre tagtäglich vierundzwanzig Stunden mit ihr zusammen zugebracht habe. Ich weiß nicht weßhalb wir unsern dummen Kopf darauf setzen, die Weiber analysiren zu wollen, sie geben dem armen Mannesverstande in einer Minute mit einer Grille mehr Räthsel auf, als Salomon in einem Jahrhundert zu beantworten im Stande gewesen wäre. Nini ist und bleibt für mich die Quintessenz der räthselhaften Evatöchter. Jetzt ist sie gut, gefällig, liebenswürdig und einfach, wie wenige junge Mädchen; zehn Sekunden später vertauscht sie die Taubeneigenschaften mit einer wirklich katzenhaften Grausamkeit — ohne Ursache, ohne die geringste Veranlassung. Anfangs war ich einfach genug, die gefühllose Gleichgültigkeit, mit welcher sie zuweilen meine herzlichste Hingabe beantwortete, für eine unangenehme Abart der Dummheit zu halten; ich konnte mir nicht denken, daß dieselbe Nini, welche gestern für die geringste ihr erwiesene Gefälligkeit Dankesthränen vergoß, heute ein wirkliches Opfer, das ich ihr brachte, mit gleichgültiger Unempfindlichkeit entgegennehmen könne, wenn sie bei Sinnen wäre und den Werth des Opfers anzuschlagen vermöchte — anfangs glaubte ich, ihr fehle ein gewisses Etwas; jetzt weiß ich, sie hat etwas zu viel! Ihr Mangel an Verständniß ist der Ueberfluß von Leichtsinn, und zwar von einem sehr gefährlichen Leichtsinn. Gebe Gott, daß sie selbst nie unter den traurigen Folgen desselben zu leiden habe; daß Andere darunter leiden werden, ist wahrscheinlich und das reicht aus .... ich spreche aus Erfahrung ...."

„Wie ein alter Philister!" erwiderte Gaston. „Nimm mir meine Offenheit nicht übel, Du bist mit Deiner Erfahrung rein verrückt geworden! Nun bitte ich einen Menschen, mir zu erklären, wer Dich zum Misanthropen macht! Daß Dich Nini früher oder später verlassen würde, darauf mußtest Du Dich täglich gefaßt machen. Daß sie nicht in Dich ihr „Ein und ihr Alles" verlegt hatte, war offenbar. Man darf nicht ungerecht seyn und vom Spatzen verlangen, daß er hübschere Lieder singt als Frau Nachtigall. Nini ist ein kleiner, netter Sperling, der sich ein anderes Nest gesucht hat und damit basta!"

— „Mein Bester, wir können darüber nicht disputiren, Du sprichst wie Du es verstehst, und ich spreche wie ich es empfinde. Nenne mich Philister und Spießbürger so viel Du willst, das beleidigt mich nicht im geringsten, ich versichere Dich ...."

„Ah so, der weise Herr versetzt sich auf einen Standpunkt, dessen Erhabenheit von unsern vulgären Seelen nicht ermessen werden kann, und von dieser Bergeshöhe herab blickt er verächtlich auf das kleine Gewürm, das thöricht genug ist sich noch amüsiren zu können."

— „Nein, darum beneidet euch der weise Herr! glaubst Du nicht, daß er sich über seine Weisheit ärgert? Wenn mir nicht der Himmel hin und wieder einen Augenblick frischer, sorgloser Ausgelassenheit bewilligte, wenn ich nicht von Zeit zu Zeit eine enthusiastische Empörung über den verständigen Zopf, den ich, wie mein seliger Großvater, jeden Morgen mit dem Rocke anlege, im Herzen spürte, wenn ich mich, in Einem Worte, nicht manchmal daran erinnerte, daß ich der Wiege näher stehe als dem Grabe, wahrhaftig, ich hätte mich schon sammt meiner Erfahrung und weisen Bedachtsamkeit in die Luft gesprengt."

„Weßhalb besserst Du Dich nicht?" fragte Gaston.

— „Weil ich unheilbar bin," antwortete Jules sehr langsam.

„Hast Du eine unglückliche Liebe im Kopfe?"

— „Eine verunglückte im Herzen!"

„Was? .... Nini? ..."

— „Nini!"

„Du scherzest, vermuthe ich."

— „Ich spiele nicht mit dem Feuer."

„Dann hast Du, weiß der Himmel, den Verstand verloren. Wie kommst Du dazu, einem solchen dummen Dinge die Ehre anzuthun? Nini verschenkt dasselbe Getränk, welches sie berauscht: „Kurzweile". Wenn Du es ihr nicht mehr verschaffen kannst, so sucht sie es eben anderswo zu finden, und deßhalb grämst Du Dich? Von einer wahren und aufrichtigen Liebe kann natürlich in unseren Verhältnissen keine Rede seyn. Welche Grisette wär' wahnsinnig genug, eine solche von uns zu verlangen, in wiefern sind wir berechtigt, eine solche bei ihnen zu suchen? Man wirft die Perlen nicht vor gewisse Thiere, man soll aber auch nicht im Stalle darnach suchen!"

— „Das Alles mag wahr seyn," erwiderte ich, „wenn aber nun das Unglück will, daß sich ein junger Mensch von den Reizen eines jungen Mädchens so bethören läßt, daß er gern vergessen kann und will, in welcher Lage er sie gefunden, wenn er ihr durch Opfer aller Art beweist, daß er sie wirklich lieb hat, wenn er sie durch eine gewisse Achtung, die er ihr bezeugt, über das Niveau ihrer Kameraden erhebt und sie nie durch eine jener Unarten, welche in diesen Verhältnissen so selten fehlen, willkürlich oder unwillkürlich verletzte, darf er da nicht, unter solchen Umständen, auf eine gewisse Gegenliebe — oder Gegengefälligkeit — ihrerseits hoffen, die, wäre sie selbst nur ein dürftiges Kind natürlicher Dankbarkeit, ihr Vorhandenseyn schon genugsam rechtfertigte?"

„Ich sehe wohl," sprach Gaston, „Du kennst die Pariserinnen noch nicht! Du hast vielleicht auch noch die antediluvianische Idee, daß die Männer um i h r e r s e l b s t w i l l e n geliebt werden. Glaub' mir, die einzige Person, mit welcher sich die Frau, wenn sie sich verlieben will, beräth, ist s i e s e l b s t. Du magst Apollo's Formen, Engelsgüte, Voltaire's Geist und Crösus' Schätze besitzen, das Alles ist schön und gut, bietet Dir aber nicht die geringste Garantie, von Deiner Maitresse geliebt zu werden. Sie täuscht Dich vielleicht einem bucklig en Apotheker zu Liebe, der einen Sparren zu viel hat und nach Salmiak riecht. Die Grisetten lieben uns manchmal aus Dankbarkeit, wie Du sagst. Wenn sich aber die Dankbarkeit, die hier zu Lande Meilenstiefel trägt, aus dem Staube macht, so ist es auch um ihre Liebe geschehen. Andere lieben nur aus Interesse: in diesem Falle sind sie Geschäftsleute und man darf es ihnen nicht übel nehmen, daß sie, wenn sie einen Associé mit größerem Capital finden, ihre Firma wechseln. Andere lieben uns — gelegentlich: weil es anfing zu regnen und wir ihnen unsern Schirm und unser Herz angetragen hatten; sie schnüren ihr Ränzel und gehen heim, gleichfalls gelegentlich — wenn die Sonne wieder anfängt zu scheinen. Wieder andere lieben uns und wissen selbst nicht weßhalb und verlassen uns item. — Aber fast alle bleiben bei uns aus Gewohnheit oder vielmehr aus Ungewohnheit. Gerade diese Gewohnheit, welche uns eine Zeitlang für den ruhigen Besitz unseres Kleinods die größte Sicherheit bietet, wird nach Verlauf dieser gewissen Zeit unser gefährlichster Feind: die Einförmigkeit erzeugt die Langeweile, die alte Constitution gefällt nicht mehr, man begehrt nach einer neuen Verfassung. Eine Revolution bricht aus. Die weibliche Willkür wird durch mannhafte Logik geschlagen, sie ergreift die Flucht und findet bald bei einem andern Bundesgenossen das, was ihr der alte Freund nicht geben kann, 'Aenderung und Neuheit'!"

4.

Das Rauschen eines seidenen Kleides auf dem Flure unterbrach unsere Unterhaltung. Jemand schien im Dunkeln nach dem Stubenschlüssel zu suchen, den ich vorher weislich abgezogen hatte.

„Was!" lispelte Gaston, „ein Frauenbesuch um 10 Uhr Abends? junges Deutschland, Du verdirbst Dich!"

— „Holla! macht doch auf!" hörten wir ein wohlbekanntes Stimmchen rufen, „man sieht ja kaum die Hand vor den Augen, so dunkel ist es hier!"

Wie beherzt sprangen wir alle Drei in demselben Momente auf und riefen, ein jeder mit einer verschiedenen Betonung: „Nini!"

„Um Gottes willen verstecken Sie mich," bat mich Jules, der leichenblaß geworden war, „es wäre mir äußerst unangenehm, mit ihr hier zusammen zu kommen."

— „Mach doch auf!" rief Nini von draußen.

„Augenblicklich!" versetzte ich, indem ich Jules in den Alkoven schob und die Vorhänge schloß.

— „Der Bestohlene versteckt sich vor seinem Diebe," bemerkte Gaston achselzuckend und öffnete die Thür.

Nini, von einer verschleierten Dame begleitet, kam herein und reichte uns freundlich die Hand. Wir zögerten fast, sie ihr zu geben, denn sie war, seitdem wir sie aus den Augen verloren hatten, ganz unkenntlich geworden. Ein hellblaues Atlaskleid mit bauschigen Falten hatte das braune Kattunkleid, ein weißer, geschmackvoller Hut das kleine Häubchen verdrängt. Zierliche Handschuhe bedeckten die Hände, eine Sommermantille die runden Schultern: Hände und Schultern wußten nicht was sie von dieser Bewachung zu halten hatten, ihre blonden Haare waren mit größerer Sorgfalt von kunstverständiger Hand arrangirt und fielen in langen Locken, sogenannten „Pfropfenziehern", à l'anglaise, bis auf die Schultern herab. Mit ihrem Eintritt verbreitete sich ein balsamischer Wohlgeruch: es war als sey eine Flasche Eau de Cologne ausgelaufen. Solche Pracht in meiner schwarzgerauchten kleinen, mehr als bescheidenen Stube kam mir vor, wie ein kostbarer Diamant in einer schmutzigen Pappschachtel.

Die verschleierte Dame stand wie eine Schildwache hinter ihr; sie war gleichfalls „theuer" gekleidet, ob sie aber hübsch oder häßlich, jung oder alt war, konnte ich noch nicht sehen, ihre Vermummung ließ mich letzteres fürchten.

Wir hatten nach den gewöhnlichen Begrüßungen den Damen Stühle angeboten, und alle Welt hatte Platz genommen. Die Unbekannte ward uns von Nini als „meine neue Wirthin" vorgestellt.

„So ist es denn wirklich wahr?" rief Nini, die auf unser Staunen gar nicht Acht zu geben schien, „muß man sich bequemen, die Herren in ihrer Wohnung aufzusuchen, um den Genuß ihres Anblicks zu haben?"

— „Freilich, Nini!"

„Ihr könnt euch gar nicht denken, wie sehr ich mich dar-

über freue; ihr habt auch endlich eingesehen, daß das dumme Leben im Quartier zu nichts führt!"

— „Wirst Du uns ungetreu?" fragte ich.

„Ich verreise, mit Madame ...."

— „Wäre es indiscret zu fragen, wohin?"

„Ich komme bald wieder," antwortete Nini mit pfiffigem Schmunzeln; „vor der Hand nehme ich von Euch Abschied auf drei oder vier Wochen .... ihr sagt kein Wort? .... weßhalb seyd ihr denn so verlegen? .... störe ich euch?"

— „Im Gegentheil, Nini, im Gegentheil," versicherte ich. „Wir sind nicht verlegen, sondern nur erstaunt. Deine plötzliche Abreise, Deine prächtige Toilette (die Unbekannte rückte auf dem Stuhle hin und her), Alles das setzt uns sehr in Erstaunen und schüchtert uns vielleicht auch etwas ein. Darf man Sie noch „Du" nennen?"

„Es, wenn Du willst!" erwiderte Nini.

— „Du hast ein gutes Gedächtniß, Nini, die Etiquette ist verändert, aber der Inhalt bleibt derselbe!"

„Der Schmetterling hat sich verpuppt," bemerkte Gaston.

— „Ihr seyd närrisch, Kinder! wenn ihr glaubt, daß ich anders geworden bin, weil ich ein Paar Ellen Lumpen mehr zu meinem Reifrock gebrauche als früher, und undankbar obenein. Ihr würdet mir die Hand küssen, wenn ihr wüßtet, mit welchen Schwierigkeiten ich zu kämpfen gehabt, um dieß freie Viertelstündchen zu erobern."

„Ist er eifersüchtig?"

— „Das geht Dich nichts an."

Die verschleierte Dame, die bis jetzt noch kein Wort gesprochen, und nur hie und da Zeichen einer lebhaften Ungeduld und Mißbilligung gegeben hatte, schlug den Schleier ein wenig zurück, versteckte aber den entschleierten Gesichtstheil mit der linken Hand, um ihn vor indiscreten Blicken zu bewahren, nahm mit der rechten Hand ein volles Glas Grog, das gerade vor ihr stand, sprach mit rauher, heiserer Stimme: „mit Ihrer Erlaubniß, meine Herren!" und leerte es bis auf die Nagelprobe. Sie stellte es ruhig wieder hin, ließ den Schleier fallen und verfiel von neuem in ihr gewöhnliches Pantomimenschweigen, als ob nichts vorgefallen wäre.

„Es ist sehr nett von Dir, liebe Nini," sagte Gaston, der offenbar nur sprach, um zu sprechen, „daß Du uns vor Deiner Abreise in die weite, weite Welt noch einen Besuch gemacht hast."

— „Bist Du vielleicht ungezogen genug, Dich darüber zu wundern?"

„Gott behüte, ich weiß, daß Du Deine alten Freunde in gutem Angedenken behältst!"

— „Nun wird er gar ironisch!"

„Wie so ironisch?"

— „Du hältst mich für sehr dumm, Gaston!" sprach Nini ärgerlich; „ich weiß sehr wohl, wen Du mit meinem „alten Freunde" meinst."

„Das ist nicht schwer zu errathen: unter „Freunde" verstehe ich Alle, die Dich gern haben, und unter „alt" diejenigen, die nicht neu sind."

— „Ich wette, daß Du an jemand ganz speziell denkst."

„An wen?" fragte Gaston.

— „Du denkst an Jules Tourtois, leugne es nicht, ich weiß es."

Als Nini den Namen Jules aussprach, sahen wir beide unwillkürlich und blitzschnell nach dem Alkoven hin. Der Vorhang zitterte etwas.

„Sind wir allein?" fragte die Wirthin, die unsere Blicke überrascht hatten.

— „Ganz allein," versicherte ich; „wie kommst Du denn plötzlich auf Jules zu sprechen?" fügte ich, so gleichgültig es mir möglich war, hinzu, „ich habe Dich noch nie diesen Namen aussprechen hören."

„Ich hab's dem Gaston angesehen. Der läßt ja keine Gelegenheit vorübergehen, wo er mich necken kann!"

— „Nini, Du hast Deine 'Nerven' heute Abend," brummte Gaston, „mit Dir ist nichts anzufangen. Deine Reisepläne stecken Dir im Kopfe .... gib mir die Hand und sey ein vernünftiges Kind, wir sehen uns vielleicht sobald nicht wieder!"

„Sprich nur noch nicht vom Wiedersehen!" bat Nini und musterte uns beide mit langen und durchdringenden Blicken. Auf ihrem Gesichte schwebte der Ausdruck eines so einfachen und aufrichtigen Bedauerns, dem alten Quartier und seinen Bewohnern das Valet zu geben, daß mir ganz weich um's Herz wurde. Gaston hatte ihre rechte Hand ergriffen, sie bot mir die linke, und wir ließen so, freundschaftlich vereint, unsere Gedanken die heiteren Stunden durchlaufen, die wir zusammen verlebt und deren vergangene Heiterkeit uns gegenwärtig ganz wehmüthig stimmte.

Die „Wirthin" benutzte diesen Augenblick dazu, das letzte gefüllte Glas Grog ebenso vorsichtig wie das erste Mal mit einem Schlucke zu leeren, behaglich zu seufzen und auf die fast leere Rumflasche unruhige Blicke zu werfen.

„Sag' offen, Ninichen," nahm ich wieder das Wort, „was willst Du eigentlich anfangen?"

— „Weßhalb frägst Du mich darnach? Du weißst ja doch, daß ich Dir etwas vorlügen werde."

„Vor seinen Freunden sollte man kein Geheimniß haben."

— „Gewisse Sachen kann man allen Leuten eher anvertrauen, als seinen Freunden."

„Gehst Du in's Kloster?" fragte Gaston.

— „Ihr langweilt mich mit eurer lustigen Neugierde. Seit wann habt ihr euch zum Untersuchungsrichter gemacht? Wenn ich euch nicht die Ehre angethan hätte, euch für vernünftige Leute zu halten, hätte ich mich, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Staube gemacht."

„Wie damals, Finette?"

— „Du bist unausstehlich, Gaston! Du weißst, daß ich den Namen Finette nicht leiden kann und daß ich mich sehr ungern an gewisse Vergangenheiten erinnere. Weßhalb versuchst Du mich in drei Worten zweifach zu verletzen? ich bin Dir sehr böse."

„Wie gesagt, Nini, Du bist nervös."

— „Wie gesagt, Gaston, Du bist abscheulich langweilig."

„Ereifert euch nur nicht," warf ich ein, „die wenigen Minuten, die wir noch zusammen verbringen, sind uns ja karg genug zugemessen."

— „Deutschland hat Recht," sagte Gaston; „reich mir die

Hand, Nini, wir wollen Frieden schließen für den Augenblick, und ein Schutz- und Trutzbündniß für die Zukunft."

Nini gab ihm gleichgültig und zerstreut die Hand, und blickte unverwandt auf den Fußboden. „Ich danke Dir, Gaston, für Dein freundliches Anerbieten," sagte sie, „aber hoffentlich brauche ich Deine Hülfe nicht in Anspruch zu nehmen, denn ich verlasse das Gewisse, so miserabel es auch seyn möge, nicht wieder, um mich etwas Ungewissem, so verlockend es auch seyn möge, anzuvertrauen. Das ist mir ein einziges Mal in meinem Leben passirt, damals war ich jung und unerfahren; ich weiß, daß ich Alles, was ich ausgestanden habe, meiner Unerfahrenheit zu verdanken habe. Wenn ich mein Kattunkleid, Marcel, Léon, euch und alle diejenigen, die mir lieb und werth sind, jetzt verlasse, und ohne wirkliches Bedauern verlasse, so glaube ich so handeln zu müssen. Wundert euch nicht über meine kalte, vernünftige Sprache, die ihr von mir weniger, als von jeder Andern erwarten mußtet: stille Wasser sind tief. Wenn ich, nach dem lustigsten Abend, allein in mein ärmliches, erbärmliches Zimmer trat, mich von übertriebener und unnatürlicher Heiterkeit erholte und wieder zu Sinnen kam, etwas nachdachte (das Alleinseyn hat mich nachdenken gelehrt), ärgerlich das Stück Arbeit wieder vornahm, das, weil ich zwei Stunden gelacht hatte, noch unbeendigt vor mir lag und am andern Morgen abgeliefert werden mußte — dann sagte ich mir: alle die jungen Leute, die mich reizend und nett finden und die mir versprechen, den Mond vom Himmel zu holen, wenn ich sie darum bitte, bekümmern sich nicht mehr um mich und um mein Schicksal, als um die Gesundheit des Großtürken: ich kann sterben und verderben, im Grunde genommen ist es ihnen ganz gleichgültig. Einige der besten unter ihnen würden vielleicht meinem Sarge folgen und, so lange ihr Paar schwarzer Handschuhe sie an mich erinnert, mit einem gewissen Bedauern von mir sprechen, aber kein einziger ...."

„Nini," unterbrach Gaston, „Du liebst Romane, und die dummsten obendrein. Hältst Du mich z. B. für so albern, so abgeschmackt, mich mit derartigen Tiraden, die ein jeder Dramaheld für 5 Fr. abendlich besser debitirt als Du, verblüffen zu wollen? Da Du aber gerade diejenige Saite berührst, die Dein Alleinseyn, Dein Verkanntseyn in rührenden Worten schildert, so erlaube mir darauf zu antworten, oder vielmehr ein Geschichtchen zu erzählen, das Du beherzigen kannst. Ich habe einen jungen Mann gekannt, der dumm genug war, sich in ein junges Mädchen ...."

— „In mich?" fragte Nini.

„Der dumm genug war," fuhr Gaston fort, „sich in ein junges Mädchen, die seiner unwürdig war, zu verlieben. Der junge Mann bewies ihr jeden Tag, jede Minute, wie glücklich er sich mit ihr fühlte, wie unglücklich ihn eine Trennung machen würde; er hielt sie zur Arbeit an — das langweilte die Signora; er gab ihr Alles was er hatte — das reichte der Signora nicht aus; er vernachlässigte seine Familie, seine Freunde, seine Arbeit, seine Jugend, sich selbst, um für sie, nur für sie zu leben — die Donna war leider kurzsichtig und sah darin nichts anderes als eine lästige Eifersucht! Hätte sie ihm klar und deutlich zu verstehen gegeben, daß sie ihn nicht liebe und nie lieben werde, so hätte man ihre Kälte und Unempfindlichkeit, schon der Offenheit halber, einigermaßen verzeihen können, aber nein! Durch ihr sogenanntes Ertragen des großen Mißgeschickes, ihr geheimes Dulden, ihren verborgenen Kummer 'den Niemand nicht weiß' und ähnlichen Heuchelschein wußte sie dem guten und einfältigen jungen Manne ein solches Mitleid einzuflößen, durch ebenso erheuchelte Aufrichtigkeit und Einfachheit seine erlöschenden Liebesfunken immer wieder so anzufachen, durch gespielte Leidenschaftlichkeit und hinreißende Gegenliebe die schwache Flamme zu einem solchen Brand aufzuschüren, daß der arme Teufel eines Tages bis über die Haare im Feuer steckte und keinen Ausgang mehr sah. Als sie sich davon überzeugt hatte und ihrer Sache ganz gewiß geworden war, drehte sie ihm den Rücken und lief davon. Nini, ein solcher Charakter ist unerklärlich, nicht wahr? Du kannst Dir keine Vorstellung davon machen, denn Du bist schlicht und gut; dennoch versichere ich Dich, die Geschichte ist wahr Wort für Wort: ihr Held heißt Jules Tourtois und ihre Heldin Finette oder Josephine oder Nini Duchateau, je nach Belieben einer Deiner guten Freundinnen. — Ist kein Grog mehr da? Madame hat Durst," fügte er in demselben Tone auf die Wirthin deutend hinzu.

5.

Ich kann nicht schildern, welchen Eindruck die unerwartete Erklärung Gaston's, die mit Allem, was er bisher gesagt und gethan, im direktesten Widerspruch stand, auf mich gemacht hatte. Ich wußte nicht, ob er jetzt aufrichtig gewesen war und früher nur einen philosophischen Leichtsinn geheuchelt hatte, oder ob er sich in diesem Augenblick von seinen eigenen Worten weiter hatte hinreißen lassen, als er es gewußt und gewollt hatte, ob er Reminiscenzen von den eben gemachten Bekenntnissen Jules' vortrug oder ob er aus Ueberzeugung sprach. Ich fühlte mich nicht heimisch, das kann ich versichern. Eine derbe Kraftantwort, vielleicht eine gehörige Grobheit, möglicherweise ein cynisches Schlagwort stand von Seiten Nini's zu befürchten; die bisher stumme Begleiterin erinnerte mich jetzt lebhaft an die gefährlichste Race der Bulldoggs, die nicht bellt und unversehens losbeißt; ich glaubte ihre Augen hinter dem Schleier wie ein Schwungrad sich drehen zu sehen und ich hielt das für das Vorspiel eines baldigen Bisses. Nur so konnte ich mir die Rolle der Bewacherin erklären, die sie über Nini erhalten zu haben schien und in der sie bis jetzt wenig Amtseifer an den Tag gelegt hatte. Außerdem dachte ich noch an Jules, den hinter dem Vorhang verborgenen Zeugen der ganzen Scene, der auch auf glühenden Kohlen stehen mußte und dessen Explosion gleichfalls zu befürchten war.

In weniger denn einer Viertelsekunde hatte ich allen diesen Wirrwarr zusammengeschweißt — in der Gedanken- und Traumesschmiede arbeitet man schnell, aber die Arbeit ist auch nicht sehr dauerhaft, — daraus ein furchtbares Quartett entstehen sehen, welches an Grauen, Entsetzen und Ergreifen dem Sextett aus Lucia bei weitem überlegen war — ich zitterte wie Espenlaub, bereitete schon geheime Versöhnungs- und Beruhigungsmittel vor, wappnete mich mit Manneskraft, dachte an meine Ahnen im Teutoburger Walde, und an Jahn und Maßmann der Gegenwart, und rief ganz leise in mich hinein: „Komme, was da wolle! Hier stehe ich, ich kann nicht anders! Ungewitter der Erde, Zischeln der Schlangen, Stöhnen der Hölle, ich trotze euch!"

„Gaston, Du bist ein reizender Kerl," antwortete Rini freundlich lächelnd und machte dadurch meine schönen Pläne zu nichte. „Es ist jammerschade, daß ich Dich erst jetzt, wo ich Dich verlassen muß, wirklich kennen lerne. Ich versichere Dich, ich behalte Dich in gutem Angedenken; ich weiß allerdings nicht, ob Dir viel daran liegt, denn Du scheinst mich besser zu kennen, als ich dachte, aber auf jeden Fall will ich Dir augenblicklich den Beweis meiner Dankbarkeit liefern — denn Du hast mich verpflichtet, ich habe mich königlich amüsirt — und Deine Offenheit mit der meinigen belohnen."

— „Das ist vollständig überflüssig, liebe Rini, ich kenne Dein Repertorium auswendig; soll ich Dir die Mühe abnehmen und — als Rini — Gaston's Unverschämtheit beantworten?"

„Lege 'mal los!" bat Rini.

— „Einen Augenblick Geduld," erlaubte ich mir die harrende Rini zu vertrösten, „die Frau Wirthin hat Durst . . . ."

„Im Schranke steht ja noch eine Flasche Arac . . . ." sagte Gaston und blinzte mit den Augen.

Die Wirthin warf auf uns dankbare Blicke. Die Unglückselige wußte nicht, wie es sich mit der famosen Flasche verhielt. Der „Arac" war nämlich nichts anders als gesunder Brennspiritus — nicht einmal erster Qualität. Ich zauderte deßhalb etwas, das Mordinstrument hervorzuholen. Gaston, der die Kehle jener Dame besser kannte als ich, machte sich wenig Skrupel. Er wickelte die verdächtig aussehende Flasche in Zeitungspapier, stellte sie vorsichtig auf den Tisch, füllte das Glas der Wirthin halb mit Wasser, halb mit Spiritus, warf eine Hand voll Zucker hinein und zündete diesen Höllengrog mit einem Fidibus an.

„1811er!" sagte er mit wichtiger Miene, „erster Kometenarac aus Jamaica! trinken Sie mit Verstand, Madame . . . . abgelagerte Waare! allerdings etwas stark."

— „Desto besser!" brummte die Wirthin in der Oktave des Contra-C.

„Gaston, fang an!" rief Rini. „Du willst ja meine Rolle übernehmen und als Contreadvokat Deine eigenen Prinzipien widerlegen!"

— „Gut!" sprach Gaston, räusperte sich, steckte eine Cigarrette an und begann folgendermaßen: „Ich bin achtzehn Jahre alt . . . ."

„Du schmeichelst mir!" unterbrach Rini.

— „Unverheirathete Frauen leben sieben Jahre im achtzehnten Frühling, drei Jahre im zwanzigsten, unzählige Zeit in „den Dreißigern" und überschreiten nie das Alter von vierunddreißig Jahren. Das sind Erfahrungen, die Du noch machen wirst. — Ich bin also achtzehn Jahre alt, meine Eltern sind früh gestorben und haben mir die Armuth als die einzige Erbschaft hinterlassen. In der Dürftigkeit dürftig erzogen, von lieblosen Fremden oft gemißhandelt und selten belohnt, habe ich von jeher auch nur einen einzigen Wunsch gehegt, frei zu seyn, unabhängig zu leben und wenn sich gerade Gelegenheit dazu bot, mich an den Leuten zu rächen, die mir meine Kinderjahre so sauer gemacht haben. Vor der Hand war es mir also vollkommen gleichgültig, was ich für einen Weg einschlagen würde, eine Aenderung meiner damaligen Lage war mein innigstes, alleiniges Begehren. Als ich Kraft genug besaß, die Nadel wacker zu rühren und mir die Finger hart und häßlich zu arbeiten, steckte man mich in eines jener Institute, welches unter dem Namen Nähschule einen doppelten Zweck verbindet: erstens, die jungen Mädchen zu lehren, daß sie Tag und Nacht arbeiten, muthig, wacker und brav seyn können, um schließlich Hungers zu sterben; zweitens, sie sogenannte 'Freundinnen' finden zu lassen, welche ihnen einen weit bequemeren Pfad zum 'Glücke' zeigen und aus Freundschaft alles mögliche thun, etwaige Skrupel zu beseitigen. Eine Wohlthat wird immer wiedervergolten, die Freundin findet beim Rechnungsabschluß auch einen kleinen Profit . . . ."

„Das ist Alles ganz herrlich, Gaston, aber Du vergißt, daß ich Provinzialin bin, und daß ich in keiner Pariser Nähschule meine Lehrzeit bestanden habe!"

— „Darauf kommt's ja gar nicht an, die Nähschule ist immer als mildernder Umstand in der Vertheidigung von großer Wichtigkeit. Schmeckt's, Frau Wirthin?"

„Vortrefflich, meine Herren, vortrefflich!" stöhnte die Arme mit einer herzzerreißenden Grimasse. Ihr Glas war fast geleert.

— „So wuchs ich heran, die Natur fing an, erst leise, bald etwas stärker ihre Stimme hören zu lassen. Wo ich hinblickte, ging und stand, stieß ich auf mehr oder weniger verlockende Jünglinge, die von mir, unter mehr oder weniger geschickten Liebesbetheurungen, sämmtlich ein und dasselbe verlangten. Eines Abends — jetzt irgend eine geheimnißvoll poetische Herbstnachtsbeschreibung: die gelben Blätter fielen vom Baume, der Wind spielte mit dem Mondeslichte, die alte Thurmuhr verkündete u. s. w. u. s. w. — eines Abends, als ich vom Weine berauscht, hingerissen von den Versprechungen einer goldenen Zukunft und Versicherungen einer aufrichtigen Liebe, unzufrieden mit meiner Lage, von allen Seiten angespornt, von niemand zurückgehalten, leichtsinniger als sonst, unschlüssig zweifelnd, halb wahnsinnig wurde, als mich die Sinne mit Peitschenhieben vorwärts trieben und die Unerfahrenheit Alles entschuldigte, beschwichtigte, vergoldete (dabei muß man sich etwas die Haare zerraufen), als mir kein Freund zur Seite stand, der mir die Augen hätte öffnen können, und mich kein Andenken der Vergangenheit vor der Gegenwart warnte, — unterlag ich Schwache dem mächtigen Feinde, der Versuchung!"

Rini lachte aus voller Kehle. „Bravo, Gaston," rief sie, „bravo! ich habe einem jeden Esel, der mich darnach gefragt hat, ähnliche, fast dieselben Speisen aufgetischt. Guten Appetit, ihr Herren! Gaston! ich bin heute lustig und guter Dinge, das geschieht nicht oft, ich will Dir die Wahrheit erzählen, das ist mir nie passirt. Wenn Du jemals Jules Tourtois, meinen verschwiegenen Exgeliebten, siehst, frag ihn darnach, der wird Dir diese Worte als ungeschminkte Wahrheit bestätigen, der muß mich am besten kennen. Ich bin nicht schlecht, ich habe Hunde und Katzen sehr gern und ich erkenne vollkommen an, daß der Mensch dem Thiere überlegen ist. Aber so wie es gute Violinen gibt, die in der Hand eines erbärmlichen Virtuosen steinerweichende Gequieke von sich geben, so hat das, was ich mit meiner vielleicht guten Natur angefangen habe, bis jetzt nicht sonderlich schöne Früchte getragen, das weiß ich. An mir ist ein guter Virtuos verloren gegangen, jetzt sind mir die Finger steif, ich habe weder Lust noch Geduld, die verlorne Zeit durch Nacharbeiten einzuholen, noch fühle ich mich stark und

entschlossen genug, um in die Fußstapfen der Magdalena zu treten. Weil ich nun einmal — schuldig oder unverschuldet, darauf kommt nichts an — meinen Werth und gewissermaßen die Achtung vor mir selbst verloren habe, so will ich aus natürlicher Eitelkeit einerseits die schäbigen Flecke, die ich in mir habe, so gut ich kann verbergen — Seide und Sammt deckt besser als Kattun — aus Berechnung andererseits meine nützlichen und guten Eigenschaften möglichst gut verzinsen. Im Quartier war das nicht möglich, ihr seyd Alle arme Schlucker, drum habe ich meinen Angelhaken wo anders ausgeworfen und, wie ihr bereits wißt, das Goldfischlein hat angebissen!"

„Unvorsichtige Nini!" rief ich, „Du plauderst heute aus der Schule, morgen wirst Du's vielleicht bereuen!"

— „O naiver junger Mann," sagte Gaston zu mir und klopfte mir väterlich auf die Schultern. „Du hältst das, was uns Nini eben gesagt, für aufrichtig und wahr?"

„Und Du hältst das, was ich erzählt habe, für erlogen?" rief Nini in komischer Entrüstung.

— „Freilich, lieber Schelm, Du weißst es vielleicht selbst nicht. Deine vermeintliche Offenheit ist gewöhnlich eine ebenso große Lüge, als Dein vermeintliches Aufschneiden fast immer der Ausdruck der reinen und ungeschminkten Wahrheit ist. Um aufrichtig und offen seyn zu können, muß man vor allen Dingen wissen, wie es mit dem Innern steht, man muß das Bewußtseyn seiner selbst erlangt haben, man muß in Einem Wort einen eigenen Charakter haben, selbst leben, existiren."

„Na höre 'mal, ich hab doch einen Körper, wenn ich mich nicht täusche, und vielleicht auch etwas Seele? Willst Du großer Philosoph mir vielleicht mein Daseyn absprechen? ich könnte Dir, wenn Du so fortfährst mich als gänzliche Null zu betrachten, handgreifliche Beweise geben, die Deine Theorien praktisch widerlegten."

— „Ich habe nie an Deinem guten Willen gezweifelt, liebe Nini, und weil Du so freundlich seyn willst, mich über Deine Existenz eventualiter belehren zu wollen, will ich, aus Dankbarkeit, das was ich oben gesagt, gewissermaßen zurücknehmen, meiner Behauptung eine andere Form geben, und Dir einen Charakter, an dem Dir sehr viel zu liegen scheint, huldreich verleihen. Inconsequenz, d. h. heute eine Sache aufrichtig bejahen, die man morgen, unter denselben Umständen, ebenso aufrichtig verneint, und gänzlicher Mangel an Individualität, am Selbstempfinden, Selbstrichten, Selbstleben, sind die beiden einzigen Eigenschaften, die Du, so lange ich Dich kenne, nie verleugnet hast. Du bist ein negatives Geschöpf, arme Nini, laß Dir deßhalb aber keine grauen Haare wachsen: ein eigener Charakter würde Dir vielleicht an Deiner Zukunft schaden und auf jeden Fall lästig seyn; so eine Guttaperchaseele, wie Du besitzest, die man je nach Belieben zusammendrücken und ausdehnen kann, ist bei weitem bequemer. Deßhalb zweifle ich auch nicht an Deinem Reussiren, Du wirst es weit bringen, Nini! Nur verlange nicht, daß man Dir Glauben schenke; das ist uns wahrhaftig mit dem besten Willen nicht möglich und was kann Dir daran liegen?"

6.

Ein furchtbares Schnarchen, das aus dem Alkoven kam, verhinderte Nini zu antworten. Die beiden Damen sahen uns erstaunt an, wir konnten uns des Lachens nicht erwehren und platzten heraus nach Herzenslust.

„Parbleu!" sagte Gaston, „das wundert mich nicht, daß der arme Kerl eingeschlafen ist, dem habe ich das schönste Schlummerlied gesungen, das man sich denken kann. — Mit welchem Fuße bin ich denn eigentlich heute Morgen aus dem Bette geschlüpft? ich erkenne mich mit meinem wahnsinnigen Ernste gar nicht mehr!"

— „Wer ist denn da?" fragte Nini, die nicht wußte, ob sie mit uns lachen, oder uns ausschelten sollte.

„Ein guter Freund, der kein Geheimniß ausschwatzt!" sagte Gaston und zog den Vorhang leise auf. Da sahen wir, so lang ihn der liebe Gott geschaffen hatte, den sentimentalen Jules Tourtois ausgestreckt auf meinem Bette liegen im seligsten, unschuldigsten Kinderschlafe. „Wie ist das möglich?" sagte ich zu mir selbst. „Was! derselbe junge Mann, der mir eben mit seinen Jeremiaden und seinem wirklich empfundenen Schmerze und begründeten Klagen über Flatterhaftigkeit einer muthwilligen Dirne das Herz weich gemacht, der seit einem Jahre seinen verlorenen Schatz aufrichtig beweinte; derselbe junge Mann, der durch einen wahrhaften Roman und Komödienzufall die Worte seiner Geliebten belauschen, seinen eigenen Urtheilsspruch aus dem liebenswürdigen Munde aussprechen hören kann; dem es vergönnt ist, dieselbe Luft (die man ohne Poet zu seyn, balsamisch finden mußte) mit voller Lunge einzuathmen, anstatt sich davon zu berauschen u. s. w. u. s. w., schläft nun ganz gemüthlich ein, als ob er einen Gläubigerbesuch empfinge und verräth seinen Versteck durch das indiskrete und unpoetische Schnarchen? ist das möglich? Wirklich die „gute alte Zeit" ist dahin! Die Liebe ist wie die Kunst ein Wahn oder ein Handwerk geworden! wir sind unter Brüdern keinen Schuß Pulver werth. — Nur so erkläre ich mir, daß das Selbsterschießen nicht zur allgemeinen Mode geworden ist!"

Ich betrachtete Nini, die unverwandt auf den Schlafenden blickte, ihre großen ausdrucksvollen Augen an Größe und Ausdruck verdoppelte und durch ein unnatürliches Händereiben und langsames Kopfschütteln gleichzeitig ihr Erstaunen und ihre Verlegenheit ausdrückte.

Wir Alle hatten uns dem Alkoven auf Zehenspitzen genähert und standen mit gesenktem Haupte vor Jules wie vor einem Todten.

„Soll ich ihn aufwecken?" fragte Gaston ganz leise.

— „Um Gottes willen nicht," antwortete Nini eben so leise, „es wäre mir sehr unangenehm, mit ihm hier zusammenzutreffen!"

„Sympathie edler Seelen!" versetzte ich und erinnerte mich daran, daß Jules mich mit ganz genau denselben Worten ersucht hatte, ihm ein Versteck anzuweisen.

— „Lebt wohl! lebt wohl!" lispelte Nini nach einigen Minuten Stille, „ich schreibe euch, oder ich sehe euch bald wieder; lebt wohl! Virginie, komm!" setzte sie zur verschleierten Dame gewandt hinzu.

„Ich wußte gleich," bemerkte diese so heiser sie konnte, „daß uns jemand behorchte!"

— „Sie haben sich nicht compromittirt, Madame!" erwiderte Gaston.

„Ich bin nicht so dumm wie ich aussehe," grinste Virginie, indem sie den Schleier aufhob.

Ich habe selten ein abgefeimteres, niederträchtigeres Gesicht ge-

sehen, als die entfleischte, widerliche Physiognomie des Weibes, das mir eine Stunde lang die Ehre angethan hatte meine Stube mit ihrer Gegenwart zu verpesten. Spärliche Haare, halb braun, halb grau — eine gefurchte Stirn, sehr niedrig, die niedrige Instinkte verrieth — tiefliegende Augen, blaugrau, matt, frech, erloschen, ohne Wimpern, mit rothen Ringen — stark hervorstehende Backenknochen — eingefallene Backen — spitze Adlernase mit einem Kupferüberzuge — zusammengekniffene Lippen, die sich an zahnlose Kinnladen schließen — ein langes hervorspringendes Kinn — das waren die Schönheiten, welche die Natur auf das abschreckende Gesicht des Fräulein Virginie zusammengeworfen hatte, wie der Raucher unrauchbare Cigarren und Cigarrenstummel in den Aschenbecher wirft. —

Nini und Virginie waren der Thüre zugegangen, ich wollte sie schon vorsichtig öffnen, als Nini auf einmal stehen blieb und als ob sie etwas vergessen hätte, wieder umkehrte. „Hast Du keine Scheere?“ fragte sie Gaston.

„Eine Papierscheere!“

— „Nur her, aber flink!“

Gaston reichte ihr das verlangte Instrument. Sie fuhr damit in die Haare, schien aber plötzlich sich wieder eines Anderen zu besinnen, legte die Scheere auf den Tisch und summte: „Ach was! das wäre zu albern! ich wollte ihm eine Visiten-Karte von mir da lassen, aber der Schlingel verdient es nicht!“ Dennoch näherte sie sich dem Schlafenden so geräuschlos als möglich, beugte ihren hübschen Lockenkopf über ihn und gab ihm einen langen, andächtigen Kuß.

Sie ging lächelnd davon, gab uns auf dem Flur das Versprechen, uns nie zu vergessen, bekräftigte es mit dem herkömmlichen Abschiedskusse und sprang lachend die Treppe hinab — Virginie humpelte hinterher.

Als ich die Thüre schloß, hörten wir noch ein letztes „Adieu! Adieu!“

7.

Jules richtete sich auf.

„Ich konnte es wahrhaftig nicht mehr mit anhören!“ sprach er. „Das arme Ding ist ganz und gar verloren.“

— „Was? Du hast nicht geschlafen?“

„Du bist wohl krank, Gaston?“

— „Weßhalb hast Du denn Dein Alibi verrathen?“

„Ich hatte zu große Lust, sie noch einmal zu sehen; halt' mich für so dumm als es Dir beliebt, aber meine Neugierde war stärker als mein guter Wille!“

— „Na, wie findest Du Nini?“

„Himmlisch!“

— „Und die Alte?“

„Abscheulich! ich kannte sie schon — Nini's Beschreibung nach.“

— „Wie so?“

„Fräulein Virginie war in demselben Laden, in dem Nini ihre Lehrzeit bestanden hat, erste Mamsell. Der Fräulein Virginie verdankt Nini die Einweihung in das „Reich der Nächte“, den ersten Unterricht in der geheimen Wissenschaft, mit Jugend, Schönheit und ein bischen gutem Willen viel Geld zu verdienen.“

— „Sie kennen Nini's Jugend?“ fragte ich.

„Wie die meinige!“ antwortete Jules. „Sie hat sie mir in allen Details mehrfach erzählt und ich habe mich selbst darnach erkundigen können; denn seitdem ich Paris verlassen habe, ist Migny, das kleine Landstädtchen, in dem Fräulein Josephine Duchateau — heute Miß Nini — morgen — ?? — geboren ist, mein fester Wohnsitz geworden.“

— „Ist das poetisch!“ rief Gaston.

„Ich hätte eine große Bitte an Sie zu richten,“ sagte ich zu Herrn Jules, „aber ich befürchte ....“

— „Nur frei heraus damit!“

„Wollen Sie mir Alles erzählen, was mit Nini bis zu dem Augenblicke, in dem ich ihre Bekanntschaft gemacht habe, vorgefallen ist? von da ab kenne ich ihr Leben. Sie hat mir zwar die Antecedentien selbst schon erzählt, aber ich vermuthe, daß ihre Phantasie das einfache Thema etwas stark variirt hat, und mir liegt daran, die lautere ungeschminkte Wahrheit zu hören. Meine Bitte ist unbescheiden, nicht wahr?“

— „Unerwartet, lieber Herr!“ versetzte Jules, „nichts als unerwartet!“

„Was mich dazu veranlaßt, Sie zu belästigen, ist sehr einfach: ich kenne Nini; sie interessirt mich; ich möchte erfahren, was sie zur heutigen Nini gemacht hat? in wiefern die äußeren Umstände, ihre Erziehung und Umgebung auf ihre Entwickelung und Entstellung eingewirkt haben, an wem die Schuld liegt u. s. w.?“

Gaston lachte laut auf: „Dem sieht 'mal wieder fußhoch das Ohr des „deutschen Forschers“ aus der Wolle heraus! Sittenstudirer, schäme Dich! Der Kerl begnügt sich nicht damit, einen hübschen Fluß an seiner reizendsten Stelle zu bewundern; wenn er nicht weiß, wo seine Quelle liegt und wohin er ausströmt, ist er nicht zufrieden und kann die Nacht nicht schlafen.“

„Wenn es Sie interessirt,“ antwortete mir Jules, „über Nini's Jugend die Wahrheit zu hören, stehe ich ganz und gar zu Ihrer Verfügung!“

— „Ich bin Ihnen sehr verbunden.“

„Aber ein ander Mal!“ unterbrach Gaston; „ich habe die Qual schon zu oft durchgemacht.“

— „Und übrigens ist es halb ein Uhr. Ihr vergeßt, daß ich heute eine kleine Reise gemacht und ein sonderbares Abenteuer mit Nini erlebt habe, ich sehne mich nach Ruhe, schlaft wohl!“

„Wo bist Du abgestiegen?“

— „Im Hotel zum „armen Hiob“, rue Mazarine.

„Man sieht Dich doch morgen?“

— „Zum Frühstück — und nach dem Frühstück stehe ich zu Ihren Diensten, Herr ....“

„Roland! — nochmals meinen Dank!“

— „Gute Nacht!“

„Auf morgen!“

Jules verließ uns, Gaston nahm seinen Hut, seine Pfeife und seinen Codex, drückte mir die Hand und zog sich gleichfalls in seine Gemächer zurück, die an die meinigen stießen — ich legte mich zu Bette und überdachte noch lange das, was ich in den zwei Stunden gehört und gesehen hatte. — — —

Am andern Morgen erzählte mir Jules die ganze Lebensgeschichte der kleinen Nini, die mehrere Stunden lang dauerte.

Ich will sie getreulich nacherzählen, nur gestatte man mir, um des Lesers Aufmerksamkeit durch die Einförmigkeit einer zu langen Erzählung nicht auf eine allzu harte Probe zu stellen, die Darstellungsweise derselben willkürlich zu verändern, die Wahrheit novellenhaft vorzutragen, und unter die Melodie von Herrn Jules' eigenen Harmonieen zu legen.

Erstes Intermezzo: Ein Ausflug in die Provinz.

3. Im Krämerladen.

1.

Migny ist ein kleines Nest, unweit Beaune. Es liegt in einem der lieblichsten Punkte der fruchtbaren und lachenden Côte d'or, in einer Ebene, welche sich östlich weit bis in die Champagne ausstreckt; westlich aber ändert sich der flache Boden und nimmt den wellenförmigen Charakter eines Vorgebirges an. Wenige Schritte hinter dem kleinen Städtchen oder vielmehr großen Dorfe erheben sich hie und da kleine Hügel. Auf dem imposantesten dieser Zwerge steht das schöne, wohlerhaltene Schloß, aus rothen Ziegelsteinen im Style Louis XIII. aufgeführt und noch heute von der Wittwe eines Marquis de Migny bewohnt. Vom Schlosse führt eine lange Allee flüsternder Pappeln in das Landstädtchen herab, sie erzählen den Bauern, Pächtern und dem geschwätzigen Krämer an der Ecke alle Schloßneuigkeiten, welche die Bedienten auszuplaudern vergessen oder selbst nicht wissen. Die Gänse laufen auf der Straße herum, herumziehende Seiltänzer und Herkulesse geben ihre Vorstellungen unter freiem Himmel zum Gaudium der barfüßigen Schuljugend und mit Genehmigung der hohen Obrigkeit, d. h. des einäugigen Schulzen, der dennoch eine Brille mit zwei Gläsern trägt. Die Einwohner sind gute Kreaturen, — es gibt aber ihrer auch schlechte — sie arbeiten fleißig — es gibt aber auch faulenzende Nichtsnutze — nähren sich im Schweiße ihres Angesichtes vom täglichen Brode — mit etwas Gemüse und Fleisch — stillen ihren Durst mit dem vortrefflichen Burgunderweine, den sie echt und für einen Spottpreis haben können — legen sich mit den Hühnern zu Bette, springen mit dem ersten Hahnenschrei aus den Federn, und haben außer dem Vorzuge, allen Krähwinklern der Welt an Gesicht, Haltung, Kleidung und Gedanken auffallend ähnlich zu sehen — nichts besonders Charakteristisches an sich.

Migny ist, wie ich schon gesagt habe, eigentlich nur ein großes Dorf, aber sein rühriger Handel und seine günstige Lage haben ihm mit der Zeit das Ansehen eines Städtchens und — eine außergewöhnliche Wichtigkeit verliehen, es ist eine Residenz — von drei Meilen Umkreis — mit einer hübschen, breiten Landstraße, zwei Kirchen, einem Gottesacker (folglich einem Apotheker und Arzte), drei Gasthöfen und einem Briefträger.

An der Ecke der Landstraße befindet sich der schönste Laden, der den stolzen Namen: „zur Stadt Paris" trägt.

Alle möglichen Luxusartikel: Seife, Zahnbürsten, Pommade, Bandwaaren, Herren- und Damenartikel, Garn, selbst Theekessel und Nachtmützen kann man sich da — für Geld und gute Worte — schenken lassen. Das Kommen und Gehen der Käufer stockt den ganzen Tag nicht eine Minute — ausgenommen in der Frühstücks- und Erholungsstunde — keine Ruh' bei Tag und Nacht für die armen Ladenmamsellcs — denn es sind ihrer zwei.

Die Aelteste, ungefähr 35 Jahre alt, heißt, wahrscheinlich aus Antithese, Virginie. Es ist dieselbe Dame, die mir vier Jahre später die Ehre erwies, mich mit Fräulein Nini zu besuchen. Ihre Kleidung hatte zwar damals, d. h. in dem Augenblick der jetzigen Handlung anno 1845 — nicht den Luxus, den sie später in meinem Zimmer entfaltete: von Sammt und Seide war keine Spur vorhanden; aber der Geschmack, die Auswahl der noch so einfachen Stoffe verräth auf zwanzig Schritt die Dame, welche früher mit eleganteren Besen den Asphalt der Boulevards gefegt hatte.

Ein Frauenzimmer, welches die kostspielige Gewohnheit der Seide ablegen muß, ist wie ein Schornsteinfeger, der sich wäscht: ein winziges Fleckchen bleibt sitzen, das die Vergangenheit ausplaudert.

Virginie kommt aus Paris und hat sich seit ungefähr fünf Jahren in Migny niedergelassen. O Virginie! wie mancher Paul hat in Dein Freundschaftsalbum das Andenken seiner leichtsinnigen Streiche eingeschrieben? Was suchst Du in dem friedlichen Dorfe, das Moschus und Patchouli nicht einmal dem Namen nach kennt?

„Was ich suche?" würde mir Fräulein Virginie geantwortet haben, wenn sie mich gehört und aufrichtigen Bescheid gegeben hätte, „das ist einfach und verständlich. Enttäuscht und erschlafft habe ich eines Abends meine Sparheller, ehrlichen Gewinnst! überzählt, Paris, in dem meine Künste gescheitert sind, dreifach vermaledeit und bin reuig — wie der Verbrecher, der, aus dem Zuchthaus entlassen, auf neuen Diebstahl sinnt — in meine theure Heimath zurückgekehrt, um hier an einem einfältigen Provinzialen die Kenntnisse und die Erfahrungen zur Geltung zu bringen, die ich mir in Paris erworben habe!"

Fünf Jahre harrt die büßende Virginie auf ihren Erlöser. Die Tage kriechen langsam dahin, aber die Jahre jagen blitzschnell vorüber, wenn eine alte Jungfer nach einem Manne kapert. Von Pinsel und Schminke läßt sich nur der Großstädter verblüffen, Du wirst alt, Virginie, Deine Aktien fallen. Rechts und links klopfen die Freier an. Die Tochter des Krämers, der „Grünschnabel", wie Du sie nanntest, die hübsche Barlette, wie sie allgemein heißt, ist seit Ostern verheirathet, René, der schmucke und reiche Pächtersohn, den Du mit schmachtenden, Seligkeit-verheißenden Blicken für Dich gewonnen zu haben wähntest, ist stracks vor Deiner Thür vorbeispaziert, als stünde, mit unsichtbaren Buchstaben: „Hier liegt eine Lasterkranke", darauf geschrieben, und hat sich nicht gescheut, um des Gastwirths Tochter anzuhalten, obwohl auf dessen Thorwege in sehr sichtbarer Schrift: „Hier finden Pferde Stallung und Futter!" aufgemalt ist. Deine Aktien sinken! —

Die Natur hat sie leichtsinnig geschaffen, der Leichtsinn hat sie nach Paris geführt, Paris hat sie gealtert, das Alter hat sie enttäuscht, die Enttäuschung hat sie neidisch gemacht. Zum Neide gesellt sich die Unzufriedenheit mit ihrem einförmigen Leben; und die herrlichste Langeweile, die sich je ein Brite im kühnsten Spleen ausgemalt hat, vervollkommnet das Ganze! —

Das ist Fräulein Virginie, erste Ladenmamsell des Herrn

Doucette, wohlbeleibten Handelsherrn zu Migny, im December 1845.

2.

Und gegenüber, hinter einem großen Folianten, sitzt ein heiteres, frisches Kind, in dem reizenden Alter, in dem sich die Jungfrau aus dem Kinde entfaltet, wie die Knospe aus ihrer grünen Hülle. Josephine ist siebenzehn Jahre alt, seit fünfzehn Jahren Waise. Ihr Vater, der alte graubärtige Sergeant, der unter dem großen Napoleon gesiegt hatte und besiegt ward, hatte bei der Wiederkunft der Bourbonen seine Entlassung eingereicht, und vom Sturme des Schlachtfeldes ermüdet, in Migny einen stillen Ruhesitz gefunden, um ruhig von seiner kleinen Pension zu leben und ruhig zu sterben. Er hatte bisher keine Zeit gehabt, sich mit Liebeleien und Guitarrenstündchen abzugeben, er liebte nur Eine Seele auf der großen Welt — den Kaiser — und mit diesem konnte er sich nicht gut verheirathen. So war er zum Fünfziger geworden. Das Kaffeehausleben fing an ihn zu langweilen, die Pfeife wollte nicht mehr behagen, er wurde mürrisch und schwermüthig und wünschte mehr als einmal, der Teufel möchte ihn holen. Der Teufel kam noch nicht, er hatte dem guten Sergeanten am Ende des Lebens noch eine Ueberraschung aufbewahrt. Als er nämlich dreiundfünfzig Jahre alt war, erwachte in ihm die Jugend, er verliebte sich wie ein junger Narr in seine sanfte Nachbarin, eine dreißig Jahre alte Wittwe, und heirathete sie wenige Wochen später. Das war ein Glück, das war eine Wonne, er lebte wieder auf, trank seinen Schnaps mit Verstand, rauchte mit Genuß und rasirte sich die Backen mit Sorgfalt, um sein „herzallerliebstes Weibchen" nicht mit seinen grauen Kriegsborsten zu stechen. Seine Seligkeit sollte zu groß für einen Sterblichen werden — eines Abends, am Ende des Jahres 1827, gestand Frau Duchateau dem Herrn Sergeanten ganz heimlich, mit niedergeschlagenen Augen, daß es nun bald Zeit sey, beim Meister Schreiner eine Wiege zu bestellen. Der alte Soldat sprang wie ein Schulbube in unbändiger Freude im Zimmer herum, küßte seine Frau, streichelte seinen Bart, und gab seiner freudigen Bewunderung, die ihm die Brust bald sprengen wollte, in einem halben Dutzend mehr oder weniger akademischer Flüche etwas freie Luft.

„Ist's ein Junge, so heißt er Napoleon, ist's ein Mädel, Josephine! das ist ausgemacht! das ist mein erster und letzter Wille!"

Armer Sergeant! Du freutest Dich zu früh!

Vier Wochen später starb er plötzlich am Schlagfluß, ohne das Glück genossen zu haben, sein schon geliebtes Kind in die Arme pressen zu können. Derselbe Meister Schreiner, bei dem er die Wiege bestellt hatte, nahm das Maß zu seinem Sarge.

So kam im Monat Mai 1828 in Trauer und Sorgen Josephine in die Welt. Die arme Mutter, die ihren heißgeliebten Mann aufrichtig beweinte, konnte das kleine hübsche Mädchen nicht ansehen, ohne neue Thränen zu vergießen. Sie nährte es selbst und liebte es, wie eine Mutter ihr einziges Kind liebt, das lebende Andenken an einen geliebten Todten. Als das Kind sechs Wochen alt war, und dasselbe reizend dumme Gesicht hatte, das alle Kinder in jenem Alter haben, fand die brave Frau Duchateau ganz ernstlich, daß Josephine ihm sprechend ähnlich sehe, was ich durchaus nicht schmeichelhaft für die Physiognomie des Herrn Duchateau finde. — Als Josephine 18 Monate zählte und mit früh erwachter Intelligenz die Zunge ausstreckte, wenn man ihr vorsprach: „Bonjour Monsieur!" beweinte die Mutter die reizenden Manieren ihres Kindes, weil sie behauptete, daß „das ganz die seinigen wären" — was mir gleichfalls über die feine Bildung des alten Soldaten eine mäßige Bewunderung einflößt.

Aber ihre Freude über die Geburt ihres Kindes und die Trauer um den Tod ihres Gatten währten nicht lange. Die alte Wärterin fand eines Morgens das Kind schlafend und die Mutter todt im Bette liegen. Kein Mensch wußte, woran sie gestorben sey. Der Arzt behauptete deßhalb, „dieser Sterbefall sey so anomal, daß die davon Betroffene theoretisch gar nicht todt seyn könne."

Aber praktisch war die arme Frau eben so todt, wie der Arzt dumm war, und die kleine Waise wurde der Obhut ihres Vormundes und Onkels, des Schuhmachers Clarmont anvertraut. Offen gestanden, der Schuhmacher war ein garstiger Mann, das „Versohlen" war ihm eine zweite Natur geworden und Josephinchens Rücken machte mit dem Knieriemen nur allzu oft rührende Bekanntschaft. Anderseits muß man auch zugeben, daß Josephine von der sanften Lammnatur ihrer Mutter wenig geerbt hatte, — in ihren Adern rieselte das hitzige Blut des Herrn Papa's. Sie balgte sich mit den Straßenjungen herum, riß den Nachbarsleuten die Klingelzüge ab, band die jungen Hunde und Katzen mit dem Schwanze zusammen und der prophetische Krämer an der Ecke sagte schon damals, daß aus dem Kinde nichts Gescheidtes werden würde.

Sie war so unter ausgelassenen Kinderstreichen und harten Züchtigungen aufgewachsen. Wie oft hatte sie ihr Frühstück mit Thränen gesalzen und sich zum Nachtessen mit einem Seufzer — oder einer Tracht Prügel begnügen müssen! Sie hatte oberflächlich lesen und schreiben und gründlich lügen und verheimlichen gelernt und war jetzt in dem Alter, in welchem, wie der Schuhmacher sagte, „der Wildfang gebändigt werden, sein eigenes Brod verdienen und nicht mehr fremden Leuten zur Last fallen sollte!"

Diese tröstlichen und ermuthigenden Worte waren es, welche der Vormund Josephinen als Vorgeschmack für das ernste Leben eingegeben hatte. Aber das ernste Leben ist ein inhaltsschweres Wort, das der Mensch im Kindestraume lächelnd lispelt, und beim Erwachen, als Mann, kopfschüttelnd und besorgt wiederholt.

Josephine ist ein unbesorgtes Kind, sie hat keinen Begriff von ihrer Lage. Sie ahnt nicht, daß ihr das kleine Vermögen, welches ihr Vormund verwaltet, keine Zukunft verbürgt, daß sie jetzt schon daran denken mußte, den soliden Grundstein zu legen, auf den sich das gebrechliche Alter stützen wird. Sie lebt in den lieben Tag hinein, der Leichtsinn ist ihr angeboren. In dem Hause ihres Vormunds hat sie nicht einmal das Glück gefunden, durch welches der Himmel so oft den Allerärmsten für all sein Elend und seinen Kummer so reichlich entschädigt, die schönen Herzenseigenschaften, die aus der Anhänglichkeit an eine Familie aufkeimen, jene lieben Wächter, die ewig auf unserer Hut stehen, uns zum Guten anspornen und vom Schlechten abhalten und uns allzeit ein liebendes und geliebtes Bild

vor die Augen führen. — Sie ist sorglos, weil sie zu oft unverschuldet bestraft ist, gleichgültig, weil niemand auf sie Acht gibt, nachläßig und träge, weil ihre Arbeit nicht lohnt. Das ist Fräulein Josephine Duchateau, später Mademoiselle Nini, zweite Ladenmamsell und Lockvogel des Herrn Doucette, wohlbeleibten Handelsherrn zu Migny, im December 1845.

3.

Die Langweile ist, glaube ich, der geschäftigste Commissionnär des Lasters. Was thut man nicht um sich zu zerstreuen? Nur wenig Frauen widerstehen dem Gelüste, einen Bocksprung über die Hecken des Tugendpfades zu riskiren, wenn Langweile vorhanden ist und sich eine günstige Gelegenheit zum Sprunge darbietet. Und die Principien, mein Herr? für was halten Sie die Principien? — Die Principien, mein Herr, halte ich für ausgezeichnet gute Freunde, man hat deren in Unmasse — mehr als man braucht — wenn man sie nicht braucht, aber „in der Noth gehn tausend auf ein Loth," wie das Sprichwort sagt. Wenn ich nicht fürchtete, Sie würden mich für einen Skeptiker, Pessimisten oder gar Weltschmerzler halten, würde ich Ihnen meine Principien über die Principien anvertrauen: so aber schweig ich lieber für dieß Mal und hebe mir diese Parenthese für später auf.

Nini langweilte sich und das kann ihr wirklich kein Mensch übelnehmen. Ich habe „Soll und Haben" gelesen und stelle die Poesie des Kaufmannsstandes sehr hoch, nur bezweifle ich, daß der gediegene und talentvolle Verfasser dieses prächtigen Buches jemals hinter dem Ladentische gestanden, Tütchen gekleistert und unzufriedenen Waschfrauen einmarinirte Häringe mit freundlichem Lächeln verkauft hat. Ein Herz bedarf starker Schwungfedern, um sich aus der Hinterboutique eines Krämers in die Sonnenregionen der Poesie zu erheben. Fräulein Josephine bleibt in ihrem Laden sitzen und langweilt sich. Sie verläßt am Abend ihren Laden, um in das Haus des Schuhmachers zurückzukehren und um sich von neuem zu langweilen. Die einzige Zerstreuung ist — ihr Spiegel. Glücklicher Tröster in der schönen Jugend, ermuthigender Rathgeber in der Krisis, unerbittlicher Mahner in der vergehenden Blüthe — gleichgültiger Wicht im häßlichen Alter — Spiegel, Dich könnte nur ein Weib erfunden haben, wenn Du nicht gleichzeitig das Sinnbild der Wahrheit wärest!

Josephine weiß, daß sie hübsch ist, der Spiegel sagt es ihr unaufhörlich, sie ist um so mehr davon überzeugt, als es ihr Virginie tagtäglich wiederholt.

„Du bist ein dummes Ding; glaub mir. Wenn ich wie Du wäre, nicht eine Sekunde hielt' ich es hier länger aus. Du plagst Dich ab von früh bis spät, um bei der Heimkehr das mißvergnügte Gesicht Deines lieben Vormundes anzutreffen, der ewig schilt und tobt für nichts und wider nichts und, wenn er 'mal mit Dir zufrieden seyn sollte, Dich mit einem Abendbrod von gebratenen Kartoffeln oder einer Kattunschürze für all Dein rastloses Arbeiten fürstlich zu belohnen glaubt. Dein Schaffen, armes Kind, wird Dich — weiß Gott — nie auf den grünen Zweig bringen; Du besitzst etwas Anderes, was in Einer Sekunde mehr Werth hat, als jahrelanges Abplagen: Schönheit und Jugend. Mache Dein Eigenthum zu baarer Münze, ehe es seinen Werth verliert, geh nach Paris, an Käufern mangelt's dort nicht — in Paris allein kannst Du Dein Glück machen, Du brauchst nur zuzugreifen. Du bist ein ordentliches Mädchen. Schlauheit erlangst Du wider Willen und mehr brauchst Du nicht. Und wenn Du reich bist, einen schönen Wagen mit zwei Bedienten in Goldlivrée vor der Thüre hast, wenn es Dir an 'Nichts' fehlt, dann, Josephinchen, denk an die arme Virginie, die Dir all' Dein Glück prophezeit hat, die Dir nützlich seyn kann und grämlich und kümmerlich in dem schrecklichen Migny verkommt, wo sie sich langweilt, langweilt wie ein Kalbsbraten am Charfreitag!" —

Von Liebe sprechen ist so gut wie lieben, sagt ein französisches Sprichwort — Versuchungen mit anhören, heißt sich verführen lassen.

„Virginie, Du bist nicht recht gescheidt," sagte Nini, als ihre Lehrerin ihr die erste Stunde gab. „Ich fühle mich hier sehr wohl, was sollte ich in Paris anfangen? und übrigens bin ich auch gar nicht so hübsch," setzte sie hinzu und schaute unverwandt auf den Ladentisch, weil sie sehr wohl wußte, daß ihr die niedergeschlagenen Augen am besten standen.

Aber nach immer erneuten Angriffen und hartnäckigem Beschießen der Jugendschanze von Seiten der alten Jungfer, entrüstete sich das Fräulein ganz ernstlich.

„Ich begreife nicht, Madame, was Sie bevollmächtigt hat, sich in meine Angelegenheiten zu mischen. Bekümmern Sie sich gefälligst um die Ihrigen — das Paket ist schwer genug."

Virginie tröstete sich mit der Erfahrung — daß Undank der Welt Lohn ist — ihr blieb für ihren verkannten guten Willen noch eine andere Entschädigung in dem Bewußtseyn, Unheil gestiftet zu haben. Sie wußte sehr wohl, daß das unwillige Aufbrausen des unerfahrenen Kindes schon die Rauchwolken eines verborgenen unruhigen Feuers waren, daß Josephinens Herz gährte und siedete und, um überzusprudeln, nur noch einer winzigen fremden Flamme bedurfte.

Josephine ärgerte sich und ließ die Welt ihren Lauf gehen, Virgine spekulirte und wachte. Das waren die geistigen Intermezzos, die sich in den materiellen Handel des lieben Herrn Doucette eingeschlichen hatten.

Hätte jede Elle Kattun, welche durch der Mamsell Hände ging, die Gedanken ausplaudern können, die Josephine und die alte Jungfer gerade im Kopfe hatten, das kleine Nest Migny wäre voll der schaurigsten und abenteuerlichsten Geschichtchen gewesen — ein belgischer Chronist hätte auf mehrere Jahre damit das Glück seiner neuigkeitssuchenden Leser gemacht. Doch der Kattun war stumm und selbst dem bestunterrichtetsten der Nachbarn, dem prophetischen Krämer an der Ecke, blieben alle diese Geschichten ein Geheimniß.

4.

Eines Morgens kam Josephine, in sichtbarer Niedergeschlagenheit, mit noch vom Weinen rothen Augen verspätet in das Geschäft.

Herr Doucette fragte nicht viel nach den innerlichen Motiven einer solchen Unregelmäßigkeit; er sah nur, und auch nicht immer, den äußeren Schein, die Unregelmäßigkeit selber, ließ Josephinen in sein Prinzipalstübchen kommen und fuhr sie barsch an:

„Wenn ich mir Mamsells halte, Mamsell!" sprach der wür-

bige Mann, stopfte sich eine Prise in die Nase, nießte, und erleichterte damit das Gehirn, — „so geschieht dieß, weil ich sie gebrauche, Mamsell, und diejenigen, welche zu spät kommen, und die ich nicht gebrauchen kann, kann ich nicht gebrauchen."

Herr Doucette ist einfach aber logisch in seinen Schlüssen.

„Ach, ich bitte Sie tausendmal um Entschuldigung," stotterte Josephine, „aber . . . ."

— „Nichts um Entschuldigung gebeten! gibt kein „aber"! Sie sind nicht zu rechter Zeit gekommen, folglich sind Sie verspätet. Verspätet sind Sie, Mamsell — und nun stellen Sie sich hinter Ihren Ladentisch, damit basta! — Ist Collo E. D. Nr. 23 aus Paris angekommen?" schrie er in den Laden.

„Noch nicht!" antwortete Virginie, „aber Herr Malin!"

Und in demselben Augenblicke, in dem Josephine das Ladenstübchen des Geschäftsherrn verließ, sprang unter tiefen Verbeugungen, mit freundlichem Lächeln, in kleinen Sätzen — wie ein Gummiball, ein junger Mann von sechsundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren herein.

„Potztausend!" rief der naive Krämer; „Potztausend, Herr Malin, Sie sind nicht in Paris?"

— „Wie Sie sehen, trauter Herr!" antwortete der junge Mann; „leicht wie der Zephyr, unstät wie das Wetter, zuverlässig wie der Tod, das ist, au parole, die Devise Ihres ganz ergebenen Dieners und Reisenden der Firma C. Petitpied & C." Dabei schwingt er sein kleines Röhrchen mit gebogenem Knopfe und läßt es von Zeit zu Zeit auf den Boden fallen, um durch diesen Knalleffekt den wichtigsten Phrasen seiner Unterhaltung mehr Nachdruck zu verleihen.

„Und wie steht das werthe Befinden?" fuhr er fort. „Die Gemahlin und Fräulein Tochter befinden sich wohl? — Ih, das freut mich ja ganz ungeheuer. Um Ihre Gesundheit bin ich unbesorgt, lieber Freund, Sie blühen auf, wie . . . wie . . . . (eine Minute Nachsinnen) wie eine Rose am ersten Maienmorgen! Ha, ha, ha!"

— „Ho, ho, ho!" lachte Herr Doucette vergnügt und dumm in den lieben Tag hinein.

„Hat Fräulein Tochter Fortschritte am P i a n o gemacht?" fragte Malin.

— „Forte!" antwortete Herr Doucette, der gleichfalls glaubte witzig seyn zu müssen.

„Spaßvogel, alter Freund und junges Blut!" rief Malin aus, selig über das ausgezeichnete Wortspiel des Krämers.

— „Hätten mich sehen sollen, Herr Malin, in meinen jungen Jahren, ich war ein arger Bösewicht, versichere Sie, ein Galgenstrick."

„Ich glaub's Ihnen, ich glaub's. Sie haben noch die schöne Zeit durchlebt, in der . . . ."

— „In der ich jung war, — freilich, Herr Malin! ich war allerdings ziemlich klein damals, aber ich erinnere mich noch ganz gut."

„Sie haben auch Napoleon gesehen?"

— „Anno Eilf! wie ich Sie sehe, Herr Malin, ein kleiner untersetzter Mann, wie ich, ein kluges Auge . . . ."

„Wie Sie . . . ."

— „Wie? Sie finden ebenfalls eine gewisse Aehnlichkeit zwischen mir und dem Sieger von Waterloo?"

„Dem Sieger von Jena, wollen Sie sagen?"

— „Wie Sie wollen, mir ist Alles recht: Jena oder Waterloo, die deutschen Namen kann ein guter Franzose nicht behalten. Sehen Sie mich 'mal genau an, Herr Malin, im Profil . . ." Der Krämer legte seine spärlichen Haare in einer Napoleonslocke auf der Stirne zusammen und die Hände auf den Rücken.

„Auffallend, frappant, zum Sprechen ähnlich," rief der Reisediener mit obligater Rohrschwungbegleitung.

„Haben Sie gutes Reisewetter gehabt?"

— „So so, la la. Der December ist heuer sehr kalt!"

„Ja, er ist außergewöhnlich kalt, er ist sogar kälter als gewöhnlich," bekräftigte der logische Bandhändler. „Wie geht's denn dem Herrn Prinzipale?

— „Vortrefflich!"

„Und dem Compagnie?"

— „Herrn Lebeau? der ist ja seit drei Jahren todt!"

„Was? noch immer?"

— „Vorläufig, ja!"

Nach dieser vertraulichen Einleitung sprang das Gespräch von der Politik auf das unversiegbare Geschäftsthema über, in dem beide in ihrem esse waren. Herr Malin brachte Proben, wie deren noch nie dagewesen. —

Zehn Schritte von ihnen, im Laden, saß Josephine und weinte noch immer. „Freitag," sprach sie leise vor sich hin, „das ist mein Unglückstag, heute geht mir Alles in die Quere, als ob es darauf abgesehen wäre!" Ihr Vormund hatte ihr abermals mit einer Tracht Prügel das Zeugniß seiner Zufriedenheit gegeben, und Josephine war schon seit geraumer Zeit in dem Alter, in welchem die körperliche Züchtigung zur moralischen Kränkung wird. Zwar wagt sie nicht sich zu widersetzen, denn die Furcht vor des Vormunds Strenge hat noch die Oberhand und flößt ihr äußerlichen Gehorsam ein, aber innerlich rast sie und trotzt. „Abwarten, abwarten," tröstet sie sich, „Du wirst mir einst Alles bezahlen!" Sie hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen, fest entschlossen, dasselbe n i e wieder zu verlassen; als aber der Herr Clarmont am andern Morgen um neun Uhr an ihre Thür klopfte und anfragte, „ob es gefällig sey?" besann sie sich doch anderer Dinge, schlüpfte flugs in das Geschäft und bedauerte nur, zwei Stunden zu spät zu kommen und sich dadurch neuem Skandale auszusetzen.

Virginie gegenüber triumphirte. „Was fehlt Dir, liebes Püppchen?" wandte sie sich an Josephine, als ob sie es nicht sehr wohl wisse. Josephinens Lippe zuckte schmerzlich und blieb geschlossen. „Was fehlt Dir, armes Kind?" wiederholte sie, „hat man Dir etwas zu Leid gethan?"

Josephine blickte besorgt nach der Glasthüre des Ladenstübchens.

„Hab' keine Angst! der 'Alte' ist mit Herrn Malin, vor einer halben Stunde werden sie nicht fertig."

— „Ach, Virginie!" schluchzte Josephine, „bei meinem Vormunde halt' ich es nimmer aus, denk' Dir nur, er hat mich wieder geschlagen!"

„Ei, der garstige Mann!"

— „Mir vergeht Hören und Sehen, wenn ich daran denke, daß ich so fortleben, immer arbeiten, nie ruhen, nie glücklich

seyn soll, ich wollt' der erste beste Ziegel fiele mir auf den Kopf, dann wäre doch das Liedchen vorbei!"

„Dummes Zeug!"

— „Ich spreche ganz im Ernste, Virginie, ich habe mein Leben satt. Du hast mir selbst gesagt, es gibt Hunderte und Tausende von Mädchen, die nicht hübscher, nicht gescheidter sind als ich, die die Hände in den Schoos legen und glücklich und zufrieden sind. Ich will 'mal versuchen, ob mich diese angenehme Arznei kurirt, die Arbeit ist langweilig und widert mich an, seitdem ich weiß, daß sie mich nicht einmal vor den Mißhandlungen eines rohen Menschen bewahren kann."

„Lästere nicht!" sprach Virginie so feierlich als möglich, die eine neue Strategik angenommen hatte. „Sey fleißig und rechtschaffen, daß es Dir wohl ergehe! . . . ."

— „Und damit mich mein Vormund prügele. Nein! nein! Da mich die beiden Wege, Fleiß und Trägheit, zu ein und demselben Ziele führen, will ich den einschlagen, der mir am bequemsten ist, und faulenzen!"

„Sey still! Sey still!" zischte Virginie wie eine Schlange. „Nur Muth und Geduld, den Kopf in die Höhe, hübsches Mädchen, mit solchen Augen weint, wer will!" Sie lehnte ihren Arm auf Josephinens Schulter und klopfte ihr die Wange.

„Mein Vorsatz ist gefaßt, mit der ersten günstigen Gelegenheit mach' ich mich auf und davon, und gehe nach Paris!" erklärte Josephine sehr entschlossen.

— „Dann denk' an mich!"

5.

Da wurden im Nebenstübchen die Stühle hin- und hergerückt, die Klinke ächzte, Virginie sprang hurtig auf ihren Platz zurück, und aus der offenen Thüre trat der einfältige, wohlbeleibte Herr Doucette, Hand in Hand mit dem Rohr-schwingenden Ellenreiter.

Herr Malin nickte Virginien vertraulich zu, die ihm noch unbekannte Josephine begrüßte er mit einer graziösen Hutschwingung und erforderlichem Lächeln.

„Nicht wahr, Herr Malin," sprach der biedere Prinzipal, „Sie nehmen's mir nicht übel, daß ich Sie einen Moment hier allein lasse? aber Sie wissen, in Geschäftssachen ist Pünktlichkeit . . . ."

— „Was das Herz in der Liebe ist," ergänzte der Reisende. „Bitte, geniren Sie sich meinethalben gar nicht, mit Ihrer gütigen Erlaubniß werde ich Sie hier erwarten." Er begleitete den Geschäftsherrn bis auf die Straße, das Adieusagen dauerte, wie bei allen Klatschweibern und Geschäftsleuten, eine kleine Viertelstunde und unterdessen entspann sich im Laden folgendes Gespräch:

„Wer ist der Herr?" fragte Josephine.

— „Das ist Herr César Malin, unser Reisender aus Paris, ein Nichtsnutz, der allen Mädchen den Hof macht, viel verspricht und wenig hält."

Die Mamsell hatte vielleicht ihre Gründe, über Herrn Malin dieß wenig günstige Attest auszustellen; wenn sie ihn aber dadurch in Josephinens Augen herabzusetzen gedachte, hatte sie sich gewaltig getäuscht.

Als der Laden-Don-Juan wieder eintrat und wiederum grüßte — denn solche Leute leben, grüßen und sterben — sandte sie ihm den zierlichsten Gruß zu, der ihr zu Gebot stand, und betrachtete ihn aufmerksam. Da sah sie denn, daß der verführerische Pariser mit einer Eleganz gekleidet war, an die sie bis jetzt ihre Umgebung nicht gewöhnt hatte. Er trug an dem kleinfaltigen Hemde zwei emaillirte Knöpfe, die durch ein goldenes Kettchen mit einander verbunden waren; hellgraue Beinkleider mit phantastischen Randzeichnungen und einen funkelnagelneuen, braunen Ueberrock. Welche Ueberraschung! Don Juan zieht ihn aus und zeigt sich jetzt in seiner ganzen Pracht, in seinem grünen Fracke mit goldenen Knöpfen und seiner schönen blauen Sammetweste!

Seine Kleidungsstücke, einzeln genommen, hatten an und für sich großen Werth, nur waren sie in sträflichem Geschmacke auf jenem Apollo, wie vier Musterkarten von vier verschiedenen Schneidern, vereinigt.

Josephine ist davon entzückt, geblendet.

Herrn Malin, einem Pfiffikus, konnte der günstige Eindruck, den er auf das junge Mädchen gemacht hatte, kein Geheimniß bleiben. Er näherte sich ihr, entblößte sein veilchenduftendes Haupt und raunte ihr geheimnißvoll in's Ohr, als vertraue er ihr eine Staatsstaffette an: „Ich habe den Alten bei Seite geschafft, jetzt will ich Virginien expediren, um an dem Feuer Ihrer Augen . . . . wär' es nicht besser?" unterbrach er sich selbst, „ja! ja! versteht sich, aber bitte, holder Engel, kein Wort von dem, was vorgefallen ist!"

Josephine wußte nicht, was sie eigentlich zu verheimlichen habe.

„Fräulein Virginie, wie geht's? gewöhnt man sich an die Provinz?"

Virginie blickte den Reisenden mit einem strafenden Blicke an.

„Wie gefällt es Ihnen hier? antworten Sie doch!"

— „Schlecht!"

„Das ist unmöglich! in so angenehmer Gesellschaft!" Seitenblick auf Josephine, die die Augen niederschlägt.

— „Herr Malin!" rief Virginie gebieterisch, „machen Sie keine Fazen, trauter Freund, oder ich sage Alles!"

„Was?" fragte Josephine.

— „Nichts, nichts!" antwortete der Ellenreiter mit behaglichem Lächeln. „Machen Sie mich nicht schamroth!" fügte er schwärmerisch, mit schmachtenden Blicken hinzu. „Wenn man vor Ihren Augen erröthet, so soll die Schuld an der Liebe, nicht an der Scham liegen!"

„Kein Wort mehr!" rief Virginie und sprühte Blitze.

— „Wovon sprechen Sie denn eigentlich?" bemerkte Josephine.

„Das wissen Sie sehr wohl, schönes Kind, Virginie hat es Ihnen erzählt, nicht wahr?"

Josephine wußte nicht, was ihr Virginie eigentlich erzählt hatte.

„Denn einem schönen Engel, wie Sie es sind, kann man nichts verhehlen!"

Seitenblick auf Josephine, die erröthet. Virginie sticht sich in den Finger, um ihrer inneren Wuth wenigstens eine kleine Genugthuung zu verschaffen.

„Herr Malin, Herr Malin! nehmen Sie sich in Acht! ma-

chen Sie keine Liebeserklärungen, das rathe ich Ihnen, besonders nicht an Fräulein Josephinens Adresse, und am allerwenigsten in meiner Gegenwart. Sie sollten doch an gewisse Versprechungen denken!"

— „An welche?" fragte Josephine.

„Alles, was ich versprochen habe, halte ich, wenn ich es kann. Bis jetzt war es mir nicht möglich und von jetzt ab ist es mir unmöglicher als je."

Seitenblick auf Josephine, die lächelt, aber nicht begreifen kann, weßhalb Herr Malin jetzt seinen Versprechungen noch weniger nachkommen kann als früher, wo er sie schon nicht gehalten hat. Sie sieht ihn an.

Herr Malin seufzte. Virginie rast.

„Ich sage Ihnen, Herr Malin, bringen Sie mich nicht auf's Aeußerste! Ich verbiete Ihnen, Fräulein Josephine anzusehen und zu seufzen!"

— „Ich begreife Sie nicht, Fräulein," warf Josephine ein, „wenn es uns Spaß macht uns anzusehen und zu seufzen, so geht dieß Niemand etwas an!"

Und sie seufzte und der Commis seufzte ebenfalls.

Josephine wußte nicht, was vorging, ob man tändelte oder ernsthaft sprach. Sie hatte an dem ganzen Gespräch, von dem sie keine Sylbe verstanden hatte, da es sich auf eine früher zwischen Herrn Malin und Virginien vorgefallene Scene bezog, die sie nicht kannte — ein unglaubliches Interesse genommen. Sie ahnte die Wahrheit, überredete sich aber gleichzeitig, daß ihre Vermuthung eine Unmöglichkeit sey, ärgerte sich dennoch, falls sie sich nicht täuschen sollte, warf auf Virginien unruhige eifersüchtige Blicke, die, wären sie Pistolenkugeln gewesen, die alte Jungfer mausetodt geschossen hätten, und bemerkte, daß ihr Herz anfing, allmählig einen kleinen Galopp zu tanzen.

Der Ladenschwengel war glücklich — er schaute, dankbar seufzend, auf das hübsche, junge Mädchen, welches ihm die Seufzer-Erlaubniß ertheilt hatte; er warf ihr ein Kußhändchen zu und flüsterte: „Milder Engel!"

„Das ist zu arg!" schrie Virginie, deren Gesicht in einem Momente zweimal die französische Flagge auf- und einzog, d. h. abwechselnd blau, weiß und roth wurde.

„Alte Sybille!" summte Josephine.

Es kam gar oft vor, daß sich die Ladenklingel rührte und ein lästiger Kunde das Gespräch unterbrach, dann änderten sich auch blitzschnell die Physiognomieen der Sprecher. Ein freundliches Lächeln spielte um Virginiens Mund.

„Was steht zu Ihren Diensten? — Zwei Ellen schwarzen Taffet! — Sehr wohl, und weiter nichts? — Nichts für den Augenblick! Adieu! — Empfehle mich Ihnen!"

Josephine notirte würdevoll den verkauften Artikel in ihr großes Buch und Herr Malin betrachtete mit Emsigkeit die Proben, die man ihm vorgelegt hatte. Waren sie wiederum allein, so seufzte der Pariser, Josephinens Herz hüpfte und Virginie ärgerte sich.

6.

So standen die Geschäfte, als Herr Doucette seelenvergnügt und ebenso dumm, wie vorher, von seinem Rendezvous zurückkam.

„Heute Abend essen wir zusammen!" sagte er zu Herrn Malin, dem er kräftig die Hand schüttelte. „Da wollen wir bei einem Hammelbraten das Westenstoffgeschäft abspinnen!"

— „Unmöglich, lieber Herr, rein unmöglich! Der Freund Limene in Albourg erwartet mich morgen früh, ich muß also heute Abend um sieben abreisen, bis dahin habe ich noch mancherlei in Ordnung zu bringen, und Sie werden begreifen, daß es mir mit dem besten Willen nicht möglich ist, von Ihrer liebenswürdigen Einladung Gebrauch zu machen."

„Das ist recht Schade, lieber Herr Malin; haben Sie jetzt Zeit?"

— „Für Sie immer."

„Dann kommen Sie in mein Stübchen, wir wollen bei einem Gläschen Burgunder die Geschichte arrangiren."

Der Prinzipal schritt voran, Malin nahm seinen Rock, Stock und Hut. Er warf sein Musterbuch geschickt und unbemerkt auf Josephinens Schooß, und flüsterte ihr in die Ohren: „Verstecken Sie es bis ich fort bin, dann legen Sie es auf den Ladentisch! auf Wiedersehen! Engel, ich liebe Dich!"

Josephine hatte instinktmäßig das Buch verborgen. Sie hatte die verworrene Liebeserklärung und Anempfehlung des Reisenden mit Erstaunen mitangehört — das alles kam ihr spanisch vor — aber Spanien war das Land ihrer Träume.

„Du bist rein toll, Kind, an den Kinkerlitzchen eines solchen hohlen Windbeutels Vergnügen zu finden!" sagte Virginie, als die Mamsells wieder allein waren.

— „Herr Malin ist ein reizender, ein liebenswürdiger, ein lustiger Mensch, der mir sehr gefällt," antwortete Josephine so maliciös als möglich, und gab dabei jedem Worte einen ganz besondern Nachdruck.

„Daß er Dir gefällt," fuhr Virginie ebenfalls maliciös fort, „wundert mich nicht, ich habe Leute in Paris gekannt, die chinesische Malereien hübsch fanden."

— „Und ich kenne Leute in Migny, die sich schon mit Chinesen begnügen würden, wenn die Chinesen wollten — aber die Chinesen wollen nicht."

„Was soll das heißen, mein Fräulein?"

— „Das soll heißen, daß dem Fuchsen die Trauben zu grün sind!"

„Die richtige Farbe haben Sie getroffen, ein Grünschnabel ist er."

— „Du lieber Gott, Sie dürfen ihm aus seiner Unerfahrenheit keinen Vorwurf machen; mit den Jahren, Madame, wird er auch Ihr Alter und Ihre Weisheit erlangen, grämen Sie sich nicht deßhalb!"

„Sie sind recht naseweis, Mamsell, man hört Ihnen an, daß der Herr Vormund noch oft gezwungen seyn wird, Sie wie ein Kind zu .... behandeln, Sie verstehen mich? ...." Virginie machte mit einer bezeichnenden Geste ihre fauststarke Anspielung noch handgreiflicher.

Die Mittel, welche die Frauen anwenden, um sich gegenseitig zu ärgern, sind gewöhnlich sehr einfach: sie bemühen sich, dem Gegner ihre Ueberlegenheit zu beweisen. Die Männer greifen allerdings in ähnlichen Fällen zu etwas Aehnlichem, nur verfahren sie anders dabei. Der Mann sucht seinen Feind durch eigens errungene Hülfsmittel, durch Logik und Kenntnisse

zu schlagen, das Weib verläßt sich auf die ihr angeborenen, natürlichen Reize, ihre Schönheit, ihr Alter, um ihre Gegnerin zu kränken. Der Mann will Sieger seyn, das Weib will seinen Feind besiegt haben, der Mann siegt durch seine Kraft, das Weib durch die Schwäche des Feindes, sie führt eine negative Beweisführung und ersetzt mit den Mängeln ihrer Gegnerin die ihrigen.

Josephine, jung und hübsch, erinnert Virginien an ihre Reife. Virginie, alt und häßlich, spricht von den Demüthigungen, denen ihre Rivalin ausgesetzt ist, gerade ihrer Jugend halber — und vor denen sie Schönheit nicht bewahrt: ergo ärgerten sich beide — quod erat demonstrandum.

Wer von meinen Lesern hat nicht, mit mir, den gehörnten Siegfried beneidet, und zwar nicht um seine Hörner (denn ich könnte mich ja vielleicht früher oder später verheirathen!), sondern um seine Zauberkappe, die ihm, ich erinnere mich nicht mehr, welcher huldreiche Zwerg geschenkt hatte, und durch die er sich zu jeder Zeit unsichtbar, wie ein österreichischer Fortschritt, machen konnte. Ich spreche nicht von den immensen materiellen Vortheilen, deren man, Dank dieser Unsichtbarkeit, genießen könnte — dem Baron v. Rothschild seine blanken Louisd'or rechtlicher Weise abspenstig zu machen — z. B. nicht von den ausgezeichneten schlechten Witzen, die man sich ungestraft erlauben könnte, einem Minister z. B. die Ohren fest zuzuhalten, wenn er seine feierlichen Reden hält (was sogar eine humane Handlung wäre, da man ihm auf diese Art ersparte, seine feierlichen Schnurren mitanzuhören); mir läge es besonders daran, gewisse interessante Studien zu machen, die außer unserem Bereiche liegen, weil uns die discrete Natur mit einem dicken Kopfe, geräumigem Rumpfe und langen Gliedern geschaffen hat, lauter platzeinnehmenden Bedürfnissen, an die wir uns von Kindheit an so gewöhnt haben, daß uns wirklich etwas fehlen würde, wollten wir sie auf einmal ablegen.

Hätte mir Siegfried seine Kappe geliehen, so wäre ich in diesem Augenblicke flink durch den Mund — denn Josephine gähnte gerade — in das Herz des jungen Mädchens geschlüpft, hätte mich darin ganz genau umgesehen, um Ihnen als unsichtbarer Augenzeuge das nacherzählen zu können, was ich so nur vermuthen kann. Ich bitte also den Leser, in den nachfolgenden Beobachtungen die unsichtbaren „wahrscheinlichen" zu ergänzen, die von Rechtswegen da stehen müßten und denen ich nur, des Styles halber, die Zauberkappe aufgesetzt habe.

In Josephinen wurde nämlich das merkwürdige Schauspiel aufgeführt, das die Natur: „Zum ersten und letzten Mal", wie die reisenden Komödianten auf ihre Anschlagzettel setzen, im Menschenleben gibt.

Das Stück heißt: „Biegen oder Brechen," Drama in einer Scene.

Die Hauptrollen sind folgenden vorzüglichen Künstlern anvertraut, die allerdings die unangenehme Angewohnheit haben, oft auf Urlaub zu gehen.

Der König im Norden . .	Herr Kopf (erste Heldenrolle).
Sein Generalfeldmarschall	Herr Ueberlegung (père noble).
Erster Heerführer . . .	Herr Gewissensbiß (Verräther).
Zweiter Heerführer . . .	Herr Furcht (Charakterrolle).
Befreundete Fürsten des Königs	Herr Moral (Nebenrollen). Herr Religion (Nebenrollen). Herr Zweifel (Nebenrollen).
Die Kaiserin im Süden .	Frau Herz (erste Liebhaberin).
Ihr Generalfeldmarschall .	Herr Leichtsinn (Dramaheld).
Erster Heerführer	Herr Gelegenheit (Komiker).
Zweiter Heerführer . . .	Herr Eitelkeit (Geck).
Befreundete Fürsten der Kaiserin	Herr Vergangenheit (utilités). Herr Gegenwart „ Herr Unzufriedenheit „
Hofdamen	Frau Neugierde (wichtige Nebenrollen). Frau Wechsel „ „ Frau Verlangen „ „
Zwei neutrale Fürsten . .	Herr Unentschlossenheit (stumme Rolle). Herr Zukunft „ „

Herren und Damen vom Hofe. Bediente. Volk.

Ort der Handlung: Im Innern eines jungen Mädchens.

Zeit der Handlung: Achtzehn Jahre nach ihrer Geburt.

Handlung: Die Kaiserin versucht, um ihr Gebiet zu erweitern, einen Staatsstreich, erklärt, daß sie im Interesse ihres Volkes die natürlichen Grenzen ihres Reiches wieder haben müsse, und daß sie sich (immer im Interesse des Volkes) genöthigt sehe, die fruchtbarsten Provinzen des Nachbarlandes zu annexiren. Sie sey dazu um so mehr berechtigt, als sich die öffentliche Meinung durch den breiten Mund ihres Publizisten (des Herrn Jourdans ihres Landes) ganz und gar für sie ausgesprochen habe; übrigens sey sie bereit in einem „Suffrage universel" das Volk selbst zu befragen, durch welches sich bekanntlich Gottes Stimme offenbart.

Der König, ein Aristokrat, will sich das nicht gefallen lassen. Man wechselt diplomatische Noten, die auch hier die Geschichte noch confuser machen. Der Krieg wird erklärt, die Truppen stehen sich gegenüber, der vorlaute Trompeter (Herr Malin) bläst zum Angriff. Die Schlacht beginnt, Todte und Verwundete bedecken das Feld. Nach hartnäckigem Kampfe bleibt der Ausgang unentschieden und der Vorhang fällt.

Diese Scene dauert ungefähr einen halben Tag, selten länger, oft nur eine Sekunde. Sie wird, wie gesagt, immer nur vor einem einzigen Zuschauer aufgeführt, welcher das Ganze mit unglaublichem Interesse verfolgt, obgleich er eigentlich kein Wort davon versteht. Der Zuschauer ist gleichzeitig Theaterdirektor, Verfasser, Souffleur, Regisseur und Schauspielhaus.

Josephine, die in ihrem Krämerladen an so mannigfaltige und schwierige Funktionen durchaus nicht gewöhnt war, wußte nicht, was sie von alledem zu halten habe. Sie blickte unverwandt in's Blaue, that maschinenmäßig was man ihr gebot, antwortete einsylbig und zerstreut auf die ihr vorgelegten Fragen, und war, wie in einem Absynthrausche, stumpf, abgemattet, gleichgültig. Eine unbehagliche Schwüle und eine eisige Fieberkälte rieselten abwechselnd über ihren ganzen Körper, sie zitterte und bebte oft, als sey sie ernstlich krank, und doch vernahm sie eine verborgene Stimme, die ihr vertrauensvoll zurief: „Jetzt wirst Du erst gesund!" Ihr Blut jagte durch die Adern, als sey es vom wilden Jäger verfolgt, ihr Herz klopfte, ihr Kopf that ihr weh, — so schlich der Winternachmittag langsam vorüber. —

Die Lampen waren schon seit einer Stunde angezündet, es ging auf sechs, als die Klinke des Geschäftszimmers wiederum ächzte, und Herr Doucette, burgunderroth, mit dem Störenfried Malin, burgunderfroh, den Laden langsam durchschritt — hinter ihnen humpelte Joseph her, der lahme Hausknecht, der gegen ein versprochenes Trinkgeld und auf ausdrücklichen Befehl des Prinzipals sich erboten hatte, einige Wege und Kommissionen für den Herrn Malin abzumachen.

Jetzt ging es an das Abschiednehmen, Herr Doucette wünschte seinem Freunde glückliche Reise und gutes Wetter, was ebenso neu wie wirksam ist. Der Pariser dankte, versprach bald wiederzukommen und lachte darüber, als habe er einen Witz gemacht.

Jetzt sagte er, zum Personale gewandt, identisch dieselben Worte: „Bleiben Sie hübsch gesund! auf Wiedersehen, meine Fräulein!“ die aber, in einer ganz verschiedenen Betonung, einer jeden etwas ganz Verschiedenes sagen wollten. Die an Josephine gerichtete Höflichkeitsformel war eine verkappte Liebeserklärung, die an Virginie eine offenbare Verhöhnung. — — Der Pariser grüßte nochmals, lachte noch immer und sprang endlich davon. Joseph hinkte, so schnell er konnte, dem Gasthofe „zur Krone“ zu.

7.

„Gott sey Dank!“ sagte Virginie ganz leise und athmete tief auf.

Herr Doucette zerbrach sich den Kopf, weßhalb Herr Malin nicht eine halbe Stunde länger gewartet hätte und zum Diner geblieben wäre, und beruhigte sich damit, daß sein Freund wahrscheinlich etwas Anderes zu thun hätte, oder den Hammelbraten nicht gern esse; er versprach sich deßwegen, ihn bei einem nächsten Besuche mit Kalbsbraten zu traktiren.

Josephine hatte das ihr anvertraute Buch, ohne daß es jemand bemerkt hatte, auf den Ladentisch gelegt und harrte mit ungestümem Herzklopfen der Dinge, die da kommen sollten.

„Ach Herrjöh!“ rief auf einmal der Krämer, der, noch immer in die Bratenfrage vertieft, wie aus den Wolken gefallen war, als er das Büchlein erblickte. „Das ist eine schöne Geschichte! Flink, Josephine, den Hut umgehangen und den Mantel aufgesetzt! es ist jetzt sechs Uhr weniger acht eine halbe Minute. Sie brauchen nicht wiederzukommen, kommen Sie morgen acht eine halbe Minute früher, damit basta! flink! Machen Sie rasch, sonst verfehlen Sie ihn!“

— „Wo soll ich denn hingehen, Herr Doncette?“ fragte Josephine.

„Wie oft soll ich es Ihnen denn wiederholen? bringen Sie das Buch Herrn Malin zurück mit einer schönen Empfehlung von mir und er hätt' es vergessen!“

— „Herr Malin logirt im 'goldenen Hammel'?“ fragte Josephine zitternd.

Herr Doucette, der glaubte, Josephine mache eine Anspielung auf den unglücklichen Braten, rief ärgerlich: „Wer hat hier von Hammeln gesprochen, ich verbitte mir solche Impertinenzen! Joseph! Joseph!“ schrie er so laut er konnte.

„Joseph ist ja mit Herrn Malin fortgegangen,“ sagte Virginie, „soll ich das Buch zurücktragen?“

— „Sie sind ein gescheidtes Frauenzimmer, machen Sie rasch!“

Virginie triumphirte, Josephine wurde leichenblaß.

„Herr Doucette, entschuldigen Sie meine Frage,“ sagte die alte Jungfer kriechend höflich. „Herr Malin ist im 'blauen Kalbe' abgestiegen, nicht wahr?“

Der ärgerliche Krämer dachte an seinen projektirten Kalbsbraten, die große Freundlichkeit Virginiens, die er für unverschämte Ironie hielt, brachte ihn außer sich.

„Was geht Sie das an, ob ich Kalbsbraten oder keinen Kalbsbraten meinen Gästen anbiete? Sie essen ihn nicht, und wenn mir der Hammelsbraten besser bekommt, so ist das meine Sache! Verstanden?“

Josephine hatte sich unterdessen bereit gemacht und das Buch genommen.

„Wohin gehen Sie?“ fragte Virginie.

— „In's Gasthaus 'zur Krone'!“ antwortete Josephine und blinzte mit dem Auge. Migny hatte nur drei Gasthöfe, der dritte und letzte war nicht schwer zu errathen. „Adieu!“ Sie lief davon.

„Sechs Uhr weniger fünf Minuten!“ rief ihr der Prinzipal nach. „Sie müssen morgen um fünf Minuten früher kommen!“

Draußen war es stockfinster und sehr unangenehm kalt, man hätte keinen Hund in solchem Wetter hinausjagen mögen, deßhalb war die Menschenzahl auch spärlich auf der breiten Landstraße, die Josephine athemlos entlang lief.

Der Gasthof „zur Krone“ liegt gerade am entgegengesetzten Theile des Fleckens, — man brauchte ungefähr zehn Minuten, um ihn vom Krämerladen aus zu erreichen. Josephine war in weniger denn fünf Minuten an ihrem Ziele angelangt. Erst in dem Augenblicke, als sie den eisigen Klingelzug erfaßt hatte und läuten wollte, merkte sie, was in ihr und um sie her vorging.

Ist es einem meiner Leser schon passirt, mitten in der Nacht auf einem ihm unbekannten Wege unbesorgt und unvorsichtig vorwärts zu schreiten? Dann weiß er, daß über ihm, neben ihm und vor ihm eine unbekannte Macht Wache hält, die uns vor einer jeden drohenden Gefahr warnt und uns zwingt, instinktmäßig stehen zu bleiben, selbst wenn wir die feste Absicht hätten, uns an einer Mauer, die wir nicht sehen, die Nase blau zu stoßen, oder uns in einer Grube, von der wir keine Ahnung haben, ein Bein zu verrenken. Die Physiker haben diese Erscheinung erklärt und dafür einen technischen Ausdruck gefunden — die Physiker würden es auch erklären, wenn es einmal Viergroschenstücke regnete, — was mir beiläufig sehr angenehm wäre.

Diese unbestimmte Vorahnung der drohenden Gefahr war es, die sich Josephinens bemächtigte, als ihre heiße Hand den kalten Glockenzug berührte: sie zog deßhalb ihre Hand schnell zurück, sie wußte, daß ihr etwas Außergewöhnliches bevorstand, die Furcht überfiel sie, sie fing an zu weinen und blieb unentschlossen an der Schwelle stehen.

„Soll ich umkehren?“ fragte sie sich, „soll ich das Buch beim Wirthe abgeben und flugs nach Hause gehen? Aber da wartet mein Vormund, wie wird mich Der ausschelten, weil ich heute Morgen zu spät aufgestanden bin! und vielleicht gar ...! Gott, was bin ich unglücklich!“

Die Thränen rollten ihr über die Wangen herab, die Decemberkälte, deren Josephine noch nicht gewahr worden war, fing an ihre empfindliche Gegenwart bemerkbar zu machen. Josephine schauderte am ganzen Körper. — Da wurde die Thür aufgeriegelt. Sie sprang einen Schritt zurück und sah in dem erleuchteten Flure Joseph, den Hausknecht, der von Herrn Malin mit verschiedenen Aufträgen verabschiedet wurde. Der Lahme hinkte an Josephinen vorüber, ohne sie zu bemerken. Herr Malin streckte den Kopf zur Thüre hinaus, um ihm nachzusehen, aber die Kälte veranlaßte ihn auf seine Inspektion bald zu verzichten, und er wollte gerade die Pforte wieder schließen, als Josephine auf ihn zuging und so beherzt als möglich, aber dennoch mit zitternder Stimme ihn anredete: „Hier ist Ihr Musterbuch, das Sie auf dem Ladentisch vergessen haben. Herr Doucette schickt es Ihnen mit einem schönen Komplimente zurück."

„Wie dank ich es meiner Vergeßlichkeit," rief Herr Malin selig aus, „daß sie mir das Glück verschaffte, Ihnen noch ein letztes Lebewohl sagen zu können. Ach! mein Fräulein, mein Fräulein! Sie wissen nicht, wie sehr ich leide."

— „Leben Sie wohl, Herr Malin, und sprechen Sie leiser .... was sollen die Nachbarn denken?"

„Niemand hört uns — man ißt, niemand sieht uns — man ißt. — Gestatten Sie mir wenigstens, Ihnen meinen warmen Dank in meinem warmen Zimmer auszudrücken. Sie sind halb erfroren, liebenswürdiges Kind, ich wäre ein Barbar, Sie so zu verabschieden."

Der Pariser legte seinen Arm um ihre Taille.

„Um Gottes willen!" bat die Mamsell sehr erschreckt, „lassen Sie mich los! wir sind hier nicht in Paris! wenn mich jemand mit Ihnen sähe, ich wäre ein verlorenes Geschöpf!...."

— „Liebes Püppchen!" beschwichtigte César Malin, „beruhigen Sie sich, niemand sieht uns, die Nacht ist schwarz ... wie die Nacht; ein knisterndes Kaminfeuer, ein gutes Diner, ein glühender Punsch und glühendere Liebe warten unser. Nur flink zugegriffen, der Augenblick ist da und kommt nicht wieder!"

„Mein Vormund!"

— „Ich nehme Alles auf mich! Wollen Sie mit mir heute Nacht noch nach Paris?" —

„Was? Sie wären? .... Sie hätten .... Sie wollten mich nach Paris bringen?"

— „Das wäre mein größtes Glück, das Himmelreich auf Erden!"

Der Laden-Don-Juan drückte seine Zerline fester an sich, und zog sie, halb willig, halb widerstrebend, in den Flur — dann schloß sich die Thür mit schwerem Aechzen.

8.

...Es war gegen Mitternacht. Ein kalter, feiner Regen fiel vom grauen Decemberhimmel. Der Wind sauste unheimlich durch die menschenleeren, spärlich erleuchteten Gassen, die Scheiben klirrten und nur die häßlichen Ratten raschelten hin und wieder über die Gasse und schienen mäusefroh dabei zu seyn — es war häßlich mitanzusehen: da saß Josephine zitternd vor Scham, Furcht und Kälte auf der steinernen Bank, welche vor dem Hause ihres Vormundes stand, rang die Hände und schluchzte und jammerte.

Sie hatte die Hausthür verriegelt gefunden, in dem Zimmer ihres Vormundes war noch Licht.

„Er erwartet mich," lispelte sie trostlos, „o Gott der Gerechte, was wird aus mir werden?"

Nach einer übernatürlichen Aufregung, nach einem allzu großen Leide oder einer allzu großen Freude — wenn die Nerven aus Erschlaffung nicht mehr arbeiten können — verfällt der Mensch in eine starre Unempfindlichkeit, welche ihn, wie der Schlaf, der Wirklichkeit enthebt, ohne ihn jedoch in das Land der Träume zu tragen.

Josephine war nach und nach in diesen Nervenschlaf versunken. Der Wind heulte lauter — sie vernahm es nicht; er peitschte heftiger ihre halberfrorenen Wangen — sie fühlte es nicht. Sie saß da, in der schrecklichen Winternacht, auf der nassen, steinernen Bank, unbeweglich, als sey sie selbst versteinert. Ihre Thränenquelle war versiegt, und die glanzlosen Augen standen weit offen und stierten ungläubig in die Nacht, als wollten sie der Vergangenheit noch nicht trauen.

Wer einmal in seinem Leben wirklich unglücklich und elend gewesen ist, weiß, daß Skeptiker entweder Glückskinder oder erbärmliche Lügner sind, die nicht einmal ihren eigenen Worten Glauben beilegen können. In der Verzweiflung, der Schuld schrecklichstem Kinde, klammert sich ein jeder — der eifrige Diener der alleinseligmachenden Kirche sowohl, wie der frevelhafteste Atheist — an den Rettungsbalken des Glaubens krampfhaft fest, den ihm eine höhere und gnädigere Macht, als Menschenwitz, zuwirft; man lernt (sey es selbst nur auf eine Minute), man lernt beten. Das hungrige Gewissen nährt und sättigt sich nur von dieser Demüthigung.

Die kleine Nini hatte die Hände gefaltet und betete inbrünstig — Amen!

„Wie theuer bezahle ich meine Schuld!" begann sie von neuem. „Für mich ist Alles verloren — Alles auf dieser großen Welt. Meine Eltern sind todt, ich habe keinen Freund, keine Seele, die sich um mich bekümmert, wozu bin ich noch gut? ich elende Kreatur! Ich war reich und wußte es nicht, jetzt, wo mich ein Feigling bestohlen hat, jetzt weiß ich, wie arm, wie arm ich bin! Dreimal vermaledeiter Lügner, ehrloser Schurke! Dir wird es noch schlecht gehen, das glaube mir. Du wirst Rechenschaft ablegen und theuer bezahlen das was Du mir im Rausche entwendet hast .... O, mich friert! das Licht brennt noch immer, er wartet und wartet .... wenn ich seine Schwelle betrete, bin ich des Todes .... Wo soll ich hin? wo soll ich hin? ich kann doch nicht betteln gehen — wenn ich nur ein wärmeres Tuch hätte .... hu .... mich friert ...."

Sie stand mühsam auf. Ein Fieberschauer überlief sie, ihre Zähne klapperten. Die Aufregung, die Ermattung, das gräßliche Wetter spielten grausam mit dem zarten Mädchen, es schwankte einige Mal hin und her und fiel in schrecklichen Verzuckungen bewußtlos auf die steinerne Bank. Der Regen strömte herab. —

Unterdessen drehte sich César Malin ärgerlich in seinem warmen Bette hin und her: „Ist das langweilig, daß ich heute nicht einschlafen kann!" brummte er vor sich hin, „ich wette, daß ich morgen krumm und lahm bin. Guten Wein und hübsche Frauenzimmer haben die Kerle hier zu Lande, das muß man

ihnen lassen, aber niederträchtige Betten. Ich habe entschieden zu viel getrunken. — — So was Einfältiges, wie diese Bauerndirnen, ist doch nie dagewesen. Glaubt das dumme Ding, ich würde mit ihr in der Welt herumziehen, als ob ich nicht so wie so schon Koffer und Ballast genug mit herumschleppen muß. 's ist großartig, ma parole d'honneur!" — —

Als Josephine wieder zu sich kam, schlug es zwei Uhr.

„Ich bin krank!" sprach sie, „wenn ich nur bis dahin kommen kann!"

Sie raffte alle Kraft zusammen, sprang auf und lief wie eine Wahnsinnige, mit aufgelösten Haaren und entblößter Brust, die Landstraße entlang. Vor einem kleinen einstockigen Hause hielt sie an und klopfte stark an die Fensterladen.

„Virginie! um's Himmelswillen mach' auf, ich sterbe! ..."

— „Was? Josephine!" hörte man von innen.

„Ich bin's. Mach' auf, Virginie, mach' auf!" — — —

9.

„Wo kommst Du her, Du armes Geschöpf?" rief Virginie erschreckt, als Josephine eingetreten und erschöpft auf das Bett gesunken war.

Josephine schüttelte den Kopf, als könne sie nicht antworten.

„Du siehst ja schrecklich aus! soll ich Dich ausziehen? Leg' Dich zu Bett, armes Kind! schlaf, ich wache bei Dir."

— „Du bist gut, Virginie, Du bist gut," sagte Josephine mit matter, gebrochener Stimme und geschlossenen Augen, „ich danke Dir. Nur behalte mich heute bei Dir — morgen geh' ich weiter." —

„Schlaf nur, ich mache das Feuer wieder an."

Virginie zog das todkranke Mädchen, so flink sie konnte, aus, legte es in ihr Bett und bedeckte es mit ihrer ganzen Garderobe. Die nassen Kleider ließ sie vor dem wieder angefachten Feuer trocknen. Sie machte Thee, ging geschäftig hin und her und betrachtete von Zeit zu Zeit mit mitleidsvollen Blicken die arme Nini, die in einer gräßlichen Fieberphantasie unverständliche, sinnlose Sylben lispelte.

„Trink! das wird Dir gut bekommen!" sagte Virginie und reichte ihrer Kranken eine Tasse siedenden Thee.

Nini machte zwei oder drei Versuche, sich aufzurichten, fiel aber immer wieder auf das Lager zurück und sagte: „Das Musterbuch! das Musterbuch!"

Da richtete die alte Mamsell ihren Schützling im Bette auf, legte ein Kissen unter ihren Kopf, um ihn zu stützen, und hielt die Tasse an die fieberheißen, geschwollenen Lippen. Josephine öffnete bewußtlos den Mund und schluckte den siedenden Thee langsam hinunter; darauf verfiel sie von neuem in ihre schreckliche Phantasie. Virginie wachte bei ihr.

„So geht's in der Welt!" murmelte sie vor sich hin, „und da wundern sich die Leute, daß es so viel verdorbene Frauenzimmer in der Welt gibt. Wie sie verdorben werden, darnach frägt Niemand. Daß es Verderber gibt, vergessen sie gern, wenn sie die Verdorbene mit Schmutz bewerfen können. Ach! die Tugend und Keuschheit bei einem armen, ungebildeten Mädchen muß wahrhaftig ein erbärmlich werthloses Ding seyn, da sie dem ersten besten hergelaufenen Laffen nicht einmal Respekt einzuflößen vermag, dem ersten besten, der, um sich eine Viertelstunde an Raritäten zu ergötzen, ihr lachend über den Rücken steigt. Weßhalb lehrt man die Armen nicht die Tugend schützen, weßhalb verbirgt man nicht vor ihnen das glückliche Laster? Das ist die Fünfte oder Sechste aus meiner Bekanntschaft, die ich durch Dummheit das werden sehe, was ich war! — — Wenn sie nur nicht ernstlich krank wird! Auf einige Nächte kann ich sie schon beherbergen, aber auf die Dauer würde mich der Besuch ernstlich langweilen. — — Wie geht's, Josephinchen?" fragte sie die Kranke, die sich unruhig im Bette hin- und herwälzte, „ich brauche doch den Arzt nicht herbeizurufen?" sie blickte auf die kleine Stutzuhr. — „Vier Uhr! — Die Nachtvisiten sind so theuer! Morgen früh ist es auch noch Zeit. — Der Schlaf überfällt mich nach und nach. Na, für heute muß ich mich schon mit einem Stuhle begnügen!"

Nachdem sie Oel auf die Lampe gegossen und Kohlen auf das Feuer geworfen hatte, setzte sich die alte Jungfer in ihrem Lehnstuhl bequem zurecht und schlief in dem Bewußtseyn, eine gute Handlung gethan zu haben, sanft ein. Gegen sieben Uhr Morgens erwachte sie, ihrer alten Gewohnheit gemäß. Alle Glieder thaten ihr weh, sie war ärgerlich und mürrisch.

„Das einfältige Mädchen begeht einen dummen Streich und ich muß dafür büßen," brummte sie, indem sie Toilette machte. „Was geht mich Fräulein Duchateau an? aber, Du lieber Gott, man ist nicht von Stein! Josephine, Josephine! es hat schon sieben geschlagen, willst Du nicht aufstehen?"

Das junge Mädchen schlug die Augen auf und sah sich verwundert im Zimmer um. Erst als sie Virginien erkannte, kam ihr das klare Bewußtseyn wieder; da verbarg sie den Kopf in den Kissen, verfiel in ein krampfhaft schmerzliches Zucken und schluchzte und weinte bittere Thränen.

„Was fehlt Dir denn, Josephine?"

— „O mein Vormund! mein Vormund!"

„Hat er Dich geschlagen?"

Josephine schüttelte mit dem Kopfe.

„Du bist wohl gar nicht zu Hause gegangen?"

— „Es war zu spät, Virginie .... er hätte mich todtgeschlagen ...." antwortete Nini immer weinend.

„Befindest Du Dich wohler?"

— „Ich bin sehr krank .... der Kopf brennt mir .... ruf' einen Arzt .... ich glaube .... ich sterbe!"

„So rasch stirbt der Mensch nicht! beruhige Dich, halte Dich warm! ich komme bald wieder!"

* * *

„Da hab' ich mir eine schöne Last auf den Rücken geladen!" sagte Virginie, als sie auf der Landstraße war, „das kommt davon; man darf es nicht zu gut mit den Menschen meinen. Das verschafft Einem nur Qual und Umstände, es kommt sonst nichts dabei heraus!"

Es war noch finster und ziemlich still auf der Straße. Virginie, anstatt zum Arzt zu gehen, hatte es vorgezogen, den Herrn Vormund von der Sachlage in Kenntniß zu setzen, denn „er mußte es ja doch erfahren".

Der Schuhmacher hatte die Thür auf ihr ungestümes Pochen geöffnet.

„Wo kommst Du her?“ schrie er mit Donnerstimme.

— „Seit wann duzen wir uns, Herr Clarmont?“

„Ach, Sie sind es! .... treten Sie näher, Fräulein Virginie. — Wissen Sie vielleicht, wo Josephine steckt? ....“

— „Josephine ist krank.“

„Wo ist sie?“ schrie der Schuhmacher ungeduldig.

— „Lassen Sie mich ausreden. Josephine hat sich gestern erkältet. Den ganzen Nachmittag war sie unwohl und beklagte sich über heftiges Kopfweh, gegen sechs Uhr wurde ich ihrethalben angst und bange. Da habe ich sie eingeladen, eine Minute zu mir zu kommen, ich wollte ihr etwas gegen den Kopfschmerz geben. Da ist sie auf einmal so krank geworden, daß ich sie zu Bette habe bringen müssen, ich habe die ganze Nacht bei ihr gewacht.“

„Ihr steckt unter Einer Decke!“ erwiderte der Vormund und schwenkte die Hand mit erhobenem Zeigefinger hin und her.

— „Bitte, sagen Sie mir, ob wir uns Du oder Sie nennen, damit ich mich darnach richten kann.“

„Wo ist Josephine? frage ich Sie, wollen Sie mir gefälligst antworten?“

— „Wenn Sie so mit mir sprechen, auf keinen Fall. Glauben Sie eine Pensionnärin vor sich zu haben? wofür halten Sie mich denn eigentlich?“

„Scheeren Sie sich zum Teufel, Mamsell!“

Virginie wandte sich der Thüre zu.

„Sie sind ein eigensinniges Weibsbild!“ brummte Herr Clarmont so freundlich er konnte. „Sie wissen, ich mache keine Komplimente!“

— „Ich merk's.“

„Na, da erzählen Sie mir 'mal ganz offen, was vorgefallen ist.“

— „Wenn Sie sich die Mühe gegeben hätten, mir zuzuhören, so brauchten Sie mich jetzt nicht darnach zu fragen.“

„Was, Mamsell! Sie halten mich für dumm genug, solche Albernheiten zu glauben?“

— „Freilich! denn wenn Sie diese 'Albernheiten' nicht glauben, halten Sie mich für unverschämt genug, Ihnen etwas vorzulügen.“

„Sie haben es, scheint's, darauf abgelegt mich zu ärgern?“

— „Nun bitte ich Sie, überlegen Sie sich einmal, was ich dabei profitiren könnte!“

„Noch einmal, wollen Sie mir sagen, wo Josephine ist? ja oder nein?“

— „Noch einmal, wollen Sie mir glauben, was ich Ihnen sagen werde?“

„Wenn Sie mir die Wahrheit sagen, glaube ich Ihnen.“

— „Wenn Sie mir glauben, sage ich Ihnen die Wahrheit.“

„Sie stellen meine Geduld auf eine harte Probe!“

— „Und ich habe die meinige schon verloren. Leben Sie wohl.“

Virginie wollte ihm abermals den Rücken drehen, der Schuhmacher nöthigte sie abermals, und zwar mit zwei mannhaften Fäusten, zum Sitzenbleiben.

„Sie wissen, Mamsell, Sie sind mein Liebling!“ schmunzelte er. „Sie gefallen mir, ich weiß nicht weßhalb. Sie haben eine gewisse unverschämte Art, die Menschen zurecht zu setzen, die Ihnen sehr gut steht.... ich habe Sie gern, Mamsell, und, schauen Sie, erst gestern habe ich einem vorwitzigen Burschen, der über Sie Klatschereien ausgetragen hatte, ein sichtbares Zeichen meiner Unzufriedenheit hinter die Ohren gesteckt ....“

— „Sie sind verschwiegen, Herr Clarmont,“ unterbrach Virginie, „ich danke Ihnen für Ihre Güte, von der ich überzeugt war, aber bis jetzt keinen Beweis hatte.“

„Ach! was soll ein alter Schuster anfangen, wenn ihm ein .... (er wagte nicht 'junges' zu sagen) wenn ihm ein forsches Frauenzimmer behagt. Er muß es hinunterschlucken, und das habe ich auch gethan. Seitdem Sie wieder hier sind, trinke ich zehnmal mehr als früher. Wie oft habe ich meine Wuth an Josephinen ausgelassen! — nun sagen Sie mir doch 'mal, was mit dem Galgenstricke vorgefallen ist? Die ganze Nacht habe ich gewacht.“

„Josephine liegt krank bei mir zu Bett, in Folge einer heftigen Erkältung,“ antwortete Virginie, noch höchlichst erstaunt über die sonderbare, unerwartete Eroberung, die sie gemacht hatte. „Holen Sie den Arzt und kommen Sie mit ihm zu mir. Hier ist mein Schlüssel, ich muß in's Geschäft gehen, zur Frühstückszeit komme ich wieder zurück, und hoffe dann, das Glück zu haben, Sie zu treffen. Auf Wiedersehen!“

Sie sprang auf — und lief schnell davon, denn es schlug gerade acht.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Schottland.

Aus dem Reisetagebuch eines Oesterreichers.

1. Edinburgh, Holyrood und Rosslincastle.

Auch beim Eisenbahnwesen in England spricht sich die souveräne Verachtung aus, die man dort gegen die Armuth hegt. Bei jeder Abfahrt wird zuerst diejenige Kasse geöffnet, an der man Fahrkarten erster Klasse bekommt, beträchtlich später die für die zweite Klasse, und die der dritten Klasse erst, wenn bereits das erste Zeichen zur Abfahrt gegeben ist, so daß das arme Volk von der Kasse athemlos in den Waggon stürzen muß, und bei jeder Fahrt mehrere Leute zurückbleiben müssen. Daß es bei Fahrten, bei denen auch eine vierte Klasse besteht, dießfalls noch übler hergeht, versteht sich von selbst. Hierzu kommt noch, daß ganz unerwartet bei einzelnen Fahrten nur Billete der zwei ersten Klassen ausgegeben werden. Schon die Wagen zweiter Klasse haben einfache Holzsitze ohne Polster, die der dritten und vierten entbehren sogar jeder Thüre an den Seiten, sie stehen daher ganz offen, so daß jeder Fahrende für sich sorgen muß, um nicht während des Fahrens zum Wagen hinauszustürzen. Eine andere Eigenthümlichkeit der englischen Eisenbahnen besteht darin, daß gegen Unglücksfälle nicht Gesetze und Vorsichtsmaßregeln der Regierung schützen, sondern Geldstrafen, die die Gesellschaft für jedes dabei eingebüßte Menschenleben zahlt. Aber

auch hierbei macht die Wohlthätigkeit einen bedeutenden Unterschied. Verliert bei einer Fahrt ein Reisender der ersten Klasse das Leben, so bezahlt die Unternehmung seinen Erben eine Entschädigung von tausend Pfund, ein Todesfall zweiter Klasse kostet nur mehr fünfhundert Pfund, einer der dritten gar nur zweihundert.

Die theuersten und schnellsten Fahrten geschehen mit sogenannten Expreßzügen, diese halten an Zwischenstationen nicht an, und fahren überdieß mit der vollen Kraft bester Maschinen. Ihre Schnelligkeit ist fast betäubend. Da man während einer solchen Fahrt keine Erfrischungen bekommt, so versäumt es der echte Brite nicht (auch Damen machen hievon keine Ausnahme), sich mit Sandwiches (Schinken-, Hammel- oder Rindfleischschnitten zwischen Flachbroden) und mit einem Rumfläschchen zur Magenstärkung zu versehen. Häufig beobachtet er auch bei gewöhnlichen Fahrten diese Vorsicht.

Als ich von London nach Edinburgh fuhr, beschäftigte mich der Anblick des Landes und der Leute zu sehr, um an derlei zu denken.

Zuerst wechselte Acker- und Parkland, auf letzterem waideten Schafe, Ochsen, Pferde. Truppen von Feldhühnern flogen auf. Später folgte flacheres, unschönes Land mit Torfstechereien. Lincoln bot wieder einen schönen Punkt. Die Stadt liegt auf einem Hügel, über den ziegelrothen Häusern thront die prachtvolle Kathedrale. Ober ihrem Hauptthor stehen zwei Thürme mit Zinnen, daneben fallen breite Flügel ab. Die Gegend zeigt zwei Castelle. Auch Redford ist schön gelegen. Doncaster zeigt eine kleinere aber prachtvolle Kirche. In dieser Gegend wird der Gypsdünger so häufig gebraucht, daß viele Felder weiß erscheinen; auch die Feldarbeiterinnen überraschen mit ihren französischen Damenhüten. Hohe, gedeckte Strohvorräthe und Windmühlen unterbrechen die Einförmigkeit der Landschaft. Dazwischen fährt man durch lange finstere Tunnels.

In York wurde etwas über eine halbe Stunde für das Diner gestattet. Ich hatte Besseres zu thun, miethete einen Fiaker und fuhr unverweilt nach der Kathedrale. Sie ist wundervoll, und besitzt eine der schönsten gothischen Façaden und prachtvolle Glasfenster. Ich fand in ihrem Anblicke einen Hochgenuß, der mich die reichste Tafel vergessen ließ. Sie ist die größte und schönste Kirche von altdeutscher Bauart in England (524 Fuß lang, 222 Fuß breit, 180 Fuß hoch), und wurde im Jahre 1426 vollendet. Wer sie aber heute erblickt, ist auf das Tiefste erstaunt, wenn er erfährt, daß sie am 2. Februar 1829 von einem Verrückten angezündet wurde und abbrannte. Was man jetzt sieht, ist zum großen Theile Restauration in der vorigen Form. Wer es nicht früher wüßte, müßte sich vor diesem Dome eingestehen, daß die Engländer heut zu Tage wohl das einzige Volk sind, das noch ganz in gothischer Weise zu bauen versteht. Einen ebenso glänzenden Beleg hiefür gibt der Westminsterpalast zu London mit dem neuen Hause der Lords und der Gemeinen. Er war zur Zeit meines Besuchs noch nicht ganz vollendet, zeigte aber bereits alle Pracht und Herrlichkeit des vollkommensten gothischen Styles, und gewiß ist es, daß die Neuzeit etwas Aehnliches dieses Styles sonst nirgends hervorbrachte.

Am Wege zwischen York und Edinburgh sah ich noch Newcastle, das unter den riesigen Brückenbogen der Eisenbahn liegt. Dann brach die Nacht ein, und warf ihren schwarzen Mantel über Himmel und Erde. Häufig brannten Moorfeuer in langen Reihen in der Nähe der Bahn und gaben eine abenteuerliche Beleuchtung.

Um fünf Uhr früh kam ich in Edinburgh an, der Hauptstadt der Grafschaft Mid-Lothian und ganz Schottlands. Der Anblick von der Hochstraße der Neustadt ist prachtvoll. Edinburgh ist eine der schönsten Städte; es erinnert einigermaßen an Prag. Die Straßen der Neustadt kreuzen sich in rechten Winkeln, ihre Länge beträgt gegen viertausend Fuß, ihre Breite über hundert, sie zeigen fast nur Paläste und Häuser aus Quadersteinen erbaut. Eine tiefe, breite Schlucht, das North-Loch, trennt sie von der Altstadt, und ist, so weit sie nicht mit Häusern besetzt ist, mit schönen Gärten und Parkanlagen ausgefüllt. Zwei riesige Brücken führen über diesen Thalriß nach der Altstadt; die eine läuft gerade über die Häuser, so daß man von der Vogelperspektive die darunter in den Straßen Wandelnden betrachten kann; die andere, in der Länge von 310 Fuß, besteht nur aus drei Bogen, von 70 Fuß Höhe, die sich leicht und mit malerischer Wirkung über den grünen Abgrund schwingen. Die Neustadt ist mit Denkmälern übersäet. Dasjenige Walter Scott's ist wohl das schönste darunter; es bildet einen riesigen Capellenbaldachin in gothischem Style, unter dem sich die Statue des berühmten Romanschreibers befindet. Der Caltonhill, einer der steilen prismatischen Basalthügel gerade an der Neustadt, erinnert beinahe an die Akropolis von Athen. Eine Reihe Denkmäler und Prachtbauten schmückt ihn, darunter die Sternwarte und Nelson's Monument, eine hundert Schuh hohe Säule, deren hohles Fußgestell Zimmer bilden, durch deren Inneres eine bequeme Wendeltreppe auf die Zinne zur herrlichsten Aussicht führt. Fast scheint es, als habe Eifersucht gegen die Engländer die Schotten zu so vielen Monumentalbauten verleitet; jeden ihrer berühmten Landsleute stellen sie gleichsam in gigantischer Lapidarschrift ihren glücklichern Nachbarn entgegen, und da sie deren colossalen Fabriken, Docks, Arsenale und sonstige Verhältnisse nicht erreichen können, so wollen sie sie um jeden Preis durch ihre Denkmäler überbieten.

Auch der Anblick der Altstadt von der Neustadt aus betrachtet, ist großartig. Sie steigt jenseit des North-Lochs den Hügel hinauf, den das Castell von Edinburgh, oft genannt in Schottlands Geschichte, krönt. Manche Häuser derselben zeigen der Neustadt eine Fronte von zwölf Stockwerken. Da auch die Zimmerbeleuchtung in Edinburgh mit wohlfeilem Gas bestritten wird, das aus einem Schraubenhahne in der Wand hervorflammt, so macht die Altstadt, die aus der Tiefe den Hügel emporsteigt, Nachts einen wundervollen Effekt. Wenn man sie des Tages besucht, erschrickt man hier und dort allerdings vor den schmutzigen, krummen Gäßchen und den zerrissenen, jammervollen Gestalten. In der Straße, die nach Holyrood führt, zeigte man mir das Heart of Mid-Lothian, den uralten Kerker von Edinburgh, nach dem Walter Scott einen seiner besten Romane benennt. Es ist ein schmaler uralter Kerker, oben mit zwei vorspringenden Erkerthürmchen. Thüren und Fenster sind gebrochen, das schwarze, verlassene Gebäude sieht Einen mit unsäglichem Jammer an. Jetzt besitzt Edinburgh drei neue Ge-

fängnisse in gothischem Style. Ich muß hier bemerken, daß ich nachträglich in dem Reisebuche der Fanny Lewald las, vom Herzen von Mid-Lothian sey keine Spur mehr vorhanden. Ich habe allen Grund, diese Angabe der Dame für einen Irrthum zu halten.

Am Ende der Altstadt befindet sich Holyrood, einst die Residenz der schottischen Könige, nach dem Jahre 1830 Wohnsitz der vertriebenen französischen Königsfamilie. Das weitläufige, altmodische Gebäude steht zwischen Thürmen. In seinem Innern hat sich viel Trauriges und Entsetzliches ereignet; vieles davon erzählt die Geschichte, mehr noch verschweigt sie. Queen Mary's Ballsaal, dessen Ansehen aber eben nicht zur Heiterkeit stimmt, zeigt in langer Reihe die Bildnisse der schottischen Könige; mehr als einer darunter ward auf's Gräßlichste erschlagen. Diese Bilder besitzen im Ganzen wenig Kunstwerth, und dürften in Pausch und Bogen im sechszehnten Jahrhunderte angefertigt worden seyn. Die Einrichtung des Schlosses ist größtentheils aus derselben Zeit; die Zimmer der schönen Maria Stuart befinden sich noch in dem nämlichen Zustande wie sie dieselben verlassen hat. Noch liegt ihre Stickerei am Tabourette, nur die Farben der Seide sind verblaßt, und die zierlichen Goldsäden schimmern matter; von ihrem Speisezimmer ist der Raum, auf dem Rizzio seinen Geist aushauchte, mit einer Tapetenwand als schmales Kabinet abgetheilt, sie wollte die Unglücksstelle nicht wieder erblicken. Eine geheime Treppe führt zum verhängnißvollen Gemache. Noch weist man am Fußboden des Vorsaals die Spuren seines Blutes. Ich vermuthe darunter einen schuldlosen Betrug zum Besten romantischer Seelen, denn als ich zu früher Tageszeit diese Gemächer betrat, fand ich eine Magd des Vogtes mit der Färbung dieser Stelle beschäftigt. Auch Darnley's Waffen sind noch vorhanden. Die Perle des ganzen Schlosses ist aber die an selbes anstoßende Abtei, von König David dem ersten im Jahre 1128 erbaut. Seit Cromwell ist sie Ruine, aber die herrlichste. Sie war die Begräbnißstätte der schottischen Könige; noch jetzt lassen sich manche schottischen Großen in ihrem dachlosen Innern begraben. Noch zeigt man den Stein, auf dem Königin Mary bei der Krönung kniete; auch das Thor wird daneben gewiesen, durch das Rizzio's Mörder eindrangen. Das schwere Eichenholz an demselben trägt die Spuren von gewaltigen Axtschlägen. Wann haben sie die Schläfer von Holyrood erschreckt? Der Styl der Abteikirche ist der reinste gothische; von vorzüglicher Schönheit sind die Steinarbeiten an den Fenstern; an einem derselben enden sie nach oben in durchbrochenen französischen Lilien. Das altschottische Wappen, das springende Roß mit der Kette, von der großen schottischen Distel umgeben, findet man wiederholt angebracht; als Beischild liegt der englische Löwe zu Füßen.

Fast unwillkürlich erinnert man sich an dieser Stelle einer Kapelle der Westminsterabtei zu London: dort stehen die steinernen Katafalke der beiden feindlichen Königinnen mit ihren Bildnissen nahe bei einander. Auf dem einen liegt Elisabeth mit der hochgebauschten Krause und dem kalten, befriedigten Angesichte, dem selbst der Tod seinen Stolz und seine glatte Härte nicht zu nehmen vermochte, auf dem andern Maria Stuart, schön, leidenschaftvoll und unglücklich.

Einer der schönsten Ausflüge von Edinburgh aus ist Roslincastle, ein altes Castell, dem Earl von Roslin gehörig, bekannt aus den schottisch-englischen Kriegen und aus den Zeiten der Rundköpfe und der Cavaliere. Die Gegend bis dorthin weist Hügel fast wie im Harz, aber über Berg und Thal ist ein gewisser Ernst, eine Unbefriedigung wie ein trüber Schleier gebreitet. Das Getreide reift hier später als in England. Zwischen waldigen Hügeln liegt die schöne alte Ruine, das Schloß wurde im eilften Jahrhunderte erbaut. Die schottische Fichte und die Eibe geben der Landschaft eine düstere Färbung; daneben stehen zahlreiche Stechpalmen und die riesigen Disteln. Auch Stachel- und Johannis-Beeren von solcher Größe wie hier habe ich noch nirgends gesehen. Das Gemäuer ist weitläufig und dick und zeugt von kriegerischen Zeiten; die Aussicht aus den öden Fenstern ist schön.

Auch Roslincastle hat eine zerfallene Kapelle in schönem gothischem Style; sie stammt aus dem dreizehnten Jahrhunderte, die Fensterrosen, die Knäufe der Säulenbündel und der Schluß der Gewölbe ist von künstlicher, vielfach durchbrochener und verschlungener Arbeit. Unter der Kapelle liegt die Todtenkirche, zwar leer aber ganz ihrer Bestimmung entsprechend.

2. Im schottischen Hochlande.

Als Sohn eines Gebirgslandes mochte ich mir den Wunsch nicht versagen, auch das schottische Hochland kennen zu lernen. Langer Aufenthalt zwischen Bergen, vertrautes Wandern auf ihren Höhen und durch ihre Thäler geben der Anschauungsweise, der Stimmung und dem Charakter des Menschen eine eigenthümliche Richtung; eine feine Kennerin der Literatur versicherte mich einmal, sogar meinem Style die Herkunft aus dem Gebirge anzumerken. Jedenfalls liebt jeder, der zwischen den Bergen aufgewachsen ist, das Hochland, und nicht blos der Schotte ist berechtigt zu singen:

Mein Herz ist im Hochland u. s. w.

Von Edinburgh öffnen sich mehrere Wege in selbes; ich wählte den über Stirling nach seinem westlichen Theile.

Linlithgow ist die erste Ortschaft, die unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Der gothische Palast, den Edward der Erste begann, ist jetzt, so wie dessen Kirche, nur noch eine prächtige Ruine. Maria Stuart ward in selbem geboren; nicht weit davon wurde im Jahre 1570 der Regent Murray meuchlings von einem Hamilton erschossen.

Der Verlauf des Weges führt über das Schlachtfeld von Falkirk, — dessen die vielen schottischen Balladen über Wallace und Bruce gedenken, — und dann durch den caledonischen Wald des Plinius. Noch mehrere Schlachtfelder der schottischen Geschichte folgen, ehe man Stirling erreicht, eine nicht unbedeutende Stadt, am südlichen Ufer des Forth gelegen. Das Castell von Stirling überragt die Stadt auf einem Hügel von reizendster Aussicht; schon die Römer legten den Grund zu selbem, die Könige aus dem Hause Stuart wählten es oft zu ihrem bleibenden Aufenthalte, einige derselben wurden hier geboren und gekrönt. Noch zeigt man das Gemach, in welchem Jakob der Zweite von Douglas verlangte, daß er sich von den aufrührerischen Edelleuten trennen sollte. Douglas verweigerte es hartnäckig, und der König warf ihn aus dem Fenster. Dies Fenster ist seitdem vermauert. Jakob der Fünfte liebte den Aufenthalt

von Stirling, und hörte sich, nach einem nahen Gute, gerne den Meier von Ballengeich nennen. Unter diesem Namen und in entsprechendem Kleide pflegte er sich oft unter das Volk zu mischen, um über sich und seine Regierung die Wahrheit zu vernehmen. In dieser Weise gerieth er ein Mal mit Landstreichern in Streit, und wurde im Heimwege von vier oder fünf derselben überfallen. Er erreichte glücklicherweise vor ihnen die nahe Brücke von Cramond, und da sie hoch und schmal war, so gelang es ihm, sich eine Weile mit seinem Schwerte gegen sie zu vertheidigen. Ein armer Bauer, der in einer unfernen Schenne Getreide drosch, kam über dem Lärme herbei, und, da er einen Mann gegen Viele kämpfen sah, nahm er mit seinem Dreschflegel ohne Weiteres Partei für den König, und es glückte ihrer vereinten Kraft, die Freibeuter in die Flucht zu treiben. Der Landmann führte ihn zur Schenne, gab ihm Wasser und ein Tuch, um das Blut von Gesicht und Händen zu waschen, und begleitete ihn dann heimwärts. Auf diesem Wege gestand er auf des Königs Fragen, daß er John Howison heiße, ein Arbeiter auf dem Pachthofe zu Braehead sey, der dem Könige von Schottland gehöre, und daß er sich für den glücklichsten Mann im Reiche halten würde, wenn er Eigenthümer des Hofes wäre, auf dem er jetzt um Taglohn arbeite. Die Reihe zu fragen kam nun auf Ehren-John. Der König antwortete, er sey der Meier von Ballengeich, und habe nebstdem eine geringe Anstellung im königlichen Palaste; er fügte bei, wenn John ihn am nächsten Sonntage besuchen wolle, so werde er versuchen, seine mannhafte Hülfe zu vergelten, und ihm mindestens die königlichen Gemächer zeigen.

John sagte zu, und hielt Wort. Am folgenden Sonntag erschien er in seinem besten Staate vor dem Thor des Palastes und fragte nach dem Meier von Ballengeich. Der König hatte bereits die nöthigen Befehle gegeben, und John fand seinen Freund in dem nämlichen Anzuge, in dem er ihn kennen gelernt hatte. Der König spielte die Rolle eines geringen Angestellten des Haushaltes, führte John Howison von einem Gemache zum andern, und ergötzte sich an seiner Verwunderung und an seinen Bemerkungen. Zuletzt fragte er seinen Gast, ob er auch den König sehen wolle, worauf John erwiderte, daß ihm nichts mehr Vergnügen machen könnte, als dieses, wenn es sich anders ohne Anstoß zu geben ausführen ließe. Der Meier von Ballengeich beruhigte ihn hierüber; aber wie, meinte John, soll ich Seine Gnaden unter den Edelleuten erkennen, die ihn umgeben? Nichts leichter als das, meinte sein Begleiter, die andern werden barhaupt gehen, er allein wird einen Hut oder eine Mütze tragen.

Unter solchen Gesprächen führte König Jakob den Landmann in die große Halle, die von dem Adel und den Kronbeamten besetzt war. John war etwas erschrocken, er hielt sich enge an seinen Führer, und konnte den König immer noch nicht entdecken. „Ich sagte Euch ja," wiederholte sein Begleiter, „Ihr solltet ihn daran erkennen, daß er den Hut auf dem Kopfe trägt."

„Dann," meinte John, indem er noch einmal in der Halle umherblickte, „dann müßte es einer von uns Zweien seyn, denn Alle außer uns Beiden gehen barhäuptig."

Der König lachte über John's Einfall, und damit der gute Landsaße seine Fröhlichkeit theile, machte er ihm den Pachthof von Braehead zum Geschenke, unter der Bedingung, daß John Howison und seine Nachfolger, sobald ihr König über Cramond-Brücke reite, ihm Becken und Kanne zum Händewaschen darbringen sollen. Und in der That erscheinen die Nachkommen John Howison's, die Braehead noch immer besitzen, noch heut zu Tage, wenn die Könige von Schottland in das Land kommen, und verrichten mit silbernem Gefässe den Dienst, um den sie einst ihr Lehen erhalten haben.

Gerade unter dem Castelle von Stirling verlaufen niedrige Erdwälle in zierlichen Figuren; sie heißen Kingsknot, und bezeichnen noch jetzt in ihrer Verwüstung die Stelle, wo die Könige von Schottland die Spiele der Ritter von der Tafelrunde trieben.

Eine melancholischere Erinnerung an die Vergangenheit bietet die zerstörte Abtei Cambus-Kennedy; sie liegt am Flusse Forth in ganz ebener, verlassener Gegend. Eine Fülle niederer Ruinen ist vom Waideland fast schon verdeckt, nur ein höchst romantischer Thurm steht in der einsamen Wildniß noch aufrecht. Ich habe nicht viele Stellen angetroffen, die eine trübe Schwermuth so ausgeprägt zur Schau tragen, wie diese zerfallene Abtei.

Die Weiber um Stirling pflegen als Kopfputz ein braunes Seidennetz zu tragen, das vorn am halben Kopfe beginnt und rückwärts unter den Haaren endet. Ein elastischer Zug hält es am Kopfe, und es ist eben groß genug, um die in Zöpfen oder lose absinkenden Haare zu fassen. Kind und Greisin mag dies Netz nicht entbehren, es gibt dem Kopfe einen lieblichen Umriß, und mahnt fast an antike Formen.

In Stirling ward mir noch ein anderer interessanterer Anblick; es hielt nämlich ein Regiment Bergschotten, das eben aus Amerika gelandet war, seinen festlichen Einzug. Die hohen Gestalten im prächtig fantastischen Kleide nehmen sich ganz fabelhaft aus. Die Kopfbedeckung umgibt eine stolze Reihe dunkler Straußfedern; der faltenreiche, buntgewürfelte Kittel endet ober den Knieen, die sammt den Beinen nackt bleiben, bis wo die Fußhülle, ein Mittelding zwischen Gamasche und Sandale, beginnt. Um die Mitte läuft ein reichgeschmückter Gürtel, an dem Tasche und Dolche hängen, deren Griffe bei den Offizieren mit großen Edelsteinen besetzt sind; das Plaid, ein als Mantel getragenes Umhängtuch, bunt gewürfelt nach den Farben des Clans, hängt am Arme; nur der rothe englische Frack mit den Epaulettes nimmt sich bei dieser romantischen Bekleidung höchst seltsam aus. Neben der Regimentsmusik marschirt eine lange Reihe bunt gekleideter Hochschotten, meist Buben, mit Dudelsack und Pfeife, und auf das Rule Britannia folgt eine Bergschottenweise, die sich nach fünf bis sechs Takten immer wiederholt.

Nach Stirling beginnt das eigentliche Hochland. Auch die Reisegesellschaft ändert sich; auf den schweigsamen, rückhältigen Engländer folgt jetzt der offenherzige, geschwätzige Schotte, der gern von fremden Verhältnissen und Ländern erzählen hört, aber vor allen das eigene angreift.

Auch die dem englischen blonden Haare entsprechende sanfte Hautfärbung verschwindet allmälig, dunklere, krause Haare zeigen sich und die braune Gesichtsfarbe des gälischen Stammes. Selbst der Klang der englischen Sprache wird rauher und ge-

brochen, und in einzelnen Ortschaften, wie zum Beispiele in Kallander, wird noch das alte Gälische gesprochen.

Zuerst umgibt den Reisenden eine dem steyrischen Mürzthale ähnliche Landschaft, reich besäet mit Kirchen und Castellen. An der Seite der Straße findet man schöne Hecken angebracht; die Dächer der Bauernhäuser sind in Schottland wieder häufig mit Stroh gedeckt, selbst Haidekraut wird dazu verwendet, und manche werden von neuer Vegetation wie botanische Gärten vollauf überwachsen.

Aber bald schauen die Berge (Ben) des Hochlandes herein, und seine Seen (Loch) erscheinen. An einem Parkrande liegt ein kleines Landhaus, in dem der Freund unserer Jugend, Walter Scott, seine Dame vom See gedichtet hat. Wir befinden uns hier mitten in der Scenerie derselben, und der darin beschriebene See ist Loch-Katrine.

Dann gewinnt die Landschaft vollends einen eigenthümlichen Ausdruck: Sumpfwasser sickert in den Niederungen, darüber stehen einsame Hügel, mit Eriken überwachsen, und die Moorbrände beginnen. Nachts gleichen sie fast dem Ausbruche eines Vulkans.

Ich übernachtete in der neuerbauten Brigg of Turk-Inn (Schenke), zwischen den dunklen Seen von Vennachar und von Achray in ganz einsamer Gegend. Hier wird die Berghühnerjagd eifrig betrieben; sie ist in Schottland so beliebt, daß die Besitzer aus Furcht, daß zu viele Berghühner (Grouse) geschossen werden, nur ungern Fremde zu ihren Jagden einladen.

Ich bestieg um Sonnenuntergang einen der nächstgelegenen Haidehügel. Er war baumlos, aus Glimmerschiefer mit braunem feuchten Moorgrunde gebildet. Die trockenen Stellen überblühten drei prachtvolle Gattungen hohen Haidekrautes, so daß der Hügel davon an einzelnen Stellen purpurroth glühte. Als die Sonne versunken war, umgab mich die vollste Einsamkeit.

Am frühen Morgen fuhr ich nach dem Katharinen-See. Gasthöfe liegen verloren in der Gegend; einzelne davon sind mit Thürmen versehen und haben das Aussehen von Burgen. Hohe Berge blicken in das Haideland, Nebelzüge wanderten darüber. Endlich erreichte ich den berühmten Felsenpaß der Trosachs, von denen der schottische Reisebeschreiber behauptet, daß, wollte man auch Worte über Worte bauen, ihre Erhabenheit und fantastischen Formen doch nicht beschrieben werden könnten. Ich fand sie weit unter meiner Erwartung. Nicht bedeutende Felsen, überhangen von einzelnen Bäumen und anderer Vegetation, umgeben den Weg, und es unterliegt keinem Zweifel, daß Deutschland an mehr als einer Stelle in gleicher Gattung Vorzüglicheres aufzuweisen hat.

Dagegen ist Loch-Katrine von eigenthümlich romantischer Schönheit. Dieser See zeigt ganz verlassene Ufer, selbst das Ellen-Eiland erscheint mehr schwermüthig, als lieblich. Es trägt seinen Namen von einem heldenmüthigen Weibe, das den ersten Krieger Cromwell's, der sich schwimmend der Insel nahte, mit dem Dolche tödtete. An den Ufern des See's sind kaum irgendwo hohe Bäume sichtbar, im Gegentheile sind die Hügel wegen des Felsgrundes baumlos, nur Moor und rothe Eriken bedecken sie. Endlich erblickt man ein paar Hütten, eine Schafheerde waidet auf einer Höhe. Ueber das dunkle Wasser tönt der Dudelsack eines unsichtbaren Hirten. Ringsum liegt tiefe Einsamkeit, mit Nichts zu vergleichen.

Vom Westende des See's fuhr ich durch Wildnisse nach Inversnaid; an der Seite lag der Loch-Arklet, ganz verdunkelt vom Schatten des Ben-Lomond. Das Fort wurde gegen die Macgregors und Robin Roy erbaut; Loch-Lomond ist nämlich der Schauplatz der Thaten dieses kühnen Räubers. Fest am See steht die sehr comfortable Inversnaid-Inn, nicht weit davon wirft der Arkill sein braunes Moorwasser dreißig Fuß tief vom Felsen in den See. Dieser selbst liegt rabenschwarz zu den Füßen des Wanderers, darüber ragen Berggipfel aus dem Nebel. Es ist, als ritten die Geister Ossians vorüber.

Loch-Lomond hat zweiundzwanzig englische Meilen in der Länge, und umfaßt mehr als dreißig Inseln, ein paar davon gehören dem Herzoge von Montrose. Im Felsen Craigroyston befindet sich Rob Roy's Höhle; schon dem Könige Robert Bruce soll sie einst als Versteck gedient haben, später machte sie den berüchtigten Freibeuter nach Belieben unsichtbar. Schwimmend begab er sich jederzeit auf den Felsen, kroch durch einen kaum bemerkbaren Felstrichter, und saß dann, mit Vorräthen wohl versehen, geborgen vor seinen Feinden in der unsichtbaren Grotte. Ich besuchte sie, und fand sie bereits zugänglicher.

Wenn man den See abwärts fährt, entfernen sich die hohen Bens, es werden sogar Torfstechereien sichtbar. Allmälig gewinnen die Ufer den Ausdruck von Lieblichkeit, die Hügel erscheinen in den schönsten Färbungen, rings liegen Waiden, Wiesen, Inseln, bewohnte Seeufer.

Bei Dunbarton-Inn verließ ich das Dampfschiff. Das gleichnamige Castell, auf einem 560 Fuß hohen Felsen gelegen, ist eines der berühmtesten in Schottland, beherrscht den Handel auf dem Clyde und ist der Schlüssel zu den westlichen Hochlanden. Nur zwei Mal in den vielen schottischen Kriegen wurde es eingenommen, ein Mal im Jahre 756 durch Hunger, und im Jahre 1570 durch Erstürmung.

Ich fuhr nun mit der Eisenbahn nach Bolen und von da auf dem Clyde mit Dampfschiff nach Greenock. Die Ufer des Flusses, der einem Meerarme gleicht, sind schön und bevölkert, Werften, Fabriken, Castelle und zahlreiche Ansitze der Menschen wechseln mit einander. Greenock ist eine ganz interessante, kleine Hafenstadt, die Häuser des Quais bieten eine schöne Wasseransicht.

Die schottischen Hochlande lagen hinter mir, ich bedauerte, daß ich nur einen Theil ihrer Schönheiten besuchen konnte, dennoch genügte es, mir durch eigene Anschauung ein deutliches Bild von ihnen zu machen.

Wie bei Allem, gilt auch bei Reisen das Maßhalten; ich mußte nach dieser Seite abbrechen, um eine andere nicht unberücksichtigt zu lassen. Es galt, Irland zu besuchen, von Greenock sollte mich das Dampfschiff „Thetis" zum grünen Eilande hinüber tragen.

Die Sphynx.

Ein Märchen in Callot-Hoffmann's Manier.

„Alte Spazierstöcke! Recht vernünftige Stöcke! Spießbürgerstöcke!" rief eine alte Handelsfrau auf der Gasse in Hamburg und zeigte den Vorübergehenden einen ganzen Arm voll Spazierstöcke von spanischem Rohr und Knotenstöcke von verschiedener Größe und mit beinernen Knöpfen, welche allerlei Thiergestalten und Grimassengesichter vorstellten. Aber die Käufer dazu fehlten; denn Alle hatten zuviel mit ihrem eigenen Handel und Wandel zu thun.

Endlich kam ein junger, flinker Herr die Gasse daher, eingehüllt in einen altdeutschen Mantel, mit langen Locken um die Ohren und einem flotten Mützchen auf dem Kopfe. Er sah aus wie ein Student und schien mit nichts in der Welt beschäftigt zu seyn, vielmehr recht gemüthlich und vergnügt durch die große, weite Welt zu wandern und deren bunte Gestalten um sich herum tummeln zu lassen, wie sie es eben wollten, wie in einem tragisch-komischen Schauspiel, dessen ruhiger Zuschauer er selber allein war.

Als das alte Weib ihn sah, begann es noch lauter zu schreien als vorhin und rief: „Neue Spazierstöcke! Studentenstöcke! Reisestöcke! Ziegenhayner! Bummlerstöcke! Romantisch-poetische Stöcke! Kreuztolle Stöck, wahre Teufelsstöcke!"

„He, Mutter!" rief Arnold, unser junger Held. „Einen solchen Stock möchte ich wahrhaftig haben. Laßt mich denn einen der tollsten bekommen; oder sind sie vielleicht alle gleich gut?"

— „Wollt Ihr den tollsten haben, sollt Ihr ihn, weiß Gott! auch theuer bezahlen!" erwiderte das Weib. „Aber nehmt Euch nur in Acht, daß er nicht Euch selber mit toll macht."

„Hier ist ein solcher Teufelsstock, wie ihn ein ehrlicher Mann nur verlangen kann, und deßwegen ist er auch einen Groschen unter Brüdern werth."

— „Nehmen Sie ihn nur! Ich stehe dafür, daß er gut ist," flüsterte ihm freundlich eine silberklare Stimme in's Ohr. Arnold sah sich um und erblickte einen muntern, phantastisch gekleideten Jungen, der ihm im Vorübergehen freundlich zunickte und darauf im Gewühl der Menschenmenge verschwand. Mit dem Stocke in der Hand stand Arnold eine Weile da und dachte darüber nach, wer der hübsche Knabe seyn könnte; aber nun schrie das alte Weib wieder mit ihrer scharfen Stimme: „Allermodernste Stöcke! Phantasiestöcke! Tollhausstöcke!"

Armes Weib! dachte Arnold, ihr fehlt's am Verstande; es wäre daher Sünde, ihr nichts abzukaufen, oder sie blos zu necken! Er bezahlte also den Stock und ging weiter, hörte aber noch lange, wie das Weib hinter ihm lachte und ausrief: „Funkelnagelneue Stöcke! Blocksbergstöcke! Höllenfahrtsstöcke! Teufelsgroßmutterstöcke!"

Jetzt stand das Angesicht des alten Weibes ihm so lebendig vor Augen und erschien ihm plötzlich so fratzenhaft und schaurig, daß er schon den Stock erhob und ihn fortwerfen wollte, um nicht länger die Erinnerung an den häßlichen Anblick bei sich zu tragen. Wie er ihn indeß genauer betrachtete, änderte er bald seinen Entschluß; denn auf dem elfenbeinernen Knopf, wo er anfangs ein altes, faltiges Weibergesicht zu sehen geglaubt hatte, dem der alten Handelsfrau nicht unähnlich, da entdeckte er jetzt das niedlichste Mädchenantlitz, das seine Augen jemals gesehen hatten. Er bemerkte nun erst, daß der Knopf eine modernisirte egyptische Sphynx vorstellte, mit hübschen Armen und Händchen anstatt der gewöhnlichen Löwenklauen, und den einen Arm erhoben, während der andere der ruhenden Figur zur Stütze diente. Dieselbe zeigte in ihrem bezaubernden Antlitz ein geheimnißvolles Lächeln und hielt den einen Zeigefinger so in die Höhe, daß er bald zu winken, bald zu drohen oder zu warnen schien. Obschon der Stock selbst nur ein schlichter Dornstock war, gab das vollendete Kunstwerk des Knopfes ihm doch einen solchen Werth, daß Arnold ihn um keinen Preis wieder weggegeben hätte. Er vergaß daher auch ganz das häßliche alte Weib über dem schönen Bild, welches er in seiner Hand hielt, und jemehr er seine lächelnde Sphynx betrachtete, desto heißer ward ihm um's Herz, desto lebhafter rötheten sich seine Wangen.

So ging er fast einen halben Tag umher, ohne zu wissen wohin, bis er sich endlich den Kopf an einen Baum stieß und nun erst bemerkte, daß er sich in einem finsteren, dichten Walde befände. Nun erst wurde ihm klar, wie es mit ihm bestellt war. Plagt Dich denn der Teufel, Arnold? fragte er sich selber; hast Du denn Deinen Verstand verloren und Dich in einen Stockknopf verliebt? — Er brach darüber selbst in ein lautes Lachen aus und hielt damit erst inne, als er sein Gelächter im Walde beantwortet hörte und zwar von einer Stimme, die er für das Echo seiner eigenen gehalten haben würde, wenn sie nicht eben durch die verzerrte Aehnlichkeit mit seiner eigenen den verirrten Wanderer zu verhöhnen geschienen hätte. „Ob hier der Teufel sein Spiel hat?" rief er nun. — „Der Teufel hat hier sein Spiel," rief die neckende Stimme. Da ward ihm wunderlich zu Muthe; aber er faßte sich sogleich und schämte sich über sich selber. Es kann doch nur das Echo seyn, dachte er, allein die Nacht tritt ein; ich möchte indeß gerne wissen, wo ich mich befinde. „Komm' näher," rief er; „ist jemand hier, so erscheine er, und wäre es auch der leibhaftige Satan selbst!" Dieses Mal antwortete niemand; allein Arnold schauderte über seine eigenen Worte und er dachte bei sich selbst: Wer legt mir denn solche tolle Worte in den Mund? Hätte das Echo geantwortet: der leibhaftige Satan selbst, so .... Er gelangte in seiner Betrachtung nicht weiter, indem er dieselben Worte wirklich in einiger Entfernung vernahm. „Nein, das ist nicht länger auszuhalten," rief er jetzt; „das verdammte Echo macht mich noch toll!"

In diesem Augenblick vernahm er ein Rascheln im Gras und Laub und fühlte etwas unter seinem Fuße sich bewegen. Er zog den Fuß hastig zurück und sah nun, wie eine große Kröte mit dem weißgesprenkelten Bauch nach oben lag und mit den Beinen umher krabbelte, um wieder in die Höhe zu kommen. Mit einem unwillkürlichen Schrecken stieß er den Stock in den Bauch des häßlichen Thiers und warf dasselbe über die nächsten Büsche hinweg. Aber dort, wo es herabfiel, schien gerade der Mond durch die Zweige, und Arnold zweifelte einen Augenblick, ob er wache oder träume; denn er sah deutlich, daß das Angesicht des alten Schacherweibes ihm im Mondenscheine durch die Büsche entgegen grinste und dem gesteckten Bauche der Kröte glich. „Verdammte Hexe!" rief er aus. „Du gerade hast mich heute verrückt gemacht." Er fuhr nun mit dem Stocke

auf das grinsende Antlitz los, allein er sah nun nichts weiter, als einen weißgesprenkelten Knorren an einem Birkenstamm. Wieder lachte er laut über sich selber; aber es scholl ihm in demselben Augenblick ein unbeschreibliches Gelächter von allen Seiten entgegen. Da standen ihm plötzlich die Haare zu Berge, und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. „Ha, Ihr Teufel! Ihr Hexen! Ihr Zauberer!" rief er; „Satan und seine Großmutter, oder wer es sonst ist, macht Euch nun über mich so lustig als Ihr wollt! Ihr habt mich ja doch schon mit Haut und Haaren, wenn nicht ein Engel vom Himmel kommt, mich aus Euren Klauen zu erlösen!" Damit stürzte er wie besessen durch den Wald und hielt nicht eher an, als bis sein Fuß auf einer schlüpfrigen Kröte ausglitt, er den Athem verlor und kopfüber stürzte, gleichsam wie in einen Abgrund.

Als er wieder zu sich selber kam, lag er auf einem goldgewirkten Teppiche in einem glänzenden Ritterschloß und die Morgensonne schien munter und lebhaft zu ihm durch die Fenster herein. Eine schöne junge Ritterdame mit stillen, bedeutsamen Mondscheinsaugen und langen braunen Locken, die über den weißen, elfenbeinartigen Hals herabwallten, stand an seinem Lager und betrachtete ihn mit einem unbeschreiblich räthselhaften Lächeln, als er die Augen aufschlug.

„Wo bin ich?" fragte Arnold, sprang auf und sah entzückt und verwundert die Schöne an. „Ist die Zeit mit mir zurückgegangen? Ist das herrliche Mittelalter aus seinem Grabe auferstanden? Oder bin ich gerade in den Himmel hier eingelaufen und habe den Weg dahin durch die Hölle zurückgelegt? Ist auch mein Stock lebendig oder bin ich selbst vielleicht toll geworden? Denn, nehmen Sie mir's nicht übel, edle Ritterdame! Sie sind doch wohl nicht ein Stockknopf .... eine Sphynx, will ich sagen? Ihr schönes Antlitz, meine ich nur, hat etwas so sonderbar Geheimnißvolles, daß ...."

— „Ihr Fieber, mein Herr, ist noch nicht ganz vorüber," erwiderte die Schöne; „Sie phantasiren noch, wie ich höre; allein besinnen Sie sich und lassen Sie sich nicht länger von Ihren sonderbaren Gedanken beherrschen. Sie sind auf dem Lustschloß der Gräfin Cordula und haben den Weg dahin durch meinen Bergwald zurückgelegt. Diesen im Dunkeln zu durchwandern ist gefährlich, und ich habe Sie von einem steilen Felsen, in der Nähe meines Schlosses, herabgestürzt gefunden, als ich diesen Morgen hinausgegangen war, den Sonnenaufgang zu betrachten. Der Stock, von welchem Sie träumen und an dem Sie vermuthlich ein Antlitz entdeckt haben, das mir gleicht, steht hier an Ihrer Seite, wie Sie sehen. Auf welche Weise er in Ihre Hände gekommen ist, weiß ich nicht; allein er hat früher mir gehört und ist ein Werk des kleinen Floristan, der sich oft das Vergnügen macht, mich in solchen seltsamen Gestalten abzubilden."

„So ist mir denn die ganze Welt ein Räthsel," sagte Arnold; „ich lebe im neunzehnten Jahrhundert, soviel ich weiß, und habe auf der Universität in Kiel studirt; ich weiß, daß es weder Hexen noch Gespenster noch bezaubernde Feen gibt, aber dennoch scheine ich seit gestern Mittag etwas von dem Allem erlebt zu haben. Falls Sie nun nicht ein übermenschliches Wesen sind, edle Ritterdame, sondern wirklich die Gräfin Cordula und ein lebendiges Menschenkind, wie ich, so hoffe ich, daß Sie mir meine Sinnesverwirrung verzeihen, an welcher Ihr schönes Antlitz allein und einzig die Schuld trägt."

— „Seltsamer Mensch!" entgegnete die Gräfin erröthend; „Ihre Art und Weise eine Bekanntschaft anzuknüpfen, ist so sonderbar und außergewöhnlich, daß ich Sie gerne etwas genauer kennen lernen möchte. Seyn Sie mein Gast so lange Sie wollen! Nehmen Sie Theil an meinen Sommervergnügungen, so lange es Ihnen in meinem kleinen, abgelegenen Paradies gefällt! Wenn Sie Musik und Gesang lieben, hübsche alterthümliche Bilder, und wunderbare Märchen aus verschwundenen Tagen, so werden Sie sich gewiß hier nicht langweilen. Eine kleine ausgewählte Bildergallerie und eine seltene Sammlung alter Handschriften müssen Sie unterhalten, wenn ich auch nicht selbst gegenwärtig bin."

„Ihre Güte bezaubert mich, edle Dame!" sagte Arnold entzückt und drückte die Hand der schönen Gräfin an seine brennenden Lippen. Ein leiser, fast unmerklicher Druck von dem Elfenbeinhändchen der Gräfin, begleitet von einem verschämten, verheißenden Blick, versetzte Arnold in eine süße, aber seltsame Stimmung und machte ihn zum glücklichsten Menschen auf der weiten Gotteswelt. Er erzählte ihr nun mit wenig Worten seinen ganzen Lebenslauf, worin die Historie mit seinem Stocke ihm das einzig Merkwürdige schien; seine gegenwärtige Glückseligkeit im Feenschloß der schönen Gräfin und im Glanze ihrer stillen, bezaubernden Mondscheinsaugen war gleichsam der Brennpunkt, in welchem alle Himmelsstrahlen seines ganzen Daseyns sich sammelten und wiederum sein ganzes Wesen durchglühten.

Der liebestrunkene Arnold lustwandelte mit der Gräfin vom Schlosse aus nach dem Garten und dem Lustwäldchen, wo es ihm vorkam, wie in einer wohlbekannten, wunderreichen Landschaft, die er als Kind einmal gesehen hatte, wo ein Ritter mit seiner Dame einsam auf einem waldgrünen Fußsteig spazierten, während das alte gothische Ritterschloß sich in dem stillen klaren See abspiegelte und ein wild brausender Strom sich von den Felsen herabstürzte und schäumend zwischen moosbedeckten Klippen hindurcharbeitete, bis er sich im dunkeln Hintergrunde verlor. Oftmals hatte er sich gewünscht, an der Stelle des liebenden Paares mitten in dieser herrlichen Landschaft zu wandeln, anstatt gleich Adam nach dem Falle als Zuschauer außerhalb des Paradieses zu stehen und alle seine Herrlichkeiten nur aus der Ferne zu sehen.

Jetzt war es ihm, als wenn sein Wunsch erfüllt sey; er selbst, der glückliche Wanderer, schritt an der Seite der schönen Ritterdame; das Bild war nicht länger ein gemaltes Kunstwerk, sondern eine wundervoll lebende Natur. Aus Wald und Garten ging er endlich mit der schönen Gräfin in's Schloß zurück und besah die Bildergallerie, wo ihm die herrlichsten und wunderbarsten Schöpfungen der berühmtesten Meister entgegen traten und ihn entzückten. Aber nichts von Allem, was er hier sah, bezauberte ihn so sehr, als das Antlitz der schönen Gräfin, das alle Abbildungen von weiblicher Schönheit weit übertraf, selbst die schönsten, und ein Leben und eine Begeisterung über das Schöne und Herrliche ergoß, welche gleichsam Arnold entzündeten und sein Auge öffneten für Dinge, von denen er sich niemals hatte träumen lassen. Am längsten verweilte er bei

gewissen seltsamen Bildern, in welchen sich eine übernatürliche, wundervolle Phantasiewelt, wild und barock, mit dem wirklichen, spießbürgerlichen Alltagsleben vereinigte und in diesem sonderbaren Kontrast die höchsten Ideen in einem verwirrten Gemisch von Schönheit und Caricatur darstellen zu wollen schien. — Die Gräfin begleitete ihn hierauf in die Bibliothek und verließ ihn hier mit der Bitte, sich eine Zeitlang allein unterhalten zu wollen. Zum Studiren fühlte sich Arnold in diesem Augenblicke nicht aufgelegt; aber jedes Wort, welches die Gräfin zu ihm gesprochen, klang ihm noch lebendig durch's Ohr, mancher holde Blick, der ihm entgangen war, trat freundlich in seine Erinnerung zurück, entflammte sein Gefühl und steigerte seine Hoffnungen.

Uebrigens begann er einstweilen mancherlei Bücher und Handschriften zu durchblättern, ohne sich eines Wortes von Demjenigen, was er las, bewußt zu werden. Das Einzige, was er mit Bewußtseyn sah und betrachtete, waren die treuherzigen Holzschnitte in den alten Büchern und die glänzenden Vignetten der Handschriften. Endlich fiel ihm ein Buch in die Hand, das durch den neuen Einband und seinen neumodischen Schnitt auffallend von allen anderen abstach. Es war „der goldene Topf" von Hoffmann. Je länger er darin las, desto aufmerksamer wurde er; es war ihm zuletzt, als ob er ein Stück seines eigenen Lebens hier lese. Wie hängt das zusammen? dachte er; Du bist doch wohl nicht selber der Student Anselmus? Du solltest doch wohl nicht selber „ein Phantasiestück in Callot's Manier" seyn .... Weiter kam er jedoch in seinem sonderbaren Gedankengange nicht, weil die Gräfin auf's neue zu ihm eintrat und er bei ihrem Anblicke sogleich Alles wieder vergaß, was er soeben gelesen hatte und was ihn fast zu einem Zweifel an seiner Originalität als ein lebendiger Mensch brachte. — Bin ich wohl ein Phantasiestück in Callot's Manier, meine Gnädige? hätte er fast gefragt, aber er bedachte sich doch noch und schwieg. Es ist genug, dachte er, ich habe mich schon einmal blamirt, als ich meine schöne Gräfin für einen Stockknopf gehalten; wie kann man doch nur solche Grillen haben! Jetzt gönnte ihm die Schöne einige freundliche Worte und machte hiedurch diesen sonderbaren Selbstbetrachtungen ein Ende. Arnold war wieder der glücklichste Mensch von der Welt, und die Stunden flogen ihm wie Augenblicke in fröhlichster Begeisterung dahin, weil ihn die ahnungsvollen Freuden der ersten Liebe durchzuckten.

Auf diese Weise vergingen Arnold drei Tage wie ein schöner, aber flüchtiger Sommernachtstraum. Am Morgen des vierten Tages hörte er indeß mit Schrecken, die Gräfin sey erkrankt und habe den Dienern strenge verboten, jemand zu ihr einzulassen. Der verliebte Arnold wurde natürlich über diese Botschaft sehr bestürzt, zugleich dämmerte ein leiser Argwohn in seiner Seele auf und er gedachte der Geschichte der schönen Melusine, welche bekanntlich zu gewissen Zeiten in eine Schlange verwandelt wurde und sich einschloß, wenn diese Zeit herankam. Die Befürchtung vor etwas Aehnlichem in diesem Falle, wo ihn Alles so wunderbar berührte als wäre er in einem Zauberschlosse, lag nahe und versetzte ihn in einen so verwirrten Zustand, daß er alle Höflichkeitsformen beiseite legte und vergaß, daß er selbst hier nur ein Gast war. Mit Gewalt stieß er die Diener zur Seite und drang geradezu in das geheime Gemach der Gräfin ein. Ach, da lag sie in dem dunkeln Zimmer, schwach bestrahlt von dem wundersamen Dämmerlicht einer Mondscheinslampe. Sie war bleich und weiß wie ein Marmorbild und ruhte mit der Brust auf dem linken Arm, während sie den rechten Zeigefinger erhob und mit räthselhaftem Lächeln sagte: „Arnold, Arnold! Wer bist Du und wer bin ich?"

„Was sehe ich? meine Sphynx?" rief Arnold und starrte sie verwirrt an; „Du gibst mir ein Räthsel auf, das ich nicht lösen kann!"

— „Arnold, Arnold!" fuhr die Gräfin ängstlich fort; „kannst Du mein Räthsel einst lösen, so muß ich vor Deinen Augen vergehen .... und doch muß ich fragen: Wer bist Du? Wer bin ich?"

Da war es, als ob ein jäher Schreck Arnold allen Witz und Verstand raubte. Das Zimmer drehte sich mit ihm, und wohin er sich wandte, sah er nur die schöne, bleiche Sphynx, welche fragte: „Wer bist Du? Wer bin ich? — Wer bist Du? Wer bin ich?"

„Ich weiß es ja nicht!" rief er und lief ohne Bewußtseyn zum Schlosse hinaus. Ueberall verfolgte ihn die Erscheinung; als er aber endlich wieder zum Bewußtseyn kam, stand er auf dem Felde gerade außerhalb Hamburg, mit dem Stock in der Hand, die Augen starr auf den Knopf gerichtet, und schien Alles nur im Traume erlebt zu haben.

— „Wie der Stockknopf doch meine Phantasie aufgeregt hat!" sagte er und blickte auf seine Uhr; „es ist nur eine Stunde her, daß ich aus Hamburg herausging und mir diesen merkwürdigen Spazierstock von dem alten Weibe gekauft habe. Oder solltest Du wirklich vorhanden seyn, schöne Sphynx? — Gräfin Cordula! .... träumte mir nicht, daß das ihr Name war? Ich will mich doch bei verständigen Leuten befragen, ob es eine solche Dame in der Welt gibt."

Er fragte nun einen Jeden, der ihm begegnete, nach der Gräfin Cordula und ihrem Lustschlosse. Allein Niemand hatte jemals diesen Namen gehört und Keiner wußte von dem herrlichen Lustschloß zu sagen, das er beschrieb; das Entzücken, mit welchem er sich darüber aussprach, brachte vielmehr oft die ruhigsten und vernünftigsten Leute zum Lachen, so daß sie ihn als einen Phantasten betrachteten, dem es im Kopfe rappelte. Ich habe ohne Zweifel nur geträumt; ich mache mich nur lächerlich, wenn ich davon rede, dachte Arnold und wanderte fürbaß, im Stillen besorgt um seinen guten Namen. Aber wer bin ich denn? fuhr er fort; das ist ja das Räthsel, welches meine schöne Sphynx mir im Traume aufgab. Ein Kind der Liebe bin ich allerdings, von Vater und Mutter verlassen, bevor ich meinen Namen wußte. Ich kann die ganze Welt fragen: Wer bin ich? und Niemand wird mir's sagen können. Vielleicht bin ich ein Fürstensohn — vielleicht bin ich der verwandelte Prinz eines Märchens und es gehört nur ein Wort dazu, um den Zauber zu lösen, und mir eine schöne Prinzessin zur Braut und ein Königreich zum Erbtheil zu geben. Doch gleichviel, was ich dem Fleische nach bin; wüßte ich nur, was ich dem Geiste nach bin! Bin ich vielleicht ein Dichter oder bin ich das nur im Traume einmal gewesen? Die Phantasie beherrscht mich genug und ich benehme mich so toll bei Allem, was ich mir vornehme, daß ich fast glauben sollte, ich sey wirklich ein Dichter. Hierüber muß

ich durch eine Probe in's Klare kommen; ich will sehen, ob ich ein Gedicht oder ein Märchen schreiben kann. Es soll das Märchen meines eigenen Lebens seyn und von diesem Stöckchen soll es handeln, oder vielmehr von meiner schönen Sphynx, von der Gräfin Cordula und ihrem Zauberschlosse und von mir selbst und wer ich bin .... Ja, wer ich bin, und wer Du bist, schöne Unbegreifliche! das ist eben der Knoten, den ich nicht lösen kann; kann ich ihn aber einmal lösen, so mußt Du vor meinen Augen vergehen, Du schönes Traumgebilde, und ohne Dich kann ich ja auch nicht leben. —

Auf diese Weise raisonnirte er nun fort, bis er zur nächsten Stadt kam. Hier miethete er sich ein einsames, stilles Dachkämmerchen und begann an seinem Märchen zu arbeiten. Aber je länger er schrieb, desto mehr erschien ihm Alles wirklich und wahr zu seyn, was er auf's Papier warf und anfangs selbst für ein Gedicht gehalten hatte. Um nun seinen Verstand nicht ganz und gar zu verlieren, mußte er häufig abbrechen und in die freie Luft hinaus eilen, um durch den Anblick der wirklichen Welt aus seinem Traumland herausgerissen zu werden, weil dieses durch seinen Zauber ihm seine geistige Freiheit raubte und ihn in einen Strom seltsamer Gefühle und Vorstellungen hinein warf. Aber wer bin ich denn? Diese Frage konnte er sich nie beantworten. Da sein eigenes Wesen so der Gegenstand seiner träumerischen Forschung wurde, erschrak er oft sehr über sich selbst; denn sein Wesen erschien ihm wie ein doppeltes, welches aus ihm heraus treten und sich ihm in einem sichtbaren Bilde offenbaren könnte. Er erinnerte sich an das, was er früher gehört und als ungereimten Aberglauben verlacht hatte, daß es nämlich Doppelgänger gäbe, welche zu gleicher Zeit an verschiedenen Stellen gesehen würden, ja die sich oft selber sähen, was stets ein Vorzeichen des nahen Todes sey. Wenn er dann nach solchen Gedanken nach Hause kam, scheute er sich beinahe seine Dachkammer zu betreten, aus Furcht, sich selber am Schreibtische zu sehen, wie er an der Fortsetzung seines Märchens arbeite. Allein sobald er sich dessen bewußt wurde, schämte er sich über sich selber und lachte oft aus vollem Halse über solche Ideen.

Der Hauswirth hörte häufig, daß in dem Dachstübchen laut geredet und gelacht wurde, ohne daß Jemand bei Arnold war, und wußte anfangs nicht, was er davon denken sollte; als er aber bei einer kleinen Haussuchung Arnold's Papiere durchblättert und gefunden hatte, daß er wohl ein Dichterling oder etwas Aehnliches sey, so fand er nichts Auffallendes mehr in dem Gebahren seines Miethsmanns, denn diese Sorte von Leuten, meinte er, haben immer einen Sparren zu viel.

Eines Morgens — es war am St. Johannistage — stand Arnold in seinem Stübchen und sann über sein Märchen nach. Es war ein herrliches Sommerwetter und er sah viele Herren und Damen im schönsten Putze zum Thor hinaus wandern, um sich an dem Gesundbrunnen in dem naheliegenden Lustwäldchen zu amüsiren. Er sah die jungen Herren von Adel und die reichen Kaufmannssöhne ihre munteren Pferde tummeln und die Damen grüßen, die in stattlichen Wienerwagen vorüberfuhren, während er sich im Stillen kränkte, daß er nicht reich genug sey, um ebenfalls einen schmucken Reiter abgeben zu können. Es dünkte ihm so herrlich, an einer Schönheit nach der anderen vorüber zu kommen und sie zu grüßen, und dann vielleicht noch angenehmeren Begegnungen entgegenzueilen. So oft ich einen Wagen mit schönen Damen in der Ferne sähe, dachte er bei sich selbst, würde ich meinem Pferde die Sporen geben, und denken: vielleicht ist sie unter ihnen! und wenn sie es dann wirklich wäre, die Gräfin Cordula .... aber, halt! das Alles ist ja nur ein Traum, ein Märchen! Indeß wer kann wissen, wo Einem das Glück blüht, dachte er weiter; kann ich nicht reiten, so kann ich doch zu Fuße gehen. Darum nahm er Hut und Stock und ging auch zum Thor hinaus. Allein die Sehnsucht nach einem Reitpferd konnte er gar nicht aus seiner Seele verbannen und er dachte bei sich selbst: Wenn man noch ein Kind wäre, so könnte man nach Belieben auf dem ersten besten Stocke reiten und hätte ebenso viel Vergnügen davon, wie später auf dem schönsten Pferde in der Welt; wenn man übrigens nur selbst zu Pferde zu sitzen wähnt, so reitet man ja wirklich, wenn auch die ganze prosaische Welt darauf schwört, man gehe zu Fuße.

Er vertiefte sich so sehr in diesen Gedanken, daß er zuletzt, ohne es selber zu merken, auf seinem Stocke den Weg entlang ritt. Da aber das Gelächter der Vorübergehenden ihn auf sein kindisches Vornehmen aufmerksam machte, wurde er ganz beschämt und wollte wieder wie bisher seinen Stock in die Hand nehmen, aber er merkte sogleich zu seiner großen Verwunderung, daß er in ein lebendiges Pferdeohr griff und wirklich auf einem schönen, schneeweißen Pferde ritt, welches fast mit ihm davon flog. Nun lachte er selbst über seinen vorigen Wahn, als ob er auf seinem Stocke ritte; woher er aber das schöne Pferd bekommen, das war ihm unbegreiflich. Gleichviel! dachte er zuletzt, nachdem er sich vergebens darüber den Kopf zerbrochen hatte; — jetzt reite ich doch, wie es mein Wunsch war. Ich will mir das Vergnügen jetzt nicht durch Grübeleien verderben über das Wo? Wie? und Wohin? — ab esse ad posse valet consequentia. — Hopp! — Und fort ging's nun im sausenden Galopp, daß ihm der Staub um die Ohren flog. Er ritt an mancher schönen Dame vorüber, die er vorher gesehen hatte, und grüßte sie mit dem vollendetsten Anstand. Er grüßte auch seinen Hauswirth, der mit etlichen anderen Spießbürgern langsam nach einem Wirthshause wanderte und sich nicht genugsam wundern konnte, daß der arme Poet plötzlich so vornehm auftreten konnte, wie der reichste Mann der Stadt. Jetzt erblickte Arnold in der Ferne einen herrlichen, vergoldeten Wagen, fast wie ein römischer Triumphwagen, worin eine Dame ganz allein saß. Ha, wenn das die schöne Gräfin Cordula wäre! dachte er und gab dem Pferde die Sporen. Je näher er dem Wagen kam, desto gewisser wurde er, daß es nur s i e seyn könne, und als er sich endlich zur Seite des Wagens befand, sah er zu seinem großen Entzücken, daß er sich nicht trog: sie saß wirklich im Wagen und grüßte ihn mit ihrem bezaubernden Lächeln, während er sein Pferd parirte und vor der Schönen seinen Hut abzog.

„Sehe ich Sie endlich wieder, wunderlicher Mensch!" fragte die Gräfin. „Halten Sie mich noch immer für eine verzauberte Melusine oder eine Marmorsphynx, oder wohl gar für einen Stockknopf von Elfenbein?"

— „Ach nein, schöne Gräfin!" sagte Arnold. — „Aber warum redeten Sie jüngst in solchen Räthseln? Warum empfingen Sie mich gerade in jener sonderbaren Stellung, die mir den

Verstand vollständig verwirrt hat, weil sie Ihr schönes Bild zum tiefsten und einzigen Gedanken meiner Seele machte? Seit ich Sie gesehen, weiß ich nicht, ob ich wache oder träume; die natürlichsten Dinge in der Welt erscheinen mir jetzt oft übernatürlich und unbegreiflich. Sollten Sie es wohl glauben, schöne Gräfin, daß ich vor einem Augenblick nahe daran war, zu glauben, ich ritte auf meinem Spazierstock? Mir war, als ob die Leute mich auslachten, und ich wollte nun wirklich mein Reitpferd in die Hand nehmen, wie einen Spazierstock, wäre aber über die Tollheit bald in den Sand gefallen. Ich habe sogar in einem thörichten Wahne Sie selbst, meine Gnädige, und meinen letzten Aufenthalt auf Ihrem Schlosse für einen Traum oder ein Märchen gehalten. Ja, sogar noch jetzt, wo Ihre holde Gegenwart mich von meinem Glücke überzeugt, will mich eine geheime Furcht beunruhigen, als ob auch dieß nur eine Art Traum sey."

„Glauben Sie doch Ihren eigenen Augen!" sagte die Gräfin; „Ihr Hang, über Alles zu grübeln, kann Sie ja zuletzt dahin bringen, daß Sie an Ihrem eigenen Daseyn zweifeln. Entschlagen Sie sich aller Grübeleien und seyen Sie fröhlich; siehe, da sind wir ja schon im Walde."

Der Wagen hielt jetzt an. Arnold sprang galant von seinem Pferde und half der Gräfin aussteigen.

„Bringe Pferde und Wagen auf's Schloß!" befahl sie ihrem kleinen Kutscher, dessen Arnold nun erst gewahr wurde, und in welchem er mit Verwunderung den schönen, phantastisch gekleideten Knaben wieder erkannte, den er zu Hamburg auf der Gasse gesehen hatte, als er sich seinen Spazierstock kaufte. Er erhielt indeß nicht Zeit, seine Verwunderung darüber zu äußern; denn die Gräfin nahm vertraulich seinen Arm und flüsterte mit ihrer süßen Stimme: „Sie werden mich doch hoffentlich auf mein Schloß begleiten und länger bei mir bleiben, als letztmals?"

— „Ja, ewig!" sagte Arnold und drückte die kleine Elfenbeinhand an seine Lippen; und kaum waren sie an einer einsamen, stillen Stelle des Waldes angelangt, so warf er sich liebestrunken und begeistert der Schönen zu Füßen und stammelte mit glühenden Lippen und klopfendem Herzen die heißeste und innigste Liebeserklärung hervor. Erröthend schlang die Schöne ihre herrlichen Arme um ihn, hob ihn auf, und lispelte nach einem bedeutungsvollen Schweigen, mit einem ernsten, prüfenden Blick:

„Wenn Du mich wirklich so sehr liebst, wie Du sagst, warum denkst Du denn so viel darüber nach, was wir der äußeren Welt gegenüber sind? Wir selber wissen ja, was wir einander sind, so daß die Welt außer uns uns eigentlich gar nicht kümmert!"

— „Du hast Recht!" erwiderte Arnold entzückt und zog die wunderbare Schöne in seine Arme; „nun soll Nichts in der Welt uns mehr trennen!"

„Denke auch nicht mehr an meine jüngsten Fragen!" fuhr sie fort; „ich mußte Deine Liebe auf eine Probe setzen. Diese bestand allerdings die Prüfung nicht: Du zweifeltest an mir, weil Du mich nicht verstandest; Du vertiefest Dich in Dich selber und wolltest sehen, bevor Du glaubtest. Falls Du mich nun nicht auf ewig verlieren willst und Dich selbst zugleich mit mir, so folge in Zukunft allein nur Deinem Herzen und zerstöre Deine Glückseligkeit nicht muthwillig, um zu sehen, worin oder woraus sie besteht."

— „Sage mir nur Eins, süße Cordula! wer war der schöne Knabe, der die Pferde Deines Wagens führte? Er sah ja aus wie ein kleiner Liebesgott, der das Gespann von Cypria's Triumphwagen führt. Ich irre mich nicht, so habe ich ihn schon früher gesehen."

„Es war mein Page, der kleine Floristan," sagte Cordula. „Ich liebe den Knaben wie einen Bruder. Du selbst wirst den kleinen Tausendkünstler lieben lernen, wenn Du ihn erst näher kennst. Morgen soll er mir Dein Bild malen," fügte sie mit einem Seufzer hinzu, „damit ich Dich wenigstens im Bilde habe, wenn Du wieder einmal an mir zweifeln und mich verlassen solltest."

* * *

Es war jetzt Abend geworden. Der Mond blinkte durch die Bäume und Büsche und schien das Antlitz der schönen Cordula zu verklären, als sie mit lieblichem, wehmüthigem Lächeln leicht an Arnold's Seite durch den Wald dahinschwebte.

„Möge der Himmel uns vereinigen!" flüsterte Arnold, „dann soll kein Mensch uns trennen. Sahst Du den Stern vom Himmel fallen, schöne Cordula? Das bekräftigt meinen Wunsch!"

— „Es war keine Sternschnuppe, sondern eine Rakete aus meinem Schloßgarten," erwiderte die Gräfin. „Merkst Du denn nicht, wo wir sind? Sieh, das ganze Schloß ist illuminirt. Das ist Floristans Werk; er will uns, wie ich sehe, mit einem phantastischen Sommernachtsfeste überraschen."

Jetzt erst erblickte Arnold die glänzende Ritterburg, die wie ein Feenschloß durch den dunkeln Wald leuchtete. In der Luft flammten Tausende seltsamer Lichter und lange, tiefe Waldhorntöne erklangen wehmüthig und ahnungsvoll in der Ferne. Nach und nach verstummten diese klagenden Töne und eine fröhliche Musik von Schalmeien und Rohrflöten tönte den Liebenden entgegen. Unter Gesang und Tanz kam nun eine zahlreiche Schaar festlich geschmückter Jungfrauen und Jünglinge, mit Fackeln in den Händen, durch den Wald und streute Blumen auf den Weg des liebenden Paares. Es war ein schöner Anblick, die dunkeln Gestalten Fackeln schwingend, auf dem grünen Rasen tanzen zu sehen. Dieser Aufzug und die Musik übten eine solche Wirkung auf den verliebten Arnold aus, daß auch er eine Fackel ergriff, sie lustig in der Luft schwang, die Gräfin in seine Arme schloß und mit ihr unter der munteren Schaar im Walde tanzte. Als sie nun endlich in's Schloß kamen, war daselbst eine große Gesellschaft von lauter maskirten Personen, die in ihren sonderbaren Masken und Trachten im bunten Gemisch den Kommenden entgegeneilten und sie unter Trompetenklang freundlich begrüßten. In einer fröhlichen, obwohl seltsamen Stimmung taumelte Arnold mit der Gräfin am Arm in den großen gothischen Rittersaal und mitten in die vermummte, unbekannte Schaar hinein, und es war ihm, als wenn er gleichsam eine Scene des bekannten Schauspiels von Shakespeare erlebte. Mitten unter dem fröhlichen Tanze stand ihm Romeo's Scene in der Grabkapelle vor Augen, und er hatte Mühe genug, sich nicht einzubilden, daß er selber der liebende Romeo sey, und daß ein schreckliches Schicksal vermummt im Hintergrunde stehe und den glänzenden Rittersaal mit den munteren bunten Gestalten in ein dunkles Grabgewölbe zu verwandeln drohe, wo er im nächsten Augenblicke

allein neben dem Marmorgrabe seiner Geliebten stehe und den bittersüßen Todeskelch aus Liebe leere.

— „Nein, nein, nicht mehr auf diese Weise!“ schlug eine freundliche Stimme an sein Ohr. Der Tanz hielt inne und Cordula's liebliche Stimme weckte Arnold aus seinem tragischen Traume. Man verfügte sich jetzt in den Schloßgarten, um das Feuerwerk anzusehen, das sich vom Ufer einer kleinen, mitten in einem stillen, spiegelklaren See liegenden Insel wunderbar schön ausnahm. Was Arnold jedoch von Allem, was er hier sah, am meisten freute, war ein hohes, schönes Gebäude in Form eines prächtigen Hochaltars, besetzt mit einer unzähligen Menge Sterne in den schönsten Farben des Regenbogens und mit zwei hundertarmigen Leuchtern, in welchen die großen weißen Wachskerzen klar und stille in der ruhigen Abendluft brannten. Ein alter, ehrwürdiger Mann in einer geistlichen Ordenstracht kniete vor dem Altar und betete, und an seiner Seite stand ein schöner lächelnder Chorknabe mit einem goldenen Räucherfaß in den Händen. In den Zügen des letzern glaubte Arnold den kleinen Floristan zu erkennen, wenn auch sein Antlitz jünger und kindlicher aussah.

„Mache mich nun vollkommen glücklich!“ sagte Arnold und ergriff die schöne Hand der Gräfin Cordula. Mit liebevollem Lächeln reichte sie ihm die Hand und folgte ihm stille zum Altare. Unter dem Schein der Fackeln und dem festlichen Gesange kniete das schöne Brautpaar vor dem strahlenden Hochaltar. Allein in dem Augenblicke, als der Geistliche ihre Hände zusammenlegen und die entscheidenden Worte aussprechen wollte, da schien Arnold eine Stimme neben sich zu hören, welche sagte: „Arnold, Arnold! Wer bist Du? und wer ist Deine Braut?“ Er wandte schnell das Haupt und blickte seine Braut an; sie war bleich wie ein Elfenbeinbild, und in der Stellung, in welcher sie vor dem Altare lag, erschien sie ihm leibhaftig als eine geheimnißvolle Marmorsphynx.

„Nein, Du bist kein Mensch, Cordula!“ rief er erschrocken und sprang auf. In demselben Augenblick erloschen die Brautfackeln, der Hochaltar und die Braut verschwanden vor seinen Augen; er selbst verlor sein Bewußtseyn.

Endlich hörte er unter sich eine Stimme, die gleichgültig herauf rief: „Sie verloren Ihren Stock, mein Herr!“ Und nun sah er, daß er daheim unter dem Fenster seines Dachstübchens stand, den Hut auf dem Kopfe, im klaren Mondenschein, daß er seinen Stock aus dem Fenster hatte fallen lassen, was ein Vorübergehender bemerkte, der den Stock anshob und ihn durch das Hausmädchen hinauf bringen ließ.

„Bin ich heute außer dem Hause gewesen?“ fragte er das Mädchen, denn er versuchte vergebens seine Verwirrung zu verbergen.

— „Das muß der Herr selber ja am besten wissen!“ rief das Mädchen lachend. „Aber die Gelehrten haben so viele Dinge im Kopfe, dünkt mich, daß sie nicht immer wissen, wo sie selber sind. Der Hausherr sagte allerdings, er habe Sie heute Morgen zu Pferde auf dem Wege nach dem Walde gesehen, allein er muß sich getäuscht und einen Anderen für Sie gehalten haben; denn ich weiß ja, daß Sie kein Reitpferd haben; außerdem sind Sie ja auch den ganzen Tag im Hause mit Schreiben beschäftigt gewesen.“

„Glauben Sie, ich seye verrückt und wisse nicht, wo ich gewesen bin?“ rief Arnold beleidigt und entließ das Mädchen, welches mit schelmischem Lachen fortging, und sagte: „Na, wenn Ihr es selber wißt, warum fragt Ihr mich denn?“

„Das ist doch sonderbar!“ dachte Arnold; „bin ich denn an zwei Orten zu gleicher Zeit gewesen? Oder ist das Abenteuer mit meinem Ritt und der schönen Cordula, die ich auf dem Wege einholte und mit der ich später sogar zum Altar trat, nur ein Traum gewesen?“ Er zündete sich jetzt ein Licht an und trat an seinen Schreibtisch. Da sah er mit Verwunderung das ganze Abenteuer von seiner eigenen Hand beschrieben; auf der letzten Seite war die Tinte noch naß und er zweifelte nun nicht mehr daran, daß er selber Alles gedichtet und sich selbst so lebhaft in sein Märchen hineinversetzt habe, daß er zuletzt an dessen Wirklichkeit glaubte. „Oder hat mein anderes Ich dieß vielleicht geschrieben?“ fuhr er fort; „bin ich Einer oder Zwei? Und wenn ich Zwei bin, welcher ist alsdann mein wirkliches Ich? Oder bin ich vielleicht toll und habe nur einzelne lichte Augenblicke, in welchen meine ganze Glückseligkeit mir nur als Traum und Tand erscheint? Ach, schöne Cordula,“ seufzte er, „soll ich Dich denn niemals anders als im Traume sehen? oder wenn ich toll bin, so gebe Gott, daß ich nie aus meinem Traume erwache und nimmermehr meine Vernunft erlange!“

Unter solchen Gedanken legte unser Held sich endlich zur Ruhe und träumte die ganze Nacht hindurch von der schönen Cordula. Es kam ihm vor, als lustwandle er mit ihr im dunkeln Haine am See und sie weine und mache ihm Vorwürfe über seine Untreue und sein Mißtrauen. „Arnold, Arnold,“ schien sie zu seufzen; „sieh, jetzt bin ich das geworden, was Du wolltest .... ein Traumbild, ein seltsames Geschöpf der menschlichen Einbildung, welches nun bleich und versteinert im fremden Lande liegt und fragt: Wer bist Du? und wer bin ich?“ — Da dünkte es ihm, als seyen sie beide in Egypten. Er sah die großen Pyramiden und Obelisken, und stierte die räthselhaften Hieroglyphen verwundert an; endlich erblickte er auch eine große Sphynx aus Marmor .... seine Cordula; darauf erwachte er.

Als er die Augen aufschlug, stand ein junger Mensch an seinem Bette, in welchem er den Pagen Floristan unfehlbar wieder zu erkennen glaubte.

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ hub der fremde Jüngling an, „daß ich Sie schon so früh belästige. Meine Herrin, die Prinzessin Goldini, trägt mir auf, Sie um Erlaubniß zu bitten, daß ich Sie malen darf! ....“

— „Sie wollen wohl Gräfin Cordula sagen,“ fiel ihm Arnold in die Rede, hielt aber doch sogleich in seinen Worten inne und rieb sich die Augen, um sich zu überzeugen, daß er nicht abermals träume.

„Ich bin der Page der Prinzessin,“ sagte der Jüngling.

— „Allerdings,“ stammelte Arnold; „ich kenne Sie gut .... ich kenne Sie eigentlich nicht, wollt' ich sagen. Nichts für ungut!“ fuhr er fort, „aber ich bin noch nicht recht wach, wie Sie sehen. — Wer ist die Gräfin oder vielmehr die Prinzessin, von welcher Sie reden?“

„Eine Dame, die sich sehr für Sie interessirt und Ihnen vielleicht wichtige Aufklärung über Ihre Geburt und Herkunft,

wenn Sie erlauben, verschaffen kann," sagte der Page und entwarf mit seinem Bleistift schon einige Züge in seinem Skizzenbuch.

— „Wäre es nicht schicklich, mich persönlich der Gräfin vorzustellen?" fragte Arnold schnell und machte Miene aufzustehen, genirte sich indeß doch vor dem Fremden. „Ich möchte gerne die edelmüthige Dame kennen lernen, die so viel Antheil an meinem Schicksal nimmt; vielleicht könnte eine persönliche Zusammenkunft auch das Eine und Andere von gestern aufklären, — über meine Kindheit, wollte ich sagen; denn es ist ja über meine Geburt und Herkunft, worüber die Gräfin mir Aufklärung geben will, nicht wahr?"

„Ganz richtig, mein Herr, aber incognito, und deßhalb wünscht die Prinzessin Sie jetzt nicht in Person zu sehen, sondern nur Ihre Gestalt und Ihr leibhaftiges Bildniß zu haben."

— „Wirklich? ist's möglich?" fiel Arnold ihm unruhig in's Wort; „mein leibhaftiges Bild, mein anderes Ich will sie sehen? Jenun, dieß treffen Sie vielleicht am besten, wenn ich ausgegangen bin; — verstehen Sie mich recht, mein Herr, ich meine nur, daß ich mir selbst am besten gleiche, und wenn Sie mich haben, so haben Sie auch mein leibhaftiges Bild. Ich wünsche das nicht von meiner Person getrennt zu sehen — oder mit anderen Worten, mein Herr, ich wünsche nicht mich selbst zu sehen, geschehe es auf welche Weise es wolle .... ich meine natürlich mit dem Pinsel. Ich habe allen Respekt vor der Kunst; aber ich habe so meine Ursachen dazu .... es ist eine Grille, die Sie mir zu Gute halten müssen; ich meine nämlich, daß man Unglück genug mit sich selber haben kann, als Subjekt sowohl wie als Objekt, im Wachen wie im Traume, denn das sind schon zweierlei Wesen und ein zwiefaches Daseyn; würde man nun noch gemalt, so wären das drei. Sie werden hoffentlich verstehen, was ich damit sagen will, und mich nicht für einen Phantasten oder Schwärmer halten; aber ich möchte mich nicht gerne malen lassen."

„Sie sind schon so gut als gemalt," sagte der fremde Jüngling, der inzwischen Arnold genau betrachtet und gezeichnet hatte; „den Grundriß habe ich, und mehr bedarf ich nicht. Ich bin Ihnen sehr verbunden, mein Herr. Leben Sie wohl!"

Damit war er aus der Thür, und bevor Arnold einige Kleider angezogen hatte, um ihn zurückzurufen, schon verschwunden, so daß keine Spur mehr von ihm zu sehen war. Das war wieder ein sonderbarer Fall, dachte Arnold; das muß ich doch auch meinem Märchen hinzufügen.

Kaum hatte er sich an seinen Schreibtisch gesetzt, so kam sein Hauswirth und war gegen seine Gewohnheit so höflich und ehrerbietig, daß er fast nicht mehr zu wissen schien, mit welchen Ehrentiteln er seinen Miethsmann in der Dachstube überschütten sollte, und ihn abwechselnd Excellenz und Hoheit nannte.

„Plagt Sie denn der Teufel, Herr Wirth?" rief Arnold verwundert. „Hat Ihnen diese Nacht vielleicht geträumt, daß ich ein verzauberter Prinz sey und nur darauf warte, aus meiner Verhüllung zu kriechen, um die Prinzessin und ihr halbes Reich zu gewinnen? Sie kommen zu früh, Herr Wirth, so weit bin ich in meinem Märchen noch nicht gekommen."

— „Eure Hoheit belieben zu scherzen," erwiderte der Wirth mit einer Verbeugung; „Sie kennen vielleicht noch gar nicht das große Glück, welches Ihnen neulich widerfahren ist, und wissen nicht, daß Sie des Fürsten natürlicher Sohn — oder vielleicht ein unnatürlicher — sind .... aus einer heimlichen Ehe, meine ich ...."

„Wenn das der Fall ist, so ist's wohl nicht erst neulich geschehen," sagte Arnold lachend, „sondern wird vermuthlich von meiner Geburt an der Fall gewesen seyn."

— „Ohne Zweifel, Hoheit! Aber niemand hat das früher als heute gewußt," versetzte der demüthige Wirth; „ich schäme mich ordentlich, daß ich es nicht früher an Ihrem fürstlichen Blick und majestätischen Aussehen, an Ihrem ganzen königlich-kaiserlichen Anstand und Wesen gemerkt, sowie daß ich Ihnen nicht den besten Salon meines Hauses, anstatt dieser Dachstube, eingeräumt habe."

„Machen Sie sich darüber keine Skrupel, Herr Wirth!" rief Arnold. „Wäre ich auch ein kaiserlicher Bastard, so ist die Ehre nicht so groß und meine Hoheit könnte sich wohl mit einer Dachstube begnügen. Allein darf ich Sie fragen, woher dieses dumme Gerede kommt?"

— „Nehmen Sie mir's nicht übel, Hoheit; aber es ist die Wahrheit, die reine, wahre Wahrheit, und das weiß auch schon die ganze Stadt. Und sah ich Sie nicht selber gestern auf dem Leibpferd des Fürsten reiten, das sonst niemand als er allein besteigen darf, und wer konnte die künftige Fürstin, des regierenden Fürsten leibliche Brudertochter, die schöne Prinzessin Goldini, so vertraulich zu grüßen wagen, als ein Prinz von Geblüte?"

„Sie irren sich, Herr Wirth! Ritt ich gestern auf Etwas, so war das wohl nur auf meinem Stock, und redete ich mit Jemand, so war das gewiß mit meinem Stockknopf oder meiner Sphynx, oder im höchsten Fall mit meiner Gräfin."

— „Eure Hoheit belieben fortwährend zu scherzen," sagte der Wirth. „Ich merke, daß Sie hier incognito seyn wollen; aber Sie haben blos zu befehlen, und ich stehe Ihnen ganz unterthänigst zu Diensten, mit Haus und Hof, Gut und Blut, Weib und Kind und Allem, was Ihnen lieb ist!" — Hiemit ging der Wirth rückwärts, unter steten Verbeugungen, zur Thür hinaus und fiel aus lauter Unterthänigkeit die ganze Treppe hinunter.

Kommt jetzt die Reihe, toll zu werden, an Andere? dachte Arnold; oder sollte wirklich Etwas an dem Gerede wahr seyn? Man hat früher schon dergleichen erlebt, auch habe ich immer die Ahnung gehabt, daß einmal etwas Großes aus mir würde; aber auf diese Art habe ich es mir allerdings nicht gedacht. Besser wäre es indeß unstreitig, wenn ich selber etwas Tüchtiges seyn und leisten könnte, anstatt blos vor der Welt glänzend zu erscheinen, wie es jetzt den Anschein hat. Ich glaube, ich entziehe mich dieser unechten Ehre; der natürliche Sohn eines Fürsten oder eine heimliche Hoheit zu seyn, was für Herrlichkeit ist denn dabei? Könnte ich nur die schöne Cordula wieder finden, so würde ich gerne einen Strich durch die Hoheit machen und ewig mit der Glückseligkeit allein zufrieden seyn. O, wäre sie doch in Wirklichkeit vorhanden! Es geht mir jetzt gerade wie Pygmalion: ich habe mich sterblich in ein Werk meiner eigenen Erfindung verliebt. Leider aber gibt es keine solchen mitleidigen Götter mehr, wie ehemals, die meiner Liebe wegen todte Bilder lebendig machen. Und wenn es sogar möglich wäre

und geschähe, würde ich es denn auch glauben? Würde ich es nicht auch für einen Traum, für eine Ausgeburt meiner eigenen erhitzten Einbildungskraft halten? Nein, mit uns Verstandesmenschen ist nichts anzufangen; könnten wir gleich Elias lebendig gen Himmel fahren, wir würden es für ein Spiel der Phantasie halten, und könnten unsers Unglaubens wegen niemals selig werden!

Jetzt pochte es an die Thür; ein Unbekannter trat ein, überreichte Arnold einen Brief und ging wieder fort. Er öffnete den Brief und las: „Fliehe, Arnold, fliehe! in einer Stunde ist es zu spät!"

Welche Warnung! dachte er verwundert. Wer verfolgt mich und wer warnt mich? Mir ist Alles unbegreiflich. Warum fliehen, wenn man nicht weiß, weßhalb? Ich bleibe und will sehen, wie es abläuft. Es wird vermuthlich auch zu meinem Abenteuer gehören! Und er setzte sich wieder an seinen Schreibtisch.

Eine Stunde war kaum verflossen, als die Thür aufgerissen wurde und ein Offizier mit blankem Säbel zu ihm eintrat, welcher eine Kabinetsordre vorzeigte, in welcher Arnold befohlen wurde, auf der Stelle zu gehorchen. Unter solchen Umständen nützten keine Einwendungen. Er mußte sogleich mit fort und hatte kaum so viel Zeit, seine Papiere in die Tasche zu stecken. Vor der Thüre hielt ein geschlossener Wagen, und einen Augenblick später war er zum Thor der Stadt hinaus. Da saß unser Held nun in einer Ecke des Wagens und überdachte sein wunderbares Schicksal. „Vielleicht hat mein Wirth doch Recht gehabt," murmelte er vor sich hin; „nur mit einer fürstlichen Person macht man solche Umstände! Am Ende fürchtet man in mir sogar einen Kronprätendenten, und in diesem Fall thut man ohne Zweifel klug, mich einzusperren und unschädlich zu machen; denn gutwillig gebe ich meine Ansprüche doch nicht auf!" Nun fuhr plötzlich ein solch heroischer Geist in ihn, daß es ihm ein Leichtes schien, sich jeden Augenblick in Freiheit zu setzen, wenn er das wollte. Schon machte er Miene dazu, den Offizier zu entwaffnen, welcher mit gezogenem Säbel ihm gegenüber saß; allein als dieser die Absicht des Gefangenen merkte, schlug er den Fenstervorhang zurück und Arnold sah nun, daß der Wagen von Dragonern umringt und somit jeder Widerstand seinerseits vergeblich war.

„Sagen Sie mir nur Eins, mein Herr," wandte er sich jetzt zu seinem Wächter, „für wen hält man mich und was will man mit mir?"

— „Man hält Sie," erwiderte der Offizier, „für einen Abenteurer, der auf Grund einer zufälligen Aehnlichkeit mit einer fürstlichen Person sich für diese auszugeben und hier im Lande eine wichtige Rolle zu spielen sucht. Deßhalb bringe ich Sie, mein Herr, in eine öde Gränzfestung. Sind Sie wirklich die Person, für welche einzelne Schwärmer Sie halten, so gehören Sie gerade dorthin; denn dort gab der hochselige alte Herr seinen unruhigen Geist auf, und dort sollen Sie als sein getreues Ebenbild die Erlaubniß haben, Ihr ganzes Leben hindurch umher zu spuken. Dort können Sie auch ohne Gefahr für das Land Ihr Abenteuer fortsetzen und demselben ein so glänzendes Ende geben, als Sie nur wollen — d. h. auf dem Papier."

„Wer hat Ihnen gesagt, daß ich an einem Abenteuer oder Märchen schreibe?" rief Arnold; „und wer gibt Ihnen das Recht, den Helden meines Gedichts für eine wirkliche Person zu halten und überdieß gar noch für mich selbst?"

— „Sie sind es ja selber," erwiderte der Offizier kalt, „und Sie halten sich doch wohl für eine wirkliche Person?"

„Allerdings, und insoweit haben Sie Recht, mein Herr; aber zum Teufel, es ist dennoch nur ein bloses Märchen."

— „Nun, gut denn, so paßt ja das Eine zum Andern, oder scheint Ihnen diese Reise nicht schon abenteuerlich genug?"

„Freilich! ich habe mich über nichts zu beklagen. Ich merke, daß alle Menschen jetzt toll geworden sind, ich selbst vielleicht mit. Ich habe mich stets beschwert, es sey zu viel Verstand in der Welt und dieß der Tod der Poesie; nun habe ich es endlich, wie ich es haben wollte, und wenn nun nicht ein tüchtiger Dichter aus mir wird, ist es meine eigene Schuld."

Nachdem Arnold Nacht und Tag ohne Aufhören gefahren war, hielt der Wagen endlich stille, und er sah sich in eine öde, wilde Gegend geführt, rings umher von Nebel und nackten Klippen umgeben. Innerhalb der Klippen ragte ein alter Kerkerthurm hervor, der auf allen Seiten von einer steilen Klippenmauer und tiefen, unübersteiglichen Gräben umgeben war. Soll ich hier auf Lebenszeit eingesperrt werden? dachte Arnold, und ein Schauder rieselte ihm durch die Glieder; allein er schwieg und fügte sich in die Nothwendigkeit.

Man führte ihn über eine Zugbrücke und durch drei eiserne Thore. Als das letzte Thor hinter ihm verschlossen wurde, fiel auf der anderen Seite ein Schuß, und gleich darauf hörte er den Wagen fortrollen. Er sah sich nun allein in einem engen, finstern Vorhof, dem schrecklichen Thurm gerade gegenüber, aus welchem ein alter, graubärtiger Mann, in der einen Hand eine Laterne, in der anderen eine schußfertige Pistole, ihm langsam entgegen kam.

„Sollst Du auch diesen Weg?" fragte der Greis und erhob seinen bewaffneten Arm, drehte aber zugleich die Laterne so um, daß das Licht Arnold gerade in's Gesicht fiel. In demselben Augenblick entfiel dem Alten die Pistole, die im Fallen losging, er selbst lag wortlos auf seinen Knieen, und zitterte vor Arnold wie vor einem Gespenste.

— „Was soll das bedeuten?" rief Arnold. „Wofür hältst Du mich denn, Alter?"

„Ach, hochselige Hoheit!" sagte der Alte, „ich halte Euch für das, was Ihr wirklich seyd, oder mindestens gewesen seyd. Habt Barmherzigkeit mit mir und dreht mir den Hals nicht um. Ich mußte Euch ja todtschlagen, die Prinzessin befahl es ja...."

— „Wie, Du hast mich todtgeschlagen?" fragte Arnold lachend.

„Ja, leider! Das wissen Eure Hoheit ja am besten selber, und damals lachtet Ihr mich nicht aus. Womit kann ich jetzt Eurer Hochseligkeit dienen?"

— „Spare Deine Titulaturen!" sagte Arnold. „Hast Du mich wirklich einmal getödtet, was Du selbst wissen mußt, so bin ich ja todt und bedarf keiner Komplimente; aber warum wolltest Du mich soeben erschießen? Es könnte ja genug seyn, wenn Du mir schon einmal das Leben geraubt hast? Indeß sage mir Eins, Alter! .... Erhebe Dich zuerst und fasse frischen Muth! .... In welches Tollhaus hat man mich eingesperrt?

Daß Du verrückt bist, merke ich schon, und mir selbst schwant schon, daß ich nicht ganz wohl aufgehoben bin."

„Wollte Gott, daß hier nur ein Tollhaus wäre, Herr!" versetzte der Alte; „es ist hier weit schlimmer: eine blutige Mordhöhle, wie Ihr selber wißt."

— „Tödtet man die Leute nicht besser, als man's bisher mit mir gethan hat, so ist die Mördergrube doch noch nicht so sehr blutig; aber ob ich nun todt oder lebendig bin, Alter, so bedarf ich Etwas zur Erquickung und Stärkung und demnächst ein gutes Nachtlager. Verschaffe mir dieß zuerst, alsdann können wir später darüber reden, ob wir todt oder lebendig, klug oder toll sind."

„Ich erhole mich wieder!" sagte der Greis. „Eure Hoheit sind doch nicht so todt, als ich dachte; denn sonst würdet Ihr wohl nicht Speise und Trank verlangen. Es muß daher wohl ein Traum gewesen seyn, daß ich Euch vor fünf Jahren mit meinem Brodmesser getödtet habe!"

— „Schweig mit Deinen Träumen!" unterbrach Arnold ihn barsch. „Ich habe genug mit meinen eigenen zu thun, und wer weiß, ob ich nicht wieder daheim in meinem Bette liege und träume!"

Während dieser sonderbaren Unterredung folgte Arnold dem Greise in den Kerkerthurm, der mehr Aehnlichkeit mit einer Höhle für wilde Thiere hatte, als mit einer menschlichen Wohnung. Er verzehrte einen kleinen Imbiß, während der alte Vogt ihn mit mißtrauischen Blicken betrachtete, und dann verlangte er zur Ruhe zu gehen. Der Alte nahm die Lampe vom Tische und bat ihn zu folgen. So oft aber Arnold einen langen Schritt that, sah der Alte sich unruhig um, als hielte er ihn für ein Gespenst, welches ihm durch den langen, dunkeln Gang folge; zuweilen stand er auch stille und sagte mit drohender Stimme: „Hoheit, kommt mir nicht zu nahe; ich habe noch das Brodmesser!"

Endlich traten sie in einen großen, gewölbten Saal, vor dessen Fenstern starke Eisengitter waren. Darin stand ein Tisch mit Schreibzeug, ein alter vergoldeter Stuhl ohne Rücken und ein Bett mit rothen Damastgardinen — Alles noch so, als ob hier kaum erst jemand gewohnt habe; doch zeigte der dicke Staub, welcher auf Tisch, Stuhl und Bettzeug lag, genugsam, daß das Zimmer lange Zeit öde gestanden hatte.

„Seht, Hoheit, da sind Eure Sachen und Eure Wohnung!" sagte der Alte und zündete die Wachslichter in dem dreiarmigen Leuchter auf dem Tische an. „Ich hätte nie erwartet, Euch vor dem jüngsten Tage hier wieder zu sehen; deßhalb sieht es hier auch so staubig aus, da ich meinen Fuß seit jener Nacht nicht wieder hierher gesetzt habe. Ihr wißt es selbst wohl, damals als ich im Traume ging. Seht, da sieht man auch noch das Blut auf dem Betttuche; es mag aber nur Blut aus der Nase oder ein Rostfleck seyn, der in der Wäsche ausgeht. Gute Nacht!" —

Der alte Graubart ging und schloß die Thür hinter sich.

Der alte Narr macht mich zuletzt noch unruhig, dachte Arnold und besah die befleckten Betttücher. Gewiß hat er hier einmal einen Menschen ermordet, und hält nun in seinem Wahnsinn mich für denselben. Wer bürgt mir übrigens dafür, daß er nicht auch mich ermorden will, wenn ich im Schlafe liege? Ich will den Tisch vor die Thüre rücken, so kann er doch nicht hereinkommen, ohne daß ich von dem Lärm erwache!"

Er rückte den Tisch vor die Thür, nahm das eine Licht und untersuchte sein Gefängniß etwas genauer. Es war ein großes Gewölbe und hatte nur einen einzigen Eingang. An den Wänden sah er hier und dort eine Schrift eingeritzt. Er hielt das Licht davor und stutzte; denn es war ihm, als ob er seine eigene Handschrift erblickte, und was er las, waren Stellen aus dem Macbeth, die er auswendig wußte und die ihm oft in's Gedächtniß kamen, wenn er allein war. Daneben standen auch einzelne Bibelsprüche, und mehrmals stieß er auf den Namen Goldini, dem jedoch meist ein schrecklicher Fluch aus dem alten Testamente beigesetzt war.

Goldini? dachte er; diesen Namen habe ich ja schon früher gehört; der junge Mensch, der mich gestern zeichnete, nannte sich ja einen Pagen der Prinzessin Goldini. Aber das war ja Floristan, der Page der schönen Gräfin Cordula; sollten die Gräfin Cordula und die Prinzessin Goldini eine und dieselbe Person seyn? Es war ja doch die schöne Gräfin Cordula .... sieh', da bin ich schon wieder mitten in meinem Märchen. Soviel indeß ist gewiß, fuhr er ärgerlich fort und packte sich an beiden Ohren, ich, Candidatus philosophiæ Arnold, bin hier ein Staatsgefangener und man hält mich für einen Prinzen, der aller Wahrscheinlichkeit nach hier in dieser Stube von dem verrückten Gefängnißwärter, auf Befehl der Prinzessin Goldini, ermordet worden ist. Ich will nun aus all' diesem Wirrwarr wenigstens dasjenige niederschreiben, worin noch Verstand ist, daß ich morgen nicht meine Träume damit vermenge und ebenso verrückt bin, wie seither!

Er zog seine Papiere hervor und begann zu schreiben; aber er schrieb nur an seinem Märchen weiter, und je länger er schrieb, desto wunderlicher ward es ihm: es war, als ob die Feder von selbst liefe, während er sich seinen wundersamen Gedanken ergab, nämlich den Gedanken an den unglücklichen Prinzen, der hier ermordet worden war; an die dämonische Prinzessin Goldini und die schöne Cordula, die ihm bald als eine wunderschöne Fee erschien, und mit ihm auf einen Altar von Sternen in einem wunderschönen Garten zu ging; bald aber wieder als eine kalte, marmorne Sphynx, die mit räthselhafter Stimme fragte: Wer bist Du? — Zuletzt wurde sie ein schreckliches Ungeheuer, das ihm zurief: „Ich bin die Prinzessin Goldini; Du wirst vor mir keine Ruhe finden, bis Du mit mir in den Abgrund fährst!"

Ermattet von diesen Vorstellungen warf er sich endlich auf's Bett, um auszuruhen, ließ aber die Lichter brennen; denn er glaubte nicht schlafen zu können. Gegen Mitternacht schlummerte er indeß doch einen Augenblick, wurde aber alsbald wieder durch ein sausendes Geräusch geweckt, und ein kalter Schauder durchrieselte ihn. Er schlug die Augen auf und bemerkte nun, daß alle Lichter verlöscht waren. Er erinnerte sich, in einer Fensterscheibe ein Loch gesehen zu haben, und tröstete sich damit, daß vielleicht ein Luftzug dadurch die Lichter ausgelöscht habe, obgleich es kaum wahrscheinlich war, daß dieß auf eine solche Entfernung geschehen konnte, zumal er selbst keinen Zugwind bemerkte. Er versuchte nun wieder einzuschlummern; allein jetzt fiel ihm das blutige Betttuch ein, und es erschien ihm, als ob es noch feucht und warm unter ihm sey und das ganze Bett

mit einem heißen Strome erfülle. Er fuhr erschreckt empor und riß die Betttücher zur Seite, und damit war die schreckliche Empfindung verschwunden. — Still und klar schien der Mond durch's Fenster. Er blickte zur Thüre um zu sehen, ob sie geöffnet war; der Tisch stand noch da wie früher; allein mit grenzenlosem Schreck sah er einen Menschen im Stuhle sitzen und schreiben, der ihm den Rücken kehrte. Ist es der tolle Gefängnißwärter, dachte er, oder ist es das Gespenst des Ermordeten, auf dessen blutigem Todeslager du jetzt liegst? Oder ist es dein zweites Ich, dein zweites unbegreifliches Wesen, das auf deinem Platze sitzt und das wunderbare Märchen deines Lebens beschreibt?

In diesem Moment wandte die Gestalt das Antlitz gegen Arnold und blickte ihn starr an; es war bleich und edel, aber etwas wild und mit blutiger Stirn. Der Mond beschien das seltsame Todtengesicht, — und Arnold erkannte mit unsäglichem Schrecken seine eigenen Züge so leibhaftig, als wenn er sich in einem Spiegel sähe, nur die Blässe und das Blut konnte er sich nicht zuerkennen. Vergebens wollte er fragen: Wer bist Du? Es war ihm, als ob sich eine unsichtbare Hand auf seinen Mund legte und die Frage ihn das Leben kosten müßte. Vergebens suchte er sich zu erheben, er konnte weder Hand noch Fuß regen. Nun erhob die seltsame Gestalt sich aus dem Stuhle, trat dem Bette einen Schritt näher und gab Arnold einen bedeutsamen Wink, während sie auf eine weiße Rose auf dem hölzernen Getäfel der Wand zeigte. Mehr sah der bestürzte Arnold nicht; er sank ermattet zurück und erwachte erst in der Morgenstunde über einem gewaltigen Lärm im Zimmer. Als er die Augen öffnete, sah er den Tisch umgestürzt, und der tolle Vogt stand neben seinem Bett, ein altes Messer in der Hand.

„Ich muß Euch wieder umbringen, Herr!" rief der verrückte Alte mit krampfhaft verzerrtem Gesicht; „die Prinzessin Goldini will mir keine Ruhe lassen und deßwegen müssen Eure Hoheit sich darein ergeben, noch einmal in den Himmel zu spazieren!"

Der Alte machte jetzt Miene, Arnold das Messer in die Brust zu stoßen. Allein jetzt kehrte Arnold's Jugendkraft plötzlich zurück, als er sich einem lebendigen Menschen gegenüber sah; im Nu war er aus dem Bette, hatte das Messer in der Hand und der Alte lag ohnmächtig am Boden. Die Sonne warf gerade ihre ersten Strahlen in das Gewölbe und Arnold sah nun recht genau das verzerrte Angesicht des alten Mannes. Er ist noch verrückter als ich, dachte er, und soll jemand hier befehlen, so steht dieß mir als dem Klügsten zu. Damit entwand er dem Alten das Schlüsselbund aus der gekrümmten Hand, band ihm die Arme auf den Rücken und brachte ihn aus seiner Ohnmacht in's Leben zurück.

Als der Alte die Augen öffnete, sich gebunden und das Schlüsselbund in Arnold's Hand sah, setzte er sich ganz sanftmüthig nieder, nickte seltsam mit dem Kopfe und sagte: „Das hätten Eure Hoheit längst thun sollen, dann wäre uns Beiden besser gewesen: Ihr hättet Euer junges Leben behalten und meine Hände wären rein von Blutschuld!"

Arnold ließ den alten Mann sitzen und überdachte die sonderbaren Ereignisse dieser Nacht. Jetzt erst bemerkte er einen alten Spiegel seinem Bette schräge gegenüber an der Wand, und wollte sich überreden, das vorher gesehene Gesicht sey nur sein Spiegelbild gewesen, denn jetzt sah er, daß er selbst wirklich bleich und blutig sey, da er sich wahrscheinlich im Finstern am Bette gestoßen hatte. Er nahm nun seine Papiere zur Hand und sah Alles von seiner eigenen Hand geschrieben, was er seit gestern gedacht, geträumt oder wirklich zu vernehmen geglaubt hatte. Je nun, so muß es seyn, wenn man ein Dichter ist, dachte er; mein Märchen geht rasch von der Hand, und wenn es mich nur nicht verrückt macht, ehe es sein Ende erreicht hat, so will ich mich glücklich preisen!

„Höre, Alter!" sagte Arnold zum Thurmwart und löste seine Hände, nachdem er sich überzeugt hatte, daß er keine verborgene Waffen bei sich trüge; „nun bin ich hier Vogt, und Du mein Staatsgefangener; verstehst Du mich?"

— „Ja, das ist gut zu verstehen!" erwiderte der Greis; „Ihr seyd ich und ich bin Ihr, das ist eine klare Sache, die Jeder mit einem halben Auge sehen kann. Jetzt aber bin ich es nicht, der Euch ermordet hat, sondern Ihr seyd es, toller Mensch, der meine Hoheit ermordete. Ja nun habt Ihr's gut," fuhr er lachend fort, „nun könnt Ihr's selbst erfahren, welche Herrlichkeit es ist, der Gefängnißwärter auf dem verzauberten Schlosse der Prinzessin zu seyn."

„Bist Du das einzige lebende Wesen hier auf dem Schlosse?" fragte Arnold.

— „Lebendes Wesen?" wiederholte der Alte; „das ist eine wunderliche Frage. Lebende Körper haben wir hier durchaus nicht, es müßte denn einer von uns seyn; aber ich bin ja ein Gespenst, und ob meine Seele lebt, das kann ich erst am jüngsten Tage mit Gewißheit sagen."

Von ihm werde ich nie ein vernünftiges Wort zu hören bekommen, dachte Arnold und beschloß nun, selbst das verdächtige Schloß zu untersuchen. Er sperrte den verrückten Alten ein und ging mit dem Schlüsselbunde und dem Messer in der Hand durch die langen dunkeln Gänge. Jeden Augenblick erwartete er etwas Ungewöhnliches und Dämonisches zu treffen; denn er glaubte fest, er seye in einem Zauberschlosse. Er konnte sogar ein gewisses ängstliches Gefühl nicht unterdrücken, wie solches die Erwartung übernatürlicher Begebenheiten immer mit sich führt; aber die Gewißheit, daß es heller Tag war, trotz der Finsterniß im Gange, und der Scharfblick, womit er entdeckt hatte, daß sein nächtliches Gesicht nur eine Täuschung und Selbstbetrug sey, und daß alles Abenteuerliche, was er bisher erlebt hatte, keine objective Realität habe, sondern nur eine subjective Aeußerung seines Dichtertalents sey, — das Alles gab ihm einen hohen Muth. Um sich nun ganz sicher zu stellen vor jedem Anfalle der verschrobenen Phantasie, nahm er seine Zuflucht zu der verständigen Lehre seines verstorbenen Pflegevaters, die darauf hinausging, wenn man irgend einen Laut höre, dessen Ursache nicht erkennbar sey, so könne man in der Regel ziemlich sicher seyn, daß es nur Ratten wären, und wenn man etwas sähe, das übernatürlich erscheine, so wären es entweder Diebe oder verkleidete Verliebte, oder man träume oder lasse sich von seiner eigenen Phantasie täuschen. Diese Philosophie hatte Arnold früher oft verlacht; aber nun schien es ihm doch wünschenswerth, deren Ehre retten zu können und mit diesem soliden Schilde jede Furcht fern zu halten. Er suchte nun auch diese Lehre sich wie einen Glaubensartikel einzuprägen.

Jetzt hörte er dicht neben sich eine klagende Stimme, wie

von einem Sterbenden. „Das sind Ratten!" sagte er laut zu sich selbst und ging weiter. Dann sah er eine Gestalt, wie die in der vergangenen Nacht, sich langsam vor ihm durch den dunkeln Gang bewegen, und zwar nicht in gewöhnlicher Menschenweise, sondern schwebend wie ein Schatten. „Das ist ein Dieb oder ein verkleideter Liebhaber," sagte er; „allein was kann es hier zu stehlen geben, und wer kann hier in diesem alten Eulennest bei einem alten, verrückten Thurmwart, der wie ein Dachs in seiner Höhle lebt, verliebt seyn? Das ist also ein Bild, das meine Phantasie mir vorgaukelt. Gut denn, als solches will ich es behandeln, und ist es ein Geschöpf meines Geistes, so brauche ich demselben ja keine Komplimente zu machen. Halt, mein Sohn!" rief er, „oder wie Du sonst heißen magst, Du Geschöpf meiner erregten Einbildungskraft in Deinem braunen Fracke! Habe die Güte und sage mir, wer Du bist?" Da wandte die Gestalt das Angesicht um, und Arnold sah wieder sein eigenes Gesicht, wie vorher im Spiegel. „Um Verzeihung, mein Herr!" sagte er etwas verwirrt und verneigte sich, „Sie sind doch nicht ein gewisser Candidatus philosophiae Herr Arnold, welchen ich in meiner Unschuld bisher für mich selbst gehalten habe?"

„Dein Zwillingsbruder bin ich!" erwiderte die Gestalt und verschwand.

— „Nein, jetzt wird mir's doch zu toll!" rief Arnold. „Darf ein lumpiges Phantasiebild, das ich selber geschaffen habe, ein Schatten ohne Fleisch und Blut, zu behaupten wagen, daß es mit mir von gleicher Familie ist? Das muß ich doch besser wissen. Aber wollte Gott, daß es ein Vetter oder ein Zwillingsbruder von mir wäre," fuhr er etwas ängstlich fort, „so wäre ich das doch nicht selber; einen Zwillingsbruder habe ich zwar einmal gehabt, wenn ich meiner Amme glauben darf, aber damit bin ich nicht klüger, und weiß ebenso wenig, wer er ist, als wer ich bin."

Inzwischen hatte er das Ende des Ganges erreicht und stieß an eine Thür, die nicht verschlossen war; er öffnete dieselbe und trat in einen großen erleuchteten Saal, wo an den Wänden eine ganze Reihe Porträts fürstlicher Personen hingen. Es waren lauter gekrönte Häupter und hatten fast alle ihre Königin an der Seite; einige hatten sogar mehrere. Derjenige, welcher die Reihe begann, hing zwischen zwei wunderschönen Weibern, von denen nur das an der rechten Seite eine Krone trug, aber das an der linken Seite hatte zwei kleine Knaben auf dem Schooße, die sich so ähnlich waren, wie ein Ei dem anderen. Die Mutter schien mit furchtsamer Miene ihre Kinder vor dem Blicke der Königin verhüllen zu wollen, und Arnold sah nun im Hintergrunde des Gemäldes eine finstere Gestalt mit einem Dolche in der einen und einer Maske in der anderen Hand, in welcher Maske er mit Verwunderung das Antlitz der schönen Cordula erkannte. „Wie? gehört diese Bildergallerie auch zu meinem Abenteuer?" dachte er, und nun fiel sein Blick auf die entgegengesetzte Wand, wo er wirklich das Porträt der schönen Cordula sah, aber mit einem Schleier vor dem Angesicht, durch welchen hindurch er jedoch jeden Zug des geliebten Wesens deutlich erkennen konnte; an ihrer Seite hing ein anderes, noch mehr verschleiertes Bild, in welchem er aber die Grundzüge seines eigenen Angesichts zu erkennen schien. Plötzlich öffnete sich die Thür und Floristan trat ein. „Folge mir!" sagte der Page, „Du bist noch zu retten; siehst Du nicht, wie der Dämon Dir schon im Mutterleibe droht? Noch einen Augenblick und Dein böser Geist ist hier und wird Dich durch seine Zaubermaske blenden. Verlange nicht mehr zu wissen, sondern folge mir!"

„Ei, ei, Herr Tausendkünstler! wie? finden wir uns hier wieder?" rief Arnold. „Ich verstehe eigentlich Nichts von dem was Sie mir sagen, und noch weniger von Allem, was mir zugestoßen ist, seitdem wir uns zuletzt sahen. Sie sollen zwar Dank haben, wenn Sie mich aus diesem Zauberneste hinausbringen wollen, aber diese Gallerie kann ich nicht so schnell verlassen. Das Bildniß der schönen Gräfin muß ich noch etwas genauer anschauen; dieß Porträt an ihrer Seite bin ich wohl selber, oder ist es vielleicht mein Herr Vetter — oder Zwillingsbruder, wollte ich sagen; — mir scheint, er hat eine Krone auf dem Kopfe — es ist gut, der Bursche ist nur halb sichtbar, würde ich ihn deutlich wiedersehen, ich würde wahrhaftig verrückt werden. Es ist indeß ein sonderbarer Einfall, Herr Page, die Leute verschleiert zu malen: das gibt ihnen einen schattenartigen, gespensterhaften Ausdruck, der Einen wirklich ängstlich macht. Warum ist auch das Antlitz der schönen Cordula verhüllt? Ich weiß wohl, daß sie eine geheimnißvolle Sphynx ist, aber ich liebe sie dennoch unsäglich . . . ."

— „So erblicke sie denn ganz und folge mir sogleich!" sagte Floristan und hob den Schleier. Die schöne Cordula lächelte nun im ganzen Glanze ihrer Schönheit dem entzückten Arnold entgegen, welcher mitten in seiner Freude sich doch darüber wundern mußte, daß ein gemalter Schleier sich ebenso leicht wie ein wirklicher zur Seite schieben ließ.

„Komm' nun!" drängte Floristan; „es ist kein Augenblick mehr zu verlieren!"

— „Ach, laß mich sie noch ein wenig sehen!" sagte Arnold bittend, der sich von dem zauberischen Bilde nicht trennen konnte; „gönne mir noch einen Blick auf dieses Bild!" fuhr er fort und zeigte auf die Mutter mit den beiden Knaben auf dem Schooße; „das ist vermuthlich eine Allegorie; allein Allegorieen hasse ich wie den Tod, ich verlange auch keine Aufklärung darüber. Sage mir nur, wer die dunkle Figur ist, die im Hintergrunde mit Dolch und Maske steht und wohl Melpomene vorstellen soll; aber warum ist die Maske meiner schönen Gräfin ähnlich? warum haben die Mutter und die beiden Knaben einen so ängstlichen Blick? Es soll doch wohl nicht eine Madonna seyn? Ich wollte wenigstens wünschen, daß sie es wäre; nichts als der Blick der schönen Cordula kann mich von diesem frommen, mütterlichen Angesicht abziehen."

„Aber so kommen Sie doch!" rief Floristan; „wenn Sie noch einen Augenblick verziehen, sehen Sie die schöne Cordula niemals wieder!"

— „Wie? willst Du mich zu ihr bringen, herrlicher Page?" rief Arnold und umarmte Floristan. „Führe mich, wohin Du willst, ich folge Dir sogleich. Allein den verrückten Alten muß ich erst auslassen, sonst verhungert er drinnen. Warte ein wenig, ich komme sogleich wieder!" So lief er denn in den dunklen Gang zurück, um den Alten aus dem Gewölbe zu entlassen, allein er verirrte sich im Finstern und konnte die rechte Thür nicht finden. Dabei fielen ihm verschiedene wunderliche Gedanken

ein, wo das Gespenst seyn könnte, das er für sich selber gehalten, und wo er eigentlich selber sey, nachdem sein Bild verschleiert unter Königen und Fürsten hinge.

„Es ist zu spät!" erscholl Floristan's Stimme hinter ihm; „hüte Dich vor Melpomene, sie kommt!"

Was soll das Geschwätz bedeuten? dachte Arnold. Er ersucht einen Dichter, sich vor der tragischen Muse zu hüten? Ich weiß ja doch, daß Musen und Grazien jetzt keinen Schaden mehr thun. Aber wenn ich nur erst die verhexte Thür finden könnte!

Endlich fand er die Thür, und als er in das Gewölbe hinein trat, sah er den unglücklichen Alten leichenblaß mit zerrissenen Kleidern und zerraustem Haar vor dem Bette knieen und die blutigen Betttücher mit seinen Thränen bedecken, während er beständig darauf rieb und einige unverständliche Worte murmelte. Dieser Anblick bewegte Arnold zum Mitleid.

„Verzweifle nicht, Alter! Deine Sünde kann Dir noch vergeben werden!" sagte er und legte seine Hand auf das eisgraue Haupt.

Der Alte erhob sich, sah ihn mit einem wilden Blick an und nickte.

„Ihr wollt Euer hohes Blut nicht über mich kommen lassen?" sagte der Alte; „wohlan, so kommt, ich will Alles wieder gut machen und Euch das nicht länger vorenthalten, was Euch mit Recht gehört!" Damit trat er zu der Paneele, wo die weiße Rose gemalt war, und drückte auf eine verborgene Feder, worauf sich ein kleiner Schrank in der Mauer öffnete. Er nahm einen kurzen Stab heraus, gab ihn Arnold in die Hand, zog dann einen Mantel hervor und hing ihn Arnold um die Schultern; endlich setzte er ihm Etwas auf das Haupt, das er nicht recht erkennen konnte.

„Geht nun in Frieden und freuet Euch Eurer Herrlichkeit!" sprach der Alte feierlich; „möge die Prinzessin jetzt mit mir thun, was sie will, ich bin auf jeden Fall in ihrer Gewalt; fahre ich auch zur Hölle, so habe ich doch den Trost, daß Ihr nicht wiederkommt und Euren Schatz von mir verlangt."

„Du bist frei, Alter!" sagte Arnold und eilte in den Bildersaal zurück, um Floristan zu treffen und mit ihm zur schönen Cordula zu gehen. Als er aber in den Saal trat, waren alle gemalten Könige und Königinnen nebst Floristan verschwunden, und wohin er auch den Blick wandte, sah er nur ein einziges Bild, aber tausendfach verdoppelt, beweglich und lebendig: nämlich sich selbst in einer prächtigen Königstracht mit Scepter und Krone. Er bemerkte nun, daß alle Wände vom reinsten Spiegelkrystall waren, die ihm seine herrliche Gestalt in einer unendlichen Reihe gekrönter Häupter zeigte. Das waren also die Bilder, die ich vorher hier sah? dachte er; nur scheint mir, daß in der glänzenden Königsreihe jedem Könige eine schöne Königin fehlt. Wäre das nicht der Fall, so würde ich in diesem Bilderperspektiv mich selber sehen, und alle meine Nachkommen in einer Herrlichkeit und Freude, die niemals ein Ende haben würde. Halt, da beginne ich wohl wieder zu träumen! fuhr er sinnend fort; wie bin ich denn König geworden? Sollte das am Ende ein Kapitel in meinem Märchen seyn, an welchem ich daheim in meinem Dachstübchen arbeite?

Weiter kam Arnold in seinen Betrachtungen nicht, denn die Thür sprang auf und eine prächtige Dame trat ein, mit einem Purpurmantel um die Schultern, einer Goldkrone auf dem Haupte, und mit einem sehr schönen Antlitz, in welchem Arnold seine schöne Cordula unfehlbar wieder erkennen wollte. „Was sehe ich?" rief Arnold und sank ihr zu Füßen; „Cordula, meine Braut! meine ewig geliebte, süße Braut?"

„Deine Königin, wenn Du den Muth hast!" antwortete die Schöne. Wie ein glühender Blitzstrahl fuhr es aus ihren schwarzen, funkelnden Augen und zündete eine Sehnsucht in Arnold's Herzen an, wie er sie noch niemals empfunden hatte, ausgenommen in seinen Träumen. Es ging ihm gerade wie Macbeth auf der seltsamen Haide, als die Zauberschwestern ihn als König begrüßten — er erkannte aber nicht das Wesen der schönen Cordula in diesem verzehrenden Blicke wieder, welcher ihn in den höchsten Himmel zu heben schien, aber auch zugleich dahin brachte vor sich selber zu grauen. Dennoch aber war es Cordula's schönes Angesicht, ihre lebhafte Stimme, und in der prächtigen Königstracht — mit glühenden Wangen und dem liebefunkelnden Leben in jedem Blicke — erschien sie ihm noch weit hinreißender und unwiderstehlicher als vorher. Jetzt schien sie ihm ein mehr wirkliches und handgreifliches Glück zu versprechen, als ehemals mit dem blassen, räthselhaften Antlitze, welches ihn stets in eine wunderbar ahnungsvolle Stimmung versetzt und dazu gebracht hatte, sich selbst als ein Räthsel, sein Leben als einen Traum und seine Geliebte als ein überirdisches Wesen und eine unbegreifliche Sphynx zu betrachten.

„Ja, schöne Cordula!" rief er; „sey meine Königin! Ich habe Muth zu Allem, koste es, was es wolle, koste es Leben, koste es Blut!"

— „Ja, Blut wird es kosten," erwiderte die Schöne, „aber weder mein noch Dein Blut. Du bist für die Krone geboren, die Du jetzt trägst; schwöre mir blindlings zu gehorchen, und sie soll die Deinige bleiben!"

„Unwiderstehliche!" rief Arnold und wollte in ihre Arme sinken; allein wie von einem plötzlichen Schreck ergriffen, blieb er stehen und schlug ein Kreuz vor seiner Brust. Im selben Augenblick vernahm er eine Stimme hinter sich, welche ausrief: „Nehmt Euch in Acht, Hoheit, und laßt Euch nicht zum zweiten Male täuschen; denn es ist ja des Teufels Großmutter, die Ihr umarmen wollt. Will sie mit jemand von uns zur Hölle tanzen, so sey's mit mir!" Arnold sah, wie der verrückte Thurmwart sich der Schönen in die Arme stürzte, worauf ihr Antlitz sich rasch verwandelte, alt und faltenreich wurde. Erschrocken fuhr er zurück und sah nun den alten Mann lustig mit dem Weibe umherspringen, in welchem er plötzlich die alte halbverrückte Trödlerin in Hamburg wieder erkannte. Der Saal kreiste bei diesem Anblick mit Arnold und er wurde so erschreckt, daß er beides, Scepter und Krone, verlor. Schwindelnd taumelte er fort, bis er fühlte, daß ihn jemand bei der Hand faßte, und er eine wohlbekannte Stimme vernahm, welche sagte: „Das war ein schlimmes Stück Wegs, aber nun haben wir das schlimmste überstanden; wäre ich nicht so rasch gewesen, so hätten Sie, Herr Arnold, beides, Hut und Stock verloren!"

Es war Floristan, der ihm seinen Hut und den wohlbekannten Stock überreichte, an welche er längere Zeit nicht gedacht hatte. Der Page erzählte zugleich, daß sie jetzt auf dem

Wege zur schönen Cordula und aus dem Zauberschlosse der falschen Prinzessin Goldini glücklich entkommen wären.

„Höre, Floristan!" sagte Arnold, als sie eine Weile schweigend neben einander hingegangen waren, „ich will jetzt nie mehr darüber nachgrübeln, wer ich bin, — ob groß oder klein, Dichter oder König, Staatsmann oder Student. Was ich bin, werde ich gleichwohl bleiben, ob ich es weiß oder dafür gelte oder nicht. Anders als er ist, kann ja Niemand werden, obgleich er sich dieß tausendmal einbildet und die ganze Welt ihm darin Recht gibt. Ich merke, daß man bei allzu viel Nachdenken über sich zuletzt verrückt wird oder, was noch schlimmer ist, des Teufels Großmutter in die Klauen geräth; denn ich zweifle jetzt nicht länger, daß diese Prinzessin Goldini ein verführerischer Teufel war, welcher mich unter der Maske der schönen Cordula in den Abgrund locken wollte. Vielleicht habe ich Alles geträumt, was im Grunde auf Eins hinauskommt; aber daß die herrliche Welt, in welcher die schöne Cordula lebt und webt und in welcher ich mit ihr so glückliche Stunden verlebt habe, wirklich und wahr und kein Traum, noch ein bedeutungsloses Märchen ist, das ich selbst erfunden habe, daran will ich in meinem ganzen Leben keinen Augenblick mehr zweifeln, stände auch die ganze Welt gegen mich auf und erklärte mich für wahnsinnig."

— „Recht so, mein Sohn!" entgegnete Floristan und reichte ihm die Hand; „glaube nur an Dein Glück, so ist es Dir nahe."

„Wer Du auch bist, schöner Jüngling, ob ein Mensch wie ich, oder nicht," sagte Arnold, „so weiß ich jetzt doch, daß Du es gut mit mir meinst und nicht im Dienst des Teufelsweibes stehst, aus dessen Zauberschloß Du mich befreit hast. Du willst mich also zur schönen Cordula führen, zu ihr, der gewiß die Krone gebührt, obwohl sie nie den Namen und den leeren Glanz der Welt zur Schau trägt? zu ihr willst Du mich zurückführen, bei welcher meine Seele allein Friede und Glück findet, bleibt sie selber mir auch stets ein Räthsel?"

— „Hier siehst Du schon ihr Schloß," sagte Floristan. „Graut Dir nun nicht mehr vor der räthselhaften Sphynx?"

„Nein, ich bin mit ihrem heiligen Mysterium versöhnt," rief Arnold entzückt; „und fragt die Sphynx mich wieder: Wer bist Du und wer bin ich? so will ich hinzeigen auf die Sterne des Himmels und sagen: Dort kannst Du es lesen; ich weiß es nicht, ich soll und will es jetzt nicht wissen; aber Eins weiß ich, und das ist, daß ich Dich grenzenlos liebe für alle Ewigkeit, schöne Unbegreifliche."

— „Amen!" sagte eine liebliche, wohlbekannte Stimme, und die schöne Cordula flog in seine Arme. „Nun bin ich nicht länger ein Traumbild für Dich, mein Geliebter! nun soll kein feindlicher Geist uns mehr trennen. Der Dämon ist verschwunden, welcher die Gestalt, den Namen und den blendenden Glanz trug, und in den Augen der blinden Welt für mich galt; aber mich soll niemand sehen außer Demjenigen, der mich liebt und an mich glaubt, ohne mich zu verstehen. Du hast nicht geträumt, Geliebter! Dein Abenteuer ist wahr und wirklich erlebt; es ist von Dir nicht nach menschlicher Weise erfunden, sondern von mächtigeren Geistern in Dir und durch Dich geschaffen. Der irrende Geist Deines Zwillingsbruders, in welchem Du Dein eigenes Wesen zu sehen glaubtest und dessen eitle Träume eine solche Uebereinstimmung in Deiner Seele fanden, daß Du fast in die Gewalt der Dämonen geriethest, ist nun auch zur Klarheit und zum Frieden gekommen; denn der Schatz ist gehoben und verschwunden, der seine irrende Seele an das Vergängliche band."

„Sage mir nicht mehr, schöne Cordula!" unterbrach sie der entzückte Arnold. „Ich weiß nun genug und will nicht mehr wissen; habe ich ja Dich, und so mangelt mir nichts mehr an meiner Glückseligkeit."

Die Sonne war inzwischen untergegangen und der Vollmond schien freundlich und klar durch die Bäume. Cordula's schöner, wohlbekannter Wagen fuhr zwischen den Büschen hervor und das glückliche Brautpaar bestieg denselben; Floristan erfaßte die Zügel und lenkte die fliegenden Pferde durch den Wald in das prächtig erleuchtete Schloß. Wieder empfingen sie daselbst tanzende Jünglinge und Jungfrauen mit Kränzen und flammenden Brautfackeln wie ehemals. Auf dem Schlosse selbst nahm eine zahlreiche Gesellschaft sie in Empfang, unter welchen Arnold manchen Bruder und Freund im Geiste wieder erkannte, die er seit langer Zeit nicht gesehen hatte. Sie empfingen ihn Alle mit herzlicher Freude und brachten ihm als dem Bräutigam der schönen Cordula ihre Glückwünsche dar.

Im Parke stieg wieder ein munteres Freudenfeuer von der Insel in dem spiegelklaren See empor, und in der Waldgrotte funkelte abermals der Hochaltar mit seinen tausend Sternen.

Hand in Hand traten Arnold und die schöne Cordula zum Altare. Wie sie nun andachtsvoll an seiner Seite kniete und ihm ihre Elfenbeinhändchen darreichte, während sie ihre schönen, bedeutungsvollen Augen gen Himmel erhob, da erschien sie ihm zwar wieder als ein überirdisches Wesen, das gleich einer räthselhaften Sphynx mit ihm Hand in Hand vor des Ewigen Throne lag; aber ihn schauderte nicht mehr bei ihrem Anblicke: eine hohe, ahnungsvolle Freude erfüllte sein Herz und es war, als wenn ein Engel mit Floristan's wohlbekannter Stimme ihm in die Seele flüsterte: „Glückseliger Abenteurer, Du gewannst doch die Prinzessin! und ihr gehört die Krone, wenn auch die Herrlichkeit der Welt weiter nichts mehr ist als leerer Tand und ein eitler Traum."

Die Drusen des Libanon.

Von M. L. Meason.

(Schluß.)

Was mich aber noch mehr überraschte als alles Andere, was ich von Schech Beschir sah und hörte, das war die wunderbar richtige Schilderung, welche er mir von Ländern, Städten und sogar Stadttheilen machte, die er niemals gesehen haben konnte, da er Syrien niemals verlassen hatte, und über welche er auch nicht viel gelesen haben konnte. Daß er da und dort eine Menge Kenntnisse in Geschichte, Geographie und sonstigem allgemeinem Wissen aufgeschnappt hat, ist zuverlässig. Allein er

kann nur Arabisch lesen, und in dieser Sprache sind belehrende Bücher sehr nothdürftig vorhanden, und die Anzahl der Europäer, mit welchen er Verkehr gepflogen hat, könnte an zehn Fingern hergezählt werden. Ueberdieß ist er niemals von seinem heimathlichen Gebirge weiter hinweggekommen, als bis Beyrut oder Damascus, und dorthin sogar nur immer auf kurze Zeit und in sehr langen Zwischenräumen. Er bat mich, ihm die Namen aller Städte zu nennen, worin ich gewohnt habe und deren Schilderung ich von ihm wünsche. Ich benannte ihm unter anderen London, Edinburgh, Calcutta, Bombay, Kabul, Kandahar und Constantinopel, und er schilderte mir jede derselben buchstäblich in Worten auf das lebendigste und anschaulichste, beschrieb mir die verschiedenen Arten von Fuhrwerken, die Kleidung der verschiedenen Völkerschaften, die Mannigfaltigkeit der Gebäude und die Eigenthümlichkeiten der Straßen mit einer Treue, welche ein Talent bei jedem wirklichen Besucher jener Städte gewesen wäre, aber bei einem Manne, der jene Städte nie gesehen hatte, wirklich wunderbar war. Der Schech mißt dieses eigenthümliche Vermögen jedoch keiner Zauberkraft bei, sondern behauptet, es rühre von seinem Sammeln aller möglichen Belehrung auf jede thunliche Weise, sey es aus Büchern oder von Menschen, und davon her, daß er nie etwas vergesse, was er gelesen oder geschrieben habe.

Hätte Schech Beschir in seiner Jugend den Vortheil einer europäischen Erziehung genossen, oder wären Bücher in englischer, französischer oder deutscher Sprache für ihn nicht versiegelte Schätze, so bin ich überzeugt, er wäre einer der merkwürdigsten Menschen geworden, welche die Welt jemals gesehen hat.

Seine Familie besteht außer ihm noch aus seiner Frau und zwei erwachsenen Söhnen. Diese letzteren sind beide Dschehils oder Uneingeweihte; einer von ihnen hat es versucht, sich den Rang eines Akkal oder Eingeweihten zu erwerben, ist aber während seiner Prüfungszeit erlegen, da er die Entbehrungen, die damit verbunden waren, nicht ertragen konnte. Ihre Mutter ist jedoch eine Akkal der strengsten Art, und gilt in der ganzen Gegend für eine Frau von großer Heiligkeit. Obschon im schönsten Frieden und besten Einverständniß mit ihrem Gatten, lebt sie doch geschieden von ihm in demselben Hause, denn es ist ein allgemeiner Brauch unter den Akkals, daß wenn die Frau ihrem Manne einmal zwei Söhne geboren hat, eine Scheidung von Tisch und Bett stattfindet. Die Geburt von Töchtern zählt nicht in dieser merkwürdigen häuslichen Einrichtung; und wenn einer der Söhne sterben sollte, wird die Scheidung aufgehoben, bis ein neuer Sohn geboren ist, worauf sie wieder eintritt. Der Grund dieses Brauchs beruht darauf, daß das väterliche Vermögen zu gleichen Theilen unter die Söhne vertheilt wird, und man durch dieß Hülfsmittel zu verhindern glaubt, daß die Erbtheile allzu klein ausfallen.

Bei einer Gelegenheit, wo ich Beisur mit einer Gesellschaft besuchte, bei welcher sich auch mehrere englische Damen befanden, wurden die letzteren in den Harem oder das Frauengemach eingeladen, um die Frau des Schechs und einige seiner weiblichen Verwandten zu sehen, welche dort versammelt waren. Ich stand damals mit dem Schech und seiner Familie auf ganz vertrautem Fuße und ward daher gebeten, mich der Damengesellschaft im Harem anzuschließen, — ein Freundschaftsbeweis, welcher nur selten einem Manne widerfährt, der nicht ein Verwandter der Familie ist. Die drusischen Frauen waren zwar insgesammt verschleiert, allein wir konnten doch von Zeit zu Zeit genug von ihren Gesichtern sehen, um ihre Züge zu unterscheiden und zu bemerken, daß selbst unter den jüngeren kaum ein einziges erträglich hübsches Gesicht war. Sie schienen in der That einer ganz anderen Race anzugehören als ihre Gatten, Brüder, Väter und Söhne. Mehrere von ihnen trugen ziemlich viel Geschmeide, allein die Frau des Schechs war zwar reinlich und hübsch, aber in Stoffe vom gewöhnlichsten Gewebe gekleidet und trug gar keine Zierrath irgend welcher Art. Es wurden Kaffee, Süßigkeiten und Früchte herumgereicht und wir blieben ungefähr eine halbe Stunde in dem Frauengemach, bis man uns zum Früh- oder Mittagsmahl rief, welches in einem der äußeren Zimmer hergerichtet worden war und zu welchem sich nun Herren und Damen unserer Gesellschaft niedersetzten, bei dem jedoch keine von den drusischen Frauen sich zeigte. Die Fleischgerichte, meist aus gesottenem Fleisch bestehend, wurden nach Landessitte aufgesetzt und verspeist. Zuerst ward eine Art Dreifuß hereingebracht und mitten im Zimmer niedergesetzt. Auf diesen stellte man ein sehr großes, kreisrundes Präsentirbrett von Kupfer, das beinahe vier Fuß Durchmesser haben mochte. Auf dieses Präsentirbrett wurden nun die verschiedenen Gerichte aufgesetzt, während die ganze Gesellschaft sich um dasselbe herum auf den Boden niederhockte. Es machte sich ein seltsamer Contrast geltend zwischen den frisch aussehenden englischen Damen, den lustigen, lachenden englischen Kindern, den in Jagdjuppen und leichte Sommergewänder gekleideten englischen Herren und den ernsten Schechs mit ihren langen Bärten und weißen Turbanen. Eine lange Serviette, welche uns Allen über die Kniee reichte, ward ausgebreitet, ein Korb voll ungesäuerter Brode unter den Gästen herumgereicht und ihnen zur Hand gestellt, und nun ergriff unser Wirth seinen Löffel mit einem „Bismillah" (in Gottes Namen!) und gab damit das Zeichen zum Anfang. In der Mitte des Präsentirtellers stand ein großer Pillaff, d. h. ein Gericht von gekochtem Reis, mit Butter geschmälzt und mit Piniennüssen gewürzt und mit gehacktem Fleische gemengt. Dieß war das Hauptgericht, von welchem Alle aßen, und welches zu allen anderen Speisen genossen wurde. Um dieses berghohe Reisgericht herum standen Teller mit verschiedenem gedünstetem Fleisch und Gemüse, sämmtlich sehr gut, sehr schmackhaft und einladend. Wir verhielten uns beim Essen folgendermaßen: jedes Individuum fuhr mit seinem Löffel in den Reis, hielt sich dabei sorgfältig an seine eigene besondere Ecke des Haufens, und befeuchtete jeden Löffelvoll davon auf dem Wege nach seinem Munde mit der Fleischbrühe oder Sauce des Napfes, wovon vor einem jeden einer oder mehrere standen. So ward zunächst der dringendste Hunger gestillt, und wir begannen bald mit dem nationalen Gericht Kibbé und anderen ebenso substantiellen Speisen nur noch zu tändeln. Einige von unserer Gesellschaft waren nie zuvor bei einem regelrechten arabischen Gastmahl zugegen gewesen, denn in den Städten Syriens herrscht unter all' den angeseheneren Eingebornen die Sitte, den europäischen Brauch des Tafeldeckens und des Servirens der Mahlzeit nachzuäffen. Für die Kinder unserer Gesellschaft war die ganze Geschichte ein hoher Festtag voll Vergnügen, und ihr Ge-

lächter und ihre Mißgriffe belustigten die Schechs nicht wenig. Während der ganzen Mahlzeit ward nur Wasser getrunken, denn in dem Hause eines Drusen würde ein einziges Glas Wein oder Spirituosen eine Entehrung des Wirthes seyn. Die Akkals berühren wirklich niemals ein gegohrenes Getränke irgend einer Art, und wenn die Dschehils auch bisweilen ein solches trinken, so geschieht es nie im Uebermaß und nur insgeheim oder wenigstens wenn keine Andersgläubigen dabei anwesend sind.

Als die Mahlzeit vorüber war, wuschen sich Alle die Hände, — ein Diener goß nämlich einem Jeden aus einem kupfernen Krug Wasser über die Hände, während ein anderer Diener ein großes kupfernes Becken mit einem doppelten durchbrochenen Boden unterhielt, so daß das schmutzige Wasser hindurchlief und nicht gesehen werden konnte. Derartige Waschbecken, die altväterischen Dschiiandschih, sind auch in Ostindien heutzutage noch üblich. Diejenigen unter uns, welche Bärte hatten, trugen Sorge, dieselben mit Seife und Wasser recht rein zu waschen. Hierauf ward Rosenwasser hereingebracht und jeder damit besprengt, worauf der gewöhnliche nicht durchgeseihte schwarze Kaffee hereingebracht und servirt wurde, und jeder Mann — die Akkals ausgenommen, welche niemals rauchen — seiner Pfeife, seinen Gedanken und der Unterhaltung mit seinen Nachbarn überlassen blieb, und die Damen sich einstweilen in das Frauengemach zurückzogen.

Die Morgenländer sprechen unmittelbar nach ihren Mahlzeiten selten viel und beweisen darin sehr ihre Weisheit, denn außer dem Klavierspielen und Singen unmittelbar nach dem Essen ist nichts für die Verdauung so ungünstig, als die lebhafte Unterhaltung, die man selber führt oder der man zuhört. Deßhalb rühmen auch alle im Morgenlande Reisenden die hohen, luftigen Zimmer, wo Pfeifen, Narghilehs und Cigarren ohne Beschwerde geraucht werden können, die geräumigen, bequemen Divans, wo ein Mann ganz nach Belieben sitzen oder sich zurücklehnen kann, ohne die Begriffe von Schicklichkeit unter seiner Umgebung zu verletzen, und die im Orient allgemein verbreitete und sehr verständige Idee, daß Kleider und Möbeln für den Menschen da sind, nicht der Mensch für die Kleider und Möbeln.

Allmälig kam jedoch ein Gespräch in Gang, und der allgemeine Angelpunkt, um welchen sich dasselbe drehte, war der chinesische Krieg und die bevorstehende Expedition der Briten nach diesem Lande. Die Drusen haben eine sehr hohe Meinung von den Streitkräften der britischen Nation und deren Bedeutung; aber sie meinten allesammt, weder die Engländer noch irgend eine andere Nation der Welt würden jemals China erobern. Diese Ansicht rührt davon her, daß die Drusen China als eine Art heiliges Land der Verheißung betrachten. Sie gewärtigen die künftige Erscheinung des Messiah, der ihnen aus China zukommen soll; und so oft ein Druse stirbt, so nehmen sie an, seine Seele werde sogleich wieder nach China getragen, in welchem Lande ihrer Ansicht nach zahllose Drusen seyn sollen, welche eines schönen Tages von dort wieder hervorbrechen, die ganze Welt erobern, den echten Glauben auf der gesammten Erde wiederherstellen und die Ungläubigen bestrafen sollen. Dieser eigenthümliche Glaube ist um so außerordentlicher, als die Drusen weder eine Sage noch einen geschichtlichen Bericht besitzen, laut deren jemals irgend ein Verkehr zwischen ihnen und den Chinesen stattgefunden hätte, der ja auch, wie wir Alle wissen, nicht wohl möglich war. Ihr Glaube an die Uebereinstimmung ihrer eigenen Religion mit derjenigen der Mehrzahl der Bewohner des himmlischen Reiches hat schon manche Personen überrascht, welche davon hörten und darin einen der absurdesten Begriffe sahen, die jemals in dem Geiste ganz ungebildeter Leute entstanden. Es dürfte sich jedoch eines Tages ein anderes Ergebniß herausstellen. Ein amerikanischer protestantischer Missionär in Sidon versicherte mich jüngst, er habe eine handschriftliche Geschichte der drusischen Religion gelesen, welche ein eingeborner syrischer protestantischer Geistlicher, der sein ganzes Leben unter den Drusen verbracht, abgefaßt habe und wohl demnächst herausgeben werde, und es sey ihm, dem Amerikaner, sogleich aufgefallen, was für eine große Aehnlichkeit zwischen vielen Punkten ihres Glaubens und der Religion der Buddhisten in Burmah bestehe. Ich halte daher es gar nicht für unmöglich, daß man einmal noch die Entdeckung machen werde, es bestehe zwischen den Drusen und anderen Sekten weiter nach Asien hinein mehr Aehnlichkeit, als wir uns vorstellen können. Allein unter den Drusen des Gebirgs herrscht noch ein weit merkwürdigerer Glaube, als ob es nämlich in Schottland noch viele Akkals von ihrer Religion gebe, welche um der dort herrschenden Religion willen sich äußerlich zum Christenthum bekennen müßten, aber unter einander so reine Drusen seyen, als die Klasse der Eingeweihten im Libanon. Oft haben mich Drusen, wenn sie erfuhren, daß ich ein Schotte sey, alles Ernstes gefragt: ob ich wisse, daß es auch Mitglieder ihrer Sekte in jenem Lande gebe. Diese Sage scheint sich von der Zeit der Kreuzzüge bis auf unsere Tage fortgepflanzt zu haben und mit der Thatsache verwechselt worden zu seyn, daß die Tempelherren früher in gewissen Theilen von Europa existirt haben, denn gewisse Ceremonien, welche nach der Aussage der Drusen unter ihren schottischen Brüdern üblich seyn sollen, stimmen auf eine auffallende Weise mit denen der alten Tempelherren überein. Es ist jedoch noch weit wahrscheinlicher (und dieß ist vielleicht einer der Gründe für ihre vermeintliche Verwandtschaft mit den Chinesen), daß sich unter den Drusen, wie unter anderen halb civilisirten Völkerschaften, gewisse Affiliationen und Zeichen des Freimaurerthums eingeschlichen haben, woraus sich bei ihnen die Ansicht bildete, daß wo nur immer Spuren von derselben Gesellschaft existiren, die Leute auch demselben religiösen Glaubensbekenntnisse angehörten.

Nachdem wir eine Stunde geraucht und geruht hatten, kehrten die Damen unserer Gesellschaft wieder zu uns zurück, und wir schickten uns Alle an, den Besuch der Sit Farki zu erwidern, einer berühmten alten drusischen Dame in demselben Dorf, welche bei unserem Eintreffen am Morgen den mit uns nach Beisur gekommenen europäischen Damen ihre Aufwartung gemacht hatte. Die Sit — Sit bedeutet nämlich im Arabischen vornehme Frau oder Herrin eines Hauswesens — die Sit Farki gehörte gleich unserer Wirthin der Familie Telhuk an, und liefert das im Libanon keineswegs seltene Beispiel, daß selbst unter einem Volke, wo das Weib eingesperrt gehalten oder für ein untergeordnetes Geschöpf angesehen wird, eine begabte Frau einen bedeutenden Einfluß erlangen kann. Jene Frau, eine Wittwe von beiläufig fünfundsiebzig Jahren, besitzt ein für die Verhältnisse des Libanon bedeutendes Vermögen in Grundeigen-

thum, welches ihr ein jährliches Einkommen von fünf bis sechshundert Pfund Sterling abwirft. Die Drusen entscheiden sich für wenige wichtigere Maßregeln, ohne die Sit Farki zuvor darüber zu Rathe gezogen zu haben, und in ihren religiösen Mysterien nimmt sie unter den Eingeweihten eine der höchsten Stufen ein. Sie erwartete uns in einer Art Kiöschk oder großen, offenen Sommerhauses, dessen hohe Fenster eine prachtvolle, ausgedehnte Aussicht auf eines der herrlichsten Thäler im Libanon darboten. Hier waren zu unserer Begrüßung beinahe alle Frauen der verschiedenen Schechsfamilien des Dorfes und seiner Umgebung versammelt, die Einen verschleiert, einige der älteren aber mit beinahe ganz unbedecktem Gesicht; allein selbst die Schleier gestatteten uns, die Gesichter genau zu betrachten, die sie uns vermeintlich verbergen sollten. Unter den jüngeren Frauenzimmern waren drei oder vier, die man als gutaussehend, aber nur eine oder zwei, die man als wirklich hübsch bezeichnen konnte. Die Drusinnen heirathen jedoch, wie alle Frauen Syriens, so frühe und werden schon so jung Mütter, daß sie mit zwei bis vierundzwanzig Jahren über das mittlere Lebensalter hinaus und mit dreißig Jahren schon alte Weiber zu seyn scheinen. Wie alle Orientalinnen, so halten auch die Drusinnen es für ein großes Unglück, Mädchen zu gebären anstatt Knaben; ja eine Frau, welche nach drei- bis vierjähriger Ehe noch gar keine Kinder hat, gilt sozusagen sowohl für unglücklich als für unrein. „Ein Haus ohne Kinder," sagt das arabische Sprichwort, „ist wie eine Glocke ohne Klöppel, und eine unfruchtbare Frau ist wie ein Baum, der keine Frucht gibt, nur noch unnützlicher, denn der Baum kann wenigstens als Brennholz verbrannt werden."

Bei der Sit Farki mußten wir die ganze Reihe orientalischer und namentlich arabischer Komplimente durchmachen, zu denen auch das unvermeidliche Besprengen mit Rosenwasser, der Scherbet, der Narghilehs, der Kaffee, und endlich ein Imbiß von Obst, Gelées und Süßigkeiten gehörte. Die Verwunderung der Drusinnen über die helle Haut und die blonden Haare der Frauen und Kinder, ihr Erstaunen und ihre Erkundigungen bezüglich europäischer Trachten und Gebräuche und ihr beinahe kindliches Entzücken über alle diese ihnen so ganz neuen Gegenstände, machten uns keine geringe Freude. Die Sit selbst ist eine Person ohne alle Erziehung außer einer gründlichen Kenntniß ihrer Muttersprache, des Arabischen, allein in ihrer Unterhaltung und ihren Bemerkungen beurkundete sie großen, praktischen Verstand und seltene Beobachtungsgabe. Sie drückte das größte Vergnügen über unsern Besuch aus, bat uns, ihr Haus ganz für das unsrige anzusehen, lud uns ein bei ihr zu übernachten, sie mit einem Aufenthalt von acht Tagen u. s. w. zu beehren. Wir waren jedoch nicht in der Lage, unsern Besuch zu verlängern, denn die Sonne senkte sich stark gegen West und wir hatten noch einen Ritt von mindestens einer Stunde nach Hause zu machen, was keine Kleinigkeit ist, da die Wege im Libanon zu jeder Zeit mühsam, aber nach Einbruch der Dunkelheit ausnehmend gefährlich, wo nicht gänzlich ungangbar sind. Nach vielen Komplimenten und Abschiedsworten von Seiten der Sit Farki und ihrer Freundinnen kehrten wir daher nach Schech Beschir's Hause zurück, setzten hier die Kinder auf ihre Esel und Maulthiere, halfen den Damen auf ihre Pferde, schwangen uns selber in den Sattel und machten uns auf den Heimweg, höchlich zufrieden und vergnügt mit dem Tage, den wir in einem Drusendorfe verbracht hatten, und noch weit befriedigter von unserem Wirthe, dem Schech und seinen Verwandten.

Unser Heimweg führte längs der Seite eines Berges hin und hielt uns parallel mit einem prächtigen, tiefen Thal, an dessen Sohle der Fluß Dschaffa hinströmte, während zahlreiche Dörfer, da und dort auf den Hügeln zerstreut, zu uns herunterschauten, das Vieh von den Waiden heimkehrte, und die vielen Bauern, die wir auf der Heimkehr von den Feldern trafen, der ganzen Scene ein Gepräge von Frieden und Ueberfluß aufdrückten, wie man es im türkischen Reiche nicht oft trifft und vielleicht an keinem andern Orte findet, als im Libanon-Gebirge. Die wunderbare Durchsichtigkeit der Atmosphäre in diesem Lande veranlaßt einige merkwürdige optische Täuschungen. Alles erscheint dem Beschauer weit näher, als es eigentlich ist, und erst nach einer Erfahrung von einigen Monaten wird man an diese Erscheinung hinreichend gewöhnt, um Gegenstände nach ihrer eigentlichen Entfernung zu schätzen. Dieß fiel mir besonders auf, als wir auf dem Nachhauseritt von Beisur nach dem Gebirgsdörfchen, wo unsere ganze Gesellschaft in der Sommerfrische wohnte, um einen Hügel im Westen bogen und das mittelländische Meer zu Gesicht bekamen und die am Fuße des Libanon sich hinziehenden Ebenen, mit dem unabsehbaren Olivenhain, welcher das Meer umgürtet, sowie die Stadt und Rhede von Beyrut mit ihren zahlreichen Schiffen. Es kam uns beinahe vor, als ob uns einige wenige Sätze unserer Pferde an die Küste des dunkelblauen Meeres versetzen könnten, während wir wohl wußten, daß ein sehr gutes Pferd dazu gehört, um die dazwischen liegende Strecke in vier Stunden zu durchreiten. Es machte einen unbeschreiblichen Eindruck, so auf die nun dort vor Anker liegenden Dampfboote hinunterzublicken und zu denken, daß wenn wir uns an Bord eines solchen einschiffen würden, wir Marseille in sechs und London in acht Tagen erreichen und uns dadurch nach einem ganz verschiedenen Klima und nach ganz anderen Landschaften und Scenen versetzen könnten, als diejenigen waren, welche uns an diesem Tage unter den Drusen des Libanon umgeben hatten.

Gemeinnütziges.

Man hat neuerdings an echten Havanna-Cigarren die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß sie aus blosen Malven-, Eichen-, Roßkastanien- und namentlich Sonnenblumen-Blättern gewickelt waren, die man in einer sehr starken Lauge von Tabak gebeizt hatte. Die ausgelaugte Flüssigkeit aus derartigen Cigarren zeigte bis zu 1½ Prozent Nicotin und andere giftige Alkaloide.

Um Flächen von Stein, z. B. Wände, Denkmäler ꝛc. vor allem Einfluß der Feuchtigkeit zu bewahren, gibt man ihnen erst einen Anstrich von gesättigter Auflösung von kohlensaurem Kali und dann einen zweiten Anstrich von aufgelöstem Chlorkalk.

Eine vorzügliche Politur für Möbeln gewinnt man, wenn man einen starken Schoppen Leinöl mit einem Achtelschoppen Alkohol ver-

mengt, beides tüchtig durch einander schüttelt und mit einem leinenen Lappen auf die Möbeln aufträgt; einige Zeit nach dem Auftragen wird es sodann mit einem baumwollenen Lappen vollends trocken gerieben und dann im trockenen Zustande mittelst eines seidenen Lappen polirt, worauf dann, wenn dieß im Verlaufe von einigen Wochen mehrmals geschieht, die Möbeln eine ausgezeichnet schöne Politur zeigen.

Um Kupferstiche auf Papier zu übertragen, setzt man die Stiche einige Sekunden lang Joddämpfen aus. Um das Papier, worauf dieselben übertragen werden sollen, zu präpariren, taucht man ein Blatt weißes Papier in eine schwache Auflösung von Stärke, und wenn es davon wieder trocken geworden ist, in sehr verdünnte Schwefelsäure. Wenn das Papier wieder trocken geworden ist, so legt man das Blatt auf den frisch aus den Joddämpfen genommenen Kupferstich und setzt beide einige Minuten lang unter die Presse, worauf man den Stahlstich in seiner ganzen Zartheit und Vollendung auf dem präparirten Papier reproducirt sieht. Die Joddämpfe haben die Eigenschaft, die schwarzen Theile der Farbe auf dem Stahlstich zu fixiren und nicht auf den weißen Stellen. Diese wichtige Entdeckung liegt noch in der Kindheit.

Das beste Mittel gegen Seekrankheit. Fünf bis sechs Tropfen Chloroform in einem Weinglas voll Gerstenwasser eingenommen, unmittelbar ehe man in See geht.

Durchsichtiger Kitt für Glas. Man löst einen Theil Kautschuk in Chloroform auf und setzt zu demselben sechszehn Maastheile fein gepulvertes Gummi Mastix, destillirt es zwei Tage lang und schüttelt das Gefäß, worin die Substanzen sind, häufig. Der Kitt wird mit einem Pinsel von Kameelhaar aufgetragen.

Eine Maschine zum Melken der Kühe in Gestalt einer kleinen Handpumpe mit zwei Handgriffen ist kürzlich in Amerika erfunden worden und soll sich vorzüglich bewähren, indem man damit sechsmal schneller milkt, als mit der freien Hand.

Um das Keimen der Kartoffeln zu verhindern, durch welches im Frühling so viele Malter schöner Knollen in feichten und warmen Kellern der menschlichen Nahrung entzogen werden, genügt es dieselben eine Viertelstunde lang in eine Auflösung von $^1/_{10}$ Kochsalz auf $^9/_{10}$ Wasser (nach dem Gewicht) einzulegen. Nimmt man sie aus dieser Auflösung heraus, und legt sie an die Erde, so trocknen sie sehr schnell und beschlagen sich mit einem leichten Ueberzuge von Salz, der sie zum Keimen unfähig macht.

Der Gehalt der Aepfel an plastischen Nahrungsstoffen ist nach den eingehenden Versuchen eines amerikanischen Chemikers bei guten Aepfelsorten weit größer, als derjenige der Kartoffeln, so daß die Aepfel sättigender und nährender sind als die Kartoffeln.

Regenmäntel von wasserdichtem Taffet kann man sich leicht selbst verfertigen, indem man alte Seidenstoffe von Damenkleidern &c. aufspannt, mit einem rasch trocknenden Oel (Leinöl mit Bleiglätte) bestreicht und in einem warmen Ofen trocknet. Man bestreicht zwei bis drei Mal, nachdem der vorige Anstrich gut getrocknet hat.

Miscellen.

Eine Fabel, die ihre eigene Moral enthält. Es war einmal ein junger Mann, der las ein Goldstück auf der Straße auf. Später heftete er immer, wann und wo er ging, seine Augen starr auf den Boden in der Hoffnung, ein anderes Goldstück zu finden, und so las er denn auch im Verlauf eines langen Lebens zu verschiedenen Malen eine ziemliche Anzahl Münzen von Gold und Silber auf. Aber diese sämmtlichen langen Jahre hindurch, während er nach jenen Goldstücken suchte, sah er nicht, daß der Himmel über ihm klar und hell und die ihn umgebende Natur schön war. Er erlaubte seinen Augen niemals, von dem Koth und Schmutz aufzublicken, worin er seinen Schatz suchte; und wie er endlich in seinem Alter als ein reicher Mann starb, kannte er von dieser unserer schönen Erde nur jenen schmutzigen Weg, auf welchem man im Dahinwandern Geld auflesen kann.

Anekdote von Jackson. Ein Offizier beschwerte sich bei dem bekannten amerikanischen General Jackson (Old Hickory) über einige Soldaten, welche in ihrem Zelt Lärm machten. — „Was thun denn die Burschen?“ fragte Jackson. — „Sie beten nun, haben aber vorher gesungen,“ war die Antwort. — „Und ist dieß ihr ganzes Vergehen?“ fragte der General. — „Ja, die Kriegsartikel verordnen aber eine Strafe für jedes ungewöhnliche Geräusch,“ war die Antwort. — „Gott verhüte,“ rief Jackson mit herzlicher Innigkeit „daß Singen und Beten ein ungewöhnliches Geräusch in meinem Lager wäre!“ Und er hieß den Offizier das Beispiel der Soldaten nachahmen.

Aphorismen.

Gustav Wasa hinterließ seinen Söhnen folgende goldene Lebensregel: Ueberlege reiflich, vollführe mit Kraft, halt fest an deinem Vorsatz, schieb nichts bis morgen auf, denn Entschlüsse die man nicht im rechten Augenblick ausführt, sind wie Wolken ohne Regen in einer langen Dürre.

Sprich und thu' nichts, was Deine Mutter, wenn sie dabei wäre, mißbilligen würde, dann bist Du auf dem richtigen Wege zum Glück.

Der einzige Haß, den wir Alle mit christlicher Geduld ertragen, ist der Haß derer, die uns beneiden.

Wenn Du ein Kind etwas lehren willst und Dich über dessen Mangel an Anstelligkeit ärgerst, so versuche, falls Du dieß nie zuvor gethan hast, mit der linken Hand zu schreiben, und erinnere Dich, daß ein Kind ganz linke Hand ist.

Weil Trägheit und Armuth immer Vorwürfe ernten, so bemüht sich deßhalb jeder Mensch mit der größten Sorgfalt seine Armuth vor Andern und seine Trägheit vor sich selbst zu verheimlichen.

Alle edle Naturen sind hoffnungsvoll; es ist eine merkwürdige Thatsache, daß die reinsten Menschen auch immer die mildthätigsten sind.

Kein Mann kann der Welt ein besseres Vermächtniß hinterlassen, als eine wohlerzogene Familie.

Wissen kann nicht ohne Mühe und Fleiß erlangt werden, ja es ist beschwerlich und gleicht dem tiefen Nachgraben nach reinem Wasser; allein ist man erst einmal bis zur Quelle gelangt, so springt es von selbst empor und kommt Einem entgegen.

Schmäle nicht allzu sehr über die Welt; jeder Mensch hat in ihr mehr Genüsse als Widerwärtigkeiten, mehr Artigkeiten als Schmach, mehr Beispiele von Wohlwollen und Freundlichkeit als von Grausamkeit gefunden, und niemand gibt sich die Mühe, Freud und Leid gerecht gegen einander abzuwägen.

Ein großer Gelehrter meint, keine Frau sollte mehr als drei Male aus ihrem Hause kommen, nämlich zum erstenmal bei ihrer Taufe, zum zweiten bei ihrer Hochzeit und zum dritten bei ihrer Beerdigung. So extravagant dieser Einfall und so verschieden eine häusliche Zurückgezogenheit von einem Gefängnisse ist, so darf man doch billig darauf aufmerksam machen, daß die höchste Ehre einer tugendhaften Frau eine bescheidene Zurückgezogenheit und vernünftige Abgeschlossenheit von der Welt ist.

Für die Redaction verantwortlich: Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

Dorlcote-Mill.

Novellistische Bilder aus dem englischen Leben.

Der hübsche anmuthige Fluß Floß durchläuft anfangs behaglich sein weitgesprengtes Thal, das beinahe in eine breite Ebene sich ausdehnt; allein je näher er dem Meere kommt, desto mehr scheint er seinen Lauf zwischen den grünumsäumten Ufern hin zu beschleunigen, während die verliebte Fluth von dort her ihm entgegenkommt und ihm gleichsam mit einer ungestümen Umarmung den Weg versperrt. Die mächtige Fluth trägt auf diese Weise bis zu dem kleinen Städtchen St. Ogg eine Menge schwarzer Fahrzeuge, belastet mit duftigen tannenen Bohlen, mit feisten weitbauchigen Säcken voll Oelsaat und mit Haufen von Kohlen, die in der Sonne wie schwarze Diamanten glitzern.

Das Städtchen breitet zwischen einem niedrigen Hügel und dem Wasserrande seine steilen rothen Ziegeldächer und seine Magazine mit breiten Giebeln aus, und wirft im matten Strahl einer blassen Februarsonne einige weiche rosige Reflexe auf die spiegelnden Wellen des Flusses. Rechts und links dehnen sich fette Waidegründe und braunes Ackerfeld hin, worin die frischaufgeworfene Furche den künftigen Samen erwartet, oder wo auf einigen anderen schon die zarten Spitzen der Herbstsaat aus der Erde ragen. Ueber die Hecken herüber ragen die gelben Kappen der Bienenstöcke des vorigen Jahrs; Bäume ziehen sich längs der Hecken hin, und die Masten der fernen Fahrzeuge, die lohfarbenen Segel ziehen gleichsam zwischen Eschenhainen hin.

Ganz dicht bei der Stadt mit den rothen Dächern ergießt ein Nebenflüßchen, die Ripple, ihre rasch strömenden Gewässer in den Floß. Die Ripple läuft unter verkrüppelten Weiden hin, die mir noch gut im Gedächtniß sind, und unter der steinernen Brücke hindurch, von welcher herab ich, wie ich mich noch gut erinnere, so oft in die schwärzlichen Wellen geschaut, die der Wind kräuselte und denen das Tageslicht einen eigenthümlichen Mohrglanz lieh.

Aber dort ist Dorlcote-Mill, die Mühle von Dorlcote. Ich will auf der Brücke Halt machen, um mir behaglicher dieses Landschaftsbildchen voll Erinnerungen zu betrachten, obschon es bereits spät ist und die Wolken Regen drohen. Sogar um diese todte nackte Jahrszeit labt sich das Auge gerne an der Betrachtung des alten, wohlunterhaltenen, geordneten, saubern, behaglichen Hauses. Es wetteifert an Alter mit den Ulmen und Kastanien, die es gegen die Nordwinde schützen. Die Gewässer des Flusses gehen zu dieser Jahreszeit hoch: sie überfluthen die Weidenhecken, die man ihnen als Schranken entgegenstellt, und sind zur Hälfte über den Damm von hohem Gras und Ufergewächsen ausgetreten, den man vor dem Wohnhause aufgeführt hat. Während ich mein Auge waide an der vollen Strömung, an dem üppigen frischen Rasen, an dem glänzend grünen Staub auf den massigen Stämmen wie auf den schlanksten Aesten, welche die feinen Moose und Flechten dort anscheinend niederschlagen, um die augenblickliche Dürre ihrer hageren Umrisse zu mildern, labe ich mich an dieser kühlen feuchten Frische und beneide die weißen Schwäne, welche dort drunten unter den Weiden ihren Kopf unter die schwarze Fluth tauchen.

Der Wassersturz tost, die Räder drehen sich mit lautem Geklapper und peitschen die schäumende Fluth. Man ist betäubt, aber man träumt deßhalb nur um so besser. Man möchte sagen: ein Vorhang von Lärm und Getöse breite sich zwischen der Welt und uns aus. Das ist die geeignete Zeit, um von vergangenen Dingen zu träumen; die lebendige Landschaft bevölkert sich mit Geistergestalten. Und wie ich so auf der Brücke stehe, so sehe ich ein schönes braunes Kind auf dieser selben Brücke stehen, gleich mir in die Mühlräder schauen, welche einen Staub von Diamanten um sich werfen, und die Hand auf den braunen Kopf eines weißen Windspiels legen, welches das Kind begleitete. Das Thier mochte eifersüchtig darauf seyn, daß seine kleine Herrin so ganz in die Bewegungen des lärmenden Mechanismus verloren war, denn es bellte die Räder an, ohne dem Getöse Einhalt thun oder es mit seinem gellenden Geheul und Bellen übertönen zu können ....

So erschien mir zum ersten Mal Maggie Tulliver. Ich ahnte damals nicht, was sie mir eines Tages noch seyn, oder was ich ihr werden würde; ich hatte keine Ahnung von den Bezügen, welche eine noch ferne Zukunft zwischen unsern beiderseitigen Schicksalen herstellen würde. Von welcher Art sie waren, werde ich nicht sagen. Ich erzähle hier nicht meine eigene Lebensgeschichte. Was ich zu empfinden oder zu leiden hatte, interessirt nur mich und verdient keine besondere Erwähnung oder Beachtung. Gilt aber auch von Maggie das Gleiche? Wenn ich dieser Ansicht wäre, so bliebe diese Geschichte hiebei stehen; allein keiner von denjenigen, welche sie gekannt haben und sie unter dem angenommenen Namen, den ich ihr gebe, — errathen würden, vermöchte mir das Zeugniß zu verweigern, daß sie nicht vergeblich hienieden gewandelt. Der liebe Gott hatte ihr ein besonderes Gepräge aufgedrückt, und man konnte glauben, er bestimmte sie zu einer Rolle, die sie nicht zu spielen im Stande war; man möchte sagen, er schaffe sich auf solche Weise für seine geheimnißvollen Pläne auserwählte Werkzenge und hochbegabte Wesen in größerer Anzahl, als sie ihm nothwendig seyen. Ist die Stunde gekommen, so nimmt der große Meister dasjenige Wesen, welches seiner mächtigen Hand am besten paßt; die anderen werden in den Staub zurückgeschleudert, um dort ungenützt zu verkommen. Des Lebens Zufälligkeiten und Wechselfälle und widrige Umstände aller Art hemmen ihren Aufschwung. Nur ein undeutlicher Heiligenschein bleibt auf ihrer Stirne; sie tragen das heilige Zeichen. So klein sie auch der thörichten Menge erscheinen, so fesseln sie doch durch ihre verborgene Größe die Blicke eines Jeden, welcher Gefühl und Ahnung hat für höhere Dinge.

1.

Maggie verdankte nichts von ihrem angebornen Adel ihren Eltern. Der ehrsame Besitzer der Mühle von Dorlcote, Mr. Tulliver, war nur ein verständiger Müller, hinter welchem ein sehr mittelmäßiger Spekulant steckte. Eigensinnig, herrisch, prozeßsüchtig, glaubte er an seinen Glücksstern, wo nicht an sein Genie, und stürzte sich unbesonnen in Schwierigkeiten, die über die Tragweite seines Verstandes hinausgingen. Steckte er einmal in einem schlimmen Handel, so fehlte es ihm an Auswegen, Auskunftsmitteln, an Geschicklichkeit, Gewandtheit, an geschmeidigem Wesen; er verstand sich nur auf starres Trotzen, und

wenn er endlich definitiv besiegt war, so beklagte er sich über Alles, nur nicht über sich selbst. Seine Frau vermochte ihm keinen Beistand und Unterstützung zu leisten. Sie war eine echte englische Hausfrau, nur für die engste Häuslichkeit geschaffen, im Besitz aller möglichen guten Recepte für Anfertigung von Puddings oder für Besorgung von Hauswäschen; was jedoch darüber hinausging, davon hatte sie keine Idee, denn sie verstand weder die Welt noch das was sie am nächsten berührte, und zollte den Fähigkeiten ihres Mannes die höchste Achtung, weil er sich trotz seiner niederen Herkunft allmählig so weit hinaufzuarbeiten gewußt hatte, daß er der Gatte „einer Dodson" geworden war. Eine Dodson war in den Augen von Mrs. Tulliver — und dieß allein wird sie im Geiste mancher Leute klassificiren lassen können — etwas ganz Anderes als eine Simpson, eine Gregson, eine Jameson. Den Grund hiefür hätte sie nicht genau anzugeben vermocht; allein sie war darum nicht minder von dieser geheimnißvollen Ueberlegenheit überzeugt und dachte in gewissen Augenblicken mit Bedauern, sie habe eigentlich eine Mißheirath eingegangen. Mr. Tulliver, der Sohn seiner Werke, war durchaus nicht dankbar für die Ehre, welche sie ihm auf diese Weise erwiesen hatte, ohne daß er es ahnte. Da er sich für weit reicher hielt, als er eigentlich war, und daher um so zuversichtlicher an sein künftiges Glück glaubte, so hatte er die jüngste der Misses Dodson mit einer sehr armseligen Mitgift geheirathet, einmal weil sie hübsch war, und dann weil sie, und mit gutem Recht, in dem Ruf einer tüchtigen, wirthschaftlichen Hausfrau stand. Vielleicht war er auch nicht sehr böse darüber, daß er obendrein fand, sie seye von einer Bedeutungslosigkeit, die jede Erwartung übertraf. Er wollte Herr in seinem Hause und in allen seinen Geschäften unumschränkt seyn. Die absolute Gefügigkeit seiner Frau und ihr Mangel an aller Neugierde schmeichelten seinem eheherrlichen Stolze und er hielt sich für desto größer, weil er sich mit einem weit untergeordneteren Wesen verbunden hatte. Von dieser Verrechnung mußte er sich erst viel später, zur Zeit der Krisen, überzeugen, wo ein rechtzeitig gegebener guter Rath, eine scharfe, sinnige oder geistvolle Ermuthigung, ein heilsamer Anstoß den Katastrophen vorgebeugt oder sie wenigstens geändert haben würden.

Zwischen diesen beiden Wesen, die so wenig zu einander paßten, aber dieß gar nicht ahnten und lange mit und durch einander glücklich hinlebten, wuchsen zwei Kinder auf: Thomas und Margareth — oder Tom und Maggie, wie sie auf der Mühle hießen.

Tom erwies sich von Kindesbeinen an als das, was er seither war: ein vorzügliches Beispiel von einem englischen Yeoman oder freien Grundbesitzer. Er war von kurzem bündigem Urtheil, etwas hart von Begriff, aber von festem Willen. Er war sehr geneigt, eine jener Schelmereien zu begehen, die man gemeinhin „einen schlechten Witz" nennt; allein er hätte es für eine Schmach gehalten, diesen zu verleugnen oder bis über ein gewisses Maaß hinaus zu verhehlen. Er gab nie sein Wort vergebens. Er hätte sich selbst im wildesten Zorn nie so weit hinreißen lassen, ein kleines Mädchen zu schlagen, wenn dieses Mädchen auch seine eigene Schwester gewesen wäre. Und doch ärgerte diese Schwester ihn oft sehr. Er begriff sie so wenig, daß er darauf verzichtet hatte, sich ihr Wesen zu erklären. Er liebte sie in Summa und aufrichtig, aber nicht so wie er von ihr geliebt wurde.

Maggie betrachtete Tom, wie sie Alles auf dieser Welt betrachtete, nämlich wie ihre dichterische Einbildungskraft ihn umgestaltete. Dieser stämmige offene Junge war lange Zeit beinahe der einzige Mittelpunkt ihrer Neigungen. Durch sein manchmal brutales Anschauungen weckte er in ihr jenen wunderbaren Instinkt nachsichtigen Wohlwollens, unerschöpflicher Vergebung, welche die Natur auf den Grund mancher vorzugsweise begabten Wesen legt. Er gefiel ihr durch seine Kraft, seinen Muth. Selbst willens- und thatkräftig, hatte sie ein Mitgefühl für die Thatkraft Anderer. Jene Freude und Anhänglichkeit, die sie von Jugend auf gegen diesen immer etwas undankbaren Bruder — und wie hätte er es auch nicht seyn sollen? — gehegt hatte, wuchsen mit den Jahren immer mehr. Sie gehorchte zwar niemand gerne, aber doch keinem lieber als ihm. Er war der unumschränkte Schiedsrichter, zuweilen sogar der launische Tyrann ihrer Kinderspiele. Ihn zu kränken, war ihre größte Furcht; ihm zu gefallen und sich ihm ganz zu widmen, war das ausgezeichnetste Vergnügen, das sie genießen konnte. Sie war eifersüchtig auf die kleinen Mädchen, denen Tom, wenn er seiner schroffen Natur etwas Zwang anthat, zuweilen einiges Wohlgefallen bezeugte oder zufällig einige Aufmerksamkeit erwies. Eines Tages trieb Tom unter Anderm durch die absichtliche und auszeichnende Bevorzugung, welche er ihrem Geschwisterkind Miß Lucy Deane erwies, die arme Maggie zu dem Entschluß, diesen entarteten Bruder für immer zu fliehen. Ihre Kinderbücher, die sie mit Andacht gelesen, hatten es ihr als die allernatürlichste Sache von der Welt erscheinen lassen, daß sie sich zu einem Zigeunerlager begebe und dort zur Königin ausrufen lasse, vermöge ihrer unbestreitbaren Ueberlegenheit über Wesen von solch unvollkommener Civilisation. Sie gedachte sie tausend und aber tausend Dinge zu lehren, die sie noch nicht kannten, und wollte unbedingt das Glück des Stammes machen, welcher sich ihren Gesetzen unterwarf. Mit derartigen Ideen schlich sie sich aus dem Hause ihres Oheims Deane davon, wo die beiden Kinder damals zum Besuche waren, und machte sich wackern Muthes auf den Weg nach der Dunlow-Haide, wo, wie sie vom Hörensagen wußte, jederzeit eine Lagerstätte jener Zigeuner zu treffen war, welche in der Wiederkehr ihrer periodischen Lagerungen weit beständiger sind, als man glauben sollte. Wie oft habe ich mich nicht ergötzt an der Schilderung, welche sie mir von jenem Tage und den dabei ausgestandenen Empfindungen entwarf, als sie so, kaum in's Freie getreten, aus den Augen der Ihrigen, allein, ohne Beschützer bereits der Welt Ende erreicht zu haben wähnte! — 'Ich hatte gewaltige Angst,' sagte sie; 'aber nie kam mir auch nur auf einen Augenblick der Gedanke, wieder umzukehren. Meine Einbildungskraft bevölkerte meinen Weg mit Ungeheuern; allein ein unwiderstehlicher Drang trieb mich, diesen schreckhaften Hirngespinnsten zu trotzen.' — Der Zufall wollte, daß sie endlich das fand, was sie suchte. Zwei Weiber von wunderlichem Aussehen, die sie aber mit ganz besonderem Respekt aufnahmen, bereiteten gerade das Mahl für ihre künftigen Unterthanen. Sie eröffnete ihnen ihre Absichten, welche sie jedoch kaum in Erstaunen zu setzen schienen, und ohne die Ungenirtheit eines jungen Zigeunermädchens, das bald dar-

auf hinzukam und Maggie ihren hübschen Hut wegnahm, um ihn auf ihrem eigenen schlechtgekämmten Kopf zu probiren, hätte Maggie anfangs gar keinen Grund gehabt, sich in schlechter Gesellschaft zu wähnen. Die Männer des Stammes kehrten auch zurück in Begleitung eines häßlichen alten Pudels, der die neue Zigeunerin entsetzlich erschreckte. Der Häuptling der Bande untersuchte allzu neugierig die Taschen von Maggie's Schürze, und vergaß, als er die verschiedenen Kleinigkeiten, die den Inhalt derselben bildeten, wieder darin unterbrachte, einen silbernen Fingerhut hineinzustecken, dessen Anblick ihm ein bedeutsames Lächeln abgelockt hatte. Dieser Umstand, sowie die ganz unerwartete Abwesenheit des Thee's, welcher sonst bei ihrem täglichen Frühstück niemals fehlte, begann das Kind nachdenklich zu machen, dessen Ideen in weniger als fünf Minuten ganz und gar umschlungen. Diese selben Zigeuner, in denen sie bisher beneidenswerthe Gefährten gesehen hatte, die leicht zu unterweisen seyn und sie glücklich machen würden, erschienen ihr jetzt Manns genug, um sogar nach ihrem Leben zu trachten. Vielleicht waren sie sogar Menschenfresser. Und wer mochte in der That auch wissen, was hier in diesem abscheulichen eisernen Topfe schmorte, unter der Aufsicht jener alten Hexe mit grauen Haaren und verstörtem Blick? Der ganze Vorfall endigte auf eine weit weniger tragische Weise. Nach Beendigung ihrer Mahlzeit hatten die Zigeuner nichts Eiligeres zu thun, als die „kleine Dame," von der sie keinen größeren Gewinn mehr ziehen konnten, nach der Mühle von Dorlcote zurückzubringen. Und Maggie kehrte dorthin zurück, besser belehrt über die Zigeuner und ihr Treiben, aber ohne am Charakter sich geändert zu haben. Noch herbere Lehren, welche ihr das Schicksal später noch gab, waren kaum von besserer Wirkung.

Ich habe wohl schon erwähnt, daß Mr. Tulliver von jener zank- und prozeßsüchtigen Sinnesart war, welche man der normännischen Race zum Vorwurf macht. Auf diesem Wege, worein ihn jene Sinnesart führte, begegnete er bei jedem Schritte Schwierigkeiten, welche ihm sein Mangel an Bildung noch größer machen mußte. Die Rechtsverständigen, zu welchen er seine Zuflucht nehmen mußte, und die ihn bisweilen aus der Patsche zogen, flößten ihm einen heiligen, mit Schrecken gemischten Respekt ein. Dieß brachte ihn auf den Wunsch und Gedanken, seinem Sohn jene Kenntniß des Rechts zu verschaffen, die ihm selber so sehr abging; und dieß war denn für ihn der hauptsächlichste Beweggrund, als er sich entschloß, Tom um jeden Preis eine gründliche und gediegene Bildung zu geben. So kam der Junge bald aus einer bescheidenen Schule, worin die Pächterssöhne wohl oder übel die ersten Anfangsgründe alles menschlichen Wissens erlernten, unter die Obhut eines jungen Geistlichen von Saint-Ogg, welcher arm und ehrgeizig und erst seit Kurzem verheirathet, sich genöthigt fühlte, die mageren Einkünfte seiner Pfarre durch einige weitere Hülfs- und Einnahmequellen aufzubessern. Tom Tulliver war sein erster Schüler, und hätte er auch nur die geringsten literarischen Anlagen gezeigt, so würde sicher nichts versäumt worden seyn, um ihn zu einem glänzenden Probestück der Talente seines Lehrers zu machen; allein der ehrwürdige Walter Stelling konnte nicht lange jene schmeichelhaften Illusionen hegen, in denen er sich anfangs gewiegt hatte. Er fühlte nach einigen vergeblichen Versuchen vor dem trägen Widerstand dieser irregeführten Intelligenz und dieses stumpfen Verstandes seine Ausdauer erlahmen und seine Hoffnungen hinsterben. Tom ward von diesem Augenblicke an nicht mehr mit Strafen und Vorwürfen angespornt. In Folge einer stillschweigenden Uebereinkunft wurden ihm seine Lektionen so gegeben, wie er sie nahm, mit der vollständigsten Gleichgültigkeit, und allmählig gestaltete Mrs. Stelling, eine schöne blauäugige Blondine, welcher die beständigen Sorgen des mütterlichen Berufes mißfielen, den widerspenstigen Schüler in eine vollkommen dressirte Kinderwärterin um. Tom's Zeitvertreib und Erholungen bestanden darin, daß er die kleine Laura spazieren führte und beaufsichtigte, und in Ermangelung jedes andern Spielgefährten hatte der wackere Junge auch Geschmack an diesem menschenfreundlichen Auftrage gefunden. Er klagte daher nicht darüber und ließ Mr. Tulliver sich in der Hoffnung wiegen, sein Sohn erwerbe sich die zu einem Attorney, ja vielleicht gar zu einem Solicitor nöthige Schulbildung, während dieser in Wirklichkeit nichts Anderes erlernte, als die alltäglichen praktischen Fähigkeiten und Kenntnisse einer Kindermuhme.

Nachdem diese ziemlich unregelmäßige Erziehung ungefähr ein Jahr gedauert hatte, modificirte die Ankunft eines zweiten Zöglings einigermaßen den Stand der Dinge. Dieser war auf ganz verschiedene Weise begabt. Gott hatte ihn zwar schön erschaffen, allein ein Unfall, der dem Armen in seiner ersten Kindheit zugestoßen war, hatte ihn mißgestaltet gemacht; daher rührte denn eine große Schüchternheit, ein großes Mißtrauen in sich selbst, welche durch andere Umstände noch gesteigert wurden. Sein Vater, einer der vielbeschäftigtsten und gesuchtesten Advokaten von St. Ogg, ward hier vielfach angefeindet. Man anerkannte zwar seine Geschicklichkeit, aber man fürchtete ihn. Alles was er noch von Befähigung zu Liebe und Zärtlichkeit in sich trug, bewahrte er für sein armes mutterloses Kind, für diese zarte, schwache, schon verblühte Pflanze. Für Fremde hatte er nur eine strenge Stirn, ein gesetztes, trockenes und beinahe barsches Wesen. So erwiderte er die allgemeine Abneigung, deren Gegenstand zu seyn er sich wohl bewußt war, und deren schmerzliche rückwirkende Einflüsse sein Sohn mit jener außerordentlichen Empfindlichkeit und Empfänglichkeit, welche ihm eigen war, schon mehrfach erfahren hatte.

Philipp Wakem fühlte sich seinem neuen Studiengenossen gegenüber um so unbehaglicher, als er Tom's Vater in einen Prozeß verwickelt wußte, worin der Attorney Wakem die Gegenpartei vertrat. Tom seinerseits hatte seinen Vater in seinen gewöhnlichen und häufigen Zornesergüssen schon manchmal sich in heftigen Ausfällen gegen den „elenden" Advokaten ergehen hören, auf dessen Anstiftung man ihn an seiner Wassergerechtsame zu beeinträchtigen gesucht hatte. Es war daher, noch ehe der Zufall sie zusammenführte, schon ein Keim der Feindschaft zwischen den beiden Kindern vorhanden. Tom konnte überdieß nur geringschätzig auf einen „Buckeligen" heruntersehen. Für ihn war Philipp Wakem nur ein solcher. Zum Ersatz dafür tröstete sich Philipp, sobald er die geistige Untergeordnetheit seines neuen Kameraden erkannt hatte, weit leichter darüber, daß derselbe so hochmüthig auf ihn herabblickte, er gewann es leicht über sich, eine Geringschätzung zu verzeihen, die er hundertfältig zurückgeben konnte. Kurzum, nachdem die beiden Zöglinge des

Mr. Stelling erst genauer mit einander vertraut geworden waren, gelang es ihnen, auf ziemlich gutem Fuß mit einander zu stehen und sich gegenseitig gefällig zu seyn; allein es existirte keine wirkliche Vertraulichkeit zwischen ihnen, wie denn auch eine solche zwischen zwei so ungleichen Naturen nicht bestehen konnte. Wie taktvoll ein Kind auch seyn mag, es wäre doch außer Stande, im täglichen Verkehr alle seine Eindrücke zu verhehlen; wenn daher Philipp von Zeit zu Zeit die geringe Meinung durchblicken ließ, die er von Tom's geistigen Fähigkeiten hatte, so weckte er im Nu dadurch die alte Feindschaft, welche tief in Tom's Herzen schlummerte, und diese machte sich dann natürlich in nicht sehr zarten Worten und in beleidigenden Anspielungen Luft. Namentlich fertigte Philipp Wakem eines Tags seinen Kameraden, der ihn sehr zur Unzeit inmitten eines Studiums unterbrach, welches alle seine Gedanken in Anspruch nahm, etwas barsch ab und bediente sich einiger Ausdrücke, welche Tom tief beleidigten. — „Du nennst mich einen Simpel?" rief Tom wüthend; „jenun, mag seyn, daß ich es bin; aber ich würde Dich erwürgen, wenn Du nicht gegen mich ein schwächliches Mädchen wärest.... allein ich bin wenigstens der Sohn eines rechtschaffenen Mannes!".... Ohne es zu ahnen hatte Tom einen wunden Fleck getroffen; diese letzten Worte drangen wie ein Dolchstoß in Philipp's Herz. Er konnte sie ihm im Verlauf der Zeit vergeben, aber es war ihm entschieden unmöglich, sie fürder jemals zu vergessen.

Maggie ward von Mrs. Stelling eingeladen, einige Wochen bei ihrem Bruder zu verbringen, und erschien nun wie ein Friedensengel zwischen den beiden erbitterten Knaben. Der sympathische Drang, welcher sie gleich von Anfang an zu dem armen kleinen Philipp hinzog, war jener edle Instinkt des Mitleids, der bei den Frauen bis zum Heroismus gehen kann. Es lagen überdieß in ihr eine Glut der Phantasie, eine angeborne Freude an geistiger Ausbildung, die ihr nicht erlaubten die Gaben zu verkennen, durch welche dieses schwache und entstellte Wesen sich für sein physisches Zurückstehen entschädigt fand. Voll Bewunderung und ihre großen schwarzen Augen weitaufreißend lauschte sie starren Blickes auf die wundersamen Geschichten, die er mit einer leidenschaftlichen Begeisterung erzählte, und gegen deren verführerischen Einfluß selbst Tom nicht unempfindlich war. Bald war es irgend eine alte schottische Sage, bald irgend eine Tragödie von Aeschylus oder Sophokles, womit er ihre ungeduldige Wißbegierde befriedigte, und während ihr Bruder vorzugsweise die Waffenthaten von Bruce und Wallace bewunderte, fühlte Maggie sich von den Leiden des Prometheus oder Philoktet mit ergriffen.

An letztern Namen knüpfte sich eine der Erinnerungen dieser schon so fernen Kinderzeit. Am Vorabend ihrer Rückkehr in's Vaterhaus sah sich Maggie einen Augenblick allein mit Philipp, welcher in seiner gewohnten Emsigkeit soeben sich auf die morgende Aufgabe vorbereitete. Sie waren sehr mit einander befreundet geworden, und das junge Mädchen stemmte seine Ellbogen auf den Tisch, woran er arbeitete.

„Das ist griechisch, nicht wahr?" fragte sie ihn. „Und es müssen Verse seyn, denn die Zeilen sind so kurz...."

— „Allerdings," erwiderte er; „es ist die Geschichte jenes armen Hinkenden von der Insel Lemnos, weißt Du, welche ich Dir gestern Abend erzählte..."

Erfreut über die Unterbrechung hatte er den Kopf aufgerichtet, um bequemer dieses Gesicht zu betrachten, dessen Ausdruck ihn bezauberte. Maggie, immer zerstreut, antwortete ihm nichts, ihre träumerischen Blicke schweiften in's Weite. Sie dachte schon nicht mehr an Philipp noch an sein Buch.

„Maggie," redete dieser, der sie noch immer betrachtete, zu ihr, „wenn Du einen Bruder hättest wie ich, würdest Du ihn ebenso innig lieben, als Du Tom liebst?"

— „Wie? was sagst Du?" fragte Maggie und erbebte bei dieser Frage, welche sie in ihrer Träumerei störte; und als Philipp ihr seine Frage wiederholt hatte, erwiderte sie ohne Zögern: „Ei freilich! Gewiß, ich würde ihn ebenso lieben, und vielleicht noch mehr.... Und doch, nein — nicht mehr, nicht mehr als Tom. Ich weiß nicht, ob mir dieß möglich wäre!.... aber ich würde Dich so sehr beklagen...."

Diese letzteren Worte in ihrer einschneidenden Naivität trieben Philipp das Blut in die Stirne. Sein innerstes Wesen empörte sich bei dem Gedanken, daß er für Maggie ein Gegenstand des Mitleids seye. So jung und kindlich sie auch noch war, so begriff sie doch das Wehe, welches sie ihm unabsichtlich bereitet hatte. Zum ersten Male hatte sie eine Andeutung davon fallen lassen, daß sie Philipp's Verunstaltung bemerkt, und sie empfand darüber eine wahrhafte Reue.

„Uebrigens," fügte sie eifrig hinzu, „bist Du ja so gescheidt, Du weißt so viel.... Du spielst so gut Klavier und singst so schön.... ich versichere Dich, daß Du mir sehr gefällst.... Wenn Tom fortgeht, so würdest Du bei mir bleiben; Du würdest mich so viele Sachen lehren — Griechisch z. B., nicht wahr?"

— „Nicht doch," versetzte Philipp; „Du gehst ja von uns fort; man wird Dich in eine Erziehungsanstalt bringen, — Du wirst mich vergessen, wirst Dich gar nicht mehr um mich kümmern. Und wann ich Dir erst als erwachsene Person wieder begegnen werde, wirst Du mich gar nicht mehr wieder erkennen wollen!"

„Darin irrst Du," sagte Maggie in ihrem ernstesten Tone. „Ich vergesse nichts, weder Dinge noch Personen. Sieh' einmal, ob ich den armen Yap (nämlich ihren Hund) vergesse; er hat ein Geschwür in der Kehle, und die Leute sagen, er werde daran sterben...."

— „Laß sehen, Maggie!" fiel ihr Philipp mit einem wehmüthigen Lächeln in's Wort; „schenkst Du mir ebenso viel Interesse als Deinem Yap?"

„Ei gewiß — ganz ebensoviel!" rief sie mit lautem Lachen.

— „Nun denn, Maggie, ich bin Dir ungemein gut, und werde Dich gewiß nicht vergessen. Hätte ich eine Schwester, so wünschte ich sie mir mit so schönen schwarzen Augen wie die Deinigen!"

„Du findest also meine Augen hübsch?" fragte Maggie, die von diesem Lobe sehr befriedigt schien, denn außer ihrem Vater hatte sie noch niemand getroffen, der ihre Augen bemerkt zu haben schien. „Und warum denn, wenn ich fragen darf?"

— „Ich weiß es eigentlich selbst nicht, Maggie; sie sind ganz anders als diejenigen der übrigen Leute.... Sie sehen

aus, als wollten sie sprechen, und recht voll Herzensgüte sprechen. Ich liebe es im Allgemeinen gar nicht, daß die Leute mich ansehen, aber wenn Du mich betrachtest, so macht es mir ein ordentliches Vergnügen!"

„Man sollte meinen," entgegnete Maggie nach einigem Nachdenken, „ich gefalle Dir besser als meinem Bruder Tom!" Und dieser Gedanke schien ihr wehe zu thun, dann aber suchte sie nach dem besten Mittel, um Philipp zu überzeugen, daß sie ihn trotz seiner Mißgestalt nicht minder liebe, und sie setzte hinzu: „Kann es Dir angenehm seyn, wenn ich Dich ebenso küsse, wie ich Tom küsse? Wenn Du es willst, so umarme ich Dich!"

— „Ach ja! thu' das!" erwiderte Philipp mit derselben Unschuld und Herzenseinfalt. „Mich küßt ohnedem niemals jemand!"

Sie neigte sich ohne Bedenken zu ihm herab, schlang ihm die Arme um den Hals, gab ihm aus vollem Herzen Kuß auf Kuß, und sagte dann: „Wann wir uns später wieder sehen werden, so will ich Dich wieder küssen und Du sollst sehen, daß ich Dich nicht vergessen habe."

2.

Das war ein süßes und eitles Versprechen, der schönen Zeit würdig, wo das Eden noch bewohnt war und wo seine goldenen Thore sich noch nicht hinter unseren ersten Eltern geschlossen hatten! — Als Philipp und Maggie sich wieder sahen — es war in den Straßen von St. Ogg — da wechselten sie nur einen artigen Gruß. Maggie kam aus ihrer Kostschule, wo sie unter anderen Dingen auch gelernt hatte, daß Philipp kein Recht habe, von ihr ein solch zärtliches Freundschaftspfand zu hoffen. Ueberdieß drohte der unter Wakem's Auspizien eingeleitete Prozeß ungünstig für Mr. Tulliver auszugehen, und Maggie hörte jeden Tag (und zwar nicht ohne davon im Grunde ihres Herzens betrübt zu werden) Verwünschungen gegen jenen „elenden Rechtsverdreher," jenen Handlanger des Betrugs und der Zwietracht schleudern, dessen unrechtmäßig erworbenes Vermögen, mit dem öffentlichen Fluche belastet, in die Hände seines elenden buckeligen Krüppels von Sohn übergehen sollte!

Die Zeit verstrich inzwischen. Tom war ein schmucker kräftiger Junge von sechszehn Jahren, und Maggie hatte ihre wohlgezählten vierzehn, als beide mitten in ihrer sorglosen Jugend durch einen Donnerschlag überrascht wurden, welchen weder das eine noch das andere von ihnen hatte voraussehen können. Mr. Tulliver, der eines Morgens von der Dorlcote-Mühle nach St. Ogg geritten war, wurde Nachmittags bewußtlos auf der Landstraße ausgestreckt gefunden; sein Pferd waidete einige Schritte von ihm das Gras der Chausseegräben ab. Ein zerknitterter Brief steckte noch in den zusammengeballten Händen des ohnmächtigen Reiters.

Dieser Brief hatte in Einer Minute alle Hoffnungen vereitelt, welche der arme Müller von Dorlcote seit einigen Monaten trotz seines verlornen Prozesses noch hartnäckig unterhalten. Er hatte, um eine sehr drohend gewordene Vertreibung von Haus und Hof zu vermeiden, auf Stundung von Seiten seines Hauptgläubigers gerechnet, in dessen guten Willen er volles Vertrauen hatte. Sein Sachwalter, welcher in der fraglichen Angelegenheit die nöthigen Schritte einleiten sollte, benachrichtigte ihn in jenem Brief im Vertrauen, daß dieser Gläubiger selbst in Geldverlegenheit und, um sich baares Geld zu verschaffen, genöthigt gewesen sey, den Tulliver'schen Schuldbrief zu veräußern, der nun in die Hände des fürchterlichen Wakem übergegangen seye. Jede Möglichkeit der Rettung war nun verloren. Angesichts des Verfalls eines Wechsels von fünfhundert Pfund Sterling und der unvermeidlichen Vorladung, ohne Verzug die Prozeßkosten und Gerichtssporteln zu bezahlen, die sich auf eine noch höhere Summe beliefen, hatte der unglückliche Müller, der längst seinen Kredit erschöpfte um sich nur noch über Wasser zu erhalten, sich plötzlich aller Hülfsquellen bar gesehen, und war davon so erschüttert worden, daß ihn eine Art Schlaganfall zu Boden geworfen hatte.

Als man ihn nach Hause gebracht und er allmählig wieder die Besinnung erlangt hatte, kamen anfangs nur einige verworrene Worte über seine Lippen. „Die Kleine," stammelte er; „die Kleine!" Man errieth, daß er damit seine Tochter bezeichnete. Und Maggie ward in diesem entscheidenden Augenblick auch wirklich die Vorsehung dieses trostlosen Familienkreises. Während die arme Mrs. Tulliver vergebens ihren ganzen Verstand aufbot, um den Sinn und die Tragweite der häuslichen Katastrophe zu ergründen, welche sie inmitten ihrer wohlgefüllten und wohlgeordneten Schränke voll Weißzeug und spiegelblankem Geschirr ereilt hatte, wachte ihre Tochter am Kopfkissen des Vaters, und als es galt, dem Bruder Tom in St. Ogg Kunde von den Begebenheiten zu geben, welche seine Ideen von der Zukunft gewaltig umgestalten mußten, war es wiederum Maggie, welche diese zarte Mission annahm und vollführte.

Tom erfuhr zunächst ohne Zucken den Verlust des berüchtigten Prozesses; sein Scharfsinn ging noch nicht so weit, daß er die ferneren Ergebnisse errieth, die diesem unangenehmen Vorfall folgten. Als ihm Maggie erklärt hatte, daß es sich für ihren armen Vater nicht um eine zu bezahlende Summe Geldes handle, sondern um den Verlust seiner ganzen bürgerlichen Stellung, um das Verlassen von Haus und Hof, um den Verkauf aller seiner Möbeln, da erblaßte auch der Sohn, dem es weder an Kaltblütigkeit noch an Entschlossenheit fehlte, und ein nervöses Zittern durchzuckte ihn. Maggie konnte nun sich ebenfalls der Furcht nicht erwehren, als sie ihn so sah. Das Schlimmste war jedoch noch nicht gesagt — sie mußte Tom noch mittheilen, daß die Erschütterung, welche die plötzliche Gewißheit seines Ruins bei dem Vater verursacht, ihn in einen geistigen Zustand versetzt hatte, welcher zu den lebhaftesten Befürchtungen Anlaß gab. Diese Eröffnung war für alle beide ein Augenblick tödlicher Angst und Spannung: der Jüngling vergoß keine Thräne, aber die krampfhafte Umarmung, womit er seine Schwester an sich drückte, die alle ihre Thatkraft nun weichen sah und ihre lange verhaltenen Thränen nun fließen ließ, bekundete die tiefe Erschütterung seines Gemüths. Das schon so starke Band der geschwisterlichen Liebe steigerte und kräftigte sich noch unter diesem gemeinsamen Schmerze.

Der Vater im Himmel, welcher uns unsern Kummer nach unseren Kräften zumißt, hatte vielleicht, als er die Vernunft des armen Tulliver mit einer vorübergehenden Lähmung schlug, beabsichtigt, ihm die tausenderlei Qualen einer Lage zu ersparen,

wie sie die seinige mit sich bringt. Auf sein Bett beschränkt erkannte er von allen seinen Angehörigen nur Maggie; er hatte keine Erinnerung an die Vergangenheit, kein Bewußtseyn der Gegenwart, keinen Gedanken an die Zukunft; er ahnte nicht einmal, daß seine Wohnung, seine Mühle, seine gesammte irdische Habe in andere Hände überging und zwar in die Hände jenes Mannes, welchen er für seinen Todfeind anzusehen sich gewöhnt hatte. An dem Tage, wo man wenige Schritte von ihm die häusliche Einrichtung versteigerte, auf welche seine Frau seither so stolz gewesen war, ahnte er nicht einmal die Anwesenheit der Handlanger des Gesetzes. Alle Herzensängsten dieses unglücklichen Tages waren nur für Mrs. Tulliver, welche über ihre selbstgesponnenen Tücher und Tafelzeuge weinte, zu denen sie die Muster selbst gewählt und die der Weber Job Haxey auf ihre Bitte so ganz besonders sorgsam gewoben hatte. Die Theeservice und das chinesische Porzellan nahmen abwechselnd ihre ganze geistige Thätigkeit in Anspruch, und wenn ihre Schwestern ihren flehentlichen Bitten hätten willfahren wollen, so hätten sie nach und nach die ganze Haushaltung wieder angekauft, „um der Ehre der Familie willen," wie die arme Frau sagte.

„Ei, meine Schwester!" rief eine dieser Dodson, welche weit weniger empfindsam als auf ihren schönen Namen stolz waren; „man rettet die Ehre einer Familie nicht durch den Rückkauf alten Theegeschirrs. Die Schmach besteht darin, daß Eine von uns einen Mann geheirathet hat, der im Stande ist, sie in's Elend zu stürzen. Die Schande besteht darin, daß man genöthigt ist, seine Haushaltung zu verkaufen. Das weiß aber die ganze Gegend, und wir können nichts dafür."

Bei der ersten Anspielung auf ihren Vater war Maggie gleichsam vom Sopha emporgeschnellt, auf welchem sie saß. Tom bemerkte noch rechtzeitig diese barsche Geberde und die Glut, welche seiner Schwester in die Wangen stieg; er drückte sie sanft wieder in das Sopha und flüsterte: „Kein Wort, Maggie!" Und er selbst antwortete nun seiner Tante mit einem Takt, einer Mäßigung, einer Festigkeit, die man von einem sechszehnjährigen Jungen nicht hätte erwarten sollen: „Wenn Du es für eine Schande hältst, Tante, daß man die Haushaltung verkauft, warum suchst Du es nicht zu verhindern? Und wenn es Dein Wunsch ist, daß später meiner Schwester und mir noch etwas bleiben soll, warum zahlst Du nicht alsbald die Schuld, welche meine arme Mutter zwingt, sich von ihrem Mobiliar zu trennen?"

Jedermann, und vor Allem Maggie, wunderte sich, diese männliche Sprache aus einem so jungen Munde zu hören. Selbst Mrs. Glegg, die verdutzte Tante, gestand sich, daß das Blut der Dodson in den Adern dieses jungen Menschen fließe, den das Unglück plötzlich emancipirt hatte. Kurzum, Alles ging gut und der Familienrath neigte sich insgeheim zu großmüthigen Entschlüssen, als einige unbedachte, schonungslose Worte abermals Maggie's innigste und theuerste Gefühle verletzten. Mrs. Tulliver stand neben Tom, auf dessen Arm sie sich stützte, als ob sie so besser der Wucht der Vorwürfe widerstehen könnte, womit ihre Schwestern sie überhäuften. Maggie ging vor ihnen vorüber, bebend vor Entrüstung.

„Wenn ihr," rief sie, „meiner armen Mutter, die doch eure Schwester ist, keinerlei Hülfe gewähren könnt, wozu kümmert ihr euch dann um ihre Angelegenheiten? wozu nützt es, sie auf diese Weise zu schelten? Wenn euch — selbst denjenigen unter euch, die dadurch im Grunde um nichts ärmer würden — kein Opfer möglich erscheint, um sie aus der Bedrängniß zu ziehen, worin ihr sie seht, so ist es unnöthig uns zu quälen .... Ihr braucht also hier meinen Vater nicht herunterzusetzen; er ist mehr werth als ihr alle .... Er war gut; er wäre euch beigesprungen, wenn **ihr** im Unglück gewesen wäret .... Weder Tom noch ich brauchen euer Geld, so bald ihr nicht wollt, daß unsere arme Mutter dadurch aus ihrer peinlichen Lage gezogen werde .... Wir wollen nichts davon, wir werden uns ohne euch durchschlagen können!"

Nachdem Maggie auf diese Weise den ihr gegenüber versammelten Oheimen und Tanten den Handschuh hingeworfen, blieb sie ruhig stehen, fixirte sie mit dem düstern Blicke ihrer großen schwarzen flammenden Augen, und gewärtigte, alle Folgen dieser barschen Abfertigung zu ertragen. Ihre Mutter war ohnmächtig geworden. Dieser muthwillige, unbesonnene Ausfall schien ihres Bedünkens alle Bande zu zerreißen, die sie noch mit den Dodsons verknüpften, und die ganze Gegenwart und Zukunft um sie herum über den Haufen zu werfen. Tom schätzte den Heldenmuth seiner Schwester nur halb nach seinem wahren Werthe. Wozu sollte dieser Ausfall dienen? was für ein Vortheil konnte daraus erwachsen? Jedenfalls waren die Tanten entrüstet, die Oheime eigenthümlich kühl gestimmt. Einer von ihnen, der reichste und bestgestellte (denn er war bei einem der größten Bankhäuser von St. Ogg betheiligt), blieb aber trotzdem für Tom noch immer günstig gestimmt. Dieser bemerkte es und sprach einige Tage später bei Mr. Deane vor, um sich nach derjenigen Arbeit zu erkundigen, auf welche er fortan bezüglich der Mittel zu seinem eigenen Unterhalt und demjenigen seiner Mutter sich verlossen könnte.

Ihre Unterredung war rasch und von einer wahrhaft kaufmännischen Bündigkeit. Nachdem Tom alle die Kenntnisse hergezählt, die er sich erworben hatte, fand er keine einzige, die ihn in den Stand setzte, sich sein tägliches Brod zu verdienen. Die Gesänge der Ilias und die Aufgaben Euklids haben keinen Kurs auf dem brittischen Markt, und Mr. Deane hatte bald mit wenigen Worten, die nicht entmuthigender und geringschätziger hätten lauten können, in den Augen des Jünglings den Schmuck falscher und vergeblicher Gelehrsamkeit, welche ihm seine praktische Unfähigkeit verhüllte, in Fetzen zerrissen. — „Du wirst hinfort nicht blos alles das vergessen müssen, was Du mit so großen Kosten erlernt hast," sagte er zu ihm; „sondern Du wirst eine ganz neue Erziehung beginnen müssen. Du verstehst ja noch nicht einmal genug von Arithmetik, um die Arbeiten eines Commis ausführen zu können. Du bist buchstäblich zu gar nichts brauchbar. Nöthigenfalls könnte man Dich allerdings zu Schreiberei-Geschäften verwenden, aber das ist ein trauriges Handwerk. Man lebt nicht von Tinte und Papier allein; man verdummt förmlich bei dem ewigen Abschreiben. Um das Leben kennen zu lernen, muß man leben .... Das beste, was Du thun könntest, wäre in ein Magazin oder in einen Laden zu gehen, wo Du wenigstens Waarenkenntniß erlernen würdest. Freilich dürfte es Dir darin nicht behagen bei Deinen weichlichen und behaglichen Gewohnheiten — man muß dabei Regen und Kälte trotzen und sich von rauhen barschen Gesellen herum-

hudeln lassen.... Du bist zu vornehm zu einem solchen Gewerbe!"

Tom fühlte während dieser Anrede seine Kehle gleichsam zusammengeschnürt und hatte sich mehrmals auf die Lippen gebissen, um nicht in Thränen auszubrechen; endlich aber ging er als Sieger aus seinem innern Kampfe hervor, und erwiderte seinem Oheim: „Herr, ich bin bereit Alles zu thun, was Sie hinsichtlich meiner Zukunft für nützlich und rathsam halten werden. Ich werde Alles zu ertragen wissen, was das Gewerbe nur Mühseliges haben kann...."

„Mag seyn," unterbrach ihn Mr. Deane, den die entschlossene Haltung seines Neffen zu interessiren schien; „allein wenn ich Dir eine Anstellung ausfindig mache, und wäre es auch die allerbescheidenste, so wirst Du sie nur um der Verwandtschaft mit mir willen erhalten, da Du Dich auf kein anderes Verdienst berufen kannst. Ich werde also, in Folge meiner eigenen Empfehlung, für Dein Betragen verantwortlich seyn, und wer sagt mir...."

Wie alle jungen Leute begriff Tom nicht, daß man an ihm zweifeln, geschweige denn daß man ihm dieß in's Gesicht sagen konnte. Seine erste Regung war daher, sich unter dieser Art von Kränkung, die ihm so in's Gesicht geschleudert wurde, aufzulehnen; aber er bezwang sich durch eine energische Anstrengung seines Willens, und entgegnete bescheiden: „Hoffentlich werden Sie nie die Garantie zu bereuen habe, die Sie für mich leisten, lieber Oheim. Ich bedarf überdem meines eigenen Kredits allzu sehr, um mich der Gefahr auszusetzen, ihn zu verlieren!"

Diese letzteren Worte entschieden die Frage. Der alte Bankier wußte mit seinem erprobten Scharfblick das richtig zu beurtheilen, was in einer solchen Sprache von frühreifem gesundem Urtheil und kaufmännischem Instinkte lag. Ein herzlicher warmer Händedruck ohne weitere Worte besiegelte die stillschweigende Verpflichtung, sich seines jungen Neffen anzunehmen, die er hiemit antrat. Dieser kehrte mit weniger Zuversicht, als er hätte haben dürfen, aber glühend vor innerem Drang, gegen diese Art von Erniedrigung anzukämpfen, welche ihm die geringschätzige Beurtheilung seines Oheims soeben angethan hatte, in das elterliche Haus zurück. Maggie war ihm entgegengeeilt, um das Ergebniß dieser entscheidenden Berathung zu erfahren, und ward nun das Schlachtopfer, welches das Schicksal ihm liefern mußte, um seinen Unmuth daran auszulassen. „Wie Schade, daß ich nicht von einem Dominus Sampson erzogen worden bin," sagte sie zu ihm; „ich verstünde mich dann, wie Lucy Bertram, auf die doppelte Buchhaltung, und könnte Dir dann Deinen neuen Beruf lehren."

„Du bist nur allzu geneigt gute Lehren zu geben, und allzu wenig geneigt solche anzunehmen," erwiderte er ihr mit einem Stirnrunzeln, das bei ihm immer Ausbrüche von Unmuth andeutete. „Du solltest doch wissen, daß Du Dich beinahe immer irrst, und solltest auch begreifen, daß es meine Sache, nicht die Deinige ist, für die Zukunft unserer armen Mutter und die Deinige zu sorgen. Du solltest endlich wissen, daß mein Urtheil mindestens ebensoviel werth ist als das Deinige."

Maggie's Wangen belebten sich, ein leichtes Beben zuckte um ihre Lippen. Ihre Liebe zu dem Bruder, der gewisse Respekt den er ihr einflößte, kämpften eben in ihr mit der sehr natürlichen Empfindlichkeit über eine solch unpassende Sprache. Mehr als eine zornige Antwort schwebte ihr auf der Zunge, aber sie schluckte sie voll Entsagung hinunter.

„Du hältst mich für anmaßend, Tom," erwiderte sie endlich, „und doch denke ich entfernt nicht daran, mein Urtheil höher zu stellen als dasjenige von Andern, wie Du wähnst. — Ich weiß, daß es neulich sehr unrecht von mir war, vor unseren versammelten Verwandten eine solche Sprache zu führen; ich weiß, Du hast Dich klüger benommen, als ich; aber Du bist sehr hart gegen Deine arme Schwester!"

— „Nein, ich bin nicht hart," sagte Tom in einem Tone, der kaum minder streng klang. „Ich war von jeher gut gegen Dich, und werde es immer seyn. Ich werde Dich nie verlassen, aber Du mußt auf meine Worte achten und solltest mir immer folgsam seyn."

Auf diese letztere Ermahnung flüchtete Maggie sich ganz in Thränen in die Arme ihrer Mutter, welche soeben eingetreten war. Sie fand es sehr grausam und unschicklich von ihrem Bruder, daß er so mit ihr sprach. Im Grunde aber gewann sie ihn dadurch nur um so lieber; das junge Mädchen gab dem Einfluß und Uebergewicht eines männlichen Charakters nach. Gezwungen durch die schwesterliche Liebe, welche in Folge der Gewohnheiten ihres ganzen Lebens in ihr Wurzel geschlagen hatten, fand sie es für unmöglich, fortan trotz des Stolzes und Selbstgefühls ihres Charakters ihre Unabhängigkeit zu befestigen und zu behaupten. —

Mr. Tulliver durfte nicht auf immer in dem Zustande geistiger Schwäche bleiben, worein sein Ruin ihn gestürzt hatte. Es kam ein Tag, ein trauriger und feierlicher Tag, wo seine Vernunft beinahe ganz wiedergekehrt und seine Begriffe wieder nahezu klar waren, und wo man ihm seine neue Lage auseinandersetzen mußte, die er noch gar nicht ahnte. Sein Sohn hatte eine bescheidene Anstellung und konnte für sich sorgen, aber die zwanzig Schillinge, die er jede Woche verdiente, reichten kaum zu Bestreitung seiner eigenen Ausgaben hin. Es mußte also für die jammernde Mrs. Tulliver gesorgt werden, bezüglich deren ihre Schwestern sich erboten hatten, sie zu sich zu nehmen und aus Mitleid zu ernähren. Maggie sollte in Zukunft dem traurigen Berufe einer Gouvernante sich weihen, und mußte ihre Erziehung für denselben vollenden. Es stand daher dem Haupt der Familie nur ein einziger Weg, ein einziger Entschluß offen, von dem ihm aber weder seine Tochter noch sein Sohn zu sprechen gewagt hätten. Der Advokat Wakem, der nunmehrige Besitzer der Mühle von Dorlcote, hatte sich nämlich erboten, den frühern Eigenthümer des Werkes gegen entsprechenden Lohn als Geschäftsführer anzustellen, da der Umschlag in seinen Vermögensverhältnissen in keiner Weise seine gewerbliche Befähigung beeinträchtigt hatte. Mrs. Tulliver ihrerseits vermochte nicht einzusehen, weßhalb ihr Gatte diesen Vorschlag nicht hätte annehmen sollen: sie durfte ja alsdann in dem Hause bleiben, ihre seitherige Lebensweise beibehalten, dieselben Möbeln benützen, unter demselben Dach wohnen und würde kaum des neuen Standes der Dinge inne geworden seyn. Aus dem gekränkten Selbstgefühl ihres Gatten machte sie sich nichts; heruntergekommen und im Unglück wie er war, flößte er ihr wenig Respekt ein. Eine Dodson gefreit und sie dann in's Unglück gestürzt zu haben,

das war in ihren Augen beinahe ein unverzeihliches Verbrechen. Von solchen banalen Rügen niedergedrückt und durch die Gewissensbisse, welche seine Frau stets in ihm zu erwecken hartnäckig bemüht war, ganz gebeugt, ließ der unglückliche Tulliver demüthig Alles über sich ergehen. Ein Bankeruttirer — so nannte er sich nämlich fortan selbst — hatte keine andere Wahl, als sich in sein Schicksal zu ergeben, so erniedrigend es auch seyn konnte.

„Mache aus mir was Du willst, Bessy," sagte er endlich zu seiner Frau. „Ich habe Dich in Unglück und Schande gebracht. Diese Welt hienieden ist allzu verwickelt für mich; ich bin nur ein armer zahlungsunfähiger Mensch; ich habe nicht das Recht mich gegen irgend etwas zu sträuben ...."

— „Liebe Mutter," fiel ihm Tom in's Wort, „es ist nicht recht von Dir, so mit dem Vater zu reden. Lieber Vater, ich theile weder die Ansicht der Mutter, noch diejenige meiner Oheime. Du solltest Dich diesem Wakem nicht untergeben. Ich verdiene ja schon etwas, und wann Du erst wieder wohler seyn wirst, dürfte sich auch eine nützliche Beschäftigung für Dich finden!"

„Genug, Tom! genug!" rief der Gelähmte. „Für heute kann ich nicht mehr ertragen! — Gib mir einen herzlichen Kuß, Bessy, und laß uns jeden gegenseitigen Groll meiden! Keines von uns beiden wird ja jemals seine jungen Tage wieder sehen.... Diese Welt hier ist mir allzu verwickelt ...."

Einige Monate später hatte der wackere Mann die Leitung seiner Mühle wieder übernommen. An seinem dürftigen Gehalte wurde jede Woche im Voraus strenge eine kleine Summe abgezogen, welche für seine Gläubiger bestimmt war. Tom theilte in diesem Stücke die Skrupel seines Vaters und bezog niemals seinen monatlichen Gehalt, ohne ebenfalls sein Scherflein in den Tilgungsfond zu legen, welcher Schilling um Schilling in einer blechernen Büchse angesammelt wurde. Mrs. Tulliver fühlte sich ergriffen von der Erinnerung an das, was sie dem Namen Dodson verdankte, und war gutwillig auf diesen Weg freiwilliger Entbehrungen und heldenmüthiger Beschränkung eingegangen. Inzwischen schmeichelte sie sich, um sich zu ermuthigen und aufrecht zu erhalten, insgeheim mit der vagen Hoffnung, daß sie nach Befriedigung der Gläubiger und nach Rehabilitation des Namens Tulliver, sich wieder in den Besitz ihres Silbergeschirrs, ihres Porzellans und Tischzeugs setzen könnte, woran ihr Herz so sehr hing. Auch beschwerte sie sich nie anders gegen die bei ihr eingeführten strengen Gesetze der Sparsamkeit, als durch einige schmugglerische Expeditionen in die Küchenschränke, wenn es galt, dem Tom ab und zu ein minder einfaches Abendbrod als gewöhnlich vorzusetzen.

3.

Im Ganzen litt von der ganzen Familie nur Maggie am meisten unter diesem vereinsamten, kärglichen Leben. Sie hatte keine Bücher, kein Piano, keine Nachbarn, keine Besuche mehr. Hätte sie jedoch auch alle Romane von Scott und Bulwer und alle Dichtungen von Byron gehabt, so würden ihr diese schönen Träume der Phantasie doch nicht genügt haben. Ihr neues Daseyn war für sie ein Räthsel, das sie sich vergebens zu lösen suchte. Ihr armer Vater, der traurig vor seinem Spartaner-Mahl saß; diese Mutter, deren kindisches Schmollen und erstaunte Züge ihr Uebelkeit bereiteten; diese gemeinen Geschäfte, die sie mit einem unwillkürlichen Ekel verrichtete; diese Mußestunden, die alles Interesses, alles Vergnügens bar waren, und wie eine ermüdende Strapaze auf ihr lagen, — dieß Alles war ihrem jungen, glühenden, leidenschaftlichen Herzen unerklärlich. Bisweilen empörte sie sich dagegen, hie und da fühlte sie zu ihrem großen Entsetzen Regungen von Haß in sich aufsteigen gegen ihre Eltern, die so starr und mürrisch geworden waren, gegen ihren Bruder, der sie ohne Unterlaß schalt und zankte und nicht ein einziges Mal jenem innern Drange entgegenkam, welcher sie so oft antrieb, bei ihm eine Zuflucht zu suchen. Er hatte es ihr sogar übelgenommen, daß sie, ohne ihn zu fragen, bei einer Weißzeughändlerin von St. Ogg sich um Arbeit beworben hatte, und doch hatte sie dieß nur gethan, um auch ihr eigenes Scherflein in die Tilgungskasse für die Gläubiger beisteuern zu können. Tom hatte sie darüber derb abgekanzelt. „Es gibt Dinge, welche meine Schwester nicht thun darf," hatte er gesagt. „Meine Pflicht ist es, dafür zu sorgen, daß die Schulden bezahlt werden, ohne daß sie sich auf diese Weise herabzuwürdigen braucht." Und Maggie wußte noch nicht das großmüthige Gefühl zu unterscheiden, welches unter dieser barschen Sprache lag und sie eingegeben hatte. Maggie hatte eine schöne, reiche Organisation, aber sie war weder für ruhige Ergebung, noch für die kalten Berechnungen, noch für das gesunde und richtige Verständniß der Lebensaufgaben geschaffen. Ihr Vater hatte ganz Recht, als er auf gewisse Bemerkungen seiner Frau über die mit den Jahren immer herrlicher sich entfaltende Schönheit ihrer Tochter barsch erwiderte: „Geh doch, Bessy, geh! ich wußte im Voraus, daß sie schön werden würde, und Du lehrst mich da nichts Neues; aber es ist Schade, daß sie nicht aus einem zähern und gröbern Thon geknetet ist. Das ist vergeudetes Gut an ihr; wo sollen wir jetzt für sie einen Gatten finden, der für sie paßt?"

An einem schönen Juni-Abend sah Maggie, die an ihrem Fenster arbeitete, den neuen Eigenthümer der Mühle, Mr. Wakem, wie gewöhnlich auf seinem Rappen in den Hof der Mühle hereinreiten. Dießmal aber kam er nicht allein: Philipp begleitete seinen Vater. Beinahe noch ehe Maggie diesen Jungen erkannt hatte, der nun zum jungen Manne herangewachsen war, mußte sie den Gruß erwidern, den er ihr zusandte und den der neugierige Blick des alten Advokaten im Vorüberstreifen überraschte. Dieses Begegniß machte auf das junge Mädchen gar keinen tiefern Eindruck, sondern erinnerte es nur an jene Art von freundschaftlichem Mitleid, von liebevoller, zärtlicher Hingebung, die sie vordem für diesen so schwächlichen und verstümmelten Spielgenossen gehegt hatte. In ihren einsamen Stunden hatte sie oft an ihn gedacht und mit Bedauern sich des stillen Fleißes und der nützlichen Belehrung erinnert, welche sie von einem solch begabten Bruder hätte erlangen können. In der Wirklichkeit mußte er sich sehr verändert haben, denn er hatte, wie sie wußte, einige Jahre im Auslande gelebt. Daher staunte sie auch einigermaßen, an ihm dasselbe bleiche, zartgeschnittene Gesicht, dieselben sanften, grauen Augen, dieselben weichen, gelockten, langen Haare wiederzufinden, die sie vordem an ihm bemerkt hatte. Sie fühlte sich wieder von demselben Mitleid ergriffen, wie damals, und wäre gerne hinuntergeeilt, um ihm die Hand zu drücken, wenn ein derartiges Gebahren nicht nothgedrungen ihre Eltern und ihren Bruder gekränkt haben würde. Ja, als sie sich erinnerte,

wie gern er in ihre Augen geblickt, stand sie beinahe von ihrem Stuhle auf, um sich vor ihrem Spiegel zu vergewissern, daß ihre Augen noch nichts von ihrem Glanze eingebüßt hatten; allein sie bewältigte diese unüberlegte Regung, und ging erst in den Hof hinunter, nachdem die beiden Reiter schon wieder im schärfsten Trabe ihrer Pferde den Heimweg nach St. Ogg eingeschlagen hatten.

Das gewöhnliche Ziel von Maggie's Spaziergängen war seit einiger Zeit eine Art Thal, welches durch die Ausgrabungen eines nun verlassenen Steinbruchs gebildet worden war. Man hatte dort dichtes Gebüsch, einige Bäume, einige Streifen Wiesland, worauf ab und zu eine ausgehungerte Heerde erschien, um das spärliche, niedrige Gras vollends abzuweiden. Dieser Ort hieß der Rothe Grund, und man hätte weit und breit in diesem gesegneten und bevölkerten Lande keinen düstreren und einsamern Fleck finden können. Allein gerade diese Abgeschiedenheit und Grabesstille gefiel Maggie. Am zweiten Tage nach jenem, wo sie Philipp wiedergesehen hatte, sah sie sich plötzlich bei einer Biegung des Weges nach dem rothen Grunde jenem schwächlichen jungen Manne gegenüber, der ihr freundlich die Hand bot. Ihre erste Regung war, diese schweigend dargebotene Hand zu erfassen; bei diesem Jugendgespielen wurde das junge Mädchen wieder zum Kinde und hub mit einem schwachen Lächeln an: „Weißt Du, Philipp, daß Du mich erschreckt hast? .... Aber wie kommst Du hieher? Ich treffe doch sonst hier keine Seele. Hast Du mich denn aufgesucht?"

„Allerdings," erwiderte Philipp mit gleicher Offenheit, jedoch nicht ohne einige Verlegenheit. „Ich habe gestern auf Dein Ausgehen gewartet, aber Du bist nicht spazieren gegangen. Heute aber habe ich von der Höhe der Böschungen des Ripple aus Dich den Weg nach dem rothen Grunde einschlagen sehen und bin Dir entgegen gegangen, was Du mir hoffentlich verzeihen wirst!"

— „Verzeihen? Warum nicht gar? — Ich freue mich ja so sehr, Dich wieder zu sehen; ich habe nie vergessen, wie gut Du gegen mich warst .... Wir haben seither vieles Ungemach ausgestanden, und ich wußte nicht, ob Du bisweilen noch an uns dachtest."

„Ich habe gewiß öfter an Dich gedacht, als Du an mich!" versetzte Philipp zärtlich; „sieh' nur hieher!" Dabei öffnete er eine kleine Kapsel von Saffian und hielt Maggie ein Aquarellbild vor Augen, auf welchem sie als Kind und in derselben Kleidung abgebildet war, die sie an jenem Tage getragen, wo sie in Mr. Stellings Studirzimmer Philipp versprochen hatte, daß sie ihn niemals vergessen wolle.

— „Was bin ich doch für ein wunderliches kleines Mädchen gewesen!" rief Maggie und bezeugte mit einem reizenden Lächeln ihre Zufriedenheit. „Aber ich habe Dir also so gefallen! und wie findest Du mich jetzt?" fragte sie mit einem Freimuthe, der jeden Gedanken an Koketterie ausschloß; „bin ich so, wie Du mich wiederzufinden erwartetest?"

„O nein, Maggie," versetzte er zögernd und gedankenvoll nach einer langen Pause. Das hübsche Kind ward hierüber plötzlich ernst. — „Mit nichten," fuhr er fort; „Du bist weit schöner, als ich je zu hoffen gewagt hätte!"

Wie vermöchte ich das süße, züchtige, keusche Geplauder wiederzugeben, welches auf diesen ersten Austausch freundschaftlicher Begrüßungen folgte! In Maggie's Herzen war kein einziger Rückhaltsgedanke — sie fühlte sich geliebt, sie war darob glücklich. Ein mitfühlendes Gemüth, ein zarter Verstand erschloß sich ihren vertraulichen Mittheilungen; sie dachte gar nicht daran, ihm ein Hehl zu machen aus ihrem Kummer, ihren langen Enttäuschungen, ihrer Langeweile und Vereinsamung. Ein Vertrauter, ein Freund, ein Bruder wie Philipp war für sie die Verwirklichung eines längst gehegten, sehnsuchtsvollen Traumes. Und konnte sie ihm als Austausch für die lebhafte Zuneigung, die er ihr bewies und deren Aufrichtigkeit ihr ein innerer, ganz weiblicher Instinkt verbürgte, nicht ein zärtliches Mitgefühl, eine reine schwesterliche Hingebung bieten? Diese unvorhergesehene Begegnung war überdieß gleichsam eine Oase inmitten der starren nackten Einsamkeit und Oede, worin sich ihr Leben hinschleppte. Maggie fand aber Philipp nur, um ihn sogleich wieder zu verlieren. Ihre Geschicke konnten sich nur auf einen Augenblick verschlingen; war dieser Augenblick aber vorüber, so traten wieder unübersteigliche Hindernisse zwischen Beide, um sie von Neuem zu trennen. Dieser Gedanke zog dem jungen Mädchen durch die Seele, und sie staunte ungemein, als Philipp sie im Namen ihrer Freundschaft, im Namen ihrer traurigen Erlebnisse, im Namen des Mitleids, das er ihr einflößte (und er gestand sich nicht ohne eine gewisse Seelenangst, daß dieses Mitleid bei ihr jedes andere Gefühl überwog), flehentlich um die Vergünstigung bat, sie bisweilen sehen zu dürfen.

War dieß möglich? durfte dieß geschehen? Liefen derartige Zusammenkünfte, die natürlich nur geheim seyn konnten, nicht ihren Pflichten zuwider? verfehlte sie sich dadurch nicht gegen den väterlichen Willen? Aber von einer andern Seite her erhob sich in ihr eine Stimme, die nie verfehlte darin tiefe Echos zu wecken: die Stimme der Gerechtigkeit und des Mitleidens. Philipp war unglücklich: sie vermochte ihm dieses Daseyn, worüber er sich beklagte, weniger bitter zu machen. Sollte sie ihn also die Wucht der unverdienten Feindschaft entgelten lassen, welche Mr. Tulliver und sein Sohn gegen den alten Wakem hegten? In diesem Kampfe widerstrebender Neigungen waren Maggie's Vernunft und Herz mit einander uneins. Ihr Herz mußte um so mehr den Sieg davon tragen, als sie weit entfernt war, in Philipp, diesem armen mißgestalteten Geschöpfe, jenen verführerischen und furchtbaren Liebhaber zu sehen, vor welchem man den jungen Mädchen bange macht. Der Gedanke aber, daß sie hiemit einen Weg der Heimlichthuerei und Heuchelei betrat, der ihrem Rechtssinne widerstrebte, störte so sehr ihren Frieden, daß sie nahezu dem jungen Freunde die Zusage verweigert hätte, zuweilen nach dem rothen Grund zu kommen, wo Philipp sie fortan jeden Tag erwarten wollte.

Sie kam aber trotzdem dorthin, und mehr als einmal. Wer darüber erstaunt und sie über diese Unklugheit mit Recht tadeln möchte, der wird es sowohl ihrer Jugend als den unschuldigen Gedanken zu gute halten müssen, welche sie zu den verdächtigen Zusammenkünften begleiteten. Philipp war besser aufgeklärt darüber und weniger unbefangen, obschon gleichfalls rein von frevlen Absichten; er begriff, daß er sie hätte warnen sollen vor den großmüthigen Einflüsterungen, welche sie zu ihm hinzogen; allein er hatte sie nicht hintergangen mit der Versicherung, daß sie der

einzige Mittelpunkt, das ausschließliche Interesse seines Lebens sey. Dichtkunst und Malerei, die er ebenfalls liebte, gaben nur der Thätigkeit seines Geistes Befriedigung. Ein glühender Durst nach Zärtlichkeit, ein unaussprechliches Verlangen zu lieben und geliebt zu werden quälten diesen Jüngling, auf dessen Stirne noch nie andere Lippen geruht hatten, als diejenigen Maggie's. Er begriff seinen Fehler, er wußte die Gefahren zu würdigen, denen derselbe sie beide aussetzte, und doch fand er trotz seiner Gewissensbisse niemals den Muth in sich, diese zauberischen Bande zu zerreißen, welche eine vage Hoffnung ihm noch kostbarer und werther machte. Er täuschte sich nicht über die Gefühle, die er seiner jungen Freundin einflößte; allein konnte die Zukunft nicht noch ergänzen, was bis jetzt daran fehlte? Und wenn Maggie es dahin brachte, daß sie ihn eines Tages noch so liebte, wie er sie, was für Hindernisse hätte es alsdann gegeben, über welche er nicht triumphirt hätte? Welcher Wille, welche Gewalt wären alsdann im Stande gewesen zu verhindern, daß er sich ihr ergab?

Ich entschuldige das Benehmen dieses jungen Mannes nicht, ich erkläre es bloß. Ja wenn ich sogar ihn hier vertheidigte, so müßte ich eigentlich erst eine ganz spezielle Reihe von Versuchungen geltend machen, gegen die er sich hätte erwehren müssen, um anders zu handeln, nämlich der Versuchungen der Häßlichkeit, die in ganz anderer Weise gefährlich sind, als diejenigen der Schönheit, obschon man weniger davon spricht und weniger geneigt ist, ihnen die gleichen Vorrechte zuzuerkennen. Und doch, wer ist denn eigentlich der größern Versuchung ausgesetzt, der Gast, den ein üppiges Mahl zum Exceß veranlaßt, oder der nüchterne Bettler, dem der Hunger in den Eingeweiden wüthet?

Es passirte ihm zuweilen, daß er seine Hoffnungen durchblicken ließ. Maggie hörte ihm alsdann mit einer Art kindlicher Neugierde zu, ohne Widerwillen, ohne Enthusiasmus, — sie lauschte auf die Worte, von denen Philipp's Herz überströmte, einfach nur wie auf eine neue Musik. Seine Träume fanden sie ungläubig; eines Tages erinnerte er sie, erröthend wie ein junges Mädchen, des Versprechens, welches sie ihm mit zwölf Jahren bei Mr. Stelling gegeben hatte, — daß sie ihn nämlich küssen wolle, wie sie ihren Bruder küsse; da erbebte er, die entsetzliche Enttäuschung zu sehen, daß sie sich wie damals unbefangen zu ihm neigte und ohne die mindeste Gemüthsbewegung, ohne das mindeste Zögern, ihm den so verlangten Kuß gab. — „Du liebst mich also nicht?" fragte er sie, glücklich und doch verzweifelnd.

„Welche Frage! .... Du siehst ja wohl, daß ich Dir gut bin!"

— „Nicht doch — Du sagst nur aus Mitleid so!"

„Nein, fürwahr, ich liebe Dich," betheuerte Maggie kindlicher als jemals. „Ich würde Dich um keinen Preis in der Welt belügen. Dieß Alles überrascht mich und scheint mir seltsam, und doch werde ich, glaub' ich, niemals wieder jemand so gut seyn wie Dir, und es würde mir Vergnügen machen, Dich durch mich glücklich zu sehen."

Sie sprach die Wahrheit; Philipp fühlte selber, daß sie ihm nichts verhehlte. „Sprich! sprich!" rief er; „bin ich für Dich nur ein Bruder?"

„Ein guter, lieber, innigst geliebter Bruder," erwiderte sie. „Ich liebe Dich gerade so wie ich Tom liebte, als er noch freundlich gegen mich gewesen war .... Und dann ist Dein Geist eine ganze Welt — ich würde es gar nie müde werden, um Dich zu seyn."

Der ungeduldige junge Mann ärgerte sich zuweilen über diese aufrichtige Sprache; dann stiegen seiner Freundin dicke Thränen in die großen schwarzen Augen; sie nahm Philipp's hagere Hände in ihre schönen kräftigen, und drückte den Friedenskuß auf seine bleiche Stirn, auf seine bebenden Wangen. —

Der unvermeidliche Ausgang dieser gefährlichen Idylle konnte jedoch nicht ausbleiben. Sie hatte schon mehr als ein Jahr gedauert, als Maggie eines Tages, wie sie die Hausthüre öffnete, um sich nach dem rothen Grunde zu begeben, Tom gegenüberstand, der in aller Eile und zu einer Stunde, wo er sonst seine Arbeiten niemals verließ, von St. Ogg zurückgekommen war. — „Wie? Du schon hier, Bruder?" fragte sie mit unsicherer Stimme. „Man erwartete Dich nicht so frühzeitig."

„Das dacht' ich mir. Wohin gehst Du? ...." sagte er, und als sie mit der Antwort zögerte, fügte er hinzu: „Ich will es Dir sagen: Du gehst nach dem rothen Grunde. Ich werde Dich dorthin begleiten, denn auch ich habe etwas mit Philipp Wakem abzumachen."

Maggie ward es ganz bang und kalt um's Herz; sie fühlte wie sie erblaßte, und sagte: „Ich werde nicht dorthin gehen!"

„Du wirst gehen, aber erst nachdem wir mit einander gesprochen haben werden," versetzte er; „wo ist mein Vater?"

— „Ueber Land geritten!"

„Und die Mutter?"

— „Drunten im Garten."

„Gut, so kann ich also in's Haus treten ohne gesehen zu werden — folge mir!" Sie gehorchte, und er verschloß die Thür hinter ihnen.

— „Vor Allem sag' mir, ob mein Vater etwas davon weiß?" fragte ihn Maggie.

„Nein, er weiß nichts; aber er soll Alles erfahren, wenn Du mir nicht alle meine Fragen freimüthig beantwortest!"

— „Ich habe niemals gelogen," erwiderte Maggie, welche lebhaft die Kränkung und die Drohung empfand, die hinter diesen barschen Worten sich versteckten.

„Du hast uns hintergangen — dieß kommt auf Eines heraus. Sey dießmal wahr und offenherzig, oder mein Vater soll Alles erfahren!"

— „Um meines Vaters willen werde ich Dir also antworten."

Binnen einer Minute wußte Tom vollständig um Alles, was sich zugetragen hatte. Er blieb einen Augenblick sprachlos, gesenkten Blickes, die Stirne runzelnd, die Hände in den Taschen. Dann sah er seine Schwester scharf an und sagte in einem eisigen Tone: „Nun hast Du zu wählen, Maggie! Entweder wirst Du mir, mit der Hand auf der Familienbibel, schwören, daß Du mit Philipp Wakem nicht mehr anders als öffentlich zusammentreffen oder reden willst, oder ich werde dem Vater Alles mittheilen, was Du mir so eben gestanden hast. Du weißt, was er alsdann von Dir denken wird. — Und nun entscheide Du selbst!" Dabei nahm Tom die Bibel und schlug sie an der

geweihten Stelle auf, wo die Annalen der Familie niedergeschrieben standen.

„Fordere dieß nicht, Tom!" rief sie und demüthigte ihr verletztes Selbstgefühl bis zum Bitten. „Laß mich ihn nur noch ein einziges Mal sehen, oder laß mich ihm wenigstens schreiben. — Er ist ja nicht glücklich. Ich verspreche Dir alsdann . . . ."

— „Keine Bedingungen!" fiel er ihr in's Wort. „Es kommt mir allein das Recht zu, solche zu machen. Du wirst mich begriffen haben. Entscheide Dich unverzüglich, — meine Mutter kann jeden Augenblick zurückkommen."

„In diesem Falle muß Dir mein Wort genügen; ich brauche Dir nicht auf die Bibel zu schwören."

— „Aber ich muß Dich mit dem Heiligsten und Theuersten binden. Leg' Deine Hand hieher, Maggie, und sprich mir den Schwur nach, den ich formulirt habe. Bedenke, was Du gethan hast, während Dein Vater und ich uns beinahe aufrieben, um den Namen wieder zu Ehren zu bringen, den Du trägst. Bedenke, daß Du in diesem Augenblicke, wo ich, Dank einigen vom Himmel gesegneten Versuchen, vielleicht die gefährdete Ehre dieses armen Vaters wiederherstellen kann, Du Deinerseits sie wieder in einen Abgrund von Demüthigungen und Schmerzen stürzen wolltest!"

„Ach, Bruder," versetzte Maggie, von einer heiligen Reue erschüttert, aber zugleich ärgerlich darüber, daß sie sich so hart behandelt sah, — „Du bist glücklich — Du begehst nie einen Fehltritt!"

— „Wenigstens nie durch meinen Willen und Absicht. Aber es ist jetzt nicht die Zeit zu Gegenbeschuldigungen oder Spott — wähle!"

„Wohlan denn, ich werde den Schwur leisten; aber zuvor will ich Philipp noch ein einziges Mal sehen und noch Ein Mal mit ihm reden."

— „Sey's darum, aber ich will dabei seyn! — Leg' Deine Hand hieher und wiederhole den Schwur. — Und nun laß uns gehen!" setzte er hinzu und schloß das Buch, als seine Schwester Punkt für Punkt seine strengen Befehle befolgt hatte.

Bei ihrer Ankunft im rothen Grunde brauchten sie nicht lange auf Philipp Wakem zu warten. Ein einziger Blick Philipp's auf Maggie's verstörte Züge machte ihm die Lage der Dinge klar. Uebrigens hatte sich ihm seit mehreren Monaten schon einige Male die Ahnung einer derartigen Auseinandersetzung aufgedrängt. Er war daher nicht sonderlich überrascht und ohne alle Furcht, als ihn der Bruder Maggie's barsch anließ mit der Frage: ob er sich als Mann von Ehre und Erziehung betragen zu haben glaube? Er hätte sich sogar vielleicht noch jetzt der versöhnenden Worte erinnert, deren er sich in einem derartigen Fall zu bedienen vorgehabt hatte; allein Tom Tulliver's Sprache war drohend und Philipp's Schwäche selbst verbot ihm eine allzu gemäßigte Antwort, weil sie ihn einem Verdacht der Feigheit ausgesetzt haben würde. Ueberdieß lebte ihre alte Feindschaft jetzt frischer als jemals wieder auf; Tom's Geringschätzung gegen die physische Hinfälligkeit der „Mißgeburt", welche sich hatte schmeicheln mögen, einem schönen, kräftigen jungen Mädchen Liebe einzuflößen, verrieth sich in höhnischen Stichelreden. Philipp's Verachtung gegen diesen brutalen Riesen, welcher außer Standes war sich zum Verständniß einer zarten Empfindung aufzuschwingen, war nicht minder innig gefühlt als wohlgewaffnet mit beißendem scharfem Hohn. Es war schwer zu sagen, wohin sie beide ein solch' lebhafter Wortwechsel geführt haben würde ohne die Anwesenheit des guten reizenden Kindes, welchem ein solch gehässiger Auftritt eine Folter seyn mußte. Philipp hatte zuerst Mitleid mit Maggie, erfaßte ihre Hand, die sie ihm zum letzten Male bot und flüsterte ihr, während ihr Bruder sie fortschleppte, ein heiliges inniges Gelübde zärtlicher und unwandelbarer Anhänglichkeit und Liebe zu.

Als er fort war, riß Maggie heftig ihren Arm aus der Hand des Bruders los, der sie gefangen hielt, und sprach mit einer Stimme, welche vor Leidenschaft bebte: „Glaub ja nicht, daß, wenn ich mich unter Deinen Willen beugte, ich mich deßhalb einer rechtmäßigen Uebermacht unterwerfe oder Dir Recht gebe! — Du hast gar nicht großmüthig, ja ich möchte beinahe sagen feig gehandelt, indem Du ein schwaches, waffenloses, verunstaltetes Geschöpf insultirtest. Jener gesunde Menschenverstand, auf welchen Du so stolz bist, jenes vermeintliche so sichere Urtheil von Dir gelten mir nur als Beweise eines engherzigen Verstandes, einer auf niedrige Berechnungen beschränkten Seele . . . ."

„Wirklich?" unterbrach er sie; „allein wenn Deine Seele so erhaben und Deine Ansichten so edel sind, warum fürchtest Du alsdann, daß Deine Handlungsweise bekannt werde? — Die meinige hat seither einiges Gute erzielt; — vermöchtest Du etwa von Deinem eigenen Benehmen ein Gleiches zu sagen?"

— „Ich vertheidige nicht mich selbst — ich kenne mein Unrecht. Ich weiß, daß ich mich oft täusche und einen Fehltritt begehe; ich weiß, daß mir häufig, ja immer jene Klugheit fehlt, welche Deine einzige Regel ist; aber ich weiß auch, daß Du besser und reicher wärest, wenn Dich nur einige jener Gefühle erfüllten, die mich auf Irrwege führen. Es würde mir dann ebenso viel Vergnügen machen, Deine Fehler zu entschuldigen, wenn Du je solche begingest, als es Dir jetzt Freude macht, die meinigen zu bestrafen. Du bist unerbittlich, bist der Pharisäer der heiligen Schrift. Du hast nicht einmal einen Begriff von gewissen erhabenen Regungen des Herzens, neben welchen Deine glänzendsten Tugenden nur Finsternisse sind!"

„Wozu haben Dich denn jene Herzensregungen geführt?" fragte Tom mit einer kalten Verachtung. „Und wie hast Du uns jene Zärtlichkeit bewiesen, welche Du für meinen Vater und mich zu haben vorgibst? Durch Ungehorsam gegen den Einen, durch Täuschung Beider. Ich habe einen andern Begriff von Liebe und Anhänglichkeit, so hart Du mich auch beurtheilst!"

— „Du bist ein Mann! Du hast den Willen und die Kraft . . . ."

„Wenn Du weder Kraft noch Willen hast, so mußt Du Dich einem Andern unterwerfen lernen, welcher beide besitzt! . . . . Ueberhaupt wozu ein Wortstreit, wenn man sich so wenig versteht? Ich will Dich nicht mit meinem guten Rath langweilen, aber verschone Du mich in Zukunft auch mit Deinen Beschwerden und Deinem Beileid!"

So kehrten sie, beide schweigend, nach der Mühle von Dorlcote zurück. Hier flossen an diesem Abend viele Thränen,

welche die Engel zu den Füßen des Herrn hätten ausgießen können. —

Tom hatte sich jedoch von der Zukunft nicht zuviel eingebildet, als er seiner Schwester die bevorstehende Tilgung der Schulden ankündigte, welche noch auf dem Gewissen ihres Vaters lagen. Dieser Geist, welcher sich gegen literarische Bildung so widerspenstig und philosophischen Abstraktionen so abhold gezeigt hatte, war in dem neuen Wirkungskreise, worein ihn die Noth versetzte, ganz heimisch geworden. Seit einigen Monaten lieferte er nicht mehr so regelmäßig wie seither seinen Beitrag an persönlichen Ersparnissen in die Sparkasse der Familie. Sein Vater hatte es bemerkt, aber dem Sohne keine Vorstellung darüber zu machen gewagt. Er hatte vielleicht auch geahnt, daß man dem jungen Kaufmanne, welcher von jenem großen Geschäfte des Geldverdienens so ernst und emsig und ausdauernd erfüllt und darauf erpicht war, alle Freiheit lassen müsse. In der That hatte Tom von seinen eigenen Ersparnissen, welche er mittelst eines von einem seiner Oheime ihm anvertrauten kleinen Kapitals vergrößert hatte, allmälig mehrere Ladungen von Fabrikaten aus Laceham angekauft, welche die Supercargos von Herrn Deane's Schiffen im Auslande unterzubringen unternahmen. Ein reiner Gewinn von zehn oder zwölf Prozent, nach Abzug von Fracht und Commissionsgebühren, vergrößert, wenn er jährlich zwei- bis dreimal wiederkehrt, rasch eine erste Kapitalanlage. So kam denn endlich ein Tag, wo der arme Greis, der mühsam und guineenweise die erforderliche Summe zusammenkargte, um den Gläubigern seines Bankerutts eine erste Dividende zu bezahlen, sich plötzlich im Besitz des erforderlichen Kapitals sah, um sie vollständig zu bezahlen. Beim Anblick der fieberischen Freude seines Vaters und der Thränen, welche dieser nur mit Mühe zurückhielt, und als er seine Hand fest und krampfhaft von den Fingern des alten Müllers umspannt fühlte, empfand Tom beinahe ebenso viel Furcht als Freude. Offenbar erschütterte diese unerwartete Gunst der Vorsehung, dieser gegen alle Hoffnung verwirklichte Traum durch einen allzu heftigen Stoß diese von Alter und heimlichen Kämpfen gegen Gram und Reue halb aufgeriebene Natur des alten Tulliver. Auch Maggie hatte ihr eigenes Leid und ihre Qualen vergessen, um nur an das Glück ihrer Familie zu denken. Sie war dankbar gegen Tom, nicht allein für die Wohlthat, die er ihnen Allen erwiesen, sondern vorzugsweise für diesen Sonnenstrahl, welchen er in der so lange verdüsterten Seele des alten Tulliver hatte aufleuchten lassen. Sie bewunderte ihn und demüthigte sich vor ihm, und dachte dabei nicht entfernt und nicht einen Augenblick daran, auf seine männliche Ueberlegenheit oder sein Weltglück oder gar auf den Rang eifersüchtig zu seyn, welchen er ihr in der Zuneigung ihres Vaters ablief. Er tilgt die Mängel seines Charakters reichlich, sagte sie mit bewundernswerther Aufrichtigkeit zu sich selber; und ich habe nicht einmal die Fehltritte abgebüßt, die er mir verziehen hat.

Ein aufmerksamer Beobachter hätte unter dem Jubel der Freude, dem sich der ehemalige Besitzer der Dorlcote-Mühle überließ, nothgedrungen einige beunruhigende Symptome erkennen müssen. Der Name Wakem, dieser verhaßte Name, den er seither immer zu nennen vermieden hatte, kam jeden Augenblick in den zuweilen unzusammenhängenden Worten vor, welche auf die so lange stumm gewesenen Lippen des Alten sich heraufdrängten; und er nannte diesen Namen immer mit dem Ausdruck eines bittern, gehässigen Grolls: es war der Name eines sieghaften Räubers und Plünderers, der Name des Gebieters, welchen ihm der Zufall und das Geschick aufgedrängt, der Name des Mannes, dem er hatte dienen müssen, so sehr er ihn auch verachtete. Sollte jetzt bei so veränderten Glücksumständen die Reihe des Triumphs nicht auch an ihn kommen? Sollte Wakem nicht ebenfalls die Bitterkeit der Niederlage kennen lernen? Der rachsüchtige Greis sah sich bis in seine Träume hinein durch diese Eingebungen des Hasses verfolgt, welche das Eis des Alters noch herber und einschneidender zu machen schien, so daß er sich schlaflos in seinem Bett herumwarf und in seinen schwachen Armen einen eingebildeten Gegner erwürgte.

Bei der Rückkehr von dem großen Festmahle, zu welchem in Folge der erhaltenen Abtragung ihres Guthabens alle die Gläubiger seines Bankeruttes den Mr. Tulliver eingeladen hatten, kehrte dieser, dessen Gesundheit dutzendfach ausgebracht worden war, mit etwas erhitztem Kopfe nach der Mühle von Dorlcote zurück. Die feierlichen Trinksprüche, die reichlich an ihn verschwendeten Respektsbezeugungen waren ihm ebenso in den Kopf gestiegen als der Sherry und Portwein, mit welchen man derartige Huldigungen gewöhnlich begießt. Er fragte sich soeben im Stillen, warum er Wakem nicht bei dem Festmahl getroffen und ob dieser absichtlich St. Ogg verlassen habe, um der glänzenden Rehabilitation seines früheren Gegners nicht anzuwohnen, — als er des Advokaten selber ansichtig wurde, der ihm auf seinem schönen Rappen entgegenritt. Der Unstern wollte, daß Mr. Wakem ihm einige Bemerkungen über einen schlecht verstandenen oder verkehrt ausgeführten Befehl zu machen hatte, und daß er etwas Herbes, Spitziges in diese Bemerkungen legte. Dieß war mehr als hinreichend, um den Leidenschaften, welche in seinem ergrimmten Untergebenen gohren, einen Ausweg zu eröffnen, und er erwiderte die vermeintlich vorbedachte Unverschämtheit mit einer Insulte. Beide schrieen einander an und die Ackersleute, welche zu entfernt waren, um sich rechtzeitig in's Mittel zu schlagen, sahen, wie Wakem seine Reitpeitsche drohend gegen Tulliver schwang, welcher sein Pferd auf den Advokaten angesprengt hatte. Dieser, welchen der so plötzliche Angriff überrascht hatte, verlor die Steigbügel, und sein Arm kam ungeschickt auf den Boden und konnte sich nicht zeitig genug erheben, um seinen Gegner zurückzuhalten, dessen Kraft durch den blinden Zorn noch verdoppelt ward. Zum Glück für alle beide sah Wakem — in dem Augenblicke, wo das was anfangs nur eine schimpfliche Züchtigung gewesen war, alle Charaktere eines tödlichen Kampfes annahm, bei welchem der Advokat mit seinem verstauchten Arm nothwendig den Kürzern ziehen mußte — die Reitpeitsche mit dem Bleiknopf aus des wüthenden Tulliver's Händen gerissen, während dieser sie über seinem Kopfe schwang. Maggie war herbeigeeilt und hatte die Arbeiter aus der Mühle herzugerufen, die ihr auf dem Fuße folgten. Sie hoben den Advokaten vom Boden auf, der vor Wuth bebte, aber doch vollkommene Selbstbeherrschung behielt. „Ihr sollt mir theuer bezahlen, was Ihr soeben gethan habt," sagte er beim Wiederbesteigen seines Pferdes; „Eure Tochter ist Zeuge, daß Ihr mir nach dem Leben getrachtet habt!"

„Meinetwegen!" rief Tulliver, noch ganz berauscht von

seinem elenden Triumph; „laßt nur die Leute wissen, daß ich Euch derb durchgeprügelt habe! Man wird dann sehen, daß die ehrlichen Leute nicht immer der Spielball der Spitzbuben sind!"

Allein gerade in dem Augenblick, wo der Advokat in der Richtung gegen St. Ogg davonritt, fühlte Maggie, welche seither am Halse ihres Vaters gehangen hatte, daß der Greis, vom Zorn und der Anstrengung erschöpft, plötzlich in sich selbst zusammensank. Er war vom Schwindel ergriffen, wie er sagte, und nur mit Mühe vermochte er sich, von seiner Tochter aufrecht gehalten, bis zu seinem Bette zu schleppen, und die unverweilt herbeigerufenen Aerzte fanden ihn kurze Zeit darauf in einem Zustande, der wenig Hoffnung übrig ließ. Dieser Zustand verschlimmerte sich von Stunde zu Stunde. Der unter solch glücklichen Auspicien begonnene Tag sollte offenbar mit einer Katastrophe endigen. Tom war ganz niedergeschmettert davon, daß er seine langen und geduldigen Anstrengungen auf solche Weise sollte scheitern sehen, und er beobachtete mit schmerzlichem Bangen die raschen Fortschritte der Krankheit. Maggie kniete neben dem Bette und hielt ihre Lippen beinahe dicht auf die welken Wangen des Greises gepreßt. Dieser heftete auf seine beiden Kinder einen langen, tiefen, unruhigen Blick voll Seelenangst, und sagte endlich mit mühsamer Stimme: „Tom, sey gut gegen Deine Schwester, ... und wenn es Dir jemals möglich ist, so bring' die Mühle von Dorlcote wieder an Dich. Kauf mir zu Liebe unsere alte Mühle wieder! .... Du, meine Tochter, brauchst nicht zu verzweifeln! Dir wird es nie an Schutz und Zärtlichkeit fehlen!" .... Hierauf verwirrten sich seine Gedanken, sein Blick ward stierer und er stammelte: „An mich ist nun auch die Reihe gekommen — gleiche Waffen — ich habe ihn geschlagen!"

„Ach, mein Vater, Du verzeihst ihm, nicht wahr?" schluchzte Maggie. „Du trägst ihm in diesem Augenblick nichts mehr nach?"

— „Verzeihen? .... Nein. — Gott verzeiht vielleicht .... allein wenn Gott einem Schufte verzeiht, so wird er einen ehrlichen Mann nicht strafen!"

Dieß war beinahe das letzte verständliche Wort, das der Sterbende aussprach. Er hauchte bald darauf vor Gott seine Seele aus, welche brav und rechtlich, ehrlich und bieder war, allein in welche das Licht aus der Höhe kaum eindrang und nur einen zweifelhaften Dämmerschein warf.

Tom und Maggie gingen, als Alles vorüber war, mit einander in die große Stube hinunter, wo die Familie jeden Abend beisammensaß. Ihr thränenumflortes Auge haftete an dem alten ledernen Lehnstuhl, der ihrem Vater gehört hatte und in den er sich nicht mehr setzen sollte. Endlich brach Maggie das schmerzliche Schweigen, worin sie gegenseitig befangen waren, mit den Worten: „Verzeih' mir, Tom! jetzt müssen wir uns lieben .... lieben auf immer und Allem zum Trotz!"

4.

Zwei Jahre nach den soeben erzählten Begebenheiten beschäftigte sich die schöne Welt von St. Ogg angelegentlich mit einer Heirath, die dem Vollzuge nahe seyn sollte. Der einzige Sohn des reichsten Banquiers der Stadt, der Gegenstand von tausend und aber tausend koketten Manövern, der vollendete Kavalier, der gefeierte Musiker, das verwöhnte Kind aller Mütter, welche auf einen Tochtermann ausgingen, hatte sich mit Miß Lucy Deane verlobt, einem reizenden naiven Kinde, dessen achtzehn Jahre und jugendlich frische Reize, dessen Sanftmuth, Munterkeit und niedliches Wesen den Vorzug erklärten, welchen Stephen Guest ihm vor reicheren und vornehmeren Erbinnen einräumte. Mr. Deane, der Oheim, Gönner und Beschützer von Tom Tulliver, war in dem mächtigen Hause Guest und Comp. nur ein ganz untergeordneter Associé, und viele Leute wunderten sich, daß der künftige Chef dieses Hauses seine Heiraths-Ansprüche nicht höher hinauf gerichtet habe.

Lucy war stolz auf ihren Zukünftigen und glücklich über die glänzende Zukunft, die sich ihr eröffnete, und in dem wohlwollenden Drang nach Mittheilung, worein die Freude sie versetzte, wollte sie auch ihre Base Maggie an diesem Jubel theilnehmen lassen. Maggie war, trotz der inständigen Bitten ihres Bruders, der sie bei sich behalten wollte, seit anderthalb Jahren Unterlehrerin in einer entfernten Mädchenschule, denn das muthige Kind hatte ihm nicht mehr länger zur Last liegen wollen. Die freundliche Einladung ihrer Base Lucy kam Maggie gerade in dem Augenblick zu, wo eine Art träger Entmuthigung sich dieser rührigen Seele, dieser stürmischen, ungestümen, leidenschaftlichen Organisation bemächtigte. Während Maggie's langer Abwesenheit hatte ihre glänzende Schönheit sich vollständig entfaltet, und die strenge Einfachheit ihrer Toilette schien die eigenthümliche Durchsichtigkeit ihres braunen Teints, die Glut ihrer italienischen Augen und die seltene Ueppigkeit des schwarzen Haars, welches wie ein Diadem von Gagat ihre herrliche Stirne umrahmte, eher hervorzuheben als zu vermindern. Ein Beiwort, womit schon allzu viel Mißbrauch getrieben worden ist, charakterisirte besser als jedes andere diese Schönheit, welche sich durch die von ihr ausstrahlenden Blitze den Blicken bemerklich machte und Bewunderung heischte.

Nicht ohne Protestationen, aber ohne Mühe und Hemmniß bemächtigte sich Maggie von der ersten Abendgesellschaft an, in welche ihre Base sie einführte, jenes Königthums, welches die Männer zuerkennen und das die Frauen beneiden. Von diesem Tage an machten die lions von St. Ogg sich die Beachtung von Seiten dieser armen Unterlehrerin streitig, und die alten Damen der Stadt bemühten sich, nach Kräften Maggie's „Gesicht einer Zigeunerin" herunter zu reißen. In diesem allgemeinen Concert von bewundernden und eifersüchtigen Stimmen, welche plötzlich um Maggie herum losgelassen wurden und sie zwar erstannt aber nicht gleichgültig finden sollten, machte Stephen Guest's prächtiger Baß sich nicht geltend; allein das Schweigen, das er über die Vollkommenheiten der Neuangekommenen beobachtete, sowie vielleicht auch die Verdoppelung seiner Aufmerksamkeiten für Miß Lucy, hätten eine minder unbefangene und unerfahrene und reine Person als diese aufmerksam und mißtrauisch gemacht.

Der plötzliche Umschwung, welcher dadurch in Maggie's Lebensweise und Gewohnheiten eintrat, das gesellige Leben in angesehenen Kreisen, welches plötzlich an die Stelle des langweiligen Einerleis des Pensionats trat, worin sie verkümmerte, die Schmeichelreden, welche unaufhörlich ihre bezauberten Ohren liebkosten, die Aufmerksamkeiten, welche sich um sie herum steigerten und mehrten, die sinnreichen und geistvollen Huldigungen, welche ihr von allen Seiten her gebracht wurden, übten auf diese lebhafte und zarte Natur ganz den Eindruck eines starken

Liebestranks aus. Sie ging in diesem neuen Daseyn wie in einem glänzenden, verführerischen Traum umher, geblendet, bezaubert, gefeit; sie schien sich selber nicht mehr anzugehören. Von Zeit zu Zeit warb ein langer Blick, sanfter, süßer, einschmeichelnder als alle anderen, um ein Lächeln von ihr. Von Zeit zu Zeit offenbarte eine mannhafte, eindringliche, schmetternde Männerstimme, deren Klang tief in die Seele drang, ihr einen jener begeisterten Gesänge, worin die großen Meister der italienischen Kunst die zärtlichsten Beschwörungen sehnsüchtiger Begierde wie ein feines Gift eingeschlossen haben. Jener Blick, jene Stimme verursachten in ihr eine Unruhe, eine Verwirrung, die ihr noch ganz neu waren, eine köstliche Aufregung, deren sie ohne Gewissensskrupel genoß, denn dieser Blick und diese Stimme gehörten ja Stephen Guest an, dem Verlobten Lucy's, dem Freunde Philipp's!

Maggie hatte Philipp wieder gesehen, und ihr Bruder sie des Schwurs entbunden, welchen sie seinetwegen früher geleistet hatte. „Es steht Dir, da der Vater todt, frei zwischen Philipp und mir zu wählen," hatte Tom zu ihr gesagt; „ich werde ihn nie als Bruder annehmen; sieh, ob es Dir paßt, ihn zu Deinem Gatten zu machen." — Sie hatte Philipp wieder gesehen und ihm herzlich eine Hand gereicht, die in der des jungen Mannes nicht zitterte. Es war also, wie ehedem, auf der einen Seite die unbeschränkte Hingebung das einzige und vorwaltende Gefühl, — auf der andern eine wahre Freundschaft und aufrichtige Dankbarkeit, — nicht mehr und nicht weniger. Um sein Leben Maggie ganz zu widmen, hatte Philipp Alles aufgeopfert und Allem getrotzt. Maggie dagegen vermochte ihm leider nur eine jener Neigungen zu bieten, über welche die Vernunft ihre Rechte und die Umstände ihre Herrschaft behalten. War es aber im Grunde nicht ganz natürlich, daß es so war? Und wie hätte er auch darüber zu klagen gewagt? Der Himmel hatte sie geschaffen, um Liebe einzuflößen — vielleicht auch um diese einzuflößen und zu theilen — aber ihn hatte sie gemacht, um darunter zu leiden und niemals Liebe einzuflößen.

Als stummer Zeuge wohnte er einem ganzen Drama bei, von welchem ihm seine Eifersucht eines der intimsten Geheimnisse enthüllte, — eines von jenen nämlich, welches den Mitspielenden selber entging und dessen Enthüllung ihnen erst spät nach ihm werden sollte. Er sah Maggie und Stephen mit erheuchelter Kälte ringen — sah, wie sie sich zu überreden versuchten, daß sie keinerlei Anziehungskraft für einander hätten. Er beobachtete, wie sie wider Willen, unter Sträuben und ohne daran glauben zu wollen, der beinahe unwiderstehlichen hinreißenden Gewalt jener gefährlichen Vertraulichkeit nachgaben, welche die unbesonnene Lucy von Anbeginn zwischen ihrer Base und ihrem Zukünftigen hatte herstellen wollen. Er hätte dem Einen wie der Anderen, als sie noch Herren ihres Willens zu seyn glaubten, zu sagen vermocht, daß sie nicht mehr sich selbst angehörten, und daß der Zufall und nicht ihre Schuld sie unschuldig oder schuldhaft an einem Verrathe machen würde, vor dessen bloßer Ahnung sie sich damals entsetzt hätten.

Zuweilen und namentlich in den Tagen, welche auf seine ersten Entdeckungen folgten, zerriß ihm der Faden, welcher ihn in diesem dunklen Labyrinthe leiten sollte, unter den Händen. Er wähnte sich geirrt zu haben; er bedauerte seinen ungerechten Argwohn und beglückwünschte sich darüber, daß er ihn weit von sich zurückgestoßen habe. Allein die schmerzliche Wahrheit drängte sich ihm alsdann von neuem auf; eine unwillkürliche Geberde, ein Blick gaben ihm alle seine Aengsten und Qualen wieder.

Lucy's Sicherheit und Maggie's Rechtschaffenheit beruhigten ihn ebenfalls bisweilen. — „Wenn mein Bruder seine Zustimmung gäbe, würde ich gerne Deine Frau," hatte Maggie eines Tages zu ihm gesagt, als er von Aengsten verzehrt dieses Herz hatte ergründen wollen, welches sich selber noch nicht kannte. Und Miß Deane hatte ihm den Gedanken eingegeben, er solle Tom's hartnäckige Abneigung dadurch bezwingen, daß er ihm Gelegenheit gebe und behülflich sey, den letzten Willen des alten Tulliver zu erfüllen, die väterliche Mühle zurückzuerkaufen und die Familie wieder in dem Besitzthum heimisch zu machen, aus welchem sie vertrieben worden war.

Wir haben schon gesagt, wie sehr Philipp von seinem Vater geliebt ward; aber es kostete ihn dennoch einen großen Kampf, bis er ihn dahin brachte, daß der Vater auf Philipp's Pläne für die Zukunft einging. Wakem hatte gegen den Vater von Tom und Maggie niemals jene gehässigen Empfindungen gehegt, welche der arme Greis ihm beimaß; allein die Erinnerung an jene vergeßliche thätliche Injurie, welcher er ausgesetzt gewesen war, lebte noch immer in dem Herzen des Advokaten. Die Tochter des Mannes, der ihn geschlagen hatte, als Schwiegertochter anzunehmen, den Kindern dieses Mannes das Grundstück zurückzugeben, wegen dessen ihm der Vorwurf gemacht worden war, er habe es auf unrechtmäßigem Wege erworben, das war viel für einen hartnäckigen Willen, für einen von Natur unbeugsamen Charakter. Im Grunde übte eigentlich der schwächliche Philipp, gerade wegen seiner Schwäche, einen unwiderstehlichen Einfluß auf den Willen und den eisernen Charakter seines Vaters aus. Angesichts dieses wehrlosen Wesens, dessen einzige Stütze er war, und welches — des einzigen Glückes beraubt, wornach er sich sehnte, und der einzigen Neigung, die er sich erworben hatte — sterben mußte, ohne von dem Leben etwas anderes kennen gelernt zu haben, als seine Bitterkeiten und Leiden, fühlte der kalte, leidenschaftslose Geschäftsmann, der verhärtete Gesetzmensch seine starre Strenge zusammenbrechen und seinen Widerstand fallen. Sogar seinen Grimm und Zorn unterwarf sich Philipp in einem derartigen Falle, denn dieser war gewiß, den Vater nachgeben zu sehen, wann er erst den rauhen barschen Ausbruch seines Grolls überstanden hatte.

Dem Sohn des Advokaten war es auch dieses Mal gelungen, die hartnäckige Weigerung seines Vaters zu überwinden. Unbewußt unterstützt durch diesen allmächtigen Bundesgenossen und unter der pekuniären Beihilfe des Mr. Deane, welchen Lucy für dieses vermeintliche Interesse von Maggie und Philipp gewonnen, hatte Tom die Mühle von Dorlcote gekauft und bezogen; seine Mutter war ihm dahin gefolgt und er hätte es gerne gesehen, wenn auch Maggie wieder hätte dahin kommen wollen. Diese war jedoch entschlossen, ihre eigene Herrin zu bleiben und deßwegen wieder abzureisen, und sie blieb daher einstweilen in St. Ogg, woselbst sie eine Art magischen Bannes und zauberischer Erstarrung zurückhielt.

Sie hatten sich noch nicht gesagt, daß sie sich liebten, allein Stephen kehrte nur darum täglich wieder zu Lucy zurück, um

einen jener langen Blicke aus Maggie's schwarzen Augen zu erhaschen, dessen Glanz ihn bezauberte. Und wann er am Klavier war, wann Maggie sich beim Klang dieser nervösen Stimme, die auf sie eine beinahe magnetische Wirkung ausübte, erblassen fühlte, so wohnte Philipp mit Herzklopfen dem geheimnißvollen Aufblühen dieser Liebe bei, die ihm beinahe das Herz brach. Als er diese in Schweigen und Dunkelheit wachsen und groß werden sah, war er entschlossen sich nie in's Mittel zu legen, und er konnte nun gar nichts mehr erwarten, als das plötzliche Aufleuchten des ersten Geständnisses. Er ahnte im Voraus, daß Maggie's rechtschaffenes Gemüth, obschon gegenwärtig unter dem unsichtbaren Zauber starr und thatlos und von jener geheimnißvollen Anziehungskraft beherrscht, doch sich bei dem ersten Anzeichen, beim ersten Wink, beim ersten Strahl empören würde, welcher ihr diese Art von gemeinem feigem Diebstahl und Raub zeigte, dessen man sie schuldig halten könnte, wenn sie Stephen's Liebe annehme.

Einen Augenblick wähnte er seine Ahnungen in Erfüllung gegangen. Wo, wie, bei welcher Gelegenheit wurden jene Worte ausgesprochen, welche er erwartete? Er hat es nie erfahren; allein er konnte sich nicht in der kalten, stolzen Miene Maggie's, er konnte sich in den demüthigen und verzweifelten Blicken von Lucy's Verlobtem nicht täuschen. Er begriff die Abreise des jungen Mädchens, das unter einem nichtigen Vorwande einige Tage bei einer Tante, etliche Meilen von St. Ogg, zubringen wollte. Er errieth die Seelenpein seines Nebenbuhlers aus den Spazierritten, wo der verzweifelte Liebhaber ein Gefallen daran zu finden schien, seine Kräfte möglichst anzustrengen, und auf deren einem Stephen, wie Philipp in Erfahrung brachte, jenen friedlichen Meierhof besuchte, wo Maggie die Schwester ihres Vaters aufgesucht hatte. Lucy's Verlobter konnte sich, da die treffliche Frau natürlich von dem ganzen Vorfalle nichts wußte, hier als Abgesandter von Miß Deane vorstellen, von welcher er der Miß Tulliver eine Botschaft zu überbringen hatte. Er vermochte auf diese Weise Maggie, die hierüber entrüstet aber doch davon gerührt war, zu zwingen, daß sie ihn noch einmal anhörte. Wäre er gewandter gewesen, so hätte er sie vielleicht nicht getäuscht; da er aber aufrichtig und in Selbsttäuschung befangen war, so beantwortete er mit edlen Worten der Verleugnung und der Resignation auf die stolzen Skrupel, womit sie sich gegen ihn bewaffnete. Sie mußte glauben, er verzichte auf sie, und da er sie hiedurch fürder aller Sorge und Furcht enthob, so gab sie den dringenden Bitten ihrer Base nach, die sie nach St. Ogg zurückrief.

Kein Wort, kein Blick ward zwischen den beiden jungen Leuten gewechselt, und Maggie war nie zuvorkommender, hingebender, liebreicher gegen den unglücklichen Philipp gewesen. Sie zog ihn an sich, sie schmiegte sich an ihn, sie rief die Erinnerungen aus ihrer Jugendzeit bei ihm wach. Wäre sie eine Heuchlerin, eine Kokette gewesen, sie hätte es nicht besser anlegen können, um Stephen's Eifersucht zu wecken; allein Stephen konnte nicht im Ernste auf Philipp eifersüchtig seyn. Er litt nur unter dem Gedanken, daß Maggie ihn zwar mehr liebe, er aber doch nicht mehr hoffen dürfe ihren Entschluß umzustimmen, während sie vielleicht eines Tages noch der Freundschaft, welche jenes kränkliche, mißgestaltete Geschöpf ihr einflößte, jene Rechte und jenes Glücks einräumen würde, welche sie der aberwitzigen glühenden Leidenschaft seines schönern Nebenbuhlers verweigerte.

So standen die Sachen, als eines Abends bei Mr. Deane, wo die vier jungen Leute wie gewöhnlich nach dem Diner versammelt waren, die immer so aufmerksame und gütige Lucy den Vorschlag machte, während der letzten Tage, welche Maggie in der Heimath verbringen würde, einige Bootsfahrten zu veranstalten. Das muthige Mädchen wollte sich den Aengsten einer schwierigen Lage entziehen, unter welcher sein Rechtsgefühl jeden Tag mehr litt, und hatte daher seine nahe bevorstehende Rückkehr in das Pensionat, wo es seinen mühevollen, bescheidenen und trockenen Beruf wieder aufnehmen wollte, den Verwandten bereits angekündigt.

Stephen war an jenem Abend besonders sorgenvoll und verdüstert, und that als wäre die Einladung, welche mittelbar an ihn ergangen war, gar nicht für ihn bestimmt. Philipp dagegen hatte den Vorschlag mit Freuden angenommen, als Miß Deane sich ganz natürlich an ihn gewandt. Miß Deane war von dem Betragen ihres Verlobten etwas verletzt, obschon sie es sich nicht merken lassen wollte, und suchte mit den Schwierigkeiten, welche die Schifffahrt auf dem Flusse darbot, den Anspruch zu entschuldigen, welchen sie an die Gefälligkeit gewisser mehr oder minder emsiger Kavaliere, wie sie sich ausdrückte, gemacht habe. Die Anspielung war allzu deutlich, als daß sich Stephen hätte einer Antwort darauf enthalten können. — „Wenn Du nur mich hättest, so würde ich gerne bei der Parthie seyn," sagte er ohne viele Komplimente.

„Miß Deane ahnte wohl nicht," erwiderte ihm Philipp augenblicklich, „daß sie irgend eine andere Person ausschloß, indem sie mich einlud. Ich verzichte also auf meine Funktion als ihr Ruderer."

Stephen ward durch diese bedeutungsvollen Worte gewarnt und beeilte sich, gegen die ungefällige Absicht zu protestiren, welche sie ihm beimaßen. „Nicht doch, mein lieber Philipp," sagte er; „Du sollst mich nicht mißverstehen. Nur die Zahl der Mitfahrenden, keineswegs aber ihre Eigenschaft, konnte mich die Ehre ablehnen lassen, Miß Deane zu fahren. Zu Vieren ist die Handhabung unserer kleinen Boote entsetzlich mühsam und hemmend .... Laßt uns die Sachen lieber auf eine andere Weise anordnen .... Wir wollen mit einander abwechseln, Du und ich. Fange Du morgen an, und ich will mir dann bei der nächsten Spazierfahrt meine Revanche nehmen."

So ward denn Alles verabredet, allein Philipp hatte nicht die häufigen Krisen in Rechnung genommen, welche seine schwächliche Gesundheit heimsuchten. Am folgenden Morgen fühlte er sich außer Standes auszugehen und bat Stephen in einem kurzen Briefchen, seine Stelle einzunehmen.

Philipp vermochte weder an diesem Tage noch an dem darauffolgenden sein Zimmer zu verlassen, wo sein Vater nicht von seiner Seite wich und ihn mit angelegentlichster Sorgfalt pflegte. Am übernächsten Tage behändigte man ihm einen dicken Brief, dessen Ueberschrift er kaum erkannte, als er sich von einem jähen Schreck durchbebt fühlte. Es war Maggie's Handschrift, und der Brief trug den Poststempel eines kleinen Hafens an der Küste, mehrere Meilen von der Mündung des Floß.

Der Inhalt dieser eilig hingeworfenen Zeilen, denen aber diese Hast und Unordnung um so größere Beredtsamkeit lieh, war folgender:

„Philipp, mein Freund, mein Bruder, höre mich! Ich bin verloren — auf ewig verloren für Dich. Vielleicht weißt Du es bereits, oder Du weißt es noch nicht, aber Du mußt Alles erfahren, was vorgefallen ist. Du mußt mich begreifen und mir verzeihen. Andere werden mich weder verstehen noch mir vergeben wollen.

„Gestern, um Mittag, erwartete ich Dich. Lucy hatte uns mit ihrem Vater zu Wagen bis nach Lukreth voranfahren wollen, wo sie mehrere Einkäufe zu machen vorgab. Du erräthst, weßhalb sie dieß that, denn Du weißst, wie so gern sie Dir Beistand leisten möchte. Wir sollten sie im Boote in Lukreth einholen, und wollten dann alle Drei zu Wasser zurückfahren.

„Ich war also allein und harrte auf Dich. Zur festgesetzten Stunde klingelte es — ich sprang Dir entgegen. Allein Er stand vor mir — er, den ich Dir nicht nennen will, nicht zu nennen brauche. Er sagte mir, weßhalb er komme, und ich eröffnete ihm, daß Lucy bereits weggefahren sey. 'Nun denn,' sagte er, 'so entscheiden Sie, ob wir gehen oder bleiben wollen! Wählen Sie!' — Ich zitterte wie Espenlaub und sagte ihm: 'Wir können nicht fahren.' — 'Wohlan, so wollen wir hier bleiben!' sagte er und sah mich auf eine Weise an, wie er es seit vielen Tagen nicht mehr gethan hatte. Ich suchte nach einem Vorwande, um ihn zu entfernen und sagte: 'Der Bootsmann war hier, um die Kissen zu holen. Er wartet. — Lassen wir ihm sagen ....' — 'Was soll ich ihm sagen lassen?' murmelte er zerstreut und sein Blick wich nicht einen Moment von mir. Ich konnte kein Wort mehr finden, mir war die Kehle wie zugeschnürt. — Plötzlich erfaßte er mich bei der Hand und sagte: 'Kommen Sie, lassen Sie uns gehen! Wir können ohnedem einander nur noch kurze Zeit sehen .... Kommen Sie!'

„Und ich folgte ihm: — weßhalb und wie? das magst Du mir sagen, wenn Du diesen unwiderstehlichen flüchtigen Zauberbann zu enträthseln vermagst. Ich folgte ihm, wie Du etwa im Traum irgend einem furchtbaren Gespenst folgen könntest, welches Dich zu gleicher Zeit erschreckte und anzog.

„Nachdem er mich in den Fond des Boots gesetzt, mir die Kissen zurecht gemacht, mir den Sonnenschirm, der mein Gesicht beschützen sollte, geöffnet und in meine schlaffen, unfähigen Hände gegeben hatte, griff er zu den Rudern und verharrte noch immer in lautlosem Schweigen. Erst nach einer Weile flüsterte er mir von Zeit zu Zeit ein leises Schmeichelwort zu und gemahnte mich an jenen Ton der Stimme, welchen ich nie vergebens gehört habe. Mein Traum dauerte lange. Die Sonne strahlte, der Wind war frisch; der taktmäßige Ruderschlag, die klare Bläue des Himmels, das Vorüberschwinden der Ufer, jener fest auf mich geheftete Blick, jenes hartnäckige Stillschweigen — Alles trug dazu bei, mich einzulullen, zu berauschen, zu betäuben. Ich war kein lebendes willenbegabtes Wesen mehr — ich war ein herrenloses Ding, ein Strandgut, welches die Fluth mit sich fortriß.

„Bedenke, Philipp, daß ich hier mit Dir rede, wie ich zu Gott selber reden würde, ohne zu fürchten, daß ein Engel mich Lügen strafen könnte. — Von Zeit zu Zeit kam mir ein vager Gedanke, daß das Boot anlegen und dem Traum ein Ende machen würde.

„Plötzlich — nach wie langer Zeit, weiß ich nicht — hörte er auf zu rudern, legte die Ruder an den Boden des Fahrzeugs und sein Blick heftete sich auf das Wasser, als messe er die Geschwindigkeit, mit welcher das Boot von selbst unter dem blosen Antrieb der Strömung dahin treiben könne. Erst jetzt raffte ich mich aus meiner Erstarrung auf und warf einen raschen Blick auf die Ufer des Flusses. Sie zeigten mir keine jener Landschaften, die mir so wohl bekannt sind. Eine plötzliche Furcht durchzuckte mich. — 'Wir sind schon an Lukreth vorüber!' rief ich. — 'Schon längst,' gab er mir zur Antwort.

„Dieses seltsame Geständniß und der ruhige Ton, womit es mir gethan wurde, machten mich vor Bestürzung ganz betäubt. Sie würden mich mit Entrüstung erfüllt haben, wenn ich in Dem, was vorgefallen war, die mindeste vorbedachte Absicht hätte sehen können. Allein es war augenscheinlich, daß er, wie er mich abholen wollte, nicht wußte, daß ich allein war, und ebenso augenscheinlich, daß er nicht einen Augenblick daran gedacht hatte, mich gegen meinen Willen auf diesen Weg zu bringen, der beinahe keine Umkehr zuließ, und den wir nun alle Beide betreten hatten. Du selbst, Philipp, Du selber hättest in jenem Augenblick keinen derartigen Verdacht gegen ihn zu hegen vermocht.

„'Was sollen wir thun?' fragte ich ihn nun und vermochte selbst nicht diese Art verzweiflungsvoller Ruhe zu begreifen, mit welcher ich ihn anredete, jetzt wo alle peinlichen Bangigkeiten eines innern Seelenkampfes und eines tödlichen Schmerzes mir das eisige Herz zusammenschnürten. Mir schwebten Lucy's Antlitz mit den sanften reinen Zügen, mit der offenen Physiognomie, ihr schmerzlicher, verachtender Blick vor Augen. Er setzte sich jetzt neben mich und sagte: 'Maggie, wir können nun nicht mehr an Umkehren denken .... es ist zu spät!' Dann löste er meine krampfhaft in einander geschlungenen Hände und fuhr im Tone der unumschränktesten Ueberzeugung fort: 'Laß uns nicht eher und nicht anders zurückkehren, als wenn wir auf immer mit einander verbunden sind, wann unsere Liebe von niemand mehr etwas zu befürchten hat, — wann Du meine Gattin seyn wirst!'

„Diese festen, entschiedenen, bündigen Worte erschienen mir wie ein Orakel der Vorsehung. Sie öffneten mir gleichsam die Pforten der Zukunft; ihr Zauber war unwiderstehlich. Hindernisse, Reue, Gewissensbisse, Alles schien mit Einem Male zu verschwinden. — 'Siehst Du,' fuhr er fort, 'wir beide sind an diesem allem unschuldig. Die Anderen haben Alles gethan. Das Schicksal hat entschieden .... Selbst die Ebbe treibt uns ferne von Dem hinweg, was uns trennte. Sie treibt uns gegen Torby, wo wir landen wollen. Von dort erreichen wir in wenigen Stunden York, und York ist nicht mehr weit von Schottland .... Dort erst wollen wir Halt machen! Wir wollen nicht eher unter Einem Dache ein Unterkommen suchen, als bis wir einander unwiderruflich angehören werden!' .... Diese Pläne waren seltsam, aber noch auffallender die Ruhe und Zuversicht, womit sie geäußert wurden! .... Allein so oft ein geheimer Instinkt mich antrieb, gegen dieses Uebergewicht, das sein Wille über den meinigen sich herausnahm, mich zu empören,

so kam mir wieder ein anderer Gedanke, welcher jedem Tadel und jeder Weigerung Einhalt that: ich fühlte, daß er demselben Impulse nachgegeben hatte, wie ich selber. Meine eigene Schwäche machte mir die seinige begreiflich. Mit welchem Rechte konnte ich mich entrüsten? Wie konnt' ich der Nothwendigkeit entgehen, die von allen Seiten her auf uns eindrang?

„Doch halt, Philipp! ich fühle, daß ich da eine ganz unmögliche Rechtfertigung übernommen habe. Ich fühle das, und möchte gerne diese Zeilen vernichten, die ersten, die ich niederschreibe, seit der Traum zerstoben ist und ich wieder mir selbst zu gehören angefangen habe. Ueberdieß ahne ich auch, wie sehr Du beim Durchlesen dieser Zeilen leiden mußt. Ich will Dir daher nichts mehr erläutern, sondern das was ich Dir zu sagen habe, erzählen und zwar so bündig und in so wenigen Worten als nur immer möglich.

„Als er sah, daß ich rathlos und thatlos mich in seinen Willen fügte, setzte er kein Wort mehr hinzu, welches mich an mich selber hätte erinnern können. Der Wind ward frischer. Er hüllte mich vom Kopf bis zu den Füßen in seinen Mantel, legte sich wieder in die Ruder und richtete unsern Kurs gegen Torby. Als wir St. Ogg verließen, waren wir an mehreren Dampfern und Segelschiffen vorübergefahren. Seit einer oder zwei Stunnen begegneten wir nur in langen Zwischenräumen einem solchen. Jetzt kam eines hinter uns her, welches dieselbe Richtung hielt wie unser kleines Boot und uns an Schnelligkeit augenscheinlich überholte. Er betrachtete es aufmerksam, dann schien ihm plötzlich ein Gedanke zu kommen, er sagte zu mir: 'Maggie, Sie sind müde; es kann Regen kommen. — Wir werden Mühe haben Torby zu erreichen. — Das Fahrzeug, welches uns einholt, ist nur ein Küstenfahrer, ein Kauffahrteischiff, und vermag uns vielleicht kein sehr behagliches Unterkommen zu bieten. Falls es jedoch nach Mudport oder irgend einem andern Punkt der nördlichen Küste befrachtet ist, so wäre es gerathener es zu besteigen.' — Bei diesen Worten wandelte mich eine Furcht an; aber wozu hilft Furcht? In der Verwirrung meiner Gedanken fand ich keine einzige plausible Einwendung gegen diese Anordnungen, die unvermeidlich geworden waren. Ich schwieg daher, und er ruderte so, daß er an dem Fahrzeuge anlegen konnte. Er rief den Kapitän an und sagte ihm, wir seyen von der Strömung und Ebbe davongerissen worden. 'Diese Dame hier — meine Frau,' fügte er sich selbst verbessernd hinzu, — 'ist von Müdigkeit und Hunger erschöpft. Wenn Sie unsern Kahn in's Schlepptau und uns an Bord nehmen könnten, würden Sie uns einen wahren Dienst erweisen.' Der Kapitän des Schiffes, ein Holländer, ging ohne Bedenken auf diese Anordnung ein. Die Kissen unsers Bootes dienten dazu, mir ein behagliches Lager auf der Bank im Stern des Schiffes zu bereiten, da es keine andere Kajüte auf dem kleinen Fahrzeuge gab, worin eine Frau untergebracht werden konnte. Eine Stunde später hatten die fünf Männer, welche die Bemannung bildeten, aufgehört uns mit jener Neugierde zu betrachten, die mir ungelegen kam. Hand in Hand saßen wir neben einander und plauderten ganz leise. Ich fühlte keine Gewissensbisse, keine Reue mehr. Mich dünkte, die Schranke seye überschritten und die Frage für immer entschieden. Der Traum dauerte noch, glänzend wie der Horizont, wenn die Sonne hinter einem ungeheuren Vorhang purpurner Wolken untergeht. In dieser Stimmung überkam mich der Schlaf. Merkwürdigerweise träumte ich aber in jener ganzen Nacht ausschließlich nur von Dir, Philipp, oder vielmehr von Dir und meinem Bruder, denn in dem Augenblick, wo die Schauer des Morgenwindes mich fröstelnd weckten, stand mir seine strenge finstere Stirne vor Augen, und der Ton seiner zürnenden Stimme klang in meinen Ohren.

„Ich war allein, als ich die Augen aufschlug; er war nicht mehr da. Jetzt tauchten peinliche Erinnerungen, Schamgefühl, Reue, Schreck in mir auf. Der Zauber war gebrochen — die Wahrheit stieg hart und drohend vor meinem geistigen Auge auf. In seinem grausamen Spiegel, von welchem ich meine Blicke nicht mehr abwenden konnte, sah ich mich in einem Lichte, das mir ganz neu war — in dem Lichte eines selbstsüchtigen, treulosen Geschöpfes, das lügt und verräth. Ich hatte mir hundertmal gesagt, ich wollte lieber sterben, ehe ich mich bis zu einer solchen Schmach irreleiten ließe. Jetzt wo die Versuchung gekommen war, hatte ich nachgegeben. Die Pflicht hatte gesprochen, aber ich sie nicht gehört. Meine Seele, die ich seither gewöhnt gewesen war, von Haus nach den reinen Höhen des Ideals, nach dem heitern Lichte und der klaren Atmosphäre des Erhabenen und Göttlichen streben zu sehen, schleppte sich jetzt unter der Peitsche der Leidenschaften in einer unreinen Niederung hin und glitt über einen pestschwangern Sumpf. — Wohin zielte sie auf diesem Wege? Nach dem Glücke? — Konnte ich jemals glücklich seyn, wenn ich an Lucy, an Dich, an meinen Bruder, an diese drei edlen Herzen dachte, in welchen ich Glaube und Hoffnung ertödet haben mußte? Konnte er selbst jemals einer Frau Glauben schenken und Vertrauen auf sie haben, einer Frau, die er von einem Hang, einem Drang fortgerissen sah, welchen ihr Gewissen verdammen und verleugnen mußte?

„Was soll ich noch hinzufügen, Philipp? Es überkam mich gleichsam wie eine neue Taufe. Der Tag brach in mir an, wie draußen auf dem Meere. Ich fühlte mich wieder gestählt und neugekräftigt durch die stärkenden frischen Winde, welche die ganze Nacht hindurch über meine fieberheiße Stirn hingeweht hatten. Die Stunde der Schwäche war vorüber, ein heißer, herber Tag begann, aber ich fühlte in mir den Willen und den Muth zu einem Kampf, der der Gefahr gewachsen war. Du ahnst, von welcher Art dieser Kampf seyn, was für einen Ausgang er nehmen mußte — mit Gottes Hülfe und der Erinnerung an Dich bin ich ihm nicht erlegen. Wenn Er jemals meine Unbeugsamkeit kennen lernen mußte, so war's in dem Augenblicke, wo ich ihm meine Hand überließ, die er an sein tiefbewegtes Herz drückte, wo ich seinen ängstlich fragenden Blick mit einem Lächeln erwiderte und seine ersten Fragen freundlich aufnahm. Allmählig aber errieth er meine Gedanken, ohne daß wir ein Wort über unsere Lage wechselten. Je besser er sie jedoch errieth, desto weniger wagte er den durchsichtigen Schleier zu lüften, der sie ihm noch verbarg. Er konnte es nicht über sich gewinnen von dem zu reden, was noch vor wenigen Stunden für ihn und mich der Gegenstand eines beinahe vertraulichen Geplauders war. Erst Angesichts der Rhede von Mudport mußte er sich entschließen, der Anordnungen zu erwähnen, welche er für die Fortsetzung unserer Reise treffen wollte. Aber gleich bei den ersten Worten fiel ich ihm in die Rede und sagte: 'Mit

nichten, wir werden nicht zusammen abreisen — wir müssen hier scheiden!'

„Ist das, was ich Dir erzähle, auch wirklich geschehen und zwar heute? Und ich, die ich hier allein, in einem fremden Hause an Dich schreibe, in Erwartung der Stunde, wo mich der Eilwagen zu meiner Mutter zurückbringen soll, — bin ich es wirklich noch, die so eben dieses aufgeregte empörte Herz zu beschwichtigen, dieses von unerschütterlichen Weigerungen wunde Herz zu trösten versuchte und doch noch die schmerzlichen Zuckungen der schlecht bewältigten Leidenschaft, die Reue über einen Fehltritt, die Gewissensbisse wegen eines grausamen, unabänderlichen und unvermeidlichen Entschlusses, die Unentschiedenheit eines schwankenden Willens in sich fühlte?

„Wagte ich es Dir wieder unter die Augen zu treten, so hätte ich Dir nicht geschrieben; allein ich fühle, daß ich auf lange Zeit, wo nicht auf immer, Dich nicht wiedersehen oder Lucy wieder begegnen kann. Ich weiß, daß, wenn ich auch in meinen eigenen Augen von einem unwiederbringlichen Sturz durch die energische Anstrengung, der ich meine Rettung verdanke, mich wieder erhebe, ich doch weder in Deinen Augen noch in den Augen der Welt gerechtfertigt erscheinen könnte. Wäre ich reicher und somit auch freier — und müßte mich ein solcher Schritt nicht erst recht einer falschen Beurtheilung aussetzen — so würde ich mein Vaterland verlassen. Bis dahin aber, wo die Zeit mir vergönnt haben wird, mit der öffentlichen Achtung das einzige Mittel zu meinem Fortkommen wieder zu erlangen, das ich hienieden noch habe, muß ich mein Haupt beugen und alle Demüthigungen über mich ergehen lassen, welche die Zukunft mir vorbehält. Mir schwant, daß diese Demüthigungen bitter seyn werden; und wenn ein einfacher Wunsch genügte, um mich denselben zu entziehen, so würde ich zu Gott bitten, daß er mir dieses Daseyn entziehen möchte, von welchem ich bis auf diesen Tag einen solch elenden Gebrauch gemacht habe.

„Philipp, führe meine Sache bei Lucy! Sag' ihr, sie solle nicht mir allein einen Irrthum, einen Fehler verzeihen, die mehr auf meine Schuld kommen als auf die seinige!" — —

Während Philipp — Gott allein weiß, mit welcher Bitterkeit im Herzen und mit welcher niederschmetternden Rückbeziehung auf sich selbst — dieses herzzerreißende Bekenntniß las und wieder überlas; während er die tausend Gründe, welche es ihm unmöglich machten Maggie zu Hülfe zu kommen, einen nach dem andern abwog, ging Tom Tulliver im Garten der Mühle von Dorlcote unruhig auf und nieder. Seine Züge waren noch finsterer, seine Stirn noch gerunzelter, seine Geberden noch barscher als jemals; sein Hut war tief in die düster funkelnden Augen gerückt, seine Hände steckten in den Taschen seines Oberrockes, und so rannte er, von Ingrimm, Unruhe und Groll durchschauert, in den Gartenwegen auf und ab. Seine Mutter warf ab und zu von den Fenstern der alten Mühle aus einen scheuen bangen Blick auf ihn. Keines von diesen beiden wußte noch, was seit ihrem geheimnißvollen Verschwinden aus Maggie geworden war. Tom war der Ansicht gewesen, er dürfe den Skandal nicht noch vergrößern, indem er selbst seiner Schwester nachreise und ihre Spur aufsuche. Er hatte mit dieser Sorge einen Jugendfreund betraut, welcher Maggie ebenso ergeben war wie er selber; und dieser Freund war von Mudport zurückgekommen, wo er sich natürlich keinerlei Nachrichten über das flüchtige Paar zu verschaffen vermocht, und hatte Tom gemeldet, die beiden jungen Leute haben nach allen Anzeichen die Richtung nach Schottland eingeschlagen. Es blieb daher erst zu ermitteln, ob die Heirath vollzogen worden war oder ob das junge Mädchen, das seinen guten Ruf schon eingebüßt, nicht einmal die einzige Genugthuung und Ehrenrettung erlangt hatte, die seinen Fehler mildern konnten.

In einem Augenblick, wo Tom der Gartenthüre den Rücken kehrte und, ohne sie zu sehen, in die tosenden Strudel und Wirbel des von Rädern aufgewühlten Wassers schaute, erschien plötzlich ein Frauenzimmer von hohem Wuchs auf der Schwelle der Gartenthüre. Sie konnte sich kaum weiter schleppen, sie vermochte sich kaum auf den Beinen zu erhalten, so sehr entmuthigte und entkräftete sie der Schrecken, welchen ihr dieser unerbittliche unbeugsame Bruder einflößte, welcher ihr nie jene Nachsicht erwies, deren sie nun so sehr bedurfte. Eine solche Nachsicht wünschte sie sich jedoch durchaus nicht für ihr Vergehen; sie sehnte sich vielmehr nach seiner unerbittlichen Strenge als nach einem jener Mittel der Buße und Sühne, die ihr noch gelassen waren. Das Geräusch der in's Schloß fallenden Thüre zog zwar die Aufmerksamkeit Tom's nicht auf sich, der von dem Getöse des rauschenden Wassers betäubt war. Als er sich aber endlich umwandte, sah er sich plötzlich dem armen Wesen gegenüber, dessen scheue Blässe, verstörte, niedergeschlagene, kummervolle und leidende Züge und ganze Erscheinung die traurigsten Vermuthungen, die er hätte hegen können, bestätigten.

„Bist Du verheirathet?" fragte er barsch; aber sie antwortete nicht. „Was willst Du hier suchen?"

— „Einen Zufluchtsort bei Dir," erwiderte sie demüthig.

„Ich habe keine Herberge für ein Weib von Deinem Schlage," sagte er mit wuthbebender Stimme. „Du hast uns Alle entehrt, — hast den Namen Deines Vaters heruntergewürdigt, bist ein Fluch für alle Diejenigen gewesen, welche Dich liebten. Du hast niederträchtig, verrätherisch gehandelt .... Keine Rücksicht hat Dich zurückzuhalten vermocht, kein Band ist Dir mehr heilig geblieben. — Für mich bist Du nichts mehr, daß Du es nur weißst!"

In diesem Augenblick erschien beider Mutter unter der Hausthüre; der Anblick ihrer Tochter, vornehmlich aber die Worte ihres Sohnes hielten sie unentschlossen auf der Schwelle zurück. Maggie hatte wieder etwas Muth gefaßt. „Tom," hub sie an, „Du solltest mich erst anhören, ehe Du urtheilst. Vielleicht bin ich nicht so schuldig als Du glaubst ...."

„Schuldig oder nicht, ich weiß nicht was für einen Sinn Du in diese Worte legst," fiel er ihr in's Wort und ging mit Einem Male vom Zorn zu einer eisigen Kälte über, welche in ganz anderer Weise furchtbar war. „Du wirst nicht leugnen, daß Du mit .... mit einem Gewissen .... in heimlichem Verkehr standest — wirst nicht leugnen, daß er Dich ohne Vorwissen und Billigung der Deinigen besucht hat, nachdem er Dir Gefühle gestanden hatte, welche Du mit Abscheu hättest zurückweisen sollen! — Du wirst nicht leugnen können, daß man Dich allein mit ihm an Lukreth hat vorüberfahren und einige Stunden später in Mudport landen sehen .... und Du wirst hoffentlich ebenso wenig leugnen, daß Du hiedurch einer Verwandten und

einem Freunde von uns das Herz gebrochen hast. Läßt Dich dieß Alles noch unschuldig? ...."

Jedes Wort ihres Bruders fiel wie ein schwerer eiserner Hammer auf Maggie's gebeugtes Gewissen. Sie vermochte nicht mehr genau zu unterscheiden, was von diesen niederschmetternden Anklagen gegründet und was ungerecht war; sie fand in sich weder die Kraft noch den Willen mehr um sich zu entschuldigen.

„Wohlan denn, Bruder," schluchzte sie mit gebrochener Stimme, „ich bereue es — ich fühle die Wucht meiner Schuld .... aber ich will mein Vergehen auch mit Allem büßen, was es nur sühnen kann.... Allein hilf mir, schütze mich vor mir selber! Ich will kämpfen und ringen ...."

— „Du? Und was kann Dich aufrecht erhalten und vor ferneren Fehltritten bewahren?" fuhr ihr Bruder mit verdoppelter Bitterkeit fort. „Weder die Religion noch die einfachsten Begriffe und gemeinsten Regungen von Dankbarkeit und Rechtlichkeit haben mehr Einfluß und Herrschaft über Dich! Erinnere Dich, daß dieser Mensch nicht der Erste ist, für welchen Du Deine Pflichten aufgeopfert hast! — Geh', Du bist schlimmer als er! — Und wenn ich mir's jetzt versage, jenem Menschen nachzulaufen, um ihn zu tödten, so geschieht es nur, weil ich — Gott verzeihe mir's! — eigentlich damit anfangen müßte, Dich.... Geh', Du flößest mir einen tiefen Abscheu ein! — Du sprichst vom Kämpfen, aber hast Du jemals erfahren, was dieß heißen will? Ich weiß es, ich! — Auch ich habe Gefühle bezwingen, Leidenschaften besiegen müssen, aber ich habe Alles überwunden, Alles der Pflicht untergeordnet. Mein Lebensweg ist, glaub' ich, weit rauher und mühevoller gewesen, als der Deinige, aber ich habe meine Bürde getragen als Mensch von Gemüth und Gewissen. Das strenge Ehrgefühl, das ich mir bewahrt habe, wird nicht dazu dienen, Deine Schande zu verschleiern — meine fleckenlose Ehre kann Deine beschmutzte nicht weißbrennen! Die Welt soll nicht sagen können, ich habe ein Betragen wie das Deinige gebilligt, entschuldigt! — Wenn es Dir am täglichen Brod fehlt, ich habe genug für zwei, und Du brauchst es mir nur zu sagen. Meine Mutter soll Dir Unterstützung schicken; aber unter diesem Dache kannst Du nicht mehr wohnen!.... Geh', entferne Dich! Dein Anblick macht mir übel!"

Verzweiflung im Herzen gehorchte Maggie dieser barschen Weisung. Sie war der Gartenpforte schon bis auf einige Schritte nahe gekommen, als die arme Mrs. Tulliver in ihrem Muttergefühl eine jener Regungen, welche alle Gaben des Verstandes aufwiegen und alle seine Schwächen wieder gut machen, fand und weinend ihr nacheilte. „Warte, mein Kind!" rief sie; „ich gehe mit Dir! Wenn Dir auch niemand mehr bleibt, so sollst Du mich noch haben!"

Tom war in's Haus getreten, vielleicht weil er eine Anwandlung zur Nachgiebigkeit fühlte.

„Komm," fuhr die Mutter fort, als sie ihn nicht mehr sah und sie sich fortan minder eingeschüchtert fühlte; „komm mit mir in's Haus; ich will Dich in mein Bett legen .... Er soll Dich hier lassen; ich will ihn darum bitten, und er wird es mir nicht abschlagen!"

Maggie schüttelte statt aller Antwort mit einem tiefen Seufzer den Kopf und gab dadurch zu verstehen, daß sie dieses Haus, aus welchem sie auf solch harte Weise vertrieben worden war, nie wieder betreten werde.

„Wohlan denn, so erwarte mich vor der Gartenthüre — ich werde Dich begleiten und bei Dir bleiben," sagte die Mutter.

Als Mrs. Tulliver in Hut und Shawl ihre Stube verließ, vertrat ihr Tom den Weg. „Halt, Mutter," sagte er zu ihr; „hier ist Geld. Du weißst, daß dieß Haus Dir gehört.... kehre hieher zurück, wann es Dir beliebt, und laß mich für alle Deine Bedürfnisse sorgen!"

Die arme Mutter war allzu sehr verdutzt und eingeschüchtert, um ein einziges Wort zu erwidern. Sie nahm die Banknoten, welche man ihr hinbot, und ging zu ihrer Tochter hinaus.

5.

Wäre Maggie als Mrs. Stephen Guest, als die glückliche Gattin der besten Parthie in dieser ehrenwerthen Stadt, nach St. Ogg zurückgekehrt, so hätte ihre Ankunft ohne Zweifel einiges leichte Murren und Gemurmel veranlaßt, denn Miß Deane war unstreitig eine sehr beliebte und sehr interessante Person und man hatte mit Bedauern ihr vertrauensvolles Wohlwollen so schlimm vergolten gesehen; allein wenn nur erst die ersten Tage und Wochen vorüber gewesen wären, so würde man sicher eine Menge Entschuldigungen und Milderungsgründe für das Betragen der schönen und reichen jungen Ehefrau gefunden haben. Sie hätte für compromittirt gegolten durch die Unvorsichtigkeit eines unbesonnenen jungen Menschen, der seinerseits durch eine wahre und echte Leidenschaft irregeführt worden; wie hätte sie sich also da gegen eine Heirath sträuben können, die er selber unentbehrlich und unvermeidlich zu machen gewußt hatte? Sollte sie aus Rücksicht auf ihre Cousine, welche zudem jetzt von ihrem Verlobten gar nicht mehr geliebt wurde, ihr Leben aufopfern und ihre Zukunft verderben und verlieren? Vielleicht wäre es besser und rathsamer gewesen, daß die hingebende Liebe Philipp's eine vollständigere Erwiderung gefunden haben würde — er verdiente dieß ohne Zweifel; aber wie? war denn der arme Mensch für eine so schöne Person gemacht, zum Gatten eines Mädchens wie Maggie geeignet? Wäre es nicht ungeheuerlich und haarsträubend gewesen, so viel Kraft und so viel Schwäche, so viele Reize und eine solche Mißgestalt mit einander verbunden zu sehen?

Maggie dagegen war ihren Pflichten unverbrüchlich und kehrte nach einer der furchtbarsten Prüfungen, die sie je zu bestehen haben konnte, allein, unvermählt, arm und schutzlos in die Heimath zurück, wo ihr Bruder, ihre natürliche Stütze und Beschützer, sie verstieß, verleugnete und hochmüthig verließ. Von diesem Augenblicke an gewann ihre Sache ein ganz anderes Aussehen. Man gab zwar zu, sie sey nicht gänzlich eine „Intrigantin", die darauf abgehoben habe, daß der Sohn des reichsten Banquiers der Stadt sie heirathe; aber sie hatte darum nicht minder allen Anstand beiseite gesetzt, alle Sittsamkeit, Mäßigung und Schamgefühl vergessen, indem sie ihren Gefallen an dem Verlobten ihrer besten, liebsten Freundin hatte zu Tage treten lassen. Sie verdankte ja Lucy so viel, die nicht sowohl als Base, wie als Schwester an ihr gehandelt hatte. Was konnte man ferner noch von einer Person erwarten, die so wenig Anstands- und sittliches Gefühl besaß und deren Augen eine so seltsame, wunderbare Beredtsamkeit hatten? .... Man konnte allerdings

zu ihren Gunsten einen Brief von Stephen Guest geltend machen, welchen er über diesen ganzen Vorfall geschrieben und worin er die ganze Schuld ihres gemeinsamen, unbesonnenen Streichs auf sich nahm; allein war im Grunde und offen gestanden ein Mann von Ehre und Bildung ein derartiges Zeugniß nicht einer jungen Person schuldig, die er in solch eigenthümliche Verlegenheiten gebracht hatte? Von Tom Tulliver dagegen rühmte jedermann, er habe sich als würdiger und rechtschaffener Mann benommen; er verdiente unverkennbar, daß ihm das Glück lächelte. Die Schande seiner Schwester durfte nicht auf ihn fallen und er mußte nothgedrungen hoffen, daß sie aus Rücksicht für ihre Angehörigen sich zur Auswanderung nach Amerika, nach Australien entschließen würde, — sie mußte fort, und je weiter hinweg, desto besser.

Maggie war durchaus nicht dieser Ansicht. Die ersten Beschimpfungen, die sie erfuhr, die ersten Blicke, welche sich von ihr abwandten, das erste höhnische Lächeln auf den Lippen derjenigen, welche ihr zuvor geschmeichelt hatten, riefen in ihr jene heftige Rückwirkung hervor, welche den Muth wieder stählt und die einmal gefaßten Entschlüsse kräftigt. Vergebens ließen einige zaghafte Freunde ihr durch den Pfarrer des Sprengels, einen würdigen Mann, bedeuten, daß ein junges Mädchen ihres Alters niemals mit der wenn auch übelberichteten und gefälschten öffentlichen Meinung einen Zweikampf beginnen könne, dessen Ausgang gar nicht zweifelhaft seyn konnte. Es behagte einem Charakter, wie der ihrige war, nicht, eine Gefahr zu fliehen, wenn dieselbe nur sie allein bedrohte.

Maggie hatte sich in einem armseligen Häuschen am Ende einer Vorstadt von St. Ogg eingemiethet; sie wollte ihre Mutter nicht dazu verdammen, ein Leben voll Entbehrungen und Schmach zu theilen, und Mrs. Tulliver ließ daher nach einigen Wochen sich zur Rückkehr nach Dorlcote bewegen, wohin sie ihre Tochter bald zurückzuführen hoffte. Die arme Frau verkannte in diesem Stücke die Hartnäckigkeit Tom's und den Stolz und die Seelengröße Maggie's, welche beide die Opfer jenes langen Mißverständnisses waren, das sich noch von der fernen Kinderzeit her datirte, wie sie mit einander auf den Wiesen an dem Floß Maasliebchen gepflückt hatten.

Der genannte Fluß verursachte in diesem Augenblick den alten Leuten der Gegend vielfache Beunruhigung. Auf einen ungewöhnlich dürren, trockenen Sommer waren von den ersten Tagen des Septembers an reichliche Regen gefolgt; die Winde waren kalt und wandelbar; in manchen Bezirken hatte man die Ernte nicht einmal einbringen können. Sechszig Jahre früher waren ganz dieselben Anzeichen einer furchtbaren Ueberschwemmung vorausgegangen, welche die Brücken von St. Ogg mit fortriß und das ganze Glück der damals erst im Entstehen begriffenen Stadt zu zerstören schien. Die Greise schüttelten daher den Kopf, und die jungen Leute lachten hergebrachtermaßen unter sich über die düsteren Prophezeiungen, welche keinerlei Erfahrung der Vergangenheit in ihrem Geiste rechtfertigte.

Eines Abends saß Maggie in ihrem armseligen Stübchen, in welches sie das Unwetter seit achtundvierzig Stunden gebannt hatte, und überlas beim Schimmer einer dünnen Kerze zum zwanzigsten Mal einen Brief, welchen sie an demselben Tage erhalten hatte. Er kam von Stephen Guest. Dieser war aus Holland zurückgekehrt, wohin er im ersten Aerger gereist war, und hielt sich nun in Mudport auf, wo ihn noch niemand vermuthete. Er hatte ihr durch Vermittlung eines zuverlässigen Freundes einige Seiten voll leidenschaftlicher Bitten zukommen lassen, um ihr seine bittere Enttäuschung, seine verzweiflungsvolle Einsamkeit, seine Seelenpein, den Zerfall aller seiner Hoffnungen, die Lähmung seiner ganzen Willenskraft zu schildern. Er hatte zu diesem Behuf Worte gefunden, welche sie gegen ihren Willen erschütterten und denen ihre glühende Einbildungskraft den Ton einer angebeteten Stimme lieh. Einen kurzen Augenblick sog sie, des Leidens müde, in vollen Zügen das ideale Glück ein, welches ihr noch angeboten wurde, und ergriff eine Feder, um ein Wort, ein einziges Wort zu schreiben, das ihr Schicksal entscheiden sollte. Allein das Unmögliche richtete sich von neuem vor ihr auf, und statt des Wortes „komm", welches sie ihm hatte schreiben wollen, schrieb sie jetzt auf dasselbe Blatt die erhabenen Worte des unter Kreuz und Leiden gebeugten Christen nieder: „Ich habe es von Dir empfangen, mein Herr und Vater, und ich will es tragen bis zum Tode!" Dann senkte sie die Stirn auf ihre gefalteten Hände herab und vertiefte sich in ein brünstiges Gebet, in welches sie sich so versenkte, daß die ganze Welt um sie her für sie todt und nicht mehr vorhanden war ....

Eine lebhafte Empfindung von Kälte, ein ihr unerklärliches Geräusch, welches anfangs der an die Fenster schlagende heftige Regen übertäubt hatte, weckten sie jetzt aus ihrer schmerzlichen Betäubung. Sie richtete den Kopf auf, ihre Kerze war erloschen, aber im Nu begriff sie Alles. Eine Wasserfluth bedeckte bereits einige Linien hoch den Fußboden ihres Stübchens.

Im Dunkeln aufspringen, tastend eine andere Kerze suchen und sie eiligst anzünden, war das Werk eines Augenblicks. Ihre Wirthe schliefen auf demselben Boden mit ihr, und sie weckte dieselben mit dem jähen Schreckensruf: „Ueberschwemmung! das Wasser steigt! Nach den Booten, nach den Barken!" Sie hatte sich alsbald der beiden Barken erinnert, welche gerade am Fuß des Häuschens angebunden lagen und dessen Besitzer gehörten. In diesem Augenblick fiel an die Fensterläden eine Reihe dumpfer Stöße, wie diejenigen einer schweren Holzmasse, deren man sich mit Vorsicht bedient hätte, um die Läden ohne Geräusch einzustoßen. Der Hausbesitzer täuschte sich darin nicht. „Gottlob, das sind die Barken!" rief er; „sie sind noch da; die Kette hat nicht nachgegeben! ...."

Durch das geöffnete Fenster stürzte eine große Wasserfluth in's Zimmer. Maggie schwang sich in eines der Boote, der Wirth in gleichem Drang in das andere. „Mein Weib ... das Kind!" rief er dann, und war schon im Begriff wieder in das Haus zurückzukehren; da sah er Maggie aufrecht und mit einem Ruder in der Hand, blaß, mit aufgelösten, langen, schwarzen Haaren, welche vom Wasser durchnäßt dicht an ihre Schläfe sich anlegten, im Boote stehen. „Was wollen Sie?" rief er; „was soll aus Ihnen werden? ...."

Aber Maggie hatte nicht einmal mehr Zeit, ihm zu antworten. Ein neuer Anprall der zürnenden Wogen zerriß die Kette, woran ihr Boot angesurrt war, und einen Augenblick später war sie draußen in der dichten Finsterniß und trieb auf den unsichtbaren, tosenden Wogen. Was ihr während dieser

Schreckensnacht zustieß, das hätte nur sie allein sagen können. Sie ruderte aus Leibeskräften aus dem Bett des Flusses heraus, wo eine ungestüme Strömung sie dem Meere zu getrieben hätte, und lavirte ohne Zweifel auf dem seichten Wasser, welches die Ebene bedeckte. So lange die Nacht währte, konnte sie sich nicht orientiren. Mit dem ersten Tagesgrauen aber mußte sie auf diesem ihr so wohl bekannten Fleckchen Erde an einigen vertrauten Merkzeichen — einem Glockenthurm, einer Anhöhe, den Uferböschungen und Hügeln am Ripple, die man hier stellenweise noch unterschied — die Richtung erkennen, in welcher sie die Mühle von Dorlcote suchen mußte.

Dort waren ihr Bruder und ihre Mutter. Sie mußte, um ihnen zu Hülfe zu eilen, noch einmal die furchtbare Strömung der vereinigten Flüsse, Floß und Ripple, durchschiffen. Durch was für ein Wunder von Thatkraft und Körperstärke ihr dieß gelang, dieß erklären zu wollen vermesse ich mich nicht. Doch ist so viel gewiß, daß der Morgen kaum angebrochen war, als ihr Boot vor der alten Mühle anlangte, die bis zum ersten Stockwerk unter Wasser stand, aber doch noch fest und sicher hinter ihrer Umgürtung von Kastanienbäumen und Platanen aus den Wellen ragte.

„Tom! — Mutter! — wo seyd ihr?" rief sie erschöpft, aber noch immer mit durchdringender Stimme.

— „Wer ist da?" rief Tom's Stimme von dem Speicher herab; „bringt ihr uns ein Boot?"

„Ich bin's — Maggie! .... Wo ist die Mutter?"

— „Gott sey Dank, sie ist nicht da! — Sie ist schon seit vorgestern bei ihrer Schwester! .... Du bist allein, Maggie .... ganz allein?" fuhr er fort, im höchsten Grade erstaunt, als er das sorgsam verstopfte Fenster geöffnet hatte, bis zu welchem er herab gestiegen war, um sich auf gleichem Niveau mit dem Fahrzeug zu befinden.

„Ja, ich bin allein, aber der liebe Gott hat mich geführt! .... Komm, steig' ein! Schnell, schnell!"

Das waren die letzten Worte, die ein menschliches Ohr noch aus ihrem Munde hätte vernehmen können. Die beiden Geschwister begannen nun gegen St. Ogg hinzurudern. Am Eingang der Stadt, etwas links vom Flusse und kaum hundert Armslängen von seinem Ufer, war die Villa, wohin man die von langer schwerer Krankheit langsam genesende Lucy gebracht hatte. Dorthin richtete sich die Barke, um ein sühnendes Werk der Rettung auszuführen. Als das Fahrzeug jedoch wieder in die Strömung des Floß gerieth, waren ihre Fluthen mit großen Trümmern Bau- und Nutzholz bedeckt, welche die Gewässer von der Werfte einer gerade im Bau begriffenen Anlände weiter oben am Fluß hinweggerissen hatte. Die Sonne strahlte am Himmel und ergoß in Fluthen ihr heiteres, lachendes Licht über diese unabsehbare Scene der Zerstörung und des Unglücks. Von allen Seiten her gab man von den Fenstern aus Warnungszeichen für das schwanke Boot, und rief ihm zu. Eine große, mit Flüchtlingen beladene Barke rief denen im Kahn im Vorüberfahren noch eine letzte Mahnung zu. „Paßt auf! .... nehmt euch in Acht!" schrieen die Schiffsleute Tom zu; „rudert aus der Strömung hinaus oder ihr seyd verloren!"

Der junge Mann richtete sich auf seiner Ruderbank auf und wandte den Kopf: eine Masse von Balken und dicken Planken, die sich verhängnißvollerweise dicht in einander gekeilt und verschoben hatten, trieb schnell gerade auf das kleine Boot zu. Tom maß mit dem Auge die Entfernung, welche sie noch von einander schied, und sah, daß der Zusammenstoß unvermeidlich war; er ließ sein Ruder fallen, eilte auf seine Schwester zu und küßte sie in einer letzten, äußersten Umarmung. — Wollte er sie einfach retten? Bat er sie um Verzeihung? Wer wird dieß jemals erfahren? — Einen Augenblick später verschwanden das Boot und die darin Stehenden unter den Fluthen. Man sah, nach einer oder zwei Minuten, eine ungestalte Masse wieder auftauchen, welche abwechselnd auf der Oberfläche des Wassers auf- und niederschaukelte, verschwand und wieder emportauchte — es war der Kiel des umgestürzten und zertrümmerten Bootes, der so in Zwischenräumen wieder emporstieg.

* * *

In Dorlcote ist nahe bei der alten Kirche ein Grab, in welchem bald nach der Ueberschwemmung zwei Leichen bestattet wurden, welche der Tod, in einem letzten Kuß, in einer letzten Umarmung verschlungen, überrascht zu haben schien. Die Eine davon war die eines jungen Mannes; in der andern hatte eine große, edle Seele gewohnt. Unter dem Namen, welchen die beiden Opfer der Wasserfluth im Leben geführt, hatte eine befreundete Hand — man erräth vielleicht, welche! — die einfachen Worte in den Stein hauen lassen: „Sie wurden selbst im Tode nicht getrennt."*)

Das heutige Nizza.

Innig an den Busen einer tiefen, schöngeschwungenen Bucht geschmiegt, deren Gewässer in ihren klaren Tiefen sogar das durchsichtige Azurblau des mittelländischen Meeres noch übertreffen, liegt eine prächtige Stadt mit weißen Mauern, deren palastähnliche Villen sich meilenweit dem sonnigen Strande entlang hindehnen. Dicht dabei steigen gegen Norden und Osten die hohen, steilen Zacken und die olivengekrönten, terrassenförmigen Vorhügel und Vorberge der Seealpen an; westwärts dämmern unregelmäßig und purpurn die Gebirge von Estrella wie eine Riesenmauer herüber; und das felsige Vorgebirge, welches den Blick auf der italienischen Seite einschließt, zeichnet sich scharf und keck vom Horizonte ab, mit Kanten, die so bestimmt gemeißelt sind, als ob es ein Werk der Bildnerkunst wäre. Landeinwärts weilt der Blick auf einem reichen Gewirre von Orangenhainen und Gärten, von Rebengeländen und schirmförmigen Pinien, die sich von dem dunkeln Hintergrunde blaugrüner Nadelwälder

*) Eine zusammengezogene Bearbeitung des trefflichen neuern Romans: „The Mill on the Floss," von George Eliot, dem Verfasser von »Adam Bede« und den »Scenen aus dem Leben eines Geistlichen«. Dieser Roman hat im ganzen gebildeten Europa solch verdientes Aufsehen gemacht, daß wir den Dank unserer Leser zu verdienen hofften, wenn wir den Inhalt der drei Bände des Originals hier in gedrängter, condensirter Darstellung wiederzugeben versuchten. A. d. R.

abheben, welch letztere einen reizenden Contrast zu dem üppigen, überströmenden, wuchernden Reichthum der südlichen Vegetation bilden. In diese liebliche Landschaft eingebettet, wie eine kostbare Perle in goldener Fassung, sich sonnend unter einem wolkenlosen Himmel und einer glänzenden Sonne, liegt die Stadt Nizza, die jüngste Erwerbung Napoleon's III. — jüngst noch eine italienische, jetzt aber eine französische Stadt. Es ist ein schöner Kampfpreis und des Ringens um denselben werth, diese Geburtsstadt Garibaldi's, diese Blume der weltberühmten Riviera del Ponente.

Für den Statistiker ist Nizza zwar nur eine Stadt mit 50,000 Einwohnern, einem Thunfischfang, einem ausgedehnten Küstenhandel, einer sehr bedeutenden Production und Ausfuhr an Olivenöl, Obst und purpurnem Wein. Für den Politiker aber ist Nizza der Schlüssel zu Italien. Ferner ist es eines der fashionabelsten und besuchtesten Seebäder und ein beliebter Winteraufenthalt für die reiche und vornehme Welt des Nordens. Für einen Freund und Kenner schöner Landschaften, wie es Napoleon III. ist (das müssen sogar die sauertöpfischen vornehmen Wittwen des Faubourg St. Germain zugeben), liegt ohne Zweifel noch ein besonderer Reiz darin, einen der schönsten und bezauberndsten Edelsteine des herrlichen Mittelmeeres zu besitzen.

Kehren wir jedoch zur Schilderung von Nizza zurück, dem wir in jeder Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen. Früher bildete der Fluß Var die Grenze Italiens, ehe der streitlustige König Victor Emanuel, il Rè Galanthuomo, sein Stammland an Frankreich — abtrat. Dieser Var mündet kaum eine deutsche Meile von Nizza entfernt in's mittelländische Meer, und ist ein breiter, ungestümer Fluß, beinahe zweimal so breit wie der Rhein bei Mainz, allein voller Kies- und Sandbänke und seichter Untiefen, zwischen denen furchtbare Kanäle von schäumendem gelbem Wasser hinbrausen. Mehr als ein Tourist hat versucht, den Var zu Pferde zu passiren, und ist bei dem Versuche umgekommen. Die Eingebornen haben einen instinktmäßigen Respekt vor dem breiten, launenhaften Fluß. Er ist weder schiffbar noch flößbar, und liefert weder dem Bootsruderer einen Tummelplatz noch dem Angelfischer eine Ausbeute. Das einzige wozu er von Natur aus dient, ist, die Gallier aus Italien fernzuhalten, und diese Verwendung hat ein Ende seit dem Friedensschluß von Villafranca. Ueber diesen gefährlichen Fluß führt eine ungeheuer lange, baufällige, wackelige, hölzerne Brücke, welche an beiden Enden Thore hat — oder hatte. Am westlichen Thore stand ehedem eine französische Schildwache, am östlichen ein Posten von piemontesischen Douaniers, welcher sozusagen an dem Thore von Italien Wache hielt. Das französische Thor ward jeden Abend um sieben Uhr geschlossen, und Reisende, die aus Italien kamen, wurden trotz Pässen und Ausweisen erbarmungslos ausgeschlossen, und wenn sie sogar zu der „großen Nation" selbst gehörten. Das dürfte nunmehr aufgehört haben. Kommt man aus Frankreich auf der italienischen Seite an, nachdem man den Var überschritten hat, so kann man zwischen zwei gleich angenehmen, aber sehr verschiedenen Wegen nach Nizza wählen. Auf der Landseite hat man die hohen Rohrbrüche von Rohrkolben, in denen jeder schlanke Schilfstengel ein speerförmiges Blatt oder einen purpurnen Kolben trägt, die üppigen Maisfelder mit ihren riesighohen Stengeln, die weißen Bauernhäuschen, die grauen Steinmauern unabsehbarer Gärten. Auf dem andern Wege hat man das Meer. Wählen wir den letztern! Es ist so angenehm, eine Straße entlang zu fahren, welche so glatt und weiß ist, als nur Sand und zermalmte Muscheln sie machen können; zur Rechten sieht man die herrliche Bucht, auf deren dunkelblauem Spiegel ein paar Dutzend Felukken wie weißbeschwingte Schwäne ihre fantastischen Segel und lateinischen Raaen dem Winde entfalten und die Vorgebirge der Bucht zu umschiffen suchen. Weit drunten jenseit der Spitze der Sanddüne an dem Vorgebirge zeigt ein Flecken von schneeweißem Schaum die Stelle, wo die großen Züge von Thunfischen einlaufen, und jeder rothmützige, wettergebräunte Fischer tummelt sich, seinen Speer zu schärfen, sein Boot herzurichten und seine Netze einzuschiffen, während sein Weib geschäftig um ihn herumtrippelt und seine gebräunten Jungen mit den hellfunkelnden Augen vor Freuden in die Hände klatschen und bitten, der Vater solle sie auch mit in See nehmen. Thunfischfang ist ein Haupterwerb der Fischer, und dieser delikate Fisch begegnet dem Fremden zu Nizza unaufhörlich in den verschiedensten Gestalten.

Wenden wir uns jedoch zunächst der Stadt zu. Zu unserer Linken zieht sich eine endlose Reihe Landhäuser und Villen von jeder Größe und jedem Styl hin, von der klösterlichen Residenz der verwittweten Kaiserin von Rußland an bis zu dem weißgetünchten Häuschen mit grünen Jalousieen des Kapitän Smith, eines englischen Veteranen, welches die Einheimischen scherzweise „Palazzo Smiths" getauft haben. Die Mehrzahl dieser Villen sind geräumige und behagliche Wohngebäude, reich möblirt, mit Wänden von Marmor, Stucco und Frescomalerei, inmitten von wunderlieblichen Gärten gelegen, in denen namentlich Orangenbäume mit ihren köstlich duftenden Blüthen und herrlichen goldenen Früchten prangen. Wir sind nun in der Stadt, die uns auf dem Herwege längs der See von ferne wie ein feenhafter, halbmondförmiger Kranz von Gebäuden erschienen ist; aber wenn wir uns diese Stadt jetzt in der Nähe besehen, so überfällt uns beim Anblick dieser schattigen Straßen mit Einem Male eine Art Enttäuschung. Diese Gassen, diese Läden haben gar nichts von der Geräumigkeit und Eleganz, die wir an einer Stadt gewöhnt sind. Wir erwarteten diese Gewölbe und Magazine prächtig beleuchtet und ganz mit Allem, was schön, kostbar, großartig und zierlich ist, vollgestopft zu sehen. Allein so hoch dürfen wir unsere Erwartungen nicht spannen. Alle Städte von Südeuropa, besonders die italienischen, und somit auch Nizza, nehmen sich am vortheilhaftesten aus, wenn man sie von außerhalb und aus einiger Entfernung betrachtet oder aufnimmt. Betritt man sie dagegen, so findet man enge finstere Straßen, ein Straßenpflaster wie aus versteinerten Birnen, und Läden, welche unendlich weit hinter denen von Frankfurt, Leipzig, Berlin oder Wien zurückstehen. Einige Magazine und Gewölbe machen allerdings eine Ausnahme hievon, z. B. jener marmorne Laden voll Bildwerken aus carrarischem Marmor und Vasen und Geräthen aller Art aus florentinischem Marmor, und voll der feinen italienischen Strohhüte, und all der Spielereien aus Stroh und Elfenbein, welche die Fremden und insbesondere die Damen so gerne kaufen. Ferner verdient auch Visconti's Buchhandlung Beachtung, deren Lokal vielleicht nichts Aehnliches mehr in der ganzen Welt aufzuweisen hat, mit ihrem Garten voll

Mandeln und Orangen, ihren großen Lesezimmern und sonstigen kühlen Räumen. Und außerdem lenken noch ein Konditorladen mit wahren Kunstwerken der Sculptur aus Zucker, ein Möbelmagazin voll der schönsten eingelegten Tische von Holzmosaik und einige andere die Aufmerksamkeit der Fremden auf sich; die übrigen Läden von Nizza sind jedoch nicht der Rede werth, denn die Fremden kommen nicht um der Einkäufe, sondern um der herrlichen Natur willen hieher nach Nizza dem herrlichen, dessen Reize sogar ein Sultanssohn in türkischen Versen beredt besungen hat. Der Fremde bummelt hier am liebsten in der Sonne, und dazu ist auch die Stadt ganz geeignet, denn warm und labend spielt die niedrige Wintersonne um den großen Platz, wo die Kaserne steht, die wie ein Theater, und um das Theater, das wie eine Kaserne aussieht, aber nichtsdestoweniger doch bisher eine der besten Operngesellschaften von ganz Italien aufzuweisen hatte und im Innern an Schönheit mit dem Berliner Opernhause wetteifern kann. Jenes kühle schattige Gebäude dort am Ende des Platzes ist der königliche Palast, in welchem aber die Könige von Sardinien nur selten abstiegen (ein jeglicher vielleicht nur zweimal während seiner ganzen Regierung), und der daher größtentheils nur dem Intendanten der Provinz zur bequemen Amtswohnung dient, und in einem Theil des Erdgeschosses den Gerichtshof beherbergt. Diesen Palast nun wird Napoleon III., der ohnedem mit großer Baulust behaftet ist, glänzend renoviren und noch erweitern lassen, denn er und seine Kaiserin gedenken künftighin ab und zu einige Wintermonate in Nizza zu verbringen.

Die Altstadt von Nizza ist ein Typus von italienischer Provinzialstadt, und macht einen unabweisbar herabstimmenden Eindruck durch ihre Verkommenheit und ihr altväterisches Wesen. Die Gassen sind enge und so düster, daß sich das Auge erst an die herrschende Dämmerung in denselben gewöhnen muß, ehe man einzelne Dinge deutlich unterscheiden kann. Eine Wanderung durch dasselbe erfordert einen stoischen Gleichmuth, denn das Pflaster ist heillos, noch schlechter, als das von München oder Strasburg, aus spitzen Kieseln bestehend, die um so peinlicher wirken, da sie stellenweise wieder mit den schönsten Steinplatten und Fließen abwechseln. Ich denke aber, die Franzosen werden so galant seyn gegen ihre eigenen Damen wie gegen die ausländischen, und diesem abscheulichen, zum Barricadenbau vorzüglich geeigneten Pflaster ein baldiges Ende machen, um so mehr, als es in der Nähe von Nizza nicht an guten Steinbrüchen von Muschelkalk u. s. w. fehlt. Die bunten Farben aber und die grellen Kontraste von Licht und Schatten, sowie das echt nationale Gepräge, welches sich allenthalben kundgibt, verkündigen dem Fremden rasch, daß er in Italien ist, und verleihen der alten Stadt beinahe einen orientalischen, jedenfalls aber einen ganz eigenthümlichen Charakter. In der Altstadt Nizza ist jedes Haus ein Laden, jeder Laden eine Bude; namentlich Obst ist hier in fabelhafter Menge und Verschiedenheit aufgehäuft: große, grün und golden gestreifte Melonen; Cactusfeigen voll Stacheln wie Igel, herrliche echte Feigen, gar appetitlich und lüstern anzuschauen in ihrem Farbenspiel von Roth und Grün und Purpur, so reif, daß sie bersten und die gelben Samen zeigen; Berge von Weintrauben; Haufen von dunkelbraunen Caroben (Johannisbrodbohnen), frischen Datteln, Mandeln just vom Baume hinweg, Pistazienнüssen, Oliven, Pfirsichen, Birnen, Piniolen und allen anderen Kindern der Göttin Pomona. Ueberdieß gibt es hier Blumen von jeder Farbe und Größe, Gartensamen, kolossale Kolben von reifem Mais, Liebesäpfel, spanischen Pfeffer, große Massen gelber Kugelfrüchte an starken Stengeln. Noch überraschender ist aber hier die Menge Wildpret, namentlich Federwild, womit die Läden gefüllt sind, zur Wonne aller Feinschmecker: alle Arten von Fasanen mit ihrem reichen Farbenspiel, graue Rebhühner, rothfüßige Rebhühner, Wachteln, Schnepfen, Becassinen, Wildenten, Hasel- und Birkhühner, ja selbst der Auerhahn der Alpenwälder fehlt nicht, der hier jedoch nur in Pasteten gegessen wird. Nicht minder zahlreich ist hier das zahme Geflügel vertreten, denn man versteht sich hier zu Lande meisterhaft auf die Geflügelzucht und Mastung. Wie appetitlich sind diese gemästeten Truthühner, Kapaunen, Poularden, Cochinchinahühner schon im rohen gerupften Zustande anzusehen! wie lüstern macht sie das stramme weiße Fleisch, die schwabbelnde Fettschichte, die feine weiße Haut! Aber wie köstlich schmecken sie erst gebraten, besonders am Spieße und auf dem Rost, zumal im Herbst und Winter! Man mästet sie hier mit den ausgepreßten Rückständen der Oliven, und diese Oelkuchenmast gibt ihnen ein sehr weiches und zartes halbdurchsichtiges Fleisch von unbeschreiblichem Wohlgeschmack. Man sieht, für die Bedürfnisse der Kreatur ist hier trefflich gesorgt.

Aber auch andere Waaren und Lebensbedürfnisse fehlen hier nicht. Dort ist ein Laden, wo griechische Fes, elegante catalonische Schärpen, bunte Shawls und Foulards und hübsche kurze Waaren aus Griechenland, Spanien, Tanger und Egypten verkauft werden, um die schwarzäugigen Contadinas oder Bauernmädchen zu putzen. Daneben ist ein Tabaksladen, von einer alten Frau gehalten, deren gelbbraune Haut, rabenschwarzes Haar, stechende Augen, große Ohrringe und gelbes Seidentuch um den Kopf sie für eine Provençalin erkennen lassen; sie bietet uns schon von Weitem echt importirte Havannacigarren und köstlichen türkischen Tabak von Latakieh zum Kauf an, und wir haben allen Grund zu vermuthen, daß die Mauth und die neue französische Tabaksregie durch die Einfuhr dieser Waaren nicht sehr bereichert worden sind. Seltsamerweise gedeiht der Weinstock noch im Schatten der engen, abscheulich gepflasterten Gassen; da und dort rankt er sich an den räucherigen Häusern bis in's dritte, vierte Stockwerk empor, schwingt sich von einem Giebel zum andern, und webt ein grünes Netz über die düstere Gasse. In denjenigen Straßen, wo der Verkehr besonders lebhaft ist, gibt es für das Auge des Fremden ungemein viel zu schauen und manchen neuen Anblick: Leute aus dem Gebirge in blauen oder braunen Jacken, mit rothen Gürteln um die Hüften und spitzen Filzhüten auf dem Kopfe, junge Mädchen mit großen schönen dunklen Augen, stolz auf das goldene Kreuz an ihrem Busen und auf das Seidentuch von greller Farbe, das sie malerisch um ihr pechschwarzes Haar geschlungen; geräuschvolle, lärmende Kinder; gespenstige, hexenartige Matronen mit blitzenden stechenden Augen und beinahe immer einen Fluch auf den Lippen, stoßen und drängen den Fremden im Vorübergehen. Ab und zu begegnet man auch einem Trupp Bummler und junger Tagediebe, die mit weinglühenden Köpfen und funkelnden Augen laut zankend und schreiend die Gasse herauf kommen, frisch aus

der Weinkneipe, wo sie sich beinahe um nichts ihren Rausch gekauft; es ist ein bitterböser gefährlicher Menschenschlag um diese jungen Nizzarden aus den unteren Klassen mit ihren langen, schwarzen Haaren, ihren blutunterlaufenen Augen und dem Stilett im Gürtel; man geht ihnen am besten aus dem Wege, denn sie greifen beim mindesten Anlaß zum Messer. Sie sind der Fluch und Schreck des alten Nizza, und wenn es der Strenge der französischen Polizei gelingt, dieses Gesindel zu Paaren zu treiben, so hat die Annexion für Nizza mindestens einen Vortheil. Wie gefährlich es ist, mit diesem Gelichter anzubinden, das erfuhr vor Jahresfrist der Advokat Lebruno, der vor seiner eigenen Hausthüre von einem Haufen solchen Gesindels niedergestoßen wurde, und dessen Mörder trotz ihrer Ueberweisung von der herzlich schlechten piemontesischen Justiz nur zur Galeerenstrafe verurtheilt wurden.

Je unschöner aber die Stadt, desto schöner ist die Umgebung, und wer Ausflüge machen will, dem wird die Auswahl unter denselben schwer, denn die Zahl der schönen Punkte ist Legio. Da ist zunächst die Straße nach Turin, welche den tosenden Bergstrom zur Linken hat und allmählig nach dem Tenda-Paß hinansteigt. Nicht minder schön und interessant ist die Straße nach Genua, welche sich an einem steilen Berg wie eine Schlange hinanwindet durch Pinienwälder, über eine Terrasse nach der andern, wo die silbergrauen Olivenbäume ihre weidenartigen Blätter wie unpolirtes Silber der Sonne ausbreiten. Auf dieser Tour kann man dann noch höher bergan klettern über graue Felsen und durch schwarze Nadelholzwälder und Dickichte von hohen Rosen, während noch hoch über dem Wanderer blau und duftig die zackigen Spitzen der hohen Alpen emporragen, bis man über die Waldregion hinauskommt und zwischen Flechten und Moosen eine fleckenlose Krone von ewigem Schnee auf den entfernten Häuptern des Gebirgs erblickt. Ich bin zuweilen mitten im Winter noch eine Meile über jene steile Landstraße hinangeklettert bis in den tiefen Schnee hinein, welcher weiß und ruhig überall ausgebreitet lag, und werde den Eindruck nie vergessen, welchen ich von solchen Ausflügen hinnahm; unter mir lag Nizza und sein Thal förmlich überfluthet vom warmen goldenen Sonnenschein, und drunten blühten noch die Rosen, sangen noch die Vögel, und beinahe dicht an der Grenze des Winterschnees konnte man blühende Blumen und Schmetterlinge finden. Wer kein Freund des Bergsteigens ist, der kann an jenen schmucken Kaffeehäusern und dem lindenbeschatteten Paradeplatz vorüber promeniren, und gelangt dann zum Hafen von Nizza. Dieser ist klein aber hübsch, und die paar englischen oder amerikanischen Kauffahrteischiffe, welche hier vor Anker liegen, erscheinen wie förmliche Riesenungeheuer der Schiffsbaukunst neben dem malerischen Pöbel von buntgemalten Felukken, Schebelen und anderen kleineren Fahrzeugen mit lateinischem Takelwerk, welche ringsherum vor Anker liegen, und deren blaugestreifte Segel nachlässig aber in anmuthigen Festons von den langen spitzen Raaen herunterhängen, während ihre braunen Schiffsleute in den rothen Mützen und mit den großen Ohrringen ihre öl- und knoblauchduftenden Mahlzeiten kochen und bei ihrem sauren Wein heitere Lieder in ihrem Patois singen. Es sind gar schlanke und behende Fahrzeuge diese Felukken, zierlich aufgetakelt, mit spitzem Mast und scharfem Kiel, so wundersam geeignet für glatte See und leichte Winde, wie ihre sonnverbrannte, rührige Bemannung. Bei schwerem Wind und hochgehender See aber, oder in einer jener plötzlichen Böen des Mittelmeeres, möcht' ich lieber an Bord eines jener schweren Liverpooler Kauffahrer, oder eines jener niedrigen amerikanischen Clipper seyn, als an Bord der schmucksten Felukke von ganz Italien. Die Fischer und Schiffer von Nizza liefern aber dem Maler eine dankbare Ausbeute für Studien, denn sie sind ein schöner Menschenschlag mit ihrer gelbbraunen Haut, die wie Bronze aussieht, mit Augen so schwarz wie Schlehen, in weißen Beinkleidern von beinahe türkischer Weite, mit rothen Schärpen und Mützen, und mit Stiefeln und Jacken von eigenthümlichem Braun, das beinahe wie Chokolade aussieht. Da kommt solch ein alter Fischer mit eisgrauem Kopf, und bietet uns seine dattole di mare, Meerdatteln, an, ein eigenthümliches Krustenthier von außerordentlichem Wohlgeschmack, welches in Nizza mit Recht für einen Leckerbissen gilt und mit großer Mühe draußen in der See an der Grenze der tiefsten Ebbe aus dem harten Felsgestein herausgebohrt oder herausgesprengt werden muß. Diese Meerdatteln sind besonders bei den Engländern beliebt, welche dafür fabelhafte Preise bezahlen, so daß der alte Fischer Anstand nimmt, uns, die er nicht für Inglesi hält, seinen Preis zu nennen.

Ein anderer wunderschöner Spaziergang, welcher gleichsam die Fortsetzung der Hafenpromenade bildet, ist die neuerbaute Landstraße nach Villafranca, dem jungen russischen Hafen am Mittelmeere mit seiner schönen sichern Rhede von nagelneuer Konstruktion, welche von einem hoch oben auf einem Felsenvorsprung erbauten Fort beherrscht wird. Etwas oberhalb dieser Straße zieht sich der alte Fahr- und Saumweg als ein malerischer Pfad an der Stirne der steilen Felsenwand in unregelmäßigen Kurven hinan und überschaut das tiefe Meer, welches drunten unter den Riffen und Höhlen ächzt und tost in unaufhörlicher Brandung. Die alte Straße bietet entzückende Aussichten dar über das Mittelmeer und den Küstenstrich der herrlichen Riviera di Ponente, aber sie ist sehr schmal und unbehaglich zu begehen, wenn droben an dem Fort gearbeitet wird und die mit Mörtel und Steinen beladenen Maulthiere mit ihren breiten Körben hin und her gehen, wo man sich oft ganz flach an die Felswand andrücken muß, um von den ungeschlachten Thieren, die immer gerade ausgehen und höchst egoistisch nur an ihre eigene Sicherheit denken, nicht niedergeworfen zu werden. Hat man aber erst einmal die Höhe erreicht, so erwartet Einen eine sehr angenehme Ueberraschung. Eingebettet zwischen die Berge am Fuße der Seealpen, eingeschlossen von einem grünen Vorgebirge, einem vollkommenen natürlichen Wogenbrecher, liegt zu unseren Füßen der berühmte Hafen von Villafranca, eine Art Becken voll tiefem grünem Wasser, still und geschützt, und gegen jeglichen Angriff gedeckt durch vorzügliche Bergforts — in Kriegszeiten ein ganz behaglicher Rastort für ein Schiffsgeschwader. Diesen geschützten Hafen hat Rußland vor einigen Jahren erworben als Depot für eine Flotte im Mittelmeere, und über den Gebäuden der Quarantäne wie über den Magazinen und auf den Forts weht die schwarzweißgelbe Flagge Rußlands nun wenige Stunden von der französischen Tricolore entfernt.

Ein weiterer genußreicher Ausflug ist der nach Cara-

baçel, wo die hübschesten Villen stehen und die herrlichsten Gärten prangen. Das Klima von Nizza ist weit wärmer und südlicher als das von Rom und Florenz, aber das von Carabaçel ist noch wärmer, beinahe afrikanisch und seine Vegetation zeigt schon die wuchernde Ueppigkeit Afrika's. Mit welcher Macht fällt das weiße Sonnenlicht auf diese felsigen Terrassen, steinernen Mauern und stattlichen Häuser, welche mit Fresken von bunten Gebirgslandschaften oder Meeresansichten bemalt sind! Erstickender Staub wirbelt in den tiefen Feldwegen auf, die wir passiren, und wie eine unbeschreibliche Labung erscheint dem Auge und Ohr dort jene plätschernde Fontäne in dem Vorhof einer Villa. Wir lugen durch das eiserne Gitterthor hinein und sehen ein schönes Bassin von weißem carrarischem Marmor und einen Regenschauer von steigenden und fallenden glänzenden Tropfen, halb versteckt von dem Grün und Gold der Orangenbäume und Paradiesäpfelsträucher, welche es eifersüchtig umhegen. Auf den hohen Gartenmauern liegt keine Mauerkappe von Stein, erhebt sich kein neidischer Zaun von scharfen Eisenspitzen, sondern es blüht und wuchert darauf eine unbeschreibliche Menge von Scharlachgeranien, welche in der Erde zwischen den Steinen wurzeln und die Mauer mit einem lichten Streifen von hellem Roth krönen. Carabaçel ist das Paradies der Eidechsen, die hier keck und munter sich in der Sonne wärmen oder Fliegen fangend sich herumtummeln. Die herrliche Luft, die zugleich rein, warm und feucht ist, der fruchtbare Boden und das ganze gesegnete Klima verleihen hier dem Pflanzenwuchs eine unglaubliche Ueppigkeit und Kraft des Wachsthums. Die Gärten sehen aus wie Gewächshäuser, denn die schönsten blühenden Gewächse und Blattpflanzen der subtropischen Zone gedeihen hier vorzüglich im Freien. Noch im Januar blühen hier ganze Alleen von Rosenbäumchen, und um Weihnachten pflückt man noch Myrten- und Orangeblüthen im Freien. Es liegt ein unbeschreiblicher Zauber über diesem Punkte. Wie lind und rein ist die Luft, geschwängert mit jenem unbeschreiblichen kräftigen Hauch der Meeresnähe; die Lunge saugt gierig diesen reinen Aether ein und die Seele ist frei und leicht, das Gemüth heiter und voll Spannkraft auf diesen herrlichen Höhen. Glücklich, wer hier Hütten bauen kann! Aber hier stehen freilich keine Hütten, nur Paläste. Hier eine Villa im Style der Blüthezeit florentinischer Kunst, dort ein stattlicher Bau mit einem Porticus von korinthischen Säulen, wo Fontänen hinter herrlichen Bäumen im Sonnenlichte funkeln, Marmorbildsäulen aus den dunkelgrünen Hainen leuchten, anmuthige Pinien ihren Schirm über die reichsten Blumenparterres breiten, und düstre Cypressen einen schönen Hintergrund für die reinen Formen und stolzen Linien der Gebäude bilden. Durch die offenen Fenster dieser Prachtgebäude blickst Du hinein in die hohen weiten Gemächer voll Vergoldung und riesigen Spiegeln, Krystallampen und kostbaren Gemälden, Marmorstatuen, Rüstungen und Möbeln, voll von all' den Herrlichkeiten, womit der Reichthum, dem Geschmack und Kunstsinn zur Seite steht, sich umgeben kann.

Was aber den Fremden in Nizza am allermeisten entzückt, und namentlich uns Münchener insbesondere, die wir von einheimischem Obst kaum reden können, das ist die Schönheit und außerordentlich wundersame Menge von Obst hier zu Lande. Allerdings hat die Riviera di Ponente auch einen Boden, wie er kaum besser seyn könnte. Wasser ist hier die einzige Bedingung zur üppigsten Fruchtbarkeit; wo dieses vorhanden ist, da thut die Sonne schon alles andere. Die schönsten Orangen werden hier für einen Centime per Stück verkauft, und ein Mensch muß hier sehr arm seyn, wenn er sich das liebe tägliche Brod nicht erschwingen kann, wär's auch nur mit Reis und Wassermelonen. Der gewöhnliche Landwein ist gar nicht schlecht und spottbillig, zumal der rothe; daher trinkt man hier auch weit mehr als im übrigen Italien, und namentlich unter den unteren Ständen ist Trunksucht ein allgemein verbreitetes Laster. Der interessanteste und merkwürdigste Anblick aber, welcher dem Fremden in Carabaçel aufstößt, ist die Menge von blühenden Cacteen. Die Hecken, womit sehr viele Orangengärten und Waideplätze eingefriedigt sind, bestehen aus Cactus; auf jedem Felsen haben sich einige Cactus angesiedelt, und in jedem vernachlässigten Winkelchen Erde bildet sich schnell eine Wildniß von Cactus. Uebrigens gewähren diese Pflanzen der subtropischen Zone trotz ihrer starren Formen doch einen ungemein hübschen Anblick durch ihre großen scharlach- und karminrothen Blüthen, und bilden eine sehr dichte und von Menschen und Vieh gemiedene Umfriedigung, die dem Feldbau wenig schadet, weil der Cactus mit dem ärmsten Sandboden vorlieb nimmt, wenn er nur recht viel Sonne hat. Das Klima von Nizza ist überhaupt beinahe mehr afrikanisch als italienisch, denn weiter gegen Süden, im Toskanischen und Gennesischen, findet man bei weitem nicht mehr dieselbe Ueppigkeit, wie in der Riviera di Ponente.

In Monaco und namentlich in San Remo findet man mehr Palmen als in Nizza, allein dennoch sieht man in einzelnen Gärten von Nizza sehr stattliche Palmbäume, und in einem dieser Gärten hat der Eigenthümer den Stamm seiner größten Palme vergolden lassen, so daß man denselben im Sonnenschein für eine einzelne Säule aus dem Tempel Salomonis halten möchte. Auf uns Nordländer macht der Anblick der ersten Palmen im Freien einen eigenthümlichen Eindruck; diese anmuthig im Winde wallende Krone der Wedel gemahnt uns an einen Büschel Straußenfedern, und das ganze fremdartige Aeußere dieser Bäume mit ihren schuppigen Stämmen und ihrem seltsamen Habitus versetzt uns in Gedanken mit unwiderstehlicher Macht in ein ganz anderes Land — in die Gebirge Syriens, in die gelbe Wüste, an den trüben Nil mit seinen Pyramiden und hinbrütenden Sphynxen. Allein plötzlich ruft uns eine rauschende Musik, ein Marsch von Donizetti oder Auber wieder in die Wirklichkeit zurück — ein französisches Regiment zieht in raschem Tempo auf die nahe Place d'Armes zum Exerciren; es ist ein Regiment Voltigeurs, lauter untersetzte, kleine Leute von dunklem Teint und Haar, die zum Theil schon den Krimkrieg und sämmtlich den italienischen Feldzug von 1859 mitgemacht haben. Beinahe alle tragen die Kriegsdenkmünze, mehrere deren zwei; viele sind sogar dekorirt. Das Nachlässige, Bewegliche, Unbefangene in ihrem Auftreten, ihrer Kleidung und ihren Bewegungen macht einen günstigen Eindruck auf uns Nordländer, weniger auf die Nizzarden. Bah! sagen diese, unsere piemontesische Infanterie und die Bersaglieri waren doch schönere Leute; diese Franzosen sind wahre Katzen neben unseren strammen, kräftigen Landsleuten! — „Seyd ihr denn nicht gerne Franzosen?" fragen wir sie; „ihr gehört ja doch einer größern Nation an!" — Einer der

Angeredeten mißt uns mit einem mißtrauischen Blicke und erwidert mit feiner Ironie: „Oh, mein Herr, wir sind gerne französisch; aber den Maulhelden und Zungendreschern in Turin würden wir es ebenfalls gönnen, daß sie französisch würden!"

„Wo ist Garibaldi's Geburtshaus?" fragen wir laut. Ein ganzes Dutzend Menschen wendet sich zu uns, um uns dasselbe zu zeigen, und die dunklen Augen funkeln vor Stolz, denn der Dictator ist Nizza's größter Mann. Dort jenes Häuschen mit dem steinernen Vorhaus ist die Geburtsstätte dieses merkwürdigen Mannes, der mit bitterem Schmerze seine Heimath verkauft sieht. Ganz nahe dabei ist ein anderes Häuschen, dessen Bewohner einiges Interesse verdienen; es ist das Madiai'sche Ehepaar, das auf so schnöde Weise in Toskana lange eingekerkert gesessen, weil es in einer Bibel gelesen hatte. In Nizza herrscht schon seit der Thronbesteigung Victor Emanuels unbeschränkte Toleranz; es existiren eine englische Kirche, ein Bethaus der Waldenser, ein protestantischer Betsaal deutscher Reformirten, eine russische Kapelle, die mit großem Luxus ausgestattet ist und durch die Pracht, womit der Gottesdienst darin begangen wird, viele Neugierige aus der Zahl der in Nizza residirenden Fremden anzieht.

Der mehrjährige Aufenthalt der Kaiserin-Mutter in Nizza hat eine ganze Kolonie von vornehmen Russen nach Nizza gelockt, welche hier viel Geld verzehren, den Ton angeben und die weit stärkere britische Kolonie verdunkeln, auch mehr Leben und Bewegung in die Oeffentlichkeit bringen, als die langweiligen, ausschließlichen, anmaßenden, abgesperrten Briten. Ich fragte mehrere gebildete Nizzarden, welchen Gästen sie den Vorzug geben. Den Russen und Amerikanern, sagten sie; man verkehrt mit ihnen angenehmer, sie sind höflicher, liebenswürdiger, umgänglicher, als diese arroganten Briten, denen Nizza allerdings viel verdankt, weil sie es hauptsächlich zu einem solchen Bade und Kurort umgewandelt haben. Allein heutzutage nimmt man das britische Geld hier ohne Dank. Die wirklich reichen und vornehmen Engländer sind von einer empörenden Anmaßung; sie verkehren mit jedermann nur durch ihre Domestiken, ein rohes Gesindel, noch hochmüthiger und arroganter als ihre Herren. Die minder reichen Engländer dagegen sind meist filziges gemeines Volk, das hier mit wenig Geld viel vorstellen möchte und sich entsetzlich aufbläht, während doch nichts dahinter steckt. Da loben wir uns die Amerikaner, namentlich die Männer; diese verkehren direkt mit jedermann und leben meist anständig ohne Knauserei und Aufschneiderei. Leider aber sind unter den Fremden auch eine Masse Schwindler und feine Gauner, der Abschaum von London und Paris, und die Annexion hat die Zahl dieser Glücksritter bedeutend vermehrt. Die guten alten Zeiten von 1850 bis 1857 kehren nie wieder! — Das alte Lied! Die Invasion von Fremden bringt Nizza im Grunde doch keinen großen Gewinn. Ein lebhafter Handel und reger Gewerbefleiß würde eine solidere Quelle des Wohlstandes für diese herrliche Stadt werden, als der Zusammenfluß von reichen und vornehmen Müssiggängern aus aller Herren Ländern. Diese vertheuern die Wohnungen und die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse für den fleißigen soliden Mittelstand, steigern die Genußsucht, die Trägheit, das Haschen nach leichtem mühelosem Erwerb, den Schwindel, die Prostitution, die Entsittlichung im Allgemeinen. Und dieß ist die Kehrseite des Bildes. Schade in der That um diese Phase in der Geschichte Nizza's! Mit seiner herrlichen Natur, seinem üppigen Boden, seiner reichen Umgebung hätte es die besten Chancen, eine rührige Gewerbs- und Handelsstadt zu werden; allein hiezu wird es auch unter französischem Scepter nicht kommen. Zur Sommerresidenz auserfehen, wird es bald ein Baden-Baden des Südens werden mit einer großen Spielbank, die ihren ganzen Apparat und alle ihre Anhängsel von Schwindel und Demi-monde mitbringen wird. Alles was man seither in dem kaiserlich gewordenen Nizza hat werden gesehen, deutet darauf hin, und erfüllt den sinnigen Freund der Natur und des einfachen vernünftigen Fortschritts mit Wehmuth und einer stillen Angst für die Zukunft dieser herrlichen Stadt.

K. Neuenburg.

Markham's Rache.

Novellette.

1.

„Clara's Schwester ist in Indien!" murmelte Markham vor sich hin.

— „Das ist Oberst Vincent's Gattin!" erwiderte sein Begleiter. „Ist sie nicht hübsch? Die Männer sind ganz vernarrt in sie. Aber was fehlt Dir, Markham? Du zitterst ja wie im Fieberfrost, und doch ist es hier so heiß, wie in einem feurigen Ofen. Bist Du krank, mein Junge?"

„Durchaus nicht; laß das! Es ist angeboren — ich zittere immer, wenn ich unter so vielen Menschen bin."

— „Soll ich Dich der Dame vorstellen, Markham?"

„Nach dieser Tour; aber tanze doch, mein Freund! Du wirst schon noch eine Tänzerin finden, und ich werde mich einstweilen hier niedersetzen."

Die Scene, welcher er anwohnte, war für Markham noch ganz neu. Es war ein englischer Ball mit orientalischem Beiwerk: man tanzte unter dem Wedeln der Punkas oder großen Fächer an der Zimmerdecke, zur Musik eines aus schwarzen Sipoys bestehenden Orchesters, der Kapelle eines Regiments von Eingeborenen; einheimische Diener in Landestracht umschwärmten die Gäste; einige reiche Eingeborene von Stande in kostbarer orientalischer Tracht, welche äußerlich europäische Sitten und Bräuche affektirten, obwohl ihre sinnlichen Gemüther ganz von morgenländischer Geringschätzung für die Frauen erfüllt waren, schauten verwundert und staunend dem rührigen Treiben der Tanzenden zu. Der Anblick der Mrs. Vincent aber beschwor in Markham's Seele die Erinnerung an einen ganz andern Auftritt herauf, welcher sechs Jahre früher im fernen England stattgefunden hatte. Der Sommervollmond schien damals durch dunkle Pappeln, die einen Gartenpfad beschatteten; Jasmin und Rosen erfüllten die schwüle Luft mit ihrem starken Duft; leichte hastige Schritte schlugen an sein Ohr, kaum vernehmbar — dann Versprechungen, Gelübde, leidenschaftliche Schwüre, Kummer und Schmerz über die Gegenwart, Hoffnung für die Zukunft, süßes

Vergessen, und dann das Stelldichein jählings und rauh gestört durch zornige barsche Worte. —

„Komm', Markham, ich will Dich nun vorstellen!" sagte der Freund.

„Ich danke Dir — verschieben wir es lieber auf eine andere Gelegenheit!" versetzte Markham noch unter der Nachwirkung seiner Erinnerungen.

— „Aber ich habe sie schon um die Erlaubniß gebeten und sie sagt, es werde sie sehr freuen, Deine Bekanntschaft zu machen."

Markham mußte sich nothgedrungen darein ergeben. Ein großer Kreis von Bewunderern und Anbetern umdrängte die Königin des Balls.

„Wer ist jener Eingeborne?" fragte Markham seinen Begleiter. „Ich möchte einen Mann zu Boden schlagen, der eine Frau auf diese Weise ansehen kann."

— „Du liebe Zeit, das ist der Radschah von Gowre, der beste Kerl von der Welt — gibt die heitersten Jagdgesellschaften; ist ein wahres Wunder von Civilisation für einen Indier; liest alle Arten von Dichtungen und kann Thomas Moore auswendig."

„Aber dieses verwünschte begehrliche Anstieren?" sagte Markham.

— „Bah, das ist so Brauch unter diesen Burschen hier zu Lande. Aber komm jetzt zu ihr — es spricht gerade niemand mit ihr. — Mr. Markham — Mrs. Vincent!"

Er stand vor ihr ganz unbefangen und mit vollkommener Selbstbeherrschung; sie aber war sichtlich überrascht und befangen; sie mußte seinen Namen überhört haben, als man sie um Erlaubniß gebeten hatte, ihn ihr vorzustellen.

„Welch unerwartete Freude — ein alter Freund und Bekannter!" rief sie, und setzte dann flüsternd hinzu: „Ja, ein alter lieber Freund, trotz allem was in früherer Zeit vorfiel, Mr. Markham! — Oberst, hier ist ein alter Bekannter aus England," wandte sie sich dann an ihren Gatten, dem sie Markham vorstellte.

— „Mr. Markham?" fragte der Oberst; „sehr erfreut! habe ich vielleicht die Ehre, den Ingenieur der neuen Eisenbahnlinie nach ...."

„Gewiß, Sir! der bin ich."

Der Oberst steckte tief in Spekulationen; er seye sehr erfreut, Markham's Bekanntschaft zu machen; sein bescheidenes Haus stehe ganz zu Markham's Verfügung während seines Aufenthalts auf der Station. Der Oberst zog Markham aus dem Kreise, um sich speziell mit ihm über Eisenbahn-Angelegenheiten zu unterhalten; der Kreis schloß sich wieder, um auf Mrs. Vincent's geistvolle Aeußerungen und Antworten zu lauschen, aber sie war auf einmal schweigsam und nachdenklich geworden.

Als sie zum letzten Male von Markham hatte reden hören, war dieser nach Canada gegangen. Welche unter allen seltsamen Schicksalsfügungen und Lebensereignissen hatten nun den Zufall herbeigeführt, daß er und sie sich dießmal in Indien begegneten? Weßhalb mochte und mußte der Fehltritt ihres Lebens ihr wieder so lebhaft vor die Augen gebracht worden seyn? War dieß ein Aufruf zur Reue? Und doch weßhalb Reue gerade zu dieser besonderen Jahreszeit? Reue, welche sich nach dem Takt des neuesten Walzers aus England und nach dem Strudel der Tänzer richtete. Wie doch die Niedergeschlagenheit und Verstimmung des Gemüths einen Schatten wirft auf flüchtig vorübergehende Begebenheiten! Die vagen Gerüchte von jenem entsetzlichen Ereigniß in Mirat (Meerut) — war dieß blos ein einzelnstehender Vorfall, der aus speziellen Umständen entsprang? Der Oberst meinte es — der Oberst und alle Offiziere hatten volles Vertrauen in die Ergebenheit und Loyalität des Regiments; sie, die Frau des Obersten, hatte ihnen unwillkürlich geglaubt, aber nun ward ihr Gemüth von einem entsetzlichen Zweifel erfüllt. Wie, wenn diese Eingebornen sich als durchaus falsch und treulos erweisen sollten? Wie, wenn sie und alle um sie her gleichsam auf einer heimlich fortbrennenden, versteckten Glut standen? Sie mußte mit dem Obersten sprechen; wo war er? Sie schlug die Augen auf; der Kreis von Herren, welcher sie zuvor umringt, hatte sich nun zerstreut, und von ihnen allen war nur ein einziger geblieben, der Radschah von Gowre. Sie war vollkommen gewöhnt an jenes abstoßende Mysterium von Ausdruck, welches den morgenländischen Typus kennzeichnet; allein als sein Auge zufällig dem ihrigen begegnete, so war in dem Blicke etwas so furchtbar Abstoßendes, daß sie zusammenbebte und erblaßte und im nächsten Augenblick wieder den tiefsten Purpur auf ihrem Antlitz erglühen fühlte. Sie stand auf und eilte zu dem Obersten, welcher noch immer mit Markham abseits stand und plauderte. Sie legte ihren Arm in den seinigen und flüsterte: „Laß uns nun nach Hause gehen!"

„Es ist ja noch so frühe, meine Liebe," erwiderte der Oberst, denn er war ganz in Papier- und Aktien-Geschäfte vertieft und hätte gar zu gerne sich noch länger mit Markham unterhalten.

— „Aber ich fühle mich nicht ganz wohl; bitte, komm nach Hause! Gute Nacht, Mr. Markham; hoffentlich sehen wir uns bald wieder!"

„Zuverlässig," sagte der Oberst. - „Mr. Markham hat versprochen, morgen bei uns zu speisen." — Markham verbeugte sich.

* * *

„Morgen!"

Der Mensch denkt, Gott lenkt. Welch heitere kühne Hoffnungen setzen wir oft auf den morgenden Tag, und wie bitter werden wir enttäuscht! Sorglos und fröhlich, ermüdet von der Ballnacht waren die Offiziere in jener Nacht zu Bette gegangen, nicht entfernt ahnend, daß die wohlbefestigte Ordnung der Dinge, daß die gesicherte Macht ihrer Herrschaft jählings so trügerisch unter ihren Füßen zusammenbrechen werde! Und doch war es so: als sie jäh aus dem unruhigen Schlafe geweckt wurden, entschlüpfte in einem einzigen Augenblick Alles ihren Händen, auf was der Mensch vertraut und woran er sich klammert.

Sie begegneten sich bald wieder — Mrs. Vincent und Markham; aber es war eine Begegnung ganz eigener Art und unter eigenthümlichen Umständen — ein plötzlicher Uebergang aus allen Annehmlichkeiten und Genüssen der Gesellschaft zu grimmigem Kampfe um Leben und Tod; sie sah sich aus ihrer eigenen Wohnung weggeschleppt, aber er hatte sie befreit und sie, die sich verzweiflungsvoll an ihn anklammerte, durch hunderterlei Gefahren hindurchgeführt.

Allein wohin nun? Verwirrt durch die vielen unbekannten

Pfade, erschöpft von der Sonnenglut und den erschlaffenden Stößen eines glühendheißen, ausdörrenden Windes, fühlte der Reiter den mühsam gehaltenen Zügel seines Pferdes in seiner Hand immer lockerer werden. Sie saß hinter ihm auf der Kruppe und klammerte sich an ihn an; sie trieb ihn fortwährend zur Eile an — sie wollte weiter, immer weiter, denn sie fürchtete etwas das schlimmer war als der Tod, und die Furcht davor erfüllte ihre Seele ganz.

Allein das wackere Pferd war verwundet und abgetrieben und stürzte endlich zusammen.

Diese Flucht aus dem Lande des Todes war eine entsetzliche Wirklichkeit, nahm aber nun doch mehr und mehr den Anschein eines grausigen Traumes an — der Fluchtversuch war gehemmt und vereitelt, und die Ahnung eines unwiderstehlichen, unvermeidlichen, bösen Geschicks beschlich langsam und leise die Flüchtlinge.

Die Hütte eines Eingebornen lag in der Nähe der Straße und erschien unbewohnt. Dorthin schaffte er sie, halb sie tragend, halb sie schleppend. Die Hütte war ganz kahl und leer bis auf eine rohe Pritsche von Brettern, welche ein ärmliches Bett bildete. Die Hütte gab ihnen Schutz gegen die Sonne, nicht gegen die Hitze, aber sie hatten doch nun Zeit, wieder Athem zu schöpfen.

O diese furchtbare Hitze! obschon sie drei Jahre in Indien verlebt, hatte sie doch niemals zuvor ihre volle Stärke ungemildert von den künstlichen Vorkehrungen des Menschen empfunden.

Keines von beiden sprach einige Zeit lang. Tiefes Schweigen herrschte um sie her — ein Schweigen das fürchterlicher war, als der Schlachtenlärm und das Waffengetöse, dem sie entflohen waren. Unthätigkeit lähmte ihre Glieder und war weit schrecklicher als der wilde Kampf der sie vom Tode errettete, — die Unthätigkeit vergönnte dem Gemüthe jene Stille, welche der Himmel gleichsam dem Menschen sendet zu einer letzten Beichte und einem letzten Gebet.

Die Hoffnung auf Rettung und die Möglichkeit derselben waren entsetzlich klein geworden. Markham sah dieß deutlich ein, und mußte sich doch selbst darüber wundern, daß nie zuvor in seinem ganzen Leben sein Gemüth gefaßter und für ernste Gedanken zugänglicher gewesen war. Er war von Hause aus tapfer, und seine geistigen Kräfte waren niemals zu vollständiger Entwickelung gelangt, bis er den größten Gefahren und Schwierigkeiten Aug in Auge gegenüberstand. Ganz anders war ihre Stimmung. Der Oberst war erst jüngst gefallen bei dem tapfern Versuch, die Männer zu ihrer Pflicht zurückzuführen, allein die Schrecknisse der Gegenwart ließen in ihrem Gemüthe keinen Raum für den Kummer. Leben oder Tod — welches von beiden war für sie das wünschenswerthere? Blieb sie am Leben, so fiel sie lebendig in die Hand der Rebellen; traf sie der Tod, so starb sie ohne die Vergebung derjenigen, denen sie am meisten Unrecht zugefügt hatte.

„Markham, haben Sie noch etwas Schießbedarf?" fragte sie.

— „Wir müssen alle Hoffnung auf Widerstand gegen eine Ueberzahl aufgeben," entgegnete er ruhig.

„Aber der Schießbedarf?"

— „Es ist nur noch Ein Lauf geladen. Wenn mehr als drei uns angreifen, so bin ich entschlossen, die Pistole wegzuwerfen. Wäre ich allein, so würde ich vielleicht anders handeln; allein es dürfte den Feind nur gegen Sie erbittern."

„Nur noch ein einziger Schuß!" murmelte sie und schwieg dann. Ein furchtbarer Entschluß bildete sich in ihrem Geiste. Sie blickte ihn fest an und fragte: „Ist noch Aussicht auf Rettung vorhanden, Markham?"

— „Sehr wenig Hoffnung, falls wir verfolgt werden," gab er zur Antwort.

„Wie ruhig Sie sind, Markham! ich wundere mich über Sie ...."

— „Wirklich? Glauben Sie denn, mein Leben seye so sehr glücklich gewesen, Pauline, daß mich die Nähe des Todes ganz entnervt finden könne?"

„Quält jene alte Neigung zu meiner Schwester Sie noch immer? Ich hielt Sie für so ehrgeizig."

— „Jene Liebe zu Clara bildete den Grundstein meines Ehrgeizes. Ich habe seither gearbeitet, weil ein gewisses Kraftgefühl in mir und ein reges Streben mich weiter treiben; aber ich arbeitete ohne Rücksicht auf Lohn und Ehre."

„Können Sie ihr vergeben, Markham?"

— „Ich habe ihr vergeben, seit ich diese Hütte betrat."

„O Markham, können Sie in dieser letzten Stunde auch mir vergeben?" rief sie und fiel ihm zu Füßen; „ich veranlaßte sie, jenen Mann zu heirathen."

— „Sie hatten, als Schwester, alles Recht, ihr einen billigen vernünftigen Rath zu geben. Es war ihre Schuld und Schmach, daß sie nachgab."

„O nicht doch, Markham! mein ist die Schuld — ich hinterging sie — tödten Sie mich, aber ich muß nun reden. Ich war in einer entsetzlichen Versuchung. Unsere Familie war sehr arm im Verhältniß zu unserer Stellung im Leben. Jener reiche Mann liebte sie, und wenn sie ihn heirathete, so eröffnete sich uns Allen ein Pfad zu Wohlhabenheit und Ansehen. Und Sie waren damals arm und unbekannt. Mein Vater stak tief in Schulden — aber, Gott verhüte, daß ich meine eigene Schuld leugnen oder bemänteln wollte. Wie ein Fluch lag auf mir der Durst nach Wohlstand und Ansehen in der Welt."

— „Aber jene Briefe, die ich ihr schrieb? sie steckten an einem geheimen Orte, der nur uns beiden bekannt war! ...."

„Markham, ich hatte ihn ausgekundschaftet — ich war Clara dorthin nachgeschlichen .... Erbarmen! .... Gnade!"

Ein gellender Jubelschrei draußen verrieth, daß die Verfolger das todte Pferd und das Sattelzeug entdeckt hatten. Mrs. Vincent sank schreckbetäubt zurück; er aber packte sie an den Händen mit der Gewalt einer Schraube und riß sie in die Höhe. „Schnell!" rief er; „vollenden Sie Ihr Geständniß!"

„Ich nahm die Briefe heraus, einen um den andern. Wir drangen in sie, den Bewerbungen des Mr. Manson nachzugeben ...."

— „Weiter, weiter!"

„Aber sie weigerte sich beharrlich. Endlich fand sie wirklich einen Brief dort ...."

— „Einen Brief von mir?"

„Nein — einen Brief mit Ihrer Unterschrift, welcher ihr mittheilte, das Verlöbniß müsse aufhören ...."

Er ließ sie aus seinen Händen fallen. Seine Seelenruhe war dahin. „Barmherziger Himmel!" stammelte er; „jetzt sterben zu müssen, und Clara soll nie die Wahrheit erfahren!"

Grausen vor der herannahenden Gefahr überwältigte bei ihr alle anderen Empfindungen. Wie unter dem Einflusse eines Zaubers schlich sie sich zu dem Fenster der Hütte hin und sah hinaus. Sie erkannte, sogar aus dieser großen Entfernung, den Ausdruck auf jenem Gesicht, welches ihr am vergangenen Abende solchen Abscheu eingeflößt hatte. Binnen weniger Minuten mußte ihr Zufluchtsort entdeckt werden.

„Ich wage nicht Ihre Vergebung anzuflehen, Markham," sagte sie; „aber gewähren Sie mir eine einzige Bitte. Das Leben ist mir furchtbarer als der Tod. Wenn sie kommen, so ...." Sie zeigte bedeutsam auf den Revolver. „Ich habe in meinem ganzen Leben niemals eine Pistole abgefeuert; meine eigene Hand könnte mich am Ende verfehlen!" — Markham schwieg; da fuhr sie fort: „Wenn Sie auf dereinstige Seligkeit hoffen, so beschwöre ich Sie, Markham, geben Sie mir den Tod ...."

— „Wie?" rief er; „ich sollte mich eigenhändig an Ihnen rächen?"

„Nicht doch, Markham! Diese That würde nur der Beweis für Ihre Vergebung seyn. Schwören Sie mir," rief sie flehentlich bittend im höchsten Seelenschmerz; „schwören Sie mir, damit ich ruhig beten kann!"

— „Ich schwöre," sagte Markham. Es kostete ihn eine gewaltige Anstrengung, aber er siegte doch am Ende in diesem innern Kampf mit sich selber, und sprach die volle Wahrheit und seine echte Herzensmeinung aus, als er mit leiser fester Stimme hinzusetzte: „Pauline, ich vergebe Ihnen!"

Sie richtete ihr Gesicht auf einen Augenblick zu ihm empor und drückte seine Hand an ihre Lippen. „Jetzt wird mir auch Gott vergeben; ich bin meiner Schuld entlastet; ich kann nun in Frieden sterben!" sagte sie und beugte ihr Haupt wieder im Gebet.

Markham war wieder ganz ruhig geworden. Er untersuchte sorgfältig den geladenen Lauf; mit fester Hand zog er den Hahn zurück und ließ ihn sachte wieder vorfallen, um das Zündhütchen fester auf die Zündwarze zu drücken. — Und so erwarteten Beide in Frieden das Ende.

2.

„Sie haben mir also verziehen, Markham?" fragte sie.

Die englische Küste war in Sicht. Seit der Stunde wo sie jene armselige Hütte verlassen hatten, befreit durch ein Streifkorps unregelmäßiger Reiterei, während ihrer langsamen und gefährlichen Reise nach Calcutta hinab, während der trüben, düstern Eintönigkeit der langen Seereise, hatte er nie die mindeste Anspielung auf ihr Geständniß gemacht. Dieses Schweigen war für sie niederdrückend; es wäre ihr weit lieber, weit erträglicher gewesen, wenn er über diesen Gegenstand gesprochen hätte. Sie versuchte oft, das Gespräch auf diesen Punkt hinzuleiten, allein er wich demselben stets aus, und bis auf den jetzigen Augenblick hatte sie nicht den Muth gefunden, diesen Gegenstand unmittelbar zu berühren. Gleichwohl aber wußte sie sehr gut, was er fühlte.

In den langen Nachtwachen an seinem Bette, während jenes gefährlichen Fiebers, das ihn in Calcutta befallen, hatte sie oft mit angehört, wie er in seinem wildesten Delirium den Namen ihrer Schwester hinausschrie, bis das Wort ihr durch das Herz drang wie ein scharfes Schwert. Ja eines Abends, als sie vor ihm stand, hatte er sich in seinem Bette aufgerichtet, ihr wild in's Gesicht geblickt, ihre Hände in seinen fieberglühenden Fingern eingeschlossen und in unzusammenhängenden Worten seine Freude geäußert, daß Clara endlich zu ihm zurückgekehrt seye.

In diesem heftigen Aufquellen des natürlichen Gefühls hatte sein umdämmerter Geist die tiefsten Empfindungen seines Herzens wie geschmolzene Lava emporgesprudelt; allein mit der wiederkehrenden Kraft kam auch die stolze Fassung, die Ergebung in sein Geschick, die Ausdauer gegen den Schmerz, unter denen er seine wirklichen Gefühle versteckte.

Sie konnte stundenlang dasitzen und ihn in seinem unruhigen Schlafe beobachten. Sie wußte, daß er sie immer hassen mußte, und doch machte ihr das Bewußtseyn, daß er wie ein hülfloses Kind ganz in ihrer Gewalt seye, einige Freude. Lebensfrische und Willenskraft waren aus seinem Gesicht gewichen; der starke Arm, an welchen sie sich auf jener fürchterlichen Flucht angeklammert hatte, war sehr schwach und willenlos; die Hände waren welk und entnervt, welche sie aus der Umarmung jenes schwarzen Ungethüms befreit hatten; — und doch sah er in all' seiner Schwäche noch so edel aus.

Was war das für ein Gefühl, das sich in ihrem Herzen regte? War es das Gewissen, welches sie antrieb, die vollständigste Vergeltung für die Vergangenheit an ihm zu üben? Nein, sie fühlte, daß dieß nicht die richtige Antwort war, und wenn sie sich recht prüfte und ihr eigentliches Gefühl für ihn erwog, so sprang sie voll Schrecken von seinem Bette auf. Der Gedanke war so entsetzlich. Sollte es wirklich so gekommen seyn, daß die Liebe selbst ihre eigene Rächerin geworden wäre?

Der Grundsatz, welchen ihre eigenen armen Eltern ihr in der Jugend eingeprägt hatten: die Liebe sey nur ein Hirngespinnst, die Ehe das Ergebniß weltlicher Berechnung — wollte ihr nun als gänzlich falsch und unwahr erscheinen. Damals, als sie jene treffliche Parthie machte, welche man so geschickt für sie ausgesucht und eingefädelt hatte, war jener Grundsatz ihr noch richtig erschienen, und sie hatte ganz zufrieden in dem Genusse ihres Reichthums und ihres Ranges in der Welt dahingelebt.

Allerdings war ihr noch die kummervolle Erinnerung an ihren tapfern wackern Gatten geblieben, der einen edlen Tod gestorben war, und sie wähnte, sein Gedächtniß könne sie von diesem verhängnißvollen Zauber entbinden, welcher jetzt seine Netze um ihr Herz wob. Sie bemühte sich nun den Todten auf eine Weise zu lieben, wie es ihr bei seinen Lebzeiten nie eingefallen wäre ihn zu lieben. Jetzt vergaß sie seine soldatische Barschheit und Strenge; vergaß, daß keine wirkliche Sympathie zwischen ihnen beiden bestanden hatte, und verweilte nur bei der wohlwollenden Nachsicht, welche er ihr wie einem Kinde hatte angedeihen lassen, und die sie nun in's Grenzenlose vergrößerte. Allein trotz alledem waren sie beide nur zwei Parteien, die ein Kontraktverhältniß, einen Tauschhandel mit einander abgeschlossen hatten — Reichthum gegen Schönheit, und umgekehrt. Sie hatte ihre Rolle als Gattin treulich gespielt, aber um ihr Herz

war sie nie gefragt worden und sie hatte es auch nie hingegeben. Es gab für sie keinerlei Befreiung aus ihrer innern Unruhe durch derartige Scheingründe. Das Gefühl, welches mit ihr rang, war Liebe, — die erste Liebe mit all' ihrer Glut und Innigkeit, — erste Liebe, welche nur einem Schauder begegnen, nur mit Kummer geduldet werden sollte. Es war der Name ihrer Schwester, welcher sich seinen bewußtlosen Lippen entrang, wenn sie ihm mit zitternder Hand sein Kopfkissen glättete und ihm das wirre feuchte Haar von seiner glühenden Stirne hinwegstrich.

Aber sie hatte ihm das Leben gerettet, darin lag ein Trost für sie. Die Aerzte äußerten alle, Paulinens sorgfältige Pflege habe mehr zu seiner Rettung beigetragen, als ihre eigene Geschicklichkeit; sie wunderten sich in der That über die Art und Weise, mit welcher sie gleichsam instinktmäßig auch die geringsten Veränderungen in seiner Lage und seinem Befinden gefühlt hatte. Endlich gaben sie ihre Ansicht dahin ab, die Seereise seye auf jeden Fall die einzige Möglichkeit ihn zu retten. Es erleichterte ihr Herz für den Augenblick, ihm jede Behaglichkeit zu verschaffen, welche nur um Geld in der Ausrüstung und Ausstattung seiner Kajüte zu erlangen war. Er wurde in einem Tragebett an Bord gebracht und war allzu schwach um etwas von den Anordnungen zu wissen, welche um seinetwillen getroffen worden waren.

Von dem ersten Tage an, wo man in See war, zeigte sich eine unverkennbare Besserung in seinem Befinden, und doch machte seine eigentliche Wiedergenesung nur sehr langsame Fortschritte. Pauline freute sich aus Herzensgrunde darüber, denn je mehr sie ihm Freundschafts- und Liebesdienste erweisen konnte, desto mehr fühlte sie die Bürde leichter werden, welche auf ihrer Seele lag, und zugleich verlängerte diese seine langsame Wiedergenesung ihr das Vorrecht, um ihn seyn zu dürfen, denn sie fühlte, daß, sobald er erst gänzlich wiederhergestellt war, die Vergangenheit eine ewige Schranke und Scheidewand zwischen ihnen aufrichten mußte. Sie war hievon überzeugt, und doch hoffte sie noch — die traurigste Art von Logik — gegen ihre Ueberzeugung!

Er hatte noch nicht seine ganze Kraft wiedererlangt: seine Wangen waren noch blaß und eingefallen. Sie wußte, daß nur die purpurne Glut der untergehenden Sonne einen schwachen rosigen Widerschein auf sein Antlitz warf, als er so in der Nähe der Schanzverkleidung saß und in den letzten Sonnenuntergang ihrer Seereise hineinschaute. Sie durfte füglich ihr Recht in Anspruch nehmen, ihn noch einige Zeit länger zu verpflegen, denn er hatte keine Verwandte in der Nähe von Liverpool. Er mußte im Hause ihrer Schwester bleiben, bis seine Gesundheit ganz wiederhergestellt war. Sie war zu blind um zu sehen, daß sie kein Recht hatte, ihn in die Behausung ihrer Schwester mitzunehmen. Es war das einzige Mittel, welches ihr zu Gebot stand, ihn in ihrer Nähe zu behalten.

„Der Kapitän sagt, wir würden morgen früh in Liverpool einlaufen," sagte sie schüchtern zu ihm; dann aber entschwand die wohlgesetzte Rede, auf welche sie sich schon lange vorher besonnen hatte, plötzlich wieder aus ihrem Gedächtniß, und sie vermochte nur unvermittelt hinzuzusetzen: „Sie haben mir also verziehen, Markham?"

Bei ihren letzten Worten wandte er sich von dem Sonnenuntergang ab und blickte ihr ernst in's Gesicht. „Ich habe Ihnen vergeben," erwiderte er mitleidig. „Ich fürchte aber, es wird Sie die gewaltigsten Anstrengungen kosten, Ihnen selbst zu verzeihen!"

„Ich werde nie im Stande seyn, dieß zu thun," versetzte sie demüthig.

— „Ich bin Ihnen zur innigsten Dankbarkeit verbunden für Ihre hingebende, emsige Pflege, Pauline . . . ."

„Sie haben keinerlei Verbindlichkeiten gegen mich — Sie retteten mir zuvor das Leben . . . ."

— „Allerdings, aber das war nur ein Zufall — eine rasche unbedachte absichtslose That. Ich hätte um kein Haar anders gehandelt, wenn eine andere Person als Sie dabei im Spiele gewesen wäre."

„Aber Ihre großmüthige Verzeihung! . . . ." stammelte sie.

Er schien nicht auf ihre Worte zu achten und fuhr fort: „Lassen Sie mich Ihnen sagen, Pauline, daß ich Ihnen zum tiefsten Danke verpflichtet bin und gerne Alles thun möchte was nur in meinen Kräften steht, um Ihnen in diesem Kummer eine Erleichterung zu verschaffen; allein ich weiß, wir können uns selber nur verzeihen, wenn uns Gott in seiner großen Gnade eine Gelegenheit schenkt, vergangenes Unrecht wieder gut zu machen."

„Markham, ich bin sehr reich; weisen Sie mir eine Aufgabe zu um Gutes zu thun," flüsterte sie zerknirscht.

— „Ich verlange von Ihnen nur eine einzige Handlung: Sie müssen Ihrer Schwester Alles sagen."

Pauline war wie niedergedonnert; sie hatte gefürchtet, er werde dieß von ihr verlangen. Sie vermochte es zu ertragen, daß er um ihre Schuld wußte, allein daß noch jemand anders sie kenne, dieser Gedanke war ihr unerträglich, denn das stille Bewußtseyn in ihrem Busen, daß eine andere Person sie tief verachte, mußte sie ja in *seiner* Schätzung unvermeidlich noch tiefer erniedrigen.

„Ich verlange es von Ihnen als einen Akt der Gerechtigkeit, Pauline!" fuhr er fort. Sie schwieg und schaute zu Boden. „Es ist ein Akt der Sühne. Lassen Sie Clara erfahren, daß ich ihr treu war. Es wird mein einziger Trost seyn."

In gebrochenen, unzusammenhängenden Worten flehte sie ihn an, ihr diese Demüthigung zu ersparen.

„Nein, Pauline, es ist mein fester Entschluß," sagte er. „Wenn Sie schweigen, so muß ich selber reden!"

Sie wußte, wie heilig ihm sein Wort war, wußte, daß er diese Drohung erfüllen werde. Ein Gefühl von unbeschreiblicher Trostlosigkeit überkam sie, — sie, welche sich seither so wenig nach Liebe gesehnt und um Neigung und Anhänglichkeit bekümmert, sie, die nur nach Wohlergehen und Ansehen und Weltglück gehascht, — sie, die diese Ziele zwar erreicht hatte, sich aber jetzt dennoch elend und arm fühlte — sie hatte jetzt nur noch zwei Dinge auf Erden die ihr theuer und werth waren: seine Liebe, welche er nie erwidern würde, und die Liebe ihrer Schwester, welche sie auf immer einbüßen mußte, wenn sie die Wahrheit gestand.

„Oh, Markham, gönnen Sie mir einen Aufschub, eine Nothfrist — lassen Sie mich eine kleine Weile mit ihr glücklich

seyn, ehe sie mich haßt, — nur einige wenige Tage, nur eine Woche!"

— „Eine Woche denn, — meinethalben!" entgegnete Markham und wandte sein Antlitz von ihr nach den langen goldenen Strahlen einer lichten Wolke, welche auf dem Horizonte ruhte und hinter welcher die Sonnenscheibe in das Meer versank.

* * *

„Bleiben Sie nur noch eine einzige Woche bei uns, Mr. Markham! Müssen Sie uns denn schon so bald wieder verlassen?"

— „Sie sind sehr gütig, Mrs. Manson; allein ich hätte eigentlich unmittelbar nach meiner Landung mich nach London begeben sollen!"

„Doch nicht um sich dort gleich wieder in den Strudel der Geschäfte zu werfen? Ich bin überzeugt, Ihre Gesundheit ist noch lange nicht ganz wiederhergestellt."

— „Die Direktoren sind sehr begierig und pressirt, mich zu sehen und zu sprechen. Ich habe sogar heute früh einen dringenden Brief deßhalb erhalten. Und ich denke, wenn ich wohl genug bin, um mir hier gütlich zu thun, so habe ich auch kein Recht, eine ganz naheliegende und augenfällige Pflicht weiter hinauszuschieben."

„Sie werden aber hoffentlich wieder zu uns zurückkehren?"

— „Ich danke Ihnen, ich kann mir kaum dieß Vergnügen gönnen, denn meine Beschäftigungen sind so sehr ungewiß. Ja ich glaube sogar, daß binnen kurzem, wenn die Unruhen in Indien sich einigermaßen gelegt haben werden, ich wieder dorthin auf meinen Posten zurückkehren muß."

„Nach Indien? — Ihre Gesundheit ist aber gar nicht dazu geeignet; Ihre Freunde dürfen dieß niemals zugeben."

— „Aber bedenken Sie, es ist mein Beruf, mein Nahrungsstand."

Es entstand eine Pause in ihrer Unterhaltung. Einige Minuten lang beugte Mrs. Manson ihr Haupt auf ihren Stickrahmen herab und schien sich emsig mit ihrer Arbeit zu beschäftigen.

„Mr. Markham," hub sie endlich an, „ich weiß, Sie werden mich nicht mißverstehen; allein da Sie davon reden, uns zu verlassen und nicht mehr zu uns zurückzukehren, so fühle ich, daß ich noch über etwas mit Ihnen reden muß — ich weiß, ich würde es mir nie verzeihen, wenn ich jetzt schwiege. Es ist jemand hier, dem es großen Kummer bereiten wird, wenn Sie weggehen. Bemerken Sie wohl, nicht etwa aus einem Gespräche zwischen uns über diesen Gegenstand — ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ein solches nicht stattgefunden hat — sondern weil ich selbst es besser sehen kann, als Worte es zu sagen vermögen — weiß ich, daß .... daß meine Schwester Sie liebt!"

Markham schauderte. „Die Umstände haben uns allerdings auf eine seltsame Weise zusammengeführt," sagte er; „allein ich habe niemals wahrgenommen ...."

„Ah so! Sie müssen uns Frauen vertrauen; in diesen Angelegenheiten haben wir das beste Urtheil. Sehen Sie, der Umstand, daß Pauline in der Unterhaltung so selten Ihres Namens erwähnt, ist schon bezeichnend; noch mehr aber die vollständige Umwandelung, welche, wie ich sehe, mit ihrem Charakter vorgegangen ist, seit sie uns verlassen hat. Als Mädchen hatte Pauline zwar manche treffliche Eigenschaften, aber einen allzu großen Hang nach Vornehmheit, Geltung, äußerem Glanze, denn ich will offen mit Ihnen reden. Allein dieß Alles hat sich nach meiner innigsten Ueberzeugung verändert; sie scheint voller Liebe sich an mich anzuklammern; sie hat meine Knaben in dieser kurzen Zeit schon beinahe verhätschelt. Ich fürchte, ihre Ehe war keine glückliche — Oberst Vincent war ein wohlwollender, guter Mensch, aber um Vieles älter als Pauline — und es muß doch ein sympathetisches Gefühl, wenn ich so sagen darf, vorhanden seyn, wo es eine vollkommen glückliche Ehe geben soll!"

Markham stierte auf den Boden, und hörte nur ihre Stimme leise beben bei dem letzten Satz.

„Erinnern Sie sich," fuhr Mrs. Manson fort, „daß sie Ihnen ihr Leben verdankt! Es ist mir noch ganz gegenwärtig, wie ich vor Jahren, als sie über Verliebte zu spotten und sich lustig zu machen pflegte, zu ihr einmal sagte: 'Ach, Pauline, diese seltsame unnatürliche Ansicht wird sich noch an Dir rächen; wenn Du erst einmal ernstlich liebst, wird es für Dich ein Gegenstand der höchsten Freude oder des grausamsten Leides seyn'...."

— „Mrs. Manson," fiel ihr Markham in's Wort, „diese Mittheilung kommt mir ganz unerwartet. Ohne darüber zu grübeln, ob Sie die Empfindungen Ihrer Schwester sich auch richtig ausgelegt haben, ist es doch meine Pflicht, Ihnen sogleich und rundheraus zu sagen, daß von meiner Seite diese Neigung, falls sie wirklich vorhanden seyn sollte, niemals erwidert werden kann!"

„Dann liegt die Schuld an mir," sagte Mrs. Manson betrübt.

— „Warum denn?"

„Weil ich allzu frühzeitig mit Ihnen davon sprach; aber wie konnte ich anders, als ich hörte, daß Sie uns verlassen wollten?" erwiderte sie und stand in großer Aufregung vom Stuhle auf. — „Edward Markham," fuhr sie nach einer Weile fort, „ich habe ein Recht offen mit Ihnen zu sprechen: Sie stehen noch in meiner Schuld. Ich übertrage all' meine Ansprüche an Sie auf meine Schwester; — wenn Sie Paulinen lieben würden, könnte ich Ihnen die Vergangenheit vergessen. Vielleicht war es klug von Ihnen, jenes Verlöbniß aufzugeben, welches so hoffnungslos erschien; allein an jenem Abend des 14. Juni hatten wir einander geschworen treu zu seyn und geduldig zu warten, und dennoch währte es kaum drei kurze Monate, so .... doch genug hievon; gleichviel was auch geschah. Ich sandte Ihnen alle Ihre Briefe zurück bis auf einen einzigen."

— „Mit nichten, Madame! Sie gaben mir alle meine Briefe zurück," erwiderte Markham, dessen eiserne Ruhe und Entschlossenheit bis zur letzten Grenze des Ertragbaren auf die Probe gestellt wurde.

„Nein, jenen letzten Brief gab ich nicht zurück; ich vermochte ihn damals nicht zurückzugeben," sagte sie, und mit dem Aufgebot ihrer ganzen Willenskraft und Selbstbeherrschung zwang sie ihre bebenden Hände, ihr Schreibpult aufzuschließen, und nahm daraus ein kleines Päckchen. „Ich habe diesen Brief zweimal gelesen, nur zweimal, und ihn dann schwarz gesiegelt," fuhr sie fort. „Ich habe ihn seither niemals wieder gelesen — und dieß war auch unnöthig, denn jedes Wort von seinem Inhalt ist

meinem Herzen tief eingeprägt. Ohne jenen Brief hätte man mich zum Altar hin schleppen müssen." Sie drückte ihm das Päckchen mit Gewalt in die Hand und sagte bewegt: „Hier, Edward, ich kann Alles vergessen, kann Ihnen sogar all jene Worte vergeben, wenn Sie Paulinen glücklich machen. Ich lebe jetzt sehr glücklich, sehr zufrieden."

Es hätte nur einiger wenigen Worte bedurft, um ihr die ganze Wahrheit zu enthüllen — um ihr zu beweisen, daß er seinem Schwure treu gewesen war. Aber er schluckte die Worte hinunter, die ihm auf die Lippen steigen wollten, und biß die Zähne hart übereinander.

Sie hielt ihn noch auf einen Augenblick, als er sich anschickte, das Zimmer zu verlassen; sie hatte sich wieder einigermaßen gefaßt. „Mr. Markham, ich werde nie wieder über diesen Gegenstand reden; aber ich möchte Sie bitten, erwägen Sie es wohl, bevor Sie ein liebendes Herz wegwerfen!"

Er ward in höherm Grade versucht, als es gewöhnlich einem Sterblichen begegnet. Er würde nothgedrungen der Versuchung erlegen seyn, wenn sie unvermuthet über ihn hereingebrochen wäre; allein schon ehe er Calcutta verließ, hatte er den Entschluß gefaßt, sie noch einmal zu sehen, und auf der langen Reise und in mancher schlummerlosen Nacht hatte er die Möglichkeiten und Wechselfälle ihrer Begegnung bei sich erwogen, und sich auf allen Punkten zum Widerstande gerüstet.

* * *

„Markham, haben Sie es Clara gesagt?"

— „Nein, Pauline." Sie vermochte für den Augenblick nicht zu sprechen, sie konnte nur seine Hände erfassen. „Sie soll es nie erfahren," setzte er hinzu.

„Das ist über alle Maaßen edel und großmüthig!" sagte Pauline erschüttert. „Oh, Markham, ich gelobe Ihnen, ich werde mich auf's höchste bemühen, die Vergangenheit abzubüßen — Alles ist mir leicht, wenn mir nur Clara's Liebe bleibt. Aber Sie sind so gut, so unaussprechlich edel gegen mich — ich kann Ihnen dieß niemals vergelten ...."

— „Halt, Pauline; warten Sie noch eine Weile, und prägen Sie sich meine Worte tief ein — Clara darf den wahren Zusammenhang nie erfahren."

„Ja, ich präge mir Ihre Worte tief ein: sie besiegeln mir jene Verzeihung, welche mir in der Stunde der Todesgefahr freiwillig ertheilt wurde."

— „Pauline, Sie müssen mir bei Ihrem Ehrenwort geloben, ihr nie etwas zu sagen."

„Ich verspreche es bei meiner Ehre!" erwiderte sie etwas hastig. Allein sie ward einigermaßen betroffen über die Bedeutung, die er in jene Worte legte, und als sie aufblickte und ihm in's Gesicht sah, bemerkte sie jenen selben Ausdruck, als ob gleichsam die ganze Seele in ihm aufwallte und ihm in das Gesicht stiege, dessen sie sich noch so lebhaft erinnerte aus jenem Augenblick, wo sie in der kleinen indischen Hütte zu seinen Füßen kniete. „Ich soll es ihr also niemals mittheilen, Markham?" fragte sie.

— „Nein, niemals."

„Auch nicht, wenn mir der Tod auf den Lippen schweben würde?"

— „Mit nichten — auch dann nicht! Sie haben sich auf ewig zu unverbrüchlichem Stillschweigen verpflichtet!"

Sie hatte den Kampf und die Pein der Todesangst durchgemacht; sie erinnerte sich noch ihres unruhigen, gestörten Betens; es gemahnte sie noch, daß damals kein Strahl von Hoffnung mehr in ihrer Seele war, bis er ihr verziehen hatte — erst dann hatte sie wieder Frieden für ihre Seele gefunden.

„Oh Markham!" flehte sie nun inständig; „binden Sie mich nicht auf diese Weise! — Nein, lassen Sie es mich jetzt offen aussprechen; lassen Sie mich nun jeden Schmerz und Kummer erdulden, damit auch sie mir am Ende verzeihe!"

Sie wollte aus dem Zimmer eilen, aber er hielt sie zurück und sagte: „Ich kann Sie Ihres Gelübdes nicht wieder entbinden, Pauline, denn Sie sind Ihr Schweigen nicht mehr mir allein schuldig. Ich glaube Sie gingen mit einem Gefühle von Triumph zu jenem großartigen Hochzeitsfeste, als Ihre Schwester Mrs. Manson wurde. Jedenfalls und aller Wahrscheinlichkeit nach haben jene inhaltschweren, fürchterlichen Worte der Trauungsliturgie zu jener Zeit keinen Eindruck auf Sie gemacht und Sie haben offenbar seither auch nie nachgedacht über die Bedeutung der Worte: 'Der spreche bei Zeiten, oder enthalte sich hernach aller Einreden!' — Sie hätten damals reden sollen, allein jetzt binden diese Worte Ihnen die Zunge auf ewig!" — Gesenkten Hauptes, ihr Antlitz in die Hände bergend, hörte sie ihm tieferschüttert zu, als er fortfuhr: „Als ich erfuhr, daß Ihre Schwester mir wirklich treu gewesen und geblieben war, da schlugen meine Gefühle für sie, welche seither nur in tiefster Verachtung bestanden hatten, wieder in die alte Liebe um und ich nahm mir vor, sie noch ein einziges Mal zu sehen. Sie dürfen es mir auf mein Wort glauben: ich wollte sie nur noch einmal sehen und dann auf immer scheiden. Ich rechnete auf meine Willensstärke; ich hielt mich für sehr stark — allein kein Mensch soll in einem solchen Falle seiner eigenen Kraft vertrauen! — Seit ich in diesem Hause lebe, bin ich wahrhaft durch ein Feuer der Prüfung gegangen. Hören Sie mir aufmerksam zu, Pauline, und vernehmen Sie, wie sehr Sie zu ewigem Stillschweigen verpflichtet sind. Ich sah, daß Clara nicht glücklich war; — ich sah, daß seine Liebe zu ihr längst vorbei ist ...."

„Mr. Manson ist sehr stolz auf sie," fiel Pauline ihm in's Wort.

— „Allerdings, so sehr stolz wie auf seine schönen Pferde," erwiderte er ihr bitter. „Wenn er sie nicht absolut mißhandelt, so lebt sie wenigstens ganz ohne Sympathie oder Zuneigung dahin. Ich wage nicht Ihnen zu sagen, was ich dabei gefühlt habe; aber ich gestehe Ihnen, mein Entschluß war so gewaltig erschüttert, daß in einem Augenblick nur der Anblick der Liebe, mit welcher sie an ihren Kindern hing, die Ueberzeugung, daß ihr ganzes Glück sich auf diese Kinder beschränkte ...."

„Ich verstehe, was Sie sagen wollen, mein Herr!" rief Mrs. Vincent stolz. „Aber meine Schwester würde unter allen Umständen sich ihrer Pflicht erinnert haben."

— „Dieß würde sie wohl in der That gethan haben — aber kennen Sie diesen Brief?" rief er, erbrach die schwarzen Siegel und legte den gefälschten Brief in ihre Hand. Sie blickte ihn wie unter einem Zauberbann starr an und sagte endlich leise:

„Ich glaubte, er sey damals verbrannt worden .... Sie sagte mir wenigstens so .... Er war nicht bei den anderen Briefen, welche sie mir gab, um sie Ihnen zurückzusenden.“

— „Natürlich, sonst würden Sie ihn wohl in Verwahrung genommen haben,“ versetzte er mit einem vernichtenden Blicke.

„Wann haben Sie ihn erhalten? .... und von wem?“

— „Ihre Schwester übergab ihn mir vor einer Stunde, und machte mir den Vorwurf, ich habe mein ihr verpfändetes Gelübde gebrochen,“ erwiderte er kalt und ruhig.

„Muß ich denn einen Fluch über dieses Haus bringen?“ rief sie voll Entsetzen und stürzte ihm zu Füßen. „Gott erbarme sich unser und errette uns von dieser Schande! Oh, Markham, ich vertraute Ihrer Ehre, als ich Sie hieher brachte!“

— „Sie vergessen, Pauline, daß ich bereits gesagt habe, sie kenne die grausame, schmachvolle Geschichte dieses Briefes nicht. Wir wollen annehmen, sie würde, wie Sie sagen, auf jeden Fall und um jeden Preis ihrer Pflicht treu gewesen seyn. Allein denken Sie an den furchtbaren Kampf — denken Sie an das lange Leiden, an den endlosen Schmerz Clara's, wenn sie einmal die Wahrheit erfahren würde! Warum sollte sie leiden? Sie hat nichts Unrechtes gethan. Ihr zu Liebe und aus Mitleid mit ihr sind wir verpflichtet zu schweigen. Prägen Sie sich diese Worte tief in die Seele, Pauline — Elend und Kummer kommen über Ihr Haupt, wann Sie dieses Gelübde des Stillschweigens brechen.“

Sie antwortete ihm lange nicht — endlich murmelte sie: „Sie haben mir einst vergeben, Markham!“

„Ja, das habe ich, und Gott verhüte, daß ich jemals diese Worte zurücknehmen würde,“ sagte er. „Es ist möglich, Ihnen Ihren Fehler zu verzeihen; aber es ist unmöglich, Sie der Folgen ihrer Schuld zu entbinden.“

3.

Markham kehrte nach Indien zurück. Er hatte eine große Originalität und Geschicklichkeit bei der Erbauung einer gewissen Eisenbahnbrücke über einen reißenden Strom an den Tag gelegt, obwohl dabei besondere Umstände in's Spiel kamen und außerordentliche Schwierigkeiten zu bewältigen waren. Abgesehen von ihren Verdiensten und Vorzügen als Bauwerk bildete diese Brücke zufälligerweise auch das letzte Glied in einer Stammlinie von Eisenbahnen, eine Hauptader des Verkehrs, welche für die Entwickelung und Ausbeutung der Hülfsquellen des Landes von höchster Wichtigkeit und Gemeinnützigkeit zu werden versprach. Alle Klassen der Gesellschaft waren dabei höchlich interessirt, und die Eröffnung der Brücke sollte mit einer großen Einweihungs-Feierlichkeit und einer sinnigen Huldigung für den Ingenieur, der sie erbaut hatte, verbunden werden. Der zu dieser Festlichkeit anberaumte Tag war gekommen.

„Wie, Markham, Sie sind noch nicht zum Aufbruch bereit? Sie werden zu spät zum Feste kommen!“ sagte der zweite Ingenieur.

— „Thut nichts; ich habe bereits geschrieben, daß ich nicht beim Feste erscheinen kann!“

„Und warum nicht? Meiner Treu, es ist ja eines der schönsten und großartigsten Feste in Ihrem ganzen Leben!“

— „Mag seyn, aber ich kann heute nicht. Ich habe nämlich heute früh einen Brief aus England erhalten ....“

„Ah! doch hoffentlich kein Todesfall in Ihrer Familie?“

— „Nein, aber eine Nachricht, die mich beinahe ebenso wehmüthig stimmt und mir schmerzlich nahe geht!“

„Bah, Markham, meines Erachtens müssen Sie dennoch kommen, trotz alledem. Die von Ihnen geleisteten Dienste heischen öffentliche Anerkennung.“

— „Sie kennen mich ja längst, alter Junge! — Ich kümmere mich keinen Pappenstiel um diesen ganzen Firlefanz von Festreden und Trinksprüchen. Und was die Brücke anbelangt, so trag' ich mich in diesem Augenblicke mit einem Plane, der noch zweimal so gut ist. Lassen Sie die Leute den Lorbeerkranz auf Ihren Turban stecken. Und machen Sie, daß Sie fortkommen, sonst bekommen Sie noch Peitschenhiebe, weil Sie zu spät eintreffen!“

Markham war diesen ganzen Tag allein. Der Brief, den er erhalten hatte, lag offen vor ihm. Er kam von einem Geistlichen aus England, und diejenige Stelle, welche Markham am öftesten überlas, lautete:

„Ich erhielt eine Aufforderung, Mrs. Vincent zu besuchen zu einer Zeit, wo man keinerlei Hoffnung wegen ihrer Wiedergenesung mehr hegen durfte. Ich kann Sie versichern: ich mußte eine sehr schmerzliche Pflicht erfüllen. Sie gestand mir, sie habe einer noch lebenden Person ein sehr großes Unrecht gethan, aber sie dürfe, unter den eigenthümlichen Umständen, welche diesen Fall begleiteten, nicht einmal ihren begangenen Fehler eingestehen, damit nicht noch größeres Unglück daraus erwachse. Ich gab mir die größte Mühe und bot Allem auf, was in meinen Kräften stand, um sie zu beruhigen, denn in der ganzen Zeit, seit ich mit Mrs. Vincent bekannt geworden war, hatte ich Gelegenheit gehabt, die edle Hingebung und Aufopferung zu bewundern, mit welcher sie unter den Armen und Notbleidenden, den Mühseligen und Beladenen aus der Heerde des Herrn wirkte und nur in Werken der Menschen- und Nächstenliebe und Mildthätigkeit ihre eigene Freude und Erholung fand. Ich fürchte sogar, ihr Herz hing am Ende nur allzu sehr an 'Werken', und sie sah darin nur ein Mittel, vergangene Vergehen zu sühnen. Vergebens suchte ich ihr den unermeßlichen Werth des 'rettenden Glaubens' begreiflich zu machen, welcher höher ist als alle menschlichen Handlungen. 'Was ich jüngst gethan habe,' pflegte sie zu sagen, 'das rechne ich für gar nichts; wenn ich nur die Vergangenheit hätte wieder gut machen können, so würde ich glücklich sterben.' Jene Idee von Werken der Sühne und die Zerknirschung darüber, daß sie ohne die Vergebung derjenigen Person sterben müsse, an welcher sie ein solch großes Unrecht begangen hatte, waren die Gedanken, welche sie unglücklich machten und ihren Lebensmuth allmählig aufzehrten. Zu allerletzt, als wir einmal allein waren, bat sie mich insgeheim, ich möchte Ihnen über ihren Hingang schreiben und mich dabei der Worte bedienen: 'Der Jammer und das Elend, die ich nun erdulde, sind nicht durch ihn herbeigeführt worden, sondern sind nur das unvermeidliche Ergebniß meiner eigenen Handlungsweise. Sagen Sie ihm, ich sey meinem Gelübde des Schweigens treu geblieben, und er seye furchtbar gerächt worden.'“

„Furchtbar gerächt?“ murmelte Markham in trüben Gedanken. „Clara wird mich nun hinfort für ein Scheusal halten, das nicht nur ihr die Treue, sondern auch ihrer unglücklichen Schwester das Herz gebrochen hat. Doch stille, stille, mein Stolz! ich will, ich muß dulden, auch wenn die Wahrheit niemals an den Tag kommt!“

H. Hellborn.

Ein Abenteuer in Irland.

Von einem deutschen Landsknechte.

Als unser Regiment in Irland stand, wurde ein Zug von meiner Kompagnie nach einer Stadt geschickt, welche ungefähr fünf Wegstunden von unserer gewöhnlichen Garnison entfernt lag. Es war meine Pflicht, die Soldaten dorthin zu begleiten und mit dem Abendzuge von einer Eisenbahnstation aus zurückzukehren, welche nur wenige Meilen von dem Bestimmungsorte meiner Kameraden entlegen war. Wir erreichten den letztern rechtzeitig und ich traf Anordnungen wegen meiner Heimkehr; allein gegen Abend trat ein heftiger Regen und Wind ein, und ich blieb so lange wie möglich in der Hoffnung, der Sturm und das Unwetter würden sich legen. Dieß war aber nicht der Fall; der Sturm ward immer heftiger, und bei der Bestimmtheit und Strenge meiner erhaltenen Weisungen mußte ich endlich mitten im Unwetter ausbrechen. Gegen dieses anzukämpfen und in demselben fortzumarschiren, kostete mich mehr Zeit als ich gerechnet hatte, und als ich endlich die Eisenbahnstation erreichte, erfuhr ich mit Schrecken, daß der letzte Zug schon abgegangen war. Ich besann mich nun nicht lange, denn es blieb mir nichts anderes übrig, als den ganzen Weg zu Fuße zu machen, wenn ich noch in dieser Nacht in der Garnison ankommen wollte, und so machte ich mich denn durchnäßt und müde auf den Weg.

Bei Einbruch der Nacht, als das Wetter immer schlechter wurde, kam mir zum ersten Mal der Gedanke, daß es doch, nachdem die Dunkelheit einmal herabgesunken, klüger seyn würde, in der ersten besten Schenke am Wege, die ich träfe, ein Obdach zu suchen und bis Tagesanbruch zu warten. Ich kannte die Gegend nicht genau, zweifelte jedoch nicht, daß ich seither auf dem richtigen Wege fortgegangen sey; nachgerade überkam mich aber doch ein leiser Zweifel und ich nahm mir vor, bei erster Gelegenheit Erkundigungen deßhalb anzustellen. Ich ging daher noch eine geraume Strecke weit fort ohne etwas von Menschen zu sehen oder zu hören, war aber endlich so glücklich, einem alten Weibe zu begegnen, das eine Kuh trieb. Als sie sich von ihrem Erstaunen erholte, mich hier zu sehen, überzeugte sie mich vollkommen, daß ich mich verirrt hatte und viel weiter von einem Wirthshause entfernt war, als mir auf einem solchen nächtlichen Marsche lieb seyn konnte. Es schien gar keine andere Behausung in der Nähe zu seyn, als ihre eigene, wo ich jedoch kein Unterkommen fand, und eine andere, wo ich möglicherweise hätte Obdach finden können, wo aber an diesem Morgen ein Mann gestorben war und die allein im Hause wohnende Wittwe möglicherweise die Anwesenheit eines Fremden nicht dulden mochte. Ich wollte jedoch auf alle Fälle mein Heil versuchen, und nachdem ich mir den Weg so weit hatte beschreiben lassen, daß ich ihn meines Erachtens finden konnte, schied ich von dem Weibe, welches mir diese Auskunft gegeben hatte.

Das Haus ward nicht so leicht gefunden, als ich hoffte, aber endlich stieß ich wie von Ungefähr darauf, als meine gute Laune beinahe erschöpft war, und schritt in bedeutend gehobener Stimmung darauf zu, als seine Umrisse meinen überraschten Blick auf sich zogen. Anfangs pochte ich etwas sachte, um die Bewohnerin nicht zu erschrecken; als jedoch hievon keine Notiz genommen wurde, wiederholte ich mein Pochen viel lauter. Endlich rührte sich drinnen etwas und eine Stimme fragte barsch nach dem Zweck dieser Ruhestörung.

Ich begann meine Lage zu erklären, allein ehe ich noch ein Dutzend Worte gesprochen hatte, sagte man mir, ich könne nicht eingelassen werden, da ein Todter im Hause liege. Ich machte Gegenvorstellungen, hob die Dringlichkeit meines Falls hervor und erbot mich, in irgend einen Winkel zu kauern und keine Ungelegenheit oder Mühe zu verursachen. Aber man erklärte mir nur in noch barscherem und lauterem Tone, ich solle mich sogleich packen. Dieß ärgerte mich sehr und ich rief zornig, wenn sie mich nicht gutwillig einlasse, so werde ich die Thüre einschlagen und mir selber Eintritt verschaffen. Ich muß dieß in sehr entschiedenem und entschlossenem Tone erklärt haben, denn die Stimme drinnen ward in Folge meiner Drohung bedeutend milder; und nach einigem Parlamentiren und Brummen ward die Thüre geöffnet und eine Kerze angezündet. Das Weib betrachtete mich sehr argwöhnisch und erschien bestürzt oder erschrocken, aber ich bat sie ruhig zu seyn und sich meinethalben keine Sorgen und Aengsten zu machen.

Das Haus war elend möblirt, die wesentlichsten Gegenstände, welche meine Aufmerksamkeit in dieser kahlen Behausung auf sich lenkten, war die Leiche in dem Todtengewand, die auf einer Kiste vor dem Bett lag, und ein gedeckter Tisch mit Speisen neben dem Herde. Dieser Proviant war für mich besonders verlockend, aber meine Wirthin schien sehr zu wünschen, daß ich mich in ihrer Wohnung nicht allzu genau umsehe, und bat mich daher, ihr in eine Nebenstube zu folgen. Ich wäre am liebsten da geblieben wo ich war, hielt es aber am Ende für passend, ihr die Wahl meines Nachtquartiers zu überlassen, und so folgte ich denn ihrer Führung.

In der Nebenstube stand nur eine niedrige Pritsche mit einer Strohschütte darauf, und daneben ein umgestürzter altväterischer Stuhl. Sie ließ mir die Wahl zwischen dem „Bett" oder dem Stuhl und verließ mich; einige Minuten später aber reichte sie mir ein Stück Brod herein mit einer mürrischen Bemerkung, die ich nicht verstand.

So müde ich auch war, so empfand ich doch mehr Lust, das Treiben des Weibes zu beobachten, als mich dem Schlafe zu überlassen; allein dieß entleidete mir bald und ich fühlte mich am Ende schläferig. Ich legte mich deßhalb ruhig nieder, und stemmte, um mich vor Ueberrumpelung zu sichern, meine Füße gegen die Thüre, so daß diese nicht geöffnet werden konnte, ohne mich aufzuwecken. In dieser Lage versank ich in einen leichten Schlummer, aber eine Bewegung in der Nebenstube machte mich plötzlich munter und ich lauschte. Durch die Spalten in der alten Thüre vermochte ich nur undeutlich zu sehen; allein ich war doch im Stande zu bemerken, daß meine Wirthin hinter der Thüre ebenfalls lauschte, und als ich dieß bemerkte, suchte ich sie durch gelegentliche Nasentöne ab und zu zu überzeugen, daß ich in festem Schlafe liege.

Sie gab bald das Horchen auf und schlich vorsichtig zurück, während ich nun, da meine Neugierde einmal angeregt war, behutsam durch die Ritzen schaute. Sie hüllte einen Shawl um sich, setzte eine brennende Kerze auf den Tisch und verließ das Haus, dessen Thüre sie sorgfältig hinter sich abschloß. Ich ge-

stehe, daß mir dabei unbehaglich zu Muthe ward, und daß mich ein leises Grauen über meine einsame Lage beschlich; und da ich nicht wußte, was daraus erfolgen würde, so lud ich meine Muskete, um nöthigenfalls mich besser vertheidigen zu können.

Ich harrte eine lange Zeit ängstlich, hörte aber nichts von ihrer Rückkehr noch irgend einen andern Ton, als das seitherige dumpfe Picken einer alten Wanduhr und das Plätschern des Regens draußen. Endlich überkam mich ein Verlangen, die Behausung näher zu untersuchen, und nach einigem Zögern wagte ich mich in die äußere Stube. Es war die traurigste Lage, in der ich mich jemals befunden hatte, denn die feierliche Stille erweckte in mir ein dem Schreck und Entsetzen so nahe verwandtes Gefühl, als nur die größte Furcht vor einer wirklichen Gefahr in mir hätte erwecken können. Allein meine Untersuchung ward beinahe im ersten Augenblick unterbrochen durch ein raschelndes Geräusch wie von einer leichten Bewegung in derjenigen Richtung, wo der Todte lag.

Ich erschrack darüber, nahm mein Gewehr besser auf und zog es mechanisch an die Wange um zu zielen, als ich die Laken auf der Leiche sich noch einmal bewegen sah, wie ich es vorhin zu bemerken geglaubt hatte. Ich erbebte, das kurzgeschnittene Haar stand mir zu Berge und der kalte Schweiß trat mir auf die Stirn; ich fühlte mich ganz erschüttert, obwohl ich sonst nicht eben an schwachen Nerven leide. Zugleich hörte ich in diesem Moment deutlich und langsam eine Stimme unter dem Leichentuche hervor zu mir sagen: „He, Herr Soldat, Ihr werdet mich doch nicht erschießen wollen?"

Dieß überzeugte mich zwar theilweise, daß ich es noch mit einem lebenden Wesen zu thun hatte, aber es war mir keineswegs wohl bei der Sache, und ich konnte nur durch einen fragenden, erschrockenen Blick antworten.

„Meiner Treu, ich bin so lebendig wie Ihr es seyd," sagte der wieder Erwachte und drehte sich nach mir um; „wenn Ihr mir aber den Gefallen thun wollt, die Stecknadeln aus diesen Binden zu nehmen und die Schnur, womit meine Zehen zusammengebunden sind, entzwei zu schneiden, ehe dieses Weib zurückkehrt, so will ich Euch Alles erzählen und Euch auf meine Gesundheit Bescheid thun."

Jetzt brauchte ich mich nicht mehr so sehr zu fürchten, obschon meine Neugierde in einem Grade rege gemacht war, die ich nicht beschreiben kann. Ich erfüllte seinen Wunsch und er bat mich höflich, mich wieder in die andere Stube zurückzuziehen, nachdem ich ihn beinahe ganz so wie er zuvor gewesen, wieder zugedeckt und ihm eine „Gerte" gegeben hatte, wie er einen schweren Knittel nannte, der entschieden gefährlich aussah, sogar während er noch ruhig in der Ecke stand.

Ich war ziemlich aufgeregt, als ich mich in meine Stube zurückbegab und wieder niederlegte. Etwa eine Stunde später unterbrach das Knarren des Thürschlosses die Stille, und meine Wirthin trat in Begleitung eines Kerls herein, der mir als der vollendetste Typus eines Gauners erschien, den ich je gesehen hatte. Sie deutete auf die Thüre, hinter welcher ich lauschte, und flüsterte ihrem Gefährten etwas zu, der eine Antwort brummte und seinen mitgebrachten Knittel schwang. Beide horchten dann eine ziemlich lange Zeit, aber ich überzeugte mich bald, daß sie sich nicht stark um mich kümmerten. Sie setzten sich und begannen aus einer Flasche zu trinken, die das Weib aus einem Versteck genommen hatte. Allmälig begann der Kerl das Weib um den Hals zu fassen und ihr Worte zuzuflüstern, die ich nicht verstehen konnte, allein ihrem Treiben ward rasch ein Ziel gesteckt durch den Mann im Leichentuch, der mit verschiedenen Verwünschungen aufsprang und beiden mit seiner „Gerte" aus Leibeskräften über die Köpfe schlug. Beim ersten Lebenszeichen, welches der vermeintlich Todte von sich gegeben, hatte das Weib zu schreien begonnen, allein dieß hörte bald auf, als sie und ihr Spießgeselle zu Boden geschlagen waren.

Ich fühlte keinen Beruf in mir, mich hier in's Mittel zu legen, und sah schweigend zu. Der Wiedererwachte öffnete nun die Thüre und warf beide mit der größten Unbefangenheit zum Hause hinaus: dann verriegelte er sorgsam die Thüre, kam zu mir herein und bat mich, zu ihm an das Feuer zu sitzen, das er inzwischen wieder aufgemacht hatte.

Ich willfahrte gerne und er erzählte mir den Grund, welcher den eben miterlebten Auftritt veranlaßt hatte. Das Weib war anscheinend seine Gattin, und er hatte Gelegenheit gefunden, sie zu beargwöhnen, daß sie ihn berauben und mit dem Fremden durchgehen wolle. Er entdeckte ferner, daß sie im Besitz von Gift sey, und es gelang ihm, dasselbe mit einem ganz unschädlichen Ingrediens zu vertauschen, worauf er später die Genugthuung hatte, es für sich in sein Getränke gemischt zu sehen. Dieß veranlaßte ihn, sich todt zu stellen, anfangs blos um auf diese Weise ihre wirklichen Absichten zu ermitteln; aber er war selbst erstaunt darüber, daß sie sich so vollständig hatte täuschen lassen. Vermuthlich hatte jedoch ihr ängstliches Verlangen, sich seiner zu entledigen, die Täuschung wesentlich unterstützt, und sie schien sich gar nicht genau davon überzeugt zu haben, ob das Gift auch seine volle Wirkung gethan habe oder nicht.

Er theilte mir nun ohne Rückhalt seine Pläne für die Zukunft mit, stöberte unter alten Kleidungsstücken in einer Ecke herum und brachte eine Summe Geldes zum Vorschein, womit er seine Ueberfahrt nach Amerika zu bezahlen gedachte, da er sein Heimathland mit Tagesanbruch verlassen wollte. Wir saßen die ganze Nacht plaudernd bei einander und er ward so freundlich gegen mich, daß er sich erbot, sein Kapital mit mir zu theilen, was ich natürlich ablehnte.

Am Morgen blickte er aus der Thüre, allein das elende Paar war nirgends mehr zu sehen. Dann ergriff er eine Axt und schlug damit in das Zifferblatt der alten Wanduhr, die nun sogleich zu picken aufhörte und warf sie in's Feuer; hierauf zertrümmerte er alle anderen Gegenstände im ganzen Hause, welche nur des Zerstörens werth waren, band dann einen Theil seiner Kleidungsstücke in ein Tuch ein, stieß eine Verwünschung über das armselige Häuschen aus, verschloß die Thüre, warf den Schlüssel mit einem Fluch auf einen Düngerhaufen, und schien nun ohne alle tiefere Regung von der Heimath zu scheiden, und nicht weiter an alles Vorgefallene zu denken.

Als wir die Eisenbahnstation erreichten, erlaubte ich ihm, einen Theil meines Fahrgeldes zu bezahlen, was ihn außerordentlich freute, und beim Abschied schien er sich so ungern von mir zu trennen, daß es vielleicht nur eines Worts von mir bedurft hätte, um ihn zum Anwerben zu veranlassen. Allein hiezu wollte ich ihn nicht bewegen. Die Lokomotive pfiff, wir schüttelten uns

herzlich die Hand und schieden, und seither habe ich von diesem auf solch eigenthümliche Weise gewonnenen Bekannten nichts mehr gesehen noch gehört. —

Der Brillantring.

„Gefundenes. Heute Donnerstag Abend zwischen 6 und 7 Uhr ist auf der Promenade gegenüber von der großen Fontaine ein werthvoller Brillantring gefunden worden. Wer sich als der rechtmäßige Eigenthümer desselben auszuweisen im Stande ist, kann ihn wieder erhalten Waldstraße Nr. 19 im ersten Stockwerk."

Ich überblickte noch einmal diese flüchtig hingeschriebene Ankündigung, schob sie in ein Couvert und trug sie selber nach der nächsten Brieflade. Ich war in einer ungewöhnlichen Aufregung in Folge dieses Funds, den ich gemacht hatte. Es passirt Einem nicht jeden Tag, daß man einen kostbaren zierlichen Brillantring findet, an welchen sich eine ganze Geschichte zu knüpfen scheint. Und daß gerade ich, trotz meiner Kurzsichtigkeit, der glückliche Finder desselben seyn mußte! Ich hatte ihn von Weitem funkeln und glitzern sehen, als er von dem langen Kleide eines schmucken jungen Kindermädchens durch den Kies gefegt wurde. Ich war darauf zugeeilt gleichzeitig mit einem asthmatischen dicken Herrn, der sich schon ächzend darnach bücken wollte, als ich den Ring behend vom Boden hinweghaschte, worauf er mich mit seinem breiten Gesicht wortlos anstierte, die Unterlippe hängen ließ und unmuthig Kehrt machte. Ich wollte aber nicht nur ein glücklicher, sondern auch ein redlicher Finder seyn, und als ich mich daher auf der Promenade vergebens nach einem Individuum umgesehen, dem ich den Besitz und Verlust eines solchen Kleinods zutrauen konnte, machte ich mich auf den Heimweg und überlegte bei mir selber, wie ich es anstellen sollte, um den rechtmäßigen Eigenthümer davon zu ermitteln. Das Ergebniß dieser Ueberlegung war obige Anzeige im „Tagblatt", deren Wirkung ich mit einer gewissen fieberischen Spannung und Neugier entgegen sah.

Am andern Tag, wenige Minuten nach zwei Uhr, begrüßte ich mit meiner verbindlichsten Verbeugung einen ehrwürdig aussehenden alten Herrn, dessen weiße Haare und mildes Lächeln der Anmuth einen doppelten Reiz zu geben schien, womit er mir entgegentrat, mir ceremoniell zunickte und dann die Hand nach mir ausstreckend mit dem einnehmendsten Tone ausrief: „Sie haben mir einen wahren Stein vom Herzen genommen, mein junger Freund! Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen inständigst danke!"

Das einschmeichelnde Zartgefühl, welches sich in dieser Anrede aussprach (ich zähle nämlich erst fünfundvierzig Jahre), verfehlte seine Wirkung auf mich nicht, denn ich reichte dem würdigen Greise in respektvollem Schweigen die Hand.

„Ein junger Mann," fuhr der alte Herr fort, „mag es vielleicht unbegreiflich finden, wie der Verlust eines kleinen Stücks Geschmeide für einen alten Mann eine wahre Quelle geistigen Leidens und unbeschreiblicher Unruhe werden kann, allein es knüpfen sich Erinnerungen daran — ich meine an meinen verlorenen Ring — welche dem Herzen sehr nahe gehen! — Hm, hm! es mag Ihnen kindisch erscheinen, aber entschuldigen Sie meine Gemüthsbewegung!"

Ich verbeugte mich tief angesichts dieser sehr erklärlichen und natürlichen Aufregung.

„Ich habe einige schlaflose Stunden voll großer Seelenpein verbracht, aus welcher Sie mich nun glücklich erlöst haben — ich fühle mich Ihnen sehr zu Dank verpflichtet. Es bleibt mir nun nichts weiter mehr übrig, als Sie für Ihre Auslagen zu entschädigen, und ...." Damit zog der alte Herr seine Börse und schickte sich an, dieselbe zu öffnen.

— „Entschuldigen Sie, mein Herr," fiel ich ihm rasch in's Wort; „wenn Sie der rechtmäßige Eigenthümer des Rings sind, so können Sie mir ohne Zweifel das Wappen auf demselben beschreiben."

„Das Wappen, mein Herr? Es war ja ein Brillantring!"

— „Allerdings!"

„Ein schlichter Brillantring!" erwiderte der alte Herr ernst und streng. „Bitte, machen Sie keine schlechten Witze mit mir, junger Herr! Geben Sie mir den Ring her! Ich will Ihnen sogleich nachweisen, daß ...."

— „Um Vergebung, aber so rasch geht die Sache nicht, mein Herr!" rief ich und trat vor seiner ausgestreckten Hand einen Schritt zurück; „da aber auf dem in meinen Händen befindlichen Ring in der That ein Wappen und ein Motto eingeschnitten ist, so muß ich daraus schließen, daß mein Ring nicht derjenige seyn kann, den Sie suchen!"

Der alte Herr faßte mich einen Moment scharf in's Auge und sagte dann mit einem Seufzer und in einem sehr niedergeschlagenen und entmuthigten Tone: „Ich fürchte Sie haben Recht, und ich muß weiter suchen! Ach, was für ein trauriges Ende meiner hoffnungsvollen Wanderung!"

'Fördre den weggehenden, bewillkommne den kommenden Gast!' ist ein sehr guter Wahlspruch. Ich machte daher keinen Versuch, meinen ehrwürdigen Freund zurückzuhalten; allein ich möchte darauf schwören, daß ich, als er sich nach der Thüre wandte, unter dem weißen Haar in seinem Nacken eine Locke glänzend dunkelbraunes Haar hervorragen sah.

Meine nächste Besucherin war eine ältere, hoch aufgeputzte Dame in weiter Crinoline, von imposanter Höhe und Haltung, geschminkt, parfümirt, mit einer goldenen Brille auf der Nase. „Wir begegnen uns unter eigenthümlichen Umständen," hub diese Dame mit stolzer Herablassung und erzwungener Leutseligkeit an; „ich bin die Vorsteherin einer Erziehungsanstalt für junge Damen ...."

Mit verbindlichster Anerkennung der mir erwiesenen Ehre wünschte ich zu wissen, was mir dieselbe verschafft habe.

„In den Erholungs- und Freistunden pflegen wir auf der Promenade spazieren zu gehen, um wenigstens einigen Ersatz für die Reize des Landlebens, für die erhabenen Schönheiten von Feld und Flur zu haben, deren Genuß in gewöhnlichen Zeiten uns versagt ist," fuhr sie mit einem leichten Seufzer fort, als ob sie diese Entbehrung schmerzlich beklagte. „Auf unserem gestrigen Spaziergang war eine der meinem Schutze

anvertrauten Damen so unglücklich, ihren Ring zu verlieren, der ein Familienkleinod ist. Sie, mein Herr! sind der glückliche Finder."

— „Ich habe allerdings einen Ring gefunden, Madame," versetzte ich; „allein es fragt sich ...."

„Ach, wie glücklich wird meine theure Olga seyn, wenn sie ihren Ring wieder sieht!" rief die respektable Vorsteherin und klatschte vor Entzücken in die Hände.

— „Darf ich Sie wohl mit der Bitte beschweren, daß Sie mir den Ring beschreiben?"

„Ihn beschreiben? Jenun, es war ein Brillantring, mein Herr — hübsch und massiv, aber einfach."

— „Und was war darauf gravirt?"

„Gravirt? In der That, das weiß ich nicht. Ha, daß doch mein junger Zögling bei mir wäre! — Doch ja, wie thöricht bin ich! Es ist das Wappen der Familie Loraine. Ist es nicht ein springender Löwe im goldenen Felde? Doch nein, ich irre mich. Es ist recht Schade, daß meine liebe kleine Olga allzu unwohl war, um mich begleiten zu können! Allein dieß ist ja unwesentlich; Sie werden wohl die Güte haben mir den Ring anzuvertrauen, damit ich ihn meiner kleinen Pflegbefohlenen zeigen kann; sie wird dann im Stande seyn, ihn sogleich wieder zu erkennen."

— „Um Vergebung, Madame; ich fürchte, es wäre kaum zu rechtfertigen, wenn ich auf dieses Verlangen einginge ...."

„Mein Herr!" rief sie entrüstet.

— „Ich halte es für meine Pflicht," erwiderte ich fest, „unter so bewandten Umständen jede Vorsichtsmaßregel gegen Irrthümer zu beobachten. Vermuthlich ist die junge Dame nicht allzu sehr erkrankt, um Ihnen wenigstens die nöthige Beschreibung von dem Ringe machen zu können."

„Sehr wohl, mein Herr! ausgezeichnet gut! Sie beschuldigen mich also eines Irrthums, — eines vielleicht absichtlichen Irrthums? Ich glaubte — ja, ich glaubte wirklich — ich hätte es in Ihnen mit einem Manne von Stande und Bildung zu thun! Sie sollen es nun zu Ihrem Nachtheil erfahren, mein Herr, daß die Vorsteherin eines adeligen Töchter-Instituts nicht ungestraft beleidigt werden darf. Guten Morgen!"

Das war sehr widerwärtig, aber ich war mir bewußt, daß ich nicht anders hätte handeln dürfen. Ohnedem beschlich mich wider Willen ein leiser Argwohn, als ob der freundliche alte Herr und die alte Dame mit der goldenen Brille im Grunde doch nichts anderes versucht hätten, als einen gelinden Schwindel, um sich in den Besitz meines Fundes zu setzen. Ich nahm mir vor, künftig noch mehr auf der Hut zu seyn und den angeblichen Eigenthümern des Ringes bezüglich der Identität desselben noch genauer auf den Zahn zu fühlen. — Ich hatte mich jedoch kaum von der gerechten Verblüffung erholt, worein mich der Auftritt mit der Vorsteherin des vornehmen Töchterpensionats versetzt hatte, so rasselte ein leichter Phaëton, von zwei raschen Pferden gezogen, mit einem Lakaien in Livree auf dem Rücksitze, vor meinem Hause an und ein junger Herr, ganz nach englischer Mode gekleidet, warf dem Lakaien die Zügel zu, sprang vom Wagen und eilte in's Haus. Eine Minute später stand er vor mir.

„'n Morgen — 'n Morgen!" brummte er ohne seine Cigarre aus dem Munde zu nehmen und blies mir eine Rauchwolke in's Gesicht; — „Pardon, mein Herr, aber die Alte — verdammt! ich wollte sagen, meine Mutter — sagte mir, ich solle meinen Ring hier holen; da ließ ich denn die beiden Polacken einspannen und fuhr hieher wie ein Gewitter!"

— „Ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, den Ring wieder zurückzugeben, den ich leider gefunden habe, sobald ich seinen rechtmäßigen Besitzer entdecken kann."

„Besitzer entdecken?" wiederholte der junge Herr und zupfte an den beiden langen Zapfen seines Backenbarts. „Verdammt! sagte ich Ihnen denn nicht, der Ring sey mein? Na, so seyn Sie doch nicht so verzweifelt langweilig und geben Sie mir mein Eigenthum heraus! Ich will nicht, daß meine beiden Polacken sich erkälten und einen Strengel bekommen, denn ich bin gefahren wie ein Satan und sie triefen von Schweiß."

— „Was für eine Art von Ring war der Ihrige?"

„Was für 'ne Art? Ei seht doch, als ob Sie das nicht wüßten! — das ist gut." — Ich gab ihm zu verstehen, daß es mir lieber wäre, wenn ich fände, daß er es wüßte. — „Wie? ich sollte meinen eigenen Ring nicht kennen?" rief er. „Ich weiß, daß er ein Paar Polacken werth ist. Also frisch heraus — sagen Sie mir, was ich Ihnen schuldig bin, und ich will bezahlen!"

— „Können Sie mir die Devise nennen, welche der Ring trägt?"

„Devise?" sagte er. „Nun ja, er trägt eine Devise wie jedes Wappen, aber der Teufel verstehe sich auf den heraldischen Unsinn! Ich hatte den Ring von meiner Alten — verdammt! meiner Mama, wollt' ich sagen — bekommen, um ihn zu tragen, nicht um die Devise auswendig zu lernen."

— „Ich kann den Ring nicht herausgeben, wenn Sie mir ihn nicht wenigstens zu beschreiben im Stande sind."

„Oh verdammt! machen Sie doch nicht so viele Umstände mit der albernen Geschichte! Ich würde nicht ein Cigarrenende um das Zeug geben, wenn der lumpige Ring nicht von einem alten Anverwandten herrührte und die Alte so großen Werth darauf legte. Ich hab' gottlob noch mehr derartige Bagatellen. Kommen Sie, ich will Ihnen einen andern werthvolleren dafür bringen, nur damit ich vor der Alten Ruhe kriege."

Ich lehnte diesen Vorschlag respektvoll ab.

„Potz Millionen Bomben!" rief der junge Rossebändiger, wie von einem plötzlichen Gedanken durchzuckt; „verdammt, was für ein paar Dummköpfe sind doch wir beide! Warum rücken Sie nicht mit der Lumperei heraus und zeigen mir den Ring? Ich könnte Ihnen ja alsdann im Nu sagen, ob der Ring mein ist!"

Ich bedeutete ihm, ich bedaure seinen Wunsch nicht erfüllen zu können, und setzte hinzu, er würde besser thun, sich zuvor eine genaue Beschreibung der „Lumperei" von seiner „Alten" zu verschaffen, und empfahl ihm schließlich, die beiden Polacken nicht länger warten zu lassen, damit sie keinen Strengel bekämen.

Die Geschichte mit dem Ring war mir bereits herzlich entleibet. Ich ärgerte mich über die Schlechtigkeit der Menschen, aber noch weit mehr über die Unverschämtheit, womit man mir die Kurzsichtigkeit und Dummheit zutraute, durch solche handgreifliche Schwindeleien mich betrügen zu lassen. Ich mußte ausgehen, in's Freie, um mich zu verlaufen und zu vergessen.

Ich eilte in mein Schlafzimmer und kleidete mich an. Schon hatte ich Hut und Stock in der Hand, da meldete man mir, daß eine junge Dame mich zu sprechen wünsche, und ich fürchte, der Ausruf, den ich ob dieser Nachricht im Stillen that, war für die fragliche Dame durchaus kein Kompliment.

Eine hohe, anmuthige Gestalt, in tiefe Trauer gekleidet, stand von einem Stuhle auf, als ich in meinen kleinen Salon trat. Sie eröffnete die Verhandlung mit einiger Verlegenheit und Verwirrung und wandte dabei den Kopf beiseite. Sie kam zu mir in der Hoffnung einen Ring wieder zu bekommen, welchen sie unachtsamer Weise verloren hatte, und der ihrem Bruder und ihr von einem geliebten Vater auf dem Todbette geschenkt worden war.

Mein Blick ruhte auf ihrer tiefen Trauertracht, auf ihrer anmuthigen, schlanken, geschmeidigen Gestalt, ihrem blassen, schönen Gesicht, von welchem die Röthe der Verlegenheit und Schüchternheit nun gewichen war. Es verursachte mir einige Befangenheit, daß ich sie freundlich bitten mußte, mir den Ring zu beschreiben.

„Ein großer schöner Diamant, der sehr hübsch ist, wie ich glaube,“ versetzte sie; „aber mir machen ihn noch ganz andere Gründe werth und theuer.“

— „Allein,“ wandte ich artig ein, „wollten Sie mir nicht sagen, was auf der Innenseite des goldenen Reifs eingravirt ist?“

„Ein Wappen mit einem Helm, — unser Familienwappen, so viel ich weiß,“ erwiderte sie wehmüthig. „Ich verstehe jedoch nichts von Wappen und Heraldik, und habe demselben eigentlich kaum jemals einige Aufmerksamkeit geschenkt, ja es kaum gelegentlich angesehen. Mein Bruder ist todkrank, mein Herr,“ fuhr sie fort und erhob ihr blasses Gesicht ein wenig, um mir schüchtern und mit rosigem Erglühen in die Augen zu blicken. „Erst heute früh bemerkte er mit Unbehagen, daß der Ring an meinem Finger fehlte; wir stehen ganz allein in der Welt — der Ring ist die einzige Reliquie von einem geliebten Vater, der uns erst vor Kurzem entrissen wurde, — wie kann ich nun dem schwer erkrankten Bruder gestehen, daß ich den Ring verloren habe?“

— „Es thut mir herzlich leid, daß ich Ihnen Schmerz und Unlust verursachen muß,“ sagte ich zu ihr und bemühte mich fest zu seyn; „allein es wäre für alle Theile zufriedenstellender und würde auch nur geringen Aufschub verursachen, wenn Sie von Ihrem Herrn Bruder sich eine Beschreibung des Rings geben lassen würden. Es handelt sich noch um eine Devise ....“

„Ich weiß es, um einen kurzen Wahlspruch, der um das Wappen herum eingegraben ist, — aber er ist nicht deutsch und ich habe ihn vergessen!“ entgegnete sie. Ich zuckte die Achseln. Ohne ein weiteres Wort machte sie mir eine kurze Verbeugung und wandte sich zum Gehen; die traurige Resignation in ihrer Miene und Haltung rührte mich, und als sie sich umwandte, sah ich eine stille Thräne über ihre Wange rollen und auf die Hand herabfallen, die sich nach der Thürklinke ausstreckte. Dieß konnt' ich nicht ertragen.

— „Halt!“ rief ich; „gedulden Sie sich noch einen Augenblick. Ich bin überzeugt, ich fühle es, daß ich Ihnen vertrauen kann. Sie sollen mir selber sagen ....“ Ich nahm den Ring aus seinem sichern Verschluß und hielt ihn schüchtern unter ihre blauen Augen, damit sie ihn betrachte.

Ich sehe noch den Blick voll Entzücken, die namenlose Freude, welche plötzlich ihr schönes Antlitz überstrahlte — ich sehe noch den Ausdruck von beinahe kindlichem Vergnügen in ihren Augen, als sie zu mir aufblickte und in die Hände klatschend ausrief: „Der Ring! der Ring! Oh Alfred, mein lieber lieber Bruder!“ Sie berührte ihn mit der Hand, eine zitternde glückliche Gier im Auge; sie erfaßte ihn auf eine so liebkosende, unaussprechlich zärtliche Weise, als scheute sie sich ein solch kostbares Geschmeide nur derb anzufassen. Wie anmuthig, wie hübsch sie in diesem Augenblicke war!

„Mein liebes Kind,“ sage ich (ich bin ja fünfundvierzig), „es gereicht mir zur aufrichtigsten Freude ....“ Dann gerathe ich in's Stottern, eile ihr nach. „Mein Fräulein, wollten Sie nicht wenigstens die Gewogenheit haben, mir Ihre Adresse zu hinterlassen?“

Was für ein Blick verdüstert nun ihr Gesicht! Verletzte Rechtschaffenheit, gekränktes reines Gewissen, vermischt mit Mitleid für mich.

„Ah so, mein Herr?“ erwidert sie und reicht mir eine Karte, auf welche sie einige Worte mit Bleistift geschrieben; „Sie scheinen mir nicht zu trauen! Sie werden dieß eines Tages noch bereuen. Ich stehe jedoch über Ihrem Mißtrauen.“

Ich nenne mich nun selber einen Bengel, einen Grobian. Der Ton des Vorwurfs in ihrer Stimme verfolgt mich förmlich; der Ausdruck von Schmerz und Kummer in ihren Augen — wie gut stand er ihr zu Gesicht! Wie hübsch und jungfräulich, wie anmuthig sie war! — Ich mache meinen Spaziergang, aber ich beschäftige mich im Geiste nur mit ihr. Den ganzen Abend kann ich die Erinnerung an meine hübsche Unbekannte nicht los werden; — mit dem Gedanken an sie schlafe ich sogar ein.

Am andern Morgen gelüstet es mich sogar, unter Benützung der angegebenen Adresse ihr einen Besuch zu machen und mich zu entschuldigen wegen meines heidnischen ungerechtfertigten Mißtrauens. Ich grüble noch darüber nach, während ich mein Frühstück einnehme. Wie entzückend muß es seyn, sie in ihrer eigenen und eigenthümlichen Atmosphäre zu sehen, in ihrer stillen Häuslichkeit, wie sie den kranken Bruder pflegt, der ihr Eins und Alles in der Welt ist, — wenigstens es zu betrachten, mit welcher Zärtlichkeit und schönen Hingebung die sanfte Schwester für den schwererkrankten Bruder sorgt, wenn man auch an seinem Schicksale nicht eben so großen Antheil nehmen möchte! Ich bin schon halb entschlossen, diesen Gang zu machen; schon stehe ich auf und will mich ankleiden, da kommt der Postbote und bringt mir mehrere Briefe — einer ist darunter, dessen Handschrift mir bekannt erscheint. Ich reiße ihn hastig auf, lese, reibe mir die Augen — lese wieder, stoße eine Verwünschung aus, und sinke dann wie vernichtet in den Stuhl zurück. Das Briefchen lautet:

„Mein lieber Freund!

„Was für ein sonderbarer Zufall hat es so merkwürdig gefügt, daß gerade Du über meinen Ring stolpern mußtest? Ich mußte gestern Abend in aller Eile mit dem Schnellzug nach W. reisen. Als ich über die Promenade ging, zog ich meinen Handschuh herunter, um das Geld besser zählen zu können, womit ich meine Fahrkarte an der Kasse des Bahnhofs lösen wollte, und bemerkte meinen Verlust nicht eher als

bis ich in G. in die Restauration des Bahnhofes trat und wieder die Handschuhe auszog. Du magst Dir meinen Schreck und meine Verlegenheit denken, denn der Ring ist ein Familienerbstück. Wenn es der meinige ist, den Du gefunden hast, wie ich nicht bezweifle, so ist auf der Innenseite des Reifs ein kleines Wappen eingravirt: ein gepanzerter Arm, dessen Faust einen Speer hält, mit der Umschrift Ubique paratus*), wie Du es in der linken Ecke dieses Briefblatts siehst — nur kleiner. In der That, die Wahrheit ist oft seltsamer, als alle Erfindung. Uebermorgen komme ich zurück, bewahre mir daher den Ring auf.

„Mit freundlichen Grüßen, Dein alter Schul- und Studiengenosse Eugen Wehrmann."

Dummkopf, Simpel, kurzsichtiger, leichtgläubiger, blödsinniger Thor, der ich war! Allein es ist nutzlos, mich noch auszuschimpfen, — der Ring war fort. Ja, ich brauche auch wohl kaum hinzuzufügen, daß, als ich nach der Weststraße eilte, um in dem auf der Visitenkarte des Fräuleins Ottilie von Treumund bezeichneten Hause nach der Trägerin jenes schönen Namens zu fragen, kein Mensch etwas von dieser jungen Dame wissen wollte, ja daß selbst die Polizei nicht das mindeste von ihr wußte. Wahrscheinlich hat „der liebe liebe Alfred" eine unverzügliche Luftveränderung nöthig gehabt; vermuthlich umarmen sich die beiden Geschwister noch jetzt in dankbarem Entzücken über die Wiedererlangung der kostbaren Reliquie eines ihnen erst jüngst entrissenen theuren Todten! War dieser theure Todte nicht vielleicht gar nicht gestorben, sondern hatte sich nur verkleidet gehabt? Waren vielleicht der silberhaarige ehrwürdige alte Herr und der junge Kerl mit den englischen weiten Kleidern und den beiden Zapfen von goldblondem Affenbackenbart nicht eine und dieselbe Person, und war die tugendhafte Vorsteherin einer adeligen Töchterschule ebenfalls nur die zärtliche Schwester in einer andern Verkleidung? Meiner Treu, ich habe große Lust es zu glauben, ja ich bin sogar überzeugt, daß sich beide zusammen nun herzlich über den Streich lustig machen, den sie mir gespielt haben und den sie nicht zum ersten Mal aufgeführt. Aber was soll ich nun zu Eugen sagen? .... Wenn ich wieder einmal einen Brillantring oder ein sonstiges Kleinod finde, so werfe ich es entweder von mir oder behändige es der Polizei. In meinem ganzen Leben will ich keine solche Enttäuschung mehr erleben.

Eine räthselhafte Geschichte.

Die alte Dame, welcher wir die nachstehende eigenthümliche Geschichte verdanken, hörte sie in ihrer Jugend, und zwar als wirkliche Begebenheit. Es war ihr sogar der Name der alten Familie im Norden von England bekannt gewesen, in welcher die Begebenheit sich zugetragen hatte, doch waren dieser, sowie die nähern Umstände, wenn sie die letzteren überhaupt jemals gekannt hatte, ihrer Erinnerung entschwunden, und sie besaß nichts Schriftliches darüber, um ihrem Gedächtnisse zu Hülfe kommen zu können. Wir schließen nach der zierlichen Perrücke des wohlwollenden alten Helden der Geschichte, wenn wir annehmen, daß sie sich im letzten Jahrhundert zugetragen haben muß.

Am Abend eines regnerischen Oktobertages, etwa um das Jahr 1760, saß ein Anwalt des Temple bei seinen Büchern und wurde in den Studien durch seinen Diener unterbrochen, der ihm den Besuch eines „Gentleman" anmeldete. Er erhob sich zum Empfang desselben, und sah sich bald einer ihm völlig fremden Person, von sehr feinem, doch außerordentlich altmodischem Aeußern gegenüber. Der Anzug des Mannes war von dunkler Farbe und sehr alterthümlichem Schnitte, eine kleine zierliche Perrücke umgab sein ernstes, sogar feierliches Gesicht, die Beine waren von den Knieen herab in seidene Strümpfe gehüllt, die Schuhe mit kolossalen goldenen Schnallen geschmückt und ein Stock mit einem Knopfe von demselben kostbaren Metall, nebst einem breitrandigen, runden Hut vollendeten seinen Putz, welcher gänzlich der Mode der letzten Regierungsjahre König Wilhelm's III. oder seines ersten Nachfolgers angehörte. Nach einer steifen Verbeugung, genau nach der strengsten Etiquette der Zeitepoche, welche er zu repräsentiren schien, nahm er von dem Stuhl Besitz, den ihm sein Wirth anbot, und begann, nachdem er die Stimme mit einem „Hm!" geklärt hatte, langsam und feierlich folgendermaßen:

„Wenn ich nicht irre, mein Herr, so sind Sie Rechtsbeistand der S**schen Familie, und es wird Ihnen somit bekannt seyn, daß ihre Güter in Yorkshire verkauft werden sollen."

— „Ich besitze," entgegnete der Advokat, „den Auftrag und die unbedingte Vollmacht den Verkauf abzuschließen; und obschon dieß eigentlich ein trauriges Geschäft für mich ist, so werde ich es dennoch in Ordnung zu bringen suchen."

„Es ist ein Geschäft, das Sie sich ersparen können," sprach der Fremde mit einer abwehrenden Bewegung der Hand; „die Besitzungen brauchen nicht verkauft zu werden."

— „Dürfte ich mir die Frage erlauben, mein Herr, ob Sie vielleicht ein Verwandter der Familie sind? In diesem Falle wird es Ihnen vermuthlich nicht unbekannt seyn, daß die Veräußerung der Besitzungen dringend nothwendig ist, weil sie wegen Mangels eines anderweitig darüber verfügenden Testamentes, der Erbfolge nach, an einen andern Zweig der Familie übergehen, dessen Repräsentant so eben vom Continent zurückgekehrt und entschlossen ist, seine Erbschaft zu Gelde zu machen. Der gegenwärtige Inhaber besitzt keine Mittel die Güter wieder anzukaufen und muß sie daher aufgeben."

„Sie sind im Irrthum," sagte der alte Herr etwas barsch. „Sie scheinen das Testament des Urgroßvaters von Herrn S. nicht zu kennen, durch welches er diese seine Besitzungen nicht nur seinem Lieblingsenkel, dem Vater dieses Herrn, sondern auch noch auf seinen Urenkel, ihn selbst, und alle Nachkommen vermachte."

— „Viele Jahre lang," antwortete der Advokat, „glaubte man wirklich an die Existenz eines solchen Testaments, und aus diesem Grunde ist Herr S. bis jetzt unangefochten im Besitz der Güter geblieben. Auf Verlangen dieses neuen Erben sind jedoch die Nachforschungen nach dem Dokument wieder aufgenommen

*) Allseitig gerüstet.

worden, und es hat entweder nie existirt, oder muß verloren gegangen seyn. Alle Kabinette und Kisten, alle Zimmer, die bewohnten sowohl, wie die längst unbewohnten, sind vergeblich durchstöbert worden, um es aufzufinden, und jetzt hat Herr S. alle Hoffnung dazu aufgegeben. Der Handel soll im Laufe nächster Woche um jeden Preis zum Abschluß gebracht werden, und die schönen alten Besitzungen müssen in fremde Hände übergehen."

„Da sind Sie wieder im Irrthum, junger Mann," rief der Fremde und stieß den Stock auf den Boden; „ich sage Ihnen, Herr, das Testament existirt. Ich sage Ihnen," fuhr er mit einem gebieterischen Ton fort, „machen Sie sich schnell auf den Weg, reisen Sie Tag und Nacht; denn es steht in Ihrer Macht eine alte Familie von Schande und Elend zu retten. Im Eckzimmer des rechten Flügels, das jetzt unbewohnt ist, finden Sie in der Mauer eine verborgene Nische...."

— „Wir haben auch dort nachgesucht."

„Schweigen Sie, Herr! Es ist eine Nische dort, sage ich; in dieser Nische befindet sich eine große Kiste, — diese Kiste hat einen doppelten Boden und dazwischen liegt das Testament. Was ich Ihnen sage, weiß ich gewiß. Ich war dabei, wie das Papier dort hinein gelegt wurde; wann und von wem thut nichts zur Sache. Machen Sie sich nun eilig auf; Sie werden Ihre Mühe belohnt finden, wenn Sie mir folgen. Mein Name ist Hugh S. Der jetzige Eigner der Besitzungen kennt mich zwar nicht persönlich, allein ich bin ein Verwandter von ihm, und sein Wohl liegt mir am Herzen. Folgen Sie meiner Anweisung ohne die geringste Säumniß."

Nachdem der alte Herr so gesprochen hatte, verbeugte er sich wieder, setzte unter der Thür den Hut wieder auf mit einem Anstande, der einen Elegant aus den Zeiten der Königin Anna bezaubert haben würde, schlang die seidene Schnur seines Stockes um den kleinen Finger der rechten Hand, an welcher der Advokat einen sehr kostbaren Brillantring bemerkte, stieg die Treppe hinab und verschwand, während der Advokat von Erstaunen gefesselt unbeweglich stehen blieb.

Anfangs war er geneigt das Ganze für einen Spaß anzusehen, den sich irgend Jemand mit ihm erlaubt habe; dachte er dann aber wieder an das ernste Wesen des alten Herrn, und die genaue Kenntniß, die er vom Hause besitzen mußte, um das Zimmer, in welchem die Kiste stehen sollte, genau zu beschreiben, so mußte er wieder glauben, daß die Sache im Ernste gemeint sey.

Nach langer Ueberlegung entschloß er sich endlich zu unverzüglicher Abreise, und traf am Abend des vierten Tages am Ort seiner Bestimmung ein. Während seiner letzten zwanzig Meilen hatte er nirgends von etwas Anderem reden hören, wie von dem Verkauf des Besitzthums, und allenthalben sprach sich lautes Bedauern aus, daß der Herr sein Haus für immer verlassen, daß dem armen Mr. John, wie sie den Besitzer der Güter nannten, sein Recht nicht werden solle. Als er im Herrenhause ankam, fielen ihm schon überall Vorbereitungen zum Umzuge in's Auge. Der Flur war mit Kisten und Kasten angefüllt, die Dienstleute eilten mit trüben Gesichtern hin und her, und die Familie selbst zögerte noch traurig bei der letzten Mahlzeit, die ihr in ihrer geliebten alten Heimath gegönnt war.

Herr S. begrüßte seinen Freund mit Erstaunen, das sich in Ungläubigkeit verwandelte, als der Advokat ihm in geheimer Unterredung die Ursache seiner Reise mittheilte.

„Es ist ganz unmöglich!" sagte er; „ist es denn wahrscheinlich, daß niemals Jemand außer dem alten Herrn, dessen Sie erwähnen, von dem Versteck des Dokuments gehört haben sollte? Verlassen Sie sich darauf, es hat sich Jemand einen Scherz mit Ihnen gemacht. Es thut mir nur leid, daß Sie sich so viele ganz vergebliche Mühe gemacht haben."

Der Advokat nannte den Namen seines Besuchs.

„Hugh S.!" rief sein Freund lachend. „Ich habe keinen Verwandten dieses Namens in der ganzen weiten Welt!"

— „Ein Versuch, ob an seiner Aussage etwas Wahres ist, kann doch wenigstens nicht schaden," meinte der Rechtsgelehrte; „habe ich einmal die weite Reise gemacht, so will ich doch auch das Abenteuer zu Ende führen."

Da sein Freund so fest auf seinem Willen bestand, so entschloß sich Herr S. endlich ihm Genüge zu leisten, und ging ihm nach der Gegend des Hauses, wo das in Rede stehende Zimmer lag, voran. Als sie auf dem Wege dahin durch ein anderes Zimmer kamen, prallte der Advokat vor einem dort hängenden lebensgroßen Bilde erschrocken zurück.

„Um Gottes willen!" rief er, „wer ist dieß?"

— „Mein Großonkel," antwortete Herr S.; „ein so guter alter Herr, wie es nur jemals einen gab. Wollte Gott er wäre jetzt noch am Leben; aber er liegt schon seit dreißig Jahren in der Erde!"

„Wie heißt er?"

— „Hugh S., der Einzige in der Familie, der diesen Namen jemals geführt hat."

„Das ist der Mann, der bei mir war! Sein Anzug, sein Hut — sogar der Ring am Finger — Alles dasselbe."

Sie traten in das Eckzimmer, erhoben den falschen Boden der Kiste in der Nische — und fanden daselbst wirklich das vermißte Testament. —

Den guten alten Großonkel hat man nie wieder gesehen.

Nachtisch.

Eine junge Dame hat nun den Grund entdeckt, weßhalb so viele verheirathete Männer von dreißig Jahren und darüber schon mehr oder weniger kahl sind. Weil sie sich die Haare ausraufen über die langen Rechnungen der Putzmacherinnen und Damenschneider für ihre Hausfrauen.

Ein bekannter deutscher Humorist äußerte einmal in München: „Das Landleben ist sehr angenehm, und in der That auch das zuträglichste — für den Viehstand; aber ich für meinen Theil muß Umgang haben."

Ein Hungriger hat vollkommen Recht, wenn er das Ei ißt, denn er könnte verhungern, bis das Küchlein ausgebrütet wäre.

Für die Redaction verantwortlich: Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck der K. Hofbuchdruckerei zu Guttenberg in Stuttgart.

Bühne und Welt.

Novellistisches Lebensbild von G. v. Seyfried *).

1. Eine moderne Ehe in der vornehmen Welt.

Comtesse Arnegg, die Hofdame der Prinzessin Alexandrine, hatte einen Winter hindurch getanzt, geschwärmt, gesungen und kokettirt. Der Beginn des Sommers fand sie angegriffen, blasirt, übersättigt, und da sie einer Luftveränderung und der Ruhe bedurfte, ging sie nach Pyrmont. Baron Stanislaus von Kentern, der Kammerjunker und Liebling des Herzogs Leo, fühlte ungefähr dasselbe Bedürfniß, und ging aus den gleichen Gründen nach demselben Badeorte. Die eigentliche Saison hatte noch nicht begonnen; es war beinahe noch niemand von der vornehmen Welt da, und da sowohl die Comtesse als der Baron der damals allgemein verbreiteten höfischen Ansicht huldigten, daß die Menschen eigentlich erst mit den Baronen anfingen, so mieden beide instinktmäßig den Plebs der „Leute", und schlossen sich den wenigen „Bevorzugten" an, welche sie schon in Pyrmont trafen. Sie lernten sich kennen ohne zu wissen wie, ohne alle Absichtlichkeit, und verliebten sich in einander ohne alle tiefere Erwägung. Sie hatten ja nichts anderes zu thun.

Comtesse Valentine war hübsch, tanzte gut, lachte viel, weil sie schöne Zähne hatte, und kokettirte gerne mit ihren schönen dunklen Augen; im Uebrigen war sie so seicht und hohl, als nur eine wohlerzogene junge Dame von Stande seyn soll, welche die Ehre einer Hofdame und Prinzessen-Gesellschafterin ambirt. Sie wußte ferner, daß sie von guter Familie und reich war, und dieß trug nicht gerade dazu bei, sie allzu bescheiden und demüthig zu machen. — Baron Stanislaus war ein hübscher, lustiger Junge voll sprudelnder Lebenskraft, allen noblen Passionen huldigend, ein eleganter Tänzer und Reiter, von außerordentlich lebhaftem Temperament und ungewöhnlich trägem Hirn, von großem Stolz und wenig Kopf, aber außerdem ein tadelloser Cavalier. Die Bahn treuer Liebe bei diesem interessanten Paar, welche eigentlich zwischen einem sehr respektablen Geleise von vierprocentigen Staatsobligationen einer- und einem sehr bedeutenden Grundbesitz in Rittergütern und Waldungen andrerseits hinlief, war sehr glatt, dem gemeinen Sprüchwort zum Trotz, welches das Gegentheil behauptet. Als sie sich verlobten, geschah es eigentlich von beiden Seiten mit der ahnungsvollen Hoffnung, dieser Zustand werde in das große Einerlei ihres Daseyns von Festen, Diners, Bällen u. s. w. eine angenehm aufregende Abwechslung hineinbringen, und die paar Schwierigkeiten, welche die Verwandten anscheinend der Verwirklichung ihres Verlöbnisses entgegensetzten, verhießen auch einen äußerst willkommenen Vorschmack davon. Aber bald siegte ihr ausgesprochener fester Wille über die stillen Pläne ihrer Angehörigen, und es regnete Glückwünsche und Freundschaftsbetheurungen, obschon die Leute von Stande fanden, diejenige Dame, welche eigentlich Baronin Kentern hätte werden sollen, wäre eher die Comtesse Valentine nicht gewesen; und unter dem künftigen Gemahl der schönen Comtesse Arnegg habe man sich im Grunde auch einen Andern gedacht. Es war jedoch zu spät, um diesen Fehler zu verbessern. Das Band war einmal geschlungen, von dem Oberhofprediger eingesegnet und der Heirathsvertrag von zwei Oberappellationsräthen nach langem Abwägen und hochwohlweiser Berathung aufgesetzt und von den jungen Verlobten unterzeichnet worden. Man lebte einige Monate an dem herzoglichen Hofe, wo die junge Baronin als Stern erster Größe strahlte; dann aber fühlte Valentine eine Art Heimweh nach der königlichen Residenz, in welcher sie aufgewachsen war, und bewog ihren Gemahl, fortan dorthin zu übersiedeln, da der König ihm ohnedem einen Orden und einen Kammerherrnschlüssel zum Hochzeits-Angebinde geschickt hatte.

Valentine ward Mutter, ehe sie noch das zwanzigste Jahr zurückgelegt hatte. Eine Zeitlang fühlte sie sich sehr angegriffen, war sehr zärtlich und widmete sich ihrem herzigen Knaben, und die rauschenden Vergnügungen der vornehmen Welt schienen für sie gar nicht vorhanden zu seyn. Allmählig aber, als ihre Kraft wiederkehrte, ihr Spiegel ihr sagte, daß sie nichts von ihren Reizen eingebüßt hatte, sondern als junge Frau sicher weit anziehender geworden sey, als sie vordem als Mädchen gewesen, — da dachte sie weniger an ihre neuen Pflichten, dafür aber desto mehr an ihre früheren Vergnügungen und Zeitvertreibe. Sie kehrte wieder in die heitere Welt der Gesellschaft zurück und gewann bei dem Tausche sehr, denn sie fand, daß man sich nun weit emsiger um sie drängte als zuvor, daß man sie hübscher, anmuthiger fand. Kurzum, nach einem lustigen Winter voll rauschender Feste und Bälle und unaufhörlichen Vergnügens machte Baronin Valentine v. Kentern-Arnegg plötzlich die Entdeckung, der kleine Cäsar seye ein mürrisches, täppisches, unliebenswürdiges Kind, das nur an der alten Wartefrau hing, die ihn pflegte und verzog, das für die schöne Mama gar keine Freundlichkeit hatte, wenn sie gelangweilt in den leeren Pausen zwischen ihren wichtigeren Festen und Bällen seine Kinderstube bisweilen mit ihrer Gegenwart beehrte. Später gewann der kleine Cäsar in ihren Augen nicht an Liebenswürdigkeit, wenn er mit seinen fetten Butterbrodfingern oder seinem Rotznäschen ihre seidenen Gewänder beschmutzte, ihre Locken in Unordnung brachte, ihr die Blonden und Spitzen zerriß und sich sonstige unbewußte kindliche Ungezogenheiten zu Schulden kommen ließ. Gelegentlich weinte er auch oder lärmte auf irgend eine andere Weise, wenn die gnädige Mama nach einem Balle Kopfschmerz oder Migräne hatte. Die gnädige Frau ließ daher eine dicht mit Heu gepolsterte und mit grünem Boy überzogene Doppelthüre an dem Gange anbringen, welcher von ihren Zimmern nach dem Kinderzimmer hinüberführte, und ihre Seidenroben, ihre Blonden und Spitzen, ihre Locken, Blumen und Federn und ihr ganzer Kopf hatten nun Ruhe vor dem kleinen Störenfried. Es ist merkwürdig, wie schnell ein passives Opfer der Verwahrlosung in einen aktiven Gegenstand des Widerwillens sich verwandelt, und was für vortreffliche Gründe sich geltend machen lassen, um der Erfüllung einer Pflicht auszuweichen, wenn man dabei eigentlich ein Vergnügen einbüßen müßte.

Die Ehe dieses bevorzugten Paares war übrigens eine musterhafte, — nach den Begriffen der vornehmen Welt. Zwar hatte Baron Stanislaus ziemlich bald nach seiner Verheirathung die Entdeckung gemacht, daß ihm der Umgang mit seiner Ge-

*) Unbefugter Wiederabdruck dieser Erzählung in anderen Blättern wird vom Verfasser und der Verlagshandlung als Nachdruck gerichtlich verfolgt.

mahlin Valentine keinen vollständigen Ersatz bot für die von ihm aufgegebenen Freuden und Genüsse, welche er früher in seinem Club, im Theater, auf Jagden, Bällen, Wettrennen und am Spieltisch gefunden hatte; aber er hütete sich wohl, dieß ihr zu gestehen, und er rechnete mit Bestimmtheit darauf, daß die weitere Entwickelung von Valentinens interessanten Umständen, ihre Entbindung und deren Folgen ihm einigermaßen seine Freiheit wieder geben würden. Valentine dagegen fand ihrerseits, daß die ausschließliche Gesellschaft ihres Gemahls durchaus keine Garantie gegen Langeweile war, und daß es sehr eintönig sey, sich nur von einem einzigen Manne lau bewundert zu sehen, wo man zuvor von Dutzenden feurig angebetet worden sey. Beide waren zu wohlerzogen und zu indolent, um sich zu zanken; darum nahmen sie allmählig das System an, einander gegenseitig jeden beliebigen Weg gehen zu lassen, — ein vortreffliches Auskunftsmittel in vornehmen Ehen. Hierauf beschränkte sich aber auch ihre stillschweigende Uebereinkunft, denn sie waren beide zu selbstsüchtig, um sich irgend etwas sonst zuzugestehen.

Auf diese Weise hatte die gnädige Frau ihre Engagements, und der Herr Baron ebenfalls die seinigen, und beide hatten wiederum ihre gemeinsamen Verbindlichkeiten, wenn keines von beiden anderweitig engagirt war. Jahre vergingen auf diese Weise. Der kleine Cäsar kam erst in eine Schule, dann in ein berühmtes Erziehungs-Institut; nur in den Sommer- und in den Weihnachtsferien durfte der arme Knabe einigermaßen ahnen, daß er auch eine Heimath habe. Zu Weihnachten verdarb er sich gewöhnlich den Magen mit Süßigkeiten und Backwerk, und in den Sommerferien waren Papa und Mama in Bädern oder auf Reisen, und Cäsar mußte dann auf die Güter zu seinen beiden jüngeren Schwestern, deren Gouvernante, eine alte Französin, ihn détestable fand und nur an ihn hinkeifte, so daß er lieber mit den Stallknechten, dem Gärtner oder dem Revierjäger verkehrte. So oft er aber auch mit seinen Eltern zusammentraf, so galt Cäsar für einen rohen, flegelhaften, ungezogenen und unmanierlichen Jungen von solch gemeinen Sitten und Manieren, daß seine gnädige Mama ihn durchaus nicht in ihrem Salon dulden konnte. Wie konnte er aber auch etwas anderes seyn? Ihm fehlte die zarte, sanfte, mütterliche Hand, um sein Gemüth zu bilden; er entbehrte des weiblichen Umgangs, um seinen Geist zu läutern und zu erheben; ihm fehlte der freundlich-milde Ernst eines Vaters, der ihn auf seine künftige Lebensaufgabe vorbereitete. Sein Umgang bestand aus wilden Jungen, die in gemüthlicher Hinsicht ebenso verwahrlost waren wie er, und denen er körperlich und geistig überlegen war; aus Stallknechten und Wildhütern; seine verwahrloste, liebeleere Jugend hatte ihn leichtsinnig gemacht und auf Irrwege gebracht, und er war ein wilder, roher, ungehobelter Junge geworden. Aber wessen Schuld war dieß? Seine Eltern hätten ihm eben denselben Schliff äußerer Bildung und innern Gehaltes geben können, wenn sie sich nur die Mühe hätten nehmen wollen; aber sie waren zu selbstsüchtig, zu träge, zu bequem dazu. Seine kleine, um fünf Jahre jüngere Schwester sollte eben jetzt unter Folterqualen zu einer feinen fashionablen jungen Dame herandressirt werden, und man bildete sich ein, die Idee, ihr ihren wilden, lärmenden, rohen Bruder zum Umgang zu geben, wäre eitler Wahnwitz und Frevel. Ueberdem war Cäsar ein kräftiger Bengel, ungemein groß und stark für sein Alter, und seine Anwesenheit im Elternhause würde zu gewissen chronologischen Schlußfolgerungen geführt haben, welche für die Eitelkeit seiner zarten Mama nichts weniger als schmeichelhaft gewesen wären. Cäsar mußte daher außer dem Hause erzogen werden, und kam aus seiner Pension hinweg auf eine entfernte Universität, wo er sich plötzlich aus den Fesseln einer lieblosen, einsamen, strengen Jugend und Abgeschlossenheit heraus in die nach seiner Ansicht fessellose Mannhaftigkeit glorreicher Freiheit und unbeschränkten Reichthums hineinversetzt sah.

Es ereignete sich mit ihm die alte, alte Geschichte. Wild und genußgierig stürzte er sich in den Strom des akademischen Lebens hinein, tauchte tief in den Strudel der Verschwendung und erhob sich beim Erwachen, aus diesem betäubenden Wirbel belastet mit Schulden und dem Ruf eines mauvais sujet. Er versuchte zwar dieses Joch abzuschütteln, allein seine Schulden und die väterliche Gleichgültigkeit dagegen zogen ihn nur tiefer in den Schlamm hernieder; endlich fand er den Kampf gegen sein widriges Schicksal vergeblich und wälzte sich rath- und hülflos in dem Sumpfe. Es gab kein Laster und keine Thorheit, deren er sich nicht schuldig gemacht hätte. Und doch war er ein Mensch von ganz außerordentlichen Gaben und hervorragenden Talenten; er hatte früher ohne sonderlichen Fleiß von seiner Seite mehrere Prämien errungen und war in seinen Prüfungen trefflich bestanden; er blieb sogar auch jetzt gegen die Macht des Wissens nicht kalt und dem Reiz der Studien nicht fremd; allein gegen Zucht und Ordnung legte er offenen Trotz an den Tag. Endlich ward er relegirt; aber er trug es mit einem seltenen Humor und meldete seinem Vater nach Hause: er sey auf unbestimmte Zeit beurlaubt worden und werde wohl nicht wieder einberufen werden; was er nun machen solle? Baron Kentern und seine Familie aber nahm diesen Vorfall nicht von dieser humoristischen Seite auf. Cäsar galt ihnen für einen unverbesserlichen Taugenichts, welcher den Seinigen nur Schande bereite. Der Baron zahlte die dringendsten Schulden seines Sohnes und verschaffte ihm das Patent als Fähndrich bei einem Linienregiment, das einer seiner Verwandten kommandirte. Cäsar erhielt eine mäßige Jahresrente, und ward bedroht, er werde bei dem ersten neuen Exceß enterbt. Allein kaum ein halbes Jahr nach diesen Vorfällen starb Baron Kentern, hinterließ sein ganzes Vermögen seiner Wittwe, und bedachte seinen einzigen Sohn nur mit einer Leibrente. Ehe Cäsar dreiundzwanzig Jahre alt war, hatte sich seine Mutter wieder verheirathet, und er stand auf so gespanntem Fuße mit ihr, daß sie ihm diesen Schritt nicht einmal angezeigt hatte. Er stand heimathlos, ohne Freunde, ohne einen Rathgeber und Führer, ohne Vermögen, ohne ein Erwerbsmittel auf der Schwelle des Mannesalters und des praktischen Lebens, und sollte nun auf diese Weise den Kampf mit dem Leben um das Daseyn beginnen, in einem Lande wo, wie er mit bitterstem Gefühle finden mußte, bei jedem Schritt seine eigenen Blutsfreunde und Verwandten ihm den Rücken wandten und allenthalben mit gefälltem Bajonnet im Carré dastanden, um sich ihm zu widersetzen.

Hundert Andere an Cäsar's Stelle wären in dieser Lage vollends zu Grunde gegangen und dem Verderben unrettbar verfallen. Nicht so der junge Fähndrich: sein Unstern öffnete

ihm die Augen, brachte ihn zur Einkehr in sich selbst. Er sah seine Fehler und Jugendthorheiten ein und nahm sich ernstlich vor, ein Andrer zu werden. Dazu kam noch etwas Andres: die Liebe. In einem kleinen Städtchen nahe bei dem Rittergut, wo Cäsar gewöhnlich seine Sommerferien verbracht und erst jüngst nach seiner Relegation einige Monate im Exil gelebt hatte, wohnte ein hübsches junges Mädchen von armen Eltern, das er während seines Exils kennen gelernt, in dessen Umgang er manchen Tag verbracht hatte, welcher außerdem einsam und traurig gewesen wäre. Es war wiederum die alte, alte Geschichte: er liebte jenes Mädchen, obschon es eine arme Waise und unter seinem Stande war; Pauline war in keiner Weise eine entsprechende Parthie für ihn, ja die Bezüge zu ihr machten ihm nicht einmal Ehre; aber er liebte sie innig und wahrhaft, er achtete und ehrte sie, und sein Verhältniß zu ihr war daher rein und makellos, ganz und gar platonisch — sie war seine erste wirkliche Liebe, seine Herzensneigung. Aber sie wurden bald durch einen Zwischenraum von vielen vielen Meilen getrennt, sie konnten einander nur schreiben, und dem Abwesenden geschieht immer Unrecht. Cäsar hatte einen Nebenbuhler, der sich ebenfalls für Paulinen interessirte und dessen emsigen Bewerbungen keine so innigen und zarten Gefühle, keine so edlen Rücksichten zu Grunde lagen, wie denen unsers jungen Freundes. Nach zweijähriger Trennung von Paulinen erfuhr Cäsar, daß Pauline gefallen und daß der Verführer, welcher sie in's Verderben gestürzt hatte, sein eigener Stiefvater gewesen war.

War es nun nicht kalter Hohn, wenn man einem Menschen von seiner Gemüthsart nach solchen Erfahrungen noch von kindlicher Pflicht und Hochachtung für seine Eltern reden wollte? — Genug, er fühlte sich durch dieses Erlebniß so sehr verbittert, daß er den Abschied nahm und mit seiner Leibrente von sechshundert Thalern in's Ausland ging — niemand wußte wohin und zu welchem Zwecke.

Wir wollen keine Vertheidigung oder Rechtfertigung von Cäsar's Benehmen versuchen und auch keinen Stein auf seine nun todten Eltern werfen. Allein da wir unsere freundlichen Leser für die weiteren Lebensschicksale des jungen Barons Cäsar v. Kentern interessiren wollen, so hielten wir es angemessen, hier ohne Schminke und Vertuschen alle seine Antecedentien mit schonungsloser Wahrheit zu schildern.

2. Der Gast im 'goldenen Engel'.

Zwei Meilen von der Stadt Greifenstein, an der Straße, welche nach dem Hochgebirge führt, steht ein einzelnes Wirthshaus, „zum goldenen Engel" getauft. Es ist nur ein ländliches Wirthshaus und fern von dem imposanten Aeußern und der Eleganz und Behaglichkeit eines jener großen Hotels an der allgemeinen Heerstraße der Touristen. Aber man darf deßhalb doch nicht geringschätzig auf den „goldenen Engel" herunterblicken, denn er hat eine Menge Verehrer. Wahr ist es, seine acht oder zehn Gastzimmer sind klein und einfach möblirt, aber die Betten trefflich und Alles von tadelloser Reinlichkeit; zur schönen Jahreszeit stehen sie selten leer. Die Gegend ist so wunderlieblich, die hohen Bergspitzen schauen über die schönen Waldhügel und Rebenberge herein in die breite Thalmulde, nach welcher sich verschiedene malerische Thäler öffnen, und aus jedem der letztern plätschert ein klarer Forellenbach dem Flusse zu, welcher gemächlich über sein kiesiges Bette zwischen rauschenden Weiden auf der Thalsohle hinfluthet. Eine Wanderung von einer oder zwei Stunden bringt den Freund der Natur in die schönsten Bergwälder mit Felsen und Schluchten hin, zu rauschenden Wasserfällen oder einem kleinen stillen See, zu forellenreichen Bächen und wildreichen Forsten, zu einsamen Hochebenen und grünen Matten voll seltener schöner Pflanzen. Daher bietet der „Engel" auch zur Sommerszeit immer einen Lieblingsaufenthalt für einige Maler oder Botaniker, für Freunde der schönen Natur und Verehrer der Angelfischerei, während der Herbst und Frühling dem Waidmann eine reiche Ausbeute verspricht. Die Frau Engelwirthin hat guten Tyroler- und Ungarwein im Keller, verzapft ein köstliches Bier, und wenn ihre Forellen und Hühnchen auch nicht besser sind als anderwärts, so hat sie doch eine eigenthümliche Manier, sie schmackhaft zuzubereiten und appetitlich zu serviren, welche schon oft sogar sehr verwöhnten Feinschmeckern aus großen Städten Anerkennung abgerungen hat. Und so kommt es denn, daß namentlich die Liebhaber der Angelfischerei im „Engel" sehr häufig zu finden sind, was beiläufig gesagt das größte Lob ist, welches wir der Frau Engelwirthin machen können, denn leidenschaftliche Angelfischer sind meist alte Junggesellen, und alte Junggesellen sind gemeinhin nicht nur etwas wunderlich, sondern auch im Essen und Trinken nicht sehr leicht zu befriedigen. Wenn diese daher das Gasthaus für gut genug befinden, um hier vorübergehend Hütten zu bauen, so dürfen wir kecklich annehmen, daß auch andere Menschenkinder sich mit demjenigen werden begnügen können, was Küche und Keller und Dach und Fach hier bieten.

Frau Mayern, die Engelwirthin, war trotz ihrer fünfundvierzig Jahre noch immer eine schmucke Frau und obschon Wittwe, doch stets heiter, reinlich, hübsch und einnehmend. Sie kochte selbst und hielt doch ihr Hauswesen ganz in der Reihe, und hatte eine gemüthliche, derbe, freundliche Weise, mit jedermann gleich ansprechend zu verkehren — mit dem armen Maler, der auf „Studien" ausging, wie mit dem reichen norddeutschen Handelsherrn, der hier eine Sommerfrische gebrauchen wollte, oder dem Gardeoffizier aus irgend einer Hauptstadt, der die Alpen wenigstens von ferne zu sehen gekommen war. Sie setzte sich in Respekt bei dem Bauern wie bei dem adeligen Herrn, der in der Nähe einige Stücke Rothwild pirschen ging, und hatte für jeden ein freundliches Wort oder ein heiteres Lächeln, das ihre weißen Zähne und dunklen Augen im vortheilhaftesten Lichte zeigte.

An einem schönen Nachmittag im Spätsommer nahm ein Fremder sein Absteigequartier im „Engel", und verursachte unter den daselbst anwesenden Gästen ein großes Aufsehen. Zuvörderst wußte niemand, wer dieser noch junge Herr war und woher er kam. Er schien weder zu den Malern, noch zu den Botanikern, weder zu den Angelfischern noch zu den Jägern zu gehören, und doch war er ein Mensch, dem man Passion für alle diese vier Steckenpferde und Vergnügungen zutrauen konnte. Es war ein schöner junger Mann von etwa fünf bis sechsundzwanzig Jahren, mit großen, dunklen, geistvollen Augen, edlen, regelmäßigen Zügen, dunklem Bart und Lockenkopf, einem geschmeidigen Körper voll Ebenmaß und Muskelkraft, einer stolzen, männ-

lichen, beinahe militärischen Haltung und einem elastischen raschen Schritt. Jedermann hielt ihn für einen Mann von Stand und Bildung, und doch deutete sein Aufzug nicht darauf hin, der in einer ganz gewöhnlichen grauen Jagdjuppe mit grünem Kragen, einem niedrigen Strohhute und schlichten Beinkleidern von Trilch bestand. Aber es lag ein Air von Vornehmheit und natürlichem Adel in seinem ganzen Aeußern, das den Mann von Rang nicht verkennen ließ, und der wunderschöne, flockhaarige, schwarze Hühnerhund, der ihn begleitete, war ein Prachtexemplar von nicht geringem Werthe. Er hatte bei seiner Ankunft nur auf Eine Nacht Quartier verlangt, und war schon zehn Tage geblieben. Er grüßte jedermann mit verbindlicher Artigkeit, schien aber doch jeder nähern Bekanntschaft, jedem eingehendern Gespräche auszuweichen. Den ganzen Tag war er draußen in Wald und Feld, und den Abend verbrachte er ganz allein auf seinem Zimmer. Man ward daher nicht aus ihm klug, um so mehr als der Ausdruck seines Gesichts einen für seine Jahre ungewöhnlichen Ernst verrieth. Alles was man daher über ihn durch Vergleichung des Fremdenbuchs, durch Beobachtung und Muthmaßung ermitteln konnte, war:

1) daß er sich Arnfeld nannte und ein Norddeutscher seyn müsse;

2) daß er ein Mann von Stande seye, obschon er kein anderes Gepäck bei sich hatte, als eine Mappe, eine Botanisirbüchse von lakirtem Blech und einen Malerfeldstuhl.

„Nun, gnädiger Herr! haben Sie heute einen hübschen Fang gemacht?“ fragte die Engelwirthin eines Abends Arnfeld, als er aus dem Felde heimkehrte und seine lange Angelruthe im Hausflur aufhing.

— „Einen sehr schlechten, Madame,“ war die Antwort. „Mein Fang ist nicht der Rede werth — vier kleine Bärsche und eine Forelle, kaum ein Abendbrod für mich.“

„Warum nicht gar, Herr? Ei seht doch, mein Bub, der Seppel, war kaum zwei Stunden fort und hat einen ganzen Korb voll der schönsten Forellen heimgebracht, — Dinger so schön als man sie nur malen kann!“

— „Nun ja, das glaub' ich,“ sagte Arnfeld. „Joseph ist zwar noch ein junger Bursche, aber ein kapitaler Fischer, mit dem sich ein armes Stadtkind wie ich nicht entfernt messen kann. Aber beiläufig gesagt, Frau Engelwirthin, könnt' ich mein Stübchen noch auf zwei oder drei Tage länger behalten? Ich glaube nicht, daß ich mich bei solch schönem Wetter schon von der reizenden Gegend und einer solch schmucken, freundlichen Wirthin losreißen kann!“

„Bah, gnädiger Herr, die Stube können Sie behalten so lange Sie wollen — wird mir eine Ehre seyn, wenn Sie bleiben,“ versetzte die geschmeichelte Wirthin freundlich; „es thut mir nur leid, daß ich Ihnen kein besseres ....“ Sie konnte aber nicht vollenden, denn der ernste Gast war schon in die Küche gegangen, um seine Fische abzugeben, und dann auf sein Zimmer geeilt, um sich seiner blechernen Pflanzenbüchse zu entledigen. —

Etwa eine Stunde später räumte die Engelwirthin die Ueberreste des Abendbrods hinweg, welches Arnfeld verzehrt hatte, und machte sich noch an seinem Tischchen zu schaffen, weil sie heute zum ersten Mal einige freundliche Worte und Blicke von dem einsylbigen, verschlossenen Gaste erhalten hatte.

— „Befehlen der gnädige Herr sonst noch etwas?“ fragte sie ihn.

„Mit nichten, Madame, ich danke,“ gab er zur Antwort. „Und doch, wenn Sie einen Augenblick für mich übrig hätten, meine schmucke Frau Wirthin, so möchte ich einige Fragen an Sie richten. — Aber bitte, setzen Sie sich doch! — einige Fragen über einzelne Punkte dieser wunderschönen Gegend!“

Frau Mayern setzte sich mit ermuthigendem, freundlichem Kopfnicken.

„Ich ging heute Nachmittag etwas weiter am Grieglbache hinauf als sonst,“ fuhr der Gast fort, „und kam an ein hübsches altes Schlößchen, ein weißgetünchtes, viereckiges Gebäude, flankirt von vier kleinen schiefergedeckten Thürmen, welches zwischen schönen alten Nußbäumen rechts droben am Hügel steht. Wissen Sie nicht, Madame, wer dort wohnt?“

— „Dort? Ah, das ist Wolframsberg! Dieß Gut gehört dem Baron Plaining, — gar ein guter, reicher, alter Herr, der Winters gewöhnlich in München oder Wien lebt. Aber heuer wird er nicht hingehen, weil die gnädige Frau kränklich ist. Ich möchte wetten, Sie haben Fräulein Fanny gesehen, nicht wahr? Doch wie dumm bin ich! wie sollen denn Sie wissen, wer Fräulein Fanny ist?“

„Vermuthlich eine Tochter des Herrn Barons,“ sagte Arnfeld gelassen.

— „Eine Tochter? Nein, da könnt' er sich gratuliren! Nein, das gnädige Fräulein — wir nennen sie hier im Hause kurzweg Fräulein Fanny — ist eine Nichte von dem alten Baron auf Wolframsberg, und solch ein schönes Mädchen, wie Sie sich nur eines denken können! Wenigstens schätz' ich, Sie finden auf zwanzig Stunden in der Runde keine schönere. Und ich muß dieß wissen, denn ich bin ihre Amme gewesen und war hernach fünf Jahre in Graz im Hause von dem gnädigen Herrn Major v. Plaining, der Anno 1848 im italienischen Krieg todtgeschossen worden ist, als königlich kaiserlicher Major — der arme Herr!“

„Ah, die junge Baronin ist eine Waise? Aber vermuthlich lebt ihre Mutter noch?“

— „Nein, leider Gottes nicht mehr! — Gott hab' sie selig; sie war eine herzensgute, stille Frau, aber sie starb vor Gram darüber, daß man nicht einmal die Leiche des Herrn Majors mehr nach Deutschland geschickt, sondern in dem verwünschten Welschland begraben hat,“ sagte die Engelwirthin und zerdrückte eine Thräne im Auge. „Fräulein Fanny ist eine vater- und mutterlose Waise, aber so gut, so herzensgut — und ich hab' sie so lieb, als wenn sie ein leibliches Kind von mir wäre!“

„Das arme Kind! man sieht doch gleich an ihrem ernsten, schwermüthigen Gesicht, daß das Fräulein schmerzliche Lebenserfahrungen gemacht hat,“ sagte Arnfeld nachdenklich.

— „Fanny ein schwermüthiges Gesicht? — Da sind Sie sehr im Irrthum, gnädiger Herr!“ rief die Engelwirthin heiter. „Die und traurig seyn! Jesus, Maria und Joseph! Kein Fink ist so lustig und vergnügt wie das Fräulein! Lacht und schwatzt den ganzen Tag und hat das fröhlichste, leichteste Herz in der ganzen Welt! — Die jemals schwermüthig? O du liebe Zeit, ich habe sie all mein Lebtage nicht traurig gesehen, und kenne sie doch schon bald zwanzig Jahre!“

„Wirklich? Fräulein Fanny, wie Sie sie nennen, ist also wohl die Blonde . . . . ?"

— „Ja, ein Haar hat sie wie lauteres Gold und eine Haut, so weiß und rein wie eine Lilie! Du liebe Zeit, es gibt kein lieblicheres Gesicht mehr und kein blühenderes weit und breit, so frisch und fein! denn nächstkünftige Ostern wird sie erst neunzehn."

„Ah so! also sie ist die Blondine? Allein wer ist denn ihre Begleiterin? die mit dem dunklen Haar und Teint und dem ernsten, wehmüthigen Ausdruck im Gesicht?" fragte Arnfeld.

— „Das ist ja Fräulein Ella, die leibliche Tochter von dem alten Baron Plaining auf Wolframsberg! Gar ein braves, liebes Fräulein, aber mit meiner Fanny entfernt nicht zu vergleichen. Sie sind also den beiden Fräulein wohl begegnet, gnädiger Herr?" fragte sie mit treuherziger Neugier.

„Ja, ich sah zwei junge Damen in der Nähe des Schlosses am Bache, und ich vermuthe nach Ihrer Beschreibung derselben, daß es die beiden Fräulein gewesen seyn mögen, die Sie meinen. Also Fräulein v. Plaining und ihre Cousine. Allein horch! da ruft man nach Ihnen, Madame! ich fürchte, ich nehme Sie allzu ausschließlich in Beschlag!"

— „Bitte, bitte, gnädiger Herr! — Gleich, gleich — ich komm' schon!.... Also Sie wollen morgen noch nicht abreisen, gnädiger Herr?"

„Nein, meine liebe freundliche Wirthin! ich werde noch einige Tage länger hier bleiben und noch länger dieser köstlichen Luft und prachtvollen Landschaft genießen!"

— „Guten Abend, gnädiger Herr!"

„Guten Abend, Frau Mayern!"

Die gutmüthige stattliche Frau Engelwirthin sputete sich, in die Küche hinaus zu gelangen, wo man ihrer begehrte. Arnfeld aber stopfte sich eine kleine schwarzgerauchte Thonpfeife, die er aus einem hölzernen Futteral genommen, mit aller Bedächtigkeit und Sorglichkeit, welche eine derartige, gut culottirte Pfeife erheischt, steckte sie sich an, stemmte den Ellenbogen auf den Tisch und blies nachdenklich blaue Rauchwölkchen nach dem Kerzenlichte vor ihm, sandte einen Ringel durch den andern, und bemerkte es gar nicht, daß ihn die anderen Gäste aus der Entfernung aufmerksam beobachteten.

„Er ist ein Franzose — er raucht eine französische Soldatenpfeife," flüsterte der Eine der Gäste am jenseitigen Tisch den übrigen zu.

— „Nein, er ist ein Holländer," sagte ein Anderer; „er raucht eine holländische Pfeife mit echt niederländischem Phlegma."

Die Pfeife war ausgebrannt und Arnfeld stierte noch immer das braune Gesims des Eichengetäfels an, in einen wachen Traum versenkt. Da gähnte er plötzlich — die Pfeife entfiel seinen Lippen und zerschellte an der Kante des harten Eichentisches. Er bemerkte es kaum, änderte nicht einmal seine Stellung, sondern schaute nur in den Lichtkreis an der Decke, und sann und sann in tiefem Nachdenken.

3. Auf dem Schlosse Wolframsberg.

Das Frühstück ist eine wichtige Angelegenheit auf einem Landsitze. Es ist mehr als die gewohnte Gelegenheit zum Essen und Trinken: um diese Tageszeit treffen die Briefe und Zeitungen ein, man erfährt Neuigkeiten von Bekannten und Freunden, erhält Einladungen, man bespricht Landparthien und Ausflüge; man ordnet überhaupt die Verwendung der übrigen Tageszeit an. So sah denn auch Herr v. Plaining einen ganzen Stoß Zeitungen und Briefe vor seinem Teller liegen, als er am Morgen nach jenem Tage, wo Cäsar Arnfeld seine Pfeife zerbrochen hatte, in das Frühstückszimmer trat, worin seine Tochter und Nichte ihn erwarteten. Bald saß er in einen dieser Briefe ganz vertieft, aber doch so lebhaft von dem Inhalte desselben angeregt, daß er sich in lauten Gedanken darüber äußerte.

„Bah, für welchen Narren hält er mich denn?" brummte er vor sich hin. „Was kümmern mich solche Burschen! Habe schon Besseres in diesem Stücke gesehen .... Kann mir's denken, was diese Truppe ihm für eine Freude machen wird! Es war ja von jeher sein Steckenpferd und seine Passion. Na, lassen wir ihm sein Vergnügen und seinen Enthusiasmus! . . . ."

— „Aber, Onkelchen, nun müssen Sie diese thörichten Briefe da beiseite legen und an Ihr Frühstück denken!" rief Fanny heiter. „Der Kaffee wird sonst kalt, und das kann ich mir nicht gefallen lassen, denn ich habe ihn heute eigenhändig bereitet!"

„Wie? Du selbst? da muß ich denn allerdings .... Doch nein, Kinder, laßt mich zuvor noch diesen Brief hier ruhig zu Ende lesen, sonst sollt ihr auch kein Wörtchen von seinem Inhalte erfahren."

— „Was steht denn darin? — Geht er uns ebenfalls an?" riefen die beiden Mädchen neugierig und traten näher.

„Ein klein wenig . . . ."

— „Ei sieh doch! es ist ja des Generals Handschrift!" rief Fanny und haschte nach der Epistel.

„Oho, gemach, Fräulein Naseweis! oder Du sollst ihn gar nicht bekommen! — Ja, er ist vom General und enthält eine Bitte — er will, ich solle ihm einige Frauenzimmerchen borgen! — Wie ist es, Mädchen! wollt ihr künftige Woche auf einige Tag nach R. auf Besuch zum Onkel General?"

— „Von Herzen gerne!" rief Fanny und hüpfte vor Freuden. „Was will er denn von uns?"

„Euch einen Genuß bereiten, wie er sagt," erwiderte Herr v. Plaining. „Er schreibt, in R. seye für den kommenden Winter eine Schauspieler-Gesellschaft etablirt, welcher er sein besonderes Patronat geschenkt habe. Die Gesellschaft besitze nämlich einige wirklich ausgezeichnete Mitglieder, die niemand bei einer solchen Truppe suchen würde, und um sie gehörig zu unterstützen, habe er eine große Loge für sich allein gemiethet, die er nun auch mit einigen jungen hübschen Damen besetzen möchte; und dazu sollt ihr ihm behülflich seyn — versteht sich aber nur wenn es euch Vergnügen mache!"

— „Das ist ja herrlich!" rief Fanny, und klatschte in die Hände, und selbst die sinnige Ella schien von der Aussicht auf diesen Ausflug angenehm überrascht.

„Es muß schon eine Gesellschaft seyn, welche Achtung vor ihren künstlerischen Leistungen beanspruchen darf," meinte Ella; „der Oheim General ist ein Kenner, und hat schon vieles in diesem Stücke gesehen."

Der „Onkel General" war ein älterer Bruder des Freiherrn v. Plaining, ein alter Offizier aus der Kaiserzeit, der nach den Befreiungskriegen in russische Dienste getreten und rasch

von Stufe zu Stufe gestiegen war, nun aber als ein noch rüstiger, lebhafter Greis von der Rente seines Vermögens und von einer nicht unbedeutenden Pension in R. lebte, und keinen angelegentlichern Lebenszweck zu kennen schien, als seine hübschen Nichten durch seine Güte zu verwöhnen und allen hülfsbedürftigen und bedrängten Künstlern, die ihm in den Weg kamen, mit Rath und That beizustehen. Dem freundlichen, alten Herrn war es selber in seinem Leben zu verschiedenen Malen knapp genug ergangen; er wußte daher, wie wohlthuend und Wunder-wirkend ein freundliches, ermuthigendes Wort, ein liebreicher Rath und eine zu rechter Zeit geleistete kleine Hülfe sind, und wie wenig solche Dinge eigentlich den Geber kosten. Er pflegte zu sagen: „Die Menschen knöpfen sich allzu sehr vor einander zu, und dieß macht das Leben so öde und liebeleer; mich dünkt, keiner von uns würde um ein Titelchen ärmer seyn, aber diese ganze Welt würde glücklicher werden, wenn jedermann so denken und handeln würde, wie ich es meine.“ —

Die beiden jungen Damen ergingen sich nun in einer längeren Besprechung über den beabsichtigten Ausflug nach R. und die seinetwegen zu treffenden Zurüstungen, woran Herr v. Plaining so wenig Antheil nahm, daß er sich vielmehr in die Wiener „Presse“ und in die Augsburger „Allgemeine“ vertieft hatte, bis Fanny endlich ein Gedanke durch den Kopf schoß und sie plötzlich ausrief: „Apropos, Onkelchen, haben Sie denn irgend jemand Erlaubniß gegeben, oberhalb der Schloßmühle in Ihrem Fischwasser zu fischen?“

„Wie? was? in meinem Fischwasser zu fischen?“ rief der Baron und fuhr sehr entrüstet auf; „keiner Seele hab' ich das erlaubt. Und es sollte also wirklich jemand sich unterstanden ....“

— „Nun ja doch, Onkelchen; ich habe es gestern mit meinen eigenen Augen gesehen, daß ein fremder Herr im Flüßchen fischte — nicht wahr, Ella?“

„Ich möchte bezweifeln, daß er wirklich gefischt hat, meine Liebe,“ versetzte Ella. „Ich sah ihn wenigstens nicht ein einziges Mal seine Angel auswerfen!“

— „Thut nichts — er hat jedenfalls einen Frevel begangen,“ rief der Baron erbost.

„Ei ei, Onkelchen, wenn ich gewußt hätte, daß Sie darüber so ärgerlich werden würden, so hätte ich die Sache lieber verschwiegen,“ sagte Fanny begütigend. „Mich dünkt, niemand aus dieser Gegend würde sich eine solche Freiheit erlaubt haben, und daraus schließe ich, daß der Herr ein Fremder gewesen ist und nur aus Irrthum und Unkenntniß gefehlt hat.“

— „Dieser Ansicht bin ich ebenfalls, lieber Papa,“ äußerte Ella bescheiden. „Nach Allem, was ich von ihm gesehen habe, ist er nicht der Mann, welcher absichtlich jemand an seinen Rechten oder seiner Person kränken würde. Wer er immer auch seyn mag, ein Mann von Ehre und von Bildung war er jedenfalls.“

„Oho, oho! die Sache wird ja interessant!“ rief Herr v. Plaining und legte seine Zeitungen und seine Brille beiseite; „hat er denn eure Bekanntschaft gemacht?“

— „Nein, bester Papa,“ entgegnete Ella sanft; „allein gerade weil er keinen Versuch hiezu gemacht hat und zwar gerade unter Umständen, aus welchen ein Mann von weniger feiner Bildung oder Erziehung Vortheil gezogen haben würde — gerade weil er seine gegründeten Ansprüche auf unsere Dankbarkeit sich nicht zu nutze gemacht hat — deßhalb eben, lieber Papa, wage ich ihn für das zu halten, wofür ich ihn vorhin ausgegeben habe, für einen Mann von Erziehung und Bildung.“

„Ei der Tausend, die Sache wird ja immer räthselhafter!“ rief der Baron etwas aufgeregt. „Von was für Umständen ist denn die Rede? Was hat sich denn eigentlich zugetragen? Handelt es sich um irgend einen Unfall?“

— „Nein, Väterchen, Sie brauchen sich keine Sorgen darüber zu machen. Wenn es ein Unfall war, so war er nicht bedeutend, oder ist wenigstens noch sehr glücklich abgelaufen,“ entgegnete Ella schmeichelnd. „Fanny und ich zeichneten gestern Nachmittag drunten am Flusse, gerade oberhalb des Wasserfalls; ich wollte mich bequemer zurecht setzen, da entschte mir mein Skizzenbuch vom Schooße hinab, glitt an dem steilen, moosigen Abhang hinunter und blieb in einer Baumwurzel hängen. Ich sprang hinterher und wollte mich gerade darnach bücken, als ein Hund drunten am Wasserfall nach mir bellte. Ich erschrack, glitt aus und war nahe daran, über die steilen, moosigen Felsen vollends hinunterzugleiten und hinter meinem Buche her in den Wasserfall hinein zu stürzen, als plötzlich ein fremder Herr, welchen ich zuvor gar nicht bemerkt hatte, mich in seinen Armen auffing und vom Fall in das Wasser rettete. Er setzte mich mit der größten Zartheit auf eine Baumwurzel am Wasserrande, watete in den Fluß hinein, holte mein Buch und führte mich dann den steilen Abhang wieder hinauf zu Fanny, die über meinen Unfall ebenfalls sehr erschrocken war, — dann nahm er artig den Hut ab und ging, ohne auch nur ein Wort mit uns gesprochen zu haben ....“

„Nicht doch!“ fiel ihr Fanny in's Wort; „er sagte: 'Ich bitte tausendmal um Entschuldigung für mich und meinen Hund, meine Damen! — Guten Tag!' Und damit ging er.“

— „Vielleicht war der Bursche nur linkisch und wußte nicht, was er sagen sollte!“ rief Herr v. Plaining. „Vielleicht schlug ihn das Gewissen, weil er sich seines verbotenen Fischens bewußt war.“

„Ja, Onkelchen, ich glaube, Ihr habt alle beide Recht,“ rief Fanny; „er hat sich zwar ehrenhaft, aber vielleicht auch sehr linkisch benommen, denn diese beiden Eigenschaften können wohl neben einander bestehen. Aber was liegt daran? Was kümmert uns der wildfremde Mensch, der nun einmal fort ist? Laßt uns von etwas Anderem sprechen!“

„Von Herzen gerne,“ sagte Ella lachend; „Du hättest Papa gar nicht mit unserem kleinen Abenteuer behelligen sollen, meine Liebe!“

— „Bah, ich that es ja nur in der Hoffnung, den Namen des Fremden zu erfahren, der Deine Neugierde nicht minder reizt als die meinige,“ flüsterte Fanny.

4. Das Komödianten-Völklein.

Das war in R. noch nie dagewesen, daß eine Theatergesellschaft, wie man dort zu sagen pflegte, eben so große Anschlagzettel an allen Straßenecken und in allen Bierkneipen, Weinstuben, Kaffeehäusern und Gasthöfen anklebte, wie es bei Seiltänzern und Kunstreitern herkömmlich ist. Sie waren riesen-

groß, von flammendrothem Papier und in der Mitte stand in spannenlangen Buchstaben „Cäsar Arnfeld," im Context einer Anzeige des Herrn Schauspieldirektors von Mäuseberg, daß der berühmte Tragöde Cäsar Arnfeld bei seiner Gesellschaft auf Gastrollen engagirt sey und in einer Reihe klassischer Stücke als Mortimer in 'Maria Stuart', als Romeo, Don Carlos, Hamlet, Egmont, Othello, Ferdinand in 'Kabale und Liebe' auftreten werde, außer einigen anderen Rollen in Lustspielen, welche er noch zwischenhinein aus besonderer Gefälligkeit zu übernehmen bereit sey, und werde die Bühne am kommenden Sonntag mit Maria Stuart eröffnet werden.

Der Direktor Mäuseberg verstand seine Sache, darüber waren sowohl das städtische Theater-Komité, an dessen Spitze der Generalmajor v. Plaining stand, als das Publikum einig. Mit einem solch glänzenden klassischen Repertoir war noch kein Schauspieldirektor vor ihm aufgetreten, und alle Welt in R. nahm großen Antheil an der Nachricht, die am Sonnabend früh die Runde durch die ehrwürdige alte Stadt machte, daß der sehnlichst erwartete berühmte Mime Cäsar Arnfeld nun angekommen, im Hotel Protz abgestiegen und an der Table-d'hote erschienen sey. Alle Welt bemühte sich vergebens, den berühmten Künstler am Sonntag Mittag auf der Wachtparade in der Hauptstraße zu sehen, und am Sonntag Abend nach der Vorstellung der Maria Stuart sprach man in allen öffentlichen Lokalen der Stadt nur von der schönen Figur, dem herrlichen Organ und dem feinen Anstand, der Glut der Leidenschaft und der trefflichen Auffassung der Rolle des Mortimer, welche Arnfeld vor dem kunstsinnigen Publikum von R. entfaltet hatte. Die Frauen schwärmten für ihn; die Männer mußten anerkennen, daß er alle übrigen Mitspielenden durch das Feuer und die Naturwahrheit seines Spiels verdunkelt habe. Der Direktor hatte bei dem brechend vollen Hause ein gutes Geschäft gemacht, und trank eine Flasche Ungarwein mehr als sonst.

Am Montag gab man Lebrün's „Spiele des Zufalls" und Arnfeld machte in der Rolle des „Heinrich" entschieden Glück — die Frauen fanden ihn in der Uniform fast noch hübscher als im Kostüm des Mortimer; er trug sich mit einem Anstande, als ob er nie etwas Anderes getragen habe. Die Zahl der Abonnenten stieg um ein Drittel — alle Logen waren vergeben. Mäuseberg gab am Dienstag seinem Personal schon Abschlagszahlungen. So etwas war nie dagewesen. Der Regierungspräsident hatte den Wunsch ausgedrückt, sich den Schauspieler Arnfeld vorstellen zu lassen.

Am Donnerstag ward mittelst eines großen Plakats auf gelbem Papier angekündigt, daß am Sonntag Shakespeare's Romeo und Julie mit Arnfeld als Romeo gegeben werden würde, und die Landboten und Frachtfuhrleute, welche auf die „Schranne," d. h. den Getraidemarkt, gekommen waren, nahmen die gelben Zettel schon mit in die benachbarten Städte, Städtchen und Flecken. Mäuseberg wollte das Eisen schmieden, so lange es noch warm war; er kannte die Wandelbarkeit der Künstlerlaune, und wußte auch, daß wenn er zunächst dem gebildeten Publikum imponire, er später den großen Haufen schon durch Nestroy'sche Possen und durch große Effektstücke wie die „Räuber auf Maria-Culm" u. drgl. auf seiner Seite erhalten würde.

Raymund's „Verschwender" war am Donnerstag Abend ebenfalls bei vollem Hause mit Beifall über die Bretter gegangen, und mit einem unbeschreiblich hoffnungsvollen Vorgefühle auf eine recht ergiebige und gelungene Saison ging der Direktor am Freitag in die erste Probe von „Romeo und Julie". Das ganze Personal war schon versammelt bis auf die erste Liebhaberin, Fräulein Emma Alberti, welche die Rolle der Julie innehatte. Sie wollte dem Direktor einen Streich spielen, weil er nicht für die erste Vorstellung ein Stück gewählt hatte, worin auch sie hätte auftreten können, denn die Rolle der Maria Stuart gehörte von Hause aus Frau Mäuseberg, und am Montag hatte die Alberti nicht einen einzigen Applaus gehabt, Arnfeld aber sechs, und war zweimal gerufen worden. Um sich zu rächen, an Arnfeld wie an Mäuseberg, wollte sie die Aufführung von Romeo und Julie vereiteln; sie fühlte selber, daß sie zu klein und zu arm an Figur wie an Organ sey für eine Julia neben der stattlichen Gestalt und der Trommetenstimme Arnfeld's. Sie hatte sich vorgenommen, sich krank zu melden.

Arnfeld ging schon ungeduldig auf der hellen Seite der Bühne auf und nieder und las in seinem Buche, als der Direktor kam; die andern saßen oder standen erwartungsvoll in Gruppen um den geheizten Ofen hinter der Scene, denn es war bitter kalt in dem öden Hause. „Nun, zum Henker, woran fehlt es denn? Warum lassen Sie nicht beginnen, Lange?" rief er dem Inspicienten zu. „Ich dachte, ihr wäret schon im besten Zuge! Auf was wartet ihr denn noch?" — „Auf die Alberti, Herr Direktor," erwiderte der Regisseur; „sie ist noch nicht da!" — „Sie wird um einen Thaler gestraft, nach § 3 der Statuten," befahl der Direktor peremtorisch, „angefangen, Lange! schicken Sie den Theaterdiener nach der Mamsell und notiren Sie sie zur Strafe. Ich lasse ihr sagen, sie sey gestraft und werde noch mit einer weitern Geldbuße belegt, wenn sie nicht sogleich komme; es ist eine halbe Stunde über die Zeit."

Die Probe begann. Man kam bis zur Scene des Maskenballs, und die Alberti war noch nicht da. Mäuseberg zerbiß vor Wuth die Cigarre, die er rauchte; die Alberti hatte ihm ein ärztliches Zeugniß geschickt, daß sie unwohl sey. Als das Stichwort kam, wo Romeo Julien erblickend fragen soll: „Wer ist das Fräulein ꝛc.?" sah sich Arnfeld vergebens nach ihr um, und stutzte.

„Wir müssen Julien's Rolle markiren," sagte der Regisseur, und winkte einem jungen Mädchen herbei, welches den Pagen des Grafen Paris geben sollte. „Stellen Sie sich hieher, Clara," sagte er barsch zu ihr, „und markiren Sie einstweilen die Rolle der Julie."

— „Aber das wird nicht gehen, Herr Regisseur . . ." wollte Arnfeld einwenden; „es wird mich stören, wenn ich eine stumme Person vor mir habe . . . ." Plötzlich aber hielt er inne; sein Auge hatte das Gesicht des jungen Mädchens gestreift; ein Paar schöner, großer, ausdrucksvoller Augen blitzten ihm voll Freude entgegen und eine schlanke, edle, jugendliche Gestalt trat rasch an die von dem Regisseur bezeichnete Stelle des Prosceniums. Es war als ob ein elektrischer Schlag in das Mädchen gefahren wäre; das scheue Kind in dem abgetragenen, schwarzen Wollkleidchen, in einen ärmlichen bunten Shawl gehüllt, das er seither gar nicht beachtet hatte, erschien ihm mit Einem Male wie

ausgewechselt: diese dunklen Augen leuchteten vor Entzücken, ja vor Begeisterung, und über dem blassen, hagern, von Kummer und Hunger entstellten Gesicht lag es auf einmal wie Sonnenschein. Arnfeld sah, daß er im Begriff war, durch seinen Widerstand eine große Freude zu zerstören, und obschon unangenehm berührt durch die Störung, welche das Ausbleiben der echten Julia verursachte, wollte er doch dem armen Mädchen nicht weh thun, auf dessen Wangen die freudigste Ueberraschung, in dessen Augen das Feuer der Begeisterung glühte, dessen halbgeöffnete, frische Lippen lächelnd bebten in der frohesten Aufregung über das ungewohnte Glück, sich nur auf einen flüchtigen Augenblick in diese unerschwinglich erhabene Rolle hinein denken zu dürfen.

„Es wird schon gehen, Herr Arnfeld!“ flüsterte Clara Daniels mit einem lieblichen Organ und in einem so schüchtern und eindringlich flehenden Tone, daß er ihm bis in die innerste Seele drang. „Bitte, lassen Sie mich's einmal probiren!“

Und er ließ sie gewähren, trat auf seinen Platz zurück und richtete an seinen Diener jene Frage, und das Erstaunen, die Bewunderung, die sich in der darauffolgenden Tirade: „O, sie nur lehrt den Kerzen hell zu glühn u. s. w.“ aussprach, war wirklich ungekünstelt und wahrhaft gefühlt. Er staunte über die gedankenschnelle Inspiration, über die Grazie, womit Clara das Ende ihres Shawls wie einen Schleier über den Kopf geworfen und nun am Arme ihres Cavaliers voll Anmuth und jungfräulicher Scheu über die Bühne trippelte, wie sie mit einer instinktmäßig richtigen Auffassung zweimal in seiner Nähe vorüberging ohne ihn zu bemerken, bis er endlich bei Tybalt's Abgang plötzlich ihr zur Seite stand und es ganz ungesucht und folgerichtig erschien, daß er sie nun anredete mit jenem klassischen Gruß: „Entweihet meine Hand verwegen dich, o Heil'genbild, so laß mich's lieblich büßen 2c.“

Aber wie durchbebte ihn erst der Ton dieser Stimme, wie durchzuckte es ihn bis in's tiefste Herz hinein, als sie ihm halb befangen und mit einem wirklichen Erröthen und einer unbeschreiblich weichen Modulation mit des Dichters Worten antwortete: „Nein, Pilger, lege nichts der Hand zu Schulden u. s. w.“, als das zuvor so unbeachtete Mädchen diese Rolle wirklich spielte, die sie nur zu markiren gerufen worden war, und unter der Hülfe des Souffleurs die Scene bis zum Aktschluß aufrecht hielt!

Das Erstaunen der übrigen Kollegen war kaum geringer, als dasjenige Arnfelds. Man hatte Clara seither nur in unbedeutenden Nebenrollen verwendet gesehen, gewöhnlich gab sie nur die Pagen, Gäste, die Comparsenrollen, und ab und zu gönnte man ihr eine kleine Soubrettenrolle in einem Lustspiel oder ließ sie die Fee in irgend einer Zauberposse spielen. Wie hätte sie auch auf etwas Besseres Anspruch machen sollen? Ihr Vater, der alte Daniels, gab ja nur die komischen alten Bedienten und fungirte nebenbei als Zettelträger, und auf das hagere, armselig gekleidete, hoch aufgeschossene junge Ding, das sich nur scheu in den Winkeln herumdrückte, pflegte niemand zu achten. Ihre Erscheinung war so gewohnt und alltäglich, ihre Rollen so unbedeutend, daß sie niemandes Neid und darum auch niemandes Aufmerksamkeit erregte und daher unbeachtet blieb.

Arnfeld war der Erste, der den göttlichen Funken der Kunst in diesem jungen Mädchen von kaum siebzehn Jahren erkannte. Schon nach dem ersten Akte reichte er ihr sein Buch und bat sie mit einigen ermunternden Worten, die Rolle weiter zu spielen. Sie blickte dankbar und sichtlich geschmeichelt zu ihm auf und erglühte: sie sah sich gewürdigt von dem größten Künstler, den sie jemals noch gesehen, — sie vergaß alles Andere außer ihrer Rolle, und hatte wunderschöne Momente in der mehr instinktiven als bewußten Interpretation ihrer Rolle. Nach der zweiten Scene des dritten Aktes, während Romeo eben in Lorenzo's Zelle in Verzweiflung über seine Verbannung ausbricht, kam die Alberti und spielte von da an weiter, nachdem sie mit Blicken finstern Grolls und Stolzes ihre harmlose Nebenbuhlerin von der Bühne vertrieben hatte. Fräulein Alberti war aus Wuth über den Ersatz, den sie gefunden hatte, plötzlich gesund geworden; sie sah ein Epigramm des Regisseurs darin, daß er gerade die unbedeutendste Statistin gewählt hatte, um ihre Rolle zu markiren, und hielt es für bittern Hohn, daß er der „Kreatur“ gar erlaubt, ihre Rolle zu spielen. Sie legte sich jetzt recht „in's Zeug“, um der Julia einen rechten Eclat zu geben; allein sie spielte so affektirt und mit solcher Coulissenreißerei schon in der herrlichen Balkonscene, daß Arnfeld sich ordentlich ärgerte. Allein er war billig denkend genug, einen Theil des Mißlingens dieser Rolle auf die Aufregung und den Ingrimm der ersten Liebhaberin zu setzen, und spielte unbeirrt weiter bis zu Ende. Dann bat er den Direktor, auf den Nachmittag noch eine Probe ansetzen zu lassen, damit er Gelegenheit habe, noch einmal die ganze Auffassung der Mademoiselle Alberti kennen zu lernen, — ein Verlangen, welches Direktor und Regisseur für so billig fanden, daß die nächste Probe sogleich auf Nachmittags drei Uhr angesagt wurde, worauf die ganze Truppe aus einander ging.

Als Arnfeld die enge Treppe hinuntergestiegen war, welche von der Bühne auf die Straße führte, sah er Clärchen Daniels am Fuße der Treppe stehen, und hörte sie aus dem Buche, welches er ihr geliehen hatte, ihrem alten Vater die Balkonscene vorlesen. Unwillkürlich blieb Arnfeld stehen und hörte zu: das war eine andere, innigere Auffassung, als die der Alberti — das war ein anderer Ton der Seele, voll Liebe und Leidenschaft und doch voll Zartheit und Innigkeit. Dann die Aeußerungen Juliens gegen ihre Mutter, nachdem Romeo hinabgestiegen — wie treu traf sie den launischen Ton des verwöhnten Kindes, hinter welchem sie der Mutter ihre tiefe Bewegung, die Scham, den Schmerz über die Trennung von ihrem Romeo verbarg!

„Brava, brava!“ rief er ihr zu; „Sie haben diese Stellen trefflich gelesen. Wenn sie auf der Bühne so gesprochen würden, sie müßten große Wirkung machen!“ Und herzutretend klopfte er ihr ermuthigend auf den Arm.

— „Sie sind allzu gütig!“ stammelte sie verwirrt und erglühend, aber man sah ihr an, welch freudige Ueberraschung und innere Befriedigung ihr dieses Lob aus seinem Munde bereitete. „Verzeihen Sie mir meine Freiheit,“ fuhr sie fort, „aber ich erwartete Sie hier, um Ihnen Ihr Buch mit Dank zurückzugeben, und da mein Vater mich droben in der Probe nicht gehört hat, so .... so hab' ich mir erlaubt .... ihm hier einige Stellen so vorzulesen, wie .... wie ich sie gesprochen haben würde .... wenn ich ....“

„Schon gut, mein Kind, dieß bedarf gar keiner Entschuldigung; allein wenn Sie mir einen Gefallen thun wollten, so

möcht' ich Sie freundlichst bitten, mir auch die letzte kurze Scene der Gruft aus dem fünften Akte vorzulesen — sehen Sie, hier: 'O Trostesbringer, wo ist mein Gemahl?' — Wollen Sie mich dadurch verbinden?"

— „Mit größtem Vergnügen," erwiderte sie mit einem so freundlichen, glückseligen Lächeln, daß ihr sonst so bleiches Gesicht davon ganz geadelt und verschönert wurde, und nahm das Buch. Und nachdem sie eine Weile sinnend hineingeblickt, las sie die Stelle, anfangs mehr mechanisch, bis sie sich von den Worten immer mehr durchdrungen fühlte und so in eine echte und wahre Leidenschaft hinein kam, daß sie diese Scene förmlich spielte, und ihr alter Vater förmlich vor Schreck zusammenbebte, als sie mit den Worten: „O willkomm'ner Dolch! dieß werde deine Scheide! .... Roste da, und laß mich sterben!" auf ihn zurücksank.

„Gut, sehr gut, mein Kind!" sagte Arnfeld beifällig; „Sie haben dieses Stück wohl schon öfter gelesen und studirt?"

— „Studirt? gelesen?" fragte sie unbefangen. „O nein; wie sollt' ich zu den herrlichen Werken von Shakespeare kommen? So etwas verirrt sich nicht in unser armes Stübchen. Gesehen aber hab' ich dieses Stück schon einige Male."

„Dann ist Ihr Verdienst und Ihr Talent um so größer, mein Kind! Sie haben alle Aussicht, bei Fleiß und Eifer und guter Führung noch eine tüchtige Künstlerin zu werden. Wir werden noch mehr darüber sprechen, denn wenn Ihr Vater es erlaubt, so besuche ich Sie dieser Tage. Einstweilen meinen Glückwunsch zu Ihrem schönen Talent! Auf baldiges Wiedersehen!" — Und er ging nach einem herzlichen, freundlichen Gruße, der das Mädchen und den alten Vater stolz machte. —

Am andern Morgen in aller Frühe, als der Theaterdirektor vor seinem Billetkasten saß und schmunzelnd die Häupter seiner lieben — Eintrittskarten zählte, deren Reihen immer lichter wurden, weil viele Leute sich zum Voraus Plätze sicherten — denn die Zeitung von R. prophezeite einen großen Zulauf von außen — pochte es an der Thüre und Arnfeld trat in das Allerheiligste seines Direktors. Herr v. Mäuseberg erhob sich mit seinem leutseligsten Lächeln, schlug die Schöße seines Schlafrocks in malerische Falten, und fragte mit süßlichem Lächeln, aber lauerndem Blicke, was ihm denn schon so frühe das Vergnügen eines Besuchs von seinem großen Künstler verschaffte, denn er war sich klar, hinter diesem ungewöhnlichen Besuch stecke auch ein ungewöhnliches Motiv.

„Es bleibt also dabei, Herr v. Mäuseberg, daß wir morgen Romeo und Julia geben?" hub Arnfeld an und lehnte die Ehre einer Cigarre stumm ab.

— „Zuverlässig, mein Bester!"

„Und Sie bestehen darauf, daß Fräulein Alberti die Julia spielen soll?"

— „Darauf bestehen, mein lieber Arnfeld? Wie versteh' ich das? Es ist das Fach der Alberti und ich habe keine andere erste Liebhaberin für das Tragische, wie Sie wissen! Sie hat einmal die Rolle und das Fach, also ...."

„Hören Sie mich ruhig an, Mäuseberg, und seyn Sie einmal so vernünftig, wie Sie es bisweilen seyn können!" fiel ihm Arnfeld in die Rede, und ein eigenthümlicher Zug von Ironie spielte um seine Lippen. „Fräulein Alberti mag in manchen Rollen sehr an ihrem Platze seyn, aber für die Julia hat sie gar nichts. Fach hin Fach her, ich frage darnach den Geier. Hätte sie dazu innern Beruf, äußere Mittel und eine richtige Auffassung des Charakters, wie es gerade dieser specielle Fall vorzugsweise erfordert, so würde ich gewiß nicht im Mindesten etwas dagegen einwenden; allein mit ihr kann und werde ich in dieser Rolle nicht spielen!"

— „Arnfeld! Mensch! plagt Sie denn der Satan?" rief der Direktor voll Entsetzen und sprang vom Stuhle auf; „was fällt Ihnen ein? Die Zettel sind gedruckt und ausgegeben, die Billets verkauft, zwei Proben gehalten, wir haben heute Vormittag noch Kostümprobe — Herr! Mensch, wollen Sie mich ruiniren mit Ihrer Grille?!"

„Es ist keine Grille, Mäuseberg, sondern Ueberzeugung, die mich zwingt, in unser Beider Interesse zu erklären, daß ich nicht mit Fräulein Alberti zusammen spielen will, weil sie nicht die leiseste Idee von einer richtigen Auffassung ihrer Rolle hat und uns die ganze Aufführung entschieden verderben würde. Es ist eine Ueberzeugung, welche sich mir in den beiden Proben gebieterisch aufdrängen mußte."

— „Also nicht Romeo und Julia geben?" rief der Direktor mit einem Blick auf den Billetkasten; „die Eintrittsgelder herausbezahlen, neue Zettel drucken lassen, neue Proben halten?"

„Mit nichten; keines von Allem — nur die Rolle der Julia anders besetzen," sagte Arnfeld ruhig.

— „Und mit wem denn?" rief Mäuseberg. „Wollen Sie die Thran? oder meine Frau, die früher diese Rolle inne hatte? Aber dann müßten wir entweder die Lady Montague weglassen oder die Alberti bitten, daß sie diese Rolle übernimmt! — Wie? Sie schütteln den Kopf? Mensch, Sie wollen mich ruiniren! ...."

„Keineswegs — lassen Sie mich nur zu Worte kommen. Mamsell Thran hat zwar eine vortheilhaftere Figur, aber noch weniger Hirn und Poesie als Fräulein Alberti, und würde die Julia noch lederner geben als die jetzige Inhaberin der Rolle. Frau v. Mäuseberg ist eine vortreffliche Gattin, eine musterhafte Mutter, eine sehr achtbare Dame, und eine Künstlerin von sehr großer Brauchbarkeit in einer Menge von Rollen, wie ich ihr mit Vergnügen einräume, allein," fuhr er kalt fort, obwohl er den Direktor vor Schrecken und Angst käseweiß werden sah, „allein sie ist nachgerade in ein Alter gekommen und hat eine gewisse — Ansehnlichkeit der Person, wenn ich so sagen darf — bekommen, welche mir höchst rathsam zu machen scheint, daß sie in Zukunft auf Rollen wie diejenigen der Julia verzichte, um den Zuschauer nicht um jede Illusion zu bringen. Julia ist ein junges Mädchen, auf der Grenzscheide zwischen Kind und Jungfrau, keine stattliche Matrone, welche möglicherweise Romeo's Mutter seyn könnte, — daher dürfte diese Dame, so sehr ich sie auch achte, für diese Rolle nicht mehr in Betracht kommen ...."

— „Nun ja doch — im Grunde haben Sie nicht ganz unrecht," stöhnte der Direktor in tausend Aengsten. „Ich gebe selber zu, daß meine Frau etwas zu gereift dazu ist; aber was soll ich denn um aller Musen willen anfangen, um eine Julia zu finden, die Ihnen convenirt?"

„Seyn Sie hierüber außer Sorgen! sie zu finden sey meine

Sache. Ich bitte nur um Ihre Einwilligung zu Dem, was ich unternehme, und zu dem Rollentausch!"

— „Aber wer soll die Alberti hiezu bewegen, ihre Rolle abzugeben, die nun einmal ihrem Fach angehört?"

„Ich werde sie dazu bewegen — ich nehme es auf mich, sowohl Fräulein Alberti als Ihre Frau zu beruhigen!"

Mäuseberg seufzte tief, und athmete dann wieder leichter auf: „Wenn Sie dieß können, dann willige ich in Alles!"

„Topp! abgemacht! schlagen Sie ein!"

— „Parole, — aber wo wollen Sie eine Julia herkriegen, Arnfeld?"

„Sie ist schon da — ich gebe die Rolle dem Fräulein Daniels."

— „Daniels? Herr, sind Sie bei Troste? Das blutjunge Ding, das kaum flügge ist und seither noch nie mehr als zehn Zeilen vor den Lampen gesprochen hat?"

„Gerade deßhalb ist es Zeit, daß sie größere Rollen bekommt — ich bin überzeugt, daß sie in dieser Rolle reussiren wird!"

— „Unglaublich! — wenn sie aber durchfiele? Herr, Sie nehmen die Sache zu leicht ...."

„Im Gegentheile, von Seiten der Kunst nehme ich die Sache ernster als Sie, und ich habe Ihr Wort. Seyn Sie daher außer Sorgen, Mäuseberg; Sie kennen meine Stellung zu Ihnen; Sie wissen, daß ich mich in den anderthalb Jahren unserer gegenseitigen Beziehungen nicht ein einziges Mal in Ihre Angelegenheiten gelegt habe. Aber in diesem concreten Falle verlange ich dieß als eine Vergünstigung von Ihnen, und gestehe Ihnen offen, daß ich auf Ihre Zustimmung rechnete. Fräulein Daniels hat alle Erfordernisse zu einer guten Schauspielerin, und ihr fehlt nur die Gelegenheit eine solche zu werden; daher müssen Sie ihr dieselbe geben!"

— „Jenun, mein bester Arnfeld, da Sie denn doch einmal eine solche — wie soll ich denn sagen? — für das Mädchen gefaßt haben," sagte der Direktor mit einem zweideutigen, höhnischen Lächeln, „da Sie das junge Ding unter Ihre specielle Protektion genommen haben ...."

„Halt!" rief Arnfeld ernst; „ich protestire gegen Ihre Verdächtigung gegenüber von dem Mädchen, wie gegen die Absichten, die Sie mir im Stillen unterlegen! Noch eine einzige solche Anspielung, und wir sind im Nu geschiedene Leute. Ich habe auf die unverfänglichste Weise in dem Mädchen einen Funken von Talent und Verständniß entdeckt, den Sie seither übersehen haben und vielleicht nie erkannt hätten. Ich gebe Ihnen Gelegenheit, dieses Talent zu Ihrem eigenen Vortheil auszubeuten, und ich handle meinerseits loyal und uneigennützig. Inzwischen sage ich Ihnen, ich spiele den Romeo mit keiner andern, als mit der kleinen Daniels, und ich leite sogleich die nöthigen Schritte ein, da ich Ihr Wort habe."

Wir müssen zur Ehre von Fräulein Alberti sagen, daß sie sich in die Abgabe dieser glänzenden Rolle mit weit mehr Resignation ergab, als man ihr eigentlich zugetraut hätte. Arnfeld hatte eine ruhige, feste Weise, den Leuten etwas vorzustellen, eine höfliche Bestimmtheit und stille Ueberlegenheit, welche überzeugte ohne zu imponiren, weßhalb man sich auch leicht in seine Vorschläge ergab. Es lag ihr wenig daran, ihre Rolle einer jungen Anfängerin zu einem quasi Debut einzuräumen; allein sie hätte sich lieber in Stücke reißen lassen, ehe sie dieselbe an Mamsell Thran abgegeben hätte.

Von ihr eilte Arnfeld mit der Rolle in der Tasche in das armselige Dachstübchen, welches der alte Daniels mit seiner Tochter bewohnte — ein entsetzlich dürftiges Obdach, welches nur durch Clärchens scrupulösen Reinlichkeits- und Ordnungssinn etwas Wohnliches erhielt. Die Nachricht, welche er dem jungen Mädchen brachte, war eine überwältigende Freudenbotschaft; sie fand lange keine Worte, um ihm zu danken, aber ihr feuchtes Auge, ihre glühende Wange, ihr stockender Athem verriethen genugsam die tiefe Gemüthsbewegung, den aufquellenden Wirbel von Hoffnungen, die in ihr gährten. Dankbar und mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte sie den Winken und Andeutungen, welche er ihr für ihre Rolle gab; ihre Thränen thauten auf seine Hand hernieder, als er ihr das Buch überreichte, das fortan ihr Eigenthum seyn sollte. Dann empfahl er sich und übergab ihrem Vater einige Thaler, damit er neue Theaterzettel drucken lasse, welche die veränderte Besetzung dem Publikum anzeigten, und empfahl ihm, dieselben noch im Laufe des Tages überall anzukleben.

Für den alten Daniels war dieser Tag das höchste Freudenfest seines Lebens. Clärchen in einer solchen Rolle, an der Seite eines solchen Mannes debütiren zu sehen, welchen er als Künstler wie als Menschen so hoch achten mußte, — das war mehr als er jemals zu hoffen gewagt hätte. Wer ihn am Nachmittage so mit seinen Zetteln von Straße zu Straße, von Laden zu Laden eilen sah, ein glückliches Lächeln um den Mund, feuchten Auges, mit schwankenden Beinen — der hätte das sechsundsechszigjährige Männchen für betrunken gehalten, und doch gab es keinen nüchterneren Künstler als den alten Daniels — er war froh, wenn seine kleine Gage für das tägliche Brod zureichte! Clärchen, sein Clärchen, als Julia auf dem Zettel zu sehen — das machte ihm den Kopf schwindeln, und gab seinem Gesichte einen gar seltsamen Ausdruck von Freude und Rührung, dem sich wiederum etwas Angst wegen des Gelingens von Clärchens erstem größerm Versuch beigesellte. Und er war schon mit seinem Werkeltags-Gesichte eine auffallende Erscheinung, die beinahe einen komischen Eindruck machte. Er war zu seiner mittleren Größe ungewöhnlich hager; die Last der Jahre voll Mangel und Kummer hatten ihn vor der Zeit gebeugt. Sein Auge, das einst schön und lebhaft gewesen seyn mochte, blickte so sorgenvoll und schüchtern, so demüthig; sein kahles Haupt bedeckte eine braune Perücke mit langem Haar und etwas theatralischer Frisur, und darüber hing etwas schief ein stark getragener, aber immer sauber gebürsteter schwarzer Seidenhut. Der alte schwarze Frack war mit verdächtiger Aengstlichkeit bis an's Kinn zugeknöpft, und seine dürren Beine steckten in sehr abgetragenen, fadenscheinigen, abgeschossenen, schwarzen Beinkleidern voll Flicken, die am untern Ende beinahe in Fransen endeten und ihm um einige Zolle zu lang waren. Aber fürwahr, er hätte heute nicht mit einem König getauscht, und er beschleunigte seine Arbeit nur darum so sehr, damit er wieder zu seinem Clärchen nach Hause komme, um ihr die Rolle einstudiren zu helfen. Die sonstige Stumpfheit war aus seinem gutmüthigen Gesichte verschwunden, und es glänzte vor Freude und Wohlwollen. Er

hätte alle Gassenjungen und Hökerweiber umarmen und ihnen zuschreien mögen, daß Fräulein Daniels, die hier auf dem Zettel stand, seine Tochter, sein Clärchen seye! —

5. Das Debut.

Der Abend der Vorstellung kam — das Haus war gedrängt voll. Clärchens Vater war einer der Diener Capulet's, welche das Stück eröffnen; geschminkt und geschmückt stand er hinter den Coulissen und zitterte vor Spannung und Sorge um sein Kind, das noch in der Garderobe war und sich ankleidete. Er ließ kein Auge von der Thüre der Garderobe, und bemerkte nicht, daß Arnfeld in seiner Nähe war. Jetzt ging die Thüre auf — Clärchen trat heraus, er hätte sie beinahe selbst nicht erkannt, so hübsch war sie. Ihr reiches dunkles Haar in einfachen Scheiteln glänzte so schön wie ihre Augen, die Schminke hatte ihren regelmäßigen Zügen Frische und Fülle gegeben, das einfache weiße Gewand zeigte eine schlanke Gestalt, eine Haltung voll Anmuth und Adel. Ein leises Beben ihrer Lippen und ihrer Hand allein verrieth die Unruhe ihrer Seele, die gewaltige Spannung ihres Geistes. Aber ihr klarer Verstand zeigte ihr auch ihre ganze Lage bestimmt und deutlich: sie wußte, daß die Probe, welche ihr bevorstand, über ihr Wohl und Wehe für alle Zukunft entschied; wenn sie durchfiel, so war für sie auch das armselige Engagement verloren, welches sie und ihren Vater nur dürftig nährte, denn wie konnte sie den Hohn der Fräulein Alberti und Thran und die Neckereien der übrigen ertragen?

Jetzt erblickte sie ihren Vater und ging auf ihn zu; ein freundlicher Blick von ihr sollte ihn beruhigen. „Nimm Dich zusammen, Clärchen!" flüsterte er; „sey stark! Die Bühne ist Dir ja nichts Neues mehr; hast hoffentlich kein Lampenfieber?"

„Nein, bestes Väterchen! ich bin gefaßt und stark," sagte sie; „ich will mein Bestes thun, um Ihm Ehre zu machen, der sich meiner angenommen hat. Wenn ich durchfiele, so würde ja ein Theil der Lächerlichkeit auf ihn fallen!" Und nun ward sie Arnfeld's ansichtig, der in der Nähe stand, und sie nickte ihm einen demüthig-dankbaren bescheidenen Gruß zu.

— „Nur Muth, mein Kind!" flüsterte er; „ich will Sie unterstützen, so gut ich kann! Sehen Sie nur mich an und denken Sie an nichts Andres sonst auf der ganzen Welt!"

Clärchen lächelt, aber trotz ihres energischen Willens zu reussiren, ist es ihr doch eigenthümlich zu Muthe. Allerdings ist sie schon von Kindheit an auf den Brettern heimisch, aber nie zuvor war das Bewußtseyn einer Verantwortlichkeit, eines Antheils an dem Erfolg oder Mißerfolg eines Stücks mit solcher Wucht auf ihr gelegen, als in diesem Augenblicke. Die Klingel des Regisseurs ertönt, die Bühne wird geräumt, die Musik der Ouvertüre ertönt, der Vorhang geht auf — und stufenweise steigt die Unruhe und Spannung Clärchens bis zur Seelenangst. Das Stück beginnt; sie steht in der Coulisse, das Buch in der einen, das Bouquet in der andern Hand, und beide kommen ja von ihm; sie ist bereit, auf ihr Stichwort hinauszutreten, aber es schwindelt ihr im Kopfe, es tanzt ihr vor den Augen, die Bühne scheint vor ihr auf- und niederzuschaukeln, wie ein Schiff im Sturme, die Coulissen nicken hin und her wie Fratzengesichter. Sie ist wie geblendet; sie weiß, daß irgend etwas um sie her vorgeht, aber sie hört nichts, sie sieht nichts. Doch wie in einem Traume hört sie seine Stimme, sein glockenreines volltöniges Organ, und dieß beruhigt sie. Dann ertönt ihr Stichwort und sie muß hinaus. Eine sanfte Hand entwindet ihr das Buch von ihm und schiebt sie vorwärts, ihr zuflüsternd: „Sprechen Sie, mein Kind! sagen Sie: 'Was ist? wer ruft mich?'"

Sie wiederholt die Worte, thut einen Schritt vorwärts und steht draußen auf der Bühne — der Rubicon ist überschritten, sie ist ganz in ihrer Rolle, denn sie weiß ihn drei Schritte von sich, ihn, in dessen Augen sie nicht schwach, nicht so vieler Güte unwerth erscheinen will, — und die erste kleine Scene verläuft über alles Erwarten gut. Von dem ersten Augenblicke an, wo sie an diesem Abend den Fuß auf die Bühne setzte, war ihr Glück entschieden. Ihre jugendlich frische, anmuthige Erscheinung gewann das Publikum zu ihren Gunsten, und die kindliche Scham und Verlegenheit, welche sie in ihrer ersten Scene angesichts der Naivitäten der geschwätzigen Amme und der Heirathsvorschläge ihrer Mutter wiederzugeben hatte, paßten vollkommen zu ihrer eigenen innern Beklommenheit, während ihre Unthätigkeit den männlichen Zuschauern Zeit gab, sie mit jener unverschämten skrupulösen Neugierde zu betrachten, wie man etwa ein Roß auf einem Pferdemarkt besichtigt. Was aber an ihr noch einen weitern Reiz gewann, als das Stück seinen Verlauf nahm, das waren die Naturlaute voll Innigkeit, in die sie die Worte ihrer Rolle kleidete, das war die Thatsache, daß Clärchen nicht mehr eine Schauspielerin, sondern Julie Capulet selber war, so sehr hatte sie sich mit ihrem ganzen Charakter hineinversetzt. Es war keine Illusion ihrerseits, sondern Natur und Wahrheit, ohne Bühnenkunst und Routine, und dieser gesunde Naturalismus entzückte das Publikum und befriedigte selbst Arnfeld, der mit Staunen auf diese Töne lauschte, diese Blicke, dieses Spiel beobachtete und selber davon so gehoben ward, daß er sich das Zeugniß geben konnte, diese Rolle niemals besser gespielt zu haben. Alle Scenen, welche Romeo und Julie zusammen hatten, ernteten donnernden Beifall, und rührten selbst Männer bis zu Thränen.

Fräulein Emma Alberti war ebenfalls im Theater und saß neben der Thran, und beide hätten bersten mögen vor Aerger über den Applaus, den Clärchen erntete, aber die Thran war doch ehrlich genug zu gestehen, daß sie diese Rolle nie so genial und mit solcher Wärme gegeben haben würde. Die Alberti aber übersah das Spiel ihrer jungen Nebenbuhlerin, das ihr noch roh und linkisch erschien, beinahe ganz und hatte nur Ohr und Augen für Romeo, in welchen sie sich hätte verlieben mögen.

Außer ihr aber waren noch zwei junge Damen in einer Loge des ersten Ranges, welche dem Trauerspiele mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgten: es waren Fanny und Ella, unsre junge Freundinnen vom Schlosse Wolframsberg, welche in der Loge ihres Oheims, des Generals v. Plaining, saßen und heute der ersten Vorstellung seit ihrer Ankunft in R. beiwohnten. Das Interesse, welches die beiden Nichten dem Stücke zollten, entging dem Oheim nicht, und freute ihn doppelt, denn auch er war von dieser Vorstellung wirklich in hohem Grade befriedigt.

„Nun, Fanny," wandte er sich auf der Nachhausefahrt zu ihr, welche sein besonderer Liebling war, weil Fanny ihn am meisten neckte und quälte; „sag' mir, was hältst Du von dieser Aufführung?"

— „Ich, Onkelchen? Ei, ich habe mich ganz köstlich amüsirt, und dieser Arnfeld hat mich so sehr angesprochen, daß ich mich ordentlich in ihn vergaffen könnte. Ich fand es begreiflich, daß sich die kleine Julia so rasch in ihn verliebte. Und was meinst Du dazu, liebe Ella?"

„Ich bin sehr zufrieden, aber ich habe Migräne und das hat mir den Genuß einigermaßen vergällt," sagte Ella einsilbig.

Als aber die beiden Cousinen nach dem Abendessen sich auf ihre Zimmer zurückzogen und ihre Nachttoilette machten, und ihre Wahrnehmungen und Bemerkungen mit einander austauschten, wie es von jeher Mädchenbrauch war, zwischen dem Auskleiden und dem Einschlafen, da vertraute Ella, welche vor ihrer Base kein Geheimniß hatte, Fanny mit einigem Zögern und Erglühen an, sie sey vollkommen überzeugt, daß der Fremde, welcher ihr neulich am Wasserfall bei Wolframsberg so hülfreich beigesprungen, und der Schauspieler Arnfeld eine und dieselbe Person seyen. Sie habe ihn erkannt an Stimme und Gestalt, — ja noch mehr, sie habe sogar bemerkt, daß er sie gesehen und wieder erkannt habe.

„Dann ist er also kein verkleideter Prinz, meine Liebe?" rief Fanny.

— „Nein, auf keinen Fall ein Prinz," entgegnete Ella kleinlaut.

„Wenn er nur wenigstens ein Offizier wäre und somit präsentabel!" sagte Fanny. „Ich wäre doch recht neugierig, etwas mehr über ihn zu erfahren. Aber ein Schauspieler! Ist das nicht abenteuerlich?"

Ella schwieg und blieb sehr nachdenklich und einsilbig, und Fanny schlief schon längst, als sie sich noch unruhig und in einiger Aufregung wachend im Bette herumwarf.

Allein unter Herrn v. Mäuseberg's ganzer Schauspieler-Gesellschaft war auch nicht eine einzige Person, vom Direktor bis zum Zettelträger herunter, welche im Stande gewesen wäre, über Arnfeld etwas mehr in's Klare zu kommen. Er begegnete jedermann mit der verbindlichsten Artigkeit, hatte für jeden einen Gruß, ein Lächeln oder ein freundliches Wort; aber sein Gebahren und seine Manieren waren von denen seiner Kollegen so sehr verschieden, seine Leutseligkeit machte sie zurückhaltend und seine kalte Ruhe und Festigkeit gegenüber von ihrem beweglichen, leichtfertigen Wesen warf zwischen ihm und ihnen eine Schranke auf, unter welcher oder über welche auch der Kühnste nicht hinwegkommen konnte. Weder Fräulein Alberti noch Fräulein Thran kamen ihm auch nur um einen einzigen Schritt näher, als er sie in der ersten Viertelstunde ihres kollegialischen Zusammenlebens hatte kommen lassen wollen. Fräulein Alberti hatte zwar sonst das Talent, die Geheimnisse Dritter zu ergründen oder sich bei den Männern beliebt zu machen, auf die sie es abgesehen hatte. Allein an ihm prallten ihre Pfeile wirkungslos ab. Es wäre Verleumdung gewesen, wenn man Arnfeld einer stolzen Kälte, eines Hochmuths hätte beschuldigen wollen, denn er war ja im Gegentheile weit rücksichtsvoller und artiger gegen die untergeordneten Bühnenmitglieder, als irgend ein anderer der Kollegen — er war in der That von ausgesuchter Höflichkeit. Waren aber die Leute gegen ihn zu vertraulich, so verstand er sie nicht; waren sie unverschämt, so hörte er sie nicht. Er konnte Leuten, die ihm anmaßend oder zudringlich begegneten, Dinge sagen, die ihnen ein Gefühl verursachten, als ob man ihnen ein spitziges Messer im Leibe umdrehte, und dieß Alles mit der gelassensten, ruhigsten Stimme, ohne daß eine Muskel seines Gesichts zuckte oder er auch nur die leiseste Geberde des Zorns machte. In seiner wunderbaren Selbstbeherrschung lag das ganze Geheimniß seines Erfolgs als Schauspieler wie außerhalb der Bühne. Man konnte ihm nicht lange in's Gesicht sehen, aber hätte man dieß auch einen ganzen Monat hindurch unausgesetzt gethan, so würde man doch nie erkannt haben, was in seinem Geist und Gemüthe vor sich ging.

Seine Vermittlung zu Gunsten von Clärchen Daniels veranlaßte natürlich eine Menge Geschwätz und Vermuthungen unter dem Theaterpersonal, denn man wußte ja, daß sie ihre Bevorzugung und die ihr dargebotene Gelegenheit, sich zu einer bessern Stellung emporzuschwingen, nur seiner Fürsprache verdankte. Wäre Clärchen durchgefallen, so hätten Bosheit und Verleumdung sich geschäftig über sie hergemacht; allein das Theatervölkchen ist trotz seines sprüchwörtlichen Leichtsinns in manchen Stücken ebenso weise, als andere Leutchen, welche der Bühne fern stehen, und weiß, wann es sich einem aufgehenden Gestirn unterwerfen muß. Niemand beglückwünschte Clärchen wärmer, als Fräulein Thran, und niemand haßte sie bitterer, denn Clärchen hatte die ehrgeizige zweite Liebhaberin in zwei Dingen ausgestochen, auf welche sie ihr Herz gesetzt hatte — das Rollenfach der Alberti und die Theilnahme Arnfeld's. Beide hatte nun Clärchen weggeschnappt, während die Thran die gegründetsten Ansprüche darauf zu haben wähnte. Es war schon schlimm genug sich in derartigen Erwartungen getäuscht zu sehen, wenn keine Nebenbuhlerin dabei in's Spiel kam; aber ein bloßes Kind, das sie bisher als ein ganz untergeordnetes Geschöpf betrachtet hatte, im Genuß und Besitz jener ersehnten Stellung und (wie sie meinte) der Liebe jenes Mannes, welchen sie mit allem Feuer ihrer wilden, ungestümen, leidenschaftlichen Natur anbetete, sehen zu müssen, das war zu viel für die arme Thran. Arnfeld sollte noch erfahren, ob ihr Haß ebenso leicht auf die Seite geworfen werden konnte, wie ihre Liebe; sie schwur ihm bittere Rache für das Unrecht, das er ihr angethan hatte, und sie hielt Wort.

Der alte Daniels hatte sich schon am Abend der Vorstellung, während Clärchen noch auf den Brettern stand, höchst auffallend benommen, und war nun nach dem glänzenden Erfolg ihres Debüt beinahe närrisch vor Freude. Er umhalste und drückte sie, bis sie vor Schmerzen laut aufschrie; er sprang und tanzte um sie herum und geberdete sich wie betrunken, ja er kaufte sich leider, wie wir wahrheitsgetreu berichten müssen, an jenem Abend auch einen Rausch, weil er mit seinen Kollegen so oft auf das Wohl und die glänzende Zukunft der glücklichen Debütantin anstieß. Am andern Morgen aber machte er sammt seiner Tochter Herrn Arnfeld in dessen Wohnung einen Besuch und dankte ihm unter Thränen für Alles, was er an ihnen gethan. „Wir haben viel Ungemach und Elend durchgemacht und manche liebe Noth kennen gelernt, Herr Arnfeld," sagte er; „aber Ihnen dank ich es nun, daß mein Kind aus dem Schlamm emporgezogen

wurde, worein ihr heruntergekommener Vater mit seiner Verzweiflung im Herzen sie gebracht hatte. Herr, ich will Sie noch in der Ewigkeit segnen!"

Clärchen konnte nicht ein Wort herausbringen; aber sie ergriff Arnfeld's Hände und ihre stummen Thränen thauten darauf herab.

Arnfeld wollte von keinem Danke hören; er sagte dem alten Daniels, der Erfolg seiner Tochter beruhe lediglich auf Clärchens eigenem Verdienst und Talent; ein Zufall habe sie auf die rechte Bahn geführt, aber nun sey es an ihr, sich nicht mehr auf Zufälligkeiten und gutes Glück zu verlassen, sondern emsig zu studiren, um vorwärts zu kommen, weil sie sonst unbedingt Rückschritte machen würde; alle Kunst sey ja nur ein Können, und die Kraft hiezu müsse durch Studium und Uebung erlangt werden. „Und da Sie gerade hier sind, Fräulein Daniels," setzte er hinzu, „so lassen Sie uns einmal diese neue Rolle mit einander durchgehen, die ich Ihnen verschafft habe. Ich sehe, wir müssen zusammenhalten, um alle möglichen Gefahren und Nöthen, denen wir noch ausgesetzt seyn dürften, mit einander fest und siegreich zu bestehen."

„Soll ich denn in der That noch einmal mit Ihnen spielen?" fragte Clärchen erstaunt. „Ich bin noch so überrascht und betreten, daß ich gar nicht weiß, was mit mir vorging."

— „Ja, mein Fräulein, ich habe Ihnen die Erlaubniß des Direktors ausgewirkt, daß Sie kommende Woche noch einmal als 'Gertrud' in Gustav Freytags 'Graf Waldemar' auftreten. Die Rolle ist nicht schwer und nicht bedeutend, aber dankbar, und wird Ihnen sicher gelingen. — Apropos, Herr Daniels, haben Sie den Direktor schon aufgesucht, um mit ihm über die künftige Gage Ihrer Tochter zu verhandeln?"

„Nein, Herr Arnfeld, das hab' ich noch nicht gethan; ich will aber noch diesen Morgen auf der Kasse vorsprechen. Sie sind jetzt beschäftigt und so kann ich einstweilen zu Mäuseberg gehen. — Ich hole Dich auf dem Rückwege hier ab, Clärchen."

— „Wie?" rief Arnfeld neckend, „Sie wollen mir das hübsche Kind auf eine halbe Stunde ganz allein anvertrauen?"

„Nein, Ihnen nicht, bei aller Achtung, Herr Arnfeld; aber ihr kann ich vertrauen, unter allen Umständen," versetzte der Alte, legte seine Hand wie segnend auf Clärchens Haupt und küßte sie auf die Stirne, drückte dann Arnfeld die Hand und ging weg.

— „Und nun lassen Sie uns die Rolle betrachten, Fräulein, und zwar gleich in der Scene des ersten Akts, wo ich Sie in meinem Salon finde, nachdem ich mein Lieblingspferd erschossen. „Sehen Sie, hier: 'Wen haben Sie getödtet?' Haben Sie es, Fräulein Daniels ....?"

„Herr Arnfeld, die Leute, die mich lieb haben, nennen mich immer 'Clärchen'; auch Sie nannten mich noch vor einigen Tagen so," sagte sie mit ihrem unbefangensten fragenden Blicke.

— „Allerdings; allein damals waren Sie noch ein unbeachtetes Kind, eine sehr unbedeutende Person, und nun spielen Sie schon erste Rollen. Wir dürfen aber mit unserer ersten Dame nicht allzu vertraulich thun, und Sie müssen sich Mühe geben, stolz und hochfahrend zu seyn, wie Fräulein Alberti."

„Das werd' ich nie fertig bringen," entgegnete Clärchen gedankenvoll. „Es wäre mir unmöglich, fremd und hochmüthig zu seyn gegen — gegen Menschen, welche mir selbst wohlwollen. Ich bitte Sie recht inständig, nennen Sie mich wieder Clärchen!" setzte sie in ihrer gewinnenden Weise hinzu.

— „Nun denn, es sey, — und noch mehr: ich will sogar .... doch nein, dieß würde sich nicht passen! Aber kommen Sie, Clärchen! wenn wir auf diese Weise plaudern, kommen wir nicht durch diese fünf Akte!"

Sie lasen mit einander das Stück, wenigstens in denjenigen Scenen, die sie mit einander zu spielen hatten, und Arnfeld war im Innersten entzückt über das Verständniß und den glücklichen Instinkt, womit Clärchen beinahe immer alla prima vista den richtigen Ton traf. Und als sie zu Ende waren und der alte Daniels noch immer nicht kam, um seine Tochter abzuholen, plauderten sie von allerlei, und so auch von dem Stück, worin sie beide am gestrigen Abend gespielt hatten, und von seinem Dichter.

„Haben Sie Shakespeare schon ganz gelesen, Clärchen?" fragte er sie, weil sie mit solcher Begeisterung von ihm sprach.

— „Ja, die Mehrzahl seiner Stücke — früher, als der Vater noch in Augsburg engagirt war, arbeitete ich oft Tag und Nacht, um einige Groschen zu verdienen für die Leihbibliothek, damit ich die Werke unserer großen Dichter lesen konnte: Goethe, Schiller, Lessing, Molière, und vor Allem Shakespeare. Und eine Dame, für welche ich stickte und der ich meine Begeisterung für den großen Briten gestanden hatte, lieh mir einmal das Buch der Mrs. Jameson über Shakespeare's Frauencharaktere. Ich las es mit einer Aufmerksamkeit so oft, daß ich es beinahe auswendig lernte, und ich habe daraus die Anlage von Shakespeare's Frauen eigentlich erst recht verstehen gelernt."

„Wirklich?" fragte Arnfeld mit Interesse und blickte in das große, schöne, sinnige Auge des Mädchens, welches schon eine so frühreife, seltene Intelligenz verrieth. „Und was denken Sie von Shakespeare im Allgemeinen als Dichter, Clärchen?"

— „Daß er der größte Kenner des menschlichen Herzens und der geschickteste Maler der Leidenschaft war, den es je gegeben hat oder geben wird," erwiderte sie im Tone einer innigen Ueberzeugung. „Ich kann nicht glauben, daß er blos ein Fleischer gewesen sey; oder wenn er es war, muß er irgend jemand recht unaussprechlich tief und innig geliebt haben. Meinen Sie nicht auch?"

„Was veranlaßt Sie zu dieser Vermuthung, Clärchen?"

— „Die Ansicht, daß er nie solche erhabene Gefühle und tiefgehende Leidenschaften zu schildern im Stande gewesen wäre, wenn er nicht eine große, edle, ungewöhnliche Seele gehabt hätte. Sicher wäre er nicht im Stande gewesen, seine Helden und Heldinnen so geliebt und liebenswerth zu schildern, wenn er nicht selber eine Frau mit ganzer Seele angebetet hätte. Und wenn er dieß that, so mußte seine Neigung so gewaltig und ewig seyn, wie sein Ruhm!" setzte sie mit funkelnden Augen hinzu. „Aber es ist wohl recht unpassend und thöricht von mir, daß ich junges Mädchen so spreche, nicht wahr? Allein ich gestehe Ihnen, daß ich die ganze Nacht kein Auge zuthat und so ergriffen war, daß ich weinen mußte, wenn ich an Shakespeare's große Dichtung und Ihr herrliches Spiel dachte — mir war immer als ob ich selber Julie seye!"

„Aha, nun wollen Sie meiner Eitelkeit schmeicheln, Clär-

chen; allein dieß müssen Sie ja nicht wieder thun, wenigstens nicht am unrechten Ort, oder Sie werden sich das Spiel verderben. Wissen Sie, daß wir kommende Woche wieder den Romeo und Julie geben werden?"

„Wirklich? Das ist mir aber gar nicht lieb. Die Rolle des Pagen ist mir ganz verhaßt...."

— „Warum denn? ich verstehe Sie nicht, Clärchen!"

„Jenun, Sie wissen ja, daß ich immer den Pagen des Grafen Paris spielte, und das Kostüm ist so — so unschicklich, so frech — kurzum, es ist mir in der Seele zuwider," sagte sie und stampfte vor Entrüstung darüber und in aufwallendem Aerger mit ihrem niedlichen Fuße auf den Boden.

— „Aber, liebes Kind, glauben Sie denn, man werde Sie nun wieder auf Ihre Pagen und Feeen und Bauernmädchen zurückversetzen? Daran ist nicht zu denken. So lange ich hier bleibe, spielen Sie mit mir erste Rollen: Julie, Desdemona, Clärchen im Egmont, Luise Müller, Emilia Galotti u. dergl., und wenn Sie erst genug studirt haben, kommen Ihnen auch noch glänzendere und schwierigere Rollen zu."

„Und werde ich immer mit Ihnen spielen?" fragte sie schüchtern und mit einem leisen Beben der Spannung, das dann in ein tiefes Erglühen überging, als er sie eine Weile stumm und fest anblickte.

— „Nein, Clärchen, nicht immer," gab er dann ernst zur Antwort.

„Das ist mir sehr unlieb — dann wird mir aller Muth fehlen; ich werde es nicht über mich gewinnen, mit einem Andern aufzutreten."

— „Reden Sie nicht so, Clärchen. Man muß sich keine solche Ideen in den Kopf setzen, denn sie sind thöricht. Die Schauspielkunst ist Ihr Beruf, denn Ihr seltenes Talent und Ihre Verhältnisse weisen Sie darauf hin. Sie müssen diese Kunst um ihrer selbst willen und als das Mittel zu Ihrem Unterhalt lieb gewinnen lernen, denn sie wird Sie in den Stand setzen, Ihrem alten Vater einen sorgenfreien, frohen Lebensabend zu bereiten. Bei mir ist dieß ein Anderes: ich glaube kaum, daß ich für immer der Bühne angehören werde, denn ich spiele nur zu meinem Vergnügen und zum Zeitvertreib. Ich kehre vielleicht bald wieder in einen andern Lebenskreis zurück. Ihnen aber winkt auf diesem Lebenspfade noch die Palme, wenn auch nicht ohne Mühe und Anstrengung. Aber studiren Sie emsig, unablässig, mit eiserner Beharrlichkeit, und denken Sie neben dem flüchtigen Triumph, den wir auf der Bühne feiern, unter den Enttäuschungen und Bitterkeiten, die auch Ihnen nicht erspart bleiben werden, an Ihres armen Vaters hilfloses Alter und die Schuld der Pietät, die Sie gegen ihn abzutragen haben. Zeigen Sie sich beharrlich und eifrig um seinet-, wenn auch nicht um Ihrer selbst willen. Sie kennen bis jetzt erst nur wenig von der Bühne; Sie werden mit Zeit und Weile noch mit besseren Schauspielern, als ich bin, in Berührung kommen; spielen Sie mit jedem ohne Unterschied, stünde er auch in seiner Kunst unter der Linie der Mittelmäßigkeit, — aber thun Sie nur immer und unter allen Umständen Ihr Bestes, oder geben Sie lieber von vornherein diesen Beruf auf!"

„Ich werde Ihrem Rathe folgen, Herr Arnfeld," erwiderte sie und heftete ihr großes, schönes Auge wehmüthig auf ihn. „Aber was Sie mir da sagen, klingt mir ganz seltsam in das Ohr. Ich wähnte seither immer, Sie seyen nicht nur uns Anderen allen überlegen, sondern auch der größte Mime unserer Zeit. Und für mich bleiben Sie das auch, und eben darum, weil ich mich wundere, wie Sie sich nur herablassen konnten, gegen ein solch armes, verachtetes, junges Ding so gütig zu seyn, eben darum weiß ich nicht, wie ich Ihnen für Ihr Wohlwollen genug danken soll, Sie edler, edler Mann!" und unter dem Drang der Dankbarkeit und von ihrer augenblicklichen Stimmung hingerissen, ergriff sie seine Hand und zog sie an ihre Lippen, um sie zu küssen.

Es war ein Kuß, an dessen Reinheit sich kein Engel hätte schämen dürfen, so keusch und aufrichtig, als je eine Tochter ihn auf ihres Vaters Hand gedrückt hatte; allein dennoch durchbebte er Arnfeld so plötzlich, wie der Biß einer Schlange. Er prallte zurück, stand auf und trat schnell an's Fenster. Clärchen erschrack über sein verändertes Benehmen und bedeckte ihr erglühendes Gesicht mit den Händen, und nach einer Weile, als Arnfeld sich wieder nach ihr umwandte, hörte er sie leise schluchzen und sah die hellen Thränen zwischen ihren feinen, schlanken Fingern hervordringen.

„Nicht doch, Clärchen!" sprach er in weit sanfterm Tone, als er jemals noch zu ihr geredet hatte. „Sie müssen sich nicht so schmerzlich aufregen. Sie haben mich nicht im entferntesten beleidigt — im Gegentheil, Ihre herzliche Dankbarkeit hat mich sehr gerührt, und Sie sollen noch erfahren, daß ich Ihr wahrer Freund bin und bleibe. Sehen Sie, hier ist eine Karte mit dem Namen und der Adresse eines Herrn in Berlin, der mich ganz genau kennt. Sollten wir uns einst trennen, was ja früher oder später nicht zu vermeiden seyn wird, und sollten Sie je einen Rath, eine Hülfe irgend welcher Art von mir bedürfen, so schreiben Sie mir unter seiner Adresse, aber suchen Sie mich nicht persönlich bei ihm auf. Meine Hülfe und mein brüderlicher Schutz soll Ihnen dann nicht entgehen. Aber nun dürfen Sie nicht mehr weinen, sonst wähnt Ihr Vater, ich habe Sie gescholten!"

Als Clärchen nach Hause kam, zog sie die Visitenkarte aus ihrer Tasche, küßte sie unter Thränen und las darauf: „Justizrath Dornberg, 45 Taubenstraße, in Berlin."

* * *

Ella und Fanny blieben noch mehrere Wochen in R. und hatten noch mehrmals Gelegenheit, Arnfeld in glänzenden Rollen zu sehen und zu bewundern. Fanny sprach immer von ihm in sehr begeisterten Ausdrücken; Ella dagegen erwähnte seiner niemals ohne äußere Nöthigung, und dann nur mit der größten Zurückhaltung. Sie war noch stiller und gesetzter geworden als zuvor, so daß Fanny deutlich bemerkte, wie in der stillen Base etwas vor sich ging, welches sie selbst nicht mit ihrem launigen Spott zu berühren wagte, und daß sie vergebens versuchte, Ella hierüber zum Sprechen zu bringen. Im Theater fehlte Ella nie, wenn Arnfeld auftrat; sie verwandte kein Auge von ihm und folgte mit athemloser Aufmerksamkeit dem Verlauf des Stückes; allein wenn man eine Bemerkung gegen sie wagte, so fuhr sie darob zusammen und schien erst langsam wieder zu sich kommen zu müssen, als ob sie mit ihrem Geist in einer ganz

andern Welt gewesen wäre. Dieß machte auch Fanny gedankenvoller und trübte einigermaßen ihren sonstigen Frohsinn.

Endlich wähnte sie ein Mittel gefunden zu haben, über Ella's Wesen in's Klare zu kommen und das Uebel womöglich zu heilen. Sie drang in den Oheim General, er solle eine kleine Soiree für die hervorragenderen Künstler des Theaters geben, weil sie vor Begierde brenne, diese Leute einmal außer der Bühne zu sehen, zu sprechen, zu beobachten. Herr v. Plaining ließ sich leicht dazu bewegen: er hatte seine Freude an der dramatischen Kunst auch auf die Künstler übertragen und von jeher an ihrem lebhaften Wesen, ihrer Beweglichkeit und leichtsinnigen Fröhlichkeit im Umgang Gefallen gefunden. Er lud sie ein und bat dazu eine kleine gewählte Gesellschaft von Einheimischen. Man war seelenvergnügt, scherzte, deklamirte, recitirte schöne Stellen aus den Meisterwerken der Dichtkunst und ließ der Küche und den Weinen des Generalmajors alle Ehre angedeihen. Am stillsten und zurückhaltendsten von all den Gästen aber war Arnfeld. Er deklamirte ohne Sträuben, wenn er aufgefordert wurde, er plauderte fein und geistvoll mit Fanny, als sie ihn sich hatte vorstellen lassen; er wechselte einige wenige Worte mit der stillen Ella; er spielte sogar Klavier und zeigte dabei eine ungewöhnliche Fertigkeit auf dem Piano, als er von einem der anwesenden Gäste hiezu aufgefordert wurde. Aber obschon er zuweilen einen bedeutsamen, forschenden Blick auf Ella richtete, so verrieth er doch nicht die mindeste Lust, die flüchtige Bekanntschaft vom Walde bei Wolframsberg her erneuern oder seine Ansprüche auf den Dank der jungen Dame ausbeuten zu wollen, so lange Ella und ihr Oheim darüber schwiegen.

Ella begriff diese Entsagung, und wußte den Zartsinn, welcher darin lag, gebührend zu würdigen. Sie bat sogar Fanny dringend, mit keinem Wort jenes Nachmittags zu gedenken, als diese in ihrer Ungeduld drohte, den zurückhaltenden Arnfeld auf dieses Thema zu bringen. Arnfeld und Ella blieben sich nach der Soiree so fremd wie zuvor; Herr v. Plaining wußte nicht, daß der von ihm bewunderte und geschätzte junge Schauspieler in irgend welcher Beziehung zu seiner Nichte Ella stehe, und konnte daher keine Vermittelung einleiten, und einige Tage nach dieser Soiree reisten die jungen Damen nach Schloß Wolframsberg zurück. —

Monde vergingen und Arnfeld und Ella sahen und hörten nichts mehr von einander, schienen einander längst vergessen zu haben. Doch wichen Ella's Blässe und stilles Wesen nicht, und Arnfeld, der zuvor schon beinahe nie mit seinen Kollegen verkehrte und überhaupt wenig Umgang pflog, war noch einsamer und zurückgezogener geworden. Man sagte, er beschäftige sich gewöhnlich zu Hause mit Malerei oder mit literarischen Studien, und seine Neider meinten: es gehöre zu seinem System des Erfolgsuchens, daß er sich im Publikum nur so selten wie möglich zeige, um seine Erscheinung auf den Brettern desto frischer und wirksamer zu machen.

Die Wintersaison des Theaters war zu Ende. Am Faschingsdienstage hatte die letzte Vorstellung stattgefunden — zum Benefiz der Familie Daniels auf ein Drittel der Brutto-Einnahmen. Die Theatergesellschaft sollte in diesen Tagen nach einer andern Stadt übersiedeln, wo man es mit der Heilighaltung der Fasten weniger streng nahm als in R. Der vortheilhafte Ruf, welcher der Gesellschaft vorausging, sicherte Herrn v. Mäuseberg auch dort günstige Aufnahme und Anwartschaft auf ein gutes Geschäft.

Am Aschermittwoch, kurz vor Mittag, saß Herr v. Mäuseberg in seinem Kassenzimmer und addirte in seinem Kassenbuche. Er hatte so eben die letzte Rechnung bezahlt und die Bilanz gemacht, denn er war in Geldsachen von einer scrupulösen Pünktlichkeit. Das Ergebniß der Bilanz war ein Gewinn, wie er ihn seit Jahren nicht gehabt hatte — er schmunzelte und rieb sich vergnügt die Hände, schloß dann sein Buch und seine Kasse, zündete sich eine starke Manila an und wandte sich zu der Mappe mit Briefen und Zeitungen, die ihm der Theaterdiener vorhin gebracht hatte. Als er sie auf den Sopha ausschüttete und sich in die Kissen zurücklehnte, führte ihm der Zufall ein kleines Billet zu, dessen Handschrift ihn überraschte. Er erkannte Arnfeld's Schriftzüge, erbrach es hastig und las:

„Mein lieber Mäuseberg!

„Sie erinnern sich noch des Abkommens, welches wir vor etwa zwei Jahren trafen, als ich unter Ihre Gesellschaft trat, um Komödie zu spielen — zu meinem eigenen Vergnügen und zu Ihrem alleinigen Vortheil. Ich behielt mir damals das Recht vor, mein Verhältniß zu Ihnen zu jeder beliebigen Zeit wieder lösen zu können, ohne Ihnen Rechenschaft über den Grund davon schuldig zu seyn. Von diesem Rechte mache ich jetzt Gebrauch — wann Sie diese Zeilen erhalten werden, bin ich schon eine Tagereise von R. entfernt. Ich bedaure, daß ich mich auf solch plötzliche Weise von Ihnen verabschieden muß, allein es sind Verhältnisse eingetreten, welche mich gebieterisch in meine Heimath zurückrufen. Ich wünsche Ihnen aufrichtig den besten Erfolg für Ihre Unternehmungen, und verbleibe mit aller Achtung

Ihr

C. Arnfeld.

Der Theaterdirektor glaubte, der Schlag solle ihn treffen! Er hatte darauf gerechnet, daß Arnfeld und Clärchen ihm bis zum Sommer noch eine reiche Ernte bringen würden. In R. erwartete man mit Spannung Arnfeld's Auftreten, und diesem zu Liebe hatte er Clärchens Gage allmählig bis auf zwölf Gulden per Woche erhöht, was er schon thun konnte, da er Arnfeld keine Gage bezahlte, sondern im Gegentheil ihm noch für empfangene Darlehen Geld schuldig war. Er kleidete sich hastig an und eilte nach Arnfeld's Wohnung, um zu erfahren, wohin dieser gegangen sey; allein seine Wirthin wußte es nicht. Doch meinte sie, Fräulein Daniels wisse es vielleicht; sie sey noch am Abend bei ihm gewesen, ehe er eingepackt habe und abgereist sey.

Ein entsetzlicher Gedanke schoß dem unglücklichen Schauspieldirektor plötzlich durch den Kopf. Wie, wenn Arnfeld und Clärchen Daniels mit einander durchgegangen wären? wenn er die beiden Sterne seiner Bühne mit Einem grausamen Schlage verloren hätte! In kopfloser Bestürzung rannte er nach der Wohnung des alten Daniels, allein das erste, was ihm dort begegnete, war Clärchens erstauntes Gesicht. Mäuseberg athmete wieder auf. „Wo ist Herr Arnfeld?" rief er.

„Vermuthlich zu Hause, Herr Direktor!"

— „Ja, sauber zu Hause — thun Sie mir 'mal den Gefallen und lesen Sie dieß da!" versetzte er und gab Clärchen Arnfeld's Billet.

Sie las es, ward leichenblaß, faltete langsam und ruhig den Brief wieder zusammen und gab ihn zurück — dann brach sie auf der Stelle in einer tiefen Ohnmacht zusammen.

Selbst des Direktors rauhes Herz ward von einem aufrichtigen Mitleid ergriffen und er sagte: „Aha, ich begreife nun Alles, armes Kind. Armes, bethörtes Mädchen! Er war ein hübscher Bursche und den Weibern gefährlich — aber es ist bodenschlecht von ihm, sie und mich auf solch perfide heimliche Weise zu verlassen!" Dann rief er Clärchens Vater und die Hauswirthin herbei, und ihren vereinten Anstrengungen gelang es nach einer halben Stunde, das Mädchen wieder zum Bewußtseyn zu bringen. Clärchen ward nicht krank, nicht melancholisch, noch verrückt in Folge der Trennung von Arnfeld. Nur ungewöhnlich stille und ernst ward sie und warf sich mit einem fieberhaften Eifer auf ihre Kunst, als ob sie in dieser allein einen Halt und Ersatz für das Verlorene suchen wollte. Mittlerweile spielte sie ihre ersten Rollen und ward berühmt, und die Schauspieldirektoren rissen sich um sie, aber der vorsichtige schlaue Mäuseberg hatte einen zweijährigen Vertrag mit ihr gemacht, und ließ sie nicht los, hütete sie wie einen Augapfel und beschäftigte sie unaufhörlich, so daß er eigentlich noch das Feuer schürte, welches dieses schwache Mädchen mit der starken Seele schon zu verzehren drohte, denn die stete Aufregung, die harte Arbeit waren zuviel für diese zarte Pflanze — sie verkümmerte sichtlich.

Von Arnfeld hörte man nichts mehr. Entweder hatte er das Theater verlassen oder einen andern Namen angenommen. Clärchen durchsuchte alle Theater-Zeitungen ohne eine Spur von ihm zu entdecken, und Arnfeld machte es ebenso, um sich im Stillen und in der Ferne über ihre Triumphe zu freuen, zumal als er hörte, daß das ständige Theater einer bedeutenden österreichischen Provinzialhauptstadt sie unter glänzenden Bedingungen für erste Parthieen engagirt habe, nachdem ihr Vertrag mit Herrn v. Mäuseberg abgelaufen war.

6. In der vornehmen Welt.

Die Baronin Eggwald war eine vollendete Weltdame, und ihr Haus so glänzend, daß es zu den tonangebenden von München gehörte. Die Baronin war sehr reich und unabhängig, Wittwe und hochgebildet, Beschützerin der Künste und etwas „blau", denn sie hatte schon zwei Romane aus der vornehmen Welt geschrieben, welche auch nur von der vornehmen Welt gelesen wurden, weil sie die Freiexemplare unter den Damen ihrer ausgedehnten Bekanntschaft breitwürfig aussäete. Allerdings hatten auch Kammermädchen und Kammerdiener diese Romane gelesen, welche sie so lange auf den Tischen und Causeusen ihrer Herrschaften hatten herumliegen sehen (uneingebunden natürlich, denn die sogenannte vornehme Welt läßt nur diejenigen Bücher einbinden, welche sie nicht liest und zur Ostentation kaufen muß, und zur Befriedigung ihrer literarischen Bedürfnisse sind ja die Leihbibliotheken und die Journale da), aber diese Domestiken hatten so wenig Geschmack und Urtheil, daß sie über jenen sublimen Romanen einschliefen und sie entsetzlich langweilig fanden. Frau v. Eggwald war eine Dame vom feinsten Ton, sah nur sehr gewählte Gesellschaft bei sich und bewirthete diese fein — man ging nicht hungrig und durstig aus ihren Soireen, sondern trank feinen Bordeaux und Ungarwein und fand vortreffliche kalte Küche im Ueberfluß. Dazu eine gewisse Freiheit und Ungezwungenheit, welche doch nicht der Grazie und des Anstandes entbehrte, weil die Frau vom Hause keine rohen und unpassenden Elemente darin duldete. Man fand vornehme Leute bei ihr, aber glücklicherweise nicht gerade die dümmsten; man fand dagegen auch Reisende, Künstler, Gelehrte u. s. w., die nur bürgerliche waren, aber zur Unterhaltung dieses aristokratischen Cirkels wesentlich beitrugen und gerne erschienen, weil die Dame vom Hause keinen Unterschied zwischen ihnen und der hohen Aristokratie machte. Sie schätzte alles Große, Schöne, Erhabene, sie achtete alles was wahr und richtig war, gleichviel wo sie es auch fand; sie liebte die Pfaffen und Heuchler nicht, und verachtete Alles, was thöricht oder gemein war, gleichviel wer es auch that. Deßhalb ward sie auch sehr verschieden beurtheilt; die Einen erklärten sie für eine emancipirte Frau, die Andern für eine Prüde oder Scheinheilige; wieder Andere fanden ihr Benehmen allzu degagirt und erklärten, sie würden ihren Töchtern nie erlauben die Salons der Baronin zu betreten — und sie hielten Wort, vermuthlich weil sie nie eingeladen wurden. Frau v. Eggwald gab große Gesellschaften und sehr interessante, namentlich in Bezug auf die Qualität mehr noch als auf die Quantität der Gäste. Sie war mit ihren Einladungen wählerisch und hielt nicht offenes Haus, wo Hans, wenn er selber einmal eingeführt war, auch den Kaspar hinbringen konnte, welcher dann wieder irgend einen lustigen oder geistreichen Bekannten aus dem Kreise der Künstler oder Schriftsteller rc. einführen durfte. Nein, es kümmerten sie Stand und Herkunft ihrer Gäste wenig, vorausgesetzt, daß diese nur für ihren Kreis paßten, aber solche aufzufinden hatte sie ein besonderes Talent und Geschicklichkeit, und diesen bereitete sie eine Aufnahme, wie sie dieselben nur irgend wünschen konnten. Sie fesselte die Frauen durch den Werth der Männer, die sie ihnen gegenüberstellte, und sie gewann die Herren durch die Auswahl der Damen — auf ihren Bällen fand man heitere, naive Mädchen von Geist und Laune, keine steifen Modepuppen; anmuthige, fröhliche, junge Frauen und Wittwen, keine aufgeputzten alten Jungfern, und noch weniger jene steifen jungen Damen der vornehmen Welt, die nur auf die Stammbäume und Epauletten ihrer Tänzer, nicht aber auf deren Kopf und Conversation Rücksicht nehmen. Vor Allem aber rühmte man das gute Herz der Baronin.

Auf einem ihrer hübschen Hausbälle waren auch Ella und Fanny v. Plaining, und bezauberten und ließen sich amüsiren. In der Pause vor einer Quadrille kam Frau v. Eggwald zu Ella und sagte: „Ich möchte Ihnen einen jungen Mann vorstellen, der zu meinen besonderen Lieblingen gehört, liebe Ella, denn wenn unsere muthwillige Fanny vorhin meine männlichen Gäste mit einer Menagerie verglichen hat, so verdient mein Günstling vor allen anderen das Prädikat eines Löwen, denn er ist ein schönes wildes Raubthier, scheu und stolz wie der König der Wüste, aber angenehm, geistvoll, ein guter Tänzer und vollkommen harmlos. Sehen Sie hier kommt er — Herr v. Kentern — Fräulein Ella v. Plaining!"

Damit überließ sie die beiden jungen Leute einander, denn nachdem diese mystische Ceremonie vorüber war — vor deren Erledigung man sich in guter Gesellschaft gegenseitig fremd blei-

den muß bis in alle Ewigkeit — überließ sie es ihnen, sich mit einander in den Ballsaal zu begeben.

Ella hatte in ihrem Cavaliere, der sie nun zur Quadrille engagirte, im Nu den Schauspieler Arnfeld wieder erkannt, und mit einem bedeutsamen Erröthen und Staunen ihm ihren Arm gereicht.

„Ich fühle, mein Fräulein, daß ich Ihnen eine Erläuterung schuldig bin, denn wir begegnen uns nicht zum ersten Male," hub Cäsar an.

— „Allerdings," sagte Ella, „wir haben uns schon zweimal gesehen: das erste Mal im Wald bei Schloß Wolframsberg, das andere Mal mehrfach im Theater in R." — Wäre Ella eine der gewöhnlichen wohlerzogenen jungen Damen von Stande gewesen, so würde sie kein so gutes Gedächtniß an den Tag gelegt haben; aber sie war nicht in diesem Sinne wohlerzogen.

„Ich spielte damals zu meinem Vergnügen Komödie," fuhr Cäsar fort. „Ich bin ein Mensch von wilden Leidenschaften, ein unbändiger, unsteter Bursche, und mache mir ein besonderes Vergnügen daraus, mir selbst und meiner Familie Schande zu machen."

— „Das kann ich nicht glauben — das ist unmöglich Ihr Ernst, Herr v. Kentern," sagte Ella, ganz verwundert über die kühle Ironie seines Tons.

„Doch, doch, mein Fräulein; ich bin ein außerordentlich räudiges Schaf in den Augen meiner Familie, und wer kennt uns denn besser als unsere Verwandten? Fragen Sie jene junge Dame dort unter dem Spiegel — sie ist meine Schwester!"

— „Die Baronin Birkach? Also werden wir uns am Sonnabend bei Frau v. Birkach in ihrer musikalischen Soiree sehen?" rief Ella lebhaft.

„Leider wird mir dieses Vergnügen versagt seyn, mein Fräulein; meine Familie und ich sind auf gespanntem Fuße. Sie kennen ja das triviale Sprüchwort: 'keine Heerde so klein, sie hat ihr räudiges Schaf'. Das bin ich denn für meine Familie; nur ist meine vornehme Mama so klug, ihr enfant terrible nicht im Hause zu dulden, sondern auswärts in Kost zu geben, und so schickte sie mich hinaus in die Welt."

— „Ich bitte Sie, Herr v. Kentern, sprechen Sie nicht in solchem Tone von sich — es thut mir ordentlich weh."

„Dann will ich es aufgeben, mich selber zu ironisiren," sagte er. „Verzeihen Sie mir überhaupt, daß ich Sie über mich selbst unterhalten habe, allein ich wollte meinen lieben Verwandten zuvorkommen und Ihnen meine ganze Verworfenheit und Abscheulichkeit schildern, damit Sie vor mir gewarnt sind. — Und nun lassen Sie uns von etwas Anderem reden. Ich habe mich königlich amüsirt, denn ich stand heute den ganzen Abend hinter einigen jener jungen Herren, die keine Tour ungetanzt lassen, und habe mir ihre Unterhaltung gemerkt. Sind Sie gestern in der Oper gewesen, mein Fräulein? Das ist ja, wenn ich nicht irre, die herkömmliche und approbirte Art, eine Unterhaltung anzuknüpfen, nicht wahr?"

Ella hatte große Lust, ihrem Cavalier den Rücken zu wenden und zu Frau v. Eggwald zurückzukehren; da erinnerte sie sich, daß sie schon mehrfach von einem Schriftsteller Namens Kentern, einem höchst excentrischen Menschen, gehört habe, und eine Art Mitleid überwand ihre Entrüstung über seine seichten Späße. Sie schaute ihm mit ihrer ruhigen Weise in sein unbewegliches Gesicht, um zu sehen, ob sie darin nicht etwas von Hohn entdecken könne, und erwiderte dann trocken: „Ja, ich bin allerdings gestern in der Oper gewesen, Herr v. Kentern."

„Aha, ich sehe, mit diesem Anfange einer Conversation geht es nicht!" rief er lächelnd; „Sie sprechen nicht gerne von Bagatellen."

— „O ja, mit unbedeutenden Menschen allerdings."

„Ei ei, — soll ich dieß als ein Kompliment ansehen?" fragte er.

— „Herr v. Kentern," sagte Ella und blickte ihm frei und ernst in's Gesicht, „ich habe Frau v. Eggwald schon oft von Ihnen reden hören und mit großer Anerkennung. Sie sind der Verfasser der 'Geschichten aus Dur und Moll' und verschiedener anderer Bücher, die ich gelesen habe...."

„Gefielen sie Ihnen?" fiel er ihr in's Wort.

— „Ich bin weder geneigt noch fähig, mich zu einer Kritik darüber aufwerfen zu wollen, sondern ich wollte, als Sie mich unterbrachen, hinzusetzen: wenn ein Mann, von welchem man allgemein weiß, daß er Besseres zu sagen versteht, sich zu solchen verbrauchten Gemeinplätzen herabläßt, wie Sie sie gegen mich soeben losließen, so ist dieß entweder die Folge von einer groben Affektation, oder er muß eine sehr geringe Meinung von den geistigen Fähigkeiten der Person haben, gegen welche er dieselben preisgibt!"

„Die Quadrille beginnt!" sagte Kentern trocken und führte seine Dame in die Reihen.

Während der Pausen der Quadrille hatte er sich von der Zurechtweisung, welche Ella ihm ertheilt hatte, wieder erholt und machte in seiner gewohnten, cynisch-witzigen Weise Epigramme auf jedermann. Der arme Mensch! man hatte über ihn so viel Ungünstiges gesagt und so viel Epigramme gemacht, bis er zu glauben begann, die Leute wollten sonst nichts reden und hören. Allein Ella liebte offenbar diese Unterhaltung gar nicht, denn sie hatte einen wohlwollenden Gedanken und ein freundliches Fürwort für jeden, den Herr v. Kentern angriff; sie brach so all seinen Ausfällen und Anspielungen die Spitze ab, und die scharfe Schneide seiner feinen Sarkasmen ward schmachvoll stumpf und schartig an ihrer einfachen, sanften, schlichten Gutmüthigkeit, der sie kühn und beredt Worte gab. Endlich sah er sich ganz durch sie geschlagen, und verstummte.

„Fräulein v. Plaining," fragte er nach einer Pause, „haben Sie noch Brüder?"

— „Nein, leider gar keinen."

„Wie Schade! — O, daß ich eine Schwester gehabt hätte!"

— „Sie haben ja Eine — Frau v. Birkach."

„Ach, sie war noch ein Kind, als ich beinahe schon ein Mann war. Temperament und Erziehung trennten uns vollends. — Nein, ich meinte, ich wünsche mir eine Schwester, welche mich hätte warnen und berathen können; eine Freundin, der ich alle meine Gedanken anvertraut und die mit mir gesprochen hätte wie — gleichviel wer .... ich wäre dann ein besserer und glücklicherer Mensch geworden."

— „Die meisten Menschen glauben, sie wären besser und glücklicher geworden, wenn ihnen dieß oder jenes nicht gefehlt hätte," erwiderte Ella sanft. „Allein mich dünkt, wenn wir nur

uns selber wahr und klar sind, so werden wir in uns selbst einen innigern Freund und bessern Rathgeber finden, als ihn die ganze Welt zu bieten vermöchte."

„Das sind goldene Worte!" flüsterte er mit einem verdächtigen Funkeln im Auge.

— „Wollen Sie sie in Ihr nächstes Buch aufnehmen?" fragte Ella lächelnd und ließ seinen Arm los, denn sie stand wieder vor ihrem Stuhle.

„Nein, mein Fräulein, aber ich will sie hier tief eingraben," erwiderte er und legte die Hand auf's Herz, während er sich von ihr verabschiedete und sogleich nach Hause ging.

7. Liebes-Werben und Werden.

Fanny war in München verheirathet an einen höhern Beamten, und Ella war bei ihr zum Besuch. Auch Fanny hatte in Ella's Tänzer den Schauspieler Arnfeld wieder erkannt, und war nicht einmal sehr überrascht, zu erfahren, daß er mit dem Schriftsteller Kentern identisch sey, den ihr Gatte kannte und der sich ihr doch seither noch nicht hatte vorstellen lassen. Aber es freute sie sehr, namentlich um Ella's willen, daß er eines Tags doch kam und den Legationsrath Schiebank bat, ihn seiner jungen Gattin vorzustellen. Sie hatte so vielerlei von seinen Bizarrerien gehört, daß sie sich höchlich verwunderte, in ihm einen so einfachen, schlichten Mann von ruhigem, besonnenem Wesen und ernster Männlichkeit zu erkennen. Er erschien ihr so ganz anders, als Ella ihn in Folge ihrer jüngsten Wiederbegegnung mit ihm geschildert hatte. Er hatte etwas so Gediegenes in seiner Erscheinung und seinem Wesen, und in seinem Auge lag nichts mehr von dem Hohn und der Bitterkeit, welche Ella darin gefunden haben wollte. Fanny's Fragen über die Metamorphosen seines Lebens beantwortete er ruhig und ungesucht mit einem einfachen Geständniß seiner jugendlichen Verirrungen und ihrer Folgen; er bekannte, er sey zum Theater gegangen, einmal um seine stolzen Verwandten zu kränken, und dann weil er zu keinem andern Beruf Neigung und Anlage in sich verspürt, weil diese Kunst seiner innern Unruhe und Unstetigkeit am besten entsprochen habe. Er gestand, daß ihm diese Kunst noch heute lieb, aber durch ihre Jünger entleidet worden sey; daß er es auf die Dauer nicht möglich gefunden, sich von jeder Berührung mit diesen entfernt zu halten, und daß er eben so sicher gefühlt habe, bei näherer Berührung an seinem Charakter, an seinem besten Theil, seinem innern Menschen einzubüßen. Eine Erbschaft, die ihm von einem Verwandten zugefallen und deren Erhebung und Antritt von seinem persönlichen Erscheinen vor Gericht und einem Abkommen mit seinen Gläubigern abhängig gewesen sey, habe endlich seinem qualvollen innern Kampf ein Ende gemacht. Er sey in seine Heimath gereist, habe seine Schulden bezahlt und gerade noch so viel von dem Erbe übrig behalten, um ein anständiges Auskommen zu haben. Nun sey er auf Reisen gegangen, habe Künste und Wissenschaften emsig studirt und endlich zur Feder gegriffen, um den wirren dunklen Impulsen und Ideen, die chaotisch in ihm gegohren, einen Abfluß zu verschaffen. Hiedurch sey er ruhiger und gesetzter geworden, und habe sich nur gewundert, wie die Lesewelt an seinen unreifen Schöpfungen Geschmack finden könne. Allein gerade der Beifall, den er gefunden, sey ihm auch ein Sporn geworden, die Schriftstellerei ernster zu nehmen, höhere Ansprüche an sich selbst zu stellen, und sich durch Studium von Menschheit und Leben und guten klassischen Vorbildern zu vervollkommnen. Er versicherte, jetzt mit aufrichtiger Reue auf die vergeudeten kostbaren Jahre der Jugend zurückzublicken, und mit inniger Freude sich klar geworden zu seyn, daß er sich in einer Uebergangsperiode befinde, worin allmählig die Schuppen seiner früheren Thorheiten von ihm abfielen.

Fanny ward sehr günstig für ihn eingenommen und lud ihn so herzlich zu recht häufiger Wiederkehr ein, daß er schon gekommen wäre um ihretwillen, wenn auch Ella's Anwesenheit nicht an sich schon einen besondern Anziehungspunkt gebildet hätte. Und er kam bald wieder. Als Ella ihm zum dritten Male begegnete, erschien er ihr wie ausgetauscht: er hatte seinen Cynismus, seine sarkastische Weise abgelegt, und selbst von seiner frühern Verbitterung gegen Welt und Menschen war beinahe nichts mehr wahrzunehmen. Er wurde ein Hausfreund des Legationsraths, und Ella verlängerte ihren Aufenthalt in München noch um unbestimmte Zeit. Sie lernte ihn schätzen trotz mancher Wunderlichkeiten, die er an sich hatte, und welche Anderen eine geringe Meinung von ihm einflößten. Er lebte so einfach wie möglich, bewohnte nur eine ganz bescheidene Wohnung in der Sendlinger Vorstadt, speiste in einer ganz obscuren Restauration und gestand, daß er sich geflissentlich mit drei Röcken begnüge, um sein Einkommen nicht ganz zu verbrauchen. Ein solches Geständniß in einer Stadt, wo die höheren Stände so viel auf einen sybaritischen Luxus halten wie in München, hätte jedem Andern selbst in den vorurtheilsfreien Augen dieser Familie nachtheilig seyn können. Allein an Kentern fand man eine solche Selbstbeschränkung ganz natürlich und sah darin nicht eine blose freiwillige Buße wegen der Vergangenheit, sondern die Reaction einer kraftvollen energischen Natur gegen die Unnatur der Sitte.

Kurzum, Ella und Cäsar begegneten sich fortan öfter, wurden vertrauter, fanden, daß sie in manchen Ansichten übereinstimmten, während sie in anderen vollkommen differirten und doch bald er sie, bald sie ihn zu ihrer Ansicht bekehrte. Wir wissen nicht, wie es kam, daß Ella's Herz pochte, wenn nur Cäsar's Name genannt wurde, noch wie er manchmal eine Viertelstunde lang die Hand auf der Klingel des Vorplatzes hielt, bevor er läutete, wenn er zu Legationsraths wollte; warum beim Eintritt in's Zimmer Cäsar sie niemals zuerst begrüßte, sondern sich oft den Anschein gab, als ob er ihre Anwesenheit erst mit Bestürzung bemerke, wenn er daran erinnert wurde. Aber dennoch erfüllte sie sein ganzes Herz, und er machte täglich diesem gepreßten Herzen in Versen Luft, von denen sie niemals auch nur eine Strophe zu sehen bekam.

Endlich war der Winter um, und Herr v. Plaining schrieb aus Wolframsberg, er werde nach Ostern kommen und seine Ella heimholen. Diese Nachricht machte Cäsar erblassen, weckte aber seine Thatkraft. Am andern Tag kam er zu Legationsraths und hatte eine lange Rede einstudirt, um Ella zu gestehen, was sie ihm sey, und um ihr Herz und ihre Hand zu werben, wenn sie ihn für würdig erachte, ihr Gatte zu werden. Er traf sie allein — zum ersten Mal seit er sie in München wiedergefunden. Sie hatte geweint, noch glänzten Thauperlen in ihren

langen Wimpern. Sie eilte ihm bewegt entgegen und reichte ihm die Hand.

„Sie kommen, um Abschied zu nehmen, Cäsar?“ fragte sie, und ihr Ton hatte etwas ungemein Schmerzliches. „Ich bin Ihnen so gut, Herr v. Kentern, daß der Gedanke an die Trennung von Ihnen mich tief erschüttert. Sie müssen sich meinem Papa vorstellen, und uns in Wolframsberg besuchen ....“

— „O, Gabriele, wie freundlich von Ihnen!“ flüsterte er und ergriff auch ihre andere Hand. „Glauben Sie, der Gedanke an unsere Trennung gehe mir minder nahe, als Ihnen? Sind Sie nicht das einzige Wesen auf Erden, das .... das ...“ Er wagte nicht zu vollenden.

„Das Sie liebt, Cäsar? wollten Sie sagen?“ fiel sie ihm in's Wort. „O ich mache keinen Hehl daraus, wie innig gut ich Ihnen bin!“

— „Wirklich, meine herrliche Gabriele? ist es möglich, daß Ihr reines edles Herz für einen Menschen meines Schlages fühlen kann? Für einen Roué, einen Tollkopf, der schon allen Lastern gefröhnt hat, für einen Sklaven niedriger Leidenschaften?“

„Das waren Sie vielleicht, Cäsar, aber Sie sind es nicht mehr — ich fühle das, ich bin davon überzeugt,“ sagte sie sanft. „Das bessere göttliche Theil in Ihnen hat endlich gesiegt über das irdische, bestiale; Sie haben bereut und sind Ihrer selbst würdig geworden. Und wer weiß, wie viel von den Thorheiten und Sünden Ihrer Jünglingsjahre auf Kosten Ihrer Verwahrlosung und verkehrten Erziehung fiel?“ setzte sie mit mildem Lächeln hinzu; „Sie sind von Haus aus nicht böse — Sie sind in anderer Weise allzu reich begabt, — ich kenne Sie durch und durch ....“

— „O Gabriele, wie mild und wohlthuend, wie hoffnungsvoll und versöhnend diese Worte mir in die Seele dringen! Ich verdiene sie kaum, diese milde Beurtheilung. Und Sie lieben mich wirklich? Sie könnten sich entschließen, die Meinige zu werden?“

Sie blickte zu ihm auf, selig, mit unbeschreiblichem Ausdruck — sie erröthete und senkte die Augen, barg ihr Gesicht an seiner Schulter, denn er hielt ihre Hände zu fest, als daß sie hätte loskommen können. „Cäsar, bin ich denn nicht schon längst die Ihrige?“ flüsterte sie. „Ich wenigstens weiß längst, daß Sie mir gut sind, aber lange zuvor schon .... war mein Herz .... nur Ihnen zugethan.“

Wir wollen diese Scene nicht weiter ausmalen, und brauchen wohl nicht zu sagen, mit welcher segensvollen linden Wonne die Ruhe, die vollkommene glückliche Ruhe nun wie ein Balsam auf ein solch unruhiges, rastlos bewegliches, selbstquälerisches Gemüth, wie dasjenige unsers Freundes Cäsar v. Kentern niedersank. Er legte keinen ungestümen Jubel, keine wilde laute Freude über das Glück, welches ihm zu Theil geworden war, an den Tag. Er bewillkommte es, wie man etwa die Ankunft irgend eines bedeutenden, längst erwarteten Gastes begrüßt, mit einer tiefen Ehrfurcht, und begegnete ihm mit der größten Zartheit. Niemand hatte ihn seither noch geliebt — niemand als Clärchen, und sein Gewissen und Ehrgefühl hatten ihm geboten, dieß zu ignoriren. Liebe, Anhänglichkeit, Zärtlichkeit waren ihm etwas ganz Neues, allein er hatte sich lange darnach gesehnt, sie kennen zu lernen. Er war für einen Liebhaber ziemlich ernst und gesetzt, außer wenn er bei Ella war, wo er sich so glücklich fühlte, daß er eigentlich nicht glücklicher hätte seyn können.

Wir haben hier eigentlich unserer Erzählung schon etwas vorgegriffen, denn wir hätten erst sagen sollen, daß Cäsar sich dem Baron v. Plaining nach dessen Ankunft in München vorstellte und in bester Form um Ella's Hand warb. Der Baron war überrascht und die Persönlichkeit des Freiers, seine gediegene Männlichkeit, die offene Darlegung seiner Vergangenheit mit all' ihren Thorheiten und Fehltritten gefielen ihm nicht übel; aber er sagte weder Ja noch Nein, obschon Frau v. Eggwald die Werbung ihres Schützlings warm befürwortete. Er lud ihn ein, auf einige Wochen nach Wolframsberg zu kommen, um sich dort erst näher kennen zu lernen. Dann schrieb er die Sache seinem Bruder, dem Generalmajor, welchem in allen Familienangelegenheiten ein maßgebender Rath eingeräumt war. Dieser kam nach Wolframsberg, aber offenbar schon mit dem vorgefaßten Entschluß die Heirath zuzugeben, denn ein Mensch von einem solch großen natürlichen Talente zum Schauspieler erschien ihm immerhin als ein sehr bedeutender Mann. Cäsar und Ella wurden verlobt und alle Schwierigkeiten waren beseitigt. Er schrieb nun pflichtschuldigst an seine Mutter und meldete ihr seine Wahl und seine Aussichten, welche diese jedoch schon bereits von ihrer Tochter erfahren hatte; nach Verfluß von einigen Tagen empfing er von Frau v. Kentern-Arnegg einen langen Brief mit einer Gardinenpredigt wegen seiner Vergangenheit, einer Standrede wegen seiner Zukunft, und einem Anerbieten, daß sie ihm einen Theil des Vermögens, worauf er erst nach ihrem Tode Anspruch gehabt hätte, schon jetzt ausfolgen wolle; sie freue sich aufrichtig, schrieb sie, daß er sein unstätes lasterhaftes Leben aufgeben wolle, und hoffe, er werde in Zukunft seinem Namen und Stande Ehre machen, und darum stelle sie ihm, um das Ansehen der Familie aufrecht zu erhalten, ein Kapital von so und so viel in Staatspapieren zur Verfügung. Wir glauben, es kommt heutzutage nur noch in Romanen und Theaterstücken, welche wir aber durchaus nicht als getreue Schilderungen des menschlichen Charakters anerkennen können, der Fall vor, daß die Helden einer Geschichte goldschwere Börsen den Gebern vor die Füße werfen und anständige Anerbietungen von pekuniärer Unterstützung „mit voller Entrüstung“ zurückweisen. Cäsar aber war ein Mensch von Fleisch und Blut (nicht ein Geschöpf von Papier und Tinte), darum sah er auch darin keine Beleidigung, sondern nahm das Geld an. Ella freilich dachte als Frauenzimmer etwas idealer, und war auf den Geliebten so stolz, daß sie nicht übel Lust hatte, das Anerbieten für eine Beleidigung anzusehen und das Geld abzulehnen; aber Cäsar hatte mittlerweile Einfluß genug über sie erlangt und seine Ehrfurcht vor ihr hinlänglich überwunden, um sie ein Gänschen nennen und sich eine Freiheit mit ihren schmollenden Lippen nehmen zu dürfen, die ihm, wie wir wahrheitsgetreu versichern dürfen, gar nicht übel genommen ward. Er heirathete also und seine Mutter und Geschwister kamen ebenfalls zur Hochzeit. Er hätte seine Mama nahezu nicht mehr erkannt, so sehr war sie trotz aller Toilettenkünste und Zahntechniker und Friseure gealtert; ihre zweite Ehe war nicht sehr glücklich gewesen und hatte nach sehr ärgerlichen Ereignissen und Auftritten mit

einer Ehescheidung geendigt, und so war es ihr gar nicht unerwünscht gewesen, durch die Verheirathung ihres Sohns, der seinen Aufenthalt in München nahm, ein scheinbares Motiv mehr zu haben, um Berlin verlassen zu können, wo sie keinen guten Geruch hinterlassen hatte.

8. Auch ein Künstlerloos.

Einige Monate nach seiner Verheirathung erhielt Cäsar, der den Sommer auf Schloß Wolframsberg zubrachte, einen Brief von dem Justizrath in Berlin, welchem ein dort eingegangenes Schreiben an Herrn C. Arnfeld beigeschlossen war. Dieses unorthographische Schreiben kam von dem alten Daniels, und war herzbrechenden Inhalts. Clärchen war todkrank; übermäßige Anstrengungen und Aufregungen in ihrem Beruf hatten sie nach und nach so erschöpft, daß sie die Bühne hatte verlassen müssen — aus dem Fieber war Schwindsucht entstanden, die Aerzte gaben sie verloren. Alle ihre kleinen Ersparnisse waren erschöpft, und Daniels schon mehrmals genöthigt gewesen, unter seinen Kollegen Kollekte machen zu lassen. Jetzt waren sie am Rande des bittersten Mangels, und da Arnfeld sie einst aufgefordert hatte sich an ihn zu wenden, wenn sie eines Freundes bedürften, so wollte der alte Daniels ihn nur bitten, ihm ein Engagement irgendwo zu verschaffen, damit er wenigstens für seine rasch dahinsinkende Tochter arbeiten könne. Das Schreiben kam aus einer kleinen Stadt Vorderösterreichs. Cäsar machte sich sogleich dorthin auf den Weg, um Daniels und Clärchen aufzusuchen und für sie zu sorgen. Als er aber die bescheidene Herberge erfragt hatte, von wo aus der Brief an ihn geschrieben worden, waren sie bereits weggezogen. Die Wirthin hatte sie gepfändet und dann weggewiesen; sie waren verschollen. Cäsar bot die Polizei vergebens auf, sie wieder aufzufinden. Endlich reiste er unverrichteter Dinge weiter nach Linz, wo damals Herrn v. Mäuseberg's Gesellschaft spielte. Von diesem hoffte er sich einige Aufklärung verschaffen zu können. Allein die Sommerferien hatten schon begonnen, die ganze Gesellschaft war zerstreut, niemand konnte ihm Auskunft geben. Verstimmt und schmerzlich berührt, kehrte er so eben von einem vergeblichen Versuche, den alten Komödianten bei der Polizei zu erfragen, nach seinem Gasthof zurück, als er unter dem Fenster eines Trödlerkrams eine kleine Schatulle von Rosenholz und Ahorn bemerkte, deren Anblick ihm einen Stich durch das Herz gab.

Kentern blieb stehen und bat um Erlaubniß, das Kästchen untersuchen zu dürfen. Ja, er täuschte sich nicht — es war ein Rollenkästchen, welches er einmal Clärchen zum Namenstag geschenkt hatte, als sie noch mit einander Komödie spielten: auf dem Deckel waren noch die Anfangsbuchstaben C. D. zu sehen. Es mußte Clärchens Noth auf das Höchste gestiegen seyn, wenn sie sich von diesem Andenken trennte.

„Woher habt Ihr diese Schatulle?“ fragte Cäsar.

— „Drei Gulden Münze kostet sie,“ sagte der Tandler.

„Die sollt Ihr haben, wenn Ihr mir sagen wollt und könnt, woher Ihr sie bekommen habt!“ sagte Kentern. Es ward nun mit einiger Mühe ermittelt, daß vor wenigen Tagen ein alter Mann, dem man die bitterste Noth angesehen, in Begleitung einer Botenfrau aus einem benachbarten Flecken zu dem Trödler gekommen war und die Schatulle verkauft hatte. Ein Trinkgeld in klingender Münze schaffte die Botenfrau zur Stelle, welche die Thatsache bestätigte und den Aufenthalt des alten Daniels und seiner Tochter bezeichnete. Fünf Minuten später saß Herr v. Kentern in einem Miethwagen und fuhr auf's Land hinaus, die Schatulle vor sich auf den Knieen.

Hätte Clärchen um die Absicht ihres Vaters gewußt, an Arnfeld zu schreiben, sie würde es nie zugegeben haben, daß er den Brief abschickte. Der alte Mann las auch soweit in der Seele seines Kindes, daß er erst nach einem herben Kampf mit seinem Selbstgefühl und erst im letzten Stadium seiner Armuth es über sich gewann, den Brief zur Post zu geben. Er konnte es nicht länger mit ansehen, sie so sichtlich und langsam und ohne Klage vor seinen Augen verkommen zu sehen, wo der Arzt erklärte, daß nur reichliche, nahrhafte Kost und gänzliche Sorgenfreiheit sie noch am Leben erhalten könnte, was bei seiner Armuth wie Hohn klang. Clärchen war ja sein Stolz, sein Augapfel, das einzige Wesen auf der Welt, das dem Alten noch geblieben war, um daran mit Liebe zu hängen.

Im Allgemeinen sind die Schauspieler nicht so übel daran, denn es lebt in diesem Stande ein anerkennenswerther Geist der Standesgenossen- und Kameradschaftlichkeit. Man wird nie für einen armen oder kranken Schauspieler das öffentliche Mitleid in Anspruch nehmen sehen, sondern seine Kollegen besteuern sich selbst, um ihm zu helfen, und selbst der Aermste spendet hiezu gerne sein Scherflein. Das ist ein schöner Zug in dem Charakter dieses vielgeschmähten Standes, und er wäre auch dem alten Daniels zu gut gekommen, wenn er nur in der Nähe einer größern Stadt mit ständigem Theater gewesen wäre. So aber war er seither in der Provinz gewesen, und Clärchens Gesundheitszustände erlaubten ihm die Reise mit ihr nicht. Daher war er gezwungen, als Deklamator in Bierschenken einige wenige Kreuzer zu — erbetteln, könnte man beinahe sagen, — auf die Gefahr hin, als Vagabund verhaftet zu werden.

Es war eine ärmliche Herberge für Fuhrleute u. dgl., wo Herr v. Kentern die arme Clara in einem Dachkämmerchen antraf. Es war ein regnerischer, kühler Junitag, und sie lag schlummernd im Bette, in ärmlichen Kleidern, das Gesicht nach der Wand gekehrt, mit einem Rocke ihres Vaters zugedeckt und doch frostschauernd. Der alte Daniels war über Land gegangen, um zu deklamiren. Die Wirthin hatte den vornehmen Herrn hinaufgeführt und dann allein gelassen, denn sie nahm seine tiefe Rührung wahr und wollte ihm nicht im Wege seyn. Sie hatte ihm schon erzählt, daß die armen Leutchen oft keinen lieben Bissen zu essen hätten, wenn sie dem kranken, sanften Mädchen nicht aus Barmherzigkeit ab und zu eine kräftige Suppe zuschöbe. Der Alte sey nicht mehr richtig im Kopfe und das Gespötte des rohen und des feinen Pöbels, welchem er seine Schnurren vortrage. Er sey oft ganze Tage aus und bringe kaum einige Kupfermünzen nach Haus.

Wie dieß Cäsar in die Seele schnitt! er, der verbitterte, harte, sarkastische Mensch, der Menschenhasser, weinte stille Thränen in sich hinein. Es durchschauerte ihn wie Fieberfrost, als er das arme Mädchen, dem er einst solch eine goldene Zukunft prophezeit hatte, dieses Wesen voll Anmuth und Talent, nun so vor sich daliegen sah, eine gebrochene, geknickte Blüthe! Er war unschlüssig, ob er sie wecken sollte! Nein, er konnte es

nicht über sich gewinnen, sie durch dieses Wiedersehen zu erschüttern. Aber er hauchte einen Kuß auf ihre klare Stirne, die so weiß war wie Elfenbein; er erfaßte die blutlose, kalte, abgemagerte Hand und drückte sie an sein Herz. Da bewegten sich ihre Lippen — sie sprach im Schlafe.

„O daß ich doch endlich stürbe, Vater! .... Du hungerst, damit ich satt habe! .... Du gehst zu Grunde, und mir ist damit doch nicht geholfen!" stammelte sie halblaut. „Armer, armer Vater! ...."

Cäsar ging dann hinweg, nachdem er der Wirthin Geld gegeben, um für alle Bedürfnisse der beiden Gäste zu sorgen. Er suchte den Geistlichen des Fleckens auf, einen ehrwürdigen Greis, und gab sich ihm als den Schauspieler Arnfeld zu erkennen; er deponirte eine Geldsumme bei ihm und bat ihn, dieselbe dem alten Daniels zu behändigen, mit der Bestimmung, damit nach München zu reisen, sobald Clärchen die Reise wieder ertragen könne. Er empfahl die beiden Leutchen dringend seiner menschenfreundlichen Fürsorge und gab ihm die Idee ein, er solle, wenn Clärchen erst etwas besser sey, ihr Gelegenheit geben, durch die Anfertigung künstlicher Blumen etwas zu verdienen, denn er erinnerte sich, daß sie früher, vor ihrem Debut als Julia, hiedurch einen kleinen Beitrag zum gemeinsamen Unterhalt errungen hatte. Dann ging er zu dem Arzte des Fleckens und gewann auch diesen für seine Schützlinge.

Als er in die Herberge zurückkehrte, fand er den alten Daniels vor, den Elend, Hunger und Kummer beinahe zum Schatten abgemagert hatten. Daniels weinte wie ein Kind, als er seinen alten Gönner Arnfeld wieder sah und in ihm den unbekannten Wohlthäter erkannte, von welchem die Wirthin gesprochen hatte. Cäsar setzte dem Halbverhungerten eine kräftige Mahlzeit und eine Flasche besten Ungarweins vor, und hieß ihn essen, trinken — nicht erzählen.

„Ihr müßt nach München kommen, Daniels," sagte er zu ihm; „dort kann ich etwas für Euch thun und für Clärchen. Ich werde Euch für ein Engagement an einem der beiden Volkstheater sorgen, und Clärchen soll die beste ärztliche Pflege bekommen, die ich ihr nur verschaffen kann. Ihr beide bedürft Ruhe und eine feste behagliche Häuslichkeit; ich habe Alles eingeleitet, um Euch diese zu verschaffen. Sobald Ihr reisen könnt, so kommt nach München und meldet Euch bei dem Herrn, dessen Adresse ich hier aufgeschrieben habe. Einstweilen grüßt mir Clärchen herzlich, und sagt ihr, wie sehr ich mich freuen werde, sie in München zu sehen."

— „Und Sie wollen sie nicht einmal sprechen, Herr Arnfeld?" fragte der Alte beinahe vorwurfsvoll.

„Wollt Ihr, daß ich sie tödte, Alter? Begreift Ihr nicht, daß ein derartiges Wiedersehen die Arme allzu sehr erschüttern würde? Warten wir lieber, bis sie, mit dem Gedanken daran vertraut, auch wieder mehr Kraft gewonnen hat, um eine solche Aufregung zu ertragen!"

Daniels wagte nicht zu widersprechen; er fühlte auch selbst, daß Arnfeld die Sache besser verstehen müsse. Und so schieden sie denn, und Cäsar reiste nach Hause. Der ehemalige Roué, der satyrische Menschen- und Welt-verachtende Cyniker, der jedermanns Schwächen und Fehler erkannte und schonungslos offenlegte, — er war bis in die innerste Seele erschüttert und ergriffen von dem tragischen Schicksal dieser beiden Menschen; aber er begnügte sich nicht mit einem Zoll sentimentaler Rührung, sondern er griff energisch, werkthätig, hülfreich in ihr Geschick und sorgte nicht blos für den Augenblick, sondern für ihre ganze Zukunft. Oft liegt hinter der schärfsten, bittersten Zunge doch das weichste Herz, denn rauhe Erlebnisse, bittere Erfahrungen gestalten das Urtheil schroff und schneidend und schaffen eine künstliche Kälte um ein gütiges wohlwollendes Herz. Ernster und doch weicher gestimmt kehrte er nach Wolframsberg zurück. Niemand erfuhr was er gethan hatte; seine Reise behielt nur den Charakter einer Erholungstour. Gewiß findet niemand von unseren Lesern etwas Arges in Cäsar's Betragen gegen die beiden Armen, nichts das ihm zum Vorwurf gereichen konnte, oder dessen er sich hätte schämen müssen. Seine junge Gattin wäre vielleicht die Erste gewesen, welche sein Verfahren gebilligt hätte, aber er hielt es sogar vor Ella geheim, und dieß war ebenso unerklärlich als fehlerhaft von ihm. Allein es läßt sich einigermaßen erklären und entschuldigen.

Fanny machte sich nämlich hie und da den Scherz, Cäsar mit seiner früheren Laufbahn als Schauspieler zu necken, und besonders ihn damit zu quälen, ob denn nie ein wärmeres Gefühl in ihm erwacht sey für das hübsche junge Mädchen, welches als Julia, als Desdemona, als Clärchen und in so vielen anderen Rollen als Geliebte und Liebende ihm gegenüber gestanden sey. „Ich kann mir gar nicht denken," pflegte sie zu sagen, „daß zwei Personen einander fremd bleiben können, welche so oft die feurigste Leidenschaft gegen einander verdolmetschen müssen. Ich bin froh, daß mein Alexis nie Schauspieler war, denn mich könnte der Gedanke allein schon eifersüchtig machen, daß in irgend einem verborgenen Winkel seines Herzens noch so ein Fünkchen Liebe für eine gefährliche Theaterprinzeß schlummere." — Derartige Neckereien und Anspielungen waren Cäsar nie angenehm. Fanny neckte so lange, bis er entweder mitlachte und ihr den Mund mit einem Kusse stopfte, oder bis er ärgerlich aus dem Zimmer eilte.

Ella fand noch weniger Gefallen an solchen indiscreten Scherzen. Ihr Gatte hatte ihr offen mitgetheilt, was zwischen Clärchen und ihm vorgegangen war, daß Clärchen ihn geliebt und angebetet, er aber diese Neigung nicht erwidert habe, weil er nie in der Lage gewesen wäre, Clärchen zu heirathen. Ella glaubte ihm, aber trotz ihres natürlich guten Herzens war sie doch im Stillen ein klein wenig eifersüchtig auf die hübsche Schauspielerin, welche nach ihrem Dafürhalten die Schuld trug, daß Cäsar damals in R. so wenig Notiz von ihr genommen; sie wollte daher nicht jeden Augenblick an jene Zeit und jene Nebenbuhlerin erinnert seyn, der sie ihren Cäsar nicht gegönnt hätte. Sie dankte es ihrem Gatten, daß er niemals von Clara Daniels sprach, und diese Umstände hatten ihn auch veranlaßt, vor Ella den eigentlichen Zweck der Reise geheim zu halten, die er zu Anfang des Sommers unternommen hatte.

9. Häusliche Störungen.

Zu Anfang Septembers kehrte Herr v. Kentern mit seiner jungen Frau in die Residenz zurück. Seine Fürsorge für den alten Daniels und Clärchen war soweit gegangen, daß der Alte eine Anstellung als Souffleur bei einem der Volkstheater und

eine hübsche Wohnung in der Vorstadt Au, oben auf der Anhöhe unweit des Franziskaner-Kellers, gefunden hatte, und daß Clärchen, deren Leiden wenigstens keine raschen Fortschritte machte, sich mit Blumenmachen einigen Erwerb erschwang. Geschenke hätten sie beide von Arnfeld nicht angenommen; das Wenige was er dem alten Daniels persönlich gegeben zur Einrichtung, sollte die Form eines Darlehens haben, und die große Unterstützung, die sie durch jenen Priester erhalten hatten, wähnten sie von anderen landfremden wohlwollenden Menschen empfangen zu haben.

Alles was Cäsar seither an ihnen gethan, war durch die Vermittlung seines Geschäftsmanns und Anwalts geschehen. Er selbst hatte Clärchen seit jenem Tage nicht wiedergesehen; aber nun sie ihm so nahe war, nahm er sich vor, einmal seine ehemaligen Bekannten zu besuchen, um sich zu überzeugen, ob sie auch behaglich untergebracht und gut versorgt seyen; alsdann sollten sie ihn nicht wiedersehen und er wollte kein Geheimniß mehr vor Ella haben.

Allein es ist ein seltsamer, trauriger Beweis der Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge, daß gerade unsere edelsten und uneigennützigsten Absichten so häufig vereitelt oder durch einen bösen Schein compromittirt werden. So ging es auch mit Herrn v. Kentern's Vorhaben. Seine Wohlthätigkeit gegen die Familie Daniels war schon kein Geheimniß mehr. Der alte Daniels war mehr überrascht als erfreut, als er bei Antritt seiner Funktionen als Souffleur die Alberti bei dieser Bühne engagirt fand und sich von ihr wieder erkannt sah. Für die Alberti dagegen war dieses Wiedersehen ein höchst erfreuliches. Es befriedigte ihre geheime Rachgier ungemein, zu hören, daß Clärchen rettungslos krank war und dem Theater hatte entsagen müssen. Sie vergaß das bittere Gefühl ihres eigenen Mißerfolgs bei dem Gedanken, daß das Schicksal ihre glückliche Nebenbuhlerin von ehedem noch härter heimgesucht habe. Sie sah sie von Arnfeld verlassen und vergessen, und dieß war ein Triumph mehr für ihr verwundetes Herz. Aber sie stellte sich an, als ob sie die innigste Theilnahme für Clärchen fühle und bedingte sich die Erlaubniß aus, sie zuweilen besuchen und trösten zu dürfen.

Und sie kam pflichtlich. Fräulein Alberti war mittlerweile über die Jahre der Jugend weit hinaus, und dieß hatte ihr Gemüth nicht weicher und milder gestimmt. Sie war boshaft und tückisch geworden, denn das Unglück macht oft selbstsüchtig und neidisch. Sie war vielleicht gerade diejenige Person, welche Daniels am wenigsten zum Umgang für sein Kind gewählt haben würde; allein er mußte sie als Kollegin schonen, durfte es mit ihr nicht verderben, und gönnte am Ende Clärchen auch einige Abwechslung durch gelegentlichen Besuch. Denn wie freundlich auch die Wohnung, wie hübsch die Aussicht über die Stadt und nach dem Gebirge hin war, einsam war sie doch, und der Mensch ist ja dazu geboren, um in Gesellschaft und in Beinkleidern zu leben. Ueberdem war Fräulein Alberti, wenn sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, nicht leicht davon abzubringen. Sie besuchte also Clärchen öfter und that so theilnehmend und mitfühlend, daß sie bald Alles, was seit ihrem früheren Zusammenleben mit Clärchen dieser begegnet war, aus ihr herausgelockt hatte. So erfuhr sie denn auch, was der sogenannte Arnfeld an den beiden Leutchen gethan hatte; Daniels und seine Tochter kannten ihren Wohlthäter nur unter diesem seinem Theaternamen; allein Fräulein Alberti glaubte sich berechtigt, diesen nur für einen angenommenen Namen zu halten, zumal da sie keinen Herrn Arnfeld erfragen konnte. Sie ruhte daher nicht, bis sie von dem Kaufmanne, welcher die von Clärchen angefertigten Blumen kaufte, den wirklichen Namen desjenigen erfragt hatte, in dessen Auftrag jener gehandelt hatte. Dieß ermittelt, war es vollends eine Kleinigkeit, in Erfahrung zu bringen, daß Herr v. Kentern verheirathet und wirklich der ehemalige Arnfeld war, und ihr bitterer Groll gegen ihn fand hierin eine neue Nahrung.

Es war ein milder, freundlicher Herbsttag, als Cäsar endlich nach langem Bedenken zum Isarthore hinausschritt und der Vorstadt Au zuging; als er die Ludwigsbrücke zurückgelegt hatte und in die Vorstadt einbog, wo rechts das Volkstheater steht, ging ein verschleiertes Frauenzimmer an ihm vorüber — es war Fräulein Alberti, aber er erkannte und beachtete sie nicht. Sie aber hatte ihn auf den ersten Blick wieder erkannt, und ihr Athem stockte vor innerer Erregung. — Er geht zu Clärchen! fuhr es ihr durch den Sinn, und sie folgte ihm nach. Wirklich stieg er den Hügel hinan gegen den Franciscaner-Keller und verglich die Hausnummern mit einer Notiz in seinem Taschenbuche. Dann trat er in das ihr wohlbekannte Häuschen, und sie ging auf der Straße auf und ab und wartete auf seine Rückkehr. Das Wiedersehen zwischen Clärchen und ihm war ein tief erschütterndes, wie er immer gefürchtet hatte. Sie war rührend schön in ihrer Bläße und Schwäche — ein unaussprechlicher Reiz lag in ihren großen seelenvollen Augen voll Wehmuth. Clärchen rang beinahe mit einer Ohnmacht, als er eintrat, denn sie hatte seinen Schritt erkannt, seine Nähe geahnt. Sie konnte lange kein Wort sprechen und lag schlaff in dem gepolsterten Krankensessel, den sie seiner liebevollen Fürsorge verdankte. Die Nachmittagssonne schien voll auf ihr Antlitz und legte einen eigenthümlichen Glanz auf ihr sorgsam gescheiteltes Haar; ihr Blick umspielte ihn mit wundersamem Glanze, und zeigte nur Freude, Ueberraschung, Glück des Wiederfindens. Sie ahnte jetzt, daß sie die ganze Verbesserung ihrer Lage nur ihm dankte, und sie sprach diese Ueberzeugung auch mit den wärmsten Ausdrücken ihrer Dankbarkeit aus. Er lehnte diesen Dank ab — er habe nur sein verpfändetes Wort eingelöst und sie aus Noth und Drangsal errettet; es sey für seine jetzigen Verhältnisse kein Opfer, sagte er, und erzählte ihr dann, daß er seither auf Reisen gewesen und eine andere Beschäftigung gewählt, daß er seit mehr als sechs Monaten verheirathet sey. Er mußte ihr dieß ja sagen, um ihr gleichsam jede Illusion wegen seiner Rückkehr zu benehmen, um den gegenseitigen Verkehr auf eine loyale Basis zu stellen. Clärchen begriff dieß auch, verstand seine Motive und ward dadurch um so unbefangener; und als Cäsar nach einer halben Stunde schied, ohne ihr auch nur seinen rechten Namen genannt zu haben, wußte sie, daß sie ihn wahrscheinlich in diesem Leben nicht mehr wiedersehen würde. Sie blickte ihm aus dem Fenster nach, und wenn ihr der Gedanke an die Trennung von ihm auch schmerzlich war, so begriff sie doch die Nothwendigkeit derselben und dankte ihm im Herzen für das Opfer, das er ihr mit diesem Besuch gebracht hatte. Es entlockte ihr erst Thränen, als er an der Ecke der

steilen Straße noch einmal sich umwandte, sie bemerkte und ihr einen Gruß zuwinkte!

Am andern Morgen erhielt Ella einen anonymen Brief durch die Stadtpost, worin ihr angezeigt wurde, daß ihr Gatte eine junge Schauspielerin, Clärchen Daniels, mit welcher zusammen er einst in N. Komödie gespielt habe, in der Au aushalte und beinahe täglich besuche. Die Straße und Nummer des betreffenden Hauses war genau angegeben.

Am Abend desselben Tages erzählte Fräulein Alberti noch einem jungen Lieutenant von der Artillerie, der ein anerkannter Schwätzer und ein Gönner der Schauspielerinnen der Vorstadttheater war, daß ein vornehmer Herr, der Baron v. Kentern, draußen in der Au eine Schauspielerin aushalte und täglich besuche, was um so frevelhafter sey, da derselbe eine allerliebste junge Frau haben solle. Sie theilte ihm ferner mit, daß dieser Herr v. Kentern früher bei einer Schauspielertruppe gewirkt und schon damals ein „Verhältniß“ mit jener Schauspielerin gehabt habe. Diese Nachricht war noch vor Mitternacht in mehreren Kaffeehäusern und einigen Salons in Kurs gesetzt worden, und klang den Leuten doppelt pikant. Kentern, ein Ausländer, ein ehemaliger Schauspieler, ein Abenteurer, hatte sich erfrecht, eine der besten Partieen hinwegzuschnappen; Kentern, dem die ersten Kreise offen standen, mußte gedemüthigt, unmöglich gemacht werden. Wie richtig sagt der Dichter:

Man spricht von einem Spiegel, der duldet keinen Rost,
Und eine Blume gibt es, die knickt ein einz'ger Frost,
Ein Kleinod, das nur einmal die Kunst des Meisters schuf,
Sieh', Spiegel, Blume, Kleinod, das ist — der gute Ruf.

Am andern Tage wußte bereits die ganze Stadt, d. h. die sogenannte gute Gesellschaft, um beide Thatsachen, und der Schneeball ward zur Lawine:

Der Schneeball und das böse Wort
Die wachsen, wie sie rollen, fort.
Eine Handvoll wirf zum Thor heraus,
Ein Berg wird's vor des Nachbars Haus.

Und Herr v. Kentern war gerade in diesen Tagen verreist, um der Verlobung seiner jüngern Schwester beizuwohnen, welche in Frankfurt stattfand. Er hatte Ella nicht mitgenommen, weil sie auf der Schwelle jener interessanten Hoffnungen stand, welche dem häuslichen Glück eines jungen Ehepaars eigentlich erst die Weihe geben. Die Einsamkeit gab ihr Zeit, dem Inhalt des anonymen Briefes nachzuhängen, und sie fühlte sich um so unglücklicher, als ihr Zartgefühl ihr verbot, mit jemanden über diese Sache zu sprechen. Sie weinte Tag und Nacht, und selbst der General brachte nichts aus ihr heraus, als er auf einige Tage zum Besuch in die Residenz kam. Er dachte aber auch über ihre Traurigkeit nichts Schlimmes; bei ihrem Zustand und ihrer Liebe zu Cäsar war eine solche Schwermuth ob der Trennung einigermaßen erklärlich. Bald aber sollte dem alten Herrn ein Licht über den Grund derselben aufgesteckt werden.

Der Generalmajor v. Plaining hatte Besuche zu machen und wollte sich die Mühe ersparen, zum Mittagessen bei Fanny oder Ella zu erscheinen, welche in sehr entlegenen Straßen wohnten. Er speiste daher eines Tages in einer eleganten Restauration und hatte in seiner Nähe einige junge Männer von Stande und Offiziere, die sich halblaut unterhielten, und im Verlauf ihres Gesprächs mehrmals seinen Namen und denjenigen Kentern's nannten. Endlich aber berührte ihn der Gegenstand ihrer Conversation allzu empfindlich, als daß er länger schweigen konnte. Er wandte sich daher zu den Herren und sagte: „Verzeihen Sie, meine Herren, wenn ich mich in Ihr Gespräch menge; allein Sie führten dasselbe so laut, daß ich es nothgedrungen hören mußte; und da ich nicht nur ein Verwandter der jungen Dame, die Sie vorhin nannten, sondern auch ein Freund des Herrn v. Kentern bin, so sehe ich mich veranlaßt, Ihnen meine Ueberzeugung auszusprechen, daß das Gerücht, dessen Sie erwähnten, eine gemeine, boshafte und verleumderische Erfindung ist, und daß ich die Verbreiter desselben dafür verantwortlich mache.“

„Mein Herr!“ wallte einer der jungen Herren auf, aber der General reichte ihnen gelassen seine Karte hinüber und erbat sich die ihrigen. Unter ihnen war der junge Lieutenant v. X. Y., dessen wir schon als des ersten Verbreiters dieses Gerüchtes erwähnten. Die ganze Wucht des Vorwurfs, welchen der General erhoben hatte, lastete auf ihm, wie er wohl wußte; er hatte sich also zu rechtfertigen.

— „Herr General,“ sagte er aufstehend und überreichte seine Karte, „ich bedaure den Vorfall unendlich, allein da ich nicht gewohnt bin, lügenhafte Gerüchte zu verbreiten, so muß ich zu meiner Rechtfertigung sagen, daß meine Angabe richtig ist, wie Sie sich selber durch Nachforschungen überzeugen können, — einstweilen aber nehme ich die Verantwortung unbedingt auf mich.“

Der General war nicht wenig erschüttert und fuhr rasch zu Ella, die er weinend und mit einem offenen Briefe in der Hand fand, den sie hastig vor ihm verstecken wollte. Es war ein zweites anonymes Schreiben, gleichsam die Vervollständigung des ersten — so thatsächlich genau, so kurz, so grausam bestimmt, so ohne alle Worte der Entschuldigung; es enthielt eine kurze Schilderung der Thatsachen, wie Arnfeld Clärchen in N. kennen gelernt, protegirt, bevorzugt und endlich schnöde verlassen habe — wie Clärchen in Folge davon langsam an gebrochenem Herzen sterbe, wie er sie in vergangenem Frühjahr bei Linz besucht und nach München vorausgeschickt, wie er seinen Umgang mit ihr erneuert und sie und ihren Vater ganz behaglich und wohnlich in der Vorstadt untergebracht habe, und sie nun in jeder freien Stunde besuche.

„Ich glaube kein Wort davon, Ella,“ sagte der General, als er es endlich ertrotzt hatte, den Brief zu lesen. „Es ist eine gemeine Kabale und kennzeichnet sich schon durch die Anonymität. Uebrigens ist das Gerücht davon offenbar schon im Umlauf, und ich bitte Dich, mich nach N. zu begleiten, bis sich die Sache entschieden hat. Trockne Deine Thränen, mein Engelskind! Ich halte Cäsar einer solch feigen Erbärmlichkeit für unfähig; fürchte nichts. Ich will bald ermitteln, von wo diese Verleumdung ausgeht. Ich werde selbst hingehen und jene Schauspielerin aufsuchen, mit welcher — doch nein, das schickt sich nicht! Ich will nicht den Spion an Cäsar machen, selbst wenn er — ein Schuft seyn sollte. Gib mir den Brief, Ella; ich will sogleich an ihn schreiben und sehen, was er zu diesem Scandal sagen wird. Einstweilen aber gehst Du mit mir, um vor weiteren Zuschriften und Alterationen sicher zu seyn, oder nach Wolfsramsberg

zu Deinem Vater!“ Auf letztern Vorschlag aber wollte Ella nicht eingehen, sondern blieb. Und noch am selben Tag schrieb er an Herrn v. Kentern:

„Lieber Cäsar!

Es geht hier ein sehr gehässiges Gerücht über Sie um. Man behauptet nämlich, Sie hätten eine alte Bekanntschaft mit der kleinen Daniels erneuert, mit welcher Sie seiner Zeit in R. zusammenspielten, und zwar unter Verhältnissen, die ich nicht näher zu schildern brauche, da ich das Ganze für eine lügenhafte Erfindung halte. Allein ich bitte Sie, schreiben Sie mir umgehend und geben Sie mir eine formelle Ermächtigung, von welcher ich öffentlich Gebrauch machen kann, um das Gerücht zu widerlegen.

Mit Achtung und Gruß Ihr

Hans v. Plaining.“

Der Brief traf Cäsar in Frankfurt zu einer Zeit, wo er noch nicht abkommen konnte, aber er antwortete umgehend:

„Lieber Oheim!

„Es ist vollkommen wahr, daß ich vergangenen Sommer den Daniels nachgereist bin, um ihnen pekuniären Beistand zu leisten und ein anständiges Auskommen zu verschaffen; auch leugne ich nicht, daß ich diesem armen Mädchen dieselben Gesinnungen bewahrt habe wie früher, und daß ich sie jüngst besuchte unter Umständen, welche keiner Entschuldigung bedürfen, da Sie dieselben kennen. (Cäsar glaubte nämlich, der General kenne den wahren Zusammenhang.) Es ist wahr, daß ich für Clara's Unterkunft gesorgt habe, und es war vielleicht Unrecht von mir, daß ich dieß hinter Ella's Rücken that, aber ich handelte nur aus einer allzu zärtlichen Rücksicht auf Ella's kleine Vorurtheile so. Ich nehme keinen Anstand ferner zu gestehen, daß für die fragliche Person nun gesorgt ist und ich daher keine Veranlassung habe, sie wieder zu besuchen. Grüßen Sie meine liebe süße Ella, und seyen Sie aufrichtig gegrüßt von Ihrem dankbaren

Cäsar.“

„Nein, fürwahr, das ist zu stark!“ rief der General und zerknitterte voll Entrüstung diesen Brief, als er ihn gelesen hatte. „Er gesteht ja Alles zu, der Schamlose! Er theilt sich also zwischen jener Person und meiner armen betrogenen Nichte. Das ist abscheulich, niederträchtig, das ist unerhört frech. Nun er sich entdeckt sieht, oder seiner alten Maitresse auf's neue müde ist, findet er sich mit ihr ab, und läßt noch seine bethörte verrathene Gattin grüßen. Dieser Sache muß ein Ende gemacht werden, und da die unglückliche Ella nicht für sich handeln kann und ihr Vater nicht hier ist, so will ich und muß ich hier einschreiten.“ Und noch unter dem Eindrucke des ersten Ingrimms schrieb er an Cäsar:

„Mein Herr!

„Das Geständniß, welches Ihre Antwort auf meinen Brief enthält, läßt nur ein einziges Auskunftsmittel übrig: die Ehescheidung. Es liegt klar am Tage, daß Sie meine Nichte nur um ihres Vermögens willen geheirathet haben, um wieder in Ihr früheres Leben des Lasters und Thorheiten zurückzuverfallen, — daß Sie sich Ella's unwürdig gemacht und sie hintergangen haben. Ella selbst verlangt nun die Auflösung dieser Ehe, und bricht von heute an jede Verbindung mit Ihnen ab. Als Ella's Anwalt bezeichne ich Ihnen den Dr. Hausberg.

Ergebenst

v. Plaining, Generalmajor a. D.“

Cäsar wähnte seinen Augen nicht trauen zu können, als er in Frankfurt diesen zweiten Brief im Moment seiner Abreise empfing. Welches Vergehens hatte er sich schuldig gemacht, um solch eine Behandlung zu verdienen? so mußte er sich selber fragen. Er hatte nur eine Wohlthat ausgeübt und die linke Hand nicht wissen lassen, was die rechte that, das war Alles. Er hatte Ella nicht von einer Person erzählen wollen, von welcher sie, wie er wohl wußte, nicht gerne reden hörte. Erwartete Ella von ihm, daß er sein Herz gegen alles Mitleid verhärte und seinem Worte ungetreu werde, weil es sich hier um eine Frauensperson handelte und er verheirathet war? Hätte er brutal und roh seyn sollen, weil Ella eifersüchtig war? — Und Gabriele, sie, die er so innig geliebt, so ganz angebetet hatte — und vielleicht desto inniger und aufrichtiger, je weniger er dieß vor der Welt äußerlich an die Erscheinung treten ließ — sie vermochte es über sich, auf eine solche Veranlassung hin von Ehescheidung zu reden und alle Verbindung mit ihm abzubrechen?! Oh, sie hatte ihn sicher nie geliebt; in ihrem Herzen sprach nichts, auch gar nichts für ihn; sie war so ruhig, so kalt bei seiner Liebe gewesen, sie hatte selbst in jenen süßen Stunden eines traulichen tête-à-tête sich nie zu seiner Leidenschaft zu erheben vermocht. Es war eine furchtbar tief erschütternde Lebenserfahrung, welche durch diesen Brief über Cäsar erging: das beste am Menschen, sein Herz und sein Selbstgefühl, waren grausam verletzt durch des Generals Brief. Wie gern hätte er sich so weit vor ihr gedemüthigt, sie zu fragen: 'Ella, süße, theure Ella! kann dieß Dein Ernst seyn? Willst Du Deinen Cäsar verstoßen, ohne ihn gehört zu haben?' Aber der General hatte ihm zum Vorwurf gemacht, er habe Gabrielen nur um ihres Vermögens willen geheirathet; sie war um so viel reicher als er, und jedes Entgegenkommen, jeder Versöhnungsversuch von seiner Seite mußte ja das unselige Vorurtheil der Familie Plaining und den Zweifel an seiner Uneigennützigkeit nur verstärken! — Und doch war Cäsar wieder geneigt, Gabrielen zu entschuldigen; er wußte, daß sie sanft und willenlos, daß sie gewöhnt war, sich von Anderen lenken zu lassen — man hatte aus Geld- und Familienstolz ihr vielleicht blos imponirt, und sie gegen ihren Willen zu einem solch kategorischen Schritt hingerissen. Er wagte noch nicht alle Hoffnung aufzugeben.

Vorerst aber reiste er von Frankfurt ab, denn er wollte seinen Schmerz, seine Erschütterung nicht vor seinen Verwandten zeigen; er reiste bis Augsburg, und nahm hier in einem kleinen Gasthof seinen Aufenthalt. Er wußte noch nicht, was er thun sollte, — die Einflüsse der Reise hatten ihm noch nicht erlaubt mit seinem Schmerz allein zu seyn. Dieß wollte er in Augsburg, wo ihn beinahe niemand kannte; doch konnte er es sich nicht versagen, wenigstens an die Baronin Eggwald zu schreiben, ihr die Briefe des Generals zu senden und zu sagen, daß er die Veranlassung dieser Handlungsweise nicht kenne und daher sie um so unbegreiflicher finde; sie zu bitten, daß sie ihm doch offen und rückhaltslos dieses Räthsel löse. — Als er diesen Brief abgeschickt hatte, fühlte er sich erst recht unglücklich — er hatte

ja jetzt eingestanden, wie elend er war; er hätte viel darum gegeben, wenn er den Brief wieder zurückzurufen vermocht hätte. Es wäre besser, männlicher, muthiger gewesen, sein Unglück allein zu tragen, als auch noch Andere zur Einmischung in seine ehelichen Verhältnisse zu veranlassen, sagte er sich. Er bereute jetzt, dadurch Gabrielen noch Grund zu dem Vorwurf gegeben zu haben, daß er ihre ehelichen Angelegenheiten vor Anderen ausgekramt, daß er, aus Habsucht vielleicht, einflußreiche Vermittelung gesucht habe. Seltsamerweise berührte schon der Gedanke, Gabrielen hiedurch wehe gethan zu haben, Herrn v. Kentern unangenehm, obschon er sich sagen mußte, sie hätte nie so jählings, so entschieden zu handeln vermocht, wenn sie ihn je wirklich geliebt hätte. Ein wilder Kampf tobte in ihm.

„Sie kann mich nie geliebt haben," rief er in seinem ohnmächtigen Schmerz und zerdrückte wild die Thränen, die ihn unwillkürlich blendeten; „und was hätte sie an mir auch lieben sollen? was ist denn der Liebe würdig an mir? Ich war ein verblendeter Thor, daß ich dieß je erwartete! Ich, der ehemalige Wüstling, der Mensch von wilden Leidenschaften, und sie, so rein, so sanft, so kindlich! Das paßte doch nicht zusammen, und ich hätte dieß ahnen sollen!"

Die Gedanken und Entschlüsse gohren und stürmten in ihm. Sie hatte ihn unglücklicher gemacht als er sie; denn sie liebte ihn nicht so wie er sie liebte. Aber sie sollte nicht über ihn triumphiren. Er wollte geradezu nach München zurückkehren, es darauf anlegen, ihr zu begegnen, wollte mit einem fröhlichen Gesicht an ihr vorübergehen, — er wollte lachen, schäkern, tanzen, kokettiren mit den hohlsten ihres Geschlechts in ihrer Gegenwart; niemand sollte ahnen, daß ihm der Schmerz beinahe das Herz abdrückte. Doch nein! er fühlte wohl, daß er dieß nicht über sich vermochte: — sie hatte ihn ja doch einmal geliebt, und wenn auch ganz wenig, so doch genügend, daß es sie traurig machen mußte, wenn sie ihn leichtfertig und heiter sah, nach alle dem was zwischen ihnen vorgegangen war. Nein, es wäre roh und unmännlich gewesen, wenn er, der Starke, sich auf diese Weise an ihr, der Schwachen, hätte rächen wollen! — Nein, er wollte sie nicht verfolgen; sie wollte seiner los werden, und diesen Wunsch wollte er ihr erfüllen. Er aber wollte zurückkehren zu seiner früheren Lebensweise und zu seinen alten Gefährten. Wozu half es ihm, daß er ein anständiges geregeltes Leben führte, wenn dieß sein Lohn war? Er wollte wieder der Roué, der Spieler, der Wüstling werden, ja er wollte sich auf den Trunk legen, welcher ihm vordem ein Greuel gewesen war. Seine Erinnerungen waren ja doch nur ein Fluch für ihn, daher wollte er sie so rasch wie möglich los werden, und der Rest seines Lebens sollte kurz aber lustig seyn! Und doch, sollte er wegen einer Frau sich selber vernichten? Nein, keineswegs; er dünkte sich doch noch zu gut dazu. Aber er fühlte deutlich, was er an ihr verlor; sie war ja gleichsam die ganze Welt für ihn; sie hatte den nagenden Wurm aus seinem Herzen genommen und statt seiner Frieden und Gemüthsruhe darein gesenkt. Sie war so gut, so rein — zu rein und gut für ihn. Ihre Liebe war ein allzu köstlicher Schatz, als daß er sie erringen konnte; allein wenn ihm dieß auch nicht gelang, so wollte er doch wenigstens sich bestreben, sie zu erringen. Sie mochte und konnte ihn vielleicht nicht lieben, aber sie sollte ihn doch wenigstens niemals verachten.

So gährte der Kampf der wilden und zärtlichen widerstreitenden Gemüthsbewegungen in ihm, welche das zuchtlose und doch so liebesbedürftige öde Herz dieses armen Mannes erfüllten, und ihn zwei Tage und zwei Nächte einsam und verbittert in sein Zimmer bannten. Am dritten Morgen erhielt er einen Brief von Frau v. Eggwald, die ihm schrieb:

„Mein lieber Freund Cäsar!

„Ich bin überzeugt, hier waltet ein beklagenswerthes Mißverständniß ob. Sie haben irgendwo einen erbitterten Feind, der Ihnen zu schaden sucht. Verhalten Sie sich einstweilen ganz ruhig, und bleiben Sie wo Sie sind. Kommen Sie unter keinen Umständen hierher, und überlassen Sie das Weitere getrost mir. Sobald ich weiß, woher der Streich kommt, so verlassen Sie sich darauf, daß das Mißverständniß bald gelöst seyn soll u. s. w."

Dieß brachte Trost und Hoffnung wieder; er wußte seine Sache in guten Händen, so lange die Baronin sich ihrer annahm. Und er hatte Recht. Frau v. Eggwald hatte kaum von dem Vorfall gehört, so eilte sie zu Ella. Herr v. Plaining hatte seine Tochter mit sich nach Wolframsberg nehmen wollen, allein Gabriele weigerte sich, und Frau v. Eggwald bestärkte sie darin. „Sie dürfen nicht zuerst den häuslichen Herd verlassen, mein Kind," sagte sie zu ihr; „Sie dürfen nicht selbst dazu beitragen, von diesem Vorfalle mehr Aufhebens zu machen, als unerläßlich ist. Armes Kind! Sie leiden ohnedem schon so sehr darunter, obschon Sie es zu verheimlichen suchen."

Sie hatte nur allzu sehr Recht, diese welterfahrene Frau, denn solche Herzenswunden waren auch ihr nichts neues. Gabriele liebte ihren Gatten wirklich und war stolz auf seine seltenen Gaben; sie konnte ihn nicht schuldig glauben. Und doch sein eigenes Geständniß und die Thatsache, daß er Clärchen hatte kommen lassen, daß er sie besucht? O das war bitter. Sie liebte ihn noch, und doch sagten der General und ihr Vater, sie müsse den Unwürdigen vergessen, die Ehre gebiete ihr, sich von ihm zu trennen! Sie zürnte weniger ihm, als der Schauspielerin, auf welche sie eifersüchtig war. Und doch gewann sie es nicht über sich, Andere in ihr Herz blicken zu lassen. Sie gab sich Mühe, heiter und aufgeräumt zu erscheinen, und den freundlichen Bemühungen Derer entgegenzukommen, welche sie zerstreuen wollten; sie gab sich den Anschein, als merke sie gar nichts, als ob sie ihre Motive nicht durchschaue. Diese konnten ihr wohlwollendes Vorhaben niemals durchsetzen, allein warum sollte sie ihnen nicht wenigstens den Trost lassen zu glauben, sie erreichten ihren Zweck? Das freundliche Antlitz war bleich und verstört, aber das alte wohlwollende Lächeln spielte noch immer um Ella's Mund. Der Kummer einer Frau, welche einem Sterblichen ein reines stilles Glück bescheert und die ganze Fülle und Gewalt einer unwandelbaren Liebe über ihn ausgegossen hat, ist etwas Erhabenes, Heiliges und doch zugleich Furchtbares. Es machte einen tief schmerzlichen Eindruck auf Ella's Freunde, zu sehen, wie ruhig sie ihren Gram ertrug. Jedermann sah, daß dieser heimliche Kummer sie langsam verzehrte, und doch wußte niemand als ihre Base Fanny, wie sehr sie litt, und auch diese wußte nicht das Schlimmste. „Ihr Kopfkissen ist nie trocken,"

sagte sie zu Frau v. Eggwald; „ich habe zwei Nächte bei ihr geschlafen, und es brach mir beinahe das Herz, zu hören, wie das arme Kind im Schlafe noch schluchzte. Und ich, ich muß mich anklagen, daß meine Neckereien vielleicht einen Theil der Schuld tragen!" — Fanny bereute es nun bitterlich, daß sie Herrn v. Kentern immer mit Clärchen Daniels gehänselt und nie auf seine bittenden Blicke geachtet hatte.

„Liebe theure Ella, Du solltest nicht mehr an ihn denken," sagte sie eines Tages zu Gabrielen; „er war Deiner niemals werth, der elende undankbare . . . ."

— „Stille, Fanny!" fiel ihr Ella in die Rede und hielt ihr den Mund zu, während ihr Auge aufblitzte; „ich lasse ihn von keinem Menschen heruntersetzen, — selbst von Dir nicht. In meiner Gegenwart soll niemand übel von ihm reden!" Allmählig aber wich ihre augenblickliche Entrüstung und Aufwallung, und sie fiel weinend ihrer Base um den Hals und flüsterte: „Vergib mir, Fanny, daß ich so heftig war. Aber beurtheile ihn nicht so hart; denk an seine liebeleere Jugend, an sein Herz, das nie die heilsame Zucht einer Mutter gekannt hatte, an die schlechte Gesellschaft, in welche ihn sein Stand führte, und bitte mit mir den lieben Gott, daß er ihm vergebe und beistehe." —

So waren durch die Tücke jenes rachgierigen Weibes zwei von Haus aus edle Menschenherzen fast bis in den Tod betrübt und der Verzweiflung nahe gebracht worden.

10. Lösungen.

Frau v. Eggwald nahm die Sache nicht leicht. Die Heirath war ihr Werk, und sie gedachte ernstlich der Verantwortung, die sie gegenüber von diesen beiden Menschen übernommen hatte. Sie hatte so lange in den General gedrungen, bis er ihr jenen anonymen Brief aushändigte, der das ganze Unheil veranlaßt hatte. Von ihm geleitet, that sie alle erforderlichen Schritte, die Wahrheit zu ergründen und wo möglich die Schreiberin des Briefes zu ermitteln. Täglich empfing sie Polizeibeamte und andere Männer von seltsamem Aussehen, täglich schrieb und empfing sie Briefe. — Von Cäsar hatte sie keine weitere Nachricht; aber sie wußte, daß er noch in Augsburg war. Sie ging häufig allein aus und blieb Stunden lang weg, ohne daß jemand wußte, wo sie gewesen war; sie besuchte täglich Gabrielen und erhielt die Hoffnung in ihr rege, daß Cäsar noch gerechtfertigt werden könnte. „Weinen Sie, meine Liebe, das erleichtert Ihr Herz," sagte sie zu ihr; „aber willigen Sie in keinen voreiligen entscheidenden Schritt; sicher wird die Sache sich noch zu Aller Zufriedenheit lösen."

Eines Tages kam sie in ihrem Wagen angefahren und bat Ella, sie auf einer Spazierfahrt zu begleiten. „Die Fahrt wird Ihnen gut thun, meine Liebe," sagte sie; „Sie müssen sich in Gottes schöner Natur etwas vergessen, und hernach besuchen wir einige meiner Armen. Nichts sänftigt so sehr unsere eigenen Schmerzen als der Anblick größerer fremder Leiden, welche wir mildern."

Ella war's zufrieden, und bat die Baronin, auch Fanny mitzunehmen; allein diese lehnte es kurz ab — ihr gemeinsamer Gang seye nichts für eine solch sanguinische lustige Natur wie diejenige Fanny's.

Es war ein heiterer Novembertag, die schräge rothe Sonne leckte einen frühen Schnee auf, welcher die Landschaft deckte, und ihr einen eigenthümlichen Charakter gab — die Bäume im Hirschgarten hingen noch voll welkem Laub und auf ihren Aesten wie auf den dunklen Fichtenkronen lag der glitzernde Schnee. Der Hufschlag der Pferde dröhnte dumpf auf dem hartgefrornen Boden. Es gemuthete Gabrielen wie ein Spiegelbild ihres eigenen Gemüthszustandes. Auch ihr Herzensfrühling war in rauhen Herbst verkehrt, der Kummer und Gram hatte ihn verdorrt, der Zweifel lag wie ein Reif darauf und doch glitzerte die Hoffnung darein, als wollte sie sagen: er wird vergehen, wie dieser Schnee, aufgethaut von der wiederkehrenden Sonne des Glücks — es kann auch in dir wieder Lenz werden.

Lange Zeit sprach keine der beiden Damen, jede hing ihren eigenen Gedanken nach. Aber Ella's Stimmung ward heiterer, ruhiger als zu Hause. Endlich ergriff Frau v. Eggwald die kleine hagere Hand der jungen Frau und sagte:

„Ich gedachte Sie zu einer jungen Kranken zu führen, die dem Tode nahe ist. Wollen Sie mich dorthin begleiten, Gabriele? die Geschichte dieses Mädchens ist höchst seltsam und eigenthümlich ergreifend, und ich wünschte, Sie hörten sie aus dem eigenen Munde der Kranken. Wollen Sie?"

— „Gewiß, Madame; ich begleite Sie. Kenne ich vielleicht Ihre Kranke?"

„Nein, ich glaube nicht. Sie ist hier ganz fremd und dürfte Sie wohl noch niemals gesehen haben, obschon sie Ihnen vielleicht dem Namen nach bekannt ist."

Sie fuhren weiter, die Nymphenburger Landstraße hinaus bis an's Ende des Dorfes Neuhausen. Hier hielt der Wagen und die Damen stiegen vor einem Gärtnerhause aus. Ein alter Mann mit trauriger Miene kam ihnen entgegen und führte sie in ein freundliches Zimmer des Erdgeschosses auf der Mittagseite, mit Blumentöpfen auf dem Fenstersims, wo ein noch junges blasses Mädchen auf einem Ruhebette lag. Dieses Mädchen trug jene eigenthümliche Ehrfurcht-heischende Schönheit, womit der Tod manchmal seine frühen Opfer bekleidet, jene vergeistigte Schönheit, jene ätherische Durchsichtigkeit, welche oft im letzten Stadium der Schwindsucht bei Lungenkranken erscheint. Mit einem stillen Grauen und einer heiligen Ehrfurcht betrachtete Ella die Kranke mit den großen geistvollen Augen, die noch so schön und doch der Ewigkeit so nahe war.

„Dieß ist die junge Dame, von welcher ich Ihnen gestern erzählte, mein Fräulein," hub Frau v. Eggwald nach der ersten Begrüßung und Erkundigung an. „Trauen Sie sich Kraft genug zu, ihr Alles zu wiederholen, was Sie mir gestern erzählt haben?"

— „Ei gewiß, gnädige Frau," entgegnete die Kranke; „ich wünsche sogar nichts sehnlicher, als dieser Dame meine Geschichte zu erzählen. Sie wird dann denjenigen achten und lieben lernen, der gegen mich so gütig war."

Und Clärchen Daniels — denn sie war die Kranke, wie meine holden Leserinnen bereits errathen haben werden — erzählte nun der begierig aufhorchenden, von einer seltsamen Ahnung bewegten Gabriele ihre ganze einfache Lebensgeschichte von dem Augenblick an, wo Herr v. Kentern unter seinem angenommenen Namen zu der Schauspieler-Gesellschaft des Herrn v. Mäuseberg kam, bis zu seinem letzten Besuch bei ihr in der

An, den er seither, aus ihr unbekannten Gründen, nicht wiederholt hatte. Als Clärchen zuerst den Namen Arnfeld nannte, überzog eine glühende Röthe Ella's Wangen; sie prallte bebend vor der Erzählerin zurück und heftete einen vorwurfsvollen Blick auf die Baronin Eggwald, welche sie aufmerksam beobachtete und beschwichtigend ihre Hand ergriff. Je weiter aber Clärchen in der Erzählung kam, desto mehr zog es Frau v. Kentern zu der Erzählerin hin. Anfangs blickte sie sie nur scheu und seitwärts an, bald aber begegneten sich beider Blicke, und die Verachtung und Abneigung verwandelte sich allmählig in Mitleid und Interesse. Endlich kniete Ella, von ihren Gefühlen hingerissen, neben dem Ruhebett nieder, erfaßte Clärchens beide Hände und las ihr gleichsam gierig jedes Wort von den Lippen. Als Clara geendet und Ella sich von dem Kummer und der Unschuld dieser seither von ihr so verachteten Komödiantin überzeugt hatte, warf sie sich an Frau v. Eggwald's Hals, begrub ihr Gesicht in den Händen, weinte bitterlich, und sagte: „O, wie sehr hab' ich ihm Unrecht gethan!...."

„Stille, meine liebe Gabriele!" flüsterte ihr die Baronin in's Ohr, um dem wilden Ausbruch ihres Kummers Einhalt zu thun. „Schonen Sie die Kranke, welche von nichts weiß — das Gift der Verleumdung ist ihr wenigstens noch fern geblieben!"

— „Halten Sie es nicht für Anmaßung oder müßige Neugier, wenn ich mir die Erlaubniß ausbitte, eine einzige Frage an Sie richten zu dürfen?" sagte Ella, nachdem sie sich wieder einigermaßen gefaßt hatte; „wollen Sie mir antworten?"

„Gerne und mit aller Aufrichtigkeit, Madame," versetzte Clärchen.

— „Nun denn, ich finde es ganz natürlich, daß Sie Ihren Wohlthäter geliebt haben," sagte Gabriele, etwas verlegen. „Aber sagen Sie mir offen: hat er.... hat Arnfeld Sie ebenfalls geliebt?"

„Nein, niemals," erwiderte Clara ruhig und unbefangen; „sein edles großes Herz gehörte einer Andern."

— „Woher wissen Sie dieß?" fragte Ella rasch.

„Weil er es mir selber mehrmals gesagt hat. Er sprach schon früher von einem unbekannten Mädchen, dem er einst flüchtig begegnet seye und das doch einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe. Und als ich ihn vor vierzehn Tagen zum letzten Mal sah, da erzählte er mir, er seye nun der Gatte eben jenes Mädchens, das er schon seit Jahren geliebt. Sie haben sich unter außerordentlichen Verhältnissen wiedergefunden und allen Hindernissen zum Trotz geheirathet. Er erzählte mir mit dem glücklichsten Lächeln, daß ihm nichts auf Erden theurer sey, als seine liebe, schöne, herzensgute Ella, die sein rettender Engel geworden sey!.... O daß ich sie doch nur ein einziges Mal sehen und ihr für das Glück danken könnte, das sie meinem edlen Wohlthäter bereitet hat. Nur *einmal*, nur auf einen kurzen Augenblick möchte ich sie sehen, ehe ich sterbe...."

— „Sie sehen sie schon — dieß ist Ella v. Kentern, die Gattin Ihres Arnfeld!" sagte Frau v. Eggwald und führte ihre Freundin zu der Kranken.

Eine dunkle Purpurwelle überfluthete Clara's Angesicht bis zum Hals herab und wogte und ebbte darauf, bis sie verschwindend eine noch tödlichere Bläſſe als zuvor darauf zurückließ. Sie blickte lange und aufmerksam in Ella's zu Boden gekehrtes Gesicht, in ihre gesenkten weinenden Augen und sagte: „Sie sind so schön, so anmuthsvoll — darf ich Ihre Hand küssen?" Ella kam ihr zuvor und küßte sie auf die Stirne. „Und so herzensgut, so sanft sind Sie — ich begreife nun, daß Arnfeld Sie so sehr liebt. Gott segne Sie! er wird mit Ihnen recht glücklich seyn!...." flüsterte sie und sank mit gefalteten Händen und geschlossenen Augen auf das Ruhebett zurück, denn was sie soeben gesehen und gehört, hatte sie sehr angegriffen.

„Glücklich?...." wiederholte Ella bitter. „Ich habe ihm das Herz gebrochen, habe ihn verkannt und seinem edlen Herzen und seiner bessern Natur schreiendes Unrecht gethan. Ich habe die treueste Liebe, mit welcher je eine Frau begnadet war, von mir geworfen. Ich habe ihn an seinem männlichen Selbstgefühl wie an seinem zärtlichen Herzen gleich sehr gekränkt.... O, daß ich ihm reumüthig meinen Fehler gestehen und Abbitte thun, daß ich mein Vergehen sühnen könnte. O meine theure Freundin, glauben Sie, daß Cäsar mir je vergeben wird?"

— „Ohne Zweifel, wenn er sieht, wie sehr Sie bereuen und wie innig Sie ihn lieben. Aber lassen Sie uns gehen, Ella! die arme Kranke ringt mit einer Ohnmacht," sagte Frau v. Eggwald und rief den alten Daniels und die Wärterin herein, denen sie die emsigste Sorge für die Kranke anempfahl. Dann umschlang sie Ella sanft und zog sie hinaus auf den Flur. Hier trat ihnen Cäsar entgegen, reichte Ella grüßend die Hand und fragte sanft: „Hältst Du mich noch für schuldig, mein süßes Weibchen?"

Lautschluchzend warf sie sich an seine Brust und war keines Wortes mächtig; aber ihr Beben und Zittern, ihr krampfhaftes Schluchzen verrieth ihm ihre Aufregung und Zerknirschung. Er hob sie rasch in den Wagen und fuhr mit ihr und Frau v. Eggwald nach Hause, die sich des Gelingens ihres Werkes von Herzen freute. Cäsar war Gabrielen nun noch lieber geworden, seit sie ihm ein Unrecht abzubitten hatte.

„Mein lieber, theurer Cäsar," flüsterte sie ihm am andern Tage erröthend und mit feuchten Augen zu, „würdest Du so freundlich seyn, mich auf einer Spazierfahrt zu begleiten? Wirklich? Und Du fragst nicht einmal wohin?"

— „Ich ahne es schon, meine theure Ella! — Du willst nach Neuhausen, nach Clärchen Daniels zu sehen!"

„Errathen! — Und nun komm, laß uns eilen!" sagte sie und umarmte ihn mit einem langen langen Kusse. Dann gingen sie zu Frau v. Eggwald, nahmen den ersten besten Miethwagen und fuhren auf dem kürzesten Wege nach Neuhausen. Unterwegs erzählte ihnen die Baronin, wie sie es angestellt hatte, um die Wahrheit zu ermitteln, wie sie den alten Daniels gerade in dem Augenblicke gefunden, wo er, seiner Souffleurstelle entlassen durch die Kabalen einer Schauspielerin, im Begriff gewesen sey, seinen Beschützer Arnfeld wieder aufzusuchen. Sie hatte ihm die Abwesenheit Arnfeld's mitgetheilt, sich für seine Bevollmächtigte ausgegeben und ihn veranlaßt, die Wohnung in der Au zu verlassen und sich nach Neuhausen überzusiedeln, in ein Gärtnerhäuschen, welches ihr Eigenthum war. Sie hatte allmählig Clärchens und ihres Vaters Vertrauen gewonnen und Alles ermittelt, was sie in der Ueberzeugung bestärken konnte, daß Cäsar das Opfer einer feigen Kabale seye, als deren Urheberin sich endlich jene Schauspielerin herausstellte, die ihres

anonymen Briefes überwiesen und den Gerichten übergeben wurde. Darauf hatte sie Cäsar kommen lassen und ihn ohne Angabe der Veranlassung in jenes Häuschen an der Nymphenburger Landstraße bestellt, wo ihr Zweck dann auch vollständig erreicht wurde.

Ihre Erzählung war kaum zu Ende, so hielt der Wagen schon vor Clärchens Wohnung. Aber eine ominöse Stille lag über dem kleinen freundlichen Häuschen, und als sie in das Zimmer traten, fanden sie eine Leiche. Clärchen hatte vor einer halben Stunde ihr junges, prüfungsreiches Leben ausgehaucht und war zu einem bessern Daseyn eingegangen. In stummem, verzweiflungsvollem Schmerze saß der alte Komödiant ganz gebrochen neben dem Bette und hielt noch die schlaffe Hand seines Kindes. Die Scene, welche Frau v. Eggwald herbeigeführt, hatte Clärchens Tod zur Folge gehabt. Aber was lag an ihr, wenn nur Ella aufgeklärt wurde!

Gabriele hing laut weinend am Halse ihres Gatten, als hätte sie sich angesichts dieser Leiche ein doppeltes Unrecht abzubitten. Dann flüsterte sie: „Mein lieber Mann, sorge für den Greis und seine Behaglichkeit! Er soll uns ein heiliges Vermächtniß seyn!" Sie beugte sich dann über die Todte, küßte noch einmal das schöne verklärte Antlitz voll von einem höhern Frieden und wankte hinaus. — —

Die Familie von Plaining hatte ein großes Unrecht wieder gut zu machen und glaubte dieß nicht besser thun zu können, als indem sie das junge Paar ganz sich selber überließ. Der ungetrübte Frieden und das stille Glück der Beiden ward noch durch die Geburt eines Knäbchens erhöht, dem nach einigen Jahren auch ein Töchterchen folgte. Cäsar wollte, daß dieses nach der Mutter getauft werde, allein Ella bestand darauf, es müsse Clara heißen, und setzte ihren Willen durch, und Cäsar und Clara sind die Freude ihrer Eltern.

An Herrn v. Kentern's jüngstem Namensfeste bereitete ihm Gabriele eine Ueberraschung, welche ihn tief ergriff und rührte: sie hatte über seinem Schreibtische ein kleines Oelgemälde aufgehängt, welches Clärchen in der gleichnamigen Rolle im „Egmont" darstellte, wie sie neben Egmont kniete. Die Gruppirung war der bekannten Zeichnung von Kaulbach entlehnt, allein die beiden Köpfe waren Porträts von Clara Daniels und Cäsar Arnfeld und geschaffen von dem Pinsel des genialen Meisters Philipp Foltz. Cäsar begriff die Absicht seines theuren Weibchens bei diesem Geschenk — es war eine Sühne, die sie sich selber auferlegte und ein Denkmal der Dankbarkeit gegen die verewigte Clara, denn Gabriele mußte sich gestehen, daß jene Tage des Leides und der Trennung durch die Folgen des anonymen Briefes eigentlich erst ein unauflöslich inniges Band um der beiden jungen Gatten Herz gelegt hatte. —

Das heutige Paris.

Wir leben doch in einer wunderbaren Zeit. Vor einigen Wochen fiel es mir eines Tages ein, ich wolle mir das Paris der Gegenwart ansehen, von dessen Wundern ich schon so viel gehört hatte. Ich hatte noch das Paris von 1839 in der Erinnerung, welches damals schon meine jugendliche Einbildungskraft mit seinen Eindrücken ganz überwältigt hatte. Damals war eine Reise von meiner Heimath nach Paris noch ein Unternehmen. Man brauchte zwanzig Stunden, um nach Straßburg zu kommen, und mußte sich gratuliren, wenn es Einem dort gelungen war, durch einen Bekannten einen der Plätze mit dem Kurier zu belegen, die immer auf acht bis zehn Tage voraus genommen waren; dann hatte man 56 Stunden im Wagen zuzubringen. Die Diligence brauchte noch mehr, und todesmüde und fast gerädert langte man in Paris an, oft krank vom Frost. Wie ganz anders heute! Vormittags holte ich mir mein Reisegeld von meinem Bankier, besorgte mir meinen Paß und ließ ihn auf der französischen Gesandtschaft visiren, — eine Förmlichkeit, welche nur darauf abgesehen scheint, den Reisenden eine Steuer von fünf Franken aufzuerlegen, was ich für sehr schmutzig von der großen Nation und ihrer ganz unwürdig halte! — am Nachmittag bestellte ich mein Haus und meinen kleinen Reisesack, und Morgens um drei Uhr fuhr ich mit dem Nachtschnellzuge der französischen Grenze entgegen, passirte nach sieben Uhr in dichtem Nebel die Rheinbrücke, sah mich von Polizei und Douane des neuen Cäsar zwar anständig behandelt, aber doch wegen meines Vollbarts und eines „Comforters" von rother Wolle etwas scheel und mißtrauisch angeschaut, bestieg dann in Straßburg, von dem vor lauter Nebel fast nichts zu sehen war, wieder den Schnellzug und dampfte ab.

Es war eine schwindelnd schnelle Fahrt und in sehr zahlreicher Gesellschaft: Deutsche, Russen, Polen, Engländer — verschiedene Sprachen schwirrten durcheinander, und man suchte Anknüpfungspunkte unter den Reisegefährten, weil draußen ein Landregen niederströmte, welcher die ganze Gegend in trübe Schleier hüllte. Kaum daß ab und zu eine der Städte längs der Bahn aus dem eintönigen Grau tauchte. Station um Station schwand vorüber; wir brausten durch mächtige Tunnels und düstere Einschnitte, wir passirten Viadukte und Brücken wie im Vogelfluge. Bädeker's rothe Bücher und andere Reiseführer mußten von Zeit zu Zeit Auskunft über die Punkte geben, an welchen wir vorüberflogen, oder wurden in Pausen des Gesprächs zu Rathe gezogen, um sich über das Reiseziel der meisten, die neue Weltstadt, zu orientiren. Dann brach endlich der Abend ein, der graue Tag ging in den grauen Abend über, allein der Regen hatte nun aufgehört, am Firmament glimmten freundliche Sterne auf und verhießen besseres Wetter. Unterhaltung und Lectüre hatten eine Ende. Halb schlummernd, halb wach lag jeder in seinem weichgepolsterten Sitze und träumte entweder von den Seinigen in der Heimath oder schwelgte im Vorgefühle der Wunder, denen er entgegen fuhr, bis endlich das Zauberwort „Paris" ertönte und die ganze Reisegesellschaft zu Leben und Thätigkeit weckte. Ich sprang auf, holte mein leichtes Gepäcke zusammen, sprang in ein sehr hübsches Cabriolet und fuhr um anderthalb Franken durch die glänzend hellen Straßen dem bescheidenen Hotel am Boulevard Montmartre zu, wohin mich meine Bekannten empfohlen hatten.

Bis dahin hatte ich an Paris noch keine bedeutenderen Veränderungen wahrgenommen. Die Straßen waren vor 21 Jahren ebenso belebt, ebenso hell erleuchtet, die Magazine und Läden ebenso verschwenderisch mit Gasflammen ausgestattet gewesen, wie heute. Glanz und Elend hatten sich damals ebenso nahe berührt wie jetzt. Aber als ich mir mein Zimmer gesichert hatte

und in einer beinahe fieberhaften Spannung und Aufregung forteilte nach den Boulevards und die ganze Reihe derselben verfolgte bis zu dem vielgerühmten Boulevard de Sewastopol, als ich rechts und links in die Straßen hineinblickte, die Pracht der Café's und der Magazine, den Luxus der Toiletten und Equipagen ansah, da ward mir doch klar, daß das heutige Paris ein anderes geworden seye, als das Paris von 1839, und diese Ansicht gestaltete sich in den nächsten Tagen zur innigsten Ueberzeugung.

Paris hat nun unter dem wiederhergestellten Kaiserreich seinen Höhe- und sicher auch seinen Wendepunkt erreicht. Der Flächenraum, welchen die Mauern von Paris umschlossen, betrug zu Julius Cäsar's Zeit 152,307 Quadratmeter; unter Julian dem Abtrünnigen 387,848, unter Philipp August 2,528,633, unter Karl dem Fünften 4,391,720, unter Heinrich dem Vierten 5,678,178, unter Ludwig dem Vierzehnten 11,038,975, unter Ludwig dem Sechzehnten 33,703,307 Quadratmeter. Die Befestigung der Stadt dehnt den von den fortifikatorischen Werken eingeschlossenen Flächenraum auf 70,880,000 Quadratmeter aus. Ueber die Bevölkerungs-Verhältnisse von Paris gibt Dr. Veron in einem jüngst veröffentlichten Werke folgende statistische Notizen. Die Einwohnerzahl von Paris soll sich im Jahr 1856 mit Einschluß der Garnison auf 1,174,346 Köpfe belaufen, die jüngste Annexation der Vorstädte und Nachbargemeinden aber 395,454 weitere Einwohner in Paris einverleibt haben, natürlich ebenfalls mit Einschluß der Truppen, was also für die gegenwärtige Einwohnerschaft eine Summe von 1,569,800 Menschen ergeben würde. Nimmt man aber noch die Proportion der allmähligen Vergrößerung der Stadt und des fortwährenden Steigens der Einwohnerzahl hinzu, so darf man annehmen, daß Paris mit Beginn des Jahres 1861 in runder Summe eine Einwohnerzahl von einer Million und siebenmalhunderttausend Menschen haben werde, wobei jedoch die fluctuirende Bevölkerung derjenigen Fremden noch nicht inbegriffen ist, welche gewissermaßen nur hindurchreisen. Es gibt gegenwärtig 530 Omnibusse, welche den Verkehr der einzelnen Stadttheile unter einander vermitteln, 2082 Cabriolets und Miethkutschen (und 278 weitere öffentliche Fuhrwerke, welche nur an Sonntagen fahren), 3287 sogenannte voitures de remise, eine bessere Art von Fiakern, welche in Höfen und Einfahrten auf Miether warten. In Paris und der Bannmeile gibt es ferner 4857 Gefährte von Privaten, worunter 3571 vierräderige. Die Gesammtsumme aller Fuhrwerke beträgt mehr als eilftausend. Man glaubt jedoch, die Zahl der Privat-Equipagen sey nicht genau angegeben. Das Einkommen der Stadt Paris betrug im Jahr 1859 in runden Zahlen einhundert Millionen Franken, und diese Einkünfte genügen zur Bestreitung aller unentbehrlichen Ausgaben der Municipalität; sie reichen zu den Zinsen und dem Tilgungsfonds der verschiedenen Anleihen hin, welche man für die Kosten der großen öffentlichen Bauten und des Brodbäckerei-Fonds contrahirt hat; kurzum, sie genügen für alle gewöhnlichen Ausgaben; die Annexation der Zone der Vorstädte hat allein Anlaß zu der neuen Anleihe gegeben. Der Kredit der Stadt Paris steigt von Jahr zu Jahr durch die starken Leistungen des Tilgungsfonds; ihre sämmtlichen Anlehen sind begierig aufgenommen worden, und die im vorigen Jahre ausgegebenen Obligationen im Betrage von 400 Franken stehen gegenwärtig auf 485. Nach Dr. Veron hat die Stadt Paris seit 1852 acht neue Brücken gebaut, außer der Brücke von Austerlitz, ferner zwei neue große Kasernen außer der Kaserne in der Nähe der Bank von Frankreich und derjenigen im Boulogner Gehölz. Paris zählt 82 Fontainen oder große Brunnen, die meist sehr schön und umfangreich sind, neben unzähligen Pumpbrunnen oder bornes fontaines. In den letzten Jahren sind eine Menge öffentlicher Plätze größern und kleinern Umfangs, oft mit Gärten (nach Art der Londoner Squares) entstanden, und da dieselben auch den unteren Ständen zu gute kommen, so kann man sich über diese Art von Stadtverschönerung nur freuen. Das alte Paris zählt nun 47 katholische Kirchen (die der Himmelfahrt Mariä mit eingerechnet), fünf protestantische Kirchen oder Betsäle und zwei jüdische Synagogen. Die annexirten Gemeinden haben neunzehn Kirchen, welche jedoch weit kleiner sind, als die des alten Paris. Die letzteren sind im Stande, den achten Theil der ganzen Bevölkerung aufzunehmen, während die der Vorstädte kaum den zwanzigsten Theil der Bevölkerung der annexirten Kommunen aufnehmen können. Die Anzahl der gepflasterten Straßen des alten Paris (d. h. ausschließlich der neuen Arrondissements) beträgt 1245, die Zahl der beschotterten oder macadamisirten (empierrées) 254. In den annexirten Kommunen sind die meisten Straßen weder gepflastert noch macadamisirt. Die Kosten der Pflasterung betragen 12 Franken per Quadratmeter, die des Macadamisirens von 3 bis 3½ Franken; der Unterschied in den Kosten wird jedoch einigermaßen ausgeglichen durch den Unterschied in der Dauer und den Reparaturkosten. Die seit 1852 eröffneten großen Straßen und Boulevards sind sämmtlich macadamisirt. Im Jahr 1859 wurden verausgabt für Pflastern 1,126,475 Franken, für Beschotterung und Kiesbewurf 2,145,586 Franken. Paris enthält beiläufig 400 Kilometer gepflasterte Straßenfläche, ungefähr 100 Kilometer Kies- und Schotterfläche, 390 Kilometer Trottoirs von Stein oder Asphalt, sowie 350 Kilometer angepflanzter Wege, Gartenplätze, Boulevards, Promenaden und öffentlicher Anlagen. Die unterirdischen Abzugskanäle sind 196 Kilometer lang. Die Ausgaben für Straßenreinigung betrugen im Jahre 1859 ungefähr 1,520,000 Franken, die Bewässerung und das Begießen der Straßen gegen 192,000 Franken, was gar nicht hoch erscheint, in Anbetracht, daß letzterem Geschäfte in Paris eine besondere Fürsorge zugewendet wird. Paris hat fünf Schlachthäuser für Hornvieh und Schafe und zwei für Schweine, und es existiren noch drei weitere solche in den neu annexirten Kommunen. Viele Fleischerläden sind wahrhaft vollkommene Modelle in ihrer Art, und einer derselben, in der Rue Tronchet, war das großartigste, was ich jemals in dieser Weise gesehen habe.

Das erste Bedürfniß des Fremden bei seiner Ankunft in Paris ist Dach und Fach, denn er bedarf vor Allem Schlaf. Es gibt hier Hotels von allen Arten und Größen, von denen das vornehmlichste und bedeutendste das große Hotel du Louvre ist, wo ein einzelner Mann ein gutes Schlafzimmer um vier Franken per Nacht bekommt und wo die Table d'hote allein nicht weniger als sieben Franken kostet. Zu dieser Jahreszeit, im Spätherbst, sind alle Hotels ungemein besucht und beinahe ganz voll von Engländern. Will der Fremde billig leben, so thut er am besten, wenn er sich ein Zimmer in einem anständigen

Hotel miethet und seine Mahlzeiten, wie es alle Franzosen machen, in irgend einem benachbarten Café oder Restaurant einnimmt; gedenkt er aber einen ganzen Monat zu bleiben, so thut er am besten, sich eine eigene möblirte Wohnung zu suchen. Das unerläßlich Rathsame dabei ist, daß er gleich von vorneherein alle Bedingungen genau abmacht, damit er hinterher in keine Unannehmlichkeiten kommt. Je höher über dem Boden seine Wohnung liegt, desto wohlfeiler ist sie gewöhnlich. Dieß ist jedoch gleichgültig, außer in Fällen von Feuersgefahr, wo ich freilich nicht absehe, wie die Pariser Pompiers — vor deren Leistungen ich zwar allen Respekt habe — die Leute bei solch engen Treppen aus dem fünften, sechsten, siebenten Stockwerk sollen retten können. Dieß ist ein wahrhaft entsetzlicher Gedanke oder würde es wenigstens, wenn ich mich nicht erinnerte, daß in Paris die Häuser niemals abbrennen, vermuthlich weil sie nicht versichert werden.

Paris ist eine wundersame Stadt, das kann niemand in Abrede ziehen. Es gibt keine ähnliche zweite mehr in der ganzen Welt, weit schöner, weit imposanter und zierlicher als das schmutzige, räucherige, Kohlendunst athmende London. Es hat eine freundlichere, klarere Atmosphäre, und seine Straßen haben einen lachenderen Anblick als diejenigen irgend einer Stadt des mittlern oder nördlichen Europa. Meilenlang reiht sich Straße an Straße so breit wie „unter den Linden“ in Berlin, besetzt mit weit hübscheren, meist sieben Stockwerke hohen Häusern. Das Erdgeschoß nimmt beinahe immer ein Laden, ein Café oder ein Restaurant ein. Vor den Häusern, auf den Boulevards nämlich, stehen Bäume gepflanzt, und Alles rings umher sieht glänzend, heiter und reinlich aus. Eine Menge stattlicher öffentlicher Gebäude vertheilen sich über die Stadt, und bei jeder Biegung um eine Straßenecke begegnet unserm Blicke irgend ein schöner Palast, ein herrlicher Brunnen, irgend ein Triumphbogen, eine hohe Säule oder irgend ein derartiges Denkmal auf einem von Fontänen verzierten Platze. Nirgends ist die engherzige Sparsamkeit mit dem Raume, welche alle unsere deutschen Residenzen kennzeichnet — die neuen Stadttheile von München etwa ausgenommen, obschon dort nichts unangenehmer wirkt, als von den prachtvollen Gebäuden der beiden Pinakotheken und der Glyptothek in die trostlose, ununterbrochene, haideartige Fläche des Ackerlandes hinauszusehen, welches die neuen Stadttheile auf jener Seite begränzt. Die ersten Eindrücke, welche man von Paris hinnimmt, zumal von dem heutigen Paris, sind von dem angenehmsten wohlthuendsten Charakter. Von außen läßt die Stadt nichts zu wünschen übrig. Man sieht keine Bettler auf den Straßen, Alles sieht reinlich und behaglich aus, und die Straßen sind belebt und doch nicht von jenem betäubenden Getöse angefüllt, wie z. B. der Strand und die Cheapside in London, die Grimmaische Gasse in Leipzig, die Fahrgasse in Frankfurt, die Wollzeil und Jägerzeil in Wien, die Residenzstraße in München sie haben. Für einen gesetzten fleißigen Deutschen erscheint es freilich abnorm und unbegreiflich, wenn er die Männer beinahe den ganzen Tag in den Cafés sitzen und Cigarren rauchen, Kaffee trinken, Domino spielen oder Zeitungen lesen sieht, während die Frauen in den Läden sich mit Arbeiten aller Art abmühen, die Buchführung und das Ladengeschäft besorgen müssen. Es befremdet uns Deutsche, zu sehen wie hier in dieser milden, klaren Atmosphäre Alles und jedermann wo möglich im Freien zu leben sucht. Im Sommer ist schon um sieben Uhr Morgens die ganze Stadt belebt — die Karren kommen vom Lande herein oder von den Vorstädten, von den Bahnhöfen und bringen Lebensmittel aller Art; die Läden werden schon geöffnet, die Omnibusse rollen hin und her, die Arbeiterbevölkerung eilt in die Werkstätten oder ist schon an ihrem Tagewerk. Um eilf oder zwölf Uhr ist die Frühstückstunde, und um sechs Uhr setzt sich die ganze wohlhabende und lustige und arbeitende Bevölkerung zur Hauptmahlzeit. Von da an sind die Abendstunden dem Vergnügen gewidmet: die Gärten, die Boulevards, die Kaffeehäuser sind gefüllt, und um Mitternacht werden alle Vergnügungsorte, Gasthäuser, Cafés, Restaurants geschlossen, und die seither so lustige, geräusch- und lebensvolle Stadt ist beinahe so still wie das Grab. Dieses plötzliche Stillstehen des öffentlichen Lebens, diese Ruhe auf Polizeikommando, dieses gezwungene Decorum ist namentlich den Engländern und speciell den Londonern unbegreiflich, denn um diejenige Nachtstunde, wo die Pariser von Obrigkeitswegen angehalten werden sich zu Bette zu legen, beginnen in London eigentlich die Verschwendung und die Liederlichkeit erst ihre Orgien, und die „forschen jungen Leute“ gehen dann erst nach Vauxhall, nach Cremorne-Gardens oder Haymarket. Nach Mitternacht trifft man in Paris kaum noch eine Seele auf der Straße, ausgenommen die Polizei, die in der Ausübung ihrer Funktionen exemplarisch ist und Urbanität mit Strenge zu verbinden weiß — was man nicht von jeder Polizei in Deutschland sagen kann. Es gibt öffentliche Lokale, welche noch bis zu einer spätern Stunde geöffnet bleiben, und an Sonntagabenden gibt man auch wohl noch ein Stündchen zu; aber im Allgemeinen ist die Polizeivorschrift eine sehr zweckmäßige. Das äußere Ansehen von Paris gewinnt dadurch sehr. Es ist Alles so ordentlich und gesetzt, daß man glauben sollte, es gebe keine anständigere und moralischere Stadt in der Welt. Man sieht keine Betrunkenen, keine Gassendirnen, keine Prügeleien auf der Straße, man sieht keine Schnapsläden u. dergl. m. Es geht Alles ganz anständig her, und das Laster verkriecht sich in dunkle Höhlen — oder in goldprangende Paläste. Man glaubt in Beziehung auf Moralität und Civilisation Paris auf die erste Stufe der Welt stellen zu dürfen. Kein heuchlerisches Gesetz über Sonntagsfeier versagt den Leuten anständige öffentliche Vergnügungen und zwingt sie zu heimlichen Lastern, wie in London. In Paris sieht man am Sonntag Vormittag beinahe alle Läden geöffnet und Handel und Wandel in voller Thätigkeit; allein auch die Kirchen haben ihren namhaften Zulauf. In London sind Läden und Gasthäuser geschlossen, aber alle heimlichen Höhlen des Verbrechens offen, ja gedrängt voll, denn der einzelnstehende, unverheirathete Arbeiter oder Commis oder Beamte, der keine Familie an Ort und Stelle, keine Ansprache hat, fühlt sich verwaist und einsam und sucht sich gesellige Erholung, und da ein heuchlerisches Gesetz ihm diese in anständigen Lokalen und an öffentlichen Orten versagt, so sucht er sie in verborgenen Spielhäusern, Kneipen und anderen Orten des Lasters. In Paris dagegen kann der Arbeiter, der Künstler, der Commis, der Beamte Sonntags eine wirkliche Erholung für Geist und Körper finden, wenn er sie nur suchen will: alle öffentlichen Sammlungen, alle Kunstschätze, alle Theater sind geöffnet, nach allen

Seiten hin gehen trains de plaisir der Eisenbahnen, und alle anständigen öffentlichen Lokale sind zugänglich. In Paris kann ein lediger junger Mann das anständigste, geistig genußreichste und bildendste Leben führen, wenn er nur Selbstbeherrschung, Willenskraft, Bildungstrieb und einen sittlich ernsten Charakter hat.

In Paris ist der Staat und die Staatsgewalt alles, das Individuum nichts. Die Stadt steht unter dem strengsten Gesetz; Theater, Vergnügungsorte, die Börse, der Wirkungskreis von Handel und Wandel, die Sitze der Gelehrsamkeit, Kirchen wie Bordelle, stehen alle insgesammt und gleicherweise unter der Aufsicht und Führung der Regierung. Diese beutet ihre Gewalt natürlich nur einzig und allein in ihrem Interesse und zu eigenstem Vortheil aus. Die Presse wird überaus strenge überwacht; nichts ist erlaubt, als was der Staat billigt. Ich fragte einen Buchhändler: „Haben Sie keine Literatur der Prostitution mehr, wie sie früher, zu Zeiten des Bürgerkönigs, im Palais Royal fast offen verkauft wurde? haben Sie keine Bücher mehr, welche die Leidenschaften der Jugend aufwiegeln, durch lüsterne Bilder ihre Sinnlichkeit stacheln? haben Sie überhaupt keine Klasse von Büchern mehr, in welchen Geschichten von Verführung und Verbrechen ein schleichendes Gift in die Menge träufeln und die Verleger ein gutes Geschäft machen?" Er erwiderte mir lächelnd: „Nein, wir haben Dank der Fürsorge der Regierung keine solchen Bücher mehr und selbst aus den Feuilletons werden die lasciven Romane eines Henrie Murger, Xavier de Montépin, Feydeau u. A. nun verdrängt werden; allein ich fürchte, man wird das Gesetz nur umgehen, wie es der jüngere Dumas thut, der sich den Anschein gibt, die Prostitution und Corruption nur als abschreckendes Beispiel zu schildern, nach dem deutschen Spruch:

„Willst du den Kindern der Welt und willst du den Frommen gefallen,
Male die Wollust, doch male den Teufel dazu!"

Der Mann mag Recht haben; jedenfalls kennt er durch vieljährigen Aufenthalt in Frankreich das französische Publikum. Soviel ist gewiß, daß der größte Theil der neuesten französischen Literatur in Bezug auf Sittlichkeit sehr zweideutig ist; daß im Theater und Roman Ehebruch, sinnliche Liebe und Wollust die Angelpunkte der Handlung bildeten; daß ich weitaus die Mehrzahl der neueren französischen Romane und Bilder in meiner Familie nicht dulden würde; — aber gerade deßhalb ist es hoch an der Zeit, daß von Seiten der Regierung dieser Schande Einhalt gethan wird, und ich schätze den Muth, welchen die Regierung durch jene Ministerial-Verordnung bewies, sehr hoch. Es gehört immerhin Muth dazu, einer so allgemein verbreiteten und so tief eingewurzelten Sache offen den Krieg zu erklären. Den Muth der That kann überhaupt niemand dem Kaiser und seiner Regierung absprechen.

Allein andererseits geht die Polizei wieder in's Extrem. Es gelangt nichts in das Publikum, was nicht den Stempel der Regierung trägt. Das Schlimmste bei allem derartigen Einschreiten der Polizei ist immer das, daß sie so häufig am ganz unrechten Orte zugreift; es gehören feinere und geistreichere Köpfe, als man sie bei gewöhnlichen Polizei-Präfekten vorfindet, dazu, um in solchen Dingen die richtige Mitte zu finden. Hiedurch wird gewöhnlich dem Volke die Wahrheit vorenthalten und es bleibt über wichtige Fragen des öffentlichen Lebens in Unwissenheit. Man verweigert ihm alle gesunde politische Aufregung, alle freie Entwicklung, alles Selbstvertrauen und jede eigene Prüfung. Eine Revolution ist nun in Frankreich beinahe ein Ding der Unmöglichkeit, so lange die Armee gut mit der Regierung steht und die arbeitenden Klassen mit Beschäftigung versehen sind. Der Kaiser weiß was er will, und wenn ich vom Staat rede, so verstehe ich eigentlich den Kaiser darunter, den ich für den merkwürdigsten und bewundernswerthesten Mann unserer Zeit halte, für einen Mann von ungeheurer Willens- und Thatkraft, der an Geist und Scharfsinn, an Hülfsmitteln der Staatskunst allen Diplomaten und Staatsmännern der Gegenwart mehr als gewachsen ist, — ein Mann, der trotz der ungeheuersten Hindernisse die steile Bahn zur Macht unbeirrt hinangeklimmt ist und nun den Absolutismus der Monarchieen von Gottes Gnaden durch seinen Geist und seine Heere im Schach hält. Es ist ein Mann, dem Europa einst viel verdanken wird. Ich fühle deutlich, daß ich trotz meiner Liebe zur Freiheit und meines warmen, deutschen Patriotismus doch als Franzose auf solch einen Mann stolz seyn müßte, denn hat er nicht der Anarchie und dem Kampf der Parteien ein Ende gemacht und für die Wiederkehr von Ordnung und Wohlstand gesorgt? hat er nicht Frankreich zu einer zuvor unbekannten Höhe politischer Macht und Ruhmes erhoben? hat er nicht aus Paris eine Stadt der Paläste von einer unvergleichlichen Großartigkeit gemacht und hiedurch nicht blos der Eitelkeit der Pariser geschmeichelt, diese Stadt nicht blos zum Stelldichein aller Reichen und Genußlustigen aus aller Herren Ländern gemacht, sondern auch dem gesammten Arbeiterstande, dieser gefährlichsten Klasse der pariser Bevölkerung, auf die Dauer Beschäftigung gegeben? Hat er nicht durch Niederreißung jener engen, schmalen Gassen dem lichtscheuen Laster seine Höhlen, dem Feinde aller Regierung seine Verstecke und jener fruchtbaren und erfolgreichen Siegesquelle für alle Revolutionen, den Barrikaden, die Möglichkeit der Wiederkehr entzogen? — Ich will mich nicht zum Lobredner dieses Mannes aufwerfen, der noch beredtere Anwälte hat als ich, allein ich gestehe ehrlich und offen, daß ich jedes Vorurtheil gegen ihn verloren habe, seit ich das heutige Paris sah und es mit dem einstigen verglich, das noch in meiner Erinnerung lebt. Er hat für Frankreich ungemein viel gethan; wüßte jeder Regent in solch kurzer Zeit nur ein Drittel von dem für sein Volk zu thun, was Napoleon III. gethan, so stünde es besser um die Ehre der Völker und um die Geltendmachung der Nationalitäten. Aber für Paris hat er Außerordentliches geleistet, und darin eine Sicherheit der Person, eine Beseitigung und Beschränkung der sogenannten gefährlichen Klassen zuwege gebracht, die gegenüber von ehedem erstaunlich sind. Es fragt sich nur, ob Paris für diesen seinen Glanz, seine Sicherheit, sein Decorum, seine Reform nicht allzu theuer bezahlt. Ein kostbarer Artikel ist eine derartige Sicherheit in einem großen Staate und einer großen Stadt immerhin, und die Pariser bezahlen sie auch in der That wie einen sehr kostspieligen Luxus. Freilich bezahlt der Pariser seine gewöhnlichen Lebensbedürfnisse im Grunde noch nicht einmal zu theuer, er kann nicht über allzu hohe Steuern klagen. Abgesehen von der Wohnungsnoth für die untern Volksklassen, die sehr groß geworden ist, seit an die Stelle der alten, engen, winkeligen Gassen nur breite Straßen und Durchfahrten mit palastähnlichen Häusern treten, hat der

Bürger Brod, Fleisch, Obst, Gemüse 2c. wenig theurer, als in Frankfurt oder Mannheim; er raucht seine Cigarre für zwei Sou, trinkt eine Flasche guten Landwein für anderthalb Franken, kauft seine Kleider nicht theurer als sie ihn in Berlin oder Leipzig auch kosten würden, hat Boulevards von überraschender Großartigkeit und Eleganz, prächtige Theater, darf die ganze Nacht im Mondschein oder bei blendendem Gaslicht in feenhaften Gärten tanzen und am Morgen mit schönen Mädchen nach Hause gehen — nichts ist theuer als der Luxus, und diesen zu genießen ist dem Armen allerdings versagt. Luxus ist aber für den heutigen Pariser auch die Wahrheit, das freie Wort, der freie Gedanke. Was braucht er die Wahrheit in den Zeitungen zu lesen, nachdem er lange genug in den Journalen beschwindelt, belogen, zum Werkzeug der Parteien hingerissen worden ist? Was braucht überhaupt die gedankenlose Masse, die ja doch nichts versteht als zu arbeiten und zu genießen, eine freie wahre Presse? Sie soll arbeiten und genießen! So raisonnirt die heutige französische Staatskunst, und wer weiß, ob sie nicht Recht hat? — so Recht wenigstens wie die Engländer mit ihrer engherzigen Krämerpolitik und ihrer nüchternen Ohnmacht, ihrer hohlen, heuchlerischen Scheinfreiheit. Die Gebildeteren und die höheren Stände kennen doch die Wahrheit, trotz aller Prohibitiv-Maßregeln; was nicht in der Presse ausgesprochen wird, das geht im Salon von Mund zu Mund, natürlich aber meist vergrößert, kolorirt, brodirt mit allen Zuthaten der Partei-Ansicht. Was soll auch Politik für den Pariser? sie ist in der Hand der Massen etwa wie ein scharfes Messer in der Hand eines Kindes. Was soll ein Volk mit einer freien Presse, welches die Denkwürdigkeiten einer Rigolboche kauft und verschlingt und ihr Bild anstarrt und aufhängt und bewundert? Und wer ist denn diese Rigolboche? Eine Dirne aus dem Volke, die Königin des Cancan, berüchtigt deßhalb, weil sie im Cancan ihre Beine um eine Spanne höher hinaufschleudern kann, als ihre Rivalinnen, und nun auf einer der Bühnen zweiten oder dritten Ranges um schweres Geld engagirt und ein Anziehungspunkt für das gedankenlose, Autoritätsgläubige, neugierige, gaffende Publikum. Ich bin nun fest überzeugt, daß niemand die Pariser besser kennt, als dieser jetzige Kaiser, und freue mich, daß die Frösche den Storch zum König bekommen haben.

Was ein gutes Wort vermag.

Eine Alltagsgeschichte von R. v. Moscherosch.

Es ist ein kalter, klarer Winterabend. Die Sterne funkeln golden am Firmament, der Wind pfeift eisig um die Dächer, und der Schnee knistert unter den Füßen der hastig vorübertrippelnden Leutchen auf der Straße. Wie behaglich ist es da in einem hübsch möblirten, warmen Zimmer, wenn die Lampe brennt, das Feuer im Ofen knistert und die Theemaschine brodelt! Das fühlte auch Fräulein von Winthal, als sie bei der Kommerzienräthin Kramer sich hinter dem Theetische in den schwellenden Divan setzte, die Falten ihres alten grauseidenen Kleides zurecht strich, und dann ihre Häkelarbeit hervorholend, sich mit süßlicher Artigkeit nach dem Befinden der ganzen Familie erkundigte. Die Kommerzienräthin, eine schmucke Frau von etwa vierzig Jahren, mit einem leichten Anflug von Embonpoint, der sich mit dem gutmüthigen Ausdruck ihres Antlitzes recht wohl vertrug, aber gegenüber von ihren lebhaften, geistvollen Augen und ihrem entschlossenen Wesen etwas auffallen mochte, beruhigte den Gast vollkommen über das Wohlbefinden der Ihrigen, und gab sich den Anschein, als sehe sie in diesen herkömmlichen Höflichkeits-Fragen und -Phrasen des Fräuleins den Ausdruck herzlichster Theilnahme.

Frau Kramer war wohlhabend, ja reich; Fräulein v. Winthal war arm, ledig, hülflos, der letzte Sproß eines geachteten alten adeligen Hauses; daher hielt die Kommerzienräthin es für Pflicht, ihr mit einer besonderen Freundlichkeit zu begegnen. Fräulein v. Winthal lebte von einem Gnadengehalte, welchen ihr der Landesherr ausgesetzt in Anbetracht der Verdienste ihrer Vorfahren um den Staat, aber dieses Einkommen hätte sie kaum vor dem Verhungern geschützt, wenn nicht gelegentlich andere Leute, Reiche und Vornehme, ihr freiwillig mit Unterstützungen verschiedener Art unter die Arme gegriffen hätten, um ihr die Demüthigung zu ersparen, um Almosen nachzusuchen, denn das alte Fräulein war kränklich und außer Standes, ihr Einkommen durch anhaltende Arbeit zu vermehren. Manche dieser Unterstützungen wurden allerdings auf eine Weise verabreicht, welche für das Selbstgefühl und die Standesehre der Empfängerin etwas Demüthigendes hatten, und ihr das Gefühl beibrachten, als sey sie durch die Art der Gabe des Dankes für dieselbe quitt. Nicht so aber bei der Kommerzienräthin; diese kannte das Fräulein von Jugend auf und reichte ihr bei weitem die reichlichste Unterstützung, aber auf solch zarte und schonende Weise, daß sie Fräulein v. Winthal glauben machte, diese verdanke ihr nichts, sondern erweise ihr gleichsam eine Gunst, indem sie Wohlthaten von ihr annehme, und durch die Benützung eines Couverts an ihrem Tische, so oft das Fräulein davon nur immer Gebrauch machen wollte oder konnte.

Von den Familien-Angehörigen ging das Gespräch bald auch auf die Hausgenossen über. „Was macht Fräulein Steffens?" fragte das adelige Fräulein; „noch immer die Verlobte des Rechtspraktikanten Scheurer? Noch immer keine Aussicht für sie, ihn zu heirathen?"

„Nein, leider, für die Arme noch immer keine Aussicht auf eigenen Herd," sagte die Kommerzienräthin. „Schade um den jungen Mann, daß er Jurist ist und unter all' der Ungunst leiden muß, welche die Ueberfüllung dieses Standes mit jungen Männern für deren Zukunft mit sich bringt! Doppelt schade um ihn, daß er an seinem Berufe mit einer gewissen Vorliebe und Zähigkeit hängt, denn wenn er umsatteln und Kaufmann werden wollte, so hätte mein Mann doch über kurz oder lang eine Verwendung für ihn, und er könnte seine besten Jahre noch dazu anwenden, Erfahrungen zu sammeln, die ihm später zu gute kämen!"

— „Und er hat dieß abgelehnt? Wirklich? Jenun, das wundert mich nicht, meine liebe Frau Kommerzienräthin. Bedenken Sie seine Herkunft — der Sohn eines Appellationsrathes, der seine Prüfungen günstig bestanden hat, und schon seit sieben Jahren Praktikant ist...."

„Und nun für einen Advokaten den Hülfsarbeiter macht, und gegen eine Bezahlung, die geringer ist als diejenige des jüngsten Commis meines Gatten, diesem Principal Processe durchsicht, welche demselben große Ehre und manchen Gewinn einbringen und ihm erlauben, in der Abgeordnetenkammer den Volksmann und den Bürgerfreund und den Feind aller Vorrechte zu spielen, während er selber doch den umfassendsten Gebrauch von jenem ungerechten Monopol macht, welches die Advokatur in unserem Staate genießt!" erwiderte Frau Kramer sehr lebhaft. „Dieser Prokurator Wetzstein ist mir eine recht fatale Persönlichkeit geworden, seit ich weiß, wie knauserig und eigennützig er mit Julian Scheurer umgeht, und in welchen Widerspruch sich das öffentliche Gebahren dieses Mannes mit seinem geschäftlichen und Privat-Leben stellt! Da hält er Reden über Gewerbefreiheit, über Anspruch Aller auf Arbeit, über Volkswohlfahrt, Gleichberechtigung Aller vor dem Gesetz, und beutet sein Advokaten-Monopol auf das selbstsüchtigste aus, indem er zwei oder drei junge Leute von Talent um ein Salair, welches kaum zum nothdürftigsten anständigen Auskommen hinreicht, auf seinem Bureau beschäftigt, um einstweilen eine politische Rolle zu spielen und sich bei der blinden Menge noch mehr Relief geben zu können, und während er zugleich der erbittertste Gegner jener Anträge auf Freigebung der Advokatur seyn soll, welche schon wiederholt auf dem Landtage eingebracht worden sind!"

— „Er ist eben ein Demokrat!" äußerte Fräulein v. Winthal achselzuckend. „So sind sie alle."

„Mit nichten, liebes Fräulein, er ist weder ein echter Demokrat, noch verdient er mit anderen zusammen geworfen zu werden, welche sich dieses Bekenntnisses rühmen," entgegnete Frau Kramer lebhaft. „Ich achte jede politische Ansicht, aber ich verachte alle Männer, deren Handlungen in solchem schneidenden Widerspruch mit den Ansichten stehen, zu denen sie sich öffentlich bekennen. Ich verachte alle jene, welche immer von Volksrechten, von Abstellung der Mißbräuche in der Gesetzgebung u. dergl. reden, und doch im Stillen sich freuen, daß es noch Mißbräuche gibt, die ihnen selbst zu gute kommen, die solche Mißbräuche ausbeuten und mit aller Zähigkeit über der Aufrechthaltung derselben wachen ...."

— „Ei ei, wie Sie sich ereifern, meine Liebe!" sagte das Fräulein mit einem eigenthümlichen Lächeln. „Man merkt es, daß der Herr Kommerzienrath auch auf der Bank der Opposition sitzt. Sie sind ja recht vertraut mit allen Schlagwörtern der Partei: — Mißbräuche — Ungleichheit vor dem Gesetz .... Sie sind selbst eine versteckte Demokratin!"

„Nun ja, ich will meinethalben so heißen, mein Fräulein, obschon ich mich gewiß sonst nicht im Mindesten mit Politik abgebe, und keine andere Ehre anstrebe, als den Ruf einer fürsorglichen treuen Gattin und zärtlichen Mutter. Aber nennen Sie es anders als Mißbrauch, wenn ein Gesetz besteht, wornach in jedem Bezirk nur eine bestimmte Anzahl von öffentlichen Rechtsanwälten von der Regierung aufgestellt und erhalten wird und diese ein Monopol genießen, wodurch Andere, die sich dem gleichen Berufe gewidmet haben, denen es weder an Talent noch an Gelehrsamkeit und Gediegenheit des Charakters fehlt, von jeder Möglichkeit ausgeschlossen sind, ihre Gaben und Kenntnisse in eigenem Interesse geltend zu machen? Nennen Sie es ...."

— „Verzeihen Sie, meine Liebe," fiel ihr das Fräulein in's Wort, „aber ich verstehe nichts davon und fühle mich incompetent, solche Dinge zu beurtheilen. Wir Leute von Stande sind berufen, an das Bestehende uns anzuschließen, und .... und, wenn Sie mir erlauben, wir kommen von unserem ersten Thema ab. Ich wollte nämlich nur sagen: ich finde es begreiflich, daß Herr Scheurer nun nicht mehr umsattle, wie man im gemeinen Leben sagt. Und vollends Kaufmann zu werden, wenn man kein Vermögen hat!" fuhr sie fort und zuckte leichthin die Achseln. „Das wäre für einen Mann von Scheurer's Familie meines Erachtens ein Rückschritt, und in seinem Alter vielleicht eine Unbesonnenheit." Frau Kramer biß sich auf die Lippen, und war nahe daran, etwas gereizt zu erwidern; allein sie erinnerte sich noch rechtzeitig, daß Fräulein v. Winthal ihr Gast und arm und ihr an Jahren überlegen war. Das Fräulein bemerkte an der Bewegung, die um den Mund ihrer Wirthin zuckte, daß sie selbst gewissermaßen eine Unbesonnenheit begangen, indem sie laut gedacht habe, und wollte wieder einlenken. „Zumal," fuhr sie fort, „da Herr Scheurer doch bald Anwartschaft auf eine erledigte Advokatur und das Versprechen des Dr. Wetzstein haben soll, daß er ihn zu seiner eigenen Stelle vorschlagen wolle, wenn er seine Praxis aufgebe, um sich nur seiner politischen Laufbahn zu widmen."

„Was gelten mir die Versprechungen eines solchen Mannes von eingefleischter Habsucht?" sagte Frau Kramer. „Und welche Chancen hat Scheurer, selbst wenn Wetzstein sein Wort halten wollte? Wetzstein's Praxis soll eine der besten in der Provinz seyn; er ist steinreich dabei geworden! Werden nicht Dutzende von Aspiranten sich darum bewerben, und wer wird für Julian sich verwenden, der politisch anrüchig ist? Und wenn man ihm zum Ersatz eine andere Stelle gäbe, in einem abgelegenen Neste der fernsten Provinz, so ist es doch wohl schade, wenn ein Mensch von seinem Talent und seiner Bildung in einem obscuren Städtchen verbauert, während er, wäre die Advokatur freigegeben wie in anderen Ländern, in der Residenz oder in jedem großen Wirkungskreise gewiß Gelegenheit fände, sich mit seinen eigenen geistigen Hülfsmitteln hervorzuthun."

— „Aber er muß ja nicht gerade Advokat seyn — er hat ja Anwartschaft auf den Staatsdienst," wandte das Fräulein ein.

„Er könnte mit dieser Anwartschaft bei all seinem Talent verhungern, denn so lange man über die politischen Verirrungen eines Jünglings in einer politisch so bewegten Zeit, wie es anno 1848 bei uns war, so strenge urtheilt, so wird ihn nie ein Minister präsentiren. Wetzstein weiß dieß, und diese Hülflosigkeit Julian's beutet er aus."

— „Herr Scheurer hat nun eben eine Unbesonnenheit zu büßen," sagte das Fräulein mit einem kühlen Achselzucken. „Ein junger Mann von seinem Stande, Sohn eines höhern Staatsdieners, hätte sich nie erniedrigen sollen, mit den 'Rothen' Hand in Hand zu gehen ...."

„Ich sehe, wir sind hier ganz auf einem Thema, worüber wir uns nie einigen werden, mein liebes Fräulein," fiel ihr die Kommerzienräthin freundlich in's Wort und reichte ihr die Hand. „Uebrigens haben Sie Recht: wir Frauen sollten eigentlich keine Politik treiben, denn wir sind zu einseitig, um uns von etwas Anderem leiten zu lassen, als von unserem Gefühl. Reden wir

von etwas Anderem. Wie es scheint, kommt heute niemand mehr zum Thee, und so wollen wir denn beginnen!" Sie klingelte, und ein hübsches Stubenmädchen brachte ein Präsentirteller voll auserlesener kalter Speisen und Süßigkeiten, deren Anblick Fräulein v. Winthal wieder versöhnlich stimmte. „Wo ist Emilie?" fragte die Frau vom Hause; „haben Sie ihr noch nicht gemeldet, daß wir sie zum Thee erwarten, Sannchen?"

— „Doch, doch, Madame!" sagte Susanne; „sie wollte sogleich herunterkommen. — Ich fürchte aber, Madame," fügte sie flüsternd hinzu, „sie hat eine Widerwärtigkeit gehabt. Fräulein Steffens hat heute Nachmittag einen Brief bekommen, und wenn ich recht gesehen habe, so hat sie vorhin geweint. Ich mochte sie nicht fragen, Frau Kommerzienrath, aber wenn Sie die Güte haben wollten, einen Augenblick hinaufzugehen ...."

„Ich danke für den Wink, Sannchen; ich will nach ihr sehen," sagte Frau Kramer. „Entschuldigen Sie mich auf einige Minuten, Fräulein, und Sie, Sannchen, holen Sie meinen Gatten — ich werde sogleich wieder kommen."

Die Kommerzienräthin eilte die Treppe hinauf in das Kinderzimmer; ein Blick zeigte ihr, daß ihre drei Töchterchen sich allein unterhielten. Die älteste las in einem Buche, die beiden jüngeren spielten mit ihren Puppen, die Gouvernante aber war nicht da. So zog sich denn Frau Kramer zurück, ohne von ihren Kindern bemerkt worden zu seyn, und pochte an die Thüre eines Nebenzimmers. Auf das halblaute „Herein" einer weichen Frauenstimme trat die Dame des Hauses in ein kleines aber sehr niedliches und behagliches Stübchen, wo die Gesuchte vor dem Waschtische stand und ihre verweinten und geschwollenen Augenlider badete.

„Was ist Ihnen, liebe Emilie? haben Sie schlimme Nachrichten erhalten?" fragte Frau Kramer in einem Tone des Mitgefühls, der kein Leugnen zuließ. „Ich vermuthe es, denn ich weiß von Sannchen, daß Sie heute Nachmittag einen Brief erhalten haben. Kommen Sie, liebes Kind, sagen Sie mir, was er enthält! Sie wissen, ich frage nicht aus müssiger Neugier, sondern aus einem mütterlichen Interesse für alles, was Sie betrifft. Und im Grunde sind überdieß zwei Köpfe besser als einer, und ich finde vielleicht einen Ausweg oder ein Auskunftsmittel in Ihrer Verlegenheit, die Ihnen nicht beifallen würden."

— „Wie herzensgut Sie sind, Madame!" sagte das arme Mädchen, brach von neuem in ein Weinen aus und lehnte das Haupt auf die Schulter der Kommerzienräthin, welche ihr liebevoll die Arme entgegengebreitet hatte. „Wie danke ich Ihnen für diese Theilnahme! Es wird mir das Herz erleichtern, wenn ich Ihnen meinen Kummer mittheile, denn ich weiß ja aus Erfahrung, daß mir immer besser wird, wenn ich meine Schmerzen Ihnen anvertraut habe. Aber halten Sie mich deßhalb nicht für selbstsüchtig — Sie sind der armen Waise eine wahre Mutter!"

„Stille davon, mein Kind! Sie verdienen es auch," sagte Frau Kramer und küßte sie auf die Stirne mit einer Innigkeit, die die Wahrheit ihrer Worte genügend bethätigte. „Sagen Sie mir Alles — der Brief kam vermuthlich von Julian!"

— „So ist es, Madame, und er schreibt mir von einer langen Privat-Unterredung mit dem Dr. Wetzstein, die einen sehr unliebsamen Ausgang genommen habe, und die mich nahe anging."

„Wie so denn?"

— „Herr Wetzstein wollte ihn verheirathen," erwiderte Emilie; „er hat ihn hart angelassen, daß er es ausschlug, ein Mädchen zu heirathen, das nicht ohne Vermögen ist. Er wollte ihn mir abtrünnig machen."

„Aber es ist ihm nicht gelungen, natürlich!" sagte Frau Kramer. „Das war wieder häßlich von Wetzstein! — Ich wollte, ich wäre dabei gewesen, um ihm meine Meinung zu sagen," fuhr sie in großer Entrüstung fort; „denn ich fürchte, Herr Scheurer wird nicht so frischweg mit ihm gesprochen haben. Aber wie hat sich denn Alles zugetragen?"

— „Wenn es Ihnen gefällig ist, Madame Kramer, so will ich Ihnen diese Stelle aus Julian's Brief vorlesen," erwiderte Emilie Steffens, nahm das fatale Schreiben aus jenem wohlbekannten Versteck, wo junge Damen derartige Dinge aufbewahren, und las: „Gestern, meine theure Emilie, hatte ich wieder einen sehr lebhaften Auftritt mit Herrn Wetzstein, und muß beinahe fürchten, daß derselbe von ernsten Folgen für mich seyn wird. Wir haben nämlich einen großen Prozeß gewonnen, den ich beinahe allein geführt habe, und die siegreiche Partei hat mir ein sehr schönes Geldgeschenk gemacht, als sie erfuhr, daß mir Wetzstein, der biedere Volksmann, wieder einmal sein Wort nicht gehalten und mich noch um einen Theil des Honorars verkürzt habe, den er mir für den Fall des Gewinnens zugesagt hatte. Ich machte ihm ernste Vorstellungen darüber, und als er sich endlich nicht weiter rechtfertigen konnte, machte er mir den Vorschlag, mich auf eine andere Art zu entschädigen — er wollte mir nämlich eine Frau verschaffen. Wetzstein hatte früher schon mehrfach darauf angespielt und mir zu verstehen gegeben, wenn ich verheirathet wäre, würde ich nicht nur bei meinen Mitbürgern ein größeres Vertrauen genießen, sondern auch von Seiten des Ministeriums eher mit einer Anstellung bedacht werden. Ein verheiratheter Mann biete dem Staat und der Oeffentlichkeit mehr Garantieen als ein lediger Springinsfeld u. dergl. Ich antwortete ihm jedesmal und so auch gestern: mein sehnlichster Wunsch wäre mich zu verheirathen, allein mein Salair sey nicht hinreichend zum Unterhalt einer Familie, und ich habe kein Vermögen und keine anderen Einnahmequellen. Da rückte er mit der Aeußerung heraus: es gebe in unserer Stadt und Umgegend eine Menge Frauenzimmer, ledige und Wittwen, mit ganz anständigem Vermögen, welche alle Finger darnach lecken würden, einen Rechtspraktikanten zu heirathen; die Sache erfordere nur etwas Umsicht und Behutsamkeit, es komme Alles darauf an, von wem und wie die Sache in die Hand genommen werde, und er selbst kenne eine reiche Parthie, die wohl allen meinen Anforderungen entspräche. Ich erklärte ihm nun offen, eine Heirath aus bloßen Geldrücksichten und aus Gewinnsucht wäre schon gegen meine Grundsätze, wenn ich vollkommen frei wäre, aber an einer derartigen Verbindung hindere mich überdem ein Verlöbniß, das ich schon seit einigen Jahren eingegangen habe, wie er bereits wisse. — Und nun denke Dir, mein geliebtes Mädchen, dieser selbe Mann, welcher bei jedem öffentlichen Anlaß über die Freiheit des Individuums, über die unveräußerlichen Rechte des Volkes, und über das schmachvolle, unbillige Uebergewicht des

Geldes donnernde Reden hält und sich als den ehrlichsten, geradesten Biedermann zu erkennen gibt, dieser selbe Mann wendete alle seine dialektische Gewandtheit auf, um mich zu überzeugen, daß ich eigentlich ein Narr und ein Einfaltspinsel wäre, wenn ich ein derartiges Verlöbniß nicht aufgäbe, welches für mich nur eine Last und ein Hemmschuh in meinem Fortkommen werde. Ich wollte einem solchen Manne gegenüber meine Gefühle und Neigungen und die fleckenlose Reinheit Deiner Anhänglichkeit an mich nicht profaniren, indem ich mit ihm darüber sprach; daher gründete ich meine Einwendungen gegen seinen Vorschlag hauptsächlich auf den Punkt des Rechts und der Ehre. Allein alle meine Einwendungen brachten ihn nicht von seinem Vorhaben ab, mich mit einem ungebildeten, buckligen, siechen Geschöpf zu verheirathen, dessen Kurator er ist, und die ich schon oft auf unserem Bureau gesehen habe, — eine alte Jungfer von siebenunddreißig Jahren, aus der Hefe des Volks, nur durch eine reiche Erbschaft zu einiger Bedeutung gelangt und allerdings schon häufig von Männern zur Ehe begehrt, denen es nur um das Vermögen dieses armseligen Geschöpfes zu thun war. Als er endlich so weit ging, mir zu sagen, er handle sogar im Auftrag dieser Jungfer Keller, welche längst schon das Auge ihres Wohlgefallens auf mich gerichtet, und er habe ihr einen sichern Erfolg seiner Bemühungen in Aussicht gestellt, da riß mir nachgerade die Geduld und ich sagte: „Herr Prokurator, ich danke Ihnen zwar für die Fürsorge, womit Sie sich meiner Zukunft annehmen wollen; aber ich muß Ihnen mit Bedauern erklären, daß ich dieselbe nicht auf diesem Wege und mittelst einer solchen Heirath gründen will, und daß ich überhaupt nie um Geld heirathen werde. Brechen wir also davon ab, da ich mir meine persönliche Freiheit in jeder Hinsicht vorbehalte." — „Sie sind ebenso thöricht als undankbar, Scheurer," erwiderte er mir; „Sie verkennen ganz meine gute Absicht und glauben mir über den Kopf gewachsen, mir unentbehrlich zu seyn, weil ich allzu nachsichtig mit Ihnen war. Der letzte Prozeß, den wir gewannen, hat Ihnen vollends einen gewaltigen Dünkel gegen mich eingeflößt — den ich mir aber verbitten muß!" — „Herr Prokurator," sagte ich, „mein Widerspruch mag Ihnen unangenehm seyn, weil Sie überhaupt keinen ertragen können; allein ich muß Ihren Vorwurf der Anmaßung und Dünkelhaftigkeit zurückweisen. Ich bin mir bewußt, in Ihren Diensten stets meine Pflicht gethan zu haben. Meine Zeit und mein Kopf gehören Ihnen, weil Sie mich bezahlen. Mein Herz und Gefühl aber sind mein, und an die Freundschaft, deren Sie mich versichern, kann ich — verzeihen Sie mir meine Offenheit! — in so lange nicht recht glauben, als Sie mir bei jeder Gelegenheit meinen wohlverdienten Erwerb und die mir zugesagten Extravergütungen schmälern...." — „Das ist unwahr!" fiel er mir in die Rede und gebot mir Schweigen. Das konnte ich mir nicht gefallen lassen, und so kamen wir hart aneinander, bis ich auf mehrere heftige Bitterkeiten, die er mir sagte, ihm entgegenhielt: ich durchschaue die Pläne, welche er mit jenem Heirathsprojekt verfolge; wäre ich erst verheirathet (so scheine er zu kalkuliren), so wäre ich gewissermaßen an ihn gebunden und er hätte dann, wenn ich ihn um billige Erhöhung meines Salairs bäte, die Einrede, mich auf das Vermögen jenes krüppelhaften, gemeinen Geschöpfes verweisen zu können, welches er mir zur Frau verschafft habe. — Als er sich durchschaut sah, wandte er mir in wortloser Aufregung den Rücken und ging. Vielleicht ist es zum Bruche zwischen uns gekommen — ich wünsche es sogar beinahe, denn es geht mir gegen meine Ueberzeugung und mein Ehrgefühl, noch länger einem Manne zu dienen, dessen Heuchelei und gemeine Leidenschaften ich durchschaue, und dem ich keine aufrichtige Achtung zollen kann. — Dieser Mensch ohne Treu und Glauben ist von einer schmutzigen Habsucht, wo es nicht ihn selbst und die Gründung seines Rufes als Volksmann und Patriot gilt. Neulich unterzeichnete er wieder eine Summe von hundert Thalern zu einer von ihm eingeleiteten Subscription, um für Garibaldi Kanonen zu beschaffen, und mir entzieht er einen Theil meines redlichen Erwerbs. Während meine beiden Kollegen und ich um kargen Lohn für ihn arbeiten und seine starke Praxis besorgen, reist er von einem Fest zum andern, von einer Versammlung zur andern, um Reden zu halten und sich als begeisterten, eifrigen Vorkämpfer für die Volksrechte, als glühenden Patrioten, als den aufopferndsten Ehrenmann darzustellen. Und die Leute glauben ihm und jauchzen ihm zu und schwärmen für ihn. O wunderliche Welt! Von seinem Ueberfluß könnten wir drei Praktikanten ganz behaglich leben. Indeß will ich nicht klagen und murren, denn es ist nun einmal so, und ich muß gestehen, daß ich im Ganzen doch noch besser gestellt bin, als manche meiner Fachgenossen. Ich darf Deinetwegen einstweilen außer Sorge seyn, meine liebe Emilie, denn ich weiß Dich ja in guten Händen. Würde Wetzstein mir nach seinem Versprechen meinen Gehalt erhöht haben, so wäre ich vielleicht in Versuchung gekommen, Dich aus dem beinahe elterlichen Hause, worin Du nun lebst, in ein Leben voll Armuth und bitterer Entbehrungen zu verlocken, welche Dir vielleicht auf die Dauer unerträglich wären. Ich danke der Vorsehung Tag und Nacht, daß er Dir ein solch glückliches Asyl bescheert hat, und vergesse nie, wenn ich Deiner mit Liebe und Segenswünschen gedenke, auch Deine Wohlthäter, denen Du nächst Gott am meisten verdankst, in meine brünstigsten Wünsche einzuschließen."

„Das ist sehr schön und dankbar von ihm, und bürgt für seinen trefflichen Charakter," sagte Frau Kramer gerührt, als Emilie mit Lesen aufhörte und ihren Brief wieder zusammenfaltete. Frau Kramer war nicht so affektirt, um in Abrede zu ziehen, daß sie Ansprüche auf Emiliens Dankbarkeit habe; sie war sich bewußt, der alleinstehenden armen Waise stets mit mütterlicher Liebe und Fürsorge begegnet zu seyn, und hatte von Emilien dafür auch Dankbarkeit und Anhänglichkeit geerntet. „Es freut mich um so mehr dieß von ihm zu hören, meine Liebe," fuhr sie fort und schloß die Gouvernante in ihre Arme, „weil es mir beweist, daß Sie ihm geschrieben haben, Sie fühlten sich hier behaglich und zufrieden, denn offen gestanden, ich habe schon manchmal gefürchtet, Sie möchten sich bei uns nicht ganz glücklich fühlen, weil Sie zuweilen so traurig sind."

— „Wenn mich die Traurigkeit übermannt, meine beste Madame Kramer, so ist es nicht meinetwegen — glauben Sie mir. Könnte ich es nur über mich gewinnen, nicht mehr an Andere und an die Zukunft zu denken, so gäbe es kein glücklicheres Geschöpf als mich. Sie und Herr Kramer behandeln mich ja wie Ihr eigenes Kind, und erinnern mich nur vier Mal im Jahre daran, daß ich es eigentlich nicht bin, — näm-

lich bei der Ausbezahlung meines Salärs. Aber wenn ich an den armen Julian denke und an sein hartes Geschick, so überkommt mich unwillkürlich die Traurigkeit."

„Das finde ich ganz natürlich und erklärlich, aber Sie müssen darum die Hoffnung nicht aufgeben, Emilie. Wer weiß, was aus dem Wortwechsel mit Wetzstein entstehen mag, und ob es nicht ein Glück für Ihren Julian ist, wenn er mit seinem jetzigen Brodherrn bricht! Ein Mann wie Scheurer hat sicher noch mehr Hülfsquellen, und unsere Bedürfnisse wecken ja unsere Kräfte. — Und nun entschlagen Sie sich der Sorgen, meine liebe Emilie, und folgen Sie mir hinunter zum Thee. Sie müssen sich zerstreuen, sich vergessen! Der Pfad treuer Liebe verläuft niemals ganz glatt, führt aber immer noch zu einem schönen Ziele. Wir wollen sehen, was mein Mann für Herrn Scheurer thun kann, falls es zum Aeußersten kommen sollte."

Fräulein v. Winthal hatte sehr sauer dazu gesehen, daß sie so lange allein dasitzen mußte, angesichts der Leckerbissen, die ihr den Mund so wässern machten. Frau Kramer's Eintreten mit Emilie verscheuchte aber alle Wolken von ihrer Stirne, denn das alte Fräulein hatte einen bedeutenden Respekt vor Emilien, weil sie so sehr gebildet und die Tochter eines höhern Militärs und von guter Familie war. Bald kam denn auch Herr Kramer und brachte eine heitere Laune mit, welche sich allmählig auch auf die übrigen Glieder des kleinen Kreises verbreitete, und selbst die Gouvernante ihren Schmerz einigermaßen vergessen ließ, obschon sie ab und zu einen stillen Seufzer nicht unterdrücken konnte.

Der Kommerzienrath war ein lustiger, gutmüthiger Mann, beweglich und rührig, und in diesem Stücke das direkte Pendant seiner Frau. Es schien als hätten die beiden Leutchen während ihrer ganzen Ehe nur gegenseitig ihre guten Eigenschaften so ausgebildet, daß bei beiden alle Rauheiten und Härten in Gesinnung und Benehmen ganz verschwunden waren. Der einzige wahrnehmbare Unterschied zwischen beiden lag darin, daß Frau Kramer noch weit rühriger und lebendiger war als ihr Gatte; hätte er eine sauertöpfische oder zänkische Frau gehabt, so würde er vermuthlich weder bei seinen Freunden um seiner immer heitern Laune und seines guten Humors willen so beliebt, noch auch solch weiter Westen bedürftig gewesen seyn. Dieser heitere Sinn ließ auch bei beiden keinen Stolz aufkommen, welchem Andere an ihrer Stelle so leicht verfallen wären. Herr Kramer hatte seine Laufbahn mit einer sehr bescheidenen Leinwandhandlung begonnen; er und seine Frau hatten durch freundliche und reelle Bedienung sich rasch eine große Kundschaft erworben, und mit dem Detailgeschäft war nun ein Leinwandhandel en gros verbunden, der Hunderte von Händen beschäftigte und dem diesem Ehepaar schon ein namhaftes Vermögen verdankte. Allein trotzdem war Frau Kramer noch den ganzen Tag in ihrem Ladengeschäft thätig, namentlich seit sie ihre Töchter unter Emiliens Aufsicht so gut versorgt wußte, und Herr Kramer war der emsigste, der erste und der letzte auf seinem Comptoir, ein freundlicher milder Mann, dem nie das Bewußtseyn seines bürgerlich bescheidenen Ursprungs abhanden kam. Unter dem sanften erheiternden Einfluß dieser Leutchen hatte Emilie seither ihrer früheren Drangsale und herben Erlebnisse vergessen, und sah sich auch an diesem Abend ihren jüngsten Kummer etwas ferner gerückt.

So verging der Abend. — Am andern Morgen saß Frau Kramer ungewöhnlich lange beim Frühstück und blickte in die Spalten des „Anzeigers", wo ein Inserat eine eigenthümliche Anziehungskraft auf sie auszuüben schien. Während sie noch darüber grübelte, trat Emilie Steffens ein, einen offenen Brief in der Hand, einen seltsam schmerzlichen Zug um die Lippen.

„Schlimme Botschaften reisen schnell," sagte sie. „Julian hat mir schon wieder geschrieben. Herr Wetzstein verlangte gestern von ihm, er solle Abbitte thun, und als er sich weigerte, hat er ihm seine Stelle gekündigt."

— „Hat er? Jenun, das war beinahe zu erwarten, meine Liebe, und Sie müssen sich darüber nicht grämen. Er hat keine schlechtere verlieren können."

„Aber möglicherweise bekömmt er nicht einmal mehr eine schlechtere," sagte Emilie mit einem unterdrückten Seufzer; „jene gab ihm wenigstens das tägliche Brod."

— „Ich bin nicht abergläubisch und romantisch, aber mir war schon gestern, als ob aus diesem Bruche nur günstige Folgen für Herrn Scheurer entstehen sollten," erwiderte Frau Kramer. „Ich habe eine bestimmte Ahnung, daß es nur zu seinem Heile ausschlagen wird, und ich gebe etwas auf Ahnungen. Wissen Sie noch, es war auch nur eine Ahnung, die **uns** zusammenführte, Emilie; ich hatte ein paar Dutzend Anerbietungen von jungen Damen, als ich eine Gouvernante in der Zeitung suchte; aber für keine konnte ich mich entscheiden, bis ich Ihren Brief erhielt. 'Die muß es seyn oder keine!' sagte ich mir, und trotz aller Hindernisse, ungeachtet mein erster Brief an Sie verloren ging und Sie inzwischen schon von der Baronin Weiler engagirt worden waren, habe ich es doch durchgesetzt, und wir befinden uns beide wohl dabei. — Fassen Sie nur Muth, und hoffen Sie, denn ich habe die bestimmte Ahnung, daß Ihrem Verlobten geholfen werden wird."

Sie schickte Emilien wieder zu den Kindern hinauf, und ging dann in den Laden. Als es aber eilf Uhr vorbei war, ging Frau Kramer hinauf, nahm Hut und Mantel und jenes Zeitungsblatt und ging aus, um sich zunächst in einem Commissionsbureau nach der näheren Adresse jenes Herrn zu erfragen, der eine Stelle zu vergeben hatte, die sie dem Verlobten Emiliens zu verschaffen gedachte. Dann nahm sie eine Droschke und fuhr in die Vorstadt hinaus nach dem schönen Landhause, welches der alte Graf Geißmar bewohnte, ließ sich bei diesem melden, und ward von einem ältern Diener in ein Studierzimmer geführt, wo der alte Graf, das eine, dicht eingehüllte Bein auf einem Gichtstuhl haltend, in seinem Fauteuil saß. Graf Geißmar war in der ganzen Stadt als ein Sonderling bekannt, steinreich und sehr wohlthätig, aber sehr grob und stolz. Frau Kramer kannte ihn noch nicht persönlich, aber sein dickes, wohlgeröthetes und noch immer hübsches Gesicht, in welchem sich natürliche Gutmüthigkeit und die Reizbarkeit der Krankheit um die Herrschaft stritten, flößten ihr Vertrauen ein.

„Verzeihen Sie, Madame, daß ich nicht aufstehen kann," sagte er mit einer leichten Verbeugung. „Aber ich sitze hier wie in den 'Bock' gespannt. Bitte, nehmen Sie Platz. Sie kommen wegen der Stelle, die ich ausgeschrieben habe?"

— „Zu dienen, Herr Graf, ich las heute im Anzeiger, daß Sie einen Rentmeister suchen ...."

„Und der wollen doch nicht etwa Sie selber werden?" fiel er ihr lachend in's Wort. „So schmuck und stattlich Sie auch sind, Madame, so fürcht' ich doch, meine Förster und Pächter und Bauern würden nicht genug Respekt vor Ihnen haben. Doch Scherz beiseite und nichts für ungut! Sie müssen mir einen schlechten Witz nicht übelnehmen, Madame, denn ich bin ein derber Landjunker und lasse gerne meine Zunge spazieren gehen, seit mir die Beine den Dienst versagen — um mir doch einige Bewegung zu machen!.... Einer solch hübschen und liebenswürdigen Bewerberin gegenüber werd' ich ohnedieß einen schweren Stand haben, fürcht' ich, denn vermuthlich kommen Sie für einen Gatten?"

— „Nicht doch, Herr Graf! mein Gatte ist Kaufmann und hat sein Auskommen," erwiderte Frau Kramer erröthend und mit einem freundlichen Lächeln, welches ihr diese Idee des Grafen abnöthigte. „Ich komme im Interesse eines jungen Mannes, der mir zwar ferne steht, aber dennoch ...."

„Das ist mir lieb, Madame, wenn Sie nicht für Ihren Gatten, Sohn oder Bruder solicitiren," fiel ihr der Graf derb in's Wort. „Offen gestanden, ich liebe die weiblichen Bittsteller und Fürbitter nicht, denn sie wollen immer Recht haben und sehen Alles von ihrem eigenen egoistischen Standpunkt aus an. Aber wenn Ihnen der Bewerber fremd ist, wie Sie sagen, so bin ich doch wirklich neugierig, die Motive zu erfahren, welche mir die Freude Ihrer Bekanntschaft verschaffen, meine freundliche Fürsprecherin!"

— „Es mag sonderbar erscheinen, daß ich mich persönlich bei Ihnen einfinde, Herr Graf," sagte Frau Kramer mit leichtem Erröthen; „allein mein Schützling ist in einer entlegenen Provinzialhauptstadt, und nachdem ich die Anzeige gelesen, wollte ich keinen Augenblick verlieren ...."

„Ah, Sie sind eine geschäftsgewandte Frau!" rief der Graf.

— „Der junge Mann, für den ich rede, ist Rechtspraktikant ...."

„Puh! ein Advokat, ein Rechtsverdreher, ein Rabulist, ein Prozeßkrämer, ein Diener der menschlichen Leidenschaften!? — O weh, ich kann die ganze Brut von Advokaten für mein Leben nicht leiden!" unterbrach sie der Graf mit zweifelndem Kopfschütteln.

— „Ich bitte höflichst, Herr Graf, hören Sie wenigstens freundlich an, was ich für ihn geltend machen will, bevor Sie sich blos wegen seines Standes gegen ihn aussprechen!"

„Reden Sie, Madame, ich will aufmerksam zuhören, schon um des blosen Vergnügens willen, Sie sprechen zu hören!" rief der Graf. „Uebrigens gibt es ja unter jedem Stande Ausnahmen, und ich hasse nur jene eiskalten, schleichenden, kniffigen, ränkevollen, streitsüchtigen Rabulisten, die mir schon so viel zu schaffen gemacht haben!"

— „Zu diesen gehört mein Schützling nicht, Herr Graf!" erwiderte sie ihm lebhaft; „er ist ein ehrenhafter, warmherziger junger Mann von gediegenem Charakter, auf den Ihre Schilderung der Advokaten nicht passen würde."

„Nun so lassen Sie mich ein weiteres von Ihrem Rechtspraktikanten hören!" rief der Graf mit einem gutmüthigen herzlichen Lachen über die Ernsthaftigkeit, womit sein Gast ihren Schützling vertheidigte. Sie erzählte ihm nun in Kürze und mit größter Offenheit die Geschichte Julian Theurer's und seiner langen Verlobung, sowie der ungünstigen Stellung, in welcher er seither bei dem Advokaten Wetzstein gestanden. „Und nun bin ich überzeugt, Herr Graf," sagte sie schließlich, „daß wenn Sie Herrn Scheurer in anderen Stücken brauchbar und zweckentsprechend finden, Sie gewiß auch sein Unglück für ihn werden sprechen und wirken lassen. Ja, ich bin überzeugt davon, daß Sie sich für ihn interessiren werden, denn wann hätte je ein echter Edelmann gezögert sich der Bedrängten und unschuldig Verfolgten anzunehmen?"

— „Oho, Madame! Sie schmeicheln nun sogar, in der Hoffnung, damit die Eigenliebe des alten Mannes einigermaßen zu kitzeln?"

„Und wenn ich das thäte, Herr Graf, was dann? Sie sind ja selbst so freigebig mit Schmeicheleien, daß Sie es mir nicht verdenken dürfen, wenn ich ein wenig Ihrem Beispiele folge!"

— „Sie sind eine ganze Frau, meine schmucke Fürsprecherin! Sie wollen immer Recht haben. Und doch werden Sie nicht in Abrede ziehen wollen, daß Alles, was ich von Ihnen gesagt habe, vollkommen wahr ist!"

„Hoffentlich werden auch Sie keinen Grund haben, Herr Graf, dasjenige für unrichtig zu halten, was ich von Ihnen gesagt habe!"

— „Sieh, sieh, man wird nicht mit ihr fertig!" rief der Graf lachend und kopfschüttelnd. „Nein, meine liebe Frau, hoffentlich sollen Sie Ihre gute Meinung von mir nicht zu ändern brauchen, wenn ich finde, daß Ihr Schützling, Herr Scheurer, in allen anderen Hinsichten meinen Anforderungen entspricht," fuhr er sehr ernst fort; „allein dieß ist ein Gegenstand strenger Erwägung, und ich muß mich wohl hüten, daß meine Gefühle — bei dem großen Einflusse eines solch geschickten Anwaltes auf dieselben, wie Sie es sind, meine reizende Frau — nicht mein kaltes und besonnenes Urtheil überwältigen."

„Dieß möcht' ich auch nicht, Herr Graf!" entgegnete Frau Kramer lebhaft; „ein allzu rasches Engagement, nur auf die erste günstige Empfehlung, auf ein günstiges Vorurtheil hin, würde meinem Schützling keine dauernde Stelle sichern."

— „Sehr wahr, Madame. So hören Sie denn, was ich von meinem künftigen Rentmeister verlange: Fleiß, Umsicht, Energie, unbedingte Treue und Zuverlässigkeit, und große Geschäftserfahrung. Als Jurist aber hat Ihr Rechtspraktikant vermuthlich noch keine eingehenden Kenntnisse von Landwirthschaft und Cameralwissenschaften."

„Das wird ein Grund mehr für ihn seyn, sich diese Kenntnisse zu erwerben, und wird ihn um so emsiger und vorsichtiger machen, Herr Graf," sagte Frau Kramer lächelnd. „Ich vermesse mich zwar nicht, von solchen Dingen etwas zu verstehen; aber ich weiß, daß Herr Scheurer ein gebildeter, intelligenter Mann ist und ebenso leicht lernen wird, was ihm noch fremd ist, als ein Anderer. Ja als Frau eines Kaufmanns weiß ich aus Erfahrung, daß gerade diejenigen unserer Leute, welche zuvor noch nie in unser Branche gearbeitet hatten, oft durch ihren Fleiß darin später die allererfahrensten und tüchtigsten wurden."

— „Sapperlot, Madame, Sie haben doch auf Alles eine Antwort! Man kann nicht mit Ihnen rechten, denn Sie haben

Kopf und Herz am richtigen Flecke, und eine merkwürdige Thatkraft! Und für eine Kaufmannsfrau — ich sage Ihnen dieß ungeschmeichelt," setzte er freundlich lächelnd hinzu, „für eine Kaufmannsfrau haben Sie wirklich etwas ungemein Aristokratisches und Vornehmes, den wahrhaften Pli der großen Welt; d. h. eine unserer Damen aus der haute volée würde vielleicht weniger geradeaus und offen seyn als Sie, allein just dieß gefällt einem alten derben Landjunker wie ich ungemein. — Doch noch Eines: ist die junge Dame, die Verlobte Ihres Rechtspraktikanten nämlich, etwa eine Verwandte von Ihnen?"

„Mit nichten, Herr Graf; Emilie Steffens ist keine Verwandte, wohl aber eine sehr liebe Freundin von mir, und wenn ich auch noch so viel für sie zu thun vermöchte, so wäre ich nicht im Stande ihr das zu lohnen, was ich und meine Kinder ihr verdanken. Sie hat mich in einer lebensgefährlichen Krankheit mit der größten Selbstaufopferung verpflegt, und meine Töchterchen, deren Erzieherin sie schon seit vier Jahren ist . . . ."

— „Wie? also eine Gouvernante?" rief der Graf überrascht. „Entschuldigen Sie, meine verehrte Frau," fuhr er fort und betrachtete sie durch die Lorgnette, „aber ich muß mir Sie genauer betrachten: Sie sind in der That eine ganz außerordentliche Frau. Ich hörte immer, die Damen blickten nur mit kalter Geringschätzung auf die Gouvernanten ihrer Kinder herab, und mißhandelten und plagten sie."

„Dann sind Sie übel berichtet, Herr Graf; wenigstens was Leute meines Schlages anlangt," gab Frau Kramer eifrig zur Antwort. „So weit ich diese Verhältnisse aus Erfahrung kenne, kommen wohl auch solche Fälle vor wie Sie sie soeben geschildert haben; allein in den meisten Fällen habe ich — wenigstens unter uns Bürgersleuten — die Erzieherinnen als Frauenzimmer von Bildung standesgemäß behandeln sehen."

— „Ah, das ist zugleich ein kleines Epigramm auf unsere vornehmen Damen, und kein schlechtes," rief der Graf lachend. „Es freut mich übrigens, in diesem Punkte eines Bessern belehrt worden zu seyn, denn ich halte es für ebenso großen Gewinn, ein Vorurtheil loszuwerden, als wenn ich mein verwünschtes Zipperlein ablegen könnte . . . . Auh!" schrie er und fuhr mit beiden Händen nach seinem Bein, wo ihn sein alter Feind plagte.

Frau Kramer hielt es für gerathen sich zu entfernen, ehe der günstige Eindruck ihres Besuchs durch die mürrische Krankenlaune in Folge der Gichtschmerzen beeinträchtigt werde. „Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, Herr Graf," sagte sie aufstehend und mit einem so freundlichen Blick und Lächeln, daß sie beinahe den Gichtanfall verscheuchten, — „mit der angenehmen Hoffnung, den Zweck meines Besuchs beinahe erreicht zu sehen. Ich darf wohl an Herrn Scheurer schreiben, er solle hieher kommen und sich Ihnen vorstellen, damit Sie ihn sehen und ihm auf den Zahn fühlen können wegen seiner Kenntnisse?"

„Ja, dieß dürfen Sie, Madame," sagte er und reichte ihr die Hand; „und je eher Ihr Schützling kommt, desto lieber soll es mir seyn. Allein wenn er sich mir vorstellt — nehmen Sie mir diese Offenheit nicht übel, Madame! — dann dürfen *Sie* nicht mitkommen. Wenn ich den jungen Mann ein Bischen aushole, so ist dieß eine Sache von sehr großem Ernste und erfordert ein besonnenes Urtheil, und schon der Anblick Ihres freundlichen Gesichts reicht hin, um einen Mann zu schwach und zu gutmüthig zu machen zu jedem trockenen ernsten Geschäft."

— „Gewiß, Herr Graf, ich werde mich nicht unterstehen, Herrn Scheurer zu begleiten. Ich weiß, ich ging schon sehr weit nach den gemeinüblichen Schicklichkeits-Begriffen, indem ich mich persönlich . . . ."

„Ach nein, nein! so war's auf Ehre nicht gemeint. Ich hasse nichts in der Welt mehr als die falsche zimpferliche Prüderie der sogenannten gebildeten Frauen. Ich bin Ihnen ungemein verbunden dafür, daß Sie aus dem gewöhnlichen Geleise gegangen sind, und Sie müssen mir sogar versprechen mich wieder zu besuchen."

— „Ei gewiß, ich könnte mir das Vergnügen nicht versagen, Ihnen noch einmal meine Aufwartung zu machen, um Ihnen zu danken, wenn Sie meinem Schützling diese Anstellung geben."

„Das ist ein Bestechungsversuch — pure Bestechung!" rief der Graf lachend. „Aber in allem Ernste, Madame, wenn man die Leute nach ihren Agenten beurtheilen kann, so halte ich es für sehr wahrscheinlich, daß Herr Scheurer mein Rentmeister werden wird, und in diesem Falle dürfte möglicherweise auch die Zukunft Ihrer Gouvernante sicher gestellt werden können. Ich verpflichte mich natürlich noch zu nichts, aber es ist ja vieles möglich, denn Alles hängt von Herrn Scheurer's Befähigung ab!"

Frau Kramer drückte nun ihrerseits dem alten Herrn mit solch lebhaften Dankesbezeugungen die Hand, daß er wiederholt betheuerte: bestechen lasse er sich trotzdem nicht; er verpflichte sich noch zu nichts. — „Das sollen Sie auch nicht, Herr Graf!" sagte die Kommerzienräthin; „aber ich weiß, was an Herrn Scheurer ist, und sehe Alles schon kommen. Adieu, Herr Graf! ich wünsche Ihnen aufrichtig baldige Befreiung von Ihrer Gicht!"

„Leben Sie wohl, meine treffliche Frau! Auf baldiges Wiedersehen!"

Das Herz geschwellt von Freude und Hoffnung und innerem Glück, kehrte Frau Kramer nach Hause zurück und schrieb sogleich an Julian Scheurer, ohne jemand mit dem Schritte, den sie gethan hatte, bekannt zu machen. Er war höchst angenehm überrascht über ihren Vorschlag und kam umgehend, stellte sich dem Grafen vor, der ihm tüchtig auf den Zahn fühlte und von seinen Kenntnissen so befriedigt war, daß er ihm den Vorzug vor allen anderen Bewerbern gab und ihn auf eine ehrliche Probezeit anstellte, und Julian erfuhr von dem Grafen erst den Schritt, welchen Frau Kramer zu seinen Gunsten gethan hatte, und erzählte es Emilien. Beide eilten dann zu der Kommerzienräthin hinunter, um ihr innigst zu danken.

Die treffliche Frau war gerührt, lehnte aber jeden Dank ab. „Du lieber Himmel, Kinder, macht doch nicht so viel Aufhebens von meiner geringen That! Ihr beschämt mich ja ordentlich, denn ich meine, eine solche Fürsprache sollte niemand unterlassen, der irgend einem seiner Nebenmenschen aufrichtig wohl will! Ein gutes Wort findet ja meist eine gute Statt, und ich meinerseits habe daran geglaubt und auch erfahren, *was ein gutes Wort vermag*. Thue doch jeder in seinem Kreise dasselbe!" — —

Seither sind sechs oder sieben Monate vergangen. Graf

Geißmar ist mit seinem neuen Rentmeister ganz zufrieden und bedauert die Einsamkeit, worin derselbe auf dem alten Oekonomiehofe im Gebirge wohnen muß, so sehr, daß er ihm selber zugeredet hat, sich bald seine Emilie als Weibchen einzuthun, da es jetzt seine Finanzen, seine große Amtswohnung und seine Naturalbezüge erlauben. „Grüßen Sie von mir Ihre liebe Zukünftige, lieber Scheurer," meinte der Graf, „und sagen Sie ihr, sie möge sich nur die Frau Kommerzienrath zum Muster nehmen. Das ist eine Frau comme il faut. Wer solch ein Weibchen gefunden hätte!" setzte er mit einem leisen Seufzer hinzu und dachte an sein einsames kränkliches Alter. Hätte der alte Herr nur auch in jungen Tagen bei einer braven Frau einmal versucht, was ein gutes Wort vermag! —

London um Mitternacht.

Wer London nicht auch um Mitternacht studirt hat, der kennt diese Weltstadt nicht. Am Tage oder bei der abendlichen Gasbeleuchtung zeigt die unendliche Häusermenge auf ihrer Außenseite von den Westindia-Docks bis zum Hydepark, vom großen Surrey-Canale bis Pentonville nichts als Wohlstand, Thätigkeit, Kraft und Behagen. Der Mensch scheint sich auf diesem Brennpunkte der irdischen Welt so fest und mächtig angesiedelt zu haben, daß ihn die Dämonen seines Daseyns hier kaum erreichen können. Fahre Stunden lang in einem Cab durch dieß moderne Labyrinth, und immer wirst Du neue unabsehbare Häuserreihen treffen, mit Geschick und Reichthum erbaut, Kaufläden und Auslagen verschwenderisch besetzt mit Allem, was die Sinne reizen kann, unbekannte zahllose Menschen, die sich in Lebenskraft und Selbstvertrauen zu bewegen scheinen. Gehe an das Ufer der Themse, und es liegt, welche Stelle Du wählen magst, eine solche Fülle von Regsamkeit, Streben und Schaffen vor dir, daß sich dein Blick erst allmählig an das Getümmel gewöhnen muß, um über seine Beschaffenheit und Absichten in's Klare zu kommen. Tritt in die Gewölbe der Londoner-Docks, und Du findest Waaren aufgespeichert, einen Welttheil während einer Jahre-langen Blokade damit reichlich zu versehen. Vanille und andere kostbare Spezereien und Droguen liegen in riesigen Ballen aufgethürmt; in den Weinkellern darunter ist zwischen den Fässern eine Schubkarreneisenbahn angebracht, die in Kreuz- und Querläufen 27 englische Meilen lang ist. Dafür stehen aber auch in runder Summe nur an Portwein 45,000, und an Xeres 15,000 Fässer darin, und es lassen sich diese unterirdischen Gewölbe an Ausdehnung nur den römischen Katakomben vergleichen. Besuche die Brauerei der Herren Barklay und Perkins, und du findest darin Fässer von 126,000 Gallonen (gleich 766,000 Flaschen) Gehalt. Versäume auch nicht in das nahe Woolwich-Arsenal zu gehen, es arbeiten darin 3700 Menschen, 20,000 neue Kanonenläufe liegen in den Höfen. Dieß sind einige Proben von Zahlen, nach denen man in London die Dinge berechnet. Und was soll ich erst von öffentlichen Gebäuden, Museen, Kunstsammlungen, Theatern und tausend Unterhaltungsorten und Merkwürdigkeiten sagen? Welche derselben Du besuchen magst, überall wieder neue Menschen, wohlhäbig, ehrbar, wißbegierig, schaulustig und vergnügungssüchtig. Wenn du sie nicht gerade aufsuchst, findest du fast nirgends Arme oder Gebrechliche darunter. So erscheint London am Tage. Selbst die Nebel und Wolken darüber sind zum Theile menschliches Erzeugniß — aus Steinkohlenrauch und all' dem Dampfe und Dunste des vielgegliederten Lebens.

Wir wollen nun die Kehrseite des stolzen Bildes betrachten: London um Mitternacht. Die Theater enden beiläufig um diese Stunde; lassen wir die eleganten Besucher derselben und ähnlicher Abendunterhaltungen sich allmählig verlaufen. Noch strahlen allenthalben die Gasflammen, und Plätze und Straßen sind keineswegs verödet, aber ihr Anblick ist doch völlig verändert. Zahlreiche Policemen (London besitzt deren 7000) sind quartierweise durch die Stadt vertheilt, und gehen bedächtig die Gassen entlang und versuchen der Reihe nach die Laden- und Hausthore, ob sie wohl verschlossen sind. Auf dem Pflaster zunächst an den Schwellen liegen hier und dort Savoyarden und sonstige verlassene Kinder. Die Nacht ist kalt und dennoch sind manche unter ihnen nur mit den dürftigsten Kleidungsstücken bedeckt. Sie schlafen hier, weil sie kein anderes Obdach besitzen, und nicht selten wird des Morgens eines von ihnen als Leiche gefunden. Gleichwohl kümmert sich keiner der Diener der öffentlichen Sicherheit und Sitte um sie; sorgfältig ausweichend, schreiten sie über sie hin und verrichten ihr Geschäft zum Schutze des Reichthums; der Arme, wenn er nicht bereits dem Gesetze verfallen ist, scheint bei ihrer Mission leer ausgegangen zu seyn. Ich hatte mich einmal in der City verirrt und konnte mein Boardinghaus nicht finden, obwohl ich auf einer Visitenkarte den zierlich gestochenen Namen seines Besitzers und dabei mit Bleistift die Angabe der Straße und der Hauszahl bei mir trug. Ich fragte in einem dunklern Seitengäßchen einen Policeman nach der Richtung. Alsogleich zog er eine Blendlaterne, von der ich vorher nichts bemerkt hatte, unter dem Mantelkragen hervor, und ließ ihr Licht auf die Adresse fallen. Er wies mir das nahe Haus, das auf selbiger bezeichnet war, behauptete aber entschieden, daß ein Herr dieses Namens in selbigem nicht wohne. Ich erkannte das Haus als das rechte, läutete an und befand mich bald darauf in meinem Zimmer. Der Policeman hatte aber, wie es sich am nächsten Tage herausstellte, doch Recht gehabt, mein Quartiergeber führte in der That einen andern Namen; er besaß nicht eigene Visitenkarten, und hatte mir daher aus Eitelkeit die eines Freundes in der Ueberzeugung gegeben, daß die wahre Angabe der Wohnung genüge. Ein Bekannter von mir war einst Nachts in einen abgelegenen Theil von London gerathen und flanirte, nächtliche Studien betreibend, durch einige enge Gäßchen. Sobald er sie betreten hatte, bemerkte er zwei Policemen, die ihm in einiger Entfernung absichtlich zu folgen schienen, mindestens blieben sie stehen, wenn er selbst anhielt, und so bald mein Bekannter weiter ging, verfolgten auch sie den Weg in derselben Richtung. Dieß wurde meinem Bekannten endlich lästig und er kehrte um, ging auf sie los und fragte, ob sie etwas von ihm wünschten. Nichts in der Welt, lautet die artige Antwort, aber Sie gehen da durch Gäßchen, die man um diese Stunde ohne Gefahr nicht betritt; wir haben uns erlaubt, Ihnen zu folgen, um Sie vor Schaden zu bewahren

Die Artigkeit und Aufmerksamkeit dieser Leute, Gentlemen gegenüber, ist in der That außerordentlich. Sie ertheilen jede Auskunft, weisen auf Verlangen Gassen und Häuser, und begleiten, wenn es gewünscht wird, sogar nach Argyle- und Piccadilly-Rooms, wo mit jeder Mitternacht verrufene Bälle beginnen.

Zur Kenntniß von London gehört unstreitig auch der Anblick seiner offen ausgelegten Laster. Die schönsten Gassen und Plätze wimmeln um Mitternacht von unzähligen liederlichen Dirnen. Es befinden sich deren ungefähr 70,000 in London und die Mitternacht ist ihnen freigegeben. In elegantem Anzuge scherzend und lachend schwärmen sie umher zu Wagen und zu Fuße, sie kommen aus den Theatern, eilen auf Bälle, und scheinen nur zur Freude berufen. Was ist aber das Loos dieser jungen unseligen Wesen? Heute schön und verlockend, vergeuden sie ihren augenblicklichen Reichthum; aber nur zu schnell ergreift sie die Seuche, sie sinken von Schmutz zu Schmutz und bald darauf ist ihr Gewerbe eingestellt. Um leben zu können müssen sie nun eines ihrer eitlen Besitzthümer nach dem andern veräußern; zur Sünde und Krankheit gesellt sich bald auch die Armuth. Längst haben sie die Wohnungen der Ueppigkeit verlassen, ihre schönen Kleider sind verschwunden, halb nackt, schleppen sie ihre siechen Leiber von einer Pennyschlafstätte zur andern, und täglich — so erzählte mir ein Bekannter, der seit Langem in amtlicher Stellung in London lebt — täglich verenden noch in voller Jugend drei bis vier solcher unglücklichen Geschöpfe im äußersten Elend — wörtlich — am Miste. Aber die Schaar der Mädchen, die heute noch lustig zum Todtentanze nach Argyle-Rooms gehen, scheint sich um ihre Zukunft wenig zu kümmern; absichtlich wenden sie ihre Blicke von den schon dem Elende verfallenen Genossinnen, die um diese Stunde in ihren Reihen erscheinen. Hier und dort schleicht nämlich eine solche unselige Gestalt über die Gassen; noch jung, doch bereits hinfällig, noch nicht all ihrer Schönheit ledig, doch schon mit dem Zeichen unrettbaren Verfalls gebrandmarkt. Diese aber sind nicht die einzigen Vertreter des Jammers, an dem London um Mitternacht so reich ist. Eine unglückliche Mutter mit zwei kleinen Kindern auf den Armen schleicht bleich und abgezehrt durch die Menge. Der Hunger hat sie noch um Mitternacht ausgetrieben, sie hält vor dem Säuglinge einen Lavendelstrauß in der Hand, und knixt und streckt dir letztern entgegen, als wollte sie ihn zum Verkaufe anbieten. Siehe in ihre hohlen flehenden Augen, das ist keine Verkäuferin, sie bettelt. Verlorene Waisenkinder streichen daneben vorüber; frühe hat sie das Elend und vielleicht auch schon das Laster in Besitz genommen. Dort an der Straßenecke steht eine Matrone mit zwei Mädchen; sie sieht ganz ehrbar aus, die Töchter sind kaum mehr als halbwüchsig, und dennoch: sie bietet sie feil. Verstellte Krüppel drängen sich vor, Betrüger mit entlehnten und gestohlenen Kindern speculiren auf dein Mitleid. Betrunkene mischen sich dazwischen, und einer von ihnen schlägt ein Weib, wahrscheinlich das seine, blutrünstig. Aber immer hast du das Aergste noch nicht gesehen, es sind dieß Leute, die sich selbst schon vollkommen aufgegeben haben. Ein solcher Unseliger geht in stupider Gleichgültigkeit, gedankenlos, nichts bemerkend, nichts mehr wollend über die Gasse. Er ist zwar vom schlechtesten Fusel berauscht, gleichwohl taumelt er nicht, sondern schreitet langsam, mit glanzlosem Auge vor sich starrend, wie ein Nachtwandler durch das Getümmel. Schieß' ihm eine Pistole vor der Nase los, er blinzelt nicht, laß' ihm durchgehende Pferde entgegenjagen, er weicht nicht aus, halt' ihm, wie einem Eber, einen Spieß vor das Gesicht, er rennt sich ihn durch den Leib. Im gegenwärtigen Augenblicke athmet er, lebt er; was im nächsten mit ihm geschieht, kümmert ihn nicht; er fühlt sich nicht unglücklich, nicht traurig, er ist nur furchtbar gleichgültig. Ich bot einem solchen einmal ein Almosen, er bemerkte es nicht, ich drückte es ihm in die Hand, er griff nicht darnach, ich klopfte ihm auf die Achsel, er wendete sich nicht nach mir; endlich gelang es mir doch ihm meine Absicht begreiflich zu machen; ohne mich anzusehen, ließ er das Geldstück in die Hand gleiten, und schritt langsam, wie er gekommen, in die nächste — Branntweinschenke. Nur vergessen will er, vergessen, sich und Alles vergessen. Wer London nicht besucht hat, kann in Hogarth's Bedlam ähnliche Gestalten finden. Warum aber gerade die Mitternacht solchen Auswurf der Gesellschaft heraufbeschwört? Theilweise mag dieß in den Polizeiverhältnissen liegen, theilweise scheuen diese Spottgeburten der Dunkelheit selbst das Tageslicht; ein weiterer Grund liegt auch darin, daß man in London am Tage wohlfeiler schläft als bei Nacht. Die Bettstellen unterster Gattung werden nämlich in vierundzwanzig Stunden zweimal vermiethet, und sind für die Tagzeit um geringern Preis zu bekommen.

An all' diesen Scenen geht aber der echte Engländer ungerührt vorüber; er zahlt seine Armentaxe und hat sich dadurch mit dem Elende abgefunden. Wer auf der Gasse in London etwas verschenkt, ist sicher ein Fremder. Willst du aber die nächtlichen Greuel London's bis zur Hefe auskosten, dann melde dich mit deinem Passe auf dem Polizeiamte, zahle drei Guineen und du erhältst die Erlaubniß, mit zwei anderen Dilettanten die nächtliche Runde der Polizei zu begleiten. Du besuchst mit ihr die Spielhöhlen, Tavernen niedrigster Gattung, öffentliche Häuser und die vermietheten Schlafstätten des Auswurfs von London. Männer, Weiber, Kinder, nackt, schmutzig, betrunken liegen zu Dutzenden auf Lumpen und Stroh durcheinander. Gewisse Personen, die wegen ihrer Gefährlichkeit unter besonderer Aufsicht stehen, müssen sich jede Nacht in den ihnen bezeichneten Herbergen einfinden; deßwegen leuchtet die Scharwache den Schlafenden mit der Blendlaterne unter die Nase, und trägt alle Fehlenden in ihr Verzeichniß ein. Wer abgeht, der ist aller Verbrechen verdächtig, die in tiefer Nacht in London begangen werden. Wird deine Neugierde vom Zufall begünstigt, so bist du bei solcher nächtlicher Runde Zeuge von vereitelten Einbrüchen, von Arretirungen mit scharfer Waffe, von Mord und von Todtschlag.

Nachtisch.

Ein Schwabe besuchte mit seiner Gattin den Kirchhof, fand ganz besonderes Wohlgefallen an einer kühlen schattigen Ecke desselben und sagte zu seiner Ehehälfte: „Guck, Nane, in diesem Winkel hier will ich begraben werden, wenn mir der liebe Gott das Leben erhält!"

Für die Redaction verantwortlich: Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

Die Räuber im Vogelsberg.

Eine Geschichte vom Lande.

Von Eliza v. Moscherosch.

1.

An einem schönen Septemberabend des Jahres 1804 ging hinter dem Garten, welcher zu dem kleinen Gehöfte des ziemlich wohlhabenden Bauern Lorenz N. bei Betzerode gehörte, ein schöner junger Mann von ungefähr zweiundzwanzig Jahren auf und ab. Bisweilen blieb er stehen und blickte sehnsuchtsvoll nach dem entfernter liegenden Wohnhause. Dann, mit dem Ausdruck unbefriedigter Erwartung in den Zügen, fing er seine Promenade von Neuem an. Endlich hörte er nahende Schritte und eine sanfte Frauenstimme flüsterte leise seinen Namen.

„Maria, bist Du es, mein Mädchen?" fragte er dagegen und bog sich freudig bewegt über den Gartenzaun, welcher ihn von der Geliebten trennte. „Wie so lange bliebst Du heute aus! ich zweifelte schon, ob Du wohl kommen würdest; aber ich hätte Deiner geharrt bis um Mitternacht — meine Sehnsucht nach Dir war unbeschreiblich ...."

— „Guter Johannes," unterbrach ihn das junge Mädchen, „wie so glücklich macht mich Deine Liebe. Sey indessen versichert, daß auch ich mich nicht minder nach Dir gesehnt; aber es ist heute Sonnabend, da ist immer so viel zu thun in unserem großen Haushalt. Du weißt, der Vater hält auf strenge Zucht und ehe Alles für den kommenden Sonntag in Haus, Hof und Stallung in Ordnung gebracht ist, darf nicht zu Nacht gegessen werden. Ich sputete mich, so viel ich nur konnte, und ich fürchte daß dieß dem Vater auffiel."

„Thut nichts, mein Mädchen; denn ich habe Dir heute etwas recht Erfreuliches zu berichten, und hättest Du mich nicht mit Deinem lieben Geplauder, dem ich so gerne zuhöre, unterbrochen, ich hätte es nicht so lange auf dem Herzen behalten können. So höre denn, meine Maria. Ich habe heute dem Vater — er hatte gerade eine seiner seltenen guten Stunden — meine Liebe zu Dir entdeckt und ihn und die Mutter um ihren Segen gebeten. Sie sind's gerne zufrieden und morgen, nach der Mittagspredigt, komme ich in eigener Person, anstatt — wie üblich — einen Freiersmann zu senden und werbe bei Deinen Eltern um Dich."

— „O wie mich diese Deine Mittheilung glücklich macht, mein Johannes! Nun habe ich nicht mehr nöthig, meine Liebe vor den Meinigen zu verbergen; brauche nicht mehr Dich im Geheimen auf kurze Augenblicke nur zu sprechen, was mir überdieß das Gewissen so sehr beschwert, wenn ich von Dir gehe und in die treuen, redlichen Augen meines guten Vaters blicke, in welchen ich dann stets einen Vorwurf zu lesen glaube gegen mein unkindliches, geheimnißvolles Thun. Ach, mein Johannes, sieh'! das hat mir schon manche trübe Stunde bereitet; denn es ist nicht gut und bringt den Kindern keinen Segen, wenn sie hinter dem Rücken der Eltern ein Liebesverhältniß anknüpfen und unterhalten. O Du weißst nicht, wie unendlich deßhalb Deine Mittheilung mich beglückt!"

„Nur darum, meine Maria? hat nur Dein erleichtertes Gewissen, nicht auch Dein Herz einigen Antheil daran?" fragte Johannes mit sanftem Vorwurf und schaute dem jungen Mädchen zärtlich in die treuen blauen Augen.

— „Gewiß, Johannes! Könntest Du daran zweifeln?" versetzte Maria lebhaft. „Weißst Du doch, wie so sehr ich Dich liebe!"

„Ja, mein Mädchen, ich bin von Deiner Liebe zu mir fest und tief überzeugt. Könnte ich über Alles, was mein Herz bekümmert, so beruhigt seyn, wie über die Gewißheit Deiner Gegenliebe, ich wüßte nicht, was es heißt: traurig seyn."

— „Und was ist's, das Dich bekümmert und traurig macht?" fragte das Mädchen mit liebevoller Theilnahme. — „Sag'," fuhr sie fort, als der junge Mann gebeugt zur Erde niederblickte; „darf ich's, darf's Deine Maria nicht wissen, was Dich so niederdrückt?" —

Johannes antwortete nicht, aber ein Seufzer, so recht aus dem Innern eines beschwerten Herzens kommend, rang sich aus seiner Brust. Endlich erwiderte er: „Was mich bekümmert, Maria, ist zum Theil nur ein Hirngespinnst, eine Grübelei — zum Theil ist's aber auch der schmerzliche Gedanke an das Mißverhältniß, in welchem ich fast beständig mit meinen Eltern lebe, und das mir um so mehr Herzeleid verursacht, weil ich mir das Zeugniß geben darf, daß ich am wenigsten daran Schuld trage."

„Und ist dieß Bewußtseyn nicht ein großer Trost für Dich, mein theurer Freund? — sprich, Johannes, kann Dich dieß nicht gänzlich beruhigen?"

— „Nein, Maria! unmöglich, wenn man den Frieden liebt und sich sehnt, mit Vater und Mutter in einem recht innigen Verhältniß zu stehen. Ich möchte ihnen so gern ein recht guter Sohn seyn. Ach! es ist ein recht betrübtes Zerwürfniß zwischen uns getreten. — Warum ging meine Schwester, die gute, sanfte Anna, nach Frankfurt und nahm Magddienste? würde sie die alternden Eltern verlassen haben, wenn sie sich daheim glücklich gefühlt, wenn sie zufrieden hätte seyn können? — ach, Maria, ich will über dieß Kapitel schweigen und die wenigen Augenblicke, welche uns vergönnt sind, nicht mit Klagen ausfüllen, die Dir nimmermehr Freude machen können."

„Denke nicht so von Deinem Mädchen, mein Johannes," versetzte Maria wehmüthig, indem sie mit sanfter Trauer ihre Hand auf die seinige legte. „Wenn Du Gram hast und Kummer, so sprich ihn nur immer aus bei mir, es wird mir ein Trost und ein Glück seyn, wenn ich ihn mit Dir theilen kann, oder wenn ich im Stande wäre, ihn Dir ganz abnehmen zu können."

— „Du gute Seele," antwortete Johannes und beugte sich zu dem lieben herzigen Kinde und küßte es zärtlich auf die Stirne.

„Horch! der Vater ruft," sagte Maria aufschreckend, und mit einem herzlichen Händedruck und dem Versprechen, morgen recht zeitig einzutreffen, schied der junge Mann, und während Maria durch den Garten zurück in's Haus eilte, bog er nach dem nächsten Waldstiege, welcher in seinen Geburtsort Freiensen führte.

Wenige Schritte von dem Meierhofe gewahrte er zwei dunkle hohe Gestalten, welche angelegentlich und leise mit einander sprachen. Es war nicht mehr helle genug, um ihre Gesichts-

züge zu erkennen, doch hatte ihre ganze Erscheinung etwas Unheimliches und Verdächtiges. Johannes sah sich noch einige Male nach ihnen um, bevor ihm eine Biegung des Waldpfades die beiden Gestalten entzog.

2.

Als Maria mit erhitzten Wangen in die Unterstube eintrat, woselbst der Vater und ihre drei jüngeren Brüder noch um den Abendtisch versammelt saßen, sah sie der Vater ernst und durchdringend an, und sagte: „Maria, mein Kind! Du scheinst auf keinem guten Wege zu gehen; weßhalb und aus welcher Ursache entfernst Du Dich fast alle Abend, wenn es dunkelt? Schon vorgestern fiel dieß mir auf und heute hatte ich mir vorgenommen, Dir zu folgen. Doch dachte ich zuletzt: ich habe meine Kinder so erzogen, daß sie stets und immerdar Vertrauen zu mir hatten, Maria wird hoffentlich nicht aus der Art schlagen, und somit blieb ich zurück. — So dachte ich, Maria. Sollte ich mich jedoch getäuscht haben? — Du wirst roth und schlägst die Augen nieder? — wie soll ich mir Dein Benehmen deuten? — sprich!"

„Mein guter Vater," schluchzte Maria und warf sich in seine Arme. „Ich habe Unrecht gethan, indem ich vor Dir ein Geheimniß hatte, obgleich ich mich dessen nicht zu schämen brauche. Ich bitte Dich, nur noch bis morgen Nachmittag habe Nachsicht, dann sollst Du Alles wissen."

— „Und warum nicht jetzt gleich, Maria?" — fragte der Vater milder.

Maria senkte abermals erröthend die Augen und schwieg.

„Wenn es Dir schwer ankommt, mir die innersten Geheimnisse Deines Herzens zu offenbaren, meine Tochter, so will ich nicht in Dich dringen," begann Vater Lorenz ernst. „Du bist kein Kind mehr; Du hast bereits siebzehn Jahre zurückgelegt, und bist demnach alt genug, um einen entscheidenden Schritt für Deine Zukunft machen zu können, von dem Deine Vernunft, sowie Dein Herz Dir sagen wird, ob er gut oder böse. Im ersten Fall darf das fromme, rechtschaffene Kind auch vor seinen eigenen Eltern vorerst schweigen — ich sage vorerst! bedenke das wohl, meine Tochter. Im letztern Fall rächt sich das Schicksal schon selber an dem unnatürlichen Kinde, welches Elternwarnung verschmähte."

— „O mein Vater! Nicht mir diese Worte, ich verdiene sie nicht — Du brichst mir das Herz!" rief Maria unter erneuerten Thränen. „Lieber will ich Dir Alles gestehen, was Du und die Mutter morgen ohnedem erfahren hättet. — Ihr kennt den jungen Johannes B. Als ich bei der Frau Pathe in Friedberg war, lernte ich ihn dort kennen. Er ist ein guter rechtschaffener Bursche — er liebt mich und ich ihn. Morgen kommt er, Euch um Euren Segen zu bitten."

„Johannes B., der Sohn des sogenannten 'langen Valentin?'" — fragte der Vater betroffen. „Ein wackerer Bursche und dabei treu und fleißig; gegen ihn hab' ich auch nichts, nicht das Geringste," fuhr er wie mit sich selbst redend fort; „aber desto mehr gegen seinen Vater. — Hm! — allein warum kam er nicht früher zu mir? weßhalb erst die wochenlangen Stelldichein in der späten Abendzeit, die mir so verhaßt sind?"

— „Johannes wollte erst die Einwilligung seiner Eltern erbitten, ehe er Euch um Euer Jawort anspräche. Sein Vater ist ein unfreundlicher, rauher Mann, vor dem die eigenen Kinder sich scheuen, das verzögerte sein Vorhaben. Und dann weißst Du ja, Vater, wie es Liebenden geht: es ist so natürlich, wenn sie sich, sey es auch nur auf eine kurze Viertelstunde täglich, zu sehen wünschen. Du und die gute Mutter, ihr habt es doch sicher auch nicht anders gemacht," schloß sie lächelnd.

„Ja, schilt nicht länger, Väterchen," bat die Mutter freundlich, welche während der Unterhaltung zwischen Vater und Tochter eingetreten war. „Daß ich's nur gestehe, ich wußte um das Verhältniß der Beiden, obgleich sie's nicht ahnten. Seit acht Tagen belauschte ich sie — ich dachte, einer Mutter, welche für die Unschuld ihres Kindes zu wachen hat, ist solches wohl erlaubt. Aber zu ihrer Ehre muß ich sagen, sie sprachen und thaten nie etwas Böses. Ich wollte Dir meine Entdeckung schon früher mittheilen, da wir jedoch diese Woche so viel mit Feldarbeit in Anspruch genommen waren, und jeden Abend so todmüde, so verschob ich die mir so wichtige Mittheilung, zu welcher ich Zeit und Muße wünschte, auf den ruhigeren heutigen Sonnabend. Was ich jedoch vorhin vernahm, bestimmte mich, es dem Päärchen morgen selbst zu überlassen. Der Bursche hat schon lange ein Auge auf unser Kind, und da er brav und gottesfürchtig ist, so denke ich, Väterchen, wir sagen zu ihrem Bunde Ja und Amen."

— „Ich bin nicht abgeneigt," versetzte Lorenz, indem er sich in den Großvaterstuhl zurücklehnte und dem jungen Mädchen väterlich liebevoll in die Augen schaute. „Wenn nur der Vater nicht wäre! der Mann ist mir ein wahrer Gräuel. Schleicht er doch daher und schielt so heimtückisch seitwärts, als könne er keiner rechtschaffenen Christenseel' frank und frei in's Angesicht schauen; dabei weiß niemand eigentlich genau zu sagen, was er treibt und wovon er lebt, und es geht den Leuten gut, wie man sieht und hört, obgleich sie vordem Mangel litten. Dabei geht er nie in eine Kirche und aus seinem Munde kommen nur heidnische Reden und rohe Flüche. Solch ein Schwiegervater, ich gestehe es, behagt mir durchaus nicht."

„Lieber Vater! ich will ja nicht ihn, sondern den Sohn heirathen, und der ist so brav, so gut! Gewiß! ganz das Gegentheil seines Vaters, mit welchem er ja sonst in friedlichem Verhältnisse leben würde."

— „Auch wäre es ja einzurichten, daß die Kinder nicht bei seinen Eltern ihren Heerd aufschlügen," meinte die Mutter. „Was denkst Du, Vater, wir könnten noch ganz gut ein paar fleißige Hände gebrauchen; und überflüssigen Raum für sie hätten wir auch im Hause."

„Kommt Zeit, kommt Rath!" antwortete Vater Lorenz. Darauf setzte er seine Nasenbrille auf, öffnete die heilige Schrift und als er einen für den Tag passenden Psalm aufgesucht, schob er die Bibel Marien zu und diese las mit klangvoller, vernehmlicher Stimme die ihr vom Vater bezeichneten Kapitel. Dieser altväterlichen häuslichen Andacht wohnten auch der Knecht und die Magd bei; darauf las Vater Lorenz noch ein Lied aus dem Gesangbuche, und die in christlicher Liebe vereinte Familie begab sich hierauf zur Ruhe.

* * *

Den folgenden Tag zur festgesetzten Stunde stellte sich Johannes im besten Sonntagsputze bei den Eltern seines Mäd-

chens ein, und warb mit edler Freimüthigkeit um Marien's Hand. Die Eltern derselben sagten sie ihm gerne zu und es ward unter ihnen ausgemacht, daß Maria den nächsten Sonntag mit ihren Eltern hinüber nach Freienseen kommen und die Eltern ihres Bräutigams heimsuchen solle. Selig beglückt schied Johannes erst spät Abends aus dem Hause seiner zukünftigen Schwiegereltern.

Als er in die väterliche Hütte trat, fand er die Mutter im Sorgenstuhl eingeschlafen. Der Vater war, obgleich es schon stark auf Mitternacht ging, noch nicht heimgekommen. Bei des Sohnes Eintritt erwachte Mutter Grete und rieb sich brummend die Augen.

„Wo ist der Vater?" fragte Johannes, unruhig umherblickend. „Es ist schon so spät, wo verweilt er nur so lange, Mutter?" —

— „Geht's Dich 'was an, milchbärtiger Vorwitz?" schalt die Alte und warf dem jungen Burschen einen bösen, griesgrämigen Blick zu. „Hab' ich Dich gefragt wo Du so lange gewesen? — Marsch, in Deine Kammer, wo Du Dein ungeziemliches Gefrage verschlafen magst!"

„Großer Gott!" seufzte Johannes, „wenn der Sohn nicht einmal nach dem Vater fragen darf, dann ist's weit gekommen zwischen Eltern und Kind! — Wo ich gewesen, Mutter, das wußtest Du, sonst hättest Du wohl auch darnach gefragt, und ich würde Dir — weil ich die Frage ganz natürlich gefunden — willfährig geantwortet haben."

— „Willst Du jetzt gehen, frag' ich?" kreischte die Alte. „Soll die Nachbarschaft, welche ohnedieß genug aushorcht und an den Fensterläden lauert, auch noch solche Gespräche hören? Willst Du gehen, frag' ich noch einmal?" —

„Ich gehe ja schon," seufzte Johannes traurig, und schlich in seine Kammer, wo er mit so ganz anderen Empfindungen einschlief, als er auf dem Wege nach dem Vaterhause in seinem überseligen Herzen getragen.

3.

In dem Wirthshaus zur „Rose" in Solms-Laubach war Musik und Tanz. Die jungen Bursche drehten sich wacker im lustigen Walzer mit den schmucken Bürgersmädchen des Städtchens, und der Jubel und die Fröhlichkeit waren allgemein.

Unter den Tänzern bemerkte man auch einen schönen, in schmucke Jägertracht gekleideten schlanken Mann. Sein Haar war blond; ebenso sein wohlgepflegter Schnurrbart. Aus seinen blauen Augen strahlte unverkennbar warme, rege Menschenliebe, doch konnten dem aufmerksamen Beobachter ein jeweiliges höhnisches Zucken um die Mundwinkel, sowie ein wilder Blick des sonst sanften Auges — ein Blick, der einen tiefverborgenen Haß ausdrückte — nicht leicht entgehen. Solche Momente, welche von einem innern bösen Dämon, von einer friedenlosen Brust, unter scheinbar friedlichem Aeußeren, Kunde gaben, kamen und verschwanden mit Blitzesschnelle. Er war im Uebrigen ein ebenso vorzüglicher Tänzer, als angenehmer Gesellschafter und machte sich bei den schönen Bürgerstöchtern durch seine Liebenswürdigkeit so beliebt, daß die Bevorzugte, welche seine Wahl beim Tanze getroffen, von ihren Gespielinnen förmlich beneidet wurde.

Ein sehr hübsches Mädchen, Margarethe mit Namen, hatte insbesondere des Fremden Aufmerksamkeit gefesselt. Er tanzte ausschließlich nur mit ihr und während der Pausen stand er mit übereinandergeschlagenen Armen in ihrer Nähe und blickte mit unverholener Rührung in ihr schönes unschuldiges Gesichtchen.

Es war noch nicht sechs Uhr, da erschien ein zweiter junger Mann, ebenfalls dem Laubacher Publikum unbekannt. Nachdem er einige Walzer mit den nettesten Dirnen des Städtchens getanzt, näherte er sich wie von ungefähr dem Fremden, und als er sich unbeachtet sah, flüsterte er demselben schnell und leise die Worte zu:

„Am Waldsteg warten sie mit den Pferden auf Euch!"

— „Gut!" erwiderte der Fremde kurz und wandte sich wieder, als sey nichts vorgefallen, zu seiner Tänzerin. — „Wie heißest Du, mein schönes Kind?" fragte er am Schlusse ihrer Unterhaltung; „denn ich möchte zur freundlichen Erinnerung Deinen holden Namen mit mir nehmen, damit, wenn ich in der Ferne bisweilen Dein gedenke, ich auch weiß, zu wem meine sehnsüchtigen Gedanken sich wenden."

„Ich heiße Gretchen," versetzte das Mädchen verschämt lächelnd. „Und Ihr, wie heißt Ihr, mein Herr?"

— „Wenn Du mir die Rose zum Andenken schenkst, welche das beneidenswerthe Glück hatte, an Deiner Brust zu verwelken, so sollst Du ihn wissen. Aber nur Du allein, hörst Du, mein Kind?"

„Wenn Ihr nicht wollt, daß ihn, außer mir, jemand erfahre, o so kann ich auch schweigen. Da nehmt dafür die gewünschte Rose zum Unterpfand."

— „Dank, freundlichen Dank, mein holdes Mädchen," sagte der Fremde und steckte die Rose, nachdem er sie heimlich an die Lippen gepreßt, in das Knopfloch seines Oberrocks. „Aber wirst Du auch mein bisweilen gedenken, gutes Mädchen, auch wenn mein Name nicht so angenehm in Deinen Ohren klingen wird als ich so gerne wünschte? wirst Du das?" —

„O gewiß, mein Herr! Sie mögen sich nennen wie Sie wollen, ich werde Sie nie ganz vergessen."

Der Fremde seufzte. Darauf nahm er Mütze und Stock und reichte Margarethe herzlich die Hand.

„Lebe wohl, mein theures Gretchen," flüsterte er, „und wenn ich Dir nun jetzt zum Abschied meinen Namen nenne, so vergiß nicht, was Du mir versprochen. — Ich bin — doch erschrick nicht — ich bin — wie man mich im Allgemeinen zu nennen beliebt — Schinderhannes!"

Das Mädchen stieß einen leisen Schrei aus. Da traf sie ein warnender Blick aus den Augen des gefürchteten Räubers, der ihr Blut wie zu Eis erstarrte. Sie war unfähig, auch nur eine Silbe hervorzubringen, und bis sie sich wieder einigermaßen gefaßt hatte, war Schinderhannes sammt seinem Gefährten verschwunden.

Margarethe saß todesbleich auf ihrem Platze. Auf alle Fragen ihrer Gefährtinnen und ihrer Verwandten, was zwischen ihr und dem Unbekannten vorgefallen, waren nur Thränen ihre Antwort. Sie hielt die ihm gegebene Zusage heilig, aber es drückte und beschwerte dieselbe zugleich ihr Herz, denn es war ihr, als ahnete sie Unheil aus dieser Begegnung und sie dankte Gott, als die anderen aufbrachen und sie heim in ihr Kämmerlein eilen

konnte, wo sie mit ihrem kummervollen Herzen sich heimischer und ruhiger fühlte, als auf dem lärmenden Tanzboden.

4.

Die sogenannte „Altenburgskoppe" bei Schotten ist eine der schönsten und großartigsten Parthien des Vogelsberges. Diese Gegend hat etwas Wildromantisches, ja Schauerliches. Aus der sonnenbeglänzten Ebene tritt man in einen dunkeln, von dichten hohen Bäumen gebildeten Dom. Hie und da zerstreutliegende, reich mit Moos bewachsene Steinblöcke, welche von vulkanischen Ausbrüchen aus grauer Vorzeit stammen, geben dem Gemüth den Gesammteindruck des Großartigen und Erhabenen.

Durch die sorgfältigen Bemühungen des dortigen Oberförsters, Herrn Brumhardt, sind daselbst in den letzten Jahren die schönsten Anlagen entstanden. Man findet dort Bänke, Tische und Feuerherd und das Schottener Publikum erhielt dadurch einen seiner beliebtesten und besuchtesten Vergnügungsorte.

Vor sechszig Jahren sah es nicht so aus. Damals bedeckten dichte dunkle Wälder ringsumher die menschenleere öde Gegend und selten wagte sich ein menschlicher Fuß in seine Nähe. Da, wo der Berg sich an der linken Seite abwärts biegt, befindet sich eine wildromantische Schlucht. Wir sind der Meinung, die wohl Alle, welche den „Freischütz" gesehen, mit uns theilen würden, daß diese Bergschlucht das Original zu der in dieser Oper vorkommenden Wolfsschlucht abgegeben haben könnte.

Diese Schlucht diente der weit und breit gefürchteten Bande des Schinderhannes zum Versteck und zum allgemeinen Versammlungsplatz. Diese Bande zählte nicht nur Diebe und Räuber von Profession; auch Landleute, welche das friedlichste Gewerbe trieben, gehörten heimlicher Weise zu derselben, und stellten sich verabredeter Maßen zu den Zusammenkünften am besprochenen Orte ein. —

Es war Sonntag Abend gegen neun Uhr. Düster zogen die Wolken dahin am sternenlosen Abendhimmel und nur selten blickte der Mond durch die ihn verhüllenden Nebelgebilde. Da nahten sich der Altenburgskoppe dichtverkappte Gestalten. Sie kamen von verschiedenen Seiten und schlichen sich lautlos wie Schlangen zwischen den Bäumen hin. Hier und da stand ein bewaffneter Kerl von unheimlichem, wildem Aeußern mit geschwärztem Angesicht, der sie leise anrief.

„Nur gegen die Reichen!" war die Losung eines jeden der Ankömmlinge, und die unheimlichen Schildwachen ließen sie darauf ohne Weiteres passiren. Leise versammelten sich auf diese Weise die zur Bande Gehörigen in dem wildesten und ödesten Theile der Altenburgskoppe — in der obenerwähnten Schlucht. Einige düsterbrennende Fackeln erhellten nur spärlich den schauerlichen Sammelplatz der Räuber und beleuchteten abwechselnd deren unheimliche, schwarzgefärbte Gesichter.

Kaum war die Bande nach und nach vollzählig geworden — es waren gegen vierzig Mann — so erschien Schinderhannes auf schaumbedecktem Pferde, begleitet von drei seiner ebenfalls berittenen Gefährten. Sie kamen von Solms-Laubach, woselbst der Hauptmann, wie wir bereits mitgetheilt, vor einigen Stunden mit einem seiner Genossen in dem Wirthshaus „zur Rose" mit den netten Bürgerstöchtern getanzt hatte.

Schinderhannes — diesen Beinamen gab ihm das Volk, weil er Johannes hieß und ehemals bei einem Schinder als Knecht gedient, sein eigentlicher Name war Bickler — hatte von Natur ein weiches und für edlere Gefühle offenes Herz. Seine Verbrechen entsprangen aus einer irregeleiteten, wir möchten sagen: ausgearteten Menschenliebe. Eugen Sue hat uns in seinen „sieben Todsünden" auf fast wundersame Weise deren Ursprung enthüllt, wie sie alle — nämlich die Sünden — rein nur ausgeartete Tugenden sind. In einigen Abschnitten seines Romans: „der Neid", „der Stolz" xc. hat er uns Tugend und Laster in einer Eigenschaft auf die eclatanteste und überzeugendste Weise einander gegenübergestellt. Wir wagen zu behaupten, daß Schinderhannes' Thaten aus ähnlichen edlen und hochherzigen Empfindungen entsprangen, und wir wähnen, seinen Charakter nicht unrichtig zu beurtheilen, wenn wir sein selbstständiges, verbrecherisches Auftreten, sein Leben, welches eine Kette aufeinanderfolgender Diebstähle und Verbrechen gewesen, gleichfalls ausgeartete Tugend nennen.

„Freiheit und Gleichheit!" dieß Losungswort unseres Jahrhunderts, dem so viele edle und hochsinnige Männer zum Opfer fielen, schlug vielleicht minder warm, aber noch als dunkles, ungelöstes, nur geahntes Räthsel in des Räubers Brust. Wäre Schinderhannes aus höherem Stande gewesen, hätte er vornehme und reiche Eltern die seinigen nennen dürfen, vielleicht wäre, statt eines gefürchteten Straßenräubers, ein Schutzengel der nothleidenden Menschheit aus ihm geworden. Nicht der Mensch bildet sein Schicksal, sondern das Schicksal bildet den Menschen. Diese Wahrheit wird man allerwärts bestätigt finden, wenn man nur denkend, fühlend und ahnend durch's Leben geht.

* * *

Nachdem der Räuberhauptmann seine Leute gemustert und die Waffen jedes Einzelnen besichtigt hatte, ob sie auch in gutem Stande, begann er mit gedämpfter Stimme:

„Wir sind abermals hier versammelt, meine treuen Genossen, um eine ritterliche That auszuführen. 'Alles gegen die Reichen!' sage ich. Sie sind meine und eure Feinde, und die Feinde aller derer, welche arm und unbemittelt, wie wir, in der Welt darben und nothleiden müssen. Was wir den Reichen von ihrem entbehrlichen Ueberfluß abnehmen, das soll den Armen zu Gute kommen, und Euch, meine Gefährten, soll es nach mühsamer, gefahrvoller Jugend ein behagliches, sorgenloses Alter bereiten. Heute also, meine Kinder, geht es nach Laubach, nach dem Hause des reichen Hofrath Krespel. Ich komme so eben von dort, und habe nochmals in eigener Person alle Räumlichkeiten genau in Augenschein genommen. Die Leutchen haben heute grandiose Gesellschaft, und werden müde und matt seyn wie die Fliegen, wenn Mitternacht naht. Also frisch auf, meine Jungen! Du, Thomas, gehst voran und nimmst diese sechs da mit Dir. Vierhundert Schritte nach euch macht sich der lange Valentin mit der einen Hand mit den andern sechs auf und nimmt denselben Weg. Du, Matthes, gehst mit Deinen Genossen den Weg über den Bergrücken und durch den Waldpfad. Hannjörg folgt mit sechs anderen unserer Gefährten und ich mache mit den übrigen zu Pferde den Schluß. Beim Schlägersee*) macht ihr Vorderen Halt und erwartet uns. Dann

*) Der „Schlägersee" lag inmitten des Waldes nach Schotten zu und diente in jener Zeit der berüchtigten Bande von Schinderhannes

geht ihr ersten zehn, unter Anführung vom Thomas und dem langen Valentin, leise voran und besetzt mit gespannter Pistole die Häuser der Vorstadt; ein Mann vor jedes Haus. Sowie im Krepsel'schen Hause Lärm gemacht werden sollte, und Einer oder der Andere der Vorstädter wollte zu ihrer Hülfe herbeieilen, so haltet ihr ihm die Pistole auf die Brust: doch nur im äußersten Nothfall schießt ihr ihn nieder. Wir Uebrigen nehmen die Hauptarbeit auf uns, wir besetzen und plündern des Hofraths Haus und beglücken mit dem ungleich ausgetheilten irdischen Gut unsere ärmeren Mitmenschen. An Gehorsam mahne ich euch nicht; ich weiß, daß ich auf euch in allen Fällen zählen und mich auf eure Treue verlassen kann. — Hat einer von euch noch etwas zu bemerken, oder sonst noch eine Mittheilung zu machen, so sey ihm solches gestattet; doch fasse er sich kurz, denn unser Weg ist heute weit bis zum bestimmten Ziele."

— „Gestrenger Herr Hauptmann," rief eine rauhe Stimme aus dem Räuberhaufen, „ich bitte um's Wort!"

„So rede!"

— „Ich habe in Erfahrung gebracht, daß der reiche Hofmetzger W. von Laubach, welcher drei Schäfereien in der Wetterau gepachtet hat, vorgestern, also am Freitag, tausend Schafe und zweiunddreißig Paar Ochsen gen Frankfurt hat treiben lassen, und heute ist er selbst dahin geritten, um das Vieh morgen dort zu verkaufen. Bis Dienstag wird er mit einem wohlgefüllten Säckel zurückkehren; und wir könnten da einen guten Fang machen, wenn wir uns in den Hinterhalt legten und ihm aufpaßten."

„Dein Bericht, Kaspar, ist Goldes werth," versetzte der Hauptmann. „Ein Weiteres besprechen wir darüber morgen Abend auf Sorgenlos*). Doch jetzt voran, meine Jungen!"

— „Noch eins, Hauptmann!" referirte ein zweiter Räuber. „Heute Nachmittag begegnete mir die arme Wittwe des verstorbenen Michel R. Sie jammerte, daß es Einem an's Herz griff. 'Ach Thomas,' sagte sie, 'da stehe ich und meine vier armen Würmer und mit dem redlichsten Willen vermag ich sie kaum zu sättigen, geschweige zu kleiden, obgleich ich von früh bis spät meine Hände rühre.' — Das Weib jammerte mich. Wollt Ihr nicht ein Uebriges für sie und ihre armen Waisen thun, Hauptmann?"

„Warum gabt Ihr der Unglücklichen nicht schon gleich etwas, Thomas? — Habe ich noch jemals dergleichen Anliegen versagt, wenn einer von euch Vorschüsse an Arme und Nothleidende gemacht, oder sie euch erschwert? gab ich's euch nicht immer augenblicklich und mit Freuden wieder?"

„Wohl ist es so, wie Ihr sagt, Hauptmann. Allein heute durfte ich dieß nicht wagen. Die Lisbeth weiß, daß ich nur wenig habe, und eine Unterstützung von mir hätte ihr auffallen müssen. Jedoch versprach ich, mich für sie zu verwenden."

„Klug gedacht!" antwortete der Hauptmann. „Da gib ihr — doch nicht gleich morgen, denn es könnte wegen unseres heutigen Unternehmens Verdacht erregen — diese drei Gulden und versprich ihr von Zeit zu Zeit eine ähnliche Gabe. Doch nun laßt uns ungesäumt ausbrechen, meine Freunde, es wird sonst zu spät."

5.

Die Räuber setzten sich nach vorgeschriebenem Befehl wie eingeschultes Militär in Bewegung und stille gingen sie den Weg dahin nach Solms-Laubach, wo die Familie des geachteten Hofrath Krespel arglos und vergnügt in ebenso heiterer Gesellschaft beim Theetische saß. —

Als die fünf ersten Räuber, angeführt von Thomas, etwa eine Viertelstunde marschirt waren, sagte einer derselben:

„Wie wäre es, Thomas, wenn wir dem unweit von Betzerode wohnenden Bauern Lorenz N. einen kurzen Besuch abstatteten und dem dicken Alten eine 'geruhsame' Nacht wünschten? — für zweihundert Gulden, denke ich, könnte er eine solche erhalten? — Kaspar und ich haben uns gestern Abend das kleine, einsame Gehöfte in der Nähe besehen. Wir würden nicht das Geringste dabei wagen."

— „Ich rathe davon ab, Hannphilipp," versetzte der Angeredete. „Der Hauptmann, wie Du weißst, kann solche eigenmächtige, an den geldbeschwerten Mitmenschen geübte Liebesthaten nicht leiden, und die kleinste Uebertretung seiner Befehle bei so wichtigen Unternehmungen wie unsere heutige, wodurch wir Alle uns verrathen und in's Unglück stürzen könnten, bestraft er als Insubordination mit dem Strange. Ich trage durchaus kein Gelüste darnach, ehe eine halbe Stunde vergangen, an dem ersten besten Baume aufgeknüpft zu werden."

„Ah bah, geh' doch mit Deinen ängstlichen Geschichten, die sich doch nie erfüllen," meinte der Erstere. „Wir haben vor den Andern einen Vorsprung von vierhundert Schritten und wenn wir uns nur ein wenig mehr auf Schusters Rappen in Galopp setzen, so haben wir zum Wenigsten zwanzig Minuten voraus, die wir so ganz köstlich benutzen könnten."

— „Ja, ja, Hannphilipp hat Recht," erklärten die andern. „Der alte Papa Lorenz soll eine geruhsame Nacht haben, wir wollen sie ihm versprechen."

„Die wird er auch ohne euch und noch besser haben," meinte Thomas. „Doch thut was ihr wollt, ich hindere euch nicht; aber ich leihe auch meine Hand nicht dazu."

— „Ueber den Hasenfuß," schalt Hannphilipp. „Jes-Marie, wie kann man nur so ein Fürchteputz seyn und dabei solch Handwerk treiben?!"

„Noch ein Wort, und das Messer des Hasenfußes schneidet Dir die Gurgel durch, Schurke!"

— „He, he! nichts für ungut, Bruderherz. Es war ja so böse nicht gemeint. Reich' die Hand her, Thomas. Wir wollen uns nicht veruneinigen um solch eine Bagatelle. Du sollst meinethalben nicht daran theilnehmen und doch Deinen Antheil an dem Gewinn erhalten."

„Ich verzichte auf Dein Anerbieten, Hannphilipp," entgeg-

---

wegen seiner verborgenen Lage zu ihren verschiedenen Versammlungen, welche sie — der Sicherheit wegen — bald an diesem, bald an jenem Orte hielten. In den dreißiger Jahren wurde der Wald ringsumher gelichtet und der See ausgetrocknet und angebaut.

Anmerk. der Verf.

*) In der Gegend, wo das Jägerhaus bei Schotten liegt, gerade da, wo die Wetter entspringt, befindet sich mitten im Walde ein freier Platz, woselbst in früheren Zeiten einige nicht unansehnliche Bauernhäuser standen, welche von Köhlern bewohnt wurden. Dieser Platz heißt »Sorgenlos«, und soll ebenfalls der Bande von Schinderhannes zu ihren Niederlagen gedient haben. Anmerk. der Verf.

nete Thomas. „Wie ich schon sagte, thut was ihr nicht lassen könnt, doch bedenkt wohl, wie Alles enden kann für euch. Dazu ist der lange Valentin mit der einen Hand unsere nächste Nachhut. Ich möchte um Alles in der Welt nicht, daß er euch bei diesem Geschäfte träfe — ihr wäret verloren!"

— „Wir wollen's ja nur durch Drohungen versuchen, Thomas. Sey doch gescheidt!" sagte einer der übrigen Räuber. „Gelingt's uns nicht mit leichter Mühe und ohne Aufenthalt, so stehen wir von selber davon ab."

Während dieses Gesprächs hatten sich die sechs Räuber in schärferen Trab gesetzt, und wie auf Sturmesflügeln marschirten sie in die Nähe von Betzerode.

Am Hause des reichen Lorenz N. hielten sie an, und während sie nach Athem schnauften, pochten sie mit Ungestüm an die Fensterläden.

„Holla, aufgemacht!" antworteten sie einer ängstlichen Stimme, welche fragte: wer da sey und was man begehre. — „Schinderhannes hat mit vierzig Mann Dein Gehöft umzingelt und wird auf ein Zeichen von uns hereinbrechen, Dich rein ausplündern, Dein Haus anzünden und Dich und die Deinen ohne Gnade ermorden. Wenn Du uns jedoch gutwillig fünfhundert blanke Gulden reichst, so lassen wir Deine übrige Habe ungefährdet und schenken Dir und all' den Deinigen abendrein das Leben. — Besinne Dich nicht lange," fuhr der Räuber, welcher das Wort führte, fort, indem er ungeduldig mit dem Fuße stampfte.

— „Meine lieben werthen Freunde," erwiderte Vater Lorenz, welcher indessen an's Fenster getreten war und dasselbe, jedoch ohne den Laden aufzuriegeln, eine Spalte breit geöffnet hatte. „Ich habe wahrlich keine so ansehnliche Summe im Hause . . . ."

„Spute Dich, alter Fuchs!" unterbrach ihn einer der Räuber. „Wir kennen Dich und Dein Geld, und wissen, daß Du weit mehr noch in Deinem Hause birgst. Gibst Du uns nicht gutwillig und ohne Verzug die geforderte Summe, so zünden wir Dir das Haus über dem Kopfe an."

— „Um Gotteswillen, Vater," hörte man eine zagende Frauenstimme flüstern. „Gib meinen Mahlschatz, Du rettest uns Alle damit."

„Und Du, mein Kind? was soll dann aus Dir werden?"

— „Gott wird schon weiter helfen," antwortete Maria ebenso.

„Wird's bald?" herrschte ein anderer Räuber. „Bald ist unsere Geduld zu Ende."

— „Nun, mit Gott denn!" sagte Vater Lorenz. „Alles, was ich an baarem Gelde im Hause habe, ist der Brautschatz meiner Tochter Maria. Er beträgt dreihundert Gulden. Ich beherberge, beim allwissenden Gott, außer der angegebenen Summe, keinen Zwanziger mehr. Wenn ihr euch nicht Sünde fürchtet, der unschuldigen jungen Braut ihr ganzes Vermögen zu rauben, auf das sie all' ihre freundlichen Hoffnungen gebaut . . . ."

„Ach was, unschuldig! Braut!" unterbrach ihn der Räuber. „Unsere Kehlen sind auch unschuldige junge Bräute, die hoffnungsvoller, labender Mahlschätze bedürfen. Aus übergroßem Respekt jedoch für die unschuldige junge Braut, wollen wir uns mit den lumpigen dreihundert Gulden begnügen; aber nun beeile Dich!"

Die Räuber erhoben ob des ungeschlachten Witzes ein rohes, wieherndes Gelächter. Währenddem entfernte sich Lorenz und kam alsbald mit einem ziemlich schweren Geldsacke zurück. In der Stube drinnen hörte man nur Schluchzen und Weinen.

Indessen war der „lange Valentin mit der einen Hand" und seine fünf Genossen herangekommen, und merkte die ganze saubere Geschichte.

„Donnerwetter, Canaille!" fluchte er mit leiser Stimme und packte den Hannphilipp beim Kragen. „Was fällt Dir ein, Du struppiges Ungethüm? Dieß Gehöft gehört dem zukünftigen Schwiegervater meines Sohnes Johann. Ich schneide Dir die durstige Kehle ab, so Du einem von diesen braven Leuten auch nur ein Haar krümmst! Bringst Du sie nur um einen Heller, Halunke, so hast Du's mit mir zu thun. Allons, fort! Deine Pflicht und Schuldigkeit erfülle — sieh, da kommen schon unsere Kameraden. Fort, sag' ich Dir, sonst verrathe ich Alles dem Hauptmann."

— „Wart', alter Fuchs, das gedenk' ich Dir!" knirschte Hannphilipp wuthschnaubend zwischen den Zähnen und wandte sich zum Weitergehen.

„Unser hochherziger Hauptmann hat sich eines Andern besonnen," erklärte der lange Valentin mit möglichst verstellter Stimme dem verblüfften Lorenz, welcher noch immer mit seinem Geldsacke hinter dem Fensterladen stand. „Er sagt Dir seinen gnädigen Schutz zu, sofern Du schweigen kannst, und nun begib Dich zur Ruhe und schlaf ohne Sorgen."

Auf's höchste überrascht ob der wunderbaren Rettung aus so großer Herzensangst und Noth und betroffen über die Stimme des erschienenen Retters, die ihm bekannt vorkam, schloß Vater Lorenz eiligst das Fenster und wandte sich zu seiner trostlosen Frau und zu den weinenden Kindern.

„Kommt," sprach er andächtig. „Laßt uns vor Allem dem Herrn danken, der uns so wunderbar aus unabwendbar scheinender Gefahr rettete."

Und Alle knieten nieder und dankten aus voller Seele dem Allmächtigen. Gewiß hatte der Herr das fromme Gebet dankbarer, erkenntlicher Herzen nicht unerhört gelassen!

6.

Mitternacht war vorüber. Von den Bewohnern des K'schen Hauses waren nur noch die Köchin und die Haushälterin wach; die Uebrigen hatten sich bereits zur Ruhe begeben und schliefen sanft und fest. Die Köchin, obgleich auch noch wach, lag schon zu Bette. Da vernahm sie neben in der Küche ein ziemlich lautes Geräusch. Sie stand auf und öffnete die Thüre; da sie aber nichts sah, so legte sie sich wieder. Da wiederholte sich das Geräusch noch stärker als das erste Mal. In der Meinung, es sey die Katze, zündete sie ein Licht an, und laut keifend wollte sie wieder in die Thüre treten. Aber ein tödlicher Schreck durchzuckte sie, als sie die Küche voll wildaussehender Männergestalten erblickte, welche ihr ein gräuliches „hu hu!" entgegenbrüllten. Ein Kerl mit einer brennenden Fackel in der einen, und einem ungeheuren Schlachtmesser in der andern Hand, stürzte, zum Streich ausholend, auf sie zu. In verzweiflungsvoller Angst hatte sie kaum noch so viele Besinnung, die Thüre eiligst

wieder zuzuschlagen und dieselbe von innen zu verriegeln. Da hieb der Räuber mit seiner Mordwaffe in die eichene Thüre, welche, obgleich er mit kraftvollem Arm siebenmal dasselbe wiederholte, dennoch widerstand.

Indessen dieses Alles sich in der Küche ereignete, hatten mehrere Räuber zu gleicher Zeit auf der anderen Seite des Hauses eingebrochen.

Die Haushälterin, Jungfer H. mit Namen, war gerade im Begriff sich auszukleiden. Da fiel eine Fensterscheibe, an welcher die Banditen erst von Außen geräuschlos das Blei abgelöst, klirrend in's Zimmer. Im nämlichen Augenblick wurden von geübten Händen die inneren Fensterriegel weggeschoben und ehe die erschrockene Haushälterin die Thüre erreicht hatte, stand schon der Räuberhauptmann vor ihr. Ihm folgten mehrere Andere, welche ihre blanken, scharfgewetzten Messer auf den Tisch legten, um die Unglückliche einzuschüchtern. Sie warfen diese nun auf's Bett, und knebelten sie an Händen und Füßen. Den Mund verstopften sie ihr mit einem Tuche und bedrohten sie, falls sie es wagen sollte, Lärm zu machen, würden sie sie ohne Gnade ermorden. Darauf vertheilten sie sich vor und in dem Hause. Mehrere besetzten die Treppe, welche in die obere Etage führte, Andere die Hausflur.

Indessen war der Hausherr erwacht und in einem Augenblick die Gefahr überschauend, griff er muthig nach den geladenen Pistolen. Oben stand er an der Treppe und zielte von dort aus nach dem ihm am nächsten stehenden Räuber. Die Kugel streifte denselben nur leicht an der Schulter und drang durch die Treppe *). Die eine Tochter des Hofraths, welche gleichfalls parterre schlief, sprang in leichtem Nachtgewand durch's Fenster, um durch den Garten zu flüchten. Die Räuber hatten sie jedoch gesehen und einer derselben stürzte ihr mit dem blanken Messer in der Hand nach. Einer Wahnsinnigen gleich, flog sie in den Garten und schwang sich mit verzweiflungsvoller Kraft auf das niedrige Dach der daselbst befindlichen Obstdörre. Mehrere Räuber eilten, sie suchend, an ihr vorüber, ohne sie zu sehen. Gottes Engel hatten sich um das geängstete Kind gelagert und die Augen ihrer Verfolger mit Blindheit geschlagen. Doch hatte das unglückliche Mädchen von dem ausgestandenen furchtbaren Schrecken so gelitten, daß sie schwer erkrankte und den Keim der Schwindsucht davontrug, an welcher sie in der Folge starb.

Der Hofrath verlor indessen den Muth nicht. Er postirte sich hierauf an das Gangfenster, von wo aus er nach einem der Banditen, welche die Hausthüre nach dem Garten zu besetzt hielten, zielte. Derselbe stürzte, durch die Brust geschossen, todt nieder. Die Uebrigen ergriffen darauf die Flucht, und um die Laubacher Einwohner irre zu führen und aufzuhalten, schrieen sie während ihres Davonlaufens: „Feuer!" was die Leute bewog, mit Zübern und Eimern voll Wasser herbeizueilen. Der zurückgelassene Todte wurde in dem nächsten Walde begraben. Einige Zeit darnach wagte die Bande einen zweiten Ueberfall, jedoch ohne einen günstigeren Erfolg.

* * *

*) Das Loch in der Treppe, sowie die sieben Hiebe in der Thüre sind noch heutigen Tages in jenem Hause zu sehen. Auf dem Blutgerüste hatte Schinderhannes diesen mißlungenen Einbruch selbst eingestanden. Anmerk. d. Verf.

An dem sogenannten „Schlägersee" kamen die flüchtigen Räuber nochmals zusammen. Daselbst wuschen sie ihre schwarzgefärbten Gesichter rein, dann vertheilten sie sich und gingen, ein jeder für sich allein, still nach ihrem Wohnorte. Schinderhannes, begleitet von fünf Berittenen, welche verschiedene geraubte Sachen mit sich schleppten, richtete seinen eiligen Weg nach der sogenannten Katzmühle bei Ruppertsburg. Knallend hieb er mit seiner Peitsche an die Fenster, daß die Scheiben klirrend zersprangen.

„He da!" schrie er mit einer Stentorstimme, die keine Einsprache duldete, „aufgemacht! der Schinderhannes mit seiner ganzen Bande ist da, und wird Euch mit Weib und Kind, Knecht und Magd ohne Gnade ermorden, insofern Ihr nicht augenblicklich gutwillig öffnet. — Wird's bald, Ihr Schurken?"

Kreideweiß und mit schlotternden Knieen erschien alsbald der Müller in leichtem Nachtkamisol an dem Kammerfenster und versprach augenblicklichen Einlaß, falls man nur ihn und die Seinigen schonen wolle. Dieß, sowie das Versprechen, sein Eigenthum unangetastet zu lassen, ward ihm zugesagt, und der Müller öffnete mit zitternden Händen die Hausthüre.

„Wir haben hier einige Bürden werthvoller Gegenstände, wovon wir einige damit geplagte Menschenkinder erleichterten. Wir bedürfen zu deren Aufbewahrung einen sicheren Versteck und haben Eure Wohnung dazu auserwählt. Gewährt Ihr ihn gutwillig, so soll dieß Euer Schaden nicht seyn; im andern Falle setzen wir Euch den rothen Hahn auf's Dach und schenken Euch höchstens das nackte Leben. Solltet Ihr uns jedoch verrathen wollen, so würden Euch unsere blanken Dolche und Messer erreichen, und flüchtetet Ihr auch über's Weltmeer hinüber — unserer Rache entginget Ihr nicht!"

— „Allergnädigster Herr Hauptmann," stotterte der geängstete Mann mit bebenden Lippen, „Alles, was Ihr nur zu befehlen geruhet, werde ich, Euer unterthänigster Diener, bereitwillig erfüllen, verfügt nur über mich."

„So weise uns einen Platz an, wo unsere Schätze ungefährdet liegen können!" herrschte Schinderhannes ihn an. „Und mit Deinem Kopfe bürgst Du für dessen Sicherheit."

Langsam vorangehend, führte sie der bedrängte Müller, dem der Angstschweiß von der Stirne floß, nach dem Mühlgange. Sie passirten denselben und gelangten an eine kleine Vorrathskammer, in der sich eine Fallthüre befand, welche in einen Keller führte. Dorthin schafften die Räuber ihre Kleinodien und der Müller mußte bei diesem heidnischen Geschäfte gezwungener Weise mit Hand anlegen. Als dasselbe beendet, schloß Schinderhannes die Fallthüre selbst fest zu und steckte den Schlüssel zu sich. Darauf wurden Mehlsäcke und Kisten über der Oeffnung aufgethürmt, und nachdem der Räuberhauptmann nochmals dem Müller gedroht, daß er mit seinem Leben dafür haften müsse, entfernten sie sich so eilig, als sie gekommen.

* * *

Der Abend des folgenden Dienstags war herangekommen.

In dem besuchtesten Wirthshause zu Nieder-Wöllstadt saß schmausend und zechend eine Gesellschaft wohlgekleideter junger Männer vom Lande. Der Wein hatte sie in äußerst gute Laune versetzt, und unter fröhlichen, heiteren Gesprächen entschwanden ihnen die Stunden mit Blitzesschnelle.

Der Wirth ließ sich wenig blicken in der Gaststube. Er hatte vollauf in Küche und Keller zu thun, um seine werthen Gäste zu ihrer Zufriedenheit zu bewirthen, wie er bemerkte, als dieselben ihn zum wiederholten Male aufforderten, mit ihnen zu trinken. Zuletzt that er ihnen auch mit einem Glase Bescheid, und erwiderte den ausgebrachten Toast des Einen: „Auf gut Glück!" mit einem ebenso heiteren Gegenwunsche. Sobald es sich jedoch thun ließ, entfernte er sich wieder; aber anstatt in Küche und Keller seines Amtes zu warten, eilte er in ein kleines Seitenkämmerchen, von welchem aus man durch ein kaum zu bemerkendes kleines Loch in der Wand, das in die Gaststube führte, Alles deutlich vernehmen konnte, was in derselben gesprochen wurde. Von Zeit zu Zeit schlich er hinaus, und fragte seine Ehefrau, ob der Hofmetzger W. von Laubach, der heute wieder durch Nieder-Wöllstadt passiren würde, noch nicht angekommen sey — in diesem Falle solle sie ihn augenblicklich rufen.

Plötzlich ließ sich der nahende Trab eines Pferdes vernehmen und die Wirthin zeigte es sogleich ihrem Manne an. Dieser eilte dem Ankommenden entgegen und beschied ihn in die Küche.

„Drinnen in der Gaststube sitzt Schinderhannes mit zwölfen aus seiner Bande," flüsterte er ihm mit fliegendem Athem zu. „Ich habe sie belauscht, sie haben's auf Euch abgesehen und wenn Ihr Euch wie gewöhnlich hier ein paar kurze Nachtstunden ausgeruht und mit dem Grauen des Morgens Euren Weg nach Laubach fortsetzt, werden sie Euch im nächsten Wald überfallen und Euch wohl für den Heimweg um eine ziemlich bedeutende Last leichter machen."

— „Jesus Christus," rief der erschrockene Hofmetzger aus, „was ist da zu machen? ich habe bei zwanzigtausend Gulden in Gold bei mir, wofür ich neue Heerden von Schafen und Rindern einkaufen muß."

„Gevatter, vertraut mir ungescheut Eure Habe an. Sie soll bei mir so sicher seyn, als sey es mein Eigenthum. Ich hebe sie auf und sende sie Euch morgen mit der Post nach. Es ist das Sicherste!"

— „Aber warum benachrichtigtet Ihr die Polizei nicht davon?"

„Wo denkt Ihr hin, Gevatter? — Wäre die ganze Bande vollständig drinnen versammelt, so würde ich keinen Augenblick anstehen. So aber könnte es gar nichts nützen, sondern uns das entsetzlichste Unheil bringen, denn weit über die Hälfte der Räuberbande lebte dann noch in der Freiheit, um ihren Hauptmann und ihre Genossen zu rächen, was sie keinenfalls unterlassen würden. Morgen hätte ich weder Haus noch Hof mehr, denn sie würden mir den rothen Hahn auf's Dach setzen, und ich müßte noch Gott danken, wenn ich und die Meinigen mit dem Leben davonkämen. Ich könnte als ein ruinirter Bettler mit Weib und Kind obdachlos dem größten Mangel und Elend preisgegeben umherirren. — Doch nun beeilt Euch, bester Freund, damit Ihr baldmöglichst in die Gaststube tretet, sonst könnten sie Unrath merken."

Beide schlichen nun leise in den oberen Stock und der Wirth schloß die werthvolle schwere Geldkatze des Hofmetzgers in einen sicheren, mit doppeltem Schloß verwahrten Wandschrank ein, woselbst letzterer sein Eigenthum, das er redlichen Händen anvertraut, gut und sicher aufbewahrt wußte. Nachdem der Hofmetzger noch den Wirth gebeten, ihm unverzüglich fünf Geleitsmänner zu bestellen, begaben sie sich wieder hinab, und unter freundlichen Bewillkommungsgrüßen, als sey er eben erst angekommen, führte ihn der Wirth in die Gaststube.

Der Hofmetzger nahm ganz unbefangen an denselben Tischen, wo die Räuber saßen, Platz. Diese suchten ihn in ihre Unterhaltung zu ziehen und er gab freundlich auf alle an ihn gerichteten Fragen Antwort.

„Kommt, Herr W., trinkt und eßt mit uns," sagte Einer aus der Gesellschaft. „Es ist Euch von Herzen gegönnt."

— „Ja, ja," riefen mehrere Andere, als er die Einladung höflich ablehnte; „wir lassen Euch nicht fort, Ihr müßt uns Bescheid thun, und ein paar Flaschen mit uns leeren. Greift zu, Herr W., hier ist delikater Schinken."

„Dank, herzlichen Dank, werthe Herren," erwiderte der Hofmetzger mit einigem Gähnen. „Ich bin so außerordentlich müde, daß ich es vorziehe, mich lieber zu Bette zu begeben. — Bitte, Gevatter, sorgt mir doch für eine Tasse schwarzen Kaffee, und laßt mein Stüblein zurechtrichten, ich komme sogleich nach."

— „O nicht doch," redeten mehrere aus der Gesellschaft dazwischen. „Bleibt bei uns, es soll Euch nicht gereuen. Beim Zechen verliert sich Euer Schlaf."

„Sehr ehrenwerthe Herren! ich fühle mich von Ihrer unverdienten Güte hochgeehrt, aber ich bin zu ermüdet. Ich komme heute von Frankfurt und muß morgen in der Frühe, wenn kaum der Tag graut, nach Laubach zurück. Meine Geschäfte eilen und müssen mir jedwedem Vergnügen vorgehen. Dagegen erlauben Sie mir, daß ich Ihre gütige Einladung mit einer ebenso herzlich gemeinten erwidere; lassen sie sich's auf meine Kosten wohlschmecken, und essen und trinken Sie, soviel Ihnen beliebt. Ich mache mir ein Vergnügen daraus, die ganze Zeche zu bezahlen."

Dabei zog er seine Börse hervor und legte einige Karolin auf den Tisch. Die jungen Leute jubelten ob der Freigebigkeit des Hofmetzgers, welcher — nebenbei bemerkt — gerne eine kleine Summe einbüßte, um sein übriges Vermögen zu retten. Sie schüttelten ihm zum Abschied mit frohen Gesichtern die Hand, und wünschten ihm eine geruhsame Nacht. Der Hofmetzger schlich langsam, wie Einer, der seinen Schlaf kaum mehr zu bewältigen vermag, hinaus, rief nochmals im Vorbeigehen wegen des bestellten Kaffees der Frau Wirthin in der Küche laut ein: „Sputet Euch ein wenig damit," zu, und winkte dabei dem Wirthe.

„Laßt mein Pferd hinten in Eurem Hofe halten," flüsterte er ihm zu. „So bald die fünf Geleitsmänner angekommen sind, reiten wir unverzüglich ab. Wir schlagen einen anderen Weg ein, und werden hoffentlich ungefährdet meine Heimath erreichen."

Darauf stieg er ziemlich hörbar die Treppe hinauf. Oben entledigte er sich seiner Stiefel und in den Socken schlich er sogleich wieder herab. Die Geleitsmänner waren indessen angelangt und in raschem Galopp ging es auf einem Umwege nach Laubach, welches sie wohlbehalten gegen Morgen erreichten. Seine Geldkatze bekam er den andern Tag von dem redlichen Wirthe per Post nachgesandt.

7.

Nachdem wir uns das Vergnügen nicht versagen konnten, Einiges aus dem Leben dieses berüchtigten Räuberhauptmanns unseren geneigten Lesern mitzutheilen, wozu wir uns mündliche Notizen aus den nächsten Quellen gesammelt, kehren wir zu Vater Lorenz und seiner Hausgenossenschaft zurück.

Es war den Tag nach dem Einbruche bei Hofrath K. und die Familie saß noch mit ihrem Gesinde um den Abendtisch versammelt. Man unterhielt sich von den ausgestandenen Schrecknissen in verwichener Nacht und jedes wußte noch etwas darüber mitzutheilen, was den andern noch unbekannt war. Auch Johannes B., Mariens Verlobter, war anwesend. Die jungen Leutchen hatten ja nun nicht mehr nöthig, sich verstohlener Weise am Gartenzaun, wo wir sie am Eingange unserer Geschichte gesehen, zu sprechen.

Johannes war ungemein stille und sah bleich aus. Keinem fiel dieß auf, denn er liebte ja sein Mädchen so innig und warm: die Sorge um Marien, bei der Erzählung von der ausgestandenen Gefahr, in welcher sie mit den Ihrigen geschwebt, gab ja hinreichenden Grund dazu.

„Die Stimme desjenigen, welcher unser Retter geworden, war mir so bekannt," bemerkte Vater Lorenz unter Anderm.

Johannes erfaßte ein Schwindel bei dieser Aeußerung, und er bückte sich, als wolle er etwas von dem Boden aufheben, nur um die Erschütterung zu verbergen, welche diese Worte auf ihn hervorbrachten.

Lange unterhielten sie sich so über die Vorfälle in jüngster Nacht und ganz natürlich brachten dieselben sie auf das Erzählen von Räuber- und Mordgeschichten, und wer eine wußte, der mußte solche zum Besten geben.

„Da fällt mir der schauerliche Vorfall in der Apotheke zu Friedberg ein, der sich vor ungefähr einem halben Jahre, gerade während meines Aufenthaltes dort, ereignete. Du erinnerst Dich dessen wohl auch noch, Johannes?" sagte Maria.

Der junge Mann schreckte hoch auf. Wie ein Gesicht von oben fiel plötzlich Licht in seine ahnende, gramumdüsterte Seele, welche mitleidige Zweifel bis jetzt noch aufrecht gehalten — jetzt sah er klar, was er seither nur dunkel geahnt — und eine Todesbläße, welche den Anwesenden nicht entgehen konnte, überzog sein Gesicht.

„Um Gottes willen, mein Johannes, was ist Dir? Dir wird übel?"

— „Nicht doch, Maria. Es ist ein vorübergehender Schwindel, der mich öfters befällt, wenn ich schnelle gegangen und in eine warme Stube eintrete. In der freien Luft wird es mir wieder gut werden." Bei diesen Worten — eine schmerzliche Nothlüge seines tiefgebeugten Herzens — trocknete er sich den Angstschweiß von der Stirne.

„So geh, mein Johannes," bat Maria mit liebevoller zärtlicher Sorge. „Geh, so ungern ich Dich auch jetzt schon von mir lasse, damit Dir wieder wohl wird. Morgen Abend, so Gott will, kommst Du dann etwas früher, dann sehen wir uns um so länger."

Auch die Eltern seines Mädchens stimmten für sein zeitigeres Aufbrechen, schon um seiner persönlichen Sicherheit willen. Die besorgte Mutter holte aus dem Wandschränkchen Magentropfen, und so sehr sich auch Johannes dagegen sträubte, er mußte es den beiden Frauen zu Liebe thun, und zwanzig bittere auf Zucker geträufelt zur Stärkung mit auf den Heimweg nehmen. Vater Lorenz, der auf eine tüchtige Metzelsuppe und ein kernhaftes Stück Schweinefleisch mehr hielt, als auf dergleichen, rief ihm noch lächelnd nach:

„Die sollen Dich nämlich hieb-, stich- und schußfest machen gegen die Mordwaffen der Spitzbuben. Denn was sie außerdem nützen könnten, will mir nicht in den Sinn."

— „O über den bösen Mann," schalt freundlich die Mutter, und Johannes erwiderte wehmüthig lächelnd:

„Sie wurden mir von wohlmeinender und lieber, treuer Hand und mit den herzlichsten Wünschen gereicht. Deßhalb werden sie auch den Segen für mich haben, den man von ihnen erwartet. — Doch nun lebt wohl, Vater Lorenz, und auch Ihr, gute Mutter."

Maria begleitete ihren Johannes vor die Hausthüre. Der Mond blickte so helle und so friedlich auf die stille Erde herab, und sein mildes Licht warf seinen Abglanz wie einen Heiligenschein auf das blasse Antlitz des Jünglings.

„Mein Johannes, Du bist wohl sehr krank? kränker, als Du mir gestehen magst?" fragte besorgt das Mädchen.

— „Nein, Maria, darüber kannst Du ganz beruhigt seyn! es sind keine körperlichen, sondern geistige Leiden, die mich quälen und morgen, meine Maria — morgen sollst Du Alles wissen."

„So geh' mit Gott, mein Freund. Der Segen des Herrn begleite Dich und seinen Frieden lege er um Dein gebeugtes Herz. Gewiß, gewiß ist Dein Kummer nicht so groß und schwer, daß ich Dir ihn nicht abnehmen könnte. Du scheinst Alles so schwarz und düster anzusehen, mein Johannes, und ich danke Gott, daß gerade ich so glücklich bin, Dir dieß Alles helfen tragen zu dürfen. — Gottes Engel mögen Dich auf dem Heimweg schützend und schirmend geleiten. Schlaf recht wohl, morgen auf Wiedersehen!"

— „Auf Wiedersehen!" erwiderte Johannes in einem Tone, der jedem aufgefallen wäre, nur Marien nicht, welche seligbeglückt an seinen Lippen hing und seinen langen glühenden Abschiedskuß ebenso innig erwiderte. Noch einmal schlang er seine Arme um sie und nannte sie: „sein Mädchen, seine holde, süße Braut!" — dann riß er sich los wie ein Wahnsinniger und stürzte in die Herbstnacht hinaus. — Der friedlich dahinwallende Mond beschien den Pfad, auf dem ein trost- und friedenloses Menschenherz nach Trost und innerem Seelenfrieden rang.

* * *

Maria hatte dem Jüngling lange nachgeschaut, bis sie seine liebe Gestalt nicht mehr von den Bäumen zu unterscheiden vermochte, dann kehrte sie stille und nachdenkend in die Stube zurück. Das Benehmen des Geliebten war ihr aufgefallen, aber da sie ja selbst heute in höchst aufgeregter Stimmung war, so fand sie auch solches bei einem Andern so natürlich und begreiflich, daß sie mit dem leichten, harmlosen Sinne der Jugend auf der Brüder Wunsch einging, ihnen die Begebenheit in der Apotheke zu Friedberg, welche den Eltern schon bekannt war, mitzutheilen.

„Der Apotheker X.," so erzählte sie, „schlief neben der

Apotheke in der daranstoßenden Stube. Die Thüre in dieselbe stand offen. Da hörte er plötzlich ein Geräusch, wie das einer Feile oder Säge. Er steht auf und schleicht sich barfuß an die Thüre. Da gewahrt er ein schon ziemlich großes Loch neben dem Schlosse und eine Hand probirte von Zeit zu Zeit sich hindurch zu arbeiten. Während man nun von außen beschäftigt ist das Loch zu erweitern, bis die Hand hindurch kann, um bequem den von innen vorgeschobenen Nachtriegel zu öffnen, schleicht der Apotheker an die Kordelrolle und macht eine lange Schlinge. Als das Loch groß genug war, um die Hand vollständig durchzulassen, wirft er die Schlinge um dieselbe und zieht sie zu. So hält er die Hand über eine Stunde. Indessen wird es draußen stiller und stiller und die Hand fühlt sich zuletzt steif und eiskalt an. Als der Morgen zu grauen anfängt und er weder einen Athemzug mehr, noch sonst etwas vor der Thüre vernimmt, er auch über sich die Hausbewohner aufstehen hört, bindet er die Schlinge für einen Augenblick an den Thürriegel und eilt nach der Schelle, die er nach Leibeskräften zieht. Als die erschrockenen Hausbewohner herbeieilen, finden sie auf dem Vorplatz vor der Thüre, welche in die Apotheke führt, eine große Lache Blut und eine abgeschnittene Hand in der herausgefeilten Oeffnung — der Spitzbube ließ sich lieber von seinen Kameraden verstümmeln und das Glied abschneiden, als sich ertappen und festnehmen*)."

— „Gräßlich, gräßlich!" riefen die Zuhörer. „Hat man den Dieb nicht entdeckt? fragte Lisbeth, die Magd.

„Niemals hörte man etwas von ihm — alle Nachforschungen blieben erfolglos," versetzte Maria.

8.

Während Maria ihren Geschwistern die schauerliche Geschichte mit der abgehackten Hand erzählte, eilte Johannes wie von Furien gejagt den Weg nach der Heimath dahin, nach dem Vaterhause; wo Glücklicheren, als er war, am väterlichen Herd die süßesten Freuden, die Freuden stiller Häuslichkeit blühen: dort harrte sein nur Unfriede und Zwietracht und, ach! — die Vernichtung seines ganzen Lebensglücks! —

Als er die väterliche Hütte erreicht, stieg er, ohne erst in die Unterstube einzutreten, woselbst die Eltern schliefen, hinauf in sein Kämmerchen, welches nach dem kleinen Hausgarten ging. Er setzte sich auf den hölzernen Stuhl, der am Fenster stand, faltete die Hände auf den Knieen und blickte lange schweigend und mit der trostlosesten Verzweiflung in den sonst so milden, sanften Zügen, in die stille Herbstlandschaft hinaus. Sein Herz kämpfte einen großen, schweren Kampf — den Kampf der Entsagung! und glühende Thränen, Thränen, welche seinen frohgeträumten Hoffnungen flossen, die er im Begriffe stand mit eigenen Händen, aus Pflichtgefühl, in's Grab zu legen, traten in sein schönes, frommes Auge.

„Es sey!" sprach er endlich düster vor sich hin. „Maria, die Reine, soll nicht den Sohn eines Straßenräubers ehelichen. Gott behüte mich, sie zu hintergehen! ich Unglückseliger bin ihrer nicht werth!"

Hierauf schlug er mit Zunder, Schwefel und Feuerstein Licht, zündete seine kleine Oellampe an, und rückte sich den Stuhl an den Tisch, woselbst er mit nicht ungeübter Hand folgendes Schreiben an Marien richtete:

„Meine herzgeliebte, theure Maria!

„Nur noch dieß eine einzige Mal erlaube mir, Dich also zu nennen — ach! es ist ja zum allerletzten Mal in diesem Leben!

„Wenn Dir diese Zeilen zukommen, meine Maria, dann bin ich schon fern von hier — und auf dem Wege nach der neuen Welt. — Gräme Dich nicht darüber, geliebtes Herz, denn ach! es muß ja geschieden seyn, für mich gibt es kein Glück, keine frohe Stunde mehr auf Erden. Wenn die Zeit Deinen Schmerz gemildert hat, und der Deinige wird es, denn ich werde den lieben Gott täglich und stündlich darum bitten, dann reiche einem Andern Deine Hand, welcher Deiner würdiger ist, als ich. Das Bewußtseyn, daß ich Dich glücklich weiß, wird mir dann die Kraft geben, mein herbes Geschick ergebener und geduldiger zu tragen.

„Warum und weßhalb ich mich freiwillig von Dir trenne? — meine Maria! ich darf es Dir, Du treue Seele, nicht vorenthalten; weiß ich doch, Du wirst das unselige Geheimniß, an dessen unverbrüchliches Verschweigen mein Seelenfrieden geknüpft ist, heilig halten. Deinen gottesfürchtigen, frommen Eltern allein darfst Du dasselbe offenbaren. Aber nur ihnen allein, meine Maria. Sie mögen mir Unschuldigem nicht gram werden darüber — mein Entschluß: Dich auf ewig zu meiden, wird mir ihr liebevolles Andenken erhalten, wie ich nie aufhören werde, sie mit wahrer Sohnesliebe zu verehren und hochzuachten.

„Mein Vater, Maria — o wie schwer fällt es dem Sohne, also von seinem Erzeuger zu reden — mein Vater ist — daß sich Gott meiner erbarme — ich kann es nie und nimmermehr aussprechen — genug! mein Vater hat mich zu dem elendesten Sterblichen gemacht, denn das nichtswürdige Gewerbe, welches er treibt, und das ich wohl bisweilen bebend geahnt, aber nie zu glauben vermochte — jetzt habe ich leider Gewißheit darüber — erlaubt meinem Gewissen nicht, Dich, Du Reine, ihm als Schwiegertochter zuzuführen. Ich gehe in die neue Welt, und unter dem fernen Himmelsstriche suche ich Linderung für mein gebrochenes Herz — heilen wird es nie mehr auf dieser Welt!

„So lebe denn wohl, meine heißgeliebte Maria. Gottes heilige Engel ...."

Bis hieher hatte Johannes geschrieben. Da vernahm er hinter dem kleinen Garten ungestümes, eiliges Laufen. Das Hinterthürchen, welches in's Feld führte, und sonst fest verschlossen gewesen, aber eben nur angelehnt schien, ward aufgerissen und hereinstürzte flüchtigen Fußes eine dunkle Gestalt, welche athemlos zu Boden stürzte. Hinter ihm drein kam eine zweite; allein das Thürchen war glücklicherweise durch das starke Zuschlagen in's Schloß gefahren, und da die nachlaufende Person ihre Schritte gehemmt sah, auch noch Licht oben im Dachstübchen des Hauses gewahrte, so kehrte sie sogleich um, und verschwand in dem nächtlichen Schatten der Bäume.

Johannes hatte an dem Aechzen des Gefallenen seinen Vater erkannt und eilte, Unheil ahnend, augenblicklich herunter. Mutter Grete war auch schon auf den Beinen und mit Hülfe derselben

*) Geschichtlich wahr. —

trug Johannes den schweren Mann in's Haus. Aber wie groß war sein Schrecken, als er dessen Angesicht schwarzgefärbt und Pistolen und Messer in dem breiten ledernen Leibgurt desselben gewahrte. Mutter Grete hieß ihn schleunigst warmes Wasser in der Küche holen, welches sie extra in einem eisernen Kröppchen in der Asche heiß gehalten, und mit drohender Geberde befahl sie ihm Schweigen über Alles, was er gesehen.

„Das hat seine guten Wege, Mutter," versetzte darauf der Sohn kalt. „Es gelüstet mich nicht, den Anbringer eines entarteten Vaters zu machen, noch viel weniger, lebenslang einen mit Fluch und Schande beladenen Namen zu tragen."

Die Mutter erwiderte nichts darauf, und beeilte sich, den Bewußtlosen, welchen augenscheinlich der Schlag gerührt, vor allen Dingen von der schwarzen Farbe zu reinigen und die Mordwaffen bei Seite zu schaffen. Indessen Johannes nach dem Bader geschickt wurde, vergrub sie mit eigener Hand Alles, was Verdacht erregen konnte, in den dunkelsten Winkel des Kuhstalls. —

Wir sind dem geneigten Leser noch einige Aufklärung darüber schuldig, wie Johannes, nachdem er von dem schändlichen Treiben seines Vaters eine dunkle Ahnung gehabt, an die er selbst nicht zu glauben vermochte, vollkommene Gewißheit erhielt, und wir glauben, daß eben dazu der geeignete Augenblick sey.

Wie der geneigte Leser sich erinnern wird, lernte Maria ihren Verlobten in Friedberg kennen, woselbst sie nach ihrer Confirmation zwei Jahre lang bei ihrer Pathe gewesen, um sich in allen nöthigen weiblichen Handarbeiten auszubilden, weil sie dorten bessere Gelegenheit dazu hatte, als auf dem einsamen Gehöfte ihrer Eltern. Johannes war damals als Gehülfe in einem der besten Gasthäuser daselbst; denn das unfreundliche Verhältniß mit seinen Eltern, das auch seine gute Schwester von dort vertrieben, hatte ihm den Aufenthalt in der Heimath so verleidet, daß er den nämlichen Entschluß faßte. In jene Zeit fiel die Schauergeschichte mit der abgehauenen Hand. Da erhielt er plötzlich durch die Post ein fast unleserliches, fest versiegeltes Brieflein von der Mutter, worin diese ihn dringend bat, doch umgehend zu kommen, indem der Vater nicht ganz wohl und die Feldarbeit nicht länger liegen bleiben könnte, sie wären sonst den Winter ohne Brod. Sie schrieb so bittend, sie verhieß ihm einen so friedlichen Einsitz im Elternhaus, daß Johannes nicht das weiche kindliche Gemüth gehabt haben müßte, um solchen mütterlichen Worten zu widerstehen. Ungern ließ ihn sein Herr von sich, aber Kindespflicht war auch diesem heilig, und Johannes zog wieder zu seinen Eltern und that seine Schuldigkeit, wenn auch die Verheißungen der Mutter sich nicht erfüllt hatten. Der Vater lag längere Zeit darnieder. Was ihm eigentlich fehlte, blieb dem Sohne lange unbekannt. Da seine Eltern die letzten Jahre ganz zurückgezogen und nur für sich lebten, so kam auch fast niemand, der sie besuchte und ihnen ihren Beistand anbot. Sprach hie und da einmal jemand auf eine Viertelstunde ein, so geschah es nur aus Neugierde, nicht aus Theilnahme, denn der heimtückische Alte war nirgends beliebt, und auch diese kurzen Besuche wurden immer seltener und hörten endlich ganz auf, da man nichts dort fand, um seine Neugierde zu befriedigen. Bisweilen, gegen Mitternacht, wenn der ganze Ort im tiefsten Schlaf lag, stand Mutter Grete auf, und schlich nach dem hintern Gartenthürchen. Dorthin kam dann ein vermummter Kerl und reichte ihr etwas Geld herüber. Doch dieß Alles blieb selbst dem Sohne verborgen.

Als Valentin wieder wohler, ging er viel auf's Feld hinaus und sah zu, wie sein Johannes schaffte und arbeitete; er selbst stand müßig dabei und rührte keine Hand. Am Morgen des verflossenen Tages hatte Johannes ganz bescheiden den Vater angefragt, ob er sich jetzt nicht so weit hergestellt fühle, um einige leichte Feldarbeiten übernehmen zu können; indem es jetzt viel zu thun gäbe und er indessen etwas Anderes arbeiten wollte. Lange blieb ihm der Alte die Antwort schuldig; aber die Frage hatte ihn erschüttert, dieß war nicht zu verkennen.

„Johannes," sprach er endlich mit gedämpfter, zitternder Stimme und mit wild umherirrendem Blick: „Ich kann nichts mehr arbeiten. Da sieh! — Aber mein schwerster Fluch träfe Dich, wenn Du zum Verräther an Deinem eigenen Vater werden könntest. Dann wehe und nochmals wehe Dir!"

Bei diesen Worten zeigte er dem erblassenden Sohne den Stumpf eines Armes — die Hand fehlte! und seine beiden Hände vor die Stirne pressend, als brenne das Zeichen Kain's auf derselben, stürzte der unglückliche Sohn von dannen.

Dieser Auftritt fiel also den Morgen vor. Am Abend war Johannes zum letztenmal bei seiner Maria gewesen, und der feste Entschluß: ihr zu entsagen, war während ihres Zusammenseyns völlig zur Reife gekommen.

Die Gestalt, welche den flüchtigen Valentin verfolgt hatte, als derselbe von der Zusammenkunft auf „Sorgenlos" heimkehren wollte, war Hannphilipp, welcher, wie unseren Lesern gleichfalls schon bekannt ist, demselben Rache geschworen, weil dieser daran Schuld war, daß er — Hannphilipp nämlich — um den so leicht erworbenen Mahlschatz Mariens gekommen war. Der alte Mann war zu schnelle gelaufen und seine Lunge allzu sehr davon angegriffen. Bei seinem jähen Sturze hatte ihn der Schlag gerührt. —

Als Johannes mit dem Bader anlangte, war der Vater bereits verschieden. Er war eines natürlichen Todes verstorben. Die Leichenbeschauungen waren ohnedem ziemlich oberflächlich zu damaliger Zeit und so kam es denn, daß man den alten Valentin B. begrub, ohne daß irgend jemand etwas von der fehlenden Hand bemerkt hätte. Der Bader mochte vielleicht etwas gesehen haben, aber er schwieg, weil er ein Verwandter der Mutter Grete war, und weil er den Johannes lieb hatte. So wurden die Schandthaten des Verstorbenen mit ihm begraben. Johannes' kummerbeladene Brust konnte nun leichter athmen, denn nun war er ja von der qualvollen Todesangst befreit: einmal die entsetzliche Nachricht vernehmen zu müssen, daß sein leiblicher Vater die wohlverdiente Strafe am Galgen empfangen habe, und daß sein Name auf lebenslang geschändet und gebrandmarkt sey — all' diesem namenlosen Herzeleid hatte ihn der plötzliche Tod desselben überhoben.

Maria war gleich nach empfangener Todesnachricht mit ihrem Vater hinübergeeilt, um ihrem Johannes und seiner verwittweten Mutter ihr Beileid zu bezeugen. Der Tiefsinn des Jünglings ließ sich nun so natürlich deuten, und Maria fand

es ebenso begreiflich, daß er in den nächsten acht Tagen nicht zu ihnen kam.

Johannes hatte einen Freund, gottesfürchtig, treu und redlich, wie er selbst. Dieser hatte von Jugend auf seine kleinen Leiden und Freuden mit ihm getheilt, und in die verschwiegene Brust desselben legte nun der lebensmüde Jüngling all' seinen gerechten Jammer nieder. Wilhelm, dieß war sein Name, konnte den edelmüthigen Entschluß seines Freundes nur billigen und ihm übergab Johannes das Abschiedsschreiben an seine Maria. Darauf packte er seine wenigen Habseligkeiten zusammen, und Wilhelm versprach ihm solche nachzusenden, während Johannes sich mit seiner kleinen Baarschaft auf den Weg machte gen Frankfurt, wo er nur noch von seiner geliebten Schwester Anna Abschied nehmen wollte, um dann den Weg nach dem fernen Amerika anzutreten. Für die alte Mutter Grete versprach der treue, redliche Freund zu sorgen, bis Johannes im Stande sey, ihr Geld zusenden zu können. Sein Mädchen hatte er nicht wiedergesehen!

9.

„Mütterchen," sagte geheimnißvoll eintretend die kleine neunjährige Mathilde zu der Doktorin S., „draußen bei unserer Anna steht ein bleicher Mann und Anna weint und schluchzt, daß sie mir nicht antworten kann auf das, was ich sie fragte. Bitte, liebste Mama, geh Du doch selbst einmal hinaus."

Die Doktorin erhob sich und trat erwartungsvoll in die Küche. Da saß Anna am Tische, ihr thränengebadetes Gesicht mit der Schürze bedeckend und weinte heftig. Auf der anderen Seite saß Johannes, das Haupt auf seinen knotigen Wanderstab gebeugt, und eine Thräne nach der andern floß von seinen gebräunten Wangen herab. Er schämte sich nicht der Thräne — dieser stillen Zeugin eines menschlich-fühlenden Herzens.

„Um Gott, Anna, was ist Dir denn?" fragte die Doktorin.

—„Ich brachte meiner Schwester die Nachricht vom Tod unsers Vaters," erwiderte der junge Mann, indem er aufstand und ehrerbietig seine Mütze abnahm, denn Anna vermochte vor Schluchzen nicht zu antworten. „Und gar mancherlei hab' ich ihr noch mittheilen müssen, was ihren Kummer und ihr Herzeleid vermehrte — unter Anderem, daß ich im Begriff stehe, nach Amerika auszuwandern."

„Das sind auch viele harte Schicksalsschläge auf einmal für das arme Mädchen," sagte theilnehmend die Doktorin. „Also Ihr seyd der Bruder unserer Anna? nun so seyd uns herzlich willkommen! Es freut mich, eines von Annens Verwandten kennen zu lernen, denn wir Alle lieben das brave, fromme Kind. — Doch warum wollt Ihr nach Amerika gehen? und das gerade jetzt, wo Euer Vater gestorben und Eure betagte Mutter einsam und verlassen steht?"

— „Gnädige Frau," versetzte Johannes bescheiden, „nicht unüberlegt thue ich diesen Schritt, ich kann Sie dieß auf mein heiliges Ehrenwort versichern. Aber ach! es gibt Verhältnisse im menschlichen Leben, welche sich nicht immer mittheilen lassen," schloß er mit einem tiefen Seufzer; „daß mich jedoch nur die gültigsten Gründe veranlassen, auszuwandern, darauf können Sie sich verlassen, gnädige Frau. Doch wird die Mutter nicht hülflos seyn, ich werde für sie Sorge tragen, auch wenn ich fern von ihr bin."

Nachdem die Doktorin noch eine Zeitlang mit Annens Bruder gesprochen und sich überzeugt hatte, daß nicht jugendlicher Leichtsinn, noch Unkenntniß der heiligen Kindespflichten ihn nach der neuen Welt trieben und nachdem sie ihn reichlich mit Speise und Trank versorgt und den müden Wanderer gebeten, nur ungenirt zuzugreifen, kehrte sie wieder in's Zimmer zurück. Anna eilte ihr nach, und warf sich der biederen Frau laut weinend zu Füßen.

„Beste Frau Doktorin," rief sie unter Schluchzen. „O erfüllen Sie meine herzliche, flehentliche Bitte: lassen Sie mich mit meinem Bruder ziehen. Ach, Sie wissen nicht, wie gebrochen sein Herz ist, wie so sehr er eines andern bedarf, das mit ihm trägt und mit ihm leidet!"

— „Meine gute Anna," erwiderte die Doktorin nicht ohne Rührung, „sey vernünftig, Kind! Bedenk, daß Dein Bruder einen großen Theil des Weges zu Fuße machen muß, damit seine geringe Baarschaft ausreiche zur Ueberfahrt. Bedenk ferner, daß er sich die erste Zeit, wie er mir gesagt, als Knecht zu einem Farmer verdingen muß, bis er sich soviel erworben, daß er sich eine kleine Farm kaufen und bestellen kann. Dies währt nun freilich nicht lange, denn in jetziger Zeit sind die noch öd liegenden und unangebauten Ländereien in der neuen Welt spottbillig und viele Eingewanderte lassen sich daher, anstatt mit klingender Münze, mit Ackerland bezahlen, wobei beide Theile gewinnen. — Willst Du Deinem Bruder folgen, Anna, so kann ich Dich nicht zurückhalten, aber willst Du guten Rath annehmen, so warte, bis er seinen eigenen kleinen Haushalt anfangen kann, dann schließe Dich einer auswandernden Familie an, wozu es immer Gelegenheit gibt, und reise ihm nach. Bis dahin hast Du Dir auch noch etwas erspart und was dann an den Reisekosten noch fehlen sollte, das lege ich Dir gerne darauf, zum Beweis, daß wir zufrieden mit Dir gewesen und Dich von Herzen lieb gehabt haben."

Dieser Vorschlag wurde von Anna, wenn auch mit schwerem Herzen angenommen; doch überzeugte sie sich von dessen Trefflichkeit und ergab sich daher in das Unabänderliche. Nach einem schmerzlichen Lebewohl schied der Bruder, und versprach, so bald als er ihr gute Nachrichten geben könnte, an sie zu schreiben. Darauf trat er seine weite Reise zu dem fernen, unbekannten Ziele an und ließ Alles hinter sich zurück, was er lieb hatte und was ihm so unendlich theuer, und all' seine frohgeträumten Pläne, seine seligsten Herzenswünsche — Alles, Alles ließ der Verarmte zurück und schaute nur vorwärts in die dunkle Zukunft, welche nun seiner harrte. Aber er vergaß keinen Augenblick, daß ein allliebendes Vaterauge auch in diese dunkle Zukunft, die nun vor ihm lag, herniederschaut, und daß sein sanfter Strahl auch die finsterste Nacht erhellen kann: „denn selig sind ja die, welche nicht sehen und doch glauben!" Mit einem gottvertrauenden Herzen läßt sich auch der dunkelste Dornenpfad leichter gehen.

10.

Und Maria? —

Dieselbe war keine nervenleidende Städterin und dennoch warf der Schmerz über den Inhalt des erhaltenen Schreibens sie auf's Krankenlager. Ihre kräftige Natur half ihr die Krankheit überwinden und sie genas. Doch ihre blühenden Wangen,

die vormals von Gesundheit strotzten, sowie ihre vollen, üppigen Formen waren verschwunden, blaß und abgemagert schlich sie einher, und war nicht mehr im Stande, auch mit dem redlichsten, treusten Willen und der größten Anstrengung nicht, nur die Hälfte der Arbeiten zu vollbringen, welche ihr sonst ein Spielwerk gewesen.

Anfangs waren die Eltern über Johannes' edelherzigen Entschluß, so betrübend er auch für ihr geliebtes Kind war, sehr zufrieden, und Vater Lorenz hatte erklärt, daß Maria nun gar keinen Gedanken mehr an denselben haben solle, denn unter solchen Umständen hätte er ihm sein Kind doch nie gegeben. Als aber Maria immer bleicher und stiller wurde, als sie zuletzt der innerlich zehrende Gram auf's Krankenlager warf, da milderten sich die strengen Ansichten des Vaters gewaltig und gar manchmal äußerte er sich gegen die bekümmerte Mutter:

„Ich wollte doch lieber unser Kind als glückliche Ehefrau des wackeren, braven Johannes wissen, als sie so vor der Zeit dem Grabe zuwelken zu sehen. Und schon war er nahe daran, den jungen Mann zurückberufen zu lassen — es waren seit dessen Abreise fast zwei volle Jahre verflossen — da erschien eines Tages Wilhelm mit einem Briefe von ihm.

„Es geht mir gut," hatte Johannes ihm unter Anderem gemeldet; „so gut, als es eben einem Menschen gehen kann, der mit gebrochenem Herzen und mit vernichteten Hoffnungen gleichsam nur so hinlebt — so zu sagen, nur ein 'Pflanzenleben' führt. Nahrungssorgen habe ich keine, im Gegentheil! Schon das erste Jahr habe ich mir soviel erworben, um meine eigene kleine Farm kaufen zu können, und als ich diese zum Theil angebaut und ein gemüthliches kleines Wohnhaus hingestellt, an dessen Aufbau ich selbst mitgeholfen, da habe ich meine treue Schwester Anna nachkommen lassen und diese besorgt mir nun den kleinen Haushalt und erheitert meine müssigen Stunden, wenn ich müde und matt von der Arbeit im Felde ausruhe. All' meine Ländereien liegen um meine Farmhütte herum, und so ist es mir ein Leichtes, meine Aecker und Felder zu bestellen. Ich würde im Besitze all dieser schätzenswerthen Erdengüter zufrieden und glücklich seyn und erkenne es auch dankbar gegen Gott an — wäre nur die Sehnsucht nach meiner unvergeßlichen, ewiggeliebten Maria nicht — diese hat nur zugenommen, anstatt sich mit der Zeit allmählig zu mildern, wie ich gehofft u. s. w."

Für seine Mutter hatte Johannes achtzig Gulden in Wechseln in den Brief eingelegt, und versprach diese Summe alljährlich zu erneuern.

Als Wilhelm dem Vater Lorenz das Schreiben vorgelesen, sagte er:

„Nächstes Frühjahr, so Gott will, gehe auch ich nach Amerika und kaufe mich in der Nähe meines Freundes an. Diesen Vorsatz hegte ich, seit Johannes ausgewandert ist. Ich habe mir seitdem ein hübsches Sümmchen gespart, und wartete nur auf seine Nachrichten, um mein Vorhaben auszuführen. Vertraut mir Eure Tochter an, Vater Lorenz. Ich bringe sie wohlbehalten hinüber und werde auf der Reise für sie Sorge tragen, als sey sie meine leibliche Schwester. — Laßt sie mit mir ziehen," wiederholte der Jüngling, als er sah, daß der Alte nicht daran wollte; „seht nur das arme Mädchen an, wie es aussieht — es ist zum Erbarmen, und ehe Ihr sie in's Grab sinken...."

— „Genug, genug!" unterbrach ihn Vater Lorenz ungeduldig. „Ich will die Sache mit meinem Weibe überlegen. Ich bin kein Rabenvater, es ist aber auch nichts Geringes, sein einzig Mädel vom Vaterherzen zu geben und sie in die Welt ziehen zu lassen auf Nimmerwiedersehen!"

Wilhelm ging heim. Doch schon den nächsten Morgen ließ ihn Vater Lorenz herüberbitten, und als der junge Mann erschien, nahm er die weinende Tochter bei der Hand und führte sie ihm zu.

„So mag denn mein Kind, so Gott der Herr es will, mit Euch ziehen, Wilhelm. Aber vergeßt nicht, es ist unsere einzige Tochter und uns an's Herz gewachsen. Bringt sie wohlbehalten hinüber, haltet sie stets und immerdar in Ehren, und gebt sie drüben mit ihrem Johannes zusammen — meinen Segen dazu hat sie schon...."

Weiter vermochte der alte Mann nicht zu reden. Er mußte sich niedersetzen und vermochte nicht die tiefe Rührung zu verbergen, welche ihn zu übermannen drohte.

Maria war sehr heiter und glücklich. Die freundlichen Hoffnungen, dazu die gänzliche Beseitigung ihres schweren Herzeleids trugen mehr zu ihrer Erholung bei, als alles Andere. Kurze Zeit darauf blühte sie wieder wie eine Rose; doch munter und lustig wie ehedem wurde sie nicht; denn so sehr sie sich auch freute, bald ihren Johannes wiederzusehen und ihm angehören zu dürfen, so lag doch auch der Gedanke an die Trennung vom Vaterhaus, von Eltern und Geschwistern und von der trauten Heimath schwer auf ihrem Herzen.

So verstrich der Winter. Als der Vogelsberg anfing die weiße Schneenachtmütze von seinem greisen Haupte zu ziehen, und Alles wieder lebendig zu werden begann in Gottes freier Natur und die Schwalben und Störche wiederkehrten, um ihre Sommerresidenz bei uns aufzuschlagen, da war auch Wilhelm und Maria, begleitet von den Segenswünschen der Eltern und Geschwister, auf dem Wege nach der neuen, wärmeren Heimath und froh bewegt schlug das Herz der geprüften Braut, wenn sie an die Ueberraschung dachte, welche sie ihrem Verlobten zu bereiten kam.

Glücklich und ohne Gefahr hatten sie die Fahrt über's Weltmeer bestanden, und eilten nun mit der Post und den noch übrigen kleinen Theil des Weges auf Maulthieren und von zwei Führern begleitet, nach der Farm, die Johannes' Heimath geworden, und welche nun auch die von Marien werden sollte.

11.

Es war ein herrlicher Juniabend. Die Luft war so würzig, so rein und durchsichtig, und an dem tiefblauen Südhimmel blinkten die goldenen Sterne, welche in der neuen Welt weit größer und glänzender und unserer Erde weit näher erscheinen, als in Deutschland.

Da naheten sich die Ausgewanderten mit ihren beiden Begleitern der kleinen Farm. Mariens Herz klopfte in stärkeren Schlägen, als sie durch die Fenster in dem Häuschen, das behaglich und bequem aus Holzstämmen aufgebaut war, Johannes erblickte. Der Schein der Lampe fiel gerade auf sein Gesicht; er saß mit übereinandergeschlagenen Armen in den Stuhl zurückgelehnt, und lauschte, wie es schien, auf ein Gespräch Annens, welche spinnend ihm gegenüber saß. Das Haus lag mitten in

einem nach deutscher Weise freundlich angelegten und umzäunten Gärtchen. Die Gartenthüre war verschlossen und Wilhelm zog an der daran befindlichen Schelle. Augenblicklich erschien ein kleiner, ungefähr dreizehn bis vierzehn Jahre alter Negerknabe und öffnete. Maria zog sich schnell mit dem einen der Führer in die weinumrankte Laube zurück, welche trotz der frühen Jahreszeit schon ganz überschattet war. Indessen eilte Wilhelm in das Haus, wo ihm Johannes schon entgegenkam — und außer sich vor Glück lag der Ueberraschte in den Armen seines theuren Freundes. Nachdem Wilhelm auch Anna begrüßt hatte, welche, seit er sie zum letztenmal gesehen, ein äußerst schönes und liebenswürdiges Mädchen geworden war, setzten sich die Drei zusammen und Wilhelm mußte von der Heimath, von der alten Mutter Grete und deren Wohlbefinden, und zuletzt auch von Marien erzählen, nach welcher Johannes schüchtern und mit hocherglühenden Wangen fragte. Wilhelm theilte ihm alles mit, was er wußte, und was er für gut fand, eben mitzutheilen.

„Sie hat mir viele herzliche Grüße an Dich und Deine Schwester aufgetragen," schloß er seine Erzählung; „auch sagte sie mir, ich solle Dich fragen, ob Dir's lieb und erwünscht wäre, wenn sie zu Dir hierherkäme? — Da ihre Eltern nichts dagegen haben, würde sie augenblicklich nachfolgen, im Fall Du es wünschtest — allein ich habe ihr — meiner Ansicht nach mit Recht — von diesem Schritt abgerathen ...."

— „Das thatest Du?" fragte Johannes im Tone des schmerzlichsten Vorwurfs. „O mein Gott, Wilhelm! wenn so die Sachen in der Heimath stehen — wenn die Eltern meiner herzgeliebten Maria nichts dagegen haben — o wie konntest Du dagegen seyn? — Ach, wenn Du wüßtest, was ich indessen gelitten! — und Du! Du riethest ihr ab?!"

„Ja, mein theurer Johannes," versetzte Wilhelm treuherzig lächelnd. „Ich rieth ihr ab, nachzufolgen — weil ich es für vernünftiger und einfacher hielt — sie gleich mitzubringen ...."

— „Wie? was? — Maria hier?!" fragte Johannes mit fliegendem Athem; es war ihm, als müsse seine Brust zerspringen. „Maria hier?! — und wo? wo, mein bester Freund? o sprich, wo? ehe ich sterbe vor Glück und Seligkeit!"

Da öffnete Wilhelm die Thüre und Maria, welche schon eine Weile harrend vor derselben gestanden hatte, flog in die Arme ihres Verlobten. Die Wonne dieser Stunde zu beschreiben vermögen wir nicht: zur Schilderung solcher Himmelsmomente ist die Feder eines Sterblichen zu schwach und die menschliche Sprache zu arm. Was diese geprüften Herzen empfanden bei dem Wiedersehen nach so leidvoller Trennung, das kann ja jedes fühlende Gemüth sich denken, und wer dieß nicht vermag, für den wäre auch die mögliche Beschreibung ein unfaßliches, nicht zu begreifendes Seelenräthsel, denn solche hehre Gefühle sind so zu sagen „Gottgeheimnisse", die in jeder empfindenden Menschenbrust schlummernd liegen und darin immer Widerhall finden — auch ohne Worte; dem unzugänglichen hingegen bleiben sie ein ewiges, unverstandenes Geheimniß. —

Acht Tage darauf feierten die Glücklichen ihre Hochzeit. Einige Farmer aus der Nachbarschaft mit ihren Familien wurden dazu eingeladen und froh und heiter endete für sie der glücklichste Tag ihres Lebens.

Ein halbes Jahr darauf sah man auf der linken Seite der Farm ein neues, bedeutend geräumigeres Wohnhaus entstehen — es war für Wilhelm und Anna! und da der gute Vater Lorenz indessen das Zeitliche gesegnet, so wollte die Mutter mit den noch unerzogenen Brüdern Mariens nicht einsam und allein zurückbleiben. Sie hatte ihr Gehöfte vortheilhaft verkauft und kam zu ihren Kindern, um in deren Mitte ihre letzten Tage zu verleben. —

Mutter Grete erhielt vierteljährlich eine ansehnliche Summe von dem Geistlichen des Ortes ausbezahlt, an welchen ihr Sohn Johannes stets das Geld sandte. Sie lebte noch lange genug, um in einem reinigen Lebenswandel die Verbrechen zu sühnen, an welchen sie, wenn auch nicht gerade unmittelbar, doch als Hehlerin und Helfershelferin, Antheil gehabt hatte.

Ein Bade-Abenteuer in Neuschottland.

Ich habe schon vor vielen Jahren Abschied von Neuschottland genommen, und die Erinnerungen an die dortigen Freuden und Leiden, an das Klima, dessen Kälte mich durchzittert und dessen Hitze mich verbrannt, sowie an die ebenso wilde als schöne Scenerie, sind mir fast ganz entschwunden; aber Ein Vorgang, der mich dort betraf, tritt hell noch aus dem Nebel hervor, welcher das übrige Bild bedeckt.

Es fehlte in Halifax zu meiner Zeit nicht an Unterhaltung; die Umgegend bot vielfache Gelegenheit zu Jagd und Fischfang für solche, die dafür Lust und Neigung hatten. Im Sommer gab die Anwesenheit der westindischen Flotte der Gesellschaft in der Stadt besonderes Leben, und wenn der Winter seine eisige Hand auf die kleine Halbinsel legte und mit den Schneewällen uns von der übrigen Welt fast abzusondern schien, brachte er doch zugleich neue Unterhaltungen, die uns zu trösten vermochten. Die Seen, die Teiche, bisweilen sogar große Theile des Meeres waren mit Schlittschuhläufern bedeckt. Nach dem ersten Schneefall sah man Schlitten mit reichem Pelzwerk und lustig klingenden Glöckchen nach allen Richtungen hin sich bewegen; fast jeden Tag gab es heitere Schlittenparthien. Wem es an Geld dazu mangelte, der amüsirte sich auf kleinen Schlitten, die pfeilschnell von kleinen Anhöhen hinabflogen. Ich nahm an diesem Allem wenig Theil, denn ich war von neun Uhr früh bis fünf Uhr Nachmittags anhaltend beschäftigt. Man wird es deßhalb natürlich finden, daß ich immer mit Spannung dem Ende der sechs Wintermonate und mit Freuden den so schönen Sommermorgen entgegensah. Diese waren in der That ein Genuß für mich; ich benutzte sie in der Regel zum Baden, denn die wenigen Sommermonate sind in Neuschottland außerordentlich heiß; ich hatte mich längst überzeugt, daß ein Sprung in das Meer vor dem Frühstück das beste Kräftigungsmittel für Körper und Geist zu den Geschäftsarbeiten sey. Damit verband ich das Reiten, so daß ich an einem schönen Morgen gewiß so ziemlich das erste bewegliche Wesen war, welches die Sonne erblickte, wenn sie über die östlichen Höhen sich erhob und ich nach meinem gewöhnlichen Badeplatze ritt. Man denke sich nicht aber etwa glatten Sand, Badewagen und kräftige amphibische Badeweiber, sondern vielmehr einen Felsen, der sich in die See hinausstreckte, zwan-

zig Fuß tief Wasser neben ihm, das angrenzende Ufer mit verkrüppelten Fichten bis an den Wasserrand bewachsen und nur auf einem beschwerlichen Wege durch das Dickicht zugänglich.

Eines Morgens ritt ich wie gewöhnlich über den Rasen hin, der zu meinem Badeplatze führte, mit einem zottigen Hunde, der mich stets begleitete, als mir ein Mann entgegentrat, der Besitzer des einzigen Blockhauses und einiger Felder in der Nähe. Diese Begegnung an sich war nichts Ungewöhnliches, weil wir einander schon oft einen guten Morgen gewünscht hatten, wenn er mit seinem Ochsengespann langsam dahinfuhr. Der Mann besaß ein so außerordentlich phlegmatisches Temperament, daß er offenbar von einem Holländer abstammte, und selten that er die thönerne kurze Pfeife aus dem Munde, um sich in ein Gespräch mit mir einzulassen. Dießmal schien ihn etwas ganz besonders aufgeregt zu haben. In seinem offenen Munde fehlte die Pfeife; die Ochsen waren zu Hause geblieben und ihr Herr lief mit ziemlich schmutzigem Gesichte und gesträubtem wirrem Haar so schnell als ich seine Beine noch nie in Bewegung gesehen hatte. Bei meinem Anblick blieb er gleichwohl stehen, und sobald er soweit zu Athem gekommen war, um reden zu können, bat er mich, mit ihm umzukehren. Dann erzählte er mir, ein gefährlicher Taugenichts, der wegen Todtschlags zu lebenslänglicher Strafarbeit verurtheilt worden, sey am vorigen Tage aus der Strafanstalt ausgebrochen; man habe ihn bereits vergebens verfolgt, und meine, er halte sich im Walde versteckt. In der vergangenen Nacht sey der Kerl in seinem (des Erzählers) einsamem Hause erschienen, habe Essen verlangt, an dem Feuer sich gewärmt, gegessen, geraucht und viel Rum getrunken. Aus Angst haben er (der Erzähler) und seine Frau dem unwillkommenen Gaste Alles gegeben, was er verlangt. Früh sey er fortgegangen, ohne ihnen weiter ein Leids zu thun, habe ihm aber unter schwerer Drohung verboten, vor mehreren Stunden sein Haus zu verlassen. Trotz diesem Verbot hatte der Mann seine Frau der Obhut des lieben Gottes überlassen und wollte nach der Stadt so schnell als ihn seine Beine tragen konnten. Warum, war nicht recht klar; er schien nur die dunkle Idee zu haben, daß er dort Schutz finden werde. Ich hatte zwar anfangs die Absicht, den Erschrockenen zu begleiten und mein Bad aufzugeben, bereute aber letzteres bald, weil ich mir sagte, es sey lächerlich, sich vor einem einzelnen Menschen zu fürchten, der überdies wahrlich schon weit fort sey. Der Mann hielt sich nicht lange auf, mich zu überreden; er sah mich nur ein paar mal recht verwundert an und lief dann rasch weiter.

Ich will es nur gestehen, ganz behaglich war es mir bei der Sache nicht, als ich mein Pferd wieder in Trab brachte, dem Hunde pfiff und ihn recht hübsch wachsam seyn hieß. Ich gestehe, daß ich mich gelegentlich umsah, ob sich nicht etwa der Unheimliche irgendwo blicken lasse. Als ich endlich an dem Badeplatze ankam, musterte ich die Umgegend aufmerksamer als je vorher, bevor ich abstieg und mein Pferd anband. Es ließ sich indeß kein Ton hören außer dem eintönigen Anschlagen der Wellen an den Strand und dem Fallen der Tropfen von den thaunassen Zweigen. Nirgends im Grase zeigten sich Fußstapfen, nirgends eine andere Spur von einem menschlichen Wesen. So fühlte ich mich denn sicher, lachte nachgerade selbst über meine früheren Befürchtungen und begann, mich langsam auszukleiden. Als ich endlich nackt am Rande des Felsens stand und die Arme über den Kopf hielt, um so in das Wasser hinabzuspringen, sah ich mich noch einmal um. Mein Pferd stand an dem gewöhnlichen Orte angebunden und grasete gemächlich; der Hund lag keuchend neben ihm. Wie thöricht bist Du gewesen! dachte ich und sprang hinunter.

Nun habe ich die Gewohnheit, wenn ich in tiefes Wasser gesprungen bin, nicht gleich wie ein Kork wieder an die Oberfläche zu kommen, sondern so lange als der Athem reicht, unter dem Wasser zu schwimmen und beim Wiederauftauchen zunächst die Augen von dem Salzwasser zu befreien, weil man sonst nicht würde sehen können. Es dürfte also nicht zu verwundern seyn, daß ich in dem erzählten Falle nicht sogleich nach meinem Wiederauftauchen einen fremden Gegenstand auf meinem Felsen bemerkte. Bald indeß geschah es. Es war etwas Blaues und Gelbes — der Sträfling, der Mörder, der seine Beine in den halb blauen, halb gelben Hosen herabhängen ließ! Anfangs wollte ich meinen Augen nicht glauben und rieb sie deßhalb noch einmal recht tüchtig, aber der unheimliche Mensch mit dem widerwärtigen Gesichte und dem kurzverschnittenen Haar blieb da sitzen. In seinem schmutzigen Munde hielt er die gestohlene Pfeife des Mannes, der mir die Sache erzählt; auf seinen Knieen lag mein schwarzer Rock, dessen Taschen er sehr sorgsam durchsuchte. Sehr bösartig war er wohl nicht, denn unsere gegenseitige Lage schien ihm außerordentlich Spaß zu machen. Er stopfte sich die Pfeife von dem Tabak, den er in meiner Rocktasche fand, steckte sie in Brand mit einem Zündhölzchen aus meinem Etui, that ein paar Züge mit großem Behagen, nickte mir dabei zu und begann endlich das Gespräch mit den Worten:

„Schöner Morgen heute! Ist das Wasser frisch?"

Ich hatte unterdeß meine Lage gemustert und erkannt, daß es für mich durchaus keine Hülfe gäbe; ich antwortete ihm also mit entsprechendem Schauer: es sey kalt, sehr kühl, sonst aber wie er bemerkt, ein sehr schöner Morgen.

„Ich werde," fuhr der Mann oben auf dem Felsenstücke in aller Ruhe und Gemüthlichkeit fort, „ich werde mir diese Kleidungsstücke von Ihnen borgen; sie sehen nicht so auffällig aus als die meinigen. Ob wir auch die Hemden tauschen, weiß ich nicht recht; das Ihrige scheint aber weißer zu seyn als das meinige," fuhr er fort, während er sich auszukleiden anfing und dabei ein sehr schmutziges Flanellhemd zeigte, das früher jedenfalls roth gewesen war, jetzt aber gar keine Farbe hatte. Meine Gegenvorstellungen wirkten nichts. Ich befand mich im Wasser, er auf dem Lande und — im Besitze. Mit großem Leidwesen mußte ich mit ansehen, wie er eines meiner Kleidungsstücke nach dem andern anzog und sich dadurch allmählig aus dem unverkennbaren Sträflinge in einen Mann verwandelte, der etwa wie ein liederlicher Kellner oder Schreiber aussah, denn meine Kleider waren ziemlich abgetragen, wenn auch noch ganz gut. In die Stiefel brachte er die Füße nicht; so blieb mir doch einige Hoffnung, daß ich zwar anständig, wenn auch nicht elegant heim kommen könnte. Aber auch diese Hoffnung sollte nicht in Erfüllung gehen. Nach mehreren Versuchen, in die Stiefel hineinzukommen, wobei er einen zerriß, schleuderte er mir sie in das Wasser mit den Worten: vielleicht könne ich sie brauchen, er nicht. Nun war er fertig. Er nahm den Hut — meinen Hut

— zum Abschied vor **mir** ab und wandte sich zum Gehen. „Das Pferd wird er mir doch lassen?“ dachte ich bei mir, aber er zerstreute bald meine Ungewißheit über diesen Punkt. Ich hörte, wie er mein Pferd losband und wie das Thier schnaubte, als es einen fremden Menschen roch. Mein Hund, der fortwährend gebellt und geknurrt hatte, folgte ihm eine Strecke weit, kam aber bald ärgerlich zurück. Ich hörte den Spitzbuben forttraben, bis die Hufschläge im Walde endlich verhallten. Ich war wieder allein und konnte mir meine nichts weniger als angenehme Lage recht deutlich machen. Ich schwamm an das Ufer mit ganz blauen Fingern und zähneklappernd, kletterte zitternd an dem Felsen empor und betrachtete mit Ekel die schmutzigen Kleider, welche der Sträfling da hatte liegen lassen. „Nein,“ sagte ich, „nur mit dem Badehandtuch umhüllt oder in dem einfachen Paradieszustande unserer ersten Eltern will ich nach Hause wandern, nicht in diesen widerwärtigen Kleidern.“

In diesem Augenblicke erinnerte mich ein scharfer Stich auf die Achsel, dem rasch hinter einander noch mehrere folgten, und ein eigenthümliches Summen um meine Ohren an die Unannehmlichkeit des nackten Zustandes. Ich sah mich um und erkannte, daß ich in einer Wolke von blutgierigen Insekten stand. Es müssen doch im Paradiese auch Stechfliegen und Mücken gewesen seyn, — wie erwehrten sich Adam und Eva wohl dieser Zudringlichen? Mir blieb nichts übrig, als wirklich die Kleider des Sträflings anzuziehen, wenn ich nicht zu Tode gepeinigt seyn wollte. Es half. Aber wie konnte ich mich in diesem Anzuge in der Stadt zeigen? Wie konnte ich dem zornigen Pferdeverleiher entgegentreten? Wie vermochte ich barfuß so auf rauhem Wege durch den Wald zu gehen? Ich konnte keine Antwort darauf geben, machte mich aber doch auf den Weg und erreichte wirklich die Straße nach der Stadt ohne weitern Unfall, als daß ich mir ein halbes Dutzend Dorne in jeden Fuß trat. Hier erblickte ich Leute von der Polizei in Begleitung des Mannes, welcher sie geholt hatte, um den Flüchtling zu suchen. Schon aus ziemlich großer Entfernung erkannten sie die zweifarbige Sträflingskleidung und kamen mir entschlossen entgegen. Vergebens rief ich ihnen so laut als möglich entgegen, ich sey nicht der Sträfling, — sie hörten nicht auf mich; liefen nur um so schneller, packten mich, warfen mich nieder, legten mir Handschellen an und mißhandelten mich in anderer Weise lange, bis endlich mein alter Bekannter aus der Blockhütte herankam und bezeugte, daß ich der Gesuchte durchaus nicht sey, und mir Zeit gegeben wurde, mein Abenteuer zu erzählen. Da ließ man mich zwar los, aber Mitleid fand ich nicht: im Gegentheil, man lachte mich tüchtig aus. Man brachte mich in die Stadt vor den Richter, wo ich meine Aussage zu Protokoll gab. Der Richter selbst kannte mich und lieh mir freundlich Kleider, aber er lachte mich trotzdem auch aus; dann setzte er mir ein gutes Frühstück vor, dessen ich sehr bedürftig war, und entließ mich endlich körperlich gestärkt und geistig etwas beruhigt. Natürlich blieb aber mein Abenteuer nicht verschwiegen und ich war der Gegenstand des Stadtgesprächs, bis etwas anderes die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Von meinen Kleidern, meiner Uhr ꝛc. habe ich nie wieder etwas gesehen und gehört, so wenig als von Dem, der sich dieselben aneignete. Das Pferd aber wurde bald eingefangen, unverletzt, obgleich der Besitzer desselben es für zu Schanden geritten erklärte, und ich viel Geld für den Ritt des Sträflings bezahlen mußte. Auch verging eine ziemlich lange Zeit, ehe ich es wagte, an jener Stelle, wo mir das Abenteuer begegnet war, wiederum zu baden.

Der Eisberg.

Eine Erzählung von R. Nellenburg.

„Ihr seyd wohl auch Walfischfänger gewesen, Ben?“ fragte ich den alten Seemann.

— „Ja wohl, Herr, aber freilich ist es schon lange Jahre her.“

„Da ist Euch wohl manch Abenteuer dabei aufgestoßen, nicht wahr? Und welches haltet Ihr denn für das gefährlichste Stück, das Ihr bestanden habt?“

— „Sie wollen wohl fragen, was für eines ich für das schwierigste, mühsalvollste, für das wundersamste halte?“ Ich nickte bejahend. „Jenun, Herr, ich bin manchmal aus dem Boot geschleudert worden, und einmal — ich entsinne mich noch ganz deutlich — da ward ich nicht nur mit dem Boote umgestülpt, sondern kriegte auch noch eines auf den Kopf mit dem Schwanze des Walfisches. Du lieber Himmel! Das war 'ne Ohrfeige! sie machte mir auf einen ganzen Monat lang Kopfschmerz, — von dem Sturzbade noch gar nichts zu sagen.“

„Habt Ihr auch Eis gesehen?“

— „Polareis? Hm, ja — mich dünkt, ich kann ein Wörtchen davon reden. Ich habe noch ein Tagebuch dort in jener Eckschublade — nein, nicht da! in der untersten am andern Ende — da steht etwas drinnen von solchem Eis. Ja, das ist's! Da habt Ihr Alles beisammen, die Bilder und die ganze Geschichte. Na, ich konnte noch ein Bißchen zeichnen vor fünfundzwanzig Jahren, und ich gab's so gut ich eben konnte; sieht freilich kaum aus, als ob es ähnlich wäre. 's ist übrigens eine gute wunderliche Geschichte — so ein Stückchen Robinson Crusoe. Den habt Ihr doch gelesen?“

„Und wie oft. Habt Ihr je einen Menschen getroffen, der ihn nicht gelesen hatte?“

— „Nein,“ sagte Ben; „hab' nie einen jungen Burschen gekannt, der den Robinson nicht hätte gelesen gehabt. Ich glaube, dieses Buch hat mehr Jungen veranlaßt, zur See zu gehen, als irgend ein anderes, welches je geschrieben ward!“

„Mögt darin recht haben, Ben; aber wie wär's, wenn Ihr mich ein wenig in Eurem Tagebuch da blättern ließet: ich möchte **Eure Geschichte** kennen lernen!“

— „O, sie ist nicht so geschrieben, daß Ihr sie verstehen könntet, Herr. Ich will 'mal ab und zu hineinsehen und Euch die Geschichte erzählen, wenn Ihr sie hören wollt, Herr — allein ich muß damit ganz von vorn anfangen, wie man im gemeinen Leben sagt. — Sie müssen nämlich wissen, Herr, daß ich 'mal ein Bißchen verschossen war in 'ein Mädchen — will sie **Esther Thompson** nennen, obschon das nicht ihr rechter Name war, aber der Name thut ja nichts zur Sache. — Sie aber kümmerte sich nicht viel um mich, und ich war damals

nur zweiter Bootsmann. Ich dachte, sie stieße sich daran, und so versucht' ich denn eine Stelle als erster Maat zu bekommen, sobald ich von einer kurzen Reise heimkam, die ich freiwillig mitgemacht hatte, um meine Zeit bei den Schiffseignern vollends auszudienen. Sie sagte, sie wolle warten und keinen Andern heirathen, bis ich zurückkäme. Mit diesem Trost ging ich in See. Als ich heimkam, ging ich hin, aber sie war fort und niemand konnte mir sagen wohin. Ich erfuhr bald, daß ungefähr einen Monat nach meinem Weggehen ein schmucker junger Matrose ihr nachgestrichen war, dem sie gar nicht so übel gewogen zu seyn schien. Ich war ungefähr acht Monate ausgeblieben gewesen. Ich erzählte die Geschichte meiner Mutter, und nach einiger Zeit fand ich, daß sie der Ansicht war, jener Bursch — Montague Fitzjames hatte er sich genannt — habe nicht rechtschaffen an Esther gehandelt. Mit Einem Wort, sie war in's Unglück gebracht und deßwegen davongelaufen. Ich verlor darüber beinahe den Verstand, und machte mich sogleich daran sie aufzusuchen, und nach ungefähr drei Monaten fand ich sie in Manchester. Ich rückte ihr nicht sogleich auf die Stube, sondern erkundigte mich zuerst in der Nachbarschaft nach ihr, und fand, daß sie ein Kind bekommen hatte — ein Knäblein — und nun um's Geld arbeitete für eine Hemdenmacherin, und eine ganz anständige und ordentliche Frauensperson war. Ich wußte, sie wäre lieber gestorben, als das geworden, was manche in ihrem Falle geworden wären. So ging ich denn hin und besuchte sie. Sie war erschrecklich abgemagert und ihre glänzenden Augen lagen ihr tief im Kopf drinnen. Der Säugling schlummerte in seiner Wiege neben dem Kamin — das Feuerchen in demselben war so klein, daß es kaum das Stübchen warm hielt.

„'Esther,' sagt' ich, 'kennst Du mich noch?'

„Sie schaute auf und sah mich an. 'Ben!' rief sie und sank dann in einer Ohnmacht wie todt in den Stuhl zurück. Ich nahm etwas Wasser aus dem Becken, und besprengte ihr Gesicht damit, nestelte die obersten Haften ihres Kleides auf und nahm ihr die kleine Halsbinde von Sammt ab. Sobald sie wieder zu sich kam, sagte sie: 'O Ben, Ben! ich hab' unrecht an Dir gehandelt, ich weiß es, aber ich hab' es nun büßen müssen. Künftigen Mittwoch werden es vier Monate, daß ich ihn nicht mehr gesehen habe, und das Kind ist morgen schon einen Monat alt. O Ben, ich weiß, ich habe schlecht an Dir gehandelt. Du mußt mir vergeben; er war so ein hübscher Mann und hatte mich so gern. Ich weiß, er hat es nicht schlecht mit mir gemeint.'

„Es war eine kuriose Ansicht von ihr, daß ich vergeben müsse, weil er solch 'n schmucker Bursche gewesen sey — ich war's auch gewesen, ehe mir die Pocken das Zifferblatt zerwühlt hatten. Da sagt' ich denn zu ihr: 'Esther, ich weiß, Du hast unrecht an mir gehandelt, aber mir steht es nicht zu, Dich dafür zu bestrafen. Der liebe Gott hat es so gefügt, und es gibt Leute genug, die ihm lieber helfen werden ein Weibsbild zu bestrafen, weit mehr als es Leute gibt, die ihm in anderer Weise zu Willen seyn möchten. Es thut mir leid für Dich, Esther; ich will auch gar nicht mit Dir schelten, sondern bin gekommen, um Dich wieder nach Hause zu bringen.'

„'Nein, Ben, das geht nicht; — nein, Ben, das kann ich nicht thun! Alle Mädchen im Orte werden mich zum Spott und Schimpf machen.'

„'Das kann nichts helfen, Esther,' sagt' ich zu ihr. 'Denk' an Deinen alten Vater und an die alte Mutter daheim. Ich bin vor drei Monaten nach Hause gekommen und habe seither immer nach Dir gesucht und geforscht. Noch vor vierzehn Tagen war ich bei Deinen Eltern, und wenn Du gehört hättest, wie sie mich fragten, ob ich Dich gefunden habe, Du würdest mit nach Hause zurückkehren.'

„'Ich kann nicht — sie werden mich verfluchen. Ich weiß, das werden sie thun. Ich kann nicht heimgehen. Der Vater war so angesehen und beliebt bei jedermann. Nein, nein, Ben! nach Hause kann ich nicht.'

„'Esther, ich weiß gewiß, sie werden Dich nicht verfluchen. Ich fand sie beide vor Schmerz und Verzweiflung ganz von Sinnen, als ich zum ersten Male zu ihnen kam; aber ich ging zu dem neuen Pfarrer, der damals gerade an des alten Jenkins Stelle gekommen war, und erzählte ihm Alles, und er kam und besuchte die alten Leutchen und las ihnen jene Kapitel von dem verlornen Sohn und dem verlornen Schafe vor und sprach mit ihnen, und die alte Mutter weinte — und der Alte mußte ebenfalls die Augen wischen, ich hab' es wohl gesehen, — und so werden sie Dich nicht verfluchen. Komm', Esther, kehre mit mir nach Hause zurück! sey gescheidt, komm mit!'

„'Mit Dir, Ben? O nein, auf diese Weise nicht! Denk' Dir, wie würden sie da erst über mich lästern und sagen, ich ziehe schon wieder mit Mannsleuten herum, Ben.'

„'So reise denn heim, auf welche Art Du nur immer willst, Esther. Ich sag' Dir nur dieß Eine: wenn Du nicht wieder heimkommst, so wird es der Tod seyn für die alten Leutchen.' — Das machte sie doch stutzig, und sie begann in ihrem Entschlusse wankend zu werden; da überließ ich sie denn eine Weile ganz sich selber, denn ich kannte der Weiber Art und Weise genugsam, um zu wissen, daß wenn sie erst zaudern und schwanken, es am räthlichsten ist, sie sich selber zu überlassen — man muß ihnen den Anschein lassen, als wählten sie selber.

„Jenun, endlich willigte sie doch ein, mitzugehen, da kam aber eine andere Verlegenheit: sie war mit einer vierzehntägigen Miethe im Rückstande. Ich erbot mich, ihr einiges Geld zu leihen; ich wußte wohl, daß sie es von mir nicht als Geschenk annehmen würde; darum ließ ich sie eine Quittung über Ein Pfund Sterling unterschreiben, und sie bezahlte, und am andern Morgen kamen wir nach Hause. Ich führte sie zu ihren Eltern und ließ die Leutchen dann allein, denn, wie gesagt, ich gehörte ja nicht zur Familie. Etliche Tage später ging ich wieder zu den Leutchen, und sie waren dann gegen mich voller Dankbarkeit. Ich nahm Alles so gleichgültig wie nur immer hin, obschon ich mir hätte die Augen ausweinen können. Dann kam eine andere Noth: sie hatten nachgefragt und niemand wollte Esther Arbeit geben. Daran hatte ich allerdings nicht gedacht, aber ich ließ mir auch jetzt nichts davon merken, sondern begab mich von ihnen hinweg sogleich zu dem jungen Geistlichen. Ich weiß nicht, was mir eine besondere Vorliebe und ein Vertrauen zu ihm eingeflößt hatte, denn ich war kein eigentlich frommer Mensch und konnte mich in dieser Beziehung nicht so richten, wie es viele Andere thun; wahrscheinlich sind wir in diesem Stücke nicht alle gleich geschaffen. Aber der Pfarrer gefiel mir einmal, und warum? ich hatte ihm eines Tages zugesehen, wie

er ein Kind vom Boden aufhob, das gerade außerhalb des Dorfes mitten in den Koth der Straße hineingefallen war; er zog sein eigenes weißes Taschentuch, wischte dem Kinde die Händchen und die Kniee damit ab, fand dann noch ein reines Fleckchen, um ihm auch die Augen und die Nase damit abzutrocknen, schenkte ihm dann einen Penny, denk' ich, nahm es an der Hand und ging mit ihm ein Stückchen weit nach dem Dorfe zurück. Ich wußte damals noch nicht, daß er der Pfarrer war, denn er trug keine Kleider von schwarzem Tuch, sondern von einem röthlichgrauen Stoff, auch keine weißen Bäffchen, sondern ein dunkles Halstuch mit einem Seemannsknoten und flatternden Enden. Jenun, denk' ich, als ich hörte wer er war, das gefällt mir, — namentlich das mit seinem weißen Taschentuch; er ist von der echten Christensorte, die ich liebe, und so ging ich ihm einmal in die Kirche, um ihn predigen zu hören, und auch da gefiel er mir recht gut. — Kurzum, wie ich vorhin sagte, am andern Tage ging ich ungefähr um eilf Uhr zu ihm hin, er ließ mich hereinkommen, und seine Frau saß auch da. Sie war ein kleines Frauchen mit grauen Augen, sehr blaß und hager und mehr einem Mädchen ähnlich als einer Frau, bis man sie genauer beobachtete.

„'Liebe Alice,' sagte er, 'das ist Herr Stevens, von dem ich Dir erzählt habe.'

„'Ich erinnere mich; Sie haben sie hoffentlich gefunden, Herr Stevens?'

„'Zu dienen, Madame, und ihretwegen komm' ich eben.'

„'Setzt Euch, Ben!' sagte er. Ich mag's wohl leiden, wenn mich jemand bei meinem Taufnamen nennt; klingt weit freundlicher, als so 'n steifes Herr; so setzt' ich mich denn. 'Nun, Ben, womit können wir Ihnen dienen?'

„Ich erzählte ihm nun, daß niemand Esther Arbeit geben wolle, weil sie ihren guten Ruf verloren habe und daß ihre Eltern sie umsonst nicht bei sich behalten könnten, obschon sie gerne bei ihnen leben möchte. So frage ich ihn denn, ob er sich nicht dazu hergeben wolle, sie zu bezahlen, daß sie Hemden nähe für einen Mann in Liverpool, den ich kenne. Er würde ihr sechs Pence für die Anfertigung jedes Hemds bezahlen, und ich wolle ihr meinen Halbsold hier lassen, denn ich hatte mich entschlossen, auf eine lange Reise zu gehen, und Alles, um was ich ihn nun bitte, sey: es so einzurichten, daß sie glauben würde, sie bekomme mehr für die Hemden, als sechs Pence vom Stück, denn ich wußte, daß sie das Geld nie von mir annehmen würde. Er war ganz damit einverstanden und zu Allem bereit. 'Denn,' sagt' ich, 'mich dünkt, wir allesammt sind zu strenge gegen solch ein Frauensbild, wenn es einen Fehltritt begeht. Wohin sollt' es führen,' sag' ich, 'wenn die Leute uns Männern es ebenso machen sollten? Da müßte, schätz' ich, die Mehrzahl von uns betteln gehen.'

„'Ben, da habt Ihr ganz Recht!' sagt' er und sprang ganz aufgeregt von seinem Stuhle auf; 'Ihr habt ganz Recht, Mann!' und er seufzte, als ob er Schmerzen hätte.

„'Mein lieber Walter!' sagte seine Frau und legte ihm beschwichtigend die Hand auf die Schulter, und er setzte sich zitternd wieder nieder.

„'Nichts für ungut, Herr!' sagt' ich; 'es war nicht böse gemeint. Ich ....'

„'Freilich, Ben; ich weiß es; aber ein Schuß in's Blaue trifft manchmal auch.'

„Ich bemerkte, daß sie ihre Hand von der Schulter herunter gleiten lassen und die seinige in ihren beiden Händen erfaßt hatte; sie saß gerade ein wenig hinter ihm, als er sich in den Armstuhl zurücklehnte; sie mochte meinen, ich könne sie im Schatten des Stuhles nicht sehen, aber ich konnte es deutlich wahrnehmen, daß sie seine Hand so fest hielt, als sie nur konnte.

„'Laßt es nur gut seyn, Ben!' fuhr er fort; 'keiner unter uns ist besser als wir seyn sollten, und wir dürfen daher auch nicht so hart und strenge seyn, wie wir es sind. Ich habe gottlob keinen Grund zur Klage,' sagt' er sich umwendend und sah sie an.

„Ich hab' nie zuvor in meinem Leben eine solche Veränderung über ein Frauenangesicht kommen sehen. Sie that ihre grauen Augen auf und sah ihn in einer Weise an, daß es mir vorkam, als zuckte ein heller Blitz in der Dämmerung durch den Sommerabend — wenn es noch nicht ganz dunkel ist, versteht Ihr — und das Licht davon könnte uns schier glauben machen, es wolle wieder heller Tag werden. Ich habe nie solch einen Blick gesehen; er sagte so deutlich wie Worte, sie wisse Alles und vergebe ihm und liebe ihn so sehr, daß sie für ihn sterben könnte. Jener Blick that mir ordentlich wohl, und so oft mich die Laune anwandelt, einen Spaß zu machen über die Frauen, daß sie gerne zanken und schmälen und Fehler an Anderen finden, da fällt mir jener Blick wieder ein. Ich denke, sie muß irgend etwas gewußt haben, wornach sie, um mit anderen Weibern zu denken und zu reden, Grund genug gehabt hätte, ihm wegen seiner Aeußerungen böse zu seyn, aber sie war's nicht. — So waren denn der Geistliche und sein Frauchen erbötig, Esther meinen Halbsold zu geben, so daß sie glauben sollte, sie verdiene das Geld an den Hemden.

„Ich ging nun zu Esther, unmittelbar ehe ich wegreiste, um ihr Lebewohl zu sagen und ihr mitzutheilen, daß ich Arbeit für sie gefunden hätte. — 'Esther,' sagt' ich, 'ich gehe auf eine lange Reise, auf den Walfischfang, und bleibe vielleicht vier Jahre lang aus. Sey nun ein gutes Kind und verlaß Deine alten Eltern nicht wieder. Du wirst doch den .... („Kerl" wollt' ich sagen, aber ich that's nicht, denn man kann sich in den Augen eines Mädchens nicht mehr schaden, als wenn man auf seinen Liebsten schimpft) — Du wirst doch den Fitzjames nicht wieder finden, wenn er nicht selber hieher kommt; darum bleib bei Deinen guten Eltern!'

„'Ben,' sagt' sie und das Wasser trat ihr in die Augen, 'Du hast wie ein Freund an mir gehandelt; ich werd' es Dir niemals vergessen. Ich weiß, er wird wieder zurückkommen, ich bin davon überzeugt; und wenn er nicht kommt, so werd' ich nie einen andern Mann heirathen. Ich weiß, er hat es niemals schlecht mit mir gemeint und mir nie ein solches Herzeleid bereiten wollen. Er kam durch's Trinken in's Unglück; aber er hat mich nie in's Elend stürzen wollen, das weiß ich.'

„'Gott sey mit Dir und segne Dich, Esther! leb' wohl!'

„Sie kam auf mich zu und schlang ihre Arme um meinen Hals, küßte mich und sagte: 'Ben, Du kommst mir immer vor wie ein Bruder, Du bist mir immer so erschienen und darum küsse ich Dich. Du bist ein guter Bruder gegen mich gewesen; wollte Gott, Du hättest mir niemals mehr seyn wollen!'

„'Leb wohl, Esther!' sagt' ich und küßte sie zum ersten Mal in meinem Leben ...."

(Mein Freund Stevens hat einen Husten, der ihn nöthigt ab und zu sein Taschentuch zu nehmen; und das roth und gelbe ostindische Schnupftuch war nun für einige Sekunden in angestrengter Thätigkeit.)

„So nahm ich mir denn vor, auf den Walfischfang zu gehen," fuhr Ben Stevens nach einer Weile fort; „weil dieß das härteste Leben war, das ich kannte, und harte Arbeit hindert einen Mann, daß er an sich selber und seine Gefühle denken kann. Ein Fockfegel bei starker Brise aus Nordost einreffen, oder einen Walfisch harpuniren, läßt einem Burschen nicht viel Zeit, um in sich hineinzusehen, wenn er seine Schuldigkeit thun will wie ein Mann. — Da ging ich denn nach Aberdeen und nahm Dienste als Maat an Bord der „Belle of Aberdeen", Kapitän Macaulay. Wir gingen im März in See und erreichten Kap Farewell ungefähr um die Mitte April; da aber Windstille eintrat, als wir den Hafen verließen, so machten wir uns in die spitzbergensche Strömung und wurden von ihr nordwärts geführt bis zum 66sten Grad; dann stießen wir auf einen regelrechten Nordwind, der uns durch Mark und Bein drang, wie schneidende Messer. Natürlich fror unser Fahrzeug ein, da es noch früh im Jahre war, und da blieben wir denn bis beinahe Ende Mai bei anhaltendem Nordwinde. Eines Morgens nach dem Frühstück sagte der Kapitän zu mir: 'Mister Stevens, der Wind weht diesen Morgen etwas mehr aus West; er kann nach Süden umschlagen, so daß wir aus dieser Klemme vielleicht herauskommen können, wenn das Eis dabei aufbricht.'

„'Ich war diesen Morgen im Marskorbe,' sagte Cummins, unser zweiter Maat; 'und mich dünkte, jener kleine Kanal dort im Eise reiche bis in's offene Wasser hinaus.'

„'Dann dürft' es wohl der Mühe lohnen, ein Stück weit aufzuhauen, um darin einlaufen zu können,' sag' ich. 'Finden wir in dem Kanale auch nicht, was wir suchen, so treffen wir doch vielleicht ein Stückchen Wild an.'

„'Das ist wahr,' meint der Kapitän; 'wollen sehen, wie der Wind in einer Stunde ist, und dann eine Abtheilung aufbieten, welche die Fahrt machen soll.'

„Der Wind schlug wieder etwas nach Norden um, deßhalb entschieden wir uns für die Fahrt; der Kapitän konnte natürlich das Schiff nicht verlassen, darum mußte ich die Fahrt leiten und er hieß mich mir meine Mannschaft auswählen. — Ich wählte mir zunächst einen Matrosen — den schmuckſten Burschen, denk' ich, der mir noch jemals vor Augen gekommen war," fuhr Ben gedankenvoll fort. „Die Augen schienen dem Kerl im Kopfe zu tanzen, wann er lachte, und ein lustigerer, gutmüthigerer Geselle ist mir nie vorgekommen. Du liebe Zeit! wie er singen konnte, alle möglichen Lieder, verliebte und komische! Meiner Treu, wenn man ihn 'mein hübsches Hannchen' Abends im Vorkastell singen hörte, so war's eine wahre Lust. Ich habe manchen Kerl im Theater und in den Singkaffeehäusern in Liverpool gehört, der ihm das Wasser nicht reichen konnte. Und nun gar tanzen! hab' all mein' Tage lang keinen Burschen so fix auf den Beinen gesehen als ihn; — er pflegte den Lancashirer Holzschuhtanz aufzuführen in einem Paar abgeschnittener Schifferstiefeln, und man konnte das Klappern zwischen den Eishügeln hören, wie Musketenfeuer bei einer Revue. Ich war ganz vernarrt in den Kerl: er verrichtete seine Arbeit so leicht, brauchte gar keine Weisungen, sah im Nu Einem im Gesicht ab was man wollte, und ich glaube nicht, daß er auf der ganzen Fahrt auch nur ein einzig Mal sich das mindeste Versehen zu Schulden kommen ließ. Jack Sands — so hieß er — war ein ganzer Kerl.

„Außer ihm nahm ich noch einen andern mit, einen stämmigen Burschen — wir nannten ihn den 'schläfrigen Sam', — derb aber so bedächtig und lahm, daß ich es erlebt hatte, wie er auf dem Lugaus eingeschlafen war, obschon das Schiff verwünscht stark schlingerte. Wir nahmen einen Sack voll Proviant mit und unsere Pfännchen für den Fall, daß wir die Nacht auf dem Eise zubringen müßten. — Bei Tage war's nicht so mächtig kalt, als Ihr es Euch etwa einbilden mögt, denn wir waren eigentlich erst innerhalb des Striches, worin sich Winters Eis bildet, und hatten Südwind vor uns, der dann hinter uns in Nordwind umschlug.

„Wir wollten just eben in's Boot steigen, da kam ein Junge, den wir bei uns an Bord hatten, und verlangte auch mit uns zu gehen. Es war der Sohn des Schiffsherrn und uns an Bord gegeben worden, um ihn von seinem Gelüste zu heilen, zur See zu gehen. Viele von denen, welche für ihr Leben gern zur See gehen wollten, sind schon auf solche Weise kurirt worden. Der Kapitän wollte es nicht zugeben, daß er mit uns gehe, aber er bat so inständig, daß ich selber für ihn um Erlaubniß anhielt und mich erbot, für ihn Sorge zu tragen; und so ging er denn mit uns Dreien.

„Wir fuhren den Kanal entlang bis zu Einbruch der Nacht, drückten uns dann unter die Eisklippe, zündeten ein Bißchen Feuer mit dem Treibholze an, zogen den Kaffee und Zwieback aus dem Sack, und ließen's uns wohl munden. Dann streckten wir uns um das Feuer, und Einer mußte Wache halten. Ich fand es verzweifelt kalt, nur mit meinem Teppich und meiner Friesjacke auf dem Leibe, und ich mußte auch noch den Jungen in den Arm nehmen, da ihm so übel war; aber ich glaube nicht, daß es uns beiden darum besser geworden ist. Am Morgen hatten wir etwas Kaffee und gesalzen Schweinefleisch zum Frühstück. Um acht Glasen war's hell genug um die Fahrt fortzusetzen, und als wir in den Wind kamen, war es reiner Südwind, und wir hatten so warm wie im Sommer. Wir fuhren weiter bis Mittag, hatten dann ein Mittagbrod, und brachen wieder auf. Gerade vor uns konnten wir nämlich den Himmel über der offenen See erkennen, und fuhren deßhalb fort. Der Kanal war beinahe auf dem ganzen Wege offen, und nur hie und da mußten wir ein wenig aufhacken, aber nicht viel.

„Gegen zwei Uhr erblickten wir die offene See selbst. Am Rande des Packeises lag noch eine große Menge Treibeis an der Oberfläche, aber das Aufthauen ging rasch vor sich; gerade vor uns war ein dick aussehender Eisberg; so ließen wir denn den 'schläfrigen Sam' am Fuße desselben und kletterten hinauf — ich, Sands und der Junge.

„'Wir können vor Nacht nicht wieder zum Schiffe zurückkommen, wenn wir es auch versuchen wollten,' sagte Sands; 'jedenfalls würden wir am besten thun, hier zu übernachten und morgen dann eine lange Fahrt daraus zu machen.'

„Ich hielt dieß für einen guten Plan, drum stiegen wir wieder hinunter und erwarteten Sam zu finden, aber er war fort, rein fort, und nirgends eine Spur von ihm zu erblicken. Wir

schrieen ihm und feuerten unsere Gewehre ab, allein es war nichts mehr von ihm zu sehen.

„'Jetzt müssen wir schon hier bleiben,' sagte der Junge; 'es wird dunkel und es wird nichts Gescheidtes dabei herauskommen, wenn wir heute Nacht zwischen den Eisbuckeln herumkrabbeln.'

„Und so blieben wir denn. —

„'Wir thäten am besten, wenn wir wieder auf den Berg hinansteigen würden,' meinte Sands; 'er hat dann eher die Möglichkeit, uns zu sehen, und wir sehen ihn ebenfalls besser.'

„Wir zündeten einige Stecken an und machten uns wieder ein Feuer; ich erbot mich, die erste Wache zu thun; Sands und der Junge legten sich nieder und ich wachte. Ich begriff nie recht, wie es kam, aber ich wachte plötzlich aus dem Schlaf auf, weil ich gerade auf mein Gesicht fiel; als ich mich wieder aufraffte, fand ich, daß der Berg sich von dem Packeis losgerissen und sich um wenigstens zehn Fuß höher aufgerichtet hatte und zwar nur an einer Seite. Sands und der Junge wachten gleichzeitig mit mir auf, und Sands sagte: '„Der Eisberg treibt auf dem Meer, Stevens.' Er sah todesbleich aus, denn wir konnten schon sehen — es war eben Morgen. Es war nur allzu wahr, daß unser Eisberg schwamm und rings herum das kleine Eis zertrümmerte und auf eine Weise schwankte und schaukelte, daß wir uns am ersten besten Gegenstande festhalten mußten, um uns nur auf den Füßen zu erhalten.

„Der Eisberg trieb fortwährend langsam nach ostwärts hin längs dem Rande des Packeises und zertrümmerte dasselbe unterwegs, so daß uns keine Möglichkeit blieb, wieder von dem Eisberg los und auf das feste Eis zu kommen, um das Schiff zu erreichen. Ungefähr eine oder zwei Stunden nachdem sich der Eisberg in Bewegung gesetzt hatte, redete mich der Junge an: 'Mister Stevens ....'

„Laßt den Mister aus dem Spiel,' sagt' ich; 'es klingt hier nicht natürlich.'

„'Nun denn, Stevens also — dort ist Sam!'

„Meiner Treu, dort war er und rannte längs dem Rande des Packeises hin wie ein Rennpferd, blieb aber bald stehen. Wir bedeuteten ihm durch Zeichen, daß es nichts helfe, und baten ihn, nach dem Schiffe zurückzugehen und Hülfe zu holen, obschon nur wenig Aussicht vorhanden, daß er seinen Weg dorthin noch rechtzeitig finde, um uns irgend von Nutzen zu seyn. — So kehrte er denn um, und ich kann wohl sagen, es ward uns seltsam zu Muthe, seinen Rücken immer kleiner werden zu sehen, bis er nichts mehr war als ein kleiner, schwarzer Fleck auf dem Eise wie von einer Fingerspitze; endlich aber kam es noch schlimmer: er kletterte über einen Eisbuckel, hinter welchem er bald ganz verschwand. — Diese ganze Zeit über, bis zu Einbruch der Nacht, trieben wir ostwärts — ob mit der Strömung oder mit dem Winde, kann ich nicht sagen; aber vorwärts gingen wir unter Stampfen, Schlingern und Schwanken, als ob der Berg uns abschütteln wollte.

„'Sey unverzagt,' sagt' ich zu dem Jungen; 'es ist schon mancher Seemann vor uns auf dem Treibeis fortgetrieben worden; es gibt eine Geschichte, von der Du dem Alten daheim wirst erzählen können, wenn Du wieder nach Hause kommst!'

„'Aber wie sollen wir wieder nach Hause kommen?' fragte er ganz traurig, denn das Weinen war ihm nahe und er sprach ganz anders von 'zu Hause,' als sonst seine Art war.

„'Oh,' meinte Sands, 'schon gut. Wollen lustig und guter Dinge seyn, bis man uns hier herunter holt; der Eisberg wird sich dort unten im starren Eis festrennen — seht nur, Stevens!' Damit bezeichnete er mir eine Art Bucht mit einem langen Stück Eisflue dicht am festen Eise, gerade quer vor der Richtung, in welcher wir vorwärts trieben.

„'Da thäten wir wohl am besten daran, hier herunterzusteigen,' sagt' ich, 'damit wir gleich bereit wären!' — So stiegen wir denn auf den nächsten Punkt herab, wo der Zusammenstoß stattfinden mußte, und hielten uns sprungfertig. Der Eisberg drückte aber das kleine Eis in die Höhe, als er ihm näher kam, so daß wir uns wieder höher hinaufflüchten mußten. Aber wir würden doch die Flue erreicht und uns nach dem Schiffe zurück durchgeschlagen haben, wenn der Junge nicht ausgeglitten und heruntergerutscht wäre. 'Stevens!' rief er, 'ich bin verloren.' Und meiner Treu! er würde auch mit einem einzigen Rutsch in das offene Wasser hinuntergeglitten seyn, wenn seine Büchse nicht in einer Eisspalte stecken geblieben wäre. Er war mindestens über ein Dutzend Blöcke hinuntergestürzt und so schlimm zerschlagen, daß er nicht gehen konnte.

„'Was ist nun zu machen?' fragte er.

„'Zu machen?' rief Sands ganz wild; 'warum zum Henker bliebt Ihr nicht fest auf den Füßen stehen, Ihr junger Thor?' Und er raffte ihn auf und wollte den Sprung mit ihm wagen, da rief ich plötzlich: 'Halt fest, Sands! der Berg ist wieder im Schwimmen!' Und so war es denn auch: die Flue hatte sich vom Haupteis losgetrennt und trieb vor uns und schwang uns herum und gerade wieder in die Strömung hinein.

„'Da haben wir's!' sagte Sands ganz ungehalten zu dem Jungen; 'da hat uns Eure verwünschte Ungeschicklichkeit einen Streich gespielt! wir hätten uns auf das große Eisfeld retten können, wenn Ihr nicht gewesen wäret, und ich könnte es noch thun, wenn ich allein wäre!' — Und ich denke, er hätte es in der That auch fertig gebracht, denn das Ende von der Flue stieß in einer Entfernung von etwa fünfhundert Schritten noch immer mit dem Packeis zusammen.

„'Nun, nun, Sands! da hilft kein Murren mehr!' sagt' ich; 'zu seinem Vergnügen und mit Absicht ist er jedenfalls nicht gefallen! Ich hab' es all' mein Lebtage nicht leiden mögen, wenn jemand wegen einer Sache gescholten wurde, die er nicht verschuldet hatte, und wozu denn auch Jemand tadeln über etwas, worunter er selbst am meisten zu leiden hat?'

„'Hast Recht, Alter!' sagte Sands; 'ich war ein Bißchen hitzig, allein nun ist alles vorbei. Wir wollen uns für die Nacht behaglich einrichten — Murren hilft ja doch zu nichts, wie Ihr sagt, Stevens!'

„So holten wir denn den Proviant hervor und thaten uns gütlich. Natürlich hatten wir kein Feuer und froren gewaltig, als der Wind sich legte. Wir schliefen aber alle und am Morgen erwacht' ich zuerst.

„'Sands,' sagt' ich, 'das ist eine schöne Geschichte.'

„'Wir sind in die Nordströmung gerathen,' sagte er. — Und so war es auch; auf hundert Armslängen rechts und links war keine Spur von Eis mehr zu sehen; nur in der Ferne gewahrten wir gerade noch den Eisblink.

„'Auf das Schiff zurückzukommen, daran ist nun gar nicht mehr zu denken, Sands.'

„'Nein,' sagte er; 'das Schiff muß nun zu uns kommen; wir stecken in einer schönen Patsche. Zudem ist es verzweifelt kalt, und wir wollen daher lieber auf die Windabseite hinüber gehen.'

„Wir faßten den Jungen beim Arm, denn er konnte nur ein wenig gehen, und kletterten hinüber auf die Seite unter dem Winde. Hier war es besser, wenigstens nicht so kalt. Wir hatten ein Frühstück, aber kein Feuer, und an einem Stückchen Eis zu saugen, ist ein armseliger Ersatz für eine Tasse heißen Kaffee, auch abgesehen vom Geschmack und Geruch. — 'Paßt 'mal auf, Jungens!' sagt' ich; 'wir müssen vermuthlich eine geraume Zeit hier bleiben, darum werden wir wohl daran thun, wenn wir uns unser eisiges Fahrzeug ein Bißchen genauer ansehen und unsere Mundvorräthe mustern!' — Seht her," wandte sich der alte Seemann dann an mich und nahm das Tagebuch vom Tische, worin er blätterte, „ich mußte von jeher das Logbuch führen und pflegte daneben noch ein Tagebuch für mich selber zu halten, und so gewöhnte ich mich nach und nach so sehr daran, daß mir zu Muthe war, als hätte ich eigentlich meine Schuldigkeit gar nicht gethan, wenn ich mir mein eigen Logbuch nicht hielt, und so hab' ich es denn gehalten all' mein Leben lang, selbst nachdem ich nicht mehr auf der See war. Und dort drinnen in dem Schranke liegen meine Tagebücher, worin ich Alles verzeichnet habe, was ich gethan und was mir zugestoßen ist, seitdem ich die See verlassen habe. Ich schreibe mir jeden Abend nach dem Thee meine Aufzeichnungen nieder, und es ist mir gar nicht wohl zu Muthe, wenn ich es nicht gethan habe. Dieß Heft hier ist nun, wie ich sagte, das Logbuch meiner Fahrt auf der 'schwimmenden Insel', wie ich sie im Scherze einmal gegen meine Frau genannt habe, und sie fand den Namen so gut, daß ich ihr denselben seither gelassen habe ...."

„Nun denn!" fiel ich ihm in's Wort, „woraus bestanden denn Eure Hülfsmittel, nachdem Ihr sie zusammengezählt hattet?"

— „Aus drei Gewehren — das eine war eine Büchse und gehörte dem Jungen, mit einem schmucken polirten Schaft und schönen Schloß und das ganze Gewehrchen federleicht — du liebe Zeit! diese einzigen Söhne bekommen ja was sie wollen. Ferner aus zwei Handbeilen mit kurzen Stielen — der Junge hatte keines. Außerdem hatten wir drei Teppiche und die Kleider, die wir auf dem Leibe trugen. In den drei Säcken hatten wir ungefähr zwölf Pfund fettes geräuchertes Schweinefleisch, gekocht, und ungefähr ebensoviel Schiffszwieback. Sands hatte etwas Thee bei sich, aber der schläfrige Sam trug den gesammten Kaffee in seinem Sacke, und so hatten wir keinen bei uns. In der Tasche meiner Jacke führt' ich immer ein Stück Taljereepen (ganz dünne Taue oder starke Packschnur) mit mir. Einen großen Angelhaken hatten wir auch — und auf die seltsamste Art von der Welt. Sands fragte den Jungen: 'Was hast Du denn da in der Ecke von Deinem Brodsack?'

„'Das da? Oh, das ist ein Haken um Haifische damit zu fangen. Tante Nelly gab ihn mir.' Und wirklich war es auch eine große stählerne Fischangel mit starken Widerhaken und einem Flaschenkork auf der Spitze (denn er war gar ein vorsichtiger Junge) und einem Stückchen Kette von beiläufig zwei Fuß Länge am andern Ende.

„'Und wozu hast Du ihn denn auf diese Fahrt mitgenommen?' fragte ich ihn; 'hofftest Du etwa Haie zu fangen?' — Du lieber Himmel, wie Sands darüber lachte!

„'Mit nichten,' sagte der Junge; 'der Kapitän meinte nur, Ihr würdet vermuthlich einige Robben schießen, und da dacht' ich mir, man könnte sie mit dem Angelhaken da anhaken, um sie daran über das Eis zu schleppen.'

„Dieser Einfall war gar nicht so übel, und Sands lachte nun nicht mehr. Ich denke, das war so ziemlich Alles, was wir bei uns hatten, und eine sehr armselige Ausrüstung war es. Unsere Mundvorräthe reichten bei knappen Portionen hin, um unsern Unterhalt auf fünf Tage zu sichern. Bis dahin hofften wir, wenn es uns gelang, in die sogenannte polare kalte Strömung zu gelangen, etwa bis zum einundsechszigsten Breitengrade heruntergetrieben zu werden und einigen Walfischfängern zu begegnen. So fügten wir uns denn in das Unabwendbare, und machten uns daran, uns ein wenig behaglicher einzurichten. Das Dringendste war, etwas warm zu bekommen, weil die Kälte nicht allein unangenehm ist, sondern Einen auch antreibt, mehr zu essen, wenn man es hat, und mehr zu verlangen, wenn man es nicht hat. — Der Wind blieb andauernd Südwind, und wir konnten bald auf weit und breit in der Runde kein anderes Eis mehr sehen, als unsern kleinen Eisberg. Wenn wir auf die Luvseite kamen, dünkte es uns ganz warm, darum nahmen wir alle unsere Sachen auf diese Seite und hieben ein Loch in das Eis, um sie hineinzuthun, und einen kleinen Ablaufkanal daran, damit das Thauwasser ablief und die Sachen nicht naß wurden. Hierauf hieben wir eine Art Plattform eben, um darauf zu stehen; allein sie war verzweifelt glatt, denn das Eis schmolz so schnell es konnte, und das Thauwasser lief in Kanälen von oben herab, wenn die Sonne darauf schien, und machte die Luft ganz feucht.

„Am andern Morgen beschlossen wir eine Erforschung und Untersuchung der 'Insel', wie wir sie nannten, vorzunehmen. Sands und ich nahmen unsere Gewehre und machten uns auf den Weg; der Junge blieb auf der Plattform zurück auf dem Lugaus ...."

— „Wie groß war denn der Eisberg im Ganzen, Stevens?"

„Jenun, ich möchte sagen ungefähr dreimal so groß, als ein Fahrzeug von tausend Tonnen Last — aber natürlich von einer ganz andern Gestalt. Hier ist die Skizze, die ich davon entworfen habe und die so ähnlich ist als sie mir mein Gedächtniß wiedergibt. Sie sehen, sie hatte zwei Gipfel und ein Stückchen



Flue am Fuß. Es war lange kein so großer Eisberg wie ich deren manche gesehen habe. — Na, wo bin ich denn stehen geblieben?

Ach ja, ich weiß schon. Sands und ich gingen also herunter auf die Flue, und ich sagte zu Sands: 'Die Flue da wird bald entzwei gehen, denn sie kann der Abspülung nicht widerstehen.' Sie war nämlich kaum sechs Fuß dick, ganz frisches Eis. Wir gingen also um den Fuß der Pyramide herum und hielten uns so nahe wie möglich an demselben und blieben bei jedem Schritte stehen, denn es war verwünscht glatt und schlüpfrig. Auf einmal winkt mir Sands und sagt: 'horch!' Ich horche und höre irgend etwas plätschern und sprudeln, ganz anders als den Wellenschlag gegen das Eis. 'Das sind Robben!' sagt Sands, und er hatte Recht. Es waren drei schöne Seehunde, die eben so regelrecht in der Falle waren wie wir. Ihre Löcher waren ein sechs oder acht Fuß über ihnen; sie waren durch die Löcher gekommen, und lagen auf den Rändern, ehe die Flue von dem großen Felde Packeis abbrach und umschlug; so glitten sie herab bis sie hielten, wo der Berg begann, an einer Stelle wie der Winkel des Buchstabens V. Sie stierten uns an und wir sie; aber wir besannen uns bald eines Andern und schlugen ihnen die Schädel ein. Allein es fragte sich nun, was mit ihnen zu machen. Darum kehrten Sands und ich zurück und holten den Angelhaken des Jungen, und hiemit und mit dem Stücke dünnen Taus, das ich bei mir hatte, schafften wir sie alle drei auf die Plattform hinauf, wo der Junge war. Mittlerweile war es dunkel geworden, und wir verschoben das Abziehen und Zerschneiden der Robben bis auf den andern Tag, wo wir sie denn zerwirkten.

„'He, Stevens,' sagte der Junge, 'könntet Ihr nicht etliche Paar Schuhe aus der Haut machen mit der Haarseite nach der Sohle? — sie hätten dann einen bessern Halt auf dem Eise. — Auch könnt Ihr dieselben in Streifen schneiden, der Quere nach, seht, so!' Und er kratzte mir mit seinem Messer eine Figur auf das Eis hin.

„Wir machten solche Schuhe und zogen sie über unsere Stiefel her und fanden bald, daß wir mit denselben ganz leicht auf dem Eise herumlaufen konnten; das Fleisch legten wir in unsern 'Eiskeller', wie Sands ihn nannte, denn er lachte über Alles, seit der Junge wieder wohl war. — Wir kochten auch einigen Thran aus, obschon dieß eine mühselige Arbeit war, denn wir hatten nur drei kleine Pfannen; trotzdem aber verwandelten wir eine davon in eine Lampe, indem wir aus einigen Fetzen von Sands' baumwollenem Hemde einen Docht anfertigten. Ein Licht konnten wir leicht machen mit den Steinschlössern unserer Gewehre und etwas feuchtem Pulver. Und nun schmolzen wir Thran aus, auf jedesmal ungefähr eine halbe Pinte, und machten ein Loch in's Eis, um ihn darin aufzubewahren, denn wenn auch das Eis am Rande schmolz und das Wasser in das Loch hineinlief, so blieb es doch immer am Boden des Loches, und der Thran schwamm auf dem Wasser.

Fünf Tage vergingen, und der Zwieback war zu Ende sammt dem Schweinfleisch. Wir hatten nichts als das frische Robbenfleisch, allein hievon einen so großen Vorrath, daß wir damit auf einen ganzen Monat reichten. An selbigem Abend sagte ich zu Sands und dem Jungen: 'Hört 'mal; gesetztenfalls es passirte ein Schiff bei Nacht, so können wir es nicht sehen, und sie können uns auch nicht sehen. Da denk' ich denn, wir sollten der Reihe nach Wacht halten und Einer sollte immer auf dem Lugaus seyn, denn der Geier mag wissen, wie lange diese Geschichte noch währen soll.'

„'Sie wird nicht lange währen,' meinte Sands, 'wenn dieser Südwind lange anhält; das Eis schmilzt stark Tag und Nacht, und wenn wir erst hinunter in die Sonne kommen, so wird in einer oder zwei Wochen verwünscht wenig mehr von diesem Eisberg zu sehen seyn. Wir brauchen gar nicht zu fürchten, daß wir in diesem Fahrzeug die Linie passiren. Ich hab' schon manches Schiff verlassen,' sagt' er, 'aber ich habe nie ein Schiff gehabt, das mich auf solche Weise verließ, wie dieß hier es im Sinne zu haben scheint.' — Und er hatte leider ganz Recht; das ganze Ding konnte zusammenschmelzen, ehe wir davon loszukommen im Stande waren. — 'Seht her, Stevens,' fuhr er fort, 'wir stecken in einer häßlichen Patsche, denn gesetzt auch, ein Schiff sehe uns, so wird es uns so weit wie möglich ausweichen; Ihr begreift ja, daß wir uns ihnen nicht auf eine Meile oder mehr hörbar machen können.'

„'Allerdings,' sagt' ich; 'allein wir können machen, daß sie uns auf drei Meilen und mehr von der See aus sehen!'

„So machten wir uns denn daran und verfertigten noch drei Lampen aus den Schädeln der Seehunde, und sie gelangen vorzüglich; ein Stückchen von einem alten Hemde war der Docht, und wir hatten nur einen Pfad zu jeder Lampe auszuhauen, Wir stellten sie, so gut wir konnten, nach den vier Hauptpunkten des Kompasses aus und zündeten sie schon die nächste Nacht an; es gewährte einen hübschen Anblick, den Widerschein der Lampen im Wasser zu sehen, denn auf dem weißen Eise hob sich das Licht wunderschön ab. Das Oel in jeder Lampe währte ungefähr sechs Stunden, denn wir hatten keinen dicken Docht. Die Lampe, welche wir aus der Pfanne gemacht, behielten wir in unserem Nachtlager, bei den anderen aber mußten wir die Runde machen und nachsehen, ob sie alle wohlbestellt seyen. Den Wind hielten wir durch Schirme aus Eisblöcken von ihnen ab.

„In einer Nacht — es war ungefähr die zwölfte, die wir auf unserer schwimmenden Insel zubrachten — war der Junge auf dem Lugaus, kam zu mir und weckte mich. 'Stevens,' sagte er, 'mich dünkt, ich sehe ein Segel.' Ich verlor kein Wort, denn ich mochte Sands nicht aufwecken, der ohnedem etwas schwermüthig zu werden schien. Ich richtete mich auf und schaute in der Richtung hinaus, die er mir andeutete, und meiner Treu! dort segelte ein Schiff, kaum 'ne halbe Seemeile luvwärts von uns; der Wind hatte ein wenig nach Ost umgeschlagen. Ich schrie auf und weckte Sands. Der arme Bursche! er geberdete sich wie verrückt, so entsetzlich schrie und brüllte er.

„'Laß Dir was sagen, Sands!' sag' ich; 'dieß Schreien und Toben hilft all' nichts und Du thust Dir selber nicht gut damit. Sie müssen uns sehen, wenn es uns helfen soll. Reiß noch ein Stück von Deinem Hemde ab, damit wir einen dickern Docht in diese Lampe machen können, und dann geh' und hole die anderen Lampen herbei.' — Das that er denn auch, und wir stellten die Lampen zusammen und meinten, sie müßten uns nun sehen; allein es scheint daß sie unser doch nicht ansichtig wurden, denn nach etwa einer halben Stunde steuerten sie von uns hinweg. Wie Sie sehen, ließen sich die Leute nicht entfernt träumen, daß Menschen auf einem Eisberg so weit nach

Süden seyn würden, wie wir, und ein Eisberg ist immer ein Ding, dem man ausweicht, wo man irgend kann.

„Es war uns Allen ganz sonderbar um's Herz, als wir das Schiff aus dem Gesicht verloren. Der Junge und Sands weinten. Ich sah jedoch nicht ein, was es helfen sollte, darüber niedergeschlagen zu seyn, obschon mich dünkt, ich verwünschte den Kapitän jenes Schiffes aus Herzensgrunde; so ließ ich denn die beiden die Lampen wieder an ihren Platz zurücktragen und half den Rest der Nacht dem Jungen Wache halten. — Der arme Bursche, er weinte sich selbst in den Schlaf. Denkt Euch, wir waren nun zwölf Tage in See, und hatten vom ersten Tage an nicht einen trockenen Fetzen auf dem Leibe. Unsere Haut war ganz wund und über und über mit kleinen Bläschen bedeckt, und um den Hals und die Hüfte, wo die Kleider rieben, waren wir ganz mit Schorf bedeckt. Probirt es einmal, zwölf Tage lang an irgend einer Stelle Kräuterpflaster aufzulegen, und ihr werdet spüren und sehen, was dabei für Euch herauskommt. Der arme Sands war am meisten zu bedauern; er war von uns Allen am schlimmsten daran.

So ging es fort, Tag um Tag. Zu essen hatten wir genug, lauter frisches Robbenfleisch. Manchen Tag sahen wir Schiffe, manchen Tag wieder nicht. Es war eine langweilige Fahrt, aber ich suchte meinen Gefährten die Zeit zu vertreiben; es gibt nichts Besseres als regelmäßige Arbeit, um Einen vom Brüten über unangenehme Dinge abzuhalten. Zuweilen schossen wir auch nach Seevögeln, aber mehr als die Hälfte von ihnen fiel in's Wasser.

Am achtzehnten Tage wurden wir beinahe von unserer schwimmenden Insel heruntergestürzt durch das Abbrechen des kleinen spitzigen Stücks, das Sie auf meiner Zeichnung sehen. Es brach herunter und stürzte mit einem entsetzlichen Getöse in's Wasser, sank beinahe unter, tauchte dann wieder auf und zertrümmerte beinahe unser Stück, als es sich an demselben rieb. Am andern Tage trennte es sich von dem unsrigen und trieb weiter ab; am zweiten Tage schwamm es kopfüber und wir verloren es über Nacht. Dieß war am einundzwanzigsten Tage, und die Sonne war heiß — nicht warm, sondern wirklich heiß. Wir trockneten einiges von unseren Kleidern, indem wir sie luvwärts auf den Ladestöcken aufhingen, aber bei Nacht beschlugen sie sich wieder ganz mit Nässe. Sands erkrankte in der darauffolgenden Nacht — er war so schlecht, daß er seine Wacht nicht thun konnte. Wir mußten in wärmeres Wasser gekommen seyn, denn anstatt aus dem Wasser herauszuragen, begann unser Eisberg zu sinken — und zwar auf der einen Seite mehr, als auf der andern, so daß die Pfade allzu schlüpfrig und glatt wurden, um noch sicher zu seyn. Eine andere Erscheinung, die mir auffiel, war, daß die ganze Insel sich manchmal mit der Sonne drehte, manchmal in umgekehrter Richtung, und dann wieder einen ganzen Tag hindurch vollkommen still lag.

„Am vierundzwanzigsten Tage — der Junge war soeben weggegangen, um nach den Lampen zu sehen — fragt mich Sands: 'wie lange wird er ausbleiben?'

„'Eine halbe Stunde,' sag' ich.

„'Stevens,' hub er an, aber ich sagte, er solle mich schlechtweg Ben nennen, — 'Ben,' sagt' er, 'ich treib' es nicht mehr lange — es geht mit mir zu Ende — ich fühl' es hier, irgendwie, — es ist eine Art Ahnung!' — Er sah erbärmlich schlecht aus, aber ich suchte ihm Muth und Hoffnung einzusprechen, daß wir jede Stunde von unserer Insel erlöst werden könnten, da wir jetzt im gewöhnlichen Kurs der meisten Walfischfahrer seyen. — 'Nicht doch, nein nein!' sagte er und deutete auf seine Brust, 'mit mir ist's herum, ich spüre es hier.' Du lieber Himmel, wie ganz anders war seine Hand jetzt als damals, wo ich sie zuerst gesehen! Dünn und abgemagert, daß die Knochen durch die Haut schienen, und dabei weich und welk wie ein Weiberhändchen. — 'Ben,' fuhr er fort, 'ich habe noch eine Bitte an Dich: Du kannst mir einen Liebesdienst erweisen, wenn Du überhaupt noch mit dem Leben davonkommst.'

Ich versprach ihm alles zu thun, was nur in meiner Macht stehe.

„'Und nun hör' mich an, Ben, denn ich habe nicht mehr viel Wind übrig. — Vor der vorletzten Seereise bracht' ich ein schönes Stück Geld mit nach Hause und wollte mir eine Weile damit gütlich thun; da ging ich denn an's Land und kaufte mir einen spanneuen, schmucken Anzug, und da mir der Name Sands nicht gefiel, nahm ich einen andern an, und machte mir gute Tage. Das thut mir nun zwar sehr leid; aber siehst Du, wenn ein Bursche drei Jahre lang unter den Kulies war, da ist ihm zu Muthe, als müßt' er auch ein Bißchen Freiheit haben, wenn er wieder unter weiße Menschen kommt. Da ging ich denn nun an die Küste nach einem Dörfchen, das ich kannte, und sah dort ein Mädchen in der Kirche. Sie schien ein Auge auf mich zu haben, und so fing ich im Nu aus Scherz eine Bekanntschaft mit ihr an. Sie nahm die Sache ganz ernstlich und verliebte sich regelrecht in mich, und ich bracht' es auch allmählig dahin, daß ich ganz in das schmucke Kind verschossen war. Ich meint' es jedoch nicht schlecht mit dem Mädchen, denn ich wollte sie heirathen, — das ist mein Ernst, sowahr mir Gott helfe!' sagte er. 'Kurz, wir wurden recht vertraut, und eines Abends sagte sie zu mir, ich seye recht grausam gegen sie gewesen und habe schlecht an ihr gehandelt, und sie ward traurig und sagte mir, es müsse bald Alles an den Tag kommen. Ich ärgerte mich darüber und weil sie so weinte — obschon das arme Ding Grund genug dazu hatte. So sagt' ich ihr denn: wenn sie mir die Ohren voll heule, so ginge ich auf und davon und käme nicht wieder, und ich trollte mich denn auch auf der Stelle.'

„'Es war mir nicht Ernst damit, Ben, ich schwöre Dir's — ich wäre schon wieder gekommen. Statt dessen aber traf ich einen alten Tischkumpan von mir, der mir einen Rausch anhing und mich dann an Bord eines westindischen Kauffahrers brachte, und als ich wieder zu mir kam, so' war ich zu weit vom Strande um wieder umzukehren, darum trutzte ich und wollt' meine Schuldigkeit nicht thun. Da sagte der Kapitän zu mir: 'Heda, mein Mann, es hilft Dich nichts — Du bist nun einmal hier und wirst bezahlt werden. Du kannst nicht geschwinder wieder nach Hause kommen als mit mir; drum thu' Deine Arbeit wie ein Mann, und in ein paar Monaten werden wir auch wieder nach Hause kommen!' — So ergab ich mich denn darein und that meine Schuldigkeit. Als wir aber nach Kingston kamen, kriegt' ich das Fieber und lag zwei Monate im Spital, und mein Kapitän ließ mich dort und zahlte mir meine Löhnung aus, die ich auf der Reise gut gemacht hatte. Hernach kam ich heim und

erfuhr nun, daß sie weggegangen sey — niemand wußte wohin. Ich machte mich dann auf, sie aufzusuchen, und versuchte alle möglichen Mittel und Wege, bis mein Geld aufgezehrt war; hierauf mußt' ich Dienste nehmen auf der 'Belle of Aberdeen', denn ich versteh' mich ziemlich gut auf den Walfischfang und wußte, daß ich dabei Geld verdienen konnte. Es war mein Wunsch, dann wieder heimzukehren, sie aufzusuchen und zu heirathen . . . .'

„Hier ward er von Krämpfen befallen, so schlimm, daß ich mein Feldfläschchen mit Branntwein herausholte und ihm ein wenig eingoß. Ich hatte gerade den Stöpsel wieder hineingesteckt, da kam der Junge herbeigerannt und brach dicht neben mir athemlos zusammen. Ich fragte, was es gebe? Er machte mehrmals den Mund auf und schnappte nach Luft und endlich stammelte er: 'Ein Segel! es ist dicht hier bei — ich kann die Leute auf dem Deck sehen!' Und damit sank er ohnmächtig zusammen. Ich sagte es Sands.

„'Ein Segel?' rief er und wollte sich aufrichten; aber Du lieber Himmel! er hatte nicht mehr Kraft als ein Säugling und brach sogleich wieder zusammen und sah so todt aus als nur möglich. Ich wollte noch mehr von ihm erfahren, darum reicht' ich ihm noch mehr Branntwein und fragte ihn nach dem Namen des Mädels.

„'Das Segel!' rief der Junge, denn er war wieder zu sich gekommen und brachte nichts anderes heraus. 'Oh, das Segel!'

„'Wie heißt sie?' fragte ich Sands. Er starrte mich an als ob er nicht höre.

„'Das Segel!' rief der Junge ängstlich: 'Ihr werdet es verfehlen und wir werden sterben!'

„Ich reichte Sands noch mehr Branntwein und fragte ihn dann wieder so laut ich konnte: 'Wie hieß sie? wie hieß das Mädchen?'

„'Esther Th—' er brachte nicht mehr heraus. Ich gab ihm nun das ganze Restchen Branntwein und fragte ihn noch einmal. 'Esther Thompson,' sagte er.

„Esther Thompson! Er war also Fitzjames. Dieser Bursche, Herr, den ich geliebt hatte, als ob er mein Bruder gewesen wäre, und den ich noch liebte . . . . dieser Kerl! . . . . bei Gott, Herr!" rief Ben, und schlug mit der Faust auf den Tisch; „dieser Kerl war also mein größter Feind — hatte mir Esther geraubt und entführt und ich konnt' ihn doch nicht hassen. — Der Junge schrie noch immer: 'Ein Segel! ein Segel!' und ich war halb von Sinnen.

„'Ben,' sagte Sands; 'kennst Du sie?'

„'Ob ich sie kenne? sie ist mir das Theuerste auf Erden, Du vermaledeiter Schuft!'

„'Nicht doch!' sagte er und schien wieder ganz kräftig; 'ich bin kein Schuft. Ich hab' es mit dem Mädel ehrlich gemeint; ich hatt' es ernstlich vor — ich kann's beschwören, — sie zu heirathen, und niemand würde etwas von ihrer Schwäche erfahren haben, wenn nicht jener verwünschte Rausch dazwischen gekommen wäre, Ben!' sagt' er, und die ganze Zeit über schrie der Junge fortwährend: 'Ein Segel! ein Segel!' — 'Wenn Du sie je wieder siehst, Ben,' fuhr er fort, 'so sag' ihr, ich sey kein Schuft gewesen, hab' es gut mit ihr gemeint und sie nicht in's Unglück stürzen wollen. Versprich mir das!'

„Ich sah, daß es rasch mit ihm zu Ende ging, und versprach ihm, ich wolle Esther Alles ausrichten.

„'Noch eins,' sagte er. 'Ben, hier ist etwas in meine Flanelljacke eingenäht — schneid' es heraus!' Ich schnitt es aus — es war ein halber Sixpence, ganz gekrümmt und verbogen. 'Das gab sie mir,' sagte er und schaute es so zärtlich an, als ob es sie selbst gewesen wäre, und küßte das Ding. 'Gib es ihr zurück, und sag' ihr, ich hätte sie geheirathet.'

„'Das will ich, Sands, ich gelobe es Dir!' sagt' ich. 'Möge Gott Dir vergeben, wie ich es thue.'

„Der Junge schrie und kreischte noch immer; als daher Sands ruhig war, ging ich nach der andern Seite des Eisbergs hinüber, um nach dem Segel zu sehen. Es war zu spät — das Schiff war schon zu weit entfernt, als daß ich mich noch hätte sichtbar oder vernehmbar machen können.

„Als ich zurückkam, war Sands todt: das Stück von dem Sixpence hielt er noch krampfhaft in der Hand; ich nahm es heraus, steckte es zu mir und ging dann, um nach dem Knaben zu sehen. Er war beinahe so todt als Sands. Es war ein furchtbarer Anblick, sie beide so starr und still daliegen zu sehen — Sands ganz todt, und der Junge so nahe daran, daß ich kaum mich überreden konnte, es sey noch Leben in ihm. Und ich hatte nicht einmal mehr ein Tröpfchen Branntwein. Sands hatte allen vollends erhalten.

„Ich weiß nicht wie es kam, aber ich konnte den armen Sands niemals ernstlich hassen, — und am allerwenigsten seit ich Alles von ihm wußte. Ich glaubte auch nicht mehr, daß er schlecht an ihr hatte handeln und sie sitzen lassen wollen. Wie er sagte: ohne jenen Rausch könnte er noch am Leben und glücklich seyn. Es ist eine schlimme Sache für einen Mann, wenn er seine Trinklust nicht ganz im Zaume hat, denn das Trinken bringt ihn in zahllose Ungelegenheiten. Bursche wie er sollten das Trinken ganz und gar aufgeben; und doch ist es ein hartes Ding, Kameraden froh und lustig zu sehen und sich ihnen nicht anschließen zu können; macht daß solch ein Bursche seinen Kameraden vorkommt, wie ein nasser Teppich — sie sind so fröhlich und munter, und er trinkt seine Limonade oder Wasser. Mich dünkt, es ist eine verzweifelt harte Sache, von einem lustigen Gelage wegzubleiben.

„Der Junge schrie noch immer: 'Ein Segel! ein Segel!' Er war nämlich verrückt geworden, seh'n Sie — er wußte nicht mehr wo er war, und war so hülflos und schwach wie ein Kind und konnte nicht mehr essen, so daß ich das Robbenfleisch kochen und ihm die Kraftbrühe davon Löffelvollweise eingeben mußte. Er war ganz wie ein Kind und wenn man ihm den Löffel an die Lippen setzte, so schwatzte er in Einem fort: 'Ein Segel, ein Segel!' als ob er es nicht schon tausendmal zuvor gesagt hätte.

„Es war ein hartes Stück Arbeit, denn ich ward nachgerade ebenfalls sehr schwach und um die Hüfte, den Hals, die Hand- und Fußgelenke herum so wund, daß ich mich kaum mehr rühren konnte und mich jede Bewegung schmerzte. Zudem konnte ich Sands Leiche nicht so da vor des Jungen Augen liegen lassen, und mußt' ihn daher auf die andere Seite des Eisbergs hinüber schaffen, was mich drei Stunden grenzenloser Mühe kostete. Ich

hätte die Leiche sogleich in die See werfen können, aber ich wollte keinen Grund zum Verdacht unsaubern Spiels geben, was sicher geschehen wäre, wann er gefehlt hätte und wir allein gefunden worden wären.

„So trieb ich es denn noch vier oder fünf Tage lang — kochte dem Jungen das Robbenfleisch und gab ihm die Brühe mit dem Löffel ein, besorgte aber die Lampen nicht mehr, denn ich war zu schwach, um Nachts aufstehen und sie nachfüllen zu können, und lag auch den ganzen Tag in einer Art Betäubung, halb schlafend, halb wachend. — Die ganze Zeit hindurch ward das Wetter von oben herab immer heißer und es war erschrecklich und furchtbar genug mit anzusehen, wie das Eis schmolz und das Thauwasser den ganzen Tag und die ganze Nacht wie in Wasserfällen herunterströmte. Ich konnte beinahe die Tageszeit mit Bestimmtheit an dem Geräusch des fallenden Wassers angeben. Um Mittag war's ein regelmäßiges Rauschen, und dann um drei oder vier Uhr Morgens war es beinahe vollkommen still. Man konnte das Eis nahezu schmelzen sehen. Noch zwei oder drei Tage lang murmelte der Junge unablässig: 'Ein Segel, ein Segel!' Es ward mir dabei ganz schwindlig und dämlich im Kopfe — ich konnte ab und zu gar nichts mehr sehen, und fürchtete schon, es werde in wenigen Tagen vollends mit mir aus seyn.

„Endlich schien ich blind zu werden — ich konnte kein Auge mehr öffnen und kein Glied mehr rühren, doch konnt' ich sagen, daß es gegen Abend ging, denn das Plätschern des Thauwassers war nicht mehr so stark; aber ich vermochte nicht mehr aufzustehen noch dem Jungen etwas zu reichen, noch selber etwas zu holen, und ich war so abgestumpft und heruntergestimmt, daß mir daran auch gar nichts zu liegen schien und ich mich eben darum auch um ihn nicht mehr bekümmerte. — Schmerzen hatt' ich gar nicht — es war mir eher leicht zu Muthe und ich fühlte mich behaglich, denn ich lag auf Sands' Rock und meinem eigenen. Dann schlief ich ein. Ich weiß nun nichts mehr von mir, bis ich wieder zu mir kam, wie die Weiber sagen. Ich lag in der Koje eines kleinen Barkschiffs — ich merkte dieß an dem kurzen Stampfen, welches das Fahrzeug verursachte. Lange Schiffe stampfen immer langsamer. Ich hörte jemand sagen: 'Es geht ganz gut mit ihm, Doktor!' — Das war denn auch in einer kleinen Weile mit mir der Fall, ich richtete mich auf und verlangte zu essen. Man gab mir's, und du lieber Himmel, Herr, wie köstlich schmeckte das! All mein Leben lang hat mir nichts so köstlich gemundet, als jene Fleischbrühe, welche der Doktor mir damals reichte. Meiner Treu, ich kann gar nicht sagen, wie herrlich dieß war. Sie sehen, ich hatte auch genug durchgemacht, um einen Appetit dafür zu bekommen, obschon ich kaum glaube, daß ich wieder in eine derartige Schule gehen möchte, um einen Appetit auf Fleischbrühe zu erlangen.

„In einigen Tagen war ich wieder wohl — freilich bleich und mager gegenüber von Dem, was ich jetzt bin, dünkt mich — und nun fragt' ich, wie man mich denn aufgefunden hätte.

„'Der Maat soll's Euch erzählen,' sagte der Kapitän, 'er soll Euch sein Log geben, dann könnt Ihr's Euch daraus abschreiben.'

„Das that ich denn, und hier ist es in schmucker Abschrift, es sieht sich so hübsch an neben den anderen Blättern, wie Sie sehen, weil diese geschrieben wurden, und zwar mit Bleistift, während das Papier ganz mit Wasser getränkt war und meine Finger vor Frost starrten. Dieß da aber schrieb ich in des Kapitäns Kajüte mit einer Feder. Ich behielt es in dem gleichen Buch, obschon das Papier schlecht war, weil ich es beisammen haben wollte ...."

Ich nahm das Tagebuch und kopirte mit Mister Stevens' Erlaubniß abermals folgende Auszüge aus dem Logbuch:

„Barkschiff Esmeralda, 21. Juni. — Wind SW. bei S., ziemlich stark; der längste Tag. Nahmen die Sonnenhöhe auf mit 42° 10′ westl. Länge; 48° 15′ nördl. Br. Wind anhaltend — um zwölf Uhr ein Segel gesehen drei Punkte vom Steuerbordbug — konnten den Namen nicht lesen. — Der Zimmermann vollendete die neue Stenge des Flittersegels, — öffnete die Luken, nahm drei Fäßchen Pökelfleisch und eine Flasche Porter heraus. Gegen zwei Uhr sahen wir einen Eisberg gerade vor uns, die Passagiere wollten ihn näher betrachten — gab also Befehl, demgemäß zu steuern. Gegen vier Uhr konnten wir ihn ganz deutlich unterscheiden. Mr. Burton sagte, er könne mit seinem Glase zwei schwarz und weiße Vögel darauf unterscheiden, war seiner Sache ganz sicher; um halb fünf sahen wir, daß es ein Mann und ein Knabe war — setzten das Quartierboot der Steuerbordseite aus, um sie abzuholen; sie lagen auf einer Leiste ungefähr sechs Fuß über dem Wasser — war sehr mühsam zu ihnen zu gelangen, — schickten drei Mann hinauf und ließen sie in das Boot herunter. Sie schienen todt. — Gingen um den Eisberg herum und fanden einen andern Mann, — ließen ihn auch in's Boot herab, — lasen drei Robbenschädel auf mit schwarzen Döchten darin, die als Lampen gedient hatten; ferner Kleider und auch drei Gewehre. Brachten Alles an Bord. Der Doktor sagt: Ein Mann, derjenige den wir allein gefunden, sey ganz todt, die Anderen nicht todt; diese wurden gebadet in des Kapitäns Kajüte. Der Junge kam zu sich und sagte: 'Ein Segel, ein Segel!' und plapperte dieß unaufhörlich fort; der Mann schien beinahe todt zu seyn. Nach vier Stunden, etwa um halb neun, kam er zu sich und fragte: 'Wo ist der Junge?' Wir sagten ihm, Alles sey in Ordnung. Refften die Leesegel ein; der Wind schlug um zwei Punkte um; der Eisberg war um zehn Uhr schon weit von uns abgetrieben, — nach zwölf Uhr aus dem Gesicht verloren.

„22. Juni. Wind SSW. — Schwerer Regen — der Mann besser; der Junge plappert noch an Einem fort: 'Ein Segel, ein Segel!' Der Doktor sagt, er sey ganz verrückt; der Mann darf noch nicht reden. — Begruben den Todten — Zeichen auf seinen Kleidern: 'J. Sands'; Kleidung gut, aber sehr abgetragen und vom Wasser beschädigt. Auf dem rechten Arm 'Esther' eingeritzt in blauen Punkten mit rothen Anfangsbuchstaben; zwei Flaggen und ein Halbmond darunter, mit einem Theil von einem Kopf darauf — kann auch eine halbe Münze irgend einer Art vorstellen sollen; — keine andere Zeichen am Körper. Der Doktor las die Gebete. — Der Wind schlug; es wehte ziemlich heftig aus SW. Zogen das Oberbramsegel am Mittelmars ein.

„23. Juni. Der Mann besser; der Junge murmelt noch immer etwas vor sich hin, wenn er nicht gefüttert wird; kann noch nicht allein essen, der Mann stand um vier Uhr auf und

kam auf Deck; sagte er heiße Stevens und sie seyen im Mai auf den Eisberg gekommen von der 'Belle of Aberdeen'. War neunundzwanzig Tage in See, als er die Besinnung verlor. Wir fanden ihn am folgenden Tag, dem dreißigsten seiner Fahrt, wie es scheint. Der Doktor sagt: noch einen einzigen Tag länger ausgesetzt, und Beide wären verloren gewesen. Der Matrose Sands starb am vierundzwanzigsten Tage der Fahrt auf dem Eisberg, Nachts."

.....„Seht, Herr, das ist das Log," sagte Ben; „und nun kann ich Euch den Rest vollends erzählen, denn am vierten Tage war ich wieder wohl — freilich noch nicht stark, konnte aber doch auf dem Deck herumgehen. Der Doktor gab mir eine Salbe für meinen Hals und meine Lenden, und in ungefähr einer Woche war ich wieder ganz hergestellt. — Auch der Junge wurde besser und gab sein ewiges Plappern und Murmeln auf. Der Doktor las ihm vor, ließ ihn auf dem Schiff herum arbeiten und stellte alle möglichen Versuche an, ihn wieder in die Reihe zu bringen.

„Vierzehn Tage später sagte ich den Leuten auf der 'Esmeralda' Lebewohl, segelte in einem Dampfboote nach Norden und nahm den Jungen mit mir. Wir suchten den Schiffsherrn auf und fanden, daß der Kapitän der 'Belle of Aberdeen' schon nach Hause geschrieben und daß man uns schon als verloren aufgegeben hatte. Der schläfrige Sam war am Tage nachdem er uns verlassen, nach dem Schiff zurückgekehrt.

„Der Schiffsherr war so zufrieden mit mir, weil ich mich seines Sohnes angenommen hatte, daß er mir fünfhundert Pfund Sterling schenkte. Ich wollt's nicht nehmen und sagte, ich habe nur meine Schuldigkeit gethan; aber er drang in mich und so nahm ich es endlich. — 'Und,' sagte er, 'Ben, mein Junge' — (sie nennen uns immer Jungen) — 'Ben, mein Junge,' sagt' er, 'wann Ihr je einen Freund braucht, so wißt Ihr wo Ihr einen solchen findet. Ich wäre ein Mann mit gebrochenem Herzen, wenn Ihr mir nicht so für den Knaben gesorgt hättet. Gott segne Euch, Ben, und ehe Ihr abreist, müßt Ihr auch einmal kommen und seine Mutter besuchen!'

„Jenny, ich ging einmal hin in das Haus und sah eine schöne, hübschgekleidete alte Dame. Die beiden Leutchen hätten wohl keine weiteren Kinder mehr bekommen, und gerade darum hatten sie ihren Jungen um so lieber.

„'Das ist Mister Stevens, meine Liebe,' sagte er zu ihr. — Ihr werdet es kaum glauben, aber es ist so wahr, als ich hier stehe: die alte Frau kniete buchstäblich vor mir nieder, küßte mir die Hand und weinte, als ob es ihr hätte das Herz brechen wollen.

„'Gott segne Euch, Mr. Stevens!' sagte sie; 'Gott lohne Euch all' die Liebe, die Ihr für meinen armen Knaben gehabt habt. Ich werd' es Euch nie vergessen. Ihr müßt diesen Ring hier zum Andenken von mir annehmen, damit Ihr auch bisweilen an mich denkt. Ich werde immer für Euch beten.' — Seht, hier ist der Ring!" sagte Ben und zeigte mir einen Ring mit einem schönen Brillanten darin. „Jenny, ich nahm ihn an, denn es war mir ganz unbehaglich bei der Sache, daß es die Leutchen sich so zu Herzen nahmen; aber meiner Treu, es schien der alten Dame ganz gut zu thun, daß sie sich so ausweinen konnte, und der Schiffsherr stand auch dabei und wischte sich hie und da eine Thräne ab. Ich mußte zu guter Letzt immer wieder sagen, ich hab' nur meine Schuldigkeit gethan, aber sie wollte es nicht gelten lassen und fuhr fort zu sagen: 'Gott segne Euch!' und weinte auf meine Hand herab, und dann schien sie ohnmächtig zu werden, und so machte ich mich denn aus dem Staube. — Natürlich reiste ich nach Hause, so bald ich konnte, und fand meine Mutter gesund und wohl auf. 'Was macht Esther?' fragt' ich so obenhin, als kümmert' ich mich keinen Pappenstiel um sie. — Die Mutter sah mich sehr strenge an und sagte: 'Oh, es geht ihr ziemlich gut!' — 'Ist Fitzjames zurückgekommen?' fragt' ich. — 'Nein, der kommt wohl niemals wieder, der Schuft!' meinte meine Mutter. Sie hing ihm immer eins an, wann sich Gelegenheit dazu ergab. Natürlich wußte ich besser als sie, daß er nicht wiederkommen würde.

„Am andern Tag suchte ich Esther auf; sie schüttelte mir die Hände und küßte mich, meinte ich sehe übel aus und fragte dann: 'Hast Du mir irgend etwas zu sagen?' Ich weiß nicht wie es kam, daß sie diese Frage an mich stellte — war's eine Art Ahnung oder so ein Instinkt, wie ihn die Hunde haben. Du liebe Zeit, Herr, ein Weibsbild oder ein Hund weiß immer schon zum Voraus, was Ihr meint, ehe Ihr noch ein Wort sprecht, d. h. in Gefühlssachen. Auch bei manchen Kindern ist dieß Ding sehr stark. Vielleicht sah ich aber auch darnach aus, als wüßt' ich etwas Neues.

„'Hast Du ihn gesehen?' fragte sie mich; — für sie gab es nur Einen 'Er', und sie meinte wohl, mir liege eben so viel an ihm als ihr.

„'Ja,' sagt' ich, 'Esther, ich hab' ihn gesehen.'

„'Wo ist er? Bring mich zu ihm!' rief sie und sah mich eine Minute lang starr an; dann rief sie: 'Nein, Ben, er ist todt! Ich weiß, er ist es; ich sehe es. O Gott, mein Fitzjames ist todt!' Und sie umklammerte krampfhaft meine Hand und sank in den Stuhl zurück und schloß die Augen. — 'Ben!' fuhr sie dann nach einer kleinen Weile fort, 'Ben, sag' mir Alles! Erzähl' mir von ihm! Der arme Bursche! Also todt?'

„Ich erzählte ihr Alles was ich wußte, und sagt' ihr dann auch von dem Sixpence. — 'Gib ihn mir, Ben!' sagte sie; 'gib ihn mir; es war das letzte Geschenk, das ich ihm gab, ehe....'

„Ich gab ihr die halbe Münze und sie küßte sie ganz feierlich, wie wenn es die Stirn des Todten gewesen wäre. Hierauf erzählte ich ihr, was er mir darüber gesagt, daß er es ehrlich und redlich mit ihr gemeint und sie nicht habe verlassen wollen. —

„'Hat er das gesagt?' rief sie.

„'Ja, Esther; er vermaß sich hoch und theuer, und ich glaube, daß es ihm Ernst war.'

„Sie sah mich eine Weile scharf an, dann sagte sie: 'Ich danke Dir dafür, Ben; ich bin so froh, daß Du es glaubst. Ich weiß es, er wollte mich nicht sitzen lassen.' Dann stand sie auf, rief ihren Vater und sagte: 'Vater, er wollte mich nicht verlassen. Fragt Ben hier; er hat's ihm mit seinem letzten Athemzug noch betheuert. Nicht wahr, Ben? er hat darauf geschworen? Und Ben selbst glaubt daran — nicht wahr, Ben? Komm', sag' es meinem Vater!'

„Ich bestätigte es dem alten Mann und er sagte: 'Der arme Kerl! Also auch todt? Jenun, das ist die Sündenschuld!'

„'Aber er hat ja Ben betheuert, daß er es ehrlich und redlich mit mir gemeint hatte!' rief Esther und schien ganz froh. 'Ich wußt' es ja von jeher, daß er mich nicht verlassen wollte.'

„'Siehst Du denn nicht, daß es keinen Unterschied macht, ob er es ehrlich meinte oder nicht?' rief ihr Vater; 'er hat Dich eben sitzen lassen und Du hast Deinen guten Namen verloren, — und wir den unsrigen ebenfalls durch diese Geschichte, Esther.'

„'Ich weiß es, ich weiß es,' sagte sie weinend; 'aber er hat es doch Ben geschworen, daß er mich nicht habe sitzen lassen wollen. Gott lohne es ihm!' Und sie küßte wieder den Sixpence wie von Sinnen. Ich sah, daß sie in Krämpfe verfallen wollte; darum rief ich ihre Mutter und ging weg, denn ein Mann kann unter solchen Umständen nicht viel Gutes helfen, und ist eigentlich mehr im Wege.

„Am andern Tage besuchte mich Esther bei meiner Mutter. — 'Ben,' sagte sie, 'hier ist das Pfund, welches ich Dir schulde; es ist das erste Geld, das ich mir bei meinem Hemdennähen erspart habe. Der Herr Vikar und seine Frau sind sehr freundlich gegen mich gewesen; sie drückt mir immer die Hand, wenn sie mich sieht, und als sie mich eines Tages besuchte und mich weinend traf, weil das Kind so krank war, denk' Dir, Ben, da küßte sie mich auf die Stirne und sagte: 'Armes Kind!' Mir ist zu Muthe, als ob sie meine Mutter wäre, Ben, so gütig ist sie immer gegen mich.'

„Ich nahm das Goldstück und gab ihr den Schuldschein, und sah etliche Wochen lang nichts mehr von ihr. Da erhielt ich eines Tages einen Brief von der Frau des Schiffsherrn, worin sie mich fragte: ob sie nicht etwas für Sands' Verwandte thun könne, denn der Junge, wie Sie merken werden, hatte ihr von Sands erzählt. So ging ich denn zu Esther hinunter, zeigte ihr den Brief und fragte sie, was ich der Dame schreiben sollte.

„'Ist der junge Herr viel um ihn gewesen, Ben?' fragte sie.

„'Natürlich,' gab ich zur Antwort; 'er war ja die ganze Zeit mit uns auf der Eisinsel — mußte an seiner Statt die Lampen anzünden, als Sands übel auf war.'

„'Hieß er denn eigentlich Sands? nicht Fitzjames?'

„'Nein, Sands war sein rechter Name.'

„'Es wäre mir lieb, Ben, wenn ich hingehen und bei der Dame wohnen dürfte, so daß ich in der Nähe des jungen Herrn wäre, der ihn so gut gekannt hat.'

„Sehen Sie, Esther hätte bei mir wohnen können, nur bracht' ich's nicht über die Lippen, ihr diesen Vorschlag zu machen, und sie schien nicht daran zu denken; — ich sagte also zu Esther: 'Ich weiß nicht, ob das der Dame recht ist. Siehst Du, wenn Du Sands' Weib gewesen wärst, dann würd' es ein anderes gewesen seyn.'

„'Aber er hat mich ja doch heirathen wollen, Ben, nicht wahr?' sagte sie.

„'Das ist wohl wahr, aber gethan hat er's ja nicht; übrigens will ich doch hinschreiben und bei der Dame darum anfragen.'

„'Und Du willst mich dann auch dorthin begleiten, Ben?'

„'Esther,' sagt' ich, 'wenn es Dir nützen könnte, würd' ich jederzeit mein Leben dafür hingeben; ich hab's ja Sands versprochen mit einem feierlichen Handschlage, daß ich für Dich Alles thun wolle, was in meinen Kräften stünde!'

„Sie nahm meine Hand in ihre beiden Hände und küßte sie brünstig, aber ich merkte wohl, sie that es nur, weil Er meine Hand berührt hatte. Sie hätte Alles geküßt, was er mit den Händen berührt gehabt hatte. Aber obschon sie mir die Hand küßte, hätt' ich ihr damals doch auf keine Weise sagen können, wie gut ich ihr war. Ich glaube, ich wäre an dem Versuch erstickt. — Gut, ich schrieb also der Dame und sagte ihr Alles von Sands und Esther, und sie verlangte nach ihr und dem Kleinen und nannte sie 'Frau Sand.' — Esther wollte mir den Brief gar nicht mehr zurückgeben, worin dieß stand, obschon er an mich geschrieben war; aber es lag mir auch nichts daran, so lange es sie glücklich machte. Ich nahm sie also mit nach Glasgow und auf dem ganzen Weg dahin that sie nichts als weinen und von Sands plaudern. Ich brachte sie nach dem Hause des Schiffsherrn, und sie sah die Dame und den Jungen, und ich ließ sie dort und ging auf eine andere Fahrt — und zwar nicht mehr nach Norden, wie Sie wohl denken mögen, denn ich war für eine lange Zeit des Eises satt. Ich hatte noch Geld genug, um lange am Lande zu bleiben, aber ich fühlte mich daselbst nie recht behaglich; so legte ich denn einen Theil des Geldes auf meine Mutter an und den Rest auf Esther's Namen, ohne daß sie es wußte, und ging wieder zur See.

„Ich erhielt nach einiger Zeit einen Brief von dem — jungen Schiffsherrn, werd' ich nun sagen müssen, in Anbetracht daß er nicht mehr der Junge auf dem Schiff war, sondern ein schmucker junger Herr in dem Comptoir. — Hier ist er in der Tasche von dem Tagebuch."

Er nahm den alten, fettigen, gelben Brief aus dem Behälter und übergab ihn mir, und mit seiner Erlaubniß schrieb ich ihn später ab. Er lautete:

„Glasgow, NN Street, 12. August 18—.

„Mein lieber Ben! Ich versprach Dir bald zu schreiben, und so will ich denn mein Versprechen erfüllen. Ich bin nun auf dem Comptoir und muß die ganze Quälerei davon durchmachen. Mein Alter sagt: kein Junge tauge etwas als Commis, bevor er nicht die niedrigsten Arbeiten des Comptoirs selber gethan habe. Du und er denken darin gleich, denn ich erinnere mich nun, daß ich auf Deinen Befehl auch die Parduunen hinunter theeren mußte. Ich kriege nicht viel Taschengeld, und doch reicht es aus, weißst Du, Ben; und Tante Nelly hat mir ein paar Pistolen geschenkt. Ich treffe nun unter zehn Schüssen sechs mal ein Kartenblatt auf zwanzig Schritte.

„Ich weiß Dir eigentlich sonst nicht viel Neues zu sagen; mein Hals ist wieder gut geworden bis auf eine Narbe, und eine Schramme hab' ich auch am linken Bein an der Stelle, wo ich mich an jenem Tag verletzte, als ich über die Eisblöcke herunterfiel. — Das erinnert mich an Frau Sands. He, Ben, war sie denn wirklich Frau Sands oder Sands' Frau? Du weißst wohl, was ich meine. 'Der Junge' hat es ganz mit der Mutter verdorben und mit 'Frau Sands' ebenfalls, weil er nicht zum zehntausendsten Mal erzählen will, wie es ihm auf dem Eis ergangen sey. Ich hab' die Geschichte so vielen Leuten erzählen müssen, daß sie mir ganz zum Eckel ist; und Mama verlangt doch, ich solle sie immer und immer wieder erzählen. Und Frau Sands quält mich gar, weil sie immer wissen will, wie er gestorben. Ich mochte Sands gut leiden, das weißst Du ja; aber ich

habe ihn ja nicht sterben sehen, und war hernach verrückt, nachdem ich das Segel gesehen, und so konnte ich ihr sehr wenig sagen. Sie hat im Gebetbuch das Gebet verzeichnet, welches der Doktor über ihm las, als sie ihn in die See versenkten.

»Jedermann sagt, Du seyest eigentlich ein Narr, daß Du wieder zur See gegangen seyst, aber Du verstehst dieß vermuthlich am besten. Frau Sands ist im Grunde ein hübsches Weibchen, und Mama ist ihr ungewöhnlich gut, — behandelt sie eher wie eine leibliche Tochter, als wie eine Dienerin, und es paßt sich auch eher für sie. Ich kenne viele Mädchen, welche trotz ihrer Seidenkleider nicht halb so viel Anstand und Anmuth haben wie sie. Sie besorgt mir meine Wäsche und Kleider, und es fehlt mir seit Wochen kein Knöpfchen mehr an einem Hemde, während ich sonst immer ein Stückchen Zwirn oder Bindfaden bei mir tragen mußte, um einen abgerissenen Knopf zu ersetzen. He, Ben, wenn Du sie heirathen wolltest, ich denke, sie würde Dich nehmen. Ich sah sie jüngst einmal in ihrer Stube über Deinem letzten Brief weinen ....«

„Weil darin von Sands die Rede war," setzte Ben erläuternd hinzu.

»Sie ist ja im Grunde nur eine Wittwe, und jeder Mann dürfte auf diesen jungen Sands nur stolz seyn, so schmuck und lustig und kräftig ist der kleine Kerl. Wir sind ganz gute Freunde; er scheint ein Wohlgefallen an mir zu haben, Frau Sands ist nie glücklicher, als wenn ich ihn auf dem Arm herumtrage. Sie meint, ich seye ja um Ihn gewesen, und Er würde ihn auch herumgetragen haben — nämlich Sands.

»Und nun gehab' Dich wohl, alter Junge! ich danke Dir, daß Du mich mit einem knöchernen Löffel geätzt hast. Mama trägt den Löffel, glaub' ich, immer in ihrer Tasche herum. 'Wenn Du einen Freund bedarfst, Ben, oder Geld, oder sonst etwas, so weißst Du wo Du es bei Deinem Jungen findest, wenn er auch nun kein Junge mehr ist.

Von Herzen Dein

Fred Trelawney.«

„Ich bekam noch mehrere derartige Briefe auf dieser Reise, aber von meinen Angelegenheiten war darin nicht die Rede. Er pflegte nur von sich selbst zu schreiben, wie junge Leute gewöhnlich thun. Zuweilen erwähnte er darin auch Esther, jedoch nicht mit vielen Worten; er sagte höchstens, es gehe ihr gut, sandte mir einen Gruß von ihr oder dergleichen. — Ich blieb ungefähr ein Jahr lang aus, und bei der Heimkehr ging ich natürlich nach Glasgow, um sie Alle zu besuchen. Die Frau des Schiffsherrn schüttelte mir die Hand, und Esther küßte mich, so kalt sie nur konnte, just als ob ich ihr Bruder gewesen wäre, während mir zu Muth war, als sollt' ich sie umfassen und nicht wieder loslassen, und ich mich nur zusammen nehmen mußte, um mich nicht zu verrathen. Da sie aber wieder von Glasgow wegging, um ihre alten Eltern zu verpflegen, so reisten wir zusammen, und die Reise hindurch schwatzte sie wieder ausschließlich nur von Sands, bis mir beinahe darob übel wurde; doch ließ ich sie's nicht merken, weil ich sie gerne reden hörte; sie hatte ein solch anmuthiges Wesen an sich, das Einem ganz wohl zu Muthe machte, gleichviel was sie auch sagte, und man hätte es nicht über sich gewonnen, ihr zu zeigen, daß Einem nicht Sands der angenehmste Gegenstand der Unterhaltung war.

„Wir kamen nach Hause — ich wohnte bei meiner Mutter, und sie bei ihren alten Eltern. Ich nahm Dienste auf einer Schiffswerfte als erster Takelmeister, und dachte nicht daran, wieder in See zu gehen. Ich besuchte sie nun jeden Tag, liebkoste ihren Jungen und schaukelte ihn auf dem Knie, und er ward bald mit mir vertraut und nannte mich 'Papa'. Sie hatte gar nichts dagegen, — nein, es schien sie eher zu freuen. — Eines Tags — ich mochte etwa sechs Wochen zu Haus gewesen seyn — sagt meine Mutter zu mir: 'Ben, Du könntest ebensogut hingehen und Esther bitten, daß sie bei uns wohne; Du steckst so oft bei ihr, daß die Leute schon davon reden.'

„'Mutter,' sagt' ich und ward ganz roth, 'wollte Gott, die Leute kümmerten sich mehr um ihre eigenen Angelegenheiten!'

„'Nun ja,' meinte sie, 'das thun sie aber nicht und werden's nicht thun. Und ich sage Dir das nur, weil es Esthern in's Gerede bringt!'

„Das wurmte mir. Noch am selben Abend ging ich zu Esther hinab und sagte zu ihr: 'Esther, so kann ich's nicht mehr länger treiben. — Esther, ich werde krank und der Fluß sieht mir allzu verführerisch aus im Mondschein, als daß ich mich sicher fühle. Ich werde noch einen verzweifelten Streich machen, denn ich bin bisweilen gar nicht mehr Herr meiner selbst. Esther, Du mußst meine Frau werden!'

„'Ich könnte Dich nicht glücklich machen, wenn ich es thäte, Ben — ich kann den armen John nie vergessen.'

„'Esther!' rief ich, 'wenn Du mich heirathen willst, werd' ich wenigstens glücklicher seyn als jetzt. Ich brauche eine Lebensgefährtin, und ich laufe Dir immer hieher nach und die Leute klatschen darüber — nicht die Männer, verstehst Du,' sagt' ich und zeigte ihr meine geballte Faust; 'für diese wüßt' ich schon ein Mittel, um ihnen das Maul zu stopfen. Aber das Weibervolk ist's, Esther, und ich kann diesen kein Schloß vor die ungewaschenen Mäuler legen. Sie sind immer so freundlich gegen ihr Geschlecht — zumal gegen diejenigen, die ein Unglück gehabt haben.'

„'Sie klatschen also über uns, Ben?' fragte sie.

„'Ja, das thun sie, und daher ist es besser, wir heirathen uns, wenn ich nicht wieder zur See gehen oder die Heimath verlassen soll.'

„'Ben,' meinte sie, 'nicht jeder Mann würde mir einen solchen Antrag machen, — mir, die ihren guten Ruf verloren und einen Knaben hat.'

„'Bah, ich thue es dennoch, Esther.'

„'Nun denn, Ben, so will ich Deine Frau werden. Ich kann Dir nicht dieselbe Liebe geben, wie ich sie für den armen John hatte, aber ich will meine Schuldigkeit thun als ein gutes Weib, und ich bin's überzeugt, Du willst meinem Knaben ein Vater seyn, nicht wahr, lieber Ben?'

„Dieß sagte sie so kalt, als hätt' ich sie zu einem Spaziergang eingeladen oder sonst die gleichgültigste Sache mit ihr verhandelt. Ich ging nach Hause und erzählte es meiner Mutter; sie schien darüber erfreut und mochte denken, es müßte wohl so kommen. Am Abend darauf beim Weggehen steckte mir Esther ein Briefchen in die Hand und sagte: 'Lies dieß, wenn Du nach Hause kommst; Du magst Dich darüber vielleicht noch anders besinnen.' — Ich kann noch das Gefühl nicht vergessen, welches mich eiskalt durchrieselte, als sie mir das Briefchen gab. Wie ich nach Hause kam, las ich es — hier ist es, oder wenigstens eine Kopie davon."

Ich las:

»Lieber Ben! Damals in Manchester, als mein kleiner Johnny auf die Welt kam, sagte mir der Doktor, ich dürfe niemals wieder Mutter werden. Ich verstehe diese Dinge nicht, aber er hat mir dieß wirklich gesagt. Ich konnte Dir dieß nicht sagen, weil ich über solche Sachen nicht mit Dir reden könnte; allein ich hielt es für unrecht, Dich zu heirathen, ohne daß Du es erführest.

Mit herzlicher Liebe

Deine

Esther Sands.«

„Dieß war allerdings sehr niederschlagend für mich, weil ich von jeher die Kinder sehr lieb gehabt habe; es macht Einen zu einem weit bessern Menschen, wenn man so kleine Würmchen um sich herumkrabbeln sieht und sie Einem auf dem Arme einschlafen. Diese Französinnen würden nicht halb so schlimm seyn, denk' ich, wenn sie ihre kleinen Kinder selber säugten und pflegten. Trotzdem aber hatt' ich gar keine Lust Esther deßhalb aufzugeben, sondern ich dachte, das hätten viele andere Frauen an ihrer Stelle nicht gethan, und ich hielt deßhalb um so größere Stücke auf sie.

„Gut denn, wir wurden durch den Hülfspfarrer getraut, und seine Frau kam zur Hochzeit und küßte meine Esther. Es gibt noch brave christliche Frauen in der Welt, und zu diesen gehörte auch die Frau des Curate mit den grauen Augen. — Wir mietheten dieß Häuschen hier neben den alten Leutchen, und lebten hier so glücklich wie nur immer möglich. Sie that ihre Pflicht, wie je eine Frau sie gethan. Ich brauchte nie eine Sache zweimal zu sagen — sobald ich irgend einen Wunsch äußerte, so bot sie auch schon allem auf, um mir denselben zu erfüllen. Meine Ansicht war ihr immer die liebste, wie sie sagte; und ich behielt immer Recht; allein ich weiß nicht wie es kam, ich war doch nicht ganz zufrieden. Sie that alles was sie mir nur an den Augen absehen konnte, und doch — der Himmel weiß wie! — war es nicht ganz das was ich verlangte. Ich weiß gewiß, sie liebte mich, aber wie sie mir damals gesagt hatte: nicht mit derselben Liebe, die sie für John Sands gefühlt hatte. — Wir pflegten oft von ihm zu plaudern, und es brachte mich beinahe um den Verstand, wenn ich sah, wie ihre Augen funkelten und ihr Gesicht glühte, so oft ich ihn lobte. Sie war immer alsdann zärtlicher gegen mich, nachdem ich ihr von Sands erzählt hatte. Sie konnte keinerlei Fehler an ihm sehen. Ich habe zu meiner Zeit viel reden hören von erster und zweiter Liebe und derartigen Dingen, allein meine Ansicht geht dahin, daß eine Frau nur ein einziges Mal mit jener Art von Liebe lieben kann, die keine Fehler sieht — mit jener Liebe, die alle Ansichten und Meinungen des Geliebten annimmt, so daß wenn man den Mann kennt, man auch die Frau beurtheilen kann.

„Nun seht, wenn Leute in diesem Gemüthszustande heirathen, so wachen sie lange, lange Zeit nicht mehr daraus auf — ja meist sogar gar nie, denn diese Art von Liebe findet man nur selten nach dem zwanzigsten Jahre; es ist wie ein Fieber — wer's gehabt hat, der ist fürder davor sicher. Mag dann diese Liebe auch nicht immer vorhalten, so fühlt doch ein Mann immer, was für eine Liebe er bekommen hat, und er ist nie ganz zufrieden gestellt, ohne die erste Art — wenigstens nach meinem Dafürhalten, und ich habe darin so viel erlebt, daß ich, glaub' ich, aus Erfahrung reden kann. Ich erinnere mich, daß wir eines Abends — es war ungefähr drei Monate nach unserer Verheirathung — mit jemand, der zum Abendbrod bei uns war, viel von Sands gesprochen hatten, und sie war ganz froh und aufgeräumt, wie ich sehen konnte: ich mußte ihr ihn schildern und sie hörte mir zu, als ob sie nie zuvor etwas davon gehört hätte. Wir schlossen dann die Hausthüre und gingen zu Bette, und sie schlief ein und hatte dabei noch ihre Hand unter meinem Halse und kehrte mir ihr Gesicht zu. Ich konnte nicht einschlafen, denn ich hatte viel gesprochen und war etwas aufgeregt. Es war eine helle Mondnacht und der Mond schien zwischen den Gardinen herein und gerade auf ihr Gesicht.

„Ich lag halb auf dem Rücken, mit dem Gesichte gegen sie — da fuhr sie mir plötzlich mit ihrer andern Hand über mein Gesicht und streichelte mich so zärtlich, als ob ich ein kleines Kind gewesen wäre, und flüsterte: 'John! mein lieber, lieber John!' zog dann mein Gesicht zu sich und küßte mich. Das geschah alles von ihr im tiefsten Schlaf, aber beim Himmel, Herr, es war ein Auftritt, den ich nie vergessen werde! Wie mir dabei zu Muthe war! Es war entsetzlich, als ich sie so sagen hörte: 'mein lieber, lieber John!' und ich hieß doch Ben. Sie träumte von ihm und er war todt; aber ich konnte es lange Zeit nicht verwinden. Am andern Morgen erzählte sie mir, sie habe von ihm geträumt, daß sie ihn geküßt. Ich sagte ihr nicht, daß ich es zuvor schon gewußt, obschon sie in wachem Zustande gegen mich immer so zärtlich war als möglich; aber Sie begreifen ja, ich fand darin nur den Beweis, daß sie mich nicht so liebte, wie ich es mir gewünscht hätte, und ich hätte sie doch nicht auf andere Gefühle bringen können, wenn ich auch noch so viel darüber gesprochen hätte, darum sagte ich es ihr nie.

„Später kam es noch einige Male vor, aber ich pflegte sie dann aufzuwecken, indem ich sie berührte oder auf irgend eine andere Weise ihren Traum störte. Sehen Sie, ich konnt' es eben nicht ertragen, — beim Himmel, es ging über meine Kräfte. Denken Sie sich selber in die Lage, mein Herr, wenn Ihre Frau Ihnen zuflüsterte: 'mein lieber, lieber John!' und Sie hießen Ben!

„So lebten wir ungefähr zehn Jahre mit einander; nächsten Michaelistag werden's fünfzehn Jahre, daß sie starb, in demselben Zimmer, wo ich nun schlafe. Ich weiß nicht, woran sie starb; aber sie siechte lange und ward Jahrelang immer bleicher und hagerer und bei Tage immer träumerischer; endlich ward sie bettlägerig und konnte beinahe sechs Monate nicht mehr aufstehen. Unmittelbar ehe sie starb, hatt' ich ihr nochmals alles erzählen müssen, wie Sands starb und was er gesagt; und sie nahm die beiden Stücke von dem Sixpence in ihre rechte Hand, schloß sie fest ein und sagte mir, man solle ihr dieselben so mit in's Grab geben.

„'Noch um Eins möcht' ich Dich bitten, Ben, wenn Du mir die Liebe thun willst,' sagte sie zu mir; 'aber Du darfst mir deßhalb nicht zürnen!' Als ob ich ihr hätte zürnen können, zumal, wenn sie am Sterben lag! Ich versprach ihr Alles zu thun, was sie nur von mir verlange. Da sagte sie: 'Kannst Du mir nicht des armen John's Namen auf den Grabstein setzen, Ben?'

„'Ich weiß nicht, wie das angeht, Esther; es ist ja nicht, als ob Du seine Frau gewesen wärest!' — Ich meinte dieß nicht

unfreundlich, und sie wußte es, denn wir sprachen immer in dieser Weise darüber.

„'Aber er hat mich ja doch zu seinem Weibe machen wollen, — nicht wahr, Ben?'

„'Ja das hat er, Esther, nach meiner besten Ueberzeugung!'

„'Ei nun, kannst Du dieß nicht auf den Grabstein setzen, Ben?'

„'Ich weiß nicht, wie sich dieß machen läßt. Aber ich will mit dem Herrn Pfarrer darüber sprechen, damit er darauf sieht, daß es recht werde!'

„'Ich danke Dir, Ben,' sagte sie; 'bist immer ein guter Gatte gegen mich gewesen, — weit besser als ich es verdiente; aber ich habe Dich nicht hintergangen, Ben, nicht wahr? Ich habe Dir ja gleich von Anbeginn gesagt, ich könne Dir nicht ganz so gut seyn, wie ich es dem armen John gewesen — nicht wahr?'

„'So ist es, Esther! Du hast mir's gesagt, und ich habe es gewußt und gefühlt; aber Du bist mir ein liebes braves Weibchen gewesen, hast Deine Schuldigkeit gegen mich gethan und ich danke Dir dafür.' — Sie sehen, ich konnte nie viel große Worte machen, wenn mir's auch noch so voll um's Herz war.

„Des Pfarrers Frau trat gerade damals zur Thüre herein, und Esther's Augen glänzten. Die liebe kleine Frau mit den grauen Augen machte jedermann's Miene freundlicher, wenn sie bei Einem war.

„'Esther, kann ich etwas für Euch thun?' fragte sie mein armes Weibchen.

„'Ja, mein Junge bedarf einer Mutter, seyn Sie ihm eine solche! wollen Sie?'

„'Das will ich, Esther!' sprach sie und trat zum Bette und setzte sich daneben.

„'Ben,' sagte Esther, 'nimm meine Hand und halte sie in der deinigen, mein Lieber!'

„Das that ich denn und hielt sie bis sie starb. Kurz vor ihrem Verscheiden sagte sie noch zu mir: 'Gott segne Dich, Ben; es thut weh, daß ich Dich verlassen muß, aber ich gehe zu ihm; ich will ihm sagen, Du habest Dein Versprechen gehalten. Schenke seinem Sohne ebensoviel Wohlwollen, als Du mir geschenkt hast, Ben. Gott segne Dich!' — Von da an sprach sie kein Wort mehr, sondern lag eine Stunde lang ganz still und mit geschlossenen Augen da, und ich merkte es erst, als ihre Hand kalt ward, daß sie todt war.

„'Kommt, Ben; Ihr müßt jetzt nicht hier bleiben!' sagte die Frau Pfarrer zu mir; 'es wird Euch nicht gut thun. Kommt, Ben!' Sie nahm mich an der Hand und ich ergriff die ihrige und sie führte mich herunter in dieses Zimmer und schob mich in den Lehnstuhl, worin Sie noch sitzen. Dann rief sie die Magd und hieß sie fortgehen und irgend jemand herbeiholen. Ich konnte ihre Hand nicht loslassen, denn mir war, als ob sie mich allein am Leben hielte, und sie überließ sie mir. Ich wähnte, Esther seye nicht todt, so lang ich diese Hand halte. Ich weiß nicht, wie lange sie dieß litt. Esther starb um acht Uhr, und man erzählte mir hernach, der Pfarrer seye dagewesen und habe gesehen, wie ich die Hand seiner Frau in der meinigen gehalten, und habe sie dagelassen, bis ich einschlief — etwa um zwei Uhr Nachts, so daß sie sechs lange Stunden bei mir sitzen geblieben war. Es war die freundlichste, wohlwollendste Handlung, die ich noch je von einer Frau erlebt hatte. Manche mögen das für thöricht halten, aber mich dünkt, es rettete mir den Verstand, denn mir war, als sollt' ich verrückt werden, als ich Esther's Hand kalt werden fühlte.

„Ich begleitete Esther zum Grabe und wir ließen ihr einen Denkstein setzen, der noch auf dem Kirchhofe zu sehen ist, und ließen darauf einmeißeln: „Zum Andenken an Esther, die präsumtive Gattin von John Sands und eheleibliche Frau von Benjamin Stevens."

„'Es wäre für sie zwar einerlei gewesen, ob ich dieß hätte daraufsetzen lassen oder nicht: aber wissen Sie, ich halte immer mein Wort; es ist mir nicht wohl zu Muthe, wenn ich es jemanden nicht halte, außer verrückten Leuten, wann ich ihnen etwas zugesagt habe, um sie zu beschwichtigen — was übrigens nicht einmal recht ist, wie ich wohl weiß . . . . ."

— „Und Esther's Sohn?" fragte ich Ben.

„Ist jetzt Kapitän der 'Clara', die so eben in See ist auf der Fahrt nach Melbourne. Er war fort, als sie starb. Er hatte nicht zur See gehen wollen; aber als ich ihm sagte, die Geschichte seiner Mutter werde doch ab und zu in der Leute Mäulern wieder auftauchen und ihm manche Unannehmlichkeit und Schwierigkeit bereiten, wenn er am Lande bliebe, so ging er zur See, ist nun schon seit drei Jahren Kapitän und ein ganz tüchtiger Seemann."

— „Ich sehe, Ihr tragt Eures Weibes Trauring nicht mehr, Ben?" sagte ich.

„Nein, er ist so klein, ich konnt' ihn über keinen meiner Finger mehr hereinbringen; aber ich trag' ihn an einem andern Orte, wo er darum doch nicht kälter wird, als damals, wo sie ihn am Finger hatte!"

— „Ben, Eure Geschichte ist eine ganz merkwürdige."

„Mag seyn, daß sie das ist; aber es liegt in manchem Menschenherzen wohl noch eine seltsamere versteckt; und wenn man manches Seemanns Logbuch überläse, würden die Leute zuweilen ordentlich die Augen aufreißen."

— „Gewiß; — aber Ihr, mein wackerer Alter, erlaubt mir vielleicht einmal, ein Bißchen in den Tagebüchern zu blättern, die Ihr Eure Land-Logs nennt?"

„O ja, mit Vergnügen. Man hat umsonst gelebt, wenn man nicht ein klein wenig Gutes gethan hat; und wer weiß, ob es nicht irgend jemand zufriedener mit sich und der Welt macht, wenn er erfährt, was Ben Stevens auf seiner sechzigjährigen Lebensreise gesehen hat!" — —

Ich ging über den Kirchhof nach Hause, betrachtete mir Esther's Grabstein und empfand einen aufrichtigen Respekt für den alten Seemann, der mit seines Weibes Trauring auf seinem Herzen herum läuft, — in hohem Grade auch darum, weil er mit seinen schwieligen Händen für sie so hart gearbeitet hatte, daß er den Ring an keinen seiner Finger mehr stecken konnte. Ich hatte mich nachgerade überzeugt, daß eine harte Hand und ein weiches Herz füglich neben einander bestehen können, und ich war innerlich hoch befriedigt, daß sie in meinem alten, biedern, geraden Freunde Ben Stevens so vereinigt sind. —

Eine Entführungsgeschichte.

Von einem deutschen Landsknechte.

Ich stand ungefähr ein halbes Jahr bei dem Regiment in Irland, als einem unserer Offiziere eine lustige Geschichte passirte, welche rasch unter der Mannschaft eben so bekannt ward wie am Offizierstische und in der Nachbarschaft. Bei der zweiten Compagnie stand ein Lieutenant — wir wollen ihn Sidney W. Jameson nennen, — der ein Ausbund von einem tollen Jungen und ein Musterexemplar der meisten damaligen Offiziere war. Er war natürlich ein jüngerer Sohn aus einem vornehmen Hause, ein unerschrockener Trinker, ein couragirter Reiter, leidenschaftlicher Fuchsjäger, guter Tänzer, toller Spieler und kapitaler Schuldenmacher, hochmüthig wie ein Kirchthurm, hohl wie eine Tonne und ein Prahlhans vom reinsten Wasser, aber geborner Pechvogel, der bei jeder dummen Geschichte das Bad für Andere austragen mußte. Aber ein kräftiger, derber, schmucker Junge war Jameson, und keinem vom ganzen Offizierskorps stand die Uniform so gut, keiner drückte die häßliche Mütze oder den noch häßlichern Feuereimer, genannt Tschako, so unternehmend auf's Ohr wie er; keiner machte so viel Glück bei dem schönen Geschlecht — schlanke blasse Fräulein, stattliche Frauen und ausgetrauerte Wittwen waren wie der Teufel hinter ihm her, und wenn er seither noch keine davon gefreit hatte, so war's wohl nur weil er mit allzu vielen zugleich anbandelte — qui trop embrasse, mal étreint.

Einsmals drückten ihn verschiedene Verbindlichkeiten, und der Major gab ihm den freundschaftlichen Rath für einige Wochen zu verschwinden, denn Wechselschulden sind ernste Dinge. Jameson machte sich den freundlichen Wink zu Nutze, nahm für sich und seinen Burschen Urlaub auf vierzehn Tage, „in dringenden Privatangelegenheiten", und verschwand. Einige seiner Kameraden gaben ihm ein Stück weit das Geleit. Wir lagen damals in Limerick, und unser Lieutenant ging mit seinem Burschen nach Bruff, in dessen Nähe ein Sir Phelim O'Doud wohnte, ein alter Fuchsjäger, dessen Bekanntschaft der Lieutenant zu Pferde gemacht hatte. Dieser Sir Phelim hatte eine schmucke Tochter, welche Jameson auf einem Wettrennensballe in Limerick kennen gelernt und in die er sich nach seiner Weise verliebt hatte, wovon der Alte aber keine Ahnung haben mochte, weil er sonst nicht den Fuchs in den Kaninchenbau eingesperrt, vulgo den gefährlichen Lieutenant Jameson, den Herzenseroberer, für einige Tage zu sich auf sein Gut eingeladen hätte, was damals demselben sehr gelegen kam.

Hinsichtlich der Einsamkeit und Zurückgezogenheit ließ Castle O'Doud nichts zu wünschen übrig. Es war ein großes, modernes, viereckiges Gebäude mit einer Gypsverkleidung, welche römische Architekturornamente nachahmte, mit halb eingesunkenen und schiefen Säulenhallen und einem schlecht unterhaltenen Park. Bei seiner Ankunft auf dem Schlosse sah der Lieutenant, daß Sir Phelim — nach den alten Livreen der Dienerschaft und der schlechten Unterhaltung des Herrenhauses zu urtheilen — nicht so reich seyn mochte, als er galt; indessen tröstete er sich mit dem Bewußtseyn, daß Miß O'Doud, die pikante kleine Ellinor, ein eigenes bedeutendes Vermögen habe, und mit dem herzlichen Willkomm, welchen er von Seiten des Sir Phelim fand. Dieser stellte den Gast sodann seiner hübschen Tochter (von der er nicht ahnte, daß sie den Lieutenant kenne) und seiner ledigen Schwester vor, einer höchst aufgedonnerten und buntgekleideten jugendlichen Schönheit von etwa fünfundvierzig Jahren, und führte ihn dann sogleich zu einem substantiellen Gabelfrühstück.

Miß Ellinor sah liebreizender aus als jemals; die Zurückhaltung, die sie in Gegenwart von Vater und Tante gegen den Gast annahm, um niemand die bereits bestehende Bekanntschaft ahnen zu lassen, hatte für den Lieutenant etwas doppelt Pikantes, denn die Röthe der Verlegenheit, welche diese kleine Komödie auf Ellinor's Wangen zauberte, kleidete sie unbeschreiblich gut. Gleichwohl aber hätte er alle seine Schulden, d. h. den Betrag derselben, falls er ihn besessen hätte, — darum hingegeben, wenn er Miß O'Doud auch nur auf fünf Minuten allein hätte sprechen können.

Der Tag verging dem Lieutenant nur allzu rasch und glücklich. Er schlenderte mit den Damen durch den Park und Wald, er sang dann mit Miß O'Doud ein Duett, erzählte ihr die neuesten Neuigkeiten von Limerick und Umgebung, scherzte und lachte, und war in seiner glücklichsten Laune. Dann kam eine sehr reichliche Mahlzeit und nach dieser ein Tête-à-Tête mit dem alten Hausherrn und verschiedenen Flaschen guten Sekts, bis die Lichter tief herabgebrannt und die Köpfe sehr warm waren und der Tafeldecker endlich meldete, es seye Mitternacht vorüber und die Lichter stünden draußen im Vorsaal, um den Herren auf ihre Zimmer zu leuchten. Der Lieutenant spürte, daß er „halb über See" war, aber der alte Herr war noch frisch und fest, und hoffte, am andern Abend seinen Gast bei einer zweiten Sitzung stärker zu sehen. Jameson schlief aber trotzdem wie ein Gott und träumte nur von Ellinor und seinem künftigen Aufenthalt auf Castle O'Doud, nachdem er sich aus der Armee ausverkauft und Gatte der hübschen Erbin geworden seyn würde.

Der andere Tag verging wie der erste, nur mit dem Unterschied, daß er einmal Ellinor's reizenden kleinen Fuß flüchtig zu sehen und ein andermal auf einen Augenblick Gelegenheit bekam, sie auf die Spitzen ihrer kleinen rosigen Finger zu küssen, um sie darüber zu beruhigen, daß er pro forma ihrer Tante, die ebenfalls Miß O'Doud hieß, ein Bißchen den Hof machte. Zu Tische waren einige Herren aus der Nachbarschaft anwesend, und nachdem die Damen von der Tafel aufgestanden waren, brachte man delikate Havannah-Cigarren und einen feurigen Burgunderwein, und rauchte, schwatzte, zechte bis abermals um Mitternacht. Dießmal hatte der Lieutenant etwas krumm geladen, und als er die Treppe hinaufgekommen war, und sich Mühe gab, seine Zimmerthüre zu finden (denn thörichterweise hatte er aus falscher Scham die Begleitung des Lakaien abgelehnt) und mehrfache Drehungen um seine eigene Achse erlitten hatte, so daß es ihm noch schwieriger wurde, sich zu orientiren, — in diesem kritischen Augenblick lief ein hübsches, dunkeläugiges, schwarzhaariges irisches Stubenmädchen ihm über den Weg und wünschte ihm auf Irisch mit einem Knix gute Nacht.

„Halt, meine hübsche Kleine!" sagte Jameson, durch ihren Anblick etwas nüchterner gemacht; „komm her, mein Schätzchen und sag mir, welches meine Thüre ist!"

— „Ihre Thüre, Euer Gnaden? Meiner Treu, Sie stehen ja davor!"

„Ach beim Wetter! Du hast Recht! — Du bist wohl Miß O'Doud's Kammermädchen, mein Schatz?"

— „Aufzuwarten, Euer Gnaden," versetzte das Mädchen und nahm es gar nicht übel, daß der Lieutenant den Arm um ihre dralle Hüfte legte. Der Anblick des Mädchens mochte den Weindunst in Jameson's Gehirn einigermaßen zerstreut und ihn auf einen neuen Ideengang gebracht haben. — „Komm, mein Zickchen," fuhr er mit einem irischen Schmeichelworte fort; „willst Du mir einen Gefallen thun? würdest Du Miß Ellinor ein Brieschen von mir übergeben?"

„Na warum denn nicht, Gnaden?"

— „Ah, Du bist ein Kapital-Mädel! Also Du willst, Schätzchen? Nun sieh her, ich verstehe nicht viel Irisch, aber ich sage Dir in gutem Englisch, es soll Dein Schade nicht seyn! Sieh diesen Sovereign hier, — willst Du ihn verdienen?"

„Will eine Ente schwimmen?" fragte die irische Zofe mehr sententiös als höflich.

— „So warte hier einen Augenblick — ich will meine Sache anständig machen," sagte der Lieutenant. „Warte hier ein Weilchen, ich bringe Dir sogleich den Brief!" Damit ging er in sein Zimmer, nahm ein Blatt Rosapapier aus seiner Briefmappe und schrieb mit Bleistift darauf:

„Theuerste Ellinor!

„Ich erwarte Sie morgen Abend in der Nähe des vordern Parkthors; ich werde eine Postchaise parat halten. Fliehen Sie mit mir und geben Sie der Liebe eines Mannes, der die ehrenhaftesten Absichten von der Welt hat, durch Ihre Gegenliebe die Weihe. Wohl ist unsere Bekanntschaft noch eine sehr junge, aber Sie haben mich so bezaubert, daß ich den gewöhnlichen herkömmlichen Regeln Trotz biete, denn der heiße Schlag meines Herzens hat längst die kalten Gebote des Kopfes überwältigt.

Ewig der Ihrige

Ihr treuer Verehrer

S. W. J."

Als der Brief, der ihm einiges Kopfzerbrechen gemacht, fertig war, siegelte ihn Jameson mit einem allegorischen Liebespetschaft und übergab ihn sammt dem Goldstück der Zofe mit dem Versprechen, daß ihr ein zweiter Sovereign zu Theil werden sollte, wenn sie ihm binnen einer halben Stunde eine Antwort bringe.

Natürlich erwartete er diese in großer Spannung und mit pochendem Herzen, — ganz in jener Gemüthsverfassung oder Gemüthsanarchie, die schon so unendlich oft von den Dichtern beschrieben worden ist, und die ich daher nicht wieder schildern will. Kurzum nach etwa einer Stunde kehrte die irische Zofe zurück und brachte eine Antwort, für welche sie einen Sovereign und einen Kuß eintauschte und dann lachend davonlief. Diese Antwort bestand in einem nach Patschouli duftenden, dichtversiegelten Billet, das Jameson mit bebender Hast erbrach. Es lautete:

„Mein theurer Lieutenant!

„Ich bin mir wohl bewußt, daß ich höchst unklug handle. Allein Liebe ist eine Leidenschaft, welche Einen um den Verstand bringt und uns weit über die Grenzen der Klugheit hinaus mit sich fortreißt. Sehen Sie, Sidney, ich erröthe während ich diese Worte schreibe und nach solch kurzer Bekanntschaft in Ihren Vorschlag willige. Allein ich kenne Sie als einen Mann von Ehre, und ich bin Ihnen von Herzen gut. Ich werde mich am Parkthore einfinden.

„Nur allzu sehr ganz die Ihrige

Ellinor O'Doud.

„N.S. Verbrennen Sie diese Zeilen sogleich, ich beschwöre Sie darum!" —

Mit welchem Entzücken der Lieutenant dieses kleine Blatt küßte! Er verschlang es beinahe vor Freude. Und doch mengte sich wieder ein selbstsüchtiger widerlicher Gedanke in seine Freude, denn er fragte sich: Ist dieses Betragen nicht zu vorschnell? Hätte sich erwarten lassen, daß sie so auf den ersten Anfall unterliegen würde? — Nein, er verbannte diesen häßlichen Zweifel aus seiner Seele und beschwichtigte jeden Skrupel mit dem Gedanken: dieß hat nur die Liebe gethan, die allmächtige, unwiderstehliche Liebe! Und mit diesem Gedanken schlief er ein und träumte von der reizenden Ellinor.

Den folgenden Tag wandelte der Lieutenant umher wie ein Betrunkener, und konnte den Abend nicht erwarten. Die schöne Ellinor sah er nur auf einen Augenblick am Fenster, wo sie seinen Gruß erröthend erwiderte. Sie schützte eine Erkältung vor, offenbar um ihre Aufregung zu verbergen, und der Lieutenant wußte ihr im Stillen Dank dafür. Auch mußte sie vermuthlich ihre Siebensachen zusammenpacken und Briefe schreiben, — lauter Dinge, welche sich am besten in der Stille und Einsamkeit abmachen lassen. Einstweilen belästigte es Jameson ungemein, zu beobachten, wie ein alter Kapitän auf Halbsold, Namens O'Haggarthy, sich vergebens abmühte, das Herz der Schwester des Baronets, der alten Miß O'Doud, zu erobern. Die alte Dame wies den Kapitän mit Verachtung zurück, denn sie sah in ihm offenbar nur einen Vermögensjäger, dem es nur um ihr Geld zu thun war, und behandelte ihn auch als solchen. Sie appellirte sogar an den Lieutenant, ihr zu helfen und warf ihm bedeutsame Blicke zu; allein dieser war allzu sehr von seinen eigenen Gefühlen und Glücksgedanken erfüllt, um groß darauf zu achten, und hatte anderseits auch keine Lust, sich mit dem besten Schützen in Tipperary zu verfeinden, denn er lebte noch zu gerne, und er enthielt sich daher, zur großen Unzufriedenheit der alten Jungfer, jeglicher Einmischung.

Nach Tische bot ihm Sir Phelim, der den ganzen Tag hindurch ungemein fidel und herzlich gewesen war, die Hand über die Tafel herüber und drückte sie lebhaft. „Du Teufelsjunge!" sagte er dann mit einem bedeutsamen Blick und Wink; „Ihr gefallt mir, Sidney! ich trinke ein Glas auf Euren guten Erfolg. Mögt Ihr im Krieg wie in der Liebe gleich glücklich seyn. Mich dünkt, Ihr nehmt die Damenherzen im Sturm wie Festungen, nicht wahr, Herzensjunge?" Dann brach er in ein schallendes Gelächter aus, und machte seinen Gästen den Vorschlag, den Damen in den Salon zu folgen.

Der neckende, halbironische Ton des Baronets verursachte dem Lieutenant einige Verlegenheit und Kopfzerbrechen. Er schien etwas gemerkt zu haben, irgend einer Entdeckung auf der Spur zu seyn; allein wie weit sich dieselbe erstreckte und worin sie bestand, das war kaum anzugeben. Ellinor konnte ihn unmöglich ihrem Vater verrathen haben. Eher war der schwarz-

äugigen Zofe eine Indiscretion zuzutrauen, aber in diesem Falle würde der Plan zur Entführung seiner Tochter doch kein Gegenstand des Scherzes für den Vater gewesen seyn. Ellinor war auf ihrem Zimmer geblieben, vermuthlich um sich nicht zu verrathen; die alte Miß O'Doud lächelte dem Lieutenant immer verstohlen zu, und niemand war übler Laune, als der irische Hauptmann auf Halbsold, O'Haggarthy.

Mit dem Schlag eilf Uhr ging die Gesellschaft auseinander, und Jameson war froh, endlich aus seiner geistigen Spannung herauszukommen. Er eilte auf sein Zimmer und horchte, ob schon Alles im Hause ruhig sey. Im Verlauf von zehn Minuten war Alles still, und als seine Uhr auf halb zwölf wies, erschien die bestochene Zofe und geleitete ihn hinunter an das hintere Parkthor, wo schon eine Postchaise auf dem Wege wartend hielt. Die Zofe bestand darauf, daß der Lieutenant in den Wagen steige und in demselben seine Schöne erwarte; und als sie ihn darin untergebracht sah, eilte sie wieder in's Schloß, um ihre Herrin zu holen. Dem harrenden Lieutenant pochte das Herz überlaut vor Ungeduld und Spannung, und doch konnte er eine gewisse Anwandelung von Angst nicht verwinden. Endlich ließen sich leichte Schritte vernehmen, und im nächsten Augenblick schloß er Ellinor in seine Arme. Ein dichter Schleier verhüllte ihr Antlitz und ihr jungfräuliches Erglühen, aber ihre Hand bebte in der seinigen, und als er sie an seinen Busen drückte, fühlte er ihr Herz an dem seinigen schlagen.

„Dank, tausend Dank, süße theure Ellinor!" flüsterte er und zog sie an seine Seite.

Mit einem lauten Hurrah, das der Lieutenant vergeblich zu beschwichtigen suchte, fuhren die beiden Postknechte davon, denn der Lieutenant hatte bei dieser Gelegenheit ein Viergespann, und die gebresthafte alte Chaise rasselte und schlotterte, als ob sie aus den Fugen gehen wollte. Ellinor sank in des Lieutenants Arme, und zum ersten Mal drückte er einen Kuß auf ihre wonnigen Lippen, d. h. durch den neidischen Schleier hindurch, den sie nicht abnehmen wollte. Sie seufzte, sie flüsterte zärtliche Worte, von denen er nur seinen Namen verstand, da rüttelte ihn eine Erschütterung wie ein Erdbeben jählings aus seinem Glückseligkeitstraume. Im nächsten Augenblick lag er zappelnd auf der Landstraße. Die Postillons hatten zu scharf um eine Krümmung des Weges gebogen, das Achsenende des Hinterrades war an einem Weichstein hängen geblieben und Rad, Achse, Kreuzbaum, Chaisenkasten, alles ward zertrümmert von dem gewaltigen Stoß. Der eine Postillon war abgeworfen und lag im Graben, während die vier Postklepper mit dem anderen Postillon in sausendem Galopp davonstürmten, nachdem sie eines Theils ihrer Last ledig geworden waren. Nachdem der erste Schreck vorüber war, stand Lieutenant Jameson vom Boden auf und bemerkte, daß er glücklicherweise keinerlei Schaden genommen hatte. Es war stockfinster um ihn her, und er tastete so lange auf dem Boden herum, bis er seine Begleiterin gefunden hatte; allein die angebetete Ellinor war ohnmächtig geworden. Vergebens bemühte er sich, sie wieder zum Bewußtseyn zu bringen. Er löste ihr den Schleier vom Gesicht, allein er konnte in der Finsterniß ihr holdes Gesicht nicht sehen, geschweige denn ermitteln, ob sie schwer oder leicht verwundet war. Rathlos kniete er hier auf der mitternächtlich finstern Landstraße und hielt in namenloser Seelenangst seine Geliebte in den Armen. Glücklicher Weise hörte er bald darauf den Hufschlag eines Pferdes, welches sich der Stelle näherte. Jameson schrie aus Leibeskräften um Hülfe, und zu seiner großen Freude ritt der Kapitän O'Haggarthy heran, der seine Stimme erkannt hatte, gab sich ihm zu erkennen, und sprang dann unverweilt aus dem Sattel, um ihm hülfreiche Hand zu leihen. Sein Schreien war übrigens noch weiterhin gehört worden, und ein Knecht von einem benachbarten Pachthofe kam mit einer Laterne über das Feld herüber auf den Schauplatz des Unglücksfalles zugeschritten. Jameson erläuterte dem Kapitän in wenigen Worten seine Lage, und dieser versprach ihn nach Kräften zu unterstützen. Als der Bauernknecht herbeigekommen war, nahm ihm der Lieutenant die Laterne ab und leuchtete damit seiner Ellinor in's Gesicht. Aber wer beschreibt seinen Schreck, der ihm einen gellenden Ausruf entlockte, während zugleich Kapitän O'Haggarthy in die wildeste Verwünschung ausbrach, denn beide sahen, daß die ohnmächtige Dame, welche in Jameson's Armen lag, nicht die junge Miß Ellinor O'Doud, sondern daß es die alte Miß O'Doud, die Schwester von Sir Phelim war. Statt der jungen frischen Knospe hatte er die alte Hagenbutte entführt. In seinem Aerger, seiner Verlegenheit und Scham ließ er sie geradezu in den Koth der Straße fallen, aus welchem sie sich augenblicklich wieder erhob, denn sie schien auf die wunderbarste Art von der Welt plötzlich wieder zur Besinnung gelangt zu seyn, und machte davon den umfassendsten Gebrauch, indem sie eine Fluth von Verwünschungen und Vorwürfen über die nur allzu offen an den Tag gelegte Abneigung und den Ekel Jameson's hervorsprudelte.

Der Lieutenant war in einer entsetzlichen Verlegenheit. Vor ihm stand die vor Ingrimm und Beschämung weinende gereifte Jungfrau geifernd und schimpfend und fuhr ihm mit den geballten Fäusten vor der Nase herum; hinter ihm stand der stämmige Kapitän O'Haggarthy, der ihn an der Schulter gepackt hatte, und überhäufte ihn mit den beleidigendsten Ausdrücken, von welchen „Verräther! Memme! Verführer! Lügner!" noch die mildesten waren. Und da der Lieutenant keine Erläuterung abgeben konnte, ohne seine Ellinor zu compromittiren, so versäumte er keine Vertheidigung, sondern schleuderte dem Halbsoldoffizier und seinem alten Liebchen nur einige trotzige Worte in's Gesicht und verabredete sich mit seinem Gegner, sie wollten sich bei Tagesanbruch am achten Meilenstein auf der Heerstraße nach Limerick treffen, und dort ihren Zwist mit Pistolen schlichten.

Hiemit schieden beide. Der Hauptmann führte seine ehrwürdige theure Bürde im Triumph davon. Lieutenant Jameson aber, entrüstet, beschämt, zerknirscht und ärgerlich über den Streich, der ihm begegnet war, suchte im Finstern den Weg nach dem Landhause eines andern Bekannten, eines renommirten Fuchsjägers, den er zu dieser Stunde noch wach und mit seiner zehnten Cigarre und seinem vierzehnten oder fünfzehnten Glas Toddy beschäftigt zu finden gewiß war. In der That fand er den Squire auch noch wohl und munter und nicht über Gebühr „angegriffen". Squire Sullivan begrüßte ihn mit einem lauten Freudenruf, rief sogleich nach einer neuen Bowle Punsch und einem weitern Glase, und stellte den Ankömmling dann einem andern Gaste vor, dem Major Warburton, einem Mann von

hübschem Aeußern mit einem heitern, freundlichen Lächeln um den Mund, welcher auf der andern Seite des Tisches saß und anscheinend mit großem Behagen seine Manila-Cigarre rauchte und seinen Punsch trank.

Jameson war hoch erfreut, noch einen andern Mann hier zu finden, den er um die Gefälligkeit bitten konnte, sein Sekundant zu seyn, denn offengestanden, er machte sich halb und halb ein Gewissen daraus, den Squire Sullivan, der verheirathet und Vater von sechs Kindern war, in seinen verdrießlichen Handel zu verwickeln, welcher einer unvermeidlichen Katastrophe entgegen ging. Anderseits aber wußte er auch, daß wenn er nicht vor Tagesanbruch einen Sekundanten finden konnte, O'Haggarthy ihn öffentlich als Memme hinstellen würde. Er hatte daher, als er den Squire Sullivan in seiner Wohnung aufsuchte, beinahe keine andere Wahl, als sich an ihn zu wenden. Dieser Verlegenheit war er nun enthoben, denn vor ihm saß nun eine andere weit geeignetere Person, deren militärischer Charakter eher für die ihm zugedachte Ehre paßte und den er daher wie einen ihm vom Schicksal entgegengesandten Nothhelfer betrachtete.

Eine halbe Stunde saß der Lieutenant ganz stumm, ließ sich seinen Punsch munden und grübelte darüber nach, wie er es anstellen sollte, sein Anliegen dem Major vorzutragen. Es war zwar ein kühnes Ansinnen, aber er hatte keine andere Wahl. Er kannte den Herrn nicht; aber unter Soldaten herrscht allerdings mehr oder minder eine Art freimaurerischer Bruderschaft, eine Gegenseitigkeit, auf welche sich der Einzelne verlassen darf, auch wenn er landfremd ist. So wollte er jetzt nur eine gute Gelegenheit abwarten; auch hier begünstigste den Lieutenant das Glück. Squire Sullivan ward plötzlich abgerufen, weil eines seiner Lieblingspferde erkrankt war. Er verlor also keinen Augenblick, sondern brachte sogleich sein Anliegen vor.

„Major," hub er an, „ich bin Ihnen zwar fremd, und sollte daher eigentlich mein Verfahren entschuldigen, aber die Dringlichkeit des Falls mag meine Bitte entschuldigen: wollen Sie mir die Gefälligkeit erweisen, mein Sekundant zu seyn?"

— „Ich, mein Herr?" erwiderte der Major; „ich begreife Sie in der That nicht, wie Sie sich mit einem derartigen Anliegen an mich ...."

„Verzeihen Sie meine Hast, Major, aber ich muß mich kurz fassen, um Ihnen meinen Fall vorzutragen, ehe Sullivan zurückkommt. Ich bin gefordert und soll mich mit Tagesanbruch auf Pistolen schlagen ...."

— „Und dieß wollen Sie mir sagen?" fiel ihm der Major in's Wort.

„Ei natürlich, Major, denn ich möchte Sie ja dadurch bewegen, mir zu sekundiren!"

— „Ihnen zu sekundiren?" rief der Major und brach in ein schallendes Gelächter aus. „Meiner Treu, das ist ein köstlicher Spaß! Ich verstehe Sie, Lieutenant Jameson!"

Der Lieutenant konnte nicht begreifen, was der Major in seinem Anliegen so Spaßhaftes und Ungewöhnliches sehen konnte. Ihm erschien die ganze Sache durchaus nicht so lustig, und er fragte daher: „Sie wollen also die Güte haben mir beizustehen, Major? Sie haben mich verstanden?"

„Oh vollkommen. Ich muß nun nach Hause, aber Sie dürfen sich darauf verlassen, daß ich mich einfinden werde — also um Tagesanbruch, sagen Sie? — Und nun nennen Sie mir noch den Ort des Rendezvous und den Namen Ihres Gegners, ehe ich aufbreche."

— „Mein Gegner ist Kapitän O'Haggarthy ...."

„Ah so? Kein Wunder, daß Sie ein Bißchen eingeschüchtert sind; er ist der beste Schütze in ganz Ireland," rief der Major.

— „Mit Verlaub, Herr Major, eingeschüchtert bin ich ganz und gar nicht!" sagte Jameson, der durchaus nicht für feig gelten wollte. „Allein die Ursache des Duells hängt mit solch eigenthümlichen Umständen zusammen, daß ...."

„Ich verstehe!" rief Major Warburton und brach auf's neue in ein tolles Lachen aus. „Und wo ist das Rendezvous?"

— „Am achten Meilenstein auf der Landstraße nach Limerick."

Der Major nahm seine Brieftasche heraus und verzeichnete sich die gegebenen Notizen. Dann stand er auf und sagte lachend: „Seyn Sie außer Sorgen, wir werden nicht ermangeln uns einzufinden. Also auf Wiedersehen!" Und ohne dem Lieutenant eine Hand zu reichen, verließ er das Zimmer.

Jameson wunderte sich nicht darüber, daß Warburton sich schriftliche Notizen gemacht hatte, denn er konnte ja ein schwaches Gedächtniß besitzen oder etwas zu tief in's Glas geschaut haben. Auch fand er es zwar begreiflich aber nicht angenehm, daß der Major im Gefühle der übernommenen Verantwortlichkeit jetzt seinen Punsch stehen ließ und heimritt; dagegen fand er es ganz commentwidrig und unangemessen, daß sein Sekundant sich gar nicht näher um Veranlassung und Hergang des Streits interessirte, und über die Einzelnheiten des Duells gar keine Erkundigungen anstellte. Und daß er gar gesagt: „wir werden uns einfinden," das war doch auch wunderlich. Jameson aber suchte sich dieß so zu erklären: der Major ist schon öfter auf der Mensur gewesen und bringt entweder einen Wundarzt mit, oder vielleicht auch einen guten Freund, der sich den Spaß mit ansehen will, wie dieß zuweilen in Irelaud geschieht.

Als Squire Sullivan zurückkehrte, trank und plauderte Jameson noch einige Stündchen mit ihm und er borgte von ihm seine Pistolen, ohne jedoch etwas von dem beabsichtigten Rencontre zu sagen. Er trank jedoch wenig und nahm dankbar ein gastliches Obdach in des Squire's Hause an. Morgens halb fünf Uhr aber schlich er sich wie ein Dieb aus dem Hause und schritt auf der Landstraße nach Limerick dem Ort des Stelldichein entgegen.

Der Morgen graute kaum und es war noch nicht hell. Aber trotzdem sah der Lieutenant beim Näherkommen, daß Kapitän O'Haggarthy in Begleitung eines Freundes ihn bereits mit blutdürstiger Ungeduld erwartete. Er fühlte sich etwas verlegen, als er so ohne Sekundanten zur Stelle kam, und ihm der Freund seines Gegners mit der Frage entgegentrat: „Warum kommen Sie allein und ohne Sekundanten? Ich glaubte Sie verstünden sich besser auf die Regeln des Duells."

„Dieß ist auch der Fall — mein Sekundant wird sogleich hier seyn," erwiderte Jameson und erwiderte mit einem stolzen Blick den Vorwurf des rothbärtigen Eisenfressers.

— „Darf ich fragen, wer Ihnen sekundirt, Lieutenant Jameson?“

„Major Warburton,“ erwiderte dieser.

— „Wie? ist dieß Ihr Ernst? Sie wollten so niederträchtig ....“

„Mein Herr!“ rief Jameson und hob die Hand zum Schlage.

— „Feigling! Memme! Bube!“ brüllte der Kapitän.

In diesem Augenblick sprengte Warburton im Galopp heran, und ihm folgten auf dem Fuße vier Mann von der berittenen Polizei. Der Sekundant mit dem rothen Backenbart gab augenblicklich Fersengeld.

„Meine Herren! Sie sind beide verhaftet — im Namen des Gesetzes!“ rief der Major. „Sergeant Hennessey, nehmen Sie ihnen ihre Waffen ab. — Sie müssen mich begleiten, meine Herren!“

— „Infamer Verräther! feiger Denunciant!“ brüllte O'Haggarthy ganz wüthend, spuckte vor seinem Gegner aus und drohte ihm mit der Faust. „Pfui!“

„Vorwärts, meine Herren! Begleiten Sie mich unverweilt zu Sir Phelim O'Dond, welcher, als der nächste Friedensrichter in der Umgebung, auf meine Denunciation hin Sie in Pflicht nehmen wird, daß Sie Frieden halten!“ sagte der Major.

Den Rest der Geschichte brauche ich eigentlich kaum zu erzählen. Der arme Pechvogel Jameson mochte in der That nicht gewußt haben, daß Major Warburton der Chef der Distriktspolizei war. Der Schein aber war einmal gegen ihn und die Thatsache, daß Jameson sich an ihn gewandt hatte, ward ihm nun von männiglich als ein unmännlicher Versuch, diesem Duell auszuweichen, ausgelegt. Sir Phelim O'Doud war der erste, der ihm dieß in's Gesicht sagte und ihm den Rücken wandte, als er den Hergang und Anlaß wahrheitsgetreu erzählte. Seine Tochter Ellinor konnte mit bestem Gewissen erklären, daß sie ganz unschuldig sey; aber sie verhehlte nicht, daß sie um Jameson's Brief an ihre Tante und den Plan zu deren Entführung wisse, und schon darum den Gast verachtet und gemieden habe. Der Lieutenant und der Hauptmann mußten sich schriftlich verpflichten, den Landfrieden nicht zu brechen, und sollten Bürgschaft für ihr Wohlverhalten stellen. Jameson konnte dieß nicht, weil sich keiner seiner Bekannten mehr um ihn annehmen wollte; er ward also in Haft behalten, bis seine Verwandten ihn losgebürgt hatten. Als er wieder frei kam, erfuhr er, daß die alte Miß O'Doud mit dem Kapitän O'Haggarthy auf und davon gegangen und seine Frau geworden sey; daß O'Haggarthy ihn öffentlich für einen Feigling erklärt und daß selbst die junge Miß Ellinor O'Doud ihn eine verächtliche Memme genannt habe. Er ward von seinen Regiments-Kameraden in Verruf gethan und mußte quittiren; er verkaufte also seine Lieutenantsstelle, und ging nach Canada, wo er sich als Ansiedler niederließ. Lange nachdem sein Unfall beinahe vergessen war, der anfangs nur allgemeine Heiterkeit erregt hatte, las man in den Zeitungen, der frühere Lieutenant Sidney W. Jameson habe seinen besten Freund im Duell erschossen, weil ihn derselbe einmal in einer übermüthigen Weinlaune thörichterweise mit der Entführung einer alten Jungfer und dem Polizei-Inspektor als Sekundanten geneckt hatte. Die Unteroffiziere und Soldaten aber hatten noch lange Mitleid mit dem armen Pechvogel Jameson.

Eine Leopardenjagd.

Der süd-afrikanische Leopard (von den Kolonisten am Kap gewöhnlich Tiger genannt) ist über den ganzen südlichen Theil des Erdtheiles verbreitet, und die Jagd auf ihn ein prächtiges interessantes Vergnügen, welches durch die damit verbundene Gefahr einen eigenthümlichen Reiz ausübt und dem Jäger Gelegenheit gibt, sein sicheres Auge zu beweisen. Ohne Ursache greift der Leopard selten den Menschen an, wird jedoch, verwundet, sehr gefährlich; seine Raubzüge sind meistentheils gegen die zahlreichen Schaf- und Rinderheerden gerichtet, denen er in einer Nacht vielen Schaden zufügen kann, weßhalb bei seinem Erscheinen in der Nähe von den Kolonisten diese ihm eifrig nachsetzen. Er erreicht eine Höhe von drei bis viertehalb Fuß, und ist ein schnelles, geschmeidiges Thier, dem wegen seines scharfen Gesichts und Gehörs schwer beizukommen ist.

Eines Tages erfuhr ich, daß sich ein paar Leoparden nicht weit von Roundhouse, einem etwa drei englische Meilen von der Capstadt liegenden Vergnügungsorte, hatten sehen lassen, und da ich gern eine Jagd auf sie mitmachen wollte, schloß ich mich zweien meiner Bekannten an, welche beabsichtigten, einen Versuch auf die Räuber zu machen. Mit guten Doppelflinten, Lebensmitteln auf mehrere Tage, unsern wollenen Decken und anderen nöthigen Sachen wohl versehen, verließen wir in Begleitung eines Hottentotten, welcher ein kleines, lebendiges Schaf als Köder trug, gegen zwei Uhr Morgens die Stadt, und befanden uns bald auf dem sogenannten Kloof-road, dem durch die Schlucht zwischen dem Tafelberge und dem Löwenkopfe mit unendlicher Mühe erbauten Wege. Da es noch dunkel war, konnten wir die prächtigen Aussichten, welche diese Felsenstraße darbietet, nicht genießen; die Stadt und die Tafelbay lagen noch in Dunkel gehüllt tief unter uns, als wir die höchste Stelle der Straße erreichten, wo auf der einen Seite der mächtige Tafelberg seine schroffe Seite dem Felsenkegel des Löwenkopfes entgegenstellt, nur von einander durch den Kloof oder die Schlucht getrennt, an deren östlichem Abhange die Straße aus dem Felsen gesprengt und gehauen ist. Einige kleinere, vom Löwenkopfe ablaufende und mit Brücken überspannte Schluchten, in deren Tiefe hinabzublicken vielen dem Schwindel Unterworfenen unmöglich ist, überschritten wir in der Dunkelheit und kamen gegen vier Uhr Morgens auf Roundhouse an.

Hier erfuhren wir, daß sich die Leoparden wahrscheinlich über den nächsten Kloof oder Schlucht nach Hout-Bay zurückgezogen hätten, nachdem sie noch in der vorhergehenden Nacht einige Schafe erwürgt und zerrissen hatten. Es war zu spät, noch vor Sonnenaufgang nach ihrem Aufenthaltsorte zu gelangen, und wir beschlossen deßhalb den Tag auf Roundhouse zuzubringen und gegen Abend den Bergrücken zu erklettern und uns eine gute Stellung für die Nacht auszusuchen. Der uns begleitende Hottentotte entschied unsere Bestimmung vollends dadurch, daß er uns kund gab, er kenne jenseits des Kloofs einige verfallene Fischerhütten, denen seit Jahren kein menschlicher Fuß nahe gekommen war, und welche uns, im Falle es anfinge zu regnen, einiges Obdach gewähren würden. Wir forderten für uns daher ein gutes Frühstück und saßen gerade gemüthlich bei demselben, als ein eigener Zufall unsere Mahlzeit störte.

Ein junger Mann nämlich, welcher erst seit Kurzem im Caplande und als Diener beim Wirthe des Roundhouses eingetreten war, trat plötzlich in das Zimmer und hielt eine mächtige Brillenschlange in der Hand.

„Sehen Sie, was ich mitten auf dem Wege vor dem Hause gefunden habe," sagte er unbefangen, denn er kannte die gefährlichen Eigenschaften seiner Gefangenen nicht.

Beim ersten Blicke erkannten wir das giftige Reptil und sprangen erschrocken vom Tische auf. „Um Gotteswillen, halten Sie das Thier fest, wo Sie es gefaßt haben," riefen wir ihm einstimmig zu, denn glücklicherweise hatte er dasselbe am Halse dicht unter dem Kopfe ergriffen und die Schlange hatte sich um seinen Arm gewickelt, nachdem sie aus der Erstarrung, in welche sie durch den kalten Nachtthau versetzt worden, und in welcher sie der junge Mann gefunden hatte, erwacht war.

Mit dem Leben kehrten auch die schlimmen Eigenschaften dieses gefährlichen Thieres zurück; sein Kopf blähte sich in Gestalt eines hohen Hutes auf, und drohend bewegte es seine Giftfänge auf und nieder.

Die Gegenwart eines solchen Gastes im Zimmer ließ uns nicht lange Zeit zum Nachdenken, denn wir Alle kannten die tödlichen Eigenschaften des Reptils; wir baten ihn, nur so fest wie möglich zu halten und die Schlange so viel wie möglich zu erwürgen; der arme Mensch wurde leichenblaß, sobald er die Natur seiner Gefangenen erfuhr, und schloß seine Hand krampfhaft um den Hals der Schlange, so daß sie ihm kein Leid zufügen konnte. Ich sprang schnell zu seinem Beistande, indem ich seine Hand noch mit der meinigen umschloß und seinen von dem Reptil umwickelten Arm unterstützte, um das Loskommen des Thieres zu verhindern; unterdessen eilten meine Freunde, ein kleines Faß herbei zu bringen, in welches wir die Schlange lebendig, wo möglich, einstecken wollten.

Nach Verlauf einiger Minuten kamen sie damit an, und nun begann der gefährlichste Theil des Abenteuers, nämlich das Abwickeln der Schlange von unseren Armen, und das Einführen derselben durch das Spundloch in das Faß. Nur langsam und mit größter Mühe konnten wir die Ringe der Schlange abwinden und in das Spundloch einschieben, denn das Thier, wie natürlich, sträubte sich wüthend und seine schlüpfrige Haut glitt uns durch die Finger; oft hatten wir es bis zur Hälfte im Fasse, als es plötzlich mit Blitzesschnelle sich wand und unsere Arme umschnürte, und da die Schlange über fünf Fuß lang war, hatten wir viele Mühe mit ihr. Endlich gelang es uns, sie bis an den Hals, welchen wir noch stets krampfhaft in unseren Händen umschlossen hielten, in das Spundloch einzuzwängen, und nun galt es den voll Wuth und Gift aufgeblasenen Kopf auch hineinzubringen; denn in diesem Zustande ist der Kopf bedeutend dicker als der Körper. Einer von uns entledigte sich seines wollenen Jagdkittels und legte ihn wie ein dickes Polster zusammen, und wir gaben ihm einen solchen Druck, daß es beinahe erstickte; während das Thier noch betäubt war, zogen wir die Hände zurück, der Beistehende drückte ihm das wollene Kissen auf den Kopf, und zwängte ihn so durch das Spundloch in das Faß, worauf wir bald dasselbe verschlossen und einige kleine Luftlöcher hineinbohrten, um das Ersticken der Schlange zu verhüten; unser Wild konnte dann so leicht keinen Schaden mehr thun, aber der arme Schlangenfänger ward einige Tage lang seine Angst nicht mehr los.

Gegen Sonnenuntergang machten wir uns, von unserem Hottentotten geführt, auf den Weg, und erkletterten den mit Felsstücken und Gerölle bedeckten Abhang des Kloofs. Nach einem mühseligen, einstündigen Wege gelangten wir nach Sonnenuntergang bei den verfallenen Hütten an, denen wir uns, dicht dem Strand des Meeres folgend, näherten, so daß unsere Spur durch die steigenden Fluthen verwaschen wurde. Die Lage der Hütten ließ nichts zu wünschen übrig, wenige Schritte vom Seestrand entfernt lagen sie am steilen Fuß des Kloofs, von herabgerollten Felsblöcken und Gestrüpp umgeben, welche das kleine Thal dicht bedeckten.

Die Hütten waren aus rohen Planken zusammengesetzt, und seit langer Zeit hatte sie kein menschlicher Fuß betreten. Hier beschlossen wir unser Lager aufzuschlagen und auf Tigerspuren zu warten; denn wir vermutheten sie mit Recht ganz in unserer Nähe und den Platz für ihren nächtlichen Sammelplatz geeignet. Unser Hottentotte bestärkte uns in unserem Glauben und trug das mitgebrachte Schaf mit gebundenen Füßen etwa dreißig Schritte von der Hütte, in welcher wir unser Nachtquartier aufgeschlagen hatten, und legte es so, daß es gut sichtbar für uns war, sobald der Mond, welcher um Mitternacht zum Vorschein kommen sollte, aufginge. Das arme Thier fing bald an, seine Rolle zu spielen und schrie und blöckte laut, als es sich so gebunden verlassen sah. Vorsichtig luden wir unsere Gewehre, das eine Rohr mit einer Spitzkugel, das andere mit Rehposten, und so vorbereitet breiteten wir unsere wollenen Decken aus und legten uns auf den Boden der Hütte nieder, denn es war noch früh am Abend. Feuer durften wir natürlicher Weise nicht anzünden, und wir verkrochen uns, nachdem einer die Wache übernommen hatte, deßhalb unter unsere Decken, um uns gegen die ziemlich frische Nachtluft zu schützen. Unser Hottentotte kauerte sich in eine Ecke, und sein Schnarchen verkündete bald seinen tiefen Schlaf. Es mochte ungefähr neun Uhr seyn; ich lag noch wach, und die Nacht war sehr kalt und dunkel; kaum konnte ich in der Finsterniß die Gestalt des wachthaltenden Freundes, der regungslos in der Oeffnung, in der früher eine Thüre gewesen war, saß, unterscheiden; doch trotz aller ängstlichen Spannung gewann der Schlaf in Kurzem die Oberhand, und unfühlbar versank ich in tiefen Schlummer.

Wie lange ich schlief, weiß ich mich nicht zu erinnern, doch plötzlich weckte mich ein leises Geräusch auf; ich fuhr empor und blickte um mich, der Mond schien hell über den riesigen Tafelberg herab, und die Nacht war klar, wie man sie nur in diesen südlichen Zonen sehen kann; mit scharfen Umrissen sah ich meinen Freund gegen den erleuchteten Himmel abgezeichnet noch unbeweglich, jedoch im tiefen Schlafe versenkt, in der Thür sitzen, und das Schnarchen des andern ließ auf einen ähnlichen Zustand rathen. Doch als sich mein Blick nach außen wandte, haftete er auf einer Scene, die schnell mir das Blut durch den Körper trieb und die letzten Spuren von Schläfrigkeit verscheuchte. Auf einem flachen Felsblock dicht bei unserer Lockspeise lag im klaren Mondschein ein prächtiger großer Leopard und beäugelte bald das Schaf, bald die Hütte, in der wir verborgen waren, mit mißtrauischen Blicken; er war höchstens zwanzig Schritte

von mir und ich konnte das Leuchten seiner Augen deutlich unterscheiden; er war noch allein und schien auf seinen Gefährten zu warten, um den Angriff auf das Schaf zu beginnen. Nie war ich in der Wildniß dem Thiere so nahe gewesen, und mir pochte das Herz vor Freude, endlich einmal solche Gelegenheit zu haben. Das Thier lag mit der breiten Seite gegen mich gewendet, und hielt seinen Kopf, die Hütte betrachtend, frei vom Felsblock; wegen seiner großen Nähe konnte ich mich jedoch nur mit der größten Vorsicht bewegen, denn das geringste Geräusch hätte seine Lage geändert und die Gelegenheit wäre mir vielleicht entschlüpft. Endlich gelang es mir, geräuschlos mein Gewehr zu erreichen und in Anschlag zu bringen, ohne seine Aufmerksamkeit erregt zu haben; mit Sorgfalt zielte ich ihm zwischen die funkelnden Augen, wobei ich genöthigt war, meinem in der Thür sitzenden schlafenden Freunde dicht beim Kopfe vorbei zu visiren, und drückte ab. Das plötzliche Krachen des Schusses in der kleinen Hütte brachte im Nu alle Anderen auf die Beine, die ihrer Sinne kaum Meister werden konnten; die Hütte war mit Pulverdampf angefüllt und wir waren noch nicht im Stand, die Wirkung des Schusses zu sehen

„Still, die Leoparden!" flüsterte ich den noch Betäubten zu; „wenigstens einer von ihnen ist erlegt."

Alle verstanden augenblicklich die Ursache und waren vollkommen munter; jeder schlug sein Gewehr an und wir warteten regungslos, bis der Dampf sich verzogen hatte. Nach einigen Augenblicken ward die Aussicht klar, und da lag das Thier noch in derselben Stellung ausgestreckt auf dem Felsen; nur sein Kopf war auf seine Vordertatzen gesunken und zu seinen Füßen erblickten wir seinen Gefährten, von derselben Größe wie der liegende, wild mit dem Schweife umherschlagend und die Hütte mit feurigen Augen betrachtend; unter seinen Füßen hatte er das arme, sich vergebens sträubende Schaf; ein doppelter Blitz, ein Krach, und von zwei Kugeln in die Stirn getroffen, stürzte das prächtige Thier zusammen mit einem Sprung nach der Hütte zu, und war todt. Da der andere Leopard sich nicht mehr rührte, verließen wir vorsichtig die Hütte, nachdem wir unsere Gewehre von Neuem geladen hatten, und näherten uns dem Felsblock; der erste Leopard war todt, meine Kugel war ihm durch das linke Auge in das Gehirn gedrungen und hatte sein Leben augenblicklich geendet. Wir durften mit unserer Beute zufrieden seyn, und da wir keine Leoparden mehr erwarten konnten, so legten wir uns in unsere Decken gehüllt bis Tagesanbruch nieder. Der arme auf seiner Wache eingeschlafene Jäger verwünschte sein Mißgeschick, und versicherte, das Pfeifen meiner ihm dicht am Kopf vorbeifliegenden Kugel habe ihn noch vor dem Knall der Flinte geweckt. Am nächsten Morgen kehrten wir mit den beiden Leopardenfellen beladen nach der Capstadt zurück, und es wurde uns versichert, daß die Thiere zu den schönsten und größten gehörten, die man seit langer Zeit gesehen hätte.

Zwei Eilande im indischen Ocean: St. Paul und Amsterdam.

Nach dem Bericht des Dr. C. Scherzer.

Am 19. November, am 23. Tage nachdem wir das Cap der guten Hoffnung verlassen hatten, kamen bei Tagesanbruch die beiden, ungefähr 42 Seemeilen (nicht 45 Meilen, wie gewöhnlich in Reisewerken und auf Karten angegeben ist) von einander entfernten Inseln St. Paul und Amsterdam in Sicht, und gegen 11 Uhr früh ließ die „Novara" an der östlichen Seite von St. Paul in 32 Faden Grund den Anker fallen.

Völlig baumlos und nur mit niederer Vegetation bedeckt, war der erste Eindruck der Insel mit ihren rauhen, meist senkrecht herabfallenden felsigen Küsten nichts weniger als freundlich oder anziehend. Es war mehr die Seltsamkeit der Erscheinung als ihr Zauber, die uns zu diesem halb wüsten, halb öden Fleck Erde hinzogen. Wir lagen nun $1\frac{1}{2}$ Seemeilen von dem großen Kraterbecken entfernt, dessen östliche Wand eingestürzt war und eine natürliche Verbindung mit dem Meere eröffnet hatte. Als der holländische Schiffskapitän W. de Vlaming im Jahre 1797 an der Insel vorüberfuhr, hatte die erosive Kraft des Wassers diesen Durchbruch noch nicht vollendet, sondern es erhob sich damals noch zwischen dem Krater und dem Meere ein fünf Fuß hoher Damm. Gegenwärtig können Boote zu allen Tageszeiten mit Leichtigkeit in das Kraterbecken gelangen, das vor dem Andrang der Wellen durch zwei natürliche Barren geschützt ist, die einen Eingang von circa 300 Fuß offen lassen. Wir waren kaum geankert, als ein Boot von der Insel gemeldet wurde, das sich mit drei Menschen — von so wüstem Aussehen wie ihr Aufenthalt — rasch der Fregatte näherte.

Bald darauf stieg eine greise Gestalt mit tiefgefurchten Zügen und einem langen grauen Bart, in einer blauen Blouse und groben leinenen Hosen, die schon manchen Winter und Sommer mitgemacht zu haben schienen, über's Fallrepp auf das Deck und wurde dem Kommandanten als ein Holländer gemeldet. Ehe er sich's versah, war der schlichte Alte dermaßen von Neugierigen umringt, daß es ihm schwer fiel, den Weg durch diese compacte Masse zu finden, und als derselbe endlich bis zum Kommandanten vordrang, ergab es sich, daß der vermeintliche Holländer eigentlich ein Franzose war, Namens Viot, welcher als Aufseher über ein auf der Insel befindliches Fischer-Etablissement schon längere Zeit daselbst lebte.

Gegen $11\frac{1}{2}$ Uhr früh fuhren die an den vorzunehmenden wissenschaftlichen Arbeiten betheiligten Offiziere und Naturforscher in zwei Booten behufs einer vorläufigen Recognoscirung der Insel an's Land. Als wir an der Barre angelangt waren, lagen die grünen, mit üppigem büschelförmigen Graswuchs bedeckten Wände eines herrlichen Kraters vor uns, der durch seine schöne regelmäßige Form vollständig den Eindruck eines natürlichen Amphitheaters machte. Spätere Messungen ergaben in Bezug auf Höhe und Umfang des Kraterbeckens das folgende Resultat:

Von beiden Seiten der Barre steigt das Land ziemlich plötzlich bis zu einer Höhe von circa 800 Fuß auf, was zugleich die Höhe des obern Kraterrandes ist.

An der Nordseite des Beckens kamen eine Reihe niederer, mit Stroh bedeckter Steinhütten zum Vorschein, und aus dem Geröll der Barre erhob sich in einer nicht sehr senkrechten Richtung eine Flaggenstange, auf welche der alte Viot zu Ehren der Ankunft eines Kriegsschiffes die französische Flagge aufgezogen hatte; und als die Barken der „Novara" in das Kraterbecken einfuhren, salutirte er mit jener nationalen Courtoisie, welche selbst das rauhe Handwerk eines Walfängers nicht ganz abzustreifen vermochte. Viot war zuletzt im März d. J. mit einem Mulatten und einem Neger an Bord des Fischerbootes „Alliance" von 45 Tonnen von St. Denis auf der Insel Bourbon nach St. Paul gekommen, um neuerdings die Sorge für das kleine Fischer-Etablissement zu übernehmen, welches gegenwärtig das Eigenthum eines in St. Denis ansässigen Franzosen, Namens Ottovan, ist.

Während uns auf unsere Anfrage in der Capstadt von den ersten Autoritäten des Landes gesagt wurde, die Insel St. Paul sey englisch, und zwar von Mauritius abhängig, hörten wir jetzt wieder zu unserem Staunen von den Einwohnern, daß St. Paul dermalen unter dem Schutze der französischen Regierung und zwar unter dem Gouverneur der Insel Bourbon stehe, welcher bereits vor längerer Zeit von einer Anzahl französischer Soldaten, die in einem Kriegsschiff hier landeten, unter den üblichen Förmlichkeiten die französische Flagge aufhissen ließ. Die Insel soll nämlich nach der Aussage des alten grundehrlichen Viot — dem ich übrigens für die Richtigkeit der folgenden Angaben allein die Verantwortung überlassen muß — vor einigen zwanzig Jahren das Besitzthum eines französischen Kaufmannes aus St. Denis, Namens Camin, gewesen seyn, der sich später mit einem gewissen Adam, einem Polen von Geburt, associirte und endlich dem Letzteren die Insel ganz abtrat. Adam, welcher uns von einer äußerst grausamen Charakterbeschaffenheit geschildert wurde, that indeß viel für die Cultur der Insel. Er ließ eine Anzahl von Mozambique-Negern das ganze Jahr hindurch unter den empfindlichsten Entbehrungen fortarbeiten, um Steine aus den Felsen zu hauen, Hütten daraus zu bauen, einen Landungsplatz an der nördlichen Seite des Beckens anzulegen und eine Anzahl von Grundstücken im untern Kraterrand mit europäischen Gemüsearten zu bebauen.

Vor ungefähr acht oder zehn Jahren verkaufte Adam, der später während einer Fahrt von Bourbon nach Neuseeland einen schauderhaften Tod fand, indem er von der über seine Grausamkeit empörten schwarzen Bemannung seines kleinen Fahrzeugs über Bord gestürzt worden seyn soll, die Insel an ihren dermaligen Besitzer, M. Ottovan, einen Schiffslieferanten in St. Denis, welcher seither zweimal des Jahres in der günstigen Saison ein kleines Schiff von dreißig bis fünfundvierzig Tonnen mit fünfzehn bis achtzehn Fässern zur Ausbeute dieser ungemein fischreichen Gegend von St. Denis nach der Insel St. Paul absendet. Dieses Schiff geht im November ab und erreicht nach einer Fahrt von circa vierundzwanzig bis dreißig Tagen St. Paul. Die Rückfahrt nach St. Denis soll in Folge des herrschenden Südost-Passats in einer weit kürzern Zeit, nämlich in vierzehn bis sechszehn Tagen geschehen. Das Fischerfahrzeug ankert während seines Aufenthaltes auf St. Paul innerhalb des Kraterbeckens, um das Ausladen der Provisionen für die Fischer, so wie die Befrachtung des Schiffes mit den erbeuteten Meeresbewohnern zu erleichtern und gleichzeitig dasselbe vor der Unbill des Wetters zu schützen, welches in diesen Breitegraden selbst während der günstigen Jahreszeit sehr stürmisch und gefahrdrohend ist. Die Fischer fahren in verhältnißmäßig kleinen, für die hohen Wellen des indischen Oceans aber vortrefflich berechneten Booten, sogenannten Baleinières, auf den Fischfang und kehren jeden Abend wieder nach der Insel zurück. Der Fisch, welcher hier am häufigsten vorkommt und ausschließlich mit der Angel gefangen wird, ist unter den Fischern gemeinhin als Morue de la Mer des Indes bekannt, ist jedoch nichts weniger als der eigentliche gemeine Stockfisch, sondern eine Unterart (Cheilodactylus). Derselbe wird gesalzen, an der Luft getrocknet und, in Fässern verpackt, in großen Quantitäten nach den Märkten von St. Denis versendet. Man rechnet, daß die Zahl der auf diese Weise im Laufe eines Jahres von hier abgesendeten Fische circa 40,000 Stück beträgt, welche auf den Märkten von St. Denis zu vierzig bis fünfzig Francs, zuweilen sogar zu sechszig Francs für hundert Stücke verkauft werden. Die zweite Ausfahrt findet gewöhnlich im Januar oder Februar statt, um im April oder Mai wieder mit einer ähnlichen Ladung zurückzukehren. Manchmal geschieht es auch, daß der Eigenthümer des Schiffes eine vortheilhaftere Verwendung dafür findet und daß dasselbe daher erst im zweiten Jahre wiederkehrt. Dann sieht es allerdings mit gewissen, gewöhnlich nur auf ein Jahr berechneten Provisionen an Mehl, Reis, Zwieback, Tabak u. s. w. etwas traurig aus. Allein die Ansiedler bebauen, soweit es ihre Arbeitskräfte gestatten, eine Anzahl von Grundstücken, die ihnen, besonders an Kartoffeln, eine ziemlich reiche Ernte liefern. Sie sollen von diesem nützlichen Knollengewächse, das auf dem Tuffboden der Insel vorzüglich gedeiht, 60 bis 80 Centner ernten. Diese Gemüsegattungen dienen den Bewohnern von St. Paul als sehr beliebte Tauschartikel im Verkehr mit den Walfängern, von denen 20 bis 30 jährlich in der Nähe beilegen, um für Salzfleisch, Tabak, Reis, Zwieback u. s. w. frische Provisionen einzutauschen.

Wenn der Fischfang in der Nähe der Insel nicht ergiebig erscheint, so unternehmen die Fischer zuweilen auch Fahrten in größere Entfernungen; sie verlassen dann das Kraterbecken mit dem Schiffe, das sie von Bourbon nach St. Paul gebracht, und bleiben mehrere Tage in der offenen See oder besuchen die benachbarte Insel Amsterdam, deren Küste noch weit fischreicher ist, als die von St. Paul.

Wie schon bemerkt, ward unser erster Gang über die Insel blos in der Absicht einer Recognoscirung des Terrains unternommen. Wir waren auf dieser Tour von Ferdinand, einem intelligenten gewandten Mulatten mit echt französischen Manieren, begleitet. Das hat der Franzose vor dem Deutschen voraus, daß er auch dann noch specifisch französisch bleibt, selbst wenn er sich zu zwei Drittheilen mit afrikanischem Blute vermischt hat! Am augenfälligsten tritt diese, ich möchte sagen Unzersetzbarkeit des französischen Typus bei den Negern auf Hayti zu Tage, welche bei der niederen Stufe ihres geistigen Lebens allerdings häufig zu Zerrbildern werden. Ferdinand befand sich zum ersten Male auf St. Paul, wohin ihn die „Alliance" im vorigen März im Dienste des M. Ottovan brachte. Zerwürf-

niß mit seiner Familie hatte ihn auf diese traurige Insel geschleudert. Obwohl erst 24 Jahre alt, war er bereits Vater von zwei Kindern, die er, wie er sagte, zu St. Denis in Pension gab, und sich hierauf, unmuthig über die nicht sehr liebenswürdige Behandlung seiner Gefährtin, gegen 40 Francs monatlich als Arbeiter beim Besitzer von St. Paul verdingte. Mit dem nächsten Schiffe, das aus St. Denis auf die Insel kommt, will er wieder heimkehren, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß bis dahin auch der häusliche Friede in seine Familie zurückgekehrt seyn wird.

An verschiedenen Stellen am untern Rande des Kraterbeckens, wohin uns jetzt Ferdinand führte, sahen wir bei niederem Wasserstande starke Dämpfe aufsteigen, welche das Vorhandenseyn zahlreicher heißer Quellen verriethen. Die zwei bedeutendsten und umfangreichsten derselben befinden sich an der nördlichen Seite des Kraterbeckens und werden, die eine Bade-, die andere Trinkquelle genannt. Indeß quillt auch an mehreren Punkten der nördlichen Barre heißes Wasser von solchem Hitzegrade aus dem Boden, daß ein in unmittelbarer Nähe im Bassin geangelter Fisch binnen 5—6 Minuten in demselben gekocht werden kann. Wir haben dieses Experiment, dessen auch schon Macartney Erwähnung thut, selbst gemacht und den auf diese Weise bereiteten Fisch sogar sehr schmackhaft befunden.

Bei Hochwasser sind sämmtliche heiße Quellen mit Meerwasser vermischt und haben dann eine unmerklich höhere Temperatur als das letztere. — In der Nähe des Landungsplatzes haben mehrere frühere Besucher der Insel versucht, auf einigen dicht auf dem Wege zu den heißen Quellen gelegenen Felsblöcken ihre Anwesenheit zu verewigen.

Auf dem Gange nach dem Plateau, wohin von der Ansiedlerhütte an der Nordseite des Kraterrandes ein schmaler, steiler, an mehreren Stellen ungemein beschwerlicher Pfad führt, kamen wir an einem Brutplatze von Pinguins (Eudyptes chrysocome, Gould) vorüber, auf dem sich mindestens 5—600 dieser wunderlichen Thiere, mit langen gelben Federn in Halbzirkelform über den Augen, befanden, welche, wie die Naturforscher des „Lion" so richtig bemerkten, wegen ihres schuppenartigen Gefieders und ihrer flossenähnlichen Flügel manche Aehnlichkeit mit Fischen haben. Einen Theil des Jahres im Wasser lebend, den andern meist am Festlande zubringend, hat die Natur sie in einer Weise ausgestattet, welche diesen beiden Zwecken gerecht wird. Der häßliche graubraune Pelz der Jungen sticht so gewaltig von dem schmucken Kleide der Eltern ab, daß sie beim ersten Anblick kaum als dieselbe Gattung Thiere erscheinen. Die Weibchen legen nur ein Ei, und zwar im September, so daß ihre Jungen zur Zeit unseres Besuchs bereits 1½ Monate alt waren. Die Pinguins, so gelenk und behend im Wasser, ihrem eigentlichen Elemente, zeigen sich ziemlich schwerfällig auf dem Lande und sind daher leicht zu fangen oder mit dem Stock zu erschlagen. Nur muß man sich dabei vor ihrem langen Schnabel hüten, mit dem sie leicht nicht unbedeutende Verletzungen beibringen können. — Sie haben von ihrem Brutplatz aus seit den Jahrhunderten ihres Besuches bereits einen förmlichen Pfad nach dem Meeresufer ausgetreten und es zeugt zugleich von dem wunderbaren Instinkt dieser Thiere, daß dieses fast der einzige Punkt auf der ganzen Insel ist, der vom Meere aus erreicht werden kann. Was für ein eigenthümliches Schauspiel, eine Anzahl Pinguins zu sehen, wie sie, nachdem sie sich mit Muße im Meer gebadet und Nahrung für ihre Jungen gesammelt haben, mit ihren zierlichen Köpfen aus dem Wasser auftauchen und sich wohlberechnend von der heranstürmenden Brandung an's Ufer spülen lassen oder wie sie, mit halbgebücktem Kopfe von Stein zu Stein hüpfend, plötzlich gleich gewandten Trampolinspringern sich in die wilde Fluth stürzen! — Nicht weniger ergötzend ist das Treiben dieser Thiere, nachdem sie von ihrer mühsamen Wanderung (die sie zwei bis drei Mal des Tages wiederholen) mit Futter für ihre Jungen watschelnd wie Gänse zurück am Brutplatze anlangen. Immer geht ein Pinguin gleichsam als Führer und Ausluger voraus, ihm folgen in der Regel 10 bis 15 Pinguins in einer Colonne nach. Am Brutplatz, einer schiefen Ebene, angekommen, erheben sie ein fürchterliches Geschrei und sind nichts weniger als friedfertig gegen ihre Nachbarn, besonders wenn diese ihre gewohnten Plätze eingenommen haben. Fortwährend ist Anlaß zu Zank und Hader, und ihre krächzende Stimme tönt noch spät hinein in die Stille der Nacht. Gegen ihre Jungen zeigen sie große Zärtlichkeit, hüten dieselben ungemein sorgfältig und vertheidigen sie mit bewunderungswürdiger Hartnäckigkeit gegen die Raubmöven (Lestris cataractes), welche fortwährend den Brutplatz umschwirren, oder selbst gegen den Angriff von Menschen durch heftiges Stoßen und Beißen mit dem Schnabel. Immer uneins in gewöhnlichen Verhältnissen, werden sie zu den treuesten Verbündeten in Momenten gemeinsamer Noth und Gefahr. Das Fleisch der alten Pinguins hat einen so unangenehmen Geruch, daß dasselbe nur im äußersten Nothfalle von den Bewohnern der Insel genossen wird; das der Jungen soll besser schmecken. Einen nicht minder widerlichen penetranten Geruch haben ihre Excremente.

Der Brutplatz der Pinguins befindet sich ungefähr 300 Fuß über der Wasserfläche des Kraterbeckens. Weitere 400 Fuß mühevollen Kletterns bringen den Wanderer endlich auf das Plateau, von dessen höchsten Punkten derselbe um so leichter einen Blick über den größten Theil der Insel gewinnt, als diese völlig baumlos ist. An mehreren Stellen fanden wir den Boden noch warm und an jener ungefähr 600 Fuß breiten schlammigen Strecke, welcher bereits die Naturforscher des „Lion" Erwähnung thun, gerieth man in der That in Gefahr, mehrere Fuß tief in heißen weichen Boden zu sinken, wenn man sich nicht mit großer Behutsamkeit darüber fortbewegte.

An der nordwestlichen Seite der Insel, gegen das Meer zu, erscheinen einige Schlackenkegel mit eingestürzten Spitzen, welche durch ihre schönen regelmäßigen Formen rasch die Aufmerksamkeit des Geognosten auf sich zogen und später seine besondere Thätigkeit in Anspruch nahmen. In der Nähe derselben zeigen sich viele Spuren von Lavaströmen, welche noch ganz deutlich die Richtung erkennen lassen, in der sie geflossen sind. Vom oberen Rande des großen Kraterbeckens gegen das Meer zu herrscht eine allmählige Abdachung, welche indeß plötzlich in einem schroffen Abgrund von 150 bis 200 Fuß endet.

Um nicht auf demselben Pfade zurückzukehren, schlugen wir unserem Führer, dem dienstfertigen Ferdinand vor, uns auf einer andern Wegspur, als der im Heraufklettern verfolgten, nach dem Ufer hinab zu geleiten, worauf derselbe in einer fast senkrecht

abfallenden Stelle des oberen Kraterrandes stehen blieb, den üppigen Graswuchs mit beiden Händen aus einander bog, und, indem er einige Schritte vorwärts that, uns einlud ihm zu folgen. Wir erschracken im ersten Augenblicke vor dem Gedanken, auf solche Weise nach der Tiefe gelangen zu sollen, fanden aber bald das Fortbewegen minder gefährlich und grauenerregend, als es uns anfangs erschien, da man sich ohne Bedenken auf das hohe, dichte Gras niederlassen und ansehnliche Strecken auf demselben hinabgleiten konnte, da es durch seine kräftigen Halme sogar eine sichere Stütze gewährte.

In weniger als dreiviertel Stunden waren wir vom obern Kraterrande wieder nach der Ansiedelung zurück gelangt, und schickten uns nach diesem ersten Besuche der Insel nun zur Rückfahrt nach der Fregatte an.

Die Expedition verweilte achtzehn Tage zur Erforschung der beiden interessanten Inseln. Die noch zu erwartenden Veröffentlichungen der Resultate werden von höchstem Interesse seyn.

Was vornehmlich St. Paul betrifft, so sind auf dieser für die nach Ostindien, China, Australien und Neuseeland bestimmten Schiffe so wichtigen Insel astronomische und magnetische Beobachtungen und geodätische Messungen in einer Großartigkeit gemacht worden, wie noch niemals früher.

Die naturwissenschaftliche Ausbeute war zwar eine sehr beschränkte, aber dieser Umstand macht sie nicht minder werthvoll. Außer einer ziemlich vollständigen Sammlung der Fauna und Flora von St. Paul bot der längere Aufenthalt auf dieser Insel den Zoologen der Expediton eine eben so schöne Gelegenheit zum Studium des Haushaltes seiner animalischen Bewohner, als derselbe den Botanikern Anlaß gab, in dieser einfachen Natur eine deutliche Anschauung zu gewinnen von dem Auftreten und der Verbreitungsweise gewisser Pflanzenformen auf primitivem Boden.

Den Geologen und Geognosten dagegen mußte es von hohem Interesse seyn, auf Grund persönlicher Wahrnehmung und Forschung die Insel St. Paul mit wissenschaftlicher Bestimmtheit in eine jener Hauptgruppen einzureihen, in welche nach Alexander von Humboldt's Ansicht die vulcanischen Gebilde unseres Planeten zerfallen. Ein an der Ostseite aufgeschlossenes Profil der Insel legt ihre ganze geologische Geschichte blos und ist eine der instruktivsten Stellen derselben, um daraus wissenschaftliche Schlüsse über die geologische Beschaffenheit zu ziehen. Herrn Dr. Hochstetter erscheint St. Paul überhaupt als eines der schönsten und lehrreichsten Beispiele für L. von Buch's Theorie der Erhebungskrater, ein wahres Modell, gewissermaßen von der Natur selbst geformt zum Beleg für die Ansicht jenes berühmten Forschers.

Der Aufenthalt auf Amsterdam war zwar viel zu flüchtig, um ein eben so wohl gegliedertes Ganze wie von St. Paul und dessen Naturverhältnissen bieten zu können, allein derselbe war dennoch hinreichend, um wenigstens das bisherige Räthsel über die geognostische Beschaffenheit der Insel zu lösen und die Wissenschaft mit den Thatsachen zu bereichern, daß Amsterdam vollständig aus denselben Gebirgsarten zusammengesetzt ist, wie die Insel St. Paul, und daher wie diese gleichfalls allenthalben Spuren seines vulcanischen Ursprunges an sich trägt.

Für die seefahrende Welt bleibt jedenfalls die wichtigere von beiden St. Paul mit seinem großen Kraterbecken, aus dem sich ohne besondere Kosten ein Ankerplatz schaffen ließe, welcher Schiffen, denen auf der Fahrt nach Australien, China oder Ostindien irgend ein ernster Unfall begegnet, oder die nach einer langen Fahrt ihrer scorbutkranken Mannschaft einige Erholung gönnen möchten, namhafte Vortheile gewähren würde. Schon dermalen dient das Kraterbecken von St. Paul in Fällen der Noth so manchen während der Fahrt halb unbrauchbar gewordenen Schiffen zum erwünschten Asyl.

Nachtisch.

Rachel, die berühmte französische Schauspielerin, sah einmal ihre dicke Schwester Sarah für die Rolle einer Schäferin angekleidet, und konnte sich nicht der Bemerkung enthalten: „Aber liebe Sarah, Du siehst gerade aus wie eine Schäferin, die so eben ihre ganze Heerde aufgespeist hat.“

— „Frau, hör auf oder ich verlier' die Geduld!“ — „Meinethalben, Mann, ich helfe sie dir nicht wieder suchen, wenn du sie verlierst!“

An unsere geehrten Leser!

Wir benachrichtigen hiemit unsere geehrten Abonnenten und Leser, daß wir den dritten Band der „Neuen Pariser Mysterien“ nicht mehr in unserer Zeitschrift geben können, weil der Inhalt desselben die Erheiterungen wahrscheinlich in Konflikt mit den bestehenden Preßgesetzen mehrerer deutscher Staaten gebracht und ohne Zweifel zu Reclamationen der französischen Regierung Veranlassung gegeben hätte. Dieß zur Antwort auf verschiedene Anfragen, die dahin zielten: warum wir seit dem neunten Hefte keine Fortsetzung mehr davon gebracht haben? — Die Verfasser sind ihrer Zusage, diesen Roman in solchem Rahmen und Umfang zu vollenden, daß er in einem einzigen Jahrgang (1859) vollständig erschienen wäre, ungetreu geworden, und wir hatten weder Lust, einen und denselben Roman durch drei Jahrgänge hindurch zu schleppen, noch irgend welchen Beruf, uns mit der gegenwärtigen Preßpolizei zu überwerfen, und zogen daher vor, das Forterscheinen des Romans in den Erheiterungen um so mehr einzustellen, als die Herren Verfasser denselben ohnedieß in Kürze als besonderes Werk im beliebten Roman-Oktavformat herauszugeben beabsichtigen.

Stuttgart, 25. November 1860.

Redaktion und Verlagshandlung der Erheiterungen.

Für die Redaction verantwortlich: Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

Der Konskriptions-Flüchtige.

Ein Lebensbild und Sittengemälde aus dem westlichen Frankreich.

1.

Es war ein Sonntagabend um die Mitte Novembers im Jahr der Gnade 1831. Auf dem Meierhofe La Tremblaye, welcher ungefähr acht Meilen nördlich von der Loire zwischen Angers und Segré liegt, war die ganze Familie des Einödbauers um das Herdfeuer versammelt. Die Großmutter nahm aus ihrer großen Truhe einen dicken Packen feines Garn, das sie in den langen Herbstabenden am Rädchen gesponnen hatte, wandte sich damit an ihre Enkel und sagte: „He, Jungen! kommt her: ihr solltet mir dieses Garn hier noch heute Abend zu dem Weber Jagut, dem buckeligen Männchen hinübertragen, der im Dörfchen Brandes drüben wohnt!“

Die drei Knaben hülsten vor einem warmen Feuerchen Kastanien aus und nahmen daher den Vorschlag ihrer Ahne mit tiefem Schweigen auf. — „Heda, Jungen, aufgepaßt! geht sogleich und seyd gehorsam. Es ist nicht weit nach Brandes hinüber und heute Abend nicht kalt, und der Regen hat schon seit Sonnenuntergang aufgehört.“

Der älteste der drei Knaben, der fünfzehnjährige René, stand ziemlich ungern auf; Pierre, der jüngere, schickte sich an, ihm das Geleit zu geben, und als die beiden schon auf der Schwelle standen und fortgehen wollten, sprang denn auch Jean, der kleinste, auf und schloß sich eilig seinen Brüdern an. Als sie draußen waren, pfiffen die drei Brüder ihrem Hund, allein das Thier folgte wider Erwarten ihrem Rufe nicht, denn Françoise, ihre älteste Schwester, hatte den Hund in den Kuhstall eingesperrt. Die drei Knaben kam's etwas sauer an, sich um diese späte Abendstunde noch auf den Weg zu machen, ohne das starke kräftige Thier zum Geleite zu haben, dessen Schutz sie sich hatten verschaffen wollen; sie zogen daher ziemlich verdrossen und verstimmt in die Nacht hinaus und polterten auf gut Glück mit ihren Holzschuhen den kiesigen Weg entlang. Sie hatten keine Ahnung davon, daß die Hausthüre sich kaum hinter ihnen geschlossen hatte, als sie schon wieder geöffnet wurde, um einen Fremden einzulassen, und noch weniger ließen sie sich träumen, daß man den Hund absichtlich in den Kuhstall gesperrt habe, damit er nicht durch sein Gebell die Ankunft dieses geheimnißvollen Gastes verrathe.

Die Luft war lind; einige Sterne funkelten durch die Wolken, und ein leichter Südwind rauschte im welken Laub der alten Eichen. Auf Augenblicke trat dann auch der Mond aus den Wolken und erhellte die waldigen Höhen, zwischen denen der Oudon und die Vergée hinfließen, zwei vielfach gewundene und tief eingeschnittene Wasserläufe, die sich ganz nahe bei Lion d'Angers in die Mayenne ergießen. Die Regentropfen rieselten durch die Stechpalmenbüsche und fielen langsam in die Gräben neben dem Wege. Käuzchen und Eulen riefen einander mit lauter juchzender Stimme aus der Tiefe der Thäler und Wälder an; die verkrümmten knorrigen Baumgipfel mit ihrem vielen Reiserholz nickten wie groteske drohende Schatten über die Hecken herein.

Die drei Knaben waren nie zu solcher Abendstunde hundert Schritte weit vom Meierhofe weggekommen, und sie fühlten daher nachgerade ein leises Grauen durch ihre Seele ziehen. Der jüngste Knabe griff zu größeren Schritten aus, um nicht hinter den beiden älteren zurückzubleiben, welche schnell und dicht an einander geschmiegt ihres Weges dahin gingen. Eben wollten sie in einen noch schmälern und düsterern Weg einbiegen, da sagte René zu seinen Brüdern: „Hört, wir sollten Eines singen — wollt Ihr?“

Und alle drei fingen nun an aus voller Kehle und in einer schleppenden eintönigen Melodie ein bekanntes Volkslied zu singen:

»Graf Heinrich der wollt' freien geh'n
Wohl in das fremde Land,
Da begegnet ihm ein' Königstochter,
Fein mein Lieb, mein Schatz, mein Kind,
Da begegnet ihm ein' Königstochter,
Margreth war sie genannt.«

Als sie den ersten Vers gesungen hatten, ging den jungen Sängern der Text aus. — „Wie heißt es weiter?“ fragte René; „zum Kuckuck, wie heißt es doch? .... Vorigen Sonntag hab' ich es noch ganz gekannt. — Wißt ihr was, Jungens! wir wollen noch einmal von vorne anfangen, dann wird es uns weiter einfallen!“

Und sie sangen den Vers noch einmal, und kamen glücklich an den zweiten, der ihnen nun auch einfiel:

»Margrethchen, Du mein liebes Kind,
Willst Du wohl mit mir geh'n?
Ich hab' in meinem Vaterland
Noch sieben Mühlen steh'n.«

Und eben wollten sie den Refrain dazu singen, da blieb ihnen der Ton in der Kehle stecken, denn in einiger Entfernung vor ihnen flammte in der Höhe ein bläulicher, mit Roth gemischter Lichtschein auf, so hoch als verglimmte er in den Lüften. Es war nur das Werk eines Augenblicks, so flüchtig wie Wetterleuchten.

„Der Funkelgeist!“ stammelte René mit halb zugeschnürter Kehle. „Der Funkelgeist!“ wiederholten bebend die beiden jüngeren Brüder. Und nun liefen sie aus Leibeskräften gerade aus durch Dick und Dünn, durch Wagengeleise, Koth und Wasser, sich fortschiebend, stoßend und zerrend, und langten endlich bis auf die Haut durchnäßt, mit Koth überzogen, vor Entsetzen schlotternd und athemlos, an den ersten Häusern des Dorfes Brandes an. Der Garnpacken war seinem Träger entfallen und unterwegs zurückgeblieben. Die drei Brüder sahen sich kaum in der Nähe menschlicher Wohnungen, so liefen sie nach dem ersten besten Haus und pochten mit wiederholten Schlägen an der Thüre, vor welcher sie standen.

„He, wer ist da?“ fragte vorsichtig der Herr des Häuschens, Joseph Gambille, ein alter Tagelöhner, der ganz allein in dem armseligen Hüttchen wohnte. Weil aber niemand antwortete, so öffnete der Greis den Fensterladen behutsam. Der Anblick der drei Kinder beruhigte ihn und er entschied sich dafür, die Hausthüre aufzuriegeln. — „Meiner Treu! das sind ja die drei Knaben von La Tremblaye!“ sagte er und schob sie in das Häuschen; „was habt ihr denn, daß ihr so blaß aussehet? .... Ist euch ein Unglück zugestoßen? hat man euch ein Leides angethan? ....“

Der Aelteste der drei Brüder erzählte nun, wie sie auf dem Wege, um dem Weber Jagut einen Packen Garn zu überbringen, den Funkelgeist getroffen hätten.

„Wie? ist das wahr? seyd ihr dessen auch gewiß?“ fragte der Tagelöhner erschrocken und verriegelte rasch seine Hausthüre.

— „Es ist an uns vorbeigefahren wie eine Flamme, und so schnell, so schnell,“ sagte René, „daß wir uns kaum mehr retten konnten; — nicht wahr, Pierre?“

Pierre und Jean bezeugten die Wahrheit von René's Aussage. Sie wähnten in ihrem Schreck zwei oder drei blaue Flammen hinter sich gesehen zu haben, die sie verfolgten, und der jüngste hatte auf dieser eiligen Flucht sogar einen Holzschuh verloren.

„Kommt, Kinder!“ sagte der Tagelöhner, „der Garnpacken und der Holzschuh werden sich morgen am hellen Tage schon finden. Ihr müßt jetzt nach Hause zurückkehren und ich will euch heimbegleiten. Wartet nur, bis ich meine Laterne angezündet habe.“

Der alte Tagelöhner wäre lieber ruhig zu Bett gegangen und bei verschlossenen Thüren in seinem Häuschen eingeschlafen; allein aus Mitleid für die erschrockenen und eingeschüchterten Kinder, welche nach der vermeintlichen Begegnung mit dem Nachtgespenst, das sie gesehen zu haben wähnten, sich nicht mehr allein auf den Weg hinauswagten, beschloß er sie bis zum Meierhof von La Tremblaye zurückzubegleiten. Sie gingen alle vier sehr unsichern und unschlüssigen Schrittes ihres Weges dahin und wagten die Augen nicht aufzuschlagen aus Furcht, sie könnten das entsetzliche blaue Licht wieder sehen. Es war acht Uhr vorüber, seit mehr als drei Stunden war die Sonne vom Horizont verschwunden; düstere finstere Nacht lag auf der Erde, jene trübe wolkenschwere Nacht, welche das Gemüth mit Furcht und Unruhe erfüllt. Unter dem Eindruck der Finsterniß sprachen der Greis und die Knaben nur leise mit einander, als ob sie sich fürchteten, von irgend einem unsichtbaren Feinde gehört zu werden. Nur die Knaben faßten allmählig mehr Muth, als sie sich der Heimath wieder nahe kommen sahen; der Greis dagegen ward der Furcht immer zugänglicher, je weiter er sich von seinem eigenen Heimwesen entfernt sah.

„Heda, Jungens,“ sagte der Tagelöhner, „jetzt seyd ihr ja bald zu Hause und könnt den Heimweg vollends allein finden, nicht wahr? .... Ich will nun umkehren; gute Nacht!“

— „Gute Nacht und schönen Dank!“ erwiderten die drei Brüder; „wollt Ihr nicht noch ein Stückchen weiter mitgehen?“

„Nein, Kinder; ich bin müde — gute Nacht!“

— „Gute Nacht!“ wiederholten im Chor die Kinder, um sich Muth und Zuversicht zu geben; „gute Nacht!“

— „Gebt Acht, daß ihr nicht fallet!“ rief der Tagelöhner herüber und entfernte sich raschen Schrittes; „lauft nicht zu schnell!“

Die Knaben hörten ihn schon nicht mehr, obschon er ihnen noch mit erhöhter Stimme zurief, um so viel wie möglich den Schreck zu beseitigen, der ihn bereits zu überkommen begann; allein wie sehr er sich auch anstrengte, er konnte die Angst nicht loswerden. Das Lichtchen in seiner Laterne brannte trüb, warf nur einen dämmernden Schein auf die Büsche und schnitt auf den Wasserlachen seltsame Schatten aus. Endlich, als er sich gerade bückte, um den Garnpacken und den Holzschuh aufzuraffen, die in einem Fahrgeleise steckten, leuchtete wieder jenes blaue Licht auf, welches die Kinder als die Erscheinung des Funkelgeistes bezeichnet hatten. Der arme Mann stieß einen Schrei aus, ließ seine Laterne in den Koth fallen, die nun augenblicklich erlosch, und fiel der ganzen Länge nach mit einem Schrei des Entsetzens auf den Rand eines Grabens nieder.

„Hollah, Vater Gambille!“ rief ein dünnes kreischendes Stimmchen, an welchem der vor Angst halb todte Greis den Weber Jagut erkannte, „was zum Wetter kommt denn Dich hier an? Hast Du heute Abend etwas zu tief in's Glas geguckt? Was treibst Du denn, daß Du hier niederfällst und alle Viere in die Luft streckst? Gib mir die Hand, ich will Dich wieder nach Hause führen!“

— „Hast Du ihn denn nicht gesehen?“ fragte Gambille und raffte sich mit Mühe vom Boden auf.

„Wen denn?“ fragte der Weber.

— „Jenun den Kobold, — den Funkelgeist, der vorhin ganz roth leuchtete wie eine Flamme und gen Himmel hinaufstieg weit höher als jene Pappeln dort am Wasser!“

„Ach, geh mir doch mit diesen Possen!“ versetzte der kleine buckelige Weber Jagut, welchen ein ziemlich langer Aufenthalt in der Schenke ungewöhnlich beherzt machte. „Ich habe schon oft am Abend kleine rothe und blaue Flämmchen im Grase tanzen und über dem Moor schweben sehen; Viele fürchten sich davor, und ich habe meine Freude daran .... Was aber den Feuerschein von vorhin anlangt, so schätz' ich: das ist weder der Kobold, noch der Funkelgeist, sondern das sind einfach die jungen Burschen, die nicht Rekruten werden wollen und der Konskription davongelaufen sind, die — Widerspenstigen; — die werden sich dort in jenem Gehölz versteckt haben, und ich wette darauf, daß sie den Burschen aus den anderen Gemeinden nun Zeichen geben. Du solltest ja eigentlich auch darum wissen, Vater Gambille, denn Dein jüngster Sohn Charlot ist ja auch darunter, nicht wahr?“

— „Wenn er dabei ist, so ist es nicht meine Schuld,“ sagte der Greis. „Fort mußt' er ja auf jeden Fall, und da hat er es vorgezogen, von einem Meierhof zum andern im Lande herumzuziehen, als sich in Afrika todtschießen zu lassen! das ist nun einmal seine Meinung.“

„Ha! wenn ich nur hätte Soldat werden können!“ rief der höckerige Weber; „ich wär' mit der Armee durch die ganze Welt gezogen. Aber sie sagten mir, ich habe das Maaß nicht! — Jedoch einerlei, diese garstigen Bursche da bringen uns viel Unheil in's Land; die Gendarmen streichen allezeit im Felde herum. Man kann kein Häschen mehr hinter der Hecke schießen, geschweige denn zu dieser Jahreszeit Schlingen für die Feldhühner legen! Und nun gar schießen, wenn es bei schwerer Strafe verboten ist, ein Gewehr zu haben, und wenn man Einem kein Pulver mehr verkauft!“

— „Nun ja, für die Wilddiebe ist die Zeit allerdings sehr schlecht,“ erwiderte Gambille. „Aber, Gevatter Jagut, im Grunde muß man doch Mitleid mit den armen Burschen haben, die wie Füchse von Bau zu Bau flüchten..... Und es möchte Einem schlecht bekommen, der den Angeber gegen sie machen würde!“

„Ah bah, ich fürchte mich vor ihnen so wenig wie vor dem Funkelgeiste!“ rief der Weber. „Feiglinge sind sie, Memmen, die lieber im Elend umkommen als Soldaten werden. Du sollst sehen, ich mache noch, daß etliche von ihnen eingefangen wer-

den .... Ha, wenn ich nur das Maaß zum Soldaten hätte! — Gute Nacht, Vater Gambille, da bist Du nun vor Deiner Hausthüre und ich habe auch nicht mehr weit ...."

Als er allein war, schlenderte der Weber vollends nach seiner Behausung und suchte eben in seiner Tasche nach dem Hausschlüssel, als zwei kräftige Arme sich ihm auf beide Schultern legten. Er wollte schreien, aber ein Tuch, das man ihm über das Gesicht hereingeworfen, erstickte den Schall seiner Stimme, und eine der unsichtbaren Personen, die ihn beim Kragen hielten, flüsterte ihm ganz leise in's Ohr: „Jagut, jetzt bist Du in der Gewalt der garstigen Bursche, die Du dorthin verwünscht hast, wo der Pfeffer wächst! Vorwärts, Buckelmaier! geh' gerade aus .... Wir halten Dir zwar die Augen verbunden, aber wir werden Dich an den Schultern vorwärts schieben. Komm', Du sollst mit uns noch einen Spaziergang machen ...."

Der arme Weber zitterte an allen Gliedern, er sah nichts mehr, die Leute, in deren Gewalt er war, beobachteten ein absolutes Stillschweigen, und nur aus dem Geräusch ihrer Schritte konnte er abnehmen, daß es mindestens ihrer zwanzig waren.

Nach einem Marsch von wenigstens zwei langen Stunden machte die Truppe mitten in einer Haide Halt. Man befahl dem buckeligen Weber niederzuknieen. Der Bursche, welcher die Bande anführte, näherte sich ihm, hieß seine Leute einen Kreis um den Gefangenen bilden und rief ihm mit barscher, schmetternder Stimme zu: „Kniee nieder, Jagut! .... Du mußt mir Alles nachsagen, was ich Dir vorsprechen werde, hörst Du? Also aufgepaßt, oder Du sollst daran denken! Sag': 'ich bin eine Memme!'" Und der erschrockene Weber wiederholte: „Ich bin eine Memme." — „Ein Verräther, ein niederträchtiger Angeber, der Feind der armen jungen Bursche, welche der jetzigen Regierung nicht dienen wollen .... Ich bin ihnen auffätzig, weil ich häßlich und verwachsen bin und den schmucken Mädchen der Gegend nicht gefalle, welche mir die Landstreicher, die konskriptionsflüchtigen Rekruten, die Widerspenstigen, die ehrlichen Bursche vorziehen, die mit dem Staat im Kriege liegen."

Der Buckelige wiederholte Wort für Wort all' die Schmähungen, die an ihn gerichtet waren, und als er damit zu Ende war, sagte der Anführer der Konskriptions-Flüchtigen noch zu ihm: „Jetzt kannst Du aufstehen! Aber hüte Dich wohl, Dein Taschentuch, womit Dir die Augen verbunden sind, eher wegzunehmen, als bis Du wenigstens dreißig Schritte weit weg bist, und dann scheere Dich wieder nach Deiner Hütte .... Grüß mir den Vater Gambille und sag' ihm, sein Sohn Charlot sey gesund und wohl; sprich aber gegen niemand ein Wort von dem nächtlichen Spaziergang, den Du gemacht hast, hörst Du? oder ...."

Der buckelige Weber ließ sich dieß nicht zweimal sagen. Sobald er wieder in Freiheit gesetzt worden war, schüttelte er sich wie ein Pudel, dem man das Halsband abgenommen hat, und lief fünf Minuten lang grade aus und auf's Gerathewohl. Allein wie sehr er auch die Augen aufriß, er vermochte bei der stockfinstern Nacht sich doch nicht zurechtzufinden oder den Weg zu erkennen. Auf gut Glück in die Nacht hineintappend, versank der Weber bald bis über die Knöchel in den Schlamm und Koth, bald stieß er sich an den Gebüschen oder gerieth in das Brombeergestrüpp hinein. Ueberdem fing es wieder an zu regnen: ein feiner dichter Regen rieselte hernieder, und hüllte Himmel und Erde in pechschwarze Finsterniß. „Das sollen sie mir noch büßen, die Taugenichtse!" brummte der Buckelige mürrisch vor sich hin; „mich so bei sinkender Nacht festzunehmen, fortzuschleppen, mich zu quälen, zu mißhandeln ohne alles Erbarmen! — Ja, wartet, versteckt euch nur so gut ihr wollt, ich bringe euch die Gendarmen auf die Fährte! Ich bin ein guter Bürger und will, daß das Gesetz Recht behalte und in Geltung bleibe! — Einstweilen aber bin ich bis auf die Knochen hinein durchnäßt. O das verwünschte Hundewetter! ...."

„Halt! wer da? Steh, Bursche!" rief eine Stimme; „wo läufst Du zu solcher Stunde noch herum?"

Der Weber gab keine Antwort; dießmal waren es zwei Gendarmen, die ihm mit ihren Karabinern den Weg versperrten.

„Wo kommst Du her? wo willst Du hin? wer bist Du?" fragte der Brigadier.

— „Ich heiße Jagut und bin Weber in Brandes!"

„Ja, Weber und Wilddieb dazu, nicht wahr?" rief der Brigadier. „Und aus dem Wilddieb wird im Handumwenden ein Chouan"*).

— „Ich kann Euch nur versichern, daß ich nach Hause gehe; aber woher ich komme, das weiß ich meiner Treu selber nicht genau," versetzte der Weber.

„Wie? was?" rief der Brigadier; „Du willst nicht wissen, woher Du kommst, Kerl? Na, dann will ich es Dir sagen, mein sauberer Vogel! Du hast soeben einer Versammlung beigewohnt, welche die Chouans irgendwo in der Haide gehalten haben, und willst nun die Verabredung in die benachbarten Gemeinden überbringen! .... Komm' nur, Bursche; für Dich gibt es ein Plätzchen im Gefängnisse von Segré, wo Du besser aufgehoben bist, als wenn Du jetzt bei solcher Nachtzeit in den Fahrgeleisen herumstolperst ...."

— „Meine Herren Gendarmen, Sie sind im Irrthum!" sagte der arme Jagut weinend, „es sind Dinge vorgefallen, die ich Ihnen gar nicht zu beschreiben vermöchte!"

„Wirst sie dem Instruktionsrichter schon erzählen müssen ...."

— „Nein, ich werde sie weder dem Instruktionsrichter noch dem Präsidenten sagen!" erwiderte der Buckelige. „So wahr ich ein ehrlicher Mann bin, ich bin so unschuldig wie ein neugebornes Kind. Lassen Sie mich ruhig nach Hause gehen, meine Herren, und wenn Sie mir die Ehre erweisen wollen, noch einen Augenblick bei mir einzutreten, so werd' ich Ihnen mit einem Glas guten weißen Wein aufwarten .... Ich hab' es sehr nöthig, mich von den Strapazen der Nacht auszuruhen."

„Schön Dank für den Wein!" sagten die unbestechlichen Gendarmen, „obschon es uns an Hunger und Durst nicht fehlt. Also vorwärts nach dem Gefängniß!"

— „Nein, ich geh' nicht!" rief der Buckelige ganz außer sich; „ich will nicht mitgehen. Wie aber, wenn ich machte, daß

*) Chouans hießen schon seit der ersten Revolution die royalistischen Aufständischen zu beiden Seiten der Loire, 1830 und 1831 aber insbesondere die von der Geistlichkeit und dem Adel aufgehetzten Bauern, welche die Herrschaft der Julidynastie nicht anerkennen wollten und in der Bretagne und den angrenzenden Provinzen fortwährende Unruhen unterhielten. Sie verstärkten sich namentlich durch viele Bauernsöhne welche sich der Konskription durch die Flucht entzogen hatten.

Sie einen Chouan packen könnten, würden Sie mich dann loslassen?"

„Gib uns erst einen Beweis von Deiner Unschuld, und dann wollen wir Dich los lassen — sag' uns zunächst, woher Du kommst!"

— „Woher ich komme, kann ich Ihnen, wie gesagt, selber nicht angeben, meine Herren Gendarmen," sagte der Weber. „Aber ich glaube zu wissen, wo Sie einen entlaufenen Rekruten finden können und zwar einen der frechsten — den Sohn von Vater Gambille, Charlot, den sie hier zu Lande den Schwarzkopf nennen ...."

„Den Schwarzkopf? Ah, das wäre ein Fang, welcher der Mühe lohnte," meinte der Brigadier. „Könnt' ich jenen Burschen bekommen, so würd' ich Dich schon laufen lassen, denn Du siehst mir verwünscht schwächlich aus und bist verwachsen, Kamerad. Also heraus damit: wo ist der Schwarzkopf?"

— „Ich denke, Sie finden ihn in dem Meierhofe La Tremblaye dort drüben, den Sie wohl kennen müssen und den man so weit in der Gegend auf der Anhöhe sieht."

„Groß' Dank für die Nachricht — man sieht, daß Du die Schlupfwege dieser Bursche kennst," meinte der Brigadier. „Aber ein 'Hab' ich' ist besser als zwei 'Hätt' ich' — verstehst Du? Also marsch fort nach dem Gefängniß, guter Freund! Du hältst uns schon allzu lange hier auf, vermuthlich damit die Anderen einstweilen davonlaufen können!" Mit diesen Worten packte der Brigadier den Buckeligen am Arm und schob ihn vorwärts, auf den Marsch. Dieser ward ganz enttäuscht und wüthend, fügte sich jedoch der Gewalt, rief aber unter Thränen: „Das ist himmelschreiend! Ich bin doch ein guter Bürger und geordneter Mann, ich schimpfe stets darüber, daß die Jugend das Ansehen des Gesetzes nicht anerkennt, und mich schleppt man nun fort wie einen Verbrecher, einen Rebellen!" — Die Gendarmen kümmerten sich aber nicht um sein Jammern, sondern folgten ihm dicht auf dem Fuße und schüttelten nur von Zeit zu Zeit ihre mit Wachstuch überzogenen dreieckigen Hüte ab, auf welche der Regen in Strömen niederrieselte.

2.

Ungefähr eine Stunde vor Tagesanbruch wurden die Bewohner des Pachthofs La Tremblaye durch ein halblautes Pochen am Fensterladen geweckt. Der Bauer Jacques Aubin, dem der Meierhof gehörte, sprang von seinem Bette herab, und horchte in die Nacht hinaus, während seine Tochter Françoise eiligst die Müllerleiter hinanstieg, die zum Speicher führte. — „Charlot!" flüsterte sie halblaut, „Charlot Gambille, steh' auf — man pocht unten!"

Charlot schlief ganz angekleidet im Heu und war bald auf den Beinen. „Sind es die Gendarmen?" fragte der entlaufene Rekrut.

„Ich weiß es nicht," versetzte Françoise, „mein Vater öffnet gerade die Thüre."

Diese ward in der That aufgemacht, und der buckelige Jagut, bis auf die Haut durchnäßt und mit Koth bedeckt wie ein Pudel, sprang mitten in die Küche herein, schüttelte sich und rief: „Vater Jacques, ich bitt' Euch, macht ein großes Feuer an, denn ich muß mich trocknen. Du lieber Himmel, was war das für eine Nacht! — Nun warum seht Ihr mich denn so groß an mit Eurer Laterne? Ich bin's ja nur — braucht Euch nicht zu fürchten! .... Heda, Schwarzkopf! Du bist ja da droben, nicht wahr? Komm' doch herunter, ich bringe Dir saubere Neuigkeit! Du kannst jetzt Dein Bündel schnüren und der Françoise Lebewohl sagen, mein Junge, denn die Gendarmen werden bald einen Besuch in La Tremblaye machen; sie wissen, daß Du hier bist — ich selber hab' es ihnen gesagt!"

Bei diesen Worten sprang Charlot Gambille ganz wüthend vom Speicher herab, wo er sich versteckt gehalten hatte, und stürzte sich mit Einem Sprunge auf den buckeligen Weber, der nun voll Angst ausrief: „Hollah, Bursche, Du sollst mich wenigstens nicht erdrosseln, ohne daß Du mich gehört hast, verstehst Du? .... Nun ja doch, ja! ich habe Dich angegeben; aber eben darum komm' ich ja jetzt, um Dich zu retten; höre nur!"

Und nun erzählte der Buckelige Alles, was sich in dieser Nacht zugetragen — wie er, nachdem er kaum den Mißhandlungen der Konskriptions-Flüchtigen entgangen gewesen, trotz seiner Unschuldsbetheurungen von den Gendarmen fortgeschleppt worden sey, die ihn in's Gefängniß stecken wollten. — „Das wäre Dir ganz recht geschehen; Du machst Dich über uns lustig im Wirthshause," sagte Charlot zu ihm. „Hätten wir ein Gefängniß, um Dich einstecken zu lassen, so säßest Du schon lange im Schatten."

„So? schön'n Dank für das Kompliment!" erwiderte Jagut. „Hab' ich jemals Dir oder den Anderen etwas zu Leide gethan? Es war gestern Sonntag, und da hatt' ich etwas zu viel getrunken — das war Alles. Aber der Regen und die Furcht haben mich wieder nüchtern gemacht. — Setz' Dich 'mal hieher und hör' mir ruhig zu, bis ich fertig bin. Die Gendarmen schleppten mich also fort, mir nichts dir nichts, durch Dick und Dünn, während der Regen wie mit Kübeln auf uns heruntergoß. Es langweilte mich, immer nur den Koth in den Hohlwegen zu zerstampfen, und darum erbot ich mich, sie über die Ecke der großen Haide zu führen, welche an den Wald stößt. Bah! wir waren aber noch keine Viertelstunde am Wald hingegangen, so fielen plötzlich ein achtzehn bis zwanzig Schüsse aus einer Gruppe von Bäumen ganz nahe beim Saum des Waldes — wir waren mitten unter die Bande der entlaufenen Rekruten hineingerathen. Die Gendarmen wichen der Ueberzahl, gaben Fersengeld und ließen mich frei, jedoch nicht ohne mir noch einige Kolbenstöße gegeben zu haben. 'Warte, das sollst Du mir noch büßen, Schuft von einem Chouan!' rief mir der Brigadier zu, denn sie glaubten, ich habe sie in eine Falle gelockt, was mir aber entfernt nicht einfiel. Mitten in dem Tumult fuhr mir eine Kugel durch den Hut und ich kam knapp mit dem Leben davon. Es ist aber nicht weniger wahr, daß ich nach einem derartigen Abenteuer nun ebenso in die Geschichte verwickelt bin wie Du. Ich muß sogar vielleicht, um mich zu rechtfertigen, ein paar Wochen im Gefängnisse brummen. Verwünschtes Ungeschick! ich wollte neutral bleiben und da passiren mir zwei solche Geschichten in Einer Nacht .... heilloses Pech! ...."

— „Nichts für ungut, Meister Jagut," fiel ihm Jacques Aubin in's Wort; „Ihr seyd immer ein Bischen Jagdliebhaber gewesen, und die Jäger, wißt Ihr, flunkern zuweilen und ...."

„Schneiden auf, wollt Ihr sagen, Vater Aubin! — Nun ja, das ist eine bekannte Sache; aber Ihr seht da, daß mein

Hut ein Loch hat — Beweis genug dafür, daß ich die Wahrheit rede."

— „Hast Du die Kameraden gesehen? hast Du mit ihnen gesprochen?" fragte Charlot.

„Daß ich ein Narr gewesen wäre!" erwiderte der Weber. „Sie hätten glauben können, ich habe die Gendarmen auf ihre Spur geführt, und mich für die Mißhandlungen rächen wollen, die sie mir zugefügt hatten. Nach dem Schießen riefen sie: 'Fort zu dem Kreuzweg, Jungens!' und ich lief aus Leibeskräften in's Dickicht. Die Gendarmen sind, wie mich dünkt, nach dem Hauptort hingegangen, um die Soldaten aufzubieten, und werden diesen Morgen noch nicht hieher kommen .... Und Euer Garn, Vater Aubin, hat mein Nachbar Gambille gefunden sammt dem Holzschuh von dem Kleinen. Ich werde mich gleich daran machen, Eure Leinwand zu weben, wenn sie mich nicht in's Gefängniß schleppen. Dieser Gedanke will mir gar nicht aus dem Kopfe."

— „Bah, Ihr steht ja gut mit dem Maire," meinte der Bauer; „und zudem seht Ihr nicht gerade aus, als ob Ihr viel zu fürchten wäret!"

„Wenn sie Dir auf den Leib wollen, Jagut, so komm zu uns und werde Chouan!" sagte Charlot.

— „Dazu hab' ich gar keine Lust, weil ich glaube, die Chouans werden es doch nicht gewinnen," meinte der Bucklige achselzuckend.

„Du weißst eben nicht Alles," sagte der entlaufene Rekrut. „Den Winter hindurch wollen wir die Soldaten in Athem halten und uns in aller Stille organisiren. Im Frühjahr aber, wenn die Hecken wieder dicht sind und das Getraide in den Halm schießt, so fangen wir den Krieg an. In der Bretagne, in der Vendée, auf beiden Ufern der Loire wird dann Alles parat seyn .... Aber nun auf und davon! ich muß jetzt gehen; die Anderen sind schon weit und der Tag wird bald grauen. Wir gehen mit einander bis nach dem Dorfe Brandes, nicht wahr, Jagut? Ich muß meinem Vater noch Lebewohl sagen, denn wer weiß, wann ich ihn wiedersehen werde!"

Bei diesen seinen Worten schob die Urahne, welche ihm von ihrem Bette aus zuhörte, das in der nächsten Ecke am Kamin stand, die zitzenen Bettvorhänge aus einander, richtete sich halbsitzend auf und sagte mit fester Stimme: „Ach, ihr jungen Leute, wann ihr wie ich die große Revolution gesehen hättet, so würdet ihr euch wohl zweimal besinnen, ehe ihr den Heckenkrieg anfangen wolltet — wißt ja eigentlich doch nicht, wofür ihr's thut! — Ihr werdet es bald satt werden, im Lande herumzulaufen wie Landstreicher, immer gehetzt und verfolgt zu werden ohne Rast und Ruhe, immer verfolgt wie wilde Thiere ...."

„Du lieber Himmel! Soldat zu seyn ist auch keine Kleinigkeit, und so seine sieben Jahre fort zu seyn!" sagte Charlot. „Ich mache es lieber wie die Anderen. Und zudem sagen die Leute, die sich auf solche Dinge verstehen, es werde bald eine Veränderung geben, und dann bekommen wir unsern Abschied mit einer guten Belohnung."

— „Wenn es Belohnungen geben sollte, so werdet ihr sie nicht kriegen, meine armen Jungen!" erwiderte die Greisin. „Wenn es dagegen Flintenschüsse gibt, so bekommt ihr den besten Theil davon. An Deiner Statt würd' ich hingehen und mich der Behörde stellen, Charlot. Ist dann Deine Dienstzeit um, so kannst Du wieder hieher zurückkehren in die Heimath und wirst meine Enkelin Françoise in dem Alter finden, wo sie Dich heirathen kann. Ohnedem kann sie nicht daran denken, sich schon so bald zu verheirathen; ein Mädchen von achtzehn Jahren hat sich ja noch keinen Pfennig erspart."

„Die Ahne hat ganz Recht," sagte der Bauer leise; „die alten Leute haben mehr erlebt und mit angesehen als wir, und können uns guten Rath geben .... Ich bin auch Soldat und mit im Kriege gewesen und bin doch davongekommen."

Der junge Konskriptions-Flüchtige schlug den Blick zu Boden und gab keine Antwort. Die drei Knaben vom Meierhofe, dieselben, welche am Abend zuvor beim Anblick des Funkelgeistes so große Furcht gehabt hatten, kamen noch halb verschlafen und gähnend an den Herd herangeschlichen und rieben sich die Augenlider. Sie stierten erstaunt den großen Charlot an, welcher noch immer unbeweglich und gedankenvoll unter dem Kaminmantel stand wie ein bestrafter Schuljunge, während das schwehlende Licht der Harzknorren auf dem Herde einen undeutlichen Schattenriß des buckeligen Webers auf die Wand neben der Feuerstelle warf. Was die beiden hier zu schaffen hatten und wie sie hieher gekommen waren, schien die Knaben nicht zu kümmern, denn sie befragten niemand darum. Françoise, ihre älteste Schwester, hatte soeben einige Armvoll Dornen und Gestrüpp auf den Herd geworfen, um das Feuer wieder anzuschüren, und Jean, der jüngste von den drei Brüdern, stieg auf die Truhe, um das weidengeflochtene Vogelbauer herunter zu nehmen, in dessen zerbrechlichem Verschluß er einen jungen Holzheher eingesperrt hielt. Er gab dem lärmenden, schreienden Vogel auf einen Augenblick die Freiheit, und dieser hüpfte nun kreischend auf die hölzernen Bänke und den Tisch, wo Françoise soeben den Morgenimbiß aufgetragen hatte. Für jeden der beiden Gäste, welche der Zufall unter dem gastlichen Dache des Meierhofes versammelt hatte, war ein Stück Brod und ein Teller aufgestellt. Der Weber frühstückte mit gutem Appetit, — nicht so Charlot Gambille, der hastig hinein aß und kein Wort verlor. Das erste Morgengrauen gab ihm das Signal zur Flucht, und trieb ihn aus seinem Asyl. Der Bauer Jacques Aubin spannte mit seinem ältesten Jungen bereits die Stiere an, um an die Feldarbeit zu gehen; die beiden jüngeren Knaben trieben die Kühe auf die Waide, und die Urahne, welche sich hinter ihren dichten Bettvorhängen von Serge angekleidet hatte, setzte sich jetzt zu ihrem Spinnrädchen neben dem Feuer. Es war wieder Montag Morgen; die harte Arbeit fing mit der neuen Woche an. Françoise machte sich im Hause herum zu schaffen, brachte Alles in Ordnung, scheuerte den Schrank und Tisch ab, und handtirte aufgeregt, aber ohne ein Wort zu reden.

„Wie seyd ihr doch so glücklich, ihr Leutchen, daß ihr ruhig und im Frieden zu Hause bleiben und frei arbeiten könnt!" sagte Charlot zu dem jungen Mädchen. „Ich muß nun wieder fort .... Leb' wohl, Françoise!" sagte er, ihr die Hand drückend und fügte dann leise hinzu: „komm heraus, ich muß Dich noch sprechen!"

Françoise ging leise hinaus, und als sie beide hinter der Gartenhecke standen, sagte der Konskriptions-Flüchtige: „Höre, Mädchen, was soll ich jetzt thun? Man hat es satt, mir hier

ein Versteck zu geben; man räth mir, mich den Behörden zu überliefern."

„Du hättest vielleicht besser daran gethan, wenn Du sogleich Soldat geworden und fortgegangen wärest," erwiderte Françoise.

— „Also Dich verlassen, zwei-, dreihundert Stunden weit von hier weggehen?" fragte Charlot; „sechs oder sieben Jahre lang wegbleiben, ohne seine Heimath wiederzusehen und ohne mit denen zu sprechen, die man lieb hat?!...."

„Gibt es denn nicht Urlaub?" fragte Françoise; „Dein Vetter André ist ja vergangenes Frühjahr auch hieher gekommen und in seiner Lanciers-Uniform zur Kommunion gegangen, und das war eine hübsche Uniform, die einem schönen Burschen wie Du gut zu Gesicht gestanden hätte!"

— „Du hältst mich also für hübsch?" fragte Charlot das junge Mädchen, das sich erröthend abwandte. „Wie willst Du, daß ich nach einem solchen Worte von Dir gehe? — Nein, ich werde es machen, wie die Anderen, entstehe auch daraus was da wolle!"

— „Dann will ich es machen wie die anderen Mädchen und für Dich beten, damit der liebe Gott Dich behüte!.... Es brannten gestern viele geweihte Kerzen vor dem Altar der Muttergottes...."

— „Ja, bete für mich, Françoise, denn ich habe kein Vertrauen in die Anschläge unserer Anführer; die Soldaten kommen nun von allen Seiten; man wird uns bald aufreiben wie die Wölfe! — 's ist doch ein dummer Einfall, Krieg anzufangen um nicht Soldat werden zu müssen! Jenun, wie Gott es will — ich bin ja nicht der Einzige!"

„Geh' nun, Charlot! sieh, es tagt schon, und Du hast noch einen weiten Weg zu machen, bis Du Deine Kameraden eingeholt hast. Leb' wohl und Glück auf den Weg!"

Damit ergriff das junge Mädchen die Hand des entlaufenen Rekruten und drückte sie lebhaft. Françoise weinte ihm laut nach; Charlot war ebenfalls ergriffen; es war ihm schwer um's Herz, als er am Eingang des Hohlweges den Weber Jagut einholte, welcher ihn ungeduldig erwartete. Beide schritten nun eilig und schweigend dem Dorfe Brandes zu. Der Tag zog schon herauf. Flüge von Krähen flatterten krächzend unter den bleichen Wolken hin, und die Kibitze ließen sich mit gellendem Geschrei auf die feuchten Wiesen nieder. Der Himmel hatte ein kaltes graues Aussehen, die Erde bedeckte sich mit dem dürren Laub, welches der Wind herunterschüttelte, den letzten Ueberresten des verblichenen Frühlingsschmucks. Da und dort glänzten die rothen Beeren an den grünen Stechpalmen-Büschen, welche gleichsam allen Lebenssaft aus der Natur an sich zu ziehen schienen, wie jene starken großmüthigen Herzen, welche inmitten der allgemeinen Niedergeschlagenheit ihren Muth noch frisch und ihr Haupt noch aufrecht erhalten. Von Eile gedrängt, seine Gefährten einzuholen, lief Charlot längs der Hecken hin und vermied die Fahrwege und Landstraßen. In dieser wohlbekannten Landschaft, die er so sehr geliebt hatte und worin er sonst so frei herumschweifte, war ihm nun Alles ein Gegenstand des Entsetzens geworden. Der Amsel leiser verstohlener Flug durch die Büsche, das ferne Bellen eines Hundes durchbebten ihn mit einem Schauer. Er mußte sich mit Bitterkeit gestehen, es wäre klüger gewesen, wenn er auf den ersten Ruf der Pflicht als Soldat fortgegangen wäre, anstatt dem Zureden derjenigen nachzugeben, welche ihn in ein Leben voll Unruhe und Gefahr hineingelockt haben. Und doch fühlte er sich bei dem Gedanken, das Land verlassen zu müssen, von Ingrimm und Kummer ergriffen; — er gehörte zum Bauernschlage, der mit zäher Treue am Boden hängt, dessen Blick nie über einen Horizont von zwei Stunden hinausschaut und denen es nirgends so wohl ist, als in der Gemeinde, wo sie geboren und getauft worden sind. Es war schon eine harte Zumuthung für ihn, den Banden folgen zu müssen, welche einen Ausflug in die benachbarten Departements machten, um sich mit der Bretagne und Vendée in Verbindung zu setzen. Doch machte er wenigstens diesen Ausflug, der ihm so weit erschien, mit den Burschen aus seinem Dorf, mit jungen Leuten, die er beim Namen kannte, und in deren Gesellschaft er so oft auf dem Heimwege von der Kinderlehre Nester im Gebüsch gesucht hatte. Er wählte also unter zwei Uebeln dasjenige, welches ihm als das geringere erschien; hätte seine Hand eine höhere Nummer aus der Urne gezogen, so hätte er nie die Peitsche oder den Spaten mit der Muskete vertauscht, weil keine ungerechte oder quälerische Maßregel diese ruhigen Gegenden in Aufregung versetzt hatte. Man gedachte zwar mit Bedauern der Vergangenheit, man mißtraute der Zukunft, allein man fand die Gegend nicht in diesem Maaße unerträglich und verhaßt, daß man sich aus Instinkt und mit Enthusiasmus dagegen empört hätte. Den Bauern hatte man nur so oft davon vorgesprochen, daß der neue Stand der Dinge unmöglich von Dauer seyn könne, daß sie es am Ende geglaubt hatten; und die widerspänstigen Konskriptions-Flüchtigen, welche sich selber und aus freien Stücken mit dem Gesetz verfeindet hatten, liehen gerne denen ihren Beistand, welche sich geneigt und entschlossen zeigten, den Kampf gegen die neue Regierung zu beginnen. Die Söhne der Chouans, energisch und behend wie ihre Väter, hatten sich mit jenem Eifer und jener verständigen Gelehrigkeit, welche unter der Fahne so unerschrockene und hingebende Soldaten aus ihnen macht, auf ein sehr gewagtes und nicht gehörig organisirtes Unternehmen eingelassen.

3.

Wenn man den Meierhof La Tremblaye verläßt und nach dem Dorfe Brandes gehen will, so folgt man einem gewundenen und tief eingeschnittenen Wege, über welchen sich zu beiden Seiten hundertjährige Kastanienbäume mit hohlen Stämmen, gewaltige Birnbäume mit bemoosten Aesten und voll Büscheln von immergrüner Mistel herunterneigen. An beiden Seiten ziehen sich dichte Hecken aus dornigen Sträuchen hin, welche noch von Brombeeren und wilden Rosen durchwachsen und durchschlungen sind. Es war gerade derselbe Weg, an dessen Ende die Knaben am vorigen Abend den Funkelgeist zu sehen geglaubt hatten. Charlot hatte sich in diesen schmalen Hohlweg nicht hineingewagt, ohne sich zuvor an dem von dem grauenden Tage schon einigermaßen erhellten Horizonte umzusehen. Eine Windmühle auf einem entfernten Hügel zog plötzlich ihre Segel auf, hörte dann auf ihre Flügel zu drehen und brachte sie nach einer Weile wieder in Gang. Andere Mühlen ahmten auf allen Seiten diese Bewegung nach, und allmählig erstreckte und wiederholte sich dieses Signal über den ganzen Bezirk.

„Jagut, die Soldaten sind auf den Beinen," sagte Charlot. „Die Mühlen haben gesprochen."

— „Komm, retten wir uns!" sagte der Buckelige; „ich bin in die Hände der Chouans und dann in die der Gendarmen gefallen, und trage gar kein Verlangen, nun auch noch durch die Soldaten verhaftet zu werden."

„Halt, warte hier auf mich," sagte Charlot; „meine Flinte ist ganz nahe hierbei in einer hohlen Eiche versteckt; ich will sie holen. — So, jetzt hab' ich sie, sie ist geladen und in meiner Tasche hab' ich noch Pulver und Blei. Jetzt laß uns rüstig marschiren!"

Der Weber und Charlot schritten hinter der Hecke dahin, so daß sie querfeldein fliehen konnten. Bald aber zeigten sich einige hundert Schritte vor ihnen die gelben Pompons eines Dutzends Voltigeurs, welche langsam dahermarschirten wie Leute, die gelangweilt, müde und verdrossen sind. Das Handwerk der Gendarmen, die Klopfjagd zwischen den Hecken auf die Chouans gefiel ihnen nicht; sie waren erst vor wenigen Tagen in der Gegend angekommen, und durchstreiften sie jetzt zum erstenmal. Sie schlenderten daher, mit dem Gewehr unter dem Arm, gemächlich dahin und trällerten mit leiser Stimme irgend ein Wachtstubenliedchen, ohne entfernt zu ahnen, daß die Windmühlen mit ihren großen Flügeln den entflohenen Rekruten ihre Ankunft meldeten. Der Mehrzahl nach selber Bauernsöhne, betrachteten diese Soldaten das platte Land mit einer Art Wehmuth: der Anblick des freien Feldes erweckt immer Gedanken von Frieden und stillem Glück, die zur Träumerei einladen.

Die Soldaten kamen also auf dem schmalen Pfade daher. Der erschrockene Weber hatte sich auf den Gipfel eines hohlen Wurzelstocks hinaufgeschwungen und sich in dessen Höhlung hinuntergleiten lassen, wo er vollständig unter dem Epheu und Brombeeren-Gestrüpp verschwand. Charlot, sein Begleiter, kauerte unbeweglich und mit verhaltenem Athem hinter demselben Wurzelstock und beobachtete den Marsch der Voltigeurs. Diese zogen vorüber und thaten da und dort einige Schläge in's Gebüsch, wie der Jäger, der einen Hasen aufjagen will. — „Bah," sagte ein Korporal, „hier gibt es ebenso wenig Chouans als Beduinen."

„Das sollst Du schon noch sehen!" flüsterte Charlot Gambille ganz leise und spannte den Hahn seiner Flinte.

— „Das lohnte schon der Mühe, uns Nachts um zwei Uhr aus dem Bett zu jagen," erwiderte ein Soldat.

„Stille oder ich schicke Dich in Arrest, wenn Du murrst!" fiel ihm der Feldwebel in's Wort. „Aufgepaßt, haltet die Distanzen; da trampelt ihr in Unordnung durch einander wie ein Troß Bauern, die besoffen vom Jahrmarkt kommen...."

„Wenn drei Stecken über Feld geh'n,
Geht der erste voran!"

sang der Hornist mit näselnder Stimme, und die Voltigeurs brachen alle über diesem alten lustigen Liedchen in schallendes Gelächter aus, welches die gute Laune wieder herstellte. Die Abtheilung stieg nun langsam den steilen Hohlweg hinan, welcher nach La Tremblaye hinaufführte.

„Jagut, erschrick nicht — ich gebe nun Feuer," flüsterte Charlot jetzt. „Ha, die Kerle glauben, es gebe keine Chouans hier in der Gegend!...."

Der Schuß knallte und die Kugel prallte von einem Kiesel ab und traf den linken Arm des Hornisten, der mit dem Ballen der Hand den Kolben seines Gewehres hielt, das er am Riemen über die Schulter gehängt hatte. Eine augenblickliche Ueberraschung bemächtigte sich der Abtheilung; die Soldaten machten sich schußfertig und sahen den Feldwebel an, welcher den Knall des Schusses mit einer kräftigen Verwünschung erwidert hatte. — „Ich sehe ihn!" rief plötzlich der Hornist; „ha, der Bandit! er läuft wie ein Hase, aber wir wollen sehen, wer bessere Beine hat, er oder ich!"

„Es sind vielleicht noch Andere da," sagte der Feldwebel.

— „Um so schlimmer für sie!" rief der Soldat; „der Spitzbube hat mich in den Arm getroffen, und ich will ihm mit gleicher Münze heimbezahlen. Nehmt mein Horn, Feldwebel!...."

„Nichts da — wir wollen uns nicht zerstreuen; wir könnten in einen Hinterhalt fallen," sagte der Feldwebel. „Bleib hier und stille das Blut, das von Deinem Arm herunterläuft!"

— „Oho, es scheint ich bin umsonst blessirt," sagte der Hornist mit gleichgültigem Lächeln; „bah, es ist nicht ernst genug, mich deßhalb in's Lazareth zu schicken!"

Der junge Soldat legte seinen Arm in eine Binde, die Abtheilung stieg vollends die Anhöhe hinan und machte Halt unter einer Eiche, welche den Anfang des Hohlwegs bezeichnete. Von diesem hohen Plateau aus hatten die Soldaten die Aussicht auf einen weiten Horizont bewaldeter Hügel; durch die kahlen Zweige glänzten im Schein der schrägen Wintersonne die Schieferdächer der Meiereien und Pachthöfe herüber. Einige spitzige Glockenthürme ragten aus der Tiefe der Thäler herauf, und auf den fernen Hügelhängen wölbten sich kuppelförmig die Gipfel uralter Bäume und bezeichneten die Nachbarschaft von Schlössern, deren Bewohner beinahe sämmtlich das Land verlassen hatten, um den Unannehmlichkeiten der Haussuchungen zu entgehen. Tiefes Schweigen lag über dieser ganzen ausgedehnten Landschaft, deren Echo's durch Charlot Gambille's Schuß auf einen Augenblick geweckt worden, nun aber wieder verstummt waren. Und doch suchten sich unter diesem düsteren Geäste der Waldlandschaft Chouans und Soldaten mit bewaffneter Hand zu beschleichen, anzugreifen und zu überrumpeln. Allein die Bauern waren bei diesem Heckenkriege bedeutend im Vortheil, denn während die Soldaten auf's Gerathewohl in's Land hineinmarschirten, ohne Weg und Steg zu kennen, und sich durch die grellen Farben ihrer Uniformen verriethen, konnten die Chouans, mit allen Pfaden und Schleichwegen genau vertraut und durch die Hecken gedeckt, hinter denen sie leise hinschlichen, sich leicht dem Auge ihrer Verfolger entziehen. Bürgerkrieg brütete inmitten dieser einsamen und scheinbar so friedlichen Gefilde. Erschrocken zwar aber ruhig und schweigend säete der Bauer seine Wintersaat ein; gemächlich wiederkäute das Hornvieh auf den Wiesen, und die Schafe ästen unter der Aufsicht der Hunde die Ginsterstengel ab.

Unbekümmert um die Gefahr, ruhten die Voltigeurs im Schatten der alten Eiche und plauderten halblaut. Der Feldwebel kannte den Weg nach dem Dorfe nicht, von wo er in tiefer Nacht ausmarschirt war und wohin er seine Abtheilung wieder zurückführen mußte, und schaute da und dort über die Hecken hinaus in der Absicht sich zu orientiren. Endlich gewahrte er auf halbem Wege nach dem Thalgrunde hinunter den Pächter Jacques Aubin, der sein Brachfeld pflügte, und ging mit

der von ihm befehligten Abtheilung auf den Bauer zu. — „Heda, Alter!" rief der Feldwebel und brachte beide Hände wie ein Sprachrohr vor den Mund. Der Bauer rührte sich aber nicht und pflügte gemächlich weiter. Vergebens rief der Feldwebel ihn dreimal an: Jacques Aubin zog gleichgültig seine Furche weiter, mit beiden Armen auf die Handhaben seines Pflugs gestützt, und sein Sohn René trieb die Stiere mit dem Stachelstock an. „Vater, da kommen sie!" flüsterte der junge Bursche ganz leise; „gib ihnen doch Antwort!"

„Laß sie nur kommen," erwiderte der Bauer; „sie haben ja gute Beine."

Sie kamen in der That, die schmucken, leichtfüßigen Voltigeurs. — „Bauer!" rief der Feldwebel etwas barsch, „wo sind wir hier?"

„Im Brachfelde."

— „Bleibt stehen und antwortet mir genauer; ich will nicht den Namen Eures Feldes wissen. Sind wir noch weit von dem Marktflecken ***?"

„O nein; nur zwei gute Stündchen, Ihr braucht blos dem Weg zu folgen, der dort unten hinführt, oder den Pfad einzuschlagen, der über die Anhöhe dort geht, wenn ihr es nicht vorzieht, auf der Landstraße zu gehen. — Im Grunde sind ja die Wege alle schlecht, und da werdet ihr auch keinen großen Umweg machen, wenn Ihr über Brandes geht! ...."

— „Ich glaube Du hast uns zum Besten, Bauer!" fiel ihm der Unteroffizier in's Wort.

„Bauer? ja das bin ich!" rief Jacques Aubin, und richtete sich mit einer gewissen Würde auf. „Aber ich habe auch gedient, Sergeant, und stand im Feld zu einer Zeit, wo es heiß herging — ich war mit bei Wogram ...."

— „Nun denn, mon brave, so wißt Ihr was es heißt, wenn Soldaten die Wege nicht kennen ...."

„Ich hab' sie Euch alle gewissenhaft genannt; es sind ihrer vier, und Euch bleibt die freie Wahl," sagte Aubin und gab seinem Jungen einen Wink, das Gespann anzutreiben, das einen Augenblick stehen geblieben war; die Stiere neigten ihre breiten Stirnen wieder zum Boden und griffen langsam in dem weichen Ackerfelde aus, das sie mit ihrem feuchten Athem beschnüffelten.

— „Vorwärts, marsch!" rief der Feldwebel; „die Menschen sind hierzulande wie ihre Wege, zähe und verschlossen. In Gottes Namen, Kinder, laßt uns geradeaus marschiren!"

Als sich der Unteroffizier mit seiner Abtheilung entfernte, arbeitete sich der buckelige Weber mit großer Mühe wieder aus der Höhlung des Baumes heraus, worin er sich klugerweise seit zwanzig Minuten versteckt gehalten hatte. Bleich und zitternd, die Hände blutig gerissen von den Brombeeren und das Gesicht beschmiert durch die Berührung mit den schleimigen Moosen, womit das Innere von halbfaulen, hohlen Bäumen ausgekleidet ist, verließ er seinen Versteck. Mit seiner langen gebogenen Nase, seinen runden Augen und dem tief zwischen den Schultern steckenden Kopf glich er ziemlich genau der Nachteule, welche bei Einbruch der Abenddämmerung sich aus dem Dickicht des Epheus herauswagt, unter welchem sie bei Tage geschlafen hat. Er war kaum mehr eine Viertelstunde von seinem Heimathdorf Brandes entfernt, das er mit großen Schritten zu erreichen suchte. Dem verspäteten Fuchs gleich, der am Morgen seinen Bau wieder aufsucht, lief Jagut gedeckt und gebückt an den Hecken hin und machte sich noch kleiner, als er eigentlich war; aber das geübte Auge der Konskriptions-Flüchtigen, welche gegen die Anhöhen hinanstiegen, wohin der Knall des Schusses sie zog, entdeckte ihn trotz all seiner Vorsichtsmaßregeln in dem Augenblick, wo er in einem Ginsterfeld seine Deckung verließ.

Der Buckelige bemerkte sie ebenfalls, winkte ihnen mit beiden Händen und rief: „Rückt nicht weiter vor — sie sind dort oben!"

„Wer hat geschossen?"

— „Der Schwarzkopf; er hat Einen getroffen! ...."

„Vorwärts!" .... riefen die entlaufenen Rekruten, hingerissen durch einige Männer von reiferem Alter, welche unter den Chouans-Banden der hundert Tage gestanden hatten.

In diesem Augenblick überschritten die Voltigeurs auf dem Wege nach der Landstraße das große Feld, wo Jacques Aubin von La Tremblaye pflügte. Obschon die Soldaten weit außer Flintenschußweite waren, sandten die Bauern ihnen doch einige Kugeln zu, um sich gleichsam durch den Kampf anzufeuern; die Soldaten aber stiegen die Anhöhe wieder hinan und lehnten sich an die große Eiche, unter welcher sie Halt gemacht hatten. Hier schlossen sie sich dicht an einander, machten sich schußfertig und erwarteten, daß der Feind sich näher zeigen würde. Angesichts dieser kleinen kriegsgeübten und disciplinirten Truppe zauderten aber die jungen Bauern, angreifend zu Werke zu gehen. Ueberdieß stachelte sie ja kein Gefühl des Hasses oder der Rache gegen diese tapferen Soldaten, welche nur redlich ihre Schuldigkeit thaten, ohne in irgend einer Weise die ländliche Bevölkerung zu placken. Der Zweck der Bauern ging nur dahin, sich auf verschiedenen Punkten zu zeigen, zahlreich zu erscheinen und diejenigen zu erschrecken, die nicht ihrer Ansicht waren. Sie mußten alle sich gegenseitig selber ermuthigen und sich hinlänglich Vertrauen in die Zukunft mittheilen, damit sie, ohne unschlüssig und wankend zu werden, die so oft angekündigte Schilderhebung erwarteten, welche diese kleinen vereinzelten und darum in keiner Weise zu fürchtenden Banden in eine compacte Armee verwandeln sollte. Die Voltigeurs ihrerseits glaubten mit Räubern, mit verzweifelten und zu Allem fähigen Menschen zu thun zu haben, und schickten sich an, ihr Leben theuer zu verkaufen. Gelangweilt von diesem Kleingewehrfeuer aus großer Entfernung, das sie nicht erreichte — denn kaum einige wenige Kugeln hatten Zweige über ihrem Kopfe abgeschossen, — stürzten sie sich vorwärts, und die Chouans, die sich als guerrillas hinter Bäume und Büsche versteckt hatten, zogen sich langsam zurück, zufrieden damit, daß sie einige Voltigeurs leicht verwundet hatten außer dem Hornisten, den Charlot Gambille's Kugel am linken Arm getroffen hatte und der nun sein Horn in der Rechten hielt und muthig zum Angriff blies. Die Chouans verschwanden bald im weiten Felde und suchten dann einige Meilen weiter einen Versteck im Walde.

Dieses kleine, an sich höchst unbedeutende Gefecht bewies übrigens, daß es in diesen waldreichen, von Hohlwegen und Haiden durchschnittenen und von großen Straßen nur schlecht durchzogenen Gegenden eine gewisse Anzahl von Männern gab, die zum Widerstand entschlossen waren. Zuweilen waren die Konskriptions-Flüchtigen keck bis zur Tollkühnheit, zeigten sich

am hellen Tage und entwischten behend und gewandt der Hand, die sie schon zu fassen wähnte. Manchmal schlichen sie sich auch im Schatten der Nacht auf den Saum der von den Truppen besetzten Dörfer und feuerten auf die Schildwachen. Auf diese Weise hielten sie ein halbes Dutzend Departements im Allarm und setzten dieses mühsame Handwerk mehrere Monate hindurch fort bis zu dem Tage, wo alle Männer, jung und alt, die bisher ihre Hütten noch nicht verlassen hatten, zu Pferde stiegen und persönlich einen verzweifelten Versuch zu Gunsten der frühern Monarchie, der ältern Linie der Bourbonen, machten. Nun gab es auf beiden Ufern der Loire mehr als Ein mörderisches Zusammentreffen, und der längst schon im Stillen hinschleichende Aufstand schlug nun in hellen Flammen aus.

4.

Als der Pächter Jacques Aubin Kugeln über sich hin hatte pfeifen hören, während er pflügte, hatte er sich entschlossen, seine Arbeit stehen zu lassen. Er rückte daher seinen Pflug in eine Ecke des Feldes, spannte seine Ochsen aus und kehrte mit seinem ältesten Sohne René nach La Tremblaye zurück. Während dieser die Ochsen ausschirrte, schlichen die beiden jüngeren Brüder in den Stall und Françoise, die unter der Thüre stand, horchte aufmerksam auf die Fragen, welche sie an René richteten.

„Hast Du sie gesehen? wie viele waren ihrer?"

— „Mehr als zwanzig, wohlgezählt, alle mit Gewehren und Pulverhörnern."

„Und sie schossen auf die Soldaten?"

— „Ja, beim Wetter, und die Soldaten schossen ebenfalls; das sind doch auch schmucke Bursche, diese Soldaten mit ihren Schnurrbärten!...."

„Waren viele aus unserer Gemeinde dabei?"

— „Mehr als zehn — sie zielten durch die Büsche. Ich habe dabei auch so ein paar kleine Bürger und Stadtleute gesehen, die ich nicht kenne."

„Und Charlot? war der auch dabei?"

— „Nein," versetzte René; „den hätt' ich gleich erkannt, wenn er dabei gewesen wäre. Wie sie aus dem Hohlwege traten, sind sie alle am Vater und mir vorübergezogen. Aber gleichwohl hat Charlot den ersten Schuß gethan."

„Ist dieß wahr?" fragte Françoise lebhaft.

— „Ganz gewiß, er hat zuerst geschossen, ist aber über die Wiesen entwischt. Vielleicht hat er andere Soldaten begegnet, die ihn gehindert haben, wieder umzukehren. Man sagte gestern im Marktflecken, es wimmelten alle Straßen und Wege von Soldaten."

„Kinder," sagte Françoise, „erzählt das ja nicht weiter und sagt niemand ein Sterbenswörtchen davon; ihr könntet uns Alle in großes Ungemach bringen!"

Das junge Mädchen entfernte sich, von trüben Ahnungen bewegt und verdüstert. Sie ging ihren gewohnten häuslichen Geschäften nach, betete aber währenddem fortwährend brünstig zum lieben Gott für den jungen Konskriptions-Flüchtigen, welcher jedes Jahr in La Tremblaye bei der Ernte mitgeholfen hatte. Françoise hatte ihm seit ihrer Kindheit eine jener stillen, tiefen, dauerhaften Zuneigungen gewidmet, welchen nichts Eintrag thut, weil sie uneigennützig und rein sind. Durch seine Dienstfertigkeit und Anstelligkeit war Charlot Gambille überdieß auch bei allen übrigen Bewohnern des Meierhofs beliebt. Aus den grünen Getraidehalmen verfertigte er Pfeifchen für Jean, den jüngsten Knaben des Hauses; mit einer Happe machte er aus einem Brettstückchen kleine Karren für Pierre, und dem ältesten brachte er die schwierige Kunst bei, mit dem Pflug eine bolzgerade Furche zu ziehen. Die Großmutter mußte sich oft an ihn wenden, damit er ihr das alte, durch langjährige Dienste ausgenützte Spinnrad ausbessere. Endlich ließ er sich mit gar keinem andern Mädchen aus dem ganzen Sprengel ein, seit Françoise aus der Kinderlehre war und das noch so zarte und doch schon so sinnige und gedankenvolle Alter der Jungfrau erreicht hatte. Jedermann wußte, daß er das Mädchen von La Tremblaye liebte, und im ganzen Lande gab es unter Bauern und Reichen keinen einzigen Mann, der glücklicher gewesen wäre als er. Dieses Glück aber hatte für Charlot wie für die Tochter des Pächters Jacques Aubin aufgehört seit dem Tage, wo der arme Bursche aus der Bezirksstadt zurückgekehrt war mit der verhängnißvollen Nummer an seinem Hute, welche ihn verurtheilte entweder Soldat zu werden oder — Konskriptions-Flüchtiger.

Charlot Gambille hatte auf die Soldaten den ersten Schuß abgefeuert, der bis jetzt in der ganzen Gemeinde erschollen war. Er selber war überrascht und gleichsam erschreckt über seine eigene Kühnheit, lief nun aus Leibeskräften über die Wiesen hin und suchte die Haide zu gewinnen, wo seine Gefährten die Nacht zugebracht hatten. Nachdem Charlot über einen Bach gesetzt hatte, der im Grunde des Thales hinläuft, machte er unter einem Gehölz von Erlen und Haselnüssen Halt, um sein Gewehr wieder zu laden. Hier vernahm er das Knattern des Kleingewehrfeuers, welches sich drüben bei La Tremblaye engagirt hatte. Waren es seine Kameraden, die sich auf der Anhöhe schlugen oder irgend eine andere Bande, welche aus den benachbarten Gemeinden herübergekommen war? Er wußte es nicht, und die Ungewißheit hierüber war ihm peinlich. Er vergaß seine Rolle als Flüchtling und stand auf, um den Lärm des entfernten Gefechtes besser zu hören. In diesem Augenblick bemerkte ein berittener Gendarm, der in der Nähe vorbeiritt, um die kleinen Garnisonen in den umliegenden Dörfern zu allarmiren, den Chouan, der mit dem Gewehr im Arme neben der Hecke stand. Ungesäumt sprengte er mit verhängtem Zügel auf ihn ein und rief ihm zu, er solle sich ergeben. Der Galopp des Pferdes im feuchten Gras der weichen Wiese machte nicht viel Lärm, und der Gendarm war nur noch fünfzig Schritte entfernt, schwang seinen Pallasch und rief dem Chouan den Befehl zu, sein Gewehr wegzuwerfen. Bei dieser unerwarteten Aufforderung drehte sich Charlot Gambille plötzlich um, sprang hinter das dichte Gestrüpp von Farnkräutern und Brombeeren, das sich neben der Hecke hinzog und suchte sich hinter das Gebüsch von Haselstauden zu flüchten. Sobald der Reiter das Gewehr des flüchtigen Rekruten auf sich angeschlagen sah, zog er eine Pistole aus seiner Halfter, und die beiden Gegner hielten zwei Minuten lang ihre Gewehre auf einander angeschlagen. Welcher von beiden zuerst geschossen, — ob der Gendarm absichtlich und freiwillig seine Pistole abgefeuert oder ob eine plötzliche heftige Bewegung des Pferdes Schuld gewesen, daß er am Drücker gezogen, das ist bis zur Stunde noch nicht ermittelt. Gambille erhielt eine Wunde an der Schulter in

demselben Augenblicke, wo der Gendarm, von einer Kugel gerade in die Brust getroffen, vom Pferde stürzte, um nicht wieder aufzustehen. Das erschreckte Pferd prallte zurück, schnüffelte an dem blutigen Körper seines Herrn und sprengte dann wiehernd und schnaubend querfeldein.

Beim Anblick der im Grase liegenden Leiche fühlte sich der Chouan von einem nervösen Beben erfaßt. Seine Kniee wankten unter ihm; unfähig sich von der Stelle zu rühren, von seiner eigenen Wunde mit Blut bedeckt, betrachtete er starren Blickes die große riesige Gestalt und das strenge Gesicht des sterbenden Reiters. Bleicher und verstörter als der Mann, den er getödtet hatte, bückte sich Charlot Gambille zu dem Graben herab, um sich die Hände zu waschen, die ihm wie von seines Gegners Blut gefärbt erschienen. Sein Herz war allzu sehr gepreßt und zusammengeschnürt, als daß er einen physischen Schmerz gefühlt hätte; seine Schulter war wie gelähmt und erstarrt. Allmählig rannen ihm Thränen über die Wangen herab, das Blut stieg ihm in die Schläfe; er taumelte einige Schritte vorwärts, kehrte dann wieder um und heftete von neuem seine Blicke auf die Leiche des Gendarmen in den hohen Stiefeln und der glänzenden Uniform, welche noch immer die abgeschossene Pistole krampfhaft in der Rechten hielt, und um das Handgelenk derselben an der ledernen Säbelquaste den schweren Säbel hängen hatte. — Wenn er noch lebte? wenn er nur ohnmächtig wäre? wenn er sich wieder aufrichten und fortlaufen würde? dachte der Konskriptions-Flüchtige. Er würde mich zwar anzeigen, aber ich würde das Land verlassen, meinen Kopf retten und hätte dann doch keinen Menschen getödtet!

Dieser Gedanke brachte ihn auf das Gefühl seiner eigenen Selbsterhaltung zurück; deßhalb schlüpfte Charlot jetzt durch die Hecke und lief dem Walde zu. Zwanzigmal drehte er sich um und wähnte sich verfolgt, aber nicht von dem lebenden Gendarmen auf seinem Pferde, mit dem hochgeschwungenen Säbel, der ihn aufforderte, sich zu ergeben, sondern von der Leiche des Reiters, die wie ein Gespenst über den Boden hinglitt und ihm wie ein Schatten folgte. Erst noch vor einer Stunde hatte er in einen Trupp Soldaten hineingeschossen, die ihm den Rücken wandten; er hatte wider sein Wissen und sozusagen gegen seinen Willen einen Militär verwundet, der ohne Trotz und Drohung und ohne Furcht zweihundert Schritte weit an ihm vorübergegangen war, und dieser heimtückische Anfall, diese feige Herausforderung, dieser gesetzwidrige Trotz hatte ihm keinerlei Gewissensbisse verursacht. Der Heckenkrieg besteht ja aus Hinterhalten und Ueberrumpelungen. Und dann, wenn man von der Leidenschaft ergriffen oder wohl oder übel in den gefährlichen Weg einer Schilderhebung oder Empörung hineingerissen ist, kann man bis zu einem gewissen Punkte den Begriff von Gut und Böse, von Recht und Unrecht verlieren. Allein in jenem verhängnißvollen Zusammentreffen, in jenem Zweikampf zwischen zwei Männern, wovon der Eine bewaffnet war, um dem Gesetz Achtung zu verschaffen, und der Andere zu den Waffen gegriffen hatte, um dem Gesetz zu trotzen, begriff derjenige, welcher siegreich aus dem Kampf hervorgegangen war, instinktmäßig, daß er den Andern nicht sowohl deßhalb umgebracht, um ein Princip zu vertheidigen, als um sich selber einer Bestrafung zu entziehen. Charlot Gambille klagte sich daher selber vor seinem Gewissen eines begangenen Mordes an und flüchtete sich in das wildeste Dickicht, um sich unter den Farnkräutern zu verstecken. Und gerade in diesem einsamen Versteck, wo tausenderlei Schrecken auf ihn eindrangen, blieb ihm kein anderer Gefährte als sein Gewehr, just dieselbe verwünschte Waffe, welche ihm zu der Unthat gerathen hatte. Die friedlichen Tage seiner Kindheit stiegen in seiner Erinnerung wieder vor ihm auf mit ihrem ganzen Gefolge von unschuldigen Freuden und harmlosen Vergnügungen. Diese lebhaften und so verführerischen Erinnerungen aber machten ihm gerade seine jetzige Lage noch unerträglicher, und er brach in ein wildes Weinen aus, das gar kein Ende nehmen wollte. Vergebens versuchte er den Muth, der ihm entsunken war, wieder zu beleben und sich gegen die Gewissensbisse und Aengsten zu verhärten, welche auf ihn eindrangen. Ehrlich und gerade, aufrichtig und rechtlich wie er war, vermochte der junge Bauer sein Gewissen nicht zum Schweigen zu bringen, welches ihm den Vorwurf machte, einen Menschen getödtet zu haben.

Während der Konskriptions-Flüchtige in seinem Geiste diese bitteren Gedanken verarbeitete, hielt das Pferd des Gendarmen scheu und wiehernd vor der Wohnung seines Herrn. Als die Dorfbewohner den reiterlosen Gaul heransprengen sahen, welcher den Zügel im Staube nachschleifte und die leeren Steigbügel an seinen Flanken schüttelte, begriffen sie sogleich, daß hier ein Unglück begegnet sey. Die Wittwe des wackern Militärs stieß ein durchdringendes Jammergeschrei aus und ihre Kinder eilten weinend und schluchzend nach dem Eingang der großen Gasse des Dorfs. Eine düstere starre Betäubung ergriff die Leute des Marktfleckens, welche durch Bande der Verwandtschaft oder durch Sympathieen in politischer Ansicht sich beinahe sämmtlich zur Partei der Chouans und der konskriptionsflüchtigen Rekruten zählten. Jeder sah unruhig und erschrocken seinen Nachbar an und wagte doch nicht zu fragen: wer hat diesen Streich geführt? wer hat dieß gethan? Die Hausthüren schlossen sich nach und nach, und es war beinahe niemand mehr auf der Gasse des Dorfes, als eine Abtheilung Soldaten hier einzog und auf einer Tragbahre den entseelten Leichnam des Reiters brachte, welchen man erst vor wenigen Stunden noch voll Kraft und Lebensmuth stolz auf seinem Rappen hatte zum Dorf hinaustraben und dessen großes Pferd man noch unter dem Druck der Sporen sich hatte bäumen sehen. Wenn aber niemand auf der Straße geblieben war, um den Trauerzug vorüber kommen zu sehen, so lugten um so mehr ernste, verschüchterte Gesichter schweigend und halb versteckt durch die kleinen Scheiben der schmalen Fenster und ließen ihn an sich vorübergehen.

Am andern Morgen, als das dumpfe Trauergeläute vom Kirchthurm den im Gefilde zerstreut wohnenden Familien die Kunde mittheilte, daß ein Mitglied des Kirchensprengels aus dem Leben geschieden war, befragten die vor Tagesanbruch zu ihrer Feldarbeit ausgezogenen Bauern die Gewerbsleute, welche ihrer täglichen Arbeit außer dem Dorfe nachgingen, um die Veranlassung des Trauergeläutes. Auf diese Weise war die Sonne noch nicht aufgegangen, so hatte die Kunde von dem traurigen Fall schon die Runde durch die ganze Gemeinde gemacht. Zu La Tremblaye erfuhr man den Tod des Gendarmen durch den Schneider, welcher kam um den kleinen Jungen ihre Jacken zu machen. Vater Gambille von Brandes war durch die Erzäh-

lungen seines Nachbars, des buckeligen Webers, sehr unruhig geworden und außerdem noch in Sorgen, weil sein Sohn nicht mehr gekommen war, um Abschied von ihm zu nehmen, und kam nun ebenfalls nach La Tremblaye herüber und setzte sich an Jacques Aubin's Herd. Françoise war bleich und gedrückt von innerem stillem Leiden und horchte schweigend auf das, was ihr Vater und der alte Tagelöhner sich mit leiser Stimme mittheilten, während ihre beiden jüngsten Brüder sich damit belustigten, den Holzheher auf dem Tisch herumspazieren zu lassen, und ihn am Schwanze zupften, um ihn zu necken. Es gibt trübe, wehmüthige Augenblicke im Leben, wo alle Heiterkeit von denjenigen weicht, welche alt genug zum Nachdenken sind, und wo der leichte fröhliche Sinn sich zu den kleinen Kindern flüchtet und dort gleichsam ein letztes Asyl sucht. Vergebens suchte Françoise die Knaben zu beseitigen und sagte wiederholt zu ihnen: „Seyd doch ruhig, Kinder, oder geht mit eurem Lärm weiter fort! ihr macht mir noch den Kopf zerspringen!" Um sie fortzuschaffen, mußte sie ihnen endlich ein Butterbrod geben und die Knaben stürmten nun hinaus an die Lache und ergötzten sich damit, Schieferstücke auf dem schmutzigen Wasser derselben aufhüpfen zu lassen.

Mittlerweile brach sich die aufgehende Sonne Bahn durch den Nebel, aber ohne Strahlen und fast so matt und weiß wie der Mond. Die Feldhühner riefen sich auf dem Brachfeld zusammen, die Elster hüpfte über die Wiesen und suchte die im feuchten Gras und Moos versteckten Käferlarven; man hörte die Krammetsvögel und Drosseln pfeifen, die in den Gipfeln der Elsbeerensträucher aus und ein flogen und die letzten Beeren davon abpickten. Die Stunde, wo der Vogel das Futter holt, welches ihm der liebe Gott bescheert, ist auch zugleich diejenige, wo der Landmann von der Erde jene Nahrung abfordert, die er nur im Schweiße seines Angesichts erlangen soll. Allmählig erschienen auf den Abhängen der Hügelwellen und Halden in dem weiten Horizont eine Menge Pflüge und zogen ihre langen, schnurgeraden Furchen; im Hohlweg knallte die Peitsche des Müllers in der grauen Jacke, der langsamen und gemächlichen Schrittes seine Maulthiere nach der Mühle trieb. Die Feldarbeit begann, und auch Vater Gambille mußte zu Spaten und Hacke greifen und an sein Geschäft gehen, während er mit schwerem Herzen an seinen Sohn dachte, welcher sich thörichterweise in die Wechselfälle eines Lebens voll Abenteuern und Gefahren hineingeworfen hatte.

Charlot Gambille hatte unter freiem Himmel im Waldesdickicht eine schlaflose Nacht voll Unruhe und Aengsten verbracht. Das Geläute der Glocke, welches ihm der frische Morgenwind zutrug, machte ihn erbeben. Heftig sprang er auf und lief in entgegengesetzter Richtung davon, um das schaurige Geläute nicht mehr zu hören. Seine Wunde schmerzte ihn; er hatte Hunger; die Kälte der Nacht hatte ihn halb erstarrt. Genau vertraut mit allen Wegen und Stegen dieser Gegend, lief er nach dem nächsten besten Meierhofe und näherte sich demselben auf den Zehenspitzen, um die Hunde nicht zu wecken, die gewöhnlich Morgens am Fuß der Feimen oder auf den Misthaufen schlafen. Die Bauern saßen beim Schein des Herdfeuers am Morgenessen; sie gaben dem flüchtigen Rekruten Suppe und Brod, und dieser ging dann wieder ohne ein Wort zu reden. Niemand hatte ihn gefragt, wer er war oder woher er kam; aus Mitleid, Furcht und Vorsicht hatte das Haupt der Familie sich beeilt, sein Brod mit ihm zu brechen. Der Konskriptions-Flüchtige entfernte sich möglichst schnell und flüchtete nach andern Wäldern in der Hoffnung, irgend eine Spur von der Bande zu finden, welcher er sich anschließen wollte. —

So vergingen mehrere Tage; in seinem Versteck gelagert, hörte er zweimal die Stimmen der Soldaten, welche das Land durchstreiften, aber die Kameraden, die er suchte, fand er nicht. Er ward es überdrüssig, seine Flinte durch's Gebüsch und Gehölz zu schleppen und versteckte sie unter einem Steinhaufen, und lief nun immer auf's Gerathewohl in's Land hinein, bettelte vor der Thüre der Pachthöfe ein Stück Brod und ein Nachtlager im Heustock, und versuchte vergebens dem Schlafe, der ihn hartnäckig floh, etwas Erholung und Ruhe abzugewinnen. Die männliche Gestalt des Gendarmen, der seinen Säbel über dem Kopfe schwingend auf ihn ansprengte, verfolgte ihn Tag und Nacht. Manchmal übermannte ihn die Müdigkeit und es gelang ihm, auf einige Stunden einzuschlafen; dann aber quälten ihn neckische Träume: er sah sich im Schein einer herrlichen goldenen Julisonne in der Tenne zu La Tremblaye unter den Dreschern, wo man bei munterem Sang und Flegeltakt das Getraide drosch; dann aber weckte ihn das Fallen oder Rauschen eines dürren Blattes plötzlich, und sich aufrichtend wähnte er die Leiche des Reiters der ganzen Länge nach im blutigen Gras vor sich ausgestreckt zu sehen.

Die Martern und Seelenängsten der schlummerlosen Nächte im Verein mit den Strapazen und Entbehrungen dieses fortwährenden Hin- und Herlaufens unterwühlten rasch die Gesundheit Charlot's, und brachen den ganzen Lebensmuth und alle Willenskraft und Körperstärke in dem jungen Bauer. Das Blut sickerte fortwährend aus seiner schlechtverbundenen Wunde, die Schulter war geschwollen, die Wunde klaffte, war entzündet und ward immer weiter, anstatt sich zusammenzuziehen. Das Wetter war kälter geworden, den jüngsten Regen ein eisiger Nordwind gefolgt, und die Enten zogen in zahllosen Flügen am Himmel hin. Bald gefror das Wasser der Lachen und Teiche, die Erde ward trocken und starr und widertönte unter des Wanderers Sohle. Die bitterkalten Nächte erstarrten den Flüchtling beinahe, wenn er im Freien übernachtete. Vom Elend übermannt mußte Charlot Gambille sich sagen, es wäre besser für ihn, in einem Graben zu Tremblaye zu sterben, den Blick auf das gastliche Dach dieser liebgewonnenen Behausung gerichtet, als im Wald zu verenden wie ein Wolf, fern vom Auge der Menschen. Er machte sich daher auf den Weg, nach dem Orte zurückzukehren, welcher der Schauplatz seiner Liebe und der Zeuge seiner ersten Freuden gewesen war. Frostschauernd, hager, abgezehrt, vom Fieber durchwühlt, vermochte er sich kaum mehr fortzuschleppen; mit wankenden kleinen Schritten hinkte er dahin und bat im Stillen nur den lieben Gott, er möge ihn nicht eher sterben lassen, als bis er seinen Vater und das junge Mädchen wieder gesehen habe, dessen Bild als eine freundliche tröstende Erinnerung auf dem Grunde seines Herzens haftete. Die Reise dauerte fünf oder sechs Tage, nicht etwa als ob die zu durchlaufende Entfernung so bedeutend gewesen wäre, sondern weil Charlot's Kräfte immer mehr auf die Neige gingen, und weil er nur Nachts oder in der Dämmerung und unter tausenderlei Vorsichtsmaß-

regeln marschiren konnte. Endlich erreichte er den Hohlweg, der nach La Tremblaye hinaufführte, und sah von Weitem droben auf dem Hügel das hohe Kamin des Meierhofes, aus welchem eine lange Rauchsäule gen Himmel stieg. — „Ach, wie gut muß es doch dort am Feuer seyn!" murmelte er sehnsüchtig und hauchte in die starren, von Schrunden zerrissenen blutigen Hände; „Gott gebe, daß ich noch hingelange!"

Charlot hatte sich an den Rand des Grabens gesetzt, zwischen zwei Binsenbüsche; hier streckte er sich aus wie ein angeschossener Fuchs, und seine Erschöpfung war so groß, daß er nicht wieder aufstehen konnte. Zweimal versuchte er sich aufzurichten und auf den Beinen zu stehen, und zweimal verweigerten ihm die von den Brombeerstauden zerrissenen und von der Kälte geschwollenen Beine den Dienst und vermochten ihn nicht zu tragen. Die Nacht sank vollends hernieder; es gefror stärker als an den vergangenen Tagen; und mehr todt als lebendig ließ Charlot sich in den Graben hinunter rollen. In diesem Augenblick kamen Françoise's beide jüngsten Brüder, Pierre und Jean, welche sich auf dem Heimwege von der Schafwaide verspätet hatten, des Weges daher und erblickten von weitem den Konskriptions-Flüchtigen, welcher sich wiederholt aufrichten wollte und wieder in sich zusammenbrach. Augenblicklich trieben sie die Schafe und Lämmer im Galopp vor sich her und sprangen aus Leibeskräften nach Hause, in noch weit höherem Grade erschrocken und entsetzt als damals, wo sie den Funkelgeist vor sich hatten leuchten sehen. Ihr Vater Jacques Aubin und ihr älterer Bruder waren noch nicht vom Felde heimgekommen. Weinend und schreiend stürzten sie in's Haus.

„Was gibt es denn?" rief Françoise.

— „Habt Ihr den Wolf gesehen?" fragte die Ahne.

„Nein," schluchzte Pierre athemlos; „aber wir haben jemand gesehen .... ein .... einen ...."

— „Nun? wen denn? so rede doch!"

„Einen Geist .... ein Gespenst, meiner Treu!" heulte der Knabe. „Er hockt drunten im Graben an der Ecke des Brachfeldes, neben dem großen Birnbaum, wo ich letzten Johannistag das Holztaubennest ausgenommen habe."

Françoise hatte vor dem Funkelgeiste beinahe ebenso große Angst, wie ihre kleinen Brüder; auch sie glaubte, wie diese, an Gespenster, aber im vorliegenden Falle konnte sie an keinen Geist glauben. Sie hatte vielleicht eine leise Ahnung von der Wahrheit. Ohne ein Wort zu verlieren, lief sie nach dem Brachfelde und näherte sich, freilich nicht ohne ein gewisses ängstliches Beben und leisen Schauer, dem Orte, welchen ihr der Knabe bezeichnet hatte. Schritt für Schritt und mit verhaltenem Athem wagte sie sich vorwärts und ihr Herz pochte so stark, daß sie sich einer Ohnmacht nahe fühlte. Ein dumpfes Stöhnen erscholl aus dem Graben und machte sie erbeben. Aber bald sah sie, daß kein Gespenst vor ihr am Boden lag, sondern eine jammerwürdige todesbleiche Menschengestalt.

„Françoise!" flüsterte der Chouan tonlos und öffnete mühsam die Augen. Sie erkannte diese Stimme, erfaßte seine kalte, abgemagerte Hand, und blieb regungslos über diese abgehärmten Züge gebeugt, die so grau waren wie die Erde des Feldes. Charlot versuchte zu lächeln, aber sein Gesicht, das ein langer, stacheliger Bart bedeckte, verzog sich auf eine schmerzliche Weise, seine farblosen Lippen blieben geöffnet, und aus seinen fieberglühenden hohlen Augen drangen unwillkürlich Thränen.

„Françoise," sagte er mühsam, „laß mich in's Haus tragen .... ich fürchte mich nicht mehr vor den Soldaten, die mich verhaften wollen! Mit mir ist es aus — ich sterbe."

— „Steh' auf, stütze Dich auf mich," versetzte das junge Mädchen.

„Ich kann nicht mehr, es geht nicht," sagte Charlot; „meine Beine sind geschwollen und ganz gelähmt, und ich habe einen Schuß im Oberarm!" fügte er hinzu und deutete auf seine geschwollene Schulter, deren eiternde, brandige Wunde die ganze Seite seiner Jacke mit Blut und Eiter getränkt hatte.

— „O Gott Vater im Himmel, erbarme Dich seiner!" stammelte Françoise. „Ich wage nicht Dich hier allein zu lassen! .... was soll ich thun?"

In ihrer Verzweiflung rief sie laut um Hülfe, und ihre Stimme ward von dem kleinen Weber Jagut gehört, welcher aus dem Marktflecken zurückkehrte, wohin er fertige Leinwand getragen hatte. Der Buckelige war auf die Denunciation der Gendarmen zwar eingesteckt worden, allein das gute Zeugniß, das ihm der Maire gegeben, und der Mangel an allen belastenden Beweisen gegen ihn, hatten ihm schon nach wenigen Tagen die Freiheit wieder verschafft. Dieses kleine Abenteuer hatte ihn jedoch vorsichtig gemacht. Als er Françoise schreien hörte, erhob er zwar den Kopf und horchte, dann aber versteckte er sich und hatte Angst. Endlich wie er weder Soldaten noch Chouans noch Gendarmen in der Nähe sah, faßte er sich ein Herz, ging näher und fragte: „Was hast Du denn, Kleine? ist Dir Deine Kuh in den Graben gefallen?"

Wie er jedoch nun den armen Charlot in solch bejammernswürdigem Zustande sah, rang der Weber mit einem Ausruf des Erstaunens und des Schmerzes die Hände, und hieß dann das junge Mädchen sogleich nach Hause eilen, um Leute zu holen mit einer Tragbahre, Matratzen und Decken.

„Jagut," sagte der Konskriptions-Flüchtige mit beinahe tonloser Stimme, „ich habe den Gendarmen erschossen, — aber sag' es weder meinem Vater noch Françoise jemals, hörst Du? halt es geheim vor jedermann! — Mit mir ist es aus .... Aber ich sterbe nicht an meiner Wunde, sondern an dem .... dem Schmerz und der Reue, die es mir verursacht, daß ich ihn unter meinem Flintenschusse habe fallen sehen .... Jagut, willst Du mir noch einen Gefallen thun? Hole meinen Vater herbei und den Pfarrer, nicht wahr?"

Als die Knechte von La Tremblaye den Verwundeten auf den Strohsack legten, ward ihm einen Augenblick wohl zu Muthe. Die heißen Decken belebten sein träges Blut, das beinahe keinen Umlauf mehr hatte, wieder einigermaßen. Man legte ihn neben das Feuer, und ein tiefes Schweigen herrschte in dem Bauernhause. Die jüngeren Kinder waren entsetzt über diesen düstern, unheimlichen Auftritt, und kauerten hinter dem Bett der Ahne mit den Vorhängen im Winkel. Bald trafen auch Vater Gambille und der Pfarrer ein, von Jagut herbeigeholt, und das Geräusch, welches ihr Eintritt verursachte, weckte Charlot auf, der auf einen Augenblick eingeschlafen war. — „Du lieber Himmel!" stammelte er, als er die Augen aufschlug, „was für gute heitere Tage hab' ich hier verlebt! .... Françoise, Du bist doch

hoffentlich auch da?.... Deine Hand, Vater!.... Ach, wie schlaff ist mein Arm, der sonst so stark war! Wie schwang er einst den Dreschflegel!.... Ach, warum haben sie mir ein Gewehr auf die Schulter gegeben?.... Herr Pfarrer, jetzt wollen wir mit einander reden!...."

Die Umstehenden traten ehrerbietig beiseite, und Jagut entfernte sich wieder, um einen Arzt zu holen. — „Wenn er nicht ganz mausetodt gewesen wäre, so hätte ich ihn noch um Verzeihung gebeten!" murmelte der Konskriptions-Flüchtige. — „Wenn man ein Gewehr in der Hand hat, ist man nicht mehr Herr seiner selbst. Aus dem ersten Schuß habe ich mir nichts gemacht, denn ich schoß aus großer Entfernung, aber der zweite! .... Kaum hatt' ich den Drücker abgezogen, so war ich ein verlorner Mensch; ich konnte nicht mehr leben mit dieser That auf dem Gewissen."

Diese Geständnisse hatte niemand gehört, als der Geistliche, an welchen sie gerichtet waren. Als Charlot seine Beichte beendet hatte, wandte er den Kopf auf die andere Seite und rief: „Françoise, komm doch 'mal hieher!.... ich hoffte immer, Du solltest dereinst mein Weib werden, und nur um nicht allzu weit von Dir fort zu müssen, hab' ich mich geweigert, Soldat zu werden.... Jetzt ist Alles zu Ende.... Vergib mir den Kummer, den ich Dir mache. Und Ihr, Vater Aubin, und Ihr, Großmutter, die Ihr so klug seyd und so guten Rath zu geben wißt, tröstet sie so gut Ihr könnt, denn sie ist tiefbetrübt, ich weiß es!...."

Françoise brach in lautes Schluchzen aus und auch ihrem Vater und der Ahne rollten Thränen über die Wangen.

„Habt Ihr nicht den geweihten Rosmarinstengel bei der Hand, den ich am Palmsonntag hergebracht habe?" fragte Charlot; „gebt mir ihn und auch das Krucifix von Ebenholz!"

Der Pfarrer gab ihm beides in die Hand. Charlot legte sich das Bild des gekreuzigten Heilandes auf die Brust und drückte den verdorrten Rosmarinzweig an die Lippen. Seine Augen fielen ihm zu; er öffnete den Mund, um noch einmal zu sprechen, aber es kam kein Ton mehr über seine Lippen.

„Hier ist der Arzt," rief der Weber Jagut von draußen; „und ich höre Schritte von Soldaten drüben auf dem kleinen Pfad herankommen."

Der Arzt beugte sich über den Körper des entlaufenen Rekruten, untersuchte den Puls, horchte auf den Herzschlag und sagte dann: „Es ist zu spät — hier kann ich nicht mehr helfen!...."

Als die Soldaten sich vor der Thüre des Bauernhauses aufstellten, bat man den Offizier hereinzutreten. Dieser schüttelte den Kopf und sagte halblaut: „Haussuchungen sind nicht meines Amtes — gehen Sie, Feldwebel!"

Der Unteroffizier trat in's Haus; beim Anblick dieser Trauerscene legte er die Hand an den Tschako und sagte: „Ich habe den Befehl, hier eine Haussuchung vorzunehmen, weil es verlautet, ihr gebt hier zuweilen einem widerspenstigen entlaufenen Rekruten, den man hierzulande Schwarzkopf nennt, ein Unterkommen und Zuflucht. Aber ich sehe, daß der Tod bei euch eingekehrt ist, und ich ziehe mich daher zurück...."

„Treten Sie nur heran, Herr Sergeant!" sagte der Pfarrer; „betrachten Sie sich diese Leiche hier! Der, den Sie suchen, Charlot Gambille der Schwarzkopf, ist der arme Mensch hier, welcher so eben seinen Geist ausgehaucht hat."

— „Armer Bursche!" versetzte der Feldwebel wehmüthig; „ein schmucker Kerl, meiner Treu! hätte einen stattlichen Grenadier gegeben!"

Alles in dem Bauernhause von La Tremblaye versank in ein tiefes Schweigen; nur draußen hörte man den taktmäßigen Schritt der abziehenden Soldaten, und drinnen das Schluchzen des Taglöhners Gambille, welcher seinen jüngsten Sohn beweinte. Der kleine Weber Jagut saß nebendraußen und dachte darüber nach, daß er sich vielleicht ebenso in sein Unglück hätte stürzen lassen, wenn ihm die Natur nicht das vorschriftmäßige Maaß der Körpergröße zum Soldaten versagt hätte. Der Pächter Jacques Aubin hatte seine Knaben in's Bett geschickt, und verbrachte die Nacht bei dem unglücklichen Vater. Françoise und ihre Großmutter beteten in einer anstoßenden Kammer — diese mit der ruhigen Andacht einer schon betagten Person, welche mehrmals den Tod unter ihrem Dache hatte einkehren sehen; das junge Mädchen aber mit dem bittern zerfleischenden Schmerz eines gebrochenen Herzens, das alle und jede Hoffnung auf Lebensglück verloren hat. Der Priester aber wanderte durch die sternenklare Nacht nach Hause, und gedachte mit einem leisen Schauer der Verheißung: 'Wer Blut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden!'

Vom italienischen Kriegsschauplatz.

Ein gewaltig großer Anschlag auf gelbem Papier, welcher auf allen Mauern und Wänden Genua's in überreicher Fülle dem Fremden entgegenblickte, verkündete männiglich, daß noch am heutigen Abende, den 2. Oktober, der Dampfer „Veloce" nach Neapel abgehe und unterwegs für kurze Zeit in Livorno anlege. Im Falle man sich daher noch schnell an das Bureau der Dampfschiffe wendete, könnte möglicherweise noch für einige Passagiere auf demselben Unterkommen gefunden werden mit dem Beding, daß das Ueberfahrtsgeld vorausbezahlt und für verloren erachtet werden sollte, falls die Passagiere nicht Punkt neun Uhr Abends auf dem „Veloce" sich einfänden, denn auf neun Uhr war die Abfahrt verschoben worden, um den von Turin kommenden Reisenden noch die Mitfahrt zu ermöglichen.

Diese ganze Fassung des Placards ließ es wie eine Art Vergünstigung erscheinen, ja für einen förmlichen Gnadenakt, wenn man auf einem solchen Schiffe nur mitreisen durfte, obschon das Passagegeld um ein ganzes Viertheil höher war, als sonst. Allein ich hatte keine andere Wahl, als mir ein Billet zu nehmen, denn ich wollte ja nach Neapel und auf den Kriegsschauplatz, und nachdem ich ermittelt, daß das Dampfboot-Bureau in der Strada Mercolata war, eilte ich spornstreichs dahin. Die Geschichte, welche die drei Commis dieses Bureau hier mit mir aufführten, roch sehr stark nach Schwindel und Prellerei, denn nicht genug damit, daß ich noch viele gute Worte geben mußte, um das einzige Billet auf den angeblich noch freien Platz zu bezahlen, hing man mir unter der Zusicherung, daß ich dann unbedingt noch weit bequemer untergebracht würde, gegen eine Extra-Vergütung von

zwölf Franken noch eine Karte für die Kapitänskajüte auf, zu deren Annahme ich mich, zwar zögernd, am Ende doch entschloß.

Ich freute mich schon über das getroffene Abkommen, welches mir ein behagliches Unterkommen verbürgte. Den Kapitän dachte ich mir als einen kühnen derben Seemann, gefällig und uneigennützig, und so hoffte ich in jeder Hinsicht zufriedengestellt zu werden. Um ja nicht zu spät zu kommen, stieg ich präcis acht Uhr in ein Boot am Quai und wollte mich nach dem Schiffe hinüberführen lassen. Die Bootsleute stießen vom Land, fuhren aber mit einer Unentschiedenheit, die ihrem sonstigen Wesen ganz fremd ist, so in die Kreuz und Quer, daß ich schon befürchtete, sie könnten mich zu spät an Bord bringen, bis nach einer ängstlichen Berathung und einer aufmerksamen Umschau im Hafen endlich Einer von ihnen ein zufriedenes Brummen hören ließ. Er griff wieder zu seinem Ruder und wir schossen bald zwischen zwei großen Kauffahrern hindurch und legten unter der Langseite eines mäßig großen schwarzen Schiffsrumpfes an, welcher um weniges größer war als eines der rheinischen Dampfboote. Ueber die Schanzverkleidung dieses Schiffes schauten drei rußige Köpfe und summten mit einander ein melancholisches Liedchen.

Hätte mir der Steward des Schiffes nicht ausdrücklich bestätigt, daß dieß der „Veloce" sey, so würde ich es nicht geglaubt haben. Als ich aber an Bord kam, sah ich die Maschine geheizt und somit die ersten Anstalten zur Abfahrt getroffen. Das schmale Verdeck war reichlich mit Kohlenstaub bedeckt. Der Salon enthielt, Alles in Allem, zwölf Kojen oder Schlafkabinette; der übrige Raum war ganz in Anspruch genommen von einem kleinen Tisch, woran die Passagiere saßen, sich wuschen, rauchten und speisten. Das Gepäcke kam in den Schiffsraum hinunter, welcher gleichzeitig als Kohlenmagazin diente. Ein Bruchstück von einem zerrissenen Segel deutete gleichsam die Stelle an, wo der Kohlenraum aufhörte und der Gepäckraum begann.

Ich meinerseits ärgerte mich jedoch über diese ungenügenden Einrichtungen nicht, denn ich hatte mir ja meinen Platz in des Kapitäns eigener Kajüte gesichert, wo ich allein, vor dem Rauche sicher war und des Vorrechts genoß ein Fenster von der Größe eines harten Thalers nach Belieben öffnen zu dürfen. Als ich mich nach diesem meinem Obdache erkundigte, schaute der Steward das Verdeck auf und ab, als ob es irgendwo hier herum liegen müsse, und führte mich endlich nach einer Art Hühnerstall, der wie ein Auswuchs des Radkastens aussah, und entschuldigte sich zugleich, daß es für den Augenblick noch von des Kapitäns großer Mappe und ein paar Schifferstiefeln eingenommen wurde.

Ein Gelaß, dessen Fußboden die Gestalt eines umgekehrten Kegels hat, ist nicht sehr behaglich; und die Schwierigkeit, in die hoch oben angebrachte Koje zu gelangen, ward noch durch den Umstand vergrößert, daß nirgends ein Haltpunkt für die Füße angebracht war. Nachdem ich mich eine Weile besonnen hatte, wie es wohl der Kapitän selber anstellen möge, konnte ich nur eine einzige ausführbare Methode herauskriegen, und diese versuchte ich alsbald. Diese bestand darin, daß ich beide Füße auf die Thürklinke stemmte, mich dann an der messingenen Vorhangstange der Koje mit beiden Händen fest anklammerte, die „Ziehklimme" der Turner machte, d. h. den Körper allmählig zurückbog, bis er beinahe horizontal lag, dann einen Fuß um den andern in die Schlafstelle hineinschob und mich endlich mit einem kühnen Ruck vollends hineinschwang.

Das Publikum, zu dessen spezieller Bequemlichkeit der „Veloce" seine Abfahrt bis neun Uhr Abends verschoben hatte, legte die gröbste Undankbarkeit an den Tag, denn obschon wir bis nach Mitternacht warteten, kam doch auch nicht eine einzige Seele. Ich wollte eben einschlummern, da meldete mir eine Empfindung, als ob mich irgend ein ergrimmter Titan beim Kragen packte, heftig schüttelte und zu Boden würfe, daß die gewaltigen Schaufelräder des Veloce sich soeben gerade unter meinem Ohr in Bewegung gesetzt hatten. Die Maschinen des Dampfboots waren in der That von großer Kraft, und die Vibration durch das kleine Fahrzeug war entsetzlich; am Ende war aber doch das Bewußtseyn, nun unter Segel zu seyn, etwas werth, und die betäubende Wirkung einer großen Beule am Auge, die ich mir beim Nießen geholt hatte, trug dazu bei, eine Bewußtlosigkeit zu Stande zu bringen, welche die Stelle des Schlafes vertreten konnte.

In Livorno, welches wir in weniger als zehn Stunden erreichten, fand sich eine Abtheilung von etwa hundert Freiwilligen ein, welche mit nach Neapel zu fahren begehrten. Obschon das ganze Gepäck dieser tapfern Bursche nur in einem einzigen kleinen Koffer bestand und daher nicht beunruhigend war, so mußte der Kapitän doch gestehen: er könne keinen Raum für die Truppe finden, wenn sich nicht mindestens die Hälfte der Freiwilligen erbötig zeigte, sich zu dem Gepäck und den Kohlen in den Raum hinunterzubegeben und dort vorlieb zu nehmen.

Soviel ich mich erinnere — denn diese Seereise war für mich wenig mehr als ein Traum im Kohlenqualm, interpunktirt von Schlägen und Stößen an den Kopf — so unterbrach keinerlei Zwischenfall die Eintönigkeit unserer Fahrt, bis am dritten Morgen, wo wir auf der Höhe von Gaeta waren, ein großer bewaffneter Dämpfer in die See herausfuhr und einen Kurs hielt, um uns gleichsam abzuschneiden. Es herrschte eine bedeutende Aufregung unter den italienischen Passagieren, welche noch zunahm, als der Dämpfer die neapolitanische Flagge aufzog. Wir hißten nun auch einen Gegenstand auf, welcher ungefähr die Größe eines Bogens Schreibpapier hatte, und dessen ursprüngliche drei Farben je in eine andere Schattirung von braun verblichen waren. Diese Hieroglyphe schien jedoch unsern neugierigen Freund zufrieden zu stellen, denn nachdem er nahe genug herangefahren war, um uns zu zeigen, daß er von spanischer Bauart war, änderte er seinen Kurs und kehrte nach Gaeta zurück, während wir nun im Stillen dachten, es sey sehr gut gewesen, daß wir die Freiwilligen nicht eingeschifft hatten.

Der Vesuv glühte noch purpurn in der frühen Dämmerung, als wir ein Boot nahmen und unbelästigt wegen unsers Passes und Gepäckes nach unserem Hotel eilten. Polizei und Mauth, die einst so gefürchteten zwei vornehmsten Landplagen Neapels, waren für den Augenblick außer Wirksamkeit gesetzt.

Mit einem Schwall von Fragen bestürmte ich den Portier des Hotels, den einzigen Menschen, der schon wach und auf den Beinen war, um Tagesneuigkeiten. Er wußte für den Augenblick gar nichts zu sagen: es gab keinen besondern Sieg, keinen neuen Putsch, nicht viele Ministerwechsel, kurzum seit Montag seit der großen Affaire gar nichts von Belang.

„Montag? Affaire? was für eine Affaire denn?“ rief ich. — „Wie? hat es der Signor noch nicht gehört? Ach ja, er kommt ja von Genua. Ja, es hat eine große Schlacht gegeben, einen Kampf wie bei Solferino — am Montag — vor Capua. Sechstausend Gefangene, — so und so viel Kanonen .... Oberst Dun verwundet, liegt hier im Hause, auf Nr. 42.“

„Dun verwundet? und hier im Hause?“ rief ich. „Wo denn?“

— „Droben im zweiten Stockwerk, Signor, auf Nr. 42,“ versetzte der Portier. „Garibaldi war überall, focht an drei Stellen zugleich, und gewann die Schlacht. Die Colonne verirrte sich u. s. w.“

Genug hievon; ich hatte ein Empfehlungsschreiben an Oberst Dun, und es traf sich also vorzüglich, daß wir gerade hier uns so begegneten. Zwei Stunden später war ich im Besitz der authentischen Details über diese zweite Schlacht am Volturno und wußte auch, daß König Franz II. noch immer Capua und Gaeta in Händen hatte und sich entschlossen zeigte, sich bis auf den letzten Mann zu wehren.

Während ich mir diese verbürgten Nachrichten von verschiedenen Seiten her zusammenholte, begrüßte mich eine bekannte Stimme, und ein gewisser englischer Offizier, nun mit der rothen Blouse der Garibaldini angethan, kam mir über die Straße herüber entgegen. Er hatte früher unter der ostindischen irregulären Kavallerie gedient, schon im Frühling 1859 den lombardischen Feldzug unter Garibaldi mitgemacht, wo ich ihn kennen gelernt, war in jüngster Zeit wieder Kommandant von Garibaldi's Depot in Palermo gewesen, und stand jetzt bei dem Stabe des Diktators in der Eigenschaft eines zu Allem bereiten Verschickungs-Offiziers, — derselben Eigenschaft, in welcher beinahe alle fremden Offiziere unter Garibaldi dienten. Der Oberst trug in der Hand einen groben Futtersack, worin sich ein Buch, ein Stiefelknecht und eine ungeheure Wurst, eine echte Bologneser Salami von etwa vier Pfund, befanden. Auf den Stiefelzieher that sich der Oberst besonders viel zu gut und konnte des Lobes von dem Nutzen dieses Instruments gar nicht satt werden. „Ich wette,“ sagte er, „es ist kein Mensch in der ganzen Armee, den General selbst nicht ausgenommen, der ein solches Instrument besitzt; man schont damit ungemein die Stiefel, wenn man sie in nassem Zustande ausziehen muß, ohne vier Fünftel des Stiefels zurückzulassen. Kommen Sie 'mal zu mir heraus nach Caserta und betrachten Sie sich den Spaß mehr in der Nähe; ich kann Ihnen ein vortreffliches Quartier geben, aber für Ihre Verköstigung müssen Sie selber sorgen, denn mit den Lebensmitteln geht es sehr knapp zu — diese Wurst hier muß mir z. B. auf volle vier Tage ausreichen.“

Ich versprach ihm einen Besuch und vermaß mich, auch etwas mitzubringen, um damit die Küche besser zu bestellen, und am Ende wußte ich es so einzurichten, daß ich meine Geschäfte in Neapel rasch erledigte und mit meinem Freunde dann sogleich nach Caserta hinaus fuhr.

Der Sindico hatte ihm eine sehr geräumige Wohnung in der Nähe des Schlosses angewiesen — das Besitzthum eines vornehmen Mannes, der vierzigtausend Scudi von dem königlichen Schatze in seiner Verwahrung haben sollte und sich weigerte, dieselben herauszugeben, um der herrschenden allgemeinen Geldklemme abzuhelfen, weßhab man ihn in's Gefängniß gesteckt hatte. An Möbeln war die Wohnung nicht überreich; ein Sopha mit zertrümmerter Rücklehne, ein Tisch, zwei Stühle und eine Bank bildeten das ganze Inventar, und von der Dienerschaft waren nur zwei Individuen zurückgeblieben, um den Wandel der Dinge zu theilen. Diese waren Giuseppe, der Haushofmeister, ein siebzigjähriger Greis, und eine alte Dienerin von so vorgerückten Jahren, daß sie beinahe noch Giuseppe's Großmutter hätte seyn können. Sie war stocktaub und stieß, wenn man sich an sie wandte, ein unartikulirtes Geschrei aus wie ein schwaches Kriegsgeschrei, dessen Bedeutung nur Giuseppe zu errathen vermochte, und selbst dieser nicht immer.

Beim Abendbrod fand sich noch ein anderer Engländer ein, der soeben aus dem Hauptquartier kam und uns die Nachricht brachte, daß morgen eine Schlacht zu erwarten sey. Es hieß, Garibaldi wolle bei St. Angelo eine Schiffbrücke über den Volturno werfen, und da der Feind, welcher den Fluß ängstlich hütete, sich diesem Vorhaben muthmaßlich widersetzen würde, so war beinahe mit Gewißheit auf ein allgemeines Gefecht zu rechnen. Diese Nachrichten würzten den Falerner, welchen wir mitgebracht hatten, um die Wurst und ähnliche Leckerbissen hinunter zu spülen.

Sowohl der Oberst als der andere Engländer hatten das Gefecht vom Montag dem 1. Oktober mitgemacht, der eine als Ordonnanzoffizier, der andere in der bescheidenen Eigenschaft eines einfachen Dilettanten. „Auf mein Wort,“ sagte der Oberst, „es ging verwünscht heiß zu. Die Neapolitaner hatten rothe Blousen angelegt und näherten sich unseren Vorposten mit dem Rufe: Evviva Garibaldi! Dieß verblüffte die Sicilianer so sehr, daß sie alsbald davon liefen und uns kaum Zeit ließen, unter's Gewehr zu treten. Anfangs drohte die Sache eine Zeit lang sehr schief zu gehen. Garibaldi war weit lebhafter und aufgeregter als es sonst seine Sache ist; es ward ihm sichtbar nicht wohl zu Muth bei der Affaire, und er ritt auf seinem kleinen Araber von einem Punkt zum andern, von Batterie zu Batterie, als wüßte er instinktmäßig, wo seine Anwesenheit am meisten nöthig war. In der That hat er das Heer gerettet und die Schlacht gewonnen. Sie wäre verloren gewesen ohne ihn und unsern Freund hier,“ schloß unser Wirth ernstlich.

„Wenigstens lief ich nicht davon,“ erwiderte der bescheidene Engländer.

— „Ich kniff aus,“ sagte der Oberst; „ich wich, wie wir Alle. Wir rückten gerade über das einzige Fleckchen freien Feldes gegen ein Gehölz von Mandeln und Maulbeeren vor, als plötzlich ein paar hundert Mann neapolitanische Kavallerie auf uns ansprengten. Da liefen denn unsere Leute kopfüber und in wildester Eile davon, so rasch sie nur konnten, was am Ende auch das Klügste war. Wir hatten keine Zeit mehr, ein Carrée zu formiren, wenn auch unsere Freiwilligen je von einem derartigen Manöver gehört hätten. Es war einige hundert Schritte bis zur nächsten Deckung, einem kleinen Rain mit einem dichten Gehölz und Buschwerk dahinter. Die Reiterei verfolgte uns, und hieb fünfzehn oder zwanzig nieder. Als wir uns dem Rain näherten, begannen wir Offiziere zu schreien: „Feuer! Feuer! bleibt stehen und feuert!“ und man muß unseren Burschen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, sobald sie erst auf dem Rain

waren, sammelten sie sich rasch genug. Die Kavallerie zauderte — wie die neapolitanische immer thut, als ob es ihr an Kommando fehle. Der Rain war unbedeutend; ein englischer Fuchsjäger würde hinangesprengt seyn, ohne sich lange zu besinnen, allein der Anführer der Reiterei stieg ab, um zu sehen, was dahinter sey, und dieß entschied die Sache. Ein kurzes Feuer warf die Kavallerie zurück. Was aber unsern Freund hier anbelangt," fuhr der Oberst fort, „so werde ich Ihnen seine kühne That erzählen, wenn er selber nicht davon reden will. Man macht sich hier gerne lustig über die Dilettanten — wenigstens über diejenigen, die nicht bramarbasirend in malerischen Kostümen herumlaufen, an den Tables-d'hotes speisen und nur von 'unseren' Linien, 'unseren Batterien' u. s. w. reden und doch ebenso gut dort seyn könnten, wo der Pfeffer wächst, weil sie hier auch zu gar nichts nütze sind. Nun sehen Sie hier gegenwärtigen Herrn in einem schwarzen Frack und einer bunten Sommerweste, welcher Italien einen wichtigen Dienst geleistet hat in der Person eines seiner unerschrockensten Generale während einer Stunde unaufhörlicher Gefahr. Er schlenderte dicht in der Nähe der Porta Santa Maria von Capua herum — und dieß war damals gerade der meistverheißende Ort auf dem ganzen Schlachtfeld, wo man eine Kugel auf den Leib bekommen konnte, — als dem General Milwitz, welcher dort kommandirte, das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde und er eine starke Quetschung am Fuße erhielt. Sobald unser Freund hier den General in Verlegenheit sah, eilte er hinzu und bot ihm seinen Arm als Stütze an, was der General annahm, und so führte er ihn eine Stunde lang unter fortwährendem heißem Kugelregen. — Allein nun, meine Herren, rath' ich Ihnen zu Bett zu gehen, denn wir müssen morgen früh um vier Uhr aufstehen."

Es lohnte kaum der Mühe, sich auszukleiden; wir warfen uns daher so wie wir gingen und standen, auf unsere extemporirten Betten, der Oberst und ich in einer großen gewölbten Stube, unser Freund in einer andern. Ich verspürte sehr wenig Lust zu schlafen; denn meine Phantasie beschwor mir beständig den Donner des groben Geschützes herauf, und jede entfernte Bewegung in der Stadt schien mir mit der bevorstehenden Schlacht zusammenzuhängen. Der Oberst dagegen schien gegen derlei Gedanken abgestumpft zu seyn und schlief wie ein glückliches Kind.

Um zwei Uhr etwa ward ich aus dem ersten Eindufeln geweckt durch eine erschreckte Stimme, die unsers Freundes im äußern Zimmer, welche aufgeregt ausrief: „Oberst! He, holla, Oberst!"

Im Nu war der Oberst auf den Füßen, griff instinktmäßig nach seinem Säbel und eilte hinaus. Ich vernahm ein ängstliches, zorniges Flüstern, und hörte dann den Oberst sagen: „Du lieber Himmel, es ist unmöglich! das kann ja gar nicht seyn!"

War es ein nächtlicher Ueberfall? war die Armee zersprengt, Garibaldi erschlagen? Was zum Geier mochte nur geschehen seyn? — Endlich kehrte der Oberst mit aufgeregtem Schritt zurück, setzte die Lampe nieder und sagte: „Die verwünschte Katze hat das gebratene Huhn aufgefressen und uns nicht einen Bissen mehr davon zum Frühstück übrig gelassen."

Eine Tasse Kaffee und ein Stückchen geräucherte Zunge, das die Katze gnädigst hatte liegen lassen, genügte jedoch zu unserem Frühstück, und um halb fünf Uhr waren wir auf dem Wege nach St. Angelo, dem Schauplatz der erwarteten Schlacht. Es war ein lieblicher stiller Morgen, und die Wolkenkränze zogen langsam an den Bergen hinauf, als wollten sie den Vorhang in die Höhe ziehen vor dem majestätischen Drama, nach dessen Anblick wir uns längst gesehnt hatten. In Caserta selbst, das gestern noch von Soldaten gewimmelt hatte, war kaum mehr ein solcher zu sehen. Nur zwei Kompagnieen Piemontesen hielten den Marktplatz besetzt. Alle anderen Truppen waren in die Schlachtreihe vorgeschoben worden. Alles sah sehr vielversprechend aus.

Als wir die Gegend zwischen Caserta und Santa Maria passirten, wo nach allen Zeitungen am 18. ein solcher Schreck und eine solche Verwirrung geherrscht haben sollte, sagte der Oberst: „Ich weiß nur soviel, daß ein Freund von mir an jenem Tage mit drei Damen auf dem Gipfel des alten Amphitheaters speiste, wo sie eine ziemlich gute Aussicht und Rundschau über Alles hatten, was um sie her vor sich ging. Mein Freund erkannte vollständig, wie die Sachen hier standen, sah aber darin keinen Grund zur Beunruhigung oder Eile. Sie vollendeten ihre Mahlzeit und kehrten dann gemächlich nach Caserta zurück. Wenn mein Freund in den rauhborstigen Helden von Milazzo und Calabrien gut exercirte und disciplinirte Truppen einer Parade-Leibgarde zu finden erwartet hätte, so würde er natürlich sehr enttäuscht worden seyn; allein er nahm sie eben wie sie sind. Und als Ersatz für das, was den Garibaldini an Dressur und niedlicher Ausrüstung fehlt, haben sie wenigstens gezeigt, daß sie mit dem Bajonett lieber und besser arbeiten als irgend eine regelmäßige Truppe in Europa, und daß sie, wenn sie einmal angegriffen haben, auch eher sich zerschmettern lassen, als vom Angriff ablassen.

Zu Santa Maria bekam der Oberst den Befehl, die Vorposten auf dem Centrum und linken Flügel zu visitiren und überdieß eine möglichst genaue Erkundigung darüber einzuziehen, wie hoch die Mauern und wie breit die Gräben von Capua seyen. Wie er die letztere Kommission durchführen sollte, war für uns Civilisten ein Räthsel, allein der Oberst nahm sie so gleichmüthig hin, daß uns für seine persönliche Sicherheit nicht sehr bange ward, und in der That hatte er auch durch irgend ein geheimnißvolles Mittel sich über jedes Detail in dieser Beziehung Gewißheit verschafft.

Bisweilen hörten wir zwar in der Richtung von St. Angelo den Donner von schwerem Geschütze, aber wir wußten nun gewiß, daß heute noch keine Schlacht stattfinden würde. Es war daher am räthlichsten und thunlichsten, die Runde um die Vorposten zu machen, weil dieß uns einige Vertrautheit mit dem Schauplatze des bevorstehenden Kampfes geben konnte.

Der erste Posten, welchen wir besuchten, war auf dem Eisenbahndamm errichtet, welcher nach Capua hineinläuft, dessen Mauern mit den dahinter ansteigenden Gebäuden in einer Entfernung von beinahe einer halben Stunde deutlich erkennbar waren. Dieser Posten war in der verflossenen Nacht der Schauplatz eines höchst bedauerlichen Unfalls gewesen, indem eine Locomotive mit zwei Waggons sich ohne Führer in Bewegung gesetzt und eine Abtheilung von neun Soldaten überfahren, welche sich auf die Schienen zum Schlafe niedergelegt hatten. Ein

Mann war mit seinem Kopf auf der Brust eines Kameraden gelegen. Diese beiden wurden zur Stelle getödtet, und breite Blutstreifen auf den Sandsäcken, welche ihr Bett gebildet hatten, bezeichneten beinahe die Lage, in welcher der Tod diese beiden armen Burschen erreicht hatte. Die übrigen sieben waren sämmtlich sehr schwer verwundet, mehrere davon tödlich. Allein so groß dieses Unglück auch war, so hätte es doch noch unendlich größer werden können ohne eine kleine Brustwehr von Sandsäcken, die in einer kühnen Kurve über die Bahnlinie herlagen, die Lokomotive aus den Schienen brachten und das ganze Piket retteten — dreihundert Mann, welche nur wenige Schritte weiter auf den Schienen ausgestreckt lagen.

Wir passirten die Schildwachen und schritten weiter bis auf eine Entfernung von etwa fünfzehnhundert Schritten von der Stadt, wo die Klugheit zur Umkehr mahnte. Diese Eisenbahn bildete nahezu die Linke von Garibaldi's Position; denn die dichtbewaldete Gegend weiter drüben war von dem Feinde in bedeutender Stärke besetzt, und wir konnten seine Patrouillen drüben unter den Bäumen hin und her gehen sehen.

Ungefähr um diese Zeit ward das Feuern in der Richtung von St. Angelo etwas lebhafter. Es fällt einem Civilisten anfangs schwer zu glauben, daß ein regelmäßiges Feuer von vier oder fünf Schüssen aus grobem Geschütz auf die Minute noch nichts Außerordentliches zu bedeuten habe, und wir waren anfangs etwas befremdet darüber, daß die Richtung der Funktionen des Obersten uns gerade in jene Gegend führte.

Der dortige Posten war ein großes Schloß von einem reichen Grundeigenthümer, hieß Della Corte und ward nur durch die Landstraße von der schönen, kühnen Anhöhe von St. Angelo getrennt. Hier waren die drei Batterien, deren Kanonendonner wir seit dem Morgen gehört hatten. Die eine stand auf der Landstraße selbst, die andere auf der Spitze des Hügels, und eine dritte auf der halben Höhe des Abhanges. Diesen antwortete der Feind mit einer gleichen Anzahl, und zwar so wirksam, daß es unmittelbar vor unserer Ankunft nöthig gewesen war, die Batterie von dem Abhang des Hügels abzuführen.

Das Schloß war geräumig und behaglich und bot ein gutes, sicheres Unterkommen, obschon gewisse Oeffnungen, welche weder Thüren noch Fenster waren, uns daran gemahnten, daß wir hier nicht außer Kanonenschußweite waren. Hier trafen wir mehrere Bekannte, worunter auch den Kapitän Hoffmann, einen ausgezeichneten Ingenieur-Offizier, welcher bei dem General in großer Gunst stand. Er zeigte uns Theile von der Brücke, welche eine solch hervorragende Rolle in den Ereignissen des Tages zu spielen berufen gewesen war. Aber die Brücke war abgebrochen. Einem von den hundertundfünfzig Bauern, welche man aufgeboten hatte, um bei ihrer Errichtung mitzuhelfen, war durch einen Granatensplitter der Unterkiefer hinweggerissen worden. Diese entstellende Wunde und einige unbedeutendere Blessuren, welche Andere erhalten, hatten einen solchen panischen Schrecken hervorgerufen, daß alle die Bauern bis auf vier davon gelaufen waren. Und dieß konnte uns gar nicht befremden: sie waren Royalisten und erhielten ein Tagelohn von kaum drei Silbergroschen.

Unser Freund machte den Vorschlag, den Hügel zu erklimmen, um einen Blick auf Capua und seine Umgebungen zu bekommen. Der Feind hatte sein hitziges Feuern eingestellt, und löste nun genau und regelmäßig nur jede Viertelstunde ein Stück Geschütz. Man brauchte also nur auf die Uhr zu sehen, und dann nach der bestmöglichen Deckung zu springen. Uebrigens hielt der Feind ein wachsames Auge auf den Berg, und schien bereit, sogar auf eine Krähe zu feuern, falls sie sich hier niederthun sollte. Gestern waren zehn Personen getroffen worden. Der kommandirende Offizier rieth uns entschieden von der Besteigung des Hügels ab. Die Gelegenheit war jedoch allzu verführerisch. Es war entsetzlich heiß. Wir mußten die ganze Strecke bergan klettern und es kostete uns volle drei Viertelstunden, um den Gipfel zu erreichen, während welcher Zeit neun Granaten über uns hereinflogen, allein allzu hoch und zu weit, um uns auch nur die Aufregung irgend einer Gefahr zu vergönnen. Die Aussicht von oben war prachtvoll und umfaßte sämmtliche Linien Garibaldi's und der Royalisten, die durch den Volturno von einander geschieden waren, und Capua mit seinen drohenden Mauern, seinen Domen und Thürmen, seinen stillen grünen Wiesen, seinen Maulbeer- und Mandelwäldern, die so dicht und weitschichtig waren, daß sie beinahe die dort unten liegenden Armeen verbargen.

Etwas rechts von St. Angelo steigt eine andere Bergspitze an, San Michele genannt, und da auf derselben eine kleine Gruppe Leute versammelt waren, so begaben wir uns ebenfalls dorthin. Kaum hatten wir die Anhöhe erstiegen, so erschien Garibaldi selbst. Er war auf dem Bergpfad halb heraufgeritten, hatte dann sein Pferd an einer guten, geschützten Stelle gelassen und zu Fuße sein Lieblings-Observatorium vollends erstiegen. Er war begleitet von Cosenz (dem Kriegsminister), Medici, Bixio, dem Obersten de Abna (einem amerikanischen Ingenieur-Offizier, der erst neulich eingetreten war) und drei oder vier Anderen. Garibaldi trug seine gewöhnliche rothe Blouse, eine schöne goldene Kette, die er sich wie eine Dame umgelegt, ein reiches seidenes Tuch um seine Schultern, das hinten weit hinunterhing, und statt seines wohlbekannten, breitkrämpigen Huts ein Hütchen von spanischer oder ungarischer Façon, dessen Krämpe ringsherum ganz gerade aufgeschlagen war. Er sah blaß und ermattet aus und schien auch einigermaßen verstimmt. Anscheinend war er mit irgend einem Anliegen behelligt worden, das ihm nicht recht behagte, und im Verlauf eines Gesprächs, das er mit einem Offizier seines Stabes pflog, sagte er in seiner klaren, volltönenden, herrlichen Stimme. „Es ist eine Art Schmach und einer der Flüche (disgrazie) Italiens, daß es zu viele Leute hat, welche nur darin commandiren wollen. Hätte ich nur drei Offiziere, so gäb' es für mich nur halb soviel von den Schwierigkeiten, mit welchen ich zu kämpfen habe. Es ist doch in der That ebenso ehrenvoll, für Italien mit der Muskete in der Hand zu kämpfen, als mit dem Säbel."

Ich sah Garibaldi hier seit fünfzehn Monaten zum ersten Mal wieder; er schien mir gealtert und ernster; aber noch immer hatte sein Auge denselben milden, sanften, beinahe wehmüthigen Ausdruck, denselben frischen Glanz und jene Offenheit und Biederkeit, welche auf den ersten Blick Vertrauen zu ihm erweckt und den Mann von außergewöhnlichem Geist verräth. Als ihm der Oberst meinen Namen nannte, drehte er sich nach mir um, reichte mir freundlich die Hand und lächelte stumm,

als ich sagte: ich wolle die Zahl der Dilettanti in seinem Lager nicht auf lange Zeit vermehren. „Auf Wiedersehen!“ sagte er dann freundlich und mit einer anmuthigen Kopfbewegung, und griff wieder nach seiner Fernröhre.

Der Feind hatte natürlich die Anwesenheit unserer Gesellschaft auf der Höhe von San Michele bemerkt, und schickte in diesem Augenblick eine Bombe herüber, die so genau über Garibaldi's Kopf vorüberflog, daß er hinauf blickte und lächelnd nickte, als Kompliment für das genaue Zielen des Feindes. Die Batterie war so entfernt, daß wir kaum den Rauch des Schusses sehen konnten, und die Bombe krepirte ungefähr dreihundert Schritte hinter uns auf dem rückwärts liegenden Hügelhang.

Der General ging nun allein ein Stück weiter und blieb in einiger Entfernung stehen, wo er dann die Positionen des Feindes genau musterte. Hierauf kehrte er rasch zurück, verlangte Wasser, trank aus einer jener eigenthümlichen Glasflaschen, welche die Größe eines gutgewachsenen drei- bis vierjährigen Kindes haben, gab dann dieselbe seinem Stab, der diesem Beispiele folgte, und entfernte sich wieder wie er gekommen war.

Es lag klar am Tage, daß kein bedeutenderes Ereigniß in nächster Zeit vorkommen würde, und darum kehrten mein Freund und ich gegen Abend nach Neapel zurück. Am darauf folgenden Dienstag (den 9. Oktober) jedoch lief eine Meldung ein, welche es wahrscheinlich machte, daß am morgenden Tage in der Fronte irgend etwas sich ereigne, und daß die Umgebung von St. Angelo wieder der Schauplatz dieses mehr gehofften als gefürchteten Losschlagens seyn werde. Während der letzten drei Tage waren Garibaldi's Linien bedeutend verstärkt worden, und es standen noch mehr Geschütze aufgepflanzt (im Ganzen achtzehn Stücke), allein noch immer fehlte es an Belagerungsgeschütz, eine alte spanische Kanone ausgenommen, welche aussah, als gehörte sie von Rechtswegen eher in ein Museum.

Als wir wieder auf den Kampfplatz zurückkehrten, fanden wir es im Schlosse della Corte bedeutend geändert. Ein Theil desselben war niedergebrannt, und der Rest von den feindlichen Kugeln so übel mitgenommen, daß unsere Freunde und Bekannten ihre behaglichen Zimmer hatten verlassen und sich ein Obdach in der kleinen Kapelle suchen müssen, welche etwas rückwärts von dem Schlosse lag. Eine Bombe hatte sogar in das Zimmer des Kapitäns Hoffmann eingeschlagen, worin er mit dem Oberst de Abna und zwei italienischen Offizieren schlief. Sie war über Hoffmann's Kopf hinweggeflogen und unter die Pritsche gerollt, welche den beiden Italienern zum Bett diente, war dort krepirt und hatte den einen sogleich getödtet und den andern sehr gefährlich verwundet. Das Zimmer selbst war in Folge davon kaum mehr wohnlich. Außerdem war eine Anzahl anderer Männer in und außer dem Hause getödtet und verwundet worden, und die beiden Batterien auf der Landstraße und dem Hügel unter dem Befehl des Obersten Dowling, eines Engländers, welcher der Chef der Artillerie war und schon im Krimkriege mit Bravour als Artillerie-Offizier gedient hatte, waren in diesem Augenblick emsig bemüht, die Aufmerksamkeit des Feindes von dem Schlosse abzulenken.

Mein Oberst, welcher mit Dowling bekannt war, schlug uns vor, demselben einen Besuch in seiner Batterie abzustatten, und jeder eine große Flasche Falerner mitzunehmen, um den Kriegern etwas Erfrischung zu bringen. Als wir zu der Batterie auf der Krone des Hügels hinangeklettert waren, erfuhren wir jedoch leider, daß er gerade hinuntergegangen war, um seine Kanonen an der Straße zu besuchen. Wir stiegen nun ebenfalls wieder hinunter, und das Schicksal wollte bei dieser Veranlassung, daß auch ich etwas Blut für die Sache Italiens vergieße, denn als wir die obere Batterie verließen, glitt ich aus, fiel, zerschmetterte meine Flasche auf dem Felsen und zerfleischte an den Scherben meine rechte Hand so sehr, daß ich mich nach der Ambulance begeben mußte, um wundärztliche Hülfe in Anspruch zu nehmen.

Dicht dabei stand eine kleine Locanda, und hier fanden sich gerade eine Menge Leute von den auf diesem Theil der Linien beschäftigten Freiwilligen ein, um sich nach Erfrischungen umzusehen. Es war ein seltsames Gemisch von Menschen, die an Stand und Nationalität ebenso verschieden von einander waren wie an Aussehen und Kostümen. Da waren Franzosen, Deutsche, Schweizer, Engländer, Schweden und Schotten — ein Koch, ein General, ein Arzt, ein entlaufener Kaufmannslehrling und ein indischer Veteran, verunglückte deutsche Studenten, ein ehemaliger französischer Schauspieler, ein Special-Berichterstatter einer großen Londoner Zeitung, und verschiedene Abenteurer mit hochtönenden aristokratischen Namen, die hier unter Garibaldi zu einflußreichen Stellen kommen wollten.

„Darf ich mir die Frage erlauben, in welcher Eigenschaft Sie hier sind, mein Herr?“ fragte ein bewegliches Männchen, das sich in der Menge herumtrieb, meinen Oberst; sein Gesicht trug ein solch ausgesprochenes Gepräge von unschuldiger Neugier, daß mein Oberst diesen Fürwitz nicht übel nehmen konnte.

— „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich dieß eigentlich selber nicht weiß,“ gab er ihm zur Antwort. „Wenn wir uns schlagen sollen, so schlage ich mich. Erhalte ich Befehle, so führe ich sie aus. Ich bin, so viel ich weiß, dem Generalstab zugetheilt; wenigstens ist der General dieser Ansicht. Ich habe einen undeutlichen Begriff davon, daß ich Oberst bin. Ich bekomme täglich meine zwei Franken Löhnung, wie alle anderen, und dieß bezahlt mir gerade meinen Tabak.“

„Und was für eine Stellung bekleiden Sie, Oberst, wenn ich mir die Frage erlauben darf?“ wandte sich das Männchen nun an Oberst Dowling.

— „Ich versichere Sie, wenn Sie mir glauben wollen, daß ich selber eigentlich hievon nicht die leiseste Idee habe,“ versetzte der Gefragte, der an einem zähen Stück Ochsenbraten herunter säbelte, das auf einem Laib Brod anstatt eines Tellers lag. „Irgend jemand hat ein Wörtchen fallen lassen, ich sey General-Inspektor der Artillerie; aber ich habe noch von niemand gehört, der in diesem Departement über mir stünde, und habe noch keine Zeit gehabt, mich nach meinen Untergebenen umzusehen. Major G. baut die Batterieen, und ich treibe die Geschütze dazu auf.“

„Und die Mannschaft?“

— „Ich weiß eigentlich nicht genau, wie ich die Mannschaft zusammenbringe. Ich finde immer eine Menge junger Burschen hier und weiß bald wen ich wählen soll. Ich verlor heute meinen besten Kanonier — der arme Teufel! — aber hier ist ein Bursche, der zwei andere aufwiegt, die mir noch geblieben

sind!" Damit deutete er auf einen Burschen in hohen Stiefeln und einer gelben Stalljacke, der vordem Pferdeverleiher in Neapel gewesen war, und nie eine Kanone hatte abfeuern sehen bis zum 1. Oktober, wo er zufällig dabei anwesend war, und an diesem „fürstlichen Zeitvertreib" ein solches Vergnügen gefunden hatte, daß er es gar nicht über sich gewinnen konnte, den Wahlplatz wieder zu verlassen. Sein größtes Vergnügen war seine Batterie; er liebte den Donner des groben Geschützes und gefiel sich am besten bei Oberst Dowling's Zweiunddreißig-Pfündern, an die er sich ganz besonders anschloß, und bei denen er nicht nur vollkommene Kaltblütigkeit und Selbstbeherrschung an den Tag legte, sondern sich auch als geschickter und glücklicher Kanonier erwies. Da es nun ohnedem an Artilleristen ungemein fehlte, so ward ein solcher Mann nach Verdienst gewürdigt. Einige Tage zuvor hatte ein Offizier, welcher eine Batterie auf dem linken Flügel kommandirte, mehrere seiner Leute verloren und sich um Ersatz dafür an Oberst Dowling gewandt mit dem Beifügen: „Und schicken Sie mir um Gottes willen nur wenigstens Einen Engländer!"

Als Oberst Dowling mit seinem frugalen zähen Mahl fertig war, sagte er: „Und nun kommen Sie mit mir und sehen Sie unserem Schießen zu; ich will vor Abend jene Batterie noch zum Schweigen bringen."

Wir gingen nun hinunter zu der Stelle, wo ungefähr zweihundert Schritte jenseit des Schlosses und seiner Oekonomiegebäude der Oberst seine Lieblingsbatterie errichtet hatte, welche einfach in zwei gewaltigen Feldstücken bestand, welche man auf der nackten Landstraße und unter einem rechten Winkel zu derselben aufgestellt hatte, ohne alle Brustwehr oder Verschanzung außer der etwa vier Fuß hohen Verkleidungsmauer, die hier die Straße besäumte. Jenseit dieser Brustwehr fiel das Terrain steil ab, und dann kam ein dichtes Gehölz von Mandeln und Pinien, durch deren Gipfel die Kanonen feuerten.

Die feindlichen Werke lagen auf der andern Seite des Gehölzes in einer Entfernung von ungefähr fünfzehnhundert Schritten, waren aber wegen der Nähe der Bäume für uns ganz unsichtbar, wie unsere Batterie für sie. Die Kanonen erhielten ihre Richtung und Elevation nach den Anordnungen des Obersten Dowling und eines andern englischen Offiziers in Garibaldi's Diensten, welcher, wenn ich nicht irre, Cowper hieß und von schottischer Abkunft war, und höher hinauf an der Hügellehne hinter den Geschützen stand.

Der Feind erwiderte jeden Schuß sogleich und mit einem so genauen Zielen, daß man vor der Bedienung seiner Geschütze alle Achtung haben mußte. Paßkugeln, Granaten und Kartätschen kamen in rascher Aufeinanderfolge; viele Schüsse fielen zu kurz in den Raum zwischen uns und den Bäumen, allein sehr viele flogen auch über uns hinweg und wühlten in dem Hügelhang hinter uns Staub und Erde auf; keiner aber traf die Straße. Etwas hinter uns standen noch die Trümmer eines steinernen Hauses oder Schweinstalls (vielleicht war es auch einst die Wohnung irgend eines reichen Bauern), hinter welchen sich eine Gruppe Soldaten versteckt und gelagert hatte. Anfangs war ich geneigt, sie um jene Stellung zu beneiden; da aber unser Oberst als Veteran uns sagte, daß die Brustwehr, so nieder sie auch war, uns bessern Schutz gewähre, so blieben wir zwischen den Kanonen stehen und wurden von dem Knall beinahe taub gemacht.

Beinahe eine Stunde lang — nämlich so lange Oberst Dowling's Munition reichte — war der Lärm und das Getöse entsetzlich. Dowling's Theorie ging dahin, daß ein rasches Feuer die Fassung des Feindes störe und seine Erwiderung des Feuers minder genau mache. Daher ging es denn fortwährend: „Bum! Bum! — Sßßß! — A terra, terra! (legt euch nieder!) — Carica con balle (ladet mit Vollkugeln)! — Con granata (mit einer Granate)! — Bum! — Sßßßß! — Acqua, acqua (Wasser aus dem Kühleimer, zum Abkühlen des Rohrs)! — Terra! — Fuoco, fuoco (Feuer)!"

„Legt Euch nicht nieder!" rief Cowper und sprang in seiner wilden Hast und Aufregung herum; „hat nichts zu sagen."

— „O ja, es hat etwas zu sagen," sagte Oberst Dowling, ein Mann von erprobter Tapferkeit, und streckte sich mit den Anderen an den Boden nieder; „denken Sie doch an meine Geschütze!"

Außer diesen Klängen, in welchen die Elemente Erde, Feuer und Wasser auf eine wunderliche Weise durch einander gemengt waren, gab es noch überdem ein bedeutendes Jubelgeschrei, so oft eines von unseren Geschossen in die feindlichen Werke einschlug. Allein sämmtlichen Bemühungen zum Trotz und ungeachtet eines solch raschen Feuers, daß es die Geschützröhren beinahe auf gefährliche Weise erhitzte, konnte der Feind nicht zum Schweigen gebracht werden, und erst als uns die Munition ausging, stellte er sein Feuer ebenfalls ein.

Einige Minuten später verabschiedeten wir uns von unseren Bekannten und kehrten nach St. Angelo zurück. Wir hatten uns schon ganz außer Schußweite gewähnt, als eine Granate aus einer Batterie von den Werken von Capua dicht vor uns platzte, ohne jedoch einen von uns zu verletzen. Ich las mir einen noch heißen Splitter von der Granate auf und nahm ihn mit als Andenken an diesen Tag im Kanonenfeuer vor Capua.

Kl. Münch.

Der Geburtstag des Schullehrers.

Erzählung von Adolph Beneke.

In einem der lieblichsten und fruchtbarsten Theile des nordöstlichen Deutschlands liegt das Dorf Dannlingen, ein Dorf, welches mit zu den wohlhabendsten dieses Landestheiles zu rechnen ist. Fruchtbare Aecker und reiche Wiesen gehören zu demselben und wohl eine Stunde gebraucht man, ehe man die zum Dorfe gehörige Feldmark durchschritten hat.

Der Anblick des Dorfes selbst gewährt etwas dem Auge Wohlthuendes. Freundliche, mäßig große, weiß getünchte Häuser mit rothen Ziegeldächern, an diesen sich durch außerordentliche Reinlichkeit auszeichnende Stallungen, aus denen das muthige Wiehern der kräftigen Ackerpferde und das freudige Brüllen der Kühe und Ochsen erschallt, daran in gutem Stande erhaltene Gärten, größtentheils mit Obstbäumen bepflanzt, das sind die Merkmale, an denen man Dannlingen erkennt.

In diesem so reich gesegneten Dorfe lebte und wirkte seit

vierzig Jahren der Schullehrer Gottfried Ehrenhold, ein Mann ganz nach dem Willen Gottes, treu, gewissenhaft in Erfüllung seiner Pflichten, charakterfest, kurz mit einem Worte ein Ehrenmann. Die ihm anvertrauten Kinder liebten ihn wie einen Vater, die Eltern derselben schätzten und achteten ihn, und er selbst fühlte sich unter diesen Umständen in seinem Berufe als Lehrer und Erzieher glücklich. Er zählte jetzt sechzig Jahre, aber solches Alter konnte man ihm wahrlich nicht ansehen, so rüstig schritt er noch einher.

Als zwanzigjähriger Mann war er in das Amt eines Lehrers zu Dannlingen eingetreten, hatte sich dort verheirathet, und Gott hatte seine Ehe mit fünf Kindern, drei Töchtern und zwei Söhnen gesegnet, von denen indeß zu der Zeit, zu welcher unsere Geschichte beginnt, nur noch ein Sohn und zwei Töchter lebten, eine Tochter und einen Sohn hatte der Herr ihm schon im zarten Alter wieder genommen. Nebst der Mutter waren sie einem schleichenden Fieber in dem kurzen Zeitraume eines Monats rasch nach einander erlegen.

Das war eine traurige Zeit für Ehrenhold!

Aber da ja nach und nach alle Wunden verharschen, so linderte sich auch endlich der große Schmerz Ehrenhold's.

Zu einer Wiederverheirathung war er indeß nicht zu bewegen. Als die Kinder noch klein waren, versah eine alte treue Magd den Haushalt, und da auch diese starb, waren die Töchter schon so weit herangewachsen, um deren Platz auszufüllen.

Die älteste derselben verheirathete sich jedoch bald mit einem Lehrer an der Stadtschule in N., und der Sohn bezog das Seminar zu seiner weitern Ausbildung als Lehrer, so daß sich Ehrenhold jetzt allein mit seiner jüngsten Tochter in Dannlingen befand. —

Es war an einem schönen Sommermorgen im Juli, die Sonne stand noch niedrig am Himmel, die von ihren Strahlen erst wenig berührten und vom kühlen Nachtthau erfrischten Blumen und Blätter bewegten sich sanft im Morgenwinde, auf dem Kirschbaume in dem zum Schulhause gehörigen Garten ließ ein munterer Finke seinen schallenden Gesang vernehmen, die Käfer summten fröhlich in der Luft, allenthalben herrschte Friede und Freude, als der alte Ehrenhold aus der Hausthür, den Spaten und den Rechen in der Hand, trat und im Garten eifrig zu arbeiten begann.

Bald rötheten sich seine gefurchten Wangen von der Arbeit, und als die Sonne, die immer höher gestiegen war, seiner Stirn einige Schweißperlen entlockte, da stieß er den Spaten mit einem gedehnten ah! in die frisch umgeworfene Erde und blickte mit seinen offenen, hellen, blauen Augen um sich.

„Väterchen," ließ sich da eine Stimme aus dem Hause vernehmen.

— „Was wünschest Du, mein Kind?" rief Ehrenhold.

In der Thür des Hauses erschien ein junges blühendes Mädchen.

„Willst Du Deinen Morgenimbiß nicht einnehmen, liebes Väterchen?" begann sie.

— „Bringe mir den Kaffee nur hieher in den Garten, wir können denselben dort auf dem kühlen schattigen Platze dann zusammen trinken."

„Wie Du willst."

Das junge Mädchen verschwand, um nach wenigen Minuten mit einer braunen Kaffeekanne, der liebliche, aromatische Düfte — freilich mit etwas Cichoriengeruch vermengt — entströmten, zwei blau-weißen Tassen und einigen Milchbrödchen belastet, wieder zu erscheinen.

Nachdem sie alles dieses auf einen grünen Gartentisch gestellt und dem Vater und sich selbst eine Tasse des dampfenden Gebräues eingeschenkt hatte, setzten sich beide auf die vor dem Tische stehende Bank und begannen ihr bescheidenes Frühstück zu genießen.

„Vater," sagte die Tochter jetzt, indem sie den alten Mann freundlich lächelnd ansah, „Du solltest Dich nicht so früh schon anstrengen und arbeiten, Du siehst wirklich etwas angegriffen aus, Du mußt Dich schonen."

— „Ach, Kind," erwiderte der Alte lachend, „wie kannst Du das Bißchen Graben und Schaufeln 'arbeiten' und gar 'anstrengen' nennen! für mich ist's ja eine Erholung, eine Stärkung, in der Schulstube würde ich ganz zusammentrocknen und einschrumpfen, wenn ich meine Glieder in den Freistunden nicht auf solche Weise wieder kräftigen und stärken könnte."

„Ja, liebes Väterchen, das ist's ja eben; warum plagst Du Dich allein mit den großen Jungen ab? warum nimmst Du keinen Gehülfen in's Amt? man hat Dir's ja erlaubt, ja...."

— „Jawohl," unterbrach der Alte eifrig die Redende, „das ist's grade, was unser würdiger Herr Pastor wünscht; jawohl man hat mir erlaubt, einen Gehülfen in's Amt zu nehmen, des Pastors im Theologen-Examen durchgefallener Neffe, der nun Schullehrer werden soll, ist mir empfohlen, aber so blind ist der alte Ehrenhold doch nicht, daß er die Geschichte nicht durchschaute; — hat unser Herr Seelsorger seinen Neffen erst einmal als Gehülfslehrer hier angebracht, dann wird er es auch wohl schon bald dahin zu bringen wissen, ihn zum Hauptlehrer zu machen und mich als altersschwach in den Ruhestand setzen, wozu ich indeß noch gar nicht geneigt bin, da ich mich noch kräftig genug fühle, mein Amt ohne Hülfe genügend zu versehen, geschweige denn schon jetzt mich zu Ruhe zu setzen. Sprechen wir von etwas Anderem, mein Kind!"

„Nur nicht böse, Väterchen," sagte jetzt schmeichelnd die Tochter, indem sie mit ihrer Hand die auf der Stirn des Alten befindlichen Falten zu glätten versuchte, „nur nicht böse, ich hab's ja gut gemeint," und einen herzhaften Kuß drückte sie auf die Lippen des Vaters.

— „Kleine Schmeichlerin," sagte dieser, indem sich seine etwas verdunkelten Züge wieder aufklärten, „ich bin ja auch nicht erzürnt."

„Nun denn," sagte Auguste — so hieß die Tochter — „so wollen wir von der Sache gar nicht mehr reden."

Bei diesen Worten schenkte sie dem Vater wiederum eine Tasse Kaffee ein. Das Gespräch stockte jetzt und um solches wieder etwas in Gang zu bringen, begann Auguste wieder, indem sie auf den reich mit Früchten beladenen Kirschbaum mit ihrer Hand zeigte:

„Sieh einmal, Papa, den Kirschbaum, wie er so reich mit Früchten belastet ist! das gibt einen herrlichen Ertrag dieses Jahr; aber o weh, ich habe zu früh gejubelt, da kömmt die

Menge Sperlinge schon wieder geflogen, um uns die Früchte vor dem Munde wegzustipitzen, aber wartet nur, husch, husch, husch, hu wie sie davon eilen!"

— „Um in den nächsten Minuten wieder zu kommen," sagte Ehrenhold sehr trocken und fuhr dann fort: „Laß doch den Thierchen die Freude, liebes Kind, und gönne ihnen die Paar Kirschen, die sie naschen, wir haben ja deren genug."

„Ja, so bist Du nun, Papa," fiel die Angeredete dem Vater in die Rede, „das ist ganz Deine Art, all' das Deine möchtest Du mit Jedermann theilen; wie würde es" — ihre Züge nahmen etwas Würdevolles und Wichtiges an — „um uns und unsern Haushalt stehen, wenn ich mich der Sache nicht so sehr annähme?"

— „Ja, Kind, da hast Du recht," sagte der Alte herzlich lachend, „es stände mit uns gewiß fürchterlich."

„Es ist nur gut, daß Du dieses einsiehst, Papa. — Nun ist aber des Schwatzens genug, der Haushalt ruft."

Dieß sagend, räumte die Tochter den Tisch ab und eilte mit dem Kaffeegeschirr in's Haus. Der Alte ging ihr nach und kehrte bald mit der brennenden Pfeife im Munde in den Garten zurück, in dem er rauchend langsam auf und ab ging.

So verstrich die Zeit; der Zeiger der Uhr am nahen Dorfkirchthurm stand dicht vor sieben, und die Schulstube füllte sich nach und nach mit der lernbegierigen Jugend.

Es schlug sieben. Ehrenhold trat jetzt auch in's Zimmer und nach einem kurzen Gebete begann der Unterricht. Dieser verlief wie gewöhnlich, und als die Uhr elf Schläge that, verließen die Kinder eilends das Zimmer, um die Stunde bis zur Essenszeit entweder mit Spielen und Umherlaufen hinzubringen, oder ihren Eltern, so gut wie es ging, bei den ländlichen Arbeiten, deren es jetzt genug gab, Hülfe zu leisten.

Ehrenhold befand sich wieder allein. Eine am vergangenen Tage angekommene Zeitung aus der Tasche ziehend, setzte er sich an's geöffnete Fenster und begann eifrig zu lesen. Allgemeine Ruhe herrschte im Zimmer, nur das Summen der reichlich anwesenden Fliegen ließ sich vernehmen. Diese Stille ward indeß plötzlich gestört, indem das Zimmer hastig geöffnet ward, und Auguste in der halbgeöffneten Thür erschien:

„Vater, Vater, der Herr Pfarrer kömmt, er ist schon im Garten."

— „Der Pfarrer?"

„Ja doch, ja, ach, da tritt er schon in's Haus."

Ehrenhold schritt dem Kommenden entgegen: „Gott zum Gruß, Herr Pastor!"

Dieser, ein ziemlich wohlgenährter Herr mit mäßigem Schmerbauch, nickte würdevoll mit dem Haupte und begann salbungsvoll:

„Gott zum Gruß, lieber Ehrenhold! wie geht es Ihnen und der lieben fleißigen und sittsamen Tochter? gut, denke ich," und ein Gespräch über Kirche und Schule, über Ackerbau und Landwirthschaft begann.

— „Wie ich eintrat," setzte der Pfarrer das plötzlich etwas stockende Gespräch fort, „waren Sie ja eifrig mit Lesen beschäftigt, Sie lasen wohl eine Schrift über das wahre Christenthum, wie?"

„Nein, Herr Pastor, das weniger," erwiderte Ehrenhold dem Pfarrer ruhig in's Antlitz schauend, „ich war mit Lesen der Zeitung beschäftigt."

— „Wie, was, ein christlicher Schullehrer, ein Mann, dem das Wohl und Wehe einer ganzen Generation anvertraut wird, liest Zeitungen, politische Zeitungen, die den Teufel, den leibhaftigen Satan zum Gründer haben, durch die so viel Unglück in die Welt gekommen? was soll ich dazu sagen, Herr Ehrenhold? Herr, was soll ich dem Consistorio in dem an dasselbe von mir zu erstattenden Berichte über Ihre Schulführung, über Ihr Verhalten mittheilen?!"

Der alte Ehrenhold ließ den frommen Herrn ausreden, dann begann er:

„Herr Pastor, was Sie dem Consistorio über meine Schulführung, über mein Verhalten mitzutheilen haben, das, glaube ich, müssen Sie wohl selbst am besten wissen; daß aber Zeitungslesen, was, beläufig bemerkt, zu meiner größten Erholung nach den anstrengenden Schulgeschäften gehört, ein Grund zu tadelnden Bemerkungen in dem Berichte seyn sollte, muß ich doch in bescheidene Zweifel ziehen, da ...."

— „Schon gut, schon gut, Herr Ehrenhold, sprechen wir nicht weiter davon! meine Ansicht über das Zeitungslesen habe ich Ihnen soeben mitgetheilt, und Sie werden, hoffe ich, mir in dieser Beziehung für die Folge keinen Grund zu Klagen geben."

Ehrenhold schwieg.

„Mein Lieber," fuhr der Pfarrer jetzt freundlicher fort, „in Ihren Aeußerungen von vorhin ließen Sie etwas von anstrengenden Schulgeschäften fallen, aber warum nehmen Sie denn keinen Gehülfen in's Amt, wie ich Ihnen schon so oft gerathen habe? Sie sollten dieses doch Ihrer selbst wegen thun, denn der geringe Gehaltsabzug, den jener dann bekommen würde, kann doch nur gering in's Gewicht fallen."

— „Nein, Herr Pastor, deßhalb nicht; nein, das Einzige, das mich abhält, auf den Vorschlag einzugehen, ist, daß ich mein Amt wohl noch, und ich glaube, ohne unbescheiden zu seyn, ganz gut versehen kann. Wenn ich auch von anstrengenden Geschäften sprach, so fallen mir dieselben doch nicht schwer, noch viel weniger werden sie mir lästig oder gar gesundheitsnachtheilig, darum, Herr Pastor, lassen wir es beim Alten."

Letzterer versuchte immer dringender — denn dieses war allein der Grund seines heutigen und mehrerer früherer Besuche — den Lehrer für seinen Vorschlag zu gewinnen, Ehrenhold blieb aber standhaft und fest, fortwährend behauptend, ohne Gehülfen sein Amt versehen zu können.

„Also," begann der Pastor etwas heftiger, „Sie wollen freiwillig durchaus keinen Gehülfen annehmen?"

— „Nein, Herr Pastor, meinen Grund kennen Sie."

„Nun gut, lieber Freund, wir werden ja sehen, werden ja sehen, leben Sie indeß wohl, der Herr sey mit Ihnen."

Die Thür nicht sehr würdevoll hinter sich zuschlagend, ging der Pastor von dannen.

Kaum hatte er das Haus verlassen, als Auguste in's Zimmer trat.

„Aber Väterchen," begann sie, „was wollte denn der Herr Pastor? Anscheinend sehr erzürnt verließ er soeben das Haus."

— „Was er wollte und noch will?" erwiderte etwas erbittert der Alte, „nun, wir werden's ja bald sehen, wird's wohl

dahin zu bringen wissen, seinen Zweck zu erreichen; gewiß, ehe ein paar Wochen in's Land gehen, habe ich seinen Herrn Neffen hier als Gehülfen; aber mit all' meinen Kräften werde ich mich dagegen auflehnen und sollte ich selbst nach der Residenz gehen, um den Herren im Consistorio meine Gegenvorstellungen zu machen, es wird sich dann noch Alles finden. Ich bitte Dich, liebes Kind, laß mich jetzt allein, damit ich mich wieder etwas sammle."

Auguste ging.

Ehrenhold schritt jetzt auf und ab im Zimmer, Pläne ent- und wieder verwerfend, um das ihm drohende Ungewitter von seinem Haupte fern zu halten, und er kam endlich zu dem Entschlusse, den kommenden Dingen ruhig entgegen zu sehen und bis dahin in der Sache nichts zu thun. —

So rückte die Zeit des Mittagsessens heran, als plötzlich athemlos ein kleiner Junge gelaufen kam und dem alten Ehrenhold keuchend mittheilte, daß soeben der Wagen eines „fürnehmen" Herrn gegen einen im Dorfe befindlichen Schreckstein gefahren, und ein Rad zertrümmert sey; der Herr folge ihm dicht auf dem Fuße, Herrn Ehrenhold um ein Unterkommen während des Nachmittags, in welcher Zeit der Wagner des Dorfes dem Schaden abhelfen würde, zu bitten.

Der Kleine hatte seine Rede eben vollendet, als der „fürnehme" Herr, der sich dem alten Ehrenhold als einen auf der Geschäftsreise befindlichen Kaufmann, Namens Meyer, vorstellte, eintrat.

Ehrenhold gab sein Bedauern über den Unfall zu erkennen und erklärte sich mit Freuden bereit, Herrn Meyer zu beherbergen, bemerkte indeß dabei, daß er selbst einen Theil des Nachmittages nicht frei habe und daher zu seinem Leidwesen seinen Gast während der noch abzuhaltenden zwei Schulstunden allein lassen müsse.

„Da wüßte ich Rath," erwiderte der Kaufmann darauf lächelnd, „wenn es Ihnen nicht unangenehm wäre, so möchte ich Sie wohl bitten, Herr Ehrenhold, mir zu gestatten, dem nachherigen Unterrichte beizuwohnen, da ich mich sehr für Schule und Alles, was darauf Bezug hat, interessire."

— „Es soll mir eine große Freude bereiten, Herr Meyer, Sie beim Unterrichte als Zuhörer zu sehen. Mit den Kindern könnte ich dann vielleicht eine kleine Prüfung anstellen, von der Sie übrigens, beiläufig bemerkt, nicht zu viel erwarten müssen, denn die Schüler sind Bauernkinder und ich bin nur ein Volksschullehrer."

„Allzu bescheiden, Herr Ehrenhold, allzu bescheiden."

In heiteren Gesprächen verstrich den Beiden die Zeit bis zum Mittagsessen. —

Auguste kochte und buck unterdessen in der Küche nach Herzenslust. Um den Gast würdig zu bewirthen, hatte sie einer alten Henne das letzte Fünklein Leben, durch welches diese noch an ein irdisches Daseyn gekettet ward, ausgeblasen, um mittelst derselben eine kräftige Suppe zu bereiten. Ebenso ging es einer dicken Ente. Auguste ließ selbige den Weg aller Enten gehen, indem sie dieselbe um einen Kopf kürzer machte und zum Braten herrichtete.

Nachdem Alles zu Augustens Zufriedenheit zubereitet war, bat sie die Herren zu Tische zu kommen.

Dieselben traten ein. Obgleich sich das Mädchen anfänglich etwas linkisch und schüchtern benahm, so brachte sie die Freundlichkeit des Kaufmanns doch bald in ihr natürliches Wesen zurück, und eine lebhafte und fröhliche Unterhaltung begann.

Herr Meyer konnte die gut zubereiteten Speisen nicht genug loben, sprach von dem großen Glück, eine solche Tochter zu besitzen, ja er beneidete den alten Ehrenhold sogar um dieselbe, so daß Letzterer endlich lachend bat, Auguste ja nicht zu viele Schmeicheleien zu sagen und sie dadurch eitel zu machen. —

Die Zeit des Nachmittags-Unterrichts war jetzt da, und Herr Meyer und Ehrenhold traten in's Schulzimmer, um solchen zu beginnen.

Ehrenhold machte die Jungen vorerst damit bekannt, daß der anwesende Herr einer jetzt stattfindenden Prüfung beiwohnen würde und ermahnte sie deßhalb, sich zusammen zu nehmen, um sich selbst und ihrem alten Lehrer keine Schande zu bereiten.

Die Kinder sangen darauf einen Choral, und die Prüfung begann und zwar zuerst in der Religion. Die Schüler waren anfangs etwas befangen, fingen jedoch bald an, freier zu antworten, und man konnte mit ihren Kenntnissen wohl zufrieden seyn. Ebenso ging es mit den darauf folgenden Unterrichtsgegenständen, dem Lesen, Rechnen und der Naturgeschichte.

Nachdem die Prüfung zur größten Zufriedenheit des Kaufmanns beendet war, entließ Ehrenhold die Kinder.

„Das muß ich gestehen," begann, als die Schüler fort waren, der Kaufmann, „selten habe ich in einer Volksschule und noch seltener in einer Dorfschule die Kinder so gut unterrichtet gefunden, als hier; die Bauern können wahrlich nicht dankbar genug seyn, einen solchen Lehrer zu besitzen."

— „Sie schmeicheln, Herr Meyer, denn andere Leute finden das Gegentheil."

„Wie meinen Sie das?"

— „Jenun man beabsichtigt, mir einen Gehülfen beizugeben."

„Wer beabsichtigt denn das?"

— „Ach, schweigen wir ganz von der unangenehmen Geschichte."

„Nein, lieber Ehrenhold, erleichtern Sie Ihre Brust, indem Sie mir Mittheilung machen."

— „Nun, der hiesige Pastor hält mich für zu schwach, meinen Posten genügend versehen zu können, und hat auch schon in der Person seines Neffen einen Mann gefunden, den er am geeignetsten zum Gehülfen für mich hält."

„Ah so," brummte Herr Meyer.

— „Was unser Seelsorger übrigens für ein Mann ist, können Sie schon daraus ersehen, daß mir derselbe erst noch heute Morgen untersagt hat, mich mit Zeitungslesen zu beschäftigen."

„Ist denn der Mann verrückt?"

— „Nein, Herr Meyer, unser Pastor ist ein gar frommer Herr."

Der Kaufmann wollte etwas darauf erwidern, als die Thür geöffnet ward, und der eintretende Wagner des Dorfes denselben benachrichtigte, daß der Wagen reparirt sey und zur Fortsetzung der Reise des Herrn bereit stände.

Letzterer nahm jetzt freundlich und dankend Abschied vom alten Ehrenhold und dessen Tochter und diesem die Hand reichend, sagte er:

„Beruhigen Sie sich, Herr Ehrenhold, Sie bekommen keinen Gehülfen, das gibt das Consistorium gar nicht zu."

— „Ja, das glauben Sie wohl, Herr Meyer, aber was soll das Consistorium thun, wenn der Pastor seinen Bericht abstattet?"

„Hoho, lieber Ehrenhold, da sprechen noch andere Leute mit, ich selbst zum Beispiel kenne einen der Consistorialräthe und diesem werde ich gelegentlich eine Mittheilung machen," erwiderte darauf eigenthümlich lächelnd der Kaufmann.

Er stieg jetzt in den Wagen und war bald hinter der Kirche den Blicken der Nachschauenden entschwunden.

* * *

So gingen wieder einige Wochen dahin. Der Pastor war beim alten Ehrenhold auf das Thema wegen Annahme eines Hülfslehrers nicht wieder zurückgekommen, aber aus verschiedenen Aeußerungen desselben merkte der Schullehrer bald, jener habe dieserhalb dem Consistorio seinen Bericht erstattet, und täglich sah er einer desfallsigen Eröffnung entgegen.

Bei solchen Sorgen war dem alten Ehrenhold etwas ganz aus dem Gedächtnisse entschwunden, nämlich der Tag, an dem er sein sechszigstes Lebensjahr zurückgelegt haben würde, ein Zeitpunkt, der nahe bevorstand.

Aber was er vergessen, daran dachte seine Tochter und nicht weniger die Bauern, die Eltern seiner Schüler.

Heute war der frohe Tag.

Noch vor Anbruch desselben ging es im Schulhause lebhaft zu. Die Bauern brachten nämlich einen großen Sorgenstuhl zum Geschenk für den allverehrten Lehrer, und um Letzterm eine recht große Ueberraschung dadurch zu bereiten, stellten sie den Sessel in der Wohnstube so auf, daß derselbe das Erste seyn mußte, was dem alten Ehrenhold in die Augen fiel, sobald er aus seiner Kammer in's Zimmer treten würde.

Auf den Stuhl hatte Auguste ein Kissen, von ihr selbst gearbeitet, gelegt und um die Lehne war ein Eichenkranz, mit einem weißen Bande geziert, geschlungen.

Es schlug sechs Uhr, und der alte Ehrenhold trat in's Zimmer. Ganz erstaunt blieb er auf der Schwelle stehen, als er den Sessel und die anderen Geschenke erblickte. Er kam erst wieder recht zu sich, als die Stubenthür geöffnet ward, und Auguste eilends eintrat und den Vater mit beiden Armen umschlingend und ihre kirschrothen Lippen auf seinen Mund drückend rief: „Herzlichen Glückwunsch zu Deinem sechszigsten Geburtstage, Väterchen."

In demselben Augenblicke traten einige Bauern ein, um auch ihre Glückwünsche darzubringen, und draußen vor dem Fenster ließen die Schüler ein liebliches Morgenlied ertönen.

Sprachlos stand der alte Ehrenhold da, eine Thräne rann ihm vor freudiger Rührung über die gefurchte Wange, und mit bebender Stimme begann er:

„Aber, liebe Freunde, diese Ueberraschung, diese . . . ."

Seine Stimme ward von einem lauten Lebehoch übertönt, welches die fröhliche Schülerschaar ihrem Lehrer darbrachte, und auch diese drang jetzt in's Zimmer, um auch Theil an der Freude zu nehmen. Einer derselben schwang dabei einen Brief mit einem großen Dienstsiegel versehen in der Hand und denselben dem Schullehrer überreichend, sagte er:

„Diesen Brief hat mir die Botenfrau, als an Sie gerichtet, soeben übergeben, Herr Ehrenhold."

Letzterer erkannte bald an dem Siegel, daß er ein Schreiben des Consistoriums in der Hand habe.

Sollte seine große Freude durch eine unangenehme Eröffnung der Behörde getrübt werden? Sollte das Schreiben die Anweisung erhalten, einen Gehülfen anzunehmen, oder sollte er gar in den Ruhestand gesetzt werden?

Einen Blick nach oben werfend, öffnete er dasselbe. Aus demselben fiel ein zweiter kleinerer Brief zur Erde, den Auguste, die neben dem Vater stand, rasch aufhob.

Allgemeine Stille herrschte jetzt. Die Bauern, die wohl um die Angelegenheit mit dem Pfarrer wußten, blickten erwartungsvoll auf den alten Ehrenhold. Dieser begann jetzt zu lesen.

Aber der Brief konnte keine unangenehme Mittheilung enthalten, denn wie klärten sich die Züge des Alten auf, wie strahlten seine Augen. Als er gelesen, reichte er mit einem seligen Lächeln den Brief dem Aeltesten der anwesenden Bauern und sank erschöpft in den Sorgenstuhl.

Was enthielt denn der Brief, welche Eröffnung ward dem alten Ehrenhold durch denselben gemacht?

Das Consistorium belobte den Lehrer wegen seines guten und erfolgreichen Unterrichts, und indem dasselbe ihm den Wunsch zu erkennen gab, auf solche Weise fortzufahren, bewilligte es ihm schließlich eine Gehaltszulage von fünfzig Thalern.

Jetzt hörte man von Neuem die Glückwünsche der Anwesenden. Letztere nahmen darauf Abschied und der alte Ehrenhold befand sich mit seiner Tochter allein.

„Väterchen," begann jetzt die Tochter, „Du hast den zweiten Brief ja ganz vergessen."

— „Liebes Kind, lies Du denselben, ich bin zu matt."

Die Tochter öffnete den Brief, und als sie denselben gelesen, sagte sie:

„Heute, Väterchen, folgt aber Ueberraschung auf Ueberraschung; weißt Du, wer dieser sogenannte Herr Kaufmann Meyer eigentlich ist?"

— „Nun, Kind?"

„Der Consistorialrath von D."

— „Was? wie? und jenen Herrn habe ich mit so wenig Achtung, so familiär behandelt? nun, da habe ich eine schöne Geschichte angerichtet."

„Ja, Papa," sagte Auguste darauf lächelnd, „der Herr Consistorialrath scheint diese Behandlung ungemein übel vermerkt zu haben, denn er schreibt Dir hier, wie sehr es ihn freue, den Unfall mit dem Wagen gehabt zu haben, da ihm dadurch Gelegenheit gegeben sey, einen — horch auf, Papa! — einen so ausgezeichneten Mann und tüchtigen Lehrer kennen gelernt zu haben; für einen Kaufmann Meyer habe er sich nur deßhalb ausgegeben, um unter solcher Maske besser Dich und Deinen Unterricht zu beobachten. Schließlich bringt er seinen Glückwunsch wegen der Gehaltszulage dar. Nun, Papa, was sagst Du nun?"

— „Welch ein Tag!" sagte dieser gerührt nach einer kleinen Pause.

„Papa, zwanzig Jahre wie heute."

* * *

Der Herr Pastor bekam an demselben Tage ein Schreiben

vom Consistorium, durch welches ihm eine Nase zu Theil ward, die ihm das Leben in Dannlingen so sehr verbitterte, daß er kurze Zeit darauf die Behörde um Versetzung von Dannlingen bat, welcher Bitte auch zu seiner und der Bauern Freude bald gewillfahrt ward.

Eine Geschichte aus den Alpen.

Vor nahezu vierzig Jahren, nämlich anno 1821, gab es in der Schweiz noch nicht so viele, noch so erfahrene Führer wie heutzutage. Die Leute, welche sich diesem Berufe widmen, sind nothgedrungen Männer von Intelligenz und unzweideutiger Rechtschaffenheit, und während in manchen Familien dieses Gewerbe erblich ist, so erbietet sich andererseits niemand, die schwere Verantwortlichkeit und die Pflichten eines solchen Postens auf sich zu nehmen, wenn er nicht ganz versichert ist, daß er allgemein für dieses Unternehmen gewachsen gilt.

Heinrich Rochat, aus dem Grindelwald-Thale, war zu jener Zeit ohne amtliche Bestätigung derjenige Führer, welcher mehrere Jahre lang den meisten Zulauf hatte und das größte Vertrauen genoß, wenn irgend ein Mann der Wissenschaft diese Gegend der bernerischen Hochalpen besuchte, denn Heiri galt für den bestunterrichteten Führer in Allem, was Botanik und Geognosie betraf. Er wußte nachzuweisen, wo der Bergenzian, die Anemone, die schönsten Moose am üppigsten vorkamen, oder wo die Bildung dieses oder jenes Gletschers vorangeschritten oder zurückgegangen war. Auch in sittlicher Hinsicht stand er in gutem Rufe, abschon er einer andern Confession angehörte und hierüber oft den Spott seiner Kameraden und der jungen Bursche des Thales zu dulden hatte.

Heiri war ein stiller, gesetzter, junger Mann; er hatte schon mit fünfzehn Jahren seinen Vater verloren, allein ehe er noch das zweiundzwanzigste Jahr erreicht, das gewöhnliche Alter, worin ein Mann unter die beschränkte Zahl der Führer aufgenommen wird, hatte er bereits mehr als Einen Reisenden glücklich auf die benachbarten Hörner und Gletscher geführt. Er legte vielleicht allzu viel Gewicht auf den guten Ruf, dessen er sich erfreute, und so traf ihn endlich ein Unfall, der ihn — wie dieß oft der Fall ist — an der verwundbarsten Stelle seines Charakters berührte.

Mehrere Sommer waren schon vergangen, seit Heiri unter die Zahl der obrigkeitlich beglaubigten Führer aufgenommen worden war, als im Jahre 1821 ein Fremder in dem Pfarrhause zu Grindelwald eintraf, dessen Ruf als Gelehrter sogar schon bis zu den Ohren dieser einfachen Bewohner des Thales gedrungen war. Heiri ward daher augenblicklich in das Pfarrhaus beschieden, um den Fremden auf seinen Gebirgswanderungen zu begleiten.

Dieser Fremde war ein protestantischer Geistlicher aus dem Kanton Waadt, Namens Mouron, ein noch junger Mann, der von Seiten seiner Freunde und aller Mitglieder seiner Gemeinde der innigsten Liebe und Achtung genoß; er verband mit diesem leutseligen Charakter und diesen Vorzügen des Gemüths einen glühenden Durst nach Kenntnissen und eine enthusiastische Freude an kühnen Unternehmungen, — Eigenschaften, welche stündlich auf Bergwanderungen Befriedigung und Ermuthigung erhielten. Der erste Tag seines Aufenthalts war dem Besuch des Rosenlaui-Gletschers gewidmet, dessen wunderschöne Färbung und großartigen Verhältnisse in Herrn Mouron noch einen gesteigerten Eifer und Verlangen anregten, die Wunder der Umgebung zu erforschen.

Am 31. August machte sich Herr Mouron in Begleitung seines gewählten Führers Heiri auf den Weg, um das sogenannte Eismeer zu besuchen, wie das Becken des Eigergletschers oberhalb des untern Grindelwaldgletschers genannt wird. Sie brachen unmittelbar nach Tagesgrauen auf, an einem jener Tage, wo schon die Luft in dem Herzen des Reisenden unaussprechliches Entzücken zu wecken scheint und wo jeder neue Lichtstrahl, der die Tageshelle steigert, der bezaubernden Landschaft, welche das Auge begrüßt, eine unerwartete Schönheit und einen Reiz mehr leiht. Sie folgten anfangs dem Pfad, welcher an der Sohle des Thals hinführt, sich zwischen Matten und kleinen Nadelwäldern hinwindet und ungefähr drei Viertelmeilen weit fortwährend ansteigt, wobei die blinkenden und funkelnden Gletscher häufig durch das Gezweig der dunkeln Fichten herunterlugen. Um neun Uhr erreichten sie eine Sennhütte, wo sie eine Weile ausruhten. In geringer Entfernung jenseit der Hütte windet sich der Pfad längs dem Rande eines furchtbaren Abgrundes hin und wird hier so schmal, daß man nicht beide Füße neben einander setzen kann. Allein Herr Mouron, dem Heiri unerschrocken voranschritt, kam glücklich hinüber, und als er erst wieder drüben war auf dem breiteren Wege, wandte er sich um, und betrachtete mit ehrfurchtsvoller Bewunderung die hohe Spitze des Eigers, der auf der entgegengesetzten Seite des Gletschers mit einer furchtbaren Eisstirne gen Himmel ragt, und Heiri zeigte seinem Begleiter eine runde Oeffnung, durch welche zweimal im Jahre die Sonne herunterscheint und die Kirche und den Kirchhof von Grindelwald beleuchtet.

Nach zweistündigem unausgesetztem Bergansteigen erreichten sie den Serenberg oder Zäsenberg, wo die Hütte eines Ziegenhirten die beiden Wanderer zu einer kurzen Rast einlud. Herr Mouron theilte den mitgebrachten Mundvorrath mit Heiri und dem Eigenthümer der Hütte, und plauderte freundlich und heiter mit beiden. Der Hirt begleitete sie noch ein Stück weit von seiner Hütte aus und verließ sie erst ungefähr zehn Minuten ehe sie den fürchterlichen Abgrund erreichten, von welchem der waadtländische junge Geistliche nie wieder zurückkehren sollte. Die Breite der vor ihnen liegenden Spalte in dem Eigergletscher, zu welchem sie nun hinangestiegen waren, betrug nur etwa sieben oder acht Fuß bei ungefähr zwölf bis fünfzehn Fuß Länge. Herr Mouron blieb an derselben stehen und betrachtete fortwährend diesen wundersamen Eisschacht und erging sich in Muthmaßungen über die Schwierigkeit, seine große Tiefe zu ermessen. Um ihm einen Begriff von dem Ton zu geben, welchen es hervorbringt, wenn man irgend einen Gegenstand in die ungeheure Spalte hinunterwirft, ging Heiri einige Schritte zurück, um einen Stein zu holen: er hatte sich eben gebückt, um einen solchen aufzulesen, und als er sich wieder aufrichtete und umwandte, war zu seinem Schreck und Entsetzen nichts mehr von Herrn Mouron zu sehen. Er näherte sich dem Abgrund, sah aber nichts mehr als den Alpenstock, welcher mit seiner eisernen Spitze in

einer Spalte des Felsens, wenige Fuß unter dem Rande der Eisspalte, steckte. In einem Seelenzustande, der an Wahnwitz grenzte, ging Heinrich um die ganze Oeffnung herum und rief aus Leibeskräften den Verschwundenen bei Namen. Leider aber erhielt er keine Antwort. Er konnte nur muthmaßen, daß in der kurzen Zeit, während er den Rücken gewendet hatte, Herr Mouron sich dem Rande des Abgrunds selber genähert haben mußte, um ihn genauer zu untersuchen, daß er sich dabei in der beschriebenen Weise auf seinen Stock gestützt und durch das Ausgleiten seiner Füße auf dem Eis das Gleichgewicht verloren hatte und in den Abgrund hinuntergestürzt war. Jeder, der den furchtbaren Seelenschmerz erlebt hat, Zeuge eines plötzlichen und verhängnißvollen Unglücksfalls zu seyn, hat sicher auch schon den verzweiflungsvollen Gedanken gehegt: Ach, wenn doch die jüngsten fünf Minuten noch einmal zurückgerufen werden könnten! — So erging es auch dem armen Heinrich; auch ihn quälte der Schmerz eines nutzlosen Bedauerns, aber zugleich auch spornte ihn der Gedanke, daß er Hülfe zur Stelle schaffen müsse, die nächste beste, die zu haben war, zu fieberischer Thätigkeit an. In aller Eile kehrte er nach dem Serenberg zurück und suchte den Ziegenhirten auf, und beide eilten mit einander nach dem Schauplatz des Unglücksfalls. Auf all' ihr Rufen erscholl jedoch keine Antwort, und ihr Auge bemühte sich vergebens, in der dunkelblauen Finsterniß der Tiefe irgend eine Spur von dem Körper des Verunglückten zu entdecken.

Es war nichts zu machen, als die Trauerkunde in's Thal hinunter und dem Pfarrer zu bringen, welcher allein mit den Freunden und Verwandten des Herrn Mouron sich in's Einvernehmen setzen konnte. Heiri stieg also in Begleitung des Ziegenhirten denselben Pfad wieder hinab, auf dem er erst vor wenigen Stunden den armen Mann heraufgeführt hatte, der nun leblos oder wenigstens besinnungslos in einem eisigen Grabe lag.

Die Trauerkunde war bald erzählt. Und was war nun zu thun, um den Körper wiederzuertangen, wenn in der That, wie zu befürchten stand, das Leben erloschen war? Der Pfarrer berief ungesäumt vier starke Männer aus dem Dorf und beschloß mit ihnen, dem Ziegenhirten und Heinrich nach dem Gletscher hinanzusteigen, und trotz dem strömenden Regen und der rasch einbrechenden Dunkelheit noch einen Rettungsversuch zu machen. — Nach einer mühevollen, langweiligen Wanderung erreichten sie die verhängnißvolle Spalte, deren gähnende Mündung sie in Wirklichkeit an ein Grab erinnerte. Allein e r lag ja darin, und obschon nicht mehr zu hoffen war, daß er noch am Leben sey, mußten sie sich doch bemühen, wenigstens seinen Leichnam wieder heraufzuholen. Sie hatten schon während der letzten halben Stunde des Bergansteigens sich brennender Laternen bedienen müssen, und nun ließen sie eine derselben an einem Stricke in den Abgrund hinunter und hefteten ihre Augen aufmerksam auf den Lichtschein, ohne jedoch irgend einen dunklen Gegenstand zu erblicken. Sie hielten den Athem an, um zu horchen, allein das Tröpfeln und Rauschen des Gletscherbachs tief unter dem Eise war der einzige Ton, der an ihr Ohr schlug. Ihre sämmtlichen Bemühungen waren offenbar für den Augenblick wirkungslos, und Alle fühlten die traurige Nothwendigkeit, unverrichteter Dinge wieder nach dem Thal zurückkehren zu müssen. Am andern Morgen ging des Pfarrers erste Sorge dahin, die traurige Begebenheit der Regierung in Bern und den Verwandten und Freunden des Verunglückten mitzutheilen.

Die aufregende Kunde ging in Grindelwald von Mund zu Mund, und einige Führer und junge Bursche aus dem Dorfe blieben die ganze Nacht im „schwarzen Bären," damals dem einzigen Wirthshause, sitzen, besprachen das Ereigniß nach allen Seiten, gaben jeder seine Ansicht über den Vorfall und was nun weiter zu geschehen habe, preis. Jedermann weiß, wie sehr in einem Dorfe die geringste Begebenheit vergrößert und übertrieben wird und wie die Wahrheit und die Thatsachen verdreht werden. Das schauderhafte plötzliche Verschwinden eines Mitmenschen, welchen mehrere von ihnen noch in voller Kraft, Gesundheit und Munterkeit am frühen Morgen aus dem Thal hatten weggehen sehen, gab natürlich zu allen möglichen Vermuthungen und Gedanken Anlaß. Die menschliche Natur ist so schlecht geartet, daß Neid und Bosheit selbst in dem schönen, stillen und friedlichen Thale von Grindelwald ihre Heimath haben. Nach manchem nutzlosen Hin- und Herreden, wie denn das traurige Ereigniß sich zugetragen haben möge, theilte man sich flüsternd die Vermuthung mit, es möchte möglicherweise Schelmerei dabei im Spiele seyn; — ein Nebenbuhler von Heiri, der auf die Bevorzugung neidisch war, welche ihm ein Mädchen aus dem Dorfe zu Theil werden ließ, sprach sich darüber kühner und rückhaltsloser aus als die anderen, und ein Dritter, der für einen höchst gottesfürchtigen Mann gelten wollte, meinte, der Teufel sey ein Schelm, und eine goldene Uhr und eine Börse voll Gold, welche Herr Mouron notorisch bei sich getragen, könnten einen armen Burschen wie Heiri schon so weit versuchen, daß er ihn an einem solch einsamen Ort, wie der Eigergletscher, erschlage und beraube. Kurzum, trotzdem daß einige Bauern ihren Glauben an Heinrich's Ehrbarkeit und Rechtschaffenheit nicht aufgeben wollten, wurden sie doch überstimmt, und noch vor Tagesanbruch galt Heinrich als des Mords an dem unglücklichen Geistlichen verdächtig.

Heinrich selbst war nach der Rückkehr von der Bergfahrt beinahe gebrochenen Herzens nach Hause gekommen. Sein Kummer machte sich in Worten und Thränen Luft, als er seiner mitfühlenden Mutter die sämmtlichen Erlebnisse des vergangenen Tages erzählte. Er gedachte mit besonderer Anerkennung der Freundlichkeit und Herzensgüte seines Begleiters und kam immer und immer wieder auf den tödlichen Schreck und Schmerz zurück, der ihn durchzuckte, als er sich umwandte und sich allein fand.

Endlich gab er den Bitten seiner Mutter nach und versuchte einzuschlafen, aber er fand den Schlummer nicht und sehnte sich nach Luft. Er öffnete daher leise die Thüre seiner Kammer, die auf die hölzerne Gallerie hinausführte, schlich hinaus und verbrachte die paar kalten Stunden, welche dem Sonnenaufgang vorangingen, in kummervollem Nachdenken. Er hatte sich vorgenommen, sobald die Nachbarschaft munter werden würde, Justinen, sein Mädchen, aufzusuchen, um von ihr freundliche, trostvolle Worte in diesem Kummer zu hören. Er ließ sich nicht im Entferntesten träumen, was in den finstern Blicken und dem

kalten Benehmen seiner früheren Freunde und Bekannten seiner wartete.

Der Schlaf mußte ihn übermannt oder wenigstens ihm für einige Stunden die klare Besinnung genommen haben, denn als er den Kopf wieder von den Händen aufrichtete, in denen er ihn auf die Brustwehr der hölzernen Gallerie gestützt hatte, schien die Sonne bereits schräge in das Thal hernieder und das ganze Dorf war auf den Beinen. Er ging nun nach dem Brunnen im Gärtchen herab, um in dessen kühlem, frischem Wasser die äußern Spuren seiner Aufregung abzuwaschen, welche kein Mensch, geschweige denn ein stämmiger Bergbewohner sich gerne anmerken läßt. Hierauf ging er von Haus hinweg zwischen den niedrigen Steinmauern, welche den schmalen Weg nach dem Dorfe begränzten; aber schon auf die ersten Worte, womit er den nächsten besten Nachbar anredete, erhielt er statt aller Antwort nur ein geringschätziges Achselzucken oder irgend eine andere verletzende Bemerkung, wenn er des traurigen Ereignisses vom vorangegangenen Tage gedachte. Er konnte sich dieses Betragen der Leute nicht deuten, und beschleunigte daher seinen Schritt, um zu Justinen zu kommen, deren Zärtlichkeit und Mitgefühl seine Erwartungen nicht täuschen würden.

Heinrich trat in den kleinen Anbau an ihres Vaters Häuschen, wo er sie gewöhnlich traf, wenn sie mit ihren Ziegen sich entweder auf den Gang nach der Waide machte oder mit denselben von da zurückkehrte. Dießmal traf er sie aber nicht geschäftig und beim Melken zwischen ihren blankgescheuerten Eimern, sondern sie saß laut weinend da und schien nicht einmal den Schritt ihres herannahenden Freundes zu erkennen. Heinrich nahm jedoch nun ihre Aufmerksamkeit in Anspruch und lockte ihr allmälig das Geständniß ab, ihr Vater sey ganz erbost über Heinrich, weil ihm jenes Gerücht zu Ohren gekommen; und endlich theilte sie ihm, unter manchen Thränen und zärtlichen Betheurungen ihres unerschütterlichen Vertrauens in seine Rechtlichkeit, den grausamen Verdacht mit, worin er bei den Angehörigen des Dorfes stand. Sogar das Bewußtseyn seiner Unschuld konnte dem armen Jungen nicht den Schmerz ersparen, sich eines solch abscheulichen Verbrechens beschuldigt zu sehen; — es bedurfte aller guten Worte und Ermuthigungen Justinens, um ihn wenigstens vorerst zu beschwichtigen und zur Geduld und ruhigem Gottvertrauen zu ermahnen; und endlich fühlte Heiri, daß ihm noch die schwerste Trübsal und Heimsuchung bevorstehe, indem er das Gehörte seiner armen Mutter mittheilen haben. Mit Mühe brachte er ihr bei, welcher Scheußlichkeit er beschuldigt werde, und ihre Entrüstung über diese Verläumdung kannte keine Grenzen. Beide fanden nur in dem Glauben, daß Herrn Mouron's Familie gewiß Allem aufbieten werde, um die Leiche des Verunglückten heraufzuholen, einigen Trost, und beide wünschten sehnlichst, daß hiezu unverweilt die nöthigen Maßregeln getroffen würden.

Am 6. September endlich kamen zwei Verwandte des Verunglückten beim Pfarrer in Grindelwald an. Der klare, umständliche Bericht des Pfarrers bewies, wie unvermeidlich das traurige Ereigniß gewesen war, und der einzige Wunsch der Verwandten ging nun dahin, die entseelte Leiche ihres geliebten Freundes wieder herbeizuschaffen. Sie verlangten auf den Gletscher geführt zu werden und Heiri erbat sich sogleich die Vergünstigung, sie begleiten zu dürfen, was ihm auch gern verstattet wurde. Sie unterhielten sich unterwegs mit ihm und hörten alle Einzelnheiten der Katastrophe von ihm; als sie aber an Ort und Stelle kamen, mußten sie sich von den ungeheuren Hindernissen überzeugen, welche sich der Verwirklichung ihrer letzten Hoffnung entgegensetzten. Sie hatten keinerlei Hülfsmittel mitgebracht, um die Leiche heraufzuholen, und beschäftigten sich daher nur damit, die Tiefe des Abgrundes zu messen, die sich auf 125 bis 130 Fuß belief, und sich über die Mittel zu berathschlagen, die man anwenden sollte, um hinunterzusteigen. Der arme Heiri folgte ihnen nach dem Dorfe zurück. Es kostete ihn Mühe, seine Ungeduld zu überwinden und ruhig auf die weitere Entwickelung der Begebenheiten zu warten; er sehnte sich nach angestrengter Thätigkeit, um auf diese Weise den Druck zu vermindern, der auf seinem übermäßig gedrückten Gemüthe lag. In dem wilden Schmerz seines gekränkten Selbstgefühls hatte er sich das Gelübde gethan, Justinen nicht eher wiederzusehen, als bis sein ehrlicher Name wiederhergestellt sey. Ihr Vater hatte ihn im Verdacht, und er wollte sein Häuschen nicht eher wieder betreten, als bis er mit einem herzlichen Gruß unter jenem Dache bewillkommt werden konnte. Auf sein eigenes kleines Heimwesen beschränkt, gleichsam ein freiwilliger Gefangener, versuchte er wenigstens seine Hände, wenn auch nicht seinen Geist mit Holzschnitzereien zu beschäftigen, in welchen er so geschickt war. Sonst pflegten seine Werkzeuge und sein Buchs- und Eibenholz zu dieser Jahreszeit nur selten das Tageslicht zu erblicken, denn in den langen Sommertagen waren Bergfahrten mit Fremden oder die nöthigen Gänge nach den Almen hinauf, wo seine Kühe weideten, beinahe seine einzige Beschäftigung, und die Schnitzarbeiten dienten mehr dazu, die Langeweile und das Einerlei der langen Winterabende zu vertreiben und zugleich eine namhafte Zubuße zu den Einkünften der Familie zu liefern, denn er verkaufte seine Schnitzereien immer mit Vortheil an Personen, welche sie wieder in den größeren Städten der Schweiz absetzten.

Nun aber saß er da und arbeitete mit Messer, Hohleisen und Grabstichel und verdarb in einem einzigen Tage mehr, als er am nächsten wieder gut machen konnte. Er sehnte sich nach harter, angestrengter Thätigkeit, und konnte sich doch kaum aus dem Hause wagen; und es gibt keine härtere Prüfung für einen Mann von seinem Charakter, als sich geduldig in Unthätigkeit fügen zu müssen.

Einige Tage zogen an Heiri so träge vorüber, als ob sie ein Monat wären; am Morgen des 11. Septembers aber kam seine Mutter von einem Ausgang nach Hause, und ihre Miene verkündete, daß sie irgend eine interessante Neuigkeit erfahren hatte. Auf dem Gang durch das Dorf war ihr zu Ohren gekommen, es seyen am frühen Morgen zwei weitere Verwandte des verunglückten Herrn Mouron in Grindelwald angelangt, und man treffe schon alle erforderlichen Vorkehrungen zu einer Expedition auf den Gletscher, welche am folgenden Morgen stattfinden solle. Heiri sprang vom Stuhle auf und erklärte sich fest entschlossen, an diesem Ausflug theilzunehmen; man konnte es ihm nicht abschlagen. Er begab sich sogleich nach dem Pfarrhause, stellte sich dem Pfarrer vor und bat ihn inständig um die Erlaubniß, einer von den fünfzehn Männern seyn zu dürfen, welche zu dem mühsamen Werk des Heraufholens der Leiche an-

gestellt waren. Der Pfarrer fand seine Bitte ganz gerechtfertigt, und man kam überein, daß Heiri und der Ziegenhirt und Bergetz, der Wirth des kleinen Wirthshauses, die Partie mitmachen sollten, an welcher die beiden fremden Herren und der Pfarrer selbst Antheil nehmen wollten.

Das Wetter schien am frühen Morgen ihrem Vorhaben nicht sehr günstig zu seyn, denn schwere nebelige Wolken hingen tief und dunstig an den Bergen; allein man machte sich dennoch auf den Weg in der Hoffnung, die Sonne werde binnen Kurzem ihren Einfluß geltend machen und die Wolken zertheilen. Der Weg war nun mehreren von der Expedition wohlbekannt. Als man den kleinen Fichtenwald passirte, wählte man zwei der längsten und geradesten Stämme und hieb sie zu künftigem Gebrauch. Diese wurden je von zwei Mann getragen und mitgenommen, bis man zu der Stelle kam, wo der Weg durch den schon erwähnten vorspringenden Felsen gefährlich wurde, und da hier nur immer Eine Person auf einmal den Uebergang versuchen konnte, so erbat sich der Ziegenhirt von Serenberg vorauszugehen und die eine Fichte am dünnen Ende hinüberzutragen; dieß gelang denn auch seinem Muth und seiner Kaltblütigkeit, worauf er auch die andere hinüberschaffte und so eine Art Steg über den gefährlichsten Theil des Wegs herstellte. Inzwischen waren schon sieben oder acht Tagelöhner von dem Gros der Gesellschaft aufgebrochen und vorangegangen, mit dem Auftrage, dem Gießbach, der sich in den Abgrund stürzt und jene Spalte im Eis durchströmt, ein anderes Bett anzuweisen, weil der Schaum des Gletscherbaches jedes Hinabsteigen in den eisigen Schacht sowohl gefährlich als vergeblich machen würde. Zu diesem Behuf hatten sie im Eise einen Kanal ausgehöhlt, durch welchen das Wasser nun in anderer Richtung abfloß. Als das Gros der Gesellschaft den Gletscher erreichte und zu der Eisspalte gelangte, waren einige andere Arbeiter schon damit beschäftigt, zwei Tannenbäume über der Spalte zu befestigen und dieselben durch ein Querholz so zu verbinden, daß sie zugleich eine Art fester Brücke bildeten. Heiri legte mit dem größten Eifer bei dieser Arbeit Hand an, und jeder Umstand, welcher das Geschäft zu verzögern schien, machte ihn ärgerlich und ungeduldig. Der Regen, welcher schon längst gedroht hatte, fiel jetzt in Strömen, und vertrieb die ganze Gesellschaft, welche nun ihre Arbeit liegen und stehen lassen und ein Obdach in den paar Hütten auf dem Zäsenberge suchen mußte. Sobald sich aber das Unwetter einigermaßen gelegt hatte, kehrte man zu dem Gletscher zurück und jeder trug eine tüchtige Scholle Erde mit sich, um die Aufdämmung an dem Ableitungskanale sicherer und dichter zu machen. Diese hatte durch den Regen nicht erheblich gelitten, und man konnte nun mit einiger Sicherheit daran denken, in die Spalte hinunter zu fahren. Heiri hätte sich hiezu gern erboten, allein so lange der schimpfliche und niederträchtige Verdacht noch auf ihm ruhte, sagte ihm sein angeborenes natürliches Zartgefühl, daß er es Anderen überlassen müsse, seine Unschuld darzuthun. Er konnte sich nicht verhehlen, was auch schon viele Andere in seiner Lage erfahren haben, daß Unschuld und Schuld oft das gleiche Aussehen annehmen. Seine Aufregung und Seelenangst, seine Reizbarkeit und Ungeduld und seine nervöse Furcht hätten auf die Umstehenden denselben Eindruck gemacht, gleichviel ob sie aus Furcht vor Entdeckung oder aus der Hoffnung auf Entlastung von dem gegen ihn geschleuderten Verdachte entstanden wären. Mit klopfendem Herzen horchte er auf die Vorschläge, welche um ihn her gemacht wurden. Ein Führer, welcher sich am Tage zuvor noch selbst erboten hatte, sich in die Eisspalte hinunterlassen zu wollen, weigerte sich jetzt, unter solch gefährlichen Umständen die Fahrt hinab zu wagen. Einige Andere zauderten ebenfalls. Endlich trat der Bärenwirth vor und erklärte sich erbötig, sich an einem Seile hinunterzulassen. Da er mit einer doppelten Kleidung zum Umwechseln versehen war, so schien er über diesen Entschluß schon längst mit sich einig zu seyn, obschon er ihn noch gegen niemand geäußert hatte. Man umgab ihn sogleich mit einem Netz aus soliden zusammengeknüpften Stricken, welches an mehreren längeren zusammengebundenen starken Tauen hing. Eines dieser Taue, der sogenannte Sicherheitsstrick, war ihm um den Arm gebunden, andere um die Schulter und Hüfte, und ein lediges Tau sollte so benützt werden, wie es Zeit und Gelegenheit mit sich brachte. Sein Kopf war mit einem Ziegenfell bedeckt, um ihn einigermaßen vor dem herunterfließenden Wasser oder vor etwa fallenden Steinen und Eisstücken zu beschützen, und zehn oder zwölf starke Männer faßten die Taue an, um ihn sachte hinunterzulassen. Bergetz setzte sich auf den Querbalken, welcher zwischen den beiden Tannenbäumen angebracht war, ließ sich daran allmählig hinunter und sank langsam in die Tiefe. Bald darauf hörte man ihn rufen, und die Tagelöhner begannen das Tau wieder in die Höhe zu ziehen. Eine athemlose Gruppe erwartete die Ankunft des kühnen Mannes, der die Fahrt in die Tiefe gemacht hatte. Sobald er oben war und sich hinlänglich erholt hatte, um sprechen zu können, erzählte er, er habe den Leichnam zu sehen geglaubt, allein durch das fortwährende Herunterstürzen des Wassers auf seinen Kopf sey er so schwindlig geworden, daß er nicht mehr gewagt habe, sich noch so weit hinunterzulassen, um sich Gewißheit über die Thatsache zu verschaffen. Nachdem er sich jedoch durch einen Schluck Kirschwasser gestärkt, ließ er sich zum zweiten und hernach sogar zum dritten Male hinab, allein mit gleich geringem Erfolg.

Jetzt verfiel einer aus der Gesellschaft auf ein anderes Hülfsmittel; er schlug nämlich vor, drei kleine Reservoirs auszuhöhlen und eine Anzahl Männer dazu zu verwenden, daß sie dieselben so schnell leerten als sie sich füllten. Dieser Plan gelang so vollkommen, daß in sehr kurzer Zeit gar kein Wasser mehr in den Abgrund fiel. Aller Augen wandten sich nun auf Bergetz, welcher sich wieder vollständig erholt hatte und zu dem Unternehmen erbötig war. Er stieg also wieder hinunter, und nachdem er den Grund erreicht hatte, blieb er fünf oder sechs Minuten unten, weil ihn der Schaum nun nicht länger belästigte und beengte. Aus seiner spätern Schilderung ging hervor, daß der Schacht beinahe auf seiner ganzen Ausdehnung von gleicher Weite aber nur leicht geneigt war; das hinunterstürzende Wasser war nämlich mit Gewalt an die Seite angeprallt, hatte sich einen Durchgang gebildet und eine Art Seitengallerie, welche höchst wahrscheinlich mit der Quelle der Lütschine in Verbindung stand. Der Boden war ganz mit Steinen von verschiedener Größe bedeckt, die vermuthlich Rollsteine von der Gletscheroberfläche waren. An dem Eingang dieser Seitengallerie entdeckte Bergetz den Leichnam; er lag zwischen zwei großen Steinen,

wohin er ohne Zweifel durch die Wucht der Strömung getrieben worden war. Er war gefroren und lag beinahe halb unter Wasser. Nachdem er ihn hervorgezogen und an seinem ledigen Tau gehörig befestigt hatte, gab er das Signal, ihn heraufzuziehen. Sobald diese mühsame Arbeit begann, erfüllte eine peinliche Unruhe jedes Gemüth, und Heiri war es zu Muthe als sollte ihm das Herz zerspringen. Er war seiner Unschuld bewußt, und sein einziges Sehnen war, daß er und alle Anderen die Leiche des unglücklichen jungen Mannes noch in demselben Zustande sehen möchten, worin er hinuntergefallen war. Gleichwohl konnte die Leiche möglicherweise durch den Fall Verletzungen erhalten haben, welche Verdacht erregen konnten. Als die Leiche langsam heraufgewunden ward, trat Heiri mit vielen Anderen dicht an den Rand, und als einer der Umstehenden eine Verwünschung murmelte und dann ausrief: „Die Leiche ist entkleidet!" da warf er einen einzigen verzweifelnden Blick über den Rand und sah zu seinem unaussprechlichen Entsetzen, daß das einzige Glied, welches sichtbar wurde, nackt war. Es war als ob irgend ein böser Geist es auf seinen Untergang abgesehen habe; zitternd und in Verzweiflung stürzte er von der Gruppe hinweg, warf sich auf den Boden und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Endlich rüttelte ihn jemand an der Schulter und sagte: „Komm, Heiri, Du sollst seine Uhr und Börse bekommen!" Heiri sprang auf, drängte sich durch die Umstehenden und sah nun, daß die Beinkleider durch die Reibung ganz zerrissen, der übrige Theil der Leiche aber noch ganz so bekleidet war, wie damals, wo sie in den Gletscherspalt stürzte. Der arme Bursche brach in Thränen aus, fiel dem Einen von Herrn Mouron's Verwandten um den Hals und umarmte ihn mit einer überwältigenden Empfindung von Trost und Dankbarkeit. Alle Umstehenden beglückwünschten nun den von jeglichem Verdachte entlasteten Führer, und die allgemeine Aufmerksamkeit ward auf eine Weile ganz von dem Leichnam abgelenkt, dessen Aufsuchung doch der Zweck ihres Hieherkommens gewesen war. Dann aber knüpften sie die Leiche von dem Tau los, und diejenigen, welche den theuren Verewigten so viele Jahre geliebt hatten, schickten sich nun an, die Veränderungen zu ermitteln, welche ein solch plötzlicher Tod mit sich gebracht haben mußte.

Obschon die Leiche zwölf Tage lang auf dem Grunde der Eisspalte gelegen hatte, war doch mit keinem Zuge des Gesichts irgend eine entstellende Veränderung vor sich gegangen; selbst die Augen blickten noch so ruhig und heiter, daß sie allen Grund zu der Hoffnung gaben, der Verunglückte habe nicht lange leiden müssen, sondern sogleich durch den Fall selber das Leben verloren. Nur die Stirn war etwas eingedrückt, und das Gesicht trug einige Spuren von Quetschungen. Das linke Bein und der linke Arm waren an mehreren Stellen gebrochen, und ebenso auch der Rückgrat.

Nachdem man den Leichnam in ein Laken eingeschlagen, ward aus einigen jungen Tannen eine Art Tragbahre hergestellt, damit die Leiche von zwei Männern getragen werden konnte, welche natürlich häufig abgelöst werden mußten. Heiri ließ es sich nicht nehmen, einer der ersten Träger der theuren Last zu seyn, allein die Aufregung und Gemüthsbewegung hatte ihn so sehr erschüttert, daß er nur einige Zeit lang tragen konnte und sich dann ausbedingen mußte, daß die Reihe zuletzt an ihn komme und er Einer von denen sey, welche die Leiche in's Dorf hineintrügen. Als der Zug den kleinen Föhrenwald verließ und auf die freieren Matten herausbog, nahm Heiri eine Stange auf die Schulter und schritt der wehmüthigen Procession auf ihrem Wege nach dem Pfarrhaus voran. Die Sonne war gerade untergegangen und die ganze Natur lag unter dem Einfluß der grauen düstern Dämmerung, welche auf wenige Augenblicke anhält und dann wieder einer wärmern rosigen Färbung weicht, — als der Zug das Dörfchen erreichte. Höchst wahrscheinlich verfehlte diese Naturerscheinung in einem solchen Augenblick auch ihren Einfluß auf die Stimmung manches Zuschauers nicht, und senkte in manches betrübte Herz einen stillen Trost. Viele von den Dorfbewohnern waren aus Neugier an dem Wege versammelt und sahen dem Zuge zu, allein Heiri, der vornen an der Tragbahre trug, erblickte nur zwei Frauenzimmer, welche weinend einander stützten. Es bedurfte für sie keiner Worte, um ihnen Heiri's Unschuld zu erklären, denn schon die Thatsache, daß man die Leiche wiedergefunden hatte und daß Heiri einer der Träger war, sprach laut genug zu seiner Entlastung.

Sobald der traurigen Pflicht, die Leiche in dem kleinen Hausflur des Pfarrhofes niederzusetzen, Genüge geleistet war, eilte Heiri seinem elterlichen Hause zu. Seine Mutter und Justine kamen ihm schon entgegen, als er den Garten des Pfarrhofes verließ, und die Glückseligkeit, die er in diesem Augenblick empfand, als er sie abwechselnd in seine Arme schloß, vergalt ihm reichlich alle seine früheren Stunden der Angst und Qual. Seine Freunde und Bekannten drängten sich um ihn mit herzlichen Glückwünschen und Achtungsbezeugungen, und so sehr ihn auch ihr Abfall und Verdacht geschmerzt und gekränkt hatten, so war er doch allzu glücklich, um nicht großmüthig zu seyn, und ihnen ihren schnöden ungerechten Argwohn zu vergeben.

Die Beerdigung folgte sehr schnell; die bekümmerten Freunde und Verwandten des Verunglückten fühlten, daß ihre Mission zu Ende, und wollten nur noch ihn zu seiner letzten Ruhestätte auf dem wilden, aber malerischen Dorfkirchhofe begleiten, woselbst noch heute an der Mauer sein Denkstein zu sehen ist. Ein großes Leichengefolge geleitete den armen Herrn Mouron zum Grabe, und ein lieblicher Herbstmorgen lachte in das Thal herein, als der Trauerzug das Pfarrhaus verließ und sich den sanftansteigenden gepflasterten Pfad nach dem Kirchlein hinaufbewegte, und ehe noch das Grab sich über dem Sarge schloß, donnerten von den benachbarten Berghäuptern einige Lawinen herunter wie eine Salve, die dem Verunglückten über sein Grab gefeuert wurde, als ob die Natur selbst ihm einen Zoll der Dankbarkeit hätte darbringen wollen, der in dem Eifer, ihre Wunder zu erforschen, sein Leben eingebüßt hatte.

Heiri hat später seine Justine gefreit und ist ein bekannter Bergführer geworden, aber das Ereigniß, welches ihm zu seiner Berühmtheit verhalf, hat noch lange auf sein Gemüth einen noch tieferen Eindruck gemacht, als auf die übrigen schlichten Thalbewohner. Der Wirth zum „Bären", der junge Bergetz, zeigt noch heutzutage die Denkmünze, welche sein Vater damals von der Regierung in Bern als Anerkennung für die trefflichen Dienste erhalten, die er bei der Herbeischaffung der Leiche des verunglückten Herrn Mouron geleistet hatte. H. Hellborn.

Der Exkaiser Soulouque.

Faustin Soulouque, der entthronte Kaiser von Haiti, ist ein Neger von ganz gemeiner Abkunft, der 1804 noch Bedienter des General Lamarre war und dann dessen Adjutant wurde. Später wurde er unter Christoph, der sich als Heinrich I. zum König von Haiti krönen ließ, Oberbefehlshaber der Palastgarde. Im Jahre 1847 wurde er nach der Vertreibung des Präsidenten Boyer in der Republik Haiti zu demselben Posten erhoben, und seit dieser Zeit trug sich sein Ehrgeiz mit dem Gedanken der Errichtung eines neuen Kaiserreichs, dessen Chef er selbst seyn wollte. Soulouque fand an den Negergeneralen Suffrant, Bellegarde und Similin (Letzterer ursprünglich Schneider, der noch jetzt die Uniformen für die Armee liefert) bereitwillige Werkzeuge. Soulouque, der bald nach dem Antritt seiner Regentschaft erklärt hatte, daß er nicht das Schicksal seiner Vorgänger erleben, sondern lieber Alles tödten und verbrennen lassen wolle, was ihm im Hinblick auf seine Macht gefährlich scheine, organisirte jetzt und aus Haß gegen die ihm feindlichen Mulatten eine förmliche Pöbelherrschaft. Jeden Sonntag nach der Parade begleitete ihn eine solche Bande Schwarzer bis zu seinem Palast, wo jedes Mal einer dieser schmutzigen Kerle Soulouque befohlener Maßen haranguirte, indem er ihm die angeblichen Wünsche der schwarzen Bevölkerung vortrug. So begehrte z. B. eines Tages das „souveraine schwarze Volk," daß alle Farbigen (Mischlinge) von den öffentlichen Aemtern ausgeschlossen würden, und ein anderes Mal forderte es, daß man die eine der beiden Farben der haitischen Flagge, die rothe, als Emblem des gemischten Blutes, sofort beseitigen möge. Den erhaltenen Instructionen gemäß, trat diese Bande am 9. April 1848 mit dem Verlangen hervor, man möge die Präsidentschaft in eine lebenslängliche Dictatur, so wie diese die Constitution von 1816 eingeführt hatte, umwandeln. Natürlich war dies nur das Echo der eigenen Wünsche im Regierungspalast und wenige Tage darauf gaben sich dieselben in unzweifelhafter Weise kund. Am 16. April ging zwar die Parade wie gewöhnlich vorüber; des Nachmittags vier Uhr ließen sich aber drei Kanonenschüsse vom Schlosse aus hören, die sofort vom Fort aus beantwortet wurden. Bei diesem Alarmsignal, welches sonst dazu bestimmt war, der Bevölkerung anzuzeigen, daß irgend eine große Gefahr vorhanden sey, stürmte, wie solches die Vorschrift erheischte, Alles bewaffnet herbei; die Generale, Senatoren, Deputirten und Beamten eilten in das Schloß, wo die Garde des Präsidenten im geschlossenen Quarré aufgestellt war. Auch von anderer Seite tönte jetzt der Generalmarsch. Als der französische Consul ebenfalls verwundert herbeieilte und an einen an ihm vorübersprengenden Adjutanten die Frage richtete, was es denn gebe, antwortete dieser trocken: „Nichts, es ist nur eine Familienscene, die aufgeführt wird; der Präsident läßt Ihnen sagen, Sie möchten sich einer Kleinigkeit wegen, die sich zu ereignen im Begriff steht, nicht beunruhigen."

Einige Minuten waren so verflossen, als man von der Seite des Schlosses her wiederholte Musketenschüsse hörte, welchen sofort ein herzzerschneidender Schrei und wilde Verwirrung in der Stadt folgte. Pferde hoher Offiziere ohne Reiter sprengten durch die sich drängenden und von Schrecken erfüllten Menschenhaufen; dagegen war das, das Palais umgebende viereckige Eisengitter fest geschlossen, doch konnte man im Innern desselben die Leichen mehrerer Generale und Deputirten bemerken. Ein dichter Haufen von Flüchtlingen suchte, von den Kugeln verfolgt, das Gitter zu übersteigen; dieß gelang auch meist, denn das Gros der Garde hatte sich in das Innere des Schlosses zurückgezogen und metzelte dort die in den Corridors umherirrenden Mulatten nieder. Natürlich ging Soulouque aus diesem Blutbade als Sieger hervor, und da seine natürliche Grausamkeit noch durch das Gefühl seiner Unwissenheit verstärkt und durch Mißtrauen vermehrt wurde, so ist das neue Kaiserthum bis an sein nunmehr erfolgtes Ende fortwährend durch Metzeleien, Einkerkerungen und Hinrichtungen bezeichnet worden, und es herrscht nur eine Stimme darüber, daß bei einer längeren Dauer dieser Zustände die schwarze Bevölkerung von Haiti der afrikanischen Barbarei entgegen gegangen wäre. Soulouque, welcher seit seiner Vertreibung zu Paris lebt, kann weder lesen noch schreiben, aber er wußte sich zu helfen, indem er sich vor seinen Ministern wenigstens das Ansehen gab, als verstünde er es.

Oft kam es vor, daß ihm einer seiner Räthe eine Depesche vorlas; dann griff er ruhig nach derselben und sagte: „laß sehen" und nachdem er einen langen Blick in das geheimnißvolle „sprechende Papier" geworfen, gab er es mit einem ernsten Blick zurück, indem er hinzufügte: „Gut, ich werde an die Sache denken." — Und doch hat dieser Mensch, dem das Grausame der Negernatur in keiner Beziehung mangelt, ein einnehmendes Aeußere. Er besitzt lebhafte Augen und eine glatte glänzende Haut, seine vollen dunklen Haare lassen ihn für einen Fünfziger gelten, obgleich er jetzt schon sein zweinndsiebzigstes Jahr erreicht hat. Eine regelmäßige, symmetrische Platte umgibt die Höhe seiner Stirn und läßt nur noch mehr den schönen Typus der Race vom Senegal hervortreten; seine Nase ist gerade, seine Lippen sind mittelstark, in seinen Augen liegt eine außerordentliche Sanftmuth, aber der Blick zeigt eine gewisse Unsicherheit, die an die Schüchternheit eines sechsjährigen Kindes, zugleich aber auch an die mit Duckmäuserei vermischte Schlauheit eines schlafenden Katers erinnert. Soulouque steckt voll Aberglauben, er erröthet bei jeder Gelegenheit, und doch war er der Schrecken der Neger und Mulatten.

Ein Tag in Hongkong.

Beseele eine Anzahl Ofenschirme, schmücke den weiblichen Kopf mit excentrischen Theekannen und Bügeleisen, bedecke die Schädel des stärkern Geschlechts mit amputirten Bienenstöcken oder beschatte ihre Gesichter mit einer Art von Hüten, die nur aus einer ungeheuer breiten Krämpe bestehen, verunstalte das Haar der Männer zu langen, dünnen Zöpfen, die wie Rattenschwänze über den ganzen Rücken hinunter baumeln, bringe sie alle in Bewegung in einem Chaos von Verandahs, Bambus, Bungalows, Buden, Marquisen, Vordächern, Kisten von Kampherlorbeerbaumholz; denke Dir, daß jedermann immer bergauf geht, und erwäge das persönliche Ungemach, welches durch sothane Leibesbewegung in einem tropischen Klima herbeigeführt

wird, und Du kannst Dir einigermaßen eine entfernte Vorstellung von Dem machen, was die Kolonie Victoria in Hongkong ist.

Es ist Morgen. Laß uns an's Land gehen in einem jener seltsamen, ganz aus Flechtwerk bestehenden Boote, die man dort zu Lande Sampans nennt. Ein altes Weib, welches wegen der prähensilen Kraft seiner Zehen merkwürdig ist, treibt das Boot mit einem langen Ruder am Stern fort und steht dabei unter einer Art Baldachin von alten Kleidern, welche hier über einer Menge Bambusstäbe zum Trocknen aufgehängt sind. Ein sehr kleines Mädchen ist außerordentlich aufgeputzt mit Ohrringen, Armbändern und Fußringen von Jaspis und hilft der Mutter rudern; es kauert unmittelbar über dem Bug und beschreibt beim Anziehen der Ruder eine Unzahl Verdrehungen, und sein Zopf berührt bei jedem Ruderschlag beinahe das Wasser, wie wir so über die glatten Gewässer des Hafens hinfahren. Die Bergspitzen des Festlandes glühen rosig in der Morgensonne, aber über der Insel liegt noch ein dichter, weißer Nebel.

Durch eine verdächtige Vorstadt von blauen Backsteinhäusern, wo die alten Männer ihr Morgenpfeifchen unter den Hausthüren rauchen, wo Bananen der vornehmlichste Handelsartikel sind, wo gelbe Kinder mit winzigen, von rothen Seidenbändern umwickelten Zöpfen sich herumtummeln, balgen oder im Kothe wälzen, und Zuckerrohr ausnutschen, wenn ihre Mäuler nicht gerade mit Schreien anderweitig beschäftigt sind; wo ein alldurchdringender Geruch von Häringen und gesalzenen Fischen, anscheinend in allen Stadien des Zersetzungsprocesses, die europäische Nase beleidigt, steigen wir langsam bergan, biegen um den Obelisk, der an die Menge der im letzten Kriege hier Gefallenen erinnert, schlendern unter dem Marinehospital hin und an einem Marktgarten vorüber, wo Camellien und Orangen blühen, einigen wohlhabend und anständig aussehenden Häusern entlang, wo die Bewohner in seidenen Hemden und Schuhen von geflochtenem Gras sich in den Veranden abkühlen, und bleiben endlich stehen, um eine lange Koppel schöner Pferde zu bewundern, die hier der Bewegung wegen ausgeführt werden, jedes mit seinem eigenen Stallknecht neben sich, lauter edlen Rennpferden, welche hier eine große Rolle spielen, denn die Chinesen lieben die Pferderennen so leidenschaftlich wie die Engländer. Wir drängen uns durch Mengen von Bauerndirnen hindurch, welche Gemüseabfälle aus der Stadt nach den Schweinekoben auf den Dörfern hinaustragen; wir stoßen unzählige Kulies beiseite, welche mitten auf dem Trottoir sich niedergekauert haben und Reis in ihre Kehlen hinunterschaufeln mit einer Gier und Hast, als ob sie sich gar nichts daraus machten, wenn sie daran ersticken würden; wir weichen Schaaren von anderen Kulies aus, welche in Banden von zwanzig und mehr auf irgend eine unbegreifliche, nur ihnen eigenthümliche Weise mit Bambusstöcken und Stricken an einen Granitblock angespannt sind, woran sie keuchend und stöhnend ziehen und zerren, aber doch wie eine Schaar Ameisen unverdrossen fortmachen und sich beharrlich mit ihrer Last vorwärts bewegen; an weißen, steinernen Laternenpfosten vorüber, welche aber keine Laterne tragen, sondern ganz mit dunkelrosarothen Anschlagzetteln und Plakaten beklebt sind; wir bleiben eine Weile vor dem kleinen alten Dschoß-Hause (kleinen Tempel) mit seinem schmutzigen Innern und seinen armseligen Laternen stehen, wo ein Mädchen so eben das Orakel befragt, indem es kleine Bambusstäbchen, die je mit einer Zahl beschrieben sind, in einer Art Würfelbecher oder Pfefferbüchse schüttelt, bis eines herausfällt, worauf ihr der Tempelhüter gegen Erlegung einer unendlich kleinen Scheidemünze ein anderes Bambusstäbchen reicht, das eine entsprechende Nummer und irgend ein Motto oder einen Spruch dazu trägt, welchen sie sich tröstend, ermuthigend oder hoffnungsvoll zu deuten vermag. Wir sehen im Vorbeigehen Tischlerwerkstätten voll emsiger Arbeiter, und Sipoys in Gewändern von kattunenen Taschentüchern; wir kommen an melancholischen Spitälern vorüber, wo so eben ein Leichenkondukt seinen Weg nach dem 'glücklichen Thale' antritt; überall sehen wir nur Läden und Buden, eilfertige oder müssige Kulies, und riechen alle möglichen Arten von Gestank, bis wir die Kasernen, den Exercierplatz und das elegantere Stadtviertel von Hongkong erreichen.

Hoch oben auf dem Hügel zu unserer Linken steht die Kathedrale, ein ziemlich hübscher Bau in jenem nüchternen, modernen englisch-gothischen Style, worin heutzutage in England alle neuen Kirchen aufgeführt werden; den Fluß entlang, jenseit des Bambushains, der weiter am Hügel hinauf liegt, hört man Dobies oder Wäscherinnen ihre Wäsche auf den Steinen klopfen, während dort drunten zu unserer Rechten auf den Dschonken große Gongs und Kesselpauken angeschlagen, Schwärmer abgebrannt und alle möglichen Arten von Lärm gemacht werden, um die Elemente günstig zur Fahrt zu stimmen. Die paar Quadratellen Rasen auf dem Exercierplatz thun nun dem Auge ungemein wohl, denn die Sonne brennt uns bereits tüchtig auf den Scheitel und gemahnt uns an die Nothwendigkeit eines Sonnenschirms; die schönen neuen Häuser auf den dem Berge abgewonnenen Terrassen kommen uns nun zu Gesicht, und wir bewundern ihre herrliche Lage, obschon ihre Aussicht auf das zu ihren Füßen liegende schmutzigste Quartier der chinesischen Stadt, das Tai-ping-schan, nicht gerade die wohlriechendste seyn muß.

Wir wandern weiter an der Bowring-Praya vorüber, jener großen, breiten, baumbesetzten Straße, welche den Namen des berühmten Sir John Bowring trägt, aber zunächst hier nur wegen ihrer Nichtvollendung berühmt ist; vorüber an palastähnlichen Häusern großer Handelsherren, von denen einige von blendender Weiße, andere durch die herrschende Feuchtigkeit in allen Schattirungen von Grün gefärbt sind, — vorüber an dem Clubhause, dem Postamt und all' den prunkenden, glänzenden englischen, französischen und amerikanischen Läden, die hier hochtönig genug nur „Magazine" genannt werden und die vorzugsweise durch ihre theuren Preise bekannt sind; vorüber an der Bank, wo fortwährend harte Thaler klirren und klappern und dem Zopfchinesen die Fingerspitzen zucken machen, wenn er so um die Thüre des Bankgebäudes herumlungert und auf eine Verwendung wartet, bei welcher er sein tägliches Deputat Opium verdienen kann, das ihm die Stelle des Schnapses vertritt. Wiederum drängen wir uns durch noch dichtere Gruppen plappernder Kulies, wovon immer Einer schmutziger und zerlumpter ist als der Andere, und die ganz zahllos werden, je mehr wir uns dem Markte nähern; durch den endlosen Lärm des chinesischen Lebens, wo das Eilen, Stoßen, Drängen, Kaufen und Verkaufen, Fluchen, Schwören, Feilschen, Betrügen, Essen und Rauchen so betäubend und Schwindel erregend sind, daß wir

uns rasch in eine Seitengasse flüchten, um nur einen Augenblick Ruhe zu haben. Hier finden wir noch mehr blaue Backsteinhäuser, manche von ängstlicher Reinlichkeit, mit Schildern und Firmen bemalt, welche nicht nur den Namen des Kaufmanns und den Gegenstand, womit er handelt, in Buchstaben von Zinnober und Gold enthalten, sondern unter denen gewöhnlich auch ganze Haufen von Bastmattensäcken voll Zucker oder von bunten Theekisten aufgethürmt sind. Etwas weiterhin wird die Straße schmutziger. Hier ist eine Barbierstube, von der man buchstäblich sagen kann, sie bestehe nur aus Schmutz, Dunkelheit und einigen wenigen chinesischen Buchstaben. Ein alter, zerrissener Grashut ist hier ebenfalls aufgehängt, obschon er — außer einem unsichern blauen Knopf auf der Kopfform — keinerlei Anspruch darauf hat, für eine Zierrath gelten zu können. Die Hausfronte nach der Straße ist mit den Sonntags-Beinkleidern und der guten Jacke des Hauseigenthümers verziert, von denen wir mit Vergnügen bemerken, daß sie endlich einmal gewaschen und zum Trocknen an einer Bambusstange, die man durch die Aermel und Beine geschoben, aufgehängt worden sind, und zwar gerade vor dem Fenster über der Ladenfronte. Zu den beiden Seiten der letzteren steht je ein Becken auf einem Dreifuß, als Emblem des Gewerbs, und war einst grün, scharlachroth und blau angestrichen, hat nun aber durch die Länge der Zeit viel von seinem früheren Farbenschmelz eingebüßt. In dieser Bude geht soeben eine interessante Operation vor sich. Ein üppiger Kulie läßt sich schampuhn. Er sitzt nämlich auf einem niedrigen Schemel von Bambus und stützt seine Arme, zwischen denen sein Kopf liegt, auf einen schwarzen, hölzernen Tisch, während der chinesische Barbier ihm abwechselnd mit beiden Händen in fortwährendem Pitsche-patsch eine halbe Stunde lang auf den Rücken klopft. Worin das besondere Verdienst dieses Processes bestehen soll, kann ich zwar nicht innewerden; allein da zu dieser frühen Morgenstunde und auch den übrigen Tag hindurch das Geräusch dieses Pitsche-patsch überall hörbar ist, so läßt sich daraus abnehmen, daß dieser Genuß ein ziemlich allgemeiner ist. Um die Ecke wird ein anderer Kulie rasirt durch einen von der wandernden Bader-Brüderschaft, die man mit ihren eigenthümlichen Hüten und ihrem buntbemalten Apparate überall trifft. Ein dritter Kulie läßt sich seinen Zopf wieder flechten, natürlich nicht eher, als bis es dringend nöthig ist, und raucht einstweilen ruhig sein Pfeifchen.

Weiter schreiten wir und immer weiter, bis wir an das Ende der Stadt kommen, wo ein interessanter Weg sich durch eine Wildniß von verkrüppelter Vegetation hin erstreckt, zwischen welcher schwarze Felsblöcke umherliegen.

Es wird nun zu heiß zum Spazierengehen, darum nehmen wir die Hülfe von zweien unserer Freunde, der Kulies, in Anspruch, und lassen uns in einer Art Sänfte nach Hause tragen. Langsam geht es die allmählig ansteigende Straße hinan, sprungweise und mit manchem Ruck und mancher Verwünschung von Seiten des hinter uns gehenden Kulie, dessen heißer, keuchender Athem mir das ganze Haar auseinandergeblasen hat, geht es über den rauhen Bach, bis wir endlich den ebenen Boden der obersten Terrasse erreicht haben und die athemlos keuchenden Träger entlassen können, um uns selber zu einer Siesta im kühlen, verdunkelten Zimmer anzuschicken.

Es ist Nachmittag. Pony-Fuhrwerke kutschiren jetzt hinaus nach dem glücklichen Thal, der einzigen Promenade der Insel; Stühle aller Art sind dort sehr begehrt, und wir sehen unsere Bekannten und Freunde in ihren Palankins und Portechaisen aus Bambus in allen Richtungen heruntragen. Die Regimentsmusik spielt auf dem Exercierplatz, und Alles was die Kolonie nur an Rang, Eleganz und Schönheit aufzuweisen hat, das lauscht der Musik. Diese und die Moden sind nothgedrungen um einige Monate im Rückstand gegen die übrige Welt, allein wenn eine neue Mode einmal ankommt, wissen die Damen der Kolonie sich dieselbe sehr zu Nutz zu machen. Man betrachte nur einmal ihre Crinolinen, deren Umfang das tropische Klima wunderbar entwickelt hat.

Die Damen lassen sich nun in ihren Tragsesseln unter den Bäumen niedersetzen und ergehen sich in Stadtklatsch, grübeln über Geburten, wehklagen über Todesfälle und machen Heirathen aus, kritisiren Mousseline, schimpfen über Hüte, beneiden Baregekleider, oder beklagen sich vielleicht, daß der beabsichtigte Ausflug nach Macao an dem Eigensinn der undankbaren Eheherrn gescheitert sey. Die Herren, von denen jeder sein eigenes Muster und Format von papierner Mütze trägt, mit Ausnahme einiger Weniger, welche dem Hut des civilisirten Lebens noch andächtiglich treugeblieben sind, haben nur Sinn für die Preise des Opiums und der Manchesterwaaren und denken an nichts anderes als an Dollars. Die eingebornen Ammen und Kinderfrauen watscheln zwischen ihren Aufseherinnen herum und vergleichen die Vortheile ihrer verschiedenen Plätze in der Absicht, eine Gebieterin zu finden, welche einen bessern Gehalt bezahlt, als ihre gegenwärtige; und kleine eingeborne Knaben beleben die Scene, indem sie nach ihrer Weise Federball spielen und den Ball mit ihren schweren papiergesohlten Schuhen fortstoßen. — Der letzte neue Walzer ist gespielt und die Sonne versinkt hinter dem Gebirgskamm, welcher sich dunkelgrün und purpurn von dem goldenen Himmel abzeichnet. Eine letzte rosige Röthe überglüht noch die Landschaft, dann sinkt ein feierlicher Purpur über Alles, und gleich darauf schaut das dämmernde Firmament mit seinen tausend Augen auf den verlassenen Exercierplatz und den einheimischen Polizeisoldaten nieder.

Wir gehen jetzt in den Club. Wie hartnäckig klappern da die Billardbälle und wie stimmen die knallenden Pfropfen der Sodawasserflaschen in den Chorus ein! Wir zünden uns eine Manila-Cigarre an, lungern auf der Freitreppe herum und hören so wenig oder so viel von demjenigen, was um uns herum vorgeht, als uns beliebt. Der Eine schwatzt hier über den Theehandel, ein Anderer über die Politik der vereinigten Staaten in China, ein Dritter will die neuesten Nachrichten aus Peking oder dem Norden haben, die er nun mit großer Wichtigthuerei auskramt, mit dem ewigen caeterum censeo, England müsse endlich die chinesische Regierung zwingen, daß sie von ihrem gehässigen System des Ausschlusses der Ausländer ablasse, England müsse es durchsetzen, daß sein Handel in China auf einer bestimmten sicheren Basis ausgedehnt werde; es sey eine unabwendbare, unvermeidliche Nothwendigkeit, daß man endlich einmal gegen Peking mit bewaffneter Hand vorrücke, um vergangenes Unrecht zu bestrafen und Sicherheit und Bürgschaft für künftige Rechte u. s. w. zu erlangen.

Und in der That, mag der Europäer, welcher sich die chinesischen Zustände in der Nähe ansieht, auch die Politik der Engländer verabscheuen, welche den verderblichen Opiumhandel mit Gewalt ertrotzen wollen, so muß er doch angesichts der gesammten chinesischen Zustände wünschen, daß die Tage jenes unpraktischen Dünkels und Stolzes, jener charakteristischen Isolirung und Absperrung, die nicht allein die Ursache des Unfriedens mit allen anderen Mächten, sondern noch ein Erschwerungsgrund des Berufes sind, gezählt seyen. Es ist Zeit, daß dieser Unverschämtheit der Mandarinen, die in ihrer Politik so schlau und abgefeimt und unmenschlich, wie in ihren Planen gewissenlos ist, ein Ziel gesteckt werde; diese niederträchtige Politik hat viele viele tausend Menschenleben von Chinesen hingeopfert in vergeblichen Versuchen, die Fluth der Staatsumwälzung zurückzudrängen; hat Preise auf die Köpfe von Engländern und anderen Europäern und auf die Eroberung von Schiffen der Barbaren gesetzt; hat, gleichgültig gegen die Nationalität ihrer Opfer, die Vergiftung ganzer Gemeinden veranlaßt, und ist noch nicht gewitzigt, so vergeblich auch alle diese abscheulichen Versuche waren, die Ausländer fernzuhalten. Das chinesische Heerwesen und die chinesische Kriegskunst sind durchaus nicht im Stande, dem Angriff europäischer disciplinirter Truppen auf die Dauer erfolgreich zu widerstehen, und hinter den prahlerischen, zuversichtlichen Redensarten der kaiserlich chinesischen Bülletins verbirgt sich im Grunde nur die größte Feigheit, Schwäche, Unkenntniß, Mißtrauen und Ohnmacht einer durch und durch faulen und corrupten Despotie. Wie sehr freue ich mich daher heute zu lesen, daß ein europäisches Truppencorps von wenig mehr als 6000 Mann im Oktober d. J. Peking eingenommen, den kaiserl. Sommerpalast erobert und dem chinesischen Stolz und der Unfehlbarkeit seiner Herrscher eine Wunde geschlagen hat, von welcher sie sich lange Zeit nicht mehr erholen werden! C. K.

Der Schiffbruch des englischen Dampfers Arctic
in Harboöre an der Westküste Jütlands am 4. Oktober 1860.

Von Dr. K. J. Clement*).

In dem schweren Herbst-Aequinoctialsturm, der am 3., 4. und 5. Oktober 1860 im atlantischen Ocean, in der Nordsee und in der Ostsee mit furchtbarer Verwüstung wehte, gingen mindestens zweihundert Schiffe in der Nord- und Ostsee und überdieß fünf eiserne Schraubendampfer in der Nordsee total, mit Mann und All, verloren. Vier dieser Dampfer waren: der „Edinburgh", von Leith nach Kronstadt; der „Thor", von Kopenhagen nach Hull; der „Viscount Lambton", von Sunderland nach Hamburg. Der Dampfer „Edinburgh", fünfundzwanzig Mann Besatzung und mehrere Passagiere, ging am 2. Oktober von Leith ab. Man hat von diesem Schiffe nichts mehr gehört. Der Dampfer „Moscow" segelte um die Zeit der Abfahrt des Dampfers „Arctic", und nichts Gewisses ist seitdem von ihm vernommen worden. Der Dampfer „Thor" verließ Kopenhagen, nach Hull bestimmt, am 1. Oktober. Er ist zuletzt auf der Höhe vom Skag (Nordende Jütlands) von dem nach Gothenburg bestimmten Dampfer „Argo" gesehen worden. Zufolge einer Nachricht aus Lemwig und Thisted soll am Morgen des 3. Oktobers (wohl irrthümlich für den 4. Oktober) ein großer Dampfer mit vielen Passagieren am Bord außen vor der dortigen Küste gesunken seyn (foundered). Dieß ist vermuthlich die mißverstandene erste irrige Nachricht aus Dänemark über den Schiffbruch des Dampfers „Arctic". Ein Boot mit seinem Namen hinten ist auf den nordfriesischen Inseln angetrieben.

Diese Dampfer alle hatten schwere Decklast, was die Ursache so manchen Unterganges ist. Denn die Habsucht der Menschen wird nimmermehr die Natur bewältigen. Auch hierüber sollte eine scharfe Controle walten. So hatte namentlich der Dampfer „Arctic", dessen Untergang unten beschrieben werden wird, auf seinem Deck nicht weniger als dreißig Tonnen Steinkohlen, zwei vierräderige Fuhrwerke und dreihundertundvierzig Ballen Baumwolle, welche langhin, halbwegs die Röhre hinauf gestapelt lagen. Das schnelle Einbrechen des Sturmes vereitelte ohne Zweifel jeden Versuch, das Schiff von der schweren Last zu befreien. Wie manchem Dampfer glückte es, den Sturm auszuhalten, nur dadurch, daß bei Zeiten, ehe der Wind zu stark angewachsen war, die Decklast über Bord geworfen ward. Beim englischen Handels-Departement ist ein officieller Bericht eingegangen von dem 'Receiver of Wrecks' für den Hafen von Hull, welcher die beeidigte Aussage des Untersteuermannes des Dampfers „Arctic" enthält, welche Aussage im Auszuge so lautet:

Wir verließen Grimsby am 2. Oktober, Morgens um acht Uhr, labbere Kühlte (Wind leicht) aus WSW. Alles ging wohl bis Mitternacht, als der Wind bedeutend zunahm, bei Anzeichen von schlechtem Wetter. Der Schiffcours war dann NO. z. O. drei Viertel O. 3. Oktober, Morgens acht Uhr, Wind angewachsen zu einem Sturm; das Schiff tief einfallend und hart arbeitend und nahm fortwährend große schwere Seen über. Mittags brach eine sehr schwere See über, welche in den Maschinenraum hineinschlug, die Feuer austhat und auf einmal die Maschine zum Stillstand brachte. Brasseten auf, kriegten das Großstachsegel bei und warfen die Deckskohlen über Bord, um das Schiff zu erleichtern, worauf alle Mann begannen, das Wasser aus dem Maschinenraum mit Pützen auszuösen, da drei Fuß Wasser auf dem Boden desselben standen. Währenddeß wuchs der Sturm zu einem Orkan an und das Schiff lag im Hohltief der See, die immer über uns hinbrach. Nachmittags um vier Uhr kriegten wir eine andere schwere See, welche die Backbordsböte zerschlug. Wir brachten jetzt ein Segel an der großen Takelage an, um das Schiff dichter an den Wind zu halten, doch es war ohne Nutzen. Alle Hände immerfort die ganze Nacht und den folgenden Morgen Wasser ausösend; aber so schnell als sie östen, brach die See auf sie herein.

4. Oktober, Morgens um acht Uhr ging der Wind, noch stets als Orkan wehend, nach NW. um, und das Schiff, ganz unregierbar, hatte nur eine rasche Abtrift südwärts. Vormittags um 11 Uhr gewahrten wir Land, Abstand 14 englische Meilen. Das Schiff trieb auf dasselbe zu mit der Fahrt von 4 englischen Meilen die Stunde. Mittags ließen wir das Steuerbordsanker

*) Aus dem Feuilleton der „Hamburger Nachrichten".

gehen und fierten das Tau bis zu Ende aus, ließen dann das Backbordsanker gehen und fierten die Kette ab in der Hoffnung, daß das Schiff davor ausdrehe. Es war vergeblich, denn Nachmittags um zwei Uhr stieß das Schiff Grund auf einer Sandbank bei Harboöre, unweit Lemwig. In Folge der schrecklichen See und des fürchterlichen Sturmes war die Mannschaft genöthigt, zur Takelage ihre Zuflucht zu nehmen. Bald darauf traf eine entsetzliche See das Schiff, die völlig kahl Deck machte und überdieß von den Passagieren zwei Damen, einen Herrn, die Kajütsjungfer und ein Kind mit fortriß, nebst einem Heizer. Die Passagiere und die Kajütsjungfer waren gerade aus der Kajüte gekommen, um sich nach der Takelage zu retten, als sie von dem Brecher über Bord geschlagen wurden und ertranken. Gleich darauf stieß das Schiff über die Bank hin und sank weg, drei Viertel englische Meilen vom Strande, in fünf Faden Wasser, so daß die Masten haldweges herausragten, an welchen sich die übrigen Passagiere und Besatzung geklammert hielten. Der Obersteuermann war in der Vorkajüte, als das Schiff sank, und kam da um.

Von der Zeit an, als es Grund stieß, bis um vier Uhr am folgenden Tage wurden vom Strande aus von den dort versammelten Leuten Raketen abgefeuert, aber unglücklicherweise erreichten sie das Schiff nicht. Auch machten sie verschiedene Versuche, das Rettungsboot vom Strande über die Landsee zu bringen, doch dieß war bis um zwölf Uhr unmöglich, zu welcher Zeit es ihnen endlich glückte, dasselbe zu Wasser zu kriegen und zwölf von der Mannschaft nebst vier Passagieren abzubergen. Das Boot kehrte zurück und war so glücklich, auch die übrigen zu retten, doch auf dem Rückwege nach dem Strande kenterte es in der Brandung, und zwei Mann von der Besatzung und ein in Jütland sich aufhaltender englischer Herr, welcher in edler Weise freiwillig sich stellte beim Bemannen des Rettungsboots, kamen um. — Der Abfasser dieser Verklarung schätzt den Verlust des Schiffs und seiner Ladung auf 60,000 Pfund Sterling.

Aus einem Privatschreiben aus Harboöre wird Nachstehendes hier mitgetheilt: Mittags, den 3. Oktober, erhub sich ein Sturm aus SW., der mit solcher Macht wehte, daß selbst die ältesten Leute in hiesiger Gegend einen solchen kaum erlebt haben. Nur der, der an unserer Westküste wohnt, kann sich eine Vorstellung von der grausenhaften Gewalt machen, womit ein solcher Sturm raset, und den Verwüstungen, die er verursachen kann. Jeder dachte an die See und Seeleute, doch waren wir in dieser Hinsicht ziemlich ruhig, so lange sich der Wind im SW. halten würde. Der Sturm brausete die ganze Nacht; einzelne Häuser stürzten um und von vielen andern Gebäuden wurden die Dächer abgerissen. Der Morgen des 4. tagte und noch war, gottlob, der Wind SW.; kein Schiff war in Sicht. Vormittags sprang der Wind nach West um mit einem Strich aus Norden, und die Folgen zeigten sich bald. Schon um elf Uhr saßen drei Schiffe auf dem Strande, das nächste eine halbe und das fernste drei Viertel Meilen von hier. Noch wüthete der Sturm und der Meeresflaum flog wie große Schneeflocken über die Sanddünen weit in's Land hinein. Die See, weiß wie eine Schneewüste, war in siedender Aufregung, in thurmhohen Wogen brach sich die Brandung, und fürchterlich brausend rollte die wilde Landsee auf und ab am Fluß der öden Dünen.

Außer den gestrandeten Schiffen ward eine kleine Meile entfernt in See ein Dampfer gesehen und etwas näher dem Lande eine Brigg. Der Dampfer arbeitete mit aller Macht gegen Norden, doch er mühte sich vergeblich ab und trieb immer näher. Der Fischer Worte lauteten einstimmig: „In zwei Stunden haben wir sie!" Eben jetzt begegneten wir zwei geretteten Seeleuten von einem der gestrandeten Schiffe und hörten zugleich, daß noch zwei gerettet und nach einem nahen Bauerhofe gebracht waren. Das Schiff war eine französische Brigg, die den Hintermast verloren hatte, der im Wasser lag, festgehalten von dem einen Want. Zwei Mann waren noch auf dem Schiff, der eine, wie es hieß, todt, der andere der Schiffsjunge, welcher sein Leben nicht dem Troß (Tau) hatte anvertrauen wollen. Im Bauerhofe saß der Kapitän und einer von der Mannschaft, die beiden andern waren zu Bette gebracht. Einer von meinen Begleitern unterhielt sich mit dem Kapitän und tröstete ihn so gut er konnte. Er schilderte sein Elend; vor zwei Tagen sey er aus Arendal gegangen, er sey von Auray in der Bretagne, sein Schiff, mit Namen „Trois Soeurs", sey nicht versichert, zwei Drittel gehörten ihm selbst, das sey die Mitgift seiner Frau.

Inzwischen war der Dampfer der Küste um eine Viertelmeile näher gekommen. Die Brigg war südwärts gegangen, kam aber zurück vor vollen Segeln. „In einer halben Stunde haben wir sie beide," sagte ein alter Fischer, „der Dampfer kommt zuerst." Die Rettungsmannschaft stand bereit mit dem Raketenapparat. Es war vier Uhr Nachmittags. Der Sturm begann sich etwas zu legen, aber die See war noch eben so ungestüm. Der Kapitän auf dem Dampfer, welcher nichts unversucht lassen wollte, ließ zwei Anker gehen an dem äußersten Rewel (Riffsend). „Das geht nimmer gut," sagten die Fischer, „er liegt an einer allzu gefährlichen Stelle." — „Der kennt den Strand von Harboöre nicht," sagte ein alter Mann, „seht nur die Brigg, die kennt das Ding besser. Wer weiß, ob diese Leute nicht schon früher hier gewesen sind." Und wirklich setzte die Brigg alle Segel bei und jagte wie ein Blitz über die Außenriffe gerade auf den Strand los. Das war ein Hannoveraner, Kapitän Schultze, der vor ein paar Jahren eine halbe Meile südlicher gestrandet war. Er kannte Harboöre-Strand und wußte, daß hier aller Widerstand nutzlos ist. Ich stand eine Weile und sah nach dem Dampfer, der am Rewel liegen blieb, während die Brecher beständig über ihn hinstürzten. Der Sturm legte sich mehr und mehr und ich begann zu hoffen für seine Rettung. Doch bald gewahrte ich die Verwüstung in ihrer vollen Größe. Der Dampfer stieß über das Außenriff, trieb herein auf den Mittelrewel, etwa siebenhundert Ellen vom Lande, und sank weg an dieser gefährlichen Stelle. Die Verschanzung stand im Wasser, das Uebrige ragte heraus. In den Masten hingen Mannschaft und Passagiere, deren herzzerreißende Nothschreie über die Dünen hallten. Es war ein Anblick, wie ich nie dergleichen vorher gehabt, eine Jammerscene, die auch das leichtsinnigste Menschenherz erschüttern kann.

Alle Hoffnung beruhte darauf, daß das Schiff zusammenhalten könnte, bis der Sturm sich soviel gelegt, daß der Gebrauch des Rettungsboots möglich geworden. Unmöglich war es, den Raketenapparat anzuwenden, da das Schiff so weit vom Lande lag. Ich blieb auf den Dünen stehen und sah, wie das

Wasser jeden Augenblick höher hinauf am Schiffe ging; nach einer halben Stunde erreichte es den Fockmast. Plötzlich hörte ich ein dumpfes Krachen, das sich losriß, und in demselben Augenblick fuhr ein Baumwollenballen aus dem Schiffe und ward mit rasender Schnelligkeit etwa tausend Ellen südwärts hinabgeschlendert und darauf dem Strande zugewälzt. Jetzt ging es Schlag auf Schlag: Böte und Tonnen, Twistpacken und Baumwollenpacken, Kasten und Koffer stürzten aus dem zerrissenen Rumpf heraus und bedeckten bald den ganzen Strand. Dieß dauerte ungefähr eine Stunde lang; der Wind schwächte mehr ab und das Schiff stand gottlob noch ungerührt. Die Dunkelheit begann hereinzubrechen; ich blieb noch immer stehen, so lange ich die Passagiere noch schwach erkennen konnte, bald tief bekümmert, bald voller Hoffnung: noch hatte ich keinen vom Mast loslassen und über Bord fallen sehen.

Es war Nacht geworden und Alles war meinem Blick entschwunden. Ich betete ein stilles Gebet für die im Mast und die daheim. Die ganze Nacht — und ach, wie lang war diese Nacht! — dachte ich an sie und dankte dem Herrn, daß es fast ganz windstill ward. Sobald der Morgen graute, spähete ich abermals nach dem Dampfer, und, o wie gut, er lag noch an derselben Stelle, ohne tiefer gesunken zu seyn, als er am Abend gelegen. Das Rettungsboot war Morgens zeitig von seiner Station zum Strande gekommen, doch seine feste Mannschaft (zehn Mann) hielt jeden Versuch für unmöglich. Die Zeit verging, es ward Mittag, alle Mittel, Drohungen und Versprechungen, blieben fruchtlos; die Leute ließen sich nicht bereden. Da holte man den Steuermann Hansensteen von einer am vorigen Tage gestrandeten Brigg und einige Matrosen. Als letztere die Gefahr sahen, verloren sie jedoch den Muth. Nur der herzhafte Steuermann erklärte sich bereit zur Theilnahme an der Rettung. Es bildete sich dann eine freiwillige Mannschaft und Hansensteen ergriff das Ruder. Es war ein fürchterlicher Anblick, als das Rettungsboot den Strand verließ. Der Normann saß am Steuer. Wohl zehnmal ward das Boot zurückgeschlagen, aber immer wieder munterte er seine Gefährten auf. Mit einer Ruhe und Zuversicht lenkte er den Lebensberger, als ob es eine Lusttour wäre. Und durch den Sturm hin hörte man seine Stimme: „Frisch zu, lieben Leute! Keine Gefahr! Wieder um damit! Noch einmal! Geht schon! So ist's recht!“ Und der Herr im Himmel hielt seine Hand über diesen braven, wackeren Männern. Auch ihnen zum Preise sollte hoch ein Lied erklingen. Endlich kam der Retter durch die Brandung hindurch an das Schiff hinan, unter dem Jubelruf der armen Schiffbrüchigen in den Masten.

Der Hintermast entleerte sich rasch seiner lebendigen Last, und nun geschah die Rettung vom Fockmast aus. Nachdem so viele Passagiere, als das Boot fassen konnte, hineingekommen waren, setzte es ab und war im Augenblick wieder am Land. Beim Anstrandlaufen erscholl abermals ein Freudenhurrah vom Schiff her. Die erste Tour war überstanden und ihr glückliches Gelingen gab Muth zu einem erneuerten Versuch. Die Fahrt nach dem Dampfer ging dießmal leichter. Schnell waren die übrigen Leute übergenommen und das Boot trat seinen Rückweg an. Doch leider in der Nähe des Landes schlug ein Brecher das Boot um; mehrere Personen stürzten in's Wasser, zwei davon riß die Brandung fort; sie gehörten zu den Schiffbrüchigen, und beide ertranken. Einige, die unter das Boot geriethen, wurden stark verletzt, auch der Engländer Thomas Earle, einer von den Rettern, kam um, indem ihm beim Kentern des Boots der Kopf zerquetscht ward. Die Schiffbrüchigen kamen halbnackt an's Land, indem sie es für möglich gehalten hatten, sich durch Schwimmen retten zu können, und deßhalb ihr Oberzeug und ihre Stiefeln abgeworfen hatten. So erschöpft sie auch waren, schien es, sobald sie ihren Fuß auf's Land setzten, als ob die Leiden einer ganzen Nacht im Augenblick vergessen wären.

Es wurden im Ganzen einundzwanzig Personen gerettet: der Kapitän John Bowes, die beiden Untersteuerleute, vier Passagiere, wovon drei aus New-York, und vierzehn Mann von der Besatzung. Es kamen neun Personen um, nämlich ehe das Schiff sank, von der Besatzung der Obersteuermann James Thurnbull, der Heizer John Smith und die Kajütsjungfer Louise Björkmann, von Geburt eine Schwedin, von den Passagieren der Schriftsteller und Schauspieler S h e r i d a n K n o w l e s, die Engländerin Mrs. Butterworth, Frau eines Fabrikverwalters in St. Petersburg, nebst ihrem zweijährigen Töchterchen Eliza, und die Gouvernante Miß Amy Reading, und als das Rettungsboot kenterte, der Steward James Lowerach und der Heizer John Neil. Das Kindchen Eliza ward noch an demselben Tage am Strande gefunden.

Sonntag Nachmittag, den 7. Oktober, ward Eliza Butterworth auf dem Kirchhof zu Harboöre zur Erde bestattet. Den kleinen, unschuldigen Engel, nicht wissend was ihm geschah, so plötzlich den Armen seiner untergehenden Mutter durch die grausige Sturzsee entrissen — ein entsetzliches Verhängniß für den nachbleibenden Vater — nahm der Tod in einem fürchterlichen Wetter dahin, und auch das Meer sollte die Leiche nur so lange behalten, bis sie eben kalt geworden war. Tief ergreifend muß das Begräbniß des Kindes gewesen seyn. Der kleine Sarg ward nach dem Predigerhause gebracht, von dem Kapitän, den Passagieren und den Seeleuten begleitet. Nachdem ein Vers gesungen worden war, trugen vier Matrosen die Leiche nach dem Kirchhof, und zwei und zwei hinter einander, folgten die Mannschaft und Passagiere, die Predigerfamilie und mehrere Bauern. Der Sarg ward in die Gruft gesenkt, der Prediger streute Erde darüber, betete ein kurzes Gebet für des Kindes Mutter und auch für seinen Vater, der sicherlich in demselben Augenblick noch der Hoffnung war, seine beiden Lieben bald zu umarmen, und schloß mit einem Dank zu Ihm, der die kleine Schaar gnädiglich errettet habe, die jetzt am Grabe des Kindes stehe. Kaum Einer der Geretteten verstand ein Wort von dieser fremden Sprache, und doch lag auf jedem Antlitz eine tiefe Rührung, kein Auge war ohne Thränen. Ja, die Beerdigung war höchst ergreifend. Man sah weder Pomp, noch Pracht, weder Leichenbitter, noch Fuhrwerke, noch Trauerflöre. Passagiere und Seeleute waren versammelt in ihrer täglichen Tracht, einige in Bauernkleidung und einer von den Passagieren hatte Holzpantoffeln an. Aber sie alle insgesammt waren gekommen, um ihrer kleinen Reisegefährtin den letzten Liebesdienst zu erweisen.

Der Mann mit dem elfenbeinernen Kopfe.

Vor einigen Jahren kehrte ich einmal nach einem kleinen Ausfluge in das Wäldchen von Romainville in einer der Restaurationen an der Barrière von Paris ein und nahm an der noch nicht vollzählig besetzten Table-d'hote Platz.

Es war diese Speiseanstalt eine der sogenannten Pensionen, in denen nur zur bestimmten Stunde und für einen gewissen Preis dinirt wird, die aber deßhalb die meisten Stammgäste aufzuweisen haben, während man bei anderen Restaurants fast nur Fremde und Zugvögel antrifft.

Gleich beim Eintreten in die einfache Wirthsstube fiel mir eine Decoration eigenthümlicher Art in die Augen, die man an der Wand über dem ersten Platze der gedeckten Tafel angebracht. Sie bestand in einem dicken Rohrstocke mit großem, weißem Knopfe, der ein menschliches Antlitz darstellte, umgeben von einem frischen Kranze duftender Rosen und Nelken, den zahlreiche Atlasbänder zierten. Das Couvert unter diesen seltsamen Trophäen war gleichfalls mit Blumen geschmückt und, wie der umgelegte Stuhl davor anzeigte, für eine Person reservirt. Mein Tischnachbar, ein kleines, graues Männchen mit rothem Bändchen im Knopfloch, ein köstliches Conterfei von einem urweltlichen Spießbürger, bemerkte lächelnd meine Verwunderung und fragte, in mir den Fremden vermuthend, ob ich die Bedeutung jener Ausschmückung noch nicht kenne. Auf mein Verneinen rückte er schmunzelnd näher, glücklich, eine Geschichte auskramen zu können, und begann wie folgt:

„Gerade heute sind es vierzig Jahre, seitdem ein rüstiger Mann in dieses Zimmer trat und unsere Wirthin fragte, ob er für den üblichen Abonnementspreis an der Table-d'hote sich betheiligen könne. Auf die gemachte Zusage verfehlte er denn auch nicht, Tag für Tag zur bestimmten Stunde zu erscheinen, um seinen ganz ungewöhnlich starken Appetit zu befriedigen. In Folge dieser außerordentlichen Consuntion glaubte sich die Wirthin in ihrem Vortheile einigermaßen beeinträchtigt und eröffnete ihrem hungrigen Gaste eines schönen Tages, daß er für seine fabelhaften Portionen auch mehr wie andere Tischgäste zahlen müsse; sie habe sich erlaubt, ihm deßhalb auf der Monatsrechnung ein Supplement von vier Francs aufzusetzen, — er werde hiermit wohl einverstanden sein. 'Ganz und gar nicht,' erwiderte lakonisch der höher Besteuerte, indem er die Rechnung, wie immer, sogleich berichtigte, das Supplement von vier Francs aber strich; 'warten Sie das gefälligst ab und gedulden Sie sich bis dahin, wo ich freiwillig mich mit Ihnen vergleichen werde!' Dieselbe Scene wiederholte sich wörtlich am Ende des zweiten und dritten Monats. Nach dieser Zeit erwähnte die gute Wirthin nichts mehr über diese Angelegenheit und ließ die Sache ein für allemal fallen. So verstrichen fünfunddreißig Jahre und der seltsame Gast erschien Tag für Tag zur bestimmten Stunde; nicht einmal hat er gefehlt, so daß man glauben konnte, er sey, wie die Elfe an ihren Baum, an seinen Platz, den Sie dort mit Blumen geschmückt sehen, für ewig gefesselt." — „Und sein Name?" frug ich. — „Den hat man nie erfahren; wir nannten ihn den 'Mann mit dem elfenbeinernen Kopfe,' nach seinem Stocke, den er stets bei sich führte, und der mit einem solchen Kopfe, ein menschliches Antlitz darstellend, versehen war, — dort hängt er an der Wand." — „Wie ist es aber möglich," schalt ich ein, „daß man den Namen eines solch' stereotypen Stammgastes im Verlaufe von fünfunddreißig Jahren nicht hat erfahren können?" — „Es hat ihn eben Niemand darum gefragt; man begnügte sich mit dem Namen, den ich Ihnen eben genannt. Ueberhaupt bezeichnet man in Paris die Leute, mit denen man in keiner näheren Verbindung steht, als daß man sie täglich oder oft sieht, nach irgend einer Specialität, durch die sie sich auszeichnen; so nennt man diesen z. B. den Mann mit der goldenen Brille, jenen den blassen Abbé, wieder einen andern den Orientalen u. s. w. Es ist das auch hier an der Tafel der Fall; sehen Sie den feisten Pächter mit hellblondem Haar, der eben eintritt? er kommt soeben mit dem Omnibus aus Chatillon, wo er ansäßig; wir nennen ihn den 'Grafen von Chatillon.'" — „Und wie nennt man Sie selbst?" fragte ich. — „Das weiß ich nicht; aber wie Sie bald heißen würden, wenn Sie öfter hieher kämen, das will ich Ihnen ganz bestimmt sagen." — „Nun?" fragte ich neugierig. — „Jedenfalls den durstigen Deutschen, denn Ihre Nationalität haben Sie nicht verläugnet und Ihrer Flasche tüchtig zugesprochen." Die alte Haut konnte sich vor Freude, einen guten Witz gemacht zu haben, gar nicht wieder beruhigen. Pflichtschuldigermaßen lachte ich natürlich mit und ersuchte ihn schließlich, mir den Ausgang seiner pikanten Historie nicht vorzuenthalten. Nach einem Zuge aus dem Glase, dem unvermeidlichen Räuspern und Stuhlrücken, worin der Pariser unsern deutschen Spießbürger, der bekannter Weise bei wichtigen Monologen seiner politischen oder lokalen Kannegießereien dasselbe Manöver beobachtet, vollständig copirte, fuhr er fort: „Eines Tages, und zwar genau heute vor drei Jahren, blieb der Platz unseres Helden leer und wir mußten vermuthen, er sey krank, denn, wie schon bemerkt, seit fünfunddreißig Jahren war der Alte auch nicht einmal vermißt worden. Sie können sich denken, daß uns eine Ausnahme von solcher durch das Herkommen sanktionirten Regel nicht weniger befremdete, als wenn wir eines schönen Morgens beim Aufwachen vergeblich auf die Wiederkehr der Sonne gewartet hätten. Die folgenden Tage blieben Wirth und Gäste in derselben peinlichen Ungewißheit; ich sage peinlich, denn wir Alle waren dem Alten gewogen und beunruhigten uns in der That über den dunkeln Grund seines räthselhaften Wegbleibens. — Endlich, nach Verlauf einer Woche, trat ein Diener des Banquier R. in das Zimmer, in der Hand den Rohrstock mit dem elfenbeinernen Knopfe, die Wirthin fragend, ob sie den Besitzer dieses Stockes gekannt habe. Auf ihr Bejahen händigte er ihr ein Schreiben mit schwarzem Siegel ein, das Folgendes besagte:

„Meinem Versprechen gemäß, mich mit der Frau L., Besitzerin des Hotel Mont-rouge, Barrière de Belleville No. 8, wegen des bewußten 'Supplement' später einmal zu vergleichen, vermache ich ihr hiemit einen Theil meines baaren Vermögens, bestehend in hunderttausend Francs, welche Summe mein Banquier, Herr R. in Paris, nach meinem Tode baar auszahlen wird. Montmartre am 10. Juli 1818.

„Neu ausgefertigt und bestätigt am 21. Mai 1855.

Der Mann mit dem elfenbeinernen Kopfe."

„Daß die gute Frau Wirthin nicht zögerte, den Willen des Verstorbenen baldigst zu erfüllen, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen. Sie hat sich jetzt auf ein kleines Landgut in Saint-Mandé zurückgezogen und ihrem Schwiegersohne, unserem Wirthe, dieses Haus überwiesen, jedoch mit der Bedingung, daß der Ehrenplatz an der Tafel für alle Zeiten das ganze Jahr

hindurch unbesetzt bleibe und der Rohrstock über demselben zum Angedenken an der Wand aufgehängt werde.

Am 29. Mai aber, dem Tage, an welchem der verstorbene Wohlthäter vor vierzig Jahren zum ersten Male die Schwelle betrat, ist sein Platz und sein Stock mit Blumen und Kränzen geschmückt. Seine Gebeine ruhen auf Montmartre. Die Stätte bezeichnet eine schwarze Marmortafel mit einem Stocke, woran ein großer, weißer Knopf, ein menschliches Antlitz darstellend."

Hier endigte mein grauer Nachbar seine Erzählung, und füllte mein und sein Glas von Neuem mit dem bekannten „kleinen Blauen" (einem französischen Landweine). Wir tranken auf das **Andenken des Mannes mit dem elfenbeinernen Kopfe.**

Zum Büchertisch.

Bei der großen Fluth von literarischen Produkten, welche alljährlich auf die Zulassung auf dem Weihnachtstisch spekuliren, dürfte es nicht unangemessen seyn, die Aufmerksamkeit unserer Leser vorzugsweise auf einige Werke von besonderem Verdienst hinzulenken, deren Anschaffung um ihres innern Gehalts und bleibenden Werths willen zu allen Zeiten gerechtfertigt ist, aber in der Festzeit eine besonders günstige Anregung und Veranlassung fände. Unter diesen stellen wir in erste Reihe das nunmehr vollendete **Neue Meyer'sche Conversationslexikon** des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen, das ganz genau dem ursprünglichen Plane gemäß in 300 Lieferungen oder 15 Bänden vollendet und ein ehrendes Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Gelehrsamkeit und Beharrlichkeit geworden ist. Auf die Vorzüge dieses Werkes vor seinen Konkurrenten, deren Verdienst wir jedoch hiedurch nicht schmälern wollen, haben wir schon zu wiederholten Malen hingewiesen; wir finden sie hauptsächlich in der vorzugsweiseren Berücksichtigung der Naturkunde, der Technik und der exakten Wissenschaften, und in der kürzeren, gedrungeneren Behandlung des Biographischen. Biographie und politische Geschichte haben doch mehr oder weniger nur einen vorübergehenden Reiz; aber das unermeßliche Gebiet der Natur, dieses Substrat alles Lebens, bietet dem Wißbegierigen unwandelbare Actualität. Das Meyer'sche Conversations-Lexikon ist unseres Bedünkens unter allen verwandten Werken am meisten auf das Praktische gerichtet, und dieser in die Augen springende Vorzug wird es auch am besten Demjenigen empfehlen der das Bedürfniß einer solchen Encyklopädie heutzutage am meisten empfindet: dem strebsamen Bürger, sey er nun Künstler, Kaufmann, Gewerbetreibender oder Landwirth, dem hier am raschesten und reichsten die Quelle desjenigen Wissens sprudelt, das er wieder praktisch verwerthen kann, begleitet von einem reichen Atlas geographischer Karten und Diagramme, einer Sammlung von Porträts und Städte-Ansichten, und der hier zugleich am wohlfeilsten zu einem solchen Hausschatze der gemeinnützigsten Kenntnisse gelangt. — In die zweite Reihe stellen wir eine Sammlung von Büchern, welche wenigstens einige Verwandtschaft und Gemeinsamkeit des Zweckes mit der Meyer'schen Encyklopädie theilen: — wir meinen die encyklopädischen Publikationen und populärwissenschaftlichen Hand- und Lehrbücher der Verlagshandlung von Otto Spamer in Leipzig, deren große Verdienste nicht nur in der außerordentlichen Wohlfeilheit bei schönster und gediegenster Ausstattung, sondern vornehmlich auch in der ganzen Fassung und Konsequenz ihrer Tendenz und deren praktischen Bezügen auf Gegenwart und Zukunft liegen. Unbestreitbar haben die buchhändlerischen Schöpfungen des Herrn Spamer, diese illustrirte populäre Literatur für Volk und Jugend, zur Hebung der Volksbildung wie der dahin zielenden Literatur, einen namhaften Beitrag geliefert und stehen nun an der Spitze. Nehmen wir behufs einer genaueren Prüfung die einzelnen Sammelwerke durch, so finden wir: 1) **das Buch der Reisen und Entdeckungen** mit vier Bänden über Afrika, voll des ergreifendsten Interesses, nämlich im II. Bande den gedrängten Auszug, das Resumé von Dr. David Livingstone's sechszehnjährigen Forschungsreisen im Innern Afrika's, — im III. Bande das Ergebniß von Dr. Ed. Vogel's Erforschungsreisen; während der IV. Band uns nach Asien und zwar in das noch so wenig gekannte Japan hinüberführt in einer trefflichen, auszugsweisen Behandlung des großen Reisewerks des Commodore Perry, unter dem Titel: „Die Nippon-Fahrer oder das wiedererschlossene Japan u. s. w. von Friedr. Steger und Herm. Wagner. Eine Verbindung zwischen biographischer und geographisch-naturhistorischer Schilderung liefert J. G. Kutzners inhaltsreiches Buch: „Ein Weltfahrer oder Erlebnisse in vier Welttheilen; Jugend, Schicksale, Reisen und Entdeckungen von **Elisha Kent Kane**, dem berühmten Nordpolfahrer. Jeden dieser lehrreichen Bände schmücken mehr als 100 Holzschnitt-Illustrationen von charakteristischem Bezuge auf den Text, die specifischen Eigenthümlichkeiten in Natur- und Völkerleben der betreffenden Zonen darstellend. — 2) Mehr vorwiegend biographisch und für verschiedene Altersstufen berechnet sind: Franz Otto's „Vorbilder der Vaterlandsliebe, des Hochsinns und der Thatkraft; Charakter-Gemälde aus der Jugendzeit und dem Wirken berühmter Helden, Dichter, Gelehrten, Künstler und Industriellen, II. Band (enthaltend die Lebensbeschreibungen von E. M. Arndt, A. v. Humboldt, v. Linné, Herschel, Burns, Göthe, Arago, Thorwaldsen, Mozart, Fenelon, Lavater und dem Turnvater Jahn); und der erste Band von Frz. Otto's „Buch berühmt gewordener Kinder; Lebensbilder aus der Jugendzeit und den Entwicklungsjahren merkwürdiger Menschen," welcher uns den König von Rom, Konradin von Schwaben, Richard Whittington, Valentin Duval, Seume, J. M. Georg, Mezzofanti, den kleinen Heineken, den armlosen Maler Ducornet, und die Jugendgeschichte eines eisenfesten Seemanns, des Capt. Forster, vorführt. Auch hiebei ergänzen sich Bild und Wort wechselsweise zu Lust und Lehre, und bieten der strebsamen Jugend Vorbilder und Muster zur Nacheiferung auf allen möglichen Gebieten menschlicher Thätigkeit.

Den ganzen vollen Kreis des Lebens zu umfassen, steigen Spamer's Publikationen einerseits bis zur Kindheit herab in dem „Livre-d'or I., Abécédaire française illustré pour les petits enfants, par Mlle. Louise Bone," worin die Rudimente der französischen Sprache den Kindern spielend beigebracht werden; — in Dr. B. Reichenbach's „Buch der Thierwelt," welches in zwei Bänden eine reiche Bildergallerie von Thieren nebst denkwürdigen Erzählungen von deren Lebensweise, Sitten und Gewohnheiten, — in Fr. Körner's „Buch der alten" und Dr. Jul. Moritz's „Buch der neuen Welt," welche je ein reiches Panorama von Bildern und Schilderungen aus dem Kultur- und häuslichen Leben der verschiedensten Völker auf allen Stufen der Civilisation darbieten und der wißbegierigen Jugend ein ethnographisches Rundgemälde von großer Mannigfaltigkeit und Anziehungskraft zur unterhaltenden Belehrung liefern. — Einen concreteren aber höchst gemeinnützigen Zweck verfolgt des rühmlichst bekannten Botanikers Herm. Wagner niedliches, schon in 2. Auflage vorliegendes Werkchen: „Im Grünen, oder die kleinen Pflanzenfreunde", welches vierzig allerliebste kleine Schilderungen (Miniaturbilder) aus dem Pflanzenreiche nebst 80 hübschen Pflanzenbildern enthält, um die kleinen Leser spielend in die heitere Wissenschaft der Botanik einzuführen und in Scherz und Ernst sie mit den Hauptformen des Pflanzenreichs vertraut zu machen. — Andererseits aber steigen 3) zu dem angeregten Zwecke Spamer's Publikationen hinan zu Handwerk und Kunst in dem „Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien," von dessen vierter Auflage uns die erste Lieferung vorliegt und das eine Art Encyklopädie des gesammten technologischen Wissens bilden soll, — und erheben sich schließlich 4) sogar zur Wissenschaft in dem vortrefflichen Sammelwerke: „Aus dem Gebiet der Naturwissenschaften", das in einzelnen Bänden von etwa fünfzehn Oktavbogen immer je eine wissenschaftliche Disciplin populär und malerisch nach ihren wesentlichsten Umrissen und hauptsächlichsten Ergebnissen für das praktische Leben behandeln soll. Von den bis jetzt erschienenen zehn Bänden dieser Sammlung liegen uns augenblicklich zwei in neuen vermehrten und verbesserten Auflagen vor, nämlich der erste Band von Rud. Ludwig's „Buch der Geologie", einem Werk von weit tieferem wissenschaftlichem Gehalt, als man gewöhnlich in den Reihen solcher populären Bücher erwartet; — und „die Wunder des Mikroskops oder die Welt im kleinsten Raume", von Dr Moritz Willkomm. Beide haben den Vorzug, von competenten Fachmännern auf Grund eigener Studien und Arbeiten verfaßt und nicht compilatorisch zusammengeschrieben zu seyn, wie so manche andere sogenannte populäre Werke. Der Verfasser der erstgenannten sehr gediegenen Geognosie ist ein praktischer Bergmann und Geognost, der ganz auf der Höhe seiner Wissenschaft steht; und in Herrn Prof. Willkomm verehren wir längst den tüchtigen Botaniker, Pflanzenphysiologen und Lehrer an der Akademie zu Tharand, der durch seine Reiseschilderungen und phytographischen Arbeiten eines gerechten Rufs in der ganzen civilisirten Welt sich erfreut. — Mit diesen verwandt nach Plan und Werth ist Herrn Wagner's „Malerische Botanik," von welcher uns nur der erste Band vorliegt und die sich anscheinend zur Aufgabe gestellt, durch möglichst anschauliche Darstellung des Baues und der Lebensverrichtungen der Pflanzen in das Wesen der allgemeinen Botanik einzuführen.

Das Verdienst, eine solche lange Reihe gemeinnütziger Unternehmungen und höchst dankenswerther Hülfsmittel zur praktischen und wissenschaftlichen Ausbildung von Jugend und Volk hervorgerufen zu haben, steigert sich noch für Herrn Otto Spamer in den Augen desjenigen, welcher, mit den namenlosen Schwierigkeiten und Hemmnissen eines derartigen Unternehmens vertraut, den unsäglichen Fleiß, die ausdauernde Beharrlichkeit und Sorgfalt einzusehen vermag, womit Herr Spamer darüber gewacht, daß die äußere Ausstattung durch Solidität, Gediegenheit und künstlerische Vollendung dem innern Gehalte entspreche, und womit er es fertig gebracht hat, ein solch ungeheures Material von Kräften wie von Illustrationen zu sammeln, welch' letztere nicht etwa als ein rein decoratives hors d'oeuvre, sondern als eine förmliche Er- und Verklärung, als eine Bereicherung und Erläuterung des Textes hier stehen und dieser Werke hohen instruktiven Werth erhöhen. Ehre dem Ehre gebühret, und darum Ehre dem ehrenden Denkmal, welches der strebsame Geist dieses denkenden und erfinderischen Buchhändlers sich in dieser ganzen Gallerie seiner literarischen Schöpfungen gegründet hat, auf welche die deutsche Literatur mit Fug stolz seyn darf!

Für die Redaction verantwortlich: Karl Müller. — Verlag der Expedition. — Druck der K. Hofbuchdruckerei zu Guttenberg in Stuttgart.